MORGENBLATT FÜR GEBILDETE LESER



Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neunzehnter Jahrgang.

1825.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaction vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.

Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.

das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

Nro. 156.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. Juli 1825.

Erschüttert ihr die Welt,
Und unser sey der Ruhm, das Zwerchfell zu erschüttern.
W.

Der trojanische Krieg.

Wie Kinder nach den Wolken greifen und die Sterne zu sich herabziehen möchten, um mit ihnen zu spielen; so greift auch die Kunst in ihrem Kindesalter, der Schwierigkeiten unbewußt, nach dem Schwersten und versucht, es darzustellen. Wo nicht Anmaßung, sondern kindliche Einfalt den Griffel führt, haben Erstlingsprodukte dieser Art auch für Gebildete Interesse, und wenn wir über die naive Einfalt des Künstlers lächeln, so ist dieses Lächeln wenigstens ein gutmüthiges. Auf diese Weise haben wir uns oft an einer alten, mit Gemälden gar seltener und anmuthiger Art ausgestatteten Handschrift, der trojanische Krieg betitelt, erbaut, welche uns in der Senkenbergischen Universitäts-Bibliothek zu Gießen in die Hände fiel, und wo der Künstler auf seine Weise auffaßte, was Phidias und so viele nach ihm auf die ihrige darstellten. Wir gedenken den Lesern des Morgenblattes eine kleine Probe von den Talenten des Verfassers und Malers zu geben, und es dem Publikum und unserer Laune anheim zu stellen, ob wir den Faden da, wo wir ihn fallen lassen, wieder aufnehmen oder nicht.

Unsere Handschrift, die dem fünfzehnten Jahrhundert angehört, und der das Titelblatt fehlt, beginnt folgendermaßen: „ein Stat hies trove, do was ein kunig inne, der was gewltig über manig land und hies der kunig pryamus." Das E, mit welchem das Buch und diese Stelle beginnt, stellt einen Karpfen dar und sind Flossen, Schwanz und Kopf mit gar schönen Farben, besonders roth und blau ausgemalt, Schuppen und Kieme aber überaus künstlich gebildet, feinem Drathwerk, das netzartig verschlungen, nicht unähnlich. In der obern Hälfte des Blattes aber ist zu sehen die Stadt Troja und „der kunig pryamus." Mit Krone und dem Hermelin bekleidet und einen riesigen Scepter in der Rechten sizt er hinter den Mauern der Festung, die ihm zum Schemel dienen. Sein Gewand ist braun mit gelbem Unterfutter; unter diesem trägt er eine saftgrüne Weste. Die Schießscharten an dem Aeußern der Festung lassen die Absicht, den Griechen mit einem tüchtigen Kanonenfeuer zu begegnen, nicht verkennen. Links von Priamus ist das Rathhaus von Troja; hinter ihm erhebt sich die königliche Burg mit einem blauangestrichenen Riesenthurm; rechts von ihm sieht man die Hauptkirche von Troja mit einem schönen Thurme, auf welchem ein kolossales Kreuz prangt. Die braunrothen Ziegeldächer und der grüne Vordergrund geben dem Gemälde Frische und Leben: die milde, gütige Miene des Königs versöhnt mit dem fürchterlichen Scepter, durch welchen er mit dem König von Locagne zu seinen treuen Ständen zu sagen scheint:

Si vous me raisonnez,
Je vous appliquerai du sceptre sur le nez.

Sehen wir ferner „Herrn Jupiter den Gott" auf der vierten Seite unseres Buches, sitzend auf einem hölzernen Throne, von sieben Sternen umgeben, und Paris vor ihm

knieend. Herr Jupiter trägt eine blaue Nachtmütze, einen braunen Mantel und ein grünes Unterkleid. Die grauen ambrosischen Locken wallen ihm an der linken Schläfe herab, und der Bart ist dick und lang genug, um Massen von — Wolken darunter zu versammeln. In den Augen, auf der Stirne und dem rechten Wangenknochen liegt göttlicher Tiefsinn verborgen, und die Allmacht des Herrschers im Donnergewölk ist vortrefflich durch den gegen Paris gekehrten rechten Zeigefinger angedeutet, der viermal länger ist als der benachbarte erhabene Daumen. Vor Zeus kniet, wie schon bemerkt, Paris, der schöne Hirt, den Jupiter zu sich entboten des bekannten Apfels wegen. Auch Paris trägt eine blaue Mütze von empfehlenswerther Form, einen rothen Flügelmantel, blaue Reisetasche, grüne Aermel, grüne Hosen, grüne Stiefel und einen Schäferstab. Mit der linken Hand greift er militärisch an die Mütze, ja uns ist, als mache er alle Anstalten, dieselbe abzuziehen. Vorn auf seiner Brust sieht ein Behälter heraus, das man um so wahrscheinlicher für eine Tabaksdose ansehen kann, als Daumen und Zeigefinger der rechten Hand eine Prise zu halten scheinen: auch ist die Form und das Aussehen der Nase der Art, daß sie jener Konjektur vollkommen entspricht. Das Unbefangene, Kindliche, Sinnlich-Gutmüthige in den Zügen des Paris verräth jedoch keine Anlage zu dem Amte eines Kritikers, zu welchem ihn Zeus beruft; das mag jedoch hingehen, denn bis auf den heutigen Tag kritisirt gar mancher invita Minerva, auf deutsch, ohne daß er berufen ist.

Auf der Rückseite des fünften Blattes sehen wir die Göttertafel und umher die hohen Herrschaften des olympischen Reiches. „Jupiter, der Gott, hatte nämlich, wie es in unserer Handschrift heißt, einen Hof zu halten geboten, und das ließ er in das ganze Land sagen und entbieten, und entbot auch den Frauen, den Abgöttinnen, daß sie zu dem Hofe kämen.“ Ehe wir zu der Beschreibung der Götter und Göttinnen übergehen, lassen wir unsere Handschrift andeuten, welchen Moment der Künstler zur Darstellung gewählt hat. Jupiter wollte nämlich seiner Tochter „Thetys Hochzeit mit Pelus, des Kuniges Suhn von Griechen“ feyern, und hatte die Hochzeit auf eine schöne Weise eingerichtet. Und daher kam am ersten zu Hofe Apollo, der ein Meister aller Arzneyen ist, hernach kam Herr Mars, der ein Meister alles Streites ist; hernach kam Kupido, der die Minne waltet; hernach kam Merkurius, der alle Zungen gemerken kann. Darnach kam Herr Bacchus, der des Weines Gott ist; darnach kam Emynäus (!), der Gott, der aller Brautlust waltet u. s. w.“ Selbst „die Areades, die eine Göttin ist über das Gebürge, und Frau Danaydes, die Göttin, die aller Brunnen waltet, und Frau Amadriades, die Göttin der Blumen und der Wiesen,“ durften nicht fehlen. „Unter den Göttinnen waren aber an Würdigkeit und Schöne drey über alle andern, und darum saßen sie zu „öberste.“ Die eine war Frau Juno, die andere Frau „Pallas,“ die dritte war Frau Venus. Und da die drey Göttinnen also saßen in guter Kurzweil wohl vereinbart, da kam Frau „Dischordia,“ die nicht geladen war, Mißhelligkeiten zu stiften trachtend. „Da Frau Dischordia auf einen Pferde gesaß, da war sie gar schöne gekleidet und trug ein Bingerring an ihrer Hand, das hatte einen Stein, der hatte die Kraft, wenn sie es an sich trug, so möchte sie nyemand gesehen. Mit dem Stein ging sie auf das Gerüste, da die Frauen saßen und gedachte wie sie die Freundschaft möchte zerstören. Und da warf sie einen Apfel unter die Frauen, der war wunderschön von Silber und von Gold und von Edelgestein und ging eine grüne Liste herum, da stand mit Buchstaben gegraben, welche Frau noch heute an diesem Hofe die beste und die schönste wolle sein, die solle diesen Apfel haben. Die Buchstaben war so, daß man sie mochte in jeglicher Sprache lesen: darauf sprang sie heimlich von dannen und ließ den Apfel ligen.“

(Der Beschluß folgt.)

Vom Komischen.

(Fortsetzung.)

5. Vom komischen Reden.

Der Zweck einer Rede ist Ausdruck eines Willens, einer Gesinnung, einer Vorstellung, eines Gefühls. Ihr Mißverhältniß zu dem, was sie ausdrücken soll, macht die Rede komisch.

In sofern die Persönlichkeit in Willen, Gesinnung, Gefühlen und Vorstellungen besteht, und diesen allen ihren Charakter gibt: kann eine Rede komisch seyn, welche zum Charakter der Person die spricht, im Mißverhältniß steht. Daß Kasperle der Gemahlin des in der Schlacht gefallenen Sohnes Karl es Großen dessen Tod „mit der Vernunft und 'n Umschweif“ vorbringen solle: diese platte, modern-bürgerliche Rede ist komisch im Munde des Kaisers und Helden der romantischen Zeit, zu dessen Charakter sie durchaus im Mißverhältniß steht.

Wenn Falstaff, von seiner Wirthin gefragt: „ob er warmen Sekt mit Eyern wolle?“ antwortet:

„Von Hühnersamen nichts in meinen Trank!“ *)

ist das Mißverhältniß des Pathos und der Bildlichkeit in dieser Rede zu deren Zweck, Eyer im Sekt zu verbitten, komisch.

Das Komische einer Rede kann auch eine grammatische Beziehung haben. Z. B. „ich wohne vor mir und koche mich selber,“ wo der verwechselte Akkusativ und

---

*) No sperm of chikens into my beverage.

Dativ das komische Mißverhältniß der Rede zum Sinn veranlaßt. Oder „mein Herr, ich wünsche mir Ihre entferntere Bekanntschaft,“ wo die Rede komisch wird, weil das Beywort das Hauptwort aufhebt, zu dessen Bestimmung es dienen soll.

Endlich kann eine Rede komisch seyn durch die mehrfache Bedeutung eines Wortes, wenn die eine mit der andern verwechselt wird. Hierauf beruht das Komische vom Wortspiel, z. B. „Es ist keine Handlung in Goethe's Lustspiel, die Geschwister.“ „Es ist eine Speditionshandlung darin.“ Das Komische des Wortspiels bezieht sich auch oft nur auf den gleichen Klang verschiedener Worte.

Eine Oesterreicherin bestimmte ihrem jungen Gemahl, der Poesie und Bequemlichkeit liebte, zum Geschenk ein Ruhebett, und wählte als Verzierungen eine Leyer und einen Amor. Das Ruhebett erschien mit einer Leyer und einem Mohren verziert. Auf ihre Frage, warum nicht mit einem Amor? antwortete der Handwerker: „Da haben's ja a Mohr.“ Der österreichische Dialekt nennt einen Mohren a Mohr.

Auch eine Rede, die gar nichts sagt, ist komisch. So komischer, so bedeutender sie sich ankündigt, daß sie Etwas und was sie sagen wollte. So z. B. die Rede der Tante oder Mutter im Lustspiel, die heimliche Ehe, welche ihrer Tochter oder Nichte, bey Gelegenheit der Heirath derselben, wobey ihr Wille keine wichtige Rolle gespielt, sich wichtig zu zeigen, eine wichtige Rede halten will, und anhebt: „Das Schicksal!“ und nichts hervorbringt, als: „Das Schicksal — ist das Schicksal!“

Zu dergleichen komischen Reden gehören die angewöhnten Ausdrücke, womit, der sie gebraucht, keinen Sinn mehr verbindet. Sie werden komischer, wenn ihr Sinn zu dessen übriger Rede nicht paßt, oder gar derselben ganz widerspricht.

Mit diesem Komischen bedient Herr Töpfer in seinen Lustspielen uns glücklich, doch zu reichlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder-Quell.

Von Karl Kisfaludi.

Feude erzeuget den Klang, es erzeugen ihn Thränen und Schmerzen;
Af der grünenden Flur singt Philomele ihr Lied.
Fen nicht bleiben die Lieder, wenn Kraft sich und Liebe vereinen,
Heit dich sprechen das Herz, wird deine Rede Gesang.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, 27 Mai.

Die Gräfin Sophie Stroganow, geborne Fürstin Golüzin, errichtete im vergangenen Jahre im Lokal des hiesigen kaiserlichen Bergcorps eine Schule, in der ihr gehörende Leibeigene zu Intendanten und Minenaufsehern gebildet werden sollten, um künftig auf ihren großen, im Gouvernement Perm und andern Provinzen gelegenen Bergwerken und Landgütern angestellt zu werden. Die in diese Schulen seit anderthalb Jahren aufgenommenen Zöglinge machen so große und schnelle Fortschritte, wie dieß noch jüngst eine mit ihnen im Bergcorps vorgenommene öffentliche Prüfung darthat, daß die Gräfin sich entschloß, dieser Schule schon für die nächste Zukunft einen ausgedehntern Wirkungskreis zu geben. Der von ihr für diesen Zweck ausgefertigte Plan erhielt die allerhöchste Approbation. Da er für die Kultur der werdenden Generation des Landwirthstandes, unter Rußlands Bewohnern zwar die zahlreichste, bis jezt aber fast noch völlig kulturlose Menschenklasse, unstreitig die wohlthätigsten Reformen bewirken wird, so skizziren wir ihn kurz in seinen wesentlichsten Theilen.

Landwirthschaft, Bergwerkskunde, Gewerbe und Handwerke sind die Hauptgegenstände dieser Schule. Ihre Tendenz geht auf Bildung von Bergwerksintendanten, Gutsverwaltern und Handwerkern. Sie zerfällt mithin in drey Sektionen oder Klassen. Die erste umfaßt blos die Landwirthschaft in allen ihren Theilen. Hier erhalten die Zöglinge Anweisung über die Mittel, den Boden für die Kultur zu präpariren und zu düngen, sich der Ackerbauwerkzeuge mit den größtmöglichsten Vortheilen zu bedienen, die Felder auf verschiedene Weise zu besäen ꝛc. In dieser Abtheilung werden gelehrt: russische Sprache, der Katechismus, die Elemente der Arithmetik, von praktischen Arbeiten der Landwirthschaft so viel, als sie dem Alter und den Fähigkeiten der Eleven dieser Sektion entsprechen. In der zweyten Abtheilung werden alle zur Landwirthschaft nöthigen Handwerke gelehrt, um die hier befindlichen Eleven zu Tischlern, Schmieden, Wagenbauern, Schlossern, Zimmerleuten ꝛc. zu bilden. Die Eleven sind hier in verschiedene Handwerksklassen getheilt, die ihre Fähigkeiten und Neigungen bestimmen, im Sommer beschäftigen sie sich mit landwirthschaftlichen Arbeiten. Sie erhalten überdem Unterricht in der Arithmetik, den Elementen der Geometrie, den Naturwissenschaften, der Veterinärkunde und dem Zeichnen. — Sie müssen zwey Jahre in dieser Abtheilung bleiben. Die dritte, die höchste Sektion, bildet Intendanten und Verwalter großer Grundstücke, deren Hauptreichthum im Acker- und Bergbau besteht. Nur die fähigsten Schüler der zweyten Sektion kommen in diese dritte herüber. Sie müssen einen vollkommenen Kursus in allen den Wissenschaften vollführen, welche die Ausbildung der Landwirthschaft und Minenarbeiten zum Gegenstande haben; dieser Kursus ist auf drey Jahre festgesezt. In den beyden ersten werden sie in der Religion, Algebra, Geometrie, Trigonometrie, Elementar-Mechanik, Physik, Chemie, russischen und deutschen Sprache, Geographie, Geschichte, Feldmeßkunst, Plan- und Modellzeichnen, den Elementen der Baukunst unterrichtet, im dritten studiren die für Landwirthschaft allein sich bestimmenden Zöglinge Botanik, Zoologie, Oekonomie, Chemie der Pflanzen, Veterinärkunde, Haushaltungskunst, landwirthschaftliche Architektur, Buchhalterey, Statistik in vorzüglicher Hinsicht auf Rußland. Die Eleven, welche sich der künftigen Direktion des Bergbaus zu widmen wünschen, erhalten Vorträge über Technologie, Gebirgs- und Erzkunde, Bergwerks-Geometrie, Mechanik und sich dahin beziehende Architektur, nebenbey auch Anweisung in der Buchhalterey, im Modell- und Maschinenzeichnen. Die Zahl der Zöglinge in allen drey Sektionen dieses Instituts

ist auf dreyhundert festgesezt. In demselben finden nicht nur die der Gräfin Stroganow gehörenden Leibeigenen eine Aufnahme, sondern es steht jedem russischen Gutsbesitzer frey, hiergegen eine billige Entschädigung für Kost und Unterricht Kinder seiner Leibeigenen für die Ausbildung obgedachter Zwecke abzugeben. Bey ihrer Entlassung werden die Eleven der höchsten Sektion auf einer, von der Gräfin noch zu organisirenden Experimental-Meyerey für praktische landwirthschaftliche Versuche oder als Bergwerksinspektoren der in den Ostprovinzen belegenen, der Regierung oder reichen Privaten zugehörenden Minen angestellt. — Noch liegt es im Plane dieser wohlthätigen Frau, mit dieser Anstalt eine Mädchenschule zu verbinden, in der junge Bäurinnen Kunde vom ganzen Umfange der, ihrer künftigen Bestimmung zum Grunde liegenden Pflichten und Arbeiten, eine, den Landleuten genügende Theorie über die ihnen in ihren einfachen Krankheiten nöthige Heilmethode, das Accouchementswesen, die Verpflegung und Unterhaltung ihrer Hausthiere ꝛc. erhalten sollen.

Ueberhaupt macht die Landwirthschaft jezt in Rußland seit einem Decennium rasche Fortschritte zu höherer Ausbildung und Veredlung ihrer Erzeugnisse. Früher die einfachste von der Welt, bestand sie nur im Einsammeln der Feld- und Gartenfrüchte, und deren Veräußerung, ohne je einer Idee von Versuchen höherer Kultur im Landbau, von Weckung noch schlummernder Kräfte der ökonomischen Industrie Raum zu geben. Jezt geschieht dieß mit Eifer, unter der aufmunternten Leitung der ökonomischen Societäten hier und zu Moskau. Der lezteren seit dem Jahre 1823 gegründete landwirthschaftliche Schule bildet ausschließlich junge Landleute aus freyen und leibeigenen Ständen zu tüchtigen Oekonomen. Einer der ausgezeichnetsten Lehrer dieser Schule, der Professor der moskau'schen Universität, Pawlow, Direktor dieses Instituts, hält seit dem März dieses Jahres die ersten öffentlichen Vorlesungen über Landwirthschaft, die er als eine systematisch geordnete Wissenschaft, nach selbst ausgearbeiteten Heften vorträgt. Seine Vorträge hält er ununterbrochen zweymal wöchentlich bey einem stets sehr gefüllten Auditorium der gebildetesten Individuen des moskau'schen Publikums. Sie sollen bis zum Anbruch der Sommerferien, d. h. bis zum Schluß des Juni dauern. — Der begüterte russische Landadel, der vor wenigen Jahren noch die reichen Einkünfte seiner großen Besitzungen in den Haupt- und Gouvernementsstädten zu verprassen liebte, seine Grundstücke der willkürlichen Disposition unwissender Verwalter und leibeigener Starosten (Aufseher) überließ, es unter seiner Würde hielt, sich selbst an die Spitze ihrer Geschäftsleitung zu stellen, beginnt nun, wenn ihn nicht öffentliche Aemter entfernt halten, selbst anwesend auf seinen Gütern zu seyn, die Landkultur leidenschaftlich zu studiren, und die erlangten Resultate der Erfahrung und des Studiums mit Fleiß und Beharrlichkeit auszuführen.

Obgedachte ökonomische Gesellschaften unsrer beyden Hauptstädte halten im Jahr öftere, fast monatliche Vereine ihrer Mitglieder, und an ihren jährlichen Stiftungstagen eine Generalversammlung, auf der die aus allen Theilen des großen Kaiserstaats einlaufenden Berichte von den fortschreitenden Operationen der Landwirthschaft verlesen, eingesandte nützliche Abhandlungen bewährter sachkundiger Landwirthe geprüft und die darin aufgestellten Winke zu Verbesserungen, nach erwogener Anwendung vom Verein schnellmöglichst ausgeführt werden. Interessant war die im März dieses Jahres stattgehabte Generalversammlung beyder Gesellschaften, von denen wir hier unsern Lesern zum Beweise des obigen, daß die Landwirthschaft in Rußland nicht mehr schlummere, eine kurze Darstellung geben wollen. „Aus dem Jahresbericht, den die hiesige ökonomische Gesellschaft bey ihrer Generalversammlung im März-Monat verlas, ersah man, nächst ihren übrigen ökonomischen Verhandlungen, unter andern, wie viel sie in einer halbjährigen Frist zur Verbreitung der wohlthätgen Kuhpocken-Impfung in allen Theilen des Reiches geleistet hatte. Von den dargebrachten baaren Beyträgen ihrer Mitglieder zur Beförderung dieser wohlthätigen Zwecke waren seit August bis zum Jahresschluß von 1824 1000 Lanzetten, mehr denn 7000 Glasfläschchen mit und ohne Pockenstoff verfertigt, 11000 besondere Aufsätze über den Nutzen der Schutzpocken-Impfung gedruckt, und alle diese zu ihrer Verbreitung dienenden Apparate an die Impfkomités der Gouvernements versandt worden. Durch vier Zöglinge des Erziehungshauses, welche die Gesellschaft im Impfungsgeschäft vollkommen hatte unterweisen lassen, war an 1879 Kindern des hiesigen Gouvernements die Impfung vollzogen, und 73 Personen von ihnen darin unterrichtet worden. Diese sind nun sofort in die innern entferntern Gouvernements für die Ausführung gleicher Zwecke abgesandt worden. Eines der Mitglieder dieser Gesellschaft, Hr. Kammerherr Wsewolosky, lieferte ihr 2500 auf seine Kosten verfertigte Futterale, jedes mit zwey Lanzetten versehen, und kurzen schriftlichen Aufsätzen zur Schutzpocken-Impfung. Als erster Begründer dieser Impfung für St. Petersburg und ganz Rußland, als einer ihrer größten und eifrigsten Beförderer kann der Oberarzt des unter der Oberdirektion der Kaiserin Maria stehenden hiesigen Erziehungshauses, Staatsrath Kühlewein, angesehen werden. Unter seiner Leitung wurde im Jahr 1801 *) in diesem Hause und mithin in ganz Rußland die erste Kuhpocken-Impfung introducirt. Die Gesellschaft wählte einmüthig zu ihrem dießjährigen Präsidenten den Admiral Mordwinow, der schon mehrere Jahre diesem Posten mit Eifer und Umsicht vorgestanden hat. Im Beginn des Jahrs 1824 betrug das Kapital der Gesellschaft 51000 Rubel in Papier, im Laufe des Jahrs wurde es um 31500 Rubel vermehrt, mit Hinzurechnung der Zinsen und den aufs Neue hinzugekommenen Summen beträgt es jezt 114,000 Rubel, deponirt im kaiserlichen Lombard.

Eine sehr nützliche Abhandlung, die vom Staatsrath Stoikowitsch angegebenen Mittel zur Vertilgung der Heuschrecken betreffend, wurde in dieser Versammlung verlesen, für sehr zweckmäßig befunden und ohne Verzug in einigen Hundert Exemplaren in die Südprovinzen des Reichs versandt, woselbst dieses schädliche Insekt seit einigen Jahren so empfindliche Verwüstungen anrichtete. — In ihrer zweyten dießjährigen Versammlung am dreyßigsten April gab Staatsrath Stoikowitsch eine Abhandlung über die Eigenschaften und das Leben der Bienen, der Gesellschaft zum Besten. Es ist bemerkenswerth, daß die Kaiserin Katharina II., als sie diese Gesellschaft stiftete, ihr zur steten Devise die Biene ertheilte. In dieser Versammlung erschien zum ersten Male persönlich, als Mitglied der Gesellschaft, die Gräfin Sophie Stroganow, den Allerhöchst bestätigten Plan der von ihr zu organisirenden landwirthschaftlichen Schule der Gesellschaft produzirend, den sämmtliche Anwesende, mit Bezeigung ihres innigsten Danks für diesen patriotischen Eifer zum Allgemeinwohl, nur approbiren konnten. Da die meisten Glieder dieses Vereins sich nur in eigenen ökonomischen Angelegenheiten aus der Residenz in's Innere entfernen müssen, so vertagte sich die Gesellschaft bis zum nächsten September. Der Raum dieses Berichts gestattet uns nicht mehr, über die Verhandlungen der moskau'schen ökonomischen Societät hier zu referiren; wir ersparen ihn für den nächsten Bericht.

B***g.

*) Von jenem Zeitpunkte bis zum Beginn dieses Jahrs hatten im hiesigen kaiserl. Erziehungshause 59444 Kinder die Schutzpocken-Impfung erhalten.

Beylage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Juli 1825.

Der wahre Dichter ist nur Er.
Der wahre Zaub'rer ist nur Er.

Der späte Frühling.

Es wollt' einmal im Königreich
Der Frühling nicht erscheinen,
Der König in der größten Noth
Berieth sich mit den Seinen.
Da wurde nach des Kanzlers Rath
Dem ältsten Frosch befohlen,
Mit seiner jungen grünen Schaar
Den Frühling einzuholen.
Qua, Qua, Qua!

Sobald der Frosch im Garten schreit,
Der König fühlt Behagen;
„Der Frühling, ruft er, ist nicht weit,
Laßt mich in's Freye tragen."
So saß er nun auf sammtnen Stuhl
In schön gestickter Jacken,
Und hörte in dem trüben Pfuhl
Den Frosch manierlich quaken.

Ein zweyter fand sich bald dazu,
Mit ihm zu konzertiren,
Der dritte stellte auch sich ein,
— Nun sangen sie zu vieren —
Ein jeder nahm das Maul recht voll,
Den Frühling zu verkünden,
Und nebenbey dem König sich
Gehorsamst zu verbinden.

Und immer toller ward der Lärm;
Der König konnt's nicht tragen! —
Da rief er seinem Kanzler zu,
Die Frösch aufs Maul zu schlagen.
Der sprach: „wir haben Frühlingszeit,
„Und bleiben euch gewogen;
„So schweiget nun, bey unserm Zorn!
„Sonst soll . . . Ihr D*****!"

Da loben wir uns unser Reich!
Wie sind wir wohlberathen!
Was kümmern uns die Frösch im Teich,
Und ihre Potentaten!
Der Frühling geht, der Frühling kehrt,
Der Herbst und Winter wieder,
Wir aber singen unverwehrt
Die allerschönsten Lieder.

Der trojanische Krieg.

(Beschluß.)

Betrachten wir nun unser Gemälde etwas genauer. Im Vordergrunde steht ein runder Tisch mit drey Beinen (drey Beine! Man bedenke, und lese nach, was alles der sinnreiche Künstler durch diesen dreybeinigen Tisch angedeutet haben könnte!). Auf der Mitte des Tisches steht eine Theemaschine, ein triftiger Beweis, daß Homer Unrecht hatte, wenn er sich den Nektar als einen köstlichen rothen Wein dachte: die Tassen scheinen bereits von den Domestiken weggeräumt worden zu seyn. Neben einer Schüssel, auf der ein köstlicher wilder Eberkopf duftet, liegt ein Kneipmesser mit gelbem Stiel; darneben etwas Unkenntliches, das eine erhitzte Phantasie für eine Ananas oder für einen Schinken ansehen möchte; folgt nun die Hauptspeise, Ambrosia genannt, eine Art Salat, wie hier deut-

sich zu sehen; die Alterthumsforscher, welche Ambrosia aus Oel, Zwiebeln u. s. w. bestehen lassen, haben also eine Autorität mehr und können uns getrost citiren. Jupiter scheint den englischen Käse geliebt zu haben, denn zu seiner Rechten steht saftiger Chester-shire-cheese in der beliebten Pine-Apple-Form. Die Einfachheit des Göttertisches wird gewiß Jeden erfreuen, den ein schlechter Magen hindert, Gourmand zu seyn. In der Mitte der Gäste, unmittelbar hinter der Nektarmaschine, sitzt Jupiter mit seinen sieben Sternen und in der dunkelblauen Nachtmütze: ihm zur Rechten sitzt sein Bruder Pluton, der seine Schwiegermutter Ceres an der Seite hat. Diese scheint noch immer sehr erzürnt über den Räuber ihrer schönen Tochter zu seyn, denn sie sieht überaus wild aus und wendet das Antlitz von ihm ab: was Pluton eigentlich denkt, ist nicht zu sagen, denn einer der Sterne Jupiters liegt ihm wie ein großes englisches Pflaster auf dem Gesicht. Noch bitten wir, das Neufchateller Häubchen nicht zu übersehen, welches Ceres trägt. Neben ihr sitzt Apollo in gelber Perücke und grünem Mantel, und macht ein albernes Gesicht oder ist poetisch verzückt. Kömmt nun die Hauptperson, die „Discordia,“ deren Charakter sehr ausdrucksvoll durch ein in mehreren Farben schillerndes Gewand angedeutet worden. Ihre spindeldürren Arme sind gleichfalls bezeichnend, so wie das derbe Leibchen, das sie zeigt und in dem so viel Unheil wohnt. Das Vingerringlein, wodurch sie unsichtbar geworden, ist Jedem sichtbar. In der Rechten hält sie den Apfel der Zwietracht. Aller Blicke sind auf sie gerichtet, besonders aber die der drey den Apfel in Anspruch nehmenden Göttinnen, die zur Linken Jupiters sitzen. Zuerst Juno im fahlen Gewande, mit gewaltigen Locken um Stirne und Schläfen, einer Halbkrone auf dem Haupt, überweht von grünen Federn in üppiger Fülle. Pallas an ihrer Seite zeichnet sich durch den à l'Espagnole gebundenen Schleyer aus, der ihrem, noch einige Spuren ehemaliger Schönheit zeigenden, Gesichte etwas Anmuth und Rundung gibt, und dem spröden Charakter der Göttin, die sich, nach der Meinung einiger alten Gelehrten, vor Paris durchaus nicht anders als im Kostüme zeigen wollte, ganz angemessen ist. Venus, neben dieser thronend auf dem weichen Polster, hat leider gar nichts minnehaftes. Den Kopf würde Blumenbach unter seinen Mongolenköpfen aufstellen; das Haarnetz ist etwas besser gerathen; der kurze Hals, die weitentblößten Schultern haben nichts anziehendes; anderweitige Reize sind kaum angedeutet; Arme und Hände spinnenartig. An Mannigfaltigkeit im Ausdrucke dieser drey Frauenköpfe fehlt es übrigens nicht: Juno blickt mit einer majestätischen Sorglosigkeit auf den Apfel, sie ist überzeugt, daß er ihr gebühre, daß sie ihn haben werde; Pallas wendet das Gesicht ein wenig von dem Gegenstand des Streites ab, schielt aber verschämt hinüber; Venus hebt das Kinn, im Bewußtseyn siegreicher Schönheit den Apfel fordernd. Die nicht hier genannten Gottheiten hat der Künstler aus Gründen weggelassen, die uns unbekannt sind. Wir würden in Bezug auf die Anordnung das ganze Gemälde ein pyramidalisches Gruppo nennen, wenn der ungeheure Federbusch der Juno die plastische Einheit nicht auffallend störte, so daß das Ganze jetzt einem schiefgewendeten abgestumpften Obelisken gleicht, der aber, auf einer sichern Basis ruhend, so wenig umfällt, wie der berühmte Thurm zu Pisa.

Auf dem siebenten Blatt ist dargestellt, wie „Paris so gar herrlichen empfangen ward von den Göttinnen und den schönen Frauen und von dem großen Gotte, Herrn Jupiter, und wie Paris jegliche Frau fragte, besonder was Würdigkeit sie an sich hätten und wie er Frau Venus den Apfel gab.“ Nach der hier angeführten, im Original roth beschriebenen Stelle, ließ sich vermuthen, Paris habe etwas vom Charakter der Kinder Israel an sich gehabt, und gehöre zu den Kritikern, die durch ein Prachtexemplar oder durch wenige Münze ihr Urtheil motiviren lassen; und wirklich hat er auf unserm Gemälde, wo er vor den drey Göttinnen als Schiedsrichter erscheint, etwas von dem demüthig-gebückt-pfiffig lauernden, das dem bemerkten Stamm und Stande eigen seyn soll: der folgende Text macht aber die Sache klarer und stellt des Paris ästhetisches Gefühl in helles Licht, denn es heißt da: „durch Bitten des Herrn Jupiter und Ueberreden der Frauen, so unterwand er sich der Sache und sprach zu den Frauen, ihrer jegliche solle ihm sagen, was Würdigkeit und Schöne an ihr lege, so konnte er sich desto baß gerichten, was er mit dem Apfel thun sollte.“

Diese Anrede an die Göttinnen haltend ist Paris hier dargestellt. Volle Demuth drückt es aus, daß der Künstler die Nasenlinie seines Gesichtes so zurückbog, daß sie mit der Oberfläche der Erde parallel läuft; die blaue Mütze hat er zwar nicht abgenommen, aber, an einem Riemen um den Hals befestigt, springt sie gleich der Kapuze eines Franziskaners im Nacken. Du Blaise frisirt nicht schöner, als des jungen Hirten goldnes Haar in Locken gelegt ist; der rothe Mantel über dem grünen altdeutsch geformten Ueberrock, die anliegenden blauen Hosen und braunen Stiefelchen lassen dem jungen Kritiker allerliebst. Juno trägt ein grünes Kleid mit fliegenden Aermeln, und ist mit Krone und Flügeln geschmückt; sie legt die Arme übereinander, mit Muße erwartend, was denn der junge Hirte endlich ertheilen werde; Pallas hat die Blätter eines ganzen Olivenbaumes um den Kopf gelegt und zwey gelbe Locken kleben an den Schläfen wie Schnecken angeheftet: auch Venus hat sich bey dieser Gelegenheit herausgeputzt; grüne Federn prangen auf dem seltenen Kopfputz, Arme und Brust sind unchronologischer Weise ganz anständig verhüllt, und um den ambrosischen Körper fliegt ein schillerndes Gewand; der Zaubergürtel ist etwas zu fest angezogen; daß Hymens

καλλιπλοκαμος nicht die schönlockige, sondern die ringellockige bedeutet, wie ein neuerer Mythograph ausgekundet, ist hier sichtbar, denn wenn weder schöne Locken, noch Locken überhaupt an dem schönen Haupte sichtbar sind, so fehlen doch die Ringeln nicht, die an den Ohren, oder vielmehr statt der Ohren an das Gesicht angedreht sind, andeutend, um mit jenem phantasiereichen Mythologen zu reden, den Zauber, den sie ausübt, der der Zauber der Sinnenwelt ist, indem sie durch ihre süßen Lockungen gleich einem lieblichen süßen Gesange die Seele aus der obern Welt in die untere herabzieht.

Eine Reihe von Blättern, auf denen zu sehen ist: ein trojanisches Wirthshaus, zum güldenen Reif genannt, wo die freundliche Zuvorkommenheit des guten Wirthes sehr sinnreich angedeutet ist; ferner: wie „Frau Thetys nach Weissagung derer Propheten" das Kind gebar, „ein gar listiliches Knäblein, Achilles genannt;" dann: „wie Jason ein gar frummer Ritter war" und auf einem Pferdchen sitzend, in einen Rock à la papageno gekleidet und den goldnen Widder an einem Halsband entführend abgebildet ist, u. s. w. übergehen wir als episodisch, und versprechen, falls unser Manuscript und die Gemälde Beyfall finden, nächstens recht con amore den trojanischen Krieg selbst zu beginnen.

A.

Die Zugvögel.

Zwey brittische Naturforscher haben jüngsthin beachtenswerthe Beyträge zur Aufklärung der in verschiedener Hinsicht immer noch räthselhaften Erscheinungen der periodischen Wanderungen der Zugvögel geliefert. Die eine dieser Arbeiten ist nicht mehr neu, aber sie war bisher nur dem Namen nach bekannt gewesen und sie gelangt jetzt erst aus dem Nachlasse des Dr. Jenner, des durch die Entdeckung und Verbreitung der Schutzpockenimpfung unsterblichen Heilkünstlers, zur öffentlichen Kunde. In seiner Denkschrift war Dr. Jenner zunächst bemüht, zahlreiche eigene und fremde Beobachtungen zu sammeln und zu ordnen, welche die Grundlosigkeit der Meinung mancher zum Theil berühmter Naturforscher darthun, welcher zu Folge viele Zugvögel in der That gar nicht wandern, sondern eine Art Winterschlaf bestehen, oder vollends auch an Flußufern u. s. w. unter Wasser den Winter durch ausdauern sollten. Daß diese Meinung, wie den physiologischen Verhältnissen so auch der zuverlässigsten Beobachtung, zuwider läuft, wird ihm unschwer überzeugend darzuthun. Zu Erklärung des instinktartigen Reisetriebes der Zugvögel hält er alsdann dafür, können vorzugsweise die periodischen Entwickelungen der Reproduktions-Organe dienen; diese, die in Anschwellungen der Geschlechtstheile, der Hoden und Eierstöcke, sich darstellen und Bedürfnisse verrathen, deren Befriedigung durch äussere Umstände begünstigt seyn muß, — wirken, glaubt er, anreizend und erweckend, und sie sind es, welche die Wanderungen begründen, nach Gegenden hin, wo ein milderes Klima sowohl die Begattung und Brutung als auch die Ernährung der jungen Vögel erleichtert. Diese dem jährlichen Kreislauf des Lebensprozesses der Vögel zugehörige Anregung, nicht aber die Verhältnisse der Lufttemperatur, Kälte und Wärme, müssen demnach als die unmittelbare Begründung der Wanderungen der Zugvögel angesehen werden. Die Idee wird anziehend und geistvoll entwickelt, aber das Räthsel dürfte sich durch sie doch keineswegs gelöst finden. Auch in den nicht wandernden Vögeln, die nie ihren Aufenthalt ändern, findet jener Kreislauf des Lebensprozesses und mit ihm die periodische Entwicklung der Reproduktions-Organe statt; wie kömmt es, fragt man also billig, daß bey diesen dieselbe zu keinen Ortsveränderungen und Wanderungen anreizend wirkt?

Die zweyte Arbeit rührt von Herrn John Blackwall in Manchester her, und sie beruht auf sorgfältigen und mehrjährigen Beobachtungen über Ankunft, Abreise und weitere Verhältnisse der Zugvögel in der Gegend von Manchester, deren Ergebnisse in tabellarischen Uebersichten mitgetheilt werden, von denen einige die Temperaturangaben zur Zeit der jährlichen Ankunft und Abreise enthalten. Aus ihr ergibt sich die merkwürdige Thatsache, daß die Lufttemperatur überhaupt beträchtlich höher ist, wenn die Sommer-Zugvögel abreisen, als wenn sie eintreffen; daß hingegen die Winter-Zugvögel bey einer niedrigern Temperatur sich entfernen, als bey welcher sie eingetroffen sind. Herr Blackwall zieht daraus den Schluß, daß, hinsichtlich der Sommer-Zugvögel wenigstens, weder das Bedürfniß wärmerer Temperatur, noch der Mangel an Nahrung, die an Insekten und Früchten jezt noch viel reichlicher denn bey ihrer Ankunft vorhanden ist — als Begründung ihres Weiterziehens betrachtet werden können. Hingegen hält er dafür, es sey die Annäherung des jährlichen Mauserns, was die periodische Ortsveränderung begründe. Das Geschäft des Mauserns nämlich möge ohne Gefahr für die Vögel, nur in sattsam hoher Temperatur, wie sie für die Absonderung des zur Produktion der neuen Federn erforderlichen Stoffes nöthig ist, zu Stande gebracht werden. Eine Anzahl Beobachtungen, die diese Vermuthungen zu unterstützen scheinen, werden aufgezählt, unter andern die Wahrnehmung, daß von den Sommer-Zugvögeln keiner, auch der Kuckuk und die Mauerschwalbe nicht, da mausern, wo sie den Sommer zugebracht haben. Die frühe Abreise der zwey genannten Vögel, deren ersterer zu Ende des Junius und der zweyte um die Mitte des August wegzieht, bringt er auf Rechnung ihrer früh vollendeten Brütezeit, zumal der Kuckuk überall nicht, die Mauerschwalbe (le martinet) aber jährlich nur einmal brütet. Er macht auch aufmerksam, daß die im Frühling wieder eintreffenden Vögel, meist die nämlichen Individuen, welche im Herbst zuvor abreisten, allerdings in der Zwischenzeit gemausert haben, womit dann insbesondere auch der Irrwahn vom Winterschlaf, während dessen das Geschäft des Mauserns unmöglich geschehen könnte, am kräftigsten widerlegt wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Mai.

Neben der älteren und größeren Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel, von der das Morgenblatt zuweilen Bericht erstattet, besteht seit zwanzig Jahren ein in seinem engeren und beschränkteren Wirkungskreise nicht minder achtungswürdiger Verein, der allgemeinen Armenanstalt, welcher jezt beym Abfluß seines zweyten Decenniums, und mit der zwanzigsten Jahresrechnung (vom ersten April 1824 bis ein-und-dreyßigsten März 1825) eine

summarische Uebersicht seiner bisherigen Leistungen, auf eine einfache und anspruchslose Weise kund macht, um die wohlthätigen Beyträge der Privaten, von denen die ganze Einnahme herrührt, der Anstalt auch fernerhin, durch den Anblick eines so erfreulichen Erfolgs, um so besser zu sichern. Die Rechnungsauszüge thun nämlich dar, daß in den zwanzig Jahren (1804 bis 1825) des bisherigen Bestandes dieser freywilligen Armenpflege, ihre Gesammteinnahme auf 538.039 Schweizerfranken anstieg, und die Gesammtausgabe 517.588 betrug. Die Einnahme bildete sich aus vier Haupttiteln: die vierteljährlich eingesammelten Geschenke und Beyträge gewährten 314.625, die Vermächtnisse 38.292, die verkauften Fabrikate 159.181, und Verschiedenes 25.941 Franken. Die Ausgabe hinwieder theilte sich unter folgende Rubriken: Hauszinssteuern 73.189, Erdäpfelsteuern 14.939, Brodsteuern 4743, Suppenvertheilungen 13.333, Kleidersteuern 34.016, Feurungssteuern 28.401, Verwaltung der Arbeitsanstalt 12,571, Industrieschule 11.840, eine seit drey Jahren erst bestehende Schule für Fabrikenkinder 420, Ankauf roher Arbeitsstoffe 109.248, Arbeitslohn 187.906, Geräthschaften 2111, Baukosten 8255, Verwaltungskosten und Verschiedenes 10.754 Franken. Bey zweyhundert Arbeiter wurden im Durchschnitt beschäftigt, und bey hundert Kinder erhielten Unterricht in den Schulen.

Ueber die Verwaltung des lezten Jahrs (1824) drückt sich der „an die wohlthätigen Bürger und Einwohner Basels" gerichtete Rechenschaftsbericht unter anderm also aus: „Die Einnahme der Armenanstalt (12,510 Schweizer Franken) ist folgendermaßen verwendet worden: Die Armen erhielten, wie bisher, Erdäpfel, die nöthige Feuerung, Hauszinssteuern und Kleidungsstücke; den verdienstlosen, und besonders alten und andern schwächlichen Personen, welche nur einer sehr leichten Arbeit fähig sind, wurde Arbeit und Verdienst gegeben. In der Arbeitsstube warden neun-und-dreyßig männliche und fünfzehn weibliche Personen beschäftigt; drey männliche und hundert-vier-und-siebenzig weibliche Individuen erhielten Arbeit in ihren Wohnungen mit mancherley Gespinnst und Strickerey. Eingebüßt wurden an der Fabrikation beym Verkauf und durch verschenkte Arbeiten 4173 Franken. In der Industrieschule befanden sich sechs-und-zwanzig Knaben und sechs-und-vierzig Mädchen: Kinder dürftiger Eltern, die im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen Unterricht erhalten; die Mädchen zugleich in der Arbeit. Die Lehrstunden, welche besonders für die in Fabriken angestellten Kinder veranstaltet worden, die keine Schule besuchen können, da sie den ganzen Tag mit anhaltender Arbeit beschäftigt sind, wurden von fünf-und-zwanzig Knaben und fünf Mädchen besucht, welche den ihnen nöthigen Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erhielten. Durch beyde Schulen sind eben so viele Kinder der Unwissenheit und dem Müssiggange entzogen, und hingegen zum Lernen der nothwendigsten und nüzlichsten Kenntnisse und zur Arbeitsamkeit angeführt und angewöhnt worden. — Wie sollte es daher nicht unser, ja aller Wohldenkenden Wunsch seyn, daß eine Anstalt von solcher Nüzlichkeit fortdauern, und sich, durch milde Beysteuern der Begüterten unterstüzt, immermehr vervollkommnen möge."

Wien, im Mai.

Der Erste dieses Monats war der alljährlichen Versammlung im Augarten ein sehr günstiger Tag, allein da an diesem, als an einem Sonn- und Feyertag, keine öffentliche Musik gehalten werden konnte, so versammelte sich die schöne Welt dort eigentlich erst am folgenden. Der Konzertsaal blieb dießmal verschlossen, und kein Tonkünstler hatte den Gästen eine musikalische Morgenunterhaltung bereitet, die Garten-Harmonie ausgenommen. Im Prater wurde auch, wie gewöhnlich, das Wettrennen der herrschaftlichen Laufer gehalten, worauf die Preisvertheilung erfolgte. Die erste Prämie soll in achtzig, die zweyte in sechzig, die dritte in vierzig Dukaten bestanden haben. Sie wurden, so wie früher, zu einem wohlthätigen Zweck verwendet. Der Wettlauf ging wieder bis zum Lusthaus, welchen Weg die Sieger in drey Viertelstunden zweymal zurücklegten, wozu ein guter Fußgänger sonst zwey Stunden braucht. Auch das in diesem Monat veranstaltete Feuerwerk wurde von einem freundlichen Sonntag-Abend begünstigt, wiewohl der Himmel den ganzen Vormittag überumwölkt war, und Strichregen vorüber zogen. Der Unternehmer hatte seinem Lustfeuer den Titel: Maienblüthen und Maienrosen gegeben, die durch eine besondere Dekoration versinnlicht wurden. Die Hauptdekoration war prachtvoll und fiel noch vorzüglich durch die Schönheit und Korrektheit architektonischer Zeichnung in's Auge. Hierin besizt der Künstler überhaupt ungemeine Geschicklichkeit; eben so in der Produktion des buntfarbigen Feuers. Hierdurch zeichnete sich eine der ersten Fronten besonders aus: das erste Donnerwetter im Frühling genannt; außerdem durch schöne Verwandlungen und das Gefolge von glänzenden, prachtvollen Lustitücken überraschend. Von diesem Donnerwetter möchte man sagen, was jener italienische Kunstkenner von Correggio's Meisterwerk sagte: „Eine solche Nacht wollte ich alle Tage sehen!" — In einer andern Fronte wurde das bereits im vorigen Jahr gezeigte und auf Verlangen wiederholte Meisterstück der Pyrotechnik wieder vorgestellt: die einen Schmetterling verfolgende Schlange. „Ein Problem, an dessen Lösung man seither gezweifelt hat." Der Erfolg krönte den Meister. Die Zuschauer hatten sich nicht zahlreich versammelt, und Nachmittags, obgleich an einem Sonntag, waren die Hauptalleen des Praters wie ausgekehrt — um mich der edeln Worte des Aufwärters an einem der Kaffeehäuser zu bedienen. Kaum alle halbe Stunden sah man einen Wagen vorüberrollen, oder einen Reiter hinuntertraben. Die Harmonie spielte im eigentlichen Sinne vor leeren Bänken. „Ja, Ihr' Gnaden! — sagte der Bursche mit altkluger Miene — das ist schon so an den Tägen, wo es Feuerwerk gibt. Zum Glück sind nur zwey Feyertäge dazu bestimmt; sonst müßten wir Praterleut' zu Grunde gehen, ganz und gar. Wie die Bankzettel noch waren, da ging's anders zu!" Eine seltsame Ideen-Association. Damals hieß es wohl oft: „Wie noch die Zwanziger kursirten!" — Nun ist an Silbergeld kein Mangel, und wer gern leichte Taschen hat, ist froh, wenn er bey Verwechslung eines großen Zettels kleine zurück bekommt. Nun fehlen aber doch zum Glück die Bankzettel noch! — Der Grund liegt aber darin, daß, wer an einem solchen Tag den Prater besuchen will, am Eingang ein Billet lösen muß, gegen dessen Zurückgabe, vor dem ersten Signalschuß, das Geld wieder zurückgegeben wird. Späterhin, er mag nun das Feuerwerk mit ansehen wollen oder nicht, hat er keinen Anspruch mehr darauf, und so müssen Manche den Spaziergang bezahlen, der ihnen an andern Tagen umsonst gestattet wird. Die Einrichtung kann aber ohne Nachtheil des Unternehmers nicht abgeändert werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 151:

W a ch t e l.

H o m o n y m e.

Streit bezeichn' ich und Zank unter Nachbarn, Freunden und Gatten;
Bildlich und sinnlich zugleich nenn' ich ein launiges Ding.

Gustav Hänich.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Juli 1825.

Wundre dich nicht.
Denn, was Menschen thun, ist ein Spiel der göttlichen Allmacht.

Die Potawatomis, ein amerikanisches Volk.

(Aus Keatings Nachricht über die amerikanische Expedition nach der Quelle des St. Petersflusses.)

Die folgenden Nachrichten kommen zum großen Theil aus dem Munde eines vornehmen Potawatomi's; dieser Mann (er wurde der Expedition von dem Statthalter des Fort Wayne empfohlen) hieß Metea (welches in der Potawatomisprache küß' mich bedeutet). Er gab sich für das Oberhaupt seiner Nation aus; aber es fand sich, daß er blos ein glücklicher Parthevgänger war, der sich durch seinen Muth und seine Beredsamkeit einen bedeutenden Einfluß in dem Rathe seiner Nation erworben. Er war von seinem Bruder begleitet, da sein Rang es erforderte, daß er jemand bey sich habe, um seine Pfeife anzuzünden und andere kleine Dienste für ihn zu verrichten. Metea scheint ungefähr fünf-und-vierzig Jahre alt; er ist von reinem Potawatomiblut, ungefähr sechs Fuß hoch, von widrigem Ansehen, dem es jedoch nicht an Würde fehlt; seine Gesichtszüge sind stark ausgedrückt und bezeichnen ein hochmüthiges, tyrannisches Gemüth; seine Farbe ist dunkel, wie bey den meisten seiner Nation. . . . Alles zeigt in ihm den vollkommenen indianischen Krieger. Wenn je ein Ausdruck des Mitleidens oder irgend eines sanfteren Gefühles in seinem Gesichte gewohnt, so haben es die Auftritte der Grausamkeit längst verwischt, die vor demselben vorübergegangen. Sein Anzug war alt und etwas schmutzig, obgleich mit vieler Sorgfalt geordnet. Er bestand aus ledernen Kamaschen, einer Schenkelbedeckung von blauem Tuche, einem kurzen gewürfelten Hemde darüber und das Ganze mit einer wollenen Decke bedeckt, welche mit einem Gürtel um die Lenden befestigt war, und ziemlich anmuthig von seinen Schultern herabhing, wo sie fast immer den rechten Arm bedeckte, welchen eine ehemalige Wunde unbrauchbar gemacht hatte. Um das linke Auge her hatte er einen hellrothen Kreis, vier geschmacklos gemalte Federn hingen an einer Haarlocke befestigt hinter ihm herab. Bey seinem zweyten Besuche trug er eine weiße und eine rothe Feder, nebst anderm geschmacklosen Zierrathe auf dem Kopfe. Der Bruder dieses Mannes ist weit jünger als er, und, obgleich ihm ähnlich, von weit milderem und liebenswürdigerem Ansehen. Er bezeigte demselben sehr viele Aufmerksamkeit und Achtung, und sprach nie, außer wenn dieser ihn anredete.

Beym Eintreten gab er dem Agenten der Vereinigten Staaten, General Tipton, die Hand, nahm aber keine Notiz von den Uebrigen, bis dieser ihm die Absicht seiner Expedition erklärte, und ihm für die Belehrung, die er geben könnte, eine Belohnung versprach. Metea stand dann auf, schüttelte einen Jeden von uns bey der Hand, und erklärte, daß er bereit wäre, uns auf's beste zu belehren, aber alle unsere Fragen, so wie seine Antworten, dem Gebrauche gemäß, an seine Nation berichten müßte: doch, setzte er hinzu, gäbe es manche, die er, ohne zuerst die Einwilligung seiner Nation darüber einzuholen, nicht beantworten könnte. Auch wolle er am Schlusse einige seine

Nation betreffende Fragen an uns thun, und hoffte, daß wir solche beantworten würden. Hierauf sezte er sich wieder nieder, und antwortete auf alle Fragen auf's Verständigste und mit der grösten Geduld.

Die Potawatomis (nach ihrer Aussprache Potawatome, Wir machen Feuer) scheinen mit den zahlreichen Völkern von dem Alonquin-Stamme verwandt zu seyn. Die Sprachen dieser Völker scheinen meistentheils Mundarten derselben Ursprache zu seyn, und obgleich sie sich in den Mundarten und der Kleidung unterscheiden, so sind sie doch fast alle in Sitten und Gebräuchen gleich. Die Sagen von ihrem Ursprunge sind sehr ungewiß. Sie glauben, daß es nicht sehr lange her sey, daß sie mit den Miamis zusammengetroffen, und daß sie durch das Anzünden des Friedensfeuers bey dieser Gelegenheit ihren jezigen Namen erhielten. Alle die Indianer dieser Gegend erkennen ihre Verbindung mit den Delaware-Indiern, die sie als ihre Vorfahren ansehen. Auch nennen sie sie im Rathe Großväter, und erwarten ihre Billigung in jeder großen Nationalangelegenheit. Sollten sie diese verweigern, so wird die Sache noch einmal den Völkerräthen vorgelegt, und sollte eines der Völker gegen die Entscheidung der Großväter in seinem Beschlusse beharren, so würde dieses als ein Austreten aus dem Bunde angesehen und ein solches Volk als ein fremdes betrachtet werden. Man weiß aber in der That von keinem solchen Vorfalle; und es ist überhaupt ein merkwürdiger Umstand, daß der Grundsaz, die Entscheidung der Mehrheit bindend zu machen, bey den Indianern unbekannt ist, was bey all ihren Entscheidungen Einstimmigkeit erfordert und auch beynahe immer erlangt wird. Festigkeit und unüberwindliche Beharrlichkeit gegen den auswärtigen Feind scheint bey ihnen mit ungemeiner Nachgiebigkeit unter sich selbst gepaart zu seyn, wozu sich noch eine Gleichgültigkeit gegen den Erfolg einer Maßregel gesellt, die sie im Rathe vertheidigen. Dieser Erfolg hängt gänzlich von dem persönlichen Einfluß desjenigen ab, der den Vorschlag gemacht. Ist es einer, der ihnen für weise, oder für besonders geschickt gilt, so gehorchen sie ihm ohne Widerspruch; ist dieß aber nicht der Fall, so findet er wenig Unterstützung und muß seinen Plan aufgeben.

Als die Miamis den Potawatomis zuerst begegneten, nannten sie sie jüngere Brüder; bald nachher aber erkannten sie ihr höheres Alter, da sie fanden, daß sie weiter gegen Westen wohnten, weil das immer als ein Beweis des höheren Alters bey ihnen gilt. Dieß ward in einem Rathe ausgemacht, den sie bald nach ihrem Zusammentreffen hielten, und die Potawatomis sind den Miamis jezt die älteren Brüder, indessen blieb den leztern die Ehre des Rathsfeuers.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Komischen.

(Fortsetzung.)

6. Von komischen Verbindungen.

Komische Verbindungen sind solche, welche zu Einem Zweck, Gegenstände widersprechender Art oder widersprechenden Maßes zusammenbringen: so, daß die von dem einen durch die vom andern erzeugte Wirkung, statt sich mit derselben zu verbinden und sie zu verstärken, gemindert, gehindert, oder aufgehoben wird.

Ein Narr, welcher ein ernstes Amt bekleidet, ein Feiger an der Spitze eines Heeres, wären komisch. Die Verbindung ihrer Art mit der widersprechenden ihres Amtes und Gefolges hinderten jene, sich vollständig zu äußern, und hinderten die Obliegenheit von diesen.

Ein Affe, Hund, oder Vogel, in menschlichen Kleidern, sind komisch; noch komischer mit den Zeichen menschlicher Ehren und Würden geschmückt.

Gehören also verbundene, verschiedenartige Gegenstände, zu derselben Art und Gattung als entgegengesezte Extreme von beyden, oder in dem Bereich beyder, wird das Komische ein Mittel zur Darstellung eines Vollkommenen. Ihre Verbindung repräsentirt symbolisch, ganz oder zum Theil, die Art und Gattung, der sie angehören.

Auf diese Weise findet das Komische im Tragischen Raum; ja es ist ein nothwendiger Bestandtheil des hoch Tragischen. Es breitet die Flügel der Seele über ein dem Verstande und der Phantasie nicht deutlich erkennbares Ganzes, welches sie mit dem Eindruck der Größe, Fülle und Vollkommenheit befriedigt; es mahnt den Geist an Beziehungen, in welchen aller Schmerz aufhört.

Verbindungen solcher Art sind Don Quixotte und Sancho Pansa; Goethe's Faust und der Famulus Wagner, Faust und Kasperle im tiefsinnigen Possenspiel des ersteren Namens.

Von der Figur des Sancho haben wir gesprochen. Don Quixotte ist deren entgegengeseztes Extrem. So wie jenem alle feineren und höheren Empfindungen, Gesinnungen, Absichten, Vorstellungen, gebrechen diesem alle gröberen und baaren. Die Phantasie ist der Körper seiner Wirklichkeit; er ist durchaus phantastisch, wie jener durchaus baar. Sie sind zu einem Zwecke gesellt und können nur einer des andern Zwecke hindern.

Das gleiche Verhältniß herrscht zwischen Goethe's Faust und dessen Famulus Wagner. Der erstere betrachtet die Wissenschaft als Wünschelruthe, das Thor übermenschlicher Erkenntniß zu erschließen; der andere ist mit deren Körper, der baaren Notiz, begnügt. Sie hat für diesen

keine Kraft; dem andern genügt nicht ihre reiche Kraft; aus entgegengesetztem Grunde verfehlen Beyde deren ächten Gewinn, den der eine übersliegt, den der andere nicht erreicht. Sie sind zum Lehren und zum Lernen gesellt, was im Grunde immer dasselbe ist, und können lernend nichts lehren, und lehrend nichts lernen.

Faust und Kasperle stellen, rein gegen das Leben gerichtet, das reichste und excentrischste, das armseligste und beschränkteste menschliche Vermögen dar.

Der erstere muß durch Sinnlichkeit zu Grunde gehen, denn die Sinnlichkeit ist das lebhafteste jener Vermögen; sie wird die ihr verbundenen, nicht wider sie selbst gelehrten, höheren geistigen Kräfte, der Natur nach, sich unterjochen, ihren Theil des Lebens sich zu erbeuten, was zuletzt nothwendig die Menschlichkeit zerstört.

Der leztere gelangt zu keinem höheren Gewinn vom Leben; doch auch nicht zum Frevel. Die Furcht der Strafe zügelt seine Begierden innerhalb der Schranken bürgerlicher Ordnung; die öffentliche Moral ist seine individuelle; sein Geist hat keine Kraft, sein Gemüth keine Kühnheit, seine Seele keinen Schwung, sie niederzutreten, wäre sie auch seiner baaren Sinnlichkeit ein Hinderniß.

So mag er als unterster Repräsentant der bürgerlichen und menschlichen Ordnung, als Ehemann einer keifenden Hausehre, und Vater quarriger Kinder von der Höhe des Gipfels, worauf sein Leben ihn gestellt, getrost und in Sicherheit zusehen, wie seinen alten Herrn und Gefährten, den aller Menschlichkeit Abtrünnigen, als endlichen Lohn seines Lebens, böse Geister hinweg von dem Planeten der Menschlichkeit, der Erde, durch die Lüfte reißen.

Am reichsten erscheint die Zusammenstellung entgegengesezter Charaktere gleicher Art in Shakespears Romeo und Julie. Die vier Jünglinge, Paris, Romeo, Mercutio und Thibald, können als Repräsentanten des gesammten männlichen, jugendlichen Alters dienen. Wie den vier Punkten des Himmelskreises, Ost, Süd, West und Nord alle Erscheinungen von dessen Umfang, müssen alle Erscheinungen jenes Alters diesen vier Gestalten zugeordnet werden.

Dieß tritt besonders klar hervor bey Tiecks trefflichem Auszug der Schlegelischen Uebersetzung jenes Trauerspiels für die Bühne, wo die wesentlichen Züge der Dichtung mehr aneinandergedrängt, als in dieser selbst, erscheinen.

Obgleich die erwähnten Zusammenstellungen widersprechender Charaktere einer Art alle komisch sind, ist der komische Effekt doch nur bey der ersteren Hauptabsicht. Den leztern liegt eine tiefere, die philosophische zum Grunde, welche uns zu dieser Abschweifung verleitete.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Fortsetzung.)

Tieck, auf einer Reise an den Rhein begriffen, hielt sich hier einige Tage auf. Berühmte und Unberühmte werden nicht ermangelt haben, ihm Besuche abzustatten. Der leztern Gattung überhaupt gibt es eine Menge, die sich ein eigenes Geschäft daraus machen, ihre unberühmte Persönlichkeit durch die Welt zu schleppen, um berühmten Leuten damit zur Last zu fallen. Er soll sich über das hiesige Hoftheater sehr vortheilhaft geäußert, und es für das beste unter den in Deutschland jezt bestehenden erklärt haben. Das mag es in der That auch seyn. Den Abend vor seiner Abreise wohnte er der Vorstellung des Königs Lear nach Vossens Uebersezung bey. Ob er im Theater an der Wien gewesen, weiß ich nicht. Unter Umständen, wie die jezigen, ist dort etwas Erbauliches nicht zu erwarten, vielmehr erwartet man die Auflösung der Gesellschaft und das Verschließen des Hauses, wenigstens auf einige Zeit, von Tag zu Tag. Dessen ungeachtet leistet dieser, seit geraumer Zeit dem Untergang entgegenrückende Verein mehr, als man unter solchen Umständen fordern kann, und von keinem andern möchte er so leicht in dieser Hinsicht übertroffen werden. Es gehört eiserne Geduld und bewundernswürdiger Eifer dazu, um mit der gewissen Ueberzeugung täglich aufzutreten, daß man die größten Anstrengungen vor einem leeren Hause, oder doch im besten Fall noch immer fruchtlos aufzubieten hat, und die Aufopferung der Kräfte dennoch nicht zu scheuen. Ich wünschte, Tieck hätte den rosenfarbnen Diamant des Geisterkönigs auf dem Volkstheater gesehen! Er würde sich gewiß daran ergözt haben. Diese Zauberposse hat alle Eigenschaften, deren es bedarf, um sich in das Element des Phantastisch-Komischen, der kühnen Ironie und des sinnreichen Scherzes zu erheben. Ich habe sie zum dritten Mal gesehen, und möchte immer wieder fragen, wie jener Principo den Meister Ludwig fragte, doch in einer andern Beziehung. Man muß aber auch die Besezung der Hauptrollen und das Zusammenspiel in Anschlag bringen. Korntheuer als Longimanus ist unvergleichlich; Mariandel (von der Krones) und Florian (von dem Verfasser des Stücks, Raimund, dargestellt) bilden ein köstlich komisches Paar zusammen, voll lebendiger Wahrheit und erschütternder Belustigung. Lezterer ist höchst originell in allen Theilen, am meisten in der Scene, wo der treue Diener Schmerzens-Zwicken und Freuden-Stiche für seinen Herrn erduldet, der Wahrheit und ächte Treue erforschen will. Ueberhaupt möchte ich den Theater-Unternehmungen, die das Stück kommen lassen, wünschen, daß sie jene Repräsentanten mit erhielten. Der Spaß ist nur halb, wenn nicht die Wiener selbst nach Berlin kommen. Auch die Ennökl stellt die Hoffnung recht interessant dar. Diese Rolle ist auswärts am leichtesten zu besetzen, und überhaupt nur Episode. Man lasse sich aber nicht verleiten, Mehreres, was in diese Rubrik gehört, zu streichen. Die Episoden sind mit dem Wesentlichen so glücklich verschmolzen, daß sie es nicht erdrücken, sondern beleben und hervorheben; zum Beyspiel die lustige Scene mit den vier Jahreszeiten, die bey dem Geisterkönig angeklagt sind, weil unter ihnen der größte Wirrwarr herrscht. Der Winter hat sich der Herrschaft des Sommers, dieser der des alten Schneemanns bemächtigt. Longimanus puzt Einen nach dem Andern derb herunter; besonders den Winter. „Und er, alter mürrischer Graukopf! schämt er sich denn nicht? — Was habt's denn alleweile mit einander, ös Bagage"? — Einer schiebt die Schuld auf den Andern. Endlich kommt die Reihe an den Frühling. „Was haben sie denn mit dir immer vor?" — Der Sommer un-

der Herbst geben kein Ruh'! — „Komm du her zu mir! — (Indem er ihn bey der Hand faßt): Das ist schon meine liebste Jahreszeit!“ (Wird von einem ziemlich hübschen Mädchen vorgestellt.) Zuletzt gibt er ihnen ungefähr die folgende Weisung mit: „daß künftigen Sommer in Baden alle Zimmer verlassen sind! — (bestellt — Zeichen des guten Sommers) sonst will ich euch kuranzen!“ (Man sieht, ich übertrage schon.) Bey einer solchen Uebertragung wird aber die drastische Scene mit den Truden (Plag-, Nacht- und Alpgeistern) ganz zu Grunde gehen. Sie erscheinen vor dem Geisterkönig, ihn um Wiedereinsetzung in ihr Amt zu bitten. Sie wollen wieder drücken! „Nix da! die Menschen seyn a so g'druckt genug; Einer druckt den Andern. Ihr habt's eure Pension, und das mit Basta!“ — Doch den Pudel! — Florian! vergiß mir nicht den Pudel mitzubringen. — Die Scene, wo dieser seinem Herrn den Zweig aus dem Wasser apportirt, und der Herr den verwandelten Diener unter den übrigen Pudeln erkennt, ist tragikomisch, im besten Sinne des Worts. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß mein Herr Kollega in der Abendzeitung sich quasi zu entschuldigen sucht, im Fall er dieses Stück etwa zu viel gelobt haben möchte. Nur die Entschuldigung kenne ich, nicht das Lob; glaube aber, daß es deren nicht bedarf. Was mich betrifft, so will ich durch meine empfehlende Erwähnung keinem Andern auf den Fuß treten. Wenn dieser oder jener auch einmal ins Schwarze trifft, so werd' ich ihm ebenfalls ein Vivat zurufen, freylich kein so überschwengliches, aus vollem Halse gellendes, wie es oftmals zu geschehen pflegt, sondern fein gelassen und manierlich, daß man daran glauben soll.

Vor Kurzem starb hier der Kapellmeister Salieri, nach einer langwierigen Krankheit. Seit länger als einem Jahre gehörte nur sein Körper so noch der Erde an. Aber seine Werke sichern ihm dauerndes Leben auch über das Grab hinaus. Sein gediegener Unterricht in Komposition und Gesang hat viele verdienstvolle Zöglinge gebildet. In seiner Blüthezeit fand zwischen ihm und Mozart, ohne Mitwirkung des leztern, eine Art von Opposition statt, auf deren Rechnung mancherley Gerüchte sich verbreitet haben, die keiner Beachtung werth sind. Als er einst aus der Augustiner Hofkirche ging, wo er die Aufführung des Requiems geleitet hatte, hörte ich ihn gegen Jemand seinen Beyfall darüber äußern. Vor seiner lezten Krankheit zeigte er sich fast jeden Abend in der großen Oper, wenn es nämlich nicht zu voll war, erschien aber erst spät, hörte eine Viertelstunde ungefähr sehr aufmerksam zu, und ging dann wieder fort. In Gesellschaften war er seines heitern Sinnes wegen gerne gesehen. Zur Unterhaltung soll er immer selbst gedichtete kanonische Gesänge bey sich geführt haben, oder bereit gewesen seyn, welche mit Bleystift auf's Papier hinzuwerfen. Kenner wollten oft bemerken, daß er, vielleicht ohne es zu wissen, ein schon bekanntes Motiv wiederholt habe. Seine Oekonomie war groß, und man traf ihn des Winters gewöhnlich in einem ungeheizten Zimmer an. Gegen einen meiner Freunde, einen achtungswerthen Tondichter, der ihn als Fremder einst besuchte, äußerte er vertraulich, er werde oft von Zudringlichen belästigt; Kälte sey ein probates Mittel, sie zum baldigen Abzug zu bewegen. Er war überaus heiter, und wollte uns einst, indem er sein rüstiges Alter rühmte, einen Beweis seiner noch immer kräftigen Tenorstimme geben. Er präludirte, modulirte, und hielt zulezt den höchsten, ihm erreichbaren Ton mit voller Kraft der Kehle aus, schlug dann einen kunstrechten Triller, indem er, wie ein Begeisterter, einen Fuß und Arm ausstreckte, und sagte mit selbstgefälligem Lächeln, in seiner gebrochenen Sprache: „Schauen Sie, was ist das? bin ich schon so alt, und kann noch singen wie ein Castrat.“ Späterhin sagte er, über sich selbst ironisch scherzend, mit Beziehung auf einen in der Gesellschaft: „Der Herr wird sich wundern, daß ich bin erst über vierzig Jahre in Wien, und kann schon so schlecht deutsch sprechen. Schauen Sie, was ist das! — Bey den, dem Verstorbenen zu Ehren gehaltenen Exequien wurde ein von ihm selbst komponirtes Requiem aufgeführt, das er schon längst geschrieben hatte, ohne jedoch die lezte Hand daran legen zu wollen, um nicht, wie er halb im Spaß geäußert haben soll, Mozarts Schicksal zu haben, der vor gänzlicher Beendigung des seinigen bekanntlich starb. Unter seinen Papieren hat sich die Geschichte seines musikalischen Lebens vorgefunden, die ein geschätzter Gelehrter nebst seiner Biographie vermuthlich bald herausgeben wird.

Es ist Zeit, daß ich von den Gastdarstellungen der Mad. Neumann spreche. Ich habe immer gezögert, weil ich ihre Genesung abwarten wollte, da sie schon nach der sechsten hier gegebenen Rolle, als Donna Diana, die sie mit großer Anstrengung, vom Kampf der Lebenskraft gegen die Zerstörung gewaltsam erschüttert, durchführte, von einer gefahrvollen Krankheit befallen wurde, die geraume Zeit hindurch die Reihe ihrer Gastspiele unterbrach, und sogar ein ärztliches Konzilium nothwendig machte. Die Zuschauer, welche von dem innern Zustand der Darstellerin nicht unterrichtet seyn konnten, beurtheilten sie dießmal strenger, als sonst, oder zeigten sich wenigstens minder nachgiebig, was jedoch durch andre Fälle, wo sie es vielleicht in allzuhohem Grade waren, leicht wieder ausgeglichen wird. Unstreitig war der Krankheitsanfall eine mitwirkende Ursache jener hier erwähnten Kraftanstrengung, dennoch glaube ich nicht, daß sie auch im freyen Zustand innerer Behaglichkeit die Rolle, dem Wesentlichen nach, anders oder vollständiger entwickelt haben würde; Mad. Neumann schien sie mit Lust und Liebe übernommen, und ein gewisses Studium darauf verwendet zu haben: dieses, mit der Erfahrung zusammen genommen, daß der Künstler auf der Bühne, dem Publikum gegenüber, jederzeit mehr oder weniger von Begeisterung ergriffen wird, die das Gefühl des innern Zustandes abstumpft für den Augenblick, so ist es gewiß, daß eine psychische oder physische Verstimmung das Wesentliche, wenn es sonst nur im Ganzen und im Einzelnen richtig aufgefaßt und angeeignet worden, nicht verändern und verrücken kann. Ich bin versichert, daß erfahrne und denkende Bühnenkünstler mir darin Recht geben werden. Uebrigens gesteh' ich gern, daß ich diese Darstellung für keine der unbedeutenderen in der Reihe der Leistungen unserer reizenden Gastspielerin halten möchte, obschon ein großer Theil des Publikums zu ungünstigen Vergleichungen aufgelegt schien, aus denen ich eben kein Motiv der Verkleinerung zu schöpfen wüßte. In der ersten Hälfte zeigte sich viel Schwankendes und Ungewisses, mancherley unnatürliche Abstufungen, worüber man indessen mit dieser Künstlerin entweder niemals, oder fast immer rechten muß; schon aus den preziösen Betonungen einzelner Stellen ergab sich's, daß sie weder in das Innere des Charakters gedrungen sey, noch ihn, alles Bestrebens ungeachtet, in sich selbst recht innig aufgenommen habe. In der andern Hälfte hingegen, in den Scenen des dritten Akts, da, wo Stolz und Liebe sich mehr scheiden, wo der Kampf offenbarer wird und die Glut der Leidenschaft emporflammt, war sie wieder ganz auf ihrem Platz, und leistete viel Lobenswerthes, womit ich jedoch nicht sagen will, daß ihr in der Sphäre des Tragischen der Sieg immer sicher sey; ich glaube vielmehr nein! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Juli 1825.

Und nach mehr als tausend Jahren
Immer neue Rosen blühen
An dem ewig jungen Strauche.

Romanze von der Rose.

Höret eine alte Sage,
Noch im jüngsten Volk lebendig,
Selbst vom deutschen Feind gepfleget,
Von Jahrhunderten getragen.
Als einst unsrer Helden Vater,
Der dem Welschthum streng begegnet,
Offnen Aug's und starken Armes,
Hermann, in der Römer Händen
Sah sein theures Weib Thusnelde,
Fügt er an der Esche Spitze
Einer Rose Liebeszeichen;
Daß der scharfen Eisenfrieme
Roth das Röslein möge leuchten;
Und wenn er der Feinde viele
Mit der Wuth des Speers bezwungen,
Sprach er, gern das Roth beschauend:
„Sorgen muß ich Tag und Nächte,
„Daß mein Röslein nicht erbleiche;
„Immer neues Roth sich finde
„Dieß mein Röslein mir zu pflegen,
„Bis ich sie aus Roma's Mauern
„Siegend mir zurückgewinne."
Doch eh' er sein Weib Thusnelde
Auf dem Römerzug gewonnen,
Ward sein Blut durch seiner Sippen
Hinterlist'ge Hand vergossen,
Noch im schönsten Trotz der Jugend;
Nicht durch offne Wehr bezwingbar.
Da vereinte sich des Volkes
Wohlgeläuterte Gesinnung
In der jungen Helden Herzen;
Und sie nahmen jene Lanze
Mit dem blut'gen Rosenzeichen,
Färbten sie mit allem Blute,
Welches Hermanns Fall verschuldet,
Und die Sache für Thusnelden
Schwuren sie dem Heldengotte.
Eine Säule ward errichtet
Auf den Höh'n des Ehresberges,
Rosen drunter angepflanzet;
Und ein Bild, die Lanze tragend,
Mahnt' das Volk mit Hermanns Zeichen,
Bis es in der Weltstadt Trümmer
Siegend endlich ward getragen.
Als nun ganz erfüllet worden
In der Weiberräub'rinn Trümmern,
Deutsche Sache für Thusnelden,
Und die Heldenherzen, freudig,
Alles Menschenlebens erstem
Helden, fingen an zu schlagen,
Christi göttlich mildem Worte,
Da ward doch nicht ganz vergessen
Jenes Zeichen der Versöhnung,
Die in Blut getauchte Rose.
Denn, als um den Gotteshelden
Hoch vor Allen zu erheben,
Karl, der starke Frankenkönig,
Hermanns Bild dem Dienst entrückte,
Gab er seinem Sohn, dem Frommen,
Jener Säule Fußgestelle.
Und zu Hildesheim, im Dome,
Den er sorgsam drauf erbauet,
Legt' er wiederum den Grundstein,
Um der Hermannssäule Trümmern,
Unter einem Rosenstrauche
Volk und Christum zu erhöhen.

Und es liebte so des Strauches
Wurzel die getreue Erde,
Daß nach mehr als tausend Jahren
Immer neue Rosen blühen
An dem ewig jungen Strauche.

W. v. Blomberg.

Vom Komischen.

(Beschluß.)

7. **Von komischen Situationen, der Verwandtschaft des Komischen und Tragischen und vom Tragikomischen.**

Bey komischen Situationen veranlassen äußere Dinge, Zeit und Umstände das komische Mißverhältniß der Mittel zum Zwecke.

Hier stehen wir auf dem Punkt, im Gebiet des Komischen, wo das angrenzende Tragische zuerst dem Blick sich zeigt.

Sobald jenes Mißverhältniß nicht mehr in der Gewalt des Handelnden beruht und eine Nothwendigkeit, der er nicht gebieten kann, es veranlaßt: wird das Komische tragisch.

Willkürliche Tollheit ist höchst komisch, höchst tragisch die durch physische Ursachen erzeugte.

Zur völligen Umwandlung des Komischen in's Tragische gehört jedoch, daß der Zweck einer Handlung, bey welcher das unfreywillige Mißverhältniß der Mittel zu demselben eine tragische Wirkung hervorbringen soll, einen Antheil des Geistes und der Vernunft, jenes Mißverhältniß selbst einen Antheil des Mitgefühls errege, welche den allgemeinen komischen Effekt desselben überwiegen.

Wir gedenken dabey des Don Ranudo von Colibrados, eines Lustspiels, das uns vielmehr ein Trauerspiel dünkt, und von welchem wir denselben Eindruck auf Andere ebenfalls bemerkt haben.

Der Zweck des Don Ranudo, die äußere Würde seines alten Adels, des von seinen Vorfahren überkommenen moralischen Gutes, aufrecht zu halten, hat Recht und Pflicht so sehr auf seiner Seite, daß er durchaus einen Antheil der Vernunft und des Herzens erregt. Was Ranudo im Mißverhältniß zu diesem Zwecke thut, wird ihm von der herbsten Lage, von einer Nothwendigkeit aufgezwungen, die im gleichen Grade unser Mitgefühl in Anspruch nimmt: und dieser doppelte vernünftige und sittliche Antheil überwiegt vollständig den nur äußerlich komischen Effekt des Mißverhältnisses seiner Mittel zu seinem Zweck. Es wäre ganz anders, wäre Ranudo ein Adelicher von gestern.

Die moralische Schwäche Hamlets, im Verhältniß zu der Forderung, welche das Schicksal an ihn stellt, daß er den Mord seines Vaters räche, wäre komisch, als Mittel zu einem gleichgültigen Zweck gedacht, wie sie höchst tragisch ist im Verhältniß zu dem erwähnten Zwecke.

Wenn das Interesse des Zweckes einer Handlung, bey welcher ein unfreywilliges Mißverhältniß der Mittel zu demselben obwaltet, und der Antheil des Mitgefühls, den das leztere erregt, dem allgemeinen komischen Effekt desselben das Gleichgewicht halten, so entsteht das Tragikomische, das meistentheils durch komische Situationen hervorgebracht erscheint.

Rein komisch sind diese, wenn der Zweck, zu welchem Schicksal oder Zufall die Mittel in Mißverhältniß setzen, selbst in einem solchen zur Vernunft steht. Jene scheinen dann eine Rache dafür auszuüben, und das doppelte Mißverhältniß bringt gleichsam eine Harmonie des Unsinns hervor.

Selbst wenn ein solcher Zweck auch nur insofern im Mißverhältniß zur Vernunft stände, daß er der wesentlich natürlichen Neigung des Handelnden zuwider wäre, bleiben sie rein komisch. Schicksal und Zufall scheinen diese Neigung zu vertreten.

Seltsam, daß beyde daran gleichsam ein Gefallen finden. Auch verhältnißmäßig gewählte Mittel, zu einem verständigen Zweck, verkehren sie gern in entgegengesetzte, widerspricht dieser Zweck der wesentlich-natürlichen Neigung des Menschen. Ein komisches Unglück verfolgt uns bey Handlungen dieser Art, wie um uns fühlbar zu machen, daß wir sie nicht hätten unternehmen sollen, daß wir nicht dazu taugen. Im Gegentheil auch pflegen Zufall und Schicksal dasjenige zu fördern, was wir, unserer wesentlichen Neigung gemäß, und durch dem Zweck verhältnißmäßige Mittel zu erreichen streben; sie fördern es durch unabhängige Umstände, über die Wirksamkeit jener Mittel hinaus.

Die Situation des guten Menschen in Kingges Reise nach Braunschweig, welcher, den Luftball steigen zu sehen, die Beschwerlichkeiten einer Reise erduldet, und, kurz ehe derselbe steigt, in ein geheimes Gemach durch Zufall eingesperrt, darin verweilen muß, bis er gestiegen und Alles vorüber ist, und während er steigt, da Jedermann hinlief, ihn zu sehen, Niemand sein Rufen und Poltern um Befreyung vernimmt, ist tragikomisch.

Welches Mißverhältniß des vom Zufall untergeschobenen Mittels, in einem engen Kämmerchen, zwischen vier

Mauern eingesperrt zu sitzen, zum Zweck, unter dem freysten Horizont das lustigste Fahrzeug von den Winden in alle Fernen tragen zu sehen! Welches Mißverhältniß zwischen dem Mittel, eine unbequeme, kostspielige Reise zu machen, zu dem vom Zufall untergeschobenen Zweck, der sich zu Hause im Schlafgemach erreichen ließ. Dazu hält dem Antheil, den der verfehlte Zweck und das Mißgeschick des Verfehlens erregen, der komische Effekt des lezteren das Gleichgewicht.

Aber die Situation wird rein-komisch; denn nicht Neugier, sondern Bequemlichkeit war die Sache des guten Menschen, und kein eigner, sondern ein fremder Antrieb brachte ihn auf den Weg. Man konnte ihm das alte:

„Qu' allais tu faire dans cette galère!"

zurufen; der Zufall rief es ihm durch die That zu.

8. Von komischen Gesinnungen und Gefühlen.

Das Komische in Gesinnungen und Gefühlen ist theils absolut, wie bey Feigheit und Furcht, die im Mißverhältniß als Mittel zu allen Zwecken stehen. Theils entsteht es aus der Verbindung zweyer verschiedenartiger Sinnesweisen oder Gefühle in demselben menschlichen Wesen, deren Widerspruch in ein Mißverhältniß zur Einheit tritt (die man als Zweck jenes Wesens, so wie Gesinnungen und Gefühle als Mittel zu demselben betrachten muß), wenn nicht der Friede des Individuums und auch kein äußerer Zweck von wesentlicherem Interesse als der komische Effekt dieses Mißverhältnisses dadurch gehindert werden.

Oder jenes Komische wird durch Zeit und Umstände erzeugt; wenn dieß eine andere Gesinnung oder Empfindung als die dem Individuum eigenthümliche heischen, wobey dieselbe Einschränkung vorauszusetzen ist.

9. Von komischen Vorstellungen und Darstellungen.

Komische Vorstellungen und Darstellungen umfassen alles Komische, dessen wir gedacht. Je durchgängiger komisch an Handlung, Figuren, Charakteren, Verbindungen, Situationen, Reden, Gesinnungen, Gefühlen, eine komische Darstellung, und in so höherem Grade sie dieß ist: um so trefflicher ist sie.

Wir haben unerreichte Muster des Komischen an Aristophanes, Shakespeare, Cervantes und an unsern komischen Volksdichtungen. Das willkürliche Mißverhältniß der äußern Form bey einer Darstellung zu deren Inhalt und Zweck erzeugt die Parodie. Zahllose Stufen dieser komischen Darstellungsweise liegen zwischen Ironie und Posse.

10. Absichtslosigkeit des Komischen in Bezug auf den komischen Effekt.

Das Komische muß in Bezug auf seine eigene Wirkung durchaus absichtslos entstehen. Bey wichtigen Zwecken würde ein absichtliches Mißverhältniß der Mittel zu denselben, dem komischen Effekt zu Liebe, den Sinn als Unverstand oder Erbärmlichkeit beleidigen; und diese Wirkung die Wirkung von jenem unterdrücken.

Abgesehen davon, hebt ein absichtliches Komisches sich selber auf. Das Mißverhältniß zwischen Mittel und Zweck wird in Hinsicht des lezten Zweckes, des beabsichtigten komischen Effektes, ein richtiges Verhältniß.

Das Bewußtseyn hievon liegt so tief in der menschlichen Seele, daß kein Komisches, welches absichtlich entstand, als ein solches wirkt. Der komische Dichter kann der Begeisterung, die ihn dahin reißt, und zum Werkzeuge seiner eigenen Absicht macht, wir möchten sagen weniger, als der tragische entbehren.

Wollte man unsern Betrachtungen den Vorwurf machen, daß ihr Ernst im Mißverhältniß zu deren Gegenstand wäre: könnten wir nicht viel dawider einwenden.

Daß jener Ernst im Mißverhältniß zu deren Zweck stände, geben wir aber so wenig zu, als wir den Vorwurf befürchten.

v. Klg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Fortsetzung.)

Eben werd' ich aber gewahr, daß ich in meinem Bericht von hinten angefangen habe. In Wahrheit zu sagen, ich befinde mich in keiner geringen Verlegenheit: ich soll loben und will loben; aber wie kann ich es aufnehmen mit so Vielen meiner Vorgänger? Wie könnt' ich's wagen, ihnen nachzufliegen, die mit sonnenrothem Angesicht bis in den dritten Himmel sich erhoben, ihre Feder in die Glut der Morgenröthe tauchten, und so viel Schönes, Wundervolles uns berichtet und gedichtet haben? — Müßte ich hin und wieder einen Tadel aussprechen, so würden Heerschaaren in schimmernden Rüstungen gegen mich anstürmen. Muß es denn etwa auch getadelt seyn? — Keineswegs! — ist es gerade nöthig zu dichten und zu phantasiren? — Im Geringsten nicht. Also hübsch der Ordnung nach und in schlichter, klarer Prosa referirt! — Mad. Neumann trat zuerst als Pauline im Testament des Onkels auf, nachher als Sprudelköpfchen, in dem Stück gleiches Namens, das nach einer Abänderung für sie einstudirt war, und wurde als eine liebe, freundliche Bekanntschaft und immer liebliche Erscheinung freundlich aufgenommen. Sie gab die erstere mit edler, einfacher Haltung, bis zu einer gewissen Scene des dritten Akts, mit dem Oheim, wo sie in das Genre französischer Naivität hinüberschweifte. Diese Scene gefiel aber am meisten, und es ist einer fremden Schauspielerin wohl nicht zu verargen, wenn sie nach Effektmomenten greift, in Rollen

wo sie ihr nicht gerade häufig in die Hände laufen. Ueberhaupt gewann sie Beyfall in dieser Rolle, obwohl bedeutende Erinnerungen den Eindruck sehr erschwerten. Zuerst an die verstorbene Rose, die in diesem Charakter unvergeßlich ist, sogar in einzelnen Stellen, wie zum Beyspiel die, wo Pauline das Glas zurückgibt mit den Worten: „Ich danke Ihnen, mein Herr!“ – Dann an die Lindner, für deren Triumph diese Rolle gehalten wurde. Als Sprudelköpfchen war sie in ihrem Element, und zeigte sich nicht als eine gewöhnliche Schauspielerin, die ihre Rollen nur so hinspielt, nach einem gewissen Theaterschlendrian; es war inneres Leben und Wahrheit darin, und bildete sich aus dem Innern hervor, mit all der fein nüancirten Beweglichkeit, die man so selten an den Deutschen, oft an den Italienern, und fast immer an den Französinnen findet – ich meine, auf der Bühne. Manches hatte einen zu harten Ton. Zuweilen war das Benehmen etwas zu unwirsch, und bezeichnete Eigensinn oder Bosheit. Davor muß sich das Köpfchen in Acht nehmen, sonst wird das liebe Sprudelköpfchen widrig, und man verzweifelt an der Besserung. Die Scene am Klavier, mit Korn zusammen, der con amore spielte, ging trefflich. Mad. Neumann wurde von unserem gastfreundlichen Publikum gleich nach dem ersten Stück gerufen, und dankte mit einfachen Worten. Im Bräutigam aus Mexiko sahen wir die Gastspielerin als Suschen. Die Rolle soll für sie, oder mit Rücksicht auf sie, geschrieben worden seyn. So scheint es auch. Das Spiel stimmte mit dem Charakter überein. Viel Brillantes, auch viel Treffendes, deßgleichen viel Heterogenes: Anmuth und Regsamkeit des natürlichen Lebens – aber keine Einheit und nichts Ganzes. Die dritte Gastdarstellung war Fürstin Eboli. In dieser Rolle gefiel sie mir am wenigsten, und ich möchte sagen, gar nicht. Dabey ist aber nichts verloren, es wurde genug applaudirt; an wahrem Beyfall dürfte kein Ueberfluß gewesen seyn. Es kann seyn, daß ich an die Darstellerinnen dieser Rolle, und an die Darsteller dieses Stücks überhaupt, in vieler Hinsicht überspannte Forderungen stelle. Der Eindruck, den diese Tragödie in den ersten Jahren ihrer Erscheinung auf mich machte, die Aeußerungen des Dichters, den ich aus diesem seinem damaligen Lieblingswerk öfter ganze Scenen mit Lust und Liebe vorlesen und erklären hörte, die ersten Darstellungen auf dem Theater in Berlin, wo Fleck, die Unzelmann-Bethmann und Mattausch mit seiner achten, wiewohl etwas ungeregelten Natur, darin zusammenwirkten, dieses und noch vieles Andere mag dazu beygetragen haben. Will man übrigens dasjenige, was ich an unsrer Gastspielerin vorzüglich tadle, durch die abgenuzte Phrase: „südliche Glut“ rechtfertigen, nämlich jenes unsichere, schwankende Wesen, die tragische Ueberspannung, die Verstöße gegen Sinn und Bedeutung der Worte – so hab' ich Unrecht. Richtigkeit des Gefühls, Wahrheit des Ausdrucks und angemessenes Situations-Kolorit können mit der sogenannten südlichen Glut wohl noch bestehen. Eine vortheilhaftere Gestalt für die Eboli kann ich mir nicht denken; in den Scenen mit Karlos und Posa, in den Monologen denk' ich sie mir viel anders. – Als Baronin, in Stille Wasser, stand sie wieder auf einer höhern Stufe. Alle Mittel stehen ihr für diese Rolle zu Gebot; in der sanguinischen Lebendigkeit und dem Anstrich der eleganten Welt prägte sich der Zug des Leichtsinns, die feine Koketterie, welche das Benehmen dieser Dame charakterisiren, glücklich aus. In dem reichen Spiel voll inneren Lebens zeichneten sich mehrere ergreifende Momente aus. Die Aufnahme war belohnend und gerecht. – Eine Leistung voll schöner Einzelheiten war auch die Darstellung der jungen Frau in der Schule der Alten. Das Ganze ziemlich im französischen Styl gehalten, was hier am rechten Ort ist. Der neckisch-kosende Ton gegen den Mann fiel zuweilen in das Zweydeutige und Raffinirte, dadurch verliert der Glaube an die Unschuld ihres Herzens. Diese, oder vielmehr die Unerfahrenheit, wurde ungemein glücklich durch den Ausdruck der Bestürzung über die Deklaration des Düc's bezeichnet. Die Aengstlichkeit bey der überraschenden Zurückkunft Danville's war so peinlich, sowohl im Verhältniß zu jener raffinirten Freundlichkeit, als zu dem unbefangenen Bewußtseyn. Entweder muß es ihr viel Anstrengung kosten, ruhig zu scheinen, oder es bedarf derselben nicht. An glänzenden Momenten und treffenden Zügen fehlte es dieser Darstellung nicht. Man erwartet nun begierig ihr nächstes Erscheinen auf der Bühne als Preziosa. Das Stück wurde auf diesem Theater noch nicht gegeben, und ist eigens für die Gastspielerin einstudirt worden; wird auch mit bedeutendem Aufwand in die Scene gesezt. Mad. Neumann ist überall mit Theilnahme, Wohlwollen und Auszeichnung aufgenommen worden. Blumen wurden bisher nicht gestreut, Kränze nicht gewunden. Eine schöne Gelegenheit finde ich jezt, das Witzwort eines Spaßmachers in anderer Beziehung anzuführen, wenn es hier nicht unschicklich wäre. Auch Gedichte sind, so viel ich weiß, noch nicht zu Tag gekommen – nämlich bis zum heutigen Tag. Ich meine gute, oder nur mittelmäßige, solche, wovon es der Mühe werth ist, zu reden. Den gewöhnlichen gehirnlosen Singsang, der schon bey dem ersten Ton verräth, welcher Geist darin weht, den würde ich ohnehin nicht erwähnen. So einem Ding muß doch eine gewisse Ansicht zum Grunde liegen; der Mann muß doch wenigstens zeichnen können, der eine Künstlerin malen will; er muß wissen, seine Farbe zu wählen, nicht aus allen Töpfen zugleich, und mit der Quaste statt des Pinsels auftragen. Ich bedaure die Künstler immer, wenn ihnen schlechte Reimereyen, wie die Reimereyen in Coventgarden und Drurylane, an den Kopf fliegen. Ich habe indessen noch keinen gesehen, der Kopfweh davon bekommen hätte. Machen es so viele Dichter und Autoren aber anders? – Steigt Manchem der widerwärtigste Opferqualm wohl in die Nase. Geben sie ihm nicht vielmehr auf allen Schleichwegen und in allen Winkeln recht entgegen? –

Auf diesem Theater trat lezthin ein Kind von acht Jahren, Minna Reichel genannt, in der Erbschaft von Kotzebue, dann als Fritz im Hahnenschlag, auf, das eine seltene Erscheinung von kindlicher Anmuth und Natürlichkeit darbot. Durch dieses höchst interessante Kind wird die talentvolle kleine Sonntag, die nun ihrer Mutter und Schwester gefolgt ist, auf das Glücklichste ersezt, und in mancher Hinsicht wohl übertroffen. Es ist alles Natur und inneres Leben, alles fließt zwanglos und ohne Zeichen der Ueberlieferung aus dem kindlichen Gemüth, und macht sich durch angemessene Bewegungen und Zeichen kund. Auch die Verse wurden so leicht und gefällig vorgetragen, als ob es keine wären, und man konnte sie doch unterscheiden. Ich bin überzeugt, wenn das kleine Wesen gar niemand brauchte, der ihm die Rollen vorsagte oder einlernte, was jezt noch nicht zu fordern ist, es würde noch weit mehr leisten, und nichts zu wünschen übrig lassen. Es ist die Tochter des verstorbenen Schauspielers Küstner, dessen Familiennamen sie führt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Juli 1825.

Gott ist ein Geist, ihr müsset ihn im Geiste verehren und anbeten.

Die Potawatomis, ein amerikanisches Volk.

(Fortsetzung.)

Die Potawatomis glauben an das Daseyn eines einzigen Gottes, Kaschamaneto, großer Geist, genannt. Das Wort Kascha meint zwar groß, aber sie entweihen es nie, indem sie es einem sichtbaren Gegenstande beylegen; jedoch benennen sie zuweilen einen guten Mann damit, um seine nähere Verwandtschaft mit dem Maneto, dem unwiderstehlichen, allmächtigen Wesen, dadurch anzuzeigen. Auch erkennen sie einen Matschamaneto, oder bösen Geist, und gebrauchen das Wort Matscha für alle böse oder unangenehme Gegenstände. Dem ersteren schreiben sie die warmen Winde des Südens zu, während sie dem leztern die kalten Winde und Stürme des Nordens zuschreiben *). Die Wohnung des bösen Geistes ist in den kalten Gegenden, wo die Sonne niemals scheint. Der Kaschamaneto aber wohnt in der Mittags-Sonnenstelle. Sie beten indessen vorzüglich zum bösen Geiste, den sie versöhnen zu müssen glauben, und halten die Gebete beym Guten für überflüssig; auch glauben sie nicht, daß dieser sich durch diese Vernachlässigung beleidigt fühlt. Zuweilen jedoch, in Krankheitsfällen, oder wenn sie im Traume dazu aufgefordert worden, bringen sie auch diesem lebendige Thiere zum Opfer. Dieß geschieht gewöhnlich durch die Aufforderung eines der Oberhäupter, der, nachdem er die Krieger zusammengerufen, den einen nach einem Bock sendet, dem andern ein Racoon zu tödten befiehlt, u. s. w. Auch wenn ihnen die Jagd geglückt, kommen sie zusammen und befestigen den zuerst erlegten Bock, oder ein anderes Thier auf einen Pfahl, und lassen ihn als Opfer für den großen Geist hängen. Die übrige Beute wird im Namen des großen Geistes verzehrt. Dergleichen Opferfeste werden von Gebeten, Gesang und Tanz begleitet und in der Absicht veranstaltet, um Glück in der Jagd und im Kriege dadurch zu erhalten. Im Winter und Frühling sind diese Opfer regelmäßig. Nachdem die Gäste sich bey einem Krieger versammelt, steht dieser auf, schlägt auf eine Trommel und ruft unter vielen Leibesverdrehungen die Gottheit an. Nach ihm nimmt ein Anderer die Trommel und verfährt auf dieselbe Weise. Die Gebete sind in keiner bestimmten Form, wie die Gesänge, die sie bey diesen Gelegenheiten zusammen singen.

Die Vielweiberey ist nicht nur erlaubt, sondern sogar ermuntert, und ein Mann darf so viele Weiber nehmen, als er ernähren kann. Auch rechnet man im Durchschnitt vier Weiber auf einen Mann. Sie sind sehr aufmerksam auf die physische und geistige Erziehung ihrer Kinder. Metea sagte, sein Vater hätte sehr jung angefangen ihn zu unterrichten, und lehrte ihn einen Tag um den andern und eine Nacht um die andere die Sagen, Gesetze und Gebräuche der Nation, „damit er einst seinem Vaterlande

*) Es ist merkwürdig, daß die Hebräer die Bezeichnung des heiligen und unheiligen Geistes auch von dem Worte Wind hergenommen haben.

D. Uebers.

mit seinem Rathe nützlich seyn könnte. Die Erziehung der Knaben fängt im eilften oder zwölften Jahre an; man härtet sie zur Ertragung der Kälte, des Hungers und jeder andern Art von Entbehrung ab. Sie bedienen sich keiner Strenge, um sich ihres Gehorsams zu versichern, wissen sie aber durch die Furcht vor dem großen Geiste zu lenken, indem sie ihnen drohen, daß er ihnen im Fall des Ungehorsams alles Glück verweigern würde. Wenn sie fasten wollen, beschmieren sie sich das Gesicht und Hände mit Kohlen und essen und trinken nichts, bis nach Sonnenuntergang; dann waschen sie sich und nehmen ein mäßiges Mahl. Am folgenden Morgen schwärzen sie sich auf's neue an, und fasten wieder; und so von Tag zu Tag, bis das Stückchen Holz, womit sie das Schwärzen angefangen, und welches sie während der Zeit immer am Halse tragen, verbraucht ist, welches an zehn bis zwölf Tage zu dauern pflegt. Nach diesem geben sie diese Selbstpeinigung auf, oder erneuen sie wieder. Man hat nie gehört, daß einer von ihnen die Fasten gebrochen, oder mit Fleiß das Holz schneller verbraucht hätte; ja selbst Kinder widerstehen um diese Zeit allen Versuchungen, und alles dieses aus Furcht, der Gottheit zu mißfallen und an dem Glücke zu verlieren, worauf sie so sehr bauen. Dieser religiöse Sinn aber findet sich nur bey den Männern. Die Frauen, welche sich weder mit der Jagd noch mit dem Kriege beschäftigen, bedürfen auch des Glückes nicht, und der einzige Gegenstand, wofür sie zu beten haben könnten, ist, daß der große Geist ihnen die Liebe ihres Gatten erhalten möchte.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Mina.

Wir haben neulich eine Biographie Mina's erhalten, aus welcher die allgemeine Zeitung in ihren Beylagen einen Auszug gab. Die besten Biographien tragen indessen immer, und zwar desto mehr, je besser sie gerathen sind, den Fehler an sich, in dem Leser den Wunsch übrig zu lassen, den Helden der Biographie persönlich zu kennen, oder gekannt zu haben: ein Wunsch, der um so verzeihlicher ist, als man sich nicht einbilden darf, einen Helden zu kennen, wenn man ihn nicht im Schlafrocke gesehen hat.

Ein Zufall verschaffte mir während meines lezten Aufenthaltes zu London das Glück, Mina im Kreise seiner liebenswürdigen Familie und seiner alten Freunde, wenn ich so sagen darf, im Schlafrocke zu sehen. Wenn Napoleon dem Feldherrn-Talente Mina's, eines seiner furchtbarsten ehemaligen Feinde, so sehr Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß er ihm in den drangvollen hundert Tagen eine Befehlshaberstelle in seiner Armee anvertrauen wollte, so scheint es den Helden unserer friedseligen Zeit um so weniger zuzukommen, das Urtheil des ersten Kriegers unsers Jahrtausends bekritteln zu wollen, als Mina dasselbe auch nachdem Tode seines Richters auf dem ausgebrannten Vulkane im Weltmeere vollkommen gerechtfertigt hat. Mag Mina was immer für einen Welthandel vertheidigt haben: virtus et in hoste laudanda.

Wie ist aber dieser Mina, dieser Ueberall und Nirgends, wie ihn seine Feinde so oft nannten, zu Hause? Einer der liebenswürdigsten, gutmüthigsten, geradesten und offensten Männer, wie es vielleicht wenige auf Erden gibt; gut, wie ein Kind, das lächelnd am Schoße seiner Mutter spielt, offen, wie der klare Himmel für jeden Strahl des Lichtes, der von seinen Gestirnen herabfällt, und für jeden Blick, der zu ihm hinaufdringt. Bey der tiefen Seelenruhe, die auf seiner wolkenfreyen, einnehmenden Stirne ruht; bey der Klarheit seines freundlichen Blickes, der nur so tief in die Seele des Fremden zu bringen scheint, als nöthig ist, um dasjenige darin wahrzunehmen, was leichter sich einnistet als verbirgt; bey einem so gutmüthigen, herzlichen, sanften, geraden, einnehmenden Wesen, das diesen Mann auszeichnet, sollte man in ihm Alles eher, als einen Soldaten, vielweniger einen Mina, vermuthen. Es macht der französischen Polizey wahrlich keine Schande, daß er ihr entschlüpfte: er scheint Alles eher, was man sich Gutes denken mag, als der unerbittliche Mina. Es fiel mir sehr auf, an ihm auch nicht eine Spur der kräftigen spanischen Physiognomie zu finden. Sein feines Haar ist licht gefärbt; seine Gesichtsfarbe hell und sanft geröthet; sein Blick mehr klar als feurig; sein Mund ohne die mindeste Spur eines Nebenzuges; sein Kinn mehr rundlich als hervorragend, und seine schöne Nase scheint auf kein anderes Verdienst Anspruch machen zu wollen, als auf die Ehre, in der Mitte eines ehrlichen, einnehmenden Gesichtes zu stehen. Obschon dieser Mann ungemein viel Ungemach in seinem Leben, und erst vor kurzer Zeit sehr großes erduldete, sieht er doch sehr blühend aus, und hat das Ansehen eines rüstigen Vierzigers.

Das „Blümchen Wunderhold," dieser wahre Orden des Verdienstes, oder vielmehr dieser Orden des wahren Verdienstes, wie man es nun nehmen will, schmückt Mina's Brust mehr, als der ihm zugedachte Orden des goldenen Fließes sie kaum geschmückt haben könnte. Es wäre einem Manne seiner Abkunft sehr zu verzeihen, wenn er, nach dem Ruhme, den er sich erworben hat, stolz wäre; und es stünde vielleicht einem Ritter des goldenen Fließes und Siegers in so vielen Treffen weniger an, wenn er herablassend scheinen wollte, oder gar gemein wäre. Keinen von diesen, übrigens „ubi plura nitent," leicht verzeihlichen Fehlern fand ich an Mina: er weiß jeden, ohne alle Fehler unzeitiger Vertraulichkeit so zu behandeln, als ob er ihn seit Jahren sehr wohl kenne. Edle Offenheit scheint mir der Hauptzug in Mina's Charakter, und ich

kann noch zur Stunde nicht begreifen, wie diese sich mit dem Talente eines so glorreichen Feldherrn vereinigen läßt. Offen gegen den visirlosen Ritter machte ich in der ersten Viertelstunde, als ich die Ehre hatte ihn zu sprechen, ihm mein Geständniß hierüber: seine Antwort war: „Ich war als Knabe, wie ich jezt bin. Ich habe nie etwas hehl getragen.“ In seinen Aeußerungen, die er frey fallen läßt, herrscht so viel Klarheit, ein so ruhiger und doch so durchdringender Verstand, jedes seiner Worte ist so gediegen, daß man ihn wahrlich mit eben so viel Ehrfurcht sprechen hört, als man ihm mit Liebe und Ergebenheit zugethan seyn muß, wenn man ihn sieht. Ich bin in meinem Leben manchem höchst achtbaren Manne nahe gestanden; ich muß aber gestehen, daß ich so schnell, wie über Mina, über keinen andern mit mir selbst in's Reine gekommen bin. Er zog die Anker und Nägel aus dem kleinen Fahrzeuge meiner Lebensweisheit so schnell an sich, wie der Magnetberg in dem Mährchen aus Tausend und Einer Nacht alles Eisen aus den Kauffahrtheyschiffen. Mina scheint das große Talent zu besitzen, und zu verdienen, ehe die Herzen seiner Umgebungen hasta la muerte, und nach diesem Siege über die Freunde, erst die Schlacht gegen die Feinde zu gewinnen.

Seine Gattin ist eine niedliche liebenswürdige Brünette, deren schönes schwarzes Auge Hochachtung gebietet. Seine Schwester, die erst vor einigen Monaten aus der Gefangenschaft zu Barcellona kam, hat ganz die großen Züge der Catalonierinnen und scheint, bey Mina's Degen, mehr General in einem Heere von Amazonen, als ihr tapferer Bruder in einem Heere von Castillanen; sie hat indessen mit demselben das gemein, daß sie, wie man mir sagte, einen ungemein hellen Verstand bey einem sehr edeln Herzen besizt.

Es wird überflüssig seyn zu bemerken, daß Alles, was diejenigen über Mina in öffentlichen Blättern erzählten, die entweder Partheygeist oder die triviale Regel, andere nach sich zu beurtheilen, auf dem Schlangenpfade der Verläumdung leitete, und die ihn uns als Kirchenräuber, Silberpresser rc. schilderten, reine Unwahrheit ist. Mina lebt, im Schoße seiner liebenswürdigen Familie, zurückgezogen in einem etwas entlegenen, aber sehr angenehmen Theile Londons, und genießt daselbst nicht blos der Verehrung und Liebe seiner mit ihm unglücklich gewordenen Landsleute, sondern aller derer, die das Vergnügen und die Ehre haben, ihn persönlich zu kennen.

Ein ganz anderer Charakter ist Señor Don Palarea einst Medicinae Doctor, nun aber berühmter durch die globuli martiales, die er manchen verschrieb, als durch die Pillen, die er ehevor seine Kranken verschlingen ließ. Eine mehr heroische Gestalt habe ich selbst in unseren vieljährigen lezten Kriegen nicht gesehen, wo die Winde aus allen Punkten der Windrose Krieger herzublasen schienen. Palarea's Kopf würde eine herrliche Büste eines Ajax geben, die kein Phydias schöner idealisiren könnte. Ich habe viel mit Spaniern gelebt, und mein Auge ist mit den ellenlangen spanischen Physiognomien vertraut; doch ein so langes Gesicht, eine so breite Stirne, solche Feuerräder von Augen, die selbst noch im Schatten schwarzbuschigter Augbraunen wie Sterne blitzen, so kräftige Züge und so breite Brust habe ich noch keine gesehen. Die Adern schwollen ihm an der Stirne, und seine hochgewölbte Brust, nicht sein braunes Gesicht, färbte ein tiefes Roth, als er mir, auf sein Kanapee hingelehnt, und die Brust unbedeckt, im Schlafrocke einen Theil der Rede wiederholte, die er einst in seinem Vaterlande gegen die Persas hielt. Er versicherte mir dabey, er spreche in voller Ruhe. Einen Mann, in dessen Adern mehr Feuer als Blut wallt, denn in Palarea's, habe ich noch nicht gefunden, ich bin noch keinem Manne gewichen, mit dem mein Schicksal mich zusammenführte; allein ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht weiß, ob ich nicht das Loos der Thiere jener Heerde theilen würde, in welcher Ajax wüthete, wenn dieser celtiberische Ajax gegen mich wäre. Daß bey einem solchen Feuer, dessen nur der Bewohner des Südens fähig ist, kein Arg im Herde liegt, ist jedem offenbar, der des Menschen Herz kennt. Palarea ist so gerade, als die Flamme, die aus dem Vesuv auffährt, und wird, wie diese, nur dann verlöschen, wenn der Vulkan ausgebrannt seyn wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

London. 9. Juni.

Ich erwähnte in meinem lezten eines Beyspiels des Fanatismus auf dem Lande; und bedaure, Ihnen jezt ein Seitenstück dazu, und zwar von einer noch empörenderen Art als jenes, zu erzählen, da es uns leider unsere Hauptstadt lieferte. Vor ein Paar Tagen nämlich wurde ein Mann von den Vorstehern seines Kirchspiels vor einen Polizeykommissär gebracht, welcher seine Tochter aus dem Hause gestoßen hatte und sich weigerte ihr eine Versorgung zu gestatten. Aus der Aussage des Mädchens und anderweitiger Untersuchung erhellte es, daß der Vater, ein Schneidermeister von Profession, vor 3 Jahren ein Mitglied der Gläubigen an die Johanna Southcoote und den neuen Schiloh geworden war, und da er seine Frau und Tochter nicht zu demselben Glauben bereden konnte, so stieß er beide von sich. Was aus der Frau geworden, schien Niemand recht zu wissen; die Tochter diente als Magd, bis sie vor einigen Wochen krank wurde, und gezwungen war zu ihrem unmenschlichen Vater zurück zu kehren. Dieser hat zwey Häuser, in denen er wechselsweise wohnt, und diese fand sie voller Weibsleute von ihres Vaters Religion, die ihm eine Art von Harem bildeten, und unter diesen eine neue Johanna, ein Weib von gräßlichem Ansehen, mit gespaltener Lippe und Nase, das den jungen Schiloh hervorzubringen versprach, und die Wiedereinsezung des Sabbath anstatt des Sonntags zum Hauptgegenstand ihrer Predigten machte. Der Schne er hatte bereits

einen prächtigen Scharlachrock für den erwarteten Erlöser gemacht, den aber einstweilen die Mutter mit löblicher Oekonomie in einem Pfandhause versezt zu haben scheint, um inzwischen die Frucht ihres Leibes durch die Kraft des allbelebenden Gin (Schnapps) zu stärken. Dem armen Mädchen wurde aufs neue zugesezt, ein Mitglied dieser ehrbaren Gemeinde zu werden, und sie, da sie sich dessen weigerte, als ein räudiges Schaaf aus dem Hause gestoßen. Der schändliche Vater erhöhte sein Verbrechen, indem er die Mutter und Tochter zu verläumden suchte; aber am Ende mußte er sich bequemen, die geforderte Gewährleistung für den Unterhalt seiner Tochter zu geben.

Indessen geschieht alles, was nur geschehen kann, um den Aberglauben zu vertreiben; man weiß, wie zahlreich hier die Armenschulen sind, und ihre Menge wird täglich größer. Am 1. d. M. bey der jährlichen Versammlung der Jugend, welche in London unter der Leitung der Anglikanischen Kirche erzogen wird, und zwar nur der, welche in den verschiedenen Stiftungen leben, und nebst der Erziehung auch Nahrung und Kleidung erhalten, waren in der St. Pauls Kirche, nicht weniger als 6000 Kinder zugegen. Diese unschuldigen Geschöpfe, in ihren mannigfaltigen und mitunter wunderlichen Anzügen, von ihren Lehrern und Lehrerinnen und den Vorstehern der verschiedenen Stiftungen begleitet, und von einer unzählbaren Menge Zuschauer beyderley Geschlechts, besonders aber von Frauenzimmern aus den höheren und mittleren Ständen, umgeben, unter dem prächtigen Gewölbe dieses herrlichen Doms, zwischen den Denkmälern der Edlen Britanniens, und unter den Trophäen eroberter Fahnen, womit die Decke dieser Kirche behangen ist, versammelt, bildeten einen eigenen Anblick; indessen wäre es unmöglich, selbst für eine geübte Feder einen Begriff hievon zu geben. Oder wer vermöchte es, eine Beschreibung von dem Eindruck zu liefern, welchen der schallende Hallelujahgesang dieser Tausende von hellen Kinderstimmen in dem hallenden Gewölbe auf die Seele macht. Man erzählt von einem deutschen Komponisten (ich erinnere mich nicht, ob es Händel oder Haydn gewesen), daß er, als er diesen Gesang zum ersten Mal vernahm, entzückt ausrief: „nie hätte ich geglaubt, daß die Musik einer solchen Wirkung fähig wäre!“ und damals waren es doch nur 4000 Stimmen, welche sangen.

Die Armenschulen unter Lancaster und Bell's System sind im größten Flor; die mechanischen Institute vermehren sich allenthalben, und dehnen sich fortwährend aus; aber die wohlthätigsten aller Anstalten sind meiner Meynung nach die Schulen für junge Kinder, die vor ein Paar Jahren eingeführt worden sind, und täglich mehr in Aufnahme kommen. In diesen Schulen werden Kinder von achtzehn Monaten an zugelassen, unglückliche Geschöpfe, deren Mütter gezwungen, ihren täglichen Arbeiten nachzugehen, sie sonst ohne alle physische und moralische Aufsicht in ihren engen Wohnungen eingeschlossen und der gesunden Luft beraubt, oder in ihren schmuzigen Gassen herumlaufend, allen üblen Zufällen und bösen Beyspielen ausgesezt, zurücklassen müßten. Die jezt beglückten Kleinen spielen in diesen Schulen zwar mehr, als daß sie Unterricht erhalten, denn dieser beschränkt sich höchstens auf die Erklärung von Bildern und dergleichen, welche an den Wänden herumhängen, aber sie werden doch an Ordnung, Aufmerksamkeit, Reinlichkeit und Gehorsam gewöhnt, sind gegen die meisten Zufälle geschüzt, welche Kinder ohne Aufsicht befallen können, und lernen zum Wenigsten — nichts Böses! Vom zweyten bis zum siebenten Jahre ist das Alter, welches der lebhaftesten Eindrücke fähig ist, und die armen Kinder, welche bis dahin sich selbst überlassen gelebt haben, sind, wenn sie dann die Schulen besuchen, schon so verderbt, daß sie kaum mehr zu bessern sind; gebe also der Himmel, daß dieser neue Plan recht allgemein verbreitet werde, besonders in großen Städten! das daraus entspringende Gute würde sich schon in wenigen Jahren in einem verbesserten gesellschaftlichen Zustande zeigen.

Der Plan zur Stiftung einer Londner hohen Schule kommt immer seiner Reife näher, und wird gewiß ausgeführt, wenn die Eifersucht der alten Universitäten die parlamentarische Bestätigung desselben nicht zu verhindern weiß. An Vorurtheil fehlt es leider dort nicht!

Das Oberhaus hat einen zweyten Beweis seiner Unduldsamkeit in der Verwerfung eines Gesetzesvorschlages gegeben, wodurch die Heirathen der Unitarier durch ihre eigenen Prediger als gültig anerkannt, und Personen dieses Glaubens der zwangvollen Nothwendigkeit überhoben werden sollten, sich einer Formel zu unterwerfen, die sie als gotteslästerlich betrachten, und der Geistliche der englischen Kirche die Kränkung, eine feyerliche Ceremonie an Leute zu verschwenden, die ihm am Ende derselben einen Protest einreichen, der ihn, wenn er selbst an seine Religion glaubt, empören muß. Bekanntlich müssen in England alle Heirathen, um gesezgültig zu seyn, von einem Priester der englischen Kirche geschlossen werden, und nur die Juden und Quäker sind von diesem Zwange ausgeschlossen, von welchem die Unitarier und die Sektirer überhaupt gleichfalls befreyet zu werden wünschen. Aber man fürchtet durch eine so gerechte Verwilligung die Sporteln der Geistlichkeit zu vermindern; und dieser Rücksicht muß jede andere weichen.

Der König läßt sich jezt häufig im Publikum sehen; er war seit drey Tagen bey dem großen Pferderennen in Ascott zugegen, und hat heute wieder ein großes Lever, zu welchem sich Alles drängt, was nur einigermaßen auf die Auszeichnung, vorgestellt zu werden, Anspruch machen darf. Der Anblick zu Ascott war wirklich unvergleichlich. Der Monarch selbst, ein schöner, stattlicher Mann, umgeben von einem zahlreichen glänzenden Hofe, die endlosen Reihen reicher, offener Equipagen, mit den schönsten Frauen Englands, die Tausende von Herren, auf schönen muthigen Pferden, die zahllosen Zuschauer zu Fuße, bestehend aus Bürgern, Landleuten, Polizeydienern und — Dieben, alle mit dem eigenem Kleiderschnitt und Gesichtsausdruck ihres Standes, und dann die Pferderennen selbst — wer den Auftritt nur malen könnte. Natürlicherweise mußten sich bey einem solchen außerordentlichen Zusammenlauf von Menschen Unglücksfälle ereignen, auch verlor ein Herr durch einen Sturz das Leben. Einer unserer Richter (Bayley) hatte einen silbernen Becher als Preis mitgebracht, für den ein Rennen stattfinden sollte, es geschah auch, aber es war kein Wettrennen, ein Dieb erwischte ihn, und rannte ganz allein, und ohne bemerkt zu werden, damit davon. Dem Herzog von York, erzählt man, sollen nach dem Absteigen sein und seines Reitknechts Pferde von einem Gläubiger in Beschlag genommen worden seyn. Ob die Geschichte diesesmal wahr ist, weiß ich nicht, aber dergleichen ist dem armen Herzog, der der Gläubiger gar viele hat, schon oft geschehen. Seine Königliche Hoheit soll seinem Schneider allein 12,000 Pfund Sterling schuldig seyn.

Bukingham-Haus im St. James-Park soll zu einem großen Pallaste umgeschaffen werden; man hat bereits mit den Arbeiten angefangen.

Ein Mitglied des Unterhauses erzählte neulich, als ein Beyspiel der Kostspieligkeit der Prozesse in unserem berüchtigten Kanzlerhofe, daß in einem Prozesse, den er selbst darin g e w o n n e n, jedes hundert Pfund, das ihm zuerkannt ward, über a c h t u n d a c h t z i g Pfund gekostet — das nenn' ich doch eine billige Gerichtspflege. Indessen sizt eben eine Kommission zur Untersuchung dieses Gerichtshofes, und man hofft Verbesserungen darin an Zeit und Unkosten!

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Juli 1825.

Nachsicht wird stets die Amme arger Schuld.

Shakspeare.

Selina, oder die Weiber unserer Zeit.

Ein Sittengemälde.

Selina Harrington war ein schönes Kind; ihre dunkelgraue Augen und schwarze Augenbraunen erhoben ihre blendend weiße Haut, ihr schönes Haar, welches ihre Mutter in langen Locken über ihre hübschen Schultern herabfallen ließ, gab ihr ein eigenes Ansehen, welches Mistriß H. so gern ihren Kindern gab, damit sie nicht wie anderer Leute Kinder aussehen möchten. Natürlicherweise wurde sie von einem Jeden bemerkt und geliebkost: auf diese Weise ward sie früh gewöhnt, Liebe und Bewunderung zu finden, ward es ihr Streben durch's ganze Leben solche zu erlangen, koste es was es wolle. Sie besaß einige gute Fähigkeiten; der Scharfsinn und die Schnelligkeit, welche ihr so viele Bewunderung zuzogen, waren indessen augenscheinlich studirt und gesucht. Im vierten Jahre las sie schon vollkommen, im fünften wiederholte sie schon Stellen aus dem Shakspeare; damals schon ließ man sie Romanen lesen — und als ich ihren Vater fragte, warum er sie solches unsinnige Zeug lesen ließ, meinte er, die Irrthümer, die sie dadurch ergreifen könnte, ließen sich schon vertreiben, wenn sie einmal älter wäre; sie würde der Dichtungen schon müde werden, und dann gern nützliche Bücher lesen, während inzwischen sich ihre Sprache und ihr Styl bildeten.

Als Selina acht Jahre alt war, schickte man sie in die Schule; sie hatte jezt mehrere jüngere Geschwister, aber sie blieb der Liebling der Eltern. Selina fand indessen die Schulstudien weit weniger unterhaltend, als die Leserey zu Hause, und sie erregten ihren ganzen Widerwillen. Die kleinen unschuldigen Kunstgriffe, deren sie sich früher bedient hatte, wurden jezt zu dem ernsteren Streben benuzt, ungestraft ihre Aufgaben vernachlässigen zu können. Ihr früh entwickelter Geist fand in den Mädchen ihres Alters unpassende Gespielinnen, und die älteren nannten sie zu listig, so, daß sie von der einen Hälfte gemieden und von der andern zurückgestoßen ward. Bald fing sie also an, sich zu bereden, sie würde sehr mißhandelt, und in ihrer romantischen Stimmung sezte sich eine Unzufriedenheit bey ihr fest, die sie nie verließ. Schmeicheley und falsches Lob vermehrten nur noch diesen Hang zu romantischer Grillenfangerey, und bald erklärte sie, es wäre ihr unmöglich, das gewöhnliche Schlaraffenleben anderer Menschen zu führen. Frau Harrington sah endlich die Irrthümer ihrer Tochter ein, und suchte sie zu verbessern; aber das war das Weben von Penelopens Netz; denn sobald sie einen Eindruck gemacht zu haben glaubte, ward er von der blinden Liebe ihres Mannes sogleich wieder verwischt. Zum Unglück für Selina starb ihre Mutter, ehe sie ihr fünfzehntes Jahr erreichte. In einem solchen Alter, und mit solchen Neigungen als wir beschrieben, aufsichtslos zu werden (denn sie merkte bald, daß sie aus ihrem Vater machen konnte, was sie wollte), war ein wahres Unglück für sie; dazu bekam sie auch die Herrschaft über ihre Geschwister, außer ihrem ältesten Bruder, den sie haßte, weil er ihr dann und

wann die Wahrheit sagte. Sobald Herr Harrington den ersten Schmerz seines Verlustes überstanden hatte, stellte er seiner Tochter ihre Pflichten vor, und beschwor sie, für ihre jüngeren Geschwister (es waren ihrer jezt sieben) eine Mutter zu seyn, und übergab ihr für die Zukunft die Aufsicht über seine Haushaltung, der sie auch für eine kurze Zeit, der Neuheit wegen, recht gut vorstand. Aber diese Pflichten wurden ihr bald zu einförmig; es fehlte ihnen an allem romantischen Schwung, und wie sollte das ein Mädchen von Genie aushalten! Sie überließ diese gemeinen Sorgen also der nächsten Schwester, die dann kaum dreyzehn Jahre alt war. Selina brachte ihre Zeit nun damit zu, in ihrem Kabinete Romanen zu lesen, oder Liebesbriefe zu schreiben, oder sie ging aus, um Abenteuer zu suchen, denn ohne diese war ihr das Leben eine Last.

Einst begegnete ich ihr mit einem Freunde: ihr Anzug war so übertrieben und ihr Gesicht so geschminkt, daß ich Mühe hatte, ihn zu überzeugen, daß sie ein achtbares Frauenzimmer wäre. Er verließ mich und ging ihr nach; er redete sie an und sie antwortete, nahm seine Addresse und bewilligte ihm eine Zusammenkunft; ein Briefwechsel entspann sich, denn Selina konnte unmöglich eine Gelegenheit entschlüpfen lassen, ihr Talent zu zeigen, und bald wurde er als ein Bekannter ihrer einzigen Freundin bey ihrem Vater eingeführt. Diese Freundin war von gleichem Schlage wie sie, hatte wie sie frühzeitig ihre Mutter verloren, war wie sie von einem thörichten Vater verzogen worden, und Beyde halfen einander treulich auf dem Wege des Verderbens. Sie nahmen keinen Anstand, allein mit einander die Schauspielhäuser zu besuchen, sich mit unbekannten Männern in Gespräche einzulassen, ihnen zu schreiben, u. s. w., bis endlich Selina sich beredete, alle die Schmeicheleyen, welche Männer leichtfertigen Frauenzimmern in's Ohr zu raunen pflegen, seyen ernsthaft gemeint, und jeder Mann, der sie ansah, wäre in sie verliebt; wenigstens fand sie keinen Anstand, es andern glauben zu machen, denn eine unschuldige Lüge hatte für Selinen nichts Abschreckendes mehr. Oft habe ich sie im Schauspielhause gesehen, wo ihre sonderbare Kleidung und ihr freches Wesen die Augen aller Männer umher auf sich zogen, und sie dieß Alles für Bewunderung nahm. Ich habe sie diese Eroberungen gegen ihren Vater rühmen hören, und dieser war so blind als sie selbst, und nahm es sehr übel, wenn ihn ein Freund eines bessern belehren wollte. Ihr Vater gab ihr eine bedeutende Summe jährlich zum Nadelgelde, aber dieß konnte bey ihrem übertriebenen Wesen nicht hinreichen, und sie befand sich bald in Schulden. Diese verursachten ihr nun wirkliche und ernsthafte Sorgen und Bekümmernisse, die sie aber sorgfältig vor ihrem Vater verbergen mußte. Auch mußte sie sich jezt entschließen, damit ihre häufigen Wanderungen nicht zulezt Verdacht bey ihm erregen möchten, wenn sie ausging, eine jüngere Schwester als Deckmantel mitzunehmen. Alles dieses vereinigte sich, zulezt ihre Gesundheit und ihren Frohsinn zu untergraben; sie war noch nicht neunzehn, und doch fing sie schon zu welken an, und war in Gesellschaft nur dann aufgeweckt, wenn irgend ein Abenteuer ihre Lebensgeister rege machte, und da benahm sie sich oft so leidenschaftlich, daß sie ihre Thorheiten lange nachher zu bereuen hatte. Sie ward unzufrieden mit sich selbst, das väterliche Haus, wo sie nichts als Unordnungen sah, die ihre Unachtsamkeit und Verschwendung herbeygeführt, ward ihr unausstehlich, und das romantische Mädchen, dessen Fehler mehr vom Kopfe als vom Herzen ausgegangen waren, artete allmählig in ein verschlagenes, ränkevolles Weib aus, dem es an jedem besseren Gefühle fehlte. . . . Ihr Vater ward ihr lästig und endlich verhaßt; aber doch wußte sie ihn noch immer in seiner Verblendung zu erhalten.

Endlich öffnete ihm ein Freund die Augen; er sah mit Entsetzen, auf welchem Wege die zu sehr geliebte Tochter sich befand; in jedem andern Frauenzimmer würde er eine solche Lebensart unverzeihlich gefunden haben, aber seiner Selina konnte er Alles verzeihen — ja seine Verblendung ging so weit, daß er das meiste, was er von ihr hörte, der Eifersucht Anderer zuschrieb, denn er sah wohl (obgleich er nicht recht begreifen konnte, warum), daß alle Frauenzimmer ihres Standes sie mieden, und meynte, die Männer sprächen aus noch schlimmern Absichten übel von ihr.

Selina suchte inzwischen durch Schriftstellerey sowohl ihre Langeweile zu stillen, als Mittel zu neuen Verschwendungen zu suchen; aber beyde Absichten schlugen ihr fehl: das Gewissen wollte sich nicht niederschreiben lassen, und die Buchhändler wußten ihr oberflächliches Talent und falsche Weltkenntniß richtiger zu würdigen als sie. Neue Ursachen des Verdrusses. Inzwischen bemerkte sie auch das Hinschwinden ihrer Reize; sie sah ein, daß nichts als ein endloses Streben von ihrer Seite die Aufmerksamkeit der Männer fesseln konnte; dieß erregte ihren Neid; alle Frauenzimmer ihrer Bekanntschaft wurden das Opfer ihrer boshaften Zunge, und endlich fand und fühlte sie so sehr, daß sie die allgemeine Verachtung der Welt verdient hatte, daß sie alle Scheu abwarf und ihrem Urtheil trozte. Doch hielt sie es noch immer für nothwendig, ihren Vater in seiner freywilligen Blindheit zu erhalten; sie machte ihm Jedermann verdächtig, schwärzte einen Jeden bey ihm an, erhob die kleinsten Vergehungen ihrer Geschwister zu Verbrechen, damit er ihren eigenen bösen Wandel nicht sehen möchte. Bey all dem hatte ihr Mangel an Herzenswärme und ihre List noch bis jezt die vielen Versuche auf ihre Ehre zu vereiteln gewußt, die ihr ihr freyes Wesen beständig zuzogen, und im zwanzigsten Jahre war

sie noch so glücklich dasjenige zu besitzen, was die Welt die Tugend eines Frauenzimmers zu nennen pflegt. Aber auch diesen Trost sollte sie zulezt verlieren, und der Druck ihrer Schulden war es, der sie in die Falle lockte. Ein Edelmann wußte sie aufs Land zu locken, und ließ sich durch seinen verkleideten Bedienten mit ihr trauen. Eine kurze Zeit fühlte sie sich glücklich auf dem Gipfel von geträumter Größe; aber nur zu bald erfuhr sie, daß man sie getäuscht, und zu gleicher Zeit erhielt sie die Nachricht, daß ihre Verschwendungen und Vernachlässigungen ihren Vater nahe an den Bettelstab gebracht. Der Elende, der sie um ihr leztes Gut betrogen, verließ sie endlich auch; aber zu sehr an Luxus gewöhnt, um sich in eine einfache Lebensart zu fügen, ja zu unwissend, um sich durch irgend eine Arbeit ernähren zu können, warf sie sich in die Arme anderer Wollüstlinge. Endlich aber trieben sie Noth und Gewissensbisse zur Verzweiflung, sie endigte ihr elendes Daseyn durch Gift — und Selina, die schöne, stolze, vergötterte Selina, die, unter so günstigen Umständen geboren, auf das höchste Erdenglück Anspruch machen durfte, und deren Wünsche und Hoffnungen sich so hoch erhoben hatten, Selina ward als entstellter Leichnam aus einem Hause der Armuth in dürftiger Stille in die lezte Behausung hingetragen, wohin ihr nur der Jammer ihres elenden, strafbaren Vaters folgte.

Die Potawatomis, ein amerikanisches Volk.

(Beschluß.)

Gebrechliche Kinder werden mit vieler Sorgfalt behandelt, und einen hülflosen Menschen hart behandeln wird als schimpflich angesehen. Es geschieht zwar manchmal, daß Mütter schwächlich geborne oder uneheliche Kinder umbringen; aber die That wird mit Abscheu betrachtet, und nicht selten von der Familie bestraft. Gleichfalls sind die Beyspiele von der Zurücklassung alter und hülfloser Eltern, um sie dem Hungertode preis zu geben, sehr selten. Ja Metea läugnete, daß so etwas je geschehen. Manchmal geschieht es indessen, daß Personen in heftigen Krankheiten auf ihr eigenes Verlangen umgebracht und die Leichname verbrannt werden, um das Verbreiten der Krankheit zu verhindern. Sie sind überhaupt sehr aufmerksam gegen alte Leute, und brüsten sich auf diese Tugend mehr als auf irgend eine andere. Blödsinnige haben es in ihrer Familie immer gut, doch sind müßige und närrische Menschen bey Fremden zuweilen dem Spotte ausgesezt. Manche hegen sogar gegen Blödsinnige eine Art von Hochachtung, eben so wie die Wahnsinnigen, von denen sie glauben, daß sie im Umgang mit der Gottheit stehen. Es wird zwar viele Sorgfalt auf den Wuchs des Körpers verwendet, aber der Gebrauch, die Köpfe nach einer gewissen Form zu drücken, der nur bey einigen Nationen herrschend ist, findet sich bey dieser nicht. Indessen ist es an den Köpfen, daß sich die indischen Völkerschaften am besten erkennen lassen, obgleich die scharfsinnigeren Indianer sie auch an der übrigen Gestalt, der Farbe, der Bildung der Kniee, Beine und Füße unterscheiden.

Sie lassen sich nicht mit dem Fremden in Unterredung ein, und begrüßen ihn nicht einmal; aber ist er kein Feind, so ist er einer gastfreundlichen Bewirthung gewiß. Gegen den Feind aber sind sie über alle Beschreibung grausam, und der Beweise, daß diese Nation, so wie überhaupt alle, welche zur Allongnin-Race gehören, das Fleisch ihrer Gefangenen verzehren, sind so viele und so überführende, daß nichts als hartnäckige Blindheit noch daran zweifeln könnte. Hunger, Rachsucht und der Aberglaube, durch den Genuß des Fleisches und besonders des Herzens eines tapfern Feindes Tapferkeit zu erlangen, sind die Hauptursachen dieser Barbarey. Beyspiele davon ereigneten sich noch während der Belagerung des Fort Meigs im Jahr 1813. Unter einigen Stämmen essen alle Menschenfleisch. Bey den Potawatomis aber beschränkt sich dieser Gebrauch auf einen Verein, dessen Vorrecht und Pflicht es ist, bey jeder Gelegenheit wenigstens einen der Feinde zu verzehren. Zuweilen wird das Fleisch getrocknet und mit in die Dörfer genommen. Die Mitglieder dieses Vereins sollen nicht nur selbst große Gaben besitzen, sondern auch solche an andere mitzutheilen vermögen. Man behauptet indessen nicht, daß Menschenfleisch gewöhnlich gegessen wird, sondern daß solches nur bey gewissen Gelegenheiten aber unter den grausamsten Umständen geschehen ist. Einem Offizier z. B., unter dem Befehle des Generals Hammer, welcher den Miamis in die Hände gefallen war, wurden Stücke vom Leibe geschnitten und vor seinen Augen gebraten und verzehrt.

Amors Befreyung.

Wie an der Leimruth' klebte an Chloe's Lippen einst Amor,
Bat und flehte mich an: „komm, befreye mich doch!“
„Sag' mir an, wie?“ — „Löse durch Küsse, was mich an der Lipp' hält.“
Jubelnd bereit war ich, was er gerathen zu thun:
Küsse häuft' ich auf Küsse, und frey war Amor; doch immer
Strömt noch Kuß auf Kuß, strömet und kennet kein Ziel.

Kupido.

Da dein Auge verbunden, wie zielst du, Amor, wie triffst du?
„Meinen Pfeilen läuft selber entgegen das Wild.“

Täuschung.

Noch ist Frühling nicht, doch hör' ich der Nachtigall Stimm-
Täuschung! es tönte mir Lolli's silberner Laut.

Mailáth.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 1. Juni.

Neulich starb hier ein ehemaliger Notar, Mitglied des vormaligen Corps législatif und Maire der Stadt Paris, Namens Boulard, ein Mann, der nicht so sehr durch seine Aemter bekannt war, als durch seine große Bücherliebhaberey, welcher er sich mit ganzer Seele hingegeben, seitdem er sich aller öffentlichen Geschäfte entschlagen zu müssen geglaubt hatte. Er besaß ein sehr beträchtliches Einkommen, welches großentheils auf den Ankauf alter Bücher verwendet wurde, denn die alten Bücher hatten bey ihm den Vorzug vor den neuen. Die Lieblingsbeschäftigung dieses Mannes war, täglich Morgens und Nachmittags einen Besuch bey den Büchertrödlern anzustellen, sich da allerley auszusuchen, das er dann, wenn es wenig war, in seinen breiten und langen Taschen heim brachte, oder, wenn es beträchtlich war, sich des Morgens ins Haus bringen ließ, wo sich dann oft ein halbes Dutzend Büchertrödler mit ihren Bündeln zusammentrafen, und nach einander zur Audienz vorgelassen wurden. Dieses regelmäßige Herumschwärmen und Aufkaufen bey den Trödlern war ihm ein unerläßliches Lebensbedürfniß geworden, worüber man sich auch in einem Karrikaturblatte lustig gemacht hat. Man erzählt, daß, als seine Frau noch lebte, diese, nach Art der Frauen, des beständigen Trödelns und Aufhäufens alter Bücher in ihrem Hause überdrüssig geworden, und daß der gutmüthige Boulard, um seine Ehehälfte zu befriedigen, seiner Büchersucht Einhalt gethan, und nicht mehr ausgegangen sey, um Jagd auf die alten Bücher zu machen. Nun sey der Mann ganz schwermüthig geworden, habe täglich an Gesundheit und Leibeskräften abgenommen; sein Zustand sey dem Arzte bedenklich vorgekommen; dieser habe der Frau gerathen, nachzugeben; sie sey darauf am Namenstage des geliebten Mannes in Begleitung mehrerer Büchertrödler, jedweder mit einem Bücherpacke unter dem Arme, auf sein Zimmer getreten, und habe ihn gebeten, doch künftighin wieder ungestört seiner Neigung zu alten Büchern nachzuhängen, worauf sich sogleich die Heiterkeit über das Gesicht des guten Boulard verbreitet habe. Durch das, dreyßig Jahre lang fortgesetzte, beständige Ankaufen alter Bücher, hatte sich nach und nach das sehr geräumige Hotel, worin er wohnte, mit Stößen derselben angefüllt. Anfangs war ein Theil des Hotels vermiethet worden. Allein die Miethsleute mußten einer nach dem andern fort, um den Büchern Platz zu machen. Manche Zimmer sind von oben bis unten mit Schichten von Büchern voll, die noch zusammenliegen, wie die Trödler die Pakete gebracht haben, ohne daß sie je geöffnet worden wären. Mehrmals, wenn ein Freund irgend ein Buch von dem gefälligen Boulard entlehnen wollte, antwortete dieser, er habe zwar mehrere Exemplare von diesem Buche, er wisse aber nicht, wo sie seyen, und er wolle also noch eins kaufen, um es verleihen zu können. Er hatte mehrmals gesucht, in die Académie des Inscriptions aufgenommen zu werden, da er wirklich ein gelehrter Mann war, und mehrere nützliche Werke herausgegeben hat, besonders Uebersetzungen aus dem Englischen. In einem gedruckten Schreiben, worin er seine Ansprüche auf eine Akademikerstelle geltend macht, führt er auch an, wie er manche Bücher vor dem Untergange gerettet, und so der Literatur gedient habe. Es ist wahr, ohne ihn wären manche Bücher schon längst zu Pfefferdüten zerfezt worden. Von manchen theologischen Büchern, die er aus Achtung vor dem Jansenismus beständig aufkaufte, soll er sogar die meisten Exemplare, die im Buchhandel noch vorräthig waren, besitzen. Seine Bibliothek mag sich bey seinem Tode auf fünfzigtausend Bände belaufen haben. Würde dieselbe mit einem Male wieder in den Handel zurückgeworfen, so würde dadurch ein allgemeines Sinken der Preise alter Bücher erfolgen, wie die Staatspapiere sinken, wenn eine allzugroße Menge von Renten auf der Börse verkauft wird. Um dieß zu verhindern, sollen zwey starke Buchhändler sich erboten haben, die gesammte Masse von Büchern anzukaufen, um sie nur nach und nach wieder in den Handel gelangen zu lassen. Ein Katalog wird sich von jenem Wuste, in welchem sich jedoch manches Gute befindet, schwerlich abfassen lassen. Sollte dieselbe versteigert werden, so wird man die Bücher centnerweise oder per Kubikfuß verkaufen müssen. Dieß würde einen großen Abstich mit der Langlès'schen Büchersammlung machen, deren Verkauf neulich beendigt worden ist, und ungeheure Summen eingebracht hat. Eine Menge kleiner Traktätchen sind weit theurer verkauft worden, als sie neu mögen gekostet haben, manche in Indien gedruckte Bücher hat man zu zwölf bis zwanzig Louisd'or zugeschlagen. Ueberhaupt hat dieser Verkauf einen Beweis davon gegeben, in welch hohem Ansehen jezt in Europa die morgenländische Literatur steht. Aus allen Gegenden waren Bestellungen eingekommen, die meisten großen Bibliotheken Europa's schien man mit orientalischen Werken aus der Langlès'schen Sammlung bereichern zu wollen, allein an manchen Orten hatte man sich keine Vorstellung von dem Eifer gemacht, womit solche Werke, besonders die Hülfsbücher zum Erlernen morgenländischer Sprachen, jezt nachgesucht werden, weßhalb auch manche fremde Bibliotheken bey dieser Versteigerung leer ausgegangen sind. Ueberhaupt stehen Bücher, welche am Ende der napoleon'schen Regierung, unter den großen Kriegen, eine ziemlich verrufene Waare waren, jezt hoch im Preise, und die meisten neuen Werke werden mit weit mehr Eleganz und Luxus gedruckt, wie zuvor, und dieses zeugt, dünkt mich, nicht allein von dem allgemeinen Wohlstand der französischen Nation, sondern auch von dem Ansehen, worin jezt Geisteskultur in der Welt steht. Auch werden hier beständig noch spanische Werke, besonders freysinnige, gedruckt. Für Spanien können dieselben wohl nicht bestimmt seyn, denn erstlich fehlt es dort an Geld, um Bücher zu kaufen, und zweytens läßt die spanische Politik keine vernünftigen Bücher über die Gränze. Die hiesigen Pressen werden also nur für die südamerikanischen Freystaaten arbeiten, wo das Licht von allen Seiten eindringt, die sich aber noch in einer solchen Indolenz und Geistesschwäche befinden, daß sie selbst wenig Bücher zu Tage fördern. Schwerlich werden alle Pressen zusammen unter dem Aequator jährlich so viel Bücher hervorbringen, als deren die beyden Leipziger Meßkataloge ankündigen.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. Juli 1825.

Lieb' eine Führung ist des Herrn;
Bald vor euch gehet her ein Stern,
Bald Feuer in der Wolke,
Sie führt euch, wo und wie sie will,
Und immer folge still!

· Friedrich Rückert.

Des Vaters Wille.

Erzählung von Fr. Laun.

Die bessern Augen.

Den Gelehrten ist gut predigen! pflegte meine alte Tante häufig zu sagen. Ich aber wußte leider aus Erfahrung, daß das Sprichwort gar nicht wahr redete. Ein Gelehrter war ich, denn ich hatte drey volle Jahre auf der hiesigen Universität zugebracht, und auf den Briefen, die ich schon während dieser Zeit erhielt, stand meistens: An Herrn Joseph Rössel, Wohlgeboren, Gelehrten in Berlin. Gleichwohl predigte mein Vater, der Kriegs- und Domänenrath, fast alle Tage fruchtlos in mich hinein.

Das Mädchen, worauf du spekulirst, pflegte er, nur mit ganz kleinen Abänderungen, gewöhnlich zu sagen, bekommt keinen rothen Heller von Hause mit, ich weiß es ganz genau. Ein hübsches Lärvchen soll sie allerdings haben, was aber ist das für den vernünftigen Mann? Und ich habe dich wahrlich während der drey Universitätsjahre nicht blos darum so viel Geld verthun lassen, daß du unvernünftiger werden solltest als zuvor. Heirathen darfst du mir sie nicht, das sage ich dir ein für alle Mal. Weßhalb nun die edle Zeit verlieren, einer Sache wegen, aus der nichts werden kann? Warte du hübsch, bis ich dir ein Mädchen für dein künftiges Haus aussuche. Ich weiß besser, wenn es Zeit ist, als du, und habe auch bessere Augen.

Was doch die alten Herrn Alles besser wissen wollen! seufzte ich da, aber so tief in mich hinein, daß er's unmöglich merken konnte. Und bessere Augen als ich hatte er nicht, er, der kaum drey Schritte weit vor sich sah? Denn eine Brille zu tragen, scheute er blos darum, weil er's, wie er sagte, nicht leiden konnte, wenn ein alter Mann wieder jung thun wolle.

Fruchtloses Ausklügeln.

Er hatte dem blühenden Gesichte meiner Jeannette im ersten Stocke des Eckhauses der Taubenstraße und des Gensd'armenmarkts, zwar sicher manchmal, wenn er dort vorüberging und etwas im Fenster sah, was ihm ungefähr wie ein Frauengesicht vorkam, ein Paar recht finstere Augen zugekehrt, aber das Gesicht selbst war ihm ohne Zweifel ganz unbekannt. Helfen konnten übrigens, ich wiederhole es, seine Predigten durchaus nichts. Denn ich durfte und wollte eben so wenig lassen von dem reizenden Mädchen als mein Vater von dem Grundsatze, daß die künftige Ehe seines einzigen Sohnes nur durch die Vernunft eingeleitet werden müsse, und zwar durch seine, die gereifte väterliche Vernunft. Die würde, meynte er, schon auch so viel Geschmack in der Wahl zeigen, daß der Sohn mit ihr zufrieden seyn und sich ohne alles Bedenken in die Gewählte verlieben könne.

Er mochte das in seiner Studierstube recht gut berechnet und ausgeklügelt haben; meinem künftigen Hauswesen aber war einzig mit Jeannetten gedient.

Rath und That.

Meine Tante, die Oberkonsistorialräthin, ärgerte sich hierin auch über den Vater. Seit acht Wochen war Jeanette ihre Kirchennachbarin und ging ihr da recht oft mit Rath und That an die Hand. Weil zum Beyspiel die Augen der guten Tante viel zu schwach waren, um die ungeheuer großen weißen Nummern auf den schwarzen Brettern zu erkennen, womit das Schülerchor die Lieder der Gemeinde anzeigte, so nannte ihr Jeannette gewöhnlich diese Nummern, suchte ihr auch wohl das Lied selber im Gesangbuche, wenn es der armen Tante nicht gelingen wollte. Und fiel ihr die Brille von der Nase, so hob Jeannette sie ihr allzeit auf. Wenn sie dann beym Schlummer unter der Predigt zu schnarchen anfing, dann wurde sie von Jeannette gewiß noch eher ermuntert, als andere Zuhörer darüber murrten oder bsteten. Weil sie auch wußte, daß die ordnungsliebende Tante ihren bestimmten Satz in allen Ausgaben hatte, und namentlich beym Ausgange nicht mehr als zwey Groschen gern in das Armenbecken legte, so fragte sie, sobald die Tante beym Nachsuchen in ihrem Perlenbeutel etwas Unruhe verrieth, ob sie ihr vielleicht ein Viergroschenstück wechseln solle.

Die halbe Auskunft.

Durch alle diese kleinen Gefälligkeiten nun hatte Jeannette sich nebenbey auch das Herz der guten Tante zu eigen gemacht. Wenn daher die Kirche Sonntags aus war und die beyden freundlichen Nachbarinnen mit einander fortgingen, so konnten sie bald ziemlich genau wissen, wer draußen vor der Kirchthüre sie erwarten würde und gingen wir drey dann weiter mit einander, und erkannte mich auch etwa der Vater im Vorübergehen an der Sprache und erkundigte sich späterhin zu Hause, wer die Damen gewesen, die ich aus der Kirche begleitet, so konnte ich doch getrost antworten, die eine war die gute Tante. Er beruhigte sich auch um so eher mit dieser halben Auskunft, weil er von ihrer und Jeannettens neu eingetretener Kirchennachbarschaft nicht die mindeste Ahnung hatte.

Frage.

Die Tante war aber lange nicht so blind als ihre Augen, daher bemerkte sie schon zum Drittenmale, was ihr den neuen Begleiter, der ihrer sonst auf dem Kirchwege nie gedacht, zugezogen haben mochte. Ich sah ihr das sogleich an, sagte indessen natürlich nichts, und sie sagte auch nichts. Endlich am sechsten Sonntage winkte sie mir doch nach Tische auf ihr Zimmer und sprach dort also zu mir: „Es soll mir nicht viel fehlen, oder meine jetzige Kirchennachbarin ist die nämliche Mamsell Ketterling, um derenwillen dein Vater immer Händel mit dir anfängt.“

Sie hieß nun zwar nicht Ketterling, sondern Wegener. Allein es war doch die nämliche. Man war nur darum fast allgemein im Irrthume über ihren wahren Namen, weil ihre Mutter nach ihres Vaters Tode den späterhin auch verstorbenen Justizkommissar Ketterling geheirathet hatte.

Ich zuckte bejahend die Achseln.

„Das bedaure ich herzlich! sprach sie mit Theilnahme. Ich habe das Mädchen ausgeforscht, und es wundert mich gar nicht, daß sie dir gefällt, auch wenn man ihr angenehmes Aeußeres abrechnet. Wie seyd ihr denn miteinander bekannt worden?“

Der Gruß.

„Auf die einfachste Weise von der Welt, beste Tante. Drey Vierteljahre wird es nun seyn, da kam ich einmal gegen Mittag die Taubenstraße herunter und erschrak am Eckhause ordentlich vor den zwey schwarzen Augen droben im Fenster. Eigentlich erschrak ich nicht vor den Augen selber, sondern mehr davor, daß ich so wenig Auge im Kopfe gehabt hatte, um diese Augen nicht früher gewahr zu werden. Denn seit heute und gestern, sagte ich mir, sind die wahrlich nicht in Berlin und auch nicht in diesem Hause. Die Besitzerin derselben saß nämlich mit ihrem Stickrahmen so eingerichtet am Fenster, daß man sie dort für lange einheimisch achten mußte. In der Verblüffung nun über meine zeitherige Unachtsamkeit, die ich für die gröbste Beleidigung der reizenden Inhaberin jenes Fensters halte, fährt mir fast wider Wissen und Willen die Hand nach dem Hute. Allein ihr ernster Blick, der, als ich ihn herunterzog, kalt wie ein blitzendes Schwert mir durch die Seele schnitt, fragte mich ganz offenbar: Wie, mein Herr, kommen Sie zu diesem Gruße, und wie komme nun vollends ich zu ihm?

Das mußte gut gemacht werden. Die holde Unbekannte durfte mich meinetwegen für einen Pinsel halten, nur aber um Gotteswillen nicht glauben, daß ich fähig wäre, unverschämt gegen sie zu seyn.

Unzugänglichkeit.

Ich rannte in allen Häusern herum nach einem Bekannten, der das lieblichste Täubchen in der ganzen Taubenstraße kenne, und jezt merkte ich immermehr, wie sehr ich zeither mit Blindheit geschlagen gewesen war. Während ich auch gar nichts von der reizenden Person wußte, war ihre unerschütterliche Tugend bereits die allgemeine Klage einer ganzen Heerde junger Leckermäuler, welche bey ihr die Versucher auf die mannigfaltigste Weise gespielt hatten. Und gerade ihre Unzugänglichkeit machte, daß diejenigen, die mir das mittheilten, sie ebenfalls nur noch vom Ansehen kannten und mir gar kein Mittel angeben konnten, wie meine Entschuldigung mit Erfolg bey ihr anzubringen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Gericht der Barfüßigen.

(Aus dem Conservateur Suisse.)

Auf einer Anhöhe in der Stadt Basel liegt ein kleines abgesondertes Quartier, der Kohlenberg genannt. Dort mußten vor Altem der Henker und seine Knechte, die Folterer, die Todtengräber der an der Pest gestorbenen u. s. w., kurz alle diejenigen wohnen, die einem für ehrlos gehaltenen Stande angehörten, die sich nur untereinander verheirathen konnten, und denen die gewöhnlichen Civilgerichte gänzlich verschlossen waren. Weil aber diese ebenfalls ihre Zwistigkeiten und Prozesse unter sich hatten, mußte durchaus irgend ein rechtliches Mittel da seyn, dieselben zu schlichten. In sehr früher Zeit (das Jahr läßt sich nicht bestimmen) wurde ihnen daher ein eigenes Gericht von zwölf Beysitzern und einem Präsidenten bewilligt, welche sämmtlich aus den Lastträgern des Kornmarkts und ähnlichen Leuten genommen, und, vermuthlich eben dieses Vorrechtes wegen, Freyheitsknaben genannt wurden. In zerrissenen Kleidern, die Beine bis zum Knie nackt, saßen sie unter einer grossen Linde auf dem Kohlenberg zu Gerichte: der Präsident, den Richterstab in der Hand, mußte während der ganzen Sitzung, selbst im härtesten Winter, den rechten Fuß in einem Kübel voll Wasser halten. War er an seinem Platze, so erschienen die Partheyen und trugen entweder selbst oder durch den Mund eines aus ihrem Stande genommenen Rechtsbeystandes ihre Sache vor. Nachdem die Beysitzer sich leise berathen, gaben sie ihre Stimme, und von einem solchen Urtheil konnte durchaus nicht appellirt werden. Bey Stimmengleichheit gab der Präsident den Ausschlag. Dieses Tribunal wurde am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts oder im Anfang des folgenden aufgehoben. Gewiß ist, daß es 1474 noch bestand, in welchem Jahre es, wie Groß in seiner kleinen Baslerchronik erzählt, einen Hahn zum Feuertode verurtheilte, der überwiesen war, ein Ey gelegt zu haben, weil nach dem Glauben der Zeit aus solchen Eyern Basilisken entstanden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Fortsetzung.)

Im Saal der nieder-österreichischen Landstände, wo sonst auch Konzerte und musikalische Akademien gehalten werden, hat ein Herr Conus aus Paris sein unterhaltendes physikalisches Kabinet (Cabinet de Physique amusante) aufgestellt. Es besteht in optischen Vorstellungen, die er bewegliche Panoramen nennt, merkwürdiger Gegenden, Städte und Plätze, nach der Natur gezeichnet, durch Menschen und Thiere belebt, die sich willkürlich zu bewegen scheinen, und ihrer Gattung angemessene Handlungen verrichten, in atmosphärischen Erscheinungen und Begebenheiten der Natur, wie man das alles schon öfter hier und dort gesehen hat; — zweytens in physikalischen Experimenten (Expériences physicales), welche nichts weiter als Taschenspielereyen sind. Aber — „was ist die deutsche Sprache für eine arme, eine grobe Sprache!“ Heut zu Tage gibt es weder Taschenspieler, noch Seiltänzer, noch englische Reiter mehr: es sind lauter Professoren der Physik, Equilibristen, Meister der höheren Reitkunst und Gymnastik. So wie es einmal vielleicht keine Schauspieler, sondern lauter Regisseurs geben wird. Nach dieser Ehre schwebt Jeder — aber es gehört mehr dazu, als die Ehre. Mancher kann nicht glücklich seyn, wenn er nicht die Regie führt. Freylich! er kann sonst nicht lauter gute Rollen spielen, und ein guter Regisseur spielt eigentlich gar keine schlechten. Hr. Conus ist in Wahrheit sehr geschickt. Seine Dekorationen sind schön und naturgemäß; die mechanischen Figuren bewegen sich mit täuschender Lebendigkeit. Die Schwäne auf dem See z. B. sind allerliebste Thierchen. Sie rudern, senken den Schnabel ins Wasser, schlucken die Tropfen mit gestrecktem Hals hinunter, bewegen den Schweif hin und her, putzen sich die Flügel, spreitzen sie aus und fladdern damit, alles so niedlich und natürlich, daß man glauben sollte, der Meister dort oben habe ihnen einen lebendigen Odem eingeblasen. Der Sturm zur See, die Signal-Schüsse, das Gewitter erregen Schaudern und Entsetzen; die auf- und untergehende Sonne, Freude und Entzücken. Was will man mehr? — In physikalischen Experimenten ist Hr. Conus ein vollendeter Meister. Die Art und Weise, sie vorzutragen, ist höchst interessant. Er versichert einmal um's andere: Si je faisois comme les escamoteurs, je ferois comme ça, ou comme ça, et l'on croiroit que je veux tricher ou tromper; mais ce n'est pas ma manière de faire. Und während dessen macht er mit der größten Ruhe und Gelassenheit die unglaublichsten Dinge. Man sieht kaum, daß er sich bewegt. Er zeigt die Hände frey und offen, er spreitzt die Finger aus einander, beweist, daß alles offen und ehrlich zugehe, und im Nu seyd ihr hinters Licht geführt. Hat er nicht letzthin sogar ein Huhn, ein armes Huhn! in einen lebendigen Menschen, ich weiß nicht, wieviel Fuß und Zoll hoch, verwandelt? — unter einem Becher — zum Entsetzen! — Er manegirt mit einer unglaublichen Gewandtheit. „Voulez vous avoir la bonté, Monsieur! — Allons! mettez votre main sur cette boule. L'avez-vous! — „Oui Monsieur.“ — En êtes vous bien sûr? — „Mais oui!“ — Car si vous n'êtes pas sûr, je peux tricher ou tromper, c'est la chose la plus facille du monde! — Man hat die Kunststücke vielleicht alle schon gesehen, aber die Schwierigkeit wird hier unendlich vermehrt, und die Ausführung geschieht mit der allergrößten Einfachheit und Behendigkeit. Es ist bey solchen Gelegenheiten immer interessant zu sehen, wie die jungen und alten Herren, die zur Assistenz gerufen werden, sich benehmen. Monsieur, j'ai une petite commission à vous donner! — Voudriez vous bien etc. — Manche, die in der grossen Welt zu Hause sind, benehmen sich recht geschickt, benneu sieht man's ihnen an, daß sie nicht gewohnt sind, vor dem Publikum zu stehen, und nur einem sehr geübten Schauspieler, der aber zugleich den Ton der feinen Welt kennen muß, wird es gelingen, jedes Merkmal zu verwischen und ein richtiges à plomb zu treffen. Hr. Conus gibt auch Wißbegierigen, die sich für gesellschaftliche Unterhaltungen qualifiziren wollen, Unterricht. Die Vorstellungen sind von Zuschauern aus allen Klassen besucht.

Unterhaltungen anderer Art gewährten die gymnastisch-equilibrischen Vorstellungen der hier schon bekannten Gesells-

schaft des Hrn. Ravel, die sich durch einige Wochen auf dem Theater an der Wien sehen ließ, im Ganzen aber weniger Theilnahme als vor einigen Jahren erregte, weil die mirakulösen Leistungen des ersten Akrobaten in Europa, Chiarini, in dieser Hinsicht alles überboten haben. Hr. Ravel der „Chef" repetirte seinen ungeheuern Salto-mortal, während er die Violine spielte, rückwärts auf dem Seil, schlug, auf Einem Fuß stehend, einen langen Meisterwirbel auf der Trommel, Mad. Ravel zeigte ihre Virtuosität im Castagnettenschlagen, während sie einen Fandango tanzte, ein junger Mann zeichnete sich durch frappante Tours de force aus, eine Demoiselle führte mit graziöser Geschicklichkeit einen Tanz mit Fahnen aus; die junge Familie, vom vierjährigen kleinen Wiener an, wetteiferte in naiv-drolligen Sprüngen und Posituren, es wurde ein Familienmahl von sechs Personen auf zwey übereinandergelegten Bretern, ein Meisterstück des Equilibre's, zum Besten gegeben, ferner ländliche Feste, mit dem Schritt der Alten; ein Pas de deux, Walzer und Adagio aus Tancred; groteske und Elevationstänze, Divertissements auf zwey parallellaufenden Seilen produzirt; — den Preis trug aber der kleine Chinese in seiner Polichinelle, nach Art und Weise des Hrn. Mazurier, der die schaulustige Pariser Welt seit längerer Zeit durch seine groteskkomischen, monströsen Produktionen in Erstaunen sezt. Man sollte glauben, alle Glieder wären ihm gebrochen, mit solcher Gelenkigkeit wirft und biegt und schmiegt und krümmt er sie, nach allen Seiten und in jeder Richtung, so scheint es wenigstens. Das nämliche geschieht in einem Tanz mit Stelzen, und eben so keck und drollig hüpft er auf einer einzigen umher, ohne sich nur anzuhalten. So widrig diese Erscheinung an sich selbst ist, so wird sie dennoch durch die posierliche Gewandtheit der Ausführung gemildert, und belustigt immer mehr und mehr, so wie man sich daran gewöhnt. Der Maestro Pulcinella in Paris soll es noch viel weiter treiben, und Leute, die ihn gesehen haben, versichern, es sey ihnen so vorgekommen, als hätten seine Glieder allesammt die Form der Taschenmesser, die er zu- und wieder aufschnappen lassen, dann nach Belieben Eins um das Andere von sich schleudern könnte. Neuerdings imitirt er ja den Affen mit solcher Kunstfertigkeit, wie es diesem in seinen ohnmächtigen Versuchen, den Menschen nachzuahmen, nie gelingen wollte. Unsere Pulcinell-Puppen im Prater, die zuweilen vor der laut kreischenden Menge aus kleinen Buden hervortreten, allerley Fratzen gegen einander machen, sich durch Kindertrompeten zum Kampf herausfordern, dann auf einander lospauken und verschwinden, was sind sie und die Affen unserer Wölfinnen und falschen Mannweiber auf der Bühne gegen den kleinen Chinesen und Monsieur Mazurier! —

(Der Beschluß folgt.)

Bern.

Vor etlichen Monaten erst ward in der Kirche der Gemeinde Frutigen im bernischen Oberland, wo seit 1811 seine Leiche ruht, dem in der Blüthe des Lebens verstorbenen Professor Hochstetter von Leonberg im Königreich Würtemberg, aus den Beyträgen seiner Mitlehrer und Freunde an der Akademie in Bern, ein einfach schönes Denkmal errichtet, das ein rührendes Erinnerungszeichen an den edeln Fremdling und zugleich eine Zierde der ländlichen Kirche dieses Hochlandes ist. Im Chor des Tempels erhebt sich eine schwarze Tafel, die unter einem Sternenkranze folgende Inschrift in goldenen Buchstaben enthält:

Carol. Guilielm. Hochstetter
Würtembergensis
Medicinæ apud Bernates Professor P. O.
Academiæ decus insigne
In Hadriæ litore
Animalia maritima dissecando
Anatomiæ comparatæ studio intentus
Humidi et infecti aeris morbidum virus
Conceperat
Quo malo cocco tabescens
Per galliam togatam redux
Superatis Alpium jugis
In pago Frutigen
Inter pia bernensis præfecti officia
Exspiravit XVIII Octobris MDCCCXI.
XXIX annos natus.
Monumentum caro capiti posuere
Memores amici.

(Karl Wilhelm Hochstetter, aus Würtemberg, öffentlicher ordentlicher Professor der Arzneykunst in Bern, eine große Zierde der Akademie, der am Ufer des adriatischen Meeres Seethiere untersuchend, mit dem Studium der vergleichenden Anatomie beschäftigt, das Krankheitsgift einer feuchten und ansteckenden Luft eingesogen hatte, und an diesem verborgenen Uebel schmachtend, durch das Piemont zurückkehrend, nachdem er die Alpenpässe überschritten hatte, in Frutigen, unter menschenfreundlicher Pflege des bernischen Oberamtmanns, am achtzehnten Weinmonat 1811, neun-und-zwanzig Jahre alt, sein Leben endigte. Freunde, denen er unvergeßlich ist, sezten dem Theuren dieß Denkmal.)

Die Gedächtnißrede, welche kurz nach seinem Tode, dem Verewigten von dem Professor J. A. G. Emmert gehalten ward, ist im dritten Heft des dritten Bands des literarischen Archivs der Akademie zu Bern (1812) abgedruckt. Von ihm selbst befinden sich in eben dieser Zeitschrift zwey Vorlesungen, die eine über den Sinn des Gesichts, die andere über den Einfluß der Gewohnheit auf den menschlichen Körper. Hinterlassene Schriften des Verewigten, zu deren Ausgabe sein Freund Emmert Hoffnung machte, sind bis dahin noch nicht erschienen. Dieser bezeugte aber von dem Verblichenen, neben anderem mehr: „Er war ein Mann von ausgezeichneter Stärke, sowohl der Seele als des Körpers, die auch bey einem, natürlich guten Fond, nur durch beständiges Ueben aller Kräfte und durch anhaltendes Nachdenken über die Natur des Menschen und über den höchsten Zweck seines Daseyns erreicht werden konnte. So lang ich ihn kannte, litt er an keiner Krankheit. Selbst die Art seines Todes scheint ein Beweis seiner physischen Kraft: er fiel, wie die Eiche im Sturm, weil er dem Gifte, welches er mit der Sumpfluft einsog, zu sehr widerstand; hätte er sich wie ein schwaches Rohr gebeugt, so würde sich seine Krankheit in die Länge gezogen, und er sie vielleicht überstanden haben. Alle seine Seelenkräfte hatten sich auf eine bewunderungswürdige Weise entfaltet, in Einklang gesezt und einem bewußtvollen Streben nach Wahrheit, Schönheit und Tugend untergeordnet. Bey so genialen Verstandeskräften und so umfassenden Kenntnissen waren doch sein Herz und sein Charakter noch edler und größer; und das Andenken hieran ist es vorzüglich, warum sein Tod das Gemüth seiner Freunde aufs heftigste erschüttert hat."

Druckfehler.

Nr. 146. S. 584 Z. 12 v. u. lies Seiten statt Zeilen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 163.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Juli 1825.

Und herrscht hienieden düst're Nacht,
So stehn die Stern' in höh'rer Pracht.
Und aus der Heimath kömmt der Schein —
Wie lieblich muß die Heimath seyn.

Hebel.

Der Abendstern.

Von Alphonse de la Martine.

Der Abend kommt, mit ihm das Schweigen:
Ich lieg an öder Felsen Schluft,
Und seh' aus ungemessner Luft
Der Nacht verhüllten Wagen steigen.

Der Liebesstern am Himmel schwebt;
Von dem geheimnißvollen Glanze
Tief unter mir im bunten Kranze
Der blumenreiche Wasen bebt.

Auf schwanken Aesten zitternd schaukeln
Der Buchen düstre Blätter sich;
Mir ist, als hört' um Gräber ich
Verloren einen Schatten gaukeln.

Da löset sich vom Himmel ab
Ein Strahl vom nächtlichen Gestirne,
Er fleußt auf meine dunkle Stirne
Und auf mein Auge weich herab.

Du Wiederschein von einer Sonne,
Was willst du, Strahl voll süßer Lust?
Willst du die kranke, trübe Brust
Erfüllen mir mit Licht und Wonne?

Hast du das Auge mir berührt,
Der Welten Räthsel zu enthüllen,
Die Wunder, die das Reich erfüllen,
In das der Tag zurück dich führt?

Führt dich den Leidenden, den Armen
Ein heimlich Einverständniß zu,
Und senkst auf ihre Stirne du
Den Strahl der Hoffnung, voll Erbarmen?

Entschleierst du der Zukunft Nacht,
Du Himmelsstrahl, den müden Herzen,
Bist eine von den Morgenkerzen
Des Tages, der ohn' Ende lacht?

Entzücken strömt auf mich, ich stehle
Von deiner Klarheit mir ein Licht;
Denk' ich an meine Todten nicht,
Süß Licht, und du bist ihre Seele?

Wohl mögen sel'ge Geister sich
So zu dem Haine niedersenken:
Ich muß mich ihnen näher denken,
Wenn du, ihr Bild, umhüllest mich.

Ach, wenn ihr's seyd, ihr theuren Schatten,
Von dieser Erde Treiben fern:
Kommt jede Nacht, aus diesem Stern
Mit meinen Träumen euch zu gatten!

In den erschöpften Busen führt
Mir Liebe wieder, wieder Frieden;
Wie, wenn des Tages Glut verschieden,
Der Nächte Thau das Gras berührt.

Kommt . . . aber düstre Nebel winden
Wie Leichenflor sich aus dem Thal,
Sie hüllen ein den milden Strahl,
Und Alles muß in Dunkel schwinden.

Des Vaters Wille.

(Fortsetzung.)

Zwey Verlegenheiten.

Nach zweystündigem Herumjagen traf ich endlich noch meinen alten Universitätsfreund, den Referendarius Vorr, der just nach Hause kam. Seine Schwestern kannten die junge Ketterling ganz genau, und er wußte sogar, daß sie so eben bey ihnen im Garten seyn würde. Ich erzählte ihm hierauf, wie mir's gegangen war, und sogleich erbot er sich, die Sache auszugleichen, ich möchte indessen nur auf sein Zimmer gehen. Er kam auch recht bald zurück und führte mich, ich wußte kaum noch, wie mir geschah, seinen beyden Schwestern im Garten und Jeannetten selber zu.

Da ist der Malefikant! Mit diesen Worten stellte er mich im Sommerhause vor, wo die drey Mädchen beysammen saßen.

Aus dem Lachen der beyden Fräulein Vorr und Jeannettens Verlegenheit merkte ich nun wohl, daß der Vermittler nicht, wie er thun sollte, mein Hutabreißen vor ihr, als die Folge des Verkennens ihrer Person, angegeben, sondern vielmehr die Sache völlig wie sie war, in ihrem ganzen komischen Lichte hingestellt hatte. Meine Verlegenheit aber und Jeannettens Verlegenheit machte, daß auf die Lezt die beyden Schwestern meines Freundes selbst in's Mittel traten, um uns wieder herauszuhelfen. Das ging auch.

Der Tausch.

„Wissen Sie noch, gute Tante, wie ich damals so spät Nachmittags ankam und der Vater mir den Text las, weil man eine ganze Stunde fruchtlos mit dem Essen auf mich gewartet hatte? Ja, ich und an's Essen denken. Als er fort war, ergriff ich noch ihre Hand so heftig, daß Sie, ganz erschrocken darüber, den Taback, den Sie eben zwischen Daumen und Mittelfinger festhielten, fallen ließen, und mich ansahen und sagten; ich wäre ganz ausgetauscht? Wirklich war ein Tausch vorgefallen zwischen mir und Jeannetten. Aber eben so, wie mit meinem Hutabziehen, ging es damit. Wir wußten Beyde nicht, daß wir tauschen wollten. Ganz von selber schlichen sich die Herzen aus den Augen heraus und wechselten ihre Plätze.

Sie oder keine.

Später einmal ist das sogar zwischen mir und Jeannetten zur Sprache gekommen. Aber lange, lange erst nachher. Da war ich schon geraume Zeit der fleißige Kirchengänger, der ich immer noch bin, und fragte allezeit beym Herausgehen, mit ein Paar Worten wenigstens, nach ihrem Befinden. Bey der Kunstausstellung und bey den Weihnachtsausstellungen der Zuckerbäcker hatten wir uns auch schon getroffen, ehe wir uns jene Confidence von unsern beyderseitigen Herzen machten. Seitdem aber, gute Tante, ist es auch gewiß, daß sie meine künftige Hausfrau wird, oder keine!"

Das Hinderniß.

„Deine Wahl ist gut, lieber Joseph! sprach die Tante. Troz dem Vielen, was mein seliger Mann mir, zufolge der Konsistorialvorfälle, gegen euch, böse Männer, und uns arme Weiber, zu sagen wußte, halte ich das Mädchen, bis auf die Erbsünde, die uns ja leider Allen anklebt, für gut, für seelengut. Aber dein Vater, dein Vater! Wie mußte nur der Mann, der sich sonst um gar nichts bekümmert, als um seine lieben Akten, wie mußte nur der eher noch dahinterkommen als sogar ich?"

„Das will ich Ihnen wohl sagen, gutes Tantchen. Erinnern Sie sich noch der Wittwe, die ich vor'm Jahr heirathen sollte? Die wohnte in der Taubenstraße, Jeannettens Wohnung schräg über. Sie mochte bitter böse seyn, wenn ich im Vorübergehen gar nicht daran dachte, daß sie da wohnte, während ich Jeannettens Fenster nie vergaß. Durch die hat er das Hinderniß sicher erfahren, das seinem und ihrem Wunsche im Wege stand."

Die Entschädigung.

„Hör' einmal, Joseph, wenn ich dir einen Gefallen thun soll, so mußt du mir auch einen thun, und der besteht darin, daß du für das Erste deine Promenaden über die Taubenstraße ganz einstellst." — „Ja, gute Tante, sagte ich, von übermorgen an gewiß." — „Warum nun nicht lieber gleich morgen? Der Anfang, das ist eben der kitzliche Punkt jeder Besserung, den man immer so gern aufschiebt, ob man schon wissen sollte, daß er übermorgen fast noch schwerer ist als morgen, weil dann der Vorsatz schon etwas an Jugendkraft eingebüßt hat. Meinetwegen indessen; wir wollen heute nicht lange streiten. Uebermorgen aber verlasse ich mich darauf. Außerdem nähme ich auch die Entschädigung wieder zurück, die ich dir für die Gänge über die Taubenstraße zudenke. Du sollst nämlich, lieber Joseph, mir von nun an alle Wochen zweymal in den Nachmittagsstunden etwas vorlesen."

Dazu sah sie mich mit ein Paar Augen an, die ich kaum noch größer an ihr gesehen hatte. Die meinigen mochten freylich auch nichts weniger als klein seyn. Sie hatte doch von Entschädigung gesprochen, und das sah mir viel eher einer neuen Bürde als einer Entschädigung ähnlich.

Der Abscheu.

„Die Wahl der Lektüre — fuhr sie fort — bleibt dir ganz allein überlassen. Eine Hauptbedingung aber ist, daß sie allezeit nur in Gedichten bestehen muß; dabey verlange ich ausdrücklich die Nachricht, welche Sammlung vermischter Gedichte, oder welches Schauspiel in Versen,

gereimt oder ungereimt, du mir Nachmittags zum Besten geben willst, während der Mahlzeit zu einer Zeit genannt zu wissen, wo dein Vater auch da ist und nicht etwa durch die Zeitungen, welche er bekanntlich über Tische oft mit zu lesen pflegt, abgehalten wird, von deinem Vorhaben Notiz zu nehmen."

„Aber, gute, liebe Tante — rief ich aus — was soll der Vater mit solch einer Nachricht? Wissen Sie denn gar nicht, daß er vor'm Jahr seinen Platz im Schauspielhause einzig darum aufgab, weil, wie er sagte, viel zu viel metrisches Zeug heutzutage gegeben werde? Und meinte er nicht erst vor vierzehn Tagen, als er sein Billet in's Deklamatorium dem Bedienten geschenkt hatte, geradezu, daß er nicht wisse, wovor er solch einen Abscheu habe, als vor Gedichten?"

Verblendung.

„Gerade darum, närrischer Joseph! — sprach die Tante. — Merkst du denn nicht eben, daß ich ihm seinen Abscheu vor Gedichten durch deine Vorlesungen eher zu nähren, als zu rauben denke? Mit Einem Worte vielmehr, merkst du denn gar nichts?"

Ich mußte achselzuckend gestehen, daß ich wirklich solch ein verblendeter Mensch war.

„Mein Gott — versezte sie halb unwillig — du solltest doch so viel schon weghaben, daß wir mit einander hübsch allein bleiben wollen."

Allein bleiben! Meine Verblendung wurde immer größer. Die Tante war eine herzensgute Frau, deßhalb aber hatte ich doch in meinem Leben noch kein einziges Mal gewünscht, mit ihr lange allein zu seyn, und wünschte es auch noch immer nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Beschluß.)

Neuigkeiten von Belang sind auf dem Theater an der Wien nicht gegeben worden. Das sehr verstümmelte Schauspiel, Attila, von Werner, obschon mehr als zehn Jahre seit seinem ersten Erscheinen verflossen waren, konnte nicht bashe angesehen werden. Ein kleines Publikum hatte sich versammelt, und den größten Theil von diesem hatte die Sonntagsmuße hineingetrieben. Es war zu verwundern, daß sich dieser bey der ernsthaften Unterhaltung so ruhig verhielt. Das Stück ging ziemlich gut, und war so ordentlich in die Scene gesezt, daß ein jedes kleinere Theater sich's zur Ehre rechnen könnte. Rotte leistete in der Hauptrolle manches Lobenswerthe. Er würde hier und überall mehr leisten, wenn er Maß halten könnte, und selbst da, wo sich weniger Anstrengung zeigt, die Partieen nicht so schroff hinstellte, und im Ausmalen des Einzelnen weniger Absicht verriethe. Er besizt physische Mittel, Fleiß und Eifer, alles Vortheilhafte zu benuzen. Auf das Fach ritterlicher, kräftiger Greise ist er angewiesen. Demmer verdient ebenfalls genannt zu werden, wiewohl er in dem genannten Stück nicht beschäftigt war. Er besizt gleichen Fleiß, doch nicht gleiche Mittel in physischer Hinsicht; sonst aber eine glückliche Auffassungs- und gewandte Darstellungsgabe. Zwey neue Kleinigkeiten waren: Die Intrigue aus dem Stegreif, von Lebrün, dessen Stoff die mehrmals benuzte Reise nach Dieppe ist. Hier geht die Reise nach Danzig. Lachlustige finden ihre Rechnung auf dieser Tour. Zweytens: die Bittsteller, nach dem Französischen des Melesville, von Castelli. (Aus einem der älteren dramatischen Sträußchen). Die Kleinigkeit zieht sich etwas in die Breite; durch verständiges Spiel des getäuschten Arztes, der die Bittsteller, durch ein rachsüchtiges Mädchen verleitet, für Narren hält, und der Bittsteller selbst, kann das Stück gewinnen und die komische Idee hervorgehoben werden. Wenn aber der Arzt wie ein gravitätischer Wundermann auftritt und sich also gebärdet, wenn die Supplikanten sich so plump benehmen, daß man sie in jeder Hinsicht für verrückt halten muß, so verliert sich das Interesse, wenn auch die Lachlust nicht dabey zu kurz kommt. Zum ersten Mal wurde auf diesem Theater die Schweizerfamilie gegeben. Eine Oper, wie vom Himmel gefallen, in dieser unmusikalischen Zeit. Der Erfolg war glücklich, und ungeachtet der Hauptpart sich in den Händen einer Anfängerin befand, die sich bisher eben nicht sehr ausgezeichnet hatte, so überraschte die Ausführung dennoch allgemein. Das Publikum war indessen klein, und troz dem ungeheuren Applaudiren, Jubeln und Herausrufen, wurde auch die zweyte Aufführung nicht stärker besucht, denn auf diesem Platz will vor der Hand nun einmal nichts mehr wirken. Noch einige Gastspiele sind zu erwähnen, bevor ich die Katastrophe mit wenigen Worten noch berühre. Hr. Hermann, vom Hoftheater in Anhalt-Köthen, trat als Karl Moor auf. Das ist keine Rolle für ihn. Es war quasi nur ein Herunterbeten. Schade um die vortheilhafte Gestalt, die von einem nicht minder vortheilhaften Organ, einem runden und gewandten Benehmen unterstüzt wird. Wenn Andre einem die Ohren darin voll schreyen, wird dieser Schauspieler sie hundert Mal nach einander spielen können, ohne einen Katharr davon zu tragen, und schwerlich einen Tropfen Schweiß vergießen, es sey denn, daß man sich gerade in den Hundstagen befinde. Zwey andre Darstellungen von diesem Gast habe ich nicht gesehen. In Conversationsstücken mag er brauchbar seyn. Ferner machte ein junges Frauenzimmer von hier den ersten theatralischen Versuch als Elsbeth, im Turnier von Kronstein, und dann in den beliebten Proberollen. Für dergleichen Miniatur-Metamorphosen scheint sie Neigung und Beruf zu haben. Sie ist überhaupt nicht ohne Talente, die Gestalt begünstigt sie aber nicht. Dagegen ist ihre Stimme höchst biegsam und wohlklingend, sie hat jedoch den gemüthlichen Ausdruck noch nicht in ihrer Gewalt. Im dritten Akt des ersten Stücks, wo Elsbeth ihre Freyer foppt, gelang dieser Anfängerin die Rolle des verstellten Gänsechens, eben der Biegsamkeit des Organs wegen, ungemein gut. Sie lachte so natürlich und in einem so wohlklingenden Ton, daß die Zuhörer nicht satt wurden, mit zu lachen. Indessen war das Lachen etwas übertrieben; es machte aber Glück, und dieser erste Versuch wurde mit Furore aufgenommen. In den Proberollen zeigte sie, ermuthigt durch das frühere Gelingen, einen Anstrich von Routine, die überraschend war, und manche geübte Schauspielerin muß ihr in der darstellenden Parodie der alten Gouvernante und der [illegible] nachstehen. Ich glaube dessen ungeachtet nicht, daß diese junge Dilettantin entschiedenes Glück auf der Bühne machen wird, es müßte denn der Fall seyn, daß sie sich frühzeitig zum Mutterfach bequemen wollte.

Die lezte Vorstellung auf diesem Theater war König Oe-

tokars Glück und Ende, zum Vortheil des Schauspielers Demmer, und nennt hörten die theatralischen Darstellungen vor der Hand auf. Wie es heißt, bleibt das Theater auf einige Zeit verschlossen, was längst vorauszusehen war. Die Schauspieler können reisen, wohin sie wollen. Alle Mitglieder haben seit längerer Zeit, mehrere für sechs Monate ihren Gehalt zu fordern, der gelegentlich bezahlt wird. Der Prozeß des vormaligen Hrn. General-Sekretärs ist noch anhängig. So sind nun seit Kurzem zwey der vorzüglichsten Theater, so zu sagen, eingegangen, wofür die Leistungen des Hoftheaters an der Burg Ersaz gewähren müssen. Leider feyert auch dieses bald einen Monat lang, dann soll, wie es heißt, die Gesellschaft aus der Josephstadt wieder auf dem großen Operntheater in der Stadt spielen. Während der lezten Zeit ihrer frühern Vorstellungen daselbst waren die Versammlungen sehr dünn; das konnte auch nur als Reiz der Neuheit wirken. Zur Wiederherstellung der Oper und des Ballets wird sich so leicht kein Privatmann finden. Das Publikum ist an zu große Forderungen gewöhnt, und es knüpfen sich zu glänzende Erinnerungen an die vorhergegangenen Zeiten dieser Bühne, nicht nur an den zunächst verflossenen Zeitraum ihrer Wirksamkeit. Unlängst starb hier der Balletmeister Vestris, der krank zurückgeblieben war, und dessen leztes Werk: Alexander in Indien, mit vielem Beyfall aufgenommen wurde. Mamsell Brugnoli, seine Elevin und Freundin, wird ihn hoffentlich recht ernsthaft betrauert haben. Sie soll sich indessen mit einem hier sehr beliebten jungen Sänger verheirathet haben. Vielleicht erzählt man das nur des Pikanten wegen. Die übrigen Mitglieder der italienischen Gesellschaft sind, so wie unsere deutschen Künstler, ziemlich zerstreut, und haben schon verschiedene Wechselfälle des Glücks erfahren. An Rubini tadelt man in Mailand seine üppigen Verzierungen, und äußerte nach der ersten Leistung, er habe nur den Reichthum seiner Mittel zeigen wollen. Donzelli hat in Paris als Othello nicht ganz gefallen. Man wirft ihm einen Nasenton und zu vieles Schreyen vor. Das erste habe ich nicht gefunden, das zweyte ist in so fern gegründet, als er in hochliegenden Parten zuweilen mit Anstrengung singt. Sein Vorgänger in der Rolle, Garzia, muß treffliche Eigenschaften besizen; Donzelli hat deren aber auch. — Unsere deutschen Ausgewanderten gedeihen besser in den fremden Kunstzonen. Mit Manchem geht in kurzer Zeit die glänzendste Verwandlung vor; obschon er unter uns wandelnd sein völliges Wachsthum erlangt hatte, ohne besonders in die Augen zu fallen, so wächst er dennoch plözlich zum Künstler-Heros auf, und man erstaunt nicht wenig, wenn man unvermuthet hier und dort von einem zweyten Lablache und einer neuen Fodor hört. Der Tenorist Jäger vom Theater an der Wien und zwey andere brauchbare Mitglieder sind für das zweyte Theater in Berlin gewonnen. Die vortheilhafte Anstellung der interessanten Sängerin Sonntag bey derselben Bühne wird bekannt seyn.

Von den Neuigkeiten auf den hiesigen kleinern Theatern wüßt' ich nichts zu nennen, als Armida, die Zauberin im Orient, Zauberspiel von Meisl; Musik von Gläser. Leztere wird gelobt. Dem Komponisten glückt Vieles in diesem Genre, auch nimmt man's damit so genau nicht. Auf die Idee des Stücks deutet ungefähr der Titel hin. Es hat nicht besonders Glück gemacht. Auf die äußere Ausstattung ist aber etwas verwendet worden.

Die Vorstellungen des Hrn. Stephany in der höheren Reitkunst gewinnen immer mehr die Schaulustigen. Es sind zwey neue Reiterhelden angekommen. Hr. Modeste, genannt der Amerikaner, einer der kühnsten Forcereiter von der Gesellschaft des Franconi zu Paris; und Hr. Alexander Price, schon früher hier bekannt. Der Eine schwingt sich in voller Karriere auf's Pferd, und fliegt so in kerzengrader Stellung, ohne sich anzuhalten, herum; der Andre macht den großen Ritt des Julius Cäsar, auf zwey galoppirenden Pferden, ohne Sattel und Zeug, stehend. Wo mag der große Julius so geritten seyn? — Vielleicht als er über den Rubicon sezte.

Musikalische Unterhaltungen gab es keine, auch nicht einmal am ersten Pfingsttag, wo sie sonst das Schauspiel zu vertreten pflegen. Ein Kaffeehausbesizer hat zweymal dergleichen angekündigt, um Gäste herbeyzulocken, und als kräftiges Motiv noch die Verheißung beygefügt, daß ein talentvoller Schüler eines rühmlichst bekannten Bauchredners seine Künste produziren werde.

Ritter v. Gerstner scheint sein verdienstliches Werk, eine Eisenbahn zu errichten, dennoch in Ausführung zu bringen, und verfolgt diesen Plan mit rastloser Thätigkeit. Unlängst ist in Betreff dieser Angelegenheit eine Aufforderung an diejenigen Individuen ergangen, die sich geeignet finden, ihm als Ingenieurs hülfreiche Hand zu leisten.

Der Besizer des hier eine zeitlang zur Schau gestellten Grundrisses von Paris in Relief, der wirklich künstlich gearbeitet war, zeigte auch eine in jener Hauptstadt verfertigte Uhr, die eine Art von perpetuum mobile darstellt. Es wurde nicht eigentlich für ein solches, sondern nur für ein demselben sehr nahe kommendes Werk ausgegeben. Der einfache und eben so sinnreiche Mechanismus stand frey und offen da, indem das Triebwerk von keinem Gehäus umschlossen war. Rings um den Rand bemerkte man eine Reihe von kleinen, beweglichen Cylindern, wovon einer nach dem andern in kurzen Zwischenräumen sich niederlegt, bis zum lezten, worauf der nächste den Kreislauf wiederum beginnt. Schon länger als vier Monate war das Werk in des Besizers Händen, ohne daß er nöthig gehabt hätte, es aufzuziehen, und die Stunden wurden richtig angegeben. Ein ungemein schönes Glockenspiel ist damit vereinigt, steht jedoch nicht mit dem Triebwerk selbst in Verbindung.

Die Firmungswoche hatte dießmal wieder eine Menge von Bewohnern der umliegenden Gegend aus der erzbischöflichen Diözes mit ihren Kindern nach der Hauptstadt gezogen. Die der Metropole zunächst gelegenen Zugänge waren mit Fuhrwerken aller Art besezt. Ein anziehendes Schauspiel gewähren die mit Bändern und Blumen gepuzten Mädchen, und die mit zierlichen Firmungsmedaillen geschmückten Knaben, die sich nach Vollziehung des heiligen Sakramentes bey schönem Wetter an öffentlichen Orten, besonders im Prater, in Begleitung ihrer Angehörigen und Firmpathen belustigen.

Auflösung der Homonyme in Nro. 157:

Hader.

Charade.

Das Ganze ist ein Schooß der Töne,
Sie ruhen in ihm still und reich.
Doch nahen sich Apollo's Söhne
Berührend nur, ertönt es gleich.
Und wie die Theile des Ganzen es wollen,
So werden die Töne dem Schooße entrollen;
Gebietet der Erste, tönt's sanft und mild
Wie Engelton aus Edens Gefild:
Gebietet der Zweyte, rollt's wild und frey,
Wie Donnergebrüll und Kriegsgeschrey.
Doch hören sie auf den Schooß zu betasten,
So ruhen sie still im hölzernen Kasten.

Gustav Hänisch.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 164.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Juli 1825.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den sterblichen Menschen
Lässet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn seyn; so kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geschwister hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

Goethe.

Des Vaters Wille.

(Fortsetzung.)

Unglaube.

Offenbar sah sie an meinem, mit jedem Augenblicke mehr erstarrenden und ermattenden Auge, wie es über dem fruchtlosen Nachgrübeln, wo nur da die Entschädigung herauskommen solle, zusehens finsterer und finsterer wurde in meinem Kopfe, und sagte fast ganz unwillig: „Nun freylich nicht ganz mutterseelenallein. Ich gängele dich aber doch wie ein Kind nach dem Ziele hin, das ich dabey habe. Aber du kommst nimmermehr darauf, daß die junge Ketterling an den Vorlesungen Theil nehmen soll."

„Herzenstantchen — sprach ich da, ihre Hand an meinen Mund ziehend — einzig die Größe Ihrer Güte ist Ursache, daß ich nicht sogleich der Sache auf die Spur kam. Ich konnte unmöglich glauben — —"

Die deutlichen Antworten.

„Nun, nun, nun, nun, — unterbrach sie mich hier — glaube mir auch jezt noch nicht zu viel. Zudem gibt es noch einige Bedingungen im Hinterhalte. Was kann herauskommen, wenn du tagtäglich, Angesichts jener medisanten Wittwe und aller Welt, dem guten lieben Mädchen deine Devotion im Vorbeygehen bezeigst; was herauskommen, wenn du allenthalben ihr nachschleichst, als daß die Leute endlich Verdacht schöpfen gegen ein heimliches, lichtscheues Bündniß, wie es auch wirklich ist? Denn da du von deinem Vater keine Genehmigung hoffen kannst, so kannst du auch bey der Mutter deiner Herzallerliebsten nicht Zutritt suchen. Und jezt sage mir einmal aufrichtig, wer dem guten Kinde den Sitz neben mir in der Kirche verschaffte?"

Mein verschlossener Mund und das niedergeschlagene Auge antworteten deutlich genug.

Die Heimlichkeiten.

„Und warum? fuhr die Tante fort. Einzig, um bey dem Wege aus der Kirche in meiner unschuldigen Person ein Deckmäntelchen zu einer Unterhaltung zu finden, die, so erlaubt sie an sich seyn würde, durch den heimlichen Weg, auf dem sie gewonnen wurde, tadelhaft geworden ist. Ueberhaupt wirft der Umstand, daß das Mädchen sich auf die Heimlichkeit mit dem Kirchenplatze einließ, sogar schon einen leichten Schatten auch auf sie, und wenn sich nur einmal ein Liebespärchen auf Heimlichkeiten einläßt, so gebiert dann die eine die andere. Die Heimlichkeiten werden immer tiefer und tiefer, bis am Ende etwas ganz Unheimliches daraus entstehen kann.

Harte Bedingung.

Dem nun, sprach sie weiter, möchte ich gerne vorbeugen. Darum vergönne ich dir wöchentlich zweymal eine Unterhaltung mit ihr in meinem Beyseyn. Besser wäre es freylich — das kann und will ich nicht verschweigen! — besser für dich und hauptsächlich auch für das Mädchen,

wenn ihr, bey dem Mangel an aller Aussicht auf eine gemeinschaftliche Zukunft, sogleich jeden Umgang miteinander abbrechen wolltet. Das aber würde euch doch zu schwer fallen und nichts daraus werden. Daher dachte ich schon von zweyen Uebeln das kleinste zu wählen und euch ein Paar Zusammenkünfte in der Woche unter meinem Vorsitze zu gestatten. Doch hört Alles mit Einemmale wieder auf, sobald ich dahinterkomme, daß noch außerdem zwischen dem Mädchen und dir irgendwo, geheim oder öffentlich, ein Wort, nur ein einziges Wort stattfindet."

Arglistiges Verschweigen.

Das war allerdings hart. Zwar gehörte immer ein besonderes günstiges Geschick dazu, daß ich der, beynahe stets zu Hause arbeitenden Jeannette zufällig begegnete. Denn bis zu ordentlichen Verabredungen war es zwischen uns erst in einem einzigen Falle gekommen, und das war der mit dem Kirchensitze, den die Tante so glücklich errathen hatte.

So selten aber auch dergleichen eintrat, war es doch immer schwer, darauf Verzicht zu leisten. Wer wußte denn, ob eine mehrstündige, gemeinschaftliche Anwesenheit bey der Tante zuweilen auch nur ein einziges Wort gestattete, das unsern Herzen ganz recht war, einen einzigen Blick, der so recht innig vom Auge in's Auge ging? Ja, diese Verzichtsleistung mußte mir schon darum viel härter erscheinen, als das übermorgende Aufheben meines täglichen Ganges über die Taubenstraße, da übermorgen — was ich aber freylich arglistig verschwiegen hatte und die Tante nicht zu wissen schien — bereits mein Täubchen dort ausgeflogen war. Madam Ketterling bezog nämlich mit ihrer Tochter ein wohlfeileres Quartier in der Poststraße.

Das freye Geschenk.

Bey alle dem ging ich auf den Vorschlag der Tante ein, besonders da sie mir versprach, den Vater, wo möglich, doch noch zu bearbeiten, und für Jeannetten umzustimmen. Ob es ihr gelingen werde, sey freylich gar sehr die Frage. Uebrigens finde dieses Gelingen auf jeden Fall nur dann statt, wenn alle äußere Zeichen vorhanden wären, daß ich meine Geliebte wegen seiner Abneigung gegen diese Verbindung aufgegeben hätte. Dann könnte sie ihm doch seine Gewährung meines früheren Wunsches als ein freyes Geschenk vorstellen, das er mir wegen meiner Folgsamkeit mache.

Das bestimmte Verlangen.

Ich glaubte mir Alles gefallen lassen zu müssen. Nur das Eine ging fast über meine Kräfte. Als ich mich nämlich auf meine Stube zurückziehen wollte, rief sie mich noch einmal. „Und vergiß auch nicht — sagte sie — ein Versprechen über dem andern. Ich meine jezt das frühere, nicht wieder Tag für Tag durch die Straße, wo sie wohnt, zu patrouilliren und hinaufzugrüßen. Das leztere nun vollends gar nicht. Beym ersten Gruße dieser Art, von dem ich höre, und der Verräther schläft nie, ziehe ich meine Hand auf einmal wieder ab von dir."

Da hatte ich nun meine Arglist, von der ich mir so hübsche Dinge versprach! Hätte sie abermals nur von der Taubenstraße geredet, so würde ich mich doch noch zu dem bewußten Quid pro quo, das ich der Tante und meinem Gewissen zu machen dachte, verstanden haben. Im Fall der Entdeckung und Rechenschaftforderung hätte ich mich ein wenig einfältig gestellt, und sie mir auf meine Bitte vermuthlich verziehen. Mit ihrem nun so ganz bestimmt ausgesprochenen Verlangen aber raubte sie mir jedwede Ausflucht und Ausrede.

Lüge und Nothlüge.

Bald war die neue Einrichtung im vollen Gange. Jeannette trank alle Wochen zweymal, am Dienstage und am Donnerstage, bey der Tante Kaffee, und daß wir da vom Vater gewiß nicht gestört wurden, zog ich gewöhnlich über Tische ein Heldengedicht in groß Oktav von mehreren Bänden, oder ein recht weitschweifiges poetisches Drama aus der Tasche, als Werke, welche Nachmittags vorgelesen werden sollten. In der Regel hielt er sich schon die Ohren zu, sobald er nur vom Vorlesen dieser Kunstwerke reden hörte.

Wir dachten freylich nicht an das Vorlesen. Das Einemal, als ich an solch einem Nachmittage zu ihr kam, wurde der Puls ihres Gewissens darüber zwar etwas unruhig, daß ihr Bruder und mein Vater so von uns hinter das Licht geführt würden. Allein sie besänftigte ihn sogleich mit vernünftigen Vorstellungen. Sie kam nämlich auf das früher schon einmal in demselben Falle von ihr angewendete Sprichwort zurück, und sagte: „Unter zwey Uebeln muß man stets das kleinste wählen. Weit besser ist's doch, denke ich, wenn ich euch Beyden, die ihr nicht von einander lassen zu können glaubt, hier selber wöchentlich ein Paarmal ein Rendezvous unter meinen Augen gebe, als daß ihr mit euern Zusammenkünften den Lästerzungen der Stadt Feste veranstaltet, die besonders der Zukunft unserer guten Jeannette sehr nachtheilig zu werden drohen. Diese beyden halb-offiziellen Rendezvous nun brauchen dergleichen Nothlügen als Schildwachen. Ueberhaupt, lieber Joseph, merke dir das, ein Anderes ist die Lüge und ein Anderes die Nothlüge, wie solche hier eintritt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Das gelbe Fieber.

Der Doktor Chervin hat nun die vieljährigen und beschwerlichen Reisen zu Ende gebracht, welche er zunächst in der Absicht unternahm, überall Thatsachen zur Geschichte

des gelben Fiebers im Allgemeinen, insbesondere dann aber zur Entscheidung der großen und wichtigen Frage über die Ansteckung oder Nichtansteckung dieser Krankheit zu sammeln, und er ist gegenwärtig mit dem Ordnen und der Bekanntmachung seiner Forschungen beschäftigt.

Im Jahre 1814 hatte er zu Ende Oktobers Paris verlassen, und war am 15ten Dezember gleichen Jahres in Pointe à Pitre auf der Insel Guadeloupe eingetroffen. Das Jahr 1815 aber war eines der gesündesten für die Antillen, so daß er erst 1816 das gelbe Fieber zu beobachten Gelegenheit fand. Sobald die Krankheit sich zeigte, widmete er sich so zu sagen ausschließlich ihrem Studium. Im Militärspital von Pointe-a-Pitre sowohl als in der Privatpraxis hat er eine sehr große Zahl am Krankenbett angestellter Beobachtungen gesammelt, und daneben über fünfhundert an der Seuche verstorbener Leichen untersucht. Später hat er nochmals eine Anzahl Leichenöffnungen am gelben Fieber verstorbener Personen während der verheerenden Epidemien von Neu-Orleans und sonderheitlich von Savannah im Jahr 1820 angestellt. In der schon bemerkten Absicht, Alles dasjenige zu sammeln, was über die Natur und Herkunft der Krankheit Aufschluß geben könnte, hat er in der alten und neuen Welt und unter allen Breitegraden, wo das Uebel wahrgenommen worden ist, die verschiedenen Länder besucht, in denen dasselbe seine Verheerungen anrichtete. Cayenne, die Guianen, das ganze Inselmeer der Antillen, von spanisch Trinidad bis Havannah (mit Ausnahme etlicher kleiner, minder bedeutsamer Inseln, wie Dominika und Tortola), das Küstenland der vereinten Staaten Amerikas, von Louisiana bis Maine, und endlich der ganze Süden der spanischen Halbinsel bilden das weite Feld, worüber die Beobachtungen des vielgereisten Arztes sich ausdehnten. Auf seinen Wanderungen hat Herr Chervin aber nicht etwa nur die großen und reichen Städte besucht, sondern hinwieder auch eine Menge kleinerer, armer und wenig bekannter Orte, wo er bedeutsame Thatverhalte hinsichtlich auf die Frage von Ansteckung oder Nichtansteckung des Fiebers erwahren zu können Hoffnung hatte. In Bezug über die Epidemie von Katalonien und Arragonien im Jahr 1821 z. B. hat er Tortosa, Mora, Asco, Flix, Rapsé, Mequineza und Fraga, ungerechnet die vielen Dörfer in den Umgebungen von Barcelona, besucht.

Hinwieder hat Herr Chervin sich nicht damit beruhigt, von dem, was ihm mündlich mitgetheilt ward, wie Reisende zu thun gewohnt sind, Noten zu nehmen, sondern er hat die angesehensten und erfahrensten Aerzte der von ihm durchreisten Gegenden ersucht, ihm die Resultate ihrer Erfahrungen schriftlich mitzutheilen, und ihre Meynungen über die Natur der Krankheit, wofern sie solche gefaßt hatten, mit den erforderlichen Belegen und Thatsachen zu versehen. Bey weitem die meisten der hiefür angegangenen Aerzte haben mit einer ihnen selbst und der Kunst zur Ehre gereichenden Liberalität der Bitte entsprochen. Herr Chervin hat die Unterschriften aller derer, von denen er Mittheilungen erhielt, durch die Ortsbehörden, und, wo es der Fall war, durch die französischen Konsulate legalisiren lassen, und er ist mit einer überaus großen Zahl Urkunden heimgekehrt, über deren Authenticität keinerley Zweifel vorwalten kann.

Der emsige Arzt hat darüberhin noch die Geduld gehabt, in den Archiven der spanischen Sanitäts-Junten, in den Kanzleyen der Marineverwaltung und der Douanen, in Kirchspiel- und Spitalregistern, und in den Protokollen anderer Behörden mehr, mit einem Wort, überall, wo er etwas für seinen Zweck Brauchbares zu finden hoffte, Nachforschungen anzustellen.

Was dann nun aber aus diesen neunjährigen rastlosen Bemühungen hervorgeht, scheint wesentlich darin zu bestehen, daß das gelbe Fieber von örtlichen Ursachen herrührt, die durch ein, öfters schwer auszumittelndes, atmosphärisches Verhältniß in Bewegung gesezt wurden; daß allenthalben, wo die örtliche Ursache aufgefunden ward, dieselbe in verfeuchtigten Stoffen faulender thierischer oder vegetabilischer Körper bestund, und daß in keinem der dem Herrn Chervin bekannt gewordenen Fälle die Krankheit durch Ansteckung fortgepflanzt worden ist. Er hält dafür, daß Alles, was zu Begründung der Meynung von Einbringung und Kontagion des gelben Fiebers ist aufgestellt worden, entweder auf unzuverlässigen Angaben und Zeugnissen, oder auf mangelhaften Beobachtungen, oder endlich auf unrichtigen Schlüssen und Folgerungen, die aus richtig beobachteten Thatsachen gezogen wurden, beruhet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Elberfeld, 28. Juni.

Wir feyerten gestern hier ein schönes, fröhliches und zugleich rührendes Fest, in dem Abschiedsschmaus, welcher der ersten Gesellschaft deutscher Bergleute gegeben wurde, die auf Verlangen des Hauptagenten unseres Bergwerksvereins in Mexiko, Hrn. Wilhelm Stein, ihm dahin nachgesandt werden, um ihn in der Bearbeitung der für den Verein acquirirten reichen, gräflich Revilla'schen Silberminen zu unterstützen. *)

Tüchtige, wackere Männer, zwanzig an der Zahl, waren es, die sich, in Folge der mit der Direktion des hiesigen deutsch-amerikanischen Bergwerk-Vereins geschlossenen Kontrakte versammelten, und von dieser mit einem frohen Mahle zum Abschied bewirthet wurden.

Die Direktion begleitete die Mannschaft heute Morgen auf den Weg, und der Präsident des Vereins, Hr. Heinrich Kamp, hielt ihnen beym Scheiden eine schöne, nachdrucksvolle Rede, die Manchem unter ihnen eine Thräne entlockte, deren bey solchen Veranlassungen auch das männliche Auge sich nicht zu schämen hat, und die dazu beytragen wird, sie in dem Vorsatz zu bestärken, dem deutschen Namen überall Ehre zu machen, und durch ein sittliches Betragen Achtung für die Nation, der sie anzugehören das Glück haben, und für die Stadt, welche sie ausgesandt hat, einzuflößen. — Glück auf!

Das folgende, von dem Sekretär des Vereins, Hrn. Moritz Thieme für diese Gelegenheit verfertigte Gedicht, verdient hier wohl eine Stelle.

Deutsches Bergmannslied, in Meriko zu singen.

Glück auf!
Wir fahren zur Grube mit schimmerndem Licht;
Die eisigen Lüfte erschrecken uns nicht,
Denn tief in der Erde ist unser Gebiet,
Wohin es den Knappen so wunderbar zieht.
Glück auf!

*) Siehe Allgemeine Zeitung Nr. 189. in der Beylage.

Glück auf!
Wir fördern die flimmernden Erze zu Tag;
Doch Keiner der Knappen behalten sie mag.
Wir wissen zu gut, daß die Gnomen allein
Zur Strafe dem Menschen die Erze verleih'n.
Glück auf!

Glück auf!
Gold, Silber und Eisen, was haben sie nicht
Auf Erden für Jammer schon angericht't!
Aus unseren Händen kommt's Erz noch rein:
Die Perle des Schweißes kann's nicht entweih'n.
Glück auf!

Glück auf!
Bald aber bemeistert sich seiner die Wuth!
Bald kleben am Erze viel Thränen und Blut;
Und, hat es dem Menschen Verderben gebracht,
Verschlingt es die Welle, sinkt's wieder zum Schacht.
Glück auf!

Glück auf!
Drum wäre wohl unser Gewerbe nicht gut,
Da so viel auf unserm Fleiße beruht,
Wenn nicht auch der denkende Menschenverstand
Viel Nutzen vom Erze zu ziehen erfand.
Glück auf!

Glück auf!
So fahren wir an mit Treue und Muth
Und machen die schimmernden Erze zu gut,
Und, macht dann ein Bruder auf ewig Schicht;
So üben wir trauernd die lezte Pflicht.
Glück auf!

Glück auf!
Da nehmen die Gnomen ihn sanft in den Arm
Und betten ihn kühl und betten ihn warm,
Bis Gott mit dem Schlägel der Ewigkeit weckt
Und liebend die Arme entgegen ihm streckt.
Glück auf!

Glück auf!
Wir schaffen das Dunkle zum Lichte empor,
Wir schließen auf ewig das irdische Thor,
Doch thut sich da unten das Himmlische auf:
Drum, schlummernde Brüder! Glück auf! Glück auf!
Glück auf!

Lausanne, Juni.

Die Bibelgesellschaft des Kantons Waadt beging am fünften Mai lezthin ihre zehnte allgemeine Jahresfeyer, und ihr Vorstand, der Professor Levade, nahm daben Anlaß, die zehnjährige Geschichte der Anstalt und ihrer Leistungen vorzutragen. Von dieser umständlichen Darstellung, die mancherley örtliches Interesse darbot, ging er zu allgemeineren Betrachtungen der providentiellen Leitungen über, die in der großen Anstalt der Bibelgesellschaften gefunden werden mögen. „Freylich, (so drückt sich Hr. Levade unter anderm aus) freylich hat Gott zur Zeit der Schöpfung gesprochen, es werde Licht und es ward Licht; aber das geistige Licht, der Glaube, die Ueberzeugung, geben vom Gehör aus, und mochten nicht Wirkung vom Gesez der Bewegung seyn. Das große Gesez der Bevölkerung (la grande loi de la population) war erforderlich, um die Wohlthaten der Offenbarung zu verbreiten. Mittelst der Kultur, der Künste, der Wissenschaften, des Handels, der Schiffahrt, der späteren Entdeckung der Boussole und der Druckpresse, die selbst auch als Ergebniß eben jenes wohlthätigen Gesezes der Bevölkerung zu betrachten sind, wollte die Vorsehung das Evangelium verbreiten lassen; und wer könnte die wunderbare Schnelligkeit verkennen, mit der das Mittel seit einem Vierteljahrhundert sich wirksam erzeigt hat? Der durch die neuerliche Entdeckung der Schuzpocken gesteigerten großen Bevölkerung Englands sind die mächtigen Fortschritte der Gewerbsamkeit und Künste, so wie hinwieder die schnelle Verbreitung derselben über alle Theile des Erdballs zu verdanken. Der Britte, welcher beym Uebermaß der Bevölkerung seiner Insel sich in der Entwicklung des Wohlstandes der Einzelnen gehemmt fühlt, ist mehr als kein anderes Volk zum Auswandern und zur Bildung von Kolonien geneigt, deren nothwendige Ergebnisse hinwieder die gleichzeitige Verbreitung des Christenthums und der Kultur seyn mußten. So daß demnach, einziges Naturgesez, das Gesez der Bevölkerung, allen Ländern der Erde beydes mit einander, die Kultur und das Evangelium zuführt; und dieses Gesez der wachsenden Bevölkerung, obgleich dasselbe vermehrten Arbeitsfleiß gebieterisch herscht, dieses allgemeine Gesez wird jedoch zwanglos vollzogen, weil es zugleich die Quelle der reinsten Genüsse des Menschen hienieden und die Grundlage des Familienglückes und aller häuslichen Tugenden ist. Wer könnte hinwieder auch den erstaunenswürdigen Kontrast verkennen, der sich in dem gegenwärtigen gegen dem abgeflossenen Jahrhundert hinsichtlich auf den Einfluß religiöser Begriffe und der Ehrfurcht für die Religion darbietet? Wer die zweyte Hälfte des verflossenen Jahrhunderts durchlebt hat, eines Jahrhunderts des Unglaubens und des Indifferentismus, der Verödung der Tempel, der endlosen Verbreitung irreligiöser Schriften; wer gesehen hat, wie der Christ Scheue trug, sein Christenthum zu bekennen, um nicht belacht zu werden; wie der Gelehrte, um seinen Arbeiten eine gute Aufnahme zu sichern, sarcastische Ausfälle gegen die Religion für eine unentbehrliche Zugabe derselben ansah, der mag uns von dem eingetretenen Verfall des religiösen Glaubens erzählen, welcher in der That so allgemein war, daß auch scharfsinnige Beobachter an einer Rückkehr besserer Zeiten verzweifeln konnten. Nunmehr aber sehen wir, um mit den Worten des gelehrten Professor Stapfers zu sprechen, „wie diese Geschlechtsfolge des achtzehnten Jahrhunderts, die sich ihres Unglaubens und ihrer eben so herabwürdigenden als trostlosen Lehren rühmte, unmittelbar durch eine Geschlechtsfolge ersezt wird, die zum Glauben sich hinneigt und mit eben so viel Bereitwilligkeit die ihr dargereichten religiösen Stützen annimmt, als ihre Vorgänger bereitwillig den Zerstörern Hand geboten haben; bemerkenswerth ist insonderheit auch, wie auf Deutschlands berühmtesten Hochschulen eine Rückkehr zu eben denjenigen Lehrsätzen wahrgenommen wird, die vorhin von ihnen theils entstellt, theils verworfen wurden, jezt aber dem Inbegriff menschlicher Kenntnisse sorgsam wieder einverleibt worden sind.“ — Ich frage (sezt Hr. Levade hinzu), ob diese Betrachtungen nicht auch durch unsere unmittelbarsten Erfahrungen unterstüzt werden; ob der glückliche Kanton Waadt seit der Stiftung seiner Bibelgesellschaft nicht erfreuliche Besserungen im Besuch des öffentlichen Kultus und im Innern seiner Familien gemacht hat; ob die wohlthätigen Folgen der Austheilung von beyläufig 7,000 Bibeln, von noch ungleich mehr neuen Testamenten, und von mehr denn 80,000 Abdrücken kleiner Religionsschriften — nicht preiswürdig zu Tage liegen?

Beylage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 165.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. Juli 1825.

Forschung des Wahren, geb' ich dir mich ganz hin.
Ernt' ich Kenntniß, die mir den Geist erhellet.
Klopstock.

Aphorismen
aus den spanischen und lateinischen Schriften des Antonio Perez *).

1. So wie sich im Körper das Bild der Seele abspiegelt; so in den Worten das Bild der Gedanken.

2. Der Rath ist eine Arzney, eine heilsame — wenn er mit Bedacht, eine gefährliche — wenn er mit Heftigkeit gegeben wird.

3. Es ist ein tödtliches Anzeichen, wenn ein Fürst keinen Rath mehr begehrt.

4. Karl V. gab seinem Sohne Philipp folgende Lehre: Erhole in Staatssachen das Gutachten deiner Räthe nicht während deiner Gegenwart; in Kriegssachen magst du dieß allerdings thun. Denn deine persönliche Gegenwart macht die Räthe in Staatssachen befangen; in Kriegssachen aber wird sie dieselben begeistern.

5. Ist es dir mehr um Approbation als um Rath zu thun, so vernimm deine Räthe persönlich; deine Gegenwart wird im ersten Falle deinem Zwecke förderlich — aber hinderlich im zweyten Falle seyn. —

6. Die Fürsten kommen durch zu ängstliche Sorgfalt und durch Mißtrauen in Gefahr, große Gelegenheiten zu versäumen.

*) Anton Perez, ein Spanier, lebte als Staats-Sekretär an König Philipps Hof, und beschloß im Jahre 1610 sein Leben im Exil zu Paris.

7. Denn Verdacht und Mißtrauen ist in seiner Wirkung dem Gifte ähnlich, welches in geringer Dose, vorsichtig angewendet, heilet, beym geringsten Uebermaaße tödtlich wird.

8. Große Geister zeigen die Gefahr, aber zugleich auch das Mittel; kleine Seelen weisen nur auf jene.

9. Ein Rath Karl V.: Die höchsten und bedeutendsten Aemter im Staate lasse nicht zu lange in derselben Hand. Und:

10. Die Großen beschäftige in deiner Nähe. Der Glanz deiner Krone wird sie dir sicher machen. Denn Nichts wird die Edelgebornen dir fester anschließen als das Zutrauen.

11. Die Männer in den höchsten Aemtern sind die Augen des Staates.

12. Veraltete Dienste gleichen veralteten Schulden; es ist schwer sie geltend zu machen.

13. Es gibt Ungeheuer des Glückes, so wie es Ungeheuer der Natur gibt.

14. Es ist fürstlicher, dem Wechsel des Glückes als den Unfällen der Natur zu widerstehen.

15. Die Könige sind die eigenen Zeugen und Richter ihrer Verheißungen.

16. Glück und Unglück sind die zwey Bildhauer, welche dem Wesen des Menschen die lezten Meisterzüge eingraben.

17. Fürsten sollen noch mehr Scheu vor den Historikern haben, als eitle Weiber vor den Portraitmalern.

18. Beschwerden sind vermummte Pfeile.

19. Liebe und Gehorsam sind Zwillinge.

20. Schöne Worte der Minister gleichen einer kühlen Luft, welche erquickt, ohne den Durst zu stillen.

21. Die Königskrone bezeichnet den Kreis, in welchem die Macht der Menschen eingeschlossen ist.

22. Mißbrauch der absoluten Gewalt führt zum Ruine der Monarchie.

23. Fürsten sollten immer in einer hohen Gabe vorzugsweise glänzen, um die Gemüther der Unterthanen auf einem Punkte festzuhalten.

24. Freygebigkeit wirkt, wie die Schminke bey Frauen — sie verbirgt manchen Fehler.

25. Wer seinen Willen einbüßt, büßt auch leicht sein Urtheil ein.

26. Zögern heißt anfangen zu vergessen.

27. Freundschaftliche Briefe geben ein deutlicheres Bild der Person als selbst ihr Gesicht.

28. So groß ist die Stärke der Wahrheit, daß sie gerade in ihrer Nacktheit am stärksten ist.

29. Die größte Gefahr guter Vorsätze ist: wenn sie nicht Gott zum Ziele haben.

30. Alte Freundschaft ist wie alter Wein, je älter — je stärker.

31. Die heilige Schrift ist die lebendigste Quelle guter Rathschläge.

32. Die Könige sollen streben Gott ähnlich zu seyn, der seine Größe nicht blos im Schrecken offenbart: „Non in commotione Dominus; non in igne Dominus; sibulus aurae tenuis."

33. Den Brand eines Hauses wird man eher von außen als von Innen gewahr; gerade so die Gebrechen eines Staats.

34. Vertrauen zu Gott bringt Rath vom Himmel, der so sanft niederthaut, wie der Regen aus den Wolken.

35. Gleichgestimmte Seelen sind wie gleichgestimmte Harfen; klingst du eine an, so klingt die andere mit.

(Der Beschluß folgt.)

Des Vaters Wille.

(Fortsetzung.)

Unbequemlichkeiten.

So guten Fortgang aber auch die Sache hatte, so wenig wollte sie mir doch zusagen. Es gibt Menschen, die den Mund immer so voll Worte haben, daß er davon alle Augenblicke überläuft. Das sind die eigentlichen Tafel- und Konversationsmenschen. Zwar findet sich's häufig, daß die vielen Worte ihren Gedanken den Ausweg versperren. Allein Worte sind doch immer auch an sich schon etwas, statt daß die Gedanken, die zum Munde herauswollen, ohne Worte sich gar nicht behelfen können. Das wissen wir am besten, denen die Worte etwas tiefer und fester sitzen.

Bey den Zusammenkünften mit Jeannetten peinigte mich dieser Umstand ungemein. Und kamen nun auch einmal Worte heraus, so waren es doch nicht die rechten. Zum Unglück ging es mit den Mienen gerade so. Wir genirten uns Beyde vor der Tante und sahen uns wenigstens nicht so an, wie wir uns angesehen hätten, wenn wir allein gewesen wären, ob wir schon Beyde recht gut wußten, daß die Augen der Tante so gut wie gar keine waren. Dazu kam noch die gottlose Eintheilung der Tage. Mehrerer Ursachen halber mußte die Tante zu unsern Zusammenkünften den Dienstag und den Donnerstag wählen. Dazwischen war nun freylich nur die einzige Mittwoche. Das wollte aber doch gar zu viel bedeuten, daß ich Jeannetten vom Donnerstage bis zum Dienstage der folgenden Woche, das hieß ganze vier Tage lang mit keinem Auge sehen sollte!

Verlangen und Zusage.

Ich wurde daher, ich kann es wohl sagen, mit jeder neuen Zusammenkunft immer desperater, und lag der Tante einmal Sonnabends Nachmittags ernstlich an, daß sie nun endlich den Vater zu dem früher erwähnten freyen Geschenke disponiren möchte.

„Wir wollen sehen! sprach sie. Morgen ist Sonntag. Früh vor der Kirche wird dein Vater vermuthlich, wie er immer pünktlich zu thun pflegt, mir das Bischen Kapitalszinsen vom lezten Vierteljahre überbringen. Da bin ich allein mit ihm und will ihn aushorchen, und thun, was ich kann. Das aber bedinge ich mir, stürme du nicht etwa, wenn er von mir weg ist, sogleich auf mein Zimmer. Es säbe sonst aus wie Verabredung. Auch kenne ich in solchen Fällen dein ewiges Gefrage. Ich könnte drüber den Anfang der Predigt versäumen, und bekanntlich predigt morgen der Neue. Wenn ich aber aus der Kirche komme, dann. Denn dann weißt du wohl, ist dein Vater nicht zu Hause."

Ungerechte Verunglimpfung.

Der Sonntagmorgen war überaus peinlich. Ich hatte den Vater selbst zur Tante gehen sehen. Drey Viertelstunden später schlich ich bey ihrem Zimmer vorüber. Noch immer sprach er darinnen, aber leise, ganz leise. In der Nähe klopfte der Johann eben die Kleider aus, daher durfte ich nicht einmal an der Thür verweilen. Und noch eine ganze halbe Stunde nachher hatte er sich bey ihr aufgehalten.

Mit der Unruhe, welche in mir wogte, konnte ich die Kirche unmöglich besuchen. Alle Menschen, hätte ich geglaubt, läsen mir meinen innern Zustand, wie die allerleichteste Charade, aus den Augen.

Desto länger aber dauerte mir auch die Predigt, die

ich nicht hörte, auf meiner Stube. Ich war schon recht böse auf die Polizey, die doch sonst in Alles redet, daß sie, wenn die Prediger sich gar nicht wieder herausfinden, es an dem, bey solchen Gelegenheiten doch so nöthigen Winke zum Aufhören fehlen läßt, als die Stutzuhr in der Nebenstube schlug, und damit anzeigte, daß der in Gedanken schon von mir verunglimpfte Gottesmann kaum erst die Kanzeltreppe hinauf seyn könne.

Die Diplomatin.

Die Ungeduld plagte mich gerade um so heftiger, weil ich die Geschicklichkeit der guten Tante zu Unterhandlungen dieser Art kannte, und daher wirklich etwas von ihrer heutigen Kunst erwartete. Diese bestand übrigens durchaus nicht in rednerischem Prunke und dergleichen. Es sah kaum aus, als ob sie darauf ausginge, mit ihrem Gespräche etwas zu bezwecken. Vielmehr schien es ihr gewöhnlich nur darum zu thun, die eigenen Ansichten von irgend einer Sache sich berichtigen zu lassen. Und brachte der, den sie eben zu irgend etwas zu disponiren dachte, einiges diesem Projekte ganz zuwider Laufendes hervor, so stellte sie sich Anfangs, als wolle ihr sein Rechthaben immer mehr einleuchten, brachte aber nach und nach so viel Bedenken auf das Behutsamste hervor, daß er am Ende oft selbst davon zurückkam. Und sobald das geschah, so konnte sie gewöhnlich nicht aufhören, ihm zu danken für die gründliche Widerlegung des Irrthums, in dem sie gestanden hatte.

Wer nur ein Stücklein der Verhandlungen dieser Frau mit anhörte, der dachte gemeiniglich, die wird es nicht weit bringen mit ihrem Nachgeben und den alten Sprichwörtern, die sie fortwährend im Munde führt. Wer jedoch eine vollständige Unterhandlung mit abwartete, der mußte ihrer Art und Weise, wenn er ihr aufmerksam gefolgt war, die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren lassen. So pflegte sie die wenigen Sprichwörter, deren sie sich bediente, herum und hinum zu wenden, brauchte sie, wie es just in ihren Kram taugte, bald im rechten, bald im ganz entgegengesezten Sinne, und wußte mit einem Worte aus ihnen, wie ein guter Koch aus schlechtem Kalbfleische, alles Mögliche zu verarbeiten.

Meine gute Tante wäre für manche diplomatische Sendung gar nicht unpassend gewesen, wenn man über den Weiberrock hätte wegsehen wollen. Diejenigen, an die sie gesendet worden, würden ihre Freude gehabt haben über die anscheinende Leichtigkeit, ihr ein X für ein U zu machen, und am Ende wären sie doch wohl selber von ihr mit einem dergleichen diplomatischen Coup de main bedient worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

Der neue Direktor unserer Akademie der Künste, Cornelius, ist hier angelangt. Seine Ankunft wurde von den Zöglingen der Akademie durch eine Serenade mit Fackelzug, von seinen zahlreichen Freunden aber durch ein Gastmal gefeyert. Man erwartet mit Zuversicht, daß die Leitung dieses berühmten Mannes der Anstalt einen neuen Aufschwung geben werde. Ich benütze diesen Anlaß, einige Worte über die moderne Richtung unsers Kunstgeschmacks zu sprechen, und wünsche dabey, daß ein mehr Eingeweihter als ich den Gegenstand in Ihrem geschäzten Kunstblatt gründlicher und ausführlicher behandele. Es zeigt sich in unserm Baiern von allen Seiten im Gebiete der bildenden Künste ein erfreuliches, regsames Leben, daher an den Leistungen unserer Künstler und Kunstjünger ein mächtiges Vorwärtsschreiten unverkennbar ist, und dieselben in den lezten Jahren an Vollendung und Ausbildung ungemein gewonnen haben. Der hier in's Leben getretene Kunstverein, dem die Ehre geworden, unsern alles Schöne und Nüzliche fördernden König als Protektor zu besizen, mag wohl einen mächtigen Impuls zu diesem Emporstreben gegeben haben. So sehr wir nun dieses thätige Wirken höchst erfreut bewundern, so können wir doch nicht umhin, eine Bemerkung auszusprechen, die einer Berücksichtigung würdig seyn dürfte. Die Leistungen unserer Künstler im Allgemeinen, so ausgezeichnet sie auch an und für sich sind — wir nennen nur die Namen eines Peter Heß, von Heideck, Quaglio, Wagenbauer, Dorner, Rothmanner ꝛc., deren Werke sowohl bey uns als auch im Auslande gerechte Anerkennung finden — tragen fast alle den Stempel der Conversation, und nur selten zeigt sich eine Leistung, die wahren poetischen Sinn verräth und der eigentlichen Historienmalerey anzureihen wäre. Daß hier die Schuld wohl nicht in der Ermanglung hinlänglicher Talente zu suchen ist, glauben wir um so mehr behaupten zu können, als früher mehrere sehr gelungene Arbeiten in diesem Fache uns vom Gegentheil überzeugten. Wir glauben eher, daß der Sinn für diese ernstere Kunst noch nicht die nöthige Anregung erhielt, und so auch die Theilnahme dafür noch nicht allgemein genug werden konnte, um derselben einen mächtigen Aufschwung zu geben. Cornelius läßt Gedeihliches in dieser Beziehung erwarten, und er ist ferner auch der Mann dazu, jenen akademischen Formen, die übrigens wohl ihr Gutes haben, ihren eigentlichen Kreis anzuweisen und sie nicht als Hauptsache hervortreten zu lassen. Die Historienmalerey, im strengsten Sinne des Worts, ist doch derjenige Theil der Kunst, in welcher Poesie, Größe und Gemüth sich am reichhaltigsten entfalten, daher ihr auch stets der erste Plaz angewiesen ward, die übrigen sogenannten Genrefächer möchten wir eigentlich Nebenzweige jenes Urbaums nennen, deren Emporkeimen nie die Kräfte ihres Stammes übersteigen, sondern nur demselben in seiner Entwickelung hülfreich die Hand bieten sollen. Blicken wir zurück in jene Zeit, wo die Kunst ihren höchsten Triumph feyerte, so schöpfen wir die Ueberzeugung, daß ein poetisches, geistiges Bestreben derselben stets zum Grunde lag, und ein einziger Sinn in allen Zweigen derselben durchging. Dadurch erhielt sie einen volksthümlichen Charakter und den unverkennbaren Stempel der Klassicität. Es geschah und geschieht, wie früher schon gesagt, in München Außerordentliches für das Gedeihen der Künste, doch glauben wir, daß an einem gemeinsamen ernsteren Streben und Wirken es noch gebreche, und im Allgemeinen der Sinn mehr am Tändelnden und Belustigenden, als am wahrhaft Großen und Erhebenden hange. Wird in dieser Beziehung die Bahn einmal geebnet seyn, dann wird mit solch schönen Mitteln, wie sie bey uns vorhanden sind, gewiß Großes und Klassisches

geleistet werden können. Zur Notiz diene hier schließlich, daß der Bau der Glyptothek unsers kunstsinnigen und für alles Große empfänglichen Kronprinzen im abgewichenen Jahre einen kleinen Stillstand erlitten; doch nun wird für dieses Jahr um so thätiger wieder an's Werk geschritten. — Ein Saal der herrlichen Freskomalereyen ist, bis auf wenige Kleinigkeiten, vollendet. Nun hat man bereits mit dem zweyten, welcher die homerische Heldenwelt aufnehmen wird, begonnen. Cornelius brachte, wie wir hören, mehrere treffliche Karton dazu mit, unter welchen sich einer in kolossaler Größe, „Trojas tragisches Ende" darstellend, in Bezug auf Erfindung und Erhabenheit vorzüglich auszeichnen soll. Bey der Ausführung der Fresko stehen ihm Professor Zimmermann, der nun auch unsrer Akademie der Künste als wirkliches Mitglied angehört, und ferner der wackere Schlotthauer zur Seite.

Auf unserm Hoftheater ist seit meinem lezten Bericht manches Treffliche gelungen an uns vorübergegangen. Webers „Freyschüz" und Schillers „Jungfrau", beyde neu in die Scene gesezt, erfreuten sich eines stürmischen Beyfalls. Im ersteren mußten, die Ouvertüre nicht ausgenommen, alle Musikstücke wiederholt werden, und unsre Vespermann bewährte sich als eine Agathe, die wohl schwerlich ihres Gleichen findet. Die Erscheinungen in der Wolfsschlucht, zumal das wilde Heer, überboten die Phantasie und Sinnigkeit der früher gesehenen, und machen der Erfindung des Intendanten, der sie angegeben, wie der Ausführung des wackern Maschinisten Schüz, den das Publikum hervorrief, alle Ehre. Der mir zugestandene Raum im Morgenblatt erlaubt mir nicht, hier in's Detail zu geben, da ich einer neuen Erscheinung umständlicher erwähnen muß. Unsre italienische Oper gab nämlich Meyerbeers Crociato in Egitto, ein Werk, dem wir seit Monaten mit gespannter Erwartung entgegensahen. Das Buch dieser Oper ist nicht besser und nicht schlechter, als die meisten Textbücher der Italiener, aber lieblich, melodiös, und (einige Reminiscenzen abgerechnet) originell ist des deutschen Meisters italienische Musik. In den Singpartien die süße Schwelgerey rossinischer Tonweisen, in der Instrumentirung dagegen gründliches Studium des großartigen deutschen Styls eines Vogler. Zwar scheint der Komponist manches Bizarre und Gesuchte in das Werk gelegt zu haben, das eben darum der nöthigen Klarheit ermangelt, aber ein Theil dieser Schuld mag wohl dem Umstande zuzurechnen seyn, daß auch diese Oper wegen ihrer zu langen Dauer gekürzt werden mußte. Wir müssen hier wiederholen, was wir unlängst bey Gelegenheit der Semiramide gesagt haben. Wir glauben nämlich, daß in einer Oper Arien, Duetten, ja ganze Scenen unbeschadet des Totaleindrucks gestrichen werden können, daß es aber immer bedenklich ist, Musikstücke zu verkürzen, Allegro's 2c. zu streichen, indem dadurch der logische musikalische Saz des Komponisten verliert, und das Musikstück selbst dem feinern Ohr unzusammenhängend und planlos erscheinen muß. Auch in Venedig wurde die Oper, wie wir hören, zu lang befunden, und man schloß darum den zweyten Akt mit dem Sextett. Von vorzüglichen Tonstücken enthält die Oper einmal den großartigen Chor der Gefangenen in der Introduktion, dann die Cavatine der Palmide (Signora Lalande) mit ganz origineller Melodie, das Duett zwischen Palmide und Elmireno (Dlle. Schechner) mit ganz neu erfundenem Allegro agitato und seinem darauf folgenden largo gar gesangfällig gehalten und durch den sonderbaren Schluß mit dem kurzen Allegro überraschend. Das Duett zwischen Elmireno und Adriano scheint der Komponist auf die gewaltige Stimmmasse des Hrn. Crivelli und den großen Vortrag Velluti's berechnet zu haben. Hier, wo Hr. Vecchi diese Kraft nicht hatte, kam uns das Musikstück etwas lang vor. Imposant ist das Finale, das mit seinen Verwebungen von künstlich gearbeiteten Singstimmen und durch die mächtige Instrumentirung (zweyfache türkische Musik mit achtzehn Trompeten auf der Bühne) wunderbare Wirkung hervorbringt. Es ist aber nicht etwa bloßer Lärm, sondern Hr. Meyerbeer wußte harmonische Kraft in die gewaltigen Tonmassen zu legen. Der zweyte Akt besteht, mit Ausnahme des Sextetts, das sich durch angenehme Melodie und originelle Ideen auszeichnet, aus Scenen und Musikstücken, die auf den Vortrag der Sänger berechnet sind. Der Akt schließt mit der großen Scene des Elmireno, welcher ein Hauptglanzpunkt der Oper ist. — Die Darstellung war im Ganzen ausgezeichnet. Wir schweigen von dem Gesang und dem Spiel der Lalande als Palmide, da wir leicht der Uebertreibung beschuldigt werden könnten, wenn wir unser Lob aussprächen. Man muß diese Frau hören, um zu wissen, was der höhere Kunstgesang ist, und welche Wirkung er auf die Zuhörer hervorzubringen vermag. Der Vortrag ihrer Scene im zweyten Akt hat durch Ausdruck und Gefühl alles übertroffen, was wir bisher gehört, und das Publikum wunderbar ergriffen und begeistert. Möge die Künstlerin ihren ganz eigenthümlichen Beruf zur Seria nicht verkennen! — Würdig ihr zur Seite stand in der Rolle des Elmireno die eben so talentvolle als fleißige Dlle. Schechner, die vorzüglich in der Schlußscene Gelegenheit fand, die reichen Kräfte ihres Talents glänzend zu entwickeln. Die Ausführung von Seite des Orchesters war herrlich, vorzügliches Lob verdienen die Blasinstrumente und Kontrabässe, für die der Komponist sehr schwer gesezt hatte. — Die Oper, von der Intendanz reich und schön ausgestattet, fand allgemeinen Beyfall.

Ich kann diesen meinen Juniberícht nicht schließen, ohne Ihnen einen Vorgang zu melden, der mir in unsern Tagen nicht uninteressant erscheint. In dem, einige Stunden von hier entfernten Kloster Inderstorf ging nämlich ein seltener Akt vor sich: die Einkleidung einer Mutter, ihrer Nichte, und der Profeß ihrer Tochter. Die Ceremonie fand in der geräumigen Klosterkirche statt. Zuerst wurde von dem Priester das Hochamt gehalten, worauf sich dieser zu den Nonnen mit der Frage wandte, welches Begehr sie hätten? Die Oberin antwortete, daß erwähnte Mutter und Nichte eingekleidet zu werden wünschten, welche dann, als alle gebräuchliche Fragen und Antworten geschehen waren, die Novizenkleidung erhielten. Die Tochter aber, die schon drey Jahre im Kloster zugebracht hatte, legte den Profeß ab, und mußte als Zeichen, daß sie der Welt entsagt hatte, sich auf den Boden legen, wo sie mit dem Leichentuche zugedeckt wurde. Nach vollzogener Ceremonie stand sie als Himmelsbraut wieder auf, und mußte dann von Schwester zu Schwester gehen und ihr den Friedenskuß geben, welches sie mit wahrer Begeisterung that. — In Inderstorf besteht übrigens ein sehr zahlreiches Erziehungsinstitut von Mädchen, deren Erziehung und Lehre diese frommen Frauen unter der Oberleitung ihrer Priorin, einer Gräfin von Spreti, besorgen. Es ist rührend zu sehen, mit welcher Liebe die Zöglinge der Anstalt dieser geist- und gemüthvollen Frau zugethan sind. Auf den Gesichtern Aller, auch der Klosterfrauen malt sich wahrer innerer Seelenfriede, man sieht, sie befinden sich in ihrer Lieblingsheimath. Wir haben in Bayern noch einige weibliche Institute der Art, und es dürfte zu wünschen seyn, daß man ihre Anzahl vermehre.

— y.

Beylage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 166.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Juli 1825.

Fordert die Lieb' ihr Recht, schwindet das Andre dahin:

Rese.

Des Vaters Wille.

(Fortsetzung.)

Langes Zögern.

Ich dankte dem Himmel viel tausend Mal, daß er die Kirche auch endlich hatte ausgehen lassen, als ich an dem Gesangbuch das eine, wahrscheinlich der Gefahr ihres Sonntagsbratens halber daher eilende, Frau in der Hand hielt, die erste Vorpost der andächtigen Gemeine erkannte, deren Vortrab bald nachher um die Straßenecke herumkam; der Tante, so billig war ich doch noch, ließ sich nicht zumuthen, unter ihnen zu seyn. Ihrem schadhaften Fußwerke nach befand sie sich in der Regel nicht einmal beym Hauptkorps, sondern meistens bey der Arrieregarde, zuweilen wohl gar unter den einzelnen Traineurs. Das war auch dießmal der Fall, und sie trat eben so langsam in die Straße herein, daß meine Ungeduld mich lieber aus dem Fenster ihr entgegen geworfen hätte.

Eben ruhte sie noch vom Treppensteigen an der obersten Stufe aus, als ich, sie schon in ihrer Wohnstube vermuthend, dahin wollte. Ich folgte ihr. Sie saß lange auf dem Sopha, wie es schien, ohne sich recht erholen zu können.

Auseinandersetzungen.

„Nein, der neue Prediger ist mein Mann gar nicht!“ sagte sie endlich.

„Er soll aber — versezte ich — die Kirche gut ausfüllen.“

„Das — erwiederte sie — ist auch seine einzige Tugend. Und womit füllt er sie aus? Mit Worten, die nicht zum Herzen gehen. Mit Verschen und anderm Schellenklange. Dazu geberdet er sich zuweilen gar, als ob er davonfliegen wollte. Nun, ich und meine Nachbarinnen hätten nichts dagegen, wenn ihm der Versuch gelänge; zumal, wenn er recht weit fliegen und gar nicht wiederkommen wollte.“

„Aber — entgegnete ich — das Konsistorium soll ihn einstimmig gewählt haben.“

„Das Konsistorium, lieber Joseph, das besteht aus Gelehrten, und den Gelehrten, heißt es, ist gut predigen.“

Darauf sezte sie mir auseinander, warum sein verstorbener Vorgänger ein ganz anderer Mann gewesen sey, ob sie schon wissen konnte, daß meine brennende Sehnsucht mit solchen Auseinandersetzungen nicht im mindesten zu dämpfen war.

Der kostbare Einfall.

Das galt mir für gar kein gutes Zeichen. Ich mußte indeß wissen, woran ich war, und fragte geradezu nach ihrer Unterhandlung mit meinem Vater.

„Ja, — antwortete sie — ich wollte lieber, ich hätte mich gar nicht drauf eingelassen. Denn ich habe großen Aerger gehabt davon. Den Gelehrten ist gut predigen! Das sah man wieder einmal recht. Habe ich in deinen Vater hineingesprochen, habe ich mich gedreht, bald so, bald so! Aber Gott behüte und bewahre, da ist nichts auszurichten. Der besteht auf seinem Kopfe, daß dir das

Mädchen aus deinem Kopfe soll. Uebrigens freut mich das, daß er wenigstens anders von dir zu denken anfängt. Er weiß, daß du nicht mehr so nach Jeannetten rennst, und glaubt daher, du seyst in dich gegangen. Schaden konnte das freylich nichts, da die Sachen so stehen, daß an eine Heirath zwischen euch Beyden gar kein Gedanke mehr ist. Er hat aber einen kostbaren Einfall, wie er sagt, dich auf dem eben betretenen bessern Wege festzuhalten. Rathe einmal, welchen? Er will dir ein anderes Mädchen zur Frau geben. Auch keine Reiche. Aber eine, die alle Tugenden haben soll und von der er mir in der That so viel Rühmens gemacht hat, daß ich selber zugriffe, wenn ich wie du wäre."

Brautschau.

„Gute, liebe Tante — rief ich — das ist doch wohl nicht ihr Ernst?"

„Mein völliger. Ich habe deinem Vater auch Recht gegeben. Wäre das nicht geschehen, so hätte ich damit das Uebel nur ärger gemacht. Das sah ich aus Allem. Und im Vertrauen, guter Joseph, meinest du vielleicht, daß ich damals, wie ich euch die Rendezvous bey mir zugestand, nicht noch lieber gesehen, wenn ihr eure Sache ganz abgebrochen hättet? Das wäre aber nicht geschehen, darum schlug ich diesen Weg ein. Kommt Zeit, kommt Rath, dachte ich, oder mit der Zeit bricht man Rosen. Aber mit dem Rathe war's nichts und Rosen gab's auch keine. Entweder, meinte ich, der Vater ist noch herumzubringen, oder sie fangen selber an einzusehen, daß aus ihrer Verbindung nichts Gescheites herauskommen kann. Auf dem einförmigen Fahrwege voll drückenden Sonnenscheins, den ich euch zu eurer Unterhaltung allein einräumte, und bey dem die traulichen Plätzchen in schattigen Lauben und die einsamen Poetengänge ganz wegfielen, glaubte ich euch das Verhältniß durch Langeweile nach und nach aufzulockern. Das ist mir jedoch mißlungen. Uebrigens hast du für jezt nichts zu thun, als dir das Mädchen anzuschauen, aus dem dein Vater deine künftige Hausfrau machen will. Heute Nachmittag — das aber bleibt ganz unter uns! — sollst du mit ihm in eine Gesellschaft gehen, wo sie ebenfalls seyn wird.

Der vorzeitige Frühling.

Es war natürlich, daß mir bey solchen Reden das Herz mitten in der Brust entzweyspringen wollte, und daß ich die Tante gerade so ansah, als ob es ihr eben eingefallen wäre, mich chaldäisch oder arabisch anzureden, worin ich freylich so wenig gethan habe, wie sie selber.

„Ja, ja — sprach sie — es ist Alles so, wie ich's sage. Und mag auch noch draus werden, was da will, für's Erste kannst du doch durchaus nichts thun, als wirklich eben den Gang, den dein Vater dir vorschlagen wird. Genau genommen, hatte vielleicht dein Vater sogar Recht mit der Mißbilligung der Liebe zu Jeannetten. Ehe ein junger Mann, wie du, für die besondern Grillen desjenigen Theils seines Leibes sorgen darf, den er das Herz titulirt, muß er des Fortkommens seines gesammten Leibes in der Welt gewiß seyn. Der Seele nicht einmal zu gedenken, weil die schon auch sieht, wo sie bleibt. Jezt bist du Referendarius. Was heißt das? So viel wie gar nichts. Denn die Stelle nährt den Mann nicht ordentlich. Sie ist gewissermaßen nur die Treppe oder der Vorhof zu einer Stelle. Erst aber will das einträgliche Amt erlangt seyn, und Liebesgeschichten, die zuvor eintreffen, kommen mir vor, wie ein vorzeitiger Frühling, den gemeiniglich die Fröste des Nachwinters nur allzubald zerstören."

Die besten Gründe.

Die Tante sah mir's an, daß ich gleich hätte vergehen mögen. Drum fuhr sie auch also fort: „Die Wahrheit ist allerdings ein bitteres Kraut. Aber nur zu lange habe ich sie dir, aus unzeitiger Schonung, nicht zu kosten gegeben. Heute gilt es, und nichts in der Welt soll mich abhalten, sie dir ganz zu sagen. Enthielte sich ein wohlgezogenes Frauenzimmer nicht gern alles Fluchens, so würde ich sprechen, die verfluchten Romane haben der heutigen Jugend hauptsächlich die Teufeleyen in den Kopf gesezt, von denen sie ärger als ich in meiner Kindheit von Würmern turbirt und gepeinigt wird. Da habt ihr euch, Leutchen, recht häufig dem thörichten Aberglauben hingegeben, als ob zuweilen zwey Personen verschiedenes Geschlechts gradezu für einander geschaffen wären als Mann und Frau. Das hat aber der liebe Gott ein außereinziges Mal gethan und hernach nie wieder. Bey der Eva nämlich. Die bestimmte er allerdings für keinen andern Menschen als den Adam. Und das aus den besten Gründen. Erstens hatte Adam die größten Ansprüche auf sie, weil sie ihm eine Ribbe seines eigenen Leibes kostete, und dann zweytens hauptsächlich, da der liebe Gott sie gar keinem andern Menschen hätte geben können, weil damals noch kein Mensch vorhanden war als Adam.

Ergebt euch!

Seitdem aber — fuhr sie fort — kein Mann seine Hausehre mit einer Ribbe aus dem eigenen Leibe zu erkaufen braucht, seit dieser Zeit ist auch kein Paar mehr ausschließend für einander geschaffen. Ja, nur allzuoft wird gerade aus zwey Personen, die sich dafür achten, ein überaus unglückliches Ehepaar. Ob ich schon gar nicht glaube, daß das bey dir und Jeannetten der Fall seyn würde, da ihr Beyde mir recht gut für einander zu passen scheint, so müßt ihr nur auch denken, du, daß du eine ungefähr eben so passende andere Frau als Jeannetten und Jeannette einen dergleichen Mann als dich finden würde. Ergebt euch darum in euer Geschick, das im Grunde nicht den hundertsten Theil so schlimm ist, als es euch durch eure fan-

bige Brille erscheint. Vor allen Dingen gehe du heute mit deinem Vater, die Person in Augenschein zu nehmen, die er dir zeigen will. Daß es eine ganz vorzügliche seyn muß, wird dir selber einleuchten, wenn ich dir sage, er hat sie gestern zum Erstenmal gesehen und sie ihn da ganz für sich einzunehmen gewußt. Verstand wirst du hoffentlich deinem Vater nicht absprechen. Eine gute Beobachtungsgabe besitzt er dazu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

(Beschluß.)

36. Zu fürchten, was geschehen kann, ist ein Grundsatz der Politik.

37. Die Welt ist rund: eine unbestimmte Größe; und so auch Alles, was sie in sich faßt.

38. Melancholie ist das Gepräge der Fremden.

39. Es gibt Menschen — und das sind gerade die besten, die man mehr schätzt, nachdem man sie verloren hat, als so lange man sie besaß.

40. Es ist gut, daß man nicht immer die Ursache der Begebenheiten kennt.

41. Die Gunst der Fürsten gleicht dem Zustande des Traums, der Frische des Frühlings, der Ruhe des Meeres, dem Lichte des Mondes.

42. Ein Brief des Freundes erheitert den Geist, so wie sein Anblick das Auge erfrischt.

43. Glück und Unglück beruht auf der Meynung.

44. Die Freundschaft der Großen beruht mehr auf dem Glauben als auf der Ueberzeugung.

45. Fürsten sollen sich nicht einem Einzelnen hingeben; Tempeln gleich sollen sie seyn, die nicht einen — sondern viele Zugänge haben.

46. Feldherrn mögen zuerst die Waffen, und dann erst Unterhandlungen versuchen. — Nicht so der Fürst, der erst alle Güte erschöpfen muß, bevor er von der Gewalt Gebrauch macht.

47. Die Ehre — die Seele des Lebens.

48. Der König und der Staat bilden eine Ehe.

49. Das Herz ist der Gerichtsstuhl zwischen Freunden.

50. Die Reue übertrifft alle Heilmittel.

51. Man nennt die Könige mächtig, weil sie Geister und Körper erhalten — nicht weil sie sie verderben können.

52. Das Leben ist eine Schiffahrt — und der Tod der Hafen.

53. Ein trauriger Körper ist das Grab des Geistes.

54. Nichts ist leichter, als ein Blatt Papier — nichts so schwer, als ein solches mit Klagen erfülltes.

55. Nichts ist so durchdringend, als das Auge des Freundes.

56. Das Zutrauen ist die lezte Bezeugung der Liebe.

57. Oft bringt das Hören mehr Schaden, als das Sehen.

58. Das Urtheil des Volks mißt das Große wie das Kleine.

59. Die Beredtsamkeit des Herzens übertrifft die Beredtsamkeit der Zunge.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Mai 1825.

Von allen Ausgrabungen in Pompeji ist bis jezt wohl kaum etwas Interessanteres ans Licht gefördert worden, wie die vor wenig Monaten aufgedeckten Bäder. Diese allein würden eine Fahrt dahin belohnen, wenn auch die frühern tausend Gegenstände nicht wären. Es scheint fast, daß, je weiter man kommt, die Entdeckungen immer schöner werden, und die Nachläßigkeit, womit die Arbeit betrieben wird, ist wahrlich beklagenswürdig. Man hofft indessen, daß es in der Folge besser gehen werde, indem es heißt, daß ein geschickterer Architekt den bis jezt dabey angestellten ersetzen soll. Unbegreiflich ist, daß dieses nicht längst geschehen, da indessen so manches durch unzweckmäßige Wiederherstellung verdorben worden. Eine Beschreibung dieser neu ausgegrabenen Bäder ist nach einer einzigen Besichtigung schwer, und wird ohne erläuternde Zeichnungen doch nicht recht verständlich seyn. Diese aber dürften wohl noch lange nicht ins Publikum kommen, denn da die Gesellschaft, welche das neue Werk des Museums, aller hiesigen Kunstwerke, Pompeji u. s. w. herausgeben will, sehr strenge darauf hält, daß nichts, bis jezt noch nicht bekannt gemachtes, gezeichnet oder beschrieben werde, so ist es schwer, diese strengen Befehle zu umgehen.

Diese Bäder werden gewiß, wenn einst Sachverständige sie untersucht und deren ausführliche Beschreibung gegeben haben, Manches, bisher noch mit Dunkel bedeckte, über die Art der Bäder der Alten hinlänglich aufklären, da sie zum Theil so gut erhalten sind, daß auch ein Ungeweihter sich leicht einen hinlänglichen deutlichen Begriff davon machen kann.

Die schön gewölbten Hallen des Apoditerions, Calidarium, Frigidarium u. s. w. stehen fast noch ganz und müssen zu ihrer Zeit geschmackvoll gewesen seyn, wie sich aus den Ueberresten der Verzierungen, den Arbeiten in Stucco u. s. w. schließen läßt, welche zum Theil so wohl erhalten sind, als ob sie erst eben beendigt worden wären. Ein rundes weiß marmornes Bad, worin wohl 16 bis 20 Personen bequem Platz finden konnten, ist völlig unversehrt und würde wahrscheinlich sogleich gebraucht werden können. Nach Erklärung der Führer sollte man glauben, daß blos Regenwasser zu diesen Bädern aufgefangen worden, wozu man die Leitung, durch welche es von den Dächern ins Wasserbehälter geführt wurde, noch sieht. Daß aber dieses das einzige Wasser gewesen seyn sollte, scheint eben nicht glaublich, wenn man bedenkt, wie wenig es im Sommer in diesen Regionen und in der eigentlichen Badezeit regnet, wozu die Quantität des bloßen Regenwassers unzulänglich gewesen seyn würde. Auch die Wasserbehälter scheinen zu klein, als daß die Bäder öfters daraus hätten angefüllt werden können, ohne Wassermangel zu verursachen, wenn man voraussezt, daß bey einer solchen großen Anstalt auch häufig gebadet wurde; sie mußten demnach noch einen andern Zufluß haben. Die Oefen zur Heizung, wie die Leitungen in das Lepidarium und Calidarium, so wie die doppelten Wände, in welchen die Wärme geleitet wurde, um denselben die Tem-

peratur eines geheizten Zimmers zu geben, sind überall sichtbar, und theilweise gut erhalten. In einem derselben fand man zwey Sopha von Bronze, und ein großes flaches Becken von eben der Materie, welches zum Kohlenfeuer bestimmt war, dessen inneres Behältniß von Eisen völlig oxydirt ist. Noch stehen sie an den Stellen, wo sie gefunden, und es ist zu wünschen, daß man sie dort stehen lasse, welches das Interesse erhöht. Fünfhundert Lampen fand man unter dem hohlen Fußboden, der etwa vier bis fünf Fuß von der Erde erhaben, durch gemauerte Pfeiler gestützt, auch, wie es scheint, geheizt wurde. Auf dem Sopha sind die Worte M. ECCIDIV.S. VACCVLVS. P.S. eingegraben, welches der Erklärer so auslegte, daß Vacculus diese drey Gegenstände mit seinem Gelde bezahlt, oder gar die ganze Badeanstalt angelegt habe, und, um die Erklärung zu bekräftigen, auf eine am Feuerbecken in sehr gut erhabener Arbeit angebrachte Kuh aufmerksam machte.*)

Hier ist endlich die so lange bestrittene Frage, ob die Alten Glasscheiben gehabt; welche indessen schon lange gelöst worden, gewiß beseitigt, indem man das runde Bad, welches sich mit einer offenen Wölbung, wie das Pantheon zu Rom schließt, mit einer fast daumdicken Glasscheibe zur Erhellung von oben herab geschlossen fand, welche fest eingekittet war, und während Jahrhunderten dem Druck der darauf lastenden Erde widerstanden hatte. Man hat sie jedoch herausgehoben und ins Museum gebracht, um sie zu erhalten.

In einem nahe bey den Bädern auch erst neuerlich ausgegrabenen Hause, dessen Bauart ganz mit den übrigen übereinstimmt, sind mehrere wirklich schöne Wandgemälde entdeckt. Zwey der vorzüglichsten stellen zwey Scenen aus der Geschichte der Briseis vor, von denen besonders eines sich durch die Komposition auszeichnet, und die Stellung der Briseis, welche ihr äußerst liebliches Köpfchen auf die rechte Hand stützt, von der größten Schönheit ist. Schade, daß die Luft diesen Bildern ungemein nachtheilig zu seyn scheint, und durch sie, so wie durch die wenige Aufmerksamkeit der Arbeiter, diese unschätzbaren Sachen immer mehr beschädigt werden. Auf dem Fußboden dieses Hauses fand man ein wunderschönes Mosaik, von eben der Arbeit und von ganz kleinen Steinchen in der Art des berühmten Mosaiks der Tauben auf einem Wassergefäße in Rom, mit ungemeinem Fleiß und sauber gearbeitet. Es ist etwa anderthalb Fuß ins Gevierte, und scheint eine Vorlesung oder Probe eines Theaterstücks seyn zu sollen, da ein alter sitzender Mann eine Schriftrolle hält, vor demselben zwey Masken, die tragische und die komische liegen; eine Tybiabläserin ihm zur Seite und zwey Figuren vor ihm, so wie eine dritte hinter demselben stehen, welche wie ein Hanswurst gekleidet zu seyn scheint. Der Meynung der Herren Antiquare sieht man darüber begierig entgegen.

In einem andern Hause ist auch noch ein sehr wohlerhaltenes Gemälde, ein der Diana zu bringendes Opfer, einer Jungfrau, entdeckt worden. Das unglückliche Schlachtopfer wird von zwey Henkersknechten, wie es scheint, mit ziemlichem Widerstreben fortgeschleppt, indem sie, wahrlich nicht mit zufriedener Miene, auf die oben in den Lüften schwebende Diana blickt. Rechts steht der Opferpriester, den Dolch pfiffig und schadenfroh am Munde haltend, und gierig auf das Opfer blickend. Der ihm am nächsten stehende Henkersknecht blickt wie fragend zu ihm auf, und der andere wie mitleidsvoll, rückwärts gegen eine zur Linken stehende Figur, die des Opfers Mutter oder Vater darzustellen, und vom Schmerz erdrückt, weggewendet dabey zu stehen scheint. Sie ist völlig in ihr Gewand verhüllt, und also auch dieser Gedanke, das Uebermaß des Schmerzes zu verhüllen, schon damals gebräuchlich. Das Gedachte und die Zusammensetzung scheinen sehr gut zu seyn, aber die Ausführung mit jenen andern Bildern auf keine Weise zu vergleichen.

*) Gebrauch der Wappen in jener Zeit?? D. Red.

Das Tagblatt, **Rivista teatrale** kündigt eine. **Ape teatrale, ossia nuova raccolta di drammi, commedie e tragedie scelte da migliori autori italiani, francesi, tedeschi etc. la più parte inedite**, an — oder zu deutsch:

„Die Theater-Biene, oder neue Sammlung von Dramen, Lustspielen und Trauerspielen, unter den besten italienischen, französischen, deutschen &c. Autoren gewählt, und größtentheils ungedruckt,“ und empfiehlt das Unternehmen durch folgende merkwürdige schwülstige Allegorie:

„Gleich wie die geflügelten Insekten dieses Namens, auf
„den Feldern von Hybla oder den hymettischen Hügeln um-
„herirren, aus den wohlriechendsten und zartesten Blumen den
„Thau zu wühlen und zu saugen, welchen sie dann in schmackhaf-
„testen Honig verwandeln, so wird auch unsre Biene aus den Wer-
„ken der berühmtesten tragischen und komischen Schriftstellern der
„gebildeten europäischen Nationen ihren Bienenstock zu füllen
„suchen, um so eine Sammlung zu bilden, welche den Zeiten,
„in welchen wir leben, so wie unsern Mitbürgern von gutem
„Geschmack und besonders dem schönen und liebenswürdigen
„Geschlechte, dem wir diese Sammlung anzubieten uns erlau-
„ben, eine besonders für sie passende Lektüre gewähren“ —!!

Alle 14 Tage soll ein Heft erscheinen und der Preis desselben auf 15 Gr. oder Kreuzer seyn, drey Hefte einen Theil und 8 Theile einen Jahrgang bilden. Schade nur, daß von den neuen italienischen Originalstücken wenige verdienen, in eine solche sich so hochtrabend ankündigende Sammlung aufgenommen zu werden, und die Uebersetzungen gewöhnlich von der Art sind, daß sie entweder durch sich selbst oder weil sie die ausländischen Sitten und Gebräuche darstellen, wenig passend für Italien sind, und demnach weder hinlänglich aufgefaßt noch verstanden werden.

Das Dampfboot, dessen guter Fortgang anfangs so sehr bezweifelt wurde, scheint jetzt nach und nach besseres Glück zu machen, und wenn man die Preise noch etwas herabsetzte, würde dadurch die Ueberfahrt noch mehr befördert werden, indem das leichte, bequeme und wohlfeile Reisen manchen zu dieser anscheinend gefährlichen Seefahrt bestimmen, welche zu unternehmen ihm sonst nicht einfallen würde. Der beste Beweis dafür ist, daß jetzt Damen die vorhem als fast unausführbar verschriene Reise nach Palermo und Messina unternehmen, wovon hier seit Kurzem mehrere Beyspiele sind. Der Preis der ersten Plätze ist 24, der zweyte 8 und der dritte auf dem Verdeck 6 Rthlr. Es geht alle Dienstag nach Palermo, mitunter auch nach Messina, kömmt Sonnabend zurück, und hält die versprochene Zeit von 24 bis 26 Stunden ziemlich pünktlich.

London.

Den 29sten Juni ist auf dem Kings-Theater: **il Crociato in Egitto**, von Meyerbeer mit rauschendem Beyfall aufgeführt worden. Herr Velutti (**Soprano**) hatte die Hauptrolle übernommen. Trotz einer Opposition im Parterre bey seinem ersten Erscheinen wurde er, begünstigt von dem adeligen Publikum der Logen und dem steigenden Erfolge der Musik, mit Beyfall aufgenommen und hervorgerufen. Die Musik dieser Oper ist (wie sich der **Morning-Herald** ausdrückt) voll des tiefen Gefühles, das die deutsche Schule charakterisirt. Indessen fehlte es auch nicht an höchst gesangreichen Stücken, denen man den populärsten Erfolg prophezeihen darf.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 167.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Juli 1825.

Ich reihe Worte nicht, nein, Edelsteine.
Und diese für Betrachtende, für Reine.

Aus Baki's Divan.

Aus dem Arabischen.

Harun Arraschid liebte die Dichtkunst und die Dichter. Er hatte Neigung für schön-wissenschaftliche und rechtskundige Männer, und haßte gelehrten Streit über Glaubenssachen. Er liebte das Lob, besonders von einem ausgezeichneten Dichter, und einen solchen überhäufte er dann mit Geschenken.

Asmai erzählt: Arraschid gab ein Fest und schmückte auf's herrlichste seine Gemächer. Dann ließ er Abulatahia, den Dichter, kommen und sprach zu ihm: „Schildre uns das, wie wir hier sind in den Freuden dieser Welt.“ Abulatahia sagte her:

„Du lebe, wie du nur magst, gesund in deiner hohen Palläste Pracht.“

„O schön, sprach Arraschid, wie weiter?“

Jener sagte her:

„Wetteifernd werde nur deinem Wunsch gedient am Morgen und in der Nacht.“

„Schön, sprach Arraschid, wie weiter?“

Jener sagte her:

„Und wenn im Busen der Athem einst beengt sich fühlt von des Todes Nacht,
Dann wirst du klärlich es sehn, du hast in Eitelkeit das Leben verbracht.“

Da weinte Arraschid; und Alfadhl Ben-Jahja, der Barmekide, sprach: „Der Fürst der Gläubigen hat nach dir gesandt, daß du ihn aufheiterest, und du hast ihn traurig gemacht.“ Da sprach Arraschid: „Laß ihn! denn er hat uns in der Blindheit gesehn, und hat sie uns nicht noch vermehren wollen.“

Des Vaters Wille.

(Fortsetzung.)

Der Unhold.

Zwar mußte ich der Tante darin Recht lassen, im Ganzen aber waren doch unsere Ansichten jetzt so verschieden als noch nie. Ich wußte auch natürlich gar nicht, was ich that, als ich mit der Scheere von ihrem Nähtische, bey dem ich stand, die Franzen der Fenstergardinen, wie etwa der Gärtner die Bäume, beschnitt. Ganz gelassen kam die Tante herüber, nahm mir die Scheere aus der Hand, schloß sie in den Kasten, knipp mich dann in den Backen und sprach: „An der ganzen Historie mit dem Mädchen, die dein Vater dir ausgesucht hat, ist übrigens Niemand Schuld als — rathe einmal wer?“

Entrüstet über solch einen Unhold, beschwor ich sie, mir ihn zu nennen, und sie sagte: „Nun, nun, guter Joseph, sey nur nicht so gar böse auf ihn, denn es ist dein bester Freund, oder, daß ich's kurz mache, du bist es selber. Deine zu frühzeitige Verbindung mit Jeannetten nämlich hat deinen Vater auf den Gedanken gebracht, dich vor ähn-

lichen Uebeln in Zeiten zu bewahren, eben durch die baldmöglichste Verheirathung mit einer Andern.

Mein Wort.

Die Tante sprach weiter: „daß er der Vortrefflichkeit des Mädchens halber, wie er mir sagte, sogar von meinem vorhin geäußerten billigen Grundsatze abgehen könnte, nicht vor dem einträglichen Amte dir eine Braut zu gestatten, das ist sehr viel. Und, wie auch schon gedacht, sind es nicht etwa recht vortheilhafte Verhältnisse der Person, die ihn bestimmen. Denn seiner Versicherung nach ist sie so gut wie eine Waise und hat nicht den Pfennig im Vermögen. Damit dir kein anderer Werber bey ihr zuvorkomme, will er euch eine hinreichende Summe zur Bestreitung des neuen Hauswesens, bis zur Verbesserung deiner Einnahme, aussetzen. Um des Himmels willen aber verrathe mich nicht, daß auch nur ein Wort von der Sache gegen dich über meine Lippen gegangen. Ich verlöre für immer allen Kredit bey ihm; denn er denkt dich recht angenehm nach und nach mit dem Allen zu überraschen."

„Saubere Ueberraschungen!" seufzte ich.

„Nun — sprach die Tante — hingehen mußt du. Gib mir die Hand darauf!"

Sie ergriff solche. Ich ließ es geschehen.

„Oder — fuhr sie wehmüthig fort — könntest du vielleicht den Gedanken fassen, daß ich es nicht mehr ehrlich meynte mit meinen lieben Nebenmenschen und vor Allem mit dir?"

Das konnte ich nicht. Ein herzlicher Händedruck bekräftigte ihr das.

„So habe ich denn, Gott Lob, dein Wort darauf!" sagte sie beruhigt.

Das Beste in der Welt.

„Weiß denn — fragte ich — Jeannette schon von dem seltsamen Einfalle meines Vaters, und, daß Sie mir diesen Rath geben wollten?"

„Nein, guter Joseph, sie war heute nicht in der Kirche. Ich verspreche dir jedoch, ihr die Nothwendigkeit der Sache selbst in's Licht zu setzen.

Und — fügte sie, als jetzt Damenstimmen vom Saale hereinschollen, schnell hinzu — dein Vater ist ganz begeistert von der Person, die er dir ausgesucht hat. Es könnte leicht seyn, daß er sie um jeden Preis gern in seinem Hause hätte, und daß, wenn du nicht Anstalt machst, dich in sie zu verlieben, er selber um sie anhält. Und ein Mann, noch in den besten Jahren, wie er, ein Mann seines Vermögens, wird schwerlich von einem Mädchen, das so vernünftig ist, wie er sie schildert, eine Zurückweisung zu besorgen haben. Sey du daher auch vernünftig, lieber Joseph. Man kann ja nichts Besseres thun in der Welt, als das.

Was nun?

Der inzwischen hereingekommene und bereits ganz nahe getretene weibliche Besuch hob natürlich unser Gespräch auf, und ehe noch die Eingangshöflichkeiten und Umarmungen abgethan waren, fuhr ich schon wie ein Pfeil die Treppe hinunter, um unten im Zugwinde von der Hausthür herein erst zu bemerken, daß ich zu dem beabsichtigten Ausfluge keinen Hut mitgenommen hatte. Eigentlich bedurfte ich dessen auch nicht. Denn, genau genommen, kann man den Hut entbehren, wenn man nicht weiter will, als aus der Welt.

Leider wußte ich aber sogar das nicht gewiß, ob ich wirklich aus der Welt wollte. Ich wußte blos, daß unter Umständen, wie sie nunmehr einzutreten schienen, für mich in der Welt gar nichts mehr zu suchen und anzufangen sey.

Anstalt machen, sich zu verlieben! So hatte die Tante sich ausgedrückt. Und in solch einer tollen Stimmung hatte sie mir angerathen, vernünftig zu seyn.

Unter dieser Betrachtung war ich die Treppe hinaufgeeilt, und stand eben, den Hut auf dem Kopfe, wieder an der Hausthür. Was nun, und wohin?

Das Temporisiren.

Bis jezt war ich wirklich, seit dem wöchentlich zweymaligen Rendezvous bey der Tante, zu gewissenhaft gewesen, um auch nur einen Fuß in die Poststraße zu setzen, wenn mich die Geschäfte nicht dahin führten und in die Gegend des Fischmarkts, wo die Angebetete dort wohnte, hatte ich gerade niemals zu gehen gehabt. Von nun an jedoch keine Rücksicht dieser Art weiter. Ich würde gar kein Gewissen gehabt haben, wenn ich in so himmelschreienden Verhältnissen jene Gewissenhaftigkeit ferner hätte exerciren wollen. Ich hatte der Tante die Zusage gegeben, mit dem Vater den Gang zu machen nach der mir von ihm zur Braut Bestimmten. Ich erinnerte mich des Händedrucks, den sie mir, wie ich jezt glaubte, durch die hinterlistige Zwischenfrage, ob ich Mißtrauen gegen sie hege, zu Bekräftigung der ihr gegebenen Hand, oder vielmehr der Hand, die sie mir genommen, offenbar gestohlen hatte. Aber hätte sich sogar meine Zusage, als nur wider Willen von mir geleistet, vielleicht zurücknehmen lassen, so durfte doch der Gang, wenn mein Vater mich dazu aufforderte, nicht unterbleiben. Um einen Mann, wie ihn, bey Gutem zu erhalten, mußte er geschehen. Vielleicht entdeckten sich auch die schwachen Seiten des Mädchens. An mir sollte sie wenigstens gewiß keinen schlechten Aufpasser bekommen.

Es war ein Glück, daß ich sonach wieder ein wenig anfing, Gedanken zu fassen und besonders den Gedanken, es komme vor der Hand vorzüglich auf ein recht umsichtiges Temporisiren an.

Nur das nicht!

Obgleich nicht ein einziges Mal bey Jeannettens neuer Wohnung vorübergekommen, hatte ich ihr doch abgefragt, wie das Haus aussah, und daß sie am mittelsten Fenster gerade über der Hausthür saß. Es war mir ordentlich recht wohl, als ich von weitem schon den immer blühenden Rosenstock wahrnahm, den Dorchen, Jeannettens Dienstmädchen, ihr als ein Zeichen besonderer Verehrung zum Geburtstage überreicht hatte. Ein miserables Geschenk, wenn man den Geldwerth desselben, wie ein Geizhals, auf der Hand wiegen wollte. Aber die Armuth, von der es herrührte, erhob die so gemeine, duftlose Blume über die kostbarsten lieblichsten Kinder der süßen Flora. In solch einem dürftigen Hause konnte das arme Mädchen schwerlich Reichthümer sammeln. Es mußte vielmehr gewiß recht haushälterisch mit dem geringen Lohne verfahren, um den nothdürftigen Anzug zu bestreiten, und noch einen kleinen Sparpfennig zurücklegen zu können.

Allein Dorchen hatte, wie sie Jeannetten gesagt, dieser zum Geburtstage einen Beweis ihres Andenkens geben müssen.

Jeannette, die bittere Armuth der Dienerin kennend, griff, wie diese den Rosenstock brachte, fast unwillkürlich sogleich nach dem kleinen Beutelchen, das neben ihr lag. Da fuhr aber das arme Mädchen, heftig erschrocken vor dem blanken Silberstückchen, mit beyden Händen zurück. Nur das nicht! sagte sie dazu.

Vorwürfe.

Als Jeannette ein Paar Tage zuvor mir und der Tante diese Scene beschrieb, ängstigte sie noch immer der Ton in diesen Worten und die Anklage im Blicke des guten Dorchens. „Ach — sprach Jeannette — ich zog darauf zwar das Gesicht der wackern Person an das meinige, aber ich fühle noch allemal, wenn ich dran denke, wie so ganz unrecht dem armen Kinde durch mich geschah. Denn, wenn auch Dorchen nunmehr offenbar mehr als zufriedengestellt war, so vergab ich mir selber doch den ganzen Tag nicht, daß ich blos wegen ihrer großen Armuth so unzart mit ihr umgeben und ihr gerade das Beste an ihrer Handlung für mich durch schlechtes Geld zu vernichten suchen konnte. Noch heute weiß ich mich deßhalb mit nichts vor mir selber zu entschuldigen, als daß es doch gewiß mein gutes Herz war, das mir diesen einfältigen Streich spielte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 9. Juni.

Die Krönung und das Reisegetümmel ist nun vorbey, und da es mit den Posten in Frankreich schnell geht, so sind auch alle Pariser, die sich aus irgend einem Grunde oder unter irgend einem Vorwand nach Reims begeben hatten, wieder auf ihrem Fleck. Der Hof hat sehr geglänzt, der Herzog von Northumberland auch; der Erzbischof von Reims hat eine Menge Ceremonien geübt, wovon manche so altfränkisch waren, daß sie füglich hätten wegfallen können, wiewohl man schon eine große Menge bey Seite geschafft hatte. Rothschild in östreichischer Uniform, und Sidi Mamouli, der tunesische Abgesandte, in orientalischer Tracht, haben bey der Krönung auch eine Figur gespielt, wenigstens sind sie ins Gerede gekommen. Es ist eine Menge Geldes verschwendet worden, und damit hat die Geschichte ein Ende. Eine solche Ceremonie in einer Provinzstadt Frankreichs ist eine äußerst kostspielige Sache, weil fast Alles muß aus Paris herbeygeschafft werden. Einige Tage lang hat man nichts als Küchengeschirr bey Hofe aufgeladen, um die Küche von Reims damit zu versehen. Eben so waren, ich weiß nicht, wie viele Wagen mit Möbeln bepackt worden; kurz mehrere Wochen lang folgten sich auf der Landstraße nach Reims die Wagen einander; um die Krönungsstadt mit allem Nöthigen zu versehen. Selbst die Eßwaaren kamen zum Theil aus der Hauptstadt her, denn wie sollten die Provinzialköche und Traiteurs diejenigen Gerichte zu bereiten im Stande seyn, woran die Pariser Mäuler gewohnt sind. Kurz der Transport war ungeheuer, und muß beynahe so viel gekostet haben, als die Krönung selbst. Uebrigens ist die Ceremonie mit außerordentlicher Eile vor sich gegangen. Der Aufenthalt des Hofes in Reims hat nur drey Tage gedauert, und sobald als die königliche Familie weg war, eilten auch die Pariser alle wieder über Hals und Kopf davon. Es ist wirklich zu bewundern, wie die Extraposten so gut eingerichtet waren, daß sie einige Tausend Menschen auf einmal und so schnell von Paris nach Reims und von da wieder zur Hauptstadt fördern konnten. Vorgestern Vormittag hielt der König seinen Einzug in Paris; obschon die Zeitungen hievon zuvor viel Wesens gemacht hatten, so glich dieser Einzug doch allen andern Einzügen, die in Paris statthatten. Immer Kavallerie vorn und Kavallerie hinten, der Generalstab zu Pferde, Lakayen zu Pferde und zu Fuß, Hofwagen, mehr oder weniger vergoldet, der königliche Wagen, prächtiger, als die andern, Tambours, Trompeter und Feldmusik von allen Seiten, und ein neugieriges Volk überall, bis oben auf den Dächern und Thürmen. Interessanter ist es bey solchen Gelegenheiten die ganze Volksmenge von Paris in den Gassen zu sehen, welches nur bey außerordentlichen Gelegenheiten statthat. Gern hätte man bey diesem Zuge die vielbesprochene Kutsche des Herzogs von Northumberland gesehen, um sich zu überzeugen, ob sie denn wirklich die königliche Kutsche aussteche; allein die fremden Gesandten waren bey dem Zuge nicht zugegen; so daß also die Staatskutsche, die der Herzog aus England mitgebracht, und die ihn über eine Million Franken soll gekostet haben, nicht die Mühe verlohnte, sie nach Frankreich hinüberzuschaffen: die Million hätte der Herzog füglich in der Tasche behalten können, zumal, da er voraussehen konnte, daß zu viel Pracht leicht Eifersucht in Paris erregen könne. Die Pariser sehen gern, daß die Fremden bey jeder Gelegenheit ihre Pracht bewundern, nicht aber wollen sie stumme Zeugen der fremden Pracht seyn. Dazu kommt nun noch, daß der hiesige Hof es allen andern Höfen zuvorthun will, und es daher nichts Seltenes ist, in den Pariser Zeitungen den französischen Thron le premier trône du monde ganz ernsthaft nennen zu hören. Wie unangenehm also mußte es für diesen Hof seyn, als aus England ein bloßer Privatmann, wie der Herzog von Northumberland mit einer Pracht ankam, welche die der Tuilerien fast verdunkelte! Darüber hätte man ja im ganzen Ernste böse werden können. Deßhalb haben die Zeitungen auch sehr wenig von der Pracht der Fremden bey

der Krönungsceremonie geschrieben, aber desto mehr von der Pracht der Franzosen. Freylich konnte diese Ceremonie einen ziemlich guten Begriff von dem blühenden Zustande der französischen Luxusfabriken geben, besonders der Lyoner Seiden- und Goldstoffsabriken, die noch immer die ersten in der Welt sind. Auch die Eleganz der ganzen Anordnungen der Kirchenverzierungen wurde mit Eitelkeit zwar, aber doch mit Recht und ohne Uebertreibung von den Zeitungen hervorgehoben. Auf den jezigen Zustand ihres Gewerbsfleißes kann und darf die Nation stolz seyn, denn er ist wirklich bewundernswerth, und macht eine der Hauptquellen des Nationalreichthums aus. Ein französischer Fabrikant ist, wenn er Kopf und Vermögen hat, ein Mann, der sich mit den angesehensten im Staate messen kann. Er ist sein eigener Herr, gewinnt Geld, kauft sich Güter, kann so bequem und prachtvoll leben, als die Leute mit großen Namen und langen Titeln. Mit dieser Klasse können die Minister nicht recht fertig werden, weil sie bey den Wahlen der Deputirten schwer zu lenken und zu bestechen ist, überhaupt freysinnig denkt, nur nach ihrer Eingebung handelt, und nicht nach Eingebungen von oben herab. Ein Beamter, ein Hofmann, oder Jemand, der ein Ordensband oder einen Titel zu erhaschen sucht, pflegt weit geschmeidiger und folgsamer zu seyn, als solch ein Fabrikant, der mit hundert Arbeitern auftreten kann, und dessen Waaren durch die Welt gehen. Es läßt sich daher auch sehr wohl begreifen, warum in England so viel Freyheitssinn herrscht. Die Fabrikanten und Gewerbsleute sind dort in übergroßer Anzahl; diese Leute verlangen von der Regierung nichts, als daß man ihren Gewerbsfleiß nicht störe, auf Gnade und Gunst brauchen sie nicht zu warten; ihr Glück hängt von keinem Fürsten, sondern von dem freyen Gange des Welthandels ab. Wäre dieser Stand auch in Frankreich zahlreicher, so würde wahrscheinlich auch mehr Widerstand gegen Umtriebe jeder Art geleistet werden. Bey den jezigen Umständen geben sich aber die gutmüthigen Leute schon zufrieden, wenn man sie nur nicht plagt oder beschimpft, wie's die Ultrablätter zuweilen thun, und wie es sich einige fanatische Köpfe in der Deputirtenkammer erlaubt haben. Bekanntlich hat in den meisten Seestädten der Handelsstand Bittschriften eingereicht: damit der Handel mit den neuen südamerikanischen Staaten auch von Seiten Frankreichs, nach dem klugen Beyspiel Englands, eingeleitet werde; zu Paris hat der Handelsstand die endliche Abschaffung des abscheulichen Sklavenhandels verlangt, der noch immer die französische Flagge entehrt. Dergleichen freymüthige Schritte haben die Handelsleute bey den Ultra's und Ministeriellen in Ungnade gebracht; warum haben jene nicht lieber Bittschriften um Wiedereinsezung der Mönche, oder gar zum Umsturze der Verfassungsurkunde eingereicht? vielleicht hätte man dann ihren Eifer gelobt. Statt dessen fordern die Leute gradeswegs Erweiterung des Handels und Abschaffung alles desjenigen, was dem Nationalwohlstande Schaden bringen kann. Das Journal de commerce sagt in deutlichen Worten: daß der König zu Reims die Ausstellung der Gewerbprodukte besucht, die Fabrikanten gelobt, ihre Waaren schön gefunden hat, ist recht gut, und rühmlich für den Gewerbstand; wenn aber die ministeriellen Blätter dieß als einen Beweis des Schuzes aufführten, welchen die jezige Regierung dem Handel und Gewerbfleiße angedeihen läßt, so irren sie sich, oder wollen uns hinter's Licht führen. Mit Worten ist die Sache nicht abgethan, nicht Reden wollen wir, sondern Thaten; in den südamerikanischen Gewässern, wo wir nöthig haben, unsere Waaren abzusezen, haben wir kräftige Schritte, wie die der englischen Regierung, nöthig; hier zeigt euren Schuz, hier ist er Bedürfniß! Gestern war das Volksfest in den Champs elysées, das heißt, die Regierung gab dem Pöbel Speisen, Wein, Tanzmusik, Gaukeleyen und andere Belustigungen zum Besten. Durch das viele Regnen hatte das Laub in diesem Lustgehölze noch die frische Grüne der ersten Maitage, eine Menge von Krämern, Wein- und Bierschenken hatten unter den Bäumen ihre Buden, Zelte oder bloße Tische aufgeschlagen. Das große Gehölze glich einem Jahrmarkte, hier mochten fünfzigtausend Menschen, das heißt, die gesammte untere Volksklasse von Paris vereinigt seyn; auf einem großen, mit Bäumen umgebenen viereckigen Plaze war ein Theater von leichtem Holze und gemalter Leinwand errichtet worden, wenigstens so groß, als die Oper, worauf Pantomimen mit militärischen Evolutionen aufgeführt wurden; vielleicht hatten diese Vorstellungen zehntausend Zuschauer. Ich habe bey dieser Gelegenheit die Bemerkung gemacht, daß es nicht unmöglich wäre, wie die Alten, Schauspiele in freyer Luft, vor einem gesammten Volke zu geben. Ja es geschah hier wirklich. Nur sahen auf einem so geräumigen Plaze die Schauspieler kleinlich aus; sie sollten daher, wie die Alten, Kothurnen anlegen; auch die Gebärden mußten großartiger und deutlicher ausgedruckt werden, sonst kann sie das Publikum in der Entfernung unmöglich ausdeuten; würden redende Personen eingeführt, so müßten vollends, wie bey den Alten, eherne Masken mit wiederschallendem Munde angelegt werden; auf dem großen Plaze, und bey dem beständigen Getümmel wurde schon die Musik gänzlich übertäubt, um so viel mehr also die Stimme der Schauspieler; ferner müßte die Bühne sich wenigstens zwanzig Schuh über die Erde erheben, um bequem von allen Seiten, besonders in der Entfernung gesehen werden zu können. Unter allen diesen Bedingungen ließen sich im Sommer manchmal dem Volke sehr angenehme Schauspielbelustigungen geben. Obschon die liberalen Blätter sehr wahre Betrachtungen über das unwürdige Betragen der Polizey angestellt hatten, welche dem Volke Fleisch und Brod an den Kopf wirft, und seine Berauschung und Herabwürdigung zu einem öffentlichen Schauspiel macht, so waren doch die Kletterstangen wieder da, woran die Menschen wie Affen hinaufrutschten, um eine silberne Uhr oder ein Paar silberne Schnallen zu erhaschen; der Wein wurde wieder eimerweise umher gegeben; gierige Arme berauschten sich in Gegenwart ihrer gesitteteren Mitbürger, und taumelten vernunftlos in den Champs elysées umher; diese ärgerlichen Gebräuche will sich die Polizey nicht nehmen lassen, denn die betrachtet sie als einen Haupttheil der sogenannten Volksfeste, weil sie das Meiste dabey zu thun hat. Man hatte ihr gerathen, Lebensmittel unter die Armen an den Bureaux de Charité austheilen zu lassen, das hat sie wohl bleiben lassen; denn dann ginge die Sache ohne Geräusch und ohne Gensd'armen von statten, und die besoldeten Zeitungsschreiber könnten nicht mehr aussagen, das Volk sey freudetrunken gewesen. Obschon es indessen gestern vielmehr vom Wein, als von Freude berauscht war, so herrschte doch eine allgemeine Fröhlichkeit, aber nicht sowol, weil es den König hat seinen Einzug halten sehen, wie's die ministeriellen Blätter behaupten, als weil das französische Volk überhaupt gern und leicht froh ist, wenn keine widrigen Umstände ihn zum Mißmuthe stimmen. Nun haben seit Ludwigs XVIII. lezter Krankheit gar keine öffentlichen Lustbarkeiten stattgehabt. Die Jahreszeit ist schön, die Nation ist reich und blühend; die meisten durch die Revolution errungenen Vortheile besizt sie noch: Geld ist im Ueberfluß da; Paris verschönert sich mit jedem Tage. Ruhe herrscht von innen und von außen. Wie sollte sich das Pariser Volk nicht freuen können? Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. Juli 1825.

In der That, nur durch die Sitten erhält sich die Gesellschaft; die Gesetze konnten sie bilden, man muß ihnen aber durch sich selbst sehr nachhelfen.

Joh. von Müller.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber *).

(Der Gesichtspunkt, aus welchem die Gräfin Remusat ihr Geschlecht und den Zeitpunkt, in dem wir leben, ansieht, ist noch von keinem Weibe so deutlich ausgesprochen worden, und befremdet besonders von einer Frau ihrer Nation und ihres Standes. Sie nimmt Frankreich als ein, vermöge seiner Verfassung, von freyen Bürgern bewohntes Land an, und stellt mit frommem Ernst und klarer Ansicht die Nothwendigkeit auf, dessen Töchter zu aller Bürgertugend zu erziehen. Ihre Darstellung von den Ursachen des Verfalls der Sittlichkeit der Weiber von Ludwig XIV. bis zur Revolution, und der Verbesserung derselben durch und seit dieser, empfiehlt, da diese Begebenheit mehr oder weniger auch auf uns gewirkt hat, diesen sehr mäßig starken Band der Aufmerksamkeit unserer Leserinnen. Der Verfasserin Ideen zur weitern Verbesserung der weiblichen Erziehung enthalten viel Wahres und Praktisches. Folgende Auszüge über den Zustand der Weiber unter Ludwig XIV. bis zur Revolution haben auch als Gegensatz von den Ansichten, welche Frau von Genlis von diesem Zeitraum aufstellt, ein besonderes Interesse. Die Memoiren dieser Dame sind vielfältig verbreitet worden, auch dieses Blatt enthielt Bruchstücke derselben, welche hinreichen, die nöthigen Vergleichspunkte zwischen ihrer Verfasserin und der, ernst für das Bessere bemühten, Gräfin Remusat zu geben.)

* * *

Die Weiber bilden das zweyte Geschlecht, sie sind dem ersten untergeben und so, wie dieses, der herrschenden gesellschaftlichen Verbindung. Wenn das System dieser Organisation alle Theile in sich verbindet, bleiben die Weiber an dem Platz, wohin die Gesetze sie stellen; wenn die Gesetze ohne Uebereinstimmung unter einander, der Erfolg zufälliger Umstände, oder der Willkür einzelner sind, werden die Männer keinen Nationalcharakter, die Gesellschaft keine bestimmte Form haben; sie wird jedem Eingriff ausgesezt seyn, und auch die Weiber werden eine Rolle darin spielen. Ich glaube, es ist allgemein anerkannt, daß die Regierungsform über die gesellschaftlichen Verhältnisse entscheidet, und, je nachdem sie die besten oder schlechtern Gewohnheiten begünstigt, den Einwohnern eines und desselben Landes einen gemeinsamen Charakter, eine National-Physiognomie gibt. Ohne Zweifel finden sich unter den Menschen Unterschiede, die vom Boden, vom Klima abhängen, allein wo die Bildung Fortschritte macht, nehmen diese Einflüsse ab; denn in dem gesellschaftlichen Verein hat der moralische Wille viel mehr Gewalt, als die physische Nothwendigkeit. Die Geschichte lehrt uns diese Wahrheit in der sittlichen Gewalt, welche Völker zum Opfer ihrer selbst für ihr Vaterland machte, und die sie bewog, das Vaterland zu meiden, weil dessen Lebensluft, die Freyheit,

*) Essai sur l'éducation des femmes par la Comtesse de Remusat. Paris 1824.

daraus vertilgt worden war *). — Und welche nationale Verschiedenheit bietet unsre eigne Geschichte uns nicht dar? Würde z. B. ein Franzose aus den Zeiten der Ligue einen Franzosen aus den Zeiten der Regentschaft wohl als Mitbürger erkannt haben? Montesquieu sagte wohl: „Franzosen, Spanier, Engländer sind endlich doch nur Menschen, man kann auf den einen wie auf den andern in derselben Art wirken.“ Und dennoch ist es ihm nicht gelungen, denn er fand einen unerwarteten Widerstand in der Verschiedenheit der nationellen Denkart, in welcher er „die Uebereinstimmung zu finden wähnte, welche zuweilen große Geister ergreift.“

Wenn wir Alle auch mit gleichen Anlagen zu Tugenden und Leidenschaften geboren werden, würde man doch irren, wenn man in unsern innern Fähigkeiten und unsern Sinnen eine allgemeine Gleichheit annehmen wollte. Man kann eben so wenig den Einfluß der Erziehung auf den Einzelnen, als den Einfluß der Gewohnheiten auf die Völker läugnen. Die Grundsätze der höhern Sittenlehre bleiben unveränderlich, allein die gesellschaftlichen Einrichtungen wandeln sich um mit den Zeiten. Für diese Umwandlungen erscheinen Zeitpunkte, welche nur von beschränkten, leidenschaftlichen Köpfen verkannt werden können. Die Vernunft, welche aus dem Gange der Begriffe das Bedürfniß der Nationen erkennt, ruft das Genie auf, daß es die Bahn breche und der neuen Politik ihren Weg vorleuchte. Große Männer sind ihrem Jahrhundert nur dann nützlich, wenn sie den Sinn haben, dasselbe zu begreifen, und wenn die Kraft, ihm voraus zu schreiten, in ihnen wohnt.

Wenn die verschiedenen Regierungsformen den Menschen herabzusetzen oder zu bessern vermögen, ist es dagegen auch unläugbar, daß die moralische Anlage der Menschen auf die Begebenheiten einwirkt. Es ist demnach sehr wichtig, ihn so zu erziehen, daß sein Betragen die Wirkung der Institutionen, denen er unterworfen ist, erleichtere und vervollkommne. Die Erziehung bereitet uns zu dem Stand, den wir im Leben behaupten sollen, vor — ich meyne nicht das Wort: Stand, in dem Sinne, wie es die Verhältnisse ausdrückt, welche Konvenienz, Familiengewohnheiten, persönliche Vortheile einem Kinde schon von seiner Geburt an bestimmten — dieser, vor der Revolution allgemein angenommene Gebrauch, der sein Gutes und sein Schlimmes hatte, kann fortan nicht mehr stattfinden; er wird wenigstens nicht mehr das erste Augenmerk eines aufgeklärten Vaters seyn; er wird zuvörderst und vor Allem in seinem Sohn seinem Vaterlande einen Bürger hinterlassen wollen; daß er ein solcher in jeder Rücksicht sey, wird er ihn erziehen, wenigstens in so weit, daß er den Begriff des öffentlichen Wohls mit allen Handlungen seines gesellschaftlichen Daseyns verbinde. Es liegt viel und eine rührende und strenge Moral in dem Sinn, welchen man diesem Worte: Bürger, beymessen muß. Nächst der Religion kenne ich, um die Jugend zum Guten zu leiten, keinen mächtigern Beweggrund, als die Vaterlandsliebe; so wie das Christenthum spricht sie zu den Leidenschaften, so wie zu den Schwachheiten der Menschen; wenn die Lehren des Evangeliums immer gegen die Versuchungen der menschlichen Eitelkeit gerichtet sind, wenn sie uns Mißtrauen in unsern Werth anempfehlen, erlauben sie uns auch Stolz „auf die Größe unsers Ursprungs, auf die göttliche Abstammung, den unsterblichen Hauch unsers flüchtigen Lebens, der ein geistiges Band ist zwischen dem Schöpfer und seinem Werk.“ Eben so bedeuten wir als bloße Erdbewohner gar wenig; aber um so mehr können wir uns achten als Kinder eines Vaterlandes, als Glieder einer gesetzlichen Gesellschaft — denn die Bedingungen der Vergesellschaftung sind moralischer, sind ehrenvoller, und fordern von uns mehr Thatkraft, mehr Hingabe. Je nachdem eine Regierung weniger unbeschränkt ist, treten die Bürger, der eine mit den andern, in ein näheres Verband; die politischen Tugenden treten thätiger in den bürgerlichen Verkehr ein; deßhalb müssen sich künftighin die Grundsätze einer öffentlichen Moral bey der Erziehung der Männer mit den Grundsätzen der persönlichen Moralität vereinigen. (Die Fortsetzung folgt.)

*) Weniger glorreich, aber eben so überzeugend lehrt uns das Verhältniß vom Bettelarmen zum schwelgend Reichen diese Wahrheit der sittlichen Gewalt. Der Taglöhner, der mit seinen Kindern nur trockenes Brod ißt, und im zerrissenen Kittel vor Frost schaudert, trägt das Holz in des Reichen Küche, wo ihm aus zwanzig Töpfen Speisen entgegen duften, wo er die Glut in zwanzig Oefen schüren sieht, indeß er in einer Dachkammer unter einem Strohsack Wärme sucht, weil er sein Holz, seine Wassersuppe zu kochen, sparen muß — was hält ihn zurück, Dieb zu werden, was mit Tausenden zusammentretend, Meuterer? Wahrlich nur sittliches Gefühl, sey es auch in der rohesten Gestalt des Gebotes und der Strafe; und diese roheste Gestalt, ist sie nicht beginnende Bildung? Was, ihr Reichen, giebt euch also Sicherheit im Genuß eures Geldes? Was, ihr Reichen, sollt ihr vor Allem befördern, um in Sicherheit fortgenießen zu können! . . . D. Uebers.

Des Vaters Wille.

(Fortsetzung.)

Das Präservativ.

Verklärte der unbedeutende Rosenstock nicht zugleich die geistige Gestalt des armen Dorchens, wie die der reizenden Jeannette? Denn die Vorwürfe, welche dieser ihr Zartgefühl machte, waren **wenigstens** auch so viel werth, als das Geschenk, das die dankbare Armuth ihr gemacht hatte!

Und diese köstliche Braut — als solche war nämlich Jeannette von meinem Herzen längst stillschweigend anerkannt — diese köstlichste, legitimste der Bräute

sollte ich aufgeben? Ich sollte noch heutiges Tages zu einer andern geführt werden, die man mir dafür aufzuschwatzen dachte? Nein! an ein Aufschwatzen kein Gedanke. Und wenn sogar — denn ein vorsichtiger Mann fürchtet immer lieber zu viel, als zu wenig, um auf alle Fälle gesattelt zu seyn — wenn sogar von der unglückseligen Brautschau etwas zu ihren Ohren kam, so war ich doch überzeugt, der Blick, welchen ich eben im Begriffe stand, zu ihr hinaufzuthun, sollte ihr das sicherste Präservativ gegen allen Verdacht in meine unwandelbare Gesinnung für sie abgeben.

Der Sonntag.

Ich selber hätte freylich auch noch mehr Vorsicht in diesem Punkte anwenden und mich ebenfalls mit einem Präservative gegen den Unfall schützen können, wenn dieser Blick gar keine Anwendung litte; wenn Jeannette nämlich nicht am Fenster säße. Nach dem aber, was ich von ihr und ihrer ganzen Weise wußte, war es ausgemacht, daß sie Sonntags um die jetzige Zeit allezeit am Fenster arbeitete; eines Theils darum, weil ihre feinen Arbeiten kaum zu viel Licht haben konnten, und andern Theils, weil sie an Sonn- und Festtagen, wenn ihr Auge zuweilen von der langen Anstrengung ausruhen wollte, viel lieber auf die Straße hinuntersah als in der Woche. Sie glaubte da nämlich auf den Gesichtern der Mehrheit der Menschen viele Falten weniger als an Werktagen wahrzunehmen, wo die meisten freylich von Gewerbe und Nothdurft so parforce gejagt werden, daß einem guten Auge das innere Aechzen kaum entgehen kann, das die eingebissenen Lippen oft mit Gewalt zurückhalten. Es freute sie innig, den Wiederschein des Gottesfriedens, den die Kirchenglocken ausläuten, von so vielen Stirnen und aus so manchem Blicke leuchten zu sehen.

Das Vorbeygehen.

Der Sonntag, meynte sie, habe freylich auch seine Flecken, wie sogar die Sonne. Darunter rechnete sie nun das in jeder großen Stadt überaus zahlreiche Korps der Müssiggänger. Wie Fliegen im Sonnenscheine wären sie grade an Sonntagen am unausstehlichsten, indem sie mit ihren Blicken allenthalben herumstächen. Allein, dachte sie, wenn sie's zu arg machen, stehe es ihr ja immer frey, ihnen plötzlich den Rücken zu kehren, oder, wenn sie recht artig seyn wollte, wie zufällig das Tuch vor das Gesicht zu halten.

Genug, am Sonntage ließ sich Jeannette die Aussicht nach der Straße viel weniger nehmen als in der Woche.

Und war sie nun auch, wenn ich vorüberging, zufällig einmal vom Fenster weg, so konnte ich doch darauf rechnen, daß ich sie beym zweyten oder dritten Male meines Vorbeygehens wieder finden würde. Denn das wird Jedem einleuchten, daß, da nun einmal zu Rettung meines Gewissens die Gewissenhaftigkeit aufgegeben war, mit der ich zeither mich alles Vorübergehens enthielt, auch wenig darauf ankommen konnte, ob ich einmal oder zehnmal vorüberging.

Wachsende Verzweiflung.

Was ich aber, wie eben ein tiefer Seufzer den Blick vorbereitet hatte, den ich hinauf, neben dem immer blühenden Rosenstocke weg, in ihre Augen thun wollte, jetzt mit einem Male wahrnahm, war so unerwartet, daß mir jedes Glied am Leibe vor Schrecken zitterte. An allen Fenstern nämlich waren die schneeweißen Rouleaux grade so herabgelassen, als ob Jedermann in dieser Wohnung verreist sey. Ohnstreitig der Sonne halber! dachte ich dann, mich etwas erholend. Aber auch dieser, an sich schon schmerzliche Trost, daß die liebe Sonne mir so meine liebere Sonne rauben mußte, riß im Augenblicke nachher wieder entzwey, als ich die dem Hause gegenüberstehende Häuserreihe nur im Sonnenscheine, die andere hingegen im tiefsten Schatten liegen sah.

In den drey Gängen, welche ich mit zunehmender Hast vorbeymachte, blieb Alles so, wie es war. Meine Verzweiflung wuchs immer größer. Sie trieb mich in's Haus und die Treppe hinauf.

Die frommen Nonnen.

Wenigstens das Dienstmädchen dachte ich zu finden. Allein da war so gut klingeln als den Gelehrten predigen. Kein Mensch hörte. Endlich kam noch eine nach dem Hofe zu wohnende Nachbarin, mir zu sagen, daß Alles ausgeflogen sey.

„Und ich hätte doch eine so nothwendige Bestellung!" sagte ich, meinem sichtbar hervortretenden Verdrusse hiermit eine wahrscheinliche Unterlage zu geben suchend.

„Nun, nun — versetzte die gesprächige Vierzigerin — heute ist ja doch kein Arbeitstag und auf den Abend kommen sie gewiß wieder. Entziehen Sie den fleißigen Arbeiterinnen darum den Verdienst nicht, mein Herr. Sie bekämen die Sache doch sicher anderwärts nirgend besser, und billig sind sie auch. Seit ich sie zu Nachbarinnen habe, bin ich wie im Himmel gegen vorhin, wo ein Paar gar zänkische Satanskinder hier wohnten. Und eingezogen leben sie, eingezogen, wie ein Paar fromme Nonnen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Friedrichshafen, 6. Juli.

Mit mehreren Reiselustigen, die sich am Vorabend hier eingefunden, bestiegen wir den 25sten Juni Morgens um halb sechs Uhr das Dampfschiff „der Wilhelm," welches so nahe an dem bequemen und sichern Hafendamm angelegt hatte, daß es nur eines gewöhnlichen Schritts zum Eintreten bedurfte.

Die Luft war an diesem Tage ganz heiter und ruhig, der Himmel unbewölkt. Wir konnten die gegenüberliegenden reizenden Ufergegenden und die hinter ihnen aufragenden Schweizerberge, zum Theil mit Schnee und Eis bedeckt, in der schönsten Beleuchtung mit bloßen Augen betrachten und aus guten Fernröhren die fleißigen Appenzeller auf ihren, gegen den Bo-

sen Säntis sich erhebenden, Matten mit der Heuernte beschäftigt seyen.

In Lindau, wo gelandet und ein Frühstück genossen wurde, trafen wir mit dem Cotta'schen Dampfschiffe „der Max Joseph," das eben bereit war, auch zu einer Spazierfahrt auszulaufen, ganz nahe zusammen. Mehrere achtungswürdige Familien aus Lindau und andern Gegenden Baierns vergrösserten unsere Gesellschaft, die bald sich traulich vermischte, und die heiterste Stimmung annahm. Wir fuhren vor Bregenz, dann vor Rorschach, wo Mittag gehalten wurde, und Abends vor Kostanz, je unter Begrüßung der Stationen beym Kommen und Gehen aus unserer Artillerie, an, und bekamen noch Zeit, die Merkwürdigkeiten des alten Kostnitz und seiner schönen Umgebung vor dem Einbruche der Nacht in Augenschein zu nehmen. An jedem dieser und der weiteren Landungsplätze des folgenden Tages, waren die Ufer mit fröhlich neugierigen Menschen dicht besezt, wovon mehrere unsrer Gesellschaft sich anschlossen. Morgens vier Uhr stießen wir wieder vom Ufer Konstanz's ab, und steuerten Ueberlingen und Sernatingen, nach kurzem Ansprechen, vorüber der schönen, aber kaum noch bewohnten Insel Meinau, zu. Um drey Uhr Nachmittags kamen wir wohlbehalten nach Friedrichshafen zurück, und verließen das Dampfschiff, das nach kurzer Rast sich anschickte, die Reisenden von Lindau, Rorschach u. s. w. heimzuführen.

Mit jedem Fortgleiten unsres „Wilhelm" auf den klaren Fluten des Bodensee's boten sich dem Auge neue, höchst anziehende Aussichten dar, deren nähere Schilderung hier keinen Raum findet, die aber fürwahr verdienen gesehen zu werden. Das Schiff selbst, dießmal nicht sehr angefüllt — im Durchschnitte mögen siebenzig Personen sich darauf befunden haben — gewährte alle Bequemlichkeit und Sicherheit zum Gehen, Stehen oder Sitzen, und bald verlor sich auch bey dem Furchtsamsten jede Besorgniß von Gefahr. Die Schiffsmannschaft war in ihrem Dienste musterhaft sorgfältig, und aufs gefälligste gegen Jeden, welcher über die Dampfmaschine und den Bau des Schiffes unterrichtet zu werden wünschte. Der sorgsame Maschinenmeister öffnete jede Viertelstunde das Ventil auf einen Augenblick, um sich und die Reisenden zu überzeugen, daß das künstlich einfache und solide Werk in Ordnung sey, und beobachtete zugleich den Stand des Thermometers. Kurz: wir hatten nicht nur ganz keine Klage zu führen, sondern waren im Gegentheil vollkommen befriedigt. Und, gewiß! wird den Allermeisten die Erinnerung an eine Seereise von etlich und vierzig Stunden in anderthalb Tagen, und an die angeknüpften neuen Bekanntschaften, die zum Theil in Freundschaft übergingen, stets erfreulich bleiben. — Wie sanft und geräuschlos das hundert und acht Fuß lange Dampfschiff seine Bahn fortsezt, davon mag der Umstand zeugen, daß einer der Reisenden, als wir schon eine gute Strecke von Konstanz hinweggefahren waren, nach einigen Minuten vermeintlichen Stillstandes etwas ungeduldig ausrief: woran es denn fehle, daß die Fahrt noch nicht beginne? und ganz erstaunt und beschämt war, als man ihn erinnerte sich nur umzusehen, wo er Konstanz schon in beträchtlicher Entfernung hinter sich erblickte.

Bern, Juni.

Von dem höchstgelegenen und jüngsten unsrer Heilbäder, dem Rosenlauibad im Oberhasli, ein Paar Stunden seitwärts von Meyringen, und zunächst bey dem prachtvollen Rosenlauigletscher gelegen, ist so eben eine Beschreibung, oder wie die Aufschrift sagt, eine „topographische Zeichnung" erschienen, die mit den, vom unternehmenden Badeigenthümer getroffenen neuen und bequemen Einrichtungen für Kurgäste bekannt macht. Für die Schilderung der Gegend aber und ihrer hehren Pracht bedient der Verfasser, Hr. Pfarrer Schweizer zu Guttannen, sich einer Bildersprache seltsamer [illegible], mit der er gemeine Naturbeschreibungen gleichmäßig überbieten will, wie er dafür hält, daß seine Landschaft alle übrigen Landschaften verdunkle. Die Schilderung vom Rosenlauigletscher mag als Probe dienen. Nachdem versichert ward, weder der Aargletscher noch der Rhonegletscher, wie weltberühmt ihre Namen auch sind, mögen eine Vergleichung mit dem Rosenlauigletscher aushalten, fährt der Verherrlicher des leztern also fort: „Dieser ist ein majestätisches Ganzes, rein und lauter, wie das Sternenzelt in einer von Mondeshelle erleuchteten Nacht. Schneewellen, wie weiße Lämmerwolle, decken sein Haupt, indeß die Krystallbrust, als schnaube sie nach Aetherdünsten, sich wölbend aufschwellt, die bepanzerten Füße aber Säulengänge bilden, wie keine Kunst sie erfinden und gestalten könnte, und unter welchen sich wohl auch eine Weile lustwandeln läßt. Das reinste Himmelsblau ist seine Leibfarbe, und der in ihm sich spiegelnde Himmel scheint an dem Wunderherrlichen ein großes, bleibendes Sinnbild den Sterblichen aufgethürmt zu haben von der Klarheit einer durch Laster unentweihten Seele und der Heiterkeit des theilnehmenden, gefälligen Greisen, der die Bürden des Lebens getragen, seine Freuden genossen, seine Pflichten erfüllt, seine Bestimmung erreicht hat; dessen Lebenslicht noch helle um ihn her leuchtet, und dem der Preis der Sieger entgegenglänzt. Eine ungeheure Oeffnung in seinem nordwestlichen Ende in Form eines hochgewölbten Portals mit mancherley Zierathen geschmückt, und von Krystallsäulen getragen, glänzende Alaunziegel über ihm, aus denen Regentropfen triefen, läßt tief in das Eingeweide des Gletschers schauen; aber da hineinzukommen, ist keinem Sterblichen vergönnt. Es ist die Thüre zu der geheimsten Werkstätte der Natur, die ihr Verehrer bewundernd anstaunt, ohne wissen, oder auch nur ahnen zu wollen, was darin geschaffen oder vernichtet werde. In tiefer ungeheurer Kluft bricht hier der Weissenbach unter den Eiswänden des Gletschers, zwischen schwarzen, grauenerregenden Felsen, aus dunkeln Nächten und unerforschten Quellen, wie das Kind aus dem Mutterleibe, an's Tageslicht hervor. Dreyfach gelagerte Nacht ruht umher an dem Eingange des furchtbaren Abgrundes; und wer sich den Tartarus gern in die Erde denkt, der mag immerhin auch den schauervollen Aufenthalt der Titanen und Verdammten in diesem, in ewiges Dunkel gehüllten Behälter suchen, wo Tityos, in Gebirgshöhlen ausgestreckt, mit seiner Leber zwey nimmer weichende Geyer nährt, Sisyphos den gewaltigen Stein wälzt, das Rad den Ixion umdreht, Tantalos ewig hungernd und dürstend schmachtet, und die Danaiden die lethäische Fluth in durchlöcherte Gefäße schöpfen." — Wer hätte nun nicht ein klares Bild vom Rosenlauigletscher erhalten! — Die ganze übrige Zeichnung der Naturscenen gleicht dieser Probe. Etwas prosaischer werden Bad und Badhaus beschrieben; das Wasser hatte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Höpfner, jüngsthin aber Pagenstecher in Bern geprüft; es gehört zu den seifenartigen Wassern, die für Hautausschläge und Gliedersucht gute Dienste leisten können. Dem Hrn. Pfarrer von Guttannen genügen aber solche Alltagsdinge nicht. Er führt die Kurgäste nochmals auf einen, von ihm zuerst entdeckten Standpunkt, von dem der nahe Wasserfall des Reichenbachs sich ausnehmend schön darstellt, und meldet von ihm: „Nur Waldgöttern und Flußnymphen sichtbar, scheint der Herrliche auf eine neue Dekoration des Amphitheaters, und auf neue werthe Gäste gewartet zu haben, um sich in seiner majestätischen Pracht ihnen zu zeigen, und selbst auch Lebensströme in sie zu ergießen."

Beylage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Juli 1825.

Einen mildern Richter wirst du finden,
Jenseits, als ihn dir die Erde gab. –
Hier indeß in lauen Abendwinden
Säuselt schon Versöhnung um dein Grab.
Amalie v. Helwig.

Bruchstücke
aus dem lezten Gesang von Harolds Pilgerfahrt.

Von A. de Lamartine. Uebersezt von G. Schwab.

Vorbemerkung.

Childe Harold ist ein Gedicht Lord Byron's. Der edle Barde, dessen frühen Tod Europa beweint, gab innerhalb zehn Jahren vier Gesänge davon in's Publikum. Harold ist ein Kind der Einbildungskraft, mehr ein Name als ein Held; Byron bediente sich desselben nur als eines Fadens, um daran den Leser und selbst den Dichter in den mannigfachen Lagen, in die er seinen Pilger kommen läßt, zu leiten; als eines Typus, dem er seine eigenen Gefühle und Gedanken zuschreiben kann; mit einem Wort: Harold ist der angenommene Name Lord Byron's selbst. Diese unnütze Unterscheidung, die der Dichter selbst am Ende unterlassen hat, fällt in dem lezten Gesange der Pilgerfahrt Harolds, den A. de Lamartine hinzugedichtet hat, ganz weg. Der Name Harold steht hier durchweg für Lord Byron selbst.

Harold ist ein junger Reisender, der, frühe des Lebens und seiner Genüsse satt, sein Vaterland, Britannien, verläßt und die Welt durchzieht, was er sieht, fühlt und denkt, zum Liede gestaltend. Im ersten Gesang ist er in Portugal und Spanien; der zweyte ist ein Gemälde von Griechenland und Kleinasien, wohin Lord Byron 1808 eine erste Reise gemacht; der dritte Gesang enthält Anspielungen auf das häusliche Unglück des Dichters; seinen ewigen Abschied von England, den Besuch des Schlachtfeldes von Waterloo; und eine Beschreibung des lezten Kampfs zwischen Europa und „dem Manne des Schicksals.“ Dann wandelt der Pilger den Rhein entlang, eilt über die Alpen, preist Helvetien und besingt die zauberischen Gestade des Genfersee's. Der vierte Gesang findet den Dichter in Venedig. Er beschreibt hier die melancholischen Ufer der Brenta, beweint Petrarch auf seinem Grabe zu Arqua; bejammert Italiens Geschick, wirft einen Blick auf Florenz und verweilt begeistert bey Roms Alterthümern. Dann verläßt der Dichter auf einmal seinen Helden, bewillkommt auf dem Wege nach Neapel das Meer, das er auf den Höhen von Albano erblickt, mit erhabenem Gruße, und wünscht dem Leser ein Glück, das er selbst nicht gefunden hat.

Es ist gewiß ein höchst glücklicher Gedanke des französischen Dichters, der seinen Beruf zu ächter Poesie längst erwiesen hat *), das Gedicht Child-Harold bis zu seinem wahren Ende, dem Tode des Helden, fortzuführen. Er nimmt diesen da auf, wo Lord Byron ihn gelassen hatte, und besingt Byron's lezte Handlungen und Gedanken, seine Ueberfahrt nach Griechenland und seinen Tod. Alles das nicht, um mit dem großen Gestorbenen als

*) Indem Lamartine den englischen Dichter, der in bürgerlichen und religiösen Ansichten sein Gegenfüßler, als Sänger aber sein Geistesverwandter ist, hochschäzt, liebt und besingt, zeigt er sich freygesinnter, als manche liberale Kritiker seines Vaterlandes, die dem französischen Dichter, aus politischer Abneigung, sein poetisches Talent streitig machen.

Anm. d. Uebers.

Dichter zu wetteifern, sondern um ihm in der Form, die ihm die natürlichste und anziehendste schien, das Todtenopfer darzubringen, das er ihm nach Kräften zu weihen vermochte. —

Noch weiter führt diese Gedanken eine dem Gedichte von andrer Hand, wie es scheint, vorangesandte Abhandlung aus. Indem wir von den neun-und-vierzig Abschnitten des Gesanges das Wesentlichste in treuer Uebersetzung zu geben versuchen, laden wir dadurch die Freunde des fremden Sängers zum Genusse des Ganzen im Original ein.

* * *

1.

Du Muse dieser Zeit, die du nicht mehr
Auf fabelhafter Berge Gipfel thronst,
Erhabne Gottheit, die zur Wohnung nur,
Zum Tempel, zum Altar den Busen wählt,
Den schauernden, hochherz'ger Sterblichen:
Du, deren Hand die Leyer gerne krönt
Mit Schlachtenlorber, und mit Märt'rerpalmen,
Die du in des erweckten Hämus Hall
Des Heilands und der Freyheit Namen rufst:
Komm! übermenschliches Gefühl, vom Menschen
Vergöttert: dir nur opfert dieses Herz!
Des Irrthums Zeit ist hin, der Mensch ist alt,
Die Welt, erwachsen, stieß vom Thron die Götter,
So wie der Knabe, der zum Jüngling wird,
Der Kindheit eitles Puppenspiel zerbricht.
Nicht hört auf heil'gen Spitzen der Olymp
Die durst'gen Renner Titans fürder wiehern,
Gebrochen in der Hand sieht Zeus den Blitz,
Und Omars plumpe Söhne drüber lachen;
Mit seinem trüben Schlamm befleckt der Nil
In öder Wüste Memnons alten Rumpf;
Kein Dreyfuß steht in Delphi, kein Altar
Auf Delos, weggekehrt, als wie mit Besen,
Den Tempel sammt den Wundern hat die Zeit.
Im Rasen sucht der Grieche seine Götter,
Verkauft dem Christen den entehrten Rest;
Grab steigt auf Grab: Zeus, Isis, Mahomet —
Gestürzt ist Alles, ist gefallen, fällt.
Vergangen sind, den ew'gen ausgenommen,
Im Wechsel zwanzig Gottesdienste schon,
Wohlthäter, Peiniger der stumpfen Welt,
Und in der Asche Roms magst du sie suchen!
Doch ewig in der tiefsten Menschenbrust
Ausharren göttlicher Gefühle zwey:
Freyheit und Liebe, stärker als der Tod,
Und diese Götter werden nimmer sterben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Wir müssen nun betrachten, was aus den Frauen, nach der großen gesellschaftlichen Erneuerung, die wir jezt mit erleben, werden wird? Der Mann soll für die Institutionen seines Landes erzogen werden, das Weib für den Mann, wie er durch jene geworden ist. Gattin und Mutter zu seyn, das ist unser Beruf, unsre Würde. Es wird hier ganz an seinen Platz seyn, zu untersuchen, wie die Zeit und die Umstände auch etwas Anderes als Dieses aus uns gemacht haben.

In dem Zeitpunkt, wie das bürgerliche Leben sich nach den Vorschriften des Christenthums verbesserte, blieben die kräftigen Tugenden nicht mehr ausschließlich die geschäzten, man fing an zu begreifen, daß sie, ohne von ihrer Kraft zu verlieren, mit mehr Milde geübt werden könnten. Dieser Einfluß des Christenthums zeigte sich aber sehr allmählig; er bemächtigte sich viel früher des Verstandes, als daß er merklich auf die Sitten eingewirkt hätte. Die Vorzüge der neuen Lehre thaten aber endlich doch ihre Wirkung, sie gaben den gesellschaftlichen Banden mehr Gemüthliches, etwas Friedsameres. Alles, was da liebt, glaubt, leidet, ist dem Christenthum besonders angelegen; versteht es sich da nicht von selbst, daß es die Weiber in Schutz nimmt? Durch diese Lehre des Christenthums scheint das Mitleid auf's Neue auf Erden erschienen zu seyn. Die Alten kannten es wenig; als das Evangelium es anfing zu lehren, gewann es eine neue Anmuth, wie mildere, billigere Sitten, welche die Weiber aus ihrer untergeordneten Lage emporhoben, ihnen dessen Ausübung erlaubten. Das Weib ist an und für sich ein so schwaches, abhängiges Wesen, daß es sogar im Besitze der hohen Würde der Gattin; der Mutter, einen Instinkt des Leidens behält, der es bey jedem Weh, das es entdeckt, harmonisch anregt. Ein Mann wohnt dem Schauspiel des Schmerzes mit mehr oder weniger Mitgefühl bey, ein Weib wird Mitgesellin des Leidenden, denn es fühlt fortwährend, wie leicht ihr selbst wehe zu thun wäre. Das Mitleid ist eine fruchtbare Quelle der Sittigung, und Mitleid gesellte die Großmuth dem Sieg, die Reue der Ungerechtigkeit, das Zartgefühl der Liebe bey; es verschaffte der Kindheit und dem Alter Achtung und Pflege armen Geschöpfen, von der Natur oder dem Zufall entstellt, macht das Mitleid ihr Daseyn erträglich. Damals wie die Ritterzeit den ersten Schritt der neuen Zeit zur Milderung der Sitten that, wo die Unwissenheit nur unvollkommenen und seltenen Verkehr in dem gesellschaftlichen Leben veranlaßte, und dieser nur durch zufällige Tugenden Einzelner gebessert wurde, machte das Mitleid einige Tugenden zur Pflicht. Allein lange, ehe die Sitten sich allgemein gebildet hatten, brachten andere Umstände eine Verbesserung in der Lage des Weibes hervor und vermehrten dessen Einfluß. Das Leben war häuslicher geworden; die Feudalherrschaft zerstörte alle Gemeinsamkeit, sie vereinzelte die Menschen wie die Gewalten; die Herrschaft verschanzte sich in die Schlösser und Burgen hier vereinigten sich die Lehnsleute, Gefährten und da

Hausgesind, und das Haus, nun der Sitz der Regierung, gewann eine Wichtigkeit, die es bey den Alten nie gehabt hatte. Die Ehefrau des Burgherrn ward nun allen Verhandlungen und Beschlüssen des Lebens zugesellt. Die alten Völker lebten auf den Gassen und Plätzen, öffentliche wichtige Geschäfte wurden nur unter Männern verhandelt; die neuern Völker lebten in ihren Häusern, alle Vergnügungen, oft alle Geschäfte wurden in der Nähe der Weiber betrieben. Man forderte ihren Beystand und ihre Mitwirkung, wo die Alten ihrer nicht gedachten; vor allen trugen sie zur Zeitverkürzung bey, welche die Alten nur im Freyen gesucht hatten. Der Mann befand sich häufiger allein mit seiner Familie, die Ehen wurden zur Erlangung von Sicherheit geschlossen, und wurden das Band zwischen dem einen Geschlecht und dem andern. Zu Perikles Zeit war das Loos der Weiber in Athen von dem zu den Zeiten Homers gar wenig verschieden, denn das Leben des Mannes, welches gänzlich öffentlich und dem Staat angehörig war, trennte ihn durchaus von der Gattin; er hatte sich Bewegung und Fortschreiten allein vorbehalten. In dem neuern Europa hatte sich im Gegentheil die Lage der Weiber mit der Lage der Männer allmählig verändert, denn Beyder Leben bewegte sich innerhalb des Hauses, nur der Krieg machte dabey eine Ausnahme, und auch dieser ward gewöhnlich in der Nähe des Schlosses geführt, und die Streiter kehrten bald wieder heim, Ruhe und Sicherheit zu suchen.

Die Weiber haben sich also nicht sowohl wie die Männer über den Gang, welchen das gesellige Leben in Europa genommen hat, zu beklagen; dieses hätte sich auch über die Dazwischenkunft der Weiber, die nun ihren wahren Rang wieder eingenommen, Glück wünschen können, weil sich diese nicht zur Anmaßung eines unbegränzten Einflusses hätten verleiten lassen; eines Einflusses, der ihrer Eigenliebe weit vortheilhafter ist, wie ihrer Würde. Wirklich, nur bey den neuern Völkern konnten die öffentlichen Angelegenheiten oft wie Familiengeschäfte behandelt werden, und daraus entstand die Kleinigkeit, die Erbärmlichkeit der Ursachen und Hülfsmittel, welche besonders in Frankreich große historische Begebenheiten herbeygeführt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beleidigung.

Bist du beleidigt, so kannst du dich freuen, denn süß ist vergeben.
Selbst doch beleidige nie; es beschämet, Vergebung erhalten.

Aloys Szent Miklosi.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 17. Juni.

Raupachs Trauerspiel, Isidor und Olga, ist die interessanteste Erscheinung, welche uns seit langer Zeit im recitirten Schauspiel begegnet ist. Dieselbe hat auch bey unserm Publikum großes Interesse erregt, ohne von einem allgemeinen und lauten Beyfall, wie in Berlin, begleitet zu seyn. Die Vorstellung selbst war eine von denen, an welchen sich das Interesse der Darstellenden beweist; sie war als Ganzes vorzüglich. Unter den einzelnen Rollen aber kam die der Olga durch Mad. Genast am gelungensten zum Vorschein; ihr sagen diejenigen Rollen im Tragischen am meisten zu, die den Ausdruck ruhiger Selbstbeherrschung und edler Entsagung, so wie überhaupt eine gewisse Gemessenheit des Vortrags, fordern. Ihr Zurückhalten bey dem peinlichen Frühstück war meisterhaft. Nächstdem finde ich die Leistung des Hrn. Brand als Ossip am ausgezeichnetsten — wenn ich das, Hohnlachen bezeichnende Tremoliren der Stimme, das als Manier oft unwillkürlich vorkommt, wo es nicht recht hinpassen will, abrechne. Vortrefflich faßte er namentlich den Wendepunkt auf in Ossips Benehmen gegen Isidor, wo dieser des Grabes seiner Axina gedenkt. Die HH. Stein und Devrient stellten die feindlichen Brüder dar. In der Darstellung des leztern ist mir aufgefallen, daß er in dem Gespräch mit seinem Bruder im ersten Aufzuge die Worte: mäßige dich, junger Thor — und dein Geist ist krank im polterischen, fast zornigen Tone, nicht mit der Ueberlegenheit sagt, die aus der Erfahrung spricht.

Dieß von der Darstellung. Ueber den Plan des Stückes brauche ich nicht zu sprechen, da ihn ein Korrespondent in diesen Blättern ausführlich mitgetheilt hat. Ich will daher nur einige Bemerkungen über das Stück geben.

Man würde dem Stücke Unrecht thun, wenn man es nach den Prinzipien der eigentlichen Tragödie beurtheilen wollte — denn es waltet in demselben nicht das „Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt;“ — es ist vielmehr die Macht der Verhältnisse, welche hier alles bestimmt, Verhältnisse, welche keine poetische Nothwendigkeit in sich tragen; die vielmehr der russische Fürst, welcher hier als Tyrann geschildert wird, doch eigentlich beherrscht, indem das Schicksal seines Bruders ganz von seinem Egoismus abhängt, Verhältnisse, welchen durch Gewalt, List, innere Erhebung von der entgegengesezten Seite sogar zu begegnen wäre. Ich sage, daß diese Verhältnisse von dem Egoismus des Fürsten abhängen, und man könnte mir den bösen Rathgeber Ossip entgegenstellen, der den erlittenen Druck rächend ausruft: in diesem Hause soll nichts glücklich seyn. Aber es steht bey dem willkürlichen Sinn des Fürsten gar nichts im Wege, daß er diesen, zu jenem Ausgang führenden Plan gegen seinen Bruder nicht ohne diesen Rathgeber hätte fassen können. Allein der Dichter wollte an ihm nur einen seiner Haupt-Repräsentanten für die Schilderung der Leibeigenschaft haben, dem er daher zugleich einen größern Einfluß auf die Handlung gab. Man muß also dabey stehen bleiben, daß der Verfasser in diesem das Gefühl des menschlichen in Anspruch nehmenden Drama das Bild einer finstern, abschreckenden Wirklichkeit, gemäßigt durch wenige Lichter (denn eine Erhebung ist eigentlich nur in dem Charakter der Olga, nicht im Ganzen) darstellen wollte. Als solches interessirt dieses Drama sehr, spannt die Aufmerksamkeit auf's Höchste, (ob bey wiederholter Anschauung dieselbe Wirkung stattfindet, kann ich jezt noch nicht entscheiden) und treibt am Ende zu der allgemeinen Reflexion hin, daß naturwidrige Verhältnisse sich selbst zerstören.

Aber ob nicht der Dichter den zermalmenden Eindruck zu weit getrieben? Die Scene, wo der Fürst sich höherer Gewalt gegen den Bruder bedient, und dieser ihm und der Geliebten beym Frühstück in der Livrey aufwarten muß, ist eine Folter für den Zuschauer aus dem oben angedeuteten Grunde.

Was das Einzelne anlangt, so muß es dem Zuschauer wohl seltsam vorkommen, daß der Fürst seinen Bruder bittet, von seiner Liebe zur Gräfin abzustehen, als ob er dadurch ihre Liebe gewinnen könnte; und als er nun mit ihr getraut ist, unmittelbar nach der Hochzeit auf einmal traurig einhergeht, und klagt, daß er die Gräfin nicht gewonnen habe.

Ungeachtet alles dessen scheint mir dieses Drama doch vor allen mir bisher bekannt gewordenen dramatischen Produkten dieses Dichters das vorzüglichste, und mit ihm scheint mir derselbe einen Fortschritt gemacht zu haben; — denn die Figuren — dünkt mich — haben hier mehr Individualität und sind mehr in Handlung gesezt, als in seinen übrigen Stücken; ja, was noch dazu kommt, der Dialog ist nicht so sehr mit Sentenzen überladen, und minder reflektirend: nur in der wiederholten Erwähnung Arinens in dem Munde des Ossip, des individuellsten Charakters, liegt die Absicht allzugrell am Tage. Für leztere Rolle ist auch der traurige Hochzeittag sehr glücklich benuzt. Die Katastrophe des Ossip an den Geist des Vaters der feindlichen Brüder, die ungefähr so lautet: „siehst du Fürst Peter Jarowitsch, man muß auch den Wurm nicht treten“ ꝛc., ist einer der ergreifendsten Momente dieses Drama's, und wurde von dem genannten Hrn. Brand mit gehörigem Nachdruck ausgesprochen. — Wir wünschen, daß das Stück, das immer zu den bessern neuen Produktionen gehören wird, durch öftere Darstellungen den Darstellern Gelegenheit geben möge, ihren Fleiß belohnt zu sehen. —

Die sieben Mädchen in Uniform wußten sich natürlich den Beyfall des Publikums zu verschaffen — ich tadle an der Darstellung, die im übrigen diese Pieçe erst gut macht, bloß das, daß für den nichtmilitärischen Zuschauer zuviel darin exercirt wird. Das Exercitium selbst wird mit Gewandtheit ausgeführt, und die Karikaturbilder der Invaliden (Hr. Koch, Fischer, Devrient) standen damit in dem lustigsten Kontraste. — Bald darauf mißfiel der „ewige Jude, dramatische Legende von August Klingemann.“ Ich bezweifle eben so sehr, daß diese Legende überhaupt dramatisch, als daß sie von Hrn. Klingemann dramatisch behandelt sey. Eine einzige Scene, die lezte des dritten Aktes, konnte durch die Erinnerung an Gustav Adolph Beyfall gewinnen; das Ganze hinterließ einen verworrenen Eindruck, welchen aufzuklären kaum der Mühe lohnen möchte, da dieses Produkt, welches auf jeden Fall dem Faust des Verfassers noch nicht gleichkommt, schwerlich wiederholt werden wird.

Unmittelbar nach Dlle. Sonntag trat Dlle. Schulz (bisher Mitglied der Frankfurter Bühne) als Gast auf, und sang die Vestalin, Euryanthe, Emmeline und Agathe, wenn auch nicht mit außerordentlichem Beyfall, doch mit Anerkennung ihres Verdienstes. Auf jeden Fall aber würde ihr Auftreten günstiger gewesen seyn, wenn sie nicht auf eine Sängerin von solchen Gaben gefolgt wäre. Dlle. Schulz hat eine starke, durchgreifende, wenn auch nicht gleiche und vollkommen beherrschte Stimme; ihr Vortrag ist verständig und nicht ohne Gewandtheit, nur detonirt sie zuweilen vornehmlich in der Höhe, was in dem zweyten Finale der Euryanthe in dem Soloquartett, wo freylich die Oberstimme wegen unharmonischer Verwechslungen sehr schwer ist, einen unangenehmen Eindruck machte. Ihre Figur macht eine gute Erscheinung, und das Spiel ist nicht ohne Routine. In der Parthie der Emmeline und als Agathe gefiel sie am meisten. Da das weibliche Personal jezt sehr schwach ist (Mad. Werner, deren unverkennbares Talent zu bald verblühte, ging vor Kurzem von der Gesellschaft ab und starb einige Wochen nachher; Mad. Fink ist in der leztern Zeit öfters krank gewesen), so vermuthet man, daß Dlle. Schulz hier Anstellung finden werde.

Bey der lezten Darstellung der Euryanthe, über welche Oper ich nun mein Urtheil in dem Dresdner literarischen Merkur ausführlich ausgesprochen habe, gab Hr. Vetter die Parthie des Adolar und Hr. Genast die des Lysiart. Der Vortrag des leztern beweist Gesangeskenntniß und Gewandtheit im Spiel; doch möchte ich behaupten, daß er den Lysiart zu geistig und höhnisch schildert, und allzuviel Emphase auf die einzelnen Spottreden legt, als daß es möglich wäre, ihnen eine Empfindung beyzulegen, wie sie in seiner Scene im zweyten Akt sich doch ausspricht. Da Hrn. Vetters Stimme von dem Publikum den gehörigen Beyfall erhält, so wird es nun auch Zeit, ihn an den Anspruch desselben auf einen guten Vortrag ernstlich zu erinnern. Dahin gehört aber wesentlich: eine einfache Intonation: Gleichheit der Töne und ein sicherer Uebergang der Brusttöne in das Falset: Abgewöhnung des unangenehmen Hauens, und endlich verständige und ausdrucksvolle Wahl der Stärke und Schwäche, damit nicht alles einförmig, ohne Schatten und Licht dastehe. Sind diese Bedingungen eines guten Vortrags vorhanden, dann wird die Fertigkeit auch noch Zeit genug hinzukommen. In dem Benehmen auf dem Theater scheint Hr. Vetter Fortschritte zu machen. Mit Vergnügen würde ich auch seine Fortschritte im Gesangsvortrag anerkennen.

Ein anderer Gast war der in Deutschland überall bekannte und beliebte Staberl-Walter, der auch hier wieder seine Reiseabenteuer mit Glück fortgesezt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 163:

Pianoforte.

Charade.

Schranke bezeichnet mein Erstes, es bildet das Schöne, das Gute.
Und die unendliche Welt dienet mit Freudigkeit ihm.
Was die unendliche Welt je beglückt, sie dankt es den lezten
Meiner Sylben; doch auch nur, wo die erste nicht fehlt.
Aber mein Ganzes ist ein bescheidenes duftendes Blümchen.
Deutend auf beyd'; am Weg gingst du es oft schon vorbey.

Berichtigung.

Um jede Mißdeutung zu verhüten, bemerken wir, daß der in unserm Blatte von gestern befindliche Correspondenz-Artikel aus Friedrichshafen, der nunmehr auch in andern Blättern abgedruckt ist, uns von dem Verfaßer im Original zur Aufnahme zugesandt worden sey.

D. Red.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Juli 1825.

Hell im alten Ruhm erstehen,
Leuchtend, Marathon's Tropäen,
Frisch noch lebt in aller Munde
Salamis, die Heldenkunde;
Und der Helden Namen glänzen
Unter frischen Lorbeerkränzen.
A. d. Neugriechischen des Koraï.

Bruchstücke
aus dem lezten Gesang von Harolds Pilgerfahrt.
(Fortsezung.)

III.

Ja deine Zeit, o Freyheit, ist gekommen!
Hörst du den Schrey, der auf den Wellen schwebt,
An Argos Ufern hin? dein Nam' ist das!
Er fähret über Creta's Klippen hin,
Er weckt die Thermopylen aus dem Schlaf,
Hallt von Ithome, hallt vom Pindus her,
Nur Eine Stimme hat ein ganzes Volk:
Sie zürnt, sie läuft, sie rollt, sie donnert rings,
Und staunend bebt davon der heil'ge Boden,
Thut seine Gräber auf, gebiert ein Heer
Aus Cimon's und Leonidas Gebeinen!
Hörst du sie zischen auf des Bospor's Flut,
Die Brander mit dem Feuer, das sie frißt,
Bewaffnet? den entflammten Archipel
In Mitten von Megara's Klippensaat,
Durchfurchen sie bey Nacht, sie schlüpfen hin,
Wie Feuerschlangen in den Finsternissen,
Glühn — hundert Todesleuchten — in dem Meer,
Die schlafenden Tyrannen überraschend;
An Feindesschiffe klammern sie sich an,
Und sterben gern, wenn sie nur die verzehren!
Ja! solcher Fackeln rühmt sich dein Altar!
Komm denn, du lezte Rächerin der Menschen,
Du, Traum gescholten von der Tyranney,
Das Kreuz in der Hand, und in der das Schwert,
Komm, und beym Lichte jener Scheiterhaufen,
Die schwimmend um dich irren, sieh ein Volk,
Vom Tod erweckt, und die Tyrannen sterben!

IV.

Doch, wo ist Harold? Er, der Weltdurchwandrer,
Deß irrer Fahrt ich lange schon gefolgt?
Liegt er, im Lebensmittag, schon vor Anker?
Wie? schlief er ein, ruhmloser Lieb' im Arm?

. . . .

An welch Gestade hat sein falsch Gestirn
Den vor der Zeit zerbrochnen Mast getrieben?
Von seinem lezten Schiffbruch zeugt welch Meer?
Wo lieh ein Boden tröstend ihm den Strand?
O die du seinem Schmerz die Leyer gabst,
Laß seiner Thränen Spur uns folgen, Muse!

V.

Nacht ist's: doch unter diesem Himmel weiß
Die Nacht von Schatten nichts: ihr hell Gestirn,
In einem minder düstern Dome hangend,
Färbt mit dem Glanz die stillen Ufer weiß,
Wo blasses Himmelblau die Woge schmückt,
Und wo die Küste, hundertfach gekrümmt,
Bald niedrig kriechend, bald abschüssig steil,
Jezt weich dahinstirbt auf dem Silbersande,
Jezt unter'm Stoß des Wogenschaumes grollt.
Der Alpen hohes Bollwerk ragt um sie,
Die schneegekrönten, lichtgefärbten Höh'n,
Von Hügeln stufenweis gesenkt zu Hügeln,
Eröffnen, dicht beym Winter, mildes Land
Dem Blick, wo seinem strengen Reich entflohn,
Im lauen Wohlgeruch der Nord sich mildert.

. . . .

Auf einem Hügel steht ein ländlich Haus,
Von einem langen Myrtenbusch umzogen,

. . . .

Am Fuß des Abhangs sieht das Aug' entzückt,
Der Meere Tochter, Genua, dem Schooß

Der Flut entstiegen: Thürme schwingen sich
Auf [illegible] Mauer, drin das Erz,
Die Luft durchzitternd, läßt die Stunden tönen;
Und Masten steigen von den Schiffen, die
Im Hafen schlummern, auf, bis zu der Höhe
Der Schlösser, die am Ufer prangend stehn;
Und von gesänftigter Flut gedrängt, gehoben,
Mit dumpfen Seufzern füllen sie den Strand.
Wie stille .... vorwärts .... schläft denn Alles hier?
Nicht Eine Fackel glänzt, den Blick zu blenden!
Es murmelt keine Stimme, schallt kein Tritt; —
Dort, an der dunkeln Straße Krümmung nur
Ein Diener und zwey Rosse harren dort,
Und drunten, in der leis' umspülten Bucht,
Spannt eine Brick, die schweigend wird geladen,
Das Segel aus, und unter seiner Last
Wiegt sich das Schiff mit schmalen Rippen
Ja Rosse, Waffen, Fahrzeug — Alles deutet
Auf eine Reise hin — doch Alles schläft!

VI.

Doch nein! nicht Alles schläft, ein einzig Licht
Sieh dort von Fenster rasch zu Fenster wandeln,
Es glänzt und schwindet, kommt und geht und kommt.
Ob es der Lieb', ob es dem Frevel leuchtet?
So zweifelnd streut sein Strahl sich auf den Sand,
Als zittert' in der Hand es einem Schuld'gen.
Es kömmt herab: dort an dem Winkel hält's;
Der leuchtende Pallast vermehrt den Schein.
Das Auge schlüpft ihm nach: ein still Gemach
Entdeckt sich ihm, und ein Geheimniß thut
Sich hinter leichten Vorhangs Schleyer kund.

. . . .

VII.

Die Pforte thut sich auf; gemessnen Schritts,
Die Lampe tragend nahet sich ein Mann,
Und schweigend steht er. Ist es H a r o l d? ... Ja!
O wie verwandelt von der Zeit! die Stirn,
Noch jung, wie scheint belastet sie von Jahren!
Noch glänzt sein Antlitz von des Geistes Blitz,
Doch ach! es ist der Blitz nur im Gewitter!
Und mehr noch, als die Lamp' in seiner Hand,
Wankt ihm, so deucht mir's, in der Brust die Seele.
In eines wilden Lächelns bittrer Lust
Mischt auf dem Mund Verachtung sich mit Liebe,
Das Auge kann Gewissensbiß' auf ihm
Vom Schmerz nicht unterscheiden; aber schaut
Man in sein todtenblaß Gesicht, so ist's,
Als stünd' ein ew'ges, rächendes Gespenst
Vor ihm, stets neu mit Schrecken ihn durchschauernd.
Dort vor dem Bette steht er regungslos,
Wo eine Frau, vom Traum verschönet, schläft.
In Jugend blüht sie, und ihr Antlitz trägt
Vom Engel Alles, nur die Unschuld nicht.
Der Wimpern Schleyer hüllt die Augen ein,
Doch eine Falte, zwischen beyden Brau'n
Verborgen, selbst vom Schlummer nicht verlöscht,
Zeigt, daß ein Schmerz durch diese Stirne zog;
Die Lippe, drauf ein flüchtig Lächeln irrt,
Entzückt den Blick, erkältet das Gefühl.
Mehr als die Liebe spielt um sie die Lust,
Und die bewegte Wölbung krümmt ein Kummer.
Die Wange gleicht der Lilje, die Mittags,
Von Lieb' und Zephyr schon geathmet, hängt.

VIII.

Und leise flüstert Harold: „schlummre nur!
Die ich verlassen will, du vielgeliebte!
Die mich vielleicht geliebet, oder doch
Mit holdem Liebeswahn mein Herz verführt!
Doch — war's auch eine süße Lüge nur:
Ich war ja glücklich! Traum ist alles Glück!
Und, eh dieß Kind des Schlafs ein trüb Erwachen
Für uns verscheuchet — reiß' ich fort von dir.
Beglückt, wer fliehend, weil der Irrthum währt,
Im Herzen mitnimmt ein noch reines Bild!
Wer, in zukünft'ger, trüber Tage Grau'n
Die Fackel lieblicher Erinn'rung nährt,
Und nicht, verlierend was er liebte, sieht,
Wie jenes Götzenbild, das fällt, das Er
Vielleicht zerbrach, verschwund'nen Glückes Trümmer
Vor ihm ausbreitet, wo Verachtung bey
Der ew'gen Natter des Gewissens kreucht. —
Grab' in mein Auge dich, du wonnig Bild!
Du heitre Stirne, die mein Hauch entwölkt!
Du schönes Auge, das mich morgen sucht!
Ihr Lippen, deren Töne mich berauscht!
Du zarte Hand, die sich vergebens öffnet,
Die meinige zu fassen, und nicht mehr
Wird finden eine Stütze, die sie hält!
Du Mund, den selbst der Schlaf nicht eingeschläfert!
Ach! Alles möcht' ich mit mir nehmen, selbst
Den Seufzer, der des Busens Woge hebt,
Umsonst auf eines Seufzers Antwort hofft!

Das also war mein flüchtig Glück! — Mein Glück?
Nein, nicht so viel erwartet' ich von dir!
Zufrieden, wenn die Lust, die leichte Freude
Mit Blumen kränzten unser kurzes Band,
Wenn ihren Duft, ach — und Vergessenheit
Ich athmen durft' in diesem schönen Lande,
Das schöner unter deinen Schritten ward.
Zufrieden, wenn, bey deines Mundes Laut,
Entfliehend der Gewissensbiß den Schlaf,
Den süßen, meinem Lager nahen ließ.
Das war genug für ein entweihtes Herz!
Das war mein einzig Glück: — D u gabst es mir!
Doch welcher Nektar auch den Becher füllt,
Daraus wir trinken: — Hefe hat er immer;
Laß ihn uns nur zur Hälfte leeren stets,
Den Rest dem feindlichen Geschicke weih'n,
Und klüglich — was es uns auch kosten mag —
Ausgießen ihm des lezten Tropfens Opfer ....
Noch lieb' ich dich ... ich gehe, Lebe wohl! —
Verzögre die Verzweiflung des Erwachens,
Und daure, trügerischer Schlummer, fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

D e s   V a t e r s   W i l l e.

(Fortsetzung.)

Die rasendmachenden Dinge.

So mild auch der Lobspruch mir in's Herz glitt, war dieses doch gerade viel zu heißhungrig auf die jüngere Nonne selbst, um sich daran zu begnügen.

„Wo sind sie denn hingegangen?“ fragte ich.

Die Mutter wollte einmal ihren Sonntag auf dem

Lande zubringen. Da hat denn das Dienstmädchen, eine Fischerstochter aus Stralau, nicht geruht, bis sie versprach, mit ihr zu ihren Eltern zu kommen.

„Und die Tochter — versezte ich — ist die auch mit in Stralau?“

„Das bezweifle ich doch!“ antwortete die Frau, und das verschmizte Lächeln, das ihr Gesicht mit Einemmale belebte, deutete auf Dinge, die mich rasend gemacht haben würden, wenn ich's nicht schon gewesen wäre.

Alles richtig.

„Die Mutter und Dorchen — erzählte die Frau — waren schon zwey Stunden weg, als der junge Herr erst kam, der sie gestern und vorgestern früh auch abgeholt hatte.

Das war mir zu viel auf einmal. „Unmöglich, rief ich aus, ganz unmöglich! So viel kenne ich denn doch die beyden Frauenzimmer, um zu wissen, daß die sittsame Tochter gewiß nicht — —

„Ach Gott — unterbrach mich die Frau ängstlich — ich würde ja Sünde thun, wenn ich Böses von den guten Ketterlings reden wollte. Das trauen Sie mir nicht zu, mein Herr. Nein, nein! Aber eben, weil das junge Mädchen so sittsam, so eingezogen, so gut, so geschickt ist, könnte ihr wohl ein Glück vorbehalten seyn, ein besseres Glück als mancher Andern ihres Gewerbes. Und um Ihnen allen Verdacht, als habe ich das liebe Kind verläumden wollen, zu benehmen, muß ich nur mehr sagen. Ein junger, dem Aeußern nach überaus wohlhabender Herr mag wahrscheinlich zuerst durch ihr einnehmendes Wesen aufmerksam auf sie geworden seyn. Vermuthlich hat er drauf nähere Erkundigungen eingezogen und dann um ihre Hand angehalten. Ich denke mir das nur so. Denn das wohlgezogene Mädchen ist wahrlich die Person gar nicht, die drey Tage nach einander mit einem jungen, höchst eleganten Herrchen schon früh ausgehen und erst Abends ganz spät wieder heimkehren würde, wenn es nicht ganz solch eine Bewandtniß hätte, wie ich eben sagte. Und daß sie ihm recht von Herzen gut ist, darauf kann man ebenfalls schwören, wenn man gesehen hat, was ich sah. Dort oben auf dem Holzstalle kauerte ich hinter der Lattenthür, als sie gestern früh hier mit ihm herauskam. Mäuschenstill, that ich in diesem Augenblicke nichts, als ganz unbemerkt auf sie Acht geben. Da sah ich die verliebten Blicke recht gut, die sie ihm zuwarf. Und glauben Sie denn, sie würde gelitten haben, daß er sie du nannte, wie ich's mit diesen meinen Ohren zweymal hörte, wenn nicht Alles richtig wäre zwischen ihm und ihr?“

Die Sklaven.

Mit mir aber, glaubte die Frau gewiß, sey es gar nicht richtig, als ich hier, ohne an ein Abschiednehmen oder gar an einen Dank zu denken, in einigen Sätzen die Treppe hinunter rannte. Daß das grundehrliche Gesicht dieser Berichterstatterin nicht gelogen hatte, darauf würde ich sogleich den heiligsten Eid abgelegt haben.

Unten am Hause lachte ich so aus vollem Halse, daß die Leute stehen blieben, mich anzugaffen. Ihnen nur aus den Augen zu kommen und den Andern in der Nähe auch, welche sie eben auf mich aufmerksam zu machen schienen, beeilte ich meine Schritte, und holte erst auf der langen Brücke wieder Athem. O, die Sklaven unter der Statue des großen Kurfürsten, waren Millionenmal besser dran als ich. Denn erstens waren sie Sklaven eines großen Mannes, ich aber nur der eines unwürdigen Weibes, zweytens waren sie von fühllosem Metall und ich dagegen von nur allzureizbarem Fleisch und Blut.

Mein Hochzeittag.

Uebrigens kam ich auf dem Heimwege zwar zu keinem einzigen vernünftigen Gedanken, aber doch zu einem Beschlusse, den ich für sehr vernünftig in seiner Art hielt. Ich wollte nämlich das Mädchen, das mein Vater mir vorführen würde, heirathen, Jeannetten zum Possen heirathen. Und wenn ihr ja weiter kein Possen damit geschah, so sollte sie sich wenigstens ärgern, daß ich sie so bald vergessen konnte, als sie mich. So viel nämlich kannte ich bereits vom Hörensagen aus der Praxis der Koketten, daß, wie leicht sich auch ihr Herz, oder dasjenige, was bey ihnen die Stelle des Herzens vertritt, von Einem zum Andern wendet, ihre Eitelkeit es doch für die grimmigste Beleidigung achtet, wenn der, von dem sie sich abwenden, ihnen zeigt, daß er's gerade so machen kann, wie sie. O, ich dachte, wo möglich, einen vollständigen Triumph über sie dadurch zu feyern, daß ich mich unter der Hand nach ihrem Hochzeittage erkundigen und ganz denselben für meine Hochzeit erwählen, auch die Trauung, wenn es sich thun ließ, unmittelbar vor der ihrigen, in derselben Kirche, vornehmen lassen wollte. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 17. Juni.

(Beschluß.)

Ein dritter Gast, den wir kürzlich zu sehen Gelegenheit hatten, war der Hofschauspieler Korn aus Wien, einer der vorzüglichsten Künstler in deutschen Conversationsstücken. Obgleich derselbe nur in zwey Rollen, und zwar solchen auftrat, die keinesweges die günstigsten für ihn zu seyn schienen, so machte sich doch der Künstler, besonders in mimischer Hinsicht geltend, — denn eine heisere und leicht umschlagende Stimme stand seinem Vortrag im Wege. Im Ganzen muß ich gestehen, daß ich seinen Vortrag, selbst als Don Cesar (in der Donna Diana) zu sehr rathetisch und nicht leicht genug fand. Der Dialog in diesem Lustspiel hat meist die Form einer witzigen Conversation unter vornehmen Personen, und die Verse müssen darin nicht stören. Sinnreiche und witzige Reden sollen leicht wie Federbälle im Spiele herüber und hinüber fliegen; ist hier schon Pathos, dann wird die Wärme im übrigen leicht und erkünstelt scheinen. Blicke, Wendungen und Stellungen waren bey Hrn. Korn untadelhaft. Mad. Genast hat sich

in ihrer Donna Diana zu größerer Leichtigkeit erhoben; der Uebergang in den Schmerz der Liebe ist jezt bey ihr um so wahrer und ergreifender. Hr. Stein ist sorgfältig und munter in seinem Perin, nur fehlt noch die Abmessung des verschiedenen Betragens gegen den Prinzen und gegen seine Fürstin. Daß Perin im Garten die Hand um den Prinzen legen darf, um ihn von der Fürstin abzulenken, die dieses doch auch wahrnehmen müßte — muß ich bezweifeln.

Die Vorstellung des Don Karlos zeigte Ernst und Sorgfalt von allen Seiten. Es ist z. B. anzuerkennen, mit welchem Fleiß Hr. Genast die Rolle des Königs behandelt, doch muß ich hier nicht minder bemerken, daß sich das Benehmen seines Königs gegen die verschiedenen Personen des Stückes gar nicht individualisirt. Sein Zürnen war noch nicht das Zürnen eines solchen Königs, der auch die Selbstbeherrschung haben kann, sich ein Kollegium über die Geistesfreyheit lesen zu lassen: insbesondere war sein Zürnen über die Abwesenheit der Hofdame (im ersten Akte) dem Gegenstande und der Königin gegenüber nicht ganz angemessen. Der König übt hier eine gewisse Strenge des stolzen Herrschers; Befremdung der etwas argwöhnischen Natur mag hinzutreten; aber er kann dabey noch ganz kalt scheinen. Anders ist der Zorn gegen den Sohn im zweyten Akt; anders der Unwille gegen Alba und Domingo. Schwerlich möchte ein kluger König, der eines Alba Dienste wohl anerkennt, und für die Folge zu gebrauchen weiß, demselben in einem solchen zornigen und fast verachtenden Tone sagen: geht, und im Audienzsaale erwartet meiner weitern Befehle.

Hr. Stein spricht die Rolle des Posa, wie immer, gut, aber wenn auch Schillers gehaltvolle Worte von der Freyheit der Gedanken an sich schon das Publikum enthusiasmiren müssen, so fehlt doch seiner Darstellung die Farbe der edlen Schwärmerey, besonders in mimischer Hinsicht, ganz. Hr. Korn gab den Karlos, und kam durch den jugendlicheren Posa, der ihm gegenüberstand, noch in ein größeres Mißverhältniß. Das Pathos seiner Deklamation ging bisweilen, z. B. am Schlusse in den Predigtton über. Uebrigens fanden wir es sehr schätzenswerth, daß Hr. Korn in seinem Ton gegen den König in den ersten Scenen nicht zuviel Bitterkeit legt. In mimischer Hinsicht kann die Darstellung des Karlos schwerlich gediegener seyn. Am meisten war dieß zu bemerken in der Zerstreutheit, in welche ihn der Brief der Königin versezt, in dem allmähligen Abnehmen derselben in der Unterredung mit Alba, in dem zartern Benehmen in dem Zimmer der Eboli. Jede Miene und Geberde seines edeln, angenehmen Gesichts spricht das Rechte aus, und seine Bewegung und Stellung auf der Bühne gehört zu den seltenern Erscheinungen. Allgemein wurde bedauert, daß man diesen Künstler nicht in irgend einem Charakter der feinen, bürgerlichen Konversation sehen konnte, worin er, wie ich aus eigner Anschauung weiß, so höchst vorzüglich ist.

Uebrigens hört man jezt oft die Frage, warum solche Stücke jezt so wenig gesehen werden. Ein Hauptgrund ist gewiß der: der Zuschauer verlangt auf der Bühne eine Dichtung originell und eindringlich in die Wirklichkeit treten zu sehen. In Ermanglung solcher Fähigkeit ist jedes gebildeten Menschen Phantasie der beste Schauspieler.

A. Wendt.

London, 21. Juni.

Das Unterhaus hat einen dritten Bericht von seinen Untersuchungen über den Zustand Irlands herausgegeben. Es scheint beynahe keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die dortigen Protestanten nicht viel über 1,200,000 ausmachen, wovon nicht über 500,000 zur englischen Kirche gehören, und diese sind so sehr über das Land hin zerstreut, daß in manchen Kirchspielen gar keiner, und in manchem nur einer wohnt. In einem solchen, wo sich nur einer befindet, mußte vor Kurzem die katholische Bevölkerung sich einer Steuer unterwerfen, um für die Bequemlichkeit dieses einzigen Mannes eine schöne geräumige Kirche bauen zu lassen. Hätte man nicht das Zeugniß der unbescholtensten Männer hierüber, man könnte einer solchen Gewaltthat keinen Glauben beymessen.

Probert, der Gehülfe Thurtels bey dem berüchtigten Morde zu Elstree, wurde gestern des Pferdediebstahls wegen hingerichtet; und zwar, nicht ohne von Vielen bedauert worden zu seyn, weil man meynte, die Regierung hätte ihn nach jener Begebenheit aus einem Lande entfernen sollen, wo er, ohne neue Verbrechen zu begehen, nicht mehr leben konnte. Zwey andere Pferdediebe und ein Straßenräuber litten den Tod mit ihm, aber er schien mehr entmuthigt, als alle übrigen.

So eben ist Scotts neues Werk, die Kreuzfahrer, in London unter den Buchhändlern erschienen, ich habe aber noch nicht Zeit gehabt, hinein zu sehen. Die Wuth, die Werke dieses Mannes zu lesen, ist noch immer so groß als je, und Monate lang, ehe sie erscheinen, werden die Buchhändler bestürmt, ja dafür zu sorgen, daß ihre Kunden am ersten damit versorgt werden, und ein Exemplar durch den Postwagen, und also einige Tage früher, als das große Publikum, das die seinigen durch ein Edinburgher Dampfboot erhält, ist ein unschäzbarer Gewinn. Eine solche allgemeine Beliebtheit ist gewiß ohne Beyspiel.

Ein Brief von Madrid gab uns ein Paar erbauliche Muster von dem Wunderglauben in Spanien, welche mitgetheilt zu werden verdient. Der Papst, heißt es, habe eben einen spanischen Franziskaner heilig gesprochen, und unter den Wundern dieses neuen Heiligen rechnet man, daß er einmal ein Paar halbgebratene Hühner ins Leben erweckt, und sie, nachdem er sie vom Spieße befreyt, davon fliegen ließ! Der Ort, wo die Begebenheit sich ereignet, ist nicht angegeben. Das nächste Wunder aber wird so umständlich erzählt, daß man an der Wahrheit desselben kaum zweifeln kann. Während der Trockene, welche im vorigen Sommer in Spanien herrschte, betete man in allen Kirchen um Regen, und unter andern auch in dem Dorfe Las Cabezas de San Juan, wo der unglückliche Riego zuerst die Verfassung verkündigte. Umsonst plagte man den dortigen Kirchenpatron, St. Nikolas, es fiel kein Tropfen Regen. Eines Sonntags aber, als das Volk in der Kirche versammelt war, bemerkte man auf einmal einen Brief in der Hand des Heiligen. Jemand wollte ihm denselben abnehmen, aber der hölzerne Heilige hob den Arm in die Höhe, und wollte ihn sich nicht nehmen lassen. Nun kam der Priester in vollem Ornat, kniete vor dem Patron nieder, und bat ihn flehentlich um den Brief, der Heilige ließ sich erbitten, ließ die Hand sinken, und der Priester nahm den Brief, den er der erstaunten Gemeinde vorlas. „Aus der Wohnung der Seligen den 1sten Mai 1824. Mein lieber Nikolas. Ich habe dein beständiges Gebet um Regen für dein Land gehört; ohne Zweifel hast du die Verbrechen vergessen, womit dein rebellisches Dorf befleckt ist, und welche die Ursache der Trockene sind, womit ich jezt Spanien heimsuche. Umsonst also bittest du um Wasser — es ist mir jezt unmöglich, dich zu erhören. Aber außer Regen fordere alles, was du nur wünschen kannst, von deinem Wohlgewogenen (unterschrieben) der ewige Vater." Das Wunder soll geglaubt werden, und der Verwegene, der es bezweifeln wollte, Gefahr laufen, als ein Negro (Schwarzer, Konstitutionalist) behandelt zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 171.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. Juli 1825.

Drum halte fest an deinem ersten Glücke;
Es bringt dir nichts den Wonnetag zurück;
An deine Brust, beglückter Jüngling, drücke
Den mächtigen, geweihten Augenblick!

F. H. S—l.

Des Vaters Wille.

(Fortsetzung.)

Ankündigung.

Ich kam gerade vor Tische nach Hause. Zwar dauerte mich die Tante, daß ihre Migräne sie wieder einmal abhalten mußte, an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Auf der andern Seite war es mir aber auch lieb, daß sie nicht kam. Sie hätte doch schwerlich gewußt, was sie aus meiner Stimmung machen sollte, wenn ich mit größter Bereitwilligkeit in des Vaters Einladung mich fügte. Und ihr Jeannettens Verfahren zu erzählen, nein, das wäre ich nicht im Stande gewesen, ohne in ein Feuer zu gerathen, das meinen festen Entschluß — denn wer kann in solchen Fällen für den Ausgang bürgen? — wieder gar leicht verbrennen konnte.

Genug, Alles ging trefflich. Mein Vater kündigte mir an, daß sein alter Jugendfreund, der Kaufmann Kampfer aus Königsberg, mich kennen zu lernen wünsche, der vor dem Leipziger Thore im Gartenhause des geheimen Oberregierungsraths dieses Namens, seines Bruders, wohne. Bey der Gelegenheit lernte ich, wie er meynte, gewiß den ansehnlichen Garten kennen, dessen Boden dieser leidenschaftliche Blumist und Pomolog mit schweren Kosten dergestalt verbessert habe, daß er wie eine schöngrünende Oase aus dem Sande rings um sich hervorthue. Von der Hauptsache, dem Mädchen, mit dem ich bekannt werden sollte, schwieg er jedoch gänzlich.

Die abgekühlten Grundsätze.

Als mit der vierten Stunde des Nachmittags die für den verabredeten Besuch bestimmte Zeit herannahte, hatte mein fester Entschluß inzwischen merklich gelitten. Jeannette sah mir bey weitem nicht mehr so majestätsverbrecherisch aus, als zuvor. Wenn nun in der That ein annehmlicher Werber gekommen war, und sie sich gefragt hatte, was soll denn ohnehin aus deiner zeitherigen, vom Vater des Geliebten durchaus mißbilligten Verbindung werden, als eben Nichts? Daß Jeannette ihre Liebe von dem alten auf den neuen Gegenstand so leicht übertragen konnte, wie man neuerlich ein Oelgemälde unverlezt von der alten Leinwand auf eine neue zu bringen weiß, das war allerdings ein Punkt, weßhalb sie bey den vormaligen Minnehöfen nicht sonderlich fortgekommen seyn würde. Wenn nun aber die Urtheilssprüche derselben schon zu ihrer Zeit wenig gegolten und jezt gar keinen Einfluß weiter haben, dazu ihr Herz einmal in seiner Liebe, nach so abgekühlten, moralisch-ökonomisch-politischen Grundsätzen zu verfahren im Stande war, was ließ sich von Seiten der Vernunft wohl einwenden?

Drey ganze Tage.

Obendrein war mein junger Nachfolger in ihrer Liebe dadurch außerordentlich in Vortheil gerathen vor mir, daß zwischen mir und Jeannetten die frühern, an sich doch so überaus unschuldigen Heimlichkeiten schon seit geraumer Zeit gänzlich wegfielen. Die Nachmittagsstunden des Dienstags und Donnerstags waren oft nicht so viel werth, als ein

einziger der frühern Blicke, den wir ganz ohne Zeugen zuweilen wechselten. Und nun vollends die schon beklagte, heillose Eintheilung jener Zusammenkünfte, so daß allemal vier ganze leere Tage zwischen die gesegneten Donnerstage und Dienstage sich einschoben. Welche Vortheile gewährte diese meinem Herzen gestohlene Zeit einem Menschen über meine Person, der bey gleicher Liebe für Jeannetten, ihr eine freundliche Zukunft an seiner Hand zu bieten hatte, was bey mir noch in so weitem Felde war!

Der Bursche hat auch seine Zeit gut benuzt und mit dem Freytage früh richtig angefangen. Das war nun schon der dritte Tag ihres Beysammenseyns. Drey ganze Tage mit ihr! Die Sinne vergingen mir, wenn ich nur an ein Glück dachte, welches nun für immer mir verloren war.

Der dreyfache Stahlpanzer.

Recht hatte indeß Jeannette doch nicht an mir gehandelt. Wenn aber sie so handeln konnte, sie, deren reines Herz ich zu durchschauen geglaubt hatte, wie den Thautropfen, der auf der Rose blizt, was ließ sich da von einer Andern erwarten? Und ihr zum Possen heirathen? Das wäre doch, bey Lichte besehen, der einfältigste Gedanke von der Welt gewesen. Ihr zum Possen mich unglücklich machen, hieß er, wenn ich ihn in recht verständliches Deutsch übersetzen wollte.

Gehen mußte ich indeß mit dem Vater, der eben nach mir schickte. Ich pries mich nur glücklich, daß der Gang nicht unmittelbar nach jenem Entschlusse, dem tollsten Entschlusse meines Lebens, stattgefunden hatte. Denn damals wäre der Heirath zwischen der Fremden und mir nichts im Wege gewesen, wenn sie sonst mich leiden konnte. Jezt hingegen fühlte sich mein Herz fest, auch vor den schönsten und glühendsten Mädchenblicken.

Der Pavillon.

„Es ist doch auch ein verzweifelt weiter Weg zu Fuße!“ sagte mein Vater, als wir dem Leipziger Thore uns näherten.

Und — dachte ich im Stillen — ein recht überflüssiger dazu.

Endlich standen wir vor dem stattlichen Hause. „Thue mir den Gefallen, sprach mein Vater, und gehe immer ein wenig in den Garten, während ich oben dich ankündige. Ich habe ohnehin ein Wörtchen allein mit dem geheimen Oberregierungsrathe zu sprechen. Du sollst dort aufgesucht werden. Vor Allem aber sage mir, wie dir der neue Pavillon in der Mitte gefällt. Ich bin nämlich nicht übel willens, einen ähnlichen auf meinem Gute aufführen zu lassen.

Der Geschmack ist verschieden.

Ein bitteres Lachen wandelte mich an, als er mit diesen Worten die Treppe hinaufstieg. Als ob ich der Mann wäre, an etwas Gefallen zu finden, nachdem Jeannette mir nicht mehr gefallen konnte!

Wie einer, der nicht ausgeschlafen hat, taumelte ich zwischen den gerühmten Blumen und Bäumen des Gartens hindurch.

Um nur des Vaters Willen zu thun und mich dann auf irgend eine schattige Bank zu setzen und dem Gewirr meiner Gedanken nachzuhängen, wollte ich für's Erste mich der Betrachtung des vor mir liegenden Pavillons, wie einem der verdrießlichsten Geschäfte unterziehen.

Der Geschmack ist doch wahrlich sehr verschieden! dachte ich. Denn der Pavillon gefiel mir keinen Augenblick.

Vielleicht hatte er, wie ein geistreicher Häßlicher, seine Schönheit im Innern. Da er offen stand, so ließ sich bald dahinter kommen.

Das Frauenzimmer.

Eilig stieg ich die Stufen nach dem Eingange hinauf. Auf der Schwelle prallte ich zurück. Wie sich nun fand, war ich nicht mehr allein. Ein Frauenzimmer saß im Pavillon, am Stickrahmen arbeitend.

„Joseph! rief sie, die Arbeit zur Seite werfend und aufspringend wie die Freude selbst.

Zwey Momente später stand ich in der Mitte des ovalen Gemaches, dicht neben Jeannetten, in ihre Augen immer tiefer hinunter, bis auf die engelreine Seele schauend.

O jene Nachbarin, die so von ihr hatte sprechen können, mußte ein trügendes Gespenst der Hölle seyn. Kein Wort wahr von allen ihren Mittheilungen! Das sagte mir mein Auge und ihr Auge, das beschwor mein Herz.

Und doch war, das fand sich unmittelbar drauf, der Bericht der Frau die reinste Wahrheit! Wirklich hatte jener junge Mann Jeannetten alle drey Tage hintereinander früh ganz zeitig aus ihrer Wohnung abgeholt. Als er am Freytage früh zum Erstenmale kam, war Jeannette, dem eigenen Geständnisse nach, außer sich gewesen vor Freude über die ganz unverhoffte Erscheinung. Wie hätte sie es aber auch nicht seyn sollen, da es ihr inniggeliebter Bruder aus Königsberg war, und sie keine Ahnung von seinem so baldigen Wiedersehen gehabt hatte. Der Mann, der ihn mitbrachte, war Herr Kampfer, der Gemahl der leiblichen Schwester ihres verstorbenen Vaters.

Erschrocken.

Jeannette erzählte mir von dem großen Eindrucke, den sie am Tage zuvor auf meinen Vater gemacht hatte. Ich erzählte ihr dafür, sie sey unstreitig die nämliche Person, von der die Tante mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit gebeichtet, daß er sie mir zur Frau zu geben denke. Das Räthselhafte, daß er meine Geliebte und Jeannetten offenbar für verschiedene Personen hielt, kam bey dem Glück, worein uns die Sache versezte, nicht mehr in Betrachtung. Es war die süßeste Trunkenheit, in der ich sie umfaßt hielt und mit der ihre Blicke an den meinigen hingen.

Wie erschraken wir, als wir mit Einem Male gewahr wurden, daß auf einer benachbarten Anhöhe mein Vater mit seinem uns zugekehrten Ramsden stand, und ihm zur Seite Herr und Madam Kampfer ihre Augen durch die Fenster des Pavillons auf uns richteten.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstücke
aus dem lezten Gesang von Harolds Pilgerfahrt.

(Fortsetzung.)

IX.

In's leichte Fahrzeug schwinget Harold sich,
Schon seufzt die Nacht in den gespannten Tauen;

. . . .

Des Schiffes schwankendem Verdeck entsteigt
Ein dumpf verworrner Hall, und schlägt das Ufer;
Der Winde Rauschen, der Matrosen Schrey
Vermischet sich, und von der Flut geschaukelt,
In hellen Bündeln rollen siehet man
Vermischte Waffen, blanke Harnische,
Die fallend von sich geben droh'nden Laut,
Musketen, Säbel, hell von Gold und Silber,
Noch nicht getrübt von Pulver und von Blut;
Und Rosse schlagen, an den Mast gebunden,
Den schwanken Boden mit erstauntem Fuß,
Und schütteln wiehernd die beschäumten Mähnen
Bey jedem Stoß, der auf der Flut sie wiegt.
Doch was macht Harold? — Auf des Schiffes Rand,
Gehüllt in seines weiten Mantels Falten
Steht einsam er, der Nacht gleich, deren Bild
Sein Herz, und siehet kalt das Ufer schwinden.

XI.

Es stehen die Genossen seiner Fahrt
Zerstreut, in Gruppen, auf dem Schiff, sie sprechen
Von Glauben nicht und nicht von Märt'rerthum.
Von heil'gen Wunden nicht, durch's Kreuz verrichtet,
Von Sünden nicht, am frommen Ort gebüßt:
Nein! eines stolzern Evangeliums
Unbändigere Boten, senden sie
Klangreiche Worte von den kühnen Lippen:
Ruhm, Ehre, Freyheit, Größe, Menschenrecht;
Geheiligter Tyrannen Mord, Verachtung
Des Wahnes, drunter noch die Erde kreucht,
Dem Unterdrückten Hülfe; Rache; Krieg,
Ja Krieg vor Allem! und so gehen sie
Stets auf der Freyheit Spur, der irrenden,
Und folgen ihrem Schrey in's Morgenland,
Die abgenützten Fesseln zu zerbrechen,
Die Griechenland, schlaftrunken, doch erwacht,
Gehoben schwinget ob der Heidenbrut,
Und schauen wollen sie, wie in den Furchen
Des Landes, das ihr Blut benetzen wird,
Aus todtem Volk ein neugebornes steigt.

XIV.

. . . .
(Harold spricht:)
„Und du, das mich geboren werden sah,
Du theures Vaterland, das seines Sohnes
Gebein einst wird erhalten, und sonst nichts:
Fahr' wohl! du hast mich von dem freyen Strand
Vertrieben; aber mein zerbrochnes Herz
Nimmt doch dein Bild mit sich; noch bin ich stolz
Auf dieses edle Blut, das in mir spricht,
Und, troz dir, ehr' ich dich durch deine Tugend,
Wie der Spartaner, der zum Siege geht,
Weih' deinem Namen Ruhm ich oder Tod,
Fahr' wohl! vergiß mich — ich vergesse dich!
Du siehst mich nur auf meinem Schilde wieder!

XVI.

„Mein Ziel! Zu nahe hatt' ich's mir gesteckt!
Zween Schritte führten drüber mich hinaus!
Ich sang: — entzückt von meinem Wahnsinn krönte
Die Welt mit frühem Ruhm mein Saitenspiel.
Es ist genug! ich bin des Lärmens satt,
Den rings eintön'ger Wiederhall erneut;
Ein Nam', ein Name stets! was ist ein Name!

. . . .

Ich brauche jenen Ruhm, der unvergänglich,
Unendlich ist, der andre Herzen zahlt
Mit andrem Lohne, der auf Land und Meer
Mit Blut sich schreibt, und der, ein Leichenfeld
Mit einem Siegemal deckend, unsre Namen
Für ewig einschreibt auf der Schlachten Erz,
Schreibt auf den Grund des blut'gen Tempels, den
Der Sieg zulezt der Freyheit doch errichtet!"

XXI.

Schon sieht das Schiff, bey'm Glanz der Morgenröthe;
Ein Land entblühn der Meere hellem Schooß:
Es scheint der Ocean mit düstrem Stolz
Um jeden Fels den Namen noch zu murmeln,
Und sein Gedächtniß schweift am Ufer hin,
Und gießt, ein Duft der Zeiten, sich in's Meer.
Das Land der Griechen ist's! bey diesem Namen,
Bey diesem heil'gen Anblick staunt der Geist,
Von Ehrfurcht, Mitleid fühlt er sich vernichtet,
Er schauet des Geschickes Höh' und Sturz,
Er mißt den Abgrund von dem Ruhm zum Nichts.
Tyrannentritt hat seinen Strand entweiht,
Die Tempel sind zerstört, die Menschen Knechte,
Auf Christ's Altar, zerbrochen von dem Sieg,
Läßt Mahom's Turban jezt der Türke küssen.
Doch mitten durch die Trauer sieht der Blick,
Entzückt und weinend alter Schönheit Spuren,
Und über Volk und Knechtschaft triumphirt,
Verjüngt im Zeitenwechsel, die Natur.
Noch ist's das Land der Götter und der Sonne,
Der Berge Gipfel steigt zum Himmel noch,
Ihr Umriß taucht sich noch in's ew'ge Blau,
Und scheint zu schwimmen in der Aetherflut.
Die Hügel, deren Wölbung sanft sich senkt,
Gekrönt zur Hälfte mit Minervens Baum,
Verlieren sich in's tönende Gestade,
Wo Syrinx in der Flut zu seufzen scheint,
Den Felsenabhang zeigen sie dem Blick,
Die Sonn' erleuchtet einen um den andern,
Und mit dem Tag, dem vorwärtsschreitenden,
Vor dem der Schatten fliehet, scheinen sie
In grünen Wogen wallend hinzufluten.
Geschichte hat und Fabel hier verstreut
Auf Trümmern, Meeren, Bergen, große Namen;
Der Gipfel dort heißt Pindus; dieser Strom —

Alpheus ist es; einen Namen hat
Jedweder Stein, und jede Klipp' ihr Mal,
Und jede Welle spricht, und jede Lage
Hat ihren Gott und über jeden Ort
Weht hin ein Schatten der Vergangenheit.

. . . .

XXX.

In Attika's Gebirge tauchet sich
Die Sonne, länger legt sich über Phyle *)
Der Schatten des Pentelikus **): dort steht
Auf einen Stamm von Daphne's Baum gelehnt,
Umringt von Häuptlingen und Kriegern, Harold;
Wie heimgekehrt vom fremden Strand ein Sohn,
Die Gaben unter seine Brüder theilt,
So zeigt er ihnen, unter Staub zerstreut,
Der Lanzen und der Dolche schmucke Bündel,
Der Kugeln Saat, die einst den Boden furcht,
Die Donnerwagen auch, die rollenden.
Des Blutes Käufer, Gold; des Goldes Räuber,
Das Eisen; unter seine Krieger theilt
Der Häuptling diesen Schatz; vorüber zieht
Bey der Trompeten Hall, beym Trommelschlag,
In buntem Wechsel mit geweihten Fahnen,
Der Epirote mit der kahlen Stirn,
Im falben Mantel der Aetolier,
Der wilde Albanese, der Delphin
Von Parga, der verwegene Matrose,
Der nur die Fluten färbt mit seinem Blut,
Aus Phoris kommt der Bauer in den Waffen,
Von Elis stolzen Rennern kommt der Hirt: —
Sie rollen auf die Bündel, schmücken sich
Mit ihren Waffen, baden sie mit Thränen,
Und alle laut geloben ihnen Blut.

(Der Beschluß folgt.)

*) Phyle, ein Gränzstädtchen Attica's, dessen Trümmer noch sichtbar sind; der erste feste Platz, den Thrasybulus den dreyßig Tyrannen entriß.

**) Ein Berg Attika's mit berühmten Marmorbrüchen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 21. Juni.

(Beschluß.)

Briefen aus Indien zufolge hatte man zu Calcutta ein Schreiben von Hrn. Moorcroft erhalten; es ist vom 27sten August v. J. von Bramin, einer Stadt, welche achtzig Meilen Nord-West von Kabul liegt. Er beschreibt den Afghanistamm als sehr unruhig, und meldet, daß er selbst große Schwierigkeiten gehabt, so weit zu kommen, indessen gedachte er am 29sten in das Land der Usbeken vorzudringen. Runjet Singh ist eben im Kriege gegen die Afghanen begriffen, und mit einem bedeutenden Heer über den Indus gegangen, um Kabul zu erobern, und soll bereits die Afghanen geschlagen haben. Briefe von Rangoon können die ungemeine Pracht und Schönheit des großen Tempels bey dieser Stadt nicht genug rühmen. Das schöne Gebäude aber diente einem Regimente Sapoys zur Kaserne; und nach der Beschreibung, wie sich diese Hindu der Arme, Köpfe, Ohren und anderer hervorragender Theile an den Göttern zum Aufhängen ihrer Waffen und Geräthe bedienen, können diese Krieger gar keine besondere Achtung vor dem buddhistischen Glauben hegen. Zu Baroda bey Bombay brach in den lezten Tagen des vergangenen Decembers ein Elephant los, welcher dem Gebrauche gemäß durch berauschende Getränke für die Jagd vorbereitet, und auf diese Weise bis zur Raserey gereizt war. Sechszig Stunden lang blieb das Thier unumschränkter Herr der Stadt, indem sich niemand aus den Häusern wagte. In der ersten Wuth aber hatte es sechs Menschen getödtet, und einen großen Schaden im Bazar angerichtet. — Die Stadt Singapore nimmt immer an Bedeutenheit zu. Im vorigen Oktober erschien dort eine Gesandtschaft von dem Herrscher des sogenannten eigentlichen Borneo, in der Absicht, um einen Handelsvertrag mit den Britten zu schließen. Dieser Theil jener unbekannten Insel soll ein sehr großes Reich bilden, das sich siebenhundert englische Meilen weit an der Küste hinzieht. Das Haupterzeugniß des Landes soll Pfeffer seyn. Man hatte zu Singapore erfahren, daß der König von Siam gestorben, und, gegen den Gebrauch des Landes, sein Nachfolger ohne allen Widerstand und Blutvergießen den Thron bestiegen habe. Der neue Monarch soll sogleich alle die Beschränkungen, welche bisher den Handel von Siam gefesselt hielten, abgeschafft, alle Einmischung von Seiten der Regierung in Handelssachen untersagt, und die Waarenabgaben auf acht Prozente des Werthes herabgesezt haben. Das würde ein sehr glückliches Ereigniß für Singapore seyn. Man behauptet sogar, daß die Siamesen, den günstigen Zeitpunkt benutzend, auf dem Punkte stunden, die Burmanen von ihrer Seite anzugreifen. Die klugen Chinesen sind auf ihrer Hut, und die Pekiner Zeitung enthielt eine Entschuldigung des Statthalters der westlichen Provinzen wegen seines Nichterscheinens bey Hofe, dem jährlichen Gebrauche zufolge, des Inhalts, daß der Krieg der Burmanen mit den Engländern seine Gegenwart auf der dortigen Gränze nothwendig machte, wo er Festungswerke anlegen ließ, um das Land gegen jeden Eingriff von Seiten der Kämpfenden zu sichern. Auf der Westküste von Borneo waren die chinesischen Goldbergwerks-Arbeiter im Aufstande gegen die Holländer begriffen, und hatten mit viertausend Mann die ersten Angriffe der holländischen Truppen zurückgeschlagen. Man zweifelte nicht, daß sie am Ende unterliegen müßten, aber mit ihnen müssen auch die ergiebigen Bergwerke zu Grunde gehen. Auch auf Sumatra und in Macassar gab es Aufstände und Unruhen, so daß es scheinen möchte, daß, während Europa nur nach Frieden strebt, im Orient sich immer mehr die Kriegsflamme verbreitet. Die Franzosen scheinen den abscheulichen Sklavenhandel bis in das ferne Morgenland zu treiben. Zwey ihrer Schiffe sollen im vorigen Jahre auf der Küste von Bali Sklaven geholt haben.

Der Imam von Mascat war im vorigen Jahre mit einem Theil seiner Familie zu Mekka auf einer Wallfahrt. Er begab sich in einer seiner eigenen Fregatten nach Jedda, und von da mit einem großen Gefolge nach der heiligen Stadt. Er wurde allenthalben mit großen Ehrenbezeigungen empfangen, die Reise soll ihn aber eine große Summe gekostet haben. Dieser Fürst hat sich nach und nach mit Hülfe der Engländer eine kleine Flotte verschafft, womit er die arabischen Seeräuber unter seiner Botmäßigkeit hält.

Beylage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Juli 1825.

Wärest du als Sieger doch gefallen
In des Heldenkampfes blut'gem Spiel!
Hoch getragen zu des Ruhmes Hallen —
Doch zwey Siegeskränze sind zu viel!

A. v. Helwig.

Bruchstücke
aus dem lezten Gesang von Harolds Pilgerfahrt.
(Beschluß.)

XXXI.

In Harold seh'n sie einen Himmlischen,
Der, Dreyzack, oder Oelzweig, oder Pflug
In seiner Hand, den Göttern ähnlich, kommt,
Umgeben von Geheimniß, neu Gesetz
Der Erde, neuen Götterdienst zu bringen.
Doch Schweigen legt er den Entzückten auf:
„Nur ein Barbar bin ich, ein Fremdling nur
An eurem Strand, ein Sohn der trübern Sonne,
Und minder edler Väter, ja, nicht werth,
O Kinder Hellen's, Brüder euch zu nennen,
Ihr, deren Ahnen, wenn die Welt sie zählt,
Nur Könige, Heroen, Götter heißen!
Doch allenthalben, wo das Licht der Zeit
Auf ihr Gedächtniß fällt, und wo bey'm Namen
Des Ruhms das Herz pocht einem Sterblichen,
Zählt Hellas einen Sohn und einen Rächer!
Ich komme nicht mit eitlen Bildern euch
Den Muth zu wecken im empörten Busen;
Ein Schrey blieb übrig, ihr habt ihn gethan!
Nur Ein Wort hat noch eure Sprache: Freyheit!
Was brauchen Sparta's Söhne, was Athen's
Ermahnung weiter? Eure Demosthene
Sind dieser Himmel, dieß Gebirg, dieß Meer!

. . . .

Ich aber will zum Lohne für den Schatz,
Den ich euch bringe, — nur das Recht zu sterben;
Mit eurem fließ' im Schlachtgewühl mein Blut,
Von Ruhme wallend, beßrer Zeiten werth,
Und du, den Genius des Sterbenden
Nimm, freyes Hellas, an, an Kindesstatt!
Wenn fallend nur für euer heilig Recht
Verbannung mit Vergötterung ich büße,
Wenn einst in einem neuen Parthenon
Der Ruhm mit Thränen meinen Namen nezt,
Wenn nur, vertrieben aus dem Vaterland,
Mein großer Schatten sich in euren Herzen
Ein strahlenvolles Denkmal auferbaut:
Dann ist's genug! schwebt Freyheit ob dem Grab,
So ist der Märt'rertod das schönste Loos!

XXXVII.

O wunderlich Geschick des Menschenlebens! —
Ihm gönnt der Ruhm nicht den ersehnten Tod!
Und, wie ein Feuer, dem die Nahrung fehlt,
Erlischt sein Leben in Vergessenheit.
Seht seine Stirn erbleichen, seht die Hand,
Die zitternde, den Gang des Schwankenden
Vergebens kräftigend, mit jedem Schritt
Nach einem Halt, nach einer Stütze greifen!
Der Boden, meint man, schwindet unter ihm,
Die Nacht umringt ihn, oder, wie Orest,
Sieht er zwey Sonnen sich am Himmel drehen.

. . . .

XL.

Umsonst erhebt sein Auge sich zum Licht:
Der Tag kommt sonder Wärme, sonder Schlaf
Die Nacht, und unter dem Gewicht der Tage
Sinkt seine Stirn gebeugt, und Jahre nimmt
Entfliehend jede Stunde mit sich fort.
Er fühlt sein Uebel nicht, doch ist's der Tod.
Siehst du in seinem Bett mit vollem Strom
Den Fluß der Oede ziehn, den heil'gen Nil?
Mit stolzem Klang schlägt er ein fettes Ufer,

Stets wächst die Flut, neu wie die Ewigkeit,
Kein weit'res Hinderniß tritt ihm entgegen,
Noch fern ist er vom Meer, das auf ihn harrt . . . . .
Mit einem Mal verschlinget ihn der Sand,
In seinem eignen Bett ist er verschwunden,
Umsonst sucht ihn das Aug' — er ist dahin!
So floh'n die Tage Harolds, und des Lebens
Noch junger Quell versiegt' im Busen ihm.
Doch immer träumt er Meere, Himmel, Wald:
„Komm, spricht er, Adda! *) stütze meinen Gang
Zum leztenmal, und eh der schöne Tag
Den Finsternissen weicht, laß die Natur
Anbeten mich in ihrer Herrlichkeit!

XLII.

„Triumph, sprach er, unsterbliche Natur!
Indeß vor dir dein schwach Geschöpf den Blick,
Von deiner Herrlichkeit durchdrungen, hebt,
Und geht, zu sterben: lebst du fort, Triumph!
Was ist's! in deinem lebensvollen Schoos,
Dem überströmenden, folgt Seyn auf Seyn,
Und fruchtbar ist der Tod; umsonst erschöpft
Die Zeit sich, deine Tage dir zu zählen.
Jahrhundert um Jahrhundert stirbt und stirbt,
Doch du wirst immer wieder neu geboren.
Ein Stern erlischt? du zünd'st ihn wieder an!
In deinem Schoos murrt ein Vulkan? du friß'st ihn!
Das Weltmeer kommt? du trinkest seine Flut!
Ein ganzes Volk reibt auf der Kön'ge Streit?
Die Erde nährt mit ihm ihr Eingeweide,
Streut über's Schlachtfeld aus der Ernte Gold!
Der Grashalm welkt zertreten von dem Fuß,
Die Eichel stirbt, der Mensch: — Du siehst sie nicht!
Ach! in dem Augenblicke, wo er stirbt,
Verjüngter, blühender, scheinst du, wie jezt,
Ihn anzulächeln, schwindest vor ihm hin
In deiner vollen Schönheit, und entgegen
Sez'st du dein ewig Leben seinem Tod!!

Liebst du nicht wenigstens den, der dich liebt?
Hast Mitleid nicht mit unsrer lezten Stunde?
Kannst nicht, bey uns'rem lezten Lebewohl
Mit einer Trauerwolke dich verhüllen?
Den Abschied faßt' in's Aug' ich minder trüb,
Wüßt' ich, daß in dir etwas um mich weint!
Daß deines Himmelsstrahles Klarheit morgen
Mit bläss'rem Lichte meinen Rasen färbt,
Daß Wogen, Winde, welke Blätter sprechen:
„Er ist nicht mehr: seyd still auf seinem Grab!"
Doch nein, du leuchtest morgen hell, wie heut! —
Ach! wenn du weinen kannst, so wein' um mich:
Nie hat, geformt aus Staub und Flamm', ein Wesen
Die Seele besser deinem Element,
Dem reinen, eingemischt, nie deine Stimme
Begriffen besser eines Menschen Geist!
Mocht' ich der Wälder heil'gen Schauer athmend,
Mit düst'rem Schritt erschütternd ihre Nacht,
Erwecken einsam ihren Wiederhall;
Mocht' auf der Berge höchsten Gipfeln ich,
Den lichten Klippen in dem Meer der Luft,
Den Donner hören rollen, schau'n den Blitz,
Dem Stoß der Wolken, Blick auf Blick, entfahrend,
Als Wetters Aug', in blut'gem Feuer glühn;
Mocht' ich mein Seegel, in des Windes Hauch,
Des Meers bewegten Abgrund furchen lassen,
Betrachten, wie die Woge schäumend sich
Am Schiff in rauchenden Ruinen brach,
Wenn triumphirend mich sein Rücken trug,
Dem Löwen gleich, der spielt mit einem Kind.
Je mehr ich elend war, je heil'ger warst
Du mir, je mehr aus meinem wunden Herzen
Der Mensch sich losriß, war dein tröstend Wort,
Im einsamen Asyl, den Schmerzen Balsam!
Und jezt . . . in dieser lezten Stunde noch,
Bedaur' ich, meine Wimper schließend, nichts,
Als daß der Mittagssonne heller Strahl
Nur meinem Marmor wird erwärmend leuchten!"

XLIX.

Dahin, dahin ist meines Wahnsinns Kind!
Ist nur ein Laut noch durch die Leyer schauernd!
Der Pilger, der unsterbliche, das Ziel
Hat er erreicht, in Schlummer sinkt er jezt,
Schaut hin, wie seine Stirn im Tode ruht,
Wie seine Hand sich, offen, an die Seite
Dicht angeleget, ausstreckt, um das Bett
Des Mausoleums regungslos zu fassen.
Der Tod bedeckt das Aug', erloschen ist
Sein Stern; wie ein Krystall, von eis'gem Hauch
Getrübt, verschleyert unter schwarzer Wimper
Zur Hälft' er sich; noch nimmt er auf das Licht,
Doch löscht er aus, was er empfangen hat.
Ist dieß der Brennpunkt von so viel Gefühlen,
Daraus in Blitzen sprühte Seel' und Blick?
Der düstre Strahl in der erstorbnen Höhle
Durchdringt nicht der gesenkten Wimper Nacht,
Und diese Brust, drinn Lieb' und Leben pochte,
Abwechselnd brauste jede Leidenschaft,
Von der ein Wunsch das Grab gelüftet hätte: —
Sinkt ohne Regung, Athem, Laut zurück;
Vermag nicht mehr, dieß lange Tuch zu heben,
Den Trauerschleyer, der den Sarg bedeckt! . . .

Doch, wohin flog der Geist des Sterbenden? —
Sein Geist? ach komm, komm du, der Märt'rer Engel!
Du, dessen Hand vor des Allmächt'gen Auge,
Den Fehl auslöschet mit des Sünders Blut;
Der du, in Gottes Wage, Heldentod
Aufwägend zu ruchlosem Leben legst:
Komm mit dem Blick, der halbe Hoffnung funkelt,
Zum höchsten Richter trage Harolds Geist,
Mit deiner Palme lösch' ihn aus, den Spruch,
Verzeihung schreibend auf das Buch der Gnade!

Und ihr, die ihr von Lande hin zu Land,
Gefesselt an sein Saitenspiel, ihm folgtet,
Wenn manchmal euren Geist sein Lied erhub,
Gönnt ihm das Eine, was ein Schatten fordert,
Gönnt ihm die Thräne, diesen Trauerzoll,
Den jeder Sterbliche dem Tod soll zahlen!
Und, wandelt ihr am lezten Friedhof hin,
Wo einen starren Schatten Kreuze streu'n,
Und murmelt ihr der Seelen fromme Messe,
So flüstert leise seinen Namen auch!
Und wenn der droben Mitleidsthränen zählt . . . .
Doch still! des Schweigens Siegel ist das Grab.

---

*) Ein Kind räthselhafter Abkunft, das der Dichter seinen Helden den Händen türkischer Räuber entreißen läßt (Abschn. XX.). Adda ist übrigens bekanntlich der Name der einzigen legitimen Tochter Lord Byron's.

Des Vaters Wille.
(Beschluß.)

Nimmermehr!

Joseph — sprach mein Vater, nachdem er mich seinem alten Freunde auf ziemlich frostige Weise vorgestellt hatte, und winkte mir in einen Seitengang. Nimm dir mein Sohn — sprach er hier — ein Beyspiel an dem Mädchen im Pavillon, wie gewaltig man sich irren kann in dem unergründlichen Geschlechte der Frauen. Aufrichtig gestanden, so beschämend es auch für mich ist, dachte ich dir die unnützen Heirathsgedanken, welche dich vor Kurzem noch so voreilig anwandelten, durch das Heirathen selbst, zu vertreiben. Gestern lernte ich dort im Pavillon jenes hübsche Mädchen ebenfalls kennen. Ich sprach mit ihr und holte sie aus über dieß und jenes, und sie gefiel mir in Allem so ausnehmend; daß ich im ganzen Ernste wünschte, sie möchte dir ebenfalls recht seyn und es möchte aus euch ein Pärchen werden. Einzig darum wies ich dich vorhin nach dem Pavillon und stahl mich dann mit meinem Freunde und seiner Frau bis hinter diesen, durch die Seitenallee. Was aber mußten wir da erblicken! Nein, mein Sohn, ein Mädchen, das sogleich solche Augen machen kann gegen einen jungen Mann, dürfte mir nimmermehr deine Frau werden. Es war schon arg genug von dir, daß du so über alle Maße verliebt thun konntest, in eine Person, die du zum ersten Male siehst.

Das gute Herz.

Oder sollte das nicht der Fall seyn? fragte er, als hier mein ganzes Benehmen zum Verräther an mir ward. Herr Kampfer, der inzwischen mit seiner Frau Jeannetten ebenfalls zur Rechenschaft gezogen haben mochte, kam unmittelbar nach dieser Frage herzugeeilt.

Meines Vaters Schrecken war zwar gewaltig groß, als er vernahm, daß Jeannette keineswegs eine erst aus Königsberg mitgebrachte Verwandte, sondern eine geborne Berlinerin und zwar die nämliche sey, gegen die er so eingenommen gewesen. Hier hieß sie, wie auch ihr Name wirklich war, Wegener, und an die, gegen welche man unter dem Namen Ketterling ihn einzunehmen gewußt, hatte er dabey gar nicht gedacht.

Madam Kampfer führte jezt Jeannetten herzu. Aber mehr noch als ihre und ihres Gemals Einflüsterungen zu Gunsten meiner Liebe für Jeannetten, schien sein gutes Herz ihn der Sache geneigt zu machen. Es dauerte den wackern Vater offenbar, daß er dem sittsamen Mädchen vorhin und auch früher so Unrecht gethan hatte.

Versöhnung.

Gegen Abend erschien Jeannettens Mutter, Madam Ketterling, in Begleitung ihres Sohnes, eines höchstliebenswürdigen Mannes. Es war das Erstemal, daß Madam Kampfer ihre Schwägerin, nach sehr langer Zeit, wieder sah. Es trat nämlich darüber eine große Spannung zwischen Jeannettens Tante und ihrer Mutter ein, daß diese statt nach dem Tode ihres ersten Gatten, des Kaufmanns Wegener, ihren Wittwenaufenthalt zu Königsberg aufzuschlagen, in Berlin nochmals geheirathet hatte. Die schon seit einem Jahre wieder zur Wittwe gewordene, nunmehrige Madam Ketterling, schien blos, weil ihr Stolz gegen den Gedanken der Unterstützung durch ihre Verwandten sich auflehnte, die zweyte Heirath eingegangen zu seyn, ein Stolz, den Madam Kampfer ihr nicht verzeihen zu können glaubte. Jeannetten war inzwischen die Aussöhnung gelungen und ihr Bruder Nachmittags nach Strahlau gefahren, wo seine kindliche Liebe Madam Ketterling ebenfalls zur Versöhnung bewog.

Das Herz und die Neugier.

Die Freundschaft zwischen Madam Ketterling und Madam Kampfer schien die große Pause jezt auf Einmal nachholen zu wollen. Man bedauerte von beyden Seiten sehr, daß man so lange in Unfrieden gelebt hatte, und Alles war einverstanden und heiter. Mein Vater hatte schon dreymal nach seiner Schwester geschickt und bitten lassen, daß sie doch ja noch kommen möchte, um Theil zu nehmen an der allgemeinen Fröhlichkeit, sobald die Migräne vorüber seyn würde.

Ach, die gute, liebe Tante, die vermuthlich gar nicht begreifen konnte, wie es zu der großen Einigkeit gekommen, war auf der einen Seite von ihrem mir so zugeneigten Herzen und auf der andern von ihrer Neugier gezogen worden.

Schluß.

Eben kommen sie angefahren, gerade als es zum Souper gehen sollte. Um nur einige Linderung in ihrem, noch immer heftigen Kopfschmerz zu haben, hatte sie auf beyden Schläfen Citronenschale liegen. In der Freude, mit der sie bald mich, bald Jeannetten, bald ihren Bruder, bald jeden Andern aus der Nachbarschaft an die Brust preßte, oder doch wenigstens die Hand drückte, verlor sie nicht nur die Citronenschale von den Schläfen, sondern auch die böse Migräne, und erzählte nun selbst, auf welche Weise sie meinen Vater durch anscheinende Deklamatorien und Vorlesungen von den Rendezvous bey ihr mit Jeannetten abgehalten hatte.

Uebrigens — sagte mein Vater endlich — ist es doch wahr, daß ich meinen Willen behauptet und dir ein Mädchen selbst ausgesucht habe. Daß du es zufällig vorher schon gefunden hattest, konnte ich, unter den hier eintretenden Umständen, nicht wissen.

Allerdings — sprach die, Sprichwörter liebende, Tante beruhigend — Umstände verändern die Sache.

Wenn nur, wie es scheint, sämmtliche Interessenten mit dieser zufrieden sind? rief Herr Kampfer, und Alles stieß so heftig die Gläser zusammen, daß die Tante furchtsam, aber doch recht freundlichen Angesichts, schleunigst mit beyden Händen nach ihren Ohren fuhr, auf daß ihr bey solch einem Lärm die Migräne nicht etwa wieder durch sie in den Kopf einziehen möchte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 24. Juni.

Endlich haben die Feste ein Ende; die große Welt hat ausgeprangt, ausgeschmaußt, ausgetanzt; die außerordentlichen Gesandtschaften machen Anstalten zur Abreise; der Hof begibt sich nach St. Cloud, die Hofpoeten haben ihre Lieder ausgesungen und den Lohn dafür eingestrichen, und es tritt alles wieder ins gehörige Geleis. Seit lange hatte Paris keine solche Reihe von großen Schmausen, Bällen und glänzenden Versammlungen gesehen, als diese Krönungsfeste, und wenn es weiter nichts bedürfte, als dergleichen Lustbarkeiten, um ein Volk glücklich zu machen, so wäre die Hauptstadt Frankreichs gewiß in der Seligkeit. Da dieß aber noch keine ausgemachte Wahrheit ist, so bleibt wenigstens so viel gewiß, daß durch alles jenes Prunken, Schmausen und Tanzen der Reichern eine Menge Geldes unter die arbeitende Klasse gekommen ist, die sich dann belustigen, wenn die andern damit aufgehört haben. Das bunteste aller Feste war wohl dasjenige, was vom Departementspräfekten am Hotel de Ville im Namen der Stadt Paris, das heißt auf ihre Kosten gegeben wurde. Hier fanden sich Leute aus allen Ständen ein; und dieß war nicht mehr als billig: denn da alle Stände mit ihrem Gelde zu den Stadtausgaben beytragen müssen, so kann man ja wohl ihre Repräsentanten bey einem Stadtfeste zulassen: freylich hatte man auch verdächtige Personen zugelassen; allein diese waren wohl nicht eingeladen worden, sondern hatten sich einige der vier- oder fünftausend Billette, die ausgetheilt worden waren, zuzueignen gewußt, und diejenigen, welche die Aufsicht bey dem Feste hatten, können denken, wie jener englische Wirth, welcher neulich vor Gericht gezogen wurde, weil er Diebe bey sich zu beherbergen pflege, und der zu den Richtern sagte: meine Herren, die Ehrlichkeit oder Unehrlichkeit steht den Leuten nicht an der Stirne geschrieben, und so lange man die Zeche bezahlt, ist jedermann in meinen Augen ehrlich. Die alte Etikette erfordert es nun einmal, daß bey den Stadtfesten, wo der König erscheint, alle Gäste auch in Hoftracht erscheinen müssen; die Trödler verhalfen ihnen gegen eine hübsche Vergütung zu einer solchen, und gewiß waren die Hälfte der Hofkleider, die am lezten Feste prangten, für den Abend aus Trödlerbuden entlehnt worden, und sind sogleich am folgenden Morgen wieder dahin gewandert, um nach einiger Zeit wieder neue ephemere Hofleute zu machen; viele Kleider hatten diesen Dienst schon manchmal geleistet; das sahe man ihnen wohl an, und fast hätte man sich wieder in die Karnavalszeit versezt glauben können. Es sieht übrigens possierlich aus, wie sich jeder mit seinem Degen, seinen Manschetten und seinem Chapeaubas zu recht zu finden sucht, und sich aus diesen fremden Dingen, mit denen er nun zusammengetroffen ist, etwas übereinstimmendes zu machen sucht, was oft keine kleine Angelegenheit ist, zumal wenn man von losen Mädchen beobachtet wird, welche ihre Freude an dieser Verlegenheit der unter der Hoftracht steckenden Ladendiener und Handwerker haben, und darüber zusammen kichern. Die Schadenfreude der losen Mädchen hat jedoch bey dem lezten Stadtballe nicht länger gedauert, als der König anwesend war, denn sobald derselbe sich entfernt hatte, wurden auf der Stelle aus allen jenen verkleideten Herren ächte und beherzte Kavaliere, die Erfrischungen wurden mit stürmender Hand erobert; alles, was nur ein Gefäß hieß, oder als solches im strengern Sinne betrachtet werden konnte, wurde in Beschlag genommen, und zu dem Kredenztische getragen; die Herren erstickten vor Durst, die Damen fielen in Ohnmacht, wofern sie nicht allzugroße Tanzlust besaßen, in welchem Falle sie sich über alle Mühseligkeiten des Abends wegsezten. Zulezt wurde dann auch gestohlen; Löffel, Armbänder, Uhren, Spangen. Alles stand den Liebhabern fremden Gutes an, welches jedoch die Zeitungen nicht verhinderte, am folgenden Tage zu erzählen, wie glänzend es auf dem Stadtballe ausgesehen habe; Glanz war freylich genug da, und wofern man die Kehrseite nicht betrachtete, konnte man das Fest wirklich prächtig finden. Von dem Feste des Herzogs von Northumberland war schon im Voraus so viel angekündigt worden, daß man natürlich neugierig seyn mußte, wie denn dieser Lord seine Prachtliebe an den Tag legen würde. Nach englischer Art waren die großen Säle seines Hotels alle mit wohlriechenden Pflanzen und Stauden besezt worden. Eine kostbare große Vase von Sèvreporzellan mit schönen Malereyen, welche ihm der König so eben zum Geschenk gemacht hatte, prangte in einem dieser Säle. Eine ganz besondere Galanterie, wie sie die morgenländischen Kalifen zu der Zeit des Glanzes ihrer Regierung etwa mögen begangen haben, ist, daß er dreyßig, andre sagen, fünfzig Blumensträuße soll haben unter die Damen austheilen lassen, in welchen natürlichen Sträußen ein künstlicher von Diamanten stak. Ueber diese Galanterie hat man jedoch keine völlige Gewißheit erlangen können; so viel ist sicher, daß die Zeitungen davon gesprochen haben, ohne daß jemand die Nachricht widerrufen hat; man geht so weit, daß man behauptet, jedweder Strauß sey zwanzigtausend Franken werth gewesen. Vielleicht haben die Marquisinnen, Gräfinnen und Baronessen dieß unvermuthete Geschenk eingesteckt, ohne sich dessen zu rühmen. Uebrigens war bey diesem Feste eine merkwürdige Vereinigung von Fremden; der Engländer besonders war hier eine große Menge, der König und die Königin von Würtemberg wohnten mit dem französischen Hofe dem Feste bey. Das in den Londner Blättern so viel besprochene Tischgeschirr von vergoldetem Silber stand dann bey diesem Feste des Herzogs von Northumberland auch zur Schau; es waren da drey lange Tische, deren zwey mit vergoldeten Schüsseln und eine mit silbernem Geschirre prangte; und als sich nun an diese goldenen und silbernen Schüsseln an hundert mit Juwelen geschmückte Damen sezten, so fand sich hier in einem kurzen Raum ein Reichthum und ein Glanz zusammen, für den man ein kleines Königreich hätte ankaufen können, wenn Königreiche feil stånden. Die andern Gesandten, mit Ausnahme des preußischen, welcher, so viel ich weiß, kein Fest gegeben hat; die andern Gesandten sage ich, und die französischen Minister haben alle, der Reihe nach, schöne Feste gegeben, und es an nichts mangeln lassen, um sie prachtvoll zu geben. Allein das Goldgeschirr des Lords fehlte doch; solcher solide Reichthum kömmt in Paris nicht oft vor, und gehört auch eben nicht zu den unentbehrlichsten Sachen. Man hat in Paris gelernt, das Tischzeug sehr geschickt mit Gold und Silber zu plattiren; manche reiche Familie hilft sich mit solchem plattirten Geschirre aus, das dieselben Dienste leistet, und beynahe eben so sehr in die Augen fällt, als ächtes. Man hat sogar Beyspiele von Leuten, welche ihr altes massives Silbergeschirr gegen leichtes plattirtes umgetauscht und das Geld auf Zinsen gelegt haben; ihr Einkommen hat sich vermehrt, und die Tafel glänzt beynahe nach wie zuvor. Zu allen den Bällen und Souvers gesellten sich auch noch die feyerlichen Vorstellungen in den königlichen Theatern.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 173.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Juli 1825.

Kraft erwart' ich vom Mann; des Gesetzes Würde behaupt' er:
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.

Schiller.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Das Schicksal der Weiber in Frankreich unter Ludwig XIV. Regierung.

Die alten Republiken schlossen das Weib aus der Staatsverfassung aus; unsre monarchischen Regierungen sind ihm günstiger gewesen. Wenn es darauf ankommt, einen Einzigen zu gewinnen, sind die Mittel weder vielfach noch schwierig: das Benehmen ist nach einer allgemeinen Vorschrift abgemessen, es sieht sich allenthalben ziemlich gleich, schließt Gewalt und unumwundenes Handeln aus, ist also der weiblichen Geschicklichkeit sehr günstig. Dieser Einzige, so sehr er auch König seyn mag, ist gegen gewisse Verführungen nicht unzugänglich; das Bedürfniß, zu gefallen, verschleyert ihm die Ränke, die er nur halb durchblickt. Der Ehrgeiz gibt sich ihm für Koketterie aus, das Weib, welches nach einer Begünstigung strebt, scheint nur eine Eroberung zu verfolgen, und, beym Anschein, Vergnügen zu suchen, trachtet sie nach Macht; die königliche Eitelkeit läßt sich durch diesen Kunstgriff nur zu leicht fangen; mancher Fürst, der nur sein Herz zu geben gedachte, übergab seine Krone, und die Staatsgeschäfte wurden entwürdigt, ehe er den Irrthum entdeckte.

Unser Einfluß auf die Fürsten hat viel früher stattgefunden, als wir ihn im gesellschaftlichen Leben ausgeübt haben. Höfe bilden sich schnell und ändern sich wenig; fern von ihnen dauert eine gewisse Freyheit fort, die von der Verschiedenheit der Charaktere aufrecht erhalten wird, und unvorhergesehen Widerstand erzeugt. Sobald die Großen ihre Besitzungen verließen, und, um des Mitgenusses der Macht willen, sich um die Fürsten versammelten, nahmen die Weiber an den Bestrebungen des Ehrgeizes Theil, und, sie mochten in Gunst stehen oder in Ungnade fallen, die Günstlinge verdrängen, oder die Unzufriedenen um sich versammeln — sie waren immer gefährlich.

Der Kardinal Richelieu begann die Großen herabzustimmen, Ludwig XIV. befolgte seinen Plan — er machte sie endlich zu Höflingen. Bey Ludwig XIII. Tod umgab dessen Gemahlin, Anna von Oesterreich, die Wiege seines Sohnes mit einem Schwarm junger Weiber, deren beständige Gegenwart den jungen Prinzen vor dem Hang zu der traurigen Strenge des vorigen Königs schützen sollte. Die Vergnügungen, welche ein solcher Verein um sich versammelte, zog eine Menge Adeliger, die nun ohne Unabhängigkeit, ohne Macht waren, herbey, und von da begann das, was wir Gesellschaftsleben nennen *).

Die noch nicht gänzlich erstickten Ansprüche der Großen waren in diesem engen Kreis einander entgegengestellt, die Anhänglichkeit an alte, für Rechte angesehene Privilegien, welche bey den Männern edle Leidenschaften erregen, we-

*) Vie de société, welches sich wohl besser mit Gesellschaftsleben als mit gesellschaftlichem oder geselligem Leben übersetzen läßt — wie auch der Ausdruck vie sociale beweist.

nigstens glänzende Handlungen hervorbringen kann, erregte bey den Weibern nur kleinliche Anmaßungen der Eitelkeit. Sie befeindeten sich, erregten Haß und Streit, welche zusammen mit den Fehlern der Königin und ihres Ministers die Unruhen der Fronde herbeyführten. Nichts beweist besser, wie dieser Krieg, den man sehr witzig einen bewaffneten Spaß genannt hat (une plaisanterie armée), das kleinliche Wesen, das die Weiber in die Politik bringen. Die Fronde, welche Blut kostete, welche den Helden von Rocroy in den Kerker brachte (den großen Condé), welche Türenne zum Rebellen machte, hat als Geschichtsepoche weder Wichtigkeit noch Größe. Ungeachtet des in den Gefechten bewiesenen Muthes, der antiken Festigkeit Mathieu Molés, der glänzenden Namen, welche in den Begebenheiten genannt werden, glaubt man bey ihrer Erzählung nur eine Hofintrigue zu erfahren und sucht vergeblich die Fäden, welche sie an das Regiment eines großen Staates gebunden hatte. Das Verlangen Annens von Oesterreich, die Alles friedigen wollte, und der von Natur sanfte und listige Charakter ihres Ministers, von dem man sagte, „er liebe mehr aufzutrennen als zu zerreißen," ermuthigte die Weiber, sich in die Streitigkeiten zu mischen; man benuzte dieses, und wenn sie dem Bürgerkrieg der Art von Größe beraubten, welche tiefes Gefühl und erhabene Hingabe ihm gibt, trugen sie doch auch dazu bey, einen Theil der Schrecknisse, welche er nach sich zieht, von ihm zu entfernen. Wenn das Weib auch nicht die Begebenheiten fürchtet, die es aus seiner gewöhnlichen Lage reißen, so sucht es doch auch nicht das Aeußerste, welches die Art von Geschicklichkeit, die ihm eigen ist, unnütz macht und den Beyfall, der ihm der liebste ist, ganz abschneidet. Die Beflissenheit der Männer um die Weiber hört auf, sobald die politischen Unruhen einen ernsthaften Charakter annehmen, und gestatten sie der Liebe noch einigen Raum, so ist es nicht mehr die Liebe, die sich mit den Kunstgriffen der Gefallsucht befaßt; in der Gefahr wird diese leidenschaftlich, aber ernst — und diese Liebe — zu unsrer Schande sey es gesagt — ist vielleicht nicht die, welche wir am meisten einzuflößen wünschen.

Ludwig XIV. zog seinen Vortheil aus Richelieus Werk: er fesselte die Großen unwiederruflich an seinen Hof, dieser ward nun der Mittelpunkt aller Wichtigkeit, er ward eine eigne Welt durch selbst gegebene Gesetze regiert, und mit dem Namen „der guten Gesellschaft" (bonne compagnie) bezeichnet. Die Weiber entschieden über deren Gesetze, von ihnen und für sie ward das Vergnügen des Gesprächs (la conversation) erschaffen; ein Vergnügen, das seitdem eines der ersten Bedürfnisse der Franzosen geworden ist.

Die Zeit war nun gekommen. Von allen Seiten traten Männer von Genie und von Talenten auf, sie wurden von den großen Damen günstig aufgenommen und protegirt, diese ausgezeichneten Menschen theilten der Gesellschaft den neuen Reiz mit, welchen die verschiedenen Auffassungen eines und desselben Gegenstandes gewähren, und um denselben zu genießen, waren sie früher wie die Männer geneigt, einige Vorurtheile des Ranges den Annehmlichkeiten des Lebens zum Opfer zu bringen.

Aus einem gleichen Bewegungsgrund ist aristokratischer Hochmuth bey unumschränkten Fürsten und bey Weibern nicht unbedingt vorhanden; das Vertrauen in ihre eigene Macht überhebt sie der Vorsicht des Stolzes. Der Eigenliebe, wenn sie sicher ist, daß man ihr nichts abstreiten will, ist es nicht schwer, großmüthig zu seyn; und wenn man unbeschränkt herrscht, ist es gar leicht, an die Gleichheit zu glauben. (Diese Bemerkung könnte die Popularität einer Menge Tyrannen erklären.) Das Louvre ward also den bürgerlichen Schöngeistern eröffnet, eben so der Pallast Rambouillet und Longueville; Boileau durfte sich über den Adel auslassen, Molière den Großen Aergerniß geben — sie waren vom Könige beschützt, dessen richtiges Gefühl von Fürstengröße seiner Art sich darin gefiel, sogar der Freyheit einigen Raum zu gestatten.

Jezt entwickelten sich die Fähigkeiten der Weiber. Ihr Ehrgeiz trieb sie an, nach allgemeinem Wissen zu streben, und da sie leicht so viel von einer Wissenschaft auffassen, wie zum Gespräch nothwendig ist, sezten sie sich bald in Stand, von Allem zu sprechen, schnell zu urtheilen, oft zu befriedigen, stets anziehend zu seyn. Diese wirklich weibische Revolution hatte ihr Gutes und ihr Schlimmes. Sie fing an den Charakter zu schwächen — das folgende Jahrhundert gab davon die Beweise. — Dieser Verfall ward nicht sogleich merklich, denn jede neue Schöpfung, selbst auf mittelmäßige Dinge angewendet, flößt immer eine, wenn auch nur vorübergehende, Kraft ein. Auch bemüht man sich bey allen Neuerungen anfangs nur immer um das Gute, das Böse erfolgt nur allmählig. Noch ein andrer Umstand trug zu diesem neuen Gang der Dinge bey. Ludwig XIV. liebte die Ordnung und legte sie seinem Reiche auf; keine Gewalt sollte die andere überragen, Alles sollte groß seyn, gleich groß, aber nicht so groß wie er, damit seine Größe die mächtigste erscheinen müsse. Vielleicht wußte er sogar die Tugend zu würdigen, besonders weil sie veredelt, indeß das Laster herabsezt, wenigstens wußte er sie bey vielen Gelegenheiten zu ehren — und das ist noch immer ein Glück für die Völker, wenn die Fürsten eine Ehre darein setzen, dem Edeln und Großen Ehre zu geben. — Diese Eigenschaft wird heut zu Tage in Ludwig XIV. verkannt, so wie man überhaupt jezt darauf ausgeht, ihn unmäßig zu verkleinern, so wie man ihn früher gewissenlos zu vergöttern sich angelegen seyn ließ. Die religiöse Außenseite, welche Ludwig XIV. stets zu erhalten wußte, trug auch dazu bey, seiner Regierung eine gewisse Größe zu geben; die Scheinheiligkeit ist etwas Schändliches, wenn sie aber allgemeiner Ton ist, verbirgt sie vieles Böse vor dem

Blicke der Unschuld. Die Weiber behaupteten in jener Zeit ganz vorzüglich die äußere kirchliche Zucht: Boileau, der über die Gewissensräthe und die im Beichtstuhl zugesteckten Liebesbriefchen spottet, hat sehr recht; allein nicht bey allen Weibern war diese Form Heucheley, und das Weib hat durch seine Schwäche selbst ein so dringendes Bedürfniß, mit seinem Gott einig zu seyn, daß diese Form selbst manchem nur verirrten Gemüth die Rückkehr zur Tugend erleichterte. Gewiß mißkleidete diese äußere Zucht die Weiber nicht so entstellend, wie das Prunken des Unglaubens, der später zum Charakter der guten Gesellschaft gehörte.

Das wäre nun die schöne Seite von Ludwig XIV. Regierung; sie bietet uns aber zu gleicher Zeit eine Vereinigung von Verhältnissen dar, bey denen die Natur ganz ausgeschlossen war. Die vorherrschende, ja allwaltende Höflichkeit hatte das Herz ganz ausgetrocknet: ein Jeder war mit seinem Rang und dessen Obliegenheiten so beschäftigt, daß die freyen Aeußerungen des Charakters, welche dem Leben Mannichfaltigkeit gewähren, ganz verpönt werden mußten. Schriften jener Zeit, welche das Gesellschaftsleben schildern, dienen zum Beleg. Wir erstaunen vor der kalten Unnatur, die selbst in den innigsten Verhältnissen sichtbar ist. Der Ton der guten Gesellschaft erlaubte den Ausdruck des Gefühls nur als Zierath des Umgangs, forderte also eine Selbstbeherrschung, die einem Stoiker Ehre gemacht hätte, in dem flachen Leben dieses Cirkels aber, durch Leichtsinn und kleinliches Streben erleichtert wurde. Die Frömmigkeit jener Zeit konnte also in den äußern Formen Anstand erhalten, aber der Charakter gewann dabey nichts. Der Grundsatz der Gleichheit, der Demuth und Mitleiden lehrt, ist zwar im Evangelium enthalten; die Theologen haben ihn aber nicht immer also erklärt, daß diese Tugenden wären werkthätig geworden; einzelne Menschen und ganze Körperschaften haben außerdem von jeher die Kunst besessen, ihre unerläßlichen Pflichten nach den Ansprüchen ihres Stolzes zu modeln. Um die Mängel dieses sogenannten schönen Jahrhunderts zusammenzufassen, muß ich sagen, daß es der gesellschaftlichen Bildung an Philosophie gefehlt hat. Mißbrauch und Vorurtheil haben einige Worte solchergestalt verschrieen, daß man fast genöthigt seyn könnte, guten Dingen neue Namen zu geben, um die Vernunft unpartheyisch zu erhalten. Die Philosophie, welche ich meyne, ist die allgemeine Billigkeit, das Gefühl menschlicher Verbrüderung, deren Fénélon zuerst erwähnt hat, welche uns erlaubt, der uns vom Schicksal geschenkten Vorzüge in Gegenwart der Menschen, ohne sie damit niederzubeugen, zu genießen; sie ist die allgemeine Theilnahme an Allem, was berufen ist, auf Erden geboren zu werden und zu sterben, welches auch sein Land, sein Stand und selbst sein Glaube sey; sie ist der Geist der Menschenliebe, das Bild der göttlichen Barmherzigkeit, die milde, von allen leidenden Wesen angeflehte Tugend, welcher uns die Jämmerlichkeit des Stolzes nur zu oft nöthigt, in den Gemüthern der Glücklichen dieser Welt von Neuem zu Ehren zu verhelfen.

Diese allgemeine Güte, die nicht ohne eine gewisse Verstandesentwicklung besteht, ist den Weibern besonders nothwendig. Sobald eine Zeit eintritt, wo Vorurtheile und Gewohnheit — die einzigen Bande, von denen sie sich leiten lassen — erschüttert werden, bleibt ihnen keine Vorschrift des Betragens noch des Glaubens. Im ununterbrochenen Gang des täglichen Lebens, so lange die kirchlich-religiösen Formen noch unverlezt sind, gibt die hergebrachte Ordnung ihrem Betragen einen Anschein von Uebereinstimmung, der ihnen genügen kann; sie gehen ihren geordneten Gang. Diesen können aber unvorhergesehene Zufälle plötzlich unterbrechen, eine Veränderung der Verstandesansichten, ja eine bloße Verschiedenheit der Charaktere kann tausend neue Umstände veranlassen — bestürzt durch die Ueberraschung, verwirrt und verirrt sich alsdann die weibliche Vernunft. — Wäre es da nicht zu wünschen gewesen, daß man ihrem Geist durch die Erziehung mehr Umfang und Tiefe, und da, wo die Konvenienz sie im Stiche ließ, den Stützpunkt einer gründlichen Moralität gegeben hätte?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 24. Juni.

(Beschluß.)

Napoleon ging in's Theater, wenn's ihm beliebte, und ohne daß es vorher angekündigt wurde; nur die ganze Polizey war dabey auf den Beinen. Die königliche Familie aber erscheint nach einer alten Etikette nur selten, und wenn sie sich in's Theater begibt, so ist dieß eine Begebenheit, die mit Feyerlichkeit vor sich geht, als ob es einen Aktus der königlichen Gewalt gelte. Dießmal besonders sollte der Besuch der königlichen Theater mit zu den Krönungsfeyerlichkeiten gehören, und mußten folglich auch etwas Prachtvolles an sich haben. Deßhalb waren auch eigene Theaterstücke dazu verfertigt worden; wenn man bedenkt, daß einige der größten Tonkünstler unserer Zeit, Rossini, Boyeldieu, Kreutzer, Berton, ihr ganzes Talent zur Verherrlichung derselben aufgeboten hatten, und daß Dichtkunst, Tonkunst, Choreographie, Dekorationsmalerey, kurz Alles, was im Theater ergözt und entzückt, sich hier die Hand bot, um auf die Sinne zu wirken, und daß die Schönheit und der Reichthum im Saale ein nicht geringeres Schauspiel abgaben, als dasjenige, das auf der Bühne dargestellt wurde, so mußte auch derjenige, welchen der äußere Schimmer nicht zu blenden pflegt, diesen Vorstellungen mit Interesse beywohnen. Aber auch hier hatte die Kehrseite wieder etwas Widerliches. Die übertriebenen Schmeicheleyen der Dichter, der Gedanke, daß alle diese Produkte des Talents und des Genies vielleicht in einem Monate schon vergessen seyn werden, das Ankaufen der Eintrittsbillette und ihre Vertheilung an die sogenannten Royalisten, besonders an fanatische Ultra's, um recht viel Lärm zu erregen, und die dadurch bewirkte Ausschließung der unbefangenen Zuschauer und des wahren Publikums, dieß alles verdirbt die Freude, welche dergleichen prunkhafte Vorstellungen sonst erregen könnten. Drey Dichter und drey Tonkünstler haben zu der großen Oper beygetragen, durch deren erste Vorstellung die Anwesenheit des königlichen Hofes gefeyert werden sollte. Jeder der Dichter und Tonkünstler hatte einen der drey Aufzüge des Stücks verfertigt. Aus dem Texte konnte man bey der ersten Vorstellung nicht recht klug werden; nur so viel begriff man, daß die Handlung zur Zeit der ersten Könige, und zwar des halb fabelhaften Pharamund vorgehe, von dem man kaum weiß, ob er auch wirklich regiert hat, und welcher deßhalb ein recht guter Opernkönig ist, weil der Dichter ihn nach Belieben in alle möglichen Begebenheiten hinaus-

versehen, und ihm alles, was er will, andichten kann. Die Mädchen suchen im Eichenwalde die geheiligte Mistel; eine derselben, die Tochter eines Frankenanführers, findet die seltene Pflanze, und wird von ihrem Vater zum Dienste des Irminsaul bestimmt; die Pariser Dichter haben es hier mit der Mythologie der deutschen Völker nicht so genau genommen, und Franken und Sachsen mit einander vermengt; glücklicherweise kümmert man sich in Paris so wenig um die deutschen Alterthümer, daß ihre Schnitzer niemanden aufgefallen sind, eben so wenig, als der Vestalinnenorden, der in dem Stücke den Dienst des sogenannten Gottes Irminsaul besorgt. Wenn dieses Stück antiquarisch untersucht und beurtheilt werden sollte, wie übel würden die Verfasser wegkommen! Aber der Hof, für den es gedichtet worden ist, nimmt es nicht so genau. Die fränkische Vestalin im Stücke hat, wie die römische in Jouy's Oper, einen Liebhaber, der eben so wenig, wie sie, mit der Einkleidung in den Jungfernorden zufrieden ist. Dieser Liebhaber ist ein Gallier, und als die Liebschaft ruchtbar wird, stehen Gallier und Franken auf dem Punkte, an einander zu gerathen; aber es wird das Heranrücken der Römer angekündigt; Gallier und Franken hören auf zu streiten, und schlagen die Römer zurück; Pharamund siegt, und wird zum König erhoben, der Himmel öffnet sich, und läßt die künftige Glorie des Frankenreichs, oder vielmehr des französischen Regentenstamms sehen. Das ist das beste am Stücke, denn dieser Himmel ist recht prächtig anzuschauen: Heinrich IV. steht oben an der Spitze der Könige, und das verdient der Bearner auch in jeder Hinsicht; denn unter allen Königen Frankreichs ist kein zweyter so populärer Monarch gewesen. Bey der ersten Vorstellung wurde, während der Himmel aufgeht, der Gassenhauer Vive Henri IV., das sie in Frankreich als ein Nationallied ansehen, von den Franken abgesungen: ich weiß nicht, ob diese Ungereimtheit beybehalten worden ist. Der Text ist sonst gut versifizirt, und überhaupt haben die jungen französischen Dichter eine große Gewandtheit erlangt, elegante Verse zu schreiben; von den Tonkünstlern hat nur Boyeldieu Beyfall eingeerntet; sein Aufzug ist zudem der erste; bey den beyden andern fängt die Langeweile an, die Zuschauer zu beschleichen; Berton und Kreuzer haben sich durch ihre beyden Aufzüge keinen Kranz geflochten. Der Balletmeister hat auch das seinige zu dieser Oper beygetragen, so daß dasjenige, was in diesem langen Stück gefällt, einem halben Dutzend Personen zugeschrieben werden muß, wovon denn auch keiner in den Zeitungen vergessen wird, da dergleichen Dienste in Paris sehr gut belohnt zu werden pflegen. Aus eben dieser Ursache hat auch der Moniteur einen langen Aufsatz über den Ruhm, den sich mehrere Kammerherrn und große Hofoffizianten bey der Krönung erworben haben. Ein Journal, le Globe, bittet, man möge bey der Austheilung der Gnaden doch ja nicht die Posaunenbläser im Opernorchester vergessen, die ihre Lunge aufopferten, um ihren beschwerlichen Part in dem neuen Stücke zu spielen, und zur Verherrlichung des Festes vielleicht ihr eignes Leben Preis gäben. Wirklich hatten bey dem neuen Stücke Posaunen und Trompeten überaus viel zu thun, und es wird darin so viel geschmettert, daß die Sänger bisweilen nicht zu Worte kommen können. Am Théatre français wurde, als sich der Hof dahin begab, nebst einem Trauerspiele ein kleines neues Stück: „das Schloß und der Meyerhof" gegeben, in welchem der König gerade zu übermäßig gelobt wurde; eine solche Unanständigkeit kann nur in Paris durchgehen; indessen haben doch die Verfasser selbst das Unschickliche ihres Stückes gefühlt, und es sogleich nach der ersten Vorstellung vom Theater zurückgenommen. An der komischen Oper war ein ähnliches Stück, Musik von Fetis, das zwar nicht zurückgezogen worden ist, aber sich schon von selbst bald zurückziehen wird, wenn die Zuschauer desselben müde seyn werden. Das Odeontheater hatte es anders gemacht. Zu einem neuen Operntexte über Ludwig XII., der auch zu den guten Königen gehört, hatte man die Musik aus Mozarts Opern genommen, und so mußte denn die deutsche Musik zur Krönungsfeyer eines französischen Monarchen dienen. Dieses Stück wurde in Gegenwart des Hofes nebst Robin des bois, das heißt im Französischen Freyschütz, aufgeführt; in allem sechs Aufzüge oder zwey lange Opern mit deutscher Musik. Dieß war ein wenig zu viel, und der Hof schien etwas Langeweile bey der vielen schönen Musik zu empfinden. Endlich kam die Reihe an die italienische Oper. Obschon Rossini bereits seit länger als einem halben Jahre von der französischen Regierung einen beträchtlichen Gehalt zieht, so hatte man doch bisher eben so wenig eine Note von ihm bekommen, als das Londner Theater, dem er seit Jahr und Tag eine Oper schuldig ist. Ein französischer Operntext ist ihm schon lange eingereicht worden; allein es scheint nicht, als ob Rossini bisher auch nur eine einzige Arie davon in Musik gesezt habe. Der Tonkünstler aus Pesaro denkt, wie mancher Minister beym Empfange von Bittschriften: Es hat keine Eile damit! Am Krönungsfeste konnte er nun aber der Nothwendigkeit nicht ausweichen, sich ans Komponiren zu begeben, und weil er nun einmal im französischen Solde stand, so mußte er auch die Pflicht eines Besoldeten erfüllen. So kam denn die erste Oper zu Stande, die Rossini seit mehreren Jahren gedichtet hat. Aber leider nur eine Oper für die Feyerlichkeit, il Viaggio di Reims! welcher Schade, daß ein Mann wie Rossini seine Zeit mit solch einem Stücke hat verlieren müssen! Indessen hat er es sich so bequem gemacht, wie gewöhnlich! Die Hälfte der Oper besteht nämlich aus Reminiscenzen seiner vorigen Opern, und nur einige Theile derselben sind neu und originell. Der Dichter Balochi hatte ihm den Text so sinnreich zugerichtet, als es ein solcher Stoff erlaubte. Eine Corinna, ein Russe, ein deutscher Antiquarius, ein Engländer u. s. w., treffen in einem Gasthof, zu Plombières, zusammen, und wollen nach Reims zur Krönung reisen; allein sie vernehmen, daß keine Pferde mehr zu haben sind, und feyern daher das Krönungsfest im Gasthofe; Corinna (Dem. Pasta) überläßt sich ihren Eingebungen, die aber leider sehr schwach sind, und jeder Fremde singt ein Nationallied, welches etwas langweilig wird, obschon Rossini wirkliche Nationalmelodien zu Hülfe genommen hat. Den meisten Effekt hat ein vierzehnstimmiger Gesang hervorgebracht, worin ohne Instrumentalbegleitung die vierzehn Personen des Stückes auf eine äußerst kunstreiche Art ihr Bedauern über die Vereitelung ihres Wunsches, nach Reims zu reisen, ausdrücken. Die vierzehn Stimmen werden hier vereint, verschmolzen, wieder vereinzelt, ohne daß dadurch der geringste Wirrwarr entsteht. Hier zeigt sich der Finger des Maestro, der in andern Theilen der Oper leider verschwindet. Hiesige Journale bedauern, daß Rossini so nachläßig Musik sezt, als Lamartine nachläßig dichtet, daß mehr als die Hälfte seiner Opern Wiederholung der andern Hälfte ist, und daß er die Harmonie so ganz versäumt. Das Viaggio di Reims wird also wohl das Schicksal der leztern Opern Rossini's haben, und außer dem Quatuor decimo und einer oder der andern Arie wird dieselbe bald in die Vergessenheit übergehen. Es ist zu bedauern, daß das Werk eines solchen Meisters dasselbe Schicksal erleben soll, wie der Schmuck, der zur Krönung gedient hat, daß er nämlich in die Magazine soll niedergelegt, und mit Staub bedeckt werden. Allein zu seinem Troste werden auch die Krönungsdichter ihre Machwerke wohl dahin wandern sehen.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 174.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. Juli 1825.

Schlummre sanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied.

Hölty.

Der Jungfernfelsen.

Ungefähr in der Mitte des See's Pepin im Mississippi erhebt sich das östliche Ufer dieses Flusses zu einer beynahe senkrechten Höhe von 450 Fuß. Die Scene ist eine der erhabensten und wildesten an dem Riesenstrome. Der Fels wird von den Indianern der Jungfernfels genannt, und die folgende traurige Begebenheit, die sich vor wenigen Jahren ereignete, ist die Veranlassung zu diesem Namen. Im Dorfe Keera, im Stamme des Wapascha, wo ihr Vater so viel als Herrscher war, lebte eine Jungfrau, Namens Winona, die Erstgeborne. Sie liebte einen jungen Jäger und ward von ihm geliebt; in ihren geheimen Zusammenkünften hatten sie sich ewige Treue gelobt, und sich einander zu heirathen versprochen. Wie groß aber war das Erstaunen des Jägers, als er bey ihrer Familie um sie anhielt und verworfen ward! Es war ein Krieger von großem Ansehen, den man ihm vorzog. Dieser Mann hatte sich in der Vertheidigung des Dorfes bey einem Ueberfall von Seiten der Chippewahs ungemeinen Ruhm erworben; aber das Herz Winona's blieb ungerührt von seinen Vorzügen. Wenn ihre Verwandten ihr den Krieger lobten, so erwiederte sie, sie hätte einen Mann gewählt, der als Jäger sein Leben bey ihr zubringen und für ihren Unterhalt und ihre Bequemlichkeit sorgen werde, während der Krieger, seine Großthaten verfolgend, immer abwesend seyn würde. Alle diese Vorstellungen der Jungfrau aber machten keinen Eindruck auf ihre Verwandten, die, nachdem es ihnen gelungen, ihren Geliebten zu vertreiben, anfingen, sie mit größerer Strenge zu behandeln, um sie zu zwingen, den Mann, den sie für sie gewählt, zu heirathen. Winona war immer ein Liebling in der Familie gewesen und mit weit mehr Achtung und Nachsicht behandelt worden als man sonst unter den Indianern gegen die Weiber gebraucht; so erhielt sie es auch jezt von ihren Brüdern, daß man der Härte entsagte, und sie durch sanfte Mittel zum Willen der Familie zu bringen suchte. Um ihre Einwendung zum Theil zu beschwichtigen, schenkten sie dem Krieger allerley, was nach den mäßigen Begriffen der Indianer das Leben angenehm machen kann. Dieß geschah um eine Zeit, wo eine Gesellschaft von Indianern den See hinauffuhr, um einen Vorrath von blauem Lehm zu sammeln, welcher sich auf dessen Ufern findet, und dessen sie sich als ein Pigment bedienen. Winona und ihre Freunde waren auch dabey, und da eben an diesem Tage die Brüder ihm die Geschenke gemacht hatten, so drang ihr Liebhaber auf's neue in sie, aber mit eben so übelm Erfolg. Aufgebracht über ihre scheinbare Hartnäckigkeit, behandelten sie ihre Verwandten sehr streng und drohten ihr mit noch größerer Strenge. „Gut, sagte Winona, ihr treibt mich zur Verzweiflung; ich sagte euch längst, daß ich ihn nicht liebte, daß ich nicht mit ihm leben könnte; ich wünschte eine Jungfrau zu bleiben, aber ihr wollt es nicht. Ihr sagt, daß ihr mich liebt, daß ihr mein Vater, meine Brüder, meine Verwandten seyd, und doch habt ihr den einzigen Mann, den ich zu haben

wünschte, von mir getrieben; ihr habt ihn gezwungen, unser Dorf zu verlassen; allein wandert er jezt durch den Wald, Niemand wird ihm Hülfe leisten, die Decke für ihn ausbreiten, ihm die Hütte bauen oder ihm aufwarten; und er war der Mann meiner Wahl. Ist dieß eure Liebe? Aber noch seyd ihr nicht zufrieden; ihr wollt, daß ich mich über seine Abwesenheit freue, daß ich mich mit einem Manne vereinige, den ich nicht liebe, mit dem ich nie glücklich seyn kann. Da dieß eure Liebe ist, so sey es so; aber bald werdet ihr keine Tochter, keine Schwester mehr haben, die ihr mit eurer falschen Liebe quälen könnt." Nach diesen Worten entfernte sie sich, und ihre Verwandten, ohne auf ihre Klagen zu achten, beschlossen, daß sie noch an demselben Tage den Krieger heirathen sollte. Während Alle mit diesem Gedanken beschäftigt waren, stieg sie langsam und unbemerkt die Anhöhe hinauf, und als sie die Spitze des Felsens erreicht hatte, rief sie den Ihrigen zu, und warf ihnen ihre Grausamkeit gegen sie und ihren Geliebten vor. „Ihr waret nicht zufrieden, meine Verbindung mit dem Manne meiner Wahl zu verhindern, ihr wolltet mich auch durch treulose Reden treulos gegen ihn machen, aber als ihr fandet, daß ich entschlossen war, unverheirathet zu bleiben, wagtet ihr es, mir zu drohen; ihr kanntet mich nicht, wenn ihr glaubtet, daß ihr mich durch Furcht zu eurem Willen treiben könntet, und ich will euch zeigen, wie ich eure Plane vereiteln kann." Hierauf fing sie ihren Todtengesang an: ein sanfter Wind, welcher eben wehte, führte ihren Verwandten die Klagetöne desselben zu. Diese liefen sogleich, theils zum Felsen hinauf, um sie am Todessprunge zu verhindern, theils an den Fuß desselben, um sie in ihre Arme aufzufangen. Ihr Vater versprach ihr Alles, was sie wollte, um sie von ihrem schrecklichen Vorhaben abzubringen; aber ihr Entschluß stand unbeweglich. Sie endigte ihr Lied; und fiel gleich darauf zerschmettert zu den Füßen ihrer unten stehenden Freunde. Durch diese traurige Begebenheit hat der Felsen seinen Namen erhalten, und kein Indianer fährt an demselben vorüber, ohne einen unwillkürlichen Blick auf die schwindelnde Höhe zu werfen, von welcher dieß unglückliche Opfer eines falschen Ehrgeizes in die Arme des Todes sank.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Die Weiber unter Ludwig XV.

Der Mensch vervollkommnet sich, aber durch eine Mangelhaftigkeit seiner Natur wird er, bevor er eine Verbesserung erreicht, fast immer über die Grenzen hinaus schweifen. Die fast gesteifte Majestät der Formen unter Ludwig XIV. begann zu langweilen, die Vernunft ahnete allmählig, daß man die nöthigen Convenancen beobachten und doch natürlich leben könnte; die Zügellosigkeit benutzte diese Verbesserung aber unverzüglich, um alle Schranken zu überspringen.

Bald überließ man sich einer Unordnung der Sitten, welche die Ansichten nur noch mehr verwirrte, denn wenn gleich weniger streng anständig, ward die Gesellschaft doch nicht natürlich. Die Regentschaft und Ludwig XV. Regierung stellt ein trauriges, verworrenes Schauspiel dar; dennoch nimmt man, es aufmerksam betrachtend, wohl die Bemühungen des menschlichen Geistes wahr, sich einen Weg durch den Irrthum zu bahnen; man bemerkt mehr allgemeine Theilnahme an den Menschen, ein thätigeres Mitleid für die unteren Stände, einige kleinliche Vorurtheile sieht man verschwinden, feste Schritte auf der Bahn der Wissenschaften thun, die Verfeinerung der Sitten nimmt zu, es findet ein großer Fortschritt in der Kunst, die Begriffe einem Jeden faßlich darzustellen, Statt — und das waren die Vortheile dieses Zeitraums; allein die Sittenlosigkeit der einen Klasse und der Stolz der andern brachten Verwirrung in das Reich der Ordnung. Es schien, als wenn ein böser Genius die schönsten Gaben, welche ein Volk aus den Händen der Vorsehung erlangen kann, mi[t] seinem giftigen Hauch verderbt hätte.

Ludwig XV. hatte Eigenschaften, um die Liebe des Volkes zu gewinnen; er wendete sie aber nur dazu an, das anste[ck]ende Schauspiel von Schwachheiten zu geben; er begünstigte das Laster, indem er die vollkommenste Sorglosigkeit über dessen Folgen zur Schau trug. Ludwig XIV. macht[e] sich des größten Aergernisses schuldig, allein er wußte Andern glauben zu machen, daß seine Macht ihm ein Rech[t] gäbe, sich schuldig zu machen, das Recht sich aber nie an Andere erstreckte. Man wußte, daß er die Moral, obscho[n] er sie beleidigte, sehr hoch schätzte; und ob es gleich ei[n] Mißbrauch der königlichen Würde ist, die Achtung gege[n] sich selbst zu verletzen, so baut doch dieser Stolz, sich selb[st] für eine Ausnahme anzusehen, dem bösen Beyspiele vo[r]. Ludwig XV. brachte mehr Natürlichkeit in seinen Verkel[r] mit den Menschen, er wußte vielleicht am besten, warum er auf eine Macht, die er in seinen Händen zusamme[n]schmelzen sah, nicht zu viel zählen wollte; er erlaubte al[l] das Laster, dessen er selbst sich schuldig machte, er lächel[te] über die Verderbnisse, und trieb den Geist aus Gleichgültigkeit so weit, den Verfall, wohin sie führen würde selbst vorauszusagen. Die Grazie seines Verstandes, [d]ie Nachgiebigkeit seines Charakters dienten seiner Verdorbenheit zum Schmuck. Diese Gaben, das Leben eines un[be]deutenden Menschen angenehmer zu machen, dienen in d[er Hand] eines Königs nur, die Ausschweifung auf's Höchste zu st[ei]gern. Bey der Erziehung eines Fürsten sollte man st[ets] darnach streben, ihm neben den milden Eigenschaften, [die] ihm angeboren seyn können, alle diesen zusagende st[arke] Tugenden zu lehren.

Der Hof bildete sich lange nach seinen Herrn; Eitelkeit und Hochmuth ward zum Erbtheil der Großen, und es gehörte bald mit zu ihren Vorrechten, die Moral, die sie für eine Abfindung (appanage) mit dem Bürgerstande ansahen, zu verachten. Dieses Aufgeben aller Grundsätze verwandelte sich bey kräftigen Menschen bald in verderbliche Lehrsätze, vermöge deren sie bemüht waren, den Gott, von dem sie abgefallen, auch zu vernichten. Daraus entstanden für sie große Leidenschaften und große Verbrechen: allein dieser Abfall verleitet die Schwachen — und das ist die Mehrzahl — nur zu einem Leichtsinn im Handeln, einer Frivolität im Sprechen, welchen die Anmuth des Betragens unseliger Weise Beyfall erwirbt. Man ist um so aufmerksamer auf das Aeußere, weil das Gemüth und der Verstand mit dem Innern nicht beschäftigt sind. In einer Zeit, wo das Leben einer ganzen Klasse in den Verhältnissen des Salons aufgewendet wird, muß der Mensch, der immer Sorge trägt, alle diese Verhältnisse zu schonen, der leer an Gefühl und Ideen ist, nie hingerissen, nie für Etwas eingenommen, als der liebenswürdigste erscheinen. Das hat man unter Ludwig XV. gesehen. Die Höflichkeit nahm an Zartheit zu, in dem Maaß, wie man die Anständigkeit weniger beobachtete; die erste Pflicht eines Weltmanns bestand darin, Anmuth und Ungezwungenheit in die Gesellschaft zu bringen; diese Verbindlichkeit wird bald so wichtig, daß eine rohe Bewegung, eine gemeine Redensart viel mehr auffiel, wie eine schlechte Handlung. Damals sagte Frau von Lambert: „Die Schande folgt nicht mehr dem Laster, sie spart sich für das, was man Lächerlichkeit (ridicule) nennt, auf." Die Gesellschaft hätte Jeden, der sie durch ein gemeines Betragen verlezte, ausgeschlossen; aber sie nahm mit eifriger Bereitwilligkeit die Roués auf — eine Benennung, welche wenigstens die Nothwendigkeit erspart, ihren erkünstelten schändlichen Charakter zu beschreiben. Indeß sich die Gesellschaft nun so strenge erwies über das Benehmen der Menschen, die sie „Leute von Erziehung, Leute von Stand" nannte, war sie es viel weniger gegen eine Klasse, welche durch Unternehmungen des Verstandes berühmt zu werden begann. Sie erlaubte den Gelehrten (gens de lettres), die sich durch die ehrgeizige Benennung: Philosophen, auszeichneten, in ihrer Mitte einige ihrer schneidenden Sonderbarkeiten beyzubehalten. Allein ihr Zutritt bey den Großen glich keineswegs dem Empfang, den ihnen Ludwigs XIV. Höflinge gestattet hatten. Von Beschützer und Schützling (protecteur et protégé) war nicht mehr die Rede; jezt war es die Annäherung von zweyerley verschiedenen Ansprüchen, welche diese neue Berührung wegen der Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens bewilligten. Die Philosophen zahlten die Nachsicht, welche die Großen mit ihrer hochmüthigen Vertraulichkeit hatten, indem sie ihnen wohlfeilen Kaufs Kenntnisse und Wissenschaft, ohne vorhergegangenes Studium, selbst leichte Tugenden auf das natürliche Gesetz gegründet, die ein Jeder nach seiner Art auslegen konnte, mittheilten. Sie fügten das gefährliche Geschenk unbestimmter Religionsbegriffe hinzu, die sich mit der Erkenntniß eines höchsten Wesens begnügten, das an dem Schicksal seiner Geschaffenen wenigen Antheil weiter nimmt. Diese sittliche Erschlaffung brachte die traurige Denkart hervor, welche die Gewissen der Schwachen beunruhigte, und vorgebliche Wahrheiten mit der Unduldsamkeit des blindesten Aberglaubens aufzudringen bemüht war. Wenn die Weisheit nicht einzig die spätreife Frucht der Zeit wäre, so hätte man die Gefahren voraussehen müssen, in welche der Glaube durch theologische Streitigkeiten gerathen war. Sie würde alles, was der wahren Frömmigkeit schadet, indem es den Eifer an Formen ermüdet, und den Verstand auf Kosten der Wärme des Herzens schärft, vermieden haben. — Allein es ist uns nicht verliehen, den geraden Weg zu gehen; Irrthum bemächtigte sich des Guten; die Philosophie, welche mit der Religion im Bunde so beglückend hätte wirken können, die fromme Freysinnigkeit, welche die gesellschaftlichen Bande auf's Neue geknüpft hätte, verwandelten sich in verderbliche Gewaltthat des Verstandes. Die Strafe folgte dem Fehltritt; die Gabe, eine dauerhafte Verbesserung zu gründen, wurde den Predigern einer neuen Lehre versagt, sie nahmen die Gestalt einer Sekte an, und zeigten die Vorurtheile und die Ungerechtigkeit des Partheygeistes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Dresden, 23. Juni.

Mein lezter Brief enthielt die Zusage, Sie nächstens wieder in das Gebiet der Kunst zu führen, und ich löse hiermit mein Versprechen.

Seit meinem lezten Berichte über die Bühne hat das deutsche Theater mehrere Neuigkeiten aufgeführt, welche nicht ohne Beyfall geblieben sind. Ausgezeichneten Beyfall genoß das vor längerer Zeit von Schiller übertragene Lustspiel, der Parasit, welches, so viel wir wissen, noch auf keiner Bühne Deutschlands zur Darstellung gekommen ist. Auch hätte ich mir, da ich es natürlich längst aus Lektüre kannte, keineswegs selbst einen vortheilhaften Erfolg davon versprochen, da es ihm an innerem Leben, an Wahrheit der Charakterzeichnung, an Beobachtung der Verhältnisse in den höhern Kreisen, worin das Stück zum Theil spielt, mangelt, und ich ging mit sehr geringen Erwartungen davon in's Schauspielhaus. Mochte aber nun der hier, wie billig, in den höchsten Ehren gehaltene Name Schillers etwas dazu beygetragen haben, oder sich das Publikum überhaupt in guter Laune befinden, kurz jede Stelle ward mit feiner Aufmerksamkeit gehört, gewürdigt, ja wohl überschäzt, die Theilnahme hielt sich reg und lebendig, die Hände kamen zeitig in Bewegung, und am Schlusse wurden sämmtliche Darsteller gerufen. Wohl verdiente es nun auch der größte Theil von diesen auf's vollkommenste, denn das Stück ging so rund und rasch zusammen, wie man es nicht allzuoft

einer Vorstellung nachrühmen kann, und das Spiel der meisten war in der That gediegen zu nennen, aber dennoch war ein solcher Enthusiasmus nicht zu erwarten. Bey einer Wiederholung, die bald darauf folgte, ließ er nun zwar etwas nach, ein gemäßigter Beyfall blieb aber immer noch. Die Krone des Tages gebührte Hrn. Pauli als Parasit. Die Rolle ist um so schwieriger, je unpassender der Name selbst gewählt ist, indem dieser Sélicour keineswegs ein solcher, sondern ein hinterlistiger Betrüger und feiner Schurke ohne Gefühl und Ehre ist, welches durch den Namen Parasit ganz und gar nicht bezeichnet wird. Er spielte mit einer solchen Bescheidenheit, angemessenen Leichtigkeit und – Heimlichkeit der Tücke, daß aus dem im Stücke ziemlich verfehlten sich nun ein wahrer Charakter gestaltete, und jeder Moment seiner Darstellung im vollsten Einklange mit dem Ganzen stand. Nächst ihm war Herr Burmeister als La Roche sehr verdienstlich, doch ließ sich dieser heftige, rücksichtslose, aus gewöhnlichem Holze geschnitzte Charakter viel leichter darstellen. Mit Vergnügen konnte man auch Hrn. Devrient in seiner kleinen Rolle des Firmin festes Memoriren nachrühmen, dessen er sich bey ähnlichen Fällen nicht stets befleißigt. Um so weniger hatte man aber Ursache, mit Hrn. v. Zahlhas als Minister Narbonne zufrieden zu seyn, welcher durchaus nicht wußte, was er aus seiner Rolle machen sollte. Freylich hat sie der Dichter schon hie und da verzeichnet; das aber eben ist des gebildeten Künstlers Aufgabe, durch künstlich angebrachten Schatten und Licht solche verfehlte Contoure doch noch in irgend ein Ebenmaß zu bringen. Die Frauen treten in diesem Stücke ganz in den Hintergrund.

Bald darauf waren die Steckenpferde, Lustspiel in fünf Akten, von Wolf, neu. Lange wird man sich schwerlich darauf herumtummeln, aber, um einige Male damit auf der Bühne sich zu erlustigen, sind sie gewiß gut genug. Der ganze Fehler bey dem in fließenden Versen geschriebenen, und mit manchem treffenden Witzworte ausgestatteten Stück liegt darin, daß man sich für keine der vorkommenden Gestalten wärmer interessiren kann, und sie sich eben in dieser Steckenpferdemanie einander viel zu ähnlich sehen. Auch herrscht die Karikatur zu sehr in dem Ganzen vor. Es ist in einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo Rücksichtnahme und Zurückhaltung der wahren Gesinnung selbst das Losungswort der niedrigern Stände geworden ist, durchaus nicht mehr anzunehmen, daß in höhern Kreisen eine solche Musterkarte von halbverrückten Menschen zusammen kommen sollte, wo jeder ohne Scheu seine Meynung von sich gibt, seiner Lebensansicht folgt, seine geheimsten Beziehungen mittheilt. Darum sprechen auch der Gärtner und das Kammermädchen noch am meisten an, weil man es diesen in ihren geringen Verhältnissen noch am wenigsten zutraut, daß sie ihre Steckenpferdreiterey öffentlich treiben. Die der leztern ist auch wohl die belustigendste und natürlichste, die andern, besonders die der Lyra und Sappho, wohl viel zu überspannt und unwahr. Unter den Darstellern zeichneten sich nur Mad. Hartig als Lyra und Hr. Pauli als Gärtner aus, dagegen Hr. v. Zahlhas abermals ein wunderbares Werk aus seinem, im Bau steter Luftschlösser sich verlierenden Major schuf, den er doch offenbar phantastischer hätte anlegen müssen, um wenigstens in etwas der Idee des Dichters Genüge zu leisten.

Mit dem 20sten Mai begannen die Darstellungen in dem Sommertheater, unweit des Linke'schen Bades an der Elbe. Der Platz ist vortrefflich gewählt, denn so wie man aus dem Schauspielhause tritt, stellt sich das herrlichste Panorama dar, und man blickt über den breiten Elbspiegel hinweg, bis zu der Feste Königstein und den Gebirgen der sächsischen Schweiz. Hier sah man freylich etwas Größeres in der Natur, als die Kunst innerhalb der hölzernen Wände des Schauspielhauses bieten konnte, doch verweilte man auch bey einigen Vorstellungen gern darin. Dahin gehört Salomons Urtheil, ein neueinstudirtes Melodram. Die Musik von Quaisin ist höchst charakteristisch und bezeichnet einzelne Stellen mit so vieler Wahrheit, daß man wider Willen davon hingerissen wird. Das Schleppende der ersten Akte ist allerdings ermüdend, aber die Gerichtsscene im dritten bringt an das Herz. Wahrhaftig dramatisch ist der Moment, wo Salomon sich auf dem Throne erhebt, und in den Streit der Mütter seine Entscheidung herabruft. Das ist auch eine der erhebendsten Stellen der Musik. Mad. Schirmer stellte die Sena mit vielem Gefühle und einer lieblichen Zartheit dar, auch mußte man Mad. Müller wegen ihres Fleißes in der so höchst widrigen Rolle der Tamyra loben. Sie hatte bald darauf Gelegenheit, ähnlichen Eifer in dem ebenfalls neubelebten Ziegler'schen Stücke: Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person, als Fräulein von Katzeburg zu zeigen. Ob man gut that, dieses verlebte Stück aus seinem Todtenschlafe wieder zu erwecken, will ich nicht entscheiden. Es hat kräftige Momente, aber eine gewisse Derbheit der Sprache und Gemeinheit einzelner Züge, denen wir doch entwachsen zu seyn glauben müssen. So ist das kuppelnde Wesen in der Ismentraut unausstehlich, so ist der Ritter Roelhof doch ein gar zu gemeiner Geselle, und die Art, wie man den alten Rabinger foppt, wohl zu plump. Das Publikum scheint auch nicht eben lebhaftes Interesse zu nehmen, und bey der zweyten Vorstellung war das Haus fast ganz leer. Gelungener schienen mir die beyden neuen Vorstellungen am 17ten Juni. Der Puls wird immer lebenvoll schlagen, es ist eine ungemein glückliche Idee Babo's gewesen, diese altgriechische Geschichte zu modernisiren, und zwar mit so vieler Kunst, daß man nirgends und nie daran erinnert wird. Einfacher Gang der Handlung, ruhige, aber edle Sprache, heiterer, aber nur zum Lächeln reizender Scherz bezeichnen dieses Stück als eines der gelungensten. Hr. Burmeister war trefflich als Graf, vornehm, aber gefühlvoll, kaltscheinend, aber nie erkältend, auch mit Hrn. Kanow als Arzt hatte man alle Ursache zufrieden zu seyn. Das darauf folgende Koncertino vom Kammermusikus Peschel ward nicht ausgezeichnet vorgetragen, und war besonders in der Komposition verfehlt; einen recht angenehmen Eindruck hinterließ aber das den Beschluß machende kleine Lustspiel Sechzehn Jahr und schon so alt! nach dem Französischen von Th. Hell bearbeitet. Ist das Käthchen, welches die Hauptrolle darin hat, so jung, so hübsch und so brav, wie es hier Mamsell Wagner war, so kann die Kleinigkeit nirgends des Beyfalls verfehlen. Besonders die lezte Hälfte der Rolle, wo Käthchen durch Zauberkünste alt geworden zu seyn glaubt, spielte die liebliche Künstlerin mit so vieler Anmuth, so wahrem Gefühle, und mit so ansprechender Naivetät, daß ihr mehr als einmal lauter Beyfall zu Theil ward. Auch Hr. Geiling war als Carbonum sehr ergötzlich, doch konnte ich mich mit seinem Kostüm nicht ganz einverstehen. Ein gutes Talent zum Komischen glaube ich auch in Hrn. Burmeister dem Sohn bey dieser Gelegenheit gefunden zu haben, dagegen ihm das Fach der Liebhaber wohl weniger gelingen dürfte.

Die HH. Kindler und Becker spielen jezt Gastrollen, die Familie Chiarini tanzt auf dem Seile, und stellt Pantomimen dar, Wittwe Gropius zeigt ein Welttheater, eine Albinose läßt sich sehen und zwey gewaltige Schlangen fressen Kaninchen; über alle diese, oder einige dieser Schaustellungen in meinem nächsten Briefe. Guido.

Beylage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Juli 1825.

Wer scheitern soll, der scheitert noch im Hafen.

Fouqué.

Schöne Lenka.

Schön' Lenka harrt am Ufer schon,
Der Fischer harrt im Kahn;
Es summt ein Lied des Wassers Sohn,
Und ruft das Mädchen an:
„Zurück, zurück, du schönes Kind,
Zu große Wogen stürmt der Wind!"

Doch flehend sprach das Mädchen nur:
„Ich muß hinüber zieh'n;
Es grünet d'rüben eine Flur,
Ein Hüttchen steht darin,
Und rund um kühle Schatten sind —
Er wartet dort; o fahr' geschwind!"

„Die Woge braust, der Sturm ist da,
Ich seh's, Gefahren sind;
Doch immer ist die Hoffnung nah':
Zum Ufer treibt der Wind.
Ob Kummer dich, ob Scherz ereilt:
Die Freudenthrän' am Ziele heilt."

Schön' Lenka setzt sich in den Kahn,
Das Steu'r der Fischer faßt;
Und wie die grimmen Wogen nah'n,
Und wild die Windsbraut ras't,
Spricht immerdar das schöne Kind:
„Nur fort, zum Ufer treibt der Wind!"

Die Woge strömt vom Ufer her,
Der Wind entgegen weht;
Wir finden keine Rettung mehr,
Wer Gott versucht, vergeht.
Die Woge schwillt und wirbelt sich,
Die Flut verschlinget dich und mich."

„Mein Schiffer, mit mir ist das Glück,
Glück deinem Nachen blüht;
Wie hell — gen Abend kehr den Blick —
Der Liebe Stern erglüht;
Gen Abend harrt der Jüngling mein,
Gen Abend muß ich furchtlos seyn."

So Lenka; schaut zum fernen Strand,
Und sieht ihn, ihre Lust;
In Wonne bebend streckt die Hand
Sie hin; es flammt die Brust,
Sie Erde, Himmel, Wog' vergißt,
Im Blick nur Leben, Seele ist.

Doch blutend schlägt des Jünglings Herz
Am hoffnungslosen Strand;
Es wächst der Sturm; er sieht, o Schmerz!
Die Maid in Todes Hand.
Und Sturm auf Sturm und Wolke flog —
Den Nachen, weh! verschlingt die Wog'.

Der Jüngling, stumm und thränenlos,
Empfindet, denket nicht;
Sein Weh ist wie des Grabes Schoß,
Des Lebens Kraft ihm bricht.
Schnell, wie aus Wolken, fährt die Glut,
Stürzt er, halb todt schon, in die Flut.

Franz Kölcsey.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Was ward nun aber bey dieser Verwirrung der Dinge aus den Weibern? Wenn die Menschen im Allgemeinen der praktischen Moral bedürfen, wie viel nöthiger ist sie uns! — und um so mehr, wenn unsre geistigen Fähigkeiten sind ausgebildet worden. Unsre Schwäche zeigt sich am fühlbarsten bey dem Uebergang von dem Begriff zur Handlung; und wenn die Gewohnheit bestimmter Religionsansichten uns nicht bis auf die Form vorschreibt, welche wir der Tugend geben sollen, sind wir in Gefahr, in ein Labyrinth von Ungewißheiten zu gerathen, aus dem herauszufinden uns die Kraft versagt ist. Fortwährende Zweifel ermüden eine bewegliche, lebhafte Einbildungskraft, und verleiten sie nach und nach, sich von ernsthaften Dingen zu entfernen; daraus entsteht gar bald eine Hingabe in den Strudel der Vergnügungen, welche durch lebhafte Empfindungen und die Leere der Ideen betrügen. Es thut weh, zu beobachten, wie während der Regierung Ludwigs XV. die Weiber die Grundsätze der damaligen Philosophie so eifrig benuzten, um ihr gegebenes Aergerniß zu rechtfertigen und ihre Fehltritte zu erleichtern. Die jezt bekannten Memoiren jener Zeit geben davon ein trauriges Zeugniß; man sieht darin, durch welche verführerische Vernünfteley die Weiber von Pflichten abwendig gemacht wurden, durch deren Erfüllung ihr Leben, wenn auch nicht immer glücklich, doch unfehlbar ehrenvoll bleibt. Ihre Philosophie lehrte sie, daß die der Natur widerstrebenden Tugenden falsch wären, die Mode sagte ihnen überdieß: der Anschein der Treue sey pinselhaft und mache lächerlich — nicht allein die eheliche Treue, sondern die Liebe selbst, wenn sie durch Beständigkeit zur Tugend ward, fiel in Verachtung. Man wußte es ihr nicht Dank, ungesetzlich zu seyn, weil sie ernst war, und eine wahre Leidenschaft ward verworfen, weil sie ein Schmerz ist. Alles, was bey einer Verbindung nicht einem flüchtigen Einfall glich, ward von dem Gerichtshof der guten Lebensart verdammt, die Treue ward ein Aergerniß, und der Leichtsinn stieß Alles von sich, was den Reiz der Neuheit verloren hatte.

Wenn man sich das Weib vorstellt, wie es also von seiner zarten Jugend von irreleitenden Sophismen umgeben war, fühlt man sich peinlich angeregt, wie bey dem Anblick eines zarten, von roher Qual leidenden Geschöpfes. Der Grund unsrer Seele bewahrt so viele Elemente von Reinheit und Erhabenheit, daß sich seine Natur, sobald man sie zur Erniedrigung treibt, offenbar sträubt; vor Allem aber ist in diesem Fall des Weibes Seele bestürzt und verloren. Ein unwürdiger Mann kann die Eigenschaften, die ihm übrig bleiben, noch zu etwas benuzen; sein Leben bietet ihm noch manchen Ausweg in der Politik, in dem Krieg, durch Wissenschaften, durch die Künste; er kann der Last seiner Sittenlosigkeit entgehen, kann sogar noch Beyfall erwerben, kann sich einigen Ruf und einige schöne Täuschungen verschaffen. In der Erziehung kann man ihm in Ermanglung der Tugend die Ehre einprägen. Alles dieses ist dem Weibe versagt. Die Entwürdigung entreißt es seiner Bestimmung, sie bleibt in einem kleinen Kreise eingeengt, in ihm muß sie verharren und zu Grunde gehen; sie wird ruhelos hinschmachten in einem Leben ohne Glück, und endlich unwürdig sterben.

Wie beklagenswürdig waren diese armen Geschöpfe, die, von der Geburt an von ihren Müttern getrennt, erst bey käuflichen Säugammen, dann in ein Kloster verwiesen, ihre Kindheit und ihre erste Jugend verlebten. Der elende Religionsunterricht, den sie empfingen, ward kein Band zwischen ihrer Seele und der ihr auferlegten kirchlichen Zucht. Im ärmlichen Besitz einiger wenig ausgebildeten Talente, ohne alle Verstandesbildung, brachten sie einen leeren, aber thätigen Kopf, eine gänzliche Unkunde ihrer Pflichten, nicht den mindesten Begriff der Gefahren, mit welchen die Gesellschaft sie bedrohte, aber vor Allem eine unvernünftige Sehnsucht nach Unabhängigkeit, mit sich in die Welt *). Mir däucht, ich sehe sie bey ihrem Austritt aus dem Kloster, ohne Freymüthigkeit in Stellung und Rede, mehr verlegen als schüchtern, in allen den Putz eingezwängt, von alle dem Flitter beladen, welcher die wunderliche Ausartung jener Zeit beurkundete. Endlich lernt die entfremdete Tochter ihre Mutter kennen — allein welche Stütze konnte sie in einem Familienverhältnisse finden, wo es zwischen Vater und Mutter, außer den Namen, kaum etwas Gemeinschaftliches gab? Welche Berathung konnte sie von einer Mutter erwarten, die vielleicht selbst zwischen einer Vergangenheit, die sie beunruhigte, und einer Zukunft, die ihr schrecklich schien, schwankte? Was konnte diese ihr über die Ehe sagen, mochte sie die ihre auf die zu jener Zeit gebräuchlichen Bedingungen eingegangen seyn, oder heimlich unter der ihr

*) Wir mögen uns nur hüten, daß die immer zunehmende Sitte, unsre Töchter in Instituten erziehen zu lassen, wie verschieden diese von den Klöstern seyn mögen, nicht einige von den Uebeln der Klostererziehung herbeyführen: z. B. Entfremdung vom Vaterhaus, dessen Interessen und gemeinnützigen Beschäftigungen; daraus entstehendes Verlangen nach Unabhängigkeit — das heißt: nach einer Heirath, die es in den wenigsten Fällen in der Eltern Macht steht, den Töchtern zu verschaffen u. s. w. Jene Französinnen konnten, wenn das Weltglück ihnen fehlschlug, endlich in ihr Kloster zurückkehren, wo die Verhältnisse ihrem nichtsbedeutenden Daseyn einen Halt gaben; unsere Töchter, wenn ihnen eine Versorgung (ein omiöser Ausdruck für Ehe) entgeht, mit ihren im Institut erworbenen Talentchen und unverbauten Kenntnißfragmentchen in Mitte ihrer Familie vereinzelt, sehen einem unmuthigen Alter entgegen.

auferlegten Verkehrtheit gelitten haben. Wahrscheinlich wird sie ein eben solches Stillschweigen beobachtet haben, wie sie es in ihrer Jugend erfuhr, und gleich fürchtend ihre Tochter zu unterrichten, wie sie zu verderben, blieb ihr nichts übrig, als deren Schicksal dem Zufall zu überlassen. Die Einbildungskraft des jungen Mädchens eilt aber sichtbar ihrer Zukunft voraus; sie erwartet ungeduldig den Mann, dem sie die Freyheit, nach Willkür zu leben, zu danken haben soll. Endlich erscheint er, man zeigt ihn ihr — und das ist Alles. Bald verbindet sie eine Ceremonie, deren lärmender Hergang ihr allen Ernst raubt — kaum kann ein frommer Gedanke flüchtig dabey aufkommen — und wie wenig Zeit braucht es, um ihr fühlbar zu machen, daß ihr Herz nicht dabey zu Rathe gezogen ward! — Hat sie nun aber vielleicht eine jugendliche Neigung an den, ihr vom Zufall zugeführten, Gatten geknüpft, was soll sie mit der Liebe thun, die der Gatte vielleicht anfangs aus einer Laune anzunehmen schien, bald aber aus abscheulichen, von den frechen Meinungen und flatterhaften Sitten der Zeit angenommenen Gewohnheiten zurückweist? — Nun erregt der Sturm der Leidenschaften und die Unsicherheit der Grundsätze einen den Kräften des armen Weibes sehr unangemessenen Kampf — — *). Ich mag dieses Gemälde nicht vollenden. — Man denke sich das Geschick des Weibes, das nicht Tochter war, das nicht Gattin ist und nicht Mutter seyn wird — und so waren sie doch, sie, welche Dichter lobpriesen, welche den Neid fremder Weiber erregt haben — sie, über die Voltaire spottete, nachdem er selbst sie besungen! —

Die Memoiren und die Briefwechsel des letzten Jahrhunderts beweisen nur zu deutlich, wie sehr die Grundsätze, selbst der ernsthaftesten Männer dieses Zeitraums, mit allem Uebrigen verbunden, zu dem Verderben der Weiber beytrug; sie hätten sich zu gleicher Zeit gegen irrige Grundsätze und gegen schädliches Beyspiel vertheidigen müssen; man erschütterte ihren Glauben, man flößte ihnen Vorurtheile ein, eine Menge in aller Hände sich befindende Bücher lehrten ihnen die Gründe der Zweifel; eben so viele angenehme Schriften, leichtsinnige oder leidenschaftliche Gedichte, lüsterne Romane erhitzten ihre Einbildungskraft, beschäftigten ihren Verstand, berauschten ihr Herz. In der Gesellschaft fanden sie Leere und Sittenverderbniß, und suchten sie die Annehmlichkeiten der Unterhaltung, so hörten sie das Daseyn der Pflicht, ja das der Gottheit bestreiten.

*) Bilden wir uns doch ja nicht ein, diese Schilderung passe nur auf Paris vor der Revolution, oder auf die Franzosen, oder auf die vornehme Welt allein; manchem deutschen Weib, nicht nur des vornehmen Standes, wird, wenn es diese Zeilen liest, das Herz wehe thun, und manchen Mann sollte — wenn das Ding noch in ihm lebt — das Gewissen mahnen.

Die Künste, welche der falsche Geschmack ebenfalls verderbt hatte, trugen, indem sie sich verbreiteten, dem Luxus dienten, zur Vermehrung der Weichlichkeit bey. Die Genüsse des Reichthums, das Bedürfniß, ihn zu erlangen, die Leichtigkeit, ihn zu verthun, nahmen immer mehr zu, und diese Vereinigung aller zierlichen Verdorbenheit, aller zerstörenden Annehmlichkeiten führten die Gesellschaft endlich zu der furchtbaren Katastrophe, die ihr eine so große Lehre geben sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Juni.

Ein ehrenwerther und von beyden Seiten auch mit ziemenden Waffen geführter Kampf hat sich kürzlich zwischen einigen Professoren der hiesigen Universität erhoben über den Umfang der Anforderungen, die an öffentliche Schulen und Unterrichtsanstalten gemacht werden können. Der Professor Bernoulli erweiterte in seiner Schrift „von der Entbehrlichkeit des Lateinlernens für Nichtstudirende“ (bey Neukirch. 1825. 8.) den Kreis dieser Ansprüche, und rügte die bisherige vielfältige Beschränkung öffentlicher Lehranstalten auf Bildung des Lehrstandes, so wie die Vernachlässigung der Bildung des Nährstandes, das will sagen, der bürgerlichen Gewerbe und des kaufmännischen Berufes, deren Veredlung durch wissenschaftliche und gründlichere Bildung wohl eingerichtete polytechnische Schulen erheischt, die mit den gelehrten Schulen parallel gehen, und mit diesen gleiche Ansprüche auf die theilnehmende Sorge der Regierungen haben sollen. Den ausgeworfenen Handschuh hat der Professor Gerlach aufgehoben, um in dem Universitätsprogramme „Verhältniß des Sprachunterrichts zu den übrigen Lehrgegenständen“ (bey Wieland. Mai 1825. 4.), theils jene Zumuthungen als ungerecht zurückzuweisen, theils den Werth und die Würde der Alterthumswissenschaft und ihrer Sprachen in Schutz zu nehmen. Dem Gemeinwesen können Erörterungen in der Art, wie sie hier statt finden, immerhin nur Vortheil bringen, und der eine der Kämpfer sagt daher sehr richtig: „Unangenehm können solche Angriffe nur denjenigen seyn, die in jedem Tadel irgend einer Wissenschaft, zu deren Vertretern sie sich zählen, eine Beeinträchtigung ihrer selbst finden. Anders Gesinnte erkennen gerade in solchem lebhaften Streite das eigentlich Belebende der Wissenschaft. Jede Ueberzeugung wird zum sinnlosen Dogma, sobald deren Untersuchung unterlassen oder gehindert wird. Durch neue Forschung hingegen und eine vielseitige Betrachtung wird jene Unbefangenheit des Urtheils erzeugt, welche Wahres und Falsches am sichersten scheidet; und so wie das auf diese Weise Erkannte im eigenen Bewußtseyn klarer hervortritt, wird es auch leichter bey Andern Anerkennung finden.“ Dem Staat will Hr. Gerlach nur die allgemeine Geistesbildung seiner Bürger zur Pflicht machen. „Es scheint der Natur der Sache gemäß, sagt er, daß jedes besondere Streben im Unterricht außer dem Kreise der Staatsgewalt liege, als welcher nur die Vorsorge obliegt, daß alle Bürger dem gemeinen Staatszweck dienen. Wie und auf welche Weise dieß jeder Einzelne thun wolle, das wird durch die Eigenthümlichkeit bestimmt, und ist gleichgültig für allgemeine Wohlfahrt.“ Freylich wird für den allgemeinen Unterricht ein Lehr-

verstand erfordert, und darum muß auch für dessen Bildung durch eigene Anstalten oder gelehrte Schulen gesorgt werden. Aehnliche Anstalten, aber für die gewerbtreibenden Stände, oder des Staates Verpflichtungen, für solche Bedacht zu nehmen, weiset Hr. Gerlach ziemlich schroff also ab: „Das Bedürfniß der Ernährung und des physischen Wohlseyns ist dem Menschen mit den Thieren gemein, und wird auf gleiche Weise befriedigt (?), so daß in dieser Beziehung es keiner besonderen Aufforderung bedarf. Gesezt aber, die Gewinnung des Unterhaltes wäre weniger leicht, so würde die öffentliche Erziehung ein Unding seyn, wenn sie zwar für weit größere Anstrengung den Geist entwickelte und bildete, aber in Beziehung auf das Einfachste, die Befriedigung der thierischen Bedürfnisse, den Menschen weniger erfindungsreich machte. Gerade das Entgegengesezte ist ja das allgemeine Erfahrungsgesez, daß nämlich jede gewonnene Erkenntniß zur Erhöhung des sinnlichen Lebensgenusses vorzugsweise benuzt wird." — Befriedigender und gelungener dürfte man alles dasjenige finden, was der Kenner und Lehrer der Alterthumskunde zum Preise derselben vorträgt. Die Schlußstelle seiner lesenswerthen Betrachtungen ist diese: „Alle Bildung durchs Alterthum wäre ohne Einfluß auf's Leben, wenn dadurch der Sinn für volksthümliches Streben erstickt würde. Vielleicht hatte man früherhin Grund, diesen Vorwurf zu erheben, da die ganz mechanische Behandlung des Unterrichts die Thätigkeit außer der Schule oft mehr lähmte, als stärkte. Eben dieß ist die Ursache, daß selbst in neuerer Zeit einige das römische und griechische Sprachstudium bekämpften, weil sie die aus ihrer Jugendbildung gewonnenen Ansichten auf die Gegenwart übertrugen, und einen Lehrgegenstand, den sie für ihre eigene geistige Entwicklung ohne Bedeutung glaubten, aus dem Kreise des Unterrichts völlig ausstoßen wollten. Der dabey aufgestellte Grundsaz, die eigentliche Volksbildung müsse aus dem Volke selber hervorgehen, und nicht über den Kreis volksthümlicher Vorstellungen hinausschreiten, wird ohne Zweifel für Viele sehr ansprechend seyn; dennoch scheint mir dieß auf einem Irrthum zu beruhen. Nicht dadurch wird volksthümliche Bildung und Sitte erzielt, daß man sich gegen Fremdartiges abschließt (das erzeugt nur Beschränktheit und Stumpfsinn), sondern dadurch, daß die in dem Volke schlummernden Anlagen auf alle Weise geweckt, und so die höchste geistige Selbstthätigkeit erzeugt wird. Mit Unrecht ward die hellenische Bildung als Muster und Vorbild jenes einseitigen Strebens genannt (denn von den Römern ist bekannt, wie viel sie Fremdes entlehnt haben), auch die Hellenen haben offenbar, besonders in früherer Zeit, sehr Vieles von den Asiaten angenommen. Nur gaben sie sich nicht knechtisch den fremden Eindrücken hin, sondern faßten mit Freyheit dasselbe auf, und machten es zu ihrem geistigen Eigenthum. Weit entfernt also, daß das Fremdartige die Reinheit hellenischer Volksbildung getrübt hätte, war es nur eine Veranlassung zu rascherer Entwicklung der in dem Volke ruhenden Anlagen. Ja, das deutsche Volk selber, wann war es seinem Wesen getreuer, als wo es durch das bewegte Leben der mittlern Zeiten mit Römern, Slaven, Griechen, später mit den Völkern des Morgenlandes in mancherley Berührung gebracht wurde, und bald in freundschaftlichen, bald in feindseligen Verhältnissen zu ihnen stand? — Nur die Trägheit und Schlaffheit wird durch fremdes Einwirken beherrscht und niedergedrückt. Das inwohnende geistige Leben hingegen wird nur gesteigert, wenn es sich durch Fremdartiges angeregt findet. Aber auch nicht einmal mehr möglich wäre jezt ein solches Abschließen gegen den Einfluß, den man von den römischen und griechischen Schriftwerken fürchtet. Das geschichtliche Band, das uns an das Alterthum knüpft, wird niemand zertrennen, noch kann irgend ein Volk aus dem Verhältniß heraustreten, das ihm vom Schicksal bestimmt war. So möchte jene wohlgemeynte, aber unverständige Forderung wohl von niemand berücksichtiget werden. Aber dafür wird man trachten, die schon in der Natur begründete Verbindung zwischen den beyden fremden und der Volkssprache durch beständige Vergleichung noch inniger zu knüpfen. Ueberdieß muß nun auch die gründliche geschichtliche Erforschung der Muttersprache eintreten, wozu die täglich sich mehrende Zahl schriftlicher Denkmäler aus der Vorzeit immer dringender auffordert. Zugleich soll damit verbunden seyn ein umfassender Unterricht im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke, nicht nur um die zur wahren Geistesbildung unerläßliche Herrschaft über den Sprachstoff zu erhalten, sondern namentlich auch um für die Schönheit der eigenen Sprache empfänglich zu machen. Denn nur aus dieser Unkenntniß der Volkssprache sind die übertriebenen Lobpreisungen fremder, namentlich neuer Sprachen herzuleiten! wie man denn oft z. B. im Französischen schön nennt, was in der eigenen Sprache weit vollkommener gefunden, aber ohne Anleitung zu richtiger Beurtheilung gewöhnlich verachtet wird. Dieser Ausländerey wird am sichersten begegnet durch sorgfältige Erläuterung der besseren Schriftsteller alter und neuer Zeit, wobey nur vor der unbedingten Bewunderung gerade des neuern Schriftwesens zu warnen ist. Denn allein die geschichtliche Ansicht der Sprache kann hier die Unbefangenheit des Urtheils gewähren, welche unbestochen durch das Blendende gerade der auffallendsten Erscheinungen, nur in dem, was wahrhaft volksthümlich und in dem Wesen der Sprache gegründet ist, das Nachahmungswürdige findet. Auf diese bessere Ansicht der Sprache soll auch der deutsche Geschichtsunterricht zurückwirken. Denn so wie es die Darstellung der Volkseigenthümlichkeit und deren Entwicklung enthält, soll er Liebe zum Vaterlande beleben, und in den jugendlichen Gemüthern das Streben erwecken, im Sinne seines Volkes, sey es im Leben, sey es in der Wissenschaft zu wirken." — Der klassischen Bildung, welche Hr. Gerlach heischt, widerstrebt, was Hr. Bernoulli fordert, jedoch keineswegs. Gründliche Wissenschaft wollen beyde Männer für jeglichen Beruf des Bürgers, und die Stadt Basel ermangelt der Mittel nicht, um zu leisten, was für die Erhaltung ihres literarischen Ruhmes und was hinwieder für das Fortschreiten ihres Gewerbstandes erforderlich ist.

Auflösung der Charade in Nr. 169:

Maaslieb e.

Charade.

Drey Sylben nur! die erst' erquicket Thier und Feld;
An Krüppel mahnen unbequem die andern;
Doch sieht man gern darauf auch muntre Jungen wandern
Die Straße durch; nur wenn ein Dichter sie sich wählt,
Das macht Verdruß. Wollt ihr das Ganze kennen,
Ein reges Vög'lein ist's, und leicht auch zu benennen,
Das gern sich zu die erste Sylbe hält.

-B.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Juli 1825.

— Leicht fertig sind sie mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt, wie des Schwertes Schneide.

Schiller.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Die Weiber während der Revolution.

Es ist billig und gerecht, zu bemerken, daß schon einige Jahre vor der Revolution der Rückstrahl von Ludwigs XVI. Tugenden, ein verspäteter Schritt der Vernunft, ein Anfang von erworbner Erfahrung und einige unglückweissagende Schriften eine günstige Wirkung auf die Sitten begonnen hatten. Rousseau hatte die Mütter für sich gewonnen; die bloße Gegenwart eines Kindes im Innern der Familie verbreitet schon eine gereinigtere Luft, sie verhindert wenigstens die Gatten an der Schautragung des Lasters. In dieser Zeit erschienen auch schon einige Schriften über die Erziehung der Töchter, und die Sitte, dieselben in die Klöster zu schicken, hörte auf allgemein zu seyn.

Die Revolution fand den Geist der Franzosen im Kampf mit einer seltsamen Lage. Ein schaffender Trieb stieß sie vorwärts, indeß tausend einengende Formen, die Trümmer einer sterbenden Vergangenheit, sie noch zurückhielten. Dieser Gegensatz zwischen der Kraft der Ideen und der Veraltung der Dinge brachte den Verstand, auch den der Weiber, in den Zustand einer wahren Krisis. Er fand sich, indem er den Anschein der Flatterhaftigkeit behielt, plötzlich einer größern Tiefe fähig. Es war die Nothwendigkeit des Augenblicks, der Uebergang des gegenwärtigen Geschlechtes zu dem, welches sich des Schauplatzes bemächtigen sollte; es war der Gruß, welchen das beginnende Jahrhundert dem scheidenden zuwinkte.

In diesem Zeitpunkt des Verfalls und des Beginnens mußte man noch, um sich Gehör zu verschaffen, kurzweilig seyn. Bey der von der Mode auferlegten Nothwendigkeit, alles mit Anmuth, selbst mit Leichtigkeit zu thun, beschäftigte sich die Berathung über die wichtigsten Unternehmungen eben so sehr mit den Formen als dem wirklichen Sinn, und die ersten Interessen der bürgerlichen Ordnung, die Politik, die Moral, die Religion, die es aus den zusammenstürzenden Trümmern zu retten galt, wurden wie Gegenstände einer literarischen Erörterung behandelt, wie der Zwist um die zwey Musikanten, deren man so eben müde geworden war.

Blicken wir auf das Gesagte zurück — denn man muß nie fürchten zu viel zu beweisen, wenn es darauf ankommt, die ehemaligen Sitten des Vaterlandes zu richten: die Anmuth des Geistes, welche man französische Leichtigkeit nannte, aus der wir lange unser erstes Verdienst machten, ward von dem Augenblick an, wo wir gezwungen wurden, unerläßlich gegen den Ernst des Lebens zu kämpfen, unser größter Fehler. Seit hundert Jahren war die Gewohnheit, ohne das geringste Nachdenken das, was man einen Stand nannte, zu wählen, ganz besonders allgemein geworden; ein solcher mußte zu leben geben, oder das Leben angenehm machen. — Niemand fragte danach, ob er zu dem Gewählten geschickt sey? Ich habe in meiner Kindheit noch Magistratsmänner gesehen, die an Eleganz und Kin-

dischem Treiben mit den Höflingen wetteiferten. Zum Beweise brauche ich nur auf die seltsame Stellung hinzudeuten, welche einige hohe Geistliche in der großen Welt genommen hatten.

Eine unumschränkte Regierung, welches auch ihre Form seyn mag, vereinzelt die Bürger untereinander und reizt sie zur Selbstsucht; ist ihr Regiment sanft, so denken sie nur darauf, ihr Leben, das nun ganz persönlich geworden ist, so wie es die Mode und ihr Geschick verlangen mag, angenehm zu machen. Sie lassen die Weiber dazu behülflich seyn, und sobald diese den Dingen den Maßstab gegeben haben, der sich für sie selbst paßt, sind die Männer wohl gezwungen, sie auch auf ihn zu reduziren. Deßwegen warf Rousseau zu seiner Zeit diesen auch vor, weibischer zu seyn, als die Weiber selbst.

Ein Zustand öffentlicher Sitten, der dem Leben alle große, erhabene Theilnahme raubte, aber die Freyheit ließ, über Alles zu schwatzen, mußte bey einem redseligen Volke den Geschmack und das Talent des Gesprächs entwickeln. Das war auch in Frankreich der Fall, der Ideenwechsel, durch passende zierliche Worte, war dort zu Hause. Beym Ausbruch der Revolution war das Gespräch die große Angelegenheit der Franzosen; vielleicht hat diese Kunst — denn eine solche war es — in der Folge bey uns einige Veränderungen erlitten. Eine angenehme Unterhaltung über ein Nichts, oder, die sogar ernsthafte Gegenstände in ein Nichts verwandelt, wird unsern fortan strenger beschäftigten Männern nicht mehr so gewöhnlich seyn. Bacon hat gesagt: „Die Unterhaltung durch Gespräch ist kein Weg, der nach Haus führt, sondern ein Fußpfad, auf dem man anmuthig lustwandelt." Wir müssen erwarten, daß die Männer, fortan zu Bürgern geworden, und die Weiber, die vor Allem Gattinnen und Mütter seyn sollen, das Bedürfniß fühlen werden, in Zukunft nicht zu viel vom Hause ab zu streifen. Ein Weib, das nur dem Namen nach Gattin, und weil sie die Erziehung nicht selbst in Händen hat, Mutter ohne Kinder ist, also ihre Zeit nach Willkür verwenden kann, mußte in diesem müßigen, glänzenden Wettkampf große Vortheile haben. Es bedurfte keiner sehr ausgebreiteten Kenntnisse, um einen Cirkel zu halten, das ersterbende Gespräch wieder zu beleben, einen Jeden von dem sprechen zu machen, worin er mit Vortheil sich zeigte. Dieses Talent war lange die Quelle unsrer größten Wichtigkeit, das Ziel unsers wetteifernden Ehrgeizes. Was bedurften wir dazu? Sehr wenige Kenntnisse, eine große Gewandtheit, dem Gedanken eine neue Seite abzugewinnen, die Geschicklichkeit, Mangel an Wissen durch einen guten Einfall zu verstecken, mit dem Vorbehalt, unsre Unwissenheit bey einer andern Gelegenheit mit einer Naivetät, die sie bezaubernd machte, zu gestehen. Das reichte hin, um den Beyfall einer Abendgesellschaft zu erwerben, und eine Zeitlang bestand das Leben der Pariserinnen — und Frankreich bildete sich nach Paris — aus solchen abendlichen Gesellschaften. Wie die Revolution diese Gesellschaften überraschte, hielt man sie anfangs auch nur für eine neue Gelegenheit zum Schwatzen. Viele Menschen glaubten damals, sie würde ganz gesprächsweise abgethan werden. Anfangs verschaffte der Kampf der Meinungen allgemein den herrlichsten Zeitvertreib. Es gibt noch Personen, die sich dessen erinnern und eingestehen, daß jene Zeit, wo man die wichtigsten Gegenstände mit der größten Leichtigkeit erörterte, die glücklichste ihres Lebens war. Man war schon lange gewohnt, die politischen Revolutionen mit dem Maßstab der Hof- und Salons-Begebenheiten zu messen; eine Menschenklasse, die kein einziges Band an ihr ihnen ganz unbekanntes Volk knüpfte, glaubte sich kühn und schonungslos aussprechen zu können. Ihr Gewissen war gar nicht dabey in Anspruch genommen, die Mehrzahl von ihnen hätte das, was so kurzweilig war, zu tadeln, viel lieber beybehalten, als etwas Neues, das man nachher vertheidigen mußte, zu begründen. Das Verstandesvergnügen berauschte die Vernunft, sie verirrte sich auf dem Wege nach ihrem Ziel, ja Niemand war es daran gelegen, dieses zu erreichen. Dießmal wurden aber die Ansprüche der Gesellschaft betrogen: das Vorrecht des Tadelns entschlüpfte dem Bereich der Gesprächsunterhaltung, und das Volk, welches unter den Unordnungen seufzte, die man aus sehr wenig patriotischen Absichten verschrie, nahm den Tadel, den man für ein ausschließendes Recht der Pariser Abendgesellschaften gehalten hatte, beym Wort.

Diese hochmüthige Unbedachtsamkeit ist, wie mich bedünkt, die erste Quelle unsrer Unglücksfälle gewesen. Das Volk, welches nicht sowohl unterdrückt, als unglücklich war *), entdeckte endlich, welche Verachtung man über die Obern, denen es seine Leiden zuschrieb, ausgoß, und glaubte, auch auf seine Art tadeln zu dürfen; allein sein Tadel ist die Zerstörung, seine Sprache die Empörung **); sobald sein Ohr aufgehorcht hatte, stand es auf, um zu handeln, denn es glaubte, einem Aufruf zu folgen. Man war sich dieser Bewegung so wenig gewärtig, daß sie ihre eifrigsten Anhänger bestürzt machte. Der Erfolg derselben ist be-

*) Es ist von großem seelenkundigen Interesse, hie und da wahrzunehmen, wie die Verfasserin, bey aller Richtigkeit der Ansicht und Allgemeinheit der Theilnahme, in die Beschränktheit ihrer angebornen Lage eingeengt ist. Was soll doch diese zarte Distinktion für den heißen, welcher den Zustand der Dinge jener Zeit kannte? Was für die Regierung, welche weiß, daß sie ihren Regierten noch etwas Andres sagen soll, als: go eat thy pudding slave, and hold thy tongue — worauf sich unter andern Umständen auch des guten Heinrichs IV.: „ich will, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn in der Suppe habe," reduziren läßt. D. U.

**) Im Verhältniß vom Sklaven zum Herrn ist dieser Ausspruch unwiderleglich.

kannt, ihre Furchtbarkeit erschütterte die Gemüther, und wie groß das Unrecht gewesen sey, so geht die Erfahrung doch nicht gänzlich verloren. Auch sah man, wie nach sehr kurzer Zeit die Weiber, ihrer natürlichen Bestimmung wiedergegeben, Tugenden übten, deren man sie gar nicht fähig gehalten hatte. In Frankreich und im Auslande haben sie durch ihre Hingabe, ihre Gewandtheit, sich bey unerwarteter Armuth fortzuhelfen, einen Freudenstrahl da leuchten zu machen, wo ohne sie alles Dunkel und Muthlosigkeit gewesen wäre, die lebhafteste Theilnahme erregt. Ihnen hat man vor Allen die günstige Veränderung, welche in den französischen Sitten stattgefunden, zu danken. Im Angesichte der Gefahr wurden sie wieder Mütter, Töchter, Gattinnen; sie vergaßen es, verlassen worden zu seyn, verziehen dem Treubruch, übernahmen die Gemeinschaft des Unglücks, und begaben sich in die Bande, die sie, wie es vereint zu sterben galt, für heilig anerkannten, freywillig zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Ameisenigel.

(Echidna hystrix; l'Echidné épineux.)

Die nachfolgenden Berichte über das merkwürdige, nur noch sehr mangelhaft bekannte, Säugthier rühren von Herr Prosper Garnot her, dem Arzt und Naturforscher der Entdeckungsreise der französischen Korvette la Coquille.

Der stachlichte Ameisenigel (erzählt Herr Garnot) findet sich in den Wäldern von Neuholland, wo er mit seinen dazu wohl geeigneten langen Krallen im Schatten von Bäumen sich unterirdische Wohnungen gräbt. Im April 1824, wenige Tage vor meiner Abreise aus Port-Jackson, hatte ich Anlaß, einen lebendigen zu kaufen, der seit einiger Zeit als Hausthier gehalten ward. Die Person, welche mir ihn überließ, versicherte, denselben seit zwey Monaten zu besitzen und ihm nur Pflanzennahrung gereicht zu haben; die Ansicht seiner Zunge schien jedoch eher dafür zu zeugen, daß Insekten, und vor allem Ameisen, die ihm dienliche Nahrung seyn möchten; daß er sogar Mäuse fresse, wie mir gesagt ward, glaube ich hingegen nicht, indem seine Kauorgane dafür keineswegs geeignet scheinen. Dem Rathe des Verkäufers zufolge schloß ich ihn in einen großen Kasten, zur Hälfte mit Erde gefüllt, ein. Gemüse, das ich ihm reichte, ließ er unberührt. Ich bot ihm Suppe und rohes Fleisch, die er beroch, aber nichts davon genoß, auch Fliegen, die ich mittelst ausgelegter Kartoffelteige an seinen Lieblingswinkel in meinem Zimmer in Menge herbeylockte, verschmähte er. Begierig trank er hingegen das Wasser, das ihm täglich von mir gereicht ward: so wie ich solches in sein Trinkgefäß goß, kam er herbey, streckte die dehnbare, mindestens zwey bis drey Zoll lange Zunge aus und schlürfte; in der Folge kam er dann auch ohne mein Zuthun, um Wasser zu trinken.

Ich muß glauben, das Wasser einzig nur habe ihn drey Monate beym Leben erhalten. Sobald ich auf Isle de France eingetroffen war, ließ ich Ameisen bringen, die ihm dargereicht wurden, aber von ihm eben so unberührt blieben, wie die Würmer, die mit den Ameisen in der gleichen Erde sich vorfanden. Anders verhielt sich's mit der Milch der Kokosnuß, die ihm angenehm zu schmecken schien, worüber ich mich freute, und die Hoffnung schöpfte, ihn nun vollends lebendig nach Europa zu bringen; aber drey Tage vor der Abfahrt von Isle de France fand ich ihn todt im Zimmer, ohne eigentlich zu wissen, wie dieß zuging; ich vermuthe jedoch er sey durch Arsenikteig vergiftet worden, welcher in meiner Jagdtasche lag, in der er eine Nacht zubrachte. Die Untersuchung der Eingeweide konnte darüber Aufschluß geben: ich zog aber vor, das Thier ungeöffnet in Weingeist aufzubewahren.

Da mir das kleine Thier drey Monate unter Augen blieb, so hatte ich Zeit, seine Lebensart zu beobachten. Obgleich ich gewiß war, daß das ihm in einem weiten Kasten mit Erde auf dem Boden dargereichte Gemüse unberührt geblieben war, fuhr ich jedoch einige Tage fort, mit mancherley Gemüßarten wechselnd, in der Vermuthung, es dürften Pflanzensäfte von der Erde verschluckt werden, die es mit seiner Schnauze aufwühlte, und vielleicht auf diesem Weg ihm einige Nahrung zukommen. Nachher glaubte ich zu bemerken, daß dieß Lager ihm widerwärtig geworden, ich öffnete also das Gefängniß, und ließ es im Zimmer völlig frey. Es begann hierauf seine Spaziergänge, die gewöhnlich von vier-und-zwanzig Stunden vier andauerten; stieß ihm auf seinem Wege ein Hinderniß auf, so suchte es solches zu überwinden, und änderte seine Richtung eher nicht, bis jenes völlig unthunlich erfunden war. Für die Entleerung seines Unraths hatte es sich einen Winkel im Zimmer, und zum Schlafen eine andre, die dunkelste Stelle desselben, zwischen der Wand und einem Koffer gewählt. Oefters schritt es nach vollendeter Wanderung rings um das Zimmer, längs einer Wand desselben, eine Weile auf und nieder, ohne den dafür selbstbezeichneten Raum zu überschreiten. Ich habe diesen gemessen, und mit der Uhr in der Hand gefunden, daß das Thier in einer Minute einen Weg von dreyßig bis sechs-und-dreyßig Fuß zurücklegte, obgleich sein Gang langsam und schleppend war. Sein Unrath ist schwarz, wenig fett und stark riechend; so oft es ihn entleerte, barg es sich möglichst, und wie von Schaamgefühl getrieben, im Winkel.

Eines Tages, weil es nicht zum Vorschein gekommen war, holte ich es hervor, und wußte Anfangs nicht, ob es noch lebe, seine Bewegungen waren auch so ungemein schwach, daß ich glaubte, es würde mir unter der Hand sterben. An der Sonne, und nachdem ich ihm den Bauch mit einem warmen Linnen gerieben hatte, kam es allmählig wieder zu neuem Leben, und kehrte zur gewohnten

Thätigkeit zurück. Nach etlichen Tagen blieb mein stachliger Ameisenigel 48, 72, 78 und bis 80 Stunden in jener Unbeweglichkeit, ohne daß ich mich weiter darum kümmerte. Aus diesem Schlaf erwachte er, nicht immer, aber meist doch zu regelmäßigen Stunden und trieb dann seine gewöhnlichen Geschäfte; zuweilen begann er seine Spaziergänge auch wohl des Nachts. Das sanfte und friedliche Thierchen war gar nicht schen und ließ sich gerne liebkosen, es war aber auch furchtsam, und rollte sich beym mindesten Geräusch kugelförmig wie ein Igel zusammen, so daß seine Nasenspitze völlig unsichtbar ward, die es nach vorübergegangenem Geräusch alsdann wieder allmählig hervorschob. Ich brauchte nur mit dem Fuße neben ihm hart aufzutreten, um dieß Schauspiel der Kugelung wiederholt zu sehen. Die Ohrmuschel, welche recht gut sichtbar wird, wenn es aufmerksam horchte, sieht dem Ohr einer Eule völlig gleich. Die Augen des Ameisenigels sind überaus klein.

Sein Gang gleicht einigermaßen im Kleinen dem des Elephanten im Großen; die lange, doch unbewegliche Nase (vielleicht des Thieres Tastorgan) hat einige Aehnlichkeit mit einem Rüsselchen. Er schreitet stets mit gesenktem Kopf, wie in tiefes Nachdenken versunken, einher.

Den in Neu-Holland angesiedelten Doktoren Hill und Jamison zufolge, sollte der Ameisenigel zu den eyerlegenden Thieren gehören, und der Sporn des Männchens eine giftartige Flüssigkeit entleeren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Juni.

Die Einweihung des neuen preiswürdigen Schlachthauses in Zürich ward kürzlich mit besonderen Feyerlichkeiten begangen, die ein eigenthümliches Volksfest bildeten, dessen kurze Beschreibung auch auswärts einige Theilnahme finden dürfte. Es war am 19ten Mai Morgens um sieben Uhr, als von dem größten Platze in Mitte der Stadt (Münsterhof), wo die Theilnehmer des Festes sich versammelt hatten, der ansehnliche Zug durch die Hauptstraßen der Stadt in folgender Ordnung begann. Voraus ritten fünf stattliche Meister in altritterlicher Tracht, der Anführer allein, und hinter ihm in einer Reihe seine vier Knappen. Ihnen folgte zu Fuß die vierzehn Mann starke Musik, in bürgerlicher, doch gleichförmiger Kleidung, durch eigens auf diesen Anlaß einstudirte Stücke den Zug belebend. Hinter der Musik kam zu Pferd in bürgerlichen Reitkleidern ein Meister, der den Zug leitete. Hierauf zwey Züge jüngerer Meisterknaben, in mannigfaltigen Farben altschweizerisch kostumirt und bewaffnet. Dann ein Zug Lehrknaben in ihrer gewohnten Arbeitstracht, mit Metzigscheid und Spaltmesser. Hinter diesen trug ein Meister in weiß und blauer alter Schweizertracht das Zunftpanner. Nach ihm erblickte man zwey Züge älterer und jüngerer Meister in ihrer Handwerkskleidung und einen Zug Knechte mit Schlachtbeilen; alsdann einen vierspännigen, grün ausgeschmückten Wagen, auf demselben den Eisengrimm (ein hölzerner Löwenkopf, als Symbol der Metzgerzunft, in Lebensgröße), und unter einem grünen Bogen ein Gemälde des neuen Schlachthauses; hinten auf dem Wagen war eine Metzigbank, mit Wage und Fleisch aufgestellt, im mittleren Raum saßen einige Meister. Und nun — schritten in langem gravitätischem Zuge paarweise vier-und-zwanzig Mastochsen, die Ehre des Tages, augenscheinlich durch ihre gewaltigen Leiber das Lob schweizerischer Viehzucht verkündend. Landleute aus den verschiedenen Bezirken des Kantons, jeder in der Tracht seiner Heimath, führten die an Kopf und Nacken blumenbekränzten Thiere. Mit selbstzufriedenen Blicken gingen die älteren Landleute an der Seite ihrer Zöglinge, fröhlich hüpfend und jauchzend die Knaben. Die Stiere selbst aber bewiesen durch ihre Haltung, daß die sorgsame Erziehung an ihnen nicht vergeblich gewesen. Ward gleich Manchem das Gehen sauer, so nahm er sich doch, im Gefühl der ihm zu Theil gewordenen Ehre zusammen. Wenn auch einige, gleich andern plötzlich zu hohen Ehren Gekommenen, die Wahrheit zu fühlen schienen, daß Würde Bürde bringt, und bisweilen das der Kränze ungewohnte Haupt schüttelten, so blieb doch diese verzeihliche Ungeduld in den Gränzen des Anstands. Allen gebührt das Lob, daß keiner die Ordnung des Zuges störte, weder durch geniale Seitensprünge, noch durch ehrgeizigen Rangstreit. Alle, huldigend dem goldenen Spruch: In der Mitte gehst du am besten — hielten sich stets mitten auf der Straße. Immer schritt ihnen der Führer schnell genug vorwärts; sie kritisirten auch nicht anmaßend die Musik oder die Zuschauer, und — als hätten sie eine dunkle Ahnung gehabt, wie beliebt im Lande die Bescheidenheit sey — sie senkten bescheiden, ja fast demüthig, die Blicke zur Erde. Den Zug beschloß ein zweyspänniger, grünverzierter Wagen, auf dem man einen mit mancherley Würsten behangenen Baum, eine Wurstbank, und dabey arbeitende Meister sah. Nachdem sich dieser Feyerzug, ohne die geringste Störung, von einer sich gewaltig drängenden Menge schaulustiger Städter und Landleute begleitet, durch die bedeutenderen Straßen der Stadt langsam fortbewegt hatte, langte er endlich gegen eilf Uhr bey dem einzuweihenden Gebäude an. Das neue Schlachthaus und die unfern stehenden alten Metziggebäude waren mit Blumenkränzen behangen, und am Haupteingang durch einen Bogen von Laubwerk und Blumen verbunden, an dessen oberem Theile man die Inschrift las: Alles für Zürich.*) Das ganze, zum Zug gehörige Personal begab sich jezt in das Schlachthaus, und ordnete sich auf den Gallerien desselben. Der schönste und schwerste Ochse allein ward mit eingeführt. Eine Menge Zuschauer füllten den übrigen Raum. Nach einer feyerlichen Musik hielt der Obmann des Handwerks eine Einweihungsrede, worin er den Dank gegen die betreffenden Behörden, Empfehlung an das Publikum und was sonst bey diesem Anlaß schicklich scheinen konnte, aussprach. Jezt fiel das erste Opfer (an Knochen, Fleisch, Haut und Talg am Gewichte zweytausend Pfund). An diesem und dem folgenden Tag wurden die übrigen drey-und-zwanzig Ochsen und hundert Kälber, alle durch Schönheit und Fettigkeit ausgezeichnet, geschlachtet. Und da es in dieser Zeit wieder Mode zu werden anfängt, daß nichts ohne Mirakel abgehen kann, so versichert die Fama, auch die Fleischer in Zürich seyen so glücklich gewesen, ihr Fest mit einem kleinen Wunder gekrönt zu sehen. Ungeachtet nämlich alles Volk immer nur Fleisch von dem ersten Ochsen verlangte, soll doch sein Fleisch dermaßen gesegnet gewesen seyn, daß Jedermann befriedigt werden konnte.

*) Anspielung auf die „Mordnacht von Zürich.“ Bekanntlich waren damals die am frühen Morgen zum Theil schon in der Metzig arbeitenden Fleischer nebst den Frühmette feyernden Chorherren die ersten, die dem Rathhause zueilten. Eine alte Sage macht jene Worte „Alles für Zürich“ — zu ihrem damaligen Losungsworte.

Beylage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 177.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Juli 1825.

Wie ein Schiffer an dem Rande
Seinen krummen Nachen führt,
Und sich hält nicht weit vom Lande,
Wenn er starke Wellen spürt;
So auch muß es seyn im Trinken,
Wollen wir nicht untersinken.

Martin Opitz.

Die Seefahrt der Trunkenen.

(Nach dem Athenäos.)

Athenäos in seinem zweyten Buche der Deipnosophisten (K. 2.) erzählt uns nach Timäos aus Tauromenium, zu Akrigent habe sich ein Haus befunden, das den Zunamen die Galeere geführt. Die Veranlassung zu diesem Abnamen gibt er nach seinem Gewährsmann folgendergestalt an: Eine Gesellschaft junger Leute versammelte sich einst in demselben zu einem Trinkgelage. Von dem Uebermaße des Weins, den sie genossen, wurden sie so berauscht, daß ihre bis zur Tollheit erhitzte Phantasie ihnen vorspiegelte, sie sitzen in einer Galeere und fahren auf der hohen See. Mit einmal wähnten sie, ein gewaltiger Sturm erhebe sich, so daß sie aus Furcht zu versinken auf den eingebildeten Rath des Steuermanns, das Schiff zu erleichtern, alles Geräthe im Zimmer, Polsterdecke und Sessel, als beschwerenden Ballast in's Meer, d. i. auf die Straße hinaus zu werfen anfingen. Dieser Unfug weckte einen großen Auflauf, viele Nachbarn drängten sich hinzu und plünderten das Hinausgeworfene; nichts destoweniger fuhren sie in ihrer Tollheit fort. Mit anbrechendem Tage, als der Lärm noch nicht aufgehört, drängt sich die Wache in's Haus und erkundigt sich nach dem Anlasse. Sie findet die jungen Leute noch keineswegs ernüchtert, und von der nämlichen Grille noch befangen, sie fahren zur See. Einer von ihnen, der der älteste zu seyn schien und auf dem Boden lag, nachdem die andern, so weit es ihr Zustand erlaubte, stammelnd über die große Sturmsgefahr, in der sie noch schwebten, sich erklärt hatten, raffte sich auf und sprach mit komischen Pathos: „Ihr Männer Tritonen! (ἄνδρες Τρίτονες) Von der gewaltigen Furcht bezwungen, habe ich mich so tief als ich nur immer konnte, unter die Ruderbänke geworfen.“ Die Wache lächelte, verwies ihnen ihren Unfug und warnte sie, künftig sich nicht mehr durch Unmäßigkeit solchen Ausschweifungen hinzugeben. Sie dankten für die Belehrung und antworteten: „Gelingt es uns, aus diesem Sturm uns zu retten, und das Ufer zu erreichen, so ist es nur eure heilbringende Erscheinung, der wir diese Rettung zu danken haben, und wir werden nicht ermangeln, in unserm Vaterlande neben den Bildnissen unserer Meergötter euch Statuen zu errichten.“ — Dieß nun sey der Anlaß gewesen zu jener Benennung des oben erwähnten Hauses.

Warum wir aber vorzüglich dieß drolligte Geschichtchen aus dem griechischen Schriftsteller herausgehoben, hat noch einen andern nicht uninteressanten literarischen Zweck.

Die kurze Erzählung des Griechen ist der Stoff mehrerer weiter ausgesponnener und verschieden bearbeiteter altdeutscher Gedichte, deren Verfasser ihn wohl nicht zunächst aus dem Griechischen, aber doch aus lateinischen Uebersetzungen mögen geschöpft haben. Möglich wohl auch, daß unter den mancherley lustigen Schwänken der altfranzösischen Dichter sich eine ähnliche Bearbeitung möchte gefunden haben. Diejenigen altdeutschen, die ich selbst kenne und vor mir habe, sind die Eine: die Wiener Meer-

fahrt, in dem Koloczaer-Codex abgedruckt; die andre im Renner, unter der Aufschrift: ain mer von trunken Leuten (eine Mähre von trunkenen Leuten Bl. 133 nach dem Tübing. Cod.) Beyde Verfasser der ungenannte und unbekannte sowohl der Erzählung im Koloczaer Cod. *) als Hugo von Tromberg in seinem bekannten poetisch-didaktischen Werke, Renner überschrieben, unabhängig von einander, haben sich Mühe gegeben, den Stoff der Sitt' und Denkweise ihres Zeitalters anzueignen, auch spricht sich ihre eigene Individualität darin aus. Die erste, offenbar ältere, Erzählung ist zwar, wie dieses bey so manchen altdeutschen Gedichten der Fall ist — die gangbaren kurzen Schlagreime, wo Reim auf Reim sogleich folgen mußte, verlockten schon zu einer Ausführlichkeit und zur Anwendung mancher Lückenbüßer, die uns jezt bald ermüden, bald ein Lächeln abgewinnen — ziemlich breit, aber theilweise ganz naiv und ergötzlich erzählt, besonders um der hier angebrachten Motive willen. Einmal, da die Scene, was in der Renner'schen Bearbeitung nicht der Fall ist, ein bestimmtes Lokal hat und in Wien spielt, so konnte die eigenthümliche, wir möchten sagen autochthonische Wienernatur ziemlich hervorspringend geschildert werden, und ward es auch; sodann gibt es der ganzen Anlage einen nicht geringen Reiz, daß die Trunkenen in ihrer Laube — vermuthlich einer von Baum- und Strauchwerk umschatteten erhöhten Schenkstube; denn einer der Trunkenen wird ja auf die Straße so geworfen, daß er ein Bein bricht **) — eine Meer- und Betfahrt zugleich nach St. Kompostell, ihre Sünden dort abzubüßen sich einbilden. Auch einzelne Züge, z. B. von einem Bade in Wien, wo die Fremden tüchtig geprellt werden, und Anderes ist interessant. Der Bearbeiter im Renner, Hugo von Tromberg selbst, der Bamberger Schullehrer, hat sich bey der Behandlung ganz im Allgemeinen gehalten. Er meldet überhaupt nur von Bauern, die in einem Wirthshause zusammenkommen und im Rausche glauben, sie fahren auf der See und leiden Sturmnoth. Die Katastrophe indeß, daß Einer aus der Gesellschaft der Trunkenen, weil die andern ihn für todt halten, zum Fenster hinaus (bey Renner in das Horkotb oder Miste) geworfen wird, eine Zuthat, wie man bey der Vergleichung finden wird, der neuern deutschen Bearbeiter, die Athenäus nicht hat, hat Hugo von Tromberg nicht minder als sein Vorgänger. Aus dem Griechischen selbst hat wohl keiner geschöpft, wahrscheinlich aus einer lateinischen Bearbeitung. Die Tromberg'sche mochte in Rücksicht auf Kürze und Gedrängtheit den Vorzug fast vor der oben genannten haben. Wie weit andere noch vorhandene ältere Bearbeitungen mit den angeführten übereinstimmen, oder nicht, ist uns unbekannt.

C z.

*) Die Herausgeber dieses Cod. Herr Graf Mailáth (Joseph Nepomuk) und J. P. Köffinger vermuthen. Konrad von Würzburg möchte der Verfasser seyn, was wir, da doch näherer Beweis noch fehlt, dahin gestellt seyn lassen.

**) Wenn nicht etwa gar unter Laube ein auf einer Linde etwa hinter einem Wirthshause nach altdeutscher Sitte, wovon sich noch in manchen Städten Spuren offenbaren, angebrachter, zu Trinkversammlungen eingerichteter Rundplatz, zu dem eine Treppe hinaufführte, zu verstehen ist.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Seit diesem Zeitpunkt hat man bey vielen Weibern unserer Nation eine Neigung zum Nachdenken wahrgenommen, welches die moralische und religiose Gesinnung begünstigt. Das Unglück erweckte das im Grund des Herzens vorhandene Bedürfniß nach demselben, und die eben so abgeschmackte als ungerechte Verfolgung frommer Glaubensansichten bewirkte Ekel an dem zügellosen Gespött, das jene herbeygeführt hatte.

Hätten sich die Franzosen nach den Schrecknissen, welche die Revolution nach sich zog, sogleich die Regierungsform gegeben, welche ihnen nun geworden ist, so hätten die Weiber, durch Leiden zur Pflichterfüllung vorbereitet, die Richtung, welche ihnen jezt die neue Ordnung der Dinge geben muß, sogleich mit Eifer genommen. Allein die Stufen des Unglücks waren noch nicht alle erstiegen, ruhigere Verhältnisse, denen es aber nicht minder an Moralität fehlte, folgten der blutigen Verwirrung, die Lage der Weiber war noch einmal zweydeutig und gefährdet. Die überlieferten Gebräuche waren abgeschafft, die Wohlanständigkeiten beseitigt, die Meinung verstummt, die gesellschaftlichen Cirkel zerstreut, ein Jeder war genöthigt, sein Betragen nach seinen eigenen Ansichten, oder persönlichem Geschmack zu ordnen. Eine neue, schnell der moralischen Verdorbenheit zugeeilten Klasse von Menschen, die nur ihr plötzlich erworbener Reichthum gehoben hatte, vernichtete durch die ausgelassenste Ueppigkeit den Gewinn einer schmerzvollen Erfahrung; um peinlichen Erinnerungen zu entfliehen, stürzten sich die Weiber gedankenlos in jede Art von Vergnügen. So schwächten sie die heilsamen Eindrücke, die sie empfangen hatten, und die strengen Lehren, welche ihnen das Schicksal gab, schienen verloren. Allein so wie uns nach Krankheit ein unbestimmter Schmerz zurückbleibt, so empfand man auch oft ein peinliches Weh mitten im Geräusch der Gesellschaft. Man wollte den Schrecken vergessen, konnte seiner aber nicht Herr werden, er zeigte seine Spuren überall, sogar bey den Festen *), und die Zerstreuun-

*) Es ist bekannt, daß damals öffentliche Bälle für die Familien derer gegeben wurden, welche das Revolutionstribunal gerichtet hatte; man nannte sie „die Bälle der Schlachtopfer" (le bal des victimes), auf ihnen erschien man nur in Trauer, und das Schwarz ward eine Zeitlang auch auf andern Bällen zur Mode. Ist diese, im Trauergewande tanzende Gesellschaft nicht ein Bild der damaligen Zeit? D. U.

gen, die man eifrig suchte, mußten nothwendig traurige Betrachtungen erregen, denn sie waren eine Beute, die man dem stets drohenden Tod entriß.

Die Gesellschaft war damals in zwey Klassen getheilt, die, durch den Einfluß der Mode, die man befolgt, ohne zu fragen, wer sie angab, und die in Frankreich nie ganz vertilgt werden kann, unbestimmt eine auf die andere wirkten. Die neuen Reichen wollten schleunig die Vortheile genießen, welche eine sorgfältige Erziehung den Bevorrechteten der früheren Zeit gegeben hatte; da sich das nicht in jeder Rücksicht thun ließ, eilten sie, sich in den Besitz dessen zu setzen, was Geld von der Kunst und den Künstlern zu erkaufen vermag; von der andern Seite suchten die verarmten Revolutionsopfer, die nur ungern den zweyten Platz sich gefallen ließen, ihren Rang unter ihren Stellbesitzern wieder zu gewinnen. Daraus entstand das Bestreben aller Talente, welches seitdem stets zugenommen hat; vielleicht wird man bald darauf bedacht seyn müssen, den Antheil, den man ihnen bey der Erziehung gibt, wieder zu beschränken, denn das Jugendleben scheint doch zu kurz, um dessen so einen großen Theil der Musik und dem Pinsel zu widmen *).

Wie dem nun seyn mochte, die Revolution war noch nicht vollendet; die Lehre war gegeben, aber noch nicht verstanden; von der Zeit allein erwartete die Gesellschaft ihre Gesetze, die Jugend ihre Erziehung. Die Sitten waren natürlicher geworden, die vertrauten Verbindungen inniger Mütter und Töchter traten allenthalben zusammen auf, man erröthete nicht mehr, in der Ehe sich zu kennen, ja sich zu lieben; die Herzen, welche im Familienverein nun freyer schlugen, wünschten sich zuweilen einander zu den Unfällen, denen sie diese Freyheit zu danken hatten, Glück. Hätten sich ernstes Nachdenken, religiöse Gesinnungen, eine öffentliche Meinung — die sich, wenn alle Einrichtungen schwanken, leider nur zu schwer bildet — mit dieser rührenden Veränderung in den Empfindungen vereinigt, so wäre das Schicksal der Weiber, ihren Pflichten und Rechten gemäß, bestimmt worden. Sie können sich ohne Zweifel mit den Hindernissen entschuldigen, welche einer solchen gänzlichen Verbesserung im Wege liegen; die Politik, welche während bürgerlicher Unruhen die Lage der Gesellschaft bestimmt, wirkt auf jeden Einzelnen. Den Menschen war ihre Gegenwart und ihre Zukunft sehr unklar; sie wußten nicht, welche Regierungsform ihnen dienlich seyn könnte, Leidenschaft und Systemensucht hatte sich der öffentlichen Angelegenheiten bemächtigt. — Frankreich wußte nicht mehr, was es wollte, wie hätten es die Weiber gewußt? Was kann der schwächere, wenn der Stärkere ungewiß ist? Das Unglück hatte ihre Empfindung belebt, ihre Einbildungskraft erhöht, sie waren, wenn nicht vernünftiger, doch ernsthafter geworden, die Gewohnheit zu entbehren, hatte sie gelehrt, Trost und Genuß in ihren Empfindungen zu suchen, das Bedürfniß zu empfinden, hatte das, sich zu kurzweilen, ersezt. Neigung, wenn auch nicht Tugend, hatte sie gelehrt Opfer zu bringen, in Ernst, Einbildungskraft, Empfindung ohne sittliche Grundsätze, besteht aber der Charakter des Romantischen, und so ward dieses Mode. Die Lebensweise der Weiber gewann — wenn auch nicht mehr Tugend, doch mehr Folgerechtes, man glaubte, einen Fehltritt durch eine Leidenschaft entschuldigen zu müssen, und das beweist schon das Bewußtseyn, einen Fehler begangen zu haben, und daß eines Weibes Bestimmung etwas mehr ist, wie eine bloße partie de plaisir.

Die Literatur beweist diese Veränderung. Es erschienen viele, meist von Weibern verfaßte Romane. Diese Gattung leichter Dichtung, die ein schwankendes Gefühl, einen unentschiedenen Glauben gestattet, Geständnisse eines beunruhigten Herzens, welches sich der Leidenschaft hingibt, und doch über sich grübelt, eines Herzens, das keine Wahl kennt, als zu zweifeln oder sich hinreißen zu lassen, — diese Dichtung war ohne Zweifel für einen Zeitpunkt geeignet, der leer war an Ueberlieferung, an Enthusiasmus, an Ehrfurcht für das Vergangene, an Glauben für das Neue, welcher dem Daseyn weder Regel gelassen hatte, noch bestimmten Zweck. In einer Uebergangsepoche finden die Seelen mehr Stütze und Sicherheit in der Fiktion als in der Wirklichkeit. Die Weiber theilten diese Seelenstimmung, und sie that den Dichtungen Vorschub, die, wie Frau von Staël sagt, einen Uebergang des Lebens in der Wirklichkeit zu dem in der Einbildungskraft machen. Sie selbst malte einen Theil dieses Zeitpunktes mit Meisterhand in ihrer Delphine, die man sehr leicht beurtheilt, wenn man sie nur als Roman ansieht. Die in dieser Epoche von Weibern geschriebene Werke dieser Gattung haben eine Art von Uebereinstimmung im Charakter. Die regelmäßige Zierlichkeit der Frau von Lafayette, der glänzende Schmuck der Frau von Riccoboni fehlt ihnen; sie beschäftigen sich nicht mehr, eine längst verblichene Zeit zu be-

*) Gott lohne die wackere Französinn für dieses Wort! Wenn wir die Zeit und die Summen betrachten, welche unter den gebildeten Ständen unsrer Landsleute für die sogenannten Talente ausgegeben werden, um unsre Jugend zu Stümpern zu machen; noch mehr, wenn wir wahrnehmen, daß unsere gebildeten Töchter solide Nadelarbeit für verunzierend halten, und sorgfältig die Leinwand und Wäsche, die sie etwa noch zu nähen verstehen, vor dem Auge des Besuchenden verbergen, müssen wir den Zeitpunkt herbeywünschen, wo die Usurpation der Talente beschränkt werde. Glaubt man denn, Kunstgenuß bedinge eigene Kunststümperey? Glaubt man, im Blüthenalter der Kunst, welches Griechenland, Italien und Deutschland einmal verlebten, habe die sämmtliche liebe Jugend sich der Stümperey beflissen? — Das hat ja die Kunst mit der Natur, ja mit der Gottheit gemein, daß sie allgemein erhebt, veredelt, aber nur Wenige zu Priestern geweiht haben will.

D. U.

schreiben, sondern malen heftige Leidenschaften im Streit mit gewaltsamen Lagen. Mitten in diesem Gefühlssturme nehmen wir ein keimendes Moralgefühl wahr — und wirklich ist die Selbstsucht der Leidenschaft doch besser, wie gemeine Bestrebungen und herzloses Vergnügen. Religiöses Gefühl gesellt sich dem bewegten Herzen zu, und das Gemüth empfindet in Mad. Cottins Romanen mehr tugendhafte Rührung, als selbst die neue Heloise ihm einflößt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abends an meine Schöne.

Ach, wie herrlich strahlt des
Abendroths Rubin in
Deinen blauen Augen!
In so hellem Feuer
Glüht die Rose, wenn sie
Zwischen Veilchen blühet.

Aloys Szent Miklosi.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. Juli.

London fängt bereits an, ein trübseliges Ansehen zu gewinnen. Der König hat sein leztes Lever gegeben, das Parlament ist am Schlusse seiner Arbeiten, die Hauptgeschäfte an den Gerichtshöfen sind geendiget — und Adel und Gutsbesizer, Richter, Advokaten, Kläger und Zeugen, und was nur immer sonst nicht nach London gehört, oder die große Babel während der Hundstage verlassen kann, flieht, als wäre eine Pest im Anzuge, auf's Land und auf's feste Land, und in Kurzem sieht man in den vornehmsten Straßen im westlichen Theil der Stadt beynahe Gras wachsen, und die von unten bis oben verschlossenen Häuser sind wie ausgestorben; die Handwerker sind dann fast ohne Arbeit, und die Laden ohne Kunden, die Schauspielhäuser, die um diese Zeit fast nie etwas Neues geben, sind leer, und alles scheint nur fortzugehen, eben weil es so herkömmlich ist. London ist dann wirklich ein trauriger Ort, dem nur noch der Großhandel in der Altstadt, welcher nie aufhört, Leben gibt.

Man hat dieser Tage Velutti, den Kastraten in der italienischen Oper herausgebracht, und er wurde recht gut aufgenommen. Die Times und einige andere Zeitungen machten vor- und nachher einen Mordspektakel darüber, und tobten, als wenn durch einen solchen Auftritt alle die hochgerühmte Sittlichkeit Alt-Englands zu Grunde gehen müßte. Der Gedanke, daß irgend ein junges Mädchen fragen sollte, warum der Mann — nein, Mann wollten sie ihn nicht nennen — das Ding eine so eigene Stimme habe, und daß man es ihnen erklären und so unkeusche Gedanken bey ihnen erregen müßte, machte sie beynahe rasend. Aber man muß gestehen, daß die unflätigen Bemerkungen dieser Journale das Unanständigste bey der Sache, und eher dazu geeignet waren, unkeusche Gedanken bey der Jugend zu erregen, als der Anblick des armen Velutti. Ein halbes Dutzend Maulaffen wollten ihn hinwegzischen, aber ohne Erfolg. Sein Gesang gefiel, da er ihnen aber wahrscheinlich schon als Sänger bekannt ist, so ist es unnüz, hier etwas darüber sagen zu wollen.

Diese Woche feyerte das ärztliche Kollegium das Einweihungsfest seines neuen Hotels, ein Gebäude in dem keusch-
sten Geschmack und von großer Pracht. Es waren drey der königlichen Herzoge und überhaupt eine sehr große Gesellschaft vornehmer Personen dabey zugegen; und Sir James Halford, der Präsident hielt bey der Gelegenheit — eine lateinische Rede.

Reisenden, die nach London kommen, um sich zu beleh-
ren, möchte ich rathen, des Buchhändler Millers (Bridge-
street, Blackfriars) amerikanisches Lesekabinet nicht zu über-
sehen. Man findet dort an fünfzig amerikanische Zeitungen
zum Theil drey Wochen nach ihrem dortigen Erscheinen, d[ie]
amerikanische Review, die amerikanische Literary Gazette
und fast alle Werke über Amerika und von Amerika, beson-
ders der neuesten Zeit, welche zum Theil von Hrn. Mill[er]
wieder aufgelegt worden sind.

Hr. Mathison hat uns eben eine neue Reise über die s[eit]
Kurzem so oft bereisten und beschriebenen Länder Südamer[i-]
ka's, Brasilien, Chili und Peru geliefert, die er in den Ja[h-]
ren 1821, 1822 besucht, mit dem Vortheil, daß sein Wer[k]
(welches dazu nur noch aus einem einzigen Oktavbande b[e-]
steht) sehr viel Neues und Unterhaltendes, und besonders ei[n]
Lesenswerthes über den vorigen und jezigen bürgerlichen u[nd]
politischen Zustand jener Länder, nebst den Ursachen und dem For[t-]
gang der dortigen Revolutionen enthält; mit dem interessa[n-]
ten Zusaz der Beschreibung eines Besuches auf den Sandwi[ch-]
inseln. Aus dieser lezteren gebe ich ihnen jezt einen Auszu[g.]
Sobald der Verfasser auf Owahu gelandet war, wo mehre[re]
amerikanische Schiffer und ein Konsul dieser Nation, die s[ich]
des Sandelholz-Handels wegen hier aufhalten, antraf, sah [er]
sich von einem Haufen mehr als halbnackter Männer und W[ei-]
ber umringt, die sich hinzudrängten, um ihm die Hand [zu]
drücken, und ihn zu betrachten, und dieses mit einem lau[ten]
Gelärm, worin sie sich über den Beynamen zu verständig[en]
suchten, den sie ihm geben wollten, eine Sache, die sie [bey]
der Ankunft eines Fremden nie unterlassen, und wobey [sie]
oft große Scharfsichtigkeit in der Entdeckung körperlicher G[e-]
brechen oder persönlicher Eigenheiten an den Tag legen. A[m]
folgenden Tag besuchte Hr. Mathison den König, dessen Gr[as-]
hütte sich vor den übrigen durch nichts, als ein Paar Kano[nen]
auszeichnen soll, die um dieselbe herstanden. Das königl[iche]
Vieh lag besoffen und gefühllos am Boden, auf einer S[eite]
seines Kopfes lag eine ungeheure Sau, die dann und we[nn]
mit ihm in Gesellschaft grunzte; auf der andern saß eine [sei-]
ner Königinnen, ein sehr starkes Weib, das, wie er, beyn[ahe]
ganz entblößt war, und ihn durch ihre Liebkosungen umsi[onst]
zu besänftigen suchte. Einige Häuptlinge und Diener, we[lche]
theils schliefen, theils die Fliegen wehrten, und dabey
traurigsten Wiegenlieder sangen, die sich nur denken lie[ßen.]
In einem innern Gemache fand der Verfasser die erste K[öni-]
gin, auch eine sehr starke Frau, die aber doch etwas A[n-]
nehmes und Freundliches im Gesichte hatte. Sie trug ein
zenes Kleid, und übte sich im Schreiben, das sie erst seit
Paar Tagen angefangen, und worin sie schon bedeutende F[ort-]
schritte gemacht hatte. Auch zeigte sie ihre Arbeit mit v[iel]
Selbstgefälligkeit. Die Königin lachte laut auf, und sagte
wäre ein bloßes Kind, und hätte noch nicht einmal einen B[art.]
Das Gemach war mit Matten belegt und behangen, hatt[e ei-]
nen schönen großen Spiegel, und mehrere chinesische K[isten]
und andere Möbeln, und war voller Dienerinnen, welch[e]
sonderbare Gruppen am Boden umher lagen, und ein be[stän-]
diges singendes Geräusch unterhielten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 178.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Juli 1825.

Da loben wir uns unser Reich!
Wie sind wir wohlberathen!
Was kümmern uns die Frösch im Teich,
Und ihre Potentaten!

Die Frösche.

Brekeke,
Brekeke, brekeke!
Koar! Tuu!
Brekeke, brekeke!
Brekeke, Koar, brekeke Tuu!
Brekeke, brekeke, brekeke!
Brekeke, brekeke, brekeke, brekeke
Koar, koar! Tuu, tuu!
Brekeke Tuu!

Brekeke, brekeke!
Die Kinder der Teiche beginnen ihr Leben,
Seh'n sie den strahlenden Mond sich erheben;
Brekeke, brekeke,
Koar, Tuu,
Koar, koar! Tuu, tuu!
Der Donnerer hat sich uns gnädig erwiesen,
Als er uns die Wasser zur Wohnung gewiesen,
Sein göttlicher Rathschluß sey ewig gepriesen;
Brekeke, brekeke, brekeke!
Koar, koar! Tuu, tuu!

Einstens bewohnten
Wir Frösche den Himmel,
Aber die Gluten
Phoibos verdarben uns.
Es fielen die Frösche
Haufen auf Haufen.
Nirgend war Hülfe!
Nirgend der Helfer!
Die Häupter des Volkes,
Auf's Antlitz gesunken,
Riefen um Rettung
Zum Vater der Götter;
Aber er hörte nicht.
Nemesis heischte
Unser Verderben.
Er litt' unser Glück nicht!
Litt' unsre Macht nicht!
Litt' unsern Glanz nicht!
Aber sein Zürnen
Fand endlich Grenzen.
Auf lebete wieder
Der Frösche Geschlecht;
Es bebete Juno
Für uns, die Geliebten,
Beschirmt uns mit Wolken.
Brekeke, brekeke, brekeke!
Koar, koar! Tuu, tuu!

Schön wie die alte
Wohnung gewesen,
Ist auch die neue:
Krystall'nes Gewässer
Schüzt vor der Sonne
Sengenden Pfeilen uns;
Poseidon, der Meere Zevs,
Ist unser Vater,
Mächtiger Schutzherr,
Gnädiger — Gott.
Und die Tritonen
Und Nereiden,
Sind treu und verwandt uns.
Wenn Sirius die Erde
Senget und schmort,
Wird heiß das Gewässer:

Wölben aus grünendem
Schilf sie ein Dach uns.
Der Donnerer hat sich uns gnädig erwiesen,
Als er uns die Wasser zur Wohnung gewiesen,
Sein göttlicher Rathschluß sey ewig gepriesen!
Brekeke, brekeke, brekeke!
Koar, koar! Tuu, tuu!

Alle Bewohner
Der Wasser sind stumm;
Nicht einen derselben
Hat mit der Laute
Apollo berührt.
Der stolze Vogel,
Anadiomenes
Wagengespann,
Ist stumm, wie der Kachelot,
Und wie der Wallfisch,
Und wie der Karpfen,
Oder der Stör.
Wir nur, wir Glücklichen,
Sind die geliebten
Einzigen Kinder
Der Wasser Kamönen.
Brekeke, brekeke, brekeke!
Brekeke, brekeke, brekeke, brekeke!
Koar, koar! Tuu, tuu!
Koar, Tuu!

Wenn unser Abend-Chor
Jubelnd beginnet,
Freut sich der Himmel;
Cynthia nahet,
Und tausend und tausend
Ihrer Begleiter
Neiden uns unser Glück,
Unsere Seligkeit;
Neiden es, daß sie nicht auch
Wasser bewohnen, wie wir.
Tellus bewundert
Unsere Lieder,
Dankbar erkennt sie,
Daß ihre Zierde,
Ihr höchster Glanz wir.
Es lauschet die Gegend;
Die Felsen auf Höhen,
Und am Gestade,
Jubeln mit uns.
Brekeke, brekeke, brekeke, brekeke:
Tuu! Koar, koar! Tuu, tuu!
Ein trauriger Vogel,
Farblos und klein,
Den selbst die Haine
In niedern Gebüschen
Erröthend verbergen,
— Er heißt Philomele —
Wagt es, mit klagenden
Tönen, den schäkernden
Chorus der Frösche,
Den süßen, zu stören.
Aber die Götter
Strafen den Frevel:
Nicht lang und der kecke
Vogel verstummt;
Uns läßt der Himmel
Zu seinem Vergnügen,
Zur Freude der Erde
Jubeln, so viel uns beliebt;
Bis auf seinem Arm der Winter
Uns in stillen Schlummer wiegt,
Bis des jung geword'nen Lenzes
Schöne Zeit, mit zarten Händen,
Wieder uns zum Leben weckt.
Brekeke, brekeke, brekeke!
Der Donnerer hat sich uns gnädig erwiesen,
Als er uns die Wasser zur Wohnung gewiesen,
Sein göttlicher Rathschluß sey ewig gepriesen.
Brekeke, brekeke!
Koar, koar! Tuu, tuu!

Franz Kazinczi.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Gestehen wir ohne Furcht: die Revolution hat ihre Moral gehabt, denn sie hat es wieder in Gang gebracht, sich mit ernsthaften Ideen zu beschäftigen, und das ist eine nicht zu verachtende Gattung von Revolution. Die Vernunft der Weiber hat dabey gewonnen — es wäre sehr traurig, wenn sie wieder zurücksinken sollte! mehr wie genug, daß diese furchtbare Umwälzung uns zweymal hinterging! nach der Schreckenszeit schien sie dem Einfluß der willkürlichen Macht zu erliegen; voll Mißtrauen war diese Macht bemüht, die Menschen auf einzig persönlichen Vortheil zurückzuführen: indem sie die trockenen Ansprüche einer veralteten Eitelkeit klug berechnend wieder ins Leben rief, indem sie die Versuche zur Gedankenunabhängigkeit sehr klüglich verbot, lief sie Gefahr, die Gesellschaft in Frankreich wieder in Müssiggang und Selbstsucht zu versenken.

Wenn die Männer müssig sind, sind die Weiber mächtig, und ihr Einfluß zieht ihre Verderbniß nach sich. Die Langeweile würde auf's neue die Moral verbannt haben, — aber zum Glück fehlte es dazu an Zeit, der Krieg, welcher das Theuerste, was man besaß, täglich der Gefahr aussezte, hielt die Natur und die Liebe lebendig; auf das grausamste gedrängt leisteten sie endlich Widerstand, und die Klagen der Gattinnen und Mütter wurden der erste Ruf der Freyheit.

Jezt ist den Weibern ein gerader friedlicher Weg eröffnet. Wirklich hat die Vergangenheit sie zu oft gefährdet, als daß sie dieselben sehr zurückwünschen sollten. An einem andern Ort werde ich von der Widersetzlichkeit sprechen, die einige von ihnen dem Rufe des Geschicks noch entgegenstellen zu wollen scheinen; von dem Irrthum, in dem sie über den Unterschied der Dinge bey der Aehnlichkeit der Namen noch befangen sind; ich werde die Kleinlichkeit schildern, den Widerwillen, der sie zurück hält; ja selbst die guten Empfindungen, die sie irre leiten, werde ich erwähnen. Ohne Bitterkeit, aber aus eigner Ansicht

und ich die feindseligen Erinnerungen schildern, den ohnmächtigen Groll, das irrige, seinen Zweck verfehlende Mitleid, und wie die heiligsten Neigungen die geziemendste Ehrfurcht von grundlosem Haß und wesenlosen Ansprüchen verdrängt werden.

Eine Revolution regt Alles in einer Nation auf, das Gute wie das Böse. Die Menschen werden von den Begebenheiten so mächtig ergriffen, daß sie Mitleid miteinander haben sollten, und ich würde mich nicht wundern, wenn sie in diesen Stürmen vielmehr die mildeste Nachsicht als unerbittliche Urtheile übten; wenn nun aber sogar die Weiber den Haß zu ihrem Beruf machen und immer zum Verurtheilen geneigt sind, müssen sie sich nicht beklagen, wenn ihnen die Männer aus dem Wege gehen, um fern von ihnen in Ruhe zu athmen.

Gestehen wir es, obgleich mit Schmerz, es scheint seit einigen Jahren, als hätten wir durch eine traurige Verirrung von unsrer Natur aus dem Hasse ein Recht gemacht. Wir haben die Männer darin geübt, wie einige von uns sie ehmals zum Zweykampfe, dessen Gefahren uns nie nahe kamen, anspornten. Die Bedauerniß eines entrissenen Ansehens, eine thätige, seit dreißig Jahren geübte Einbildungskraft, die Langweiligkeit einer ungewissen Lage, haben uns zu einer wahrhaft unseligen Opposition gebracht — denn sie verdirbt das Herz, verwirrt die Vernunft und macht uns weniger liebenswürdig und weniger geliebt. Dieses Unrecht war zu allgemein, als daß es die Folgen nicht auch hätten seyn sollen; es gibt kaum ein Weib unter uns, die, wenn sie aufrichtig seyn will, nicht gestehen muß, daß ihre Stellung in der Gesellschaft peinlich und gezwungen ist. Wenn man durch Streit und Gezänk seine Sache gewinnen könnte, begriffe ich schon, wie man auf dieser Stellung bestünde; wir streiten aber schon lange, und der Prozeß ist noch weit von einem Ausspruche entfernt. Ein Land kann seine Institutionen nicht alle umtauschen, ohne daß nicht zugleich eine große Veränderung in den Sitten vorginge. Rousseau hat gesagt: „wo die Männer beschäftigt wären, müßten die Weiber darauf verzichten, sich in Alles zu mischen, und ein zurückgezogenes Leben erwählen.“ Der Ausspruch mag freylich hart seyn, allein ich fürchte, man muß sich ihm fügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, den 1. Juli.

(Beschluß.)

Walter Scott und die Kreuzfahrer sind jezt an der Tagesordnung; und: haben Sie Scotts neue Erzählungen gelesen? ist die erste Frage, welche jezt ein Freund dem andern thut, und Sie mögen sich einen Begriff von der Wuth des Publikums machen, diese Werke zu lesen, wenn ich Ihnen sage, daß ein Buchhändler von mittelmäßiger Kundschaft in einer abgelegenen Gegend Londons nicht weniger als für zwanzig Exemplare Bestellungen hatte, und jezt nicht weniger als zwölf beständig ausgeliehen hat. Es ist nicht möglich, länger zu zweifeln, daß Sir Walter der Verfasser dieser bezaubernden Romane ist, und es finden sich täglich neue Beweise, um die Gewißheit noch gewisser zu machen. Ein Freund von mir hatte z. B. einen ehemaligen Amanuensis des Sir Walter gekannt, welcher ihm die Hauptmomente im Mannering voraussagte, ehe die Erzählung noch in den Händen des Druckers war. Von dem jetzigen Werke habe ich Ihnen keine Auszüge geben wollen, weil ich voraussezte, daß man, wie fast immer, eher von dem Inhalte desselben unterrichtet seyn würde, als hier, ich schließe also nur blos mit der Bemerkung, daß der Talisman hier die beliebteste von den Erzählungen ist. Das nächste Werk in der Aufmerksamkeit des Publikums ist Tremaine, eine Art von Predigt in die Gestalt eines Romans von drey dicken Bänden gekleidet, die ihren Ruhm mehr den Künsten ihres Herausgebers (Hrn. Colburn) zu verdanken haben, als ihrem eigenen inneren Werthe. Es sind manche treffende Schilderungen, einige wenige rührende Stellen, und nicht wenige treffende Bemerkungen darin, und sein Zweck ist die Beförderung des Glaubens und der Tugend; aber dennoch bin ich überzeugt, daß, wäre der Verfasser genannt, und hätte man nicht geschickter Weise die Aufmerksamkeit des Publikums dadurch zu erregen gewußt, daß man bald diesen bald jenen als Verfasser nannte, und zwar Leute von Stande, und diese sich bewogen fanden, dem Gerüchte in den öffentlichen Blättern zu widersprechen, das Werk nicht drey Auflagen erlebt hätte. Ich habe eben den ersten Band eines Werkes vor mir liegen, welches meiner Meynung nach die Aufmerksamkeit des Publikums in weit höherem Grade verdient, und ohne jene Künste, einem großen Theil des lesenden Publikums unbekannt bleibt.

Der witzige Verfasser (wer er ist, das wissen seine Buchhändler, und vielleicht diese nicht einmal, denn in diesem Zeitalter der Anonymität erfährt man den Namen eines Verfassers nie, als bis man sich erst in zehn Personen geirrt hat) des Neueren Athen (Edinburg) hat uns eben auch eine Beschreibung von Babylon der Großen (Babylon the Great, vulgo London, gegeben). Das Werk enthält eben so viel Wahres und Falsches, und hat überhaupt alle die Vortrefflichkeiten und Mängel, welche den Verfasser in seinem ersten Werke bezeichnen; dieses ist aber in dem Verhältnisse interessanter als jenes, als London, mit seinem Parlamente, Hofe rc., interessanter als Edinburg ist. Zur Erbauung Ihrer Leser folget hier eine Charakterskizze des John Bull, mit Beziehung auf den Schottländer und den Irländer, oder, mit anderen Worten, des Londoners wie er ist. „Vor allem ist zu bemerken, daß der Schottische Einfluß vorzüglich in der City (Altstadt, dem eigentlichen London als Handelsplatz betrachtet) fühlbar ist. Der Irländer scheint seiner Natur nach den Müßiggang als das Hauptkennzeichen eines vornehmen Mannes anzusehen; und da jeder Irländer ein vornehmer Mann ist, er habe etwas um seine Vornehmheit zu bedecken oder nicht, so fanden sich nur wenige dieser Nation unter den Kaufleuten der City. Die, welche wenige oder keine Erziehung haben — und das sind bey weitem die meisten — sind vornehme Taglöhner, und die übrigen sind von sich selbst vornehm. Könnten sie auf einmal reiche Kaufleute werden, sie würden's nicht verachten; aber sich mit gebücktem Rücken auf den dreybeinigten Stuhl in die Höhe zu arbeiten, das ist ihnen nicht gegeben. Dieß ist aber gerade eines Schottländers Sache. Sein Wunsch, auf die Spitze des Baumes zu klettern, ist gleich stark; und obgleich es seinen Hoffnungen an der seltenen Heftigkeit und Wildheit

fehlt, so sind sie dagegen beständiger, und die Zeit gibt ihnen, was ihnen an Wärme abgeht. Der Irländer hüpft wie ein Eichhörnchen, und fällt häufig in den Schlamm und beschmuzt und verwundet sich, so daß er oft eine Menge nichts bedeutender Luftsprünge zu machen hat, ehe er einen neuen ordentlichen Sprung machen kann und diesen mit der Gefahr auf's Neue zu fallen. Der schlaue Schotte aber sucht sich seinen Baum, sieht zu, daß er kräftig sey zur Dauer, stark ihn zu tragen, und festgewurzelt, damit er den Stürmen des Zufalls widerstehen könne. Er bestrebt sich, daß er einen finde, dessen untere Zweige leicht zu ergreifen, und der eine Reihe starker Aeste über einander habe, damit das Klimmen desto sicherer und bequemer sey. Er fängt ganz unten an, untersucht jeden Zweig, ehe er sich ihm anvertraut, und hebt nicht einen Fuß, bis der andere ganz sicher steht. Andere eilen an ihm vorüber und spotten seiner Langsamkeit — aber er läßt sie gewähren, klettert weiter, geduldig und beharrlich; und sieht er sie dann neben sich herunterpurzeln, während er noch immer fortklettert, so lacht er s i e aus, und dieß so laut als er kann. Diese wunderbare Fähigkeit des Schottländers für Geschäfte, seine ungemeine Gelehrigkeit, seine Kunst sich mit wenig ein Ansehen zu geben, und sein beständiges Bemühen, seine Segel nach dem Winde zu richten, haben nicht nur die Londoner Schreibstuben mit Schottischen Handlungsdienern angefüllt, sondern auch Schottländer zu Theilhabern in den meisten Handlungshäusern gemacht. Dennoch haben diese Leute, ungeachtet ihrer Menge und ihres Einflusses, nicht gesucht, selbst demjenigen Theil der Bewohner der Hauptstadt, in dem sie eine so große Rolle spielen, einen ächt schottischen Charakter aufzudrücken. Gerade die Eigenschaften, welche sie zu so nützlichen Dienern und thätigen Theilhabern in den Geschäften machen, verleiten sie auch dazu, die Sitten ihrer Umgebung nachzuäffen und sich die Liebhabereyen anderer zuzueignen. Auch fanden sie, daß das, was sie in der Heimath hoch zu schätzen gewohnt waren, hier von keiner Bedeutung ist. Ihre kleinen feudalischen Verbindungen, — ihre sonst gewöhnten Verwandtschaften mit dem rohen Eigenthümer von 2 oder 3 kahlen Bergen, — die Sagen über ein Paar wunderbare Männer, von denen außer Schottland Niemand etwas gehört, — die spartanische Mäßigkeit und die Sparsamkeit, in welcher sie erzogen und an die sie gewöhnt gewesen, finden keine Aufnahme bey dem speculativen und genußliebenden Volke, bey dem sie sich jezt befinden. Auf diese Weise verlieren sie allmählig ihren mitgebrachten Charakter, und können oft zur Noth für Engländer gelten: weßwegen man das Schottische, Irländische oder sonst Fremde, das man in London antrifft, als von einer niedrigen Gattung ansehen, und sich blos an den Charakter des John Bull halten muß, wenn man die Bewohner der Hauptstadt kennen lernen will. Der Stempel auf John ist so tief als auf einer Griechischen Schaumünze; und man finde ihn in London oder in Calcutta, sey sein Stand welcher er wolle, er läßt sich nie verkennen. Allenthalben ist er ein derbes unidealisches Wesen, sehr ehrlich, aber im Ganzen kalt und zurückstoßend. Seine ganze Substanz ist materiell; und immer, die Lage sey welche sie wolle, hält sich John für den ersten, und Niemand soll ihn eines bessern belehren. Auch ist seine eigene persönliche Bequemlichkeit überall sein erstes Augenmerk und das Ziel seines Strebens. John nimmt keinen Anstand mit den Fremden zu handeln, wenn er was dabey zu verdienen erwartet; aber um seine Vertraulichkeit zu gewinnen, muß man ihm den Hof machen, wie einem Frauenzimmer, und dann findet sich am Ende noch, daß sich's kaum der Mühe lohnte, seine Freundschaft zu gewinnen. Eine kalte steife Höflichkeit ist es, was er vorher gibt, und was nachher kömmt, ist nicht viel besser. Er hat eine maschinenmäßige Förmlichkeit an sich, und seine Selbstsucht, welche andere zu bemänteln wissen, ist bey ihm ganz erklärt. Während er aber der kälteste Freund ist, ist er auch der sicherste Nachbar und der ehrlichste Feind: während er sein eigenes Schloß wie ein Pascha vertheidigt, läßt er andere auch in dem ihrigen ungestört. Da Bequemlichkeit — d. h. die Fähigkeit zu kaufen, was ihm behaglich dünkt, und Unabhängigkeit — worunter er das Gefühl versteht, thun und sagen zu dürfen, was ihn gelüstet — die Hauptgegenstände seines Strebens sind, so kümmert er sich wenig um die anderen zufälligen und vielleicht eingebildeten Auszeichnungen, welche die übrige Welt so sehr plagen. Sein Stolz — und Stolz hat er genug — ist nicht der Stolz Hamans; ihm machts wenig Kummer ob der Jude Mordechai vor seiner Thüre sitze oder nicht, wenn ihm dieser Mordechai nur nicht hineinkommt, ohne des Eigenthümers Erlaubniß, die er ihm in der Absicht geben muß, da sie dem Eigenthümer irgend einen Vortheil bringen muß. Niemand kann sich ernsthafter und mit größerem Glücke auf die Erlangung des Reichthums legen als eben John Bull, und Niemand kann sich derselben mehr rühmen, wenn er ihn erlangt hat; auch gibt es kein Volk, das sich so wenig darum bekümmert, eine häßliche Leiter wegzustoßen, an welcher es hinauf geklettert seyn mag, als das englische. Sey es das schlechteste Handwerk in der Welt, ein Handel mit Aas oder Straßenkehricht, das ihm die Mittel verschafft, sein Landhaus zu bewohnen, und in der Umgegend von London seinen Wagen zu halten, — so verachtet er niemals das Aas oder das Kehricht; sie sind ihm die besten Dinge in der Welt, und aus dem besten Grunde von der Welt: „Sie haben ihn warm gesezt, und er hats jezt so behaglich wie ein Lord!“ Sein Stolz ist auch eigener Art, und er rühmt sich, wie man sich sonst nirgends rühmt — nicht seiner Ahnen, denn wenn John, wie er es nennt, warm sizt, so schert er sich den Henker darum, ob sein Vater ein Herzog oder ein Straßenfeger gewesen. — Er rühmt sich aber ein Engländer zu seyn — Alt-England ist sein, und er ist Alt-Englands; wie Alt-England gibt es nichts mehr in der Welt; es kann die Welt bereichern, belehren, und, wenn's darauf ankömmt — erobern. Alles dieses aber bezieht sich nur aufs Allgemeine; und kömmt man an's Einzelne, so gibt es in ganz England nichts, womit er zufrieden ist, als er selbst — . . . Der König — kostet ihm zu viel, und er klagt über den zunehmenden Einfluß der Krone; das Parlament — ist verderbt und verkauft; die Geistlichkeit — thut nichts und lebt vom Schweiße anderer; die öffentliche Meynung und die Presse — verbreitet eben so viele Lügen als Wahrheiten; die Kanäle — nützen nur den Eigenthümern; die schönen Landstraßen — sind mit Schlagbäumen überhäuft . . . . es gibt keine Anstalt, keine Verbesserung, die nicht besser seyn könnte, und selbst sein Himmel ist ein ewiger Gegenstand seines Tadels. Klagen ist sein Element . . . . bey vollen Kisten, wird er ein Bettler, und alles geht zu Grunde; und so fett, daß er kaum aus einer Stube in die andere watscheln kann, muß er Hungers sterben. Eines nur gefällt ihm, und das lobt er ohne Anstand, wenn man nur besonders und unabgesehen von dem Uebrigen davon spricht, und das ist die Marine — d i e h ö l z e r n e n M a u e r n A l t - E n g l a n d s, und diese vielleicht, weil er sie nicht sieht. Dieses Murren verräth aber nicht gerade einen unzufriedenen Menschen, und hat sogar seinen Nutzen für ihn. Denn da seine Sorge hauptsächlich dahin strebt, sich selbst behaglich zu machen, welches ihm meistentheils gelingt, und er sich sonst um das, was er nicht thut, oder wofür er nicht bezahlt, nicht sonderlich bekümmert, — so weiß er, daß seine eigenen unmittelbaren Angelegenheiten gut stehen, und so entladet er sich seiner Galle auf äußere Gegenstände.“

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Juli 1825.

Ueberfluß und Mangel sind gleich schädlich, und wo der erste sich bey Einem anhäuft, fehlt es immer Anderen; nicht zu rechnen, daß er oftmals das Herz verderbt, wie die Fabel lehrt.

Apolog von Sadi.

Mose der Prophet (Friede über ihn!) sah einen Armen, der, weil er nackt war am ganzen Leibe, sich selbst im Sande hatte verscharrt. Der Arme redete Mose an und sprach: „Bete du doch zum großen Gotte für mich, daß er mir reichen möge die Nothdurft des Lebens; denn ich verschmachte vor Mangel.“ Mose bat für den Menschen, und Gott gab ihm Mittel des Lebens.

Nach einigen Tagen kam Mose von der Uebung der Andacht zurück, und sah den Menschen gefangen, und von einem großen Kreise Volkes umgeben. Auf seine Frage, was vorgefallen sey, antwortete man ihm: der Mensch habe Wein getrunken, im Rausche Händel begonnen, einen Menschen ermordet, und jezt habe das Volk sich versammelt, ihn dafür zur Strafe zu ziehen:

„Wüchsen der armen Katze Flügel an,
Um Spatzenvolk bald wär' es dann gethan.
Oft, wer in Armuth lebt' und in des Dranges Ketten,
Kommt er nun auf, er wird den Armen niedertreten.“

Mose (Friede über ihm!) erkannte nun die Weisheit des Schöpfers des All, und bittend um Verzeihung seiner Vermessenheit, sprach er das Wort: Hätte Gott großen Reichthum allen seinen Knechten gegeben, bald würde einer den andern frech trotzen überall.

O Stolzer, was stürzt' dich in solches Weh'?
O flöge doch Ameis nicht in die Höh' *)!
Wer dich nicht mäßig hat gemacht,
Hat baß als du dein Glück bedacht.

C.

*) Unter den Ameisen des Orients soll es auch geflügelte geben, die von den übrigen nicht geflügelten dann verfolgt und aus der Gesellschaft verstoßen werden. Daher jene, der Quälung der andern nicht geflügelten zu entgehen, und, wie man annimmt, auch aus Stolz über ihren sie auszeichnenden Schmuck, in die Höhe fliegen, und dort bald, der gewohnten Nahrung der Geselligkeit entbehrend, umkommen.

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Fortsetzung.)

Vom künftigen Schicksal der Weiber.

Die Zeit ist nahe, wo jeder Franzose Bürger seyn wird, das heißt, wo er den Gedanken an seine Pflichten für's Vaterland zu allen wichtigen Handlungen seines Lebens gesellt. Ehemals stellte der König dieses Vaterland dar, ihm gehorchen, ihm gefallen, war die erste Pflicht; für die bevorrechtete Klasse, welche die Ehre hatte, ihm zu nahen, fast die einzige — für ihn, wenn es nöthig war, zu sterben, war die Verbindlichkeit Aller. Diese den Unterthanen im Voraus aufgelegte Verbindlichkeit mußte den meisten von ihnen die Regierungshandlungen, von denen sie so fern standen, gleichgültig machen; weil das Re-

giment unsrer Könige aber seit vielen Jahren milde war, nahm man ihren Einfluß nur in einem kleinen Bezirk, in ihrer Nähe, wahr. Die französische Monarchie ließ den Theil des Verstandes, der wenigstens vermöge des Gedankens an der Regierung Theil nehmen möchte, in Unthätigkeit. Neue Bedürfnisse erweckten nach und nach eine lebhaftere Neugier, man wollte Alles kennen, dann Alles beurtheilen; anfangs erbat man, später forderte man Erläuterungen, und von da an verlor jedes Gesetz, jeder Gebrauch, der sein Vorhandenseyn nicht mit Gründen rechtfertigen konnte, sein Ansehen, und ward dem Untergang bestimmt.

Dieser Forschungsgeist, in Mißverhältniß mit der Prüfungsfähigkeit, führte uns auf einem furchtbaren Wege zu dem verlassenen Standpunkte, wenn gleich unter ganz verschiedenen Bedingungen, zurück. Die Empfindung, welche wir fortan unserm König widmen, wird eine ganz andere, wie ehedem, aber nicht weniger ergeben, nicht weniger schmeichelhaft seyn. Man ist gewöhnt, ihn als den Schlußstein des wiederhergestellten Gebäudes anzusehen; der Einfluß des allgemeinen Vortheils wird die Gesinnungen, welche zur Befestigung des Thrones nothwendig sind, hervorbringen, und bald wird jeder Bürger bey einer ruhigen Thätigkeit in der Ausübung seiner Rechte und der Anhänglichkeit an seinen Fürsten stets wiederkehrende Gelegenheiten, zum Wohl seines Vaterlandes thätig zu seyn, finden.

Die Eigenschaft, Bürger zu seyn, muß also als das eigentliche Triebrad von des Mannes gesellschaftlichem Leben angesehen werden; das Loos des Weibes ist hingegen in dem doppelten, nicht weniger edeln, Beruf als Gattin und Mutter eines Bürgers abgeschlossen. Wenn ihr die öffentliche Meinung in dieser Eigenschaft alles Ansehen zugesteht, das sie mit Recht fordern kann, wenn ihre Erziehung darauf abzweckt, diese zu erhalten, wird sie sich nicht mehr über ihr Schicksal zu beklagen haben.

Alle Verdienste der Weiber sind in Bewegung, sobald sie Theilnahme empfinden. Da sie überhaupt der Kraft ermangeln, welche nach einem entfernten Zweck, einem unsichern Ziel zu streben vermag, bedürfen sie eines überwiegenden, von ihnen oft bis zum Enthusiasmus gesteigerten Gefühls, das ihnen den Lohn, dessen sie, um nicht muthlos zu werden, bedürftig sind, schon im Voraus verschafft. Diese Neigung ihrer Natur beweist, wie sehr sie für das häusliche Leben gemacht sind, das ihnen leichte Prüfungen und unmittelbare Belohnungen verschafft. Schwach und oft aufgeregt, wie ihr Gemüth ist, wird ihre vorschnelle Einbildungskraft von dem, was nur erst in weiter Ferne gelingen kann, entmuthigt und erschreckt; stellt sie aber auf den Platz, wo sie die abhängige Rathgeberin des Handelnden sind, und ihr werdet sehen, welcher Entwicklung, welcher Weisheit ihre Vernunft fähig ist. Wenn also das Weib der Gesellschaft wahrhaft nützlich seyn soll, muß es eine Lage finden, wo seine Thätigkeit seinen Kräften angemessen bleibt.

Aus dieser Einrichtung entstände noch ein andrer Vortheil: jedes persönliche Auftreten wäre den Weibern versagt; ihnen bliebe nur der Einfluß des Rathgebens — dieser ist natürlich und kann oft heilsam seyn. Der Kreis ihrer Thätigkeit sey unüberschreitbar; die sich außer ihm blicken läßt, setze sich ohne Rettung der Lächerlichkeit aus. Freye Verfassungen berufen die Männer zu vielfältigen Versammlungen — wie könnten ihre Entscheidungen Wichtigkeit behalten, wenn man den Einfluß eines Weibes in ihnen wahrnähme? Unsre gesellschaftliche Sendung (Mission) macht uns zu aufmerksamen und theilnehmenden Zuschauerinnen der Begebenheiten, in welche von einem Augenblick zum andern ein Gatte, ein Sohn verwickelt werden kann. Man denke nicht, daß ich die Weiber auf eine demüthigende Unthätigkeit beschränken wolle; wahrlich nein! auf dem Standpunkte, den ich ihnen anweise, sollen sie mit mehr Theilnahme und Thätigkeit wie jemals fühlen, denken und wirken. Es ist wünschenswerth, daß ihnen jede Gelegenheit zu Ränken und künstlichen Umtrieben benommen werde, sie werden aber aus dem Innern ihres Hauses auf das, was außerhalb desselben Wichtiges vorgeht, Achtung geben, sie werden ihre Klugheit, ihre Sorge aufwenden, den Gefährten ihres Lebens immer zur Seite stehen zu können. — Fénélon sagt: „Männer, die das größte Ansehen im Publikum haben, können, wenn die Weiber ihnen bey der Ausführung nicht beystehen, durch ihre Beschlüsse kein wirkliches Gutes bewirken."

Ich befrage das Gewissen der Weiber, ob ein also beschränkter, aber gesetzlich begründeter Einfluß nicht wünschenswerther ist, wie ein schwankendes Ansehen, das sie oft um Achtung und um Tugend gebracht hat? Gestehen wir's! seit langer Zeit gründeten wir unsre Herrschaft nur noch auf die Liebe — und was war diese Liebe! die allerunabhängigste Leidenschaft hatte sich der Tyranney der Gewohnheiten, der Laune der Mode unterworfen; möchte sie aber auch von diesen erniedrigenden Fesseln befreyt, möchte sie sich ganz wiedergegeben seyn, so müssen wir doch zugeben, daß sie nur für eine sehr kurze Zeit unsers Lebens paßt, daß sie tausend Fehlschlagungen nach sich zieht, und, indem wir anscheinend nur mit Einem Gegenstande ausschließlich beschäftigt sind, eine Art verkappter Selbstsucht in uns nährt. Wär' es denn irrig, wenn wir es bey der Erziehung beabsichtigten, unserm Geschlecht, ohne ihm die Liebe abzusprechen, die Mittel zuzusichern, welche eine weniger stürmische Empfindung einzuflößen vermag? die jedem Alter angemessen, unter allen Umständen ehrenvoll seyn würde, denn sie wäre auf die Sittlichkeit, auf eine Hingebung, die von der Tugend anerkannt würde, gegründet. Diese Empfindung gestattet und fordert, daß

das Weib dem ernstern Beruf, der das Leben des Mannes in Anspruch nimmt, nicht ganz fremd sey. Die Gattin muß Freude an der Unterredung mit ihrem, zu öffentlichen Angelegenheiten berufnen, Gatten haben; ihr Geist kann auf den seinen wirken, sey er Beamter, Schriftsteller oder einfacher Bürger; aufgeklärt und gefühlvoll, ergeben und vorsichtig, wie sie seyn soll, wird der Gatte sich gern mit ihr berathen, und freudig einen Theil seines Gelingens ihr danken. Der Gattin liebender Beyfall wird den Eindruck flüchtiger oder strenger Urtheile über ihn mildern: sie wird ihm durch ihren Enthusiasmus schon im Voraus die Achtung zollen, welche der edelste Mann nie sogleich, wenn er sie verdient hat, von den Menschen erhält. Rousseau sagt: „Es ist traurig, wenn ein Hausvater, der gern unter den Seinen lebt, sich in sich selbst verschließen muß, und keiner der Familie ihn versteht.“ Daraus folgert er: „Kein Mann von Erziehung soll ein Weib nehmen, das keine genossen hat.“ —

Das Weib ist durch Anlage und durch ihre Verhältnisse geneigt, die Charaktere derer, mit denen sie zu verkehren hat, zu beobachten. In der besten Ehe wird es sich, lange ehe die meisten Männer nur daran gedacht hatten, damit beschäftigt haben, ja es ist sogar möglich, daß die Männer, zu ihrem Glück, nicht genug darauf denken. Genug, einer Gattin, welche den Fähigkeiten oder den Schwächen ihres Mannes auf die Spur gekommen ist, wird es, ohne ihn zu kränken, zu Beyder Besten gelingen, ihn zu warnen; sie wird bald sein Ungestüm mildern, bald seine Trägheit anspornen; ist es nothwendig, so wird sie ihm sogar die Tugenden einflößen, die ihm nur ihretwegen mangeln. Sie wird ihm z. B. Reue ersparen, indem sie großmüthig einwilligt, eine glänzende Lage, die er nur um ihrentwillen bedauert, unbedingt aufzuopfern. Ein Vater, der zwischen seiner Pflicht und dem Wohlstand seiner Familie schwankt, könnte in Versuchung seyn, sich mit Beyden abzufinden — sein Gewissen und seine Zärtlichkeit können ruhig seyn, wenn die Mutterliebe sein Opfer annahm. — Doch um diese Rechte zu genießen, muß auch das ganze Leben eines Weibes des Gatten Vertrauen begründet haben; ihr Urtheil muß stets überlegt, ihr Betragen fleckenlos, ihre Einbildungskraft geregelt gewesen seyn. Sie muß von jeher durch Ordnung und Wirthschaftlichkeit sich fähig bewiesen haben, den Verlust des Vermögens zu ertragen, sogar ihn zu ersetzen und die Beschränkung abzumessen, die er nach sich ziehen muß. Ich kenne kein rührenderes Schauspiel, keines, das alles Schöne des menschlichen Herzens besser vor Augen legt, als das eines Bürgers, der zwischen einem edeln patriotischen Gefühl und dem Wohl einer geliebten Familie abwägt; bereit, Unglück und Gefahr zu trotzen, besinnt er sich noch — aber nicht um seinetwillen — in solch einem Fall wird das muthige Zureden seiner Gattin seine Ungewißheit beendigen. — Entweder ist die Macht der Tugend ein bloßer Traum, oder sie schenkt zweyen Wesen, die sich einander verstehen, in einem solchen Moment ein so himmlisches, so überwältigendes Gefühl, daß es sie zu einer Höhe emporträgt, an die das Unglück nicht hinanreichen kann.

Auf diesem Wege kann das Weib einen thätigen Antheil an den ernsten Vorfällen des gesellschaftlichen Lebens nehmen; so wird sie die Anmuth über dasselbe verbreiten, welche immer natürliche Schwäche, mit muthiger Hingebung vereint, uns erkennen läßt. Uns liegt nicht die Pflicht ob, unsre Selbstüberwindung zu verhehlen, wir verlieren nicht, wenn man wahrnimmt, daß der Sieg uns schwer geworden ist.

Es ist wohl überflüssig zu bemerken, wie trostvoll dem also verarmten, vereinsamten Manne die Zärtlichkeit, die Vernunft einer Gattin seyn wird; eben so wenig sie zu schildern, wenn sie durch ihre Verbindung mit ihm im öffentlichen Leben aufzutreten genöthigt ist. Wem ist es heutzutage unbekannt, wie nützlich eine Gattin ihrem Manne durch die Art werden kann, wenn sie diejenigen, welche Geschäfte mit ihm haben, zu empfangen weiß? Wer erfuhr nicht in der Gesellschaft den Einfluß des richtigen Gefühls, der, gegen einen Jeden in der Absicht gleichen, nur in den Formen verschiedenen Höflichkeit, die jeden Charakter zu gewinnen versteht?

Ich wiederhole es aber nochmals, um unsre wahren Vortheile zu erhalten, müssen wir Usurpationen sorgfältig vermeiden, diese machen dem, der sie versucht, wie dem, der sie leitet, keine Ehre. Die Rechte haben keinen gefährlichern Feind, als die Anmaßungen, und Gesetzlichkeit ist die Grundfeste der Ehen wie der Staaten. Als vertraute Freundinnen unsres Gatten können wir schicklicher Weise nur auf seinen Befehl handeln, und unsere Folgsamkeit, die aus Pflicht und Ergebenheit entspringt, befriedigt unser Herz und unser Gewissen. Die Thätigkeit der Weiber ist meistens so geringfügig, daß sie nur über die Bewegungsgründe zu derselben stolz seyn können; ihre kleinen Obliegenheiten gewähren wenig Vergnügen und machen viel Verdrüßlichkeit; wir müssen sie veredeln durch eine zärtliche Empfindung oder einen ernsten Gedanken. Die Freyheit, sie nach Willkür zu behandeln, würde einem Weibe auf die Länge bey Weitem nicht so viel Freude machen, als sie empfindet, indem sie dieselben zum Vortheil dessen, den sie liebt, erfüllt.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß die Verhältnisse, mit welchen ich hier das Leben des Weibes ausfülle, nur selten zusammentreffen werden. Allein das neue System des Staates muß die, solchen Verhältnissen günstigen Gelegenheiten mehr, wie wir es uns jezt vorstellen, vervielfältigen, und die Weiber, welche von besondern Umständen aufgerufen wären, solch ein Beyspiel

zu geben, würden ihrem ganzen Geschlecht eine Achtung verschaffen, deren Wirkung auch die geringste von ihnen verspüren würde. Und was auch künftighin eines Menschen Schicksal seyn mag, er möge in der Hauptstadt oder in einer fernen Provinz leben, sobald er irgend einer Betriebsamkeit fähig ist, muß er sich überzeugen, daß er für sein Vaterland einen Werth hat, daß er zu dem bürgerlichen Verein beytrage, durch die Vortheile, die er durch ihn genießt, und die Lasten, die er für ihn trägt, und seine Gattin wird immer ernste, aber rührende Pflichten zu erfüllen finden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Juni.

Wir leben hier in Zeiten, wo Wunder geschehen, wenigstens glaubt man es, oder besser — man will es glauben machen. In Caserta fand eine Zusammenkunft statt, wo hinter den verfallenen Mauern eines alten Gebäudes, dessen vordere Seite eine gemalte Madonna zeigte, ein junger Mann seiner Geliebten Vorlesungen über die Experimentalphysik, wie jener im Candide hinter der spanischen Wand, hielt. Daß die Mauern dieses Hauses nicht, wie jene Wand, umfallen konnten, war gewiß, allein durch ein eben dort mit einem Balle spielendes Kind entdeckt zu werden, befürchteten die Liebenden doch, indem das Spielwerk hinter die Mauern gefallen war, und vom Kinde wieder gesucht wurde. Das schlaue Mädchen griff deßwegen zu einem nuträglichen Mittel, das Kind irre zu führen, gab sich, ohne sich zu zeigen, für die Jungfrau Maria aus, und verlangte von demselben, einer Nonne aufzutragen, sie solle dafür sorgen, daß das, dem Madonnenbilde zu Ehren, vor demselben sich befindliche Lämpchen, welches verlöscht war, wieder angezündet würde. Das Kind verkündet das Wunder, welches, kaum ruchbar, demselben fast das Leben gekostet hätte; denn im frommen Eifer wollten Alle und Jeder es sehen, berühren, etwas von ihm haben u. s. w., weil es die Ehre gehabt, mit der Mutter Gottes zu reden. Man raufte sich darum, ihm nahe zu kommen, man riß ihm die Haare aus und die Kleidungsstücke vom Leibe, um eine Reliquie zu besitzen von dem Kinde, welchem ein so übermenschliches Glück widerfahren, und nur mit Mühe ward es vom Erdrücken gerettet. Seitdem waren die Wunder an der Tagesordnung. Lahmen ward der Gebrauch ihrer Glieder, Blinden das Gesicht und Aussätzigen die Gesundheit wiedergegeben. Almosen wurden gespendet in unglaublichen Summen, und wer dem Bilde sich zu nahen wagte, mußte gutwillig oder mit Gewalt alles, was er um und an sich hatte, hergeben per la Madonna! — oder Gefahr laufen, gemißhandelt zu werden. Ein Lahmer eilt auf Krücken hin, und nach langem inbrünstigem Bitten und Flehen, wirft er plötzlich die hölzernen Beine von sich, und geht gerade und gesund von dannen. Schade nur, daß sein Herr, ein ungläubiger Städter, gerade denselben Tag auf den Gedanken gekommen, nach Caserta zu fahren, sich von den Wundern zu überzeugen, unglücklicherweise den Bedienten von Weitem erkennt, sich versteckt, ihn zu belauschen, und da er ohne Gefahr es nicht wagen durfte, gleich zur Stelle die Wahrheit aufzudecken, ruhig zur Stadt zurückkehrte. Tags darauf frägt er den Bedienten, wo er den vergangenen Tag zugebracht und was im Hause vorgefallen sey. Der Bediente versichert, keinen Schritt aus demselben gethan zu haben. Dieß wird dem Herrn zu viel, er ergreift einen Stock, um durch dieses kräftige Mittel den Bedienten zum aufrichtigen Beichte zu zwingen. Da aber dergleichen fühlbare Gründe für einen Lazzaronen zu viel Gewicht haben, suchte er denselben durch einen Fußfall auszuweichen, und gestand seinem Herrn, für die Uebernehmung dieser Rolle zwölf Dukaten bekommen zu haben. Man machte Anzeige des Vorfalls, und dem Wundermann wurde einstweilen ein Quartier angewiesen, welches er wohl weder erwartet, noch aus eigner Wahl bezogen haben würde, und es heißt, man habe ihm durch hundert wohlgezählte und wohlverdiente Stockprügel, von Polizeywegen die Lust zu fernern Wundern auszutreiben gesucht. Ein anderer erschien mit scheußlich offenen Wunden auf beyden Schenkeln, und ward durch einen Festgläubigen dadurch geheilt, daß dieser ein (nasses) Tuch an dem Madonnenbild rieb, und nun dem erstaunten Pöbel bewies, daß durch diesen — Schweiß! die Wunden geheilt würden; welches denn auch wirklich geschah. Als aber leider nachher entdeckt wurde, daß die Wunden in künstlich aufgeleimten Stückchen rohen Fleisches, mit Milch begossen, um Eiter nachzuahmen, bestanden, wurden beyde dem erstern Wunderthäter in den nämlichen Gewahrsam bis auf Weiteres zugesellt. Die Polizey mußte kräftige Kenntniß von allen diesen Vorfällen nehmen, weil sich zu Tausenden Festgläubige versammelten, und man vielleicht denken mochte, daß irgend ein zweyter, in einem wohlregulirten Staate nicht zu erlaubender Zweck in diesen Vorgängen und Zusammenrottungen verborgen liegen könnte. Man trieb das Volk aus einander, arretirte mehrere und — sehr weislich, bemächtigte sich aller frey- und unfreywilliger Beyträge, ungeachtet alles Geschreyes und aller Einwendungen der Geber, welche von diesem Augenblick das Ihrige und nicht Ihrige zurückverlangten. Auch bis in die Hauptstadt hatte sich die Wunderkraft der gemalten und ungemalten Heiligenbilder erstreckt, überall sah man solche, entweder heulten oder schwitzten sie; erschienen heute im weißen, morgen im rothen, oder einem andern Gewande, verdrehten die Augen oder redeten die Umstehenden an, bis sich Militär und Polizey auch hier darein mischte, das zusammengelaufene Volk verjagte und die wunderthätigen Bilder mit Bretern verdeckte und unter Schloß und Riegel legen ließ. So stehen sie noch.

Die Kirche al Carmine, wo fast alle Jahre mehr oder weniger dergleichen Spuk getrieben wird, ist seitdem auch völlig verschlossen, weil es dießesmal zu arg ward, und das Volk sich mit großem Geschrey hereindrängte, sich zu Boden warf, denselben bis zum Wunderbilde aufleckte, die Haare ausraufte, und den Unsinn so weit trieb, daß man glauben mußte, in einem Tollhaus zu seyn. Nun darf niemand ohne Paß nach Caserta, und es heißt, daß in den Provinzen deren so viele Tausend dahin verlangt wurden, daß die Behörden sich endlich gezwungen sahen, erst nach der Hauptstadt um Verhaltungsbefehle zu schreiben. Man fürchtete hier wie gesagt, daß diesen sonderbaren Vorgängen irgend etwas andres zum Grunde liegen könne. Allein so lange die fremden Truppen hier sind, ist gar nichts zu befürchten, und diese Furcht wohl überhaupt ziemlich aus der Luft gegriffen, denn sie sind wohl mehr einer Klasse zuzuschreiben, die ihren Einfluß auf die Gemüther des Volks gerne noch mehr ausdehnen möchte.

Druckfehler.

In Nro. 169. Spalte 2. Zeile 12. von unten, lies wie statt wo.

In gleicher Nro. S. 675. Spalte 2. Zeile 34. von oben lies wem statt weil.

Beylage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. Juli 1825.

Denn der Ehre Bahn wird durch die ernstlichen Kämpfe
Ihrer Bewerber gefährlich. Oft schleudern, wenn sie die höchste
Stufe schon bestiegen, des Neides Blitze sie nieder
In der Verachtung Pfuhl. O wie viel weiser und besser
Ist's mit Ruhe gehorchen, als Königreiche besitzen,
Und regieren helfen.

Lucretius Carus.

Der Henker König Karls I. von England.

Viele Geschichtschreiber, welche über den Tod des Königs Karl I. von England schrieben, haben behauptet, daß der Nachrichter, der an dem unglücklichen Monarchen die Todesstrafe vollziehen mußte, maskirt gewesen sey. Dieser Umstand hat zu einer Menge Vermuthungen und Behauptungen Anlaß gegeben. Vielleicht gibt nachstehende Geschichte, die aus dem Munde eines Freundes des Lords S*** von einem meiner Bekannten vernommen wurde, Aufschluß über diesen kontroversen Gegenstand der Geschichte.

Lord Robert S*** stammte aus einer alten schottischen Familie, die frühe schon bey den Kirchenveränderungen in England zur hohen Kirche übertrat, und seitdem bey verschiedenen Königen Stellen am Hofe oder in der Armee bekleidete. Lord S*** war einer der Generale König Georgs II. und besaß die Gunst desselben in einem ausgezeichneten Grade. Bey einem schönen Aeußeren war sein Geist sorgfältig gebildet, und mit vielen militärischen Kenntnissen bereichert. Dabey war er bieder und wahr, stets froher Laune, gegen Jedermann gefällig und herablassend, und selbst gegen jene ohne Groll, von denen er wußte, daß sie ihn beneideten, und ihm zu schaden suchten. Man weissagte ihm daher von allen Seiten baldiges großes Glück, und schien, was man prophezeihte, seines edeln Charakters wegen, ziemlich allgemein zu wünschen. Allein die bekannte Schlacht bey Dettingen entschied Lord S*** Schicksal ganz anders, als alle Welt und er selbst ahnen konnte.

Die englische Armee war in einer so übeln Stellung, und der französische Feldherr, Marschall von Noailles, hatte alle seine Dispositionen so meisterhaft getroffen, daß die Engländer sammt ihrem Könige verloren waren, wenn sie nicht schleunig eine bessere Stellung nahmen. Lord S*** rieth daher aufzubrechen. Der König wollte bleiben. Lord S*** behauptete, daß die Schlacht verloren gehen, die Armee gefangen werden würde. Der König widersprach, blieb, und — gewann die Schlacht! Freylich weder seinen Dispositionen, noch seiner Stellung, noch seiner bewiesenen persönlichen Tapferkeit wegen, sondern weil der französische General Grammont gegen Noailles Befehl zu früh angriff. Die Urtheile der Zeitgenossen bestätigten Lord S*** Meinung, allein des Königs Achtung und Vertrauen nahm von diesem Tage ab, und nach der Rückkehr des Heeres trat bald eine sichtbare Kälte ein. Nun war es Zeit, sich mit Anstand zurückzuziehen. Er that es, beurlaubte sich bey Hofe, und blieb nur noch so lange in London, bis er einige häusliche Angelegenheiten geordnet haben würde, dann aber hatte er bereits alle Anstalten getroffen, auf seine Güter nach Schottland zu gehen.

Während dieses temporären Aufenthalts in der Hauptstadt beschränkte er sich auf den Umgang mit seinen erprobten Freunden, und am Vorabend seiner Abreise versammelte er alle um sich zu einem glänzenden Mahle, bey dem Heiterkeit und Herzlichkeit sich mit den Empfindungen misch-

ten, die edler Menschen Seelen bey der Trennung von Freunden rühren. Die Munterkeit hatte sich der Gäste bemächtigt, und die Freuden des Mahles begannen lauter zu werden, als einer der Diener des Lords hereintrat, und ihm ein Billet brachte, das ein Unbekannter übergeben hatte. Lord S*** las es hastig. Es war eine Einladung von unbekannter Hand, um die und die Stunde in der Citystraße vor das Haus Nro.— der Allee gegenüber, zu kommen, wo er anpochen sollte, und alsbald eingelassen werden würde. Man wünsche, dem edeln Lord Beweise verdienter Achtung zu geben, und schmeichle sich seines Besuches zur bestimmten Stunde. — „Wahrhaftig, rief Lord S*** lachend aus, ein unvermuthetes Glück scheint hier dem in Ungnade Gefallenen begegnen zu wollen! Irgend eine Dame, welche Langeweile plagt! Allein ich werde die Einladung nicht annehmen, denn der Philosoph muß sich im Unglücke bewähren.“ —

In der That blieb die muntere Gesellschaft die ganze Nacht beysammen, und ging erst am Morgen auseinander. An das „Stell dich ein“ dachte niemand weiter. — Mittags erschien jedoch schon wieder der unbekannte Bote in des Lords Wohnung und gab ein zweytes Billet ab. Dießmal war der Inhalt ernsthafter, dringender als das Erstemal.

„Mylord! — schrieb die unbekannte Hand — ich hielt „Sie für den Mann Ihres Rufs: allein ich scheine mich „geirrt zu haben. — Noch gebe ich Ihnen Gelegenheit, Ihr „Versehen gut zu machen. — Man erwartet Sie heute, „wie gestern, zur nämlichen Stunde an dem gleichen Orte. „Täuschen Sie die gute Meynung nicht, die man bisher „von Ihnen hegte. Ist dieser Abend vorüber, so können „Sie ihr Versehen nie wieder gut machen.“

„Das ist doch zu arg — rief der Lord mit Hitze aus, als er dieses Billet gelesen hatte — den will ich sehen, der an meiner Rechtlichkeit zweifelt, und meinen Muth auf die Probe setzen will. Ich werde kommen, und den Auffordorer zu finden wissen.“ —

Er beschäftigte sich hierauf mit Anstalten zu seiner Abreise nach Schottland, und ging zur bestimmten Stunde, ohne alle Begleitung und ungewiß, was aus dem Allem werden sollte, an den bezeichneten Ort.

Auf den ersten Zug an der Schelle wird ihm geöffnet und ein Unbekannter weist ihn in das fünfte Stockwerk des Hauses, dessen ganzes Innere das Bild der Aermlichkeit darbeut. Er pocht an eine Thüre, und eine unbekannte Stimme ruft von innen: „Wer pocht?“ — Lord S***,“ war seine Antwort. — „Immer herein,“ tönte es ihm laut entgegen; die Thüre öffnete sich und er trat in eine Art von Unterschlag, aus dem er in ein dunkles von schwachem Lampenlichte spärlich erleuchtetes Kabinet gelangte. Ungewiß, was hier ihn erwarte, die Hand an den Degen gelegt, schritt er vorwärts. Da tönten ihm aus einem Bette im Hintergrunde die Worte entgegen: „Sie fürchten sich, wie es scheint?“ — Mit Blitzesschnelle fuhr der Lord mit der Hand vom Degen und nahte sich dem Bette.

(Der Beschluß folgt.)

Einiges aus der Gräfin Remusat Versuch über die Erziehung der Weiber.

(Beschluß.)

Die Zeit muß aufhören, wo alles Vorzügliche sich in Paris vereinigte, daselbst zusammenfloß; die Menschen des nun abtretenden Geschlechtes, der Macht der Gewohnheit unterthan, mochten lieber in der Hauptstadt jämmerlich leben und dort irgend ein günstiges Ungefähr erwarten, als den Rest eines müßigen auf einem fernen beschränkten Schauplatz zu benutzen. Allein die kleine Zahl von Aemtern, die fast gänzliche Unmöglichkeit, in der sich die Regierung befindet, willkürliche Gnadenbezeigungen zu ertheilen, die Verlegenheit, vor aller Augen unverdiente Begünstigungen zu erbetteln, werden nach und nach den Haufen der Speichellecker von dem Monarchen entfernen, da sie ihr bisher noch die traurige Wahl ließen, sich durch Weigerung Haß, durch Bewilligung Tadel zu bereiten. Die Männer in Paris werden doch endlich daran denken, daß es ein Frankreich gibt, und daß man sich in ihm überall durch ein nützliches auch ein angenehmes Leben verschaffen kann. Man wird begreifen lernen, daß es ein ehrenwerther Stand ist, der auf den Feldern seiner Väter Ruhe und Wohlstand gewährt, und daß Tugend und unschuldige menschliche Schwächen in der Wichtigkeit, die geringe Ueberlegenheit bey einfachen Landleuten erhält, Ermuthigung und Genüsse finden können.

Aufrichtig gesagt, so sind bey unserer vorgeblich katholischen Nation die einfachsten Begriffe des Christenthums bey der Mehrzahl fast gar nicht vorhanden. Auf dem Lande und in der Stadt kennt der gemeine Mann das Evangelium nicht, und die Menschen, welche den Trost eines künftigen Lebens am dringendsten bedürfen, sind gerade die, welche ihn am wenigsten zu hoffen lernen. Lange Zeit hat unser unseliges Beyspiel sie irre geleitet; jetzt vergessen wir, daß ihr moralisches Elend unser Werk ist, und überlassen uns dem vornehmen Ekel, den sie uns einflößen. Der Mangel an Aufklärung durch Religionsunterricht hat die Köpfe unsers Volkes der Verführung blosgestellt. Der Verstand hat das Bedürfniß, sich zu üben; fehlt es ihm an Wahrheit, so greift er lieber zum Irrthum, als daß er in Unthätigkeit bliebe. Unwissenheit ist vielleicht besser als Irrthum, aber Alles ist weniger schrecklich, als in einen thierähnlichen Zustand zu versinken. Jede Art moralischen und religiösen Unterrichts fehlt den untersten Volksklassen, und es wird Zeit, Mühe und Ge-

duld kosten, um sie zu einigem Nachdenken über ihr Leben und ihr Ende zu bringen *). Kehren wir vom Lande in die Städte zurück, und wollen wir der thätigen, oft überspannten Empfindung der Weiber Beschäftigung geben, so bietet sich daselbst die Armenpflege für sie an. Man sorge dafür, daß die Verwaltung eine geregelte Form vorschreibe — denn nichts Nützliches kann ohne Methode bestehen — dann überlasse man deren Ausführung der herzlichen Thätigkeit unsers Geschlechts.

Ich könnte noch manchen Beruf aufzählen, welchen der Name einer Bürger-Gattin in sich faßt, und von denen es sehr zu wünschen ist, daß bald jede Französin deren Wichtigkeit begreifen lerne — sie könnten die Thätigkeit eines ganzen Lebens beschäftigen — und noch erwähnten wir gar nicht der Pflichten, noch der Freuden, welche die Mutterwürde verspricht.

Bey diesen Worten drängen sich alle meine Gefühle herzu, gleichsam als wollten sie allen meinen Gedanken den Raum nehmen. Anfangs zürnt die Natur und verwirft den Gedanken, daß eine Institution mehr oder weniger das Recht haben solle, die Hingebung einer Mutter zu mehren oder zu mindern. Wahrlich, Mutterliebe ist die unabhängigste Liebe der Welt! Wir lieben unser Kind, wie es sey, was es thue, es kränke, es befriedige unsre Eigenliebe, es erwiedere unsere Zärtlichkeit oder dulde sie wie eine Beschränkung seiner Freyheit, ein Sohn höre auf seine Mutter, oder weise sie von sich, er fliehe sie, oder suche sie auf, dennoch beherrscht er ihr Herz, dennoch ist er der Herr ihres Lebens. — Aber glücklich die, welche lieben darf, oder vielmehr zeigen darf, daß sie liebt, ohne diese ohnmächtigen, aber schmerzlichen Hindernisse überwinden zu müssen. Eines Sohnes edle Eigenschaften verbreiten neue Lebenslust um die Mutter, er macht, daß sie ohne Verlegenheit erhabnen Hauptes in die Zukunft blickt, ihre Seele, die keine Unruhe kennt, ist dennoch tief bewegt, das Vertrauen zwischen ihr und dem Sohne ist das beglückendste Verhältniß; es gleicht keinem andern; obschon es ganz aus Schwäche und Ansehen, aus Herablassung und Kraft besteht, die zusammen das Weib und die Mutter, den Mann und den Sohn aussprechen. — Ja glücklich, hundertfach glücklich das Weib, welche diese Seligkeit genoß! —

Bey aller Achtung für diesen Naturtrieb müssen wir doch anerkennen, daß günstige Umstände ihn noch zu vervollkommnen, zu veredeln vermögen. Die Gattin eines öffentlichen Beamten, stolz auf ihres Mannes Ruf, wird wünschen, daß ihr Sohn eines Tages in seines Vaters Fußstapfen treten möge, und ihrer Sorgfalt wird er die ersten Begriffe, welche ihn darauf hinleiten können, zu danken haben. Das Feld der Hoffnung öffnet sich an der Wiege eines Sohnes, er scheint sie alle zu begünstigen, und statt diese süße Täuschung zu vernichten, laßt sie uns zum Besten des Vaterlandes benutzen, laßt uns die Eltern anfeuern, daß sie alle die schönen Keime, die sie in ihrem Liebling zu sehen glauben, weise und gewissenhaft entwickeln, und ihr liebender Ehrgeiz wird nützliche Bürger bilden, durch eigne Thätigkeit, wenn die Natur sie reichlich begabte, oder auch schon dadurch, weil sie in andern die Verdienste zu schätzen wissen, über deren Wichtigkeit sie früh belehrt worden sind.

---

*) Heben wir doch ja nicht wohlgefällig das Haupt, mit der Zuversicht: bey uns sey das ganz anders! — Mehr Schulen und bessere Schulen mögen wir haben, als unser Nachbarvolk, aber nicht die Katechismusschulen, sondern die Menschen im spätern Leben beobachtet, und befragt, ob sich Bewußtseyn eines moralischen Zusammenhanges der Dinge bey ihnen zeigt; wie sie sich über denselben Gegenstand zu äußern vermögen. Und ihr werdet erstaunen, wie bey der Brache religiöser Verstandesentwicklung, die bürgerlichen Verhältnisse noch so aufrecht erhalten werden können. Und in dieser Brache liegt nicht nur der Verstand der unteren Volksklassen, forscht nur weiter — und denkt mit Ernst auf Mittel, die Schule mit dem Leben in Wechselwirkung zu bringen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Juni.

Auf vorigen Sonntag war in den Zeitungen das Springen der Wasserkünste zu Versailles, und das Jahresfest der Stiftung des neuen Dorfes Beau Grenelle neben Paris angekündigt. Ich muß gestehen, die Wasserkünste hatten nicht so viel Reiz für mich, als die Feyer der Anlegung einer Kolonie. Erstere kosten dem Staate viel, und gewähren nur einige Augenblicke Vergnügen; leztere zeugt von dem allgemeinen Wohlstande, und von den heilsamen Folgen des Friedens. Ich zog es daher vor, dem Dorffeste beyzuwohnen, und zu sehen, was dann aus den pomphaften Versprechungen, welche im vorigen Jahre dem Publikum gemacht worden waren, mochte geworden seyn. Vor einem Jahre, als das Stiftungsfest gehalten wurde, wovon ich damals im Morgenblatte Bericht erstattet hatte, lag die geräumige Grenelle-Ebene längs der Seine noch leer, man erntete noch auf derselben, und nur blos die Straßen der künftigen Stadt oder des künftigen Dorfes waren schnurgerade in paralleler oder in sich durchkreuzender Richtung im Sande abgestochen worden. Damals hielten die Eigenthümer des Bodens und die Honoratioren ihr Gastmal unter einem großen Zelte, und das Braten und Sieden geschah wie in einem Lager, unter freyem Himmel. Dießmal sah es schon ganz anders aus. Von allen Seiten standen schöne elegante Häuser, meistens mit weißer Leinölfarbe angestrichen und mit Schiefer gedeckt; manche hatten roth angestrichene Eisengitter vor den Haushöfen, das Mein und Dein war schon überall abgesondert, indem hölzerne Verschläge jedes Eigenthum umgaben. Das am Morgen gekrönte Rosenmädchen saß mit den Häuser- und Grundbesitzern in einem fix und fertigen Hotel zu Tische, das für ein niedliches Schlößchen gelten konnte. Die belohnte Tugend war also nicht mehr, wie im vorigen Jahre, allen Augen blosgestellt, sondern hielt sich vor dem profanen Vulgus verborgen; Gensd'armen wachten am Eingange des kleinen Hotels, um auch hier Zucht zu halten, und Respekt vor dem Zirkel einzuflößen. Einige Schenken waren schon vollkommen eingerichtet, und hatten vollauf zu schen-

ten; wie manche Kolonien mögen mit Zweifeln begonnen haben; vielleicht waren Hütten, worin Romulus und sein Gesindel zechten, auch die ersten Häuser Roms. Fast alle andern Häuser scheinen Lusthäuser der Pariser zu seyn. Leider hat man auch hier, wie in Paris, mehr an's Bauen als an's Pflanzen gedacht. Keine einzige Baumanlage, kein einziger Garten war noch zu schauen; Steinmauern umgeben dieß bereits bebaute Eigenthum; überall Stein oder Sand, nirgends das liebliche Grün, das besonders dem Bewohner einer großen Stadt so wohl thut! Wäre hier beym Bauen zugleich für schöne Pflanzungen gesorgt worden, so würde das neue Beau-Grenelle völlig seinen Namen verdienen, und kein Dorf um Paris würde sich mit dieser neuen Anlage vergleichen können. So manches Dorf besteht aus einem Schlosse oder aus einem oder zweyen großen Häusern, und einer Menge armseliger Hütten. Einen solchen schmerzlichen Beweis der Ungleichheit der Stände und des Vermögens wird das neue Grenelledorf nun freylich nicht liefern. Die Gründe sind hier fast alle gleichmäßig abgetheilt, die Armuth des Einen wird hier nicht mit dem prassenden Reichthum des Nachbarn grell abstechen; Alle, die sich hier anbauen, sind Leute, die zu leben haben, und sich einander, was Vermögen und Stand betrifft, so ziemlich die Wage halten können. Unter solchen Umständen können die Bewohner des Beau-Grenelle vergnügt und friedlich beysammen leben. Was Gewerbfleiß und Handel in dieser der Seine naheliegenden und die Hauptstadt beynahe berührenden Kolonie zu Wege bringen werden, läßt sich noch nicht vorhersehen, da bisher nur an Lusthäuser, nicht an sonstige Anlagen gedacht worden ist. Es ist nun die Rede davon, ein andres Dorf auf der entgegengesetzten Seite der Hauptstadt, in der St. Denis-Ebene zu errichten, und bereits haben die Zeitungen angekündigt, eine Handelsgesellschaft habe die ganze Ebene zu diesem Zwecke angekauft. Ein drittes Dorf Namens Sablonvillo, in der Ebene des Sablons, auch ganz nahe an Paris, ist schon fertig, und wird großentheils von englischen Familien bewohnt. Dabey werden die neuen Bauten in der Stadt mit rastlosem Eifer fortgesezt, indeß Jahre lang mit der Vollendung eines einzigen auf Kosten der Regierung unternommenen Baues dahmachen, werden in Zeit von einem Jahre auf Privatkosten ganze Straßen mit schönen großen Häusern gebauet. Von dem Hotel Thelusson und dem schönen Garten, worin es lag, ist nun keine Spur mehr vorhanden, und statt dessen ist durch Schneider Staub's Zaubernadel eine schnurgerade Straße mit drey bis vier Stockwerke hohen Häusern und Hotels entstanden. Diesem reichen Schneider geht es wie allen, die ihr Glück machen; er wird beneidet und angefochten. In der Gegend, wo er sich reich nähet, haben sich andere Schneider niedergelassen, die, sonderbar genug, sich auch Staub nennen, oder sich so zu nennen vorgeben, und das Publikum mit großen Aushängeschilden anlocken; wie soll es nun aber unter allen diesen Stauben den ächten unterscheiden? Allerdings brauchte es nur zu wissen, wer derjenige Staub ist, welcher Millionen zum Ankauf von Hotels und zum Anlegen neuer Straßen ausgibt; dieß läßt sich aber in einer so großen Stadt, als Paris ist, nicht sogleich ausmitteln. Der Millionär Staub hat daher auch neulich in die Zeitungen ein Avertissement einrücken lassen, um sich über das Aushecken aller der Staub's in seiner Nachbarschaft zu beklagen, und das Publikum zu bitten, ihn ja nicht mit den Pseudo-Stäuben zu verwechseln, da er der wahre Staub, „Schneider und Kleiderhändler" sey. Vielleicht würde er jene recht in Verlegenheit setzen, wenn er sie aufforderte, sich wegen des ruhmreichen Namens Staub zu legitimiren: höchstens würden sie antworten können, daß wir ja alle Staub sind, und daß manche Staub machen in der Welt, ohne daß man sie fragt, wer sie dazu berechtigt. Ein andrer reicher Schneider, Berchüt, welcher das Hotel des Kardinals Fesch angekauft hat, wie Staub dasjenige des Kardinals Thelusson, läßt dasselbe zu Privatwohnungen einrichten, und auch diese Verwandlung wird wahrscheinlich bald vollendet seyn. Etwas langsamer gehen die Bauten in einem der leeren Gevierte der Champs Elysées vor sich, vermuthlich weil dieselben schon zu weit vom Mittelpunkte der Hauptstadt entfernt liegen, und nur von Leuten bewohnt werden können, welche wenig in der Stadt zu thun haben, oder sich mit Wagen und Pferden dahin begeben können. Dieß auf allen Seiten mit Alleen umgebene Gevierte wird übrigens sehr regelmäßig bebauet. Am Eingange stehen zwey gleichförmige Gebäude, jedwedes mit einem halbrunden Portikus, der oben einen Altan bildet, die beyden Hauptstraßen des Geviertes durchkreuzen sich in der Mitte desselben auf einem zirkelrunden, mit eisernen Gittern umgebenen Platze, welcher mit einem ebenfalls zirkelrunden Springbrunnen verziert ist. Auf einer der Außenseiten des Geviertes steht das sogenannte Haus König Franz I., in den Zeitungen hat man mit dichterischer Uebertreibung ausgesagt, dieses Haus sey von Fontainebleau nach Paris transportirt: bey dieser Aussage ist ein Theil für's Ganze genommen worden: es sind nämlich blos die Pfeilerchen und Bogen der Außenseite vom alten Hause genommen, und hier vor einem neuen angebracht worden, dessen Vorderseite vermuthlich nun dasselbe Ansehen hat, wie das alte; weiter hat die Versetzung nichts auf sich gehabt. Im folgenden Jahre soll die Reihe des Bebauens dann auch den Lustgarten Tivoli treffen, den einzigen großen Lustgarten, der innerhalb der Hauptstadt noch vorhanden ist, und der durch seine schöne Lage auf einem sanften Abhange, und neben einem sehr bevölkerten, wohlgebauten Stadtreviere, den Parisern zu einem Sonntagsbesuche sehr bequem ist. Aber eben diese Nähe eines bevölkerten Stadtreviers ist es, was dem reizenden Tivoli seinen Untergang bereitet. Die achtzehn Morgen Landes, welche der Garten einnimmt, bringen, bebaut, ungleich mehr ein, als die Lustbarkeiten während der Sommermonate. Daher sollen die achtzehn Morgen bereits zu dreyhundert Franken per Toise, also ungefähr um vier Millionen Franken verkauft worden seyn. Einige Tausend Menschen werden hier bequem wohnen können; ja eine ganze kleine Stadt könnte hier zu stehen kommen, zumal, da man auch schon den umliegenden Boden angekauft hat, und anfängt, darauf zu bauen. Ueberhaupt herrscht in Paris, besonders in den recht bevölkerten Theilen der Stadt, eine solche Baulust, daß, wenn es einige Jahre so fortgeht, die Stein- und Gypsgruben, die um die Stadt herum so reichhaltig sind, ganz erschöpft seyn werden, und die Nachkommenschaft verlegen seyn wird, wie sie die Baumaterialien sich aus der Nähe verschaffen können. Und je mehr gebaut wird, je höher steigen die Miethen; es gibt Reviere, die für Familien, welche sich von ihren Handarbeiten nähren, fast gar nicht mehr bewohnbar sind, weil ihr ganzer Erwerb dort in der Miethe aufgehen würde. Das bedeutende Steigen des Miethzinses im Verhältnisse der Bauten, die unternommen werden, ist für manche Leute ein Räthsel, und eine Art von Widerspruch. Sie meynen, je mehr Häuser entstünden, desto größer müßte die Konkurrenz unter den Hausbesitzern werden; folglich desto leichter müßte man Wohnungen finden können. Freylich, wenn einige Jahre lang immer fortgebauet werden wird, so wird nothwendig die Zahl der Häuser mit der wachsenden Bevölkerung nicht mehr im rechten Verhältniß stehen, und mancher Bauspekulant wird dann leicht in große Verlegenheit gerathen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Juli 1825.

Das heißen wir klassische Subordination der Phantasie!

Die Macht der Phantasie in Uebertragung der Tollwuth von Thieren auf den Menschen.

Die nachstehende, in mehrfacher Hinsicht beachtenswerthe, Angabe ist jüngsthin in vielen Tagblättern gelesen worden: „Ein Wundarzt von Brighton, Namens White, „ward kürzlich von einem Hunde gebissen, dessen Wasserscheue „drey Tage lang beobachtet wurde, und der an Zuckungen „der Tollwuth verstorben ist. Der Wundarzt hat am 6ten „Junius in englischen Zeitungen ein Schreiben bekannt ge„macht, worin er erklärt, er wolle von allen durch Aerzte „für solche Fälle vorgeschriebenen oder empfohlnen Vor„sichtsmaßnahmen keine anwenden, sondern seine Wunde „nur einfach, als ob sie von einem ganz gesunden Hunde „herrühre, verbinden lassen. Herr White hat die Ueber„zeugung, es könne die Tollwuth durch den Biß eines „Vierfüßers nicht auf den Menschen übertragen werden, „und die ergriffne Phantasie allein nur sey Schuld am Tode „derer, die in Folge von Bissen wuthkranker Thiere ge„storben sind. Er hat im Beyseyn mehrerer Amtsbrüder „den Hund, von dem er gebissen ward, zergliedert, und „das Schreiben des Herrn White endigt mit den Worten: „gewiß werde ich etwas früher oder später sterben, zuver„lässig aber nicht an der Tollwuth.“ Eine solche moralische Ueberzeugung und die Willenskraft, welche von ihr ausgeht, bleiben ehrwürdig, auch wenn ein Irrthum ihnen zum Grunde liegen sollte. Ob dieß der Fall sey, ist aber noch völlig im Dunkel, und die nachfolgenden Andeutungen sollen anders nichts als ein geringer Beytrag und Veranlassung zu weiteren Erörterungen der eben so wichtigen als schwierigen Aufgabe seyn.

Außer Zweifel liegt, daß, wofern auch die Tollwuth durch Biß auf Menschen übertragen werden kann, dieß nicht die einzige und ausschließliche Art ihrer Entwicklung im menschlichen Organismus ist, somit immerhin noch andere Ursachen und Verhältnisse übrig bleiben, die jene furchtbare Krankheit erzeugen mögen. Hinwieder ist bekannt, daß das Wuthgift ungleich wirksam und heftig bey verschiedenen Thieren, zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Klimaten ist. Die Erfahrung zeigt, daß die Tollwuth in gewissen Jahreszeiten nicht immer in den gleichen, meist jedoch bey der größten Sommerhitze oder in der strengsten Winterkälte seuchenartig (epidemisch oder epizootisch) erscheint. In wiefern Modifikationen der Atmosphäre, und welche dabey wirksam sind, bleibt uns freylich noch räthselhaft und verborgen. Zweifelhaft wird diese ganze Wirksamkeit durch den Umstand, daß es Landschaften gibt, die doch nichts weniger als einer stets gemäßigten Wärme sich erfreuen, in denen die Hundewuth überall nicht wahrgenommen wird. So ist es der Fall, daß dieselbe höchst selten in Konstantinopel vorkommt, obgleich die Hunde dort sich völlig selbst überlassen sind, was die Entwicklung der Krankheit befördern zu müssen scheint.

Wenn klimatische Abweichungen hinreichend sind, um das Wuthgift zu zerstören, so kann es um so weniger be-

fremden, wenn dasselbe beym Uebergang von einer Thierart zur andern gemildert oder verändert wird, oder seine Kraft auch wohl ganz verliert. Am meisten und heftigsten entwickelt es sich unstreitig beym Hundegeschlecht, und ihm zunächst bey der Katze: diese beyden ausschließlich scheinen unter dem Einfluß von, wie schon bemerkt, uns noch unbekannten Ursachen für Erzeugung des Wuthstoffs und für Uebertragung des in ihnen ausgebildeten Giftes geeignet zu seyn. Mit den grasfressenden Thieren verhält es sich anders: nie hat sich irgendwo, weder im Ochsen, noch im Pferd oder Esel die Wuth von selbst entwickelt. Hingegen ist zuverlässig, daß viele solcher Thiere von tollen Hunden, Wölfen oder Katzen gebissen, in eine für sie tödtliche Krankheit verfallen, deren Erscheinungen und Verhältnisse jedoch von denen der Wuth beym Hundegeschlecht schon wesentlich verschieden sind. Der Hauptunterschied ist dieser, daß sie das Gift auf keinem Weg, auch durch Impfung nicht, weiter fortzupflanzen vermögend sind. Selbst die Vögel sollen einige Empfänglichkeit für das Wuthgift haben; überhaupt mangelt es durchaus noch an genügenden Versuchen für die Ausmittlung der Veränderungen, welche dieser Giftstoff erleidet, nach Maßgabe seines Uebergangs in mehr und mehr von den Gattungen, welchen er eigenthümlich anzugehören scheint, sich entfernenden Thierarten. Am wichtigsten, aber auch am schwierigsten müssen die Versuche seyn für Ausmittlung der reinen, von jeder fremdartigen Mitwirkung oder Komplikation gesönderten Wirksamkeit des Wuthgiftes nach Beschaffenheit und Grad auf den menschlichen Organismus.

Die mächtigste und bedeutsamste aller Mitwirkungen, welche hier in Betracht kommen, ist unstreitig diejenige der Phantasie der gebissenen Person auf die Entwicklung der Krankheit. Der Gedanke des beym wirklichen Ausbruch der Tollwuth unvermeidlichen Todes, diese Ueberzeugung und der sie begleitende Schrecken wirken so mächtig auf den Organismus, daß sie in vielen Fällen für sich allein schon hinreichend gewesen sind, um einen dem durch Einbringung des Wuthgiftes erzeugten völlig ähnlichen Zustand, oder um die Tollwuth selbst hervorzubringen, die alsdann nichtsdestoweniger mit tödtlichem Ausgange begleitet ist.

(Der Beschluß folgt.)

Der Henker König Karls I. von England.

(Beschluß.)

Auf dem Bette lag die Gestalt, oder vielmehr der Schatten eines Menschen, welchen das Alter zum Skelet gemacht hatte. Ein eisgrauer Bart floß über die Brust herab, und aus den tiefliegenden Augen schien das letzte Aufglimmen des Lebenslichts sich hervorzudrängen. Der Mensch, der hier lag, schien das höchste Menschenalter erreicht zu haben.

„Mylord, hub jezt die Gestalt an, ich freue mich, Sie bey mir zu sehen. Ihr Ruf that meinem Herzen wohl. Sitzen Sie hier zu mir, und seyen Sie ohne Sorge vor einem Manne, der hundert und zwanzig Jahre lang gelebt hat.“

Mit steigender Erwartung über die endliche Entwicklung dieses sonderbaren Besuches, und mit Verwunderung über das Alter des Greises, sezte sich Lord S*** an dem Bette nieder.

„Auch ich habe, fuhr der Greis fort, hier in meiner Einsamkeit mit großer Theilnahme vernommen, wie Sie wahrhaft und unerschrocken in des Königs Rath als ein ächter Britte gesprochen, und sich dadurch den Verlust der Hofgunst zugezogen haben. Dafür preis't Sie jeder wahre Vaterlandsfreund und wünscht Ihnen des Himmels besten Segen. — Fürwahr, Sie sind aus dem Blute der edeln S***, und mich sollte es sehr freuen, wenn ich abgelebter Mann Ihnen vielleicht nützlich seyn könnte.“

Hier hielt der Greis inne, und wendete sich dann halb sitzend mit den Worten zu Lord S***: „Fehlen Ihnen nicht wichtige Papiere über Ihre Familie, Ihre Rechte und Ansprüche?“ — „Allerdings, entgegnete der Lord mit sichtbarer Hast! Seit vielen Jahren schon fehlen mir die wichtigsten Familiendokumente, die, Gott weiß wie lange schon und durch welchen Zufall, verloren gegangen sind. Ich habe mir bisher alle ersinnliche Mühe gegeben, dieselben wieder zur Hand zu bringen, aber vergebens! Ihr Verlust bringt mich nicht nur um drey Viertheile meiner Güter, sondern auch um Rechte, die mir noch ungleich schätzbarer sind.“ — „Dort in jenem Kästchen in der Ecke — versezte der Greis und deutete mit dem Finger nach dem Orte — nehmen Sie hier den Schlüssel, und öffnen Sie — Sie finden wahrscheinlich, was Sie so lange vergeblich suchten.“ —

Mit Hast ergriff der Lord den Schlüssel, öffnete das Kästchen, und durchlief die darin befindlichen Schriften.

Das Erste, was ihm in die Hände fiel, waren gerade die Dokumente, welche er seit langem vergeblich gesucht hatte. Voll freudigen Erstaunens und mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Dankes nahte er sich jezt dem Greise, um ihm durch eine Umarmung seinen Dank zu erkennen zu geben: „Wie kann, wie soll ich Ihnen genug dafür danken? — rief er aus. — Mein Glück und die Rechte meiner Ahnen finde ich durch Sie wieder: — Sprechen Sie, erklären Sie sich näher, wem habe ich dieß Alles zu danken?“

„Deinem Urgroßvater, mein Sohn! komm und umarme ihn,“ antwortete jezt der Greis. — „Wie! rief der Lord im Tone des höchsten Erstaunens und der grenzenlosesten Ueberraschung — Sie mein Urgroßvater! — Soll ich denn in diesem Hause nur Unglaubliches und Wunderbares sehen und hören?“ — „Höre mich, mein Sohn — fuhr

der Greis fort, und Thränen entfielen seinen Augen — ja ich bin dein Urgroßvater Archibald S*** — komm näher und vernimm die lezten Geheimnisse eines Sterbenden, aber rüste dich mit Muth, das Schrecklichste zu hören! Du kennst die Geschichte unserer bürgerlichen Unruhen, und unserer politischen Verbrechen, weißt wie Karl I., unser legitimer König, verurtheilt wurde, und sein Leben auf dem Blutgerüste verlor. Vielleicht weißt du auch, daß ein Unbekannter, dessen Gesicht maskirt war, dem unglücklichen Monarchen das Haupt abschlug." — „Allerdings, allerdings, fiel Lord S*** hastig ein, ist mir dieser lezte Umstand bekannt: Wissen Sie vielleicht Bescheid darüber?" —

Ein Strom von Thränen entstürzte den Augen des Greises: schluchzend und kaum zusammenhängend vermochte er die Worte gewaltsam hervorzubringen: „Und dieses Ungeheuer, dieses Scheusal, dieser Unbekannte war — Ich!" —

Mit einem Schrey des Entsetzens wich Lord S*** jezt vom Bette des Greises zurück, der nach einer schrecklichen Pause wieder fortfuhr: „Ja, ich bin der Henker Karls I. und an meinen Händen klebt sein Blut! Rache vermochte mich zu diesem scheußlichsten aller Verbrechen. Karl hatte mir Grund zu klagen gegeben, er versagte mir Gerechtigkeit und behandelte mich hart, und um mich ganz niederzuschmettern — erlaube mir mein Sohn, daß ich dich an das Schicksal meiner geliebten einzigen Tochter Felizia erinnere! — Ach, die Schande meines Hauses wußte ich nicht zu ertragen. In meinem Herzen kochte von nun an unversöhnlicher Haß und Rache, denen ich Staat. Gewissen und Menschlichkeit opferte. Von nun an war ich Cromwell blindlings ergeben und ein immer williges Werkzeug in seiner Hand. An allen seinen Komplotten und Verbrechen nahm ich thätigen Antheil und bahnte ihm den Weg zum unumschränkten Protektorat. Als Lohn meiner Verbrechen forderte ich die Erlaubniß von ihm, bey dem unglücklichen Karl Henkersstelle vertreten zu dürfen. — Der Protektor bewilligte, der unglückliche Monarch wußte es. — Und ich war der Mann mit der Maske, unter dessen Hand Karl Stuart starb."

Man denke sich, was Lord S*** während dieses schrecklichen Bekenntnisses empfunden habe. Alles, was er dem unglücklichen Alten erwiedern konnte, waren die wiederholten Laute des Erstaunens und Abscheues: „Sie, mein Vater, der Henker Karls I." —

„So weit verleitete mich Rachsucht — fuhr der Greis nach einer Pause jezt wieder fort — aber seit jenem schrecklichen Tage war keine Ruhe mehr in meinem Herzen. Die Freude war von mir geflohen und die Furien des erwachten Gewissens trieben mich rastlos, wie den Brudermörder Kain, umher. Ich floh aus England, wo mich tausend Gegenstände täglich und stündlich an meine Verbrechen mahnten, und irrte achtzig Jahre lang in Europa umher, unerkannt, dürftig, ohne Kunde von meiner Familie, und von meinen Freunden, und von dem Schicksale, wie es scheint, nur darum so lange unter den Lebenden geduldet, um den Stachel der Reue desto länger zu fühlen, und für mein Verbrechen zu büßen. Endlich kehrte ich wieder zurück, um in dem Vaterlande zu sterben, dessen König von meiner Hand starb. Dort in jenem Kästchen war der kleine Ueberrest meines Vermögens und ehemaligen Wohlstandes enthalten. Zufällig hörte ich von meiner Wärterin, der ich und mein Schicksal fremd sind, wie es dir am Hofe ergangen, und wie geehrt dein Name bey den ächten Britten sey. Ich entschloß mich, dir vor meinem Tode noch einzuhändigen, was dir gebührt, und wo möglich dadurch dich glücklich zu machen. Du bebst mein Sohn, ich sehe es, und deine Gesichtszüge sprechen Abscheu aus! — Entferne dich also, und überlasse mich meinem eigenen Abscheu, und den Furien, die mich peinigen. Fliehe vor meinem Verbrechen, aber beweine mein Andenken. Könnte eine achtzigjährige Reue die Nemesis versöhnen, so würde ich sie versöhnt haben."

Lord S*** war vernichtet! Seine Seele kämpfte gewaltig mit den Gefühlen des Entsetzens, des Mitleids und der Liebe. Endlich behaupteten Natur und Menschlichkeit ihre Rechte; weinend warf er sich dem Greis in die Arme, und betheuerte ihm, daß Reue, Unglück und kindliche Pflicht ihm Vergessenheit und Vergebung alles dessen, was er so eben vernommen, gebieten!

Nun suchte er seinen Urgroßvater zu bewegen, unter fremdem Namen mit ihm nach Schottland zu ziehen. Der Greis lehnte es ab, schien jedoch, da der Lord wiederholt ihn zu bewegen suchte, nachzugeben. So trennten sie sich. Es war Mitternacht geworden, bevor Lord S*** sein Quartier erreichte, wo er sich halb angezogen auf sein Bette warf, das abenteuerliche Räthsel dieser Nacht noch einmal überdachte, und endlich ermüdet einschlief.

Noch bevor es Mittag wurde, steht er wieder in der City, wie gestern Abends, vor dem gleichen Hause, wo er eingelassen wird, hastig in das fünfte Stockwerk hinaufsteigt, und — Niemand mehr findet. Man denke sich sein Erstaunen! Er fragte, forschte nach, ließ nachforschen, vergebens. Jede Spur des Alten war verschwunden, im Hause hatte Niemand weder von dessen wahrem Namen, noch dessen Herkunft die mindeste Kenntniß, und alles, was Lord S*** von dem Hauseigenthümer erfahren konnte, bestund darin, daß der alte Herr im fünften Stocke noch gestern Nachts durch seine Haushälterin alles habe berichtigen lassen, und mit dem frühesten Morgen bereits fortgezogen sey. Eine Portechaise habe ihn bis an die Themse gebracht, wohin er aber von da sich begeben, sey unbekannt. Wahrscheinlich wagte es der Unglückliche nicht, sich bey seiner Familie in Schottland zu zeigen,

Nr. 53.

Kunst-Blatt.

Montag, den 4. Juli 1825.

Kunstbericht aus München.

(Fortsetzung.)

Von Canova besitzen wir außer jener Gruppe der Grazien mehrere Frauenbilder. Besonders die Venus, welche, aus dem Bade gestiegen, in gebogener Stellung und mit den über der Brust gekreuzten Händen das Gewand hält und nach der linken Seite blickt. Sie ist durch Adel der Formen und Lauterkeit der Arbeit eines der vorzüglichsten Meisterwerke der neuern Sculptur. Aus der Residenz, wo sie früher stand, ist sie jetzo in Nymphenburg im kleinen Park des Königes in einer marmornen Nische aufgestellt. Die Ausstellung eines so kostbaren Werkes, an dem jede Verletzung unersetzlicher Verlust wäre, im Freyen, ist von vielen Seiten getadelt und der Statue und ihrem hohen Werthe nicht gemäß gefunden worden. Gegen Verletzungen von Außen ist sie durch die Abgeschlossenheit des Parkes vollkommen gesichert, und bey der Humanität des Monarchen jedem Freunde der Kunst zugänglich. Dazu bildet die Anmuth der Gartenanlage, die Schönheit und Mannichfaltigket des Gebüsches, das den kleinen freyen Platz ziert, in dessen Hintergrunde sie prangt, das Geräusch des über marmorne Becken herabfließenden Wassers in der Nähe, verbunden mit dem Gesang der Vögel und umher der Fülle duftender Blumen, eine der Schönheit des Werkes ganz anders zusagende Umgebung, als die Abgeschlossenheit und Oede auch des prunkvollsten Saales, und die Göttin der Liebesanmuth scheint in dieser Fülle der um sie blühenden und duftenden Natur erst recht den Triumph ihrer eigenen Schönheit zu feyern. Dagegen ist zu bedauern, daß die hinten geschlossene Nische nur gestattet, sie von vorne, nicht von der Seite oder im Rücken zu sehen. Auch ist von Seiten derer, welchen die Sorge für die in diesen anmuthigen Räumen aufgestellten Kunstwerke obliegt, zu wünschen und zu erwarten, daß sie zu ihrem Schirm gegen die Ungunst der Witterung das Nöthige vorkehren werden. Die Nische ist gegen Abend offen, von woher zumeist Stürme und Platzregen in unserm Klima kommen; Feuchtigkeit, mit ihr Verunstaltungen der Oberfläche und das aus der Feuchtigkeit sich erzeugende Moos, verbunden mit Sand und Staub, könnten besonders unter unserm hyperboreischen Himmel bald unersetzlichen Schaden bringen, und schon zeigen sich die ersten Spuren dieser schädlichen Einwirkung. Eine einfache Vorrichtung an der Nische würde die Möglichkeit gewähren, sie durch eine bey ungünstiger Witterung einzusetzende Thür zu verschließen, was ihrer Bestimmung auch deßhalb nicht widerstreitet, da ein Park nur bey trockenem Wetter zugänglich ist und sie bey feuchtem deßhalb auf jeden Fall unbeachtet steht. Aber selbst diese Vorkehrung würde die Gefahr nicht ganz abwenden. Zur Seite der Venus sind im Freyen auf marmornen Sockeln rechts die Leda mit dem Schwane, links ein Faun, zurückgebogen und mit einem Amor, der auf seiner Hüfte steht, beyde in Marmor, von Eberhardt aufgestellt; diese Bilder stehen hier ohne Zusammenhang mit der Venus und sind auch gegenseitig sich widerstrebend. Was kann ein Faun in der Nähe einer Leda zu thun haben und umgekehrt? Daß sie beyde die Wirkung der Liebe fühlen, bringt sie weder unter sich nahe, noch mit der Göttin in Uebereinstimmung. Die Verbindung unzusammenpassender Gegenstände an diesem schönen Orte wird noch dadurch vergrößert, daß in demselben Augenpunkt, aus dem man den Faun, die Venus, die Leda übersieht, sich weiter vorn der schlafende Endymion zeigt, und ihm gegenüber nach ihm hingebückt und, wunderlich genug, mit über die Augen gehaltener Hand Diana, beyde von demselben Künstler. In einem Museum mag der Verein so ungleichartiger Gegenstände gehen, weil da gewöhnlich bey Vereinigung der Antiken die Wahl ausgeschlossen ist, nicht in einem Park bey neuen Werken, wo die Plastik ein Recht hat, ihre Ansprüche auf Zusammenhang, Uebereinstimmung und Zweckmäßigkeit der einzelnen Gestalten geltend zu machen. Es versteht sich, daß diese unsere Bemerkungen sich ganz allein und ausschließlich an diejenigen richten, denen das königliche Vertrauen die Anordnung solcher Dinge übertragen hat. Der Faun übrigens ist lobenswürdig durch Erfindung und Ausführung, die Leda aber ein in jeder Hinsicht verfehltes Werk. Früher stand an

derselben Stelle auf einem gemeinsamen Sockel eine Gruppe von vier Statuen, Paris und die drey Göttinnen von Ohnmacht in Straßburg, welche jezo dem Gewächshaus gegenüber aufgestellt sind, ein schönes, in vieler Hinsicht verdienstliches und als Zusammenordnung zu einem Ganzen nach Motiven der einzelnen Bilder und ihrer Verbindung sehr lobenswerthes Werk. Doch es ist Zeit, daß wir das Reich der strengen Formen verlassen, und in das heitere der Farben übergehen.

Historienmalerey.

Die Historienmalerey hat, wie Ihnen bekannt, in der Glyptothek eine große und schwere Aufgabe zu lösen und zum Theil schon glücklich gelöst. Leider haben wir bis jezo der Ankunft ihres vortrefflichen Malers, Dir. Cornelius, umsonst entgegengesehen, *) und wünschen mit allen seinen Freunden und den Freunden der Kunst, daß er der Fortsezung seines großen Werkes bald ganz möge gegeben seyn. Er hat indeß zum neuen Saal, der die griechische Heldensage enthalten soll, mehrere Cartons geschickt, Achilles in Skyros, und der verwundete und schreyende Ares vor dem Zeus, welche mit gewohnter Vortrefflichkeit auszuführen jezo Schlottbauer und seit einigen Tagen auch Zimmermann beschäftiget sind. Der Plan des Ganzen läßt sich zwar daraus nicht abnehmen, doch zeigt die Wahl der Stoffe und der Umstand, daß in dem Streifen, der den Ares von dem zugehörigen Bilde trennen wird, die Sage des Oedipus in kleineren Bildern zwischen Arabesken behandelt ist, darauf hin, daß in die Hauptfelder Scenen der Iliade und der sie ergänzenden Sage, in die Einfassungen und Verbindungen aber die übrigen Heldensagen in der bezeichneten Art mit kleinen Bildern kommen werden. Wir bekämen also einen Trojanischen Saal mit Verzierungen aus der Herologie statt des Heldensaales im umfassenderen Sinne, auf den es ursprünglich abgesehen war; doch sind wir weit entfernt, dem ausgezeichneten Künstler voranseilen und mit dem Urtheil gleichsam vorgreifen zu wollen, und werden deßhalb mit demselben auch die Bemerkungen verschieben, zu denen die beyden Cartons reichlichen Stoff bieten.

Die Historienmalerey in Oel leidet bey uns, wie leider überall in Deutschland, am meisten durch Mangel an Theilnahme, und außer einigen geistlichen Stücken für die Capellen der Bischöfe und Kapitel, wird so gut als nichts bestellt oder abgesezt. Der Hr. Professor Robert Langer ist, wie ich höre, daran, sein großes und schönes Bild, das die lezte Ausstellung zierte, die Anbetung der drey Könige, das vierte Werk in wenigen Jahren, in eine Kirche zu schenken. Auch die vorzüglichsten Werke der bessern Zöglinge der Akademie in dieser Gattung, die ihr Talent und die Richtung der Schule auf das Naturgemäße, Wahre und Kraftvolle in Zeichnung, Anordnung und Behandlung auf das vortheilhafteste zeigten, sind fast alle ohne Nachfrage, und die jungen Künstler ohne die aus ihr fließende Aufmunterung geblieben. Von Hrn. Prof. Hauber ist eine Madonna mit dem Kinde, etwa 2 Fuß hoch, ein schönes und mit vielem Fleiß ausgeführtes Bild, im Kunstverein zur Ausstellung gekommen und von der Gesellschaft angekauft worden.

Die einzige Bestellung von einiger Bedeutung im Fache der Historienmalerey in der Akademie ist von einem Geistlichen in Tölz, welcher die zwölf Stationen der Leiden Christi von Zöglingen der Anstalt, von Emil Jacobs, Riedel, Caspar Weiß u. a., unter Leitung des Hrn. Prof. Langer in Bildern von etwa dritthalb Schuh Höhe malen läßt. Die meisten, welche ich gesehen habe, besonders die von Jacobs, zeigen in allem Technischen der Malerey, in der Zeichnung, der Anordnung und Behandlung, eine Uebung und Sicherheit, die den jungen Künstlern selbst, wie der Leitung, unter der sie sich gebildet, zur Ehre gereicht. Außerdem hat Jacobs einen großen Carton, die Auferweckung des Lazarus vollendet, welcher die Größe seines Talentes, die wir bey der Ausstellung schon an seinem vortrefflichen Werke, einer Scene aus der Sündfluth wahrnehmen konnten, von Neuem beurkundet. Auf jeden Fall sind in diesem Jünglinge, dem Sohne eines im Gebiet der Literatur allgemein und mit Recht verehrten Mannes, der Kunst große Hoffnungen aufgegangen, und es ist für ihn und sie zu wünschen, daß ihm zur Erreichung seines rühmlichen Zieles Reise und Aufenthalt in Italien möglich werde. Unser König, der das ungewöhnliche Talent auch in denen, die nicht das Glück haben seinem Reiche anzugehören, aufzumuntern pflegt, ist auch hier mit preiswürdigem Beyspiele vorangegangen. Zwar ist das Fürstenhaus, in dessen Ländern Jacobs lebt, ausgestorben; sollten aber mit seiner Heimath auch ihre schönsten Talente verwaist, und unter der Humanität ihrer drey Pfleger und ihrer erleuchteten Räthe der Fürsorge beraubt seyn, die ihnen unter dem väterlichen Scepter der benachbarten Lande so reichlich zu Theil wird? Wer könnte das glauben! Im Gegentheil ist an einem Zusammenwirken zum bezeichneten Zweck wohl kaum zu zweifeln, wo es sich davon handelt, dem gemeinsamen Vaterlande einen jungen Künstler, der große Auszeichnung verspricht, heranzubilden. Auch Hr. Riedel hat einen großen Carton, die Heilung eines Lahmen durch die Apostel Petrus und Johannes vollendet, der an Verdienst der Erfindung, der Zeichnung und des Ausdrucks dem seines

*) Hr. Cornelius ist gegen die Mitte Juni in München angekommen.

Freundes Jacobs nicht nachstebt. Besonders ist die Gruppe des Lahmen, der im Aufstehen begriffen, dem Gefühl seiner Genesung kaum zu vertrauen wagt, und des Knaben neben ihm, des Genossen seiner Armuth und seines Glücks, von ausnehmender Wahrheit und psychologischer Kraft.

Außer der Akademie hat Hr. Stadler seine Kreuzesabnahme, die nach Tyrol bestimmt ist, beynahe vollendet. Es ist ein großes, in das Kolossale übergehendes Werk, voll geistreicher, schön geordneter und zum Theil mit tiefem Gefühl ausgeführter Gestalten, frey und fest in der Zeichnung, und in dem Ausdruck mehrerer Theile sich zu einem dem Hochfeyerlichen und Wundervollen des Gegenstandes gemäßen Ideal erhebend. Hr. Glink hat für die Capelle des Bischofs in Augsburg Maria und Johannes unter dem Kreuze gemalt und eben auf den Kunstverein zur Ausstellung gebracht. Der Johannes in der Wüste von diesem jungen und talentvollen Künstler, eine Zierde der lezten Kunstausstellung, welcher vor Kurzem in den Besitz des Hrn. Professor Thiersch übergegangen ist, hat etwas ausnehmend Festliches und Heiteres in der schönen jugendlichen Gestalt und der wilden Anmuth ihrer Umgebung; dieses neuste Werk hingegen eine fast an das Herbe grenzende Strenge der Behandlung. Sie ist dem Gegenstande nicht unangemessen; doch sind die Motive der Lichter, die in diese Nacht des Leidens und zwischen die dunkeln Schmerzensgestalten fallen, nicht deutlich. Hr. Glink und Hr. Stadler sind aus der Schule unsrer Akademie hervorgegangen und zeigen auch ihrerseits, wie auszeichnende Talente für die Historienmalerey sich unter uns entwickelt haben, und vielleicht glücklicheren Zeiten entgegenreifen, in denen die Kunstliebhaberey, sich zur Kunstliebe veredelnd, über die zahllosen Cabinetstücke hinaus sich zu den höheren und bedeutsameren Werken wenden wird, welche die Gegenstände des christlichen Glaubens, der Heldensage und der Geschichte in großen Bildern darzustellen bestimmt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Helioros, der Sonnenberg.

Erfunden und gemalt vom Hofrath und Professor, Ritter Bach in Breslau.

Die bildlichen Darstellungen, zu denen Mythologie und Geschichte, altes und neues Testament, Griechen- und Römerwelt die Stoffe hergegeben haben, sind so unendlich zahlreich, daß der Neuere fast nur noch wiederholen kann, was schon vor ihm von andern versucht ist. Kein Wunder also, wenn der geniale Künstler sich einen eigenen Kreis zu schaffen strebt, der von jenen unabhängig ist. Je mehr eine solche Darstellung das Leben des Menschen in seiner Gesammtheit befaßt, je vollständiger es die Laufbahn, die er zurückzulegen hat, in Einem anschaulichen Bilde concentrirt, je reiner dieses dem höchsten religiösen Bedürfniß entspricht, ohne durch einseitiges Hervorheben besonderer Glaubensmeynungen sich selbst ein engeres Gebiet anzuweisen, desto sicherer kann es auf den Beyfall derer rechnen, die Geist und Auge für die Betrachtung der Werke der Kunst gebildet haben.

Aus diesen Betrachtungen ist das neueste Gemälde des Hofrath Bach hervorgegangen, das den alten Lieblingsbergen der Dichter und Künstler, dem Parnassus und dem Helikon, einen dritten, unter dem Namen Helioros, beygesellt, den Berg des ewigen Regens und Lebens der Sterblichen, worauf die Stufenfolge des Menschengeschlechts in mehr denn hundert Köpfen und Figuren von der zartesten Kindheit bis zu den höchsten Greisenjahren dem Beschauer entgegentritt.

Im Mittelpunkte dieses Bildes sieht man einige hohe christliche Kirchenlehrer in bischöflichem Ornat, das Symbol der alleinseligmachenden christlichen Kirche, das Kreuz, auf der Brust tragend: zur Rechten zeigen sich drey Rabbiner, die im Gebet begriffen sind, und eben so zur Linken zwey Muhamedaner, die mit hohem Erstaunen über die Scheidewand des Lebens hinüberschauen. In dem obersten Raum des Bildes erblickt man mehrere zarte Kindergestalten, die so eben den ersten Strahl des Lichts empfangen haben, und sich allmählig zu Knaben entwickeln: weiter hinab entfalten sich diese Gestalten in verschiedenartiger Bewegung immer reicher und mannichfaltiger zu Männern und endlich zu Greisen, vor denen sich die Scheidewand des Lebens erhebt. An dieser befinden sich bezeichnend in einem Relief in drey schönen weiblichen Gestalten die Parzen: Clotho hält den Rocken, Lachesis spinnt den zarten Lebensfaden, und Atropos schneidet ihn mit der furchtbaren Schicksalsscheere ab. Dieser Scheidewand zunächst im Vordergrunde erblickt man einen geflügelten, aufwärtsblickenden Engel oder Genius: mit dem rechten Arm umschlingt er eine Urne mit einem Schlangenkreise; auf derselben befindet sich ein Schmetterling, das Symbol ewiger Fortdauer, auf die zugleich ein darunter befindlicher Anker, das Sinnbild der Hoffnung, und ein immer grünender Palmzweig verdeutlichend hinweist. Zur Rechten steht Clio, die Muse der Geschichte, beschäftigt für die Nachwelt das Andenken an die Hingeschiedenen nach Verdienst in Marmor einzugraben, und es als theure Rückerinnerung der Nachwelt zu überliefern. Ganz im Vordergrunde erblickt man mehrere alte Urnen, welche die Asche verdienter Sterblicher in sich schließen, und an der Scheidewand selbst glänzen die Namen mehrerer großen Männer von

verschiedenen Nationen als das Letzte, aber auch Unvergänglichste, was hienieden vom Menschen zurückbleibt. So ist es denn also jener stete Wechsel und Wandel, dessen Kreisbahn zu vollenden jedem Sterblichen, welches Volkes, welches Standes, welcher Würde er sey, nach unveränderlichen göttlichen Gesetzen bestimmt ist, was dieses ewige Bild in immer neuer Gestalt erscheinen läßt.

Während auf der einen Seite die überraschende Neuheit der Erfindung und die religiöse Bedeutung des zum Grunde liegenden Gedankens dieser künstlerischen Production ein ungewöhnliches Interesse geben: erinnert sie durch den darin herrschenden Styl den Künstler und Kenner nicht allein an die Formen der Antiken, sondern auch an ernstes Studium der größten Meister und ihrer Schulen, und erhält einen doppelten Werth durch die geistreiche Zusammenstellung und Mannichfaltigkeit der verschiedenen Köpfe und Gestalten, die einen Inbegriff aller Nationalitäten, Alter, Stände und Gemüthsrichtungen darbieten, und in so fern als ein wirkliches Zeichenwerk betrachtet werden können, das auch in dieser Hinsicht den Kunstfreunden höchst willkommen seyn wird.

Wenn dieses Kunstwerk einem vorzüglichen Kupferstecher übergeben würde, der es durch einen kräftigen Grabstichel zu vervielfältigen suchte, so würde es als eine der ausgezeichnetsten Erscheinungen in diesem Gebiet betrachtet werden können, und sowohl durch Einzigkeit und Universalität der Idee, als durch Vortrefflichkeit der Zusammenstellung bey allen gebildeten Völkern eine vorzüglich gute Aufnahme erwarten können.

P — w.

Archäologische Literatur.

Numismata aliquot Sicula nunc primum a Marchione Henrico Forcella edita. Napoli MDCCCXV.

Daß der Verfasser, ein Verwalter königlicher Güter in Sicilien, in der Dedication an den König es sich herausnimmt, demselben gleichsam ein Schulzeugniß auszustellen und dem Publikum erzählt, daß er aus des Königs sehr süßen und gebildeten Gesprächen seine hohe Ausbildung in den Studien des Alterthums und der freyen Künste ersehen habe, kann nicht anders als unbescheiden und unschicklich erscheinen. Wenn aber derselbe darauf fortfährt seine Sammlung antiker sicilischer Münzen, die durch Schönheit des Gepräges gleich sehr wie durch Seltenheit sich auszeichnen, uns anzurühmen und zum Beweis in drey Kupfertafeln 15 Münzen publicirt und beschreibt, von denen die größere Zahl immerhin schön seyn mag, aber nicht antik, sondern aus der den Reisenden zur Genüge bekannten höchst geschickten sicilischen Falschmünzerey hervorgegangen: so liegt nichts näher als der aufrichtige Wunsch und Rath, der Hr. Marchese möge, ohne Zweifel glücklicher auf andern Feldern, seine Arbeiten auf dem Felde der Numismatik einstellen, zumal da er laut seinen bey Hiero II. S. 16. und Dionys I. S. 31. geäußerten Ansichten, in der Numismatik wenigstens um ein halbes Jahrhundert zurücksteht. Die erste Erycinische Silbermünze stellt Venus sitzend dar, auf der Rechten eine Taube, nach welcher der neben ihr stehende Amorin zu verlangen scheint, mit der Umschrift ΕΡΥΚΙΝΟΝ; auf dem Revers weibliche Figur eine Quadriga lenkend, der eine Victoria mit Kranz entgegenfliegt, unterhalb der Quadriga eine Aehre: die Münze ist ächt, aber nicht gar selten. Die zweyte, ebenfalls erycinisch, stellt eine weibliche Figur mit Städtekrone vor, auf einen Altar etwas streuend, mit der Umschrift ΕΡΥΚΙΝΟΝ; Revers ein Spürhund und Epheuzweig darüber, beydes nach F.'s Meynung auf erycinische Bergwälder hindeutend. Die beyden folgenden Goldmünzen von Gela mit dem weiblichen Kopf und der Umschrift ΣΟΣΙΠΟΛΙΣ, auf dem Revers einen Reiter, die andre ein halbes Pferd, sind sicher falsch und aus verschiedenen Münzen zusammengetragen. Nicht weniger Credit verdient eine Silbermünze von Hiero II., eine treue Nachbildung der allbekannten Bronzemünze des bärtigen Kopfs mit Diadem und von zwey Delphinen eingeschlossenen Dreyzacks mit der Epigraphe ΙΕΡΩΝΟΣ. Die erste der zweyten Tafel, von Segesta, auf der Hauptseite einen Jäger mit Pileus hinten aufgebunden, zwey Lanzen in der Linken und drey Jagdhunde um sich, mit der Umschrift ΕΓΕΣΤΑΙΟΝ, auf dem Revers weibliche Figur mit Aehrenbüschel auf einer Biga und Unterschrift ΣΕΓΕΣΤΑΤ gehört zu den zwar nicht unbekannten, aber ächten. Dagegen verrathen die folgenden zwey syrakusanischen des Königs Hieronymus mit der Inschrift ΒΑΣΙΛΕΟΣ ΛΑ Σ ΙΕΡΩΝΤΜΟΥ (nach Forcella's Erklärung βασιλεως λάου Συρακουσίων Ἱερωνύμου) so wie die zwey großen von Thermä mit dem Frauenkopf und Mauerkrone und der Umschrift ΘΕΡΜΙΤΑΝ, auf dem Revers Herkules mit der Keule, auf dem Löwenfell sitzend, den Bogen an einer Säule hinter sich aufgehängt, jedem nur etwas geübten Auge die bereits erwähnte Stempelnachbildnerey. Die dritte Tafel enthält fünf Münzen, deren Unächtheit aus dem Zusammentragen von Münzstempeln verschiedener Städte auf eine und dieselbe Münze sich ganz bestimmt erweisen läßt.

Neapel, 19. Mai 1823.

P.

Nr. 54.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. Juli 1825.

Kunstbericht aus München.

(Fortsetzung.)

Genremalerey und der Kunstverein.

Ich suche umsonst nach einer passenden Benennung der von den Franzosen unter den Tableaux de genre begriffenen Gemälde. Landschaften, Viehstücke, Scenen aus dem Hause des Landmannes, des Handwerkers, wie der gebildeten und selbst höchsten Stände neben Schlachten, Pferderennen, Jagden, Darstellungen aus dem Kloster, wie aus der Schenke, der Kirche wie dem Markt, wie soll man sie statt der nichts-sagenden Benennungen Genregemälde, Cabinettgemälde u. dgl. mit einem gemeinsamen Namen bezeichnen? In ihren reinsten und edelsten Stoffen schließt sich die Gattung an die Historienmalerey an, und ist in ihren gemeinsten, vom Fischmarkt und aus der Küche, dem gleichmäßig, was die Griechen die Kunst der Rhyparographen nannten d. i. Schmuzmalerey. Der Landschaftner, der Thiermaler, der Schlachtenmaler, der Porträtmaler, der Blumenmaler haben in diesem weiten Gebiet ihr abgestecktes Feld; manche spalten auch dieses noch, und während der eine sich als Pferdemaler erweiset und bezeichnet, gelingen dem andern Kühe und Ochsen vorzüglicher, wenn er gleich davon nicht einen besondern Namen trägt. Wie die historische Malerey, gleich der Epopöe oder Tragödie, dem Grossen und Erhabenen, was aus dem menschlichen Geiste als Handlung oder Gesinnung hervortritt, zugewendet ist, und sich bemüht es in grossen Gestalten gemäß einer uns angebornen und in den edelsten Geistern am meisten lebendigen Idea der Größe, Schönheit, Weisheit und Güte würdig und, so weit es menschlicher Beschränkung möglich ist, seiner Natur gemäß darzustellen, wendet sich die andere, dem Idyllion oder der Komödie gleich, an die Mannichfaltigkeit des Lebens und der Natur, die uns überall und jeden Augenblick umgibt. Sie ist sich ihrer Mittel und ihrer Bestimmung, wenn auch nicht deutlich, bewußt und fühlt, daß das Gewöhnliche in seiner Darstellung durch die Kunst sich nicht in breiten Massen ausdehnen, sondern zusammenziehen müsse, um durch Fülle der Gestalten, durch Mannichfaltigkeit, Wechsel und vor allen durch leichte Uebersicht und Sammlung seiner Eindrücke auf einen kleinen Punkt zu wirken. Deßhalb verengt sie die Räume und verkleinert die Gestalten, welche sie dem Beschauer, nicht wie ihre edlere Schwester zur Erhebung und Läuterung seines Gemüths, sondern zur Ergötzung seiner Neigungen darstellt. Doch während ich diese Kleinmalerey, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in ihr untergeordnetes Verhältniß zur Historischen oder Heroischen zurückstelle, verwahre ich zugleich diese Stellung gegen den Verdacht, als ob diese Kunst auch außer jenem Verhältnisse und für sich selber herabgesezt, oder nicht in ihrem eigenthümlichen Werthe sollte anerkannt werden. Reich und anmuthig wie die frische, blühende und duftende Natur, deren Darstellung sie sich widmet, mannichfach und voll von Charakter, Wahrheit und Energie wie das bunte und viel bewegte Spiel des Lebens mit seinen Sitten, Bestrebungen, Neigungen und Befehdungen, das sie umfaßt, begleitet sie uns zu den Stellen unsrer liebsten Träume und auf allen Bahnen unsres Lebens, Wirkens und Bemühens. Sie stellt uns hier in die offene Landschaft, in die Gebirge, an die Ufer des brausenden Stroms, oder zeigt uns in süßem Bilde den stillen Frieden schattiger Haine und blumenreicher Wiesen, die Ruh am Quell, welcher dem Felsen entschlüpft, die frische Thätigkeit des Morgens, oder die Erquickung der Abendflur, und weiß wie mit einem Zauberstabe das Fernste und Fremdeste der Länder, der Zeiten, der Sitten in ihren Raum zu bannen. Dort führt sie uns in die Gesellschaft, zu den Geschäften, oder in das Getümmel der Menschen, zeigt uns den Kreis von Erscheinungen, in den wir, gleichviel ob mit Wohlgefallen, oder gegen Neigung und Willen, handelnd und leidend hineingezogen werden, sie ergötzet uns dadurch, daß sie, in ihnen Mühe und Verdruß niederschlagend, ihre heitere und anregende Gestalt hervorwendet, und indem sie durch kluge Beachtung der Eigenthümlichkeiten eines Jeden auch dem Unbedeutenden Bedeutsamkeit und eine eigene Art von Wohlgestalt verleiht, weiß sie der ge-

meinen Wirklichkeit der Dinge und des Lebens eine poetische Seite abzugewinnen, bemüht uns in ihr zu befriedigen, und unser Gefühl mit ihr auszusöhnen. Diese Malerey, der Art, den Neigungen und Bedürfnissen unseres von dem Großen meist abgezogenen und in sich selbst beschlossenen Lebens am meisten zusagend, ist es, welche sich auch bey uns einer vorzüglichen Begünstigung, Aufmunterung und Pflege zu erfreuen hat. Für sie hauptsächlich bildet der Kunstverein einen erwünschten, auf mannichfache Weise anregenden und fördernden Mittelpunkt, und in seinen Zimmern bringt jede Woche einen Wechsel, und oft eine überraschende Fülle von ihnen zur Betrachtung seiner Mitglieder. Vom Juli bis December d. J. 1824 kamen nach dem gedruckten Verzeichniß nicht weniger als 55 Oelgemälde von Mitgliedern des Vereins zur Ausstellung.

Daß die Werke des Hrn. von Heideck, 1. Zwey Landmädchen und ein junger Bursche in der Nähe eines Heuwagens gelagert; 2. Fünf berittene spanische Soldaten, in der Nähe von einer Stadtmauer durch französische Cavalerie verfolgt, (das Werk ist jetzo im Besitze des Hrn. v. Klenze); 3. Ein Courier und Postillion bey herannahendem Gewitter gegen ein Dorf reitend; 4. Ein Reisewagen von Räubern angefallen; 5. Waldgebirg mit Einsiedeley; 6. Schlittenfahrt eines Bauern und einer hinter ihm sitzenden Bäuerin; 7. Tyroler Schützen in einem Paß gegen bairische Soldaten im Kampf; 8. Scene aus einem bairischen Bivouak im Gebirge; — daß diese schönen Bilder die Vorzüge seiner früheren, durch die er neben Peter Heß, zu unserm ersten Maler in dieser Gattung sich erhoben hat, jedes in seiner Art besitzen, bedarf kaum der Erinnerung. So ist zum Beyspiel die Wahrheit und Lebendigkeit, mit der das Nationale der verschiedenen Völker bis auf das Individuelle der einzelnen Charaktere in ihnen, des Franzosen, des Spaniers, der böhmischen Räuber, der Tyroler Schützen, hervorgehoben und ausgebildet ist, bewundernswürdig, und der böhmische Postknecht auf den Pferden des angefallenen Wagens, dem der Schreck den hohen Hut auf die Seite gerückt hat, und welcher statt die Zügel zu fassen und davon zu jagen, die Hände mit einem die letzte Noth in komischer Dummheit ausdrückenden Gesicht zum Gebet faltet, während der vordere Räuber den Pferden in die Zügel gefallen ist und ihn mit geschwungener Keule bedroht, ein Charakterbild, das Niemand vergessen wird, der es aufmerksam betrachtet hat.

Von Peter Heß befinden sich unter den zur Ausstellung gekommenen Bildern: 1. Cosacken, welche während eines Gefechts in der Straße das Haus einer französischen Bürgerfamilie stürmen, ein Bild, das zu den durch Naturwahrheit, Energie der Behandlung, wie durch Sicherheit der Zeichnung und Gruppirung am meisten hervorragenden Werken der Gattung gehört; und 2. eine einfachere, aber sehr gefällige Gruppe, ein Postknecht, welcher seinen kleinen Briefwagen anhält, um einem ermüdeten Landmädchen mit ihrem Korbe hinaufzuhelfen. Von dem vortrefflichen Brüderpaar Domenico und Lorenz Quaglio sind von jenem 1. das Schloß Eltz im Moselthale bey Andernach. 2. Eine verödete Ritterburg auf einem Felsen von hohen Bergen umgeben. 3. Ein Franziskanerkloster an einer zwischen Felsen und Anhöhen fortlaufenden Straße. 4. Landungsplatz mit einem befestigten Thurme an der Schelde bey Antwerpen. 5. Das Felsenschloß Pfalzburg am Rhein bey Bacharach. Und von Lorenz: 1. Spielende Bauern in der Wirthsstube zu Schliersee. 2. Eine am Alpenwege ruhende Sennerin, vor ihr ein Gemsjäger auf seinen Stock gestützt. Die Bilder von Domenico athmen, wie seine früheren, den milden Geist einer im Alterthümlichen, seinen Sitten und Gebräuchen ruhenden Zeit, und, obwohl oft der Gegenwart fremd, gehören sie ihr doch durch die Wahrheit der Auffassung und durch eine in ihnen, ich möchte sagen, waltende Gesinnung an, der in sich jeder etwas verwandt fühlt. Er ist jetzt in Rheims und wir haben von ihm ein Bild, vielleicht eine Reihe von Bildern über die Königskrönung daselbst zu erwarten. Was ich Hrn. Domenico, den ich, wie jeder, welcher ihn kennt, hochachte und liebe, rathen möchte, wäre, sich selbst zu übertreffen durch Mannichfaltigkeit, Sorgfalt und jenes Bestreben nach innerer Wirkung, die nicht in die Sachen hineingetragen, sondern als eine Folge und Eigenschaft ihrer Natur aus ihnen hervorgeht und sich durch einen gewissen Typus oft wiederkehrender Gestalten und Motive leicht schwächt. Auch ist mir aufgefallen, daß er den tiefen Hintergrund oft durch schwere und dunkle Massen, meist öden braunen Gemäuers im Vordergrunde zu gewinnen sucht, die den obern Theil des Bildes einnehmen, und welche, wie den Anblick abstoßend, so das Bild selbst beschwerend sind. Sein Bruder Lorenz hat in beyden Bildern wieder die Natur unsrer Landleute und ihrer Umgebungen auf eine alle Beschreibung übersteigende Weise dargestellt; es sind sie selbst, wie sie leiben und leben, und mit ihren Leibern ihre Seele, ihr Charakter in Mienen, Stellungen, Geberden mit einer psychologischen Meisterschaft, die ihres Gleichen sucht, gemalt. Man tadelt an ihm seine Farbe, die etwas bröckelndes, wie Staub von Pastellmalerey zu haben, und nicht recht zu verfließen scheint. Seine Manier zu färben ist allerdings die bezeichnete, ich kann aber in jenen Tadel nicht einstimmen. Offenbar beruht ein Theil der Wirkung auf ihr. Hr. Q. wäre bey so großer Meisterschaft gewiß im Stande die Farben fein und glatt und glänzend wie andere zu vertreiben; aber was seine Bilder für die, ich möchte sagen, durch die Glasur der Malerey ver-

wöhnten Augen gewinnen können, würden sie an Unmittelbarkeit und Lebendigkeit der Naturauffassung und Wahrheit verlieren, in der ihre Stärke beruht. Sie würden also aus ihrer Art und Natur herausgehen, um eine andere zu suchen, die nicht die ihrige ist, in deren Kleide gleichsam, ihre Gestalten, ihre Gesichter sich nicht mehr wieder finden ließen. Dazu lehret seine Art der Farbenbehandlung auf eine neue Weise, daß auch hierin mehrere Arten, jede für die ihr entsprechenden Gegenstände, gut sind. Eine Madonna, so gefärbt, wäre so wenig zu loben, als das Gesicht einer Sennerin in der Manier die dieser zukommt, gefallen würde. Eine andere Klarheit hat der Mond, eine andere hat die Sonne, anders lautet die Rede des epischen Sängers, anders die des idyllischen, und doch können beyde denselben Vortrag, gleiche Rhythmen, oft fast gleiche Behandlung haben. Den Franzosen, den neuen Italienern ist es aufbewahrt, alles in dieselbe Kunstform zu zwängen und dadurch mit der Individualität die Genialität, mit dem Mannichfaltigen die Kunst selbst zu vernichten, ungeachtet ihnen schon Voltaire vorgesagt: Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux.

Durch Wahl und Natur ihrer Gegenstände von Heideck und Heß geschieden, doch nicht ohne eigenen Werth in einer weniger bedeutsamen Art, stehen Wagenbauer und Albert Adam, von denen in dem genannten Zeitraum Wagenbauer 1. einen das Vieh zur Waide blasenden Hirtenjungen, 2. vier Kühe an einem Bache und Pferde zur Schwemme geritten, 3. zwey Kühe mit einem Hirten, 4. Hirten neben der Heerde, sich Feuer anzündend, 5. eine Viehwaide an einem von Schilf bewachsenen Teiche — und Albert Adam: 1. einen von sieben Pferden bergangezogenen Fuhrwagen, 2. einen Bauhof mit Sandfuhren, Maurern und Taglöhnern, 3. eine Feldschmiede mit Soldaten, und 4. einen Stall mit zwey Pferden, von denen der Braune durch einen Stalljungen geputzt wird, geliefert hat. Schon die Wahl dieser Gegenstände zeigt, daß hier nicht jene durch Charakter und Sitten reichen und anziehenden Gemälde der verschiedensten Länder und Völker zu suchen sind, die uns in den Gemälden jener ersten Künstler ansprachen und erfreuten, sondern in beschränktem Kreise, und gleichsam als Mittelpunkt desselben, das Abbild einer Kuh oder eines Pferdes, mit dem Zubehör, dort einer ländlichen Ansicht, hier eines Hofes oder Stalles; doch fehlt auch hier nicht eine gewisse Virtuosität und Unmittelbarkeit der Naturauffassung und Behandlung, und in den zugehörigen Gruppen z. B. von Adam in der Gruppe der militärischen Feldschmiede, neben denen, dem Beschauer vom Rücken gesehen, ein junger Soldat in bloßen Aermeln wartend steht, ist so viel Wahrheit und Sorgfalt der Behandlung, wie in irgend einem andern Bilde. Auch bey diesen zwey Künstlern ist zu wünschen, daß sie nicht hinter dem Bessern was sie geliefert haben, zurückbleiben mögen. Die Pferde von Adam, bey aller Sicherheit der Zeichnung, sind oft steif und ihre Färbung trocken, das noch überbotene Muster zierlicher, an der Schnur gezogener lang- und hochgestreckter englisirter Paradepferde; und die Kühe des Andern durch eine zu glatte und schillernde Behandlung der Farben leidend. Die kräftige Auffassung und Darstellung, welche weniger das Auge besticht, aber desto mehr der genauen Beachtung genügt, weil sie der Natur näher steht, warm, wahr und lebendig ist, wie sie mehrere frühere Stücke von Wagenbauer, der Art seines großen Vorbildes Potter näher stehend, zeigen, wünschen wir auch in seinen neuesten Bildern, und wo möglich in einem großen wiederzufinden, in dem er den ganzen Umfang seines ausgezeichneten Talentes und die indeß größer gewordene Kunstfertigkeit seines Pinsels ganz bewähren könnte, denn offenbar zuviel an kleinen Bildern und gleichsam Gelegenheitsstücken hat er die lezte Zeit geliefert.

Fast nicht weniger zahlreich als die Werke dieser und der andern Meister im Verein sind die Werke von Kunstfreunden und Kunstfreundinnen, in denen man manches vortreffliche Talent sich entwickeln sieht; doch trage ich Bedenken mich über die Einzelnen zu erklären, da es diesen talentvollen „Dilettanti", zum Theil Herren und Frauen aus den höheren Ständen, vielleicht unerwünscht wäre, vor das größere Publikum gebracht und beurtheilt zu sehen, was sie in einem kleinern Kreise und in einem Locale, das nur den Mitgliedern unserer Gesellschaft zugänglich ist, der Beschauung ausgestellt haben. Dagegen will ich noch zwei Werke zweier junger Künstler, des Herrn Theodor Weller und A. Monten erwähnen. Beide haben das griechische Kaffeehaus in Wien, diesen Versammlungsort der Orientalen, zum Gegenstande, natürlich jedes von andern Gästen bevölkert. Es sind Gruppen der Griechen, Raitzen, Türken, auf Stühlen oder auf den untergeschlagenen Beinen sitzend, dazwischen einzelne Wiener Gestalten, uralte Sensalen, in den Curszeddel wie in die wichtigste Begebenheit vertieft, Gauner, auch Blumenmädchen, Kellnerinnen und junge Herren dazwischen, bunte Characterbilder voll Wahrheit und Leben. Die Arbeit von Hrn. Weller hat mehr Feinheit und Anmuth, die von Hrn. Monten mehr Kraft und Fülle. Wie gefällig und einnehmend stellt sich auf jener des Herrn Weller das Blumenmädchen mit ihrer bunten Waare vor den wohlgestalteten und wohlgenährten Griechen, der auf dem angezogenen Beine sizt, und dessen neben den Blumen und der Verkäuferin vorübersehender Blick, gleichgültig gegen die Umgebung, in dem ganzen Wohlbehagen des süßen Nichtsthuns zu schwimmen scheint. Wird, wie wir hören, dieses Bild noch einmal mit Veränderungen ausgeführt, so ist zu wünschen, daß der schwere zu nichts dienende Ofen im Hintergrunde, der die hintere Gruppe drückt, und in einem, orientalische Stoffe behandelnden Bilde auch in anderer

Hinsicht stört, wegbleibe, und der unbedeutende junge Mensch in seiner Nähe, der nach seinem Hute greift, seinen Abschied schon genommen habe, oder durch irgend einen Vertreter in die Darstellung gezogen werde. Herr Weller ist mir wenigstens durch dieses Bild zuerst bekannt geworden; aber unmöglich konnte er sich in dem Kunstvereine und in der Kunstwelt auf eine mehr empfehlende und ansprechende Art einführen, und wir sehen seinem nächsten Werke mit großen Erwartungen entgegen, welche durch ein zweites, vor Kurzem zur Ausstellung gekommenes Bild, die Kartenschlägerin, von dem ich Ihnen das nächstemal berichten werde, nicht niedergeschlagen worden sind. Hr. Monten steht bei unverkennbar größerer Stärke der Erfindung und des Geistes in diesem Bilde hinter Hrn. Weller zurück in Sorgfalt der Anordnung, auch im Fleiß der Behandlung und Ausführung. Dazu hat seine Färbung im Ganzen noch etwas zu Grelles und Ungleichartiges, und gleichwohl ist dieß sein Bild eines von denjenigen, auf die er noch am meisten Sorgfalt gewendet hat, das auch um vieles besser gezeichnet ist, als manche seiner früheren. Dieser junge Künstler hat übrigens so viel innere Hülfsmittel, daß es nur allein von ihm und seiner Beharrlichkeit abhängt, sich den Besten seines Fachs ebenbürtig zu erweisen.

Auch eine schöne Reihe von colorirten Originalzeichnungen kam zur Ausstellung, von Heinzmann, Domenico und Simon Quaglio, Gärtner, v. Klenze und andern; von lezteren drey mit sicilianischen Gegenständen, Ansicht der Akropolis zu Agrigent, des Giganten, eines von denjenigen, welche als Träger das Gebälk des Tempels im Innern aufrecht hielten, und den Herr v. Klenze bei seinem Aufenthalt in Sicilien im Winter 1824 aus den Trümmern hat zusammen sezen lassen, und die Porta del Canone zu Agrigent. Diese Zeichnungen lassen an Verstand der Anordnung, Sicherheit der Behandlung und Geschmack der Ausführung nichts zu wünschen übrig, und erklären, wie es möglich war, daß ihr, die Kunst in allen ihren Theilen mit gleicher Liebe und Geschicklichkeit umfassender Urheber, durch eine kurze Anleitung des Künstlers, den dieser Bericht über unsere Genremaler voranstellt, überraschend schnell der Oelmalerey sich bemächtigen, und im Laufe dieses Sommers auch in ihr durch mehrere Gemälde sicilianischer und italienischer Ansichten (Vedute) sein vorzügliches Talent bewähren konnte. Wie ihn, sahen wir Hrn. Prof. Gärtner in ähnlicher Schnelle und mit gleichem Erfolge unter Anleitung desselben hochbegabten Künstlers sich in der Oelmalerey hervorthun, und nehmen die Erscheinung dieser beyden Männer in einem neuen Gebiet auch als einen Beweis an, wie leicht und sicher die Kunst auf unserm ergiebigen Boden sich immer weiter ausbreitet.

Der Kunstverein war übrigens schon am ersten Jahrestage seiner Stiftung in dem Fall, eine Verloosung von Kunstgegenständen, Gemälden, Kupferstichen, Lithographien, vornehmen zu können, die noch mehr bot, als sich beim ersten Jahre, bei noch beschränkter Anzahl von Mitgliedern und der Nothwendigkeit, die innere Einrichtung des Locales durch die Einkünfte zu bestreiten, erwarten ließ. In sein zweites Jahr ist er mit der sichern Aussicht auf eine Einnahme von 4000 fl. eingetreten, während seine laufenden Bedürfnisse nur etwa 1000 fl. betrugen, so daß ihm bereits im zweyten Jahr ein Capital von 3000 fl. bleibt, um auf Ankauf und Vertrieb der neuen Werke unsrer Künstler fördernd einzuwirken und den Mitgliedern der Gesellschaft für die nächste Verloosung eine Reihe der ausgewähltesten Bilder darzubieten. Bereits ist durch die Einwirkung des Vereines, durch die schnelle Verbreitung der Kunde von neuen Bildern, durch die dadurch sich immer mehr vergrößernde Anzahl der Liebhaber und selbst der Speculanten, ein der Anerkennung und Verwerthung neuer Gemälde und dadurch dem Gedeihen der Malerey selbst sehr förderlicher Antrieb gegeben worden, so daß es dem Schiedsgericht, welches die Gesellschaft zur Wahl und zum Ankauf der Kunstgegenstände aus ihrer Mitte gewählt hat, schon jezo schwer wird, sich der vorzüglichen Bilder zu versichern, die nicht selten schon ihren Eigenthümer haben, ehe sie zur Ausstellung kommen, oder dort ihn finden, ehe die Schiedsrichter sich versammelt haben. Neuerlich steigert die Nachfrage den Preis der Kunstwerke, der noch vor Kurzem gegen ihren innern Werth in solchem Mißverhältniß war, daß z. B. ein nambafter und achtbarer Kaufmann dahier, welcher dergleichen Dinge in sein Geschäft gezogen hatte, das um 8 oder 10 Louisd'or aus den Händen des Künstlers erkaufte Bild, den Liebhabern in Wien, Frankfurt, Berlin oder Petersburg um das doppelte und dreyfache anschlug. Der Verein zählt jezo schon die angesehensten und höchsten Personen unsrer Residenzstadt zu Mitgliedern und hat nun die Ermächtigung nachgesucht und erhalten, auch Künstler und Kunstfreunde andrer bayrischer Städte zu Mitgliedern aufzunehmen, die dann den Vortheil haben, ihre Werke in diesem Mittelpunkt eines stets wachsenden Kunstbetriebes zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, und die Aussicht, durch die Verloosung einzelne Werke der Künstler hier zu erwerben. Dieß ist die erste, glücklich gefundene und ausgeführte Maaßregel, die wohlthätigen Wirkungen des Kunstvereins über das ganze Land zu verbreiten und besonders die durch frühere Kunstübung hochberühmten Städte, wie Nürnberg, in unsern artistischen Verband zu bringen. Andere nicht weniger folgenreiche werden vorbereitet. Der König, ein Freund und ausgezeichneter Kenner der Gemälde, der sich gemäß der Bitten der Gesellschaft zu ihrem Beschützer erklärt hat, wie er mehr noch durch sein Herz als selbst durch seinen Stand der Beschützer jedes edeln Bestrebens ist, und die Königin, die mit ihrer Kunde derselben eigene Kunstübung verbindet, haben das Local des Vereines mit sichtbarem Wohlgefallen über Einrichtung und Leistung dieser Anstalt besucht, und mehrere Bilder aus demselben zieren schon die schönen Sammlungen in der Residenz und in Tegernsee. Auch der Kronprinz, dessen für jedes Bestreben in der Kunst belebender Nähe wir uns dieses Jahr wegen des Landtages zu erfreuen haben, findet sich oft in diesen freundlichen und immer mit neuen heitern Gaben geschmückten Räumen ein, nicht ohne von Allem, was Künstler, ihre Leistungen und Ansichten betrifft, die genaueste Kunde zu nehmen. Bey dem Wachsthum der Gesellschaft und ihrer Bedeutsamkeit ist das Local, welches sie jezo bewohnt, als nicht mehr hinreichend anerkannt, und es sind Maaßregeln genommen, ihr ein angemesseneres und schöneres einzuräumen, und so möge sie blühen und gedeihen, wie sie begonnen hat, in ihrer Mitte die ihrem Bestehen ungünstigen Ansichten und kleinen Feindseligkeiten, welche sich in den niedern Regionen aller bedeutenden Bestrebungen wie schädliche Nebel über dem Grund der Wiesen erzeugen, durch den wärmenden Glanz der Sonne, die über ihr leuchtet, auflösen und zerstreuen, und die Kunst beleben und heben, die kein Bemühen um sie je unbelohnt gelassen hat!

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 55.

Kunst-Blatt.

Montag, den 11. Juli 1825.

Kunstbericht aus München.

(Beschluß.)

Porzellanmalerey.

Die königliche Porzellanfabrik in Nymphenburg war früher an Form und Malerey ihrer Gemälde hinter den bessern des Auslandes zurückgeblieben, bis der auch für diese Anstalt zu früh verstorbene Baron Stengel die obere Leitung übernahm, dem seine Erfahrenheit in allen Zweigen der Kunst Mittel und Wege an die Hand gab, sie zu heben, während die Humanität und Theilnahme, die er bey verständiger Leitung den Künstlern, welche er für sie und durch sie heranbildete, bewies, sich auch hier als das untrügliche Mittel bewährte, eine solche Anstalt für die Kunst zu heben und fruchtbar zu machen. Einer der wichtigsten Dienste, welchen er der Anstalt zu leisten Gelegenheit fand, war die Anstellung des Prof. Gärtner für die Leitung des artistischen Theiles. Dieser ausgezeichnete Mann, welcher als Lehrer der Architektur in der Akademie bis jetzo wohl Gelegenheit gehabt hatte, für sein unmittelbares Fach, die Baukunst, zu bilden, leider aber noch nicht, seine vorzügliche Kunde der Architektur durch Aufführung eines größern öffentlichen Bauwerkes zu bewähren, erscheint in seiner Thätigkeit bey der Porzellanfabrik in einer von seinem gewöhnlichen Zweck verschiedenen, ihr aber doch analogen Beschäftigung. Gebildet für die Architektur im weitesten Sinne durch eine vortreffliche Schule in Paris und durch seinen längern Aufenthalt in Italien und Sicilien, und eben so trefflicher Kunstkenner und Zeichner als Architekt, hat er die Formen der Vasen nach den schönsten Mustern zu reinigen und Alles was außer den Hauptbildern als Ornament an Arabesken, Symbolen und Allegorien darauf kommt, so sinnreich zu ordnen und mit dem Gegenstande des Gemäldes in solche Uebereinstimmung zu bringen gewußt, daß, wie die bessern Stücke der Sammlung rücksichtlich der Gemälde keiner andern Anstalt dieser Art nachstehen, sie in jener Beziehung vor allen andern einen Vorrang behaupten. So sind z. B. auf einer Vase mit einer Mondlandschaft die Arabesken mit den anmuthigsten Symbolen der Nacht, des Schlafes und der auf ihn bezüglichen Mythen durchflochten, und bey einer mit einer Scene aus dem Freyschützen mit Gegenständen der Jagd und des zauberischen Wesens, das in jener Oper zum Schrecken und zur Ergötzung des Publikums getrieben wird. Dazu kommt die Güte der Masse, die Schönheit der theils matten, theils lichten Vergoldung, welche im Gold alle Schattirungen, von den dunkelsten bis zu den schimmerndsten Partieen hervorzubringen weiß, so daß der Anstalt nichts zu wünschen bleibt, als daß sie in demselben erweckenden humanen Geist, welcher sie zu dieser Höhe erhoben hat, auch in Zukunft möge verwaltet, und durch Dünkel und Unerfahrenheit in ihrem Gedeihen nicht möge gefährdet werden. Eine vorzügliche Stütze wird sie immer an dem auch durch seine Kunstschätzung hochachtbaren Finanzminister Baron v. Lerchenfeld finden, zu dessen Geschäftskreis die Oberleitung gehört.

Die Anstalt ist in diesem Jahre in ein sehr anständiges, von Prof. Gärtner passend für sie eingerichtetes Lokal in einer unserer Hauptstraßen gebracht worden, und überraschte das Publikum durch die Anzahl und Schönheit ihrer Werke, die man in dieser Vollendung kein Bedenken tragen kann, Kunstwerke zu nennen. Besonders zogen die Aufmerksamkeit auf sich die Vasen von Adler gemalt mit dem Porträt der Königin nach Stieler, mit dem Amor nach Correggio, und einem weiblichen Porträte nach Leonardo da Vinci, in deren Bildern auch das Schimmernde der Glasur glücklich vermieden und die Färbung mit einer Wärme und Feinheit ausgeführt war, die in diesem Grade auf Porzellan kaum anderswo vorkommen wird. Von Heinzmann, welcher sich mit Glück neben dem großen Porzellanmaler, dessen wir eben gedachten, seit nicht langer Zeit in sehr schönen Werken zeigt, waren dabey zwey Vasen mit Landschaften im Gebirge und zwey mit italienischen, Nachtstücke, die Gegend von Terracina im Mondschein und eine Capelle bey Fiesole nach Gärtner. Dieser hatte zu allen genannten Stücken die Arabesken und andere Ornamente in dem oben bezeichneten Geiste gezeichnet.

Als Blumenmaler hat sich hier Hr. Nachtmann hervorzuthun angefangen, und wenn seine zwey Vasen mit Blumenkränzen noch nicht den Schmelz andrer Meister erreichen, so lassen sie doch an Sauberkeit und Genauigkeit, so wie im Geschmack der Verbindung nichts zu wünschen übrig. Hr. Prof. Gärtner hat angefangen, in einem lithographischen, Heftweise erscheinenden Werke: „Auswahl von Vasen und Gefäßen zum gemeinnützigen Gebrauch" (in der Fränzelischen Kunsthandlung) die vorzüglichsten Werke der beschriebenen Sammlung herauszugeben. Das erste bereits erschienene Heft enthält die dem Könige überreichte große Vase, deren Hauptbild den König neben der Minerva zeigt, wie er die Ars figulina vom Boden erhebt, und ein Schmuckkästlein im Besitze der Frau Herzogin von Leuchtenberg. Wir wünschen dem Unternehmen den besten Fortgang, überzeugt, daß dadurch die Einführung einer sinnreichen und schönen Kunst in dieses Gebiet der Industrie sehr befördert werden wird.

Kupferstich und Lithographie.

Die Kupferstecherkunst hat in den lezten Zeiten unter uns durch einen ihrer bewährtesten Meister Heß, den betagten aber noch jugendlichen Vater talentreicher kunstübender Söhne, ein Blatt von großer Schönheit geliefert, die Anbetung der drey Könige nach einem, dem van Eyck beygelegten Bilde in Schleisheim. Alle Vorzüge, welche man an den frühern Werken dieses vortrefflichen Meisters wahrnahm, Sicherheit der Zeichnung, Festigkeit und Klarheit der Behandlung, Rundung und Sauberkeit der Gestalten und sprechende Charakteristik, eine Kunst, die durch sich selbst, und nicht durch Hülfe von allerley Schein und Nebenkunst zu wirken sucht, alles das findet sich auch in diesem neuesten seiner Werke, das in jeder Hinsicht seinen gelungensten beyzuzählen ist. Für die Liebhaber ist es zugleich erwünscht, daß durch die Munificenz des Königes, der die Herstellung der Platte aus seinen Mitteln bestritten und die ganze Auflage dem Kupferstichcabinet zum Vertrieb für seine Bedürfnisse geschenkt hat, der Ankauf sehr erleichtert ist. Das Kupferstichcabinet hat den Verkauf, das Exemplar zu 16 fl. 30 kr. an die Kunsthandlung überlassen, welcher jezo Hr. v. Hermann, Conservator des Kunstvereins, mit großer Thätigkeit vorsteht. Da Hr. v. Hermann eben jezo auf einer Kunstreise über Dresden, Berlin, Hamburg und Kopenhagen begriffen ist, wird er Gelegenheit haben, die Kunde und Anerkennung dieses vortrefflichen Werks, das der deutschen Chalkographie Ehre macht, auch in der Ferne zu verbreiten.

Im Gebiet der Lithographie geht das große Werk über die Gallerie in München und Schleisheim, von dem Ihnen ein andrer Referent berichtet hat, ungehemmt fort. Außer ihm und dem von Hrn. Prof. Gärtner angeführten Werke, sind noch folgende der Erwähnung und Verbreitung würdig: 1. Die schönsten Ueberbleibsel griechischer Ornamente der Glyptik, Plastik und Malerey, gesammelt, gezeichnet und herausgegeben von L. v. Klenze. München, bey Unger. Das Ganze wird aus 8 Heften bestehen. Es sind Verzierungen architektonischer Glieder und gemalter Vasen, Stirnziegeln, Akroterien und Kapitäle von Pilastern und Säulen u. dgl., eine Auswahl des besten, was das hellenische Alterthum uns in dieser Gattung überliefert hat, wie sie der Architektur schon längst zu wünschen war. Möge der Herausgeber bald Zeit und Lust finden, sein schönes Unternehmen vollends auszuführen. — 2. Ideen zu Grabdenkmälern, entworfen und herausgegeben von Dan. Jos. Ohlmüller. Auf 3 Hefte berechnet. — Beym ersten Hefte ist eine verständige Einleitung über Ursprung und Bestimmung dieser Denkmäler, und über die Mittel und Wege, die Kunst auch in dieses Gebiet bis jezo nur zu sehr versäumter öffentlicher Werke einzuführen, die dessen in vieler Hinsicht würdig sind, besonders weil sie die einzige Classe architektonisch-plastischer Denkmäler bilden, die noch in größerer Anzahl ausgeführt werden und der Architektur wie der Plastik Gelegenheit geben, sich, wenn sie ihren Vortheil versteht und die Gelegenheit zu benutzen weiß, in gefälligen Formen und bedeutsamen Darstellungen zu zeigen. Hr. Ohlmüller beginnt von dem einfachen und einfach verzierten Cippus und geht dann zu den zusammengesezten Denkmälern mit plastischen Vorstellungen und reichem Schmuck über, überall die reinen Formen des bildenden Alterthums zum Grunde legend und mit christlicher Symbolik vermählend. — 3. Feyer des fünf und zwanzigjährigen Regierungs-Jubileums S. Maj. Max. Jos. K. v. B. in Allerhöchst desselben Residenzst. München." Bey jener auch für die Kunst denkwürdigen Jubelfeyer im J. 1824 zeigte der durch Architektur zu einer Art von Hippodrom verbundene lange Platz vor dem Neuthore mit zwey Triumphbogen und andern Ornamenten, in 25 lebensgroßen Transparentgemälden so viele merkwürdige Regierungshandlungen des Königs. Die Cartons waren von Heideck, Stieler, Heß, Romberg u. a. entworfen, die Bilder Grau in Grau von ihnen und ihren Freunden in sehr kurzer Zeit ausgeführt worden. Für das durch den Stadtmagistrat veranstaltete oben angeführte Werk hat P. Heß unternommen, sämmtliche Bilder neu zu zeichnen, wodurch sie zugleich an Richtigkeit und Uebereinstimmung gewonnen haben. Sie bilden die Hauptzierde der genannten Beschreibung, der wir übrigens einen bessern Text und größere Kürze in der Schilderung der untergeordneten Dinge gewünscht hätten. Auch in dem bey solchen Fällen nicht zu über-

schenden diplomatischen Ausdrucke vermißt man hie und da Genauigkeit. So hat S. 18 Kaiser Ludwig seinen Brudersöhnen die Rheinpfalz nicht übergeben, „um sie als ein eigenes Reich selbst zu beherrschen", da er als Kaiser die Reichsländer nur zu Lehen geben konnte, und diese Lehen immer unter dem Reiche blieben. Die Bilder selbst sind als Gelegenheitsstücke zum Theil untergeordnet, manche aber durch Anlage und Ausführung als Kunstwerke des bleibenden Andenkens würdig, das sie durch den Stich und die Herausgabe der Beschreibung gefunden haben, z. B. der Einzug des Königes in seine Residenz, die Bekanntmachung der Verfassung u. s. w. — 4. Suite lythographischer Blätter (l. Folge lithographischer Blätter) nach Oelgemälden von P. Heß bey Selb. Hr. P. Heß hat den, allen Freunden seiner geistreichen Werke gewiß sehr erwünschten Entschluß gefaßt, seine „Cabinetsgemälde" nach einander durch Hrn. Friedrich Hohe auf Stein zeichnen zu lassen, und eröffnet, zugleich mit Vorlegung des ersten Blattes, die Subscription zunächst auf 6 Blätter, das Blatt zu 4 fl., (später zu 5 fl. 24 kr. im gewöhnlichen Verkehr). Das erste Blatt enthält ein Bivouak eines österreichischen Heerhaufens, Gruppen von Soldaten, welche kochen, trinken, essen, Enten rupfen, liebkosen, musiciren, tanzen, Tabakrauchen in bunter Lebendigkeit und dem reichsten Wechsel, ein bis in das Einzelnste und Kleinste durchgeführtes Charaktergemälde. Wir wünschen, daß das Gegenstück, sein unvergleichliches Bild im Besitz des Hrn. v. Klenze, eine Scene in Tivoli, Abschied eines Eseltreibers von seiner Familie, vielleicht das vorzüglichste, was dieser kunstreiche Meister in Gruppirung, Färbung und besonders auch in Feinheit der Behandlung und Ausrundung der von der Fläche sich gleichsam ablösenden Gestalten hervorgebracht hat, bald nachfolgen möge. Die lithographische Ausführung ist im Ganzen sehr lobenswerth und gibt den reichen und mannichfaltigen Charakter des Werks treu wieder. Etwas mehr Schärfe ist besonders in den verwickelten Partien zu wünschen, wenn es überhaupt möglich ist, sie in dieser untergeordneten Kunst des Steindruckes zu erreichen. — 5. Bayrische Nationalcostüme, in der Hermannischen Kunsthandlung. Die Sammlung ist zu 24 Blättern in 6 Heften, das Heft zu 2 fl. 36 kr. angelegt, und das Unternehmen verdient auch hier rühmliche Erwähnung, weil es nicht auf eine leichte Zierde, sondern auf sehr gut ausgeführte Charakterbilder des ländlichen und städtischen Lebens in Bayern abgesehen ist. Auch Zeichnungen von Dillis, der in Auffassung jeder Individualität ausnehmend glücklich ist, liegen dabey zum Grunde.

Z.

Archäologische Literatur.

Description de quelques Peintures antiques qui existent au Cabinet du Royal Musée-Bourbon de Portici, du Chanoine André de Jorio, Membre honoraire de l'Academie des Beaux-Arts. Naples 1825. pag. 84 en 8.

Wiewohl die Bescheidenheit des durch mehrere topographische und andre archäologische Schriften dem gelehrten Publikum rühmlichst bekannten Verfassers in der Vorrede dieses Gemäldekatalogs des Museums zu Portici, nur eine Anzeige der ausgezeichnetsten in Pompeji, Stabiä und Herkulanum ausgegrabenen und in Portici aufbewahrten Fresken, als treuen Auszug aus dem größern herkulanischen Werk verspricht: so zeichnet sich doch nichts desto weniger die vorliegende Schrift durch gebildeten Kunstsinn, selbständiges Urtheil und feine Kritik des Verfassers als völlig eigenthümlich aus. Zu den gelungensten Paragraphen gehören besonders CXIV. Theseus auf Kreta, CCLIII. die Gefangennehmung des Pylades und Orest, CCCLXIX. die Wiedererkennung des Orest, MXXIII. Phrixus und Helle, MCLXV. Hypsipyle, — weil der Verfasser bey diesen mit der Hervorhebung der Kunstvorzüge zugleich die Beschreibung des Gemäldes geschickt zu verbinden wußte; eine Vereinigung die bey der Mehrzahl der angeführten Kunstwerke, zumal von denen die nicht die Originale zu sehen Gelegenheit haben, schmerzlich vermißt wird. Referent glaubt dem Verfasser seine Achtung am unzweydeutigsten darzulegen, wenn er statt einer trockenen Aufzählung der im Katalog abgehandelten Gegenstände einige Berichtigungen des Textes liefert, nebst Zusätzen derjenigen interessanten Gemälde die bey einer zweyten Auflage vielleicht Berücksichtigung und Aufnahme verdienen. Seite 6. in dem Gemälde Telephus wird die majestätisch sitzende Frau für eine Nymphe oder Schutzgöttin des Kindes erklärt, während doch der Baumstamm in ihrer Linken, der Blumenkranz auf dem Kopf und der Fruchtkorb neben ihr auf eine Flora oder Pomona deutlich hinweisen: ebenso stellt die für den Gott Pan erklärte Halbfigur nur einen jungen lächelnden in Bocksfell gehüllten Faun mit Pedum und Syrinx dar, und bey der geflügelten weiblichen Figur, die, eine Vorsehung, dem Herkules seinen Sohn zeigen soll, scheinen die Aehren in der Linken außer Acht gelassen zu seyn. Die ungenaue und unrichtige Erklärung des Citharisten, Seite 7. möchte vielleicht folgende Abänderung erleiden: ein junger Mann mit einer Halbmaske (den unsrigen ähnlich, bey der Oberlippe aufhörend) die er, vielleicht um sich abzukühlen, über den bekränzten Kopf geschlagen hat: neben ihm eine weibliche bekränzte Lyra-

spielerin: beydes Brustbilder, die Köpfe, wenn auch nicht besonders schön, doch, zumal der weibliche, voll Ausdruck und Empfindung. Seite 15 in dem Bilde Peleus, Vater des Achilles, ist die Lanze in der Hand des Jünglings und das außerhalb der Hauptscene stehende gerüstete Pferd der Erklärung von Hippolyt und Phädra nicht nur nicht zuwider, sondern findet sich sogar auf den meisten Sarkophagen, die diese Handlung darstellen. Seite 17 bey der umständlichen Beschreibung des Gemäldes Apoll und Marsyas durften die Doppelflöten nicht fehlen, die an seinem Verderben Schuld, auf der Erde vor dem angebundenen Marsyas sehr deutlich zur Schau liegen. Bey der Bacchuserziehung S. 21 ist von einem Satyr die Rede, der dem Lyraspielenden Mercur die Flügel von den Stiefeln bindet, während auf dem Original dieß offenbar Pan selbst thut. In dem Gemälde Endymion S. 34 eilt zu ihrem auf einer Schwelle ausruhenden Geliebten Diana an der Hand des Amor in so leichtem Zephyrdurchwebtem Gewand und mit so schalkhaftem Venusblick, daß in der That der Hauptumgebende Mond nöthig erscheint uns an die keusche Göttin zu erinnern und nicht vielmehr in ihr eine ungleich schönere Venus zu erkennen als die (CDXLVII) neben ihr mit Blattfächer sich an einen Pilaster lehnt. Die Erklärungen des Jupiter (S. 9), der Neugierigen (S. 18), der zu Rathe gezogenen Dienerin (S. 64), des Wiedersehens von Penelope und Ulysses (S. 64), der Amorinenhändlerin (S. 70) verrathen den feinen Beobachter und geistreichen Schriftsteller und ein Beyspiel glücklich angewandter Ironie gibt uns die Anzeige des von den Ercolanesi für Venus, Pallas und Juno erklärten Gemäldes, dessen deifizirte Darstellung, nach Aschenurne und Pilaster zu urtheilen, vielleicht auf eine Grabscene schliessen ließe, womit die traurig sich den Kopf haltende und um Kleidungsanstand wenig bekümmerte nicht in Widerspruch stände. Mehr als ein bloßes Citat verlangte das bereits sehr erblaßte Gemälde Jo (MCCCLXXVIII) und ein ähnliches Bedauern äußerte Ref. bey der großartigen Darstellung desselben Gegenstandes an der 3ten Mauer des 10ten Zimmers, wo der Verfasser aus zu großer Verehrung für den kleinen Gott Harpocrates nicht einmal die schöne weibliche Figur neben diesem erklärte, die die Rechte der vom bärtigen Nil schon halbgeraubten Jno hinreicht, während eine Schlange sich um ihre Linke windet. Folgende Gemälde vermißte Referent ungern in der im Ganzen richtigen Auswahl der interessanteren Kunstwerke der Sammlung: An der ersten Mauer im 8ten Zimmer MCLXIII. die blondgelockte Jägerin Diana mit kurzem gelbem Chiton, violettem Peplus, hellgrünem Ampechonium, hohen Stiefeln, in der Rechten den Jagdspieß, in der Linken den Bogen, auf dem Kopf ein eigenthümliches strahlenähnliches Diadem. MCLXII. Apoll langgelockt, bekränzt, in der Rechten einen Zweig, den Peplus um die Linke, die auf der Kithara ruht; unterhalb welcher die Cortina sich befindet. — MCXII. Schöne in gelbem Chiton auf Polsterkissen sitzende weibliche Figur: der Kopf ist nicht mehr sichtbar. In der Linken hält sie einen langen Scepterstab: der sitzenden gegenüber steht ein graubärtiger epheubekränzter Silen, den Unterkörper von violettem Peplus bedeckt, ein Tympanum in der Linken, mit der Rechten eine Cista auf dem Kopf haltend. MCLVIII. Paris mit phrygischer Mütze, das Fell vornen zusammengebunden, mit Pedum in der Linken: ein Amorin schlingt sich an der rechten Seite um seinen Hals. Die Wiederholung dieses Brustbildes findet sich an der 3ten Mauer CMXX. An der 3ten Mauer desselben Zimmers sitzt eine schöne weibliche Figur, den Unterkörper von Rosagewand bedeckt, auf einem Fels, den linken Arm auf der Schulter des durch Flügel in den Haaren und Flügel an den Beinschienen als Merkur oder Perseus charakterisirten Mannes. Dieser sitzt neben ihr in rother, vorn mit Fibula befestigter Chlamys und hält mit der Linken hoch über ihren Kopf eine dem Haarputz nach weibliche Maske, die er der Schauspielerin vielleicht abgenommen hat, um sie, die Schöne, nach Lust zu liebkosen. Denn eine andre Maske, vermuthlich die seinige, liegt am Boden, so wie sein Schwert neben ihm auf demselben Fels, worauf beyde sitzen. Der Verfasser S. 49 nennt dieß Gemälde, ohne weiter darauf einzugehen, Venus und Merkur, und erwähnt die Meynung einiger Ercolanesi, daß die weibliche Figur Mania, und die männliche Merkur sey. Sicher sind die beyden Personen Schauspieler, der Mann wahrscheinlicher Perseus, für den Beinschienen und Schwert besser passen, die weibliche Figur vielleicht Andromeda, wozu die leichte Gewandung wohl stimmt. Die Physiognomie des Perseus hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der des Theseus an der 4ten Mauer des 10ten Zimmers CXIV. MCLV Theaterscene zwey durch Säulen abgetheilte Zimmer darstellend. Von dem höhern Stockwerk blickt eine sehr schöne weibliche Figur in Rosapeplus leicht gehüllt herab nach dem tiefern neben an, auf welchem eine Alte mit komischer Maske deklamirt, deren Rede die Schöne als auf sie bezüglich, vielleicht unbemerkt zu hören wünscht. An der 1sten Mauer des 9ten Zimmers DXXXV. Der jugendliche schöne Weinlaubbekränzte Bacchus mit Thyrsus, ihn umarmend Ariadne, vor dieser sitzt der kahlköpfige graubärtige Silen die siebensaitige Lyra spielend; Bacchus gießt aus dem Rhyton in der Rechten auf das bekränzte Panterthier; vor Bacchus sieht man den jugendlichen Ampelos, in der Rechten die Weintraube, nach Bacchus seinem Freunde hinaufblickend. Von diesem Gemälde existirt eine ungenaue und falsche Beschreibung im Catalogo dei Volumi Ercolanesi.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 56.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 14. Juli 1825.

Die Karlsruher Kunstausstellung.

(Fortsetzung zu Nr. 49.)

Nr. 23. Der Aetna, vom Professor **Frommel** in Karlsruhe. Die erhabenen Schrecknisse der Natur vereinigen sich in dieser Scenerey mit der üppigen Vegetation eines südlichen Himmels. Den eigenthümlichen Charakter, der aus diesen Gegensätzen hervorgeht, hat der Künstler trefflich aufgefaßt. Das Bild erinnert an Gaspard Dughets edle Compositionen. Die Mönche im Vorgrunde stimmen sehr gut zu der Bedeutung des Ganzen. Der Künstler ist jetzt mit dem Stiche dieser schönen Vedute beschäftigt.

Nr. 24. — 26. Drey zusammenhängende Ansichten von Baden, von demselben. Zart, anmuthig, geistreich.

Nr. 27. — 29. Zwey Ansichten und ein Sonnenaufgang von **Köster** in Heidelberg. Wenn man behaupten wollte, dieser Künstler sey mehr Dichter als Maler, so wäre sich freylich erst über den Begriff des Malers zu verständigen. Phantasie und Gefühl sind allerdings bey Köster vorherrschend, und da reicht denn die Farbe nicht immer hin. Außerdem finden sich in seinen Bildern mitunter kleine Vernachlässigungen des Details, Dissonanzen; aber er ist frisch, warm, blühend, und seine Töne sind oft glücklich der Natur abgelauscht.

Nr. 30. — 31. Zwey große Ansichten aus den Tyroler Alpen von **Heinlein** in Mannheim. Dieser junge Künstler hat die Natur aufgesucht im Dunkel uralter Forste, wo die Schauer der Einsamkeit wehen, und die Schwermuth und die Betrachtung ihren Aufenthalt haben. Es sind ein Paar ossianische Scenen — Felsen, die ihre Zacken mit den Wolken mischen, und aus deren Schooß Waldbäche über geborstene Stämme herabschäumen, Tannen mit bräunlichem Moose bedeckt, die zum Theil aus Abgründen heraufwachsen, über welche nur die Gemse den Sprung wagt. Die Behandlung ist kühn, leicht, harmonisch. Einzelne Töne mögen zu tadeln seyn, aber der Künstler hatte mehr die Totalwirkung im Auge. Wir wünschen der Landschaftmalerey Glück zu einem Künstler, der so debütirt.

Nr. 32. — 34. Eine große Landschaft (Ansicht aus dem Höllenthal) und zwey kleinere, (Ansichten bey Wien) vom Theatermaler **Gaßner**. Erste Versuche in der Oelmalerey, die ein herrliches Talent und große Fertigkeit im Technischen beurkunden. Gaßner versteht die Composition, und das erste seiner Bilder ist in dieser Hinsicht trefflich zu nennen. Im Colorit blickt freylich der Decorationsmaler noch durch, auch hier und da im Detail der Formen, aber das Ganze ist trefflich zusammengehalten. Nur den zwey kleinern Bildern wäre etwas mehr Wärme zu wünschen.

Nr. 35. Ansicht aus der Villa Chigi in Rom, von **Ernst Fries** aus Heidelberg. Ebenfalls ein erster Versuch in der Oelmalerey, und ein sehr gelungener. Man sieht, der junge Künstler hat sich erst vielseitig eingeübt, bevor er zu Palette und Pinsel griff. Die Scenerey ist ganz einfach, aber alles mit Liebe und dabey mit einer Leichtigkeit behandelt, wie sie sonst selten in den Productionen angehender Künstler zu finden ist. Besonders trefflich ist der Baumschlag; das Blätterwerk scheint sich zu bewegen. Einige Mitteltöne mögen unrichtig seyn, die Schatten könnten hier und da mehr Durchsichtigkeit haben, doch bey einem Talent, welches in so herrlicher Entwicklung begriffen ist, dürfen kleine Versehen nicht hoch in Anschlag kommen.

Nr. 36. — 38. Eine Alpengegend bey Berchtesgaden, eine Hammerschmiede und eine Gegend am Wurmsee, vom Gallerie-Inspektor **Dorner** in München. Wir haben Vorzüglicheres von diesem Künstler gesehen. Zwar hält er sich überall an die Natur und sucht alle künstlichen Effekte zu vermeiden, dabey ist sein Colorit rein und harmonisch, aber diesen drey Bildern, unter denen die Hammerschmiede am wenigsten gelungen seyn mag, fehlt Frische und Wärme. Sie haben etwas Eintöniges, und man möchte ihnen in einzelnen Theilen mehr Kraft, im Ganzen mehr Leben und Anmuth wünschen.

Nr. 39. — 40. Eine Gegend bey Mühlfeld und eine Schafwaide, vom Gallerie-Inspektor **Wagenbauer** in München. Leicht und gefällig, aber kalt und monoton.

Die Staffagen machen sich gut, nur erinnern sie zu sehr an Dujardin und Potter.

Nr. 41. Ansicht des Münsters in Freyburg, von Baron v. Röder in Offenburg. Wir nehmen dieses Bild, so wie das folgende, noch unter die Landschaften auf, weil wir sie nicht bequem unter eine andre Rubrik zu bringen wußten. Hr. v. R. hat sich der Kunst blos aus Neigung gewidmet und übt sie zu seinem Vergnügen aus; seine Bilder würden aber einem Manne vom Handwerk Ehre machen. Er führt den Pinsel mit sichtbarer Liebe, und diese Liebe geht bey ihm in wirkliche Begeisterung über. Dadurch besiegt er technische Schwierigkeiten, denen gewöhnliche Liebhaber meist erliegen. Das Eigenthümliche der reich gegliederten und in ihren Formen so bedeutungsvollen deutschen Architektur so wie den Charakter der Stein-Construction, das Kräftige, Kühne, verbunden mit dem Leichten und Schwebenden, weiß er vortrefflich auszudrücken. Seine Tinten sind rein und harmonisch und auch die Perspective ist wohl verstanden. Die sinnig gewählte Staffage verdient gleichfalls Lob. Dieses Gemälde war eines von denen, welche besonders die Gunst des Publikums gewannen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Leipzig.

Das Interessanteste, was uns in Hinsicht auf zeichnende Kunst die leztverflossene Ostermesse zeigte, verdanken wir dem wackern Buch- und Kunsthändler Winter aus Heidelberg, der uns wiederum einige der merkwürdigsten Staffeleybilder zuführte, welche die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde erregten.

Das Interessanteste unter den weltlichen Darstellungen, und wegen der Seltenheit der Bilder des Meisters Mantegna vornehmlich wichtig, war das Bild einer hohen Frau, — vielleicht einer fürstlichen Prinzessin, — a tempera gemalt. Die Zeichnung ist wahrhaft grandios, aber streng und dem Plastischen sich annähernd. Wahrscheinlich stellte das Bild früherhin die ganze Gestalt dar, und wurde später abgeschnitten, so daß es jezt nur Brustbild ist; aber auch so noch macht es einen imposanten Effekt. Das Gesicht trägt eine Hoheit und Würde, die sich dem Antiken nähert, und hat noch herrliche Farbentöne. Mit diesem Gesicht stimmt sehr zusammen der eigenthümliche, aber schöne Schmuck des Kopfes und der Brust. Eine stolze Reiherfeder nämlich ist durch einen Knopf auf dem Vorderkopf der hohen Jungfrau befestigt. Ein starkes Geflecht, mit Perlen durchwebt, läuft durch das Haar, und läßt dasselbe mit etwas steifem Falle an dem Hinterkopfe herausspringen. Aehnlich diesem sonderbaren Haarschmuck läuft eine Art von rothem Palatin, ebenfalls mit Perlen durchflochten, um den Hals und an dem Busen zusammen, der durch ein bauschiges weißes Gewand verhüllt ist. Unter dem Halse hängt an eine Perlenschnur befestigt eine Gemme, auf welcher man Apoll und den geschundenen Marsyas angedeutet sieht. Die Beziehung auf die Antike ist in diesem Bilde unverkennbar.

2. Das Porträt eines behaglichen, stattlichen Niederländers mit breitkrempigem rundem Hut, schwarzem Mantel und leichter Halskrause, die Handschuhe in der Hand haltend; — in kräftiger Manier mit breitem Pinsel keck und leicht alla prima gemalt, wahrscheinlich eine Arbeit des van der Helst.

3. Endymion sizt oder reitet vielmehr halb nackt mit ausgestreckten Füßen auf einem bemoosten Baume, in welcher wohlbehaglichen Stellung er eingeschlafen ist. Die Schalmey, auf welcher er geblasen zu haben scheint, entfällt ihm, wie sein rother Mantel am Rücken heruntergefallen ist. Ihm gegenüber dringt Luna zwischen Wolken und Zweigen hervor, und beleuchtet den üppigen Jünglingskörper, in dem sich das Gefühl des Wohlseyns und männlicher Kraft sichtbar ausdrückt. Die Erfindung ist naiv, aber die Darstellung steht an der Gränze des Sittlichen, da Kopf und Figur nichts Ideales aussprechen. Die Wärme des Fleisches läßt in diesem kleinen Bildchen (in Querformat) eine venetianische Darstellung kaum verkennen.

4. Ein kleines Bild von Phil. Wouvermann, zart und klar. Im Mittelgrunde steht ein Pferd, von welchem ein vornehmer Jäger abgestiegen, welcher Hunde zusammenkoppelt; auf einem Schimmel dahinter sizt eine graziöse niederländische Dame, die einem Bettler, der die Hand vorgestreckt hält, eine Gabe reicht. Die Wolkenferne und das Wolkenlicht ist meisterhaft in diesem Bildchen.

5. In etwas größerm Format eine ländliche Darstellung, vielleicht Berghem oder Adrian van der Velde angehörig, wenigstens an diese erinnernd. Unter einem großen Brückengemäuer sizt eine Bauerfrau, die mit der Linken eine neben ihr stehende Ziege eben gemolken hat, und mit der Rechten einem neben ihr sitzenden Knaben einen Napf von Milch vorhält. Das Gesicht desselben steckt ganz in dem Napfe. Vor ihm steht ein eßbegieriger Hund, gleichsam fragend, und daneben ein minder beweglicher Esel. Hinter dieser äußerst lebendigen Gruppe steht ein stattlicher Ochse, der durch sein dunkles Fell eine herrliche Schattenpartie in das Ganze bringt, und rückwärts nach der beschriebenen Gruppe hinschauend sich eben zum Brüllen anzustrengen scheint. Auf ihn lehnt sich ein Bauer, der den Zuschauern den Rücken kehrt. Im Ganzen ist ein warmes Leben; der Trieb nach Nahrung und Ruhe hält alles zusammen.

Dazu stimmt der sanfte duftige Ton sehr gut, der über das Ganze verbreitet ist. Die Luftperspective ist trefflich in diesen Bildern, und das leichte Aufsteigen der Wolken ganz Natur.

Nur flüchtig erinnere ich mich 6. eines kleinen Bildchens auf Kupfer von Weirotter, welches einen Hafen darstellt, zu welchem Lastträger auf breiten gemauerten Treppen heruntersteigen — die Luft daran ist äußerst klar — und 7. eines minder ansprechenden Prospects, der sehr an Poussin erinnerte, und sich durch gute Architektur auszeichnete.

Unter den bisher genannten Bildern ist das erste und Nr. 6. nach Berlin verkauft worden.

Von geistlichen Gegenständen zeigte uns Hr. Winter folgende Stücke vor. Ich fange von dem unbedeutendsten an und steige zu dem Interessantesten hinauf. 1. Nach einem kleinen Flügelbild auf Holz von Amberger, die Präsentation im Tempel vorstellend, in welchem die Gesichter sämmtlich etwas Gleißendes haben, und kein bedeutendes Motiv sich kund thut — wurde 2. eine heilige Familie gezeigt, ein nettes kleines Bildchen, von vortrefflicher Gruppirung. — Anna und Johannes, das Jesuskind und Maria sind in dem Moment der Zusammenkunft dargestellt, von Engeln umgeben, die theils links an den Bäumen schweben, theils hinter ihnen betend knieen; im Hintergrunde links ist freye, blaue Landschaft. Formen und Composition erinnern an Raphaels Schule; das nette, aber etwas lange Gesicht der Maria an Parmegianino, aber die etwas gesuchte Grazie und Eleganz, so wie die lebhaften Contraste der Farben, welche dabey angewendet sind, lassen mich die Meynung des Hrn. Winter für richtiger halten, der dieses Bildchen dem Sebastian Bourdon zueignet, worauf auch das auf dem Bilde befindliche B. hinzuweisen scheint. 3. Ein weit merkwürdigeres Bild ist die betende Mutter (mater dolorosa) in halber Figur, dem Geiste und der Angabe nach von Johann Bellin. Das Bild ist auf feine Leinwand gemalt, die auf Holz gezogen und angenagelt ist, und in einem äußerst schmalen Format. Mit plastischer Rundung hebt sich die mit dem Oberkörper etwas vorgebeugte Gestalt aus der Leinwand hervor. Ihr Gesicht scheint Porträt zu seyn. Ihr länglich rundes Antlitz, welches an deutsche Physiognomie erinnert, ist nach einem, dem Beschauer nicht sichtbaren Gegenstand hingerichtet, der kein andrer als ein heiliger seyn kann: dieß zeigt der ernste, fromme Blick, und die emporgehobenen gefalteten Hände. Mund, Lippe, Kinn sind äußerst vollendet und ausgearbeitet. Sie trägt ein dunkelrothes Unterkleid, und darüber ein hellblaues Obergewand mit einer schmalen goldenen Einfassung. Der Umschlag des leztern bildet eine schöne und ungesuchte Draperie. Der Kopf ist in bläulich weißes Zeuch nonnenhaft verhüllt, welches in breiten Falten über die Schultern herunterfällt. Die Benutzung der Farbe der Leinwand hat auch das Colorit bestimmt; das Fleisch hat eine glühende Wärme.

Was mich, und zwar um der Idee willen, am meisten in dieser Sammlung interessirt hat, waren aber 4. und 5. zwey zusammengehörige und auf Holz gemalte ideale Brustbilder: die Mutter Gottes und Jesus. Beyde Gemälde sind von gleicher Größe und waren bisher im Besitz eines Hrn. v. K.... in Freyburg im Breisgau. Es stand auf der Rückseite beyder der Name Erasmus Roterodamus geschrieben, der also höchst wahrscheinlich ihr früherer Besitzer war. Ungeachtet dieser Name ausgekrazt ist, ist er dennoch immer noch zu erkennen. Ueber einen Meister, dem man diese merkwürdigen Schöpfungen beylegen könnte, haben sich die Kenner und Kunstfreunde vergebens die Köpfe zerbrochen, und zwischen oberdeutschen und niederdeutschen Meistern ohne Sicherheit gerathen. Mag nun Urheber seyn, wer da will; er hat ein Ideal eigenthümlich festgehalten in der Wirklichkeit, und in Farben verkörpert; durch welche technische Behandlung, kann mir gleich seyn; ich überlasse dieß denen zu beurtheilen, die bey einem Gegenstande von solcher Idee nichts weiter, als das Technische sehen und am liebsten beurtheilen. Maria ist als regina coeli mit dem Diadem vorgestellt, welches einen feinen Schleyer sizt, der durchsichtig noch den hintern Theil des Gesichts verhüllt. Sie hält die Hände gefaltet und erscheint mit dem Ausdrucke der Ruhe als fromme, selige Mutter. Die blondgelben Haare, die rosige Farbe, die zarte Bildung des Gesichts, der ruhig geschlossene Mund, geben ihr ein ideales Daseyn. Das Unterkleid, welches schildförmig ausläuft, wird oben auf der Brust durch Schnüre leicht zusammengehalten. Um den Kopf läuft ein blauer electrischer Lichtschein, der wieder von Goldstrahlen umgeben ist. Blickt man nun das zweyte Bild, den Christus an, so sollte man kaum glauben, daß es mit jenem von einem und demselben Meister sey, so verschieden ist der Charakter der Darstellung — aber mehreres Aeußere weist ganz sicher darauf hin, daß eines das Seitenstück des andern seyn sollte — z. B. selbst der gleiche Schmuck der Gewänder. Jenes Bild verliert fast, wenn man den Christus in seiner Bestimmtheit und Hoheit anschaut, wenn auch wohl beyträgt, daß das Bild der Maria vielleicht durch Verwaschen etwas von seiner Farbe im Gesicht verloren hat. Im übrigen ist merkwürdig, daß das Bild des Christus auch nur in gewisser Entfernung erst diese Bestimmtheit erhält, und einen großartigen Totaleindruck hervorbringt, welchen man sobald nicht wieder verliert. Der Erlöser nämlich ist hier in seiner ruhigen Hoheit dargestellt. Sein Gesicht, fast en face, ist länglicht nach älterem Typus, und verbindet den

Ausdruck göttlicher Würde und Milde auf eine höchst eigenthümliche und seltene Weise. Das eine Auge erscheint fast etwas größer als das andre; der Blick aber kann ein wenig durch eine Ausbesserung am einen Auge modificirt worden seyn. Das Gesicht ist lebenswarm, das Blut tritt glühend aus dem Fleische hervor. Die Finger der rechten Hand, die man nicht ganz sehen kann, sind zum Segnen und Warnen aufgehoben, zur Linken sieht man das geschmückte Krucifix hervorragen, dessen vier Enden die Bilder der Evangelisten zieren. Die Arbeit an diesem Bilde ist frey und leicht; besonders ist der Uebergang des Kinns in den kurzen Bart äußerst leicht und glücklich behandelt, wie auch die Schattenpartbien. Ist in jenem Bilde die Ahnung im weiblichen Charakter, so ist in diesem die Vollendung im männlichen, mit hohem Ernste dargestellt. Das leztere Bild machte einen solchen Eindruck, daß ein junger sinniger Künstler, Namens Gruner, der nächstens nach Mailand reisen wird, und sich zum Kupferstecher auszubilden entschlossen ist, den humanen Eigenthümer bat es copiren zu dürfen, und davon ein sehr gelungenes Abbild in Sepia lieferte.

(Der Beschluß folgt.)

Archäologische Literatur.

Description de quelques Peintures antiques qui existent au Cabinet du Royal Musée-Bourbon de Portici, du Chanoine André de Jorio etc.

(Beschluß.)

MD[illegible]XVI Bacchus mit Thyrsus, zur Linken Silenos, zur Rechten Ariadne, gießt aus dem Kantharus auf das anspringende Pantherthier: ein Amorin hüpft zu Ariadne hin. Ein mit Fell bekleideter gehörnter Faun pflückt von einer ungeheuren, an einem Nagel aufgehängten Weintraube, und ein gleicher, dessen Beschäftigung sich nicht mehr ersehen läßt, befindet sich an der andern Seite des Gemäldes. — Vierte Mauer des 9ten Zimmers DCCCXLV. Eine männliche Figur mit Pansgesicht, in ein Pantherfell gehüllt, in der Linken ein Pedum, sizt auf einem Fels, die Rechte nach dem Gesicht hinwendend und in ernster, nachdenkender Stellung: ihm nähert sich ein junges hübsches Mädchen, einen Blattfächer in der Hand, geführt von einer kleinern, aber wie es scheint, ältlichern, weiblichen Figur, die das Pantherfell des Mannes in die Hand nimmt, vielleicht um ihn durch dieß Zupfen aus seiner traurigen Stimmung zu reißen und auf den vielleicht sehnsuchtsvoll erwarteten Gegenstand der Liebe aufmerksam zu machen, denn darauf deutet wohl auch der Blick der jüngern, die schon lüstern seiner Anrede und seinem Empfang entgegenharrt. — MCCXLVIII Melpomene, in der Linken tragische Maske, in der Rechten Keule, ausdrucks- und würdevolle Zeichnung. — 11tes Zimmer 2te Mauer MDLXXIV. — Der schöne Narciß beschaut sich wohlgefällig im Wasserspiegel, Amor zu seinen Füßen: gegenüber auf einem Fels sizt eine weibliche Figur, einen Blumenkranz in den Händen. — 15tes Zimmer 2te Mauer. Zwey weibliche Figuren von ausgezeichnet schönen Gesichtszügen, sitzend, reichen einer Hirschkuh einen Zweig zu essen; daneben steht ein Korb mit Rosen und andern Blumen: bey zwey andern weiblichen Figuren auf demselben Bild ist der Kopf und ein großer Theil des Körpers völlig verlöscht. — 16tes Zimmer 3te Mauer DXLVIII. Hermes Agoraeos, mit Flügeln an Kopf und Füßen, den Caduceus in der Linken, in der Rechten den geldgefüllten Beutel. — Vier Kupfer, gelungene Copien antiker Gemälde, das Concert, die zu Rath gezogene Dienerin, Penelope und Ulysses, Apollo, Chiron und Aesculap, schmücken diese auch dem Aeußern nach glänzend ausgestattete Schrift.

Neapel, 19. Mai 1825. P.

Pompeji.

Hr. Antoine Bibent, französischer Architekt, hat im Jahr 1822 vor dem lezten Ausbruch des Vesuvs den Plan von Pompeji aufgenommen, und gibt denselben nun mit Supplementen heraus, welche die seitdem gemachten Ausgrabungen enthalten. Der Plan ist im Verhältniß von 3 Millimetres zum Metre, und bildet ein Parallelogramm von 4 Metres auf 2¼ Metres, in 16 Blättern, gr. Adlerformat. Zur Bequemlichkeit der Liebhaber verkauft man auch ein Heft von 8 Blättern, gr. Adlerformat (1ste Lieferung) begl[illegible]: von einer feuille d'assemblage, welche die Reduction des Ganzen auf ¼ enthält und zum Wegweiser beym Besuch des Orts selbst dienen kann. Der Verf., welcher sein Werk in Rom hat stechen lassen und nun wieder nach Neapel zurückkehren wird um die Supplemente nachzutragen, will jedes Jahr die neuen Ausgrabungen liefern. Die 2te Lieferung wird die Aufrisse und Durchschnitte der einzelnen Straßen und Plätze und die vorzüglichsten Ansichten der Stadt enthalten. Vom 10. Mai 1825 an ist dieser Plan mit allen seinen Theilen bey dem Verfasser in Paris Rue Traversière St. Honoré Nr. 29, zu kaufen; der General-Plan in 16 Blättern, sorgfältig aufgezogen, 400 Fr.; derselbe in einem Heft von 8 Blättern, die Ausgrabungen enthaltend 60 Fr.; die Reduction auf ¼ in einem Blatt, den Generalplan und die Karte von den Umgebungen Neapels enthaltend, 15 Fr. In Abwesenheit des Autors kann man sich ans Bureau der Revue encyclopédique wenden.

Nr. 57.

Kunst-Blatt.

Montag, den 18. Juli 1825.

Nachrichten von den vornehmsten Gemälden in Sicilien.

Nur wenige Gemälde finden sich in Sicilien, die als besondere Merkwürdigkeiten, als ein genug bedeutendes, oder ausschließliches Eigenthum dieses Landes, zu einem ausführlichen Berichte auffordern: eins in Lentini, eins in Catania, zwey in Messina, und eins in Palermo.

Das erstere, eine Kreuzigung Christi von Tintoretto, ist, vielleicht wegen seiner Größe, dort fast am meisten berühmt. Es nimmt die ganze schmalere Wand der kleinen Capuzinerkirche, hinter dem Hauptaltare, ein, hat manche kunstreiche Gruppen, und ausgezeichnete Porträtdetails. Aber, mit der so großen Anzahl von Figuren, deren wohl hundert seyn mögen, wo die verschiedenen Gruppen sich den Vorrang bestreiten, gewährt es nur einen allmähligen Genuß durch Verweilen im Einzelnen, der mehr ein Gegenstand des Beschauens, als des Erzählens ist. Eben darum nimmt es als ein historisches Bild keinen hohen Platz ein, und wollen wir nicht dabey verweilen, indem es in Tugenden, wie in Fehlern, manche seines Gleichen hat.

Das Gemälde in Catania, oder vielmehr vor der Stadt, in der Kirche S. Maria di Gesù, etwa vier Palmen hoch, ist eine schöne Madonna, die sich als eine rein und schlicht, porträtartig, aufgefaßte zarte Jungfrau darstellt, bekleidet mit kirschrothem Unterkleide und blauem Mantel, auf einem mäßigverzierten hölzernen Throne sitzend. Das Kind, nackt, nur mit einem, kaum sichtbaren, Flor um die Hüften, ohne hervorstechenden Ausdruck der Miene, steht auf ihrem rechten Knie, und will so eben zu ihr aufsehen, indem es in der Rechten, die hinabhängt, einen Apfel hält, in der gegen die Mutter erhobenen Linken eine Blume, welche die Madonna mit der linken Hand empfängt, während sie das Kind mit der rechten unter dem Arme hält. Der Körper des Kindes scheint nach der Natur gemalt, und ist nicht ohne Härte der Umrisse. Unten auf dem Bilde ist in deutlichen gemalten Schriftzügen zu lesen: „Antonellus Missenius D'Saliba hoc pfecit opus. 1497. die 2° Julij.“ Diese Inschrift und das Gemälde, dessen ganzer Charakter das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bezeichnet, gewähren sich wechselseitige Bestätigung; die zeitgemäßen Schriftzüge lassen daher keinen Zweifel, daß der genannte Antonellus Missenius der Maler dieses Bildes gewesen, und man glaubt dort nichts Geringeres, als ein Werk jenes gepriesenen Antonello da Messina zu besitzen, der von Johann van Eyck die Oelmalerey lernte, und zuerst nach Italien brachte. Wir sind daher genöthigt, die chronologischen Untersuchungen in Erwägung zu ziehen, die Lanzi in seiner Storia pittorica dell' Italia über die Lebenszeit jenes großen Malers angestellt hat. Nach Vasari's Nachrichten nämlich könnte er dieses Bild nicht gemalt haben, weil er nach dessen Zeugniß nur 49 Jahr alt wurde, und Johann van Eyck, bekanntlich nur bis 1441 *) gelebt hat. Aber Lanzi macht es mit guten Gründen wahrscheinlich, daß Vasari über die Lebenszeit des Antonello, der ihm in Messina, in Flandern und Oberitalien, zu entfernt war, nicht gehörig unterrichtet gewesen, indem Ridolfi bezeugt, daß die Jahrszahlen auf Antonello's Bildern in Venedig mit dem Jahre 1474 anfangen, und mit 1490 enden. Hätte er also auch erst in van Eyck's leztem Lebensjahre die Oelmalerey von ihm gelernt, so müßte er als ein neun- bis zehnjähriger Knabe die Reise nach Flandern unternommen haben; welches sich schon mit der Angabe Vasari's nicht reimt, daß er vor dieser Reise, als ein geübter Maler, mehrere Jahre in Palermo und Messina seine Kunst getrieben habe. Wenn wir nun aus diesen Gründen die Lebenszeit des Antonello mindestens bis zum Jahre 1490 hinauszurücken genöthiget sind, so könnten wir ihm auch, ohne etwas Unglaubliches anzunehmen, noch sieben Jahre mehr gönnen, und ihm das vorliegende Madonnenbild zuschreiben: Leonardo da Vinci, Mi-

*) Neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß Joh. v. Eyck erst 1470 gestorben ist. S. dessen Lebensgeschichte in der neusten Ausgabe des van Mander.

Anm. des Herausg.

chael Angelo und Tizian erreichten ein noch höheres Alter, als wir ihm hierdurch beylegen würden. Allein das Wort: D'Saliba, welches bey seinem Namen steht, lenkt unsere Vermuthungen auf einen andern Antonello, aus Messina gebürtig, der von Lanzi, mit dem Familiennamen Rosaliba, in einer Anmerkung am Schlusse des Capitels über die Epoca prima der neapolitanischen Schule, als ein „pittore grazioso" erwähnt wird. Woher ihm diese Notiz zugekommen sey, hat er nicht angeführt; doch finden wir keinen Grund sie anzufechten, und sehen uns um so mehr genöthigt, die frühere Vermuthung, daß dieses Madonnenbild von dem ersten Antonello sey, zu verlassen, da es nach dem Lanzi'schen Inder eine Malerey des Rosaliba aus dem Jahre 1505 gibt: bis zu diesem Jahre aber die Lebenszeit jenes Antonello auszudehnen, scheint zu gewagt. So sorgfältig wir auch jene Inschrift copirt haben, so konnte es doch, bey irgend einer Eigenheit, die in Namenszügen selten sind, leicht geschehen, daß die erste Sylbe des wenig bekannten Namens Rosaliba sich abweichend darstellte. Fueßli gibt dem Antonello von Messina den Familiennamen Mamertini, Vasari kennt weder diesen, noch einen Rosaliba. — Zeichnung, Colorit und Behandlung unsres Bildes erinnern lebhaft an den florentinischen historischen Styl, allenfalls an die bessern Werke eines Lorenzo di Credi, und, so wie diese, möchte man es sehr bedeutend, aber nicht eminent nennen können.

Von den bemerkenswerthen Gemälden in Messina ist das eine ein Altargemälde in der kleinen Kirche della Madonna dell'Alto Basso (Confraternità dei Barbieri), welches dem Polidoro da Caravaggio zugeschrieben wird. Wenn gleich durch die Zeit, und vielleicht Verwahrlosung, alle Harmonie desselben verloren gegangen, und eine grünlich-gelbe Patina die Carnation verändert hat, so zeigen doch noch kostbare Ueberbleibsel dieses Kunstwerks im wahren historischen Styl, jenen heitern, tüchtigen und reichen Schüler Raphael's, der ihm in mehreren seiner Hauptzüge von allen vielleicht am nächsten kam. Der Gegenstand ist die Anbetung der Hirten. Die Figuren erscheinen fast lebensgroß. In Beziehung auf Composition kennen wir bessere Werke von ihm: sie ist, bis auf die Gruppe der Hirten, etwas zerstreut, und die gerade Linie von der rechten Schulter der Madonna, welche, ein weißes Tuch erhebend, das Christuskind sehen läßt, bis zur linken des heil. Joseph, nicht angenehm; aber die Zeichnung des Nackten sowohl, wie der Gewänder, des Meisters und seiner großen Zeit würdig. Die Madonna ist jungfräulich; ein zarter, ergebener Schmerz liegt in ihren Mienen. Joseph erinnert an manche von Raphael. Alles auf's Aeußerste ausgeführt; auch die Köpfe des Ochsen und Esels in ihrer vollkommensten Natur. Im Hintergrunde, wo eine Landschaft vor Flecken kaum zu erkennen ist, sieht man die drey Könige nahen. Zur Seite deutet eine Architektur die Wohnung Josephs und der heil. Mutter an. Auf dem Querstabe, welcher den beyden cannellirten jonischen Säulen derselben zum leichten Architrav dient, sitzen in mannichfaltigen Stellungen sechs bekleidete musicirende Engel, von denen ein harfenspielender und ein herabschauender wahrhaft raphaelisch sind; auch sie sind freylich durch Flecke beschädigt. Von einem betenden schönen Jünglinge zur Seite des Bildes wird erzählt, er stelle jenen Schüler (nach Vasari ein Diener, Garzone) Polidors vor, der bekanntlich sein Mörder war. Man gibt ihm dort den Namen Tonno (den Vasari nicht hat) und behauptet, er sey zu dieser schrecklichen That durch die geringe Summe von funfzehn Scudi verleitet worden, die er im Namen seines Meisters eingenommen. In der Lanzi'schen Kunstgeschichte kommt er mit dem Namen Tonno vor, und wird unter die bedeutenden Schüler Polidors gesezt. Vasari erzählt von dieser Mordthat, der junge Mensch habe seinem Wohlthäter das zur Rückreise nach Rom aus der öffentlichen Bank zurückgenommene Geld entwandt und ihn Nachts im Bette erdrosselt. Dieser Schriftsteller gedenkt übrigens unter Polidors Werken in Messina nur eines Tafelgemäldes, nämlich der Kreuztragung Christi. Aus der rühmlichen Erwähnung dieses großen Werks ist indessen wohl nur zu schließen, daß es sein vornehmstes Oelgemälde gewesen, und brauchen wir an der Existenz eines andern, ja noch mehrerer von seiner Hand, nicht zu zweifeln, da dieser auch wegen seiner Leichtigkeit so sehr gerühmte Künstler eine Reihe von Jahren in Messina lebte, nachdem ihn die Kriegsnoth aus Rom, und der Hunger aus Neapel vertrieben habe. Was für ein Schicksal jenes größere Bild gehabt hatte, ist schwerlich bekannt, und so dürfte diese Anbetung der Hirten als einzig in der Art dastehen, selbst wenn wir der Angabe Lanzi's folgen dürfen, dieses Gemälde sey von einem Schüler Polidors, Deodato Guinaccia, gleichsam seinem Giulio Romano, nach seinem Tode vollendet worden; sie entbehrt aber einer bestätigenden Autorität, da Vasari schweigt, und er die seinige nicht nennt. Auch müssen wir hier erwähnen, daß das wenige Seiten vorher angeführte Gemälde in der Dom-Sacristey zu Messina „del più puro rafaellesco stile" sich nicht dort findet.

Einzig in seiner Art scheint ebenfalls ein anderes Altargemälde in Messina zu seyn, eine Darstellung des Christuskindes im Tempel in der Chiesa della Candelora, von 24 Palmen Höhe und über lebensgroßen Figuren. Der Hauptfiguren sind fünf und zwanzig. Die Worte Hieronymus de Alibrando Messanus faciebat auf einem zu den Füßen gemalten Blatte, und die Jahrszahl 1512, die sich auf einem Täfelchen an einer Säule befindet, geben den Meister und die Zeit zu erkennen. In Messina

gilt dieser Hieronymus für einen Schüler des Leonardo da Vinci. Nach den Nachrichten, die Lanzi in einer Anmerkung zum Andrea di Salerno gibt, würde er der Raphael von Messina genannt, wäre ein Schüler des Antonello gewesen, der in Venedig die Freundschaft des Giorgione erworben, und von da nach Mailand in die Schule des Leonardo gegangen. Dann soll er zugleich mit Leonardo (im J. 1499) Mailand verlassen haben, um in sein Vaterland zurückzukehren, zuvor jedoch Raphael's und Correggio's Bekanntschaft gesucht haben. Lanzi bemerkt richtig, daß jene noch zu jung waren, um Alibrandi's Aufmerksamkeit zu erregen. Uebrigens stimmt seine Nachricht, daß Alibrandi um 1514 nach Messina zurückgekehrt sey, nicht mit der Jahrszahl dieses Bildes (1512) zusammen, vor dessen Beendigung wenigstens noch ein Jahr der Arbeit gerechnet werden müßte. Es bleibt demnach ungewiß, in wie fern Raphael oder Correggio auf seine Bildung eingewirkt haben. Die in diesem Gemälde herrschende Art zu zeichnen und aufzufassen, die edlen Motive, die zarte Farbenbehandlung, geben in der That einen Künstler zu erkennen, der sich in den Leonardo da Vinci tief hineingedacht hatte, und zeigen die Blüthe des historischen Styls; unter Leonardo's Schülern aber ist er nicht aufgeführt, Vasari gibt keine Biographie von ihm, Fueßly kennt ihn nicht. Bey jenen vortrefflichen Eigenschaften ist dennoch ein Streben nach Schönheit, als ein Zwang, sichtbar, der auch Uebertreibung in Bewegungen hervorbrachte, und wovon der Grund entweder in einer unselbstständigen Ergebung in die Manier des Vorbildes, oder in einem unvollkommenen Schönheitssinne, oder in der Sucht nach dem Neuen, zu suchen seyn möchte. Hierhin gehört eine, wenn auch edel gezeichnete, Mutter im Vorgrunde, welche mit einem Säuglinge im Arm, zweyen Knaben steuert, die sich um ein Schaaf prügeln, eine Scene, die unbilliger Weise die erste Aufmerksamkeit auf sich zieht, zumal da diese Figuren, als die nächsten, die größten sind. Die Gruppe zur Rechten der Hauptscene enthält schöne Gestalten, unter denen sich ein innbrünstig hinblickender Jüngling auszeichnet. Ueberhaupt sind alle Köpfe voll Gehalt und Bedeutung, ganz besonders das Porträt des Malers am linken Ende des Bildes, mit einer dunkelrothen breiten Sammtmütze von bizarrer Form. Die Madonna ist eine sittsame Jungfrau, die eben Mutter geworden, also auch hier ein Charakterzug der großen Zeit christlicher Kunst, — das Christuskind, das sie dem Hohenpriester übergibt, vortrefflich gezeichnet, neu und voller Grazie, wenn gleich auch hier die Absicht, das Schöne hervorzubringen, nicht ganz verborgen bleibt. Die Wahl und Anordnung der Farben zeigt Studium, Verständniß und Farbensinn. In Beziehung auf Carnation möchte man die überwiegenden grünlich-grauen Tinten hinwegwünschen; aber der Sinn des Ganzen, der hohe Grad von Naturgefühl und die äußerst zarte Modellirung erheben die Seele über die sinnliche Wahrheit des Colorits; kurz hier ist toskanisch-historischer Styl, der nicht etwa, wie der venetianische, der Sinnlichkeit entgegenkommt, aber durch Hoheit der Bedeutung desto sicherer zur Seele dringt. Der Farbenton im Ganzen nähert sich dem der Gemälde, welche man von M. Angelo, Pollajuolo, Ghirlandajo, Sebastian del Piombo u. A. aus dieser Schule in Sammlungen antrifft, und die grünliche Präparation, die wir in unvollendeten Sachen dieser oder ähnlicher Meister sahen, erklärt den Ton des vorliegenden Werks. Die Trockenheit der Formen und das Glanzlose des Ganzen machen den Eindruck von Wasserfarbe; und wenn zu Vasari's Zeit, wie in der Lebensbeschreibung des Antonello von Messina, und am a. O. zu lesen ist, über manche Gemälde gestritten wurde, ob sie mit Oel- oder Wasserfarben gemalt waren, so wird es erlaubt seyn, dieses auch bey unserm Gemälde unentschieden zu lassen. – In kleinen Brüchen schien sich übrigens eine Präparation von gypsartiger Masse zu zeigen. — Ein großer architektonischer Bogen von gemischter Ordnung gewährt einen Durchblick in die Landschaft, die einen reichen Hintergrund bildet, aber gelitten hat. Aus der Höhe eines Hauses wird dort ein Kind herabgeworfen. Hiermit contrastiren mehrere Gruppen entfernterer Figuren, die zum Theil verdorben sind, welche die Festlichlichkeit des Tages anzudeuten scheinen. An den Seiten des Bogens, in der Höhe sieht man als Verzierungsfiguren in Chiaro-oscuro, schwebend, David und einen andern Patriarchen ohne Attribut, welcher Moses zu seyn scheint. Der Totaleindruck des Werks gibt zu erkennen, daß dieser edle Künstler sein Leben der Kunst dargebracht hatte; und der Genuß, den seine Ueberbleibsel uns gewähren, wird uns noch jezt in der Idee erhöht, indem wir in Lanzi's Nachrichten finden, daß Polidor aus Liebe zu diesem Bilde eine Abnahme vom Kreuze auf eine Leinwand in Wasserfarben malte, und es mit dieser kostbaren Hülle den Nachkommen übergab. Diese Leinwand ist nicht mehr da.

Die erfreulichste jener Kunsterscheinungen zu erzählen, haben wir bis zulezt aufbewahrt: es ist ein kleineres Oelgemälde von etwa zwey Fuß Höhe, ein wahrer Juwel an Composition, Zeichnung, Farbe, Schönheit in heiterm religiösem Geiste, Harmonie und Erhaltung; ein Altarstück mit Flügeln, so daß der Gegenstände drey sind, und der mittlere die doppelte Breite eines jeden der Seitengemälde hat. Die Madonna, unter einer reich ausgeführten gothischen Architektur, hat das Christuskind links vor sich auf dem Schooße, und ist von musicirenden geflügelten Engelkindern umgeben, sitzend oder stehend, wie die Anmuth, die den Maler bey diesem Gedichte von himmlischer Heiterkeit beseelte, es ihm eingab: drey für-

gen aus einem Buche, einer bläst die Flöte, einer spielt sitzend die Laute, ein anderer, der Madonna zur Linken, kommt gelaufen und bringt dem Christuskinde eine Blume, eine solche die auf deutsch Stiefmütterchen, auf französisch Pensée heißt. Die beyden Spieler sind nur leicht mit den Zierden der Flur angethan, die übrigen mit leichten Bekleidungen von wechselnden Farben — alle haben farbige Flügel. Keiner ist da, der nicht eine vollkommene Miniatur wäre, vom Kopf bis auf die Zehe. Ihre Züge, Gestaltung und Miene sind durch Kindlichkeit schön. Eben so das Christuskind, durch die Blume aufgeregt, die es vom Engel empfangen soll, und sinnend, als steige eine Ahnung, zugleich des jüngstverlassenen Himmels, und der irdischen Zukunft, in seiner göttlichen Seele auf. Die Madonna, die wir mit deutschem Ernst auf das Kind hinblicken sehen, ist in rothem Kleide und rothem Mantel, mit einem weißen Schleyer von luftigem Gewebe auf dem Haupte, unter dem eine Perlenkrone auf der Stirne durchscheint. Alle haben blondes Haar. Nirgends ist ein Heiligenschein. Kein Körnchen Gold angewandt, aber der klare Glanz der Farbe scheint überall Gold zu verhehlen, und selbst die warm-braune Architektur. In einiger Entfernung hinter der Hauptscene ist eine gothische Kirche; weiterhin ein laubbewachsener Berg, mit einem Flusse und Häusern, und eine blaue Ferne. Rechts der Madonna im Hintergrunde ein vermummter Mann, am Stabe gehend, links eine weibliche Gestalt. Nirgends läßt die Perspective Kleinheit oder Größe wünschen oder vermissen, nirgends den zierenden Schleyer der Luft. Derselbe Geist, dieselbe Meisterschaft und Ausführung waltet in den beyden Nebenstücken: rechts dem Hauptgemälde die heil. Catarina, links die heil. Rosalia oder Rosa, erstere sitzend, in blauem Aermelkleide, mit weißem Mantel, dessen Schatten ins bläuliche spielen; neben ihr ein schöner Knabe, der auf ihrem Schooße in einem Buche lächelnd blättert, während sie einen Ring in der Rechten hält und betrachtet. Schöne Landschaft im Hintergrunde. Die heil. Rosa, ebenfalls sitzend, in hellgrünem Kleide mit changeant-violetten Aermeln, und einer gewundenen weißen Hauptbedeckung, die hinten hinabflattert, flicht weiße und rothe Rosen, die in ihrem Schooße liegen, um einen breiten, hölzernen Reif; ein Engelchen, in rothem Hemde mit Aermeln, reicht ihr die Rosen dazu. In ihr scheint die ganze Schönheit versammelt, die in den drey Bildern umher gestreut ist. Im Hintergrunde ein gothischer Brunnen, wo sechs Genien das sprudelnde Wasser schöpfen, noch weiter hin ein Schloß auf einem Berge, und ein Waldhügel etwas näher. — Ueberall leuchtet ein jugendlicher Dichtersinn, der diese Himmelsgestalten sich zu Worten der Erzählung genommen, überall sein reines Farbengefühl, innigst vertraut mit der gestaltenden Kraft, von der Dichtung beseelt und von der Natur selbst, so scheint es, unterrichtet, den Pinsel in ihre Blumen zu tauchen, und die Farben nur so viel zu dämpfen, als sie selbst es thut, um stark, aber milde zu uns zu reden.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Leipzig.

(Beschluß.)

Hr. Kunsthändler Pennauer aus Wien zeigte uns ferner einige Landschaften des Malers Mörmer in Wien, zum Theil nach der Natur mit gewandtem Pinsel gemalt, allein ein wenig geleckt.

Die Schenck'sche und die Weiß'sche Kunsthandlung besuchten die Messe dießmal nicht.

Neu und gesucht waren unter den Kupferstichen Longhis neuester Stich, von welchem schon in diesen Blättern die Rede gewesen, und die von Heß gestochene Anbetung der Könige von Eyck (aus der Gallerie von Schleisheim), so wie Claude's Mittag von Haldenwang, ein vortreffliches Blatt. Die Frauenholzische Kunsthandlung zeigte uns zwey kleine Oelbilder von Klein in Nürnberg; nämlich einen Kosakenposten und ein Thierstück und einige Handzeichnungen desselben, sämmtlich von treuer Zeichnung; ferner einige Handzeichnungen von Molitor, und mehrere neue Stücke von Desnoyers.

Auch in dieser Messe war die Kunstsammlung des Hrn. Geb. Finanzraths und Generalconsuls Campe fremden und hiesigen Kunstfreunden geöffnet. Zwey Landschaften mit Vieh (Schweitzergegenden) von dem wackern Kunz in Carlsruhe wurden unter den neuern Stücken, welche man hier sah, wegen ihrer Klarheit und anmuthigen Treue von allen Fremden ausgezeichnet. Vor Kurzem sahen wir in dieser Sammlung auch den Prospect von Brügge, welchen Quaglio für den Eigenthümer gemalt hat, und der sich auf der Ausstellung in Paris befand (vergl. Kunstbl. Nr. 30. S. 119); eine treffliche naturwahre Schilderung, in welcher auch wir nur den Wiederschein der Häuser im Canal zu stark fanden. Zum ersten Male wurde die hiesige Kunstausstellung während der Ostermesse eröffnet. Mit Vergnügen bemerkte man in derselben die Fortschritte mehrerer Zöglinge im Zeichnen. Unter den Arbeiten, welche Künstler zu dieser Ausstellung beygesteuert hatten, zeichneten sich vor allen die von mir vor Kurzem beschriebenen Cartons von Jul. Schnorr, nebst zwey Porträts seines Vaters, des Directors der Akademie, durch Treue und Bestimmtheit der Zeichnung aus. Derselbe hatte auch eine Scene aus Klopstocks Hermann geliefert. Drey Zeichnungen voll feiner Individualität und Lebendigkeit (Mengs Selbstporträt; Brandel; und des Grotius Secretär nach einer schönen Handzeichnung, welche Hr. Proklamator Weigel besitzt) gehören dem früher genannten Hrn. Ludwig Gruner an. Ferner war die Ansicht von Töplitz von einer Anhöhe, in Oel gemalt von dem tüchtigen Landschafter Goldstein zu sehen. Der Standpunkt war von dem Liebhaber, der dieß Bild bestellt hatte, gewählt; sonst gibt es noch Standpunkte, von welchen sich die Umgebung weniger kahl ausnimmt. Die Copie der Madonna della Sedia von Hrn. Demiany aus Dresden, von dem wir vor einiger Zeit in Dresden auch das gelungene Porträt seiner Schwester sahen, hat viel Beyfall gefunden. Derselbe arbeitet jezt bey uns mehrere Porträts; ebenso Hr. Carl Tischbein, der vor Kurzem hier angekommen ist.

Wendt.

Nr. 58.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. Juli 1825.

Nachrichten von den vornehmsten Gemälden in Sicilien.

(Beschluß.)

Die Außenseite des geschlossenen Gemäldes zeigt uns, bezüglich auf den Erlöser, eine Darstellung des Sündenfalls, welche durch wohlüberdachte Behandlung sogleich ihre accessorische Eigenschaft erkennen läßt, aber leicht manchen hundert und tausend Gemälden in prangenden Rahmen vorgezogen werden würde: die Farbe soll hier nicht hervortreten, soll nicht gefühlt; sondern geahnet werden, ein grauer Ton ist durch und durch herrschend, dennoch nirgends eine Nachlässigkeit. Es ist ein Blick ins Paradies im Augenblicke der Verfinsterung. Adam und Eva, beyde unbekleidet, jener mit dem rechten Arm auf die linke Schulter der Eva gestützt, streckt die linke Hand nach dem Apfel aus, den die Schlange ihm reicht; die Eva hat den ihrigen schon genommen und hält ihn in der rechten. Beyde Gestalten zusammen bilden eine vortreffliche Gruppe unter dem Schatten dichter Bäume. Das Nackte ist für die Zeit von vorzüglicher Weichheit. Im Hintergrunde, diesseits einer Arkaden-Architektur von mehreren Stockwerken, sieht man die Vertreibung der ersten Aeltern aus dem Paradiese, worin ein Löwe noch ruhig wandelt und ein Hirsch graset.

Wer ist nun der Meister dieses schönen Bildes, auf welchem keine Stelle zu finden ist, die nicht von der liebevollsten Ausführung zeugte, und wo keine spätere Hand irgend eine Mackel verdeckend, eine andre hinzugetragen hat? Der Eigenthümer, Prinz Malvagna, von einem der vornehmsten Geschlechter in Sicilien, wußte keine andere Nachricht zu geben, als daß man dort zwischen Albr. Dürer und Gerhard Dow in Zweifel, und das Gemälde in früherer Zeit für 30,000 Franken gekauft, ein Fidei-Commiß der Familie sey. Unter den versammelten Beschauern wurde bald auf Albr. Dürer, bald auf Lucas v. Leyden gerathen. Doch bald schien die Harmonie des Ganzen für Dürer zu vollkommen, bald die Schönheit, besonders der heil. Rosa, für Luc. v. Leyden von zu hoher Zartheit. In dem architektonischen Bogen wollte man ein D. gelesen haben, aber wir konnten es nicht finden. Am Rande der Stufe, auf welcher die Füße der Madonna ruhen, ist eine verschlungene Schrift zu erkennen, eine ganze Zeile, in welcher wir einige Buchstaben und das Wort: „Gott“ wahrnahmen. Da dieselbe aber für einen religiösen Spruch zu halten war, so mußte ihre Entzifferung bey Kürze der Zeit unvollendet bleiben, weil die zu einem Besuche bey dem dortigen Prinzen Trabia verabredete Stunde schon zum Theil verflossen war. Dieser Besitzer sehr interessanter Alterthümer und einiger guter Gemälde, theilte nachher seine Meynung mit, daß jenes Gemälde der Familie Malvagna ein Werk des Mabuse sey, und leider vereitelte die zu nahe Abfahrt des Dampfschiffs nach Neapel den Wunsch, die interessante Forschung über den Namen des Malers fortzusetzen.

Außer diesen Kunstmerkwürdigkeiten gibt es noch manche Gemälde von Verdienst an verschiedenen Orten von Sicilien, unter andern von Caravaggio, der sich in Sicilien bekanntlich eine Zeitlang vor einer Verfolgung verbarg, zwey in der Capuzinerkirche in Messina, ein anderes, doch sehr verwahrlostes, in der Johanniskirche vor Marsalla, ferner eine schöne Madonna von Guido Rheni im Dom zu Girgenti, und einige vorzügliche Gemälde aus verschiedenen Schulen in der Sammlung des Prinzen Trabia in Palermo, welche von Reisenden keinedwegs außer Acht zu lassen ist: ingleichen Einiges in den öffentlichen Museen von Palermo und Messina. Und noch mehrere Gemälde von Bedeutung würden dem in Sicilien zu sehr mit Alterthümern beschäftigten Reisenden, selbst bey einem nur zweymonatlichen Aufenthalt zu Gesichte kommen, so viele auch ins Ausland gebracht, oder durch Erdbeben zerstört seyn mögen, wäre nicht der Geschmack an der Malerey auf zu wenige Personen eingeschränkt, denen früh genug zu begegnen man nicht immer glücklich genug ist. Aber, so wie man im Ganzen viel Unkunde an Beziehung auf Malerey jetzt dort antrifft, so scheint diese Kunst niemals in Sicilien eigentlich einheimisch gewesen zu seyn. Kein einziges ausgezeichnetes Fresco-Gemälde aus guter Zeit ist uns dort

gezeigt worden; öffentliche und Privatsammlungen sind arm, und die wenigen Gemälde daselbst nicht nur ein Gemisch von Gutem, Halbgutem und Schlechtem, sondern auch das Bessere durch ungeschickte Restaurationen zum Theil noch verdorben. Oeffentliche Sammlungen sind nur in Palermo, Messina und Syrakus, die ersteren geringfügig, die leztere kaum nennen; in Catania ist man Willens, eine solche zu stiften. Die Forschungen nach einer sicilianischen Schule haben unter diesen Umständen zu sehr geringen Resultaten geführt, welches sich übrigens schon nach den Nachrichten der Schriftsteller nicht anders erwarten läßt. Lanzi, der in seiner Einleitung zum Capitel über die neapolitanische Schule den Mangel an Nachrichten über die sicilianische beklagt, hat die sicilianischen Maler, ohne der dortigen Kunst einen eigenen Abschnitt zu widmen, nur in einer spätern Ausgabe durch angehängte Anmerkungen abgehandelt, aus Quellen schöpfend, die er großentheils verschweigt. Drey Männer nennt uns die Geschichte, welche durch unmittelbaren Einfluß auf die Ausbildung der sicilianischen Malerey vorzüglich einwirkten, einen Eingebornen — Antonello da Messina, und zwey Ausländer — Polidor und Mich. Ang. da Caravaggio. Jener übte seine Kunst, nach einer Bildungszeit in Rom, einige Zeit im Vaterlande; dann verließ er es auf immer, und starb in Venedig; diese blieben nur so lange in Sicilien, als es die Nothwendigkeit forderte. der zänkische Caravaggio nur so lange, als dieses Land ihm zum Schlupfwinkel diente, und starb in Rom; dem Polidor, schon zur Rückreise bereit, wurden durch seinen Mörder alle irdischen Entwürfe vereitelt. Kann man sich der Folgerung erwehren, daß es in einem Lande, welches sie nicht zu halten vermochte, den Malern nicht wohl war, daß sie dort den Geist der Kunst, die Bedingung ihrer Existenz, vermißten? Auffallend ist freylich ein solcher Gegensatz der neuern Zeit mit dem Alterthum, welches in Münzen, Vasen und Tempeln so hohe Denkmäler einheimischen Kunsttalents hinterlassen hat; aber von bedeutenden Werkstätten in der großen Zeit christlicher Kunst sagt die Geschichte wenig oder nichts. Polidor soll eine Malerschule in Messina errichtet haben; doch sehen wir keine Resultate derselben — und warum sollte er glücklicher gewesen seyn, als die übrigen Schüler des großen Raphael, der zwischen aufstrebenden und sinkenden Jahrhunderten als der Hochpunkt dastehen sollte? Auch Annibal Caracci's und Domenichino's Aufenthalt in Neapel, wenn gleich sie durch jene unwürdigen Cabalen eines Corenzio, Spagnoletto u. A. bald wieder vertrieben wurden, blieb nicht ohne Einfluß auf die nahe gelegene Insel; mehrere ihrer Jünger werden als Stifter von Maler-Akademien in Messina genannt, gleichwie die der neapolitanischen Maler Salvator Rosa, Luca Giordano, Solimene. Aus einer derselben mag der in Palermo berühmte Monrealese, ein Zeitgenosse des Salvator Rosa und Luca Giordano, von welchem wir unten noch Einiges anführen, hervorgegangen seyn. Solcher Unterricht zur Zeit der allgemeinen Abnahme, wo die Kunst nicht mehr den gehaltreichen Stoff frischer Nationalkraft zu verarbeiten hatte, konnte wohl keine große Früchte tragen. Auch hatte dieses Treiben nicht den Vortheil der Ausübung ungemischter Maximen, welche ihr zu allen Zeiten so wohl gethan hat; denn die Lehrer waren im Auslande gebildet, bald in Rom, bald, und häufiger in Venedig, sey es nun, daß diese Seestadt den Insulanern auf dem Wege des Wassers zugänglicher war, oder daß Uebereinstimmung in National-Charakterzügen das Gleiche dem Gleichen gesellte. Andere gingen nach andern Orten. Daher die mancherley Anlässe, die aus den Werken sicilianischer Maler entgegensprechen, welche bald an dieses, bald an jenes Vorbild erinnern, und eben dadurch an der Stärke einer einheimischen Saat der Kunst zweifeln lassen. Dem Kenner der Kunst sind diese Thatsachen genung, um sich von dem Gehalt und Wesen der zahlreichen Gemälde in den Kirchen Siciliens eine Idee zu bilden, und um nicht allzu Großes sich davon vorzustellen, so viel auch mancher der dortigen Künstler bey seinen Zeitgenossen gegolten hat, und so hoch, nach diesem Maaßstabe, mancher in Kunstgeschichten angeschlagen ist. Aus den dortigen Sammlungen haben wir von dieser Art vornehmlich folgendes notirt: In dem Museum zu Palermo findet sich von sehr alten Gemälden eines, welches etwa in das Jahr 1400 zu setzen seyn wird, von heiligem Inhalte, woran aber kaum etwas zu loben ist. Man schreibt es einem Maler, Namens Vigilia zu, den man den ältesten Palermitanischen nennt; die bekannten Biographen erwähnen ihn nicht. In eben die Zeit dürfte ein bedeutend größeres von mehreren Abtheilungen fallen, welchem in einem Vorraume der Kirche S. Antonio, in Trapani, ein Raum an der Wand gegönnt ist. Es ist a tempera auf Goldgrund gemalt, und hat, besonders in Köpfen, bey weitem mehr Gehalt, als das vorerwähnte. Ueber Jahrszahl und Namen ist nichts zu finden. Weiter haben wir der Geschichte der sogenannten sicilianischen Schule, das oben Beschriebene ausgenommen, in Werken nicht nachspüren zu können, bis zum Zeitalter der Caracci und Domenichino. Der leztere scheint es vor Allen zu seyn, welcher, um sich so auszudrücken, einige sicilianische Pfropfreiser zum Wachsthum gebracht hat. Unter ihnen ist einer der geschäzten Antonio di Catalano il Giovane (der Aeltere dieses Namens wird unter Polidor's Kunstnachkommen gezählt) von welchem im Museum zu Messina ein Gemälde, die Begegnung des heiligen Placidus mit seinen Geschwistern darstellend, gezeigt wird. Die gemeine Meynung, er sey ein Schüler des Domenichino, findet Unterstützung

in diesem Gemälde. Lanzi gibt ihm nach seinen Nachrichten einen andern Lehrer. Hat dieses Werk gleich durch ungeschickte Restauration sehr gelitten, so sieht man doch darin an mehreren individuell aufgefaßten Naturen, daß er zur Selbstständigkeit gekommen sey. Noch bedeutender ist der bekannte Antonio Ricci, ein geborner Messineser, genannt Barbalunga, von dem auch in Rom Werke sind, und der im J. 1649 im 49sten Lebensjahre gestorben seyn soll. Auch ihn kann man im Museum in Messina kennen lernen, so wie einen Bernardino Siciliano, genannt il Santo, weil er nur heilige Gegenstände gemalt haben soll. Dieser Beynamen scheint auf ein im Ganzen mehr profanes Kunst-Treiben hinzudeuten. In Lanzi's Nachrichten ist er nicht aufgeführt. Auch er malte im System des Domenichino. Der Hauptstolz der Sicilianer aber, insonderheit der Palermitaner, ist Pietro Novelli, genannt il Monrealese, nach seiner Vaterstadt Monreale, vier Miglien von Palermo. Ihn kann man nur in Sicilien kennen lernen, weil er sein Vaterland nie verließ, und Werke von ihm sich schwerlich außerhalb finden. Jede Hauptstadt von Sicilien besizt Gemälde von ihm, Palermo die meisten, und einige der besten die dasige Academie; besonders aber werden die Fremden auf ein Fresco-Gemälde im Pallast des Erzbischofs von Monreale aufmerksam gemacht. Dieser Künstler, dessen Talent, Bescheidenheit und Thätigkeit gleich gerühmt werden, blühte um die Mitte des 17ten Jahrhunderts. Bedeutende Anlagen sind in seinen Werken unverkennbar; aber historischen Styl kannte er nicht; auch ist er mehr Charakteristiker als Componist; war dieses mehr Folge seiner natürlichen Anlagen, oder fand er dazu Anlaß in den Werken des Caravaggio und Spagnoletto, die, während sein Vaterland ihm weder Schule, noch gleichzeitige Lehrer von Bedeutung anwies, seine Vorbilder gewesen sind? Daß er jenen sehr geschickt nachgeahmt habe, sagt sein Biograph; sonst würde man ihn, nach dem Charakter der meisten seiner Werke, eher unter die Kunstnachkommen der Caracci von eklektischer Art zählen, mit merklicher Neigung zu der Art des Spagnoletto. Und so gehört auch er zu denen, bey welchen bald die Technik, bald das Charakteristische im Einzelnen die Hoheit des Sinnes der Kunst überwiegt, die Bravour gar oft die Kunst gleichsam überschreit, indem die Zeit an Gehalt sich verringerte.

Wir können diese Bemerkungen nicht beschließen, ohne des Doms von Monreale zu gedenken, welcher gewiß unter die herrlichsten Gotteshäuser gehört, in denen christlicher Geist die Verhältnisse erfand, und die Ausführung leitete. In der ganzen Länge des Schiffs und den beyden Säulengängen auf den Seiten wandelt man unter den großartigsten Darstellungen aus der heiligen Geschichte vor und nach dem Erlöser, in einem Mosaik ausgeführt, welches in ganz Italien schwerlich seines Gleichen hat. Die hier waltende gothische Baukunst von gemischtem Styl, in dem frühsten normannischen Zeitalter vielleicht unter Einwirkung maurischer Architekten vollführt, jene Mosaiken aus einer Kunstepoche, von welcher so wenig bekannt ist, welch' ein reicher Stoff der Betrachtung, Forschung und Belehrung — und nur wenig ist bis jezt davon bekannt gemacht.

Rom, im April 1825.

A. K.

Römische Ausgrabungen.

Nach achtmonatlicher Dauer sind die in den Thermen des Karakalla geführten Arbeiten beendigt. Wenn fast alle römischen Ausgrabungen noch bis auf den heutigen Tag für Raubgrabungen gelten können, denen es auf die ursprüngliche Gestalt des durchwühlten Bodens so wenig ankommt, als auf die ehemalige Bestimmung und Erscheinung entdeckter Denkmäler, so wird es jenen, wie wenig andern zum Ruhme verbleiben, daß ihr Unternehmer, der Hr. Conte Velo aus Vicenza, troz sehr mäßiger Aussichten, den gewöhnlichen Hindernissen von Seiten der Behörden und der verhältnißmäßig geringen, von absichtlicher Verwüstung äußerst zerstückelten Ausbeute, in regelmäßiger Durchsuchung und sorgfältiger Beobachtung des Bodens das Möglichste geleistet hat.

Die neugewonnene Kunde über die ursprüngliche Gestalt jener kolossalen Trümmer der Cäsarenpracht wird gleichzeitig von zwey geschäzten Architekten, dem Hrn. Antonio de Romanis und dem Hrn. Blouet, Pensionär der französischen Akademie, bearbeitet. So darf das Publikum in irgend einer Gestalt eine Belehrung erwarten, die, wenn nicht an Allseitigkeit, doch gewiß an Gründlichkeit des geistreichen Piranesi nie fehlende Auskunft überragt. Nachdem auch in diesen Blättern von den erwähnten Ausgrabungen mehrfach die Rede gewesen, begnügen wir uns mit folgenden allgemeinen Erinnerungen an die Hauptergebnisse derselben.

Durch die Entdeckung der beyden großen Mosaike mit gymnastischen Vorstellungen (Kunstbl. 1824. Nr. 56.) erhielt der räthselhafte Plan des Gebäudes wenigstens für die beyden großen südlichen und nördlichen Räume eine entscheidende Aufklärung; der Zweck ihrer kolossalen Nischen und des angrenzenden mit minder zierlichem Mosaik bedeckten Hofraumes mußten die Spiele der Palästra seyn, die ein Stadium in dem langen westlichen Raum nicht ausschlossen. Aber auch die drey Hauptabtheilungen, die von Osten nach Westen den Mittelpunkt des Ge-

bäudes bilden, liegen nun klarer vor Augen. Der ungeheure gegen die Mitte von drey Portalen begrenzte Saal der östlichen Seite, seit längerer Zeit für jene Cella solearis erkannt, deren Gewölbe bereits zu Spartianus Zeit das Staunen der Architekten erregte, rechtfertigt nach seiner gegenwärtigen Durchsuchung die Annahme Piranesi's, der ihn für ein einziges großes Schwimmbad erklärte. Wenigstens sprechen gegen das Ende desselben herabsteigende Stufen und, der Außenwand nahe, etwa in der Mitte des Längendurchschnitts, grobes, nach Construction, Farbe und Durchlöcherung einem überdeckenden Wasserstrahl bestimmtes Mauerwerk, für jene von Piranesi aus der tiefern Lage des Bodens unternommene Vermuthung. Der gleichlaufende aber höhere mittlere Raum erinnert durch die in seinem Innern entdeckten Säulenspuren an die sogenannte Pinakothek der Diocletianischen Thermen; daß auch in seiner Nähe die Badegemächer nicht fehlten, die vielleicht regelmäßig ringsumlagen, beweist ein nordwestlich aufgedecktes Badegemach, in dem die etwa sechs Fuß breite und dreymal so lange gemauerte Mündung eines Badebehältnisses übrig ist.

Wenn man sich erinnert, daß die auserlesensten Antiken der Farnesischen Sammlung aus den Antoninischen Thermen hervorgingen, so befremdet es nicht wenig, daß die willkürliche Weise der Ausgrabungen jener frühern Zeit nicht mehr Bildwerke übrig gelassen hatte. Von selbstständigen Bildwerken waren neuerer Nachforschung nur die zerstückeltsten Fragmente, und außer dem großen schwer beweglichen Mosaik-Fußboden auch von architektonischen Verzierungen kaum irgend etwas Bedeutendes geblieben. Des kolossalen Serapiskopfs ist neulich Erwähnung gethan: zu gleicher Zeit mit ihm, ebenfalls nah am großen Portal des mittlern Saales, sind Reste einer großen Porphyrschale gefunden, deren Henkel er dienen mochte und die an eine andre Porphyrschale des Museums von Neapel mit vielleicht wenig verschiedenem Kopfe erinnert. Auch an Fragmenten von Reliefs fehlt es nicht ganz, doch sind sie meist von der rohesten Art, wie ein größeres mit Nereiden, vermuthlich von einer Brunnenverzierung; von besserer Art ist eine neuerdings gefundene Gesimsverzierung mit Trophäen.

Noch manche andre Nachsuchung ist in jener Umgegend die Appische Straße entlang geführt worden. Im Klostergarten von S. Gregorio hat sich innerhalb wohl gemauerter antiker Gemächer ein fließendes Wasser gefunden, dessen Nivell sieben Palmen höher ist als das von Bocca della Verità: Advokat Fea, dessen fortgesetzte Beobachtungen dieses erwiesen, glaubt dort die Aqua Mercurii wieder gefunden zu haben. Jenseits der Thermen und der Vigna del Clementino bey S. Cesareo hat der unbedeutende Versuch einer von Cardinal Pacca veranstalteten Ausgrabung eine reiche Ausbeute antiker Fragmente gegeben. Die dort gefundenen Bildwerke sind sämmtlich aus schlechter Zeit; eine Gewandfigur mit Füllhorn zeichnet sich darunter aus. Um so überraschender sind mehrere Säulen und Säulenbasen von weißem Marmor, die für den Hügel, auf dem man grub, Anzeichen eines nicht unbedeutenden Gebäudes gaben. Weiter hinaus an der Gräberstraße fehlt es nie an kleinen Nachgrabungen, die so leicht geführt als für die aufgewandten Kosten jedenfalls entschädigend sind, obwohl selten durch bedeutende Kunstwerke lohnend, und wenn die Hacke der Arbeiter die Gräber der Katakomben berührt, selbst straffällig. Einem der glücklichen Versuche jener Art, der in Vigna Ammendola diesseits S. Sebastiano geführt wurde, verdankte man mehrere merkwürdige Cippen.

Der eine derselben, dessen Inschrifttafel außer einem D. M. leer geblieben ist, ist von einer ausgesuchten Feinheit der Verzierungen, wie sie uns aus keinem ähnlichen Werke erinnerlich ist. Auch die Gegenstände derselben sind merkwürdig. Ueber dem Fruchtkranz der Vorderseite befindet sich die erwähnte Tafel und eine Medusa zwischen Schwänen; unter denselben sind Amoren in einer Palästra vorgestellt. Der eine derselben trägt mit trauerndem Ausdruck einen Hahn fort, ein andrer, dem dasselbige Thier der Kampfspiele ein Zeichen des Sieges ist, bringt den seinigen zu einem Tisch, auf dem zwey Kränze und eine bärtige Herme. Eine Palme liegt daneben und einen dritten Kranz hält der Hahn im Schnabel. Die Ecken sind durch Kandelaber gebildet, auf deren Höhe Sphinxe und darüber geflochtene Körbe angebracht sind. Ihre Basen sind durch zwey Figuren in erhobener Arbeit geziert, die nach den Nebenseiten des Cippus hinübergreifen. Die vorwärts gerichtete Figur ist auf beyden Kandelabern eine mit Stirnbinde geschmückte Mänade, die das Tympanum schlägt; die seitwärts gerichtete ebenfalls zweymal wiederholte ist eine flötenblasende Sirene mit Jungfrauenleib, hier, wie auf römischen Werken vielleicht nirgends, in bacchischer Verbindung und in der auf griechischen Gräbern häufigen Todtenbeziehung. — Die Nebenseiten, deren Ecken hinterwärts durch stehende Fackeln gebildet sind, zeigen ebenfalls einen Fruchtkranz und über demselben einen schlangenumwundenen Vogel. Unterwärts erscheinen jederseits zwey Amoren. Links der eine mit einem Pedum nach einem Panther schlagend, den der andre beym Schwanze faßt. Rechts der eine mit um den Hals gewundenem Kranz, den andern Sinkenden haltend.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 59.

Kunst-Blatt.

Montag, den 25. Juli 1825.

Paris, den 3. Juli 1825.

Malerey.

Hr. Gérard hatte für die lezte Ausstellung ein Gemälde angekündigt, dessen Stoff aus Longus entlehnt ist; es wurde aber auf jene Zeit nicht mehr fertig. Nun ist es, mit einem Bildniß des Königs von demselben Meister, bey Gelegenheit des Krönungsfestes, öffentlich im Louvre aufgestellt worden. Ich benutze dieß, um von beyden Gemälden Bericht zu erstatten.

Man sieht Daphnis und Chloe in der Grotte der Nymphen, vor der Hitze des Tags geschüzt. Daphnis sitzt auf einem mit Moos überwachsenen Baumstamm, und flicht einen Blumenkranz. Chloe hat sich zwischen die Füße des jungen Hirten auf den Boden gesezt, und lehnt ihren Kopf an dessen Knie, oder vielmehr, ist in dieser Stellung eingeschlafen. Eine Draperie, die von Daphnis rechter Schulter auf seinen Schoos herabfällt, benimmt der Stellung, was sie zu Freyes haben könnte, und läßt nur eine Vertraulichkeit blicken, die mit treuherziger Unschuld sich verträgt. Diese Gruppe nimmt die linke Seite des Gemäldes ein; auf der rechten, etwas entfernt, sind die Bildsäulen der Nymphen in einer Stellung, wie wenn sie mit einander getanzt hätten. Aus der Tiefe der Grotte dringt ein kleines Wasser hervor. Das Wenige, was man vom Himmel sieht, läßt vermuthen, daß die jungen Leute sich am Eingang der Grotte befinden, und von der großen Kühle des Orts nichts zu fürchten haben. Der Maler hat vorn einen Baumstamm angebracht, an dem sich Epheu emporrankt, ein Sinnbild, das leicht zu deuten, und eben so geistreich, als treffend ist. Ein eigenthümlicher Zug von Hrn. Gérard's Talent ist die Kunst, seinen Gegenstand zu ordnen. Auch dieß neue Bild, in allen seinen Theilen aufs Glücklichste entworfen, beurkundet dieses ausnehmende Geschick. Die Gruppe der Daphnis und Chloe, etwas zur Linken, findet ihre Parallele in den Statuen der Nymphen, die, wie Longus sagt, aus Einem Stein gearbeitet sind; sie thun aber, weil sie von einer grünlichten, durch Zeit und Nässe bewirkten, Farbe sind, nur eine untergeordnete Wirkung, und lassen den Lebenden ihr Recht. In der Haltung, Ausschmückung und den Formen der beyden Figuren findet man denselben Geschmack und Zartsinn und dieselbe Stärke in der Ausführung, die man längst an Hrn. Gérard gewohnt ist, und wodurch er sich in der französischen Schule einen so hohen Rang verschafft hat. Die Hautfarbe des Daphnis zeigt an, daß er den Sonnenstrahlen oft ausgesezt ist, die der Chloe ist weniger gebräunt, aber Farbe und Form der Füße lassen erkennen, daß sie die Felder durchwandert, was ein neuer Beweis für das richtige Gefühl des Künstlers ist, der seiner Psyche einen so idealischen Fuß gegeben hat. Die Landschaft, ein Haupttheil eines solchen Gemäldes, ist vollkommen gut ausgeführt. Das Wasser ist unvergleichlich durchsichtig und wahr, die Vegetation ist lebhaft und im Einzelnen gut gegeben; es ist im Ganzen ein bezauberndes Plätzchen. —

Ein Hauptzug im Charakter Ludwig des XIV. ist die Liebe zum Pomp und zum Großartigen. Man sieht überall den König, sehr selten den Menschen. Dieß beurkunden auch alle Werke, die er in Ausführung bringen ließ. So erblickt man ihn z. B. auf seinen Bildnissen nie anders als mit den Zeichen der Gewalt und des Königthums angethan. Dieser Styl hat ihn überlebt, und seit fünfzig Jahren sind die Könige von Frankreich auf gleiche Weise gemalt worden. Hr. Gérard hat sich zuerst davon losgemacht. Er stellte Ludwig XVIII. in seinem Cabinete dar, in seinen Lieblingsbeschäftigungen, der Lectüre und dem Nachdenken. Er hat gezeigt, daß man Alles wagen kann, wenn man nur mit Geist, Geschmack und Geschick arbeitet. Hr. Horace Vernet wollte den Gegenstand auf seine Weise variiren, allein seinem Gemälde fehlt die Würde, und dieß ist ein großer Mangel. Genöthigt, wieder in die gewöhnliche Bahn zurückzukehren, zeigt Hr. Gérard den König stehend, vor dem Thron, im königlichen Schmuck. Indem er bey dem herkömmlichen Styl blieb, fand er, was mir ein großes Verdienst zu seyn scheint, doch Mittel, seine Figur auf

eine neue und glückliche Weise darzustellen. Das weite Gewand benimmt der Geschmeidigkeit des Körpers nichts, der Kopf hat viel Leben, die Zugaben sind mit viel Geschicklichkeit und Freyheit ausgeführt. —

David. Der Abschied des Telemach und der Eucharis.

In einem Alter, das sonst Ruhe verlangt, beschäftigt sich der Stifter und das Haupt unserer Schule, David, immer noch mit Arbeiten, die, wenn nicht das ganze Talent dieses großen Malers, doch wenigstens dieselbe Richtung des Geschmacks oder der Ideen beurkunden, welche unserer Schule den unvertilgbaren Antrieb gegeben haben, dessen sie sich nicht mehr bewußt zu seyn scheint. Soll man sie deßhalb bedauern, oder ihr Glück wünschen? In Rücksicht auf David selbst muß man gestehen, daß die Arbeiten, die er seit 10 Jahren geliefert hat, seinen Ruhm nicht vermehren können, aber in Hinsicht auf die Kunst ist es von bedeutendem Werth, wenn ein großer Meister den Weg zeigt, dem man folgen muß, und sein Beyspiel durch das Ansehen seines Namens unterstüzt. Hr. Firmin Didot, der Sohn, der ihn in Brüssel besuchte, brachte ein Gemälde desselben mit, in welchem er das Zarte und Liebliche darstellen wollte, das Fenelon von der Liebe der Eucharis und des Telemach zu sagen wußte. Man erblickt die beyden Liebenden in einer Höhle. Eucharis legt ihren Kopf auf die Schulter des Sohns des Ulysses und schlingt ihre Arme um seinen Hals. Diese einfache, aber höchst anmuthige Stellung begünstigt die schöne Entwicklung der Formen. Telemach sieht dem Beschauer entgegen, hält mit einer Hand den Speer, und hat neben sich seinen getreuen Hund. Ich würde mich freuen, dem Gemälde alles Lob geben zu dürfen, welches dem großen und glänzenden Talente Davids gebührt, aber ich kann nicht bergen, daß man Spuren des Alters sieht. Indeß beweißt die schöne Anordnung der Figuren den sichern Geschmack des Meisters; in mehreren Partieen ist ein Farbenglanz vorherrschend, den er in seinen besten Werken verschmäht zu haben scheint, und welcher diejenigen, die er nach seinen Sabinerinnen gefertigt hat, so sehr auszeichnet. Einige behaupten, dieses Gemälde sey nur eine Copie eines andern, das der Kronprinz von Baiern von ihm gekauft habe. *) Ist dieß gegründet, so könnte man das Gemälde blos nach Ansicht des Originals selbst beurtheilen.

*) Das erste und Originalgemälde, worin David diesen Gegenstand behandelt hat, ist nicht im Besitz Sr. K. H. des Kronprinzen von Bayern, sondern des Hrn. Grafen von Schönborn; ein Umriß davon findet sich in den Annales du Salon de Gand 1820. Pl. 14. Ob das von unserm Hrn. Correspondenten beschriebene von seiner eigenen Hand copirt oder eine freyere Wiederholung sey, ist uns unbekannt.

Red.

Mad. Jaquotot, Bildniß der Anna Boleyn.

Es ist bekannt, daß Holbein Basel verließ und nach England ging, um sich von seinem zänkischen Weibe zu entfernen und mit seinem Freunde Erasmus wieder zu vereinigen. Heinrich VIII., in dessen Dienste er trat, ließ nicht nur sich, sondern auch seine Prinzen und Prinzessinnen, so wie sogar alle Großen seines Reichs von ihm malen. Zu dieser Zeit arbeitete er auch das Bildniß der Anna Boleyn, welches an Natürlichkeit, Reichthum des Costüms, Mannichfaltigkeit des Einzelnen nichts zu wünschen übrig läßt. Aber die Zeit hat die Färbung des Fleisches sehr verändert und es könnte leicht seyn, daß nach zwey Jahrhunderten fast nichts mehr von diesem schönen Werk übrig wäre. Mad. Jaquotot hat es nun unternommen, dasselbe so wiederzugeben, wie sie glaubt, daß es könnte oder sollte gewesen seyn. Es ist ihr auch auf eine überraschende Weise gelungen. Ich kann mich hiebey auf das Urtheil aller der bey den Krönungsfeyerlichkeiten in Paris anwesenden hohen Personen, so wie aller Kenner berufen, die dieß neue Werk in der Werkstatt der Künstlerin sahen. Ich war gerade zugegen, als der König und die Königin von Würtemberg die Künstlerin mit einem Besuche beehrten. Sie prüften ihre Arbeiten mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und Theilnahme, und mir schien vorzüglich die Königin von der Vortrefflichkeit dieses Werks ganz ergriffen zu seyn. —

Girodet's Tod brachte nicht nur eine ungeheure Menge von bewundernswerthen Entwürfen, welche er in seinem Portefeuille aufbewahrt und bisher nur wenigen Freunden gezeigt hatte, ans Tageslicht, sondern auch mehrere bedeutende Werke, die er von den HH. Gros und Gérard, seinen Freunden, in ihrer Jugend erhalten hatte. Unter ihnen ist eines, das die Blicke des Publikums vorzüglich auf sich gezogen hat, und diese Aufmerksamkeit in jeder Hinsicht verdient: die Rückkehr des Marius nach Rom. Ich kann des Vergnügens mich nicht berauben, diese Arbeit, die Gérard im 18ten Jahre seines Alters nach Plutarchs bekannter Erzählung ausgeführt hat, näher zu beschreiben. Die Gesandten, welche der Senat abordnete, um des Marius Gnade zu erflehen, treffen ihn nahe am Stadtthor. Er ist begleitet von dem Gesindel, aus dem er sich ein Heer zusammengesezt. Er hört die Gesandten an, jedoch ohne ihnen zu antworten, aber sein wilder und finsterer Blick durchdringt sie mit Schrecken. Er hält in der Hand eine Proscriptions-Liste, einige Schritte rückwärts erdrosselt einer seiner Gesellen einen Senator. Bey diesem An-

blick, der ihm eine Weissagung seines Schicksals zu seyn schien, drückt der Senator, der den Vortrag gemacht hatte, seine zitternden Lippen auf Marius Hand. Hinter Marius steht ein Soldat, mit dem Schild bedeckt, das blutige Schwert in der Rechten erhoben, ein Zeichen seines Feldherrn erwartend; zur Rechten sinkt ein Weib ohnmächtig nieder, weil sie in einem der auf den Lanzenspitzen der Soldaten aufgesteckten Köpfe den ihres Mannes erkannt hat; in weiterer Entfernung sind Soldaten mit Fackeln im Begriff Feuer in einen Tempel zu legen, in welchen das erschrockene Volk sich geflüchtet hat; den Hintergrund bildet das Thor mit der Wölfin, welche die beyden Söhne des Mars säugt. Diese Composition, mit einer Begeisterung, einer Lebendigkeit des Gefühls, einem Glanz der Farben ausgeführt, welche das Gemüth mächtig ergreifen, scheinen mir ein Werk, das mit der Zeit immer mehr an Preis und Ruhm gewänne.

Kupferstecherkunst.

Hr. Picot, der mit leichtem und angenehmem Pinsel malt, hat in einem Gemälde von geringem Umfang Raphael dargestellt, wie er einige Schritte von seinem Hause entfernt unter einem Baume sich mit Zeichnen beschäftigt. Die Fornerina hat sich hinter ihn gestellt, um zu sehen, was er mache. Sie schlingt zärtlich ihre Arme um den Hals ihres Geliebten. Raphael dreht den Kopf, um seine Freundin zu sehen, und drückt ihre Hand an sein Herz. Diese stumme Scene voll Ausdrucks fand vielen Beyfall. Hr. Garnier unternahm das Gemälde zu stechen. Der Kupferstich gibt auch das Liebliche desselben in einer sehr schönen Ausführung. Er verdient gesucht zu werden, und bildet, da das Haus Raphaels im Hintergrund liegt, ein fast nothwendiges Seitenstück zu den zwey schönen Lithographien des Hrn. Aubry le Comte, in welchen Hr. Dejuinne eben so die Ansicht von dem Hause Tasso's und Michel Angelo's aufgenommen hat. Der Preis des Kupferstichs ist 40 Fr. vor und 20 Fr. mit der Schrift.

Das Bildniß der Mlle. Mars, gemalt von Hrn. Gérard, ist eines der merkwürdigsten Werke dieser Gattung, welche die französische Schule hervorgebracht hat. Der Maler erhöhte durch eine ebenso malerische als geschmackvolle Kleidung die Schönheit der ausgezeichneten Schauspielerin und den Geist, der sich in ihren Gesichtszügen ausdrückt. Hr. Lignon hat dieses Gemälde mit außerordentlicher Gewandtheit wiedergegeben. Hr. Picot, den ich so eben genannt habe, hat das Bildniß Talma's, des Nebenbuhlers der Mlle. Mars, der den Ruhm unserer tragischen Bühne ausmacht, gefertigt, aber das Feuer, welches Talma auszeichnet, nicht hinreichend geschildert. Es mangelt dem Bildniß an Ausdruck. Ich bin im Ganzen kein Freund von dem, was man Porträts in Handlung nennt, aber der Maler soll doch das Eigenthümlichste seines Vorbildes, wodurch es sich am meisten charakterisirt hätte, hervorheben. Uebrigens ist das Bildniß, das im Costüme des 16ten Jahrhunderts gegeben ist, sehr ähnlich. Hr. Lignon hat dasselbe in gleicher Größe mit Mlle. Mars in Kupfer gestochen. Wenn schon der Kupferstecher sich selbst nicht übertroffen hat, so hat er doch Geschick genug gezeigt, um beyde Werke nebeneinander stellen zu können. Das Bildniß kostet 40 Fr. vor und 15 Fr. mit der Schrift.

Als ich von der lezten Kunstausstellung Rechenschaft gab, sprach ich von einem Bildniß des Herzogs von Richelieu, ausgeführt durch den englischen Maler Lawrence. Hr. Lignon hat auch dieses Bildniß gestochen und seine Arbeit bringt ihm, nach meiner Ansicht, große Ehre. Es war eine schwierige Sache, mit dem Grabstichel ein Gemälde wiederzugeben, das mehr durch Lebendigkeit Wirkung macht, als durch strenge Formen und Linien. Hr. Lignon hat durch eine geschickte Verbindung verschiedener Mittel es dahin gebracht, daß er das Original, ohne das Lebhafte des Pinsels zu verwischen, worauf der Maler einen so hohen Werth legte, vollkommen gut darstellte, und dabey doch seinem Kupferstich im Ganzen eine Solidität in Ton und Formen gab, wie sie das Gemälde nicht hat. Das Blatt ist nicht in den Handel gekommen und scheint blos für das Haus des Herzogs von Richelieu ausgeführt worden zu seyn.

P. A.

Römische Ausgrabungen.

(Beschluß.)

Unter den übrigen Cippen verdient der einer Januaria Cornelia Eutyche Erwähnung. Seine Ecken sind durch nackte traubenhaltende Jünglinge gebildet, die auf einer Kugel stehen, unter welcher die häufige Verzierung sitzender Adler. Unter dem Fruchtkranz ein Eichbaum, an dem eine Ziege nagt; daneben Merkur durch Caduceus und Petasus bezeichnet. Zu den ungewöhnlichern Verzierungen gehört auch die eines andern Cippusdeckels, welche einen von einer Sphinx gefaßten Schwan zeigt.

Mit fortwährender Ausbeute sind die Ausgrabungen von Ostia bis noch vor einigen Wochen fortgeführt worden. Die Masse der dort gefundenen Inschriften ist sehr groß, der gewonnene Vorrath von Bildwerken nicht unbedeutend, und bereits früher von uns erwähnt.

Ein seitdem hinzugekommener Sarkophag enthält eine zweyte Vorstellung vom Mythus des Endymion, deren wir zugleich mit einer ausführlicheren Beschreibung des früher gefundenen großen Sarkophags mit derselben Vorstellung in einem der folgenden Blätter gedenken werden. Auch dieses zulezt gefundene Relief halten wir keineswegs für so unbedeutend als der künftige Erläuterer des früher erwähnten, Hr. Marchese Gius. Melchiorri in einem neulichen Bericht über die Ostiensischen Ausgrabungen (Lettere di un Socio etc. Antologia di Firenze 1825. Maggio p. 114 — 122) zu glauben scheint. Unter andern hat auch jenes Relief die seltene weibliche Figur mit dem Mohnstengel, die Hr. M. für einen weiblichen Schlafgott erklärt und die wir fortwährend für die Figur der Nacht halten. Eine andre Besonderheit desselben Werks ist uns völlig neu: es ist eine weibliche Halbfigur im Zeichen des Krebses, die man auch auf dem großen kapitolinischen Sarkophag (Mus. Capitol. IV. 29.), ferner nackt, auf einem vatikanischen Fragment erblickt und die hier durch den Mond als Luna bezeichnet, und bekleidet ist. Eine dritte Besonderheit ist uns zwar bereits aus der Sarkophagplatte von S. Paolo bekannt, unsers Wissens aber bisher weder erwähnt noch erklärt; es ist der halbe Mond auf dem Haupte der geflügelten Wagenführerin, die man nun wohl keine Hore mehr nennen wird, nach gewöhnlicher, auch durch die Beflügelung sehr zweifelhafter, Deutung.

Von mehreren andern zugleich gefundenen Inschriften und Bildwerken gibt der erwähnte Aufsatz reichere und schätzbare Notizen, namentlich auch von einem bereits auch von uns angeführten Grabstein eines Isispriesters, dessen genauere Beschreibung wir hier nachholen. Ueber dem Namen des Isispriesters zeigt das genannte nicht wenig verstümmelte Moment die Gestalt, Bekleidung und Beyzeichen desselben: die lezteren erscheinen hier vielleicht vermischt mit andern, die der Verstorbene, ein L. Valerius Firmus, auch als Priester der Cybele hatte. Er ist mit Beinkleidern und einem Mantel angethan, sein Kopfputz ist eine spitze Mütze, das Geräth seiner beyden Hände ist undeutlich, doch ist das seiner Linken einer Rolle ähnlich, das in seiner Rechten vielleicht eine Peitsche, deren Enden gekerbt absetzen und daher für Astragalen gehalten worden sind. Rechterseits von der Figur stehen unter einem einhenkligen Wasserkrug zwey mystische Cisten, deren eine mit einem Brustbild des Sonnengotts, die andre, wie es scheint, mit einem halben Monde bezeichnet ist. Linkerseits sieht man einen Vogel, vielleicht einen Hahn, auf einem nicht minder großen zweyhenkligem Gefäß; auch dieses Gefäß sollte für eine Hydria gelten und ist wenigstens zu groß, um ein Schöpfgefäß (Simpulum) zu heißen. Ein Vogel oder anderes Thier mag es auch wohl seyn, was auf der linken Schulter des Priesters bemerklich ist und für ein konisches Ende des Mantels gehalten worden.

Ein anderes Monument, das man den Ausgrabungen von Ostia verdankt, ist der kleine Sarkophag eines L. Aemilius Daphnus. Seine Vorderseite zeigt zwölf Knaben mit der seltenen Vorstellung des noch heute unter dem Namen della Castella bekannten Spiels mit Nüssen. Der Hr. Markese Melchiorri, der einen ähnlichen vatikanischen Sarkophag für den dritten Band der Atti dell' Accademia archeologica früher erläuterte, erinnert schicklich an die Ovidischen Verse:

> Quattuor in nucibus, non amplius, alea tota est:
> Cum sibi suppositis additur una tribus.

Fünf Knaben sind auf der linken Seite das Spiel zu beginnen beschäftigt. Zwischen einer Herme und einem Bogen folgen zwey andre, der eine mit voller Schürze und mit der Zuversicht des Siegers; vor ihm liegen dreymal je vier durch geschickten Wurf aufgethürmte Nüsse. Vor den drey folgenden betrübten Knaben liegen drey durch Ungeschick zerstreute Nüsse, jenseits einem andern Bogen noch zwey herbeyeilende Knaben. Die Inschrift-Tafel auf dem Deckel halten Amorn, neben denen Köcher und Bogen liegen; Satyrmasken bilden die Stirnziegel und greifen die Querseiten. Von einem Sarkophagdeckel war vielleicht auch ein andres zugleich gefundenes Fragment mit der in mehrfachen Wiederholungen unveränderten Vorstellung scheibenschlagender durch Pilaster mit Preisgefäßen getrennter Knaben.

Rom, 25. Juni 1825.

G.

P a r i s.

Recherches sur l'église métropolitaine de Cambrai; par M. A. Le Glay. Paris, Firmin Didot. 1825. 4. 236 S. mit 12 lithogr. Tafeln.

T u r i n.

De' più antichi marmi statuarj adoperati per la scultura in Italia. Discorso tenuto nell' Accad. reale di Torino il 26. Giugn. 1823. dal Car. Giul. di San Quintino. Torino 1824. 4.

Nr. 60.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. Juli 1825.

Ausstellung der Gesellschaft brittischer Künstler zu London. Jahr 1825.

Dieß ist die zweyte Ausstellung, welche die genannte Gesellschaft veranstaltet hat und man sieht im Verhältniß zur ersten (1824) so viel Fortschritte, als die Umstände erwarten ließen, unter denen die Gesellschaft gegründet worden ist: so wenigstens ist der allgemeine Eindruck, den diese Ausstellung auf uns machte, obgleich wir behaupten hören, es sey hier eher ein Rückgang als ein Fortschreiten sichtbar. Es ist wahr, man findet hier wenig bedeutende Werke von Künstlern von ausgezeichnetem Namen — keine Historienstücke von Haydon — wenige große Landschaften von Hofland — keine der meisterhaften häuslichen Scenen von Heaphy — und, im Ganzen, weniger von einer Art Schwung, dem es um einen glänzenden Anfang zu thun ist und der von Seiten der vorzüglichsten Mitglieder der Gesellschaft im lezten Jahr, sichtbar war. Aber wir sind entschieden der Meynung, daß die Beyträge der Nichtmitglieder anziehender und von höherem Werthe sind, als in der ersten Ausstellung und darauf muß sich auch, nach Allem, der Fortgang des Institutes stützen.

Wir wollen hier der vorzüglichsten Werke in der Ordnung gedenken, wie sie sich unserm Gedächtniß eingeprägt haben. Und zwar sprechen wir zuerst von Haydon; denn obgleich er keine Historienstücke in die Ausstellung gegeben hat, so nehmen seine Arbeiten doch, wie im lezten Jahr, den ersten Rang ein: wenn die Errichtung dieser Gesellschaft auch kein anderes gutes Resultat hoffen ließe, so würden die Beyträge dieses Künstlers allein das Unternehmen zu einem für das Interesse der Kunst nicht unbedeutenden machen. Es sind nicht weniger als eilf Gemälde von Haydon in der Ausstellung, alle, — mit Ausnahme eines Einzigen — Porträts, und eines derselben ein großes Familienstück, sechs Porträts enthaltend. Wir wollen nicht sagen, daß diese Gemälde uns entzücken, und Alles zu seyen scheinen, was wir berechtigt sind, von diesem Künstler als Porträtmaler zu erwarten oder daß sich uns hier die Größe seines Talents so aufdringe, wie es in einigen wenigen andern Werken von ihm der Fall war. Wenn man aber bedenkt, daß sie fast für die ersten Versuche in einem neuen Kunstzweige angesehen werden müssen, von einem Maler herrührend, der sein Leben bisher ganz der Historienmalerey weihte, so erscheinen diese Porträts als sehr ungewöhnliche Werke und lassen einen klassischen Künstler in diesem Fache erwarten. Wenn man von ihnen im Allgemeinen und ohne Bezug auf eine Aehnlichkeit, die sie haben mögen — über die wir nicht im Stand sind zu urtheilen — spricht, so haben sie alle, ohne Ausnahme, jenen individualisirten Charakter, der das Leben und die Seele der Porträtmalerey ist und den nur das ächte Künstlertalent in dem darzustellenden Gegenstand finden kann, vom Darstellen desselben nicht zu reden: sie sind alle zusammenhängende Darstellungen des menschlichen Charakters, was man in der That nur von wenigen Porträts sagen kann, wie groß auch die Aehnlichkeit in den Augen der Freunde des Dargestellten seyn mag. Ferner sind diese Porträts von Haydon voll intellektuellen Lebens. Was auch der Beschauer von der Art und den Abstufungen desselben, wie des Charakters, denken mag, seine Aufmerksamkeit ist wenigstens von ihnen als von Etwas, angezogen, indem er ein natürliches, menschliches Interesse fühlt: sie sind nicht bloße Aehnlichkeitsporträte, bloße Leinwand und Farbe, Haut und Zeuch, wie man deren in den hiesigen Ausstellungen zu hunderten findet, sondern lebendig aufgefaßte Charaktergemälde. Endlich sind diese Porträts durchgehends mit Kraft und Geist behandelt und ausgeführt; sie haben ganz den reichen, saftigen, glühenden Farbenton, der bisher Haydon's Werke vor allen seiner Nebenbuhlern ohne Ausnahme ausgezeichnet hat.

So viel von den Verdiensten Haydon's in diesem für ihn neuen Zweig der Kunst. Was nun die Fehler dieser seiner Arbeiten betrifft, oder vielmehr den einzigen Fehler, der, wenn sich der Künstler nicht entschließt, ihn abzulegen (denn wir nehmen keinen Augenblick Anstand zu behaupten, es hange nur von seinem Entschlusse ab, ihm für immer zu entsagen), seinen glücklichen Erfolg in diesem Kunstzweig eben so sehr hindern wird, als die Hart-

näckigkeit, mit welcher er darauf bestand, nicht weniger als einen Acker-Morgen Leinwand auszumalen, ihn bisher abhielt, den ihm gebührenden Rang in jenem andern und imposanteren Kunstzweig zu erreichen, dem er früher seine Talente ausschließlich geweiht hatte. Haydon ist ein Mann von Genie und scheint es daher lästig zu finden, etwas auf die Weise zu thun, wie es bisher geschehen ist; er hält sich für verpflichtet, Alles anders zu machen, als andere Leute. Wär' er ein Architekt, so würd' er sich nicht mit den Ordnungen begnügen, die in den griechischen und römischen Tempeln eingeführt waren, sondern er würde eine Ordnung für sich selbst erfinden; so begnügt er sich als Porträteur nicht zu malen, wie Tizian und Raphael — oder nur wie Vandyke und Rubens thaten, zu denen sich sein Styl im Allgemeinen hinneigt, sondern er muß auf eine Weise malen, die wenigstens etwas Neues hat. Nun ist es eben so gewiß zu spät am Tage, den Styl der ebengenannten Meister im Porträtiren verbessern zu wollen, als es zu spät ist, einen Styl in der Architektur oder Sculptur anzuwenden, der den der Griechen überträfe; was also wesentlich von jenen in den Grundsätzen abweicht, muß nothwendig in so fern schlecht seyn. Außerdem scheint uns die Abweichung, welche Haydon einzuführen versucht, dem Zwecke des fraglichen Gegenstandes schlecht angepaßt zu seyn. Wenn wir sein Ziel nicht ganz mißverstehen, so will er den großen Styl (den er bisher ausschließlich in seinen historischen Darstellungen angenommen hatte) in die Porträtmalerey einführen. Man sieht, ohne weitere Ausführung, daß eine Art Widerspruch in der Sache selbst liegt. Die Folge dieses Versuches war, in den vorliegenden Probestücken, ein Styl, den wir von dem großen nur dadurch unterscheiden können, daß wir ihn den breiten nennen. Wir Miniatur-Porträts den darzustellenden Gegenstand in einem converen Spiegel zeigen (oder zeigen sollten); wie die Porträts von Tizian und Vandyke (vorzüglich die des lezteren) die Personen, wie in einem gewöhnlichen Spiegel sehen lassen; so sind Haydon's Porträts wahrscheinlich genau so, wie ihre Originale in einem concaven Spiegel aussehen würden. Wir wagen nun, ohne diesen Gegenstand weiter auszuführen, die Behauptung, daß dieser Fehler, oder, wenn man will, dieses Charakteristische in Haydon's Porträts, seinem Künstlernamen nachtheilig ist, denn Niemand wird in einen concaven Spiegel, wie gut er auch seyn mag, blicken können, ohne zu glauben, seine Züge seyen verzerrt, obgleich sie der Sache nach blos vergrößert sind: und genau derselben Art wird der Eindruck seyn, den Haydon's Porträts auf die ihm Sitzenden und deren Freunde machen. Seine Zeichnung bedarf noch der Nachhülfe, oder ist es das Schicksal ausgezeichneter englischer Porträtmaler, daß ihre Zeichnungen dem Tadel Blößen bieten? Lawrence wenigstens spricht sehr dafür, so viel Verdienst auch seine Porträts sonst haben. Wenn H. es dem Präsidenten gleich thut an Kraft und Geist der Behandlung, an Leben und Wahrheit des Ausdrucks und an Reichthum und Harmonie der Färbung, so mag er immer streben, ihn als Zeichner zu überbieten; daß er sich als Porträtmaler neben den Präsidenten stellen kann, so bald er nur wollen wird, ist einleuchtend, *) denn er wetteifert glücklich mit demselben in einem der Porträts, die er in diese Ausstellung gegeben: wir meynen das von Hrn. Darling, das ein Meisterwerk ist. Das nächst beste ist das Porträt einer Dame. „Der Genesende", ein Familiengemälde, ist auch von Talent. Die zwey Hauptfiguren besonders — der Genesende und seine Gattin — sind mit großer Treue, Geist und intellectuellem Leben gegeben. Aber als Ganzes ist es nicht ohne den Fehler, den wir im Allgemeinen dem Styl des Künstlers als Porträtmaler beygelegt haben.

Noch finden wir hier ein Gemälde von Haydon: Julie auf dem Balkon (Shakspeare), das nicht unbemerkt übergangen werden sollte; wenn wir nicht Hrn. H. bereits zu viel Raum in deutschen Blättern gewidmet hätten.

Martin hat nur Ein Gemälde in diese Ausstellung gegeben und es ist, wie gewöhnlich, das größte im Saale; nicht jedoch wie gewöhnlich schreiben wir ihm das Verdienst zu, daß er hier etwas Ausgezeichnetes geleistet habe, obgleich er in dem Genre arbeitete, in welchem er in England unübertroffen ist. Der Gegenstand ist die Schöpfung, ein schwer zu behandelnder Gegenstand und auf dessen Wahl den Künstler zugleich etwas mehr als die gewöhnliche Kühnheit oder Keckheit des Genie's geleitet zu haben scheint. Die Stellen, welche hier dargestellt werden sollten, sind: „Und die Erde war gestaltlos und leer und es lag Finsterniß auf der Tiefe und der Geist Gottes schwebte auf der Oberfläche der Wasser. Und Gott schuf zwey große Lichter; ein großes Licht, das den Tag regiere, ein kleines Licht, das die Nacht regiere; und er schuf die Sterne." Uns scheint nun, der Versuch, dieses durch Farben darzustellen und in einen einzigen Zeitpunkt zusammenzudrängen, sey bey weitem anmaßender

*) Uebertreibung! der Präsident hat als Porträtmaler Verdienste, gegen welche Haydon nicht in die Schranken gerufen werden kann. Seine Köpfe treten rund aus dem Rahmen hervor und sprechen lebendig den Beschauer an. Haydon's Köpfe liegen platt auf der Leinwand. Lawrence idealisirt in seinen Porträts, weil er die Natur in ihren glücklichen Momenten zu belauschen weiß; seine Gemälde sind daher zugleich ähnlich (höchst ähnlich) und schön. Haydon's Porträts sind weder sehr schön noch sehr ähnlich. Auch den Pinsel hat er noch nicht wie Lawrence in seiner Gewalt.

A.

als Haydn's Versuch, es in Tönen wieder zu geben; und unzweifelbar ist der Versuch ein viel erfolgloserer. Nicht als wäre das Gemälde ohne sichtbare Beweise von großer praktischer Geschicklichkeit, wie von Kraft und Originalität der Erfindung, in den blos unbelebten Theilen des Werks. Aber den „Geist Gottes" darzustellen durch die gigantische Gestalt eines durch Nebel sichtbaren Mannes — gleich einem von Ossian's Geistern — ist abgeschmackt. M's Schöpfung hat jedoch alle die Verdienste, die alle seine Werke mehr oder minder auszeichnen und hier vielleicht am sprechendsten hervortreten. Wie dieser Künstler die Extreme liebt, so halten es seine Beurtheiler mit seinen Werken: man wundere sich daher nicht, die Schöpfung bald als eines der besten, bald als eines der schlechtesten Gemälde dargestellt zu hören. Die Wahrheit ist, daß blos unparteyische Beschauer, wie wir, weder das eine, noch das andere, und überhaupt nichts finden, als eben — ein Gemälde von Martin.

Northcote ist der einzige R. A. (i. e. v. der königlichen Akademie) der es für schicklich hält, diese junge Gesellschaft zu unterstützen; dieser bejahrte Künstler hat zu der dießjährigen Ausstellung mit einem großen Werke beygesteuert, das nicht ohne Verdienst ist ungeachtet der Widerspänstigkeit des Gegenstandes. Das Gemälde bezieht sich auf die wohlbekannte Geschichte des Kaisers Alexander, der zugegen war, als ein zufällig in die Wilna gefallener Landmann wieder zum Leben erweckt wurde. N. hat den Augenblick gewählt, wo der Kaiser zuerst auf der Stelle anlangt, an welcher die Landleute ihren Nachbarn aus dem Strom ziehen. Des Kaisers Bild hat kein anderes Verdienst als daß es ähnlich ist; aber der Ausdruck der andern Figuren und besonders der des alten Mannes, der zu dem Kaiser aufblickt, ist charakteristisch und sorgfältig durchdacht. Der Moment, den der Künstler wählte, setzte ihn in den Stand, eines der schönen Vandyke-ähnlichen Kleide anzubringen, in deren Darstellung er meisterhaft zu nennen ist.

Weihnachts-Freude, von G. Lance, zugleich eine wahre Augenfreude. Charakter, Natur, Haltung und harmonische Farbengebung zeichnen diese Scene vortheilhaft aus. Dieses frische Leben-schadet dem kalten und fast farbenlosen Bild einer Dame von S. Drummond, das daneben hängt: Zeichnung und Ausdruck sind gelungen, fast vortreffich zu nennen.

Zwey Arbeiten von Linton nehmen zunächst nun unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; die erste ist eine Scene aus dem dritten Buch der Aeneis, die trojanische Flotte darstellend, wie sie in der Bucht von Delos einläuft; die zweyte ist eine Ansicht des Thals und See's von Keswick. Beyde Gemälde haben große Verdienste und reihen, verbunden mit früheren Werken von derselben Hand, diese Künstler den ausgezeichnetsten Talenten in diesem Kunstzweige an. Die erstere Scene, obgleich etwas gezwängt und gedrängt beym Ueberblick, hat eine reiche Zeichnung und geistvolle Ausführung. Die Ansicht von Keswick (in Cumberland) ist lieblich klar, frisch und natürlich. Aber beyde Gemälde sind fehlerhaft in Betracht des Tons der Färbung. Es ist eine Kälte in ihnen, die weder angenehm noch natürlich ist und die vorzüglich der griechischen Scene sehr zum Vorwurf gereicht. Die meisten Landschaftsmaler weihen ihren Pinsel dem allgemeinen Tone irgend einer einzelnen Jahreszeit: dieß kehrt auf allen ihren Gemälden wieder: der Ton aber, der in Linton's Stücken vorherrscht, gehört gar keiner Jahreszeit an, und ist nur darum nicht ganz unnatürlich, weil Atmosphäre und Licht gelegentlich eine leichte Andeutung davon zulassen dürften. Drey andere Gemälde von Linton, gleichfalls Landschaften, gereichen der Ausstellung nicht zur Unehre.

Auch T. C. Hofland hat mehrere reizende Stücke gegeben, voll äußerster Anmuth und Zartheit, die mit ihrer strengen Wahrheit und Treue sich recht gut verträgt; denn eine schöne Landschaft hat nicht mehr Wahrheit, wörtlich genommen, als ein schönes Gedicht; sie ist, der Sache und der Wirkung nach, das, was ein gebildetes Auge darin sieht. Für Claude schien die Natur nicht blos, sie war für ihn etwas Anders, als für Salvator Rosa, und jeder stellt sie daher zwar verschieden, aber doch wahr dar. Sollen wir also, fragt vielleicht ein Leser, jede Darstellung der Natur für treu ansehen, wie untreu sie uns auch scheinen mag? Keineswegs. Im Gegentheil, wenn sie auch nicht treu scheint, so besteht darauf, sie sey nicht treu. Wenn aber die Arbeit einer geschickten Hand auch die Eindrücke eines beobachtenden Auges wiedergibt, so wird sie auch nicht als unwahr erscheinen, obgleich dieselbe Scene einen andern Eindruck auf euch gemacht haben mag. Unter den anziehendsten Werken von Hofland ist eine reizende griechische Landschaft bey Mondschein. Der Künstler hat das Mondlicht in seinen verschiedenen Abstufungen der zarten Wärme und des strahlenden Glanzes mit gleichem Glück in vielen seiner Werke dargestellt. Das Gemälde von uns ist gut angeordnet und die sanfte reiche Beleuchtung thut dem Aug' überaus wohl. — Scarborough-Schloß, von demselben, zeigt des Künstlers Talent, den Aufruhr der Elemente wieder zu geben: man sieht nicht oft Darstellungen, welche diese Erscheinungen, mit Sturm und Gewitter, angemessener charakterisiren, als auf dem hier dargestellten sichern Strande zu sehen ist. Endlich ist von demselben noch ausgestellt eine Mühle, ländliches Gemälde aus Yorkshire. Wenn die Bewunderer von Glover's Gemälden den Unterschied sehen wollten zwischen der Natur und einer schwachen, kindischen Nachahmung derselben, so dürfen sie

nur das leztgenannte Werk mit dem daneben hängenden von Glover vergleichen, welches Scene im Walde von Epping überschrieben ist und den Charakter des Epping-Waldes nicht weniger stark verläugnet, als den der Natur: dem Katalog zufolge soll es an Ort und Stelle gemacht seyn; dem ist jedoch gewiß nicht so: es ist federig, sanft und weichlich in seinem Charakter und hat sogar Berge in der Ferne, die so luftig sind, daß die Wolken Platz haben, sich auf ihre Gipfel herab zu senken. Der Name ist entweder ein Irrthum, oder, was auf eins herauskömmt, Glover malt so viele Gemälde, daß er vergißt, wo er seine Gegenstände aufgenommen hat. Es sind nicht weniger als zwanzig Gemälde von ihm in der Ausstellung, unter denen freylich das genannte das schlechteste ist; wir hätten desselben nicht erwähnt, wenn es nicht so auffallend in Kontrast träte mit einem, das in derselben Manier und von einem Künstler gearbeitet ist, der vielleicht die Grundsätze dieser Manier nicht besser versteht als Glover selbst, der aber Achtung genug vor der Natur und seiner Kunst, wie vor dem Publikum hat, um sich die Mühe zu nehmen, jene Grundsätze in Anwendung zu bringen, was Glover selten thut. Der Fahnenträger von F. P. Hurlston. Wir wünschen diesem Gemälde einen bessern Platz; es zeugt, wie wenige, von durchdringendem Studium der alten Meister.

Heaphy hatte in die vorjährige Ausstellung mehrere große Stücke gegeben; in der diesjährigen ist keines von ihm, das von charakteristischem Verdienst wäre, oder einer besondern Aufmerksamkeit würdig. Das Angenehmste ist „Geduldskraft“ überschrieben — eine Scene zwischen einem ländlichen Liebenden und seiner Schönen; es ist aber zahm und schwach, verglichen mit dem, was der Künstler gewöhnlich erzeugt. — Ein irländisches Fischermädchen von demselben ist nicht besser, obgleich die Wahl des Gegenstandes glücklich und die Darstellung charakteristisch ist.

Wir zeichnen noch „Porträts von vier Töchtern des A. Broking“ von G. J. Noble aus, vorzüglich in Betracht des Farbentones, der durch seine Anmuth und Lieblichkeit überaus anziehend ist. Die Anordnung betreffend, so bemerken wir, daß der Maler, der vier schöne Mädchen in eine Gruppe vereinigen will, sich eine größere Aufgabe sezt, als bloßes Porträtiren und eine liebliche Farbenvertheilung. Es fehlt dem Ganzen an Ruhe, nicht an Flitter.

In dem Vorzimmer der Ausstellung ist das Porträt der Miß Mitford von Haydon, ein Hauptstück; Roberts hat daselbst eine bewundernswürdige und sehr charakteristische Ansicht der Cathedrale zu Rouen gegeben und Hofland und Linton zwey oder drey schöne Landschaften. Besonders ist hier zu bemerken Morton's lezter Pinselstrich oder vielmehr leztes Handanlegen (finishing touch), ein launiges, gut erfundenes Gemälde, obgleich ein wenig flitterhaft durch gehäufte Accessorien und sich durchkreuzende Lichter. Die Kunst, Gemälde durch das lezte Handanlegen zu verderben, beschränkt sich nicht auf einen Unfall dieser Art, wo ein Affe des Unglückes Stifter ist: wir haben manches Gemälde von nicht geringem Werth gesehen, das albern geworden ist durch das lezte Handanlegen, obgleich dieses durch geschickte Künstler geschah.

Ein Gemach ist den Werken der Sculptur geweiht, wo einige gute Nachahmungen von Antiken in Thon zu sehen sind; in zwey andern Gemächern sieht man auch viele Gemälde in Wasserfarben, dann Email- u. dergl. Arbeiten, nichts jedoch unter allen, das besonderer Erwähnung verdiente. (Liter. Gaz. N. 429. sq. New Monthly Review. May. 1825 mit Bemerkungen eines Londner Corresp.) A.

Kunstneuigkeiten.

Carlsruhe 8. Juli 1825.

Fräulein Ellenrieder in Konstanz malt gegenwärtig ein Altarbild, einen heil. Bartolomäus, wozu sie die Studien in Florenz machte, für die Kirche in Ortenberg bey Offenburg. Ihre herrliche Madonna mit dem Kinde an der Hand, werden wir bald von ihr selbst radirt erhalten. Da die Werke dieser Künstlerin noch zu wenig verbreitet und bekannt sind, so ist es Pflicht, auf einige sehr mittelmäßige Copieen aufmerksam zu machen, welche von zwey ihrer kleinern Oelbilder umherwandern, und für Originale ausgegeben werden.

Professor Frommel gibt eine Reihe Ansichten von Carlsruhe heraus. Diese Stadt bietet eine Menge malerischer Punkte dar, und die neue englische Verfahrungsart, welche der Künstler in London kennen lernte, und die er bey dieser Arbeit in Anwendung bringt, eignet sich trefflich für solche Veduten. Einige Versuche seiner Schüler, auf Stahl zu äzen, sind über Erwarten gelungen, obgleich die Sprödigkeit des Materials auf der einen und die Schnelligkeit, womit das Scheidewasser auf den Stahl einwirkt, auf der andern Seite mancherley Schwierigkeiten erzeugen.

Haldenwang ist mit der dritten Platte seiner Tageszeiten nach Claude so weit vorgerückt, daß die Beendigung noch im Laufe des Jahres zu erwarten steht.

Unsre Steindruckereyen sind fortwährend im raschen Gange, ohne eben für die Kunst selbst große Ausbeute zu liefern. Der Ueberdruck, dessen man sich bey uns jezt zu bedienen anfängt, ist eine Entdeckung, deren Werth noch problematisch scheint. Eine bedeutende Zahl Abdrücke läßt sich dadurch gewinnen, ob aber die feinern, zartern Striche und Töne der Kupferplatte bey dem Ueberdruck auf den Stein nicht großentheils verloren gehen, ob nicht Härte und Kälte entstehe, möchte die Frage seyn. — Ein neues lithographirtes Blatt von Oeri — die Darstellung im Tempel nach Fra Bartolomeo — hält keine Vergleichung mit dem Kupferstiche von Rahl aus; die Töne sind zum Theil zerrissen, es fehlt an Verschmelzung, obgleich dieser Steindruck manches Verdienst hat. Er ist im Veltenschen Verlag erschienen, und kostet 11 fl.

Ein hiesiger Kunstfreund, Hr. Kriegsrath Hauer, hat, da ihm Kränklichkeit keine anstrengenden Beschäftigungen erlauben, die Lithographie zu seiner Erheiterung gewählt, und bereits sechs bis sieben Bildnisse geliefert, in denen Einsicht und Geschmack vereinigt erscheinen.

Die Ziehung der Velten'schen Kunstverloosung welche im Mai dieses Jahres statt haben sollte, ist vom Unternehmer bis in die Mitte des nächsten Jahres verschoben, und wird dann erfolgen, wenn die 12,000 Loose abgesezt sind. Es ist das Schlimme mit Unternehmungen dieser Art, daß sich ihre Realisirung mit Gewißheit nie im Voraus bestimmen läßt. —der.

Nr. 52.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 1. Juli 1825.

Experimental-Physik. *)

Du böse, liebe Freundin! was machst Du für Sachen? Da finde ich meine, nur für Dich niedergeschriebenen Bemerkungen über den Biot wieder im Literaturblatt. Trau einer Damen! und doch hätte ich auf Deine Discretion Häuser gebauet: so ein zierlich-ehrliches Gesichtchen mit den sanftesten blauen Augen; keine Spur von Falsch! Weißt Du, was mich tröstet? Der physikalische Blumenstrauß, obwohl nur für Eine Leserin gebunden, hat Mehreren gefallen: sie schreiben mir's von Leipzig. Leopold Voß hat mir auch gleich den zweyten Band seines Biot gesendet: 355 Seiten im größten Octavformat und zwey zierliche Kupfertafeln, auf denen wohl hundert der krausesten Figuren stehen. Darüber soll ich nun referiren: referiren auf ein Paar Seiten; gefällig und doch nicht ungründlich; kurz und doch nicht trocken, anmuthig, niedlich; ja, wär's thunlich, bezaubernd wie Deine Unterhaltung. Das heißt doch wohl die Möglichkeit verlangen! Sieh, mit dem Anfange dieses zweyten Bandes möchte es etwan noch gehen: der handelt, im dritten Buche, von der Akustik (Schalllehre); da kommt viel von Musik vor, und da denk' ich eine Klavierspielerin wie Dich noch wohl festzuhalten. Ich muß mich gleich in den zehn Capiteln umsehen, nur hier und da ein akustisches Blümchen pflückend: denn

> Nos dames sont des abeilles volages,
> Leur goût voltige, il fuit les longs ouvrages,
> Et ne prenant que la fleur des sujets,
> Vole bientôt vers un nouvel objet.

Weißt Du denn, daß der Schall, den feste Körper hervorbringen, wenn sie auf die gehörige Weise erschüttert werden, von der schnellen Schwingungsbewegung abhängt, in welche ihre Theile durch die Erschütterung gerathen? Laß nur eine Metallglocke anschlagen und halte dann den niedlichen Finger daran, so wirst Du die Pulsationen schon fühlen. Diese theilen sich dann der umgebenden Luft mit, welche sie in eine ähnliche vibrirende Bewegung versetzen; und die solchergestalt entstehenden Schallwellen pflanzen sich bis zu Deinem Ohre fort. Mit den Saiten Deines Wiener Flügels verhält es sich eben so: von ihrer Spannung hängt die Zahl ihrer Schwingungen, und von dieser die Höhe oder Tiefe des Tones ab. Wenn man eine solche Saite durch angehängte Gewichte immer mehr spannt, so kann man die Zunahme der Excursionen zählen, bis ihnen das Auge endlich nicht mehr zu folgen vermag. Stelle den Versuch nur an: er wird Dich vergnügen. À propos, Du vergibst mir's doch, wenn ich in meinem Vortrage vom Hundertsten auf das Tausendste zu kommen scheine? Die schallende Saite bringt mich auf den schallenden Donner, der sich auch durch Schallwellen bis zu Deinem Ohre fortpflanzt, und zwar nicht augenblicklich wie der Blitz zum Auge, sondern dazu einer gewissen Zeit bedarf. *) Sieh, die Geschwindigkeit des Schalles beträgt nur 1028 Fuß auf die Sekunde; darum zählt man bey Gewittern die Sekunden, die zwischen Blitz und Schlag verstreichen, und schließt daraus auf die Entfernung der Wetterwolke. Meine anthologische Methode führt mich gleich auf einen andern, hieher gehörigen Ge-

---

*) Fortsetzung der, in Nr. 102 vorigen Jahrganges dieser Blätter abgebrochenen Anzeige der neuen deutschen Bearbeitung von Biot's Physik durch M. Fechner. Leipzig, bey Leopold Voß.

Nürnberger.

*) Anmerk. Nimm mir nur die Noten nicht übel: Du weißt ja aus meinem lezten Briefe, welche Gründe mich dazu nöthigen; und wir wollen uns Ein für alle Mal darüber verständigen, daß ich das Ernstere immer in solche Anmerkungen verlege, um Dich nirgend zu geniren. Ach! wer so viel mit den Damen zu thun hat, wie ich, seitdem ich physikalische Blumenkränze für das große Damen-Publikum winde, welches das Morgenblatt liest, weiß schon, wo mich der Schuh drückt. — Also, genau zu reden, pflanzt sich das Licht auch nicht augenblicklich, sondern nur allmählig fort (propagatio successiva); und Du siehst also den Blitz auch nicht im physischen Augenblicke der Explosion. Allein da die Geschwindigkeit, mit welcher sein Licht zu Deinem Auge gelangt, die des Schalles um beynahe hundert tausend Mal übertrifft, so konnte ich oben davon absehen. Biot wird mich späterhin nochmals darauf bringen.

Nürnberger.

der am andern Ende gelegenen Lufttheilchen, vermöge der eigenthümlichen Gestalt der Röhre, weit stärker nach einer gewissen Richtung, z. B. der der Axe der Röhre wirken kann, als bey einer, in gerader Richtung fortrückenden, Erschütterung möglich gewesen wäre, wodurch diese Theilchen die Fähigkeit erlangen, durch ihre Pulsationen mit sehr vermehrter Stärke auf die umgebende Luftmasse zu wirken." *) So viel vom Sprachrohre.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Anmerk. Erinnerst Du Dich noch des pochenden Schlusses aus meinem vorigen Briefe, der meinen Vortrag hinsichtlich der schnellen Verständlichkeit controllirt? Sieh, der hat mich hier richtig aus dem Text (nämlich aus dem Text in die Noten) gebracht. Das sind die Folgen, wenn man sich gehen läßt. Es hört noch ein guter Freund meiner Vorlesung zu, der mir auch zuweilen opponirte, und endlich meinte, er würde sich über den fraglichen Gegenstand so ausgedrückt haben: Wenn man in eine enge gerade Röhre leise hineinredet, so hört Jemand, der sein Ohr dicht an das andere Ende hält, die Worte viel deutlicher, als er sie ohne Vermittlung der Röhre vernommen haben würde, weil die Wände der Röhre die Schallstrahlen zusammenhalten, und sie dem Ohre also ziemlich alle zuweisen. Jenseits der Rohrmündung aber vernimmt man nichts mehr, weil sich die Schallstrahlen da alsbald nach unzähligen Richtungen wieder zerstreuen. Wollte man aber machen, daß sich der Schall noch weiter stark fortpflanze, so müßte man dem Rohre eine solche Gestalt geben, daß die Schallstrahlen, nach den verschiedenen Reflectionen an den Rohrwänden, zulezt, so viel möglich, alle parallel aus demselben heraustreten, wodurch sie gemeinsam in Einer und derselben Richtung fortwirken würden; und darauf komme es also bey dem Sprachrohre an. — Emilie! ich schwieg; — rücksichtlich der verlangten schnellen Verständlichkeit geht mir mein Opponent wirklich weit vor. —

Nürnberger.

Geschichte.

Deutscher Fürstenspiegel aus dem sechzehnten Jahrhundert, oder Regeln der Fürstenweisheit von dem Herzoge Julius und der Herzoginn-Regentinn Elisabeth zu Braunschweig-Lüneburg. Nach ungedruckten archivalischen Urkunden herausgegeben von Fr. K. von Strombeck (folgen 5 Zeilen Titulaturen). Braunschweig b. Fr. Vieweg 1824 (gedruckt; aber erst O. M. 1825 ausgegeben) 131 S. groß 4.

Den Hauptinhalt dieses bibliothekmäßig und sehr schön gedruckten Buches machen zwey Urkunden aus, welche interessant sind zu lesen für jeden Geschichtsforscher, der nicht blos auf die gröberen historischen Momente, als da sind Todesfälle, Erbfolgen, Ländertheilungen, Kriege, Eroberungen u. s. w., sein Augenmerk richtet, sondern auch auf die feineren Züge in den Charakteren und auf die halbvermischten Farben in dem Gemälde einer lang vergangenen Zeit. Des Herzogs Julius zu Braunschweig und Lüneburg 3 Söhne, Heinrich Julius, Philipp Sigismund und Joachim Carl, wovon der erstgenannte in sehr jungen Jahren zum Bischof des Stiftes Halberstadt postulirt worden war, wurden auf dem Stiftshause Grüningen erzogen. Der Herzog selbst hatte den Lehrplan entworfen. Im Jahre 1579, wo der Aelteste 15 Jahr alt war, kam der Herzog nach Grüningen, fand nicht Alles nach Wunsche, und erließ hierauf eine „Ordnung, wie es mit Unsern freundlichen lieben dreyen Söhnen ꝛc. bis auf weitere Verordnung gehalten werden soll." Der Anfang schon ist ein höchst anziehendes pädagogisches Curiosum. „Als Wir nächst von Ampforde ab gen Grüningen kommen, darauf auch Unsern Sohn, den Herrn Postulirten zu Halberstadt, mit Uns anhero genommen, haben wir Eins und Anders observirt und vermerkt, welches uns allerdings nicht gefallen können, daher Wir denn auch fürnehmlich bewogen, Se. des Herrn Postulirten Liebden etwas länger allhier bey Uns zu behalten, und unterdeß unvermerkt Se. Ld. etwas kühnlicher antraben lassen, um desto gründlicher zu vernehmen, woran etwa der Mangel liegen möge, und darunter befunden, daß gleichwohl es bey Unsern, auf Unsere junge Herrschaft verordneten Hofmeistern, Präceptoren und Collaboranten, und wer sonsten auf Ihre Ldd. studia und mores beschieden, nicht haftet, sondern solches allermeist daher fließen möge, daß zuvörderst Unser ältester Sohn, Herzog H. J. Postulirter u. s. w. die Hofmeister, Inspectores morum etc. in dem Respect und Observanz länger nicht hat, als wohl hiebevor, und noch billig geschehen sollte, auch Unsere väterliche Wohlmeynung und endlicher Verlaß ist, sondern, als nunmehr ein regierender Herr, sich der Disciplin und Gehorsam der Hofmeister und Präceptoren etwas zu entziehen vermeinen mag: welchem also ohne Zweifel die anderen Unsere beyden Söhne, Er. Ld. Gebrüdern, nachfolgen wollen." Nach diesem Eingange erzählt der Herzog, daß er dem Herrn Postulirten aus tragendem väterlichen Amt und ganz treuherziger Wohlmeynung, „doch mit etwas hoher Bewegung" (eine wahrhaft hohe, eine edle Bewegung des Vaterherzens) vorgehalten habe, was er in Dero moribus und studiis Mißfälliges vermerkt, daß Se. Ld. hochbetheuerlich Besserung versprochen und mit Handfassung Angelöbniß gethan; und gibt nun den Hofmeistern, Präceptoren, Collaboranten u. s. w. ausführliche Anweisung, was sie den jungen Herrschaften nicht gestatten, und in welchen Fällen sie ihm, dem sorgsamen Vater, Anzeige

machen sollen. Der patriarchalische Hausgesetzgeber geht dabey — freylich mit der damals üblichen schier unermeßlichen kanzley-stylistischen Breite — bis in das kleinste Detail. „Sonderlich aber hat an Unserm Sohn, dem Herrn Postulirten, Uns noch mehr als an den andern beyden fürstl. Kindern, mißfallen, daß Se. Ld. über Tisch sich weniger Höflichkeit und Fürstlicher Geberden befleißigen, sondern darinn schier mehr abdenn zunehmen, also, daß Se. Ld. es darin etzlichen wohlgezogenen Bürgerskindern nicht gleichthun, — — auch sonsten allerhand Göleren und Leichtfertigkeit, so einem solchen jungen Fürsten fast übel geziemen, an sich merken lassen," u. s. f. Eine solche Cyropädie ist fürwahr ein Fürstenspiegel zu nennen. Man findet sich zwar versucht, über die steife Form zu lächeln; aber die innige Vermählung des ernsten Vater-Amtes mit dem fürstlichen Anstande und der fürstl. Höflichkeit macht einen sehr angenehmen Eindruck auf das Gemüth des Lesers, und am Schlusse der 18 Seiten langen Erziehungs-Ordnung ist derselben ein ächtes Salomonis-Siegel der pädagogischen Weisheit aufgedrückt. Der Herzog verordnet nämlich, daß alsobald nach des Herrn Postulirten Wiederankunft zu Grüningen diese Ordnung in der drey Söhne, auch aller auf Ihre Ldn. verordneter Diener Beyseyn, öffentlich verlesen, solches auch ferner alle Monat wiederholt, und dabey ein Jeder das Seine zu thun ermahnt werden soll. Der Herr Postulirte hätte ein von der Natur durchaus vernachlässigtes Subject seyn müssen, wenn er auf diesem Wege nicht gebessert worden wäre; und man wird nach Lesung dieser Urkunde dem vom Herausgeber S. 5. angeführten Bytemeister gern glauben, wenn er in commentario histor. de aug. dom. Brunsv.-Luneburg. meritis in rem literar. p. 121. versichert, daß dieser Heinrich Julius ein gründlich gelehrter Fürst geworden, der selbst den Vater übertraf. In der That ist die Rolle, die er in der Reformation spielte, ehrenvoll genug, und es war unstreitig ein Erfolg der, in vorliegender Ordnung sich charakterisirenden Erziehungsweise, daß er zwischen den entzweyten Religions-Partheyen als vermittelnd auftreten konnte. In solchen heftigen Meynungs-Kämpfen ist das Mittler-Amt ein ausschließliches Erb-Amt der wahren Humanität, der reifen Ausbildung des Geistes und des Gemüthes. Eine besonders merkwürdige Vorschrift ist die S. 27: daß der Herr Postulirte nicht blos Prälaten und Furnehme von Adel, sondern auch ansehnliche, ehrliche Bürger zu sich an seine fürstl. Tafel ziehen, und überhaupt „es durchaus also machen sollte, daß Se. Ld. getreue, gehorsame und willige Unterthanen haben, auch mehr von jedermänniglich geliebet, als gefürchtet werden möchten." Glückliche Zeiten, wo jenes einfache Mittel, sich bey jedermänniglich beliebt zu machen, noch nicht von der Hofetilette verboten war!

Die zweyte Urkunde ist älter, als die erste, nämlich vom Jahre 1545. Die Herzogin Elisabeth aus dem Stamme der Markgrafen von Brandenburg beherrschte damals als testamentarische Vormünderin ihres Sohnes Erichs II. die Braunschweigischen Fürstenthümer Calenberg und Göttingen. Eine eifrige Anhängerin der Reformation, fromm und bibelfest, auch ihres Sohnes unfürstliche und der Reformation feindselige Gesinnungen durchschauend, schrieb sie für denselben eine „Unterrichtung und Ordnung zu künftiger und angehender Regierung" nieder. Der Herausgeber erlangte eine beglaubte Abschrift des Originals, welches in der königl. Bibliothek zu Königsberg sich befindet; leider aber hat er es nicht vollständig mitgetheilt, weil er zuviel Theologie und zuviel Intoleranz darinnen fand, wie sie damals den Anhängern der Reformation eigen zu seyn pflegte. Von diesen theologischen Kapiteln hat er einige blos in Bruchstücken, von andern nur die Ueberschriften mitgetheilt, z. B. „Von geistlicher H....ey." Wir ehren des Herausgebers Discretion, aber wir gestehen auch, daß wir diese Tugend am Historiographen nicht lieben. Ein Wort zu seiner Zeit, oder wenn man lieber will, für alle Zeit, enthält das Kapitel von der Münze S. 81. Die Herzogin räth ihrem Sohne, nicht eher münzen zu lassen, bis er Silber genug haben werde: „denn wo sie mit Silber nicht wohl gefasset gewesen, da haben sie den Zusatz zu grob gemacht, und, wie augenscheinlich, schier alle Münze verdorben." Und sie widerräth ihm das Verpachten dieses Regals: „weil der Gewinnst Adams Kindern ohn' Unterlaß beliebet, derhalben Untreu nicht weit davon seyn wird: über wen es dann gehet, ist leiderlich zu ermessen." Golden ist auch die Regel S. 90: „Lieber Sohn, hüte dich, daß du ohne unvermeidliche große Noth deine armen Unterthanen mit Neuerung, Auflag, und Schatzung nicht beschwerst, denn es ist unleugbar, daß kein Ding der Unterthanen Herz so fern von dem Herrn abwendet, als eben solche unbillige Auflage, Neuerung und Schatzung, daß derhalben zuweilen besser ist, im Geringen nachlassen, denn ein Größeres darüber verlieren." Sie verweiset ihn auf das Exempel Rehabeams I. Buch der Könige Cap. 12, und „auf ein anderschreckliches Exempel, so bey seiner Zeit geschehen." Schiller in dem Abfall der Niederlande ist vollkommen ihrer Meynung.

Das mag hinreichen, aufmerksam zu machen auf diesen Fürstenspiegel, und auf das Verdienst, ihn öffentlich aufgestellt zu haben. Ueber den Mangel diplomatischer Treue des Abdrucks (die Orthographie ist absichtlich modernisirt worden) mögen mit dem Herausgeber die Genauen rechten, die in Sylben und Buchstaben das Heil der Geschichtsforschung suchen.

Müllner.

Nr. 53.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 5. Juli 1825.

Experimental-Physik.

(Fortsetzung.)

Unser V. kömmt nun zu den Flötenwerken, und erwähnt, bey dieser Veranlassung, einer artigen, von Cogniard Latour erfundenen und Sirene benannten Maschine. Ich könnte mir's, schon des Namens wegen, nicht vergeben, wenn ich darüber weggegangen wäre. Sieh, es kam darauf an, zu beweisen, „daß der Ton der Rohrwerke unmittelbar durch die Schwingungen ihrer Zungen hervorgebracht wird, und daß die Schnelligkeit dieser Schwingungen von den Dimensionen der Zungen abhängt." Da läßt Latour, um es darzuthun, einen anhaltenden Luftstrom durch eine kleine Mündung treten, vor welcher er eine, um ihre Mitte bewegliche, kreisförmige Scheibe anbringt, deren Rotationsbewegung durch jenen Luftstrom vermittelt wird. Die Scheibe ist an dem Theile ihrer Oberfläche, der successiv vor die Mündung tritt, mit Löchern durchbohrt, die so gleich als möglich aus einander liegen; und die Bewegung der Scheibe bringt diese Löcher, oder Pfeifen, abwechselnd vor den Luftstrom, der durch die Mündung bläst. Da sie aber, der Rotation wegen, nur einen Augenblick davor verharren, so findet sich der Luftstrom immer wieder durch den dazwischen tretenden vollen Raum des Scheibenrandes aufgehalten; und diese beständige schnelle Abwechslung des Vollen und Offnen bringt in diesem Luftstrome gerade solche Intermissionen hervor, als die Schwingung der Zunge bey den Mundstücken: auch entsteht gleicherweise ein Pfeifenton, dessen Höhe, wie bey den Mundstücken, von der Zahl der Intermissionen abhängt. Nun gewährt aber die Sirene den Vortheil, die Zahl der Scheibendrehungen zählen, und folglich das Verhältniß der Intermissionen zu den Löchern bestimmen zu lassen, woraus man schließen kann, ob die Höhe des entstehenden Tones der Zahl von Intermissionen entspricht. Latour hat diesen Versuch angestellt, und den Erfolg der Theorie gemäß gefunden. Das ist ein allerliebstes Resultat; und ich habe schon mit einem hiesigen Mechanikus Rücksprache genommen, der mir, um selbst Versuche damit anstellen zu können, eine solche „Sirene" machen will. Nach der schönen und deutlichen Beschreibung und Abbildung, die das Werk davon gibt, meint er, es sey dieß nur eine Kleinigkeit. Bey meinem ersten Besuche bringe ich sie Dir dann mit. — Nun aber, meine liebe Freundin! bin ich mit meinem musikalischen Vortrage zu Ende: die beyden lezten Kapitel dieses dritten Buches, welche von der Mittheilung der Schwingungsbewegungen und von den Werkzeugen der Stimme und des Gehörs handeln, sind keines Auszuges im Damen-Sinne fähig. Nun kommt das vierte Buch, in zwanzig Kapiteln, beschäftigt mit der ernsten Lehre von der Elektricität, deren Vortrag keine „Sirene" mit süßen Flötentönen unterbricht. Wie werde ich Dich da festhalten? Ja, wenn ich gewiß wäre, daß Deine leidenschaftliche Liebe zur Physik, die ich in meinem ersten Briefe so gerühmt habe, auch immer noch aushielte! Aber mit welchem Rechte darf ich das erwarten, da dieß schon das zweyte Schreiben über den nämlichen Gegenstand ist? — ich muß Dir da ein Anekdötchen erzählen. Ein Französischer Prinz bezeigte seinem Lehrer in der Mathematik Unwillen über die großen Schwierigkeiten dieser Wissenschaft. Il faut bien, antwortete ihm der Lehrer, que votre Altesse prenne un peu de peine, car, en mathématiques, il n'y a point de route royale. Nun siehst Du, meine liebe Freundin! en physique il n'y a point de route royale (oder de dames) non plus; Du wirst Dir also auch schon ein Bißchen Mühe geben müssen. — Ich bin ordentlich stolz auf die sinnreiche Einleitung. Dazu kommt, daß ich Dir den Gegenstand gleich von einer sehr interessanten Seite zeigen kann. „Alle Eigenschaften nämlich, die wir bis hieher an den Körpern betrachtet haben, sind ihnen standhaft inhärirend, und scheinen vom Wesen der Materie, aus welcher sie bestehen, ganz untrennbar zu seyn. So kann man den schweren Körpern z. B. die Schwere unter keinerley Umständen rauben. Ganz anders verhält es sich dagegen mit denjenigen Modifikationen im Zustande der Körper, von denen jezt die Rede seyn soll, und wohin die Elektricität eben gehört: sie werden den Körpern nur vor-

übergehend ertheilt.“ Das ist in der That merkwürdig genug; man muß nur tiefer darüber nachdenken. Nimm, des Spasses wegen, eine Stange Siegellack, und bringe sie, wie sie ist, in die Nähe von Papierschnitzeln: dieselben werden gar keine Einwirkung davon erfahren; hast Du aber das Siegellack vorher tüchtig an einem Stücke Wollenzeug gerieben, so weißt Du schon, wie artig die Schnitzelchen zu tanzen anfangen. Doch ist diese Wirkung des Reibens nur vorübergehend, und schon nach einer kleinen Weile hat das Siegellack die dadurch erweckte Anziehungsfähigkeit wieder verloren, ohne damit gleichwohl irgend etwas weiteres von seinen Eigenschaften einzubüßen. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß dieser Vorgang zu den elektrischen Erscheinungen gehört; aber ist es nicht auffallend, daß eine so hübsche Sache so vorübergehend ist; und wie, in aller Welt, kann es damit zugehen? Ich will Dir wohl vorläufig eine Antwort auf diese interessante Frage geben; Du mußt mir aber gleich versprechen, hiernächst den betreffenden Abschnitt im Buche, welches ich, zu diesem Zwecke, dem gegenwärtigen Briefe beyfüge, selbst nachzulesen: Biot sowohl als M. Fechner sind hier recht par excellentiam auf ihrem Flecke, und Du wirst eine Menge der artigsten Entwickelungen finden, die ich nicht alle hersetzen kann. In der Hauptsache aber denke Dir also, daß durch das Reiben der Siegellackstange eine Verbindung zweyer, allen Körpern inwohnender Principien aufgehoben werde, die, im ungestörten Zustande, einander neutralisiren. Diese beyden Principien sind die positive und die negative elektrische Materie, und es verhält sich mit ihrem Wechselbezuge gerade umgekehrt wie mit dem geistigen. In der Geistersphäre nämlich ziehen sich verwandte Seelen *) an; in der elektrischen aber, ungleichnamige: so daß positive Materie sich mit negativer, und negative dagegen mit positiver zu sättigen strebt, und die gleichnamige dagegen zurückstößt. Ja, sobald ihre Trennung nur erfolgt ist, so erregen sie, zu diesem Ende, in ihrem Wirkungskreise schon eine ähnliche „Vertheilung,“ einen Gegensatz; und ich will Dir, wenn Du mir bis hieher gefolgt bist, nun erst einmal die Wirkung begreiflich machen, die das Siegellack auf die Papierschnitzelchen ausübt. Siehe, durch das Reiben ist die natürliche Elektricität dieses Lackes zersezt, und negative Materie auf seiner Oberfläche frey geworden, die sich nun mit positiver sättigen möchte, und, zu diesem Zwecke, „ihre vertheilende Wirkung auf die, im Wirkungskreise des Körpers befindlichen,“ ihrer Kraft zugängigen, leichten Papierschnitzelchen dergestalt ausübt, daß die verlangte entgegengesezte positive Materie darin frey wird. Kaum ist dieß aber in's Werk gerichtet, so erfolgt augenblicklich Anziehung; die, der negativ elektrisirten Stange Siegellack zuströmende positive Materie reißt die, mit den sensibel gewordenen lezteren geschwängerten Papierschnitzelchen mit sich fort, und Du siehst sie sich, für einen Augenblick, fest an den Lack hängen. Allein was geschieht? Nachdem sie dieser ihrer positiven Elektricität zur Herstellung seines Gleichgewichtes beraubt, und ihnen dagegen von seinem Ueberfluß an negativer Materie mitgetheilt hat, so stößt er sie nunmehr zurück, und sie verlieren lezteren erst wieder bey ihrer Berührung mit dem Tische oder demjenigen andern Körper, auf welchen sie niederfallen, wonächst der elektrische Tanz von Neuem angeht. *) Darauf gründet sich das niedliche Spiel mit einer Flaumfeder, die zwischen einer geriebenen Glasröhre und Siegellackstange, wie ein Ball, hin- und herfliegt, und welches Du, zur Erheiterung nach dieser elektrischen Auseinandersetzung, nun immer vornehmen magst. Hätte ich Dich nur bey mir! Mit dergleichen artigen Experimentchen wollte ich meine physikalische Recension so oft wie möglich unterbrechen, daß ich Dich durch die ersteren für die lezteren gewiß gewänne; ich habe ein allerliebstes Kabinet, und so eine hübsche Fertigkeit, daß mich meine hiesigen Zuhörerinnen ganz gern dociren lassen, wenn ich ihnen nur den Apparat im Hintergrunde zeige.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Anmerk. Theuerste Emilie! Laß mir den Vergleich immer durchgehen, da ich nur unter seinem Schutze diese elektrische Dissertation der Controlle des pochenden Schlüssels entzogen habe. Sieh, ich fühle wohl, daß meine geistige Verwandtschaft zu Dir, geliebte Freundin! inniger Natur ist; aber wenn es der Wissenschaft an der bestimmteren Erkenntniß gebricht, so muß sie sich hinter einem Gleichniß verbergen, um Ahnung eines Wissens zu erwecken, welches sie in seiner dogmatischen Reinheit nicht zu vermitteln vermag. Glaube nur, ich habe mir's rechtschaffen sauer werden lassen, um tiefer in die Natur der Kräfte einzudringen, welche die Schule mit dem Namen Elektricität belegt; und wenn ich des Gleichnisses doch nicht entbehren kann, so sollst Du mich nicht anklagen.

Nürnberger.

*) Anmerk. Ich sehe hier eine Einwendung auf Deinen Lippen schweben, zu deren Beantwortung ich wieder in eine Note flüchten muß. Du fragst mich: woher denn endlich die eigenthümliche positive Elektricität des Lackes gekommen sey? Liebe Emilie! zwey Worte: Reibzeug und zerriebener Körper enthalten entgegengesezte Elektricitäten. Denke nur selbst ein Bißchen nach; ich wiederhole Dir's: „en physique il n'y a point de route royale.“

Nürnberger.

Unterhaltungs-Literatur.

Neue Witzfunken und Lichtleiter. Zweyten Bandes erster Cyclus. Leipzig bey Cnobloch. 1825. 224 S. gr. 8.

Es gibt schwerlich ein reichhaltigeres Magazin von witzigen Einfällen und spaßhaften Vorfällen, als die Sammlung eines Ungenannten, wovon hier das neueste Heft vorliegt. Sie begann im Jahre 1816 unter dem Titel: Witzfunken und Lichtleiter, und 12 Theile (vom Verf. Cyklen genannt) erschienen bis zum Jahre 1822 in sechs starken Bänden. Im Jahre 1823 fügte der Sammler dem Titel das Wort „Neue" bey, ohne daß sich ein anderer Grund für diese Neuerung einsehen ließe, als etwa die Liebe der Lesewelt zu Neuigkeiten. Des wahrhaft Neuen gibt es in dieser Sphäre überhaupt nicht viel; der menschliche Witz, in seiner steten Beweglichkeit, hat kaum irgend einen Gegenstand ganz unberührt gelassen. Zum Glück hat derselbe vor den dichterischen Gedanken und ihren bildlichen Einkleidungen den großen Vortheil voraus, daß er sich nicht so leicht abnuzt, und durch die Anwendung auf eine neue Gelegenheit immer wieder einen neuen Reiz bekommt, der dem Reize der Neuheit gleicht.

Der Herausgeber hat außer dem Verdienste des Sammelns auch das des Ordnens und Einkleidens. Bey dem leztgenannten Geschäft strebt er mit Erfolg nach der Haupt-Tugend, der Kürze. Bey der erstgedachten verliert er sich bisweilen in Unterscheidungen ohne logischen Halt. Seine Schreibart hat einige Eigenheiten, die nicht zu loben sind. Er ist ein Sprach-Neolog, ein Liebhaber der Wortschöpferey. Curiosen z. B., die auf Testamente Bezug haben, nennt er Testamentlichkeiten, epistolarische Seltsamkeiten Brieflichkeiten. Er schreibt scherzlich statt scherzhaft, witzlich statt witzig, ja sogar witzsam (S. VI. Z. 5. v. u.), was den Witz, der stets für entfernte Aehnlichkeiten empfänglich ist, leicht an sparsam mahnt. Am unangenehmsten fällt es auf, daß er in den meisten Fällen die Lehre von den beweglichen Präfixen der Zeitwörter nicht beachtet, und z. B. schreibt: Die Frauen abschmeicheln, abmaulen, abtrotzen uns Manches — er ankündete u. s. w. Doch findet sich auch S. 201: Eine Zeitschrift kündete an, und noch dazu in einer Verbindung, wo zwischen dem Zeitworte und dem abgelösten Präfixem 19 Wörter und 3 Interpunctionen stehen. Der falsche Grundsatz scheint hier dem natürlichen Gefühle gewichen zu seyn. Möcht' ihn der Verf. doch lieber ganz aufgeben! S. 294 erzählt er eine Anekdote von dem Prediger einer reformirten Kirche in Deutschland, der in einer französischen Predigt gegen die unter den Menschen (hommes) herrschenden Sünden eiferte, und hinzufügte, qu'il entendoit les femmes dessous, statt qu'il y sousentendoit les femmes. Der Prediger beging die nämliche Sünde gegen die ihm fremde Sprache, die der Herausgeber gegen seine Muttersprache begeht, nur umgekehrt: er trennte die Präposition vom Zeitworte, wo sie nicht getrennt werden kann, ohne den Sinn zu entstellen. Wenn der Verfasser einmal an den Rhein käme, und zu einem französischen Fährmanne spräche: Uebersetze mich (statt setze mich über); der Fährmann aber ihm erwiederte: Pas possible, je ne vous entends pas; so würd' er gewiß fühlen, daß sein Grundsatz nicht durchzuführen ist ohne Mißverstand.

Bey weitem der größte Theil von dem Inhalte des vorliegenden Theils ist geistreich und attisch gesalzen. Selbst unter dem unwillkürlichen Druckfehler-Witz ist manches schmackhafte Körnchen, z. B. S. 198: „Unsere Familie gebot Achtung durch den Schimmel (Schimmer) der Jahrhunderte." Aber leider ist der Setzer des Buches allzuoft, und meistens auf ungesalzene Weise, witzig gewesen. Die Anzahl der Druckfehler ist Unzahl. Der, gleichfalls unwillkürliche, Uebersetzerwitz ist ebenfalls zum größten Theile ergötzlich; doch einmal wenigstens hat der Herausgeber unglücklich gewählt. Er betrachtet S. 201. des Franzosen Paul Titel seiner Uebersetzung des Cornelius: Vies des grands capitaines, als einen Uebersetzbock. Im Gegentheil, des grands empereurs wär' einer gewesen. Capitaine heißt nicht blos Compagnie-Chef, sondern auch Feldherr, Feldhauptmann, z. B. „Ce général étoit plus soldat que capitaine." Ein berühmter französischer Marschall antwortete einmal in einer bedrängten Lage auf die Einladung einer Streifparthey, sich zu ergeben: Un capitaine qui a pris le pont d'Arcole, ne se rend pas à des brigands. Einige, bereits allzubekannt gewordene Bulls, wie z. B. der aus dem Conversations-Lexikon, wo von Erdbeben im Monde die Rede ist, hätten wegbleiben können. Bey den längeren, witzigen Gedichten (von denen das: Leben und Musik, S. 215 ungemein gelungen ist), und bey den versificirten Epigrammen wären billig die Verfasser zu nennen gewesen. Das ideelle literarische Eigenthum soll auch der Sammler von Kleinigkeiten respectiren.

M.

Kunstphilosophie.

Aesthetische Vorlesungen über Goethe's Faust als Beytrag zur Anerkennung wissenschaftlicher Kunstbeurtheilung herausgegeben von Dr. H. F. W. Hinrichs, ord. Prof. d. Philos. zu Halle. Halle im Verlag der Wittwe Bothe. 1825. LIV und 240 S. 8.

Nach der Ansicht des Vf. im Vorwort S. XXXVI. „macht Goethe's Faust Anspruch darauf, ein philoso-

phisches Trauerspiel vorstellen zu wollen." Wir glauben das nicht; aber daran, daß es wirklich philosophische Trauerspiele geben könne, läßt sich nicht mehr zweifeln: denn das vorliegende Buch ist ein philosophisches Trauerspiel. Das möchte hingehen; es gibt deren mehrere, und es ist an sich nicht befremdlich, wenn über so kühne Werke des Genies, wie Goethe's Faust, hin und wieder Unsinn geschrieben wird, der in verständigen Lesern für die Verfasser den tragischen Hebel des Mitleids in Bewegung sezt. Hier aber ist der Fall ganz anders. Das Buch ist nicht nur ein philosophisches Trauerspiel, sondern es soll auch eins seyn nach dem Willen des Verfassers.

„Die lieben Freunde desselben, Daub und Hegel, haben in ihm (nach S. VI.) den Vorsatz rege gemacht, in Verbindung mit der Dichtung selbst den dargestellten Inhalt der Tragödie in der Weise des Gedankens zu erfassen, und denselben in der Einheit seiner mit dem Gedanken als seiner Wesenheit und Wahrheit zu entwickeln. Eben deßwegen ist die Art und Weise, wie diese Vorlesungen den Inhalt und somit auch die Form der Tragödie behandeln, nicht als ein bloßes Räsonnement u. s. f. (sic!) vorzustellen, sondern als ein Vertiefen derselben in dieses Kunstwerk, so daß sie seinen vorgestellten Inhalt in ihrer Entfaltung in und vermittelst der Strenge des Gedankens schöpferisch hervorbringen und darstellen. Insoferne können dieselben auch nicht für einen sogenannten Versuch, nämlich, wie es wohl gewöhnlich heißt, die Tragödie verständlich zu machen, gelten wollen, sondern, indem jeder Versuch und alles Versuchen der Art so viel als nichts ist, geben sie sich für die wirkliche und deßhalb allein wahre Auslegung derselben aus, und ihre darstellende Entfaltung der Tragödie für den Beweis dieser Auslegung selbst. Diese Vorlesungen sind darum, weil sie die freye Gedanken-Darstellung der Tragödie ausmachen, keineswegs ein nicht (?) abgeleitetes Urtheil, was deßhalb bedeutungslos wäre, und nichts sagen will, wie z. B. das Urtheil Schellings und das von A. W. v. Schlegel über diese Tragödie, sondern eben so sehr als ein Gedankenkunstwerk zu betrachten, als die Tragödie ein wahres poetisches Kunstwerk ist. Nur als solches, vermittelst welches das poetische Kunstwerk wiedergeboren in dem Elemente des Gedankens sich beweiset, kann der Gehalt (sic) der Vorlesungen darauf Anspruch machen, den allein wahren Begriff der Auslegung in der die Tragödie darstellenden Weise aufgestellt zu haben, womit aber auch, wie sich das im Verlaufe derselben näher ergeben wird, nothwendig zusammenhängt, daß unsere Vorlesungen in der Weise des Gedankens den weiteren Inhalt eines etwanigen zweyten Theiles der Tragödie erzeugen, und darum dem Begriffe nach selbst diesen zweyten Theil ausmachen müssen."

Also nicht eine Auslegung des berühmten Kunstwerks, sondern selbst ein Kunstwerk, und zwar ein solches, welches zugleich den oft desiderirten zweyten Theil des Faust ausmacht, soll dieses Buch seyn. Da es nun durchaus philosophisch, und noch dazu absolut philosophisch ist; was kann es anders seyn, als eine wahre, ja allein wahre philosophische Tragödie. Wen darüber die obige Proklamation noch in Zweifel lassen, wer dieselbe vielleicht gar nur für eine zahnärztliche Ankündigung halten könnte, der wird im Buche selbst finden, daß der Verf. wirklich glaubt, was er sagt. S. 218. spricht er von der weiteren Gestaltung der Tragödie oder eines zweyten Theiles derselben, „die ihrem wahren Begriffe nach von Seiten des Gedankens sich aus unseren Vorlesungen von selbst ergibt, oder vielmehr diese Vorlesungen selbst ist." Und er schließt das ganze Gedankenkunstwerk mit der spiegelklaren Erklärung: „Indem also die Tragödie mit den Vorlesungen vereint dieselbe ihrem wahren Begriffe nach enthüllt, und in ihrem Werden und Vollenden die absolute Anschauung verwirklicht, ist diese Einheit der absoluten Gewißheit des Anschauenden mit der von der Tragödie und den Vorlesungen enthüllten Selbstgewißheit des allgemein geistigen Bewußtseyns als der absoluten Anschauung selber die wissende Wahrheit, welche das die Tragödie und die Vorlesungen als die durchdringende Einheit derselben Bewegende und Belebende ist."

Hier haben wir denn also die absolute Anschauung des Faust, die absolute Gewißheit des Anschauenden, und die wissende Wahrheit in nuce, auf 240 Seiten. Möglich, daß dadurch manche Leser von nichts eine absolute Anschauung erhalten werden, als von der absoluten Gewalt des Verfassers über seine Muttersprache, und von der tragischen Verwickelung der Begriffe in seinem Kopfe. Aber die leztgenannte Anschauung ist es eben, welche das Werk zum Gedankenkunstwerke, zur philosophischen Tragödie erhebt. Daß ein solcher Tragöd das gemeine Volk der deutschen Aesthetiker verachtet, versteht sich von selbst, und es ist nicht für grob, sondern blos für absolut anzusehen, wenn er S. XLII. eine Meynung Bouterweck's „stupid" und ihn selbst „den ohnlängst nach Anticyra *) Verwiesenen" nennt. Den ungenannten Verfasser der vorlezten Schrift über den Faust, die in Leipzig b. Hartmann 1824 erschienen ist, behandelt er dagegen mit der bescheidensten Artigkeit. Er ladet ihn S. LIII. ein, „von diesen Vorlesungen über die Tragödie die Enträthselung derselben als den Geist der Wahrheit erkennen zu lernen, und zu erfahren, daß das als unmöglich ausgesagte Unternehmen, nämlich die Tragödie enträthseln zu können, sich doch möglich gemacht habe."

*) Also einen Verrückten! Vid. Hor. A. poet. v. 300 und Aul. Gell. Noct. Att. Lib. XVII. c. 15.

M.

Nr. 54.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 8. Juli 1825.

Experimental-Physik.

(Fortsetzung.)

À propos, hast Du denn schon von der merkwürdigen Uebereinstimmung gehört, die zwischen dem Gesetze dieser elektrischen Kräfte und der Anziehung der Himmelskörper stattfindet? Nun das ist doch wirklich erstaunend! Beyde richten sich nach dem umgekehrten Verhältniß des Quadrates der Entfernung. Ich muß versuchen, Dir dieß recht deutlich zu machen. Daß sich die Himmelskörper einander anziehen, z. B. die Erde, der Mond, ist Dir schon bekannt; diese Anziehung nimmt aber in dem Verhältnisse des Quadrates der zunehmenden Entfernung ab: in einer zweyfachen Entfernung beträgt sie nur noch den 4ten Theil der, der Einfachen entsprechenden, und 4 ist bekanntlich das Quadrat von 2. Genau so ist's nun mit der Wirkung der elektrischen Kräfte; die geriebene Stange Siegellack wirkt in einer Entfernung von zwey Zollen, vier Mal schwächer auf Papierschnitzelchen, als in der Entfernung Eines Zolles. Hier im Buche wird recht artig beschrieben, wie diese delikaten Versuche mittelst der Drehwage von Coulomb anzustellen sind. Lies nur das zweyte Kapitel nach; ich habe mich dem Biot und Fechner da sehr verpflichtet gefühlt.

„Nachdem aber auf diese Weise das allgemeine Gesetz der elektrischen Anziehungen und Abstoßungen bestimmt worden ist, so muß, um eine genaue Bestätigung der daraus zu ziehenden Folgerungen zu erhalten, und den Wirkungen der elektrischen Grundursache bis in's Einzelnste nachgehen zu können, ferner das Verhältniß ausgemittelt werden, nach welchem die Energie der elektrischen Materie, durch Berührung der Luft und Unvollkommenheit des isolirenden Vermögens der Unterlagen geschwächt wird." (Drittes Kapitel). — Isolirende Unterlagen? ich muß freylich ein erklärendes Wörtchen hinzufügen, um dem Kunstausdrucke Eingang in einen Damen-Cirkel zu verschaffen. Sieh, liebste Emilie! man theilt die Naturkörper, rücksichtlich ihrer Beziehung zur Elektricität in zwey große Classen, und nennt diejenige, welche die elektrische Materie „frey" *) durch sich hindurchlassen, Leiter (Conductoren), und diejenigen dagegen, welche diesem Durchgange Schwierigkeiten entgegenstellen, Nichtleiter (Isolatoren). Das ist das ganze Geheimniß; wer nuzt dergleichen isolirende Körper als Unterlagen, um die elektrischen Experimente darauf vorzunehmen, die dann um so besser gelingen. Nun wird Dir auf einmal klar werden, wozu die Fußbrette mit Glasfüßen dienen, derentwegen Du mir einmal schriebst, ohne daß ich auf diesen Punkt bis jezt geantwortet hätte: Glas ist nämlich eine der kräftigsten isolirenden Substanzen; und wenn z. B. eine Person elektrisirt werden soll, so sezt man sie auf einen, nach diesem Grundsatze eingerichteten isolirenden Sessel. Am Ende hast Du das Experiment schon an Dir selbst vornehmen lassen, und lächelst über meine Ausführlichkeit; allein es kömmt darauf an, ob Dir die Gründe zur Anwendung des Glases recht klar gewesen sind. Noch eins: Wenn Dich die Lust dergestalt selbst zu experimentiren, nochmals anwandeln sollte, und Du eines Isolatoren bedarfst, so ist eine flache Schüssel von Porcellan recht bequem dazu. Nur wird der oben erwähnte, wiederholte, elektrische Tanz der Papierschnitzelchen auf einer solchen isolirenden Unterlage nicht wohl gelingen, sondern vielmehr auf einer leitenden; und Du magst mir mit Deinem gewohnten Scharfsinne jezt erst einmal die Gründe davon entwickeln. — Freylich geht auch auf solchen isolirenden Unterlagen die Elektricität allmählig verloren; und das vorliegende Kapitel bringt uns eben darüber die artigsten Versuche von Coulomb. Ich weiß nicht, kennst Du denn diesen berühmten französischen

*) Anmerk. „Frey," so übersezt unser Fechner, hier Biot's „libre"; ich gestehe, daß ich den Ausdruck gleich beschränkt haben würde, wie es erst weiter unten geschieht. Freyer Durchgang scheint mir einen Leiter zu bezeichnen, dessen Substanz der elektrischen Materie gar keinen Widerstand entgegensezte; und einen solchen Körper kennt die Natur wahrscheinlich so wenig als einen vollkommnen Isolatoren. Sprich nur selbst mit Fechner; er wird mir beypflichten müssen.

Dr. Nürnberger.

Physiker? Er ist leider der gelehrten Welt schon im Jahr 1806 entrissen worden; und Du kannst biographische Belehrung über ihn in unseres Ersch gelehrtem Frankreich finden, welches ich mich erinnere in Deiner Bibliothek gesehen zu haben. — Ich möchte Dich gar zu gern für diese elektrischen Gegenstände recht lebhaft interessiren; und da finde ich zu meiner Freude, im folgenden fünften Kapitel, *) weitere Aufklärungen über das Elektrisiren durch „Vertheilung," ein Ausdruck, den ich, „un peu legèrement," schon oben gebraucht habe, ohne mich recht deutlich über seine Bedeutung zu erklären. Nun will ich um so klarer seyn. Ein elektrisirter Körper nämlich wirkt auf andere Körper, welche in seinen Bereich (Wirkungskreis oder elektrische Atmosphäre) kommen, auch in Entfernungen, die für die Mittheilung viel zu groß sind, indem er in ihnen eine, der seinigen entgegengesezte Elektricität erweckt: diese Art von elektrischer Wirkung nun, welche von der eigentlichen Mittheilung sehr verschieden ist, nennt man Vertheilung. In welchem allgemeinen Zusammenhange dieses Bestreben mit der Vereinigungs-Neigung der entgegengesetzten elektrischen Materien steht, habe ich schon oben erwähnt; das Wort aber. —

Und aber wo Begriffe fehlen,
Stellt so ein Wort zur rechten Zeit sich ein —

bezeichnet den Vorgang nach unserer Ansicht, noch treffend genug, wenn Du Dir unter solcher Vertheilung nur ein Scheiden der neutralen, elektrischen Substanz des Körpers im Wege von Zurückdringung der gleichnamigen und Heranlockung der andersnamigen Elektricität denken willst. Hier im Buche werden nun ganz allerliebste Experimentchen zur Bestätigung dieser Hypothese von den elektrischen Wirkungskreisen angegeben, und man kann das Ding dadurch recht spielend einsehen lernen. Ich könnte mich kindisch freuen, wenn ich an Dir so eine experimentale Elektricitätsproselytin machte! Wär's doch ein Spaß für mich, mit meinen physikalischen Vorlesungen und dem krausen Apparate, die Modezeitung zu verdrängen! — Biot wird nun immer wieder gleich gar zu ernst: Da kommt er, im sechsten Kapitel mit einer Theorie der Bewegungen, zu welchen die Körper durch die elektrischen Anziehungen und Abstoßungen veranlaßt werden. Immer Theorie! „Grau," spricht Mephistopholes

Grau, grau ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum!

Habe ich Dich nicht oben eine Flaumfeder schauen lassen, die zwischen einer geriebenen Glasröhre und Siegellackstange hin und her tanzt? Diesen Tanz will ich hier gleich nochmals anstellen, und ein ganz klein wenig theoretische Sauce, als Quintessenz dieses gelehrten Kapitels, dazu herumreichen. Ist's so recht? Glas und Harz nämlich erhalten durch das Reiben entgegengesezte Elektricitäten: Das Glas die positive (Glas-), das Harz die negative (Harz-) Elektricität. Nun denke Dir die Flaumfeder dazwischen: ist sie erst vom Glase angezogen und hernach abgestoßen, so zieht sie nun der Lack (das Harz) an; sobald lezterer sie aber wieder abstößt, fängt die Anziehung des Glases von Neuem an; — und so muß, in bloßer Folge dieser Wechselwirkung, der Tanz so lange fortdauern, bis das elektrische Vermögen der anziehenden Körper erschöpft *) ist. — Nach diesem vorbereitenden elektrischen Tanze magst Du nun dieß sechste Kapitel zur Abkühlung selbst lesen; es wird Dir ein scharfsinniger Zweifel darin auffallen, die der Uebersetzer gegen die Ansicht seines Originals erhebt, nach welcher bey den elektrischen Anziehungen und Abstoßungen die Luft wesentlich in Betracht kömmt, wogegen der berühmte englische Chemiker Davy durch direkte Versuche dargethan hat, daß jene elektrischen Wirkungen im leeren Raume ganz eben so als in der leeren Luft erfolgen. **)

Wegen der hiernächst folgenden Anleitung zur besten Einrichtung der Elektrisirmaschinen (siebentes Kapitel) weise ich Dich zunächst an unsern Fechner selbst, der eine sehr hübsche Elektrisirmaschine besizt, und den Vortrag durch den Augenschein unterstützen wird. Diese Methode verliert überall den Vorzug; wollte Gott, sie fände auch in den metaphysischen Wissenschaften ihre Anwendung, so könnte ich mir manche Unruhe ersparen. — Genug, Du wirst sehen, „wie man da eine Scheibe oder einen Cylinder von Glas

*) Anmerk. Das vierte habe ich übergehen müssen: es handelt von Herstellung des elektrischen Gleichgewichtes; und meine Zuhörer, die von den Schwierigkeiten eines anderen Gleichgewichtes gehört haben mochten, wollten, an der Möglichkeit zweifelnd, gar nichts davon hören. So geht's. —

R.

*) Anmerk. Ich muß mich in Acht nehmen mit Dir, da es möglich wäre, daß Du meinen Brief an M. Fechner zeigtest, der schön lachen würde, wenn er seinen brieflichen Recensenten auf fahlem Pferde ertappte. Also „erschöpft" braucht das elektrische Vermögen nur an den betreffenden Stellen zu seyn, die die Berührung erleiden; die übrigen Stellen zeigen, wie der Versuch lehrt, noch nachher Elektricität. —

R.

**) Anmerk. Das Detail dieser höchst merkwürdigen Versuche findet sich in Gilbert's Annalen, Jahrg. 1822. December. Sie taugen trefflich in m. Identitätstheorie von Wärme, Licht, Magnetismus und Elektricität; und ich werde gelegentlich darauf zurückkommen.

R.

nimmt, die Drehung derselben zwischen zwey festgemachten Reibezeugen mittelst einer Kurbel bewerkstelligt, und nahe an ihre Oberfläche einen isolirten Körper von Metall (weil Metall, wie wir weiter unten, bey der Theorie der Blitzableiter, noch näher finden werden, die elektrische Materie besonders leicht leitet) sezt, der der erste Conduktor heißt, und sich mit der durch jenes Reiben erzeugten Elektricität beladet, um sie, entweder unmittelbar, oder durch Verbindung mit anderen Conduktoren dahin zu leiten, wohin es die Versuche erfordern." Jezt aber kommt der eigentliche Punkt erst. „Da man nämlich weiß, daß mehrere, solchergestalt elektrisirte Körper wieder einen gegenseitigen Einfluß auf einander ausüben, so entsteht die Frage, welches die beste Anordnung für alle Theile des Apparates sey; welche angemessenste Beschaffenheit das Reibzeug haben müsse, um die Elektricitäts-Erregung möglichst zu befördern, welche Gestalt man dem ersten Conduktor zu geben habe, damit er die erregte Elektricität schnell einsauge; welche Form der sekundären Leiter den Vorzug verdiene, um die Anhäufung der elektrischen Materie zu befördern, wie die isolirenden Träger beschaffen seyn müssen, damit sie sich dem Entweichen jener Materie, so lange als irgend möglich, widersetzen u. s. w." — Allein wie schlecht würde ich mich bey meiner Emilie, oder, für den Fall, daß Du Mitleserinnen hast, bey den übrigen Damen, mit so intrikaten Untersuchungen empfehlen. *) Voltaire's bekanntes sinnvolles Wort: „Oh, qu'il fait bon venir à propos!" ist überall an seinem Platze: Die schöne Zeit, wo elektrische Untersuchungen zu den Gesprächen des Tages und der Mode gehörten, hat längst einer ernsteren Platz machen müssen; und wenn ein kritischer Tausendkünstler ihnen neuerdings Eingang verschaffen will, so muß er sich vor allen Dingen hüten, mit der Thüre in's Haus zu fallen. Das sollte mir fehlen; — mit Einem großen Sprunge bin ich über alle diese Steine des Anstoßes hinweg und im zwölften Kapitel, bey der atmosphärischen Elektricität und den Blitzableitern.

„Das hört sich besser an! man sieht doch wo und wie." Denke Dir, liebe Emilie! die ganze furchtbare Pracht eines mit Gewitterwolken (atmosphärische Elektricität) drohenden, schwülen Sommer-Abendes, wenn die Natur in banger Erwartung fast athemlos schweigt, wenn der Landmann ängstlich nach seinen strohbedachten, durch Blitzableiter nicht geschüzten Scheuern ausschauet; — und ehre die Wissenschaft, die den Menschen gelehrt hat, die schrecklichste Naturkraft zu bezwingen. „Franklin war der erste, der die den Metallspitzen innwohnende merkwürdige Eigenschaft wahrnahm, elektrisirte Körper, schon aus der Ferne, ihrer Elektricität zu entladen. Er theilte diese Entdeckung den europäischen Gelehrten mit; und der französische Physiker Dalibard stellte sogleich Versuche zur Bestätigung eines so unendlich merkwürdigen Umstandes an. Er ließ nämlich zu Marly-La-Ville eine eigene Hütte erbauen, über welcher eine, vierzig Fuß lange, oben zugespitzte eiserne Stange aufgerichtet wurde, deren unterer Fuß in die Hütte hinabreichte und dort isolirt war. Als nun eine Gewitterwolke über die Hütte wegzog, gab die Stange bey Annäherung des Fingers, elektrische Funken, gleichwie es die Conduktoren bey den Maschinen thun (Fechner zeigt Dir das), zum deutlichen Beweise, daß die zugespizte Stange der Wolke von ihrer Elektricität entzogen und sich damit beladen habe. Der Tag, an welchem dieser bemerkenswerthe Versuch zum ersten Male angestellt wurde, war der 10te May 1752." — Noch mehr wird Dich aber die Art ergötzen, auf welche Franklin selbst diese Versuche nachher fortsezte. „In Ermangelung sehr hoher Gebäude nämlich kam er auf den glücklichen Gedanken, die Elektricität aus den Wolken, längs der Schnur eines fliegenden Drachen, auf die Erde herabzuleiten;" und ich mache Dich, bey dieser Veranlassung, darauf aufmerksam, daß dieß nicht das erste Mal ist, wo die Physik in Kinderspielsachen Werkzeuge der interessantesten Entdeckungen gefunden hat. Diese hanfene Schnur, an welche der Drache gebunden war und die solchergestalt bis in die Gewitterwolke gehoben wurde, gab zumal als sie erst naß geworden war, *) einen guten Leiter ab; und an ihr unteres Ende hatte Franklin einen Schlüssel gebunden, welchem er den Knöchel seines Fingers näherte, und, zu seiner unendlichen Freude, einen elektrischen Funken erhielt, gleichwie ihn der Conduktor der Maschine hergibt. Der unerschrockene, nur auf die Wissenschaft bedachte Mann ahnete die Gefahr nicht, der er sich dabey bloß stellte, indem er durch einen stärkeren Schlag, gleich dem unglücklichen Professor Richmann zu Petersburg **) bey einem ähnlichen Versuche,

*) Anmerk. Schau einer den Biot: er scheint für sein Publikum von dem nämlichen Gesichtspunkte ausgegangen zu seyn. „Ich habe," sagt er in Bezug auf diese Fragen, „die ausführliche Erörterung meinem größeren Werke vorbehalten; hier gebe ich nur Resultate." Dort finde ich sie auch wirklich: Traité p. p. II. S. 327: de la meilleure disposition à donner aux machines électriques, et aux conducteurs qui en font partie.
N.

*) Anmerk. Dieser, schon Franklin bekannte, und in jedem Augenblicke, durch direkte Versuche erprobliche Umstand zeugt auch für die Leitungsfähigkeit des Wassers. Ich möchte die Widersacher dieser Behauptung einmal mit wassernassen Händen in dem Verbindungskreise meiner großen Batterie haben. Da schlage ich sie, sammt dem Widerspruche, im Nu todt. Ein ergötzlicher Versuch!
N.

**) Anmerk. Das muß ich Dir näher erzählen. Richmann hatte am Dache seines Hauses eine eiserne Stange

hätte erschlagen werden können. Es war also, auf diese Weise unläugbar dargethan, daß die Blitzmaterie einer Gewitterwolke durch einen, in dieselbe hinauf gehobenen Leiter, den hier die hanfene, vom Regen naß werdende Schnur abgab, zur Erde herabgelockt werden könne. Das war ein großer Schritt in der Wissenschaft. Bequemer macht man sich indeß, wie Fechner auf diese Veranlassung bemerkt, den Versuch, wenn man, statt der hanfenen Schnur, eine übersponnene Metallsaite anwendet. Vor der damit verknüpften Gefahr aber sichert man sich durch ein Verfahren, welches der französische Physiker de Romas bald nachher anwenden lehrte. Er ließ seine hanfene, mit Eisendrath durchflochtene Schnur nämlich unten in eine seidene (welche isolirt) auslaufen, und wußte leztere unter einem Wetterdache vor dem Naßwerden zu schützen. Du wirst erstaunen, wenn ich Dir erzähle, welch eine ungeheure Menge elektrischer Materie er den blitzschwarzen Wolken damit entzog. Als sein Drache etwas über 500 Fuß hoch gestiegen war, zog er am 7ten Juni 1753, Nachmittags um 1 Uhr, mittelst seines Ausladers, *) aus der Schnur, Stunden-lang, elektrische zolldicke Feuerstrahlen, von mehr als 10 Fuß Länge, die bey'm Hervorbrechen knallten wie Pistolenschüsse. Hier im Buche wird ein Brief mitgetheilt, den er dieserwegen an Nollet schrieb, und worin er die Zahl dieser Strahlen auf mehr als tausend angibt. Denke Dir diese Blitzmasse.

(Der Beschluß folgt.)

ausgesteckt, und von dieser Metalldräthe in sein Zimmer geleitet, die am Ende durch einen gläsernen Becher isolirt waren, und woran er elektrische Beobachtungen anstellen wollte. Am 6ten August 1753 eilte er bey einem Gewitter zu diesem Apparate und bückte sich gegen das Ende, wo das Metall aufhörte, als ein elektrischer Feuerballen aus demselben fuhr, und ihn auf der Stelle tödtete. Avis au lecteur! N.

*) Anmerk. De Romas Auslader findet sich beschrieben in den Mém. présentés à l'Acad. des Sc. II. 193. Er besteht aus einer gläsernen, mindestens zwey Fuß langen Röhre, an deren Ende sich eine blecherne Röhre befindet, vor welcher eine, bis zwölf Fuß lange, Kette auf die Erde herabhängt. Die Anwendung begreifst Du von selbst. Ich ziehe bey'm Gebrauche jedes Ausladers seidene Handschuhe an; man ist dann sehr sicher. N.

Apologen.

Hundert neue Fabeln von Abraham Emanuel Fröhlich. Zürich in der Geßner'schen Buchhandlung. 1825. 104 S. 8.

Der Verfasser scheint sich Pfeffeln zum Vorbilde gewählt zu haben und er hat ihm glücklich nachgestrebt. Die Bilder seiner Fabeln sind einfach gewählt und dargestellt, nirgends gebricht's ihnen an Würde und sittlicher Richtung; sie sprechen wechselnd zu Verstand und Gemüth, meist ernst, nicht selten ironisch, zuweilen auch leicht scherzend. Die Schweizerische Herkunft verrathen manche Idiotismen. Etliche Stücke der kleinen Sammlung mögen dem Gesagten zum Belege und dem Büchlein selbst vermuthlich auch zur Empfehlung dienen.

Ellengröße.

Die Pappel spricht zum Bäumchen,
„Was machst du dich so breit
Mit den geringen Pfläumchen?"
Es sagt: „Ich bin erfreut;
daß ich nicht bloß ein Holz,
Nicht eine leere Stange!"
„Was! ruft die Pappel stolz,
ich bin zwar eine Stange,
doch eine lange, lange!"

Die Nachbeter.

Zum Echo sprach der Vogel:
„Dein Lob ertheilst du Allen,
Und wiederholst mit Preisen
das Lied der Nachtigallen,
wie das Geschwätz des Wichts,
Hast du auch eigne Weisen,
kannst Etwas oder Nichts?"
„Nichts, Nichts," hört man erschallen.

Die Ströme des Heils.

Zu des heil'gen Jordans Strande
kam ein Fluß aus anderm Lande,
mit ihm seine Bahn zu ziehen.
Doch der Jordan heißt ihn fliehen.
„Denn du würdest mich entweihn,
ruft er, du bist ja gemein.
Ich, auf Libanon entstanden,
Lebte nur in heil'gen Landen;
Wunder sind an mir geschehn,
Jetzo noch kann man's ersehn
An dem überreichen Segen,
der ergrünet meinen Wegen."
Und der fremde Fluß entgegnet:
„Mich auch hat der Herr gesegnet:
aus dem Himmelsquell entsprungen,
hab' ich mich vom Berg geschwungen;
Korn und Wein und Kränz und Lieder
trug ich in die Thale nieder,
und mit freudehellem Blick
Säh' ich meiner Länder Glück.
Und ich könnte dich entehren?
Deinen Glanz will ich vermehren."
Und mit seinen hohen Wogen
hat er schon ihn fortgezogen.
Und sie strömen nun in Ruh
Einem Meer und Himmel zu.

Der Reformator.

Das Thal schreit auf zum Föhn:
„Was wirft dein wild Gestöhn
Lavinen ab den Höh'n,
die Bäche zu empören,
Die Matten zu zerstören!
Kannst du denn nicht gelind
Den Winterschnee zerthauen?"
„Nein, ruft der Frühlingswind,
tief liegen noch die grauen
Schneewolken in dem Land;
groß ist der Widerstand,
mit dem die Norde kämpfen.
Wollt' ich sie gütlich dämpfen,
Und sollte nur gemach,
tropfweise nach und nach
der Schnee geschmolzen werden,
würd's Maien nicht auf Erden.
Des Kampfgetümmels Spuren
deck' ich mit grünen Fluren.

Nr. 55.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 12. Juli 1825.

Unterhaltungs-Literatur.

Die arithmetischen Wunder. Sammlung merkwürdiger Zahlenergebnisse und unterhaltender Aufgaben von L. Bleibtreu. Frankfurt a. M. bey Franz Varrentrapp. 1824. 286 S. 8.

Unter einem arithmetischen Wunder kann nicht füglich etwas anderes verstanden werden, als eine mit Hülfe der Arithmetik entdeckte Wahrheit, welche den gemeinen Menschenverstand in Erstaunen sezt. Zwey Bauermädchen trugen jede ein Schock Eyer zu Markte. Liese hatte Ordre, das Paar zu 6 Pfenningen zu verkaufen, Hanne hingegen durfte 3 Stück für diesen Preis geben. Sie begriffen, daß Hanne ihre Waare eher los werden würde, als Liese, und da sie gern wieder zusammen nach Hause gehen wollten; so kamen sie auf den Einfall, ihre Eyer zusammenzuthun, fünf Stück um einen Groschen zu verkaufen, und das gelöste Geld dergestalt zu theilen, daß Liese 15 Groschen, Hanne aber 10 Gr. bekäme, also jede eben so viel, als sie gelöset haben würde, wenn sie ihre Eyer für sich verkauft hätte. Sie führten den Plan aus; als aber die zusammengeschossene Waare, gegen gleich baare Bezahlung, verkauft war, hatten sie nur 24 Groschen, und es stand ihnen, wie man zu sagen pflegt, der Verstand still. Hier manifestirte sich ein arithmetisches Wunder, welches ganz natürlich war. Denn in 2 Schock (= 120) Eyern gibt es zwar 30 Simultan-Amben und 20 dergleichen Ternen, also 30 + 20 = 50 gleichzeitige Kombinationen, deren jede im vorschriftmäßigen Verkauf 6 Pf. eingetragen haben würde. Da aber der Simultan-Quinternen nicht 25, sondern nur 24 in 120 enthalten sind, i. e. da 120 × 5 = 24, so kamen sie durch die Abweichung von ihren Vorschriften nothwendig um einen Groschen zu kurz.

Von Wundern dieser Art wimmelt die Arithmetik und die Mathematik überhaupt, und unser Verf. beginnt seine Wundersammlung mit einem ähnlichen Mirakel, indem er beweist, daß man, in einem gewissen Sinne, bey'm Spiele um einen Einsatz = m, niemals so viel gewinnen kann, als man durch diesen Einsatz verliert, wenn das Wagniß fehl schlägt. Die Sach' ist sehr einfach. Wer 1000 fl. besizt und 500 fl. auf eine Karte sezt, riskirt die Hälfte seines Vermögens zu verlieren; er muß aber diese Summe zweymal riskiren und zweymal gewinnen, wenn er sein Vermögen verdoppeln will. Gewinn und Verlust stehen zu seinem Besitzstande nicht in gleichem geometrischen, sondern blos in gleichem arithmetischen Verhältnisse. Wenn das Vermögen = x, und der Einsatz = m, so ist der Besitzstand nach dem Gewinne = x + m und nach dem Verluste = x − m. Die Differenzen x − (x − m) und (x + m) − x sind gleich, aber nicht die Brüche $\frac{x - m}{x}$ und $\frac{x}{x + m}$, deren erster nothwendig größer seyn muß, als der zweyte, weil überall die Subtraktion einer bestimmten Zahl vom Zähler des Bruches den Werth mehr verkleinert (i. e. den Bruch mehr vergrößert) als die Addition derselben Zahl zum Nenner. Es sey z. B. x = 9, m = 3, so ist $\frac{x - m}{x} = \frac{6}{9} = \frac{2}{3}$, aber $\frac{x}{x + m} = \frac{9}{12} = \frac{3}{4}$. Dieses erste Wunder unseres Verf., welches er „die Folgen des Spiels" überschrieben hat, wird schwerlich Jemanden vom Spiel abhalten; aber es führt sonst auf einige ganz unterhaltende Betrachtungen.

Gesezt einmal, ein Spieler trät' an eine Bank und spräche zum Bankier: „Mein Herr! Hier sind 9 Louisd'or. Ich will sie entweder verlieren oder verdoppeln, aber ich verlange, daß nach jedem Gewinne mein Vorrath zu diesen 9 Louisd'or sich verhalte, wie diese 9 Louisd'or zu meinem Vorrathe sich verhalten haben würden, wenn ich den Einsatz verloren hätte." Nehmen wir an, der Bankier, nur an das arithmetische Verhältniß denkend, und nicht wissend, daß unter einem Verhältniß schlechtweg allemal das geometrische verstanden wird, erwiederte darauf: „Das versteht sich, Gewinn und Verlust egal, so wird stets bey mir gespielt." Was müßt' er zahlen, wenn der Spieler 6 Louisd'or gesezt und gewonnen hätte? Im Fall der Spieler

verlor, blieb sein Vorrath = 3, und die obige Bedingung involvirte das Verhältniß 3 : 9 = 9 : 27. Also müßte der Bankier 18 Louisd'or zahlen, damit der Pointeur 27 Louisd'or Vorrath bekäme.

„Wie?“ spricht der erstaunte Bankier, „18 gegen 6? Doch es sey darum, ich mag keinen Streit, nur muß Ihre Bedingung auch für mich gelten, wenn ich gewinne. Sie haben nun 27 Louisd'or Vorrath, und meine Bank besteht aus 1000 Louisd'or. Gewinn' ich die von Ihnen besezte Karte, so zahlen Sie mir nicht blos Ihren Einsatz, sondern so viel, daß mein neuer Vorrath sich zu diesen 1000 Louisd'or verhält, wie meine 1000 Louisd'or sich zu meinem Vorrathe verhalten haben würden, wenn ich Ihren Einsatz hätte bezahlen müssen.“

„Es gilt,“ antwortet der mathematische Pointeur, und sezt wiederum 6 Louisd'or. Er verliert, was bekommt die Bank? Antwort: Den Einsatz und noch $\frac{18}{497}$ Louisd'or dazu. Denn alsdann ist ihr ursprünglicher Vorrath auf $1006\frac{18}{497}$ gebracht; ihr Vorrath, wenn sie den Einsatz bezahlt hätte, wäre = 994 Louisd'or gewesen, und 994 : 1000 = 1000 : $1006\frac{18}{497}$, nach der Regel Detri. Und was hätte der Bankier zu zahlen gehabt, wenn die Karte für den Pointeur gewann? Antwort: $7\frac{5}{7}$ Louisd'or, weil 27 − 6 = 21, und 21 : 27 = 27 : $34\frac{5}{7}$, wohin der Vorrath (= 27) durch die Zulage von $7\frac{5}{7}$ gebracht wird.

Also ungeachtet der Reciprocität der obigen Bedingung steht die Bank immer noch im Nachtheile; sie muß, wenn die Karte für den Pointeur fällt, etwas mehr zahlen, als sie bekommt, wenn die Karte verliert. Und dennoch, wenn es einmal einem Gesetzgeber einfiele, die Spielbänke blos unter der obigen, wunderlichen Spielregel zu gestatten — dennoch würde der Staat höchstwahrscheinlich seine Spielpächter finden. Denn der Nachtheil für die Bank dauert nur so lange, als sie den Vorrath des Pointeurs übersteigt. Wird sie geringer, so kommt der Vortheil auf ihre Seite, und eine bis auf 9 Ld'or zusammengeschmolzene Bank, gegen welche noch einige Pointeurs 6 Louisd'or sezten, würde sich, im Falle des Gewinnes von 2 bis 3 Karten, schnell wieder erholen. Und wenn zumal ein Pointeur, der einen großen Vorrath von gewonnenem Gelde vor sich hätte, va banque sagte, so würd' er bey'm Verluste der besezten Karte seinen ganzen Haufen Geld wiederum in die Bank schütten müssen. Denn der Bankier würde so schließen: „Gewannst du die Karte, so wurde mein Vorrath von 9 Ld'or = 0. Da nun 0 : 9 = 9 : ∞ (i. e. zu Unendlich viel); so mußt du nunmehro, da du die Karte verloren hast, meine Bank auf Unendlichviel bringen, d. h. auf so hoch, als du kannst mit deinem Vorrathe.“

Um seine Leser für ernstere Betrachtungen zu gewinnen, läßt der Verf. seinem Spielwunder einige Anwendungen der Arithmetik auf Karten- und Würfel-Kunststückchen folgen, und geht dann über zu den Hauptwundern, die in der Hindenburg'schen Kombinationslehre und in der, großen Theils darauf basirten Wahrscheinlichkeitsrechnung von Laplace ihren Sitz haben.

Um die 24 Buchstaben des Alphabets in alle möglichen Ordnungen zu setzen, würde man unter der Voraussetzung, daß das Alphabet 6 Mal auf einen Quadratzoll geht, einen Flächenraum brauchen, der 144,432 Mal so groß wäre, als die Oberfläche unseres Planeten: denn die Anzahl dieser Ordnungen ist = 2 × 3 × 4 × 5 .... × 24, und steigt über 620,000 Trillionen, 400,000 Billionen, und 239,000 Millionen hinan. Und, um nur bis zur Billion zu zählen, braucht ein Mund, der in einer Minute Hundert zählt, 19,000 Jahre, Tag und Nacht.

Die Summe der verschiedenen Stellungen, welche auf dem Schachbrete den 32 Figuren gegeben werden können, ist = 2 × 3 × 4 × 5 ... × 64 × 32, und steigt über 1124 Quatuordezillionen (eine Zahlenreihe von 88 Ziffern) hinauf.

Das alles hat seine vollkommene Richtigkeit; aber sehr mit Unrecht hat Herr B. diesem Wunder die Ueberschrift gegeben: Die Permutationen des Schachspiels. Diese sind etwas ganz Anderes. Ein Spiel im Schachbrete ist, aus dem Gesichtspunkte der Kombinations-Lehre betrachtet, eine Reihe von Stellungen, der 32, 31, 30 ..... 2 Schachsteine auf 64 Feldern, von denen jede nach den Gesetzen des Spieles sich entwickeln muß. Die Summe aller, nach den Gesetzen des Schachspiels möglichen Stellungen der Figuren ist begreiflich viel geringer, als die der Permutationen von 32 Gegenständen auf 64 Plätzen, weil die sehr verwickelten Gesetze dieses Spieles eine unermeßliche Anzahl von Möglichkeiten ausschließen; z. B. alle diejenigen, wo ein schwarzer Laufer auf einem weißen Felde stünde, oder beyde Könige zugleich im Schach sich befänden u. s. f. Auch bestimmen die Spielregeln unter den möglichen Stellungen die Ordnung: jede, mit Ausnahme der ersten Aufstellung, muß eine Permutation der unmittelbar vorhergehenden seyn, die durch einen einzigen statthaften Zug bewirkt wird, welches denn wiederum die Summe aller möglichen Spiele sehr weit unter die Quatuordezillionen hinab verringern möchte. Aber eben diese Beschränkungen der Summe erschweren die Berechnung aller Permutationen, woran sich unseres Wissens noch niemand versucht hat. Es käme hier darauf an, aus der ungeheuren Summe aller möglichen Stellungen von 32, 31, 30, 29 ..... 2 Schachfiguren auf 64 Feldern alle nach den Spielregeln undenkbaren durch arithmetische Operationen herauszuwerfen, und die ganze mathematische Analysis, so weit sie bis jezt ausgebildet ist, scheint zu dieser Riesenrechnung unzulänglich zu seyn.

Ueberhaupt hat die Permutationslehre nichts arithmetisch Wunderbares, als die Größe der Zahlen, und ihres Wachsthums mit dem Zunehmen der Anzahl von Gegenständen und Plätzen. Wollte Herr B. aber **damit** seine Leser in Verwunderung setzen, warum wählte er nicht arithmetische Reihen, die **noch** schneller steigen? z. B. diese: a^2, $(a^2)^2$, $(a^4)^2$, $(a^8)^2$ u. s. f. Wenn $a = 2$, so geben schon diese vier Glieder die Zahlenreihe: 4, 16, 256, 65536. Sessa forderte bekanntlich für die Erfindung des Schachspiels diejenige Summe Waizenkörner, welche herauskommen würde, wenn man ihm für das erste Feld 1 Korn, für das zweyte 2, und für jedes folgende noch einmal so viel, als für das vorhergehende gäbe, also die Reihe: $1 + 2, + 2^2 + 2^3 + 2^4 + 2^5 + 2^6 + \ldots\ldots 2^{63}$. Man hat berechnet, daß dieser Waizen einen Raum von 171 Cubikmeilen einnehmen würde. Hätte der Erfinder gefordert, daß man ihm für das erste Feld 2 Körner und für jedes folgende die **Quadratzahl** der vorhergehenden Quantität liefere (also die Reihe: $2 + 2^2 + 2^4 + 2^8 + 2^{16} + 2^{32} \ldots\ldots$ bis zum 64sten Gliede, wo der Exponent der Potenz schon über 18 Trillionen steigt); so würde der Schach von Persien, der über die **Geringfügigkeit** der Forderung lachte, seinen Proviantmeister durch den Befehl der Herbeyschaffung in noch weit größere Verlegenheit gesezt haben: denn derselbe würde hohle **Sonnensphären** gebraucht haben, um dem Sessa seinen Waizen zuzumessen. Auch hätte das Beyspiel einer solchen Reihe gleich dazu dienen können, die Nichtmathematiker mit einem andern arithmetischen Wunder zu überraschen, nämlich mit dem unermeßlichen Unterschiede zwischen dem Werth' einer solchen Reihe, und dem Werth' einer anderen, deren erstes Glied nur um 1 geringer wäre. Denn solchenfalls wär' es $= 2 - 1 = 1$, und die Summe der ganzen Reihe betrüge nur 64 Waizenkörner, weil jede beliebige Potenz der Einheit, jede $1^n = 1$ ist.

(Der Beschluß folgt.)

Experimental-Physik.

(Beschluß.)

Ehe ich weiter gehe, muß ich vorher eine Frage an Dich thun. Hier im Buche kommen noch **mehrere** Kapitel, die vom **elektrischen Lichte**, und von der, durch **Berührung erregten Elektricität** (**Galvanismus**) handeln, und ich habe nur noch ein Paar Seiten meines Heftes frey. Was meinst Du? ich lasse diese Gegenstände vor der Hand auf sich beruhen, und benutze den wenigen Raum, um fortzufahren, wo ich stehen geblieben bin? Unter uns: ich bin da recht zu Hause, zumal wenn ich auf die Blitzableiter komme, deren ich selbst schon mehrere erbauet habe. Ich hoffe, Du sollst es zufrieden seyn. — Also, „stand der Satz einmal fest, daß der Blitz ein elektrischer Entladungsschlag sey, so ließ sich auch nicht zweifeln, daß die Elektricität einer Gewitterwolke, gleich der unserer Maschinen, durch die Wirkung von Metallspitzen beträchtlich geschwächt werden könne (ich habe, däucht mich, dieser wunderbaren *) Fähigkeit der Metallspitzen, die elektrische Materie still abzuleiten, schon oben gegen Dich erwähnt). Franklin, dessen Genie sich vorzüglich darin zeigte, daß er schnell die Anwendung wissenschaftlicher Thatsachen auf das bürgerliche Leben — und das ist die Hauptsache — begriff, verfolgte diesen Gedanken, und so wurde er, durch Erfindung der **Blitzableiter**, der Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes." Unser Biot sezt die Wirkung derselben mit Beziehung auf die Doppelartigkeit der elektrischen Materie sehr hübsch auseinander; begnüge Du Dich, liebste Emilie! damit, Dir die oben zugespizte, auf dem höchsten Theile eines Gebäudes stehende eiserne Auffanzestange vorzustellen, „deren oberes Ende in die Atmosphäre läuft, und deren unteres mit dem Erdboden in leitender Verbindung steht." Das reicht, nach dem Vorgetragenen vollkommen hin, um Dir die Schutzkraft dieser Einrichtung im Allgemeinen begreiflich zu machen. Für den Fall aber, daß Du Deinen, neulich geäußerten Gedanken, das grüne Gartenhaus ausbauen und mit einem Blitzableiter versehen zu lassen, noch ausführen wolltest, muß ich hier einmal etwas weiter gehen, als der Biot-Fechner, und Dich auf einiges technische Detail aufmerksam machen. Ein langes Nachdenken und prüfendes Gegeneinanderhalten der Umstände hat mich nämlich belehrt, daß man die Auffangestange entbehren kann. M. Fechner, der das gewiß so gut einsieht als ich, hätte es nur hübsch anführen sollen; und mit dieser Bemerkung will ich ihm dann auch so einen kritischen Seitenhieb versetzen, damit er die **brieflichen Recensenten** nicht für gar zu zahm hält. Genug, die Erfahrung hat gezeigt, daß Wetterschläge, welche auf bloße bleyerne Dachbedeckungen gefallen sind, ihren Weg, wenn es nur an fernerer Metallverbindung mit der Erde nicht gefehlt hat, dahin auch gefunden haben. Der Blitz sucht sich die hervorragenden Theile eines Gebäudes, den Forst, die Schornsteine, die Frontispice u. s. w.; findet er von da

---

*) Anmerk. „**Wunderbar**" ist mir das Verhalten der Spitzen (leitender, unisolirter Körper) gegen die Elektricität immer vorgekommen. Ich habe darüber Mancherley in petto; für heut eins. Wenn sie die elektrische Materie einsaugen, so zeigen sie im Dunkeln das elektrische Licht; aber mit welcher unendlich merkwürdigen Verschiedenheit! Ist die eingesogene Elektricität **positiv**, so erscheinen leuchtende **Sterne**; ist sie **negativ**, so zeigen sich dagegen **Strahlenbüschel**. Darüber ist viel zu reden.

Nürnberger.

ob eine metallische Leitung, so verfolgt er sie jedesmal. Ueberdieß schützen die Auffangestangen nur auf kleine Distanzen: ich bin in einer Stadt der Mark Brandenburg Augenzeuge davon gewesen, daß der Blitz eine Scheuer anzündete, die ganz dicht bey einem, mit einer solchen Auffangestange versehenen Gebäude stand. Also, liebe Freundin! sage Du Deinem Baumeister, daß er nur über den Dachforst und den Schornstein eine ununterbrochene Leitung von Eisenstangen legt, welche auf Gabeln ruhen, die in den Sparrgebinden befestigt werden; diese Leitung wird sodann längs der Walm-Kante hinab bis in die Regenrinne verlängert. Da ist der ganze Blitzableiter fertig:

Man muß sich nur nicht allzu ängstlich quälen,
Wo uns der Sachen lezte Gründe fehlen,
Stellt hülfreich sich oft die Erfahrung ein.

Meinen Blitzableiter habe ich so eingerichtet; und Du wirst mir's zutrauen — nicht ohne gute Gründe, wenn es nun auch gerade nicht die „lezten" sind, die, wie Du Dich aus Faust, den ich da oben parodirt habe, erinnerst, schon Mephistopheles bey noch wichtigeren Dingen schmerzlich vermißt hat. Man schickt sich halt! — Indem ich damit diesen Brief eben siegeln will, fällt mir's ein, dem M. Fechner, dem ich da oben einen kleinen kritischen Seitenhieb versezt habe, schließlich noch ein großes kritisches Kompliment zu machen, über die reichhaltigen Zusätze nämlich, die er diesem Kapitel von der atmosphärischen Elektricität anhängt. Da kommt unter andern eine mir selbst noch unbekannte, höchst interessante Bemerkung über das Elektrische des Thauprocesses vor, „welches sich darin zu zeigen scheint, daß Glas (Nichtleiter) und Metall (Leiter), zu gleicher Zeit der Bethauung ausgesezt, jenes stark bethauet, während dieses trocken bleibt." Dergleichen allerliebste Sachen finden sich in diesem Anhange mehr. Lies das doch selbst. Ich schließe schon. —

Dr. Nürnberger.

Dramatische Literatur.

Kassius und Phantasus oder der Paradiesvogel. Eine erz-romantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlungen; in drey großen und drey kleinen Aufzügen; von Ludwig Robert. Nebst einer empfehlenden Vorrede von dem berühmten Hund des Aubry. Berlin in der Vereinsbuchhandlung 1825. XII und 140 S. 8.

Dieser Titel mit seiner gepreßten Spaßhaftigkeit erregt kein günstiges Vorurtheil für das Buch *), und die, auf dem Titel affichirte Hunde-Vorrede sogar ein ungünstiges. Aber bis zu einem gewissen Punkte straft das Drama selbst beyde Lügen. Es ist ein Satyrspiel, welches den Geschmack geißelt, der jezt auf der deutschen Bühne herrscht. Die sogenannten kleinen Aufzüge sind Zwischenakte, worinnen der Theaterdirektor Kassius (von Kasse) mit dem Dichter Phantasus streitet, und denselben durch ein wiederholtes: Entweder, oder ich zahle nicht, nöthiget, aus seinem Stücke, welches im ersten Akte auf ein regelmäßiges bürgerliches Lustspiel angelegt zu seyn scheint, während der Aufführung selbst ein Ungethüm von theatralischer Hyperromantik, ein Effekt- und Kassenstück nach der neuesten Mode zu machen. Das Thema, welches im Prolog zu Goethe's Faust abgehandelt wird, erhält hier gleichsam eine praktische Illustration. Die Geißelhiebe könnten zwar schärfer und dichter fallen, sie könnten noch verwundbarere Flecke des Bühnen-Unwesens treffen; aber nichts destoweniger ist das Ganze von einer satyrisch-komischen Kraft, die es merklich über die gewöhnlichen Parodien einzelner Bühnenwerke erhebt. Man könnt' es, nach Analogie des Sommernachts-Traumes, einen Theaterabend-Traum nennen; denn in der That thut es auf den Leser von Kunstsinn und Geschmack eine ähnliche Wirkung: er sieht die herrschenden Elemente der Breterwelt so verwirrlich und fratzenhaft, und doch ihrem Kern und Grunde nach so wahr an sich vorüberziehen, daß es ihm vorkommt, als hätt' ein Traum alle die Eindrücke, welche die Abgeschmacktheiten der heutigen Bühne auf ihn gemacht, und die Betrachtungen, wozu sie ihm Veranlassung gegeben, zu einer theatralischen Vorstellung zusammengefügt.

Da der Verf. dem Drama Bemerkungen angehängt hat, welche das Costume der handelnden Personen, ihr Spiel und die Opsis der Bühne betreffen; so scheint es, daß er auf wirkliche Aufführung gerechnet habe. Wir möchten zweifeln, daß es so bald an irgend einem Orte dazu kommen werde: denn die Direktionen machen nicht gern den Geschmack, den sie selbst haben bilden helfen und der sie nähren soll, so im Ganzen lächerlich, wie es hier geschieht.

*) Der Berliner Correspondent des Morgenblattes No. 285 spricht von einem Lustspiele des Herrn L. R., welches Phantasus und Oessinos heißen soll. Das ist doch wohl das Nämliche?

Müllner.

Druckfehler im Lit. Bl. 46. S. 184 Z. 9. v. u.

Herr Rüder, der Herausgeber der „Erörterungen für meine Zeit," ist kein Poetiker, sondern ein Politiker.

M.

Nr. 56.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 15. Juli 1825.

Unterhaltungs-Literatur.

Die arithmetischen Wunder. Sammlung merkwürdiger Zahlenergebnisse und unterhaltender Aufgaben von L. Bleibtreu. Frankfurt a. M. bey Franz Varrentrapp. 1824. 286 S. 8.

(Beschluß.)

Von den Permutationen geht unser Verf. zu den Kombinationen, d. h. zu der Frage über: wie viel eine gegebene Anzahl von Gegenständen Verbindungen zu 2, 3, 4, 5 u. s. f. (Amben, Ternen, Quaternen, Quinternen) zulasse. Er trägt diese Theorie eben so populär vor, als Semmler in seinem Versuch über die kombinatorische Methode, begeht aber auch den Fehler, daß er nicht gleich Anfangs, bey der Entwickelung des Begriffes, die Simultan-Kombinationen von den successiven unterscheidet. Ref. hat auf diesen Unterschied schon im Eingange dieser Recension, in der Anecdote von den Eyern, hingedeutet. Aus 8 Gegenständen können nur 4 Amben gleichzeitig gebildet werden, gleichwie bey'm Antreten zum Tanz 8 Personen nur 4 Paare geben. Aber successiv (wo jeder Gegenstand nach und nach mit allen übrigen gepaart werden kann), geben 8 Gegenstände schon 28 Amben und eben so viel Sexternen, 56 Ternen und eben so viel Quinternen, und 70 Quaternen. Auch sollten in der Theorie die stetigen Kombinationen nicht übergangen worden seyn, als da sind unter 8 Buchstaben die Amben ab, bc, cd, de, ef, fg, gh, wo jeder Buchstabe zwey benachbarten Paaren angehört, mit Ausnahme des ersten und lezten. Ihre Anzahl ist allezeit um 1 geringer, als die Anzahl der gegebenen Gegenstände, und wird derselben gleich, wenn man sich die Reihe zirkelförmig geschlossen denkt, nämlich mit dem Gliede ha. Sie kommen u. a. in Betrachtung bey der Kombination der 64 Schachfelder zum Rösselsprunge, und dienen zur Erklärung seiner Wunder, worunter auch arithmetische sind.

Die Wahrscheinlichkeits-Rechnung behandelt der Verf. sehr klar und praktisch, namentlich in Bezug auf das Lotto und auf die Klassenlotterie. Er zeigt die Thorheit, im Lotto auf höhere Kombinationen zu spielen, höchst anschaulich. Es liegen in 90 Nummern über 43 Millionen Quinternen, von denen nur Eine gezogen werden kann. Wie wenig Wahrscheinlichkeit also, diese einzige zu treffen unter so vielen! Wenn die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses, mathematisch betrachtet, nichts anderes ist, als ein Bruch der Gewißheit, dessen Zähler zum Nenner sich verhält, wie die Anzahl der günstigen Fälle zu der Anzahl der möglichen Fälle; so ist die Wahrscheinlichkeit, eine Quinterne zu treffen, kleiner als Ein 43 Millionentheil.

Herr B. sucht auch S. 67, aber nicht ganz mit demselben Glück, „die zusammengesezte Wahrscheinlichkeit durch Multiplikation" zu erklären, das heißt diejenige Wahrscheinlichkeit, deren Werth man als das Produkt zweyer oder mehrerer Brüche betrachtet, weil der günstige Fall nur möglich ist, wenn zwey oder mehrere Ereignisse, deren jedes einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit hat, zusammentreffen. Es werden z. B. die 32 Blätter einer Piketkarte, nach den Farben sortirt, in 4 Haufen gelegt, und es wird gefragt, wie groß der Gewißheitsbruch sey, daß derjenige, welcher die Lage der Karten nicht kennt, ein Bild von Eicheln greifen werde. Dieses Ereigniß hangt zuvörderst davon ab, daß er in den Haufen der Eicheln greife, und davon ist die Wahrscheinlichkeit $= \frac{1}{4}$. Von dem Ereigniß aber, daß er aus diesem Haufen ein Bild ziehe, ist — wenn man das Daus mit zu den Bildern rechnet — die Wahrscheinlichkeit $= \frac{4}{8} = \frac{1}{2}$, weil unter den 8 Blättern des Haufens 4 Bilder sind. Folglich — schließt man nun — ist die Wahrscheinlichkeit, aus den 4 Haufen ein Bild von Eicheln zu greifen $= \frac{1}{4} \times \frac{1}{2} = \frac{1}{8}$. Ref. muß bekennen, daß ihm die Bündigkeit dieses Schlusses nicht recht hat einleuchten wollen. Man lege die gemischte Karte auf den Tisch, und lasse abheben. Die Wahrscheinlichkeit, daß ein Bild von Eicheln abgehoben werde, ist $= \frac{4}{32} = \frac{1}{8}$, und daß sie diesen Werth behält, wenn die Karte nach den Farben sortirt und in Haufen gelegt wird, folgt nicht sowohl aus dem Resultate obiger Multiplikation, als vielmehr aus dem Umstande, daß das Mischen oder

Sortiren auf den Grad der Wahrscheinlichkeit des Treffens gar keinen Einfluß haben kann. Es ist immer der blinde Zufall, welcher die Hand lenkt in einer Urne, worinnen 4 Treffer unter 32 Loosen stecken. Daß hier die Resultate beyder Ansichten zusammentreffen, beweist nichts für die Richtigkeit der erstgedachten. Setzen wir, es würden 48 Kartenblätter in 4 Haufen von ungleicher Anzahl der Blätter gelegt. Ein Haufen nur enthält 8 Blätter von Eicheln, worunter 4 Bilder; die übrigen Haufen enthalten entweder gar kein Eicheln oder doch kein Bild davon. Hier hangt auch das Ereigniß, daß ein Bild von Eicheln gegriffen werde, davon ab, daß man nach dem gedachten Haufen greife, und seine Wahrscheinlichkeit ist = $\frac{1}{4}$. Die Wahrscheinlichkeit, daraus ein Bild zu greifen, ist = $\frac{1}{2}$, also wäre die gesuchte Wahrscheinlichkeit, der vermehrten Blätterzahl ungeachtet, immer wieder = $\frac{1}{8}$. Sie ist aber überhaupt, bey jeder blinden Wahl unter 48 Loosen, worunter nur 4 Treffer sich befinden, = $\frac{4}{48}$ = $\frac{1}{12}$, die Loose mögen liegen und geordnet seyn, wo und wie sie wollen. Wie könnte sie denn = $\frac{1}{8}$ und also größer werden, wenn die 48 Loose so geordnet sind, daß sie 4 Haufen bilden und alle Treffer in Einem Haufen stecken? Wenn einem Lotteriespieler alle 100,000 Loose in 10 Paketen vorgelegt werden, damit er Eines daraus zum Behuf der Besetzung ziehe; so ist gewiß, daß das sogenannte große Loos in Einem dieser Pakete steckt, und die Wahrscheinlichkeit, daß er dieses Paket ergreife, ist = $\frac{1}{10}$, da der Pakete nur 10 sind. Nun seyen die Pakete ungleich, und man nehme an, diejenige Nummer, welche von dem Rathschlusse der dunkeln Macht bestimmt ist, das große Loos zu gewinnen, stecke in einem Pakete von nicht mehr als 5 Loosen. Dann wäre die Wahrscheinlichkeit, aus diesem Päcklein die glückliche Nummer zu ziehen = $\frac{1}{5}$, und folglich auch, nach obiger Multiplikations-Maxime, die Wahrscheinlichkeit für den Lotteriespieler, das große Loos zu treffen = $\frac{1}{10} \times \frac{1}{5} = \frac{1}{50}$, da der Umstand, daß niemand weiß, in welchem Pakete dasselbe steckt, auf die Rechnung keinen Einfluß haben kann. Gleichwohl wird nicht leicht jemand behaupten wollen, daß die fragliche Wahrscheinlichkeit in diesem Falle aufhören könne, = $\frac{1}{100000}$ zu seyn. Im Gegentheil wäre die Frage, ob ihr Werth nicht bis zu $\frac{1}{\infty} = 0$ herabsinke für jeden Lotteriespieler, welcher z. B. gar nichts von der Existenz derjenigen Collektion weiß, in welche das große Loos wirklich fällt, oder vielleicht schon gefallen ist, indem er noch nach der Ziehung sezt, bevor er deren Resultat kennt. Die sämmtlichen Collektionen sind zu betrachten, wie so viel Pakete oder Kartenhaufen, und der Spieler befindet sich unter obiger Voraussetzung genau in dem Falle, in dem sich derjenige befinden würde, der ein bestimmtes Blatt von Eicheln ziehen soll, während der Eichelnhaufen gar nicht auf dem Tische liegt. Es ist unmöglich, daß er treffe, obschon er erst später erfährt, daß es unmöglich war. Eine Betrachtung, welche eben nicht geeignet ist, zum Spiel in den Klassenlotterien einzuladen.

Noch deutlicher tritt das Problematische der Multiplikations-Maxime in der Wahrscheinlichkeits-Rechnung hervor bey einem anderen Beyspiele unseres Vs. Die Wahrscheinlichkeit, mit einem gewöhnlichen Würfel von 6 Seiten auf Einen Wurf eine bestimmte Zahl (z. B. 5) zu werfen, ist = $\frac{1}{6}$. Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, auf zwey Würfe hintereinander jedesmal 5 zu werfen? Nach unserem Verf. ist sie = $\frac{1}{6} \times \frac{1}{6} = \frac{1}{36}$, weil das Gelingen des zweyten Wurfs, dessen Wahrscheinlichkeit an und für sich auch = $\frac{1}{6}$ ist, vom Gelingen des ersten abhangt und mithin als $\frac{1}{6}$ von $\frac{1}{6}$, d. h. als $\frac{1}{36}$ zu betrachten seyn soll.

Aber man tret' einmal in einen anderen Gesichtspunkt. Man frage, wie viel Fälle sind hier überhaupt möglich. Da zweymal mit dem Würfel geworfen werden soll; so können zwey verschiedene Zahlen, i. e. es kann eine Ambe fallen. Deren gibt es unter sechs Dingen, und also auch unter 6 Zahlen, 15, nämlich:

ab, ac, ad, ae, af,
bc, bd, be, bf,
cd, ce, cf,
de, df,
ef.

Das thut also zuvörderst 15 mögliche Fälle. Ferner könnten auf beyde Würfe gleiche Zahlen fallen, und zwar entweder 1, oder 2, oder 3, oder 4, oder 5, oder 6. Das thut wiederum 6 mögliche Fälle, und da bey 2 Würfen weiter kein Fall denkbar ist; da nothwendig eine der 15 Amben oder ein successiver Pasch geworfen werden muß, so ist die Anzahl der möglichen Fälle überhaupt = 21. Folglich ist die Wahrscheinlichkeit des einzigen günstigen Ereignisses = $\frac{1}{21}$, nach dem obersten Grundsatze der Wahrscheinlichkeits-Rechnung.

Entweder also unser Verf. hat die Multiplikations-Theorie nicht richtig dargestellt, oder sie ist nicht richtig, oder endlich es ist ein arithmetisches Wunder, daß die Wahrscheinlichkeit, zweymal hintereinander mit Einem Würfel 5 zu werfen, zugleich = $\frac{1}{21}$ und = $\frac{1}{36}$ gefunden wird. Und lezteren Falles hat Hr. V. darin gefehlt, daß er auf dieses wahrhafte arithmetische Wunder nicht aufmerksam gemacht hat.

Besser steht es um seine, „durch Addition zusammengesezte Wahrscheinlichkeit“ aus, und überzeugend entwickelt er den Satz, daß die Wahrscheinlichkeit, es werde der Fall n oder der Fall m sich ereignen, der Summe der Brüche gleich ist, welche die Wahrschein-

lichkeit jedes einzelnen Falles m und n ausdrücken. Die Wahrscheinlichkeit, mit einem Würfel 5 oder 3 zu werfen, ist $= \frac{1}{6} + \frac{1}{6} = \frac{2}{6} = \frac{1}{3}$. Wie groß aber ist die Wahrscheinlichkeit, in zwey Würfen hintereinander entweder jedesmal 5 oder jedesmal 3 zu werfen? Nach obiger Doppel-Ansicht der Dinge wäre sie zugleich $= \frac{1}{36}$ und $= \frac{2}{36} = \frac{1}{18}$. Laplace mag ausmitteln, welcher Bruch der rechte ist.

Aber noch besser wär' es, wenn er seine (von unserem V. S. 215 ff. ebenfalls vorgetragene) Anwendung der Wahrscheinlichkeits-Theorie auf die Beurtheilung der Glaubwürdigkeit von Zeugenaussagen einer scharfen Revision unterwerfen wollte. Im Lit. Bl. No. 69. S. 274. Sp. 2. Anmerk. befindet sich ein erheblicher Einwand dagegen, welcher insonderheit die Statthaftigkeit des Multiplicirens der beyden Brüche betrifft, deren einer die Wahrscheinlichkeit des bezeugten Ereignisses, und der andere die Glaubwürdigkeit des Zeugen ausdrückt. Eine Lotterie ist gezogen worden und ein Zeuge sagt aus, das große Loos sey auf No. 79 gefallen. Man hat beobachtet, daß der Zeuge quaestionis unter 10 Aussagen immer 9mal die Wahrheit ausgesagt. Man schlägt also seine Glaubwürdigkeit zu $\frac{9}{10}$ an. Die Wahrscheinlichkeit des Ereignisses an sich wäre $= \frac{1}{100.000}$, wenn es in der Lotterie 100,000 Loose gab. Also — schließt man nach Laplace — ist in Bezug auf dieses Ereigniß die Glaubwürdigkeit seiner Aussage $= \frac{1}{100.000} \times \frac{9}{10} = \frac{9}{1.000.000}$. Ref. begreift durchaus nicht, worauf diese Rechnungsregel logisch beruhen soll, und es ist klar, daß sie ad absurdum führt. Gesezt, der Zeuge hätte bereits 1000 Aussagen gemacht, und alle wären richtig befunden worden. Dann müßte doch wohl seine Glaubwürdigkeit zu $\frac{1000}{1000} = 1$ angeschlagen werden. Nun müßte man aber nach obiger Regel die Wahrscheinlichkeit des Ereignisses an sich mit derselben multipliciren, sonach bliebe sie $= \frac{1}{100.000}$, und die Aussage dieses vollkommen glaubwürdigen Zeugen hätte mithin die Wahrscheinlichkeit des Ereignisses um gar nichts vergrößert. Es scheint, daß man hier zwey ganz heterogene Größen, daß man so zu sagen Aepfel mit Nüssen multiplicirt. Die Wahrscheinlichkeit, daß No. 79 das große Loos gewinnen werde, war vor der Ziehung $= \frac{1}{100.000}$; nach der Ziehung ist sie entweder $= 0$ oder $= 1$ (= der Gewißheit); die fragliche Nummer hat entweder das große Loos gewonnen, oder nicht, und welcher von beyden Fällen anzunehmen sey, hangt nun lediglich von dem Grade der Glaubwürdigkeit ab, welche man dem Zeugen beylegt: denn es ist an sich genau so glaublich, daß No. 79, als daß jede andere Nummer es gewonnen habe. Die Wahrscheinlichkeit des Ereignisses vor der Entscheidung kann nach der Entscheidung nicht mehr mit ihrem früheren Werthe in Betrachtung kommen.

Ref. muß eine Menge anderer, solideren Wunder, womit Hr. B. seine Leser sowohl unterhält als belehrt, mit Stillschweigen übergehen, weil der Raum mangelt. Er gedenkt nur noch der Chiffrir- und Dechiffrir-Kunst, wovon derselbe eine wohlgelungene Skizze gibt, jedoch eigentlich nur in Bezug auf die sogenannte Gitterschrift.

Statt der problematischen Wunder der Wahrscheinlichkeits-Rechnung hätte der Verf. vielleicht besser gethan, die Theorie der magischen Quadrate in seine Sammlung aufzunehmen, welche durchaus arithmetisch ist, und durch ihre Resultate nicht wenig in Erstaunen sezt. Man versteht bekanntlich unter einem magischen Quadrat ein solches, welches nach Art des Schachbretes in Felder abgetheilt ist, und worauf die Felder dergestalt numerirt sind, daß alle Vertikal- und alle Horizontalreihen, ja auch wohl die beyden Diagonalreihen, gleiche Summen geben. Jemehr man glauben sollte, daß durch dieses strenge Gesetz jeder Zahl ihr unabänderlicher Platz angewiesen wäre, um so mehr wird man in Verwunderung gesezt durch die Permutationen, welche troz dieser Strenge noch vorgenommen werden können, und zwar mit voller mathematischen Sicherheit. Auch der damit verwandte, arithmetisch bedingte und durch Numeration der Felder dargestellte Rösselsprung auf dem Schachbrete, so wie die Theorie der Polygonal- und Pyramidal-Zahlen bietet Erscheinungen dar, die weit interessanter sind, als die arithmetischen Kartenkunststückchen, welche größtentheils nur darauf hinauslaufen, daß man auf eine versteckte Weise sich die Data angeben läßt, die man braucht, um dasjenige zu berechnen, was man zu errathen scheinen will.

Länder- und Völkerkunde.

Mémoires relatifs à l'Asie, contenant des récherches historiques, géographiques et philologiques, sur les peuples de l'Orient; par M. Klaproth. Paris 1824. 480 p. 8.

Wenn man die schriftstellerische Thätigkeit unseres gelehrten Landsmannes, Herrn Klaproths, vom J. 1800 wo er zuerst mit einigen Aufsätzen in Zach's geographischem Journal auftrat, bis auf den heutigen Tag übersieht, so ist es kaum begreiflich, wie er mit seiner Art zu arbeiten die Gründlichkeit verbinden kann, welche ihm wenigstens in einem gewissen Grade Niemand absprechen wird. *) In der vor uns liegenden Sammlung von

*) Ein vollständiges Verzeichniß der Klaproth'schen Werke, sowohl wie sie einzeln, als in zerstreuten Blättern er-

Aufsätzen über Geschichte, Geographie, Sprachen und finanzielle Gegenstände im Orient finden sich mehrere von großer Bedeutsamkeit für die gelehrte Welt, so wie andere, welche jeder Gebildete mit Interesse lesen wird. Zu den erstern zählen wir die Analyse der Lehrberg'schen Untersuchungen über die alte Geschichte Rußlands und des nördlichen Asiens, in welcher sich anziehende Mittheilungen und Berichtigungen finden. Ferner: Untersuchungen über den Ursprung des Papiergeldes, wo wir einige Stellen aus dem Originale mitzutheilen dem Interesse des Gegenstandes angemessen halten. „Die älteste Finanzspekulation, welche das chinesische Ministerium ersann, um den Ausgaben zu steuern, die stärker geworden waren, als die Einkünfte des Staates, fällt in das Jahr 119 vor der christlichen Zeitrechnung und in die Regierungs-Periode des Kaisers U-ti aus der großen Dynastie Han. Zu dieser Zeit führte man die Phipi (Ledergeld) ein. Es waren dieß Stücke von der Haut einer Art weißer Hirsche, welche man in dem innern Park des Pallastes aufzog. Sie hatten einen chinesischen Fuß im Viereck und waren mit äußerst feinen Malereyen und Stickereyen geziert. Jeder Prinz oder Große des Reichs und selbst die Glieder der Kaiserlichen Familie, welche dem Kaiser ihren Hof machen wollten, oder welche zu Gastmählern oder Festlichkeiten in dem Pallaste eingeladen waren, waren gehalten, mit einem dieser Stücke Haut das Täfelchen zu bedecken, welches sie in Gegenwart des Sohnes des Himmels vor ihr Gesicht hielten. Der Minister des kaiserlichen Hauses hatte den Werth dieser Phipis auf 40,000 Deniers, ungefähr 200 Franks, festgesezt. Man brachte sie in diesem Werthe in dem Pallaste und unter den Großen aus; aber unter dem Volke scheinen sie nie als Münze gegolten zu haben." (S. 377.)

Unter den philosophischen Aufsätzen verdient Beachtung der über die Verwandtschaft des Koptischen mit den Sprachen des Nordens von Asien und des Nordostens von Europa. (Abdruck eines Briefes an Champollion d. j.); so wie eine Vergleichung von Sanscrit-Wörtern mit denen andrer indisch-germanischer Idiome und mit den Sprachen des nördlichen Asiens. Fleiß und Gelehrsamkeit sind hier nicht zu verkennen; allein es scheint uns, als ginge der geschäzte Verfasser zuweilen in seinen Vergleichungen weiter, als billiger Weise anzunehmen ist.

Unter den allgemein ansprechenden Abhandlungen nennen wir vorzugsweise die Erzählung des Priesters Johann Uoskherdjan von den Begebenheiten Armeniens und Georgiens gegen das Ende des achtzehnten und den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, welche sich durch ihren schlichten Vortrag eben so sehr empfiehlt, wie durch die Neuheit des behandelten Gegenstandes. Das Original ist Armenisch und von dem Uebersetzer unter den Augen des Verfassers gefertigt. Die Abhandlung über die russische und chinesische Grenze gehört zu den dankenswerthesten Gaben, welchen wir in diesem Werke begegneten. Die Beschreibung von Rußland, aus dem Chinesischen übersezt, dürfte die Erwartung dem Leser eher erregen, als befriedigen, sintemal von einem Chinesen zu erwarten stand, daß er die Dinge, welche er zu schildern übernahm, einigermaßen chinesisch ansehen und darstellen würde, was wir jedoch nicht gefunden. Die aus dem Mandschu übersezte Reise auf den weißen Berg trägt bey weitem mehr das nationale Gepräge. Der Verf. läßt eine Fortsetzung dieser Memoiren hoffen, deren Erscheinung wir mit Theilnahme entgegensehen.

X.

schienen, ist chronologisch geordnet zu finden in dem Bulletin universel. 7ième Section. Juin 1824. p. 25—32.

Sprachkunde.

Der alte Streit über die Aussprache des Altgriechischen, den die Neugriechen unwillkürlich in Deutschland erneuert haben, findet neue Nahrung in der Schrift des D. Liskovius:

Ueber die Aussprache des Griechischen und über die Bedeutung der griechischen Accente. Leipzig b. J. A. Barth. 1825. 250 S. gr. 8.

Der Verf. glaubt, in der Vergleichung der Schreibungs-Weisen verschiedener Gegenden und Zeitalter das rechte Mittel gefunden zu haben, der ursprünglichen Aussprache auf die Spur zu kommen, und wir müssen bekennen, daß er es sinnreich angewandt hat. Wir können inzwischen hier nur so viel davon bemerklich machen, daß es auf der Untersuchung der Verwandlungen beruht, welche die Vokale in den Dialekten erlitten haben können. Erscheint in irgend einem Dialekte ein Vokal von unzweifelhafter Aussprache, statt eines Vokales von zweifelhafter; so schließt der Verf. von jener auf diese nach der plausiblen Voraussetzung, daß die Verwandlung aus der Verwechselung möglichst ähnlicher Laute hervorgegangen, z. B. daß ein A-Laut vielmehr aus einem Ae-Laut als aus einem I-Laut entstanden sey. Sicherer scheint uns jedoch die Spur der Naturlaute zu seyn, auf welche neuerlich Böttiger wiederum aufmerksam gemacht hat. Bey den Poeten schreyen die Schweine, κοι, κοι! und die Hunde bellen αυ! αυ! Haben nun Hunde und Schweine ihre Aussprache nicht geändert; so können die Altgriechen unmöglich οι wie i und αυ wie af ausgesprochen haben.

Nr. 57.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 19. Juli 1825.

Alpenreisen.

Reisen in den Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden in den Jahren 1819, 1820 und 1822. Von Johann Hegetschweiler, M. D., M. g. G. M. Nebst einem botanischen Anhang und mehreren lithographirten Zeichnungen. Zürich bey Orell, Füßli und Comp. 1825. 193 S. gr. 8.

Der als Botaniker und Arzt rühmlich bekannte Verfasser hat sich durch vorliegendes Werk um die Beschreibung des Alpengebirgs ein großes Verdienst erworben, und sein Name reiht sich dadurch nochmals denen der achtungswürdigsten Naturforscher unter seinen Landsleuten an. Der Riese der östlichen Bergkette Helvetiens, das Tödigebirg, oder der Felsenzwilling Rusein und Tödi, unten felsig verwachsen und nur an der östlichen Seite zum Theil durch eine eiserfüllte Kluft getrennt, rings von Gletschern umlagert, war bis in die neuesten Zeiten mehr ein Gegenstand fernen Anstaunens als genauerer Bereisung gewesen, die Spitzen seiner Höhen hat noch nie der Fuß eines Sterblichen betreten, und die Namen selbst der meisten aus ihnen waren wenig bekannt. „Mich zog (sagt Hr. Hegetschweiler) seit langem eine dunkle Sehnsucht nach dieser Welt der Einsamkeit und der erhabensten Gesellschaft, des Todes und der Wiege des Lebens, des Schreckens und der herrlichsten Genüsse. Von Jugend auf durch den Anblick derselben angezogen, mußte die Sehnsucht stärker werden, je in verschiedenern Jahres- und Tageszeiten, je in mannigfaltigerer Bekleidung und Beleuchtung ich diese Naturwunder erblickte, und je unter verschiedenartigern Empfindungen das jugendliche Gemüth diese Himmelsnachbarn zu Zeugen der einsamen Gefühle gewählt hatte.“ — Eine höchst anziehende Schilderung der Empfindungen, welche die Gefahren der Alpreisen aufwiegen, endigt mit dem Ausrufe: „Erfreut ahnet der Geist die großen Zwecke der Natur und beschämt wirft das erste Gebild der Schöpfung die Nachtseite ihrer Ansicht hinweg. Dankbar weilt das trunkne Auge in dem dunkeln Blau des Himmels, im Geist befestigt sich die durchgebrochene Ahnung, daß nur der wohlgepflegte Funke, welcher einst den Menschen aus jenem Lichtmeer eingegeistet wurde, uns über die Wandelbarkeit aller Dinge, selbst über Tod und Grab zu erheben vermöge, und erheitert und begeistert ziehen wir jubelnd der Höhe und jeder allfälligen Gefahr entgegen.“ Neben den erhebenden Gefühlen waren es aber auch wissenschaftliche Zwecke, die diesen Bergreisen vorleuchteten. Es schien der Mühe wohl werth, einen Gebirgsstock von beyläufig 12,000 Fuß über der Meeresfläche zu erklimmen, welcher auf seiner Kuppe eine nicht sehr gesenkte Fläche von beynahe einer Stunde darbietet, und der unstreitig der bequemste Standpunkt, vielleicht der ganzen Schweiz, gewiß wenigstens der östlichen, zu Versuchen wäre, welche nur in einer Höhe von zehn bis zwölftausend Fuß über dem Meer angestellt werden können. Es müßten sich überdieß von einer solchen freystehenden Höhe die umliegenden Berge und Thäler weit richtiger bestimmen lassen, als sie es bis jezt auf den besten Karten und Reliefs nicht sind.

Nun ist zwar der Zweck des Unternehmens unerreicht geblieben, des Tödigebirgs höchste Gipfel sind von Hr. Hegetschweiler so wenig als von seinem bündnerischen Mitwerber, dem würdigen Kapitular in Trons, Hr. Placidus a Specha, ihrer beydseitigen wiederholten Anstrengungen ungeachtet, bis dahin erstiegen worden, und was Zeitungsberichte späterhin von einer im September 1824 durch bündnerische Gemsjäger zu Stand gebrachten Erklimmung der südlichen Spitze des Tödikegels, Piz Rusein genannt, meldeten, wird in einer Nachschrift der vorliegenden Reise als eine völlig unrichtige Erzählung nachgewiesen. Allein, nicht nur gewährt die treue Beschreibung der gemachten Versuche und der unüberwindlichen Hindernisse, die den Erfolg täuschten, vielfache Befriedigung, und es wird dieselbe, indem sie muthigen Nachfolgern die Hoffnung des Gelingens keineswegs abschneidet, denselben vielmehr wesentliche Winke und Wegleitungen darbieten, — sondern es sind auch, theils auf der erstiegenen Höhe von nahe an 10,000 Fuß immerhin

wichtige Wahrnehmungen gesammelt und Versuche angestellt worden, theils ist die Hin- und Herreise an Beobachtungen und Thatsachen reich und durch dieselben ein werthvoller Beytrag zur Kenntniß einer nur wenig besuchten Gebirgsgegend und ihrer Bewohner.

Von Stäfe am Zürichsee, der Heimath des Verfassers, ging die Wanderung in's Glarner'sche Linththal. Den oft bemerkten Contrast der Landschaften, die hier am Obersee aneinander stoßen, hat unser Reisende also gezeichnet: „Sobald man die Ufer des Zürchersees verläßt, wird die Gegend wilder und einsamer und alle Gegenstände, auf die der Mensch Einfluß hat, einförmiger, ich möchte sagen ruhiger, und so der Mensch auch selbst. Statt einer mühsam unterhaltenen Kultur nimmt er mehr, was ihm die Erde freywillig bietet. Es ist weniger dieses ewige Jagen und Rennen nach Gewinn, dieses Ordnen und Scheuern, dieses Treiben und Hervorziehen dessen, was gerade am meisten erträgt; jener Tag und Nacht fortgesezte Kampf mit der Natur um Abgewinnung der Produkte, jene scharfe Schätzung nach dem Ertrag, welche sich dann auch zuweilen auf Dinge, die einer ganz anderen unterliegen, erstreckt, — als eine gewisse Ruhe; weniger Scharfsinn, aber mehr Glaube, hingegen auch auffallend mehr Neigung zur Trägheit. Alle diese Menschen sind weniger erregbar, aber einmal aufgeregt ausdauernd.“ Umständlich wird von dem merkwürdigen, noch nicht genugsam untersuchten ausgedehnten Braunkohlenflötz bey Utznach gehandelt. Die oftmals zu Begründung der Meynung von zunehmenden klimatischen Verschlimmerungen gebrauchte Erscheinung vermodernder ansehnlicher Baumstämme auf Höhen, die der nunmehrige Baumwuchs nicht mehr erreicht, erhält hier eine sehr einfache Erklärung: Die Abholzungen der benachbarten tieferen Waldungen, von denen die Besaamung aufwärts erfolgte, tragen alle Schuld; denn auf Höhen von 4 bis 5000 Fuß reift der Fichtensaamen nicht mehr und aus bedeutender Tiefe mag er um seiner Schwere willen in jene Höhen nicht gelangen. Früher war dieß anders: „Ein zusammenhängender Wald bedeckte die Abhänge der Berge, so weit in gewöhnlichen Jahren eine Fruchterzeugung möglich war, und durch den Schutz, der dadurch den jungen Pflanzen gewährt wurde, so wie durch die Winde stieg derselbe noch höher. Ausgezeichnet warme Jahre brachten an den zu oberst stehenden Tannen des Waldes, was in gewöhnlichen nicht geschah, eine Fruchtbildung hervor, und von diesem Saamen gelangten einige wieder höher und erzeugten die Stämme, welche jezt zur Verwunderung der Reisenden dickleibig, aber ohne Nachkommen, vermodern.“ Ausführliche Erörterungen, welche die Fragen von Zunahme der Gletscher und Verwilderung des Alpengeländes umsichtig und mit unbefangener Würdigung aller Erscheinungen beleuchten, schließen mit dem Ausspruche: „Es ist wohl begreiflich, daß Alpen, die in steilen Gebirgsländern und in der Nähe von Gletschern und Gletscherbrüchen liegen, und bey deren Benutzung immer der alte Schlendrian beybehalten wurde, in ihrem Ertrag abnehmen mußten; aber man sieht auch ein, daß dieser Abnahme nicht gerade eine wirklich verminderte Ertragbarkeit des Alpbodens, noch viel weniger eine Verschlechterung des Klima überhaupt oder auch der Alpen selbst nur in bedeutendem Grad zu Grunde liege, sondern daß es Wirkungen von jenen allgemeinen Faktoren sind, die überhaupt auf unserer Erde gute und schlechte Jahre bestimmen, und nicht selten Wirkungen von solchen Ursachen, die, während sie für's Ganze wohlthätig, für einzelne Theile, namentlich z. B. für die Alpen, einigen Nachtheil erzeugen können, der aber durch Fleiß und Nachdenken wohl gehemmt werden mag. Mögen daher die Gletscher noch mehr wachsen, und sogar ihre entferntesten Firnstöße allenthalben überschreiten, die Alpbäche von neuem ihre Wuth an ihren Umgebungen auslassen, zahllose Lauinen tiefere Gegenden länger verwintern, die Verwitterung des Gesteins stillstandlos fortfahren, und lange Winter den Rasen von Alpen zerstören, die sonst nicht im Bereich des ewigen Schnees liegen, — die Natur, als würde sie, wie die Reproduktionskraft, durch jede Verwundung nur gereizt, ist in guten Jahren zum Ersatz um desto thätiger; und wenn der Mensch nur einigermaßen ihre Winke befolgt und nur einigermaßen ihr zu vergelten trachtet, was er ihr jährlich entzieht, so kann er bald allen Schaden jener Ereignisse aufheben, welche nun einmal von der Einrichtung der Natur unzertrennlich sind.“

Vom Gletscherwasser kommen hier eigenthümliche und zum Theil neue Bemerkungen vor. Sein Trinken erwies sich, auch bey noch so sehr erhitztem Körper, völlig unschädlich. Oft legten wir uns mit glühendem Gesicht auf die Rinnen im Firn (sagt der Verf.) und schlürften aus denselben das laufende Wasser nach Herzenslust, und es zeigte sich davon nicht nur keine Ermattung, wie in der Ebene von öfterem Wassertrinken bey der Hitze, sondern es verbreitete über den ganzen Körper eine gewisse Leichtigkeit. Hingegen konnte man mit demselben den Durst eigentlich nicht löschen. Es schien schon, ehe es den Magen erreichte, sich durch alle Oeffnungen zu verlieren, und kaum war es getrunken, meldete sich der Durst von Neuem. Wohl muß aber vor dem Quellwasser bey den Sennhütten, welches gewöhnlich das kälteste umher ist, und überhaupt vor raschem Trinken von allem solchen, eben so wie in der Ebene, bey Erhitzen gewarnt werden. Es kühlt sehr schnell, aber nicht ohne Gefahr: Die Reinheit des Gletscherwassers kann obige Eigenschaft größtentheils erklären. Destillirtes Wasser löscht den Durst ebenfalls weit weniger als gemeines, schadet aber in der Hitze

getrunken auch weit weniger. Der Unterschied der Wirkung des Quellwassers und des Gletscherwassers scheint vorzüglich in den, ersterem beygemischten, luftsauren Erdarten (namentlich luftsaurem Kalke), in der geringen Penetrabilität desselben, als Ganzem, wodurch es, schnell getrunken, die einsaugenden Gefäße in eine Art von Krampf und Lähmung versezt, gesucht werden zu müssen.

Auf der ganzen Reise sind genaue Barometer-Beobachtungen und Höhenberechnungen mittelst vergleichender zu Zürich angestellter Beobachtungen gesammelt worden. Die Einwirkung der Luft auf die Reisenden, bey der von ihnen nahe an zehntausend Fuß über das Meer erreichten Höhe, zeigte sich in beschleunigtem Puls, verschnellerter Respiration, Mangel an Appetit und dagegen fast unauslöschlichem Durst und Gelust nach sauren Sachen. Selbst die Führer verschmähten einen Rest von altem Kirschengeist, bedauerten hingegen nichts säuerlichtes mitgenommen zu haben. Versuche mit kombustibeln Körpern in dieser Luft angestellt, zeigten ein ungleich schnelleres Verbrennen in jener Höhe als in der Ebene; aus anderen Versuchen ergab sich ihr geringerer Gehalt von Kohlensäure.

Der botanische Anhang von Seite 129 an, enthält einige bedeutsame Monographien zur Schweizerflora und einen Versuch, durch Aufstellung des bestimmten Begriffes von Pflanzenart (species), ihren willkürlichen und endlosen Vervielfältigungen und einem der ächten Wissenschaft Gefahr drohenden Uebel ein Ziel zu setzen, von welchem mit Witz und Laune unter anderm gesagt wird: „Geht das Trennen und Splittern noch längere Zeit so fort, so darf man bald nicht mehr nach einem Botaniker fragen, weil der Inhalt dieses Faches das menschliche Gedächtniß und unsere Fassungskraft übersteigt, sondern man fragt blos nach einem Bryologen, Mykologen, Sphärologen, Lichenologen, Fungologen, nach einem Salicisten, Aconitisten, Syngenesisten, Solanisten, Caricisten u. s. w. Die specielle Botanik wird zum chinesischen Alphabet, dessen Erlernung ein ganzes Leben fordert, und die alten Knaben scheiden von der Welt, ehe sie im Buche der Natur botanisch lesen gelernt! Das wird mir auch in dieser Wissenschaft der rechte Doktor Faust seyn, der mir diese ungezählten und vielförmigen Luft-, Wasser- und Erdgeister unter den Zauberkreis seines Mantels bannt, den er dann wie Apollo den Pegasus, mit leichter Hand regiert und der ihn bald dem ersten Geschöpfe würdig kleidet, bald, wenn er in Erkennung und Bewunderung versunken ist, gen Himmel trägt, und aus dem er in Schmerz und Noth ungewohnte Säfte und Latwergen zaubert. Statt daß er schülermäßig denselben wie Irrgeistern das ganze Leben hindurch zu Berg und Thal nachjagt, und, wenn sie endlich eingefangen, selbige so lange zerzerrt, bis aller Geist von dannen weicht." Hr. Hegetschweiler weiset den Begriff der botanischen Species in einer solchen Reihe von Pflanzen nach, die durch Saamen auseinander hervorgegangen sind und weiter also hervorgeben. Der tuberöse Prozeß der Pflanzenvermehrung durch Wurzelung bringt nach örtlichen Verhältnissen zahllose Varietäten hervor, die sich konstant erhalten, so lange diese Vermehrungsweise fordauert, hingegen aber durch Saamenfortpflanzung wieder auf den Urtypus ihrer Formen zurückgeführt werden mögen. Vieljährige Kulturversuche, die der Verfasser mit zahlreichen Akonitenarten angestellt hat, werden zunächst für die Beleuchtung des vorstehenden Satzes gebraucht, und in dem neuerlichen kleinen Kriege, den die Monographisten der Akonitenfamilie gegeneinander geführt haben; stellt sich Hr. Hegetschweiler auf keine Seite der Kämpfer, sondern er führt, auf selbst beobachteten Thatverhalt gegründet, ein von den Ordnungen der Vorgänger abweichendes Schema auf.

Die künstlerische Ausstattung des kleinen Reisewerks entspricht seinem inneren Werth. Als Titelkupfer ist die Ansicht der Sennhütte auf Sandoberstaffel geliefert, die bey den verschiedenen Versuchen zu Ersteigung der Höhen des Tödi als Hauptquartier gedient hat. Dann folgt eine nach eignen Zeichnungen des Reisenden von Hegi sehr gefällig lithographirte Karte vom Tödigebirg und seinen Umgebungen, mit Bezeichnung der eingeschlagenen Wege bey dem dreyfachen Ersteigungsversuch: sie ist eine wahre Bereicherung des Vorraths der besseren Schweizergebirgskarten. Ein schönes und großes in Tuschmanier verfertigtes Blatt, nach einer Zeichnung des Malers Wuest von Zürich, einer der Reisebegleiter, gibt eine ergreifende Ansicht der Gletscher auf der obern Sandalp am Fuße des Tödi, 6000′ über Meer. Acht andere Steindrucktafeln gehören zum botanischen Anhang.

Unterhaltungs-Literatur.

Der Verirrte. Walter Scott's nächster und neuester Roman. London und Leipzig.

Ein Buch mit zwey Titeln, einem Vorder-Titel auf der ersten, und einem Hinter-Titel, auf der lezten Seite. Der erste lautet, wie obsteht, und mag vielleicht manche Mode-Dame verleitet haben, das Buch in die Hand zu nehmen. Der zweyte heißt: Satyren, herausgegeben unter dem Titel: Der Verirrte rc. Glogau in der neuen Günter'schen Buchhandlung. 1824. (XIV u. 215 S. 8.) Nur beyläufig und gleichsam wie von unge-

Uhr, tritt der Satyr mit seinem Bocksfuße die deutsche „Walter-Scotterey“ auf die Zehen. Die deutsche Pelegrinomanie (Fremdthümeley) überhaupt, die modische Kinderzucht, das volksthümliche Burschenthum, der Adelshochmuth, die Visiten- und Invitations-Etikette, die Sittenverderbniß auf dem Lande, die Sonettenwuth der Poeten, der Journalismus und Almanachismus der Literatur, der tragische Fatalismus, der Freyschütz-Geschmack, und noch manche andere Erscheinung der Zeit, erhalten weit kräftigere Hiebe, und der Satyr schwingt seine Geißel, wie ein kunstgeübter Fuhrmann seine Peitsche, in allerley Wendungen und Formen, immer treffend und mit ergötzlichem Knalle. Im Sonettenhiebe hat derselbe eine besondere Fertigkeit. Hier z. B. ein Acciszettel:

Heut', als am 6ten Januar, erschien
  Der Fleischer-Meister Kunz mit einem Schweine.
  Derselbe löste sich mit diesem Scheine
Erlaubniß, das vergeb'ne Thier zu brüh'n.
Doch möge Kunz dieß in Erwägung zieh'n:
  Nicht für ein zweytes, drittes, viertes meine
  Er diesen Schein zu brauchen, der alleine
Für einen Fall von uns ihm ward verlieh'n!
  Noch wird bemerkt, wer je sich unterfängt,
  Und plump bestechen will den ersten besten
Der Revisoren, der wird aufgehängt.
Wer aber kommt und spricht: Jahr aus, Jahr ein
  Muß Enten, Hühner, Gäns' umsonst ich mästen
Gewissen Weibern, — soll accisfrey seyn.

Und unmittelbar drauf ein Proklama, eine Ediktalcitation:

Des Menschen Loos ruh't in der Götter Händen.
  Sein Wunsch ist kühn, doch endlich seine Macht.
Rasch will er vorwärts, morgen schon vollenden,
  Was heut' noch stehet ohne Farb' und Pracht.
Doch sieh't er plötzlich nun das Glück sich wenden,
  Schlägt wild der Sturm ihm an die leichte Jacht,
Dann ist mit Glück' noch unter allen Ständen
  Der Kaufmann nur auf Rettung klug bedacht.
Dieß that auch hier die Handlung Prell und Schuß.
  Drum will dieselbe bonis nun cediren,
  Weßhalb den Gläubigern wir deklariren:
Am fünften Mai anni currentis muß,
  Wer an die Masse Ford'rung hat, sich zeigen
  Hier vor Gericht, früh acht Uhr, oder — schweigen.

Dramatische Bruchstücke, Theater- und Bücher-Anzeigen u. dergl. Formen mehr, benuzt er mit gleicher Gewandtheit zur Verspottung des Lasters oder der Thorheit, und man stößt auf ernst-satyrische Züge, die, wie die Falk'schen, das Gemüth erschüttern. Dabey hat er immer nur die Sache im Auge, er bezeichnet keine Person; und selbst da, wo die Sache an eine Person erinnern muß, weil schon das Publikum von der literarischen Polemik verleitet worden ist, Person und Sache miteinander zu verwechseln, da nimmt er (wie z. B. S. 134) die erstere wohlwollend gegen die Widersacher in Schutz. Nur im Vorberichte, wo er sich darüber aushält, daß Walter Scott unter seinen Freunden sich den großen Unbekannten nennen soll; und wo er fragt, ob deutsche Schriftsteller-Celebrität, ob z. B. ein Kant, Herder, Schiller, Goethe, Müllner, Jean Paul, Niemeyer, Reinhard, jemals einer solchen Unbescheidenheit sich schuldig gemacht? scheint er ungerecht gegen den berühmten Romanschreiber zu seyn, der auch als wahrer Dichter sich bewährt hat. Daß er selbst den großen Unbekannten sich nenne, im Privatleben und im Ernst, das ist ein unerwiesenes und unerweisliches literarisches Geschwätz: daß es aber die Narrheit der Lesewelt thut, die sein Talent für den historischen Roman besser, als seinen Dichtergenius zu schätzen versteht; oder auch wohl die englische Handels-Aufschneiderey, welche selbst auf ihre Barbiermesser ein Non plus ultra ätzt; das kann er eben so wenig hindern, als es Goethe hindern konnte, daß ihn einmal ein — Ref. weiß nicht mehr welcher — übergeschnappter Ruhmschreyer dem Sohne Gottes an die Seite stellte.

Das Schloß Montillo. Leipzig im Industrie-Comptoir. 1824. 300 und 322 S. gr. 8.

Um der Lesewelt Lust zu machen zum Lesen dieses Romans, dürfen wir nur einige Kapitel-Ueberschriften anführen, z. B.: Der Unbekannte — die Verschleyerte — die Feuersbrunst — die Ruinen — der Dolch — die Erscheinung im Hohlwege — der Nachtwandler — der Leibarzt des Kaisers von China — das System der Cabala — die Prophezeihung — der gespenstische Soldat — das wandernde Licht — die große Halle — das wandelnde Meteor ꝛc. ꝛc. ꝛc. Um aber die ängstlichen Leser zu beruhigen, welche da, wo sie die tragischen Hebel der Schrecknisse aus der Geisterwelt in Bewegung gesezt sehen, einen kläglichen Ausgang der Geschichte fürchten, setzen wir den ersten Satz des lezten Absatzes vom ganzen Werke her:

„Nach lang geprüfter Tugend und unendlichen Beschwerlichkeiten vereinigte denn das Glück die Helden der Geschichte mit den süßesten Banden wechselseitiger Anhänglichkeit, himmlischer Eintracht und zärtlicher Liebe.“

Daß dieß ein Ende ist, wie es das große Publikum liebt, ist eine ausgemachte Sache gewesen lange vorher, ehe der Freyschütz, der im Apel'schen Gespensterbuche einen trostlosen Ausgang hat, nach dem Muster:

Wenn sich das Laster erbricht, sezt sich
  die Tugend zu Tisch —

zugeschnitten worden ist.

Alle Schrecken, allen Schmerz
Trägt der Leser startes Herz,
Weiß es nur, daß sich am Ende
Alles noch zum Besten wende.

Nr. 58.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 22. Juli 1825.

Unterhaltungs-Literatur.

Salmagundi: or, the Whim-Whams and Opinions of Launcelot Langstaff, Esq. and Others. By the Author of Knickerbocker's History of New York, Sketch Book, and Bracebridge Hall. London, Davison. 1824. pp. 389. 8.

„Salmagundi“ ist das früheste Erzeugniß eines Schriftstellers, welchen England nun zu seinen ausgezeichnetsten Erzählern rechnet, und dessen Talent als Sitten- und Charaktermaler ein gültiger Richter in Geschmackssachen — Walter Scott — durch ein ausgezeichnetes Lob nur Gerechtigkeit widerfahren ließ. Washington Irving, ein geborner Amerikaner, wurde erst in den lezten Jahren in England bekannt; Knickerbocker's Geschichte von New-York zog noch nicht die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn, aber das „Skizzenbuch“ und „Bracebridge-Hall“ sicherten ihm schnell eine Stelle unter den ersten lebenden Schriftstellern des Insellandes. Obgleich nun „Salmagundi“ an Reife des Geistes, an Schärfe und Keckheit der Umrisse, und an tiefer Beobachtungsgabe hinter dem Skizzenbuche und Bracebridge-Hall zurückbleibt, so ist dieses Werk dem Literator dennoch merkwürdig, weil es die erste Frucht eines seltenen Talentes ist; der Belehrung oder blos Unterhaltung suchende Leser aber wird durch die Kraft des Witzes, durch die Frische und Lebendigkeit der Gefühle, durch die Wahrheit der Darstellung hingerissen, eine Vergleichung mit den reiferen Werken Irving's gern fallen lassen. Die vor uns liegende Ausgabe des Salmagundi (zu deutsch „Eingemachtes“) ist ein bloßer Abdruck des in New-York in zwanzig Nummern erschienenen Werkes, (v. 24sten Jan. 1807 — 25sten Jan. 1808), welches später in Amerika und England theils nachgedruckt, theils in Auszügen mitgetheilt wurde.

Der Inhalt des Werkes ist, wie der Titel „Eingemachtes“ (man kann, wenn man will, auch „Häringssalat“ übersetzen) sagt, gemischten Inhalts: Theater-Gesellschaft, Moden-Berichte, Briefe über die Sitten und Gebräuche in New-York, wechseln mit häuslichen Gemälden, humoristischen Reisebeschreibungen, Charakteristiken, Erzählungen und dergl. ab; selbst an Gedichten fehlt es nicht, denn ein Glied der Gesellschaft, Pindar Cockloft, hat eine hinlänglich reiche poetische Ader, um jeder Nummer etwas Poetisches anzufügen, das seinem Zwecke — die Leser zu unterhalten — hinreichend entspricht. Wie die spätern Werke unseres Verfassers aber ihn vorzüglich als meisterhaften Zeichner der Sitten und Charaktere bekannt und berühmt gemacht haben, so ist auch hier das, was sich diesem Zweige der Darstellung nähert, bey weitem das Gelungenste. — Unter den mancherley Gestalten, welche der Verfasser statt seiner redend einführt, ist Launcelot Langstaff, wie auch schon der Titel des Buches bezeugt, ausgezeichnet: wir wollen die Leser daher mit ihm und so mit der Weise des Verf. bekannt machen, indem wir einen Bericht von Anthony Evergreen über L. Langstaff zu übersetzen versuchen.

„Ich habe, erzählt Antony, den März nie so launisch und milzsüchtig gesehen, wie in diesem Jahre: ich selbst hätt' es ihm verziehen, wäre mein Freund Langstaff nicht so ganz gebeugt gewesen: seine Gefühle hiengen immer von der Wetterfahne ab; sein Geist steigt und fällt mit dem Quecksilber des Barometers und ein Ostwind ist ihm so schädlich, wie ein Sizilianischer Sirocco. Er war einigemal durch das schöne Wetter verführt worden, sich mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt zu kleiden und seinen Morgenspaziergang zu machen: allein eh' er seinen Weg geendigt hatte, überraschten ihn Wind, Hagel, Regen und Schnee, oder wie er es nannte: „eine höchst schlechte Gesellschaft von Dünsten.“ Das war zu viel für die Geduld meines Freundes: er erklärte, er wolle dem Wetter seine Grillen lassen und zog sich grollend, wie es seit undenklicher Zeit seine Gewohnheit ist, in seinen Lehnstuhl zurück, über seinen Spleen zu brüten und über die launische Natur zu spötteln. „Wäre die Natur, sagte er, nicht weiblichen, sondern männlichen Geschlechts, so könnte doch ein Kalendermacher mit einiger Gewißheit seine Berechnungen anstellen.“

„Wenn Langstaff sich mit seinem Spleen umgibt, und

dem Mißmuth auf seinem Lehnstuhl Audienz ertheilt, so möcht' ich keinem seiner Freunde rathen, in dem wohlgemeinten Vorsatz, ihn zu trösten oder zu unterhalten, sich auf Flintenschußweite seiner Veste zu nahen. Nur der alte Pompey darf dann zu ihm und ihn ungestraft etwas fragen: Die Sache ist die, daß der alte Pompey und sein Herr dann nicht um einen Strohhalm verschieden sind, denn jener ist so beissig, mürrisch und cynisch wie dieser. Seit drey Wochen sizt er nun so auf seinem Lehnstuhl und ich kann daher hinter seinem Rücken eine Skizze seines Charakters entwerfen, der reich ist an Grillen und Hagestolz-Launen, aber auch an bewährten Eigenschaften unsrer Natur.

„Von dem Alterthum der Langstaffe kann ich nur wenig mehr sagen, als daß es dem der meisten Familien gleich ist, welche das Privilegium haben, ihren Stammbaum selbst zu machen. Mein Freund Launcelot ist der Mann nicht, der irgend etwas zur Schau trägt: aber er sprach zuweilen doch mit großem Behagen von seinem Vorfahren, Sir Rowland, der ein rascher Wildfang in den Tagen Hardikunte's war, und einem riesenmäßigen Dänen bey einem Spiele mit kurzen, dicken Stöcken (staffs) in Gegenwart des ganzen Hofes den Kopf zerschmetterte. Zum Andenken dieser ritterlichen That erhielt seine Familie die Erlaubniß, sich Langstaff zu nennen und in ihrem Wappen eine Hand, welche einen Prügel faßt, zu führen. Es ist aber eine so lächerlich gemeine Schwachheit der Leute in Amerika, mit allen berühmten Männern in Europa, welche ihren Namen führen, verwandt seyn zu wollen, daß ich der Erzählung meines Freundes wenig Glauben beymessen würde, wenn ich seine große Wahrheitsliebe nicht kennte.

„Die Welt weiß bereits, daß mein Freund ein Hagestolz ist, denn er ist (oder glaubt es zu seyn) unendlich stolz auf seine Unabhängigkeit, und sorgt dafür, dieß in allen Gesellschaften, wo Fremde sind, bekannt zu machen. Er ist der starke Lobpreiser des Zustandes „vereinzelter Glückseligkeit," und war vor kurzer Zeit nicht wenig wild geworden, als ein Liebling von ihm, Miß Sophia Sparkle vorschlug, „alle alten Hagestolze als Artikel des Luxus zu besteuern." Launcelot stolperte sogleich nach Haus und schrieb eine unfüglich lange Gegenvorstellung, welche ich herausgeben werde, sobald der Vorschlag in's Werk gesezt werden soll. Ob das seine Grundsätze sind, oder ob er gezwungen unter die Hagestolzen ging, kann Er nur sagen: wenn er es aber je thut, so will ich mich von dem ersten besten Mädchenauge erschießen lassen, das einen Pfeil zu seinen Diensten hat. In seiner Jugend war er ein für allemal verliebt; aber er hatte das Unglück, daß sein Busenfreund Pindar Cockloft ihm stets in die Quere kam: denn da Langstaff nie jemand zum Vertrauten seiner Gefühle machte, so wußte sein Freund nie, wohin die Wetterfahne seines Herzens gerichtet war, und so hatte das Mädchen gewöhnlich zwey Anbeter, erhielt aber keinen zum Manne.

„Es war immer Launcelot's Fehler — vielleicht hat er Gefährten, — daß er nirgends sich zurückhalten konnte, wo er das Gute beabsichtigte: dadurch hat er sich mit manchem entzweit, den er um die Welt nicht beleidigt hätte. Mit dem besten Herzen, mit dem seltensten Wohlwollen gegen alles, was ihn umgab, wurde er oft durch die unglückliche Lebhaftigkeit seiner Phantasie und den launigen Muthwillen seines Gefühls zu satyrischen Ausfällen verleitet, welche für übeln Willen und Bosheit angesehen wurden, während sie doch durch die Heiterkeit der Darstellung schon ihre Schärfe verloren hatten. Er hörte deßhalb oft Vorwürfe und verlor manchen Freund.

„Dieser unglückliche Zug seines Charakters vereitelte auch einen seiner Liebeshändel. Er ward, wie schon gesagt, bey seinen Galanterien oft durch die Dazwischenkunft jenes furchtbaren Nebenbuhlers, Pindar Cockloft, gestört: und Pindar Cockloft war ein furchtbarer Nebenbuhler, denn er hatte als Dichter Apollo'n, die neun Musen, und die sämmtlichen Bewohner des Olympos als Hülfskorps zur Seite: der arme Launcelot hatte gar nichts als sich selbst: in jedem Wochenblatt stand ein Gedicht zum Lobe des Mädchens; zulezt griff Pindar sie gar mit einem Sonnettenkranz an, der die ganze anderthalb Ellen lange Seitenreihe eines Modeblattes erfüllte und wenigstens ein Dutzend Cardinal-Tugenden herzählte, unzähliger anderer von einer geringern Sorte gar nicht zu gedenken. Launcelot sah, daß seine Sache eine verzweifelte war, und daß, wenn er sich nicht hinsezte und das Mädchen becherubimte und beengelte bis zum Himmel, jede Tugend unter der Sonne für sie in Anspruch nehmend, er sich nur eben hängen und der Geschichte so ein Ende machen könne. Er sezte sich daher an die Arbeit, und es ging ihm ganz fließend von der Feder, denn in einem Dutzend von Versen hatte er gegen dreißig wesentliche Tugenden einer Hausfrau in der Lady Gefolge gegeben, als, unglücklicherweise für Launcelot's Ehre als Dichter, und die der Lady als Heilige, einer jener abscheulichen guten Gedanken sein lachlustiges Gehirn erschütterte; er konnte nicht widerstehen — fort ging's, mit vollen Segeln vor dem Winde; Schlag auf Schlag: die Folge war, daß nie eine Schöne lustiger durchgehechelt worden, seitdem das Durchhecheln zur Mode geworden. Das war nicht alles: — Launcelot war so zufrieden mit seinem Witz, daß er nichts weniger, als sein Gedicht dem Mädchen zu zeigen eilte, die, mit Recht äußerst beleidigt, sich seine Gegenwart verbat. Mein Freund war in Verzweiflung: durch die Dazwischenkunft

seines edlen Nebenbuhlers jedoch durfte er seine Entschuldigungen vorbringen, die aber zum Unglücke noch viel schlechter ausfielen, als die erste Beleidigung: zwar hatte er sich ein sehr feines Kompliment ausgedacht, während des Redens wollte es aber sein Dämon, daß ihm eine sehr unzeitige Schnurre durch den Kopf fuhr; er brachte also so überaus gute Dinge vor, daß die junge Dame erzürnt die ewige Verbannung über ihn verhängte.

„Launcelot war untröstlich und entschlossen, im ächten Styl der neuen Heroen, die Reise nach Europa zu machen und sich zu bestreben, die Erinnerung an sein Unglück in dem fröhlichen Frankreich und dem klassischen, reizenden Italien zu verlieren: er bestieg also ein Schiff und reiste glücklich bis — gen Sandy-Hook, wo ihn die Seekrankheit gewaltig erfaßte: darüber ward er ungehalten, warf seinen Mantelsack in das erste Lootsboot, das ihm begegnete, und kehrte nach Neu-York zurück, ganz von seiner Liebes- und Reisewuth geheilt.

„Ich übergebe die folgenden Liebschaften meines Freundes, da ich nichts davon weiß. Er behauptete immer, ein Mann sey ein Thor, sich zu verlieben, und ein Tropf, sich dessen zu rühmen: er nannte die Liebe eine niedrige Leidenschaft, beklagte, daß sie sich nicht aus dem menschlichen Herzen herausprügeln lasse, und konnte doch so wenig, ohne in irgend jemand verliebt zu seyn, leben, wie ohne seine Schnurren.

„Niemand ist empfindlicher gegen ein kleines Ungemach, niemand reizbarer bey unbedeutenden Widerwärtigkeiten, als Launcelot: dahingegen trägt er wahres Unglück, die Stürme des Lebens mit Kraft und, wie tief er ergriffen seyn mag, man wird keine Klage von ihm hören. Ueberschleicht ihn das Andenken an treulose Freunde, an verlorne Lieben zu mächtig, so sizt er wohl mehrere Minuten in tiefer Vergessenheit alles dessen, was ihn umgibt: die erzürnten Geister sind aber bald bekämpft und besiegt.

„Langstaff erbte von seinem Vater Liebe zu den Wissenschaften, Hang zum Vestungsbaue, tödtlichen Haß gegen Lärmen und Geräusch, den höchsten Widerwillen gegen kaltes Wetter und Besen, und Schnurren in Fülle. Ein Haus verließ er einst blos darum, weil die Besitzerin hohe Absätze an den Schuhen trug und ihm durch das Klappen derselben Treppe auf und Treppe ab, das Leben, wie er sagte, unerträglich machte. Einen Besen behauptet er, wie viele Leute die Katzen, schon von weitem zu wittern. — Er ist bey allem diesem ein treuer, inniger Freund der wenigen, bey denen er seinen Launen und Seltsamkeiten keinen Zwang anzuthun braucht: doch verkehrt er auch frey mit der Welt, obgleich mehr als Zuschauer denn selbstthätig, ohne Aengstlichkeit und Gefallsucht; wenn er euch seine Hand bietet, geschieht es auf eine freye, offene, biedere Weise; wenn er die eurige drückt, so fühlt ihr sein redliches Herz in den Pulsen klopfen. Seitdem Trommeln, Trompeter und Tambourine auf den Bällen zu hören sind, geht er seltner dahin, weil er alles Lärmende verabscheut; aus demselben Grund geht er an lärmenden Festtagen auf das Land."

So viel als Skizze und bloßer Auszug aus dem Charaktergemälde eines Mannes, der, als der thätigste Mitarbeiter in „Salmagundi," sich dort selbst am besten schildert, indem er den Leser unter seine Bekannten führt. Unter diesen ist besonders die Familie Lockloft mit Vorliebe und launiger Genialität ausgeführt. Wir werden dieses Charakter-Gemälde im Morgenblatte mittheilen.

X.

Encyklopädie.

In No. 1. des Lit. Bl. 1824 wurden „Blicke auf merkwürdige Erscheinungen der Literatur" geworfen. Unter diesen Erscheinungen war auch die große, Ersch-Gruber'sche Allg. Encykl. der Wissenschaften und Künste, die damals, ungefähr im sechsten Jahre ihres Lebens, bis zum eilften Theile und zu dem Worte Bolingbroke vorgeschritten war. Jezt (Oster-Messe 1825) ist sie um zwey Theile, also bis zum dreyzehnten, und zwar bis zu den beyden Dörfern Bukuresd fortgerückt, und es läßt sich hoffen, daß sie wenigstens mit dem vierzehnten in den dritten Buchstaben des Alphabets eintreten werde. Beyde neuen Theile enthalten wieder eine Menge vortrefflich bearbeiteter Abhandlungen, und in den meisten derselben stecken eine große Menge Artikel, die man in einer alphabetischen Encyklopädie schwerlich unter dem Buchstaben B. suchen würde, so daß man bisweilen wünschen möchte, es wären den Abhandlungen kleine alphabetische Register beygefügt. Die Abhandlung Brüder-Unität z. B. füllt 56 Spalten, man braucht, um sie durchzulesen, mehr als eine Stunde Zeit, und wer daher nicht Alles, sondern nur etwas Gewisses (i. e. Einzelnes) von der Br. Unität wissen will, hat Mühe, es herauszufinden. Dem Worte Brücke sind 96 Spalten gewidmet. Es ist wahr, man findet darin die schätzbarsten Nachrichten über alle merkwürdigen Brücken der alten und modernen Welt, in und außer Europa; aber die Brücke von Zaintes geht der von Rimini und von Civita Castellana voran, und die Brücken von Kösen, Regensburg und

Prag stehen zwischen der Waterloo-Brücke und der Sternbrücke von Weimar. Hier ist nach alphabetischer Ordnung nichts zu finden. Das Wort Brief füllt 48 Spalten, und diese enthalten eine Sammlung von Artikeln, unter denen sich einer von dem Orientalisten Hammer befindet, der ein reichhaltiges (aber auch nicht alphabetisch geordnetes) Verzeichniß morgenländischer, namentlich persischer und türkischer Werke über die Briefstellerkunst liefert. Und diesem Artikel folgt einer aus der Feder eines Post-Offizianten über den Briefwechsel, worin u. a. als bestes Mittel gegen die Brief-Eröffnungen (auf den Posten) die möglichst nachlässige Versiegelung der Briefe empfohlen wird, damit die Aufmerksamkeit der Brief-Späher davon abgeleitet werde. Diese Einrichtung scheint uns mit dem Zwecke der alphabetischen Ordnung einer Encyklopädie in einigem Widerspruche zu stehen; und jemehr wir wünschen, daß dieses große Nationalwerk auch bey einem großen Publikum rege Theilnahme erwecke und bis zu seiner Vollendung unterhalte, um so mehr möchten wir den Unternehmern rathen, den Begriff eines lexikalischen Artikels fester zu stellen, und ihren gelehrten Mitarbeitern engere logische Schranken zu setzen, da sich nun einmal der Raum nicht genau abstecken läßt. Die Herren scheinen sehr geneigt, die ersten Buchstaben des Alphabets mit den Schätzen ihres Wissens zu überladen, und für die lezten nichts übrig zu lassen, als Zurückweisungen auf Abhandlungen, in welchen Einzelheiten nur mit großer Mühe aufzufinden sind. Dieses Verfahren ist nicht geeignet, die Theilnahme eines großen Publikums zu erhalten, welches seine Hoffnung auf die Vollendung des kolossalen Werkes nach den Zeitverhältnissen des Fortschreitens in der Buchstabenreihe abzumessen pflegt. „Sieben Jahre, dreyzehn Theile, und noch nicht aus dem B. heraus!" So denken die Meisten. Sie rechnen, daß noch 7 × 11 = 77 Jahre verfließen werden, ehe das Werk fertig wird, während Reel's englische Encyklop. (gegen 4000 Bogen stark) in dem Zeitraum von 21 Jahren zu Stande gekommen ist. Darin irren sie freylich. Sie erwägen nicht, daß eben jenes Verfahren, welches die Reise durch A. und B. so sehr verlängert hat, den Lauf der Pferde in eben dem Maaße beschleunigen wird, als sie dem Y. und Z. näher kommen werden. Aber dieser Irrthum schadet dem Unternehmen offenbar, und indem wir hier das größere Publikum darauf aufmerksam machen, glauben wir den Unternehmern einen wesentlicheren Dienst zu thun, als durch die breiteste Belobung ihrer Herren Mitarbeiter geschehen könnte.

Das encyklopädische Wörterbuch von Pierer, dessen in diesen Blättern schon mehrmals rühmlich gedacht worden ist, hat eigentlich erst im Jahr 1824 begonnen, und ist ihnen mit dem, in der O. M. 1825 erschienenen vierten Bande bereits dicht an den Fersen, ohne der großen Encyklopädie in irgend etwas nachzustehen, als in der Ausführlichkeit der Artikel, welche der populäre Zweck desselben verbietet, in der Reichhaltigkeit der Quellen-Anführung, die ebenfalls mit diesem Zwecke nicht verträglich seyn würde, und in den der chalkographischen Mitgift, die hier, der beabsichtigten Wohlfeilheit wegen, natürlich ganz fehlen muß. Daß das kleine Paketboot den schweren Ostindienfahrer bald überholen wird, ist freylich nicht zu vermeiden; aber immer wird es gut seyn, daß dieser alle Seegel aufspanne, und allen Aufenthalt vermeide, damit seine Passagiere sich überzeugen, daß sie auch noch hoffen dürfen, bey Lebzeiten an Ort und Stelle zu gelangen.

Eine methodologische Encyklopädie der Philosophie hat der Dr. K. H. Scheidler in Jena — zwar noch nicht herausgegeben — aber eingeleitet durch Prolegomena, welche 1825 bey Frommann erschienen sind. (XVI und 143 S. gr. 8.) „Ach Gott, das wird sehr trocken seyn!" denken vielleicht unsere Leser. Nichts weniger. Der Verfasser beabsichtiget keine encyklopädische Uebersicht der Wissenschaft und ihrer mancherley Systeme in der gewöhnlichen akademischen Form, sondern eine logisch geordnete Anleitung zum Philosophiren, zum Selbstdenken über philosophische Fragen, brauchbar auch für diejenigen, welche nicht eben Professoren der Philosophie werden wollen; und nach vorliegender Einleitung in solch eine Anleitung scheint er uns ganz der Mann, um seine Anleitung zum Philosophiren einladend zu machen. Er ist nach S. XII. kein Freund von hochtönenden scholastischen Floskeln einer bekannten Schule, deren selbstgemachte Sprache er a. a. O. Rothwelsch nennt. Er huldiget nach S. X. keinem einzelnen System, er will keines auf die Nadelspitze eines a priori erkannten Princips bauen. Er hat eine gesunde Weltansicht, die eben so gewiß den wahren Philosophen, als die lebendige Weltanschauung den wahren Dichter macht. Er hat neben dem Philosophen von Metier auch seinen Shakspeare und Schiller, Goethe und Jean Paul ꝛc. ꝛc. gelesen, ihre Weltanschauungen mit den Weltansichten der Abstrakt-Denker zusammen gehalten und dadurch seinem Begriffe von der Philosophie einen lebendigen Odem eingeblasen. Im Text entwickelt er zwar seine Gedanken über die Sache mit allem geziemenden Ernst; aber er begleitet den Text Schritt vor Schritt mit Noten, die voller Geist, Witz und Scherz stecken. Das benimmt seinem Vortrage die leidige Trockenheit, die der Gegenstand mit sich zu bringen pflegt, und läßt eine Encyklopädie erwarten, die unterhaltend belehrt.

Nr. 59.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 26. Juli 1825.

Periodische Literatur.

Journal Asiatique ou Recueil de mémoires, d'extraits et de notices relatifs à l'histoire des Peuples Orientaux. Publié par la société Asiatique. 20ième et 21ième Cahier. 1824.

Klaproth's Nachrichten von dem Sultan Bäbur sind nicht ohne Interesse, besonders ist der Brief Bäbur's an seinen Sohn ächtorientalisch und charakteristisch, auch in sprachlicher Beziehung merkwürdig, da er in einem von dem Türkischen, wie es zu Constantinopel gesprochen wird, bedeutend abweichenden Idiome abgefaßt ist. Hr. K. theilt das Original und eine französische Uebersetzung mit (S. 129 — 137). — Am anziehendsten schienen uns in diesen Heften die Nachrichten von Alfred Duvaucel's Reise in Indien. Dieser Gelehrte verließ 1817 im Dezember Frankreich und kam im May 1818 in Calkutta an. In Gesellschaft eines Freundes bezog er eine Wohnung nicht sehr fern von der Stadt, und begann seine naturhistorischen Sammlungen und Untersuchungen. Das kleine Haus wurde in ein Museum verwandelt, und jedem Zimmer eine besondere Bestimmung gegeben und lebenden und ausgestopften Thieren eine Wohnung daselbst angewiesen. Die Jäger, deren sie sich bedienten, brachten ihnen täglich eine große Anzahl von Gegenständen für ihre Sammlung; diese wurden sogleich ausgestopft, beschrieben und gezeichnet: eigene Jagden und Sendungen von Fremden vermehrten die Sammlung noch, und das Haus wurde eine Art Menagerie, welche man von Calkutta und den Umgebungen aus besuchte, um das Zimmer mit den Schlangen, das mit den Affen u. s. w. zu sehen. In dem Garten zogen sie Pflanzen, um Saamen zu erhalten, und benuzten ein umzäuntes Bassin in ihrem kleinen Eigenthum, um Wasservögel und Strandläufer aufzuziehen.

Alle diese Schäze aber konnten nicht ohne große Mühe gesammelt und unterhalten werden, und die beyden Freunde klagten in allen ihren Briefen über die Schwierigkeiten, welche sie damals fanden, indem ihre Leute sich widersezten, irgend eine Arbeit zu übernehmen, für welche sie nicht eigentlich bestimmt waren. Durch Drohungen und Belehrungen brachten sie es endlich dahin, daß der Thürsteher den Garten besorgte, der Kellermeister auf den Fischfang und der Koch auf die Jagd ausging: religiöse Vorurtheile kommen da der natürlichen Trägheit der Indier sehr gut zu statten.

Nach sechs Monaten angestrengter Thätigkeit, während deren sie mehrere reiche Sendungen für die Sammlungen zu Paris abgehen ließen, entschlossen sich die Freunde zu einer großen Reise in das Innere von Bengalen, und sezten sich vor, bis nach Patna zu gehen, wohin Duvaucel von einem Franzosen, seinem Freunde, welcher dort an der Spitze einer bedeutenden Indigfabrik stand, eingeladen war; als ihnen im Augenblick ihrer Abreise Sir Stamford Raffles, Gouverneur von Bencowlen, den einige politische Missionen auf die Inseln in der Meerenge von Malacca führten, andere Vorschläge machte. Dieser Engländer, ein Freund der Wissenschaften, trug den beyden französischen Gelehrten an, ihn auf seiner Reise zu begleiten und ihre Untersuchungen fortzusetzen, während er sich seiner Aufträge vom Englischen Gouvernement und der Ostindischen Gesellschaft entledigte. Dieser Vorschlag wurde um so freudiger angenommen, als sie auf den Inseln der Meerenge, welche bisher so wenig gekannt sind, mehr Nahrung für ihre Wißbegierde zu finden hoffen konnten, als in Bengalen; überdieß bot ihnen der Gouverneur an, in seinem Distrikte von Bencowlen eine ähnliche Anstalt zu errichten, wie die von Lord Moira zu Calkutta, welcher Plan, auf Kosten des Gouverneurs ausgeführt, ihnen alle möglichen Mittel bot, zu Bencowlen die Thiere von Sumatra zu sammeln und sie im Großen zu beobachten; sie entsagten also der Reise nach Patna und schifften sich mit Sir Stamford Raffles gegen das Ende des Dezembers 1818 unter der Bedingung ein, daß Resultat ihrer Untersuchungen dem Gouverneur mitzutheilen, der seine Reisebeschreibung herauszugeben gesonnen war.

Der erste Ort, woher die Freunde schreiben konnten, war die Insel Pulo-pinang, wo sie blos einige Tage

hinbrachten, und nur eine kleine Anzahl Thiere sammeln konnten, unter denen sich jedoch zwey merkwürdige Fischarten und einige seltene Vögel fanden. Sie legten hierauf vor Carimu an; allein diese Insel ist so von Wäldern bedeckt und die Vegetation so dicht, daß sie nicht durchdringen konnten: sie erkannten am Strande blos die Spuren von Hirschen und wilden Schweinen. Nach einem Aufenthalt von wenigen Stunden verließen sie diese Insel und segelten nach Singapur, wo der General, Sir Stamford, einige politische Geschäfte abzuthun hatte: es handelte sich davon, einen Malayischen Fürsten auf seinem Throne zu befestigen, den seine Unterthanen für einen zu großen Freund der Engländer hielten. Als sie auf die Rhede kamen, erhielt der Gouverneur einen Besuch von drey Adjutanten des Königs, und hier lassen wir Hrn. Duvaucel selbst sprechen, dessen Bericht anziehend genug ist.

„Diese Offiziere sind nicht, wie bey uns, geschniegelte, duftbesprengte und reichgekleidete junge Männer; ihr schwarzes, geschornes Haupt ist mit einem Turban von einer dunkeln Farbe bedeckt; eine weite Weste mit Aermeln bedeckt ihren mit Oel bestrichenen, verbrannten, haarigen und gewölbten Rücken. An der linken Seite haben sie einen starken Cris oder Dolch hängen; die Beine sind unbedeckt. Diese drey Malayen schienen entzückt uns zu sehen, als seyen wir zu ihrem Besten gekommen. Die Engländer suchten zu erfahren, welcher Vortheil ihnen daraus erwüchse, wenn sie sich der Insel bemächtigten; wir andere befragten sie, um das übrige unbekümmert, über die Thiere, welche sich da vorfinden. Die Engländer erhielten zu unsrer Verwunderung günstigere Antworten als wir. Als wir Singapur verließen, gingen wir nach Achem, um daselbst zwey widerspenstige Herrscher zur Eintracht zu bringen, indem man einen dritten an deren Stelle sezte, welcher seinen Thron mit dem Gelde seiner Unterthanen bezahlt."

Unsere Reisenden gelangten wirklich nach Achem, und kurz vor der Abreise schrieb Duvaucel folgendes: „Wir blieben über einen Monat in dieser schrecklichen Gegend, ohne in das Innere der Insel eindringen zu können, ohne auch nur den tausendsten Theil der Gegenstände uns verschaffen zu können, welche wir hier zu sammeln gerechnet hatten. Der schlechte Ruf, in welchem diese Völker stehen, rechtfertigt sich jeden Tag durch ihr Betragen gegen die Europäer, und mein Freund Diard, der glaubte, diese Wilden seyen nur gegen ihre Beleidiger grausam, wäre fast ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit geworden. Von zweyhundert Malayen mit drey unserer Bedienten umgeben, konnte er, es ist wahr, noch ohne Wunde entkommen, aber er büßte die Früchte seiner Jagd, seine Waffen und unser Gepäcke ein. Achem, Padis, Tulosimawe haben unsere Sammlung nur um sehr wenig bereichert; einige Pflanzen, einige Insekten, einige Vögel, zwey oder drey Schlangen, vier oder fünf Fische und zwey Hirsche sind die einzigen Resultate einer mühevollen Reise."

Von Achem begaben sich unsere Reisende nach Malacca, und Duvaucel schreibt nach seiner Ankunft daselbst: „Kaum sind wir in Malacca angekommen, und schon ist die ganze Stadt bey uns; man trieb hier immer nur Handel mit Opium und Pfeffer, und man erräth nicht, was wir mit den Affen und Vögeln beginnen wollen, welche wir kaufen; in den ersten zwey Stunden hatten wir uns einen Bären, einen Argus und einige andere Vögel verschafft. Der holländische Gouverneur hat einen jungen Orang-Utang, und ich bin im Begriff, ihm einen nicht uninteressirten Besuch zu machen."

Nach einem kurzen Aufenthalt kehrten unsere Reisenden zum zweyten Mal nach Singapur zurück und verschafften sich endlich den Dugong, wovon eine Zeichnung und Beschreibung für das Museum zu Paris abgeschickt wurde. (Beyde sind zu finden in den Philosophical Transactions. 1820. pag. 315 — 325. pl. 25 — 31).

Im August 1819 kamen die beyden Naturforscher nach Bencowlen zurück. Sie hatten bis dahin keine andere Unbequemlichkeit zu ertragen, als die Hitze des Klimas und die kleinen Beschwerden, welche der träge Charakter der Malayen herbeyführte; aber wahrer Kummer wartete ihrer zu Bencowlen, wo das Wohlwollen des Gouverneurs, das sie bisher nur zu loben hatten und dessen sie dankbar gedachten, sich zu verläugnen begann. Nach einigen Zwistigkeiten, deren Details nicht bemerkt sind, wurde die Sammlung, welche mit so vieler Sorgfalt, Mühe und Gefahren veranstaltet worden, statt nach der Uebereinkunft in gleiche Theile getheilt zu werden, fast ganz nach England geschickt; eben so Kopien von den Zeichnungen, Beschreibungen und Bemerkungen der zwey französischen Gelehrten.

Dieses unerwartete Ergebniß schlug indessen den Muth der beyden Freunde nicht nieder: mit neuem Eifer begannen sie ihre Arbeiten. Nachdem sie vom Gouverneur Abschied genommen und das Wenige, was ihnen von ihrer Sammlung gelassen worden, nach Calkutta geschickt hatten, entschloßen sie sich, verschiedene Wege einzuschlagen, um die Gegenstände, die sie sammeln wollten, zu vermannigfaltigen. Diard begab sich nach Batavia, wo das reiche Ergebniß seiner Forschungen ihn den zu Bencowlen erlittenen Verlust vergessen ließ. Duvaucel reiste zur selbigen Zeit nach Padang, und seine lezten Briefe beweisen, daß seine Bemühungen nicht fruchtlos waren. Er wird noch in diesem Jahre die ganze Sammlung nach Paris überbringen, während Diard seinen Aufenthalt in Indien noch zu verlängern gedenkt. —

für die Literargeschichte ist der Aufsatz von Carl Klemnut über Langles (p. 150 — 157) höchst wichtig. Endlich ist die Abhandlung über den Chinesischen Tapir, den man erst seit wenigen Jahren kennt, ein interessanter Beytrag zur Naturgeschichte Asiens.

Unterhaltungs-Literatur.

Cervantes sämmtliche Werke. Aus der Ursprache neu übersezt. Erstes — Viertes Bändchen. Quedlinburg b. G. Basse. 1825. 272, 320, 272 und 272 S. 8.

Mit dem Ritter Don Quixote de la Mancha von der traurigen Gestalt hat die neueste, schöngeistige Literatur Deutschlands mancherley gemein, vor allen die traurige Gestalt. Die Zeit der spanischen Ritter-Romane, welche Cervantes verspottete, war ein goldenes Zeitalter im Vergleich mit dem jetzigen zu nennen. Die damaligen spanischen Schöngeister waren wenigstens darauf bedacht, etwas zu ersinnen, um ihr Publikum zu unterhalten; die heutigen Deutschen scheinen größtentheils am Erfindungsgeiste bankerott zu seyn, und unsere Belletristik wird täglich mehr und mehr zur Uebersetz-Fabrik. Fabrikmäßig wird das Neue wie das Alte des Auslandes übersezt, damit nur die Anzahl der deutschen Pressen ihr Futter bekomme. Gehe nun aber das Uebel vom Handel oder dem Gänsekiel aus; vergebens würde die Kritik sich gegen das Treiben der Gewerbschaft auflehnen. Don Quixote selbst, nachdem er die traurige Erfahrung von der Unüberwindlichkeit der Windmühlen gemacht hatte, war nicht toll genug, die Walkmühle anzugreifen. Man muß die Mühlen klappern lassen, und dem Himmel danken, wenn sie nur ihr Mehl mahlen aus gesundem ausländischen Getreide.

Der ungenannte neue Uebersetzer des Cervantes hat mit dem Don Quixote begonnen, und ist bereits bis auf die Vermählung der Quiteria mit dem pro forma erstochenen Basilio gekommen. Ein Uebersetzfabrikant ist er nicht. Seine Verdeutschung zeugt von Studium, Geschick und Fleiß. Er hat namentlich die Gedichte des Originals in Reimversen wiedergegeben, im Ganzen mit ungewöhnlichem Glück, und ohne seine Muttersprache in die spanischen Stiefeln zu zwängen, womit der verst. Malsburg und neuerlich Herr Zeitteles dieselbe torquirt haben, um sie nach Calderon'schem Takte gehen zu machen. Dabey hat er gewissenhaft übersezt, nicht mit den Weglassungen und Zusammenrückungen, wodurch Bertuch in seiner Uebertragung von 1777 das Original entstellte, um es dem deutschen Lesegaumen genießbar, i. e. unpoetischer zu machen. Die späteren und besseren Uebersetzungen von Tiek und Soltau, die fast gleichzeitig vor ungefähr 25 Jahren erschienen sind, scheint er nicht benuzt zu haben, und das ist gut, da namentlich in der Tiek'schen die Dichter-Individualität des Uebersetzers der Originaldichtung manche fremdartige Farbe gegeben hat. Hierzu kommt, daß er, allem Anscheine nach, nach einer neueren Originalausgabe gearbeitet hat, als jene beyden Uebersetzer vermochten. Die Vergleichung seiner Arbeit mit der Edition von Leon, in casa de Tournachon — Molin Anno. 1810 läßt kaum einen Zweifel übrig, daß es diese war, die er vor sich hatte. Das ist wiederum gut: denn sie ist zu einer Zeit erschienen, wo die spanische Presse einer gewissen Freyheit genoß, wenigstens insoferne, als das Pfaffenthum für einen Augenblick die Scheere aus der Hand verloren hatte, womit es sonst wohl die spanischen Classiker zu beschneiden liebte. Ref. hat bis jezt noch nicht die beyden Uebersetzungen zu Gesicht bekommen, deren eine von der Buchhandlung Schumann in Zwickau, als Bestandtheil der bekannten Taschenbibliothek ausländ. Classiker, und die andere von der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig, als Bestandtheil einer Sammlung verdeutschter ausländ. Romane, Mährchen u. s. w. ausgeboten worden ist. Inzwischen ist so viel klar, daß diese beyden, neuesten deutschen Don Quixoten es hier unvermuthet mit einem dritten Rival zu thun bekommen haben, der nicht locker im Sattel Rocinante's sizt. Der Druck ist anständig und im Ganzen correkt, obschon Bd. 2. S. 29 aus einem ehrwürdigen Gesicht ein ehrwürdiges Gefühl geworden ist. Daß auch die „Anpreisunggedichte" Bd. 1. S. 20. Z. 2. v. u. nur ein Druckfehler seyn mögen, wollen wir wünschen; denn der leidige Anti-Essismus, welcher fast nur noch in der Abendzeitung mit Don-Quixotischer Hartnäckigkeit abentheuert, ist nie unerträglicher, als wenn er nach der Endsylbe ung den verbindenden Halbvokal s herauswirft. Diese, die klassische Schreibungsart befehdende Schreibungart klingt nicht nur wie Schreibunart, sondern sie ist es auch.

Der Mann von Welt oder der Kavalier nach der Mode. Ein romantisches Gemälde, dem eine wahre Geschichte zum Grunde liegt. Aus dem Englischen des Henry Makenzie. Zwey Theile. Uebersezt von Dr. J. C. Petri. Leipzig b. Kummer 1824. 226 u. 169 S. 8.

Makenzie, der bekanntlich nicht bloß vorliegenden Mann von Welt, sondern auch einen Mann von Gefühl geschrieben hat, gilt in England für einen guten Schriftsteller; warum also hätte der Mann von Welt

nicht auch in's Deutsche übersezt werden sollen, wohin heutzutage alles übersezt wird, was im Auslande erscheint und nur irgend eine gute Vermuthung für sich hat, daß es Unterhaltung gewähren könne? Unterhaltend ist die hier erzählte Geschichte in der That; aber für ein romantisches Gemälde kann sie in Deutschland nicht passiren; denn ihr fehlen alle Elemente der deutschen Romantik. Sie ist ein Aggregat von Lebens- Liebes- Verführungs- und mancherley anderen Geschichten, die alle sich wirklich zugetragen haben können. Sie regt die Phantasie nicht auf „zum Flug in's alte romantische Land" (um mit Wieland zu reden), sie trachtet darnach gar nicht, und beschränkt sich bloß, auf dem Wege der Unterhaltung moralische Betrachtungen über das Unheil zu erwecken, welches das Laster unter dem Vorwande des Welt-Tones anzurichten sich erlaubt.

„Nun, und weiter sagt uns der Rec. nichts von dem Inhalte? Was gilt's, der Herr hat den Roman gar nicht gelesen!" Doch, doch! Rec. hat ihn gelesen; aber Herr Junge, der das nette Titelkupfer gezeichnet hat, der hat ihn nicht gelesen: denn er hat dem ausgeplünderten Spieler, der dem Chevalier d'industrie, welcher ihn ausgeplündert hat, das Pistol vorhält und die Börse abzwingt, einen Hut auf den Kopf gezeichnet, obschon S. 111. und 114. klar gedruckt steht, daß der Hut noch im Spielhause hängt, und daß eben durch diesen Hut der Straßenräuber nach der That entdeckt wird. So sind die Herren von der bildenden Kunst! Goldstücke wollen sie wohl verdienen in den Geschichten, aber lesen wollen sie die Geschichten nicht. Ein armer Recensent verdient daran wenige Groschen, und muß dafür lesen, daß ihm die Augen überlaufen. Ein Glück noch, wenn der Druck so bequem und correkt ist, wie hier.

Aus Italien.

Das schon vielfach verhandelte außerordentliche Natur-Phänomen, welches seit ungefähr zwey Jahren die Bewohner der Insel Meleda zu wiederholten Malen in großen Schrecken versezt hat, ist vor einiger Zeit auch noch von einem eigentlichen Physiker, dem Dr. L. Stulli in vier zu Ragusa erschienenen, an einen seiner Freunde gerichteten Briefen Sulle detonazioni dell' isola di Meleda mit Eleganz und Klarheit besprochen worden. In dem ersten seiner Briefe erzählt er, daß am 20sten Merz 1822, zu Babinopoglio, einem netten in einem Thale der Insel Meleda gelegenen Dorfe, starke Verpuffungen gehört worden, die man anfangs für Kanonenschüsse gehalten habe, und durch welche die Thüren und Fenster des Dorfes auf eine sehr spürbare Weise seyen erschüttert worden. Während zwey ganzer Monate haben dieselben Detonationen fortgefahren, sich vernehmen zu lassen, so daß man an einem Tage zwanzig bis dreißig solcher Donnerschläge habe zählen können. Späterhin, sezt Hr. Stulli hinzu, seyen sie schwächer und seltener geworden, und haben geschienen, sich aus dem Thale von Babinopoglio nach dem Umkreise der Insel zu verbreiten; auch glaube er nicht, daß diese Erscheinungen vulkanischen Explosionen, denen jederzeit Erderschütterungen im Gefolge gehn, zuzuschreiben seyen; er vermuthe vielmehr, sie seyen die Wirkung eines unterirdischen Gases, welches, aus dem Meere hervorgehend, sich mit einigen Elementar-Stoffen der Atmosphäre in Verbindung sezte, und somit jene Verpuffungen erzeuge. In dem dritten Briefe wird ein Erdbeben beschrieben, welches sich, von ganz eigenen Umständen begleitet, am 7ten August 1823 verspüren ließ und über zwanzig Minuten gedauert haben soll. Dieses Erdbeben soll einige Aehnlichkeit gehabt haben mit demjenigen, welches im August 1667 Ragusa verwüstet und dessen jammervolles Andenken Stay in einem lateinischen Gedichte über die Philosophie aufbewahrt hat. — Willkommen muß den Freunden der Italienischen Literatur und des Tasso die neue Sammlung auserlesener Schriften des gedachten Dichters seyn, welche zu Mailand von dem durch mehrere literarische Produkte bereits rühmlich bekannten Dr. Gherardini veranstaltet wird, und zugleich eine Abtheilung der großen Sammlung der classici Italiani ausmacht. Diese Ausgabe soll aus fünf Bänden bestehen. Der erste und zweyte enthalten das befreyte Jerusalem, gemäß dem Texte der von Bodini, nach den Verbesserungen des Abata Serassi, veranstalteten Ausgabe, die von den Kennern für die genaueste gehalten wurde. Dem Gedichte ist Tassos, von Fabroni, ebenfalls nach Serassi, gefertigtes Leben vorangesezt, unter den Varianten eine geschmackvolle Auswahl getroffen und eine Anzahl kurzer und gediegener, zum Theil Gentili und Guastadini enthobener, Anmerkungen beygefügt. In dem dritten Bande findet man die Abhandlungen über das heroische Gedicht, welche Tasso selbst unter allen seinen Arbeiten obenan stellte, seine poetischen Briefe und seine Allegorie des Gedichtes. Im vierten und fünften Band sollen der Aminta, die Reime, die Dialogen, nebst noch einigen der vorzüglichern prosaischen Aufsäze Tassos geliefert werden. — Bekanntlich hat ein vorzüglicher Italischer Schriftsteller, Ugo Foscolo, vor Kurzem „Versuche über Petrarca" in Englischer Sprache in London erscheinen lassen. Durch einen Freund des Verfassers, den Baron Camillo Ugoni, sind nun diese Aufsäze, unter dem Titel: Saggi sopra il Petrarca publicati in Inglese da Ugo Foscolo e tradotti in Italiano. (Lugano b. Benelli, mit dem Motto: Irrequietus homo perque omnes anxius annos, Ad mortem festinat iter: mors optima rerum) in einer eben so getreuen und correkten als eleganten Uebersetzung auf Italienischen Boden verpflanzt worden. Es sind ihrer vier, nämlich ein Versuch über Petrarchas Liebe, ein zweyter über seine Poesie, ein dritter über seinen Charakter, und endlich eine Parallele zwischen Petrarca und Dante. Voran geht ein, den Uebersetzer als einen treuen Freund der Wissenschaften und seines Landes darstellender, Dialog zwischen ihm und dem Genius der Italienischen Literatur. — Nach manchen seit Canovas Tode erschienenen, diesen berühmten Künstler zum Gegenstande habenden, biographischen Notizen, Denkschriften u. dergl. wird nun unter dem Titel: Della vita di Antonio Canova, d. h. Leben des A. Canova, in vier Büchern (Prato b. Gebr. Giachetti, 523 S. in 8° mit Kpf.) verfaßt von Melchior Missirini, dem Publikum eine vollständigere und sorgfältigere Bearbeitung desselben Gegenstandes vor Augen gelegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 60.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 29. Juli 1825.

Dichtkunst.

Poetische Erzeugnisse der Russen. Ein Versuch von Karl Friedrich von der Borg. Riga bey Hartmann. 1823. 8. 1ster Band. 354 S. 2ter Band. 415 S.

Die neuere schöne Literatur der Russen ist noch sehr jung: wie wird sie sich geberden? Gerade wie ein Jüngling unsrer modernen Zeit, der, eben erst dem Knabenalter entwachsen, von seiner Jugend, vielleicht auch von seinem Talente, gedrungen, zu dichten anfängt: dieser versucht es, seine Gefühle poetisch auszusprechen; weil aber das sehr schwer ist, so schiebt er sich selbst das Leichtere unter: er verarbeitet Gedanken für Gefühle; und, weil auch das tiefere Denken noch nicht die Sache der frühesten Jugend ist, so hilft er sich mit Witz und Scharfsinn, die im menschlichen Geiste früher flick werden als andere Seelenvermögen. So entstehen jene elegisch-didaktischen Tiraden dichtender Jünglinge. Wenn wir die vorliegenden Gedichte betrachten, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß auch die russische Poesie ein solcher dichtender Jüngling ist. Es sind fast Alles didaktische Oden, Elegieen, Episteln, Satyren, breite Balladen und Mährchen, mehr witzig und beschreibend, als phantastisch oder gemüthlich; auch wirklich einander im Durchschnitt so ähnlich, daß die Persönlichkeit der Dichter meist nur Schattirungen, selten einen charakteristischen Unterschied bildet; (rühmliche Ausnahmen findet der Leser unten). Wir haben keine Ursache, dieß als eine Verschmelzung sämmtlicher Gedichte, die wir in dieser Blumenlese vor Augen haben, zu einer und derselben Dichtungsweise anzusehen, deren Schuld auf den Uebersetzer fiele; wir glauben dieß, obgleich mit den Originalen unbekannt, keineswegs: denn er zeigt sich durchaus tüchtig und gewandt, die verschiedenen Gattungen von Poesie in seiner Uebersetzung sorgfältig beachtend; er trifft überall den Ton mit sicherem Geschmack; man empfindet es, däucht uns, daß er ehrlich und treu zu Werke gegangen ist. Aber auch eine zweyte Aehnlichkeit haben diese Gedichte mit Poesieen der jugendlichen Muse überhaupt: sie haben fast alle kein selbstständiges Leben; sondern wie der Jüngling, selbst der begabtere, anfangs, auch unbewußt, sich an anerkannte Vorbilder hält, so sind diese Gedichte meist Nachahmungen einer fremden reiferen Literatur, und zwar der französischen, und, schon bey den früheren, noch mehr aber bey den späteren, auch der deutschen. Herr von der Borg theilt uns nämlich in zwey starken Bänden Proben von 26 russischen Dichtern mit, deren Geburtsjahre zwischen 1711 bis 1799 fallen, also so ziemlich das vorige Jahrhundert ausfüllen. Somit möchte die Abfassung jener Poesieen etwa von dem Jahr 1736 bis auf unsere neueste Zeit zu rechnen seyn. Auf diese Dichter alle nun, die ältesten, wie die neuesten, übt die klassische Poesie der Franzosen, vom Jahrhundert Ludwigs XIV. den entschiedensten Einfluß, selbst was die Form betrifft, die der Uebersetzer überall mit lobenswürdiger Gewissenhaftigkeit, und aus Gründen, die von Einsicht zeugen, beybehalten zu haben erklärt. Viele dieser Poesieen sind nämlich auch im Russischen in Alexandrinern, die Oden in dem, wenig Abwechselungen gestattenden, elegischen Versmaaß der Franzosen, und die Fabeln ganz in den ungleichen Rhythmen der Lafontainischen Fabeln abgefaßt. Die späteren Dichter verrathen Bekanntschaft mit der deutschen Literatur, wie sie sich, selbst noch vielfach vom Ausland beherrscht, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an bis zu Goethe's Auftreten gestaltet hat. Der leztere scheint bey der didaktischen Tendenz der russischen Dichter fast gar keine Anklänge erregt zu haben; mehr Spuren von Schillers Einfluß kommen bey den jüngsten der aufgeführten Dichter vor; er scheint besonders wohlthätig auf die Form ihrer Gedichte gewirkt zu haben.

In den angehängten, schätzenswerthen biographischen und literaturhistorischen Notizen wird als Vater aller durch Peters des Großen allumfassenden Geist in Rußland eingeführten nützlichen und schönen Wissenschaften und namentlich als Schöpfer der neuern Dichtersprache und Poesie seines Vaterlandes Michael Wassiljewitsch Lomonossow genannt, geb. 1711, gest. 1765. In der Jugend begleitete er seinen Vater, einen Fischer,

nach dem Fischfang und dem Eismeer, und sog in den Wintertagen, von einem Kirchendiener spärlich unterrichtet, ein glühendes Verlangen nach wissenschaftlicher Bildung ein. So zog er mit einer Fuhre gefrorner Fische nach Moskau, bildete sich später in Kiew und Petersburg, und zuletzt drey Jahre bey unsrem berühmten Landsmann Christian Wolff in Marburg, hauptsächlich in den mathematischen Wissenschaften; die Erholungsstunden weihte er der schönen Literatur. Unser Uebersetzer versichert, daß derselbe sich die deutsche Sprache völlig zu eigen gemacht, die damaligen deutschen Dichter gelesen, und beschlossen habe, sie nachzuahmen. Uns scheinen jedoch die Produkte dieses Dichters noch mehr nach französischen Mustern gebildet, als nach deutschen, wiewohl einige vielleicht den seit dem Jahr 1740 aufstrebenden Gellert und andere, die damals anfingen berühmt zu werden, vor Augen gehabt haben können, (z. B. Morgengedanken I. S. 78). Aber man höre nur gleich die erste Strophe im ganzen Buche (Ode nach Hiob):

„O Mensch, der Du ob Gottes Walten
Vergeblich murrst im Ungemach!
Vernimm, wie furchtbar ungehalten
Zu Hiob er aus Wolken sprach;
Durch Regen, Sturm und Hagel glimmend,
Des Donners Krachen überstimmend,
Durchdröhnt er mit dem Wort die Luft,
Und also ihn zum Wettkampf ruft:“

Form und Ausdruck sind offenbar hier französisch; unwillkürlich wird man an Jean Baptiste Rousseau oder an La Motte erinnert. Etwas deutscher, fast Hallerischer Art sind seine Abendgedanken, darin schöne Strophen (I. S. 81):

„Ein Sandkorn in dem Meeresbraus,
Im ew'gen Eis ein Funke klein,
Ein feiner Staub in Sturmessaus,
In wilder Glut ein Federlein: (?)
So ich, den diese Kluft verschlang,
Verloren in Gedankendrang!“

— — — — — — —

„O ihr, die schnellen Blicks hinein
In's Buch der ew'gen Wahrheit dringt;
Ihr, welche schon ein Zeichen klein
Der Weltenordnung näher bringt:
Ihr kennet der Planeten Bahn,
So sagt, was schwellt die Brust uns an!“

„Was ist's, das nächtlich blinkt und glüht,
Mit zartem Licht zur Veste reicht;
Das von der Erde zum Zenith,
Ein Blitzstrahl ohne Wolken steigt?
Sagt an, wie mag gefrorner Dunst
In Winters Mitt' erzeugen Brunst.“

Wie in Haller's, so in Lomossow's Dichtungen spürt man etwas den methodischen Naturkundiger. Aber der Uebersetzer hat Recht, ihn relativ hoch zu stellen (s. II. S. 395.); die meisten seiner Nachfolger erreichen nicht seine Kraft und Gedankenfülle; und obgleich er nicht reich an Gefühlen ist, so sind doch die meisten daran noch ärmer.

Eine ausgezeichnete Leichtigkeit und vielleicht die meiste lyrische und musikalische Gabe unter allen besitzt Hippolyt Fedorowitsch Bogdanowitsch, geb. 1743, gest. 1803, der, als Gesandtschafts-Sekretär in Dresden (1762 — 1768) auch deutsche Bildung sich angeeignet zu haben scheint. Sein Liedchen: „Ich bin schon fünfzehn Sommer alt ꝛc.“ (I. S. 176.) ist aus ganzem Holz geschnitten, und durch seine zierliche Form erreicht es wirklich die glücklichsten Tändeleyen dieser Art, die unsere Literatur aufzuweisen hat. Man höre:

„Man nennt mich nur das schöne Kind;
Da muß ich denken fein geschwind:
Wie ich mich auf der Flur benehme,
Wenn nun ein Hirt zum Freyen käme. —
Da muß ich denken fein geschwind.“

„Er spricht zu mir: ich liebe dich!
Und Liebe schwöre dann auch ich,
Und sag' ihm das, was er gesprochen, —
Damit ist wahrlich Nichts verbrochen;
Und Liebe schwöre dann auch ich.“

„Ich kenne diesen Fall noch nicht,
Ich weiß nicht, wie der Freyer spricht;
Verlangt er nun ein Pfand der Minne:
Dann weiß ich nicht, was ich beginne, —
Ich weiß nicht, wie der Freyer spricht.“

„Wollt' ich ihm geben meinen Stab,
Den Stab ich selber nöthig hab';
Mein Händchen kann ich auch nicht missen,
Sonst wird die Heerde mir zerrissen: . . . .
Den Stab ich selber nöthig hab'!“

. . . .

„Ich sah als Kind, wenn recht mir ist,
Daß eine Schäferin geküßt:
Geschah' es, um dem Schäfer eben
Zu lohnen, was er ihr gegeben,
Daß ihn die Schäferin geküßt?“

Diese Verse werden zugleich beweisen, daß wir von dem glücklichen Uebersetzertalent des Herausgebers nicht zu viel gesagt. — Am meisten französische Bildung verrathen Sumarokov, geb. 1718, gest. 1777; Knäschnin, geb. 1742, gest. 1791; Kryloff, geb. 1768, dessen Fabeln ganz nach Lafontaine's Muster gearbeitet sind. Die Lieder des berühmten russischen Originalprosaikers Karamsin, geb. 1765, kranken an etwas leerer Sentimentalität. Herrn v. Wiesen's (geb. 1745, gest. 1792.) volksthümlichen Witz rühmt der Uebersetzer (II. S. 399). Wir zweifeln, ob das von ihm aufgenommene Gespräch (II. S. 273.) dieß Urtheil beym Leser bestätigen wird? Iwan Iwanowitsch Dmitriew (geb. 1760) eifert offenbar an Würde und Gedankenreichthum seinem Vorgänger Lomonossow, und in der Leichtigkeit

dem Bogdanowitsch am glücklichsten nach. Wir zeichnen seine Befreyung von Moskwa (I. S. 15.), Stanzen (I. S. 127.), und besonders Jermack (I. S. 151 ff.) aus. Aber manchmal wird er seicht (I. S. 218.), manchmal kommt wieder der französische Bombast (I. S. 89. an die Wolga). — Im Romanzen- und Balladenton haben sich diese Dichter nicht leicht über die Vorschriften Sulzers und das Vorbild eines Schiebeler und andrer Dichter des vorigen Jahrhunderts erhoben. Man sehe z. B. Klara (I. S. 295 — 307) und die zwölf schlafenden Jungfrauen (II. S. 3 — 85.), beydes von Schukowsky (geb. 1783). Der Uebersetzer rühmt den Ausdruck des letztgenannten Dichters als kühn, kurz, bündig gediegen; ein Lob, das wenigstens nicht von diesem Gedichte gilt. Besser ist von demselben der Sänger, im russ. Kriegslager (I. S. 48.), und Theon und Aeschines, wo wenigstens der Ton sich etwas lebendiger macht und an Schillers Balladen erinnert, mit dessen Poesie der Dichter als vertraut geschildert wird (II. S. 411). Den wohlthätigsten Einfluß scheint aber Schiller, und überhaupt die neuere deutsche Poesie auf einen der jüngsten der aufgeführten Dichter, den Fürsten Wäsemsky (geb. 1792), gehabt zu haben, der sich uns keinesweges blos durch Witz und durchdringenden Verstand, wie der Uebers. meint (II. S. 412), sondern auch durch Gefühl auszuzeichnen scheint. Sein Lied an meine Freunde (I. S. 184.) beweist dieß. Noch mehr „an N. N. auf den Tod seines Sohnes." (I. S. 110.), wo es heißt:

„Ach! wie des Weihrauchs letzte Säule,
Die zu dem Himmel steigt hinauf. —
So fing dein bleicher Mund in Eile
Des Sohnes Seel' im Scheiden auf!"

. . . .

„Wie lang' ist's her, daß deine Träume
Sich wiegten in der Hoffnung Wahn,
Und schwebten in der Zukunft Räume,
Und einen Freund im Sohne sah'n."

„Des späten Alters Stab und Stütze. —
Die Bilder der Vergangenheit. —
In seiner frohen Jugendhitze
Ersatz für deine Jugendzeit?" —

Zum Schlusse noch einen Wunsch. Herr von der Borg hat uns durch gelungene Uebersetzungen mit der neuen russischen Literatur, die mehr oder weniger ein Abglanz fremder, ja unsrer eignen, und noch lange nicht unserer allerbesten, ist, bekannt gemacht. Er macht uns aber (II. S. 389.) nach einer frühern Periode lüstern, „in welche die Einführung des Christenthums und später die tatarische Oberherrschaft fällt, während welcher viele alt-russische Volkslieder entstanden sind, die zum Theil noch im Munde des Volks leben, und von den Göttern, von Wladimirs Gastmahlen, von den Helden seiner Zeit handeln, und die fast sämmtlich eine tiefe Wehmuth athmen." Möchte der achtungswerthe Herausgeber der vorliegenden Schrift Kraft und Lust fühlen, uns in diese ächt-russische National-Literatur, durch eine lautre, unmodernisirte Uebersetzung, namentlich aber durch Uebertragung des von ihm empfohlnen uralten Liedes von dem Kriegszuge Igors, recht bald einzuführen.

Rechtswissenschaft.

Gutachten über die Frage: Ob die Gesetzgebung den Lieferungshandel mit Staatspapieren verbieten solle? Mit besonderer Rücksicht auf Sachsen von Philalethes. Leipzig, bey C. H. F. Hartmann, 1825. 48 S. gr. 8.

Ein praktischer und — was eine Seltenheit ist — mit diesem gegenwärtig wichtigsten Zweige des Handels genau bekannter Rechtsgelehrter erörtert hier jene Frage auf das gründlichste, und entscheidet dieselbe verneinend, welches unstreitig der merkantilischen Welt ganz besonders angenehm seyn muß. In einer gefälligen Sprache widerlegt er, ruhig und umsichtig, was Schmalz und Harl jüngsthin behauptet haben, daß aus dem Staatspapierhandel das fürchterlichste Unheil entstehe; daß dieß Geschäft für ein verbotenes, noch ärgeres als Pharo zu betrachtendes Hazardspiel, und mit dem Wucher in Parallel und noch über ihn zu stellen sey; daß es mit einem Worte nach staatspolizeylichen, nationalwirthschaftlichen, sittlichen und rechtlichen Grundsätzen unzulässig und zu verwerfen wäre. Der Vf. zeigt auf's Bündigste die Unstatthaftigkeit dieser harten Beschuldigungen, und wie insbesondere für Sachsen ein Verbot dieser Geschäfte den größten Nachtheil haben würde. Das Ergebniß seiner Arbeit, welche eine schöne Bereicherung der praktischen Politik zu nennen, ist der einleuchtendste Beweis, daß (und das ist der Schluß dieses anziehenden Gutachtens, der hier mit den eigenen Worten des Vfs. stehe) „kein „in dem Bereich unsres Staates gegebenes Gesetz, auch „wenn es jene Käufe ganz verböte, ihnen zu steuern „vermöchte; ja daß sogar ein solches Gesetz, statt zu „nutzen, den größten Schaden für den Sächsischen Han„del hervorbringen könnte; daß also eine solche gesetzliche „Anordnung für unser Vaterland keinesweges von dessen „weiser Regierung zu erbitten, sondern daß es vielmehr „zu wünschen ist, es möge die Nothwendigkeit der Er„füllung der geschlossenen Zeitkäufe, ohne Rücksicht, ob „dieselbe in dem oder jenem einzelnen Falle dem Käufer „beschwerlich fällt, fernerhin, wie bisher, als rechtliche „Entscheidungsnorm, als Gesichtspunkt, aus welchem

„Staat und Gerichtshöfe den Zeitkauf in Staatspapieren „betrachten, beybehalten werden.“ — Es kann nicht fehlen, daß der Eine oder der Andere, der seine bisherigen Ideen hier widerlegt findet, replicirt, und die Duplik wird dann wohl auch nicht ausbleiben, wenigstens sieht der Philalethes, so höflich er auch mit den Gegnern umgeht, nicht aus, wie einer, der gleich zum Verstummen zu bringen wäre. — Immer zu! Bey solchem Streite kann die Wahrheit nur gewinnen!

Stereotypographie.

Der verdienstvolle Tauchnitz hat eine stereotypische Edition des ganzen Homer (Lips. 1825), nach Wolf und mit einer instruktiven Vorrede Hermanns veranstaltet, die leicht das correcteste aller Schulbücher werden könnte. Die Platten sind, in Folge der bekannten Vervollkommnung der stereotypischen Kunst, corrigibel, und der Typograph verheißt in einer vorgehefteten Erklärung jedem ersten Entdecker eines Druckfehlers einen Dukaten für die Anzeige desselben. Daß es mit dieser Verheißung Ernst ist, sehen wir aus der Allg. Lit. Zeit. von Halle, u. a. No. 127. u. 136. Jahrg. 1825., wo derselbe Druckfehler bekannt macht, die ihm bereits angezeigt worden sind, und deren Entdecker ihre Dukaten bereits in der Tasche haben werden. Dem einen hat ein η statt eines α (θαλήσσης, Odyss. III. 142), dem andern gar nur ein fehlender Accent über dem Omikron in ὅϊων (Ibid. IX, 167) dazu verholfen. Diese kostspielige Reinigungs-Methode ist, so viel wir wissen, bis jezt nur bey den Logarithmen-Tafeln angewendet worden, wo ein einziges falsches Zahlzeichen bewirken kann, daß ein Astronom sich um einige Millionen Meilen verrechne. Ihre Anwendung auf einen alten Klassiker ist neu, und gereicht dem Unternehmer zu großer Ehre. Aber sicher wird sie sich belohnen. Ein so schön, so augenschonend und so correct gedruckter Homer, den überdieß die stereotypische Kunst wohlfeil macht, wird nicht nur durch Europa, sondern durch die ganze civilisirte Welt sich verbreiten.

M.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Hr. Missirini war um so eher im Falle, eine wahrhafte und genaue Biographie seines Kunsthelden zu liefern, da ihm die dazu erforderlichen Notizen und Thatsachen von J. B. Canova, Antons Bruder, und von dem Künstler Anton von Este, der fünfzig Jahre lang mit dem Verstorbenen eine vertraute Freundschaft unterhalten hat, waren mitgetheilt worden. Seine, in einem schönen, vielleicht hie und da etwas zu gezierten Style abgefaßte Schrift theilt sich in vier Bücher, jedes von zehn Unterabtheilungen und gibt auf eine, das Interesse der Leser in Anspruch nehmende und Canova's Andenken auch in jeder Rücksicht ehrende Weise Kunde von Canova's ersten Studien, seinen künstlerischen Versuchen, Reisen, zumal jenen nach Paris und London, von seinem Projekte zu akademischen Schulen und einer von dem Künstler selbst gemachten Analyse einiger seiner Arbeiten. Ferner gibt Hr. Missirini Nachricht von Canova's zu Paris mit Napoleon gepflogenen Unterhaltungen,*) seinen archäologischen Studien, seinen Gedanken über die Kunst, den ihm in so reichem Maße zu Theil gewordenen Ehrenbezeigungen, und von den übrigen merkwürdigern Umständen seines Lebens bis zu Ende desselben. Der Biographie ist ein chronologisches Verzeichniß von Canova's sämmtlichen Arbeiten, nebst zwey Bildnissen des Künstlers, von denen das eine sich von seinem Todestage datirt, und acht ihm zu Ehren geschlagene Schaumünzen, sammt ihrer Erklärung beygefügt. — Als ein dem Geiste der Zeit gemäßes Produkt erscheint so eben bey Pirotta zu Mailand eine Schrift, betitelt: Storica origine del giubileo e dell' anno Santo etc., welche geeignet ist die Neugierde der Leser in Betreff dieses Gegenstandes in vollem Maße zu befriedigen. Man findet in derselben eine Beschreibung aller, vom Ursprunge der Institution an bis auf den heutigen Tag ausgeschriebenen Jubiläen, Nachrichten von dem mehrern oder mindern Zusammenflusse ausländischer Wallfahrter nach der Hauptstadt der katholischen Christenheit in den Epochen, zu welchen allgemeine Jubeljahre proklamirt worden; ferner eine Beschreibung aller bey der öffentlichen Bekanntmachung des Jubeljahres sowohl als beym Oeffnen und Wiederverschließen der heiligen Pforte stattfindenden Solennitäten. Neben andern führt der Verfasser eine Citation an, wo es heißt: „Die drey Schläge, welche S. Heiligkeit bey dem Akte der Eröffnung der Porta Santa an diese Thüre thut, sollen die drey Welttheile, Europa, Asia und Afrika andeuten, welchen der Papst die Schätze, deren Ausspender er ist, darbietet, und fügt dann hinzu, diese allegorische Erklärung sey unrichtig, weil Amerika nicht mit inbegriffen sey; er erblicke vielmehr in jenen drey Hammerschlägen nichts anders als ein ganz vortreffliches Bild der Freude, welche das Jubiläum den Gläubigen im Himmel, auf Erden und im Fegfeuer verursachen müsse,“ gegen welche Behauptung ein italienischer Recensent sich die Mühe nimmt, den Verfasser eines Bessern dahin zu belehren, daß gedachte drey Hammerschläge gar wohl jene drey Welttheile bedeuten können, weil sich die Einführung des Jubiläums vom Jahre 1300 herschreibe, zu welcher Zeit Amerika noch nicht entdeckt gewesen. Der Schrift ist die Jubiläums-Bulle Leo's XII. in lateinischer Sprache nebst einer italienischen Uebersetzung angehängt. — Römische Blätter sprechen von mehrern neuen aus den Pressen der Hauptstadt hervorgegangenen literarischen Erscheinungen, von denen jedoch nur ein kleiner Theil für die Ultramontaner ein besonderes Interesse haben dürfte. Neben andern haben die Buchdrucker de propaganda fide, Bourlié, einen zweyten Band einer authentischen Sammlung der Dekrete der Sacra Congregazione dei Riti geliefert und den dritten in Bälde verheißen. Ein Hr. Erasmus Pistolesi hat eine Biographie Pius des Siebenten herausgegeben, deren zweyter Band den Briefwechsel des heil. Stuhles mit dem Hofe Napoleons enthält, und in Betreff derer ein römisches Blatt meint, daß solche nicht allein den Politiker, sondern die „gesammte Christenheit“ im höchsten Grade interessiren müssen.

*) Dieselben wurden vorigen Winter in einem Auszug auch in unserem Blatt mitgetheilt. D. R.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 16.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Memminger, Professor, Beschreibung des Oberamts Münsingen. Mit einer Karte des Oberamts, zwey lithographirten Blättern und mit Tabellen. Herausgegeben auf Auftrag der Regierung.

Dieses, aus Gründen, worüber sich das Vorwort erklärt, etwas verspätete, zweyte Heft eines von der Regierung angeordneten und von dem K. Ministerium des Innern durch das Reg. Blatt Nr. 145. 1824 zur Anschaffung empfohlenen vaterländischen Werks, welches von dem Publikum mit so vieler Theilnahme aufgenommen worden ist, ist nun in der oben angezeigten Buchhandlung erschienen. Die Beylagen stellen die Burg Schilzburg im Lauterthale und die Sontheimer Höhle dar. Das Oberamt Münsingen ist vielleicht das größte des Königreichs und vereinigt die mannigfaltigsten Interessen der Natur und Geschichte wie der statist. Verhältnisse in sich. Aus diesem Grunde hat auch nicht nur die Karte die doppelte Größe von dem gewöhnlichen Durchschnitt, sondern es ist auch die Beschreibung mit den Tabellen bis auf 17 Bogen angewachsen. Dessen ungeachtet wird das Heft in dem festgesetzten Preis erlassen werden, nämlich: das Heft sammt allen Beylagen broschirt zu 1 fl., ohne Karte 36 kr. und broschirt 42 kr. Die Karte allein kostet 36 kr. Bey 10 Ex. wird 1 Frey-Ex. gegeben.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen und zu haben:

Novellen
von Franz Maria Nell.
Zweyter Band, 325 Seiten stark; für die Nichtbesitzer des ersten Bandes auch unter dem besondern Titel:
Nachtfalter,
Novellen von Franz Maria Nell.
Auf schönem Velinpapier in 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Der Herr Verfasser gegenwärtiger Novellen hat bereits durch den ersten Band sein glückliches Talent und seine herrliche Behandlungsart dieser geistigen Produkte so klar an den Tag gelegt, daß es über sein literarisches Verdienst nur eine Stimme gibt, welche laut zu seinem Lobe spricht: die Nachtfalter überflügeln ihre Vorgänger vielleicht noch an Kühnheit, Wahrheit und wahrem innern Witze, mit tiefer Umsicht und voller Kenntniß des menschlichen Gemüthes sind alle Situationen gezeichnet, und schaffen dieses Buch zu einem schönen Ganzen, welches den gegründeten Ruhm des Hrn. Verfassers erhöhen und der Lesewelt viele schöne Stunden gewähren wird.

Auch sind in obiger Buchhandlung noch Exemplare des ersten Bandes im Preise von 1 Rthlr. in gleicher schöner Ausgabe vorhanden.

Anzeige.

Das seit Anfang dieses Jahres im Verlag des Unterzeichneten erscheinende:

Unterhaltungsblatt für gebildete Stände,

hat sich im Laufe dieses halben Jahres bestrebt, sich der guten Aufnahme gebildeter Leser durch eine, jeden Geschmack und jedes Bedürfniß treffende Auswahl von Erzählungen und Biographien und durch das Reichhaltige seiner, größtentheils historischen Mannigfaltigkeiten würdig zu empfehlen. Es wird auf dieselbe Weise, im nächsten halben Jahre, unermüdet fortfahren, die Achtung des Publicums immer mehr zu verdienen.

Die Redaktion, überzeugt, diesem Blatte durch Auszüge aus den neuesten Reisebeschreibungen, besonders aus der, im Verlag des Unterzeichneten nächstens erscheinenden: Denkwürdigkeiten Indiens, von Wallace, mehreren Werth zu geben, glaubt Freunde der Länder- und Völkerkunde um so mehr aufmerksam machen zu müssen, da sie auch ununterbrochen fortfahren wird, andere neue merkwürdige Erscheinungen der ausländischen Literatur in gedrängter Kürze zur Kenntniß der verehrten Leser zu bringen.

Wöchentlich erscheinen drey halbe Bogen. Bestellungen auf das nächste halbe Jahr um den so äußerst wohlfeilen Preis von 2 fl. 24 kr.; so wie auch auf den ganzen Jahrgang, mit Nachlieferung des ersten Semesters, von dem nur noch wenige Exemplare vorräthig, zu 5 fl. 24 kr. erbittet man sich baldigst.

Frankfurt a. M., im Juni 1825.

Heinrich Wilmans.

In der C. G. Flittner'schen Verlags-Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Augustin, Dr. Fr. L., vollständige Uebersicht der Geschichte der Medicin, in tabellarischer Form entworfen. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. 4. 1 Thlr. 12 gr.

Barton, C. W., der Wanzen-, Motten-, Fliegen- und Mückenvertilger; eine gründliche, durch Erfahrung bewährte Anweisung, sich vor Insekten zu bewahren, sie zu tödten und mit sammt ihrer Brut auszurotten, nebst mehrern Mitteln, die Bremsen und Stechfliegen von den Pferden abzuhalten. Siebzehnte verbesserte Auflage. 8. geheftet. 6 gr.

Campe, Ehregott, Mannigfaltigkeiten aus der Völker- und Thierkunde; nebst Beschreibung des Leuchtthurms zu Pharo's, der Perlenfischerey und der Gottheiten der alten Aegypter, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung der Jugend. Mit 156 illum. Abbildungen. gr. 8. geb. 2 Thlr. 16 gr.

Flittner, Dr. Chr. Gottfr., Schutz und Rettung in Todesgefahr. Eine Sammlung Königl. Preuß. Verordnungen über die Behandlung Erfrorner, Ertrunkener, Erwürgter, durch Dämpfe oder verschluckte Körper Erstickter, Vergifteter, vom Blitze oder Schlagflusse Ge-

durch alle Postämter und Zeitungsexpeditionen und durch sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann, lieferte bereits allgemein höchst interessante Originalabhandlungen von mehreren Staatsmännern, und zwar von Hrn. Staatsrath Frhrn. von Sensburg, von Hrn. Geheimenrath und Oberhofgerichts-Präsidenten Frhrn. von Drais (im 1sten und 5ten Heft), von Hrn Geheimenrath von Boddien, von Hrn. General-Kommissär Frhrn. von Aretin, dessen gediegene und äußerst gehaltreiche Abhandlung gegen Merkantilsystem und Krämerpolitik ein wahres Wort zu seiner Zeit ist! — Auch findet man im obigen Allgemeinen Archiv, nebst den fortlaufenden merkwürdigsten statistischen Nachrichten von deutschen und andern Staaten allgemein wichtige neue Gesetze und Verordnungen verschiedener Länder, Staats- und Handelsverträge, ferner kritische Anzeigen neuer staats- und gewerbswissenschaftlicher Schriften und darunter Kritiken des neuen Entwurfs des Strafgesetzbuches für Baiern und aller darüber, dagegen und dafür erschienenen Schriften, deren Zusammenstellung die gewünschte Uebersicht und reichhaltige Beyträge für Legislation und Gesetzgebungswissenschaft liefert. — Dieses Archiv, dessen 5tes Heft, außer einer klassischen Abhandlung des Hrn. Geheimenraths und Präsidenten von Drais über die allgemeinsten und wichtigsten nationalen und gesammtvaterländischen Interessen, ganz neue, sehr interessante Original-Briefe eines Deutschen in Brasilien enthält, wird nun auch höhere Gesichtspunkte in Ansehung des Bücher-Nachdrucks und der Schrifteigenthumsrechte der Verfasser und Verleger aufstellen, und dabey die bisherige Legislation nebst den Anträgen und Vorschlägen zur künftigen berücksichtigen. —

Sämmtliche Postämter und Zeitungsexpeditionen und auch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen auf dieses neue Allgemeine Archiv für die gesammte Staatswissenschaft, Gesetzgebung und Staatsverwaltung an, welches bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. erscheint.

Interessante Schrift.

So eben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Denkwürdigkeiten der Miß Henriette Wilson, Englands Ninon.
Aus dem Englischen.
1r Band. gr. 12. elegant broschirt 1 fl. 36 kr. oder 21 gr. sächs.

Wenn Casanova durch seine lebhaften Schilderungen, durch die Kühnheit, mit welcher er die Schatten eines vergangenen Jahrhunderts herauf beschwört, und sie in allen ihren Schwächen darstellt, indem er zugleich Auge und Ohr durch seine warmen lockenden Bilder ergözt, nicht mit Unrecht den Beyfall von Europa sich sammelt, so glauben wir diese weibliche Casanova dem deutschen Publikum noch mehr empfehlen zu dürfen, da sie mit nicht weniger warmen Farben unsere Zeit, das rege Leben und Treiben des luxuriösen Londons schildert und uns die größten Staatsmänner, Redner und Helden jener Insel in ihren Fesseln schmachtend sehen läßt.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Schreibestunden für Schule und Haus in nach der Feder in Kupfer gestochenen Vorlege-Blättern, zum Gebrauch für die Jugend von Adolph Bergmann. 1r Cursus 15 gr. oder 1 fl. 8 kr. 2r Cursus 9 ggr. oder 41 kr. 3r Cursus 9 ggr. oder 41 kr.

Schreckensnächte eines Reisenden auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Eine aus dessen Tagebuche entlehnte wahre Geschichte neuerer Zeit. Herausgegeben von C. F. W. Bock, K. R. Hofschauspieler. 8. 1825. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

In Kurzem erscheinen:

Termitonia, das Buch der Geistereien. Vom Verfasser des Rinaldo Rinaldini. 8.

Kater Murr's Nachlaß, Fortsetzung der Lebensansichten von F. T. A. Hoffmann. 8.

Humoristische Tischreden von K. F. Solbrig. 8.

Die drei Johannis-Grade der großen National-Mutterloge zu den drey Weltkugeln. Nebst den Zöllner'schen Instructionen. 8.

Literarisches Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter und zur schönen Literatur gehör. Schriftsteller in 8 Zeitabschnitten von 1137 bis 1824. 1r Bd. gr. 8.

Gallerie aller juridischen Autoren, von den ältesten bis auf die jetzige Zeit, mit ihren vorzüglichsten Schriften, nach alphabet. Ordnung aufgestellt von J. H. Stepf. 4r Band gr. 8. 2 Rthlr. 16 ggr. oder 4 fl. 48 kr.

So eben ist bey Leopold Voß in Leipzig erschienen:

Receptirkunst.
Anleitung zur ärztlichen Receptirkunst, nebst einem systematischen Grundrisse der Arzneimittellehre. Als Leitfaden zu seinen Vorlesungen entworfen von Dr. Ludw. Choulant. gr. 8. 12 gr.

Tübingen. Bey C. F Osiander ist so eben erschienen:

Geschichte der französischen Staatsumwälzung von A. Thiers. Uebersetzt von Prof Dr. R. Mohl in Tübingen. gr. 8. 1825. 1r. Bd. 1 fl. 45 kr.

Das Publikum erhält hier eine Uebertragung des einzigen vorzüglichen Geschichts-Werkes über die französische Revolution. Herr A. Thiers verdanken wir endlich eine geistreiche, unpartheyische und pragmatische Geschichte dieser merkwürdigen Begebenheit unserer Zeit, so wie wir sie schon lange vergebens wünschten. Kein Wunder, daß das Werk gleich bey seinem Erscheinen so großes Aufsehen machte. Wir glauben uns daher durch die Herausgabe einer getreuen, vollständigen und wohlfeilen Uebersetzung

ein Verdienst bey den deutschen Lesern erworben zu haben, und jedes Wort zur weitern Empfehlung sparen zu können. Von dem Originale sind bis jezt 4 Bände erschienen, 2 andere erscheinen nächstens.

Von der Uebersetzung geben wir heute den ersten Band aus, der zweyte ist unter der Presse, die übrigen folgen in kurzen Zwischenräumen, so daß das Ganze in diesem Jahre beendigt seyn kann.

Neu entdeckte Pflanzen,

ihre Charakteristik, Benutzung und Behandlung, hinsichtlich der Standörter, Fortpflanzung und Vermehrung, in alphabetischer Ordnung, 1ster Band Abelicea bis Bomarea.

Oder:

Dr. Fr. Gottl. Dietrichs neuer Nachtrag zu seinem vollständigen Lexikon der Gärtnerey und Botanik. 1r Band, 3 Rthlr. und für die Subscribenten 2¼ Rthlr.

Herr Prof. Dr. Dietrich hat den Nachträgen zu seinem klassischen Werke über Botanik und Gärtnerey, obigen ersten Titel hinzugefügt, damit diejenigen, welche nur auf die zahlreichen neuen Pflanzen ihr Augenmerk richten, damit anfangen können. Alle vorangegangenen 10 Bände Lexikon und 10 Bände des ersten Nachtrags kosten bey uns und in jeder guten Buchhandlung 60 Rthlr., oder im Subscriptionspreise 45 Rthlr. Einzelne Bände 3 Rthlr, oder 2¼ Rthlr.

Buchhändler Gebrüder Gädicke in Berlin.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen:

Die Liebesharfe,

Gegensätze des Lebens und der Liebe in Erzählungen. Von Wolfgang Adolph Gnele.

Zwey Bändchen in 8., jedes über 22 Druckbogen stark, elegant broschirt 2 Rthlr. 12 gr.

Herr Prof. Wolfg. A. Gnele hat sich durch seine trefflichen Leistungen im Gebiete der erzählenden Romantik und der modernen Novelle einen so ausgezeichneten Ruhm sowohl im In- wie auch im Auslande erworben, daß wir nur dieses Umstandes erwähnen dürfen, um auch seiner gegenwärtigen geistreichen Gabe allenthalben den besten Eingang zu verschaffen. Wirklich enthält auch die „Liebesharfe" eine solche mannigfaltige, schöne Auswahl, und einen so reichen unterhaltungsvollen Novellenschatz, daß wir sie zufolge dem Urtheile der competentesten Richter zu seinen interessantesten Schriften zählen können; das reine, innere, mannigfaltige Leben der Liebe in ihren verschiedenen Beziehungen und moralischen Anwendungen ist die Tendenz dieser anziehenden Erzählungen, welche bald in humoristischem Gewande, bald im ernsteren Charakter des höhern Lebens als schöne Erscheinungen an dem Auge des Lesers vorüberziehen und gewiß Niemand unbefriedigt lassen werden. Die Verlagshandlung hat keine Kosten gescheut und eine splendide Edition veranstaltet, welche die beliebte Ausgabe der „Stundenblumen" der Fr. v. Chezy an Eleganz leicht noch übertreffen dürfte, und schmeichelt sich daher wohl mit Recht, dem lesenden Publikum in diesen Erzählungen ein eben so anziehendes als schönes Buch um einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis in die Hände zu geben.

So eben sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Suiten,

das sind Erzählungen der Suitiers von einem Suitier Herausgegeben von Ov – v. 8. Herbst 1825. geheftet. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

An die meisten Buchhandlungen habe ich jetzo versandt:

Rochlitz, Fr., für Freunde der Tonkunst. 2r Bd. Preis 2 Rthlr.

Alle öffentliche Blätter, die über den 1sten Bd. dieses Werks gesprochen haben, und das gesammte, der Tonkunst befreundete Publikum, wie weit ich dieses als Verleger abnehmen kann, haben dasselbe mit so vielem Interesse und Beyfall aufgenommen, daß ich mir keine Empfehlung dieses 2ten Bandes verstatte, außer der, daß dieser Band, wie der erste, drey Abtheilungen, in der 1sten Biographien, in der zweyten Abhandlungen, in der 3ten Dialogen, Scenen, kleine Erzählungen und Schilderungen ernsten oder scherzhaften Inhalts, enthält.

Leipzig, im Mai 1825.

Carl Cnobloch.

In der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bürger's, G. A. Lehrbuch der Aesthetik. Herausgegeben v. Karl v. Reinhard. 2 Bde. gr. 8. 3 Rthlr.

Dieß schätzbare Werk enthält die noch gar nicht gedruckten Vorlesungen, welche der sel. Bürger 10 Jahre hindurch auf der Universität zu Göttingen mit ungetheiltem Beyfall gehalten, die er immerfort berichtigt und erweitert, und zuletzt noch fast ganz umgearbeitet hat. Wenn das wahrhaft Gute und Schöne nie veraltet, so kann auch dieses Werk in der Zeit seit Bürger's Tode nichts von seinem Werthe verloren haben; jedenfalls darf es als eine der interessantesten Erscheinungen in der neueren Literatur empfohlen werden, da es das erste und einzige Buch ist, in welchem ein anerkannt großer Dichter seine Kunst in ihrem ganzen Umfange theoretisch und systematisch behandelt hat.

Neue Romane.

Fouqué, Fr., Bar. d. l. Motte, Sophie Ariele. Novelle. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Laun, Fr. die Nacht in der Hölle. Roman. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Voß, Jul. v., die ungleichen Brüder. Ein komischer Roman. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Derselbe, die Moden der guten alten Zeit. Ein launiges Sittengemälde a. d. Jahre 1750. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Nro. 17.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Ueber den Zustand des Königreichs Baiern nach amtlichen Quellen von Dr. Ignaz Rudhart. 1r Band. gr. 8. Mit 1 Gränz-Charte von Baiern.

Den in unserer frühern Anzeige bestimmten Ladenpreis von 5 fl. haben wir in 4 fl. abgeändert, da die Bogenzahl früher noch nicht genau angegeben werden konnte.

Bey Carl Cnobloch in Leipzig ist jetzo fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sternberg, Dr. J., neuer deutscher Briefsteller in einer großen Menge Briefmuster für die vornehmsten Vorfälle des Lebens. Nebst einer Anleitung zum Briefschreiben, Bemerkungen über die Einrichtung und die Form der Briefe, die Verschiedenheit derselben nach ihrem Inhalt, Titulatur u. s. w. und einem Anhang von Formularen, zu Schuldverschreibungen, Wechseln, Anweisungen, Kauf-, Mieth-, Bau-, Lehn- und andern Verträgen, Eheberedungen, Testamenten, Vormundschafts- und andern Rechnungen, Quittungen, Empfangscheinen, Zeugnissen, Heiraths-, Geburts- und Todesanzeigen für öffentliche Blätter, 8. 500 Seiten. 1 Rthlr.

Daß sich dieser Briefsteller durch seine Brauchbarkeit und Vollständigkeit vor vielen der bereits erschienenen sehr vortheilhaft auszeichnet, wird ein jeder bey näherer Prüfung leicht finden. Denn die Anleitung zum Briefschreiben ist kurz und deutlich, die Titulaturen sind möglichst vollständig, und bey den Briefen wie bey den übrigen Aufsätzen ist auf die meisten Vorfälle im menschlichen Leben Rücksicht genommen worden.

Leipzig, im Mai 1825.

Literarische Anzeige.

Bey dem Unterzeichneten erscheinen Lord Byron's sämmtliche poetische Werke genau und correct nach der besten Londner Originalausgabe abgedruckt in einem gr. 8.-Band, (The Works of Lord Byron, complete in one volume.) wozu die Subscription seit dem 15. April eröffnet ist. Inhaltsübersicht, Preisbedingungen und Druckprobe sind sowohl bey dem Unterzeichneten, als in allen Buchhandlungen Deutschlands einzusehen und zu erhalten. Jeder Freund der englischen Literatur, jeder Beförderer deutschen Kunstfleißes wird sich nach Ansicht der Druck-, Papier- und Formatprobe überzeugen, daß hier Ungewöhnliches geleistet werden soll und es Niemanden gereuen wird, auf einen so reichhaltigen, correct und elegant gedruckten und dabey doch wohlfeilen Band zu unterzeichnen.

Der Preis — 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. rheinisch für die Ausgabe auf weißes Druckpapier und 5 Rthlr. 12 gr. oder 9 fl. 54 kr. für die auf Velinpapier — ist nicht das Viertheil dessen, was die billigsten Londner und Pariser Ausgaben der sämmtlichen poetischen Werke Byron's kosten.

Frankfurt a. M., den 1. Mai 1825.

Heinr. Ludw. Brönner.

Ankündigung einer Geschichte der Stadt Ratolphzell.

Als ich voriges Jahr die Geschichte der Stadt Pfullendorf dem Druck übergab, hatte ich bereits den Entschluß gefaßt, auch jene der Stadt Ratolphzell zu bearbeiten. Während eines dreyzehnjährigen Aufenthalts daselbst hatte ich Gelegenheit mir vielerley Notizen über diese Stadt sowohl, als die Umgegend zu verschaffen, und erkannte bald, daß dieselbe sowohl ihres Alters und ihrer Lage, als ihrer mannigfaltigen Schicksale wegen für den Geschichtsfreund ein vielseitiges Interesse haben müßte, wenn Jemand sich der Arbeit unterzöge, die zerstreuten Bruchstücke der Geschichte zu sammeln, und in ein chronologisch geordnetes Ganzes zu verbinden. Damals war ich jedoch keineswegs in dem Falle, mich dem Unternehmen zu unterziehen. Weder mein Amt, noch meine sehr leidende Gesundheit gestatteten dieses. Allein nachdem ich in den Pensions-Stand versezt worden, und hieher gezogen bin, in der Hoffnung, durch diese temporäre Zurückgezogenheit von den Geschäften wieder ganz hergestellt zu werden; so nahm ich die Ausführung meiner Idee, die Geschichte der Stadt Ratolphzell zu schreiben, wieder vor, und brachte seitdem mit Hülfe ungedruckter und gedruckter Hülfsmittel (worunter das Archiv der Stadt Ratolphzell oben an steht) und durch fleißiges, ununterbrochenes Fortarbeiten so viel zuwege, daß ich nun die unternommene Arbeit vollständig beendigt habe. Dieselbe begreift in sieben Büchern, mit gehörigen Abtheilungen in Kapitel, den Zeitraum von der ältesten Geschichte der Gegend bis auf unsere Zeit nach folgenden Abschnitten.

I. Buch. Urgeschichte. Ansiedelung Pirmins in der Reichenau, Ratolds zu Ratolphzell. Entstehung eines Kollegiatstiftes. Wie der Ort Stadt ward. Erster Freyheitsbrief vom Jahre 1267. Die Stadt wird östreichisch. Münze daselbst. Bau eines Spitals 1386.

II. Buch. Das XV. Jahrhundert. Ein geistlicher Betrug wird entdeckt und bestraft. Die Zeit des Conciliums zu Konstanz. Flucht Papsts Johann XXIII. Aechtung des Herzogs Friedrich von Oestreich. Die Stadt wird Reichsstadt. Papsts Johann wird nach Ratolphzell gebracht, und ihm dort sein Absetzungs-Urtheil verkündet. Fehde der Stadt mit Conrad Blaarer zu Gättingen. Zug der Reichsstädte in das Hegau und Bündniß der Stadt mit denselben. Sie erwirbt hiebey verschiedene Begünstigungen. Zwiespaltige Bischofswahl zu Konstanz. Ludwig von Freiberg zieht mit seinem An-

hang nach Ratolphzell. Der Schwabenkrieg. Allgemeiner Umriß desselben. Nähere Bearbeitung in Beziehung auf Ratolphzell und die Umgegend. Erster Zug der Eidgenossen in das Hegau. Zweyter Zug. Innere Verfassung der Stadt während dieses Zeitraumes. Verschiedene polizeyliche und andere Vorschriften.

III. Buch. Das XVI. Jahrhundert. Kaiser Maximilians I. Halsgerichtsordnung für die Stadt. Der Landtag von 1518. Herzog Ulrich zu Hohentwiel. Der Aufstand der Bauern. Ursachen desselben. Allgemeine Verbreitung am See. Ratolphzell wird von den Bauern belagert. Aufhebung der Belagerung, wiederholte Niederlagen der Aufrührer, ihre Unterwerfung.

IV. Buch. Folgen des Bauernkriegs. Verträge von Hilzingen ddo. 25. Juli 1525 und von Ratolphzell vom 24. Jänner 1526 und zu Waldshut. Entschädigung der Stadt, der Freyherren von Bodmann und von Homburg. Prozeß mit der Gemeinde Liptingen, der Entschädigung wegen. Endliche Regulirung der Entschädigungssache. Unangenehmer Handel mit dem Landvogt von Landau zu Stockach. Die Stadt wird von dem Kaiser ihrer Treue und Tapferkeit wegen besonders ausgezeichnet. Abt und Convent zu Stein kommen nach Ratolphzell. Die Reformation zu Konstanz. Anton Pirata, die geistliche Regierung und auch das Domkapitel kommen nach Ratolphzell. Unruhen wegen des Schlosses Staufen. Landtag zu Weingarten. Türkenhülfe. Vertrag mit Reichenau und Erwerbungen.

V. Buch. Die Zeiten des schmalkaldischen Bundes bis zum Ende des XVIten Jahrhunderts. Konferenzen der Städte. der Ritterschaft. Gemeinsame Maßregeln. Albert Wölkers von Knörringen, Ritters, Hansen Ellins, Hauptmanns Mundi und anderer, welche unter dem Heere des schmalkaldischen Bundes waren, Prozeß und Untersuchung zu Ratolphzell. Mißlungener Ueberfall der Stadt Konstanz durch die Spanier. Endliche Einnahme der Stadt und Verlust ihrer Reichsunmittelbarkeit. Verschiedene Polizey-Anstalten, um Ordnung und Sicherheit zu handhaben. Die Universität Freiburg wandert zum Theil nach Ratolphzell aus. Reformation unter dem Clerus zu Ratolphzell.

VI. Buch. Das XVIIte Jahrhundert. Zustand Teutschlands und Schwabens zu Anfange dieses Jahrhunderts. Der Rappenkrieg. Der Schwedenkrieg. Herzog Julius Friedrich von Würtemberg besezt einen Theil der östreichischen Vorlande. Die Stahringer Schanze geht verloren. Ratolphzell kapitulirt. Mißlungener Versuch, die Stadt wieder in östreichische Hände zu spielen. Wie die Capuciner nach Ratolphzell gekommen. Weitere Schicksale der Stadt und Gegend bis zur Nördlinger Schlacht. Trauriges Loos des Fleckens Allensbach. Restauration des Capuciner-Klosters. Die Ritterschaft erwirbt ein eigenes Haus zu Ratolphzell. Weitere Ereignisse bis zum Jahre 1700.

VII. Buch. Der spanische Successionskrieg. Der östreichische Erbfolgekrieg. Ratolphzell erhält französische Garnison, und huldigt Kaiser Karl VII. Die Zeit Marien Theresiens. Kaiser Joseph II. Seine Reformen. Steuer-Regulirung. Raths-Organisation. Neuer Vertrag mit der Ritterschaft. Oestreich will die Reichsvogtey wieder an sich ziehen. Die Stadt vergleicht sich, und erwirbt dieselbe mit vollem Eigenthum. Weitere Ereignisse des lezten Viertels des 18ten und des ersten des 19ten Jahrhunderts. Der französische Krieg. Der Lüneviller Friede. Der Preßburger Friede. Nellenburg mit Ratolphzell wird würtembergisch. Feldzug von 1809. Vorarlbergische Insurgenten. Friede von Schönbronn. Ratolphzell wird badisch.

Ein doppelter Anhang enthält:

Nachträge und Ergänzungen, wozu der Stoff erst nach bereits vollendeter Geschichte nachgeliefert wurde.

Beschreibung der Stadt und ihres Besitzes, so wie ihrer religiösen und polizeylichen Anstalten.

Angehängt sind endlich noch folgende Urkunden:

I. Freyheitsbrief von 1267.

II. Stelle aus Johannes Nyder formicarius zum II. Cap. des II. Buches gehörig.

III. Hansen Oemlins, des Sondersiechen, Urgicht.

IV. Kaiser Maximilian I. Halsgerichtsordnung.

V. Verabredung des Kriegszuges gegen die aufrührischen Bauern des Grafen von Lupfen vom 3. Herbstmonat 1524.

VI. Hilzinger Vertrag mit den Bauern des Bischofs von Konstanz in den Aemtern Bohlingen und Gaienhofen vom 25. Juli 1525.

VII. Vertrag mit den Bauern zu Ratolphzell, abgeschossen im Jänner 1526.

VIII. Schreiben des Bauern-Obersten Hans Maurer von Müllhausen an die im Lager zu Sernatingen befindlichen Bundeshauptleute und Städte-Deputirten.

IX. Kapitulation der Stadt Ratolphzell vom Jahre 1632.

Der größte Theil dieser Geschichte ist nach ungedruckten Quellen bearbeitet. Es ist dieses besonders bey der Bearbeitung des XV., XVI. und XVII. Jahrhunderts geschehen, wie ich es überall an Ort und Stelle nach Gebühr bemerkt habe. Da wo gedruckte Vorarbeiten vorhanden waren, benützte ich die zuverlässigsten derselben, was mir bey dem gestatteten Gebrauche der hiesigen Universitäts-Bibliothek sehr erleichtert wurde. Daß übrigens die Geschichte der Stadt Ratolphzell gewissermaaßen auch jene des gesammten Hegau's seyn müsse, wird jedem klar und einleuchtend, der einmal bedenkt, daß diese Stadt seit dem 13ten Jahrhundert die einzige feste Stadt jener Gegend gewesen, wohin bey gefährlicher Zeit Edle und Gemeine sich oder ihre Habe flüchteten. Von da aus wirkte daher auch in militärischer Beziehung die Regierung auf das Hegau eben so stark, als von Stockach aus in gerichtlicher und polizeylicher. Daher ehemals die vielen adelichen Familien in der Stadt, deren ehemaliges Daseyn zum Theil noch durch die Wappen an den Häusern beurkundet wird, welche sie bewohnten. Ich glaubte daher nicht zu fehlen, wenn ich nebst den allgemeinen Umrissen der Geschichte eines jeden Jahrhunderts besonders auch die für Ratolphzells Umgebungen wichtigen Ereignisse so ausführlich als möglich berührte. Denn wohl schwerlich wird jener schöne Strich unsers Vaterlandes, welcher so manche große Erinnerung weckt, seinen eigenen Geschichtschreiber so bald finden.

Das Manuscript dieser Geschichte, welches Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog unterthänigst zugeeignet ist, wird mit Einschluß der Vorrede, Inhaltsanzeige, Nachtrag und Urkunden zwischen 18 — 20 Druckbogen geben, und soll bis längstens Michaelis d. J. erscheinen, wenn sich eine hinreichende Anzahl von Subscribenten dazu meldet.

Der Termin zur Subscription bleibt 3 Monate lang von jezt an offen, und das Verzeichniß der HH. Subscribenten wird dem Werke beygedruckt werden. Der Preis für ein Exemplar wird auf 1 fl. 48 kr. festgesezt, und das Exemplar gegen Bezahlung des baaren Betrages an die Ab-

nehmer abgegeben oder versendet werden. Wer sich der Sammlung von Subscribenten unterzieht, erhält das 10te Exemplar frey für seine Bemühung. Unmittelbare Bestellungen bey mir erbitte ich mir in frankirten Briefen.

Freiburg im Breisgau, am 23. März 1825.

K. Walchner, Oberamtmann.

Der Ertrag der Subscription auf diese Geschichte ist nun nach Abzug der Druckkosten ꝛc. für die unglücklichen Abgebrannten zu Radolfzell bestimmt.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jaspis, D. L. S., die fromme Feier des Abendmahls. Ein Erbauungsbuch für denkende Christen. 8. mit 1 Kupf. geb. 18 gr.

In dieser Schrift herrscht, wie in des rühmlichst bekannten Verfassers frühern Arbeiten der Art, ein rein christlicher und biblischer Sinn, ohne mystische Schwärmerey und ohne Einmischung dogmatischer Zänkereyen, daher sie auch allen frommen Abendmahls-Genossen wahre Erbauung gewähren wird.

Leipzig, im Mai 1825.

Carl Cnobloch.

So eben ist bey Leopold Voß in Leipzig erschienen:

Operative Chirurgie.

Handbuch der chirurgischen Operationen, worin die neuen Operations-Methoden von Lisfranc beschrieben sind von Dr. J. Coster. Aus dem Französ. übersetzt und mit einigen Zusätzen herausgegeben von Dr. J. C. W. Walther. Mit einem Steindrucke. 12. cartonnirt. 1 Rthlr. 12 gr.

Neue Verlagswerke von Joseph Engelmann in Heidelberg, welche bey ihm, so wie in allen soliden Buchhandlungen zu haben sind:

Charakteristik der Felsarten. Von Karl Cäsar Ritter v. Leonhard, Geh. Rathe und Professor an der Universität zu Heidelberg. Für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium. Mit dem Bildnisse des Verfassers. gr. 8. 12 fl. oder 8 Thlr.

Naturgeschichte des Mineralreichs. Ein Lehrbuch für öffentliche Vorträge, besonders in Gymnasien und Realschulen, so wie zum Selbststudium, bearbeitet von Karl Cäsar Ritter v. Leonhard, Geheimenrathe und Professor an der Universität zu Heidelberg. Mit einer schwarzen und einer illuminirten Kupfertafel, als unentgeldliche Beylagen. gr. 8. 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr. 4 gr.

Mittermaier (Geh. Hofrath und Professor in Heidelberg). Ueber den gegenwärtigen Zustand der Criminal-Gesetzgebung in Deutschland, mit Prüfung des neuesten Sächsischen und Hannöverischen Entwurfs. Mit einem Anhange, enthaltend Bemerkungen über Criminalgesetzgebung, von Stübel. gr. 8.

(Unter der Presse.)

D. J. C. Gensler's, weil. Geh. Justizraths und ordentl. öffentl. Lehrers der Rechte zu Heidelberg, Anleitung zur gerichtl. Praxis in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten: verbunden mit theoretischen Darstellungen und Bemerkungen. Zweyter, specieller Theil, herausgegeben vom Professor D. Carl Eduard Morstadt, beyder Rechte und der Staatswirthschaft Hochschul-Lehrer in Heidelberg. 1 fl. 24 kr. oder 22 gr.

Gebete und Erweckungen zum Gebet. Ein Andachtsbuch für Familien. Herausgegeben von Dr. J. B. Engelmann. In allegorischem Umschlage. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 14 gr.

The Life of Lorenzo de' Medici, called the Magnificent. By William Roscoe. 3 Vols. 66 Bogen. Auf milchweiss Druck-Velin, br. 7 fl. oder 4 Rthlr. 16 gr. — Auf geglättet Druck-Velin, cartonn. 9 fl. 36 kr. oder 6 Rthlr. 6 gr.

Reise von Moskau nach Wien, über Kiow, Odessa, Konstantinopel, einen Theil des schwarzen Meeres, bis Varna, Silistria ꝛc. ꝛc. In Briefen an Julius Griffiths, vom Grafen de la Garde. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Therese Huber. 3 fl. oder 2 Thlr.

Aachen, Spaa und Burtscheid. Handbuch für Fremde, Einheimische und Kurgäste. Von Aloys Schreiber, Großherzogl. Bad. Hofrathe und Historiographen. Nebst einer Abhandlung des Herrn Dr. Höpfner: „Aachen und Burtscheid als Brunnenorte näher beleuchtet, und Anleitung zum wirksamen Gebrauche ihrer Heilquellen.“ Sammt einem Anhange. Mit 1 Titelkupfer und 1 Karte. Schön gebunden 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 8 gr.

Handbuch für Reisende in den Neckargegenden von Cannstadt bis Heidelberg, und in dem Odenwalde. Mit dem Abstecher von Cannstadt nach Stuttgart, und einem Anhange von Sagen des Neckars und des Odenwaldes. Von Karl Jäger, Pfarrer in Bürg bey Heilbronn. Mit Ansichten. 8 br. 3 fl. oder 2 Thlr.

Heidelbergs alte und neue Zeit: Stadt, Universität, Bibliothek, Schloß und Umgebungen. Von Dr. J. B. Engelmann. 8. brosch. 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 4 gr.

Malerische Reise nach Heidelberg. Zehn Blätter. Gezeichnet nach der Natur von Joh. Jacob Meyer (von Zürich), gestochen von Hegy, J. J. Meyer, C. Meichelt und C. Nordorf, und sorgfältig ausgemalt nach Angabe und unter Aufsicht des Zeichners. Nebst dem Verzeichniß und einer kurzen Erklärung der zehn Ansichten und dem nöthigen Text. Groß Fol. In Portefeuille. Ladenpreis: 66 fl. oder 41 Thlr. 6 gr. Pränumerationspreis gegen baare Zahlung bey dem Verleger selbst 55 fl. oder 34 Thlr. 8 gr. Das Blatt einzeln 6 fl. oder 3 Thlr. 18 gr.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen:

Ig. Freyh. von Pöck
humoristisches Lustwäldchen.
8. in Umschlag broschirt 1 Rthlr.

Dem Freunde des heitern Humors, des Witzes, der anständigen Satyre und launiger Gedankenspiele aller Art ist hier ein früh grünendes, würzig duftendes Wäldchen angepflanzt, zu erquicklicher Zerstreuung und mannigfachem Genuß. Hätte der Herr Verf. seine in Zeitschriften abgedruckten kleinen Aufsätze mit seinem Namen

unterzeichnet, so würde die Lesewelt gleich bey Erblickung des obigen Titels gewiß das günstigste Vorurtheil hegen, so unverkennbar ist dessen Ruf für das komische Fach. Reich und neu an Formen, wie der Herr Verf ist, bietet auch das gegenwärtige Buch eine Fülle von Mannigfaltigkeiten dar; es liefert Erzählungen, Gespräche, Modeiscenen, Reflexionen, ein satyrisches Wörterbuch unter dem Titel Grillenlexikon u. s. w. und eignet sich in jeder Hinsicht zu einem freundlichen erheiternden Gesellschafter, besonders auch in verstimmten Augenblicken.

In dem Verlage des Unterzeichneten wird gegenwärtig die Herausgabe einer vollständigen Kupfer-Gallerie in Umrissen zu Shakspeare's sämmtlichen dramatischen Werken lieferungsweise vorbereitet, und hierauf das kunstliebende Publikum vorläufig aufmerksam gemacht.

Gallerie
zu
Shakspeare's dramatischen Werken.
In Umrissen.
Erfunden und gestochen
von
Moritz Retzsch.
Mit den deutschen, englischen und französischen Text-Stellen der Scenen versehen.

Das Format ist mit jenem der bereits von demselben Herausgeber bearbeiteten Umrisse zu Goethe's Faust, Schillers Gang nach dem Eisenhammer und dessen Kampf mit dem Drachen übereinstimmend; der ersten Lieferung, welche den Hamlet enthält und noch dieses Jahr erscheint, wird eine ausführliche Bekanntmachung des ganzen Unternehmens, so wie der näheren Bedingungen einer zu eröffnenden Subscription, vorangehen.

Leipzig, den 16. Mai 1825.

Ernst Fleischer.

Bey Ch. G. Kayser in Leipzig ist erschienen:

Christ. Niemeyer
Das Buch der Tugenden
in Beyspielen aus der neuern und neuesten Geschichte. gr. 8. mit 32 Bildnissen. Preis der 2ten Ausg. geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Der ehrwürdige Herr Verfasser beginnt seine Gallerie der Tugend in seinem beliebten Erzählungstone mit der Lebensgeschichte (11) edler Frauen, die kein gefühlvoller Leser und Leserin ohne angenehme Rührung aus der Hand legen wird. Er führt uns hierauf in die ernste Versammlung (10) gerechter Fürsten, und zeigt an trefflichen Beyspielen, wie leicht sich mächtige Hoheit und sanftmüthige Herablassung auch auf dem Throne zum Schwesterbunde einen. In der 3ten Abtheilung stellt er den Leser in einen Kreis von Patrioten und Helden, deren Edelmuth das gefühlvolle Herz jedes denkenden Lesers in angenehme Stimmung versetzen muß; in der 4ten Abtheilung endlich geleitet er in die Gesellschaft gefeyerter Gelehrten und Künstler, und stellt in anziehenden Lebensbeschreibungen die Vereinigung der Tugend, Gelehrsamkeit und Kunst trefflich dar.

Von der ersten Ausg. zu 2 Rthlr. — und Vel. Pap. 4 Rthlr. — sind noch einige wenige Expl. vorräthig.

Bey mir ist jetzo fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Choix des plus jolis contes arabes tirés des mille et une nuit, par M. A. Henri. Nouvelle édition augmentée d'un vocabulaire par J. F. Sanguin. 2 Vol. av. 2 figures, cartonné. 2 Rthlr.

Diese Auswahl aus den herrlichen Erzählungen der Tausend und einer Nacht wurde schon bey seiner ersten Erscheinung mit vielem Beyfall aufgenommen, da sie mit vieler Sorgfalt gemacht, und alles das, was Eltern und Erzieher ihren Kindern und Zöglingen vorenthalten würden, weggelassen ist. Diese neue Auflage wird noch willkommener seyn, da sie Hr. Sanguin mit einem vollständigen Wörterbuche bereichert hat.

Leipzig, im Mai 1824.

Carl Cnobloch.

Bey Neukirch in Basel ist nun erschienen und durch alle solide Buchhandlungen und Postämter zu erhalten:

Allgemeine kritische Annalen
der
Verhafts-, Straf- und Besserungs-Anstalten,
der körperlichen und geistigen Heilungs-Institute, der Wohlthätigkeits-Anstalten und Vereine, so wie der Elementar-, Industrie- und Polytechnischen Schulen. Nach d.s Hrn. Appert zu Paris neuem (in Frankreich die größte Aufmerksamkeit erregenden) Journal des Prisons etc. etc. in größerer Ausdehnung, mit vielen Zusätzen und Bemerkungen frey bearbeitet,
von dem Herausgeber
der allgemeinen deutschen Justiz-, Kameral- und Polizeyfama.
1sten Bandes 1s Heft.

Den reichhaltigen Inhalt dieses 1sten Heftes hier mitzutheilen, wäre zu weitläufig, zudem kann es aus den Buchhandlungen zur Einsicht bezogen werden. Alle 2 Monate wird regelmäßig 1 Heft von 9 Bogen in gr. Octav-Format erscheinen. 3 Hefte bilden einen Band und 6 einen Jahrgang, welcher 8 fl. oder 4 Rthlr. 12 gr. kostet. Man muß für diesen abonniren, da einzelne Hefte nicht abgegeben werden.

Durch die Herausgabe dieser Zeitschrift wird übrigens ein allgemeiner, kürzlich noch durch das literarische Conversationsblatt ausgesprochener Wunsch befriedigt. Daß zu einer so schwierigen Unternehmung ein gelehrter erfahrner Geschäftsmann wie der Herausgeber der Polizeyfama, Hr. Geheimer Regierungsrath Hartleben, vorzüglich geeignet ist, kann um so weniger in Zweifel gezogen werden, als es vor 20 Jahren schon durch eine von ihm in Verbindung mit Hrn. v. Gruner herausgegebenen ähnlichen Zeitschrift beurkundet worden, die ungetheilten Beyfall fand und nur durch Dienst- und Geschäftsverhältnisse unterbrochen wurde. Zudem sind die Annalen als eine periodische Ergänzungsschrift der Polizeyfama anzusehen, indem in die Eine nichts aufgenommen wird, was die Andere enthält.

Nro. 18.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Anzeige.

In der Kummer'schen Buchhandlung zu Leipzig ist so eben erschienen:

Beyträge zur Kenntniß des Innern von Rußland, von Dr. Joh. Friedrich Erdmann. Zweyten Theiles erste Hälfte,

auch unter dem Titel:

Erdmann's Reisen im Innern Rußlands. Erste Hälfte, mit 12 lithogr. Zeichnungen, 2 Charten und mehreren Musikbeylagen. Preis 3 Rthlr. 12 gr.

Der Verfasser gibt in dieser Schrift die Fortsetzung der von ihm im Innern Rußlands gesammelten, auf Länder- und Völkerkunde Bezug habenden interessanten Notizen, und zwar beschreibt er in diesem Bande die von ihm durch das Simbirskische, Saratowsche und Astrachanische, so wie einen Theil des Uffaischen Gouvernements gemachten Reisen kurz und bündig, knüpft daran eine skizzirte Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der erwähnten Provinzen und ihrer Bewohner, so wie aber manche der Beachtung besonders werthe Gegenstände ausführlichere Abhandlungen in den Beylagen.

Der Beyfall, mit welchem der erste Theil dieses Werks, der blos eine Schilderung des Kasanischen Gouvernements enthielt, in Deutschland *), Rußland **) und Frankreich ***) aufgenommen wurde, muß für den zweyten ein um so günstigeres Vorurtheil erwecken, je mannigfaltiger die darinnen abgehandelten Gegenstände sind, und je mehr Berichtigungen unsere geographischen und statistischen Kenntnisse von Rußland dadurch erfahren.

Die zweyte Hälfte dieses Theiles, welche die Reisen durch das Wjatkasche, Permsche und Tobolskische Gouvernement enthält, wird nebst den erläuternden Zeichnungen und Charten in der nächsten Michaelismesse erscheinen, und das Ganze beschließen.

Bey dieser Gelegenheit sollen denn auch noch die zur Erklärung der in den Steppen beobachteten Lufterscheinungen nöthigen Zeichnungen nebst dem Plane von Astrachan und ein Verzeichniß der eingeschlichenen Druckfehler nachgeliefert werden.

---

*) S. das allgem. Repertor. der neuesten in- und ausländischen Liter. 1822. No. 13. p. 21 sq. — Die Leipziger Lit. Zeitung 1822. No. 239. — Die Hallesche allgem. Lit. Zeit. 1822. No. 282 sq. — Die allgem. medic. Annalen. 1822. Aug. p. 1044. — Die Salzb. med. chir. Zeit. 1823. No. 54.

**) S. den Zuschauer 1822. August. — Die Rigaischen Stadtblätter 1822. No. 40.

***) S. d. Revue encyclopédique. Paris 1823. Dec. Tom. XVI. p. 56. sq.

Leipzig, den 17. Juni 1825.

P. G. Kummer.

Neue Verlagsbücher von C. F. Amelang in Berlin, welche durch alle Buchhandlungen zu haben sind:

Petiscus, A. H., (Prof.) Der Olymp, oder Mythologie der Aegypter, Griechen und Römer. Zum Selbstunterrichte für die erwachsene Jugend und angehende Künstler. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 30 Kupfern von L. Meyer. 8. geh. 1 Thlr.

Preuß, J. D. E., Siona. Herzenserhebungen in Morgen- und Abendandachten der vorzüglichsten deutschen Dichter. 8. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Titelkupfer und Vignette. Sauber geheftet. 1 Thlr. 12 gr.

Wilmsen, F. P., Eugenia oder das Leben des Glaubens und der Liebe. Ein Seelengemälde für die Gefühlvollen des weiblichen Geschlechts. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Mit drey Kupfern. geh. 1 Thlr. 18 gr.

— **Die glücklichen Familien in Friedheim.** Ein unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für Knaben und Mädchen von 10 bis 14 Jahren. Zweyte vermehrte Auflage, mit 10 neuen illuminirten Kupfern, gezeichnet von L. Wolf, gestochen von Lud. Meyer jun. 8. Sauber gebunden 1 Thlr. 18 gr.

— **Heldengemälde aus Roms, Deutschlands und Schwedens Vorzeit,** der Jugend zur Erweckung aufgestellt. 8. Dritte vermehrte Auflage, mit drey Kupfern, gezeichnet von L. Wolf, gestochen von M. Haas. Sauber geb. 1 Thlr. 6 gr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Episch-dramatische Blumenlese für höhere Schulklassen, Kunstfreunde und häusliche Cirkel, oder: Bardenhain für Deutschlands edle Söhne und Töchter, vierter Theil. Von Th. Heinsius. Berlin und Posen bey Ernst, Siegfried Mittler 1825. In elegantem Umschlage broschirt. 1 Rthlr. 12 gr.

Unter diesem Doppeltitel gibt der Verf. eine schon längst gewünschte Fortsetzung seines so günstig aufgenommenen, dreymal aufgelegten Bardenhains, und zugleich eine bis jetzt noch vermißte Sammlung des Besten aus den epischen und dramatischen Dichtern der Deutschen. Sein Zweck ist, sowohl dem Lehrer der deutschen Literatur-Geschichte die Proben zu seinen Vorträgen an die Hand zu geben, als auch den Kunstfreunden und den sich fortbildenden Familien angemessenen Stoff zu Abendsunterhaltungen darzubieten. Die Auswahl gibt das Vollendetste aus Klopstock's Messias, Zacharia's Phaeton, Vossen's Luise, Goethe's Herrmann und Dorothea, Lessing's Emilia Galotti, Goethe's Iphigenia, Torquato Tasso und Egmont, Schiller's Wallenstein, Kabale und Liebe, Braut von Messina, und Müllner's Schuld; alles nach strengen Grundsätzen gewählt, daß nirgend das Heilige und Würdige verletzt, wohl aber ein edles Gefühl kräftig und lebendig erregt wird. Die Bruchstücke sind durch fortlaufende Erzählung mit einander verbunden, so daß der unkundige Leser sich sogleich in den Zusammenhang versetzen kann. Der Verf. betrachtet die Dicht

kunst als Würze des Lebens. In dieser Beziehung verwandelt sie uns, wie Jean Paul sagt, gleich dem jüngsten Tage, und verklärt uns, ohne uns zu verwunden.

Berlin, den 11. Juni 1825.

Ernst Mittler.

So eben ist bey Friedrich Franckh in Stuttgart erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Voß und die Symbolik.

Eine Betrachtung von Dr. Wolfgang Menzel. gr. 8. broschirt. 45 kr.

Es genügt uns die einfache Anzeige dieser höchst interessanten Schrift, um die vielen Theilnehmer an diesem merkwürdigen Streit auf dieselbe aufmerksam zu machen. Erhaben über die Partheyen behandelt der so geistreiche als gelehrte Herr Verfasser diese Sache auf eine ganz originelle populäre und dennoch treffende Art.

In Berlin bey F. A. Herbig erschien so eben und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Die Rechenkunst in ihrer Vereinfachung,

oder Anweisung, alle, selbst die schwierigsten Aufgaben, sogar oft vier-, fünf- und mehrere auf einmal, nach ein und derselben Regel leicht und sicher auszurechnen. In zwey Abtheilungen. 1ste. Die Vereinfachung aller in der Arithmetik vorkommenden Aufgaben: Wechsel-, Interessen-, Rabatt-, Gesellschafts-, Allegations-Rechnungen etc. 2te. Die Buchstabenrechnung, von den Potenzen, den Logarithmen, Progressionen und Graden der Gleichungen. Mit einer Vorrede von Dr. Meyer Hirsch, herausgegeben von J. A. Friedländer. 22 Bogen 8. 1825. — 1 Rthlr. 6 gr.

Einladung zur Subscription auf eine neue wohlfeile Ausgabe von:

THE WORKS OF Thomas Moore Esq.

ACCURATELY PRINTED FROM THE LAST ORIGINAL EDITIONS.

WITH ADDITIONAL NOTES.

Complete in one Volume.

Roy. 8. Cartonnirt. Subscriptions-Preis 2 Rthlr. 4 gr. Conv. M. oder 3 Gulden 54 kr. Rhein.

Durch seine „*Lalla Rookh,*" „*The Loves of the Angels,*" „*Irish Melodies*" und eine grosse Zahl der trefflichsten Gesänge, Balladen, Oden und anderer Gedichte vermischten Inhalts, auch eine komische Oper „*M. P., or the Blue-Stocking,*" betitelt, hat sich *Thomas Moore* unsterblichen Ruhm erworben, und ein nie verlöschendes Denkmal in Englands Dichterliteratur gegründet. Seine sämmtlichen Werke erscheinen hier zum Erstenmale gesammelt in einer vollständigen, correcten Ausgabe, die auch in typographischer Hinsicht keinen Anspruch unbefriedigt lassen wird, und unsern deutschen, jezt so häufigen Verehrern brittischer Klassiker bey der ungemeinen Billigkeit des Preises um so erfreulicher werden dürfte. Ich mache mich anheischig, dessen ganze Werke nebst einer bedeutenden Anzahl hinzugefügter Noten in einem Grosoctav-Band für den äusserst niedrigen Preis von 2 Rthlr. 4 gr. zu liefern. Der Druck wird mit neuen englischen Lettern auf schönes Velinpapier gewiss zur allgemeinsten Befriedigung ausgeführt werden und bis Monat September dieses Jahres beendigt seyn. — Subscription nehmen alle Buchhandlungen an.

Die in meinem Verlag mit Beyfall erschienenen Ausgaben von: SHAKSPEARE'S *Works, complete in one Volume* (Subscriptions-Preis 2 Rthlr. 16 gr.) und SHERIDAN'S *Works, complete in one Volume* (Subscriptions-Preis 1 Rthlr. 8 gr.) sind beyde noch für beygesezte Preise zu bekommen.

Leipzig, 29. März 1825.

Ernst Fleischer.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen:

Die allgemeine Terrain-Lehre,

von dem k. k. Oberstlieutenant von Ignaz Wirker von Wackerfeld, Commandant des ersten Pionniers-Bataillons. gr. 8. mit 4 Kupfertafeln 1825. Preis 3 Rthlr.

Das Werk beginnt mit einer Einleitung, worin die wahrscheinlichsten Hypothesen über die Bildung und den ursprünglichen Bau des Weltkörpers, den wir bewohnen, vorgetragen werden, schickt dann einige nöthige Vorbegriffe aus der Naturlehre voraus, und geht dann erst in die eigentliche Terrainlehre über. Diese beschreibt in 3 Theilen die Gewässer, das Land, und die Bedeckungen auf der Oberfläche des Weltkörpers, nebst Allem, was darin merkwürdig, oder von Einfluß auf die militairische oder ökonomische Benutzung ist. Ein Anhang über die verschiedenen Arten Gränzen und Gränzbezeichnungen ist dem Werke beygefügt, weil sich dieser Gegenstand am besten dazu anreiht.

Die österreichische militärische und die unter dem Namen Geist der Zeit herauskommende Zeitschrift geben in einem ihrer nächsten Hefte über den Zweck und die Bearbeitung dieses Werkes näheren Aufschluß.

Neugriechische Literatur.

Bey Leopold Voss in Leipzig sind so eben erschienen:

Neugriechische Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von C. Fauriel. Uebersezt und mit des französischen Herausgebers und eigenen Erläuterungen versehen von Wilhelm Müller. Zwey Theile. gr. 8. 2 Rthlr.

So eben sind bey mir erschienen und zu den beygesetzten Preisen in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Dante, Die göttliche Komödie. Uebersezt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer.

Zweyte sehr veränderte Auflage. Drey Theile. Mit einem Titelkupfer und geometrischen Plänen der Hölle und des Paradieses. gr. 8. 60¼ Bogen auf dem feinsten franz. Druckpapier. 6 Thlr.

Der Uebersetzer hat die alte Auflage gänzlich umgearbeitet und gibt in dieser zweyten gleichsam ein völlig neues Werk. Durch Einleitungen und Commentare, die der frühern Auflage fehlten, hat er das Verständniß des großen Dichters für das gebildete Publikum zu erleichtern gesucht. Das Bildniß Dante's nach einer Todtenmaske von Prof. Siegert in Breslau gezeichnet, und von Roßmäsler in Dresden gestochen, und die lithographirten geometrischen Pläne der Hölle und des Paradieses, werden jedem Käufer willkommene Zugaben seyn. Druck und Papier ist ausgezeichnet zu nennen und dabey der Preis des ganzen Werkes sehr billig.

Zedlitz, Baron von, Frankreich als Militärstaat unter Ludwig XVIII. zehn Jahre nach dem Pariser Frieden. gr. 8. 37⅞ Bogen und 4 Tabellen auf gutem weißen Druckpapier. 2 Thlr. 16 gr.

Leipzig, den 10. Juni 1825.

F. A. Brockhaus.

Verlagsbericht
für 1825 von
Ernst Fleischer in Leipzig.

Bouilly's, J. N., neue Erzählungen für das frühere Jugendalter. Frey nach dem Französischen bearbeitet von W. A. Lindau. Mit acht illuminirten Kupfern von W. Jury. 8. Gebunden.
— mit schwarzen Kupfern. Gebunden.
— ohne Kupfer. Broschirt. 20 Gr.

Brande's, W., Handbuch der Arzneymittellehre in alphabetischer Ordnung. Aus dem Englischen übersezt von Albert Braune. gr. 8.

Calderon, Pedro, de la Barca, Comedias, cotejadas con las mejores ediciones hasta ahora publicadas y corregidas. En 4 Tomos. 8. may.

Cook's, James, first Voyage round the World with a brief account of his Life previous that period. By A. Kippis. Adopted to the use of schools and self-study by an english-german phraseology. Auch unter dem Titel: Englisches Lesebuch, James Cook's erste Reise um die Welt enthaltend. Mit einer englisch-deutschen Phraseologie zur Erleichterung des Uebersetzens bey dem Schul- und Privatgebrauch versehen von C. Lüdger. 8. Broschirt.

Faber, Friedrich, Ueber das Leben der hochnordischen Vögel. 1s Heft. gr. 8. Broschirt 20 Gr.

Miltoni, Joannis, Angli, de Doctrina Christiana libri duo posthumi, nunc primum typis mandati, edente C. R. Sumner. 8. maj.

Moore's Thomas, Works. Accurately printed from the last original editions. With additional notes. Complete in one Volume. Roy. 8vo. Cartonnirt. 1 Rthlr. 4 Gr.

Naumann's, Joh. Andr., Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, nach eigenen Erfahrungen entworfen. Durchaus umgearbeitet, systematisch geordnet, sehr vermehrt, vervollständigt, und mit getreu nach der Natur eigenhändig gezeichneten und gestochenen Abbildungen aller deutschen Vögel, nebst ihren Hauptverschiedenheiten, aufs Neue herausgegeben von dessen Sohne Johann Friedrich Naumann, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Mit vielen colorirten Kupfern. Lexikonoktav. Fünfter Theil. 1s bis 3s Heft.

Orphea, Taschenbuch für 1826. Dritter Jahrgang. Mit acht Kupfern nach Heinrich Ramberg zu Mozarts Zauberflöte. Taschenformat. Gewöhnliche Ausgabe. 2 Rthlr.
— Mittlere Ausgabe mit ersten Abdrücken und vergoldeten Decken. 3 Rthlr.
— Prachtausgabe mit gewählten Abdrücken. 4 Rthlr.

Parnasso italiano ovvero i quattro poeti celeberrimi italiani: „L'Orlando furioso di Lodovico Ariosto." „La divina Commedia di Dante Alighieri." „La Gerusalemme liberata di Torquato Tasso." Le Rime di Francesco Petrarca." Edizione formata sopra i testi antichi più accreditati e accompagnata con note istoriche et le lezioni varianti. Compiuto in un volume. Ornata di quattro Ritratti secondo Raffaello Morghen. gr. 8vo. Broschirt. Subscriptions-Preis 2 Rthlr. 20 Gr. Conv.

Retzsch, Moritz, Gallerie zu Shakspeare's dramatischen Werken. In Umrissen. Erfunden und gestochen (von Moritz Retzsch.) Mit den deutschen, englischen und französischen Text-Stellen der Scenen versehen. Erste Lieferung. Hamlet. 4.

Schmidt, P. R. M., Bildereien und Geschichten für kleine Kinder. Zweyte bericht. Auflage. Mit illuminirten Kupfern. 8. Gebunden. 12 Gr.

Schreiber, Aloys, Teutschland und die Teutschen, von den ältesten Zeiten bis zum Tode Karls des Großen. 3s und 4s Heft, mit 12 Kupfern von J. M. Mettenleiter. 4. 4 Rthlr.

Shakspeare's Dramatic Works etc. (An Appendix to) Contents: The Life of the Author by Aug. Skottowe; His Miscellaneous Poems; A critical Glossary compiled after I Nares, Ayscough, Hazlitt, Douce and others. With Shakspeare's Portrait taken from the best Originals and engraved by one of our first Artists. Roy. 8vo. Subscriptions-Preis 16 gr. Conv.
— The tragicall Histoire of Hamlet Prince of Denmarke, as it hath beene diuerse times acted by his Highnesse Seruants in the Cittie of London: as also in the two Vniuersities of Cambridge and Oxford, and else-where At London printed for N. L. and John Trundell. 1603. This first edition verbally reprinted. 8. 12 Gr.
— sämmtliche vermischte Gedichte: Venus und Adonis; Tarquin und Lucretia; der Liebenden Klage; den verliebten Pilger und die Sonetten enthaltend. Im Versmaaße des Originals übersezt von Karl Richter. Taschenformat. Broschirt. Subscriptions-Preis.
— dramatische Werke. Erster Supplementband (zu Göschen's Taschenausgabe in 16 Bänden.) Shakspeare's Leben von Aug. Skottowe enthaltend. Mit Shakspeare's Bildniß. Taschenformat. Subscriptions-Preis 9 Gr.
— dieselben. Zweyter Supplementband Shakspeare's sämmtliche vermischte Gedichte enthaltend. Taschenformat. Subscriptions-Preis.

Shakspeareana. A Supplement to every edition of Shakspeare's Dramatic Works; containing a series of those commonly called „Old Plays" wich are to be

attributed to this eminent genius by principles of the higher critics. Now first completely arranged, critically explained, and enlarged with several Plays never before printed, by Lewis Tieck, Esq. 8vo.

Spotorno, Giambatt., Christoph Colombo und seine Entdeckungen. Deutsch bearbeitet von Adolph Wagner. Mit Colombo's Bildniß und einem Holzschnitt. 8. Brosch. 16 Gr.

Thomson's, A. T., vereinigte Pharmacopoeen der Londoner, Edinburgher und Dubliner Medicinal-Collegien. Nach der fünften englischen Original-Ausgabe deutsch bearbeitet von Albert Braune. 8.

Walker, John, a critical Pronouncing Dictionary and Expositor of the English Language, in which not only the meaning of every word is clearly explained, and the sound of every syllable distinctly shown, but, where words are subject to different pronunciations, the authorities of our best pronouncing dictionaries are fully exhibited, the reasons for each are at large displayed, and the preferable pronunciation is pointed out. To which are prefixed, Principles of the English Pronunciation, etc. Critically reprinted from the 27th London edition. Roy. 8vo. 1 Rthlr.

Zwey Titelkupfer zu der „Neuen Folge des Conversations-Lexikons" (11r und 12r Band.) Die Bildnisse von Christoph Colombo und James Cook, den berühmten Entdeckern zweyer neuen Welttheile, enthaltend.

No. 1. Im Format der gewöhnlichen Ausgabe. Subscriptions-Preis 6 Gr. Conv.
No. 2. In Groß-Octav: 8 Gr. Conv.
No. 3. In Quart: 10 Gr. Conv.

Privat- und Lesebibliotheken

mache ich auf folgende kürzlich bey mir erschienene schönwissenschaftliche Schriften aufmerksam, da sie unstreitig mit unter die besten Erzeugnisse der lezten Ostermesse gehören:

v. Miltitz Orangenblüthen 3te Samml. 6 Erzählungen enthaltend. geb. 1 Rthlr. 16 gr.

Der Preis aller 3 Bde. 4 Rthlr.

— — gesammelte Erzählungen, 2 Bde. geb. 3 Rthlr.

Raupach, D. E., die Freunde, ein Trauerspiel in 5 Acten. geb. 1 Rthlr.

Druck und Papier sind schön und der Einband geschmackvoll, daher sich diese Bücher auch zu einem angenehmen Geschenke eignen.

Leipzig, im Mai 1825.

Carl Cnobloch.

Im Verlage der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin (Brüderstraße No. 11) verließen so eben nachstehende zwey empfehlungswürdige Werke die Presse:

Johannes oder der Vatersegen. Jünglingen gebildeter Stände gewidmet von A. H. Petiscus, Professor. Verfasser des Andachtsbuches: „Gott mit dir!" 471 Seiten in 8. Engl. Velindruckpap. Sauber geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Cäcilie oder der Muttersegen. Töchtern gebildeter Stände gewidmet. Von demselben Verfasser. 440 Seiten in 8. Engl. Velindruckpap. Sauber geheftet. 1 Thlr. 15 Sgr.

Vatersegen — Muttersegen! welcher Sinn bliebe kalt, welches Herz gefühllos bey der geheiligten Bedeutung dieser Worte! Was können Jünglinge und Jungfrauen sich Köstlicheres verdienen, Schöneres erstreben, als Vatersegen, Muttersegen!

Hier wird zu ihrer Unterhaltung und Belehrung, Erweckung und Veredlung eine gemüthvolle Gabe dargeboten. Mögen sie lesen, prüfen und wohl bewahren, was der redliche Wunsch: ihnen nützlich zu seyn, in diesen Blättern erfahrungs- und liebreich für sie niederlegte.

Jünglinge, welche diesem Johannes, Jungfrauen, welche dieser Cäcilie gleichen, werden dereinst gleich würdig seyn, Vater- und Muttersegen zu empfangen, als zu ertheilen.

Berichtigung.

In meiner, bey R. Landgraf in Nordhausen erschienenen, kleinen Schrift:

„Ueber Prädeterminism und Willensfreyheit"

ist Seite 44, wo der Irrthum der von Herrn Superint. Märtens behaupteten Meinung, „daß alles ohnfehlbar Gewisse auch jederzeit nothwendig seyn müsse," bewiesen werden soll, ein zur Beweisführung wesentlich nothwendiger Satz durch Versehen des Setzers im Druck weggelassen worden. Ich bitte daher die Käufer, wie die Recensenten dieser Schrift, den hierdurch entstandenen Defect der Beweisführung auf gedachter Seite nach Zeile 13 von oben, in nachstehenden Worten zu ergänzen:

„Mich dünkt, es läßt sich an einem sehr einfachen „Beyspiele zeigen, daß in vorstehender Argumentation „ein Irrthum liegt. Ich sehe mit unfehlbarer Gewißheit „vorher, daß Morgen um die zwölfte Stunde des Tages „die Sonne in den Meridian meines Wohnortes treten wird, „und das ist freylich nothwendig, denn es hat seinen Grund „in einem Naturgesetz."

Allein ich sehe auch u. s. w.

Rosla, im Mai 1825.

Zöllich.

Französisches Theater für Schulen.

So eben ist erschienen (Leipzig bey Leopold Voss):

Choix du théâtre français. A l'usage des écoles. Volume Ier. (L'Avare par Molière.) 8. 4 Gr., in Partien 3 Gr.

Diese Ausgabe empfiehlt sich durch grosse Correctheit und Schönheit des Drucks, ungeachtet des so billigen Preises. Es sollen nach und nach die für den Schulgebrauch zweckmässigsten französ. Theaterstücke erscheinen, und der Verleger wird hierbey gern die ihm zukommenden Wünsche einzelner Schulmänner berücksichtigen.

Nro. 19.

Intelligenz = Blatt.

1825.

Zur Vermeidung von Collisionen zeigen wir hiemit an, daß bey uns eine Uebersetzung von dem in Frankreich so eben erschienenen Werke:

Gourgaud — Napoleon et la grande armée en Russie ou examencritique de l'Ouvrage de Monsieur le comte de Ségur

von einem Sachkundigen bearbeitet, nächstens herauskommen wird.

Stuttgart, den 18. Juli 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

P. Cerutti.
Der unterrichtende
Oekonom
oder
Beyträge für Haus-, Land- und Gartenwirthschaft.
Mit 2 Kpfrn. brosch. 9 gr.

F. W. Franke.
Gründliche Anweisung zur Verbesserung des
Ackerbaues
durch Vertilgung des
Unkrautes.
Nebst einer kurzen Beschreibung der meisten Unkrautarten. brosch. 6 gr.

Der Fußreisende,
oder
was hat man zu thun, um angenehm, nützlich und bequem zu Fuße reisen zu können.
Aus eigener Erfahrung zusammengetragen.
Mit 1 illum. Kupfer. brosch. 12 gr.

Modell- und Reißbuch
für Tischler und Zimmerleute,
enthält: Thüren, Brücken, Balkons, Gartenvermachungen, alle Arten Geländer, Gartensitze, Lauben und Gartenhäuschen in Lattenwerk und unbehauenem Holze, Pilaster, Säulen u. s. w.,
nach dem neuesten englischen Geschmack.
Herausgegeben von Middeleton. 6 Hefte.
Mit Kpfrn. brosch. Jedes Heft 1 Thlr.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Bodo, L., (Rector in Rinteln) Lehrbuch der deutschen Geschichte für höhere Schulanstalten und für Freunde der Wissenschaft. 40½ Bogen in gr. 8. 1825. Preis 1 Rthlr. 12 ggr.

Es ist eine oft ausgesprochene Bemerkung, daß das Studium der Geschichte überhaupt und besonders der vaterländischen sich einer vorzüglichen Theilnahme in unsern Tagen zu erfreuen habe; einen neuen Beweis dafür liefert das obige Werk.

Der Herr Verfasser spricht sich in der Vorrede sehr bestimmt und warm über seine Ansicht von Geschichte und der wünschenswerthen Behandlung derselben aus. Sie ist ihm „nächst dem Christenthume die größte Offenbarung Gottes, auf deren ewigem Altare das heilige Feuer der Wahrheit und der Belehrung nie erlöschen wird.“ Wer mit solcher Würdigung und so vieler Vorliebe einen so wichtigen Gegenstand behandelt, wird gewiß den Forderungen der Lehrer und Freunde der Geschichte Genüge leisten, und das ist sehr sichtbar hier geschehen. Außer den eigentlich geschichtlichen Angaben enthält das Buch in der Einleitung eine Schilderung der nationalen Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkes und seiner Heimath in allen, dabey in Betracht kommenden Hauptpunkten; auch im Fortgange der Zeiten und Ereignisse ist der Zustand der Cultur in Wissenschaft und Kunst immer berücksichtigt und im Einzelnen näher bezeichnet. Diese Zugaben, in denen oft die feinsten und sprechendsten Züge der Volks- und jedesmaligen Zeitphysiognomie so wesentlich hervortreten, und die dennoch in manchem, sonst schätzbaren historischen Handbuche wenig oder gar keine Andeutung finden, geben diesem Lehrbuche einen besondern Reiz; wie auch der lebendige, angenehme Vortrag, welchen sich der Herr Verfasser für das Ganze zu einer Hauptregel machte, in jedem gebildeten, empfänglichen Leser unstreitig höhere Theilnahme wecken wird. Die Verlagshandlung hat den Preis des starken Octavbandes von 608 Seiten nur zu 1 Rthlr. 12 ggr. bestimmt und dadurch ihrerseits zur leichtern Verbreitung des Buchs gewiß wesentlich beygetragen.

Bey Tendler und v. Mannstein, Buchhändlern in Wien, ist neu erschienen und für 12 gr. zu haben:

Der Ehemann auf Schleichwegen
oder
das verhängnißvolle Rendezvous,
Lustspiel in 3 Akten nach Casimir Bonjours: le Mari a bonnes fortunes, von Lembert.

Das Original dieses Lustspiels hat in Paris ungewöhnliches Glück gemacht, und wir dürfen versichern, daß es durch die Bearbeitung des, durch mehrere ähnliche Uebertragungen rühmlich bekannten Herrn Lembert nichts von seinem ursprünglichen Werth verloren hat. Da es sich außerdem auch zur leichten Darstellung sowohl auf stehende Bühnen, als auch in geselligen Cirkeln vorzüglich

eignet, so glauben wir selbes allen Jenen empfehlen zu dürfen, die sich gern an den heitern Erzeugnissen der komischen Muse ergötzen.

Bey Tendler und v. Mannstein, Buchhändlern in Wien, ist neu erschienen und zu haben:

Die Schwefelquellen von Baden in Nieder-Oestreich.

Ein Handbuch enthaltend die Untersuchung der physisch-chemischen Bestandtheile, der Wirkungen und des Gebrauches der Badner Schwefelquellen, nebst einer kurzen topographisch-historischen Beschreibung der Stadt Baden und ihren Umgebungen, von

Carl Schenk,

K. K. Societäts-Rathe, der Arzneykunde Doktor, Badearzte zu Baden und der medicin. Gesellschaft in Göttingen corresp. Mitgliede.

Zweyte durchaus verbesserte und mit Zusätzen vermehrte Auflage, 315 Seiten in 8., auf schönem Druckpapier elegant broschirt 1 Rthlr. 8 gr.

Ein Werk, dessen erste Ausgabe bereits ganz vergriffen, neuerdings zum Bedürfnisse geworden, braucht wohl keiner andern Empfehlung, als einer Hindeutung auf den reichen Inhalt desselben, welcher eine der segensreichsten Heilquellen der österreichischen Monarchie zum Gegenstande hat.

Sowohl der topographische Theil des Werkes, als auch jener, welcher die physischen und chemischen Eigenschaften der Schwefelwasser, die Wirkungen und den verschiedenen äußern und innern Gebrauch derselben, die Zufälle und Heilmittel der Badenden sammt der nothwendigen Diät behandelt, ist mit einem Eifer für die Sache der leidenden Menschheit bearbeitet und verdient somit der rühmlichsten Anempfehlung.

So eben erschien in der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig:

Das Gesammtgebiet der teutschen Sprache, nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, theoretisch und praktisch dargestellt von Karl Heinrich Ludwig Pölitz in 4 Bänden gr. 8. (1825. 6 Rthlr.) über 100 Bogen. Erster Band: Philosophie der Sprache. Zweyter Band: Sprache der Prosa.

Dieses Werk hat die Bestimmung, die teutsche Sprache philosophisch zu begründen, aus dem Wesen des menschlichen Geistes das Gesetz der stylistischen Form abzuleiten, die gesammten untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit der Form zu entwickeln, und nach den drey geistigen Vermögen, die selbstständigen Sprachen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit aufzustellen. Diese Gegenstände versteht der Verfasser unter der Philosophie der Sprache, die er im ersten Bande durchführt, und alle einzelne Grundsätze und Lehren derselben mit Beyspielen aus teutschen Schriftstellern belegt und erläutert. Voraus geht dieser Philosophie der Sprache ein Umriß der Geschichte der teutschen Sprache. — In den drey folgenden Bänden behandelt der Verfasser im Einzelnen das Gesammtgebiet der teutschen Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, und namentlich in dem bereits erschienenen zweyten Bande: das Gesammtgebiet der Sprache der Prosa, die bisher im Verhältnisse zur Dichtkunst fast noch gar nicht theoretisch entwickelt und durchgebildet worden war. Der Verfasser stellt das Gebiet der Prosa dar nach den vier Abtheilungen: des Lehrstyls, des geschichtli chen Styls, des Briefstyls und des Geschäfts styls. Durchgehends ist auch hier nach der allgemeinen Bestimmung dieses Werkes die Praxis mit der Theorie verbunden. Der dritte und vierte Band, welche das Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und praktisch umschlie ßen, erscheinen bis September, und beendigen dieses in sich abgeschlossene Werk über die teutsche Sprache in ih rer gegenwärtigen Gestalt. — Bey den gewählten Bey spielen aus teutschen Schriftstellern herrschen, wie es sic von selbst versteht, die teutschen Classiker vor: doch sind auch einzelne Beyspiele aus den Schrifte de virorum obscurorum als Warnungstafeln ausgehoben durchgehends aber im zweyten, dritten und vierten Theil — in chronologischer Folge — die ältern un mittlern teutschen Schriftsteller seit dem fünfzehn ten Jahrhundert angeführt worden, an welche di Classiker des 18ten und 19ten Jahrhunderts sich anschlie ßen. Wie reich und bedeutend die Zahl der angeführten Schriftsteller sey, erhellt aus folgender Angabe der 13 bereits in den beyden ersten Bänden vorkommenden Na men: Thom. Abbt, v. Ammon, Fr. Ancillon; Blanken burg, Christ Dan. Beck, Blumauer, Aug. Bosse, Ja Böhme, Karl Aug. Böttiger, Seb. Brent, Bretschneide Joh. Bugenhagen, Bürde, Bürger, Ant. Fr. Büsching Matth. Claudius, Joh. Andr. Cramer, Chr. Aug. Cr sius; Dolz; Joh. Aug. Eberhard, J. Gottf. Eichhorn Engel; v. Feuerbach, Fichte, Fischert, Fr. Aug. Fische Seb. Frank, Friedrich, Friedrich 2, Geo. Förster; Geßl v. Kaisersberg, Gellert, Gittermann, Gleim, v. Goeth Günther; v. Halem, v. Haller, Hasse, Hassel, Heere Heinse, v. Herder, Heydenreich, Heyne, v. Hippel, Hoffmannswaldau, Hölty, Chr. Wilh. Hufeland, Ale v. Humboldt; Fr. Heinr. Jacobi, J. Geo. Jacobi, Fr. J cobs, Jerusalem, Joseph 2; Kant, Kastendiek, Kästne v. Klinger, Klopstock, Kloß, v. Knigge, Fr. Köppe Kosegarten, Krug, Krummacher, Fr. Kuhn, Demol Kulmus; Langbein, Lavater, Lessing, Lichtenberg, Lohnstein, Luden, Ludolf, Luther; Mahlmann, Man Mathesius, v. Matthisson, Megerle (Abraham a. Clara Moses Mendelssohn, Menke, Just. Möser, Joh. Müller, Mahler, Müller, Müllner, Sebast. Münste Benj. Neukirch, Aug. Herm. Niemeyer; Martin Opi Panse, Pantaleon, Pfeffel, Posselt; Rabener, Ramle Fr. v. Raumer, Raupach, Franz Volkm. Reinhard, Je Paul Fr. Richter, Jo. Geo. Rosenmüller; Salzmann v. Schiller, Aug. Wilh. v. Schlegel, Jo. Geo. Schlosse v. Schlözer, Schröckh, Schubert, Schuderoff, Er Schulze, v. Sonnenberg, v. Sonnenfels, Spaldin Phil. Jac. Spener, v. Spittler, J. v. Staupitz, Leop. Graf v. Stolberg, Sturz; Tolbaut, Chr. Thom sius, Hans Tucher, Tzschirner; Voigtel, Voß; Wa ler, Wedag, Weisser, Chr. Fel. Weiße, Wieland, Wi kelmann, Pet. Phil. Wolf, v. Woltmann; Karl S Zachariä, Fr. Wilh. Zachariä, v. Zimmermann, Zolli fer, Heinr. Zschokke, und mehrerer Ungenannten.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Anatomisch-pathologische Untersuchungen über das

Gehirn

und seine zugehörigen Theile.
Von F. Lallemand.
Aus dem Franz. übersezt von Dr. K. Weese.
2 Theile. 2 Thlr. 16 gr.

F. Lallemand.
Ueber Verengerungen der

Harnröhre

und deren Behandlung.
Aus dem Franz. übersezt. von A. W. Pestel.
Mit lithograph. Blättern. brosch. 1 Thlr.

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Dieterichs, J. F. C., Handbuch der Veterinär-Chirurgie, oder die Kunst, die äußeren Krankheiten der Pferde und anderer Hausthiere zu erkennen und zu heilen. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit zwey Kupfertafeln. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Obiges Werk ist für die Herren Thierärzte gewiß eine willkommene Erscheinung gewesen, da diese zweyte Auflage so bald nöthig geworden ist.

C. H. G. Christiani in Berlin.

Neueste Geographie und Statistik.

In der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Dr. C. G. D. Stein's, Prof. in Berlin,

Handbuch der Geographie und Statistik

nach den neuesten Ansichten, für die gebildeten Stände, Gymnasien und Schulen.

Fünfte verm. und verb. Aufl. 3 Bde. (resp. 3r bis November) 1824 und 25. an 170 Bogen in gr. 8., weiß Druckp. cpl. 5 Rthlr. 8 gr., Schreibpapier 7 Rthlr. 8 gr. Einzeln: 1r Band. (43½ B.) 1 Rthlr. 12 gr., 2r Bd. (63 B.) 2 Rthlr. 12 gr.

Durch Benutzung der neuesten und besten Hülfsmittel steigert der rühmlichst bekannte Hr. Verf. mit unermüdetem Eifer den Werth jeder neuen Auflage dieses so geschätzten und seiner Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit wegen allgemein verbreiteten Werkes. Zahllos sind die dankenswerthen Verbesserungen und Vermehrungen in dieser 5ten Aufl.; die neueste Literatur ist nachgetragen; der ohnehin schon reich ausgestatteten Statistik, die sich über Lage, Größe, Boden, Klima, Produkte, Einwohner, Lehranstalten, Handel, Staatsverfassung, Wappen, Orden, Militär rc. verbreitet, sind die neuesten Constitutionen beygefügt, so wie die Topographie außerordentlich vermehrt und berichtigt ist. Kurz, dies auch durch besondre Wohlfeilheit ausgezeichnete Werk verdient als wahres Handbuch für jeden Geschäftsmann die aufrichtigste Empfehlung und den großen Beyfall, der ihm bereits durch 4 starke Aufl. zu Theil geworden ist. Auch erschien kürzlich:

Dr. Stein's kleine Geographie

oder Abriß der mathematischen, physischen und besonders politischen Erdkunde, für Gymnasien, Schulen rc.

Vierzehnte verb. und verm. Aufl. gr. 8. 1825. (26 B.) und 1 Charte 16 gr.

An das Hand- und Lehrbuch, wie an des Verf. Zeitungs-, Post- und Comptoir-Lexikon in 8 Abtheil. und 2 Nachträgen bis 1824. 12 Rthlr. 2 gr. schließen sich an:

1) Neuer Atlas der ganzen Welt,

nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungsleser, Kauf- und Geschäftsleute jeder Art, Schulen rc.
Sechste verb. Aufl. mit 18 Charten und 7 neuen histor. statist. Tabellen und Erläuterungen. Fol. 1825. 3½ Rthlr.

Fast in derselben Progression, wie die Werke Stein's an Vollständigkeit, Richtigkeit und Genauigkeit zunehmen, gewinnt auch dieser Atlas, dessen Blätter nicht allein immerfort revidirt und berichtigt, sondern auch oft mit neuen vorzüglichern vertauscht werden. Die 7 beygefügten Tabellen und Erläuterungen geben eine gewiß Allen erwünschte, zweckmäßige und schnelle Uebersicht bey großer Vollständigkeit. Der Preis ist äußerst billig.

2) Neuer kleiner Schulatlas,

mit besonderer Rücksicht auf Dr. Stein's geograph. Lehrbücher rc.
Vierte berichtigte Aufl. in 18 Charten quer 4. 1825. 1 Rthlr. 6 gr. Parthiepreis 12 Ex. 12 Rthlr. —

Dieser Schulatlas ist, wie schon sein Titel aussagt, für den ersten Unterricht bestimmt, und da wird das wohlfeile Werkchen gewiß alle Forderungen erfüllen, die man vernünftigerweise daran machen kann.

Neuigkeiten zur Ostermesse 1825 von Mörschner und Jasper, Buchhändler in Wien.

Craigher, J. N., Empfindungen bey Gelegenheit des allerhöchsten Geburtsfestes Sr. Maj. des Kaisers. 8. geh. 8 gr.

Goro von Agyagfalva, Wanderungen durch Pompeji. Sr. kaiserl. Hoheit dem Erzherzoge Johann gewidmet, in Fol. Velinpap. mit 22 Kupfern und Vignetten. br. 9 Thlr.

Grundriß, allerneuester, der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien, und ihrer sämmtlichen Vorstädte. Mit Aufnahme aller bis Juni 1825 stattgefundenen Verschönerungen, Veränderungen, neuer Bauten, Anlagen, und der gegenwärtig bestehenden Häuser-Numerirung, u. s. w., in 4 groß Real-Blättern auf Velinp.
Schwarz 2 Thlr. 12 gr., Netto 1 Thlr. 21 gr.
Colorirt 3 Thlr. 8 gr., Netto 2 Thlr. 12 gr.

Heimathsklänge. Poetisches Taschenbuch für das Jahr 1825. Mit Kupfern und Musikbeylagen. geb. 1 Thlr. 16 gr.

Hofbauer, A., Allgemeines österreichisches, oder neuestes Wiener Kochbuch, in jeder Haushaltung brauchbar. Eine durch vieljährige Erfahrung bewährte Anleitung zur Bereitung aller Arten von Speisen, kalten und warmen Getränken, Beizen, Pöckeln und Räuchern u. m. a. Nebst Erklärung aller in die Sprache der Kochkunst aufgenomenen fremden Ausdrücke und provinziellen Benennungen. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Jäckel, J., Zimentirungs-Lexikon für alle Handels- und Gewerbsleute, welche nach Maaß und Gewicht kaufen und verkaufen; mit Beziehung auf die in Oesterreich erflossenen Zimentirungsvorschriften. 8. br. 1 Thlr.

Meisl, C., Neuestes theatralisches Quodlibet oder dramatische Beyträge für die Leopold- und Josephstädter Schaubühnen. 3. und 4. Band. Enthalten folgende Lustspiele: Arsenius der Weiberfeind. — Arsena die Männerfeindin. — Die Fee und der Ritter. — Das Gespenst in Krähwinkel. — Sechzig Minuten nach zwölf Uhr. gr. 8. br. 1 Thlr. 6 gr.

(Beyde Bände werden nicht getrennt.)

Pfeiffer, J., Lyrische und epigrammatische Bagatellen. 8. br. 16 gr.

Schauer, F., Poetische Versuche, heitern und ernsten Inhalts. 8. br. 20 gr.

Zolltarif, allgemeiner, für den österreichischen Kaiserstaat, zusammengestellt, durch drey Nachträge bis Ende März 1825 ergänzt, vervollständiget, von der k. k. Banco-Hofbuchhaltung geprüft, und mit Genehmigung der k. k. allgemeinen Hofkammer herausgegeben von F. W. Klenner. 4. br. 2 Thlr. 16 gr.

Bey Tendler und v. Mannstein, Buchhändlern in Wien, ist erschienen:

Darstellung
des
Steuerwesens,

von Alovs Silv. Edlen von Kremer, der sämmtlichen Rechte und politischen Wissenschaften Doktor, 2 Theile. 31 Bogen in gr. 8. Neue wohlfeilere Ausgabe. 1 Rthlr. 8 gr.

Die Gründlichkeit, verbunden mit der größtmöglichsten Klarheit, womit dieses Werk, das einen so wichtigen Gegenstand behandelt, abgefaßt ist, hat dem Herrn Verfasser den Beyfall sachverständiger Männer zugezogen; die Verlagshandlung kann es daher mit Recht empfehlen, und hat bey dieser neuen Ausgabe den frühern Preis von 2 Rthlr. 20 gr. herabgesezt, um Unbemittelten den Ankauf zu erleichtern.

Ferner ist in obiger Verlagshandlung erschienen:

Adam Kalby,
Pfarrer zu Hanzenthal,
Unser Sonnen-System.
Nach mathematischen, physischen und chemischen Grundsätzen. Mit 2 großen Tafeln.
gr. 8. 1825. broschirt 1 Rthlr.

In der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Allgemeines deutsches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen, oder gründliche Anweisung, wie man ohne Vorkenntnisse alle Arten von Speisen und Backwerk auf die wohlfeilste und schmackhafteste Art zubereiten kan[n]. Ein unentbehrliches Handbuch für angehen[de] Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinne[n]. Von Sophie Wilhelmine Scheibler. [...] 42 Seiten. Mit einem neuen schönen T[i]telkupfer. Preis 1 Thlr. Fünfte vermeh[r]te und verbesserte Auflage.

Unter der großen Anzahl von Kochbüchern erwarb si[ch] wohl keines schneller einen vortheilhaftere[n] Ruf als gegenwärtiges! Es verdankt diesen ungethei[l]ten Beyfall sowohl der Vollständigkeit, als vorzügli[ch] seiner bewährt gefundenen Brauchbarkeit, und kan[n] deßhalb allen Hausfrauen mit Zuversicht empfohlen we[r]den. Vorzüglich sollte dieses nützliche Werk bey keine[m] Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke oder be[i] der Ausstattung einer Tochter fehlen. — Die [in] wenigen Jahren nöthig gewordenen fünf Auflage[n] bestätigen das hier Gesagte hinreichend.

Schönheitsmittel der Fabrique Cosmetique in Paris.

Eau de Chine garantie, welches grauen Haare[n] so unfehlbar die verlorne Farbe wieder gibt, und rot[h] schön braun färbt, daß die unfehlbare Wirksamkeit un[d] Unschädlichkeit garantirt ist.

Baume Chinois, der graue Haare augenblicklich bed[eckt] und den Haarwuchs stärkt.

Peigne Chinois, hindert das Ausfallen und Ergraue[n] der Haare.

Epilatoire, vertreibt hautentstellende Haare.

Bandeau Ninon, glättet Stirnfalten.

Jeder Artikel kostet 1 Dukaten.

Eau Antique, das erste Waschwasser unserer Zeit, bleicht die Haut und tilgt jeden Flecken.

Eau Ninon, macht die Haut zart und jugendlich.

Eau Cendrillon, gegen Kröpfe, dicke und gelb[e] Hälse.

Huile d'élemy antique, Mittel, das Haar dauerhaft zu krausen und haltbar zu machen.

Poudre vermeille, das die Haut blendend weiß und roth kolorirt.

Poudre crinale, gegen das Ausfallen der Haare.

Beaume de la Mecque, gibt den Wangen zartes Roth und macht sie fleckenlos.

Jeder Artikel kostet 1 Thlr. 20 gr.

Recette de Toilette und Bulletin de Toilette, nach denen man sich die zur Erhaltung der Schönheit nöthigen Mittel selbst verfertigen kann.

Jedes 1 Thlr. 14 Gr.

Alle diese Artikel sind gegen frankirte Bezahlung und 4 gr. Emballage zu haben: Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig, Neuer Neumarkt. Nr. 14.

Mittheilungen aus der Geschichte und Dichtung der Neugriechen. 2r Band 1 Rthlr. 20 gr.
ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt.
Coblenz, den 30. Mai 1825.

J. Hölscher.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neunzehnter Jahrgang.

1825.

August.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, rc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst rc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, rc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, rc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaction vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . . 5 fl.

Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . . 3 fl.

das Kunst-Blatt . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 182.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 1. August 1825.

Wie viel hat das Papier, in dem Zustand, wie wir uns jezt seiner bedienen, zur Civilisation der Menschheit beygetragen?

Ueber die Erfindung des Papiers.

Von Schubert.

Nur wenige, indem sie schreiben, „Unterzeichneter hat die Ehre ꝛc.“, wissen wohl oder denken daran, woher dieser Ausdruck entstanden ist. Ohne Zweifel wäre es natürlicher zu sagen, „Unterschriebener ꝛc.“; allein es gab wirklich eine Zeit, da man nicht unterschrieb, sondern unterzeichnete, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man nicht schreiben konnte; und dieses man begreift nicht etwa blos den gemeinen Theil des Volkes, für den wirklich das Schreiben zu jener Zeit eine sehr überflüssige Kunst war, sondern selbst die vornehmen und gebildeten Klassen, Könige und Kaiser, kurz jeden, der nicht zur Klasse der Gelehrten gehörte: so daß das damalige Europa in dieser Rücksicht weit hinter dem chinesischen Reiche zurück stand, wo die Schreibekunst ohne Vergleich schwieriger ist, und es doch unter dem gemeinen Volke nicht an Leuten fehlt, die diese Kunst verstehen. Diese an Schriftgelehrten arme Zeit ist jene, die mit Recht den Namen des dunkeln Zeitalters erhalten hat, die Zeit, da Wissenschaften und Künste, wie es schien, dem ewigen Schlaf entgegen schlummerten, wo Aberglaube und Unwissenheit mit unumschränkter Gewalt herrschten, wo nichts als die Insul oder das Schwert galt, wo jene ohne Gelehrsamkeit und Frömmigkeit getragen, und dieses ohne Kunst und Menschlichkeit geführt ward; das Zeitalter, welches mit dem Umsturz des römischen Reichs durch die Völker Germaniens anfing, und nur mit der Erfindung des Papiers aufhörte.

In dieser Reihe von Jahrhunderten fand sich, außer den Geistlichen und den wenigen Gelehrten, fast Niemand, der auch nur seinen Namen schreiben konnte; und Kaiser Karl der Große, der unstreitig den Namen eines Beschützers und Freundes der Wissenschaften und Künste verdient, ward wahrscheinlich in die Gruft getragen, ohne das A B C gelernt zu haben. Die Urkunden, Schenkungen, Kauf-Kontrakte u. s. w. aus diesem Zeitalter haben daher anstatt der Unterschrift irgend ein anderes Zeichen, gewöhnlich das des Kreuzes, woneben man die schriftliche Beglaubigung der Zeichen findet, daß solches Kreuz von diesem oder jenem eigenhändig gezeichnet sey. Die Urkunden wurden also nicht unterschrieben, sondern im eigentlichen Verstande **unterzeichnet**: jeder hatte sein eigenes Zeichen, seine eigene Art ein Kreuz zu zeichnen (welches hieß, „mit dem Kreuz unterschreiben)“, und erkannte sein Eigenthum unter hundert andern Kreuzen so gut, wie jeder seine Handschrift, und wie noch jezt der Bauer seine drey Kreuze erkennt. Gewöhnlich hatte eine solche Unterzeichnung die entschuldigende Vorrede: „da ich nicht „schreiben kann (pro ignorantia literarum), so habe ich „mit einem Kreuz unterzeichnet.“ Dieses Geständniß legten selbst Könige ohne Bedenken ab, und alle Dokumente der alten angelsächsischen und spanisch-gothischen Könige sind auf diese Art unterzeichnet. Das Protokoll eines Konziliums vom Jahre 821 schließt mit folgenden Wor-

ten: „der Kaiser und fast alle Fürsten Frankreichs und „Deutschlands unterschrieben die Beschlüsse dieses Konzi„liums, indem ein jeder sein Kreuz untersezte.“ So hatte denn freylich Niemand dem andern etwas vorzuwerfen.

Auch darf man nicht glauben, daß dieses der Fall nur in den Ländern war, deren die Völker des Nordens sich bemächtigt hatten: in Griechenland, dem alten Sitze der Wissenschaften und Künste, wo jene Völker Barbaren genannt wurden, sah es nicht viel besser aus, und die Akten vieler Konzilien sind von den byzantinischen Kaisern mit einem Kreuz unterzeichnet. In Justinians Novellen wird befohlen, daß, wer im Schreiben nicht stark ist, in Gegenwart von fünf Zeugen wenigstens einen Buchstaben, wenn er dazu im Stande ist, hinmalen soll, worauf einer der Zeugen die übrigen Buchstaben hinzuschreiben, oder ihm die Hand führen soll. Wir werden unten selbst an dem Oheime dieses Kaisers, Justin I., ein Beyspiel sehen. Es scheint sogar, daß der lezte römische Kaiser, Konstantin Paläolog, der durch seinen Charakter, und durch den Muth, womit er in der Vertheidigung der lezten Trümmer des zweytausendjährigen römischen Reiches fiel, gewiß eine der ersten Stellen in der langen Reihe der byzantinischen Fürsten verdient, nicht schreiben konnte: denn er unterzeichnete eigenhändig den Ehe-Traktat mit einer georgianischen Prinzessin, nicht durch seines Namens Unterschrift, sondern mit drey Kreuzen.

Man begreift leicht, daß eine Zeit, wo die Erfindung der Buchstaben für den reichsten und vornehmsten Theil der Nation so gut wie nicht gemacht war, wo selbst Geistliche das Brevier nicht lesen konnten, oder nicht verstanden, was sie lasen, weil es lateinisch war — daß eine solche Zeit ohne Geschmack für jede Art von Bildung war, keine einzige Erfindung, die diesen Namen wirklich verdient, und kein einziges Werk hervorbrachte, das man jezt noch zu lesen die Geduld hätte; daß damals sich Niemand mit den Wissenschaften beschäftigte, und daß selbst die Künste, die uns jezt so nothwendig scheinen, um das Leben angenehm oder nur erträglich zu machen, vernachlässigt wurden.

Wenn man diese Zeit mit den glänzenden Zeitaltern Griechenlands und Roms vergleicht, wenn man die ungeheure Menge Schriften betrachtet, die Plato, Aristoteles, Cicero rc. hinterlassen haben, wenn man bedenkt, daß selbst der erste der Feldherren, Julius Cäsar, in seinen Lagern sich mit der Beschreibung seiner Feldzüge, mit Poesie und Astronomie beschäftigte; so muß man sich freylich über die tiefe Barbarey wundern, in welche alle Länder Europens im mittleren Zeitalter versunken waren, und man wird wünschen, die Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung zu kennen. Diese Ursachen liegen nicht blos in jenen großen Begebenheiten, welche die Hauptzüge eines Gemäldes der Weltgeschichte, wie es Gibbon's Meisterhand gezeichnet hat, ausmachen; es gibt oft Umstände, die so unbedeutend scheinen, daß der Künstler sie nicht würdigt in sein Gemälde einzutragen, oder daß der Zuschauer, betäubt vom Getümmel der Schlachten und vom Sturz der Staaten, sie übersieht, und die zwar langsamer, aber nicht weniger verderblich auf die Kultur wirken. Wir sehen, wie die Blume plötzlich vom Hagel eingeknickt wird, und sich doch oft wieder erholt; aber unsichtbar nagt ein Wurm an der Wurzel, und unmerklich senkt die Blume ihr Haupt, um es nie wieder zu erheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Macht der Phantasie in Uebertragung der Tollwuth von Thieren auf den Menschen.

(Beschluß.)

Von zahlreichen Beyspielen der ohne mitgetheiltes Wuthgift durch Einbildungskraft erzeugten Tollwuth will man hier nur folgende ausheben.

Soldaten, die einen jungen wasserscheuen Kameraden schrecken wollten, stürzten um Mitternacht, von einem marschschlagenden Trommler begleitet, in sein Schlafgemach und riefen ihm zu, der Feind sey in's Lager gedrungen und Alles werde niedergehauen. Der Zweck gelang nur allzugut. Der erschreckte Jüngling ward alsbald von furchtbaren Zuckungen ergriffen; er schrie heftig auf, sein Blick ward wild, und vergeblich blieben alle beruhigenden Zureden; es dauerte eine Viertelstunde, bis der erste Anfall vorüber war und er wieder zur Besinnung kam. Nun folgten Brennen und Würgen im Hals, neue Zuckungen, sobald man ihm Wasser bot, häufiges Ausspeyen eines schäumenden und reichlichen Speichels. Am folgenden Tag ward der Kranke in das Spital gebracht. Die Zuckungen erneuerten sich, als ihm ein Getränk dargeboten wurde, und sie waren mit Geheul begleitet. Nach einer halben Stunde ging der Anfall vorüber, das Bewußtseyn kehrte zurück, und der Kranke klagte über Abscheu vor allem Flüssigen. Nicht lange, so trat ein neuer Anfall ein, und der Unglückliche starb innerhalb vier- und zwanzig Stunden, mit allen Zeichen der entschiedensten Tollwuth: keines fehlte, auch der Trieb, die Umstehenden zu beißen nicht, obgleich dieser allerdings während des lezten Anfalls erst eintrat, aber auch in den frühern hatte er doch schon vor der Gefahr gewarnt und gebeten, man möchte sich entfernen *).

Sauvages erzählt die Geschichte einer Frau, die, durch erlittene Mißhandlungen aufgereizt und in den höchsten Zorn versezt, plötzlich von Wasserscheu und den übrigen Zeichen der Tollwuth befallen ward, und nach drey Tagen

*) Frank, dissertation sur l'hydrophobie.

an der furchtbaren Krankheit verstarb *). In den Denkschriften der königlich französischen Gesellschaft der Aerzte wird die Beobachtung der Tollwuth bey einem Manne erzählt, der, in Verzweiflung über die Untreue seiner Geliebten, in Wuth verfiel und an der ausgebildeten Wasserscheu starb **). Die gleiche Sammlung enthält die Geschichte eines Landbauers, der durch unverdiente Vorwürfe und erniedrigende Behandlung, welche er von einem Bruder erleiden mußte, sich so gekränkt fühlte, daß Tollwuth und Wasserscheu sich in ihm ausbildeten ***). Aehnliche Beyspiele könnten noch in Menge aufgezählt werden. Ausgezeichnet merkwürdig erscheint aber Folgendes: Bey einem Jüngling, der von einem Hunde gebissen war, den er für wüthig hielt, hatten sich alle Zeichen der Wuth eingestellt. Am fünften Tage nach dem Biß glaubte man ihn dem Tod nahe, als der Hund, von dem er war gebissen worden, völlig gesund in's Zimmer gebracht ward. Diese Erscheinung beruhigte den Kranken, er genas nun eben so schnell, als er erkrankt war und nach vierzehn Tagen konnte er die gewohnten Geschäfte wieder verrichten ****).

Diese und ähnliche Thatsachen dürften demnach wohl hinreichend und überzeugend darthun, daß ein sehr lebhafter geistiger und moralischer Eindruck, vorzüglich ein schreckhafter, in gewissen Fällen einen Krankheitszustand zu erzeugen hinreicht, der alle Zeichen der Tollwuth an sich trägt.

Ist dieß aber einmal außer Zweifel gesezt, und bedenkt man den Abscheu, womit schon der bloße Gedanke von Tollwuth uns erfüllt, so begreift man auch, welch eine mächtige Verwicklung der Erscheinungen, die aus der Eindringung des Wuthgifts für sich allein hervorgehen mußten, sich durch jene Mitwirkung ergeben wird, so daß auch einsichtsvolle Beobachter leicht verleitet werden konnten, überall nur Wirkungen der Einbildungskraft zu sehen und diejenigen des Wuthgifts völlig zu läugnen.

Wahrscheinlich stellt sich die Wirksamkeit des Wuthgifts im Menschen immerhin ungleich milder dar, als bey Hund und Katze; und die Einwirkung der Phantasie auf Entwicklung und Verstärkung der Tollwuth ist gewiß sehr bedeutend. Wir wollen auf dieß Verhältniß nochmals zurückkommen.

*) Nosologie de Sauvages. T. 3. p. 704.
**) Hist. de la Soc. roy. de Medec. 1. p. 59.
***) Ib. p. 52.
****) Journal de phys. et de chim. Janvier 1817.

Klage.

Immer bist du mir fern, immer doch nahe, mein Aug' sieht,
Mein Ohr hört dich; der Arm, Eddy, nur sucht dich umsonst.

F. Kazinczy.

Korrespondenz-Nachrichten.

Erlangen, 19. Juni.

Wir haben am gestrigen Abend einen hohen theatralischen Genuß gehabt. Der Schauspieldirektor Weinmüller, welcher sich mit seiner Truppe diesen Sommer über hier aufhält, hatte sich entschlossen, das neuste Schauspiel des Grafen Platen aufführen zu lassen. Dieß Schauspiel führt den Titel: „Treue um Treue," und der Stoff desselben ist aus einer schönen Erzählung der Fabliaux et Contes genommen. Das Publikum kennt bis jezt nur eine größere dramatische Arbeit des Grafen Platen, „den gläsernen Pantoffel," den Erstling seiner Arbeiten für das Theater, in rascher Begeisterung von dem Dichter in sieben Tagen niedergeschrieben. Seinen näheren Bekannten waren durch Vorlesungen auch sein zweytes Schauspiel, „der Schatz des Rhampsinit," und dieses neueste bekannt, von dem wir jezt zu reden haben. Der Eindruck, den diese Stücke schon beym Vorlesen machten, war entschieden günstig. Als reine Poesie, innig empfangen, zu organischer Lebendigkeit gebildet, konnte die Einheit der Handlung, die Schärfe der Charaktere, die Kunst der Anlage, die Lebendigkeit des Dialogs, der wohlthuende Wechsel von Reflexion und Handlung, die kräftigste Wirkung bey irgend wohlgestimmten Hörern nicht verfehlen. Man mußte wünschen, daß solche Produktionen als eigentliche und ächte Bereicherungen der theatralischen Literatur nicht zu lange blos den Lesenden ergözten, sondern daß sie so bald als möglich von ihrer eigentlichen Stelle, den Bretern herab, ein so vielfach gelangweiltes, und so oft mit sonderbarem Gemische bewirthetes Publikum erheiterten und erfreuten, indem sie demselben den Blick in ein heiteres, durchaus dichterisches Land voll dichterischer Gestalten öffneten. Was aber immer des Dichters Freunde Gutes von der ersten Vorstellung hofften, ihre Hoffnungen wurden von der Vorstellung selbst übertroffen. Mit dem rastlosen und leidenschaftlichen Eifer, mit dem der Dichter immer eines mit allen Kräften seiner Seele betreibt, hatte er sich der Vorbereitungen zu der Aufführung seines Stückes angenommen. Wenn er mit der Leseprobe nicht ganz zufrieden zu seyn Ursache hatte, so wurde ihm die Unzufriedenheit, die er darüber äußerte, reichlich durch die Resultate der eigentlichen Proben vergütet. Er konnte mit der lezten dieser Proben in hohem Grade zufrieden seyn. Und so fanden wir uns denn mit gutem Zutrauen im Theater ein. Die Studirenden, ein allezeit dem Schönen und Wahren offenes Geschlecht, wenn es ihm in rechter Weise geboten wird, füllten den größern Theil des Parterres; viele Bekannte des Dichters und Freunde seiner Poesie hatten sich in den Logen eingefunden, es fehlte nicht an theilnehmenden Zuschauern aus den mittleren und niederen Ständen. Der Vorhang hob sich, und der erste Akt wurde so passend, so lebhaft vorgetragen, daß man die Theilnahme des Dichters an dem Einstudiren der Rollen nicht verkennen konnte. Wir haben besonders an Hrn. Mühldorfer der Recitation einiger Stellen unsern vollen Beyfall nicht versagen können, wo er als Aucassin (der Held des Stücks) im verliebten weichlichen Gefühl, in einzelnen Jamben dieß Gefühl fast lyrisch ausspricht. Wie der erste Akt begonnen hatte, so gingen nun die andern in rascher Steigerung fort. Das Interesse der Zuschauer wurde ganz in Anspruch genommen, bey den Hauptscenen, die mit ergreifendem Gefühl geschrieben sind, aufs höchste gesteigert. Auch ermangelten sie nicht, durch das lebhafteste Beyfallsklatschen zu bezeugen, wie sehr sie angesprochen seyen, und wir sind es ihnen schuldig zu bemerken, daß sie immer bey den Scenen klatschten, bey denen der Dichter es erwarten mußte, wenn er sein Ziel nicht verfehlt haben sollte. Ist uns noch eine Bemerkung erlaubt, so möchten wir sagen, daß es ein herzliches Klatschen war. Man hörte

es ihm an, daß es von Herzen ging, daß es keine konventionellen Zeichen des Beyfalls galt.

Wäre man darüber noch im Zweifel gewesen, so konnte dasjenige, was nach dem lezten Akte vorging, jeden vollständig darüber aufklären. Der Vorhang war kaum gefallen, so erhob sich ein lautes Rufen nach dem Dichter. Dieß Rufen wurde lauter und heftiger, da der Dichter zögernd und ungewiß sich nicht sofort zeigte. Es ließ nicht nach, bis er wirklich erschien. Ein rauschender Beyfall empfing ihn. Er war freudig bewegt, und sprach in dieser Bewegung mit etwas befangener Stimme folgende Worte:

Ihr, deren Gunst der Dichter heut besaß.
Vielleicht in keinem ganz gemeinen Maß,
Ermuntert ferner ihn durch Lieb' und Gunst,
Damit er steig're seine schwache Kunst.

So war durch diesen poetischen Dank die Aufführung selbst schön beschlossen, und die Zuschauer gingen befriedigt und erhoben nach Hause. Von den verschiedensten Seiten ließen sich die günstigsten Stimmen über dieß Stück vernehmen, zum deutlichen Beweise, daß die ächte Poesie das Volk wie die Gebildeten anspricht, und daß, um ein Publikum zu gewinnen, es nur solcher Produktionen bedarf, welche das Interesse des Stoffes und der Handlung mit allen Vorzügen der eigentlichen Poesie vereinigen.

Wir zweifeln nicht, daß des Grafen Platen Stücke bald den Eingang auf die deutschen Bühnen finden müssen, und sind überzeugt, daß sich die Stimme der Nation im Ganzen auf ähnliche Weise über sie wird aussprechen müssen, wie wir es hier zu thun versucht haben. D. E.

Wien, im Juni.

Auf dem Hoftheater des recitirten Schauspiels ist Hr. Löwe, vom Hoftheater in Kassel, als Gast zum zweyten Mal in einer Reihe von Darstellungen aufgetreten. Ein Engagement wird nicht zu Stande kommen, wie man vermuthet hatte. So wie bey seinem ersten Hierseyn, vor einigen Jahren, sind seine Leistungen mit lebendiger Theilnahme und großem Beyfall aufgenommen worden. Aehnliche Aufnahme ist ihm, wenn ich nicht irre, überall zu Theil geworden, wo er bisher aufgetreten. Es ist meine Art nicht, dem Urtheil Andrer, weder dem gedruckten, noch dem gesprochenen, selbst dem allgemeinsten nicht, so blindlings beyzustimmen, noch einem daraus geschöpften Vorurtheil einen Einfluß auf meine eigne Ansicht zu gestatten, sobald nämlich von solchen die Rede ist, über welche ich mir allenfalls auch ein Urtheil zutrauen darf. Es wird mir daher erlaubt seyn, meine Meynung ganz unabhängig vorzutragen, ohne sie andern aufzubringen, oder die ihrige für ungültig zu erklären; je öfter ich vielmehr mit ihnen absichtlos zusammentreffe, desto angenehmer wird es mir seyn. Ich hatte diesen Darsteller in der ersten Reihe seiner Gastspiele nicht gesehen, weil ich damals eine Zeitlang nicht hier war, und ihrer auch in meinen Berichten nur im Allgemeinen und in Rücksicht ihres Eindrucks auf das hiesige Publikum erwähnt. Um so begieriger war ich, seine Verdienste als darstellender Künstler, besonders seine Darstellung des Philipp Brook, die als seine vorzüglichste Leistung gerühmt wurde, nach eigener Ansicht würdigen zu können. Gerade mit dieser begann er seine dießjährigen Gastspiele. Nun hab' ich ihn gesehen, mit besonderer Aufmerksamkeit und Theilnahme gesehen, und Gelegenheit gefunden, ihn sowohl darin, als in zwey nächstfolgenden Charakter-Entwicklungen, von mancher lobenswerthen Seite kennen zu lernen, wenn ich gleich nicht alles für Gelungenes im höchsten Grad erklären, oder über dasjenige, was ich bereits von anderen schäzbaren Künstlern in denselben Rollen sah, ganz unbedingt erheben kann. Diese drey Charaktere, die ich vielleicht etwas ausführlicher berühren werde, als gewöhnlich, weil das Feld der theatralischen Neuigkeiten ohnehin dießmal, aus bekannten Gründen, sehr beschränkt ist, sind gehörig von einander abgesondert, um dem Kunsttalent des Darstellers in dem ihm angewiesenen Fach, nämlich dem der gesezten Liebhaber, wie es scheint, den erforderlichen Spielraum zu verschaffen, ohne daß er die Gränzlinie im Allgemeinen überschreiten darf; denn selbst Romeo, worin Hr. Löwe zum zweyten Gastspiel auftrat, (zum dritten hatte er den Hauptmann im Epigramme gewählt) obschon eine mehr jugendliche Gestalt für diese, als für die leztere erfordert wird, liegt übrigens weder in Betreff der physischen, noch künstlerischen Mittel, außerhalb dieser Sphäre, wie es beym ersten Blick wohl etwa scheinen mag. Ein vortheilhaftes Organ empfiehlt diesen Schauspieler; es hat Umfang und Biegsamkeit, so daß es ungezwungen jeder Modulation sich hingibt. Die Aussprache ist ungemein deutlich, sie streift etwas an den Dialekt, doch nicht unangenehm; ich habe das nicht allein bemerkt, jedoch mehr im Lustspiel, als in den vorhergehenden Stücken, und es kann nur auffallen, wenn man nicht daran gewöhnt ist, oder sich längere Zeit entwöhnt hat. Er spricht im Allgemeinen natürlich, ohne gewaltsame Accentuirung und fremdartige Biegungen, doch legt er nicht immer auf die Reden den bestimmten Nachdruck, und am Schlusse eines, im Frageton endigenden Satzes hat die Betonung bisweilen jene Unsicherheit, jene naturwidrige Steigerungen, die man so häufig, selbst an den ausgezeichnetsten Schauspielern wahrnimmt, die man im gewöhnlichen Leben nie hört, und worauf zum Glück die allerwenigsten Zuhörer achten, weil sie es für die angemessene Theatersprache, höchstens für eine theatralische Licenz halten. Diese Unsicherheit läßt sich leicht vermeiden, wenn, so wie schulgerechte Sänger Abends und Morgens ihre Scala singen, der Schauspieler sich im Redevortrag ausgesuchter schwieriger Stellen täglich übt, so lange, bis Ohr und Kehle sich miteinander verständigen, und gegenseitig unterstützen. Dieß dürfte von Vielen, Vielen, in Rücksicht auf Gang und Stellung (Haltung) ebenfalls geschehen. Nur zu oft verrathen die gefeyertsten Künstler eine Vernachlässigung in den Elementen ihrer Kunst. Es ist wahr, man kann einen hohen Grad von Künstlerschaft erreichen, ohne diese Mittel, so wie man eine Sprache sehr geläufig sprechen kann, ohne die Grammatik je gelernt zu haben; zur Gründlichkeit und Vollendung gehört jedoch diese mit. Ich will mich über diesen Punkt weder umständlicher auslassen, noch Anwendungen davon machen, weil ich eben so wenig kritteln als verletzen will; doch fiel mir die Stellung des Gastspielers während des Kompliments, womit er bey seinem ersten Erscheinen die rauschende Begrüßung des Publikums erwiederte, etwas auf. Ueberraschung und Bescheidenheit mögen in diesem Fall das Ihrige wohl beygetragen haben. Den Charakter dieses Sonderlings — denn davon kann Brook sich doch nicht freysprechen — stellte er in einem edlen, freyen Umriß hin. Man konnte ihm durchgehends zutrauen, daß er diesem Unternehmen gewachsen sey. Jener Hauptzug aber, der diesem Charakter eigenthümlich den Stempel der Originalität aufdrückt, die tiefe Schwermuth und der feyerliche Ernst, das innere bewegte Leben, das aus dem Brüten über ein wichtiges Vorhaben und dem Gefühl seiner Eigenthümlichkeit entsprüht, und worin er sich doch selbst gefällt, er mag sagen was er will, wurde nicht scharf genug hervorgehoben, weder im Ausdruck der Reden, noch der Mienen und Geberden. Ich lege den höchsten Maßstab an diese Darstellung, weil mich die früheren Urtheile dazu auffordern, und glaube Hrn. Löwe nur dadurch zu ehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 2. August 1825.

Das alte Heldenbild, das eurem Blick
Wir heut' enthüllt, der Strom der Zeit hat längst
Auf seinen Wellen es hinab geführt;
Und doch beseelt zu einem neuen Leben
Vom Hauch des Dichters, taucht es aus der Tiefe
Der vor'gen Tage wunderthätig auf,
Und übt auf eure Herzen Zauberkraft!
von Zedlitz.

Die Adler*).

Dem Doppeladler soll ich euch erzählen,
Den sich erwählt der Eichenwald am Rheine,
Dem heil'gen Forst Germaniens zu befehlen,
Hoch auf den Bergeshöh'n, im stillen Haine.
Dem hoch im Horst nicht Kron' und Scepter fehlen,
War in des Hauptes Zwey das immer Eine.
Denn als die Köpfe zu Verstand gekommen,
Sah'n sie des einen Leibes schlechtes Frommen.

Wie sich die linke Seite von der rechten
Allmählig trennte, war ein Wunderzeichen.
Im Forst geschah's, wo sich die Zweige flochten
Uralter an den Strom gepflanzter Eichen.
Da sah man sonst den edeln Vogel fechten,
Den Lilienschild zerschellt von seinen Streichen;
Da war dem Feind das Auge zugewendet.
Jetzt sah man's blind, und innerlich verschwendet.

Denn, eifernd sonst um Apfel, Schwert und Krone,
War noch dem Doppelhaupt an's Herz gebunden
Vor allen ein Geschenk vom Gottessohne,
Ein golden' Ey, das allen Lebenswunden
Empfangen um Gerechtigkeit, zum Lohne,
Den Schlüssel bergen sollte, den gefunden
Des Menschen Sohn, der Wahrheit Himmelspforte
Zu öffnen dem befreyten Geist im Worte.

Und dieses Ey vermochte zu entzweyen
Die Bruderhäupter. „Oeffnet, sprach das rechte:
„Die goldne Schale, Wald und Wild zu weihen.
„Der Schlüssel ist entkerkert nur der ächte.
„Laßt ihn, und mit ihm unsern Geist befreyen.
„Wenn Jeder wissend gleich und glaubend dächte,
„Dann würde frey, im Prüfen und Beschauen,
„Die Wahrheit selber sich zur That erbauen."

Das linke sprach: „Uns ist das Ey gegeben.
„Zur Willkür sey nicht, was wir einst geboren.
„Die Silbertaube Geist wird es beleben.
„Wir waren zur Verwahrung nur erkohren,
„Zu Schutz und Trutze wider feindlich Streben.
„Der fromme Glaube wäre ja verloren,
„Wenn wir den Schlüssel nackend wollten schauen,
„Dem nur die Geisteraugen sich vertrauen."

Da schlug die rechte Seite mit dem Blitze
Des Schwerts das Ey. Nicht wollt's die linke leiden.
Entbrannt vom raschen Schlag zu rascher Hitze
Sah man um Apfel, Schwert in Streit die Beyden;
Und die so lang vereint im hohen Sitze
Von Einem Bruderkörper ganz sich scheiden;
Den linken zürnend südlich sich begeben,
Den rechten nördlich, fern getrennt, daneben.

Den Kämpfern war das gold'ne Ey verschwunden.
Der rechte nahm mit seiner starken Seite
Des Schwertes Kraft mit sich; doch eingebunden
Verblieb das Herz dem Linken aus dem Streite,
Zugleich der Apfel Welt. Von ihren Wunden
Sich zu erholen, suchten sie das Weite,
Um drauf, mit frischer Wehr und scharfen Klauen,
Des Eyes Dienst dem Kampfe zu vertrauen.

*) Dieses Gedicht ward im Januar 1815 verfaßt, und zuerst im Februarheft des Rheinischen Merkur jenes Jahrs abgedruckt. Der Verfasser hatte das Vergnügen, daß der Fürst Metternich einige Verse daraus, bey einem auf dem Wiener Kongresse zwischen Preußen und Oestreich entstandenen Mißverhältnisse, in einem Briefe an den Fürsten Hardenberg, zu Motivirung der Ausgleichung gebrauchte.

Zerstöret ward der Wald, kein Ziel gefunden;
Ermüdung lähmte nur streitsücht'gen Glauben.
Bald riß man wieder, heilte dann die Wunden
In der Zerstörung lang nachhalt'gem Stauben.
Wie auch zum Kampfe schlau sich eingefunden
Der fremden Thiere Lust im Wald zu rauben,
Wie auch die Feuerlilie sich vermessen
Aus deutschem Blut zu blüh'n, es ward vergessen.

So ruhten sie vom heißen Kampfe stöhnend;
Der linke, stolz, das edle Herz zu tragen,
Sich drum den ganzen Doppeladler wähnend,
Hielt fest den Apfel Welt mit Wohlbehagen.
Doch was das Herz beichte, weich und sehnend,
Schuf mild und freundlich öfter sein Betragen;
So daß Maria, ihm ihr Bild zu leihen,
Ein jungfräulich Panier ihm schien zu weihen.

Doch männlich kühn hob seinen Flug der rechte.
Das Schwert entzückt, auch ruhend selbst, der Scheide,
Verfocht er wachsam sich geschaff'ne Rechte.
Scharf war der Zunge, scharf des Schwertes Schneide.
Mit Haupt und Kraft' und Fittig im Gefechte,
War Sonne, Erd', Meer, Himmel seine Weide.
So schärft er sich, mit Schwerte, Zung' und Blicken
Des Mannes Kraft lebendig auszudrücken.

Drum staunet nicht, daß, als der Adler Zeichen
Sich wohlgebildet stehn im Forst entgegen,
Des rechten Blitz den linken, unterm weichen
Panier Theresien's, konnte rasch verwegen
Mit Friedrichs Arm im Riesenkampf erreichen;
Das Schwert dann Beyde trauernd niederlegen,
Nicht um das Ey mehr, das man lang vergessen,
Nein, weil man nicht im Kampf sich ausgemessen.

Da kam die Sitte, mit dem Feuerzeichen
Der gift'gen Lilie, friedlich sich zu schmücken,
Im heil'gen Walde unter edeln Eichen
Mit ihr die frommen Kräuter zu erdrücken.
Sie duftete ihr Gift aus allen Sträuchen.
Ihr sah man wohlgesinnt die Adler nicken.
Unschuldig galt sie, die aus Blut geboren,
Und nur am Blut zu brennen auserkoren.

So gab's die Zeit, da in der alten Blume
Das Nest der räuberischen Bienen zehrte,
Und sie erstarb, daß sich im Heiligthume
Des Waldes selbst die freche Schaar vermehrte;
Der stolze Weibel sich vom alten Ruhme
Der Adler selbst in ihren Sitzen nährte,
Es ihm gelang zu nehmen Adlerzeichen,
Wild, gierig, klein, den Edelsten zu gleichen.

Doch als die Schaar dem Süd sich angehangen,
Am fremden Honig frech ihr Mahl gehalten,
Dann ostwärts zog und westwärts, Grau'n und Bangen
Den Erdkreis füllte, sah man sie zum kalten
Nordost geführt, im lüsternen Verlangen,
Des goldnen Adlers Erbe zu verschalten.
Da gaben Frost und Feuer sich die Hände,
Dem wilden Schwarm zu setzen Ziel und Ende.

Als sie sich sterbend von dem Adler wandten,
Verfolgt' er ihren Rest bis zu den Eichen;
Und freudig sah man, wie dem Nahverwandten
Die beyden Adler eilten Macht zu reichen;
Wie sie sich dann zu einem Ziel bekannten,
Versöhnt, die Räuberschaaren zu verscheuchen,
Die Bienen, an den Raub im Wald gewöhnet,
Entflohn; die Arbeitsbienen sind versöhnet.

Und hin bis in das Raubnest ging's in Eile,
Da war der Stamm der Lilie gefallen.
Die Bienen sammt dem Weibel, sonder Weile
Erreicht, zerdrückten dort die Adlerkrallen.
Da sah man, wie der Welt zu Lust und Heile
Sie wiederschenkten lang Verlornes allen,
Der Lilie selbst, und selbst dem Rest der Bienen
Ein dunkel Nest, still drin den Raub zu sühnen.

Die beyden Adler, die ein lang' Vertrauen,
Die Liebe frommer Wälder sah erhoben,
Sah man nun wieder frey hernieder schauen
Von jenem Horste, wo sich nicht durch Loben
Die falschen Schmeichler Schwalbennester bauen
Zu frecher That, durch den, der sich erhoben.
Denn sie bedürfen's nicht, in ruh'ger Größe
Verlieh'nen Glanz zu zieh'n um ihre Blöße.

Sieh auf. Die Meereswogen schlagen wieder
Befreundet an die alten Ufer an.
Im Völkerjubel tönen Friedenslieder,
Und Jeder tritt auf die gewohnte Bahn.
Im heil'gen Walde rauscht's, es tönet bieder
Der Gruß vom Rhein, dem man nicht abgewann,
Jenseits im Hain, mit aufgedrungnen Pflichten,
Auf seinen deutschen Antheil zu verzichten.

Blickt her, ihr Völkerstörer. Aus der Mitte
Europa's steigt der Lanzenwald empor,
Er trotzet kühn dem stürm'schen Zeitenschritte,
Und schließt der fremden Jagd des Forstes Thor.
Drinn dient das Recht dem milden Geist der Sitte,
Dem klugen Wort, dem schönen Laut, das Ohr;
Zu Lust und Schmerzen will man sich verbinden,
Nie mehr den Fremden drin geschäftig finden.

Doch hört man leis und laut, von Berg und Haine
In lindem Rauschen, murmelndem Bewegen,
Von allen Stimmen, allen Bitten — eine;
Da, wo der linke mehrt des Guten Segen,
Da, wo der rechte mild zum Kraftvereine
Den Drang des Sturms beschwöret sich zu legen;
Nur eine Stimme tönt aus allen Gauen:
Zusammen mögen sich die Adler bauen.

Zu einem Horst beruft man freudig Beyde,
Darin zusammen Herz und Schwert zu tragen:
Und wie vorher getrennt durch herbe Scheide,
Durch Liebe frey, die Zwey an Eins zu wagen.
Schön steht der Mild' und Kraft ein gleich Geschmeide.
Im Geist muß Erd' und Himmel sich vertragen;
Des Mannes Blick, des Weibes ahndend Leben
Kann einer ganzen Welt Versöhnung geben.

So rauscht die Sage her aus alten Lehren;
Daß, wenn die Beyden einen Horst bezogen,
Vereinigt nach Erkennen und Begehren,
Der Himmel baue seinen Friedensbogen,
Bestimmt, der Völker schönste Zeit zu ehren,
Der Erde Friedensbund mit Gott gepflogen.
Dann wird des Eyes Schale selbst sich trennen,
Und möglich seyn, den Schlüssel zu erkennen.

W. v. Blomberg.

Ueber die Erfindung des Papiers.

(Fortsetzung.)

Nach dem Urtheile eines der größten Kenner des Alterthums, des berühmten Muratori, entstand diese Barbarey des Mittelalters hauptsächlich aus dem Mangel an Papier; und es ist in der That auffallend, daß die Erfindung unsers jetzigen Papiers, wodurch jenem Mangel abgeholfen ward, in dieselbe Epoche des zwölften Jahrhunderts fällt, da die Wissenschaften anfingen wieder aufzuleben; so wie die allgemeine Verbreitung der Aufklärung eine unmittelbare Folge der Erfindung der Buchdruckerkunst war. Griechen und Römer schrieben ihre unsterblichen Werke auf Pergament-Rollen, und der hohe Preis dieses Materials war nicht blos die Ursache, daß Bücher nur in den Händen weniger Reichen, die sie oft nicht benutzen, seyn konnten, sondern auch daß viele jener Werke ganz verloren gingen. Zwar hatte man im Alterthum auch ein wohlfeileres Schreib-Material, das egyptische Papier; aber dieses verlor sich gänzlich im achten Jahrhundert, wenigstens für Europa, entweder weil die Anbauung der Papier-Stande in Egypten selbst vernachläßigt, oder weil der Handel mit Egypten durch die Araber erschwert ward. Man mußte also wieder zu dem theuren Pergament seine Zuflucht nehmen, die Kopien der klassischen Werke wurden immer seltener, und von den wenigen, die das Schwert oder das Feuer der Barbaren aus dem Norden und aus dem Osten verschont hatte, mußten manche wichtigeren Schriften Platz machen. Man krazte eine Rede des Demosthenes oder ein Buch des Livius aus, um das kostbare Pergament zu einer Legende, zu einem Brevier, oder zu einem Schenkungsbriefe an ein Kloster, zu benutzen; und vom achten Jahrhundert an findet sich keine Urkunde und kein Buch mehr auf egyptischem Papier geschrieben, aber desto mehrere auf abgekraztem Pergament. Ein solches Manuscript heißt daher im Griechischen peripsemptos, radirt.

Wenn man nun den wohlfeilen Preis unsers jetzigen Lumpenpapiers mit dem theuren Pergamente vergleicht, so wird man sich nicht über die Seltenheit der Bücher, über die geringe Anzahl der Leser, und über den daraus entstandenen Mangel an Bildung und Aufklärung im Mittelalter wundern. Zwar ist der Preis des Papiers in neuern Zeiten, mit dem Preise aller übrigen Dinge, sehr gestiegen; doch ist er noch immer in keinem Verhältnisse mit dem Preise des Pergaments. Allein bald nach Erfindung des Papiers war der Preis desselben, wegen der unzähligen Papier-Fabriken, die in ganz Europa, mit dem Eifer, den alles Neue erweckt, angelegt wurden, und wegen des wenigen Verbrauchs zu unbedeutenden Briefen, Prozeßschriften u. s. w., so geringe, daß er nicht mit dem des Pergaments zu vergleichen war; und noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sagt Muratori, daß man für wenige Groschen oder Thaler Werke kaufe, die im Mittelalter tausend Dukaten gekostet haben würden.

In der That war damals der Preis des Pergaments so hoch, daß nur reiche Fürsten oder Städte im Stande waren, sich einzelne Bücher anzuschaffen, und daß an große Bibliotheken gar nicht zu denken war. Nur in den reichsten Klöstern oder im Vatican fand man Bibliotheken, deren Katalogen bis zur Zeit des Papstes Nikolaus V., dieses großen Beförderers und Kenners der Wissenschaften in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, sich fast allein auf die Theologie, das canonische Recht, ächte oder untergeschobene Dokumente und dergleichen einschränkten; und selbst von diesen ist vieles durch die verheerenden Kriege der Barbaren zerstört oder verbrannt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

(Fortsetzung.)

In der ersten Scene trat er mit Anstand gegen den Hofrath auf. Den Ausdruck des Hohnes, der aus dem Gefühl seiner Ueberlegenheit fließt, vermißte ich, oder fand ihn doch zu schwach angedeutet. Ich wunderte mich, die auf den, aus dem Sirach citirten Spruch folgenden Worte an denselben gerichtet zu hören, da sie doch unfehlbar den Damen gelten, an die sich Brook mit der Entschuldigung wendet: „Verzeihen Sie mir die trockene Unterhaltung!“ — In der Erklärung gegen Auguste herrschte Leben und Besonnenheit: in der Schilderung, die Brook von seinen Verhältnissen und Gesinnungen entwirft, schien mir der Vortrag etwas zu geläufig, ein Vorwurf, den man nicht vielen Schauspielern machen darf. Eine Kleinigkeit kann ich nicht übergehen, eben weil die Rede von einem einsichtsvollen Darsteller ist. Die Bezeichnung des Gefühls für Auguste verrieth sich zu sehr durch bedeutungsvolle Blicke, die diesem von aller — Koketterie, möcht' ich sagen — entfernten Charakter, vielleicht nicht ganz angemessen waren, und in gleicher Hinsicht näherte sich die den entschiedenen Ausspruch begleitende Geberde, durch die schamhaft gesenkten Augen, bey allem Zartgefühl, das sich darin offenbarte, fast der Ausdruck weiblicher Schüchternheit. Diese Scene wurde übrigens durch glänzenden Beyfall ausgezeichnet. Der Auftritt mit Ludwig war durchaus befriedigend, und es ist nur Eigensinn von meiner Seite, wenn es mir vorkam, als ob der Ton der Rührung zu sehr in Thränen zerschmolz, was ich an Männern nur höchst selten billige. Diese Scheu haben mir Schauspieler eingeflößt, die immer den Thränenkrug bey der Hand haben, um ihren Zuschauern Herz und Hände zu besprengen. Es wird einem ganz flau dabey. In der Scene mit Drave, kurz vor der merkwürdigen Zusammenkunft mit dem Kanzler (hier Vicedom), war Hr. Löwe wohl etwas zu kalt, wenigstens innerlich zu ruhig, wenn auch nicht äußerlich: zu wenig kündigte sich, glaub' ich, der mit aller Macht kaum zurückgehaltene Aufruhr des Gemüths an. Ich bemerke hier noch, daß Hr. Löwe viele Gewandtheit und ein schönes Maß körperlicher Bewegungen hat. Genau betrachtet, fehlt den Bewegungen oft die Zweckmäßigkeit und schöne Form. Hierher rechne ich die, besonders in diesen Darstellungen häufig wiederholte, auch anderen Künstlern eigene, dem Drohen mit dem Finger ähnliche Geste, bey aufwärts gebogenem Arm, um manchen Reden einen Nachdruck zu geben. So auch das Berühren des Herzens mit der linken Hand, oder das Auflegen beyder Hände

unterhalb der Brust. Nur bey so vielen Vorzügen in andrer Hinsicht können solche Abweichungen auffallen. Die Scenenreihe im Hause des Kanzlers, oder dessen Eintritt, entsprachen der Erwartung, und standen im Verhältniß zu der vorhin bemerkten größeren Ruhe bey Draven, da sonst der exaltirte Seelenzustand, die verzweiflungsvolle Angst wohl noch energischer ausgedruckt werden konnten. Im lezten Theil der Hauptscene, wo Zorn und Verachtung die Schranken durchbrechen, war die Darstellung von einem edeln Feuer belebt, dem die Biegsamkeit und zwanglose Kraft des Organs einen leichten Aufschwung verstatteten. Schade, daß in der Schlußrede, doch vielleicht nur dießmal, der Ton sich zu rasch erhob, und die Fülle des Ausdrucks dadurch beschränkt wurde! Auch glaub' ich gern, daß dem Darsteller für den in dieser Scene herrschenden regen Wechsel der Empfindungen bey anderen Gelegenheiten ein reicherer Farbenwechsel zu Gebote steht. Es macht eine gute Wirkung und ist der Natur keineswegs entgegen, wie ich in vielen Fällen an andern ausgezeichneten Künstlern (Fleck, Iffland) gesehen habe, wenn Brook im Abgehen hier gleichsam das Vorgefühl des Triumphs der gerechten Sache selbst durch seinen Gang ausdruckt. Im Anfang des folgenden Auftritts, wo er plözlich von seiner Höhe herabgestürzt erscheint, habe ich den, dieser Situation entsprechenden Ton furchtbarer Ruhe und eines durch das unerwartete Hinderniß erzeugten Trozes, der den Anstrich von tragischer Größe gewinnt, nur von Einem Schauspieler (vielleicht zufällig) treffen gesehen. Nach diesem Akt, wie am Schlusse des Schauspiels, wurde Hr. Löwe mit Beweisen gerechter Anerkennung belohnt.

Ueber die Darstellung des Romeo, nach Schlegels Uebersezung, werde ich mich kürzer fassen. Diese Darstellung war durch ungemeine Zartheit in allen Theilen ausgezeichnet, der den poetischen Hauch, von dem sie beseelt seyn muß, oft zu ersezen schien, oder wenigstens nicht nachtheilig vermissen ließ, wohl aber den kühnen Zügen der Charakterzeichnung und dem Aufflug der Schwärmerey bisweilen widerstrebte. Die Meynung ist nur, daß sie weniger streng gehalten, sich mit ihnen auf das glücklichste vereinen läßt. Nicht ganz so tief in seine Schwermuth versunken denk' ich mir Romeo in der ersten Scene. Es ist nur ein Nachklang, jene schwärmerische Sehnsucht, die um so empfänglicher macht und zugleich Raum genug im Herzen übrig läßt, für ein neu erglühendes Gefühl. Die abenteuerliche, aber großartige Erscheinung des gegenseitigen Verständnisses, die der schnellen Reife und dem furchtbaren Ende dieser wundersamen Liebe angemessen ist, will auch in freyen, kühnen Zügen wiedergegeben seyn. Es mag seine Schwierigkeit haben, jene unentbehrliche Zartheit in Einklang damit zu bringen; die männliche Verwegenheit darf auch ihr Recht behaupten. Aber nur in einer unendlichen Glut des Herzens schießt dieser Liebesbaum so schnell und riesenhaft empor. Eine vorzüglich gelungene Partie dieser Darstellung war die Abschiedsscene mit Lorenzo, durch Innigkeit und Feuer des Ausdrucks. Es würde Unbilligkeit verrathen, die Thränen des Schmerzes hier verbannen zu wollen. Hr. Löwe wußte ihnen mit vielem Glück die Thränen der Verzweiflung beyzumischen, und diese Scene brachte große Wirkung hervor. Der Ausdruck in den vorhergehenden Situationen hätte allerdings eine verhältnißmäßige höhere Stimmung vertragen mögen. Im Garten, bey den Terrassen, schien mir die Stellung nicht zwanglos genug, aber die nöthige Dämmerung verhinderte auch die Deutlichkeit der Wahrnehmung: mein Ohr hat mich jedoch schwerlich getäuscht, da es im Ganzen eine Angemessenheit des Vortrags und eine Hinneigung zur deklamatorischen Eintönigkeit, ja in einzelnen Stellen ein Absezen mehrerer Worte nach einander vernahm. Korn — ich vergleiche nicht gerne, und eine Vergleichung soll auch nicht stattbaben — hat den Vorzug der poetischen Begeisterung der Liebe, wiewohl ihm, von der physischen Seite betrachtet, jezt Einiges für diese Rolle abgeht.

Ich komme auf die dritte Gastrolle des Hrn. Löwe, den Hauptmann Klinker im Epigramm, worin er Heiterkeit, Ruhe und Laune mitbrachte. Die erforderliche Gesetztheit vereinigte sich recht gut mit dem Anstrich jugendlicher Frische. Die Jovialität erhebt sich aber in diesem Charakter, der dem Dichter sehr wohl gelungen ist, zum eigentlichen, ächten Humor, durch den Beysaz von Gemüthlichkeit und ironischer Spizfindigkeit, die überall hervorstechen, und die ich im Ton der Rede durchgehends vermißte. Ueber Vieles wurde zu leicht hinweggegangen; dieß war gleich und vorzüglich der Fall im ersten Monolog. Wenn Klinker in Gegenwart des Knaben die Bemerkung macht: „Fast fürchte ich, daß es zu spät ist," — so geht er einen Augenblick in wehmüthige Betrachtung über, die er schnell wieder von sich weist. Hr. Löwe sprach sie leichthin zum Knaben. Allen ähnlichen Aeußerungen, wie sie besonders in der Scene der ersten Bewerbung vorkommen, fehlte derselbe Anklang, wie es mir vorkam. Was die Ironie betrifft, so ist dieß zum Beyspiel mehr diese, die sich in dem Ausbruch des Lachens über die olla potrida des Kammerraths hören läßt, als Vergnügen. Herzlich kann ein verständiger Mann über solchen Unsinn nicht wohl lachen. Die Hauptscene mit Karoline wurde im Allgemeinen leicht, gefällig und lebendig durchgeführt; es gibt aber eine Art, überall den rechten Ton, die angemessene Farbe, die richtige Schattirung, mit einem Wort: den Nagel immer auf den Kopf zu treffen, daß es gar nicht anders seyn kann; die nicht jedem Darsteller überhaupt, auch wohl nicht demselben immer in derselben Rolle gelingen will. Man kann zuweilen den Ton durch ein kleines Zusäzchen oder Einschiebsel, sey es noch so unbedeutend, aus der sichern Lage bringen, indem man ihm gerade dadurch die richtige Haltung geben wollte. Und es ist nicht ganz einerley, ob man in dieser Hinsicht den Schluß des ersten Akts: „Blinder, Adieu! — Höre" — u. s. w. sagt, oder wie es unfehlbar heißt: „Blinder, es ist gut, wenn man zuweilen auch taub und stumm ist!" — kurzweg, und dann mit einem raschen Bückling gegen die Dame gleichsam den Nachsaz, die Kadenz macht. Ich bitte aber die dramaturgischen Freydenker, diese Bemerkungen nicht eben als eine Frucht mikrologischer Subtilität anzusehen! Es ist in der That nicht einerley, weder im Kleinen noch im Großen. Der verstorbene Opiz war der beste Klinker, den ich gesehen habe, troz gewisser Theaterfaren, die ihn auch in dieser Rolle nicht ganz verließen, die aber immer Hand und Fuß, und, mit Hauptmann Klinker zu reden, auch Kopf und Herz hatten. Hr. Löwe wurde bey dem ersten Abgang in der Scene mit Karoline, von einem so anhaltenden Applaus begleitet, daß er lange nicht zu Wort kommen konnte, als er wieder umkehrte. Ich hoffe, diesen Gastspieler noch in einer oder der andern Rolle zu sehen, wo er mich so vollkommen befriedigen wird, daß mir nichts anders zu thun übrig bleibt, als in dem Lexikon der lobpreisenden Kritik die herkömmlichen Phrasen und Redensarten nachzuschlagen, um sie mit der leichtesten Mühe von der Welt in einen zierlichen Kranz zu flechten.

(Die Fortsezung folgt.)

Druckfehler.

In Nro. 152. S. 608. Sp. 2. Z. 1. v. o., st. satirischen l. italienischen; Z. 26. st. Richtigkeit l. Leichtigkeit. In Nro. 153. S. 612. Sp. 1. Z. 16. v. o. st. wie an l. wenn an: Z. 29. st. willkommener l. vollkommener Sänger, und st. alle l. aller Manieren: Sp. 2. im dritten Absaz v. o. st. die l. bey Stimme.

Beylage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 184.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 3. August 1825.

Schöpfe Muth
Unglücklicher der Erde. Durchgang ist
Dein Leben durch die Welt; dein Himmelsbild
Ist Gottgestalt, die bleibet dir.

Herder.

An die Erwachsenen.

Ha, wie lockt ihr uns in's Leben,
Arge Menschen allzumal!
Immer kosen, küssen, geben,
Schmeichelworte sonder Zahl!
Jeden Himmel zeigt ihr offen;
Alles mag der Neuling hoffen!

Und wir werden klüger, älter,
Freudig laufen wir zum Ziel;
Doch ihr werdet trüber, kälter,
Fremd dem kindlichen Gefühl;
Ach, und euer schön Verheißen
Schmilzt, wie Regenbogens Gleißen!

Laßt das heuchelnde Beginnen,
Laßt es, oder haltet mehr!
Gaukelt nicht den Jugendsinnen
Eine Welt der Liebe her!
Sollen nur mit größern Wehen
Wir so früh sie schwinden sehen?

Lieber sey hinfort mit Strenge
Wahn und Lust dem Kind geraubt!
Zeigt ihm bald der Herzen Enge,
Gebt euch wie ihr denkt und glaubt!
O wir wollen's gern ertragen;
Spart's doch lange spät're Klagen!

Stärket ihr nicht Leibesleben
Auf der Zukunft Müh' und Noth,
Daß es hart mag widerstreben,
Wenn der Tag des Sturmes droht?
Warum zärteln denn mit Seelen,
Die ihr drücken wollt und quälen?

Joh. Rud. Wyß.

Ueber die Erfindung des Papiers.

(Fortsetzung.)

Von den hohen Preisen der Bücher in jener Zeit kann man sich aus folgenden Thatsachen einen Begriff machen. Für eine Abschrift der Predigten eines Bischofs von Halberstadt, die jezt, wenn sie noch existirte, von dem Buchbinder verbraucht werden würde, bezahlte eine Gräfin von Anjou zweyhundert Schafe und fünfzehn Malter Korn. — Der Despot Ludwig XI. mußte, als er von der medizinischen Fakultät zu Paris die Werke eines arabischen Arztes borgte, einen großen Theil seines Silberzeuges zum Pfande geben, und außerdem einen reichen Bürgen stellen. — Man hat noch einen Brief, worin Lupus, Abt zu Ferrieres, im Jahr 855 den Papst Benedikt III. auf das rührendste bittet, seinem Kloster des heil. Hieronymus Erklärung des Jeremias, nebst Cicero's und Quintilian's Schriften über die Beredsamkeit (eine sonderbare Zusammenstellung) zu leihen, und heilig verspricht, daß diese Werke sobald als

möglich abgeschrieben und zurück geschickt werden sollen: „denn, setzt der Abt hinzu, „es gibt in Frankreich zwar „einzelne Stücke dieser Schriften, aber kein vollständiges „Exemplar." Beyläufig sieht man hieraus, daß die päpstliche Bibliothek schon im neunten Jahrhundert in dem Rufe stand, auch an Klassikern nicht arm zu seyn. Allein man sieht auch daraus, daß die Mönche der damaligen Zeit auch für die klassische Gelehrsamkeit Geschmack hatten, und daß es ihnen nicht an Lust zum Lesen und sogar zum Abschreiben fehlte, wenn es nur nicht an Büchern und an Schreibmaterial gefehlt hätte. Muratori macht hiebey folgende Bemerkung: „wie viel Dank sind wir den Mönchen jener „Zeit schuldig, die sich Tag und Nacht mit Abschreiben der „Bücher beschäftigten, um sie zu vervielfältigen und der „Nachwelt zu erhalten; und wie müssen wir uns schämen, „wenn wir, trotz unserm Reichthum an Büchern und an„dern Mitteln zur Aufklärung, fauler und unwissender als „jene sind." Trösten wir uns damit, daß der gute Muratori im achtzehnten und nicht im neunzehnten Jahrhundert schrieb.

In jenen bücherarmen Zeiten war daher ein Buch, das jezt der Bettler kaum als ein Almosen annehmen würde, und das selbst rechtliche Leute nicht der Mühe werth halten, zurück zu geben, wenn sie es geborgt haben, das kostbarste Geschenk, das man machen konnte, ein Geschenk, das dem Besitzer, der es aus seiner kleinen Sammlung weg gab, mehr Ehre und Nutzen brachte, als jezt eine Schrift dem Verfasser einbringt: er rettete durch ein solches Geschenk, wenn es einem Kloster dargebracht ward, seine Seele von der Verdammniß, die für ärmere unvermeidlich war; über die Dotation ward ein umständliches Dokument ausgestellt, und sie ward in seiner Lebensbeschreibung und Grabschrift als die Krone seiner Verdienste angeführt. Noch jezt sieht man in der Hauptkirche zu Verona das prächtige marmorne Grabmal eines Archidiakonus aus dem neunten Jahrhundert, dessen Inschrift es ihm zum Verdienst anrechnet, als hätte er so viele Schlachten gewonnen, daß er 218 Manuscripte abgeschrieben, und einen Kommentar über die Bibel dem Domstift geschenkt habe.

Dieser Mangel gab sogar zur Stiftung eines geistlichen Ordens Anlaß, der durch die Reformation und die Erfindung der Buchdruckerkunst in Vergessenheit gerathen ist. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts stiftete Gerhard Groot, aus Deventer gebürtig, den Orden der Brüder des gemeinschaftlichen Lebens, der sich, so wie die darauf gepfropfte Kongregation der regulirten Chorherren von Windesheim, über die Niederlande und den benachbarten Theil von Deutschland verbreitete, 120 untergeordnete Klöster, und unter seinen Brüdern Gelehrte vom ersten Range, wie z. B. den berühmten Lipsius, zählte. Die besondere Regel und Beschäftigung dieser Ordensbrüder bestand darin, die Jugend zu unterrichten und Bücher abzuschreiben, vorzüglich, wie es sich von selbst versteht, die Schriften der heiligen Kirchenväter.

Der Theurung des Schreibmaterials ward durch die Erfindung des Papiers abgeholfen, und man kann jezt weniger über Mangel an Büchern klagen, als über den Ueberfluß, womit jede Leipziger Messe, gleich einem durchbrochenen Damme, das Land unter Wasser sezt; und so wie ehemals ein Klassiker einer Legende auf dem Pergamente Platz machen mußte, so werden jezt Pressen und Papier durch die große Konkurrenz der Schriftsteller vertheuert, und manches wissenschaftliche Werk wird von Romanen verdrängt, die in keiner Rücksicht mit den Fieldingschen, Walter Scott'schen, oder Schilling'schen verglichen werden können. Indessen sind die wohlthätigen Folgen nicht zu verkennen, die diese Erfindung nicht blos für die Wissenschaften, sondern auch für die Verbreitung der Lektüre und Bildung in den untern Klassen gehabt hat. Mag auch eine Ueberbildung oder Verbildung daraus entstanden seyn: das Lesen ist immer eine unschuldigere Beschäftigung, als so viele andere, die sonst die Stelle desselben einnahmen; und wie hoch steht in dieser Rücksicht das aufgeklärte neunzehnte Jahrhundert über dem finstern achten oder neunten! Damals mußten die Wissenschaften sich in die dunkeln Zellen der Klöster verkriechen, und nur der Mönch las bey dem schwachen Scheine seiner Lampe; jezt sind Kammermädchen Mitglieder von Lesegesellschaften, und führen mit Lakayen eine sentimentale Korrespondenz. Damals konnte der große Kaiser nicht lesen; jezt werden Schulknaben Schriftsteller. Damals mußte man ein langes mühsames Leben in den Schulen oder der Studirstube zubringen, um sich ein Recht zu erwerben, über wissenschaftliche Gegenstände zu urtheilen; jezt werden an der Tafel und im Salon die schwierigsten und wichtigsten Fragen mit einer Leichtigkeit entschieden, vor der unsere pedantischen Vorfahren erröthen müßten.

Die Erfindung der Buchstaben, vielleicht die sinnreichste, die der menschliche Geist jemals gemacht hat, hat eigentlich nichts mit der Sprache zu thun, sondern nur mit der Art, wie wir unsere Gedanken, ohne zu sprechen, durch schriftliche Zeichen ausdrücken. Sobald Europa diese Erfindung aus dem Orient erhalten hatte, war es natürlich, daß man sie benutzen wollte: Gedichte, Geschichte, und alles, was sonst die Väter dem Gedächtnisse der Söhne eingeprägt, und so von einer Generation zur andern überliefert hatten, ward nun der sichern Schrift anvertraut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Spielwuth.

Eine kleine Schrift: „Encore une victime des maisons de jeu," ist so eben in Paris erschienen. Sie füllt nur fünfzehn Seiten, aber wie schrecklich ist ihr Inhalt! Wäre es nur eine moralische Erzählung, man würde sie rührend nennen, und sie würde schon als solche ihren Zweck erfüllen; aber sie ist nur zu wahr diese Geschichte eines furchtbaren Unglücks.

Der Sohn des General-Einnehmers G. war nach Paris geschickt worden, um dort zu studiren. Seine ersten Briefe aus dieser großen Stadt drückten nur kindliche Liebe und Anhänglichkeit an seine Eltern aus; indessen nur zu bald verriethen sie eine Zurückhaltung und Melancholie, welche seine Eltern nicht wenig beunruhigte. Eugen, so hieß der junge Mann, verlangte öfter Geld, man zögerte anfangs, sandte aber doch immer die verlangte Summe an ihn ab. Allein, da die Forderungen zu häufig wurden, schreibt ihm sein Vater sich darüber zu erklären. Eugen antwortet: „so muß ich denn mein Unglück bekennen, und Euch gestehen, daß ich von der schrecklichsten aller Leidenschaften wie besessen bin!" Kurze Zeit darauf wird Herr G. zu dem Anwalt des königlichen Fiskus gerufen. Dieser eröffnete ihm, daß Eugen falsche Kassenbillets im Betrag von 50,000 Franken ausgegeben habe. Der niedergebeugte, bekümmerte Vater erbittet sich eine kurze Bedenkzeit, und ersezt nach zwey Stunden die ganze Summe aus seinen Mitteln, um von seinem Namen diesen Schandfleck zu entfernen.

Jezt reist der tief betrübte Vater seinem Sohne nach, um ihn aufzusuchen, erfährt aber zu seinem Jammer, daß dieser, dem Wahnsinne der Spielwuth hingegeben, eine Kasse in seiner Nachbarschaft erbrochen und bestohlen habe. Um diese Summe zu ersetzen, kehrt er schnell zurück und verkauft Haus und Güter, deren Werth gerade hinreicht. Aber seine Frau kann das Uebermaß ihres Unglücks nicht länger ertragen, sie erkrankt und stirbt trostlos. Sterbend jedoch empfiehlt sie ihrem Mann noch, Alles anzuwenden, um ihren Sohn auf bessere Wege zu bringen. Ausgerüstet mit Allem, was die lezten Worte und Ermahnungen einer sterbenden Mutter Gewichtiges und Erschütterndes enthalten, reist nun der Vater nochmals nach Paris, um seinen Sohn mit denselben zu rühren und zum Guten zu lenken. Allein in welchem Zustand findet er ihn! Eugen hat den Verstand verloren und erkennt seinen Vater nicht mehr. —

Der über alles Maß unglückliche G. muß noch das Leben tragen, allein er sehnt sich nach dem Tod und bittet inbrünstig, daß er mit ihm auch seinen Sohn heimsuche.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

(Fortsetzung.)

Am zweyten dieses Monats fand die gewöhnliche Frohnleichnamsprozession mit allen Feyerlichkeiten statt, deren Glanz jedoch dießmal durch die Abwesenheit Ihrer Majestäten vermindert wurde. Die Erzherzoge Anton und Ludwig, mit Zuziehung des Hofstaates und der Leibgarden, führten den Zug an. Der Erzherzog Maximilian begleitete ihn. Obgleich an diesem Tag die Witterung eben nicht sehr freundlich war, hatte sich doch eine große Menge Menschen in allen Theilen der Stadt versammelt, durch welche der Umgang zwischen den in Spalier aufgestellten Truppen zog. Den folgenden Sonntag wurde das Fest in sämmtlichen Vorstädten zugleich gefeyert, wie es seit der Regierung des Kaisers Joseph gebräuchlich ist, da früher jede Vorstadt einzeln es zu feyern pflegte.

Ein anderes glänzendes Fest steht dem Königreich Ungarn für künftigen Herbst bevor. Alsdann wird dort ein Landtag gehalten und Ihre Majestät die Kaiserin als Königin von Ungarn gekrönt werden. Dieses geschieht in Presburg.

In Pesth kündigt sich eine neue Zeitschrift „für Wissen, Kunst und Leben" an, die den Titel Iris führen soll. Ihr Zweck ist Belehrung und Unterhaltung. Was den ersten Theil betrifft, so wird vorzüglich das Vaterland darin zur Sprache kommen. Die besondern Rubriken sind: Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Sternkunde, Alterthumskunde, Handel und Gewerbe, Erfindungen, schöne Wissenschaften, Kritik. – Statt der Kritik lieber Musik! — Doch eben recht; ich sehe, daß sie unter dem Artikel „schöne Wissenschaften" mit begriffen ist. Der unterhaltende Theil soll umfassen: Erzählungen, Gedichte, Reisebeschreibungen, Anekdoten, vermischte Aufsäze — vermuthlich auch Charaden, Logogryphen, ordinaire und ungeheure, magische Quadrate u. s. w. Diesem Allen wird noch ein Anhang beygefügt, der alle interessante Ereignisse im Kreise des Wissens, der Kunst, Literatur ꝛc. berührt, wozu eine ausgebreitete und zuverlässige Korrespondenz eingeleitet ist. (Besonders zu empfehlen, so wie den Referenten die möglichste Sorge für lobpreisende Notizen, des lieben Friedens wegen.) — Zu einem solchen Unternehmen gehört, bey der Ueberfülle von periodischer Literatur, Muth und Unterstützung. Mit vaterländischen Zeitschriften ist Ungarn zum Glück bis jezt nicht überhäuft. Die Unternehmer werden einige Vortheile genießen, die nicht überall statthaben können, und man darf etwas Tüchtiges erwarten.

Hier hat sich auch eine neue Verlagshandlung etablirt, unter der Firma Ludwig, die freylich ihre Geschäfte noch sehr im Kleinen betreibt; doch ist eine Buchdruckereyoffizin damit verbunden. Das sich mehr und mehr verbreitende Archiv wird hier verlegt, und nach dem Muster des Hübnerschen bekannten Werks, doch reichhaltiger und genauer in der Ausführung, wie es heißt, ist eine neue allgemeine Real-Encyklopädie, die auch den Titel Conversationslexikon führen wird, aus zehn Bänden, in groß Median bestehend, angekündigt. Sonst findet man daselbst auch eine neue Ausgabe von Schillers Werken und dergleichen mehr.

Im Theater an der Wien und in dem Opernhaus am Kärntnerthore ist alles mäuschenstill. Keine Kehle hat sich bisher wieder hören lassen, seit sie das lezte Mal geschlossen wurden. Draußen hat sich auch nicht einmal ein Luftspringer oder Tausendkünstler sehen lassen, und reisende Virtuosen sind hier bis zum heutigen Tag selbst anderwärts nicht aufgetreten.

Von unsern vormaligen Sängern sieht und hört man nichts; von Einigen erzählt der Ruf Wunderdinge aus der Ferne. Zuweilen überrascht uns der starke, volltönende Posaunenton ein wenig; mich zwar eben nicht, denn ein fleißiger Leser literarischer Berichte gewöhnt sich auch gerade an die poetische Verzierung. Ich höre aber dann und wann von weitem die verwunderungsvollen Aeußerungen Andrer darüber unvermuthet, und wundre mich über ihre Ansicht mehr, als über jene hyperbolischen Ausstattungen. In Neapel hat eine fleißige, geschickte junge Sängerin, die von Barbaja gewonnen wurde, nachdem sie zuerst bey der hiesigen deutschen Oper angestellt war, dann in der italienischen sehr verdienstlich mitwirkte, Furore gemacht, den Berichten deutscher Referenten von dorther zufolge. Einer meynt sogar in seinem patriotischen Enthusiasmus, der übrigens alles Lob verdient, die hierländischen Kritiker hätten ihr nicht volle Gerechtigkeit widerfahren oder das alte Sprichwort von dem Propheten in seinem Vaterland ein wenig auf sich einwirken lassen. Er muß also doch mehrere deutsche Journale dort gelesen haben, ob man gleich nach der Versicherung Eines dieser Referenten glauben müßte, es würde unter allen möglichen ausländischen Blättern in Neapel nur dieses einzige gelesen. Was nun den Einfluß betrifft, so irrt sich der geehrte Herr Kollega. Unsere Referenten sind vielmehr sehr gerecht gewesen, nur dießmal vielleicht etwas gemäßigter und bedachtsamer, als zuweilen wohl der Fall ist. Mlle. Unger zeigte sich als eine angenehme, in einer guten Gesangsschule gebildete Sängerin, gewandt auf der Bühne; auf das Talent einer vorzüglichen Darstellerin schien sie keinen Anspruch zu machen, schon aus dem Grunde, weil sie sich viele Mühe gab, und mehr als nöthig, der Fodor auch in dieser Hinsicht nachzueifern. In Neapel wird sie unstreitig Fortschritte machen, wenn übertriebene Lobpreisungen sie nicht irre führen. Das pflegt oftmals zu geschehen. Was soll man aber von der unbeschränkten Ruhmsucht junger Schriftsteller jetziger Zeit sagen, denen theils ihre literarischen Gevattern und Pathen, theils ihre eigne Ungeduld durch übertriebene Erhebungen den geraden Weg zum Ziel so ungemein erschweren? — Man traut seinen Augen nicht, wenn man plötzlich biographische Fragmente, Notizen und Berichtigungen, angehende Schriftsteller und Dichter betreffend, findet, nebst einem ganzen Stammbaum mit Angabe des Alters und des Standes, als ob von keinem Geringern, als einem Byron, Walter Scott und Cooper die Rede wäre. Man frägt einander voll Erstaunen: Was haben diese Lieblinge der Musen denn so Großes, Herrliches bereits geleistet? Wo sind ihre unvergänglichen Monumente? Und weiß nichts darauf zu antworten, als dieses: „Ihre Werke und ihre Unsterblichkeit willst du kennen? — Blick' um dich, und siehe diese Journal-Notiz!“

In diesem Monat wurde das zweyte Feuerwerk unter dem imposanten Titel: Phaetons Sturz mit dem Sonnenwagen, oder der allgemeine Erd-Brand, im Prater abgebrannt. Wer hätte nicht den Burzelbaum des alten fabelhaften Phaeton mit anschauen wollen? — Der Abend war etwas frisch, aber doch sehr heiter. Dennoch hatten sich die Neubegierigen eben nicht in Menge versammelt: den größten Theil mochte die Drohung des allgemeinen Erdbrands abgeschreckt haben. Sie fanden in dem Programm, nach einer kurzen mythologischen Einleitung, die mit den Worten schloß: „Alles gerieth in Flammen, das Meer vertrocknete, die südlichen Bewohner der Erde wurden schwarz gefärbt,“ u. s. w., Folgendes angekündigt: Der Thierkreis mit allen 12 Himmelszeichen, die strahlende Sonne, wie solche um den Kreis von Phaeton herumgeführt wird. Zuerst entsteht ein vulkanischer Schlag in der Sonne, Blitz und Donner wüthen, Phaeton stürzt mit Pferd und Wagen in den Höllenpfuhl. Aufruhr aller Planeten; ein schrecklicher Feuerstrom aus allen Punkten des Thierkreises dem schwebenden Erdball zu. Eine allgemeine Verheerung endigt dieses Schauspiel.“ — Das war entsetzlich! Alles lief jedoch glücklich ab. Und wenn die uralte Fabel auch wirklich so lebhaft dargestellt wurde, daß es eines Herschel'schen, ja eines Frauenhofer'schen Telescops bedurft hätte, um sich von der tragischen Begebenheit zu überzeugen, so wurden die Zuschauer dafür durch ein glänzendes Schauspiel entschädigt — ein Gemälde der allerprachtvollsten Ausführung, worin sinnreiche Erfindung, großartige architektonische Symmetrie, Geschmack und bezaubernder Farbenglanz wetteiferten; von der schrecklichen Drohung erfolgte nichts, als das gewaltige Krachen, womit die Explosionen begannen, und der jubelnde Kanonaden-Donner, der das Schauspiel beschloß. Alle wanderten heiter und froh nach der Stadt zurück, durch die von Flammen bengalischen Feuers erhellten düstern Gewölbe des majestätischen Praters, eines der schönsten Gärten, die aus den Händen der Natur hervorgegangen sind, auf dieser Erde! So denkt man sich ungefähr jene glücklichen Inseln des stillen Oceans, wo die Myrobalanen, Platanen und Cocospalmen wachsen — bevor ein Europäer sie betrat. Um aber den Wienern für diesen irdischen Paradiesgarten wieder Enthusiasmus einzuflößen, müßte er plötzlich wie durch einen Zauberschlag verschwinden, und nach einer Reihe von Jahren eines Morgens plötzlich wie aus den Fluten der Donau hervorgezaubert erscheinen. Dann würden erst Mehrere hinabeilen, um das Wunder anzustaunen, dann Viele, Viele, und endlich würde ein unaufhaltsamer Strom hinunterfluten. Das möchte einige Jahre dauern, bis Jemand irgendwo näher der Stadt, einen neuen Garten anlegte — ohne Bäume. Der interessante Volksgarten, der immer mehr Schatten gewinnt, und der Spaziergang bey der Wasseranstalt, werden stark besucht.

Den achtzehnten dieses wurde in der Augustinerkirche die Feyer des Sieges der österreichischen Waffen bey Collin (hier nach einem andern, unweit davon gelegenen Ort benannt) gehalten, welches militärische Fest alljährlich stattfindet, bis nach Verlauf eines Jahrhunderts seit jenem Ereigniß. Zum Andenken desselben ist damals auch der Theresien-Orden gestiftet worden. Ein Fahnenträger, der jener Schlacht beygewohnt hat, nahm dießmal im vier und neunzigsten Jahr seines Alters Theil an der Feyerlichkeit. — So hört' ich unlängst im Prater einen alten Kriegsmann vor einem dort ausgehängten Gemälde der Belagerung von Belgrad einem andern die Begebenheiten jener Tage so rüstigen Sinnes vordemonstriren, als trügen sie sich eben nach einander zu. Er hatte unter dem General Clairfait gedient, und trug seine Abenteuer ganz in dem komischen, deutsch-böhmischen Dialekt vor, der in dem Munde des ebenfalls gedienten, alten Kriegers in dem beliebten Volksstück: „Optische Zimmerreise,“ so ergötzlich wird. Es ist interessant, alte Krieger ihre Waffenthaten erzählen zu hören! Ich wollte dem alten Türkenfeind immer zurufen: „Gott grüß' dich, Alter, schmeckt das Pfeifchen?“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

Nro. 176. S. 701. Sp. 2. Z. 16 v. u. l. Musikarten st. Musikanten. S. 302. Sp. 1. Z. 9. v. o. l. Geschmack st. Geschick. S. 702. Sp. 1. Z. 13. v. o. l. sich st. sie. Nro. 178. S. 710. Sp. 2. Z. 32. l. Wirkung der st. Gattung von.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. August 1825.

Verlaß die Weisheit nicht! Sie wird dich auch nicht verlassen.

U z.

Bruchstücke aus den Memoiren der Gräfin von Genlis *).

Bremgarten 9. Mai 1794. Wir sollen uns trennen, geliebtes Kind! glauben Sie mir, mein Herz theilt alles, was das Ihre leidet; allein ich will Sie von meinen Tröstungen und also auch von den Ihren unterhalten, nicht von unserm Schmerz und unserm Kummer. Sie haben alle Ihre Pflichten gegen mich erfüllt, Sie sind tugendhaft und lieben mich — das lohnt mich für Alles, was ich für Sie that. Ich kann mir das süße Zeugniß geben, daß ich Ihrer Erziehung meine Zeit, meine Nachtwachen und die wenigen Talente, die ich besitzen mag, gewidmet habe. Ich habe Ihrem Wohl meine liebsten Plane, habe ihm meine Ruhe geopfert, habe Sie, als das Unglück Sie ergriff, Allem in der Welt vorgezogen. Nie werden Sie die Verweisung in Tournay, die Flucht von St. Amand, das Jahr, das wir in dieser tiefen Einsamkeit verlebt haben, vergessen. — Und mir bleiben die bittern Thränen ewig unvergeßlich, die Sie bey Ihrem Abschiede aus diesem traurigen Aufenthalt, dieser schrecklichen Wohnung, vergossen. — — O wer müßte Sie nicht lieben, wenn er sah, mit welcher Herzensqual Sie sich der kleinen Zelle und dem Kloster entrissen, wo keine Zerstreuung Sie von Ihrem tiefen Gram abwenden konnte, wo Geistesbeschäftigung und Ihre Unterhaltung mit mir alle Ihre Augenblicke anfüllte. — Sie, in allem Schimmer der Größe geboren, die Sie ein so ganz verschiedenes Schicksal erwarten konnten! — Ach, Glück, Ruhm, Vergnügungen, Reichthum sind auf Erden nur flüchtige Schatten! Nur zwey Güter sind hienieden beständig: Freundschaft und Tugend; diese entkeimen der Seele und sind unsterblich wie sie. Alles, was nur der Einbildungskraft angehört, ist vergänglich oder täuschend, alles, was aus dem Herzen entspringt, ist dem Wandel nicht unterworfen, und dieses allein sind unsere wahren Besitzthümer, unsere wirklichen Schätze. Indem Sie aber Ihr Unglück beweinen, müssen Sie den Werth dessen, was Ihnen geblieben ist, empfinden. Alle Staatsumwälzungen der Welt können Ihnen nicht Ihre Unterwerfung unter den göttlichen Willen, nicht die Gewißheit entreißen, daß es eine zweyte Welt gibt, wo Unschuld und Tugend unsterbliche Belohnungen finden. Bey diesem Glauben und einem so reinen Gewissen, wie das Ihrige, läßt sich, vermöge der Geduld und Ergebung, die Sie bisher geübt, Alles ertragen. Erhalten Sie sorgfältig die Ihnen eigene Gottesfürchtigkeit, geben Sie nichts davon auf, nicht einmal die kleinen Uebungen, die sie so süß und trostreich machen. Dürfte man die Liebe zu Gott mit einer andern Liebe vergleichen, so würde ich sagen, daß

*) Als Fortsetzung der Bruchstücke aus den Memoiren der Gräfin von Genlis theilen wir den Lesern des Morgenblattes hier die Ermahnungen mit, welche Frau von Genlis in dem Augenblick, wo die Prinzessin Adele von Orleans sich von ihr trennte, und das Kloster zu Bremgarten verließ, um zu ihrer Tante, der Prinzessin von Conti, zu reisen, dieser ihrer Pflegetochter als Vermächtniß und Lebenswegweiser mitgab.
D. Red.

eine Freundschaft, die kleine Liebesdienste und Bemühungen, Freude zu machen, wie sie das Gefühl einflößt, für kindisch hält und sich blos auf wesentliche Dienstleistungen beschränkte, eine sehr kalte Freundschaft seyn würde; eben so ist ein Gottesdienst, der sich nur auf die von der Kirche vorgeschriebenen Pflichten beschränkt, nie ein lebendiges, überwiegendes Gefühl. Das Evangelium befiehlt uns, Gott über Alles zu lieben; Sie müssen also die Mittel, sich mit ihm zu beschäftigen, vervielfältigen und deren keines versäumen. Was sind die glänzendsten Geistesgaben vor Gottes Augen? was aller Verstand, alle menschliche Kenntnisse in Vergleich der göttlichen Weisheit? Sie haben in der heiligen Schrift jene erhabenen Worte gelesen: „Durch den Hochmuth ist das Böse in die Welt gekommen.“ — Der Hochmuth stürzte die Engel und brachte dem ersten Menschen Verderben; mit Hochmuth paart sich vor Gottes Augen keine wirkliche Frömmigkeit, keine wirkliche Tugend. Auch verwirft er ihn ganz besonders, so wie alle Laster, die aus ihm entspringen, wie die Rachelust, welche eine Geburt des Hochmuthes ist. So oft Sie in Demuth handeln, sind Sie wohlgefällig vor Gott; vor Allem liebt er in dem Dienst, den man ihm bringt, daß er einfach und gläubig sey, und sehr unbillig will der Hochmuth dieses mit dem Aberglauben verwechseln. Alles, was die Kirche gut heißt, ist kein Aberglaube; die Wirksamkeit der Reliquien, der Wallfahrten zu glauben, ist zum Heile unserer Seele nicht nothwendig, allein die Kirche heißt diesen Glauben gut; er verdient also doch unsre Achtung, er gewährt Unglücklichen tröstende Gedanken und Hoffnungen. Pascal, einer der größten Geister, die gelebt haben, verachtete keinen dieser frommen Gebräuche; er demüthigte freudig seine Vernunft vor dem Allmächtigen, er wußte, daß wir dem Lichte dieser Vernunft in den Angelegenheiten des Lebens folgen sollen, aber nicht in den Ansichten des Glaubens. Doch nie müssen Sie eine bestimmte Pflicht durch eine kleine Uebung der Frömmigkeit ersetzen wollen: seyn Sie immer überzeugt, daß es besser ist, einen Kranken pflegen und ihm zu seiner Erheiterung einen Roman vorlesen, als Ihren Rosenkranz beten. Auch ersetzen Sie nie durch Privat-Andachten den Gottesdienst, welchen die Kirche vorschreibt; wenn Sie diesen abgewartet haben, dann überlassen Sie sich Ihrer besondern Erbauung, aber ohne Prunk und ohne sich auszuzeichnen, und wundern Sie sich dabey nicht, wenn Andere entweder nicht so fromm, oder auf eine andere Weise fromm sind, wie Sie, sonst wäre alle Frucht Ihrer Frömmigkeit dahin; denn es würde Ihnen an Nachsicht und Duldsamkeit fehlen. Gedenken Sie der Worte des Evangeliums: „Richtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet werdet.“ Beschäftigen Sie sich mit Ihrem Gewissen, nicht mit Anderer. Verlieren Sie nicht die Gewohnheit, sich einen Plan für Ihr Tagewerk zu machen, und versäumen Sie nicht, am Abend Ihr Gewissen zu verhören; streben Sie, Ihre Trägheit zu überwinden, und seyn Sie nie müßig. Aus Freundschaft für mich üben Sie Ihre Talente, die mir so viele Mühe gekostet haben; zu diesem Zweck müssen Sie wenigstens gute zwey und eine halbe Stunde täglich die Harfe spielen, eine Stunde den Flügel und zwey Stunden malen. Ich empfehle Ihnen das Spazierengehen und die Mäßigkeit, die beyde Ihrer Gesundheit so nothwendig sind. Wenn Sie sich an den Kaffee gewöhnen, den Thee, wenn Sie Wein trinken, wenn Sie Ragouts, Rindfleisch, Backwerk essen, wenn Sie täglich saure Dinge genießen, werden Sie Ihre Gesundheit völlig zerstören. Außerdem ist uns ja die Mäßigkeit von der Religion befohlen, sie zählt das entgegengesezte Laster unter die Todsünden. Ein wahrer Christ, der einigermaßen über seine Pflichten nachgedacht hat, muß mäßig seyn. Bey dem Beyspiel und den Lehren, die Sie hierüber erhalten haben, bey Ihrem zarten Körperbau, würden Sie gar keine Entschuldigung haben, wenn Sie diese Tugend nicht übten, würden völlig unvernünftig seyn.“

„Ich übergebe Sie verehrungswürdigen, tugendhaften Händen, wo Sie sich in den von mir empfangenen Grundsätzen bestärken können. Sie sind noch nicht siebenzehn Jahre alt, Ihre Erziehung ist also nicht vollendet, sie kann es bey einem Frauenzimmer erst am Schluß des achtzehnten Jahres seyn; allein bey Ihrer Frau Tante können Sie Ihren Geist und Ihre Vernunft vervollkommnen, und Ihre Talente sind so entwickelt, daß Sie es in Ihrer Hand haben, nicht darin zurückzugehen. Streben Sie Ihre Schüchternheit zu überwinden und mehr Theil an der Unterhaltung zu nehmen; Sie besitzen Eigenschaften, um liebenswürdig zu seyn, und Sie müssen lebhaft wünschen, einer Person zu gefallen, welche Ihnen werth seyn muß und die Sie mit so viel Zärtlichkeit aufnimmt. Fassen Sie volles Vertrauen zu ihr, bewahren Sie Ihre Behutsamkeit im Umgange und hüten Sie sich vor Wiedererzählen und Klatscherey. Ich werde Ihnen oft schreiben — zeigen Sie meine Briefe und alle die Ihren der Prinzessin von Conti — wir haben ihr Beyde nichts zu verbergen. Seit Sie im Alter der Vernunft sind, waren Sie Zeuge aller meiner Handlungen, haben alle meine Briefe gelesen, ich habe Ihnen ein Vertrauen gezeigt, wie man es selten für Personen Ihres Alters hat; Sie wissen, ob ich die abgeschmackten Anschuldigungen, mit denen man mich, besonders seit fünf Jahren, anschwärzt, verdient habe. Rechtfertigen Sie mich durch Ihre Tugenden, durch Ihre rege Theilnahme an fremdem Unglück, durch Ihre Liebe für Ihre Eltern, besonders für Ihre Mutter, die durch ihre Engeltugenden und durch ihr unermeßliches Unglück Ihre ganze Zärtlichkeit verdient.“

„Dieses sind die Empfindungen, die ich stets in Ihnen genährt, und diese lezte Ermahnung ist nur eine Wiederholung dessen, was ich Ihnen Ihr ganzes Leben durch ge-

sagt habe. Ich erlaube Ihnen, mein liebes Kind, wenn Sie von mir sprechen, Alles, was Sie wissen, was Sie gesehen haben, ohne Rückhalt zu sagen. Lügen sind immer verhaßt. Wenn ich, die Ihre Lehrerin, Ihre Erzieherin war, Sie vermöchte in irgend einem Stücke die Wahrheit zu verfälschen, so wäre ich sehr schlecht, und Sie hätten alles Recht mich zu verachten. Wahr ist es, ich könnte, ohne Unrecht zu thun, Ihnen Stillschweigen über das, was in meinem Familienleben vorgegangen ist, auflegen; allein ich darf sagen: es wäre ein Glück für mich, wenn alle, die mich von ferne beurtheilen, mich in der Nähe gesehen hätten. Ich wiederhole also, daß ich Sie berechtige, Alles, was Sie von mir wissen, und Alles, was Sie von mir gesehen haben, zu erzählen. Wenn Sie mir schreiben, so geben Sie mir Rechenschaft von Ihren Beschäftigungen und Ihren Lektüren; ich werde dagegen bemüht seyn, meine Briefe für Sie unterrichtend zu machen. Da Sie bey unserer Flucht alle Auszüge verloren haben, so machen Sie jezt neue. Wenn Sie französische Bücher, deren wir seit einem Jahre beraubt waren, bekommen können, so rathe ich Ihnen 1) die Evangelien wieder zu lesen; aber mit großer Aufmerksamkeit und mehrere Male hinter einander; 2) die Nachfolge Christi; 3) Massillons kleine Fastenandacht; dann Bourdaloues sämmtliche Predigten. Als angenehme Lektüre den Telemach, die Jahrbücher der Tugend, das Abendgeschwätz im Schlosse, Racine's, Corneille's und Crebillons Schaubühne. Ich will Ihnen nach und nach aus meinen Auszügen abschreiben lassen und zuschicken."

„Leben Sie wohl, mein liebstes Kind! meine vielgeliebte Adele! möge die Vorsehung Sie für die Leiden, die Sie schon getroffen haben, entschädigen! Möge sie Ihnen schon in diesem Leben die Reinheit, die Güte Ihres vortrefflichen Herzens vergelten! Das sind die Wünsche einer Freundin," u. s. w.

Ueber die Erfindung des Papiers.

(Fortsetzung.)

Es war natürlich, daß man, besorgt, die von verflossenen Jahrhunderten geerbte Weisheit den kommenden unverfälscht zu überliefern, zuerst nur auf unvergängliche Schrift bedacht war; es war aber auch eben so natürlich, daß man, als das Schreiben überhand nahm, sich die Sache zu erleichtern suchte: so schrieb man zuerst auf die solidesten Materien, und ging in der Folge der Zeit immer zu weicheren Stoffen, bis man fast alle Produkte der Natur, die zu Schreibmaterialien dienen können, in Requisition gesezt hatte, vom Marmor bis auf die Lumpen, die aus dem Kehricht aufgesammelt werden. Steine, Bley, Elfenbein, Holz, Thierhäute, Baumrinde, Blätter, Wachs und Lumpen dienten nach und nach, die Thaten der Vorzeit, die Gefühle des Dichters, die Lehren der Weisen, und alle Erfindungen und Kenntnisse der Nachwelt zu überliefern.

Das älteste eigentliche Schreibmaterial, nachdem man nicht mehr blos in Steine grub, oder in Holz schnitt, ist ohne Zweifel das egyptische Papyr, dessen Namen sich bis jezt erhalten hat. Die Erfindung soll in Memphis gemacht seyn, und Plinius, der die Art der Zubereitung genau angibt, erzählt, daß die Bücher des Numa, (der siebenhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte), welche man fünfhundert Jahre nach seinem Tode in einem steinernen Kasten unter der Erde gefunden habe, so wie ein vor dreytausend Jahren aus Troja datirter Brief des Königs Sarpedon, welchen man in einem Tempel gefunden habe, auf egyptisches Papyr geschrieben gewesen wären.

Die Egyptier verfertigten dieses Schreibmaterial aus einer Sumpfpflanze, einem Schilfe des Nils (Papyrus Nilotica, auch Biblos genannt, welcher leztere Name sich in dem Buche aller Bücher und in unsern Bibliotheken erhalten hat), welches für sie eben den ausgebreiteten Nutzen hatte, wie für die Chinesen ihr Bambusrohr. Die Wurzel ward zum Brennholz und zu Tischlerarbeiten, der Stamm zum Schiffsbau, die innere Rinde zu Segeln, Kleidungen, Bettdecken, Stricken, Wasserkörben, (wie der, in dem Farao's Tochter den jungen Mose im Nil fand), die saftigen Theile des Stammes zur Nahrung und Arzeney, die häutigen Theile (Charta) zum Schreiben gebraucht. Auch die Inseln Sizilien und Madagaskar bringen die Papierstaude hervor; aber nur die sinnreichen Egyptier wandten dieses Geschenk zu dem Zweck an, von dem hier die Rede ist.

Die Zubereitung war sehr einfach. Die Stücke der vermittelst einer Nadel vom Stamme getrennten Rinde wurden kreuzweise übereinander gelegt, bis sie die gehörige Dicke erhalten hatten, und dann mit Nilwasser zusammengeleimt. Nachdem diese Masse trocken geworden war, hieß sie das heilige Papier, weil es blos zu Büchern gebraucht ward, welche die Religion betrafen, die einzigen, die die alten Egyptier kannten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, im Juni.

Für die fortschreitende Bildung der russischen Sprache und ihrer Literatur existiren hier: zu St. Petersburg die russische Akademie, von deren Arbeiten man aber, die von ihr nach langem Anstande endlich vor zwey Jahren beendete Ausgabe des großen russischen Wörterbuchs in sechs Bänden ausgenommen, im Publikum wenig vernimmt; die gleichfalls für ihren Anbau und ihre Vervollkommnung hier und zu Moskau bestehenden Gesellschaften, die in dieser Rücksicht weit thätiger sind. Die zu Moskau hielt vor einigen Wochen ihre öffentliche Jahressizung, der fast alle ihre Mitglieder beywohnten. Die Zahl der Gäste war dabey sehr zahlreich, unter denen man auch viele distinguirte Damen bemerkte. Von den in russischer Sprache verlesenen Aufsäzen bemerken wir in Prosa: a) kritische Untersuchungen über

den Charakter der drey griechischen Tragiker von Mersläkow. Man muß den gelehrten und gründlichen Forschungen des Verfassers in der altklassischen Literatur, der übrigens als einer der ersten Aesthetiker und Belletristen unter den russischen Gelehrten lange glänzt, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; nur paßte dieser Vortrag für diese literärische Versammlung nicht, sondern weit mehr für eine akademische Vorlesung. Den anwesenden Gelehrten war sie nur eine Wiederholung des längst Bekannten, und konnte nicht in dem Grade für sie unterhaltend werden, als jungen Studirenden im akademischen Hörsaale. b) Herr Snegirew verlas eine Abhandlung über russische Synonima. c) Hr. Kalaidowitsch stellte eine Sammlung von Wörtern auf, die ihre frühere Bedeutung verloren hatten; in dieser waren viele nicht an ihrem Platze angebrachte geographische und historische Bemerkungen eingemischt. — In der Poesie: zwey übersetzte Psalme des Hrn. Dmitrigews; einige Fabeln des Herrn Netschajews; der Hagel, eine Idylle des Hrn. Norow. Gutgelungene Verse und stellweise eine vortreffliche Darstellung großer Naturbegebenheiten zeichnet dieses Gedicht vortheilhaft aus. Den größten Beyfall von allen vorgetragenen Aufsätzen erhielten aber zwey Scenen aus dem jüngst von Koloschkin in's Russische übersetzten französischen Lustspiele von Delavigne: l'école des vieillards. — Unter den zahlreichen Zuschauern bemerkte man den jeztlebenden Nestor der russischen Dichter, Hr. Johann von Dmitrijew, und die als Schriftstellerin bekannte Fürstin Wolchonsky.

Das in Riga erscheinende Ostsee-Provinzialblatt gibt uns in seiner 21sten Nummer vom 7ten Juni Kunde von einem zwar erschütternden, dennoch in mancher Hinsicht für den Psychologen merkwürdigen Ereigniß, das jenes Blatt einem offiziellen Regierungsberichte selbst entlehnt hat. — Ein in einer Provinzialstadt Lieflands wohnender, vormals sehr wohlhabender Kaufmann, der selbst früher ein öffentliches Amt bekleidet hatte, suchte plözlich am 22sten April dieses Jahres seinen Tod im Wasser. Nach diesem Selbstmorde fanden seine erwachsenen Kinder unter seinen übrigen Papieren folgenden an sie gerichteten Brief: „Geliebte Kinder! Mein väterlicher Segen ist das lezte, was mein hartes Schicksal mir für euch noch erübrigt. Urtheilt nicht zu streng über mein eigenmächtiges Austreten aus diesem Leben. Niemand weiß, mit welcher furchtbaren und grauenvollen Gemüthsstimmung ich mich schon seit vielen Wochen herumtrug. Oft flehte ich im Gebete zu Gott um meinen Tod, aber immer vergebens. Seit Wochen schon fehlten mir die Mittel, um mich einmal recht satt essen zu können; nun bedarf ich noch des Arztes und der Arzney — — und doch besteht meine ganze Baarschaft nur in wenigen Kopeken. Ich hoffe Gnade von Gott, nicht ein flüchtiger Gedanke — nein — der höchste Grad von Verzweiflung und Lebensüberdruß bestimmen mich, die Fesseln eines Lebens zu sprengen, das gewiß zu den beklagenswerthesten gehört, das je einem Sterblichen beschieden worden. Geliebte Kinder! Betet für mich zu Gott, die Fürbitte guter Kinder bleibt bey ihm gewiß nicht unerhört." Noch suchte der Unglückliche in diesem Schreiben sich und die Kinder über diesen Schritt und die daraus für sie zu resultirenden Folgen zu beruhigen; er wies sie an die Ressourcen ihrer Kenntnisse, an die Liebe, die sie im Publikum genössen, an die Hülfe ihrer Verwandten. Mag denn auch (fährt der Referent jenes Aufsatzes fort) die Hypochondrie, an welcher der Unglückliche seit Jahren litt, auf manches in diesen Darstellungen unverkennbaren Einfluß gehabt haben, mögen seine religiösen Selbstbeschwichtigungen über die That auch sehr sonderbar erscheinen, immer bleibt der Brief ein merkwürdiges psychologisches Aktenstück, und wenn man nun vollends bedenkt, daß derselbe schon vom 2ten April datirt ist, und der Entschluß erst am 22sten ausgeführt wurde, was muß dieses Opfer der Verzweiflung in dieser Zwischenzeit noch gelitten haben!

Der Raum unsers vorigen Berichts erlaubte uns nicht, unserm Wunsche gemäß, hier die vorjährigen Operationen der landwirthschaftlichen Societät zu Moskau, und die bey ihrer lezten Generalversammlung im April gefaßten Beschlüsse zu skizziren, wir thun es im gegenwärtigen. — Am 13ten April hielt dieser landwirthschaftliche Verein daselbst unter dem Vorsitz seines Präsidenten, des General-Kriegsgouverneurs von Moskau, Fürsten Golitzin, eine General-Versammlung. Er eröffnete dieselbe mit einer Rede, in der er die Tendenz solcher landwirthschaftlichen Vereine im Allgemeinen darstellt, die diesem Vereine insbesondere zu Gebote stehenden Kräfte, um das ihm vorgesteckte Ziel zu erreichen, und die Hindernisse, mit denen er noch zu kämpfen habe, untersuchte. Am Schlusse derselben forderte er alle anwesenden Mitglieder auf, nach ihren möglichsten Kräften die Landwirthschaft in Rußland zu befördern. Aus dem, vom Konferenz-Sekretär des Konseils dieser Gesellschaft, Hrn. Maslow, verlesenen General-Berichte über ihre Operationen im vorigen Jahre ersah man, daß ihre beharrlich angewandten Bemühungen zur Erreichung des ihr vorgesteckten Ziels überall mit den günstigsten Erfolgen waren gekrönt worden. Alle aufgeklärten Landwirthe Rußlands sind schon von der Nothwendigkeit überzeugt, wie sehr das Studium der Landwirthschaft ihnen nützlich sey, und wie ungemein es das Nationalwohl ihres Vaterlandes befördere. Mehr denn vierzig Mitglieder der Gesellschaft, unter ihnen viele aus den entferntesten Gegenden des Reichs, hatten ihre Abhandlungen über die von ihnen im Fache des Ackerbaus, des Forstwesens, des Gartenbaus, der Vieh- und Bienenzucht angestellten Beobachtungen und Versuche eingesandt, der größte Theil derselben wurde in dem, von dieser Gesellschaft ausgegebenen landwirthschaftlichen Journale aufgenommen. Sie ergänzte ihre bisherigen Gesetze durch mehrere neue Supplemente, die bey ihrem, jährlich sich vergrößernden Wirkungskreise ihr um so nothwendiger wurden. Die von dieser Gesellschaft im Jahr 1823 etablirte landwirthschaftliche Schule befindet sich im besten Bestande, und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Sie zählt an achtzig Zöglinge. Die von dieser Gesellschaft zuerst in Rußland vorbereiteten Versuche für den Runkelrübenanbau waren mit den besten und günstigsten Erfolgen von vielen russischen Landwirthen betrieben worden. Die meisten Verdienste hatte sich darum ihr Mitglied, der General Gerhard erworben, der seit zwanzig Jahren unablässig sich bemüht, die Runkelrüben zur Gewinnung des uns Russen so nöthigen Sandzuckers nicht nur auf seinen eigenen Besitzungen, sondern auch auf den aller seiner Freunde und Bekannten anzubauen. Die Gesellschaft erkannte bey dieser Versammlung seine vielfältigen patriotischen Versuche durch Verleihung der silbernen Medaille. Ihre beyden Vizepräsidenten, der Graf Tolstoy und der Fürst Gagarin erhielten goldene. Sie nahm mehrere neue korrespondirende Mitglieder auf, unter andern den sächsischen Gutsbesitzer Speck. Sie faßte den Beschluß, ein von ihren Fonds abhängiges und unter ihrer unmittelbaren Inspektion stehendes Institut zur Bildung junger Mechaniker zu begründen, bey deren Annahme Russen von Geburt vorzugsweise zu berücksichtigen wären. Den Absichten der Gesellschaft zufolge sollen diese Mechaniker nicht nur in den Stand gesezt werden, mechanische Instrumente aller Art zu dirigiren und zu handhaben, sondern auch neue, nach den ihnen von ihr gegebenen Plänen und Modellen zu verfertigen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 186.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. August 1825.

Die Klugheit, kurz aufgetischt, ist das Beste.
Dazu finden sich viel leichter Gäste.

Hebräische Sprüchwörter.

Die Axe geht in den Wald, von dem sie ihre Handhabe borgte.

Spreche von nichts Geheimem auf einem Felde, das viele kleine Erhöhungen hat.

Die Stadt ist übel daran, deren Arzt die Gicht hat.

Wohne nicht in einer Stadt, die von einem Arzt regiert wird.

Eine Myrthe, die unter Nesseln steht, heißt dennoch eine Myrthe.

Worte vor der Pferche, Schläge in der Pferche. (Von Hirten, die ihrer Heerde so lange gute Worte geben, bis sie sie im Stalle haben.)

Es ist nicht, wie deine Mutter sagt, sondern wie deine Nachbarn sagen. (Mutterliebe ist blind.)

Ein Kameel suchte Hörner und verlor seine Ohren.

Wer einen Garten kauft, ißt Vögel; wer mehr als einen kauft, wird von den Vögeln gefressen.

Wie der Garten, so der Gärtner.

Wenn die Sonne aufgeht, weicht die Krankheit. (Nach den Rabbinern hatte Abraham einen Stein am Halse hängen; wenn ein Kranker diesen ansah, war er geheilt; nach Abrahams Tod wurde dieser Stein in die Sonne versezt.)

Wer einen getheilten Bart hat, dem kann die ganze Welt nichts anhaben. (Klugheit wird durch einen getheilten Bart bezeichnet, wahrscheinlich von der Gewohnheit, bey tiefem Nachdenken den Bart zu streichen.)

Wenn du heirathest, steige die Leiter herab; wenn du einen Freund wählst, steige hinauf. (Heirathe nie über deinem Stande, aber wähle dir den Edelsten zum Freund.)

Werfe keinen Koth in die Quelle, aus der du getrunken hast.

Sieh nicht auf das Gefäß, sondern auf seinen Inhalt.

Eine Lüge hat keine Füße.

Wenn ein Wort einen Seckel werth, so ist das Schweigen zwey werth.

Wenn's auch die ganze Welt nicht glaubt, so glaubt es doch die Hälfte. (Von Verläumdung.)

Dein Geheimniß ist dein Gefangener; läßt du ihn entfliehen, so bist du der seinige.

A.

Ueber die Erfindung des Papiers.

(Fortsetzung.)

Nachdem die römischen Imperatoren Egypten zu einer Provinz ihres unermeßlichen Reichs gemacht hatten, beschäftigten sie sich mit der Verbesserung dieses wichtigen Fabrikates, besonders durch Waschen und Glätten. Das einmal gewaschene Papier hieß Augusta, das zweymal gewaschene Livia; Pro Patria gab es unter Augusts Regierung noch nicht, oder war wieder verschwunden. Dieser Artikel war für die neue Staatsverwaltung und die Gerichtshöfe von solcher Wichtigkeit, daß Rom von Egypten nicht blos als seiner Kornkammer, sondern auch als sei-

nem Papierboden abhing, und daß verzögerte Zufuhr des einen wie des andern Bedürfnisses Tumulte in Rom veranlaßte, wie z. B. unter dem Kaiser Tiber. Das Papier machte einen der wichtigsten Handelszweige von Alexandrien, der größten Handelsstadt des Alterthums, aus, so daß der Tyrann oder Gegenkaiser Firmus, als er sich Egyptens bemächtigt hatte, sich rühmte, er könne seine ganze Armee allein mit dem Verkaufe des Papiers unterhalten: es ist zu verwundern, daß kein Historiker oder Finanzier diese Thatsache als einen Beweis gebraucht hat, daß es schon damals Armeen gab, die mit Papier bezahlt wurden.

Als im achten Jahrhundert das egyptische Papier aus Europa verschwand, erschien das Baumwollen-Papier, welches im neunten oder im zehnten Jahrhundert in Konstantinopel erfunden, aber vielleicht des theuern Preises wegen nie in allgemeinen Gebrauch gekommen ist. Noch weniger Glück konnte das ältere Papier aus Rinde von allerley Bäumen, besonders Linden, machen, da es zu dick, steif und zerbrechlich war, so daß die Schrift bald absprang.

Man wird leicht vermuthen, daß in dem Lande, wo mit Bambusrohr alles ausgerichtet wird, wo sogar Moral, Höflichkeit und Hofmanieren vermittelst dieses Instruments beygebracht werden, daß da auch Papier daraus gemacht wird. Indessen wird das chinesische Papier, obgleich es durchgängig größer, feiner, weicher und glätter als das europäische ist, doch aus sehr mannigfaltigen Stoffen bereitet, und fast jede Provinz dieses großen Reiches hat ihre besondere Art Papier. Ihr sogenanntes Seiden-Papier, welches wir besonders zu Bedeckung feiner Kupferstiche gebrauchen, wird nicht aus Seide, sondern aus Baumwolle verfertigt. Außerdem machen die Chinesen Papier aus den Cocons der Seidenwürmer, aus der Rinde des Bambusrohres, des Maulbeerbaums, aus Hanf, Stroh u. s. w. Ihr bestes und gewöhnlichstes Papier aber wird aus dem Kutschu-Baum auf folgende Art verfertigt, die mit der Zubereitung des europäischen Papiers große Aehnlichkeit hat. Die feine Haut der Rinde wird so lange in Wasser zerschlagen, bis ein Teig daraus wird: aus diesem flüssigen Teige werden, vermittelst der Formen, Bogen bis zu einer Größe von zwölf Fuß geschöpft, die in Alaunwasser getaucht werden, welches statt unsers Leims dient, und ihrem Papier den schönen Silberglanz gibt. Der größte Vorzug des chinesischen Papiers ist die vollkommene Glätte, die freylich um so nothwendiger ist, da sie nicht mit der Feder schreiben, sondern mit einem Haarpinsel ihre Schriftzüge malen. Es nutzt sich aber eher ab als das unsrige, ist zerbrechlicher, und nimmt leichter Feuchtigkeit und Staub an. So wie bey uns, so dient auch dort das Papier nicht allein zum Schreibmaterial: die Chinesen brauchen es zu Fensterscheiben, zum Futter der Kleider u. s. w.

Das japanische Papier, welches aus demselben Baume verfertigt wird, gibt dem chinesischen an Glätte und Glanz nichts nach, übertrifft es aber an Schönheit der Farben, und besonders an Härte, so daß man Stricke und Zeuge daraus machen kann. Vor hundert Jahren trugen die Pariser Damen Sommerkleider davon, die durch ihr Wehen und Knistern die Fächer vollkommen ersetzten.

Das persische Papier wird von Baumwollen-Lumpen gemacht, und mit einer Muschel geglättet.

Das im Alterthume sehr bekannte Schreibmaterial von Thierhäuten, welches von dem Lande Pergamus, wo es erfunden war, den Namen erhalten hat, so wie das von Elfenbein, wird noch jezt gebraucht, aber nur zu Diplomen oder zu Schreibtafeln. — Eine neuere Erfindung ist die Schiefertafel, das sparsamste aller Schreibmaterialien, auf dem jezt die meisten Rechnungen geführt werden, von den Eyern, die die Hausfrau anschreibt, bis zu den Störungen der Planetenbahnen.

Mit der Erfindung unsers jetzigen Papiers verhält es sich, wie mit den meisten gemeinnützigen Erfindungen: man weiß nicht, wann und von wem sie gemacht worden ist. Am wahrscheinlichsten ist es wohl, daß sie im eilften oder im zwölften Jahrhundert von den spanischen Arabern aus dem Orient nach Europa gebracht ist, wiewohl es Alterthumsforscher gibt, die sie für eine Erfindung der Deutschen halten: in der That findet man vor dem vierzehnten Jahrhundert kein Manuscript auf diesem Papier.

Diese Erfindung gehört unstreitig zu den nützlichsten, die je gemacht sind. Das Material, aus welchem das Lumpenpapier gemacht wird, würde nicht allein sonst von gar keinem Nutzen seyn, und ward daher vor Erfindung des Papiers als völlig unbrauchbar weggeworfen, sondern hat, ehe es aus dem Schutthaufen als neues Fabrikat emporsteigt, schon wichtige Dienste geleistet, und ernährt nicht allein die Arbeiter in den Papiermühlen, sondern auch die, welche sich mit dem Sammeln der Lumpen beschäftigen. Diese Lumpen müssen von Leinwand aus Flachs oder Hanf seyn: denn Lumpen aus Seiden oder Wolle geben nur graues oder Löschpapier. Die Materie unsers Papiers besteht, wie die Leinwand, eigentlich aus den Holzfasern der Rinde von Hanf oder Flachs, die durch den Gebrauch als Kleidungsstücke, und durch die Lauge bey dem Waschen, ihrer schwammigen Theile beraubt sind. Es läßt sich also vermuthen, daß die Schäben oder der Abfall vom Baste des Hanfs und Flachses beym Brechen und Hecheln, die bisher so wenig benuzt werden als ehemals die Lumpen, eben sowohl zur Verfertigung des Papiers gebraucht werden könnten; auch hat man wirklich schon aus Hanfbast ein sehr feines Papier gemacht. Eben dieses dürfte wohl der Fall mit dem Baste von mehreren andern

gewachsen seyn. Zwar sind solche, von denen sich der Bast leicht abziehen läßt, wie Palmen, Ananas, Aloe u. s. w., in Europa selten; aber es fehlt uns doch nicht an Disteln, woraus man auch bereits gutes Papier gemacht hat; und die Benutzung des Abfalls von Hanf und Flachs würde in unsern knappen Zeiten ein Gegenstand von Wichtigkeit seyn. Ueberhaupt sollte man bey Zeiten, da man sich schon an so viele Surrogate gewöhnt hat, auch an Surrogate von Lumpen denken: denn die Papierfabriken klagen über die mit jedem Jahre steigende Theuerung dieses ersten Materials; und wenn Niemand mehr ein Hemde bezahlen kann, so wird man die Lumpen aufsammeln oder aufbewahren, nicht um Papier daraus zu machen, sondern um sich damit zu schmücken. Noth und Elend sind nicht ohne Nutzen, wenn wir ihn nur aufsuchen wollen. Noth lernt beten, aber sie lehrt uns ein noch besseres Hülfsmittel, sie lehrt uns eine Menge bisher übersehener Dinge benutzen, und veranlaßt die nützlichsten Erfindungen. Man kann daher mit Recht sagen, daß die Noth das Menschengeschlecht bereichert; und so wie ein weiser Vater seine Kinder bey Zeiten an Entbehrungen gewöhnt, so handeln auch diejenigen, denen die Erziehung und Beglückung ganzer Völker anvertraut ist, weise, wenn sie sie von Zeit zu Zeit Noth fühlen lassen, theils damit sie nicht, gleich Pferden, die der Haber sticht, über die Stränge springen, theils damit sie ihre Köpfe anstrengen, um Erfindungen zu machen, und aus dem Kehricht der Natur die sonst verlornen Goldkörner aufsuchen. Wie sehr haben wir dem Unrecht, wenn wir über allgemeines Elend klagen, anstatt es als ein Bereicherungsmittel mit Dank anzunehmen! gleich dem Sklaven in den Bergwerken, der nicht bedenkt, daß er durch das Gold, welches er zu Tage fördert, der Welt Heil bringt, wenn er gleich selbst dabey zu Grunde geht. Wie viel Gold liegt noch in der Erde verborgen! Wie viele nützliche und unbenutzte Güter liegen noch im Schooße der Natur, die nur die Noth uns entdecken kann.

Auch aus dem Gespinnste der **gemeinen** europäischen **Raupe** hat man, wie die Chinesen aus **ihrer** gemeinen Raupe, dem Seidenwurme, sehr gutes, festes, obwol nicht weißes Papier gemacht.

(Der Beschluß folgt.)

Das treue Mädchen.

Des Geliebten Seyn hab' ich
In mir aufgenommen;
Wenn er tändelt, tändle ich,
Wenn er lächelt, lächle ich.
Traure, seh' ich ihn betrübt,
Juble, seh' ich fröhlich ihn;
Aber, wenn er mein vergessend,
Manchmal Phyllis küßt,
Ach, dann weine ich!

Gabriel Daykaf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

(Fortsetzung.)

Kein Wunder, daß uns hier zu Land der Frühling so kaltes Wetter brachte, das auch jezt noch fortdauert! Der Nord- und Südpol haben sich bey uns jezt die Hände geboten. Kapitän Hablock aus Nordamerika ist mit seinen Eskimos hier angekommen; der treue Polar-Dog, der den Schlitten seines, in Seehundsfell gekleideten Herrn im Saal herumfährt, wobey Madam Eskimo ihm ziehen hilft, weil der Boden so glatt ist, daß der Vierbein keinen festen Tritt hat, und der heroisch wilde Häuptling aus Neuseeland, in effigie, fehlen auch nicht. Der Kopf dieses leztern — nur dieser Theil des Körpers existirt noch, die Gestalt ist nachgebildet — zeichnet sich durch die künstliche Tattowirung und fremdartige Zubereitung aus, da er nicht auf Mumienart präservirt ist. Sein Volk soll das einzige dieser kannibalischen Race seyn, das zum Verkehr und zum Umgang mit civilisirten Völkern geneigt ist. Er kam nach England, um Waffen einzuhandeln, und sonst den Bedürfnissen seines Volks abzuhelfen; da er bey der Ankunft weder Geld noch Geldeswerth besaß, so mußte er sich dem Kapitän auf einige Zeit dienstbar machen. In diesem Verhältniß starb der edle Menschenfresser; man sieht es ihm gleich an, daß er zu dieser Klasse gehört — ein wildes, blutgieriges Gesicht, obgleich die Augen nur von Glas sind. Im großen Kostüm als Anführer, von den Nationalwaffen umringt, worunter die Pattapadoes nicht fehlen, gleicht er einem Bühnenheros, der auf einem kleinen Theater als Rolla auftritt, und sich ein recht grimmig erhabenes Ansehen geben will. Er erlag dem Klima, wie die Majestäten von den Sandwichinseln. Auch unser Eskimo, Märter Neiangunitto, dieß ist sein heidnischer, George sein christlicher Name, denn er ist in England getauft worden, wurde bald nach seiner Ankunft von einer tödtlichen Krankheit befallen, und würde unstreitig zu dem guten Geist seiner Väter gewandert seyn, wäre nicht ein Arzt auf den Einfall gekommen, ihn homöopathisch, d. h. seiner Natur und der klimatischen Beschaffenheit seines Landes gemäß, zu behandeln. Man legte ihm Eis auf den Unterleib, und er genaß, ist aber doch noch sehr schwächlich. Das Gesicht dieses kleinen Mannes, der besonders kleine Hände und Füße, einen etwas unverhältnißmäßig großen Kopf, und sehr schönes, langes, schwarzes Haar hat, trägt weit mehr das Gepräge der Nationalität, als das seines Weibes, welches eher einem recht hübschen slavischen Mädchen zugehören könnte. Der obere Theil ist wirklich anziehend, und gewinnt durch die zartpunktirten krummen Linien. Die Augen, ungeachtet ihrer Ausdruckslosigkeit, und die Brauen sind schön zu nennen. Man kann Stunden lang betrachtend vor ihr stehen, und sie zeigt kaum eine Spur von Leben; dennoch ist der Anstrich von Unbefangenheit und Sorglosigkeit beneidenswerth. Das Ehepaar ist zwar kein Musterbild ehelicher Zärtlichkeit, aber doch der Treue und Verträglichkeit. Sie sprechen wenig und sehr leise mit einander. Dame Kunabinok, auch Marie genannt, liebkost ihren Gatten, aber zuweilen ganz im Stillen. Sie hält ihm Blumen hin, die man ihr geschenkt hat, läßt ihn oftmals daran riechen, und fährt ihm endlich schelmisch an die Nase. Das

gibt der holden Kunabinok in ihrem Kleid von Seehundsfell, mit kurzer Schleppe und Kapuze, ein ganz idyllenhaftes Aussehen. Er sizt freylich — wie unsre europäischen Damen von ihrem Eheherrn zuweilen wohl mit vollem Recht zu sagen pflegen — wie ein Kloz da. Mäster George kann auch in der Bibel lesen. Er hat das neue Testament in seiner Landessprache, und liest ziemlich leicht, jedoch so schwach und nachdrucklos, als ob der Glaube eben nicht lebendig in ihm wäre. Verstehen mag er wenig davon. Die Sprache klingt nicht unangenehm, ist übrigens gleicher Abstammung mit der grönländischen, die man bereits kennt. Ich theile ein Pröbchen mit, das jeder etwas geübte Bibelleser leicht ohne Hülfe übersetzen kann. Es ist aus Matth. 1. V. 4. **Kommib erngneria Aminado, Aminadab erngneria Nahase. Nahasab erngneria Salmo. (Matthæusib Aglangite, Kapitelomik 1.)** – Wenigstens wird so leicht kein Sprachmeister mir einen Fehler in der Abschrift nachweisen (orthographischer Bull). Doch halt! — in Herrenhut! Ein alter, steinalter Mann von dort, der lange Zeit in der Nachbarschaft der Baffinsbay das Evangelium gepredigt, besuchte diese Fremdlinge in Berlin, und redete sie in ihrer Landessprache an. Sie glaubten ein überirdisches Wesen aus jenen Regionen zu erblicken, wo Ströme von Thran und geschmolzenem Bärenfett fließen, Zauberpaläste von Eis und Schnee emporragen. Beyde sind mit goldenen und vergoldeten Medaillen geschmückt, die sie in Berlin erhielten. Außerdem trägt die schöne Kunabinok einen mit bunten Perlen gezierten Ring in der Nase, der ihr, so wie die in das Seitenhaar geflochtenen, wahrscheinlich europäischen, bunten Perlenquasten, recht artig stehen. Diese dem Nordpol benachbarten Halbwilden zeigen mehr Geschmack, als die unter dem von der Sonne begünstigten Himmel Brasiliens gebornen Botokuden mit ihren plumpen Klözen in den Ohren und der Unterlippe. Ein Ring in der Nase ist übrigens nicht unzweckmäßiger, als Ringe in den Ohrläppchen, und mancher Nase wird ein Ring besser stehen, als eine Brille. Von seinen Polarkünsten hat der Mann nur das Werfen mit dem Wurfpfeil nach einem Brett, in dessen Mittelpunkt er zweymal nach einander trifft, und seine Positur im Kanot gezeigt. Er soll auch aus einer gewissen Entfernung ein kleines Silberstück im Mittelpunkte zu treffen wissen. Die eigentlichen Wasserkünste wird er wohl erst später produziren, und bey dieser Gelegenheit seinen verehrten Gönnern mit einem Glas delikaten Thran einen Toast bringen, oder das warme Blut frisch erlegter Wasservögel schlürfen. Seine gewöhnliche Nahrung ist unsere Hausmannskost, seine Lieblingsspeise Rostboef und Kartoffeln. Beyde trinken gern Kaffee. Er beschäftigt sich viel mit Zeichnen, worin der Kapitän ihm ein wenig Unterricht gegeben hat. Mit der Feder malt er meist sich, seine Frau und den treuen Hund. Diesen leztern trifft er in der Stellung am besten. Die Figuren werden gleichsam übertuscht. Da er aber wohl tausend Mal dasselbe wiederholt hat, so zeigt sich eben kein großes Kunsttalent darin. Es sind Figuren, wie Kinder sie zum Zeitvertreib auf dem Papier hinmalen. Er schreibt auch eine leichte leserliche Hand. Mit solchen Blättern macht er Cadeau's und sammelt sich ein kleines Kapital. Auf diese Weise soll er bereits einige Tausend Gulden zurückgelegt haben, wie mir der Kapitän sagte; denn er ist erpicht auf geprägtes Silber, troz einem Money-hunter. Aus dem Gold macht er sich nicht viel. Das Ehepaar zeigt auch seinen Nationaltanz, der zugleich die Hochzeitsceremonie ausmacht. Zu dessen Erlernung bedarf es keines Balletmeisters. Er besteht in einem maschinenmäßigen Drehen des Körpers und Aufheben der Arme.

(Der Beschluß folgt.)

St. Petersburg, im Juni.

(Beschluß.)

Zu ökonomischen Experimentalversuchen hatte der Kaiser dem landwirthschaftlichen Verein im vergangenen Jahr eine Landfläche von zweyhundert und vierzig Desätinen, gegen einen jährlichen Pachtzins von zweyhundert und fünfzig Rubel Silber eingeräumt, auf der am 12ten Mai dieses Jahrs, im Beyseyn der meisten Mitglieder des Vereins, einige praktische Versuche angestellt wurden. 1) Es wurde eine neue Methode der Erdäpfel-Verpflanzung vorgenommen, die von allen anwesenden Oekonomen als die beste bekannte ausgegeben ward. Man grub nämlich mit einem, unsern Harken gleichenden Werkzeuge, das nur drey Zacken hatte, Furchen in die Erde, bildete dadurch Quadrate in verschiedenen Richtungen; immer in den Stellen, wo sich die Linien durchschnitten, pflanzte man eine Kartoffel. 2) Bey dem angestellten Versuche zur besten Bearbeitung eines Ackerfeldes wurden von zehn dabey thätig gewesenen Arbeitern fünf als die besten erkannt, und erhielten kleine Geldgratifikationen. 3) Man stellte Versuche mit verschiedenen Arten von Pflugschaaren, theils auf unbeackertem, theils auf schon bearbeitetem Lande an, die Erfolge von allen zeigten sich verschieden, der Verein konnte sich bey der Bestimmung der besten unter ihnen nicht vereinen. Er beschloß daher künftig vor seiner General-Versammlung, bey den anzustellenden landwirthschaftlichen Experimenten, die Grundsäze voraus zu bestimmen, die für die Annahme der besten Pflugschaar sprechen sollten. 4) Zur Ebenung eines Ackers stellte man Versuche mit verschiedenen Arten aus- und inländischer Eggen an. 5) Mit einem neuen Ackergerüst zur Lockermachung des Bodens, an dem eiserne Spitzen befestigt werden, wurden sehr befriedigende Versuche angestellt. 6) Die aus der Schweiz verschriebene Fellenbergische Säemaschine fand man beym Säen völlig diesem Zwecke entsprechend. – Alle Zöglinge der landwirthschaftlichen Schule, die sich zu künftigen Verwaltern und Guts-Intendanten bestimmt haben, befanden sich mit ihrem Direktor, dem Professor Pawlow, bey diesen praktischen Versuchen gegenwärtig, um sich im Voraus mit den landwirthschaftlichen Werkzeugen und Arbeiten bekannt zu machen, an denen sie einst selbst den thätigsten Antheil nehmen sollen.

In ihrer lezten Monats-Konferenz am 6ten Mai, verfügte die Gesellschaft der russischen Alterthümer zu Moskau, alle, von Ausländern im Gebiete der russischen, vorzüglich der altrussischen Geschichte gethanen Entdeckungen und Forschungen sollten unverzüglich in's Russische übertragen, auf Kosten der Gesellschaft gedruckt und unter die stehenden Aufsäze ihrer Jahrbücher aufgenommen werden. Der Anfang sollte mit den zu übersezenden Werken Bayers und Ewers, Rektors der Universität zu Dorpat, gemacht werden, welchen Auftrag das Mitglied, Hr. Pogodin, zur Vollziehung übernahm.

Vom Kollegienrath Neljubin, Professor an der hiesigen medizinisch-chirurgischen Akademie, ist hier so eben eine physisch-medizinische Beschreibung der Mineralquellen des Kaukasus erschienen, die die Resultate der neljubin'schen Untersuchung über die Quellen enthalten, welche er bekanntlich auf allerhöchsten Auftrag im Jahr 1823 selbst an Ort und Stelle inspicirte. Bey der neuen bessern Reform, die die Regierung jezt bey diesen Bädern eintreten läßt, wird bey ihrer größern Celebrität die Zahl der besuchenden Inländer jährlich größer. Für sie und die berathenden Aerzte enthält dieß Werk wichtige Aufschlüsse und Winke. Ein der Landessprache und des Orts gleich kundiger deutscher Arzt hat die deutsche Uebersezung desselben übernommen.

B***g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 187.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. August 1825.

Wirke: das ist das große Gesetz, in des Tempels
Tafel gehau'n.

Klopstock.

Werner's Grab

in der Kirche von Freyberg.

Te saxa loquuntur.

Noch kein einziger Stein auf Werner's einsamen Grabe?
Noch kein einziges Wort, welches dem Wandrer ihn nennt?
Stein', erbarmt euch doch sein, den die Deutschen vielleicht noch vergessen,
Wie sie nicht Kepler's gedacht, wie sie vergaßen Erwin.
Steine! den Menschen beschämt! den Meister, der euch erkannt hat,
Ehret im Tod dankbar, baut ihm ein Grabmonument.
Sprenge der Urwelt Schooß, der dich trug, mach' frey dich, Granitblock,
Senk' als Baufundament dort auf dem Grabe dich ein.
Rufe die Brüder, die Söhne herbey, daß sie alle sich sammeln,
Auf dem Granitkern fest thürmen den ewigen Bau.
Rufe hinan des Basalts Felssäule, daß stark auf der Schulter
Brüder er trag' empor, hoch in die Wolken hinauf,
Daß der Münster Erwin's daneben sich bück' als ein Zwerglein,
Daß Pyramiden des Nils schwinden vor diesem Koloß.
Ruf' aus Paros Marmorgeklüft weißblendend Gebild her,
Daß auch die Hallen des Bau's prangen von Musengeschenk.
Sprenge die Fesseln dem Erz, daß zu dir es rolle ein Glutstrom,
Daß es mit schimmernden Glanz flecht' um die Steine das Netz.
Aus dem Schooß des Vulkans ruf' auf die sprühende Lava,
Daß sie der Ewigkeit Bild ziehe den flammenden Kreis
Um den Koloß gebaut von dankbaren Geistern des Abgrunds,
Hoch auf des Meisters Grab, welcher errathen die Sphynx.
Lad' aus des Meer's Untiefen zum Bau die Brüder Korallen,
Daß sie umspinnen den Thurm mit Madreporen vereint;
Daß er, ein Wunder der Welt, aufrage, wie Inseln der Südsee,
Die aus des Abgrunds Schooß hoch die Korallen gebaut.
Kein Krystall bleib' aus, wo immer der funkelnde wohne,
Sey er ein Riesenkoloß, wie ihn der Gotthardt gezeugt,
Sey er ein winziger Zwerg, kaum sichtbar der Waffe des Auges
Schimmernd, gediegen Metall, blendend ein Lichtdiamant,
Oder gehüllt in Nacht, er wohn' auf der Schnee Cordillere,
Oder in Heklas Schlund, oder im Schooße des Meers.
Vater Granit ruf' alle herbey, die Kinder und Enkel,
Daß Krystall an Krystall wachsend sich füge zum Bau,
Daß zu den Wolken empor aufsteig ein Riesen-Krystall-Thurm,
Strahlend wie Gletscher-Eis, ewig wie Alpen der Schweiz.

J. F. Koreff.

Ueber die Erfindung des Papiers.

(Beschluß.)

Die Zubereitung des Papiers besteht darin, die Lumpen in Fäulniß zu bringen, sie zu einer breyartigen Masse zu zermalmen, die in Wasser aufgelöst wird, die daraus geschöpften Bogen zu leimen, zu pressen und zu glätten. Ehe aber das Papier seine Vollkommenheit erreicht, so daß

man darauf schreiben kann, müssen zwey-und-dreyßig verschiedene Operationen damit vorgenommen werden, die hauptsächlich in folgendem bestehen.

1) Die Lumpen werden von dem daran hängenden Unrathe gereinigt, nach ihrer Größe und Güte geordnet, die Näthe aufgetrennt, u. s. w. 2) Nun liegen sie im Wasser, bis sie faulen, welches eine Zeit von etwa zwey Monaten erfordert. 3) Dann werden sie zerschnitten, und in reinem Wasser abgewaschen. 4) Die Verwandlung in einen Teig oder Brey geschah sonst durch Stampfen, wird aber jezt durch Zermalmen, vermittelst der Cylinder, die man Holländer nennt, bewerkstelligt. 5) Dieser Teig wird in warmem Wasser durch fleißiges Umrühren aufgelöset. 6) Aus dieser breyartigen Flüssigkeit wird geschöpft in einer Form, die die Größe des Papiers hat, und nichts anders ist, als ein Rahmen mit einem Rande, dessen Boden ein feines Drahtsieb ist, in welches das sogenannte Wasserzeichen eingewebt wird, welches man, so wie die Streifen des Drahts, erkennt, wenn man das Papier gegen das Licht hält. Die überflüssige Masse läuft durch die Zwischenräume des Drahtes ab, der so dicht gesezt seyn muß, daß genug Brey zurück bleibt, um einen Bogen von der erforderlichen Dicke zu bilden, welchem der Arbeiter durch Schütteln die gehörige Gleichförmigkeit und Dichtigkeit des Zusammenhangs gibt. Dieß ist der schwerste und wichtigste Theil der ganzen Arbeit, wodurch gleichsam der Embryo an das Licht gebracht wird; und man kann nicht ohne Verwunderung sehen, wie die Masse in einem Augenblick, durch die Aenderung der Temperatur, da sie aus dem Schooße des warmen Gefäßes in die kältere Luft tritt, ihre Natur ändert, und aus einem flüssigen ein fester Körper wird, so wie das Wasser bey einer Kälte von einigen Graden unter Null sich in Eis verwandelt. 7) Nachdem das Wasser von dem neugebornen Papier abgeträufelt ist, wird jeder Bogen auf reinen Filz gelegt. 8) Ein Haufe von etwa zweyhundert Bogen wird zweymal nach einander unter eine Presse gelegt, um das Wasser ganz heraus zu bringen. 9) Pakete von sieben oder acht Bogen werden zum fernern Trocknen auf Stricke gehängt, wodurch jeder Bogen in der Mitte seine Biegung erhält. 10) Nachdem das Papier auf diese Art zum ersten Male vollkommen getrocknet ist, wird es, wenn es zum Schreiben dienen soll, durch Leimwasser gezogen, und dann wieder unter eine Presse gebracht, um das Wasser auszudrücken. 11) Nun werden die einzelnen Bogen zum völligen Trocknen im großen Darrhause auf Stricke gehängt, wo sie der Luft, aber nicht der Sonne ausgesezt sind. Dieß muß sogleich nach dem Leimen geschehen, und das Papier muß nicht länger als drey Tage im Darrhause hängen, wenn es gut werden soll. Man sieht hieraus, wie sehr die Güte des Papiers von der Bauart und Lage dieses Hauses, so wie von der Witterung und dem Klima abhängt, und daß nichts grundloser ist, als was man täglich hört: „warum sollte man bey uns „nicht eben so gutes Papier machen können, als anderwärts?“ 12) Das Papier wird nun packweise zwölf Stunden unter die Presse gebracht; alsdann werden die einzelnen Bogen durch Schütteln von einander getrennt, und abermals zwölf Stunden unter eine Presse gelegt. 13) Die einzelnen Bogen des Schreibpapiers werden auf Leder gelegt, und vermittelst eines schweren Hammers oder durch Schaben geglättet. 14) Jeder Bogen wird gegen das Licht gehalten, um den geringsten Fehler zu entdecken, und die vollkommen reinen Bogen werden von denen abgesondert, die Wasserflecken haben, oder zu kurz, oder eingerissen sind, oder in die sich Falten eingedrückt haben. Das verunglückte Papier wird, nachdem der Leim durch kochendes Wasser herausgezogen ist, mit den Lumpen von Neuem bearbeitet. Die halben Bogen, die vollkommen rein sind, werden abgeschnitten, und zu Bogen in Brief-Format gemacht. 15) Alsdann werden die Bogen abgezählt, und Bücher von 24 Bogen, wenn es Schreibpapier ist, oder von 25 bey dem Druckpapier zusammengelegt. Jedes Buch wird einen Tag unter die Presse gelegt. 16) Jedes Ries von zwanzig Buch wird nochmals gepreßt, dann in grobes Papier geschlagen, mit Bindfaden umbunden, und zum lezten Male gepreßt; worauf es in Ballen zu zehn Ries in einem trockenen Magazin aufbewahrt wird, bis es endlich dem Käufer überlassen und in Silber verwandelt, oder gegen anderes Papier, das in einer Staatsfabrik verfertigt ist, umgetauscht wird.

Die Kraft, welche alle zur Verfertigung des Papiers erforderlichen Maschinen in Bewegung sezt, ist gewöhnlich der Fall des Wassers, welches ohnedem bey diesen Fabriken unentbehrlich ist. Allein seit einiger Zeit wendet man auch hier mit großem Nutzen die Dämpfe des kochenden Wassers an.

Unser Lumpenpapier ist jezt zu einer Vollkommenheit gebracht, die nichts zu wünschen übrig läßt, als daß es weniger theuer und weniger vergänglich wäre. Die größte Gefahr hat es vom Feuer zu befürchten, und es gibt wenige verbrennlichere Materien als das Papier, welches sogar den Namen davon erhalten haben soll (von dem griechischen Worte Pyr, Feuer, und dem egyptischen Artikel Pa — eine sonderbare Zusammensetzung). Man hat daher versucht, Papier aus Asbest zu machen, das nicht allein unverbrennlich, sondern im eigentlichen Verstande unvergänglich ist: denn um es zum zweyten oder dritten Male zu benutzen, darf man es nur in das alles andere Papier zerstörende Feuer werfen, wodurch die Schrift ausgelöscht wird. Auch dem Lumpenpapier hat man, durch öfteres Tränken in starkem Lein- und Alaunwasser, einen ziemlichen Grad von Unverbrennlichkeit gegeben. Allein der hohe Preis und die mühsame Bearbeitung haben immer wieder zum gewöhnlichen Papier zurückgeführt.

So wie die Papierhändler gewöhnlich auch Gänsekiele

verkaufen, so wäre hier auch wohl der Ort, etwas von der Geschichte der Erfindung der Schreibfedern zu sagen. In Beckmanns Geschichte der Erfindungen, einem Werke, das viele Folianten an Gelehrsamkeit und Scharfsinn aufwiegt, findet man hierüber vieles gesammelt, wovon ich meinen Lesern etwas mittheilen werde.

Nach Erzählung eines unbekannten Schriftstellers war der Stifter des ostgothischen Reichs in Italien, der große König Theoderich, so unwissend und stumpfsinnig (bruto sensu), daß er in den zehn Jahren seiner Regierung es nicht lernen konnte, die vier Anfangsbuchstaben seines Namens zu unterschreiben. Er ließ sich daher ein goldenes Blech machen, worin diese vier Buchstaben Theod ausgeschnitten waren: dieses Blech legte er auf das Papier, führte die Feder durch die Einschnitte und unterschrieb auf diese Art Friedenstraktate und Kriegserklärungen. Auch Gibbon nimmt dieses Zeugniß als gültig an, und es würde vermessen seyn, gegen eine solche Autorität etwas einzuwenden; doch werde ich mir erlauben, gegen das Zeugniß selbst folgendes zu erinnern. 1) Den Zeugen kennt Niemand, weder seinen Namen, noch die Zeit, da er gelebt hat. 2) Er redet von der zehnjährigen Regierung Theoderichs, da doch dieser König 33 Jahre regiert hat; fast möchte man glauben, der Schriftsteller habe sagen wollen, daß Theodorich das Schreiben dieser vier Buchstaben erst nach zehnjähriger vergeblicher Anstrengung begriffen habe. 3) Dieser Zeuge gibt uns eine Probe von seiner Glaubwürdigkeit, indem er an derselben Stelle erzählt, daß in Theoderichs Pallast eine Gothin mit vier Drachen niedergekommen sey, die in den Wolken davon gezogen wären, und sich in das Meer gestürzt hätten. Wer das erstere glaubt, kann auch das andere glauben. 4) Aber kann man glauben, daß Theoderich, der am byzantinischen Hofe erzogen war, und sich durch Fleiß und Wißbegierde schon als Jüngling ausgezeichnet hatte, nicht schreiben gelernt, oder es erst im eilften Jahre seiner Regierung begriffen haben sollte? Er, der Künste und Wissenschaften beschützte und beförderte, und der von seiner Bildung und liberalen Denkungsart den stärksten Beweis durch seine Toleranz gegen fremde Religionen gab! Wenn es einem Layen erlaubt ist, eine kritische Konjektur zu wagen, so scheint es mir, daß sich alles vollkommen ausgleichen läßt, wenn man annimmt, daß der anonyme Schriftsteller oder seine Abschreiber durch ein Mißverständniß dem Könige von Italien ein Verdienst beygelegt haben, welches das rechtmäßige Eigenthum des zu eben der Zeit in Konstantinopel regierenden Kaisers Justins des Aeltern war. Von diesem haben wir ein unverdächtiges Zeugniß des gleichzeitigen und wohlbekannten Geschichtschreibers Prokop, welches Wort für Wort das nämliche enthält, was oben von Theoderich angeführt ist; nur mit der Aenderung, daß hier die vier Buchstaben, die einen zehnjährigen Fleiß gekostet hatten, Just waren, und mit dem Zusatz, daß der Kaiser des Orients sich noch von einem Minister die Hand führen lassen mußte, um nicht mit der Feder aus den Ausschnitten des Bleches herauszukommen. Auf Justin passen die zehn Jahre vollkommen, denn er regierte gerade so lange; und von ihm, obgleich er nichts weniger als das war, was der Anonym so fein durch sein bruto sensu ausdrückt, läßt sich eine solche Unwissenheit eher vermuthen, da er sein ganzes Leben im Felde, theils hinter dem Pfluge, theils hinter der Fahne zugebracht hatte, und erst im Alter von acht und sechszig Jahren den byzantinischen Thron bestieg, wo es denn freylich wohl zu spät war, dergleichen Studien vorzunehmen. Auch durfte der unter den Waffen grau gewordene Bauer, der sich durch überlegene Tapferkeit und Klugheit die Kaiserkrone erworben hatte, sich nicht schämen, daß er nicht schreiben konnte, da einer seiner Vorgänger, der Kaiser Carinus, der diese Kunst recht gut verstand, einen solchen Eckel vor dem Schreiben hatte, daß er einen Sekretär theuer bezahlte, der ihm die Mühe, seinen Namen zu unterschreiben, abnahm, weil er des Kaisers Hand genau nachmachen konnte.

Dem sey wie ihm wolle, so beweist diese Erzählung wenigstens, daß die Schreibfedern schon im sechsten oder fünften Jahrhundert im Gebrauch waren; und dieß ist auch das höchste Alter der Schreibfedern, das sich historisch beweisen läßt. Viel älter ist der Gebrauch des Rohrs, das eben so, wie die Federn, gespalten und zugespizt ward, und wovon die beste Art, so wie das beste Papier, ein egyptisches Produkt war. Noch lange nachher, nachdem die Federn zum Schreiben angewandt wurden, blieb das Rohr im Gebrauche, und ist es zum Theil noch. Merkwürdig ist es, daß im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert das Rohr sowohl als die Federn, aus einer unbekannten Ursache, in mehreren Ländern von Europa sehr selten waren; so daß zwey oder drey Röhre, oder ein Bund Schreibfedern aus einem Lande in das andere als ein kostbares Geschenk geschickt wurden.

Es existirt ein lateinisches Werk von einem gewissen J. H. Acker, welches im Jahre 1729 zu Altenburg, unter dem Titel: Geschichte der Schreibfedern, herausgekommen ist, worin man aber vergebens die geringste Nachricht von der Erfindung und dem Gebrauche der Federn suchen wird; denn dieses merkwürdige Buch enthält, was man schwerlich errathen wird, nichts als Geschichten von Gelehrten, die viel und lange Zeit mit einer und derselben Feder geschrieben haben. Worüber doch nicht alles geschrieben ist! Vielleicht ist auch hier Papier durch eine Abhandlung über das Papier verschwendet; und dann ist es wohl die höchste Zeit, diesen Aufsatz zu schließen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

(Beschluß.)

Man sieht in der Ausstellung der Eskimo's auch ein Panorama der Baffinsbay und der Kupferinsel, nebst einer Ansicht der Landexpedition des Kapitän Franklin, der in dieser Gegend mit dem Kapitän Parry zusammentreffen wollte, was ihm aber nicht gelang. Das Gemälde ist nichts Ausgezeichnetes, aber die Darstellung gibt einen deutlichen Begriff von der schaudervollen Gegend unter diesem Himmelsstrich, wozu die Staffage Vieles beyträgt. Steht man nun so mitten im Saal, auf der einen Seite das Gemälde, gegenüber die Eskimo's und ihren treuen Phylax, auf der andern Seite ringsumher die Kleider, Waffen und Geräthschaften dieser armen Leute — freylich hängen auch chinesische Frauenschuhe neben den Eskimostiefeln, und Kokosschalen neben der Wasserflasche aus Robbenfell — so kann

man sich mit ziemlicher Bequemlichkeit schnell genug von hier bis auf einige hundert Meilen in die Nähe des Nordpols versetzen, und dabey nicht umhin, diese Menschen glücklich zu preisen, deren Bedürfnisse allesammt ein so kleiner Kreis umfaßt. Welch eines unermeßlichen Raumes bedürfte es nicht, um die unsrigen alle zu umfassen! — Von Wien geht der Kapitän über Paris nach London, und dann auf seinen Posten zurück. Er ist Mitglied einer Privatgesellschaft, die zum Behuf des Wallfischfangs in der Davisstraße eine Faktorey errichtet hat. Der Verkehr mit den Landeseingebornen wird von dort aus betrieben. Seit früher Jugend hat er dieses Geschäft, sowohl nach dem Nord- als Südpol zu getrieben. Die Vorsteher wechseln mit einander ab, und wenn er abgelöst wird, geht er in seine Heimath, nach Nordamerika zurück; eine sehr hübsche junge Frau, die er in Berlin geheirathet hat, begleitet ihn. Vermuthlich werden wir auf einem der beyden kleineren Vorstadttheater bald ein Eskimostück, eine theatralische Nordpolexpedition sehen.

Mad. Neumann ist endlich, nach anhaltender, Besorgniß erregender Krankheit, zur Freude des Schauspiel liebenden Publikums, zum ersten Mal wieder aufgetreten als Margaretha in Ifflands Hagestolzen. Der Schauplatz war gefüllt, und die Theilnahme äußerte sich durch jubelnden Empfang. Von dem Eindruck, den die Darstellung machte, ist unnöthig, etwas zu sagen. Bekannt war diese Leistung schon von einem früheren Aufenthalt der Künstlerin. Daß die Entwicklung des Charakters schöne Einzelnheiten darbietet, läßt sich erwarten. Im Ganzen entfernt sie sich von der gewöhnlichen Ansicht eines sentimentalen Grundtons. Das ist lobenswerth, obgleich auch nach dieser Treffliches geleistet werden kann, geleistet worden ist, und der Dichter selbst sich den Charakter vielleicht anders nicht gedacht hat. Gewiß ist es aber: origineller und zugleich der Natur selbst angemessener, wird das Kunstgebild, wenn ein kräftig rühriger Sinn, ein aufgewecktes, frohsinniges Gemüth sich als vorherrschend darin zeigt, besonders Anfangs, und wenn die sich immer mehr entwickelnde Zuneigung und Anhänglichkeit an den Hofrath als Folge der Theilnahme und Dankbarkeit erscheint. Jene Art und Weise liegt näher, diese ist treffender, überraschender. Das Stück wird auf diesem Theater jezt gewöhnlich in drey Akten zusammengezogen aufgeführt. Nach diesem Gastspiel kam die lang erwartete Preciosa zum Vorschein. Das Stück erschien zum ersten Mal auf dieser Bühne, und hat in kurzer Zeit mehrere volle Häuser gemacht. Das erste Mal war fast drey Stunden vor dem Anfang jeder Zugang des Hauses belagert. Es wirkten auch mehrere stark erregende Motive; als da sind, erstlich der Wunsch, den beliebten Gast in einer so ungemein zusagenden Rolle zu sehen; — zweytens war man gewärtig, das Stück mit allem angemessenen Aufwand scenischer Ausstattung dargestellt zu sehen, und fand sich hierin nicht getäuscht; drittens hatte eine musikalische Produktion auf dieser Bühne überhaupt jezt um so mehr den Reiz der Neuheit, als während der Zeit der italienischen Opern, vermöge einer Uebereinkunft mit dem Unternehmer, Vorstellungen dieser Art vermieden wurden. Daß die Darstellung im Allgemeinen, und die der Hauptrolle insbesondere, großen Beyfall erhielt, läßt sich aus dem zuerst Erwähnten schließen. Die Gastspielerin fand hier einen bequemen Raum, alle ihre Liebenswürdigkeit zu entwickeln, durch Darstellung, Gesang und Tanz — in den beyden erstern mit überwiegendem Vortheil — und erntete den Preis, auf welchen eine mimische Künstlerin in diesem Part Anspruch machen kann, reichlich und in vollem Maße. Nach einer wiederholten Darstellung der Baronin in „Stille Wasser sind tief“ schloß sie die Reihe ihrer Gastspiele als Preciosa. Dießmal trat Hr. Löwe als Baron Wiburg auf, von dessen weitern Darstellungen, die durch den ganzen Monat fortgesezt wurden, und worunter mehrere Wiederholungen sich fanden — Correggio war eine seiner glücklichsten — werde ich ein andres Mal noch Einiges erwähnen. Dieses Theater bleibt ohnehin während des nächsten Monats verschlossen. Während dessen gibt ein Theil der Hensler'schen Gesellschaft wieder Vorstellungen auf dem Theater am Kärnthnerthor, wozu ein Abonnement eröffnet ist. Neues von Belang wurde auf der Vorstadtbühne nichts gegeben, aber der vielbeliebte böhmische Rathsdiener unterhielt in unaufhörlichen Reprisen sein schaulustiges Publikum. Eine ähnliche Personnage ist wieder auf dem Volkstheater erschienen, und ein junger Mann, der Talent für das Komische hat, macht Glück darin. Das Stück führt den Titel, die musikalische Schneiderfamille, oder die Heirath durch Gesang. Der Beyfall war am ersten Abend nicht entschieden; es hatte sich ein günstiger und ein mißgünstiger Geist eingefunden. Jener hatte Vortheile, und führte seine Rolle durch. Der Verfasser wurde gerufen. Der leztere rächte sich dafür und klagte über Langeweile. Die Idee des Stücks, das schon mehrmals wiederholt wurde, hat vielleicht die von dem Komiker Wurm auf dem Theater an der Wien eingeführte Posse: Der Sänger und der Schneider, gegeben. Das Stück ist einfach, blos auf die komischen Charaktere berechnet, und erfordert keinen scenischen Apparat, wird aber eben der komischen Charaktere wegen nicht so leicht auf auswärtigen Bühnen zu besetzen seyn. Es kommt ein böhmischer Schneider und ein ungrischer Zischmen- (Halbstiefel-)macher darin vor. Die Komiker Schuster und Raimund sind beyde nicht beschäftigt. Lezterer ist auf einer Reise zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, es steht jedoch zu befürchten, daß seine frühere kräftige Wirksamkeit sobald nicht wiederkehren werde, wenn sie nicht auf immer dahin ist. Mlle. Ennöckl, die viele Gewandtheit im Nachahmen besizt, und selbst in niedrigkomischen Lokalrollen die Decenz beachtet, excellirt in diesem Stücke besonders. Die Musik von Wenzel Müller ist in seiner Art angemessen und ansprechend; mehrere bekannte Stücke bilden ein Liederspiel. Unter allen lebenden, und auch wohl unter den nichtlebenden Komponisten hat Wenzel Müller wahrscheinlich am meisten Opern geschrieben. So ein Werk ist gleich fertig; es thut aber auch Noth, denn so ein Werk ist bald wieder vergessen. Einige, die einen ächtkomischen Charakter haben: das Neusonntagskind, die Schwestern von Prag und dergleichen, werden ihren Verfasser doch einige Zeit in der Erinnerung und auf dem Repertoir noch überleben.

Konzerte, Akademien waren im ganzen Monat keine; weder große noch kleine Virtuosen theilten ihre Gaben mit, weder Artisten noch Wunderkinder; die leztern haben die wunderbare und beneidenswerthe Eigenschaft, daß sie fast gar nicht altern, oder doch so langsam vorrücken, daß sie bisweilen durch zwey Jahrzehende beständig zwischen dem ersten und zweyten noch herumtasten. — So eben will verlauten, Franz von Holbein und Andre würden in Vereinigung den Pacht der verschlossenen Theater, an der Wien und am Kärnthnerthor, übernehmen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 181:
Schatte.

Halb Räthsel, halb Charade.

Zwey Sylben nur! Versezt im Lesen oder Schreiben,
Ich werde stets dasselbe bleiben.
Ich rufe dir, versteckt, errathe mich!
Was ist das Wort? Hast du mich, hab' ich dich?

—o—.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. August 1825.

Gleich den Griechen erklimmt muthvoll der Schönheit
Alte Pfad', und versucht auch neue muthvoll.

Voß.

Bilder aus dem neugriechischen Volksleben.

Erste Ausstellung.

Die Kinderwelt.

Wenn es erhebend ist, in den Enkeln der Sieger bey Marathon und Salamis den Heldengeist ihrer großen Ahnen nach Jahrhunderten voll Schmach und Elends wieder erwacht zu sehen, so scheint es uns doch auch einer liebevollen Beachtung werth, wie in dem engen Kreise häuslicher Sitte und Zucht der Sinn des Schönen und Heitern, jener Lebenselemente des alten Hellas, sich rein und ungetrübt unter dem Volke erhalten hat, welches einst der Schönheit neben der Tugend und Tapferkeit Bildsäulen und Tempel errichtete. Wie das Land seinen wunderklaren Himmel, seine balsamische Luft, seine üppiggrünen Thäler, seine weißen Berggipfel, seine Blumen und seine Früchte behalten hat, ob Gothen oder Seldschucken es verwüstet und unterjocht haben, immer ein liebes Schooßkind der Natur, wie auch die Welt es mißhandeln mochte, so ist der Typus der Schönheit, die der Barbar zu einem todten Ideale seiner Kunst erhoben hat, dort noch dem Leben eingeprägt, und die leichte Grazie hebt die langen orientalischen Schleppen in die Höhe, wenn die festliche Lust zum Reigentanze ruft.

— — How lovely in thine age of woe,
Land of lost gods and godlike men, art thou!
Thy vales of ever-green, thy hills of snow
Proclaim thee Nature's varied favourite now *)!

*) Childe Harold. Canto II. Stanza 85.

Es ist unsre Absicht nicht, in den hier ausgestellten Bildern des neugriechischen Volkslebens bey jedem einzelnen Zuge der Sitten und Gebräuche die antike Verwandtschaft nachzuweisen, wie das der bekannte Marseiller Guys in seiner literarischen Reise versucht hat. Der Geist des schönen Alterthums lebt nicht in solchen oft zufälligen, oft gleichgültigen Einzelnheiten, und wenn die veränderte Religion, Verfassung und Gewohnheit die alte Form des Lebens gebrochen haben, so erkennen wir den alten Geist sicherer in der neugeschaffenen Form, als in den Trümmern jenes Bruches.

Die festlichsten Tage der Kinderwelt sind der erste März, an welchem die Ankunft des Frühlings gefeyert wird, und der erste Januar, welcher dem heiligen Basilius, oder wie die Neugriechen ihn nennen, dem Agio Was'lis heilig ist. Dem Kalender der Griechen folgend, deren Jahr mit dem September anfängt, stellen wir die Frühlingsfeyer am Basiliustage vor.

In allen Ländern der Erde, welche der Segnung des Frühlings theilhaftig werden, und in denen das Volksleben sich noch nicht ganz in gesellige Konvenienz aufgelöst hat, wird die Ankunft des Frühlings durch Spiele und Feste der Kinder gefeyert. Denn der Frühling, die Kindheit und Jugend des Jahres, ist ja recht eigentlich ein Spielgeselle der Kleinen. In vielen Provinzen unsers Vaterlandes treiben die Kinder am sogenannten Rosensonntag den Winter, oder, wie er dann heißt, den Tod aus, und bringen den Frühling in der Gestalt eines schön geschmück-

ten Baumes in das Dorf getragen. An andern Orten ziehen sie schaarenweise durch die Gassen mit einer Bretzel auf einem bunten Stocke, und singen vor allen Thüren:

Stab aus!
Dem Winter gehn die Augen aus,
Veilchen, Rosenblumen!
Holen wir den Sommer,
Schicken wir den Winter über'n Rhein.
Bringt uns guten kühlen Wein *)!

In Griechenland werden den Kindern am ersten März die besten Kleider angezogen, und so schaaren sie sich in mehrere Züge zusammen, wie die Nachbarschaft oder die Bekanntschaft sie vereinigt. An Kränzen und Sträußen darf es dabey nicht fehlen, aber die Hauptzierde des Festspiels ist eine kleine hölzerne Schwalbe. Diese steht auf einem Kästchen, in welchem ein Rad angebracht ist, wodurch das Vögelchen in Bewegung gesezt wird. Vor jeder Thür steht der lustige Trupp still, und während die Schwalbe nach dem Takte manövriren muß, singen die Kleinen folgendes Liedchen:

Die Schwalbe, die Schwalbe, sie kömmt,
Sie kömmt vom weißen Meere,
Sie sezt sich nieder und singt:
O März, o März, mein Schöner!
Du flauer Februar!
Magst schneien auch und regnen,
Riechst doch nach Frühling schon!

Dafür bekommen sie Eyer, Milch, Käse, oder was die Wirthschaft sonst vorräthig hat, und singen dann abziehend noch einen Glückwunsch für den Herrn und die Frau des Hauses:

Er (sie) lebe tausend Ostern noch, Dreykönigstag' zweytausend,
Und werde weiß, wie der Olymp, wie eine Silbertaube!

Diese Schwalbe mit ihrem kleinen Gesange fliegt aus dem fernsten Alterthume her, und als ein frisch und fröhlich erhaltenes Ganzes erinnert sie uns zu lebhaft an ihre Herkunft, als daß wir nicht, unserm Vorsatze ungetreu, nach derselben zurückblicken sollten. Athenäus erzählt **), daß auf der Insel Rhodus die Sitte herrschte, die Kinder im Monat Boedromion mit einer Schwalbe von Haus zu Haus zu schicken, wobey sie ein Lied zu singen und kleine Eßwaaren dafür zu empfangen pflegten. Dieß nannte man schwalbeln, Χελιδονίζειν, und der weise Cleobulus von Lindus, so hieß es, habe diesen Umgang eingeführt. Das dort mitgetheilte Lied wird uns das neugriechische nicht verleiden:

Die Schwalbe ist wieder,
Ist wieder gekommen,
Sie bringet den Frühling
Und liebliche Tage.
Weiß ist sie am Bauche,
Schwarz am Rücken.

*) Mehr über die deutschen Frühlingsfeste in den Kinder- und Hausmährchen der Brüder Grimm. Th. II. S. XXXIII.
**) Athen. VIII. p. 360.

Wie? gibst du nicht eine Feige
Uns aus dem reichen Haus?
Eine Schale mit Wein,
Ein Körbchen mit Käs' und Mehl?
Eyersemmeln auch
Liebet die Schwalbe.
Nun, sollen wir was kriegen oder soll'n wir gehn?
Dein Glück, wenn du uns gibst! Wir lassen dich sonst nicht,
Wir schleppen dir die Thüren mit der Schwelle fort,
Oder auch die Frau, die drinnen sizt, die holen wir.
Klein ist sie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringst du etwas, bringe uns recht viel und gut.
Mach' auf die Thür, der Schwalbe mach' die Thür auf!
Nicht Alte sind wir, sind ja junge Knaben noch *).

In dem Bezirke von Waltos, der alten Landschaft Agrais, ist ein anderes Lied zur Feyer des Frühlingsanfangs im Schwunge. Die Kinder ziehen mit Sträußen und grünen Zweigen herum und rufen vor jeder Wohnung, die sie begrüßen, die Hausfrau heraus. Wenn diese am Fenster oder vor der Thür sichtbar geworden ist, so stimmen sie folgendes Lied an:

O meine Herrin, sieh, dein Sohn, dein jüngster Sohn, o Herrin,
Es lieben ihn fünf Kleine hier und noch dazu zehn Große.
Und eine zu der andern sprach, und eine spricht zur andern:
Wohlan, wir wollen einen Knopf und einen Ring ihm kaufen,
Auf daß er tragen mag den Ring und mit dem Knopfe spielen,
Wenn er zu Pferde sich ergözt und durch die Felder reitet,
Und Hasen auf den Feldern fängt, Rebhühner auf den Aeckern,
Und in den Windungen des Thals fängt er drey junge Rehe.
Das ein' er an die Mutter schickt, das andre an die Schwester,
Das dritte, und das schönste auch, an seine Vielgeliebte.
Wo wir gesungen den Gesang, da soll kein Stein sich spalten,
Und viele lange Jahre soll die Frau des Hauses leben,
Sie lebe hundert Jahre voll und über hundert Jahre,
Und ist sie über die hinaus, so werd' ihr Haupt zu Silber!

Der eigentliche Tag der Glückwünsche und der Geschenke ist in Griechenland, wie bey uns, der erste Januar, nur daß der heilige Basilius dort eine Hauptrolle bey diesem Feste spielt, und als besonderer Freund und Schutzpatron der Kinder, die kleinen Schaaren aussendet, um seinen Segen von Haus zu Haus zu tragen und dafür Geschenke einzusammeln. Es leben in der Kinderwelt viele Mährchen und Legenden von diesem großen Heiligen, welche vorzüglich an seinem Ehrentage gesungen werden. Wir theilen ein Probestück derselben mit:

Der heilige Wassilis kömmt, er kömmt aus Cäsarea,
Von Erze trägt die Sohlen er, von Eisen seine Kleider.

*) S. Morgenblatt 1819. 170. 171. Kinder- und Hausmährchen II. S. XXXVIII. Wunderhorn. I. 161.

Basilis, sprich, wo kömmst du her, und wohin willst du ziehen? —
Ich komme aus der Schule her und geh' zu meiner Mutter. —
Und kömmst du aus der Schule her, mußt's A B C uns sagen. —
Auf seine Krücke lehnt' er sich, das A B C zu sagen,
Und seine Krücke wurde grün und trieb hervor ein Zweiglein,
Ein Zweiglein war's mit goldnem Reis, gestickt mit Silberblättern.

Die kleinen Schaaren, welche mit ihren Segenswünschen durch die Häuser wandern, eröffnen ihren Gesang mit einem solchen Stück zu Ehren des Heiligen. Alsdann wenden sie sich zuerst an den Herrn des Hauses:

Ich grüße dich, mein Herr, mein Herr, mein Herr, zum dritten Male!
Zum ersten ehrt dich Gott der Herr, es ehrt die ganze Welt dich,
Es ehrt dich der Sultan auch, macht dich zum Schatzbewahrer,
Du siebest die Dukaten ihm, du wäschst ihm die Zechinen:
Was durch das Sieb gefallen ist, das gib den jungen Burschen.

Hierauf kömmt die Reihe an die Hausfrau:

O Herrin, Sonntags goldgeschmückt, Montags in Silberkleidern,
Wenn du an deinen Putztisch gehst, vom Morgen bis zum Abend,
So leg' die Sonn' auf dein Gesicht, den Mond auf deinen Busen!

Ist ein erwachsener Sohn in der Familie, dessen Bildung irgend einen gelehrten Anstrich hat, so wird er mit einem besondern Liede begrüßt:

O Schreiber du, o Schreiber du, o Schreiber du und Sänger!
Du nimmst den Himmel zum Papier, das Meer zu deiner Dinte,
So oft du schreibst und wiederschreibst an deine arme Liebe.
Du hast gezittert mit der Hand, die Dint' ist ausgeflossen,
Und hat mit schwarzen Flecken dir verdorben deine Kleider.
Und Boten hast du ausgesandt nach allen Kadiliken:
Wer meint es doch mit mir so gut, die Kleider mir zu waschen? —
Ich, Liebster, mein's mit dir so gut, die Kleider dir zu waschen.
Mit meinen Thränen wasch' ich sie, mit meinen heißen Thränen,
Die Flamm' in meiner Brust die Sonn', an der sie trocken werden.

Auch der Abwesenden wird nicht vergessen. Weilt ein Sohn des Hauses, oder auch ein naher Verwandter, in der traurigen Fremde, so reichen die Sänger ihm folgende Verse:

Mein Vög'lein in der Fremde du, mein jammervolles Vög'lein!
Die Fremde darf sich deiner freun, und mich muß Sehnsucht quälen.
Schick' ich den Apfel dir, er fault, die Quitte, sie verwelket;
So schick' ich meine Thräne dir in einem seid'nen Tüchlein:

Ist endlich ein lieber Gast im Hause, so wird er dem Hausherrn bestens empfohlen:

Mein Herr, in deinem Hause brennt ein Licht, das ist von Golde,
Dem Gaste leuchtet es beym Mahl, zum Schlafengehn dem Gaste,
Es leuchtet deinen Mägden auch, die ihm das Lager breiten,
Auf welchem er in Rosen ruht und sinkt in Veilchenblüthen.
Die Blumen fallen über ihn, die Aepfel auf die Decke,
Die grünen Knospenspitzen rings umher auf seinen Nacken!

Und zum Schlusse für jeden der allgemeine Wunsch:

Er lebe tausend Ostern noch, Dreykönigstag' zweytausend,
Und werde weiß, wie der Olymp, wie eine Silbertaube!

Die Poesie der griechischen Kinderwelt spricht sich nirgends blühender und phantastischer aus, als in den Wiegenliedern. Diese heißen Νανναρίσματα und werden theils von der Mutter auf die Tochter fortgepflanzt, theils auch von den Frauen improvisirt. Die griechischen Frauen sind Dichterinnen an der Wiege und am Sarge; denn ihnen allein liegt es auch ob, dem Todten das letzte Schlummerlied zu singen. In allen übrigen Epochen des Lebens gehört der Gesang den Männern an, so weit er nämlich in die Gebräuche und Geschäfte des häuslichen oder öffentlichen Treibens eingreift. Wir geben unsern Lesern einige Proben der griechischen Wiegenpoesie:

Heilige Marina, leg' es hin!
Heilige Sophia, sing' es ein!
Nimm es mit dir, trag's herum,
Daß es seh' die Bäume blüh'n,
Singen hör' die Vögelein.
Dann komm wieder, bring' es her,
Daß sein Vater es nicht such',
Und darum die Diener schlag';
Daß die Mutter es nicht such',
Wein' und härm' und kränke sich,
Und bekomme bitt're Milch!

Nimm's hin, mein Kindlein, Schlaf, nimm's hin! Hab ihm bestellt drey Wächter,
Drey Wächter, ja, drey Hüter sind's, und drey gar heldenstarke.
Die Sonne stell' ich auf den Berg, den Adler auf die Ebne,
Und mitten in das Meer hinein Herrn Boreas, den Frischen.
Die Sonne ging zu Bette schon, der Adler ist entschlafen,
Und Boreas, der frische Herr, er geht zu seiner Mutter.
Mein Sohn, sprich, wo du gestern warst? Vorgestern? Und wo, nächten?
Warst mit den Sternen du im Streit und mit dem Mondenscheine?
Wie, oder mit dem Morgenstern, mit meinem lieben Freunde? —

War mit den Sternen nicht im Streit, noch mit dem Mondenscheine,
Auch mit dem Morgensterne nicht, mit deinem lieben Freunde.
Ich hab' bewacht ein goldnes Kind in einer Silberwiege.

Lullu, Lullu, mein Söhnchen du,
Mein liebes kleines Männchen du,
Schlaf' ein, mein Herzenskind!
Ich gebe dir auch vielerley,
Zum Zucker Alexandria,
Kairo zum Reißbrey,
Und auch Konstantinopolis,
Drey Jahr sollst Sultan seyn.
Sollst haben auch drey Dörfer noch,
Drey kleine Klösterlein:
Die Dörfer mit dem grünen Feld,
Spazieren drin zu gehn,
Und die drey kleinen Klösterlein,
Um beten drin zu gehn.

Wilhelm Müller.

Schriftliche Antworten von Zöglingen des Pariser Taubstummen-Instituts.

F. Welchen Begriff haben Sie von der Ewigkeit?

A. „Sie ist ohne Gränzen wie der blaue Himmel, sie ist ein Abgrund ohne Boden, ein Meer ohne Ufer, ein Raum ohne Aufhören, sie ist die Lebenszeit des ewigen unvergänglichen Gottes."

*

F. Was ist ein Gedanke?

A. „Der Gedanke ist der Blick des Verstandes."

*

F. Was verstehen Sie unter der konstitutionellen Monarchie?

A. „Sie ist nichts anderes als eine Verbindung der Gewalt mit der Freyheit."

Korrespondenz-Nachrichten.

London, den 19. Juli.

Hr. Barren Field hat eine Sammlung sehr interessanter Aufsätze über die Beschaffenheit des Landes, der Mineralien, Pflanzen, Menschen und Thiere von Neu-Süd-Wales, unter dem Titel: Geographical Memoirs on New-South-Wales u. s. w. (London 1825, 1. B. 8.) herausgegeben. Zwey der merkwürdigsten darunter sind: über die Entdeckung eines neuen Flusses im vorigen Jahr, des größten und schiffbarsten, den man bisher in Neu-Holland gesehen, und der, was mehr als Alles, sich nicht sehr weit nördlich von der Hauptniederlassung Port-Jackson oder Botany-Bay ins Meer ergießt, nämlich in 47° 23¼ südlicher Breite und 153° 11½ östlicher Länge von Greenwich, und zwar in die Moretonbucht, welche vom Kapitän Flinders geographisch aufgenommen, und von französischen Entdeckern untersucht worden ist, ohne daß der Fluß bisher gesehen worden wäre. Hr. Oxley, welcher den Lochlan und den Macquaryfluß entdeckte, die sich in ein Binnenmeer zu verlieren scheinen, entdeckte auch diesen Fluß, welcher, aller Vermuthung nach, aus irgend einem solchen Binnenmeere oder großen See hervorkömmt, und in gleicher Fülle von seinem Ursprung an bis ins Meer einen langsamen Gang gehet, und selten oder nie seine Ufer übersteigt, wie der Hawksbury und andere Flüsse jenes Landes zu thun pflegen, und zwar zu einer Höhe und mit einer Unregelmäßigkeit, welche den Anbau von größeren Städten an ihren Ufern verhindert. Dieser Fluß, dessen Mündung gesichert hinter einem Eilande liegt, hat durchaus niedrige Ufer, das Land umher ist von der besten Gattung und gut beholzt. Hr. Oxley befuhr ihn eine Strecke von fünfzig englischen Meilen, und fand bis zum Ende seiner Fahrt eine vier Fuß hohe Fluth, und eine Tiefe, die für Schiffe von sechszehn Fuß Kiel hinlänglich ist, und von einer Anhöhe von zweyhundert und dreyzehn Fuß sah er ihn noch bis auf eine Entfernung von dreyßig bis vierzig englischen Meilen ohne allen Anschein von Abnahme. Auch ist die Bucht ziemlich bequem zur Ein- und Ausfahrt, und reich an Vögeln, Schildkröten und Fischen. Ein solcher Fund ist für die Kolonie unschätzbar, und es ist wahrscheinlich, daß der Fluß und die Umgegend um diese Zeit bereits näher untersucht worden, und vielleicht schon eine Ansiedlung an demselben gegründet wurde. Man hat ihn zur Ehre des Statthalters Brisbanefluß genannt. Auf derselben Reise entdeckte Hr. Oxley noch einen andern Fluß, den er die Boyn nannte; dieser ist aber zu klein, und so hohen Ueberschwemmungen unterworfen, als daß zu erwarten steht, er werde der Kolonie von großem Nutzen seyn. Man versichert aber, es solle vor Kurzem ein Strom auf der Südküste von Neu-Holland entdeckt worden seyn, der alle übrigen an Größe übersteigt. Auch soll eine Ansiedlung auf der Nordküste beym Vorgebirg Van Diemen begründet worden seyn, welche Gedeihen verspricht. Eine Ansiedlung in Port Macquary, die A. 1821 gegründet worden, soll in vortrefflichem Zustande seyn. Die Einwohner waren bis jezt nur Verbannte, aber die Regierung hatte beschlossen, sie auch für freye Einwohner zu eröffnen. Man bediente sich der dortigen Wilden zum Einfangen der Flüchtlinge, und da man sie hierzu mit Feuergewehr versah, so verfehlten sie nie, sie entweder todt oder lebendig zurückzubringen.

Zu Liverpool befindet sich jezt ein neuseeländischer Fürst, welcher nach England gekommen ist, um den König Georg um Pulver und Bley zu bitten, dessen er sich gegen einen anderen Fürsten der Insel bedienen will, der sich dergleichen von Port-Jackson verschafft. Es scheint aber nicht, daß der König geneigt ist, ihm seinen Wunsch zu gewähren, doch waren einige Einwohner von Liverpool so gutmüthig, ihm Waffen zu schenken, mit denen er nächstens zurückzukehren gedenkt. Der Mann soll sich gewaltsam an Bord des Schiffes gedrängt haben, mit dem er gekommen ist; und die hiesige Regierung bezahlt dem Kapitän jezt eine wöchentliche Summe für seinen Unterhalt. Es scheint unter den wilden Fürsten ein Reisebedürfniß eingetreten zu seyn. Der gegenwärtige soll auch ein Menschenfresser seyn.

Die beyden großen Schauspielhäuser haben die französische Krönung auf die Bühne gebracht, aber so spät in der Jahreszeit und bey so heißem Wetter (wir haben seit einer Woche im Durchschnitt 84° Fahrenheit im Schatten, und des Nachts von 65 bis 74° gehabt), daß sie selbst mit Freybillets die Häuser nicht zu füllen vermochten, und beyde sich plötzlich entschlossen haben, ihre Vorstellungen für die Season einzustellen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. August 1825.

O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.

Schiller.

Bilder aus dem neugriechischen Volksleben.

Zweyte Ausstellung.

Brautwahl, Verlobung und Hochzeit.

Die Feyerlichkeiten der Verlobungen und Hochzeiten in dem neuen Griechenland weichen zwar nach den verschiedenen Provinzen des Landes in mehreren Einzelnheiten unter einander ab, aber was das Wesentliche derselben betrifft, so werden sie mit gleicher Gewissenhaftigkeit in den Bergen Thessaliens und Akarnaniens, wie auf den Küsten und Inseln des Archipelagus, beobachtet.

Gewöhnlich trifft der Jüngling die Wahl seiner Zukünftigen bey den öffentlichen Festen, Spielen und Tänzen, welche das griechische Volksleben in jeder Jahreszeit darbietet. Darauf beziehen sich auch die Lieder, welche zu den Reigen gesungen werden:

Kommt, Bursche, kommt zum Reigentanz! Kommt, Mädchen, zum Gesange!
Auf daß ihr seht und lernet auch, wie Liebe wird genommen.
Man nimmt sie aus den Aeugelein, sie kömmt auch von den Lippen,
Fließt von den Lippen dann herab und wurzelt ein im Herzen.

Sobald der Tänzer sich eine Tänzerin zur Braut ersehen hat, so muß er ohne Verzug den Eltern seiner Erwählten seine Absicht kund thun. Wird sein Antrag gut aufgenommen, so sind von diesem Tage an der Jüngling und das Mädchen von einander geschieden; sie dürfen sich nirgends sehen oder sprechen bis zu dem Tage ihrer Verlobung. Jede geheime Zusammenkunft des liebenden Pärchens wäre ein harter Anstoß gegen die gute Sitte und Zucht, und würde zu Spottversen Anlaß geben, wie folgende sind:

Als dich dein Liebster hat geküßt, da war es Nacht, o Mädchen.
Wer sah es denn? Es sah's die Nacht, der Mond und auch die Sterne,
Und von dem Himmel fiel ein Stern und der verrieth's dem Meere,
Das Meer verrieth dem Ruder es, das Ruder dem Matrosen,
Und der Matrose singt es nun vor seiner Liebsten Thüre.

Am Brunnen hört das arme Mädchen das Liedchen vom zerbrochnen Kruge:

Mein Herz, wann du zum Brunnen gehst,
So sage mir die Zeit.
Ich gehe dann und harre dein,
Zerbreche dir den Krug.
Und wenn du leer zur Mutter kömmst,
So frägt sie nach dem Krug.
Zerbrochen hab' ich meinen Krug,
Ein Fehltritt warf mich um! —
Ei, ei, das war ein Fehltritt nicht,
War eines Mannes Arm.

In einigen Provinzen ist es Sitte, daß der Jüngling in eigener Person der Jungfrau seine Liebe erkläre, bevor er den Gang zu ihren Eltern macht. Dieß geschieht dadurch, daß er ihr irgendwo allein zu begegnen sucht und ihr einen Apfel oder eine Blume zuwirft, gewöhnlich mit einigen Versen zur Verständigung, wie z. B. folgende:

Willst eine Muskatellertraub', und willst Korinthenbeerchen?
Nimm sie für süße Liebe!

Oder mit einem Basilikum:

Zähl' die Blätter dieser Pflanze, willst du kennen meine Qual:
Wie viel Blätter hat die Pflanze, das ist meiner Leiden Zahl.

Oder auch ein Gelübde:

Gib mir ein Haar von deinem Haupt, mein' Augen zuzunähen,
Und nie, beym Himmel schwör' ich es, will ich nach andern sehen!

Das ist zugleich Liebeserklärung und Heirathsantrag, und da die Sitte dem Mädchen bekannt ist, so wird der Bewerber aus ihrer Antwort leicht abnehmen können, ob er sich nun an die Eltern der Geliebten wenden dürfe oder nicht.

Die Verlobung geschieht an einem Abend, über den die beyderseitigen Verwandten sich verständigen. Die Familien des Bräutigams und der Braut versammeln sich alsdann in dem Hause des einen oder der andern, und ein Priester wird dahin beschieden. Zuerst entwerfen die Eltern oder Verwandten den Heirathsvertrag, hierauf führen zwey Jungfrauen die verschleyerte Braut herein und stellen sie dem Bräutigam vor. Dieser nimmt sie bey der Hand und geht mit ihr zu dem Priester hin, welcher das Paar einsegnet, nachdem es die Ringe gewechselt hat. Sobald dieß geschehen ist, zieht sich die Braut wieder zurück und bleibt nun auf's Neue unsichtbar für ihren Zukünftigen bis zum Hochzeittage. Die Verwandten aber bleiben beysammen, um auf das Wohl des neuen Paars zu essen und zu trinken. Die Zwischenzeit von der Verlobung bis zur Hochzeit kann nur aus wenigen Stunden bestehen, oder auch Monate, ja selbst Jahre einnehmen.

Aus diesen Perioden der Trennung der für einander Bestimmten rühren die vielen kleinen Liebesliedchen her, jene Nachtigallenseufzer der griechischen Volkspoesie, die an hellen warmen Abenden durch die Gassen und Plätze der Städte und Dörfer klingen.

O du heller goldner Mond, wie beneidet dich mein Herz!
Du darfst meine Liebste sehn, mich verzehrt der Trennung Schmerz.

*

Eine Schwalbe möcht' ich seyn, möcht' auf deinen Mund mich setzen,
Einen Kuß nur raubt' ich mir, mich ein Jahr daran zu letzen.

*

Eine Schwalbe möcht' ich seyn, möcht' in deinem Fenster bauen,
Durch des Ladens kleinste Ritze deine Fingerspitzen schauen.

*

Sieh, o Himmel, sieh doch her! Sieh doch in dieß Fensterlein!
Untreu wurde dir dein Mond, spielt mit meinen Sternelein.

*

Ist der Hochzeittag festgesezt, so senden die Eltern der Braut und des Bräutigams Einladungsbriefe in hergebrachten Formeln an ihre Verwandten und Freunde, und jeder Brief, dessen Träger ein kleiner Knabe in festlichem Aufzuge zu seyn pflegt, ist von einer Flasche Wein begleitet. Wer die Einladung annimmt, schickt am Abend vor dem Hochzeittage ein Geschenk an das Brautpaar, welches gewöhnlich in einem lebendigen Widder oder Lamm besteht, die man mit Bändern oder Schellen ausschmückt, oder auch nur in einem Viertel von einem oder dem andern Thiere, welches dazu bestimmt ist, das Festmahl zu verherrlichen.

In der Nacht vor dem Hochzeittage begeben sich die Gäste, je nachdem sie von den Eltern des Bräutigams oder der Braut eingeladen sind, in das Haus dieser oder jener, und nun beginnen die Vorbereitungen zu der Hauptfeyer mit einem Gesange, welcher den Himmel um gutes Wetter zu dem Feste anfleht:

Vom Berg mit dreyen Gipfeln
Ein Falke rief herab:
Zur Ruh', zur Ruh', ihr Winde,
Auf heut und morgen Abend!
Ein Jüngling feyert sein Hochzeitfest
Mit einem blonden Mädchen.

Ein junger Mann, welcher zum Brautführer oder Paranymphos erwählt worden ist, eröffnet sein Ehrenamt damit, daß er dem Bräutigam mit feyerlichem Anstande und in Gegenwart der eingeladenen Mädchen den Bart stuzt. Zu gleicher Zeit wird in dem andern Hause die Braut von ihren Freundinnen geschmückt, unter denen eine, gewöhnlich die schönste der Gesellschaft, die Brautführerin oder Paranymphe spielt. Der Anzug der Braut ist in der Regel sehr einfach, ein weißes Kleid und ein langer feiner Schleyer von gleicher Farbe, welcher ihr das Gesicht bedeckt.

Noch ehe der Tag anbricht, macht sich der Bräutigam auf, begleitet von seiner Familie und seinen Freunden, um seine Braut zu holen. Fackelträger voraus, Sänger und Spielleute mit Leyern und Tambourins in den folgenden Reihen, dann der Bräutigam, geführt von dem Paranymphos, mit seinen Verwandten und Gästen. Ist es noch sehr dunkel, so brennen Freudenfeuer auf den Straßen, und die Signale, welche mit dem Simantron zum Aufbruche gegeben werden, wecken die schaulustige Nachbarschaft auf*). Nachdem der Zug des Bräutigams vor dem Hause der Braut angelangt ist, wird sie ihm von denselben Gefährtinnen zugeführt, welche sie angekleidet haben. Dabey singen sie einige Verse, wie folgende:

*) Das Simantron, eine Eisenplatte, gegen die man mit einem Hammer schlägt, vertritt in der Türkey die Glocken. Es versteht sich übrigens, daß die beschriebenen Festlichkeiten nur in solchen Gegenden stattfinden können, wo die Griechen, ungestört von türkischer Barbarey und fern europäischer Sitte, ihr eigenthümliches Volksleben uneingeschüchtert und unbefangen erhalten haben.

Wir bringen dir die Königin,
Die Königin der Stadt,
Die Schönste unter den Schönen,
Die Rose unter den Blumen.

Oder auch:

Wir bringen dir die Lilie,
Die silberweiße Lilie,
Manch Röslein hat sich dir geneigt,
Gesprochen: Pflücke mich!
Du aber willst die Lilie,
Die silberweiße Lilie.

Die Braut nimmt einen zärtlichen Abschied von dem Vater, der Mutter, den Verwandten, den Freundinnen, von der ganzen Nachbarschaft und den Plätzen und Räumen, in denen sie ihre Kindheit verlebt hat.

Ich laß' einen Gruß der Nachbarschaft, einen Gruß den Meinen allen,
Ich lasse meinem Mütterchen drey Flaschen bittern Giftes,
Die eine trinkt sie morgens früh, die andre zu dem Mittag,
Die dritte und die giftigste an allen Feyertagen.

Dieser Abschied ist mit Thränen begleitet, die in solchen Augenblicken wohl natürlich, wenn schon auch herkömmlich sind, und der Schmerz der Scheidenden spricht sich durch eine alte Formel aus, die das anständige Leidtragen über etwas, was doch zugleich im Grunde des Herzens ersehnt wird, vortrefflich charakterisirt. Der Brautführer sagt nämlich zu dem Zuge, welcher die Braut abzuholen ankömmt: Laßt sie doch, denn sie weint ja! Alsdann antwortet die Braut: Führet mich fort von hier und laßt mich weinen!

Nachdem alle Abschiede zu Ende gebracht sind, so begibt sich die Braut in der Mitte des Zuges, dem sich die Gesellschaft ihres Hauses anschließt, nach der Wohnung ihres künftigen Gatten. Auf einer Seite hat sie den Brautführer, während die Brautführerin zur Bräutigamsführerin geworden ist. In andern Gegenden sind die Pathen (κομπάρος und κομπάρα) als heilige Zeugen der Vermählung, zugleich Führer des Bräutigams und der Braut, und tragen ihnen die Kränze oder Kronen auf dem Zuge nach der Kirche. In der Regel wählt man diese Ehrenpersonen aus den Taufzeugen des jungen Paares, der Bräutigam seinen begleitenden Pathen, und die Braut ihre Pathinn; sehr häufig werden auch ältere und geprüfte Verwandte dazu ausersehen, ihr Titel bezieht sich aber keineswegs auf die Zeugenschaft bey der Taufe, sondern auf die gleiche Eigenschaft bey der Trauung. Der Pathe ist denn auch zugleich König des Festschmauses, welcher die Gesundheiten ausbringt, die Lieder anstimmt, und überhaupt den Ehrenhold der Tafel abgibt *). Noch ein dritter Gebrauch läßt die Brautkronen von kleinen weiß gekleideten Mädchen vor dem Paare hertragen.

Von dem Hause des Bräutigams, wo ein kleiner Halt gemacht und einige herkömmliche Grüße und Segenswünsche gesungen werden, wendet sich der Zug nach der Kirche, in welcher die religiösen Ceremonien der ehelichen Vereinigung vollzogen werden. Diese berühren uns weniger; denn kirchliche Formen sprechen bey der Allgemeinheit ihres Wesens selten einen einzelnen Volkscharakter rein und vollständig aus. Die Trauung der Griechen besteht in dem Ringwechsel und der Krönung mit den geweihten Kränzen durch die Hand des Priesters, daher auch die Trauung selbst in der neuen Sprache eine Krönung heißt *).

Aus der Kirche zieht man in derselben Ordnung wieder in das Haus des Gemahls, und hier setzen sich alle Verwandte und Gäste mit demselben zu Tische; nur die Neuvermählte ausgenommen, welche verschleyert stehen bleibt. Aber ungefähr in der Mitte der Mahlzeit nähert sich der Brautführer der Ausgeschlossenen, und hebt ihren Schleyer auf, und jezt sieht der Gemahl und mit ihm die ganze männliche Gesellschaft ihr Gesicht zum ersten Male ohne Hülle. Gewöhnlich wird nach dieser Entschleyerung der feyerliche Becherumgang gehalten. Der Neuvermählte trinkt zuerst, und reicht den Pokal seiner Braut, — denn so heißt die Neuvermählte noch immer, wenigstens die Tage der Hochzeitfeyerlichkeiten hindurch, in einigen Gegenden sogar bis zum ersten Kindbett, — und sie gibt den Ehrentrunk weiter an den nächsten Verwandten und so fort, bis er durch die ganze Gesellschaft gegangen ist. Dabey wird ein Liedchen gesungen, welches die junge Frau schon an die häuslichen Pflichten und Geschäfte erinnert.

Das liebliche Täubchen, das Bräutchen,
Es sizt auf den Straßen und singt,
Es fürchtet kein Knäbchen, kein Bürschchen,
Die Schwäg'rin, die eifrige, nur,
Die Morgens so früh sie will wecken:
Steh' auf, junges Frauchen, 's ist hell!
Wann willst du neun Brode du backen,
Und willst den neun Schäfern sie schicken,
Und warten auf andere neun.

Der folgende Tag ist den hochzeitlichen Tänzen und Reigen gewidmet. Am dritten Tage kommen die weiblichen Verwandten und Freundinnen der Neuvermählten zu ihr und führen sie in einem festlichen Zuge nach dem Hauptbrunnen des Orts. Hier schöpft sie Wasser mit einem neuen, eigens dazu bestimmten Gefäße, und wirft verschiedene Eßwaaren, untermengt mit Brodkrümchen, in den Quell. Alsdann fangen die Tänze um den Brunnen an, welche mit den dazu gehörigen Gesängen als die lezte Hochzeitfeyerlichkeit gelten, und nachher hat der Zwang der Herkömmlichkeit zwischen dem jungen Paare ein Ende.

Besonders ausgelassen wird der dritte Tag von der männlichen Gesellschaft begangen, die bey den Weinkrügen

*) Auch Νένος genannt.

*) Στεφάνωμα, στεφάνωσις, und dazu στεφανώνω, στεφανωτικός ꝛc.

sitzt, während die Weiber mit den Wasserkrügen um den Brunnen tanzen. Diese Gelage, welche das Fest schließen, heißen auch in einigen Gegenden die **unvernünftigen oder thierischen**, αἱ ἀλλογίαι, und endigen nicht selten mit einer allgemeinen Trunkenheit der Gäste.

Wir gedenken noch einiger Hochzeitgebräuche, welche auf ein kleineres Lokal des Landes beschränkt sind. Dahin gehört z. B. das Zuwerfen von Blumen und Sträußen aus den Fenstern, an welchen der bräutliche Zug vorübergeht. Namentlich ist es dabey auf das Brautpaar abgesehen, und die Werfenden begleiten ihre Spenden gewöhnlich mit kleinen Gesängen. Der Bräutigam theilt dann Nüsse und Zuckerwerk dafür aus, welches auch vor den Thüren der Braut und seiner eigenen Wohnung wiederholt wird. Dort sammeln sich die Kinder des Orts und laufen und springen nach den ausgeworfenen Gaben.

Die bräutliche Fackel, welche in einigen Provinzen des neuen Hellas vor dem jungen Paare hergetragen wird, manchmal von einem eigenen **Daduchus**, *) manchmal auch von der Pathinn, dient zugleich als Leuchte, welche den Weg nach der Kammer zeigt. Gewöhnlich geht die Pathinn mit derselben voraus und bereitet das Bett. Die Fackel brennt dort aus, oder sie soll es wenigstens, und es gilt für eine böse Vorbedeutung, wenn sie durch irgend einen Zufall vor der gänzlichen Verzehrung erlischt.

Es ist bekannt, daß es bey den alten Griechen für unheilbedeutend galt, wenn die Braut beym Eintritte in das Haus ihres Gemahls die Schwelle desselben auch nur mit einer Spitze ihrer Füße berührte. Gegenwärtig findet bey diesem Eintritte eine andere sonderbare Ceremonie, jedoch nur an wenigen Orten, statt. Ein Teppich wird über ein feines Sieb von der Thüre bis nach dem Hausflur gebreitet, so daß die Schwelle bedeckt bleibt. Wenn die Braut nun in das Haus hineinschreitet, so tritt sie hart auf, damit das Sieb unter ihr zerreiße. Dieß gilt für eine Keuschheitsprobe, und der Gemahl würde argen Verdacht schöpfen, wenn das Sieb unter den Füßen der Braut unverlezt bliebe. **Wilhelm Müller.**

*) Das heißt: Fackelträger.

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, 5. Juli.

Neulich hielt die königliche Akademie der Wissenschaften ihre jährliche öffentliche Sitzung. Obschon sich dieser gelehrte Verein kürzlich durch die demüthige Art, womit er den Oberwundarzt Dupuytren, dem Ministerialbefehle gemäß, aufgenommen, eben nicht in der öffentlichen Meynung erhoben hat, so ist er doch noch immer einer der ersten, wo nicht der erste Verein von allen, und wird es wohl bleiben, so lange Männer, wie Laplace, Cuvier u. A. in seiner Mitte sitzen werden. Die ersten Naturforscher, Mathematiker, Aerzte und Reisenden Frankreichs sind hier vereinigt; die Naturwissenschaften werden hier mehr und besser aufgeklärt, als in irgend einem andern Vereine der Welt. Dafür trägt nicht allein der Schwung bey, den die Naturwissenschaft in Frankreich seit der Revolution durch die freye Erörterung und die nützlichen, damals angelegten oder verbesserten öffentlichen Anstalten bekommen hat, sondern auch die vielen Aufmunterungen und Belohnungen, worüber sie zu verfügen hat. Außer den vom Staate hergegebenen Summen hat sie seit einigen Jahren sehr beträchtliche Stiftungen zum Vertheilen von Preisen für wissenschaftliche Gegenstände bekommen, die sie in Stand setzen, manchen Gelehrten, der sonst nichts weiter zu erwarten hatte, als etwas Ruhm, reichlich zu belohnen, und dadurch zu weiteren Forschungen aufzumuntern. In diesem Jahre beliefen sich die gesammelten Preise auf beynahe zwanzigtausend Franken. Einige dieser von Privatpersonen, besonders von dem menschenfreundlichen Montyon gestifteten Preise sind beträchtlicher, als diejenigen, welche auf Staatskosten für sehr wichtige Arbeiten ertheilt wurden, und es entsteht dadurch eine auffallende Ungleichheit in der Belohnung gelehrter Forschungen, die freylich späterhin die unangenehme Folge haben könnte, daß die wichtigen Forschungen etwas vernachlässigt, und dagegen minder wichtige, aber reichlichern Lohn versprechende gelehrte Arbeiten eifriger betrieben würden. Diesem wäre leicht abzuhelfen, die Regierung braucht ja nur die von ihr ausgesezten Preise zu erhöhen. Ein andrer Uebelstand ist, daß die Stiftungspreise, nach dem Willen der Stifter, denjenigen zuerkannt werden müssen, welche während des Jahres die beste Abhandlung in diesem oder jenem Fache, oder die nützlichste Entdeckung in dieser oder jener Wissenschaft gemacht haben. Hier braucht die Akademie also nur den relativen Werth der Preisschriften oder der Entdeckungen zu prüfen, wogegen sie bey den Preisaufgaben der Staatskasse den absoluten Werth der Forschungen zu beurtheilen hat, und wofern ihr dieser zu gering scheint, den Preis verweigern und aufschieben kann. Die sich zu den Stiftungspreisen qualifizirenden Forschungen oder Entdeckungen können, wenn gleich die besten des Jahres, dennoch wenig auf sich haben; nichts desto weniger muß die Akademie, um dem Wunsche der Stifter nachzukommen, dieselben herrlich belohnen. Dieser Fall ist wirklich in diesem Jahre eingetreten. Um sich einigermaßen aus der dadurch entstandenen Verlegenheit zu ziehen, hat die Akademie sehr schlau den Ausweg eingeschlagen, daß sie gewisse Preise nicht als Belohnungen, sondern unter dem Namen **Aufmunterungen** angekündigt hat. Mit Veränderung dieses einzigen Wortes war Alles in der Ordnung. Die erwähnten Umstände aber abgerechnet, bringen die Stiftungspreise der königlichen Akademie der Wissenschaften den augenscheinlichsten Nutzen. So hat der statistische Preis bereits mehrere sehr gute statistische Werke über Frankreich hervorgebracht, und die Akademie ist im Stande, nach und nach die Arbeiten der Gelehrten in der Provinz über die Statistik der verschiedenen Gegenden des Königreichs zu belohnen; nur werden diese Preise zum Theile von den Departementspräfekten selbst in Anspruch genommen, welche oft nichts weiter dabey thun, als daß sie die in ihren Bureaux von ihren fleißigen Untergebenen gesammelten Dokumente zusammenstellen und herausgeben. Indessen ist schon dieses Herausgeben ein Verdienst. Es gibt Länder, in welchen die Beamten dergleichen Dokumente wie einen Schatz vergraben, und unter dem Staube der Archive vermodern lassen. Der Preis der Sternkunde wurde dießmal Herschel dem Sohne und Hrn. South zuerkannt. Herschels Name ist bekannt genug; South ist ein junger Engländer, der zu Passy neben Paris eine Privatsternwarte angelegt, und mit den schönsten englischen Werkzeugen versehen hat. Auf Verwendung französischer Gelehrten sind diese Instrumente völlig mauthfrey in Frankreich eingeführt worden. Die beyden Sternkundigen, wenigstens South, machen so sonderbare Entdeckungen, daß es die Akademie nicht einmal gewagt hat, dieselben auszusprechen. Nicht allein sehen sie rothe, grüne und blaue Sterne, sondern sie bemerken auch Sterne von allerhand Gestalten, ja Sterne, welche je zwey und zwey, oder drey und drey zusammenhängen, kurz Dinge, welche unsre, von Jugend auf angenommenen Vorstellungen über die Regelmäßigkeit des gestirnten blauen Gewölbes über den Haufen werfen. Fast sollte man aus ihren Beobachtungen schließen, daß es am Firmamente so bunt und so schief aussieht, wie auf diesem Erdenrunde. **D g.**

Beylage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 190.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. August 1825.

Umsonst der Menschen Murren und Verblendung
Gott will, Gott führet Alles zur Vollendung.

Die Vorsehung an den Menschen.

Nach Lamartine, von G. Schwab.

Ist's möglich? Sohn des Nichts, du hast geflucht dem Leben?
Und über mein Geschenk klagst du mich selber an?
Willst nach den Wundern nicht dein blödes Aug' erheben,
Die ich an dir gethan?

Noch lange standest du nicht vor der Schöpfung Schranke,
Da, thörichtes Geschöpf, ich schon dein Glück beschloß,
Als dich, wie seine Frucht, der ewige Gedanke
Schon trug in seinem Schooß.

Du lebtest schon vor mir, bevor du warst geboren,
Nach meinem Willen längst bereitet' ich die Zeit.
Der Tag erschien, ich sprach: Sey mir zum Ruhm erkoren,
Dir zur Glückseligkeit!

Du wurdest: — unsichtbar stand bey dir mein Erbarmen,
Nicht überließ es dich der Laune des Geschicks;
Der Sinne schwachen Keim ließ ich gelind erwarmen
Am Feuer meines Blicks.

Von wunderbarer Milch ließ ich die Brüste schwellen,
Du schwelgtest an dem Born der Lieb', und sorgtest nicht,
Die Muskeln stählt' ich dir, ich ließ das Auge quellen,
In dem sich malt das Licht.

In deine Seele, jüngst verdunkelt durch die Sinnen,
Drang die Vernunft, wie Tag in's Auge, strahlend ein;
Du dachtest, und das Wort ließ dich der Geist gewinnen:
Mein Name grub sich drein.

Mit welchen Flammenzügen glühte
Dich dieser große Name an,
Du sah'st auf Erden meine Güte,
Und meine Größ' am Sternenplan.

Die Ordnung sprach dir aus mein Denken,
Natur dir meiner Vorsicht Lenken,
Der Raum mein unermeßlich Seyn;
Dich ließ mein ewig daurend Wesen
Die Zeit, sein schwacher Schatten, lesen,
Das Schicksal dich den Willen mein.

Dein Glück, du nanntest's meinen Segen,
Und meine Macht, sie rührte dich:
Du wandeltest auf meinen Wegen,
Vor meinem Aug' einfältiglich.
Doch heut, wo deinen klaren Morgen
Die unwillkommne Nacht verborgen,
Und Mißgeschick umschattet hält;
Heut schiltst du mich, es klagt dein Schrecken,
Weil Wolken deine Seele decken:
„Die Sonn ist nicht mehr in der Welt!"

„Gott ist nur eine große Frage,
Die an den Geist das Schicksal thut! —
Ob diese Welt sein Zeichen trage?
Ja! — wäre sie gerecht und gut!"
Zurück, vermessene Gedanken!
Vergleicht ihr eures Willens Schranken
Mit meinem Willen? eitler Streit!
Vernehmt, die Kluft ist ungeheuer:
Ein Tag ist, recht zu handeln, euer,
Mein aber ist die Ewigkeit!

Dereinst, wenn meiner Weisheit Schleyern
Entwunden, dir das Auge tagt,
Wirst du als meine Tugend feyern
Das Uebel, das du angeklagt.
Aus diesen Schatten, die sich neigen,
Wird siegend deine Freyheit steigen,
Und meiner Schickung rechter Werth; —

Die Läutrungsflamme muß umgeben,
Den Gottestiegel, drin das Leben
Sich in Unsterblichkeit verkehrt.

Doch dein verhärtet Herz, es murrt und glaubet nimmer,
Und dem empörten Blick gnügt diese Helle nicht;
In deiner Sinne Nacht willst schauen du noch immer
Den wundervollen Schimmer
Vom ew'gen Morgenlicht!

Gedulde dich! dieß Licht, das dunkle Schatten bleichen,
Reicht hin, zu leiten dich durch diesen ird'schen Ort.
Schau mich an, wer ich bin; und wandle fort mit Schweigen;
Thut nicht die Welt desgleichen
Auf ihres Gottes Wort?

Kennt auch der Erde Schooß die Kräfte, die drin hausen?
Das Weltmeer, das mein Arm allmächtig niederhält,
Versteht es, wie die Flut des Vollmonds Wille schwellt,
Daß bald den Strom voll Grausen
Ausspeyn die tiefen Klausen,
Die Woge bald mit Brausen
Zurück vom Ufer fällt?

Die Strahlensonne dort, mit meinem Licht im Bunde
Weiß sie, welch einen Pfad ihr meine Hand erkor?
Schreibt sie die stolze Bahn sich in den Lüften vor?
Und wenn sie sinkt zu Grunde,
In lezter Abendstunde,
Gibt sie euch sichre Kunde:
Sie steige neu empor?

Und Alles doch besteht und Alles wandelt fröhlich,
Mein Wort ist's, das der Welt mit jedem Morgen ruft,
Ich spreche, so erwacht die Sonn in ihrer Gruft;
Und ihre Schritte zähl' ich,
Sie steigt und steigt allmählig,
Antwortet mir, und selig
Schwingt sie sich in die Luft.

Und du, — des Lebenshauch ist meiner,
Auf den mein offnes Auge fällt,
Du fürchtest, ich vergesse deiner?
Du Mensch! du König dieser Welt!
Glaubst du mich schlummernd, kraftvergessen?
Nein, meine wachen Blicke messen
Auf einmal aller Welten Heer!
Und mein Gesetz befolgt, verstehet,
Das Sandkorn, das der Wind verwehet,
Und, das mein Schelten fleucht, das Meer.

Der Hoffnung Fackel vorgehalten!
Zur Nacht des Todes nimm sie mit!
Und glaube, meiner Vorsicht Walten
Legt keine Schlingen deinem Tritt.
Sie predigt jeder rothe Morgen,
Die Welt vertraut sich ihren Sorgen,
Gezweifelt hat der Mensch allein!
Doch das sey väterliche Rache:
Verschlungen soll des Thoren Sprache
Vom Abgrund meiner Güte seyn!

Die Verdichtung der Erdrinde.

Nach Sir J. Hall's Theorie.

Der brittische Geolog, Sir J. Hall, der durch eine Reihe merkwürdiger Denkschriften zur Aufklärung mancher Gegenstände der physischen Erdbeschreibung werthvolle Beyträge geliefert hat, sucht in einer neuen Denkschrift die Verdichtung oder Consolidation der Sandsteine und der durch Anhäufung gebildeten (agglomerirten) Feldarten überhaupt zu erklären.

Man ist, sagt er, heut zu Tage darüber einig, daß ein großer Theil des Ueberzugs unsrer Erdkugel oder der Erdrinde Schichtenbildung hat; daß die Schichten oder wenigstens die Mehrzahl derselben ursprünglich eine unzusammenhängende Masse von Sand und Kies gewesen sind, die mit andern, großentheils von Schaalthiergehäusen herrührenden Kalksteinschichten abwechseln, und daß endlich diese Schichten bedeutsame Veränderungen erlitten haben, theils chemische, wodurch ihre Agglomeration zu Stande kam, theils mechanische, wodurch sie verschiedene Krümmungen erlitten und sogar bey mehreren tausend Fuß über die Meeresfläche geschoben wurden, obgleich Grund genug vorhanden ist, anzunehmen, sie seyen auf dem Grund des Meeres gebildet worden. Der andere Theil der Erdrinde unterscheidet sich von der ersten durch die mangelnde Schichtenbildung überhaupt und durch die Krystallisation seiner Bestandtheile. Er begreift alle krystallinischen Substanzen, nicht blos den Diorit (whinstone, eine innige Vereinbarung von compaktem Feldspath und Hornblende) und Basalt, sondern auch Porphyre, Granite und Syenite aller Art. In diese zwey Klassen der Felsarten kann die ganze feste Masse des Erdballs, so weit sie uns bekannt ist, vertheilt werden, mit Ausnahme einiger glasartiger Lavenergüsse vom Vesuv, von Lipari und von andern vulkanischen Gegenden.

Die sämmtlichen Felsarten der einen und andern Abtheilungen haben unstreitig sehr große Umwandlungen erlitten, und bey Untersuchung der wirkenden Ursachen, denen diese zugerechnet werden mögen, findet sich keine, die eine befriedigendere Erklärung dieser Erscheinungen darböte, als jene innere Wärme der Erde, die zu allen Zeiten und in verschiedenen Gegenden sich auf ihrer Oberfläche sowohl als selbst mitten in den Wellen des Oceans dargestellt hat, und die auch gegenwärtig noch ihre ganze Wirksamkeit zu besitzen scheint.

Nimmt man diese innere Erdwärme an, ohne übrigens ihre weitere Begründung oder Herkunft ausmitteln zu wollen, und bedenkt man, daß ihre Wirkungen verschieden seyn können, je nachdem diese Wirksamkeit entweder auf der Oberfläche der Erde in freyer Verbindung mit der Luft, oder unter der Wasserdecke eines tiefen

Meeres und unter andern Conjuncturen, die auf sie Einfluß haben, stattfindet, so scheint dieselbe allerdings eine befriedigende Erklärung der Bildung unserer Erdrinde gewähren zu können. Hierauf läuft die von Doktor Hutton aufgestellte Theorie hinaus, und seit dem Tode dieses berühmten Geologen hat Sir J. Hall sich ihre Bestätigung durch Versuche zum angelegenen Geschäfte gemacht.

Weil der Hutton'schen Theorie wiederholt zum Vorwurf gemacht worden ist, daß durch die Wärme aus Sand und Kies keine feste Masse gebildet werden möge, so hat Sir J. Hall ein vorzügliches Augenmerk auf die Umstände gerichtet, welche die Wirksamkeit der Wärme befördern mögen. Auf verschiedene von ihm selbst beobachtete geologische Thatsachen gestüzt, gründet er die Vermuthung, es dürfte die Agglomeration durch einen Fluß oder Schmelzungsmittel geschehen, das er im Meersalz nachweisen zu können glaubt. Die mit Meerwasser durchzogene Masse von Sand und Kies im Grund des Meeres, glaubt er, könne durch die innere Wärme der Erde erhizt, das Wasser in Dünste verwandelt werden, und das verflüchtigte Salz möge alsdann die Sandtheile verbinden und die feste Sandsteinmasse bilden.

In der That aber dürften weder die zu Begründung dieser Theorie angestellten Versuche, noch des Verfassers scharfsinnige Erklärungen derselben Eingang verschaffen können, denn sie ist im höchsten Grad unwahrscheinlich. Wenn Wasserdünste mit einer in Glühhitze versezten Mischung von Sand und Meersalz in Verbindung gebracht werden, so erzeuget sich Hydrochlorsäure, die sich verflüchtigt, und Soda, die mit dem Sand verglaset. Wie mag aber aus dieser durch Thenardi und Gay-Lussacs Versuche bekannten und bestätigten Erscheinung gefolgert werden, daß die ungeheuern Massen der Sandsteingebirge auf solche Weise im Grund des Meeres entstanden seyen, und hiefür eine durch innere Erdhitze erzeugte Verflüchtigung von Meeressalz, womit die gesammte Sandsteinmasse durchdrungen wurde, erforderlich gewesen seyn sollte? — sollten nicht ungleich viel einfachere Erklärungsweisen genügen können? stellt uns die Chemie nicht mancherley Niederschläge dar, die Anfangs Staub- oder Pulvermassen waren und später in krystallisirte Massen übergingen; und ist nicht hinwieder bekannt, daß von manchen Substanzen, die im Wasser unauflöslich zu seyn scheinen, doch immerhin unendlich kleine Theile aufgelöst werden, welche in die Zwischenräume der pulverisirten Massen eindringen und allmählig ihren festen Zusammenhang begründen?

Fragment einer Korrespondenz.

Der Sohn an den Papa.

Lieber Papa, mir jukts, ein Reis'chen zu machen nach Pyrmont,
Dreyßig der Louis'dors wären mir jetzo willkomm.

Antwort der Mutter.

Schone das Herz des Papa! Er hat sein Herz in dem Beutel,
Aber die Hälfte schickt, Lockerer, dir die Mama.

E.

An eine Freundin.

Wenig begehre Geliebte, so kannst du vieles erlangen,
Nur der Mitte Pfad ist auch jener des Glücks.
Wer sich mehr ersehnt, als er zu erreichen im Stande,
Aengstet das eigene Herz, macht ihm den Busen zu eng.

Wilhelmine Képlaki.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden am 16. Juli 1525.

Sehenswürdigkeiten außerhalb des Theaters gab es in diesen Zeiten bey uns genug, nur Schade, daß die Idee der Regierung, ein großes steinernes, in edlem Geschmacke aufgeführtes Gebäude für alle diese Dinge auf den abgetragenen Wallplätzen aufführen zu lassen, bis jezt nur Idee geblieben ist, und alles daher, was dieser Art ist, in hölzernen häßlichen Buden gezeigt werden muß. Die Seiltänzer Chiarini's hatten sich zwar Anfangs mit der Königl. Theater-Direktion vereinigt und gaben drey Vorstellungen im Theater am Linkeschen Bade, aber bald schien ihnen dieser Wirkungskreis zu beschränkt, und vorzüglich die Zeit der Vorstellungen zu beengt, und sie spielten nunmehr ebenfalls in einer Riesenbude, die sie sich allerdings mit großen Kosten hatten aufbauen lassen. Der Zulauf war aber auch desto größer, ja, sie sahen sich genöthigt, während des einfallenden Johannismarkts — einer kleinen Messe, mit mehr Käufern im Detail als manchmal zu Ostern in Leipzig — zweymal des Tages zu spielen, nämlich von 3 bis 5 und von 7 bis 9 Uhr. Die Gesellschaft verdiente aber auch den Zuspruch, der ihr noch bis jezt zu Theil wird. Sie besteht nur aus Chiarini's, Vater, Mutter und Geschwistern, aber die jüngern Mitglieder wetteifern in Geschicklichkeit mit einander. Der ausgezeichnetste ist Felix Chiarini, der sich auch den ersten Akrobaten in Frankreich und Italien nennt. Aber auch die ältere Schwester Nanette und die jüngere Flora zeichnen sich durch überraschende Geschicklichkeit und Anmuth und eine Kühnheit aus, welche nicht selten in Erstaunen sezt. Der Fahnentanz der erstern ist ein Meisterstück, und etwas Graziöseres und Lieblicheres kann man nicht sehen als ein Pas de Deux zwischen Bruder und Schwester in idealer Schäfertracht auf zwey Seilen getanzt. Dagegen sind und bleiben die Pantomimen, welche den Tänzen folgen, unter aller Kritik.

Außerdem läßt sich neben dieser Bude eine sogenannte Albinose sehen, deren Bildniß gratis an alle öffentliche Orte ge-

liefert und dort zur Schau ausgestellt worden ist. Die schöngelockten langen, schneeweißen Haare dieser jungen Frau sind allerdings sehenswerth, so wie ihre rothen Kaninchenaugen, womit jedoch eine sehr gute Gesichts- und Körperbildung verbunden ist. Auch ihre geistigen Fakultäten sind in vorzüglichem Grade ausgebildet. Sie spricht mehrere Sprachen, fertig und spielt mit Virtuosität einige musikalische Instrumente. Ein junger artiger Knabe, ihr Sohn, zeigt, daß diese Eigenheiten der Ausartung nicht unbedingt forterben, denn er hat braunes Haar und es ist keine jener Sonderbarkeiten an ihm zu bemerken. Die optischen und katoptrischen Kunststücke, welche zugleich mit gezeigt wurden, dienten nur als Zugabe, und sind schon oft bei weitem übertroffen worden.

Interessant war auch ein Schlangenpaar in einer benachbarten Bude. Es sollte die Boa constrictor seyn, und die eine Schlange war in der That in der Mitte fast so stark wie der Schenkel eines ziemlich ausgewachsenen Knaben. Man sprach viel von ihrer Freßgier, und sie sollte sogar einen kleinen Ziegenbock verschlungen haben. Ich habe mich mehrere Male zu einem ähnlichen Frühstücke eingefunden, die Mahlzeit aber ward von einem zum andern Male aufgeschoben, daher ich nicht ganz daran glauben mag. Uebrigens haben die Thiere freylich in diesem eingeschloßnen Zustande eine Trägheit, der wenige Beobachtungen an ihnen erlaubt. Die übrigen ausländischen Thiere, welche noch in derselben Bude gezeigt wurden, waren weder selten noch gut erhalten.

Vielen Zuspruch erhielt auch das Theater von Propinus dem älteren, das im sogenannten Gewandhause aufgestellt war. Man war mit wenigem zufrieden, denn Alles war in sehr kleinem Maaßstabe gehalten, und die Beleuchtung nicht selten verfehlt. Hofrath Böttiger hat bey dieser Gelegenheit über die dort gezeigten sieben Wunderwerke der Welt einen Aufsatz in die Abendzeitung einrücken lassen; ich gestehe aber, daß mir der Aufsatz besser gefallen hat als diese Wunderwerke selbst, wie sie uns dort in langweiligen Zwischenräumen gezeigt wurden.

Was Wunder also, wenn bey allen diesen Schaubarkeiten das königliche Theater nur sehr wenig besucht war, und höchstens die italienischen Opern, bey denen freylich auch keine große Abwechslung stattfand, sich durch den Reiz der Neuheit ihres Genre selbst eines zahlreichen Publikums erfreuten. Gastspieler waren zwar in ziemlicher Anzahl vorhanden, aber keiner derselben zog die Menge an. Am wenigsten gefiel Herr Kindler vom Gräzer Theater. Es ist ihm allerdings eine gewisse Wärme und Innigkeit des Spiels nicht abzusprechen, aber sein gedrücktes unangenehmes Organ, sein ausdruckloses Gesicht und seine schlechte Körperhaltung verdarb alles wieder. Am besten gefiel er als junger Ruhberg im Verbrechen aus Ehrsucht, am wenigsten in seiner lezten Rolle, dem Baron Rosenthal in der Entführung, wobey auch sein Anzug so ungünstig gewählt war, daß er dem allgemeinen Gelächter nicht entgehen konnte. Für Provinzialbühnen mag er leicht taugen, aber auf eine Bühne, wie die in Dresden, vor der ein so kritisches Publikum sizt, und ich mitten darunter, sollte er sich nicht wagen.

Bey weitem günstiger ward Herr Becker aus Darmstadt aufgenommen. Er hatte sich schon vor einigen Jahren den Beyfall des Publikums zu erwerben gewußt, und gewann ihn jezt in mehrern Rollen auf's Neue wieder. Schade nur, daß die ernstern, wie Ferdinand in Kabale und Liebe, und Don Cesar in Donna Diana vor fast leeren Häusern gespielt worden. Vorzüglich gefiel er im leichtsinnigen Lügner und der Schachmaschine, ob er gleich in der lezten Rolle als Karl von Ruf offenbar übertrieb. Er ward gerufen und äußerte dabey, daß er für immer in Dresden zu bleiben hoffe. Das würde unstreitig für beyde Theile ein Gewinn seyn. Für ganz jugendliche Liebhaber im Lustspiel und sentimentale Parthien ist zwar Beckers Körperlichkeit nicht ganz mehr geeignet, indem er sich gewaltig arrondirt hat; wollte er aber in die Charakterrollen, ernstere Liebhaber, ja wohl kräftigere Helden übergehen, so würde jede Bühne einen sehr guten Erwerb an ihm machen.

Auch Herr Blumauer, ehemals bey dem Theater in Strelitz, oder, wie es auf dem Anschlagezettel lautete, „dahmriger Regisseur des Großherzogl. u. s. w.“ spielte in kurzer Frist drey Gastrollen, wovon unstreitig die des Zimmermeisters in den Advokaten die vorzüglichere war. Seine Körperlichkeit stand ihm als Paul Werner in Minna von Barnhelm im Wege, und als Oberförster in den Jägern war er offenbar zu barsch, und das treffliche Spiel der Mad. Hartwig als Oberförsterin überflügelte ihn. In dem leztern Stücke trat auch seine Tochter mit auf, eine Anfängerin, welcher die Natur einen schönen Wuchs, ein bedeutungsvolles Gesicht und eine einnehmende Stimme gegeben hat. Möge sie also diese Geschenke durch Fleiß ausbilden, und sie der innere Funke des Gefühls erwärmen, es läßt sich dann sehr vieles Gute von ihr hoffen.

Endlich zeigte sich noch eine Demoiselle – Nota bene, auf den Anschlagezetteln gibt es bey der hiesigen Bühne nur Mademoisellen oder Millen. — Sophie Seconda, vom Braunschweiger Theater als Agathe. Das Publikum richtete gar nicht laut über sie, da es an diesem Abende die verwittwete Großherzogin von Toskana, welche zum ersten Male im Theater erschien, mit herzlichem Willkommen empfing, aber ich glaube nicht, daß auch außerdem der Beyfall sehr rauschend gewesen seyn würde.

Sie fragen nach neuen Darstellungen während der Zeit meines lezten Berichts bis heute. Ich kann Ihnen aber blos ein Paar neueinstudirte alte Stücke nennen, nämlich, den mißtrauischen Liebhaber von Bretzner, worin der junge Burmeister als Baldrian Klau höchst ergözlich war, und die oben gedachten Advokaten, in welchen Pauli als Gleiser nach Verdienst gerufen ward. Es scheint gleichsam bey dem hiesigen Theater seit einem halben Jahre eine Scheu vor neuen Stücken zu herrschen; und man will uns sanft in die alte ruhige Zeit zurückführen, die freylich in mancher Hinsicht besser war als die gegenwärtige, deren einfache und – laßt es uns nur gestehen – mitunter etwas langweilige Erzeugnisse, aber jezt nun einmal nicht mehr munden, am wenigsten aber die Zuschauer vor die Breter, welche die Welt bedeuten, locken wollen. Und eben weil sie dieß Leztere bedeuten, sollten sie nach meiner Meynung auch mit der Zeit fortgehen und das darstellen, was eben in der Welt an der Tagesordnung ist, das alte Gediegene deßhalb nicht ausschließend. Da nun überdieß das deutsche Theater in der Woche nur an drey Tagen spielt, so kann das Publikum wohl verlangen, daß ihm ein größerer Reichthum von Neuigkeiten, welche doch bey andern Bühnen Glück machen, eine größere Mannigfaltigkeit geboten werde; und das zahlreiche Personal der hiesigen Bühne ist gewiß auch im Stande jede Aufgabe dieser Art zu lösen. Mich dünkt wenigstens, daß, wenn man auch die Kasse nicht berücksichtigt, das Spiel vor leeren Logen den Darstellern wenig ermunternd seyn müsse. Und warum weckt man nicht die Tieck, und Kind, und Gall, und Gehe u. s. w. in Dresden auf, für ihre vaterländische Bühne mit belohntem Fleiße zu arbeiten?

Guido.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 191.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. August 1825.

Das Volk der ew'gen Welt ist so zerstreut zumahl.
Den Einen ist die Welt Pallast der Lust und Wonne.
Den Andern ist sie Pein und Kerkerqual zumahl.

Geschichtserinnerungen von der Insel Cypern.

Vom Freyherrn von Zach.

Jüngsthin las man im Februarheft (1825) der von den Herren Eyriès und Malte-Brun herausgegebenen Annales des Voyages eine Beschreibung der Insel Samos, die von einem auf der Insel Milos gebornen Griechen, Joseph Georgirenes, herrührt, welcher von 1666 bis 1671 Erzbischof auf Samos gewesen war, länger aber den türkischen Despotismus nicht ertragen mochte, und deßhalb die Insel verlassen hatte. In England, wohin er sich begeben hatte, ließ er dann seine in griechischer Sprache geschriebene Beschreibung der Insel im Jahr 1689 zu London drucken. Nach diesem selten gewordenen kleinen Buch hat der Kirchenrath Paulus in seiner Sammlung merkwürdiger Reisen nach dem Orient eine Beschreibung von Samos geliefert, und die Arbeit des deutschen Gelehrten ward nun hinwieder derjenigen der französischen Herausgeber der Annales des voyages zum Grunde gelegt.

Diese alte Beschreibung einer Insel des Archipels erinnerte uns an eine fast gleichzeitig durch einen lateinischen Prälaten, Namens Anton Maria Gratiani, Bischof von Amelia, verfaßte Beschreibung der Insel Cypern. Des Buches lateinische Urschrift ist selten, aber der Prior le Pelletier hat eine gute Uebersetzung davon geliefert, die 1685 in Paris bey André Pralard unter der Aufschrift erschienen ist: Histoire de la guerre de Cypre, écrite en latin par Antoine Marie Gratiani, évêque d'Amelia, et traduite en français par M. le Pelletier, prieur de S. Gemme et de Pouence.

Was vor Jahrhunderten geschehen ist, zu melden, liegt der Geschichte ob; die Ereignisse der Vorzeit mit denen der Gegenwart vergleichen und daraus nützliche Lehren ziehen, kann aber die Seele und der nutzbarste Theil der Geschichte heißen, weil sie den Menschen erleuchtet und ihm Erfahrungen an die Hand gibt.

Einen Auszug des Buchs hier zu geben, sind wir keineswegs gesinnt, sondern einzig nur eine flüchtige Uebersicht und Andeutung dessen, was man darin finden mag.

Voran steht eine topographische Beschreibung der Insel, ihrer Fruchtbarkeit und der Lebensart der Einwohner, der Trockenheit des Bodens, die so groß war, daß jene einst vom Eilande vertrieben wurden und dasselbe siebzehn Jahre lang völlig unbewohnt blieb; endlich dann des Wechsels ihrer Gebieter, bis zur Zeit, wo sie unter die Herrschaft von Selim II. geriethen, der, wie die Sage geht, zur Eroberung der Insel durch die Menge und Schönheit ihrer Weinberge verleitet ward, indem dieser ottomannische Fürst ein ausnehmender Freund des Weines gewesen ist, vermuthlich weil sein Gesetz den Genuß desselben untersagte. Ein portugiesischer Jude, Namens Hans Michés, soll ihn zu dem Unternehmen verleitet haben. Dieser Jude, der um schlechter Aufführung willen seine Heimath verlassen mußte, hatte sich nach Venedig begeben, wo er nochmals Unfug beging, für den er gestraft ward und

deßhalb nun Rache nehmen wollte. Er begab sich nach Konstantinopel, heirathete daselbst eine reiche Jüdin, und als ihm seine Reichthümer die Mittel verschafft hatten, in Selims Nähe zu kommen, ward er des Fürsten Günstling; um sich an den Venetianern, die damals Herren der Insel waren, zu rächen, beredete er jenen zur Eroberung derselben. Bey einem Zechmahle der Vertrauten soll, wie erzählt wird, der halbtrunkene Sultan den Michés auf die Schulter geklopft und zu ihm gesagt haben: „Dich werd' ich zum Könige von Cypern machen, wenn der Himmel mein Unternehmen segnet."

Der Krieg nun, welchen der kaiserliche Trunkenbold für diesen Zweck unternahm, ist der Gegenstand der durch den Bischof von Amelia geschriebenen lateinischen Geschichte, die der Prior le Pelétier treu übersezt hat. Da der Krieg mit zwey kurzen Feldzügen beendigt war, so möchte man glauben, die Erzählung könne weder merkwürdige noch außerordentliche Begebenheiten enthalten, die in einem längeren Zeitraume nur möglich seyen. In der That aber verhält es sich anders. Die Einnahme und Plünderung der Hauptstadt der Insel, Nicosia, die Belagerung und Einnahme der Festung Famagusta, welche nach einem viermonatlichen kräftigen Widerstand erst kapitulirte; der denkwürdige, durch die ganze Christenheit gepriesene, Sieg von Lepanto, und die Theilnahme endlich, welche ganz Europa den bedeutsamen Vorgängen schenkte, haben ihnen unstreitig unter den wichtigen Begebenheiten des Jahrhunderts eine bleibende Stelle gesichert. In der Erzählung aller Einzelnheiten dieser Vorfälle aber hat Gratiani eine genaue Kenntniß aller Verhältnisse zu Tage gelegt, über die man sich nicht wundern darf, weil der berühmte Kardinal Commendon, der sein Vorgesezter war, und im Interesse von Rom an Allem wesentlichen Theil nahm, ihn auch über Alles genau unterrichtet hatte, so daß er mit allen damals obschwebenden Staatsgeheimnissen völlig vertraut war.

Einer gewandteren Feder, als die meinige ist, müßte unstreitig in den denkwürdigen Vorfällen jener Zeit ein reicher Stoff für Parallelen mit den nicht minder denkwürdigen Begebenheiten unserer gegenwärtigen Zeit sich darbieten. Wird man auch jezt wieder, wie nach dem Siege von Lepanto, die erlangten Vortheile unbenuzt lassen? Mit einer einsichtigeren Politik und bey weniger Unentschlossenheit, Zögerung und Langsamkeit des Befehlshabers der venetianischen Flotte, Venieri, hätten ohne Zweifel damals die christlichen Heere Konstantinopel erobert. Die Griechen, denen Befreyung vom türkischen Joche auch damals große Sorge und angelegener Wunsch war, hätten kräftig für jenen Zweck mitgewirkt, und Europa wäre schon damals von den Barbaren-Horden befreyt worden, die aus einem andern Erdtheil zur Eroberung und Unterjochung des unsrigen eingetroffen waren. Damals wurden Kreuzzüge in einem andern Sinne gepredigt. Alle christlichen Mächte nahmen zu jener Zeit Theil daran, und die Blüthe des italienischen Adels befand sich auf der vereinten Flotte der heiligen Allianz jenes Jahrhunderts. Nach der Schlacht von Lepanto herrschte allgemeine Bestürzung in Konstantinopel, als stünde der Feind bereits vor den Thoren. Schon hatten die Türken ihre Schätze den Christen in Verwahrung gegeben und von ihnen für die nahgeglaubte Zukunft, wo sie Gebieter seyn würden, gegen Bezahlung eines Tributs sich die freye Religionsübung erbeten. Alles aber verschwand wieder, und jegliche bessere Hoffnung ging zu Grunde. Niemand wußte die Umstände zu benutzen, und eine klägliche Blindheit hatte alle die getroffen, welche zum zweckmäßigen Handeln Beruf hatten, dieß aber zu thun unterließen. Nach der denkwürdigen und bedeutsamen Schlacht begab Don Juan, ein natürlicher Bruder König Philipp des Zweyten von Spanien, der Oberbefehlshaber des Heeres, sich nach Palermo, um den Winter dort zuzubringen. Marc Anton Colonna, der Interims-Befehlshaber während Don Juans Abwesenheit, ging nach Rom. Peter Giustiniani, welcher die Ruderschiffe von Malta befehligte, begab sich nach Venedig. . . Venieri blieb allein zurück bey der zerstreuten Seemacht, während die Sieger in den umliegenden Seehäfen verweilten.

Bemerkenswerth ist immerhin, daß damals so wenig als heut zu Tage den Griechen Tapferkeit und Heldenmuth mangelten. Damals, wie heut zu Tage, besaßen sie ihre Bozari, ihre Maurokordato, ihre Miauli, ihre Canaris u. s. w., selbst auch unter den Frauen. Die cypriotischen Damen verrichteten Wunder von Muth und Tapferkeit. Eine derselben hat, dem Zeugnisse des Bischofs Gratiani zufolge, den Pulvervorrath eines der zwey größten Schiffe der ottomannischen Flotte angezündet, auf welchem Mustapha alles, was er an Kostbarkeiten aus dem Sturme von Nicosia wegbringen konnte, bewahrt hielt: die beyden Schiffe mit all ihrer Mannschaft, und den zahlreichen männlichen sowohl als weiblichen Sklaven, wurden durch die kühne Frauenthat in die Luft gesprengt.

Von einer andern dieser tapfern Frauen erzählt der Bischof von Amelia solche Züge, welche an die zur höchsten Wuth gesteigerte mütterliche Zärtlichkeit der Frauen von Scio in unsern Tagen erinnern können. Als ihr die Kunde gebracht ward, es hätten bey der Erstürmung Nicosia's durch die Türken ihr Gatte nebst dreyen ihrer Söhne in den Reihen der Vertheidiger den Tod der Tapfern gefunden, da ward ihr Gemüth von solchem Schmerz ergriffen, daß sie, sey es, um jene nicht zu überleben, sey es, um einen Knaben, der ihr einzig noch übrig blieb, der Mißhandlung und Grausamkeit der Barbaren zu entziehen, zuerst diesem den Dolch in's Herz stieß, und hernach sich selbst auf gleiche Weise den Tod gab.

Als die Weiber der Insel Cursolari, im Golfe von Pa-

ten, sich von ihren Männern verlassen sahen, erstiegen sie die Mauern der Stadt, feuerten eine Kanone ab, die durch glücklichen Zufall den Mastbaum einer feindlichen Galeere zerschmetterte, und ihr entschlossener Muth hielt die Ungläubigen vom Angriffe des festen Platzes zurück.

Wenn wahr ist, wie der Bischof von Amelia sagt, daß die ganze Insel Cypern kaum der Ehre werth ist, ein Königreich genannt zu werden, so müssen dann wohl vollends die neun Königreiche, in welche sie von einigen Erdbeschreibern ist abgetheilt worden, nur winzige Dingerchen gewesen seyn. Doch hat die kleine Insel drey Jahrhunderte lang, von 1194 bis 1475, eine Reihenfolge legitimer sowohl als usurpatorischer Könige gehabt, unter denen eine Königin, Namens Charlotte, sich befand, die im Jahre 1467 von ihrem Kebsbruder, der ein Geistlicher war, und die Krone usurpirte, vertrieben ward. Charlotte begab sich nach Rom, wo sie 1487 verstorben ist. Es hatte diese Fürstin sich an Ludwig von Savoyen, Grafen von Genf, den zweyten Sohn Herzog Ludwigs von Savoyen und Anna's von Cypern, der Tochter Johann des dritten, Königs von Cypern, vermählt; ihre Ansprüche auf dieß Königreich übertrug sie hernach durch Schenkung auf ihren Neffen, den Herzog Karl von Savoyen, welcher sich König von Cypern nannte, was von seinen Nachfolgern unterlassen ward, bis auf Viktor Amadeus, welcher 1633 den Titel wieder annahm, der bisher ist beybehalten worden, den Protestationen der Venetianer ungeachtet, die dazu ihren Dogen ausschließlich nur berechtigt glaubten. Seit der Freystaat Venedig erloschen ist, findet sich kein weiterer Prätendent auf die Krone Cypern mehr, und die Könige von Sardinien befinden sich in dessen ruhigem Besitz, ohne Einsprache christlicher Mächte, wohl aber auch ohne Zustimmung aus Konstantinopel.

Nachdem wir nun zu Ehren der Tugenden und der rühmlichen Eigenschaften cypriotischer Damen manches gesagt haben, so ist billig hinwieder auch an Ruhm und Ehre ihrer Gatten zu denken. Sie gelten für sehr verliebt, was auch sein Verdienst hat, und die Dichter veranlaßt haben mag, die Geburtsstätte der Venus auf dieß Eiland zu verlegen; die Cyprioten sind jedoch nicht bloß galant und verliebt, sie sind auch nicht weniger tapfer, und darum gelten sie für die ächten französischen Ritter im Orient.

Hier sind noch Abstämmlinge der Lusignan und der Veresian übrig. Von Plinius wird ihnen noch eine andere Eigenschaft zugeschrieben, glauben mag sie der Jude Apella, aber der große römische Naturforscher erzählt die Sache ganz treuherzig im dritten Kapitel seines achtundzwanzigsten Buches. Auf der Insel Cypern, sagt er, findet sich ein sonderbarer Menschenstamm, dessen Speichel den Schlangen furchtbarer ist, als siedende Wasser. Zum Beweis hiefür, meldet er weiter, ein Mann aus diesem so seltsam begabten Stamme, Namens Heragon, sey als Gesandter der Cyprioten nach Rom gekommen, wo die Konsuln, um seine Kraft zu erwahren und mit seiner gänzlichen Einwilligung, ihn in ein Faß voll Nattern, Vipern und Skorpionen gesteckt haben, worauf dann diese giftigen Thiere alsbald ihn zu belecken und zu liebkosen sich angelegen seyn ließen. Auch Avicenna bezeugt, es sey der Speichel eines nüchternen Menschen allen Thieren, die sich eines Stachels zum Stechen bedienen, verderblich. *)

*) Saliva hominis jejuni interficit animalia pungitiva
Avic. de nat. anim. L. 8. c. 2.

Kunst und Wissenschaft.

Was an der Kunst mich entzückt? Daß auch in dem winzigsten Werke
Stets mir ein Ganzes sie zeigt, stets ein vollendet Gebild.
Was mich der Wissenschaft fernt? Im gediegensten, mächtigsten Werk' auch
Bietet nur Stückwerk sie, Bruch der unendlichen Welt.

Joh. Rud. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. Juli.

Da eben keine wichtigen Begebenheiten vorfallen, so beschäftigt sich das Pariser Publikum mit kleinern, als Theaterzwiste, Gedichtchen, neuen Romanen u. dergl. Der Schauspielerzwist ist in Paris beständig ein reichhaltiges Kapital, besonders ist das Théâtre français, auf welches, weil es das erste Nationaltheater ist, alle Augen gerichtet sind, unaufhörlich im Gerede, aber außerhalb der Stadtmauern verliert dieser Gegenstand seine ganze Wichtigkeit. Die Hauptschauspieler, als Talma, Dlle. Mars, Dlle. Duchesnois thun so ziemlich, was sie wollen, und die andern müssen sich nach ihren Launen richten; die nicht so berühmten intriguiren und zetteln allerley Anschläge an, um sich auf ihrem Posten zu erhalten, oder Nebenbuhler zu verhindern, sie auszustechen, und da sich die großen Talente mit der Verwaltung des Theaters nicht abgeben mögen, so fällt diese Sorge einem aus den untergeordneten Schauspielern bestehenden Comité anheim, das es oft zu toll macht, und daher von den Tagesblättern hart mitgenommen wird. Des ewigen Haderns müde, hat der Herzog v. Duras, der die Oberaufsicht über dieß Theater hatte, seine Stelle aufgegeben, und sie ist dem bekannten Vicomte de la Rochefoucauld anheim gefallen, der nun vermuthlich auch hier die Moral in Aufnahme bringen würde, wenn sein Versuch bey der großen Oper ihn nicht so lächerlich gemacht hätte, daß er ihn hat müssen liegen lassen. Diesem Vicomte haben die Pariser wirklich große Verbindlichkeit; denn er hat ihnen seit einem Jahre mehr Spaß gemacht, als der ganze übrige Adel des Faubourg St. Germain; er weiß es selbst nicht, wie belustigend er ist. Man hätte ihn bey den Krönungsfesten sehen sollen; wie der Mann geschwitzt hat, nachdem er an die Journalisten geschrieben hatte, sie möchten der Krönung zu Reims beywohnen, damit sie ja der Nachwelt nun recht getreue Be

schreibung einer so grossen Geschichtsbegebenheit überliefern könnten, wofür er übrigens auch noch insbesondere sorgen werde. Die unter der Aufsicht des Hrn. Vicomte abgefaßte Geschichte wird gewiß ein prächtiges Stück Arbeit werden, vielleicht noch prächtiger als sein Programm über die moralischen Opernpreise. Die Vögel, die in der Kathedralkirche zu Reims während der Krönungsfeyerlichkeit losgelassen worden sind, haben auch zu einigem Gespräche Anlaß gegeben. Bekanntlich eilten diese Vögel so sehr der Freyheit zu, daß sie nicht auf die vielen Lichter in der Kirche Acht gaben, und sich die Flügel verbrannten. So geht es mit den Völkern, bemerkte hierüber der Drapeau blanc; wenn man ihnen zu schnell die Freyheit gibt, so verbrennen sie sich die Flügel. Ja wohl, erwiederte ein freysinniges Blatt, wenn die Völker plötzlich der Sklaverey entkommen, so wissen sie nicht, was sie thun. Deßhalb macht sie nicht zu Sklaven; so werden sie sich gewiß nicht verbrennen. Mad. Tastü, eine Buchdruckersfrau, deren Gedichte gewiß nicht das Schlechteste sind, was ihr Mann unter seine Presse bringt, hat über diese Vögel eine Ode gedichtet, worin sie in elegantem Französisch sagt: c'est pour trouver la liberté qu'ils se sont élancés vers la lumière! Eine andere Dichterin, die schon bekannte Delphine Gay, hat zwar nicht die freygelassenen Vögel, sondern die ganze Krönung besungen, nachdem sie kurz zuvor in einer andern Ode die heil. Genovefa und den Maler Gros zusammen besungen hatte. Leztere Ode hat Aufsehen erregt, nicht so sehr ihres Inhalts wegen, als der sonderbaren Geschichte halber, die damit vorgegangen ist. Das dichtende Mädchen nämlich, das nun schon oft genug ihr Entzücken über ihre eigene Schönheit ausgedruckt hatte, und gern auch etwas im Tagesgeschmack, das heißt ein andächtiges Kind, dichten wollte, war auf den Einfall gekommen, das vom Maler Gros verfertigte grosse Gemälde an der Kuppel der Genovefenkirche frömmelnd zu besingen. Dagegen war nun nichts zu sagen; denn im Grunde ist es doch noch verständiger für ein Mädchen, ein schönes Gemälde zu besingen, als etwa einen schönen Liebhaber. Aber nun hatte jemand ihr den unglücklichen Gedanken eingegeben, diese Genovefenoden oben in der Kuppel zu deklamiren, und zwar im Beyseyn von einigen Hundert Personen. An dem bestimmten Tage steigen alle Bewunderer des Wizes der Mutter und der Tochter oben auf das Gerüst, das zum Bemalen der Kuppel gedient hat, und spitzen die Ohren. Delphine Gay steigt nun noch höher, nämlich auf das Gestell, worauf der Maler gesessen hat, um den obern Theil der Kuppel zu bemalen; und hier, zwischen Himmel und Erde schwebend, ihre Zuhörer und Bewunderer und die ganze Kirche zu ihren Füßen, rezitirt das Mädchen ihre Ode auf die heil. Genovefa, auf den Maler Gros und auf die von ihm gemalten Figuren, und als dieß geschehen, stürzen die Bewunderer des dichterischen Talentes der schönen Delphine, besonders die männlichen, ihr zu Füßen, und erdrücken sie fast unter lauter Entzücken und Liebkosen. Zur Zeit der Corinnen hätte ein solcher Auftritt vielleicht nicht ungewöhnlich geschienen. Allein wir heutigen kaltblütigen Völker sind so gewohnt, die schönen talentvollen Mädchen mit Stickerey, oder am Fortepiano, oder höchstens mit einem Romane in der Hand zu sehen, daß eine solche Scene oben in der Kuppel einer Kirche etwas Sonderbares an sich hat, und in Paris vorzüglich nicht verfehlen kann, zum Spotte Anlaß zu geben. Indessen gefällt gewissen Personen eben alles, was sich vom gewöhnlichen Gange der Dinge entfernt, und vielleicht holt sich Delphine Gay aus der Genovefenkuppel einen Freyer herunter; hat doch ein ziemlich begütertes englisches Mädchen den Dichter Lamartine, wie es heißt, blos aus Liebe zu seinen Méditations poétiques, geheirathet! Aber was sind die Méditations poétiques des Hrn. Lavartine, was sind die Genovefen-, Magdalenen- und Krönungsoden der schönen Delphine Gay in Vergleich mit einem Manuscripte, das in der Grenobler Zeitung zum Verkauf ausgeboten wird und dessen Verfasser gewiß die reichste Erbinn zu heirathen berechtigt ist, wenn das Schicksal ihn nicht bereits mit einer Ehehälfte beglückt hat? Dieses Manuscript, das über alle poetischen Arbeiten der erwähnten Dichter geht, enthält nur blos eine Weisung; aber welcher köstliche Unterricht! Der Verfasser, so heißt es in der Grenobler Zeitung, und auch in einer Pariser, der Verfasser hat vier Methoden aufgefunden, um in allen aus 90 Nummern bestehenden Lotterien oder Lottos zu gewinnen. Durch zwanzigjährige Nachforschungen und Berechnungen ist er dahin gelangt, diesen Stein der Weisen aufzufinden. Die mindeste der vier Methoden muß nothwendig einen Gewinn von 30 Millionen Franken einbringen; von dem besten Verfahren gibt der Verfasser den Gewinn nicht einmal an; vielleicht weil er sich nicht in Zahlen aussprechen läßt. Auch gibt es ja genügsame Leute in Menge, die sich an die mindeste der vier Methoden halten würden. Die erste Frage, die einem bey dieser Ankündigung aufstößt, ist, warum der Verfasser des Manuscripts dann nicht selbst schon die 30 Millionen von der Lotterieadministration geholt hat; hierauf antwortet er, daß, um dieses Kapital zu gewinnen, sehr beträchtliche Einsäze nöthig sind, wozu er nicht Vermögen genug hat; und um sich in den Besiz dieses Vermögens zu sezen, will er das Endresultat seiner Entdeckungen veräußern. Er erwartet die Anerbieten der Gewinnlustigen beym Buchdrucker Baratier zu Grenoble; der ungenannte Verfasser war nämlich auch zu Paris, täglich von 11 bis 3, rue de Provence Nr. 67, zu sehen; die Ankündigung ist mir aber zu spät zu Gesichte gekommen; sonst würde ich gewiß nicht verfehlt haben, ihn im Namen der Abonnenten des Morgenblatts, die wahrscheinlich alle gern die Bedingung kennen möchten, unter welcher man 30 Millionen gewinnen kann, ohne sich vom Flecke zu bewegen, besucht haben. Gegen Erlegung von viertausend Franken erlaubt der Verfasser das Manuscript eine halbe Stunde lang in Händen zu haben und durchzusehen, aber unter dem Verbote, nichts auszuschreiben; für sechszehntausend Franken erbietet sich der Verfasser jedwedem zu beweisen, daß sein Verfahren seit 1801 beständig durch die Erfahrung bewährt worden ist; vermuthlich ist dieß der zweyte Einweihungsgrad zu den Geheimnissen des Grenobler Lotto-Mathematikers. Um endlich wirksam für's Publikum zu werden, schlägt er vor, seine Erfindung durch Aktien in's Werk zu sezen. Vierzig Personen brauchen nur zusammenzutreten, und jedweder eine Aktie von 400 Franken zu nehmen; vielleicht werden sich weit mehr Gewinnlustige einstellen; aber der Verfasser will deren nicht mehr als vierzig, um, wie er weislich bemerkt, Unordnung zu vermeiden. Wenn also die vierzig werden zusammengetreten, und NB. ihr Geld hergegeben haben, so soll damit in die Lotterie gesezt, und, wie sich von selbst versteht, reichlich gewonnen werden. Am Ende des Jahres soll der Gewinn zusammengezählt, ein Viertel davon für den Erfinder des Projekts abgerechnet, und das Uebrige unter die Theilnehmenden vertheilt werden. Der Verfasser ist seiner Sache so gewiß, daß er nicht einmal den Fall voraussezt, wenn die Aktien nichts aus dem unerbittlichen Glücksrade herausziehen sollten. Ja er erbietet sich sogar, die Gewinnstnummern, welche aus der franz. Lotterie drey oder vier Monate lang werden gezogen werden, im Voraus unter Siegel anzugeben; und wofern er sich nur einmal im Monate sollte geirrt haben, so ist er willig, sich der Falschheit beschuldigen zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. August 1825.

Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.

Schiller.

Der sterbende Abderrahman.

(Aus dem zehnten Jahrhundert nach arabischer Sage.)

Fünfzig Jahre war ich nun ein Herrscher,
Fez gehorchte mir, und Mauritaniens
Hügel beugten sich vor mir, die heil'ge
Lanze schwang ich sieghaft, Künste blühten,
Und des Sanges Lilien und Rosen
Dufteten in meinem Segenshauche;
Auch der Liebe süßes Glück empfand ich:
Zeug' es mir, der Treu' und Schönheit Blume,
Abzara, meines Herzens Perle!
Zeug' es ihr, zu ihrem Preis erbaute,
Prachtgeschmückte Medina Abzara!
Doch dem herbsten Unglück — wo im Glücke
Kann ein Mensch entrinnen seiner Tücke? —
Mußt' ich reichen bittern Zoll erstatten.
Eins um Vieles! — Kannst du es vergessen
Herz! wo ewig mahnend narbt die Wunde? —
— Den heißgeliebtesten der Söhne, heiß geliebten
Meinen Abdala, durch loser Buben
Ränke mir zum Absalom geworden,
Mit dem Tode mußt' ich ihn bestrafen!
Und nun nähert sich der Tod selbst meinem
Leben, müdes Haupt, zur Gruft hinunter
Sinkst du, und des Jenseits Paradieses
Zelte sollen meinen Geist empfangen.
— Wenn ich meiner Herrschaft fünfzig Jahre
Ueberschau', und forschend rechn' und sinne,
Was in ungestörtem Seelenfrieden
Rein des reinen Glückes ich genossen,
Fünfzehn Tage kaum wird es erfüllen.

Conz.

Lady Arabella Stuart.

Eine Erzählung nach dem Englischen.

Im Jahr 1610 stand auf der Anhöhe von Highgate bey London ein stattliches Schloß, welches der Gräfin von Shrewsbury gehörte, wovon aber jezt keine Spur mehr vorhanden ist.

Eines Nachmittags im Mai des genannten Jahres gingen zwey Damen in dem großen Garten, welcher dieses Schloß umgab, spazieren. Die eine war eine ältliche Frau von edlem Ansehen, die andere viel jünger und von einer Schönheit, welche die Furchen des Leidens, die ihr Gesicht bezeichneten, nicht zu verwischen vermocht hatten. Sie waren im ernsthaften Gespräche begriffen, als sich ihnen ein alter krüppeliger Mann näherte. Seine zerfezte Kleidung und seine hagere Gestalt verriethen tiefe Armuth und Elend, und manche Schmarre auf dem braunen Gesichte und ein schwarzes Pflaster auf dem einen Auge führten zur Vermuthung, daß er gar mancher Schlacht beygewohnt. Ein langer Degen hing ihm zur Seite, seine alte Flinte diente ihm zum Stabe. „Edle Frauen, rief er die Damen an, gebt einem verkrüppelten Soldaten ein Almosen um des Himmels Willen!“ Die jüngere Dame langte sogleich einen Beutel hervor, und indem sie einen Theil von dessen Inhalt in des Kriegers zerklopfte Blechkappe leerte, fragte sie ihn mit gütiger Stimme, wo er seine Wunden empfangen. Der Greis erzählte mit der dem Alter eigenen Geschwätzigkeit von seinen ehemaligen Thaten und sei-

ner jetzigen Armuth. „Wer weiß aber, sagte die ältere Dame, ob ihr nicht ein Betrüger seyd?“ — „Ew. Gnaden edler Bruder, Gott hab' ihn selig, würde es wissen.“ — „Wie, Ihr kanntet Lord Mounteheusy?“ — „Freylich kannte ich ihn, und er kannte mich. Hier dieser Ring, den er mir einst nach einem harten Gefechte in den Niederlanden gab, und von dem weder die Gefangenschaft noch die Armuth mich hat losmachen können.“ Mit diesen Worten gab der Soldat der Gräfin einen Ring, und während die alte Dame sich die Thränen aus den Augen wischte, die dem Andenken ihres Bruders flossen, drückte er der andern schnell einen Brief in die Hand, und flüsterte ihr zu: Pedoltà! Sie wußte, daß dieses Wort ihm von Jemand mitgetheilt seyn mußte, den sie mehr liebte, als ihr Leben. Aber sie verbarg ihre Bewegung und fragte die Gräfin, ob sie dem armen Manne nicht erlauben wollte, in's Haus zu gehen, um sich zu erfrischen. „Recht gern, meine Liebe, erwiederte diese. Aber mein Freund, fuhr sie fort, wolltet Ihr mir diesen Ring verkaufen?“ — „Verkaufen würde ich ihn nicht für alle Reichthümer der Welt; aber wenn Ew. Gnaden ihn als ein Geschenk annehmen wollen, wie ich ihn erhielt, so ist er Ihnen.“ — „Ich danke Euch, und werde mich auf eine Weise erkenntlich zu machen suchen, die Eueren Stolz nicht kränken, und meinen Bruder bey Euch im Andenken erhalten kann.“ Mit diesen Worten gingen die Damen in's Haus zurück, während ein Bedienter den dankenden Invaliden in die Küche geleitete, und die jüngere Dame flog, sobald sie sich losmachen konnte, auf ihr Zimmer, um den Inhalt des Briefes zu verschlingen, den sie so eben erhalten hatte. Diese Dame war die Lady Arabella Stuart, Base Jakobs, des damals herrschenden Monarchen, und die, wie einige glaubten, bessere Ansprüche auf die Krone hatte als er. In ihrem Namen war es, daß Lord Cobham und Sir Walter Raleigh ihr Komplott geschmiedet hatten, das alle seine Urheber in's Verderben gebracht. Niemand zweifelte, daß Lady Arabella selbst an dieser unreifen Verschwörung unschuldig gewesen; aber Jakob war dennoch boshaft genug, sie deßwegen zu einem immerwährenden ehelosen Stande zu verurtheilen. Aber welcher Tyrann hätte je die Bewegungen des Herzens zu beherrschen vermocht! Lady Arabella liebte, und ward geliebt. Wilhelm Seymour aus dem Hause Beauchamp, ein edler Mann von gesetztem Alter, war der Gegenstand ihrer Wahl. Sie ließen sich heimlich trauen; aber bald wurde ihr stiller Bund verrathen und Seymour in den Tower geschickt, und Lady Arabella der Obhut ihrer Tante, der Gräfin von Shrewsbury, mit dem strengen Befehl, ihr Schloß zu Highgate nicht zu verlassen, anvertraut. Einkerkerung, auf des Königs Befehl, war zu jener Zeit nicht viel weniger als ein Todesurtheil; denn selten entging ein armer Gefangener lebendig seiner Haft, und wenige, die sich in dieser traurigen Lage befanden, wagten es eine Speise zu genießen, die ihnen nicht von getreuer Hand gereicht wurde, denn Vergiftung auf königlichen Befehl war oft ihr Loos.

Vierzehn Tage lang hatte Lady Arabella bereits für den geliebten Gatten gezittert, als die Gräfin den Befehl erhielt, ihre Nichte bereit zu halten, einem Königlichen Abgeordneten, der am folgenden Tage an sie gesendet werden würde, nach Durham zu folgen. Lady Arabella wußte, was ihr bevorstand, wenn sie sich einmal in den Händen von einem der Geschöpfe des Königs befände, und bat daher ihre Tante dringend, sie nach Frankreich entfliehen zu lassen, bis man den König dahin bringen könnte, ihre Heirath zu genehmigen. Aber die alte Dame hatte eine zu hohe Meinung von den Pflichten des Unterthans und dem Rechte der Könige, daß sie die geliebte Nichte blos zur Geduld ermahnen zu müssen glaubte. In diesem ernsthaften Gespräche war es, wo sie die Ankunft des alten Soldaten unterbrach. Der Brief, den er ihr überbrachte, war von ihrem Gemahl, und dieser gab ihr die frohe Nachricht, daß er seiner Haft entsprungen. Er befand sich an der Küste, wo er ein Schiff bereit hielt, das sie Beyde nach Frankreich bringen sollte. Er bat sie, in den Ueberbringer des Schreibens das vollkommenste Zutrauen zu setzen. Dieser war nichts weniger als alt oder arm: er war ein Mann in seinen besten Jahren und von sehr guter Familie, dessen eigentlicher Name Hugo Markham war. Krieg, Kampf und Abenteuer, war es nur in einer guten Sache, waren seine Lust; und er war es, welcher für Seymour das Schiff bereit hielt, und sich aus uneigennütziger Freundschaft erboten hatte, ihm die Gemahlin zuzuführen. Lady Arabella, die es nicht im geringsten schwer fand, mit ihrem Seymour, fern vom Hofe und der schönen Welt, im fremden Lande in der Dunkelheit zu leben, wünschte sogleich zu entfliehen, wenn es möglich wäre. Die Gräfin war in ihrem Kabinet, und Lady Arabella ließ durch ihre treue Magd Briget, vor der sie kein Geheimniß hatte, den verstellten Bettler zu sich führen. Er kam und brachte ihr eine Verkleidung, die er in seinem Ranzen mit geführt, empfahl ihr, des Abends, statt zu Bette zu gehen, dieselbe anzulegen, und dann die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, um mit ihm zu entfliehen. Die Lady verbarg das Bündel mit Hülfe ihrer Magd, und begab sich wieder zu der Gräfin, welche sich inzwischen entschlossen hatte, den alten Soldaten im Hause zu behalten. Der alte treue Hofmeister, welcher den Befehl erhielt, ihm eine Stube über dem Stalle einzuräumen, freute sich über die Anordnung, denn Markham hatte sich durch seine lustigen Schnurren und rührenden Erzählungen schon zum Liebling des Gesindes zu machen gewußt, und ehe es Nacht wurde, befand er sich bereits in seiner neuen

Wohnung eingerichtet, welche zu seiner Freude fern von dem Wohnhause lag.

Sobald die Lady in ihr Zimmer gekommen war, machte sie Markhams Bündel aus einander, und fand alles, was nöthig war, um sie im Aeußern gegen jedermann unkenntlich zu machen. Eine französische Perücke mit langen Locken verbarg ihr schönes blondes Haar, ein enger Leibrock mit breitem bortirten Kragen umfing ihren schlanken Leib, und die weiten Pumphosen, welche damals Mode waren, waren um so bequemer zur Verkleidung eines Frauenzimmers, indem sie ihre eigenen Kleider darin verbergen konnte; Stiefeln mit rothen Umschlägen welche an den Beinkleidern befestigt waren, und ein kurzer Degen an der Seite, vollendeten den Anzug; und wer die Dame so gesehen hätte, würde sie für einen der ersten Zierlinge gehalten haben, welche in der St.-Pauls-Kirche, der damaligen Bond-Street der Stutzer, lustwandelten. Es hatte eben drey geschlagen, als Briget ein Steinchen gegen das Fenster fliegen hörte, und als sie herausblickte, Markham erkannte, welcher in dem einfachen Reitkleide eines Mannes vom Stande unten stand, und eine Gartenleiter angelegt hatte, auf welcher er die Dame herunter zu steigen bat. Das Fenster war nicht hoch, und mit dem Beystande ihrer treuen Dienerin, welche die Trennung von der geliebten Frau manche Thräne kostete, erreichte sie bald den Boden.

Der Tag war noch kaum angebrochen; doch war es hell genug, um den Weg zu erkennen. Markham führte die zitternde Dame stillschweigend durch den Park, hob sie auf die Mauer, schwang sich selbst hinüber, und hob sie auf der andern Seite wieder hinab. Eine Viertelstunde von dem Schlosse wartete Markhams Bedienter mit Pferden auf ihre Ankunft. Mit vieler Mühe, denn die schlaflose Nacht und die Angst des vorhergehenden Tages hatten die Dame so sehr angegriffen, daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, erreichten sie die Kneipe auf dem Wege nach London, wo sie die Pferde vorfanden. Indessen bestiegen sie doch schnell ihre Thiere, und die Bewegung des Rittes ermunterte sie bald so sehr, daß sie ohne Unfall bey dem Dorfe Blackwall an der Themse ankamen, wo Markhams Boot ihrer harrte. Sie bestiegen es ohne Zögern und eilten dem Schiffe nach, welches inzwischen nach Gravesend hinunter gesegelt war, und nach wenigen Stunden fand Lady Arabella den Ersatz für alle ihre Leiden in den Armen des geliebten Gatten, Markham aber den Lohn für sein gefahrvolles Unternehmen, in dem Glücke seines Freundes.

(Der Beschluß folgt.)

Er ist nicht hier.

Grabschrift.

Er ist nicht hier, wo Staub von Staub im Staube verstiebet:
Nur das Sterbliche warf hier der Unsterbliche hin.

Unser Lebenslauf.

Täglicher Lauf in die Schul' ist der Lauf durch's Leben; doch lernen
Kaum wir das A B C unsers Lebens darin.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

Mit jedem Jahr steigt die Zahl der die Schweizerischen Bäder besuchenden Kranken, so daß die gepriesensten unter diesen Badeanstalten ihre Gäste zu fassen nicht mehr vermögend sind, wie dieß gerade jezt in Pfäfers und Schinznach der Fall ist, mit dem Unterschied, daß, was in der Bergkluft des ersteren Ortes keinen Raum findet, überall weggewiesen werden muß, während im freundlichen Thalgrunde von Schinznach das benachbarte Städtchen Brugg und die umliegenden Dörfer einstweilen den überzähligen Kurgästen Herberge gewähren, bis in ein oder zwei Jahren das im italienischen Geschmack pallastähnlich aufgeführte neue Badegebäude einen vielfach erweiterten Raum für Jedermann in unmittelbarer Nähe der Quelle darbieten wird. In dem durch alle Annehmlichkeiten der Gestade des Genfersees erfreulichen Städtchen Evian in der savoyischen Provinz Chablais, wohin längst eine eisenhaltige Quelle jährliche Besucher lockte, ist neuerlich nun auch eine alkalinisch gasreiche Thermalquelle geprüft und gewürdigt worden, von der für die traurig schmerzlichen Plagen der Harn- und Blasekrankheiten die merkwürdigsten Heilkräfte gerühmt werden, und von welcher die sorgfältige Analyse des tüchtigen Pharmaceuten Peschier in Genf kürzlich ausgegeben ward. (Notice sur l'eau alcaline gazeuse d'Evian, dite eau savonneuse de cachat.) Für alle Schweizerbäder und Brunnenorte ein empfehlenswerthes Geschenk aber ist die so eben erscheinende „Anleitung zu dem richtigen Gebrauch der Bade- und Trinkkuren überhaupt mit besonderer Betrachtung der schweizerischen Mineralwasser und Badeanstalten," von dem Appenzell-Außerrhodenschen Arzte im Speicher, Herr Doktor Rüsch. Dem ersten Band, der die allgemeinen Betrachtungen über Natur und Gebrauch der Wasser enthält, wird der spezielle zweite bald folgen. Der Verfasser ist ein gelehrter und erfahrner Arzt, der überall sehr umsichtig urtheilt. Wo von den Analysen die Rede ist, sagt er unter andern: „Wenn ungefähr alle Aerzte darüber einverstanden sind, daß sich aus den nachgewiesenen Bestandtheilen der Mineralwasser nicht mit Zuversicht auf ihre Kräfte und eben so wenig aus der Aehnlichkeit ihrer Mischung auf gleiche Wirkungen schließen läßt, so behaupten nun aber Manche, daß die große Wirksamkeit derselben öfters mit ihren Bestandtheilen im Widerspruch stehe; sie führen als Belege vorzüglich das Gasteiner und Pfäferser Wasser, welche nur die Bestandtheile von gewöhnlichem

Brunnenwasser haben an, und sie leiten ihre Wirksamkeit theils von bekannten, theils von unbekannten Imponderabilien ab. Dagegen läßt sich bemerken, daß die Anwesenheit von Imponderabilien in dem Mineralwasser zwar nicht geläugnet werden könne, ihr Einfluß aber (die Wärme ausgenommen) eben so wenig als eigentliche Widersprüche in Absicht auf das Verhältniß der Bestandtheile der Mineralwasser zu ihren Wirkungen zu erweisen sey. Die Wirksamkeit der zwey obgenannten Heilquellen erklärt sich zum Theil aus ihrer natürlichen Wärme. Kalte Quellen, die keine wirksamen Theile enthalten und gleichwohl größere Wirkungen hervorbringen als gewöhnliche Wasser, sind hingegen nicht bekannt. Das Pfäferser Wasser äußert zwar auch dann noch medicinische Kräfte, wenn es erst nach dem Erkalten in Krügen getrunken wird; allein auch dieses läßt sich einigermaßen von seiner besondern Reinheit, oder einer mehr als gewöhnlichen Menge Lebensluft herleiten, die sich wirklich durch Versuche mittelst der Luftpumpe erwiesen hat. Umgekehrt sind keine gehaltreichen Quellen unwirksam, sondern jede hat eine, ihren vorwaltenden Bestandtheilen entsprechende Grundwirkung. Darum darf man denn wohl annehmen, daß noch nicht gehörig ausgemittelt sey, in wie weit man die großen Wirkungen der Mineralwasser entweder Imponderabilien, unbekannten Gasarten, oder den äußerst fein aufgelösten fixen Bestandtheilen ihrer innern geistigen Mischungen unter sich, mit Gasarten und dem Wasser, zuzuschreiben habe. Wahrscheinlich haben diejenigen eben so unrecht, welche alle Wirkungen der Mineralwasser von fixen Bestandtheilen und den bekannten Gasarten herleiten, als die, welche alles durch Imponderabilien erklären wollen." Und an einer andern Stelle, wo von den künstlichen Mineralwassern die Rede ist, wird treffend gesagt: „Man darf ein Mineralwasser nicht im strengen Sinne nach seinen Bestandtheilen, dem Skelet desselben, betrachten und seinen lebendigen Totaleindruck darnach berechnen; somit mag es dann auch in praktischer Hinsicht ziemlich gleichgültig seyn, ob die Chemiker in ihren Angaben über Stoffe, von welchen als solchen in geringer Quantität wenig zu erwarten ist, wie Salze, Alkalien, Erden, genau übereinkommen oder nicht, und ob sie ein Paar Grane mehr oder weniger darin finden. Daraus erklärt sich dann aber auch auf der andern Seite, warum man durch künstliche Nachahmung der Mineralwasser, worin es Schweizerische Chemiker, namentlich Hr. Ziegler in Winterthur, weit gebracht haben, zwar ein denselben in ihrer Wirksamkeit ähnliches, aber nicht ganz gleiches Mittel erhalte, indem man doch nicht im Stande ist, den Bestandtheilen diejenige Form und Mischung mit dem Wasser zu geben, wie die Natur? und noch viel weniger feinere, imponderable Stoffe auf eine der Natur entsprechende Weise mit ihnen zu vermählen, um den lebendigen Totaleindruck zu erhalten. Da nun die Wirksamkeit der Mineralwasser von ihren vorwaltenden Bestandtheilen abhängt, so hat man hin und wieder dafür gehalten, die chemische Analyse sey unnöthig und die Prüfung vermittelst der Sinne genügend, indem sich der Gehalt dadurch hinlänglich zu erkennen gebe, und selbst Stoffe durch unsere Sinne wahrgenommen werden, die ihrer Feinheit wegen der gröbern Chemie entgehen, so wie Weinkenner die Güte und Stärke eines Weines auch am besten durch den Geschmack erkennen; allein leztere werden dennoch sehr oft getäuscht, und wenn auch richtig ist, daß die vorwaltenden Bestandtheile durch die Sinne erkannt werden, z. B. die fixe Luft durch das Aufsprudeln von Bläschen, das Schwefelwasserstoffgas durch seinen eigenthümlichen Geruch, Eisen durch seinen zusammenziehenden, Salze durch ihren bittern Geschmack, so wird denn doch die Menge der Bestandtheile, ihr verschiedenes Verhältniß zu einander, welches in Absicht auf ihre Kraft auch von großer Bedeutung ist, durch die chemische Analyse richtiger dargestellt als durch die Sinne, die uns, zumal bey sehr leichten oder zusammengesezten Wassern, wenig Aufschluß zu geben vermöchten."

Paris, 6. Juli.

(Beschluß.)

So stehen nun die Sachen; der Verfasser kündigt noch an, daß, sobald das Manuscript werde veräußert seyn, so werde er es durch die Zeitungen bekannt machen. Seitdem sind drey Monate verflossen, ohne daß diese Bekanntmachung erfolgt ist; also gewiß steht der Weg zum Gewinn der dreyßig Millionen noch offen; weiter kann ich von der Angelegenheit nichts sagen. Es ist gut, daß Scribe diesen Mathematiker nicht gekannt hat, ehe er sein Vaudeville: Le charlatanisme schrieb, vielleicht wäre er so bösartig gewesen, und hätte auch jemand in sein Stück hineingesezt, wie er die sich einander lobenden Pariser Journalisten hineingesezt hat. Zu diesem Stücke hat Scribe einen Pendant geliefert: die Empyriker der vorigen Zeit, worin dann auch lustige Auftritte und viel Wiz angebracht ist. Obschon nun aber dieser fruchtbare Theaterdichter der Hauptlieferant des Théâtre de Madame ist, so ist er doch durch alle seine wizigen und listigen Neuigkeiten nicht vermögend gewesen, dieses Theater aufrecht zu halten, seitdem mehrere beliebte Schauspieler abgetreten waren. Es war daher hohe Zeit, daß es den Perlet wieder bekam, welcher vor zwey Jahren sich entfernt hatte, weil er sich nicht dem abgeschmackten Theaterreglemente unterwerfen wollte, kraft welches ein Schauspieler des Théâtre de Madame abgewiesen werden kann, um bey einem der großen königl. Theater angestellt zu werden. Perlet, ein vortrefflicher Komiker, welcher allerdings wohl verdiente am Théâtre français zu spielen, aber, wie Cäsar, lieber der Erste in einem Dorf, als der Zweyte in Rom seyn mochte, schlug die Ehre, wozu man ihn zwingen wollte, aus, und da man ihn nicht am Théâtre de Madame lassen wollte, so entfernte er sich aus Paris, und gastirte in den Provinzstädten. Endlich scheint man sich doch im Ministerium des Innern dazu verstanden zu haben, ihn in Ruhe zu lassen; und so ist er dann wieder mit großem Beyfall auf dem Théâtre de Madame aufgetreten, und zwar in seiner beliebten Rolle des Comédien d'Etampes. Allein ein einziger ausgezeichneter Schauspieler kann schwerlich ein Theater wieder in Flor bringen; seine ganze Umgebung muß natürlich mit seinem Talente übereinstimmen. Am Vaudevilletheater stimmen nun zwar wohl die Schauspieler überein; aber nicht der Direktor mit den Eigenthümern oder Aktienträgern, die über ein Jahr lang Prozeß wider ihn geführt und zweymal wider ihn gewonnen haben, ohne daß sie ihn los werden können. Dieser Direktor ist ihnen nämlich von dem Ministerium des Innern aufgedrungen worden, und dieses beschüzt ihn, aller Gerichtsurtheile ungeachtet. Eigentlich sollte ein Gerichtsurtheil den Minister sowohl verpflichten als den Privatmann; allein die franz. Minister versuchen es zuweilen sich über diese Verbindlichkeit hinauszusezen. Glücklicherweise kömmt bey solcher Gelegenheit die Preßfreyheit der bedrängten Gerechtigkeit zu Hülfe, und zeigt dem Minister die übertretenen Schranken.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. August 1825.

Auf, mein Herz, du junges, kleines!
Zu dem alten Bergesvater
Fleuch, und lerne Frühlingshoffnung,
Lerne Seligkeit dir ahnen!

J. R. Wyß.

Einige Tage auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Nach einer Fahrt von zwölf Wochen erschien uns der hohe Tafelberg des Vorgebirges der guten Hoffnung, in einer Entfernung von 45 Meilen. Das Gebirge zeigte sich zuerst wie ein Schatten am Horizonte, und nahm allmählig, so wie wir uns näherten, die Form eines abgestumpften Kegels an, der in gespenstischer Größe zwischen den ihn umgebenden Massen von Wolken und Nebel zu schweben schien. Die benachbarten Höhen wurden nach und nach sichtbar, doch schienen sie unbedeutend, und wenn das Auge von ungefähr darauf ruhte, so war es nur, um sie mit dem zwischen ihnen hervorspringenden Lande zu vergleichen, welches sich wie das Bollwerk der afrikanischen Küste erhob.

An einem schönen stillen Morgen befanden wir uns nur wenige Meilen von der Küste entfernt, und gerade dem Tafelberg gegenüber, eine dicke, blendend weiße Wolke verhüllte seinen Gipfel, die langen Reihen kleinerer Hügel, die sich rechts und links ausstrecken, waren ebenfalls mit dichtem Nebel umgeben. So wie die Sonne sich erhob, begannen die über den Tafelberg hängenden Wolken sich zu theilen, und hohe Felsenspitzen, über welche das helle Tageslicht einen milden Glanz verbreitete, wurden durch die Risse sichtbar. Dann trennten sich einzelne Wolken von dem Ganzen und bewegten sich langsam und majestätisch hinweg; einige zogen in horizontaler Richtung fort, und hingen über den benachbarten Klüften und Thälern, ein reizender Kranz erhob sich und bildete, nach und nach durchsichtiger werdend, eine weiße Draperie auf dem ätherischen Blau. Eine hehre Stille herrschte über den öden Felsengipfeln, und eine niegefühlte feyerliche Sammlung kam über mich bey dieser Betrachtung. Die ungeheuern Abgründe — die mächtigen, einst von dem steilen Abhange herabgerollten Felsenstücke — die Schlünde, welche in die grauen verwitterten Seiten des Berges einschnitten — die wilden, öden und von Bäumen entblößten Umrisse — die durch nichts unterbrochene Einsamkeit des erhabenen und majestätischen Gipfels hatten nichts Furchtbares oder Zurückschreckendes. Ein Ausdruck ruhiger Herrlichkeit und andächtigen Schweigens lag über die ganze Scene verbreitet und durchdrang mein Gemüth mit stiller Ruhe.

Die Nebel, die über den Bergen hingen, mit denen der Tafelberg umgeben ist, wichen bald dem Einflusse der Sonne und verschwanden. Unerwartet und auf eine phantastische Weise theilten und vereinten sie sich wieder auf's Neue. Zuweilen erschien die Spitze eines Hügels, für wenige Augenblicke unverhüllt, in dem Glanze der Sonne — zu einer andern Zeit erhob sich eine Reihe schwarzer Klippen aus der Dunkelheit, und verschwand dann plötzlich wieder in ihrem Schleyer. Felsen, Thäler, Klüfte und grüne Abhänge schienen durch irgend einen phantastischen Geist zu einem vorübergehenden Daseyn hervorgerufen, und dann plötzlich wieder vernichtet zu werden, gleichsam ein Spottbild jener Gegenstände, welche man die Men-

schen lehrt als fest und unvergänglich zu betrachten. Gegen Mittag war der Nebel gänzlich verschwunden, und die Küste von Afrika lag in ihrer ganzen Erhabenheit vor uns.

Ernste Schönheit und majestätische Ruhe lag auf der ganzen Scene verbreitet. Lange Bergrücken von verschiedener Form spielten wellenartig in dem Glanze eines wolkenlosen Himmels. Zahllose Buchten und Einfahrten schnitten in die felsigte Küste ein, gegen die sich kräuselnde Wogen im Sonnenlichte brachen. Die Abhänge der niedrigsten Hügel waren mit Grün überkleidet, allein die Höhen bestanden aus öden Felsenmassen, hinter denen sich blaue Zacken, so weit das Auge reichte, erhoben. Tiefe Stille lag auf der ganzen Gegend, und nichts Lebendes, und nichts, was auch nur die Gegenwart des Lebens bezeichnet hätte, war zu sehen. Die Tauben vom Kap, die gewöhnlich um das Schiff flatterten, kamen sich in dem Spiegel des ruhigen Meeres zu tauchen — der Wind war so schwach, daß er kaum die Segel bewegte — kein Wölkchen zeigte sich am fernen Horizonte — Alles schien von Herrlichkeit und Größe überglüht, und das Auge irrte nicht umher, um belebte Wesen zu suchen, da ein Geist über die Scene zu walten schien, der erhabner und ergreifender war, als Alles, was ihre Gegenwart hervorzubringen vermocht hätte.

Nachdem wir fast drey Tage in einer völligen Windstille an der Küste gelegen, liefen wir Abends gegen Sonnenuntergang in die Tafelbay ein. Die erste Ansicht der Kapstadt ist reitzend und malerisch; die Regelmäßigkeit und Nettigkeit der Straßen und Gebäude und die sonderbare Weise, wie sie von drey Seiten durch den Tafelberg und die benachbarten Hügel geschützt ist, ziehen das Auge an. Obgleich die Bay weit ist und einen bequemen Ankerplatz darbietet, so ist sie doch im Winter wegen der oft mit furchtbarer Heftigkeit wehenden Nordwestwinde gefährlich für die Schiffahrt. Die Küste zeigte uns hinlängliche Proben davon; acht Schiffe, die durch einen Sturm ungefähr vierzehn Tage zuvor auf den Strand getrieben worden, lagen vor uns da, und erregten das bittere Gefühl, daß wir vielleicht in wenigen Tagen dasselbe Schicksal theilen möchten.

Sobald wir die Anker ausgeworfen, ging ich an's Land, obgleich es fast dunkel war, und der Abend regnicht und stürmisch zu seyn schien. Das Verlangen, nach einer Fahrt von eilf Wochen, den festen Boden wieder zu betreten, und die belebende Idee, auf dem afrikanischen Kontinente zu landen, machten mich gleichgültig gegen diese ungünstigen Vorzeichen; wir gingen unter Segel und erreichten glücklich die Kapstadt, wo ich sogleich meine Wohnung in einem Kosthause aufschlug.

Dem Fremden, der die Kapstadt durchstreicht, bieten sich wenige merkwürdige Gegenstände dar. Die Häuser zeigen eine Vermischung der holländischen, englischen und westindischen Architektur. Die Buden sind englisch in Allem, ausgenommen in den Preisen der Artikel, die sie enthalten. Der Stadt gegenüber liegt ein schöner und ausgebreiteter Paradeplatz, den eine militärische Musik jeden Abend belebt; doch zieht diese nicht viele Zuhörer herbey, ausgenommen des Sonntags, wo man einen interessanten Zusammenfluß von verschiedenen Stämmen und Nationen findet; denn wahrscheinlich gibt es eine größere Zahl verschiedener Gattungen des menschlichen Geschlechts in der Kapstadt, als an irgend einem andern Orte von derselben Größe in der Welt. Die Schiffe, welche fast wöchentlich hier einlaufen, bringen einen beständigen Zufluß von Fremden, und die Stadt ist gewöhnlich gedrängt voll von kranken Bewohnern Indiens, welche hierher kommen, um das Klima zu verändern.

Alle diese und viele andere versammeln sich gewöhnlich Sonntag Abends auf der Parade. Dort sieht man den brittischen Kaufmann einherwandeln, mit einer Miene, als ob er der Kapstadt eine Ehre zu erweisen glaubte, indem er sie zu seinem Aufenthalte erwählt. Der holländische Mynheer mit seiner selbstgefälligen Gattin und Tochter — der Engländer, der nach Indien schifft, und dessen ganze Person mit dem Firniß des Stadtlebens und der Mode übergossen ist — der citronengelbe Civilist von Bombay, mit einem blauen antediluvianischen Ueberrock und leeren, matten Gesichtszügen — der Lieutenant von Madras, mit über die staubigen Schuhe herunterhängenden Strümpfen und die wenigen, an seiner Regimentsjacke übrigbleibenden Knöpfe an Fäden schwebend — der bengalische Wundarzt mit den Händen in den Taschen, und halb bürgerlich, halb militärisch gekleidet — und der Offizier aus der Königl. Englischen Armee, den man sogleich an der wohlgemachten Uniform und dem militärischen Anstande erkennt.

Vermischt mit dem europäischen Theil der Gruppe sieht man Hottentoten, Kaffern, Malayen, Neger, Mulatten, Hindus, Laskaren und alle jene vermischte Gattungen menschlicher Geschöpfe, die aus dem Verkehr der obengenannten verschiedenen Stämme entstehen.

Ein Strich Landes, den man den Garten des Gouverneurs nennt, liegt in der unmittelbaren Nachbarschaft der Kapstadt. Früher ward er auf Kosten der ostindischen Kompagnie unterhalten, allein jetzt hat Lord Sommerset den größten Theil desselben in einen Meierhof verwandelt, mit dessen Produkten er seine Pferde füttert, und es gibt keine Spur mehr von Gartenverzierungen, ausgenommen eine lange mit Kiessand belegte und angenehm von Bäumen beschattete Allee, die eine Art öffentlichen Versammlungsplatz in den Sommerabenden bildet. Auf der einen Seite ist eine Menagerie, worin sich vier Löwen, eine Löwinn, ein bengalischer Tiger und mehrere minder merkwürdige Thiere befinden. Die Größe ihrer Käfige gewährt

ihnen hinlänglichen Raum zur Bewegung und sogar zum Laufen und Springen, welches ihnen ein sehr verschiedenes Ansehen von ähnlichen in England zur Schau gestellten Thieren gibt; sie sind lebhaft, wohlgewachsen und gut genährt. Einer der Löwen ist so alt, daß sein Haar grau ist, und so schwach und ausgemergelt, daß er kaum zu gehen vermag. Er befindet sich in demselben Behältniß mit vier andern, allein er scheint ihre Gesellschaft zu vermeiden und die Einsamkeit so viel als möglich zu suchen. Er interessirte mich am meisten von der ganzen Gruppe, sowohl wegen des geistvollen Ausdrucks seiner Augen, als auch wegen der Idee, daß seine wachsende Schwäche ihn mit Scham und Kummer erfüllte, und er seine jugendlichen und kräftigen Gefährten floh, weil ihre Gegenwart ihm die Erinnerung seiner eigenen Mattigkeit und abnehmenden Stärke aufdrang.

Zwey sehr schöne Landschildkröten gehen frey in einem der Menagerie nahen Felde herum. Sie sind ganz harmlos, zugleich erstaunlich stark; ich stand mit noch einer andern Person eine Zeit lang auf dem Rücken der einen, und das schwerfällige Thier schien nicht im Geringsten durch unser Gewicht gedrückt, und bewegte sich in seinem gewöhnlichen Gange fort. Man könnte vielleicht die Schildkröten dazu gewöhnen, schwere Lasten zu tragen, und sie möchten sich sehr nützlich beweisen, wenn die Entfernung kurz und keine Eile nöthig wäre, denn sie legen schwerlich mehr als anderthalb englische Meilen in einer Stunde zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lady Arabella Stuart.

(Beschluß.)

Indessen gab Markham Befehl zum schnellen Segeln; denn er wußte wohl, daß, würden sie eingeholt, sein Freund vielleicht das Haupt, und Alle zum wenigsten ihre Freyheit verlieren würden. Unglücklicherweise aber war der Wind sehr schwach, und das Schiff machte so geringe Fortschritte, daß sie erst am andern Morgen in den Kanal kamen. Indessen steuerten sie auf Calais zu, und schon hofften sie, diesen Hafen der Sicherheit innerhalb weniger Stunden zu erreichen, als die Wache im Mastkorbe ein Schiff entdeckte, welches Jagd auf sie zu machen schien. Markham war entschlossen, sich auf's äusserste zu vertheidigen. Er rief seinen Freund auf's Verdeck, und da die Lady wohl merkte, daß die Gefahr sich nähere, so folgte sie ihm dahin, entschlossen, sie mit ihm zu theilen. Alle Anstalten zur Schlacht wurden getroffen, während das andere Fahrzeug immer schneller fuhr; endlich war es nahe genug, um einen Schuß zu feuern, der das flüchtige Schiff zum Beylegen bringen sollte. Markham aber kehrte sich nicht daran, und nachdem er die Dame beredet sich hinab zu begeben, fingen seine Leute an, die Schüsse zu erwiedern, welche immer dichter auf sie herangeflogen kamen. Aber das verfolgende Schiff kam immer näher, bis beyde beynahe dicht nebeneinander lagen. Der Befehlshaber rief Markham zu, die Lady Arabella Stuart und den Herrn Seymour auszuliefern, wenn sie sich bey ihm an Bord befänden. Markham erwiederte durch eine volle Lage, ob er gleich bemerkt hatte, daß wenig Hoffnung zum Siege da wäre, indem das königliche Schiff viermal so stark bemannt war, und weit schwereres Kaliber führte als das seinige. Es war aber nicht möglich, den Kampf zu vermeiden, und die beyden Freunde thaten Alles, was Verzweiflung, von einer tapfern Mannschaft unterstützt, zu thun vermochte. Dieß konnte aber nicht lange dauern; der größte Theil der Mannschaft war bald getödtet, die übrigen alle verwundet, und von allen Seiten drangen die Verfolger heran. Markham und Seymour standen inzwischen Rücken gegen Rücken gelehnt, und hielten heldenmüthig alle Feinde von sich ab. Zulezt fuhr Seymour eine Pistolenkugel durch den Kopf, und er sank todt darnieder. Als Markham seinen Freund fallen sah, raffte er alle seine Stärke zusammen, stürzte sich auf den Menschen, der den Schuß gefeuert, und hieb ihn beinahe mitten durch. Dieß aber war seine lezte Handlung; ein halbes Duzend Schwerter fuhren ihm in demselben Augenblick in die Brust, er sank leblos neben seinem Freunde nieder, und Beyder Herzblut floß nun in einem Strome dahin. In diesem Augenblicke vernahm man einen Schrey, so laut, so durchdringend, und so jammervoll, daß er den wilden Kämpfern beynahe die Waffen aus der Hand riß. Er kam von Lady Arabella, welche eben auf's Verdeck kam, als ihr Gemahl niederstürzte. In wilder Verzweiflung stürzte sie durch die blutgierigen Männer hin, die ihr unwillkürlich Platz machten, und warf sich ohnmächtig auf Seymours Leichnam nieder.

Markhams Tod machte natürlicher Weise allem weiteren Kampf ein Ende. Der königliche Kapitän nahm von dem Schiffe Besitz, und führte es, seinem Auftrag gemäß, in eine ferne Bucht, wo er die Lady Arabella, welche, troz seiner menschenfreundlichen Sorge, noch immer ohnmächtig blieb, in einem armseligen Fischerdorfe landete, und sie dann unter der Aufsicht eines Arztes nach London abschickte, während er die Leichname der beyden Helden auf dem Kirchhofe des Dorfes beerdigen ließ. Um das Schändliche dieser tyrannischen That einigermaßen vom Könige abzuwälzen, verbreitete man indessen das Gerücht, Seymour wäre in einem andern Schiffe nach Frankreich entkommen, und da niemand von den könig-

lichen Matrosen ihn persönlich gekannt hatte, und die wenigen, welche von Markhams Mannschaft übrig geblieben waren, nie wieder ans Land kommen durften, so fand die Lüge allgemeinen Glauben.

Lady Arabella wurde in kurzen Tagreisen nach London gebracht, und in dem Tower eingesperrt. Hier erlangte sie zwar allmählig ihre Gesundheit wieder; aber ihre Vernunft war für immer entflohen. Sie schmachtete noch eine Zeit lang, und endigte dann ihr jammervolles Daseyn, und zwar, wie man nicht ohne Ursache vermuthete, durch Gift.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 25. Juli.

Hr. Fraser, der Verfasser einer schäzbaren Reise in das Himelaja-Gebirge, hat so eben die Beschreibung seiner Reise in Khorasan, in den Jahren 1821 und 22, herausgegeben, und solche mit einigen sehr interessanten Bemerkungen über einige der nordöstlich von Persien gelegenen Länder und über den National-Charakter, die Regierung und die Hülfsmittel dieses Königreichs, nebst einer vortrefflichen Karte von Arrowsmith begleitet. Das Werk bildet einen dicken Quartband ohne Kupfer, und kostet drey Guineen, welches eine ganze Guinee zu theuer ist. Der Verf., welcher Anfangs im Gefolge eines brittischen Geschäftsträgers reiste, begab sich zu Schiffe von Bombay nach Maskat am Persischen Meerbusen. Von hier reisete er über Ormuz, Buschir nach Schiraz. Hier verließ er die Gesandtschaft und begab sich nach Tehran. Hier fand er die beste Unterstüzung von Seiten der Persischen Großen, und vollendete glücklich die Reise durch Khorazan, durch Gegenden, über die wir bisher nur unvollkommene Kunde gehabt, nach Astrabad, wo sich das Werk schließt. Ich behalte mir vor, Ihnen aus demselben ausführliche Nachrichten über die Turkomanen zu geben, für jezt muß ich mich aber mit einigen Bemerkungen über die Cholera Morbus begnügen, deren verheerende Fortschritte der Verf. zu Maskat und Schiraz zu beobachten Gelegenheit hatte. „Der Imam selbst erzählte, daß er kürzlich über 10000 von seinen Unterthanen durch diese Krankheit verloren, wovon die meisten in der Provinz gestorben. Sie war plözlich und wie von selbst, zuerst in dem Dorfe Ruin, ungefähr eine Stunde von Muttra, ausgebrochen, ohne daß man auszumitteln wußte, auf welche Weise die Ansteckung hatte bewirkt werden können. Es war zwar ein Schiff mit Sklaven nach Zangebar gekommen, welches mehrere Personen an Bord verloren hatte, aber das geschah erst, nachdem die Krankheit in Maskat ausgebrochen war. Jezt hatte sie hier gänzlich aufgehört .... Zu Kischmin, eine von Brittischen Truppen besezte Station, ereignete sich der erste Fall mit einer Sklavin im Hause des Scheikh am 9ten des Rhamadans Monats, ohne daß es möglich schien, daß sie mit irgend Jemand außer dem Hause eine Verbindung gehabt, ein Paar Tage später wurde eine andere Person krank, dann wieder eine, und so fort bis zum 29sten, wo sieben bis acht Personen auf einmal krank wurden und starben, und mehrere Tage nachher verlor die Stadt jezt täglich von acht bis zwölf Menschen. Die meisten Einwohner flohen nach der Persischen Seite des Meerbusens. — Auch der Scheikh war der Meynung, daß die Krankheit nicht eingeführt worden; und sie schien auch nicht die Heftigkeit gehabt zu haben, die sie gewöhnlich in Indien annimmt. Fast niemand starb plözlich, die meisten lebten nach dem ersten Anfalle sechs Stunden, und manche vierundzwanzig Stunden. Manche wurden ohne alle ärztliche Hülfe wieder gesund. Man gab hier den Kranken kaltes Wasser, nach welchem sie so sehr verlangen, und welches man in Indien untersagt, und andere kühlende Mittel, und, wie man glaubt, mit Vortheil. Laudanum und Pfeffermünze, die man nach dem Europäischen System gab, hatten keinen Vortheil gewährt; und Aderlassen war nicht versucht worden. Die Symptome waren dieselben wie in Indien, doch weniger mit Krämpfen verbunden. In dem Lager war sie nicht heftig und wich den gewöhnlichen Mitteln, Opium und Kalomel. Uebrigens hielt man sie nicht für ansteckend, und man sah oft Personen welche mit den Kranken und Todten ungestraft in Berührung gekommen waren, und wieder Fälle, wo alle Personen, die einem Begräbnisse beygewohnt hatten, das Opfer der Seuche wurden. Zu Buschire wurden einige der zuerst ergriffenen durch den Gebrauch von Branntwein geheilt, aber nachher griff die Krankheit schrecklich um sich, es starben sehr viele Menschen, und weder die Hausmittel der Einwohner noch die Hülfsmittel eines Europäischen Arztes schienen zu helfen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 187:
Guckguck.

Räthsel.

Der König wünscht es auf seinem Thron
So warm, wie der dürftigste Hüttensohn;
  Und hat es der König, so liebt er's nicht.
  Und hat er's, so haßt es der dürftigste Wicht.

Der Fromme wünscht's und der frevle Gauch;
Die Blinden und Lahmen begehren es auch.
  Wer krank und gesund ist, ersehnet es sich.
  Und hat er's ersehnt, ist's ihm widerlich.

Wir Alle wünschen es glühendheiß.
Der blühende Knab' und der welkende Greis.
  Wer Mensch ist, der wünscht es, und wenn er's hat,
  Ist er des Gewünschten auch übersatt.

Wohl gäb' es keiner um Kronen her.
Ein jeder wünschet es mehr und mehr ...
  Und täglich wird ihm des Lästigen Last,
  Je mehr er's bekömmt, desto mehr verhaßt.

Nur Einer ist, der es von jeher hat.
Der einzig liebt's und wird sein nie satt.
  Wohl weis nichts davon, der Alles weis;
  Doch giebt er's dem Knaben. Ihm dankt's der Greis.

Schaller.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. August 1825.

Die treuherzige Gesinnung schließt keineswegs den strengen Haß, die rohe Härte aus.

H. Steffens.

Proben serbischer Volkslieder.

Von P. von Goetze.

Die Blutrache.

Was für Klagschrey tönet bey Banjani *)?
Ist's die Wila **)? Ist's die böse Schlange?
Wär's die Wila, käm der Schrey vom Berge,
Wär's die Schlange, käm er aus der Felskluft.
Keine Wila, keine böse Schlange:
Klage schrie so Batritch Perowitche
In des Osman Tchorowitchen Händen,
Fleht, er möge seyn ihm Bundesbruder:
„Bundesbruder Osman Tchorowitche!
Wolle nicht des Lebens mich berauben!
Sieh, da hast du hundert blanke Gulden.
Sieben Brüder, sieben Perowitchen
Wollen geben sieben Damascener,
Sieben Kränz' die sieben Schwäherinnen;
Meine Schwägrin Jwete, Raduls Gattin,
Will dir geben Kränz' und Ohrgehänge,
Meine Mutter eine junge Sklavin,
Auch was an Gewändern in der Truhe;
Und mein Vater Pero Wutchitchewitch
Will verehren dir sein eigen Leibroß
Und dazu noch hundert blanke Gulden."

Osman wollt' ihm schon das Leben lassen,
Als der Satan her den Panto führte,
Der zu Osman diese Worte redet':
„O du Türke Osman Tchorowitche!
Laß nicht frey den Batritch Perowitchen.
Gäb' er dir auch ungemess'ne Schätze,
Von den Türken würd' er sie dann nehmen;
Wollt' er geben sieben Damascener,
Würd' er wiedrum sie den Türken rauben;
Wollt' er geben Kränz' und Ohrgehänge,
Würd' er unsre Schwäherinnen fangen,
Ihnen Kränz' und Ohrgehänge rauben;
Wollt' er geben eine junge Sklavin,
Würd' er mir mein Töchterlein entführen
Und sie dir zum Löseschatze bieten;
Wollt' er dir das Leibroß auch verehren,
Stammt das Roß ja doch nur aus Banjani."

Also sprach der Panto von Tuzano,
Warf sich nieder, Feuer gab die Flinte,
Traf zum Tode Batritch Perowitchen
Durch den Gürtel, half ihm von der Klage;
Leblos fiel er auf den grünen Wasen
Und es hieb ihm Osman seinen Kopf ab.

Kam die Kunde nach dem Dorf Saluto
Zu dem greisen Vater des Perowitch.

Bey Saluto ruft ein grauer Kukuk,
Wehe ruft er in des Winters Mitten,
Als ob keine Jahrszeit für ihn wäre.
Also wehklagt' nicht der graue Kukuk,
Also wehklagt' Pero Wutchitchewitch,
Des Perowitch Batritch greiser Vater:
„Wehe, weh' mir bis zu meinem Ende,
Daß er keinen Bruder hinterlassen,
Der den Batritch wieder rächen könnte!"

Ihn beruhigt Radul Perowitche:
„Fürcht' es nicht, du lieber alter Vater!
Warte nur bis zum Georgentage,
Bis mit Laub die Berge sich bekleidet
Und das schwarze Land mit Gras und Blumen.

*) Gegend in der Herzogowina, nahe bey Montenegro.

**) Eine feenartige Bergfrau.

Die Gefährten will ich mir bedingen
Und mit ihnen auf Banjani ziehen,
Meines Bruders Batritch Tod zu rächen."

Nicht mehr lange war bis Sankt Georgen,
Bis mit Laub die Berge sich bekleidet,
Und das schwarze Land mit Gras und Blumen,
Hatt' bedungen Radul die Gefährten,
Zog mit ihnen grade nach Banjani,
Lenkt' bey Utes in das Waldgebirge.

Dorten blieb er sieb'n drey helle Tage,
Unverwandt in's weite Gazko *) blickend,
Bis er einen Türken sah zu Rosse;
Das war leibhaft Osman Tchorowitche.
Und er sprach zu den Gefährten also:
„Meine Brüder, theuere Gefährten!
Seht, da reitet Osman Tchorowitche.
Werft euch nieder auf den grünen Rasen,
Und ich stell' mich mitten auf die Straße,
Dort den Osman Tchorowitch erwartend.
Drückt nicht los die Damascenerflinten
Auf den Türken Osman Tchorowitchen,
Ob mir Gott und Glück wohl günstig wären,
Daß ich ihn lebendig könnte greifen;
Aber wenn ich nicht ihn kann ergreifen,
Schlag' zu, wer geboren ist vom Weibe!"

Auf den Rasen fielen die Gefährten,
Radul stellt' sich mitten auf die Straße.
Als genaht war Osman Tchorowitche,
Sprang herbey der Perowitche Radul.
Und ergriff den Osman Tchorowitchen;
Faßt' mit einer Hand des Rosses Zügel,
Mit der andern an die Brust des Türken,
Warf ihn nieder auf den grünen Rasen.
Die Gefährten sprangen auf zur Hülfe
Und lebendig fingen sie den Osman.

Da gelobte Osman Tchorowitche:
„Bundesbruder, Radul Perowitche!
Wolle nicht des Lebens mich berauben!
Sieh, da hast du tausend blanke Gülden;
Zwanzig Brüder, zwanzig Tchorowitchen,
Wollen geben zwanzig Damascener,
Und die edlen Frauen Tchorowitchen
Geben gern dir ihren besten Kopfputz,
Bieten dir den güldnen Schmuck vom Halse
Und daran die Perlen und Dukaten.
Selbst verehr' ich das Araber-Streitroß,
Wie du keins in Bosne höher findest,
In ganz Bosne und Herzogowina, —
Schon gesattelt mit dem Silbersattel
Und mit Tuch bedecket bis zum Schweise;
Alle Knöpfe sind mit Luchs verbrämet,
Reich verziert mit Silber und mit Golde."

Doch deß achtet' nicht der Perowitche,
Sondern sprach zu Osman diese Worte:
„O du Türke, Osman Tchorowitche!
Lösgeld bot dir auch mein Bruder Batritch,
Doch du wolltest ihm nicht Freyheit geben,
Sondern hiebest ihm das blonde Haupt ab."
Und er zog das Messer aus dem Gürtel,
Hieb das Haupt ab Osman Tchorowitchen;
Nahm des Türken Haupt und seine Waffen,
Und sein hohes Streitroß, den Araber.

Radul kehrte heim mit den Gefährten.
Nahe beym Gebirge Montenegro,
Aus Saluto, aus dem kleinen Dorfe,
Kam der greise Pero ihm entgegen,
Breitet' aus die Arme, küßt' sein Antlitz.
Radul neigt' sich vor dem alten Vater,
Küßt' die Hand ihm und den Saum des Kleides,
Ihm das Haupt des Osman überreichend.
Da rief also Pero Wutchitchewitch:
„Heil mir heute bis in alle Zukunft!
Daß ich diese Stunde hab' erlebet,
Daß gerächt ich meinen Batritch sehe."

Dieses sprach er, ihm entfloh die Seele.
Todt nun war er; Ruhe seiner Seele!
Lass' ihn Gott im Paradiese wohnen
Und verleih' uns Andern Heil und Freude!

*) Gazko, Gegend in der Herzogowina.

Einige Tage auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

(Fortsetzung.)

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen in der Kapstadt erstieg ich den Tafelberg, von einem meiner Reisegefährten begleitet. Wir gingen zu Fuß bey Sonnenaufgang mit einem Neger als Führer, der einen Korb mit Eßwaaren trug. Während einer Strecke von anderthalb Meilen war der Weg weder steil noch ermüdend, doch bald ward er so schlüpfrig und so viele Hindernisse stellten sich uns entgegen, daß wir öfter gezwungen waren, still zu stehen und die Aussicht zu unsern Füßen zu betrachten, als unsre Liebe zum Malerischen uns dazu aufgefordert haben würde. Die Sonne war unbewölkt, die Hitze drückend, und kein erfrischender Windhauch bewegte die Luft. Unser Weg hatte sich bis jezt längs dem Abhange des Berges hingewunden, allein nun kamen wir an eine Reihe senkrechter Klippen, die sich zu einer Höhe von 600 Fuß erhoben und in denen wir eine unermeßliche Kluft mit weiter Mündung, aber gegen das Ende zu allmählig schmaler werdend, erblickten. Ehe wir zwischen den Abgründen hereinkamen, standen wir still und betrachteten die Aussicht zu unsern Füßen. Die Straßen der Kapstadt, über welche wir 3000 Fuß erhaben waren, erschienen gleich weißen Streifen und wir konnten keinen beweglichen Gegenstand darin entdecken; ein dünner Rauch hing über den Häusern und ließ Alles noch undeutlicher erscheinen.. Die Tafelbay lag unmittelbar unter uns, und strahlte den Himmel und die Wolken so stark wieder, daß eine höchst sonderbare Täuschung bewirkt wurde; es schien, als ob die Bilder, die man in ihrem Busen abgespiegelt sah, wirkliche Wolken wären und die Bay wirklich unter ihnen läge, so, daß sie durch ihr Dazwischenstehen dem Auge verborgen war. Dennoch schienen die Schiffe in der Luft zwischen zwey Wolkenschichten zu hängen, während das Wasser, worauf sie flossen, das Anse-

ken einer großen Glasplatte hatte, die sich zwischen zwey Firmamenten befand, wovon das eine der genaue Prototyp des andern war. Der Fuß der Bergkette, welche die Bey einfaßt, war ganz in Wolken gehüllt, allein ihre felsigten Gipfel ragten im hellen Sonnenschein darüber hinaus und glichen goldgesprengten Inseln, die sich aus einem Ocean von weißen Dünsten erhoben, über welchen die prismatischen Farben mit wechselndem Glanze flimmerten, ungewiß, welche Stelle sie erleuchten und schmücken sollten. Die Gestalt der Wolkenmassen änderte sich beständig und brachte neue Ansichten der Gebirge hervor; das ganze Panorama entfaltete eine solche Mischung von Licht und Schatten, Wirklichkeit und Täuschung, Veränderlichkeit und Beständigkeit, daß der Geist, in Entzücken und Erstaunen verloren, unfähig zu unterscheiden, vergaß, welcher Theil des Schauspiels bleiben, und welcher verschwinden würde.

Wir traten nun in die Kluft und wandelten auf dem Grunde derselben fort; schreckliche Felsen hingen auf beyden Seiten über unserm Haupte. So wie wir in dem felsigten Abgrunde weiter gingen, verengte sich allmählig die Aussicht, welche die Mündung darbot, und es schien uns, als ob wir der Welt Lebewohl sagten. Wenn wir zurückblickten, so sahen wir zwey schreckliche Abgründe, über welche hinweg wir eine undeutliche Aussicht auf eine verwirrte Masse dahinfliegender Wolken und Bergspitzen hatten, die sich gegen den Horizont hin erstreckten. Tiefes Schweigen umgab uns; Vögel, Insekten, jedes Zeichen thierischen Lebens war verschwunden. Dieser Theil der Scene hatte nichts Anziehendes, wir eilten fort, obgleich unser Pfad sich fast senkrecht erhob, und erreichten den Gipfel des Berges nach drey Stunden unerträglicher Anstrengung.

Der Gipfel des Tafellandes ist fast eben, und scheint ungefähr fünf Viertelmeilen lang und eine halbe Meile breit zu seyn. Die Oberfläche besteht hauptsächlich aus Felsen, doch gibt es an einigen Stellen dicke Schichten schwarzer Dammerde, welche verwitterten Pflanzenüberresten ähnlich sieht. In diesen hat man einst den Schaft eines Ankers bald unter dem Boden entdeckt; ein so außerordentlicher Umstand gab Anlaß zu vielem Nachdenken über die Zeit, in welcher der Anker an dieser Stelle wohl eingesenkt worden seyn, und Barrow, ein Reisender, welcher den Ort bald hernach besuchte, hat weitläufige Theorien darüber aufgestellt. Doch ward die Sache am Ende zu Jedermanns Zufriedenheit aufgeklärt; es erhellte, daß eine Gesellschaft junger Leute in einer lustigen Laune den Schaft des Ankers auf den Gipfel des Berges gebracht, entweder um eine Wette zu entscheiden, oder in der Absicht, wissenschaftliche Reisende, die in der Folge den Tafelberg besteigen möchten, in Erstaunen und Verwirrung zu setzen. Wenn sie den letzten Zweck beabsichtigten, so hatten sie ohne Zweifel häufige Gelegenheit, sich Glück über den Erfolg zu wünschen, denn es ist wohl bekannt, daß man geologische und antiquarische Theorien auf weniger künstliche Täuschungen, als die eben angeführte, gegründet hat.

Wir fanden die Aussicht von dem Gipfel des Tafelberges, der, welche wir von dem Abgrunde aus betrachtet, sehr ähnlich, nur waren die verschiedenen Gegenstände deutlicher ausgezeichnet, und dieser Umstand verminderte bedeutend die Größe und die Wirkung der ganzen Scene. Die Kühle und ein stärkender Windhauch, der uns auf unserm erhabenen Standpunkte Erfrischung zuwehte, verscheuchten bald unsere Ermüdung, und wir wandelten mit elastischen Schritten mehr als Stunde lang herum, dann stiegen wir hinab, und erreichten die Kapstadt, gerade als eine dicke Wolke den größten Theil des Berges zu überschatten begann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

Unter den dießjährigen Reisenden durch die Schweiz, welche sich Wiederholung frühern Genusses der Naturschönheiten dieses Landes suchen, befindet sich ein gefühlvoller Franzose, Herr A. H. Lemonnier, der seine, vor ein Paar Jahren durch's Berner-Oberland gemachte Wanderung in Versen beschrieben hat, die der eben nicht großen Zahl anziehender und vergnüglicher dichterischer Landschaftsgemälde, welche die Literatur der schweizerischen aufzählen kann, ehrenvoll angereiht zu werden verdienen. Mit dem prachtvollen Thunersee eröffnet der Dichter sein Alpengemälde:

Au declin d'un beau jour, avec quelle douceur
Je savoure en ces lieux le calme et la fraicheur!
Que ce beau lac me plait! que son onde est limpide!
Spectacle ravissant! Vers son cristal liquide
Les monts et les forêts s'inclinent pour se voir;
L'astre des nuits s'admire au mobile miroir;
Les étoiles, du ciel sublime poésie,
Semblent y contempler leur lumière adoucie. . . .
Dans cette grande image, ou tout est plein de toi,
Souverain créateur! je reconnais ta loi;
Partout, à chaque instant j'admire ta puissance,
Et je sens ta bonté dans ta magnificence.

Und weiterhin am Seegestade den Boden und den Vorgrund der hehren Gebirge betreffend:

Enfin donc, je vous touche, amphithéâtre immense
D'immortels monumens, témoins de notre enfance
Et des futurs destins promis à l'univers.
Avec un Saint effroi, dans vos flancs entr'ouverts
J'interroge le tems. D'un essor téméraire,
Je domine déjà l'empire du tonnerre.
Tremblant, j'ai mesuré tous ces pics menaçans

Hérissés des glaçons d'un hiver de mille ans.
Mon oeil désenchanté, s'abaissant vers la terre,
Entrevoit des humains la profonde misère;
Et, pensive au milieu de cette immensité,
Mon ame dans les cieux a lu l'éternité.

Die Zeichnungen vom Gletscher des Grindelwalds, vom Lauterbrunnthale und dem Staubbache müssen wir mit viel anderem übergehen, um annoch dem Schlusse und Abschied des Reisedurchflugs Platz einräumen zu können. Ungern wird der Mahnung von Sturm und Ungewitter zum Rückzuge gefolgt und zögernd noch ruft der Dichter aus:

Adieu, nature! adieu, touchante rêverie!
Je vais revoir les champs de ma noble patrie,
Cet heureux sol, chéri d'Apollon et de Mars,
Asile des héros, de l'amour et des arts;
Mais, dans la France même, au centre de sa gloire,
Vos attraits enchanteurs vivront dans ma mémoire,
Comme un vieillard se plait, en remontant ses jours,
Au riant souvenir de ses premiers amours.
Alpes! aux feux mourans dont le couchant se dore,
Des cimes du Jura mon oeil vous suit encore.
Aux confins du Valais, dans un lointain obscur,
Une clarté douteuse expire dans l'azur:
C'est là que le Mont Blanc règne en maître suprême;
Son frônt est couronné d'un glacé diadème;
Son trône est sur les rocs; l'avalanche dans ses mains,
Est un sceptre funeste aux débiles humains;
Revêtu d'un manteau de forêts, de nuages,
Il commande à la terre, et préside aux orages.
Alpes! Mont Blanc! Jura! poétiques sommets!
Recevez mes adieux, peut être pour jamais.
Je ne vous verrai plus. Egaré sur la terre,
L'homme a bientôt fini sa course solitaire;
Son rapide voyage a pour terme la mort:
Telle est la dure loi de l'inflexible sort.
Alpes! Vous avez vu le matin de ma vie,
Des plus beaux de mes jours la rêveuse incurie;
Mon printems va s'en fuir; demain je serai vieux.
Helvétiques sommets, vallons délicieux,
Puissé-je parmi vous, au declin de mon âge,
Terminer de mes ans le court pèlerinage,
Vous contempler encore, à mon dernier soupir,
Et dans la nuit du tems, paisible, m'endormir!

Die königliche Akademie in Rouen hat ihren Dichterpreis der Arbeit des Hrn. Lemonnier zugetheilt und sie ist mit der Aufschrift Course poétique dans les Alpes suisses du Canton de Berne gedruckt erschienen.

London, 25. Juli.

(Beschluß.)

Zu den neuesten Werken, welche erwähnt zu werden verdienen, gehört eines, welches unter dem Titel Historical et Literary Tour of a foreigner in England et Scotland, wie in „Baron Sollignys Briefe" die Ansichten eines Engländers über sein eigenes Vaterland gibt. Es ist kein Meisterwerk und ist etwas weitschweifig, verdient aber doch in mancher Hinsicht gelesen zu werden. Ich schlage es auf's Gerathewohl auf, um meinen werthen Lesern einen „Geschmack" davon zu geben, und falle auf eine Skizze von der Geschichte der Englischen Malerey u. s. w., wovon hier etwas folgt. „Die Geschichte der Malerey in England bis auf Heinrich VII kann nur dem Alterthumsforscher anziehend seyn. Dieser Monarch begünstigte nur die Baukunst, und vernachlässigte alle andern Künste ... Heinrich VIII. fing an Bilder zu sammeln, doch war die Reformation, die sich zu seiner Zeit entwickelte, dem Fortgang der Kunst nachtheilig. Indessen blühte Holbein unter der Begünstigung dieses Monarchen. Die Minderjährigkeit Eduards, und die Grausamkeiten Mariens brachten eine Lücke in der englischen Malerey zuwege. Elisabeth ermunterte Zucchero und ein Paar niederländische Maler, blos um ihr eigenes Bild zu vervielfältigen. Jakob I. war kein Ermunterer der Künste. Endlich erschien die günstige Zeit Karls I., jenes großmüthigen Beschützers und aufgeklärten Kunstrichters, dessen Skizzen die Ehre verdienten von Rubens verbessert zu werden. — Karl, welcher Vandyk so zu sagen zum Englischen Bürger machte, Heinrichs VIII. Sammlungen vermehrte, und die berühmten Cartons des Raphael kaufte. Die schönen Künste theilten die Verbannung der Stuarts, und kehrten mit diesen zurück. Der beliebteste Maler am wollüstigen Hofe Karls II. war Sir Peter Lely, welcher vielleicht eben so große Naturgaben als Vandyk besaß, aber auch oft die Wirkung seiner wahrhaft historischen Portraits durch phantastische Zusätze verdarb. .... Sir Godfrey Kneller war der einzige ausgezeichnete Maler während der Regierung von Wilhelm und Anna. Unter der Regierung Georgs I. wurden die Künste ganz vernachlässigt, und es bedurfte der Freundschaft Popes und anderer Gelehrten, um den Namen eines Jarvis auf die Nachwelt zu bringen. Nach dieser Zeit der Vernachlässigung und des Verfalls erhielt die Malerey von Georg II., oder vielmehr von der Königin Karoline auf's neue Ermunterung. Um diese Zeit erschien Hogarth, dessen Gemälde mich mehr als die aller übrigen Meister unterhalten, obgleich sie schlecht gezeichnet und schwach von Farbe sind. Man darf sagen, daß Sir Josua Reynolds die englische Malerschule in ihrer Kindheit fand, und er seine Zeitgenossen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Hervorbringung von einigen Kinderköpfen, welche mit denen von Correggio selbst den Vergleich aushalten können, in wahres Erstaunen versezte. In der Landschaftsmalerey zeigten sich Hainsborough und Wilson einer besseren Schule würdig. Aber West war der einzige, welcher das wahrhaft geschichtliche Fach mit Glück ergriff. Barry hinterließ vortreffliche Lehren für die Malerey, aber unbedeutende Gemälde. Er hielt fälschlich seinen blinden Ehrgeiz für eine gewisse Bürgschaft des Erfolges. Sein Genius erfüllte keine seiner Verheißungen. Es waren diese Maler, welche die Englische königl. Akademie gründeten, obgleich der Gedanke dieser Anstalt Sir J. Reynolds allein gehöret; Hogarth allein widersezte sich der Bildung dieses Instituts, wegen der Eitelkeit, die solche Institute bey ihren Mitgliedern stets hervorzubringen suchen.... Auch haben diese Akademiker, aus Furcht, ihre eigene Unfähigkeit offenbar zu machen, der Bildung einer Nationalgallerie von den Gemälden alter Meister in der That heimlich entgegenarbeitet. Sie kam aber doch zu Stande, und die inländischen Maler werden darum nicht weniger geschäzt, während auswärtige Künstler durch die Verbesserung des Geschmackes mehr bewundert werden. Diese Gallerie, welche für eine Nationalsammlung zu klein ist, wird zweymal des Jahres geöffnet; die erste für die Ausstellung von Gemälden Englischer Künstler, die zweyte für Werke der alten Meister der Italienischen und Flämischen Schule."

Beylage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. August 1825.

Mensch, du schauest das Licht, du betrittst das Leben ein Lehrling;
Wunder gehen dir auf, Höheres ahnet dein Herz.
Freudig liebe das Leben, und hoffend, scheue den Tod nicht,
Der mit der Binde der Nacht weihet zum höheren Licht.

Gramberg.

Ueber das Licht.

Von Schubert.

Die Untersuchungen über dieses räthselhafte Wesen, dem wir nicht allein die feinsten unserer sinnlichen Begriffe, fast unsere ganze Kenntniß von der Natur, und die größten Freuden des Lebens, dem wir vielleicht Leben und Gesundheit großentheils verdanken, machen eine besondere Wissenschaft aus, die unter dem Namen der Optik einen großen Theil der Mathematik umfaßt, und sich wieder in mehrere Zweige, die Perspektive, Dioptrik, Katoptrik u. s. w. theilt: sie scheinen daher dem Gebiete der Mathematik ausschließlich anzugehören. Allein obgleich sie vielleicht den trockensten Theil dieser Wissenschaft ausmachen, so sind sie zugleich für jeden denkenden Menschen von solcher Wichtigkeit, daß es vielleicht keinen Gegenstand der Physik von allgemeinerem Interesse gibt, als diesen. Um den wohlthätigen Einfluß des Lichts auf unser ganzes Daseyn zu begreifen, müßte man sich deutlich vorstellen können, was aus dem Menschengeschlechte geworden seyn würde, wenn die beyden Fenster neben unserer Nasenwurzel zugeklebt wären, oder wenn wir, gleich dem Maulwurf oder den Eingeweidewürmern, in ewiger Finsterniß herum tappten. Selbst die Vorstellung, die der Blinde sich hievon macht, ist noch sehr unvollständig: denn er kann entweder keine Vergleichung zwischen seinem und unserm Zustande anstellen, oder die Phantasie ersezt zum Theil, was er verlor; und auch auf ihn wirkt, ohne daß er es ahnet, das Licht, welches gleich dem elektrischen und dem magnetischen Fluidum, zu den mächtigsten Agentien der Natur gehört, und außer dem, was wir Sehen nennen, eine Menge Wirkungen äußert, von denen die meisten uns vielleicht immer ein Geheimniß bleiben werden. Indessen sind die bekannten Eigenschaften des Lichtes merkwürdig genug, um Stoff zu einer lehrreichen, vielleicht angenehmen Unterhaltung zu geben.

Allgemeine Eigenschaften des Lichts.

Wir verstehen unter Licht dasjenige, was die Körper sichtbar macht, und der Seele von ihnen durch das Auge Nachricht gibt. Was liegt in diesen wenigen Worten! Welche Wohlthaten verdanken wir dieser Einrichtung der Natur, die nur der zu schätzen weiß, der das Gesicht verloren hat, oder in Gefahr war, es zu verlieren, der die Augen nur noch gebraucht, um sein Unglück zu beweinen und dem gepreßten Herzen Luft zu geben, wenn er sich erinnert, daß auch sein Blick einst in einem Augenblick das Universum durchdrang, und daß er jezt Wochen gebraucht, um die Welt seines Wohnzimmers auszumessen? Für ihn ist die schönste Gegend eine traurige Einöde, ihm erneut sich das schöne Schauspiel der untergehenden Sonne und des gestirnten Himmels umsonst, ihm lächelt die Schönheit vergebens, ihn erfreut nicht der wohlwollende Blick des Menschenfreundes oder das geistreiche Auge des gebildeten Verstandes, und selbst der Ausdruck des Mit-

leidens auf dem Gesichte des Freundes lindert seinen Schmerz nimmer. Ein gesundes Auge dringt dagegen in Fernen, deren Grenzen sich gar nicht angeben lassen; und mit Hülfe der Kunst übersehen wir einen sphärischen Raum, dessen Halbmesser vielleicht dreyhundert tausend Sternweiten oder eine Trillion Meilen beträgt und den zu durchlaufen das Licht, troz seiner ungeheuren Geschwindigkeit, viele Jahrtausende gebraucht.

Allein dieß ist vielleicht nur ein kleiner Theil von dem, was wir dem Lichte verdanken. Sobald wir annehmen, daß es eine Materie gibt, welche diese Wirkung hervorbringt, so können wir nicht zweifeln, daß die Natur, nach ihrer bekannten Sparsamkeit, diesen Lichtstoff zu einer Menge anderer Zwecke benuzt hat, von denen selbst die Erwärmung nur einen geringen Theil ausmacht. Die oben gegebene Erklärung vom Licht ist vielleicht eben so einseitig, als wenn der Physiker sagte: die Luft ist dasjenige Mittel oder Fluidum, dessen die Natur sich bedient, um den Schall hervorzubringen, und der Seele von den äussern Körpern durch das Ohr Kunde zu geben. Wenn wir weiter nichts als dieses von der Luft wüßten, so würden uns ihre meisten Eigenschaften und Wirkungen unbekannt seyn, und die größten Revolutionen, die täglich in der Atmosphäre und auf der Erde vorgehen, würden unerklärliche Räthsel für uns bleiben. Wahrscheinlich befinden wir uns wirklich in diesem Fall in Beziehung auf das Licht: wir werden in der Folge mehrere physische und chymische Wirkungen des Lichts kennen lernen, die nichts mit dem Sinne des Gesichts gemein haben; aber nie dürfen wir hoffen, alle Wirkungen dieses Wesens kennen zu lernen, dessen vornehmste Eigenschaften uns noch ein Geheimniß sind. Wenn wir von den Eigenschaften und Wirkungen der Luft mehr wissen, als von denen des Lichts, so liegt der Grund davon in dem gröberen Gewebe des ersteren Stoffes: dieses gröbere Gewebe sezt feinere Fäden voraus, aus denen es zusammengesezt ist; und aus wie vielen feineren Fäden ist vielleicht der Lichtstrahl gedreht, die uns ewig ein Geheimniß bleiben werden!

Man theilt die Körper in Absicht auf das Licht in selbst-leuchtende, die eigenes Licht ausstrahlen, und daher ohne fremde Erleuchtung sichtbar sind, die Genies oder Autodidakti in der Geisterwelt, und in dunkle, die ohne eigenes Licht, nur vermittelst fremder leuchtender Körper sichtbar werden, indem sie das von ihnen erhaltene Licht in unser Auge werfen; diese leztern theilt man wieder in durchsichtige, die dem Lichte Durchgang verschaffen, so daß man andere Körper durch sie sehen kann, und undurchsichtige, die das Licht nicht durchlassen, also es ganz oder zum Theil entweder zurückwerfen oder verschlucken; die durch Unterricht gebildeten, und diejenigen, bey denen keine Art von Aufklärung anschlägt.

Da ein Körper, indem wir ihn sehen, auf unser Auge wirkt, so existirt eine materielle Gemeinschaft zwischen ihm und unserm Auge, die nur durch die Bewegung einer materiellen Substanz vom erstern zum leztern erhalten werden kann: diese Substanz befindet sich entweder schon zwischen dem Gegenstande und dem Auge, und wird nur durch das Licht in Bewegung gesezt, wie die Luft durch den Schall, oder sie strömt wirklich aus dem leuchtenden Körper aus, und durchdringt den leeren Raum, der ihn vom Auge trennt. Auf diese verschiedenen Ansichten gründen sich die beyden Hypothesen über das Licht, von denen in der Folge die Rede seyn wird. Beyde setzen eine Bewegung voraus, deren allgemeine Eigenschaften man untersuchen kann, ohne zwischen beyden Hypothesen zu unterscheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Tage auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

(Beschluß.)

Meine nächste Ausflucht war nach dem Landgute Constantia, wo der berühmte Wein dieses Namens wächst. Auf meinem Wege dahin hatte ich einen Blick über das Land in der Nachbarschaft der Kapstadt, und fand die Aussicht sehr verschieden von der, die ich erwartet hatte. Statt jener Glut der Fruchtbarkeit und üppigen Vegetation, die wir immer im Geiste mit einer tropischen Region verbinden, sah ich allenthalben eine Kälte, Dürre und Nacktheit des Bodens, die mich stark an die unfruchtbarsten Gegenden Schottlands erinnerte. Das einzige natürliche Holz schienen dünne Tannen zu seyn, und die elenden Gebüsche und das grobe Gras, die kärglich den Grund bedeckten, zeigten, wie ärmlich der Boden war.

Die Constantia genannten Meierhöfe haben gerade dasselbe Ansehen, wie andere angebaute Plätze in der Nachbarschaft, obgleich hier allein die Trauben wachsen, deren köstlichem Safte sie ihre Berühmtheit verdanken. Der Besitzer des kleinsten derselben sagte mir, daß er Plätze in seinen Besitzungen ausgezeichnet, die jene besondern Triebe hervorbrächten, und daß Reben, die nur wenige Fuß von dieser Linie entfernt gepflanzt wären, eine sehr verschiedene und geringere Frucht zeigten. Es wäre zu wünschen, daß man den Boden untersuchte, denn der köstliche Geschmack der Constantia-Trauben muß ganz von irgend einer besondern Eigenschaft desselben abhängen, da wegen des beschränkten Umfanges des Platzes unmöglich eine Veränderung des Klima's stattfinden kann.

Der Besitzer des kleinen Constantia ist ein Holländer, er hat ein artiges Haus auf seinem Gute, das, so klein es auch ist, ihm doch ein bedeutenderes Einkommen verschafft, wie vielleicht irgend ein ähnliches Stück Landes in Europa.

Sein Keller ist 140 Fuß lang, und eine Reihe unermeßlicher Fässer, alle von verschiedenen Weinlesen, nehmen die Seiten desselben ein. Hier tranken wir den edeln Saft in seiner ganzen Reinheit und Vollkommenheit, doch war er so stark, daß ich kaum das zweyte Glas zu leeren vermochte. Indessen vermuthe ich, daß man den, für die Besucher bestimmten Wein mit besonderer Sorgfalt behandelt und aus auserlesenen Trauben keltert; denn sowohl auf meiner Reise nach Bombay als auch nach meiner Ankunft hier, trank ich Constantia, der zu der Zeit, wo ich den Weinberg besuchte, gemacht wurde, und fand ihn an Würze und Milde weit unter dem stehend, welchen ich in des Holländers Keller gekostet.

Die einzigen andern Weine, die auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gewonnen werden, sind der Madera, von dem man so viel nach England geführt, und der sogenannte Tinto. Der erste hat auf dem Kap einen viel angenehmeren Geschmack als irgend anderswo, da man ihn hier unvermischt haben kann; doch ist er auf's beste genommen, ein armseliges, kaltes, gewürzloses Getränk, mit dem selbst die höchste Kunst unsrer Weinmacher den englischen Gaumen nicht versöhnen wird.

Wenige Tage nach meinem Besuche in Constantia sah ich Lord Somerset die Truppen mustern. Der blos militärische Theil des Schauspiels hat nichts Merkwürdiges, die Wirkung des Ganzen hängt von der Eigenthümlichkeit und Größe der Umgebungen ab. Die Sonne schien blendend, die Regimenter waren in schönster Ordnung, der Boden war mit der buntscheckigen Bevölkerung der Kapstadt bedeckt, und Lord Somerset und sein Stab durchritten schnell die Reihen unter den streitenden Tönen zweyer militärischer Banden. Die Mischung von Pomp, Aufhebens und Verwirrung, welche der Paradeplatz darstellte, hatte eine höchst auffallende und den Geist aufregende Wirkung; doch wenn ich dann auf den Tafelberg hinblickte, und sah, wie er mit Wolken gekrönt, feyerlich das vorübergehende Schauspiel hier unten überschattete — wenn ich bey Betrachtung seiner ernsten und unveränderlichen Zeichen an die Tausende von Jahren zurückdachte, die er als ein Wahrzeichen für die Wolken des Himmels, die sich um ihn versammeln, da gestanden, und den vereinten Angriffen des Regens, der tropischen Hitze, der Blitze und Stürme widerstand, und nun auf's Neue mein Auge auf die umgebende geschäftige Menge warf, so füllte ein schmerzliches Gefühl unsrer Unbedeutenheit meine Brust, und alles schien mir in einem ephemerischen Daseyn dahin zu schwinden, und alles, was vor meinen Augen vorging, nahm einen lilliputischen Charakter an. Ich empfand einen demüthigenden Mangel an Beständigkeit in den Dingen, die man gewöhnlich anstaunt. Ich ward unzufrieden mit der Vergänglichkeit des menschlichen Geschlechts und der Kürze und Unsicherheit unsers irdischen Daseyns und konnte mich nicht enthalten, in jene Worte auszubrechen, die Xerxes beym Anblicke seines zahllosen Heeres ausrief: „Ach! nicht einer von allen diesen wird nach hundert Jahren leben!

Der Tag, der zwischen der Musterung und meiner Abreise vom Kap verlief, war regnigt und stürmisch. Die Zeit verging langweilig genug, denn ich fand es unmöglich auszugehen, und konnte nicht viel Unterhaltung zwischen meinen vier Wänden finden. Bey schlechtem Wetter ist ein Kosthaus wenig besser als ein Gasthof, es wäre denn, daß die Bewohner gesellig und geneigt wären, etwas zur gegenseitigen Unterhaltung beyzutragen. Dieß war nicht der Fall hier, und als ich unser Schiff erblickte, das auf den zürnenden Wogen tanzte, die ein starker Nordwestwind in die Tafelbay hineintrieb, so wünschte ich mich wieder an Bord und mitten auf dem großen Ocean.

Obgleich die Kapstadt gewöhnlich mit Fremden gefüllt ist, so ist sie doch weit entfernt, ein unterhaltender Ort zu seyn, die meisten derselben sind Reisende, die zu den Schiffen gehören, welche blos den Hafen berühren; sie fühlen sich gegen ihre Neigung hierher gebracht und aufgehalten, und die dadurch verursachte Unzufriedenheit und Ungeduld macht sie zu reizbaren und langweiligen Gefährten. Die Officiere der Kompagnie, die nach dem Kap kommen, um das Klima zu verändern, scheinen wenig zur Erheiterung derselben beyzutragen; auch muß man keine Wirkung dieser Art von irgend einer Gattung kranker Leute erwarten, und am wenigsten von kranken Indiern, den kraftlosesten Wesen in der Welt, die das Ansehen haben, als ob sie nur am Leben blieben, weil sie sich nicht die Mühe geben mögen zu sterben.

Pädagogischer Wink.

Verzweifelt nicht so bald an eurer Kindlein Gaben;
Gar mancher edle Baum will Laub vor Blüthe haben.

Joh. Rud. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden bey Rastadt.

Auch diesen Sommer war hier der Zusammenfluß von Badegästen aus allen Klassen wieder so außerordentlich, daß mehrere Gastwirthe öfters genöthigt waren, einen Theil ihrer Fremden in Privathäusern unterzubringen. Von den hohen und höchsten Herrschaften erwähne ich II. MM. den König und die Königinn von Baiern, welche mit den Prinzessinnen Töchtern längere Zeit hier verweilt haben. Den höchst liebenswürdigen Monarchen, dessen herablassende Freundlichkeit Jedermann bezauberte, sah man fast täglich ohne die mindeste Auszeichnung

unter den übrigen Badegästen; kein Stern schmückte seine Brust; wie überflüssig wäre dieß auch, da der weit glänzendere Stern seiner Leutseligkeit und wohlwollenden Humanität auf seinem Angesicht thront! Ein Gleiches läßt sich von den übrigen Gliedern dieser königlichen Familie sagen, welche alle, die sich ihr nähern, unwiderstehlich für sich einnimmt. — Eine vielfache Erfahrung hat mich gelehrt, daß diejenigen Personen, die sich nie ohne Auszeichnung im Aeußern blicken lassen, selten Kopf- oder Herzensauszeichnung verdienen. In der Regel sind dieß freylich nur Firsterne der unbedeutendsten Größe, und so glanzlos, daß man sie ohne ein solches Emblem schwerlich mit bloßen Augen wahrnehmen würde.

Auch JJ. MM. der König und die Königinn von Würtemberg, so wie Ihre königl. Hoheiten der Kronprinz und die Kronprinzessinn von Preußen hatten Baden, jedoch nur auf sehr kurze Zeit, mit ihrer Gegenwart beglückt; länger verweilten mehrere Mitglieder der geliebten und sehr verehrten landesherrlichen Familie unter uns.

Im Ganzen entwickelt Baden weniger Geselligkeit der Fremden unter einander, als dieß in andern Bädern der Fall ist, woran wohl ein gewisser Cotteriengeist schuld seyn mag, der sich unbemerkt nach und nach eingeschlichen hat. Oeffentliche Bälle kommen fast nie mehr zu Stand, seitdem so viele Privatgesellschaften, in denen getanzt wird, stattfinden. Concerte werden wenig besucht, wenn nicht ein ganz ungewöhnliches Talent sich hören läßt, und das Theater bleibt meistens leer. Uebrigens ist es unbegreiflich, wie man dergleichen Vergnügungen bey den herrlichen Umgebungen Badens und bey einem so heitern Sommer, wie der dießjährige ist, nur vermissen mag, hier, wo man dreyßig Tage lang, jeden Tag einen andern und reizendern Ausflug machen kann. — Indessen kömmt man doch bey dem Mittagstisch mit Menschen von allen Nationen und allen Ständen zusammen, wo dann leicht Bekanntschaft gemacht wird.

Wenn man nach dem Morgenbad und eingenommenem Frühstück die nächsten Hügel und Anlagen um die Stadt besucht, so trifft man wohl auf allen Wegen englische, französische, holländische, deutsche Damen und Herrn, die im Morgengewand ihre Wirkungs-Promenaden machen. Gegen zehn Uhr werden die Spaziergänge einsamer, und erst um Mittag versammelt sich die hohe und schöne Welt wieder in der Allee, die zum neuen Conversationshaus führt, wo nun die Damen in ihrer zweyten, meist sehr kostbaren und eleganten Toilette prangen. Beehren die höchsten Herrschaften diese Promenade mit ihrer Gegenwart, so bewegt sich Alles in einer größern oder mindern Entfernung kreisartig um dieselben herum, und Manchem, dem das Glück zu Theil geworden von einer Majestät oder Hoheit bemerkt und angesprochen zu werden, nachdem er mit gekrümmtem Rücken oder sogenanntem Katzenbuckel alle mögliche Schwenkungen, Märsche und Contremärsche in der hohen Atmosphäre so länge gemacht hatte, bis man mit den Füßen auf ihn stoßen mußte, und er seinen Zweck erreichte, schmeckt gewiß das Mittagessen trefflich, und er wird nicht müde, seine nächsten Umgebungen von dem außerordentlichen Glück zu unterhalten, welches ihm heute wiederfahren ist. Wehe denen, die das Unglück haben in die Nähe solcher Glücklichen zu kommen, keinen Bissen werden sie in Ruhe essen können.

Um 1 Uhr wird gespeist, wo sich dann die Menge allmählig an die reichlich und gut besezten Wirthstafeln der bedeutenden Gasthöfe vertheilt, und das Essen durch Weber's, Rossini's, mitunter auch Mozart's Melodien erschwert oder erleichtert wird, je nachdem man es gerade trifft, denn manche dieser wandernden Virtuosen sind in der That gar nicht schlecht, andere hingegen zerreißen auf die unbarmherzigste Weise das Gehör. Der Zufall gab mir fast täglich einen Tischnachbar, der eben so wenig wie ich seiner Gesundheit halber Baden besucht haben mag, sondern es vielmehr auf eine Magenkur, d. h. auf eine Füllung seines, vielleicht bisher Noth gelittenen Magens, abgesehen zu haben schien, denn er zog durch dieses Geschäft, das er sich sehr angelegen seyn ließ, die Aufmerksamkeit aller Gäste auf sich, und nicht genug, daß er keine Schüssel unversucht passiren ließ, lud er häufig den Inhalt von zwey bis drey derselben zugleich auf seinen Teller, und wurde ihm dieser nicht schnell genug gewechselt, so machte er eine so furchtbare Musik mit Hülfe seines Messers, an Flaschen und Gläser, daß dadurch Rossini's und Weber's Melodien für die Zuhörer verloren gingen, und seine Töne nur mit den Peitschen und Posthörnern weiland des so beliebten Schlittenwalzers, oder mit dem Getöse des wilden Heeres in der Wolfsschlucht harmonirt haben würden. — Einem armen Spieler, der seinen lezten Thaler von dem Roulette verschlingen sieht, kann es unmöglich ärger zu Muthe seyn, als wenn mein Nachbar befürchtete, eine Schüssel entwische unangetastet seinen Händen; in einer solchen Furcht schwebend, bewegten sich jedesmal alle seine Muskeln und Glieder konvulsivisch. — Mein Wirth sagte, der Mann sey ein Gelehrter, ein gegen mir übersitzender, etwas maliziöser Turlupin aber behauptete, er sey ein Geleerter. Beydes wäre möglich, schien aber hier nicht der Fall zu seyn, denn der Kopf blieb selbst nach der Füllung des Magens noch leer. Während einiger Tage hätten mich die schönen Augen und das feine Gesichtchen einer liebenswürdigen Niederländerin meinen gefräßigen Nachbar gänzlich vergessen machen, wenn er mich nicht häufig durch das eben nicht sehr fein ausgedeutete Verlangen, ihm zu Herbeyschaffung der Speisen hülfreiche Hand zu leisten, unaufhörlich an sich erinnert hätte. Ich mochte den Harthörigen spielen, so viel ich wollte, er wiederholte sein Manöver, welches er zulezt mit ziemlich unsanftem Anstoßen seines Ellenbogens so lange begleitete, bis ich endlich sein Begehren erfüllte.

Doch es ist die Zeit gekommen, wo vom Tisch aufgebrochen wird. — Nach gehaltener Siesta, bey kühlerer Abendluft werden weitere Ausflüge nach Lichtenthal zu den frommen Schwestern, nach dem alten Schloß, dem Jagdhaus, dem Fremersberg u. s. w. gemacht, dort findet man überall angenehme Gesellschaft und freundlichere Gesichter als im Spielsaal, wo selbst der Pächter des Spiels und Wirth der Restauration, Hr. Chabert, nicht einmal freundlich ist, weil nach seiner Meynung die Leute noch lange nicht Geld genug auf seinem, mit der trügenden Farbe der Hoffnung bedeckten Tische verlieren und seine etwas kostbaren Speisen und Getränke nicht mit des erwähnten Gelehrten Heißhunger verzehren. Der Mann scheint eher den vergrößerten als den verjüngten Maaßstab aus dem Pariser Palais Royal mitgebracht zu haben; ob er gleich nur von Straßburg kommt. — Allein dießmal hat selbst der Wirth die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn er hat nicht berechnet, daß die meisten reichen Engländer und andere wohlhabende Familien ihre Küche in Privathäusern führen, und auch andere Leute lieber etwas weniger kostbar und um einen billigern Preis in den ebenfalls nicht schlecht bewirthenden Gasthäusern speisen, als die zweyten französische Küche so theuer zu bezahlen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 196.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. August 1825.

Die Gattung, nicht die Individuen habe ich zu schildern unternommen.

Der Eremit an der Heilquelle.

Sittengemälde und Schilderung des Badelebens in neuester Zeit, von C. Spindler.

1. Veranlassung zur Badereise.

Wie gesagt, mein lieber Eremit, wiederholte der Doktor gewichtiger denn zuvor. Folgen Sie meinem Rathe nicht, so werden Sie Ihre Hartnäckigkeit theuer büßen." „Est modus in rebus, sunt certi denique fines," sagt Seneca irgendwo. . . .

„Ah! das war ein Stich! jammerte ich mit schmerzlicher Miene. Alle Leiden des Podagra sind nichts gegen eine solche Sünde wider Apollo und seine Jünger. Lieber Doktor, wann werden Sie einmal beginnen, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist? Seneca mag wohl irgendwo etwas Aehnliches gesagt haben, allein Meister Horaz hat ein unbestrittenes Eigenthumsrecht auf diesen Vers." „Gleichviel, lachte der Doktor. Horaz oder Seneca! ich kehre der beyden Herren wegen die Hand nicht um. Hätte ich von dem, was man mir als Knabe eingetrichtert hat, nicht mehr vergessen als dieß, wäre mir's lieb. Der Satz mag aber gesezt seyn, von wem er da wolle, so hat er doch seine Richtigkeit. Oder?"

Ich konnte es nicht läugnen.

„Nun denn, erwiederte er triumphirend: so folgen Sie auch hübsch. Von der Hypochondrie und ihren tausend Schwesterqualen befreyt Sie kein Gott, wenn Sie nicht einmal Ernst machen und den Wanderstab ergreifen, wie ich Ihnen schon so lange vergeblich gerathen; Bewegung, Diät, Bäder. . . ."

„Bester Aeskulap! sagte ich so sanft als möglich: habe ich denn nicht alles dieses zu Hause? Durchstreife ich nicht täglich den prächtigen Buchenwald, der meine Einsiedeley umgibt? Lebe ich nicht mäßig, wie es einem Anachoreten geziemt? Beneideten Sie mich nicht unlängst selbst um mein kühles, hinter Felsen verstecktes Bad?"

„Alter Herr! das Felsenbad taugt Ihnen nicht mehr, erwiederte der Arzt etwas unwillig. Wir laboriren an sechzig Jahren: eine schwere Krankheit, für die kein Kraut gewachsen ist."

„Leider! seufzte ich. Je länger je lieber nennt sich die Lieblingspflanze des Alters, die der Greis sorgsam pflegt, ein Sinnbild seiner Wünsche und Hoffnungen."

„Ganz recht; antwortete der Doktor wie oben. Sie, mein verehrtester Herr, können sich aber getrost die ganze Welt mit all ihren Je-länger-je-lieber-Pflanzen aus dem Kopfe schlagen, wenn Sie nicht endlich einmal Ihren Eigensinn fahren lassen und sich wieder unter die Menschen begeben. Zerstreuung, Gesellschaft . . . das thut Ihnen Noth."

„Sie sind grausam, lieber Freund, sprach ich. Ich danke dem Himmel, daß ich der Welt entronnen bin, und Sie schleudern mich in die furchtbare Scylla zurück? Gönnen Sie mir doch mein Einsiedlerleben!"

„Das wird Ihnen unverkümmert bleiben, entgegnete der Doktor, und blies behaglich den Dampf aus seiner

Pfeife. Schmiegen Sie sich nur in eine passendere Form. Kein Mensch verbirgt sich mehr in einen dichten Gebirgswald, oder sezt sich, abgesondert von aller Gesellschaft, in ein kleines Häuschen, um die Zeit mit Lektüre zu vertändeln, oder auf einsamen Spaziergängen zu verträumen. Man hat sich's in neuester Zeit bequemer gemacht, das Nützliche mit dem Angenehmen verknüpft. Oeffnen Sie nur die Augen, und sehen Sie zu, ob nicht in der sogenannten großen Welt Einsiedler zu Dutzenden herumgehen, denen es nur ein schlichtes Alltagskind nicht ansieht, daß ihnen blos die Kutte zum Eremiten fehlt. Die Glücklichen haben das Geheimniß gefunden, stets isolirt dazustehen. Die Menge von Hagestolzen, die dem Geist der Zeit entweder ein freywilliges oder gezwungenes Cölibat verdanken; ... die so zahlreich gewordene Schaar von Gelehrten, welche sich gleich Schnecken in ihre Schaalen verkriechen, und nur dann und wann die Fühlhörner in die Welt strecken, um nach einem Lebensapfel zu greifen ... ein Versuch, bey dem sich Mancher die Hörner garstig abstößt;... die vielen Kaufleute, die mit dem besten Theile ihres Ich's im Geldkasten oder in den Büchern sitzen, und blos dem Reichthum spendenden Gott einen stillen, aber um so eifrigern Dienst weihen;... Was sind sie anders denn, als Einsiedler mitten in der geräuschvollen Welt? Ich spreche nicht einmal von den vielen vornehmen Leuten, die im Ueberflusse Mangel, im Glück Unglück, bey lärmenden Festen Langeweile und Einsamkeit finden. Sie sind gezwungene Eremiten, weil ihnen das Schicksal blos Glanz und Ehren gegeben, dagegen aber das Herz versteinert hat. Von den klugen Einsiedlern jedoch will ich reden, die vernünftig genug sind, die Thorheiten der Welt zu belächeln, des vielen Guten sich darinnen zu freuen, das Böse zu verabscheuen, ohne an des Lebens Händeln andern Theil zu nehmen, als etwa durch eine dem Würdigen gespendete Wohlthat, durch einen der Menschheit erwiesenen Dienst. In diese Klasse, ohne Ihnen zu schmeicheln, gehören Sie, mein Bester, und den Befehlen Ihres Arztes gehorsam, werden Sie, hoffe ich, auf eine Zeit lang zum mindesten, wieder den Platz in der Gesellschaft einnehmen, zu dem Sie eigentlich berufen sind."

„Schlaukopf! lächelte ich, und drohte ihm mit dem Finger. — Sie geben mir die Sporen? Steht es so gefährlich mit mir?"

„Denken Sie nichts Uebles, antwortete er ehrlich. Wahr ist's, wir jagen gewöhnlich unsre Patienten in Bäder und fremde Länder, wenn wir nicht mehr wissen, was wir mit ihnen beginnen sollen. Dieses ist jedoch bey Ihnen nicht der Fall. Sie sollen mir nicht auf ein böses: aut — aut, in die Welt hinaus, sondern um zu genesen, und um zwanzig Jahre länger leben zu können. Der Gesellschaftsverkehr ist eine zehrende Masse, von guten und schlechten Stoffen geschwängert, eine Tafel mit leichten und schweren Speisen servirt. Setzen Sie sich daran und suchen heraus, was Ihnen zuträglich ist. Nicht jeder Kranke besizt Verstand und Selbstverläugnung genug, um aus den Prachtgerichten die gesünderen zu wählen. Ihnen traue ich beyde Eigenschaften zu, darum werden Sie genesen. Ein Engel wird für Sie den Quell zu Tage senden und die Nymphe Ihnen hold seyn. Nach der Badekur eine Herbstreise an die gesegneten Ufer des Rheins, ein Winteraufenthalt in einer geselligen großen oder kleinen Stadt nach Ihrem Belieben, und ich wette darauf, Sie kehren an Geist und Körper gestärkt, mit den Störchen zugleich in Ihre Einsiedeley zurück, und werden mich noch einmal so fröhlich empfangen, wenn ich auf meinem steifen Gaule angetrabt komme, Sie zu besuchen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Licht.

(Fortsetzung.)

Die Bewegung des Lichts geschieht in gerader Linie: denn ein Körper wird uns unsichtbar, oder es gelangt kein Licht von ihm zu uns, sobald sich ein undurchsichtiger Körper in der geraden Linie zwischen ihm und unserm Auge befindet. Da wir aber leuchtende Körper nicht blos von einer, sondern von allen Seiten sehen, so ist es offenbar, daß sie das Licht, gleich den Halbmessern einer Kugel, nach allen Richtungen in gerader Linie ausstrahlen. Diese Licht-Strahlen entfernen sich daher immer weiter von einander, ihre Zwischenräume werden größer, und das Licht wird dünner oder schwächer: es fällt also auf dieselbe Fläche desto weniger Licht, je weiter sie von dem strahlenden Körper entfernt ist, und dieß sowohl nach der Länge als nach der Breite der Fläche; daher eine Fläche in zwey- oder dreymal so großer Entfernung zweymal zwey, das ist viermal oder neunmal weniger Licht erhält. So wird Jupiter sieben-und-zwanzigmal weniger von der Sonne erleuchtet als die Erde, weil er über fünfmal weiter von ihr entfernt ist. Eben so leicht begreift man, daß zwey gleich stark leuchtende Punkte doppelt so viel Licht ausströmen, als einer, und daß überhaupt die Erleuchtung im Verhältniß der Größe des leuchtenden Körpers ist. Hievon kann man sich auf folgende Art leicht überzeugen. Wenn man eine Schrift so weit von einer Kerze hält, daß man sie mit genauer Noth noch lesen kann, und sie nun zwey- oder dreymal so weit vom Licht entfernt, so muß man, um sie zu lesen, vier oder neun Kerzen anzünden.

Die bekannteste Eigenschaft des Lichts, von der man sich durch folgenden leichten Versuch überzeugen kann, ist die fast bis in's Unendliche gehende Feinheit desselben. Durch einen Nadelstich in einem Kartenblatt übersieht man

ganze Landschaften in hellem Lichte: aus jedem Punkte der unzähligen Körper, welche die Landschaft ausmachen, kömmt also eine große Menge Strahlen in das Auge, und alle diese Strahlen durchkreuzen sich, ohne sich zu verwirren oder zu hindern, in einem Raume, der nicht größer ist als die Spitze einer Nadel. Allein es gibt eine andere allgemein bekannte Erfahrung, welche die alle Begriffe übersteigende Feinheit der Lichtmaterie noch stärker beweist. Das Licht hat eine Geschwindigkeit von vierzigtausend Meilen in einer Sekunde, welches die Geschwindigkeit der Luft bey dem stärksten Orkane, der Wälder und Häuser niederreißt, zehn Billionenmal übertrifft. Es ist aber bekannt, daß die Stärke des Stoßes, den verschiedene Körper durch ihre Bewegung äußern, sich verhält, wie die Masse dieser Körper und das Quadrat ihrer Geschwindigkeit. Da nun das Quadrat der Geschwindigkeit des Lichts das des stärksten Orkans, wie wir eben gesehen haben, hundert Billionenmal übertrifft, so würden die Sonnenstrahlen eben die Wirkung haben, wie der stärkste Orkan. Wenn die Lichtmaterie hundert Billionenmal feiner wäre als die Luft: eine von der Sonne beschienene Stadt würde in Staub zerdrückt werden, und Bäume würden von dem Stoße der Sonnenstrahlen mit der Wurzel aus der Erde gerissen werden. Da von allem diesem nichts geschieht, so scheint es, daß die Lichtmaterie noch ohne Vergleich feiner seyn muß: nicht das dünnste Papier, nicht eine Pfauenfeder beugt sich unter dem Stoße der Sonnenstrahlen, und wir sehen überhaupt gar keine Bewegung, die durch den Stoß des Lichts hervorgebracht würde, wenn es nicht vielleicht der Tanz der sogenannten Sonnenstäubchen ist. Welche Schmerzen würde der Sehenerve durch die ungeheure Geschwindigkeit empfinden, womit das Licht auf die Netzhaut stößt, wenn die Masse desselben nicht von einer Feinheit wäre, die alles übersteigt, und die durch folgende Bemerkung einigermaßen begreiflich wird! Man darf sich nur jeden Lichtstrahl nicht als eine ununterbrochene gerade Linie, sondern als eine Menge äußerst kleiner Kügelchen vorstellen, die einander in großen Entfernungen geradlinig folgen: eine Hypothese, die bey den neuesten Entdeckungen über die Polarisation des Lichtes wirklich zum Grunde liegt. Wegen der ungeheuren Geschwindigkeit des Lichtes können die Zwischenräume von einer Kugel zur andern sehr groß seyn, ohne daß wir eine Unterbrechung in der Empfindung des Sehens bemerken: ehe nämlich der Eindruck jedes einzelnen Kügelchens auf das Auge aufgehört hat, ist das nächstfolgende längst angelangt, wenn es gleich sehr weit entfernt ist. Wenn man eine glühende Kohle im Kreise herumschwenkt, so entsteht im Auge das Bild eines zusammenhängenden leuchtenden Kreises; woraus folgt, daß die Empfindung des Sehens längere Zeit dauert, als die Kohle gebraucht, wieder an ihre Stelle zu gelangen, oder den ganzen Kreis zu durchlaufen. Je größer der Kreis ist, desto schneller muß natürlich die Umdrehung seyn, damit der Kreis nicht unterbrochen werde; und die Versuche haben gelehrt, daß keine Unterbrechung stattfindet, wenn die Kohle in nicht mehr als zwey Sekunden einen völligen Umlauf macht, so daß der Eindruck des Lichtes ungeschwächt zwey Sekunden dauert. Wenn man aber auch nur eine Sekunde annimmt, so können die Kügelchen, die einen Lichtstrahl ausmachen, vierzigtausend Meilen von einander entfernt seyn, ohne daß das Auge ihre Unterbrechung bemerkt. Allein auch bey weit geringeren Entfernungen sieht man leicht, daß die zu einem Lichtstrahle gehörigen Kügelchen durch die, mehrere tausend Meilen großen Zwischenräume anderer Strahlen ungehindert durchgehen, folglich die Strahlen sich in den kleinsten Oeffnungen nach allen Richtungen ungestört durchkreuzen können. Ueberdem muß man noch bemerken, daß beym Stoße des Windes nicht blos die Lufttheilchen wirken, welche unmittelbar auf den Körper fallen, der den Stoß leidet, sondern die ganze zusammenhängende Luftsäule, welche jene treibt. Beym Lichte aber würde, wegen der großen Zwischenräume, nur ein einziges Kügelchen jedes Strahls den Stoß verrichten, die stoßende Masse würde also weit geringer seyn als die Masse der Luft, ohne in eben dem Verhältnisse feiner zu seyn. Indessen bleibt es noch immer unbegreiflich, daß wir gar nichts von einer Bewegung bemerken, welche den Körpern durch das auffallende Licht unstreitig mitgetheilt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern.

Vor etlichen Jahren wurden in Bern Versuche gemacht, den verlornen Steinbock für die Gebirge des Oberlands durch neue Zucht des Thieres wieder zu gewinnen. Die seitherige, der naturforschenden Gesellschaft von Hr. Professor Ith kürzlich mitgetheilte Geschichte dieser Steinbockfamilie ist folgende. Der, nun nahe an fünf Jahr alte Steinbock ist aus der Verbindung eines ächten Steinbocks und einer Bastardziege (aus Steinbock und Harzziege erzeugt) entsprungen, welche beyde im Jahr 1820 aus dem Aostathal nach Bern gebracht wurden. Dieser Bastard kömmt an Größe, Stärke, in der Bildung und Vollendung der Hörner dem ausgewachsenen Steinbock sehr nahe, und übertrifft namentlich seinen im vierten Jahr gefallenen Vater, der im Bernischen Museum aufbewahrt wird, in allen diesen Beziehungen auffallend. Das andere Glied der Familie war eine ächte Steinziege, die vom damaligen königl. Sardinischen Gesandten 1820 geschenkt worden, nun aber vor wenigen Monaten gestorben ist; endlich gehört dazu eine Bastardziege, die von dem genannten Bock und einer Hausziege erzeugt worden.

Die Eltern dieser Individuen, so wie mehrere andere angekaufte, männliche sowohl als weibliche Steinböcke sind auf verschiedene Weise verunglückt. Einige ihrer Skelette befinden sich auf dem anatomischen, einige ausgestopfte Thiere auf dem zoologischen Museum.

Wiewohl jene Thiere als frey und wild angesehen werden können, so zeigen sie keine Spur, weder von Menschenfurcht, noch von Menschenliebe. Auf den Stadtwällen, die ihnen zum Tummelplatz angewiesen waren, machte sich der wilde Bastardbock durch wiederholte Angriffe auf die Schildwachen gehässig. Mehr als einmal unterbrach er die im Freyen zunächst an der Sternwarte vorgenommenen astronomischen Beobachtungen, stieg auf einen benachbarten Spaziergang hinab und jagte die Spazierengehenden in die Flucht, gefiel sich auf den anstoßenden Dächern die Ziegelsteine zu zerhacken, u. s. w. Von allen Seiten liefen Klagen ein. Die Steinbockfamilie wurde nun auf den Abendberg bey Interlaken verpflanzt. Die Steinziege und Bastardziege strebten nach den Höhen, allein der Steinbock gefiel sich besser in den bewohnteren Regionen. Täglich kam er mehrere

Male zur Alphütte, und war zulezt mit keiner Gewalt mehr von da hinwegzubringen; er stieß den Aelpler zu Boden, wenn er sich widersezte, und dieser wäre bey einer solchen Gelegenheit wahrscheinlich umgekommen, wäre nicht seine Frau herbeygestürzt, die aus richtigem und glücklichem Instinct den Feind beym Barte ergriff, der, wie die Ferse am Achill, fast die einzige schwache Stelle an dem furchtbaren Bastard ist. Wegen der Verheerungen in den Pflanzungen und wegen der Gewaltthätigkeiten, die der Bock alle Augenblicke verübte, wurde nun die Steinbocksfamilie weiter hinauf an die Höhen des Sarelenthales gebracht. Der Bock mußte durch vier Männer an einem starken Seil fortgeschleppt werden, und warf mehr denn einmal seine ganze kräftige Escorte über den Haufen. Ein herculischer Gemsjäger, Obmann Roth, übernahm nun mit eigentlicher Vorliebe die Aufsicht über die neuen Gäste, die aber wenig Dankbarkeit bewiesen. An einem senkrechten Felsabsturz, einen Schritt vom Abgrund, mußte einmal der beherzte Jäger über eine Stunde lang mit dem Bastarde ringen, der ihn hinabstoßen wollte. Auch hier ward lezterer das Schrecken der Aelpler, indem er beständig zu den Hütten herabkam und die Widerstehenden geradezu überrumpelte. Seit Ende September (1824) hatte er seine Ziegen ganz verlassen und sich im Thalgrunde von Sarelen aufgehalten. Dem Roth gelang es, ihn auf die Höhen zurückzuführen, aber schneller als sein Meister war der Steinbock wieder im Thal, stieß alle Thüren ein, wo er Ziegen vermuthete, besprang dieselben und verfolgte selbst Weibsleute in Küchen und Keller. Man hoffte, daß nach Ablauf seiner Brunstzeit der Wildfang sich wieder zu den Seinigen halten würde, welche indeß ruhig die höhern Alpgegenden beweidet hatten. Allein wenige Tage, nachdem er der Haft entlassen worden, erschien er plözlich zu Wilderswyl in der Fläche, hinter einer Heerde von Ziegen daherrennend, die in voller Eile in's Dorf gelaufen kam.

Die einzige noch übrige reine Steinziege, die vom Bastardbock und von der bösartigen Bastardziege viele Mißhandlungen erlitten hatte, starb im Winter 1825, wie es scheint an Lungengeschwüren. Der wackere Obmann brachte die Nachricht ihres Todes mit Thränen in den Augen. Den Winter über mußten die Thiere gefüttert werden, schon im Spätherbst waren sie aus Mangel an Futter in ihren hohen Revieren ganz abgemagert.

Der Bastard-Steinbock ist unstreitig bösartiger und hiziger als die reinen Steinböcke, die man früher besessen hatte. Es existiren eine Menge seiner Abkömmlinge. Bemerkenswerth ist bey diesen Thieren der Trieb, die höchsten Stellen ihrer Reviere zu erklettern, von wo sie oft nicht mehr herunter zu steigen wagen. Eine der Ziegen blieb einmal aus Scheu drey Tage auf einem Thurm, und mußte heruntergeholt werden, da sie selbst sich nicht mehr zurückwagte.

Von dem gelehrten Professor der Thierarzneykunde an der bernischen Akademie, Hr. Anker, wird eine ausführliche Geschichte dieser Thiere, und insonderheit eine anatomische Vergleichung derselben mit Gemsen und Ziegen, bearbeitet.

Baden bey Rastadt.

(Beschluß.)

Das Theater macht, wie gesagt, keine brillanten Geschäfte, ob sich gleich der Direktor nach Kräften anstrengt und manchmal drey große Opern in einer Woche zum Besten gibt. Ein einzigesmal ließ ich mich verleiten, dasselbe zu besuchen, es wurde Mozarts Zauberflöte aufgeführt. Doch schon bey der Erscheinung des Herrn Tamino, der einem sehr prosaischen Schäfer aus der Umgegend Badens glich, den man in etwas beschmuzte Seide, mit rostigen Goldfranzen besezt, gehüllt hatte, wurde uns alle Illusion genommen, und gern hätte ich ihm und seinem Gesang nachgeholfen, da er: Zu Hülfe, zu Hülfe schreyend, eintrat. Als jedoch die drey Nymphen mit gräßlichen Spießen bewaffnet herbeyeilten, um den ohnmächtigen Prinzen von der Schlange zu befreyen, ward mir selbst nicht ganz wohl bey der Sache. — Die erste war ein dreyzehnjähriges kerngesundes Bauernmädchen mit einer schneidend krähenden Altstimme, die zweyte, eine Schönheit von reifern Jahren, hatte etwas mehr Tournüre, aber so wenig Stimme, so daß man fast keinen Ton mehr hörte, dagegen sprach sie für alle; hätte sie doch auch für alle gesungen! Die dritte endlich zählte, wenn nicht sechzig, doch siebenzig Jahre. Sie hatte das Ansehen einer wahren Megäre im Affekt des höchsten Zornes und stürzte mit ihrem Spieß in der Attitüde eines Soldaten, der mit gefälltem Bajonnet eine Schanze erstürmen will, auf die schon längst leblose Schlange hin. — Ihr Gesang war ein Mittelding zwischen Raben- und Dohlengekrächze. Späterhin verwandelten sich sämmtliche rabenschwarze Nymphen in schneeweiße Genien. Einige kleine Unfälle abgerechnet, z. B. daß das gemalte Feuer von dem wirklichen ergriffen wurde und zu brennen anfing, jedoch zur Beruhigung des schon unruhig werdenden Publikums bald wieder gelöscht wurde, u. s. w. abgerechnet, lief die Vorstellung so ziemlich ohne Störung ab, und das Ensemble ging besser als ich erwartete; man hatte jedoch für gut gefunden, die Oper in vier Abtheilungen einzutheilen, wahrscheinlich der vielen Verwandlungen und Maschinen wegen, von denen man indessen nichts zu sehen bekam. — Den Abend vorher soll der Freyschüz mit einem wahrhaft höllischen Lärm und Spektakel aufgeführt worden seyn, und nach der Zauberflöte folgte die Schweizerfamilie, Olympia und andere sollen später in die Scene gesezt werden?! Nach beendigtem Schauspiel durchstreifte ich noch die Promenaden und Straßen Badens, und traf in der großen Allee eine Gesellschaft, welche bey Fackelschein, Hörner- und Trompetenschall unter den schattigen Bäumen auf dem Rasen tanzte, was einen eigenen Anblick gewährte.

Ein wahrer Genuß müßte es für den Psychologen seyn, wenn er unbemerkt eine von den zahlreichen Domestiken-Tafeln belauschen könnte, welches Glück mir zufälliger Weise einigemal zu Theil wurde. Hier tafeln, wenn die Herrschaften abgespeist haben, Kammerdiener und Kammermädchen, Kutscher und Laquaien von allen Nationen und Farben recht fröhlich und innig unter einander, und erweisen sich gegenseitige Artigkeiten und Galanterien, die sich kaum beschreiben lassen. Die französischen Valets behandeln das dienende schöne Geschlecht mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit, und die englischen Jockeys traktiren die deutschen und französischen Kammerkätzchen und Stubenmädchen recht verschwenderisch mit fremdem Wein, während deren Herrschaften nur gewöhnlichen Tischwein reichlich mit Wasser vermischt zu sich nehmen. Auch wurden von diesen dienstbaren Geistern häufig Bälle veranstaltet, wovon jedoch einer der brillantesten dadurch vereitelt wurde, daß die Herrschaften selbst eine plözliche Tanzlust überfallen hatte, und sie die Tänzer zu ihrer Bedienung, und zum großen Leidwesen der Kammer- und Stubendamen, requirirten.

Seitdem die höchsten Herrschaften größtentheils abgereist sind, spürt man eine täglich mehr zunehmende Leere. Die mittäglichen Touren in der Allee sind eingegangen, die Spieltische ziemlich verlassen, bis auf den, wo man auch mit Sechsbätznern Fortuna in Versuchung führen kann, und der ein wahrer Ruin für Handwerker und Landleute ist, die den Sonntag ihre, während der Woche so sauer verdienten Paar Gulden, in wenig Minuten der rücksichtslosesten und eigensinnigsten Göttin opfern.

Druckfehler.

Im Motto Nr. 195 statt „wehiet“ lies „weihet.“

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. August 1825.

Ich schaue die Krone
Deines Hauptes, eine strahlende Glorie, leuchtend in alle
Fernen, mit unermeßlichem Lichte, die Welten ihr Abglanz.
Aus der Maha-Barath.

Ueber das Licht.

(Fortsetzung.)

Hypothesen über die Natur des Lichts.

Alle die verschiedenen Hypothesen, wodurch man die Erscheinungen des Lichts zu erklären gesucht hat, und womit sich schon die Alten beschäftigten, lassen sich auf das Emanations- und das Vibrations-System zurückbringen. Ersteres ist wahrscheinlich von Epikur zuerst vorgetragen, wird aber gewöhnlich das Newtonsche nach dem Erfinder der neuern Optik genannt, der demselben sehr geneigt war. Das leztere ist von Huygens, vielleicht schon von Aristoteles gelehrt, von Euler aber am vollständigsten entwickelt und vertheidigt worden. Nach jenem besteht das Licht aus materiellen Theilen, die aus dem leuchtenden Körper nach allen Richtungen wirklich ausströmen. Dieses behauptet, daß das Leuchten blos in einer zitternden Bewegung der Oberfläche des leuchtenden Körpers besteht, wodurch einem äußerst feinen elastischen Fluidum, welches unter dem Namen Aether den ganzen Weltraum erfüllen soll, ähnliche Schwingungen mitgetheilt werden, die sich gleich Wellen nach allen Seiten verbreiten, und, indem sie an unser Auge schlagen, die Empfindung des Sehens hervorbringen, so wie die durch das Zittern schallender Körper hervorgebrachte wellenförmige Bewegung der Luft dem Ohre die Empfindung des Gehörs mittheilt. Beyde Hypothesen haben ihre Schwierigkeiten, die sich indessen bey der ersteren größtentheils heben lassen; beyde setzen eine besondere Materie, den Lichtstoff oder den Aether, voraus, die dann ohne Zweifel von der Natur auch zu vielen andern Zwecken benuzt wird; allein es ist offenbar, daß durch die erstere Hypothese alle Wirkungen des Lichts weit leichter und einfacher erklärt werden, und daß viele Wirkungen, wie die Polarisation des Lichts und die doppelten Bilder durch den Isländischen und andere Krystalle, sich durch die zweyte Hypothese gar nicht erklären lassen. Hieher gehört auch folgende bekannte Erfahrung. Wenn die Sonnenstrahlen durch eine kleine Oeffnung in ein dunkles Zimmer fallen, so würde der wellenförmig bewegte Aether, gleich dem Wasser oder der Luft, sich nach allen Seiten im Zimmer ausbreiten: man würde die Sonne nicht blos in der geraden Linie der Oeffnung, sondern aus allen Winkeln sehen, so wie seitwärts stehende Personen den Schall hören, der aus einem Sprachrohre kömmt; das Licht aber pflanzt sich blos in geraden Linien, also nicht wellenförmig fort. Das Emanationssystem ist daher jezt von den Physikern allgemein angenommen, und es wird nur nöthig seyn, die hauptsächlichsten Einwürfe zu beantworten, die dagegen gemacht werden können.

Der gewöhnliche, und beym ersten Anblicke sehr scheinbare Einwurf, daß die Sonne längst erschöpft seyn müßte, wenn wirklich in jedem Augenblicke so viel Lichtmaterie ausströmte, als nöthig ist, um das Sonnensystem zu erleuchten, fällt bey näherer Untersuchung ganz weg. Es ist eben bemerkt worden, daß die Lichttheilchen nicht wie die ununterbrochenen Strahlen eines Springbrunnens ausströ-

men, sondern einander in sehr großen Zwischenräumen folgen; und es läßt sich berechnen, daß dadurch in den sechstausend Jahren der Geschichte unsers Erdbodens der Durchmesser der Sonne nicht um zehn Fuß kleiner geworden seyn würde, daß aber nur eine Abnahme von hundert Meilen durch unsre feinsten astronomischen Beobachtungen bemerkt werden könnte, wozu eine Zeit von mehr als tausend Millionen Jahren erfordert würde. Die Abnahme der Sonnenmasse durch das Ausströmen des Lichtes kann also wirklich statthaben, ohne daß wir sie in tausend Millionen Jahren bemerken würden; und selbst diese Abnahme wird, nach Newtons Meinung, durch Kometen ersezt, die von Zeit zu Zeit in die Sonne stürzen.

Eben so natürlich scheint die Bemerkung, daß, wenn unaufhörlich Licht aus der Sonne strömt, es schwer zu begreifen sey, wo diese mit jedem Tage sich mehrende Lichtmasse bleibe. Außerdem muß man noch bemerken, daß wahrscheinlich ein großer Theil der ausströmenden Lichtmasse als Licht wirklich verloren geht, oder gleich der gebundenen Wärme, die Natur des ungebundenen sichtbaren Lichts verliert, um zu andern physischen Zwecken benuzt zu werden. Jeder Körper, auf den das Licht stößt, verschluckt, wie man sehen wird, eine Menge desselben, macht es sich zu eigen, und verwendet es zur Erwärmung und zu andern Zwecken.

Der Einwurf, daß die Weltkörper durch den Widerstand der unzähligen Lichtstrahlen, die den Weltraum mit solcher Schnelligkeit durchkreuzen, in ihrem Lauf aufgehalten werden müßten, trifft die andere Hypothese weit stärker, da der Aether eine zusammenhängende, alles erfüllende Materie seyn muß, die Materie des Lichts aber Zwischenräume hat, die vielleicht größer sind als die meisten Weltkörper. — Doch wir haben uns vielleicht schon zu lange durch Hypothesen von der Erzählung der Wirkungen des Lichts abhalten lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Eremit an der Heilquelle.

(Fortsetzung.)

2. Ankunft im Bade.

Der ehrliche Doktor meynte es gut, und ich konnte mir im Stillen nicht verhehlen, daß er wohl auch Recht haben möchte. Freylich fiel es mir schwer, die Klause zu verlassen, die schon seit einer Reihe von Jahren mein Asyl geworden war; allein ich fürchtete mich selbst vor der schwarzgalligen Natter, die meine Lebenskraft zu ersticken drohte, und traf daher, wiewohl seufzend, meine Anstalten zu der vorgeschriebenen Reise. Das Allernothwendigste packte ich in das Bündelchen zusammen, das ich bald unterm Arm zu tragen, bald an die Spitze meines Dornstocks zu hängen mir vornahm, überließ meinem freundlichen Diener, oder, besser gesagt, meinem dienstwilligen Freunde Christian die Sorge, einen Koffer mit Kleidungsstücken, Wäsche und Büchern zu füllen, mit derselben zu Wagen nachzukommen, und pilgerte an einem schönen Sommermorgen bergab in die am Fuße des Schwarzwaldes liegenden Thäler. Meine Schritte waren im Anbeginn schwer und zaudernd; als ich jedoch waldauswärts kam, und die herrlichen Fluren des Breisgaus vor meinem, eines solchen Anblicks lang entwöhnten Auge sich entfalteten, da schwoll mir die alte Brust in jugendlicher neuer Kraft, und munter förderte ich meine Schritte. Allenthalben lag üppiger Segen auf den Feldern, Frohsinn und kräftiger Muth in den Zügen des jungen Geschlechts, Hoffnung und Zuversicht auf der, unter dem Drucke vergangener Zeit gefurchten Stirne der älteren Landbewohner. Durch stattliche Dörfer und reinliche Städtchen führte mich mein Weg dem Ziele entgegen, und ich war nur noch eine halbe Tagereise von dem anmuthigen Badeort entfernt, als meine Beine mir den Vorwurf machten, sie über die Gebühr angestrengt zu haben. Bereitwillig, mein Unrecht gegen sie wieder gut zu machen, machte ich von dem Antrag eines heimkehrenden Kutschers der Hauptstadt Gebrauch, der mir seinen leeren Wagen anbot. Er gab mir gute Worte, ich versprach ihm gutes Geld, und wir waren einig. Geschwinder als meiner allmählig erwachenden Beobachtungslust lieb war, ging die Reise vor sich, und in der Dämmerung des Abends fuhren wir durch eine Pappelallee, zwischen neuen und freundlichen Häusern dahinrollend, zahlreiche Equipagen und scherzende Spaziergänger vorbey durch das Thor der Badestadt. Wie hatte sich Alles verändert! Das war nicht mehr der schmucklose bescheidene Ort, in dem ich vor langen Jahren ein Paar Sommer zugebracht hatte. Die Straßen waren breiter geworden, stattliche Gebäude neu erstanden; ein lustiges Gewimmel trieb sich in den Straßen herum, schaute von Altanen herunter, fröhliches Gejauchz schallte aus den Gasthäusern, und Musik klang allenthalben in den Jubel. Der Wagen hielt vor dem Hotel, das mir der Doktor empfohlen hatte. Der an der Pforte lauernde Aufpasser zog die Glocke, ein halbes Dutzend leichtfüßiger Kellner stürzte Hals über Kopf auf die Schwelle. Zwölf Hände langten in den Wagen, hoben mich heraus. Die Seele des Gerechten kann nicht mit größerer Inbrunst und lobenswertherm Eifer von den dazu befehligten Engeln in das Paradies versezt werden, als ich in das gastliche Haus gebracht wurde, unter dessen Thüre der dickliche Wirth, Behaglichkeit und Lächeln auf dem Antlitz, ein herzliches Willkommen auf der Zunge, mich mit Verbeugungen empfing. Der Auftritt war dazu geeignet, mir einen günstigen Begriff von der Gastfreundschaft der Badestadt beyzubringen, allein . . . leider fand die Herr-

lichkeit bald ein Ende. Zwey Kellnerbursche hatten ihre flinken Beine und spähenden Blicke nach dem Hintertheil der Kutsche gerichtet, und zu ihrem Erstaunen keinen Koffer auf dem schwebenden Brette erblickt. Ein dritter hatte mit dienstfertiger Hand in allen Ecken des Wagens gewühlt, und nur ein geringes Päckchen und einen gewichtigen Dornstock gefunden. Ich hatte den Kutscher bezahlt, er war, seiner Heimath zueilend, von dannen gefahren, und hatte, wie ich mir denke, das Wohlwollen des Wirths, die Höflichkeit der Kellner statt meiner als Passagiere mit sich genommen. Ein Blick auf mein dürftiges Gepäck, auf meinen Dornstock, auf meinen schlichten grauen Rock, auf die mäßig gespickte Börse endlich, aus welcher ich den Kutscher befriedigt hatte, mochte den Gastgeber auf andere Gedanken gebracht haben. Das freundliche Gesicht wurde lang, legte sich in kalte wichtige Falten, das gebückte Haupt hob sich mit einem gewissen Selbstgefühl, und mit einer nachlässigen Wendung gegen den Oberkellner fragte der Hausherr, ob noch ein Zimmer zu vergeben sey. Der Minister, dessen Rechte schon erhoben war, um Befehle zu ertheilen, merkte aus der vornehmen Frage des Patrons, was er zu antworten habe, ließ die Hand schnell sinken, fuhr mit der Linken durch den Coup de vent, der seinem blassen Angesichte einen recht schwärmerischen Ausdruck verlieh, zuckte die Achseln und that den Ausspruch, Alles sey bereits besezt. Hierauf verschwand er, und die früher zuvorkommenden subordinirten Kellner folgten seinem Beyspiel, wie der Heuse gewöhnlich zu thun pflegt, mit der gehörigen Insolenz in Mienen und halblaut geflüsterten Bemerkungen über die mittellosen alten Leute, die so frech zu seyn sich unterstünden, in einem Hotel logiren zu wollen, das nur für Gäste comme il faut eingerichtet sey, und in welchem man nicht ohne Equipage, mit einem Päckchen unterm Arm, einem groben Dornstock und einem halbleeren Beutel in der Tasche zu erscheinen habe. — Mißbilligende Verwunderung in meinen Augen lesend, drehte mir der Wirth ebenfalls mit leichtem Achselzucken den Rücken, und wollte mit einem flüchtigen „Bedaure recht sehr!“ von dannen, allein ich konnte es nicht über's Herz bringen, mein Erstaunen ganz zu unterdrücken, und fragte ihn daher trocken und kurz, warum sein gegenwärtiges Benehmen von dem freundlichen Empfange so himmelweit verschieden sey? — Es war ein Irrthum, erwiederte er auf's zierlichste; wir hielten Sie für den Haushofmeister einer polnischen Fürstin, die heute mit ihrem Gefolge erwartet wird, um die einzigen leeren Gemächer meines Hauses, für Sr. Hoheit bestellt, in Beschlag zu nehmen.

Mit diesen Worten, deren leztern Theil er mir wieder über die Achsel zuwarf, bereits die Klinke seiner Wohnstube in der Hand, ging er hinweg, und ließ mich auf dem Vorplatze stehen, woselbst der ganze Auftritt stattgefunden hatte. „Ich hätte mich nicht aus meiner Einsamkeit begeben sollen, dachte ich bey mir selbst. Die Menschen sind heut zu Tage, wie sie vor fünfzig, hundert und tausend Jahren gewesen sind. Aber, gerade weil sie noch die Alten scheinen, muß es auch höfliche Wirthe in der Stadt geben, die mir nicht die Thüre weisen, denn das Gute hält dem Bösen das Gleichgewicht.“ — Dieser Betrachtung zufolge wandte ich um, schüttelte den Staub von meinen Schuhen, und wollte eben zu der Pforte hinaus, ... als mir ein großer Mann in weißen Pantalons, grauem Strohhut, auf der Brust mehrere Orden, ein Junggesellenlied unter dem grauen Schnurrbart hervortrillernd, rüstigen Schritts entgegenkommt. Die Laterne im Vorhause beleuchtet seine Züge, die mir nicht fremd vorkommen; das neumodische Kostum macht mich jedoch irre. Der Ankömmling ist indessen schneller mit seinem Gedächtniß in's Reine gekommen, bleibt betroffen stehen, und ruft: „Ey, mein Gott! bist Du's wirklich?“ Seine Stimme verräth ihn vollends, ich nenne seinen Namen, er den meinigen und zwey alte Waffenbrüder liegen sich in den Armen. Das Geplauder einer eintretenden Damengesellschaft unterbrach die Freude des Wiedersehens. „Wo kömmst Du her?“ fragte mein Freund. — Aus dem Schwarzwalde. — „Du bleibst hier?“ — Wenn ich eine mitleidige Seele finde, die mich aufnimmt. — „Wohnst Du nicht in diesem Hause?“ — Behüte! der Wirth hat keinen Platz für mich. — „Keinen Platz? Warum nicht?“ — Weil ich nicht der Haushofmeister einer polnischen Fürstin bin, die er erwartet. — „Was?“ — Weil ich nicht eigene Equipage habe. — „Wie?“ — Weil ich meine Habschaft in diesem Pakete unter dem Arm trage, bis mein Christian mit dem übrigen nachkömmt, weil ich mein bischen Geld in unscheinbarem Papier bey mir trage, die Börse daher nicht von Golde starrt, weil endlich mein Dornstock und mein graues Kleid nicht in honette Gesellschaft passen. — „Ich werde nicht aus deinem Geplauder klug. Nur so viel begreife ich: Der Wirth ist ein unhöflicher Gesell. Du bleibst aber dennoch bey mir im Hause. Ich habe zwey Zimmer inne. Das Eine steht Dir zu Diensten.“

Ich wollte ablehnen, da ließ sich gerade der Hausherr, unser Gespräch belauschend, an der Thüre seiner Stube wieder sehen. Ober- und Unterkellner waren neugierig ab und zu gegangen. Mein Freund zog den Wirth an's Licht. „Sie haben sich geweigert, sagte er beißend, meinen Kriegsgefährten in Ihr Haus aufzunehmen, obschon noch zwanzig Zimmer leer stehen? So bleibt mein Freund bey mir, verstehen Sie mich? Sorgen Sie, daß Alles für ihn in Stand gesezt werde.“

Der Wirth war ein Bild kriechender Demuth geworden. Herr Graf... stammelte er; ... ein Irrthum, ein Mißverstand... hätte ich ahnen können ... „Schon gut, antwortete der Graf kurz und barsch.“ Nr. 63. eingerichtet! schnell wie der Wind!“

Man könnte auch ein andres Appartement .... äußerte der Wirth. — Sie vergessen, daß Alles besezt ist; lächelte ich. — Ja wohl, hustete der Verlegene, allein... für gute Freunde .... des Herrn Grafen, stehen noch angenehme Zimmer leer und ledig. — Was würden aber die polnische Fürstin und Haushofmeister dazu sagen, wenn sie ihr Quartier geschmälert fänden? fragte ich, nicht ohne Bosheit. — Da sprangen die Kellner mit silbernen Leuchtern voraus, und der Graf zog mich, mit der gewinnsüchtigen Hospitalität des Wirthes — unzufrieden, die Treppe hinauf in sein trauliches Zimmer, wo unter fröhlichen Rückerinnerungen an unsre Jugend und Abenteuer, die wir zusammen bestanden, die Stunden schnell verflogen. Die Erneurung unsrer Freundschaft wurde bey einem Glase köstlichen Weins, dessen Geburtsjahr mit dem Unsrigen zusammentraf, gefeyert, und in heitern Träumen brachte ich meine erste Nacht an der Heilquelle zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München. Anfang August.

Die dießjährige Jakobidult (Messe) macht unsre Stadt ungemein lebhaft. Panoramen, Cosmoramen, Welttheater, Menagerien, Reiter- und Seiltänzer-Akademien, so wie geringere Unternehmungen der Art, im Freyen hausend, trommeln, lärmen und musiziren bis in die Nacht. Wer von 7 bis 9 Uhr Abends auf unserm Boulevard vom Schwabinger bis zum Josephs- und Sendlingerthor lustwandelt und das Drängen der Menge mit ansieht, die sich hier herumtreibt, und die unzähligen Schaubuden bevölkert, die in diesem Jahr eine eigene Vorstadt bilden, der wird gestehen, daß es am Boulevard des Gand oder des Italiens nicht toller zugeht, und wird München den Rang einer großen Stadt nicht streitig machen. Am interessantesten unter allen Schaubarkeiten ist unstreitig die Reiterakademie des Hrn. Blondin, deren Schauplaz täglich gedrängt voll ist, und welche die allerhöchsten Herrschaften schon einigemal mit Ihrem Besuch beglückten. Die Kunst des Herrn August und Emil als Voltigeurs und vor allen die Reiterkünste des Hrn. Baptiste Loisset sind wirklich von außerordentlicher Art. Ich schweige von den Kraftanstrengungen des Leztern, wie er über breite Bänder und durch Fässer springt, von seiner Heldenkraft als polnischer Lanzenreiter, von seiner Darstellung des Achilles als Rosseleuker, in welcher Eigenschaft ihn ein hiesiger Dichter besungen hat, und erwähne nur seine Anmuth und Grazie als Charakter- und Groteskttänzer auf dem Pferde, in der er manchen ruhig auf den Brettern einherschreitenden Balletttänzer bey weitem übertrifft. Bey allem dem verstehen die wenigsten dieser großen Reitkünstler gut zu reiten, was man nämlich reiten nennt, und selbst Hr. Baptiste's Hand und Führung ist nicht die beste. Es geht mit der guten alten Reitkunst, wie mit der ächten wahren Singkunst. Rouladen und Verzierungen, so schwierig und halsbrechend sie der Menge erscheinen, sind leichter als einfacher Portamentgesang. In dieser und in Hinsicht auf Pferdedressur hat uns die Gesellschaft des Herrn de Bach aus Wien, der vier Wochen früher hier seine Darstellungen gab, bey weitem mehr in Erstaunen gesezt. Hr. de Bach mit seinen Pferden die Schule durchmachen zu sehen, gewährt dem Kenner der Reitkunst mehr Vergnügen, als alle Kunsttouren und Wagnisse des Hrn. Loisset, so bewundernswerth diese auch sind. — Der Reitergesellschaft des Herrn Blondin macht die Seiltänzergesellschaft des Hrn. Longuemar den Preis der Trefflichkeit streitig. Auch nach den Chiarini, die uns voriges Jahr besuchten, kann Hr. Longuemar, der ältere Sohn, mit Erstaunen und Bewunderung gesehen werden. Seine Leichtigkeit, Präzision und Sicherheit, seine entrechats à six und ailes de Pigeon, die der geübteste Balletttänzer kaum auf der Schaubühne wiedergibt, die Equilibrestücke, das Springen über Reife, Hüte, Bänder, über Personen vor- und rückwärts, endlich seine Trambolin und Salti mortali, die er zweymal auf einer kurzen Strecke nach einander so macht, daß er sich ohne Vorbereitung oder Anlauf gleichsam auf der Achse wendet, auch den Löwensprung rückwärts wiederholt — die Sicherheit, mit welcher alle diese Kunststücke gemacht werden, so daß der Zuschauer nicht in Furcht oder Verlegenheit geräth, was beym Anblick furchtsamer und ihrer Sache nicht recht sicherer Kunsttänzer immer zu geschehen pflegt, alles dieses erregt Bewunderung und Beyfall. Auch der Tanz der beyden Polichinels, welchen die beyden ältern Brüder auf zwey neben einander gespannten Seilen ausführen, verdient, sowohl der durchaus gleichartigen Bewegungen und Tanzschritte der beyden Künstler, als der schönen und starken Sprünge wegen, worin sie wetteifern, besondere Anrühmung und gewiß wird auch dieses Schauspielhaus Niemand ohne Zufriedenheit verlassen.

Unsere Hoftheater-Intendanz ließ sich angelegen seyn, den Meßfremden vieles Großartige und Treffliche würdig vorzuführen, und in allen Kunstfächern die reichen Kräfte zu entwickeln, die ihr zu Gebot stehen. Poissl's grandiose Prachtoper: die Prinzessinn von Provence, Webers Freyschüz, das Ballet Aschenbrödel, Othello, Yngurd, Regulus und Göz von Berlichingen gingen nacheinander über die Bühne. Da es mir nur obliegt, hier der n e u e n Stücke und ihres Gelingens näher zu erwähnen, so entgeh' ich der Verlegenheit, über Goethe's Trauerspiel umständlich zu sprechen, das sich zu unsern modernen Dramen verhält, wie etwa ein kräftiger Holzschnitt von Dürer zu einem Kupferstich von Desnoyer. Eßlair als Göz, so wie Weßpermann's, Urban's und der Fries treffliche Leistungen retteten die Darstellung und machten uns manches Verfehlte vergessen. Das Stück war übrigens arg zugeschnitten; wer den armen Göz also zugerichtet, weiß ich nicht. Wer es auch sey, er hat bey dieser Operation wenig Einsicht und Geschick bewiesen und den Helden ärger verstümmelt als der Schuß, der diesem bey Landshut die Hand zerschmetterte, wofür er zum Lohn wohl ein Liebestäschchen von des Ritters metallner Hand verdiente.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. August 1825.

Laß mich dem Gram am Hügel hier entweichen,
Der überwachsen wild mit Strauch und Kraut,
Im Geisterlispeln alter deutscher Eichen,
Zum stillen Rheine niederschaut,
Hernieder zu dem abendrothen Thale,
Das aufblickt in der Sonne leztes Glühn,
Das, wie mit Armen, auffangt zu dem Strahle,
Daß Erd' und Himmel in dem Kusse blüh'n.

Henne.

Der Eremit an der Heilquelle.

(Fortsetzung.)

3. Das alte Schloß.

Ich hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als die ehrwürdigen Ruinen des Stammschlosses eines erlauchten Fürstengeschlechts zum Ziel meiner ersten Wanderung zu machen. Hatte mich am verflossenen Tage die so bedeutend veränderte Physiognomie der Stadt in Verwunderung gesezt, so fand ich hingegen heute auf dem alten Schlosse doch die alte Zeit wieder. Das waren noch dieselben Trümmer, in denen ich vor Jahren manche schöne Stunde zugebracht. Unten im Thale hatte das Heute seine wandelbare Bude aufgeschlagen; hier oben waltete noch das Gestern und Vorgestern in ungestörter Ruhe. Die neueste Zeit hatte zum Mindesten nur wohlthätig auf das Denkmal rauher altväterlicher Größe eingewirkt; fromme Hände hatten die morsche Wiege der Ahnen stützen und ausbessern lassen, zu den höchsten Stellen des Gemäuers waren Treppen angelegt worden, und auf dem erhabensten Standpunkte des Berges war eine Hütte erbaut zum Schirm und Ruhepunkt für den müden Wanderer. Windharfen, in verschiedenen Oeffnungen der Ruine angebracht, durchtönten die einsame Stätte mit geheimnißvollen Klängen. Die Töne, bald schmeichelnd und leise, bald voll und scharf durch die Luft gleitend, erweckten unwiderstehlich jene unerklärbare Sehnsucht, die den fühlenden Menschen zu ergreifen pflegt, wenn er auf klassischem Boden oder auf den Gräbern alter Heldenzeit wandelt. Mit jugendlichen Erinnerungen kränzte sich mein weißes Haupt, und beschauend und genießend ließ ich mich in einer der Fensterwölbungen nieder, welche die entzückende Aussicht über Thal und Fläche bis an den Rheinstrom und die Vogesen gewähren, und nahm nicht die geringste Aergerniß an dem Umherspioniren eines garstigen Bauerweibes, das mit obrigkeitlicher Genehmigung am Eingang der Ruine eine Bierschenke errichtet hat. Diese Einrichtung neuester Zeit, obgleich eine Wohlthat für Immerdurstige, war keine von denen, die mir gefiel. Der materielle Gedanke an das hier verkäufliche Getränk, der Anblick der unsaubern Familie, die in einer schlechten Baracke das unappetitlichste Buffet aufgeschlagen hat, paßt nicht zu den Empfindungen, welche die alte Vorzeit sowohl als die ewig junge und reiche Natur auf diesem entzückenden Flecke in einer fühlenden Brust erzeugen. Ich sandte den bewaffneten Blick in die Ferne, und ließ ihn abwechselnd wieder ausruhen in dem Grün des dunkeln Waldschattens um mich her, mir Glück wünschend, ganz allein und ungestört hier verweilen zu können: aber bald verkündete mir fernes, den Bergweg herauf schallendes Gelächter und Rufen den Anmarsch feindlicher Störefriede. Ich hatte Lust, dem Beyspiel des Eichhörnchens zu folgen, das, dicht vor meinem Fenster an einer schlanken Tanne empor kletternd, die Flucht vor den ungebetenen Gästen nahm, und wollte meinen Sitz und die Ruine verlassen. Aber zu rechter Zeit hielt mich die Scham zurück. War ich nicht dem Kurorte zugereist, um Menschen zu sehen, Gesellschaft zu

suchen? Muthig überwand ich die inwohnende Einsiedlerscheu, und hatte auch keine Ursache es zu bereuen, denn recht kräftig ward mein Zwerchfell erschüttert von dem Anblick, den mir die heraufklimmenden Schaulustigen darboten. Ihre Gesellschaft bestand aus sechs bis sieben eine Cavalkade bildenden Herren, die nicht unpassend an die beliebte Reisemethode des wackern Sancho Pansa — lustigen Angedenkens — erinnerte. Denn gleich Don Quixote's Schildknappen saßen die verehrten Gäste zu Esel, und wer die Wohlbeleibtheit der meisten von ihnen, ihre beynahe am Boden anstreifenden Füße, dann die Schweiß- und Staubverzierungen auf den hochrothen wohlgenährten Gesichtern, und ihre an den Hals der gemüthlich bergauschreitenden Esel festgekrallten Hände bemerkte, konnte sich nicht leicht des Lachens erwehren. Mein alter Freund hatte mir schon gestern von der Eselanstalt gesagt, die ein spekulirender Einwohner des Städtchens zu Nutz und Frommen der schwächlichen oder trägen Badegäste erst kürzlich errichtet hat, und von der leidenschaftlichen Theilnahme, mit welcher das Publikum die Wohlthat empfangen; allein ich hatte mir von der grassirenden Asinomanie noch keinen solchen Begriff gemacht als heute, da ich ein halbes Dutzend ehrenfester Männer auf dem dürren Rücken der duldsamen Lastthiere heranschleichen sah. Unstreitig mußte diese Reiterey einem Schwarm muthwilliger junger Frauenzimmer, welcher den Herren auf dem Fuße folgte, und mit schäckerndem Jubel die Stille des Waldes störte, lustig vorkommen und den Witz der Jugend zu neckender Rede spornen, denn die zerlumpten Treiber selbst, die barfuß und barhaupt mit gewaltigen Prügeln hinter ihren vierfüßigen Zöglingen herschritten, und sie in gemessenen Zwischenräumen zu größerm Eifer mit Rath und That ermahnten, verzerrten die rohen Züge zu einem wohlgefälligen Grinsen, wenn ein allgemein belachtes Scherzwort unter der fröhlichen Fußgängergesellschaft laut wurde. Es war mir nicht unlieb, die Elemente der kontrastirenden Partheyen in näheren Augenschein zu nehmen. Sie versammelten sich auch bald in dem Innern der Ruinen. Die ernsthaften Eselreiter verpusteten auf den Säulenstücken und Bänken, die den Wanderer zur Ruhe einladen; die unermüdete Jugend hingegen, mit den Rastenden gar nicht bekannt, wie es sich auswies, stürmte die Treppe hinan zu den Fenstern, und auch mein friedliches Winkelchen war bald von blühenden und neugierigen Gesichtern belebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Licht.

(Fortsetzung.)

Sinn des Gesichts.

Wenn das Licht in ein gesundes wohl organisirtes Auge dringt, so erregt es in der Seele diejenige Empfindung, die wir Sehen nennen. Wie die Lichtstrahlen durch die äußere durchsichtige Hornhaut (den weißen Theil des Augapfels), durch die dahinter liegende durchsichtige wäßrige Feuchtigkeit (die das Licht eben so wie Wasser bricht), und die kreisrunde Oeffnung oder Pupille der in dieser Feuchtigkeit ausgespannten undurchsichtigen und farbigen Trauben- oder Regenbogenhaut (des Sterns, der dem Auge die schöne blaue oder braune Farbe gibt), ferner durch die Krystalllinse (eine linsenförmig erhabene, gallertartige, vollkommen durchsichtige Materie, die das Licht stärker als das Glas bricht), dann durch die den hintern Raum des Augapfels ausfüllende glasartige Feuchtigkeit (die nichts anders als jene wäßrige, aber mit unzähligen zarten Gefäßen durchwebt, einem Gallert ähnlich ist) dringen; wie sie endlich durch diese verschiedenen Brechungen, auf der am hintern Boden des Auges gleich einer Leinwand ausgespannten Netzhaut, ein deutliches Bild des Gegenstandes, von dem das Licht ausfloß, abmalen, welches sich vermittelst des Sehenerven (der nahe unter der Mitte des Augapfels, als eine Fortsetzung oder Zusammenziehung der Netzhaut, sich hinter dem Auge bis in das Gehirn erstreckt, und mit andern Nerven in Verbindung steht) dem Gehirne mittheilt, und hier in der Seele eine Vorstellung von dem gesehenen Gegenstande hervorbringt — alles dieses gehört nicht sowohl in die Physik als in die Physiologie. Nur zwey Bemerkungen hängen so genau mit der Natur des Lichts zusammen, daß wir sie hier nicht übergehen können.

Das deutliche Sehen hängt von zwey Umständen ab, erstlich daß durch die Pupille genug Licht in das Auge trete, um ein helles Bild zu geben, aber auch nicht zu viel, um das Licht nicht zu blenden, und zweytens, daß die Lichtstrahlen durch die Krystalllinse und die übrigen Feuchtigkeiten so gebrochen werden, daß das deutliche Bild des Gegenstandes auf die Netzhaut selbst falle. Von beyden Umständen geben uns die astronomischen Fernröhren, die gewissermaßen eine unvollkommene Nachahmung des thierischen Auges sind, eine deutliche Vorstellung. Je näher der Gegenstand ist, desto weiter muß das Augenglas herausgezogen oder von dem Objektivglase entfernt werden, um ein deutliches Bild zu geben. Wenn man die Venus, oder einen andern sehr glänzenden Gegenstand beobachtet, so schwächt man das einfallende Licht durch Verengerung der Oeffnung; oder wo dieß, wie bey der Sonne, nicht zureicht, da gebraucht man dunkel gefärbte Gläser. Etwas Aehnliches muß also im Auge vorgehen. Der zweyte Umstand hängt, bey jeder Entfernung des Gegenstandes, von der mehr oder weniger erhabenen Gestalt der Krystalllinse und von ihrem Abstande von der Netzhaut ab: Eins oder das Andere, oder vielleicht Beydes, muß sich daher nach den verschiedenen Entfernungen der Gegenstände ab-

dern, damit wir sie in jeder Entfernung deutlich sehen können. Durch welche Einrichtung des Auges die Natur diesen Zweck erreicht hat, und in jedem Falle die gehörige Krümmung der Krystallinse und Entfernung der Netzhaut hervorbringt, ohne daß wir nöthig haben, Beydes zu berechnen, das Fernrohr unaufhörlich zu stellen, oder andere Augengläser einzusetzen, — das ist uns, ungeachtet der sorgfältigsten Untersuchungen der Anatomen, noch immer ein Geheimniß. Es muß darin bestehen, daß entweder die Krystallinse, durch die sie einschließenden Feuchtigkeiten und Häute, bald flach gedrückt, bald mehr gekrümmt wird, oder auch darin, daß sie der Netzhaut, zufolge der jedesmaligen Entfernung des Gegenstandes, mehr oder weniger genähert wird.

Wegen des erstern Umstandes ist es nothwendig, daß von stark leuchtenden Gegenständen weniger, von schwach erleuchteten mehr Licht in das Auge trete: und dieß erreicht die Natur durch eine eben so geheimnißvolle Einrichtung, durch welche die Pupille sich bey stärkerem Lichte von selbst zusammenzieht, um weniger Strahlen durchzulassen, im Dunkeln aber erweitert, um mehreren Strahlen den Durchgang zu verstatten. Von dieser Wirkung, die wahrscheinlich aus dem zu großen Reiz des Lichtes auf der Netzhaut entsteht, kann man sich leicht überzeugen, wenn man sein Auge vor einem Spiegel betrachtet; auch fühlen wir diesen Reiz sehr schmerzlich, wenn zu viel Licht in das Auge dringt, so daß die Pupille sich nicht weiter verengen kann. Aber schwerlich wird man sich einen Begriff machen können, durch welchen Mechanismus die kreisrunde Oeffnung einer ausgespannten Haut, nicht nach unserm Willen, aber nach unsern Bedürfnissen, bald verengt, bald erweitert wird, ohne die Gestalt eines vollkommenen Kreises zu verlieren.

Da der Sinn des Gesichts überhaupt darin besteht, daß die Lichtstrahlen vorzüglich in der Krystallinse gebrochen, und das dadurch auf der Netzhaut abgemalte Bild vermittelst des Sehenerven dem Gehirne dargestellt wird, so entstehen die vorzüglichsten Arten der Blindheit aus der Störung einer dieser beyden Wirkungen. Wenn die Krystallinse ihre Durchsichtigkeit verliert, so kann gar kein Bild auf der Netzhaut entstehen; und diese eigentliche Blindheit, die man den grauen Staar (cataracte) nennt, läßt sich dadurch heben, daß der Staar gestochen, das heißt, daß die Krystallinse entweder herausgezogen, oder an die Seite geschoben wird, weil auch durch die Brechung des Lichts in der wäßrigen und der gläsernen Feuchtigkeit ein wiewohl nicht so scharfes Bild entsteht, dem durch konvexe Gläser, welche die Stelle der Krystallinse vertreten, nachgeholfen wird. Man begreift leicht, daß es sicherer ist, die Krystallinse ganz herauszunehmen, als bloß fortzuschieben, weil sie im letzteren Falle mit der Zeit wieder vortreten kann, da dann die Operation nochmals vorgenommen werden muß. — Wenn gleich alle Theile des Auges vollkommen gesund sind, aber der Sehenerve gelähmt oder unempfindlich geworden ist, so entsteht zwar auf der Netzhaut ein deutliches Bild der Gegenstände, aber die Seele erfährt nichts davon, und befindet sich in dem Falle eines Blinden, der ein vortreffliches Fernrohr vor dem Auge hält. Diese aus der abgebrochenen Kommunikation zwischen dem Auge und dem Gehirn entstehende Blindheit heißt der schwarze Staar (goutte sereine), die man dem Blinden nicht ansehen kann, weil sie ihren Sitz hinter dem Auge hat: sie ist eine wahre Lähmung, die sich nur durch innere Mittel, durch Elektrisiren u. s. w., wiewohl selten, heilen läßt. Vorsicht und Sorgfalt für das gesunde Auge, besonders aber sobald sich ein Fehler oder eine Schwäche zeigt, sind sicherere und weniger kostbare Mittel, als die Apotheke und das Messer der Chirurgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

An die Absichtslose.

Du sagst, du habest nichts gethan,
Mein Herz dir zu gewinnen; —
Und eben, daß du nichts gethan,
Bemeistert mir die Sinnen!
O, daß du würdest fort und fort
Mit Blick und Wink und Schmeichelwort,
Die Seele mir zu fangen!
Vielleicht, vielleicht doch riß' ich dann
Mich los von dir, ein freyer Mann,
Der Liebesmacht entgangen!

Joh. Rud. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

München. Anfang August.

(Fortsetzung.)

Von Neuigkeiten sahen wir seit meinem lezten Berichte: Die Oper Leocadia, von Auber. Man hat hier die Handlung dieser Oper sehr anstößig gefunden. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß sie etwas schlüpfriger Natur ist, und daß eine junge Person in Verlegenheit gerathen müßte, sie zu erzählen; auch ist es zu wundern, daß die (im Schauspielhaus) so zart- und feinsinnigen Pariser an diesem Sujet kein Aergerniß fanden. Unser Publikum ist in neuerer Zeit gar delikat und zimperlich geworden; so manches, was früher unbeachtet oder unverstanden blieb, fällt ihm jezt als unzart und störend auf. Wäre dieß natürliches Gefühl für Sitte und Anstand, so müßte man unserm Zeitalter Glück wünschen, aber es ist in der Regel nur Affektation. Unsre Voreltern, die einen derben Spaß belachten, waren viel reinern Herzens als ihre Enkel, die über jede Zweydeutigkeit erröthen. Die Musik dieser Oper, in welcher sich der Componist des „Schnees“ nicht verkennen läßt,

ist eben so lieblich als charaktervoll. Zu den vorzüglichen Musikstücken rechnen wir die einfache und rührende Romanze der Leocadia, so wie ihr Duett mit Carlos. Sanchettens und Fernandos Cavatinen sind gleichfalls recht anziehende und originale Tonstücke. In den Ensemblestücken und Chören herrscht ein lebendiger Schwung und ihre Instrumentirung ist eben so eigenthümlich als wirksam. Opern dieser Art, in denen es keine Bravourarien gibt, sind übrigens auf gutes Spiel berechnet, und fordern weniger Sänger als vielmehr Schauspieler, darum machen sie außer Frankreich wenig Glück. Die linkische Unbeholfenheit manches deutschen Darstellers erinnert an Boileau's Verse:

> et faisant l'étourdi sans pouvoir jamais l'être
> C'est un nigaud badin qui fait le petit maître.

Die Darstellung war hier nur in Hinsicht auf den Gesang vorzüglich zu nennen. Mad. Vespermann als Leocadia lösste ihre schwierige Aufgabe mit vielem Glücke, einmal durch den bestehenden Reiz ihrer herrlichen Stimme, und dann durch ihren einfachen und geschmackvollen Vortrag. Ein gleiches müssen wir von dem wackern Hrn. Mittermayr rühmen, der die Rolle des Philipp mit ungewöhnlichem Feuer und Gefühl durchführte, und schließlich noch des Hrn. Baier, eines talentvollen Anfängers (als Fernando), lobend erwähnen. Es ist nicht zu zweifeln, daß sich diese Oper auf dem Repertoire erhalten wird.

Eine weitere Neuigkeit war uns das Lustspiel: die Steckenpferde in fünf Aufzügen, von P. A. Wolf. Durch einige Posaunenstöße aus verschiedenen Weltgegenden verführt, erlaubten wir uns natürlich einige Erwartungen, fanden aber unsere angestammte baierische Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit für Alles, was von Außen kommt, bitter getäuscht. Steckenpferde sind allerdings ein komischer Stoff, obgleich kein neuer, allein deren Innhaber dürfen, wenn auch allerdings thöricht, närrisch, ja sogar recht lächerlich, jedoch durchaus nicht geistlos, einfältig und abgeschmackt seyn. Wie konnte es z. B. dem Verfasser einfallen, seine Dichterinn ein Riesentrauerspiel schreiben zu lassen? Uns will bedünken, daß diejenigen sich gar gut auf die Form verstehen, welche vom Wesen der Poesie wenig wissen, obgleich sie ihr Steckenpferd für den Pegasus halten. — Möchten doch gehaltreichere neuere Lustspiele unsere verständige und geschmacksbewährte Intendanz vor dem nothwendigen Uebel bewahren, nach solchen Neuigkeiten greifen zu müssen. Ich nenne zu diesem Behufe unter andern: Kleist's „zerbrochnen Krug," Raupach's „Laß die Todten ruhen" und „seine Kritik und Antikritik" 2c.

Wir haben in der neuesten Zeit mehrere fremde Künstler hier gesehen, deren Leistungen ich in Kürze erwähnen will. Im Opernhause gaben zwey Waldhornisten, die Brüder Levi, ein Conzert, und ernteten viel Beyfall, ihr Horn ist nach neuer Art mit Klappen konstruirt, was die Schwierigkeit des Spiels natürlich bedeutend vermindert; in diesem Conzert lernten wir eine wackere Künstlerin aus Ihrem Stuttgart kennen, Frau v. Pistrich, die mit angenehmer Stimme und gefälligem Vortrag die Schlußscene der Cenerentola zu allgemeinem Beyfall sang; wir bedauern, sie nur einmal gehört zu haben. — Ein weiterer Gast war Mad. Briol, angeblich erste Tänzerin der großen Oper in Paris. Die Ausbildung ihrer Zehenparthie (pointe d'acier) ist nicht unbedeutend, ein mimisches Talent konnten wir an ihr nicht entdecken, und wir halten sie höchstens für das emploi einer Coriphée geeignet. Ihr Gatte, Herr Briol, ist ein tüchtiger Grotesktänzer, und würde als italienischer Pierrot, oder besser noch als englischer Clown seine Stelle gut ausfüllen. — Im großen Hoftheater gab Hr. Jerrmann aus Leipzig, früher bey der hiesigen Bühne angestellt, mehrere Gastrollen, und wurde mit Beyfall gesehen. In seinem Spiele ist eine Fresco-Manier sichtbar, die auf grelle Effekte abzielt; es ist demnach seinen Darstellungen mehr Ruhe und Besonnenheit zu wünschen. Hr. Jerrmann hat einen Ruf als Regisseur nach Augsburg erhalten, zu welcher Stelle ihn seine Bildung und Kenntnisse, so wie sein Eifer und seine Thätigkeit ganz vorzüglich eignen. Ein weiterer Gast war endlich Hr. Demmer von dem nunmehr aufgelösten Theater an der Wien, der in einigen wenig bedeutenden Rollen und auch als Hauptmann Klinker auftrat, und uns, wenn auch nicht als ein vorzüglicher, doch als ein braver, brauchbarer Schauspieler erschien. Die hiesige beliebte und vielgelesene Zeitschrift Flora hat bey dieser Gelegenheit ein Wort über Gastspiele überhaupt gesprochen, das uns sehr treffend dünkt und mit dem wir im Allgemeinen ganz einverstanden sind. Mit Beschränkung und Wahl, die nur anerkannte, ausgezeichnete Talente, Künstler vom ersten Range und großem Rufe, in die Schranken treten läßt, ist das Zweckmäßige dieser Gastspiels-Sitte einleuchtend und nachzuweisen. Denn durch einen solchen artistischen Verkehr lernt das deutsche Publikum allmählig sämmtliche Kunstcoryphäen in Person kennen, die es durch Zeitschriften nur dem hochbelobten Namen nach kannte. Es vergleicht, prüft mit Strenge, schärft sein Urtheil, erweitert seinen Gesichtskreis und wird kein Gewohnheitsklub, das die Mängel und Gebrechen seiner Lieblinge nicht nur unbemerkt vorübergehen läßt, sondern sie im Verlauf der Zeit für Tugenden und Schönheiten erklärt. Den Künstlern erwächst dadurch eine wohlthätige Reaktion, welche sie vor Einseitigkeit, üblen Manieren und Angewöhnungen schützt, ihre Ansichten und Erfahrungen bereichert; daraus entspringt mithin wesentlicher Gewinn für die Kunst, ein erhöhtes Interesse für das Publikum und wohl auch für die Theaterkasse. Was entspringt aber für alle diese Theile, wenn die Rubrik: „Gastspiele" so ausgedehnt wird, daß sie zum Freypaß für die traurige Mittelmäßigkeit, zum Deckmantel für spekulirende Kunsthandwerker, zur Speisekammer für Nothdürftige und Berufslose dienen muß? Ein Lastspiel, das die betreffende Anstalt und das Publikum peinigt. Jene ist in ihrem Repertoire und in ihrem finanziellen Betriebe gehindert, dieses muß sich mit alten, verlegenen, gehaltlosen Stücken begnügen (denn darinn kann sich das Mittelmäßige doch nur produziren), und ist noch obendrein genöthigt, die Gastrolle schlecht spielen zu sehen, die es von den einheimischen Künstlern viel besser und vortrefflicher sehen könnte. — Doch was hilft das Predigen gegen ein Uebel, welches eben so unheilbar zu seyn scheint, als das jämmerliche, ungebührliche Wesen, welches so oft mit der „Stimme des Publikums" getrieben wird! In den ungewaschnen, schmutzigen Händen einiger Dutzend Claqueurs, die in den Winkeln des Parterres wohl versteckt und aufgestellt sind, ist das Schicksal eines solchen namenlosen, lästigen Gastes wohl geborgen, und das eigentliche verständige Publikum, das vor Staunen verstummt, wenn dieses Gelichter frisch darauf los klatscht und hervorruft, sieht mit Wehmuth seinen Kunstgeschmack in einen üblen Geruch bringen, und sich vor dem Auslande kompromittirt. Wahrlich es dürfte keine unzweckmäßige Maßregel seyn, eine Kunstpolizey zu errichten, die jeden solchen vorlauten, unzeitigen und unverständigen Burschen zur Raison brächte, oder man sollte, wie in Dresden, einen ästhetischen Wortklatscher von Amtswegen aufstellen. —

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 199.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. August 1825.

Der Mensch hat dritthalb Minuten: Eine zu lächeln, Eine zu seufzen, und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er.

Jean Paul.

Lyrische Stücke,

aus ungedruckten Dramen.

Von August Grafen von Platen.

Aus dem Schatz des Rhampsinit.

I.

Gemach verlischt der Sterne Glanzgewühle,
Und Abschied nehmend scheint es sich zu regen:
Die Sterne sind vielleicht nur goldne Pfühle,
Worauf ihr Haupt die Liebesgötter legen;
Doch ach! Es weht schon eine heil'ge Kühle
Vom Sonnenaufgang her uns frisch entgegen:
Der Tag erscheint so spät und doch so frühe,
Denn jede Zeit ist eine Zeit der Mühe!

Sobald ein Trieb vermag das Herz zu binden,
So ist der Reiz der Gegenwart verschwunden,
Man läßt das schöne Nächste sich entwinden,
Und wünscht ersehnend alle künft'ge Stunden,
Im Lenz den Herbst, im Herbst den Lenz zu finden;
Doch ach, das Glück allein wird nie gefunden,
Es welke nun der Garten, oder blühe,
Denn jede Zeit ist eine Zeit der Mühe!

Zuletzt, anstatt zuletzt das Glück zu kosten,
Erliegt dem Tod das Herz, dem bleichen, falben:
Dann wird bereitet, was gereift der Osten,
Die Specerei'n, die Balsame, die Salben;
Doch lehnt der Sarg auch an des Hauses Pfosten,
Noch strebt das halbe Herz zu seinem halben,
Als ob es noch von alten Schmerzen glühe,
Denn jede Zeit ist eine Zeit der Mühe!

Der Eremit an der Heilquelle.

(Fortsetzung.)

Zwey junge Herren, die schon auf der Ruine gewesen seyn mußten, führten ihre angenehmen Schutzbefohlenen dienstfertig umher, priesen ihnen die herrlichen Aussichten, machten sie auf den weiten Umfang der Trümmer aufmerksam, und wurden gar nicht müde, alle Aeußerungen des Entzückens, der Ueberraschung und Bewunderung, die den Rosenlippen ihrer Gefährtinnen in nicht geringem Maaße entschlüpften, in gefällige Ohren aufzunehmen. — Mein Gott! wie schön! rief die Eine schwärmerisch. Wer doch ein Vogel wäre, um in's Weite zu fliegen! fiel ein allerliebstes Stumpfnäschen ein, und klatschte in die Hände. Das feyerliche Grün jener Wälder, ... begann eine Blauäugige; der Schmelz dieser Thäler und Fluren ... fuhr eine Brünette fort; der herrliche Rhein, der dort seine Fluten wälzt! sprach ein junger blonder Herr; ... die Stadt zu unsern Füßen mit all' ihren Lockungen und Freuden! setzte sein Begleiter, ein feuriger Schwarzkopf hinzu; ... o wie so herrlich! o wie doch Alles so schön! fiel der Chorus der Lebensfrohen ein, und auch meine Seele berührte der elektrische Funke, der meine jugendliche Umgebung begeistert hatte. Mein mürrisches Gesicht muß in diesem Augenblick eine freundliche Flagge mit den Bannerfarben der altgriechischen Kaiser aufgezogen haben, denn die Schloßbeschauer gönnten dem nur erst bemerkten Graukopf jetzt einen verbindlichen Gruß, und die Führer er-

suchten mich bescheiden, ihnen in der Erklärung des vor uns liegenden Panorama's behülflich zu seyn. Ein aufforderndar Blick der blühenden Mädchen um mich her war hinreichend, mich zur Gewährung ihres Gesuches zu bestimmen. Ich kramte demzufolge meine Kenntnisse aus, meist frohe Reminiscenzen aus früheren Zeiten, theils auch nagelneue Angaben aus dem Munde meines Freundes. Ich begann mit einer kurzen Schilderung der ehemaligen Bewohner dieser Burg, des Verfalls derselben, und ging natürlicherweise auf das neuere Schloß über, wohin ich die Blicke der Zuhörer richtete, auf die Riesenbäume seines Gartens, und den angenehmen Standpunkt auf der Höhe des Dagobertthürmleins. „Ah, flüsterte die Brünette lächelnd der Blauäugigen in das Ohr: dort war es, wo wir Eduards Briefchen..." Erröthend hielt ihr die Freundin mit der zierlichen Hand den geschwätzigen Mund zu; allein der neugierige Eduard... die Flammen des Entzückens schrieben diesen Namen auf die Stirne des Blondkopfs... war nicht ferne, hatte die halblauten Worte wohl verstanden, und küßte — in seliger Erinnerung verloren — die Hand seiner Huldin. — Die Beyden gehörten von nun an nicht mehr so eigentlich zur Gesellschaft. Ich bemerkte es, und zog eine andere Vorstellung vor das Guckglas. „Dort sehen Sie das rothe Dach des Jägerhauses! sprach ich; freundliche Gesichter, treuherzige Hühnerhunde, der lustige Knall der Büchsen beym fröhlichen Scheibenschießen in ländlicher Einsamkeit erwarten daselbst den Freund der Natur und des Waldes." — „Ach, lieber Herr, erwiederte der Schwarzkopf mit glühenden Augen, was kann schöner seyn als das Jägerleben? Ich bin auch ein Grünrock, müssen Sie wissen, habe in Aschaffenburg meinen Kursus vollendet, bin Schütz mit Leib und Seele, und erwarte mit nächstem eine Versorgung. Ach, lieber alter Herr, fuhr er begeistert fort: das Jägerhaus mit seinen freundlichen Bewohnern und treuherzigen Hunden besuche ich gewiß; Sie glauben nicht, welchen Eindruck das Stillleben eines Forstmannes auf mich macht. Ich sehe darinnen meine eigene Zukunft. Wenn ich einst aus meinem Reviere heimkehren werde zu meinem stillen Heerde, den grünen Bruch auf dem Hute, die Büchse über der Schulter, die Waidtasche gefüllt mit dem Segen der Jagd,.... und in der Abendsonne erglänzt von ferne das Hirschgeweih auf dem Giebel meines Hauses, und wie ich näher komme, bellen mir die Rüden freundlich entgegen, und auf der Schwelle empfängt mich..." Dem armen jungen Manne mußte eine Mücke in den Hals geflogen seyn, denn er wurde plötzlich von einem hartnäckigen Husten befallen, der ihn am Weitersprechen hinderte. Es fiel mir indessen nicht schwer, in meinem Sinne seine Rede zu ergänzen, und ein vielsagender Blick seines schwarzen Auges auf die schwatzhafte Brünette ließ mich leicht errathen, wen der Jägersmann auf der Schwelle der Försterey, seiner harrend, zu finden wünsche. — Auch diese Beyden wurden meiner Vorlesung über die Umgegend ungetreu, und als hätte ich die Interessantesten meiner Zuhörer verloren, nahm mein Vortrag die Gleichgültigkeit eines Professors an, dessen Loos darin besteht, leeren Bänken zu predigen. Die Schwärmerin machte ich auf das schöne, unfern der Stadt gelegene Frauenstift, eine Nervenkranke auf die dicht daneben entdeckten Stahlbäder aufmerksam. Einer Wohlbeleibten pries ich die herrliche Kühle unter den Kastanienbäumen der großen Promenade, dem allerliebsten Stumpfnäschen die Freuden des neuen Conversationshauses und seiner Bälle, sprach vom Spiele, von welchem Niemand hören, von dem Theater, in welches Niemand gehen wollte, zeigte einer Fremden ihre heimathlichen Vogesen, einem unbefangenen Landmädchen den Kirchthurm ihres bescheidenen Dorfs, und nachdem ich einer rüstigen Spaziergängerin den Weg nach dem Jesuitenschlößchen sammt dem von dannen nach dem Jagdhause führenden Waldpfad empfohlen hatte, wollte ich mich gerade zu meinem Jäger wenden, um das Abenteuer des heiligen Hubertus, welches — entsinne ich mich recht — in besagtem Jagdschlosse zu schauen ist, zu rekapituliren, als ein lustiger Zuruf von ferner Höhe Aller Blicke nach oben richtete, wo auf steilerhabner Zinne stehend und seine Freundin im Arme haltend, Blondkopf der frohen Jugend winkte, zu ihm hinaufzuklettern, und in noch schöneren Fernsichten zu schwelgen. Die Gerufenen ließen sich's nicht zweymal sagen, beurlaubten sich auf's Freundlichste von mir und eilten lachend und scherzend davon. Einsam auf meinem Sitze zurückbleibend, bemerkte ich jezt wieder, daß die Reitergesellschaft noch gegenwärtig sey. Die Herren, um einen erklecklichen Vorrath von Lebensmitteln beschäftigt, hatten noch keine Zeit gefunden, der Natur einen Blick zu schenken. Die Burgunderflasche kreiste wacker, und die Ueberreste einiger kalten Pasteten beurkundeten den Appetit der wohlgenährten Gäste, die mit Bedauern eine Rehkeule und zahlreiche Salamiwürste wieder einpacken ließen, um sie zu gelegnerer Zeit zu verspeisen. Sie bewegten sich alsdann zu meinem Standpunkte herauf, besezten die Fenster, stemmten beyde Arme in die Seiten, und starrten die Beine auseinander gespreitet, mit weit aufgerissenen Augen über die Tannen- und Eichenwipfel in's Freye. Einer von ihnen, seiner Kleidung und Aussprache nach ein Engländer, nahm Posto neben mir. „Sie sind bekannt mit der Gegend, mein Herr?" fragte er nach einigem Schweigen und lüftete den Hut. — Ich bejahte. „Helfen Sie mir, fuhr er fort, indem er ein ungeheures Taschenbuch hervorzog und sich mit einem Bleystift bewaffnete. — „Worin, mein Herr?" — „Ich reise, um die Schönheiten der Natur zu sehen, zu genießen, und nach meiner Heimkehr zu beschreiben. Da ich mich jedoch nirgends lange aufhalten kann, so bedarf ich eines Mannes, der mir in aller Eile auf den rechten

Weg hilft. Also, mein Herr, lassen Sie uns anfangen. Wie heißt jener Berg?" — „Der Merkursberg." — „Gut;" er notirte sich's, warf einen neuen Blick aus dem Fenster. Und jener?" — „Der Fremersberg." — „Und jener, und jenes Dorf? und jenes Haus? und jener Bach? und jenes Gebäude? und jene Anlagen?" — Ich antwortete so schnell als er fragte. Er zeichnete so schnell auf, als ich antwortete. Als er vollendet hatte, erhob er sich, nahm die Brille ver, ließ einen Blick über die reiche Landschaft fliegen, schrieb dann die Worte: „Göttliche Aussicht," zu seinen Bemerkungen, und klappte das Buch zusammen. „Wie schön ist doch die Natur! rief er aus, sich zu den Seinigen wendend und mich nicht mehr beachtend. ... Wenn nur der verdammte Zugwind nicht wäre! Um ihm zu entgehen, erwarte ich Sie unten, meine Freunde, wo ich einen geschützten Ruhepunkt suchen will." — Hierauf lief er, als ob ihm der Kopf brennte, davon, und ich hätte mir Muße gewünscht, über die Zeit- Geld- und Lebensversplitterung dieses reisenden Tagediebs nützliche Betrachtungen anzustellen — allein es traten einige seiner Begleiter zu mir. — „Sie sind ein Einheimischer? fragte ein Kupfergesicht mit grauen Augen, und, ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: Sie sind zu beneiden, haben noch schöne Waldungen hier. Der Handel mit den Holländerbäumen muß ein schmähliges Geld in Umlauf bringen. Nicht wahr?" — Ich gestand meine Unwissenheit in diesem Fache. Der Grauäugige lachte vornehm. „Das muß ich verstehen, meynte er. Es wird ungeheuer am Holze gewonnen. Was meynen Sie aber, Herr Vetter, fuhr er zu dem Nebenstehenden fort, dessen Gesicht eine lebendige Rechentafel repräsentirte, wenn noch der Ankaufspreis der Bäume wie vor siebzig oder achtzig Jahren stünde: Stück für Stück zu sechs-und-dreyßig Kreuzer, und der Verkaufspreis der heutige wäre, was ließe sich da nicht Alles machen? Herrliche Wälder! schöne Natur!" sezte er noch hinzu, und begab sich mit seinem Vetter zu dem Rest der Burgunderflasche hinunter, ohne der schönen Natur auch nur ein Lebewohl zu gönnen.

Ich spizte nun das Ohr, um auf das Gespräch zweyer ältlichen Männer zu horchen, die am benachbarten Fenster standen, und von welchen der Eine mit einem Bande, der Andere mit einem Johanniterkreuz geziert war. „Ich bin doch Baudirektor, sprach der Erste etwas ungestüm, und muß das verstehen, Herr Baron, Ansicht und Aussicht.... Alles recht gut, recht schön; aber wozu das alte Nest auf den Beinen gelassen? Statt es zu restauriren, hätte man es niederreißen sollen. Es ist ja, weiß Gott, nur eine Satyre auf unser einen, noch dazu eine plumpe. Der unästhetische Bau steht nach so vielen Hundert Jahren noch immer aufrecht, während unsere eleganten griechischen Gebäude und römischen Kuppeln entweder schon im Werden einfallen, oder ein dürftiges Daseyn fortschleppen, wie ein siecher Mensch, dem man mit Pillen und Pflastern die traurige Existenz verlängert, bis keine Verlängerung mehr möglich ist. Da stellen sich alsdann die Vernünftler hin und schwazen in's Gelag hinein von der Güte der alten Bauart, von der Mißlichkeit hellenischer Architektur im nichthellenischen Klima und von modernen Baumeistern, die, nicht zufrieden, dann und wann Ephemeriden über die Theorie ihrer Kunst drucken zu lassen, sich befleißen, dergleichen auch praktisch in ihren Werken zu liefern. Wen soll das nicht ärgern? Darum ist mein Urtheil: Nieder mit diesen prahlerischen Trümmern! Man verwende die Steine zu etwas Nützlicherem, und kömmt es denn so gewaltig auf eine Aussicht an, so errichte man hier eine Pompejische Säule, und setze dadurch die Bauleute in Nahrung."

„Das sind Ketzereyen gegen den gesunden Menschenverstand, und gegen das Gefühl in jeder menschlichen Brust, entgegnete der Johanniter mit einem freymüthigen Tone, der mich einnahm. — Was gibt es Erregenderes als die Erinnerung an große Thaten und große Menschen? Hier wohnte altdeutsche Kraft; aus diesen Fenstern überschaute seit Jahrhunderten ein beneidenswerthes Fürstengeschlecht ihr gesegnetes Eigenthum! Wahrlich Herr, unsre Voreltern waren keine Thoren sich auf Bergen anzusiedeln. Ein hoher Standpunkt erzeugt immer hohe Gesinnungen. Damals, in den schönen Zeiten der Feudalherrschaft, war der Vornehme nicht mit dem ganzen Haufen der Niedern verschmolzen. Stolz und hehr, wie ein Adler aus dem Horste, sah er herab auf seine Leibeignen, seine armen Leute. Aber von dem Augenblicke an war Alles dahin, als verderbliche Erfindungen und Neuerungen das Schwert der Feder nachsezten, als die sogenannte Kultur riesig heranschritt... Verweichlichung in ihrem Gefolge. Die Ritterspornen wurden nicht mehr gesucht von den turnierscheuen Enkeln, die Schlösser wurden verlassen, ihre Bewohner gingen im buchstäblichen Sinne bergab, bis sie sich plötzlich mitten unter ihre ehemaligen Leibeigenen versezt sahen. Seither sind ihre armen Leute zu Reichen, sie selbst zum großen Theil arm geworden; allein, so lange diese Ruinen ihrer Stammschlösser erhalten werden, so lange ist noch nicht jede Hoffnung dahin. Sie sind die Prediger ehemaliger Größe, und vielleicht dürfte bald ein stärkeres Geschlecht, von diesen Trümmern begeistert, ein Panier auf den verfallenen Wartthürmen aufstecken, das Alles wieder in's gehörige Geleis zurückwinkt." —

Ich war erstaunt, den wackern Herrn so gewaltig aus dem Anfangsgeleise seiner Rede herausgewinkt zu sehen, und hörte mit verdoppelter Theilnahme zu, als er weiter sprach: „Sie staunen, Hr. Baudirektor, daß ich freymüthig mit Ihnen rede? Sie waren freylich vor Kurzem noch ein Bürgerlicher, allein es ist Ihnen ja Adel und Orden verliehen worden, weil Sie eine Garnisonskirche bauten, die zum Glück nicht einfiel; und denken Sie gleich noch zur Stunde ein bischen frey über die Aristokratie, so wird doch am Ende Ihr eigner Vortheil, wie der Ihrer Kinder die Oberhand behalten." — „Wir sind nicht allein," flüsterte der Baudirektor, meine Wenigkeit gewahrend, die mit geschloßnen Augen dem Zweygespräch lauschte. „Der alte Mann schläft, antwortete der Johanniter, — und hätte er auch Alles gehört, so würde ich dennoch keine Sylbe zurücknehmen. Unser Maler hat ohnehin, in seinen Zeichnungen vertieft, nichts vernommen." — „Ad vocem: Maler, „fragte der Baudirektor; „was stellt denn eigentlich der Mensch bey Ihnen vor?" — Er ist ein armer Teufel, entgegnete der vornehme Herr,

den ich aus Rücksicht mit hieher genommen habe, um mir einige Ansichten zu zeichnen, die ich alsdann als eigne Arbeit lithographirt herauszugeben gedenke. Obschon die reichen Krämer da unten ihm auch Manches zufließen lassen, kostet er mich doch enorm viel, da ich ihn aus Politik wie meines gleichen behandeln muß, denn mit Malern und Autoren ist nicht zu spaßen. Die Hungerleider möchten vor Galle platzen, daß sie keinen Stammbaum vorzuweisen haben, und schimpfen .... behandelt man sie nicht wie ein rohes Ey, ... auf die privilegirten Klassen in die Wette, weil ihnen in unsern verderbten Zeiten ein Pasquill immer wieder ein Stück Fleisch in die magre Suppe wirft.“ —

Ein herrlicher Chor in fröhlicher Weise tönte von dem Hüttchen auf der Höhe hernieder. Die lustige junge Gesellschaft, die diesen höchsten Standpunkt erklettert hatte, stimmte den heitern Gesang an. „O weh!“ rief der Baudirektor und hielt sich beyde Ohren zu. „Schon wieder der vermaledeite Jägerchor aus dem fatalen Freyschütz! In den süßesten Betrachtungen über die schöne Natur stört uns das Bänkelsängerlied. Kommen Sie hinab zu den Uebrigen!“ — Der Johanniter rief dem in Arbeit vertieften Maler zu; dieser versprach bald zu folgen, indem er gleich fertig sey, und so gingen denn alter und neuer Adel Arm in Arm davon. Ich hatte ebenfalls genug gehört, und machte mich, den fleißigen Zeichner nicht zu stören, auf leisen Socken zum Rückweg fertig. Als ich aber, von dem Maler unbemerkt, hinter ihm vorüberschlich, warf ich einen Blick über seine Achsel auf die Zeichnung. Er war ämsig beschäftigt, die Skizze zu vollenden; allein welche Skizze? Nicht die zauberische Ansicht war auf dem Papiere, sondern eine lächerliche Karrikatur, die Cavalkade der wohlgetroffnen reichen Gönner in den komischsten Verzerrungen darstellend. Des Künstlers Griffel sezte so eben die platt witzige Aufschrift bey: L'un sur l'autre, ou la promenade aux ânes. — Ich entfernte mich schnell, nicht ohne eine mißbilligende Empfindung. Der Künstler mißbrauchte also sein schönes Talent, um diejenigen, die ihn nährten, kleideten, in die Annehmlichkeiten des Badelebens einführten, unbarmherzig an den Pranger zu stellen! Undank ist doch das größte Laster! Mein Gemüth versuchte zwar, während des Herabsteigens von dem Schloßberge, die Bosheit des Malers in etwas zu entschuldigen. Es gelang aber nicht, er blieb immer strafbar in meinen Augen, und ich konnte nur die Kunst bedauern, die manchmal nackt und blos, das Gnadenbrod von Leuten annehmen muß, die an der Stelle des Herzens eine Postkarte, einen Courszettel, ein Wappenschild oder ein wissenschaftliches System tragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Anfang August.

(Beschluß.)

Dr. Carl Weichselbaumer hat unter dem Titel die Vertrauenden eine Sammlung erzählender Dichtungen, und zwar im Auslande (!) bey Stettin in Ulm herausgegeben. Als gebornem Münchener glauben wir ihm hier eine Anzeige widmen zu müssen. Leider verstattet nun der spärliche Raum eines Monatberichts weder eine eigentliche Kritik noch näher charakterisirende Auszüge, und sie muß sich lediglich auf das Allgemeine beschränken, welches denn hier auch desto leichter in das Auge zu fassen ist, als der Verfasser in diese Poesien einen geistigen, wir möchten fast sagen metaphysischen, Kern gesezt hat. Zwey Ideen nämlich sind es, welche das Ganze besizzen, die schönsten, interessantesten und mit dem Leben selbst verwandtesten, jene der Liebe und der Unsterblichkeit; sie machen das Licht aus, welches das Werk durchströmt, und sich bald als reiner Strahl ergießt, bald in die verschiedensten Farben bricht, und sowohl durch ernste als komische Contraste hervorgehoben ist. Den Mittelpunkt bildet wohl mit Recht die reinste lauterste Flamme, und so stellt uns das erzählende Gedicht Fanny die Liebe in ihrer schönsten Glut dar, ohne deßwegen in flache Sentimentalität auszuarten; wir sehen hier Gefühl und innere natürliche Geistesbildung in einer seltenen Verbindung, wir sehen, wie sie nach einer im Leben stets versagten unendlichen Freyheit ringen und an den Fesseln dürrer Formen schütteln, wie sie an den Schranken der unreinen, plözlich eingreifenden Leidenschaft endlich scheitern. Der den Liebenden gegebene Gegensaz ist schneidend, aber aus dem Leben selbst genommen und mit großer Menschenkunde behandelt. — Die vorangehende Darstellung einer unglücklichen Liebe veranlaßt zwischen den Vertrauenden (nach Art der goethe'schen Ausgewanderten erzählend ausgeführt) ein Gespräch über die Unsterblichkeit; wir begegnen da einer eben so überraschenden, kühnen, und, wie unsers Wissens ist, neuen Opposition als versöhnenden, beruhigenden Auflösung, welche später noch in einer Rechtfertigung der Ungewißheit überirdischen Fortlebens eine vorzüglich interessante Fortsetzung gewinnt. Eifersucht als verwandte Leidenschaft, Eitelkeit als größtes Hinderniß der Liebe geben dem Verfasser Stoff zu mehrern Erzählungen und Gemälden, und gelangt der Leser zu den Egoisten im Hause eines Lords, die eine Comödie wider Willen spielen, so wird er sich wieder des Eingangs erinnern, wo in der Lobrede auf die Verrücktheit schon auf den Egoismus angespielt ist. — Bey den vielen dargelegten Lebensansichten und Charakterzeichnungen mußte natürlich die Schattenseite oft hervortreten, es herrscht jedoch durch das Ganze ein angenehmer Geist der Versöhnung. Willkommen wird den meisten Lesern die Mittheilung aus dem Nachlasse des Cornelius seyn, und manche kritische oder ästhetische Bemerkung soll schon darum nicht überschlagen werden, weil die Tendenz in einer lobenswerthen und gut durchgeführten Parallele mit dem Unterhaltenden vornehmlich dahin geht, den Geist zu erregen und die Denkkraft zu beschäftigen. Sehr schön deutet der Verfasser übrigens an, daß unser Zeitalter ein ausgleichendes, versöhnendes sey, und es bleibt nur zu wünschen, daß sein Werk Viele veranlassen möge, Cirkel von Vertrauenden in der Wirklichkeit und Wahrheit zu bilden. Was den Styl betrifft, so halten wir dieses Werk für das Gelungenste des Verfassers, und in einzelnen Stellen darf es wohl dem Besten dieser Art an die Seite gesezt werden, was die kritischen Blätter mit aller Strenge nicht in Abrede stellen können.

Nachschrift. Als Schluß meines Theaterberichts habe ich Ihnen zu melden, daß der Direktor des hiesigen Isarthortheaters, Hr. Carl, mit seiner ganzen Gesellschaft in diesen Tagen nach Wien abreist, um mit dieser auf dem dortigen Theater an der Wien zwey Monate hindurch Gastspiele zu geben. Wir wünschen ihm und den Seinigen glückliche Reise und gute Geschäfte! — g.

Auflösung des Räthsels in Nr. 193:

Greis.

Räthsel.

(Variation von der in Nr. 187 enthaltenen Charade.)

Inniglich ist mir wohl in meinem grünen Pallaste;
Darum sing' ich auch froh immer und immer nur Mich.
Scheltet darob als Gecken mich nicht! Der hoffende Winzer
und das neckende Kind freu'n sich doch meiner wie ich.

— C.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. August 1825.

Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heller,
Die Silberblumen trägt, und Gold den Bächen schenkt —
Ihr werdet alles schön, und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schatz stets graben, nie ergründen.

v. Haller.

Ueber das Licht.

(Fortsetzung.)

Verhältniß der Körper zum Lichte.

Bey dieser optischen Wirkung des Lichts, durch welche es dem Wesen, das in uns denkt und empfindet, Nachricht von dem Daseyn, dem Orte, der Bewegung, der Größe, der Gestalt, und der Farbe der Körper außer uns gibt, darf man gar nicht auf die Materie der Lichtstrahlen, sondern blos auf ihre schnelle geradlinige Bewegung Rücksicht nehmen. Der Lichtstoff befindet sich wahrscheinlich in allen Körpern, in einigen mehr, in andern weniger, in einigen in gänzlicher Ruhe, also für unser Auge unwirksam, in andern in jener ungeheuern Bewegung, welche die Empfindung des Lichts hervorbringt. Alles, was diese Bewegung befördert, oder den in den Körpern gebundenen Lichtstoff in Freyheit sezt, erzeugt sichtbares Licht; so wie fühlbare Wärme durch die Befreyung des gebundenen Wärmestoffs entsteht; und hiezu gebraucht die Natur mehrere Mittel, die uns wahrscheinlich noch nicht alle bekannt sind.

Zu den selbstleuchtenden Körpern gehören, außer der Sonne, den Sternen, und allen brennenden Körpern, eine Menge anderer, vielleicht in einem geringen Grade alle, wenn sie gehörig erwärmt sind, welches ein neuer Beweis von der genauen Verbindung der Wärme und des Lichtes ist. Die bekanntesten selbstleuchtenden Körper sind unzählige Seethiere, durch deren Glanz das Meer sogar selbst leuchtet; mehrere Insekten, besonders der braune Johanniskäfer mit grauem Schilde, dessen Licht von der Willkür des Insekts abzuhängen scheint, und bey dem ungeflügelten Weibchen über den ganzen Körper verbreitet ist, bey dem Männchen aber nur an zwey Punkten leuchtet; faules Fleisch, dessen Licht durch gelinde Wärme vermehrt wird, bey starker Wärme und gänzlicher Fäulniß aber erlischt; faules Holz, und andere faulende Sachen, deren Licht gar nicht von der Wärme abzuhängen scheint, und sich durch Zusammendrücken nicht auslöschen läßt; der gemeine Phosphorus u. s. w. — Eben so bekannt ist es, daß Licht sich nicht allein durch Feuer, sondern auch durch starkes Reiben ohne Hitze, wie bey dem elektrischen Funken, erzeugen läßt. — Alle dunkle Körper haben vielleicht in größerem oder geringerem Grade die Eigenschaft, das Licht gleichsam einzusaugen, und, wenn sie eine Zeit lang durch fremdes Licht erleuchtet sind, noch nachher im Dunkeln zu leuchten. Diese Eigenschaft zeigt sich vorzüglich an dem Bononischen Stein, der im Dunkeln wie glühendes Eisen leuchtet und die merkwürdige Eigenthümlichkeit besizt, Minuten lang zu leuchten, wenn er dem Sonnenlichte auch nur einen Augenblick ausgesezt gewesen ist; an einigen Phosphorarten; an gebrannten Austerschaalen; an verschiedenen, besonders schlechteren, Diamanten und Krystallen; am Papier u. s. w.

Jede Bewegung in der Natur wird durch Hindernisse, auf die der bewegte Körper stößt, aufgehalten oder gestört; und man wird leicht vermuthen, daß dieß auch

beym Lichte der Fall ist. So wie aber die Bahn der Kanonenkugel andere Modifikationen leidet, wenn sie auf Wasser, als wenn sie auf eine Mauer stößt, so verhalten sich auch die Körper gegen die Lichtstrahlen auf sehr verschiedene Art. Einige, wie Spiegel und die meisten undurchsichtigen Körper, nehmen das Licht nicht an, sondern werfen es zurück; andere heissen durchsichtige, weil sie das Licht durchlassen; noch andere, die man daher schwarze Körper nennt, lassen es weder durch, noch geben sie es zurück, sondern sie behalten es bey sich, oder verschlucken es. So wenig es in der Natur vollkommen harte oder weiche, vollkommen feste oder flüssige Körper gibt, so wenig gibt es auch vollkommen durchsichtige oder undurchsichtige: der ganze Unterschied besteht in mehr oder weniger.

Ein vollkommen durchsichtiger Körper müßte ganz unsichtbar seyn, weil er das Licht ungehindert durchläßt, ohne etwas zurückzuwerfen, allein auch der reinste Krystall zeigt nicht blos die hinter ihm liegenden Körper, sondern auch sich selbst, und sogar die Luft, der durchsichtigste Körper, den wir kennen, ist nicht unsichtbar. Auch läßt die Luft so wenig, wie die reinsten Gläser, alles Licht durch: je mehr Gläser in einem Fernrohre angebracht sind, desto schwächer wird das Licht; mit der größern Dicke verliert das Glas endlich seine Durchsichtigkeit; und selbst die Luft würde, wenn sie eine Dicke von hundert Meilen hätte, für die Sonnenstrahlen undurchdringlich seyn, so wie das klarste Wasser schon in einer Tiefe von siebenhundert Fuß vollkommen undurchsichtig ist, und in der Tiefe von zehn Fuß nicht viel über die Hälfte des Lichts durchläßt. Vielleicht dient die Luft auch dazu, das Licht der Sonne, die wir nie in ihrem vollen Glanze sehen, so weit zu schwächen, daß unser Auge es ertragen kann.

Eben so wenig gibt es Körper, die alles Licht verschlucken oder zurückwerfen. Der schönste schwarze Sammt wirft Licht und Schatten, und sieht im Sonnenlichte ganz anders aus als im dunkeln Zimmer. Sehr dünne Scheiben, selbst des dichtesten der Metalle, des Goldes, sind durchsichtig; auch ist das zurückgeworfene Licht immer schwächer als das auffallende, weil der Körper einen Theil davon verschluckt.

Es folgt hieraus, daß jeder Körper zu allen diesen drey Klassen zugleich gehört, aber zu einer mehr als zur andern. Jeder Körper läßt einen Theil des auf ihn fallenden Lichtes frey durchgehen, einen andern Theil wirft er zurück, und das übrige wird von ihm verschluckt, oder verliert sich in seinem Innern. Hievon kann man sich in einem dunkeln Zimmer, in welches die Sonnenstrahlen durch eine kleine Oeffnung fallen, sinnlich überzeugen. Wenn man den Strahl in einer schiefen Richtung auf eine vollkommen polirte Fläche von Glas oder von Metall fallen läßt, so sieht man deutlich, daß im erstern Falle ein schwacher Theil des Lichtes eben so wie vom Metall, und nach eben dem Gesetze zurückgeworfen wird, indeß der größere Theil in das Glas eindringt, von welchem Theile desto weniger wirklich aus der entgegengesezten Seite des Glases austritt, je dicker dieses ist, das übrige aber vom Innern des Glases verschluckt wird; so daß bey einer sehr großen Dicke des Glases gar kein Licht heraustritt. Bey Metall ist der reflektirte Strahl auch schwächer als der auffallende, wiewohl stärker als beym Glase: es dringt also ein Theil des Lichts in das Metall ein, und wenn dieses nur einige Dicke hat, so verschluckt es die ganze Menge dieses Lichts; ist es aber äußerst dünn, so tritt ein geringer Theil davon heraus, und die dünne Metallscheibe wird durchsichtig. Man sieht hieraus, daß beyderley Körper, sowohl durchsichtig als undurchsichtig, mit und ohne Reflexion sind; daß aber beym Glase die Durchsichtigkeit, beym Metalle die Zurückwerfung herrschend ist. Wir benennen daher jeden Körper nach derjenigen Eigenschaft, die bey ihm die herrschende ist. Wenn ein Körper auch noch von beträchtlicher Dicke den größten Theil des Lichtes durchläßt, so nennen wir ihn durchsichtig; undurchsichtig aber, wenn auch die dünnsten Scheiben von ihm nur wenig Licht durchlassen; und zwar heißt er hell oder schwarz, nachdem er den größesten Theil des Lichts zurückwirft oder verschluckt.

Hieraus werden wir uns nun auch einen deutlichen Begriff von der Durchsichtigkeit der Körper machen können. Sie hängt gar nicht, wie man vielleicht glauben möchte, von der größeren Dichtigkeit oder Porosität der Materie ab: die härtesten Körper, wie Diamanten und Krystalle, gehören zu den durchsichtigen, und das schwammige Korkholz ist undurchsichtig. Die Durchsichtigkeit hängt vielmehr von dem inneren Gewebe der Materie ab, und beruht darauf, daß der Lichtstrahl, wenn er in eine Materie von anderer Art tritt, von seinem bisherigen Wege theils abgebogen, theils ganz zurückgeworfen wird. Man stellt sich daher die Sache vielleicht am richtigsten so vor. Die Materie überhaupt hat die sonst allgemeine Eigenschaft der Undurchdringlichkeit nicht in Beziehung auf das Licht, welches frey durch alle Körper dringt. Da aber kein Körper vollkommen solide, sondern seine eigentliche Masse durch mehr oder weniger Poren getrennt ist, so wird das Licht, sowohl wenn es aus der Materie in einen Zwischenraum, als wenn es aus solchem wieder in Materie tritt, gebogen oder zurückgeworfen. Nun kann man sich leicht denken, daß selbst im dichtesten Körper die Zwischenräume so gleichförmig geordnet seyn können, daß die Lichtstrahlen sich gleichsam durch die Gänge durchfinden, und troz aller Ablenkungen, doch ohne beträchtlichen Verlust aus dem Körper austreten, der alsdann durchsichtig genannt wird. Bey einer

unregelmäßigeren Struktur, selbst eines sehr lockeren Körpers, können die Poren eine solche Lage haben, daß die Lichtstrahlen so oft hin- und hergeworfen werden, daß sie sich endlich im Innern des Körpers verirren oder verlieren, da dann der Körper undurchsichtig ist. Dasselbe, was hier von den leeren Zwischenräumen gesagt ist, gilt auch von den Stellen des Körpers, die eine Materie anderer Art enthalten, weil auch diese das Licht bey dem Ein- und Austritt von seinem Wege ablenkt. Die Durchsichtigkeit der Körper hängt also gar nicht von der Menge der Poren, die ihr vielmehr nachtheilig ist, ab, sondern von der gleichförmigen Vertheilung der leeren Zwischenräume. Eine Menge bekannter Erfahrungen scheint hierüber keinen Zweifel zu lassen.

Zwey durchsichtige Körper vereinigt werden undurchsichtig, weil natürlich in dem Gemische ein anderes Gewebe, eine andere Vertheilung der Materie stattfindet, als in jedem einzelnen Körper: so ist Wasser und Oel unter einander geschlagen, so wie der Schaum, der nichts anders ist als ein Gemische von Luft und Wasser oder Bier, undurchsichtig. Viele Körper werden durchsichtig, wenn ihre Zwischenräume mit dichterer Materie angefüllt werden, weil nun die Zusammensetzung des Körpers gleichförmiger ist, also das Licht nicht so sehr hin- und hergeworfen wird: das Papier wird durchsichtig, wenn es mit Oel getränkt wird, oder wenn seine Zwischenräume, die vorher Luft enthielten, mit dem dichtern Oel angefüllt werden; weil die strahlenbrechende oder zurückwerfende Kraft des Oeles mit der des Papieres mehr übereinkömmt als die Kraft der Luft. Zerschlagenes Glas oder Eis verliert seine Durchsichtigkeit, selbst Ritzen im Glase haben diese Wirkung; mehrere Stücke Glas, aufeinander gelegt, sind viel weniger durchsichtig, als ein einzelnes dickeres Glas, weil bey jenen durch die Zwischenräume die Gleichförmigkeit der Materie aufgehoben wird. Daher kömmt denn auch, was schon oben bemerkt ist, daß die durchsichtigsten Körper bey sehr großer Dicke ihre Durchsichtigkeit verlieren, und dagegen äußerst dünne Scheiben, selbst des Goldes, durchsichtig werden, weil in jedem Körper, je dicker oder dünner er ist, das Licht desto mehr oder weniger hin- und hergeworfen wird. Die in Wolken angehäuften Dünste machen die Luft undurchsichtig; sobald aber durch eine vollkommene Auflösung der Dünste die Gleichförmigkeit hergestellt ist, so wird die Luft wieder heiter, obgleich sie noch dieselbe Menge von Dünsten enthält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Freundliche Redensart.

In einer so eben in Paris erschienenen Geschichte der Stockschläge und der Geißelung, als Strafe bey den Völkern des Alterthums und der neueren Zeit *) bemerkt deren Verfasser, der Graf Lanjuinais, daß, obwohl seit Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich die Strafe der Stockschläge in den französischen Schulanstalten nicht mehr allgemein gebräuchlich gewesen sey, man sich derselben doch noch in einigen Schulen bedient habe. Und zwar, der Sage nach, in den Schulen der grands frères des écoles Chrétiennes zu Saint-Yon, so wie in denen der petits frères dits de l'abbé de la Mennais. Besonders hätten sich, einer Schüler-Tradition zu Folge, die ersteren Brüder bey Ertheilung von Stockschlägen immer mit dem feyerlichsten Ernste, als einer wahren Gewissenssache, benommen. Er erwähnt dabey, daß dieselben, nachdem sie den jungen Delinquenten vorher gebührender Maßen darum begrüßt und ihre weit überhängenden Hüte zu besserer Vollführung des Geschäftes abgenommen, bey Ergreifen des Stockes immer erst folgende feyerliche Formel in dem patois ihres Städtchens an ihn gerichtet hätten:

il faut monsieur, que je vous fessissions, et que si vous régimbissiez, je recommencissions.

*) La bastonnade et la flagellation pénales, considérées chez les peuples anciens et chez les modernes etc. Paris 1825.

An meinen Friederich,

bey seinem Eintritt in die Hochschule.

Geh' zu den Weisen, und lerne; doch sage nicht, wenn du zurückkehrst,
Daß du schon wissest ... mir gnügt, hast du nur lernen gelernt.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin am 4. August.

Demoiselle Sonntag (eine junge Sängerin aus jenem Lande, wo es, nach des Dichters Ausspruch, immer Sonntag ist) hat sich seit vier Wochen des Gesprächs aller Salons bemächtigt. Nicht nur die Säle unsrer kosmopolitischen Banquiers, sondern auch der Silbersaal und der eines Erichs des Zweyten waren lauter Tempel ihres Ruhmes und so voll von dem Vorauslob der Neuangelangten, daß hier nicht Raum für frische-Wursturtheile und dort keiner für Staats-Papier-Literatur übrigblieb. Ja selbst neu-

lich, als ich zu Charlottenburg ruhig und behaglich im türkischen Zelte saß, den österreichischen Beobachter lesend, entstand ein solcher Tumult und Auflauf, daß ich, dessen Phantasie von Siegen der Osmanen geschwängert war, nichts Geringeres glaubte, als daß der Kapudan-Pascha auf der Spree angeschwommen käme. Schon sprang ich auf und wollte ihm das Manuscript meiner Türkenlieder, nach Rossinischen Melodien, überreichen, als ich meinen Irrthum gewahr wurde und sahe, daß sich die ganze große Berliner Sonntagswelt um Demoiselle Sonntag drängte. Alles wollte die beyspiellose Erscheinung einer Künstlerin sehen, die ein zweytes Theater mit sieben tausend Thalern jährlich besoldet, den theuren Gegenstand vierwöchentlicher Stadtgespräche. — Als ich wieder erwachte, erblickte ich ein altes Weib, die, eine Kanne Wasser in der Hand, über mir gebückt stand; ich aber lag wieder im türkischen Zelte, in Ermanglung eines Ruhebetts, auf zwey Stühlen. Es wurde mir erzählt, daß ich in dem Gedränge um Demoiselle Sonntag ohnmächtig geworden sey, und daß mich mein Bruder hiehergetragen hätte, aber sogleich wieder fortgeeilt sey, um die berühmte Sängerin zu sehen: ein Beweis, wie die Liebe zur Kunst selbst über die Bande des Bluts siegt. Was hätte ich also unter so bewandten, Stadt und Land bewegenden Umständen Wichtigeres zu thun, als alle andere Blüthen der Kunst und Früchte der Wissenschaft, die unsre durch und durch gebildete Stadt in so großer Ueberfülle hervorbringt, ja selbst das nec plus ultra unserer artistischen Kultur: eine Stix, im Stich zu lassen und nur von Dem. Sonntag und ihrem ersten Auftreten einen raschen Bericht abzustatten. Leider aber kann ich hierüber keine ordentliche Kritik geben — nicht etwa, weil ich nicht so gut wie ein Anderer, gleich nach dem ersten Erscheinen einer Kunstproduktion, selbige zu recensiren im Stande wäre, was nur die bescheidenen Lumpen nicht können; sondern weil ich der Vorstellung nicht beywohnen konnte, und, aufrichtig gestanden, in unsrer Profession noch nicht so sattsam geübt bin, um über Dinge abzusprechen, die ich nicht kenne. Doch wird auch dieß mit der Zeit schon kommen, besonders da ich mich zu diesem Zwecke jezt ausschließlich mit Journal-Literatur beschäftige. Unterdessen gebe ich über Dem. Sonntag, was ich habe, den etwas flüchtigen Bericht, nämlich meines glücklichen Bruders, der — mich hatte der Arzt, ob meines Unfalls, in's Bett gesprochen — der dem glänzenden Debüt der neuen Sängerin in dem überfüllten Königsstädtischen Theater mit beywohnte. Dieser, der kein Recensent von Profession, wohl aber ein bischen Dichter und Musiker, und daher Mitglied verschiedener Singe-Thees ist, dieser spricht also von Dem. Sonntag: Sie ist — mit zwey Worten — eine große kleine Sängerin, eine Meisterin im kleinen italienischen Genre. Mehr mignonne und gentillette, als eigentlich schön und reizend, hat sie viel Anmuth und theatralische Gewandtheit, durch welche sie sich vortheilhaft von Mad. Seidler unterscheidet, mit welcher (in deren besten Zeit) sie übrigens als Sängerin am meisten zu vergleichen ist. Sie ist, in ihrer Art, vollendet zu nennen; ihre Art ist aber weder neu und noch weniger selbsterfunden, also streng genommen nicht ihre Art. Aber gerade Das will unser zeitiges Publikum, dem jede aus einem tiefen Künstlergemüth entspringende Eigenthümlichkeit schon deßhalb störend vorkommt, weil man sie nicht ohne Mitthätigkeit erfassen und genießen kann; Mitthätigkeit aber zwischen einem koplosen Diné und einem mitternächtigen Abendessen ist eine höchst unbequeme Anforderung. Die Künstlerin hätte also gewiß nicht so sehr gefallen, wenn sie nicht, mit großer Meisterschaft zwar, aber just so gesungen hätte, wie es heute überall Mode ist. Andersdenkende (man nennt sie Oppositions-Leute) können daher wohl sagen, sie habe nicht eigentlich Seele, keine tiefsinnige Modulation in Tönen und Kunstvortrag; und der hergebrachte Geschmack und die erlernte Delikatesse müsse bey ihr für die eigene erfindungsreiche Poesie des Gesanges gelten. So spricht die linke Oppositions-Seite, wo das Herz liegt; aber auch ich, der ich zum Centrum gehöre, muß ihr das Portamento absprechen und bemerken, daß ich den ganzen Abend keinen Triller von ihr gehört habe. Dagegen hat sie ein allerliebstes Mezza-voce und eine ungemeine wohlthuende Leichtigkeit. Sie ist also eine höchst schätzbare Acquisition, aber mit sieben tausend Thalern bey weitem überschäzt; ich gedenke hiebey nur des Verhältnisses zu andern Künstlergehalten; denn, da die Königsstädtische Direktion so weise war, den Kontrakt nur für ein einziges Jahr abzuschließen; so kann sie bey der Größe der Stadt, und bis das Sommer- und Winter-Publikum, die feinen Linden-Leute und die Naturkinder des Vogtlandes, der Woll-, Christ-Markt und die Juden die neue Erscheinung vollständig beäugelt und genug gehört haben werden, so kann, sage ich, die Direktion schon ihre Rechnung bis dahin finden; und ist diese Art der Anstellung höchlich zu loben, weil sie die einzige ist, wodurch es eine Direktion verbeugt, daß nach fünfzehn Jahren ihr Schauspielhaus ein Invalidenhaus wird. Exempla sunt odiosa, aber überall zu finden. — Der Beyfall war unermeßlich; Dem. Sonntag und „Alle!" wurden nach dem ersten Akt, und dann wieder nach dem Schlusse gerufen. — So weit der Bericht meines Bruders, der eigentlich noch etwas weiter geht, und sich über die ebenfalls an diesem Abend debütirenden Bariton und Tenor verbreitet. Da er aber den Ersteren nur sehr lau abfertigt, dem Leztern aber sogar gar nichts zugestehen will, so will ich seine Ausstellungen lieber verschweigen, bis ich die beyden Herrn selbst und in mehreren Rollen gesehen haben werde. Zweyerley muß ich aber nach dem Bericht meines im Referiren ungeübten Bruders hinzufügen. Erstlich vergaß er anzuzeigen, in welcher Oper die große kleine Sängerin auftrat. Als ich ihn darüber zu Rede stellte, meynte er: das verstände sich von selbst, indem man heut zu Tage nur in einer Rossinischen Oper Furore machen könnte; und da alle Rossinischen Opern egal wären, so brauchte man auch nicht zu sagen, daß Dem. Sonntag zu ihrem Debüt die Italiener in Algier gewählt habe; denn sie hätte eben so gut die Italiener in England (Elisabetta) oder die Italiener in Venedig (Othello) wählen können. Das Zweyte, was wir (nämlich ich als Recensent vom Fache) noch zu sagen haben, ist ein wohlgemeinter Rath, den Dem. Sonntag beherzigen möge. Man sagt nämlich, daß sie außer ihrer Rolle auch die Prima Donna gespielt habe, z. B. unter andern nur Abends probiren wollte, wodurch eine Vorstellung ausfiel. Sie spiele diese hochmüthige und abgetragene Rolle nicht mehr. Wir Berliner sind derley nicht gewohnt, und nirgends hat das Privatbetragen einer Schauspielerin so viel Einfluß auf die Gunst oder — Ungunst des Publikums, als hier, wo wir weiter als in Wien von Italien entfernt sind. P. S. — — So eben hat ein Freund diese Zeilen gelesen und bewegt mich noch folgendes Diktat zu schreiben: Welche schätzbare Acquisition das Königstädter Theater an Hrn. v. Holtei gemacht hat, bewährt sich täglich. Er wurde vorgestern wegen seines Festspiels und gestern wegen seiner schönen Festrede einstimmig gerufen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 23. August 1825.

Morgen! entzückendes Wort,
Du Stern der Nacht meines Innern,
Morgen! ruft Hoffnung — und so
Immerhin trüb sey das Heut!

Helmine v. Chezy.

Lyrische Stücke,
aus ungedruckten Dramen.
Von August Grafen von Platen.

Aus dem Schatz des Rhampsinit.

2.

Durch die Lüfte schmerzbeklommen
Kommt der bleiche Mond geschwommen:
Weil er keine Ruhe findet,
Wandelt stets der Liebentfachte
Sachte, sachte,
Und verschwebet und verschwindet,
Als er just zu ruh'n gedachte.

Ueber goldner Erdenaue
Schwebt der Frühlingswind, der laue,
Und er fächelt mit Gekose
Primel erst und Pulsatille
Stille, stille,
Aber, eh' sich zeigt die Rose,
Treibt ihn fort ein fremder Wille.

Auf smaragdnen, grünen Wogen
Kommt der schöne Schwan gezogen,
Und mit schmerzlichem Behagen
Furcht er Linien und Kreise
Leise, leise,
Und vergeht in seinen Klagen,
Eh' er kommt an's Ziel der Reise.

Ueber das Licht.
(Fortsetzung.)

Reflexion.

Derjenige Theil des Lichtes, der nicht verschluckt wird, durchdringt entweder den Körper, insofern er durchsichtig ist, oder wird, insofern er undurchsichtig ist, von seiner Oberfläche zurückgeworfen. Diese Reflexion geschieht nach eben den Gesetzen, nach welchen jeder elastische Körper von einem andern zurückprallt, und auf denen die ganze Theorie des Billardspiels beruht. Das Licht wird nämlich unter demselben Winkel, unter dem es auf die Oberfläche fällt, von ihr zurückgeworfen, daher der senkrecht auffallende Strahl in sich selbst zurückfällt. Da aber die Oberflächen der meisten Körper nicht eben, sondern rauh sind, so wird das Licht, weil es auf diese hervorragenden Unebenheiten unter sehr verschiedenen Winkeln stößt, auch unter eben so mannigfaltigen Winkeln zurückgeworfen: die reflektirten Lichtstrahlen durchkreuzen sich nach allen Richtungen, und können daher kein deutliches Bild von dem leuchtenden Gegenstande in unser Auge bringen, sondern nur ein verworrenes Licht, eine bloße Erleuchtung, die den dunkeln reflektirenden Körper, aber nicht die Quelle des Lichts, sichtbar macht. Aus einem ähnlichen Grunde hört man nur ein verworrenes Getöse, wenn in einer großen Gesellschaft Alle zugleich reden, und Jeder etwas Anderes sagt, vielleicht sogar in einer andern Sprache: der Sinn, wenn einer da ist, geht darüber ganz verloren. — Ist aber die Oberfläche vollkommen glatt, so prallen die Strahlen, in eben der Ordnung, wie sie auffallen, ohne sich zu verwirren, wieder ab, und bringen dem Auge ein Bild von dem leuchtenden Körper selbst, das dem Bilde, welches unmittelbar in das Auge fallen würde, ähnlich ist, wiewohl etwas schwächer — weil nicht alles Licht reflektirt wird, son-

dern ein Theil in den Körper eindringt — und nicht so deutlich, weil kein Körper vollkommen glatt ist, sondern bey der schönsten Politur einige Unebenheiten behält, die ein verworrenes Licht hervorbringen, welches der Deutlichkeit des ganzen Bildes nachtheilig ist, und außer dem leuchtenden Gegenstande auch die Spiegelfläche selbst sichtbar macht.

Es würde daher, wie man leicht sieht, ganz unmöglich seyn, daß wir durch Reflexion oder im Spiegel ein deutliches Bild sähen, wenn das Licht die Spiegelfläche wirklich berührte, und von ihr, gleich einem elastischen Körper, zurückprallte, weil alsdann die verderbliche Wirkung jener Unebenheiten unvermeidlich wäre. Es folgt hieraus, daß das Licht schon in einer gewissen Entfernung erfolgt, so daß keine wirkliche Berührung stattfindet; daß ferner diese Wirkung in einer Entfernung vor sich geht, gegen welche die kleinen Unebenheiten, welche die Kunst auch durch die höchste Politur nicht wegräumen kann, unmerklich sind, so daß der Spiegel, ungeachtet dieser Unebenheiten, wie eine vollkommene Ebne angesehen werden kann. Bey rauhen Körpern aber, wo die Unebenheiten so groß sind, daß sie ein merkliches Verhältniß zu der Entfernung haben, in welcher die Reflexion vor sich geht, müssen die hervorragenden Spitzen auf das Licht anders wirken, als die Vertiefungen: es entsteht also eine Unordnung in der Zurückwerfung, oder ein verworrenes Bild.

Die Reflexion läßt sich demnach nicht anders erklären, als durch eine zurückstoßende Kraft der Körper, die dem Lichte nicht erlaubt, sich ihnen über eine gewisse Grenze zu nähern. Indem nämlich der Lichtstrahl in schiefer Richtung auf den Spiegel zueilt, kann man seine Geschwindigkeit in zwey andere zerlegen, wovon die eine auf der Spiegelfläche senkrecht, die andere mit ihr parallel ist. Die erstere wird, sobald der Lichtstrahl in die Sphäre der zurückstoßenden Kraft geräth, vermindert, und zwar desto mehr, je näher er ihr kömmt, bis endlich, bey seiner größten Annäherung, diese Geschwindigkeit ganz vernichtet wird. Nun geht der Lichtstrahl blos mit der andern Geschwindigkeit, der Spiegelfläche parallel fort: da aber die zurückstoßende Kraft zu wirken fortfährt, so wird sie ihn nun wieder entfernen; und da er durch eben die Entfernungen wieder zurückgeht, die Kraft also nach eben den Graden, wie bey dem Eintritt, nur in umgekehrter Ordnung wirkt, so wird der Lichtstrahl in dem Augenblick, da er die Sphäre der zurückstoßenden Kraft verläßt, dieselbe Lage, aber in entgegengesetzter Richtung wieder erhalten, die er bey dem Eintritt in di.se Sphäre hatte; mit andern Worten, das Licht wird unter demselben Winkel zurückgeworfen, unter dem es aufgefallen ist. Zwischen den beyden Punkten des Ein- und Austritts aus der Sphäre der zurückstoßenden Kraft hat das Licht eine krumme Linie beschrieben, die nach der Spiegelfläche hin konvex ist, von der man aber selbst in einer dunkeln Kammer nichts sieht, weil die ganze Ausdehnung der Sphäre der zurückstoßenden Kraft, in welcher diese krumme Linie beschrieben wird, für unsere körperlichen Augen unmerklich ist; nur dem geistigen Auge des Philosophen ist sie sichtbar.

Diese Eigenschaft des Lichts, von glatten oder Spiegelflächen reflektirt zu werden, und dadurch in unserm Auge ein Bild von Gegenständen zu malen, die wir wegen ihrer Lage unmittelbar nicht sehen könnten, verschafft uns nicht allein das Vergnügen, wozu der Spiegel von den meisten Menschen allein benuzt wird, unser Nicht-Ich zu betrachten, sondern auch das Mittel, den Lichtstrahlen jede beliebige Richtung zu geben, und dadurch Wirkungen hervorzubringen, die den Nichtkenner in Erstaunen setzen, und welche die Geisterbeschwörer und Phantasmagoren sehr wohl zu benutzen wissen. Selbst die ebengeschliffenen Spiegel, die einen so wesentlichen Theil der Toilette und die vornehmste Zierde unserer Zimmer ausmachen, geben zu vielen sonderbaren Erscheinungen Anlaß.

Die ganze Theorie dieser Spiegel besteht darin, daß das Bild jedes Gegenstandes in der verlängerten senkrechten Linie durch die Fläche des Spiegels eben so weit hinter dem Spiegel liegt, als der Gegenstand selbst vor ihm; wovon man sich leicht überzeugen kann. Es folgt nämlich daraus, daß, wenn man gerade vor dem Spiegel steht, die Linien vom Bilde des rechten Auges nach dem linken, und vom Bilde des linken Auges nach dem rechten, den Spiegel in demselben Punkte treffen, nämlich in der Mitte zwischen den Punkten, die beyden Augen gegenüberstehen. Durch diesen Punkt des Spiegels sieht jedes Auge das andere: wenn man ihn also mit dem Finger bedeckt, und dann das linke Auge schließt, so scheint dem rechten Auge das linke mit dem Finger bedeckt; schließt man nun das rechte Auge, ohne seine Stellung zu ändern, so scheint dieses vom Finger bedeckt; und auf diese Art kann man, durch abwechselndes Schliessen beyder Augen, den Finger von einem Auge auf das andere springen lassen.

Ein vertikal stehender Spiegel zeigt uns unser ganzes Bild, wenn seine Höhe die Hälfte von der Größe unsers Körpers ist. — In einem an der Decke des Zimmers angebrachten Spiegel müssen die höheren Gegenstände, weil sie dem Spiegel näher sind, auch näher hinter ihm erscheinen, die niedern aber weiter, also höher zu schweben scheinen, so daß eine niederfallende Kugel im Spiegel senkrecht emporsteigt. — Ist der Spiegel an die Wand in einer Stellung gelehnt, die genau das Mittel zwischen der aufrechten und der horizontalen Lage ist, so scheinen niederfallende Körper gerade auf den Spiegel zuzulaufen. — Durch die Verbindung mehrerer Planspiegel kann man auf diese Art die mannigfaltigsten Täuschungen des Auges hervorbringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hagelableiter.

Es ist neulich wieder die Anwenkung der Blitzableiter zu Verhütung der Hagelbildung empfohlen, und angeblich diese Nutzbarkeit derselben bewährende Erfahrungen auf ausgedehnten durch Hagelableiter geschüzten italienischen Grundstücken sind aus der Zeitung von Bologna (vom 17. Juli) in die Zeitschriften aller Länder übergegangen. Der waadtländische Agronom, Hr. Crud, (durch seine Uebersetzung des Thaer'schen Werkes in der Literatur bekannt), hat aus dem Bologanesischen, wo er die Aufsicht über die Landwirthschaft eines weitläufigen Pachtgutes führt, seinen Landsleuten, deren Weingelände häufigen Hagelverheerungen ausgesezt ist, die schützende Vorkehrung empfohlen, und der Professor Chavannes hat, auf diese Autorität vornehmlich gestüzt und beynebens der Theorie huldigend, daß die Anhäufung der Elektricität in der Atmosphäre ein Bedingniß der Hagelbildung sey, und daß durch Ableitung der Elektricität mittelst der Franklin'schen Vorkehrung diese Bildung verhütet werde, die naturforschende Gesellschaft in Lausanne am 1sten September lezthin veranlaßt, die Dazwischenkunft der Regierung für Versuche im Großen nachzusuchen.

Es mag unter diesen Umständen wohl gerathen seyn, an einige frühere gleichartige Vorschläge und die Würdigung derselben zu erinnern: denn bald nach Entdeckung der Blitzableiter ward ihnen bereits schon auch die Abwendung des Hagels zugemuthet.

Im Jahr 1776 that Herr Guenaud de Montbeillard (Journal de physique, XXI. 146) den Vorschlag, man solle sehr viele Blitzableiter an einem Orte aufrichten, den man vor Hagelschaden sichern wolle. Der Hagel bilde sich nur nach heftigen Donnerschlägen, und es sey daher zu glauben, daß man sein Entstehen hindern werde, wenn man den Explosionen des Blitzes dadurch zuvorkomme, daß man die elektrische Materie den Wolken entziehe. Einen ähnlichen Vorschlag that im gleichen Jahr Herr Buissart zu Arras, und im folgenden Jahr (Journ. de phys. 1777. I. 60) suchte Herr Guyton de Morveau aus der Theorie, die er von der Hagelbildung entwirft, die Güte des Vorschlags zu erweisen.

Im Jahr 1790 ließ der mit elektrischen Versuchen damals vielbeschäftigte Herr Rathsadvokat Seiferheld, in Schwäbischhall, zu Nürnberg eine kleine Schrift drucken, die den Titel führt: „Elektrischer Versuch, wodurch Wassertropfen in Hagelkörner verwandelt werden, sammt der Frage an die Naturforscher: ist eine Hagelableitung ausführbar?“ In derselben schlägt er, auf seinen Versuch gestüzt, vor: auf jedem Morgen Landes an beyden Enden zwey Stangen, eine von drey und eine von zwanzig Fuß Höhe über der Erde zu errichten und an jeder einen fein zugespizten mit Pech überzogenen Eisendrath anzubringen, welcher oben etliche Zoll hervorragen und unten zwey Fuß tief in die Erde versenkt seyn soll. Die kleinere Stange soll den aufsteigenden Dünsten ihre Elektricität rauben, und, was dieser entgeht, soll vollends die größere auffangen.

Im Jahr 1798 gab die Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin die Preisfrage auf: „Kann man, unter der Voraussetzung, daß zur Erzeugung und Bildung des Hagels in der Luft Elektricität erforderlich sey, hoffen, die Gewitterwolken zur Formation desselben unfähig zu machen und seine Entstehung zu verhindern, so wie etwa bey den Blitzen durch Ableitung geschieht? Was für Mittel sind hiefür anzuwenden, und was für Wahrnehmungen und Thatsachen sind bis jezt in dieser Sache überhaupt vorhanden, auf die man vorzüglich Acht zu geben hat? „Im dritten Band der neuen Schriften dieser Gesellschaft finden sich zwey Beantwortungen der Aufgabe, die eine von Professor Wrede mit dem Preise, die andere von Doktor Weiß, mit dem Accessit belohnt. Beyde beantworten die Frage verneinend, indem sie hauptsächlich darzuthun suchen, daß die Elektricität keineswegs eine Ursache der Hagelbildung sey. Wrede sagt: wir könnten wohl, vorausgesezt auch, daß Elektricität den Hagel erzeugen würde, jedennoch durch die zwey einzigen uns zu Gebote stehenden Mittel die elektrische Materie aus den obern Gegenden der atmosphärischen Luft gegen den Erdboden herab zu leiten, Wetterstangen und Gewitterdrachen, kaum etwas Erhebliches ausrichten; zudem müßte man nicht nur auf den Stellen, die man vor Hagelschaden schützen wollte, Ableitungen anbringen, sondern über den ganzen Erdboden, indem nicht angenommen werden dürfe, daß der Hagel, wenn er einmal gebildet ist, durch Ableitungen der Elektricität wieder zum tropfbaren Wasser hergestellt werde. Es fehle auch ganz an erwiesenen Beobachtungen, daß das Hageln einer Gewitterwolke sollte nachgelassen oder aufgehört haben, wenn sie über einen elektrischen Drachen oder über eine Gegend zu stehen kam, wo sehr viele Blitzableiter errichtet sind, wie dieß in Berlin, Paris, London und andern Städten der Fall ist. Es wird dann das Irrige oder die Täuschung in dem erwähnten Seiferheld'schen Versuche nachgewiesen, und mit der Behauptung geschlossen, daß die Entstehung des Hagels dem Freywerden der Elektricität vorhergehe, demnach dann auch dieses leztere eher Folge als Ursache davon sey. Alle unsere künstlichen Vorkehrungen gegen die Bildung des Hagels in den Gewitterwolken müßten also wahrscheinlich ganz fruchtlos bleiben.

In der zweyten Abhandlung nimmt Herr Weiß eine beträchtliche Erkältung des Ortes, wo sich der Hagel bildet, demnach einer mit Dünsten angefüllten Luftschichte, als nothwendige nächste Ursache der Hagelbildung an; er zeigt, wie durch chemische und andere Ursachen eine solche Erkältung in der Atmosphäre herbeygeführt werden könne, obgleich uns zur Zeit eine hinlängliche Kenntniß der Verhältnisse dieser Erscheinungen noch mangelt; das Freywerden der Elektricität aber gehört nicht unter jene kältemachenden Ursachen, sondern es erzeugt dasselbe eher Wärme. Auch Herr Weiß stellt den Seiferheld'schen Versuch als irrig dar, und folgert dann aus dem Angeführten, daß die Elektricität für die Hagelerzeugung nicht nur nicht erforderlich, sondern daß sie auch überhaupt nie Hagel zu erzeugen im Stande, und die bey Hagelwettern meistens sich zeigende freye Elektricität nicht Ursache, sondern höchst

wahrscheinlich vielmehr Folge des Hagels ist. Am Schlusse fragt er: Läßt sich wohl ein Mittel auffinden, die plötzliche und heftige Erkältung der Wolken zu hindern? Die Unübersteiglichkeit der Hindernisse, welche von allen Seiten sich in den Weg stellen, wird uns bald genug von vergeblichen Anstrengungen und Versuchen zur Erreichung unsers Zweckes zurückschrecken und uns ihn aufzugeben nöthigen. Wer vermag es den erstarrenden Sturmwind zu regieren? Wer den gewaltsamen Zersetzungen vielleicht eines sehr bedeutsamen Theiles unserer Atmosphäre vorzubeugen? Wer der Sonnenhitze zu gebieten? Dahin reichen unsere Kräfte nicht.

Weder in Italien noch anderweitig, wo die alten Vorschläge jüngsthin wieder aufgewärmt und mit den früheren Gründen unterstüzt wurden, scheint man diese gründlichen Erörterungen gekannt, oder sich ihrer erinnert zu haben. Auf die Würdigung der angeblichen **neuen Erfahrungen** kommen wir ein andermal zurück.

Korrespondenz-Nachrichten

Aus der Schweiz, August.

Das freudige Aufblühen der Kantonsschule in dem demokratischen Kanton **Appenzell Ausserrhoden** ist eine sehr beachtenswerthe Erscheinung und ein Beweis dessen, was einzelne edle und großmüthige Privaten auch in reinen Demokratien für die Volksbildung zu leisten in kurzer Zeit vermögend sind. Hr. **Caspar Zellweger** in Trogen, ein begüterter Mann, der auf seine früheren kaufmännischen Geschäfte verzichtet hat und keine Staatsämter annehmen will, ist hingegen Stifter dieser Schule, eines Waisenhauses, einer Schullehrerbildungsanstalt und noch anderer gemeinnüziger Einrichtungen in Appenzell Ausserrhoden mehr; nebenbey forscht und beschreibt er aus den Quellen die Geschichten seines Landes und verwendet noch einen andern Theil seiner rühmlichen Muße auf Denkschriften, wodurch er staatswirthschaftliche Einsichten, an denen in der Schweiz noch großer Mangel ist, in der Eidgenossenschaft zu verbreiten sich Mühe gibt. Bey der jüngst gehaltenen dritten Jahresprüfung der Kantonsschule in Trogen eröffnete er das Fest, als Vorstand ihres Aufsichtskollegiums, mit einer Rede über die Frage: ob die Aufklärung von den obern Ständen herab, oder von den untern hinaufsteige? „Wollen wir (so redete er unter anderm zu den freyen Appenzellern, die ihn zu hören in Menge herbeygekommen waren) — wollen wir aus der Vergangenheit auf die Gegenwart und die Zukunft schließen, so werden wir finden, daß bey den Griechen und Römern die Aufklärung in den obersten Klassen begann; wir werden finden, daß in dem Mittelalter sie zuerst bey den Geistlichen und dem Adel aufkeimte, dann nach der Entwicklung der Städtegemeinden zu diesen sich neigte, aber nie in die Hütte der Armen drang. Erst als die Glaubensverbesserung ihr Licht über Europa verbreitete, ward gefühlt, daß das Volk lernen müsse, selbst in der Bibel zu lesen, und die Dunkelheit, in welche es gehüllt war, fing an zu dämmern. Heute wird in Europa mehr als je für die Schulen gewirkt, vorzüglich in den repräsentativen Staaten; denn man fühlt es: Freyheit könne nur keimen, wo das Pflichtgefühl die Leidenschaften zügle; dieses habe aber nur da statt, wo Vernunft und Kraft genug vorherrschen, um die Triebe und Begierden der Menschen zu regeln und zu bemeistern. Ungeachtet dieses Strebens, das Licht unter allen Klassen leuchten zu machen, ist es doch immer größtentheils bey den vermöglichern Klassen, am meisten in den Städten verbreitet. Obschon aber die Geschichte uns zeigt, daß in der That die Aufklärung nie von unten hinauf stieg, sondern immer von oben herab kam, so lohnt es sich doch der Mühe nachzuforschen, ob dieß vielleicht nur von Ohngefähr so geschah, wegen dem Zustand der Sklaverey und Leibeigenschaft des gemeinen Volkes, oder ob dieser Gang der Aufklärung in der Sache selbst liege und also nothwendig damit verbunden sey. Soll in einem Volke Aufklärung entstehen, so muß nothwendig das Bedürfniß derselben zuerst empfunden werden. Von wem aber soll es, der natürlichen Lage der Sache nach, früher gefühlt werden, als vom Regenten und Lehrer? Der Regent steht als solcher auf einer höheren Stufe als der gemeine Mann. Er muß mehr Umsicht haben, alle Interessen des Volkes und die Mittel, es zu leiten, kennen; er muß seine Interessen mit denen der Nachbarstaaten in Verbindung zu setzen wissen; deßgleichen muß der Regent eben sowohl als der Lehrer vollständiger ausgebildet seyn, als das Volk oder der Lernende. Wer aber begehren wollte, das Volk, wenn es noch ungebildet ist, sollte diese Nothwendigkeit einsehen, und sich selbst besteuern, um eine Lehranstalt für Regenten und Lehrer zu bilden: würde der nicht das Unmögliche begehren? Oder dürften wir hoffen, die Landgemeinde würde eine Auflage beschließen, um eine solche Anstalt zu bilden? Und doch wohnen derselben viele einsichtsvolle Männer bey. Es ist also nöthig, daß zuerst die vermöglicheren Leute in einem Land zusammentreten, um eine Anstalt für ihre Klasse zu bilden; dann wird nach und nach der Nutzen der erlangten Kenntnisse sichtbarer werden, und der Wunsch, sich solche auch anzueignen, in die geringeren Klassen übergehen. Die Wohlhabendern werden beytragen, ihnen die nämlichen Vortheile angedeihen zu lassen; sie werden ihnen dazu verhelfen, durch Schenkungen, durch Bildung der Lehrer, hauptsächlich aber durch Anweisung, was und wie am besten gelehrt werden könne. Auf diesem Wege wird allmählig der Unterricht sich über alle Klassen ausbreiten.“ — Und an einer andern Stelle seiner Rede drückt sich Hr. **Zellweger** also aus: „Es wird wohl von Niemanden bestritten werden, daß der Zweck der Volksbildung seyn soll, Aberglauben und den Geist der Finsterniß zu verbannen, religiösen Glauben zu befestigen, vernünftige Aufklärung zu erringen, das Gute und Böse von einander zu unterscheiden, Geschäfte mit Einsicht zu betreiben, Kraft einzuflößen auch das Schwerste zu unternehmen, das Nachdenken anzuregen, ängstliches Hangen an dem Alten, eben so gut als das Streben nach dem Neuen vernünftig zu regeln, Theilnahme an dem allgemeinen Wohl zu wecken, das Wahre, Schöne, Gute zu befördern, und Zufriedenheit mit sich selbst und mit andern zuwege zu bringen. Wenn wir aber den Zustand unserer Schulen mit dem, was sie leisten sollten, vergleichen, wer muß sich nicht eingestehen, daß sie noch sehr, sehr weit zurückstehen. Wir dürfen uns nicht brüsten mit der Freyheit und Unabhängigkeit, für welche unsere Voreltern ihr Geld hingaben und ihr Blut verspritzten, wenn wir nicht auch für die Nachkommenschaft Opfer bringen, und uns hingeben, für sie zu erringen, was die Zeit von uns fordert. Diese aber ruft uns durch das Beyspiel anderer Nationen, ruft uns durch unsere eigenen Bedürfnisse laut zu: Euere Pflicht ist es, o Appenzeller! für bessere Schulen, für bessere Erziehung eurer Nachkommen zu sorgen. Nur dadurch können wir unsere Schuld gegen Voreltern und Nachkommen abtragen, und das Glück unsers innigst geliebten Vaterlandes befestigen.“

Zwey vortreffliche Gehülfen stehen für die Appenzellsche Kantonschule dem Hrn. **Zellweger** zur Seite, in Pestalozzi's vormaligem Gehülfen, **Hermann Krüsi**, dem Vorsteher der Schule, und in dem erleuchteten Pfarrer der Gemeinde Trogen, dem Hrn. **Frei**.

Beylage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 202.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 24. August 1825.

Wer Geist besizt, besizt die Kunst,
Was ihm gefällt, aus sich zu machen.

v. Gölingk.

Die Kleinstädterin in der Residenz.

Frau von Merange erwartete eine junge Dame aus Luneville, welche ihr von einer alten Tante empfohlen war, und von der sie sich ein um so lächerlicheres Bild entwarf, weil die Tante unerschöpflich in dem Lob derselben gewesen war. Der Empfang der Frau von Badlosquet war demnach eine kleine Belustigung, womit Frau von Merange ihre Freundinnen der adlichen und glänzenden Vorstadt unterhalten wollte. Man war übereingekommen, unstreitig um der Fremden den Eintritt zu erleichtern, daß die Damen im höchsten Putze nach der Mode des Tages erscheinen sollten. Einige zwanzig junge Herren, eben so bekannt durch die Ungezwungenheit ihrer Manieren, als durch ihre beißende Persiflage, welcher keine Tugend zu heilig war, wurden, sowohl wie die Damen, eingeladen, früh zu erscheinen, um die Versammlung imposanter und mithin die Erscheinung der Kleinstädterin belustigender zu machen. Da der Empfehlungsbrief der jungen Frau Talente aller Art beylegte, so hatte man nicht ermangelt, mehrere Dilettanten, ja selbst Künstler vom ersten Range einzuladen, um das Vergnügen zu haben, die Lothring'sche Virtuosin auf einem prächtigen Evrard'schen Fortepiano eine alte Sonate von Steibelt oder eine eben so neue Arie, wie Il m'abandonne oder nel cor più non mi sento, radebrechen zu hören. Endlich kam der Abend, von welchem man sich so viel Genuß versprach. Die Gesellschaft war so glänzend wie zahlreich, und seit einer Stunde war die Provinzialin der Gegenstand endloser Witzeleyen, als man sie unter dem Namen einer Baronesse von Bilboquet ansagte. Dieser Einfall war das Werk eines der jungen Herren, welcher ihn dem anmeldenden Bedienten in den Mund gelegt hatte. Die junge Dame, ohne sich durch das unsinnige Gelächter, welches ihr verstümmelter Name hervorbrachte, außer Fassung bringen zu lassen, begrüßte mit eben so vieler Anmuth als Würde die Frau vom Hause, welche sich in Entschuldigungen über die Albernheit ihrer Leute erschöpfte. „Zürnen Sie nicht, sagte die Angekommene, man muß schon einem Bedienten verzeihen, der die Namen so geschickt zu Wortspielen anzuwenden weiß.“ — Nicht übel für ein bon mot aus der Provinz, bemerkte ein junger Elegant, indem er sich einer Gruppe näherte, die sich in der Mitte des Salons gebildet hatte, um die Lunevillerin die Musterung passiren zu lassen.

Wissen Sie, daß sie sich sehr gut ausnimmt! — Ein schöner Wuchs, eine ungezwungene Haltung — ein eleganter Anzug. — Ja, und der zu den Zeiten des Königs Stanislaus gewiß nach dem besten Geschmacke gewesen seyn würde. Troz der Richtigkeit dieser boshaften Bemerkung gewann sie dennoch die Oberhand, und lieferte den Text zu einer ironischen Lobrede auf den ehemaligen Luneviller Hof. Man verlangte über diesen Punkt die Meinung der Frau von Badlosquet, und so geschickt die Frage auch eingekleidet war, besaß die junge Dame doch Feinheit genug, um die Absicht derselben zu durchschauen. Um

eine Meynung über diesen Gegenstand zu haben, war ihre Antwort, kann ich mich nur auf die Erinnerungen meiner Aelter-Mutter und der ehrwürdigen Tante, Frau von Merange, berufen, aber, nach ihnen zu urtheilen, war der Hof des Königs Stanislaus ein Vorbild, von welchem man verzweifeln muß, jemals die Kopie zu erblicken. Die Frauen waren schön, voll Verstand und dabey sehr nachsichtig. Die jungen Männer, von einer ausgezeichneten Lebensart, wußten sich zu geniren, ohne dasselbe von anderen zu verlangen. Auch waren sie von einem Hange zur Persiflage zurückgekommen, seitdem Frau von Boufflер die Persifleurs mit den häßlichen Wilden am Ufer des Orenoko verglichen hatte, welche denen, welche sich ihnen nähern, kleine vergiftete Nadeln in's Gesicht blasen. —

Diese Erwiederung, welche selbst den Beyfall derer erhielt, welche sie veranlaßt hatten, verursachte eine Trennung unter den Verbündeten, und war für die Wirthin eine Weisung, ihre Angriffsmaßregeln schnell zu verändern. Jezt schlug man daher vor, Musik zu machen. Man wußte, daß Frau von Badlosquet zum Entzücken sang, und hoffte, daß sie das allgemeine Verlangen, sie zu hören, befriedigen würde. Anfänglich lehnte sie es mit einer anmuthigen Bescheidenheit ab, welche sie selbst einen erlaubten Stolz nannte, da es ihr nicht unbekannt sey, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit der Gesang in Paris gestiegen wäre, und es daher grausam seyn würde, von ihr zu verlangen, daß sie ihren schwachen Ruf vor einer solchen Versammlung auf's Spiel setzen sollte. Frau von Merange versicherte indeß, daß sie es mit um so nachsichtigern Richtern zu thun haben würde, da es selbst nur Dilettanten wären. Je schüchterner sie schien, je dringender wurden die Bitten, bis sie endlich einwilligte, eine Stimme in einer leichten für Mehrere gesezten Komposition zu übernehmen. Nun lief man zum Piano, und ohne sie zu befragen, legte man ihr eine Partitur von Rossini vor, indem man ihr in dem Quartett der Donna del Lago die äußerst schwere Sopranstimme zutheilte. „Gewöhnlich singe ich die zweyte Stimme, sagte Frau von Badlosquet, und nur, wenn diese Damen es ablehnen, kann ich die erste übernehmen, in welcher einige für mich zu hohe Noten sind.“ Jedermann sah sich verwundert an. Bey dem etwas langen Vorspiel gab sie ohne Ziererey mit den Fingern ihrer auf das Fortepiano gelehnten Hand den Ton an. Die ersten Takte des Recitativs, welche sie eben so rein wie sicher sang, verursachten eine Bewegung in dem Kreise, an welcher die Ueberraschung noch mehr Antheil hatte, wie der Beyfall; aber bald machte der leztere der lebhaftesten Bewunderung Platz, als man die kleine Provinzialin mit Leichtigkeit die größten Schwierigkeiten überwinden und so viel Kunst anbringen sah, wie möglich war, ohne dem Ausdruck zu schaden, so daß sie die Fragen einiger Fremden, ob dieß nicht Mlle. Pasta sey? wohl verdiente. Frey von jedem andern Eindrucke als dem, welchen die Musik hervorbrachte, schien sie weit mehr mit dem Gelingen des ganzen Quartetts als ihrer einzelnen Parthie beschäftigt, folgte mit Augen und Ohr, half unbemerkt ein und legte eine solche Wärme in das Stretto, in welchem ihre Stimme noch mehr durch die Reinheit der Töne als durch die Stärke derselben herrschte, daß sie einen allgemeinen Enthusiasmus erregte.

Mit den größten Beyfallsbezeugungen wurde die liebliche Sängerin wieder zu ihrem Sitze geleitet, und ihr Triumph war vollständig. Auch muß ich billig bemerken, daß ihre Rivalinnen, und vorzüglich Frau von Merange, mit vieler Grazie in dieselben einstimmten. Ein junges Frauenzimmer indessen, welche wegen ihres Talents für den Tanz bekannt war, und der daran lag, die Fremde in diesem wichtigen Stücke zu übertreffen, schlug einen Tanz nach dem Fortepiano vor, und stellte sich der Frau von Badlosquet gegenüber, welche sich dießmal um so weniger bitten ließ, da sie gestand, daß der Tanz ihr viel Vergnügen gewähre. Neue Verwunderung, neuer Triumph; die Lunevillerin tanzte nicht allein zum Entzücken, ja es fand sich auch, daß sie sogar die neuesten Pas kannte, und sie nur allein im Stande war, die Figuren des Cotillons zu führen. Der Tanz war geendigt, und man sezte sich zum Spiel. Für dießmal mußte Frau von Badlosquet gestehen, daß sie nie eine Karte angerührt habe; auch schien sie über diese Unwissenheit nicht im mindesten beschämt. Als Frau von Merange die Parthien gemacht hatte, näherte sie sich der Fremden, einige Männer, unter denen auch ich mich befand, vereinigten sich mit ihr, und in diesem kleinen Kreise entspann sich eine Unterhaltung, von welcher ich das Vorzüglichste behalten zu haben glaube.

„Sie spielen nicht, bemerkte Frau von Merange, indem sie sich neben sie sezte. Da müssen Sie sich in einer Provinzstadt doch sehr langweilen, in welcher selbst Ihre Talente nur dazu dienen können, Sie von der übrigen Gesellschaft zu isoliren.“ — „Verzeihen Sie, wenn man anders meine geringen Leistungen in der Malerey und Musik in Paris mit dem Namen Talent belegen will, so haben wir in Luneville mehrere Familien, in welchen man die schönen Künste liebt und mit Erfolg ausübt. In dem Zirkel, worin ich lebe, und dessen vorzüglichster Vereinigungspunkt das Haus Ihrer Frau Tante ist, könnte ich Ihnen fünf bis sechs Personen nennen, denen die Kompositionen der vorzüglichsten italienischen, französischen und deutschen Meister nicht fremd sind, und mit denen ich einmal die Woche Musik mache.“ — „Und die anderen Tage?“ — „Wir zeichnen, sticken, unterhalten uns.“ „Unterhalten? (unterbrach sie ein alter Stutzer, welchen Sie an dieser Frage schon erkennen werden) wovon kann man sich in Luneville wohl unterhalten?“ — „Nun wohl, mein Herr, erwiederte Frau von Badlosquet mit einem

satyrischen Lächeln, wir plaudern, wenn Sie etwa glauben, daß man sich nur in Paris unterhalten kann." — „Verzeihung, gnädige Frau, erwiederte er noch unglücklicher, wenn ich nach Ihnen urtheilen darf, so sehe ich, daß man wirklich in Ihrem Orte mit Jemanden reden kann, aber auf Ehre, ich weiß nicht, was man in Luneville sagen oder thun kann, seitdem die Militärschule für die jüngern Söhne des Adels, in welcher ich erzogen bin, aufgehoben ist." — Vielleicht, Herr Baron, hat die Aufhebung dieser Schule für unsere Stadt keine so wichtige Folge gehabt, wie Sie zu glauben scheinen; wenigstens ist es gewiß, daß man dort sehr leidlich leben kann, Männer von Bildung antrifft, und sehr kluge schätzenswerthe Greise, welche durchaus die Militärschule, in welcher Sie erzogen sind, nicht vermissen." Der Baron war froh, daß man ihm in diesem Augenblicke eine Whistkarte anbot, die ihn mit Ehren aus der Klemme zog, in die er sich versezt hatte. Ein schadenfrohes Gelächter begleitete ihn auf seinem Rückzuge.

„Ohne die unpassende Frage des Barons rechtfertigen zu wollen, nahm Frau von Merange das Wort, gestehe ich doch, daß ich Mühe habe zu begreifen, wie man in allem Glanze der Schönheit, Jugend und der Talente sich an das einförmige Vegetiren in einer Provinz gewöhnen kann. Lösen Sie mir dieß Räthsel und geben Sie uns eine Schilderung Ihrer dortigen Lebensweise." — „Sie ist ganz der Ihrigen ähnlich, meine Damen, ich bringe, wie Sie, meine Zeit damit hin, zu lieben, zu fühlen, und zu gefallen, mit dem einzigen Unterschiede, daß wir in unsern Gewohnheiten Genüsse finden, die vielleicht minder lebhaft, doch diejenigen an Dauer übertreffen, deren Quelle Sie in Abwechslung und Beweglichkeit setzen. Ohne mich selbst im Geringsten als Muster aufführen zu wollen, werde ich von der mir gegebenen Erlaubniß Gebrauch machen, und mich einen Augenblick als Beyspiel angeben. Ich bin seit vier Jahren verheirathet, und gestehe Ihnen ganz heimlich (aus Furcht, von dem Herrn Baron gehört zu werden), daß ich meinen Mann sehr liebe und von ihm leidenschaftlich geliebt zu werden glaube. Sie sehen, daß dieses schon einige Stunden des Tages ausfüllt, über welche die Langeweile keine Macht hat. Dann besitze ich zwey Kinder, und werde keine Ausdrücke suchen, um Ihnen meine Liebe zu diesen kleinen Wesen zu schildern. Ich mache mir oft Vorwürfe darüber, denn die Abgötterey ist ein Fehler. Ihre Erziehung, die ich nach den Vorschriften des Genfer Philosophen in der Wiege anfange, füllt meine Morgenstunden auf das Süßeste aus. An einer Verwandten meines Mannes, die nur wenige Jahre vor mir voraus hat, habe ich die liebenswürdigste Freundin und Gefährtin. Wollte ich Ihnen die Stärke unsrer gegenseitigen Gefühle beschreiben, so müßte ich zu Montaignes Definitionen meine Zuflucht nehmen: „„Es ist, weil sie es ist, und weil ich es bin."" Wir sehen uns täglich, und gewöhnlich machen wir lange Spaziergänge, welche, ob sie gleich immer dasselbe Ziel haben, uns dennoch immer neues Vergnügen gewähren. Unsere häusliche Lage erlaubt uns, täglich fünf bis sechs Fremde an unserm Tische zu bewirthen, und so verschieden auch das Alter dieser Gäste seyn mag, trägt doch jeder zum gemeinschaftlichen Frohsinn bey. Während der Schauspielzeit gehen wir jeden Abend hin und beendigen den Tag, der jedoch nur selten über Mitternacht verlängert wird, in dem Hause, wo gerade Gesellschaft empfangen wird. In diesen Abendversammlungen, in welchen wir abwechselnd Musik machen, lesen oder plaudern, haben wir freywillig auf zwey Zerstreuungsmittel Verzicht geleistet, deren Vortheile uns ihren Nachtheil nicht aufzuwiegen schienen. Wir lästern nicht und unterhalten uns eben so wenig über Politik. — So ist das gesellige Leben in meiner Stadt, in welcher man sehr viel Annehmlichkeit finden kann, sobald man sich begnügt, in einem kleinen Kreise zu leben, in welchem jedes Mitglied, durch Duclos belehrt, Höflichkeit ohne Falschheit, Freymüthigkeit ohne Unart, Gefälligkeit ohne Schmeicheley und Aufmerksamkeiten ohne Zwang mitbringt."

Was soll ich Ihnen weiter sagen, mein Freund? die kleine Provinzialin machte Epoche bey Frau von Merange, man verließ die Spieltische, um sie reden zu hören, und es gelang ihr, die Damen zu überzeugen, daß man auch in der Provinz Frauen finden könnte, welche in den glänzendsten Pariser Salons nicht am unrechten Ort wären.

Ueber das Licht.

(Fortsetzung.)

Hohlspiegel.

Weit wichtiger sind die Wirkungen eines gekrümmten, und besonders eines hohl geschliffenen Spiegels; und man verdankt den Hohlspiegeln die größten Entdeckungen in der Physik und der Astronomie.

Von allen Strahlen, die von einem sehr entfernten Punkt ausströmen, wird nur derjenige, der auf die Mitte des Hohlspiegels senkrecht fällt, in sich selbst zurückgeworfen; die übrigen, weil sie schief auffallen, werden alle nach der Mitte hingeworfen, und vereinigen sich mit jenem mittleren Strahl in einem Punkt, den man den Brennpunkt des Spiegels nennt, und der von ihm um die Brennweite entfernt ist. Durch diesen Vereinigungspunkt kommen also die Strahlen eben so in das Auge, als wenn sie von ihm ursprünglich ausgegangen wären, oder als wenn sich der leuchtende Punkt selbst dort befände. Da es sich nun eben so mit jedem andern Punkte des Gegenstandes verhält, so sieht man um den Brennpunkt ein deutliches, aber verkehrtes Bild, weil die Strahlen sich durchkreuzt haben. Dieses künstliche Bild ist kleiner als das natürliche, und zwar desto mehr, je stärker der Spiegel gekrümmt ist. Die Strahlen der Sonne wer-

den daher in einen kleineren Raum gesammelt, wodurch sowohl ihre Kraft zu leuchten als zu brennen desto mehr verstärkt wird, je größer der Spiegel ist, je mehr Sonnenstrahlen er also auffängt: in einem Hohlspiegel, der eine Brennweite von drey Fuß und eben so viel im Durchmesser hat, wird das Sonnenlicht fast zwölftausendmal verdichtet, woraus die ungeheure Hitze entsteht, die den Hohlspiegeln den Namen Brennspiegel gegeben hat. — Je näher der Gegenstand dem Spiegel kömmt, desto größer wird sein Bild; steht er im Brennpunkte selbst, so entsteht gar kein Bild von ihm; befindet er sich zwischen dem Brennpunkt und dem Spiegel, so erscheint sein Bild nicht mehr vor dem Spiegel in der Luft schwebend, sondern hinter ihm, vergrößert und in aufrechter Stellung.

Das umgekehrte Bild, das vor dem Hohlspiegel schwebt, wirft, wie wir eben gesehen haben, die Strahlen, eben so wie der Gegenstand selbst, vor dem Spiegel zurück. Hier kann man sie mit einem zweyten Hohlspiegel (der weit kleiner seyn kann, weil das Bild verkleinert ist) auffangen, welcher sie dann wieder nach dem großen Spiegel zurückwirft, und hinter demselben, wenn er in der Mitte durchbohrt ist, ein zweytes abermals umgekehrtes, also aufrechtes Bild darstellt. Bringt man an dieser Stelle Augengläser an, und fängt damit die Strahlen des zweyten Bildes auf, so hat man das Gregorian'sche Spiegelteleskop, welches aus zwey Hohlspiegeln, dem großen und dem kleinen, und aus zwey Augengläsern besteht, und durch welches man die Gegenstände aufrecht und von vorn sieht.

Fängt man das erste Bild vom großen Spiegel mit einem ebenen, aber schief gestellten Spiegel auf, der also die Strahlen nach der Seite der Röhre wirft, in welcher deßhalb eine Oeffnung angebracht ist, durch die man das Bild mit dem eingeschrobenen Augenglase betrachtet, so hat man das Newtonsche Teleskop, welches aus einem großen Hohlspiegel, einem kleinen Planspiegel, und wenigstens einem Augenglase besteht, und durch welches man die Gegenstände verkehrt und von der Seite sieht.

Läßt man den kleinen Spiegel ganz weg, und betrachtet das erste Bild des großen Spiegels unmittelbar mit einem Augenglase, das an der vorderen Oeffnung der Röhre befestigt ist, so hat man das große Herschelsche Teleskop, welches aus einem großen Hohlspiegel und einer Loupe besteht, und wodurch man den Gegenstand, den man hinter sich hat, verkehrt sieht. Diese einfache Einrichtung läßt wenig Licht verloren gehen, ist aber nur bey sehr großen Spiegeln anwendbar, weil sonst der Kopf des Beobachters die Oeffnung des Fernrohrs bedecken würde.

Die erhaben oder konvex geschliffenen Spiegel geben hinter demselben ein aufrechtes, aber verkleinertes Bild, und sind weder in der Physik noch in der Astronomie von erheblichem Nutzen. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 2. August.

Unsre Nationalgallerie ist so eben durch ein kleines Gemälde von Correggio, eine Jungfrau mit dem Kinde darstellend, bereichert worden. Es ist dasselbe Meisterstück, von welchem Mengs mit so großem Lobe spricht, und kam aus der Madrider Gallerie in die Hände des Pariser Banquiers Casimir Perrier, von dem es zu einem hohen Preis gekauft worden ist. Dieses Gemälde erhält einen besondern Werth dadurch, daß sich kein anderes Gemälde von dem großen Meister in England befindet, als ein einziges in der Sammlung des Herzogs von Wellington, welches jedoch diesem an Vortrefflichkeit nachsteht. Das Gemälde in der Gallerie aber, das man bisher für Correggios Werk hielt, wird jezt für eine Kopie erklärt.

Man rechnet als einen tristigen Beweis der Vermehrung des Reichthums in England, daß im Jahr 1765 es nur 12,904 vierräderige Luxuswagen im Lande gab, und ihre Anzahl jezt sich auf 26,729 beläuft, wozu man noch 45,836 zweyräderige Fuhrwerke rechnen muß. Damals gab es nur 36 Kutschenmacher in London, welche ungefähr 4000 Arbeiter hielten: jezt gibt es deren 130, mit 14000 Arbeitern. — Bey der neulich angestellten chemischen Untersuchung von 1467 Säcken Mehl, welche zu Hull nach Portugal eingeschifft werden sollten, fand es sich, daß in vielen Säcken über ein Drittheil aus gemahlenen Knochen und Gyps bestand, welches so geschickt zubereitet war, daß es sich nicht leicht vom Mehl unterscheiden ließ, aber bey Hinzuthuung einer Säure sich mit einem übeln Geruch auflöste. Daraus gebackenes Brod wurde beynahe kohlenschwarz und so hart, daß man es mit einem Beile zerhauen mußte. Der Eigenthümer wurde zu einer Buße von 1000 Pfst. verurtheilt. Derselbe Scheidekünstler, welcher auf Befehl der Admiralität diese Untersuchung angestellt hatte, fand auch in einer Quantität von Caper Souchong Thee eine Beymischung von 25 % Bley.

Die Miltonsche Handschrift, welche im Staatsarchiv gefunden worden, ist so eben im lateinischen Original und in einer englischen Uebersetzung erschienen. Sie ist durchaus theologischen Inhalts, und deßwegen für den Layen ungenießbar. Doch findet sie bey weitem mehr Leser, als ein Werk der Art von einem anderen Schriftsteller in unseren Tagen erwarten dürfte; indem viele begierig sind zu erfahren, was doch die wahren Gesinnungen dieses großen Dichters über die religiösen Geheimnisse, die er beschrieben, gewesen seyn mochten. Ich habe nur eben in dem ersten Aufsatze geblättert, worin der Verfasser von den Personen der Gottheit handelt, und worin er mir als Armenianer, oder doch zum wenigsten als Arianer erscheint. Ein anderer Aufsatz von ihm dürfte wohl die Frauen nicht sehr erbauen; denn er sucht darin nicht nur das göttliche Recht der Männer, über ihre Weiber zu herrschen, sondern sogar die Befugniß derselben, mehr Weiber zu nehmen, darzuthun. Die Auffindung dieses Werkes hat inzwischen den Nutzen gehabt, daß der König eine Kommission zur Untersuchung der Staatspapiere verordnet hat, um alle andere literarische Schätze, welche dieselben enthalten könnten, an's Licht zu bringen.

Die Wintertheater (d. h. Coventgarden und Drury-Lane) sind geschlossen, um gegen Ende Septembers wieder eröffnet zu werden. Haymarket und die Englische Opera sind offen, und unterhalten die wenigen, welche eine Wärme von 100° Fahrenheit ertragen können, mit den ältern beliebten Lustspielen und Opern unserer Bühne, und dann und wann mit einer ephemeren Französischen Umarbeitung, die ein Paar Abende gespielt wird und dann in ewige Vergessenheit dahin sinkt. In dem Englischen Opernhaus gibt man auf's neue den Freyschütz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. August 1825.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück.

Goethe.

Konversations-Philosophie.

Ist die Vernunft doch nie so klug
Als Grüß' und Komplimente.
Zu Wasser geht — und bricht, der Krug;
Doch oben nickt die Ente;
Komplimente! Komplimente!

Wohl nennt man stille Wasser tief.
Der Wein macht schwer Geplapper,
Macht dir den Bückling etwas schief,
Drob bebt der Storch Geklapper;
Komplimente! Komplimente!

Und ist der Fisch auch noch so stumm
Mit seinem steifen Kopfe,
Ein Fischer macht sein Dräthchen krumm
Und hebt ihn aus am Schopfe;
Komplimente! Komplimente!

An der geprief'nen Phantasie
Fängt man gesalz'ne Fische.
Man hat viel Salz auch ohne sie,
Und sezt sich fest zu Tische;
Komplimente! Komplimente!

Und die Ludimagisterey
Weiß sich nicht zu benehmen,
Und muß mit ihrem Leda Ey
Zum Rückzug sich bequemen;
Komplimente! Komplimente!

Die feinsten Gaben vorzudreh'n
Wird keiner ganz verlachen.
Doch mußt du hinten gleichfalls seh'n,
Dein Kompliment zu machen;
Komplimente! Komplimente!

Faßt so das Glück dich nicht beym Schopf,
Und küßt dich nach Gefallen,
So bist du nur ein blöder Tropf,
Ein Spott und Hohn von Allen.
Komplimente! Komplimente!

Ist die Vernunft doch nicht so klug
Als Grüß' und Komplimente,
Zu Wasser geht und bricht, der Krug,
Doch oben nickt die Ente;
Komplimente! Komplimente!

W. v. Blomberg.

Ueber das Licht.

(Beschluß.)

Refraktion.

Derjenige Theil des Lichts, der die durchsichtigen Körper wirklich ganz durchdringt, leidet dabey mancherley Aenderungen seiner Richtung, die nicht weniger merkwürdige Wirkungen haben als die Reflexion. Sobald der Lichtstrahl in einen neuen durchsichtigen Körper tritt, der ein anderes Gewebe hat, als der Körper, durch den er vorher ging, so wird er von seinem bisherigen Wege abgelenkt, und zwar so, daß sein neuer Weg sich der Richtung, die auf der Oberfläche, in die der Lichtstrahl fällt, senkrecht ist, und die man das Einfalls-Loth nennt, mehr nähert oder weiter davon entfernt, nachdem der neue Körper eine größere oder geringere brechende Kraft hat, als der vo-

rige. Eine Menge sehr bekannter Erfahrungen entsteht aus dieser Naturwirkung.

Wenn ein Stab, ein Ruder sich zum Theil unter dem Wasser befindet, so gelangen die Strahlen von diesem Theile, da sie aus dem Wasser in die Luft treten, in einer andern Richtung in unser Auge, als die Strahlen vom übrigen Theile: der Stab scheint also zweyerley Richtungen zu haben, oder zerbrochen zu seyn; und eben daher hat diese Naturwirkung den Namen der Strahlenbrechung oder Refraktion erhalten. Eine auf dem Boden eines Bechers liegende Münze, die der obere Rand des Bechers unserm Auge eben verdeckt, wird, wenn man Wasser darüber gießt, plötzlich sichtbar, als würde sie wirklich vom Wasser gehoben; und auf dieselbe Art sehen wir den Fisch, der im Wasser schwimmt, über seiner wahren Stelle. Alle Weltkörper scheinen uns durch die Brechung, die ihr Licht bey dem Durchgange durch die Atmosphäre leidet, immer höher, als sie wirklich sind, und zwar desto mehr, je näher sie dem Horizonte sind. Diese astronomische Strahlenbrechung beträgt so viel, daß der untere Rand der Sonne oder des Mondes nahe am Horizonte dem obern merklich genähert wird, wodurch diese Weltkörper eine längliche Gestalt erhalten; daß die Sonne, wenn sie im Aequator ist, unter beyden Polen zugleich gesehen wird, und daß die lange Winternacht der Polar-Zone um mehrere Wochen verkürzt wird. Sie ändert sich sogar mit dem Zustande der Atmosphäre, so daß eine durch Wärme verdünnte Luft das Licht weniger bricht als kalte oder dichtere Luft: daher scheinen Gegenstände, die man über einem Feuer oder geheizten Schornsteine sieht, auf und nieder zu tanzen, weil die Dichtigkeit der Lufttheilchen, die den Ort des Gegenstandes durch die Brechung verrücken, in jedem Augenblick durch die aufsteigende Wärme geändert wird.

Das erste, was die Erfahrung lehrt, ist, daß das Licht desto mehr von seinem ursprünglichen Wege abgelenkt oder gebrochen wird, je schiefer es auf den neuen Körper fällt, daß aber der senkrecht auffallende Strahl in gerader Linie durchgeht, weil er nach einer Seite nicht mehr als nach der andern gebrochen werden kann. Bey allen diesen scheinbaren Unregelmäßigkeiten findet man dennoch, daß zwischen den Richtungen des einfallenden und des gebrochenen Strahls bey jeder Lage ein beständiges Verhältniß oder vielmehr Gesetz stattfindet, welches aber natürlich nach Beschaffenheit oder nach der größeren oder geringeren Unähnlichkeit der beyden undurchsichtigen Körper, durch welche das Licht geht, verschieden ist. Dieses Gesetz beobachtet die Natur so strenge, daß dadurch in gewissen Fällen die Brechung in Zurückwerfung verwandelt werden kann. Wenn z. B. das Licht aus Glas in die Luft tritt, und die Oberfläche unter einem halben rechten Winkel trifft, so muß, Kraft jenes Gesetzes, der gebrochene Strahl mit der senkrechten Linie einen mehr als doppelt so großen Winkel machen, der also in diesem Falle größer als ein rechter ist: der Strahl wird folglich innerhalb des Glases zurückgebrochen, das heißt, er wird von der äußern Fläche reflektirt.

Alle diese Erfahrungen, von denen man sich überzeugen kann, wenn man den Lichtstrahl in ein dunkles Zimmer fallen läßt, wo sich seine Bahn so zu sagen in körperlicher Gestalt zeigt, erklärt Newtons Hypothese auf eine sehr einfache Art. Jeder Körper zieht jeden andern, also auch die Lichtmaterie, um so stärker an, je dichter er selbst ist, und je näher beyde Körper einander sind. Wenn man sich nun ein von Luft umgebenes Stück Glas vorstellt, in welches das Licht von oben herab fällt, so begreift man leicht, daß der Strahl, so lange er durch die Luft geht, von der geraden Linie nicht abgelenkt werden kann, weil er von der umgebenden Luft nach allen Seiten gleich stark angezogen wird, wodurch sich alles aufhebt. Sobald er aber in den Wirkungskreis des Glases geräth, so wird er von der stärkeren Wirkung des dichteren Glases mehr nach unten gezogen, als die Luft ihn nach oben zurückzieht: er wird sich also nach dem Glase hin krümmen, oder der senkrechten Linie nähern; und dieß wird auch noch nach seinem ersten Eintritt in das Glas geschehen, weil er von der größeren Masse mehr nach unten gezogen wird, als von der dünnen Scheibe nach oben. Sobald er aber so tief in das Glas gedrungen ist, daß er nach oben und nach unten gleich stark angezogen wird, — und dieß erfolgt sehr bald, weil die Anziehung auf das Licht sich nur in sehr kleinen Entfernungen äußert — so hört alle Wirkung auf, und der Strahl setzt seinen Weg in der neuen geraden Linie fort, der er in dem Augenblicke folgte, da die obere und die untere Anziehung im Gleichgewicht waren. Dieß dauert fort, bis er sich der untern Fläche des Glases so weit genähert hat, daß die dünne Scheibe unter ihm nicht mehr so stark auf ihn wirkt, als er von der größern Masse nach oben gezogen wird: er krümmt sich nun also auf die entgegengesetzte Art nach oben, indem er sich von der senkrechten Linie entfernt; und dieß geschieht auch noch beym ersten Austritt aus dem Glase, wo nach oben die stärkere Attraktion des Glases, nach unten aber nur die schwächere Anziehung der Luft auf ihn wirkt, bis er endlich so weit entfernt ist, daß die Wirkung des Glases ganz aufhört, und er nun durch die Luft, von der er nach allen Seiten gleich stark angezogen wird, eine neue gerade Linie beschreibt, die seiner ursprünglichen Richtung durch die Luft parallel ist, weil die erste Brechung beym Eintritt in das Glas durch die entgegengesetzte beym Austritt aufgehoben ist. Wenn der Strahl so schief durch das Glas geht, daß er bey der zweyten Brechung vor seinem gänzlichen Austritt schon in eine Lage gebracht ist, die der untern Fläche des Glases parallel ist, so wird er nun vom Glase noch mehr nach oben gezogen: er krümmt sich also oberwärts, und wird, statt durchzugehen, zurückgeworfen, wie wir eben gesehen haben.

Auf eben die Art ließe sich auch die Reflexion erklären, wenn man annähme, daß nur durchsichtige Körper die Eigenschaft, das Licht anzuziehen, im vorzüglichen Grade besitzen; da dann der Lichtstrahl, wenn er sich einem undurchsichtigen Körper nähert, allein von dem Durchsichtigen zurückgezogen, folglich reflektirt wird.

Wenn die Anziehung, welche die Körper auf das Licht äußern, mit der allgemeinen, von Newton entdeckten Gravitation völlig einerley wäre, die genau im Verhältniß der Masse wirkt, so würde daraus folgen, daß die brechende Kraft der durchsichtigen Körper im Verhältniß ihrer Dichtigkeit oder spezifischen Schwere seyn müsse, welches auch meistentheils mit der Erfahrung übereinstimmt. Allein es finden doch einige bedeutende Ausnahmen statt; und eine einzige Ausnahme ist hinlänglich zu beweisen, daß hier nicht blos die allgemeine Gravitation die Triebfeder ist, sondern daß ein besonderes Verhalten der verschiedenen Körper zum Lichte, eine chymische Verwandtschaft, oder wie man es sonst nennen will, zum Grunde liegt. Die Ausnahme ist besonders auffallend bey den brennbaren Körpern, die das Licht stärker brechen als gleich dichte nicht brennbare. Da nun der Diamant das Licht weit stärker bricht, als irgend ein Körper von gleicher spezifischer Schwere, wovon sein schöner Glanz die Wirkung ist, so schloß Newton hieraus, daß er brennbar seyn müsse: und diese Vermuthung ward lange nachher durch Erfahrungen bestätigt, welche bewiesen haben, daß der Diamant fast der einzige vollkommen verbrennbare Körper in der Natur ist.

Es folgt hieraus, daß die Anziehung der Körper auf das Licht nicht eine allgemeine Eigenschaft der Materie ist, daß sie wenigstens nicht allen Substanzen in gleichem Grade oder im Verhältniß ihrer Masse zukömmt, sondern vielmehr von den physischen oder chymischen Eigenschaften der Körper, und also wahrscheinlich auch von denen des Lichts selbst abhängt. Wir haben gesehen, daß die Reflexion des Lichts sich nur durch eine zurückstoßende, die Refraktion nur durch eine anziehende Kraft der Körper erklären läßt. Da nun jeder Körper mehr oder weniger das Licht zugleich bricht, zurückwirft und verschluckt, so müßten alle Körper auf das Licht zugleich eine anziehende und eine abstoßende Kraft äußern, welches sich zu widersprechen scheint. Dieser Widerspruch läßt sich nur heben, wenn man annimmt, daß die kleinsten Theilchen, aus denen jeder Lichtstrahl zusammengesezt ist, auf verschiedene Art gebildet sind, so daß es nicht dieselben Lichttheile sind, die zugleich angezogen und zurückgetrieben werden, sondern daß einige von ihnen, vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit, von den Körpern angezogen, andere zurückgestoßen werden. Diese verschiedene Bildung der Lichttheilchen hat nichts mit ihren Farben gemein, aus denen diese Erscheinungen sich nicht erklären lassen, weil sowohl der gebrochene als der zurückgeworfene Strahl alle Farben des Regenbogens behält. Der Grund muß also in physischen Eigenschaften liegen, die von denen, aus welchen die Farben entstehen, ganz verschieden sind. Es ist hiebey nicht nöthig anzunehmen, daß wirklich jedes Lichttheilchen durch seine natürliche Beschaffenheit von den übrigen verschieden ist: man kömmt vielleicht der Wahrheit durch die einfache Hypothese näher, daß alle Atome der Lichtmaterie einander ähnlich sind, daß aber ihre verschiedenen Seiten auch verschiedene Eigenschaften haben, so wie z. B. die obere und die untere Seite der Blätter eines Baumes. Alsdann ist es begreiflich, daß die Lichttheilchen, nachdem sie den Körpern diese oder jene Seite zukehren, angezogen oder abgestoßen werden. — Hierin liegt zugleich der Grund von einer wichtigen Entdeckung, die unter dem Namen der Polarisation des Lichtes seit einigen Jahren die Physiker beschäftigt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 2. August.

(Fortsetzung.)

Die hiesige Gartenbaugesellschaft hat von N. S. Wales einen Stock mit Bienen von einer neuen Gattung erhalten. Die Bienen sind weit kleiner als die Europäischen und haben keine Stacheln; und ihr Honig soll ungemein süß seyn und einen eigenen Wohlgeruch haben.

Der Fluß, welcher nach den lezten Nachrichten von N. S. Wales entdeckt worden, fällt hinter der Baß-Insel, Vandiemen's-Land gegenüber, in's Meer.

Endlich hat doch der Kampf zwischen dem Löwen Nero und sechs Hunden, drey auf einmal, stattgefunden. Nero war aber zu zahm, und floh vor den Bullenbeißern, wovon aber zwey oder drey seitdem an ihren Wunden gestorben. Die Zeitungen der Hauptstadt schreiben alle sehr heftig gegen diese Art von grausamem Zeitvertreib. Dennoch hat seitdem ein anderer Kampf zwischen dem Löwen Walam und sechs anderen Hunden stattgefunden, die ihn zwey und zwey angriffen. Walam aber schickte sie alle schwer verwundet vom Kampfplaz, und würde ihnen ein Duzend andere nachgeschickt haben, wenn man sie an ihn gehezt hätte. Auch von diesen Hunden sind bereits mehrere todt. Die Anzahl der Zuschauer soll zwar ziemlich groß, aber nicht von den höheren Ständen zusammengesezt gewesen seyn.

Folgende Zeitungen erscheinen jezt in Indien: In Calcutta, the John Bull, the Bengal Hurkaru, the Scotsman in the East, täglich; die Regierungszeitung, zwey Mal die Woche; die India Gazette, auch zwey Mal, und the Bengal Weekly Messenger, Sonntags; das Mirat-ul-Akhbar, Jamischan Numa, Sungbaud Cowmuddy und das Summochar Chundrica, alle ein Mal die Woche. In Madras, der Courier, die Regierungszeitung, und die Gazette, ein Mal die Woche. In Bombay, der Courier, die Regierungszeitung, the Weekly Gleaner, und das Summochar ud Chandrikha, alle wöchentlich ein Mal. In Penang, the Penang Gazette, wöchentlich. In Singapore, das Chronicle, wöchentlich. Eine der obigen Zeitungen in der Landessprache gibt folgende Erzählung. Die Frau eines Barbiers zu Etabanzin Mobarazepur, welches nördlich von Kristunugur liegt, wurde in einem Alter von 24 Jahren von der Cholera Morbus heimgesucht, und zwar im Monat Ausar. Ein Fakir, welcher bettelnd in's Haus kam, bat um die Erlaubniß sie heilen zu dürfen. Da sich kein Arzt im Orte befand, ließ man sie Siddhus-Blätter und Opium, so wie auch den Saft von Sibohy-Blättern nehmen, und band ihr Hände und Beine mit einem

Stricke, acht Zoll von einander. Hierdurch geschah den Anzeichen der Krankheit Einhalt, und nach Verlauf einer Stunde band man sie los. Sie war indessen von dem Trank, den sie genommen, gänzlich betäubt, und schlief die ganze Nacht hindurch ruhig fort. Am folgenden Morgen fand sie sich ganz gesund. Der Fakihr wollte nichts für seine Mühe nehmen, und sagte, ein solcher Trank müßte einen jeden von der Krankheit heilen.

Nach dem Sching-meaau-che gibt es in China 1560 dem Confucius geweihete Tempel, in welchen während der Frühlings- und Herbstfeste geopfert werden: Ochsen sechs, Schweine 17.000, Schaafe 5.800, Rehe 2.800, Kaninchen 27.000; zusammen 62.606 Thiere jeder Gattung; zu gleicher Zeit werden aber auch 27.600 Stücke Seidenzeuge geopfert.

Die gewöhnliche Begrüßungs-Art in Cochinchina ist, sich bis zur Erde zu verbeugen, und zwar: fünf Mal vor dem Könige, vier Mal gegen die zunächst dem Monarchen stehenden Großen, drey Mal gegen Personen im dritten Range, zwey Mal gegen jeden andern Vornehmen, und ein Mal gegen jeden sonstigen Beamten. Hinrichtungen geschehen in jenem Lande gewöhnlich auf folgende Art. Der Verbrecher wird an einen Pfahl gebunden, und ein Elephant über ihn hinweggetrieben. Hr. Gibson, der Engländer, welcher die Birmanische Mission nach Cochinchina begleitete, und aus dessen Journal diese Bemerkungen entlehnt sind, sah 13 des Diebstahls beschuldigte Menschen durch den Lieblingselephanten eines Großen zu Tode treten. Es wurden zu Saigun wöchentlich drey bis vier solcher Unglücklichen hingerichtet. Hr. Gibson sah eine Uebung der Elephanten. Sechzig dieser Thiere mußten einen Verhack angreifen, welcher von Soldaten vertheidigt wurde, die Raketen und Pistolen gegen die Thiere abfeuerten. Aber diese brachen durch, und verfolgten die Fliehenden, bis ihre Führer sie anhielten. Es wurde dabey die größte Ordnung erhalten und alle Befehle durch die Trompete ertheilt. Die Elephanten sollten je zwey und zwey das Bild eines feuerspeienden Tigers angreifen, welcher noch von Soldaten vertheidigt wurde, die mit Gewehren auf sie schossen. Die meisten Elephanten aber liefen vor diesem Schreckbilde weg; und einer der Führer erhielt 20 Prügel, weil er sein Thier nicht zum Gehorsam bringen konnte. Des Gouverneurs Lieblingselephant, welcher 37 Jahre alt war, und 25 Jahre lang in seinem Dienste gewesen, machte einige Kunststücke.

Es war nach einer etwas zu hastigen Uebersicht, daß ich Ihnen in meinem lezten schrieb. Hr. Fraser hatte auf seiner Reise Unterstüzung von den Großen am Persischen Hofe erhalten. Der einzige, welcher ihm dabey mit Rath und That an die Hand ging, war der alte Hofdichter, Futech Allin Chan, der aufgeklärteste und geschickteste Mann in Persien, und welcher ihm auch in der Person eines jungen Persers von guter Familie, Namens Mirza Abdul Rzahk, einen Reisegefährten und Wegweiser verschaffte. Denn der König scheint es sehr ungern zu sehen, daß Europäer westlich von der Straße zwischen Schiraz und Tehran reisen, und man sprach ziemlich laut davon unter den Persern, daß die Ermordung des berühmten Reisenden Brown, bey der Brücke über den Kizzel-o-Zun, auf Sr. M. Befehl geschehen; wenigstens will man eine goldene Uhr, die der unglückliche Reisende bey sich gehabt, in den Händen des Königs gesehen haben. Ja man nannte noch andere Ermordungen der Art, besonders von Europäern, die auf königl. Befehl zu Musched vergiftet worden seyn sollten. Auf den Rath des Chans also vermied Hr. F. es, dem König seine Aufwartung zu machen, oder ihm etwas von seinem Vorhaben wissen zu lassen, und reiste in Persischer Tracht, mit wenig Gepäcke und nur von sechs Personen begleitet, und für den Nothfall mit einem offenen Schuzbriefe von Seiten des Brittischen Residenten versehen. Von Mirza Abdul Hussein Chan, der vor ein Paar Jahren als Persischer Gesandter in Europa so viel Aufsehen gemacht, spricht Hr. F. mit der tiefsten Verachtung. Er stammt, sagt er, aus einer alten herabgekommenen Familie, und war in seiner Jugend so verworfen in seinen Sitten, daß er oft in Frauenkleidern tanzte. Später ergab er sich dem Handel, und es gelang ihm, sich so weit zu erheben, daß, als man eines Gesandten nach England bedurfte, wozu kein Edelmann von Charakter sich verstehen wollte, man ihm die Stelle antrug, die er auch aus Eigennuz annahm; und da er hierbey etwas von fremden Sprachen lernte, und der Widerwille, in's Ausland zu gehen, bey den andern Persern noch immer fortdauerte, so übertrug man ihm mehrere andere Gesandtschaftsposten. Er ist sehr verachtet, und keiner verdient es mehr zu seyn. Er ist so niederträchtig und unehrlich, daß Niemand mit ihm zu thun haben will, und ein so bekannter Lügner, daß Niemand ihm glaubt. Seine Liederlichkeit ist so groß, daß man am Hofe, troz der wenigen Achtung, die man im Allgemeinen den Sitten zollet, nur mit Verachtung von ihm redet. Er hat freylich etwas Einnehmendes, und sein beständiges Lachen gibt ihm das Ansehen der Gutmüthigkeit; aber das ist nur für die, denen er zu gefallen wünscht. Auch sind seine Schmeicheleyen selbst grob und plump: und seine Unwissenheit, selbst über sein eigenes Vaterland und Fach, ungemein groß. Es ist zum Erstaunen, wie er in Europa, und besonders in England so sehr gefallen konnte; denn in seinem eigenen Vaterlande sieht man ihn als einen Mann an, dem es an jeder Eigenschaft für die gute Gesellschaft fehlt. Für alle die Güte, die er in England empfangen, und die Pension, die er von der Brittischen Regierung empfängt, widersezte er sich doch immer dessen Interesse, und spricht mit Verachtung von den Engländern. Er nahm eine Menge kostbarer Schawls mit nach England, und diese, sagt er, hatte er für die Gunst der dortigen Damen vertauscht, welche er bey Namen nennt, und sogar Herzoginnen darunter, deren seyn sollende Briefe er in den Persischen Gesellschaften vorliest, und man glaubt ihm nur darum nicht, weil man das allgemein Lügenhafte seines Charakters kennt. Auch hat er ein Gemälde einer vornehmen und achtungswürdigen Dame, die er selbst dem Könige als seine Geliebte genannt hat. Bey seiner Rückkehr von seiner lezten Reise nach England brachte er nicht nur die vielen Geschenke mit, die er erhalten, sondern auch eine Menge Waaren, die er auf Spekulation gekauft, und in seinem Charakter als Gesandter allenthalben abgabenfrey mitgeführt. Um diese nun auch ohne Frachtunkosten durch Persien nach Tehran zu bringen, ließ er sie von den für den Transport der Geschenke für den König bestimmten Frohnthieren tragen. Dieser aber, welcher seinen Vortheil eben so gut verstand, als der Mirza, bekam Wind von dem Streiche, und während er den Gesandten auf einem Jagdzuge nachkommen ließ, wurden die Waaren alle als königliche Geschenke zu Tehran von den Kronbeamten in Empfang genommen; und der Mirza behielt von seiner ganzen Beute nichts als einige Kisten mit Kleidern, die unter dem Namen des Brittischen Geschäftsträgers in die Stadt gekommen waren. Sein jeziges Geschäft ist die Vorstellung von Europäern am Hofe, und die Besorgung der Geschäfte mit England, unter der Aufsicht des eigentlichen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und dafür hat er keine Besoldung. In seinen Zimmern sieht man Gegenstände des Europäischen Luxus mit Persischen Möbeln gepaart, und unter anderen ein Gemälde von ihm selbst, von einem Russischen Maler. Auch mischte er, als Hr. F. ihn besuchte, Englische Säze unter sein Persisch, so wie Pou honour! God bless me!

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. August 1825.

Einige rathen klug,
Aber nicht glücklich genug;
And're rathen glücklich,
Aber nicht schicklich.

Castelli.

Trau, Schau, Wem *)?

Mitternacht war schon längst vorüber, und August konnte sich noch immer nicht von seinen Freunden trennen. Er hatte seine erste Jugend in N . . . verlebt, dort, von einem Oheim väterlich behandelt, das Gymnasium besucht, dann in Norddeutschland studirt, war dann gereist, und durch sonderbar günstige Umstände noch vor der Rückkehr in's Vaterland bey einem der kleinen sächsischen Fürsten sehr vortheilhaft bedienstet worden. Von allen diesen Vorgängen waren die Freunde immer nur unvollkommen durch seltene Briefe unterrichtet worden, auch jezt waren die wenigen Tage seines Besuchs in einem frohen Taumel verstrichen, und nun beym Abschiedsmahl war es, als thäten sich alle Quellen der Erinnerung auf, und des Erzählens war kein Ende. „Nun fort! rief August, als es ein Uhr schlug, in ein Paar Wochen seh' ich euch noch eine kurze Zeit wieder, und dann steck' ich den Kopf in meine Akten, bis ich meines Amtes Herr geworden bin.“ — Bey diesen Worten reichte er die Hand rechts und links, und seine glänzenden Augen sagten, was er verschwieg, und die Jugendfreunde gaben seinem Willen nach, ihn allein seinen Wagen aufsuchen zu lassen, der ihn, wie er seinem Diener befohlen hatte, zu dieser Stunde vor dem Thore erwarten sollte.

Sehr aufgeregt, und mit der Spannung, die wir in den Momenten empfinden, wo Vergangenheit und Zukunft besonders lebhaft vor unserm Geistesange aufgethan sind, schritt August durch die langen gekrümmten Straßen der ehemaligen Reichsstadt. Das lezte Mondviertel bestrahlte die Giebel der schönen steinernen Häuser, und er sah an manches hinauf, um sich seiner Bewohner zu erinnern. Da schlüpfte eine dicht verhüllte, aber dennoch schlanke und jugendliche weibliche Gestalt vor ihm aus einem Nebengäßchen, eilte auf ihn zu, und ihn erblicken, mit einem unterdrückten Schrey ängstlich von einer Seite zur andern sehen, und dann in ein offenstehendes Haus stürzen, war Eins. August blieb befremdet an der offnen Thüre stehen, und blickte in den dunkeln hohen gewölbten Oehren. Jezt erinnerte er sich, daß zu seiner Zeit ein altes geiziges Ehepaar in diesem Hause gewohnt hatte, darin gestorben war, und abenteuerliche Sagen von ihrer, an abwesende Verwandte vererbten Wohnung erzählt worden waren. Mit Blitzesschnelle glitt diese Erinnerung an ihm vorüber. Jezt hörte er ein Geräusch, wie einen Fall; er dachte, das verhüllte Wesen sey auf den finstern alten Treppen gestrauchelt, oder dachte vielleicht nichts, sondern folgte einem ge-

*) Diese kleine Erzählung ist die Folge eines gesellschaftlichen Scherzes, und soll einzig nur zu gleichen Scherzen aufmuntern, ohne an irgend einen andern Werth Anspruch zu machen. In einem kleinen Cirkel freundlicher Frauen wurde von einem jezt öde stehenden Hause, einer in einem Korbe entdeckten Diebin, einem neumodigen Palatin, der Sevigné heißt, u. s. w. gesprochen. Eine der gegenwärtigen Personen machte sich verbindlich, aus diesen fremdartigen Gegenständen eine Geschichte zusammenzusetzen, und so entstanden diese Blätter in einer heitern Stunde.

dankenlosen abenteuerlichen Zug, der ihn in das Haus, und von dem dämmernden Lichte eines Hoffensters geleitet, die Treppe hinaufführte. Bey der ersten Wendung sah er die weibliche Gestalt in ihrer hellfarbigen Hülle weiter oben vor sich herschlüpfen, und glaubte sie ächzen zu hören. Unbedachtsam eilte er ihr nach; der zweyte Stock war erstiegen, er sah sie in eine offne Thür verschwinden und ging ihr nach; aber beym ersten Schritt fehlte der Boden unter seinen Füßen, er stürzte auf dem aufgewühlten Pflaster einer ehemaligen Küche, nahm aber beym Fallen eine Seitenthür wahr, durch welche die Verhüllte verschwunden seyn mußte. Schleunig raffte er sich auf; der Schmerz des Falls auf dem steinigten Schutte gebot ihm einen Augenblick Aufenthalt; die Unheimlichkeit dieses verfallenen Winkels, wo hohe schwarze Schränke, deren offne Thüren im Luftzuge knarrten, gelbe, meist zerbrochene Fensterscheiben, deren Lücken den Mondstrahl in wunderlich schroffem Lichte einließen, hätten seine Ueberlegung aufrufen und ihm beweisen sollen, daß er hier keinen Beruf habe; allein seine Phantasie war erregt, ja sein Ehrgeiz erwartete lieber ein Abenteuer, als daß er dem Grausen, das über seine Glieder schlich, Gehör gegeben hätte. — Er raffte sich auf, schritt über den Schutt nach der kleinen Thür, kam in einen langen, engen, finstern Gang, an dessen Ende sich eine kleine Treppe befand, die der Mond von oben hell bestrahlte. Dort mußte das Wesen hinaufgestiegen seyn, denn weder rechts noch links war ein Ausweg zu erblicken gewesen. Schnell war er oben und befand sich in einer offenstehenden Bodenkammer, wo eine Menge Gepäck, alte Kleider, altes Kupfer- und Messinggeräth, kurz ein Gerümpel umherstand und hing, das einer Trödelbude glich. Vor ihm befand sich ein ungeheuer großer Korb, wie sie zur Versendung fremder Weine gebraucht werden. Da der bunte Kram, vom Monde bestrahlt, gar lustig anzusehen war, ward August zur Neugier gereizt, und öffnete den Deckel des viereckten Flechtwerks, um auch dessen Inhalt zu sehen — doch wie fuhr er zurück, als der lieblichste Mädchenkopf daraus auftauchte, ein Paar gefaltete Händchen sich ihm entgegenstreckten und eine zitternde Stimme flehte: „O retten Sie mich, retten Sie und verrathen Sie mich nicht!" — Freylich verstand August nicht auf das erste Wort des niedlichen Mädchens, der er aus ihrem wunderlichen Versteck heraus half, wie sie hineingekommen war; die Sache war aber diese: Nanette war Waise und hielt sich bey einem Vormund auf, der ihr Vermögen nur deßhalb sorgfältig verwaltete, weil er es vermittelst einer Heirath mit ihr seinem Sohne zuzueignen gedachte. Nanettens Eltern waren den zwey verschiedenen Konfessionen zugethan gewesen, so kam es, daß sie, so wie ihre Mutter, eine Protestantin, einen vom Vater ernannten katholischen Vormund hatte, aber vermöge ihrer Kirche ihren sämmtlichen Unterricht einer sehr guten protestantischen Stiftung verdankte. Ein Bischen Aufklärung und viel Zwang hatten in dem kleinen Persönchen einen sehr frühzeitig bestimmten Willen entwickelt. Wie der Vormund, nachdem Nanette das sechzehnte Jahr erreicht, wahrnahm, daß sich sehr schnell andere Freyer einfinden, und seinem unliebenswürdigen Sohn die Braut streitig machen würden, suchte er die Entwicklung von seines Mündels kleinem Lebensroman schnell herbeyzuführen, indem er ihr erst schmeichelnd, dann befehlend, und endlich tyrannisch seinen Sohn zum Gatten anzunehmen befahl. Bey einem sechszehnjährigen Mädchen, das nie aus der Wohnstube kam, muß die erste heftige Lebenslage die muthloseste Nachgiebigkeit, oder den gespanntesten Widerstand hervorbringen, je nachdem Schwäche oder Stärke des Gemüths ihr zum Antheil ward. Bey Nanette war das lezte der Fall, aber bey ihrer gänzlichen Unerfahrenheit in Welthändeln, ihrer Jugend, ihrer Vereinzelung, konnte sie nur auf den abenteuerlichen Ausweg einer Flucht verfallen, um dem schon angesezten verhaßten Hochzeittag zu entgehen. Sie wußte, daß eine Lehrerin ihres Instituts einen Geistlichen in der Gegend von L . . . geheirathet hatte; zu dieser wollte sie fliehen, diese sollte sie gegen die gesetzlose Gewalt des Oheims beschützen, und somit machte sie sich an dem Abend, wo sie August auf der Straße antraf, auf den Weg. Willensentschlossenheit fehlte ihr also nicht, aber die Gewohnheit, Muth zu üben, war ihr fremd. Mit Todesangst eilte sie durch die Gassen, besann sich zu ihrem Troste auf alle Bekannte, die in diesem oder jenem Hause wohnten, und fühlte sich erleichtert beym Umbiegen um die Ecke, jezt eine ganze Strecke an den langen Fabrikgebäuden des reichen S . . . hingehen zu müssen, als sie auf August stieß. — Er war der erste Mensch, dem sie auf ihrer Flucht begegnete, ihre schreckenerfüllte Seele glaubte in ihm den verabscheuten Bräutigam zu erkennen, und unbedenklich sprang sie in die offene Thür des öden Hauses. — Erst gestern hatte der alte Advokat Durrhahn ihrem Vormund erzählt: der reiche S . . . hätte es zu seiner Fabrik gekauft, und es stehe jezt ganz leer. Der Gedanke, in diesem Zufluchtsort keinen Menschen zu finden, machte sie muthig, die erste Treppe hinauf zu gehen, und dort zu warten, bis der Verhaßte seinen Weg in der Gasse weiter fortgesezt hätte; allein bald hörte sie ihn, wie er ihr auf dem Fuße folgte; sie schlüpfte in Todesangst vor ihm her, bald in ihm noch einen viel furchtbarern Feind als den ihr doch bekannten Bräutigam besorgend, und endlich bis in die, hell vom Monde beleuchtete Bodenkammer gelangt, trieb sie die Furcht, sich in den großen Korb zu verstecken.

Nachdem August das Alles aus dem lieblichsten Munde gehört, und noch einmal die flehende Bitte, sie nun ihren Weg fortsetzen zu lassen vernommen, sagte er ihr so bestimmt, wie sein Herz es ihm gebot, — „nein, das leide ich nicht; aber fort sollen Sie, liebes Mädchen, und unter meinem Schutz. Ich führe Sie zu meinen Eltern nach J . . . .

und mein Vater, der ein tüchtiger Jurist ist, wird dem garstigen Vormund schon den Willen brechen.“ — Die Kleine weinte und blickte ihn ängstlich an. „Aber in diesem dünnen Röckchen, nahm August wieder das Wort, dürfen Sie nicht fort, Sie würden in der Morgenluft zu sehr frieren.“ Indem sah er im bläulichen Mondlicht einen saubern blumigen Ueberrock an der Wand hängen, und bat sie, ihn mit ihrem Mousselinkleide zu vertauschen, ergriff dann einen großen rothen Shawl, der neben ihm hing, und hüllte sie hinein. Meynen Sie es aber auch ehrlich mit mir? bringen Sie mich nicht zu meinem Vormund zurück?“ fragte die Kleine wieder zitternd. — „Gewiß nicht, und ehrlich meyne ich es auch.“ — „Gott! aber bringen Sie mich nicht ärger wo hin?“ rief sie schon wieder auf der Treppe. „Kind, da müßte ich ein Bösewicht seyn,“ antwortete August durchdrungen, und zog sie schneller mit sich fort.

Sie erreichten, ohne einem Menschen zu begegnen, das Thor; der Thorschreiber leuchtete dem Pärchen in die Augen und auf die Kleider, machte aber einen höflichen Bückling, sobald August ihn vornehm gefragt: ob seine Chaise ihn schon jenseits des Schlagbaums erwarte? Sobald er die lezte Schildwache hinter sich hatte, rief er seinem Friedrich, um seiner ängstlichen Gefährtin seine Zuversicht zu erkennen zu geben; Friedrich antwortete in geringer Entfernung, und ehe eine Minute verging, hob sie August in die ihn erwartende Chaise. Friedrich machte große Augen, wie er seinen Herrn eine Reisegefährtin mitbringen sah; da er aber gewohnt war, die Frauenzimmer von dessen Bekanntschaft mit Ehrerbietung zu behandeln, fand er sich schnell darein und hielt dienstbeflissen die Chaisenthür. Allein beym Einsteigen schüttelte Nanette ein farbiges breitgestreiftes Stück Zeug, wie ein Wimpel ausgezackt, von dem Bänder herabhingen, aus dem Shawl, es fiel zur Erde; Friedrich hob es auf, reichte es ihr, nachdem er es einen Augenblick gegen das Mondlicht gehalten, hin, und sagte in zierlichem Norddeutsch: „Die Mademoiselle haben da ihr Korsettchen verloren.“ — „Allons fort! rief August, das farbige Wimpelchen ergreifend, es ist Zeit, daß wir auf den Weg kommen.“ — „Die Mademoiselle werden also auch zu dem Herrn Papa gehen?“ entfuhr Friedrichs Neugier, indem er auf den Bock sprang. — „Ich hoffe, sie erzeigt mir die Ehre,“ antwortete der Herr, beschäftigt, Nanetten bequemer zu setzen, und fort rollte der Wagen.

Der Tag brach an, und wie es Morgen ward, entstand an zwey Orten in A... ein großes Gewirr. Nanettens Vormünderin, die Frau Doktorin Langnaß war schon in der Frühmesse gewesen, und klopfte um sieben Uhr an ihrer Mündel Thüre, sie zum Kaffee zu rufen; als keine Antwort erfolgte, und auch das Rufen vergeblich war, machte die werthe Familie nach und nach die Entdeckung, daß Nanette nicht allein nicht in ihrem Kämmerchen, nicht im Haus, nicht im Garten sey, sondern auch ihre Sparbüchse, ihre goldene Halskette, und silberbeschlagenes evangelisches Gesangbuch mitgenommen habe. Der alte Herr erschrack vor den Folgen dieses Schrittes, da er fürchtete, die arme Unterdrückte werde bey gänzlicher Manglung an nahen Verwandten ihren Beichtvater um Schutz anflehen, wo er dann bey dem feindseligen Verhältnisse der allseitig christlichen Partheyen sehr verdrießliche Händel zu erwarten hatte, berechnete auch Kapital und Zinsen, die er bey zu fürchtender Trennung von Nanette endlich wieder herausgeben müßte. Die Frau Doktorin schimpfte auf die Früchte eines weltlichen Unterrichts, wie das Institut ihr gegeben; der verunglückte Bräutigam trommelte mit seinen dicken Fingern an der Fensterscheibe, und sagte sich gleichsam rechtfertigend, vor sich hin: „hab ich sie doch manchen Feyertag in die bretterne Saloppe geführt, und noch lezten Sonntag in Wurstgarten, — was wollte sie denn mehr?“ — Papa, sehen Sie, das kommt daher, weil Sie mir nie erlauben wollten, sie in das Theater zu führen,“ — aber das minderte nicht des Herrn Doktors Verlegenheit, des Mündels wieder habhaft zu werden, ohne fremde Leute mit der Ursache ihrer Flucht bekannt zu machen. In dieser Noth wußte er nichts Besseres als sein bekümmertes Herz dem Vetter Burgermeister, mit dem er in gegenseitigem Dienstverhältnisse stand, vertrauenvoll zu eröffnen, um so schnell wie geheim seinen Zweck zu erreichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorwort des Epigrammendichters.

Damit die Schlange sich des Gifts entlade,
Und nicht ihr scharfer Biß mehr schade,
Hält man ihr vor den Zahn ein Läppchen Tuch;

Und ich, damit ich nicht verletze,
Wenn ich nach meinem Schnabel schwätze,
Entlade mich der Glossen in mein Buch.

Joh. Rud. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Juli.

Zur Säcular-Erinnerung vom Bau des prächtigen Inselspitals in Bern war vor etlichen Jahren, durch den Kunstsinn des Münzmeisters Hr. Fueter und den Grabstichel des Hrn. Burger, eine schöne Denkmünze erschienen, deren Vorderseite zwey weibliche Bilder zeigt: eine junge Klosterfrau, Mechtild von Seedorf, durch das an dieser Schleife vorhängende Kreuz als Vorsteherin des Klosters bezeichnet, — und eine bejahrte Matrone, Anna Seiler, in weltlicher Kleidung. Die Rückseite stellt das Gebäude der Krankeninsel dar, mit der Ueber-

schrift: Sie haben ihr Pfund wohl angewendet, durch Stiftung des Inselspitals in Bern; neu erbaut MDCCXVIII. Jüngsthin hat nun für gleichen Zweck die Stadtverwaltung von Bern den Abriß einer urkundlichen Geschichte des Hauses bekannt gemacht. Die kleine Schrift führt den Titel: Der Inselspital in Bern, von B. L. Messmer, Lebenscommissarius der Stadt Bern (69 Octavseiten). Sie erzählt die Schicksale der wohlthätigen Anstalt in drey Perioden, bis zur Kirchenreform, von da bis zum Bau des gegenwärtigen Hauses, und von diesem bis auf die neueste Zeit. An geschichtlich merkwürdigen Nachweisungen konnte es dabey eben so wenig fehlen, als an erfreulichen Zügen edler Gesinnungen und der reichen Ernten, die öfters kleine Aussaaten bringen.

Gegen Ende des dreyzehnten Jahrhunderts ging ein angesehener, reicher und betagter Bürger der Stadt Bern, Heinrich von Seedorf, um (wie die Ueberlieferung meldet) einen Todtschlag abzubüßen, als Laienbruder in's Kloster Frienisberg, und nach seinem Tod glaubte die Wittwe, das Werk der frommen Buße durch Stiftung des Frauenklosters Brunnadern zu vollenden. Die Stiftung kam im Jahr 1286 zu Stand; während der bald hernach erfolgten Belagerung Berns durch Rudolf von Habsburg wurde der neue Klosterbau zerstört und kurz nachher ein zweyter auf einer kleinen Insel in der Aar aufgeführt, wo nochmals baldige Zerstörung in jener wilden Zeit folgte, und das Kloster zum dritten Mal, nunmehr in der Stadt Bern, auf des Spitales jetziger Stelle, erbaut ward, aber von dem kurzen Verweilen auf jener Insel ist ihm der Name Inselkloster und später Inselspital geblieben. Die Schwestern der Insel waren den Dominikanern in Bern untergeordnet; beym großen Brand 1405 wurde auch ihr Kloster eingeäschert, jedoch in Kurzem hergestellt und nach wechselnden Schicksalen befand sich zur Zeit der Kirchenreform die Stiftung in blühenden Oekonomieverhältnissen. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, (1354) ward von der Wittwe Anna Seiler in Bern ein Krankenhaus, der Seilerin Spital genannt, gestiftet, dem reiche Vergabungen und gute Verwaltung das Stammvermögen eröffneten, und zuvor schon (1331) hatte Bela von Thun, Bürgerin von Bern, den deutschen Ordensritter, Ulrich Bröwo, als den Ausrichter ihres lezten Willens beauftragt, aus ihrem Nachlaß eine Versorgungsanstalt für zwölf, der Krankenpflege sich widmende Weibspersonen zu errichten, und diese wurden die Schwestern im Bröwenhaus genannt. Nach der Kirchenreform und der damit verbundenen Aufhebung der Klöster ward aus dem baufälligen Spital die Krankenanstalt in's Klostergebäude versezt und ihm die Einkünfte des Klosters sowohl als des nun ebenfalls mit dem Spital vereinbarten Bröwenhauses zugelegt. Somit müssen billig die drey Frauen, Mechtild von Seedorf, Anna Seiler und Bela von Thun, als die Gründerinnen und ersten Wohlthäterinnen der Krankenstiftung betrachtet werden, die von der Reformation an bis auf unsere Tage durch zahlreiche Vergabungen neuen Zuwachs und Erweiterung empfangen hat. Der Verfall des alternden Klostergebäudes machte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Aufführung des neuen Gebäudes erforderlich, welches noch jezt eine Zierde der Stadt ist, und dessen Baurechnung nahe an 200,000 Schweizerfranken betrug. Aus eigenen Kräften vermag die Verwaltung des Hauses täglich ungefähr 50 Kranke (mit jährlichen 18.000 Verpflegungstagen zu 13 Batzen gerechnet) zu verpflegen; es werden aber mehr als die doppelte Zahl wirklich darin verpflegt, und den Ueberschuß der Kosten reicht mit jährlichen 25 bis 28.000 Franken die Regierung aus der Staatskasse dar.

London, 2. August.

(Beschluß.)

Als ein Gegenstück zu dem elenden Wichte, Mirza Abdul Hussein Chan, welches zeigt, daß es selbst in dem verschrieenen Persien noch edle Männer gibt, nennt Hr. F. den jezigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Mirza Abdul Wahab, „unstreitig der geschickteste, redlichste und beliebteste Mann am Hofe, welchem die Vortheile seines Gebieters am meisten am Herzen liegen. Durch sein eigenes Verdienst, durch seine gegenwärtige Würde erhoben, ist sein Wesen einfach und ohne Anmaßung, und allem Prunk oder Stolze fremd. Mit den mächtigsten Mitteln, Reichthümer zu erwerben, bleibt er arm; und seine Armuth zeigt sich in der Einfachheit seiner Kleidung sowohl als seines Hausrathes; und zwar, wie es scheint, aus Grundsätzen. Seine Fähigkeiten für die Geschäfte sind sehr groß, obgleich er eben so einfach darin erscheint, als in seinem Privatleben. Er hat keine politische Zurückhaltung oder Zweydeutigkeit; seine Antworten sind immer zweckmäßig; und er ist allezeit bereit, das Gesagte zu behaupten, und seine Zusagen zu erfüllen, eine Tugend, welche in Persien etwas Seltenes ist. Zu gleicher Zeit muß sein Gegner mit ihm beständig auf der Hut seyn, denn er nimmt jedes Wort wahr, und weiß zu seiner Zeit den gehörigen Vortheil daraus zu ziehen; und so ersezt er durch seinen Scharfsinn den Mangel an Erziehung, und macht durch seine gerade Redlichkeit die feinste Staatskunst zu Schanden. Auch sind seine Ansichten in allen Dingen so freymüthig, daß man sich wundern muß, wie er sie hat in einem Lande erlangen können, wo niemand, außer ihm, sie zu besizen scheint. Er hat großen Einfluß bey dem König, und er allein wagt es, und darf es wagen, ihm freymüthige Vorstellungen zu machen. Im Privatleben ist er gutherzig und freundlich, und er ist einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, ohne Gelehrtenstolz. Kurz er würde allenthalben ein ausgezeichneter Mann seyn; in Persien aber steht er ohne Gleichen.“ Hr. F. besuchte auch einen Neffen vom vorigen, und Vetter vom jezigen Könige, der aus edlem Stolze, sich unbärtige Knaben vorgezogen zu sehen, den Hofdienst verlassen, und zu Tehran in solcher Armuth lebt, daß er nach und nach fast alle seine Möbeln hat verkaufen müssen, um seiner Familie Brod zu geben. Eine Tugend, die man wohl auch in Europa selten findet.

Ein Brief von Van-Diemen's-Land beschreibt das Känguru-Fleisch als sehr gut, und ein Hund fängt deren oft mehr als vier Männer tragen können; denn ein Känguru wiegt gewöhnlich 50 Pfd., und einige, die man Bumachs nennt, sogar 150 Pfd. Man jagt die Thiere im Stillen, da ihr Gehör äußerst scharf ist. Sobald ein Hund ein Thier gefunden, fängt er an es zu jagen, das Känguru hüpfend, und der Hund im vollen Lauf. Der Jäger steht still, und wenn der Hund das Thier erlegt hat, welches er selten zu thun verfehlt, kehrt er zu seinem Herrn zurück. Dieser sagt dann: Zeige! und sogleich macht sich der Hund auf den Weg und führt ihn an die Stelle, wo die Beute liegt. Findet sich ein Hinderniß im Wege, welches der Hund zwar überspringen, ein Mensch aber umgehen muß, so bleibt er stehen bis sein Herr wieder zu ihm kömmt. Wenn zwey Hunde zusammen jagen, so zeigt nur der, welcher das Thier erlegt hat, wo es liegt, und läßt ihm den anderen nicht nahe kommen. In früheren Jahren, als die Pflanzer nichts zu essen hatten als Kängurufleisch, zu einem Thaler für 3 Pfd., galt ein Paar Kängaruhunde 150; aber sie sind noch sehr schäzbar. Die Kängurus lassen sich in der Jugend sehr leicht zähmen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. August 1825.

Glaube dem Leben! Es lehrt besser, als Redner und Buch.

Goethe.

Einiges aus Notice sur Djâmy et son Béhâristân, par M. Grangeret de Legrange, im Journal asiatique, 35ième Cahier.

Dschamy und sein Beharistan.

Einer der fruchtbarsten und geistreichsten Schriftsteller, welche Persien hervorgebracht hat, ist der gedankenreiche Abdarrahman, mit dem Beynamen Dschamy, aus Dscham in Khorasan (1414 n. Chr.). Ueber die verschiedensten Zweige der Wissenschaften hat er Schriften voll Zartheit und Gefühl hinterlassen, und die Harmonie der Verse erhebt seine Dichtung unter die schönsten Denkmale der persischen Literatur: die Palme des Genies gebührt freylich dem Weisen von Schiraz; Sady ist erhabener, begeisterter, sinnreicher und tiefer, ja er hat Züge, die den einsichtsvollsten europäischen Weisen und Dichtern Ehre machen würden; ob er nun in harmonischer Prosa dem Menschen seine Pflicht einschärfe, oder in heiligem Entzücken die Laute Davids ergreift und sich zum Throne des Ewigen erhebt, in majestätischer Dichtung dessen Größe und unendliche Güte zu singen. Aber Dschamy ist doch ein würdiger Nacheiferer des berühmten Meisters, und die Gärten seines Beharistan (Frühlingsaufenthalt) haben das seltene Verdienst, daß die eingewebten Verse, welche die Moral zu den Vorschriften, Anekdoten, Fabeln enthalten, zu Sprüchwörtern geworden sind. Aus diesen Gärten wollen wir einige Blüthen pflücken, so sehr diese auch unter fremdem Himmel am ursprünglichen Glanze und ihrer Frische verlieren mögen.

* * *

Sprüche und Anekdoten Dschamys.

Es ist viel leichter, einen Berg mit einer Nadelspitze zu entwurzeln, als den Hochmuth aus dem Herzen des Menschen verdrängen. Rühme dich nicht, ohne Hochmuth zu seyn, Hochmuth ist verborgener im Innersten des Herzens, und dem Auge unmerklicher, als der Gang der Ameise auf einem schwarzen Steine in einer finstern Nacht.

*

Dreyerley ist bey drey Personen zu verabscheuen, Grausamkeit bey einem Könige, Geldgier bey einem Gelehrten, und Geiz bey einem Reichen.

*

O Mensch! Zweyerley macht den Seelenadel und die Hochherzigkeit aus; leih' mir ein aufmerksames Ohr, ich will es dir verkünden: erstens verzeihe stets deinen Freunden, und wenn du auch täglich tausend Unvollkommenheiten an ihnen entdecken solltest; zweytens handle nie auf eine Weise gegen sie, worüber du sie um Verzeihung bitten müßtest.

*

Laß dich nicht, wie die Unsinnigen, durch den Reiz des Reichthums verleiten; Reichthümer gleichen den Wolken, die über uns hineilen. Und wenn auch die Wolken kostbare Steine regnen würden, sie verdienten nicht, eines edlen Menschen Begehren auf sich zu ziehen.

*

Vertraue Andern nicht leicht Dinge, deren Verbreitung dir Nachtheil bringen kann. Was du in dir verschlossen trägst, kannst du immer sagen, und was du einmal gesagt hast, kannst du nicht mehr verbergen. Nie reute es mich, sagte Chosroës, nicht geredet zu haben; oft aber habe ich mich, weil ich geredet, aus Verzweiflung auf der mit meinem Blute benezten Erde gewälzt.

*

Worin besteht ein frommes Leben? fragte man den Scheik Abu Said. Darin, antwortete er, daß du aus deinem Herzen die Leidenschaften und eitlen Gelüste verdrängst; daß du gibst, was deine Hand besitzet, und still und unbewegt alles Uebel erträgst, was auf dich losstürmt.

*

Man frug Alexandern: Wie hast du es angefangen, so jung und im Anfange deiner Regierung dein Reich und deine Macht so weit auszudehnen? Indem ich meine Feinde zwang, meine Freunde zu werden, antwortete er; meine Freunde aber, mich noch mehr zu lieben.

*

Alexander nahm einmal einem verdienstvollen Manne ein wichtiges Amt, und gab ihm dafür ein geringes und unansehnliches. Als sich dieser kurz darauf bey Alexander befand, frug ihn der Monarch: Nun! was hältst du von deinem neuen Amte? — Lange lebe der König, antwortete er. Nicht durch sein Amt wird der Mensch groß und ausgezeichnet: das Amt wird im Gegentheil groß und ausgezeichnet durch den Menschen. Bey jeder Verrichtung ist Betragen, Gerechtigkeit und Unbescholtenheit nöthig. Alexandern gefiel die Antwort so sehr, daß er dem Manne sein erstes Amt wiedergab.

„Willst du deine Stelle erheben? Zeichne dich durch „Verdienst und Redlichkeit aus. Der Mann macht die „Stelle, die Stelle nicht den Mann aus."

*

Ein Derwisch genoß der hohen Gunst und der Vertraulichkeit eines Monarchen. Einmal merkte er, daß er ihm lästig geworden; und wie er lange dem Grunde dieser Veränderung nachgeforscht hatte, konnte er sie nur den häufigen Besuchen, die er ihm abgestattet, zuschreiben. Sogleich entsagt er der Gesellschaft des Monarchen und geht gar nicht mehr hin. Als der Monarch eines Tages dem Derwisch auf seinem Wege begegnete, redete er ihn so an: O Derwisch, weßwegen hast du mit mir gebrochen und aufgehört, mich zu besuchen? Weil ich lieber habe, antwortete der Derwisch, daß man mir sagt: Warum kömmst du nicht? als: Warum kömmst du?

*

Als der Khalif Raschid einmal nach Cufah kam, begab sich sein Vezier zu den Sklavenhändlern. Sie boten ihm einen jungen Mann an, der so angenehm sang, daß die Vögel entzückt aus den Lufträumen herabkamen, ihn anzuhören. Raschid erfuhr von den Talenten des Jünglings und ließ ihn kaufen. An dem Tage, an welchem der Khalif mit seinem Gefolge von Cufah abreiste, sah man den jungen Mann bitter weinen. Verwirrt und außer sich rief er aus:

„Ich habe keinen Fehler begangen, und doch vergießt „man all mein Blut, indem man mich aus den Armen „meiner zärtlichen Freundin reißt mit dem Schwerte der „Trennung! Ach! wie viel besser wäre es, das Blut eines „Unglücklichen zu verschonen, den die Liebe dem Wahnsinne „preisgibt! Wehe! wenn die Trennung mir in einem Tage „so viel Leiden verursacht, in welchem Zustande werde ich „in einem Monate, in einem Jahre seyn!"

Raschid ließ den jungen Mann vor sich kommen. Nach mehreren an ihn gerichteten Fragen sah er, daß die Reize einer Schönen auf sein Herz Eindruck gemacht hatten. Er wurde von seinem Zustande gerührt und schenkte ihm die Freyheit. Es ist traurig, sagte der Vezier, einen Vogel wegfliegen zu lassen, dessen Sang so melodisch ist! — Wie grausam wäre es, erwiederte Raschid, den Vogel, dessen Flug so hoch ist, gefangen zu halten!

„O du, der du zur Königswürde, dem Gegenstande „deiner Wünsche, gelangt, die Macht hast, den Sklaven „die Freyheit wiederzugeben, befreye, o befreye den, wel„cher in den Banden der Liebe hinschmachtet; bedenke, daß „für diesen Unglücklichen, dessen Vernunft verirrt ist, die „Liebe schon eine Gefangenschaft, und dieß Joch genug ist."

Trau, Schau, Wem?

(Fortsetzung.)

An dem andern Orte, wo es an diesem Morgen in N. Gewirr gab, ging man nicht so behutsam zu Werke. Das war im Stadtgefängniß, der Geckenthurm genannt. Dort hatte man vor einigen Wochen ein Mädchen eingebracht, das die Natur zu einer bessern Bestimmung geschaffen, Leichtsinn und Begehrlichkeit aber früh auf Irrwege geführt hatten. Sie war eines schwäbischen Landgeistlichen Tochter, in ihrem fünfzehnten Jahr nach S... geschickt, um, wie man's dort nennt, Alles zu lernen, d. h. Kochen, Putzmachen und Nähen, wobey Rickele noch eine Menge Taschenbücher zu lesen bekam, und einige geniale Gymnasiasten und schlanke Lieutenants kennen zu lernen den Vortheil hatte. Der Vater starb, das arme Mädchen mußte als Kammerjungfer dienen, sah bey ihren gnädigen Herrschaften die Welt ihrer Taschenbüchergeschichtchen, nur ohne deren poetischen Schmuck, verwirklicht, und gerieth, noch ehe ihre Jugendblüthe ganz dahin war, in ein Liebesverhältniß mit einem verlornen Menschen, der als Spieler, Deklamator und vagirender Musikant Mitglied einer Gaunerbande war. Diese hatte in N. eine Niederlage ihrer Diebsbeute angelegt, welche gegenwärtig Rickeles Freund

oder Brodherr als Trödler in Verwahrung hatte. Ihre Mitglieder figurirten in verschiedenen Gestalten auf Jahrmärkten und Kirchweihen der Gegend, als die Polizey Verdacht über ihren Diebshehler schöpfte, der diesem nicht verborgen blieb, und ihn zu der Frechheit veranlaßte, einen Theil des gestohlenen Gutes in jenem verödeten Hause, in welchem Nanette, von eitler Furcht getrieben, eine Zuflucht suchte, zu bergen. Mit der Allwissenheit eines gewandten Spitzbuben kannte er die Verhältnisse dieses leerstehenden Gebäudes, und wußte, daß unter den vorwaltenden Umständen, da der neue Eigenthümer es für's Erste gar nicht zu benutzen gedachte, Wochen, ja Monate hingehen könnten, ehe der entfernte Winkel, den er zur Niederlage wählte, besucht werden möchte.

Die beklagenswerthe Nickele hielt sich damals in der Eigenschaft einer Nätherin bey diesem ehrenwerthen Spießgesellen der Gaunerbande auf, die Geheimnisse desselben waren ihr völlig fremd; um sie zu ihrem Beystand bey der Fortschaffung des Gemeinguts zu bewegen, hatte man ihr ein Mährchen weiß gemacht, das sie ohne Nachdenken anhörte; der Schlupfwinkel des verödeten Hauses war ihr also bekannt, und durch einen Zufall hatte sie den Schlüssel desselben, den sich der Diebshehler zu verschaffen gewußt hatte, an dem Tage in Verwahrung, als die Polizey den Hehler und auch die arme Nickele in Verhaft nehmen ließ. Die Häscher selbst wurden bey diesem garstigen Geschäft beym Anblick dieses Mädchens irre, ihre Schönheit, ihre Fassung, ihre zierliche Kleidung bezähmte ihre gewöhnliche Rohheit, und vermochte sie, ihrer Gefangenen, wenn nicht mit Achtung, doch mit Zurückhaltung zu begegnen. Im Gefängnißhause ging es ihr noch besser; da noch nichts gegen sie erwiesen war, fand einiger Verkehr zwischen ihr und der Familie des Eisenmeisters statt; Nickele benuzte ihn, sich bey ihr einzuschmeicheln; sie bügelte der Frau ihre Sonntagsschürze, machte ihrem Töchterchen ein Kleidchen, half bey allen Gelegenheiten, und nach einem Monat hatte sie der Eltern Wohlwollen und ihres einzigen Sohnes Herz gewonnen. Dieser Sohn war ein gutgearteter, mit seiner Zeit gebildeter Mensch. Der Vater hätte ihn gern zum Nachfolger bey seinem recht einträglichen Pöstchen erzogen, aber Jakob hatte einen hohen Geist, und wollte einstweilen, bis sich zur Menschenverbesserung in's Große mehr wirken ließ, Schulmeister werden. Das gelang ihm denn auch auf recht ehrenvolle Weise, und wenn es gleich bey dem ehrlichen Menschen etwas mit neuen Ideen von höherer Bestimmung und Geistesfreyheit spuckte, erwarb er sich doch die Achtung seiner Vorgesezten durch sittliches Betragen und eifrigen Fleiß. Da er bey seinem Vater wohnte und dieser sein Eisenmeisteramt hie und da etwas hausväterlich übte, half ihm Jakob, der Schulmeister, in den Abendstunden in der Besorgung des Dienstes.

So war es gekommen, daß Nickeles schöne Augen den Gefangenwärter zu ihrem Sklaven gemacht, und selbst in dem Umgang mit diesem sittlichen Menschen einen aufrichtigen Wunsch, ihren unheilbringenden Wandel abzuändern, gefaßt hatte. Sey es hier genug zu sagen, daß die neuen und ziemlich drohenden Verhältnisse, in denen sich das Mädchen befand, sie zu guten Entschlüssen bewog, bey denen aber freylich der Besitz des Geliebten mit einbedungen war. Da der junge Schulmeister gleichen Wunsch hegte, gelangten bald beyde zu dem Entschluß aus N.. zu entwischen, und sich schwäbischen Auswandereren zugesellend, den Rhein herab, jenseits des atlantischen Meeres eine Zuflucht zu suchen. Jakob, der Schulmeister, hatte sich durch ernsten Fleiß ein Sümmchen zum einstigen Hausstande erspart, und glaubte einige Hundert Gulden, die ihm ein Vetter vermacht, ohne Bedenken mitnehmen zu können. Ist Geld da, so steht in kultivirten Ländern keinem Unternehmer etwas mehr im Wege. Jakobs Flucht mit Jungfer Nickele ward also von seiner Seite mit aller Ueberspannung der Unerfahrenheit, und von der ihrigen mit dem guten Vorsatz, unter der Bedingung daß ihr Plan gelänge, eine recht gute Frau werden zu wollen, verabredet. Nickele hielt es für viel sicherer, nicht mit ihrem Geliebten zugleich zu verschwinden, deßhalb entwischte sie mit dessen Hülfe aus dem Geckenthurm bey eingebrochener Nacht desselben Tages, wo August sein Abschiedsfest mit seinen Freunden feyerte, begab sich aber nicht aus der Stadt, sondern in eben jenes öde Haus, wo sie sich in der bekannten Diebsniederlage umkleiden, dadurch unkenntlich machen, und dann mit ihrem, sie an einem bestimmten Ort erwartenden Geliebten ihre Reise antreten wollte. Nickele war nicht im ersten Abenteuer begriffen, doch befiel sie ein befremdlicher Schrecken, wie sie in das leere Haus eintrat, so daß sie die Thüre der ihr bald nachfolgenden Nanette aus Verwirrung offen stehen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Solothurn, August.

Hier fand sich in den lezten Tagen des Julius (27. 28 und 29.) die allgemeine Gesellschaft Schweizerischer Naturforscher für ihren Jahresverein versammelt. Es hatten sich etwa 80 Mitglieder aus verschiedenen Theilen der Schweiz, am zahlreichsten aus den westlichen Kantonen eingefunden. Ihre gegenseitige Begrüßung am Vorabend des ersten Tages (26. Jul.), in dem reizend an der Aare gelegenen Garten des Herrn Staatskanzlers von Roll war durch freundliche Anordnungen zu einem Feste gesteigert, indem bey einbrechender Nacht eine geschmackvoll illuminirte Barke den Fluß herabgleitete, auf welcher die kunstreiche Musikgesellschaft von

Solothurn ein über zwey Stunden andauerndes Vokal- und Instrumental-Konzert ertönen ließ. Am folgenden Morgen eröffnete der dießjährige Vorstand, Hr. Apotheker Pfluger, die Sizung mit einer wohlgehaltenen Rede, in welcher er nach herzlicher Bewillkommnung der naturwissenschaftlichen Freunde, mit vieler Bescheidenheit von sich selbst, und mit großem Lobe hingegen von den Verdiensten seines, durch bedeutsame Entdeckungen zur Petrefaktenkunde des Juragebirgs berühmten, gelehrten Mitbürgers, des Hrn. Professors Hugi, sprach, sodann die wichtigsten neuen Entdeckungen aufzählte, welche im Laufe des verflossenen Jahres das Gebiet der Physik und Chemie erweitert haben, und der Bestrebungen erwähnte, welche auch in den Schweizerkantonen zur Vermehrung und Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse gethan wurden. Den Schluß der Rede bildete eine anziehende, aus dem eignen Gefühl und der Erfahrung des Redners hervorgegangne Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart in Beziehung auf dasjenige, was zur Ausbildung und Unterricht der Jugend in verschiedenen Gegenden der Eidgenossenschaft geschah und geschieht, die natürlich nur zum Vortheil der gegenwärtigen Epoche ausfallen konnte, und in welcher dann auch besonders mit gebührendem Danke des Verdienstes gedacht ward, welches der Stadtmagistrat von Solothurn durch Ankauf des an höchst merkwürdigen Versteinerungen und andern Naturgegenständen sehr reichen Kabinets des Hrn. Hugi sich um die Wissenschaft erworben hat; eine Verfügung, durch welche nicht nur diese, in ihrer Art einzige, Sammlung für Solothurn erhalten, sondern auch ihr Begründer in den Stand gesezt wurde, mit regerem Eifer und ungetheilten Kräften sich seinen geliebten Forschungen zu widmen.

Die Vorträge der Mitglieder waren mannigfach zahlreich, und viele darunter von allgemeinem Interesse. Dahin gehören unter andern Charpentiers Abhandlung über die neuerlichen Entdeckungen in den Salzwerken von Bex; des Pfarrers Steinmüller in Rheineck, Nachrichten und Beobachtungen über die Lebensart der Störche, ihre Kriege, Verfolgung der Jungen und ihr Zusammenleben; Professors Decandolle in Genf Untersuchungen der rothen Materie, welche im Frühling dieses Jahrs (und vorhin öfters) auf dem Murtensee wahrgenommen ward; sie rührt wahrscheinlich von einer zahllosen Menge microscopischer Thierchen her, die unter dem Namen Oscillatoria rubescens bekannt sind, der Doktor Colladon in Genf hat ihre chemische Analyse geliefert; — Dr. Ebel's Vorschlag, eine, in der Kirche zu Dornach errichtete, nachher verschwundene, dem in Basel (1758) verstorbenen französischen Mathematiker Maupertuis von seinem Freunde J. Bernoulli gesezte Denktafel wieder herzustellen, soll in Ausführung gebracht werden. Der Doktor Schinz in Zürich las die Einleitung zu einer physischen Geographie der Thiere; der Astronom Gautier aus Genf gab Nachricht von seinen Bestimmungen der geographischen Länge und Breite dieses Ortes; de Luc aus Genf sprach von der Durchsichtigkeit der Luft, als Prognosticon der Witterung; Professor Hugi las Bemerkungen über den Nebelreif; Professor Chavannes aus Lausanne theilte Briefauszüge mit, welche den Nuzen der Hagelableiter beweisen sollten; der Ritter von Gimbernat überreichte eine Analyse der Heilquellen in Baden und Schinznach, mit Bemerkungen über die Einrichtung seiner Dampfbäder. An diese Mittheilungen reihen sich die Uebersichten der Verhandlungen der Kantonalgesellschaften in Genf, Zürich, Bern, Basel, Lausanne, Aarau, Solothurn, St. Gallen und briefliche Nachrichten aus Schaffhausen und Freyburg über die Arbeiten der dortigen Mitglieder. Jene, die Verhandlungen, gewähren durch Zahl und Inhalt einen sehr erfreulichen Beweis von dem neuen Aufschwung, den das Studium der Naturwissenschaften in den mehresten Schweizerkantonen genommen hat. Das im vorigen Jahr für Meteorologie bestellte Committé trägt der Gesellschaft, durch den Hofrath Horner, die Absicht vor, mittelst gleichzeitiger, mit gleichförmigen und wohl verglichenen Barometern angestellter Beobachtungen die relative Höhe von zwölf Städtchen der Schweiz auszumitteln. Da die Gesellschaft der Künste in Genf ihrem gewesenen Vorstande, dem verdienstvollen Naturforscher Marc August Pictet, ein Denkmal errichten will, so beschließt die Schweizerische Gesellschaft der Naturforscher, eingedenk der großen Verdienste, welche der Verstorbene, als Begründer und kräftiger Beförderer ihres Vereines, um die Ausbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse im Vaterland sich erworben hat, durch einen Beytrag von 200 Franken an Errichtung des einfachen Denkmales Theil zu nehmen. Ueber den Vorschlag des Staatsrathes Usteri in Zürich, ein bleibendes Committé zu errichten, welches sich mit den chemischen Analysen der Schweizerischen Thermalquellen und den Vorschlägen für zweckmäßigere Einrichtung ihrer Benuzung zu beschäftigen hätte, soll ein näherer Arbeitsplan für die zu bildende Committé entworfen und kommendes Jahr der Gesellschaft eingereicht werden. Vorschläge über zu erlassende Preisfragen und zu Herausgabe von Gesellschaftsschriften sollten von dem Gesellschaftsausschuß in Zürich näher geprüft und begutachtet werden. Es wurden 23 neue einheimische ordentliche, und 9 auswärtige Ehrenmitglieder in den Verein aufgenommen, und zum Versammlungsort im kommenden Jahr (1826) die Stadt Chur bezeichnet; träte dort Behinderung ein, so soll die Gesellschaft in Zürich (wo sie auch 1817 versammelt gewesen ist) zusammentreten. Am Schlusse der Sizungen traf eben noch der vorjährige Gesellschaftsvorstand, Hr. Oberst Fischer aus Schaffhausen, von einer neuen, nach England unternommenen Geschäftsreise zurückkehrend ein; er legte Proben seines neu erfundenen Damascenerstahls vor, und gab mannigfaltige Berichte von den unausgesezten Fortschritten der Künste, des Maschinenwesens und der Kultur in dem von ihm besuchten merkwürdigen Lande. — Die Zwischenstunden der Sizungen wurden verschiedentlich wechselnd von den Mitgliedern zu Spaziergängen in Solothurns reizenden Umgebungen, zum Besuch seiner schönen Steinbrüche, der romantischen Verenaschlucht, des an alterthümlichen Sehenswürdigkeiten reichen Zeughauses, und der Hugischen Natursammlungen verwandt. Eine Reise auf den Weissenstein am lezten Abend (29. Jul.), beym herrlichsten Wetter und einer seltenen Reinheit der Atmosphäre ausgeführt, krönte die vielfachen Genüsse der dießjährigen Zusammenkunft.

Auflösung der Charade in Nr. 199:

Guckguck.

Charaden und Räthsel.

Vier Sylben binden mich. Die erste Hälft'? — Ein Gut:
Wohl dem, der es besizt an Leib und Seel' und Muth!
Die zweyte Hälft' erquickt so Mensch als Thier und Feld. —
Mein Ganzes schaffet oft die erste, wo sie fehlt.

.0.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. August 1825.

So laß den Frieden dann in deiner Brust,
Auch wenn es um dich stürmt, geborgen seyn.
Der Lieb' um Gegenliebe dir bewußt,
Genieß den stillen Lohn der Tugend rein.

Trautschold.

Trau, Schau, Wem?

(Fortsetzung.)

In der Dachkammer angelangt, war es Rickeles erste Sorge, ihr Ueberkleid, das sie geflissentlich an selbem Abend noch vor der Eisenmeisterin Augen gebügelt hatte, abzulegen, um über das zu erwartende Signalement ihres Anzugs unvermeidlich irre zu führen, und wollte sich eben aus dem zusammengestohlenen Kleidervorrath ein zweckmäßiges Reiseequipement wählen, als sie Nanettens flüchtigen Fußtritt auf dem finstern Gange, dann auf der Treppe vernahm. Auf's höchste erschreckt entfloh sie in den finstersten Winkel der Kammer, und legte sich der Länge nach hinter eine nahe an den Ziegeln herlaufende Diele, welche ehedem, als Korn in diesem Raume aufgespeichert lag, dieses zusammengehalten hatte. Hier wartete sie den ihr unerklärt bleibenden Auftritt ab, denn Nanette und August wurden aus sehr instinktmäßiger Vorsicht abgehalten, laut zu sprechen. Der Versteckten aber klopfte Gewissen und Herz, sie verstand also nur beym Fortgehen des unbekannten Paares August's männlich ausgesprochenes Wort: „da müßte ich ja ein Bösewicht seyn," und dieses belehrte sie, daß es nicht Leute ihres Gelichters waren, und ihr Thun wohl Geheimniß, aber nicht Unthat sey. Sehr bestürzt bemerkte sie, wie sie wieder aus ihrem Schlupfwinkel hervorkroch, daß ihr blumiger Ueberrock, rother Shawl und Perkalsommerhut fort sey, und verstand nun einzelne von ihr vernommene, auf Kleiderwechsel hindeutende Worte in der Unbekannten Gespräch. Ohne Aufschub suchte sie jezt einen weißen Anzug zusammen, als die Kleidung, welche am wenigsten Kennzeichen darböte, fand auch einen Shawl, wie damals alle Welt dergleichen trug, und freute sich sehr, statt ihrem altmodigen Perkalhut einen recht artigen Strohhut mit weißen Bändern zu erobern. endlich machte sie sich auch kein Gewissen daraus, einen schweren Strickbeutel, der am Boden lag, ohne vieles Nachdenken, wie er dahingekommen wäre, als zur Vollendung ihres Anzugs gehörig, mitzunehmen. Nachdem diese Angelegenheit in Ordnung gebracht war, säumte sie keinen Augenblick, durch (ihr bekannte) Gartenpforten die Stadt zu verlassen, erwartete ihren Liebhaber an dem ihr angewiesenen Ort, und nun suchten sie auf Nebenwegen I... zu erreichen.

August und Nanette sezten indessen ihre Reise ohne Anstoß fort; der Weg war nicht umsonst von ihnen gemacht, denn ehe sie das Ziel erreicht, hatten sie gegenseitig ihre Herzen ausgetauscht. August wußte wohl warum — er hatte noch nie so viel Innigkeit und kindlichen Sinn bey so klarem Willen und festen Entschluß in eines Mädchens Charakter gefunden. Die ersten beyden dieser Tugenden hatte sie gewiß der bürgerlichen Beschränktheit ihres Lebens unter dem Auge frommer Eltern zu danken, ihre Bestimmtheit mußte sich durch die Drangsale bey dem garstigen Vormund entwickelt haben, und August war überzeugt, sie würden sich auch in einem weitern Lebenskreis bewähren. Nanette dachte wenig über August nach, sie ward mit jeder Meile

mehr von Dank gegen ihn erfüllt, und freute sich auf sein Vaterhaus, weil sie gar nicht anders wußte, als es müßte nun auch ihr Vaterhaus werden, denn so allein auf Erden, wie sie nun stand, konnte es ja nicht fehlen, daß Augusts Eltern fortsezten, was ihr Sohn begonnen hatte. Wie sehr auch August trieb, recht bald in J... einzutreffen, ließ er sich dennoch freywillig einen Aufschub seiner Reise gefallen. Wie nach Tagesanbruch die Pferde gefüttert wurden, bat er Nanette eine halbe Stunde zu ruhen; als nun der Kutscher wieder zur Abreise bereit zu seyn meldete, fand er das junge Mädchen in einen so tiefen Schlaf versenkt, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, ihn zu unterbrechen. Er betrachtete sie, wie sie selbst vergessend, in der Sicherheit der Unschuld da lag, lächelnder Friede in ihren Zügen, als habe nie ein Uebel sie bedroht. Er hatte den Schlaf schon oft als einen täglich wiederkehrenden Beweis menschlicher Ohnmacht und göttlicher Obhut angesehen, den die Kinder des Staubes gemeinhin gedankenlos verkennen — wie er jezt neben dem schlummernden Mädchen stand, kam er sich wie ihr Schutzengel vor, und gelobte sich selbst, es für sein ganzes Leben zu bleiben.

Endlich erwachte Nanette, beschämt und ängstlich über den Aufschub, den sie so kindisch veranlaßt hatte. Wirklich war die Sonne schon in der weiten Ebne gesunken, als die beyden Reisenden ankamen. Recht väterlich trat der alte Landrichter seinem Sohn entgegen, sah ihm handschüttelnd unter seinen grauen buschigen Brauen in sein lebhaft schwarzes Auge, und bald schien er Alles, was er dort suchte, gefunden zu haben; nun klopfte er seine Frau, die von der Linken ihres Sohnes umfaßt, mit lauter Freudenthränen an dessen Brust lehnte, auf die Schulter und sprach beschwichtigend: „Nun liebes Weib, fasse dich, wir müssen ja Freuden-, nicht Thränenopfer bringen." — Aber was führst du uns denn da für einen Gast her?" — sezte er zu Nanette gewendet hinzu. Jezt schaute die Frau Landrichterin auf. — „Die Tochter eines alten Freundes aus N., antwortete August ganz beherzt, die ich meinen lieben Eltern recht eifrig empfehle, aber sogleich bitten muß, mit Ihnen Beyden etwas, das sie betrifft, zu besprechen, damit der Kutscher, der über N. zurückfährt, morgen früh den Bescheid mit sich nehmen könne." Die Mutter sah Nanette erst mit Förmlichkeit, dann befremdet von Kopf bis zu Fuß an; wie aber das gute Mädchen, der schon lange das Herz überfloß, ihre Hände mit Thränen und Küssen bedeckte, zog es sie hin, sie in die Arme zu schließen, da sagte August lachend: „Da sehen Sie, Väterchen, die Weiber freuen sich immer mit Thränen, wie der Frühlingsmorgen immer im Thaue lacht," und nun führte er das junge Mädchen am Arm in das Wohnzimmer. Hier faßte er der Eltern Hände, und erzählte mit sorgloser Zuversicht die ganze Geschichte des vergangenen Abends, so weit sie ihn und Nanette betraf. Die Frau Landrichterin sah sehr bestürzt dabey auf Nanetten, ihren blumigen Ueberrock und rothen Shawl immer eifriger betrachtend; dem Landrichter ahnete ein prächtiger Rechtsfall, so daß seine Züge immer gespannter und seine Blicke neugieriger wurden. Wie der Sohn den Umstand erwähnte, daß er Nanetten ihr Mousselinkleidchen habe ablegen lassen, und sie in den, der Mutter Blicke anziehenden Ueberrock und rothen Shawl gewickelt habe, brach diese hoch aufathmend aus: „Also hatte das Jungferle ein weißes Mousselinkleid an, und der Shawl ist auch auf der Bodenkammer gehangen?" — Zitternd nahm Nanette das Wort: „Ja gewiß! mein Shawl war ganz bescheiden mit violetten Verzweigungen," und indem sie im rednerischen Eifer das scharlachne Gewebe emporhielt, ließ sie das bunte Wimpelchen, wie Friedrich den seidnen Streifen genannt hatte, den sie bisher gedankenlos in der Hand gehalten hatte, fallen. Die Frau Landrichterin hob ihn rasch auf, ließ ihn gegen die Kerzen, welche das Zimmer erleuchteten, flattern, und rief: „Landrichter, das ist der Frau Rentbeamtin Sessigneh, das ist der Frau Rentbeamtin Shawl, das ist ihr geblümter Ueberrock — Kind Gottes, Sie haben's mit Diebsgesindel zu thun gehabt." — Nanette hatte beym ersten Wort dieser begeisterten Rede den Shawl mit beyden Händen ergriffen, und wie das Wort, Diebsgesindel, noch tönte, warf sie ihn in der Stellung, wie Leucothea auf der Muschel schiffend dargestellt wird, über den Kopf schwenkend rückwärts, indem sie laut rufend: „O beschützen Sie mich, ich bin ja unschuldig," mit ausgebreiteten Armen auf August, der sie in den seinen empfing, zuflog. „Ruhig, ruhig, liebe Hausfrau!" nahm der Landrichter besonnen das Wort, sich, um mit Bedacht zu handeln, in seinen Rechtston werfend, „diese in einem öden Hause aufbewahrten Effekten geben, wenn du sie für diejenigen erkennst, welche der Frau Rentbeamtin Enker vor sechs Wochen hier in unserer Behausung entwendet wurden, wirklich den stärksten Verdacht, selbige Bodenkammer, wo unser Sohn die Jungfrau entdeckte, sey ein Diebswinkel gewesen; allein dieser Umstand wirft keinen Schatten auf das angenehme Kind. Mein werthes Frauenzimmerchen, fuhr er gegen die schluchzende Nanette fort, die sich schnell wieder aus Augusts Armen gewunden hatte, aber, obgleich in sehr behutsamer Entfernung, dennoch eine seiner Hände festhielt, mein werthes Frauenzimmerchen, der Herr Patronatsrichter Holder in Steffenburg war also Dero Herr Vater?" — „Ach ja wohl! ich blieb ihm allein, nachdem ihm sechs Söhne, wie er sie ausgeschult hatte, starben, und wie ich aus der Schule kam, starb die Mutter, und der Vater acht Tage nachher." Thränen erstickten ihre Stimme. „Und da kamen Sie zu Ihrem Vormund, dem Doktor Langnaß in N.?" Nanette nickte mit dem Köpfchen, und hüllte ihr Gesicht in das Taschentuch. „Diesen Herr Doktor Langnaß, nahm der Landrichter gegen seine Ehefrau gewendet,

wieder das Wort, lernte ich Anno 1804 in dem Prozeß des Baron Garaus mit dem Juden Sackein als einen Rechtsfreund in ungerechten Händeln kennen, dann im Jahr 1819, als den Vertheidiger des Verraths in Sache der Kindesmörderin Baurath gegen den . . .; doch mir gelang es ja damals, das unglückliche Mädchen zu retten, und du weißt die Geschichte; allein Ihr Herr Vater, meine liebe Jungfer, fuhr er, Nanettens Hand ergreifend, fort, war mein Schulkamerad und Universitätsfreund, er war aus Hof, eines reichen Fabrikanten Sohn, und ich eines armen Predigers aus dem nahe dabey gelegenen Dorfe Birbach — wir verloren uns bey dem Länder tauschen aus den Augen, ich wußte nicht mehr, wo ich ihn zu suchen hatte, aber sicherlich, wären wir in Verkehr geblieben, hätte er nicht den Doktor Languaß, sondern mich zu Ihrem Vormund erwählt. Ein solcher will ich Ihnen seyn, und Ihr Gut aus des Rabulisten Händen reißen. — Mein liebes Weib, ich verordne, daß du Jungfer Nanette Holder als meine Mündel aufnehmest, und als eine bedrängte Waise und Jungfrau, welcher Gott unsern Augustus zum Retter schickte, mütterlich behandelst."

Des guten Alten breite Standrede war noch nicht beendigt, so lagen sich die beyden Weiberchen einander in den Armen und weinten von Neuem, aber Nanettens Gesichtchen richtete sich bald strahlend, wie die bethaute Rose, im Morgenstrahl wieder auf, um dankbar nach August zu blicken. Der tragische Akt schloß sich mit der Bitte der Landrichterin, an dem nun so herzlich aufgenommenen Schützling, den schicksalsschwangern Ueberrock sogleich mit einem ihrer eigenen weißen Nachtkittelchen zu vertauschen, worauf sich Eltern und Sohn bald der Freude des Wiedersehens, bey der Nanette ordentlich eingeschlossen zu seyn schien, überließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des großen Diamanten im russischen Reichs-Scepter.

Dieser Stein war ursprünglich im Besitz des Nadir Schach, in dessen Thron sich zwey große Diamanten befanden: der eine wurde die Sonne des Meeres, der andere der Mond des Gebirges genannt. Nadir Schach wurde ermordet, und nun gingen viele Kostbarkeiten seiner Krone bey der Plünderung verloren, oder wurden nachher heimlich unter die Soldaten vertheilt, welche Antheil an der Beute hatten.

Ein gewisser Schafras, in Astrachan, gewöhnlich unter dem Namen der Millionen-Mann bekannt, wohnte damals in Balsora mit seinen zwey Brüdern. Eines Tages wendete sich ein Häuptling der Afganen an ihn, und schlug ihm vor, unter der Hand ihm einen Diamant, höchstwahrscheinlich den oben erwähnten Mond der Gebirge, nebst einem großen Schmaragd, einem Rubin von beträchtlicher Größe und andere Edelsteine von geringerem Werthe für eine sehr mäßige Summe zu verkaufen.

Schafras war erstaunt über den Antrag, und unter dem Vorwand, die nöthige Summe zum Ankauf der Juwelen nicht vorräthig zu haben, erbat er sich eine Frist, um sich mit seinen Brüdern darüber berathen zu können. Der vielleicht mißtrauische Verkäufer erschien aber nicht wieder.

Auf das Zureden seiner Brüder suchte nun Schafras den Fremden auf, der indessen Balsora bereits verlassen hatte. Der Armenier (Schafras) begegnete ihm jedoch nachher zufällig in Bagdad, und erkaufte von ihm für 50,000 Piaster alle Juwelen, die er im Besitz hatte. Schafras war sich bewußt, daß es nöthig sey, über diesen Handel das tiefste Stillschweigen zu beobachten, und beschloß daher mit seinen Brüdern, gleichsam zur Fortsetzung ihrer Geschäfte, in Balsora zu bleiben.

Erst nachdem zwölf Jahre verflossen waren, machte sich der älteste Bruder, mit Zustimmung der andern, auf den Weg mit dem größten der Diamanten, den er so lange verborgen gehalten hatte. Er ging über Cham und Constantinopel, sodann durch Ungarn und Schlesien nach Amsterdam, wo er öffentlich seine Juwelen zum Kauf ausbot.

Die englische Regierung befand sich unter den Meistbietenden. Der russische Hof ließ den großen Diamant nach Petersburg kommen, und erbot sich die Kosten des Transports, wie billig, zu ersetzen, falls man über den Preis nicht einig werden sollte. Als der Diamant ankam, schlug der russische Minister, Graf Panin, dem Schafras folgende Bedingungen vor, wobey Herr Lasaref, Juwelir des Grafen, den Unterhändler machte.

Schafras sollte durch ein Diplom den Erbadel, eine jährliche lebenslängliche Pension von 6000 Rubel, nebst 500,000 Rubel baar erhalten, wovon ein Fünftheil sogleich und der Rest binnen zehn Jahren in regelmäßigen Fristen gezahlt werden sollte.

Schafras verlangte den Adelstand auch für seine Brüder, nebst einigen andern Vortheilen und Begünstigungen, und bestand so hartnäckig auf seinen Forderungen, daß der Diamant zurückgeschickt wurde. Jezt aber befand er sich in großer Verlegenheit; er hatte sich in Ausgaben eingelassen, war genöthigt Interessen für große geborgte Summen zu zahlen, und sah keine Aussicht, den Edelstein vortheilhaft zu verkaufen. Die Unterhändler hatten ihn absichtlich in diese Verlegenheit verwickelt, um sie zu ihren Gunsten zu benutzen.

Um seinen Gläubigern zu entgehen, sah er sich gezwungen, nach Astrachan zu fliehen und sich dort verbor-

gen zu halten. Zulezt ward die Unterhandlung mit Rußland durch den Grafen Gregor Orlof wieder erneuert, und der Diamant, gegen 450,000 Rubel baar Geld und die Erhebung in den russischen Adel, erstanden. Von dieser Summe, sagt man, wären 170,000 Rubel für den Antheil an die Unterhändler, für Kommissionäre, Interessen und ähnliche Ausgaben in Abgang gekommen. Schafras ließ sich in Astrachan nieder, wo seine Reichthümer, da er keine männlichen Erben hatte, an seine Töchter kamen, deren Männer sie größtentheils wieder verschwendeten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im August.

„Vernünftle nicht über das, was man braucht, sonst haben die ärmsten Bettler bey ihrem größten Mangel noch „Ueberfluß.“ — (König Lear, A. II. Sc. 4.)

Dem ärmsten Bettler bliebe dann noch Ueberfluß, und ihm, dem großen Shakspeare sollte er nicht bleiben? — Also, dem läßt sich schon ein gutes Theil wegvernünfteln! Und somit ging Schröder, er glaubte den Schutzbrief des Meisters in Händen zu haben, frisch an's Werk; und ihm half treulich die Berliner Bühne, als sie am 28sten vorigen Monats den König Lear darstellte. Jener vernünftelte bey der Bearbeitung über das Wieviel und Wiewenig, diese bey der Aufführung über das Wiegut und Wieschlecht, und durch das vereinte Bemühen Beyder wäre das Stück beynah' zu einem so armen Bettel geworden, daß man hier um die Bewährung obiger Worte verlegen werden müßte, hätte bey Schröders Arbeit nicht Shakspeare, und bey der Berliner Aufführung Devrient hinreichend für den Ueberfluß gesorgt.

Das große Werk des englischen Dichters erscheint in der Gestalt, die ihm der deutsche Bearbeiter gegeben, nicht etwa nur verstümmelt, sondern völlig todt. Das, wodurch allein das Stück von Innen heraus zur nothwendigen Entwicklung getrieben wird, seine Seele, hat ihm Schröder entrissen. Ein derber Stoß von Außen ersezt nun die Stelle des innern Grundes der Bewegung, und treibt den todten Körper vorwärts, der nach mechanischen Gesetzen Anfangs reißend schnell, dann mit immer verzögerter Geschwindigkeit endlich in seinen ursprünglichen Zustand der Ruhe zurückkehrt. Mit einer so geistlosen Behandlungsweise einer der größten dramatischen Produktionen hat die Kritik von Rechtswegen nichts zu schaffen. Aber auch mit einer Darstellung, wie sie am genannten Tage auf unsrer Bühne gegeben ward, sich umständlich zu befassen, ist ihr, leider aus ähnlichen Gründen, versagt. „Was du tadelst, mußt du gelten lassen!“ und Ref. gesteht, daß er jene Aufführung auf keine Weise gelten lassen kann.

Nur darüber soll ein mißbilligendes Wort laut werden, daß man aus Bequemlichkeit oder falscher Anhänglichkeit an das Hergebrachte, einem gebildeten Publikum das Schlechtere da aufdringt, wo der Zutritt zum Bessern allgemein verstattet ist, daß man auch dieses Schlechtere in seiner kläglichsten Gestalt erscheinen läßt, und als käme es nur darauf an, den Verehrern Devrients Gelegenheit zu seiner Bewunderung zu geben, sorglos um Alles Uebrige, es als Zuthat betrachtet, und so ärmlich als nur irgend gedenkbar ausstattet. Wie man etwa im Konzert einer italienischen Sängerin das Orchester bedeutungslos in den bescheidenen Hintergrund treten läßt, damit jene um so ungehinderter mit ihrer Virtuosität glänzen könne; so ist hier, mehr zur Schaustellung eines Kunststückes als zur Darstellung eines Kunstwerkes, auf die Umgebungen der mindeste Fleiß gewandt worden, damit alle Aufmerksamkeit sich auf den einen Künstler koncentrire, und dieser unter den Unbedeutenden, wie man meynt, nur desto bedeutungsvoller hervortrete.

Ein Kunststück des großen Schauspielers ist es allerdings, seinen Affekt, ohne daß die Umgebungen die Motive dazu hergeben, bis zu der Höhe des Wahnsinns steigen zu lassen. Aber wer kann an diesen Affekt, an diesen Wahnsinn glauben, wer diese stürmisch aufgeregte Leidenschaft begreifen? Gleich Anfangs! Warum tobt dieser Lear gegen Gonerill? Was so Entsezliches ist denn geschehen? Warum beladet er sie mit furchtbaren Flüchen? — Schröder sagt es nicht. Dem. Willmann noch viel weniger. Wir staunen über des alten Königs gränzenlose Wuth und Verzweiflung, wir möchten, um sie zu verstehen, ihn gleich zu Anfang für wahnsinnig halten. Alles erscheint, je wahrer der Künstler darstellt, unter den lügenhaften Umgebungen, als eine große durchgeführte Affektation, und des Meisters ganzer Aufwand, je bedeutender, desto unbegreiflicher. So wacker arbeiten hier, wie schon gesagt, unsre Darsteller, Schröder in die Hände. Gleich schwer, wie des Königs Toben, erklärt sich seine Anhänglichkeit an einen faden Burschen, der seine Geißelreden wie Sprüche aus dem Katechismus hersagt. — Vollends gleichgültig läßt uns, was nebenher vorgeht. Niemand empört sich gegen Edmund, dessen Darsteller das Gepräge eines blödsinnigen Thoren trägt, der in alles Unglück, das er anrichtet, gleichsam hineintölpelt; und wenn der geblendete Gloster unser tiefstes Mitleid erregt, so können wir ihn doch nicht in Hrn. Mattausch bejammern, der lange, ehe er die Binde vor den Augen trug, mit Blindheit geschlagen war. Wer bezwingt sein Lachen, wenn einer der Herzoge, wahrscheinlich um als Gemahl der frevelnden Königstochter doch auch ein Laster mit sich zu führen, trunken auf dem Schauplatz erscheint; wenn der unhöfische Haushofmeister, ohne auf die weitern Befehle zu achten, seiner Gebieterinn den Rücken wendet, und sie nöthigt ihre geheimnißvollen Aufträge dem Publikum anzuvertrauen; und wenn vollends der von Regan erstochene Bediente beym Hinfallen einen so schicklichen Platz wählt, daß, um beym Schlusse des Akts nicht vom Vorhange getroffen zu werden, er noch vor den Augen der Zuschauer seine Auferstehung feyern muß?

Was bey solch einer Darstellung eigentlich intendirt wird, ist schwer einzusehen. Fast wäre zu glauben, daß man durch allerhand Verwässerungsmethoden dem schädlichen Einfluß des gräßlichen Lear vorbeugen wolle, erginge es nicht dem Hamlet und König Heinrich IV. von Seiten der Darstellung beynah' auf gleiche Weise. Dort ist Alles auf unsern Wolf, hier wiederum auf Devrient abgesehen, und indem man jenem einen jämmerlichen König gegenüber, diesem einen schalen Prinzen zur Seite stellt, wählt man in beyden Fällen, wie in unserm vorliegenden, Mittel zur Auszeichnung der genannten Künstler, welche diese einsichtsvollen Männer sicher als eben so viele Hindernisse ansehen werden, ihren Talenten freyen Spielraum zu lassen.

H. F.

Beylage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. August 1825.

Ja, zu Dir, mit gefaltenen Händen,
Will ich mich, Vater, flehend wenden;
Ach, über Welt und Grab erhöht,
Steh' ich vor Dir in dem Gebet.

Allgemeines Gebet.

Nach Pope *).

Allvater! jezt und immerdar,
  Den jede Zone preist,
Den Heil'ger, Weiser und Barbar
  Zeus, Herr, Jehovah heißt.

Urgrund, o wer erforscht dich, wer?
  Du selbst hast meinen Geist
Beschränkt, um nur zu sehn, wie sehr
  Ich blind, du gütig sey'st.

Doch lehrst du mich im dunkeln Stand
  Was gut, was böse sey,
Hältst die Natur am Schicksalband,
  Läßt Menschenwillen frey.

Laß, was der Gott in meiner Brust
  Zu thun, zu flieh'n befahl,
Mich suchen mehr als Himmelslust,
  Mehr scheu'n als Höllenqual.

Laß mich die Güter nicht verschmäh'n,
  Die deine Huld mir beut,
Dein Lohn ist, froh genießen seh'n,
  Dir folget, wer sich freut.

Doch nicht ist deine Gottesmacht
  Auf diesen Ball beschränkt,
Hat der den Menschen blos bedacht,
  Der tausend Welten lenkt?

O, daß nie diese schwache Hand
  Blind eifernd es versucht,
Zu schleudern nach der Feinde Land,
  Herr! deiner Blitze Wucht.

Bin ich auf rechter Bahn, so gib,
  Sie recht zu gehen, Gnad';
Wenn sich verirrt des Herzens Trieb,
  Leit' ihn auf bessern Pfad.

Wahr' auch vor Thoren Uebermuth,
  Vor Unmuth, der verzagt,
Wenn Gnade schenket hier ein Gut,
  Dort Weisheit eins versagt.

Lehr' fühlen mich des Bruders Weh,
  Die Fehl' ihm decken zu;
Nur das Erbarmen ich erfleh',
  Was ich an Andern thu'.

Staub bin ich, doch nicht Staub allein,
  Ich, den dein Hauch beseelt,
Der, soll's zum Tod, zum Leben seyn,
  Dich, Gott! zum Führer wählt.

Gib Frieden heute, gib mir Brod:
  Von aller Güter Füll',
Weißt du am besten, was mir noth,
  Herr! es gescheh' dein Will'.

*) Wiewohl schon Hagedorn und Seume, jeder in seiner Art, dieses Gedicht trefflich übersezt haben, so mag doch gegenwärtige Uebersezung neben jenen als ein Versuch angesehen werden, das Gedicht zugleich mit Beybehaltung des Ur-Versmaßes, welches jene nicht berücksichtigten, wiederzugeben.

Dir, dessen Tempelrund das All,
Deß Altar Erd', Meer, Luft,
Aus einem Chor dein Lob erschall',
Auf steige Weihrauchduft!

K. R. Hagenbach.

Trau, Schau, Wem?

(Fortsetzung.)

Nach Tische besprachen die Männer, ein bischen abseit, die sogleich zu ergreifenden Schritte, Nanette aus ihres Vormundes Gewalt zu befreyen. August schien dem Vater einen sehr unfehlbaren vorgeschlagen zu haben, wobey er mit feurigen Blicken nach dem andern Ende des Zimmers sah, wo Nanette beschäftigt war, einen Hausanzug der Frau Landrichterin vermöge einiger Falten und Verengungen ihrer schlanken Gestalt angemessen zu machen, um, bis der Vormund ihr Gepäck ausliefern würde, des blumigen Ueberrocks entbehren zu können. Die gute Alte freute sich über die Geschicklichkeit und Schnelle, mit der das junge Mädchen sich zu helfen wußte, und der Gleichgültigkeit, die sie über die etwas altväterische Form des Kleides bezeigte. Wie die Männer wieder zu ihnen traten, vernahm die Mutter mit Verwunderung, wie ihr die Zeit bey dem zutraulichen Geschwätz des jungen Mädchens vergangen war, und man trennte sich, freudig bey der Hoffnung, sich am andern Morgen wiederzusehen.

Das war auch freudig; die vier Leutchen saßen unter ein Paar schattigen Nußbäumen vor der Hausthür beym Frühstück. Nanette schien der Landrichterin schon lange an die Hand gegangen zu seyn, so behend wußte sie die kleinen Dienste beym Morgenbrod zu übernehmen. Der Landrichter las die Moy'sche Zeitung, August schien genug zu thun zu haben, wenn er Nanette ansah, und die Mutter häufte in des lang entbehrten Lieblings Tasse Rahm und Zucker, Brezel und Wecken, denn für das Mutterherz ist Alles, was es gibt, Symbol der Liebe. Nanette war so eben in das Haus gesprungen, einen Befehl in die Küche zu bringen, da kamen ein Paar Gensd'armen in den Hof herein und begleiteten ein recht anständig daherschreitendes, sehr hübsches Mädchen, und einen jungen Mann, dessen Gesicht den gewaltsamsten Kampf der Gefühle verrieth. Der Eine der Gensd'armen reichte dem Landrichter einige Papiere, und bedeutete ihm: daß er nebst seinen Kollegen am Mittag des gestrigen Tages von der Polizey in N. den Befehl erhalten, den beyden in den Steckbriefen bezeichneten Personen nachzusetzen; die eine von ihnen habe man noch nicht habhaft werden können, da sie in der Nacht einen Vorsprung gewonnen haben müsse; allein gegenwärtige Jungfer, welche das zweyte Signalement bezeichne, habe man eine halbe Stunde vor der Stadt sehr unbefangen auf dem Wege wandelnd gefunden, und sie, wie der ihnen besonders gegebene Befehl laute, mit geziemender Achtung zu dem Herrn Landrichter geführt. August war bey der Hälfte des Rapports in das Haus geeilt, um Nanetten die peinliche Verlegenheit, die er sich hier entspinnen sah, zum Theil zu ersparen, die Landrichterin betrachtete mit kritischem Auge der Verhafteten Kleidung und Shawl, der Landrichter las beyde Steckbriefe, einen um den andern, räusperte sich und fragte dann etwas befangen: „Gegenwärtiges Signalement spricht nur von einem Frauenzimmer, weßhalb hat der Herr da für gut befunden, die königlichen Gensd'armen zu begleiten?“ — „Die Gefangene ist meine Schwester, und ich werde sie nie verlassen,“ antwortete der Jüngling in der sichtbarsten Angst. Der Landrichter befahl, die beyden Verhafteten in die Gerichtsstube zu führen, den Gensd'armen einen Trunk zu geben, und rieth diesen dann, eifrig der aus dem Geckenthurm entsprungenen Arrestantin, mit ihrem im Signalement erwähnten unbekannten Begleiter, der wahrscheinlich um das Dorf herumgefahren sey, weiter nachzusetzen.

Sobald diese Leute den Hof verlassen hatten, sagte der gute Landrichter, seine Hand auf seiner Frau Arm legend: „Gott hat meines alten Freundes Kind vor einer großen Schmach behütet! Dieser unselige geblümte Rock hätte sie können als Diebin einziehen machen.“ — „Lieber Mann, eilte seine Hausfrau zu bemerken, und das Mousselinkleid, das die Arrestantin an hat, und der violet gezweigte Shawl mit sammt dem Strohhut sind die Kleidungsstücke, die Nanette in der Diebskammer abgelegt hat.“ — „Frau, du bringst mich auf eine Spur! — geh, laß die Nanette nicht aus den Augen, sieh ihr recht in's Herz, ob sie fromm und tugendlich ist — Gott hat für seine Waise gesorgt, wir müssen auch für sie sorgen.“

Jetzt begab er sich gravitätisch in die Gerichtsstube, wo der Aktuar schon zum Protokolliren bereit war. Er hörte, wie der junge Mann dem Mädchen, als sie auf seinen Befehl vortrat, noch zuraunte: „sage die Wahrheit, sie kann Gnade hoffen, die Lüge überantwortet dich dem Gericht.“ Die Arrestantin sah halb trotzig, halb unentschlossen aus, und stellte sich vor den Richter.

Doch wir wollen den Landrichter walten lassen und den Vorgang ohne Weitschweifigkeit erzählen. Rickele hatte keine Grundsätze und einen sehr thätigen Kopf, sie hatte sich also von ihrer schlechten Umgebung brauchen und mißbrauchen lassen, brauchen, indem sie ohne alles Nachdenken mit geschickter Hand entwendete Kleidungsstücke zum Verkauf umänderte, Flecken darin auspuzte u. s. w. und die Gauner durch ihren Aufzug unkenntlich machte, mißbrauchen, indem sie ihren Hehlwinkel, dessen Bedeutung ihr nicht ganz unbekannt war, verbarg. Allein ihre Eitelkeit

und ihr rascher Sinn hatte sie eben so wenig eine aktive Rolle beym Stehlen übernehmen, als sie bey dergleichen Anschlägen von dem Gesindel, unter das sie gerathen war, zur handelnden Person benutzen lassen. Auch bey ihrer Flucht handelte sie so unbedacht, daß sie überzeugt war, in der fremden Kleidung und an der Seite ihres Begleiters unkenntlich zu seyn. Nachdem sie die ganze Nacht über sehr abkürzende Fußpfade gewandert waren, bat sie Jakob, wie sie J . . . näher kamen, von dem Wege abzulenken, und den Abend auf einem einsamen Platz des nahen Waldes herankommen zu lassen, Nickele bestand aber darauf, erst eine Stunde jenseits des Städtchens, das sie zu umgehen gedachte, in einem Dorfe im Gebirg, wo sie sicher war, von Niemand gekannt zu seyn, Rast zu halten. Sie hatten schon das Thor vor Augen, als die Gensd'armen sie ereilten, und mit einer Höflichkeit, die gegen ihren Auftrag fast drollig abstach, sie nöthigten, sich ins Landgericht zu verfügen. Da ihr das Signalement der guten Nanette vorgelesen ward, konnte sie nicht läugnen, daß es bis auf einigen Unterschied der Züge völlig mit ihrer Erscheinung übereinkam. Man forderte von der in weiß Mousselin gekleideten Flüchtigen hellbraune Augen, und eine kleine Nase, die Aufgefundene hatte hellblaue Augen und eine zwar sehr wohlgebildete, aber doch ein bischen verfängliche Habichtsnase. Der Gensd'arme war mehr Kleider- wie Nasenkundiger, er führte also seine Gefangene (wie wir oben berichteten) säuberlichst dem Landgericht zu.

Der Landrichter fand es sehr wahrscheinlich, daß die Bodenkammer, wohin Nanette sich so unvorsichtig geflüchtet, ein Diebsversteck war, in welchem die so eben eingebrachte Arrestantin eben so gut wie Nanette ihr Kostum zu verändern für gut befunden habe. Diesem zufolge konnte dieselbe, troß des gar nicht passenden Signalements, die aus dem Thurm entsprungene in Nanettens Kleider gehüllte Nickele seyn. Die Klugheit gebot ihm seine Fragen auf's behutsamste zu stellen, um Nanette, da diese Person ja während des Vorganges zwischen ihr und August schon in der Bodenkammer gewesen seyn konnte, nicht bloßzustellen. Seine Behutsamkeit machte ihn schwankend; das verschmizte Mädchen, das bey seiner Ankunft im Hofe schon seine besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben glaubte, ahnete einen geheimen Grund dieses Verhaltens, und benutzte es nach und nach in ihren Antworten, ein ziemlich wahrscheinliches Mährchen auszuspinnen von einer Stiefmutter, die sie auf das Unbilligste gequält, weßhalb sie sich entschlossen, davon zu gehen, und im Elsaß ein Unterkommen zu suchen. Ihr Gefährte schien während dieses Verhörs in der peinlichsten Verlegenheit zu seyn. Oft wollte er das Mädchen unterbrechen, dann verwies ihn der Landrichter auf sein eignes Geständniß, worauf er sich im heftigsten Seelenkampfe wieder zurückzog. Wie der Landrichter sahe, daß er für's erste die Arrestantin zu keiner genügenden Aussage bringen könne, verwies er sie in einen entfernten Winkel des Zimmers, und rief den jungen Mann in's Verhör. — Er hatte dessen gewaltsamen Zustand während des so eben beendigten Auftritts wahrgenommen, und hoffte mit Güte bey ihm zu wirken. „Erzählt ihr mir, redete er ihn deßhalb sehr mild an, erzählt ihr mir nun auch eurer Seits eure Geschichte, und wie ihr so unvorsichtig ohne Päße und Zeugniß, als Landstreicher auf die Wanderung habt gehen können?“ Jakob bat, ihn mit allen Fragen zu verschonen, da seine Antworten alle nur seiner Schwester Aussage bestätigen würden. „Und da es so ist, sezte er hinzu, und das Signalement, da ich darin gar nicht genannt wurde, sich keineswegs auf meine Schwester und mich paßt, bitte ich flehentlich, uns unsern Weg fortsetzen zu lassen.“ — „Nicht so, junger Gesell, rief der Landrichter über seine Fehlschlagung erzürnt, ihr habt für all' euer Geschwätz nicht den mindesten Beweis; jenes Mädchen ist aber nach dem empfangenen Signalement unverkennbar, sie wird demnach nach N. zurückgebracht werden, ihr aber bleibt hier in Gewahrsam, bis die erforderlichen Erkundigungen euretwegen eingezogen sind.“ — Die Arrestantin schien sehr bestürzt, und ließ sich ohne Widerrede in ihr Verschließ führen. Jakob kämpfte aber vergeblich gegen den ihn mächtig schüttelnden Schmerz, und suchte den Landrichter durch etwas pathetische, sehr unverständige Reden zu seiner und seiner Gefährtin Freylassung zu vermögen.

Der Landrichter kehrte sehr verstimmt zu seiner Familie zurück. — Nanette war über alles Vorgefallene unterrichtet, und mit einem wahren Aprilsgeschichtchen liebevoll neben der Mutter beschäftigt; August erwartete ungeduldig, die näheren Umstände des Verhörs zu vernehmen. Seine Liebe wie sein Stolz litten ziemlich von der Collision, in welche er, durch die unselige Umkleidung in der Dachkammer, Nanetten mit einer Landstreicherin gebracht hatte. Das Gespräch der beyden Männer brachte den alten Richter zu einem Salomonischen Einfall. Ueberzeugt, daß die Arrestantin und die aus dem Thurm entflohene Nickele eine und dieselbe Person sey, ließ er, sobald er erfahren hatte, daß diese sehr ermüdet von der nächtlichen Wanderung, das reinliche in ihrem Verschließ stehende Bett benuzt habe, ihre signalisirte Kleidung, Shawl und Strohhut hinwegnehmen, und ihr den ominösen blumigen Ueberrock, mit Zugehör (das Wimpelchen nicht zu vergessen) dafür hinlegen.

Den folgenden Morgen berichtete der Schließer bey guter Zeit: die Arrestantin sage sich krank, und bitte sich zur einzigen Gnade aus, die Frau Landrichterin unter

vier Augen sprechen zu dürfen. August und sein Vater blickten sich bedeutend an, die Mama protestirte, sich zu der wahrscheinlichen Beichte herzugeben; aber Nanette bat so innig, „die Arme, flehte sie, sey ja Waise, wie sie, verlassen wie sie, ach, und daß sie keinen August gefunden,“ — hier stockte sie erschrocken über den Sinn, den diese Worte haben könnten, eine glühende Röthe übergoß ihre Wangen, sie hatte aber Augusts Mutter schon so gewonnen, daß diese ihr selbst zu Hülfe kam. — „Nun, sagte sie, es soll ja Freude seyn über das verirrte Schaaf, das zur Heerde zurückkehrt, aber wenn sie nicht so schlimm ist wie sie aussieht, sezte sie, zu ihrem Mann gekehrt, hinzu, so sinne auf ein Mittel, sie frey zu machen, denn wo ihr sie aufhebt, kann sie nicht besser werden.“ — Mit diesen Worten ging sie fort und ließ den Landrichter mit einem verdrießlichen Gesichte zurück, denn sie hatte das wahre Fleckchen in jedes wackern Richters Gewissen getroffen.

Nickele empfing die Landrichterin anständig gekleidet, aber ohne Oberkleid und Shawl, von ihrer gestrigen leichtsinnigen Haltung war keine Spur mehr zu sehen, sie verneigte sich mit dem Ausdruck der peinlichsten Verlegenheit, wobey Blässe und Röthe auf ihren Wangen wechselten. — „Wenn sie mir etwas zu sagen hat, so mach sie es kurz“ — redete sie endlich die Landrichterin an, die aus Weichmüthigkeit zur Barschheit ihre Zuflucht genommen hatte. — „Deßhalb bat ich um Gehör, nahm Nicke bescheiden das Wort, diese Kleider... und der unselige bunte Ueberrock ward wieder zum Gegenstand der Aufmerksamkeit gemacht — sind . . . nicht mein . . . — das weiß ich, wem sind sie denn? —“ „ich weiß nicht, gnädige Frau Landrichterin, ich habe sie von meinem lezten Brodherrn bekommen; und sie an einem Orte, wo ich freylich nie hätte hingehen sollen, gegen andere vertauscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

Eine von der ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern zuerst in Anregung gebrachte und anfänglich für diesen Kanton berechnete Anstalt zu gegenseitiger Entschädigung des Hagelschadens scheint sich nunmehr über den größeren Theil der Schweiz auf eine erfreuliche und ihren Bestand völlig sichernde Weise auszubreiten. Die Grundgesetze des freywilligen Vereins sind für Bern von der Regierung genehmigt worden, und die Administration der Anstalt erklärte unterm 11. Juni dieses Jahrs die Zahl der beytretenden Grundeigenthümer, die ihre dießjährigen Ernten versichern ließen, für hinlänglich, um zu beschließen, daß die Versicherungs-Gesellschaft von diesem Tage an in Kraft und Wirksamkeit treten solle. Zugleich aber wandte sie sich nun auch an befreundete und angesehene Männer in allen übrigen Schweizerkantonen, mit der Einladung, zur Ausdehnung einer Anstalt mitzuwirken, die allerdings einer Vereinbarung mehrerer Theile der Eidgenossenschaft bedarf, um ihren Theilnehmern auf den Fall eines Unglücks für den vollen Schadenersatz bestimmte Hoffnung zu geben. Die Einladung hat in allen größeren und landwirthschaftlichen Kantonen eine solche Aufnahme gefunden, die den Beytritt der meisten, wo nicht aller, auf das kommende Jahr mit Zuversicht erwarten läßt, zumal auch der schnelle und günstige Fortgang der ersten Bildung im Kanton Bern sehr aufmunternd und einladend sich darstellt. Ein, für den Kanton Zürich dazu gebildeter, aus fünf achtbaren Männern (an deren Spitze der Staatsrath Usteri sich befindet) bestehender Verein hat unterm 22. Julius eine Kundmachung an die Mitbürger erlassen, welche die Verhältnisse der in Bern zu Stand gekommenen Anstalt und ihre Grundgesetze im Auszuge mittheilt, und sich dann weiterhin unter anderm also ausdrückt: „Wer diese Grundgesetze mit Aufmerksamkeit prüft, wird nicht läugnen, daß sie das Werk von Männern seyn müssen, welche die Schwierigkeit ihres Unternehmens reiflich erwogen, aber auch keine Mühe gescheuet haben, um die Mittel zu dessen leichterer Ausführung aufzufinden. Diese Betrachtung allein schon würde hinreichend seyn, um von den Leitern der Anstalt auch in Zukunft die sorgfältigste Berücksichtigung aller derjenigen Wünsche zu erwarten, welche in Folge abweichender örtlicher und landwirthschaftlicher Verhältnisse für Abänderung der einen oder andern Bestimmungen jener Grundgesetze ausgesprochen werden dürften; eine solche Zusicherung ist uns von denselben aber auch ausdrücklich ertheilt worden. — Aehnliche Versicherungsgesellschaften gegen Hagelschaden bestehen auch in andern Ländern, namentlich in Frankreich und Deutschland. Kapitalisten machen daselbst die nöthigen Vorschüsse zu diesem Unternehmen, das ihnen reichliche Zinsen bringt, und die Anstalten haben ihr Gedeihen. Unserer vaterländischen Anstalt fehlen solche Kapitalien; sie werden aber durch den uneigennützigen Gemeinsinn ihrer Verwalter ersezt, welcher allein gestatten konnte, in die Kosten der Verwaltung diejenige Sparsamkeit zu bringen, ohne welche eine mit beschränkenden Hülfsmitteln unternommene gemeinnützige Anstalt schwerlich in die Dauer bestehen kann. Der Kostenaufwand ist keineswegs in lästigem Verhältnisse zu der unausweichlichen Weitläufigkeit der Geschäftsführung, und man darf deßnahen der Hoffnung Raum geben, daß unserer vaterländischen Gesellschaft wenigstens ein eben so erfreuliches Gedeihen zu Theil werde, als den erwähnten ausländischen, auf Spekulation berechneten Unternehmungen.“ Die Versicherungsanstalt begreift alles Getreide, Oelsaamen, Hanf und Flachs u. s. w. in erster, Weintrauben, Hopfen, Tabak u. s. w. in zweyter Klasse. Für die Erzeugnisse der ersten Klasse kann nicht mehr als zwey und von denen der zweyten Klasse (die auf gleicher Oberfläche größerm Schaden und längerer Gefahr ausgesezt sind) nicht mehr als vier vom Hundert des versicherten Ernteertrags als Maximum des zu leistenden Versicherungsbeytrags gefordert werden. In glücklichen Jahren wird davon nur der erforderliche Entschädigungsbedarf bezogen; wofern dagegen die Unglücksfälle so groß wären, daß durch jenes Maximum ihre völlige Entschädigung unmöglich würde, so müßte diese alsdann für alle Beschädigten verhältnißmäßig kleiner werden oder unvollständig bleiben.

Beylage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 208.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 31. August 1825.

Wie ihr möget die Karten mischen,
Ordnen und wägen, gebet Acht,
Leise tritt ein Ereigniß dazwischen,
Das eure Weisheit zu Schanden macht.

Fr. Rückert.

Trau, Schau, Wem?

(Fortsetzung.)

Nach manchen Fragen und Antworten von Seiten der Landrichterin und Rickele erfolgte von lezterer wirklich die reumüthigste Beichte, die sich mit der dringendsten Bitte schloß, doch nur Jakob, der so unschuldig wie ein Kind sey, freyzulassen! — Natürlich fragte sie die milde Beichtigerin, warum sie gestern so versteckt gewesen, und nun so umgewandelt sey. — „Daran sind Sie zuerst Schuld, gnädige Frau, erwiederte die Gefangene, und dann dieses Buch — sie zeigte auf Nanettens silberbeschlagenes Gesangbuch, das sie nebst der goldnen Kette bey ihrer Verhaftung zu verbergen gewußt hatte — wie ich Sie da unter den Bäumen sitzen sah, war mir's, als sey ich vor meines Vaters Pfarrhaus, und die schöne Fräulein, die eben in's Haus ging, sey ich in meiner Unschuld Jahren . . . hier brachen Thränen ihre Stimme — nun da nahm ich mir nochmals vor, wie ich dem guten Jakob so oft versprochen, redlich zum Guten zurückzukehren. Aber dazu ist es nöthig, nicht wieder in Geckenthurm, noch in ein anderes Gefängniß gebracht zu werden, denn sie sind alle die Schule der Sünde.“ — „Nun und deßhalb fabelte sie dem Landrichter gestern so viele Mährchen vor?“ — „Ja gewiß deßwegen! ich wollte nur verhindern, daß man mich nicht nach N. zurückschickte, weil ich glaubte, hier leichter entwischen zu können, und besonders allein im Arreste zu seyn.“ — „Was hat sie denn nun abermals auf andere Gedanken gebracht?“ — „Ach, gnädige Frau, mein schwaches Gemüth und dieses Buch (sie zeigte das Gesangbuch). Seit ich Jakob kenne, wollte ich gerne gut seyn, aber ich ward immer zerstreut; wie ich nun bey Tagesanbruch aufwache, liegen die Kleider, die mich verrathen mußten, da neben meinem Bette! — ich glaubte verblendet, in böser Geister Hände gerathen zu seyn. Nach und nach erinnerte ich mich aber einiger Fragen des Herrn Landrichters, so wie des Umstandes — daß Sie, wie ich in den Hof geführt ward, meine Kleider viel mehr ansahen, wie mein Gesicht, und da begriff ich, daß Sie mehr von meiner Flucht wissen mußten, wie ich begreifen konnte. — Nun, Gott leitete mich zu meiner Besserung, ich war so verwirrt und wußte doch so gut, daß ich mich beym heutigen Verhör gescheit betragen müßte, so daß ich, um mich zu sammeln, in diesem Buche las, und da sagte es in mir plötzlich, was Jakob wohl schon oft mir gesagt, ich aber nie gekannt hatte: „„bete mit Vertrauen,““ und da war es, als wenn alle Lieder, die ich aufschlug, für mich gemacht wären, und nach einer Stunde — da lag ich auf meinen Knieen und betete ohne das Buch, und da war's, als hätte mich Gott erst verstanden, und er gab mir den Muth, Ihre Gegenwart zu erbitten.“ — Rickeles bewegte Phantasie hatte ihr eine Spannung gegeben, in welcher sie dieses Alles wirklich mit einer Art aussprach, die sie weit über ihre unangenehmen Verhältnisse erhob; ihre Zuhörerin wäre fast in Nachtheil gegen sie gerathen, wenn nicht die Furcht, ihren Mann zu kompromittiren, sie in einer Art

kriminalrichterlicher Würde erhalten hätte. — „Das ist hoffentlich alles wahr, sagte sie anscheinend streng, allein was will sie nun von mir?" — „Gnädige Frau, daß Sie Ihrem Herrn Gemahl zureden, wie Gott, nicht wie ein beschränkter Beamter zu richten. Er lasse mich entfliehen, ich will mich nach dem Elsaß schleichen, dort war ich, wie ich noch ehrlich war, bekannt, ich will dort Arbeit, redlichen Erwerb suchen, und meine Zukunft soll Ihnen beweisen, daß er besser richtete wie das Gesetz."

In diesem Augenblick hörte man ein Posthorn, eine bepackte Chaise fuhr auf den Hof, ein alter Herr stieg heraus und that an dem herbeygekommenen Knecht unter demüthigen Verbeugungen einige Fragen, dann wendete er sich wieder zur Chaise und schien eine kleine Erörterung mit einer noch darin verborgenen Person zu haben; bald sah man ein Paar weitläufig behangene Beine, denen ein breiter Rücken folgte, den Wagentritt, wie eine Leiter, rückwärts herabklettern, und die sämmtliche Gestalt, die einem etwas schlanken Bierfasse glich, neben dem alten Herrn die Stufen zur Hausthüre hinaufgehen. Die Landrichterin ahnete, wer dieser Besuch sey, und weiblich klug schloß sie, daß die Koffer, welche er mit sich führe, eine völlig friedliche Auseinandersetzung mit Nanettens Vormund hoffen ließen. Sie versprach eilig der Arrestantin, ihren Gatten zu berichten, und ermahnte sie, bey ihrem Entschluß zu Wahrheit und Rechtlichkeit zu verharren. „Das will ich, gnädige Frau, rief Nickele, fiel aber plötzlich auf ihre Kniee, und hielt die Landrichterin, welche schon an der Thüre war, am Gewande zurück, aber um Gottes Barmherzigkeit willen, schenken Sie mir irgend eine Bedeckung! ein abgelegtes Kleid Ihrer niedrigsten Magd, senden Sie mir Handarbeit, und statt diesem Buch, das nicht mein ist, eine Bibel." — Das Mädchen so knieend, so bittend, war rührend und schön. — Die Landrichterin fühlte es, nahm das Gesangbuch und die goldene Kette, welche ihr die Bittende hinreichte, wollte sprechen, und da sie nicht konnte, reichte sie ihr die Hand. Nickele küßte ehrerbietig, und der Schließer riegelte hinter der Landrichterin die Gefängnißthüre zu.

Am gestrigen Morgen, noch ehe der Landrichter zum Frühstück ging, hatte er einen Boten an den Vormund, Herrn Doktor Langnaß, abgefertigt mit einem Brief, in dem er ihm kurz und bündig erzählte, seine Mündel sey zu ihm geflüchtet, er sey der Jugend- und Universitätsfreund von ihrem Vater gewesen, fühle sich berufen die Waise gegen den unbilligen Zwang, den er ihr wegen einer verhaßten Heirath anthun wollte, zu schützen, und gab demnächst dem Herrn Doktor einige Beweggründe zum gütlichen Nachgeben, die nicht zu unserer Kunde gekommen sind, aber sehr überredend seyn mußten, denn dieser nahm noch am späten Abend Postpferde, und befahl seinem Sohn, dem vor einer Nachtreise schauderte, zur bessern Contenance bey dem beabsichtigten Besuch, ihn zu begleiten. Nanette saß mit August am Fenster, wie der alte Herr ausstieg, erkannte ihn sogleich, und floh wie ein Küchlein, das den Habicht erblickt, auf den am Schreibtische sitzenden Landrichter zu, drängte sich zitternd an ihn und rief: „Ach er kommt, er will mich holen! aber ich sterbe eher, ehe ich den Bastian heirathe, ich sterbe, ehe ich fortgehe." — „Liebes Kind, sagte der alte Mann, dem die kindliche Vertraulichkeit des Mädchens gar wohlthat, du sollst den Bastian nicht heirathen, und willst du ganz bey mir bleiben, so —" die Kleine ließ ihn nicht ausreden, sondern hing an seinem Halse, „ganz, ganz," rief sie, ohne das Wie? zu bedenken, als der Doktor Vormund hereintrat, und, von dem sich ihm darbietenden Tableau nicht sehr angenehm überrascht, in der offenen Thüre stehen blieb. Der Landrichter hatte ein gutes Gewissen, machte sich von dem Mädchen freundlich los, und ging in seiner ganzen landrichterlichen Würde auf den Eintretenden zu. Der Doktor hatte seine Stellung sehr scharfsinnig aufgefaßt, er that also ganz erstaunt über das Mißverständniß seiner Mündel, seinen wohlgemeinten Vorschlag, vermittelst einer Heirath mit seinem hier gegenwärtigen Sohn Sebastian ihrem freundlosen Zustande ein Ende zu machen, für einen feindseligen Zwang anzusehen. Der Landrichter richtete seinen Blick auf diesen edeln Sprößling, der seine Kappe in der Hand hielt, indem er eine Ulmerpfeife trug, mit deren Kette er spielte, wie der Vater ihn nannte, aber das linke Bein zog, und ein „Gehorsamster" brummte. „Ihn, fuhr der redliche Vormund fort, habe kein Eigennutz bewegen können, denn sein Sebastian, welchen er zu seinem Geschäfte heranbildete, habe unter den reichen und hübschen Mädchen die Wahl." — Sebastian hob den dicken Kopf aus dem schwarzen Halstuch und strich sich über das Gillet, indem er mit dem Munde blies wie ein Mensch, dem es zu heiß wird, und wiederholte leise: „die Wahl." Dabey ließ er seine stieren Augen über Nanettens Kopf an dem Sims der Decke hingleiten, indeß sie sich ein bischen duckte, wie das Küchlein, wenn der Stoßvogel herankommt. — „Gar kein Eigennutz war dabey, fuhr Herr Doktor Langnaß fort, wie meine Vormundschaftsrechnungen bey der Mündigkeit der Jungfer Holder wohl ausweisen werden; bis dahin steht es ihr ganz frey, ihren Aufenthalt bey dem Herrn Landrichter zu nehmen." — „So wird es auch geschehen, nahm dieser jezt das Wort, allein mit der Vormundschaftsrechnung wird der Herr Doktor nicht mehr so lange geplagt seyn. Heirath macht unsern Gesetzen nach mündig, wie einem so guten Juristen bekannt ist, ich hoffe aber, Jungfer Holder wird einwilligen, diesen jungen Mann, meinen Sohn, Amtsrath in Hayna, zu ihrem Gatten zu nehmen, und — Nanette, du widersprichst mir nicht? — ich stelle Ihnen denselben als den Mann vor, der Ihnen Ihre Vormundssorgen abnimmt." — August hatte

von seinen Eltern die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Nanette erhalten, das unerfahrne Kind erfuhr aber freylich erst in diesem Augenblick, daß sie sich durch ihr unverhohlenes Betragen wirklich schon als Augusts Braut konstituirt hatte; sie war deßhalb, wie ihr Geliebter freudig ihre Hand ergriff, bis zur Ohnmacht überrascht. August mußte sie in seine Arme fassen, da ihm doch vor einer innigen Aeußerung in Gegenwart dieser Menschen graute. In diesem Augenblick trat seine Mutter in's Zimmer, zu ihr leitete er das zitternde Mädchen, und legte sie ihr mit den Worten an's Herz: „Liebe Mutter, führen Sie meine Braut in Ihr Zimmer.“ — Ob die Landrichterin erstaunt war, erzählen wir weiter nicht, der Doktor war es und noch dazu voll Galle. Widerstreben konnte er aber nicht er hatte mit einem Gegner zu thun, der das Gesetz kannte, wie seine Schelmstücke, und der für eine ehrliche Sache gefochten hätte. Er that, als wenn ihm diese Einrichtung eben so lieb sey; die Koffer, welche Nanettens Habseligkeiten enthielten, wurden abgepackt und ein sehr gutes Mittagessen eingenommen, bey dem Sebastian gründlich, als sey er nur zu diesem Zweck mit dem Vater ausgereist, seine Eßlust befriedigte, und dann mit diesem, der zu viel Galle hatte, um den guten Schüsseln seiner höflichen Wirthin Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, seinen Rückweg antrat.

(Der Beschluß folgt.)

Wirkungen der Gifte auf das Pflanzenleben.

Den zahlreichen Versuchen gegenüber, welche die neuere Chemie über die Wirkungen der verschiedenen Giftarten auf das animalische Leben und den thierischen Organismus angestellt hat, sind nur wenige und einzelne bis dahin zur Ausmittelung ihres Einflusses auf den Pflanzen-Organismus veranstaltet worden, und diese veranlaßten einen scharfsinnigen Genferischen Naturforscher, den Doktor F. Marcet, zu einer Reihe systematischer Versuche, deren Beschreibung nebst der Würdigung ihrer Ergebnisse in dem nächstens auszugebenden dritten Bande der Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Genf mitgetheilt werden soll. Wir entheben seiner Denkschrift inzwischen hier nur einige Andeutungen.

Von den zwey großen Abtheilungen der ätzenden (korrosiven) und der betäubenden (narkotischen) Gifte tödten bekanntlich die ersteren durch Entzündung und Zerstörung der organischen Gewebe des Thierkörpers. Die metallischen Gifte, welche vorzugsweise hieher gehören, bringen eine völlig analoge Tödtung des Pflanzenkörpers hervor durch Zerstörung seiner ähnlichen Gewebe. Der Doktor Marcet hat für seine Versuche sich meist der gemeinen Bohne (Phaseolus vulgaris) bedient, welche in Pflanzen von fünf bis sechs Blättern, die einen mit reinem Wasser, die andern mit einem den Giftstoff aufgelöst enthaltenden Wasser begossen wurden, oder auch die mit ihren Wurzeln sorgfältig der Erde enthoben, theils in reines, theils in mit dem Giftstoff geschwängertes Wasser eingesenkt wurden. Die von Herrn Marcet angewandten Arsenik-, Quecksilber-, Zinn-, Bley- und Kupferauflösungen, deren Einsaugung sich unzweydeutig in den Pflanzen darstellte, brachten hier ihre zerstörenden Wirkungen sehr bald hervor, und es lassen dieselben auch ungefähr die nämliche Erklärung zu, wie sie im thierischen Organismus mag nachgewiesen werden.

Schwieriger wird diese Nachweisung bey den Pflanzengiften, die zur Abtheilung der narkotischen gehören. Diese bringen im Thierkörper jene Reitzung, Entzündung und sichtbare Zerstörung nicht hervor; aus dem Speisekanal eingesogen und schnell in den allgemeinen Säftenumlauf gelangt, tödten sie, wie man dafür hält, durch ausschließliche Wirkung auf das Nervensystem, entweder auf das Rückenmark, oder hinwieder auch unmittelbar auf das Gehirn. Nun aber ist bis dahin die Meynung herrschend gewesen, daß ein, dem Nervensystem der Thiere entsprechendes Organ oder organische Vorrichtung bey den Pflanzen nicht angetroffen werde, und daß eben hierin einer der Hauptunterschiede zwischen Thier- und Pflanzenreich zu suchen sey. Wenn nun also, wie dieß allerdings der Fall ist, die zahlreichen und umsichtigen Versuche des Hrn. Marcet darthun, daß eben jene narkotischen Pflanzengifte, die im Thierreiche nur das Nervensystem afficiren und keine Spur organischer Verletzungen darbieten, im Pflanzenreich sich nicht minder wirksam und in ihren Ergebnissen völlig analog erzeigen, so scheint daraus eine bedeutsame Unterstützung der neuerlichst auch von Hrn. Dutrochet vorgetragenen Meynung zu erwachsen, welcher nach auch in den Pflanzen ein, dem Nervensystem der Thiere verwandter, organischer Apparat anzunehmen ist, auf welchen gewisse Pflanzengifte gleichmäßig im Zeitraum weniger Stunden lebensgefährlichen Einfluß zeigen, wie auf das Nervensystem der Thiere. Die Versuche des Hrn. Marcet wurden mit Opium, Brechnuß, Blausäure, Kirschlorberwasser, Belladonna, Kleesäure, Schierling u. s. w. angestellt, und können sich übrigens für umständlichere Entwicklungen hier nicht eignen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Julius.

Die Jahrszeit ist unfruchtbar an Ereignissen und Erscheinungen in der Kunstwelt. Das Hoftheater an der Burg bleibt bis zu Ende des Monats verschlossen; das an der Wien auf ungewisse Zeit, und die Muse des Kärnthnerthor-Theaters lavirt, eigentlich nur in Erwartung des günstigen Windes.

Selbst die musikalischen und tonkünstlerischen Zugvögel scheinen den konträren Wind zu fliehen. Den landständischen Saal, wo sonst Jahr aus, Jahr ein, Konzerte und musikalische Unterhaltungen sich drängen, hat Hr. Conus, seit einigen Monaten, mit Ausnahme der wenigen, den Güterverlosungen gewidmeten Tage, ungestört für seine Unterhaltungen in der höheren Physik in Besitz genommen, und wiederholt noch immer frischweg seine große Wunder-Eskamotage: die Verwandlung eines Huhns in einen lebendigen Menschen, bis es aufhört, noch ein Wunder zu seyn. Die akrobatische Gesellschaft des Hrn. Ravel hat sich mit der Gesellschaft des Theaters in der Josephstadt vereinigt, und der kleine Chinese tanzt dort seine Glieder verrenkende Polichinella nach einander lustig fort. Madame Eskimo läßt sich im Sperl geduldig für und für beschauen, und der kühne Amerikaner macht seinen Julius-Cäsarsritt im Cirkus nach wie vor. Das alles ist aber schon etwas Altes. In Ermanglung des Neuen und des Bessern horcht man mit erhöhter Theilnahme die blinden Musikanten in einem Durchgang der Wollzeil, die sich für das tägliche Brod in der Mittagsstunde abquälen. Sie sehen indessen gar nicht so aus, als ob es ihnen viele Qual verursachte. Die größte Apathie ist auf den Gesichtern und den lichtlosen Augen der beyden Söhne ausgebreitet, deren Einer die Clarinette bläßt, der Andere die Geige streicht, der einäugige Vater in ihrer Mitte recht stattlich hervorragend und mit dem offnen Auge begierig nach der am Boden umgestürzten Mütze starrend, worein die Scherflein der Barmherzigkeit fliegen. Der blasende Knabe steht mit fest geschlossenen Augen, der andre dreht immerfort die großen Augäpfel aufwärts, daß man blos das Weiße sieht, als ob er etwas fühlte, man sieht aber doch, daß er nichts fühlt; gerade wie viele Schauspieler, wenn sie stumme Conversationen affektiren, und man es ihnen anmerkt, daß sie nichts, oder doch Allotria reden. Der Clarinetspieler hat einen klangreichen, kräftigen Ton, der Violinstreicher krazt in den Tag hinein; beydes zusammen macht aber doch gute Wirkung, denn blinde Musikanten haben immer leichtes Spiel, weil ihr Unglück, wie billig, für sie spricht. Jeder gibt fast etwas, und für wenige, die nichts geben, zahlen andere doppelt und dreyfach. Was besonders dargereicht wird, das steckt der Alte sorgfältig dem einen Burschen in die Ficke. Ich dachte an Tibbers blinden Knaben: „Whilst thus i sing (play), i am a King, although a poor blind boy!“ — Dieses Blinden-Konzert versammelt immer einen Kreis von Zuhörern.

Das beliebte Volksfest auf der Brigittenau wurde am ersten Tage durch einen plötzlich einfallenden Regen gestört, gerade um die Zeit, da der Andrang aus der Stadt am größten ist; den folgenden Montag war die Witterung etwas günstiger, und eine zahlreiche Versammlung fand sich in frohsinniger Eintracht und heiterer Geselligkeit zusammen. Eine heitere Mittagssonne beschien auch die festlich geschmückte Schaar der Wallfahrter nach Maria Zell, als sie bey ihrem Rückzug durch die Stadt St. Stephans Heiligthum begrüßten.

Die Freunde dramatischer Unterhaltungen mußten es Anfangs dieses Monats, bey der lange anhaltenden rauhen Witterung, allerdings dem Unternehmer des Theaters in der Josephstadt Dank wissen, daß er dieß Mal seine Gesellschaft theilte, und das Operntheater in der Stadt wieder eröffnete. Die ersten Vorstellungen waren auch ziemlich besucht; bey weitem aber weniger, als da die Gesellschaft den ersten Cyclus ihrer Gastdarstellungen auf der Bühne gab. Jezt übt freylich der fortdauernd freundliche, warme Sonnenschein seinen Einfluß auf die Schaulust aus. Die Unternehmung begann ihre Vorstellungen mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte, indem sie auf beyden Theatern Neuigkeiten gab. Draußen nämlich wurde aufgeführt: Der Gemsenjäger, romantisches Schauspiel in drey Aufzügen, von Fr. X. Told. Nach einer bekannten Erzählung — wenn mir recht ist, in dieser Zeitschrift mitgetheilt — eine Geschichte, die sich auf der Scene ziemlich kunterbunt produzirt, und darum auch wohl, wie so manches Andre, das Attribut „romantisch“ erhalten hat. Diese Bezeichnung ist so gangbar, daß, wenn man heutiges Tags etwas auszeichnen will, es Noth thäte, geradezu den entgegengesezten Ausdruck zu wählen. Der Terminus wird wohl noch so verschrien werden, wie das alte ehrliche „empfindsam,“ das mit der Uebersetzung der sentimental Journey zuerst in Gang kam. Auf dem Theater in der Stadt wurde aufgeführt — Achtung! — Richt' euch! — „Sieben Mädchen in Uniform.“ Vaudeville-Posse in einem Aufzug, nach dem Französischen von L. Angely. (Stand sogar auf dem Zettel noch: Mitglied des u. s. w.) Ausmarschirt! — Halt! — Front! — Recht artige Rekruten! Nett equipirt, gut exercirt — sonst aber nichts daran. — Rechts um! — Marsch! — Diese sieben Damen in Uniform — denn es war Ein verehlichter Rekrut darunter — konnten allein einiges Interesse einflößen, und die Witzbolde haben Stoff genug zu Bonmot's gefunden, die aber eine referirende Feder nicht wiederholen darf. In Molières und Goldonis Komödien, wo sich die dramatische Muse nicht leicht ein Blatt vor den Mund nahm, ging das wohl an; heut zu Tag aber, wo sie das strengste Decorum behauptet und behaupten muß, darf auch die Kritik es nicht verletzen. Des Kommandirens und Exercirens in diesem Stück ist kein Ende; das machte Anfangs Spaß, weil die Heroinen sich recht geschickt dabey anstellten; bald wurde es aber zuwider, und der bunte Wirrwarr in dieser alten flachen Festungs-Intrigue langweilte, wozu auch wohl die nicht sehr gewandte Darstellung etwas beytragen mochte. Anderwärts hat vielleicht die Besetzung des komischen Parts gute Wirkung hervorgebracht, hier fehlte dieser Einfluß. Das zusammengewürfelte Quodlibet von alten und neuen Musikstücken konnte hier auch nicht gefallen; man hätte die Posse überhaupt etwas aptiren sollen. Man hatte sich aber auf die Virtù der sieben Mädchen in Uniform verlassen, das heißt, auf die Vis comica der Idee; allein sie hielt nicht Stand; das Corps mußte bald kapituliren, und deutsche Truppen zogen ein. Das französische Translations-Büreau in Deutschland hat an Hrn. A. einen rüstigen Mitarbeiter gewonnen. Ich bin übrigens weit entfernt gegen den Uebersetzungseifer aus Ueberzeugung oder Modesucht mitzueifern, so lange die deutsche Bühne nicht einen hinlänglichen Vorrath von Originalstücken hat, um jene Kleinigkeiten aufzuwiegen, oder gar zu überbieten. Ein plausibler Einwurf ist der, daß Schauspieldichter, Darsteller und Publikum Sinn und Geschmack für gehaltvollere Produktionen endlich ganz verlieren müssen, weil sie mit ausländischen Kolifichons überhäuft werden. Es wird viel und mancherley übertragen und verarbeitet; Altes und Neues, Vieles auf vielerley Weise. Wie ich aus einem Inhaltsbericht ersehen habe, ist das Stück: „humoristische Studien,“ eine dergleichen oft versuchte Bearbeitung, die aber zu den gelungenen gehört. Das Original heißt: Les étourdis, von Andrieux — nichts Besonderes. Unter dem Titel: der lebende Todte, in drey Akten und in Versen bearbeitet von Th. B., wurde es bereits vor sieben Jahren auf dem hiesigen Hoftheater gegeben, mit nicht eben großem Beyfall. Früher kannte man es schon nach einer andern Bearbeitung, und fast gleichzeitig erschien auf einer ausländischen Bühne eine prosaische Uebersetzung desselben Stücks, aus der Feder einer israelitischen Dame. Der neueste Titel ist etwas sonderbar; es könnte ebensowohl romantische Studien heißen; es hat jedoch gefallen — was liegt am Titel! — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nr. 61.

Kunst-Blatt.

Montag, den 1. August 1825.

Ueber Millingens Monuments of Grecian art.

Ancient unedited Monuments of Grecian art from collections in various countries principally in Great Britain, illustrated and explained by James Millingen Esq. London. Number 1—4. 1822. 60 S. mit 24 Kupfern. Number 5. 8 S. 4 K.

Wenig archäologische Werke dürfen auf eine so reiche Theilnahme des Publikums rechnen, wie das neueste Werk des Hrn. Millingen. Der Name des Herausgebers ist durch seine früheren Vasenwerke rühmlichst bekannt, die Auswahl der Bildwerke ist dießmal auf vorzügliche und merkwürdige Kunstwerke beschränkt, dazu ist das Aeußere des Werks und namentlich die Ausführung der Blätter, wenn auch zuweilen mehr reizend als treu und zweckmäßig, jedenfalls zu häufiger und vielseitiger Beschauung des Werkes anlockend. Hienach wird es nicht unpassend seyn, aus von einem vielen Lesern bereits bekannten Werk mit Mehrerem zu reden, darum, weil man den Anblick eines solchen gern von Neuem sich zurückruft und Betrachtungen gern verfolgt, die sich daran knüpfen.

Mit einem der merkwürdigsten Bildwerke attischen Ursprungs machen uns die ersten Blätter bekannt. Es ist die für den Engländer Hrn. Thomas Burgon 1813 bey Athen ausgegrabene Preis- und Aschenvase mit dem alterthümlichen Bilde einer Minerva und der Abbildung eines Wagenrennens auf der Rückseite, durch Fundort, Bestimmung, Vorstellung, Inschrift und Kunstwerth höchst bedeutend. Es ist eine der wenigen bisher bekannt gewordenen Vasen von gebrannter Erde aus dem griechischen Mutterland: durch regelmäßige Grabung auf der linken Seite der Straße von Athen nach Theben unweit Aribos Kapeß etwa drey Fuß unter der Erde ward sie gefunden. Es ist nicht blos eine zum Zweck der Gräber nebenher verzierend oder bedeutsam gebrauchte Vase, sondern, in der bloßen Erde, die Mündung mit einem quadraten Stein bedeckt, zwischen sechs kleineren irdenen Gefäßen Asche und Knochen enthaltend, selbst ein umschließendes Grab, und dennoch, wie Inschrift und Vorstellung bezeugen, ursprünglich weder auf Gräber noch auf Mysterien, sondern auf Spiele bezüglich als ein unter Minervens Schutze ertheilter Preis. Die uralten Züge der Inschrift scheinen von den Panathenäen zu sprechen, das alterthümliche Bild der speerschwingenden Athene verbürgt die Beziehung der Vase auf jene Spiele; außer welchem allem dann der Werth, den die Vase jedenfalls als Kunstwerk hat, noch durch Herkunst aus einer durch wenig andre Spuren bezeichneten Kunstepoche erhöht zu werden scheint. Ob auf diesen Schein sehr viel zu bauen sey, ist eine zunächst liegende Frage. Indem es Hr. Millingen gethan hat, konnten es wohl weder die Züge der Inschrift noch die rohen Formen des Athenenbildes seyn, die ihn dazu bestimmten; wie sehr bey den schwarzen Vasenbildern auf gelblichem Grund die alterthümlichsten Formen auch später gesucht wurden und die ganze Behandlungsweise neben den häufigern röthlichen Figuren auf dunklem Grund gerade wegen des alterthümlichen Ansehens später beybehalten wurde, kann niemanden besser bekannt seyn als diesem vasenkundigen Forscher. Eine solche jüngere Nachahmung der ältesten Formen ließe sonst die Rückseite auch hier vermuthen, deren Wagenrennen von freyerer Zeichnung ist. Es sind aber andere Gründe vorhanden, die ihn das Alter der Vase in die Zeit der ältesten griechischen Kunstwerke hinaufrücken lassen, nämlich die Benennung Athenäen statt Panathenäen, die vor die Stiftung der großen Panathenäen (Ol. 53, 3) falle.

Hiebey ist nun Mehreres zu bedenken. Erstens ob die Inschrift der Vase wirklich von Athenäen statt Panathenäen redet, was zwar wahrscheinlich, aber nicht über allen Zweifel erhoben ist. Unter mehreren entsprechenden großgriechischen Kolonialvasen, die in der lezten Zeit zum Vorschein gekommen sind, hat die schönste derselben, im Besitz des Generals von Koller zu Neapel, neben demselben Minervabild dieselbe Inschrift ΤΟΝΑΘΕΝΕΟΝ ΑΘΛΟΝΕΙΜΙ mit der kleinen Abweichung ΤΟΝΑΘΕΝΕΘΕΝΑΘΛΟΝ. Die Vase, nicht redend eingeführt, wie die athenische: „Ich bin ein Preis der Athenäen (Ἀθηνέων statt Ἀθηναίων nach sehr seltenem und nicht völlig entschiedenem Gebrauch genommen),

erhalterin wahrscheinlich, daß sie wie ähnliche Burggöttinnen (vgl. Creuzers Symbolik Th. 2. S. 687) sitzend gebildet war, etwa wie eine alterthümliche Marmorstatue mit angeschlossenen Armen und der Meduse auf der Brust, die der Ritter Sir William Gell in Athen zeichnete und für die Statue der Minerva Polias hält. Die Promachos von der Parthenos zu trennen, entscheidet uns Pausanias Erwähnung beyder an sehr verschiedenen Stellen. Jene war das von Phidias gebildete kolossale Weihgeschenk aus dem Zehnten der Marathonischen Beute, es war die kolossale Streiterin, deren Helmbusch und Lanzenspitze die Schiffer von Sunium her erblickten, eine Vorkämpferin dem Worte nach, am natürlichsten, wie man mit Schorn (Amalthea. Th. 2. S. 208) glauben möchte, mit ausgestrecktem und geschwungenem Speer, aber, wenn anders es natürlicher ist die kolossale von den Schiffern fern erblickte Figur außen und nicht im vorhererwähnten Tempel der Polias zu glauben, am wahrscheinlichsten die zwischen Parthenon und Propyläen auf den Münzen vorgestellte, (Pellerin Recueil P. et V. I. 22. 4.) nur als streitfertige Kämpferin, nicht im Moment des Kampfes gedachte Figur mit aufgestütztem Speer und Schild. Wie nun die Tempelstatue des Parthenon gebildet war, stehend, langbekleidet mit der Meduse auf der Brust, in den Händen eine Victoria und einen Speer, zu Füßen das Schild und die Schlange, auf dem Helm eine Sphinx zwischen Greifen, besagt Pausanias (I. 24. 5 ff.) aufs deutlichste: es ist diejenige Statue, deren allgemeine Idee den meisten Minervenstatuen zum Grunde liegt. Ob Phidias seine Statue anders entworfen habe, als die im Perserkrieg mit dem Tempel abgebrannte, wird nicht gemeldet, kann aber nach dem Reichthum der die alterthümlichsten Formen durchaus überschreitenden Composition nicht bezweifelt werden. Der Tempel der Polias war der Gemeinde-Tempel der ursprünglichen, das Parthenon der Bundestempel der neuen aus den attischen Ortschaften zusammengezogenen Stadt. Auch in lezterem muß man ein früheres Tempelbild in Art der alten Minervenschutzbilder, der Palladien, voraussetzen, und, wie wir die Palladien auf Vasenbildern vorgestellt finden, ein rohes lanzenschleuderndes Frauenbild, so finden wir auch die Schutzgötinn der Panathenäischen Spiele auf der besprochenen Vase.

Wir übergehen Vermuthungen, bey denen wenig herauskommt, wie, daß der Wagenrenner auf der Rückseite, (am natürlichsten auf den Sieger zu beziehen, wie die zweydeutige Form der Vase auf den gewohnten Kampfpreis der Diota) etwa auch auf den Erichthonius gehen könne. Wichtiger und schwieriger ist es, sich über die Thierfiguren auf dem Hals der Vase zu verständigen. Mit der Eule über dem Wagenrenner ist man, als mit einer neuen Beziehung auf Minerva, bald fertig, dagegen auf der andern Seite der Vogel mit Menschengesicht eine wohl überlegte Erklärung verlangt. Daß er hier nicht von gleichgültiger Bedeutung seyn könne, wie man ihn gern unter den Thierfiguren ägyptisirender Wesen, Löwen, Panthern, Greifen, Ebern u. s. w., selbst neben Schwänen (Tischb. III. 59.) nimmt, beweist die unläugbar auf Minerva zu beziehende und doch auf der Rückseite ihres Bildes angebrachte Eule. Daß jener Vogel ein Siegesvogel sey, wie Hr. Millingen nach den Münzen von Gabela und den Denaren der Valeriana will, ist in seiner Anwendung auf Minerva so unerhört als nach der sonstigen Bedeutung desselben, Sirene und Unglücksvogel, hier und vielleicht selbst auf den erwähnten Münzen unwahrscheinlich. Bey alterthümlichen griechischen Bildern liegen ägyptische Beziehungen oft nicht fern: man könnte an den Geyer mit ausgebreiteten Flügeln über den Bildern der Neith erinnern (Champollion Pantheon Egyptien I. tav. 5). Blieben wir auf griechischem Boden, so würden uns folgende Gedanken natürlicher scheinen. Die Vögel mit Menschengesichtern sind Sirenen (Kunstbl. 1824. Nr. 103. 1825. Nr. 19. Not. 128). Die Sirenen sind vertrocknende, auszehrende Geschöpfe, das sagt ihr Name; sie sind wahrhafte Todesverkünderinnen, das sagt ihre häufige Erscheinung auf griechischen Gräbern. In solcher Bedeutung können sie ein Symbol der Lebensgöttinnen seyn, die ihnen feindlich sind: sie konnten auf der Hand der Juno von Koronea (Paus. IX. 34.) und würden bey sonst getreuer Abbildung auf der Hand der Minerva (Haym tesoro Brit. I. 11. 2.) wie über ihrem Haupt im Streit mit den Musen nicht unerklärlich seyn.

Nach dieser längeren Erörterung über die merkwürdigen ersten Tafeln des Millingen'schen Werks betrachten wir die folgenden kürzer. Die nächsten derselben (Taf. 4. 5.) geben eine Agrigenter Vase mit schwarzen Figuren im Besitz des Hrn. William Hamilton, bisherigen königl. großbritannischen Ministers am Hofe zu Neapel. Ihre Vorderseite zeigt zwey Krieger, die um einen Gefallenen kämpfen; dieser ist bärtig und des Helmes beraubt, das Haupt der beyden andern ist mit geschlossenen Helmen bedeckt. Zwischen beyden Kämpfern liest man den Namen des Achilles (AEILEVS), über dem Gefallenen den des Hektor (ΊΟΤΉΕΗ). Diese bey völligem Stillschweigen über einen Kampf um Hektors Leib sehr befremdende Inschrift, erscheint troz ihres unbezweifelten Alters durch die Rückseite geradezu als unrichtig. Diese zeigt die Eos, welche den Körper ihres Sohnes wegträgt; beyde führen die richtigen Inschriften HEOΣ und MEMNON. Auch Memnon, der schönste der troischen Helden, ist bärtig: um so weniger schwierig kann es seyn, auch auf der Vorderseite in dem bärtigen Gefallenen Antilochus, den

schönsten der Achäer und Achills Kampf mit Memnon um dessen Leib zu erkennen. Auffallend ist auch die phrygische Mütze der langbekleideten Eos und das Waffenzeichen des einen der Kämpfer, nämlich, ohne Zweifel dem Fabrikort zu Liebe, die sicilische Triquetra.

Wieder sehr seltsam ist auf Tafel 6. (Nolanische Vase des Hrn. Durand) eine schwebende Eos, welche zwey Gefäße, nach gegebener Erklärung mit den Morgendünsten des Oceanus erfüllt, in ihren Armen hält. Man könnte auch an Aschenkrüge einer andern Flügelfrau denken.

Tafel 7 — 9. enthalten alterthümliche Vasenbilder mit merkwürdigen Gigantenkämpfen. Die Vase der beyden ersten Tafeln stellt nach den Inschriften den Kampf des Poseidon gegen Ephialtes vor, abweichend von andern Nachrichten, nach denen Otus und Ephialtes Söhne des Poseidon von des Aloeus Weibe Iphimedia waren, in der Handlung zusammentreffend mit einer ähnlichen That des Poseidon, der, wie auf der Vase, durch geschleuderte Felsstücke der Insel Kos im Kampf gegen den Giganten Polybotes die Insel Nisyros bildete. Der Gott hat langes Haar und ein langes Gewand; der Gigant ist durchaus menschlich gerüstet und gekleidet. Nach den Schriftzügen ΠΟSΕΙDΟΝ und ΕΦΙΑLΤΕS wird das Alter der Vase ungleich höher als Olymp. 80 versichert; wir haben oben an die Mißlichkeit solcher Folgerungen erinnert. Die Rückseite zeigt einen bewaffneten Krieger, auf dessen Schild ein Dreyfuß. Der Kampf des Poseidon und Ephialtes findet sich auf der Lamberg'schen Vase (Tafel 9.) wiederholt; doch ist Poseidon im kurzen Gewand und Ephialtes mit verschiedenen Waffen versehen. Die Rückseite zeigt Artemis, wie sie Bogen und Schwert gegen einen Krieger führt, Otus, den Bruder des Ephialtes, wie vermuthet wird.

Mißverstandene Darstellungen des Peleus, der die Thetis bewältigt, werden zur Tafel 10. wohl erklärt. Dieses geschieht außer der Portlandvase für eine aus Passeri Tab. 8 sqq. ungenügend bekannte vatikanische. Sie ist von Seethieren eingefaßt: Schlangen und Regenbogen neben Thetis, Zeichen ihrer Verwandlung, Chiron, Telamon, zwey Nereiden, Venus und Amor werden nachgewiesen. Beygefügt ist eine von Wilkins früher bekannt gemachte athenische Vasenzeichnung, deren Figuren durch Inschriften als Pitho, Aphrodite und Eros, als staunend aufschauender Pan, als Nereide Kymodoche, als Peleus in sprengender Quadriga mit dem Wagenlenker Α....ΟΣ, als Thetis von Peleus gefaßt mit Löwe und Drache, als die Nereiden Psamathe und Ath...., endlich als Poseidon, der daneben steht, bezeichnet und erläutert werden.

Tafel 11. Vasenbild mit schwarzen Figuren, für Herkules und den von ihm gebundenen Meergott wohl erklärt. Der leztere endet in einen Fischleib. Zwey zuschauende Figuren können für die Nymphen des Eridanus gelten, die dem Herkules des Nereus Wohnung wiesen.

Wenn des Herausgebers reiche Mythenkunde ihn bey ähnlichen Vorstellungen zu einem glücklichen Erläuterer macht, so widerstrebt seine Abneigung gegen alles, was außer diesem Bereich oder dem der wirklichen Anschauung liegt, so gleich bey der folgenden allerdings schwierigen Vorstellung, jeder Möglichkeit einer treffenden Erklärung. Wenigstens ist schwer zu glauben, daß ein Vasenkenner wie Hr. M., welchem Amoren, um und unter Frauen beschäftigt, das Spielgeräth des Balles, (Creuzer Symbolik III. S. 391. Inghirami Mon. Etruschi Ser. II. p. 357) Spiegel und Binden, in entschiedener Umgebung der Mysterien, sonst auf Vasen vorgekommen seyn müssen, bey reiflicher Ueberlegung Mythen gesucht hätte und nicht wenigstens, seinem System getreu, Toilettenformen. Die Figuren des Vasenbildes sind eine Frau mit Stirnbinde und ärmelloser Doppeltunika, auf einen Cippus gelehnt, einer andern gegenüberstehend in ähnlicher Bekleidung, aber mit reicherer Kopfbinde; zwischen beyden, der ersten zugewandt ein geflügelter Jüngling, der den Ball hascht, den er fallen gelassen und gegen den die zweyte Frau mit der Rechten einen Spiegel, in der Linken eine Binde hält. Hr. Millingen denkt an Apollonius Rhodius, und wie bey ihm Aphrodite dem Eros einen Ball als Lohn erbetenen Liebeszaubers verspricht: aber weder erinnert die Bekleidung der angelehnten Frau an Venus, noch ist der Eros bey Apollonius knabenhaft; dazu gesellt sich der aus Dichtern und Bildwerken leicht bis zur Unterscheidung eines geflügelten Mysterienjünglings (vgl. Tischb. III. 2?.) vom Knaben Amor zu widerlegende Saz, die knabenhafte Bildung des Eros gehöre der späteren Zeit an, und hierauf folgt, die befremdende Vermuthung zu unterstützen, eine befremdendere Verkennung der Inschrift. Diese heißt im Stich: +ΙΗΣΑΝΜΟΙ ΤΑΝ ΣΦΙΡΑΝ. Richtig wird die Nachlässigkeit der Schrift im lezten Wort erkannt, was statt ΣΦΑΙΡΑΝ verschrieben und ohne Zweifel auf den Ball zu beziehen ist. Hienach könnte man wohl auch ein + statt der gewohnteren Aspiration eines F oder H in übrigens gar nicht alterthümlichen Zügen, auch ἴησαν für ἵεσαν sich gefallen lassen: dagegen ist die angenommene Auslassung eines θεαὶ eben so unstatthaft, als die darnach gegebene Uebersetzung „die Göttinnen sandten mir den Ball" wegen der Mehrzahl der Göttinnen und bey einer auf das Pilaster der Frau geschriebenen Inschrift wegen ihrer unbegründeten Beziehung auf den Eros durchaus unzulässig. Unsres Bedünkens kann die Inschrift nur der Frau gelten, die sich auf jenes Pilaster stüzt: die Worte gestatten dieß um so eher, als im Original bestimmt ΧΡΗΣΑΝ zu stehen scheint, was dann etwa, χρῆσαν für χρῆσαι verschrieben heißen könnte: „Gebrauche mir den Ball"; wahrscheinlicher wegen des ungewöhnlichen oder wohl gar sprachwidrigen Accusativs χρυσᾶν für χρῆσαν gelesen: „(gieb) mir den goldnen Ball." Die Frau, die den Eros darum bittet, wird die seyn, der die Einweihung zunächst gilt; die Scene eine frühere als die häufige, in der eine geschmückte Frau von Eros bekränzt wird oder ihn liebkost. Auf einer Vase bey d'Hancarville I. 45 (22 der Quartausgabe) hat sie, die geschmückte, den Ball bereits erhalten; eine zweyte Frau hält einen Sonnenschirm über sie und ebenfalls einen Ball, vor ihr steht ein Jüngling mit einem Salbgefäß. Unter zahlreicher Umgebung einer Eingeweihten fehlt bey Tischbein I. 2 auch ein Ball nicht. Weibliche Figuren, die nach Bällen haschen, gibt auch d'Hancarville I. 67. II. 13. (der Quartausgabe). Zwischen einer nackten Frau am Bade und einem Amor, der sie liebkost, liegt anderswo ein Ball (Inghirami monum. Etruschi Ser. V. tav. 24)

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 62.

Kunst=Blatt.

Donnerstag, den 4. August 1825.

Ueber Millingen's Monuments of Grecian art.

Ancient unedited Monuments of Grecian art from collections in various countries principally in Great Britain, illustrated and explained by James Millingen Esq. London. Number 1—4. 1822. 60 S. mit 24 Kupfern. Number 5. 8 S. 4 K.

(Fortsetzung.)

In der folgenden Tafel 13, einem Vasenbild des Hrn. Durand zu Paris, sieht Hr. Millingen mit Recht in der langbekleideten Frau mit Stirnbinde, Schaale und Spiegel eine Aphrodite und in den mannweiblichen Jünglingen, die sie tragen, mit Recht Eroten, wobey an orphische und pythagorische Lehre, wie an den häufigen Gebrauch der Vasen von Puglien und Basilicata erinnert wird. Seltsam daß er sich nicht scheut, jene Mystiker für sich zu benutzen, um bald darauf die Eroten in der Bedeutung von Mysteriengenien zu läugnen! Daß Genius kein griechisches Wort sey, ist freylich wahr, aber von Mysteriendämonen hat man doch wohl auch in gutem Griechisch sprechen können, ja von mystischen Eroten. Indeß versichert der Vf. überdieß, ähnliche Composition komme selten oder nie in Bezug auf Mysterien vor; dieser Ausspruch eines mit Recht angesehenen Vasenkenners ist zu nachdrücklich ausgesprochen, um nicht auch die klarste Anschauung des ersten besten Vasenwerks zum Schweigen zu bringen. Ueber die Namen der Eroten wird bemerkt, Eros und Anteros (Liebe und Gegenliebe) könnten es nicht wohl seyn, eher Gamos (Hochzeit) und Hymenäos (Vermählung), oder, was wohl wahrscheinlicher, Eros und Himeros (Liebe und Sehnsucht). Es liegt nahe, dagegen anzuführen, wie der mächtige Alleinherrscher Eros in jeder andern Gesellschaft als der hier allerdings schwer anzunehmenden des Anteros herabgesetzt erscheint: am nächsten liegt es wohl, an die Begleiter zu denken, die ihm Skopas gab, an Pothos und Himeros (Verlangen und Sehnsucht).

In der bereits aus d'Hancarville II. 126 bekannten, jezt dem brittischen Museum gehörigen Vorstellung vom Tode der Prokris ist es von neuem ein Vogel mit Menschengesicht, der Hrn. Millingen's Erklärung stört. Die übrigen Figuren der Bildes sind verständlich und kaum Erechtheus, der Vater der sterbenden Prokris zu bezweifeln oder genügender zu erklären. Desto größer ist die Schwierigkeit, welche der erwähnte über der Sterbenden schwebende Vogel verursacht. Ob die Meynung, jener Vogel sey Nephele, die trügerische Geliebte des Cephalus, eine Figur, die selbst, wenn jener Vogel Wind und Wolke vorstellen könnte, doch hier nothwendig als menschliche und menschenähnliche Figur erscheinen müßte, irgendwo Beyfall finden würde, steht zu bezweifeln. Andrerseits wagen wir nicht eine anderweitige Deutung mit einiger Sicherheit vorzutragen; bey dem Herausgeber jedoch, der ja die Vögel mit Menschengesichtern aus ägyptischen Bildern als scheidende Seelen selbst anführt, hoffen wir den in seiner Bildung den Sirenen ganz entsprechenden Vogel allerdings für die scheidende Seele deuten zu können, die etwa als Vogel gebildet ist, wie die Mania auf römischen Monumenten, und mit Menschengesicht, wie jene den Lebendigen nachstellenden Frauen mit Vogelleibern. Allerdings will Hr. Millingen Figuren, wie die adlerähnliche Flötenbläserin bey d'Hancarville I. 99 nur für fratzenhafte Verzierungen gelten lassen; doch wird er bey näherer Prüfung schwerlich verkennen, wie wenig mit solcher Beschreibung der Figur statt einer Deutung gethan sey, neben der denn auch wohl Löwe, Bock und Hirsch, die den Vogel bey d'Hancarville II. 86 begleiten, statt für die genannten Thiere, für bloße Fratzen gelten müßten. Was sollte auch vollends bey einer solchen Betrachtungsweise aus dem Stiere mit Menschengesicht werden, den Hr. Millingen als Gegenstand alterthümlicher Verehrung nicht läugnen kann, und der ihm als heiliges, aber namenlos einherschwankendes, Erd- oder Flußsymbol mit bedeutsamem Zusatz des Menschengesichtes die obige Vermuthung unterstützen muß, statt wie sonst für Bacchus Heben zu gelten! Auf die Vase zurückzukommen, so gestehen wir an die von uns vorgeschlagene Erklärung einer über der Sterbenden flatternden Seele Glauben zu hegen, dabey aber an der Ungewöhn-

lichkeit des Bildes, zumal im freyen Styl, Anstoß zu nehmen.

Eine seltene Vorstellung gibt Tafel 15, Phineus und die Boreaden, welche ihn von den fliehenden Harpyien befreyen: die Vase kommt aus Athen und befindet sich im Besitz des Hrn. Sandford Graham Esq. Erde und Firniß ist den Nolanischen ähnlich. Phineus ist beym Mahle, vor ihm zwey Harpyien mit der Beute desselben, hinter ihm der eine Boreade den Wurf gegen sie führend, während der andre auf die dritte Harpyie lauert. Die Harpyien sind langbekleidete und gegürtete Frauen mit Flügeln.

Ebenfalls, wenigstens im Kreise der Vasenbilder selten, ist die Vorstellung vom Raube der Kora Tafel 16; sie ist einer Vase des Hrn. Thomas Hope entnommen und war unvollständig aus Tischbein III. 1. bekannt. Die gewählte Scene ist nicht die auf den Sarkophagreliefs häufige der Entführung, sondern die, wie Persephone, bereits auf dem forteilenden Brautwagen, von der Mutter Abschied nimmt. Diese ist halb verhüllt, ihr Vorderhaupt nur mit Perlen geschmückt. In ihrer linken Hand hält sie einen auch sonst etlichemal, z. B. auf der Poniatowskischen Vase (Welcker Zeitschr. I. S. 105. 115) vorkommenden, in mehrfache gekreuzte Zacken auslaufenden Stab, der mit Recht nicht für ein Werkzeug zum Aufwühlen der Erde, sondern für eine lichter zündende Fackel erkannt wird. Ueber beyden Göttinnen, desgleichen über Pluto, sind Sterne. Das Vorgespann wird von der langbekleideten mit Kreuzbund versehenen Fackelträgerin Hekate geführt; darüber schwebt Eros, mannweiblich (? nach der Zeichnung mit männlicher Brust) mit Kranz und Schaale, voran ein Vogel, der einen Kranz hält, etwa die Taube der Aphrodite. In der vordersten Figur wird nach der Sitte ähnlicher Darstellungen Hermes vermuthet, wozu etwa auch der weiße Petasus paßt, alles Uebrige aber befremdend erscheint, indem der Götterbote hier nicht voranschreitet, sondern müßig an einen Strunk gelehnt mit über dem Haupt gelegten Arm, wie häufige Apollobilder, gegenübersteht.

Paris und Aphrodite ist auf Tafel 17. ein Vasenbild benannt, das bey Visconti zu Mus. Pio-Clem. IV. tav. A. für die Schenkung des goldenen Vließes galt. Die halbverschleyerte Frau mit dem Scepter, sonst Nephele, heißt nun Aphrodite. Der mit Baumwurzeln des Berges in der Höhe sitzende Jäger, zu dessen Füßen ein Widder erscheint, sonst Phryxus, ist jetzt Paris, und die höher sitzende ebenfalls halbverschleyerte Frau ist nun statt Helle die versprochene Braut Helena, die auch nicht eine Schaale halte, sondern einen dem Bräutigam zu reichenden Opferkuchen. Man möchte nun noch eine dritte Erklärung wünschen, wenn nicht vielleicht die etwas zerrissene Composition des Vasenbildes einen Wink gibt, sonstige Forderungen an sorgfältigen Ausdruck der Vorstellung etwas herabzustimmen. Bey Visconti's Erklärung befremdet es, den Widder zu Phryxus Füßen, statt von Merkur ihm zugeführt zu sehen. Ungleich mehr hat Hrn. Millingen's Erklärung gegen sich, die halbverschleyerte Frau mit Scepter, die nicht wie Venus, sondern vor einem Paris gewiß eher wie Juno aussieht, den Jäger, der durch den Widder zugleich ein Schäfer, und mit dem Petasus, statt der phrygischen Mütze, immer noch kein gewohnter Paris ist, endlich die verheißene Helena, die doch gar zu schnell bey der Hand ist.

Tafel 18. gibt eine aus Millin's Recueil II. 5. ungenügend bekannte Vase der Mrs. Edwards. Ihre Figuren erscheinen jetzt mit dem Namen der Heroen, des Tydeus, der einen Hasen auf einem Stabe herbeyträgt, des Aktäon, sitzend mit einem Hund zu Füßen, des Theseus mit Keule und des Kastor mit Jagdspeeren. Tydeus und Theseus haben den Pileus, Aktäon und Kastor die Kausia.

Tafel 19. Amazone einen Krieger führend, etwa Antiope, welche dem Theseus die Thore von Themiskyra öffnete: Nolanische Vase des brittischen Museums mit der Inschrift Καλλιϑεϛ καλοϛ. Auf Theseus Schild erscheint eine Keule: seine Rundung ist nicht vollendet, sondern durch eine lederne Bedeckung für den Untertheil des Körpers unterwärts ausgedehnt, auf der ein Auge angebracht ist.

Tafel 20 — 24. Prächtige Vase der Pariser Sammlung, bey d'Hancarville I. 47. 48 ohne sichtlichen Zusammenhang. Tafel 20 enthält die Form der Vase, Tafel 21 wird für Achilles und Patroklus Abschied von den Vätern Tydeus und Menötius erklärt, Tafel 22 für Achills Kampf mit Telephus, die abmahnende Figur daneben für Teuthras. Tafel 23 gibt den Hals der Vorderseite, sechs jagende Jünglinge auf ihr, die ein Reh verfolgen; Tafel 24 den Hals der Rückseite, wenn nicht vielmehr die Benennungen umzukehren und sie für die Vorderseite zu halten ist. Auf ihr erscheint Triptolemus im Flügelwagen. Die vorstehenden Frauen, die eine mit Fackel und Aehren, die andre mit Kandelaber und Weihgefäß gelten für Hekate und Persephone, die zwey andern mit Schaale und Aehren für die Töchter des Celeus. Diese Benennungen sind, zumal in Betreff der Göttinnen, etwas willkürlich; vielleicht wäre an Nymphen zu denken, wie im Götterverein von Megalopolis Paus. VIII. 31. außer der Nais mit dem kleinen Zeus ihrer ebenfalls vier vorkommen, eine mit Fackel, eine andre mit Hydrien und Schaale, noch zwey mit Hydrien; mit größerer Sicherheit, da gegen die

Benennung von Nymphen die fehlenden Hydrien eingewandt werden könnten, an eine Vierzahl cerealischer Dienerinnen, wie sie der homerische Hymnus in vier Töchtern des Celeus gibt. Zwey bärtige Männer mit Sceptern gelten mit Wahrscheinlichkeit für Eleusinische Oberhäupter, der hinter Demeter für Celeus. Die Göttin selbst hält Aehren in der Rechten und breitet mit der Linken den Schleyer des Hauptes aus: vor ihr steht ein Altar.

Das fünfte Heft enthält erhobene Bildwerke. Zuvörderst auf Tafel 1. ein samothrakisches Relief, durch den Grafen Choiseul Gouffier in das Pariser Museum gekommen, und auch wenn Bestimmungen wie die, es sey älter als die 69ste Olympiade, leicht täuschen können, jedenfalls ein Werk von hohem Alterthum. Dieses Werk ist die Ecke eines architektonischen Gliedes, durch eine hie und da geschuppte Schlangenwindung abwärts begrenzt, an der entgegengesezten Seite aber in Mitte der dritten Figur abgebrochen. Das Relief ist flach, die Figuren, deren drey zwischen oberem und unterem Gesims mit Blumenwerk und Voluten erscheinen, sind in Stellung, Haar und Falten ganz ägyptisch. Ihre Bedeutung deuten uns Inschriften in den ältesten griechischen Zügen an, ohne daß der geringe Umfang der Composition ihre Erklärung vollenden ließe. (Vermuthungen darüber äußert Schorn im Hom. nach Antiken H. IX. T. 1., wo das Relief ebenfalls abgebildet ist.) Von der Rechten zur Linken schauend erscheint zuerst Agamemnon auf einem Stuhle sitzend mit vorwärts gestreckten Armen, dann Talthybios mit dem Heroldsstab und Epeos, der Erfinder des troischen Pferdes, selbst in den lückenhaften Zügen ΕΠΕ unverkennbar. Die Platte ist nur 1 Fuß 1 Zoll hoch und 1 F. 5 Z. breit; Spuren von Bemalung fehlen nicht.

Die Terracotta der zweyten Tafel ist ein Werk in der Größe der Zeichnung, zu Melos gefunden und gegenwärtig dem Hrn. Thomas Burgon gehörig; der Grund tritt nicht vor, daher vielleicht unnöthig angenommen wird, der Grund eines Frieses möge ihn ergänzt haben. Perseus ohne Flügelhut und Flügelschuhe, das Haar in einen Wulst geendet, die Füße bestiefelt, sprengt auf ebenfalls ungeflügeltem Pferde davon, der Verfolgung der Gorgonen zu entgehen, deren Schwester er eben getödtet; seine Linke hält die Harpe, seine Rechte das alterthümlich gebildete Medusenhaupt, mit herausgestreckter Zunge, doch kinnabwärts mit zwey Schlangen. Die geköpfte Halbfigur der Medusa erscheint unter dem Pferde, stehend und im Todeskampf die Hände über die Flügel ausstreckend, wie auf einer vorzüglichen Bronze des Museums von Neapel; aus dem Rumpfe springt der Knabe Chrysaor mit ausgestreckter Rechten hervor. Ihr Gewand ist mit Schlangen gegürtet. Das Relief ist sehr flach und war bemalt. Eben so das sehr ähnliche, zugleich gefundene und gleich große Relief der folgenden Tafel, Bellerophon und Chimära vorstellend. Bellerophon ist behelmt und geschürzt; seine Rechte hält ein Schwert, seine Linke hat die Mähne des sprengenden ungeflügelten Rosses gefaßt.

(Der Beschluß folgt.)

Zinkographie.

Stuart und Revett Alterthümer zu Athen. Herausgegeben von H. W. Eberhard, Architekt. Darmstadt bey Carl Wilh. Leske 1824. 25 Vol. I — IX. Lieferung, jede 12 Blätter enthaltend. Preis des Hefts auf fein Velinpapier 3 fl.; auf Druckp. 2 fl. 15 kr.

Diese deutsche Ausgabe von Stuarts bekanntem Werk bildet eine Abtheilung einer von demselben Herausgeber und Verleger angekündigten größern Folge, welche den Titel führt: Denkmäler der Baukunst des Orients, der Aegypter, Griechen, Römer und des Mittelalters. Die großen und kostbaren Werke, welche wir über diese Gegenstände besitzen, sind in Deutschland zu wenig verbreitet und zu wenig zugänglich, als daß nicht eine allgemeinere Bekanntmachung für Künstler und Kunstliebhaber höchst erwünscht seyn müßte. Das gegenwärtige Unternehmen ward, laut einer vorausgegangenen Ankündigung, durch die Erfahrung begünstigt und vielleicht veranlaßt, daß die lithographische Behandlung mit der Feder, der Gravirnadel und Aquatintamanier, sich noch leichter und wohlfeiler auf Zink als auf Stein anwenden lasse, und in der That wurden jener Ankündigung sehr genügende Proben dieser neuen zinkographischen Methode beygegeben. In Umrissen oder leicht schattirten Blättern solcher Art sollen nun die vorzüglichsten Werke über die alten Monumente, im Format der Originale und mit deutscher Uebersetzung des Textes geliefert werden, so daß diese wohlfeilen Ausgaben etwa das seyn könnten, was die Hand- oder Taschenausgaben der Classiker für erleichterte Verbreitung dieser Schriftsteller sind. Da jedoch hier nicht blos verkleinerter Abdruck, sondern meist Uebertragung, des ausgeführten Kupferstichs in den Umriß, des ausländischen Textes ins Deutsche stattfindet, so sind die Schwierigkeiten um so größer und

das Unternehmen, wenn es allen billigen Forderungen genügt, desto dankenswerther.

Neun Lieferungen des Werkes von Stuart und Revett über Athen, mit welchem der Anfang gemacht wurde, sind bereits ausgegeben. Sie werden eben so wohl des jezt besonders interessanten Gegenstandes als der im Ganzen genügenden Ausführung wegen bereits so reichlichen Absatz gefunden haben, daß die weitere Ausführung des ganzen Planes zu hoffen ist. I. Bl. 1—6. Dorischer Portikus zu Athen. Bl. 7—12. II. Bl. 1. 2. Jonischer Tempel am Ilissus. Bl. 3—12. IV. Bl. 1—9. Thurm der Winde mit seinen Sculpturen. Bl. 10—12. IV. Bl. 1—6. Das choraaische Denkmal des Lysikrates, ohne die Sculpturen. Bl. 7—12. V. Bl. 1—4. Sogenannter Tempel des Jupiter Olympius. Bl. 5—6. Ruinen, auf welche ein Theil der Kirche Megale-Panagia gebaut ist. Bl. 7—12. VI. Bl. 1—3. Das Parthenon, ohne die Sculpturen. Bl. 4—12. VII. Bl. 1—10. Tempel des Erechtheus, des (lies der) Pandrosus und der Minerva Polias. Bl. 11. 12. Theater des Bacchus. VIII. Bl. 1—5. Das choragische Monument des Thrasyllus. Bl. 6—12. IX. Bl. 1—4. Propyläen. Bl. 5. 6. Basreliefs zu dem kleinen jonischen Tempel gehörig. Bl. 7—12. Tempel des Theseus.

Die malerischen Ansichten, welche den Darstellungen jedes Monuments voranstehen, sind größtentheils in leichter Schattirung mit der Nadel oder in Aquatintamanier ausgeführt. Der Herausgeber hat hier meistens das Format etwas kleiner als das der Originale gehalten, indem er unwesentliche Beywerke und die Staffagen, welche Stuart anbrachte, wegließ. Bey der großen Wohlfeilheit des Werks ist freylich keine sorgfältige Ausführung dieser Blätter zu verlangen; indessen wäre doch zu wünschen, daß manches, vielleicht mit weniger Schattirung, aber deutlicher und mehr in Haltung wäre gegeben worden. Daß es auf Zink eben so schwer sey, wie auf Stein, die Abstufung der Töne hervorzubringen, die besonders bey landschaftlichen Gegenständen nothwendig ist, zeigen auch diese Proben.

Alle rein architektonischen Zeichnungen sind in bloßen Umrissen, genau und genügend, wiedergegeben. In der Angabe der Maaße finden sich einige kleine Abweichungen vom Original, die wohl zum Theil Versehen sind, hie und da jedoch auch Verbesserung eines Irrthums im Original seyn mögen. Auch in den griechischen Inschriften haben sich mehrere Fehler eingeschlichen. Deßhalb ist am Schluß eine sorgfältige Revision als Nachtrag zu wünschen.

Die bis jezt noch fehlenden Sculpturen, vom Monument des Lysikrates und vom Parthenon, welche bey Stuart nach den architektonischen Details jedes Monuments folgen, werden ohne Zweifel nachgeliefert werden, denn selbst zum ausschließlichen Gebrauch für Architekten wäre die Entbehrung der Sculpturverzierungen ein großer Mangel. An den Umrissen der Figuren dürften wohl die Linien etwas bestimmter und weniger abgesezt seyn als an einigen vom Thurm der Winde, die etwas zu flüchtig behandelt scheinen. Es fehlt auch noch der Plan von Athen, die Ansicht der Akropolis zu Anfang des zweyten Bandes von Stuart, und eine Seitenansicht derselben. Die Vignetten, die bey Stuart eine wesentliche Zugabe sind, werden wohl in ein Supplementheft zusammengeordnet erscheinen.

Zum bequemen und ganz ausreichenden Gebrauch dieser Ausgabe wäre eine genaue Bezeichnung der Blätter nach den Theilen und Nummern des Originals durchaus nothwendig gewesen, statt daß sie jezt blos nach den Monumenten und nach Heften numerirt sind. Stuarts Werk ist und wird noch überall citirt; für die Besitzer der neuen Ausgabe muß es daher wesentlich seyn, jedes Citat des Originals, unter welcher Form es sey, auch hier nachschlagen zu können; es muß ferner jedes Citat aus dieser Ausgabe sogleich auch dort aufzufinden seyn; dieß ist aber bey der gegenwärtigen Bezeichnung wenigstens nicht überall thunlich. Möchte der Herausgeber diese Bemerkung beym Numeriren der folgenden Hefte berücksichtigen und für die bereits erschienenen einen Conspektus der Nummern beyder Ausgaben nachliefern.

An der Uebersetzung des Textes wird, wie wir hören, bereits gearbeitet. Es ist zu wünschen, daß nichts weder vom Text noch von den Anmerkungen weggelassen werde, damit auch hierin die Handausgabe dem Original gleichstehe. Nachträge und Berichtigungen aber aus späteren Werken am gehörigen Ort von dem Uebersetzer in Noten beygebracht, würden dem neuen Werk noch größern Werth verleihen.

Die im Verhältniß zu dem mäßigen Preis sehr sorgfältige Ausstattung des Werks in Hinsicht der Reinlichkeit der Umrisse, des guten Abdrucks und schönen Papiers, so wie der unausgesezte, rasche Fortgang der Lieferungen, gereichen dem Herausgeber und Verleger zur Ehre, und es läßt sich der eifrige Wille nicht verkennen, etwas Brauchbares und Schönes zu liefern. Um so weniger werden sie aber auch die Bemerkungen übersehen, zu welchen die jezt noch fühlbaren Mängel uns veranlaßten, und durch deren leichte Abhülfe diese Ausgabe nicht nur ihren nützlichen Zweck, ein sehr wichtiges Werk allgemeiner zu verbreiten, erfüllen, sondern auch das theure Original in wissenschaftlicher Hinsicht völlig entbehrlich machen könnte.

S.

Nr. 63.

Kunst-Blatt.

Montag, den 8. August 1825.

Kunstausstellung in der Brera zu Mailand, im Herbst 1824. *)

Die Anzahl der Künstler, welche dieses Jahr Arbeiten ausgestellt haben, und die Menge der Gemälde selbst war nicht geringer als in den vergangenen Jahren, doch werden wir unsern Bericht kürzer fassen, d. h. mehreren Künstlern Zeit lassen müssen, andere Gemälde zu fertigen, welche Lob und Beurtheilung verdienen. Mit Bedauern müssen wir es sagen: ehemals gab es eine in Italien berühmte Lombardische Schule; doch jezt sehen wir noch keine Hoffnung auf ihre baldige Wiedergeburt.

Concurs. Unsre Leser werden sich erinnern, daß im vorigen Jahr die Akademie einem Gemälde den Preis ertheilte, das uns einer goldenen Medaille nicht würdig schien. Dadurch mögen die Zöglinge sich zu leicht überredet haben, auf die große Nachsicht ihrer Richter zu bauen. Dieses Jahr waren nur drey Concurrenten, von welchen keiner gekrönt ward. Das Publikum hatte bereits geurtheilt, wie die HH. Professoren, der Ausspruch war also völlig gerecht.

Der Gegenstand war: Rafael, welcher dem Papst Julius II. durch Bramante vorgestellt wird. In der That ein unfruchtbarer Stoff; und wir hätten gewünscht, daß eigene Compositionen dieser Zöglinge gezeigt hätten, wie sie mit dem kalten Gegenstand zu kämpfen gehabt, und daß sie uns durch andere Gemälde entschädigen wollten. – In den drey Gemälden war weder richtige Zeichnung, noch Farbe, noch Wirkung zu finden.

Die Skulptur, obgleich sie einen höhern Platz in dieser Akademie einnimmt, war nicht glücklicher. Der Gegenstand des Basreliefs war eine Art von Apotheose des berühmten Canova. Von den vier Concurrenten wurde keiner gekrönt. In ihren Modellen sah man zwar die Grazien, aber nicht die, welche des berühmten Mannes Gefährtinnen waren, und man bemerkte leicht, daß die jungen Leute nicht, wie er, im Studium der alten Kunst Nächte durchwacht hatten.

Die Aufgabe für die Composition war die Erkennung von Manfreds Leichnam in Gegenwart des Königs Carl von Anjou. Der Preisbewerber waren vier. Wahrscheinlich fürchtete die Jury, man möchte der Schule den Vorwurf der Armuth machen, da sie unter diesen Zeichnungen eine zuließ, die zur Ehre ihres Urhebers besser im Portefeuille geblieben wäre. Nur zwey verdienten eine Beurtheilung. In beyden fand man Lebendigkeit, gute Anordnung und schöne Köpfe. Die gekrönte Zeichnung ist von Carl Bellusio, einem Mailänder. Edle Figuren, natürliche Stellungen, angemessener Ausdruck und gut verstandene Wirkung des Licht gereichen ihr zum Lob.

Für den Preis in der Kupferstecherkunst waren dieses Jahr keine Bewerber vorhanden.

Ausstellung. Gehen wir von den Zöglingen zu den Professoren und Dilettanten über, die ihre Werke den Blicken des Publikums ausgestellt haben, das sich immer in Massen in diese Säle drängt, um zu bewundern, zu beurtheilen und zu tadeln. Leider sind die Säle so übel angeordnet, daß weder die Künstler einer guten Aufstellung noch das Publikum einer bequemen Beschauung sich erfreuen können. Ein einziger Saal ist von der Mitte des Gewölbes beleuchtet, so daß man darin die großen und hohen Gemälde passend und die kleineren in Reihen um sie her anbringen könnte. Aber dieser Saal ist für die Preisbewerber aufbehalten. Die andern haben nur von einer Seite Fenster, und in drey Vierteln derselben lassen sich keine Gemälde aufhängen; man stellt sie mit Büsten und Statuen voll. Alle Historiengemälde stehen auf Staffeleyen nah an den Fenstern und kaum zwey Fuß von der Erde erhöht, so daß eine

*) Durch unrichtige Besorgung haben wir diesen Bericht unsres Mailänder Correspondenten, statt im Januar, erst im Juni empfangen. Doch glauben wir ihn auch jezt noch unsern Lesern darbieten zu dürfen, da er einen der Hauptsitze italienischer Kunst betrifft und zu manchen nicht unfruchtbaren Betrachtungen Anlaß gibt.

Red.

Reihe von Beschauern das ganze Bild verdeckt. Ist man durch das Gedränge hindurch in die erste Reihe gelangt, so muß man die Nase auf dem Bild haben, von der linken Seite anfangen, mühsam zum Mittelpunkt fortrücken, und endlich gestoßen, gedrückt, gescholten von einem ungeduldigen Parteymann, mit einem Blick auf die rechte Seite hinausschlüpfen. Ein Liebhaber kam acht Tage nach einander in diese Säle, eh' es ihm glückte, sich einem Palagi, einem Hayez, einem Migliara zu nähern.

Warum sezt man in die großen Räume, die immer leer bleiben, keine Ruhebänke? drey bis vier Stunden kann man hier, wo man vor Hitze fast erstickt, unmöglich zubringen, ohne sich auszuruhen. Auch findet man diese Bequemlichkeit nicht einmal außen, weder in dem prächtigen Portikus, noch in der Gallerie, welche den Hof umgeben.

Bildnisse. Der größte Theil der Beschauer hält sich vorzüglich an die Bildnisse. Man glaubt sich leichter berufen über Aehnlichkeit einer Person, als über Erfindung eines historischen Gegenstandes zu urtheilen. Und doch gibt es Leute, die so schlecht sehen, daß sie ein Bildniß zum Feuer verdammen, während die größere Anzahl ihm eine Aehnlichkeit zum Erschrecken beylegt. Leztere ist allenfalls die Hauptsache für die, welche das Bildniß bestellt haben, aber dem Beschauer genügt sie nicht, der ein Porträt von Vandyk oder Tizian zu bewundern gewohnt ist, ohne zu wissen, ob es jemals ähnlich gewesen. Verlassen wir also diese Staatsmänner und Geistlichen, die da lächeln wie Sänger und Comödianten, diese Frauenköpfe, die alle mit ihrem kleinen Mund dieselbe gezierte Grimasse machen und kalt wie Wachsmasken aussehen. Lassen wir Töchter, Neffen und Nichten vor diesen Bildern in Begeisterung gerathen, wir wollen nichts von solchen Werken der HH. Carlo Ruga, Luigi Corsetti, Giovanni Vignoli, der Frauen Anna Salvotti und Panigoni. Wir halten uns dieses Jahr nur vor dem Bildniß der Mdme Belloc, einer berühmten Sängerin auf, die der Professor Hayez in ganzer Figur, mit ihrer kleinen Tochter zur Seite, gemalt hat. Außer einer vollkommenen Aehnlichkeit, einer großen Einfachheit der Stellung und des Ausdrucks, zeichnet sich dieses Bild auch durch Schönheit und Wahrheit des Fleisches und durch die vollkommene Nachahmung der Stoffe aus, die bekanntlich niemanden so gelingt, wie dem genannten Künstler. In diesem Bilde hat er eine Probe von seinem Talent und Geschmack abgelegt, denn sein Modell hatte schwarze Kleidung gewählt, an welcher er Sammt und Seide glänzen ließ, während dennoch Krepp und Spitzen auf solchem Grund ihre Leichtigkeit und Durchsichtigkeit behielten. Nichts war manierirt, die Beywerke geschmackvoll ohne verschwenderischen Reichthum, der oft die Armuth des Gemäldes verdecken soll. Alles, obgleich mit derselben Sorgfalt ausgeführt, war in Harmonie ohne dem Hauptgegenstand zu schaden. Hr. Hayez arbeitet seine Bildnisse für die Nachwelt, man wird sie immer in den Kabinetten suchen. Drey andere Bildnisse in halben Figuren, welche von ihm zu sehen waren, werden ebenfalls seinen Ruhm erhalten.

Ein Bildniß einer Dame in Lebensgröße, die ebenfalls ihre kleine Tochter an der Seite hat, von Prof. Palagi gemalt, hat ebenfalls die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen und steht außer der gewöhnlichen Reihe dieser Art von Bildern. Besonders schienen die Draperien Bewunderung zu erregen, doch bemerkte man allgemein, daß der Kopf nicht so gelungen sey, als man nach andern Werken des Künstlers hätte erwarten sollen. Man vermißte darin jenen leichten und gelehrten Pinsel, der ihn anderwärts auszeichnet. Die Stellung des kleinen Mädchens schien gezwungen, folglich ohne Anmuth. Auch warf man ihm eine üble Wahl der Beywerke vor, wiewohl diese vielleicht von den Bestellern veranlaßt ist. Noch möchte ich hinzufügen, daß ich mir von den perspektivischen Linien und Planen der Gegenstände keine Rechenschaft zu geben wußte. So müssen wir alles Lob seinem historischen Bild aufbehalten und wir werden uns vollkommen Genüge thun können, indem wir ihm nur Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Schon verflossenes Jahr haben wir Hrn. Gigola, Miniaturmaler, den Rang zuerkannt, den er verdient, d. h. einen gleichen mit den guten Oelmalern. Wenn diese ausschließlich die erste Klasse bilden wollen, so fragen wir beym Anblick der ziemlich großen Bildnisse, die Hr. Gigola dieß Jahr ausgestellt hat, besonders dessen einer schönen Frau: ob diese Reinheit der Zeichnung, diese Wahrheit in den Fleischtönen, diese reizenden Arme, diese zarten Finger, diese leichten blonden Haare, diese Draperien, die mit denen von Hayez wetteifern, dieser Shawl, der eben so vollkommen ist, als der auf dem Gemälde von Palagi — ob alles das weniger Verdienst hat, weil es auf Elfenbein mit Gummifarben, statt auf Leinwand mit Oelfarben gemalt ist. Macht blos die Palette den Maler? Eure Oelgemälde werden blos durch ihre Dauer den Preis vor diesen erringen. Das ist allerdings viel, aber der Vortheil liegt blos in der Materie. Darum, ihr Maler aller Gattungen, laßt uns die Rangordnung blos nach dem Talent, unabhängig von der Gattung bestimmen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausstellung in Carlsruhe.

(Beschluß zu Nr. 56.)

Nro. 42. Ein Pferdestall von Baumeister in Gmünd. Es ist erfreulich, auf einen Künstler zu treffen, der die Natur mit so schlichter Treue und dabey so innig auffaßt, so gar kein Bestreben nach Effekt zeigt, und durch Wahrheit und Simplizität alle Koketterie des Pinsels niederschlägt. Man könnte das Bildchen keck für einen schönen alten Niederländer ausgeben; selbst der Farbenton würde zur Bestätigung dienen, und manches geübte Auge sich täuschen lassen.

Zwey junge Künstler in München — Festerazzo und Neureuther — hatten Landschaften eingesandt, welche Talent verrathen, aber beyde scheinen sich zu früh von der Natur zur Kunst zu wenden.

Unter den Aquarellbildern mußten zwey kleine Ansichten vom Prof. Frommel: Taormina und Aussicht vom Aetna, alle übrigen verdunkeln. Es ist darin eine Zartheit, Anmuth, Wärme, Frische und Harmonie, daß der Blick immer wieder darauf zurückkehrt.

Ein junger Architekt, Berkmüller aus Carlsruhe, gab noch, in dieser Art, eine Ansicht von Hamburg, die einem geübten Prospectenzeichner Ehre machen würde. Außerdem verdient noch eine Mater dolorosa nach Solario, von Meichelt d. J. in Lörrach rühmlicher Erwähnung. Der junge Künstler hat viel Gefühl für Ausdruck und Farbe.

An Handzeichnungen war ziemlicher Vorrath. Einige Restaurationen vom Oberbaudirector Weinbrenner (der ephesische Dianentempel und das Zelt des Ptolomäus Philadelphus) erhielten die verdiente Aufmerksamkeit. Rudolf Kunz zeigte in einigen Blättern seiner Pferderacen (welche bey Herder in Freyburg lithographirt erscheinen) so viele Gründlichkeit, so viel Geist, so viel technische Gewandtheit, daß er jezt schon als einer der ersten Künstler in dieser Gattung betrachtet werden kann. Von einem unglücklichen Sturz mit dem Pferde, der ihm beynahe das Leben gekostet hätte, ist er fast ganz wieder hergestellt.

Mehrere Handzeichnungen von Orth in Carlsruhe und Heiß, einem 14jährigen Schüler des Prof. Zoll, mußten den Wunsch erregen, daß so seltene Talente in ihrem Entwicklungsgange nicht gestört werden möchten.

Die Kupferstecherkunst hatte wenig gespendet. Neben einigen schon bekannten Blättern von Haldenwang, Schuler ꝛc. machten sich noch bemerklich: eine Madonna nach Tizian von Anderloni (Mannheim bey Artaria), ein Blatt, in welchem der Charakter des trefflichen Venetianers mit seltener Gründlichkeit wiedergegeben ist; die Kirchen in Oppenheim und Limburg, von Noack und Grünwald, zwey Schülern des Prof. Frommel, die jezt schon als recht tüchtige junge Landschaft- und Architekturstecher sich bewähren.

Reicher und reichlicher waren die Beyträge der Lithographen ausgefallen. Den Preis mußten hier schon auf den ersten Blick sieben neue Blätter aus der Boisserée'schen Sammlung, von Strixner, erhalten. Da sie, bis auf den herrlichen Christuskopf nach Hemling, bereits in dem Kunstblatte angezeigt sind, und von dem lezten noch die Rede seyn wird, so enthalten wir uns hier des weitern Urtheils. Ein großer Theil des Publikums kannte unsere alte Malerschule noch wenig oder gar nicht, und viele mochten glauben, daß der Steindruck einer Ausführung und Vollendung, wie sie hier erschien, gar nicht fähig sey. Die Wirkung war darum um so größer und überraschender. — Hr. Velten hatte von Oeri die Darstellung im Tempel des Fra Bartolomeo lithographiren lassen. Oeri bewies sich auch hier als wackerer Zeichner, aber neben Rahls trefflichem Kupferstiche konnte ein Steindruck, dem es an Harmonie fehlt, und dessen Töne zerrissen sind, unmöglich mit Glück bestehen.

Die lithographischen Arbeiten aus dem Müller'schen Institut in Carlsruhe zeichneten sich auch dießmal durch ungemeine Reinheit und Nettigkeit des Drucks aus.

Einige Probekarten aus dem Herder'schen Institut in Freyburg vereinigten Genauigkeit mit einer großen Eleganz.

An Produkten der Plastik haben die Ausstellungen in Deutschland selten Bedeutendes aufzuweisen. Zwey Büsten aus carrarischem Marmor (des Fürsten und der Fürstin von Fürstenberg) von Zwerger aus Donaueschingen verriethen in der ganzen Behandlung den talentvollen Schüler Dannecker's und Thorwaldsens. — Raufers (aus Freyburg) trefflich modellirtes Brustbild eines berühmten Architekten in kolossaler Größe befriedigte in jeder Hinsicht auch strengere Anforderungen. Pozzi in Mannheim hatte verschiedenes eingeschickt, darunter das kleine Modell einer noch in Jugend und Anmuth blühenden Medusa, im Augenblicke, wo sie gewahr wird, daß ihre Haare sich in Schlangen verwandeln. Die Idee ist kühn, doch nicht zu kühn. Oder sollten wir so weich und zart geworden seyn, daß die furchtbaren Motive zu erschütternd auf unsre Nerven wirken? Wollen wir Aeschylos und Shakspeare und Dante sammt dem Laokoon ꝛc. aus dem Kreise der Kunst verbannen, und nur noch das Anmuthige, Zierliche, sanft Rührende gelten lassen? Auf unsern Bühnen ist es bereits dahin gekommen, und das höhere Tragische scheint immer mehr und

mehr dem frivolen Scherz und der flachen Sentimentalität weichen zu müssen.

— ber.

Ueber Millingen's Monuments of Grecian art.

Ancient unedited Monuments of Grecian art from collections in various countries principally in Great Britain, illustrated and explained by James Millingen Esq. London. Number 1 — 4. 1822. 60 S. mit 24 Kupfern. Number 5. 8 S. 4 K.

(Beschluß.)

Der zwey zuletzt (Tafel 4. 5) erläuterten Statuen kann füglich gemeinschaftliche Erwähnung geschehen. Es ist die im Amphitheater von Capua gefundene Venus des Museo Borbonico und die Venus von Melos. Durch das leztere hochgepriesene Werk wird das erste, bisher wenig bekannte, noch anziehender; man kann es für eine freye Nachbildung der Venus von Melos halten. Hr. Millingen macht auf die größere Beugung der Capuanerin aufmerksam, so wie auf einige andre Verschiedenheit der Bildung, die ihm in den Zügen und in der Länge des Halses bey der Melierin etwas porträtartig scheint, eine Bemerkung, der man bey einer nackten weiblichen Figur von so vortrefflicher griechischer Arbeit nicht ohne unwidersprechlichen Augenschein beytreten wird. Desto mehr möchte die so einfache als glückliche Erklärung beyder Figuren zu beherzigen seyn, wonach die Venus von Melos eine siegreiche Venus ist, die mit den beyden vorgestreckten Armen ein Schild hielt. Da Claracs Ergänzung des fehlenden Arms durch eine zugleich gefundene linke Hand mit einem Apfel mit der Bemerkung, daß auch ein fremder beschuhter linker Fuß zugleich gefunden ward, an Gültigkeit verliert, von andern Erklärungsversuchen aber; Quatremère's für Venus und Mars, so wie von einer neuerdings in Deutschland vorgeschlagenen für Elektra, weniger zu reden seyn dürfte, so tritt man Hrn. Millingen's Vermuthung um so lieber bey, als auch die ausgestreckten Arme der capuanischen Figur für sie sprechen und die ganz übereinstimmende Stellung einer schildhaltenden Venus aus einer korinthischen Münze beygebracht wird. Weniger sind wir mit dem einverstanden, was für Aufstellung und Anordnung beyder Figuren weiter gefolgert wird. Wenn die größere Beugung der capuanischen Figur hiebey allerdings ein wichtiger Umstand ist, so würden wir statt ihr Profilaufstellung, und der Statue von Melos die Bestimmung zur Vorderansicht zuzusprechen, vielmehr der ersteren die Bestimmung zu einer Gruppe zuerkennen, die Hr. Millingen nicht ohne Willkür läugnet. Wie die Figur jezt nach der Ergänzung erscheint, steht ihr ein Amor gegenüber und ihre ausgebreiteten Hände scheinen bey flüchtigem Anblick ihm zu gelten, obwohl bey genauerer Beschauung die Beugung für diesen Gedanken nicht hinlänglich erscheint. Nachdem wir das Schild in ihren Händen voraussetzen, scheint der Amor überflüssig und ist es ohne Zweifel auch, wenn man ihn nach des Herausgebers Auslegung nur als begriffen in Unterredung mit der Göttin sich denken kann. Hr. Millingen hält hienach den Amor für fremd und die Versicherung des Ergänzers für falsch, als habe er den Amor nach den Resten antiker Füße ergänzt, wogegen wir uns folgende Bemerkungen erlauben: Fürs erste sind antiquarische Notizen zwar oft nachlässig, überall und in Neapel, dürften aber bey bestimmter Versicherung nicht ohne die dringendsten Gründe geläugnet werden. Die größere Beugung der Figur macht es räthlich sie einer Gruppe zuzusprechen und bey Annahme einer solchen liegt es am nächsten an Amor zu denken, theils wegen des Ergänzers Autorität, der das Maaß der antiken Füße sah, theils weil Amor als spielender und müßiger Zuschauer der Venus in freyen Nachbildungen leicht entnommen oder zugefügt werden kann. Ueberdieß ist die Freyheit antiker Nachbildungen wiederholt zu betonen und bey einer Statue, die troz ihres hohen Kunstwerthes nach Maßgabe des Marmors und neben der Melierin wohl noch nach Betrachtung ihrer Arbeit nur für ein vorzügliches Werk römischer Zeit gelten kann, ist eine solche Freyheit eher zu erwarten, als daß sie befremden könnte. Ihrer Annahme zu entgegnen, erinnert Hr. Millingen, wie Korinth sowohl als Capua Colonien des Cäsar gewesen seyen, und wie dieser Umstand eine Uebereinstimmung in den Venusbildern beyder Städte zur Folge haben könnte; aber zu geschweigen, daß die Auffindung des Werks in den Trümmern des Amphitheaters der Annahme eines Tempelbildes nicht sehr förderlich ist, muß es doch befremdend erscheinen, wen Hr. M. meynen sollte, Korinth habe sein Venusbild von Cäsar erhalten, wie er zur Begründung einer Folgerung wohl voraussetzen muß. Ist uns durch diese Betrachtungen die Annahme eines hinzugefügten Amor wahrscheinlich, so wird sie uns durch vernachlässigte Belege fast gewiß. Eine korinthische Kolonialmünze war Hrn. Millingen zur richtigen Erklärung der Venus von Melos förderlich; es ist zu verwundern, wie er andre Kolonialmünzen derselben Stadt vernachlässigen konnte, da doch auf denen der Lucilla, wie der Plautilla eine sehr ähnliche bewaffnete Venus einem Amor gegenübersteht (Vaillant numism. colon. I. p. 290. II. p. 74.)

Wie sehr ist troz solcher Ausstellungen die baldige Fortsetzung dieser reichhaltigen Sammlung zu wünschen!

G.

Nr. 64.

Kunst = Blatt.

Donnerstag, den 11. August 1825.

Kunstausstellung in der Brera zu Mailand, im Herbst 1824.

(Fortsetzung.)

Historische Gemälde. Der Romanticismus hat sich, wie es scheint, überall des Genies bemächtigt. Er hat die Herrschaft in der Literatur bey einem Volk errungen, das man gewöhnlich als tiefdenkend bezeichnet, ein Lob, das ihm vielleicht mehr seine ernste Schweigsamkeit und die Verachtung, die es für alles Fremde hegt, erworben hat. Ein andres Volk hat sich aus Mode zum Romantischen geneigt und ahmt es bis zum Lächerlichen nach. Dieser Geschmack, der etwas intolerant gegen alles Andere ist, hat sich, den Kritiken über die lezten Pariser Ausstellungen zu Folge, auch in der Malerey oben angestellt und wird auch die Lombardey unterjochen, denn dieß Land ist unaufhörlich die Beute fremder Gewalt. Doch wird man in diesem Fall nicht die Fremden anklagen können.

Havez. Die Geschichten des Ritterthums, Waffen, Helme, Panzerhemden, Leibröcke und Stickereyen sind die Hauptgegenstände von Hrn. Havez Studium geworden. Das Publikum gewöhnt sich gern daran, weil er, wie Walter Scott in seinen Romanen, Nationalgegenstände behandelt; doch haben wir auch bemerkt, daß es gegen den Akademiker strenger geworden ist. Mit einigem Grund war zu fürchten, dieser gewandte Meister könnte seine Zöglinge und Nachahmer durch falschen Glanz auf eine falsche Bahn führen. Große Massen von Ultramarinblau, mit kleinen Goldstickereyen überladen, Leinzeuch von blendendem Weiß, mit Purpur oder Ultramarin gestickt, prächtige Seiden- und Sammtstoffe von brennenden Farben — das alles macht noch kein Gemälde. Es sind höchstens schöne Studien, an denen Weiber Freude haben können, die sich am liebsten in Waaren- und Kleidermagazinen umsehen. Und verlangt nach Gemälden, worin die Natur weise nachgeahmt und das der Kunst unerläßliche System glücklich unsern Blicken verborgen ist. Man wirft den romantischen Schriftstellern vor, sie trieben die Wahrheit der Nachahmung bis zum Schrecknis und Abscheu. Wollen unsre Maler solchen Vorbildern folgen, die den Alten so sehr widerstrebt haben würden?

Das Gemälde, welches man dieses Jahr von Hrn. Havez sah, stellt wieder den venetianischen General Carmagnola vor, wie er zum Tode geführt wird und von seiner Familie scheidet. Ich glaube, das ist das drittemal, daß Hr. Havez diese Geschichte bearbeitet. Die Scene ist nicht mehr das Gefängniß; der unglückliche Krieger ist hier im Begriff aus dem herzoglichen Pallast auf den Platz der zwey Säulen geführt zu werden, wo die Hinrichtungen statt finden. Man sieht den verhängnißvollen Ort: Wachen gehen dem Zug voran, Pagen und Hellebardiere folgen ihm. Ein Mönch reicht dem Schlachtopfer (denn die Geschichtschreiber sind nicht einig, ob er schuldig gewesen oder nicht) das Kruzifix und tröstet ihn durch Worte der Religion; aber der Krieger, durch die Umarmung seiner ältern Tochter aufgehalten, heftet seinen Blick auf seine unglückliche Gattin, die auf den sogenannten infamen Stein, der im Hof dieses Pallastes steht, in Ohnmacht gesunken ist, und eine kleine Tochter in ihre Arme drückt. Gonzaga, Carmagnola's Freund, unterstüzt die verzweifelnde Mutter. Hinter der Hauptgruppe steht ein Hatschier sich nach den Senatoren wendend, welche die Hinrichtung befohlen; er scheint ihnen die Veranlassung des Aufenthalts anzudeuten. Den Hintergrund des Bildes macht die große Treppe, auf welcher man oben die Staatsinquisitoren und Richter sieht, ungeduldig die Hinrichtung vollzogen zu sehen. Auch die Brüderschaft des Todes sieht man, von ihren schwarzen Kapuzen bedeckt, durch welche man nichts als die Augen gewahr wird. Gefangenwärter, Henkersknechte, Soldaten, füllen den übrigen Theil des Bildes. Die architektonische Umgebung bringt das Lokal genau so vor Augen, wie es zu jener Zeit gewesen seyn muß, und wie das davon Erhaltene es uns jezt noch zeigt.

Diese Composition gibt Zeugniß von der fruchtbaren Einbildungskraft, von welcher Hr. Havez schon so mannichfaltige Proben geliefert hat. Es ist Poesie und Handlung darin; er erfindet als Maler: aber wenn er nach Modellen studirt, ist er nicht mehr derselbe. Der Kopf

des Carmagnola hat keine Würde: man sieht in ihm nur einen gewöhnlichen Gefangenen, und möchte ihn eher einen Galgenschwengel nennen. Seine Physiognomie kann an Kälte mit der seines Freundes Gonzaga wetteifern, denn an diesem verräth kein Zug die Bewegungen seines Gemüths. Man hat allgemein gefunden, daß der Mönch, statt eines ehrwürdigen Aussehens, wie es dem Diener der Altäre ziemt, der eben ein schmerzliches Amt verrichtet, das Gesicht eines Weinbruders habe, das sich eher für eine lächerliche Karikatur eignet. Eine Menge kleiner Köpfe in den entfernteren Gruppen, die unmittelbar aus dem Gefühl des Malers auf die Spitze seines Pinsels übergingen, beweisen durch Geist und Anmuth, daß er glücklicher ist, wenn er seiner Eingebung folgt, als wenn er Vorbilder in der Natur aufsucht. Die Hände der vier Hauptfiguren, Carmagnola's, seiner Gemahlin, der ältern Tochter vorzüglich, und des Mönchs, sind schlecht gezeichnet und bewegt. Die Draperien sind schön, haben aber, wie in allen Werken dieses Malers, einen glänzenden Emailton, welcher der Gesammtwirkung schadet. Niemand konnte sich von der Vertheilung des Lichts Rechenschaft geben, und obgleich die Scene unter freyem Himmel vorgeht, hat man sie doch überall zu flimmernd gefunden. Aus Furcht uns zu irren, indem wir für ein unpartheyisches Urtheil nehmen, was wir beym Anblick des Gemäldes gefühlt, führen wir noch die allgemeine Stimme der Liebhaber und des Publikums an, die sich dahin ausgesprochen hat, daß Hr. Havez sich dießmal nicht auf der Höhe seines Talents gehalten habe.

Palagi. Dieselbe Richterin hat entschieden, man habe noch nichts so Schönes aus der Werkstatt des Hrn. Pelagio Palagi hervorgehen sehen als sein Gemälde Gustav Adolph, König von Schweden, welcher die vier Stände des Reichs schwören läßt, seine vierjährige Tochter Christina als Königin zu erkennen, wenn er in dem Krieg gegen Ferdinand umkommen sollte. Der König hat das Kind auf seinen Thron gestellt und verkündigt, neben ihm stehend, seinen Willen; vier Abgeordnete legen ihre Hände auf das Evangelium, welches vor ihnen knieend ein junger Page hält. Zunächst dem Thron steht die Erzieherin der Prinzessin. Vorwärts auf derselben Seite schreibt ein Sekretär das Protokoll, das ihm von einem alten Staatsdiener diktirt wird. Hinter ihrem Sitze ist ein Offizier, der mit Schmerz über das Vorgefühl nachzudenken scheint, das der König zu erkennen gibt. Im Hintergrunde sieht man alle Stände des Reichs.

Ein ausgezeichneter Künstler und vortrefflicher Richter, der Professor der Kupferstecherkunst Longhi, hat im Appendix der Gazetta di Milano gesagt: dieß Bild sey eines der besten von Palagi, und er, der sich zum Gesetz gemacht habe, kein Gemälde eines lebenden Meisters zu stechen, werde gern mit diesem eine Ausnahme machen. In der That hatten Alle, die es betrachteten, nur ein Gefühl, das der Bewunderung. Ein allgemein harmonischer, kräftiger Ton, ein richtiger wohl entschiedener Lichteffekt, kein Flimmerwerk, breite Massen, glückliche Reflexe, reiche, sorgfältig und doch mit Geschmack und ohne Ueberladung ausgeführte Beywerke, bilden hier ein vollkommenes Ganzes. Sehr schöne Köpfe, Mannichfaltigkeit der Charaktere, gut gezeichnete Extremitäten deuten Studien wahrer Kunst und tiefes Gefühl an. Man hat die Wahrheit des Ausdrucks in der Stellung und Physiognomie des Sekretärs und des Alten neben ihm bewundert. Beyde sind aufs angestrengteste beschäftigt, man fürchtet beynahe sie zu unterbrechen, indem man sie ansieht.

Die Figur Gustavs, so schön sie ist, hat zu einiger Kritik Anlaß gegeben, und was auch der Ritter Longhi sagen mochte, um die Stellung zu rechtfertigen, fand man doch etwas von einem pantomimischen Tänzer darin. Es ist ein Ballett-Tyrann; er scheint seinen Unterthanen zu sagen: Schwört — oder —! Seine Stellung ist drohend, was mir widersinnig dünkt. Wie viel Stolz auch in der glühenden Seele des Kriegers herrschen mochte, in diesem Augenblick durfte er nur Liebe empfinden. Das Vorgefühl des nahen Todes, die Gegenwart seiner Tochter, die Anhänglichkeit seiner Unterthanen, die ihm ohne Zaudern den Beweis ihrer Unterwürfigkeit gaben, mußten der ganzen Haltung des Helden einen Ausdruck von Melancholie und Hingebung mittheilen. Allerdings sind Gegensätze sehr nützlich, um Gedanken und Charaktere hervorzuheben, aber sie bringen die umgekehrte Wirkung hervor, sobald sie übertrieben sind. Dieß ist hier der Fall. Zur Seite dieses sehr bewegten Königs steht die Gouvernante, steif wie eine ägyptische Figur. Ohne Zweifel und mit Recht wollte der Künstler eine Art von Dienerin zeigen, der man sagen würde: „Führet die Prinzessin wieder in ihr Zimmer.“ Vielleicht hat man ihn auch zu streng getadelt, daß er ihr eine schöne aber unbedeutende Figur gegeben; ich glaube er hat wohl gethan, sie als eine Kindermuhme darzustellen; aber er hätte wohl vermeiden können, die Falten ihres Kleids so perpendikular und symmetrisch herabfallen zu lassen, wie an einer Isisfigur von Basalt. — Trotz diesen Bemerkungen ward man nicht müde dieß Bild zu beschauen, und bedauerte, es noch nicht genug gesehen zu haben.

Comerio. Wir kommen nicht aus der neuern Geschichte heraus. Der Maler findet in jenen mittlern Jahrhunderten einen Reichthum von Kleidungen, die dem Geschmack und Talent Nahrung geben, ohne weder das Edle, noch das Anmuthige der griechischen und römischen Gewänder zu besitzen. Dabey ist ein Hülfsmittel für die schwachen

Zeichner nicht zu vergessen: die Costüme des Mittelalters überheben sie der Mühe uns die schönen Umrisse des menschlichen Körpers zu zeigen; Kopf und zwey Hände — damit ist das Nöthige gethan, das Uebrige studirt man nach dem Gliedermann.

Der unsterbliche Rafael, seinen lezten Willen diktirend, eh' er diese Welt verläßt, ist der Gegenstand eines sehr großen Gemäldes von Hrn. Comerio, der uns das vorige Jahr seinen Oedipus gezeigt hatte. Alle Figuren dieses neuen Bildes sind in Lebensgröße. Rafael liegt auf seinem Bette, neben welchem der Notar Garibaldi und Monsignor Baldassarre da Pescia stehen. Giulio Romano und Francesco Penni, seine Lieblingsschüler, beugen sich über das Kopfkissen des Kranken, Giulio hält eine Schaale mit einem Trank gefüllt. Zur Rechten des Beschauers sind die Aerzte, die sich unter einander berathen; der junge Polidoro da Caravaggio hört ihnen aufmerksam zu. Hinter dieser Gruppe ist Rafaels Nebenbuhler Michel-Angelo Buonarrotti, der sehr gleichgültig scheint; auch sieht man einen kleinen Pagen, bereit die Befehle der Aerzte zu empfangen. Neben Giulio ist Sadolet, dem Cardinal Divizio Bibiena Platz machend, welcher dem sterbenden Künstler seine Nichte zur Frau bestimmt hatte. Monsignor Bembo beschäftigt sich mit dem Karmelitermönch, der am Fuße des Betts stehend die schöne Fornarina wegschicken will, weil ihm der Sterbende noch mit zu viel Liebe nach ihr blickt; er bedeutet Pierin del Vaga, sie zum Weggehen aufzufordern, und der Graf Baldassar Castiglione, der die Schöne besungen hat, erbietet sich dazu mit größerer Zärtlichkeit als der Priester wünscht. Neben dem Mönch und Johann della Casa steht sonderbar genug der Aretino. Die trostlose Geliebte gehorcht mit Widerstreben und läßt sich vielmehr fortziehen, Johann von Udine begleitet sie ehrerbietig und Marc Antonio Raimondi redet ihr zu, den Bitten der Freunde nachzugeben. In Allem vier und zwanzig Figuren.

Wir können mit allen verständigen Kunstfreunden dieß Gemälde für nichts anders halten, als für eine Sammlung auf die große Leinwand hingesezter Studien. Troz der großen Anzahl herrscht keine Verwirrung, denn jede Person nimmt ganz ordentlich ihren Platz neben der andern stehend ein. In allen Physiognomieen ist wenig Interesse. Aber welche Wahl hat überhaupt der Maler in diesem Gegenstand getroffen! Wie viel Bewunderung auch ein großer Künstler uns durch seine Werke einflöße, welchen Schmerz auch sein Verlust uns verursache, der Augenblick seines Todes bietet doch keine jener großen Affekte und Leidenschaften dar, welche der Einbildungskraft des Malers Stoff und Schwung geben könnten. Der Tod des Sokrates, des Cato von Utika, sind ganz andere Vorwürfe für den Pinsel. Sie sind die Folgen großer tragischer Begebenheiten, und die Personen, welche darin vorkommen, sind in der Geschichte hinlänglich bekannt. Hier müßte man über den Kopf jeder Person ihren Namen schreiben und auf eine Erklärung verweisen, in der man anführe, wer sie ist und warum sie da ist.

Die Beleuchtung in diesem Bild ist nicht zusammengehalten, das Licht durchläuft es überall und vertheilt sich gleichmäßig auf alle Anwesende. Der Fleischton ist überall derselbe und kraftlos. Die Fornarina ist ganz weiß wie ein Wachsbild. Der Künstler, ökonomisch im Ausdruck, hat nichts gespart an Vergoldung, Sculptur und Malerey in Rafaels Zimmer; er hat es so verschwenderisch ausgeziert, daß er nun schwerlich einen reichen und mächtigen Potentaten auf dem Paradebett wird malen können, da er im Zimmer eines römischen Malers alles erschöpft hat.

Indessen müssen wir gestehen, daß in jeder Figur einzeln genommen dennoch Kunst zu finden ist, nämlich in der Nachahmung der Stoffe. Sammt, Atlas, Seide, Stickereyen sind vollkommen studirt; aber dieser Vorzug eben ist der Fehler, den wir allen Gemälden dieser Ausstellung zum Vorwurf machen möchten, das von Palagi ausgenommen, welcher seine Stoffe so gut behandelt, wie jeder andere, aber nicht das Ansehen hat, als gäbe er sich so viel Mühe damit.

Vergangenes Jahr sah man von Hrn. Comerio eine Apotheose des mailändischen Malers Appiani; dieß Jahr hat er die Apotheose Canova's geliefert. Das ist alles, was wir davon zu sagen haben, so wie wir uns auch auf die Anzeige beschränken, daß ein großes Bild des triumphirenden h. Michaels von ihm zu sehen war.

Arienti. Orest, der sich seiner Schwester Elektra zu erkennen geben will, aber von Pylades zurückgehalten wird, ein Gemälde von drey Figuren in Lebensgröße. Der Künstler sollte ernstere Studien machen und sich eine gründlichere Kenntniß der Antike verschaffen. Dieß Bild vergütet seine Zeichnungsfehler auch nicht einmal durch die Farbe.

Sala, Zögling des Hrn. Palagi, hat den Tod des Cato in einem Gemälde von acht etwa halblebensgroßen Figuren gemalt. Die Composition ist wohl verstanden, auch die Wirkung des Lichts und der Farbenton gut; aber die Figuren sind schwerfällig gezeichnet und die Verkürzungen abscheulich. Den Köpfen fehlt es nicht an Ausdruck. Immer möchte man diesen jungen Künstlern rathen, lange zu studiren, ehe sie ausstellen.

Narducci. Religiöse Bilder, auch wenn sie weder Handlung noch Leidenschaft darstellen, werden ebenfalls zu den historischen gerechnet. Hr. Pietro Narducci, ein Mailänder, hat eine Madonna gemalt, welche das Kind haltend auf einer Art von Altar in einer Nische sizt, und einen Rosenkranz dem heil. Dominikus dar-

reicht, den man nur an seinem Hund und an der Fackel erkennt, womit er wohl mehr als einen Scheiterhaufen zur Verbrennung von Unglücklichen angezündet hat. Auf der andern Seite dankt die heil. Rosa dem Jesuskind für das Geschenk des Rosenkranzes, das sie eben von ihm empfangen. Die Figuren sind in Lebensgröße, von gutem Styl, breit drapirt; aber im ganzen Bilde herrscht etwas Trockenes.

Hr. Sogni hat nach Alfieri's Philipp die Scene dargestellt, wo die Königin in einer Unterhaltung mit Don Carlos ihm ihre Leidenschaft verräth. Das ganze Bild besteht nur aus zwey Figuren in Lebensgröße. Das Hauptverdienst ist wieder jener Hauptfehler der mailändischen Schule, die Nachahmung der Stoffe. Sonst findet man weder Interesse, noch Wahrheit, noch edlen Ausdruck in den beyden Gestalten.

Wir beschränken uns nun noch die Namen derjenigen Künstler anzuführen, von denen uns historische Gemälde vor Augen gekommen sind.

Jael den Nagel in Sissarah's Kopf schlagend. Fig. halb Lebensgröße, v. Pedrazzi.

Der Genius der Künste, welcher die Büste eines Mäcenaten zeigt, von Joh. Conca aus Rom.

Philipp Maria, Herzog von Mailand, welcher den beyden Königen von Arragon und Navarra die Freyheit gibt, von Hrn. v. Perger in Wien. Colorit für Fächermalerey; die Figuren lang, lang.....

Der Leichnam des Pompejus wird von einem Soldaten und einem Freygelassenen auf den Scheiterhaufen gelegt, von Hrn. Boltazzi, Zögling der Mailänder Akademie. Möchte ein aufrichtiger Freund dem Künstler rathen, noch eine Weile zu warten, ehe er sich vom Publikum beurtheilen läßt.

Laura in der Grotte von Vaucluse, dem Petrarcha einen Lorbeerkranz reichend, von Ferdinand Castelli. Wieder schöne Stoffe!

Clodomir gefangen und verwundet, stirbt in den Armen seiner Geliebten, die ihn zum Christenthum zurückruft, das er abgeschworen hat; aus Darlincourts Roman, der Renegat, von Ant. Banfi. Der Farbenton eben so schwarz, wie der Gegenstand.

Belisar von einer Bauernfamilie aufgenommen, nach Marmontel von Gugl. Beltrami — durchaus sehr mittelmäßig.

(Der Beschluß folgt.)

An Hrn. Dr. Joseph Emele in Mainz.

Von Dr. Dorow.

Obschon Ihnen nicht persönlich bekannt, wollen Sie doch erlauben, daß ich Ihnen diese Zeilen adressire, um einen Irrthum aufzuklären, welcher sich Betreff einer Behauptung, die ich gemacht haben soll, in dem von Ihnen herausgegebenen vortrefflichen Werke: „Beschreibung römischer und deutscher Alterthümer in dem Gebiete der Provinz Rheinhessen. Mainz 1825. 4. — findet; bey welcher Gelegenheit ich zugleich alle Freunde deutschen Alterthums auf dieses Buch aufmerksam machen möchte, indem man einen seltenen Reichthum von Alterthumsgegenständen nicht allein darin abgebildet findet, sondern weil auch bey Beschreibung derselben einfach zu Werke gegangen wird, und nicht die jezt so beliebt werdende Hypothesenschmiede angewendet worden ist. Möge sich eine so schön begonnene Sammlung stets vermehren, und sie dem Lande dann auch erhalten werden, in dessen Erde sie gefunden, für welches sie also hauptsächlich Interesse hat und so als Lokalsammlung behandelt, auch zur Aufklärung des noch immer sehr trüben Tages im Felde deutschen Alterthums, — treffliche Dienste leisten wird! —

Seite 83 erwähnen Sie, daß ich in meinem Werke über deutsche und römische Grabhügel, — dünne Ringe von Bronzeblech, die innen hohl sind, als deutsche Schallhörner angesehen wissen möchte. In dem ganzen Werke kommt eine Behauptung dieser Art nicht vor, nicht einmal das Wort Schallhorn; sondern ich hielt damals, wie auch noch jezt, diese Ringe für Arm- und Fußringe, Schildfesseln und anderweitige Zierrathen bey der Kleidung. Daß mehrere derselben Fuß- und Armringe gewesen, beweisen die darin noch steckenden Arm- und Beinröhrknochen; einige dieser Ringgebilde tab. XII. Fig. 1. des ersten Hefts der Opferstätte und Grabhügel, glaubte ich für Beschläge von Pfeilköchern halten zu können, indem lange pfeilartig gebildete Holzstücke darin waren. Doch — wie gesagt — von Schallhörnern und dem Aehnlichen ist in dem ganzen Werke nie die Rede.

Wohl aber hat Goethe in dem kürzlich von mir bey Cotta erschienenen 1sten Bande der Denkmale rheinisch-westphälischer Alterthümer S. 89 zwey ringartige Gebilde von Bronze für deutsche Schall- oder Klanginstrumente erklärt, welcher Meynung die meisten deutschen und französischen Alterthumskenner beygepflichtet haben. Diese schneckenförmigen Körper haben aber durchaus nicht die geringste Aehnlichkeit mit den, von Ihnen gefundenen Ringen und kommen bis jezt auch noch nirgend weiter vor. Auf Seite 88 des vorgedachten Werks finden Sie die ausführliche Beschreibung derselben, so wie Goethe's Erklärung, und aus der Abbildung tab. XXVIII. Fig. 2. in ½ natürlichen Größen, werden Sie ersehen, daß von Ringen und Zierrathen hierbey nie die Rede seyn kann. Im Oldenburgischen hat der Oberst Wardenburg Ringe aus Bronze gefunden, — worüber ich an anderm Orte schon gesprochen — die ihrer Größe und Construction nach, mehr Aehnlichkeit mit unsern Köstritzer Klanginstrumenten haben, jedoch aber auch wohl nicht also zu bezeichnen seyn möchten.

Der von mir in den Denkmalen germanischer und römischer Zeit tab. XXI. abgebildete und von Ihnen S. 83 erwähnte Grabstein des Marcus Caelius — nicht Laelius — zeigt uns Rechts und Links auf der Schulter des Centurionen die Löwenköpfe der Ehren-Fibulae, welche den Kriegsmantel befestigen, so wie auch Ringe, die allerdings in Form den Ringen nicht unähnlich sind, welche sowohl Sie, als auch ich in und um Wiesbaden gefunden haben.

Mit den besten Wünschen für das Gedeihen Ihrer schönen Sammlungen und Ausgrabungen begrüße ich Sie auf das freundlichste.

Neuwied, Juni 1825.

Nr. 65.

Kunst-Blatt.

Montag, den 15. August 1825.

Paris, 26. Julius 1825.

Malerey. Panorama von Constantinopel.

Während der Marquis von Rivière Gesandter zu Constantinopel war, begab sich Hr. Prévost dahin, um die Zeichnungen zu dem nun ausgestellten Panorama zu machen. Er hätte gern auf einem Gebäude der Stadt seinen Standpunkt genommen, und hatte schon den Thurm der Janitscharen als das geeignetste bezeichnet. Der Gesandte suchte ihm die dazu nöthige Erlaubniß zu verschaffen; aber man weiß, wie sehr es die Türken beunruhigt, die Europäer Ansichten zeichnen, oder Pläne aufnehmen zu sehen. Die Regierung versprach die verlangte Bevollmächtigung, zögerte aber immer sie zu ertheilen; von neuem gedrängt bewilligte sie endlich das Gesuch, ließ aber zugleich den Thurm niederreißen, auf welchem der Maler zeichnen wollte. In Folge dieser Hindernisse ward die gegenwärtig ausgestellte Ansicht von einem Thurm von Galata, einer jenseits des Hafens gelegenen Vorstadt, genommen.

Der Raum, den man von der Höhe dieses Thurms übersieht, ist unermeßlich und der Anblick bezaubernd. Die Stadt, von der Seite des Hafens an einen ziemlich steilen Abhang gebaut, stellt sich dem Beschauer in amphitheatraler Form dar. Das erste, was seine Aufmerksamkeit erregt, ist das Serail, ein großer, von Palästen und Gärten bedeckter Raum, dessen Umfang, von hohen Mauern gebildet, ungefähr die Stelle des alten Byzanz einnimmt. Dieser reizende Ort macht den äußersten Theil der Landspitze, auf welcher sich Constantinopel erhebt, und wird auf beyden Seiten vom Meer bespült. Außen und am Ufer des Hafens ist ein einzelner grüner Kiosk, von Selim III. erbaut, von schönen Säulen getragen und nur mit grünen Tüchern geschlossen. Hier ertheilt der Großherr dem Kapudan Pascha am Tage seiner Abfahrt mit der Flotte Audienz und bekleidet ihn mit dem Ehrenpelz. Wenn seit einiger Zeit, wie es scheint, diese Ceremonie erst bey dessen Rückkehr statt fand; so würde doch der Kapudan Pascha viel gewagt haben, hätte er auf den Ehrenpelz verzichten wollen.

Gegen Westen durchläuft der Blick die ganze Ausdehnung von Constantinopel, darüber hinaus gewahrt man das Meer von Marmora, und der Horizont wird vom Berg Olympus begränzt, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt ist.

Die asiatischen Ufer des Bosporus sind mit Städten, Dörfern und Gebäuden aller Art bedeckt. Man unterscheidet besonders Scutari, Kadi-Ken, Dorf des Richters, das auf der Stelle des alten Chalcedon steht, und eine große Menge Lusthäuser am Abhang des Berges Bulghurlu, dessen Gipfel von einigen Bäumen beschattet ist, unter welchen der Abbé Delille oft meditirte. Er schreibt an Hrn. Thóresse: „Gestern habe ich einen Ausflug nach Asien gemacht an einen der schönsten Orte der Welt. Asien war eben im Festkleid; Tausende von Barken bedeckten das Meer; Musik, Blumenduft und, was ich noch mehr liebe, der Duft des Kaffees, eine Menge betender, rauchender, auf Platten und Teppichen sitzender Muselmänner bedeckten das Ufer. Die Sonne, die Sonne von Asien, von der dich die Pariser keine Vorstellung gewinnen läßt, glänzte über dieser ganzen Scene; ich bin trunken von Entzücken. . .“

Der Anblick dieser Orte rechtfertigt Delille's Trunkenheit vollkommen, und man begreift leicht, warum die Griechen sie mit Kolonieen bedeckten. Ein alter vom Meere bespülter Thurm, welchen die Türken den Thurm des Mädchens nennen, erinnert an eine von den griechischen Dichtern gefeyerte Begebenheit, denn offenbar wollten die Türken an Hero und Leander erinnern, und versetzten nur die Scene nach Constantinopel, die bey Sestos jenseits der Propontis und des halben Hellesponts statt hatte.

Verläßt man die Küste von Asien und blickt man wieder auf Europa, so muß man zuerst am Eingang des Hafens verweilen. Hier gab sich Dandolo zu erkennen, hier zerbrach er die Ketten, welche den Eingang des Hafens verschlossen; hier stieg er, ein achtzigjähriger blinder Greis, zuerst die Sturmleiter hinan, und pflanzte das Zeichen des Kreuzes auf die Mauern. Auf der Seite, wo der Beschauer selbst steht, sieht man zuerst Galata,

eine Vorstadt, die mit Constantinopel keine regelmäßige Verbindung zu haben scheint, obgleich alle Marine-Anstalten sich daselbst befinden; dann Pera, den Aufenthalt der fremden Gesandten, welches das nördliche Ende von Constantinopel bildet. Dieser Theil der Stadt unterscheidet sich vom Uebrigen durch seine Bauart. Man findet darin zwey Begräbnißplätze, in deren einem ein Kaffeehaus erbaut ist; beyde dienen den Europäern zum Spaziergang; denn außer diesen sieht man keinen einzigen öffentlichen Ort dazu eingerichtet und die Türken sind, wie man weiß, keine Spaziergänger. In einem dieser Todtenäcker ruht der berühmte Graf Bonneval, der erst für Frankreich, sein Vaterland, gegen die Kaiserlichen, dann für die Kaiserlichen gegen sein Vaterland und die Türken, und endlich als Achmet-Pascha mit den Türken gegen die Kaiserlichen focht.

Weiterhin durchläuft das Auge, nach Westen zu, die beyden Ufer des Hafens, das Quartier des Leuchtthurms und die Moschee von Eyub, welche durch das Grabmal des Eyub, eines Schülers des Propheten, berühmt ist. Hier lassen sich die Sultane bey ihrer Thronbesteigung von dem obersten Derwisch mit dem Säbel umgürten, welche Ceremonie bey ihnen die Stelle der Krönung vertritt.

Was den Anblick von Constantinopel vorzüglich auszeichnet, ist die große Zahl der zwischen allen Wohnungen zerstreuten Gärten und Bäume; dann die geringe Breite der Straßen, die so unbedeutend ist, daß man nur einen Haufen von Häusern ohne Verbindungsräume vor Augen zu haben glaubt. Daraus wird leicht begreiflich, warum Pest und Feuer so schnelle und große Verheerungen in dieser Stadt anrichten. Die Moscheen sind zahlreicher als die Kirchen in christlichen Hauptstädten; alle haben eine Menge Minarets, deren schlanke und hohe Form einen malerischen Anblick gewährt. Die einzigen noch übrigen alten Monumente sind die Sophienkirche, von Justinian erbaut und von Mahomet II. in eine Moschee verwandelt; eine große schöne von Valens errichtete Wasserleitung, die aber die Türken in Trümmer fallen lassen, und endlich die Reste von Constantins Palast. Kreuzfahrer und Türken, Feuersbrünste und Erdbeben verheerten nach und nach die Paläste und Reichthümer aller Art, welche die orientalischen Kaiser fast ein Jahrtausend hindurch in Constantinopel aufgehäuft hatten; aber wenn die Anhänger Mahomets die alten Denkmäler niederrissen oder in Trümmer fallen ließen, so konnten sie doch die herrliche Lage der Stadt, die reizenden Ufer der Meerenge, und das Andenken, das an diesen Plätzen haftet, nicht zerstören.

Dieß Panorama, zu welchem Hr. Prévost, wie schon gesagt, die Zeichnungen gefertigt hat, wurde nach dessen Tode von Hrn. Romay ausgeführt. Die Arbeit verräth vielleicht einige Eile; auch dünkt mich, es fehle etwas an Luft und Licht; der Ton der Atmosphäre auf der Seite der Stadt, dem Beschauer gegen Mittag, ist warm genug; aber gegenüber, nach der Seite von Pera ist der Himmel kalt. Im Ganzen gewahrt man den Einfluß jener asiatischen Sonne, von welcher Delille redet, nicht genug. P. A.

Kunstausstellung in der Brera zu Mailand, im Herbst 1824.

(Beschluß.)

Das historische Fach übt eine Art von Aristokratie, indem es stets den ersten Platz behauptet, und den übrigen Gegenständen nur den Namen der niederern Gattungen übrig läßt. Wenn es uns aber nur Mittelmäßiges bietet, warum geben wir nicht lieber den bewunderungswürdigen und reizenden Werken Migliara's den Vorzug? Hätten wir dort nicht Hayez und Palazi gehabt, so würden wir es gethan haben, die andern wären in ihrem Gefolge. Der große Haufe bückt sich vor den großen historischen Bildern, wie man sich vor vorübergehenden Fürsten beugt, und sucht dann die kleinern Gemälde, wie um sich mit seines Gleichen zu amusiren. Die Menge war jeden Tag vor den Gemälden Migliara's.

Dieß Jahr hat er uns die äußere Ansicht des Doms von Mailand in einer geschmackvollen Nachbildung gegeben. Es ist nicht die Schuld des Malers, daß diese vielen kleinen Pyramiden von blendendweißem Marmor einen kalten Ton geben und kleine Lichter hervorbringen, welche dem Bild die nöthige Ruhe rauben. Dieß Gemälde ist Eigenthum des Hrn. Moriz Bethmann in Frankfurt.

Eingang eines Klosters; Inneres eines Convents, wohin sich Frau v. la Vallière zurückgezogen hat (dem geschickten mailändischen Kupferstecher Anderloni gehörig); Inneres eines Kapuzinerklosters. Drey kleine Gemälde von reizendem Effekt, mit feinem und zartem Pinsel ausgeführt. Ich kann nicht müde werden, das Talent dieses Künstlers in Figuren von der kleinsten Dimension zu rühmen. Man kann nichts Zierlicheres, besser Colorirtes und zugleich Edleres sehen als die zollhohe Figur der Frau v. la Vallière.

An der Karthause von Pavia hatte Hr. Migliara einen günstigern Stoff als an einem Dom. Das Portal dieser Kirche auf dem Weg nach Pavia ist ein Schatz von Sculpturen, und die äußere Construktion gibt für die Malerey ein sehr angenehmes Bild. Die Wirkung dieses Gemäldes ist auch besser als die des ersten; es gehört ebenfalls Hrn. Bethmann.

Nach Migliara's Bildern sah man mit Vergnügen das Innere einer gothischen Kirche von Federigo Moja, großes Gemälde von schöner Ausführung, breitem und keckem Pinsel und sicherer Verständniß der Perspective. Der Künstler hat sich der Hand Migliara's bedient, um sein Gemälde mit kleinen Figuren zu schmücken, da er sich selbst nicht genug Fertigkeit zutraute. Man erkennt leicht die Hand des Meisters. So verfuhren auch oft die Alten, deren Werke deßhalb nicht minder geachtet sind.

Nur seiner geringen Größe wegen geben wir einem kleinen Bild von dem französischen Maler Granet den zweyten Platz. Es stellt eine Kapelle von Franziskanern vor, deren einer, vom Rücken gesehen, die Messe liest. Zwey andere sitzen rechts und links. Dieß Bildchen ist ein kleines Juwel und hat die Aufmerksamkeit des gesammten Publikums erregt. Ein einziges niedriges Fenster erhellet den Ort, hinter dem Altar ist ein grottenartiges Gewölbe, der Priester, welcher betend die Hände erhebt, tritt dagegen hervor, wie ein kleiner Diamant, einer der Mönche unter dem Fenster wird ebenfalls am obern Theil des Körpers von einem Sonnenstrahl beleuchtet, das Uebrige ist dem Schatten und Reflex aufgeopfert. Am Gewölbe zu beyden Seiten bemerkt man eine Reihe von Bildern, die mit Geist und Freyheit gemalt sind, und dem Hauptgegenstand nicht schaden, wie in einigen Gemälden von Migliara, der diese Beywerke gewöhnlich zu sehr ausführt.

Ferner sah man mit Vergnügen die Ansicht eines Karthäuserklosters im Königreich Neapel, eine Mondscheinscene, kleines Bild von Catel, einem Deutschen. Es gehört, wie das vorige, dem Marchese Visconti. Die Figuren sind sehr gut gezeichnet und von großer Mannichfaltigkeit.

Die Architektur- und Perspektivschule der königlichen Akademie bringt jedes Jahr Maler hervor, welche, durch Compositionen, oder durch Ansichten vorzüglicher Monumente der Stadt, ihre guten Studien an den Tag legen. Dahin gehört die innere Ansicht des großen Hospitals von Lorenz Macchi. Aber mit der genauen Verständniß der Linien muß man auch Farbe, sichere Töne und eine freye Behandlung verbinden. Dieß ist es, was die Gemälde von Granet, Migliara, Moja auszeichnet und was wir bey Hrn. Macci nicht wieder finden; man kann ihm eher Weichlichkeit und Unbestimmtheit vorwerfen.

Das Souterrain eines Klosters, und das Innere einer Eremitengrotte sind zwey kleine Bilder von Baptist dell' Acqua und gehören der Vicekönigin. Dieser Künstler, der seit einigen Jahren sehr nah in Migliara's Fußstapfen tritt, vereinigt in gleichem Grade das Talent der Zeichnung und der Farbe. Wir erwarten größere Bilder von ihm, mit denen er sich gewiß Ehre erwerben wird.

Der fruchtbare Boden der Lombardey mag seinen Bewohnern durch den Wohlstand, den er ihnen verschafft, den Reisenden durch seine lachenden Ebenen gefallen, die einem großen Garten gleichen; aber außer seinen vier schönen, von einer großartigen Natur umgebenen Seen bietet er keine Gelegenheit, verdienstvolle Landschaftmaler zu bilden. Seine Weinberge und Maulbeerbäume sind keine Gegenstände für den Pinsel; seine wenigen Berge, deren kahle Gipfel nur einförmige Spitzen zeigen, flößen keinen Gedanken an's Erhabene ein. Daher beschränkt sich auch die Anzahl der Landschaftmaler auf zwey Künstler, die eine Ausstellung ihrer Arbeiten wagen dürfen.

Der erste, der sich nach Gozzi vortheilhaft bekannt machte, ist Hr. Bisi, von welchem eine Ansicht der Villa Sommariva auf dem Hügel S. Colombano, und ein Wald mit einem Grabmonument, ausgestellt war. Mit Bedauern sagen wir es, alle Stimmen vereinigten sich dahin, daß Hr. Bisi auf demselben Punkt ist, auf welchem man ihn die lezten Jahre sah, er ist nicht um einen Schritt weiter gekommen. Er sollte im südlichen Italien oder in der Schweiz reisen; dort ist Gelegenheit für die Landschaftmaler, sich zu bilden.

Einen Beweis davon sahen wir in Bassi's Gemälde der Cascatellen von Tivoli. In diesem Bilde sind die Luft, die feuchten Dünste und das klare Wasser sehr gut gegeben.

Eben so an einer Ansicht der römischen Campagna, von Boogd, mit Vieh staffirt. Schöne Baummassen, warmer und lebendiger Farbenton, mit leichter und doch nicht manierirter Behandlung.

Villeneuve, ein junger Franzose, sucht sich durch Nachahmung guter Meister zu bilden, aber vergißt sie zuweilen, indem er zu schönes Grün an seine Bäume verschwendet. Auch seine Lüfte sind oft etwas schwer. Doch sieht man an der Menge der von ihm ausgestellten Bilder, daß er fleißig arbeitet, und Arbeit führt zum Gelingen.

Noch zwey Ansichten der Wasserfälle von Tivoli, einer von Catel, der andere mit der Villa des Mäcen von Chauvin. Ich würde die von Catel vorziehen.

Sehr anmuthige Landschaft nach der Natur von Terlink, und eine andere von Verstappen. Es sind keine Claude's; aber in einer Ausstellung, die an guten Gemälden dieser Art sehr wenig reich ist, sieht man sie mit Vergnügen.

Die HH. Ceruti, Manfrani, de Bonis, haben auch Landschaften nach der Natur ausgestellt. Man sieht, daß es Studien sind, aber sie wären vielleicht besser in der Werkstatt geblieben.

Zeichnungen.

Ansicht der Kirche San Francesco de Paula, die zu Neapel gebaut wird, von Peter Bianchi (Architekt derselben). In Aquarell, mit hübschen Figuren verziert.

Das tragische Ende Gabrielens von Vergy, Kreidezeichnung von Robert Jocosi.

Kreidezeichnung nach Pierein del Vaga, die Fußwaschung, von Vincenz Raggio. Für den Stich.

Mehrere Aquarelle von Chiassa, Luzzi, Brioschi, Brusa, Maffei, Lucci.

Sculptur.

Gandolfi. Der Erzengel Michael, der zur Auferstehung ruft, kolossale Figur in Gyps, die für die Todtenkapelle von Brescia in Marmor ausgeführt werden soll. Schöne Stellung, majestätischer Kopf im griechischen Styl und schöne Drapirung. Man bemerkte etwas Schwerfälliges, vielleicht weil der Augenpunkt zu nah war. — Zwey Marmorbüsten von demselben. — Mit Erstaunen sah man auch neben dem Piedestal der kolossalen Figur vier kleine Wachsbildnisse von demselben Künstler, die mit unbegreiflicher Zartheit der Vollendung ausgeführt waren.

Marchesi. Venus pudica, Figur in Lebensgröße, auf einem Bette halb liegend, halb sitzend, und auf ein Kissen gestüzt. Gypsmodell, das Hr. Pompeo Marchesi für den Herzog v. Litta in Marmor ausführen soll. Die Stellung ist anmuthig, die Formen schön, eine leichte und wohlgeworfene Draperie bedeckt einen Theil des Körpers. Dem Kopf hätten wir einen der Antike gemäßeren Styl gewünscht.

Basrelief in Marmor, bestellt von Fräulein Helena Vigano, Tochter des berühmten Balletcompositeurs: Ein junges Mädchen, welches musikalisches Talent besizt, wie die Leyer zu seinen Füßen andeutet, schlingt seine Arme um einen Cippus, auf welchem die Büste des jungen vor zwey Jahren verstorbenen della Bianca steht. Ein Hühnerhund begleitet die schöne Trauernde. Dieß Werk, welches an antike Basreliefs erinnert, soll ohne Zweifel über dem Grab des Freundes, dem diese Thränen geweiht sind, Platz finden. Die Figur hat einen schönen Ausdruck schmerzlicher Hingebung und die Draperie ist mit Geschmack behandelt.

Was jedoch die beste Idee von dem schönen Talent dieses Bildhauers geben kann, ist das Marmorbasrelief einer Kreuzabnahme in lebensgroßen Figuren, das über den Hauptaltar einer Kirche in der Gegend von Mailand kommen soll.

Wir beschränken uns, die Namen der Bildhauer zu nennen, welche Porträtbüsten ausgestellt haben, da wir nicht über die Aehnlichkeit, sondern über die Arbeit urtheilen. Die der HH. Gandolfi und Lemotti erwarben sich in dieser Hinsicht allgemeinen Beyfall. Auch Hr. Somaini verdient ausgezeichnet zu werden.

Kupferstecher hatten dieses Jahr gar nichts ausgestellt, wir müssen daher ihre Werke im Handel suchen.

Sg. M.

Anfrage.

Von einem alten Oelgemälde auf Leinwand, und sehr dicken Kreidegrund gemalt, gegen 6 Fuß hoch und verhältnißmäßig breit, mit Figuren fast in Lebensgröße existirt ein Kupferstich von J. Saenredam mit der Inschrift: Cum reverteretur etc. 1 Regum. 18.

Es stellt den Triumph David's vor, der den Kopf Goliath's auf einem großen Schwert mit beyden Händen trägt, und von lobsingenden Jungfrauen am Thore einer Stadt empfangen wird.

Im Peintre graveur von Bartsch wird dieser Kupferstich nach Lucas van Leyden angegeben, welches aber ein Irrthum seyn muß, weil Lucas van Leyden bereits 1533 gestorben ist, und die Jahreszahl 1600 über dem Monogramm (einem durchstrichenen L.) steht, wo Lucas van Leyden schon lange nicht mehr lebte. Die Manier des Bildes, das vor zwey Jahren aus Spanien nach Deutschland gekommen ist, ist auch mehr im Style Rembrandt's, und das Colorit diesem sehr ähnlich.

Da auch die Composition dieses Triumphes David's von jener des Lucas van Leyden sehr verschieden ist, so dürfte Hr. Bartsch sich wohl geirrt haben, welches zu untersuchen, einen Beytrag zur Geschichte der Kunst liefern würde.

Sollte nicht Diego de Leyva, der in Rom studirte, einer der besten spanischen Maler, und der beyläufig Anno 1630 als Carthäuser in der Abtey Miraflores bey Burgos starb, der wahre Autor dieses Bildes, dessen Originalität unverkennbar ist, seyn? *)

*) Wo befindet sich dieses Bild? Eine weitere Andeutung darüber wäre willkommen gewesen.

Red.

Druckfehler.

Im Kunstblatt Nr. 59. S. 235. Sp. 1. Z. 16. ist statt scheinen — gewänne zu lesen: scheint mir ein Werk, das mit der Zeit immer mehr an Preis und Ruhm gewinnen wird.
Ebendas. Z. 23. statt Fornerina — Fornarina.
Ebendas. S. 236. Sp. 2. Z. 12. statt Arre — Atti.
Ebendas. vorletzte Zeile, statt Forino — Torino.
Nr. 60. S. 238. Sp. 1. Z. 19. v. u. statt Wir — Wie.
Ebendas. lezte Zeile, statt Zeichnungen — lieferen lies Zeichnung — lieferte.
Ebendas. Sp. 2. Z. 22. statt deutschen, lies diesen.
Nr. 61. S. 243. S. 2. Z. 11. st. Gabela — Gabala.

Nr. 66.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 18. August 1825.

Nekrolog.

Christoph Heinrich Kniep,

Zeichner und Professor an der königlichen Akademie der schönen Künste in Neapel.

Qui vitam excoluit per artes.

Nicht blos die Namen kühner Kriegshelden, großer Herrscher und Staatsmänner glänzen im Tempel des Ruhms: eine gleich edle Unsterblichkeit sichert dem ausgezeichneten Gelehrten, Dichter und Künstler die dankbare Mit- und Nachwelt zu. Und so bewahrt und feyert sie auch billig das Andenken eines Mannes, der mit gutem Fug die Zierde deutscher Kunst und der Nestor unter den deutschen Künstlern in Italien genannt werden konnte.

Christoph Heinrich Kniep ward im J. 1748 zu Hildesheim in Niedersachsen geboren. Sein Vater, ein ehrsamer, nicht sehr bemittelter Bürgersmann in jener damals freyen Reichsstadt, hätte zur Entwicklung des frühe keimenden Kunsttalents seines Sohnes schwerlich viel beytragen können, wäre ihm nicht der Umstand naher Verwandtschaft mit einem Theatermaler in dem benachbarten Hannover zu Statten gekommen. Dort erhielt also der junge Mann seine erste Bildung zum Künstler, und als er seine Lehrjahre vollendet hatte, begab er sich nach Hamburg, wo er sich einige Zeit aufhielt, und mit Porträtzeichnen nach dem Leben beschäftigte. Dieß brachte ihm nicht nur reichlichen Erwerb, sondern auch den großen Vortheil zuwege, täglich in Gesellschaft der angesehensten und gebildetsten Personen beyderley Geschlechts und jeden Standes zu seyn. So wurde ihm das beneidenswerthe Glück zu Theil, mit Männern wie Klopstock, Joh. Heinr. Voß, Claudius, Campe, Reimarus und Schröder persönlich bekannt zu werden. Noch im spätesten Alter belebte sich Ton und Blick, wenn Kniep von den nächtlichen Symposien erzählte, in welchen jene Sterne Deutschlands glänzten und wohlthätigen Einfluß äußerten. Von Hamburg machte er einen kurzen Besuch im väterlichen Hause, und hatte die Freude, die ersten goldenen Früchte seines Fleißes in den Schooß einer staunenden Mutter zu schütten. Zu einem kleinen Abstecher nach Kassel veranlaßte ihn der Wunsch, eine ältere Bekanntschaft mit der Künstlerfamilie Tischbein zu erneuern und die prächtigen Hoffeste, welche bey Gelegenheit einer Vermählung im Fürstenhaus gegeben wurden, mit anzusehen. Hierauf ging er über Lübeck nach Berlin, wo in dem lezten Jahrzehent der Regierung Friedrichs des Großen alle Friedenskünste in vollerer Blüthe standen. Dort, wie vorher zu Hamburg, gewann Kniep durch untadelhafte Aufführung und zunehmende Geschicklichkeit die Liebe und Achtung aller edeln Menschen und Kunstfreunde. Kraschinsky, Fürstbischoff von Ermeland, lernte ihn kennen, sein Verdienst schätzen, und nahm ihn mit sich nach Heilsberg, dem bischöflichen Sitze, wo der junge Künstler für ihn und seine vornehmen Domherren eine Zeitlang vollauf zu thun hatte. Der Fürst sah ein, von welchem Nutzen seinem Schützling eine Reise nach Rom, jener Hochschule der schönen Künste seyn würde: er fand ihn einer damals im Norden noch seltnern Auszeichnung und Unterstützung würdig, und erbot sich großmüthiger Weise, nicht nur zu einem erklecklichen Zuschusse zur Bestreitung der Ausgaben unterwegs, sondern versprach auch für freyen Unterhalt in Rom auf mehr als ein Jahr hinaus zu sorgen. Wer war froher als Kniep, dem die Stadt der sieben Hügel beständig als fernher strahlendes Ziel jugendlicher Träume und Wünsche vorgeschwebt hatte! Mit heißem Dankgefühl nahm er den so gut gemeinten Vorschlag an, und zog über Warschau, Wien und Triest nach seinem gelobten Land Italien. Seinen Jubel, als er vom Berg oberhalb Triest zum erstenmal das adriatische Meer, und von der Anhöhe bey Baccano die Kuppel der Peterskirche in der Ferne erblickte, diesen Jubel konnte man ihm nachempfinden, wann er mit beredter Zunge die Eindrücke und Abenteuer jener langen Reise schilderte. In Rom erneuerte er einige alte und machte mehrere neue Bekanntschaften unter seinen Kunstgenossen; kaum hatte er aber angefangen, sich daselbst einzuwohnen und zweckmäßig zu beschäftigen, so kam die

Schreckenspost von dem Ableben seines hohen Gönners und zugleich die Anzeige, daß die Uebermachung der von demselben ausgesezten Jahrgelder nun völlig würde unterbleiben müssen. Das war ein harter Schlag und von den wichtigsten Folgen für Knieps ganzes Leben. Statt ungestört und einzig seinen Studien obliegen — und bald das einförmige, lange genug gehandhabte Reißbley mit dem Pinsel und Farbenbret vertauschen zu können, wie er sich vorgenommen hatte, war der gute Mann jezt gezwungen, Zeichnungen nach Gemälden und alten Denkmalen, kleine An- und Aussichten von Rom und dergleichen, um jeden Preis zu verfertigen, nur um Mangel und Noth von sich abzuwehren. Troz dem fuhr er fort, wenigstens seine Freystunden dem eigentlichen Kunststudium zu weihen; aber das Loos war geworfen! Kniep konnte wohl auf der einmal erreichten Stufe sich behaupten, und die erlangte Geschicklichkeit und Kenntniß gehörig anwenden lernen; allein ins innerste Heiligthum zu dringen, und die schönen Geburten einer regen Einbildungskraft und eines verfeinerten Geschmacks in lebhafte Farben zu kleiden, das war und blieb ihm unwiderruflich versagt!

Kniep that was er konnte, und es gelang ihm sich nach und nach herauszuarbeiten, als eine gewisse deutsche Standesperson, die bey der Durchreise durch Rom ihn kennen gelernt hatte, in guter Absicht, aber etwas zu unüberlegt, ihn nach Neapel zu sich einlud. Neapel, dieses leibhaftige Eldorado, diese unerschöpfliche Goldgrube für den Landschaftmaler und Zeichner, war lange schon der Gegenstand von Kniep's tiefster Sehnsucht gewesen: ihm war bewußt, wie Salvator Rosa, Claude Lorrain, und andre große Meister den Stoff zu ihren herrlichsten Bildern sich in den abwechslungsreichen Umgebungen von Neapel, Sorrento, Capri, Amalfi, Vietri und Lacava geholt hatten. Leicht ließ er sich also bereden, jenem Rufe zu folgen. Was er von Parthenope's bezaubernder Schönheit vernommen und sich vorgestellt hatte, fand er auch wirklich in vollstem Maße, nicht aber die ihm zum Eintritt verheißene und fast unentbehrliche Freundeshülfe. Dem deutschen Herrn von Adel waren auf einmal seine Gelder ausgeblieben, und alle Mittel benommen, sich Kniep's auf irgend eine Art anzunehmen. Zum zweytenmal, seit er den Fuß auf wälschen Boden gesezt hatte, sah sich Kniep verlassen und an einem ganz fremden Ort lediglich auf sich selbst angewiesen. Zwar mochte das in Neapel weniger bedenklich als früher in Rom scheinen, denn er hatte nun schon weit mehr Erfahrung und Geschick. Gleichwohl hat er in erster Stadt Anfangs, nach eignem Geständniß, ohne Geld und ohne Bekanntschaft, mehrmals mit einem Stück trocken Brod und einer Handvoll dürrer Feigen zum Mittags- und Abendmahle vorlieb nehmen müssen.

In dieser bedrängten Lage suchte er sich mit Vedutenzeichnen, nunmehr seinem Hauptfache, so gut als möglich fortzubringen. Bald erschien auch der bekannte Historienmaler Wilhelm Tischbein, der unsern Kniep schon anderswo liebgewonnen und aufgemuntert hatte, in Neapel, und zog ihn sogleich aus seiner einsamen Dachkammer, um ihn bey einem großen Mann einzuführen. Es war Goethe, der gerade Italien bereiste und einen braven Künstler zu seinem Begleiter auf der Reise, welche er nach Sicilien vorhatte, suchte. Gleich bey Knieps erstem Besuch gefiel ihm dieser ausnehmend wohl, und auf der Stelle kamen sie wegen Allem mit einander überein. Dieß war ein Zeitpunkt, bey dem noch lange nachher Kniep's Erinnerung mit Vorliebe weilte. Noch vom gemeinsamen Vaterlande her kannte er den Dichter aus dessen ersten Werken: durch persönlichen Umgang wurde nun Kniep's Bewunderung zur ehrfurchtsvollen Liebe gesteigert, und zugleich ergriffen ihn die unvergleichlichen Naturschönheiten und Alterthümer Siciliens aufs gewaltigste. So verlebte er zwey Monate eines höhern gedoppelten Daseyns, erst auf dem Zug um jene merkwürdige Insel, und nachher noch zu Neapel mit Goethe, der gewiß auch Ursache hatte, sich zu dem in jeder Hinsicht so wohl gelungenen Unternehmen Glück zu wünschen.

Als dieser von Neapel sich wieder nordwärts wandte, schloß Kniep sich vollends gänzlich an seinen Tischbein an, und wohnte Jahre lang mit ihm sogar unter einem Dache. Nicht minder gewogen ward ihm Philipp Hackert, der um dieselbe Zeit auf dem Gipfel seines Ruhms und Glücks als königl. neapolitanischer Hofmaler stand. Wer kennt nicht seine Landschaften und Seestücke in Oel, seine Veduten und Ruinen in Corpusfarben und Bister? Unter den mächtigen Schwingen und der guten Anführung solcher Meister entstand bey den jüngern Künstlern, wie Kniep, Strack und Andern, auch Wälschen, ein edler Wetteifer. Was Jeder von diesen den Tag oder die Woche über in der Nähe und Ferne nach der Natur in sein Skizzenbuch aufgenommen hatte, wurde Abends in dem traulichen Künstlerverein bey Hackert oder Tischbein vorgelegt und unbefangen beurtheilt: es wurde da auch aus dem Kopfe gezeichnet und componirt. Nebenher fiel aus dem Munde der verehrten Altmeister manch belehrendes Wort, das für einen aufmerksamen Jünger, wie Kniep, nicht verloren war.

In einer so guten Schule und unter unablässigem Studiren einer wunderschönen Natur, so wie der auserlesensten Kunstwerke jeder Gattung, machte Kniep Riesenschritte und erhob sich vom Vedutenzeichner zum trefflichen Componisten. Um jene Zeit arbeitete W. Tischbein schon an seinem großen Werk, einer Reihe von Abbildungen nach sogenannten etruskischen, eigentlich altgriechischen Vasenzeichnungen. Es ist auffallend, wie in-

nig unser K. diesen heroischen Figurenstyl sich angeeignet, wie treu er ihn beybehalten hat. Ueberhaupt wußte er die Figur geschickt zu behandeln, und sie spielt in den meisten seiner Werke eine weit bedeutendere Rolle als in denjenigen vieler Landschaftmaler neuerer Zeit. Er verstand die Theorie der höhern Baukunst und die Regeln der Perspective aus dem Grunde: die ehrwürdigen Tempel von Pästum waren in ihrer Art sein erhabenes Vorbild, und er brachte sie in seinen Landschaften gerne und stets am rechten Ort an. Baumschlag, Wasserfall, Berg, Fels, Architektur, menschliche Gestalt, kurz jede Form veredelte, so zu sagen, Knieps Meisterhand, ohne das Liebliche auszuschließen. Zum Erstaunen ist die Kunst, womit er in seinen schattirten Zeichnungen die Lichter auszusparen und abzustufen, — die Genauigkeit, mit welcher er seine Vordergründe auszuarbeiten wußte. Eine Welt von Pflanzen prangt darin, bis in die kleinsten Theile täuschend wahr und rein ausgeführt. Die Anatomie und Darstellung der verschiedensten Arten von Vegetation, Gestein u. s. w. hatten wenige Künstler so vollkommen inne, wie er. Und daß über der ängstlich fleißigen Ausführung, der Flug der Begeisterung nie im geringsten ermattete, sondern sich stets gleich blieb, das ist der Triumph von Knieps Kunst, und der Charakter seiner Schöpfungen.

Er war ein großer Freund vom Bücherlesen; hielt sich aber ausschließlich an kräftige Geistesnahrung. Homers Odyssee nach Voßens Uebersetzung, die alte schottische und griechische Fabel- und Heldenwelt, so wie Klopstocks Messiade, gaben ihm Stoff zu mancher Composition, zu mancher interessanten Episode und Gruppe in seinen Landschaften. Kniep hatte ein außerordentlich gutes Gedächtniß, das ihm bis an sein Ende treu blieb. Was im weiten Gebiet der Natur, Kunst und Dichtung ihn je besonders angezogen, worüber er nachgesonnen oder mit verständigen Freunden sich besprochen hatte, das blieb seiner Erinnerung unauslöschlich eingeprägt. Aus diesem sich fort und fort anhäufenden Schatze nun faßte er das Vollkommenste, Gediegenste jeder Art zusammen, und bildete sich daraus ein hohes Ideal, das er bey seinen Arbeiten unverrückt im Auge behielt, und wovon das eigenthümlich Großartige seines Styls herrührt.

Kniep war vertraut mit den Werken eines Wieland, Schiller und Herder, welchen leztern er bey Tischbein zu Neapel persönlich kennen gelernt hatte. Außerdem war er in der alten und neuen Geschichte und Erdbeschreibung wohl bewandert, und sogar in das Studium der Naturlehre und Sternkunde eingeweiht. Er war ein sehr guter Erzähler und im Stande, eine ganze Gesellschaft stundenlang aufs angenehmste zu unterhalten, denn er malte mit Worten wie mit der Reißfeder. Deßwegen galt er auch viel bey den Frauen, selbst den ausgezeichnetsten, und die verstorbene Herzogin Amalie von Sachsen Weimar, eine Friederike Brun, eine Frau von der Recke, eine Freyfrau von Humbold, würdigten ihn ihres ganzen Wohlwollens. Kniep hatte eine unerschöpfliche Ader heitrer Laune: überhaupt besaß er das köstliche Gut unzerstörbarer Heiterkeit des Geistes, allein nie artete sie in Muthwillen aus. Voll Freundlichkeit, Sanftmuth und Geduld, hatte er gewiß alle Eigenschaften zu einem guten Ehemann und Vater; aber gleich den meisten und größten Künstlern aller Zeiten blieb Kniep unverheirathet. Seine Hauptleidenschaft war die Kunst, seine Geliebteste war der Himmlischen Eine, die ihm auch hold blieb bis ins Greisenalter:

Sie schwebte mit gesenktem Fluge
Um ihren Günstling, nah am Sinnenland,
Und malt' mit lieblichem Betruge
Elysium an seine Kerkerwand!

Kniep war ein von der Natur in den wesentlichsten Stücken hochbegabter Mann: mit einer glühenden Phantasie verband er einen gesunden Verstand und genoß das seltene Glück, daß bis zum lezten Hauch nicht nur sein Geist ungeschwächt frisch und jugendlich, sondern auch Aug und Hand ihm unbegreiflich treu blieb. Unbegreiflich heißen wir es in Betracht der unsäglichen Anstrengung, Arbeit und Mühe, die Knieps Loos gewesen war, lebenslang! Wenige Künstler haben so viel geschafft, ja geschaffen als er. Unaufhörliche Beschäftigung war ihm zur süßen Gewohnheit, zum wahren Bedürfniß geworden: auch wann er keine Bestellungen hatte, arbeitete er unverdrossen fort, wie der Geist es ihm eingab, und beständig waren diese Eingebungen glücklich, es mochte nun ein eigener Lichtgedanke oder ein befreundetes Genie die erste Anregung gegeben haben.

In den ersten zwanzig Jahren seines Aufenthalts in Neapel arbeitete Kniep meistens in Sepia, das ist: er verfertigte zuerst einen bloßen reinen Federumriß, und schattirte und füllte dann diesen mit der, in einer Blase des Dintenfisches enthaltenen Materie, die er mit Tusch und Carmin vermischte, um durch leztern der Farbe mehr Wärme zu geben. Da diese doppelte Arbeit des Zeichnens und Schattirens dem Künstler in die Länge gar zu ermüdend wurde, so verlegte er sich nach jener Zeit auf das Zeichnen mit schwarzer Kreide, meist auf weißen Grund, und leistete in diesem wie vorher in einem andern Fach Alles was nur möglich war. Ohne Jemand zu nahe zu treten, läßt sich behaupten, daß Kniep einer der correctesten, originellsten und vortrefflichsten Landschaftzeichner nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa war. Hievon zeugen seine sämmtlichen, von den Kunstkennern unter allen Nationen gepriesenen und gesuchten Werke, besonders diejenigen aus den spätern Perioden. Bloße Federumrisse ließ er nicht gern

aus seiner Hand; aber sie sind auch ein Wunder der Kunst! Einige der schönsten besizt, nebst mehrern der vollendetsten Zeichnungen in schwarzer Kreide und Sepia, der Ritter Leonhard Tocco in Neapel, ein großer Freund und Beförderer der Kunst. Auch der verstorbene Marquis Berio, ein Mann von geläutertem Geschmack, hielt unsern Kniep und seine Arbeiten äußerst werth, und hatte von ihm einige Meisterstücke, vorzüglich in Sepia, die aber nach des ersten Besitzers Tod zerstreut wurden. Im Ganzen hatte Kniep ungleich mehr Aufträge von Deutschen, Engländern und Russen als von Eingebornen. Und doch brachte er beynahe die Halbscheid seines Lebens in Neapel zu, und verließ, nach seiner Zurückkunft aus Sicilien, die Stadt nie länger als etwa auf Tage und Wochen, um kleine Ausflüge in die Gegend zu machen, von denen er jedesmal gerne heimkehrte, wie eine emsige Biene mit süßem Honig beladen. Selbst als durch die Stürme der Zeit die Sonnenadler Tischbein und Hackert aus ihrem stattlichen Neste verscheucht wurden, blieb Kniep allein in Neapel zurück, und sah aus seinem stillen Arbeitszimmer in Chiaja die Gewitterwolken, für ihn ganz unschädlich, vorüberziehen, sah die Sonne des Friedens wieder hervorbrechen, und den Bogen des Segens aufs Neue glänzen.

Das waren in Ansehung des Verdienstes sehr ersprießliche Zeiten für K. Von allen Seiten kamen Bestellungen in Menge, und obschon die Belohnung, welche er für seine Arbeit einärndtete, in keinem rechten Verhältniß zu dieser stand, konnte er dennoch im Ganzen damit zufrieden seyn. Allein in den lezten Jahren wollte man ihm nicht einmal mehr die alten Preise bezahlen. Nicht als ob er in seiner Kunst nachgelassen hätte: im Gegentheil vervollkommte sich, bey immerwährender Uebung und unverminderter Kraft, sein Styl besonders in Compositionen, je länger je mehr; aber der allgemeine Wohlstand und folglich die Zahl der Personen, welche viel auf Kunstgegenstände verwenden konnten, hatte merklich abgenommen, während andrerseits die neue Erfindung des Zeichnens auf Stein die Preise — und ein alltäglich wachsendes Heer von mittelmäßigen Malern den Geschmack des Publikums verdarb. Nichtsdestoweniger glaubte K. auf seinen, nach Maaßgabe des innerlichen Werthes keineswegs übertriebenen Forderungen bestehen zu müssen, und so kam es, daß bey seinem Ableben, außer den Skizzen, Cartons, Federumrissen und dergleichen, eine gute Anzahl fertiger Zeichnungen in seinen Mappen vorgefunden wurde. Da er in Neapel weder Verwandte noch irgend eine Art mündlicher oder schriftlicher Verfügung hinterlassen hat, so ist nur zu wünschen, daß die erwähnten Sachen, welche für sich allein schon eine köstliche, vielleicht in ihrer Art einzige Sammlung ausmachen, in die rechten Hände kommen mögen. Eine umständliche Beschreibung jener Gegenstände würde hier zu weit führen, und gibt uns etwa, nebst dem Leben des Meisters, Stoff zu einem eigenen Werkchen, das für Jeden, insonderheit aber für den jungen Künstler, viel Anziehendes und Lehrreiches haben dürfte.

In dem erlauchten Haus Lichtenstein zu Wien muß eine Reihe von auserlesenen Werken unseres Künstlers vorhanden seyn. Der selige Fürst Moriz Lichtenstein war einer seiner Gönner und hatte, unter der Bedingung alljährlich etwas von Knieps Arbeiten zu bekommen, ihm eine lebenslängliche Pension ausgesezt. Aber in Folge des allzufrühe eingetretenen Todes jenes Fürsten wurde die Uebereinkunft von den respectiven Erben für erloschen angesehen.

(Der Beschluß folgt.)

Frankreich.

Der Moniteur v. 3. Aug. enthält folgenden Artikel über Kunstausstellungen zu Douai und Lille:

Die Ausstellung von Gemälden und Sculpturen, die gegenwärtig zu Douai statt findet, zieht fortwährend eine Menge Einwohner des Departements du Nord in diese Stadt. Unter den zahlreichen Werken, welche diese Ausstellung schmücken, bemerkt man besonders die der HH. Abel Pujol, Couder, Hor. Vernet, Sercur, General Lejeune, Vigneron, Scheffer, Garnerey, Gibbin, Lordon, Bergeret, Leprince und der Damen Hersent und d'Hervilly; ferner die Sculpturen der HH. Bosio und Bra, und der Frau Gräfin K.

Die Gesellschaft der Kunstfreunde zu Douai hat bereits eine beträchtliche Anzahl von Gemälden gekauft, die gleich nach dem Schluß der Ausstellung, am 10. Aug., verloost werden sollen. An die Künstler sollen Medaillen vertheilt werden.

Die Eröffnung der Ausstellung von Lille soll am 26. Aug. statt finden, und die Künstler sind aufgefordert ihre Arbeiten vor dem 25sten einzusenden.

Am 27. Jul. wurde die Statue des Hrn. v. Tourny, welche die Einwohner von Bordeaux diesem verdienten Beamten (Intendant de la Généralité de Bordeaux von 1743 bis 57) auf einem öffentlichen Platze daselbst haben errichten lassen, feyerlich eingeweiht.

Petersburg.

Am 6. Jul. wurde unter dem feyerlichen üblichen Gepränge der Grundstein zu einer katholischen Kirche in Zarskoje-Selo gelegt, zu dem der Kaiser das Lokal und eine Geldsumme von 30,000 Rubeln schenkte; das Uebrige wird durch Subscriptionen bestritten. Die ganze bis jezt für diesen Zweck eingekommene Summe beträgt 61,761 Rubel. Den Bau besorgen die Architekten Gebrüder Adamini. (Allg. Zeitung).

Nr. 67.

Kunst-Blatt.

Montag, den 22. August 1825.

Nekrolog.

Christoph Heinrich Kniep,

Zeichner und Professor an der königlichen Akademie der schönen Künste in Neapel.

Qui vitam excoluit per artes.

(Beschluß.)

Im Jahr 1811 unterzog sich Kniep der Herausgabe einer vollständigen Zeichenschule für angehende Landschaftmaler und Liebhaber in einer Reihe von Blättern, die der geschickte Friedrich Kaiser aus Ulm sich anheischig machte, nach Knieps eigenhändigen Federzeichnungen und unter dessen Augen, in Kupfer zu stechen. *) Durch Kaisers Verpflanzung von Neapel nach Wien und seinen bald darauf erfolgten Tod gerieth das Werk ins Stocken, und blieb unbeendigt, was um so mehr zu bedauern war, als die erschienenen ersten Hefte allgemeinen Beyfall fanden und etwas ganz Vorzügliches in der Folge erwarten ließen. Die zehn oder zwölf Kupferplatten, welche Kaiser fertig gemacht, hat sich dessen Bruder zugeeignet.

Kniep war in mehreren Fällen das Opfer seiner Gutherzigkeit; denn ungeachtet er sein Vaterland, nachdem er es mit Italien vertauscht hatte, nie wieder sah, war er doch ein guter Deutscher geblieben. Was aber seinem Verdienst als Mensch und als Künstler die Krone aufsezt, ist, daß er so ganz anspruchslos und ohne allen Neid war. So wie überhaupt keiner Seele, that er insbesondere keinem Kunstgenossen mit Wissen jemals Unrecht. Was in eines Andern Arbeit nur irgend Gutes war, hob er heraus, würdigte und lobte es, ohne jedoch in den Fehler der Schmeicheley zu verfallen. Und da er andrerseits zu gehöriger Zeit auch wieder klug zu schweigen wußte, so kann man mit Recht sagen, daß K. durch eigene Schuld sich keinen Feind gemacht oder nachgelassen hat.

*) Vergl. die Nachricht über Friedrich Kaiser im Kunstblatt 1820. Nr. 8.

Die Bescheidenheit trieb er bis zum Uebermaaß, und nur zu wenig verstand er es, seinen Werth geltend zu machen. Eine gewisse, mit der Achtung für sich selbst wohl vereinbare Leichtigkeit des Entgegenkommens war ihm nicht gegeben: der fremde Liebhaber mußte ihn aufsuchen und ansprechen, sonst bekam er den gar zu eingezogen lebenden Künstler und dessen Arbeiten kaum zu sehen. Aus dieser Ursache wurde K. häufig zurückgesezt oder wenigstens außer Acht gelassen, was dann doch nothwendig dem guten Alten nahe gehen mußte.

Erst wenige Jahre vor seinem Sterben wurde er in den Rath der königlichen Akademie der schönen Künste zu Neapel, mit dem Ehrentitel als Professor berufen, genoß aber gar keinen Gehalt. Der Gedanke, in seinen alten Tagen der Welt, hauptsächlich aber der lehrbegierigen Jugend noch nützlich zu seyn, hatte für K. etwas ungemein Einladendes und Angenehmes. Mit Eifer versah er sein neues Amt und da seine Collegen eine hohe Meynung von seiner Einsicht und Unparteylichkeit hegten, so war bey der Wahl der öffentlichen Lehrmeister seine Stimme von großem Gewicht. Andrerseits wirkte er durch Wort und That mächtig auf die Schüler ein: sie liebten und ehrten den erfahrenen freundlichen Greis wie einen Vater, und sein Erscheinen unter ihnen war jedesmal ein Fest. Er hatte die Genugthuung, jenes Institut, mit dem das wahrhaft königliche, in seiner Art vielleicht einzige Bourbonische Museum vereinigt ist, in vollem Flor und Gedeihen zu erblicken.

Wir haben bemerkt, daß K. bis ins reifere Mannesalter bisweilen in drückenden Verhältnissen und mißlichen Umständen gewesen war. Die Noth machte ihn damals zum guten Haushalter und er blieb es aus Gewohnheit selbst in der Folge, als er wohl mehrere Gemächlichkeit sich hätte gönnen dürfen. Sich selbst war er zuweilen etwas hart, Andern aber nie. Er that im Verborgenen viel Gutes, hauptsächlich armen Waisen und Wittwen, von denen mehrere am Schluß jeder Woche etwas Gewisses an Geld bezogen, so lang ihr Wohlthäter lebte. Manche Thräne des Hausarmen floß im Stillen bey der Nachricht von Knieps Hintritt, und noch lange wird un-

ter jener Klasse sein Andenken lebendig und gesegnet seyn! Mäßigkeit in allen Genüssen war Knieps fester Grundsatz und Arbeit seine Lust. Zum Lohn dafür hatte er, bey nicht besonders starkem Körperbau, sich einer anhaltend guten Gesundheit zu erfreuen. Höchst selten war er unpaß, und sogar seine lezte Krankheit war wohl mehr Folge des Alters — er brachte es auf 77 Jahre — und des anhaltenden Sitzens am Arbeitstisch.

Schon im vergangenen Winter fingen ihm an die Füße zu schwellen; er machte sich aber nicht viel daraus und dachte an nichts weniger, als daß es der Ansatz einer Wassersucht seyn könnte. Im Frühjahr war er wieder ganz im Stande, zu seiner gewöhnlichen Lebensweise und Beschäftigung zurückzukehren; allein an dieser fand er kein solches Gefallen mehr wie sonst, und das dünkte seinen Freunden ein Zeichen schlimmer Vorbedeutung. Nach und nach klagte er häufiger über ein gewisses Mißbehagen: gleichwohl verlor sich allmählig, wie von selbst, das Hauptübel an den Beinen wieder, aber leider nur, um sich auf edlere Theile zu werfen. Am lezten Tag des Monats Juni befiel ihn auf einmal ein heftiger Husten, der ihm ganzer acht Tage keinen Augenblick Ruhe ließ und ihn aufs äußerste erschöpfte. Es war eine offenbare Brustwassersucht, wenn gleich er allein es durchaus nur für die Folge eines vernachlässigten Katarrhes halten wollte. Die Beklemmung nahm sichtbar zu: das Athemholen ward immer schwerer und mit peinlicher Anstrengung verknüpft. Jeden Moment war ein Ersticken zu besorgen. Der Kranke hatte viel auszustehen, um so mehr als der Kopf ganz frey und kühl war, und es mitunter ruhigere Pausen gab, wo K. wieder aufathmen, außer dem Bette seyn, auch wohl leeren Hoffnungen Raum geben konnte. O! die Liebe zum Leben ist stark, sie ist zu tief eingewurzelt, um nicht jede andre Betrachtung tausendfach zu überwiegen. Jedoch war es nicht sowohl der Gedanke an das Sterben, was Kniepen schreckte, auch wäre dieß bey einem Manne, der so gelebt hatte, wie er, kaum möglich gewesen; aber er war nicht unempfindlich gegen körperliche Leiden, die in den meisten Fällen allem Stoicism und Vernünfteln Trotz bieten. Knieps Beschwerden ließen zulezt um vieles nach, und sein Ende war ziemlich ruhig. Es erfolgte am 11. Juli um die Mittagsstunde bey anscheinend vollem Bewußtseyn und in Gegenwart derjenigen Freunde, welche den Kranken nach besten Kräften Tag und Nacht gepflegt hatten, und die nach seinem Verscheiden die sämmtliche Verlassenschaft dem königl. hannöverischen Consulat in Neapel, als der rechtmäßigen Behörde, treulich überantworteten.

Bekanntlich haben in Neapel die Lutheraner und Calvinisten gar keinen förmlichen Gottesdienst, Nichtkatholiken überhaupt keinen eigenen Kirchhof. Die Leichname der ärmern Protestanten, welche nicht etwa gerade in den Spitälern sterben, werden gewöhnlich über's Meer nach der Südwestseite des Pausilipps gebracht, und im Hintergrund einer kleinen, abgelegenen Bucht, wo schroffe Felsen ein schmales, vom Lande her unzugängliches Sandufer umschließen, eingescharrt. Noch an einem der lezten Sonntage hat der Einsender dieses Aufsatzes, weil antiquarische Forschungen, die Lieblingsbeschäftigung seiner Freystunden, ihn in jene stille Gegend führten, beym Landen einige gesunkene Rohrstabkreuze auf den Gräbern wieder aufgerichtet. Im Winter aber schlägt das Meer manchmal bis an den Fuß der hohen Felsenwand, wäscht die leichtbedeckten Kadaver heraus und nimmt sie auf in seinen weiten und tiefen Schooß. Vermöglichern Protestanten öffnet sich nach ihrem Tode um schweres Geld die Thüre eines Baumgartens am nördlichen Eingang der Hauptstadt. Das Grundstück ist auf solche Weise eines der ergiebigsten in diesem fruchtbaren Lande geworden. Hier wird gesäet eine menschlich edlere Saat! Hier liegt ein Maler Schmidt, ein Consul Heigelin, ein Kaufmann Meurikoffer und Falconnet, auch mancher Reisende, unter Glaubensgenossen aller Stände und Völker begraben. Hieher wurde am 12. Juli 1825 auch Knieps Leiche gebracht, begleitet von einer Anzahl trauernder Freunde, worunter deutsche, französische und neapolitanische Künstler, leztere theils Collegen, theils dankbare Schüler des Seligen. Mit einbrechender Nacht sezte sich der stattliche Leichenzug in acht Wägen, der mit der Bahre voraus, von dem Hause, welches Kniep dreyßig Jahre nacheinander bewohnt hatte, in Bewegung, und ging durch die ganze Stadt, zwey Miglien weit, bis hinter die verfallene Kirche St. Carlo Arena. Am Eingang jenes Gartens empfing jeder der Leidtragenden eine angezündete Fackel: alle stellten sich rund um das unter Pomeranzenbäumen schon bereitete Grab. Ehe der Sarg hinabgelassen wurde, hielt ein Zürcher Geistlicher, der erst am Abend vorher in Neapel angelangt war, eine kurze passende Rede. Feyerlich tönten seine Worte unter dem dunkeln, durch die Fackeln theilweise magisch beleuchteten Laubdach, hinaus in die Nacht. Bald versank der Sarg: mit dumpfem Gepolter rollten die Erdschollen auf denselben hinunter. Aber sie weckten den Schläfer nicht und wölbten sich schnell zum Grabeshügel.......

Friede sey um diesen Hügel her,
Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen braven Mann begraben
Und uns war er mehr!

Neapel, Mitte Juli 1825.

Haller aus Stuttgart.

Paris, im Julius 1825.

Malerey. Diorama. Ansicht von Rouen, gemalt von Bouton.

Die Umgebungen von Rouen geniessen seit langer Zeit eines verdienten Rufs; grüne Wiesen und der Anblik mittelalterlicher Gebäude, verbunden mit dem Wohlstand, welchen Kunstfleiß und Handel hervorbringen, geben der Normandie, und besonders der Nähe von Rouen, eine bezaubernde Frische und Anmuth. Hr. Bouton hat den malerischsten Standpunkt gewählt und die mannichfaltigen Effekte hinzugefügt, welche die Urheber des Diorama durch schon früher von mir erwähnte Mittel erreichen. Die Wolken, die am Horizont aufgehäuft sind und sich bis über die Stadt ausdehnen, zertheilen sich von Zeit zu Zeit und lassen Sonnenstrahlen hindurch, die einen Theil des Gemäldes erleuchten, oder ihren silbernen Widerschein auf die Seine werfen, deren Farbe je nach Beschaffenheit des Himmels wechselt. Dieß neue Gemälde, voll Interesse und Wahrheit, scheint mir eben so vollkommen, als die früher angezeigten; doch sind vielleicht einige Partieen von etwas rohem Ton; auch ist wohl der Regenbogen aus dem Standpunkt, in welchem sich der Beschauer der Sonne und den Wolken gegenüber befindet, schwerlich sichtbar. Wahrscheinlich aber wird diese Bemerkung, wenn sie wirklich gegründet ist, nur von sehr wenigen Beschauern gemacht, und die Uebrigen werden nur eine vermehrte Mannichfaltigkeit darin sehen, welche das Interesse dieser Ansicht erhöht.

Cosmorama.

Diese Anstalt, die schon seit 18 Jahren besteht, entspricht nicht ganz ihrem pomphaften Namen, ist aber doch nicht ohne Interesse. Die Besitzer, Gebrüder Suhr von Hamburg, haben nach und nach gegen dreyhundert kleine in Aquarell gemalte Bilder zusammengebracht, in welchen die merkwürdigsten Monumente und Oerter der ganzen Welt dargestellt sind. Diese Bilder werden aus einer gewissen Entfernung und durch ein vergrösserndes Glas gesehen und zeigen so die natürlichen Dimensionen. Einige derselben erwarben sich wirklichen Beyfall, z. B. das Innere der Peterskirche in Rom. Doch tritt leicht der unangenehme Umstand ein, daß die Brechung der Strahlen die Linien etwas verändert, und man sieht nur durch die Mitte des Glases richtig. Die Krönung des Königs hat die Eigenthümer auf den Gedanken gebracht, die bey dieser Gelegenheit, so wie bey der Krönung Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. statt gehabten Feyerlichkeiten darzustellen. Zwey Ansichten, die eine vom Eingang, die andre vom Chor des Doms von Rheims aus genommen, geben eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Innern dieser Kirche und den zu verschiedenen Zeiten darin angebrachten Verzierungen. Diese Ausstellung zog natürlich die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, und die Neugierigen drängten sich zu einem Schauspiel, das wenigstens den Reiz der Neuheit hatte.

Europorama.

Die Gebrüder Suhr haben noch eine ähnliche Anstalt gegründet, und sie schon in den Hauptstädten von Europa zur Schau gestellt. Ihre Mittel sind dieselben, nur sind diese Gemälde viel größer, und in Form eines Cirkels aufgestellt, in dessen Mittelpunkt der Beschauer sich befindet. Vor ihnen ist ein vergrößerndes Glas, das sich auf einem Abschnitt des Cirkels bewegt, so daß die Linie vom Mittelpunkt nach der Peripherie immer beybehalten wird und der Beschauer stets dem Gegenstand, den er betrachtet, gerade gegenüber bleibt. So ist die oben berührte Unvollkommenheit glücklich beseitigt. Die Eigenthümer beschränken sich hier auf Ansichten aus Europa; doch verdienen ihre Bilder immer die Aufmerksamkeit der Schaulustigen und ich habe mehrere mit Vergnügen gesehen, z. B. die Ansicht von Salzburg, der Stephanskirche zu Wien, einige Ansichten von Moskau u. s. w.

Kupferstiche.

Im Pallast Aldobrandini zu Rom bewahrte man lange Zeit ein Gemälde von Rafael, das die heil. Katharina von Alexandrien darstellt, dessen jedoch Hr. Quatremère de Quincy in seinem Leben Rafaels nicht erwähnt. Jezt ist es in England, und Hr. Desnoyers hat es nach einer Zeichnung, die er selbst in London davon genommen, vor Kurzem gestochen. Am Charakter und an der Verzierung des Kopfs, an der Anlage und dem Styl der Draperien erkennt man sogleich Rafael. Hr. Desnoyers hat in diesem neuen Werk seinem Grabstichel mehr Feinheit und Zartheit zu ertheilen gewußt, als er gewöhnlich besizt. Das Blatt wird ohne Zweifel gesucht werden. Preis 30 Fr. vor der Schrift, 12 Fr. mit der Schrift.

Luini wird als der beste Schüler Leonardo's betrachtet, und seine Gemälde sind in Italien sehr hochgehalten und gesucht. Frankreich besaß mehrere Gemälde von ihm, unter andern einen heil. Johannes als Kind, der mit einem Lamm spielt; aber diese Schätze gingen im J. 1815 wieder verloren. Seit dieß Gemälde wieder an die ambrosianische Bibliothek in Mailand zurückgekommen ist, hat es Hr. Anderloni gestochen. Nun ist es auch von Müller, der sich schon durch mehrere Platten, besonders die Psyche nach Prudhon, vortheilhaft bekannt gemacht hat, wiederholt. Das Fleisch ist zart, der Kopf lebendig und die Ausführung im Ganzen ist sowohl des

Malers als des Kupferstechers würdig. Preis 20 Fr. vor der Schrift, 10 Fr. mit der Schrift.

Hrn. Müller verdanken wir auch den Stich einer Composition, die Girodet seinem Gedicht über die Malerey beyfügen wollte. Der dichterische Künstler nimmt an, daß ein junger Freund der Kunst und des schönen Alterthums Athen besucht hat und sich von jener Melancholie ergriffen fühlt, die der Anblick eines großen Unglücks in edlen Seelen erweckt. Beym Anblick der Akropolis und der herrlichen Trümmer, die sie bedecken, hat er seinen Bleystift ergriffen und zeichnet den Ort, welcher der Sitz der Künste und Wissenschaften war. Während ihn seine Gedanken in jene Zeiten versetzen, wo die Siegesgöttin ihren Flug über dem Parthenon hemmte, wo Phidias die Werke schuf, deren Reste noch jezt unsre Bewunderung und unsre Verzweiflung sind, wo die Bühne von den tragischen Dichtungen des Sophokles wiederhallte, und der menschliche Geist die Gränzen seines Strebens gefunden zu haben schien — unter diesen Träumen erscheint ihm der Genius des alten Griechenlandes, das Gesicht halb in die Tunika verhüllt, in den Händen den Palmzweig und ein Schwert. Auf einem Bruchstück zu seinen Füßen liest man halb verwischt die Namen der großen Männer, die der Ruhm ihres Vaterlandes waren.

Die übrigen für jenes Gedicht, das wahrscheinlich zu Ende dieses Jahrs erscheinen wird, bestimmten Compositionen Girodets sind: Die Erfindung der Malerey und Apelles und Campaspe. Drey andere schöne Zeichnungen wollte Girodet ebenfalls stechen lassen und dem Gedicht beyfügen: die Apotheosen des Michel Angelo, des Rafael und des Poussin. Ich scheue mich nicht zu behaupten, daß diese drey Compositionen für den Ruhm eines Künstlers allein hinreichen würden.

Bey Gelegenheit der Ausstellung von 1822 erwähnte ich eines Bildes von Prudhon: ein Vater, der in den Armen seiner Gattin und umgeben von seinen Kindern stirbt. Diese Composition, in welcher ein Gefühl des Schmerzes herrscht, das eben so wahr als ansprechend ausgedrückt ist, erwarb sich den allgemeinsten Beyfall. Die unglückliche Familie, so nannte man das Bild, wurde mehreremale lithographirt. Die Société des Amis des Arts hat es nun auch durch Hrn. Toussaint Caron stechen lassen: der Kupferstecher hat jedoch der Erwartung nicht entsprochen; es fehlt dem Blatt an Durchsichtigkeit und Leichtigkeit der Töne, und der Meister ist weder seinem Charakter noch der Wirkung seines Bildes nach wiedergegeben. Dieß ist nicht das erstemal, daß die versprochenen Kupferstiche mittelmäßig ausgefallen sind; auch hat sich seit drey Jahren die Anzahl der Theilnehmer an der Gesellschaft merklich verringert.

Kaum ist ein halbes Jahr verflossen, seit Hr. Horace Vernet das Reiterbild des Königs, dessen ich früher erwähnte, vollendet hat, und schon ist dasselbe gestochen. Hr. Jazet hat sich dazu des schnellen und ihm sehr geläufigen Mittels der Aquatinta bedient, das auch der kecken Behandlung des Malers zusagte. Der Stich gibt die Wirkung des Originals gut wieder. Preis 120 Fr. vor der Schrift, 60 Fr. mit der Schrift.

P. A.

Vermiglioli's Schriften.

Vermiglioli's Opuscoli werden in vier Oktavbänden gedruckt und enthalten folgende Aufsätze:

1. Ueber eine altitalienische Inschrift. — Ueber eine etruskische Patera. — Ueber die früheste Geschichte von Perugia. — Lobschrift des Baldassare Ansidei, Bibliothekars des Vatikans im sechszehnten Jahrhundert. — Auszug aus Nicolais Geschichte der Basilika von S. Paolo. — Siegel des Bartolomeo di Ermanno degli Ermanni. — Unedirte Briefe berühmter Italiener.

2. Ueber Barocci's Kreuzabnahme. — Ueber ein etruskisches Grabmal in der Nähe von Chiusi. — Ueber die umbrische Ortschaft Arnate. — Ueber ein unedirtes Basrelief. — Eigenhändige Schrift des Pietro Perugino. — Ueber eine unedirte spartanische Münze. — Briefe berühmter Italiener.

3. Lobschrift des Ignazio Danti. — Auszug aus Labus Erklärung einer alten Ara. — Peruginer Finanzbeschlüsse aus dem vierzehnten Jahrhundert. — Ueber einige seltene italienische Poesien, die in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zu Perugia gedruckt wurden. — Unedirte Canzonen auf Ariosts und Firenzuolas Tod mit bibliographischen Notizen. — Die Rose und ihre Geschichte. — Unedirte Briefe.

4. Ueber eine unedirte Münze des Malatesta IV. Baglioni (sec. 16). — Ueber Taschen, Uebersetzung einer Abhandlung von Böttiger. — Etruskisches Grabmal der gens Eneta. — Ueber ein ungedrucktes Werk des Annibale Mariotti. — Ueber ein Bild des Hrn. Silvestro Massari. — Ueber einen italischen Quadrant. — Ungedruckte Briefe.

Druckfehler.

Im Kunstbl. Nr. 65. S. 258. Sp. 1. lezte Zeile bittet man statt Romay — Romuy zu lesen.
Ebendas. Sp. 2. Z. 17. statt Palazi — Palagi.
— S. 259. Sp. 2. Z. 8. v. u. st. Trerlink — Teerlink.
— Z. 4. v. u. st. Manstrani — Maestrani.
— S. 260. Sp. 1. Z. 7. st. Pierein — Pierin.
— Z. 10. st. Luicci — Luini.
— Lezte Zeile st. Lemotti — Comolli.

Nr. 68.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 25. August 1825.

Kupferstiche.

1. Ansichten von Athen und seinen Denkmalen, nach der Natur gezeichnet und radirt von Joseph Thürmer, Architekt. Rom, in der Buchdruckerey de Romanis. I. und II. Heft, jedes mit 5 Kupfertafeln, 2 Umrissen und 1 Blatt deutschen und französischen Textes. Imper. Quer-Fol. Preis jedes Heftes 10 fl. rhein.

   Mit französischem Titel: Vues d'Athènes et de ses monumens etc.

2. Westliche Ansicht von Athen, und

3. Die Akropolis von der Westseite, gez. von Hübsch, gest. von Schilbach. Gr. Quer-Fol. Carlsruhe bey Velten. Preis 12 Fr.

4. Nordwestliche Uebersicht von Rom, genommen vom Thurme des Capitols, gez. und radirt von Joseph Thürmer und Ernst Fries. Imp. Quer-Fol. Preis 4 fl.

Nicht leicht wird ein Rest des Alterthums gegenwärtig mehr die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen als jene Ruinen von Athen, um welche die Unterdrückten kämpfen und deren lezten Spuren von der Größe und Pracht, die ehemals hier wohnte, die Wuth des Krieges gänzliche Vertilgung droht. Nach Zeitungsnachrichten war das Monument des Lysikrates, dieses zierlichste Denkmal aller Zeiten, durch eine theilweise Zerstörung des anstoßenden Klosters bereits dem Einsturz nah, und nur die Fürsorge des französischen Consuls Fauvel, der eine stützende Säule und Mauer unterziehen ließ, konnte es retten. *) Am Parthenon ist neuerlich die eine Ecke der Cella niedergerissen worden, um das zwischen den Steinen befindliche Metall zu gewinnen; doch soll das Uebrige noch unversehrt stehen. Während jeder Gebildete so mit ängstlicher Sorge auf jene Stätte blickt, wo einst das geistreichste Volk der Welt wohnte, dessen geringste Ueberbleibsel für uns kostbare Denkmäler der tiefsten Einsicht und des feinsten Sinnes für das Schöne sind, mag er sich gern aufs genaueste von jener merkwürdigen Oertlichkeit unterrichten, und die Abbildungen der Monumente, die noch bestehen, sich vors Auge bringen.

Diesem Wunsche kommen die unter Nr. 1. 2. und 3. angezeigten Blätter entgegen, die eben deßhalb wohl auf zahlreiche Theilnahme im Publikum rechnen dürfen. Im Kunstblatt 1822. Nr. 23. war bereits eine Anzeige der HH. Heger, Hübsch und Thürmer enthalten, der zu Folge sie gemeinschaftlich ein Werk über Athen, nach den Zeichnungen herauszugeben beabsichtigten, die sie 1819 an Ort und Stelle gemacht hatten. Dieß Unternehmen ist nicht zu Stande gekommen, da die Entfernung der Verfasser von einander und die verschiedene Art, wie ihre Zeichnungen ausgeführt wurden, die Gestaltung zu einem Ganzen nicht zuließ. Hr. Thürmer, der in Rom seine Zeichnungen selbst radirte, hat daher die oben angezeigten zwey Hefte abgesondert herausgegeben; von Hrn. Hübsch, gegenwärtig Lehrer der Architektur in Frankfurt a. M., sind nur die beyden Blätter Nr. 2. und 3. erschienen, die allerdings in der Ausführung so gänzlich von jenen verschieden sind, daß sie nicht wohl in Ein Werk mit ihnen paßten.

Hr. Thürmer hat seine großen Blätter auf eine freye und geistreiche Weise radirt, die ihm besonders bey Darstellung der architektonischen Reste eine glückliche Wirkung sichert. Man fühlt überall bey ihm die Frische der lebendigen Anschauung, deren Erinnerung in seine Radirnadel übergegangen ist. Die zwey ersten Blätter des ersten Hefts gehören zusammen und geben eine Hauptansicht von Athen, von den Gärten der Venus zwischen den Bergen Anchesmos und Hymettos aus genommen. Ein numerirter Umriß in zwey kleinen Blättern erleichtert die Aufsuchung der merkwürdigsten Punkte. Man erblickt vornen in dem hügeligen Grunde das Flußbett des Ilissus, in der Mitte den steilen Felsen der Akropolis, über ihn emporragend den Parthenon und an seinem Fuße gelagert die jetzige Stadt mit ihren Moscheen und Minarets; zur Rechten zeigen sich Theile des Areo-

*) Siehe Kunstbl. Nr. 2. d. J.

pags und des Pnyr, in weiterer Ferne die Insel Salamis und die Meerenge, dann die Gebirge des Isthmus, Akrokorinth, Cyllene und der Kythäron, nach vornen zu schließt der Berg Anchesmos die Scene, an welchem das Kloster Asomatos liegt. Zur Linken erhebt sich über der Stadt der Hügel des Museums mit dem Monumente des Philopappus; man gewahrt den Triumphbogen Hadrians und die sechszehn Säulen des Pantheons, darüber hin die Häfen Munychia und Phaleros (da sich der Piräus hinter dem Musäon verbirgt), den saronischen Meerbusen, von der Küste von Epidauros, dem Berg Arachnäus und einem Theil der Insel Aegina umkränzt. Diese reiche Landschaft bietet die mannichfaltigste Abwechselung von Linien und Lagen dar; ein felsiger Boden, mit Olivenbäumen besezt, läßt nur die ehemalige Bebauung des Landes ahnen; aber ein Blick auf diese Berggipfel, Felsen und Gewässer, über denen der heiterste Himmel glänzt, macht es begreiflicher wie hier Genie und Talent ihre schönsten Blüthen treiben konnten.

Das dritte Blatt zeigt die Westseite des Parthenons in seiner einfachen und kolossalen Pracht. Der Künstler ist hier in Ausführung des Architektonischen besonders glücklich gewesen, man erkennt die ursprünglichen Formen aufs genaueste, troz den Verletzungen, welche die Zeit und die Bomben der Venetianer daran verursacht haben.

Auf der folgenden Tafel ist die innere Ansicht des östlichen Peristyls vom Parthenon gegeben. Der mittlere Theil des herrlichen Tempels stürzte im J. 1687 durch eine Bombe des venezianischen Generals Morosini in Trümmer; die Türken ebneten einen Theil des Plazes zu Erbauung einer kleinen Moschee, die nun den Rest der westlichen Cella mit ihren Säulen von der östlichen Säulenstellung trennt. Hier liegen die kolossalen Reste der eingestürzten Theile in wilder Unordnung übereinander. Man bemerkt, sagt der Verf., an den Trümmern der Säulenschäfte die viereckigen Vertiefungen, in welchen die Bolzen von Cedernholz zur Verbindung eingelassen waren. Die übrigen Theile, Architrave, Fries, Kranz und Cellenmauer, waren mit Eisen verbunden.

Fünftes Blatt: Oestliche Ansicht des Tempels des Erechtheus, der Minerva Polias und der Pandrosa (lies Pandrosos). Man nehme den Grundriß dieses kleinen, etwas nördlich vom Parthenon ebenfalls auf der Akropolis stehenden Gebäudes zur Hand (im 6ten Heft der neuen Eberhard'schen Ausgabe von Stuart's Alterthümern von Athen; vergl. C. O. Müller Minervae Poliadis Templum, Göttingen 1820 über die Benennung der innern Räume), um sich über die Anlage zu verständigen. Die Ansicht zeigt zuvörderst die fünf noch übrigen Säulen des Hauptportikus, deren sechste von Lord Elgin nach England gebracht ward. Ihnen correspondirt die Rückseite der Cella mit den drey Fenstern, an der man den Portikus erblickt, welcher zum Tempel der Pandrosos und der Polias führte; der Portikus mit den Karyatiden zeigt sich zur Linken.

Im zweyten Hefte geben die zwey ersten Blätter wieder eine Hauptansicht von Athen, vom Musäon aus genommen. Die Akropolis und die Stadt zeigen sich wieder in der Mitte; man sieht die Vorderseite der Propyläen und deren jetzigen Eingang; unten das von Herodes Attikus erbaute Theater, und links am Ende der Stadt den wohlerhaltenen Tempel des Theseus. Die Umgebungen erscheinen hier weniger malerisch; hinter der Akropolis erhebt sich der hohe Anchesmos, und weiterhin rechts der Hymettos, von welchem der Ilissus herabkömmt, an dessen Bette man noch die Lage des Stadiums erkennt. Links vor der Stadt liegen die Hügel des Areopags, des Pnyr und des Lykabettos; in der Ferne der große Olivenwald, vom Cephissus bewässert; die Berge Ikarios und Parnes und die Gebirgswand bey Phyle begränzen den Horizont.

Eine schöne Ansicht des Theseustempels liefert das dritte Blatt. Man sieht die Rückseite dieses trefflichen, von Cimon errichteten Gebäudes, des ältesten architektonischen Monuments in Athen. Die Vorderseite ist durch einen Chor verbaut, da der Tempel zur griechischen Kirche eingerichtet und dem heil. Georg geweiht ist. Im Hintergrunde rechts erblickt man einen Theil der Stadt und die Akropolis, zur Linken tiefer das korinthische Peristyl, welches vermuthlich zum Tempel des Jupiter Olympius gehörte.

Auf den zwey lezten Blättern sind die sechszehn korinthischen Säulen des von Hadrian erbauten Pantheons abgebildet, und das eben genannte Peristyl vom Tempel des Jupiter Olympius, der ebenfalls von Hadrian errichtet wurde. Jene stehen frey und majestätisch vor der Stadt, dieses ist von schlechten Häusern verbaut, im Hintergrunde beyder sieht man die Akropolis.

Betrachten wir diese sämmtlichen Blätter noch einmal in Hinsicht auf die Ausführung, so gebührt ihnen, wie schon oben gesagt, durchgängig das Lob einer geistreichen Lebendigkeit und kräftigen Wirkung. Wir glauben keineswegs mit den durch französische Kupferstiche und Lithographieen verwöhnten Augen, daß diese Blätter zu rauh und hart behandelt seyen, im Gegentheil finden wir gerade in ihrer Bestimmtheit einen Theil ihres Werthes; wohl aber dünkt uns, daß wenn der Künstler noch sorgfältiger in Vertheilung der Massen, weniger freygebig in Anbringung der Lichter, und genauer in Abstufung der Töne gewesen wäre, seine Blätter zu den vollkommensten ihrer Art gehören würden. Die Behandlung der Vordergründe scheint uns hie und da etwas zu eng und charakterlos; die Figuren, welche gut gezeichnet und

componirt sind, ermangeln zum Theil der gehörigen Wirkung; die Lüfte scheinen uns im ersten Heft besser als im zweyten gerathen, wo die Linien etwas zu weit angelegt und die Wolken zu hart ausgeführt sind. Am vortrefflichsten ist immer das Architektonische, und da diese Gegenstände in den meisten Blättern die Hauptsache sind, so bleibt allerdings auch das Verdienst bey weitem überwiegend. Ueberhaupt sind diese Ausstellungen nur bestimmt, den Künstler auf das aufmerksam zu machen, was mehrere Künstler und Kunstfreunde, die mit Vergnügen seine Arbeiten betrachteten, dabey zu bemerken gefunden haben.

Die beyden Blätter Nr. 2. und 3. nach den Zeichnungen des Hrn. Hübsch sind von Schilbach sehr reinlich und zierlich mit dem Grabstichel ausgeführt. Die Unmittelbarkeit der Darstellung mußte freylich hier wegfallen, und es möchte wohl Einiges fast allzuglatt und zierlich gegeben seyn. Hr. Schilbach, der sich unsers Wissens hier zum erstenmal als Kupferstecher zeigte, hat mit vielem Talent eine einfache Methode befolgt, die zwar auf den ersten Anblick etwas Angenehmes hat, aber doch für die Töne der Mittel- und Vorgründe zu flach ist. Indessen haben diese beyden Blätter eine harmonische Wirkung und geben eine schöne und interessante Zimmerverzierung. Auf dem ersten zeigt sich die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung, mit der Akropolis und dem Tempel des Theseus, der Berg Hymettos im Hintergrund. Dem Plan von Athen zu Folge will es uns nicht einleuchten, daß diese Ansicht, wie der Verf. in der beygegebenen Erklärung sagt, vom Wege des Piräus genommen seyn soll; so wie hier der Tempel des Theseus sich zeigt, müßte der Standpunkt wohl weiter nördlich gegen den Weg der Akademie hin zu suchen seyn. Das zweyte Blatt enthält die Ansicht der Akropolis von der Abendseite vom Thor aus genommen, mit dem überragenden Parthenon und den Hauptbefestigungen der Türken. Am Fuße der Areiopagus liegt ein türkischer Begräbnißplatz. Diese beyden Blätter sind kürzlich von Hrn. Velten in Carlsruhe als erste Lieferung eines Werks angekündigt worden unter dem Titel: Vues pittoresques d'Athènes dessinées d'après nature par F. Heger et H. Hübsch. Wir sehen daher der baldigen Erscheinung des zweyten Hefts mit Erwartung entgegen.

Nr. 4. ist von Hrn. Thürmer gemeinschaftlich mit einem jungen Landschaftmaler, Hrn. Fries aus Heidelberg gearbeitet. Der Gegenstand ist der anziehendste, der sich dem eben angekommenen Fremden in Rom darbieten kann. Vom Thurme des Capitols aus hat man die Uebersicht über die ganze alte und neue Stadt, mit der rings sie umgebenden Gegend, ein Panorama, großartig und reich an den mannichfaltigsten Formen und Gegenständen, aber noch größer und reicher an Erinnerungen aus allen Zeiten der Geschichte. Hat man nach Norden hin die gewaltige gedrängte Häusermasse des neuen Roms, deren kolossalen Schlußstein gegen den Monte Mario hin die Peterskirche macht, genugsam beschaut, so wird man noch länger und mit höherem Interesse sich nach Süden wenden, wo die meisten und kolossalsten Denkmäler der alten Stadt einzeln auf großen Plätzen, von wenigen Häusern und zahlreichen Gärten geschieden stehen. Dieß ist die Ansicht, welche die beyden Künstler auf dem genannten großen Blatte radirt haben. Dicht am Fuße des Capitols erblickt man seiner ganzen Breite nach, das alte Forum, jetzt Campo Vaccino. Vornen ragen der Bogen des Septimius Severus und die Reste der Tempel des Jupiter Tonans und der Fortuna über die den Blick begränzende Mauer hervor; in der Mitte steht die Säule des Phokas in der ausgegrabenen Vertiefung, welche die Erhöhung des jetzigen Bodens über das alte Pflaster zeigt, und weiterhin die drey Säulen des Jupiter Stator. Rechts von der breiten Straße und dem Baumgang, die in der Richtung der Via sacra sich hinziehen, erhebt sich der Palatinus mit den Resten der farnesischen Gärten, links erkennt man den Tempel des Antonin und der Faustina, und den Friedenstempel, zu äußerst das Kolosseum und gegenüber die Bogen des Titus und des Constantin. Der Lateran ragt über das Kolosseum hervor, und über zahlreiche Trümmer und Gebäude hin gewahrt man zu äußerst rechts die Thermen des Caracalla, und links die Bäder des Titus und den Tempel der Minerva Medica. Durch die Campagna, die über diesen Monumenten den Hintergrund bildet, ziehen die Wasserleitungen des Claudius, und den Horizont begränzen die Berge von Albano, Tusculum und Palestrina. Diese weite und reiche Uebersicht bietet zwar keine großen malerischen Massen, aber im Einzelnen desto mehr, was unsre Aufmerksamkeit erregt und fesselt. Das Blatt der beyden Künstler macht daher auch nicht eben malerischen Effekt, und die Lichter sind etwas zerstreut, besonders, dünkt uns, hätte die Fläche des Forums etwas mehr ausgeführt und deren Einförmigkeit etwa durch einen Wolkenschatten unterbrochen werden sollen; dagegen sind alle Gebäude mit größter Sorgfalt und Genauigkeit dargestellt, und es kann eben sowohl der, welcher nie in Rom gewesen, sich daraus eine richtige Vorstellung erwerben, als der dort Bekannte sich dadurch befriedigt finden wird. Wir haben das Blatt, worauf Piranesi dieselbe Uebersicht geliefert hat, nicht zur Hand, um eine Vergleichung anzustellen; glauben aber, daß sie besonders in Hinsicht der Gebäude zum Vortheil unsrer Künstler ausfallen würde.

S.

Paris, im Julius 1825.

Lithographie.

Girodet hat für das Schloß von Compiegne vier Gemälde ausgeführt, in welchen er Mars, Bacchus, Bellona und Pomona als Genien darstellte. Hr. Chatillon, sein Zögling, fing noch bey seinen Lebzeiten an, diese schönen und geistreichen Compositionen zu lithographiren, und war auf dem Punkte seine Arbeit zu beendigen, als der Tod uns den großen Künstler entriß. Nun sind die Blätter bey Constant erschienen, welcher wenig, aber dieß Wenige gut zu liefern sich beeifert. Sie sind vollkommen gelungen und der Geist und die Hand des Meisters lassen sich nicht darin verkennen. Preis der 4 Bl. 28 Franken vor, und 20 Fr. mit der Schrift.

Ein neuer Beweis von den Fortschritten der Lithographie in Frankreich ist ein Blatt bey Engelmann erschienen, der durch seine Versuche und Studien viel zur Ausbreitung dieser Kunst beygetragen hat. Es stellt eine General-Ansicht des Montblanc dar, von den HH. Villeneuve und Adam gemeinschaftlich bearbeitet. Man übersieht darauf die höchsten Gipfel des Bergs, dessen Name schon die Ahnung des Großen und Malerischen erweckt. Dieß Blatt ist von einer bisher ungewöhnlichen Größe, und mit vorzüglichem Geschick ausgeführt. Preis 15 Fr. auf chines., 12 Fr. auf gewöhnl. Papier.

Hr. Maurin hat eben eine große Composition nach Prudhon lithographirt, in der man alle Vorzüge und Fehler dieses Meisters wieder findet. Sie führt den Titel: Der Triumph des Trajan. Geflügelte Genien tanzen vor dem Wagen, auf welchem der Triumphator steht. Die Siegesgöttin mit ausgebreiteten Flügeln führt den Wagen, der Friede verkündigt durch seine Gegenwart und die Attribute des Ueberflusses, daß die Leiden des Kriegs vergütet werden sollen. Die Musen umringen und begleiten den Wagen. Diese einfache Beschreibung zeigt, daß der Maler nicht einen Triumph darstellen wollte, welcher die besiegten Nationen entehrt, wo Sclaven den Glanz des Eroberers erhöhen und die erschreckten Völker ihr künftiges Schicksal ahnen, sondern einen Triumph, der desto herrlicher ist, da er sich auf gutes Recht gründet und, auf die Stärke gestützt, den Frieden herbeyführt. In dieser Hinsicht war der Name des Triumphators übel gewählt: Napoleon hat nie für den Frieden gekämpft; für ihn ward ein Sieg immer die Veranlassung eines neuen Kriegs; aber die Künste leben in der Illusion, und man muß viele ihrer Erzeugnisse mehr als Werke des Geistes, denn als historische Monumente betrachten. Uebrigens erregt diese Composition Interesse durch ihre Ausführung, wenn auch nicht Alles gleich gut ist. So gefällt mir weder die Siegesgöttin noch der Triumphator, wie man ihn auch nennen mag; aber in mehreren andern Figuren liegt etwas Naives, Eigenthümliches und Reizendes, das Prudhon oft sehr glücklich gelang. Endlich trägt das Ganze sehr deutlich den Charakter seines Meisters, und Hr. Maurin hat hier eine Probe von bedeutendem Talent abgelegt. Preis 36 Fr.

Hr. Lethiers, vormaliger Direktor der Akademie zu Rom, und Mitglied der Akademie der schönen Künste, stellte im J. 1822 zwey historische Landschaften aus, auf der einen Aeskulap, wie er an einer Ziege saugend von einem Hirten gefunden wird; auf der andern Faustulus, der die Wölfin den Romulus und Remus säugend erblickt. Beyde zusammengehörige Compositionen waren in breiter und leichter Manier und in kräftiger Farbe ausgeführt; es war leicht zu erkennen, daß die Figuren von einem Historienmaler herrührten, und man zollte den Bildern gerechten Beyfall. Der beste unsrer Lithographen, Hr. Aubry le Comte, hat sie nun auf Stein gezeichnet und die Originale sehr treu und charakteristisch wiedergegeben. Die Abdrücke lassen nichts zu wünschen übrig. Preis 30 Fr. vor, und 20 Fr. mit der Schrift. P. A.

Nekrolog.

Der Historienmaler Gautherot, einer der angesehensten Schüler Davids, starb im Juli zu Paris in einem Alter von 60 Jahren. Man hat von ihm mehrere Gemälde, die mit allgemeinem Beyfall aufgenommen und durch Kupferstich und Lithographie vervielfältigt wurden. Noch sieht man überall seine Atala und seinen Napoleon zu Regensburg. Ein lebensgroßes Bildniß des vormaligen Bischofs Grégoire, das von der Regierung von Hayti verlangt worden war, ist nach St. Domingo gekommen. Gautherot besaß mehr Talent und Wissen als Kunst zu glänzen, daher war ihm die Kunst geneigter als das Glück; aber er hinterläßt einen geachteten Namen, und einen schon lang berühmten, obgleich noch jungen Schwiegersohn, Hrn. Vigneron, von welchem man das Begräbniß des Armen und andere rührende Bilder kennt, dem auch die Lithographie bedeutende Fortschritte verdankt.

Ehrenbezeigung.

Der Landschaftmaler, Hr. Steinkopf in Stuttgart ist von der königlichen Akademie der bildenden Künste in Berlin zu ihrem wirklichen Mitglied ernannt worden.

Nr. 69.

Kunst-Blatt.

Montag, den 29. August 1825.

Lithographie.

Hans Brüggemann's Altar im Dome zu Schleswig, lithographirt von C. C. A. Böhndel. I. Heft. 6 Bl. kl. Fol. 2 Bl. gr. Fol. 6 S. Text.

Auf das Erscheinen dieses Werks hat bereits im J. 1820 der Freyh. v. Rumohr bey Gelegenheit einer kurzen Nachricht über Hans Brüggemann's Schnitzwerke im Dom zu Schleswig (Kunstbl. 1820. Nr. 39.) aufmerksam gemacht. Seinem Urtheil zu Folge, an welches sich auch das des Prinzen Christian Friedrich von Dänemark und Thorwaldsen's anschließen, gehört der von Hans Brüggemann aus Eichenholz geschnitzte, im J. 1521 beendigte Altar, zu den verdienstvollsten Werken deutscher Sculptur; es ist daher erfreulich, daß wir hier durch wohlgelungene Nachbildungen, und durch eine Beschreibung, welche die Mitwirkung eines einsichtsvollen Kenners verräth, näher mit einem vaterländischen Künstler bekannt werden, dessen Name gänzlich verschollen war.

Der genannte Altar schmückte vormals die Klosterkirche zu Bordesholm im Herzogthum Holstein, ward aber im J. 1666 in den verschlossenen Chor der Domkirche zu Schleswig versezt. Eine zierlich durchbrochene Inschrift am Sockel, deren Abbildung dem ersten Hefte beyliegt, gibt seine Beendigung im J. 1521 an. Ueber Namen und Vaterland des Künstlers findet sich nirgends eine Andeutung an dem Werke selbst; auch sonst ist nichts Urkundliches über ihn vorhanden. Nur Heinrich Ranzau, in seiner Beschreibung des Cimbrischen Chersonneses, dann Martin Krey, oder Coronäus in seinen Alterthümern des Klosters Bordesholm, und endlich Dankwerth bey Beschreibung der Herzogthümer Schleswig und Holstein 1654 berichten einstimmig: Johann Brüggemann sey aus Husum gebürtig gewesen, und habe sieben Jahre mit seinen Gehülfen an dem Altare zu Bordesholm gearbeitet, auch für die Kirche zu Husum ein schönes Sakramenthaus verfertigt. (Ueberreste eines solchen Werks daselbst sollen Aehnlichkeit mit den größern Arbeiten des Künstlers haben.) Coronäus meldet ferner, daß Brüggemann die einzelnen Stücke seines großen Altarbildes in Oel gesotten, um sie dauerhaft zu machen, welches wohl von einem Mittel gegen den Wurmfraß und nicht von einem Oelstoff zu verstehen ist, der dem Holz eine dunklere Farbe gegeben haben würde. — Traditionell sind die Nachrichten, daß Brüggemann für die Kirche zu Neumünster ein andres ansehnliches Werk verfertigt habe, und daß zwey freystehende, ebenfalls nach Schleswig verpflanzte Figuren, welche ihre Blicke andachtsvoll gegen den Altar richten, den König Christian II. und seine Gemahlin Isabella von Oestreich darstellen, welche Brüggemann bey ihrer Anwesenheit zu Bordesholm im Jahre 1523 nach dem Leben abgebildet. — Findet sich bey allen diesen Angaben kein Grund gegen ihre Wahrscheinlichkeit, so scheint dagegen eine andere Sage: die Mönche von Bordesholm hätten den armen Brüggemann durch Vergiftung blind gemacht, um zu verhindern, daß er andere Kirchen durch seine Werke ziere — völlig erdichtet zu seyn.

Der Verf. des Textes ist der Meynung, daß Brüggemann seine Kunstbildung in den Niederlanden möge erworben haben. „Einmal, sagt er, hat man nur dort versucht, in das Schnitzwerk mehr Kunst zu tragen als im obern Deutschland üblich war, wo die Steinmetzen durchgängig mehr geleistet haben als die Bildschnitzer. Dann ist B. in der geistigen Auffassung seiner Aufgaben und in der Anlage für heitere Beobachtung des Individuellen den großen Künstlern nicht unähnlich, welche die Niederlande im fünfzehnten Jahrhunderte hervorgebracht haben. Endlich lag diese Schule dem Bewohner einer friesischen Küstenstadt auch in Beziehung auf Leichtigkeit der Verpflanzung am nächsten.“

Das Kunstwerk nun, dessen Bekanntmachung Hr. Böhndel unternimmt, besteht in einem gothischen Altarschreine, dessen Flügelthüren an ihren innern Seiten gleich dem Mittelstücke mit Bildwerken bekleidet sind. — Mit seinem Fußgestelle erhebt er sich bis zu einer Höhe von 47 Fuß, auf 25 Fuß Breite, die Thürflügel mit-

gerechnet. Der Inhalt der Darstellungen, vom Sockel an, und von der Linken zur Rechten gezählt, ist folgender: 1. Abraham und Melchisedech. 2. Das Fußwaschen nach dem Osterlamm. 3. Das Abend- oder Liebesmahl. 4. Die Feyer des Osterlamms der Kinder Israel. 5. Verrath und Kuß des Judas. 6. Christus gebunden vor Kaiphas. 7. Geißelung. 8. Dornenkrönung. 9. Verspottung. 10. Pilatus wäscht seine Hände. 11 und 12. Kreuzführung. 13 und 14. Kreuzigung auf Golgatha. 15. Abnahme vom Kreuze. 16. Mater dolorosa. 17. Grablegung. 18. Christi Höllenfahrt und Befreyung der Erzväter. 19. Auferstehung. 20. Der ungläubige Thomas. 21. Himmelfahrt. 22. Ausgießung des heil. Geistes. 23. Petrus. 24. Paulus. 25. Maria mit dem Kinde. Dann, bey verschlossenen Thüren noch sichtbare freystehende Figuren: 26. Adam. 27. Eva. 28. Elisabeth. 29. Joseph. 30. Der Engel mit dem Kreuze. 31. Der Engel mit der Säule. 32 und 33. Posaunenengel. 34. Christus als Weltrichter. — Diese mannichfaltigen Zusammenstellungen schließen im Ganzen 385 Figuren ein.

Die Eintheilung und der Gipfel des Werks sind im spätesten Geschmack der altdeutschen Bauart angelegt und verziert; der Eindruck des Ganzen bey Eröffnung der Thüren, gleicht nach dem Ausspruch eines Architekten, dem, welchen man beym Eintritt in einen weiten Dom empfindet. „Die technische Behandlung des Stoffes, sagt der Verf. des Textes, ist in gleichem Maaße bewunderuswerth. Alle Theile sind einzeln, ohne Zuziehung der Feile oder des Raspels, mit dem bloßen Messer in derbes Eichenholz geschnitten, mit einer Sicherheit, welche Thorwaldsen, der sich einiger Jugendversuche im Schnitzen erinnerte, in das größte Erstaunen versezte. Die abstehenden Figuren und sogar die vorderen Reihen der Darstellungen, welche die vertieften Fächer ausfüllen, sind abgesondert gearbeitet und auf solche Weise angefügt, daß man sie bequem abnehmen und wiederum an ihre Stellen setzen kann.“

In der Behandlung des Reliefs ist Brüggemann derselben Methode gefolgt, welche Lorenzo Ghiberti an seinen früheren Thüren, und die meisten Bildner damaliger und späterer Zeit beobachtet haben. Die Figuren sind vielfach hintereinander gesezt, und die Mannichfaltigkeit der Plane machte viele Vertiefungen und eine perspektivische Behandlung nothwendig, welche dem reinen Styl der Sculptur widerspricht. Jedoch hat Brüggemann, nach dem Urtheil unsres Vfs., bey der Leichtigkeit und angenehmen Farbe des Stoffs, in dem er arbeitete, größere Deutlichkeit erreicht als in einem Werke von Bronze möglich gewesen wäre.

Auch in Hinsicht der geistigen Auffassung seiner Gegenstände zählt der Vf. unsern Bildner unter die ungewöhnlichen Erscheinungen. „Charaktere und Handlungen, sagt er, sind von Künstlern seiner Zeit und Schule selten mit gleichem Scharfsinn aus dem Leben gegriffen, oder gleich treffend dargestellt worden; aber im Erhabenen geht unser Meister weit über die Gränzen hinaus, in welche unsre Alten sich einzuschränken liebten. So darf ich behaupten, daß Christus, unter dem Kreuze erliegend, vielleicht von keinem Künstler jemals zugleich rührender und edler, als von ihm, ist aufgefaßt worden. Vergleichen wir mit diesem den leichten, fast scherzhaften Charakter, etwa der Feyer des Aufbruchs der Kinder Israel, oder die spielende Beschäftigung mit auffallenden Individualitäten in den Figürchen, welche die Pfeiler verzieren und doch nicht durchaus Heilige darzustellen scheinen, so glauben wir einen andern, von dem frühern dem Geiste nach verschiedenen Künstler wahrzunehmen. Diese, an einem großen Dichter so oft bewunderte Fähigkeit, ohne fühlbaren Mißklang vom Erhabenen zum Gewöhnlichen überzuspringen, das höchst Widersprechende im Strome des Gedankens zu verschmelzen und auszugleichen, dürfte an unserm B. um so merkwürdiger seyn, weil er sie mit einer beyspiellosen Beharrlichkeit in der Arbeit vereinigte.“

Großartig und edel in Gedanken und Form ist die Figur des knieenden Joseph, welche Hr. Böhndel in diesem Hefte gegeben hat. Der Faltenwurf daran ist einfach und schön, und erinnert nur in seinen eckigen Brüchen an Dürer; eben so lobenswerth ist die Korrektheit und Fülle der Formen, die in den Darstellungen der folgenden Blätter: Abraham und Melchisedech, Fußwaschen, Liebesmahl und Judaskuß, nicht wiederkehrt. Hier zeigt sich überall zwar viel Sprechendes, aber auch mehr Gemeines in Charakteren und Motiven, die Figuren sind von kurzen und gedrängten Verhältnissen und unedler in der Zeichnung, der Faltenwurf schwerer und eckiger. Von guter Wirkung sind die beyden Figuren, die man für König Christian II. und seine Gemahlin Isabella hält, welche Hr. Böhndel auf dem an den Prinzen Christian Friedrich von Dänemark gerichteten Dedicationsblatt angebracht hat. — Ein Umriß des ganzen Werks mit den bezeichnenden Zahlen versinnlicht die Eintheilung.

Hr. Böhndel hat zur Abbildung dieser Schnitzwerke die Federzeichnung gewählt, die er mit großer Fertigkeit und auf eine dem Styl seines Vorbildes angemessene Weise behandelt. Seine Abbildungen haben den derben Charakter von Holzschnitten altdeutscher Meister und lassen durch Sicherheit der Zeichnung und charakteristische Einfachheit der Ausführung auf den ersten Blick vermuthen, daß sie die Eigenthümlichkeit des Originals getreu und geistreich wiedergeben. Nur in den architektonischen Verzierungen hätten wir entweder einfachere Umrisse,

d. h. weniger Schattenlinien, oder mehr Abhebung durch Schattenlagen gewünscht. Der Abdruck dieser Blätter ist größtentheils lobenswürdig und zeigt nur in Einem Blatt unsres Exemplars einige unvollkommene Stellen.

Das ganze Werk soll in 37 ganzen und halben Blättern und in sechs Lieferungen erscheinen, deren jede für die Subscribenten auf 2 Speziesthaler oder 3 Thlr. sächsisch zu stehen kommt. Da der Künstler nicht eher zur Fortsetzung des Werks schreiten will als bis eine hinreichende Zahl von Theilnehmern die Kosten gedeckt haben wird, so wünschen wir ihm die eifrige Mitwirkung sämmtlicher Freunde altdeutscher Kunst; damit er das eben so fleißig begonnene als mühevolle Unternehmen, welches eine Bereicherung der deutschen Kunstgeschichte ist, bald und glücklich zu Ende bringe.

S.

Auszug eines Briefes an den Pastor Niemeyer in Dedeleben bey Halberstadt, über einige von dem königl. preuß. Major, Majorats-Herrn Ritter v. Geusau zu Obersarnstädt gehaltene Nachgrabungen daselbst.

Am 15. bis 30. April dieses Jahres ließ der königl. preuß. Major, Ritter v. Geusau, Majorats- und Gerichtsherr zu Obersarnstädt bey Querfurt, in Thüringen, Nachgrabung auf einem großen germanischen Grabfelde halten, welches nördlich hinter seinem Gute auf einer Waldberghöhe liegt, und den Namen Unterneeden führt.

Der Herr Major ist dem Verein für Erforschung vaterländischer Alterthümer beygetreten und bestimmte die Ausbeute dieser Nachsuchung für die Sammlung unseres Kabinets. Da er die Güte hatte, mir, während ich einen Gartenpavillon für ihn ausführte, die Leitung dieser Untersuchung zu übertragen, so kann ich Ihnen im Voraus folgende allgemeine Nachricht darüber mittheilen, das Ausführliche werden Sie aus meinen Berichten sehen, welche hoffentlich in dem nächsten Stücke des Archivs mit Zeichnung begleitet, abgedruckt werden sollen.

Wir ließen auf zwey Hügelzügen, welche den Berg von Osten nach Westen verfolgen, mehrere dieser Gräber öffnen. In dem dritten trafen wir auf ein sehr großes von 16 Steinplatten zusammengesetztes Grabhaus, welches ein ablanges Trapez bildete. Es war mit 5 großen, 6' langen, oft 3' breiten, dicken Sandsteinplatten überdeckt, welche vermittelst eines 1 Zoll tiefen unten gehauenen Falzes in die 4 Wände dieser Zelle eingriffen. An der inwendigen Seite des Grabes verfolgte den Falz ein schwarzer Streif, den ich für die Zeichnung des Steinmetzen zu halten geneigt bin, womit er die Contur seiner Figur auf die Decke von unten construirte.

Etliche 20 — 30 sehr divers geformte Urnen von allerley Größe standen um die von der fatalen Wandermaus (Lemming) verzehrten Fragmente einer Knochenleiche auf dem ungepflasterten Boden des Grabes umher, welches bis 5' unter die Decke mit schwarzer Erde erfüllt war.

An schönem Schwunge kamen diese Gefäße, von denen ich etwa die Hälfte ganz erhalten konnte, den römischen gleich, ob man schon die Spur der Scheibe eben so wenig daran erblickte, als die des Winkelmaaßes im Bau der Monumente.

Sie würden sich gewundert haben, wenn Sie über dieser Mündung in das Gewimmel der Urnen und Schaalen hätten schauen sollen und bald eine Form von den geschmackvollsten Linien, bald der unsrer gewöhnlichen Kochtöpfe und Dampfnäpfe ähnlich, bald gar eine Menge in schönster Ordnung servirter Obertassen erblickt hätten. Ein wahrer Todtenluxus war in diesem altgermanischen Grabe, und man mußte in der That an zwey vorzüglich geehrte Heiden glauben, von welchen der Eine als Skelet, der Andre als Knochenbrandasche diese Katakombe bewohnte.

Sehr auffallend war mir ein menschlicher *) Schädel in der Obererde dieses Hügels, ohne alle Spur der übrigen Knochen, dessen Physiognomie ein wahres mongolisches Ansehen hatte und wohl keinem Deutschen angehören konnte. Besonders zeichnete er sich durch ein vielvermögendes Gebisse aus, denn er hatte 4 Zähne mehr gehabt, als jeder andre Mensch von Natur braucht und besitzt. An jeder Zahnreihe der Ober- und Unterkiefer war ein Afterzahn spießartig heraus durch die ersten Backzähne gewachsen, in welchen er sich eine besondere Scheide gewühlt hatte. Der Studiosus Wilhelm Graf v. Seckendorf war so gütig ihn bey seiner Durchreise nach Göttingen an den Hofrath und Professor Blumenbach mitzunehmen, für dessen Cabinet größerer Naturseltenheiten ich ihn bestimmt hatte: ich halte dafür, daß der Germane, dem dieser Schädel gehörte, auf einem seiner Eroberungs- und Fouragierzüge den Opfertod gestorben war, denn unter die Raubthiere mochte er dem Gebisse und der Miene nach wohl gehört haben.

In verschiedenen andern Hügeln fanden wir mehrere dergleichen Steinhäuser, auf dieselbe Art gebaut wie das vorige. Das Eine war durch eine Querplatte in ein großes und kleines Grab abgetheilt, welche die Leichen eines erwachsenen Menschen und eines Kindes enthielten, beyde schienen sitzend ihren wahrscheinlich 2000jäh-

---

*) ? S.

rigen Schlaf gehalten zu haben. Den Mitgaben zufolge, welche in etlichen schön geschwungenen Vasen bestanden, worunter sich zwey blumenkorbartig geformte ovale, fast 1 Fuß lange Schaalen, als eine germanische Seltenheit befanden, beyde mit doppelten alla Viggaro-Kanten verziert, schienen mir einen weiblichen Charakter anzudeuten, und ich möchte beynahe annehmen, daß wir das Grab einer Mutter und ihrer Tochter getroffen hatten.

Alle andere Gefäße, die wir fanden, gleichen in ihren Formen den römischen, und die ganze Untersuchung war eine der reichhaltigsten in unsern bisherigen Bestrebungen.

Die Abbildungen dieser interessanten Urnen zusammt den Gräbern werde ich nach und nach dem Archiv beylegen.

Die Gegend, wo besagte Gräber liegen, wird schon in den ältesten Documenten aus Karls Zeiten das Friesenfeld genannt. Mehrere Localitäten tragen die Namen friesischer Gottheiten und ihrer Symbole und ich bin geneigt einen Schwarm dieses Volks hier wohnen zu lassen, welche die Hügel erbaut haben müssen; ich werde meine Meynung hierüber den Protokollen beyfügen.

Zu welcher Zeit sie sich angesiedelt haben, wie sie hierher gekommen sind, weiß ich nicht: vermuthlich in der Periode des Claudius Drusus oder gar noch früher, denn sie waren ja schon zu seiner Zeit mit den Römern befreundet, wie Sie wissen.

Ueberall stößt man im Friesenfelde auf die Gesellschaften graubemooster Rasenmonumente, allenthalben begegnen wir den Resten früherer Vorwelt und auf vielen markirten Stellen, welche ehedem der Weeda und die Hertha bewohnten, denen zu Ehren oft freylich grausame Opfer fielen, rauschen noch immer dunkle, dichte Haine und ganze Züge dieser Gräber schwingen sich unter den Schatten hoher Eichen auf den Kronen der Berge fort.

Roßleben, den 10. Juni 1825.

August Adolph Bergner.

Kunstverkehr in Rom.

Eine geläuterte Moralität beharrt im Kriege gegen die nackten Körperformen, die sie als untheologischen Schöpfungsirrthum zu ignoriren gebietet. Es war eine gründliche Notiz, daß berühmte Kupferplatten wegen unverhüllter Gliedmaßen im vorigen Jahre zerhackt wurden; für die Kunstliteratur ist man gleicherweise geschäftig. Unter andern Artikeln des strengsten, über die gewöhnliche Klasse verbotener Bücher hinausgehenden Verbots ist den römischen Bibliotheken das Kupferwerk der herkulanischen Alterthümer bezeichnet worden; wer wird gleichwichtigen Werken über römische Gegenstände ein besseres Schicksal verbürgen oder gleichzeitigen Bemühungen Verbreitung zusagen wollen, wenn die römische Kunstliteratur wieder einmal über ephemere Artikel hinausgehen möchte?

Dergleichen mag denen angemessen scheinen, welche die Originalität römischer Kunstübung weder von Rafael noch von den Antiken bedroht sehen wollen. Mögen diese sich an das Publikum halten, bey dem nicht selten die geschickten Verfälschungen alter und älterer Kunstwerke den talentvollen Bemühungen lebender Künstler vorgezogen werden! Hievon haben die mancherley Antiken einen Beweis gegeben, die seit einigen Jahren von neapolitanischen Künstlern in Umlauf gesezt sind, wie denn noch kürzlich auch römische Magazine neuen Vorrath derselben erhalten haben sollen. An andern glücklichen Copisten der Antike fehlt es in Rom selbst nicht und manches ihrer Werke kommt nach und nach nicht ohne dauernden Irrthum von Kunstfreunden und Kunstkennern zum Vorschein. Man pflegt die Verfälscher streng anzuklagen; da sie aber bis jezt noch durch keine neuerfundene Gestalt oder Idee, sondern allzumal durch Nachahmungen alter Werke getäuscht haben, so sollte man es ihnen eher Dank wissen, daß sie Blick und Selbstschätzung des Publikums schärfen. Indeß gilt es für keinen geringen Frevel, mit dem Publikum, und zumal mit der Einsicht des Kunstpublikums zu scherzen; sey dieß die Absicht gewesen oder war es Rache gegen gewinnsüchtige Kunsthändler, jedenfalls stellt sich ein Unternehmen des Hrn. Enrico Moyse vielfachem Tadel blos. Der erwähnte Künstler hat eine Sammlung von Kupfertafeln bereits begonnen, die angebliche und nachgefälschte Werke angesehener antiker und moderner Meister enthalten soll, deren wahre Verfertiger zugleich genannt werden.

Der Kunstverkehr wird von Alters her in Rom geübt; darum glückt er auch römischen Krämern und Arbeitern, und darum sollten deutsche Künstler nicht ins Handwerk pfuschen. Was ein Architekt und zwey Ornamentisten neulich unternommen, wurde nicht ehrlicher, aber mit minderem Geschick vollführt; man bediente sich einer vervielfältigenden Tinte, um von mittelmäßigen Abdrücken merkwürdiger Zeichnungen, deren man in Rom leicht habhaft wird, ein geringes Geld zu lösen. Da einer jener Herren bereits in seine norddeutsche Heimath zurückgekehrt ist und dem Vernehmen nach eine erweiterte Bekanntmachung jener fliegenden Blätter beabsichtigt, so mögen deutsche Kunsthandlungen gewarnt seyn, sich zu kaum vermeidlichen Eingriffen in fremdes Eigenthum von ihm verführen zu lassen.

Rom, 26. Juli 1825. G.

Nr. 61.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 2. August 1825.

Biographie.

Wahrheit aus Morgenträumen und Idas ästhetische Entwickelung. Von Friederike Brun, geb. Münter. Aarau, 1824. Bey Heinr. Rem. Sauerländer. 293 S. 8.

Matt auf dem Krankenlager erwachend (so erzählt die edle Verfasserin im Vorwort), war einst der innere Sinn wunderbar. Es dämmerte und klärte sich vor dem inneren Seelenauge und wallte und wogte phantastisch auf und nieder. Ich blickte in eine kleine, aber gleich einem Christabendzimmer, fröhlich und bunt beleuchtete Ferne, in welcher mir ganz klein und kindlich gehalten, die frühesten Erinnerungen aus meiner Kindheit im eigentlichsten Sinne erschienen. Die Erscheinungen wurden aufgeschrieben, geordnet, erweitert, und den Erzählungen aus den fünfzehn ersten Lebensjahren gebührte um ihrer Entstehungsweise willen die Aufschrift „Wahrheit aus Morgenträumen."

Die Bildergallerie, mannigfaltig in Behandlung und Wahl ihrer Stücke, ist durchaus geschmackvoll gewählt, ergötzlich und belehrend; sie ist auch reich an Charakterzügen der merkwürdigen Begebenheiten, und Menschen, welche die Umgebungen der Kinder verschönerten und die geistvollen Anlagen des Mädchens entwickeln halfen. Die Bilder beginnen in aufsteigender Linie mit Eltern und Großeltern. „Meine Mutter ward von ihrer mütterlichen Großmutter erzogen. Es soll diese eine höchst sonderbare Person gewesen seyn. Geistreich, gebietend, hochherzig, von zu männlichem Sinne. Immer in Prozesse verwickelt, die sie selbst führte (denn sie verstand das römische Recht), und während sie sich mit den Menschen herumzankte, hatte sie in ihrem Hause den Frieden des Paradieses, wenigstens im Thiergeschlechte eingeführt; denn meine Mutter hat mir oft erzählt, daß junge Hühner, Vögel, Katzen und Hunde, Eulen und Krähen friedlich zusammen in ihrer Menagerie wohnten und aus Einem Futtertroge fraßen. Dabey war sie eine Mutter der Armen, denen sie selbst Medizin bereitete: großmüthig bis zur Verschwendung, so, daß als sie starb, meiner Mutter außer ihrem Segen wenig übrig blieb. Diese, meine liebe Mutter ward alsdann im Stifte Altenburg, sehr fromm, klösterlich und zierlich, zu adliger Zucht und Sitte erzogen; denen sie auch bis zu ihrem Tode getreu geblieben ist. So daß ich mich nicht erinnere, je eine Frau von einer edleren Haltung gesehn zu haben." Von dem Vater aber (dem ehrwürdigen Superintendent Münter), dem sich das Kind und das Mädchen inniger und zärtlicher noch denn der Mutter anschloß, wird Vieles erzählt und das Zeugniß über ihn zusammengefaßt in den schönen Worten: „Er war milden Herzens, ohne Stolz, mit offenem Sinne das Gute erkennend, wo er es fand, und durch sanften Einfluß um sich ausströmend den Geist des Friedens, der heitern Erkenntniß und Liebe."

Im Begleite der Eltern traf Friederike Münter vor abgelaufener zehnter Lebenswoche in Kopenhagen ein, wo nun alle Vorgänge der fünfzehn Jahre in den köstlichen Umgebungen ausgezeichneter Familien und Menschen sich entwickeln. Im fünften Jahre hatte das Kind lesen gelernt, „und meine ersten Lektüren waren — die täglichen meiner Mutter: Pamela, Clarissa, Grandisson in alten treuherzigen deutschen Uebersetzungen; richtig alle vier, sieben und acht Bände durch, ehe ich sieben Jahre alt war. Wenn die Kinderwärterin ungeduldig ward, das kleine unruhige Kind zu wiegen, gab sie mir ein Buch in die Hand, und ich wiegte treulich fort, Himmel und Erde vergessend, in Richardson's Zauberwelt verloren. Freylich verstand ich kaum den zehnten Theil, aber ich folgte dem Faden der Geschichte, und tief brannten sich die Formen der Charaktere mir ein." Wie dann etliche Jahre später, als die Lust zur Dramatisirung vorherrschend geworden war, in zwey befreundeten Häusern, die Scenen der Clarissa und Grandisson's, durch Uebertragung der handelnden Personen auf die Bewohner derselben, gleichsam verwirklicht werden, kann (S. 83 u. 115) im Buche selbst nachgelesen werden. Den eingebildeten stund inzwischen eine sehr wahrhaftige Tragödie zur Seite: Struensee's übermüthige Herrschaft und sein Sturz fielen

der Selbstachtung und Achtung anderer, so wie der Gesundheits-Erhaltung und des Zeitersparnisses bey lezterer zumal, angegeben. Sanften Anstand und Bescheidenheit suchte ich euch, als die Rechte anderer andeutend und sichernd, früh zur Natur zu machen: für alles, was im Gebiet der Artigkeit und Höflichkeit liegt, suchte und fand ich moralische Gründe, denn was man Politesse nennt, besteht darin zu scheinen, was wir seyn sollten, und die höflichsten Menschen wären auch immer die besten, entspräche das Innere dem Aeusseren. Also ist das Wort: thue, lasse dies oder jenes, um, wem es auch sey, zu gefallen," nie von mir gegen Euch ausgesprochen werden. Frühe zarte, moralische Bildung und Nahrung der Seele mit edler geistiger Kost; vereint mit Bewegung, kühler Luft in den Gemächern, und Mäßigkeit in Speis und Trank, schmücken, veredeln und bilden Gestalt, Anstand und Bewegung, mit ganz andern Reizen, als die, welche Tanzmeister, Schnürleiber, Putzmacherinnen und Gefallsucht erschaffen." Ein Anhang des Buches enthält die, im Morgenblatt zuerst erschienenen „Lieder für Hellas," den drey Freunden der Dichterin, von Bonstetten, von Matthisson und von Salis, überschrieben.

Dichtkunst.

Zoraide. Romantisches Gedicht in drey Gesängen von Adelheid von Stolterfoth, Stiftsdame. Frankf. a. M. bey Wilmans. 1825. 69 S. kl. 8.

Die Verfasserin scheint bey vieler Gewandtheit im Technischen der Poesie auch Talent für die Lyrik zu besitzen: ihre Phantasie schaut lebendig an, was im Raume vorgeht, sie malt es deutlich und schön, und weiß Empfindungen auszudrucken und zu erwecken. Aber in dem Gebiet der epischen Dichkunst ist sie nicht zu Hause, sie versteht nicht, zu erzählen, nicht die Begebenheiten, in soferne sie in der Zeit vorgehen, kunstgesetzmäßig zu ordnen und vorzutragen; sie weiß nicht mit der Fabel umzugehen, und man muß ihr romantisches Gedicht mehr als einmal lesen, um nur einigermaßen — wie man zu sagen pflegt — daraus klug zu werden, d. h. um die Begebenheit zu begreifen, welche die malerisch dargestellten Scenen zu einem Ganzen verknüpfen soll.

Ein Ritter, Graf Bertrand la Vasel, allem Anscheine nach von einer Expedition gegen die Osmanen zurückkehrend, kommt in Rhodus an. Er klagt um eine geliebte Zoraide, die — so glaubt er nach S. 11. — in den Fluten untergegangen ist, und trifft auf Rhodus seinen Freund und Waffenbruder Valmour an, der sich ein wenig zweydeutig gegen ihn benimmt, ihm jedoch vertraut, daß er entschlossen ist, dem Orden untreu zu werden, und mit einer Geliebten zu entfliehen. Valmour gibt ihm zu verstehen, daß es ihm dazu an Geld fehle, Bertrand versieht ihn damit unter einem edelmüthigen Vorwande, und jener scheidet nun mit hämischem Lachen und mit einem Selbstgespräche, welches zu erkennen gibt, daß er widrigenfalls dem Waffenbruder das Geld gestohlen oder gar mörderisch geraubt haben würde. Das ist alles, was wir im ersten Gesange erfahren. Im zweyten sehen wir eine Zoraide in einem Kerker, neben ihrem gefesselten Vater, der eben gestorben ist, oder vielmehr nur scheintodt: denn bald wacht er für einen Augenblick wieder auf, um dem Valmour zu fluchen, der eben gekommen ist, um ihm seine nahe Hinrichtung anzukündigen, und mit Zoraiden zu entfliehen. Da das nicht ihr Wille ist, so benuzt sie die Betäubung, in welche der Fluch des Sterbenden ihn versezt hat, um allein zu entfliehen. Das ist der Inhalt des zweyten Gesanges. Im dritten findet Bertrand die ertrunken geglaubte Zoraide in einem „Kirchlein," wohin sie sich geflüchtet hat; sie macht ihm hier eine Erzählung von dem, was seit der Trennung von ihm ihr begegnet ist; aber Bertrand, der von der Vorfabel dieser Begegnisse wohl unterrichtet seyn mag, versteht diese Erzählung vermuthlich besser, als der Leser, den die Verfasserin in tiefem Dunkel darüber gelassen hat. Dieser, um die Geliebte von neuer Verhaftung zu retten, geräth nun, da die Verfolger sich dem Kirchlein zu nahen scheinen, auf den irreligiösen Einfall, ein Standbild der heiligen Jungfrau von seinem Postamente zu nehmen, zu verstecken, und Zoraiden, mit den Kleidern des Standbildes angethan, an dessen Platz zu stellen. Hierauf eilt er fort, um Behufs der Flucht Pilgerkleider zu holen; aber Valmour hat die Liebenden belauscht, hat Lärm gemacht; und als Bertrand mit dem Kleiderpäckchen auf die Straße kommt, hat das Volk eben Zoraiden, die Pseudo-Maria, gesteiniget. Er nimmt nun Rache an Valmour in blutigem Kampfe, und nachdem er denselben erlegt hat, stirbt er selbst an den empfangenen Wunden.

Diese Vernachlässigung der Fabel, insonderheit der Geschichte von Bertrands und Zoraiden's Liebe, vernichtet das Interesse, das man an dem unglücklichen Ausgange nehmen möchte, und reduzirt die Wirkung des Gedichtes auf die Anschauung einiger Gemälde. Daß die Verfasserin dazu Beruf hat, belegen wir mit folgender Schilderung des erwachenden Tages S. 49 ff.

Bertrand erhebt sich, und mit stiller Lust
Aufathmend frey, in seeligem Empfinden
Eilt er hinaus; noch ist ihm nicht bewußt,
Wohin sich seine raschen Schritte finden.
Der Hauch des Morgens kühlt die heiße Brust,
Und seine Locken fliegen in den Winden,
Sein edles Antliz röthet eig'ne Glut
Und jene, die auf allen Bergen ruht.

Horch! — Windeswehen streift die Blätter leis'
Und um des Mondes bleiches Antliz ziehet
Zerriß'ner Wolken wunderbarer Kreis;
Im Osten steigt der Tag, und hoch erglühet
Von dunklem Roth des Himmels bläulich Weiß:
Ein Nebelstreif, der in die Thäler fliehet,
Läßt auf dem Wald, auf der beblümten Au
Hellglänzend eine Saat von Perlenthau.

Die Lerche bringt mit raschem Flügelschlag
Ihr heiters Lied den frischen Morgenlüften,
Und tausend Stimmen weckt der junge Tag
In Busch und Baum und süßen Blütendüften.
Der Aar entschwebt mit stolzem Flug den Hag,
Läßt seine Brut in moos'gen Felsenklüften,
Um, wie die Wolken, die vorüberzieh'n,
Im ersten Strahl der Sonne zu erglüh'n.

Bertrand schaut sehnsuchtsvoll dem Adler bald,
Und bald den Wolken nach, die westwärts gehen;
Sein Auge streift zurück zum fernen Wald,
Zum Meer hinaus, wo helle Seegel wehen;
Jezt sieht sein Blick ein Kirchlein grau und alt
Im dunklen Schatten einer Pinie stehen.
Hoch rankt sich Ephen bis zum Kreuz empor,
Und wilde Rosen flattern um das Thor.

Indessen bey aller Gewandtheit in Handhabung des schwierigen Versmaßes, hat die Sängerin, um des dreyarmigen Reimes willen, bisweilen der Sprache Zwang angethan. S. 20. z. B. bringen die Knaben Gerichte, die dem Aug' entgegen lachten (lachen) und kredenzen Wein, ohne daß sie sich lange bedachten (bedenken). Das läuft gegen die Zeitenfolge (consecutio temporum). Man kann zwar sagen: Die Dame trägt ein Kleid, das ihr der Schneider machte; aber nicht: Sie trägt einen Hut, auf welchem Federn prangten, es wäre denn, man wollte sagen, daß sie darauf geprangt haben, jezt aber nicht mehr darauf prangen.

Müllner.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Bey erwähntem Bourliò ist seit Kurzem für sechs Paoli eine Anweisung zu haben, wie man überall und namentlich zu Rom seine Tage in vollkommen unangefochtener Gesundheit verbringen könne. Der Verfasser dieser Metodo preservativo, Michelangelo Prunetti, der sich selbst den Namen Fisiologo beylegt, weil er während seiner sechzig Lebensjahre den Ursachen seines fortwährend erwünschten Gesundheitszustandes mit größter Sorgfalt will nachgespürt haben, sezt sich als Hauptzweck vor, die Meynung von der vorgeblichen örtlichen Ungesundheit des römischen Klima als ein Vorurtheil zu widerlegen, und zu zeigen, daß man, wohlverstanden jedoch unter Befolgung seines Metodo preservativo, und unter keiner andern Bedingung in Rom eben so gut ein hohes Alter erreichen und dabey gesund bleiben könne, als anderwärts. Dieser Hr. Prunetti hat sich übrigens der literarischen Welt schon früher durch viele und mancherley Schriften bekannt gemacht. Von ihm hat man Jahrbücher der Sanseverinischen Familie in Lateinischem Lapidar-Style, einen Versuch über Malerey, eine Beschreibung der Gemählde des Farnesischen Pallastes und der Farnesina, einen Beobachter der schönen Künste in Rom, eine malerische antiquarische Reise durch Italien. Nebenbey hat er auch ein Leichengedicht zum Gedächtnisse des Kardinals Consalvi, verschiedene andre Gedichte und Lateinische Inschriften, nebst nicht weniger als sieben und zwanzig, von berühmten Meistern in Musik gesezten Dramen, ernsthaften sowohl als komischen Inhaltes, zu Tage gefördert; alles ohne von den Krankheiten der Gelehrten im mindesten angefochten zu werden. — Ein schon im Jahre 1786 von Seite der Kirche unternommenes und durch die Zeitumstände, begreiflicher Weise wieder in Stecken gerathenes Giornale ecclesiastio, dessen Zweck, wie das Diario di Roma besagt, dahin gegangen war, durch gründliche, von einer auserlesenen Schaar frommer und gelehrter Männer abgefaßte, Aufsäze dem Verderben der Zeit einen Damm entgegen zu sezen, das Gift so vieler gefährlichen Schriften bemerkbar zu machen, die darin enthaltenen Trugschlüsse zu widerlegen und verschrobene Köpfe durch die Werke und Lehren einer gesunden Moral und des wahren Glaubens wieder auf den rechten Weg zurückzuführen, ist seit Kurzem in erneuertem Glanze und unter den Auspizien Leo's XII. zum zweyten Mal ins Daseyn hervorgetreten, und soll enthalten eine räsonnirende Analyse der von Zeit zu Zeit für und wider den katholischen Glauben erscheinenden Schriften, Aufsäze zur Erhärtung der wesentlichsten Punkte des Glaubens und alle in kirchlichen Angelegenheiten von der Congration erlassenen Decrete und Gutachten. Von dieser Zeitschrift sind bereits mehrere Hefte erschienen.

Als der Italienischen Literatur angehörend, obwohl aus Französischen Pressen hervorgegangen, erwähnt Ref. auch noch der, an den General Filangieri, Sohn des berühmten Professors der Wissenschaft der Gesezgebung, gerichtete Ode „Alla memoria della contessa Orloff," verfaßt von Lamprebi und mit einer Uebersezung in Prosa begleitet von Amaury-Duval. Diese, am 17ten Dezember 1824 zu Paris verstorbene Gräfin Orloff, geb. Gräfin von Soltikoff, deren Andenken das erwähnte Gedicht gewidmet ist, war eine aufgeklärte Beschüzerin der Wissenschaften und derer, die diese kultiviren. Mit der Grazie eines hellsehenden Geistes verband sie ein sanftes, wohlwollendes Wesen und eine seltene Bescheidenheit, die jedermann, dem das Glück zu Theil ward, mit ihr in nähere Berührung zu kommen, für sie einnahm. Einen Theil ihres Vermögens verwandte sie zur Aufmunterung des Verdienstes und zur Beförderung gemeinnüziger Unternehmungen. Die kürzlich erschienene schöne Ausgabe von Kriloffs, aus dem Russischen ins Französische und Italienische übersezten, Fabeln ist zum Theil ihren Bemühungen und ihrem lebhaften Interesse für ihre National-Literatur zu verdanken. Die beyden Gelehrten, welche dem Geiste und Herzen der Verstorbenen dieses poetische Denkmal gestiftet haben, hatten sich seit geraumer Zeit ihrer besondern Hochschäzung zu erfreuen gehabt.

(Die Fortsezung folgt.)

Nr. 62.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 5. August 1825.

Bade-Literatur.

Reise eines Gesunden in die Seebäder Swinemünde, Putbus und Dobberan. Berlin, Gädike 1823, 160 S. 8.

Der ungenannte Verf. des vorliegenden Büchleins hat fast mit der Geschwindigkeit eines Storches im Frühsommer 1822 eine vierwöchentliche Ausflucht von Frankfurt a. d. O. über Stettin, Uckermünde, Swinemünde, Anclam, Stralsund, Saaard, Putbus, Dammgarten, Rostock, Dobberan, Güstrow und Neu-Ruppin unternommen, und schon aus diesem Umstande läßt es sich ermessen, daß der Gehalt seiner Schrift eben nicht der gewichtigste seyn werde. Und in der That begegnet man auch hier unzähligen Irrthümern, schiefen Ansichten, und oberflächlichen Urtheilen, wie dieß z. B. gleich bey Swinemünde der Fall ist, dem ersten Badeorte, welchen der Verf. von Uckermünde aus besuchte.

Da die dortige Anstalt dem großen Publikum bis dahin weniger bekannt geworden, als sie es gewiß verdient; so dürfte es hier recht am Orte seyn, des Verf. Ansichten darüber einer ausführlicheren Würdigung zu unterwerfen, theils um überhaupt von vorne herein einen schlagenden Beweis von der Oberflächlichkeit seiner Beobachtungen zu führen, theils aber auch um das Interesse des Städtchens und seiner Anstalt nicht jeder unberufenen Stimme Preis zu geben.

Nachdem der Verf. sich zuvörderst über den dortigen Hafenbau, welcher in der That das Interesse jedes Gebildeten verdient, und leicht eines der kolossalsten Werke im nördlichen Deutschlande seyn möchte, S. 49 ff. ausgesprochen; auch den sogenannten Dampfbagger, dessen Erbauung an 70,000 Rthlr. gekostet haben soll, und der zur Reinigung und Vertiefung des Fahrwassers angewandt wird, in Augenschein genommen, verbreitet er sich S. 52 ff. über die Badeanstalt des Ortes. Es fehle, meint er hier unter anderm, noch sehr Vieles, um Swinemünde zu einem Badeorte zu erheben; er habe Mühe gehabt die Badestelle zu finden, und als er sie endlich gefunden, habe er an 200 Schritte waten müssen, bis ihm das Wasser nur die Hüften berührt. Dabey sey der Wellenschlag nicht groß gewesen, und der Salzgeschmack habe so sehr gefehlt, daß er ein gewöhnliches Flußbad zu nehmen geglaubt. „Nur dem, fährt er S. 63 fort, welchen ökonomische Ursachen hindern, berühmtere Bäder zu besuchen, ist es zu rathen hieher zu reisen, um sich in der See zu baden, so ungesalzen diese auch ist. Alle Ergötzlichkeiten, welche man in anderen Bädern findet, fehlen hier; man muß sich mit der ziemlich mageren Natur begnügen."

Nun ist es freylich nicht in Abrede zu stellen, daß sich seit der Anwesenheit des Verf. hier gar Vieles geändert habe, indem nicht nur der Magistrat des Orts, sondern auch die Preußische Regierung selbst für die Aufnahme der Anstalt auf das einmüthigste und erfolgreichste wirken. S. ist z. B. seit Kurzem eine Badedirektion ernannt, an deren Spitze der Justizrath Kirstein und der Bürgermeister Beda, zwey sehr thätige und verdienstliche Männer, stehen; es ist eine Chaussee von der Stadt zum Meere angelegt, eine Demarkationslinie zur Sicherheit der Badenden gezogen, besondere Badewächter bestellt; die tägliche Temperatur der Luft und des Wassers an mehreren Plätzen vermerkt, ein eigenes Gesellschaftslokale ausgemittelt; ja in dem laufenden Jahre wird noch ein besonderes Gesellschafts-, wie in dem nächstfolgenden ein besonderes Badehaus errichtet werden, u. s. w., was alles dann den erfreulichen Erfolg gehabt, daß im Jahr 1824 hier schon mehr als 150 fremde Familien anwesend waren, und das theurere Putbus dagegen sehr zurückstand.

Dessen ungeachtet war aber schon bey der Anwesenheit des Verf., im Sommer 1822, weit mehr vorhanden, als er während seines eintägigen Aufenthalts hat finden können oder wollen. Offenbar verläumderisch klingt es jedoch, wenn er behauptet: er habe 200 Schritte waten müssen, um nur in eine mäßige Tiefe zu gelangen. Auch bey dem allerniedrigsten Wasserstande, der nur des Jahres ein Paar Mal stattfindet, gelangt man

schon mit 30 Schritten in eine Tiefe von 5½ Fuß bey dem herrlichsten und klarsten Sandgrunde. Eben so unrichtig, und vollends lächerlich ist es, daß der Salzgehalt des Meeres durch die Ausströmung der Swine geschwächt seyn sollte, und der Verf., welcher nach S. 40 niemals zuvor das Meer gesehen, muß sich einen seltsamen Begriff von der Salzigkeit des Seewassers gebildet haben, welches ihm S. 111 selbst noch bey Putbus zu nüchtern schmeckt. Die mittlere Entfernung von der Badestelle, bis zur Mündung des Swineflusses beträgt gegen drittehalbtausend Schritte, und nicht blos die gesunde Vernunft lehrt es schon, daß ein kleiner Strom nicht in solcher Weite den ganzen Ocean versüßen könne, sondern durch eine genaue chemische Analyse des rühmlichst bekannten Hofraths und Professors Kastner in Erlangen ist der Ungrund dieser Behauptung vollends dargethan; denn er fand das Meerwasser bey Swinemünde dem Dobberaner fast durchaus gleichhaltig (vergl. Dr. Sam. G. Vogels u. s. w. Handbuch zur richtigen Kenntniß und Benutzung der Seebade-Anstalt zu Dobberan, Stendal 1819. S. 11.), und wenn der Verf. daher S. 153 das letztere weit salziger und bitterer befunden hat; so ist der Grund davon wohl nur einer hier verzeihlicheren Selbsttäuschung zuzuschreiben.

Eben so vorschnell geurtheilt ist es, daß den dortigen Badegästen alle Ergötzlichkeiten fehlten. Freylich ist die Natur um Swinemünde eben nicht am reichsten, wiewohl die Plantage (so nennt man eine Art von öffentlichem Garten), an deren Verschönerung täglich gearbeitet wird, ein sehr liebliches und interessantes Plätzchen ist; allein die Ausflüge nach dem nahen Golmberg (nicht Gollenberg, wie der Verf. schreibt, denn dieser liegt bey Cöslin in Hinterpommern), nach dem Glauben bey Pudagla, und dem Strekelberge bey Coserow (vergl. Wilhelm Meinhold's Gedichte, Greifswald bey Koch 1824. S. 72 ff.) versetzen den Naturfreund auf die interessantesten Punkte der Insel Usedom, die mit den beliebtesten Rügischen wetteifern, ja diese zum Theil, das majestätische Stubenkammer ausgenommen, übertreffen möchten. Rechnet man nun noch die Spazierfahrten auf dem Strom und der offenen See, den interessanten und belehrenden Anblick der kolossalen Hafenbauten, den Besuch fremder Schiffe, welche fast täglich und zum Theil aus den entferntesten Weltgegenden hier ankommen, (ein einziger Genuß, und welchen weder Dobberan noch Putbus darbieten), ferner Bälle, Concerte, hin und wieder theatralische Vorstellungen ꝛc. hinzu, und eine an neuen Erscheinungen recht anziehende Leihbibliothek des Kaufmanns Borast, welche zugleich die vorzüglichsten deutschen Zeitschriften hält; — so möchten wir den Verf. und einen Jeden fragen, welche größeren Ergötzlichkeiten man sich an einem Badeorte versprechen könne, der wie Swinemünde im ersten Aufstreben begriffen ist? Doch wir beschließen diese Anzeige, welche ohnedieß schon ihre Grenzen überstiegen, und fügen nur noch einige Berichtigungen hinzu, welche leicht zu Irrthümern Veranlassung geben könnten, doch dabey keiner ausführlichen Widerlegung bedürfen, wie z. B. die oberflächliche Notiz des Verf. über das Verhältniß der Neu-Pommerschen Bauern S. 65 ff.

Swinemünde war nicht mehr vor kaum 50 Jahren ein bloßes Dorf, wie S. 45 behauptet wird, sondern hatte schon um's Jahr 1750 städtische Gerechtsame und magisträtliche Behörden. — Die Tuckenschiffe (große Fischerbarken auf dem frischen Haff) haben ihren Namen nicht von tauchen, wie der Verf. sehr weitläufig demonstrirt, sondern von tucken, welches im Plattdeutschen ziehen bedeutet. — Die Stiftung für arme Gymnasiasten in Stettin S. 36 rührt nicht von einem Bürgermeister Stolzteufel her, sondern Jageteufel hieß der Mann. In Greifswald S. 68 sind nicht zwey, sondern drey Kirchen. Die Stadt Bergen auf Rügen S. 79 ist allerdings gepflastert. Die Hünengräber S. 84 sind nicht immer Grabmäler alter Helden, sondern sehr häufig bloße Opferaltäre und religiöse Stätten, wie dieß so manche erfolglose Ausgrabung zu beweisen scheint. Vergl. auch Olaus Wormius Mon. lib. I. cap. 3. und Ubbo Emmius hist. fris lib. I. Die kleine Insel bey Stralsund zwischen dem Festlande und Rügen heißt nicht Dauenholm, sondern Dänholm, und endlich ist in dem Dorfe Ritte bey Stralsund niemals ein Kloster gewesen.

Zu den weniger interessanten Parthien des Büchleins gehört S. 149 ff. die Beschreibung eines Bauernfestes in Dobberan, welches bey der Anwesenheit des Kronprinzen von Preußen auf Veranstaltung seiner Durchlauchtigsten Schwester gegeben wurde, und wo der Verf. Prinzen und Prinzessinnen an der Hand von Mägden und Knechten in saturnalischer, liebenswürdiger Ungebundenheit (sic!) auf dem Tanzplatz gesehen haben will.

Dramatische Literatur.

Shakspeare's Sämmtliche Schauspiele; frey bearbeitet von Meyer. Drittes Bändchen. Othello. Viertes Bändchen. Der Sturm. Gotha, Henning'sche Buchhandlung. 1824 und 1825.

Die lächerliche Verballhornung von Shakspeare's Macbeth, worinnen Macbeth brüllend untergeht, im Sterben noch den Macduff erdolcht, und unter dem Gesange God save the King, gleich der Jungfrau von Orleans mit den Fahnen bedeckt wird, haben wir bereits in No. 25. angezeigt. Um Herrn M. möglichst zu scho-

ren, haben wir dort die ganze Sache spaßhaft behandelt, und das Nämliche hat auch die Leipziger Lit. Zeit. gethan, indem sie jene abenteuerliche Verunstaltung des Macbeth mit dem Spitznamen Meyerbeth belegte. Allein das Ding mit diesem neuen Shakspeare wird ernsthaft. Herr M. fährt fort, die Schauspiele des unsterblichen Britten zu verballhornen, und wenn von den Prahlereyen über den Absatz dieser spottwohlfeilen Bändchen (4 Gr. 3 Pf. das Stück), womit die Verlagshandlung in ihren wiederholten Anzeigen die Stimme der Kritik niederzuschlagen gesucht hat, auch nur ein Zehntheil wahr ist; so läuft Shakspeare Gefahr, einer Menge unkundiger Leser in Deutschland als eine dramatische Vogelscheuche bekannt zu werden. Diesen zahlreichen Theil der deutschen Lesewelt müssen wir vor dem Ankauf dieses nicht frey, sondern tollkühn bearbeiteten Shakspeare warnen. Damit aber die achtbare Verlagshandlung dabey nicht leide, wollen wir denselben allen denen empfehlen, welche den Shakspeare bereits näher kennen gelernt haben, sey es nun aus dem Original, oder aus den Uebertragungen von Wieland, Eschenburg, Schlegel, Voß und Benda. Für diese ist die Meyer'sche Bearbeitung eine höchst lesenswerthe Curiosität, die ungefähr die Wirkung einer Travestie hervorbringt. Daß Herr M. das Original verstehe, davon zeigt sich in den bis jetzt erschienenen Stücken auch nicht die geringste Spur. So wie Shakspeare hier zurecht gemacht worden ist, hätt' ihn auch jeder, der Feder mächtige Komödiant nach den Uebertragungen von Wieland oder Schlegel zurecht machen können, ohne nur einen Blick in die Urschrift zu thun. Desto deutlicher aber sind die Spuren von des Bearbeiters absoluter Unfähigkeit, die poetischen Schönheiten des Britten aufzufassen, und von der Geschmacklosigkeit und Absurdität seiner eignen Zusätze und Veränderungen, die nicht einmal für den groben Theatergeschmack genießbar sind. Jede Seite bietet für dieses harte Urtheil Belege.

In der ersten Scene des Othello räth Jago dem Roderigo an, den Vater der entführten Desdemona aufzuwecken, und zwar mit einem so gräßlichen Geschrey, wie man es auszustoßen pflegt, wenn man in volkreichen Städten zur Nacht[illegible] ein durch Nachlässigkeit entstandenes Feu[illegible]. Herr M. läßt hier den Jago sagen:

Se stimmen denn ein Halloh an, laut und furchtbar,
Als wie Venedigs Wächter — sehn sie plötzlich
In stürm'scher, finst'rer Nacht, aus hundert Giebeln
Das wilde Feuer seine Arme recken!

Messen denn etwa die Nachtwächter in Venedig die Stärke ihres Feuerrufes nach der Anzahl der Häuser ab, die sie brennen sehen?

Als der alte Brabantio auf diesen Ruf erscheint, verkündiget ihm Jago die Entführung seiner Tochter durch den Mohr mit den verblümten Worten: „Eben jetzt macht sich ein alter schwarzer Bock mit eurem weißen Schäfchen lustig." Herrn M. ist das nicht verständlich genug. Er überträgt:

Denn eben wälzt sich eure schwanenweiße Tochter
In eines g..... Mohren schwarzen Armen.

Auch das spätere Bild, welches Percy so sorgfältig commentirt hat, das faire la bête à deux dos, gibt er ohne alle Umstände durch: „Othello's H . . . wird." Und als Brabantio den Roderigo fragt: „Glaubst du, daß sie schon verheirathet sind?" dieser die Frage bejaht, und jener nun den Schmerz des Gedankens, von seiner Tochter so hintergangen zu seyn, zu mildern sucht durch die neuen Fragen: „Gibt es nicht Zauber, wodurch die Unschuld eines jungen unwissenden Mädchens verführt werden kann? Hast du nichts von dergleichen gelesen, Roderigo?" — da läßt ihn Hr. M. schreyen:

Sprich, Roderigo, war sie's wirklich? mit dem Mohr?
Des Mohren H...? Höll und Teufel! —
O hätt' er tausend Leben nur, der Bube!
Was? H.... meine Tochter? meine Tochter H....?

Das Lustigste in dieser Scene ist aber die ergänzende Einschaltung S. 11 ff. Wo im Original Brabantio mit Roderigo abgeht, die Entführte aufzusuchen, da fragt er bey Herrn M. noch einmal: „Ihr saht sie mit Othello?" und Roderigo macht ihm nun eine, gegen 40 Verse lange Erzählung, welche anhebt:

Kaum eine Stunde ist's, als ich an dem Kanale,
Nicht weit vom Zeughaus, eines Freundes harrend, stand.
Kein Lüftchen wehte, und der Lampen Schimmer
Versilberte die spiegelglatte Fluth.
Da hört ich von ferne
Die plätschernden Schläge
Von eilenden Rudern;
Und bald gewahrt' ich, daß zu meinen Füßen
Im raschen Lauf ein Boot die Fläche furcht; u. s. f.

Hätte nicht Shakspeare ein dramatischer Dichter seyn müssen, gerade wie Herr Meyer, wenn er dem Vater, welchem die Tochter eben entflohen ist, die Geduld hätte andichten wollen, in diesem Augenblicke eine so überflüssige Erzählung anzuhören?

Es ist möglich, daß Leser, welche enthusiastische Verehrer Shakspeare's sind, über die angeführten Verbesserungen sich ärgern; aber sicher werden sie sich belustigen, wenn sie bis zu Ende lesen, wo Aemilie berichtet:

Der Cassio hat
Den Roderigo, der ihn mörd'risch angefallen,
Getödtet, und er selbst —

Othello.

Ist mausetodt.

Aemilie.

Ist – – –

Othello.

Mausetodt.

Die Leser wissen, daß Othello irrt, daß Cassio noch lebt; aber die **Tragödie** Othello, **die** ist **mausetodt** in dieser Bearbeitung.

Sollen wir Belege dieser Art auch aus dem **Sturm** anführen? Der Anfang allein wird genügen. Der Bootsmann ruft:

> Hihahoi! hihoi! ho!
> Auf die Stangen Jungens! frisch! Mars= und Bram=
> Seegel ein! hihoi! hoi! — rührt euch!

Und wo er bey Sh. zu dem Sturmwinde oder zu dem stürmischen Himmel sagt: „So so blase, daß du bersten möchtest, wenn Platz genug da ist!" da spricht er bey Herrn Meyer:

> „So so blas du und der Teufel! —
> Wollt daß dir die Lunge platzte!"

Mit einem Worte, es ist ein Sturm zum Platzen, und wenn der ganze Meyer'sche Shakspear vollendet werden, und, wie man im Buchhandel zu sagen pflegt, **Platz** greifen sollte bey uns Deutschen, so wär' es auch zum Platzen für die Bewunderer von Shakspeare's Genius. Indessen man sieht, wie's geht *). Leseplebs, der an so etwas Gefallen findet, gibt es genug, und hat der einmal auf einen wohlfeilen deutschen Shakspeare pränumerirt, was kümmert's ihn, ob er **Shakspeare's** oder Herrn **Meyer's** Poesie erhält?

Zum Unglück für Hrn. M. ist die sehr fleißig gearbeitete, treue und meist fließende Uebersetzung von Herrn Benda, wovon bereits bey Göschen **acht** Bände erschienen sind, jeder zwey Dramen enthaltend, eben so wohlfeil, und wird noch vor Ablauf dieses Jahres vollständig seyn. Das wird hoffentlich die Deutschen vor der *loris notae macula* bewahren, die es ihnen in den Augen der Engländer anhängen würde, wenn jener After-Shakspear Verbreitung gewönne. Unser Urtheil über die Benda'sche Arbeit mit Gründen abzugeben, verschieben wir bis zu ihrer vollendeten Erscheinung: denn einige der wichtigsten und schwierigsten Stücke sind noch zurück.

---

*) Man sieht's! *Mundus vult decipi.*

Müllner.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Die zu Turin in der königlichen Druckerey erschienenen **Lezioni archeologiche etc.**, d. h. Archäologische Vorlesungen über einige Monumente des Aegyptischen Museums zu Turin von Giulio di St. **Quintino**, liefern einen sprechenden Beweis, mit welchem Eifer die gelehrten Akademiker zu Turin, durch das Beyspiel des Hrn. **Champollion** ermuntert, es sich angelegen seyn lassen, die kostbaren Aegyptischen Denkmähler, welche der Landesherr ihrer Einsicht und Sorgfalt anvertraut hat, zur Kenntniß von Europa zu bringen. Der wichtigste Gegenstand, von welchem in der vorangeführten Schrift gehandelt wird, ist ein, aus einem einzigen Blocke bestehender Koloß von rothem Sandstein, dessen Höhe siebzehnthalb Fuß beträgt, und der einen stehenden Aegyptischen König vorstellt, der mit einem sehr hohen Kopfputze geschmückt ist, und sich mit dem Rücken an einen aus demselben Blocke gehauenen und die nämliche Höhe mit der Statue habenden Obelisken anlehnt. Das Fußgestell der Bildsäule und eine der Seiten des Obelisken sind mit hieroglyphischen Inschriften verziert, und selbst an Randeinfassungen (Cartuschen) fehlt es nicht. Nach Anleitung der von dem Hrn. **Champollion**, dem jüngern, gegebenen Anweisungen und Vorschriften unternimmt es Hr. **St. Quintin** in seiner Abhandlung, auszumitteln, von welchem der Pharaonen in jenen Inschriften die Rede sey. Indem er jede Figur absonderlich in Untersuchung nimmt, bringt er nachstehende königliche Inscription heraus: „Der König des gehorsamen Volkes, (weltbeschirmende Sonne, geliebt von Ammon), der Sohn der Sonne (Mandoui, Diener der Phtha), Geliebter des ordnenden, wohlthuenden, belebenden Gottes." Im Verfolge seiner Untersuchungen sucht Hr. **St. Quintin** mit verschiedenen, theils von dem Style der Statue, theils von dem Texte der Inschriften hergenommenen Gründen darzuthun, wer dieser König **Mandoui** gewesen sey, und welchen Rang derselbe in der Chronologie der historischen Zeiten Aegyptens einnehme. Es soll nämlich gedachter Mandoui kein andrer seyn, als jener berühmte Osi=Mandué oder Osimandias, dessen viele Großthaten Diodor von Sizilien der Nachwelt aufbewahrt hat: er hätte um das XXIII. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung regiert und würde der XV. Aegyptischen Dynastie angehören. Eine, mit diesem kolossalen Stücke Aegyptischer Kunst, dem ältesten bis jezt bekannten, Aehnlichkeit habende Statue, die Hr. Drovetti um die nämliche Zeit in den Ruinen von Theben aufgefunden hat, ist kürzlich zu Rom eingetroffen. Aus den Zeichnungen, die man davon in Paris erhalten hat, erhellet nicht weniger die Identität der abgebildeten Person als zugleich auch die Identität der hieroglyphischen Inschriften und der Bestimmung der beyden Kolosse, die einer das Gegenstück des andern gewesen zu seyn und zu Eingangsverzierungen eines großen Tempels der ersten Hauptstadt der Welt gedient zu haben scheinen.

— Mit besonderer Sorgfalt ist, wie schon mehrmals, also auch für das Jahr 1825 die königliche Gesellschaft für Agrikultur zu Turin bemüht, durch ihren in gedachter Stadt erscheinenden **Calendario georgico** jede neue Entdeckung oder Erfahrung, welche zur Verbesserung des Feldbaues dienen kann, in Umlauf zu setzen und allgemein bekannt zu machen. Dießmal liefert die Sammlung eilf Abhandlungen oder Artikel. Den Anfang macht eine Berichterstattung des Hrn. **Bonafous** über seine in dem Gesellschaftsgarten gemachten Erfahrungen und Beobachtungen. Dann folgt eine Abhandlung von Hrn. **Ré**, über den sogeheißenen Brusone, eine Reißkrankheit, welche seit einiger Zeit dergestalt überhand genommen, und solche Verwüstungen angerichtet hat, daß mehrere Grundeigenthümer die Kultur jener Pflanze aufgegeben haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 63.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 9. August 1825.

Literarisches aus dem Auslande.

Hr. Humbert, Professor des Arabischen an dem Kollegium zu Genf, hat eine Rede über den Nutzen der Erlernung des Arabischen herausgegeben, die sehr compendiös alles enthält, was sich über diesen Gegenstand sagen läßt. Bey dem Eifer, mit welchem die Orientalischen Sprachen überhaupt jezt betrieben werden, und bey dem glücklichen Einfluß, welchen dergleichen Studien bereits auf Geschichte, Geographie, Dichtkunst, die Kritik der h. Schriften, Astronomie, Medicin, Mythologie u. s. w. äußern und noch vielseitiger zu äußern versprechen, ist es zwar kaum nothwendig, auf die Vortheile hinzuweisen, welche aus dem genauern Studium einer Sprache und ihrer Literatur uns erwachsen muß, die im Westen Europa's so unmittelbaren Einfluß auf Europäische Cultur gehabt hat; indessen ist es mit Dank zu erkennen, daß Hr. H. von Neuem auf Nutzen und Nothwendigkeit jener Studien hinweist. Wir wollen einige Stellen aus seinem Werkchen ausheben. „Die Araber haben fünf Tausend Jahre hindurch ihre Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten unverändert erhalten; auch ihre Sprache ist während dieses langen Zeitraumes unveränderlich geblieben. Frey inmitten unterjochter Nationen hat der Beduine die Monarchien von Aegypten, Syrien und Chaldäa wie Schatten an sich vorübergehen sehen. Der Triumphwagen gefürchteter Eroberer rollte an der Gränze der Wüste dahin; ihre Namen aber gelangten kaum zu dem Ohre des Arabers; er hörte kaum das Geräusch der Züge Alexanders und das Umstürzen des Persischen Thrones. Als später die glänzenden Eroberungen seiner Landsleute ihn einzuladen schienen, die brennenden Sandwüsten und die vertrockneten Brunnen zu verlassen, sah man ihn, stets weise und fest, seine freye und unabhängige Armuth vergoldeten Ketten vorziehen. Und als in unseren Tagen eine berühmte Expedition die Franzosen an die Grenzen Arabiens führte, konnten Beobachter den Bewohner dieser Länder wieder als den erkennen, welchen die alten Schriftsteller schilderten: raubbegierig, rächerisch, grausam; und zu gleicher Zeit gastfrey, edel, mäßig, in Entbehrungen jeder Art verhärtet, nie den gegebenen Schwur brechend und mit allen Gliedern seiner Zunft in brüderlicher Eintracht lebend. Heut zu Tage, wie zu den Zeiten Abraham's, ist der Familienvater Richter unter den Seinigen, die weißen Haare sind ein Gegenstand der Verehrung, nur Greise sitzen in dem Rathe; das Wort cheikh heißt daher im Arabischen zugleich Greis und Herr."

Ein interessanter Beytrag zu den neuern Forschungen über Hieroglyphik und Aegyptische Alterthumskunde wird uns durch Thomas Young in seinem Account of some recent discoveries in hieroglyphical literature and Egyptian antiquities (London, Murray. 1823. pp. 160. mit lithographirten Tafeln). Hr. Young sieht sich für den Mann an, der „das Geheimnißvolle, das 2000 Jahre hindurch die Aegyptische Literatur umgab," zuerst enthüllt hat, und gedenkt der frühern Arbeiten von Champollion d. j. nur als späterer Untersuchungen. Wenn Champollion's neuestes Werk (Précis du système hieroglyphique des anciens Égyptiens. Paris, 1824.) manches Resultat enthält, das Hrn. Young's Forschungen herbeyführten, so kann auch nicht geläugnet werden, daß Young in seinem Account dem französischen Gelehrten manche bedeutende Ausbeute verdankt. Aus einer Verbindung der beyden Gelehrten könnte die Wissenschaft Förderung erwarten; die Anfeindungen führen zu nichts. — Hr. Young ist ein eifriger Forscher in diesem seinem Fache; seine Untersuchungen über die Hieroglyphen sind schätzenswerthe Vorarbeiten für künftige Forscher, die, wenn sie unpartheyisch sind, ihm ihren Dank nicht versagen werden. Wenn sein Urtheil über gäng und gebe Ansichten sich scharf ausspricht, so finden wir das ganz an seiner Stelle, denn die gläubige Nachbeterey hat bey Forschungen über das Alterthum bereits zu sehr um sich gegriffen. Irrthümer, wie sich deren wohl auch bey Young finden, widerlegt fortgesetztes Forschen: so ist z. B. bereits bewiesen, daß die vorzüglichsten Denkmäler der Aegypter nicht blos Grab- und Votiv-Inschriften enthalten, sondern auch chronologische, wie die Tafel von Abydos, die eine

Reihe von mehr als 40 auf einander folgender Könige enthält. Ob die sogenannte Isische Tafel in Rom fabrizirt worden, oder alt sey, wird fernern Forschungen anheim gestellt werden müssen; Young's Ansicht, daß sie in Rom gefertigt worden, hat wenigstens Vieles für sich.

Seit einem Viertels-Jahrhundert beschäftigen die zodiakalischen Darstellungen, welche man in Aegypten fand, das gelehrte Europa, und man hörte die entgegengesetztesten Meynungen darüber: natürlich, denn jeder wollte eine Stimme dabey abgeben, ob von der Sache unterrichtet oder nicht. Den Conjecturen der Halbgelehrten begegnet ein in Paris erschienenes Werk: Observations critiques et archaeologiques sur l'objet des représentations zodiacales qui nous restent de l'antiquité; à l'occasion du zodiaque égyptien peint dans une caisse de momie qui porte une inscription grecque du temps de Trajan; par M. Letronne. Letronne hat, durch seine gelehrten Untersuchungen über die Griechischen Inschriften auf Aegyptischen Monumenten, bewiesen, daß einige dieser Denkmäler, selbst solche, die Zodiakal-Vorstellungen enthalten, nicht über die Römische oder Griechische Epoche der Geschichte Aegyptens hinausgehen, und Champollion d. j. zeigte durch seine Entdeckung des Alphabets der Hieroglyphen und das Lesen der auf diese Denkmäler gegrabenen Legenden, daß diese Zodiakal-Darstellungen ohne Ausnahme aus der Epoche der Herrschaft der Römer über Aegypten seyen. Nachdem auf diese Weise die Zeit dieser Denkmäler ausgemittelt war, blieb die Frage noch zu beantworten, was der Zweck und eigentliche Gegenstand dieser Darstellungen gewesen. Ein weites Feld für Vermuthungen! Man konnte unter den Römern den Stand der Himmelszeichen in einer viel frühern Zeit darstellen wollen, und die astronomische Weisheit Aegyptens zeigte sich dann bey dieser gelehrten Operation in ihrer ganzen Glorie. Während man noch suchte, kam mit Cailliaud eine Mumie, einzig in ihrer Art in mehr als einer Beziehung, zu Theben gefunden, nach Paris: mit religiösen Scenen und hieroglyphischen Inschriften fand man da einen Zodiakus vereinigt, welcher auf das Innere des Kastendeckels gemalt war; auf der äußern Seite des Deckels eine Griechische Inschrift. Diese Mumie gab Gelegenheit zu dem neuen Werke, von dem wir sprechen. Letronne suchte zuerst die halbverlöschte Inschrift zu ergänzen und zu lesen, wie folgt: „Petemenon, genannt Ammonius, welcher Soter Sohn des Cornelius Soter zum Vater, Cleopatra Tochter des Ammonius zur Mutter hatte, ist gestorben, nachdem er 21 Jahre, 4 Monate und 22 Tage gelebt hatte, in dem 19ten Jahre Trajans des Herrn, den 8ten des Pavni" (2ten Juni 116 n. C.). Die Zeichnung des Thierkreises hat viele Aehnlichkeit mit dem von Dendera; nur das Zeichen des Steinbocks fehlt in der Reihe und steht vereinzelt über dem Haupt der mittlern Figur; da nun Petemenon am 2ten Juni 116, nachdem er 21 Jahre, 4 Monate und 22 Tage gelebt hatte, verstarb, und also den 12ten Jan. des Jahres 95 geboren war, die Sonne aber an diesem Tage ungefähr zwey Drittheil im Zeichen des Steinbocks steht und dieses Zeichen in dem Zodiakus der Mumie von Petemenon herrscht; so kann dieser Zodiakus nichts anderes seyn, als der Stand der Gestirne bey der Geburt des Petemenon, dessen Sarg er ziert. Letronne folgert nun daraus: die zwey Zodiaken von Dendera, welche in der Anordnung und Stellung der Zeichen dem der Mumie so ähnlich sind, so wie die beyden von Esne, könnten wohl dieselbe astrologische Bedeutung gehabt haben. Hier beginnt der zweyte Theil des Werkes, handelnd von den Zodiakal-Vorstellungen der Alten, in Bezug auf die Geschichte ihrer Astrologie betrachtet. Es scheint ihm gewiß, daß die Wiege der Astrologie in Chaldäa und Aegypten und nicht in Griechenland und Rom zu suchen sey. Daran haben wir wohl nie gezweifelt, wenn wir auch die Zeugnisse eines Herodot (2, 82.) und Cicero (de Divin. 1, 1.) nicht hätten. Chaldäer und Aegypter waren die Lehrer der Griechen und Römer in dieser vorgeblichen Wissenschaft, welche bestimmte Erscheinungen nach willkürlichen Methoden zusammensezte, um sinnlose Resultate zu erhalten. Letronne gibt hierauf einen Abriß der Geschichte der Astrologie bey den Griechen und Römern; er weist diese auf den astrologischen Münzen nach, welche in Aegypten geschlagen wurden und deren Gebrauch sich bey den Arabern erhielt; er wendet die der Geschichte und den Monumenten entlehnten Data auf die Zodiaken Aegyptens, das Planisphärium von Bianchini, den Zodiakus von Palmyra an; er sezt auseinander, wie die Halbirung der Zeichen auf den Aegyptischen Zodiaken sich auf diese astrologischen Vorstellungen bezieht, und kömmt so auf folgende Resultate: 1) Keine der Aegyptischen, Griechischen oder Römischen Zodiakal-Darstellungen fällt vor die gewöhnliche Zeitrechnung; 2) keine Darstellung dieser Art ist rein astronomisch, sondern es knüpfen sich astrologische, religiöse oder mythische Ideen daran. Die zwey Zodiaken von Dendera, und die von Esne könnten sich also auf August und Tiber, auf Claudius und Adrian, vielleicht selbst der des kleinen Tempels auf Antonin beziehen. Dergleichen Resultate eröffnen gewissermaßen dem tiefern Studium des Alterthums eine neue Bahn, und Hr. Letronne scheint rüstig auf dem weiten Felde der Forschungen fortschreiten zu wollen, auf welches er die gelehrten Alterthumsforscher aller Länder so glücklich aufmerksam zu machen wußte. In Bezug auf die Erklärung der Inschrift haben Champollion d. j. und Silvestre de Sacy in dem Journal des savans (Juill. 1824.) Letronne's glücklichen Scharfsinn und Gelehrsamkeit beyfällig anerkannt.

Der Englische Kapitain Seely, der in den Diensten des Nabob von Nepal war, hat eine Beschreibung des Indischen Tempels von Elora, den man bisher nur unvollständig kannte, gegeben, welche um so willkommener ist, als die Lage des Ortes und die große Eifersucht der Brahmanen den Reisenden stets die größten Hindernisse, ihn genauer zu untersuchen, in den Weg zu legen pflegt. Wir geben einen kurzen Auszug aus dem anziehenden Berichte. Man kann den Tempel von Elora mit Recht unter die Wunderwerke der Welt zählen: als Denkmal der Thätigkeit menschlicher Hände weicht er nur Aegyptens Pyramiden; in Bezug auf das Alterthum steht er ihnen nur wenig, wenn überhaupt, nach. Er ist in einen Granitberg in der Nähe der Residenz dieses Namens gebauen. Er steht allein in der Mitte einer Fläche und hat ungefähr 150' Länge und 150' Breite. Man sieht ihn sich majestätisch zu einer Höhe von 100' erheben. Von außen betrachtet, bieten sich dem Auge schöne Portiken, Fenster und Treppen dar. Er hat nur einen Stock, der sich in geräumige Felder theilt, die symmetrisch durch Pfeilerreihen getrennt sind. Die Mauerwände sind auf das schönste polirt. Dieser unermeßliche Raum, der gegen 500' im Umkreis enthält, hat drey schöne Seitengallerien, oder Verandas, von Säulen getragen, mit in den lebendigen Fels gehauenen Nischen, in welchen man 42 gigantische Statüen Indischer Gottheiten sieht: über diesen Gallerien sind schöne, große Gemächer angebracht. Der Keylas oder Tempel bietet allein eine Masse von Bildhauerarbeit, welche von andern Denkmalen des Alterthums der bekannten Welt schwerlich übertroffen wird.

Ein neuer Englischer Roman „the Inheritance" (die Erbschaft) betitelt, von der Verf. des Romans „Marriage," der 1818 erschien und viel Beyfall fand, ist zum Modebuch in den eleganten Kreisen in und um London geworden. Mit Recht, wie uns scheint, denn die Verf. kennt das Leben in seinen reichen Abstufungen, und weiß es zu malen; ihr Styl ist einfach, keusch, zuweilen erhaben ernst, zuweilen lieblich scherzend, selbst satyrisch, wo es Noth thut. Die Heldin ist in Frankreich geboren und erzogen, und kömmt in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit nach Schottland, wo ein glänzendes Geschick ihrer zu harren scheint. — Ein jüngerer Sprößling des edeln Hauses von Roßville hatte ein schönes bürgerliches Mädchen, Miß Black, geheirathet, lebte im Auslande und starb dort. Gertrude, die Heldin des Romans, ist die Frucht dieser Ehe; sie kömmt mit ihrer Mutter nach Schloß Roßville, deren Besitzer (ihr Oheim) sie mit einem seiner Neffen verbinden und als seine Erbin einsetzen will. Ehe aber jener Neffe kömmt, gewinnt ein anderer Neffe, Obrist Delmour, Gertruden's Herz; ein dritter, Lindsay, liebt die reiche, schöne Erbin im Stillen. Der alte Herr stirbt und Gertrude wird Gräfin von Roßville. Ein geheimnißvoller Fremdling tritt auf und es zeigt sich, daß Gertrude nur ein untergeschobenes Kind, Tochter dieses Fremdlings und ihrer angeblichen Amme ist. Bey dieser Nachricht verläßt der Obrist Gertruden; der Zustand seiner Vermögensumstände macht die Erzählung sehr plausibel. Auch der Neffe des Carl von Roßville stirbt, und der Obrist wird nun Erbe des großen Vermögens; die Herzogin von St. Ives wird ihm angetraut; Gertrude weint lange und gibt endlich dem edeln Lindsay ihre Hand. Die Herzogin von St. Ives verwickelt ihren Gemahl zu Paris in einen Zweykampf; er stirbt durch die Hand des Mannes, der ihn entehrte; Lindsay folgt ihm in dem Stand und Titel von Roßville, und die liebliche Gertrude kömmt endlich so in den Besitz der Erbschaft. Auch findet sich im Laufe der Erzählung, daß der Fremde ein Betrüger gewesen, was aber nicht mehr wesentlich in die Fabel gehört. Man wird nicht säumen, diesen schönen Roman, in dessen Detail wir uns hier nicht einlassen können, dem deutschen Publikum übersezt zu geben; er verdient es wenigstens vor vielen andern Produktionen der Art.

Die Elixiere des Teufels von E. T. A. Hoffmann sind in das Englische übersezt erschienen und machen Furore auf den Brittischen Inseln. Der Rec. von The Devil's Elixir in Blackwood Magazin beginnt so: „die Elixiere des Teufels ist, denken wir, im Ganzen unser Lieblingsbuch unter den zahlreichen Werken eines Mannes von seltenem und sonderbarem Genius. Es enthält den Keim mancher andern seiner Arbeiten; die eine Idee vorzüglich, in der er sich als Romanschreiber am meisten gefiel, kehrte in mannigfaltigen Gestalten zurück, aber nirgends so kräftig und wirksam, wie sie hier ausgearbeitet worden. Diese Idee ist gewiß genau, von der die geringeren Englischen Kritiker genug gesagt zu haben glauben, wenn sie sie, ore rotundo, eine schlechte deutsche Idee nennen. Was auch diese Leutchen sagen mögen — denn das Denken betreffend, sind sie sehr unschuldig, — was auch kleine Leute, gewöhnt sich in einem kleinen Kreise des Verstandes zu drehen, sagen mögen, das Schauerliche ist ein eben so legitimes Feld der Poesie, als das Rührende und Scherzhafte. Es ist ein wesentlicher Theil der menschlichen Natur und kann darum nie erschöpft werden. — Die große Vortrefflichkeit der Elixiere des Teufels liegt in der Geschicklichkeit, mit welcher der Verf. die schauerliche Erscheinung des Doppelgängers mit den gewöhnlichen menschlichen Gefühlen aller Art zu verbinden wußte. Er knüpfte sie an Scenen von großem, einfachem Pathos, an Schilderungen des menschlichen Gemüthes unter dem Einflusse der Leidenschaften — Ehrgeitz, Liebe, Rache, Gewissensbisse. Er wagte es sogar, äußerst scherzhafte

Scenen und Charaktere in die Handlung zu mischen, ohne daß die Wirkung des Schauerlichen im geringsten geschwächt würde. Im Gegentheil scheint die Wirkung dieses Werkes, welche es als ein Ganzes auf die Einbildungskraft übt, der bewundernswerthen Kunst zugeschrieben werden zu müssen, mit welcher der Verf. Traum und Wirklichkeit, den Schein der Wahrheit und die wildesten Phantasien durch Einweben von Dingen, welche wir alle fühlen, zu verbinden wußte. Banquo's Geist ist zehnfach schauerlich, weil er bey einem königlichen Gelage erscheint, und das Schauerliche in dem Mönche Medardus nimmt unser Mitgefühl gleichermaßen in Anspruch, weil dieses Opfer alles dessen, was schrecklich seyn kann in den Launen einer kranken Phantasie, geschildert ist als lebend und sich bewegend unter Menschen und Scenen, denen Leben und Natur nicht abzusprechen ist.

Ein interessantes Werk über Columbia von dem Kapitain Cochrane ist unter der Presse.

A.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Auf einer, aus Auftrag der Gesellschaft nach den Provinzen Novarra und Vercelli unternommenen Reise hat Hr. Rè die Natur und die Wirkungen jener dem Reiß eigenthümlichen Krankheit zu erforschen gesucht. Eine Reihe vergleichender Beobachtungen über drey Gattungen Seidenwürmer hat den Hrn. Bonafour zum Verfasser. In einem Aufsatze über die Cultur des trockenen Reißes mustert der Marlis von Bremen die dießfalls in Europa angestellten Versuche, und behauptet darinn, daß die beträchtlichen Unkosten, welche der trockene Reißbau, vergleichungsweise mit dem nassen, erfordere, es unmöglich machen, sich mit Vortheil auf den erstern zu legen. Die Erfahrungen, welche Hr. Cantu in Betreff des Gebrauches des Opiums gemacht hat, welches aus dem weißen Mohn gezogen wird, den man in Piemont zu bauen pflegt, geben das Resultat, daß eine dreyfache Portion dieses Opiums erfordert wird, um dieselben Wirkungen zu erzeugen, welche das Opium aus der Levante hervorbringt; hinwieder soll das inländische Opium mehr stillende Kraft haben. Einen etwas zu herben Wein hat Hr. Lavini vermittelst eines aus Smyrnischen Weintrauben gezogenen Zuckerstoffes zu verbessern gesucht. Ueber die oben erwähnte Reißkrankheit läßt sich auch noch ein Hr. Magazzoni vernehmen, dessen Abhandlung den von der Gesellschaft in Bezug auf diesen Gegenstand ausgesezten Preis davon getragen hat.

— In der lezten Herbst-Sitzung der Akademie der Georgofili zu Florenz, unter dem Vorsitze des Professors Gazzeri, las Hr. Lapo de'Ricci eine Abhandlung über die Nachtheile einer auf die Einfuhr fremden Getreides zu legenden Taxe, von der er glaubt, daß sie selbst in ihrem Princip als widerrechtlich zu betrachten seyn dürfte. Die Herren Pietro Ferroni und Professor Giuliano Frullani erstatteten Bericht über eine hydraulische Abhandlung des Dr. Bamti, den Arno und die Usciana betreffend. Ein von dem Arzte Thaon, zu Orbitello, eingesandter Aufsatz über den dermaligen ökonomischen Zustand der Maremma wurde mit großem Interesse angehört. Hr. Zauli von Modigliana legte einige Muster von einer nach einem neuen Systeme gewonnenen Seide vor, welche sehr schön gefunden wurde. Die gedachte Akademie, deren Abhandlungen bis auf kurze Zeit periodisch und in Quartalheften erschienen waren, gibt dieselben nun in unbestimmten Zeitschriften bändeweise heraus. Der erste Band dieser fortgesezten Akten enthält neben andern Aufsätzen von weniger allgemeinem Interesse eine Abhandlung über den Einfluß des gesellschaftlichen Geistes auf die öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten und zwey von der Akademie gekrönte Abhandlungen; die eine: Praktische Untersuchungen über den Dünger von J. Lambruchini und J. Tabel; die andere: Neue Betrachtungen über die Koppelwirthschaft von G. Manozzi Torini.

— Mit hoher Genehmigung und Unterstützung hat das K. K. Institut der Wissenschaften und Künste zu Mailand in seiner Sitzung vom 27sten Jänner dieses Jahrs einen zweyjährigen Preis von 1500 Ital. Lire auf die Lösung einer Aufgabe ausgesezt, in Betreff derer es glaubt, daß dieselbe auch nach den Vorarbeiten eines Mitterpacher, Chaptal, Philippo Rè und anderer Agronomen der neuesten Zeit noch einer weitern Entwicklung und Beleuchtung fähig sey, und eine gründliche Lösung derselben für das allgemeine Wohl im höchsten Grade wünschbar seyn müßte. Die Aufgabe ist folgende: „Nachzuweisen, und zwar auch unter Anwendung gemachter Erfahrungen, wie die Lehrer der modernen Chemie und der neuesten diesfalsigen Entdeckungen vornehmlich in den Lombardischen und Venezianischen Provinzen für die Agricultur in praktischer Hinsicht benuzt werden können. Solche Nachweisungen wünschte man ganz besonders in Bezug auf die Natur und die Zusammensetzung der verschiedenen Arten des Erdreichs, auf die Beschaffenheit der verschiedenen, nach Maßgabe der aus chemischer Zersetzung sich ergebenden Composition des Bodens auf denselben anwendbaren Cultur-Arbeiten, auf die Mittel, den Grund und Boden gut oder auch besser zu machen und auf die verschiedenen Arten des Düngers, von welchen in der Regel Gebrauch gemacht wird, oder auch gemacht werden könnte.“ Concurriren bey dieser Preisbewerbung mag in Italienischer, Deutscher, Lateinischer oder Französischer Sprache, von inländischen und fremden Gelehrten, wer immer dazu Lust hat, einzig mit Ausnahme der Mitglieder des Lombardisch-Venezianischen Institutes. Der äußerste Termin für die Einsendungen ist das Ende des Jahres 1826.

Die Akademie della Crusca zu Florenz hat in ihrer Sitzung vom 8ten März dieses Jahres ihr unterm 20sten durch ein Großherzogliches Rescript vom 20sten bestätigtes Urtheil über die ihr zur Quinquennal-Preisbewerbung von 1825 eingesandten wissenschaftlichen Werke und Schriften dahin gefällt, daß die eine Hälfte des in eintausend Scudi bestehenden Preises dem Hrn. Joseph Borghi für eine poetische Uebersetzung der Pindarischen Oden in zwey Bänden, die zweyte Hälfte dem Hrn. Marius Pieri von Corcyra für seine zu Mailand 1821 erschienenen Operette varie in prosa zugesprochen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 64.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 12. August 1825.

Historiographie.

Geschichte der Eidgenossen während der Zeiten der Kirchentrennung, von Johann Jakob Hottinger. Erste Abtheilung. Ut claro sub exemplo falsas auditiones depellam. Tacitus. Zürich bey Orell, Füßli und Comp. 1825. XVI und 504 S. 8.

Ein zweyter Titel des Buches gibt dasselbe als sechsten Band und Fortsetzung der „Geschichten „Schweizerischer Eidgenossenschaft, Johann's von Müller „und Robert's Glutz-Blozheim," und die Vorrede meldet, wie des Verfassers Entschluß das vaterländische Geschichtwerk fortzusetzen entstanden ist, mit welchem Ernst und Fleiß er acht Jahre hindurch zu der jezt begonnenen Ausführung sich vorbereitet hat, und in welchem Geist, um der großen Vorgänger wie des Gegenstandes der Arbeit selbst würdig aufzutreten, gearbeitet worden ist. Die Kirchenreform des sechzehnten Jahrhunderts war es, bis wohin Müller und Glutz vorgeschritten, ihrem Nachfolger die schwere Aufgabe diese kirchlichen Ereignisse zu beschreiben übriggelassen hatten. Für ihre Lösung fühlte Herr Hottinger vor Allem die Unentbehrlichkeit eines Hauptbegriffs, der, älter und höher stehend, als alle Streitsätze der Partheyen, durch das Gewirre dieses lezteren, als fester und leuchtender Punkt, ihn zu leiten im Stande sey. „Er fand denselben in der Idee des sittlich Erhabenen. An sie, die tief im Gemüthe gewurzelt, überall ihre siegende Kraft bewährt, hat seit Tausenden von Jahren die Geschichte der Nationen appellirt, wenn sie die Größe derselben durch Tugend und Vaterlandsliebe, ihren Ruin durch Selbstsucht und Ausartung darstellte. An sie hat auch Christus verwiesen, indem er, von edeln Früchten auf einen edeln Stamm zu schließen, uns anweist. Wie anders gestalten sich aber nicht in ihrem reinen Lichte die Ereignisse und ihre Folgen, als aus dem niedrigen Standpunkte, von welchem in physischem Wohlergehen und bewegungsloser Einförmigkeit das Glück und die Bestimmung des Staates gesucht wird. In die weiten Regionen des geistigen Wirkens tritt, von jener großen Idee geleitet, der Forscher hinüber, und erkennt in blühendern Saaten, in schnellerem Durchflug der Meere, in den eröffneten Wundern unermeßlicher Himmelsräume, in geläuterten Religionsbegriffen, in wissenschaftlichem und sittlichem Fortschreiten die Wirkungen der Denkfreyheit, in dieser das heilige Geschenk der Heroen des sechszehnten Jahrhunderts, welche die verderblichste aller Universalmonarchien, die geistliche, in ihren Grundvesten erschütterten, und auf ewige Zeiten ihre Herstellung unmöglich machten. Darum dürfen auch keine, ferner liegenden, Rücksichten den Schweizerischen Geschichtschreiber abhalten, das segensreiche Ereigniß, so weit es sein Vaterland betraf, nach seiner durchgreifenden Größe, den Helden desselben nach seinem Denken und Handeln darzustellen; keinen Heiligen, — die Geschichte gewöhnt sich an Mißtrauen gegen solche — aber einen Mann hellen Geistes, voll Kraft und voll Glaubens, einen Eidgenossen, wahrlich in des Wortes edelstem Sinn. Trauernd betrachtet und schildert zwar auch er die stürmischen Auftritte, welche bald nach seinem schönen Beginn dem Werk der Verbesserung Gefahr und Vorwürfe brachten, und mit Wehmuth fleht er die physische Kraft zum Schutz einer Bewegung aufgerufen, die, beschränkt auf das Reich der Geister, in reinerm Glanze dastünde; doch während der umwölkte Blick auf den Opfern des Kampfes ruhet, erhebt sich das Gemüth wieder bey Betrachtung der Gesinnung, welche jene in diesen geführt hat, und ehrt nicht minder die Seelenstärke eines kleinen Volkes, das für den Glauben seiner Väter Bedrängniß, Mangel und die Gefahren des Krieges erduldet, als es in den Reihen der Gegner jene Senatoren und Volkslehrer bewundert, welche, obwohl hoffnungslos streitend, die edle Treue an errungene Wahrheit durch Hingabe ihres Lebens besiegelt. Großes, lehrreiches Jahrzehent der vaterländischen Geschichte! In die ewige Friedensruhe eingegangen, sind längst die Gefallenen auf deinen Waffengefilden, und getrocknet die Thränen derer, die an ihren Gräbern weinten; aber geblieben ist die errungene Freyheit der Geister, des Glau-

bens, des Gewissens, und aus tausend Erfahrungen ertönt zu den Enkeln bis auf die spätesten Geschlechter der versöhnende Ruf: Wo zwang- und geräuschloser das Gute geübt wird, wo wärmer das Herz für das Vaterland schlägt, und weiter für jede Noth des Bruders sich öffnet, wo lebendiger der Geist nach Licht ringt, und reiner die Flamme von den Altären der Wissenschaften und Künste emporwallt; — da ist die Wahrheit; und hier auch der Wahlplatz, der unblutige, der einzige, auf welchen für die Ehre seines Glaubens und seiner Bekenntniß der Eidgenosse den Eidgenossen fordern darf!"

Wir haben die etwas lange Stelle ausgehoben, weil sie, nicht über den Geist des Werkes nur, sondern auch über dessen Schreibart Zeugniß ablegen kann; diese ist einfach und würdig, keinen Vorbildern nachgeahmt, aber die edelsten erreichend, wie denn überhaupt, Schweizer und Ausländer, ziemlich ungetheilt und übereinstimmend finden dürften, wenn bereits schon der früh gewelkte Jüngling Glutz-Blozheim ein sehr ehrenwerther Fortsetzer der Müller'schen Geschichten gewesen ist, so vereinige hinwieder der nunmehrige, in noch höherem Maaße, die Fülle der Kenntnisse, die richtige Beurtheilung, den Tiefsinn, die Wahrheitsliebe und jene ächte Unpartheysamkeit, deren Vereinbarung, nebst der Gabe anziehender Darstellung, den tüchtigen Geschichtschreiber bildet. In einer besonderen Note gibt Hr. Professor Hottinger über die benuzten Quellen Rechenschaft, deren die Archive und Sammlungen des wissenschaftlichen Zürichs, so wie die Liberalität der Bewahrer ähnlicher Schätze durch die ganze Schweiz, ihm viele bisher unbekannte oder unbenuzte geliefert haben: von dem gewissenhaften Gebrauch, welchen er davon macht, zeugen die ungefähr zweytausend, nach Müller's Vorgange, dem Text untergesezten Noten.

Das erste der zwey Bücher oder Abschnitte dieses Bandes ist den späteren, in ihren Beweggründen wie in ihrem Ausgange unrühmlichen, italienischen Feldzügen der Schweizer von 1517 bis 1525 gewidmet, denen sich auch die minder berühmten, doch bezeichnenden und erzählenswerthen Bewegungen und Volksaufbrüche zu Gunsten des Herzogs Ulrichs von Würtemberg, im Jahre 1525, anreihen. Das andere Buch eröffnet die Geschichte der Kirchentrennung, durch die zwey einleitenden Abschnitte, vom kirchlichen Zustand der Schweiz im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts und vom Aufleben der Wissenschaften. Diesen eben so treuen als kunstreichen Gemälden, einer Nacht der Finsterniß, der Schrecken und des Verderbnisses, und einer Morgenröthe, die Erleuchtung und Ermuthigung bringt, folgt der dem Reformator Zwingli gewidmete Abschnitt, und diesem annoch zwey andere, welche die allgemeine Gährung und die daraus hervorgegangene Trennung schildern. Statt jeder weiteren Würdigung mag nochmals der Verfasser selbst gehört werden. Sein, die allgemeine Gährung überschriebener Abschnitt eröffnet sich also: „Wenn die Schilderung des Verderbens der Kirche unser Gemüth ergriff, wenn wir das auflebende Licht der Wissenschaft mehr unter dem weltlichen Stande, als über die Stützen und Führer der Hierarchie sich verbreiten sahen; so ist leicht zu ermessen, welch' allgemeine Gährung der freye Vortrag einer Lehre wecken mußte, die, auf das unantastbare Fundament des göttlichen Wortes begründet, den helldenkenden Vaterlandsfreund und den schlichten Bürger, wie den gewandten Spötter und plumpen Tadler, gegen die mißbrauchte päpstliche Gewalt waffnete, während sie zugleich Ehre, Bequemlichkeit, ja den ganzen Besitzstand einer Klasse bedrohte, die zu anstrengender Neuerung am wenigsten geneigt und geeignet war. Unausweichlich mußten hieraus Reibungen, dann Partheyen hervorgeben, Neutralität immer schwieriger, der Riß immer größer werden. Bereits war damals noch weiter als Zwingli, Martin Luther in Teutschland vorgeschritten; aber in die entfernten Bergthäler der Schweiz hatte sich früher die Kunde des päpstlichen und kaiserlichen Zornes über die kühnen Unternehmungen desselben, als seine eigene Rechtfertigung, verbreitet. Schlau ward dieser Umstand benuzt, den Schweizerischen Reformator als Schüler des Sächsischen und alle Freunde einer Verbesserung als Anhänger des ketzerischen Luthers darzustellen. Die Stellung jeder Parthey wird aber von dem Augenblick an gefährlicher, wo sie den Namen erhält, und so wird den Gegnern Zwingli's plötzlich klar, wie hinfort ihre Streiche geführt werden müssen. Mit großer Zuversicht ward das Gespenst einer furchtbaren, gegen Staat und Kirche gerichteten, Verschwörung vorgeschoben, deren Oberhaupt, der unruhige und ehrgeitzige Augustinermönch in Wittenberg, in allen Ländern seine Aussendlinge, bey den Eidgenossen an Zwingli sein vorzüglichstes Werkzeug habe. Hiezu werden, so heißt es, wie seiner Zeit durch jene gräuelhaften Dominikaner den Untergebenen die Rollen vertheilt; hiezu in Basel Froben's und Petri's Pressen in Bewegung gesezt, hiezu durch heimkehrende Magister und Studenten, ja selbst durch Handwerksgesellen und Abenteurer das Lob des aufrührerischen Doktors, seine Grundsätze und seine Büchlein verbreitet. Gebilligt ward es daher durch Viele, als der päpstliche Legat von der Tagsatzung, welche zwar nicht eintrat, bey Strafe des Bannes das öffentliche Verbrennen aller Lutherischen Schriften verlangte. In einzelnen Gegenden geschah wirklich obrigkeitliche Nachsuchung. Von den Kanzeln, der Mönche besonders, ertönten Schimpfworte; wer irgend über Lehren oder Gebräuche der Kirche eine freyere Aeußerung wagte, jeder selbstdenkende, jeder wissenschaftliche Mann ward verdächtigt, dem Volkshasse

preisgegeben, und selbst die unschuldige griechische Sprache als Lutherische Ketzerey gebrandmarkt. Kräftig erhob gegen solche Kunstgriffe Zwingli selbst seine Stimme, obwohl er Luthers Einfluß auch auf die Schweiz keineswegs läugnete, oder je weggewünscht hätte." Ein Duzend Noten geben die Belege und die Nachweisung der Quellen, für jede Angabe der ausgehobenen Stelle. Zu einem ganz vorzüglichen Verdienste aber, das annoch erwähnt werden soll, gereichen der Hottinger'schen Arbeit die von Scharfsinn und Tiefblick wie von unbefangener Milde und Anerkennung jeglichen Verdienstes ausgehenden, eben so gelungenen als anziehenden Charakterschilderungen der Männer, die, sey es als Führer und Vorgänger, oder als Werkzeuge, Zwischenhändler und geheime Verständе in dem großen Geschichtsdrama sehr ungleiche Rollen gespielt haben. Die Namen von Zwingli, Erasmus, Ulrich von Hutten, Niklaus Manuel, Johann Faber, Komthur Schmied und viele andere mehr mögen den Genuß andeuten, den ihre geistvolle Schilderung dem Leser zusichert. Der Verfasser gibt Hoffnung (wie man hört) binnen Jahresfrist die Fortsetzung seines Werkes zu liefern.

Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittel-Alters von Heinrich Luden. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Jena b. Frommann. 1824. Erste Abtheilung, 560 S. Zweyte Abtheilung, 565 S. 8.

Es war zu erwarten, daß dieses klassische Werk über das vielbesprochene, aber wenig verstandene Mittelalter nicht lange zu warten haben würde auf die Wohlthat des Wiederdruckes. „Will man dieses Buch," sagte bekanntlich der eben so geistreiche als gelehrte Verfasser bey Gelegenheit der ersten Ausgabe „mit seiner eigenen Weise nicht als Geschichte gelten lassen, so habe ich Nichts dagegen. Ist es keine Geschichte, so sind es zum wenigsten Urtheile über die Geschichte, und zusammenhängende, fortlaufende Urtheile." Eben um dieser Urtheile willen halten wir das Buch für ächte Geschichte, für Geschichte mit Geist geschrieben, welche nicht blos das Gedächtniß, sondern auch der Geist in sich aufnehmen kann, und durch deren Studium nicht blos eine trockene Kenntniß des Geschehenen, sondern eine feste und vielumfassende Ansicht der staatsgesellschaftlichen Dinge, eine lebendige Anschauung des Federnspieles in dem Uhrwerk der politischen Welt gewonnen wird: gleichviel, versteht sich, ob der Lernende die Ansichten des Verfassers adoptire, oder, durch dessen Urtheile geweckt, selbstständig seine eigenen sich bilde. Diese Art, die Geschichte zu behandeln, ist freylich heut zu Tage nicht überall gern gesehen. Wenn der geistvolle Geschichtsforscher dem todten Leichnam der Vergangenheit einen lebendigen Odem einbläst; so ist das fast eben so unbequem für die Macher (faiseurs) der Gegenwart, als wenn der Dichter es thut: der Leichnam steht auf in der Einbildungskraft der Leser, und prediget über Gegenwart und Zukunft, prediget Dinge, die man der Gegenwart gern verborgen hielte; und spricht sie aus mit einer Stärke, welche die Gewalt aller Wortberedtsamkeit eben so weit hinter sich läßt, als überhaupt die Macht der That die Gewalt des Wortes übertrifft. Der Verf. scheint die Abneigung der Gegenwartsmacher gegen dieses geistige Wiederaufstehen der Vergangenheit zu kennen: denn er kündiget uns im Vorworte der vorliegenden zweyten Auflage an, daß wir die Geschichte, der neueren und neuesten Zeit, welche die Geschichte des Mittelalters und die ihr vorhergegangene des Alterthums zu einem Ganzen abschließen sollte, (daher der Haupttitel: Allg. Gesch. der Völker und Staaten) vor der Hand noch nicht zu erwarten haben. Inzwischen tröstet er uns darüber mit der bereits vollendeten, ausführlichen Geschichte des deutschen Volkes, die bereits auf Unterzeichnung angekündiget worden ist, und mit der Aeußerung, daß er die ausführliche Beschreibung „der Geschichte seiner Zeit" — vom J. 1780 an — für sein Alter sich aufgespart habe.

Von den Verbesserungen und Vermehrungen dieser neuen Ausgabe ist hier nicht Raum, Bericht zu geben. Der Druck ist sorgfältig gelesen und das Aeußere überhaupt bibliothekmäßig, wie es bey solchen Werken sich gebührt.

Müllner.

Biographie.

Meine Lebensreise. In sechs Stationen ꝛc. von Urceus. Nebst C. B. Reinhard's Briefen an den Verfasser. Leipzig in der Baumgärtner'schen Buchhandlung. 1825. 350 S. gr. 8.

Urceus heißt bekanntlich der Krug, und nur auf dem Titel, nicht im Buche, hat es der Verf. verhehlen wollen, daß er der Prof. Krug in Leipzig ist. Zum Motto hat er die Worte von Goethe gewählt:

Ich bin nun, wie ich bin;
So nimm mich denn hin!

Darauf möchten wir im Namen der Lesewelt antworten:

Ich will gerührt seyn oder lachen;
Was soll ich mit dir machen?

Die Lebensgeschichte des Verfassers, so wie er sie erzählt, bringt weder die eine noch die andere Wirkung hervor; sie regt blos an zu Betrachtungen über den gewöhnlichen Lauf der menschlichen Dinge, besonders in der Sphäre des akademischen Lehrstandes und des Schriftsteller-Lebens.

„Zur Belehrung der Jugend,“ wie der Verf. auf dem Titel einen Theil seines Zweckes angibt, ist so eine Biographie recht gut; aber „zur Unterhaltung des Alters,“ wie derselbe den andern Theil des Zweckes bezeichnet, wird sie wenig beytragen, da das Alter weit schwerer ergötzbar ist, als die Jugend. Inzwischen liest sie sich angenehm, und erhält, in Ermangelung eines anziehenden Inhalts, einen gewissen Reiz theils durch die Form, theils durch die Offenherzigkeit und den Freymuth des Autors. Er fingirt nämlich, daß er bereits gestorben sey, und aus der Oberwelt herab sein irdisches Thun und Leiden betrachte, ungefähr wie Kotzebue in den Briefen aus Tenare, mit welchem er sich jenseits ausgesöhnt zu haben versichert, und den er auch einmal redend einführt. Auf diese Weise erhält die Lebensgeschichte einen Anstrich von unbefangener Selbstbeschauung, der den Leser einnimmt, da der Verf. eben keine schweren Sünden zu beichten hat. Ueberall zeigt er sich als einen klar und wohldenkenden Mann, der vermöge seines Charakters mehr der Gefahr ausgesezt ist, gegen die Convenienz, als gegen das Pflichtgebot zu fehlen, und der leichter die Regeln der Klugheit, als die Gesetze der Tugend übertritt.

Den merkwürdigsten Abschnitt seines Lebens, seinen Kriegszug gegen die Franzosen mit dem unglücklichen Banner, wovon ein großer Theil im Rhein ertrank, erzählt er mit gutmüthiger Laune; und nur der Franzosenhaß, den er noch nicht abgelegt hat, und die etwas Kotzebue'sche Art, womit er auf Napoleon zu schmähen liebt, wirken störend auf den Leser, der von einem Bewohner der Oberwelt, wofür der Erzähler sich ausgibt, billig eine Erhebung über die gemeine Ansicht der egoistisch betheiligten Mitwelt eines großen Mannes erwartet. Die Hoffnung, womit er zu Felde zog: den Napoleon vielleicht in Person „bey'm Kragen zu fassen, und ihm zu sagen: Voici le recteur de l'université de Leipsic, que vous avez si maltraité,“ gesteht er S. 192 selbst zu. Reinhard's Briefe sind eine interessante Zugabe, und es ist eben nicht abzusehen, was die Discretion gegen deren Bekanntmachung einzuwenden haben könnte. Der Schreiber ist todt, und es ist bisweilen gut, wenn die vertraulichen Briefe eines solchen Mannes auch von denen gelesen werden, an die sie nicht geschrieben sind.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Ehrenvolle Meldung erhielten auch dann folgende Schriften: Ruth, theologische Vorlesungen von einem Dominikaner; eine epische Uebersetzung der Iliade von Lorenz Mancini; eine allgemeine Geschichte von Hindostan vom Jahr 1500 vor Christi Geburt, bis zum Jahr 1819; Ciceros Briefe chronologisch geordnet, übersezt und mit Noten begleitet von dem Ritter Luigi Mabel; Petrarchs Leben und Erläuterung seiner Reime von dem Prof. Marsen; eine Liedersammlung von M. Missirini; eine Abhandlung des Grafen F. V. Barbacovi über die Unentbehrlichkeit der Religion zur Erhaltung der Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft und über die verderblichen Folgen der Gottlosigkeit, mit angehängten Betrachtungen über die Preßfreyheit; von dem Wechsel der Zustände Italiens und von den Ursachen desselben von den Zeiten Augusts an bis zum Verfalle des Abendländischen Kaysertbums; Bemerkungen über die Italienische Sprache und die Italienischen Wörterbücher von Angelo Pezena und eine Uebersetzung von Horazen's Werken in Italienischen Versen bey Tommaso Gargallo.

— Eine, zu Pavia, von J. J. Capelli verlegte Collezione de'Classici metafisici, die schon im Jahr 1818 begonnen hat, ist bis und mit 1825 bereits zu 43 Duodezbänden angewachsen, und beweist wenigstens, daß auch die ernstere und abstraktere Literatur jenseits der Alpen ihr Publikum findet. Den Anfang dieser Sammlung macht eine weitläufige Abhandlung der drey Herausgeber, Louis Rolla, Joseph Germani und des Defendenten Sacchi über den Ursprung, die Schicksale und Fortschritte der sogeheißenen Metaphysik. Dann folgt eine Auswahl der Schriften von Cudworth, Descartes, Malebranche, Hume, Condillac und Locke. Auch einiges von Kant, namentlich seine Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik, haben hier ihre Stelle gefunden. Weiter folgen einige Versuche über die Aesthetik aus der Feder des unglücklichen Mario Pagano, verfaßt während der Zeit seines Verhaftes in den Gefängnissen zu St. Elmo, in Neapel. Von Schriften jezt lebender Metaphysiker erscheinen einige Abhandlungen von Destutt de Tracy, und in einer zweyten, die erste weit hinter sich zurücklassenden, Ausgabe einige Abhandlungen von Laromiguière. Jedem Werke ist eine, den Verfasser betreffende Notiz sammt seinem Bildnisse vorangesezt. Diese Notizen sind, was die Verstorbenen betrifft, aus den Denkschriften eines Fontenelle, Freret, Thomas und Condorcet geschöpft, von den lebenden Schriftstellern haben die Herausgeber selbst auf ihre Systeme und Schriften bezügliche Notizen beygefügt. — In einer, noch im vorigen Jahre in der Druckerey der Minerva zu Padua erschienenen Sammlung von Gedichten stellt sich die Dame Teresa Albarelli-Vordoni kühn und mit Glück in die Reihe der neuesten weiblichen Repräsentanten des Italienischen Parnasses, auf dessen Höhen schon manche ihrer Mitschwestern — man denke an die Familien Colonna, Gambara, Stampa, u. a. m. — nicht blos durch die Harmonie und Eleganz ihrer Schreibart, sondern auch durch die Kraft und Neuheit der Gedanken geglänzt haben, und scheint dieselben insgesammt, sowohl in Absicht auf den Versbau als auf die Schwierigkeit der Gattung, die sie sich zum Hauptziel ihrer dichterischen Bestrebungen außersehen hat, übertreffen zu wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 65.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 16. August 1825.

Dramatische Literatur.

Rosimund, ein Trauerspiel. Und Minnelieder. Von Ferdinand Wachter. Jena, in der Cröker'schen Buchhandlung. 1823. 175 S. 8.

Der Geschichtschreiber der Longobarden, Paulus Diaconus, erzählt. (II, 28.) der König Alboin habe im Rausche eines Gastmals seine Gattin, Rosimund, gezwungen, aus dem Schädel ihres erschlagenen Vaters, Cunimunds, zu trinken, und dadurch das kindliche Gefühl derselben so hart verlezt, daß sie einen Meuchelmörder gewann, diesem verlezten Gefühl Genugthuung zu verschaffen. *) Ein dramatischer Dichter, der diese Begebenheit, den Untergang eines großen Helden durch eine unzarte Uebereilung, für ausgebildet genug hält, — gleichviel ob von gleichzeitigen Historiographen oder von der spätern Sage ausgebildet — um seiner Erfindung nicht zu bedürfen, wird dennoch gezwungen seyn, entweder die Zeit, wo Rosimunde den Meuchelmörder durch Betrug gewinnt, und die Katastrophe, Alboin's Tod, unmittelbar zusammenzurücken, so daß es Schlag auf Schlag geschieht, oder die leztere von bessern Motiven abhängig zu machen, als die Dummheit des Ausführenden ist. Herr W. hat die Nothwendigkeit dieses Umstandes übersehen, indem er zu ängstlich den historischen Berichten folgte. Paulus erklärt nämlich ausführlicher, Rosimunde habe an Stelle ihrer Kammerfrau, die mit dem tapfern Krieger, Peredeo, in unerlaubter Verbindung lebte, heimlich und ohne Wissen dieses Mannes sich selbst während der Dunkelheit der Nacht seiner Umarmung hingegeben und ihn durch die, schnell nachher erfolgte, Entdeckung, daß sie die Königin sey, er also Alboin's Rechte beleidigt habe, in die Alternative gebracht, entweder durch ihren Gatten zu sterben oder ihn umzubringen. Er wählt das Lezte. Da aber zwischen diesem unfreywilligen, durch keine andern Gründe motivirten Entschlusse und der Ausführung wenigstens acht Stunden liegen; **) so kommt man auf den Argwohn, Rosamunde habe Ursache gehabt, auf die Verblüfftheit Peredeo's zu rechnen, denn — abgesehen von dem problematischen Ausgange einer richterlichen Untersuchung, wo der Advocatus Diaboli schwerlich Rosamunde's Proceß gewinnen konnte — warum thut der Hintergangene nicht vor dem Morde, was er gleich nach dem Morde thut, fliehen? Es können Umstände genug obgewaltet haben, welche dieß verhinderten; aber wenn sie die Geschichte verschweigt, so darf sie darum der Dramatiker nicht vergessen, weil sonst der Hauptschlag seines Trauerspieles auf der Dummheit eines Dieners beruht. Fouqué, mit dem Herr W. übrigens keine Vergleichung aushält, hat sich in seinem Alboin bekanntlich durch einen Eid geholfen, den Peredeo vor der Umarmung der Rosamunde schwören muß. Das geht schon eher an, zumal da es durch den Charakter Peredeo's einleuchtet, daß er den Eid selbst in dem Falle für bindend halten wird, wo ein Betrug im Spiele ist. Wie Alfieri diesen Umstand benuzt habe, können wir nicht genau angeben, da wir seine Rosmonda nicht zur Hand haben. Ruccelai, dessen Rosemonde die Italiener mit der Sophonisba des Trissino für die früheste Tragödie ihrer Literatur halten, befleckt die Unschuld der Königin nicht, sondern läßt die Sache des gekränkten kindlichen Gefühls von ihrem Verlobten, Almachild, freywillig übernehmen. Wem es von unsern Lesern Vergnügen macht, Vergleichungen anzustellen, der schlage Lessings theatralische Bibliothek (Berlin, Voß 1754) Stück 2. S. 225. nach, wo man einen Auszug aus dieser Rosamonde findet.

Um also den Uebelstand in der Katastrophe zu heben, mußte sie entweder augenblicklich auf die Umarmung der Königin folgen, oder es mußten Umstände da seyn,

---

*) Gregor von Tour (L. IV. C. 35.) erwähnt nichts von einem Schädelpokal.

Recensent.

**) Der Betrug geschah in der Nacht, und des Königs Ermordung um Mittag. dum se Alboin meridie soporis dedisset, sagt Paul. Diac.

Recens.

welche den Peredeo auszuweichen verhinderten, oder Herr W. mußte aus der Begehrenden (unum ex famulis concupiscens, sagt Gregor v. T.) eine Begehrte machen. Dieß war sehr leicht. Er brauchte nur die sinnliche Begierde Peredeo's auf Rosamunde selbst, nicht auf ihre Kammerfrau sich richten lassen; dieser zweyte Mortimer konnte Mittel versuchen, seine verbrecherischen Wünsche zu befriedigen, er konnte sich ihr erklären; sie konnte einwilligen unter der Bedingung, daß erst der Mord geschehen sollte, und — dann hatte sie noch den Vortheil, daß sie ihre weibliche Ehre nicht dem Wollüstling preisgeben durfte, denn was sie wollte, war erreicht: Alboin's Tod. Wir gehören nicht zur ästhetischen Tugend-Inspection, aber uns dünkt, Rosamunde mußte den Preis ihrer Reize eben so hoch stellen, als der Meuchelmord einer Heldenseele kostet.

Wir haben eben Alboin's Tod als die Katastrophe des Stücks, und somit ihn als Helden bezeichnet, und dieß werden wir so lange thun, als uns Herr W. nicht beweist, daß das Weib nach dem Morde noch Interesse zu erwecken vermöge. Was liegt uns daran, noch zu erfahren, ob sie sterbe, da es uns gleichgültig ist, zu sehen, daß sie lebt? Was kümmert's uns bey dem imposanten Sturz eines Eichstammes, ob die Axt mit zerspringt, die ihn fällt?

Hier brechen wir ab und bitten, uns Einzel-Rügen zu erlassen. Wir haben Herrn W. mit bedeutenden Dichtern zusammengestellt; vielleicht bewirkt diese Schmeicheley, daß er jene studire, und so bringe die Milde der Kritik hervor, was ihre Schärfe (s. die Beurtheilung seiner Brunhild im Lit. Bl. 1822. Nr. 65. S. 258.) nicht vermocht zu haben scheint: Studium und Geschmacksbildung.

Die angesalzten

Minnelieder

kommen aus einem warmen, gewiß guten, obwohl, wie es scheint, nicht gesunden Herzen; die Empfindung ist rein und stark, aber der Weg, den sie machen muß, um aus der Seele auf das Papier zu gelangen, scheint sie zu ermüden, denn man sieht ihr die Anstrengung an. Daran, dünkt uns, ist niemand Schuld, als die Phantasie, die ihr verkrüppelte Bilder in den Weg wirft, und die Sprache, die ihn, wie spanische Stiefeln, drückt. Er reinige seine Einbildungskraft und lerne zunächst in den Stiefeln Schritt vor Schritt marschiren, das Tanzen wird sich finden. Er gehe seine Verse durch, und zwar täglich, und so lange, als ungefähr ein Kind im Mutterschoose liegt, und was gilts? seine Empfindung wird sich mit dem Zauber der Melodie in das Herz der Geliebten einschmeicheln, und sie, die Himildrud, wird ihn heirathen, wenn's möglich ist. Was der Verf. in dem lezten Gedichte des Buches wünscht, S. 175, gehe in Erfüllung:

„An Himildrud.

Warum ich mich an dich zu wenden wagte?
Was lebet, strebet nach dem holden Licht,
Und jeder opfert anders seiner Gottheit:
Der Gärtner Blumen, Blut der Sohn der Jagd;
Ich, was mir Gimli's Götterharfen gaben.
Verfinst're dich mir nicht, du süße Sonne,
Die durch die Wolken meines Lebens bricht!"

Pf.

Literärgeschichte.

Klopstock als Mensch und als Dichter. Einiges aus der Geschichte seines Lebens und Wirkens zur hundertjährigen Feyer seines Geburtsfestes den 2ten Julius 1824. Naumburg b. A. E. Bürger. 96 S. kl. 8.

Der Verf. dieser Festschrift ist, laut der Zueignung an die Landschule Pforta, ein Schullehrer zu Naumburg, K. Ch. G. Schmidt, als Fortsetzer der mathematischen Werke seines Vaters in der literarischen Welt rühmlich bekannt; aber von sehr problematischem Berufe zur Würdigung Klopstocks als Mensch und als Dichter. Man ist es zwar an dergleichen Festschriften gewohnt, daß sie den Mann, dessen Andenken sie feyern sollen, mehr lobpreisen, als charakterisiren; aber von der feyerlichen Lobrede auf einen großen Verstorbenen verlangt die Kritik billig, daß dieselbe ein Kunstwerk, ein Werk der Beredtsamkeit sey. Kunstreiche Anordnung der Theile, lebendige, blühende Sprache, geistvolle und gedankenreiche Beuntzung des historischen Stoffes, geben einer Lobrede ihren literarischen Werth. Sie soll gleichsam ein Zauberschlag der Kunst seyn auf das Grab des Gefeyerten, geführt zu dem Zwecke, daß der Todte auferstehe in der Einbildungskraft des Lesers, gereiniget von den etwaigen Mängeln, die ihm anhängen mochten im Leben, und in den ungeschwächten Strahlen seiner Vorzüge verklärt.

Zu solch' einer Lobrede bot Klopstock reichen Stoff. Immerhin mag etwas Wahres an demjenigen seyn, was über Klopstocks Messiade gelegentlich im Lit. Bl. 1822. No. 36. S. 143. Sp. 2. geäußert worden ist: „Wie „dort (in Schillers Göttern Griechenlands) das Bedürf„niß der sinnlichen Natur eine ausgestorbene Phan„tasiereligion zurückforderte, so schuf es hier (in „der Messiade) eine neue; und wir müßten uns sehr „irren, wenn die Messiade, die so viele Kunstsinnige für „den Mythos der Erlösung begeisterte, einen einzigen wahr„haft gläubigen Christen (im Sinne der heil. Schrift) er„zogen hätte. Die Poesie ist eine geborne Lügnerin, und

„selbst der Glaube, den sie fordert und hervorbringt, „ist eine Lüge, ein innerer optischer Betrug, eine Verwechselung des Reiches der Möglichkeit mit dem der „Wahrheit, der moralischen Nothwendigkeit mit der „Consequenz einer schöpferischen Willkür. Es ist ein „ganz anderer Glaube, den die Religion (ein wohlthätig verhüllter Spiegel der blendenden Sonne der „Wahrheit) von dem Christen fordert und ihm einflößt.“ Dennoch gehörte ein wahrhaft großer Dichtermuth dazu, das heilige Mysterium des Erlösungswerkes zum Gegenstande eines Epos zu erkiesen: und daß der Plan solch' eines Werkes in einem Jünglinge, in einem Gymnasiasten erwachte, der zur würdigen Ausführung noch bey weitem nicht reif seyn konnte, ist eine so wunderbare Erscheinung, daß vielleicht nur ein minder aufgeklärtes Zeitalter, eine größere Publicität dieser Thatsache und mehr Popularität des Werkes, dazu gehört hätten, um den Sänger der Messiade in den Augen der Nation zu einem zweyten Johannes, und sein Gedicht zu dem Range einer neuen Offenbarung zu erheben. Nimmt man dazu, daß Klopstocks Vater, wenn anders der Notiz im Conversationslexikon zu trauen ist, ein Visionär war, dem der Teufel zu erscheinen pflegte, und daß diese verirrte Anschauungsgabe des Vaters in dem phantasiereichen Sohne zur erhebendsten, von allem Calderon'schen und Werner'schen Mysticismus befreyten Religionspoesie sich läuterte: erwägt man, daß diese Läuterung im Laufe einer Schulbildung erfolgte, deren Basis das Studium der heidnischen Klassiker war, und daß der junge Dichter im Genuß ethnischer Dichterwerke zu der Kraft erstarkte, das Christenthum poetisch zu umfassen, und den erhabensten Stoff desselben Jahre lang, bis zur vollendeten dichterischen Gestaltung festzuhalten: und bedenkt man endlich, daß dieses kühne Unternehmen im Gebiete der Kunst, dem gewöhnlichen Weltlaufe entgegen, nicht nur eine Anerkennung fand, die allen Anfechtungen der hierarchischen Glaubenspedanterey die Wage hielt, sondern auch dem Sänger Freunde erwarb, die ihn mit ächtem Fürstensinn in den Stand sezten, ziemlich sorgenfrey sein ganzes Leben der Dichtkunst zu weihen; so kann man kaum umhin, denselben in vollem, prosaischen Ernste für einen würdigen Günstling der Vorsehung, für einen Dichter von höherem, übersinnlichen Berufe zu halten, und es muß dem Lobredner leicht seyn, seinen Gegenstand in diesem eben so glänzenden, als gemütherwärmenden Lichte darzustellen.

Nach unserem Dafürhalten fehlt aber viel, daß Herr E. dieses Ziel der Redekunst erreicht hätte. Er scheint es nicht einmal in's Auge gefaßt zu haben. In correctem Style, aber nicht in lebendig blühender Sprache, erzählt er des Dichters Lebensumstände wenig anders und wenig besser, als er sie im Conversationslexikon fand; die Lobeserhebungen, die er demselben ertheilt, sind größtentheils anderen Schriftstellern nachgesprochen, und sprechen wenig an, weil ihnen der Schein fehlt, der die Seele der Lobreden ist: der künstlerische Schein, aus des Redners eigner Ueberzeugung, aus seinem innigsten Gefühl, und aus einer gründlichen Kenntniß der Werke und des Wirkens von seinem Gefeyerten hervorzugehen. Er spricht mit gleichem Lobe von der Hermannschlacht und von andern dramatischen Versuchen des Dichters, wie von dessen Epos und von dessen Oden. Er besingt ihn am Eingange des Büchleins in Versen, die entweder von Mangel an eigner poetischer Kraft zeugen, oder von Mangel an Begeisterung für die Größe des Gefeyerten. Und am Schlusse hängt er, außer einigen fremden Gedichten auf Klopstock, zwey Briefe des Verewigten vom Jahre 1800 an, die denselben nicht nur nicht erheben, sondern gewissermaßen verkleinern, indem sie eine kleine Schwachheit des ehrwürdigen Greises verrathen. Dankbar gegen das Institut, welches den Grund seiner Bildung gelegt hatte, schenkte Klopstock demselben ein Exemplar der großen, Göschen'schen Ausgabe des Messias; gab aber dabey, freylich auf höchstbescheidene Weise, dem damaligen Rector Heimbach den Wunsch zu erkennen, es mit einer gewissen Feyerlichkeit von den besten Schülern in die Bibliothek tragen zu lassen. Einige Monate später bestimmte er, in einem zweyten Briefe an den Rector, im Namen eines ungenannten Freundes, vier goldene Medaillen für Vorlesungen aus dem Messias, welche zwölfmal binnen Jahresfrist von dazu erwählten Schülern gehalten werden sollten, und erbat sich Nachrichten darüber. Alles sehr verzeihlich an einem Veteran, den der Beyfall der Nation, und die Bewunderung der Zeitgenossen seiner Blüthe, berechtiget hatten, das Anerkenntniß seines Werthes überall vorauszusetzen; aber zum Gebrauch in dieser Festschrift wenig geeignet, obschon diejenigen Stellen der Briefe, wo er von seinem Pförtnischen Traume (im Anfange des 19ten Gesanges der Messiade) und von seiner Ansicht der Deklamirkunst spricht, im Texte der Jubelschrift wohl hätten benuzt werden mögen.

Bey allen diesen Mängeln, die zum Theil durch die Vermuthung sich entschuldigen lassen, daß der Verfasser (ein geborner Pförtner, so viel wir wissen) die Schrift ursprünglich wohl mehr für die Schule, welcher er dieselbe als eine eigene dankbare Huldigung dedicirte, als für das große Publikum bestimmt haben mag; wird sie, schon des biographischen Inhalts wegen, den zahlreichen Käufern der neuen, Göschen'schen Wohlfeilausgabe der Klopstock'schen Werke nicht unwillkommen seyn, und auf diese hat der Verleger zweckmäßige Rücksicht genommen, indem er dem Büchlein genau das Format der gedachten Ausgabe gegeben hat.

Kurze Biographie des Freyherrn Adolph von Knigge. Hannover in der Hahn'schen Buchhandlung. 1823. 24 S. 8.

Wir schließen hier die Anzeige dieser kleinen Broschüre an, um unseren Lesern zu sagen, daß sie dasjenige nicht darinnen finden werden, was in Knigge's Lebenslaufe leicht das Interessanteste seyn möchte: seine Verbindung mit dem Illuminatenorden, und überhaupt seine maurerischen Verirrungen und Schicksale. Der Bruder Philo wird S. 12. blos flüchtig erwähnt, und S. 3. wird als Grund dieser Uebergehung u. a. angeführt, daß man — keinen Anstoß habe geben wollen. Darüber hätte der ungenannte Biograph billig sich hinwegsetzen sollen um des Nutzens willen, den die Geschichte solcher Verirrungen verschaffen kann, indem sie junge Leute von der Neigung zur leidigen Geheimbündnerey abmahnt. Angehängt ist ein, in Knigge's Papieren gefundenes autokritisch räsonnirendes Verzeichniß der Schriften, welche Knigge bis 1790 geschrieben hat, nebst der, vom Biographen herrührenden, Angabe der Titel seiner späteren Schriften; und das allein gibt diesem Büchlein einigen literargeschichtlichen Werth, und ergänzt die dießfalsigen Mängel des beliebten Conversationslexikons. Die autokritischen Bemerkungen Knigge's sind übrigens sehr kurz und zum Theil launig. Z. B. „Ueber den Umgang mit Menschen. Dieß Buch ist in mehrere Sprachen übersezt; schade, daß ich die guten Lehren, welche darin enthalten sind, nicht immer befolge.“ Ferner: „Parodie des Zimmermann'schen Werks über Friedrich den Großen unter dem Titel: Ueber Friedrich Wilhelm den Liebreichen und meine Unterredungen mit ihm, von Meywerk, Churhannöverschen Hosenmacher. Das Ding war in wenig Stunden verfertigt, allein Persifflage gefällt leider immer; es ging reißend ab und ist zweymal nachgedruckt.“ In dem Beytrag zur neuesten Geschichte des Fr. Maurer-Ordens in 9 Gesprächen glaubte Knigge „den rechten Gesichtspunkt getroffen zu haben, woraus man den Orden beurtheilen muß.“ Aber — sezt er hinzu — „wenige haben es verstehen wollen oder können.“ Jezt verstehen dergleichen Dinge Viele, nämlich das große profane Publikum, welches täglich heller durch den Vorhang des Tempels hindurchschauen lernt, seitdem der überhandnehmende Hang der MM., zu schreiben und drucken zu lassen, den Profanen unwillkürlich die Brillen schleift.

Müllner.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Sie hat sich nämlich, nach den Vorbildern eines Horaz und Gozzi, dessen Sermoni ganz vorzüglich ihre Lust ausmachten, die Sitten ihres Zeitalters zum Hauptgegenstand ihrer Studien und ihrer Verse ausersehen. Von sechs Satyren, welche den bedeutendsten und anziehendesten Theil dieses, nebenbey auch eine Anzahl von Sonetten, theils ernsten, theils scherzhaften Inhaltes, eine anakreontische Ode auf die vormals der Liebe zur Seite gehende Unschuld und eine Vision über das Loos der Sappho enthaltenden Buches ausmachen, ist die erste an ihren Gatten, als den Theilhaber ihrer Gefühle und literarischen Projecte gerichtet. In dieser Dichtung ist sie noch unentschlossen, welchen Beruf sie ergreifen wolle. Zulezt endet sie damit, sich den Musen und der Satyre zu weihen. Die zweyte, an den Dichter Barbieri gerichtete Satyre hat einen Abend des Karnavals, die dritte die Musik zum Gegenstand. In lezterer wird in Erörterungen über die Harmonie und die neue Rossinische Methode eingegangen, die alte sowohl als die neue Musik nach ihrem Charakter bezeichnet, der enthusiastische Eiferer für diese nicht weniger als für jene lächerlich gemacht, und der Zeit die Würdigung des Charakters der Musik der neuesten Tage anheimgestellt. Die vierte Satyre stellt jene Art von Philosophie dar, deren man sich heut zu Tage bedient, um die Laster und Vorurtheile der Zeit zu rechtfertigen. Die fünfte spottet der Sitte, sich gewisser Heilbäder zu bedienen, die ihre Berühmtheit weniger ihrer wohlthätigen Kraft, als dem Umstande zu verdanken haben, daß sie der Gesellschaft von gutem Tone zum Vereinigungspunkte dienen. In der sechsten, an den Ritter Piedemonte gerichteten Satyre erklärt die Verfasserin sich über den Begriff des wahren Adels, den sie bey allen denjenigen nicht finden will, an welchen, Geist und Herz ausgenommen, Alles edel ist. — Mit dem Jahre 1824 hat für die königlich Sardinischen Staaten, im Verlage von Wittwe Pomba und Söhne zu Turin, ein Calendario generale publicato con autorità del governo begonnen, dessen erster Jahrgang auch nicht weniger als 700 Octavseiten (welcher Seitenzahl ungeachtet die Bescheidenheit des ungenannten Herausgebers erklärt, sich aller Ansprüche auf Vollständigkeit begeben zu wollen) neben manchem, zur Befriedigung der Neugierde Geeigneten auch viel Instruktives und Wissenswürdiges in Bezug auf öffentliche Verwaltung, Politik, Statistik, Universitäten, Akademie u. s. w. liefert. Neben andern enthält er auch nächstehende Notiz in Betreff der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Turin. Im Jahre 1757 thaten sich drey junge, unter einander befreundete Männer, Saluzzo, Legrange und Cigna, leztere beyde Schüler Beccarias, im Hause des erstgenannten in einen wissenschaftlichen Privatverein zusammen, welchem sich nacheinander die HH. Bertrand, Gaber, Allioni, Richery, Foncener und Fleury einverleiben ließen. Schon im Jahr 1759 gaben diese Männer einen ersten Band Miscellanee heraus, welche ein solches Aufsehen machten, daß den Herausgebern bewilligt ward, dem zweyten Bande ihrer vermischten Aufsäze die Worte „della real società“ beyfügen zu dürfen. Die Sammlung stieg bis auf fünf Bände, und immer größer wurde die Anzahl der darin vorkommenden, berühmten Namen, nicht allein aus den Provinzen des Reichs, sondern aus der übrigen gelehrten Welt. Selbst ein Haller, Euler und La Place verschmähten es nicht, ihre inhaltreichen Abhandlungen den Miscellaneen der königlichen Gesellschaft einzuverleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 66.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 19. August 1825.

Reise-Literatur.

Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Brünig, Bragel, Kirenzenberg und über die Flüela, den Maloya, und Splügen. Von Karl Kasthofer, Oberförster, Mitgl. versch. gel. Ges. Bern bey C. A. Jenni, Buchhändler. 1825. 304 S. 8.

Man kann diese Reisebeschreibung als eine Fortsetzung der im Jahr 1822 von dem Verfasser bekannt gemachten Reise über den Gotthard und Bernardin ansehen, und so wie das Literatur-Blatt diese frühere Reise durch etliche ausgehobene Bruchstücke, mit der Aufschrift „Stimmen aus der Schweiz“ auf die befriedigendste Weise angezeigt und empfohlen hat (1823, Nr. 9 und 10), so glauben wir das Nämliche nun auch hinsichtlich der zweyten, eben so reichhaltigen und eben so mannigfach unterrichtenden und erfreuenden Reiseerzählung thun zu sollen.

1) Die Sängerinnen in Brienz und Unterseen.

Warum denn nur im Dorfe Brienz die schönen Stimmen sich finden, und in den Dörfern rings herum so selten gehört werden? Auch in den Simmenthälern wird selten und noch seltner schön gesungen, und unter Thun und Bern, im ganzen nördlichen Theil des Kantons Bern, wird die Aussprache immer rauher, und wenn jemal mitunter hier Gesänge ertönen, so sind sie schleppend, ohne Leben noch Wohllaut, und die Nasen der singenden behaupten wie der Mund das Recht gehört zu werden. Wenn es schwer ist, diesen Erscheinungen auf den Grund zu kommen, so ist es vielleicht leichter Gründe anzugeben, warum bey den Völkerschaften der Schweiz und besonders des Hochgebirgs so wenig eigentliche Nationalgesänge gehört werden? *) Im deutschen Bernergebiet hat das Volk in dem verflossenen Jahrhunderte wohl nichts als Psalmen und einige langweilige Liebeslieder gesungen: noch jetzt stemmen sich viele Gemeinden im Oberland gegen die Einführung des Gesanges der Gellert'schen Lieder, die in andern Gemeinden vor nicht gar langer Zeit mit Mühe neben den Psalmenbüchern einen Platz gewannen. Lieder aus der alten Heldengeschichte der Schweizer sind erstorben. Von Lavaters Schweizerliedern, die der traurigen Leerheit abzuhelfen gesucht, wird nur das Tellenlied bisweilen abgesungen. Einige Tiroler Liebeslieder, und neuere dieser Art in Fülle, haben die kleine Zahl der Volksgesänge dürftig vermehrt, und wer mit Geld und Wein die Freude gehörig bezahlt, hört in Unterseen und Brienz mit süßer Täuschung Lieder von Hölty, Schiller und Körner von speculirenden schönen Mädchen singen. Wyssen's ehrenwerthes Lied: „Heil dir, Helvetia,“ will hier herum nicht Volkslied werden, während das ältere schwesterliche Lied mit der nämlichen Melodie, die jenes von ihm geborgt, aber mit weniger poetischer Kraft, als Volksgesang in England bey jedem Erguß der Freude ertönt, und vaterländische Gesinnungen weckt, und nährt, und steigert. Dagegen ist Kuhn's Lied des Kilters sogleich nach seinem Erscheinen Volkslied im Berner-Oberland geworden, und wird es bleiben, weil es eine, wenn auch nicht löbliche, Volkssitte angesprochen. Hat doch selbst der Zauber der Töne, wie bekannt, auf gefangene Elephanten gewirkt; warum sollte denn nicht die Musik im Volk edlere Triebe in's Leben rufen können? Aber kaum werden historische Gesänge hier Volksgesänge werden, bis dieses Volk die vergessene Geschichte seiner Altvordern in ihren schönsten und folgenreichsten Momenten kennen und würdigen lernt.

2) Salomon Geßners Denkmal im Klönthal.

Am Fuße des Glärnischberges steht ein Denkmal, das dem Gedächtniß unsers Geßners von einigen seiner Ver-

*) Der frömmelnde, harte Fanatismus, der auf die Reformation folgte, erklärt Vieles. Wie im Sanenthal die Volksfreuden, Volksgesänge und Volksspiele mit Strick, Schwert und Feuer bedroht wurden, darüber geben uns von Bonstettens Schriften, und über den eben dahin zielenden Fanatismus der Genferischen Geistlichkeit gibt Sismondi's Reisebeschreibung betrübendes Licht.

ehrer errichtet worden, und in der That wohl nirgendwo im Alpengebirg in so romantischer Umgebung der Natur hätte errichtet werden können. Nur Schade, daß das Denkmal von keinen Wohnungen zufriedner und einfach lebender Hirten umgeben ist! Einsam, verlassen und unbegriffen steht es hier, und erinnert unwillkürlich an die Stimme des Weisen in der Wüste. Die Hirtensöhne von Glarus und von Schwiz, und die Jünglinge aus den Schweizerischen Städten kennen den Dichter der Natur und einfache Sitte nicht, und die ihn kennen, lesen seine Gemälde auf seidenen Polstern. Geßners verlornes Paradies werden sie weder in Paris noch in Madrid wieder finden.

3) Die Milchkammern des Klönthals.

Die sogenannten Milchkammern auf den Alpenweiden des Klönthals sind für jeden Landwirth sehenswerth, da sie durch die einfachste Einrichtung für die Buttergewinnung große Vortheile gewähren, und für die Verfertigung der sogenannten Schabziegerkäse wichtig sind. Wo eine Quelle reinen Wassers aus dem Erdreich sprudelt, wird die Milchkammer so hingebaut, daß das Quellwasser auf Grund oder Felsgrund so hoch über dem Boden der Hütte aufgeschwellt werden kann, daß die mit Milch erfüllten hölzernen Geschirre bis an den Rand von dem kalten Wasser umgeben zu stehen kommen. Die Milch bleibt dann etwa fünf Tage in den Geschirren, in der nämlichen Temperatur der Quelle (ungefähr 6 Gr. Reaum.), während der schwülsten Witterung frisch, und es scheiden sich alle Buttertheile daraus im Rahme ab. Nachdem die Milch ganz abgerahmt worden, wird sie nicht durch Lab (Kälbermagen), sondern durch Sauer (sauer gewordene Milch) zum Scheiden gebracht, der geronnene Zieger in Säcke gestoßen, mit Steinen stark belastet, ausgetrocknet, dann im Herbst in Glarus auf einfachen Mühlen fein gerieben, gesalzen und mit dem blauen Klee (Trifolium melilotus coerulea) vermischt. Die vollständige Scheidung der Buttertheile aus der Milch scheint wesentlich zu seyn, und wird eben durch die beschriebene Benutzung der Alpenquellen bewirkt.

Wie sonderbar, daß die Verfertigung des Schabziegers, dessen Bestandtheile allgemein bekannt sind, seit so langer Zeit auf so kleinen Raum beschränkt geblieben ist! Auf den Gebirgen von Schwiz, von Bündten, von Bern u. s. w. wachsen die nämlichen Kräuter, es steht da sonst die Kunst der Fabrikation der Milchproducten auf keiner niedrigern Stufe, der blaue Klee wächst selbst in rauhen Thälern leicht; und doch hat nur allein der Glarnerhirt dem Milchzieger durch so einfache, wenig kostspielige Veränderungen und Zuthaten einen fünffachen Werth *) zu geben gewußt, und seit Jahrhunderten sich durch dieses Fabrikat in Wohlstand gesezt. Wie sonderbar auch, daß unter den Tausenden von gewürzhaften Pflanzen, die bey uns freywillig wachsen oder gezogen werden könnten, nur allein der blaue Klee dem Zieger, und noch keine dem Käse beygemischt worden ist, seinen Wohlgeschmack zu erhöhen! Der Verschluß der Fabrikate, deren Absaz sich auf die Lüste des Gaumens gründet, ist immer der sicherste, und wenn wir es dahin bringen könnten, unsere wohlschmeckenden Zieger- und Käsearten zu vervielfältigen, und solche zu erfinden, die auf den Tafeln der fremden Finanzminister und ihrer Zoll- und Mauthbedienten Zutritt erlangten, so würde die Ausfuhr immer gesichert bleiben. Eine einzige Erfindung dieser Art könnte den Kapitalwerth unserer Alpen verdoppeln.

*) Der rohe Zieger gilt kaum 3 Kreuzer, der Schabzieger 16 bis 20.

4) Die Auswanderer des Engadin.

In Lavin war uns der Pallast eines zurückgekehrten Auswanderers, eines reichen Zuckerbäckers, aufgefallen, der unweit verlassenen, zerfallenden Wohnungen anderer Ausgewanderter steht, und durch Vergoldungen und grelle Farben mit blendendweißem Gemäuer verherrlicht, weithin erglänzt. In sehr vielen Bündenschen, vorzüglich aber in Engadinischen Dörfern finden sich solche Contraste nahe beysammen: öde, zerfallende Gebäude nämlich, und neue Bauten mit allen Merkzeichen eines durch keinen ästhetischen Sinn veredelten Luxus, als hätte unlängst eine Schaar roher Feinde die Dörfer rein ausgeplündert, und raubsüchtig oder in Zerstörungswuth Thüren und Fenster zerschmettert oder aus den Angeln gerissen; und als würde nur erst jezt von den Dorfbewohnern der Schutt geräumt, und die halb zerstörten Gebäude nach und nach durch neue Bauten ersezt: so sehen diese Dörfer in denjenigen Gegenden Bündens aus, deren Bewohner von der Sucht am meisten besessen sind, den väterlichen Heerd, die heimathliche Wiese, das schöne Thal zu verlassen, und auf fremdem Boden, in städtischem Gemäuer einen Beruf auszuüben, der bisweilen zwar Reichthümer verschafft, aber dem Geiste so wenig Nahrung gibt, auf niedriger verwöhnter Sinnenlust beruht, und, während mehrern Jahren der Erlernung, von dem starken freyen Hirtensohn die Verrichtungen gemeiner Dienstbarkeit verlangt.

In jeder großen Stadt Europa's beynahe gibt es einige oder viele Bündensche Kaffeewirthe, Pasteten- und Zuckerbäcker und Likörfabrikanten, die, wenn sie ihre Jugendzeit in Thätigkeit bey diesen Industriezweigen verlebt haben, sich beeilen, das erworbene Geld den Vettern und den Basen und Nachbarn des heimathlichen Dorfes zu spiegeln, gewöhnlich zwecklose und geschmacklos-kostbare Bauten vollführen, und, da sie als Jünglinge ungebildet ihr Thal verließen, auch wieder ungebildet, mit städtischer

Politur, mit verdorbenen Sitten, mit verlornem Sinn der Einfachheit und mit allen Verkehrtheiten und Anmaßungen des Geldstolzes zurückkehren. Gewiß gibt es auch unter dieser Klasse der Auswanderer verdienstliche Männer, auf die dieses Gemälde nicht passen kann; aber die Behauptung, daß ein großer Theil der zurückgekehrten Auswanderer von dem erworbenen Wohlstand weder zu eigener Veredlung, noch zu Begünstigung oder Gründung gemeinnütziger vaterländischer Unternehmungen Gebrauch zu machen versteht; diese Behauptung wird durch jene Ausnahmen nicht entkräftet, eben so wenig als die Thatsache, daß eine Menge dieser Auswanderer entweder gar nicht, oder ärmer, verdorbener und zu ländlicher Arbeit untüchtiger zurückkehren, als sie waren, da sie als Glücksritter die Heimath verließen.

Wie sonderbar und wie unglücklich zugleich, daß die industriöse Thätigkeit dieses Hirtenvolks sich so fast ausschließlich auf die Fabrikation von Leckerbissen verwöhnter oder verweichlichter Städte gerichtet hat; daß der Engadiner Landmann, der nach der Heimath zurückkehrt, wohl Kuchen und starke Getränke zu verfertigen weiß, aber weder über Landwirthschaft noch über irgend ein für die heimathliche Oekonomie wichtiges Handwerk sich vernünftige Begriffe oder nützliche Fertigkeiten erworben hat! Im Engadin arbeiten nur fremde Maurer, Schlosser, Zimmerleute, und zwar so schlecht als nur möglich, da sie von den Einheimischen keine Concurrenz zu fürchten haben. Die Engadiner haben nicht einmal Gerbereyen, sondern sie verkaufen ihre rohen Häute den fremden Gerbern, und kaufen ihnen wieder das nöthige Leder ab. Hätte ihre Thätigkeit sich auf solche Industriezweige, hätte sie sich auf Veredlung der Schaf- und Rindviehracen, auf Verbesserung der heimathlichen Landwirthschaft gerichtet: wie wohlhabend könnte das schöne Thal seyn, welche große und glückliche Volksmenge könnte es ernähren!

Und doch liegt in den Erfolgen dieser unnatürlichen, so antinationalen Industrie eine wichtige Lehre für diejenigen Theile der Schweiz, wo eine übermäßige Bevölkerung in Armuth und Erniedrigung anwächst und wo man beynahe an der Möglichkeit verzweifelt, ihren Zustand zu verbessern. Wenn der Bündensche Zuckerbäcker überall sein Auskommen findet, weil überall in unsern civilisirten Staaten seine Waare Käufer findet; wird denn nicht auch jeder geschickte Zimmermann, jeder geschickte Maurer, jeder geschickte Schlosser, Küfer, Käsemacher und Landwirth auf jedem Erdfleck, wohin die Kultur sich erstreckt hat, sein Auskommen und öfters auch Wohlstand finden? Wird nicht der geschickte Landwirth, der im Ausland erst als Knecht Brod, dann als Pächter Wohlhabenheit oder Reichthum gefunden, wenn er mit dem Erworbenen in's Vaterland zurückkehrt, sein Glück befördern helfen? Und wenn der Bündner die Hauptstädte der Erde mit Zuckerbäckern versorgt, können wir Schweizer nicht die Länder der Erde mit geschickten Kübern, landwirthschaftlichen Knechten oder Pächtern versehen, und so der Bevölkerung, die uns ängstigt, ohne Kosten, vielmehr zum künftigen Heil des verarmenden Vaterlandes Abfluß verschaffen? Wer fühlt denn nicht bey dieser Frage den Sinn und die Wichtigkeit der Volkserziehung, den Sinn und die Wichtigkeit der Hofwylischen Armenschulen?

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte des deutschen Liedes.

Koder von Minneliedern mit ihren Weisen vom Jahr 1452 — 1456.

Jede Bereicherung des deutschen Liederschatzes zur einstigen vollständigen Geschichte des deutschen Liedes ist erfreulich und wichtig, daher will ich ausführliche Nachricht über einen interessanten Koder geben, welcher sich jezt zu Berlin im Besitz des Geb. Kriegsraths Herrn Kretschmer befindet, der als Sachkenner, besonders der Geschichte unseres Volksliedes bey fleißig gesammeltem Material, uns wohl mit einer vollständigen und zweckmäßigen Herausgabe dieses Koder bald erfreuen sollte, wo dann diese Sammlung ergänzend zu dem Liederkreise bey Manesse, Müller, Benele, Maßmann u. s. w. treten würde.

Gedachter Koder enthält auf 46 Quartseiten 40 bis jezt nicht vollständig bekannt gemachte deutsche Minnelieder, ein Tischgebet als geistliches Lied, zwey lateinische geistliche Lieder und den Anfang eines niederdeutschen Volksgesanges, — dieses Leztere (das 18te Lied Seite 20) beweist, daß auch diese Gegenden dem Liederkreise der Handschrift angehören und bekannt sind. Im Ganzen enthält der Koder aber 92 Seiten, jedoch vor Seite 46 enthält die Handschrift allein nur Tonreihen. Das gibt aber dieser Handschrift hohe Wichtigkeit, daß sie zu allen Liedern vollständig die Weisen gibt; daher ein herrliches Geschenk für Volksgesang und Gesangesgeschichte und der klarste Gegenbeweis zu Görres absprechender Behauptung über die Melodie unsere Volkslieder. Uebrigens ist es auch wohl mit Gewißheit anzunehmen, daß die Lieder und Melodien viel älter sind, als die Zeit, worin sie gesammelt wurden.

Die Blätter der Handschrift sind in einem Pergamentumschlage genäht der aus dem 14ten Jahrhundert

geschriebene Bibelstellen enthält. Die Lieder erscheinen fortgesezt geschrieben vom Jahre 1452 bis 1456. Lezteres ein Kometenjahr, denn in der innern Seite des Hinterdeckels ist, wenn die Abreviaturen aufgelöst werden, folgendes angemerkt: anno 1456 tres dies, ante octavam et prius, videbatur cometa ad modum stellae, habens caudam supra se tanquam pavonis et omnes homines mirabantur, dicentes se nunquam talia vidisse et pernoctabant una noctium vigiliis in monte castrorum virorum et mulierum plus quam mille homines et fiebant ibidem multae truffae (Trug?) etc. Seite 37 stehet eingeschrieben: „Wolflein von Lochauer ist das gesamatpuch.“ — diese Namensschrift scheint aber nicht die Handschrift der Lieder zu seyn, wohl aber der beym 41sten Liede Seite 41. unterschriebene: spr Ludocus de Winszhosn, der Liederschreiber, von welcher Hand auch die satyrischen und verliebten Unterschriften zu mehreren der Lieder herstammen. Der Koder kommt aus Franken und ist länger in Nürnberg gewesen, welches der äußere lederne Deckel beweiset, auf dessen Vorderseite das Nürnberger Stadtwappen sich befindet; über demselben lieset man Discantus. unter dem Wappen 15BLA82. Dieser Deckel ist mit eingedrückten reich vergoldeten Verzierungen geschmückt. Von Nürnberg kam der Koder durch von Murr in die Hände Forkels und dann aus einer Versteigerung an den jetzigen Besitzer. Murrs Brief an Forkel vom 26sten Februar 1811 aus Nürnberg, der vor mir liegt, sagt: „Vorige Woche kaufte ich diese Seltenheit. Es ist eins der kuriosesten Manuscripte des XV. Jahrhunderts und sonderbaren vermischten Inhalts von Minneliedern, die aus älterer Zeit sind, — und geistlicher Musik, nach deutscher Tabulatur.“

Seite 84 — 85 hat eine andere Hand jener Zeit Tonreihen eingetragen mit der Ueberschrift: sp me Georg de Purcheim; auf Seite 86 — 87 tritt dieselbe Handschrift ein, welche Seite 46 beginnt, wo es in der Ueberschrift heißt: Fundamentum organisandi Magistri Conradi Paumanns Ceci de Nurenberga Anno etc. 52 (1452). Zum Schluß der Seite 87 stehen die rothgeschriebenen Worte: „Anno 1455. Remigy etc.;“ Seite 88 bis 89 folgen weitere Tonreihen mit der Ueberschrift: „Wilhelmus le grant;“ Seite 90 desgleichen mit der Ueberschrift: „Paumgartner.“

Der Schreiber dieser Volkslieder hat theils lose Späße, theils treuverliebte Unterschriften; — wie oben bemerkt — unter und zu den lezten Zeilen mancher Lieder geschrieben.

Die Handschrift ist übrigens auf Papier geschrieben, welches vier verschiedene Papierzeichen hat, darunter ein Ochsenkopf, ähnlich dem, welchen Fischer zu Ende der 6ten Lieferung seiner typographischen Seltenheiten in die erste Hälfte des 14ten Jahrhunderts sezt.

Herr Dr. Maßmann in Berlin, der jezt in Heidelberg und München schätzbare Sammlungen für deutsche Sprache macht und die gereimte Kaiserchronik zu ediren im Begriff steht — sollte in Gemeinschaft mit Herrn Kretschmer den Koder herausgeben.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1783 erhob der Landesfürst den Verein zu einer Akademie, welche seither drey und zwanzig Bände, sich an die Sammlung vermischter Schriften anschließender Memoiren hat im Drucke erscheinen lassen. Anfänglich bloß die Physik und Mathematik umfassend, erweiterte die Akademie ihren Wirkungskreis auch noch auf andre philosophische und auf die philologischen Wissenschaften; daher sie denn auch im Jahr 1816, mit Genehmigung der Regierung, sich in zwey Classen von vierzig zu Turin domicilirenden Akademikern theilte, wovon die eine Hälfte sich mit den mathematischen und Naturwissenschaften, die andere mit den moralischen, historischen und philologischen Wissenschaften beschäftigt. Jede Classe kann mit zehn National-Akademikern, die in oder außer dem Reiche wohnen mögen, vermehrt werden. Zu ihren Versammlungen hat man ihnen einen Pallast angewiesen, in welchem der König das von Drovetti erkaufte Museum Aegyptischer Alterthümer hat aufstellen lassen, über welches eine, hierzu eigens ernannte, aus Akademikern bestehende Commission die Aufsicht führt.

— Zu Florenz ist Hr. Vieusseux, Inhaber des dortigen literärischen Cabinettes, mit der Herausgabe einer Auswahl klassischer Italienischer Prosaisten beschäftigt, welche unter der Leitung des rühmlich bekannten Gelehrten, Pietro Giordani, einen entschiedenen Vorzug vor allen bis jezt erschienenen ähnlichen Sammlungen erhalten dürfte. Hr. Giordani hat in dieser Sammlung, die weniger bändereich als die frühere werden soll, mehr an die Stelle von den bis jezt als klassisch aufgeführten Schriftstellern andre, weniger bekannte, aber der Bekanntmachung würdigere gesezt, wie z. B. einen Dino Compagni, Giambullari, Giannotti, J. B. Adriani, Andrea Pelladio, Paruta, J. B. Doni, Speroni, Ramusio und besonders D. Bertoli. Dabey glaubt er in höchstens fünf und zwanzig Octavbänden das Vorzüglichste, was die Italiener im Laufe von fünf Jahrhunderten geschrieben haben, vollständig liefern zu können. Jedem Bande verspricht er eine einleitende Abhandlung vorauszuschicken, welche das Talent der aufzuführenden Schriftsteller würdigen und bestimmen soll, welcher Gattung seine Arbeit angehöre. Jährlich sollen wenigstens 4 Bände von 20 bis 25 Bogen erscheinen. Der Subscriptionspreis beträgt 17 Centimes für den Bogen.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 67.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 23. August 1825.

Reise-Literatur.

Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Brünig, Bragel, Kirenzenberg und über die Flüela, den Malova, und Splügen. Von Karl Kasthofer, Oberförster, Mitgl. versch. gel. Ges. Bern bey C. A. Jenni, Buchhändler. 1825. 304 S. 8.

(Beschluß.)

5) Der Pallast des Herrn Jsta in Sils.

In dem über 5600 Fuß erhöheten Sils, des bündnerischen Oberengadins, stehen die Häuser des Dorfs auf öden Wiesen, deren blasse Färbung auf das Daseyn der Moorgründen und auch wohl auf nachlässigern Betrieb der Landwirthschaft deutet. Ein sehr großes, aber ohne Geschmack neu erbautes Wohnhaus, das den Erbauer 100,000 fl. gekostet haben soll, glänzt in weite Fernen, den Reichthum des Besitzers verkündigend durch das Thal. Man hatte uns versichert, daß das Gebäude bey 30 bewohnbare Zimmer enthalte, und daß die Stallungen für die Kühe mit geschliffenen Marmorplatten ausgelegt seyen. Wir fanden Haus und Stallung verschlossen und rings herum Todesstille; kein Baum war da gepflanzt, die Wiese, auf der das Gebäude steht, höchst vernachlässigt, und Sumpfgewächse beynahe bis an die Thürschwellen verbreitet. Wir wandten uns befremdet von dem leblosen Steinhaufen weg und nach dem nahen Wirthshause, wo wir den Besitzer dieses Prachtgebäudes fanden, der hier, von Gattin und Kindern fern, im Anschauen seines großen vollbrachten Werkes, nicht ohne Freude scheint es, wenn auch mitunter ein langweiliges Leben lebte. Auf dem Wege nach Casaccia hatten wir Gelegenheit von einem Oberengadinischen Landmann, der uns begleitete, einige Lebenszüge von dem Erbauer der großen Pyramide in Sils zu vernehmen, die wir gerne niederschrieben, da sie auf das Sittengemälde und die Industrie des Engadins ein helleres Licht verbreiten.

Herr Jsta hütete in seiner Jugend die Ziegen eines strengen und harten Mannes auf den Gemeinweiden von Sils. Eines Tages, da eine Ziege seiner Heerde sich unfolgsam erzeigt, wirft er einen Stein nach dem Thiere, der ihm ein Bein zerschlägt. Voll Angst vor dem harten Meister läuft er von seiner Heimath weg, hilft sich nach einer Hauptstadt Deutschlands durch, wo ein Engadiner Zuckerbäcker und Wasserbrenner ihn aufnimmt und den verständigen, thätigen und braven Jungen in seinem Beruf unterrichtet. Jsta trennt sich von seinem Lehrer, arbeitet auf eigne Rechnung mit vielem Glücke, wird ein berühmter Chocolate-Fabrikant, hat sich günstig verheirathet und ist Vater mehrerer Kinder. Aber jeden Sommer verläßt er Residenz, Gattin, Kinder und Gewerb, um in der geliebten Heimath, im hohen Sils, am Ufer des schönen Sees, am Fuße der Gletscher, im Schatten der Arven und Lerchen, seiner Jugend zu gedenken und sich im Umgange der Altersgenossen und Landsleute des Lebens zu freuen. Nie ohne mit Wehmuth gemischter Rührung gedenken wir dieses Mannes, der in der reichen und üppigen Hauptstadt, so treu an der wilden Heimath, an den Gefährten seiner armen Jugend, an den Sitten seines Thales hängt, und, wenn er wüßte wie? so gerne Wohlstand und Glück verbreiten würde. Daß doch dieser Mann in einer Schule, wie Fellenbergs Armenschule, erzogen worden wäre! Gewiß er hätte dann in Sils eine Schule, wie jene, gestiftet, die Straße über den Mayolenberg nach dem Comersee auf seine Kosten fahrbar gemacht und nie den öden prunkenden Pallast gebaut.

6) Gletscherweide auf Rocosecco.

Der Gletscher von Rocosecco, ein Arm des Berninagletschers, ist noch wenig bekannt geworden und eine Naturmerkwürdigkeit desselben ward noch nirgends in Druckschriften bemerkt. Auf der Höhe des Gletschers, wo die Eismasse ein fast wagrechtes Thal ausfüllt, fällt immerfort durch die Wirkung der Lawinen von den anliegenden Höhen Erde herunter, die in weiter Ausdehnung das Eis bedeckt und ganz mit Pflanzen bewachsen ist. Die Jva (Achillaea moschata) *) wächst hier mit andern Alpen-

*) Es wird ein beliebter Branntwein aus der Wurzel dieser Pflanze destillirt.

pflanzen üppig, und das Vieh das von Samaden hinauf getrieben wird, findet auf dieser Gletscheralp eine gute Weide. Wie Documente und Theilungsakten, zwischen den Gemeinden geschlossen, beweisen, so hat die Nutzung dieser Weide schon seit 1536 stattgefunden. Diese Erscheinung eines üppigen Pflanzenlebens auf Unterlagen von Eis erinnert an die Eisblöcke der Küsten des Eismeeres, die nicht selten mit Erde bedeckt vorkommen und mit Sträuchern, welche kräftig in dieser Erde wachsen; und sie erinnert auch an die Natur der Polargegenden, wo an den Küsten des Eismeeres der Boden im höchsten Sommer nur wenige Fuß tief auffriert, und wo dennoch auf der dünnen entfrornen Erdschicht einige Kräuter gedeihlich wachsen. Das Eis ist bekanntlich einer der schlechtesten Leiter für den Wärmestoff, und diese Eigenschaft, verbunden mit der allmähligen Ausdünstung des Eises, mag im Sommer vortheilhaft auf die Vegetation einwirken. Oft sind Hypothesen über die Wärme aufgestellt worden, die unserem Erdball eigenthümlich einwohnen und aus dem Mittelpunkte gegen die Rinde ausstrahlen soll; diese Wärme — wenn es eine solche gibt — hat also, wie jene Beyspiele zu beweisen scheinen, auf das Pflanzenleben wenig oder gar keinen Einfluß.

7) Das Grütli am See der vier Waldstätten.

In dem heiligen Grütli, wo wir mit Andacht landeten, ist keine Kapelle erbaut. Das Denkmal, sagt man, steht in dem Herzen des Volkes. Das hoffen wir und sind nicht des Glaubens, daß die Nachkommen durch prunkende Denkmäler, die sie dem Ruhm der Altvordern errichten, die eigene Schuld abtragen, die eigene Versäumniß abbüßen können. Aber vor der Entweihung der schnöden Geldgier, des eckelhaften Eigennutzes sollten wir doch die dem Vaterland heiligen Stätten zu bewahren wissen. Laut einer alten Volkssage soll im Grütli auf der Stelle, wo die drey Männer die Befreyung des Vaterlandes gelobten, zu den Füßen eines jeden und im Augenblick, als sie zum Schwure die Hände aufrichteten, eine Quelle des reinsten Wassers aus dem Boden entsprungen seyn. Es liegt in dem Glauben des Volks immer Wahrheit, wenn auch nicht der Thatsache, doch die Wahrheit des Gefühls, und diesen Glauben, der nicht Köhlerglaube ist, sollen wir ehren, besonders wenn er in so schönen Bildern zu dem Gemüthe spricht. Fünf Jahrhunderte hindurch sind seit dem Bundesschwur diese Quellen geflossen, und eben so lange hat ohne Denkmal der Glaube an ihren Ursprung fortgelebt. Aber jetzt hat ein fühlloser Hirt, der Besitzer der Grütliwiese, die drey Quellen in Röhren und Behälter geleitet, in einem elenden Gebäude sie eingekerkert, und geldgierig bietet er den Wallfahrern in Gläsern Wasser aus Walther Fürsts, aus Stauffachers, aus des Melchthalers Quelle an.

Dramatische Dichtkunst.

Die Todtenfeyer. Trauerspiel in drey Aufzügen von Johann Joseph Reiff. Coblenz b. J. Hölscher. 1824. 120 S. 8.

Herr J. J. Reiff ist zwar noch nicht völlig reif zum Tragödiendichter, welches nach Lessings Beobachtung überhaupt nicht leicht vor dem 30sten Lebensjahre sich erwarten läßt; aber er scheint es werden zu können, und daher ist es billig, daß die Kritik Sonnenschein und Regen (Lob und Tadel) auf ihn fallen lasse, um seine Reife zu befördern.

Die beyden Helden des Stückes sind zwey feindliche Brüder, die Eine Jungfrau lieben, und die Katastrophe heißt Brudermord. Das ist ein tüchtiges malum atrox, welches Aristoteles Poet. XIV. 9. ausdrücklich unter denjenigen Handlungen nennet, nach denen die tragischen Dichter trachten sollen. Aber mit einer, Schrecken und Mitleid erregenden That ist es in der Tragödie noch nicht gethan; sie muß eine erhabene Idee anschaulich machen oder einen tiefverborgenen Winkel der menschlichen Natur erleuchten. Davon finden wir hier so viel wie nichts.

Die beyden Brüder, Astrando und Amont, sind in früher Jugend auseinander gekommen. Der erstgenannte gerieth mit dem Vater nach Spanien, der andere mit dem Oheim in die Schweiz, wo der Oheim als Klausner, und er als Hirt lebte. Hier gewann ihn die junge Gräfin Blanka von Kronau lieb, und um sich ihrer würdig zu machen, zog er in den Krieg, nach Spanien. Im Kampfe tödtete er einen vornehmen Greis, der spanische Krieger anführte, wurde selbst verwundet und von dem sterbenden Feinde als dessen Sohn erkannt. Von seinen Wunden genaß er auf dem väterlichen Schlosse; nun aber kam der Bruder heim, der in großen Städten geschwelgt, und sich längst nach des Vaters Tode gesehnt hatte. Er befürchtete, mit dem wiedergefundenen Bruder die Erbschaft theilen zu müssen, führte meuchlings einen Dolchstoß nach ihm, und verließ Spanien in dem Glauben, ihn wirklich umgebracht zu haben. Der Zufall führte jetzt diesen zweyten Bruder, Astrando, nach der Schweiz, in die Graffschaft Kronau. Hier rettete er einmal der jungen Blanka das Leben, und da seine Aehnlichkeit mit Amont, den er für todt ausgab, ohne seine Verwandtschaft mit ihm und sein an ihm verübtes Ver-

brechen zu entdecken, das Herz der Jungfrau zu ihm hinzog; so verlobte sie ihm der Vater auf dem Sterbebette.

Das ist die Vorgeschichte. Jezt beginnt das Stück. Amynt ist von dem Dolchstoße genesen, hat dem entwichenen Mörder nachgespürt, und kommt zu Kronau an, als man ihm, dem Todtgeglaubten, eben eine Todtenfeyer bereitet und sich zur Hochzeit anschickt. Er kommt als Pilger verkleidet, erfährt die Lage der Dinge, will fliehen, um den Conflict zu vermeiden, der Einem von beyden tödtlich werden muß, kann aber doch der Versuchung nicht widerstehen, dem Astrando als angeblicher Freund Amynts mit der Erzählung des in Spanien vorgegangenen Gräuels — wie man zu reden pflegt — einzuheizen. Astrando erräth nun, wer er ist, verfolgt ihn, greift ihn an mit dem Degen in der Hand, und wird von ihm im Gefechte getödtet. Jezt wär' alles gut, nämlich für die Zuschauer, welche einen guten Ausgang, d. h. Untergang des Ungerechten und des Gerechten Heirath mit der Geliebten wünschen. Die leztere wünscht auch Blanka; aber der unfreywillige Brudermord, obwohl das moderamen inculpatae tutelae denselben vor jedem vernünftigen Richter rechtfertigen würde, in Verbindung mit dem früheren Vatermorde, der eben so wenig zurechnungsfähig war, wirken so heftig auf Amynts Gemüth, daß er, mit dieser doppelten Putativschuld beladen, nicht mehr leben zu können mein', und troz der Thränen der Geliebten an dem Denkmahle seiner eignen Todtenfeyer sich ersticht.

Die Erfindung der Fabel ist, wie man sieht, romantisch und dramatisch genug; aber wo ist die erhabene Grundidee, welche sie tragisch machen sollte? Mit anderen Worten, was soll die Fabel anschaulich machen? Den Astrando verfolgt die Göttin der Rache, der vermeintlich ermordete Bruder entsteigt gleichsam dem Grabe, und wird für Astrando die Ursache eines wohlverdienten Todes dicht an der Schwelle des erschlichenen Glückes. Der Gedanke hat allerdings einen tragischen Kern; aber er herrscht nicht in der Fabel als Hauptgedanke. Der Verf. hat uns nicht für Astrando und für seine Liebe interessirt, er hat ihn durchaus bösartig gezeichnet, und daß ein solcher Held untergehe, das findet Aristoteles weder zur Erregung des Schreckens noch des Mitleids geeignet. Das Interesse heftet sich an Amynt und seine Liebe, dieser aber erscheint fleckenlos, und daß ein fleckenloser Held umkomme, das findet Aristoteles ebenfalls dem Zwecke der Tragödie entgegen, und nennt es μιαρον, teterum. Zwar kann der Tragöd' abweichen von diesen beyden negativen Regeln; aber nur unter der Bedingung, daß er etwas anderes, als den Fall des Helden, als erhabenen Gegenstand darstelle, wie z. B. Shakspeare im Macbeth und im Hamlet, Calderon im standhaften Prinzen. Im Macbeth ist es die jähe Bahn der Fortschritte im Bösen, im Hamlet die Wirkung des Geisterreiches, im standhaften Prinzen die Macht der Religion über die Sinnlichkeit, welche als erhabene Gegenstände auf uns wirken, und wobey der Fall des bösartigen, des schwachen, und des frommen Helden gleichsam in den Kauf gehen. Hier ist nichts dergleichen; selbst das Walten der Nemesis über dem Ungerechten ist nicht imposant dargestellt, und was es etwa zur Erhebung des Bildes auf die übersinnliche Welt wirken könnte, das wird durch den übel motivirten Selbstmord Amynts wiederum zerstört.

Hierzu kommt, daß unser Verf. noch zu ungeübt war in der Kunst der Exposition und in der Handhabung des Hebels der Agnition. Jene ist unklar und kommt größtentheils zu spät, erst im lezten Akte, S. 100, nachdem der Brudermord schon geschehen ist. Diese ist nicht schlagend, nicht ergreifend, sie führt keine überraschende Peripetie herbey, sie spannt nicht den Bogen der Situation.

Das sind die Ursachen, warum der kritische Sonnenschein des Lobes nicht auf das Ganze fallen kann. Einzelnen Zweigen des Baumes kann er nicht entstehen. S. 3. schildert der Fischer Balbi Amynts Jugend:

Ein muntrer Knabe;
Er weihte frühe sich dem Hirtenstabe,
Die Lämmer weidend auf des Grafen Flur.
Er war der Hirten Stolz, des Klausners Freude,
Des Grafen Liebling, der ihn Sohn oft hieß,
Wenn er bezaubernd auf dem Rohr der Weide
Beym Heimzug froh sein Schäferliedchen blies.
Oft wollt' der Graf zum Diener ihn erheben;
Dann aber sprach er: laßt als Hirt mich leben,
Frey will ich irren, frey in der Natur,
Ein Diener müßt' ich in des Schlosses Mauern
Ein knechtisch Leben sehnsuchtsvoll vertrauern.

Hier ist nur das Nothbälkchen im 8ten Verse zu tadeln, dessen Härte leicht zu meiden war durch folgende Wortführung:

Zum Diener oft wollt' ihn der Graf erheben.

Leider kommt dergleichen Mißbrauch der Wegwerfung des Finalvokals vor einem Mitlauter sehr häufig vor.

Es ist kein gemeiner Einfall, daß der Verf. das Gefecht der Brüder dem leiblichen Auge der Zuschauer entzogen, und vor das Auge der Phantasie gestellt hat, indem er den Fischer Balbi aus der Klause stürzen und für die Beschützung des ungerecht Angefallenen zum Himmel beten läßt, während man das Geklirr der Degen hört:

Noch lebt er, noch — Euch ruf' ich, Himmelsmächte!
Euch alle fleh' ich, ruf' ich knieend an!
Leiht Kraft dem Schwachen! schützt der Unschuld Rechte!
Durch alle Wolken brech' mein Fleh'n sich Bahn!

Als Amynt, nach Astrando's Falle, vor Blanka und dem Oheim erscheint, der ihm als Mörder flucht, drückt erstere ihren Glauben an seine Unschuld sehr schön aus:

Ihm flucht Ihr, Vater? ihm? o haltet ein —
Rein ist sein Herz, er kann nicht Mörder seyn.
Schaut in sein Antlitz, seht den freyen Blick!
Er reicht den Spiegel seines Innern dar
Und gibt der Unschuld reines Bild zurück;
Rein ist der Wangen Glut, wie Morgenroth,
Das lächelnd uns im goldnen Osten strahlt.
Doch du wirst blaß, Amynt, dein Antlitz bleich —
Weiß ist der Unschuld Farbe *) — Du bist gleich
Dem Götterbild, wie man die Unschuld malt;
O zittre nicht — Du bist Amynt, bist mein!
Du, Lieber, kannst nicht Brudermörder seyn.

Die Auslegung des *Erbleichens* ist hier von besserer poetischen Wirkung, als manche dialectischen Wendungen Calderons, weil sie den Charakter des *Witzes der Leidenschaft* an sich trägt, der Leidenschaft, welche nicht glauben will, was sie sieht.

Nun noch einige Tropfen kritischen Regens auf etliche Blätter, wo zerstörende Insekten sitzen. Der *Raupen*, welche, Nothhäkchenartig gekrümmt, die Endvokale wegfressen, haben wir schon gedacht.

Der Vers S. 7: „Lebt wohl! bald wird der Greis erwachen" — hat einen Fuß zu wenig. S. 31 steht: „So möcht' (*mögt*) Ihr selbst ihn fragen." Von dem Verse S. 48: „Ich kann nicht froh seyn, *wie ich mich auch quäle*" — gehört die lezte Hälfte der Adla im Yngurd zu, und die Frage: „Wem brütet, Graf, Ihr nach?" ist undeutsch. Der Sinn ist: Worüber sinnt ihr nach? Aber *einem nachbrüten* heißt etwas ganz Anderes. S. 59 erzählt der Fischer Balbi, wovon die Zuschauer kurz vorher Zeugen gewesen sind. Die Phrase S. 65: „Es wird in meiner Nacht mir *lichten*," ist wieder undeutsch. Eben so S. 67: „Welch sein Geschick dort war." Ferner S. 70: „Das belebend (e) Zauberwort." S. 78 hat jemanden „des Lebens lezte *Stunde getagt*." S. 99 mahnt der Vers: „Dann hat des Lebens Mai ihm abgeblüht" — zu deutlich an Schillers Resignation. S. 116 wird um Leben und Tod *gewirfelt*. Wir möchten das Wort lieber von Wurf und Würfel, als von werfen ableiten.

*) Bravo!

M.

Genug des kritischen Sprühregens, obwohl die verwünschten *Raupen* ihrer Menge wegen einen Platzregen erfordert hätten.

Aus Italien.

(Beschluß.)

— Einen bedeutenden Verlust hat Italien im Laufe des vorigen Jahres durch den Tod des Direktors der literarischen Klasse des Mailändischen Institutes, des Grafen Simon *Stratico*, erlitten. Seine Familie stammte ursprünglich von Candia. Sein gelehrter Oheim, Simon *Stratico*, war sein Lehrer in den schönen Wissenschaften, besonders in der Griechischen Literatur; der Neffe aber legte sich mit ganz vorzüglichem Eifer auf die Mathematik und den Beruf eines Ingenieurs. Unter der alten Regierung der Republik Venedig ward er mit mehrern Sendungen beauftragt. Die Stellen eines Professors an der Universität zu Pavia, bey dem Ingenieur-Corps für Brücken und Chausseen, am Institute zu Mailand und an der Akademie der schönen Künste bekleidete er, eine nach der andern, gleich rühmlich. Endlich ward er zum Senator erwählt und erhielt die Orden der eisernen Krone und der Ehrenlegion, auch späterhin vom Kaiser Franz den Leopolds-Orden. Stratico hatte durch England, Frankreich und Italien Reisen gemacht und unterhielt Verbindungen mit den ausgezeichnetesten Gelehrten von Europa. Bis an das Ziel seines Lebens erhielt sich das Vermögen und die volle Kraft seines Geistes; sein Charakter und seine Tugenden blieben von persönlichem Unglück und von demjenigen, welches auf seinem Vaterlande lastete, gleich unangefochten. Seinem schriftstellerischen Fleiße hat man ein Wörterbuch der Marine in Französischer, Englischer und Italienischer Sprache und eine Uebersetzung von Juanes Abhandlung von der Schiffahrt zu verdanken. Auch besaß er ein Cabinet von Schiffsmodellen und eine Sammlung von Büchern über das Seewesen. Beydes schenkte er noch bey seinen Lebzeiten dem Lombardisch-Venezianischen Staate, und die Regierung hat damit die Bibliothek des Instituts bereichert. Er ist auch Verfasser mehrerer Abhandlungen über Gegenstände der Architektur, der schönen Künste und der Archäologie, hatte sich überdieß vielfältig mit optischen Experimenten beschäftigt und einige sinnreiche Untersuchungen über die Wissenschaft der Harmonie angestellt. In seinem Nachlasse sollen sich Commentare zu Vitruvs und Leo Albertis Werken vorgefunden haben. Sein thätiges Leben hatte er auf vier und neunzig Jahre gebracht. Auch der gegen Ende vorigen Jahres zu Rom mit Tode abgegangene *Ignaz de Rossi* verdient als Gelehrter, zumal im Fache der philosophischen Wissenschaften, im Italienischen Nekrolog einer Erwähnung. Nachdem er erst bey den Jesuiten, deren Gesellschaft er einverleibt war, Philosophie und Mathematik getrieben hatte, legte er sich ganz vorzüglich auf die philologischen Studien und namentlich auf die orientalischen Sprachen. Als Professor der Hebräischen Sprache an der Gregorianischen Universität erwarb er sich die Achtung und Freundschaft der *Visconti*, *Lanzi*, *Marini*, *Heyne* u. a. m. Verschiedene von tiefer Gelehrsamkeit zeugende und in einem schönen Style abgefaßte Schriften sind von ihm im Drucke erschienen, neben andern ein Commentar über den Laërtius und eine Abhandlung über den Ursprung der Aegyptischen Sprache.

Nr. 68.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 26. August 1825.

Rechtswissenschaft.

Das Recht der Kriegseroberung in Beziehung auf Staatscapitalien. Nach Grundsätzen des Privat- und Völker Rechts dargestellt von D. B. W. Pfeiffer, Kurfürstl. Hess. Oberappellationsrathe. Cassel 1823. In Commission der Hahn'schen Hofbuchhandlung zu Hannover. XIV u. 362 S. gr. 8.

Der Gegenstand dieser Schrift ist noch heute, wo Deutschland an so vielen Nachwehen der mühseeligen Friedensgeburt leidet, von practischem Interesse. Der Verf. hat unter den Schriftstellern, welche neuerlich daran gearbeitet haben, Materialien zu einem Restaurations-Rechte zusammen zu bringen, sich rühmlich ausgezeichnet, namentlich durch seine Schrift über den rechtlichen Werth der Regierungshandlungen eines Zwischenherrschers (vom Jahre 1819); und gegenwärtiges Werk verdient schon in dieser Hinsicht die Beachtung der Rechtsgelehrten sowohl als aller derjenigen, welche bey der hier behandelten Rechtsfrage ein Interesse haben.

Herr D. P. hat es versucht, ein schulgerechtes System aufzubauen. Er legt seinen Grundstein auf den Begriff der occupatio bellica, wie er nach römischem Rechte sich gestaltet. Das getrauen wir uns nicht durchaus zu billigen. Die Fiction der Römer, nach welcher Sachen, die dem Feinde gehören, als herrenlos, und daher ohne Weiteres als occupationsfähig betrachtet wurden, ist eine Erfindung des Eroberungsprincips, und weder des Christenthums, noch der Philosophie unseres Jahrhunderts würdig. Der Krieg überhaupt kann einen Anstrich von rechtlicher Statthaftigkeit nur insoferne behaupten, inwiefern er als ein Surrogat des ermangelnden Völker-Tribunals, als ein Mittel zur Entscheidung zweifelhafter Rechte unter Staaten (und allenfalls auch unter Partheyen zerrütteter Staaten) sich betrachten läßt. Der Feind ist eigentlich nur eine Intellectuelperson, in welcher man die Individuen, welche den Krieg wirklich führen, streng unterscheiden muß von denen, welche ihn — geschehen lassen müssen: wir meynen die Krieger im Gegensatze der friedlich fortlebenden Bürger. Barbarisch erscheint der Grundsatz, daß in Bezug auf den eindringenden feindlichen Krieger die dem friedlichen Bürger zugehörigen Sachen für herrenlos zu betrachten sind, wenn er als ein allgemeiner Grundsatz aufgestellt werden wollte. Plünderung, auch in Feindes Lande, am Nichtkrieger verübt, ist in der Regel Verbrechen, obwohl außer der Regel der Feldherr sie wohl gestatten mag. Als modus acquirendi, als occupatio kann sie im Allgemeinen nie betrachtet werden, und wenn eine gesunde legislatorische Rechtsphilosophie dem Eigenthümer abgeplünderter Sachen die Vindication gegen den dritten Besitzer versagt; so hat das ganz andere Gründe, als die unhaltbare Fiction, daß der plündernde Krieger durch Occupation einer res nullius ein Original-Eigenthum erlangt habe: es beruht vielmehr jene Versagung der Vindication auf der Nothwendigkeit, das derivirte Eigenthumsrecht im Allgemeinen gegen die Gefahr endloser Discussionen sicher zu stellen, also eigentlich auf dem nämlichen Grunde, auf welchem der Begriff der Verjährung, und die Unvindicirbarkeit des Geldes sich stützen. Der occupatio bellica kann rechtlich nur das Material der Armee und die Habseeligkeit der Krieger, insoferne sie dieselbe bey sich führen, unterworfen werden. Was der Krieger in der Heimath ließ, bleibt unter dem Schutze der Staatsgewalt, und der eingedrungene Feind selbst, wenn er der Ausübung derselben sich bemächtiget hat, ist verbunden, diesen Schutz formell zu gewähren, obwohl er ihn materiell durch Erhebung von Contributionen, Verhängung von Confiscationen und auf mancherley anderen Wegen so ziemlich annulliren kann. Um so mehr also gilt das auch vom Eigenthum des friedlichen Bürgers. Der eingedrungene Feind soll seyn dessen interimistischer Schutzherr gegen alle Unbill und alle Schrecken der Anarchie, und wenn er gleich das Vermögen des besiegten Staates und seiner Individuen zu seinem Besten wohl benutzen mag, so soll es doch wenigstens nicht anders geschehen, als in den Formen der Regierungskunst. Hat

er diese rechtliche Gränze überschritten — dann freylich bleibt nichts übrig, als daß man ihn als eine blinde Naturgewalt, und was er genommen, in Bezug auf die Beraubten als zerstört betrachte.

Inzwischen hat unser V. sein System gegen den schädlichen Einfluß, welchen die obgedachte römische Rechtsfiction darauf hätte äußern können, so ziemlich zu bewahren gewußt durch allerley scharfsinnige Distinctionen, welche jedoch nicht selten in Spitzfindigkeiten ausarten. Er bekennt sich zu der Wahrheit, welche unseres Wissens im Englischen Staatsrecht gesetzlich sanktionirt ist: daß in Bezug auf den Unterthan eine factisch bestehende Regierung für legitim zu achten sey; eine Wahrheit, ohne welche in einem eroberten Staate die bürgerliche Gesellschaft sofort in einen thierisch rohen Naturzustand verfallen würde. Nur fordert er zum factischen Bestehen der neuen Regierung, daß die Staatsgewalt, die als ein Recht, als eine res incorporalis, im Sinne des Rechtssystems gar nicht occupirt werden könne, durch einen besonderen Titel übergegangen sey, wofür er jedoch, außer dem Friedensschlusse mit dem vertriebenen Regenten, billig auch die Unterwerfung auf Seiten des besiegten Volkes, wenn sie gleich nur stillschweigend geschehen, gelten läßt. Das ist sehr richtig: denn diese Unterwerfung ist ein sicheres Kriterium der victoria universalis, welche schon Albericus Gentilis (de jure belli Lib. III. cap. 5) für geeignet hält, den Eroberer zum Universal-Successor des besiegten Staates zu machen. Er erkennt dem victor universalis das Recht zu, über ausstehende Forderungen zu verfügen, und beruft sich auf den geschichtlichen Fall, wo die Römer Alba besiegten und gänzlich ihrer Oberherrschaft unterwarfen. Dionys. Halicarn. antiquitates rom. Lib. III. cap. 31. Auch unterscheidet unser Verf. eben so richtig zwischen der förmlichen und definitiven Ergreifung des Staatsruders auf Seiten des Eroberers und einer militärischen Besetzung, welche blos für provisorisch zu achten ist, so lange der Eroberer nicht sich selbst oder einen Dritten als Regenten einsezt. Nur gibt er dabey zu viel theils auf förmliche Erklärungen, theils auf das Bestehenlassen der vorigen Staatsbehörden, und verwickelt sich in der Anwendung seiner Theorie in eine auffallende Inconsequenz. Wenn der Eroberer einen Staat völlig besiegt, sein ganzes Territorium in Besitz genommen, und die Ausübung der Regentenrechte begonnen hat; so kann darauf, ob er neue Behörden eingesezt oder die alten beybehalten hat, nichts ankommen. Er ist in Bezug auf den Unterthan legitimer Herrscher, wie provisorisch er es auch immer seyn möge; und wenn er in der Folge einen Dritten förmlich und definitiv zum Regenten einsezt, dabey aber sich selbst die Disposition über gewisse Staatscapitalien vorbehält; so scheint der Umstand, daß er früher nicht eben so förmlich sich selbst zum provisorischen Regenten eingesezt hat, keinen Grund abgeben zu können, aus welchem man seine Verfügungen über dieses vorbehaltene Staatsvermögen anerkennt. Denn alsdann hätte ja der Eroberer dem Dritten ein größeres Recht gegeben, als er selbst jemals gehabt. Konnte er Kraft seiner victoria universalis den Dritten auf den Thron setzen; so konnte er auch jene Staatscapitalien sich selbst vorbehalten, und wenn der Dritte die Erhebung auf den Thron unter dieser Bedingung annahm, so gestand er den Vorbehalt ipso facto zu, und er, der neue Regent selbst war es eigentlich, welcher über diese Capitalien verfügte, indem er sie der Verfügung dessen überließ, welcher ihn mit dem eroberten Staate beschenkt hatte.

Unser V. nimmt bey der Anwendung seines Systemes das Gegentheil an, und mehrere Stellen der Schrift lassen vermuthen, daß ein tiefgewurzelter persönlicher Haß gegen den Eroberer, den er meint und nennt, ihn irre geführt, und verleitet hat, sophistisch — um nicht zu sagen — sykophantisch — einen Unterschied zu erzwingen, der in der Natur der Sache nicht gegründet ist. Dieser Vorwurf aber trifft, wie bereits angedeutet worden ist, nur die Anwendung seiner Theorie, nicht die Theorie selbst, die ohne jene recht füglich bestehen kann, in der wir jedoch eine gründliche Entwickelung des Begriffes von Staatscapitalien vermissen, welche von den Capitalien des Regenten sich ungefähr eben so unterscheiden, wie der Staat selbst von des Regenten Person. Daß diese Theorie voll ist von spitzfindigen Unterscheidungen, welche man den Schuldnern nicht zumuthen kann zu machen, wenn ein Eroberer vorbehaltene Capitalien einzieht, ist kein Fehler der Theorie an sich: denn eine Theorie, nach welcher zu richten unbillig, vielleicht sogar ungerecht seyn würde, kann nichts desto weniger brauchbar seyn als Leuchte für die Gesetzgebung. Schade nur, daß — aus leicht begreiflichen politischen Gründen — in Friedenszeiten selten Gesetze für passive Eroberungsfälle gegeben werden!

Wir glauben von dem vorliegenden Buche genug gesagt zu haben, um auf dessen Inhalt aufmerksam zu machen. Tiefer in die Sache einzugehen, erlaubt weder unser Raum noch der Zweck unserer Zeitschrift. Die literarischen Früchte, welche der Krieg im Gebiete der Staatswissenschaften hervorgebracht hat — wir können zwar wohl zeigen, wo sie stehen; aber es taugt nicht immer, sie vor dem großen Publikum zu schälen und zu zerlegen.

Periodische Literatur.

Wiener allgemeine musikalische Zeitung mit besonderer Rücksicht auf den österreichischen Kaiserstaat. Redacteur und Herausgeber: Friedrich August Kanne, wöchentlich zwey Nummern, jede von ½ Bogen in 4.

Von dieser Zeitschrift liegen 37 Nummern vor uns. Da No. 1. vom 3ten März datirt, und in No. 11. das Versprechen enthalten ist, daß die fehlenden Blätter vom Jan. und Febr. nachgetragen werden sollen; so schließen wir, daß das Unternehmen ein neues, im März d. J. begonnenes ist, und daß die Verlagshandlung (das lithographische Institut) uns die bis jezt erschienenen Nummern eingesendet hat, damit wir durch eine beurtheilende Anzeige das Publikum auf die neue Zeitschrift aufmerksam machen möchten. Nun, anzeigen wollen wir sie gern; aber was wir daran beurtheilen sollen, darüber sind wir in einiger Verlegenheit, da kein Plan beyliegt. *) Wiener Concert-Anzeigen, Kritiken von Oper- und Ballet-Aufführungen und andere Theaternotizen aus Deutschland und Italien, wechseln mit Aufsätzen über allgemeine musikalische Gegenstände ab, und es gibt hier außer den Musikbeylagen auch lithographirte Sänger- und Tänzer-Stellungen aus Opern und Ballets, ingleichen Gedichte, Anecdoten, Miscellen, überhaupt aber so mancherley Dinge, daß man von dem Raume, welchen die Redaction zu ihren journalistischen Operationen sich abgesteckt haben mag, keine deutliche Vorstellung bekommt. Wir sind weit entfernt das zu tadeln.

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.

Das ist unstreitig die beste Maxime bey Befrachtung derjenigen Marktschiffe der Literatur, die man Journale nennt, weil es diejenige ist, welche bey'm Lesen derselben befolgt wird. Man hält und bekommt die Zeitschriften haufenweise, an das Durchlesen ist nicht mehr zu denken, man durchblättert sie, liest was man eben mag, und kümmert sich wenig darum, wo man es findet. Wer z. B. eben wissen will, was für Dramen i. J. 1823 zu Berlin oder Braunschweig aufgeführt worden sind; suchen wird er es freylich eher in Winklers (Theodor Hell's) Bühnen-Tagebuche, **) als in der Wiener musikalischen Zeitung; wenn er es aber in dieser findet, (wie z. B. No. 18 u. 21) so kann er eben nichts dawider haben.

Auch wir haben bey Lesung der musik. Zeit. die Aussuchungsmaxime befolgt, und uns etwas ausgesucht für die gegenwärtige Anzeige, welches hoffentlich auch vielen Lesern des Lit. Blattes willkommen seyn wird, obschon sie es darin nicht leicht suchen würden. Es ist die Nachricht von der Erfindung eines Componium, einer Art von Componir-Maschine, die ein Wunder unserer Zeit genannt werden kann. Sie ist in Paris, rue de l'Echiquier No. 34. zu sehen, und die Herren Akademiker Biot und Catel haben unterm 2ten Febr. 1824 den Eigenthümern in der Pandore folgendes (in der musik. Zeit. No. 1. etwas wunderlich überseztes) Zeugniß darüber ausgestellt:

„Wenn dieß Instrument ein verirrtes Thema bekommen hätte, das der Erfinder durch seine eigene Methode, und mittelst eines ihm allein bekannten Processes dem Mechanismus des Instruments applicirt, so beginnt es von selbst die Variationen und arbeitet alle möglichen Theile auf das feinste und ordentlichste so aus, bringt die Modulationen in wunderbarer Verschiedenheit hervor, wie sie nur die allercapricieuseste Phantasie ersinnen konnte, und bildet von selbst die immer fortgesezten Melodien und Harmonien in so unerwarteter Art, daß selbst solche Personen, welche mit dem Mechanismus ganz genau bekannt sind, die wunderbare und kühne Zusammenstellung nicht hätten errathen können. Ein einziges Beyspiel mag hinreichen, um die Freyheit zu beweisen, mit welcher die Maschine in ihrer Productivität verfährt. Jede der Arien, welche es varirt, dauert ungefähr eine Minute. Wollte man annehmen, daß es eine einzige solche Arie spielen und unaufhörlich, ohne Unterbrechung verändern, und durch seine mechanische Perfektibilität immer wieder neu produciren sollte, so könnte es, ohne nur sich im Geringsten zu wiederholen, auf diese Art nicht allein ganze Jahre, sondern ganze Jahrhunderte, ja was unbegreiflich, während einer so großen Menge von Milliarden von Jahren fortspielen, daß man weder die Menge von Ziffern aufschreiben, noch die Summe durch eine menschliche Zunge aussprechen könnte.“ *)

Wenn der Wiener Farcen-Dichter, Herr Meisl, in

*) Er liegt der 52sten Nummer bey, unter dem Titel: Ankündigung, und verheißet: Kritisch philosophische Abhandlungen und historische Darstellungen aus dem Gebiete der Tonkunst, analytische Beurtheilungen, räsonnirende Uebersichten öffentlicher Academien und Concerte, biographische Notizen von Tonsetzern und Virtuosen, Nachrichten von neuen Erfindungen und Instituten rc. rc. M.

**) Nachdem die Theaterkalender von Lembert und Klingemann aufgehört haben, möcht' ich diesem Tagebuche die Aufmerksamkeit desjenigen Publikums wünschen, welches für den dermaligen Zustand der deutschen Bühne sich interessirt oder dabey interessirt ist. Für dieses durchaus brauchbar und fast unentbehrlich, ist es für jenes zwar niederschlagend, aber interessant. M.

*) Wenn die Maschine eine Combinir-Maschine ist, d. h. eine solche, die nach und nach alle möglichen, mit den Regeln der Musik nur irgend verträglichen Permutationen und Combinationen durchmacht; so seh' ich eben nichts Unbegreifliches an der Menge ihrer Variationen. M.

dem phantastischen Zeitgemälde von 1923, welches er auf die Josephstädter Bühne gebracht und in seinem dramatischen Quodlibet (Band 2. 1824) auch der Lesewelt mitgetheilt hat, neben seinem Dampf-Ackerpfluge, seiner Wachparade-Maschine und seinen automatischen Comptoirdienern auch solch eine Componir-Maschine zur Schau gestellt hätte; so würde man den Einfall in Wien gewiß belacht haben wegen der anscheinlichen Unmöglichkeit der Sache. Gleichwohl hätte man daran sehr ungerecht gethan: denn kaum hatte die musikalische Zeitung von dem neuen Pariser Componium Nachricht gegeben; so fand sich ein Wiener Freund der Mechanik (Herr von Giuliani), der in Nr. 7. der gedachten Zeitung den vollständig ausgearbeiteten Plan zu solch einer Maschine bekannt und durch eine lithographirte Zeichnung deren ganze innere Einrichtung anschaulich machte. Wir sind zwar weder in der Musik noch in der Mechanik genug zu Hause, um diesen Plan vollkommen zu verstehen; aber möglich hat uns die Sache doch geschienen, und der Nimbus des Wunderbaren, der die Pariser Maschine in dem angeführten akademischen Zeugnisse umgibt, ist vor unseren Augen verschwunden.

„Diese Maschine (sagt Herr Joseph von Giuliani) ist wirklich ein musikalisches Kaleidoscop zu nennen, denn in ihrer Einrichtung hat sie mit diesem viele Uebereinstimmung. Die Pfeifen-Accorde sind nämlich mit den farbigten Gläsern des Farbenkasten bey dem Kaleidoscop zu vergleichen; und die große Walze C vertritt die Stelle der Menschenhand, welche durch das untereinander Beuteln der farbigten Gläser die verschiedenartigen Figuren, und Zusammenstellungen der Farben hervorbringt."

Omne simile claudicat, meynen wir. Die Menschenhand bringt im Kaleidoscop die verschiedenartigen Figuren nicht allein durch das untereinander Beuteln der farbigen Gläser hervor; die Symmetrie der Figuren hängt von der Stellung der Spiegel ab, vermöge welcher niemals eine regellose Figur erscheinen kann, wie unregelmäßig auch immer die farbigen Gläser unter einander geworfen werden. Es fragt sich also, ob in dem Giuliani'schen Componium auch etwas vorhanden ist, was die Dienste der Spiegel thut, indem es die Verbindung und die Folge der Töne an die Regeln des Generalbasses bindet. Ob die Maschine das leistet, mögen die Kenner beurtheilen, nachdem sie den Plan in der musikal. Zeit. studirt haben werden. Wenn sie es aber leistet; so dünkt uns, daß mit deren Erfindung ein gewaltiger Schritt vorwärts gethan ist zu dem großen Ziele, eine Schreibemaschine für Schriftsteller zu erfinden, welche nicht grammatikalisch richtig zu schreiben verstehen. Denn der Generalbaß ist die Grammatik der Musik, und eine Maschine, welche dessen Regeln bey allen möglichen Variationen eines gegebenen Thema befolgt, muß leicht auch bis dahin vervollkommnet werden können, daß sie, wenn ihr einmal der Gedanke gegeben ist, die Buchstaben des Alphabets zum Ausdrucke desselben combinire, ohne jemals die Gesetze der Sprachlehre zu übertreten.

Hoffentlich nun wird in der musikal. Zeitung von diesem Componium weiter die Rede seyn; das wird hinreichen, ihr den ersten lebhaften Antheil des Publikums zu verschaffen, und der geistreiche Herausgeber wird denselben reg' erhalten und steigern, wenn er seine humoristischen Betrachtungen über die Musik der Chinesen fortsetzt, und sein in No. 11. gemachtes Versprechen erfüllt, künftig über die Fortschritte und über den Charakter der Tonkunst in dem chinesischen Reiche Correspondenzartikel von einem Freunde in Cochin-China zu liefern.

Unterhaltungs-Literatur.

Vergleichende Anatomie der Engel. Eine Skizze von Dr. Mises. Leipzig im Industrie-Comptoir. 1825. 58 S. 8.

Das Lit. Bl. 1824. No. 47. und 1823. No. 8. hat bereits zwey, größtentheils humoristische Schriften dieses Verfassers angezeigt. Die gegenwärtige soll unfehlbar auch humoristisch seyn, das deutet schon der Titel an, und sie ist es auch; nur ist der Humor nicht immer stark genug markirt. Der Verf. sucht aus der Beschaffenheit des thierischen und menschlichen Organismus den Organismus höherer vernünftiger Geschöpfe zu errathen. Diese unbekannten höheren Geschöpfe, die er auf der Stufenleiter der Schöpfung zunächst über den Menschen setzt, nennt er Engel, und stellt sie bald als selbstständig gewordene Augen vor, die im Elemente des Lichtes leben und durch Farben miteinander sprechen; bald als lebendige mit freyem Willen begabte Planeten- oder Sonnengeschöpfe; bald als durchsichtige, aus der Sonne aufsteigende Dunstblasen. Am Ende erklärt er seine ganze Hypothese auch für eine Dunst- oder Seifenblase, und darin wird ihm der Leser gern beypflichten. Die Kritik ihrerseits kann nichts dagegen haben, wenn der Humor, einem spielenden Kinde gleich, seine irdene Tabacks-Pfeife in den Schaum der Wissenschaften taucht, das dünne Häutchen, welches über der Mündung des Pfeifenkopfes kleben bleibt, zu großen Kugeln aufbläst, und die bunten Blasen in die Welt fliegen läßt. Aber nicht mit gemeiner Lungenluft, damit sie nicht sinken in der atmosphärischen Luft, sondern gleich den aërostatischen Ballons aufsteigen, und, wenn ein Licht daran gebracht wird, mit einem Knalle zerplatzen, der die Kenner ergözt und die badauts (Maulaffen) erschreckt. Auch soll er selbst den geistigen Sonnenschein dazu schaffen, der die sich darinnen abspiegelnden Bilder in die Regenbogenfarben der Poesie kleidet. Beydes, die Irisfarben und die neckende Explosion, fehlt hier größtentheils; doch wollen wir darum nicht behaupten, daß dem Verf. der Beruf zu dergleichen Spielen mit der Autorfeder mangele. Nur die Leichtigkeit der Hand geht ihm noch ab, und diese kann Uebung verschaffen.

Müllner.

Nr. 69.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 30. August 1825.

Dramatische Dichtkunst.

Das Kreuz an der Ostsee. Ein Trauerspiel von F. L. Z. Werner. Erster Theil. Die Brautnacht. Zweyte Auflage. Berlin in der Sander'schen Buchhandlung. 1823. XVI u. 253 S. 8.

Diese neue Auflage des Werner'schen Fragmentes (denn bekanntlich gab der Dichter den „zweyten und letzten Theil," welchen er in der Vorrede binnen Jahresfrist versprochen hatte, bey seinem Leben nicht heraus) wurde im August vor. Jahres von der Verlagshandlung zum Behuf der Anzeige im Lit. Bl. mit der Bemerkung eingesendet, daß der zweyte Theil nachfolgen werde. Ich ließ daher den ersten ruhen in Erwartung des zweyten, der die Dichtung schließen sollte und der Kritik ihren Standpunkt anweisen mußte. Als er aber nicht erschien, erlaubte ich mir eine Anfrage darnach bey der Verlagshandlung, und erhielt — zwar nicht den zweyten Theil vom Kreuz an der Ostsee — aber eine Auskunft darüber, die interessant genug ist, um dem Publikum mitgetheilt zu werden. Doch muß ich dasselbe, um durchaus verstanden zu werden, zuvor an den Inhalt des ersten Theiles erinnern.

Den Sieg des Christenthums über das Heidenthum in Preußen darzustellen, war im Allgemeinen die Absicht des Dichters. Darüber läßt sein „historischer Vorbericht," der Titel und das Fragment selbst keinen Zweifel. Das wollt' er aber nicht auf diejenige frommritterliche und phantastische Weise thun, welche nach ihm Mode zu werden gedroht hat; sein dramatisches Gedicht sollte vielmehr auf einer soliden historischen Basis ruhen. Zum Anfangspunkte der Handlung wählte er das Jahr 1226, wo nach Baczko's Geschichte Preußens (Bd. 1. S. 110 ff.) zwey Ritter des deutschen Ordens, Conrad von Landsberg und Otto von Saleiden, in Folge der von dem Woiwoden Conrad von der Masau und dem Bischoff Christian mit dem Hofmeister des Ordens angeknüpften Unterhandlungen, nach Plozko gesandt, in Abwesenheit des Woiwoden von dessen Gemahlin freundlich aufgenommen, und bey dem neuen Einfalle der Heiden in das christliche Gebiet mit der Anführung des masovischen Heeres beauftragt wurden. Die Masovier flohen, die Ritter blieben für todt auf dem Schlachtfelde liegen; da aber der starke Verlust der Preußen und die einbrechende Nacht dieselben hinderte, ihren Sieg zu verfolgen, so wurden die deutschen Kämpfer gefunden, von ihren Wunden geheilt, und im Jahre 1228 mit ansehnlichen Dotationen für den Orden entlassen; worauf der Ordensmeister Hermann von Salza den Krieg gegen die Küstenvölker begann, welcher mit dem Siege des Ordens und des Christenthums über den heidnischen Götterglauben in Preußen endigte. Mit diesen ziemlich sichern historischen Thatsachen verband der Dichter die Traditionen, welche über den damaligen Zustand der Preußen von den Chronikenschreibern aufbewahrt worden sind. Der Alane, Waidewuthis, hatte die Nomaden und Ichtyophagen an der Ostsee durch das Beyspiel des Bienenstaates, welches er ihnen vorhielt, zu der Uebereinstimmung gebracht, ihm als ihrem Könige zu gehorchen, und war ihr Numa geworden, indem er ihnen Götter und Gesetze gegeben. Er soll zwölf Söhne gehabt haben, von denen zehn in mehreren Schlachten gefallen, der eilfte, Samo, dem jetzigen Samlande, und der zwölfte, Warmio, dem durch liebliche Wallfahrtsörter und Weiber gesegneten Ermelande den Namen gegeben haben soll. Nach Samo's Gattin, Pregolla, soll der an mehreren Stellen flache Pregel-Fluß benannt worden seyn, der Königsberg in Preußen zum Theil einschließt. Warmio soll des Herzogs Conrad von der Masau Tochter geheirathet haben, und, durch sie zum christlichen Glauben bekehrt, Veranlassung zur Ausrottung des Heidenthums in Preußen geworden seyn. Der alte Waidewuth aber soll, nach achtjähriger Regierung, das Land unter seine Söhne getheilt, sich als Oberpriester (Criwe) nach Romove zurückgezogen, und dort im Traume von seinen Göttern die Offenbarung erhalten haben, daß sie sich gegen den Gott der Christen nicht vertheidigen könnten, und der Götterglaube von dem christlichen — wie bald darauf geschehen — würde verdrängt werden. Einige Fabeln sagen, er sey

durch seine Götter sogar zur Annahme des Christenthums vermocht worden.

An den Küsten der Ostsee, unter den heidnischen Völkern, welche nach Warmio's Gefangenschaft Samo als Sczupan oder Unterkönig regiert, und deren staatsgesellschaftliche Cultur noch in roh gezimmerter Wiege liegt, eröffnet der Dichter die Scene. Ungleich länger, als es die Regeln der dramatischen Kunst erlauben, hält er sich bey der Schilderung der Sitten, Gebräuche und Glaubensmeynungen dieser Bärenjäger und Bernsteinfischer auf; aber man muß ihm zugestehen, daß er kräftig schildert, und den Zustand eines kaum vollendeten Ueberganges aus dem rohen Naturzustande in den der Staatsgesellschaftlichkeit in seinen Grundzügen anschaulich macht. Den Waidewuthis führt er noch nicht ein in die Scene. Nur der stellvertretende Bote des greisen Hierarchen erscheint, um den Krieg gegen die Masovier zu verbieten, den Samo beschlossen hat, um an dem Woiwoden Conrad seines Bruders Warmio Gefangenschaft, und nach Befinden an Warmio selbst den Abfall vom Heidenthum zu rächen, den das Gerücht ihm zu Ohren gebracht hat. Aber mit Hülfe eines bestellten Götterzeichens (Augurium) setzt Samo im Rathe seiner Landstände den Kriegsbeschluß durch, und der erste Akt endiget mit dem Aufbruche der Preußen.

Im zweyten Aufzuge erscheinen unweit Plozk die Ordensritter mit ihren Lanzenknechten, und mit einer mystischen Person, welche in der Gestalt eines Citherspielers vom Landungsplatze aus sicher durch gefährliche Gegenden sie geführt hat. Diese mystische Person ist der Geist des Märtyrers Adalbert, der früher den Preußen das Evangelium geprediget hatte, und von ihnen erschlagen worden war. Der Dichter führt uns hierauf in die Burg der Woiwodin Agaphia (der Gemahlin des abwesenden Conrads), wo mit der Hochzeitfeyer des bekehrten Warmio und der Prinzessin Malgona die Nachricht von der herannahenden Gefahr eines feindlichen Einfalls zusammentrifft, und uns um so sicherer mit Besorgniß erfüllt, als wir bald Anfangs in dem Castellan und einem Juden zwey Verräther kennen lernen, welche Samo bestochen hat, ihm die Burg zu überliefern. Mit deren Hülfe schleicht Samo in polnischer Sclaventracht sich ein, um zuvor seinen Bruder Warmio aus der Veste zu entführen. Da dieser ihm nicht folgen will, erhebt er die Keule, um dessen Braut zu erschlagen, wird aber durch den Anblick Adalberts, den er die Nacht zuvor im Traume gesehen, daran verhindert, und während der Kampf außerhalb der Burg beginnt, entspringt er, nachdem er den Castellan erschlagen, der ihn verrätherisch eingelassen hatte. Dadurch kommt Warmio bey den Polen in Verdacht des Verraths, und wird von den Magnaten als Gefangener auf eine Weichselinsel gesandt, unter der Obhut deutscher Lanzenknechte.

Im dritten Akte wird, zur Nachtzeit, die Burg berennt, und ist auf dem Punkte genommen zu werden. Der Geist Adalberts läßt mittlerweile der Braut Malgona Pilgerkleider anlegen, um sie zu ihrem Geliebten zu bringen, damit sie dort eine keusche Brautnacht, einen Sieg des Geistes über das Fleisch, mit dem Geliebten feyre. Er trägt sie durch die stürmenden Heiden hindurch, und rettet dadurch die Burg: denn ein flammender Heiligenschein umgibt seine Gestalt, und erschreckt die Preußen dergestalt, daß sie ihre Keulen „fort werfen" und entfliehen. Die zweyte Scene spielt am Ufer der Weichsel, wo ein Fischermädchen auf den Pilger harrt, für welchen der Spielmann (Adalbert) einen Kahn zur Ueberfahrt auf die Insel bestellt hat. Malgona, welcher der Spielmann „entschwunden" ist, kommt an, wird aber von dem verrätherischen Juden Stephani, der dem Samo in die Burg half, erkannt, und er will sie ermorden, um den versprochenen Lohn von dem preußischen Sczupan noch zu erhaschen. Allein das Fischermädchen beredet ihn, nicht nur zuvor einen Trunk von ihr anzunehmen, sondern auch denselben mit der Malgona zu theilen, die er eben tödten will; und während dessen nimmt die Fischerin das Tempo wahr, ihn zu erschlagen mit der Axt, die er weglegen mußte, um das Fäßchen zu halten, aus welchem er trinken will. Die gerettete Malgona kommt nun auf der Insel an, wo Adalberts Geist auf einem Hügel Zeuge ihres Kampfes ist zwischen der Lust und dem Versprechen der Keuschheit, welches er ihr abgenommen hat. Seine Mahnungen von oben herab befördern den Sieg, den die Keuschheit hier ganz eigentlich mit der Monstranz in der Hand erficht, und statt der Brautnacht (wovon dieser Theil des Drama den Namen hat) wird ein Fest der Bruder- und Schwesterliebe gefeyert, welches die Landung Samo's unterbricht, den der sterbende Jude Stephani nach der Brautinsel gewiesen hat. Zum zweyten Male will er Malgona ermorden vor Warmio's Augen. Da ergreift dieser — obwohl die Geliebte ihn kurz vorher um Jesu Willen gebeten, sich vom Bruderblute rein zu halten — eine Keule, und schlägt den Samo nieder, dessen Seele „heulende Stimmen der Dämonen von unten" in Empfang nehmen. Hierauf ergibt er sich den Preußen, die ihn nebst Malgonen in Fesseln abführen. So schließt der vorliegende erste Theil des Drama.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Gedichte von Friedrich Hesekiel. Dessau b. Ackermann 1824. 240 S. 8.

Wenn in des Frühlings heiterm Sonnenglanze
Ich des Waldes beschwingten Sängern lausche,
Dann klingt durch den Busen mir der Gedanke:
Ich auch bin Sänger!

Wenn ich der Meister hohe Lieder lese,
Tief den Genius, der sie schuf, verehre,
Dann erhebt's die niedergesunknen Kräfte:
Ich auch bin Sänger!

Wenn des Geschickes harte Eisenbände
Auf das Opfer sich kalt und grausam legen,
Dann durchwärmts das starrende arme Herz mir:
Ich bin ein Sänger!

Tritt zu des Herzens unbewehrter Pforte,
Bösen Saamen zu streuen, ein Versucher,
Dann schreckt ihn die Stimme des stolzen Herzens:
Ich bin ein Sänger!

Mächtige, die ihr Tausende beherrschet,
Deren Wink ein Gebot für eure Diener!
Nimmer mag ich tauschen mit euch, denn seht, ich
Bin ja ein Sänger!

Wenn ich der höchsten Thaten Glanz bewundre,
Was durch Heldengewirk' und Tod geschehen,
Dann spricht's laut und freudig im Thatendurste:
Bin ich nicht Sänger?

Aber am frohsten spricht in Blüthentagen,
Wenn das Lied des verwandten Herzens tönet,
Die entzückte Lippe das hohe Wort aus:
Ich auch bin Sänger!

Fragt, die mich liebt, mich einst, und die ich liebe:
Sprich, was gibst du mir für mein Herz und (meine) Liebe?
Seh', ich bilde dir zum Gedicht dein Leben;
Denn ich bin Sänger!

Ruh' ich dann einst in kühler deutscher Erde,
Von der Eiche geliebtem Laub umschattet,
Spricht vielleicht der weinenden Freunde Mancher:
Er war ein Sänger!

So lautet das Gedicht: Anch' io sono pittore S. 34, und wenn wir den Unterschied gehörig ins Auge fassen, welcher bey der Beurtheilung von Uhlands Gedichten im Lit. Bl. 1821. No. 23. zwischen Sänger und Dichter gemacht worden ist; so müssen wir gestehen, daß Herr H. sich selbst sehr richtig charakterisirt hat. Zwar können wir ihn nicht auf eine Linie mit Uhland stellen, dessen Romanzen einen hohen Rang behaupten, und dessen Lebensansicht, sie sey ernst oder launig, sich immer gedankenreich und interessant ausspricht. Unseres Verfs. Beruf zur Ballade und Romanze scheint, nach den Versuchen S. 65, 74, 77, 120, 128, 177 u. s. w. zu urtheilen, nicht der mächtigste zu seyn; seine Weltansicht ist größtentheils ernst, edel und fromm, aber selten ergreifend, selten kräftig erhebend, und Humor läßt sich nirgends spüren, als etwa in der Sage von der Teufelsmühle S. 124. Aber bey mäßiger Phantasie besizt er viel Wärme des Gemüths, und trägt in der empfänglichen Brust denjenigen Resonanzboden, welcher so zu sagen die Empfindung zur Musik macht, wie z. B. in der Wetternacht S. 51, in den beyden Kreuzen S. 83, und vor allen in dem Gedicht, der Glöckner.

Siehst du dort von Schmerz und Jahren
Tiefgebeugt das graue Haupt?
So, umstürmt von Flockenschaaren,
Steht ein Eichenbaum, entlaubt.

Glöckner ist zu St. Marien
Lange schon der alte Mann,
Half die Glockenseile ziehen
Von der frühsten Jugend an;

Daß zur Vesper und zur Mette
Läutete der helle Klang,
Und zur stillen Ruhestätte
Manchen führte schwer und bang.

Sieh', es wanken seine Schritte,
Und er steigt den Thurm hinauf
Mühsam durch die hohlen Tritte;
Sonst erklomm er sie im Lauf.

Er erfaßt die Glockenstränge;
Unten tritt ein Leichenzug
Aus des kleinen Hauses Enge;
Ueber'm Sarge hängt ein Tuch.

Düster nun die Glocken klingen,
Doch der Glöckner kann nicht mehr;
Aus den Augen Thränen dringen,
Ach, was weint er denn so schwer?

„'S ist mein Weib, die sie dort tragen,
Meine treue Stütze war
Sie in meines Alters Tagen,
Und ich bin bald neunzig Jahr!“

Bebend nimmt er ab die Mütze,
Faltet seine müde Hand:
„Vater, du im Wolkensitze,
Nimm mich auf in's beff're Land!“

„Habe lang' genug geläutet,
Heute sey's das lezte Mal,
Daß der lezte Klang bedeutet (bedeute, optative)
Meines Herzens lezte Qual!“

Und er stieg die Treppe nieder,
Stieg sie nimmer mehr hinauf,
Als die Glocken klangen wieder,
Hatt' auch er vollbracht den Lauf!

Die frommen Gesänge haben meistentheils eine Einfachheit, Klarheit und Andacht, welche sie zu kirchlichem Gebrauche eignen würden. Man überzeuge sich davon durch das Morgenlied eines Unglücklichen S. 27, an dessen

Schlusse jedoch der Reim: gepreißt *) (für gepriesen) auf Geist, einigen Anstoß gibt, so wie früher der Reim: verstoßen auf flossen, und das Nothhäkchen an meiner Wund'. Der eigensinnige Geschmack verlangt auch von der reinen Andacht, daß sie rein reime.

Im Ganzen aber gebührt dem Sänger das Anerkenntniß, daß er der Sprache wie der Verskunst vollkommen mächtig ist, reife Geistesbildung und die Naturgabe anschaulicher Darstellung offenbart, frey von aller Manier sich hält, und dadurch vortheilhaft von den Tagespoeten sich unterscheidet, welche Verse machen auf Kosten der Sprache, und Dichtungen auf Kosten des guten Geschmacks und des gesunden Menschenverstandes. Die poetische Freiheit S. 95.

Da wurde mir die Dichterahnung kunde (kund) wird ziemlich die schwerste Sünde seyn, die er gegen den Sprachgebrauch begangen hat. Verskünsteleyen finden sich nirgends, man müßte denn etwa das eben so artige als ungezwungene Buchstabenspiel S. 147 dafür nehmen:

Emma, so nennt dich, Geliebte, des Liedchens Anfang und EndE;
Mögest du seiner dich freun und gerne leihen das Ohr ihM!
Muß es vorüber nicht eilen im Daktylustanz' und begann kauM,
Aber es blüht doch schön, denn es durfte dir huldigen, EmmA!

Der saubere und augenrechte Druck, so wie die Beschaffenheit des Papiers machen dem Verleger Ehre.

*) Ungewöhnlich im Hochdeutschen ist nach Adelung, diese Form des Particips; aber Luther hat sie in der Bibelübersetzung, und sie kann daher in frommen Gesängen wohl passiren, als eine zum heil. Schriftstyle gehörige.
Müllner.

Die Gallione. Gedicht in sechs Gesängen von Friedrich von Heyden. Leipzig b. Göschen 1825. 213 S. kl. 8.

Das Schiff hat zwar eigentlich nur eine Liebesgeschichte geladen, aber es ist episch gerüstet, und segelt mit günstigem poetischen Winde. Der Capitän, ein Engländer von der Flotille Georg Ansons, der bekanntlich Jenkin's abgeschnittenes Ohr an den Spaniern rächte, erobert ein feindliches Schiff; erbeutet eine darauf befindliche Jungfrau; liebt sie und wird geliebt; fällt in die Gefangenschaft seines rebellischen Schiffsvolks: wird von den gefangenen Spaniern, die während der Anarchie des englischen Schiffes sich bemächtigen, zwar befreyt, aber in einem Boote den Wellen preiß gegeben; die Geliebte will nicht lassen von ihm, und springt ihm nach in den Kahn; ein Sturm wirft die Liebenden an eine fruchtbare Insel; sie finden gute Aufnahme bey dem Fürsten des Eilandes und dessen Vater, dem Hohenpriester des kindlichen Inselvolkes; ein grausamer Oheim der Jungfrau, der sie aufsucht, landet dort mit einem bewaffneten Schiffe; es entsteht eine Art von Krieg um sie, und nachdem mit Hülfe der Engländer, die Anson an eben diese Küste bringt, der Spanier geschlagen und gefangen worden ist, findet sich, daß der Inselfürst ihr Bruder, und folglich der Hohepriester ihr Vater ist, den der Oheim unglücklich gemacht und aus dem Vaterlande vertrieben hatte. Er billiget ihre Liebe, sie vermählen sich und bleiben auf der glückseeligen Insel.

Als Beleg der dichterischen Behandlung dieses romanhaften Stoffes theilen wir hier eine Stelle aus dem zweyten Gesange mit, wo den Liebenden, die einsam, in einem schwachen Fahrzeuge, den großen Ocean beschiffen, das den Seefahrern so furchtbare Meteor des sogenannten Ochsenauges einen nahen Sturm verkündiget.

Dem Rauche gleich, der, in dem Blutgewande,
Vom tiefen Heerd des Aetna sich erhebt
Lang, dichtgeballt, am schwefelstarren Rande
Des Kraters, sich nicht lösen könnend, klebt,
Bis staunend, an erbebendem Geklüfte
Der Wandrer, daß ihn Donner löset, sieht,
Damit sein Fliehn durch sturmbewegte Lüfte,
Sicilien mit Schatten überzieht;
So rafft der Geist der Schrecken sich vom Meere,
Von Zorn geschwellt, doch sichtbar nicht.
Die gift'gen Dünste werden ihm zum Heere,
Sein Machtgebot wird ihre Pflicht.
Das Firmament vertheilt er den Vasallen
Als Aecker gräßlicher Bestellung aus.
Sie pflügen es, die Saamenkörner fallen
Der Blitze, reif, in heißer Furchen Graus.
Und als die Saat gestreut ist von den Knechten,
Setzt sich ihr Herr, die Sichel in der Rechten,
Im Westen hin auf das umdampfte Nest.
Rings um sich her ballt er der Diener Menge
In ein verkleinert schwärzliches Gedränge,
Still brütend ob dem Erndte-Fest.
So sieht ihn bald der Schiffer mit Erbleichen,
Ein Wölkchen, schwarz in sonnenhellen Reichen,
Indeß kein Hauch das Meer bewegt,
Das Ochsenaug mit Schauder ihn benennend,
Das, allen Brand der Schrecken überbrennend,
Den Typhon in dem Herzen trägt.
So sieht ihn Richard auch. — Den schlaffen Händen
Entsinkt das Ruderpaar, und im Vergehn
Der Worte muß ein Blick die Nachricht senden:
„Die Stunde naht, — es ist um uns geschehn."

Eine Menge ähnlicher Ausflüge geben von diesem jungen Sänger die besten Hoffnungen. Doch im Technischen der Kunst, im Versbau, bedarf er noch sehr der Uebung. Der Reim hat ihn oft genirt, und häufig zu dunkler und schwerfälliger Construction verleitet. Manche Dunkelheit inzwischen mag wohl dem Setzer und Corrector zur Last fallen, die offenbar weit nachlässiger gearbeitet haben, als es sonst bey Göschen gewöhnlich ist.

Nro. 20.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Kleine Beschreibung oder Geographie und Statistik des Königreichs Würtemberg von Professor Memminger.

Um der mannigfaltigen Anfragen willen geben wir dem Publikum die Nachricht, daß die angekündigte neue Ausgabe dieser von dem K. Consistorium und dem K. kath. Kirchenrath in den Schulen eingeführten Schrift bisher noch durch die Karte aufgehalten worden ist, daß sie aber ohne Zweifel bis auf den Herbst erscheinen wird. Wir bemerken dabey noch, daß der kürzlich in Form einer Tabelle erschienene, äußerst mangelhafte, von Fehlern und Unrichtigkeiten wimmelnde und überdieß den Zustand des Landes, wie er vor 6 und mehr Jahren war und gekannt war, ohne alle Rücksicht auf die seitdem vorgefallenen bedeutenden Veränderungen und ohne Benutzung neuerer Schriften, darstellende Auszug aus der ersten Ausgabe der hier angekündigten Schrift keineswegs, wie von Manchem geglaubt wurde, von dem Verfasser der letztern herrührt. Der Subscriptionspreis der Schrift ist 24 kr., derselbe, den auch die Tabelle kostet.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg ist erschienen und in alle Buchhandlungen versandt:

Kleine Romane von Friederike Lohmann. 16 Bdch. enthaltend: die Wiesenburg; die Wünsche; der Wahrsager; der Komet. Preis $1\frac{1}{2}$ Rthlr.

Der Name der Verfasserin bürgt dafür, daß diese Sammlung zu dem Vorzüglichsten deutscher Unterhaltungsschriften gezählt werden kann. Gründliche Erfindung des Stoffs, blühende Darstellung und hohe Sittlichkeit characterisiren sie.

Von derselben Verfasserin erschienen früher und verdienen wiederholt die wärmste Empfehlung:

Geschichte zweyer Frauen aus dem Hause Blankenau. Erzählungen 1r Bd.
Leben und Dichtungen oder Erzählungen 2 Bde.
Neue Erzählungen,

und sind durch alle Buchhandlungen baldigst von uns zu bekommen.

In der Buchhandlung von C. F. Amelang in Berlin erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Neuer gemeinnützlicher Briefsteller für das bürgerliche Geschäftsleben, enthaltend: eine vollständige Anweisung zum Briefschreiben durch auserlesene Beyspiele erläutert; eine alphabetisch geordnete Erklärung kaufmännischer, gerichtlicher und fremdartiger Ausdrücke; — Münzen-, Maaß- und Gewichts-Vergleichung; Meilenanzeiger, Nachrichten vom Postwesen; Vorschriften zu Wechseln, Assignationen, Obligationen, Verträgen rc. rc. Nebst einem Anhange von den Titulaturen an die Behörden in den Königl. Preuß. Staaten. Von J. C. Vollbeding. 8. Mit einem neuen und schönen Titelkupfer. 35 compresse Bogen. Preis 20 gr. Fünfte stark vermehrte und verbesserte Auflage.

Recensent kann bey dieser fünften Auflage nur sein bey der vierten Auflage gefälltes Urtheil mit voller Ueberzeugung wiederholen, welches also lautete:

„Die Reichhaltigkeit dieses wirklich gemeinnützlichen Buches erhellet sattsam aus dem obigen Titel desselben, der nicht ein leeres Aushängeschild, sondern in der Wirklichkeit gegründet ist. Es kann wohl nicht leicht im Menschen- und Geschäftsleben irgend einen Umstand geben, der einer schriftlichen Verhandlung bedarf, worüber man hier nicht Rath und Auskunft erhielte. Das Buch ist zwar zunächst für Ungeübte in der Feder geschrieben; allein bey der großen Mannigfaltigkeit des Inhalts wird auch der Geübtere und der Geschäftsmann überhaupt es vielfältig und zur Bequemlichkeit benutzen können. Der Verfasser, der sich schon in mehrern andern Schriften als einen trefflichen deutschen Sprachkenner und Forscher bewährte, hat mit Umsicht, Sachkenntniß, Geschmack und Deutlichkeit Alles erschöpft, was man in einem solchen Werke nur wünschen kann. Man lernt daraus nicht nur, wie man Briefe jeder Art einrichten und schreiben, auch Anzeigen jedes Inhalts anfertigen soll, sondern auch, wie man sich bey so vielen andern Gelegenheiten, z. B. bey Contrakten, Wechselgeschäften, Testamenten, gerichtlichen Verhandlungen u. s. w. vorsichtig zu benehmen hat. Mit einem Worte, dieses Werk ist ein wahres Noth- und Hülfsbuch für das bürgerliche Leben und der treueste Rathgeber für Hülfsuchende. Die nothwendig gewordenen wiederholten fünf Auflagen sind der sprechendste Beweis für die Brauchbarkeit desselben. Der Verf. hat das Ganze von Neuem überarbeitet und sehr wesentliche Verbesserungen und Zusätze hinzugefügt, so daß auch die Besitzer der vorigen Auflagen die gegenwärtige als ein Supplement mit Nutzen werden gebrauchen können."

Aus dieser neuen Auflage geht aber hervor, daß der Verf. bey dem ermunternden Beyfall, den sein Buch gefunden hat, von Neuem bemüht gewesen ist, demselben immer mehr Vollkommenheit zu geben, und ihm den Vorzug, den es vor allen andern zahlreichen Schriften dieser Art bisher rühmlich behauptet hat, auch für die Folge zu sichern. Der Verf. will aber die veränderte Gestalt, in welcher es jezt erscheint, nicht etwa aus der Umänderung seiner früher aufgestellten Grundsätze aufgestellt wissen; sondern diese haben sich vielmehr in seinem Verstande durch fortgesetztes Nachdenken immer mehr und mehr befestigt, und es war ihm daher äußerst daran gelegen, eine wo möglich noch lichtvollere Darstellung

sich eines noch günstigeren Urtheils werth machen, welcher nicht allein Alles, was auf das militärische Aufnehmen ganzer Gegenden und das ökonomische Vermessen ganzer Feldmarken Bezug hat, nebst einer Beschreibung der Nivellirwerkzeuge und des Verfahrens beym Nivelliren, sondern auch außerdem die vollständigste Anleitung zum Höhenmessen, die Schaßmessung, die Lehre vom Theilen der Felder, alle zur Erlernung des trigonometrischen Triangulirens nöthigen Theorien der höheren Geodäsie, mit einem Beyspiele, welches das entworfene Netz einer Gegend bis in das kleinste Detail des Kalküls verfolgt, die Lehren der geographischen Ortsbestimmung, ferner die Geschichte und Resultate der verschiedenen Gradmessungen von den ältesten Versuchen an bis auf die neuere Zeit, die analytischen Untersuchungen über die Fehler und ihre Folgen bey Weiten- und Winkelbestimmungen, nebst vielen der wichtigsten Lehren und einer sehr großen Menge von Tafeln, auf mehr als 700 Seiten enthält.

Wir können daher wohl noch kürzlich anführen, daß keines der bis jezt erschienenen Hand- oder Lehrbücher dieser Wissenschaft einen so reichhaltigen und auf das praktische Bedürfniß berechneten Inhalt hat.

Die Buchhandlung C. Fr. Amelang in Berlin.

Construirende Geometrie.

Bey Leopold Voß in Leipzig ist so eben erschienen:

Construirende Geometrie zur praktischen Anwendung geometrischer Raumgrößen ohne ausführliche Beweise für angehende Künstler, Baugewerken, Zeugarbeiter u. s. w., so wie als Handbuch zum Gebrauche in Bürger- und Industrie-Schulen entworfen vom Professor G. A. Fischer. gr. 8. Mit 13 Kupfertafeln in Folio. 2 Rthlr.

Walter Scott's Werke.

Neu und vollständig übersezt und mit historischen Anmerkungen versehen von G. A. F. v. Halem, K. L. M. Müller, Sophie May, Ad. Wagner u. a. m. Leipzig bey Joh. Friedr. Gleditsch.

Erste Lieferung; 1r bis 12r Theil, kl. 8. enthält: Waverley, Nigel's Schicksale, Peveril vom Gipfel, Kenilworth und Quentin Durward. Einzeln jeder Theil 1 Rthlr. — alle 12 Theile zusammen 9 Rthlr.

Zweyte Lieferung; 13. bis 24 Theil, enthält: der schwarze Zwerg, Ivanhoe, die Presbyterianer, St. Ronan's Brunnen, und Redgauntlet. Einzeln jeder Theil 1 Rthlr. — alle 12 Theile zusammen 9 Rthlr.

Dritte Lieferung; 25. bis 36. Theil enthält: Guy Mannering, der Sterndeuter, der Seeräuber, Erzählungen eines Kreuzfahrers, der Abt, das Kloster. Einzeln jeder Theil 1 Rthlr. 4 Gr. — zusammen alle 12 Theile 12 Rthlr. oder 26. bis 36. Theil sind unter der Presse, und erscheinen im Laufe dieses Jahres.

Das Publikum wird wiederholt auf diese vollständige und sorgfältige Uebersetzung von W. Scott's prosaischen Werken aufmerksam gemacht, und in so fern die Verlagshandlung die Theile so stark wie möglich lieferte, wird diese Ausgabe 48 bis 50 Theile nicht überschreiten, welche zu dem Pränumerationspreis, 1. bis 36. Theil — um 27 Rthlr. sächs. oder 48 fl. 36 kr. rhein. durch alle Buchhandlungen, und namentlich

in Wien bey den Herren Beck, Gerold, Grunds Wittwe und Kuppitsch, Haas, Härter, Heubner, Kupfer, v. Mösle, Mörschner und Jasper, Schallbacher, C. Schaumburg und Comp., Tendler und v. Mannstein, Volke, J. B. Wallishauser, F. Wimmer;
in Prag bey den Herren Buchlers Wittwe und Stephani, Calve, Enders, Hartmann, Krauß, Kronberger und Weber, C. Widtmann;
in Brünn bey den Herren Gastl, in Grätz bey den Hrn. Ferstl;
in Pesth bey den Herren Kilian, Hartleben und Eggenberger. Preßburg und Kaschau bey den Herren Wigand zu haben seyn werden.

Bey demselben Verleger ist erschienen:

Gallerie zu Walter Scott's prosaischen Werken,

1. Lieferung mit 10 Blättern.

Nach den besten englischen Originalen von Leslie, Wortall rc. von Gruner, Haas, Meyer, Richter, Roßmäßler, gr. 8. erste Abdrücke 2 Rthlr. 12 gr. in 8. 1 Rthlr. 16 gr. Diese Kupfersammlung zu Scott's Werken wird mit 5 Lieferungen beendigt seyn.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliotheca historico-geographica

oder Verzeichniß aller brauchbaren, in älterer und neuerer Zeit, besonders aber vom Jahre 1750 bis zur Mitte des Jahres 1824 in Deutschland erschienenen Bücher über Geschichte, Geographie, und deren Hülfswissenschaften, oder über Welt-, Völker-, Menschen-, Cultur-, Literatur-, Wissenschafts- und allgemeine Religionsgeschichte, Lebensbeschreibungen, politische und historische Erd-, Länder- und Städtebeschreibungen, Statistik, Reisebeschreibungen, Völker-, Alterthums- und allgemeine Bücherkunde, Mythologie, Chronologie, Numismatik, Genealogie, Heraldik und Diplomatik.

Nebst einem Materienregister. Preis 1 Rthlr. 4 gr.

Dieses Verzeichniß enthält über neuntausend Artikel und ist 26 Bogen im engsten Druck stark.

So eben sind nachstehende 2 Werkchen erschienen und von mir in alle Buchhandlungen versandt worden:

Menschenschicksale,
Ein Lesebuch
für
Jung und Alt.

Mit einem Steindrucke. 12 ggr. oder 54 kr. rhein.

Man darf nur den Inhalt dieses reichhaltigen Werkchens anführen, um seine Brauchbarkeit zu Geschenken für die Jugend, so wie zur Erheiterung und Ermuthigung für Erwachsene in manchen Verhältnissen des Lebens einzusehen: Dumont ist 35 Jahre in Afrika. —

Die Mannschaft der Fregatte Meduse muß Menschenfleisch essen. — Fualdes wird von seinen Verwandten geschlachtet. — Jakob von Molay, lezter Großmeister der Tempelherren, wird zu Paris verbrannt. — Constantin Paläologus wird unter den Trümmern von Konstantinopel begraben. — Der Leineweber, oder Gott lebt noch. — Gottfried von Bouillon erobert Jerusalem. — Der Acker der Edlen. —

R e z e p t b u c h
für das
häusliche und bürgerliche Leben.

Das Nöthige über Land- und Gartenbau, Viehzucht und Haushaltung, Fisch-, Vogelfang und Bienenzucht, Mittel gegen Insekten und schädliche Thiere, über Wein, Bier und Brauntwein, Obstbäume, Baukunst, Malerei, Zeichen- und Schreibkunst, Firnisse, Kitte, Feuer, Wasser, Metalle, Gesundheitskunde und Schönheitsmittel, über Kochen, Braten und Einmachen enthaltend. 12 ggr. oder 54 kr. rhein.

Der Titel gibt den Inhalt dieses Werkchens hinlänglich an. Es enthält 357 Anweisungen, Rathschläge, Mittel und Rezepte, die leicht anzuwenden sind, einen bedeutenden Vortheil im häuslichen Leben gewähren, und welche die Erfahrung vollkommen bewähret hat, und unterscheidet sich hiedurch vor vielen andern Werken ähnlichen Inhalts.

Aachen.

J. La Ruelle, Sohn.

Ankündigung.

M. TULLII CICERONIS
OPERA
QUAE SUPERSUNT OMNIA
AC
DEPERDITORUM FRAGMENTA
RECOGNOVIT
SINGULA SCRIPTA EX OPTIMIS QUIBUSQUE RECENSIONIBUS CORRECTA CUM VARIETATE LAMBINIANA MDLXVI, ERNESTINA, SCHUEZIANA ET PRAESTANTIORUM CUIUSQUE LIBRI EDITIONUM INTEGRA, RELIQUAE VERO ACCURATISSIMO DELECTU, BREVIQUE NOTATIONE CRITICA
EDIDIT
IO. CASP. ORELLIUS
PROFESSOR TURICENSIS.
TURICI
TYPIS ORELLII, FUESSLINI ET SOCIORUM.

Das Hauptbestreben ist, endlich einen auf die Handschriften begründeten, von Willkürlichkeiten gereinigten, in jeder Beziehung diplomatisch genauen Text zu geben, welchen der Critiker seinen Forschungen mit Zuversicht zum Grunde legen könne. Namentlich soll den Philologen durch die vollständige Collation der ächten Lambiniana ein bedeutender Dienst geleistet werden. Möglichste Fehlerlosigkeit wird durch eine viermalige, von Verschiedenen besorgte Correktur gewährleistet, und die typographische Ausführung auch den Liebhaber befriedigen.

Diese vollständige Ausgabe von Cicero's Werken ist gegenwärtig bereits unter der Presse. Format, Schrift und die Bearbeitung derselben sind aus einer Probe zu ersehen, die sich in allen Buchhandlungen vorfindet und gratis zu haben ist. Sie wird aus vier gleich starken Bänden bestehen, davon der erste im Januar, der zweyte im Julius, der dritte zur Michaelis-Messe 1826, der vierte aber unfehlbar im Februar 1827 abgeliefert wird.

Bis zu Erscheinung des ersten Bandes bleibt die Subscription offen; die Namen der Beförderer des Werkes sollen dem ersten Bande vorgedruckt werden. Der höchst mäßige Subscriptionspreis ist

10 fl. rhein. für die Ausgabe auf weißes Druckpapier, und
18 fl. rhein. für die Ausgabe auf fein weißes Postpapier.

Die Zahlungsbedingnisse sind folgende: Bey Empfang des ersten Bandes zahlt man die Hälfte des Betrags, nämlich 5 Gulden für die Exemplare auf Druckpapier, und 9 Gulden für diejenigen auf Postpapier; die zweyte Hälfte aber bey Ablieferung des zweyten Bandes.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz nehmen hierauf Bestellungen an.

Zürich, im Juli 1825.

Orell, Füßli und Compagnie.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

K. F. Muhlert.
Paläographische, grammatische und isagogische
B e y t r ä g e
für
das Studium der hebräischen Sprache und Bibel.
Preis 1 Thlr.

Dr. Joh. Aloys. Schneider.
Gebet- und Erbauungsbuch
für
katholische Christen.
Fünfte vermehrte Auflage.
Mit 1 Kupfer und 1 Vignette.
Druckpap. 18 gr. Schreibpap. 1 Thlr. Velinpap. 1 Thlr. 8 gr.

M a r i e A n t o i n e t t e
in der Conciergerie.
Ein im Sommer 1824 bekannt gemachtes historisches Fragment, von dem Grafen Fr. de Robiano zu Paris. Geheftet 4 gr.

Fanny Tarnow's neuester Roman.

In der Rein'schen Buchhandlung erschien so eben:

Sir Richard Falconnet und William.
Frey nach dem Englischen
von
Fanny Tarnow.
2 Theile. Preis 3 Rthlr. 8 gr.

Den frühern mit so großem Beyfall aufgenommenen Arbeiten dieser beliebten Schriftstellerin schließt sich dieser neue Roman würdig zur Seite an.

Intelligenz-Blatt.

SUBSCRIPTIONS-EROEFFNUNG
(ohne Vorausbezahlung.)

IL
PARNASSO ITALIANO,
OVVERO
I QUATTRO POETI CELEBERRIMI
ITALIANI.
L'Orlando furioso
di
Lodovico Ariosto.
La divina Commedia
di
Dante Alighieri.
La Gerusalemme liberata
di
Torquato Tasso.
Le Rime
di
Francesco Petrarca.
EDIZIONE
formata sopra i testi antichi più accreditati
e
accompagnata con note istoriche e le lezioni varianti.
COMPIUTO IN UN VOLUME.
Ornata di quattro Ritratti secondo Raffaelo Morghen.
Roy. 8vo. Subscriptions-Preis 1 Rthlr. 20 Gr. oder 5 Gulden 6 Kreutzer Rhein.

Vereinigt unter diesem gemeinschaftlichen Titel, erscheint bey mir eine neue, mit kritischen Noten begleitete Ausgabe der hohen Dichterwerke von Italiens vier gröfsten Meistersängern.

Dem sorgfältigen Abdruck des Textes, welchem die ältesten, zumeist beglaubigten Original-Ausgaben zum Grunde liegen, werden die wichtigsten Wort- und Sacherklärungen, nebst Verschiedenheiten der Lesart hinzugefügt, so wie dabey nicht minder allen Bedingungen der strengsten Correctheit sicher entsprochen wird. Mit der gewissenhaftesten Erfüllung dieser so wesentlichen, als unerläfslichen Puncte bey jeder, nur dann erst brauchbaren Ausgabe irgend eines fremden Klassikers, werde ich mich bemühen, nicht allein einen deutlichen, sondern auch sehr schönen Druck zu vereinen. Die Einrichtung des Letztern geschieht in gespaltenen Columnen, ähnlich derjenigen, welche ich bei meinen neuen, mit vielem Beyfall aufgenommenen Ausgaben von „*Shakspeare's Works, complete in one Volume* (Subscriptions-Preis 1 Rthlr. 16 gr.) und *Sheridan's Works, complete in one Volume* (Subscriptions-Preis 1 Rthlr. 8 gr.) getroffen habe. Es werden dazu ganz neu gegossene englische Lettern verwendet, die auf schönem weifsen Velinpapier ihre Wirkung nicht verfehlen können. Ein Octav-Blatt findet man als Probe in allen Buchhandlungen vor. Ueberdiefs werden die Bildnisse der vier Poeten nach den Meisterstichen des Raffaelo Morghen, von einem unserer tüchtigsten Künstler (C. A. Schwerdgeburth) gearbeitet, als Titelkupfer hinzugegeben. Trotz allen innern und äufsern Vorzügen dieses, mit grofsem Aufwand verknüpften Unternehmens, habe ich dennoch den Preis für die ganze, ungefähr 800 Seiten starke Ausgabe nur auf 1 Rthlr. 20 Gr. Conv. M. oder 5 Gulden 6 Kreutzer Rhein. festgesetzt und hoffe durch diese Gemeinnützigkeit unter den jetzt sehr zahlreichen Freunden der Italiänischen Literatur ein günstiges Interesse zu erwecken, da selbst Besitzer vom *Dante*, *Ariosto*, *Tasso*, oder *Petrarca* in einer oder der andern einzelnen Ausgabe, deren jede als Viertel des „Parnasso italiano" eben so viel und mehr wie hier das Ganze kosten dürfte, durch deren Ankauf kein eigentliches Opfer bringen. Der Druck wird bis nächstem December beendigt seyn, das Ganze aber in zwey Hälften geliefert, und die erste Abtheilung, welche den Ariost enthält, schon im Monat September versendet werden, bey deren Empfang die Subscribenten obigen Preis von 1 Tthlr. 20 Gr. Conv. M. erlegen. — Zu dem Verzeichnifs der Subscribenten, welches am Schlusse zu stehen kommt, ist eine genaue Angabe der Namen, Charactere und Wohnörter nothwendig. — Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen an.

Leipzig, am 30. März 1825.

Ernst Fleischer.

An alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde so eben versandt:

Der Gartenfreund,
oder vollständiger, auf Theorie und Erfahrung gegründeter Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächse im
Küchen-, Obst- und Blumengarten,
in Verbindung mit dem
Zimmer- und Fenstergarten.
Nebst einem Anhange über
den Hopfenbau.
Von J. C. L. Wredow,
Prediger in Parum bey Wittenburg in Meckl. Schwerin.
gr. 8. Mit einem allegorischen Titelkupfer und Vignette.
Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.
Sauber geheftet. 2 Rthlr.
(Berlin bey Carl Friedrich Amelang.)

Schon bey der Erscheinung der ersten Auflage dieser nützlichen und treuunterrichtenden Schrift empfahl Rec. dieselbe aus wahrer Ueberzeugung allen Liebhabern der Gärtnerey als einen wahren Gartenfreund, mit der Versicherung, daß sie in allen Fällen einen erfahrnen und treuen Rathgeber an ihm finden würden. Mit Vergnügen ersieht er nun aus dieser, binnen wenigen Jahren nöthig gewordenen, zweyten Auflage, die mit Recht eine verbesserte und vermehrte genannt werden kann, daß seine Empfehlung gefruchtet hat, und ist überzeugt, daß Niemanden der Ankauf gereuet, und daß vielmehr Jeder seinen Zweck nach dieser Anweisung erreicht hat. Gewiß wird daher auch diese zweyte Auflage eine eben so freundliche Aufnahme finden, als

die erste. Der würdige Hr. Verf. hat hie und da Manches hinzugesezt, was er nach gemachten Versuchen brauchbar gefunden, und auch hier und da Manches berichtigt, was er nach gemachten Erfahrungen für nöthig gehalten hat. So hat er unter Andern auch das Ringeln der Bäume, um sie zum Fruchttragen und größere und früher reifende Früchte hervorzubringen, zu zwingen, wovon auch Rec. im vorigen Jahre die wunderbarsten und auffallendsten Wirkungen in seinem Garten gesehen hat, nach eigen gemachter Erfahrung empfohlen, und auch in der Behandlung des Weinstocks manche Verbesserungen angegeben. Daß diese neue Auflage wirklich eine vermehrte zu nennen sey, ergibt sich schon aus der stärkern Bogenzahl derselben gegen die erste. Die Brauchbarkeit dieser Schrift ist noch durch Hinzufügung eines Registers der deutschen Namen sehr erhöhet worden.

Einladung zur Subscription auf
Die Deutsche Liedertafel
in Verbindung mit mehren herausgegeben von
Ch. G. Kayser,

auf schönes weißes Papier in 8. circa 36 Bogen, 1000 und mehr Lieder enthaltend. — Subscriptionspreis 1 Thlr.

Inhalt.

I. Ernste Lieder. II. Allgemeine gesellige Lieder. III. Patriotische Lieder. IV. Trinklieder. V. Liebeslieder. VI. Naturlieder. VII. Soldaten- und Kriegslieder. VIII. Jägerlieder. IX. Balladen und Romanzen. X. Arien aus den beliebtesten Opern. XI. Für Handwerker.

Die herrlichsten Blüten des deutschen schöpferischen Geistes, die vorher zerstreut auf mannigfaltigem Boden umherwucherten, sind hier auf einem Felde in regelmäßigen Reihen und schöner Ordnung zusammengepflanzt, und laden durch ihren Duft zu dem willkommsten und mannigfaltigsten Genusse ein. Die verschiedenartigsten Ansprüche werden hier ihre Befriedigung finden. Der stille Ernst, die sanfte Wehmuth, wie die heiterste Laune, können sich hier ihre Blume brechen. Für den weingefüllten Becher wartet hier die Rebe zum Kranze, dem Soldaten sproßt hier sein Lorbeer, dem Jäger sein frischer Buchenzweig, und der Vaterlandsfreund breche sich hier ein unverwelkliches Eichenblatt. Die stille Blume der Liebe athmet ihren Seelen Erquickung entgegen. Die Natur spiegelt ihren Glanz hundertfach in den geöffneten Kelchen.

Für alle Freunde des Gesanges ist in reichem Maaße gesorgt. Dem frohen Familienkreise, jeder heitern Gesellschaft, dem Studenten, dem Kaufmann wie dem Gelehrten bieten sich die mannigfaltigsten, zum Theil selbst weniger bekannten, Gesänge dar. Selbst für den Künstler und Handwerker fehlt es nicht an passenden und jeden besonders ansprechenden Liedern.

Die Auswahl ist bey aller Reichhaltigkeit mit rücksichtsvoller Sorgfalt auf innern Werth, wie auf Sittlichkeit und Anstand getroffen worden, so daß jeder Freund des Gesanges diese Liedertafel mit voller Befriedigung zur Hand nehmen, und sie bey den verschiedenartigsten Veranlassungen seine beständige Begleiterin seyn lassen wird. — Wegen Erscheinung eines Melodienbuchs zu Obigem behalte ich mir vor, seiner Zeit das Nähere bekannt zu machen.

Der Subscriptionspreis gilt bis Ende August d. J., mit dem 1. Sept. fängt der Druck des Werkchens an, und wird binnen 3 Monaten beendigt seyn. Man subscribirt in jeder soliden Buchhandlung.

Subscribentensammler erhalten auf 6 Expl. das 7te frey.

Leipzig, im Juni 1825.

Ch. G. Kayser, Buchhandlung.

Neue Musikalien, welche bey B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Anthes, 6 Lieder mit leichter Clav. Beglt. Op. 5. 36 kr.
Auber, Ouvert. zu Leocadia für 4 Hände. 54 kr.
Berg, 3tes Divert. für Pfte. und Flöte oder Violine. Op. 17. 1 fl. 24 kr.
Brand, Frankftr. Favt. Walzer für Pfte. N. 251. 8 kr.
Cramer, J. B., Sonate für Pfte. Op. 47. 2te Auflage. 1 fl. 12 kr.
Ebers, 3 grosse concert. Duetten f. 2 Flöten. Op. 58. 2 fl. 21 kr.
Fauvel, Methode elementaire de Guit. ou Lyre. 1 fl. 30 kr.
Foreith, Favt. Walzer für Klapp-Trompete, f. Pfte. arrang. No. 243. bis 246. jeder 8 kr.
Gamme, für's englische Bass-Horn. 12 kr.
Koretzky, Rondo f. Guit. Op. 11. 16 kr.
Kuffner, Ouvertüre für Milit. Musik. Op. 161. 3 fl. 18 kr.
Mangold, 3 Solons für Pfte. mit Violine. Op. 8. 1 fl. 24 kr.
Schmitt, Jac., Sonate für Pfte. Op. 26. 48 kr.
Spaeth, Divert. für 4 Hände. Op. 92. 1 fl. 48 kr.
Wiener in Berlin, Auszug für Pfte. oder Guit. und Gesang. 1 fl. 48 kr.

Anzeige eines für Geschichte und Kunst wichtigen Werkes.

Es ist so eben erschienen bey Mörschner und Jasper, Buchhändler in Wien:

Wanderungen durch Pompeji
von
Ludwig Goro von Agyagfalva,
Hauptmann im k. k. österr. Genie-Corps und Ritter des königlich-sicilianisch-militärischen St.-Georg-Ordens der Wiedervereinigung.
Sr. kaiserlichen Hoheit
dem
Durchlauchtigsten Erzherzoge Johann von Oesterreich rc. rc. rc.
gewidmet.

In Folio, auf Velin-Papier, mit 22 auf Kupfer und Stein schön gestochenen Zeichnungen und Vignetten. Wien, gedruckt bey Anton Strauß, 1825, in elegantem Umschlag geheftet. Preis 9 Thlr.

Dieses Werk ist eine archäologisch-historisch-architektonische getreue Schilderung der im Jahre 79 nach Christi Geburt durch einen vulkanischen Ausbruch des Vesuv verschütteten Stadt Pompeji, in drey Abschnitte getheilt, denen eine geschichtliche Nachricht über Campania felix und Pompeji als Einleitung voran geht. Der erste Abschnitt handelt von der in die Stadt führenden Gräberstraße und den daran liegenden Grab-Monumenten; der zweyte von den

Gassen und Privathäusern der Stadt; der dritte von den öffentlichen Plätzen und Gebäuden, als Forum, Tempel, Theater rc. Die erste Tafel ist der topographische Plan der Stadt mit den neuesten Ausgrabungen bis 1725; die übrigen Tafeln stellen die merkwürdigsten Gegenstände der Architektur, Wandmalerei und Bildhauerei vor, die daselbst entdeckt worden, und worunter bis jetzt manche nicht beschrieben waren.

Die Schilderung einer Stadt der Vorzeit, die seit achtzehn hundert Jahren durch vulcanische Asche verschüttet, tief im Schooße der Erde schlummerte, und nun, wie der Herr Verfasser sich in der Vorrede ausdrückt, mit ihren Grabmälern, Tempeln, Säulenhallen und Basiliken aus dumpfer Grabesnacht allmählig emporsteigt, muß für jeden Gebildeten um so mehr von höchstem Interesse seyn, als durch diese Entdeckung der Schleyer gelüftet wird, der viele unserer früheren Ansichten über Wesen und Art des ehrwürdigen Alterthums mit Dunkel bedeckte. Auch das häusliche Leben der alten Römer, dieser großen Nation der Vorwelt, ihre Bauart, Malerei und viele ihrer Sitten und Gebräuche, haben sich dadurch zu viel näherer Anschaulichkeit erhoben, als es bey zertrümmerten Monumenten anderer alten Städte, die nur der Forscherblick des Archäologen zu entziffern vermag, je der Fall seyn dürfte. Da im weiten Gebiete der deutschen Literatur noch kein Werk dieser Art erschienen ist, und auch in den bekanntlich eben so seltenen als äußerst kostspieligen Leistungen ausländischer Schriftsteller über diesen Gegenstand der bedeutenden Ausgrabungen seit 1817 nicht gedacht wird, so läßt uns dieser wichtige Umstand mit Zuversicht auf eine gütige Aufnahme dieses Werkes, als eines Resultats langer Studien und zweyjähriger mühevoller Untersuchungen des Herrn Verfassers an Ort und Stelle, hoffen.

Um der ehrenvollen Würdigung, welche der öffentlichen Erscheinung dieses Werkes sowohl in in- als ausländischen literarischen Blättern vorangegangen *), nicht zu erwähnen, wollen wir nur einige Worte des neapolitanischen Architekten, Herrn Bonucci, aus der Vorrede seines eben erschienenen Taschenbuches über Pompeji anführen: „Dall' idea, che ho potuto formarmene leggendone il manoscritto sul Pompei (das schon früher in fünfzehn Exemplarien lithographirt war) del Cavalier Goro Capitano etc. credo che riuscirà del più grand' onore per quel paese. I rami che l'adornano rappresentano una squisita scelta de' più be monumenti pompeani, fin ora scoverti. La loro descrizione è piena di grazia, di esattezza e di dottrina. I fiori dello stile e dell' imaginazione vi temporano spesso l'aridità, che suol accompagnare una descrizione di simile natura etc. etc.“

*) Siehe Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst vom 28. Juli 1824, No. 89 und 90; und vom 13. und 15. December 1824, No. 149 und 150;
und Il Sebeto, giornale letterario, 31 Marzo 1824, No. 1;
dann: Morgenblatt, Juni-Heft 1824.
auch: Kedveskedö, 1824. III. 41.

und anwenden können. Uebrigens entspricht dieses Werk seinem vorstehenden Titel vollkommen, und wird sich auch endlich durch seinen billigen Preis, bey einem sehr anständigen Aeußern, empfehlen.

In der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Conversations-Taschenbuch oder Anleitung sich mit den nöthigsten Ausdrücken auf Reisen und bey den mannigfaltigen Vorfällen des menschlichen Lebens bekannt zu machen.
Nach Frau von Genlis und Andern.
In sechs Sprachen: Englisch, Teutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Russisch.
5te verb. Auflage. 12. (38½ Bog.) 1825. geb. 1 Rthlr. 12 gr.
Dasselbe in drey Sprachen: Englisch, Teutsch, Französisch, oder: Italienisch, Teutsch, Französisch.

Der Zweck dieses Buchs ist: den Reisenden, wie den eine fremde Sprache Erlernenden, auf die leichteste und schnellste Weise dahin zu bringen, daß er sich über die gewöhnlichen Gegenstände, in Geschäften und in Gesellschaft geläufig, richtig und präcis in der Sprache, deren er nicht kundig ist, ausdrücke. Ist man nun im Allgemeinen, wie des Werkes starker Abgang und die darüber laut gewordenen Urtheile gezeigt, darüber einig, daß selbes seinen Zweck, so weit solches möglich, erreiche, so wird diese neue, innerlich und äußerlich vor allen ausgezeichnete, mit neuen Gesprächen und Artikeln bereicherte und ganz umgestaltete Auflage sich gewiß der besten Aufnahme erfreuen.

Neue Verlagsbücher der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel, welche durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz bezogen werden können:

Commentarium in C. C. Salustium c. F. D. Gerlach. Fasciculus I. 4. 1 fl.

Die günstigen Recensionen des ersten Theils dieses Werkes, den Autoren selbst enthaltend, haben den Verfasser bewogen, die Ausbeute seiner Forschungen in den Bibliotheken Italiens, die Varianten betreffend, dem Publikum früher mitzutheilen, als der 2te Theil fertig seyn konnte, doch macht dieses Heft einen Theil dieses Bandes aus.

Gerlach, Fr. D. Verhältniß des Sprachunterrichts zu den übrigen Lehrgegenständen. 4. br. 20 kr.

Eine kurze Abhandlung über den von verschiedenen Seiten wieder angeregten Streit zwischen humanistischer und realistischer Bildung, hauptsächlich hervorgerufen durch eine über diesen Gegenstand kürzlich erschienene Meinung.

Hanhart, Prof. R. Lesebuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, zum Gebrauch der Stadt- und Landschulen. 4 Theile 8. 4 fl. 48 kr.

Dieses Werk eines erfahrnen Schulmannes, führt in vier Kursen den Schüler durch alle Theile der deutschen Prosodie und Poesie; die Theile werden nach dem Gebrauch getrennt; festes Papier und Wohlfeilheit empfehlen dasselbe ebenfalls allen Schulanstalten.

Desselben Erinnerung an Fried. August Wolf. Ein Beytrag zu seiner Lebensgeschichte mit angefügten Belegen und literarische Nachweisungen. br. 8. 1 fl.

Die erste Blume auf das Grab des verewigten Lehrers, von einem Schüler desselben, der den Anlaß einer Schulfeyerlichkeit ergriff, um durch eine kurze Aufzählung der Verdienste desselben um die Lehrmethode, auch von dieser Seite den Meister zu würdigen.

Eidgenössische Lieder von Münch. 2. Aufl., 8. br. 1 fl.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage zu dieser Sammlung von Liedern für alle Stände, zur Erheiterung und Anregung von Vaterlandsliebe läßt die Verlagshandlung auch für diese 2te vermehrte Auflage eine günstige Aufnahme hoffen.

Ochs, Pet. Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. 8 Theile gr. 8. 13 fl. 20 kr.

Dem Wunsch vieler Freunde vaterländischer Geschichte zu entsprechen, wurde dieses mit vielem Beyfall aufgenommene Werk herabgesezt.

Theodo's Gericht. Ein Trauerspiel v. L. R. Stuckert. 8. br. 1 fl.

Durch vielfache Aufforderung aufgemuntert, hat der Verfasser sich entschlossen, die Arbeit früherer Jahre dem Drucke zu übergeben.

Wissenschaftliche Zeitschrift, herausgegeben von Lehrern der Baseler Hochschule. 3ter Jahrgang, 4 Hefte, 8. br. 4 fl.

Die Herausgeber sind bemüht, die Fortsetzung dieser Zeitschrift immer ihrem Zweck entsprechender abzufassen, und im Laufe dieses Jahres hauptsächlich durch Aufnahme gehaltreicher Aufsätze aus allen Fächern sich immer mehr Leser zu gewinnen.

Bey Joseph Stenz in Mainz ist erschienen, und wurde an alle gute Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz versandt:

Orthosophisches Denkmal dem Napoleon Bonaparte nach Aussprüchen der Wissenschaft und der Gerechtigkeit und zum Heile der Menschheit gesezt von Pantaleon Metagoras Christian Mensch dem Orthosophen. 8. Mainz 1825. 2 fl. 30 kr.

Bey Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliotheca oeconomica,
oder Verzeichniß aller brauchbaren, in älterer und neuerer Zeit, bis zur Mitte des Jahres 1824 in Deutschland erschienenen Bücher über die Land- und Hauswirthschaft im Allgemeinen, und deren einzelne Zweige, nämlich den Feld- und Gartenbau, die Bienen-, Schaaf-, Rindvieh und Pferdezucht, Kochkunst u. s. w., so wie über die gewöhnlichen landwirthschaftlichen Gewerbe, als das Bierbrauen, Branntweinbrennen, Essigbrauen, Färben, Bleichen u. s. w.; nebst einem Materienregister. gr. 8. 8 ggr.

Nro. 22.

Intelligenz = Blatt.

1825.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Correspondenzblatt des Würtemb. Landwirthschaftlichen Vereins. Achter Band. Julius 1825.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Karl André. Juli 1825.

Morgenblatt für gebildete Stände. Neunzehnter Jahrgang 1825. Juli.

Bey der Unterzeichneten ist fertig geworden und versandt:

Hertha,

Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freyherrn Alexander v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Zweyten Bandes 2ter Heft. Mit 3 Karten.

Inhalt.

Beiträge zur Kenntniß von Bantam, dem westlichen Bezirk auf Java. Gesammelt auf einer Reise durch die südwestlichen Theile dieses Bezirks im Januar 1822 von Dr. C. L. Blume, auf Java. (Mitgetheilt vom Herrn Prof. Dr. Nees von Esenbeck.) — Bruchstücke aus dem Reise-Journal des Herrn Chromtschenko, geführt während einer Fahrt längs den Küsten der russischen Niederlassungen in Nordwest-Amerika. (Aus dem Russischen übersetzt.) Fortsetzung. — Beschreibung der Inseln Lieu-Khieu, ausgezogen aus mehreren sinesischen und japanischen Werken; vom Herrn J. Klaproth zu Paris. — Flüchtiger Blick auf die Fortschritte und den jetzigen Zustand der Entdeckungen im Innern von Afrika. Vom Herrn Jomard. — Nivellement von der Lippe bei Hamm über Münster, längs dem münsterschen Kanale und dem Vechte-Fluß zur Ems bei Rühle oberhalb Meppen, und von Münster über Horstmar an die vaterländische Gränze bei Gronau und Enschede. Von Heinrich Berghaus, in Berlin. — Bemerkungen über topographische Kunst vom Hauptmann Ernst Heinrich Michaelis. Fortsetzung. — Neueste Notizen über die brittische Kolonie am Vorgebirge der guten Hoffnung. (Aus den in der Kapstadt gedruckten Zeitungen und andern ähnlichen Quellen.) Von F. H. — Berichtigung der neuern geographischen Werke in Hinsicht des Fürstenthums Altenburg von G. F. Winkler. — An die Lehrer der Geographie von J. Lohse. — Stein's Handbuch der Geographie und Statistik. Erster und zweiter Band. (Fünfte Auflage.) — Ueber die Geographie, die Erzeugnisse, Industrie und Bevölkerung der Provinz Antioquia, in Neu-Granada (Colombia); ein Versuch von J. M. Restrepo. (Aus dem Spanischen übersetzt.) — Das campaner Thal von W. v. Lüdemann. — Höhenangabe einiger trigonometrisch bestimmten Punkte in der östlichen Hälfte der berner Alpen. — Geogr. Zeitung; 1825. Fünfte Abtheil. Nr. 283—308.

Zugleich glauben wir dem Publikum eine angenehme Nachricht mitzutheilen, wenn wir demselben die Mitwirkung des Herrn Alex. v. Humboldt an dieser Zeitschrift anzeigen. Die Redaktion bleibt, nach, wie vor, den Hrn. Professoren Berghaus und Hoffmann überlassen, aber Herr Alex. v. Humboldt hat uns das Versprechen gegeben, die Hertha durch eigene Aufsätze und durch den Schatz von Nachrichten zu bereichern, welche aus den entferntesten Ländern bey ihm zusammenströmen. Alles, was von diesem gelehrten Reisenden uns mitgetheilt wird, ist von ihm unterzeichnet.

Stuttgart den 3. August 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bey Unterzeichnetem ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Dr. Martin Luther's

Gedanken über die Musik.

Zur

Beförderung des Kirchengesanges

aus

dessen Werken gesammelt

und mit Anmerkungen und Beylagen begleitet

von

Friedrich Adolf Beck.

(Ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste deß, der sie gegeben und geschaffen hat. — Der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes eine ist die Musik. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu Allem geschickt. Luther.)

Ladenpreis 12 gr. oder 54 kr.

Ernst Siegfried Mittler,

in Berlin Stechbahn Nr. 3., in Posen am Markt Nr. 90.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Denkwürdigkeiten, Rückerinnerungen und Anekdoten

aus dem Leben

des

Grafen von Ségur.

Erster Band.

Aus dem Französischen.

gr. 8. broschirt 3 fl. 20 kr. oder 2 Rthlr.

Wir glauben es uns zur besondern Ehre rechnen zu dürfen, den Grafen Ségur unserm Vaterlande vorzustellen. Die freudige Anerkennung seiner Nation hat ihm eine der ersten Stellen unter ihren Geistern angewiesen, gewiß ein seltenes Glück zu einer Zeit, wo große Männer und berühmte Frauen sich bemühen, in ihren Memoiren von sich und ihrer Zeit Rechenschaft zu geben. Sein Le-

ben gleicht einem Roman, worin allen großen Männern und Frauen seit den lezten siebenzig Jahren Rollen zugetheilt sind, und seine Nation hat ihn auch nicht Lügen gestraft. Wohlan! man lese ihn, man wird ihn bewundern und lieben.

Bey Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliotheca architectonica

oder Verzeichniß der in älterer und neuerer Zeit, bis zu Ende des Jahres 1824 in Deutschland erschienenen Bücher über alle Theile der bürgerlichen, schönen, Wasser- und Straßen-Baukunst; nebst einem Materienregister. gr. 8. geh. 4 ggr.

Bey Unterzeichnetem erscheint im Laufe des nächsten Jahres:

eine wohlfeile Taschenausgabe von

J. G. Seume's sämmtlichen Werken

in 12 Bänden,

ganz in dem Format wie die Taschen-Ausgabe von Schillers, Wielands und Klopstocks Werken. Der Pränumerationspreis, der bis zu Anfang des nächsten Jahres fortbestehen soll, ist für alle 12 Bände auf gutem weißen Druckpapier 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 kr. Rhein. und die Ablieferung der ersten 6 Bände geschiehet Ostern 1826, der lezten 6 Bände aber nach Michaelis 1826, so daß also das Ganze noch vor Ablauf des nächsten Jahres bestimmt in den Händen der Pränumeranten seyn wird. Pränumeration nehmen alle Buchhandlungen an. Privatsammler, welche sich direct an mich postfrey wenden wollen, erhalten auf 6 Exemplare ein Freyexemplar.

Leipzig, im Juni 1825.

J. F. Hartknoch.

Bey W. Starke in Chemnitz sind in der Ostermesse erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Binni, K., Bildungsbriefe für die Jugend, als Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 18 gr.

Die Inquiraner, eine Robinsonade; neu erzählt von J. C. L. Hacken. Neue Ausgabe mit 1 Vignette. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Textor, A., romantische Bilder der Vorzeit in bunter Reihe. 1r Band. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Diese Bilder der Vorzeit bilden eine sehr anziehende Gallerie, und werden durch Inhalt und Darstellung gewiß Jeden vergnügen und befriedigen, dem es Freude und Genuß gewährt, wichtige Ereignisse der Vergangenheit in anmuthiger lebendiger Frische sich vorgeführt zu sehen.

Zeisig, C. W., über Vertheilungsbescheide in Concursen; nach gemeinen und sächsischen Rechten. 8. 21 gr.

Schmetterlingskunde.

Freunden der Insekten- und insbesondere der Schmetterlingskunde wird es sehr angenehm seyn, hierdurch zu erfahren, daß so eben die 2te sehr vermehrte und ganz umgearbeitete Aufl. von

K. v. Tischers encyclopädischem Taschenbuche für Anfänger der deutschen Schmetterlingskunde,

und überhaupt für Freunde dieser Wissenschaft rc. bey A. Wienbrack in Leipzig herausgekommen ist.

Schon vor 20 Jahren wurde dieses ganz praktische und instruktive Buch, als das Beste in seiner Art, von hochverständigen Beurtheilern empfohlen. Der Herr Verf. hat ihm jezt eine weit vollkommnere Gestalt gegeben, und so wird es als bequemer und zweckmäßiger Begleiter auf den Wanderungen höchst brauchbar seyn. Den Preis von 1 Rthlr. für 13 Bogen Text nebst einem illum. und 4 schwarzen Kupferstichen wird man gewiß billig finden, und dafür ist es in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

In der Palm'schen Verlagsbuchhandlung zu Erlangen ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 fl. zu haben:

Pöhlmann, Dr. J. P., der warnende und belehrende Volksfreund. Ein Exempelbuch für Geistliche und Schullehrer und ein Lesebuch für Jedermann; welches Standes, Alters und Glaubensbekenntnisses er sey. 26 Bändchen.

Die hohe Wichtigkeit des Zwecks dieses Werkes und seine allgemeine Brauchbarkeit haben öffentliche Blätter bereits anerkannt und gerühmt. Um so mehr darf die Verlagshandlung den Wunsch aussprechen, daß Gutsherrschaften, denen auch das leibliche Wohl ihrer Unterthanen am Herzen liegt, dieses Werk unter dieselben vertheilen, daß Polizeybehörden darauf Rücksicht nehmen, daß alle Familien, die jährlich einen kleinen Aufwand für Bücher machen, es mit in ihre Hausbibliothek aufnehmen möchten.

Allgemeine Modenzeitung.

Das zweyte Vierteljahr dieser beliebten Zeitschrift ist nunmehr in den Händen der resp. Abonnenten. Es enthält 26 Kupfer, 13 davon stellen in 38 illuminirten Figuren die neuesten Londner-, Pariser-, Damen-, Herren- und Kinder-Moden dar, (spätestens 14 Tage nach deren Erscheinen in den benannten Hauptstädten) die 13 andern enthalten die Portraits der Madame Stich und der Madame Milder, die Erstere Sängerin, die Leztere Schauspielerin zu Berlin, des Königs der Niederlande Wilhelm I. und seiner Gemahlin, des Generals Bolivar, desgl. das von Jean Paul, ferner englische Stickmuster, Abbildungen von Fenstervorhängen, von Meubles und Geräthschaften, eines Bettes in Gondelgestalt, von Pariser Damen-Hüten rc., ferner eine Zeichnung der großen Isaakskirche zu St. Petersburg, und einen Nachtgesang für 2 Stimmen, betitelt: „Endymions Schlaf.“ Die eifrigsten Bemühungen der Redaktion der Modenzeitung werden dahin gehen, sowohl den Inhalt der Zeitschrift,

als auch die beygefügten Kupfer immer so neu und interessant als möglich zu liefern, schon sind eine Reihe höchst gelungener Abbildungen für die Folge wieder fertig. Man kann jezt für das 3te und 4te Quartal in allen Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Postämtern abonniren. Der Preis des Jahrgangs mit 52 Kupfern, nur die neuesten Moden enthaltend, ist 6 Thlr., mit 104 Kupfern, die Moden und die oben benannten Abbildungen enthaltend, ist 8 Thlr.

Industrie-Comptoir.

Bey Tobias Löffler in Mannheim ist so eben folgende höchst interessante Schrift erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Mittelrhein und Mannheim in hydrotechnischer Hinsicht von H. J. Freyherrn van der Wyck, gr. 8. brosch. 1 fl. 12 kr.

welche nicht nur für jeden Hydrauliker von großem Interesse seyn wird, sondern auch zunächst für alle Bewohner der Rheinlande von Wichtigkeit ist, indem sie so manches Beherzigungwerthes in Beziehung der jüngsten Ueberschwemmung und bevorstehenden Rectificationen des Rheinstroms enthält.

Pisteologie oder Glaube, Aberglaube und Unglaube sowohl an sich als im Verhältnisse zu Staat und Kirche betrachtet. Vom Prof. Krug in Leipzig. 1825. Preis 1 Thlr.

Bey der Richtung unsers Zeitalters auf Sachen des Glaubens, wobey, wie immer, auch der Aberglaube und der Unglaube ihre Rolle spielen, ist es gewiß für jeden Menschen, der an den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit Theil nimmt, ein dringendes Bedürfniß, über die Fragen ins Reine zu kommen: Was hat es eigentlich mit dem Glauben für eine Bewandniß? Wie verhalten sich zu ihm jene beyden Gegenfüßler, Aberglaube und Unglaube? Und was haben Staat und Kirche in Bezug auf Glaubenssachen zu thun? — Die hier angekündigte Schrift können wir zu diesem Behufe jedem gebildeten Leser empfehlen und im Voraus die Versicherung geben, daß er sie nicht unbefriedigt aus der Hand legen werde.

Magazin der Garten-Botanik, oder Abbildung und Beschreibung der für Gartencultur empfehlungswerthen Gewächse, nebst Angabe ihrer Erziehung von H. G. Ludwig Reichenbach, Doctor und Professor in Dresden, 16s Heft mit 6 illum. Kupfern. 1825. 4. broschirt 1 Thlr.

Auch dieses Heft bietet dem Liebhaber wiederum die sorgfältigsten Abbildungen 6 schöner und seltener Zierpflanzen dar. Es ist von uns alles gethan worden, um bey diesem Werke in jeder Rücksicht den höchsten Punkt der Vollendung zu erreichen. Papier, Kupferstich und Illumination sind mit der größten Auswahl und mit aller Aufopferung von uns besorgt worden und wir freuen uns der Anerkennung aller der Zeitschriften, die das Werk beurtheilt haben und welche behaupten, es neben die schönsten englischen Prachtwerke dieser Art stellen zu dürfen. Eine deutsche und lateinische Beschreibung ist einer jeden Pflanze beygefügt.

Inhalt.

Acacia dodonaeifolia Pers. — Viminaria denudata Sm. — Poinciana pulcherrima L. — Bromelia pallida Ker. — Ribes aureum, Pursch. — Dracocephalum altaiense L. —

Baumgärtner'sche Buchhandlung zu Leipzig. Peterstraße 112.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Szenen zu Rom während der Jubelfeyer im Jahr 1825.

Mit einer Ansicht der Peterskirche. Sauber geheftet 18 gr.

Das jetzige Jubeljahr ist um so merkwürdiger, da man vor 25 Jahren keins in Rom wegen der Invasion Napoleons hat feyern können; das katholische Publikum muß sich freuen, daß es jezt hat geschehen können; das protestantische zugleich, wenigstens der Belehrungen wegen, welche es durch die Szenen erhalten wird. Der Verfasser erzählt und beschreibt die gewöhnlichen Feyerlichkeiten der geöffneten goldnen Pforte, die Züge der zum Jubelfest eilenden Pilgrimme und Pilgrinnen, das Treiben und Walten der herzugekommenen Volksmenge, bußfertiger Seelen, spekulativer Köpfe, Vortheile ziehend und hoffend aus der Zeit des Jubeljahres zu Rom. — Es erscheinen also in den Szenen die Individuen der vornehmern und gemeinern dahin gekommenen Welt, welche der Verfasser ganz anschaulich und ergötzend vorgeführt hat; es giebt Szenen auf Promenaden, in und vor den Kirchen, in Tabernen, auf Kaffeehäusern, in Privatwohnungen ꝛc. der vornehmen, der bürgerlichen und der theatralischen Welt, man sieht wohl, daß der Verfasser in dem allen sehr unterrichtet und daheim gewesen ist; ganz unterhaltend hat er einen Roman dabey angelegt, dem nichts fehlt, als ein künftiges Erweitern und Fortspinnen, um denselben gefälligst zu endigen; besonders ist sehr viel Mühe auf die Charakterzeichnungen der sprechenden und handelnden Personen gewendet, welche in dieser bunten Jubiläumswelt auftreten. Es wird keinen gereuen dieses alles gelesen und beherzigt zu haben. Das Werkchen wird durch den Umschlag mit der äußerst sauber gearbeiteten Ansicht der St. Peterskirche noch mehr empfohlen.

Nachricht.

Wer Sammlungen von Unterschriften mit Siegeln berühmter Männer anlegt, und dergleichen noch aus dem 16ten Jahrhundert und dem 30jährigen Krieg sucht, melde sich in portofreyen Briefen an den Buchbinder Spieß in Neuwied; man findet bey demselben dergleichen vom Kaiser Karl V., Granvella, Kardinal Genga (jezt Pabst Leo XII), Moritz von Nassau, Tolli und den berühmtesten schwedischen Generalen des Königs Gustav Adolph. So auch eine zusammenhängende Korrespondenz über den Marsch, die Manövers und innern Einrichtungen eines Hannövrischen-Braunschweigischen Regiments mit

dem Churfürsten Ernst August und dem Chur-Prinzen Georg Ludwig von 1696 — 1699. nebst dazu gehörigen Erlassen der Herzoge von Holstein, Würtemberg, König Wilhelm u. s. w.

So eben ist erschienen:

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste,
herausgegeben
von
Ersch und Gruber.
gr. 4. Leipzig, bey J. F. Gleditsch.
14. Theil, mit 10 Kupfern und Landcharten.
Bulacan — Calza
Preis:
5 Thlr. 8 gr. auf Druckp., 6 Thlr. 16 Gr. Velinpapier.

Dieser Preis tritt allemal unmittelbar nach der Erscheinung ein, und ist der Subscriptions-Preis von 7 Thlr. 16 gr. Druckp. und 10 Thlr. Velinpapier für jedesmal zwey Theile, welche zusammen eine Lieferung ausmachen, nur bey gehöriger Vorausbezahlung, zu erlangen. Man wende sich deßhalb an jede gute Buchhandlung und namentlich:

in Wien bey den Herren Beck, Gerold, Grunds Wittwe und Kuppitsch, Haas, Härter, Heubner, Kupfer, v. Mösle, Mörschner und Jasper, Schalbacher, C. Schaumburg und Comp., Tendler und v. Mannstein, Volke, J. B. Wallishauser, F. Wimmer;
in Prag bey den Herren Buchlers Wittwe und Stephani, Calve, Enders, Hartmann, Krauß, Kronberger und Weber, C. Widtmann;
in Brünn bey den Herren Gastl, in Grätz bey den Hrn. Ferstl;
in Pesth bey den Herren Kilian, Hartleben und Eggenberger.
in Preßburg und Kaschau bey den Herren Wigand.

Wiesbaden betreffend.

Aerzten und Kurgästen, welche das Heilbad Wiesbaden verordnen oder besuchen, empfehle ich für diese Jahres-Kur das in meinem Verlage erschienene und mit verdientem ausgezeichneten Beyfalle aufgenommene Werk:

Wiesbadens Heilquellen, dargestellt von Dr. A. H. Peez, Herzogl. Nassauischem Medicinalrathe daselbst, gr. 8. broschirt 1 Rthlr. 4 ggr. oder 2 fl. 6 kr.

welches durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Gießen, im Mai 1825.

Der Verleger
Georg Friedrich Heyer.

Bey Ludwig Herbig in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben: In Wien bey Tendler und v. Mannstein, Mörschner und Jasper, Gerold u. s. w.

Scott, W., Erzählungen von den Kreuzfahrern, enthält die Verlobten. 1r und 2r Thl. Aus dem Englischen von Sophie May. Preis 2 Rthlr. 16 gr.
— 3r und 4r Thl. Enthält Richard Löwenherz (König von England) in Palästina. Wird bestimmt in 14 Tagen geliefert.

Barth, Mehrjährige sorgfältig angestellte Beobachtungen über den Gesichtsschmerz. Denkenden Aerzten zur Prüfung und zum weitern Nachdenken, so wie Leidensgenossen zur Berathung und Belehrung übergeben. Mit einem Vorworte des Hr. Prof. Dzondi in Halle. Preis 14 gr.
Paies, Ueber Shakspeare's Hamlet. Preis 12 gr.

Zahnarzneyen.

Die beliebten Zahnmedicamente von Dr. Karl Schmidt sind in Leipzig nirgends anders ächt zu haben, als im Magazin für Industrie und Literatur Neuer-Neu-Markt Nr. 16.

Sie bestehen:

Lit. A. in einer Essenz wider das Bluten des Zahnfleisches und das Wackeln der Zähne. 16 gr.

Lit. B. in einer Tinktur, welche den Fortgang des Zahnkrebses und des Zahnbrandes hemmt, und ihnen kräftig widersteht. 16 gr.

Lit. C. in einem Zahnpulver zum Reinigen der Zähne. 8 gr.

Lit. D. in einem Spiritus gegen das Zahnweh. 8 gr.

Lit. E. in einer Zahnkitte wider schmerzhafte hohle Zähne. 12 gr.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reise durch Taurien im Jahre 1820.
von
Murawiew Apostol.
Aus dem Russischen übers. von W. v. Oertel, mit 5 Charten und Planen. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Bey G. D. Bädeker in Essen sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben;

Deegen, J. M. D. L., Jahrbüchlein der deutschen theologischen Literatur. Fünftes Bändchen, die Literatur des Jahres 1820 enthaltend. 1 Rthlr.
Engstfeld, E. F., kurze Beschreibung des Tonziffernsystems. Ein kleiner Beytrag zur Gesangbildung in Volksschulen. 6 ggr.
Dessen kleine praktische Gesangschule. Ein Uebungsbuch für Ziffernsänger. 6 ggr.
Hengstenberg, T., Psalterion oder Erhebung und Trost in heiligen Gesängen. ord. Ausg. 20 ggr.
Dasselbe auf Velinpapier 1 Rthlr. 6 ggr.
Krummacher, Dr. F. A., die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche. Zweyte verbesserte Auflage. 1 Rthlr. 8 ggr.
Natorp, B. C. L., Anleitung zur Unterweisung im Singen für Lehrer in Volksschulen. I. Leitfaden für den ersten Cursus. Vierte verbesserte Auflage. 20 ggr.
Strack, C., kurze und leichte Anweisung zur praktischen Vermessung eines Gefäßes von 2 bis 120 Zoll Durchmesser. Mit 4 Steindrucktafeln. 12 ggr.
Volkhart, F. A., die Lehre vom griechischen Accent. Als Hülfsmittel für Anfänger beym Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische. 5 ggr.

Nro. 24.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

In dem Verlage der unterzeichneten Buchhandlung wird in einigen Wochen die Presse verlassen:

Ausführliche Erläuterung des Pfand- und Prioritätsgesetzes für das Königreich Würtemberg, von Karl August Friedrich Seeger, Rechtsconsulenten zu Stuttgart. Erster Theil.

Dieser Theil umfaßt den ersten und wichtigsten Titel des Unterpfandsgesetzes: „von dem Rechte der Unterpfänder." Nach dem Erscheinen der Instruktion wird auch der zweyte Theil möglich bald befördert werden.

Der Zweck dieser Arbeit geht dahin, dem Geschäftsmanne die Anwendung der neuen Gesetze durch deren vollständige Erläuterung, Vergleichung mit dem übrigen Rechtssysteme und Lösung einzelner wichtigen Fragen zu erleichtern.

Stuttgart, den 13. August 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Katechismus der Homöopathie oder kurze und faßliche Darstellung der Grundsätze des homöopathischen Heilverfahrens für Aerzte und Nichtärzte von Dr. Carl Georg Christian Hartlaub, ausübendem Arzt in Leipzig. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Leipzig, 1825. geh. 16 Gr.

Baumgärtner'sche Buchhandlung zu Leipzig. Peterstraße 112.

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schlickeisens, W., französisches Elementarbuch zur leichtern und gründlichern Erlernung der französischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der Aussprache, mit passenden Leseübungen, grammatischen Regeln und erklärenden Beyspielen, als Vorübung zu den größern Grammatiken von Wailly und Sanguin, für den ersten Unterricht entworfen. 8. 314 Seiten. 16 Gr.

Der Verfasser, der bey seinem vieljährigen Unterricht fand, daß fast alle Grammatiken der französischen Sprache über die ersten Anfangsgründe derselben zu schnell hineilten, entschloß sich zu der Herausgabe dieses Elementarbuchs, welches eine ausführliche, durch passende Beyspiele und Leseübungen erläuterte Anweisung zur Aussprache, so wie leicht faßliche Regeln der Grammatik enthält, und hofft, daß dasselbe allen Lehrern der französischen Sprache, welche bey den Anfangsgründen derselben einen leichten und zugleich gründlichen Weg mit ihren Schülern einschlagen wollen, sowohl bey dem Schul- als bey dem Privatunterrichte sehr willkommen seyn wird.

Leipzig, im Juli 1825.

Carl Cnobloch.

Bey G. D. Bädeker in Essen ist so eben folgende höchst interessante kleine Schrift erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fliedner, Th., liturgische Mittheilungen aus Holland und England, mit Bezug auf die neue preußische Agende. gr. 8. br. 9 gGr.

Bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 4 Rthlr. 12 gr. oder 8 fl. 6 kr. geheftet zu haben:

Wahrsagerin, die. Eine Erzählung aus der Schottischen Zeitgeschichte, nebst einem Anhang von Noten und geschichtlichen Documenten aus den Zeiten Jakobs I. Aus dem Englischen des Verfassers der Pfarrannalen, Ringan Gilhaize u. s. w. In 3 Bänden. 8.

Der Verleger übergibt hiermit dem Publikum eines der interessantesten Werke der neuen englischen romantischen Literatur. Der Verfasser, indem er den Leser an die Quellen der Zwistigkeiten zurückführt, welche das Haus der Stuart'schen Königsfamilie theilten, entwirft in raschen und kühnen Pinselzügen, im romantischen Gewande, aber dennoch der Geschichte treu, die kurze Regierung und das verhängnißvolle Schicksal jenes unglücklichen Schottenkönigs. Von Begebenheit zu Begebenheit fortdrängend, ergreift er seine Charaktere mit überraschender Wahrheit, und die Zeichnungen des Königs, des Grafen von Athol, Grämo's des Königsmörders, der unglücklichen Herzogin von Albany, selbst jenes mystischen Wesens, das durch seine unheilbringenden Prophezeihungen eine so wichtige Rolle in dieser Geschichte spielt, wie die Schilderungen von Naturscenen, an denen er uns bisweilen im Vorüberfluge vorbeyführt, stellen sich kühn dem an die Seite, was je Schottlands großer Romantiker lieferte; während die beygefügten Noten dem Werke einen erhöhteren geschichtlichen Werth geben.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

F. A. Hegenberg's vollständige, auf die bekannten Elementarsätze von den geraden Linien und Winkeln gegründete

Theorie der Parallellinien

mit 1 Figurentafel. gr. 8. 8 gr.

In der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Theodora. Moralische Erzählungen für die weibliche Jugend. Von F. P. Wilmsen. 8. Mit einem Titelkupfer, Vignette und Musikbeylage. Geheftet. Preis: 1 Thlr. 4 gr.

Inhalt.

I. Die Schule der Leiden.
II. Treue, Edelmuth und Liebe.
III. Weltsinn und Eitelkeit.
IV. Die Macht und die Rechte des Gemüths.
V. Elisens Jugendleben.
VI. Leichtsinn und leichter Sinn.

Der Recensent in der Jenaischen Allg. Lit. Zeit. (No. 113. Juni 1824) urtheilt über diese Erzählungen: „Sie gehören zu den besten der Gattung; sie belehren auf eine gefällige Weise, schärfen und erweitern den Blick, deuten auf den richtigen Gesichtspunkt hin, und machen keine übertriebene Forderungen an junge Seelen. Das Natürliche in der Darstellung der unausbleiblichen Folgen der Begehungs- und Unterlassungsfehler ist an dem Verfasser höchlich zu preisen, um so mehr, da in Schriften der Art das Gegentheil nur allzuoft zu bemerken ist. — Hier ermüdet die Sittenlehre nirgends; sie ist der Sache angemessen, gedrängt, und redet eine männliche, ungezierte, und doch gefühlvolle Sprache. Jede liebende sorgliche Mutter kann ohne Bedenken dieses Buch der aufblühenden Tochter in die Hände geben; der zur Jungfrau herangewachsenen wird keine zweckmäßigere Gabe gespendet werden können, als diese Theodora.“

Neues deutsches Reimlexikon.

In allen Buchhandlungen sind ausführliche Anzeigen und Proben eines Werks zu erhalten, das im Verlage des Unterzeichneten unter folgendem Titel erscheinen wird:

Allgemeines
deutsches Reimlexikon.
Herausgegeben
von
Peregrinus Syntax.

Es wird zwey Bände von etwa 110—120 Bogen in groß Lexikonformat enthalten und auf einmal und ungetheilt in der Ostermesse 1826 ausgegeben werden. Der Subscriptionspreis ist für das ganze Werk auf 6 Thlr., oder 10 fl. 48 kr. Rhein., festgesezt worden; Vorausbezahlung wird nicht verlangt.

Leipzig, 15. Juli 1825.

F. A. Brockhaus.

In der Buch- und Musik-Handlung von Fr. Laue in Berlin ist erschienen:

Rellstab, Sagen und romantische Erzählungen. 1s Bändchen. Preis 1 Rthlr., elegant broschirt 1 Rthlr. 2 gr.

Das Talent des Verfassers ist schon vielfach öffentlich anerkannt, deßhalb empfehlen wir dieses Werk weiter nicht, sondern machen nur darauf aufmerksam, daß es unmittelbar nach seiner Erscheinung schon sehr vortheilhaft beurtheilt worden (siehe Berliner-Vossische-Zeitung, Abend- und Wiener Moden-Zeitung u. a. m.), und daß die Stimmung des Publikums dieses Urtheil rechtfertigt.

Dufour, Handbuch für die praktischen Arbeiten im Felde für die Offiziere aller Waffen. A. d. Fr. Mit Anmerkungen von C. B. Preis 2 Rthlr.

Liechtenstern, Frhr. v., Teutschlands Bundesstaaten in einer Tabelle. Preis 10 gr.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historische Bildergallerie
zur
Erheiterung, Belehrung und Unterhaltung
für alle Stände
von
Sam. Baur.
1r Theil. Preis 1 Rthlr. 16 gr.

Bey L. Oehmigke in Berlin ist so eben erschienen:

Colberg, Julius, Dr. und Prof. an der Universität zu Warschau, Anweisung den Inhalt ebener Flächen ohne Rechnung genau zu finden und die Theilung der Figuren zu erleichtern vermittelst eines neu erfundenen Instruments: „des Planimeters,“ zum Gebrauch für Feldmesser. Mit einer Vorrede vom Geh. Hofrath Dr. Grüson in Berlin. Nebst 4 Kupfern. gr. 8. geh. Preis 12 gr.

Die Instrumental-Arithmetik ist durch das erfundene Planimeter sehr bereichert worden. Bey eingeübtem Gebrauch und bey vorausgesezter genauer Ausführung muß das Planimeter dem Feldmesser besonders die Berechnungen der Charten nicht nur erleichtern, sondern ihm auch mehr Sicherheit der Resultate gewähren.

Nachstehende Werke sind so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Rost, Dr. V. Chr. Fr., Elementarwörterbuch der Griechischen Sprache, hauptsächlich zum Behuf des Auswendiglernens und zur Beförderung eines leicht faßlichen Ueberblicks der griechischen Wortfamilien in etymologischer Folge. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Schulen haben bey größern Bestellungen einen Parthie-Preis von jeder Buchhandlung zu erwarten.

Wörterbuch, Oekonomisch-technologisches, oder Unterricht in der Oekonomie, in der ökonomischen Technologie und in der ökonomischen Baukunst, nach alphabetischer Ordnung. Ein Handbuch für Gutsbesitzer, Landwirthe und Freunde der landwirthschaftlichen Kultur. Fortgesezt von J. G. G. Weise. 6r Band. gr. 8. Mit Kupfern. 3 Thlr.

Unger, Dr. E. S., Handbuch der mathematischen Analysis zum Gebrauch für Alle, die diese Wissenschaft zu erlernen und anzuwenden wünschen. 2r Band. gr. 8. mit Kupfern. 2 Thlr. 12 gr.
Auch unter dem Titel:
Die Lehre von den Gleichungen, Funktionen und Reihen, und ihre Anwendung.

Bildnisse der jezt in Gotha lebenden Philologen: Bretschneider, Döring, Galletti, Jacobs, Kries, Regel, Rost, Schulze, Ukert, Welker, Wüstemann. Gezeichnet und lithographirt von Emil Jacobs. 4. 2 Thlr.

Theater, Classisches, des Auslandes. Wohlfeile elegante Taschenausgabe, mit Kupfern. brosch. 6 Bändchen, à 4 gr.
Enthalten:
Alfieri's sämmtliche Schauspiele. 1s und 2s Bändchen.
Racine's sämmtliche Schauspiele. 1s und 2s Bändchen.
Calderon's sämmtliche Schauspiele. 1s Bändchen.
Corneille's sämmtliche Schauspiele. 1s Bändchen.

Erfurt und Gotha, im Juni 1825.
Hennings'sche Buchhandlung.

Pränumerations-Anzeige für Lehrer und Schüler der Mathematik.
F. A. Hegenberg's,
Königl. Preuss. Reg. Conducteur und Lehrer d. Mathematik,
Vollständiges Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik
zum Gebrauch für Lehrer,
besonders aber für Selbstlernende und Examinanden,
gr. 8. in Vier Theilen; Berlin bey Enslin.

1r Theil: Arithmetik und niedere Algebra. 502 S. 1821. 2 Rthlr. 6 gr.
2r Theil: die Epipedometrie oder ebene Geometrie. 690 S. mit 16 Kupf. in Folio. 1823. 4 Rthlr.
3r Theil: die Stereometrie oder körperliche Geometrie. 344 S. mit 6 Kupf. in Folio. 1823. 1 Rthlr. 18 gr.
4r Theil: die ebene und sphärische Trigonometrie und Polygonometrie, und deren Anwendung auf die Stereometrie, nebst Supplementen zu den drey ersten Theilen, 704 S. mit 6 Kupf. in Folio. 1825. 4 Rthlr.
Also complet im Ladenpreise 12 Rthlr. In dem noch geltenden Pränumerationspreise aber nur Acht Thaler.

Dieses Werk ist in den Heidelberger Jahrbüchern, in Seebodes kritischer Bibliothek und der Hallischen Literaturzeitung, so wie in mehreren andern kritischen Blättern, so günstig beurtheilt worden, als Verfasser und Verleger es nur wünschen können; die Hallische Lit. Zeitung bemerkt ausdrücklich: „daß es die meisten der gleichzeitigen ähnlichen Bücher überleben werde." Gleichwohl ist es noch lange nicht so verbreitet, als es zu seyn verdient. Viele haben mir die Besorgniß geäußert, es möchte ins Stocken gerathen, wie manche ähnliche Unternehmungen der neuern Zeit; diese ist aber nun gänzlich beseitigt, da das Werk vollständig fertig ist. Andere fürchteten den zu hohen Preis. — Nun habe ich zwar die Preise der einzelnen Theile so niedrig gesezt, daß sie Jedermann für höchst billig wird erkennen müssen, und ich kann sie im Einzelnen nicht herabsetzen, auch benen keinen Nachlaß bewilligen, welche meine frühern beßfallsigen Anzeigen unbeachtet gelassen haben. Gleichwohl möchte ich mich denen gefällig zeigen, deren Kräfte die Summe von zwölf Thalern übersteigt, und erbiete mich daher, den früher für diejenigen, welche das ganze Werk Voraus bezahlen wollten, festgesezten Pränumerationspreis von Acht Thalern (14 fl. 24 kr. Rhein.) noch in diesem Jahre bestehen zu lassen, wofür man es durch alle Buchhandlungen beziehen kann. Auf diese Weise erleichtere ich den Ankauf so weit, als es mir bey den großen Kosten, die ein solches Werk erfordert, nur möglich ist, wogegen ich denn aber auch hoffe, daß meine gute Absicht nicht verkannt, und ich durch einen reichlichen Absatz werde entschädigt werden. — Soferne es in den Buchhandlungen nicht überall gleich vorrätdig seyn sollte, sende ich auf Verlangen gern ein Exemplar zur Ansicht.

Berlin, den 1. Juli 1825.
Th. Chr. Fr. Enslin.

In August Oßwald's Buchhandlung in Heidelberg und Speyer ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Liederkrone.
Eine Auswahl
der
vorzüglichsten ältern geistlichen und erwecklichen
Lieder.
Herausgegeben
von
dem Verfasser von Wahl und Führung.

Preis bis zum 1. Okt. 1825. 54 kr. rhein. oder 12 ggr. sächs., später unabänderlich 1 fl. 12 kr. oder 16 ggr., gute Ausgabe auf Post-Velin 1 fl. 30 kr. oder 22 ggr.

Wir haben auf diesen Hausschatz für jeden Christen schon durch eine ausführliche Anzeige aufmerksam gemacht, und glauben nun durch die Bekanntmachung seiner Vollendung Predigern, Volkslehrern und jedem frommen Gemüth eine Freude zu bereiten. Was von der Sammlung unter den Händen des verdienstvollen und würdigen Herrn Verfassers zu erwarten sey, bedarf keiner weitern Erklärung von unsrer Seite, und wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß wir durch einen fast über allen Maaßstab billigen Preis dieses herrliche und reichhaltige Erbauungsbuch auch für den Unbemitteltsten zugänglich gemacht haben, und noch überdieß bereit sind, gesammelte Bestellungen dadurch zu unterstützen, daß wir bey directer und frankirter Einsendung des Betrags von 12 Exemplaren ein Freyexpl. beyfügen werden.

Von der Bestimmung des Ladenpreises können wir aber in keinem Fall abweichen.

Bey Neukirch, Buchhändler in Basel, ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Betrachtungen über den wunderbaren Aufschwung
der gesammten
Baumwollen-Fabrikation
nebst Beschreibung einiger der neuesten englischen Maschinen
von Dr. Christoph Bernoulli,
ord. Prof. an der Universität zu Basel.
1. Band in gr. 8. mit 5 Steindrucktafeln. Preis 2 fl.

Inhalt:

Betrachtungen über die neuesten Fortschritte der Baumwollenfabrikation überhaupt. — Fortschritte der

Spinnerei. — Fortschritte der Weberei. — Fortschritte der Kattundruckerei. — Anhang. Ueber die Dixonsche und andere Flachsmaschinen. Der Wattenroller oder die Wickelmaschine. — Beschreibung einer neuen Spreading- oder Wattenmaschine, des Batteur Etaleur. — Vom Kardiren und den Kardmaschinen. — Verfertigung der Kardenleder. — Schleifmaschine zum Abschleifen der Kratzdeckel. — Ueber die Verfertigung der gefurchten oder geriffelten Walzen. — Beschreibung einer englischen Vorspinn-Streckbank oder des Flyer-Rovings. — Bemerkungen über die Verfertigung einiger einzelnen Theile. — Die Watertwist- oder Drosselmaschine. — Drosselmaschine zum Zwirnen des Garns. — Von dem englischen und französischen Nummerotirsystem. — Beschreibung der englischen Zurüst- oder Schlichtmaschine. — Neuere Einrichtung der Laugeständen. — Neue Bereitung des Bleichkalkes.

„Die Biene"
Original-Zeitschrift aus dem Gebiete der Literatur und Kunst,
redigirt von J. F. Haeselinger d. j.

Diese Zeitschrift, von welcher so eben der zweyte Band beendigt ist, liefert durchaus nur bisher ungedruckte Aufsätze bekannter Schriftsteller, als: Prof. L. Kruse, Rektor Lehmann, Rath Ludwig, Herrmann Röve, Carl Hold, Roderich vom See, F. F. Ludewieg, Henriette Freese, Minna Sostmann, geb Blumenhagen, u. a. m. Auch liefert darin der rühmlichst bekannte Herausgeber der in den J. 1821 und 22 in Hamburg erschienenen „dramaturgischen Blätter," Prof. F. G. Zimmermann, Critiken über die Hamburger Bühne.

Wöchentlich erscheinen 2 Bogen gr. 8. Der Preis des Jahrgangs ist 15 Mk. Hamb. Cour. oder 6 Rthlr. Sächs. Alle löbliche Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an; leztere wenden sich gefälligst an

Hoffmann und Campe
in Hamburg.

Bey uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die Bergstadt Freyberg im Königreiche Sachsen, in Hinsicht auf Geschichte, Statistik, Kultur und Gewerbe, besonders auf Bergbau und Hüttenwesen, skizzirt von A. Breithaupt. Mit einem Steindrucke. Broschirt. Preis 21 gr., auf feinem Papier 1 Rthlr.

Diese Schrift gibt nicht nur über Alles nähere Auskunft, was Freyberg merkwürdig und interessant macht, es enthält auch die klarste Darstellung und die genauesten Angaben über den Betrieb des hiesigen wichtigen Bergbaues, so wie eine deutliche Beschreibung des berühmten und in seiner Art einzigen Amalgamirwerkes. Freybergs Gästen aller Art wird es als unentbehrlicher Wegweiser belehrend und unterhaltend seyn, und später noch eine angenehme Reminiscenz gewähren.

Craz und Gerlach'sche Buchhandlung.

Bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen:

Novum Lexicon manuale
græco-latinum et latino-græcum;
primum a B. Hederico institutum
post curas Sam. Patricii, Jo. Aug. Ernesti, Car. Chr. Wendleri, T. Morelli, Pet. Henr. Larcheri, Fr. Jac. Bastii, Car. Jac. Bloomfeldii, denuo castigavit, emendavit, auxit Gustavus Pinzger, recognoscente Francisco Passovio,
2 Tom. 8 maj

Subscriptionspreis. weiß Druckpap. 6 Rthlr. 16 gr.
fein Papier 8 Rthlr.

Hiervon ist des ersten Theiles erste Sektion A bis I beendigt und an die Subscrib. versendet worden. Bis zu Anfang des kommenden Jahres wird das Ganze beendigt werden.

Bey Tobias Löffler in Mannheim ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neues Schatzkästlein für Freunde munterer Laune und heitern Sinnes. Eine Sammlung der ausgesuchtesten und neuesten Gesellschafts-, Karten-, Sprüchwörter- und Pfänderspiele, Räthsel, Charaden, unterhaltende Kunststücke, Anekdoten, Toaste und die vorzüglichsten Gesellschaftslieder für frohe Zirkel. Elegant geb. 1 fl. 48 kr.

Ein wahrer höchst reichhaltiger, ja unerschöpflicher Schatz für jede fröhliche Gesellschaft in allen Jahreszeiten! Wie viele Schriften man auch hat, welche Mittel zur Unterhaltung angeben, keine dürfte wohl diesem Buche, das sich noch dazu durch den äußerst geringen Preis und durch ein höchst freundliches Aeußere auszeichnet, zur Seite gesetzt werden können. Spiele, Räthsel, Kunststücke und Anekdoten sind meistens neu, mit jovialer Laune aber auch streng gewählt, um ihren wahren Zweck, Lust und Leben in eine Gesellschaft zu bringen, vollkommen zu erreichen. Die Toaste und Gesellschaftslieder werden jedem Freunde des Gesanges eine sehr willkommene Zugabe seyn, indem man nicht leicht eine so glücklich gewählte Zusammenstellung der besten und beliebtesten Lieder finden wird.

In meinem Verlag erscheint von

Clinton Fasti hellenici the civil and literary chronology of Greece from the LVth to the CXXIVth Olympiad.

eine lateinische Uebersetzung von dem berühmten Gelehrten Herrn Dr. C. W. Krüger mit Zusätzen bereichert, welche theils die Resultate eigener Untersuchungen, theils Mittheilungen fremder, besonders deutscher Gelehrten gewähren, die der Verfasser des englischen Originals weder gekannt noch benuzt hat, und wodurch die lateinische Uebersetzung vor dem Original viele Vorzüge erhalten wird. Leipzig, im Juli 1825.

F. Ch. W. Vogel.

Nro. 25.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Ankündigung.

Der Beyfall, dessen sich das im Verlag der unterzeichneten Buchhandlung seit dem Jahre 1821 erscheinende

diplomatische Archiv

auch unter dem französischen Titel:

Archives diplomatiques

zu erfreuen hat, bürgt für die ununterbrochene Fortsetzung dieses reichhaltigen Handbuchs der Urkunden für die neueste Zeit- und Staatengeschichte.

Um dessen Anschaffung möglichst zu erleichtern, wird in Zukunft ein jeder Band nur die einen Staat oder Staatenbund betreffenden Urkunden enthalten, und folglich zwar ein mit dem ganzen Werke zusammenhängendes, aber doch für sich bestehendes Ganze bilden. Es ist daher der Abnehmer eines solchen einzelnen Bandes nicht gehalten, die bereits erschienenen oder künftig erscheinenden Bände anzuschaffen, sondern er kann sich nach eigener Wahl auf ein oder mehrere derselben beschränken. Zu dem Ende werden in Zukunft jedem Bande zweyerley Titel vorangedruckt werden, wovon der eine für die Abnehmer des ganzen Werkes, der andere für jene, welche nur einzelne Theile desselben abnehmen, bestimmt ist.

Der nächsterscheinende sechste Band wird Großbritannien unter der Regierung König Georg IV. bis in's gegenwärtige Jahr enthalten.

Da aber in der gegenwärtigen, an wichtigen Ereignissen so reichen Zeit das Bedürfniß immer mehr und mehr gefühlt wird, die auf solche bezügliche Urkunden und Aktenstücke so schnell als möglich vollständig und in einer ununterbrochenen Reihenfolge zu lesen, da viele derselben in einer Menge von öffentlichen Blättern und Zeitschriften aller Länder zerstreut, und manchmal nicht mit der erforderlichen Genauigkeit abgedruckt sind, und wohl manche Leser wünschen dürften, solche in getreuer deutscher Uebersetzung zu erhalten, die Archives diplomatiques aber ein gegenwärtig nur noch in französischer Sprache verfaßtes systematisches Handbuch bilden, welches immer nur einen Staat oder Staatenbund enthält, folglich die Urkunden anderer Staaten nicht mit der gewünschten Schnelligkeit liefern kann, so glaubt die unterzeichnete Buchhandlung einem ziemlich allgemeinen Wunsch zu entsprechen, indem sie eine neue Zeitschrift unter dem Titel:

Neueste Staatsakten und Urkunden

in monatlichen Heften herausgibt. Diese Zeitschrift enthält fortlaufend die neuesten und wichtigsten öffentlichen Urkunden aus allen europäischen und außereuropäischen Staaten blos in deutscher Sprache. Die Urkunden werden zwar weder in systematischer noch in chronologischer Ordnung gegeben, weil dadurch deren Mittheilung verzögert würde; es wird aber am Ende eines jeden Bandes eine chronologische und systematische Uebersicht der in demselben enthaltenen Urkunden abgedruckt, und dadurch diesem Mangel abgeholfen werden. Für die größte Genauigkeit der Uebersetzung und des Abdruckes, für Vollständigkeit und schnelle Mittheilung der Urkunden ist zweckmäßig gesorgt.

Alle Monate erscheint ein Heft von 6 Bogen; Vier Hefte bilden einen Band. Der Preis des Jahrgangs ist: 4 Thlr. 16 gr. oder 8 fl.

Man überzeugt sich aus diesem mit wenigen Worten angezeigten Plan, daß diese Zeitschrift keine Uebersetzung der Archives diplomatiques, sondern ein für sich bestehendes Urkunden-Journal sey; daß so wie bey den Zeitabschnitten der Archives dipl. das Hauptaugenmerk nach dem bisher befolgten Plan, auf die seit dem Jahr 1820 entstandenen politischen Verwicklungen und Staatsverhältnisse gerichtet wird, in der hier angekündigten deutschen Zeitschrift immer das Interessante des Augenblicks berücksichtiget werde; daß die Archives ein systematisches nach einzelnen Staaten und Zeitabschnitten geordnetes Handbuch, diese Zeitschrift hingegen eine fortlaufende Sammlung der neuesten, alle Staaten betreffenden Urkunden seyn; daß also beyde literarische Unternehmungen von einander verschieden sind, und daß zwar das in französischer Sprache herauskommende diplomatische Archiv und diese in deutscher Sprache erscheinende Zeitschrift sich gegenseitig unterstützen, folglich sehr gut und zweckmäßig zugleich benützt werden können, daß es aber eben nicht nothwendig sey, beyde Werke zugleich anzuschaffen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bey uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. 16 gr. zu haben:

Italien und die Italiener
im
neunzehnten Jahrhundert.
Nach dem Englischen des A. Vieusseur von Georg Lotz.
Zwey Bändchen.

Die Urtheile der englischen Zeitschriften, (Edinburg Review etc.) so wie der deutschen (wir erwähnen nur „das Morgenblatt" und das Conversationsblatt") stimmen darin überein, daß dieses Werk jedes andere über Italien weit übertrifft. Die Engländer selbst sagen: „das beliebte Buch von Moore ist dagegen armselig zu nennen." Der Verfasser, der in neunzehn Jahren nach und nach ganz Italien durchreisete, hat es in jeder Beziehung treffend geschildert. Nächstdem gibt er die interessante politische Geschichte Italiens (mit vielen bisher unbekannten Anekdoten durchwebt) vom ersten Anbeginn der französischen Revolution bis auf die neueste Zeit und eine Uebersicht der italiänischen Literatur. Bey so vielem Anlaß zur Unterhaltung und Belehrung dürfen wir nicht zweifeln, daß auch in Deutschland dieses Werk ein allgemeines Interesse erregen wird.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Subscriptions-Anzeige.

Musäus
deutsche Volksmährchen.
Mit einem Vorworte
von
Friedr. Jacobs.
Fünf Bändchen in Duodez. Mit Vignetten.
Preis 2¼ Reichsthaler.

Das Werk, von dem wir hier dem gebildeten Publikum eine neue Auflage in bequemer und zierlicher Gestalt darbieten, bedarf keiner Empfehlung. Nicht leicht ist ein Werk ähnlicher Art sogleich bey seinem Erscheinen mit so ungetheiltem Beyfalle aufgenommen worden; noch weniger hat sich ein anderes einen so langen Zeitraum hindurch, unter einem fast zahllosen Nachwuchse von Nachahmungen und ähnlichen Schriften, einer so dauerhaften Gunst der Lesewelt erfreut. Noch jetzt, nach länger als vierzig Jahren — was in den leichtern Gattungen der Literatur für ein Greisenalter zu rechnen ist — stehen Musäus Volksmährchen unübertroffen und in wunderbarer Frische da. Wie ihr Stoff selbst, in dem Munde des Volkes, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortlebt, so hat auch die Form, die Musäus ihm gegeben hat, einen unveralteten Reiz, den sie theils der unnachahmlichen Leichtigkeit ihrer Bewegung, theils der Eigenthümlichkeit ihres Verfassers danken. So wie dieser in einem unscheinbaren Körper einen reichbegabten Geist und ein zartfühlendes Herz beherbergte, wie er im Umgange und dem alltäglichen Leben den reichen Strom seines Witzes durch die aufrichtigste Bescheidenheit und unerschöpflichste Gutmüthigkeit versüßte, so enthalten auch seine Mährchen, die er in der Kinderstube und in dem Munde des Volkes fand, eine Fülle der Phantasie und einen Reichthum des harmlosesten Witzes bey der liebenswürdigsten Anspruchlosigkeit. Der Absicht ihres Verfassers gemäß haben sie bey ihrer Erscheinung nicht wenig dazu beygetragen, der hohlen Empfindsamkeit seichter Romane entgegenzuwirken, und die Natur, die aus der unwahren Darstellung des menschlichen Lebens gewichen war, durch das, was nichts anders als Mährchen seyn wollte, wieder in ihre Rechte einzusetzen. Vielleicht können sie auch noch jetzt nach dieser und jener Seite hin wirken; oder, wenn das Zeitalter dem Bedürfnisse einer solchen Arzney entwachsen seyn sollte, werden sie doch der Jugend eine unschädliche, dem Alter eine erheiternde Unterhaltung gewähren.

Um den Ankauf dieses bewährten und für classisch zu haltenden Werkes zu erleichtern, schlagen wir bey dieser Auflage den Weg der Subscription ein, welches bis Ende December dieses Jahres in jeder Buchhandlung Deutschlands angenommen wird.

Das Werk selbst erscheint binnen drey Monaten.

Gotha, den 1. Juli 1825.

Ettinger'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Centnerschwer, J. J., neuerfundene Multiplications- und Quadrat Tafeln, vermittelst welcher man die Produkte aller vierziffrigen und die Wurzeln aller fünfziffrigen Zahlen sehr leicht finden kann, wie auch zur Erleichterung anderer mathematischen Rechnungen. Mit einer Vorrede vom Königl. Geh. Rath J. P. Grüson und L. Ideler. gr. 8. Preis 18 gr. C. (22½ Silbg.)

Gans, Dr. E., das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung. Eine Abhandlung der Universalgeschichte. Zweyter Band. gr. 8. Preis 2 Rthlr.

Hotho, H. G., Don Ramiro. Trauerspiel in drey Aufzügen. 8. Preis 16 gr. C. (20 Silbg.)

Schulz, Dr. Otto, Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik. Dritte Auflage. 8. Preis 8 gr. C. (10 Silbg.)

Wilde, E., Handbuch der analytischen Trigonometrie. Mit 3 Kupfertafeln. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 12 gr. (1 Rthlr. 15 Silbg.)

Berlin, im Juni 1825.

Maurer'sche Buchhandlung.

In allen deutschen Buchhandlungen ist zu bekommen als so eben erschienen:

Elementarphysik und Physiologie, von J. C. Röttger, 2r Thl. 1 Rthlr. (der 1ste Theil kostet 1½ Rthlr.

Magdeburg, im Juli 1825.

Creutz'sche Buchhandlung.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pädagogische
Anekdoten und Erzählungen
zur Aufheiterung und Unterhaltung für Schullehrer und Erzieher, und für jeden Freund des Scherzes; gesammelt von einem praktischen Schulmanne. Preis 14 ggr.

Bey W. Zirges in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Mensch im Süden und im Norden oder über den Einfluß des Clima's, von Chr. Victor von Bonstetten. Deutsch von Friedrich Gleich. gr. 8. 1825. 21 gr.

Die drey Ohrfeigen. Nach dem Französischen frey bearbeitet. kl. 8. 1825. 21 gr.

In Berlin bey F. A. Herbig erschien und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Die Bearbeitung des Pferdes
an der Hand und mit dem von mir erfundenen
Spanischen Reiter.

Ein Handbuch für die Kavallerie und alle Diejenigen, welche sich mit der Bearbeitung junger Pferde ohne Reiter, beschäftigen wollen. Von Klatte, K. Preuß. Lieutenant und angestellter Lehrer der Reitkunst bey der Kavallerie-Lehr-Escadron. Mit 12 Kupfertafeln. 8. 1825. 1 Rthlr. 8 gr.

Der hier behandelte Gegenstand ist neu und hat im Voraus ein solches Interesse erregt, daß sich allein unter

den Herren Kavallerie-Officieren der Preuß. Armee 250 Subscribenten dazu fanden.

Anzeige
eines nothwendigen Handbuchs für Banquiers und Kaufleute, Cassen- und Rechnungsbeamte, Rentiers, und jeden Geschäftsmann.

Ausführliche
Zinsen- und Disconto-Tabellen
zu 1 bis 12 pro Cent pro Anno
in Thalern zu 24 Groschen sowohl, als auch in der neuen preußischen Münze à 30 Silbergroschen, und zwar von 1 — 100,000 Thaler Capital für jede Zeit von 1 Tag bis 12 Monat;
Nebst Gebrauchs-Anweisung aller vorkommenden Sätze und Aufgaben hierzu, mit deren Anrechnungen nach den allgemeinen Regeln und Rechnungsarten, so wie auch mit Anführung sämmtlicher Regeln der Zinsberechnungen überhaupt,
und
einer Anweisung zum Gebrauch dieser Tabellen, auch für die Valuta sämmtlicher Handelsplätze, welche in andern Geldsorten rechnen.
Entworfen und herausgegeben
von
J. S. G. Otto,
Verfasser des Feinbuchs, und Herausgeber der 10ten und 11ten Auflage von Nelkenbrechers Taschenbuch.
Zweyte Ausgabe. Preis 1 Rthlr.
Berlin und Landsberg a. d. W. 1825.
Verlag von Theod. Christ. Friedr. Enslin.

Dieses, jedem Geschäftsmann wirklich fast unentbehrliche Werk ist auf schönem weißen Papier mit scharfer Schrift, ganz frey von Druckfehlern, in Groß-Quartformat anständig gedruckt, und geheftet, durch alle deutsche und auswärtige Buchhandlungen, für den obenangezeigten, äußerst billigen, Preis zu haben; die erste Auflage kostete 1⅓ Rthlr.; der gute Absatz derselben macht es aber möglich, eine solche Verminderung eintreten zu lassen, und die Anschaffung dadurch nun auch dem Minderbegüterten zu erleichtern. Da man sich für eine so geringe Summe kein ähnliches Werk verschaffen kann, so hofft der Verleger um so mehr, daß jeder, der sich das zeitraubende und mühsame eigene Rechnen ersparen oder sich von der Richtigkeit seiner eigenen Rechnung durch Vergleichung überzeugen will, und eine völlig zuverlässige Nachweisung verlangt, sich gewiß in dessen Besitz setzen werde.

Th. Chr. Fr. Enslin,
Breite Straße No. 23. zu Berlin.

Höchst interessant sind jezt folgende 2 große Charten, deren erste wegen ihrer Brauchbarkeit in 1 Jahr 3000mal verkauft wurden, die 2te aber besonders zum Verständniß der griechischen Berichte ist.

Vollständiger Schauplatz von Griechenlands Wiedergeburt. Oder: Politisch-statistische Charte der europäischen Türkei und ganz Kleinasien, nebst den sieben Inseln, Siebenbürgen, Ungarn, Dalmatien und den russischen Provinzen am schwarzen und asowschen Meere. Gez. und gest. von Champion in Paris. Nach den Provinzen illum. 12 gr. Velinpap. 18 gr.

Generalcharte vom alten Griechenland, nebst den angränzenden Gegenden von Illyrien, Macedonien, Thracien und Kleinasien; nach den besten alten und neuern Autoren. Mit Hinzufügung der neuern Orts- und anderer Namen entworfen vom Prof. D. Fr. Kruse. 18 gr., Velin-Papier 1 Rthlr.

Ernst Kleins
geographisches Comptoir in Leipzig.

Bey H. Burchhardt in Berlin ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Die Kunst zu lieben.
Systematisch und mit besonderer Rücksicht auf Ovid's ars amandi dargestellt.
Aus den Papieren des Grafen v. S.
8. sauber broschirt. Preis 12 gr.

Der Verfasser macht in diesem Werkchen drey Abtheilungen und zeigt in der ersten, wie ein junger Mann es anfangen muß, um ein Mädchen, das er wahrhaft liebt, sich geneigt zu machen; in der zweyten darauf die Anweisung, wie derselbe die gemachten Eroberungen zu behaupten hat, und in der dritten endlich wird jungen Mädchen eine lehrreiche und tief aus dem menschlichen Herzen geschöpfte Anleitung gegeben, wie sie — ohne Coquetterie — sich die Herzen der Männer geneigt machen können.

Das Werkchen wird sich durch sich selbst empfehlen, der Styl ist frey von jeder Zweydeutigkeit, leicht, fließend, und eignet es sich daher besonders zu Geschenken zwischen Freunden und Freundinnen; ganz besonders aber ist es noch jedem trostlosen Liebhaber zu empfehlen, der hier auf jeden Fall Trost und fröhliche Aussicht auf glänzenden Sieg gewinnt.

Folgende wichtige Schrift ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Briefe
über
die Demagogie.
Leipzig. Rein'sche Buchhandlung.
Preis 2 Rthlr.

Der schon durch mehrere Schriften bekannte Verfasser läßt sich auf eine höchst anziehende Weise über folgende interessante Zeitgegenstände in 12 Briefen an einen jungen Freund aus: über die neuen demagogischen Umtriebe, über die neuesten Revolutionen, besonders der griechischen und nordamerikanischen, über Preßfreyheit, Handelsbeschränkungen, große Massen stehender Heere, über die unvollständige Gewährung landständischer Konstitutionen, über die bürgerliche Freyheit, Streit der

Liberalen und Servilen, über die politischen Theorien der Zeit gewürdigt aus christlichem Standpunkte, über die finstere Quelle der Unzufriedenheit — Mangel am christlichen Glauben, und christlicher Lehre — Irrlehren und endlich über die Frage: was wir hoffen dürfen? —

Bey Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anweisung und sichere Leitung
zum
Englisiren der Pferde,
Ein Handbuch für diejenigen, welche diese Operation unternehmen, oder auch nur sich genau davon unterrichten wollen,
von
Andreas Politz,
Königlich-Preußischer Stallmeister.
Preis sauber broschirt 10 gr.

So eben erschien in meinem Verlage:

Karten und Pläne
zur allgemeinen Erdkunde;
herausgegeben von C. Ritter und F. A. O'Etzel.
1stes Heft.
Royalfolio in Umschlag. 1 Thlr. 12 gr.

Schon seit dem Erscheinen der ersten Auflage des klassischen Werkes: „die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie 2c. 2c., von C. Ritter" — wurde bey dem geographischen Publiko der Wunsch rege, daß dieß ausgezeichnete Werk durch eine, zu seinem Studium so unumgänglich nothwendige Chartensammlung vervollständiget werden möge.

Um diesem Bedürfnisse abzuhelfen, hat sich der Herr Verfasser des genannten Buches mit dem Herrn Rittmeister F. A. O'Etzel vom Generalstabe, zur Herausgabe von Karten, Ansichten und Durchschnitten für diesen Zweck vereinigt.

Die in verschiedenen Zweigen rühmlichst bekannten Namen der Herren Herausgeber verbürgen die sorgfältige Benutzung der ihnen zu Gebot stehenden, dem größeren Publiko meist unzugänglichen Materialien, so wie auch die zweckmäßige Anordnung und Bearbeitung des Werkes: als Verleger füge ich noch hinzu, daß zu dessen Ausstattung, hinsichtlich Sauberkeit und Klarheit des Stichs und Papiers, Alles aufgewandt wird, den geehrten Herren Abnehmern keine Wünsche übrig zu lassen.

Um den Ankauf zu erleichtern, erscheinen, möglichst schnell auf einander, zwanglose Hefte von 4 bis 6 Blatt. Das erste, jetzt eben fertig gewordene Heft, enthält:

Nr. 1. bis 3. Lauf des Nils von den Kataralten von Dulga bis Cairo, wobey eine Ansicht und ein Grundriß des Felsentempels von Ebsambol, als Vignette auf dem 2ten Blatte.
Nr. 4. Plan der Gegend von Theben.
Nr. 5. Plan der Gegend vom Nildelta.
Nr. 6. Nilkatarakten von Syene.

Das 2te Heft ist bereits im Stich, und wird andere interessante Gegenden Afrika's enthalten.

C. G. Lüderitz, in Berlin.

Neues Theaterstück.

In der Unterzeichneten und allen Buchhandlungen ist zu haben:

Irmengard, die Mutter von zwölf Knaben. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Dr. v. Wagemann. Preis auf Schrbpr. 1 fl. Druckpr. 48 kr.
Ulm, J. Ebner'sche Buchhandlung.

Bey mir ist kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beudant, F. S., mineralogische und geognostische Reise durch Ungarn im Jahre 1818. Deutsch bearbeitet von C. Th. Kleinschrod. gr. 8. mit 3 Karten. 4 Thlr. 12 gr.

Mehrere ausgezeichnete Mineralogen wünschten schon längst, daß die Voyage mineralogique et géologique en Hongrie par F. S. Beudant, 3 Vol. in 4., welche mit trefflichen mineralogischen Beobachtungen ausgestattet, aber auch höchst weitläufig ist, da sie zugleich für die Naturkunde viel Außerwesentliches enthält, dem Naturforscher vom Fache durch eine schickliche Zusammenziehung und Beschränkung auf das Wesentliche des Hauptzweckes der Reise zugänglicher gemacht werden möge. Herr Ob. Rth. Kleinschrod, ein sachkundiger Mineralog, hat sich dieser Bearbeitung unterzogen. Dieselbe gibt in der dargebotenen Form eine getreue wörtliche Uebersetzung des dritten Theiles des Originals, welcher das geognostische und mineralogische Resumé der Reise darstellt; das übrige Wesentliche von mineralogischem Interesse, was in den beyden ersten Bänden noch außer dem Resumé enthalten ist, findet sich bey den geigneten Stellen der Uebersetzung zugleich auszugsweise in Anmerkungen beygefügt, so daß durch diese Bearbeitung nunmehr eine vollständige zusammenhängende Uebersicht der geognostischen und mineralogischen Beobachtungen des berühmten Verfassers über dieses merkwürdige Land gegeben ist. Die beygefügten Karten werden an treuer Uebereinstimmung mit den Originalen und Schönheit der Ausführung nichts zu wünschen übrig lassen.

Leipzig, im Juli 1825.

Carl Cnobloch.

Bemerkenswerthe Anzeige.

Wer das Sujet von der großen neuen Zauberoper Alcidor als Mährchen kennen lernen will, der findet das Letztere in dem sehr angenehmen Werke,

Hyacinthen
in meinem Kerker gezogen
von Chr. Aug. Fischer.
Frankfurt a. M. bey J. D. Sauerländer.
12. geheftet. Preis 1 Rthlr.

Auch wird man die übrigen Aufsätze, Erzählungen und Mährchen, wie z. B. der Epicuräer in Constantinopel, der (Liebes) Winter in Norwegen, der Paradiesvogel u. s. w. mit großem Vergnügen lesen. — Privat- und anderen Bühnen dürften auch die beyden allerliebsten Lustspiele, der kleine Brautwerber und die Männerfeindin, sehr willkommen seyn.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neunzehnter Jahrgang.

1825.

September.

Wenn Geist mit Muth ihr einet', und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, rc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst rc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, rc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaction vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde; Reisen.

Erzählungen.

Memoiren.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Gedichte.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Literatur-Blatt.

Nro. 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. September 1825.

Komm denn, komm, löse mir des Körpers Band,
Den Kerker öffne, leih' mir deine Flügel!

Schwab nach Lamartine.

Hymnus an die Nacht.

Komm begeisternde Nacht, traumgaukelnder Schlummer der Erde;
Hülle die Laute mir ein, hülle den Sänger zugleich.
Laß mich klagend und froh, wie Philomele dir flötet,
Trauer dir opfern und Lust. Beyde gewähret der Traum.
Du umdunkeltest Milton den Blick, und dem alten Homeros,
Und in die Ewigkeit schritt Leben und Träumen hervor.
Leben entstieg der Nacht, und der Chor der seligen Götter
Wandelte mit dem Gesang unter das Menschengeschlecht.
So aus des Chaos Verwirrung, im undurchdringlichen Dunkel,
Hob sich zur Feste des Blau's mancher erfreuliche Stern.
Langsam schwebe die Mutter hernieder, flatternder Bilder
Nährerin, aber zugleich wachen Gedanken ein Grab.
Siehe des Abends lezter Gedanke weichet vom Himmel;
Auch das mattere Falb hüllet nun nächtlicher Flor.
Und im Haine verstummt der Vöglein leztes Gezwitscher,
Lullend wieget der Schlaf selber zum Traume das Lied.
Freundlich erwacht in dem Meere des unergründlichen Aethers
Rings, als Zeuge der Ruh, mancher hellfunkelnde Stern.
Grauer Nebel entsteigt der tieferen Au', und dem Flußbeet,
Und umlagert den Berg, wie ein umrauschendes Meer.
Jezt entweichet der Seele des Tags feindseliges Ringen,
Welches zerstreuend den Geist theilt wie die Strahlen des Lichts.
Jezo kommen sie heim die Gedanken von täglichen Werken;
An den Busen der Nacht bergen sie müde das Haupt.
Wie in das wärmende Nest verirrete Vögelein schlüpfen,
Unter die mütterlich mild offenen Flügel gesellt,
Also fließen zusammen in einen alle Gedanken,
Und es stimmt sich das Herz gern zu der Eintracht im Geist.
Frieden athmet die Brust, und harmonischer hallen die Saiten.
Denn es drücken an's Herz Himmel und Erde sich nun.

Siehe die Feyer des nahen Gewölbes, bräutlich geschmücket;
Herrlich im zitternden Glanz Sterne bey Sternen zu schau'n!
Sehnsucht flammt in den Aeuglein des Himmels, und es entsinket
Manches kosende Licht nieder zum irdischen Bett.
Spielen nicht Selige dort auf flimmernden Wogen des Landsee's,
Nicht wo perlend der Thau dürstende Halmen erquickt?
Nacht, du rufest die Geister herbey. Sie kommen mit holdem
Zauber aus himmlischem Haus, fliehen des Tages Begehr,
Meiden zu schauen die Angst der mühbeladenen Menschen,
Unter der Sonne Gewalt, welche die Arbeit beherrscht,
Und den Streit um das Glück, und der sichtbaren Ehren Erwerbung,
Unbekümmert um das, welches ein Seliger fühlt.
Du, o trauliche Nacht, du siehst nur Ruh' und Erquickung,
Welche wieder die Kraft sorgender Tage gebiert;
Und du ladest darum die himmlischen Träume zu Gästen,
Daß sie manch himmlisches Bild zeigen dem inneren Blick.
Nacht, du vermagst die Schranke zuvor dem Tode zu brechen;
Unbegreifliches machst du zu Begreiflichem schon.

Ueber dem Ruhenden dehnt sich ein Himmel stiller Beschauung;
Aber die Bilder sind stets Hieroglyphen dem Tag.
Manch unendlicher Blick wird hell aus vergessener Urzeit;
Mancher quälet mit Angst Zukunft und Gegenwart dir.
Doch wenn erscheinet der Tag, verschwindet Trauer und Lust dir,
Welche die Traumwelt gebar, in todtähnlicher Ruh.

Siehe, wie fernes Feuer erhebt sich's östlich am Himmel.
Endlich hebt sich das Licht, leuchtend ob Träumen, der Mond.
Silbern blinkt es, es schimmern in tanzendem Wiederschein
Wellen des See's und des Stroms; aber die Stille beherrscht
Solch geiststillenden Glanz. Horch! Philomele beginnet
Ihr langschmachtendes Lied, dir nur zur Feyer, o Nacht.
Horch, sie stimmet zugleich mir, und wird gestimmt von der Laute
Wechselndem Klang, und auch ihr steiget und sinket der Ton.
Hast du nicht einst, Philomele, den ersten Sänger gelehret,
Daß er solch wechselndes Maaß sich aus den Tönen erfand?
Ja du erträumtest manch Lied, und belehrtest im nächtlichen Dunkel
Die Erfinder zuerst über die Formen der Kunst.
So jezt hör' ich dich singen: „Groß ist dein Schlummer, o Weltall!
Aber erquickend und hold dem, der dich wachend besingt."

W. v. Blomberg.

Trau, Schau, Wem?

(Beschluß.)

Sobald die Luft von diesen Gästen gereinigt war, ließ der Landrichter Jakob, der den ganzen Tag im tiefsten Trübsinn in seinem Verschluß gesessen, und weder Speise noch Trank angenommen hatte, und Rickele, die in einen ziemlich anständigen schwarzen Mantel, den ihr die Landrichterin geschickt hatte, gehüllt war, in die Gerichtsstube kommen. Er hatte seinen Aktuar am Morgen schon in einem Geschäft verschickt, das ihn wenigstens vier und zwanzig Stunden außer dem Hause hielt, und August als graduirtem Doktor der Rechte das Protokoll übertragen. Der Landrichter fragte den jungen Mann, dessen zerstörte Gestalt den Zustand seiner Seele, in den lezten vier und zwanzig Stunden, verrieth, ob er nun geneigt sey die Wahrheit zu sagen? — Jakob warf einen traurigen Blick auf seine Mitschuldige, und antwortete: „was Diese gestern aussagte, werde ich nie widersprechen." — „Jakob, nahm Ricke jezt lebhaft und tief bewegt das Wort, du brauchst Dich nicht für mich zu opfern, ich glaube, der Herr Landrichter weiß die ganze Wahrheit, denn ich habe der gnädigen Frau Alles gesagt." — Gott sey Dank, rief der junge Mann, und sein Gesicht war verklärt, Gott sey Dank, und er faltete betend die Hände, nun mag kommen, was da will, so kann ich Dich doch liebhaben. Herr Landrichter, wir wollen rechtlich und fromm in Brasilien leben, lassen Sie uns nun los!" — Es war dem Landrichter sehr schwer, dem armen beschränkten Menschen die Unstatthaftigkeit seines Planes begreiflich zu machen. Gegen ihn war keine Anzeige, keine Klage, der alte Eisenmeister in N. hatte bey der Anzeige von Rickeles Flucht seinen Sohn noch nicht vermißt, und wie er die folgenden Tage nicht wieder erschien, hütete er sich wohl einen Verdacht gegen ihn zu erregen, sondern benuzte eben einfallende Feyertage, um von einem Besuch bey Freunden auf dem Lande, den er sollte gemacht haben, zu sprechen. Jakob konnte also vom Gericht verabschiedet werden. Er mußte seines menschenfreundlichen Richters Zureden Gehör gegeben haben, denn nach ein Paar Tagen sah man ihn seine Schule in N. wieder eröffnen, und pflichtmäßiger als jemals fortsetzen. — Aber Rickele? — Sie war nicht als die, aus dem Geckenthurm entsprungene Diebshehlerin aufgefangen worden, sondern auf Privatbefehl der Polizey als entsprungenes Mündel des Herrn Doktor Langnaß von den Gensdarmen dem Herrn Landrichter in Z . . zur Aufbewahrung übergeben; dieser Vormund aber hatte am heutigen Tage sein Mündel besucht, hatte sie als Braut des jungen Amtsraths anerkannt, und mit seiner Bewilligung in Mindelheim zurückgelassen. Die für das Mündel gehaltene Person, welche einige Dienstabschiede von adelichen Herrschaften vorzeigen konnte, und die Familie nannte und aufzeichnen ließ, bey der sie im Elsaß eine Versorgung suchen wollte, wurde also verabschiedet, und soll, reichlich aus Nanettens Koffern und der Landrichterin Kasse beschenkt, durch einen Wegweiser auf Nebenpfaden abgeführt worden seyn.

Nun waren alle Wolken an Nanettens Freudenhimmel aufgelöst. Niemand lernte sie kennen, der nicht den Eltern des Brautpaars Glück gewünscht hätte; ja die strengsten Sittenrichterinnen der Umgegend, denen doch so etwas „vom Davonlaufen" und „mit dem jungen Herrn ankommen" zu Ohren gekommen war, ließen sich von ihrer Demuth und Klarheit entwaffnen. Doch lange konnte diese Herrlichkeit nicht dauern, denn August's Urlaub war kurz, und er wünschte selbst sein Haus in Heyna zum Empfang seiner jungen Gattin zu bereiten. Er ließ sie in den Armen seiner Eltern zurück, sie hatte Vater und Mutter wiedergefunden — beyde Liebende erkannten, daß dieses ihre Trennung versüßte.

Noch ein ängstlicher Augenblick war Nanetten bestimmt. Wenige Tage, nachdem Rickele in die weite Welt hinausgegangen war, kamen Gensdarmen und legten wieder den schicksalvollen blumichten Ueberrock sammt scharlachnem Shawl und den bunten Wimpel vor dem Landrichter nieder. „Dem Signalement nach, war ihre Aussage.

müßte die Person, welche diese Kleidung getragen, die aus dem Geckenthurm in N. entsprungene Nickele gewesen seyn, aber sie der Mindel ihrem Leben ein Ende gemacht haben, indem gegenwärtige Kleidungsstücke diesen Fluß hinabschwimmend bey Kemnath aufgefangen worden seyen, und mit des Herrn Landrichters Erlaubniß der Polizey in N. überbracht werden sollten.“ — Dort mögen sie wohl noch vorzufinden seyn; Jakob aber ist nicht mehr daselbst vorhanden, denn ein Jahr, nachdem August sein kindliches Weibchen in sein Haus eingeführt hatte, ließ er als Gehülfen des siebzigjährigen Schulmeisters im Hauptort der Grafschaft diesen wackern Schulregenten aus der ehemaligen Reichsstadt kommen, Jakob brachte eine Frau mit, die als ein Muster häuslicher Sitte, der Geschicklichkeit und des Fleißes geschäzt ward; beyde schienen der Herrnhuter Sekte geneigt, da sie ihnen aber durch ihre strenge Form nur Kraft zum Guten, keineswegs Selbst- und Bekehrungs-Sucht zu geben schien, übersah Patron, Amtsrath und Gemeine diese Eigenheit, und wenn August mit seiner Nanette Abends bey ihren Spaziergängen, die beyden ehrbaren Leute von den Schulkindern jubelnd umgeben, vor dem Schulhaus sitzen sahen, blickten sie sich bedeutend an, und August sagte einst zu seinem Weibe: „Die Mutter hatte Recht, es ist mehr Freude über einen Sünder, der Buße thut.“ — Nanette legte ihm die Hand auf den Mund, und rief mit Freudenthränen: „Nicht so, August! wenn ich bedenke, wie unbesonnen ich damals handelte, so möchte ich sagen: warum hat mich Gott, mein Gott gesalbt mit Freudenöl? — August schloß sie in seine Arme, und sagte: „weil die Unschuld dein Schutzengel war.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Julius.

(Fortsetzung.)

Den sieben Mädchen in Uniform folgte einige Tage nachher: Der Brief an sich selbst. Singspiel in einem Aufzug, von Meisl. Musik von Gläser. Der Titel dieses Stücks ist noch sonderbarer; er enthält einen grammatical Ball — (an't please your honour! sagt der Korporal Trim zum old uncle Toby). Dieses kleine Stück hat ein ziemlich französisches Ansehen, ich habe indessen nicht dahinter kommen können, ob es ursprünglich, oder entlehnt ist. Genug, es macht sich mit der artigen Musik recht artig. Die Handlung ist rasch und regsam, die Idee gut, und mit besonderem Glück, recht zum Vortheil des Komponisten, im Final entwickelt. Ein aufgeblasener Edler von — findet sich versucht, an einen Andern, der sich der Heirath seines talentvollen Sohnes mit einem liebenswürdigen Mädchen widersezt, einen Buß- und Ermahnungsbrief zu schreiben, um ihn von seiner Halsstarrigkeit abzubringen. Bald darauf wird dieses Ermahnungsschreiben ihm selbst zu Nutz und Frommen vorgelesen, als er sich dem heimlich geschlossenen Bündniß seines Sohnes widersezt und das liebende Paar trennen will. Die Musik, im neuern Geschmack, ohne sich gerade in specielle Nachahmungen und Reminiscenzen zu verlieren, ist ansprechend und theatralisch wirksam. Das Finale ist besonders gelungen. Der Komponist ist Kapellmeister dieser Gesellschaft, und hat sich nach den Erfordernissen der Zeit und des Orts gebildet. Er komponirt gewaltig viel, die Opern fallen ihm wie aus dem Aermel, dessen ungeachtet trägt Manches unverkennbar den Stempel der Besonnenheit und Geschicklichkeit. Wenn er seinen Namen übersetzen, oder dem lezten Consonanten etwa einen Vocal anhängen wollte, so möchte er an manchen Orten mit leichter Mühe noch gewinnen. Die Aufführung ging besser, als die des ersten Stücks, vielleicht weil dieß Mal Alles besser einstudirt und den Fähigkeiten des Singpersonals, das freylich nicht viele Sänger besizt, angemessen war. An demselben Abend wurde ein kleines Ballet, so wie das erste Mal, gegeben: Jenes war eigentlich nur ein Quodlibet aus bekannten Scenen und Tanzstücken, in chinesischer Form: das Fest zu Peking genannt. Etwas Aehnliches war schon auf dem Theater an der Wien gesehen worden. Der Kaiser und die Kaiserin von China wohnten der Festlichkeit bey und empfingen die Huldigungen mit Beobachtung der strengsten Etikette. Die zweyte Tanzbelustigung war schon vor mehrern Jahren auf diesem nämlichen Theater gegeben worden, und gehört noch unter die Erfindungen des jezt in Paris angestellten Balletmeisters Aumer: die Hochzeit auf dem Lande betitelt. Diese Aufgabe ist den Kräften der Gesellschaft, wie sie jezt besteht, im Ganzen angemessen. Der Direktor des Theaters hat nämlich alle Ueberreste des aufgelösten Ballets einstweilen wieder vereinigt. Darunter finden sich Manche, die dort nur figurirten, oder in der dritten Reihe manövrirten, hier aber eine recht artige Figur in den ersten Spielen, und das Ensemble gleicht ungefähr dem vorigen. Die Garderobe ist elegant und geschmackvoll arrangirt, die Scenerien sind gut geordnet, und an hübschen Dekorationen ist auch kein Mangel. So glaubt man ungefähr, die Haupttänzer abgerechnet, die kleinen Singspiele aber mitgerechnet, die in der leztvergangnen Zeit ziemlich unbedeutende Leistungen darboten, Produktionen zu sehen, wie sie damals vorkommen, wenn kleine deutsche Operetten, mit einem Divertissement verbunden, aufgeführt wurden. Wer blos die, jezt in Neapel und Mailand glänzenden Künstler und Künstlerinnen sehen und bewundern will, geht freylich nicht in's Theater. Wirklich hat sich nun nachgerade hier ein so ganz verschiedenes Publikum gebildet, daß man kaum ein bekanntes Gesicht im Theater wiederfindet. Viele in der ersten Logenreihe sieht man, die es dort ein Mal recht bequem haben wollen. Die Preise der Pläze sind für diesen Monat etwas erhöht, jedoch unbedeutend; auf dem Parterre nur um 15 kr. Es gehört eigentlich zum Ton, nicht in's Theater zu gehen. Eine Mlle. Pauline Hasenhut, Zögling des weiland Kinderballets, tanzt mit Mlle. Wirdisch die ersten Parten. Diese, rüstig und gewandt, nimmt sich in Männerrollen sehr gefällig aus, jene ersezt durch jugendliche Zartheit und Anmuth, mit einem ziemlich guten Unterricht verbunden, Virtuosität und Meisterschaft. In dem komischen Ballet Rinaldo d'Arti, zeichnet sich ein Hr. Giesuó, der sonst unter den Koryphäen stand, recht vortheilhaft aus im Part des Invaliden, der ganz auf die grotesken Farcen der alten Pantomime berechnet ist, und vor einigen Jahren von einem Meister in dieser Darstellungsweise, der sich damals im Gefolge des Hofes aus Neapel hier befand, par excellence exekutirt wurde. Der Nachfolger stellte eine ungemein gelungene Kopie dar, und seine Geschicklichkeit erhielt verdienten Beyfall. Endlich gab uns diese Bühne auch einen musikalischen Kunstgenuß, indem sich ganz unvermuthet wieder hier in unserer Mitte, auf ihrer Durchreise, die erste Sängerin und Prima-

Donna. Signor (nicht Signora) Blumenfeld, hören ließ. Wir glaubten ihn bereits an den Ufern der Weser in seiner neuen Amtsverwaltung, als Theaterunternehmer, vollauf beschäftigt; indessen erschien er hier unerwartet und überraschend, wie der Rothmantel in dem humoristischen Mährchen meines alten Lehrers Musäus, als falsche Prima-Donna.

Es ist allerdings komisch, daß ein Schauspieler in allem Ernst — denn so sieht es aus, weil Hr. B. seine Menge von Bravourstücken mit einer recht innigen Selbstbehaglichkeit producirt — für eine erste Sängerin gelten will. Wir haben wohl auch Bassisten gesehen, die absolut für Tenoristen passiren wollen; darüber lacht aber Jeder, der da weiß, daß aus einem Bassisten eben so wenig ein guter Tenor, als aus diesem all' sein Lebtag ein tüchtiger Baß wird, oder aus einem Fisteltenoristen eine Konzertsängerin. Allein — nitimur in vetitum! Hr. B. hat ein ganz hübsches Falset, trillert und gorgeheggirt mit vieler Gewandtheit, benimmt sich überhaupt ziemlich diskret und anständig; er sollte nur nicht vergessen, daß es Spaß ist, daß hier nicht von der Parodirung einer großen Sängerin, oder gar von der Uebertreffung einer, in ihrer Art unübertrefflichen, die Rede seyn kann, sondern eigentlich nur von der Parodie im Allgemeinen, vielmehr der Parodie eines übertriebenen Enthusiasmus und eines blinden Vorurtheils der großen Menge — er sollte uns, mit Einem Wort, des Spaßes wegen nicht zu viel zum Besten geben. Niemand trifft das glücklicher, als Ignaz Schuster, der höchst komisch ist, ohne weder komisch noch seriös im allerhöchsten Grade seyn zu wollen, und er ist unter allen falschen Prima-Donnen die ächte, wahre. Hr. B. erschien nur ein Mal auf dieser Bühne, und eilte dann seiner neuen Bestimmung entgegen.

Noch eine Kleinigkeit wurde als Neuigkeit auf diesem Theater gegeben, und man muß bekennen, daß die Unternehmung so viel nur immer möglich für die Unterhaltung ihres Publikums gesorgt hat. Abermals ein Singspiel: die Prise Tabak, oder die Vettern als Nebenbuhler, nach dem Französischen; der Bearbeiter ungenannt, und darum will ich ihn auch nicht verrathen. Mir ist des Titels wegen bange: er gibt den Witzlingen zu leichtes Spiel. Der Tabak ist wirklich nicht aus der allerbesten Fabrik. Die Prise dient zur Entwickelung; das Vorhergehende ist ziemlich gedehnt und uninteressant. Die einzige Scene, worin etwas Leben und komische Heiterkeit erscheint, ist die, wo der eine Herr Vetter — beyde bewerben sich um die Gunst der jungen Cousine, sie aber ist mit einem dritten, jüngern Vetter bereits einverstanden — deren Kammermädchen, das auch einen Liebhaber hat, eine Prise Tabak gibt; unglücklicher Weise muß sie niesen; dieß ist das Zeichen für ihren Liebhaber, der nun zu schnell zum Vorschein kommt. Vor Freuden klatscht der Ueberraschte in die Hände, lacht hell auf, und es erscheint der andre ältere, und der jüngere Vetter, die beyde auch versteckt waren (im Garten nämlich); Einer nach dem Andern, die Liebschaft wird verrathen, der Begünstigte trägt den Sieg davon, die andern geben nach. Die Prise hat gewirkt. Die Musik ist lebendig und gesangreich. Viel Ausgezeichnetes findet sich unter den ziemlich vielen Gesangstücken eben nicht, vielleicht eben, weil ihrer zu viele sind. Die Prise wollte den Zuhörern nicht recht behagen, ob sie gleich zuweilen mit dem Vetter in die Hände klatschten. Das kleine Operettchen: „Der Weibertausch," nach dem Französischen, von Castelli, Musik von Herault, wurde hier auch neu gegeben, und ziemlich gut, ist aber aus frühern Zeiten schon bekannt.

Auf dem Theater in der Leopoldstadt erschien ein kleines Stück, ebenfalls aus dem Französischen, ohne Musik: „Ein Mädchen ist's, und nicht ein Knabe;" in Einem Akt, von dem Verfasser der Modethorheiten bearbeitet. Es macht sich mit dem lokalen Anstrich des komischen Theils zwischen dem Gärtnerburschen? — wenn ich mich recht entsinne — und seiner Dulzinea ziemlich gut. Ist übrigens ein ditto Paradestück für Kinder, nämlich für ein Mädchen. Das kleine superkluge Ding spielt verschiedene Rollen, als Mädchen und als Knabe, um sich bey ihren Pflegeeltern in Gunst zu setzen, indem die Dame ein Kind von jenem, der Mann eines von diesem Geschlecht zu besitzen wünscht, und beyde die kleine Komödiantin noch nicht kennen. Beyde finden ihre Wünsche befriedigt und vereinigen sich zu treuer Elternliebe. Die Unterhaltung gehört unter diejenigen, die wohl und wehe thun. Wenn die kleine Tausendkünstlerin geschickt ist, so macht sie im großen Publikum allerdings Furore, ob es gleich ein Mittelding von Kinderey und Superklugheit ist. Und dann, wenn man die kindische Impertinenz, so wie hier, zwey Erwachsene mystificiren sieht — wenigstens erregt es viel versprechende Hoffnungen und kann zu Lehr' und Beyspiel, Nutz und Frommen dienen. Das kleine Stück gefiel, und wurde zu gleicher Zeit, nach derselben Bearbeitung, auf dem Theater in der Josephstadt gegeben.

Peraskop — so heißt ein neu erfundenes optisches Instrument, das auf Pränumeration angekündigt wird, aus der Werkstatt des geschickten Optikers Schönstadt, dessen Konservations-Augengläser sehr beliebt sind. Die Vorzüge des besagten Instruments bestehen in folgendem. Es ist in Form eines gewöhnlichen Stockes angebracht, und man kann damit in jedem Garten oder mit einer Mauer oder Planke verschlossenen Raum, ohne eine Oeffnung zu machen, oder bemerkt zu werden, mit der allergrößten Bequemlichkeit hineinsehen, und Alles, was darin geschieht, beobachten. Den Guckern wird das ganz erwünscht seyn, den Beguckten aber schwerlich. Auch im Zimmer läßt sich's so gebrauchen, daß man von jedem Standpunkte aus durch's Fenster, rechts und links hin, gradaus und unterhalb, alles, was auf der Straße vorgeht, in Augenschein nehmen kann. Außer der inneren Güte wird sich das Instrument auch durch äußere Eleganz und Bequemlichkeit auszeichnen. Der Pränumerationspreis beträgt 40 fl. C. M., wovon die Hälfte sogleich, die andere bey Empfang des Instruments erlegt wird. Ein fertiges Exemplar ist bey dem Künstler täglich zu besichtigen. Wenn zur bestimmten Zeit fünfundzwanzig Theilnehmer sich noch nicht gemeldet haben, so erhalten die übrigen das Geld zurück. — Sollte diese Erfindung die Vorläuferin anderer seyn, nämlich durch verschlossene Thüren, und endlich gar verhüllte Herzen zu durchschauen — dann wehe, weh! es ist um die Geheimnisse gethan. Die Neugier wird sich gut dabey befinden. Am unschuldigsten möchte das Instrument noch im Theater zu gebrauchen seyn, wenn man einen sechs Schuh und fünf Zoll langen Vormann etwa zwischen sich und dem Theater hat.

Bouquets d'amour et d'amitié, par J. H. Conté. Vienne et Milan, chez Riedel. Unter diesem Titel kündigt sich ein neues Taschenbuch für das Jahr 1826 an, welches die französischen Neujahrsgeschenke und Musengaben dieser Art, die sehr beliebt sind, zum Theil, wo nicht ganz, entbehrlich machen soll. Von den gewöhnlichen Musensängern wird so leicht keiner darin figuriren, da es ganz in französischer Sprache verfaßt ist. Vielleicht übersezt es Jemand frisch vom Fleck, und dann geht es allenfalls metamorphosirt nach Frankreich. Der Herausgeber ist übrigens ein Deutscher mit einem französischen Pseudonamen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 210.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. September 1825.

Weil mich die Menschheit entzückt in der Dichtung Spiegelgemälde,
Sind mir die Menschen verhaßt; denn sie zerbrechen das Glas.

C. G. v. Brinkmann.

Ueber und aus den Memoiren P. L. Hanet Clery's.

Die Literatur fängt an eine neue Art Sündflut zu erfahren, aber nicht eine solche, welche Sünden verschlingt, sondern welche sie zur Schau heranflutet in der Menge von Memoires, die jezt aus den französischen Pressen kommen, und, mit weniger Ausnahme, ganz oder auszugsweise in unsere Sprache übergehen. Eine Art Menschen, die ich „vornehmen Geistes" nennen möchte, fangen schon an ein sattes Gesicht bey ihrer Erscheinung zu machen, und zu versichern, daß sie dergleichen triviales Geschwätz gar nicht mehr lesen mögen; Andere, und ich hoffe, die Mehrzahl, fangen dagegen erst jezt an, sich die Memoiren gefallen zu lassen — und Beyde haben in ihrer Art Recht. Die Vornehmen im Geist legen den neuen Memoiren den Maßstab der ältern an, in welchen anständige alte Höflinge — Damen und Herren — bald mit Ernst und Würde, bald mit Demuth und Adoration, bald mit abgestumpfter Unsittlichkeit sich im Glanze des Urgestirns, das sie umkreisten, verlierend, den Hof und seine nächsten Umgebungen schilderten; das thun unsrer Zeit Memoiren nicht mehr, in keiner Gattung; ein Theil derselben schildert den Memoirenschreiber zuerst, und dann ohne Standesrücksichten die Menschen, mit denen er zu thun hatte, wo sie dann während eines neulich verflossenen Zeitraums — den größten Mann gar nicht gerechnet — auf eine so große Zahl hervorstehender Menschen stoßen, daß sie bey aller Trivialität, deren sie sich schuldig machen, für den Geschichtsforscher und Liebhaber, zum Vergleichspunkt oder zur Vermehrung seiner Geschichts- und Zeitkenntnisse behülflich seyn können. Die zu rügende Trivialität spielt sie aber eigentlich der Mehrzahl in die Hände. Diese will in Allem, was sie liest, sich und ihre Mißen wieder finden, und das thut sie denn freylich viel mehr in den neuen französischen Memoiren von Frau von Genlis und gegenwärtigen Herrn Clery's, als in St. Simon, Duclos und weiter rückwärts zu Ludwig XIV. Dort steht das Publikum wie die Zuschauer auf der Gallerie bey den Hoffesten mehrerer deutschen Residenzen, und gafft auf ein Schauspiel, in dem es — troz der schönsten Anlagen — nicht Akteur seyn darf; in jener findet sich überall die Möglichkeit, selbst eine oder die andere Rolle spielen zu können. Wie trivial oder noch mehr klatschhaft diese Gattung Memoiren aber auch seyn mögen, erinnern sie doch an vergangene Dinge und oft auf eine gar nicht beabsichtigte, aber sehr heilsame Art. Belehren thun sie deßhalb nicht, aber viele Erinnerungen bleiben in den Köpfen aufbehalten, ohne daß sich deren Besitzer dessen bewußt sind, und wenn die Anregung von Außen kömmt, treten sie als Begriffe, ja als Meynung hervor. Dieses Verdienst können sich Herrn Clery's Memoiren auch erwerben; sie haben aber ein anderes Interesse, das hinwieder auch, dem Eigenthümer unbewußt, auf andere Köpfe wirkt: sie enthalten so originelle Schilderungen des innern Hauswesens des lezten französischen Hofes, der Verhältnisse, in welche die Valetaille zu den Herrschaften stand, des

Landmannes in der Nähe des Hofs, dann des Privatcharakters und Benehmens der französischen Feldherren (worunter Moreau, Bonaparte u. a. begriffen sind) und der Armeebeamten während der Feldzüge — daß sie den Stubengelehrten — was unsere wackern Landsleute noch immer bleiben, wie weit ihre Vakanzreisen sie auch führen, und wie human unsere liberalen Weltleute sie auch zu Tische laden — nach und nach sich selbst unbewußt — eine wahre Anschauung der französischen Individualität, zum Behufe ihrer Geschichtsdarstellung, geben könnten. Diesen Vortheil bieten die trivialen Memoiren Herrn Clery's vor allem, weil er sorgloser plaudert als irgend ein Anderer. Seine zwey Glaubensartikel sind: sein eigner Werth und die unantastbare unsträfliche Erhabenheit der Fürstenfamilie, der er und sein Bruder, der treue Kammerdiener Ludwigs XVI., so innig ergeben gewesen sind. Diese Ergebenheit, die in eine Art Götzendienerey ausartet, oder auch vielleicht Bedientenneid mag Herr Clery veranlassen, bey aller Gelegenheit Madame Campan, die als Mensch auf einer so viel höhern Stufe wie der Verfasser dieser Memoiren steht, zu tadeln, und ihre Nachrichten der Unrichtigkeit zu zeihen. Sein Tadel hat etwas noch Widrigeres, darin, daß er eigentlich nur Kleinigkeiten betrifft, welche Madame Campan mit Theilnahme erzählt, die aber Herr Clery's unterthäniger Ergebenheit (dévouement) wichtig genug scheinen, um sich die Befugniß, allein von ihnen Kenntniß zu haben, anzumaßen. Iffland würde das eine Livréeseele genannt haben; es soll uns aber nicht gegen unsre Memoirenschreiber aufbringen, denn der Mann gewinnt durch seine Denkart und Handelsweise als Sohn, Bruder und Kammerdiener (der Tochter Ludwigs XVI., jetzigen Herzogin von Angouleme) so viel Achtung, daß die widrige Selbstgefälligkeit, mit welcher er manches ihn Betreffende erzählt, ihm bey unpartheyischen Menschen ohne Nationalvorurtheil nicht mehr schaden kann. Einige Personen, oder deren Angehörige haben Recht, über die läppische Indiskretion zu zürnen, mit welcher er ihre Familien-Verhältnisse mittheilt, die er als Einquartirung in Deutschland, namentlich in Augsburg, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben will. Aber gerade in diesem Fall sind seine Nachrichten in einzelnen Umständen so windig und irrig, daß sie gegen Alles, was nicht seine französischen Verhältnisse betrifft, Mißtrauen einflößen. Lästiger für die Leser, welche geschichtliche Nachweisungen bey Herrn Clery suchen wollen, sind seine — zum Glück sehr sparsamen — Erwähnungen politischer Verhältnisse. So verspricht er Aufschlüsse über die eigentliche Ursache, warum 1798 die französischen Armeen die Schweiz in Besitz nahmen. Bern soll so voll Juden gewesen seyn, daß der Magistrat sie aus der Stadt vertrieben und in die Vorstadt die Matto verbannt habe. Die bedrückten Hebräer bewogen Rewbel, der damals einer der Direktoren der französischen Republik war, das Direktorium zum Kriege gegen Helvetien zu reizen, um die Rache der Juden zu vollziehen. Der Leser glaubt seinen Augen nicht, indem er dieses Mährchen liest. Bern hat — ohne daß ich die Zeit noch Gelegenheit, bey welcher sie daselbst vertrieben wurden, angeben kann — nie Juden beherbergt, es durften deren keine, weder in der Stadt, noch in dem Kanton wohnen. Um eine Erfindung zu seyn, ist diese Angabe zu abgeschmackt, sie muß auf einem Irrthum beruhen, den Herr Clery bey seiner gänzlichen Unwissenheit über ausländische (und französische!) Angelegenheiten nie bemerkt hat.

Einige Bruchstücke, die wirklich nicht das Curioseste aus diesen Memoiren enthalten, sich aber am leichtesten vereinzeln lassen, werden unsern Lesern beweisen, daß Herr Clery unterhaltender ist, als eine Menge Taschenbücher und Romane, deren meiste Helden er auch an zahlreichen und absoluten Glückswechseln übertrifft. Vor einem halben Jahrhundert gab man auf den englischen Bühnen ein Lustspiel, dessen derbe Satyre auf den unsern nicht geduldet werden möchte; es hieß: Vornehmigkeit im Bedientenzimmer (high life below stairs), und mit diesem Kapitel fangen wir unsern Auszug an. Das high life above stairs (Vornehmigkeit im Salon) soll folgen, und beyde werden hinreichen, um sich von Herrn Clery's Memoiren vor der Revolution einen Begriff zu machen.

* * *

Hanets Vater war Pächter eines geistlichen Gutes in der Nähe von Versailles, die Schilderung seiner Familien-Verhältnisse ist sehr gewinnend, und gibt von der Kaste Menschen, zu denen sein Vater gehörte, einen sehr günstigen Begriff. Seine Mutter, eine schöne, starke, gesunde Frau, ward zufällig von der damaligen Dauphine, Mutter Ludwigs XVI., welche damals mit Madame Elisabeth schwanger war, als säugende Mutter von drey schönen gesunden Kindern umgeben, erblickt; ihr und ihrer Kinder Ansehen versprach so viel Gesundheit, daß sie zur Amme des erwarteten Königskindes gewählt ward. In Erwartung der nahen Niederkunft der Dauphine bewohnte sie schon Versailles, als sie eines Tages auf dem gewichsten Zimmerboden niederstürzte, mit dem Mund auf die Armlehne eines Sessels fiel, und sich ein Paar ihrer schönen Zähne abbrach. Das Königskind durfte keine zahnlückige Amme haben, Frau Clery wurde wohlbeschenkt wieder entlassen, doch die Prinzessin von Guéménée (deren Name durch den, einige Jahre später erfolgten, ungeheuern Bankrott ihres Mannes eine traurige Berühmtheit erhielt) nahm sie zur Amme ihres ersten Sohnes und blieb die Beschützerin der Familie Clery. Sie nahm nach einigen Jahren die beyden Brüder Clery und Hanet, welche in Versailles in einer Pension erzogen waren, zu sich, und

bestimmte sie, da sie zur Gouvernante der königlichen Kinder ernannt war, zu dem Kammerdienerdienst bey der Dauphine. Clery der älteste verrichtete indeß diese Dienste bey der Dame selbst, er liebte die Wissenschaften, begleitete seine Herrin auf mehreren Reisen und diente ihr als Sekretär, indeß Hanet noch dem Unterricht und dem Nichtsthun in der Prinzessin Hotel oblag, bis er in seinem achtzehnten Jahre, um seinen Dienst wirklich anzutreten, von seinem Bruder der Prinzessin vorgestellt ward. Hanet erzählt:

Die Prinzessin befand sich noch zu Bett, von ihren Kammerfrauen umgeben. Man begreift wohl, daß ich während der achtzehn Monate, die ich, ohne Dienste zu thun, im Hotel zubrachte, mich einigermaßen ausgebildet hatte. Wirklich war ich dergestalt zu meinem Vortheil verändert, daß die Prinzessin, die mich gleichsam nur in meinen Holzschuhen gesehen hatte, mich gar nicht erkannte; sie hielt mich für einen Fremden, mein Eintritt verdroß sie und sie fragte meinen Bruder: „Was will dieser Herr?“ — „Es ist mein Bruder, gnädige Frau, dem Sie erlaubt haben, seinen Dienst anzutreten.“ — „Wie, das ist Hanet? nun der ist ja gar nicht übel. Was hast du mir denn vorgefabelt, Julie? Hanet sieht nicht wie ein Nachtschwärmer aus, dazu scheint er zu blühend gesund — und zu mir gewendet fuhr sie fort: Hanet, man sagt, daß Sie nicht vernünftig sind, des Nachts draußen bleiben, den ganzen Tag Billard spielen, und in alle Schauspielhäuser laufen.“ — Es war wohl etwas Wahres in diesen Vorwürfen, allein ich entschuldigte mich leicht, indem ich einen Theil der Wahrheit eingestand. — „Ich, gnädige Frau, gehe wohl manchmal in's Theater, doch nur, um Fräulein Thierot (eine achtungswürdige alte Person, die Gouvernante der Fräulein von Rohan, der Prinzessin Tochter) zu begleiten; wenn ich Billard spiele, so geschieht es mit des Prinzen Kammerdiener, der mir Geschmack an diesem Spiele gegeben hat, und wenn ich einmal des Nachts nicht nach Hause komme, so bin ich bey meiner Mutter in Vaucresson, zu der ich so oft gehe wie möglich.“ — Mein Bruder that nun auch das Seinige, um mich zu entschuldigen.

In diesem Augenblick trat der Prinz von Guémenée herein, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Wissen Sie wohl, gnädige Frau, daß Hanet unserer Kinder guter Freund ist? sie haben ihn sehr gern, weil er, wie sie behaupten, mir ähnlich sieht.“ Jezt sah mich die Prinzessin genau an, und um vergleichen zu können, ließ sie sich mehrere Miniatur-Bildnisse aus der Familie reichen. Der Kopf eines Kardinals machte sie wegen seiner Aehnlichkeit mit mir sehr aufmerksam; sie zeigte ihn dem Prinzen und ihren Kammerfrauen, und dieser Umstand war mir so günstig, daß dieser Tag, der mit Vorwürfen angefangen hatte, ganz zu meinen Gunsten zu Ende ging.

Mein Dienst bey der Prinzessin ward bald durch eine sehr glückliche Ungeschicktheit bezeichnet. Frau von Guémenée brachte einen großen Theil des Tages im Bette zu. Daselbst schrieb sie, las, empfing Besuche, sah Gesellschaft, gab sogar Audienzen. Eines Tages, wie ich ihre Bücher, nach denen sie mich geschickt hatte, in's Zimmer trug, fand ich zwey in tiefe Trauer gekleidete Damen im Vorzimmer, welche den Zimmerthürsteher vergebens baten, angemeldet zu werden. „Man kann sie nicht sprechen,“ war seine ganze Antwort. Die Etikette kannte ich noch sehr wenig, aber die Wahrheit war mir sehr geläufig, ich strafte den Thürsteher Lügen, und troz seinem Widerspruch meldete ich die beyden Damen bey der Prinzessin, und tadelte die Lüge des dienstbeflissenen Thürstehers. Die Prinzessin, ganz erstaunt, runzelte Anfangs die Stirn, und machte mir große Augen, aber, meine Unwissenheit der Gebräuche bedenkend, sagte sie sehr gütig zu Julie: „Sieh, wer die Damen sind, und lasse sie herein kommen.“ Ganz triumphirend dränge ich mich vor diese, und führe sie selbst herein, und sie erblickend, gab die Prinzessin uns einen Wink, uns zu entfernen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Misogyn auf der Kunst- und Industrie-Ausstellung.

Gibst du zu denken was; kaum Einen fesselst du.
Gibst du zu hören was; ein Trüppchen hört dir zu.
Doch gibst du zu betasten und zu schauen;
Gleich drängt sich Alles her, und bevorab die Frauen.

Joh. Rud. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Gallen, August.

Der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft ist kürzlich der sechste Jahresbericht ihrer Verhandlungen, vom Mai 1824 bis 1825, durch ihren Vorstand, den Doktor und Appellationsrath, Hrn. Zollikofer, erstattet worden. Erfreulich sind auch in diesen Verhandlungen die wahrzunehmenden ernsten und wissenschaftlichen Bemühungen für genauere Kenntniß und zweckmäßigere Benuzung der bisher allzusehr vernachlässigt gebliebnen Schweizerischen Thermalquellen. Vier Mitglieder der St. Gallischen Gesellschaft haben dahin einschlagende Arbeiten geliefert. Der kundige Badearzt in Pfeffers, Hr. Doktor Kaiser, überreichte seine mit dem Pharmaceuten, Hr. Kappeler in Chur, gemeinsam bearbeitete Uebersicht und physisch-chemische Prüfung der Sauerquellen in Bündten. Sie befaßt insbesondere die Sauerquelle zu St. Moriz, diejenige zu Schuls, die auf dem Bernardin und das Bittersalzwasser zu Tarasp, indem sie sowohl eine genaue chemische Analyse dieser Mineralwasser, als die physischen und medizinischen Eigenschaften derselben in gedrängter Kürze darstellt. Hr. Doktor Ruesch in Speicher trug die Beschreibung der Mineralquellen und Bäder von Appenzell-Außerrhoden diesseits der Goldach vor. Nach einer

Einleitung, worin er die Gränzen, Lage, geognostische Beschaffenheit, Kultur und Bevölkerung dieses ganzen Landesbezirks nachweist, geht er zu den einzelnen Gemeinden über, welche Mineralquellen und Badeanstalten besitzen, gibt von diesen die historischen und topographischen Merkwürdigkeiten an, erwähnt die Bestandtheile und Wirkungen der Thermalwasser und durchgeht auf solche Weise das Bad zu Trogen, das im Kastenloch, wovon die Quellen einen schwachen Schwefelwasserstoffgehalt mit etwas freyer Luftsäure enthalten, die zwey Bäder in Speicher, von denen eines einen geringen Antheil überschüssiger Kohlensäure, etwas Schwefelwasserstoff, Extractivstoff, kohlensaure und kalksaure Talkerde, das andere neben diesen Bestandtheilen noch einen veränderlichen Gehalt von kohlensaurem Eisen besizt, die zwey Bäder in Teuffen, und zwey ähnliche Anstalten bey Gais, wovon die Quellen sämmtlich das Daseyn von Wasserstoffgas dem Geruch verrathen. Diese Arbeit ist ein Bruchstück eines größeren Werkes, das von den Gesundbrunnen der Schweiz überhaupt und von den einzelnen insbesondere handeln soll, und dessen erster allgemeiner Theil vor wenigen Wochen wirklich ist ausgegeben worden. Mit einem eben so umfassenden Werk über die Schweizerischen Mineralquellen ist ein drittes Mitglied der Gesellschaft, Hr. Doktor Rheiner beschäftigt, welcher mehrere Proben davon einreichte. Endlich dann erstattete der Präsident, Hr. Doktor Zollikofer, in Folge seines Aufenthalts in den Bädern zu Baden im Aargau, einen Bericht über die von dem Chemiker, Hrn. v. Gimbernat, daselbst veranlaßten neuen Einrichtungen, und über dessen Ansichten von den dortigen heißen Quellen. Hr. v. Gimbernat nimmt in nicht zu bestimmender Tiefe und in einem, mit thierischen Ueberresten geschwängerten Braunkohlenlager den Ursprung der Thermalquellen jener Bäder an, die mit 37 Gr. Wärme zu Tage kommen. Für den wichtigsten Bestandtheil ihres Wassers hält er das Thermalgas, das großentheils aus Stickgas und Schwefelwasserstoffgas bestehe. Den Beweis für die Anwesenheit des Stickgases sollen die Ablagerungen geben, die das Wasser macht, worin sich die Stoffe schnell entwickeln, welche den Uebergang oder die Gränze zwischen Thier- und Pflanzenreich bilden, wie die Conferven, Ulven, Oscillarien, Bacillarien. Die Gegenwart vom zweyten Bestandtheil, dem Schwefelwasserstoffgas, werde unzweydeutig durch den braunen Niederschlag erwiesen, der beym Zutröpfeln von essigsauerm Bley unmittelbar an der Quelle selbst sogleich erfolgt; nach einer kurzen Berührung des Wassers mit der Atmosphäre aber zeigt dieses Reagens keine Spur mehr davon, weil das Schwefelwasserstoffgas wegen seiner großen Verwandtschaft zum Sauerstoff sogleich absorbirt wird. Um nun diese wirksamsten, aber höchst flüchtigen Bestandtheile des Wassers nicht größtentheils, wie bisher der Fall war, zu verlieren, bringt Hr. Gimbernat über der Quelle selbst, ehe sie in Berührung mit der atmosphärischen Luft kömmt, seine Vorrichtung an. Er leitet nämlich an einer der Quelle das Wasser durch eine Seitenröhre in einen wohl verschlossenen Badraum, auf dem der Badende in einem gut schließenden Verschlag oder Stuhl bis an den Kopf zugedeckt sizt. Der Boden des Stuhls von Gitterwerk ist unmittelbar über der Mündung der Röhre angebracht, und der Siz besteht ebenfalls aus Gitterwerk zum Durchgang des sich stets entwickelnden Gases, und so befindet sich die Person in diesem Dampf- oder Gasbad, bis an den Hals, der Einwirkung des Gases ausgesezt. Neben diesem Vaporarium aber ist in dem gleichen Badraum durch eine Abtheilung ein Tepidarium angebracht, worin der Patient nach dem Dampfbad auf einem Ruhebett sich aufhalten und abkühlen kann.

Aus den andern, in dem ruhmwerthen St. Gallischen bereits vorgetragnen Arbeiten wollen wir einzig noch gedenken der durch Hrn. Doktor Schläpfer in Trogen gelieferten naturhistorischen Beschreibung des Alpengebirgs vom Kanton Appenzell; eben dieses scharfsinnigen Naturforschers vergleichende Würdigung des Blinddarms bey den verschiedenen Geschlechtern und Arten der Säugthiere, des von Hrn. Doktor Zollikofer erstatteten Berichts über das ausgedehnte, reiche und merkwürdige Braunkohlenlager bey Uznach und dessen Benuzung, endlich der durch den Regierungsrath, Hrn. Doktor Freyenmuth, ertheilten Nachrichten über den Flachsbau und die Bereitung der Leinwand in der östlichen Schweiz. Obschon — sagt der Verfasser dieser lezteren Abhandlung — der Flachsbau und die Verfertigung der Leinwand in der östlichen Schweiz viel von ihrer Ausdehnung und Einträglichkeit verloren haben und auch alljährlich mehr durch die Baumwollenfabrikation verdrängt werden, so bilden solche doch noch immer einen bedeutenden Erwerbszweig, der sich besonders dadurch auszeichnet, daß hier kein fremder Stoff blos für den Gebrauch zugerichtet wird, sondern daß die Erzeugung des rohen Stoffes mit der Zubereitung und Ausrüstung desselben verbunden ist. Der für den Flachsbau geeigneteste Boden, nämlich ein thoniges, schattiges, feuchtes Erdreich, findet sich in jenen Gegenden der ehmaligen St. Gallischen Landschaft und dem obern Thurgau, wo jener Anbau betrieben wird. Nachdem Hr. Freyenmuth dann ausführlicher den Anbau des Flachses von der Saatzeit an bis zur Ernte, die Behandlung des Leins nach der Ernte und die mannigfaltigen, darauf folgenden Arbeiten beschrieben hat, erwähnt er auch der, auf eigne Versuche gegründeten, Ertragsverhältnisse der verschiedenen Theile des Flachses, handelt vom Spinnen desselben, dem Weben der Leinwand, dem Bleichen, und kömmt auf die Preise und den Verkauf der Leinwand, so wie auf den Umfang und jezigen Betrag der Leinwandbereitung. Nach ungefährer Durchschnittsberechnung der lezten 20 Jahre kommen jezt nur noch im Thurgau bey 3000 und im St. Gallischen bey 4000 Stück Tücher jährlich in den auswärtigen Handel, welche einen Geldbetrag zwischen 4 bis 500,000 Gulden abwerfen. Die Stockung des Absazes nach Spanien, und die Einfuhrsverbote in Italien haben indeß ein nachmaliges Sinken der Preise, und also auch eine Herabsezung jenes Betrags zur Folge gehabt, und es ist nicht wahrscheinlich, daß bey der wirklichen Verfahrungsart der Leinwandfabrikation, wenn nicht Mittel zur Vereinfachung derselben und Abkürzung der Arbeiten gefunden werden, sich dieses Gewerbe bey noch weiterer Verminderung der Preise länger erhalten könne. Nach einigen Betrachtungen endlich über die Leinwandbereitung in Vergleich mit der Baumwollenfabrikation, über die mechanischen Hülfsmittel, wodurch sich leztere so sehr vervollkommnet hat, während der Mechanismus der Leinwandbereitung gleichsam unverändert stehen blieb, über die Wohlfeilheit der Baumwolle, über das Schnellbleichen der daraus verfertigten Tücher, wodurch sie zugleich schön und wohlfeil geliefert werden können, und hinwieder dann über die Vorzüge der Leinwand, ihre Dauerhaftigkeit und Annehmlichkeit im Tragen auf dem Leibe, über die wenigeren Gefahren für Gesundheit und Sittlichkeit bey den Arbeiten zu Verfertigung derselben, als hingegen in den Baumwollenspinnereyen, schließt der Verfasser mit dem Wunsche, daß jeder Vaterlands- und Menschenfreund den Lein und Hanf in hohen Ehren halten, und, wo immer ihr Gewebe zum beabsichtigenden Zweck dienen kann, sich desselben vorzugsweise vor dem Baumwollenstoffe bedienen möchte.

Beylage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. September 1825.

Lieb' ist eine Ros' im Leben,
Welche Dornen läßt zurück.
Willst mit sorgenfreyem Blick
Schauen in der Sonne Licht —
Liebe nicht!

J. H. Castelli.

Proben serbischer Volkslieder.

Von P. von Goetze.

Dreyfaches Weh.

Nachtigall, die kleine,
Jedem Friede singend,
Hat nur mir, dem Jüngling,
Dreyfach Weh erreget.
Ach das erste Wehe
Mir in meinem Herzen,
Daß mich meine Mutter
Nicht schon jung vermählet!
Und das zweyte Wehe
Mir in meinem Herzen,
Daß mein flinker Rappe
Unter mir nicht tanzet!
Und das dritte Wehe
Mir in meinem Herzen,
Daß mein trautes Mädchen
Auf mich böse worden!

Höhlet mir ein Grab aus
Auf dem Blachgefilde,
Breit als wie zwey Spieße
Und so lang wie viere.
Mir zu Häupten sollt ihr
Eine Rose pflanzen.
Und zu meinen Füßen
Eine Quelle leiten.
Jüngling oder Jungfrau
Pflück sich eine Rose,
Und den Alten kühle
Ihren Durst die Quelle!

Ueber und aus den Memoiren P. L. Hanet Clery's.

(Fortsetzung.)

Mein Betragen zog mir, besonders von Dame Julie, lebhafte Vorwürfe zu. „Seht, der Gelbschnabel, rief sie, der sich die Vorrechte der Kammerfrauen anmaßt und ...“ Der Glockenzug der Herrschaft unterbrach ihren Redefluß. Bald sah ich die beyden schwarzgekleideten Damen von Julie begleitet, welche Befehl hatte, sie in der Bibliothek mit Chokolate zu bedienen, das Kabinet verlassen. Ein nochmaliges Klingeln rief mich herbey. Ganz stolz auf meine Thaten zeigte ich mich vor der Prinzessin, die in sehr strengem Ton zu mir sagte: „Nur näher, Herr Einführer; Sie erlauben sich, in die angewiesene Ordnung meiner Leute einzugreifen . . .“ Ich hatte geglaubt Lob zu verdienen, und blieb nun ganz erstarrt! — Die Prinzessin nahm die Wirkung ihrer Anrede wahr, sie besänftigte sich und sagte mit ihrem gewöhnlichen gütigen Ton: „Ich schmäle, Hanet, weil Sie es verdient haben; Sie müssen der Hausordnung gehorchen; wenn alle Supplikanten den beyden Damen glichen, die Sie sich herausnahmen einzuführen, würde ich deren nie einen abweisen.“ — „Nun ja, gnädige Frau, war ich so dreist zu sagen, und ohne mich wären sie abgewiesen worden, und Sie hätten sie nicht kennen gelernt.“ — „Wer sagt Ihnen das? sie hätten mir geschrieben, und das haben Sie verhindert. Sie werden noch einsehen, daß eine Menge Menschen ohne Rechte und Ansprüche die Fürsten belagern; ein gutes Herz ist

eine recht rühmliche Sache, allein man muß auch glauben, daß ich wohl weiß, was ich thue." Die Thränen der Beschämung, die meine Augen füllten, wurden nun Thränen der Rührung, und ich segnete diese vortreffliche Dame tausendmal. „Die Personen, welche Sie sahen, fuhr sie fort, sind von hoher Geburt, und wenn nicht Beyde, doch die jüngste, durch ihre Lage meiner Wohlthaten würdig. Sie sollen sie ihr überbringen, Hanet; nehmen Sie diese Anweisung auf hundert Louis, lassen Sie sich dieselbe, als sey es für Sie, von meinem Intendanten auszahlen und bringen Sie das Geld den Damen. Aber daß es Niemand erfahre, am wenigsten Julie." — Man kann sich mein Glück und meine Freude vorstellen. —

Die Prinzessin reiste im Mai 1778 mit dem größten Theil ihres Haushaltes nach Spaa, auch mein Bruder begleitete sie; die Zurückgebliebenen nahmen die Zeit wahr, ebenfalls auszufliegen, und ich sah mich bald in dem großen geräuschvollen Hause mit Herrn Nikolas allein. Wer aber Herr Nikolas war, will ich dem Leser erklären. Es war ein armer Savoyarde, der als Knabe, sein Glück zu machen, nach Paris gekommen war; er war ein hübscher, kleiner, aber wohlgewachsener Mensch mit einem einnehmenden Gesicht; er ließ sich gleich anfangs neben dem Hotel Soubise, neben der Bude der Strumpfstrickerin, Mutter Michaud, nieder, sie nahm ihn unter ihren Schutz und wollte ihn in die Welt einführen. Diese Frau hatte eine Tochter, eben so hübsch wie Nikolas, aber noch kleiner, so daß man sie nur Jungfer Stiefelchen nannte; man bewunderte das hübsche Pärchen und die Nachbarschaft sagte laut, daß sie eines für das andere gemacht seyen. Dieser Ausspruch flößte noch mehr Theilnahme an Nikolas ein; anstellig, treu, geschickt ward er von allen Leuten im Hotel zu tausenderley Aufträgen gebraucht, ein Kammerdiener des Prinzen beförderte ihn endlich zu seinem eignen Jokey, gab ihm die angemessene Kleidung und zog dadurch die Augen des Prinzen auf ihn. Nikolas gefiel Herrn von Guémenée, wie er Jedermann gefiel, er ließ ihn sich von seinem Kammerdiener abtreten. Nikolas stand nun hinter den Wagen seines Herrn, gewann aber bald durch seine Bescheidenheit, seinen Diensteifer und gutes Benehmen dessen Vertrauen in einem so hohen Grade, daß er ihn gewöhnlich neben sich in sein Kabriolet nahm. Seine Gestalt, seine Sparsamkeit, sein Betragen hatten Jungfer Stiefelchens Herz erobert, er befand sich im Wohlstand, Mutter Michaud durfte nicht mehr Strümpfe flicken, er verschaffte ihr einen Laden als Toilettenverkäuferin*) und hoffte nächstens ihre Tochter an den Altar zu führen. Leider hatte aber das Schicksal anders über ihn beschlossen. Eines Abends, wie es sehr finster war, hatte er seinen Platz im Kabriolet einem Freund des Prinzen überlassen und stand hinten auf. Der Wagen rollte schnell durch eine enge Gasse und stieß so gewaltsam an einen Wegstein, daß der arme Jokey das Gleichgewicht verlor, vom Wagen herab und mitten in den Straßenbach fiel; ein zweyter Wagen, der eben so schnell fuhr, ging ihm über den Leib und er blieb halb todt liegen. Sein Geschrey weckte die Nachbarschaft auf, man fand ihn, und da er nicht im Stande war, Nachweisungen zu geben, brachte man ihn in das Hôtel-Dieu. Wie der Prinz nach Hause kam, wunderte er sich, seinen Jokey nicht, wie er gewohnt war, herabspringen zu sehen, um das Pferd zu halten, man ruft ihn, man hatte ihn nicht herabspringen sehen, sucht ihn, ängstigt sich, und erfährt am andern Morgen sein Schicksal.

*) Eine Art vornehmer Trödelweiber, welche Kleidung und Putz von den ersten Klassen kaufen, und durch Verkauf und Rückkauf in die untern Klassen verbreiten.

Dem Unglücklichen waren beyde Beine gebrochen, die Brust eingedrückt und ein Auge zerquetscht. Er ward in das Hotel gebracht, mit der größten Sorgfalt gepflegt, aber er blieb einäugig, krummbeinig und bucklig. Seines Dienstes war er nicht mehr fähig, ward aber unter dem Titel als erster Bohner (frotteur) des Hotels mit einer Leibrente, die seinen Lohn weit überstieg, im Dienst behalten. Jungfer Stiefelchens Liebe war diesem Unglück nicht gewachsen, sie wies den schönen Jokey, der nun ein Krüppel war, verächtlich zurück; der arme Nikolas, der sie noch immer liebte, ward vom Schicksal an ihr gerächt. Die Kuhpocken waren damals noch nicht bekannt, die Kinderblattern wurden noch nicht eingeimpft, Jungfer Stiefelchen wurde von diesen befallen, auf das Abscheulichste entstellt, und so wie ihr verstoßener Liebhaber eines Auges beraubt. Dieses Unglück machte sie milder, Nikolas war ihr treu geblieben und diese beyden Ungeheuerchen vereinigten ihre Gebrechlichkeiten mit dem Bande der Ehe; sie hatten Kinder, auf die ihre Häßlichkeit keineswegs überging, sondern zu großer Freude der armen Eltern waren es sehr wohlgebildete, wenn gleich auch kleine, hübsche Leute. Das Alles mittelt aber noch nicht die Ursache aus, warum ich Nikolas hier genannt habe, das folgt nun.

Meine Aehnlichkeit mit einem so ansehnlichen Familienmitglied, wie ein Kardinal, hatte mir bey meinen Mitbedienten ein gewisses Gewicht gegeben, besonders bey Herrn Marchant, des Prinzen Intendanten und bey dem krummen Nikolas; dieser gewann wahrhafte Ehrerbietung für mich und widmete sich meinem Dienst, wie er sich ehemals dem des Prinzen gewidmet hatte. Das Beyspiel greift immer um sich; der Herr Intendant war reich, hatte im Hotel eine schöne Wohnung, und wollte nun in Abwesenheit der Herrschaft seinen Freunden gleichfalls ein Fest geben. Während dessen Zubereitungen bot sich die Gelegenheit dar, ihn zu besuchen, indem ich ihn bitten wollte, mir meine Ersparnisse anzulegen; er empfing mich auf das Verbindlichste, welches von seiner Seite um so verwunderlicher war, da er sich's zur Regel machte, daß, was er

die Dienerschaft nannte, von sich fern zu halten. War es der Anblick meines Geldes oder meine Aehnlichkeit mit der Prinzlichen Familie, welcher ich diesen Empfang zu danken hatte — genug, der Herr Intendant ließ sich herab, mich um die Ehre meiner Gegenwart bey seinem Feste zu ersuchen; und ich willigte ein.

Ich theilte meinem treuen Nikolas diese Einladung mit und fragte ihn, wie ich mich ankleiden solle? — „Wie ein Prinz, antwortete er unbedenklich; allein Ihr Kleiderschrank enthält nichts unter diesen Umständen Taugliches, wir müssen dem Stolz des Herrn Intendanten schmeicheln. — Gedulden Sie sich! — meine Frau hat ein Magazin von Hofkleidern, ich finde dort Alles, was wir brauchen.“ Er eilt fort und kommt mit einem ganzen Pack reich gestickter Kleider zurück. „Aber Ihr Friseur ist ungeschickt, ich gehe den des Prinzen zu holen.“ Der Haarkünstler kommt nach einigen Minuten und schlägt mir vor, mich à la Clairval*) zu frisiren, da dieses die neueste Mode sey. — „Sicherlich! antwortete Nikolas statt meiner, und indessen man Ihnen die Papilloten macht, will ich Ihnen eine lustige Begebenheit erzählen, die dieser berühmte Schauspieler zu der Zeit hatte, wie ich den Prinzen noch als Jokey bediente.“

„Der Prinz von Guèménée und mehrere vornehme Herren pflegten sich in der schönsten Jahrszeit oft nach Hautefontaine, dem schönen Schlosse des Erzbischofs von Narbonne, in dem Wald von Compiègne zu begeben. Ihr Lieblingszeitvertreib war dort Komödie und vorzüglich komische Oper zu spielen; Clairval allein war dabey zugelassen, er dirigirte die Vorstellungen und spielte oft die erste Rolle dabey. Eines Tages, wie man den Prächtigen (le Magnifique) spielen wollte, waren alle diese Herrschaften, um sich anzukleiden, in dem Wärmezimmer versammelt; Clairval sucht seinen Kammerdiener, man findet ihn nicht, und er erklärt, daß er, ohne frisirt zu seyn, nicht auf der Bühne erscheinen könnte, daß aber nur sein Kammerdiener diesen Dienst zu versehen vermöge. Die Herren vom Hofe wetteifern, ihm die ihren anzubieten, endlich dringt einer von ihnen in ihn, seinen Haarputz anzusehen, welcher von einem gascognischen, so eben in Compiègne angelangten Friseur aufgebaut war. Clairval untersucht ihn, und versteht sich zu einem Versuch.

Sogleich befiehlt mir der Prinz von Guèménée, zwey Pferde zu nehmen und den Künstler von der Garonne im Galopp herbeyzuholen. Ich jage wie der Blitz davon, finde meinen Mann, setze ihn zu Pferd und wir machen uns auf den Weg. Alle Fenster gegen den großen Eingang waren mit Zuschauern angefüllt, um den Ritter Puderbürster anlangen zu sehen. Er naht sich auf dem Pferde hockend, den Hut unter dem Arm, den Kamm in den Haaren, den Frisirsack als Bandelier über der Schulter hängend, in Zwirnstrümpfen, die Fußspitzen auswärts gekehrt, die eine Hand auf dem Sattelknopf, mit der andern die Mähnen des hitzigen Renners haltend, den ich noch obendrein, so wenig er es bedurfte, mit meiner Reitpeitsche kitzelte — so langten wir am Schlosse an. Alle Welt lachte laut auf — das war ein eingeschobener Auftritt, den man im Programm des Festes nicht aufgezeichnet hatte.

*) Ein damals höchst berühmter Schauspieler auf dem italienischen Theater in Paris.

Der Ritter vom Kamm wird in das Wärmezimmer, wo alle Herrschaften versammelt waren, eingeführt. Er vernimmt, wie sie sich alle untereinander Graf, Marquis, Vicomte nennen, und glaubt mit Recht in sehr vornehmer Gesellschaft zu seyn, man zeigt auf Clairval, den er frisiren soll, er tritt zu ihm, betrachtet ihn, und ruft mit der schönsten gascognischen Aussprache: „bey Gott, gnädiger Herr, diese offne Stirn, dieses weiche lockige Haar — das bildet bey meiner Seele einen Kopf à la Clairval! Wenn Sie wollen, frisire ich Sie, wie diesen berühmten Akteur.“ — „Wie? fragte der Prinz von Guèménée, kennst du Clairval?“ — „Ob ich den kenne? das versteht sich! hab ich ihn denn nicht mehr als hundert Mal frisirt? Ja das versteht sich, daß ich den kenne, der geht mit mir wie mit einem Freund um, das ist der liebenswürdigste Mensch, ohne alle Umstände, großmüthig — nur Schade, meine Herrn, daß er der liederlichste Bursche in ganz Paris ist!“ — Alle Zuhörer lachten unmäßig, Clairval stimmte mit ein — und der Gascogner arbeitete wohlgefällig mit seinem Kamme, und rieb die Pommade in seinen Händen.

Bis dahin ging alles gut, der Haarputz war auf der einen Seite vollendet; Clairval geht an einen Spiegel, das Werk zu beschauen, indessen tritt ein Bedienter ein und sagt: „Herr Clairval, die Gräfin ** bittet Sie in ihre Loge zu kommen, um ihr die Ariette zu überhören;“ bey diesen Worten läßt der unglückliche Gascogner seinen Sack im Stich, gewinnt die Treppe und läuft, als folge ihm der Teufel auf der Ferse, davon, indeß Clairval mit halbfrisirtem Kopfe sitzen bleibt und die Herrn sich fast todtlachen. Aber wenn das Schauspiel nicht ungespielt bleiben sollte, mußte der Haarputz vollendet werden — ich lief also dem Gascogner nach, fand aber zum Glück Clairvals Kammerdiener unter einem Baum liegen, wo er nach einem überreichlichen Mittagessen eingeschlafen war — so war also für Clairvals Haarputz gesorgt.“

Ich lachte herzlich über das Geschichtchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz=Nachrichten.

Karlsruhe, 24. August.

Demoiselle Mars gibt jezt in dem nachbarlichen Straßburg eine Reihe der mannigfaltigsten Darstellungen. Sie wird von der dortigen Direktion erste Schauspielerin des théâtre français genannt; und wer diese eminente Künstlerin kennt, wird gestehen, daß, gegen die Gewohnheit französischer Anschlagzettel, dieser Titel sehr bescheiden gewählt ist. Denn — das Fach der höheren Tragödie ausgenommen — darf sich Dem. Mars, mit vollem Recht und nach dem Ausspruch der größten Kenner aller Nationen, die erste Künstlerin, nicht des französischen, sondern des europäischen Theaters nennen. Es ist erfreulich

zu sehen, daß unter den Stücken, welche Dem. Mars gewirkt hat, sich zwey deutsche befinden, und sogar drey, wenn man bey der école des viellards des Herrn Delavigne an die Stricknadeln denken will. Eben so erfreulich ist es, daß die Anwohner des deutschen Rheinufers, und unter denselben nambafte Bühnenkünstler beyderley Geschlechts, nach Straßburg hinüber eilen, um in einem ächten Kunstgenuß Belehrung, in lebendiger Belehrung einen Kunstgenuß zu finden. Die Wechselwirkung zweyer gebildeter Völker auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst ist — wenigstens für den besonnenen Patrioten — ein mehr erhebender Anblick, als die gegenseitigen Anfeindungen eines dürftigen und sich für Vaterlandsliebe ausgebenden Nationalhasses. In diesem Sinne wird man es mir nicht übel deuten, daß ich jezt und hier ein Gedicht (eine Elegie) mittheile, in früheren Jahren (1807, bevor Dem. Mars noch einen europäischen Ruf hatte) und in Paris geschrieben. Die Dichtung bezieht sich auf ein kleines Stück von Mariveaux, dessen Name mir entfallen, und worin Dem. Mars in der Rolle eines unschuldigen Landmädchens von ihrem vornehmen Geliebten, dessen ernste Liebe ihr aber noch ein Geheimniß ist, so lange geneckt wird, bis sie anfängt zu weinen. Die jugendliche, vielleicht sich übernehmende Wärme dieser Elegie werden alle die zu entschuldigen wissen, welche diese vollendete Schauspielerin früher gesehen haben; oder auch erst jezt, wo sie, in ihrem zwey und fünfzigsten Jahre, noch ein Bild der Grazie und Kindlichkeit, ein Muster der Kunst und der Wahrheit ist.

An die Mars.

Elegie.

Wein ich? Ja es entquellen dem frohaufstaunenden Auge
Thränen; sie schleichen verschämt, schleichen befremdet hinab
Ueber die lächelnde Wange. So neckt doch das liebende Mädchen
Nun nicht länger; sie weint! Weinen wir Alle doch mit. —
Ja, Melpomene hat der Thränen alleinige Herrschaft:
Ein urwaltendes Recht, das ihr Apollon verlieh,
Heute verloren; es raubet Thalia, die leichtere Muse,
Ihrer Schwester den Schmuck köstlicher Perlen vom Haupt,
Krönt mit dem Glanzdiadem ein unschuldathmendes Wesen:
Dich! ihr schönstes Geschöpf, liebliche holde Gestalt!
O wie beschreib' ich das Wonnegefühl, das erfreuende Mitleid,
Die mir der Silbergesang Deiner prosodischen Kunst,
Die mir der silberne Blick hell-leuchtender Sterne, Dein Liebreiz,
Deiner Bewegungen Maaß tief in die Seele gehaucht! —
Hätten die Musen mich doch in Askräischen Grotten erzogen;
Eine der Grazien nur lieblich mich reden gelehrt;
Ließe sie Worte mich finden für unaussprechlichen Zauber,
Daß es ertönte mein Lied wie die Kastalische Flut,
Wenn sie vom blumigen Ufer umarmt auf Perlen dahin fließt;
Oder dem schmeichelnden Klang gleich der Aeolischen sanftwogenden Harfe, die tief aufseufzt wohllautend Geheimniß,
Wann in bräutlicher Nacht Zephir die Bebende küßt;
Oder wie weckend berührt vom rosigen Finger Aurora's
Tönt das Memnonische Bild — würdig besäng' ich Dich dann!
Alle Gedanken an Dich, mir jezt versenkt in Empfindung,
Stiegen, Gebilde der Kunst, schön aus der Tiefe hervor. —
Doch nein! Lieber entbehr ich die goldenen Göttergeschenke,
Als von dem lauernden Neid je Dich betrüben zu seh'n.
Mögt' ich untadelig auch, reingeistige Hymnen ersinnend,
Einzig Dein schönes Talent preisen begeisterungsvoll;
Dennoch spräche man gleich: Es hat ihn Kupido berücket,
Ja, man hört es, ihn brennt tief in dem Herzen der Pfeil,
Und nun haucht er in Töne den liebeverschwimmenden Geist aus.
Rühmt verschlagen die Kunst; aber nicht fesselt ihn Die.
Nur die Künstlerin reizt ihn, er schickt ihr die Liebesgedichte,
Denkt zu gefallen damit, ja und gefällt ihr auch wohl. —
Schweigt! und bedauert mich Armen. Beneidet beglücktere Dichter:
Jenen geliebten Properz, wann er auf Cynthias Schooß
Selig gelehnt, in die Augen ihr schaut, die Lieder ihr singend,
Die ihn, von Freunden verführt, nächtlicher Trunkenheit zeih'n;
Der noch bittet und fleh't, Verbrecher sich scheltet, wann gleich schon
Cynthia liebeberauscht lange verziehen ihm hat.
Neidet auch Laura's Freund, dem gern wehmüthigen Sänger,
Der in weinender Lust liebend sein Leben verschwelgt.
Neidet auch Dem sein Glück. Zwar sang er nur traurende Lieder,
Doch die Erwählete lauscht, hört und vernimmt den Gesang! —
So gut ward es mir nicht. Uns trennet die bitterste Scheidung,
Die der erzürnete Haß mit dem besonnenen Neid
Rächend erdenken nur konnten. Die Spaltung feindlicher Sprachen,
Die unselige Kluft, trennt uns! Beneidet mich nun!
Lästert inwärend ich, ach! hin über den scheidenden Abgrund
Sing' ein verwaisetes Lied, nimmer verstanden von Ihr! —
Wer Leander beklagt, er beklage mich doppelt. Poseidon
Trug den Flehenden oft über die stürmende See;
Mir erscheint kein Gott, der, o! ein Wort nur, ein Zeichen
Ueber den Hellespont Ihr der Entferneten bringt.
Lästig wäre mir jezt die Gunst der Kastalischen Nymphen,
Brennend der labende Trank aus dem begeisternden Quell;
Denn ein dunkel Getön, vernähme Sie meine Gesänge,
Würde beleidigend nur treffen ihr sinniges Ohr.
Ja so bin ich inmitten der reichsten, lebendigsten Sprache
Arm, gelähmet und stumm, seit ich Dich reden gehört,
Seit ich den thörichten Wunsch in trunkener Seele geheget,
Festzuhalten Dein süß-tönendes, schmelzendes Wort,
Wie es melodisch geperlt von lind-einschmeichelnden Lippen
Zauberisch quillt und, ach! immer zu schnell nur verhallt —
Grausam strafte sich selbst solch' eitles Begehren. Doch Ein Trost
Bleibt. Es blühet Dein Ruhm ewig unwandelbar schön.
Nicht der Hymnen bedarf es und nicht des preisenden Marmors;
In den Olympischen Saal nahmen die Götter Dich auf.
Hoch am Nachtfirmament glüht eine verklärete Rose:
Mars. Und die fernste Zeit nennet Vollendete Dich. —

Ludwig Robert.

Auflösung der Charade und des Räthsels in Nr. 205.

Gesundbrunnen.

Räthsel.

Scheußlich ist meine Gestalt, mein Nam' ist scheußlich, und scheußlich
Auch mein Gesang, wenn je werth ist des Namens mein Sang;
Dennoch bin ich bey Göttern geliebt, und ein herrliches Volk einst
Mich in Beuteln bewahrt's oft und in Kisten so gern.

— n.

Beylage: Monatsregister August.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 212.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. September 1825.

Blinder Eifer schadet nur!

Lichtwehr.

Die priesterlichen Verfolgungen von Molier's Tartüf im siebzehnten und im neunzehnten Jahrhundert *).

Unter den frühesten und gleichzeitigen Verfolgern des Tartüf befinden sich zwey der größten Zierden der französischen Kirche und die im ersten Reihen ihrer Kanzelredner stehen. Bourdaloue und Bossuet haben Angriffe auf das Meisterwerk unternommen; der eine mit einer Art Mäßigung, aber mit mehr scheinbaren als stichhaltigen Gründen, der andere mit einer aufwallenden Hitze, die erzürnten Stolz und keineswegs bekümmerte Frömmigkeit verräth.

Der erste sagt in seiner Predigt über die Heucheley, „weil die falsche Andacht der wahren zur Seite „steht, weil die falsche und die wahre in ihren Aeußerungen vieles miteinander gemein haben und einander in „manchen Dingen völlig gleichen, so mag nicht nur leicht „geschehen, sondern es ist fast unvermeidlich, daß der „Spott, welcher gegen die eine gerichtet ist, auch die andere trifft, und das von der einen entworfene Bild zum „Zerrbild der andern wird, wofern man dabey nicht mit „der größten Vorsicht, mit ausnehmender Klugheit und „christlicher Liebe zu Werke geht."

Eine solche ausnehmende Vorsicht und Klugheit war es nun aber in der That auch, die Moliere angewandt hat; und wenn Bourdaloue es redlich meinte, so mußte er das so unstatthaft getadelte Werk nicht gelesen haben. Um die wahre Religion in Ehren zu halten, ist Kleants Rolle bestimmt, der nicht blos in zierlichen Versen die aus ihr hervorgehenden Pflichten und trostvollen Wahrheiten schildert, sondern in seinen Handlungen auch den Gegensatz zwischen blindem und verkehrtem Aberglauben und einer milden, erleuchteten Frömmigkeit zu Tage legt. Wenn demnach Orgon über die Bosheit des Schurken, der sein Vertrauen täuschte, belehrt, nach Schwärmer Art in's andere Extrem übergeht, und ausruft:

C'en est fait, je renonce à tous les gens de bien!

so antwortet ihm der verständige Kleant:

Quoi! parce qu'un fripon vous dupe avec audace
Sous le pompeux éclat d'une austère grimace,
Vous voulez que partout on soit fait comme lui,
Et qu'aucun vrai dévot ne se trouve aujourdhui!
. . . .
Gardez-vous, s'il se peut, d'honorer l'imposture;
Mais au vrai zèle aussi n'allez point faire injure.

Diese Verse allein schon widerlegen Bourdaloue's Vorwürfe sattsam, die beynebens von einer ganz irrigen Ansicht ausgehen.

Die ganze Fassung von Molier's Schauspiel ist so beschaffen, daß für Zuschauer und Leser eine Verwechslung von Frömmigkeit und Frömmeley (devotion vraie et fausse) ganz unmöglich wird. Mit all' seiner Kunst hätte der

*) Bruchstück eines neuen Commentars über den molierschen Scheinheiligen von Herrn Etienne, in dem vom Buchhändler Panckoucke in Paris eröffneten Théâtre français.

große Dichter nie vermocht, zu einen frommen Mann auf die Bühne zu bringen und ihn so zu zeichnen, wie Tartüf gezeichnet ist. Mit Recht hätte man alsdann ihm zugerufen: Es ist kein frommer Mann, sondern ein Heuchler, der uns gezeigt wird. Wer Charakterrollen spielen will, muß sie treu geben. Erscheint ein redlicher Mann von religiöser Gesinnung auf der Bühne, so wird er als ein guter Mensch handeln, und die Religion ist dabey nicht gefährdet; sie kann es aber noch viel weniger seyn, wenn die Person Böses thut, weil man alsdann nicht einen braven Mann, sondern einen Betrüger vor sich sieht.

Freylich, wenn der Fromme und der Heuchler beyde zusammen aufträten, wenn sie, im Aussehen einander gleich, die nämliche Sprache führten, so könnte man irre gehen; um die Menschen zu beurtheilen, sind es aber nicht ihr Aussehen und ihre Reden, an die man sich hält, sondern man beachtet ihre Handlungen; und sobald die beyden Charaktere zu handeln anfangen, hat jeder Zweifel aufgehört. und im einen wird der Fromme, im andern der Heuchler erkannt!

In Molier's Tartüf ist keine Täuschung möglich: bevor noch die Hauptperson erscheint, hat der Dichter zwey ganze Auftritte des Stücks verwendet, um ihn zu schildern; wenn er zum Vorschein kommt, ist er schon gekannt; wenn er zu sprechen anfängt, weiß Jedermann, daß er ein Nichtswürdiger ist. Seine Haltung, seine Sprache mögen Niemand täuschen; je mehr er von frommen Redensarten Mißbrauch macht, desto mehr Abscheu flößt er ein, und seine zur Schau getragene Religiosität ist es, die am meisten empört.

Sollte Bourdaloue's Warnung strenge befolgt werden, so müßte die Entlarvung der Heucheley unmöglich und dieser schlimmen Verkehrtheit dadurch eine Art Straflosigkeit zugesichert werden. Wenn der Frömmler um der Aehnlichkeit mit dem Frommen willen nicht darf verspottet werden, so können die, welche Wohlthätigkeit oder Sittenstrenge heucheln, um andere zu bethören und zu verführen, ihr schändliches Gewerbe unbesorgt treiben. Ihre Reden sind denen uneigennütziger und tugendhafter Menschen abgeborgt und dadurch gleichen sie diesen. Wenn nun der Lustspieldichter oder der Sittenlehrer ihr Reden und Handeln einander gegenüberstellt und ihnen die Larve vom Gesicht abhebt, so können dabey weder Wohlthätigkeit noch Sittlichkeit Gefahr leiden; der Selbstsüchtler und der Wollüstling aber werden gerechtem Abscheu preisgegeben, und dieß ist ein verdienstliches Werk, denn das Laster wird nicht da am gefährlichsten, wo es nackt und roh durch seinen Anblick schon Eckel und Abscheu erregt, sondern seine Gefahr ist da am größten, wo es im Tugendgewand bey einer durch verfeinerte Kultur nachsichtig und hingebend gewordenen Gesellschaft Zutritt erhält: hier ist wichtig, daß das täuschende Kleid ihm abgenommen werde.

Je heiliger aber das Kleid ist, in welches die Schurkerey sich hüllt, desto furchtbarer wird sie. Verruchte Bösewichter haben darin eine Freystätte ihrer Verbrechen zu finden geglaubt: der Giftmischer Desrues war frech genug, den Namen Gottes anzurufen, und der Mörder Maingrat, dieser ruchlose und abscheuliche Priester, dessen Missethat in frischem Gedächtnisse ist, hatte durch eine Art scheuer Frömmigkeit, die sich auch die unschuldigsten Erholungen versagte, alle Vergnügungen als eiteln Weltsinn verdammte, und auch von der Jugend sogar die Strenge des Einsiedlerlebens heischte, jedermann zu täuschen gewußt. Vor solchen religiösen Heuchlern und Prahlern die leichtgläubige Menge zu warnen, ist demnach Pflicht des Sittenlehrers und auch wohl des geistlichen Redners; Moliere aber hat sich um seine Zeitgenossen und um die Nachkommen wohl verdient gemacht, wenn er ihnen warnend zurief: Mißtraut dem Frömmler und laßt euch durch den Schwulst seiner Reden oder durch seine andächtigen Geberden nicht täuschen; verschließt ihm euer Haus und hütet euch, ihn zum Vertrauten eurer Geheimnisse zu machen; ihr gefährdet sonst den Frieden und die Ehre eurer Familien, und steht in Gefahr, euch selbst auch einen gebietenden Herrn, einen Ausspäher und Angeber, oder einen euer Vermögen zu Grund richtenden Betrüger großzuziehen. Bourdaloue's Vorwürfe sind demnach völlig grundlos; wie konnte ein so einsichtsvoller Mann sich dieselben erlauben? sollte sich's vielleicht daraus erklären, weil er ein Jesuit war und weil der Dichter besonders jenen Orden in seinem Scheinheiligen anzugreifen gesucht hat. Die Stelle im vierten Auftritt:

> Selon divers besoins il est une science
> D'étendre les liens de notre conscience,
> Et de rectifier le mal de l'action
> Avec la pureté de notre intention,

soll besonders gegen denselben gerichtet seyn, auf dem Pascal's Spott schon so schwer haftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber und aus den Memoiren P. L. Hanet Clery's.

(Fortsetzung.)

Nachdem mein Haar à la Clairval geordnet war, begab ich mich zum Herrn Intendanten, wo mein reicher Anzug und meine prinzliche Aehnlichkeit mir den verbindlichsten Dank verschafften, und Herrn Marchand auf den Einfall brachten, eine Art Komödie mit mir zu spielen. „Sie könnten mir, sagte er, indem er meine glänzende Kleidung betrachtete, gar keinen größeren Gefallen erzeigen.“ —

„und Nikolas, versetzte ich, hat mich in voller Livrée bedienen wollen." — „Das ist herrlich, rief der Intendant zu seiner Frau gewendet, wir werden uns mit deinem Vater, der so gern den Klugen spielen will, herrlich kurzweilen. Ich stelle Sie als einen natürlichen Sohn eines der Prinzen aus dem Hause Guémenée dar; Sie sind Graf Hanet."

Man weiß wohl, daß die Kammerdiener ihren Herrn nachäffen, also spielte ich meine Rolle auf die adeligste Weise, alle Welt war von meiner Vornehmigkeit überzeugt, besonders wie ich mit Madame Marchand den Ball mit einem Menuet à la reine, durch welches wir allgemeine Bewunderung erregten, eröffnete. Es ward auch gespielt, ein Jeder konnte an dem Tisch zum Vingt un Platz nehmen; der Vater der Madame Marchand wollte mich als Bankhalter zu seinem Associé haben, der Tisch lag voller Gold und Bankscheine, und ich war nur dem Kleide nach ein großer Herr, dankte also für den Vorschlag; der Andere beharrte: „Wir gewinnen unzweifelhaft, Herr Graf," zugleich legte er fünfzig Louis als unsern Einsatz auf den Tisch, und Herr Marchand machte mir ein Zeichen zum Nachgeben. Wir gewannen ungeheuer. Der Bankier Schwiegerpapa nahm seine fünfzig Louis zurück, gab mir eine Menge Gold und vier Geldscheine, jeden von fünfhundert Franken; ich war mit meinem Glück zufrieden und überließ meinen Platz einem Andern, hatte dafür aber auch sogleich eine Gelegenheit, mich durch meine Großmuth als wahrer großer Herr zu behaupten: — eine der anwesenden Damen, die eleganteste und noch jung, hatte viel und sogar ein Paar der Geldscheine, die jezt in meinem Besitz waren, verloren; sie hatte schon ein paarmal geborgt, und niemand mehr schien geneigt, ihr neue Angriffe auf das Glück zu erleichtern. Ihre schönen Augen hefteten sich auf mich, und gaben mir einen Entschluß ein. Ich lasse zwey Geldscheine zu ihren Füßen fallen, sage ihr leise: „Nehmen Sie sich in Acht, Madame. Sie verlieren etwas," und hebe die Geldscheine auf, die ich ihr überreiche. Diese Artigkeit, welche kein Mensch gewahr wurde, gewann mir den allerzärtlichsten Blick und brachte der Dame Glück; sie gewann ihren ganzen Verlust, gab mir meine Geldscheine zurück, und vertraute Madame Marchand mein verbindliches Betragen; diese theilte es ihrem Mann mit, dieser seinem Schwiegervater, und ich ward für den edelsten aller Grafen, für den galantesten Ritter Frankreichs erklärt.

In den ersten Tagen des Mai 1783 begab sich der Hof in das Schloß la Muette, wo die Blatterimpfung an Madame Royale (jetzige Herzogin von Angouleme), die damals vier und ein halbes Jahr alt war, vorgenommen werden sollte. Doktor Jauberthou war mit der Operation beauftragt, und gegen die Meynung der ganzen Fakultät ließ er die Prinzessin nicht im Bett halten, sondern im Garten und in freyer Luft spazieren führen. Ich sezte sie also täglich in ein kleines Rollwägelchen, welches damals ihr Zimmerdiener zog, und schritt beständig neben ihr her, Frau von Makau, die Untergouvernante und Madame Brunier, die erste Kammerfrau, folgten uns Schritt für Schritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Hofnarr.

In seinem festlichen Ornat
Ein Hofnarr ritt durch eine Musenstadt;
Das junge Musenvolk, ein Volk von eignen Sitten,
Mit Mützen sonderbarer Art
Phantastisch aufgestuzt, mit Jacken, ausgeschnitten
Die Aermel dran, mit Schnabelschuh'n — geschart
Drängt' es sich jezt um den berittnen Gecken,
Und unterstand sich, ihn zu necken,
Der Narre doch nicht faul, rief flugs den Neckern zu:
Gesellen, lasset mich in Ruh'!
Geht heim, seyd fleißig, lernt, und treibt nicht Narrenspiel;
Denn würden unser wir zu viel;
Wir sezten uns in helle Noth:
Wie nur verdienten wir auch alle unser Brot!

:o:

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Julius.

(Fortsetzung.)

Bey Trassler erscheinen 12 lithographirte Bilder zu Fouqué's Undine, gezeichnet von Schulze, ausgeführt von Kohl. Quer-Quart. Vollendet sind so eben: Gedrängtes geographisch-statistisches Handwörterbuch des österreichischen Kaiserthums, in 30 Bogen, und geographisch-statistische Wandtafel des österreichischen Kaiserthums, in 20 Rubriken, beyde von Gräffer. Unternehmungen dieser Art finden besondern Abgang. Die ersten drey Nummern der neuen ungar'schen Zeitschrift: Iris, sind bereits erschienen, und berechtigen zu ferneren Erwartungen. Ich selbst habe noch nichts davon gesehen, kann also nur nach Berichten urtheilen. Vermuthlich findet hier, wie anderwärts, Parthey und Gegenparthey statt. Ich will der erstern lieber unterdessen beytreten. Uebrigens muß der Fortgang über den Werth solcher Unternehmungen entscheiden. — Für Freunde und Liebhaber der zeichnenden Künste hat der Professor J. Schindler eine allgemeine theoretisch-praktische Zeichnungsschule, systematisch bearbeitet, mit deutsch und französischem Text herausgegeben. Der Zweck dieses Werks ist, den Freunden der zeichnenden Künste einen sicherern Weg zu bahnen, sie in ihrem ganzen Umfang zu erlernen, als bisher geschehen, da es zwar nicht an Vorlegeblättern fehlte, aber desto mehr an guten Mustern, und an solchen Unterrichtsbüchern, die den Lernenden nicht den Weg erschweren und den Geschmack verderben.

indem sie, statt der Natur zu nähern, von dem Weg zu ihr entfernen. Eine Folge von Heften liefert in leichten Umrissen und ausgebreiteten Zeichnungen die Anfangsgründe in einem so leichten Vortrag, daß selbst die Ungeübtesten ohne Lehrer sich darin versuchen können. Das Werk soll die möglichste Vollständigkeit erhalten, und vom ersten Anbeginn bis auf jene Stufe der Kunst fortschreiten, wo der Zeichner mit Sicherheit nach der Natur selbst arbeiten kann. Das Ganze erscheint in zehn Heften der verschiedenen Fächer der zeichnenden Künste. Das Heft der Blumenzeichnung ist bereits erschienen.

Unter den hiesigen Verlagshandlungen, die ihre Industrie auf eigne Verlagsartikel richten, zeichnet sich die Tendler- und v. Mannstein'sche durch Eifer und Pünktlichkeit immer mehr aus. In kurzer Zeit sind bey ihnen eine Anzahl von Werken erschienen, in deren Reihe das Unterhaltende und Nützliche einander die Hände bieten. Hievon führe ich blos folgende an. Novellen von Fr. Maria Nell, die als Fortsetzung des ersten, mit vielfacher schmeichelhafter Würdigung aufgenommenen, Bandes auch unter dem besondern Titel: Nachtfalter, sich empfehlen; „Humoristisches Lustwäldchen," vom Freyherrn von Pöck. — Ferner erscheinen hier: Was macht uns glücklich, und: der junge Mann in der Welt. Zwey Erziehungsschriften von Eberöberg. Desselben Fabeln und Allegorien, unter dem Titel: Wahrheit im Blumenkleide, hatten bald nach ihrer Erscheinung bey Sollinger eine zweyte Auflage nöthig. Dieser junge Schriftsteller widmet sich mit Erfolg der sittlichen Bildung und Veredlung der Jugend. Zwar leisten Glatz und Chimani mit unermüdlichem Bestreben Schätzbares in diesem Fach: gelungene Versuche Andrer können darum aber nicht für überflüssig gelten. Kein Fach des Wissens wird wohl von der Jugend mehr vernachlässigt als die praktische Sittenlehre. Man sieht nur allzuviele, die, mit dem Zeichen der Genialität und Vielwisserey auf der Nase, durch ungehobeltes Benehmen alle Augenblicke dem Ausspruch des alten Weltweisen: Qui proficit etc., Hohn zu sprechen scheinen. Schriftstellerische Thätigkeit, die durch Beyspiel und Vorbild unterstüzt, der Verwilderung entgegenarbeitet, hat doch wohl größeres Verdienst, als solche, deren Tendenz blos eitle Ruhmsucht ist!

Es gibt freylich Leute, die mit vornehmer Geringschätzung darauf hinblicken, und sich mit ihren Großthaten in Uebersetzungen — aus dem Englischen oder Chinesischen brüsten, wovon man nicht ein Mal begreift, wie sie dazu kommen, wenn man sie nicht etwa für fremden Federputz ansehen soll. Ohnehin hat der Eifer, aus dem Englischen zu übersetzen, auch schon einen epidemischen Charakter angenommen. Kaum daß sich Mancher an den Uebungsstücken in Ficks Grammatik etwa hin und her versucht hat, so macht er sich schon an den Shakespeare, und hast du nicht gesehen! übersezt frisch weg den alten Barden. Verlegern, die um den ersten Preis typographischer Wohlfeilheit konkurriren, kommt diese Behendigkeit recht sehr gelegen, und Mancher ruft im Geist wohl ungefähr, wie Goldoni's Vecchio dappoco aus: Intendate anche l'Inglese voi? o lo stile, di Sakespire —! Gran buona testa, che ha il mio Grisolgo! — Come diamine fa a saper tanto? — Von den im Kreise der Freunde unterhaltender Lektüre beliebten Stundenblumen der Frau von Chezy wird wohl bald eine dritte Lieferung erfolgen, so wie von Kuffner, dessen „Lebensbilder" aus derselben Verlagshandlung hervorgegangen sind, noch in diesem Jahr der dritte Band seines Spaziergangs im Labyrinth der Geschichte erwartet wird. Er ist einer der thätigsten Mitarbeiter von dem, von Ludwig veranstalteten, neuen geographischen Conversations-Lexikon, wovon Herr Sartory, Vorstand des Bücherrevisions-Amts, einen Theil der Redaktion besorgt. Von Deinhardsteins neuesten dramatischen Dichtungen erscheint nächstens bey C. Armbruster eine sehr elegant ausgestattete Sammlung.

Der erste Jahresbericht über das in Tyrol errichtete National-Museum ist erschienen und liefert erfreuliche Beweise des guten Fortgangs dieses, unter dem Namen Ferdinandeum, (dem hohen Protektor Erzherzog Kronprinz zu Ehren so genannt) bestehenden Instituts. Der Absicht des Gründers gemäß — des verdienstvollen Landes-Gouverneurs, Carl Grafen von Chotek — soll es das werden, was für Steyermark das Johanneum, für Mähren das Franziscum, für Ungarn das Museum zu Pesth, und für Böhmen das zu Prag gestiftete ist: ein gemeinschaftlicher Sammelplatz desjenigen, was dieses Land im Gebiete der Natur, der Kunst und der Literatur Eigenthümliches und Interessantes besizt. Demzufolge hat sich mit allerhöchster Bewilligung ein Privatverein von Freunden vaterländischer Kunst und Wissenschaft gebildet, die gemeinschaftlich sich verbunden haben, alles, was für das Land Tyrol in naturhistorischer, artistischer und geschichtlicher Hinsicht interessant und merkwürdig ist, aufzusuchen, das Aufgefundene im Original, oder in Kopien, durch zweckmäßige Erwerbmittel an sich zu bringen, das so Gesammelte in dem Museum zur Beförderung der Nationalbildung aufzustellen, und durch eine, von dem Verein herausgegebene periodische Zeitschrift gemeinnützig zu machen.

Der durch seine fleißigen Forschungen und gemeinnützigen Mittheilungen der im Gebiet der Naturlehre und Meteorologie gemachten Erfahrungen rühmlichst bekannte Dr. Fischer in Korneuburg hat seine neuesten Entdeckungen über die Bildung des schädlichen Hagels und die Mittel dagegen bekannt gemacht. Seinen Untersuchungen zufolge gibt die Anhäufung der Elektricität an einem Ort in der Atmosphäre zu jenen Erscheinungen die vorzüglichste Veranlassung. Er tritt der Meynung bey, daß Licht, Wärme und Elektricität den nämlichen Stoff voraussetzen, da Wärme ohne Zweifel aus der Bindung des Lichts, die Elektricität aus der Bindung der Wärme, und daher die Kälte oft auch durch chemische Einwirkungen entstehe, folglich die elektrischen Erscheinungen durch den Einfluß des Magnetismus der Erde bedingt werden. Diesen Voraussetzungen gemäß nimmt er an, daß die Bildung des Hagels auch von der Beschaffenheit der Erdoberfläche abhängig sey, und unterdrückt werden könne, indem die Erfahrung bestätigt, daß bewässerte, oder feuchte Länder, ausgedehnte Waldungen, so wie Meere, oder große Seen, wenig oder keinen Hagel haben, weil sie auch weniger Wärme entbinden und durch ihre Ausdünstungen die Elektricität ableiten. Schon nach Franklins Anleitung wurden in Nordamerika auf den Feldern 40 Fuß hohe, mit Pech überstrichene, oben spitzige eiserne Stangen errichtet, die von günstigem Erfolg waren. Um aber die möglichst sichere Wirksamkeit mit der dem Landvolk nöthigen größten Wohlfeilheit zu vereinigen, schlägt Dr. F. eigens eingerichtete Ableiter vor, deren wesentliche Bestandtheile in hohen, noch mit der Rinde umgebenen Stangen, an diesen oben befestigten Spitzen aus Drath von rothem Kupfer, und um die Stangen gewundenen dünnen, mit einer Britze bestrichenen Schnüren aus reinem Hanf, die getrocknet und dann mit langem, dünnen Gras umsponnen werden, bestehen. Solche Ableiter sollen nicht nur gegen Hagel schützen, sondern auch gegen den schädlichen Reif, so wie gegen die Zerstörungen des Blitzes und der Wolkenbrüche, wobey ebenfalls die Elektricität eine Hauptrolle spielt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 213.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. September 1825.

Ach, dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit verweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wär unser Erdeleben!

A. W. Schlegel.

Des Dichters Sehnsucht.

Ha! wieder kommt ihm seliges Verlangen
Und neue Klänge wachen in ihm auf.
Die lange Nacht läßt ab ihn zu umfangen,
Der helle Tag erneuert seinen Lauf.
Verschwunden ist das schicksalschwere Bangen.
Aus seinem Orkus hebt er sich hinauf.
Noch liegt das Thal im Dämmerlicht verborgen;
Die Gipfel aber grüßt der Frühlingsmorgen.

Denn aller Trost war seiner Brust genommen,
Die Lieben fern; die unglücksvolle Macht
War über ihn mit schwerem Fluch gekommen,
Ihm die Geliebte raubend in die Nacht
Die uns verhüllt das heitre Reich der Frommen,
Wozu der Tod allein den Pförtner macht.
Um in sich selbst den Löwen nicht zu wecken,
Wollt' er sich jetzo vor sich selbst verstecken.

Ein fernes Land ersehnte sein Verlangen.
Die Schritte lenkte er zum Tiber-Strand.
Der Frühling lächelte, ihn zu umfangen,
Aus Lorbeerhainen an dem Felsenrand.
Des Oelbaums, der Orangen golden Prangen,
Der Trauben Purpur, gürteten das Land.
Ihn aber konnte Alles nicht erfreuen;
Nur tiefen Schmerz entfalten und erneuen.

Als noch die holden Zeiten ihn umfingen,
Die duft'gen Kränze noch sein Herz erfodr,
Die an der Musen heil'gem Tempel hingen,
Aus jedem Tone schuf das trunkne Ohr,
Da mocht' er nicht mit vielen Sorgen ringen;
Nur einen Ort, wohin er sich verlor,
Um fern von der verwirrten Menschenmenge
Zu wecken in der Brust den Strom der Klänge.

Doch solchen auch mocht' er nun nicht mehr finden,
Denn Alles drückt ihn schmerzlicher, allein.
In dem Gewühl sich selber zu verschwinden,
Mischt' er sich in der Menge wilden Reih'n.
Und in dem trunknen Tanz der Ewigblinden
Hofft' er das Aug' zu schließen seiner Pein.
Doch selbst im Taumel mußt' er sich erkennen,
Und seine vor'ge Lust von dieser trennen.

In Wüsten zieht der Durstende von hinnen,
Und seine Sohle brennt der heiße Sand.
Er ziehet fort, und kann ihn nicht gewinnen
Der süßen Quelle wohlbekannten Rand.
Oft hört er selbst die Silberwellen rinnen,
Je mehr der Seele lezte Hoffnung schwand.
Doch plötzlich in des Abends falbem Scheine
Blinkt sie ihm zu die lautre, silberreine.

Und sieh ein Freund kam aus der Heimath Landen.
Er aber fühlte kaum sein mildes Nahn,
So war in ihm die Jugendzeit erstanden,
Und langsam schwand der Schmerzen banger Wahn.
Kaum fühlt' er sich befreyt aus seinen Banden,
Auf seiner Jugend seiner Heimath Bahn,
So konnt' er schon mit lüsternem Verlangen
Die Hand nach der verlaßnen Beute langen.

Und feyernd nahm die gottgeweihte Stelle
Mit beyden Freunden ein ein Götterchor.
Sie öffneten des alten Festes Schwelle,
Das wohlbekannte goldne Tempelthor.

Und Hebe reichte dem die Nektarquelle,
Der Lethe's Becher kostete zuvor.
Des Auges Stern schweigt unter Sternen wieder;
Sein Ohr vernimmt die sel'gen Sphärenlieder.

„Laßt uns, so sang er, Jugend wiederfinden,
„Des Augenblickes wundervolle Lust
„Mit diamantnen Ketten um uns winden,
„Zu ew'gem Bleiben in der Menschenbrust.
„O traur'ger Gang dort unten bey den Blinden!
„Soll'n wir zurück, der Sterblichkeit bewußt?
„O Himmlische, die ihr zu euch berufen,
„Die stoßt nicht wieder von den goldnen Stufen."

W. v. Blomberg.

Ueber und aus den Memoiren P. L. Hanet Clery's.

(Fortsetzung.)

Eines Tages bemerkte ich, daß die Prinzessin von der kühlen Luft angegriffen ward, und auf eine beunruhigende Weise erblaßte. Ich machte Frau von Makau darauf aufmerksam, die mir befahl, sogleich die Königin davon zu benachrichtigen. Ich eilte sie aufzusuchen, und da sie sich nie weit von einem so geliebten Kind entfernte, fand ich sie in einer benachbarten Allee, wo sie mit ihrem erhabnen Gemahl lustwandelte. Ich flog pfeilschnell zu ihnen; beunruhigt über den Zustand der Prinzessin, befahlen sie mir, sie auf meine Arme zu nehmen und in das Schloß zu tragen, wohin sie ihr nachfolgten. Aengstlich legten wir den Weg zurück, und die Majestäten gingen dicht neben mir her, aus Furcht, ich möchte straucheln. Die Aerzte, schon von Dalmas herbeygerufen, trafen mit uns zugleich im Schlosse ein. Doktor Brumier schien über der Prinzessin Zustand sehr erschreckt, er ließ sie zu Bett bringen, und den Doktor Jouberthon erwartend, gab er ihr indeß eigenhändig ein Mittel. Da hätte man nun die Majestäten sehen sollen, wie sie jede Bewegung ihres Kindes bewachten, und mit Angst die Wirkung des Mittels erwarteten. Endlich stellte sich Doktor Jouberthou ein; er billigte die Verfügung seines Kollegen, sagte, daß er diese Krisis erwartet habe, daß der Ausbruch der Blattern ohne Gefahr erfolgen werde, und beruhigte die königlichen Eltern. Seine Verheißung traf ein; aber während der zwanzig Stunden, die es dauerte, verließen Ihre Majestäten nicht das Zimmer, nahmen nichts zu sich und beobachteten ihn unaufhörlich. Erst wie man sie versicherte, daß gar nichts mehr zu fürchten sey, begaben sie sich hinweg, doch nicht, bevor sie uns Allen ihre Zufriedenheit ausgedrückt hatten.

Hier war es kein König, keine Königin, welche mit ihren Dienern sprachen, sondern zärtliche Eltern, deren Züge, deren Blicke uns zu sagen schienen: wir haben unser geliebtes Kind gerettet. Die Königin blieb noch einige Tage bey ihrer Tochter; während dieser Zeit hatten wir, meine Kameraden und ich, den Dienst eben sowohl bey der Königin als bey Madame, der Prinzessin.

Die Königin hatte eines Tages ihren Arbeitssack an einem ziemlich entfernten Ort im Garten vergessen; sie befahl mir ihn zu holen, leicht wie ein Vogel, kam ich so schnell zurück, daß sie erstaunte. „Wie, schon wieder da? sagte sie, Hanet, ich glaube, Sie haben Flügel an den Fersen." — Erfreut über die Güte, welche diese Worte ausdrückten, wagte ich zu sagen: „Gnädigste Frau, man kann nicht zu eilig seyn, um Ihrer Majestät Befehle zu vollziehen." — „Das ist brav, Hanet. Es ist nicht das Erstemal, daß ich Ihren Eifer bemerke, und ich werde ihn, wenn wir wieder in Versailles sind, belohnen. Allein sagen Sie mir, was ist aus Ihrem Bruder geworden, seit Frau von Guémenée fort ist?" — „Ihre Majestät, er ist sehr unglücklich, um so mehr, da er auf dem Punkt stand, eine gute Heirath zu machen. Aus Zartgefühl glaubte er sich verbunden, die Stelle, welche diese Dame seiner Braut versprochen hatte, abzuwarten." — „Das Alles weiß ich; ich habe seine Bittschrift an Frau von Polignac und die, welche Mademoiselle Duverger, seine Verlobte, mir einreichte; allein Frau von Polignac, die nichts von dem, Ihrem Bruder gegebenen, Versprechen wußte, hat die Stelle vergeben; das ist also vorbey, aber ich vergesse ihn nicht; sagen Sie ihm, daß ich ihm die Kammerdienerstelle bey dem ersten Kinde, das ich das Glück habe, Frankreich zu geben, verspreche, er kann sich ruhig verheirathen und auf meine Zusage bauen."

Dankesthränen waren Alles, was ich auf so großmüthige Worte erwiedern konnte. Ich eilte meinem Bruder Clery eine so gute Nachricht zu bringen, und sie führte seine Heirath mit Mademoiselle Duverger, welche zur Kapelle der Königin gehörte, herbey.

Ich habe die mütterliche Liebe der Königin und ihre Güte gegen ihre Diener dargestellt; ein sehr einfacher Vorgang soll nun aber auch beweisen, wie allgemein die Liebe der Franzosen für sie damals in allen Klassen verbreitet war.

Wie Madame Royale ganz hergestellt war, blieb der Hof, um der schönen Jahrszeit zu genießen, noch in la Muette, und die Königin ging oft mit ihrer Tochter im Bouloguer Wäldchen spazieren. Dieses war damals der Versammlungsort der guten Gesellschaft, besonders Samstags, wo man in Renelagh tanzte. Die Königin hörte sich auf allen ihren Schritten segnen, und um dieses Gefühl, das einem Jeden wohlthat, zu verlängern, ließ sie sich herab, diesen Ball mit ihrer Gegenwart zu beehren. Eines Tages, wie sie auch daselbst war, hatte sie ihre Handschuhe zerrissen und verlangte deren andere; ich stand, wie es mein Dienst erforderte, hinter der Prinzessin; sie sah mich zuerst und gab mir den Auftrag. Da ich mich ihres

Ausdrucks von Flügeln an den Fersen erinnerte, verdoppelte ich meine Eile, um ihr zu gehorchen, war in einem Nu wieder zurück und suchte ihre Hofdame, um ihr die Handschuhe überreichen zu lassen. Sie nahm sie mir aber selbst ab, und gab mir die zerrissenen, die ich in meine Tasche steckte. Das war ein sehr geringer Vorfall; man wird aber sehen, welche sonderbare Folgen er herbeyzog, und wie viele Neider er machte.

Gleich darauf verließ die Königin den Ball, die Prinzessin ward bald nachher ihren Frauen übergeben, ich war frey und kehrte zum Renelagh zurück. Indem ich mir eine Tänzerin suchte, erblickte ich eine hübsche Frau, deren Putz und Diamanten Stand oder Reichthum anzeigten. Ihr Blick ruhte auf mir, ich machte ihr meinen Antrag, sie nahm ihn mit einem Eifer an, der einigermaßen unziemlich war, und meine Eigenliebe schmeichelte sich schon, ein großes Abenteuer bestanden zu haben. Wir tanzten Beyde sehr gut; die Gesellschaft ermangelte nicht, es zu bemerken; dadurch ermuthigt thaten wir Wunder, und alle Ehre der Versammlung ward uns zu Theil. Gegen das Ende des Balls lud mich der Mann meiner Tänzerin, der ohne Zweifel ihr Geheimniß wußte, zum Abendessen ein, um, wie er höflich hinzufügte, eine so angenehme Bekanntschaft fortzusetzen. Erstaunt, aber geschmeichelt nehme ich die Einladung an, nach den gewöhnlichen Höflichkeiten steigt man in den Wagen und führt mich nach Passy, wo ich in einem sehr hübschen Saal schon einige Gäste versammelt fand.

Man sezt sich zu zwölf oder fünfzehn Personen zu Tisch, und ich erhielt meinen Platz neben der Hausfrau, meiner Tänzerin: ich betrachte die Gesellschaft, und da ich kein Ordensband, keine Uniform wahrnahm, vermuthete ich unter Bankiers oder Kaufleuten zu seyn; man überhäufte mich mit Artigkeit und zuvorkommender Höflichkeit, und ich errieth immer noch nicht, worauf es abgesehen sey.

Während des Gesprächs ward des Königs und der Königin ohne Aufhören erwähnt, ihr Lob war in Aller Munde, und endlich fragte mich meine Tänzerin: ob ich die Ehre habe einem von ihnen anzugehören? Ich antwortete, daß ich mich rühmen dürfe, einer der Kammerdiener von Madame, ihrer erlauchten Tochter zu seyn. Die Dame machte nun das ernsthafteste Gesicht und sagte: „In diesem Fall, mein Herr, könnten Sie mir den größten Dienst erzeigen.“ — „Gnädige Frau, war meine Antwort, ich bedeute sehr wenig bey Hofe, ist es aber möglich, Ihren Wunsch zu befriedigen, so befehlen Sie!“ — „Was ich wünsche, mein „Herr, hängt von Ihnen ab; Sie haben es in der Tasche . . . . „Vielleicht die Handschuhe der Königin?“ — „Eben die, mein Herr; wenn Sie mir erlauben sie zu behalten, können Sie den Vorgang erzählen, und sagen, daß Madame Limoges, die Frau eines Pariser Banquier's, sich im Besitz dieser Kleinigkeit sehr glücklich schätze, einzig weil sie von der Hand der Königin ist berührt worden.“

Man kann sich denken, welches Erstaunen, welche Bewunderung ich bey diesem Enthusiasmus über unsre Königin empfand; meine Rührung stieg aber noch viel höher, als ich diese Handschuhe den Tisch umkreisen und von jedem Gast einen Kuß empfangen sah. Ich konnte mich nicht enthalten, den folgenden Morgen Fr. v. Malau diese anziehende Anekdote zu erzählen; diese eilte sie ihrer Majestät mitzutheilen, welcher sie nicht ganz gleichgültig war, denn wie sie mich bey dem nächsten Ball mit Madame Limoges tanzen sah, gab sie ihr ein Zeichen von Wohlgefallen und zog damit die Augen der ganzen Gesellschaft auf sie. Besonders fiel es den Hofleuten auf, welche sich dermaßen um sie herdrängten, daß der arme Kammerdiener, der ihr diese Ehre verschafft hatte, gar bald seinen Vorzug verlor; indeßen habe ich doch deßhalb nicht weniger die Bekanntschaft mit dieser achtungswürdigen Familie und ihrem Cirkel fortgesezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Julius.

(Beschluß.)

Herr Conns hat endlich seine Metamorphosen beendigt, und eben wird die Aufmerksamkeit der Schaulustigen durch drey Neuigkeiten andrer Art in Anspruch genommen. Ein ungewöhnlich dickes und schweres Mädchen, von kaum zwölf Jahren, fünf Schuh hoch, vier und drey Viertel dick, 275 Pfund schwer. Sonst nicht übel gebildet, und bewegt sich leicht. Die Eltern heiratheten im fünfzehnten und achtzehnten Jahr, sind von mittlerer Größe, und die Geschwister natürlich gestaltet. Diese gediegene Schönheit äußert eine recht kräftige Naivetät. Ferner zeigt sich ein Ungeheuer des Meeres, ein sogenannter Riesenhay, Squalus maximus, auch Menschenfresser, Meer-Vielfraß genannt. Zum Glück ist er aus der Gegend von Triest nur ausgestopft zu uns gekommen. Den anatomischen Untersuchungen zufolge war dieser Fisch weiblichen Geschlechts; bisher hatte man nur Männchen derselben Gattung außerhalb ihrem gewöhnlichen Aufenthalt gefunden. Ein Naturforscher schließt daraus, daß auch der Geschlechtstrieb sie zu Wanderungen treibt. Dieser maß lebendig zwanzig Fuß, zuweilen erreichen sie eine Länge von mehr als dreyßig. Er wog 10,000 Pfund, die Leber allein 417, und diese gab 100 Pfund Thran. Das Herz dieses edlen Thieres ist in Spiritus aufbewahrt. Drittens ist die Eröffnung eines neu errichteten, sehr ansehnlichen Gebäudes am Eingang des Praters angekündigt, worin der Theatermaler Sachetti, dessen optische Vorstellungen längere Zeit Unterhaltung gewährten, ein Panorama ganz eigner und bisher noch nicht gesehener Art aufgestellt hat: nämlich eine „Ansicht der sämmtlichen österreichischen Land- und Seemacht, in Gemälde-Vorstellungen.“ Der Schauplatz führt

die Benennung Mars-Tempel, und alle Regimenter der Infanterie, Kavallerie und Artillerie ꝛc. stellen sich in einer Größe dar, daß man die Uniformen deutlich unterscheiden kann.

Ganz unvermuthet wurde am 25sten d. M. das Theater an der Wien für Einen Abend wieder eröffnet. Die Einnahme war zum Besten eines alten Schauspielers, der schon seit langen Jahren die Bühne nicht mehr betreten hat, eine Zeitlang aber sich mit Unterricht im Deklamiren und Gestikuliren an diesem Theater zum Vortheil junger Anfänger und Versucher beschäftigte, die dem Publikum hier vielfältig vorgeführt wurden, und der deßwegen noch Forderungen an die Theater-Kasse hatte. Wo aber Schauspieler in der Geschwindigkeit vernehmen? Der größte Theil der ehemaligen Mitglieder dieses Theaters macht Kunstreisen, die wenigen zurückgebliebenen, eben so, wie die Mitglieder des Orchesters, zeigten keine Lust zum Spielen, so lange ihre künftigen Verhältnisse nicht geordnet wären. Aus dieser Verlegenheit half dem Beneficianten C. Dupree, einstmals bey dem Theater in Frankfurt am Main, dann Mitglied des hiesigen Hoftheaters, endlich der Direktor des Theaters in der Josephstadt, der es einem Theil seiner Gesellschaft frey stellte, an dem bestimmten Abend in der andern Vorstadt aufzutreten. So kam es denn, daß an demselben Abend die nämliche Gesellschaft, in einzelnen Abtheilungen, auf drey hiesigen Theatern Vorstellungen gab. Nimmt man nun das Volkstheater mit dazu, so wurde auf vier Theatern zugleich ungefähr eine und dieselbe Gattung von Stücken aufgeführt, und ungefähr eine und dieselbe Mundart gehört, nämlich die volksthümliche, so daß man das Hoftheater als ein Theater della Crusca betrachten konnte, dessen erste Wiedereröffnung mit Sehnsucht erwartet wurde. Die an der Wien aufgeführten Stücke waren Leopoldstädtischen Ursprungs, an dem Volkstheater schon gegeben und von dem angestellten Schauspieler Korntheur verfaßt: „Alle sind verliebt“ (falsch! sie wollen alle heirathen) und „Alle sind verheirathet.“ (Das hat seine Richtigkeit — und maris et mariées à bonnes fortunes.) Das erste in Einem, das zweyte in drey langen und, troz den vielen komischen Alltäglichkeiten in Scenen, Zügen und Sittenschilderungen aus dem Volksleben, höchst langweiligen drey Aufzügen. Die Leute werden doch endlich dieser Art von grotesken Charaktergemälden überdrüssig, das sah man hier recht deutlich, obgleich Manches belustigte, und mehrere Mitglieder ihre Kräfte mit glücklichem Erfolg verwendeten. Diese Vorstellungen wurden am festlichen Namenstag aller Armen gegeben, und Hr. D. betrat selbst zum ersten Male, nach langer Zeit die Bühne wieder, in einer kleinen Rolle des zweyten Stücks, aus der Gattung jener alten Chevaliers und Deutschfranzosen, wie sie sonst in Menge auf den deutschen Bühnen herumflatterten, und jezt gleichsam in jene Farcen gebannt scheinen, wo sie wohl noch figuriren könnten. In diesem Fach hat der Benefizhaber als wackerer Mime sonst florirt. Jupiter pluvius hatte an diesem Tag den holden Nanetten sein unfreundliches Gesicht zugekehrt, denn es regnete von früh bis in die Nacht, und durch mehr als zwey Mal 24 Stunden unaufhörlich fort, daher war das Schauspielhaus sehr besucht. Das sonst an diesem Tag gewöhnliche Feuerwerk wurde natürlich zu Wasser. Für öffentliche Tanzbelustigungen war an allen Enden und Orten gesorgt. Auf mehreren Tanz-Böden wurde mit eigens componirten Walzern gehuldigt, die sich unter schmeichelhaften Titeln ankündigten, zum Beyspiel im Gasthof zum Schaf: „Dreh dich, Mannerl!“ (wenigstens eine lustige Art von Drehkrankheit.) An einem andern Ort: „Anna, Nina, Netterl und Nannetterl.“ —

Die unfreundlichen Tage brachten wieder Zuschauer in das Theater am Kärntnerthor, und an Einem Abend war das Haus gesteckt voll. Neuigkeiten wurden noch mehrere gegeben. Eine Zauberoper der allergewöhnlichsten Art, voller Plattheiten und Alltäglichkeiten, worin einige Scenen zwischen einem Bären — dem verwandelten Ritter, der die alte Zauberin lieben und verjüngen soll, aber nicht will — und dem treuen Diener, der seinen Herrn in der viehischen Natur wieder erkennt, ganz allein einige Ergözlichkeiten gewährten, eigentlich durch die leichte, trockne Darstellungsweise des Komikers. Das Stück führt den Titel Kornblümchen, und soll nach dem Französischen seyn, wornach es gar nicht aussieht. Das Manuscript hat dem Theater an der Wien gehört. Die Musik hat in ihrem angemessenen Charakter viel Gelungenes und Ansprechendes. Der Komponist ist ein junger Mann, Leon de St. Lubin, Kapellmeister des Theaters, dessen Jugend man mit Recht in Anschlag bringen darf, denn er hat schon etwas geleistet, und sich durch mehrere Instrumental-Kompositionen empfohlen. Er ist außerdem ein sehr talentvoller Violinspieler und frey von allen Prätensionen. — Ein kleineres Singspiel unter dem Titel: die seltsame Laune, oder: Sie sind doch verheirathet, nach dem Französischen, Musik abermals von Hrn. Gläser, gefiel weder durch seine dramatischen noch musikalischen Eigenschaften. Ein Lord will keinen verheiratheten Diener leiden, macht aber doch der unbekannten Frau des seinigen galante Demonstrationen, wird von Beyden gefoppt, die Neckereyen ziehen sich zwecklos hin und her, bis das Verhältniß endlich an den Tag kommt, und das Ende nimmt. Das gute Spiel der Darstellenden muß das Beste thun, daran fehlte hier nun freylich Vieles. Die Musik wollte eben so wenig ansprechen. Es herrscht in dieser Komposition ein Streit zwischen fremdartiger und alltäglicher Manier, und fehlt vorzüglich an melodischem Reiz. Es wurde auch das Lustspiel: die bezähmte Widerspenstige, von Holbein, nach Shakespeare und Schink ausgeführt; solche Versuche sind aber diesem Plaz nicht angemessen. Die Gesellschaft hat ihre Vorstellungen hier nun beendigt, und das Schauspielhaus bleibt wieder verschlossen. Den Schluß machten die sieben Mädchen, welche die Reihe eröffneten. Diese eleganten Eisenfresser lachen einander so freundlich an, daß man glauben muß, das Stück mache ihnen mehr Vergnügen, als den Zuschauern. Die Vorstellung war schwach besucht. Uebrigens hat auch diese Direktion während dieser Stazion es nicht an Neuigkeiten fehlen lassen. Aus der Unternehmung des Hrn. v. Holbein scheint nichts zu werden. Auf dem Theater in der Leopoldstadt erschien eine Posse mit Gesang: Jakob in Wien betitelt, mit Musik von W. Müller. Sie hat gefallen; es gibt aber schon einen Hans in Wien, der sich in einem Lustspiel zeigte, und neuerdings auch seine Stimme hören läßt. In der Josephstadt gab es „Mord und Todschlag,“ Original-Lustspiel, und „Hätt' ich lieber nicht geheirathet,“ oder: Zulezt haben die Weiber doch Recht. Seitenstück zu jenen beyden, in zwey Akten, von einem und demselben Verfasser. Viel Geschrey und wenig Wolle! Machten selbst hier keine Progressen in der Gunst des Publikums. — Der bekannte Komiker Hasenhut hat, seitdem die beyden Theater in der Stadt geschlossen worden, und sein Engagement eingegangen ist, in einer Gegend unweit der Stadt, die im Sommer sehr besucht wird, eine Gesellschaft von Schauspielern etablirt, die größtentheils aus Dilettanten besteht, und sich in einer, alte Erinnerungen in Anspruch nehmenden, Adresse an das Publikum der allgemeinen Theilnahme empfohlen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 214.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. September 1825.

Und fühle nur, was mir gebricht,
Und sey mir selbst nicht weise,
Nicht mächtig, als in Vaters Kraft,
Und saug' am Bruder Lieb' und Saft,
Und steig' auf dieser Leiter
Der Menschen Gottheit weiter;

Herder.

Briefe aus Schottland.

Einen Brief an eine Lady N. hatte ich schon lange abzugeben verschoben, theils wegen des schlechten Wetters, da sie eine Strecke weit vor der Stadt wohnt, besonders aber, weil ich gehört hatte, sie sey eine der Hauptpersonen unter den Methodisten der Gegend. Da sie nun außerdem sehr reich und von einer der besten Familien ist, so fürchtete ich, ein etwas unangenehmes Amalgam von geistigem (oder geistlichem) und weltlichem Hochmuth zu finden, doch zuletzt überwog die Neugierde, auch diese Klasse von Menschen durch sie kennen zu lernen, meinen Widerwillen. — Es ist ein sehr einfaches, mitten in einem Park mit hohen alten Bäumen umgebenes Haus; etwas steife, gepuderte, aber auffallend höfliche Bedienten fragten ganz leise um meinen Namen, meldeten mich an, und stiegen sehr bedächtig vor mir die Treppe herauf, um die Saalthür zu öffnen — ich hatte auf ein düsteres kirchenartiges Gemach und eine Versammlung von steifen, hochdemüthigen, mitleidig neugierigen oder nichts sagenden Gesichtern gerechnet — ward aber von der Frau des Hauses gleich so freundlich empfangen, daß ich auch für die übrigen Gesichter ein gutes Vorurtheil gewann — sie war eine ältliche Dame, die einmal schön oder doch anziehend gewesen seyn mußte — groß und stattlich gebaut — etwas starke Züge, die aber wirklich nur das herzlichste Wohlwollen ausdrückten, nicht augenblicklich, sondern als bleibender Ausdruck, im Munde etwas Schmerzliches und im Auge ein bischen Ueberirdisches — ganz schwarz angezogen — sie stellte mich ihren Töchtern vor, und ihrem Schwiegersohne, die alle etwas blaß und still und freundlich waren, was den Damen freylich besser stand wie den Herren; — außer einigen unbedeutenden Figuren war noch ein junger Geistlicher da, der gewissermaßen als Hauptperson erschien — ich erfuhr, daß er ein Genfer sey und wegen der religiösen Streitigkeiten sein Vaterland verlassen habe, und sah, daß er ein magerer brauner Mensch war mit schwarzen Haaren und Augen, und einem Ausdruck von Enthusiasmus und Herrschsucht, Demuth und Hochmuth und ein bischen Falschheit sehr gemischt. — Wir wurden bald zu Tische gerufen, sezten uns aber erst nach einem etwas langen Gebet, womit Monsieur Z. uns erbaute. Die Unterhaltung bey Tische war zwar nicht ängstlich, salbungsvoll oder platt, aber doch so blaß und still wie die Damen; und der geistliche Herr schien mehr geneigt zum Beten oder Predigen als zum Sprechen, in beyden Fällen hat man freylich das Vergnügen das Wort zu führen. —

Nach Tische fand er auch bald Gelegenheit dazu, denn nachdem das Gespräch eben so matt sich eine Zeitlang hingezogen hatte, stand die Hausfrau auf und sagte mir: sie hoffe, daß, obgleich ich von einer andern Kirche sey, ich nichts dagegen haben würde, ihrem Abendgottesdienst beyzuwohnen; da gewiß jeder wahre Gottesdienst jedem wahrhaft Gläubigen, weß Glaubens er auch sey, zu seinem

eigenen Gottesdienst werde. — Das sagte sie wirklich ohne die geringste Salbung oder Affektation, sondern halb gerührt und halb verlegen, so daß nichts dagegen einzuwenden war, auch wenn ich es sonst gemocht hätte, und so wurde denn Anstalt gemacht, und Monsieur gebeten sein Amt zu verrichten — ein Gebet und dann eine etwas lange französische Predigt, die aber doch recht gut einen Text erläuterte, der den Gläubigen aller Art, sobald sie nur in dem Glauben an Christus sich vereinen, (den beschnittenen und den unbeschnittenen, sagt der Text), das künftige Heil der Seele verhieß: nach christlicher Ansicht ließ die Predigt an Toleranz wirklich nichts zu wünschen übrig. — Hierauf kam ein zweytes Gebet, und endlich kniete jeder vor seinem Stuhle und betete noch ein zehn Minuten — bald nachher wurde es Zeit mich zu empfehlen, nachdem mir die Dame noch versprochen hatte, mir einige Schulen zu zeigen, unter andern eine Anstalt zur Erziehung von Mädchen, die sie selbst auf ihre Kosten eingerichtet hat. — Ich sah sie nachher noch öfters, und meine Achtung vor ihr und der Klasse von Menschen, der sie angehörte, wuchs jedesmal — daß dabey immer und unter einer so zahlreichen Sekte viel Eitelkeit und viel Spielerey oder Ostentation und mitunter geistlicher Hochmuth mit einlauft, ist natürlich — allein es bleibt nicht weniger wahr, daß diese Menschen, obgleich sie nicht an die Wirksamkeit der guten Werke, sondern nur an die des Glaubens glauben, dennoch unendlich viel Gutes thun, theils durch materielle Hülfsleistungen an Arme, aber besonders durch Erziehung und Unterricht der niedern Volksklassen — wozu sie den Geistlichen, sobald diese nur selbst wollen, mit wahrer Aufopferung die Hand reichen —. Recht erfreulich war es mir das Verhältniß zu sehen, worin einer der tüchtigsten Prediger von Edinburgh mit jener Familie stand, als Rathgeber und Ausführer der Pläne, welche für das Wohl und die Erziehung der Armen beschlossen wurden, wozu diese in Verbindung mit andern Gleichgesinnten die Mittel zusammenbringen. — Dieser Mann war ein gutes Spezimen eines Schottischen Geistlichen, munter und tüchtig ohne weinerliche oder pedantische Frömmeley. — Ein guter Sänger, angenehmer Gesellschafter — auch seine Haushaltung stimmte nicht mit dem Bilde überein, das ich mir von einem puritanischen Geistlichen gemacht hatte — elegante Gemählde, unter andern ein schöner Napoleon. — Daß die Tochter vom Hause gerade Sing- und Musikstunde hatte, trug wohl dazu bey, den Eindruck etwas mondain zu machen — auch merkte ich später wohl, daß er von einer gewissen Parthie von Frommen wirklich für zu weltlich gesinnt gehalten wird — d. h. von den Frommen de l'ancien régime — da die Schotten sich für das erlesene Volk des Herrn, für das fromme religiöse moralische Volk par excellence halten, so will ich hier bey Gelegenheit einige Worte über die Sache sagen, d. h. die Ansicht mittheilen, die Sehen und Hören bey mir zurückgelassen hat. — Es ist wahr, die Schotten sind fleißigere Kirchgänger als vielleicht die Neapolitaner und Portugiesen, und halten den Sonntag fast so streng, wie die Juden ihren Sabbath — dieser so wie viele andere alttestamentalische Ausdrücke sind noch sehr gebräuchlich in schottischen devoten Conversationen — und wenn es wirklich dem Seelenheil nachtheilig ist, Sonntags froh und lustig zu seyn (in Ehren oder sonst), so sind die Leute hier von der Seite hinlänglich geborgen; denn etwas tödtlich langweiligeres, wie der schottische Sonntag, gibt es schwerlich. Daß keine laute Fröhlichkeit von Tanzen, Trinken, Singen u. dgl. verlautet, wie unsere deutschen Sonntage sie mit sich bringen, will ich gar nicht bemerken; denn da dergleichen überhaupt dem schottischen Volke fremd ist, so fällt die Sonntagsstille weiter nicht auf — aber damit begnügen sich diese Frommen nicht. In derselben Reihe, wie bey uns etwa eine Prügeley oder Kegelschieben während der Predigt, steht hier jeder Ton, das Singen oder Pfeifen, oder sonst etwas Aehnliches, jedes Spiel, weß Namens es seyn mag, bis zum Schachspiel herunter, nicht nur während der Predigten, sondern von Mitternacht bis Mitternacht. Ich hatte lezthin das Unglück, auf der Straße etwas vor mich hin zu summen, und wurde plötzlich durch ein kleines Mütterlein gestört, die mich am Rocke festhielt, und mit allem Eifer einer skandalisirten Devoten fragte, ob ich nicht wisse, daß es des Herrn Sabbath sey? ob das eine christliche Aufführung sey u. s. w. — freylich als sie merkte, daß ich ein Fremder wäre, ging sie kopfschüttelnd und seufzend ihren Weg, und meinte noch zulezt: man sehe wohl, daß außer Schottland die Leute wenig besser als Heiden wären. — Was mich bey den Schotten am meisten wundern konnte, ist, daß auch Geschäfte und Geldzahlungen am Sabbath nicht nur unüblich, sondern ungesetzlich sind, und ungültig vor Gericht — indessen sehen wir Aehnliches bey den Juden, die gewiß den Werth des Geldes und eines Geschäftchens nicht weniger zu schätzen wissen, als die Schotten.

Ich bin übrigens weit entfernt zu behaupten, daß in Schottland mehr religiöse Heucheley und Scheinfrömmigkeit ist, als in andern Ländern, sondern widerspreche blos dem sehr lauten Eigenlobe der Schotten und ihrem geistlichen Hochmuth, der wenigstens sicher in Schottland mehr zu Hause ist, und schroffer und unchristlicher ist, wenigstens abstoßender als anderswo. — Es würde ein sehr falscher Schluß seyn, aus dem Mangel an aller äußerlichen Form und Zierde der presbyterianischen Kirche zu schließen, daß deßhalb die Religiosität der Schotten mehr warmes inneres Gefühl sey als bey andern — gerade diese Formlosigkeit könnte sehr leicht wieder zur bloßen Form werden — und wenn es dann einmal Form seyn soll oder ist, so ist mir eine schöne Bildsäule lieber als ein Gerippe.

Die schottische Geistlichkeit findet eben so viel Nahrung für ihre Eitelkeit und ihren Hochmuth in ihrer Armuth, wie die englische Kirche in ihrer fetten, die sie zu ersticken droht. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber und aus den Memoiren P. L. Hanet Clery's.

(Fortsetzung.)

Nach Madame's gänzlicher Wiederherstellung kehrte der Hof nach Versailles zurück; die Königin, welche von nun an die Erziehung ihrer Tochter selbst leiten wollte, ließ ihr eine Wohnung unter der großen Spiegelgallerie, in der Mitte des Schlosses einrichten; sie hatte ihren Zugang durch den kleinen Hirschhof, die Majestäten konnten aber zu jeder Tageszeit und ohne Gefolge durch einen kleinen Gang, zu dem sie allein die Schlüssel hatten, in dieselbe gelangen. Der Weg ward dadurch sehr abgekürzt. Diese Art Beschreibung ist nothwendig, um eine später hin folgende Anekdote zu verstehen; vorläufig will ich nur Einiges von der Erziehung der Madame erzählen.

Der Abbé Davaux unterrichtete Madame im Lesen, Schreiben, in der Religion, der Geschichte, der Fabel und Erdbeschreibung. Bey dieser lezten Lehrstunde war der König am fleißigsten gegenwärtig, ja er stand ihr vor. Man konnte keinen rührenderen Anblick sehen! um seiner Tochter das Lernen einer Wissenschaft, der er in einem großen Umfang kundig war, zu erleichtern, schnitt der gute König eigenhändig die Landkarten aus, und lehrte sie seine Schülerin in größern und kleinern Länder- und Staatenabtheilungen wieder zusammensetzen. Dieses Studium, auf solche Art in ein Spiel verwandelt, diente zur Kurzweil, und machte Madame Royale zu einer vortrefflichen Geographin. Ludwig der XVI. hat diese Unterrichtsmethode, welche in allen Erziehungshäusern Frankreichs, und vielleicht Europa's eingeführt ist, *) wirklich erfunden.

Die Königen lehrte ihre Seits ihre Tochter mit eben so großem Eifer die weiblichen Arbeiten der Nadel; sie ließ sie Kinderzeug nähen, welches durch den biedern Versailler Pfarrer an die Arme vertheilt wurde. Eine solche Erziehung mußte eine junge Seele nothwendig zu allen häuslichen und königlichen Tugenden bereiten, und die Dauphine bestätigt es jezt als ein glänzendes Beyspiel.

*) Das hoffen wir nicht! solche verschnipfelte Landkarten gehörten eine Zeitlang mit zu den Weihnachtsgeschenken der lieben Kleinen, und mögen hie und da, wo die Erziehung den kleinen Zuschnitt hatte, zum Unterricht gebraucht worden seyn, aber in Deutschland herrscht in den Erziehungsanstalten doch ein zu ernster Geist, um den verderblichen Irrthum: den Unterricht zum Spiel zu machen, aufzunehmen.

Als die Königin eines Tags, um eilig zu ihrer Tochter zu gehen, den Schlüssel zu der Thür des Ganges schnell herum drehte, brach er ab; er schloß alle Verbindungsthüren, so daß sie sich, da die auf ihr Appartement führende Thür auch geschlossen war, in dem kleinen Gang, der sein Licht nur durch ein rundes, in mein Kabinet gehendes Fenster erhielt, eingesperrt fand; durch dieses Fenster erblickte sie mich, und rufte mir zu, ihr einen andern Hauptschlüssel aus ihren Zimmern zu bringen. Der Weg dahin war ziemlich weit, und, eben um ihn zu vermeiden, hatte man diesen Gang angelegt. Ich beeilte mich so sehr, ihren Befehl nachzukommen, daß sie bey meiner Ankunft erschrak. Da der abgebrochene Schlüssel die Thüre zu öffnen verhinderte, konnte Ihre Majestät nicht von dieser Seite zu Madame gelangen, sie kehrte also — wobey ich die Ehre hatte sie auf meinen Arm gestüzt zu geleiten — in ihre Zimmer zurück. Als sie ihr Kabinet erreicht hatte, sagte sie: „Sie glauben vielleicht, Hanet, daß Ihre viermonatliche Abwesenheit, welche der Tod Ihrer Frau veranlaßte*), Sie des Geschenks, welches dem Hofstaat meiner Tochter wegen des Aufenthalts auf der Muette bestimmt war, berauben würde?" Bey diesen Worten zog sie ein, mir bestimmtes Papier aus ihrem Arbeitssack, als eben der König eintrat; sie erzählte ihm nun den Vorgang mit dem zerbrochenen Hauptschlüssel und hob die Schnelligkeit, mit der ich sie befreyt hatte, heraus. „Das wundert mich nicht, sagte der König, er ist der größte Läufer in Versailles, und wenn er auf der Jagd seyn kann, ist er gewiß der erste, wo der Hirsch den Fang erhält." Die Königin gab ihm nun das Papier, der König las es auf den Kamin gestüzt, schrieb etwas darauf und sagte laut: „Und ein Jahr Vorschuß. Man muß ihm ja seinen Weg bezahlen." — und damit reichte er mir das Papier, welches eine Anweisung von monatlich sechszig Livres auf die Kasse der königlichen Kinder enthielt.

Nach einer kleinen Weile sagte Ludwig XVI., der immer mit Schlosserwerkzeugen versehen war: „Kommen Sie jezt, gnädige Frau, wir wollen doch suchen, das Uebel, was der Hauptschlüssel angestiftet hat, zu heben. Hanet, nehmen Sie eine Kerze und leuchten Sie uns." Das Schloß war bald abgenommen, und die Königin ging zu ihrer Tochter. Der König wollte aber den Schaden wieder gut machen, und da ich ihm dabey leuchtete, war ich Zeuge eines höchst komischen Auftritts. Der König hatte das Schloß wieder angelegt; um den Schlüssel zu versuchen, war er in den jenseitigen Theil des Corridors gegangen, den meine Kerze nicht erhellte, und befand

*) Herr Hanet hat seiner Heirath und seiner Wittwerschaft nirgend mit einem Wort erwähnt. Das beweist, wie dieser treue Diener vor den Augen des Publikums in dem Eifer seines Dienstes als Mensch ganz untergegangen war.

sich also im Finstern. Der Kammerbediente Delmas, der eben einen Schlosser, der in der Madame Zimmern etwas arbeiten sollte, erwartet, erblickt nun einen Mann, der, den Rücken gegen ihn gewendet, an dem Thürschloß arbeitet, hält ihn für den Schlosser, kommt herbey und klopft ihm derb auf die Schulter, wobey er ruft: „Ey Papa, sie lassen lange auf sich warten.“ — Der König macht die Thür auf, Delmas erkennt seinen Herrn und schreyt vor Schrecken so laut, daß die Königin aus den Zimmern der Madame royale herbey kommt, wo sie Delmas vor Entsetzen ganz starr, und den König, sich mit lautem Gelächter die Schulter reibend, erblickt. Dieser gute Fürst konnte mit vollem Recht, wie der Marschall von Sachsen sagen: „und wenn es Georg gewesen wäre, solltest du doch nicht so derb zuschlagen.“ Allein die Majestäten, die von Delmas Bestürzung sehr gerührt waren, trösteten ihn auf das Gütigste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Tod, ein Beweis für's Leben.

Kaum hab' ich leben gelernt, so entrufst der Tod mich dem Leben:
Daß du zum Leben mich schufst, Schöpfer! bewährt mir der Tod.

Der Erlöser vom Tod.

Daß ich in Einem fort sterbe, dieß fühl' ich, ein Sklave des Todes —
Wer erlöset einmal mich von dem Tode? „Der Tod!“

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

Unter den mancherley gemeinnützigen Vereinen und Gesellschaften der Schweizerkantone zeichnet sich ein, im Kanton St. Gallen vor zwey Jahren erst gestifteter, bemerkenswerth aus. Er scheint sich zum Hauptzweck zu machen, den bereits sehr spürbaren Nachtheilen entgegen zu wirken, welche die, seit der Verfassungsänderung von 1814 in diesem Kanton eingetretene Sonderung und Trennung beyder Religionsbekenntnisse für alles was Unterricht, Erziehung und Volksbildung angeht, bereits herbeygeführt und offenbar gemacht hat. Wirklich sind die vorzüglichsten und erleuchtesten Männer beyder Confessionen, Staatsmänner und Geistliche, Beamte und Privaten, alle, welche vermöge der neuen Institutionen sich getrennt fanden, in dem freywilligen Vereine beysammen, und bestrebt, was die Formen entfernt und auseinander gehoben hatten, durch den Geist wieder zu vereinbaren. So eben ist die zweyte Jahreskunde über die Verhandlungen des Vereins zur Förderung der Volksbildung im Kanton St. Gallen im Jahr 1824 erschienen, und wir wollen derselben als Belege zum vorgesagten, einige Stellen der darin abgedruckten Rede des Vorstandes, des Landammanns Müller Friedberg, entheben. „Für unser Land insbesondere (sagt der Redner) ist ein Verein von Männern wohlthätig, die im Geselligen nur die Menschen, im Bürgerlichen nur die Brüder sehen, ohne Rücksicht, ob sie in Städten wohnen, in Thalgründen oder auf Bergen, ob sie an der Linth siedeln oder am Rhein, und nach welchen Formen sie Gott verehren, der nicht auf Formen und Lippen sieht — ein Verein, der sich eignet jene Gesinnungen und Gefühle aufzufrischen, um deren willen der Kanton St. Gallen in seiner ersten und schönsten Periode von allen hochgeschäzt und glücklich gepriesen worden. Der Culminationspunkt alles Schweizerglückes ist Freyheit, gesezliche Freyheit. Dieses Gefühl hat sich von Geschlecht zu Geschlecht bis auf uns vererbt, und die Zeiten haben seine Wahrheit erwiesen, Abtrünnige zu demselben zurückgebracht, Laue erwärmt, Patrioten begeistert. Das Volk muß aber erlernen, der Freyheit werth zu seyn, mäßig, um sie ertragen, kräftig, um sie festzuhalten, und verständig, um auch die Schranken zu ehren, die selbst Theil der Freyheit sind; die wahre, die Himmelsgabe, wohl zu unterscheiden von der Blendung, die den Völkern zum Fluche wird. Allein die Freyheit ist auf Tugend und Wohlstand begründet. Völker ohne Tugend vermögen nie sich zu erheben; elende Völker kennen kein Vaterland; es hat den mächtigsten Reiz nicht für sie und sie sind ohne Antrieb und ohne Kraft für dasselbe. Die unerläßliche Bedingung für Tugend und Wohlstand ist aber Volksbildung. Die wahre, von Künsteley und Ziererey abgezogene, muß aus dem Innern des Menschen hervorgehen, die Natur intellektueller Wesen fordert Kultur; demnach ist sie für alle gleich nothwendig, doch nach ungleichen Stufen; was dem Einen als Ausbildung genügt, dient dem andern zur Verbildung. Dieses einfache, im Organismus der Menschheit liegende, muß im Haus und in der Schule gleich wahrgenommen und darf von jenen nicht übersehen werden, denen Volksbildung Beruf oder Herzensangelegenheit ist. — „Die Rede entwickelt nun das dreyfache Bedürfniß — des Menschlichseyns, des geistigen und bürgerlichen Lebens, und des Erwerbsvermögens, als die drey Hauptverhältnisse der Erziehung und Volksbildung, und sie schließt mit den Worten: „Für Ihre Bestrebungen, meine Herren! öffnen sich nun zwey Pfade; entweder erleuchten und unterstützen sie jene, welche berufen sind, wahre Volksbildung zu fördern, damit sie auf keine Abwege gerathen, welches durch Vereinbarung ihrer Ansichten und Urtheile und selbst durch die Abweichungen derselben geleistet werden mag; — oder die aus Ihnen, welche sich dazu geschickt und berufen fühlen, verfassen praktische kleine Schriften, die sogleich für die Zwecke der Volksbildung, sey es in den Schulen oder am häuslichen Heerde, benuzt werden können. Das Speciellere dieser Zwecke werden sie ohne Zweifel am besten selbst durch Lösung der Aufgaben bezeichnen, die sich unser Verein vorerst vorgesezt hat. *) und die ich als Anhänger des progressiven Perfektibilitätsystemes nicht sobald für erschöpft halten werde. Die Schule kann nur gewinnen, wenn die Aufmerksamkeit der durch ihren trocknen Gang zerstreuten Schüler abwechselnd auf lebendigere Gegenstände gelenkt wird, die ihnen, als Menschen, Bürger und Hausväter, einst wichtig seyn werden. Im Kanton St. Gallen hat sich im vierten Theil eines Jahrhunderts, unter Kämpfen und störenden Ereignissen, des Guten schon viel verwirklicht. Eine neue Schöpfung im Erziehungswesen und lichtere Ansichten des Volkes selbst berechtigen zu höhern Hoffnungen. Zweifeln wir also nicht mehr an dem Erfolge verständiger, aber warmer Bestrebungen.“

---

*) Die Gesellschaftsaufgabe für 1825 ist diese: „Durch welche „Mittel kann allgemeine Volksbildung gefördert und nach Verschiedenheit der Stände festgesezt werden?“

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 215.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. September 1825.

Man findet in der Welt manchen Dienstergebenen, geschmeidigen Buben, der, in seine folgsame Sklaverey verliebt, seine Zeit aushält, gleich dem Esel seines Herrn.

Shakspeare.

Ueber und aus den Memoiren P. L. Hanet Clery's.

(Fortsetzung.)

Die Geburt Louis Charles, Grafen von der Normandie, welche 1785 den 27sten März stattfand, verschaffte mir die Freude, meines Bruders Loos gesichert zu sehen. Ihres gütigen Versprechens eingedenk, ward er von der Königin zu des neugebornen Prinzen Kammerdiener ernannt; bald nachher erfuhr ich aber zu meinem eignen Besten bey zwey Veranlassungen die Huld dieser vortrefflichen Fürstin. Den ersten Mai wird alle Jahre in Versailles ein Jahrmarkt eröffnet; die Kaufleute stellten ihre kostbarsten schönsten Waaren aus, und der ganze Hof machte, um den Handel und die Betriebsamkeit zu befördern, seine Einkäufe. Ich kurzweilte mich an dem ersten Tage des Marktes in der Frühe die Waaren nach und nach ausstellen zu sehen. Unter andern erblickte ich auch eine große ganz besonders prächtige Puppe, mit einem Räderwerk, um sie Bewegungen machen zu lassen. Ich dachte sogleich, daß sie unsrer Prinzessin Vergnügen machen würde, fragte deßhalb nach dem Preis, gab dem Kaufmann einen Wink, und empfahl ihm, sie, bis ich zurückkäme, nicht zu verkaufen. Sobald ich in das Schloß zurückkam, theilte ich einer der Untergouvernanten und der ersten Kammerfrau meine Entdeckung mit, und bat sie, die Puppe selbst zu betrachten. Sie liefen mit der Prinzessin dahin, fanden sie aber so theuer, daß sie, wie sehr das erhabne Kind sie auch zu besitzen wünschte, sie zu kaufen sich nicht getrauten. Als sie zurückkamen, befand sich die Königin in dem Zimmer ihrer Tochter, sieht diese in Thränen, und fragte, warum sie weine? „Ach Mama, erwiederte die Prinzessin, wir haben eine prächtige Puppe gesehen, die Hanet auf dem Markte entdeckt hat, und diese Damen wollen sie mir durchaus nicht kaufen." — „Nun gewiß, antwortete die Königin, wenn Hanet dabey gewesen wäre, hätte er sie dir gebracht." Man begreift wohl, daß es nichts weiter für mich bedurfte, wie ein Blitz fliege ich fort, bemächtige mich der Puppe und trage sie triumphirend zu der Prinzessin, der ich sie unter dem pompösen Titel der Frau Gräfin von Miranda anmelden lasse. Das Erstaunen und die Freude meiner jungen Herrschaft war so groß, daß sie sich gar nicht auszusprechen vermochte. Die Königin, immer geneigt, den Eifer ihrer Diener zu belohnen, fragte gar nicht, wie viel das Spielwerk kostete, sondern bezahlte es wie eine Fürstin, und der Kaufmann dankte mir tausendfältig für den vortheilhaften Handel, zu dem ich ihm verholfen hatte.

Als 1785 der Hof im Oktober wie gewöhnlich nach Fontainebleau ging, hatte ich eine sehr drollige Begebenheit, bey der es von meiner Seite nicht ohne Besorgnisse ablief. Die Königin wollte eines Tages mit Madame der Jagd beywohnen; nachdem ich diese neben ihre Frau Mutter in den Wagen gesezt hatte, war ich frey, und lief, meiner Gewohnheit nach, der Jagd zu Fuße nach, und das — wie ich nicht läugnen mag, mit dem Eifer eines

flüchtigen Renners. Ich hatte diesen Tag drey Hirschen den Fang geben sehen; todtmüde, von Hunger und Durst ganz erschöpft, erquickte ich mich erst bey dem Speisekorbe, setzte mich dann in den Schatten eines großen Baumes und schlief fest ein. Ich wußte nicht, wie lange ich geschlafen hatte, als mich eine Stimme, die mitten aus dem Baum zu kommen schien, mit den Worten aufweckte: „Hanet wird heute Abend seinen Dienst versäumen.“ Ich sah mich überall um, suchte, fand niemand, glaubte geträumt zu haben, und rief: „Ich wette fünfzig Louisdor, daß dieses nicht geschieht.“ Allein hier war keine Zeit zu verlieren, ich machte mich wieder auf den Weg, und obschon ich drey gute Stunden Wegs zu laufen hatte, kam ich doch so schnell in's Schloß zurück, daß ich bey der Rückkehr der Königin und der Prinzessin an meinem Platz stand. Ich nahte mich, diese aus dem Wagen zu heben, als die Königin bey meinem Anblick einen Schrey des Erstaunens ausstieß und sich nicht enthalten konnte, zu mir zu sagen: „Hanet, haben Sie denn englische Pferde zu Ihrem Dienst?“ — „Ja, diese hier, gnädigste Frau,“ antwortete ich, und zeigte auf meine Beine; und ich hörte, wie die Königin zu einer Dame, die neben ihr saß, sagte: „Wirklich, das ist unbegreiflich!“

Mein Laufen und meine Ermüdung hinderten mich nicht, dieselbe Nacht auf einen Ball zu gehen. Nachdem ich den folgenden Abend Madame zur Königin geführt hatte, ging ich, ihre Rückkehr abzuwarten, in ihr Zimmer zurück. In einen guten Armsessel ausgestreckt, überfiel mich hier ein eben so fester Schlaf als den Tag vorher unter dem Waldbaum. Man denke sich meinen Schrecken, wie Delmas mich aufweckte und mir sagte, die Prinzessin sey zurückgekommen, und König und Königin mehrere Male hin- und hergegangen, ohne daß ich ihnen, wie es meine Obliegenheit war, die Flügelthüren geöffnet hätte. Ich war ganz in Verzweiflung über die Folgen, welche meine Nachlässigkeit mir drohte. Im selben Augenblick forderte man das Souper der Prinzessin; wir trugen den Tisch hinein, und Frau von Makau war die Erste, mir zu sagen, daß die Majestäten über meinen festen Schlaf, der mich verhindert hätte, das wiederholte Geräusch ihres Hin- und Hergehens zu hören, gelacht hätten. Da mich diese Nachricht der Güte meiner Herrschaft gewiß machte, begab ich mich mit erleichtertem Herzen zu Bett. Indem ich mein Kleid auf einen Stuhl warf, nahm ich wahr, daß etwas Schweres die Tasche herabzog; ich untersuchte sie, und fand zu meinem unaussprechlichen Erstaunen eine Rolle von fünfzig Louisd'or. — Wer war denn die unsichtbare Dryade, oder die wohlthätige Fee, welche meine Wette am Fuße des Waldbaums gehört hatt, sie eingegangen war, und jezt sie großmüthig bezahlte? (Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht zu läugnen, daß das Ansehen und der geistige Einfluß der presbyterianischen Geistlichkeit auf das Volk unendlich viel größer ist, als der der englischen — vielleicht größer, wie der der Geistlichkeit in katholischen Ländern unter gewöhnlichen Umständen — die Geschichte der Reformation in Schottland hat das hinlänglich gezeigt, und gewiß ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade in einem Lande, wo die Geistlichkeit einen so großen Theil an der politischen und religiösen Revolution hatte, die den Sturz des Katholicismus herbeyführte, sie bey der Theilung der Beute so ganz leer ausgegangen ist — ich weiß zwar wohl, daß es in Norddeutschland genug arme Pfarrer gibt, allein erstlich doch verhältnißmäßig nicht so viele arme als in Schottland, und dann hat Knox und seine Mitarbeiter und Nachfolger am Weinberg doch einen ganz andern, viel unmittelbarer in die politischen Begebenheiten eingreifenden, Einfluß geübt als Luther u. s. w., und doch nannte der Regent Murray und die übrigen Anführer die wiederholten Vorstellungen der Reformatoren der Geistlichkeit, aus den Gütern der katholischen Kirche eine bestimmte und nothdürftige Dotation auszusetzen, sehr spaßhaft eine devout imagination, ein frommes Hirngespinst — was freylich dem religiösen und Reformationseifer dieser Herren einen sehr weltlichen Teint gibt. — Außer diesem wirklich rühmlichen scheint jene Zeit noch manche mehr oder weniger löbliche Züge sowohl in der Geistlichkeit als in dem religiösen Charakter des Volkes zurückgelassen zu haben — der finstere Fanatismus, die Entsagung aller Blumen und Farben des Lebens und die starre Todes- und Lebensverachtung der ältern Reformatoren, die bis zur Zeit der Verfolgung der Covenanters als Hauptzug in dem schottischen Charakter erscheinen *), hatte

*) Bey dieser Gelegenheit kann ich meine Verwunderung nicht unterdrücken, daß, während alle, auch die mittelmäßigsten Arbeiten des Verfassers des Waverley übersezt und bewundert worden, der interessanteste historische Roman, den ich kenne, ganz unbeachtet geblieben ist. Ringan Gilhaizie or the Covenanters ist die Geschichte einer wohlhabenden Bauernfamilie von dem Anfang der Reformation in Schottland bis zu der Schlacht von Gilliekrankie bis zu dem Tod des Blooty Clavers. Sie behandelt also gewissermaßen dieselben Epochen, die der great unknown (dieß secreto à voces) in seinem Monastery, Abbot und Old mortality verewigt — ich gestehe aber, daß dieß Covenanters die beyden ersten unendlich übertrifft, und den lezten in dessen besten Stellen wenigstens gleich ist. — Ich kenne kein Werk, das bey allen Merkmalen einer treuen historischen Sitten- und Thatsachenschilderung so viele und so tief ergreifende Scenen und Gemälde enthielte — die unendlichen Leiden, die hier um des Glaubens willen ein schlichter frommer Bauer erträgt, die ihn endlich zu einer wirklich heldenmäßigen schroffen Größe erheben, oder zuweilen dem Wahnsinn nahe bringen, ohne dabey je aus dem Charakter eines tüchtigen schlichten Bauersmanns zu fallen (der indessen durch viel Bibellesen und Unterhaltung edlere Spra-

in der Zeit der Gefahr, des Kampfes um eine vielleicht eingebildete Gewissensfreyheit etwas Großes, Erhebendes; allein ist es zu verwundern, daß dieß nun nach langem ruhigen Besitz dessen, wofür damals gestritten und geduldet wurde, gar leicht in engherzige, kalte Intoleranz, in kleinliches frömmelndes Formenwesen oder in hochmüthige Heucheley ausarte — und wenn diese Ausartungen ursprünglich lobenswerther Tendenzen in Schottland auch vielleicht nicht viel häufiger sind, wie anderswo, so sind sie sicher abschreckender in ihrer Nacktheit, als wo sie z. B. von dem Glanz des Katholizismus verdeckt werden — doch muß ich gestehen, daß mir im schlimmsten Fall ein magerer, finsterer, blasser schottischer Pfarrer, der in seinem abgetragenen schwarzen Rock seiner andächtigen Gemeinde die Hölle heiß macht, und die Religion der Liebe wieder in die Religion des Gesetzes und des Schreckens verkehrt, lieber ist, als ein englischer Hochwürdiger, der glänzend von Fett und glühend von Wein mit den übrigen sporting gentlemen der Gegend hinter einem Fuchs hersprengt, und hallooh und dasjenige seiner Schafe, das vor ihm und dem ganzen wilden Heer das Gatter seines Feldes zu verschließen wagt, reitpeitscht (dieß unglückliche Bildlein habe ich mir nicht selbst ausgedacht, ich kann's leider nicht gleich los werden, da ich kürzlich in den Journalen einige solcher Fälle gefunden habe — das gepeitschte Schaf reichte eine Klage ein und hielt um damages an, und die Hochwürdigen (in einem Fall waren es drey oder vier) mußten einige fünfzig Pfund zahlen — von Strafe war freylich nicht die Rede). — Doch das sind odiosa und ich will davon aufhören, bitte auch, dieß blos als Extreme, nicht als Regel zu verstehen. — Daß übrigens religiöse Gegenstände in Schottland mehr wie anderswo zu den gewöhnlichen täglichen Interessen und fast zu den Zeitvertreiben gehören (sit venia verbi), kann man leicht merken in den Gesprächen der Leute, besonders Sonnabend und Montag, wo einer der Hauptgegenstände, die zu haltenden oder gehaltenen Predigten, die neuen Kandidaten oder jüngsten Wunder und Werke der schon berühmten Kirchenlichter, ferner die große Angelegenheit der Sitze in den Kirchen, wo es denn freylich etwas auffallen könnte, wie sehr ängstlich man sich bemüht, in einer fashionabeln Kirche einen genialen Sitz zu bekommen, wie man sich beklagt, wenn einen das Unglück zwischen oder in der Nähe der nicht fashionablen, zum Theil freylich etwas stinkenden Mitchristen gebracht hat — das alles mag sehr erbaulich seyn, allein es brauchte an solchen Gesprächen nur wenig geändert zu werden, so könnte man glauben, es sey von Theaterangelegenheiten die Rede. — Dieß gilt fast in noch höherm Grade von den unteren Volksklassen, und ich glaube wohl, daß es hier mehr wirkliches Bedürfniß und Trost ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, 9. August.

Kürzlich kehrten drey talentvolle junge russische Künstler aus dem Auslande, wo sie auf Kosten unsrer Regierung sich ausbildeten, hieher zurück: der Architekt Glinka, der Bildhauer Krülow und der Geschichtsmaler Sasonow. Ersterer ist wegen seiner mitgebrachten vortrefflichen Gemälde und Plane der vorzüglichsten Gebäude des klassischen Italiens; (worunter auch die Mausoleen Hadrians und Augusts sind), auf Allerhöchsten Befehl mit einem Jahrgehalt von 3000 Rubeln im Kabinett des Kaisers angestellt. In seinen Planen sieht man die berühmtesten Gebäude des Alterthums ganz in den Rissen aufgestellt, wie sie ursprünglich existirt haben müssen. Der Bildhauer Krülow hat auf Befehl des Großfürsten Michael eine Kolossal-Statue Hektors verfertigt, dessen in Alabaster kopirte Büste schon voriges Jahr aus Rom hieher gebracht und in unsrer Akademie der Künste aufgestellt ward. Derselbe war während seines Aufenthalts im Auslande, nächst andern vorzüglichen Arbeiten auch mit Verfertigung mehrerer Grabmäler beschäftigt, wie für den Feldmarschall Fürsten Kutusow, den Fürsten Bagration, den Grafen Kutaissow etc. Sein größtes Kunstwerk in dieser Hinsicht ist aber das prachtvolle Mausoleum Dmitry Donskoys, geschichtlich berühmt, als der Besieger des Tartaren-Chans Mamajew und als der Befreyer seines Vaterlandes vom drückenden Joche dieser Barbaren. Gleich nach seiner Rückkehr aus Paris hielt der junge Krülow bey einer öffentlichen Versammlung der Akademie der Künste eine Rede, in der er, wegen der auf seine Bildung verwandten Kosten, enthusiastisch die Gefühle der Dankbarkeit für den Monarchen und das Vaterland aussprach. Er verlas dabey eine Abhandlung, die eine kritische Untersuchung über die im Geschmack der bildenden Künste eingetretenen Veränderungen, und über den die heutigen gleichzeitigen Künstler belebenden Geist, zum Gegenstande hatte. Hier in Petersburg erst eine kurze Zeit angekommen, hat er schon mehrere Beweise seiner großen und talentvollen Thätigkeit abgelegt. So hat er mehrere Basreliefs für den neuen Pallast des Großfürsten Michael, auch eine Kolossal-Büste in Bronze mit vielen analogen Verzierungen für das Monument beendet, das die Erben des verstorbenen reichen Kaufmanns Sobakin ihrem Erblasser auf der Fabrik zu Nowduft, in der Umgegend der Residenz errichten; auch für das unserm Patrioten Demidow zu Jaroslaw ganz neuerlich errichtete Monument ist Krülow thätig gewesen. In diesem Augenblick arbeitet er an einer Büste des Kaisers, von der schon mehrere reiche Partikuliers Kopieen in Marmor bey ihm bestellt haben. Der Geschichtsmaler Sasonow hat dem Staatssekretär Kikin zur Ueberreichung an den Kaiser eine prachtvolle Gallerie seiner Arbeiten zugestellt, die die Großthaten Dmitry Donskoys gegen die tar-

---

che und Gedankengang hat), sind mir unendlich viel rührender, wie die so oft eingebildeten Nöthen der glänzenden Romanenhelden, die uns auch der Verfasser des Waverley vorführt. Das heart of midlothian ist das einzige seiner Werke, wo einige Scenen an großem einfachen, aber herzzerreißenden Schmerz sich einigermaßen mit diesem Ringan Gilhaizie vergleichen lassen. — Wenn man den Verfasser dieses Romans als einen Nachfolger Scotts kurzweg abfertigen will, wie ich lezthin in einer Anzeige sah, so muß man ihn wohl kaum anders als aus einer schlechten englischen Kritik kennen.

tarischen Reiterhorden schildern; unter andern fesselt Eines die Aufmerksamkeit aller Patrioten, die Wiedererkennung Donskoys von seinen Kriegern nach dem blutigen Gemetzel gegen den Tartaren-Chan Mamay. Der strenge Kritiker möchte hier freylich manches der Rüge werth anzugreifen finden, doch verdient die Komposition, das lebhafte Kolorit, und die historische Genauigkeit des Gegenstandes gerechtes Lob. Er erhielt als Gratifikation vom Kaiser 3000 Rubel. Noch in Rom malte er mehrere vaterländische Geschichtstücke, unter denen eines der vorzüglichsten Marfa, die Befreyerin Nowgorods ist, deren Heldenleben unser Reichshistoriograph Karamsin in seinen Werken so anziehend schön beschrieben hat. Für die Gesellschaft zur Aufmunterung junger Künstler zeichnet er jezt ein Sujet aus einer der trübsten Epochen der russischen Geschichte, aus der Tartaren-Epoche, die Scene, wo der wilde Chan Mamay dem Großfürsten Michael von Tschornigow befiehlt, die Kniee vor seinen Götzen zu beugen. Michael reißt sich den Fürstenmantel ab, und bey den Worten: „Um die Himmelskrone entsage ich der weltlichen," fällt sein Haupt unter dem Beile der Henker. — Diese obgenannte patriotische Gesellschaft hat nur den Zweck, dürftige vaterländische Künstler in ihren Talenten überall aufzumuntern, wo sich ihnen die Gelegenheit dazu darbietet. Sie gibt jezt die wichtigsten und anziehendsten vaterländischen Begebenheiten der neuern Zeit in Abbildungen heraus. Erschienen sind schon aus den lezten russischen Türkenkriegen eine Darstellung der Erstürmung Ismaels und die Verbrennung der türkischen Flotte am heiligen Berge, durch den Admiral Senäwin. Die Gesellschaft fordert öffentlich alle Patrioten auf, denen ihre Bemühungen, die schönen Künste im Vaterlande möglichst zu befördern, am Herzen liegen, ihr die Gemälde (im Fall sie solche besäßen) aller wichtigen Begebenheiten aus den Kriegs- oder Friedenszeiten zuzustellen, sie könnten gewiß, nach genommener Copie, auf deren dankvollste Restitution rechnen. Die Gesellschaft hat auch für die Bildung ihrer eignen Zöglinge, für dürftige junge Künstler, die deren zur Vervollkommnung ihres Talents sehr bedürfen, eine naturgeschichtliche Klasse in ihrem Lokal, unter der Anleitung eines unsrer talentvollsten Maler, Hrn. Warniks, begründet. Der geschickte Maler Kiprensky hat ein sehr gut executirtes Porträt unsers Ministers des öffentlichen Unterrichts, Hrn. Admirals Schischkow, geliefert, das in Rücksicht der frappanten Aehnlichkeit, des Kolorits und der gehörigen Schattirung alle Forderungen der Kunst befriedigt. Der Professor der Geschichtmalerey, Jegorow, hat für die Invalidenkirche der Alexandrow'schen Manufaktur zwey große Heiligenbilder verfertigt: das eine stellt den Großfürsten Alexander Newsky betend, das andere den morgenländischen Kaiser Constantin in dem Moment vor, als ihm am Himmel ein Kreuz mit den Worten erschien: mit diesem wirst du siegen. Beyde, vorzüglich das leztere, sind dem Verfasser in der Zeichnung und Ausführung des Gegenstandes über alle Erwartung gut gelungen. Nach ihrer Vollendung wurden sie der Kaiserin Mutter präsentirt, die nicht ermangelte, Herrn Jegorow dafür des schmeichelhaftesten Lobes zu würdigen. Bekanntlich vollendete Herr Worobjew, gegenwärtig Professor der Perspektive an unsrer Akademie der Künste, vor drey Jahren glücklich eine Reise nach dem Oriente. Er besuchte Jerusalem, das heilige Grab, durchwanderte ganz Palästina und andre geschichtlich-merkwürdige Gegenden, nahm von den interessantesten Oertern und Gegenden Zeichnungen nach der Natur ab, und kehrte im J. 1822 mit einem reichhaltig gefüllten Portefeuille hieher zurück, das selbst der Kaiser in einer, damals zu Zarskoe-Selo ihm besonders gewährten Audienz mit dem theilnehmendsten Interesse in Augenschein nahm. Jezt ist er ununterbrochen beschäftigt, diese damals nach der Natur kopirten Zeichnungen zu ordnen, und in Gemälden und Tableaus darzustellen. In diesen Tagen vollendet er ein Gemälde, die innere Ansicht der St. Helenenskirche in Jerusalem vorstellend, ein andres, die Stadt und Umgegend von Smyrna, für den General-Adjutanten Benkendorf bestimmt. Der Akademiker Wenezianow lieferte ein liebliches Porträt des Generals Poltaratzky, es stellt ihn in seinem Garten, mit Anordnungen zur Pflanzung einer Ceder beschäftigt, dar, die darin das Andenken einer wichtigen Familienbegebenheit erhalten soll. Der hier sehr bekannte Graveur Kowschenkon verfertigte aus einer Kupferplatte eine kleine Büste Sr. Kaiserlichen Majestät, und vergoldete sie so rein und schön, daß sie den französischen Arbeiten dieser Gattung an Güte in nichts nachsteht. Unser berühmter Künstler, Graf Tolstoy, beschäftigt sich jezt mit Herausgabe von Basreliefs, die denkwürdige vaterländische Thaten aus den Kriegen von 1812, 13, 14 und 15 darstellen. Seine neueste Medaille aus diesen Feldzügen stellt das Treffen bey Kulm dar; der Hofmaler des Kaisers, Karl Kügelchen, gibt Ansichten über die schönsten Gegenden der Krimm, des Kaukasus, und der zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meer gelegnen russischen Provinzen heraus, die er bey seinen Reisen durch dieselben nach der Natur aufnahm. Sie erscheinen heftweise auf Subscription, mit besonderm erläuternden Texte; für ähnliche Zwecke unternimmt Kügelchen auf Kosten der Regierung noch im Laufe dieses Sommers Reisen durch andre Russische Südprovinzen, durch Georgien, Imirette, Dagestan, die er bis Armenien und die Persischen Grenzprovinzen ausdehnen will. — Von einem jüngsten Auftrag des Kaisers an unsern in Rom accreditirten Gesandten, Hrn. v. Italinsky, von den sich daselbst aufhaltenden vaterländischen jungen Künstlern jährlich einige zum Kopiren der besten Gemälde aus der römischen Schule zu gebrauchen, unter sie dafür eine jährliche Gratifikation von 3000 Rubeln aus den Summen der Legation zu vertheilen — welcher bereits im vorigen Jahr durch die von Herrn von Italinsky für diese Arbeit zuerst erwählten Russischen Künstler Karl Brülow und Basiin ausgeführt wurde, sprachen ganz neuerlich einige politische Tagesblätter mit ziemlicher Ausführlichkeit. Der stärkste Impuls für's schnelle Aufblühen der schönen Künste bey uns möchte unstreitig nachstehende Allerhöchste, erst in diesen Tagen erlassene Verfügung werden: Es soll in der im Kaiserlichen Winterpalais befindlichen Eremitage eine besondere Kunstgallerie, ausschließlich für die gehaltvollsten Erzeugnisse Russischer Künstler bestimmt, organisirt werden. So werden also leztere bemüht seyn, im Verlauf einiger Jahre mit ihren Kunstprodukten neben denen der berühmten Meister des Auslandes würdig glänzen zu können. Für den ersten Behuf sammelt man jezt schon in der Eremitage alle, von einheimischen Künstlern verfertigten Gemälde und Büsten auf, die bis dahin zerstreut in den verschiedenen Kaiserlichen Lustschlössern sich befanden.

B***g.

Druckfehler.

Nro. 209. Seite 834, Spalte 2, Zeile 26 hat der Abschreiber die Bezeichnung des Ortsnamens T. mit Mindelheim verschrieben. Ebendaselbst Seite 236, Spalte 1, Zeile 3 von oben lies: aber sie müßte in der Mindel u. s. w. Ebendaselbst Zeile 14 von unten lies: Bull statt Ball.

Nro. 210. Seite 837, Spalte 2, Zeile 6 von oben lies Misere statt Misen. Ebendaselbst Seite 338, Spalte 1, Zeile 2 von unten lies Matte statt Metto. Ebendaselbst, Seite 839, Spalte 2, Zeile 6 von oben lies ihr statt ihre.

Beylage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. September 1825.

Laßt uns mit Ruh' und unverbundnen Augen
Nicht Gift, nur Honig aus den Blumen saugen,
Die Gottes großer Garten zeugt.
v. Münchhausen.

Ruf in's Freye.

So wohlgemuth,
Du fleißig Blut,
So stetes Sitzen thut nicht gut!
Weg, weg von Haus,
Zum Thor hinaus,
In Berg und Thal und Waldgebraus!

Die Bücher zu!
Laß endlich Ruh'!
Wie magst der todten Blätter du?
Nur Einer schreibt,
Was ewig bleibt,
Wenn Moder Buch und Blatt zerreibt.

Vom Himmel quoll,
Der Gottheit voll,
Die Fülle, die uns gnügen soll;
Und Menschenkunst
Ist eitel Dunst,
Gab nicht Natur zum Werke Gunst.

In Gartens Kühl,
Zu Stromgewühl,
Durch Feldespracht, — da geh', und fühl',
Was die vertrau'n,
Wofern du schau'n
Und ahnen kannst, und dich erbau'n!

Sie bieten's nicht
Jedwedem Wicht,
Und tragen's gleich schon im Gesicht;
Tief ist ihr Geist,
Und prüfend weis't
Er flachen Schein und Räthsel meist.

Liebst aber treu,
Und denkest frey,
Und fragst, und forschest immer neu:
So wird dir klar
Und offenbar,
Was dunkel und verschlossen war.

Eins nenn' ich schon
Voraus zum Lohn,
Natur enthüllt's nicht jedem Sohn:
Zum Menschen strebt,
Was leibt und lebt,
In Alles ist ein Mensch verwebt.

Joh. Rud. Wyß.

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Sicher wird die Bibel in Schottland unter allen Klassen mehr gelesen als irgendwo, ob mehr verstanden, will ich dahingestellt seyn lassen — auf jeden Fall ist dieß das einzige öffentliche, ich möchte sagen nationelle Interesse, was den Schotten geblieben ist — und so wie Prediger, und in der neuesten Zeit Novellenschreiber (nach dem Verfasser des Waverley und seiner Manier nennt man diese ganze Schule Scotch novellists), eigentlich die einzigen wirklich

volksthümlichen public characters sind; z. B. gibt es gewiß in keinem Lande ein Beyspiel von einem so allgemein verehrten und so einflußreichen Manne (in diesem Wirkungskreis) wie Dr. Chalmers in Glasgow; ob er, wie man mich hier versichert, der größte Mann unseres Zeitalters ist, will ich nicht entscheiden, aber gewiß scheint er eine, diesem Lande eigene, sehr schöne Stelle fast als geistiges Haupt der Nation einzunehmen, und sein Einfluß ist ein sehr wohlthätiger, indem alle Anstalten zum Unterricht und geistigen und körperlichen Heil des Volkes gewissermaßen mittelbar oder unmittelbar unter seiner Leitung oder Auspizien (?) entstehen und geführt werden. Er ist gewissermaßen (nebst einigen Andern mehr oder weniger) der Schlußring der geheimen Gesellschaft gleichgesinnter Personen, die in Schottland wie in den meisten andern Ländern (erschrecke nur nicht, es kommt nichts Demagogisches) eine Wiedergeburt und Läuterung der christlich religiösen Ansichten, die sie in sich selbst erfahren haben, auch in der Masse des Volks hervorzurufen suchen, und diese als die erste und nothwendigste Tendenz und Bedürfniß der Zeit ansehen. — In Schottland braucht sich diese Sekte wenig oder gar nicht durch eine äußere Form von der herrschenden Kirche zu unterscheiden, da diese schon selbst die einfachen Formen hat, wodurch in andern Ländern, z. B. England, Separatisten aller Art sich von der herrschenden Kirche zu unterscheiden suchen, so daß ein presbyterianischer Geistlicher, indem er sich dieser, durch alle Klassen der Gesellschaft verbreiteten Gesellschaft (ist eigentlich kein guter Ausdruck, da es etwas Geschlossenes andeutet) anreiht, einen schönen und wahrhaft apostolischen Wirkungskreis findet, ohne gegen die Formen seiner Kirche zu verstoßen oder aus ihr herauszutreten (was z. B. in England nicht der Fall ist und wohl manchen wackern Geistlichen in eine falsche Stellung zu seinem Gewissen und seiner Pfründe bringt. Der allgemeinste Name für diese Gesellschaft, wenn sie sich als Sekte zusammenfindet, ist Methodisten, und in Schottland, wie anderswo, verbinden die Weltkinder einen kleinen bösartig-lächerlichen Anstrich mit diesem Wort — allein, wie mir scheint, sehr mit Unrecht — daß Menschlichkeiten und also besonders Eitelkeiten mitunterlaufen, weiß ich recht wohl, allein die Thatsache, die wohl keiner läugnen wird, ist, daß, ich will nicht sagen die ausgezeichnetesten Männer, aber doch der beste Theil der Nation, mehr oder weniger zu dieser Klasse gehören, und daß sie viel, unendlich viel Gutes in jeder Hinsicht thun — das konnten sie freylich ohne eine gewisse Ostentation (nicht in den Wohlthaten selbst, sondern in ihrem ganzen Wesen) hier und da thun — aber wer hebt den ersten Stein auf? Der Einfluß der Geistlichkeit und der Wirkungskreis dieser und aller andern thätigen Menschenfreunde ist in Schottland auch deßhalb um so größer, weil glücklicherweise die Armen nicht durch gesetzliche Abgaben (die für England so verderblichen poorrates) erhalten werden, sondern ganz durch freywillige Beyträge. Dahin gehören unter andern die Kollekten und Entreegelder bey Gelegenheit des Auftretens eines berühmten Predigers, wo oft mehrere Hundert Pfund eingehen. Diese Sucht, einen beliebten Prediger zu hören, z. B. den obengenannten Dr. Chalmers, findet man in dem Grade wohl blos in Schottland; letzthin war bey einer solchen Gelegenheit der Andrang so groß, daß es beynahe zu einem ernstlichen Auftritt gekommen wäre. Die Kirchenthüre und Kirchhofeinfassung wurden niedergerissen u. s. w., und mehrere Personen im Gedränge fast erstickt oder doch sonst verlezt. Solche Scenen fallen bey einem so ruhigen Volk, wie das schottische, um so mehr auf. — Ich will schließlich noch bemerken, daß gewiß diese in Schottland so sichtbare und wohlthätige Tendenz, ein neues Lebensprinzip in der Nation durch religiösen und moralischen Unterricht zu erwecken, oder vielmehr den ältern Formen wieder Geist einzuhauchen, gewiß auf der andern Seite, das beweist, was ich oben als meine Ansicht dargab, daß eine solche Wiedergeburt und Neubelebung sehr Noth thut, und hier um so mehr, weil dieß das einzige öffentliche Interesse des schottischen Volks ist, weil das Nackte des schottischen Gottesdienstes auch fast die Möglichkeit ausschließt, an irgend einer äußern schönen Erscheinung die Idee wieder zu entzünden, wenn sie einmal todt ist. In der That ist der äußere Gottesdienst gar zu kahl und bedeutungslos — vorausgesezt, daß der Mensch nicht äußere Eindrücke braucht und von ihnen abhängt, daß die Masse nicht eine sichtliche Gottheit, oder wenigstens den aufsteigenden Opferrauch sehen will, um zu glauben, so wäre dagegen nichts einzuwenden. Allein erstlich wozu denn überhaupt einen äußern Gottesdienst, und zweytens ist die Voraussetzung falsch, daß die Reformation im ersten Eifer gegen den Katholicismus und die verfolgten Prediger in der Wüste zu den Zeiten des Covenants die Orgel als eine Erfindung des Satans und Werkzeug des Papstes und des Antichrists aus ihrem Gottesdienst verbannten. Die verfolgten Covenanter, die in beständiger Lebensgefahr im Dunkel der Nacht zwischen Felsen und Sümpfen einem begeisterten Prediger zuhörten, und die Psalmen sangen, die zugleich ihre Schlachtgesänge waren, bedurften wahrlich weiter keines äußern Mittels, um ihre Seele über das Irdische zu erheben. Aber jezt, wo die Leute sich gar bequem in der besten genialsten Gesellschaft hinsetzen, jeden Sonntag zweymal, um einen ehrlichen Mann bey einer entweder sehr polemischen oder sehr trockenen moralischen Rede und Ermahnungen zuzuhören, und halb im Schlaf einen Psalm mitzusingen? — Die Herren mögen es freylich nicht zugeben, aber nach meiner geringen Erfahrung bringt diese Art von Gottesverehrung viel eher einen gedankenlosen, oder, was eben so schlimm ist, gefühllosen Mechanismus

herber als der katholische Ritus, und noch leichter eine rohe Bigotterie, die kaum den Namen Fanatismus verdient. — Ich weiß nicht, ob du recht einsiehst, wie ich von meiner guten Lady N. so in's Weitläufige gekommen bin, auf jeden Fall will ich wieder zu ihr zurückkehren, und thue es gern, denn ich habe wirklich wenige wahrhaft ehrwürdigere Frauen gesehen — ich sah sie noch öfters, und hatte auch durch sie Gelegenheit, einige Erziehungs- und Unterrichtsanstalten kennen zu lernen, wovon ich bey Gelegenheit ein Wort sagen will.

Für dich, als Hausfrau, wird eine Anstalt am interessantesten seyn, die Mylady ganz auf eigene Kosten errichtet hat, und die durch das sehr geringe Kostgeld der Zöglinge fortbesteht, was theils von ihr selbst, theils von ihren Bekannten und Freunden bezahlt wird. In dieser Anstalt sollen weibliche Dienstboten erzogen werden; sie werden als Mädchen von sechs bis fünfzehn Jahren aufgenommen, und in allen zu ihrem Stande nöthigen Arbeiten unterrichtet, Kochen, Nähen, Stricken, Waschen, Bügeln, Zimmer ausscheuern, Milchwesen u. s. w., und dann ein wenig Lesen, Schreiben und Rechnen. Die ganze Einrichtung schien mir überaus zweckmäßig, ohne das geringste Flitterwerk oder Scheinwesen. Ein altes Haus mit einem Stückchen Garten dahinten ist wieder zurecht gemacht, bis unters Dach hin geweißt und geputzt und jede Ecke benuzt. Die Kinder sind reinlich gekleidet und sehen gesund und zufrieden aus, und betrugen sich gegen ihre Wohlthäterin mit kindlicher Ehrerbietung, während sie mit mütterlicher Freude nach Allem fragte. Eine Lehrerin und Aufseherin reicht für die zwanzig Kinder hin. Den ganzen Dienst des Hauses versehen die Zöglinge selbst, außerdem nehmen religiöser Unterricht und Religionsübungen freylich einen großen Theil des Tages ein. Theoretisch möchten von vielen modernen Erziehern dagegen allerley hübsche Sachen gesagt werden können, allein in praxi glaube ich, daß diese Art von Erziehung für diesen Stand durchaus die beste sey, vorausgesezt, daß die Lehrer und Vorgesezten selbst wirklich fromm sind, d. h. das, was sie lehren, wirklich glauben, und diese oft wiederkehrenden Ceremonien selbst mit wirklicher Andacht mitmachen, wie dieß hier der Fall ist. Abgesehen von dem Werth der Religion an und für sich, muß man auch nebenbey bedenken, daß religiöse und moralische Gegenstände doch die fast einzigen sind, an denen sich das Denkvermögen dieser Klasse von Menschen ohne Nachtheil für ihre künftigen Verhältnisse entwickeln kann, vorausgesezt, daß es durch einen einsichtigen Lehrer geleitet wird — und wirklich sind dergleichen Gegenstände oft das Thema des sehr eifrigen Gesprächs der Kinder während ihrer Arbeit; und endlich im schlimmsten Fall hält sie schon der körperliche Zwang des Betens, Singens, Gottesdienstes ab, während der Zeit schlimmere dumme Streiche zu machen, da sie doch nicht immer arbeiten können. Sie bekommen aber auch Aufträge von außen, Wäsche zu nähen u. s. w., wofür sie bezahlt werden, und bey ihrem Austritt eine kleine Summe vorfinden. Ihre Arbeiten und Fortschritte in jeder Hinsicht scheinen mir wirklich bewundernswerth, z. B. ein kleines Mädchen von acht Jahren arbeitete an einer Mustersrickerey. Einen Tag in der Woche ist es denjenigen, welche Zöglinge in der Anstalt haben, erlaubt, sie zu besuchen; da kamen denn mehrere sehr brillante Equipagen und Damen, um ihre kleinen Schützlinge zu besuchen und auch die Bücher einzusehen, wo tabellarisch das gute Verhalten, Fleiß u. s. w. der Kinder notirt wird. Da in Schottland nicht weniger wie anderswo über die Verderbniß der Dienstboten geklagt wird (woran anderswo sicher nicht die Tugendhaftigkeit der Herrschaften Schuld ist), so ist eine solche Anstalt hier von großem Nutzen, und diese, erst im Entstehen, verspricht das beste Gedeihen. — Die Zöglinge sind bey ihrem Austritte sicher, einen guten Dienst zu bekommen, und wenn sie sich gut betragen, des beständigen Schutzes und der Vorsorge der Lady N. und ihres Kreises von Bekannten und Freunden gewiß. Außerdem werden viele von andern Hausfrauen schon in der Absicht hingeschickt, um sie nach einiger Zeit Unterricht und Aufenthalt als Mägde anzunehmen. — Die Vorsorge der guten Lady geht so weit, daß sie denjenigen, die später etwa, ohne ihre Schuld, sich außer Dienst finden sollten, in ihrem Hause eine Zuflucht sichert, bis eine neue Aussicht sich eröffnet. Auch die feinere Kochkunst lernen die Mädchen in ihrer eigenen Küche, wenn es ihre künftige Lage fordert. Ich weiß wohl, daß es manchem scheinen mag, als hätte ich diese Anstalt zu weitläufig abgehandelt, allein erstlich verlangt das mein Respekt vor allen guten Hausfrauen, denen gewiß solche Details interessanter sind als die schönsten Gegenden, Gemälde und Universitäten oder was sonst, und dann glaub' ich, daß solche Anstalten, nicht sowohl vergrößert als vervielfältigt, einen sehr wichtigen, moralischen Einfluß auf die ganze Bevölkerung haben müssen, indem sie gerade die verderblichste und verdorbenste Klasse der Gesellschaft bessern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. August.

Die Hundstage haben die Pariser mit Hitze und Staub fast erstickt, und ihren Hunden eine Verfolgung zugezogen, die sie wie eine Pest hingerafft hat. Der Himmel blieb drey Wochen lang ohne Wölkchen, obschon alle alten lateinischen Gebete pro impetranda pluvia hervorgezogen wurden und man die große Glocke von Notre Dame dazu läuten ließ! Die Seine zog sich fast zu einem Bach zusammen, und alle die Löwen, Delphine u. s. w. an den Springbrunnen saßen mit trocknem Munde da, und hatten kein Tröpfchen Wasser herzugeben. Zum Glücke für die reichen Pariser war von den Ladungen Eis, welche zur Krönungsfeyerlichkeit aus Norwegen und aus den französischen Alpen herbeygeschafft worden waren, noch ein guter Theil übrig, und somit konnten doch wenigstens die Kehlen der Leute vom bon ton gekühlt wer-

den! jedoch nicht ohne Gefahr; denn eine Menge von Personen, welche Gefrornes genossen hatten, wurde krank, und Anfangs fürchtete man sogar, das Eis wäre vergiftet. Die andern Klassen halfen sich in den Schenken aus, so gut sie konnten, in der Erwartung des vortrefflichen Weins, der da kommen soll, und wozu die Sonne die Trauben reif kochte. Aber der Jammer der Hunde war noch weit grösser als die Noth der verdurstenden Menschen. Obschon jährlich die Zeitungen von einem Ende Europa's bis zum andern von neu erfundenen Mitteln wider die Hundswuth erschallen, und obschon die Entdeckung der Bläschen unter der Zunge alle Schwierigkeit beseitigt zu haben schien, so ist doch nach wie vor das Anbinden der Hunde und das Ausbrennen der von tollen Hunden verursachten Wunden das einzige und beste, was man dagegen weiß. Sobald also die Hize so gewaltig zunahm, befahl die Polizey, wie gewöhnlich, die Hunde anzubinden; und da man hier so gut als anderswo die Polizeyverordnungen einige Tage nach ihrer Bekanntmachung wieder vergißt, so wollte die hochlöbliche Polizey dießmal durchgreifen, und wandte sich an die Chiffonniers, mit dem Versprechen von 30 Sous für jeden Hund, den sie auf den Gassen frey umherlaufen sehen, ergreifen und an die Polizey abliefern würden. Die Chiffonniers sind eine Art von Parias in Paris; die verworfensten Verrichtungen sind die ihrigen; mit den andern Volksklassen haben sie wenig Gemeinschaft; die Gewohnheit, beständig im Kehricht herumzuwühlen, um Lumpen, Papierschnizel und dergleichen herauszusuchen, macht, daß sie den Blick zur Erde richten, und nichts weiter in der Welt sehen, als was ihre kümmerliche Beschäftigung angeht. Sie leben auf die elendeste Art, und gehen ganz zerlumpt; einige schmuzige und enge Gassen, meistens in den Vorstädten, werden von ihnen und den Lumpenhändlern, die sie mit Waaren versorgen, bewohnt. So armselig diese Klasse aber auch ist, so hat sie doch ihre Versammlungsörter und ihre Belustigungen. Ein Offizier der Nationalgarde hat mir erzählt, er sey einmal Patrouille gegangen, und in eine Schenke gerufen worden, wo ein erstaunlicher Lärm gewesen sey. Es wurde da eine Chiffonniers-Hochzeit gehalten, und die Gäste hatten solchen Wohlgefallen an dem Wein gefunden, daß, als die Zeche bezahlt werden sollte, 25 Sous mehr auf der Rechnung standen, als die gesammte ehrbare Gesellschaft bezahlen konnte. Vergebens durchsuchten sie alle Taschen und Winkel ihrer zerlumpten Kleider, es war nicht möglich die 25 Sous aufzutreiben; der Wirth aber wollte die Hochzeitgäste nicht von dannen lassen, als bis der lezte Heller bezahlt seyn würde, daher der fürchterliche Lärm. Die Patrouille der Nationalgarde sah kein anderes Mittel, den Streit zu schlichten, als daß sie die 25 Sous selbst erlegte, und den Hochzeitleuten die Weisung ertheilte, sich ruhig nach Hause und zu Bette zu begeben. Allein nun fand sich eine andere Schwierigkeit. Braut und Bräutigam hatten weder Haus noch Bett; die Heirath war, wie es schien, gefeyert worden, ohne daß man daran gedacht hatte, wo das Beylager sollte gehalten werden, und die wenigen Sous, die allenfalls ein Nachtquartier hätten bezahlen können, waren in der Zeche und der Hochzeitfreude darauf gegangen. Zum Glücke erinnerte sich der Bräutigam, daß er in einer Scheune einen Haufen Lumpen liegen habe, und diese köstliche Erinnerung wurde sogleich von den Brautleuten benuzt. Dergleichen Chiffonniers nun sezte neulich die Polizey zu Exekutoren ihres Willens ein, sie ließen sich, wie leicht zu denken, nicht zweymal bitten, um Geld zu verdienen, und hausirten bald in ganz Paris umher, um Hunde aufzufangen, und sie an einen dazu ersehenen Polizeykommissär abzuliefern, der in der Genegaudstraße wohnt, und der mit der Hinrichtung der armen Hunde beauftragt war. Wie das Hinrichten eigentlich vor sich gegangen ist, haben die Zeitungen nicht genau berichtet. Dem Gerüchte nach wurde ihnen ein Strick um den Hals gelegt, und dann fielen sie durch eine Fallthür in ein unterirdisches Gewölbe, und blieben hangen. Mehr als zwanzig arme Sünder sollen da manchmal auf einmal gehangen haben. Bald wurden von allen Seiten Hunde herbeygeführt, und es mußte fast ein Komptoir errichtet werden, um die so thätig beytreibenden Chiffonniers nach der angesezten Taxe zu belohnen. Die Kerls sollen so gierig gewesen seyn, daß sie sogar Hunde — die am Stricke gehalten wurden, mit Gewalt fortnahmen, und zur Schlachtbank führten, um 30 Sous mehr zu gewinnen. Dieß hatte beynahe einen Aufruhr in Paris verursacht; die Pariser, welche mehrmals ganz ruhig zugesehen haben, wie die Gensd'armen auf die Volksmenge losfuhren, und vor mehreren Jahren den Studenten Lallemand, dann bey der Rückkunft des Heeres aus Spanien abermals Jemand haben von den Truppen todt schießen lassen, ohne die geringste Bewegung zu machen, wurden dießmal ganz weich und warm, als es ihre Hunde galt! Einige fielen über die Chiffonniers her, und prügelten sie fast todt, andre liefen spornstreichs zum Schlachtkomptoir, und forderten schreyend ihre Hunde wieder. Es sollen auch manche komische Auftritte vorgefallen seyn. Alte Marquisinnen, denen ihre Schoßhündchen entrissen worden waren, sollen in Ohnmacht gefallen, und die grausamen Chiffonniers, mit Thränen in den Augen, beschworen haben, doch das Leben so guter, so schöner, so wohl erzogener Geschöpfe zu schonen; man hätte aber eher einen Stein erweicht, als das Herz solcher Hundejäger. Der Münzdirektor P****, derselbe Ultramann, der einmal die Ankäufer von Nationalgütern in einer Rede der Deputirtenkammer Diebe und Räuber gescholten hat, nahm sich in einem Schreiben an die Zeitungen der verfolgten Hunde sehr lebhaft an, und beschuldigte die Polizey, daß sie sehr abgeschmackt verführe. Auch hatten die Zeitungen sonst noch manche Bemerkungen über das ungereimte und sonderbare Benehmen der Polizey bey dieser Gelegenheit gemacht, wodurch dann doch so viel bewirkt wurde, daß den Chiffonniers oder Lumpensuchern ihre Vollmacht zur Hundejagd wieder entzogen wurde. Zum Glück sank die Hize bald auch um einige 15 oder 18 Grad, und somit verschwand die Gefahr der Hundswuth; die Hundegeschichte endigte wie alles in Paris, mit — chansons. Es erschien die Klagschrift eines grausam verfolgten, aber wundersam geretteten Hundes, „von ihm selbst aufgesezt,“ und an einen Mitgefährten in der Provinz gerichtet, und sonstige Gedichte über die Hundswuthen. Wenn Hr. Martin, Mitglied des Englischen Parlaments, sich während dieser Thierverfolgung in Paris aufgehalten hätte, so würde er vielleicht auch dießmal zu Gunsten der Thiere geredet haben, wie er unlängst wider Magendies mit Hunden angestellte Versuche über die Verdauung gethan hat. Freylich hat Magendie einige Hundert Thiere zu seinen Versuchen abgeschlachtet, und seine Beobachtungen sind vielleicht etwas zu grausam gewesen, indessen hatten sie das Wohl der Menschheit zum Zwecke, und diese Betrachtung hätte den übrigens sehr achtungswerthen Hrn. Martin nachsichtiger machen sollen. Vielleicht wird der Hr. Magendie durch die in einem Parlamente wider ihn gethanen Ausfälle etwas barmherziger in seinen Versuchen, und schneidet nicht mehr so oft als zuvor den Hunden den Bauch auf, um zu sehen, wo das Verdauungsgeschäft im Magen vorgeht. In einer Zeit, da die Humanität so nachdrücklich ihre Rechte behauptet, ist es billig, daß die Thiere ebenfalls sich der Folgen der mildern Sitten der Völker erfreuen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 217.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 10. September 1825.

Wen nicht zum Guten zieht das Preisen,
Den treibt vom Bösen kein Verweisen.

Logau.

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Die dienende Klasse, indem sie zwischen den höhern Ständen und den freyen Armen steht, wird nicht nur von der höhern Klasse verdorben und demoralisirt, sondern sie gibt es mit Zinsen sowohl der Klasse wieder, aus der sie entsprungen ist, als der jungen Generation ihrer Herren. Die gute und fromme Erziehung und der Fleiß einer ganzen ehrenvollen Familie hilft zu nichts, wenn ein Bruder oder eine Schwester in Stadt- oder Landdienst ihnen das Beyspiel eines bequemen und lasterhaften Lebens gibt und ihre Schande oder den Preis dafür zur Schau trägt. — Dicht neben der Anstalt der Lady N. ist eine der sogenannten day schools, wo besonders arme Kinder umsonst oder für ein sehr unbedeutendes Lehrgeld im Rechnen, Lesen und Schreiben unterrichtet werden. Die mehr oder weniger modificirte Methode des wechselseitigen Unterrichts scheint die allgemein eingeführte zu seyn. Solcher Schulen gibt es sehr viele hier, in einigen werden die Kinder den ganzen Tag behalten, in andern nur einige Stunden. Auch gibt es sogenannte Sunday schools, wo solche Kinder, die in der Woche bey ihren Eltern beschäftigt sind, am Sonntag einige Stunden Unterricht erhalten. — Von der Anstalt, die wir eben sahen, kann ich weiter nichts sagen, als daß Alles sehr einfach und reinlich war, und die Kinder, nachdem sie aufgestanden und ein Knixchen gemacht hatten, sich sehr ruhig wieder hinsetzten und weiter lernten, und daß eine sehr hübsche junge Dame den Unterricht leitete, die mit einigen Freundinnen abwechselnd diese freywillige Mühe übernommen hat. — Wenn viele Damen wüßten, wie hübsch und interessant man sich dabey ausnimmt, würden sie vielleicht ihre Zeit besser anwenden und ihrer Eitelkeit (faute de mieux) eine andere Richtung geben.

Sehr merkwürdig war mir eine andere solche day shool, die ich einige Tage nachher durch eine Empfehlung der Lady N. an den Lehrer zu sehen bekam, und nachher noch einigemal besuchte. Der Lehrer ist ein wohlhabender Advokat, der blos aus eigener Vorliebe und Antrieb das schwere Geschäft übernommen hat, täglich ein Paar Stunden den Unterricht von mehr als dreyhundert wilden, zerlumpten Knaben zu leiten — ein bezahlter Lehrer steht ihm bey — dessen Honorar und die Miethe des Lokals wird aus dem Lehrgeld der Kinder (six pence, monatlich denk' ich) bestritten, eben so die andern Materialien des Unterrichts. Diese Schule liegt in einer der engen schmutzigen Straßen der alten Stadt — die ganze Länge und Breite eines bedeutenden Hauses, unter einem Dache mit alten Balken und Sparrwerk nimmt die Schulstube ein. In diesem Helldunkel nun, in einem Raum diese Hunderte von zerlumpten Kindern mit den verschiedensten Gesichtern, aber alle mit dem Ausdruck der größten Aufmerksamkeit und Eifer, theils längs den Wänden sitzend und schreibend, theils in Kreisen stehend nach den verschiedenen Klassen, alle schreiend und lernend, und der Lehrer sich dazwischen herumarbeitend, daß ihm der Schweiß von der Stirn lief — es war ein

ganz abenteuerliches Bild, und ich brauchte einige Zeit, ehe ich aus einer Art Betäubung herauskam. Mr. W. schien nach der Freude an seiner Beschäftigung und seinen Jungen keine größere zu kennen, als dasselbe Interesse in andern zu finden oder zu erwecken, und zeigte mir seine Unterrichtsart und die Fortschritte seiner Schüler mit der größten Bereitwilligkeit. Die erste ist eingegangen, die des wechselseitigen Unterrichts, allein ganz ohne die Pedanterie, die ich wohl anderswo in solchen Schulen sah, und außerdem modificirt theils nach des Lehrers eigenen Ansichten, theils nach Pestalozzi oder sonst. Von vielen Dingen gestand Mr. W. selbst, daß die Kinder von selber darauf gekommen seyen. Die Fortschritte der Kinder im Lesen, Schreiben, besonders aber im Rechnen und Geographie, waren durchaus unbegreiflich: die erste Klasse, Kinder von zehn bis dreyzehn Jahren, machten z. B. auf der Schiefertafel eine Addition von neun Zahlen Breite und neun Tiefe, die ich, oder jeder andere ihnen aufgibt, in einer oder anderthalb Minuten, eine Multiplikation von fünfzehn mit drey Zahlen in eben der Zeit, und zu einer Subtraktion von neun bis zehn Zahlen brauchen sie durchaus nur so viel Zeit als das Aufschreiben der Zahlen nimmt, d. h. so wie sie in rasender Eile die lezte Zahl der Aufgabe niedergeschrieben hatten, rennten sie mit der Tafel auf den Lehrer zu und hatten die Lösung schon darunter; wie sie das machen, weiß Gott, aber statt von der Rechten zur Linken zu subtrahiren, thun sie es von der Linken zur Rechten, wie man die Zahlen der Aufgabe schreibt. Der Lehrer versicherte, die Jungen hätten diese Methode selbst aufgefunden, und er verstehe nicht, nach welchen Regeln sie es machen, aber gesehen hab' ich es oft genug. Wenn die Aufgabe gelöst ist, so sieht er die Tafel des ersten Schülers durch, ist diese richtig, so korrigirt dieser die der andern nach seiner. Im Kopfrechnen (besonders Geldrechnen und Reduziren auf Pences u. s. w.) waren die Kinder eben so weit — und das alles treiben sie mit einer Art Raserey, und vor lauter Eifer im Schweiße ihres Angesichts. Sie lesen Prosa und Verse durchaus richtig und mit Ausdruck, und scheinen auch recht gut zu verstehen, was sie lesen, z. B. ungewöhnliche Ausdrücke (poetische Kunst u. s. w.) erklären sie gleich durch eine Umschreibung oder sonst, wenn man sie fragt. Vielleicht noch merkwürdiger waren die Fortschritte, die sie in der Geographie gemacht, die sie erst seit zwey bis drey Monaten angefangen hatten: auf einer schwarzen Tafel gab ein Junge mit dem Finger die Lage jeder Grafschaft in Schottland und England an, jeder Stadt, jedes Berges oder See's, nannte die Grenzen, Städte, Flüsse u. s. w., den Ursprung der Flüsse, durch welche Grafschaft sie fließen, welche Flüsse und Städte am linken und rechten Ufer in sie einfließen, und liegen, so daß man sah, er habe durchaus eine genaue Karte von Großbritannien vor seinen geistigen Augen. Allein nicht nur von England, sondern von allen Welttheilen, wenigstens in den Hauptsachen im selben Grade; dieser war zwar in der Geographie am weitesten, allein auch die andern beantworteten fast alle Fragen recht wacker. Dieß war mir wirklich unbegreiflich, und schien mehreren meiner Bekannten übertrieben und unglaublich, bis sie sich selbst davon überzeugten. Schläge sind zwar nicht ganz abgeschafft, werden aber fast nie nöthig. Mir scheint der Hauptgrund dieser großen Fortschritte der rasende Ehrgeiz, der jedem der Jungen aus den Augen und Gesicht glühte, und jeden mit dem ersten fortzureißen schien, und vielleicht die für solche Dinge bey den Schotten wirklich schärfere Intelligenz. — Diese Kinder sind durchgehends aus den untersten Klassen, zum Theil fast Bettler — und da ließe sich doch wohl fragen: welchen Einfluß wird dieser Unterricht auf ihr künftiges Leben haben? könnte er nicht eine Waffe werden, die ebensowohl zum Verderben als zum Guten gebraucht werden kann, besonders wenn der Unterricht nicht lange genug fortgesezt werden kann, und nicht mit Erziehung verbunden ist? Ich bin zwar weit entfernt, diesen Einwurf als einen hinlänglichen Grund gegen den Unterricht der unteren Volksklassen anzusehen, gegen welche er, nebst manchen andern, hier sehr oft vorgebracht wird; allein ich glaube doch, daß er des Bedenkens sehr werth ist. Im Ganzen ist vielleicht die Frage: wird das Volk durch diesen Unterricht und erhöhte geistige Bildung wirklich besser, glücklicher? — mit einer andern zu beantworten (nach der beliebten Mode des vorsichtigen Schotten): Ist der Jüngling und Mann wirklich besser und glücklicher als das Kind oder der Knabe, und der Mann als der Jüngling? und sollen wir deßhalb immer Kinder bleiben, oder Knaben oder Jünglinge? oder hängt es etwa von uns ab? — Uebrigens zweifle ich nicht, daß diejenigen, welche so gerne die Völker im Zustand der Kindheit erhalten und zurückführen möchten, die besten, väterlichsten Absichten haben, für sich und ihre Kinder.

Zu den Anstalten für Unterricht, Erziehung oder Pflege verschiedener Volksklassen, doch hier schon mehr für wohlhabendere Leute, gehören verschiedene ältere oder neuere Stiftungen, unter dem Namen hospitals und asylums, wo entweder eine gewisse Anzahl Kinder erzogen oder auch alte Leute gepflegt werden, theils umsonst, theils gegen ein Kostgeld, denn die Einrichtungen sind sehr verschieden. Einige sind blos für die Mitglieder einer gewissen Gilde oder Klasse bestimmt, z. B. das merchand maiden hospital für die Töchter von Kaufleuten, wohl eigentlich verunglückter Kaufleute, allein dieß wird so genau nicht genommen; die Anstalt hat einige Hundert Zöglinge, die in Allem unterrichtet werden, was zu einer guten Erziehung gehört. Daß die glänzenderen Theile einer fashionable education, Musik, Zeichnen, Malen u. s. w. nur auf besonderes Verlangen der Eltern gelehrt werden, fand

ich eher zu loben als zu tadeln; übrigens ist Alles sehr reinlich und anständig und gerade elegant genug.

Vielleicht die älteste dieser Stiftungen ist Heriotshospital, von dem aus einem der Romane von Walter Scott (The fortunes of Nigel) bekannten Goldschmidt Heriot. Das Gebäude steht einzeln auf einem grünen Platz, und sieht halb aus wie eine Ritterburg, halb wie ein Gefängniß, mit Zinnen, Eckthürmen u. dgl. Das Innere und ganze Wesen der Anstalt hat mir eben nicht sehr gefallen, es scheint vernachlässigt, und bey den ungeheuern Einnahmen*) des Hauses konnten die Lehrzimmer u. dgl. besser gehalten werden. Das Ganze sieht zwar sehr massiv, aber unfreundlich und unreinlich aus, wenigstens im Vergleich mit andern ähnlichen Anstalten hier zu Lande. Vom Unterricht habe ich wenig gesehen: bey einer Deklamations- und Leseübung stellte sich der Junge in das eine Ende des Zimmers, streckte den rechten Arm aus und den linken Fuß vor, und sagte langsam und eintönig einen Vers oder Perioden her, dann einen Schritt vor mit dem rechten Fuß und den linken Arm ausgestreckt und zugleich in selbem Ton einen andern Vers, und so fort, bis er durch's ganze Zimmer sich bis zum Lehrer hingefochten und deklamirt hatte, ohne je die Contenance zu verlieren; der Lehrer versicherte uns, er habe es recht brav gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Besonders durch den in neuern Zeiten so sehr vermehrten Werth des Grundbesitzes. Die Grundstücke des Hospitals liegen noch dazu theils in, theils sehr nahe bey der Stadt, und der Werth von Baugrund ist nirgends so schnell gestiegen, wie in Edinburgh.

Korrespondenz-Nachrichten.

Elberfeld, Ende August.

Bey dem Abgang der zweyten Knappschaft des deutsch-amerikanischen Bergwerk-Vereins erschienen, von einem Freunde des Vereins, folgende Lieder, welche uns zur Mittheilung für unsre Leser zugesandt wurden.

I.

Mel. Auf, auf, ihr Brüder, und seyd stark ꝛc.

Glück auf, der Abschiedstag ist da,
Seyd munter und seyd froh!
Zwar ward auch uns die Trennung schwer,
Doch schrecket uns nicht Land, nicht Meer,
Wir zieh'n nach Mexiko.

Viel unsrer Freunde bleiben hier,
Gelöset wird manches Band,
Doch bleiben viele uns auch nah,
Es warten unser Freunde da
Im fernen Minenland.

Von Vater, Mutter, Weib und Kind,
Von Bruder, Schwester, Braut,
Von Freund, von Heimath, Hof und Haus
Zieht ruhig und getrost hinaus,
Nur wer auf Gott vertraut.

Denn muthig, vorwärts auf der Bahn,
Die wir uns selbst gewählt;
Gott führt uns hier an seiner Hand,
Er schützt uns auch im fremden Land,
Der Glaube uns beseelt.

Und deutsche Sitte, deutsche Kunst,
Und alte deutsche Treu
Soll'n uns auch dorten heilig seyn,
Und, ihnen uns hinfort zu weih'n
Ziel unsers Strebens sey;

Dann nimmt man uns mit Freuden auf,
Dann blühet unser Glück,
Und führt uns einst in's Vaterland, —
Hält drüben uns kein schön'res Band —
Mit reichem Lohn zurück.

Glück auf, drum, Brüder! stoßet an
Auf fröhlich Wiederseh'n!
Und nun rasch vorwärts, denn Ihr soll't
Bald von uns Silber und auch Gold,
Kurzum, Ausbeute seh'n!

II.

Mel. Es ritten drey Reiter zum Thore hinaus ꝛc.

Es ziehen die Knappen das Wupperthal 'naus, Ade!
Manch Auge schaut thränend zum Fenster hinaus, Ade!
„Wohin denn ihr Knappen, wo wollt Ihr denn hin?"
„„Nach Mexiko zieh'n wir, dahin steht der Sinn!
„„Ade, Ade, Ade!""
So rufen sie fröhlich, Ade!

„Nach Mexiko? Knappen! gar weit ist der Weg. Ey, ey!
„Ihr kennt ja nicht Sprache, nicht Sitten und Steg. Ey, ey!
„Ihr müßt sogar über die stürmische See,
„Durch Klippen und Brandung! — Ihr Knappen! ich seh,
„Ey, ey! ey! ey! ey! ey!
„Ihr werdet unschlüssig, ey! ey!"

„„Nein, fern sey das von uns und fest der Entschluß. Ja, ja!
„„Wir ziehen nach Mexiko, dorten auch muß. Ja, ja!
„„Der Gott uns geleiten auf unserer Fahrt,
„„Der uns hat bisher so gnädig bewahrt,
„„Ja, ja! ja! ja! ja! ja!
„„Der schützt uns auch ferner! Ja! ja!""

„„Er führt mit uns an, er führt mit uns aus. Glück auf,
„„Er schützt uns zu Wasser, er schützt uns zu Haus.
Glück auf!
„„Im Innern der Erde, auf fährlicher Bahn,
„„Da rufen wir flehend und hoffend ihn an.
„„Glück auf! Glück auf! Glück auf!
„„Und trauen auf ihn, Glück auf!""

„Nun wohl denn Ihr Knappen! bey solchem Gefühl, mit Gott!
„Erreichet Ihr sicher und glücklich das Ziel, mit Gott!
„Es liege nun nahe, es liege nun fern,
„Vertrauet auf Gott, vertraut auf den Herrn,
„Mit Gott! mit Gott! mit Gott!
„Zieht fröhlich von dannen mit Gott!"

„Ja zieht denn mit Gott und heilig stets sey, gewiß!
„Euch deutsche Rechtschaffenheit, Sitte und Treu, gewiß!"
„„Das sey unsere Losung, das sey unsere Pflicht,
„„Die üben wir treu, dann fehlt uns auch nicht,
„„Gewiß! gewiß! gewiß!
„„Der himmlische Segen, gewiß!""

„„Wir ziehen mit Freunden, und finden sie dort, jenseits,
„„Die schon uns erwarten, zu ihnen zieht's fort, jenseits
„„Lebt wohl denn, Ihr Freunde! wir kommen zurück,
„„Gewährt es der Himmel und lacht uns das Glück;
„„Jenseits, jenseits, jenseits!
„„D'rum ziehen wir fröhlich, jenseits!"""

* * *

Paris, 10. August.

(Beschluß.)

Bey 24 bis 26 Grad Hitze sollte man nicht glauben, daß die vielen Theater in Paris sehr besucht worden seyen; indessen hat sich doch, laut den Zeitungen, die gesammte Einnahme aller Schauspielhäuser, während des Julimonats beynahe auf 300,000 Franken belaufen: eine so bedeutende Summe beweist, daß auch die Hundstage wenig wider die Pariser Theaterlust vermögen. Indessen erhielten wenige neue Stücke Beyfall, und an Bemühungen für die Bühne ist der heiße Monat eben nicht fruchtbar gewesen. Die Krönungsstücke sind bereits bey Seite gelegt; nur Pharamund wird noch zuweilen in der großen Oper gegeben, da er zu viel Aufwand erfordert hat, als daß man den Frankenkönig sobald in's Magazin schicken könnte, und da diese Oper auch sonst mit allen ihren kostbaren Dekorationen, Tänzen u. s. w. sehr angenehm anzuschauen ist. Von Rossini wird nun schon seit einem Jahre eine neue französische Oper erwartet; allein er hat müssen seine Zeit auf das Krönungsstück Viaggio di Reims verschwenden, und seitdem ist er krank geworden, und hat sich, um Ruhe zu genießen, in das neue Dorf Sablonville, neben Paris, zurückgezogen. Das Viaggio di Reims ist nur ein einziges Mal gegeben worden; es sollte einmal bey der Anwesenheit des Prinzen von Salerno wieder gegeben werden; allein der Prinz ward unpäßlich, und somit unterblieb die Vorstellung. Wahrscheinlich ist Rossini mit seiner Partitur nicht zufrieden; denn sonst hätte das Stück ja eben so gut mehrmals aufgeführt werden können als die andern Krönungsstücke. Es wird uns nun eine Oper von dem jungen Liszt versprochen; eine Partitur von einem Knaben, und zwar von einem Ungarischen, ist etwas gar neues in Paris, auf diese wird also die Aufmerksamkeit des Publikums doch gespannt werden. Der Freyschütz, in französischer Gestalt, ist nun auf den Haupttheatern Frankreichs ein allgemein beliebtes Stück geworden. Variazionen und Potpourris auf Lieder dieser Oper erscheinen in Menge; zu dem Jägerchor sind verschiedene Texte gemacht worden, in dem jetzigen Style der Pariser Gassenlieder, und das Odeontheater hat das Stück bereits 88 Mal aufgeführt, so daß es also wohl bis zur hundertsten gelangen könnte. Indessen behauptet in den Konzerten die Rossinische Musik stets den Vorrang, oder vielmehr ist sie fast die einzige Gesangmusik, welche noch in Konzerten gehört wird, wo sie dann auch immer vortreffliche Wirkung thut, wenn sie von einer Mad. Pasta gesungen wird. Mad. Catalani hat sich auch einmal wieder hören lassen, und zwar zum Besten der Armen. Seit der Zeit, da sie in Europa so großes Aufsehen erregte, hat ihre Stimme sich wohl ziemlich erhalten; aber auch scheint sie ihre alte Vorliebe zu mittelmäßigen Gesangstücken beybehalten zu haben. Eine einzige Arie von Mozart sang sie, aber verbrämt, oder wie es Mozarts enthusiastische Verehrer meynten, etwas verunstaltet. An der komischen Oper waren neulich die Schauspieler unter sich uneinig; das veranlaßte den Herzog v. Aumont, zu dessen Kammerherren-Departement dieses Theater gehört, den Leuten den Kopf zu waschen, indem er ihnen einen Brief schrieb, der bald in eine Zeitung gerieth, und worin der Kammerherr zu den Theaterherren sagt, er habe sie aus dem Schlamme gezogen (indem sie vor einigen Tagen tief verschuldet waren), also sollten sie sich hübsch aufführen; sonst bedrohte er sie mit seiner herzoglichen und kammerherrlichen Ungnade, eine Drohung, welche den Schauspielern eben keine große Furcht eingejagt haben wird. Es ist jedoch von ihren häuslichen Zwistigkeiten keine weitere Rede im Publikum gewesen. Dergleichen Zwist gibt es übrigens bey allen Pariser Theatern, die sich selbst verwalten, besonders an den Haupttheatern. Bey den kleinern herrscht nicht so viel Ehrgeiz, folglich vertragen sich die Schauspieler auch besser unter einander, zumal, da kein so großer Unterschied unter ihren Gehalten ist als am großen. An dem Porte St. Martin-Theater soll jedoch der erstaunliche Springer Mazurier mehr als 20,000 Franken bekommen, also ungefähr so viel als die Staatsminister; freylich thut ein französischer Staatsminister nicht mehr oder gar noch weniger als ein Domherr, wogegen Mazurier zum großen Ergötzen des Publikums jeden Abend so gewaltig seine Glieder durch einander schüttelt, daß er zuweilen 8 oder 14 Tage seine Sprünge unterbrechen muß, um nicht vor Ermüdung niederzufallen. Seine Affengeberden in der Pantomime Jocko hat er wenigstens 50 Mal wiederholen müssen, so unersättlich war das Publikum Mazurier den Affen spielen zu sehen. Fast jedwedes der kleinen Theater wollte auch sein Affenstück haben; da es ihnen aber an einem Mazurier fehlte, so mußten sie sich bald überzeugen, daß das Nachäffen doch nicht immer so leicht ist, als man glaubt. Die Afterjockos wurden also bald vergessen, und auch der ächte Jocko hat sich so häufig gezeigt, daß man endlich dasselbe genug hat; indessen muß das Affenstück der Theaterdirektion eine bedeutende Summe eingebracht haben; vielleicht würde etwas Vernünftigeres ihr Unkosten verursacht haben, anstatt etwas einzubringen; ist es also wohl zu verwundern, daß so manche Leute in der Welt lieber Affenstreiche begehen, als etwas Ernsthafteres, das kein Aufsehen erregen, mithin keinen Gewinnst abwerfen würde!

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 211:

Eule: das Gepräge verschiedener Goldmünzen in Athen war das Stadtzeichen die Eule, der Schutzgöttin Minerva geheiligt, S. auch Arist. Vögel:

v. 1110. Nie an Eulen wird's euch mangeln, jene laurieischen:
Nein, sie werden stets bey euch sich anbauen, und in euren Seckeln stets
Junge brüten, und in Meng' ausbecken kleine Pfennig.

Voß.

Palindrom.

Aus der düstern, feuchten Stube
Schaut durch mich ein böser Bube!
Seinen Magen zu erlaben,
Möcht' er gern mich rückwärts haben.

H. Wandel.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 218.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. September 1825.

Die Liebe sey vor Allem geehrt,
Weil sie die Welt füllt und den Himmel mehrt.

Castelli.

Lyrische Stücke,

aus ungedruckten Dramen.

Von August Grafen von Platen.

Aus Tristan und Isolde.

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheim gegeben,
Wird für keinen Dienst auf Erden taugen,
Und doch wird er vor dem Tode beben,
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen.

Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe,
Denn ein Thor nur kann auf Erden hoffen,
Zu genügen einem solchen Triebe.
Wen der Pfeil des Schönen je getroffen,
Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe!

Was er wünscht, das ist ihm nie geworden,
Und die Stunden, die das Leben spinnen,
Sind nur Mörder, die gemach ihn morden:
Was er will, das wird er nie gewinnen,
Was er wünscht, das ist ihm nie geworden.

Ach, er möchte wie ein Quell versiechen,
Jedem Hauch der Luft ein Gift entsaugen,
Und den Tod aus jeder Blume riechen:
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ach, er möchte wie ein Quell versiechen!

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

In dem Versammlungssaal der Direktoren des Heriotshospitals hängen einige Gemälde von Wohlthätern und rings herum sind in goldnen Buchstaben die Namen von noch weit mehreren angebracht, nebst der Summe, die sie vermacht haben; eine lebensgroße Bildsäule des wackern Goldschmidts ist über dem Haupteingang des Hauses in einer Nische zu sehen. Der Zöglinge waren es etwa hundert an der Zahl von sechs bis fünfzehn Jahren, alle grau gekleidet. Statt sie auf dem grünen Platz vor dem Hause spielen zu lassen, hat man sie auf ein Paar Ecken dahinter beschränkt. Was ich von der Erziehung hörte, schien mir noch schlendriansmäßiger zu seyn als der Unterricht; übrigens soll mirs lieb seyn, wenn beydes besser ist, als es der erste Anblick gibt, schon um unsers alten Freundes Heriot willen. — Die Zöglinge scheinen besonders aus dem Handwerker- und Krämerstande genommen zu werden. — Auch das eigentliche Armenhaus sah ich bey Gelegenheit: es ist sowohl für Kinder als für alte gebrechliche Leute, doch wohnen die Kinder in einem abgesonderten Gebäude und gehen nur in das größere zur Schule. In diesem leben gegen 4 — 500 arme Männer und Frauen in größern oder kleinern Zimmern beysammen. Das Ganze schien mir unreinlich und unfreundlich in hohem Grade — die Betten zusammengedrängt, keine eigenen Wohnzimmer für die zur Arbeit unfähigen, die recht trostlos am Kamin herumhockten;

in einigen großen Sälen wurde gesponnen, u. dgl. In der Schulstube waren rings an den Wänden Namen angeschrieben, und was die Eigenthümer gestiftet. Ich weiß nicht, ob das in Hinsicht auf die Kinder sehr zweckmäßig ist, unnütz ist es auf jeden Fall, und ein Paar biblische Sprüche wären besser angebracht; ich hatte wirklich das Ganze viel besser zu finden erwartet.

Ich habe zwar noch einige der sogenannten Hospitäler von Innen gesehen und viele von Außen, kann aber blos im Allgemeinen sagen, daß sie mir im Materiellen sehr gut und anständig eingerichtet zu seyn schienen, und in Unterricht und Erziehung, da, wo beydes damit verbunden war, ziemlich mittelmäßig — eigentlich mehr aus hergebrachtem Schlendrian und Mangel an stets wachem Eifer für's Ganze, als aus irgend einem Grundfehler oder bösen Willen. Freylich ist es die Frage, ob Schlendrian nicht ein Grundfehler aller solcher fixen Anstalten ist, um so mehr, wenn sie Privatstiftungen sind und keine Aufsicht oder Antrieb von außen oder oben das Leben darin etwas anregt und erhält. Sollten nicht in Hinsicht auf Erziehung und Unterricht, besonders der untern Volksklassen, viele kleine Anstalten von Einzelnen, sey es auch nur für ihre eigene Lebenszeit oder noch weniger, aus wahrem Eifer errichtet und geleitet, mehr Nutzen schaffen als eine große, wo so sehr leicht das Ganze zu einem Fabrik- oder Maschinenwesen wird. Die Kosten werden vielleicht eins in's Andere etwas größer werden, allein sollten sich nicht auch mehrere finden, die das Ihrige dazu beytragen würden? läßt sich nicht Mancher verleiten, gar nichts zu thun, weil er nicht was Großes thun kann, und meynt, das Kleine helfe doch zu nichts, und würden praktische Beweise des Gegentheils nicht Manchen überzeugen, daß es besser ist, zur Erziehung von fünf bis fünfzehn armen Kindern unter den Augen eines wackern väterlichen Lehrers beyzutragen, als z. B. dem Heriotshospital fünfzig bis hundert Pfund zu vermachen, die es nicht bedarf. Man möchte einen freylich glauben machen, daß ohne die Künste der Pädagogen von Handwerk gar nicht erzogen werden könne, allein das ist Wind, bey solchen kleinen Anstalten (die dann eher wie Familien wären), und besonders in den untern Volksklassen, ist ein guter Wille und thätiges Christenthum die Hauptsache. Diese Raisonnements mögen vielleicht übel angebracht scheinen, allein sie sind es nicht so sehr, indem sie mir selbst mitunter im Umgang und durch das Wirken meiner Lady N. eingefallen sind.

Noch will ich einer Anstalt erwähnen, die der Geistliche, den ich bey ihr sah (und von dem ich oben sprach), mit ihrer und anderer Gleichgesinnter Beystand einzurichten gedenkt. Er glaubt nämlich sehr richtig, daß ein großer Theil des physischen und moralischen Verderbens bey den Kindern armer Leute schon in der frühesten Kindheit seinen Ursprung habe, besonders durch den Mangel an Mutterpflege, Reinlichkeit, und Alles, was von ihr abhängt, indem die Mutter entweder selbst zu schlecht und gewissenlos ist, um nach ihren Kindern zu sehen, oder indem ihre nothwendige Beschäftigung zum Unterhalt der Familie sie daran hindert. Diesem Uebel soll nun abgeholfen werden durch ein reinliches Lokal mit einem Gärtchen oder Höfchen, wohin die Mutter, wenn sie Morgens zur Arbeit geht, ihr kleines Kind thun kann, und wo eine oder mehrere zuverlässige Frauen für die Kleinen alle Sorge tragen, die ihnen die Mutter nicht selbst geben kann. Abends, wenn sie nach Hause geht, oder Mittags zum Essen, holt diese ihr Kind wieder ab. Sollte diese Anstalt zu Stande kommen, woran ich nicht zweifle, da die Kosten unmöglich groß seyn können, so würde sie gewiß eine der größten Wohlthaten für die Armen seyn. Den Grund weiter auszuführen, wäre unnöthig, sie liegen zu Hunderten vor Augen, so daß ich mich nur wundere, wie es kommt, daß nicht früher daran gedacht worden ist. — Man braucht blos den kalten, feuchten, engen Schmutz einer armen (wirklich armen) Familie in einer solchen Stadt unter diesem Klima zu sehen, und die armen kleinen Dinger, die ohne Aufsicht dazwischen herumkriechen und verkommen, um den Gedanken einer solchen Anstalt zu segnen. Ich konnte mich dabey oft nicht enthalten, an die kleinen Kinder, die ich fast um dieselbe Zeit vor zwey Jahren in Andalusien unter Rosen herumkriechen und mit Orangen spielen sah, in dem Höfchen jedes noch so armseligen Hauses, zu denken. Es ließen sich an diese beyden Bilder manche Folgerungen und neue Bilder fügen, aber erstens würde das zu weit führen, und dann sind sie wohl nicht immer richtig oder verständlich. —

Es bleibt mir noch übrig, ein Paar Worte über einen andern, freylich etwas odiosen Theil der Volkserziehung zu sprechen, ich meine die Gefängnisse und Zuchthäuser. Beyde stehen in Edinburgh neben einander, haben auf der einen Seite eine felsige Schlucht, und sind mit hohen Mauern umgebene Gebäude, mit Zimmern und Thüren, die sich von einigen Punkten ganz romantisch ausnehmen würden, wenn sie nicht zu neu und glatt wären. An der Thüre des eigentlichen Gefängnisses empfing uns ein dicker, schwarzhaariger, einbeiniger, stämmiger Hüter mit einem großen Knüppel und einem gewaltigen Baß, ein wahrer Cerberus, ein Blick, vor dem die Unschuld selbst beben muß; die meinige hätt' es wenigstens beynahe gethan. Nach Vorzeigung der nöthigen Erlaubniß übergab er uns einem andern etwas menschlichern Gehülfen, der uns das Haus zeigte. Es werden hier Gefangene sowohl vor ihrem trial als nach dem Urtheil aufbewahrt, und ebenfalls Schuldner; von den letzten kann ich nichts sagen, doch mögen sie wohl nach ihren Umständen besser oder schlechter gehalten werden (wie das überall der Fall ist); allein wenn ich bedenke, daß zu der er-

sten Klasse Viele gehören, die wirklich unschuldig sind, und nachdem sie bis zu den nächsten Assisen oder länger hier geschmachtet haben, endlich entweder ganz unschuldig befunden, oder zu einer im Vergleich ihrer Gefangenschaft ganz leichten Strafe, vielleicht von zwey bis drey Schillingen oder vierzehn Tage Zuchthaus verurtheilt werden; so sah ich mich vergebens nach der gerühmten Menschlichkeit und Bequemlichkeit englischer Gefängnisse um. — Neu und reinlich war das Haus, aber kahl und gräulich kalt und windig, ganz von Quaderstein und Eisen, und ohne irgend ein Heizmittel in den Zellen der Gefangenen; eine Matratze auf dem steinernen Boden war das einzige Hausgeräth in den Zellen, die wir sahen. Eine davon war von einem zum Tode Verurtheilten bewohnt, der indessen auf einen reprieve (Begnadigung) vom König hoffte. Er war mit einem Fuß an eine Kette befestigt, die durch einen Ring an einer Stange längs der Mauer hin und her beweglich war. Viele Gefangene, ich glaube vor dem Urtheil Alle, essen zwar zusammen in einigen großen Sälen, wo auch Kaminfeuer ist, das aber wenig helfen kann, und dürfen einige Stunden des Tags dort zubringen; allein hier ist an eine Klassificirung der Gefangenen, nach Alter, Verdächtigkeit oder schon bekannter Schlechtigkeit durchaus nicht gedacht, so daß dieß Gefängniß bey allen materiellen, d. h. äußeren Vortheilen, die es haben mag, dennoch eine Schule des Lasters und des Verbrechens ist, besonders dadurch, daß nicht dafür gesorgt ist, den Gefangenen eine Beschäftigung zu geben. Man zeigte uns einen alten Mann, fast von neunzig Jahren, der seit seinem zwey-und-dreyßigsten Jahre hier gefangen sitzt, ganz allein in seiner Zelle — er ist eins der häufigen Opfer der vielen Widersprüche und Fehler in der Kriminalgesetzgebung dieses Landes — er war wegen eines Mordes zum Tode verurtheilt; allein da er den Mord im Verdacht des Wahnsinns verübt hatte, wurde er nicht hingerichtet, sondern gewissermaßen ignorirt, und ihm gestattet, sein Leben im Gefängnisse zu beschließen. Nun ist die Frage einfach die: war er wahnsinnig (oder auch nur im Verdacht) oder nicht? Im ersten Fall, warum ist er nicht in einem Irrenhaus, um die nöthige Pflege und ärztliche Hülfe zu genießen? Warum hat man ihn fast sechzig Jahre seines Lebens in einem Kerker schmachten lassen? Wenn er nicht wahnsinnig war, warum ward er nicht hingerichtet? Das Gesetz ist nun einmal so, und erlaubt nicht, ihn in ein Irrenhaus zu schicken, so antworten mir die Leute; allein warum erlaubt das Gesetz, daß Verbrecher oder Unglückliche aus reichen und besonders adeligen Familien, die sich in demselben Fall befinden, von ihren Verwandten (unter gehöriger Verantwortlichkeit) entweder in Privatanstalten, oder in öffentlichen Irrenhäusern oder wie sie es sonst wollen, untergebracht und verpflegt werden? — Weil in Großbritannien vor dem Gesetz Alles gleich ist!! Die Thatsache ist von Leuten, die es wissen können, aber nicht die Frage und Antwort.

Viel lobenswerther als die Einrichtung des Gefängnisses (prison) schien mir die des Zuchthauses Brielewell. Es ist in einem Halbzirkel gebaut, worin wie Radien die Zellen der Gefangenen (vier übereinander, glaube ich) angebracht sind; im Durchmesser die Wohnungen der Aufseher; rings um den Halbkreis läuft in der Mitte ein Gang, nach außen liegen die Schlafzellen, und nach innen zu die Arbeitszellen, diese gehen nach einer Art Hof zu, der aber nur Glasfenster hat, und Licht einläßt, auch geheizt wird; sie sind nach diesem Hof oder Saal zu ganz offen, und nur mit eisernen Stäben versehen, und gerade in der Mitte des Durchmessers ist in jedem Stock eine Art von Pavillon angebracht, worin aus eben so viel engen Fensterreihen ein Aufseher die korrespondirenden Zellen gegenüber im Halbkreis liegen hat, und beobachten kann, ohne selbst gesehen zu werden. Da übrigens nach außen der Raum natürlich größer ist als nach dem Centrum zu, so gehen immer zwey Schlafzellen auf eine Arbeitszelle, die eine Hälfte des Gebäudes ist für Weiber, die andere für Männer, und einige größere Zellen für Kinder. Die Gefangenen arbeiten theils jeder an seinem Gewerbe, wenn er eins hat, theils müssen sie abwechselnd in der Tretmühle arbeiten. Dieß ist ein großes breites Rad, was fast ganz unter Grund, im untern Stockwerk angebracht ist, es ist rings mit Stufen oder Leisten besetzt, auf welche die Gefangenen, in eine Reihe gestellt, treten, während sie sich mit den Händen an einer Querstange festhalten; durch dieses Rad können denn allerley Maschinen getrieben werden, hier wurde es besonders zum Korkschneiden benutzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 22. August.

Wir haben neulich wieder eine Untersuchung über den Zustand der Geisteskräfte eines vornehmen Mannes gehabt, welche eben so viele Aufmerksamkeit erregte als die des Lord Portsmouth, besonders da die Verhältnisse die auffallendste Aehnlichkeit mit einander hatten. Der Mann ist ein Hr. Frank, ein Geistlicher von vornehmer Geburt und großem Vermögen, von Natur schwachköpfig, den aber die Wollust zu den tollsten und wahnwitzigsten Handlungen verleitete, welche die Untersuchungsjury vollkommen berechtigten, ihn für unfähig zu erklären, seine Angelegenheiten zu besorgen. Diese Art von Untersuchungen sind übrigens auch als ein Theil des kostspieligen Gesetzganges dieses Landes merkwürdig. Es werden dazu vom dem Großkanzler Kommissarien ernannt, welche sehr gut bezahlt werden; eine Jury von Zwölfen wird ernannt, von denen ein

jeder täglich eine Guinee erhält, und die Herren sorgen dafür, daß die Untersuchung oft genug vertagt werde, um die Anzahl ihrer Guineen zu vermehren. Der Verwandte, welcher um die Kommission nachsucht, hat seine Advokaten und Zeugen, der angebliche Wahnsinnige (er mag selbst dafür sorgen können oder nicht) ebenfalls, und beydes auf Unkosten der Masse. Aber das Auffallendste ist, daß jeder Theil zwey oder drey gelehrte und vielerfahrene Aerzte hat, die je, nachdem sie für oder gegen den Inquirenten sind, ihn für vernünftig oder wahnsinnig erklären. In dem jetzigen Falle erklärten doch alle den Mann für schwachköpfig und blödsinnig. Sie erinnern sich wohl, daß vor einiger Zeit der berüchtigte Oberst Berkley (er ist Oberst eines Milizenregiments) in Begleitung des Lord Lenox (dem Gatten der Sängerin Eaton) den Redakteur einer Cheltenhamer Zeitung in seinem eigenen Hause abprügelte, weil er einige, ihm mißfällige Bemerkungen über ihn in seinem Blatte gemacht hatte. Die Sache ist vor Kurzem zum Prozeß gekommen, und Berkley zu einer Entschädigungssumme von 500 Pfund Sterl. verurtheilt worden. Die durch diesen Mann und Haine so berüchtigt gewordene Miß Foot spielt jezt in den Provinzialstädten, und macht überall eine reiche Ernte; sie soll zu Liverpool z. B. jede Nacht 50 Pfund Sterl. erhalten haben.

Hr. Ackermann thut außerordentlich viel für die Bildung der Bewohner der neuen Amerikanischen Staaten. Es gibt fast kein interessantes oder lehrreiches Buch in den Englischen oder anderen Europäischen Sprachen, welches er nicht übersetzen, und in zahlloser Menge drucken und dahin abgehen läßt. Einer seiner Hauptredakteurs ist der bekannte Blanco White, ein geborner Engländer, der zu Salamanka erzogen, lange ein Spanischer Priester war, und jezt einer der eifrigsten und einflußreichsten Schriftsteller gegen den Katholicismus in England ist. Hr. Ackermanns ältester Sohn hat in der Stadt Mexiko eine Buch- und Kunsthandlung angelegt. Man kann nicht zweifeln, daß unser würdiger Landsmann sich in jedem Sinne für diese verdienstvollen Bemühungen belohnt finden werde. Zu Exeter wurde neulich eine Frau hingerichtet, die ihren Gatten ermordet hatte; und da der Gattenmord, nach den Englischen Gesetzen als Hochverrath im geringeren Grade (petty treason) betrachtet wird, so wurde sie, wie bey der Hinrichtung von Hochverräthern, auf einem Schlitten zum Galgen geführt. — Die liebliche Sängerin, Miß Tree, soll gefährlich krank seyn, und zwar aus Gram über die Treulosigkeit eines reichen Mannes, der ihr die Ehe zugesagt, und sie bewogen hatte die Bühne zu verlassen. Möchten doch alle unsere Schauspielerinnen und Sängerinnen dem Beyspiele der Miß Stephens folgen, welche immer die Anträge der Reichen und Vornehmen abgewiesen, und dadurch sich frey und glücklich erhalten hat! — Die Beamten der hiesigen Altstadt haben eine Berathung über die Möglichkeit, den St. Bartholomäusmarkt abzuschaffen, gehalten, welcher bekanntlich mitten in London stattfindet; sie haben aber gefunden, daß die gänzliche Abschaffung desselben den Eigenthümern der benachbarten Kramläden und Wirthshäuser zu nachtheilig seyn würde. Sie haben nun beschlossen, die Anzahl der Schaubuden bedeutend zu vermindern. Unter andern sollen sie dem Eigenthümer der Löwen, welche zu Berwick den Kampf mit den Hunden bestanden, verweigert haben, seine Thiere auf diesem Markte zu zeigen, obgleich er in den Zeitungen reumüthig versprochen, seine Thiere nie wieder zu solchen Kämpfen herzugeben; zu gleicher Zeit aber ladet er das Publikum ein, die Löwen zu sehen, um sich zu überzeugen, daß sie keinen Schaden gelitten. Da aber ein jeder, der sie zu sehen wünscht, einen Schilling zu bezahlen hat — und John Bull ist für Dinge der Art sehr neugierig — so können Sie sich denken, daß diese seyn sollenden Apologien sich sehr gut bezahlen. — Sie wissen wahrscheinlich schon, daß wir den unter dem Namen Anatomie vivante und living skeleton bekannten hageren Franzosen hier haben, den sein Vater für zwey und einen halben Schilling Eintrittsgeld zeigt, zu welchem Preis er noch sehr viele Liebhaber findet. Man hat aber in einem der kleineren Schauspielhäuser eine Posse auf die Ausstellung gegründet, welche sehr viel Witz enthält, und den Eigenthümern eine reichlichere Ernte verspricht, als das Unding selbst den Spekulanten, die es hieher brachten. Nichts scheint für den gemeinen Irländer schwerer zu seyn, als Frieden zu halten; und die Viertel unserer Hauptstadt, wo die armen Irrländer wohnen, sind nur zu oft Zeuge des streitsüchtigen Geistes unter diesem Volke, welcher noch vor Kurzem das Ausrücken einer Reiterschwadron nöthig machte, und zu einigem Blutvergießen führte. — Vor einiger Zeit wurde zu Dublin ein Mann auf die Polizey gebracht, der mit einem andern einen Streit gehabt, und genöthigt, Bürgschaft zu leisten, daß er sich gegen alle Unterthanen Sr. M. friedlich benehmen wolle. Dieß schien Patrik ungemein hart, er kratzte sich lange den Kopf, und wollte nicht unterschreiben. Endlich ließ er sich doch dazu bereden; „aber,“ rief er, indem er seine Peitsche schüttelte, „treffe ich einen, der nicht Sr. M. Unterthan ist, so soll ihm auch der T— auf den Kopf fahren!“

Der heldenmüthige Cochrane hat sich entschlossen, seinem einträglichen Großadmiralsdienste von Brasilien zu entsagen, und seine Tapferkeit der Sache der Griechen zu widmen; die hiesige Comitté für die Griechen hat 300,000 Pfund Sterling zu dem Unternehmen hergegeben, welches für's erste mit zwey bewaffneten Dampfschiffen ausgeführt werden soll. Inzwischen aber hat Lord C. sich ausdrücklich bedungen, daß ihm niemand in seinen Unternehmungen befehlen, oder sonst im Wege seyn soll; und wenn die Griechen nicht für gut finden, ihre Flotte seinem Befehle zu unterwerfen, so wird er sich wahrscheinlich damit begnügen, den Türken zu schaden, wie und wo er kann, und es den Griechen überlassen, so vielen Vortheil aus seinen Thaten zu ziehen, als sie nur können. Er soll sich haben verlauten lassen, daß er Constantinopel einen Besuch abstatten werde; und Niemand, der den Muth und die Geschicklichkeit dieses Seehelden kennet, kann zweifeln, daß weder des Kapudan Paschas Flotte, noch die Kanonen der Dardanellen ihn daran verhindern werden, und thut er es ja, und gelingt es ihm, die Zeughäuser und Schiffswerfte jener Stadt zu zerstören, so sind die Griechen gerettet, und die Macht des halben Mondes ist auf immer zertrümmert. Die Griechen würden aber zuförderst dieses Glück dem ritterlichen Sir Francis Burdett zu verdanken haben, welcher seinen ehemaligen Kollegen in der Vertretung der Stadt Westminster zu der edlen Entschließung vermocht, und einen großen Theil der erforderlichen Summen hergegeben haben soll. Es heißt auch, Sir Robert Wilson wolle nach Griechenland, um ein Fränkisches Freykorps von 3500 Mann zu befehligen, das sich auf dem Hellenischen Boden bilden soll; dieß ist aber sehr unwahrscheinlich. — In einigen Gegenden des Himalaya-Gebirges herrscht der Gebrauch, Säuglinge und ältere Kinder, während der heißen Jahreszeit, unter einem kleinen Wasserguß schlafen zu legen, welcher ihnen kalt auf den Kopf fällt. Die Kinder sollen es gern haben, und ruhig darunter schlafen. Es ist besonders der Fall in sehr kalten Gegenden, welche zu Zeiten großer Hitze ausgesezt sind; und die Einwohner halten den Gebrauch hauptsächlich gegen die Krankheiten dienlich, welche während der Regenzeit herrschen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. September 1825.

Thun? der Mensch thut nichts. Es waltet
Ueber ihm geheimnißvoller Rath.
Er muß, wie dieser schaltet;
Thun, das nennst du eine That?

Müllner.

Giulio.

Eine italienische Erzählung aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

Ein geheimnißvolles Wesen, welches vorgab, die Geheimnisse der Zukunft enthüllen zu können, war zu Rom erschienen. Das Geschlecht dieses Wesens war ein Gegenstand des Streites: einige, welche die sonderbaren Prophezeihungen erzählten, welche sie erhalten hatten, sagten, es habe die Züge und das Ansehen eines Weibes, während andere erklärten, sie hätten ein schreckliches Ungeheuer gesehen. Diese Prophetin hauste in einer der Vorstädte, wo sie einen verfallenen Pallast bewohnte, in dem sie der Aberglaube des Volkes hinlänglich gegen Zudringlichkeit schützte. Niemand wußte, wann sie angekommen war, und in der That war Alles, was sich auf diese Person bezog, mit gleicher Dunkelheit bedeckt. Man sprach von nichts in Rom, als von der Sybille, welches die Benennung war, die man ihr damals allgemein gab; ein Jeder wünschte sie zu befragen, und doch hatten wenige den Muth, ihre Wohnung zu betreten. Manche fühlten, wenn sie sich derselben näherten, ein ahnungsvolles Entsetzen, und flohen, als stieße sie eine unsichtbare Hand zurück, und diese fühlten sich nie wieder versucht, zu ihr zurückzukehren.

Camillo, ein junger edler Römer, entschloß sich indessen den Aufenthalt dieser sonderbaren Prophetin zu untersuchen, und vermochte seinen Freund Giulio, ihn dabey zu begleiten. Dieser, ein schüchterner Jüngling, lehnte anfangs den Antrag ab: es waren nicht die Gerüchte von den zu bestehenden Gefahren beym Eintritt in die Wohnung der Sybille, welche ihn zaudern machten; Giulio aber schauderte bey dem Gedanken der entschleyerten Zukunft. Indessen willigte er ein. Als sie an die Thüre kamen, öffnete sich dieselbe wie von selbst, die beyden Freunde traten ohne Zögern ein. Sie wanderten durch eine Menge Gemächer, ohne Jemanden zu begegnen, bis sie am Ende eines langen Ganges einen schwarzen Vorhang erblickten, über welchem folgende Inschrift stand: „Wenn ihr euer Schicksal erfahren wollt, tretet hinter diesen Vorhang — aber erst betet!“ Giulio war tief bewegt, er warf sich unwillkürlich auf die Kniee. War er schon in der Gewalt dieser geheimnißvollen Macht? Nach ein Paar Minuten hoben die Jünglinge den Vorhang auf, und traten mit gezogenen Schwertern hinter denselben. Ein Frauenzimmer kam ihnen entgegen, sie war jung, vielleicht sogar schön; aber ihr Ansehen erlaubte keine Untersuchung. Die Blässe des Todes, im seltsamen Widerspruch mit der Wandelbarkeit und den Leidenschaften des Lebens, bildete dessen Ausdruck. Worte vermögen nicht, jene übernatürlichen Wesen zu beschreiben, die ohne Zweifel Räume bewohnen, in denen man die Sprache des Menschen nicht kennt. — Giulio fuhr bey ihrem Anblick zurück, Camillo schlug die Augen nieder. Die Sybille fragte nach ihrem Verlangen, welches ihr dieser erklärte. Sie hörte ihn aber nicht an, denn ihre ganze Aufmerksamkeit schien auf Giulio gerichtet; sie war bewegt, sie schauderte, sie streckte die Hand nach ihm aus, als wollte sie ihn anfassen, zog sie aber schnell

wieder zurück. Camillo bat sie, ihm sein Schicksal zu enthüllen; sie willigte ein, und Giulio entfernte sich. Nach einer kurzen Unterredung kam Camillo wieder zu ihm und fand ihn in tiefes Nachdenken versunken; er sagte zu ihm, er brauche sich nicht zu fürchten, denn er selbst hätte nichts Unangenehmes vernommen. Die Sybille hatte ihm gesagt, er würde Juliana (Giulio's Schwester, mit der er versprochen war) heirathen, daß aber ein kleiner Zufall die Ehe etwas verzögern würde. Nunmehr trat Giulio wieder hinter den unglückseligen Vorhang, und Camillo blieb in der Gallerie. Bald aber vernahm dieser einen schrecklichen Schrey, er erkannte seines Freundes Stimme und stürzte hinein. Da erblickte er Giulio auf seinen Knieen vor der Sybille, während diese einen blutigen Stab über seinem Haupt schwang und dabey ausrief: „Grenzenlose Liebe! Entweihung! Mord!" Camillo war erschüttert, und näherte sich seinem Freunde, welcher, blaß und bewegungslos, sich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte. Umsonst befragte er ihn, alle Antwort war eine schwache Wiederholung der Worte: Entweihung! Mord! Endlich gelang es Camillo, ihn nach Hause zu bringen, worauf er sogleich wieder in die Wohnung der Sybille zurückeilte, entschlossen, eine Erklärung von ihr zu erzwingen; aber sie war verschwunden, und jede Spur von ihr blieb auf immer verwischt.

Einige Wochen gingen vorüber, Camillo's Hochzeittag war festgesezt, und Giulio, welchen er nicht mehr um die Begebenheit befragte, schien seine Ruhe wieder erlangt zu haben. Am Abend vor der Hochzeit aber trug es sich zu, daß der Marquis von Cosmo, Giulio's Vater, vom Pferde fiel; und obgleich die Verletzung nur leicht war, so mußte doch die Feyerlichkeit darüber verschoben werden. Die Familie umringte des Vaters Bett, als Camillo sich plötzlich erinnernd ausrief: „Die Prophezeihung der Sybille ist eingetroffen!" Dieser Ausruf bewirkte eine augenscheinliche Bewegung in Giulio, der sich von dieser Stunde an in seinem Zimmer einsperrte und jede Gesellschaft vermied. Nur ein Mönch, der ihn erzogen hatte, fand Zutritt zu ihm, und mit diesem hatte er lange und geheimnißvolle Unterredungen; Camillo besonders kam ihm nicht mehr nahe, da er bemerkte, daß er ihn vorzüglich zu vermeiden strebte.

Endlich erschien für diesen der langerwünschte Tag, der ihn mit der Geliebten vereinigte. Giulio erschien nicht; er hatte das väterliche Haus verlassen, und nach ungefähr einem Monat erhielt der trostlose Marquis folgenden Brief von ihm: „Erspare dir unnützes Forschen, mein Vater, „mein Entschluß steht fest, nichts kann ihn mehr ändern. „Gib dein Vermögen, wem du willst, Giulio ist der „Welt abgestorben. Es hat mich viel gekostet, dich zu „verlassen, aber ich muß meinem Schicksale entfliehen. Lebe „wohl und vergiß den unglücklichen Giulio." Der Brief war ohne Datum, auch wußte man nicht, wer ihn gebracht hatte. Umsonst befragte der Vater den Mönch. Dieser gestand offenherzig, er wisse, wo Giulio wäre. Er kenne seine Absichten, welche er, nachdem er sie lange bekämpft, hätte am Ende billigen müssen, daß aber keine Macht auf Erden ihn vermögen würde, die Geheimnisse, die ihm unter dem Siegel der Beichte anvertraut worden wären, zu verrathen.

Giulio war nach Neapel gegangen, von wo er sich nach Messina einschiffte, in der Absicht, in ein Dominikanerkloster zu treten, das sein Beichtvater ihm empfohlen hatte. Vater Ambrosio, der Abt dieses Klosters, war ein Mann von zu viel wahrer Frömmigkeit und aufgeklärtem Sinn, als daß er von der verwirrten Einbildungskraft eines jungen Menschen hätte Vortheil ziehen sollen, und Giulio bat ihn daher vergebens, ihm das Noviciat zu schenken. Der Jüngling mußte sich also bequemen, zu warten: aber sein Entschluß blieb unverändert; er stand unter der Macht eines tief eingewurzelten Aberglaubens, und er meynte, daß nichts ihn von seinem schrecklichen Schicksale retten könne, als die Mönchskutte. Der Gedanke an die Sybille und ihre Worte, die sie über ihn ausgesprochen, verfolgten ihn Tag und Nacht. Das Kloster schien ihm der einzige Zufluchtsort vor der Leidenschaft und dem Verbrechen. Unglücklicher! als ob Mauern, Regeln und Gelübde einen Menschen seinem Schicksale entziehen könnten. Das Noviciat ging vorüber. Giulio sprach das Gelübde aus, er glaubte sich glücklich, es war ihm, als ob er jezt von den Qualen, die er erduldet, befreyt wäre, es fiel ihm nicht einmal ein, was er für ein Opfer gebracht hatte. Aber an demselben Abend noch, als er sich eben in seine Zelle begeben wollte, trat ihm einer der Mönche entgegen, drückte ihm die Hand und sprach: „Bruder, es ist auf ewig!" Das Wort ewig fiel Giulio auf's Herz. Die Gewalt eines Wortes auf ein schwaches Gemüth ist wunderbar: dasjenige, das er eben gehört, schien ihm sein ganzes Schicksal zu enthüllen; es schien ihm, als wäre er schon todt, als hätte die Zeit schon für ihn aufgehört; er fiel von der Zeit an in ein düsteres Wesen, und schien das Leben als eine Last zu schleppen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Die Tretmühle gibt jezt zu ziemlich heftigen Streitigkeiten Anlaß, und ist sogar vom Parlament mit einer Untersuchung beehrt worden. Es sollen nämlich, besonders weibliche, Gefangene durch die Anstrengung dieser Arbeit sehr heftige Zufälle im Blut- und Nervensystem sich zugezogen haben. So entstand also die Frage, ob es überhaupt menschlich und rathsam sey, ein solches Strafmittel anzu-

wenden? — Eine Kommission von Aerzten versicherte zwar, es seyen durchaus keine gefährlichen Zufälle davon zu fürchten, denn sie konnten sich nicht erklären, wie sie entstehen sollten. Es sieht freylich wirklich auf den ersten Anblick nicht aus, als ob eine anscheinend so langsame und einfache Bewegung wirklich so heftige Zufälle erregen könnte. — Allein gelehrte und ungelehrte Augenzeugen bestätigten die Thatsache. Die unausstehlichen whigs schrieben und schrieen, und die Gefangenen versicherten schon, wenn sie ihr Urtheil empfingen, sie wollten lieber nach Botanybay transportirt als auf ein Paar Monate zu Briedewell zur Tretmühle verdammt werden. Allein das ist nicht Alles — es haben hier und da die Magistrate die Tretmühle bey den Gefangenen before trial (vor der Untersuchung) eingeführt, so daß also ein Mensch, der vielleicht eben so ehrlich und rechtlich und unschuldig seyn kann, wie die wohlweisen Herren, auf Monate lang zu einer beschwerlichen, der Gesundheit nachtheiligen, und in der Meinung des gemeinen Volkes wirklich entehrenden Strafe gezwungen wird — gezwungen? sagen die wohlweisen Herren, Gott bewahre! wir reden die Gefangenen blos freundlich an und sagen ihnen: „Guter Freund, ihr seyd wirklich im Verdacht, das und das verbrochen zu haben, wofür, wenn der Verdacht sich bestätigt, das Gesetz euch strafen muß. Da das Gesetz aber nicht immer Zeit hat, eure Sachen zu untersuchen, so muß es dafür sorgen, daß ihr für die nächsten Assisen bey der Hand seyd, und da ihr ein armer Teufel seyd, und keine Bürgschaft findet, so müßt ihr's euch gefallen lassen, hier auf ein Paar Monate abzutreten; das thut uns leid, denn ihr mögt vielleicht so unschuldig seyn, wie wir selber, aber es ist nicht zu ändern; um euch nun aber etwas die Zeit zu vertreiben, haben wir hier eben eine sehr kunstreiche kleine Maschine erfunden — beliebt nur eine halbe Stunde hier auf dem Rade herumzutreten. Zwar könntet ihr dabey leicht in Reih' und Glied mit bekannten Mördern und Dieben kommen, auch sollen nach der kleinen Motion leicht Blutstürze, Beingeschwüre und dergleichen Kleinigkeiten entstehen, deßhalb sind wir weit entfernt, euch dazu zwingen zu wollen, es steht euch ganz frey, ob ihr's mitmachen wollt oder nicht; indessen da wir diesen Anblick nicht gern vermissen und die schöne Maschine nicht umsonst wollen angeschafft haben: so könnt ihr es uns auch nicht verdenken, daß wir auch thun, was wir wollen — da haben wir denn zwar mit Vergnügen die Mühe übernommen, euch einzusperren und zu verwahren, allein euer Unterhalt geht uns nichts an — habt ihr also nicht zufällig die kleine Schwäche, täglich etwas zu essen und zu trinken, ganz abgelegt, so thut es bald, denn so lang ihr nicht euren täglichen Spaziergang auf der Tretmühle macht, werdet ihr keinen Bissen Brod und keinen Schluck Wasser von uns kriegen. Uebrigens steht euch die Wahl ganz frey, mein Freund, denn wie gesagt, wir zwingen keinen Menschen.“ Finde du die Rede so absurd wie du willst, das ist in nuce das Raisonnement vieler Magistratspersonen dieses erleuchteten Landes. Das Gesetz, so wie es ist, kann sie auch wirklich nicht zwingen, ihre Gefangenen anders zu behandeln, denn sie haben das Recht, für die Verpflegung der Gefangenen entweder Bezahlung oder Arbeit von diesen zu fordern; ob sie das Recht haben, ihm auch die Art der Arbeit vorzuschreiben, davon schweigt das Gesetz, also haben sie es auch; daß ein Reicher oder Wohlhabender für dasselbe, oder ein viel bedeutenderes Vergehen (oder Verdacht), bis zu seiner Untersuchung frey umhergehen darf, weil er Bürgschaft leisten kann, wo der Arme Monate lang im Gefängnisse sein Geschäft und seine Familie vernachlässigen, vielleicht verhungern lassen muß, weil er keine Bürgschaft leisten kann, ist schlimm; allein es ist wohl nicht zu ändern, ohne daß noch zu viel mitverändert werden müßte. Die Vortheile der Verfassung der Gesetze sind nun einmal nicht für den gemeinen Armen, sondern für den Gentleman und Reichen; allein soll dieser deßhalb das harte Loos des erstern erschweren und Beschimpfung hinzufügen? — Das Gesetz erlaubt es, denn er selber und nicht der Arme hat es gemacht. — Ein neuerer Parlamentsbeschluß, als Folge der Untersuchungen und Klagen über diesen Gegenstand, hat einen Theil dieser Mißbräuche abgestellt, indem er befiehlt, daß weibliche Gefangene in keinem Fall, und männliche nur unter gewissen Bedingungen auf der Tretmühle arbeiten sollen. Von dem Ertrag der Arbeiten in Briedewell fällt ein Theil den Gefangenen zu, und wird ihnen theils zum täglichen Gebrauch, theils bey ihrem Abgang eingehändigt. Die Schlafzellen sind reinlich geweißt, und enthalten einen Schemel, ein sehr reinliches Bett und eine Bibel. Die Nahrung ist so gut, als man es an einem solchen Ort verlangen kann, und viel besser als die meisten von den Gefangenen sie jemal außer dem Hause gewohnt waren. Man behauptet, daß die Leute es zu gut hier haben, daß für die Armen leicht der Aufenthalt hier eher zu einer Lockung als zu einer Strafe führe, welcher zulieb sie Verbrecher werden könnten, das weiß ich nun freylich nicht, allein wenn es wahr ist, so spricht es nicht sehr für die Lage der untern Klasse; auf jeden Fall finde ich ein Mißverhältniß zwischen der Art, wie Gefangene vor der Untersuchung im Gefängniß und Verurtheilte in Briedewell behandelt werden. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Paris. August.

So viel bewirkt doch bereits das Beyspiel Englands, daß allenthalben in Frankreich, besonders aber zu Paris, Verbindungen und Vereine zu nützlichen oder ergötzlichen Zwecken entstehen. Den uneingeschränkten Regierungen ist es eigen, die Bürger aus-

einander zu halten, sie zu verhindern, sich zu großen Unternehmungen zu verständigen und zu verbinden, und alles selbst thun zu wollen. So geschah es sonst in Frankreich, und so geschieht es noch anderswo. Allein seitdem eine ziemlich liberale Verfassung den Staat regiert, geht dieß Auseinanderhalten der Bürger nicht wohl an. Da die Regierung nicht mehr Geld in Händen bekömmt, als was ihr die beyden Kammern zugestehen, und von dem Gebrauche desselben Rechenschaft ablegen muß, so ist sie wohl verpflichtet, manche Unternehmungen fahren zu lassen, und sie den Bürgern zu überlassen, zumal da die Erfahrung gelehrt hat, daß Vieles weit besser ausgeführt wird, wenn es durch Privatfleiß und auf Privatkosten geschieht, als wenn sich eine große Regierung damit abgibt, welche man von allen Seiten betrügt und bestiehlt. Die größte Verbindung, die je in Frankreich stattgehabt, ist wohl die neuerlich entstandene Kommanditengesellschaft, société commanditaire, die ein Kapital von 100 Millionen blos zum Unterstützen nützlicher Unternehmungen bestimmt. Da sie ihre Geschäfte noch nicht begonnen hat, so läßt sich bis jezt nichts weiter über sie sagen, als daß sie da ist. Zwar hat sich die Londoner Litterary Gazette etwas über sie lustig gemacht, und geäußert, es gebe jezt in Frankreich so viel Projekte als Nasen da sind; indessen zeigt doch die Theilnahme englischer angesehener Kapitalisten an der Kommanditengesellschaft, daß sie denselben nicht so lustig vorkömmt, als dem Herausgeber der Litterary Gazette; auch würde es einem englischen Journalisten übel anstehen, über die französischen Vereine zu spotten, denn wo und wann hat es je mehr Vereine von Spekulanten gegeben, als jezt in England? Man hat ja neulich in den englischen Zeitungen beynahe 80 solcher Vereine aufgezählt, wovon dann freylich manche mehr Aufsehen auf dem Papiere, als in der Wirklichkeit erregen; die eben entstehende economical funeral Company, welche den Zweck hat, sich und andre wohlfeil zu begraben, war in jener Liste noch nicht mit einbegriffen. So lange als der Handel mit den neuen Staaten in Amerika nicht völlig im Gange seyn wird, werden die Kapitalien in Frankreich nicht besser angewandt werden können, als zu gemeinschaftlichen, nützlichen Unternehmungen. Hier sollen Eisenbahnen auf den Landstraßen angelegt, dort Kanäle gegraben, anderswo Dampfböte in Bewegung gebracht werden; in den Städten ist von großen Bauten, auf dem Lande von Urbarmachung bedeutender Strecken, Schiffbarmachen kleiner Flüsse u. s. w. die Rede. England hat zu allem diesem längst das Beyspiel gegeben; es hat Mühe gekostet, die Franzosen zur Nachahmung ihrer Nebenbuhler zu bewegen; die Nationaleitelkeit, Nationalvorurtheile, alte Gewohnheiten aus den despotischen Zeiten stellten große Hindernisse in den Weg; allein Aufklärung, Preßfreyheit, Drang nach Reichthum und Wohlstand, und dann die Nationaleifersucht haben endlich diese Schwierigkeiten so ziemlich beseitigt, und gegenwärtig regt sich in ganz Frankreich ein allgemeiner Wetteifer, sich zu verbinden, um große Zwecke zu erreichen. Das Entstehen einer Comité, zu Gunsten der Griechen, ist auch eine Folge dieser Nachahmung des freyen englischen Verbindungsgeistes und des Antriebes der überall sich äußernden Humanität. Das Zusammentreten so mancher angesehener Männer, die sonst in ihren politischen Meynungen nicht zusammenstimmen, aber in Hinsicht der Griechen nur eine Gesinnung, ein Gefühl haben, ist sicher ein Beweis davon, wie sehr dieß Volk die innige Theilnahme aller Menschen verdient. An Beysteuern hat es in Frankreich nicht gefehlt; überhaupt haben Franzosen, wie andre Völker, ihre Pflicht gethan, und die Staatsmänner, welche diese allgemeine und edle Anregung eher zu unterdrücken als zu unterstützen gesucht haben, mögen es verantworten, wenn das Elend der Griechen noch verlängert wird. In Frankreich hat die Humanität jezt eigentlich nur einen Feind, der mit fanatischer Wuth gegen den Zeitgeist ankämpft, den man aber nicht gern mit seinem Namen nennt.

Die französischen Oppositionsblätter müssen fast bis zum Eckel dieselben Vertheidigungen hören lassen, weil die Obskuranten nimmer rasten, sich überall einschleichen und unaufhörlich den Zeitgeist anklagen. Die französische Aufklärung und verfassungsmäßige Freyheit gleicht jezt einer, von allen Seiten belagerten Burg; wenn die Besatzung sich nicht von vorn und von hinten wehrt, so ist es um die Burg geschehen, und das Land verfällt in dieselbe Finsterniß und Armuth, worein bereits das Nachbarland jenseits der Pyrenäen gesunken ist. Ein satanischer Kopf hat den Einfall gehabt, an den Tunesischen Gesandten, Sidi Mahmout, der eine Zeitlang hier war, eine poetische Epistel zu richten, worin er ihm die gesellschaftlichen Mißbräuche, wie sie jezt in Frankreich, besonders in Paris, bestehen, auseinander sezt. Von der privilegirten Betrügerey, die man Lotterie nennt, redet der Dichter also:

Vers cet autre palais où le vol effronté
Sous trois fleurs de lis d'or triomphe en suroté,
brillante loterie! un édile équitable
daigne prendre avec grace et compter sur sa table
le cuivre de Paris et l'or des Maroquins;
là tu peux en billets convertir tes sequins;
on y vend à vil prix une chance opportune,
un vieillard en haillons vous donne la fortune . . .

Noch stärker drückt sich der Verfasser über die privilegirten Spielhäuser aus, welche allgemein verwünscht, aber als ein vorgebliches nothwendiges Uebel beybehalten worden. Sogar diejenigen, welche darauf bestehen, sie beyzubehalten, verbergen die Verachtung nicht, welche sie gegen diese verderblichen Anstalten hegen. Dazu zeigt sich von Zeit zu Zeit Gelegenheit, besonders vor Gericht, wo die Schändlichkeiten der Spielhäuser zuweilen zur Sprache kommen. So war neulich ein Injurienprozeß zwischen vormaligen Beamten jener Häuser und den Verwaltern derselben, die von ersteren in einem Libell auf's gehässigste dargestellt worden waren. Diese Verwalter behaupteten, ihre Ehre wäre durch jenes Libell angegriffen worden; allein die Advokaten warfen die Frage auf, ob man auch Ehre haben könne, wenn man an der Spitze eines Spielhauses stehe. Die Verfasser des Libells hatten darin aber auch nicht viel, indem nicht die Sache der Gerechtigkeit, sondern der Verlust ihrer Stellen sie bewogen hatte, gegen die Innhaber der Spielhäuser zu schreiben, und sie noch jezt helfen würden, unerfahrne Jünglinge um ihr Gut zu bringen und Familien in Verzweiflung zu stürzen, wenn sie nicht, ich weiß nicht warum, abgedankt worden wären. Auch schien das Gericht die eine Parthey für nicht achtungswerther zu halten als die andere. Der Gerichtspräsident sagte gerade zu der einen Parthey, wenn man aus solch einer Anstalt käme, so müßte man wohl nicht sehr empfindlich seyn. Da jedoch die Libellschreiber unerweisbare Beschuldigungen vorgebracht hatten, z. B. daß einer der Innhaber der Spielhäuser ehemals den Karren zu Frankfurt geschoben habe, so wurden sie zu einigen Tagen Arrest, und zu einer geringen Geldbuße verurtheilt. Auffallend aber war es, daß fast alle diese ehrlichen Leute das Ordenzeichen der Ehrenlegion trugen. In den Spielhäusern haben sie dieß Ehrenzeichen wohl nicht verdient; so leicht auch zuweilen die Ordensbänder ertheilt werden, so ist es doch wahrscheinlich, daß eine solche Hofgunst schwerlich auf einen Beamten an einer Spielbank gefallen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 220.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 14. September 1825.

Wohl dem, der keine Brille braucht
Zu seinem und der Welt Genuß,
Und wenn er eine haben muß,
Sie stets in helle Farben taucht.

Pfeffel.

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Ansichten und Landschaften in Schottland.

Nach einer stürmischen Fahrt von vierzehn Tagen (die Ueberfahrt von Hamburg nach Leith dauert gewöhnlich vier bis acht Tage) erblickten wir zuerst eine Reihe blauer Hügel ganz in der Ferne, die der Kapitän mir die Chiriot hills nannte. — Wenn ich etwas weniger seekrank gewesen wäre, so hätte ich das sehr romantisch finden und für ein gutes Omen halten können; ich versuchte auch, einiger romantischen Gefühle Herr zu werden, und fing an:

The Percy of Northumberland
And a vow to god mayd he
That he wolde hunte in Chiriots hills etc.

Weiter bracht' ich's aber nicht, und die zunehmende Dunkelheit benahm uns bald die Ansicht der Hügel und des Landes, nur das Meer leuchtete in spielenden Flammen um das Schiff. Den folgenden Morgen sah es schon besser aus, wir bekamen das felsige Ufer von Dunbar zu Gesicht, und ich war in meinen historischen Betrachtungen glücklicher als gestern in meinen poetischen, will diese aber ersparen. Ein frischer Nordost brachte uns schnell in die Nähe des Ufers und der gewaltigen schwarzen Ruinen von Tantallon Castle und gegenüber dem wunderlichen Felsen the Bass. Er ist fast rund und erhebt sich senkrecht aus dem Meere, nur nach einer Seite zu ist er etwas abgeflacht, und hier vertheidigen alte Festungswerke oder deren Ruinen eine kleine Bucht. Der Felsen mag übrigens leicht 300 Fuß hoch seyn und sein Gipfel ist ziemlich flach, so daß er von einer Seite gerade aussieht wie eine ungeheure Tonne, die mitten im Meer schwimmt. Wie eine Wolke umgeben ihn beständig Schwärme von Möven und andern Seevögeln, die mit Geschrey pfeilschnell nach allen Richtungen die Luft durchkreuzen. Ich erinnerte mich dabey an eine der schönsten Stellen in Scotts Old mortality; da wo Morton durch seine fanatischen Unglücksgefährten in der Hütte den Tod erwartet, und der tolle Mucklewarth seine Verfolgungen und Visionen erzählend, seiner Gefangenschaft auf dem Baß-Felsen erwähnt. — Daß ein ehrlicher Mann, den man einsam auf diesen Felsen sperrt, beym Rasen des Meeres und dem wunderlichen betäubenden Geschrey der Vögel und eigenen wilden Gedanken etwas wahnsinnig werden kann, dachte ich mir ganz leicht. — Der Baß erhebt sich still und ohne vorliegende Klippen aus dem Wasser, daß wir so nahe daran hinsegeln konnten, daß ich glaubte ihn mit den Händen zu berühren. Vor einiger Zeit fuhr ein Schiff bey schwachem Wind und sehr dichtem Nebel gerade auf den Baß-Felsen und zerbrach an ihm das Boogspriet, ohne sonst Schaden zu nehmen.

Für das Mittelalter hätte dieser Fels und Kastell unüberwindlich genug seyn sollen, und doch wurde es in den Bürgerkriegen der unglücklichen Maria Stuart einmal von drey Männern erobert, die in einem kleinen Kahn landeten und die Besatzung überfielen, aber nachher durch eine bedeutende Macht wieder vertrieben wurden, — Namen und

Einzelnheiten hab' ich vergessen. — Wir hofften in wenigen Stunden in Leithwads anzulegen, allein der Wind sprang plötzlich um, und wir mußten laviren, was desto beschwerlicher wurde, je enger der Firth of Forth ward, und je weiter wir vorwärts kamen, während eine Menge Schiffe, den Westwind benutzend, pfeilschnell an uns vorbey nach der offenen See segelten, und Fischer und Lootsenboote nach allen Richtungen herumkreuzten. Es war schon dunkel, als wir an der felsigen Insel Inchkeith vorbeykamen, deren Leuchtthurm mit seinem beweglichen Licht uns lange noch als Leitstern diente. Endlich spät in der Nacht erblickten wir die Lichter in der Altstadt und dem Kastell von Edinburgh und gingen bey Leith vor Anker; es war zu spät noch an's Land zu gehen. Sobald es am andern Morgen hell genug war, stieg ich auf's Verdeck, um das Bild, was ich mir von Dun Eidin (den gaelischen Namen von Edinburgh hatte ich auch schon gelernt) gemacht hatte, mit der Wirklichkeit zu vergleichen, fand aber nichts als ein Nebelmeer, aus dem hier und da dunkle Felsenmassen hervorleuchteten, und wieder verschwanden, auf denen ich aber doch wenigstens das Kastell von Edinburgh zu finden versuchte. Indessen blieb mein Bemühen ohne Erfolg, bis endlich einige tüchtige Windstöße den Nebelvorhang aufrollten und das Gemälde in der Morgensonne dalag; freylich sah ich nun, daß das, was ich mitgebracht hatte, nur zum Wegwerfen taugte im Vergleich mit dem Original. Zunächst am Ufer Leith mit seinem Hafen und Schiffen und zu beyden Seiten längs dem Ufer Landhäuser und Baumgruppen, dahinter erheben sich links einige felsige Bergrücken in verschiedenen Terrassen, sich sanft von Osten nach Westen (oder für mich von links nach rechts) erhebend, und dann auf der Westseite plötzlich fast senkrecht abstürzend, dann wieder die nächste Terrasse sich allmählig erhebend und eben so senkrecht abgeschnitten, aber viel niedriger als die erste, und darauf eine dritte noch niedriger; auf ihr hat man für ein hohes säulenartiges Monument eine schöne Stelle gewählt. Die vierte niedrigste Terrasse ist mit Häusern bedeckt und verbreit, auf ihrer höchsten Stelle steht das Kastell, und rings um sie her, doch immer noch viel höher wie das Ufer, den Zwischenraum mit verschiedenen Alleen, Gärten und Landhäusern bedeckt, liegt die prachtvolle Neustadt, deren hohe steinerne Häuser und große Fenster in der Sonne glänzten, und die sich allmählig nach allen Seiten, besonders nach Westen und nach dem Ufer zu, in hohen Bäumen und Gärten und Landhäusern verliert. Die höchste jener Bergterrassen, links Arthurs seat, die zweyte heißt Salisbury craigs, die dritte ist Caltonhill, die vierte Castlehill.

(Die Fortsetzung folgt.)

Giulio.

(Fortsetzung.)

Vater Ambrosio sah mit Bedauern die Lage dieses jungen Mannes; Alles, was er von ihm wußte, war, daß er sich unglücklich fühlte, und darum nahm er Antheil an ihm. Es fiel ihm ein, daß Beschäftigung seine Trauer vermindern könnte: Giulio besaß viele Beredtsamkeit und der Prior ließ ihn predigen. Schnell verbreitete sich sein Ruf, die Menge strömte herbey, um ihn zu hören; man sprach allenthalben von ihm, und wahrscheinlich gab das Geheimniß, welches er in seinem Busen verschloß, seiner Beredsamkeit einen eigenen Reiz. Die Zeit näherte sich der Feyer des Heiligenfestes des Klosters, bey welchem der ganze Hof zugegen seyn sollte, und Giulio ward erwählt, das Lob des Heiligen zu verkünden. Endlich erschien der Tag. Die Kirche war zum Erdrücken voll, und Giulio drängte sich mit Mühe nach der Kanzel hin, als ihm plötzlich die Kapuze entfiel und sein Gesicht entblößt ward; in demselben Augenblicke vernahm er eine Stimme, welche rief: Himmel, wie schön er ist! Erstaunt, erschüttert wandte er unwillkürlich den Kopf um, und erblickte eine Dame, deren Augen mit dem tiefsten Ausdruck des Gefühls auf ihn geheftet waren. Ein Paar Augenblicke waren genug, um das Daseyn dieser beyden Menschen umzuwälzen. Giulio hielt seine Rede kaum ohne Stocken, und schloß sich, sobald er wieder allein seyn konnte, in seine Zelle ein; er vermochte aber nicht mehr sich seinen gewöhnlichen Betrachtungen zu überlassen: verfolgt von dem Bilde des unbekannten Frauenzimmers, war er von neuem, ihm bisher unbekannten Gefühlen gefoltert, die ihm die Ruhe raubten, und doch schien es ihm, als habe er erst von dem Augenblick zu leben angefangen, wo er jenen Ausruf gehört, der sein Herz durchdrungen. Er darf nicht in die Zukunft blicken — ach! sein Schicksal ist ja unwiderruflich! Jeden Morgen geht er, um Messe zu lesen, jeden Morgen bemerkt er ein verschleyertes Frauenzimmer auf derselben Stelle; er erkennt sie, aber er hat nicht einmal den Wunsch, ihr Gesicht zu sehen, weil er sie alsdann fliehen müßte; aber er wagt es, auf den Schleyer hinzustarren, er folgt allen ihren Bewegungen, er fühlt so zu sagen ihre Herzensschläge und erwiedert sie. Zu schwach, um sich von der Gefahr loszureißen, wagt er es nicht, sich zu erforschen, nur ein Paar schnelle Minuten lang lebt er, die übrige Zeit ist er todt. Er möchte gerne fliehen, er verspricht sich: „ist sie morgen wieder hier, so komme ich nicht mehr,“ und mit diesem Entschluß bewaffnet hält er sich für sicher, und fühlt etwas von wiederkehrender Ruhe. Den folgenden Tag ging er etwas früher wie gewöhnlich in die Kirche, sie war nicht da; als sich Alles entfernt hatte, näherte er sich ihrem Sitze, und erblickte ihr Gebetbuch; er ergriff, öffnete es, und sah den Namen Therese auf dem ersten Blatte geschrieben. Jetzt konnte er sie

nennen: „Therese! Therese! murmelte er leise, als fürchte er, es möchte ihn Jemand hören. Da sie nicht gekommen, so durfte er wieder die Kirche besuchen, auch gingen Tage und Monate hin, und Therese erschien nicht mehr.

Therese, die Gemahlin eines Greises, den sie wie einen Vater liebte, war glücklich in der Ausübung ihrer Pflicht, und träumte von keinem andern Glücke als dem, welches sie genoß; da sah sie Giulio, und all ihre Seelenruhe war dahin. Theresens Gefühl war so heftig, daß ihre erste wahre Liebe ihr Schicksal bestimmen mußte — sie betete Giulio an. Bis zu diesem Zeitpunkte war ihr Gatte der Vertraute aller ihrer Gedanken gewesen. Giulio aber nannte sie ihm nie. Dieses Geheimthun schien ihr schon ein Verbrechen; sie sah, daß sie eine Gefahr vermeiden müßte, und hatte den Muth nicht mehr, in die Messe zu gehen. In der Hoffnung, ihr Gewissen zu beruhigen, beschloß sie zu beichten, und begab sich in dieser Absicht in die Dominikanerkirche; sie kniete in den Beichtstuhl, und bekannte Alles, was sie seit dem Klosterfeste empfunden, ihre Liebe, ihre Gewissensbisse, und ihren Entschluß, den Geliebten zu vermeiden, bekannte aber auch, daß sie fürchtete, ihre Stärke möchte unterliegen. „Was muß ich thun? schloß sie, erbarmet euch, Vater, einer armen Sünderin!" Ihre Thränen flossen in Strömen, ihre Bewegung war heftig. Kaum hatte sie geendigt, als eine drohende Stimme rief: „Unglückliche, welche Entweihung!" Giulio (denn er war es, den das Schicksal hierher geführt hatte) stürzte aus dem Beichtstuhle. Therese, noch immer auf den Knieen, hielt ihn auf, sie erfaßte seine Kutte, sie flehte um ihr Seelenheil, um ihrer Liebe willen, ihr nicht zu fluchen. Er stieß sie zurück, aber nur schwach. „Therese! Therese! rief er, verlasse diesen Ort, sonst verläßt mich meine Entschliessung!" Bey diesen Worten warf sich Therese ihm in die Arme, und zog ihn gewaltsam in den Strom ihrer Liebe fort. „Sage, o sage, daß du mich liebst, ehe ich dich verlasse." Giulio erschrocken, außer sich, gibt einen Augenblick seinen Gefühlen nach, er drückt sie ans Herz, aber plötzlich erinnerte er sich an die Prophezeihung — er riß sich gewaltsam von ihr los, schwor sie nie wieder zu sehen, und ließ auch sie schwören. Therese im Taumel der Leidenschaft gezwungen versteht kaum, was er ihr sagt, und wiederholt, was er ihr gebietet. Was kümmerten sie auch Worte? liebte er sie ja doch! sie weiß es; sie werden sich wiedersehen. — Endlich trennen sie sich.

Sobald Giulio sich allein befindet und wieder zu denken vermag, schaudert er über seine Unvorsichtigkeit: es ist aber zu spät die Gefahr zu vermeiden; er kann seinem Schicksale nicht entgehen. Schon ist er das Opfer einer gränzenlosen Liebe; schon ist die Entweihung vollbracht. Hat er nicht in der Kirche, wo er ewige Reinigkeit gelobt, seine Liebe bekannt? Aber er hat geschworen sie auf ewig zu fliehen. — Sonderbarer Widerspruch des Herzens! das, was hätte seine Qual seyn sollen, bildete jezt seinen Trost; der Arme hatte in diesem schrecklichen Kampfe nur die Wahl des Elends, Therese ist ohne Furcht; Giulio liebt sie — er hat es erklärt — und sie trotzet dem Geschicke! Mit welchem Entzücken erinnert sie sich der vergangenen Augenblicke. Eine solche Stunde läßt mehr Erinnerung zurück, als ein ganzes liebeleeres Leben. Sie denkt nicht mehr an ihren Eid; sie geht in die Kirche; sie sieht Giulio, der auch sein Gelübde vergessen zu haben scheint; sein ganzes Daseyn wird von seiner Leidenschaft verschlungen, und wenn er den Gegenstand derselben sieht, schwindet ihm die ganze Welt aus den Augen. Indessen sprachen sie einander doch nicht. Giulio fühlte in ihrer Abwesenheit die Geißeln des Gewissens; ihre Gegenwart aber füllte seine Seele mit Entzücken; endlich aber beschloß er mit ihr zu reden, und ihr ein ewiges Lebewohl zu sagen.

Am Thore des Klosters stand ein Weib mit ihrem Kinde, welche Theresens Almosen unterstützten, und der Knabe Karlo pflegte ihr oft mit ihrem Gebetbuche in die Kirche zu folgen, und an ihrer Seite zu beten. Giulio ließ ihr durch diesen sagen, daß Vater Giulio sie am Abend um sieben Uhr im Beichtstuhle erwartete. Welch ein Tag! Giulio zitterte bey dem Gedanken, daß er sich mit Therese allein befinden sollte. Er fürchtete, es möchte ihm an der Entschliessung fehlen, sie zu betrüben — es war ihm unmöglich — er beschloß sie nicht zu sehen, und wollte ihr lieber schreiben, und Karlo wurde beauftragt Theresen den Brief zu überliefern, sobald sie in die Kirche treten würde. Therese erschrack, als sie seine Botschaft empfing: „Was will er von mir?" sprach sie — „wir waren so zufrieden." Indessen verfehlte sie doch nicht, sich um die bestimmte Stunde einzufinden. Karlo gab ihr den Brief, sie öffnete ihn in großer Bewegung — was mußte sie aber fühlen, als sie den Inhalt las: „Fliehe von hinnen, unvorsichtiges Weib! und komme nicht mehr, die Heiligkeit dieses Ortes zu entweihen! Verbanne ein Andenken, welches die Qual meines Lebens bildet. Ich habe dich nie geliebt und will dich nie wieder sehen." Dieser Schluß durchbohrte Theresens Seele. Seine Gewissensbisse hätte sie bekämpfen können, aber er liebte sie nicht mehr; er hatte sie nie geliebt. Ein heftiges Fieber warf sie auf's Krankenlager, ihr Leben war in Gefahr. Der Name Giulio schwebte oft am Rande ihrer Lippen, aber selbst in ihrer Raserey wußte sie sich zu bezwingen, und sie murmelte nur von Zeit zu Zeit mit leiser Stimme: „Ich habe dich nie geliebt!"

Hat Giulio inzwischen seine Ruhe wieder erlangt? hat er seine Gewissensbisse besänftiget? Nein, sein Leben ist elend. Nachdem er Therese einmal erklärt, daß er sie nicht mehr liebte, ergab er sich gänzlich dieser verderb-

lichen Leidenschaft. Das Opfer schien ihm hinlänglich, auch hatte ihm der Brief wirklich entsetzlich viel gekostet. O Therese! hättest du gewußt, was Giulio litt, es würde deinen Schmerz gelindert haben! denn getheiltes Leiden ist immer leichter. Giulio war eine Beute der herzzerreißendsten Unruhe; drei Monate waren vorüber gegangen und er wußte nichts von Therese, die Zeit aber schien nur seine Liebe zu vermehren, und er floh mehr als je die Gesellschaft der Menschen. Unter dem Vorwande abnehmender Gesundheit hatte er den Prior zu bereden gewußt, daß er ihn von allen auswärtigen Amtsverrichtungen freysprach; er war immer in seiner Zelle verschlossen, oder er wanderte die Nacht hindurch unter den Gräbern umher; betäubt von einem Gefühl, dem er weder zu widerstehen noch zu folgen den Muth hatte. Denn die Schwäche weiß sich zu nichts Festem zu entschließen, die Ungewißheit aber erschöpft das Leben, indem sie weder Erinnerung noch Hoffnung verleiht.

Theresens Krankheit folgte eine gefährliche Hinfälligkeit. Sie fühlte die Herannäherung des Todes, und wünschte, die lezten Pflichten zu erfüllen, die ihr die Religion auflegte. Ihr Gatte, der sie zärtlich liebte, sah deutlich, daß irgend ein schweres Geheimniß sie dem Grabe entgegenführe. Er achtete ihr Stillschweigen und drang mit keiner einzigen Frage in sie. Er bat den vielgeliebten Vater Ambrosio, Therese zu besuchen. Dieser willigte ein, aber ein unvorhergesehener Umstand verhinderte ihn, sein Versprechen zu erfüllen. Er schickte demnach Giulio an seiner Statt, und befahl ihm, sich in die Wohnung des Herrn Vivaldi (Theresen's Gatte) zu begeben, um dem Herzen einer sterbenden Person Trost zu bringen. Ach! was für Trost vermochte der Arme zu geben, der selbst ein Opfer finsterer Verzweiflung war! Alles, was er zu geben hatte, waren Thränen. Umsonst aber suchte er das Geschäft abzulehnen, er mußte gehorchen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 18. August.

(Beschluß.)

Die Innhaber der privilegirten Spielhäuser hatten neulich noch einen andern Prozeß begonnen. Da sie für ihr abscheuliches Privilegium einige Millionen bezahlen müssen, so liegt ihnen viel daran, daß Niemand anders als sie die Spieler zu Grunde richte; sie haben daher, wie es scheint, eigene Leute, welche Acht geben müssen, daß keine heimlichen Spielbänke entstehen. Nun ist aber die Spielsucht etwas so einträgliches für diejenigen, welche sie anfachen und befördern, daß, aller Wachsamkeit der privilegirten Spielvorsteher ungeachtet, doch allerley Hazardspiele getrieben werden, und zwar zuweilen in recht glänzenden Gesellschaften, denen man es nicht ansehen sollte, daß die Geldgier die Triebfeder derselben ist. Solch eine Gesellschaft war dann auch neulich entstanden, das Spiel, das gespielt wurde, hieß Baccara; und war, so viel ich weiß, in den Jahrbüchern der Spielbänke noch nicht vorgekommen. Es wurde daher vor Gericht eine gründliche Erklärung des Spiels gegeben, und es frug sich dabey, ob dieß ein Hazardspiel sey oder nicht. Die vornehmen Herren und Damen, welche die Spielgesellschaft eingeleitet hatten, behaupteten nein; der Polizeykommissär, in der Nähe des Spielhauses, führte aber die Klagen der Familienväter an, deren Söhne durch das Baccaraspiel ausgeplündert worden waren. Die Herren und Damen, welche den Vorsitz beym Spiele gehabt hatten, behaupteten auch noch, man habe eigentlich nicht um Geld gespielt, sondern beym Beginnen des Spiels habe ein Jeder ein Stück Geldes für die Bedienten unter den Leuchter gelegt. Dieß ist ein alter Kunstgriff derjenigen Häuser oder Familien, welche von einer Spielbank leben, dennoch mit der Polizey nichts zu thun haben, und sich das Ansehen geben wollen, als ob sie ein ehrliches Handwerk treiben. Dießmal mußten jedoch die Proben der Gaunerey wohl nicht stark genug seyn, denn das Polizeygericht sprach die Beklagten frey; vielleicht hatten sie das Ding zu fein angelegt, um in das Spinngewebe der Geseze zu fallen. Andere Gauner wurden in diesen Tagen schärfer vor Gericht behandelt. Es waren Leute, wie es deren zum Verderb der Jugend in allen großen Städten gibt, die nämlich die Unbesonnenheit der Jünglinge benuzen, und ihnen unter den härtesten Bedingungen Geld vorstrecken. Da alles in der Welt raffinirt wird, so haben diese Betrüger, um nicht als Wucherer verurtheilt zu werden, ein Mittel ersonnen, Geld zu leihen, und 300 Prozent zu gewinnen, ohne daß sie den Buchstaben des Gesezes verlezen. Sie geben nämlich den ungeduldigen Jünglingen kein baares Geld, sondern verkaufen ihnen kreditweise Waaren, und kaufen diese unter andern Namen um ein Drittel an. So hatten die vor Gericht gezogenen Wucherer einigen Jünglingen für 6000 Franken Waaren verabfolgt, und dieselben unter der Hand für 2000 wieder angekauft, was also dasselbe war, als ob sie 2000 Franken vorgeschossen, aber sich eine Schuldverschreibung von 6000 hätten geben lassen. Ihr Betrug wurde nicht geahndet; doch kamen sie mit Arrest und einer eben nicht sehr starken Geldbuße davon, da der Hauptbetrüger verschwunden war. Diesen verurtheilte das Gericht zu 2 Jahren Gefängnißstrafe. Mit Wucherern haben die französischen Gerichte es überhaupt oft zu thun; allein die unabhängigen Tagesblätter und die Redner der Departementkammer haben schon mehrmals darauf aufmerksam gemacht, welcher Widerspruch darin liegt, daß die Regierung die Privatwucherer verfolgt, und dagegen das privilegirte Leihhaus berechtigt, über 12 Prozent Pfandgeld zu nehmen, was doch gewiß ein arger Wucher in einem Lande ist, wo das Gesez die rechtlichen Zinsen fest bestimmt; allein in den großen Staaten, und zuweilen auch in den kleinen, sucht die Regierung aus allem, sogar aus der Noth des Volkes Nuzen zu ziehen, weil sie vieles Geldes bedürftig ist, und dieses doch irgendwo herkommen muß. Vielleicht kommt einmal die Zeit, daß keine Regierung mehr Wucher zu treiben, noch der Geldwaare ihren Werth zu bestimmen braucht.

Dg.

Druckfehler.

In Nr. 217. Seite 868, Spalte 2, Zeile 15. von unten lies Minerva statt Minna.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 221.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 15. September 1825.

Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Schiller.

Giulio.

(Beschluß.)

Giulio begab sich in das bezeichnete Haus; man führte ihn in ein schwach beleuchtetes Zimmer, wo mehrere Personen ein Bett umgaben, auf welchem ein Frauenzimmer lag. Alle entfernten sich aber bey seinem Eintritt, und Giulio blieb mit der Sterbenden allein. Bewegt, ohne zu wissen warum, stand er unentschlossen da. „Vater, sagte die Kranke, versagt Euren Beystand einer Unglücklichen nicht, die bald aufhören wird zu leben.“ Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als Giulio auf seinen Knieen neben dem Bette lag. „Therese!“ der so sehr geliebte Name entschlüpfte seinen Lippen. Wer vermag es, Beyder Gefühle zu beschreiben! Eine Erklärung war unnöthig — sie liebten. Giulio gestand ihr Alles, was er um ihretwillen gelitten, und klagte sich als die Ursache ihrer Leiden an. „Vergib, o vergib! murmelte er, Giulio ist ewig dein.“ Diese liebevollen Worte riefen Therese in's Leben zurück. Sie vermochte nicht zu reden, aber sie sah, sie hörte ihn, sie drückte seine Hand — so zu sterben schien ihr Himmelsseligkeit. Giulio drückte sie in die Arme, er wollte sie in's Leben zurückrufen. „Du mußt leben! willst du nicht? dein Freund ist bey dir! O Therese, sprich mit mir! Soll ich nicht mehr deine Stimme vernehmen?“ Der Klang seiner Stimme schien ihr neue Stärke zu geben. „Ich liebe dich,“ flüsterte sie; diese Worte schienen ihr Leben zu enthalten, sie bedurfte keiner Sprache mehr. Schnell entflohen diese Augenblicke des ununterbrochenen Glückes, und nichts als die Gewißheit, sich wiederzusehen, vermochte ihnen die Kraft zu geben, sich zu trennen.

Therese erholte sich, Giulio sah sie täglich, ein zärtliches Verständniß herrschte zwischen ihnen, und Giulio schien seine Besorgnisse und seine Gewissensbisse vergessen zu haben. Blos auf Theresens Wiederherstellung bedacht, beobachtete er genau die Fortschritte ihrer Gesundheit; er durfte sie nicht betrüben, ihr Leben hing ja von ihm ab, und er ergriff diesen Vorwand, um sein Gewissen einzuschläfern. Zwey Jahre waren jezt verflossen, seitdem er Rom verlassen, und an dem Jahrstag der unglücklichen Wahrsagung versank er auf's Neue in trübes Nachdenken. Therese drang in ihn, ihr die Quelle seines Kummers zu entdecken; er willigte ein und erzählte. Diese Erzählung aber brachte die Erinnerung in ihrer ganzen Stärke zurück, und er wiederholte mit Entsetzen: „Grenzenlose Liebe! Entweihung! Mord!“ — Therese war tief erschüttert, aber die Worte *grenzenlose Liebe* hatten einen besondern Reiz für sie, und wenn Giulio mit Schaudern die Worte *Entweihung! Mord!* ausrief, sprach sie sanft: *Grenzenlose Liebe!* Zuweilen wirkte die Leidenschaft so heftig auf Giulio, daß er sie mit so krassen Augen anstarrte, daß sie seinen Blicken nicht zu begegnen vermochte, und eine schreckenvolle Stille erfolgte. Dennoch waren sie glücklich, denn sie waren noch unschuldig.

Um diese Zeit mußte Giulio in Klostergeschäften verreisen; er hatte nicht den Muth, persönlich von der Ge-

liebten Abschied zu nehmen, weßwegen er ihr schrieb und schnelle Wiederkehr versprach. Aber ein Monat verging, ehe er Messina wieder erreichte; sogleich flog er zu Therese; er fand sie allein. Sie saß in tiefen Gedanken versunken — nie hatte er sie so schön gesehen — er rief ihr zu, sie fuhr in die Höhe und sank ihm sprachlos in die Arme. Einen Augenblick lang vergaß er sich selbst und erwiederte ihre Zärtlichkeit ohne Rückhalt. Plötzlich aber stieß er sie von sich, und sank blaß, mit starrem schrecklichem Blick und gefalteten Händen auf die Kniee. Therese wagte es nicht, sich ihm zu nähern. „Therese! rief er endlich mit hohler Stimme, wir müssen uns trennen. Du weißt nicht, was du zu fürchten hast!“ Therese hörte kaum, was er sprach, aber sie sah seine Bewegung und suchte ihn zu beruhigen — er stieß sie auf's neue zurück. „Um's Himmels willen, rief er, nähere dich mir nicht.“ Sie zitterte, sie kannte nur die Zärtlichkeit der Liebe, ihre Raserey begriff sie nicht. Endlich stand Giulio, ungeduldig über ihr Stillschweigen, auf: „Morgen, rief er, muß sich mein Schicksal entscheiden!“ und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er davon. Am nächsten Tage erhielt sie folgendes Schreiben von ihm. „Therese, ich kann dich nicht wieder sehen, „ich bin unglücklich bey dir — ich bin überzeugt, du vermagst meine Gefühle nicht zu verstehen. Therese, du „mußt mein werden, aber es muß nur mit deinem freyen „Willen geschehen. Ich werde nie den Muth haben, deine „Schwäche zu mißbrauchen. Gestern gab ich dir Probe da„von — du sahst es; ich riß mich dir aus den Armen, „denn du sagtest nicht, ich will dein seyn. Indessen be„denke es. Wir richten einander zu Grunde. O Therese! „ewige Verdammniß! Diese Worte sind furchtbar! Selbst „in deine Arme werden sie mich verfolgen. Für uns gibt „es keinen Frieden mehr — nur der Tod kann uns erlösen. „Morgen, wenn du mich wieder sehen willst — und du „kennst den Preis — morgen, sage ich, schicke Karlo in die „Kirche. Bringt er dein Gebetbuch, Therese, so entsagst „du Giulio; bringt er es aber nicht, so bist du ewig mein. „Ewig ist das Wort — es ist schrecklich auszusprechen. „Lebe wohl.“ — Das schüchterne Weib erschrak bey dem Briefe. Die Worte, **ewige Verdammniß**, füllten sie mit entsetzlicher Angst. „Giulio, rief sie, wir waren so glücklich; warum zerstörest du unser Glück?“ Sie konnte sich lange nicht entschließen: ihn nicht wiederzusehen, war unmöglich — und sah sie ihn, so waren ewige Gewissensbisse sein Loos. „Giulio, du vertraust mir dein Schicksal an, rief sie endlich, ich will das Opfer seyn!“ Karlo erhielt das Buch und trug es in die Kirche.

Giulio, den die Schwachheit grausam gemacht hatte, wollte alle Verantwortlichkeit für das Verbrechen auf die Geliebte werfen. Ungeduldig erwartete er die Ankunft des Knaben; er sah ihn kommen und das Buch auf Thereseus Sitz legen. Da stürzte er, außer sich von Raserey, herbey, und gab dem Knaben das Buch zurück. Lange blieb er unbeweglich bey ihrem Stuhle stehen; endlich fuhr er auf und murmelte: „Ich will sie sehen.“ Er sah sie, sie gab sich ihm ganz hin — aber er war nicht glücklich. Von Gewissensangst gefoltert, blieb er selbst an Thereseus Seite, finster und wild, und ihre zärtlichsten Liebkosungen vermochten nicht ihn aufzuheitern. Ja er machte ihr sogar Vorwürfe. „Du hast mich verführt, du hast mich zu Grunde gerichtet — ohne dich wäre ich noch rein,“ sagte er oft. Er sah sie immer seltner, und zulezt blieb er gänzlich aus. Therese erkundigte sich nach ihm, sie besuchte täglich die Kirche, sie schrieb ihm, aber umsonst, ihre Briefe kamen unerbrochen zurück, und er verließ seine Zelle nie mehr. Aber sie **muß** ihn sprechen, sie hat ihm ein Geheimniß zu vertrauen — sie ist Mutter! Daß er sie vergessen, kann sie nicht glauben, nicht denken. Sie hat erfahren, daß er den nächsten Sonntag die Messe lesen soll, ihr Entschluß ist gefaßt. Das Kloster lag dicht an der See, Flucht war daher leicht; sie miethete ein Fahrzeug, und bereitete Alles zu derselben vor.

Endlich erscheint der langersehnte Tag. In einen dichten Schleyer gehüllt, stellte sie sich zunächst an den Altar. Giulio erkannte sie nicht, aber sie sieht, daß er ein Raub eines verzehrenden Kummers ist. Gern hätte sie ihr Leben aufgeopfert, um ihm die Ruhe zu erkaufen; aber sie hat keine Wahl: das unschuldige Geschöpf unter ihrem Herzen verlangt einen Vater! Die Kirche war leer, Therese hatte sich hinter einen Pfeiler gestellt. Als Giulio mit dem schweren Schritt des Verbrechers bey ihr vorüberging, trat sie plötzlich vor ihn. „Bleib, rief sie, Giulio, ich muß mit dir reden, und du mußt mich anhören! Ich gehe nicht von hinnen, bis du mir den Schlüssel des Klostergartens gegeben; ich **muß** ihn haben. O Giulio, viel mehr als mein Leben hängt von dir ab.“ Giulio fuhr wie aus einem schreckhaften Traume hervor. „Elende! schrie er, verlaß diesen Ort!“ Aber eine übernatürliche Kraft schien sie zu beseelen. Sie warf sich vor ihm nieder. „Schwöre mir, daß du mich heute um Mitternacht sehen willst!“ Giulio zögerte, aber in diesem Augenblick vernahm man ein kleines Geräusch; er sah ihre Entschlossenheit und gab den Schlüssel und das Versprechen.

Um Mitternacht befand Therese sich im Klostergarten; Giulio ließ sie nicht lange warten. „Sprich, rief er, was willst du von mir? Die Augenblicke sind kurz — höre auf, einen Unglücklichen zu verfolgen, der dich nicht glücklich machen kann. Ich liebe dich, Therese! Ohne dich ist das Leben mir eine unerträgliche Last, und bey dir zerreißt mich die Gewissensangst. Du hast meine Verzweiflung gesehen! Wie oft habe ich dich darum angeklagt! Vergib mir, Geliebte! Es ist billig, daß ich mich selbst bestrafe — ich habe dir entsagt, dieses Opfer sühnt mein Verbrechen.“ Der Schmerz unterdrückte seine Stimme. Therese suchte ihn

zu trösten und seine Blicke auf eine heitere Zukunft zu richten. „Giulio, sprach sie, um meinetwillen würde ich es nicht gewagt haben, dich aufzusuchen. Ich würde, gleich dir, nicht vor dem Tode gezittert haben; dieses Pfand unserer Liebe aber gebietet uns zu leben; komm denn, Giulio, laß uns fliehen; Alles ist zu unserer Abreise bereit." Giulio ließ sich von ihr fortführen; noch ein Paar Minuten, und er war seinem Kloster entflohen. Plötzlich aber riß er sich ihr vom Arme. „Nein, schrie er, nie!" und stieß ihr einen Dolch in's Herz; sie fiel und bedeckte ihn mit ihrem Blute... Der Tag brach an, die Klosterglocken läuteten, als er noch unbeweglich über der Leiche der einst so heiß Geliebten stand. Zitternd hob er sie in die Höhe und warf sie in's Meer. Dann eilte er mit wilder Hast in die Kirche zurück; sein blutbeflecktes Kleid, der Dolch, den er noch immer in der Hand hielt — Alles bezeugte seinen Mord. Ohne Widerstand ließ er sich ergreifen — und man hat nie wieder von ihm gehört.

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Auf Caltonhill soll, wie ich erfuhr, das Nationaldenkmal, das Parthenon von Athen nachahmend, erbaut werden. Hätt' ich's damals gewußt, ich hätte bedauert, es nicht schon fertig zu finden — eine schönere und malerischere Lage hat noch kein Denkmal der Art gefunden. Jene Säule, die zu Nelson's Andenken errichtet ist, müßte dann freylich aufgeopfert werden. Solch ein Gebäude von edler antiker Bauart muß sich hier um so besser ausnehmen, da die zu seinen Füßen sich ausbreitende Stadt nicht durch spitze Kirchthürme und Häusergiebel einen gothischen Kontrast hineinbringt. Die großen Massen und pallastartigen hellen Häuser der Neustadt (die von hier besonders hervortritt) haben etwas Antikes oder doch Italienisches, von dieser Entfernung aus gesehen; einzelne aufsteigende und vom Winde umhergetriebene Nebelwolken verdeckten uns noch hier und da die Gegend und vergrößerten sie. Ich mußte mir gestehen, daß die Lage von Edinburgh schöner sey, wie die irgend einer andern Stadt, die ich kenne, und beeilte mich daher an's Land zu steigen, um zu sehen, ob die Stadt, in der Nähe gesehen, und von Innen ihren Ruhm behaupte. Zu meiner großen Verwunderung wurden wir im Zollhause und auf der Polizey mit der größten Höflichkeit behandelt, und ohne die geringste Plackerey von Visitation und dergleichen expedirt. Auf der Polizey bekam ich gegen meinen Paß einen Zettel, der mir provisorisch die Erlaubniß ertheilte, mich im Gebiet Sr. Maj. von Großbritannien aufzuhalten, unter der Bedingung, mich nach acht Tagen wieder beym Polizeyamt zu melden, um ich weiß nicht was zu thun, bey einem Monat Gefängnißstrafe. Allein dieß scheint blos eine Formel zu seyn, denn ich habe von dem Augenblick an bis zu dem ich in London einen Paß zur Abreise verlangte, nie wieder etwas von Polizey oder Paß und Zettel gehört oder gesehen. Von Leith führt eine gerade Straße zwischen Gartenhäusern, die aber schon fast eine fortgesetzte Häuserreihe bilden, nach Edinburgh hinauf, die Entfernung beträgt höchstens eine Viertelstunde. — Die ersten Straßen von Edinburgh, die ich durchlief, schien mir nichts sehr Auffallendes zu haben. Ohne durch ein Thor oder daran erinnert zu werden, wird einem allmählig der halbe chausseeartige Weg zur Straße; hohe steinerne, etwas schwarze Häuser mit Buden, allein am Ende der Straße liegend, vorbey, gelangte ich um eine stumpfe Ecke in die Hauptstraße Prince'sstreet und die eigentliche Neustadt, sie hat nur eine Häuserreihe, die sich unabsehbar weit hinzieht, und von einer (neuen) gothischen Kirche mit einigen Bäumen begränzt wird. Dieser Häuserreihe gegenüber, aber durch eine breite Schlucht getrennt, erhebt sich die Altstadt, und auf senkrechtem schwarzen Felsen das Kastell, die Flagge wehte im Winde, auf der Esplanade exercierten Truppen bald ganz in Nebel gehüllt, bald hier und da ein einzelnes Bajonet hervorblitzend, bald ganze Reihen im Sonnenstrahl. Das andre Ende der Straße wird durch Caltonhill begränzt, der mit seiner Säule halb in Nebel gehüllt noch höher erschien, als er eigentlich ist. Dieses Ende der Straße hat zu beyden Seiten Häuser, darunter einige öffentliche Gebäude, ein Archiv, die Post und zwey Gefängnisse, alle nehmen sich gut aus, durch ihre Masse, das erste auch durch seine Bauart. Sonst sind die Häuser nicht ausgezeichnet, aber doch anständig, hoch, massiv, im untern und untersten Stock (das heißt im Kellergeschoß) sehr glänzende Buden aller Art. Von Prince'sstreet nach Westen und Norden zieht sich die Neustadt hin in breiten langen Straßen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden, hier und da einige große regelmäßige Plätze mit öffentlichen Gebäuden, und in der Mitte Gärten, rings mit eisernen Geländern umschlossen, so wie auch die Häuser von einem fortlaufenden eisernen Geländer umschlossen sind, von wo aus Treppen hinunter ins Kellergeschoß, und hinauf in's erste Stockwerk führen. Diese Bauart der Stadt würde zu einförmig seyn, wenn nicht fast jede Straße sich nach einer schönen Aussicht hin öffnete, die nach Norden senken sich nach dem Firth of Forth zu, das Kastell, Caltonhill, Arthur'sseat und Salisburycraig erscheinen hier, und von verschiedenen Seiten am Ende der Straßen, die sich auch endlich allmählig in das offne Land verlaufen und zu Landstraßen werden, mit Gärten und Landhäusern zu beyden Seiten. Der älteste Theil der Stadt liegt auf dem Hügel, dessen Spitze das Kastell einnimmt; er ist auf drey Seiten von einer Schlucht umgeben, die auf der Südseite indessen sich erweitert, und mit Häusern an beyden Abhängen besezt ist, auf der Nordseite trennt

diese Schlucht (die früher mit Wasser gefüllt, einen kleinen See, Northloch, bildete) die Altstadt von der Neustadt, allein eine hohe Brücke von einem Bogen verbindet sie wieder, eben so führt auch eine zweyte Brücke über die Straße, welche in der Schlucht an der Südseite des Hügels fortläuft, weg. Diese beyden Brücken verbinden so drey Stücke von Straßen, die theils auf dem Hügel, theils auf den Höhen (von denen sie die Schlucht scheidet) liegen, zu einer langen breiten Straße, die größtentheils schöne Häuser und Shops enthält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Polizey.

An einem fremden stillen Orte,
Klein, wett' ich, mußt' er seyn,
Und war es auch, trat einst durch die bescheidne Pforte
Des Thors ein Wandersmann herein:
Den hört ich dort den Pförtner fragen:
„Wo ist die Polizey? ey, Freund, bescheid' er Mich!"
Doch der: „Hier weiß man nichts von Polizey zu sagen;
Die trägt von uns ein jeder schlicht in sich."

1 9 1

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Mit dem dritten August, als dem Namenstage des Königs von Sachsen, hat die Ausstellung bey der Akademie der bildenden Künste in dem gewöhnlichen Lokale auch dieses Mal begonnen. Ihr Kunstblatt wird uns davon nähere Kunde geben, ich beschränke mich blos auf die Ausstellung der innländischen Gewerbsgegenstände, die damit verknüpft ist, erst mit dem vorigen Jahre gedeihlich begann, und auch dieses Mal des Interessanten und Zweckmäßigen Mehreres zeigt. Lassen Sie mich Ihnen nach dem Fortgange der bezeichnenden Nummer einige Gegenstände auszeichnen. Ein Meßtisch und eine Wage mit Wasserwage vom verstorbenen Mechaniker Winkler in Leipzig lassen bedauern, daß dieser geschickte Mann, welcher mit ungemeiner Präcision und Sorgfalt arbeitete, nicht noch lebt. Ein Landmann in Steinigtwolmsdorf bey Stolpen, welcher im technischen Unterricht erhielt, hat ein Planetarium und eine Sonnenuhr, allerdings in höchst barockem Geschmacke, verfertigt, die aber doch von einem mathematischen Genie und einem Fleiße zeugen, welcher alle Schwierigkeiten einer Unkenntniß überwindet, deren Besiegung andern so leicht gemacht wird. Vieles Silbergeschirr von Breymann, Hesse, Schrödel, Westermann und andern ist mit Geschicklichkeit gearbeitet, doch sind die Formen noch nicht so geschmackvoll, wie sie uns namentlich aus Wien geboten werden. Die Exnersche Fabrik in Zittau, so wie der Kaufmann Schwächricken in Leipzig haben ausgezeichnete Tafeltücher und Damast-Servietten, geliefert, und die Pianoforte's von Gräbner und Lassow zeichnen sich durch guten Ton, Solidität und Wohlfeilheit aus, dagegen in den Tischlerarbeiten von Rößler und Schenke, hinsichtlich eines soliden Geschmacks, Manches vermißt werden könnte, so nett und sorgfältig sie auch gearbeitet sind. Die Uhren von Gutkäs, ein Chronometer und eine Reisependul-Uhr sind mit der höchsten Akkuratesse gearbeitet, und Personen, welche Arbeiten von diesem sehr geschickten Manne seit längerer Zeit besitzen, sind mit ihrem richtigen Gange fortdauernd zufrieden. Gleiches Lob verdienen die Arbeiten des Uhrmachers Weisse.

Die Ganzschische Fabrik in Sebnitz hat geschmackvolle Coutils um sehr billige Preise geliefert und die Hesse'sche Handlung daselbst ihr nachgeeifert. Eine Menge verschiedner chemischer Präparate hat ein Chemiker Houpe ausgestellt, und wenn sie das leisten, was sie versprechen, so dürften mehrere darunter von wesentlichem Nutzen seyn. Wenigstens hat er den Vortheil des Aufputzes verstanden. Wichtig für die arme Bevölkerung des Erzgebirges sind die Sortiments von Spitzen, welche der Kaufmann Jauchius aus Freyberg vorgelegt hat. Geschmack und Feinheit zeigen sich in den Desseins und der Ausführung, und es ist den fleißigen Spitzenklöpflerinnen sehr zu wünschen, daß recht viele Bestellungen auf diese preiswürdigen Waaren eingehen mögen. Die Bronzearbeiten kommen den französischen noch lange nicht bey, doch ist ein guter Anfang mit feinern Leuchtern und Uhren in dieser Art wohl zu loben. Recht artig nimmt sich das Steingut einer Fabrik in Pirna aus, welche in Formen, wie in Masse, es bald recht weit gebracht haben wird. Doch arbeiten die Dresdner Töpfer auch ausgezeichnet in Thon, und die Oefen und Ornamente von Messerschmidt und Thomas bezeichnen beyde als ungemein geschickte und ihrem Handwerke mit Geist vorstehende Meister. Vom Hausmarschallamts-Sekretär Mieth findet sich eine portative Küche von Blech, ein Modell einer dergleichen von Gußeisen, und ein Kamin von gegossenem Eisen, welcher die kalte Luft am Fußboden abzieht und am Obertheile wieder erwärmt ausströmt. Alles ist mit Sauberkeit und Kenntniß gearbeitet, und kann beym praktischen Gebrauche von großem Nutzen seyn. Die Arbeiten der Porzellan-Manufaktur in Meißen sind durch die Trefflichkeit ihrer Masse berühmt, und da auch seit einigen Jahren viele Sorgfalt auf Form und Malerey gewendet worden, so wetteifern sie siegreich mit jedem Institute ähnlicher Art. Richter's und Böring's Pferdegeschirr, Reichelts in Bertelsdorf Leinwande, Schmay's Flinten, Thiele's in Freyberg Lakmarbeiten und Uthe's physikalischer Apparat zeichnen sich ebenfalls noch aus, so wie Mehreres, das ich wegen Mangels an Raum hier nicht nahmhaft machen konnte. Sie sehen daraus, wie mannigfach die Ausbeute ist, und wie fortschreitend die Industrie in Sachsen.

Unter die interessantesten Fremden, welche seit meinem ersten Briefe Dresden besuchten, rechne ich den Professor Schadow aus Berlin und den Dichter Raupach. Ersterer hielt sich eine längere Zeit hier auf, und lebte mit mehreren der hiesigen Künstler in einer engern Verbindung. Die Vorzüge seines Talents wie seiner höhern Bildung wurden gleichmäßig anerkannt. Mit Raupach führte mich ein glückliches Verhältniß in nähere Berührung, und ich begleitete ihn bey einer Exkursion in die Umgegend. Tiefe Blicke in die menschliche Natur, ein Geist, der klassisch ausgebildet, sich eben dadurch seine Freyheit von allen Banden irgend einer Schule gerettet hat, und daher um so treffender urtheilt und würdigt, und um so unbefangener und genialer schafft, zeichnen ihn aus. Mit Vergnügen bemerkte ich nichts von der düstern Insichgezogenheit, welche das Gerücht ihm andichtet; er war vielmehr mittheilend und anerkennend, sich selbst der strengste Richter, und musterhaft bescheiden. Einer Lektüre seines trefflichen Trauerspiels Isidor und Olga verdanke ich einen großen Genuß, leicht blieb mir bey der Gediegenheit der Sprache, die darin vorwaltet, Vieles im Gedächtnisse zurück, und wenn wir das Stück auf der hiesigen Bühne sehen werden, verspreche ich mir nun doppelten Gewinn davon.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 222.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 16. September 1825.

Das thut nicht Süd, nicht Nord, nicht Land oder Meer; alles gibt und nimmt Geist und Muth. Darum hat, wer gewinnt, sich selbst zu fürchten, und wer verliert, Niemand anzuklagen als sich selbst.

Joh. von Müller.

Rudolph von Erlach,
der Sieger bey Laupen, 1339.

Eine Gedächtnißrede von J. R. Wyß, Professor.

Vorerinnerung.

Die Ruhe, deren die Schweiz seit mehr als einem Jahrzehend schon genießt, erzeugt auch je mehr und mehr die alte lebendige Theilnahme wieder, die der Schweizer bis zu den Jahren der Revolution an seiner vaterländischen Geschichte so vielfach bewiesen hat. Während der Revolutionsstürme war Manches verschwunden, und Manches schwieg oder stockte, das sonst jener Theilnahme und einer daraus hervorgehenden Belebung der Vaterlandsliebe so förderlich gewesen. Jezt aber regen sich allwärts nur desto freudiger die hehren Erinnerungen an das Glorreiche unserer Vorzeit wieder, und nicht nur Schriftwerke, Kunsterzeugnisse, Denkmähler, sondern auch Feste und Gedächtnißfeyern geben in den verschiedensten Theilen der Schweiz einen Beweis dieses gesegneten Auflebens der alten Schweizergesinnung.

Auch das Andenken der herrlichen Laupenschlacht ist denn kräftig wieder erstanden, und ein freyer Verein der Bürgerschaft von Bern hat zum Erstenmal — vielleicht seit einem Jahrhundert — im Jahr 1818 auf dem alten Schlachtfelde das Gedächtniß jener folgereichen und merkwürdigen Waffenthat mit außerordentlicher Theilnahme zahlreicher Anwesenden gefeyert. Ja schon zweymal sind diese Festgänge wiederholt worden, und forthin sollen sie alle fünf Jahre in gleich großem Umfange Statt haben, wozu hoffentlich bald ein schon durch reichliche Unterschriften vorbereitetes, schönes Denkmahl (wie zu St. Jakob und zu Murten) einladen wird.

Unterdessen will die Menge der Vaterlandsfreunde auch in den Zwischenjahren der größern Feste nicht müßig bleiben, und liebt es, in kleinen anspruchlosen Ausflügen um die Zeit der Jahresfeyer des Laupenstreits irgend eine geschichtlich merkwürdige Stelle zu besuchen, und in engerem Kreis sich einige Augenblicke großen historischen Erinnerungen hinzugeben.

So ward jüngsthin am 19ten Juni dieses Jahres von ungefähr sechszig bis siebzig Theilnehmern — Alt und Jung — die Kirche zu Bremgarten, anderthalb Stunden etwa von Bern, in freudigem Zuge besucht, und dort der Grabstätte Rudolphs von Erlach, des Feldherrn der Schlacht bey Laupen, eine Stunde der sinnigen Weihe gewidmet. Das Schwert, welches die Sage für Erlachs gibt, ein Schild mit Erlachs Wappen und ein Lorbeerkranz bildeten auf dem Taufstein der Kirche den Mittelpunkt der Feyer. Blumenkränze hingen vorn hinunter, und schlossen eine lateinische Grabschrift in Versen auf Rudolph von Erlach ein, die der ehrwürdige Herr Pfarrer selbst zu dem außerordentlichen Anlasse gedichtet hatte. Auch von der Grabstätte und den Kirchenthüren sprach Blumenzier oder ein Kranz oder ein passender Spruch an die Herzen der Festgänger, und dreyzehn Fähnlein der Berner Zünfte, von

geschmückten Knaben gleichmäßig gehalten, umringten den Taufstein, während die Jugend des Dorfes mit einem eigens gedichteten Liede von der Emporkirche herunter, unter Begleit der Orgel, den eingetretenen Zug auf das Schönste begrüßte.

Vor dem Taufstein ward die nachstehende Rede gehalten, die wesentlich und großentheils wörtlich aus Johann von Müller, aus Tschudi und aus gesammelten Familiennachrichten über Rudolph von Erlach das Wissenswertheste beyzubringen versuchte. Doch sind einige Züge auch dem alten Praelium Laupense und einem alten Schlachtliede entnommen. Das größere Publikum, fast allgemein durch Müllers Schweizergeschichte mit Rudolph von Erlach bekannt, dürfte vielleicht gern das Bild dieses trefflichen Mannes einen Augenblick hindurch seiner besondern Aufmerksamkeit würdigen. Den Prunk eines Citatenschwalls aus Chroniken und Urkunden wird man uns aber in einem Unterhaltungsblatte recht sehr gerne schenken, ohne uns darum einiger Kompilation zu beschuldigen.

* * *

Als der größte und gefahrvollste Tag der Stadt Bern vorübergegangen, als der herrliche Sieg zu Laupen glorreich erstritten worden, und alle Gemüther zu Bern bewegt waren von Jubel, von Hochgefühl, von Dank gegen den Allgütigen, der die Schwachen so stark gemacht, da verordnete Bern mit freudigem Beschluß: „alljährlich diesen Tag mit Fahnen, Kreuz und Heiligthum zu begehen, den Armen aber eine Spende auszutheilen, um, nach der weisen Sitte der Alten, durch das aufgefrischte Andenken an Erlach und an die Streiter dieses Krieges die Liebe des Vaterlandes zu erneuern und Nacheiferung ihrer Tugend anzuflammen."

Vierhundert sechs und achtzig Jahre sind vorüber, seit der Beschluß ergangen ist; das Gemeinwesen von Bern ward vielfach erschüttert in dieser wechselvollen Zeit, und auch die Gestalt der ganzen Gottesverehrung ist umgewandelt. Fahnen und Kreuz und Heiligthum hörten auf in öffentlichem Zug der Weihe umhergetragen zu werden; Armer und Kranker ward hundertfältig auf andere Weise gedacht, und die Feyer der Laupenschlacht verzog sich Menschenalter hinab, bis sie rührend, einfach, gemüthvoll zurückgerufen wurde in dem ernsten, jedoch des Quells seiner Wohlfahrt auch unter tiefem Stillschweigen nie vergessenden Bern.

Ja gewiß, selbst während jener kalten, feyerlosen Jahrzehende blieb das Andenken an den ruhmvollen Kampf und an seine Helden in der frischen Erinnerung aller Edeln und Vaterlandsliebenden. Aber der Umschwung der menschlichen Dinge war zu groß gewesen in unserer Mitte, um nicht in gewaltigen Wirbeln auch der Denkzeichen viele hinabzureißen in das Grab der Vernichtung. Ganz Europa gestaltete sich neu, und mit Riesenschritten drang das Geistige auf den Trümmern des Leiblichen und Greifbaren in die heitere Wirklichkeit. Denksteine übermoosten, Siegel zerbrachen, Trophäen versanken, Kapellen und Seelgeräthe fielen dahin; im Geiste Geistiges zu schauen, ward von den Dienern Gottes stets reiner und freudiger gelehrt, und auch sie, die Offenbarung des Ewigen, entkleidete sich zahlloser im Laufe der Zeit ihr angehefteter Bilder und Zeichen, um nur in der geistigsten aller Erdenhüllen, in der Hülle des Wortes herrlich aufzugehn.

Also auch Menschenwerk und Menschenthat! Immer ausschließender bemächtigte sich die Schrift des Andenkens der Vorzeit, und in ihren sinnigen Darstellungen blieb lauterer, ja begeisternder auch jenes verwahrt, dessen Feyer durch Fahnen und öffentlichen Pomp in Vergessenheit kam.

Wohl uns, daß dieses Wort nicht erstorben ist in den Zeiten, da das Bild und das körperliche Mahlzeichen unterging! Zwar die Väter schon haben mit mannhafter Rede gefeyert, was zu Laupen, und von wem es geschah; jene kunstlosen Erzählungen, vielleicht eines Zeitgenossen der Schlacht, und von da hinweg unserer einheimischen besten Geschichtschreiber, der Väter unserer eidgenössischen Geschichte, sprechen mit Lebendigkeit, mit regem Selbstgefühl, mit freudiger Wortseligkeit von dem Tage bey Laupen. — Aber stets gediegener, stets umfassender und gewichtiger sind die Schilderungen der großen That geworden in unserer neuesten Zeit, und Laupens Andenken hat sich bewährt im Laufe der Jahrhunderte; sein Sieg hat nicht gebleicht unter den Tritten der zermalmenden Zeit, die Nachwelt bestaunt ihn, und der dankbare Bürger, der dankbare Untergebene Berns gedenkt seiner unablässig, wenn er die Wohlthaten der Freyheit und eines geordneten umsichtigen Gemeinwesens unter seinem friedlichen Dache genießt.

Der dankbare Bürger Berns gedenkt seiner, ja! und nicht in stiller Abendstunde nur einsam daheim, wenn er bewegt auf dem Blatte die Thaten der Väter liest; — auch in der Mitte gleichgesinnter biederer Mitbürger gedenkt er sein; und wo an solch einem gemeinsamen, begeisternden Gedanken sich ihrer Viele erfreun, da wird die Begeisterung wärmer, ihre Wirkung nachhaltender und beglückender. O wir wissen's, wir, die wir uns hier zu einer neuen Gedächtnißfeyer anspruchlos eingefunden, wir wissen's, wir haben's gefühlt, wir wollen noch einmal die Herzen erheben, in dieser wohlthuenden Flamme!

Sey aber Laupen und die ganze Fülle seiner großartigen vielumfassenden Erinnerungen aufgespart jenen volkreichen Festzügen, die mit weiser Mäßigung auf längere Abstände hinausgeschoben sind! Die Jahreszeit der herrlichen Schlacht bewegt uns nichtsdestoweniger bey jeder Wiederkehr; sie führt uns, als die Frohen, Freywilligen, auch in den Zwischenjahren zu Stätten des

Andenkens jener Zeit, und weckt uns zu Besprechung, zu Anhörung, zu Gesängen, die jener Heldenthat gewidmet sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Schottland.

(Fortsetzung.)

Eine dritte Brücke verbindet das Ende von Princesstreet, was dicht am Fuß von Caltonhill liegt, mit dem übrigen Theil der Straße, von der es sonst durch eine tiefe Schlucht getrennt wäre, in der ebenfalls eine Straße fortläuft. So hat man hier also an drey Orten eine Straße über die andere weggeführt, und das sieht freylich wunderlich aus. — Die eigentliche Altstadt hat nur eine große Straße, Highstreet, welche sich vom Kastell den ganzen Rücken des Hügels hinunter ziemlich gerade bis nach dem alten königlichen Pallast Holyroodhouse hinzieht; sie war sonst die Hauptstraße der Stadt, wie Jeder, der z. B. den Abbot gelesen hat, und sich des Gefechts zwischen den Seytons und andern Kumpanen erinnert, weiß. Hier liegt die Hauptkirche St. Gile'schurch, und lag der Tolbooth, der vor einigen Jahren niedergerissen worden, und nur noch in dem Heart of Midlothian verewigt ist. Ungefähr in der Mitte der Straße, nahe beym Tolbooth und der Kirche, stand das ehrwürdige und mitunter auch blutige Denkmal, the Edinburgh cross genannt. Auf diesem Platz wurden Könige und ihre Befehle ausgerufen und widerrufen, Hochverräther hingerichtet u. s. w. — kaum ein wichtiges Ereigniß in der schottischen Geschichte, dessen Andenken sich nicht an diesen Platz knüpfte; zugleich versammeln sich hier jeden Morgen die Kaufleute zu Börsegeschäften. Warum dieß Kreuz niedergerissen worden, weiß ich nicht; so viel ich mich erinnere, hat Sir Walter Scott die Trümmer an sich gebracht, und auf seinem Landsitze Abbotsford wieder aufgestellt — wenigstens hab' ich einmal so was gehört. Highstreet ist im Ganzen noch breit genug, und hat in ihrer Mitte noch einige gute Häuser, allein besonders nach Holyroodhouse hin werden die Häuser immer schmutziger und kleiner; hier wohnten früher die Hofleute und Adeligen. Zu beyden Seiten von der Hauptstraße führen kleine Gäßchen den Abhang des Hügels hinunter, und auf der Südseite nach dem untern Theil der Altstadt in der Tiefe am Fuß des Schloßberges. Hier liegt auch der Gradmarket, durch den bekannten Porteous mob und viele Hinrichtungen berüchtigt. Noch zeigt man die Ecke, wo dieser Diener der Gerechtigkeit von dem Büttel aufgehängt wurde, und die Seilerbude, die sie erbrachen, um einen Strick zu nehmen, wofür sie aber das Geld gewissenhaft auf den Tisch legten. Jene kleinen Straßen, Lanes und Winds genannt, stechen, so wie dieser ganze Theil der Stadt nun freylich gegen die Neustadt sehr ab — und wenn jene die schönste Stadt ist, die ich kenne, so ist diese so schmutzig, wie irgend eine, die ich gesehen habe, sogar Lissabon nicht ausgenommen.

Außer diesem Abstand zwischen der Altstadt und Neustadt ließen sich diese beyden Städte auch in ihrer Lage einander entgegenstellen. Eine gute Uebersicht von der Lage der Stadt und von der Umgegend hat man auf der Spitze von Caltonhill, besonders auf Nelsons Monument, du kannst dir leicht denken, daß die Aussicht wunderschön ist, um sich und à vue d'oiseau die Stadt, weiterhin auf der einen Seite Arthursseat und Salisburycraigs mit schwarzen basaltischen Felsenmassen und dunklen Schluchten, nach Westen in noch größerer Entfernung die Hügelreihe der Pentlandhills, eine fruchtbare grüne, mit Baumgruppen und weißen Häusern besäete Ebene, hier und da durch felsige Schluchten durchschnitten (besonders die, welche sich ein kleiner Fluß, Leithwater, gewählt hat, und die, hie und da mit Bäumen besezt, sich, dicht an der Nordwestseite der Stadt vorbey, nach dem Firth hin zieht); nach Norden hat man den Meerbusen, Firth of Forth, der sich nach Osten über der Insel Luch Keith weg zur offenen See ausdehnt, und nach Westen allmählig zum Fluß verengt; das gegenüberliegende Ufer, das sogenannte kengdom of Fife mit vielen Dörfern und Städten, sieht man sehr deutlich, zahlreiche Segel durchfliegen die blaue Fläche nach allen Richtungen, und hier und da die bewegliche schwarze Rauchsäule eines Dampfschiffes. Meine Beschreibung von Edinburgh soll zeigen, daß dem Bilde nichts fehlt, als es durch entsprechende Menschen- und Viehgruppen belebt zu sehen, allein da ist leider ein hiatus valde deflendus, denn ich kenne in dieser Hinsicht keine unmalerischere, leblosere Stadt als Edinburgh. In der Neustadt sieht man hie und da einen sehr anständig und mit englischem Geschmack gekleideten Gentleman, der Besuche macht, (oder, wenn's Kaufleute sind, seinen Geschäften nachgeht, oder verschiedene, eben so elegante Damen, in sehr grellen Farben, mit sehr langen Taillen und Gesichtern, sehr großen Füßen und noch größern Schritten die Straßen entlang steigen. Man sieht es Jedermann an, daß er zu einem bestimmten Geschäft an einen Ort geht, an den Ecken der Straßen stehen die Porters, meist Hochländer, die sich schon in der Ferne durch ihre nicht sehr wohlklingende Sprache und in der Nähe durch einen beträchtlichen Whiskygeruch und versoffene Gesichter und zerlumpte Kleidung auszeichnen. Nur Nachmittags gegen zwey Uhr belebt sich Princesstreet etwas, und es schiebt sich die schöne Welt hier, als dem einzigen anständigen (fashionablen will ich nicht sagen, weil der höhere Grad der Fashion und Genteelity Spazierengehen überhaupt ganz ausschließt, da man

denn doch nicht wissen kann, welchen ungenteelen Lüften und Berührungen oder Blicken man sich aussezt), Spaziergang, oder einzigen Spaziergang überhaupt hin und her.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Beschluß.)

In dieser Zwischenzeit war die deutsche Hofbühne auch ungemein thätig, und interessante Gastspiele wechselten rasch mit neuen Darstellungen. Zu den erstern will ich nun freylich weder Herrn Beral noch Herrn Linde rechnen, und daher lieber von ihnen schweigen; desto günstiger wurde aber Herr Stein aus Leipzig in fünf Gastrollen aufgenommen. Er begann mit dem Jaromir, und schloß mit Don Cesar in der Braut von Messina. Dazwischen spielte er den Baron im Freymaurer, Graf Werthen in der beschämten Eifersucht, den Grafen Wetter von Strahl und Sekretär Widuang in der Schachmaschine. Mir hat er in den muntern Rollen doch noch vorzüglicher geschienen als in den tragischen. Zwar ist sein Organ ein's der vorzüglichsten, und seine Deklamation voll Feuer und Pathos, hie und da arten aber die beyden leztern aus, und, indem ihn ersteres zu weit fortreißt, läßt das lezte ihn etwas monoton werden. Immer bleiben aber auch, von dieser Seite betrachtet, seine Leistungen ausgezeichnet, und bewähren den wahrhaften Künstler. Im leichten Conversationsstück, ja selbst in dem, wobey sich ein Anflug von Sentimentalität zeigt, wüßte ich aber kaum etwas an ihm auszusezen, und sein kräftiges Organ gewinnt dann eine einschmeichelnde Lieblichkeit. Er spielte hier mit vielem Beyfalle, und ward fast nach allen Vorstellungen gerufen.

Ungetheilten Beyfall erhielt auch Herr Meaubert vom Strelitzer Hoftheater in seinen beyden ersten Gastrollen, dem Truffaldino und Herrn von Krack. Ueberschritt er auch im erstern hie und da die Linie des Anstands, so brachte dieses Stück und Kostüm — denn der Harlekin hat hier nur die Pritsche abgelegt, und das Stück selbst ist ein guter Vorschritt, um diesen Possenreißer wieder auf die Bühne zu bringen, und die gesittete Gesellschaft davon auszuschließen — es nicht anders mit sich, so war er dagegen in der zweyten Rolle so ganz im Charakter, und improvisirte seine Lügen mit nie sich erschöpfenden Variationen so ergözlich, daß er wirklich als Musterbild dieser Darstellung gelten konnte. Auf gleicher Höhe erhielt er sich jedoch in den folgenden Vorstellungen keineswegs. Sein Volzheim im Gute Sternberg entbehrte der städtischen Gewandtheit eines jungen Wildfangs, und sein Pfifferling der Frische, welche allein dieses Schubkastenstück erträglich machen kann. Als Flickwort hatte er die höhere Bedeutung dieser, von Gotter mit so vieler Feinheit ausgestatteten Rolle nicht ergriffen, und in: Ich irre mich nie, konnte er den wackern — wohl leider für die Kunst verlornen — Hellwig nicht von fern erreichen. Ergözlicher war sein Graf von Prahlenstein, aber Hof- und Weltton wurden ganz darin vermißt, und es blieb bey einer belustigenden Karikatur, wozu freylich auch diese Rolle selbst viele Veranlassung gibt. Das Publikum sah ihn stets gern und gab ihm Beweise davon, auch zeigte er überall gute Anlagen, freyes Spiel, komische Tendenz, und überhaupt eine Künstlernatur, die bey vorwaltendem Anschauen guter Muster sich zu etwas recht Erfreulichem ausbilden kann.

Auch den Balletliebhabern war ein Fest in diesem Zeitraume bereitet, denn Herr Senger und die Damen Lamperi und Galster tanzten drey Mal im Stadttheater. In der ersten Darstellung wollten sie weniger ansprechen, weil das gewählte Divertissement ihren Individualitäten nicht angemessen war, desto mehr aber gefielen sie die beyden folgenden Male, und in der That waren die Arrangements des Herrn Senger, die Grazie und Leichtigkeit der Lamperi, und die heitere Innigkeit der Galster des Beyfalls werth.

Die täglich vorkommenden Gastspiele hatten bis zum 12. August das Einstudiren von Neuigkeiten gehindert, da erschienen aber die beyden Britten, aus dem Französischen von Blume. Offenbar hat der französische Dichter die Idee dazu von den Selbstmördern Kozebue's herübergenommen, und nach seiner Art verarbeitet, daher wohl die Frage entstehen möchte, ob es sich der Mühe verlohnt, das Stück wieder in's Deutsche zurück zu übersezen. Doch gibt es den beyden Hauptpersonen Lord Danby und John Powre mehr Gelegenheit ihr Spiel zu entfalten, als es bey Kozebue der Fall ist, und da beyde Rollen von Herren v. Zahlhas und Werdy sehr brav dargestellt wurden, so machte es einen recht angenehmen Eindruck, und man kann mit dieser Bereicherung des Repertoirs zufrieden seyn. Neu einstudirt waren darauf der Brief aus Cadix und der neue Gutsherr. Herr Werdy, der in ersterm den Murrwall gab, schien besonders im ersten Akte durch etwas Aeußeres gestört, nicht in den Geist seiner Rolle eindringen zu können, und so blieb dieses Seelengemälde unvollendet. Von den andern Darstellern war vieles Gute zu sagen. Der neue Gutsherr würde noch weit mehr unterhalten, wenn er um die Hälfte kürzer wäre. Herr Hauser als Johann zeigte Fleiß und Gewandtheit. Ungemeines Glück aber machten am 24. die Wiener in Berlin. Stürmischer Beyfall erscholl vom Anfang bis zum Ende, und zulezt wurden Alle gerufen. Ein Gleiches geschah auch bey der gestrigen Wiederholung. Holtei hat auch in der That der deutschen Bühne ein recht liebes Geschenk mit dieser anspruchlosen Posse gemacht, und überall, wo sie sich nur gezeigt hat, ist sie mit Enthusiasmus aufgenommen worden. Müssen es denn auch durchaus Haupt- und Staatsaktionen, oder auf Stelzen einherziehende Lustspiele seyn, um ihn zu verdienen? Unter den Darstellern gebührt die Krone wohl der Mad. Devrient als Luise, welche ungemein liebenswürdig war, doch war jeder andre auch in seiner Rolle lobenswerth. Bey der Wiederholung wurden die Unzertrennlichen, Lustspiel nach dem Französischen von Th. Hell, dazu gegeben. Dieses kleine Stück ist eigentlich eine Apotheose der — Gerichtsdiener, unterhält aber ein Stündchen, und der Faden spinnt sich mit Leichtigkeit und heitrer Laune ruhig ab. Auch ihm ward, besonders durch das treffliche Spiel Herrn Pauli's, in der Hauptrolle, der Beyfall der Versammlung zu Theil.

Und von dem großen Vogelschießen habe ich Ihnen nichts geschrieben, das in dieser Woche Herr Linke auf seinem Bade gab, und wo mehrere Tausende bey einem wunderschönen Abende sich eingefunden hatten, um ein schnell vorübergehendes Feuerwerk zu sehen! Je nun, da ich selbst nicht daran Antheil nahm, werden Sie mir es wohl verzeihen.

Guido.

Beylage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 223.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. September 1825.

Hast du nicht gute Gesellschaft gesehn? Es zeigt uns dein Büchlein
Fast nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger ist.
Gute Gesellschaft hab' ich gesehn, man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

Goethe.

Briefe aus Schottland.

(Beschluß.)

Lebhafter ist es zwar in der Altstadt, allein eben nicht malerischer; hier glaubt man in verschiedenen Abstufungen die abgetragenen Kleider der Neustadt wieder zu finden, man rennt und läuft in den grössern Straßen viel hin und her, aber Keiner sieht aus, als wenn er sich des Lebens freue, sondern immer, als sey er zu einer bestimmten Arbeit irgendwo hingeschickt, und müsse zur bestimmten Zeit wieder da seyn. Die sehr vielen Wynds und Laues und Winkelgassen sind wirklich trostlos schmutzig und von schmutzigen zerlumpten Menschen und Kindern bewohnt, die mißvergnügt oder stumpf und noch öfters nach Whisky aussehen. Ich gestehe, daß das Ganze einen sehr unangenehmen Eindruck auf mich machte. Durchaus keine eigentliche öffentliche Plätze, die Gärten und Anlagen, welche den Namen tragen, sind geschlossen und nur den (oder einigen) Bewohnern des Platzes offen, von denen jeder einen Schlüssel hat. Durchaus nichts, was ein allgemeines Interesse, ein frohes, offenes Leben andeutet, was den Einzelnen für Augenblicke aus seinem eigenen engen Interesse und Geschäfts- oder Ideenkreis reißt. — Ich bleibe zwar für jezt blos bey dem Aeußerlichen, und das ist denn wahrlich unmalerisch und prosaisch im höchsten Grade, allein sollte es keinen tieferen Grund haben? — Wenn ich mir dagegen das Leben einer spanischen oder sogar französischen großen Stadt denke, z. B. Madrid, das rüstige laute Treiben auf den Straßen, wo Jeder sein Geschäft eigentlich blos nebenbey zu treiben scheint, und den Geist und Körper frey hat zum Reden und Umschauen, sich zu freuen und Freude zu machen, das Reiben und Durcheinanderwogen aller Stände, wobey der Arme seine eigene, ganze Tracht hat, und nicht die Lumpen der Reichen zu tragen scheint, die ihre geschmacklosen Zipfel und Schnörkel noch dazu meist mit der ächtmalerischen capa bedecken. Die Gruppen aller Art, die bey der puerta del sol zusammenstehen, und wenigstens gewiß das Bild (dabey bleib' ich zunächst immer) eines Gemeinwesens, eines Volks oder Publikums geben, die Flut von frohen Menschen, die sich die Calle de Alcala hinunter nach dem Prado und buen retiro ergießt, die stämmigen aguadiros und mozos de cuada, die um die Bäume her und an den Ecken stehen, in tüchtigen braunen Kitteln und Hosen, gesund und nach ihrer Art etwas läppisch-lustig (es sind Gallegos, die eben nicht den Ruf der Zierlichkeit haben), ferner alle die Farben und Gestalten, die der katholische Ritus in die Straßen und Plätze bringt, Prozessionen, das Sakrament und was weiß ich! — Wahrlich, das einzige, was noch einiges Leben in das Edinburgher Panorama bringt, sind die mit Menschen gefüllten und bedeckten Stagecoaches, die hie und da durch die Straßen rasseln, und die Kutschen der grosen Welt — aber was ist das gegen den Einzug einer Karavane von Eseln und Mauleseln aus Andalusien, oder Valenzia mit ihren lustigen, bunten, bewaffneten harrieros, oder die abenteuerlichen Kabriolets, welche

einem mit dem besten Witze, den sie aufbringen können, die Caleseros auf der Calle de Alcala anbieten, oder gegen die höchst ehrwürdigen Staatskarossen aus dem vorigen Jahrhundert, vor denen ein eben so ehrenfester Kutscher auf ein Paar Maulthieren herreitet, und sie sachte hinter sich herzieht. Hier stehen auch hin und wieder Reihen von Miethkutschen, und die Kutscher mit rothen Branntweingesichtern in abgetragenen Ueberresten modischer Fraks und Redingotten frierend. — Und doch liegt Madrid in einer Wüste und Edinburgh in einem Paradies. — Ob dieser Vergleich und diese Reminiscenzen aus Madrid in einer Beschreibung von Edinburgh wohl angebracht sind, weiß ich nicht, allein sie drängten sich mir unwillkürlich auf; daß die leztere Stadt in dieser Hinsicht sehr verliert, wirst du einräumen — und wenn ich nun gar die noch regeren Gruppen und noch erhöhten Farben des Lebens in Sevilla, Granada u. s. w. dagegen halten wollte? — die Schlüsse, die aus diesen beyden Gemälden zu ziehen, will ich dir selbst überlassen.

Rudolph von Erlach.

(Fortsetzung.)

Wohlan! der heutige Tag gibt Zeugniß von dieser Gesinnung! Wir sind versammelt an gottgeweihter Stätte, und wollen, nicht ohne Gottes voraus und dankvoll und ehrerbietig zu gedenken, hier einen Augenblick uns hingeben dem Gedächtniß des Mannes, ohne den nicht Bern, nicht Bernersinn im Kranz einer beglückten Eidgenossenschaft rühmlich eine längstverdiente Stelle behauptete. Das Große und Ruhmwürdige thun ist der strahlendste Menschenberuf, doch von Anbeginn nur Weniger. Das Große und Ruhmwürdige, das da geschehen ist, mit freudiger Anerkennung ehren, ist die zweyte der schönen Menschenbestimmungen, und von Anbeginn Vieler, ja der Wohlgesinnten Aller, denen nicht höhere Gaben und nicht Verhältnisse gestattet worden, von welchen all ihre Kraft aufgefordert, und all ihr redliches Thun begünstigt ward. Gefahren und Rettungen zugleich, wie bey Laupen, bietet die Geschichte nicht zu oft; aber sie schildert Gefahren in Unzahl, denen nicht die Weisheit, die Tapferkeit, die Bürgerliebe großherziger Führer, wie vor Laupen, sich ausgewachsen zeigte.

Und sintemal ein seliges Leben jenseits uns theuer verheißen ist; warum sollten wir zweifeln, meine Freunde und Mitbürger! daß solchen Lebens Seligkeit genährt werde durch den Rückblick auf irdische Gefilde, wo der Geist den Samen des Guten ausgestreut, und das Gute herrlich in Saaten schießt? Welch ein schönerer Lohn ist uns gedenkbar, als daß Gott dem edeln Abgeschiedenen es vergönne, niederzublicken auf die Stätte seines Wirkens, um zu erkennen, wie Gutes aus Gutem, Segen aus Segen durch die Räume der Jahrhunderte quillt! Du also, Held von Laupen! beherzter, gottvertrauender, weiser und bescheidener Mann! möchtest du niederschauen von den Sitzen des ewigen Friedens, und möcht' es dir genehm seyn, Sprößlinge deines geretteten Berns zu sehen, die mit offenem, innigbewegtem Sinne des Andenkens deiner glorreichsten That und deines ganzen rühmlichen Waltens sich freu'n!

*

Daß wir aber hier in Bremgartens Kirche versammelt sind, die Feyer dieses Gedächtnisses zu begeh'n, das ist der Beziehungen voll, und ergreift unsere Herzen auf das Mannigfaltigste. Nicht urkundliche Gewißheit zwar, aber die ehrwürdige Sage und die sich anschließende Vermuthung berechtigt uns zu dem Glauben, daß Rudolph von Erlachs Hülle, nach dem beklagenswerthen Ende des Greisen, allhier in diesem Gotteshause beygesezt ward. Im Jahr 1767, als schon eine Aufhebung der Pfarre Bremgarten von der hohen Obrigkeit beschlossen worden, erging die Verordnung, daß nichtsdestoweniger die Kirche auch forthin im Stand erhalten werde, weil die Gebeine des um das gemeine Wesen so hoch verdienten Rudolphs von Erlach und seiner Söhne von Alters her da ruhten. Und allerdings die Gräber der Söhne sind ungezweifelt in diesem Chor begriffen. Ulrichs, des ältern der Beyden, und seiner Gemahlin Anna von Strättlingen Wappenschilde haben am längsten den Unbilden der Verwitterung getrozt. Wenn aber die begüterten Söhne eines solchen Vaters sich ihre Grabstätte wohl selbst gewählt haben, dieweil ihr Hinscheid in friedlicher Heimath geschah: was hätte ihnen theurer und angelegener seyn können, als auf dem Stammgute des Vaters, an der Seite des Vaters zum Tage der Auferstehung bewahrt zu werden? Ihn selbst zwar, den Vater, läßt Johannes von Müller, dieser bedächtige Geschichtschreiber der vaterländischen Vorzeit, zu Bern unter dem großen Münster ruh'n. Das Andenken seiner Thaten, sagt er, ist sein einziges Mausoleum. Aber kein Aelterer gibt Zeugniß von dieser Grabstätte, und die schauerliche Todesart des Helden ist ein Grund mehr, daß eine schnelle geräuschlose Beysetzung in der Kapelle seines Eigenthums, vielleicht schon bereitet von dem greisen, umsichtigen Manne selbst, als das Ende seines niemals prunkenden, immer einfach auf das Füglichste gehenden Lebenslaufs, uns in hohem Grade wahrscheinlich däucht.

*

Möge mir gestattet seyn, nicht in leerer, rednerischer Lobpreisung, sondern in schlichter Zusammenstellung, soweit Urkunden und Geschichtschreiber und vereinzelte Züge dazu liefern, aus Erlachs Leben ein Ganzes für die Beschauung zu bilden, indem ich nicht einseitig die berühmte Siegesthat, diesen Gegenstand weitläufiger Ausführung, sondern wesentlich ihn, den Menschen, den Mann, den

Helden, in's Auge zu fassen versuche, und bey der Sparsamkeit alter Berichte mich auch nicht erkühne auszumalen, was nur Muthmaßung, was nicht überlieferte Wahrheit ist! Es freut innig, in einem berühmten, der Geschichte eines Volkes theuer gewordenen Helden auch einen wahrhaft guten, einen mit milderer Menschentugend ausgestatteten Mann zu erkennen, der einen Beweis gibt, wie alles Treffliche hienieden sich einträchtig verbinden läßt, und wie das Kühne, Staunenswerthe nicht außer der uns vorgeschriebenen Bahn des Rechten und Tugendlichen in das Ungeheure zu schweifen bedarf.

*

Der adeligen von Erlach uraltes Geschlecht ist, gleich andern berühmten, durch den gutmüthigen Fleiß der spätern Geschlechtsforscher, aus königlichem Stamme hergeleitet worden. Die leztern Könige von Burgund sollen die Ahnherrn des Hauses Oltigen und Welschneuenburg gewesen seyn; von Welschneuenburgs Grafen aber, die sich in Grafen von Valangin, von Nidau, von Arberg, von Straßberg zertheilten, soll auch der Erlacher Geschlecht, vielleicht durch irgend einen jüngern, weniger bemittelten Sohn, den Ursprung genommen haben. Aelter als Bern ist der Erlacher Name gewiß. Wie sie aber zuerst mit Bern in Verhältniß getreten, bleibt unerörtert; nur daß im Twingherrenstreit zu Bern, im Jahr 1470, der Ritter Adrian von Bubenberg öffentlich aussagt, die Erlach und die Bubenberge seyen von den altadeligen Geschlechtern unter den Erbauern Berns allein noch übrig.

Die Geschichte der Schweiz überhaupt, und im Besondern diejenige unserer Vaterstadt Bern beurkundet überflüssig die Verdienste dieses Geschlechts, dem kaum ein anderes in der Schweiz oder zu Bern an der Menge ausgezeichneter Kriegs- oder Staatsmänner gleichkömmt. Zweymal ist das Gemeinwesen der Berner durch die von Erlach gerettet worden, und daß nicht am finstern Tage des überwältigten Berns ein dritter ihm zum Retter ward, lag in Umständen, denen die Kraft eines Sterblichen unrettbar erliegen mußte.

Dienstmannen des Hauses Welschneuenburg scheinen die Erlach frühzeitig als Kastlane des Städtchens Erlach am Bielersee gelebt zu haben, und noch wird Ulrichs so wie Rudolphs uralte Wohnung neben dem Seethore des Ortes gewiesen.

Ulrich, der Vater Rudolphs, war jener Sieger am Donnerbühl und im Jammerthal, der die erste offene Feldschlacht des aufstrebenden Berns gegen starke, gegen zahlreiche, gegen höchst erbitterte Feinde siegreich geschlagen hat. Mit ehrendem Vertrauen scheint Bern ihn allein um seiner Kriegstugend willen zum Führer gewählt zu haben, während er keines der hohen Stadtämter bekleidete, und nicht in der Stadt angesessen war, sondern nur mit seinen Gütern in Reichenbach und in Reichenbachs Umgebung scheint zu Bern verburgert gewesen zu seyn.

Mit ihm wird das Band zwischen Bern und dem Hause von Erlach zum Heile beyder angeknüpft. Von seiner Gemahlinn Mechtild, einer Tochter Werners von Rheinfelden, hatte er die Reichenbachschen Güter erhalten, und der Großvater schenkte bereits im Jahr 1299 seinem Enkel Rudolph, um besonderer Liebe willen, eine Hube zu Zollikofen. Anscheinend ein geringer Umstand; und doch ein Wink vielleicht, daß des aufblühenden Jünglings Herz und Geist dem alten, nach damaliger Sitte wohl ernsten, ehrenfesten, Ritter beachtenswerth und von der besten Vorbedeutung erschienen. Unter vier Söhnen und zwey Töchtern Ritter Ulrichs war Rudolph der Erstgebohrne. Welche männlichen, ritterlichen Uebungen indeß und wo und wie lang er sie getrieben, verschweigt die allzukarge Geschichte; sie deutet nur an, daß er im 30sten Lebensjahre die Ritterwürde erhalten, und im 52sten oder 54sten den Sieg zu Laupen erstritt. Aber vielfach und gefahrvoll muß er sich versucht haben in den kriegerischen Läufen jener Zeit; denn als Lehenspflichtiger des Grafen Rudolph von Nidau, eines bewährten Kriegsmanns in den Fehden der Großen, und in dem Kriege der Christenheit wider die Ungläubigen kann derjenige nicht müßig, nicht feig oder rastlos gewesen seyn, den der Graf — vor des Laupenkrieges Ausbruch schon — zum Pfleger und Führer seiner Söhne bestellt hatte, weil er vor Hunderten, die ihm zu Gebote standen, gerade ihn als den Würdigsten ersah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Die Benefiz-Vorstellungen der Italienischen Bühnen.

Bey den stehenden Bühnen in Italien haben in der Regel nur die ersten Subjekte eine Benefizvorstellung (Serrata) pr. Stagione. *) Hiezu werden die Prima Donna, il musico (Castrat), der erste Tenor, der erste Tänzer und die erste Tänzerin gerechnet, manchmal auch noch der Buffo. Dieß wird bey Abschließung der vierteljährigen Kontrakte mit dem Unternehmer oder der Direktion festgesezt. Der Schauspieldirektor einer wandernden Truppe bewilligt fast einem jeden Mitglied eine solche Serrata, welche auch oft das Doppelte und Dreyfache des Gehalts einer Stagione beträgt. Dieß ist besonders bey ausgezeichneten oder schönen Sängerinnen und Tänzerinnen der Fall, deren Einnahmen alsdann sehr bedeutende Summen betragen.

Ein solcher Tag ist ein wahres Fest für den Benefizianten, der schon vier bis sechs Wochen vorher die Einladungen und

*) Eine Stagione ist eine Zeit von drey Monaten.

nöthigen Vorbereitungen dazu macht, welche darin bestehen, daß er sehr höfliche und schwülstige Cirkuläre drucken läßt, die nebst der dringenden Bitte, ja nicht zu fehlen, eine pompeuse Ankündigung der an diesem Abend zu gebenden Stücke, der prächtigen Beleuchtung, der neuen, sehr kostbaren Kostüm's 2c. enthalten. Oft sind diese Einladungen in Versen geschrieben, auf farbiges Papier, und für angesehene Personen auch wohl auf Atlas gedruckt. Dieß ist aber noch lange nicht hinreichend: der Beneficiant, einen Bedienten hinter sich, der wo möglich in Livrée gekleidet ist, und diese Zettel trägt, geht vierzehen Tage, und, wenn die Stadt groß ist, vier Wochen vorher in Person zu allen, nur etwas angesehenen Personen, und überreicht seine Zettel selbst, wobey er sich mit einer seltenen Zudringlichkeit das Kommen in die Hand versprechen läßt, wohl auch gleich die Eintrittskarten da läßt, jedoch jezt noch kein Geld dafür nimmt. Ist es eine Dame, so fährt sie gewöhnlich im ausgesuchtesten Putz, und jeden Tag anders gekleidet, von Haus zu Haus, wobey sie sich selbst nicht entblödet, auch ledigen Herren ihre Aufwartung zu machen.

Ist nun endlich der lang ersehnte Tag der Serrata herangekommen, so werden in allen Hauptstraßen und Plätzen bunt bemalte, mit Blumenguirlanden eingefaßte Ankündigungen in kolossaler Größe an Stricken queer über die Straßen (so wie in andern Städten die Laternen) aufgehängt.

Zwey Stunden vor dem Beginnen der Vorstellung findet sich der zu beglückende Künstler in der Vorhalle am Eingange des Theaters ein, und nimmt hinter einem weißgedeckten Tisch Platz, auf welchem in der Mitte ein großes silbernes Becken steht, um das vier silberne Armleuchter, mit angezündeten Wachskerzen, nebst mehreren Vasen mit duftenden Blumen gefüllt, stehen. Rechts und links, neben dem Tische, stehen zwey Schildwachen, gewöhnlich Grenadiere mit Bärenmützen, und hinter ihnen zwey Polizeydiener, postirt. Ist keine Garnison in der Stadt, so versehen Milizen oder auch Statisten vom Theater die Stelle der Soldaten. Der Beneficiant ist in dem Kostüm, in welchem er diesen Abend auftritt, hochroth geschminkt, und hat einen ungeheuren Blumenstrauß, mit Bändern verziert, an die Brust geheftet. — Eine Kasse zum Lösen der Billets ist heute nicht vorhanden, sondern ein Jeder zahlt nach Belieben, d. h. wirft so viel Geld, als er Lust hat, in das zum Empfang bestimmte Becken. Daß Niemand unter dem festgesezten Eintrittspreis gibt, ist man sicher, denn hier heißt es: Herr, aller Augen sehen auf dich. — Eine Menge Neugieriger hat sich nämlich sogleich bey Eröffnung in geringer Entfernung um den Tisch placirt, und gibt genau auf die Spende eines Jeden Acht. Die Italiener seyen eine große Ehre darein, bey dieser Gelegenheit recht großmüthig zu erscheinen, und häufig sieht man hier Goldstücke, die mit einer gewissen Granbezza hingeworfen werden, worauf der Empfänger durch eine tiefe Verbeugung seine Erkenntlichkeit darthut. Auch Geschenke an Kleinodien, Ringen und Brillanten werden hier wohl dargebracht, besonders schönen Sängerinnen und Tänzerinnen. Mancher thut sich wehe, um einer verehrten Priesterin Thaliens oder Terpsichorens doch wenigstens einige blanke Goldstücke hinwerfen zu können, und versezt deßhalb ihm sehr nothwendige Effekten, wenn er nichts geborgt bekommen kann, denn es gehört zum guten Ton, der Gepriesenen des Tages zu opfern, es koste was es wolle. Wenn nun der Augenblick kömmt, wo der Beneficiant auf die Bretter gerufen wird, so übernimmt dessen nächster Anverwandter, oder in dessen Ermangelung ein dazu ernannter Kommissär seinen Platz hinter dem Tisch ein, denn Personen, welche nicht viel zu geben haben, kommen erst dann, wenn sie die Gefeyerten des Tages hinter den Koulissen wissen, weil sie sich ihrer geringen Gabe, die doch nie unter einem Zechin ist, schämen. Bisweilen ist es auch der Fall, daß der Interessent selbst eine handvoll Gold verstohlen in das Becken wirft, wenn die Spenden nicht nach seinem Wunsch ausfallen, theils um mehr animo zu machen, theils um seinen Kollegen Sand in die Augen zu streuen, weil es die Künstler unter sich für eine Geringschätzung des Publikums achten, wenn sie nur eine geringe Einnahme machen.

Sobald der Gefeyerte auf der Bühne erscheint, wird er mit einem ungeheuern lang anhaltenden Applaus und tausendstimmigen Bravos empfangen. Bouquets, Blumenkränze, ja ganze Körbe voll Blumen werden auf ihn geworfen, außerdem regnet es Gedichte durch die Ventilatoren oder sonstige Oeffnungen der Decke über dem Parterre, auf die Zuschauer herab, welche alle das Lob und die außerordentlichen Talente des Helden oder der Königin dieses Abends, in den ausgesuchtesten Ausdrücken preisen; Tauben, welche dergleichen an Rosabändern am schneeweißen Hals hängen haben, läßt man aus den höchsten Logen auf das Theater fliegen; mitunter wird der schönen Sängerin oder Tänzerin auch noch eine volle Börse zu Füßen geworfen, manchmal geschieht es auch wohl, daß ihr eine Kupfermünze, oder eine Eierschale, Zwiebel und dergleichen im allgemeinen Tumult an den Kopf fliegt, welche irgend ein verschmähter oder rachsüchtiger Liebhaber aus einem verborgenen Hinterhalt schleudert. Doch wird der allgemeine Jubel dadurch nicht gestört, und keine Prima Donna läßt sich so leicht durch einen solchen Zufall irre machen, nach welchem sich der Beyfall gewöhnlich verdoppelt.

An einem solchen Abend wird auch aus Achtung für den Künstler in keiner Loge soupirt oder gespielt, und man vermißt den zum Appetit reizenden Speisengeruch, der sich sonst aus den Logen und ihren Vorzimmern über das Parterre und die Bühne verbreitet. Ich erinnere mich, daß deßhalb einst in dem Theater Nuovo zu Neapel ein gewaltiger Lärm entstand, weil mehrere junge Leute bey einer solchen Gelegenheit in ihrer Loge bankettirten, und das Publikum beruhigte sich nur erst dann, als die Polizey das ganze Souper in Beschlag genommen.

St. . . . . . .

Auflösung des Palindroms in Nro. 217:

Gitter. Rettig.

Palindrom.

Ich wurde Jedem, der da weilt hienieden,
Von güt'ger Hand beschieden;
Doch muß ich ihn, er mag mich lieben, hassen,
Dereinst verlassen.

Hat man ihn dann im kühlen Thal bestattet,
Deck' ich, wann Dämm'rung schattet,
Gern rückwärts noch den falben Grabeshügel
Mit feuchtem Flügel.

H. Wandel.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. September 1825.

Liebe schwärmt auf allen Wegen,
Treue wohnt für sich allein;
Liebe kommt euch rasch entgegen,
Aufgesucht will Treue seyn.

Herder.

Brieflicher Rath einer erfahrenen Wittwe.

Sie wissen, daß ich zum dritten Mal Wittwe bin, und darum ersuchen Sie mich um meinen Rath bey der Wahl eines zukünftigen Gatten. Wohlan, so hören Sie also, was dabey zu vermeiden und was zu beobachten ist. Ich werde mich so deutlich als möglich erklären.

Wünschen Sie einen treuen Mann zu haben, was ein natürlicher Wunsch ist, so wählen Sie einen häßlichen, verwachsenen, linkischen und unfreundlichen Junggesellen, und es wird vorauszusetzen seyn, daß er nicht so leicht in Versuchung gerathe, jemand anders zu lieben als Sie.

Wollen Sie, daß man Sie nicht dumm finde, so wählen Sie keinen Schriftsteller. Hüten Sie sich ja vor einem Mann von lebhafter Phantasie, denn ein solcher würde heute Ihren kleinen Mund rühmen und ihn morgen zu groß finden; regnete es heute, so fände er, daß die Witterung schön sey; und ginge die Sonne morgen schön auf, so würde er einen häßlichen Tag voraussagen.

Fürchten Sie nicht weniger einen jener guten Rechner zu wählen, die da wissen, auf welche Art man bey jedem Spiele gewinnen muß. Ein solcher würde sich dem Spiel ergeben und sich ruiniren. Ich rathe Ihnen eben so wenig einen allzuthätigen, einsichtsvollen Mann zu nehmen, der so ganz auf der Höhe des Jahrhunderts steht, denn dieser würde sich Hals über Kopf in Unternehmungen stürzen, und jeden Tag würden Sie von Neuem den Verlust Ihres Vermögens zu befürchten haben.

Ein junger Mann taugt nun vollends gar nichts. Die Jugend ist kapriciös, man kann nicht auf sie zählen. Vor allen andern aber verwerfen Sie ja den Mann, der Sie vergöttert, denn ein Mann, der auf diese Art anbeten kann, kann auch hassen.

Es wäre nicht so gar übel, wenn der zu Wählende nicht gut hörte. Sie sind etwas lebhaft, und es könnte Ihnen also bey vorkommenden ehelichen Zwisten leicht eines von den schnellen Worten entschlüpfen, die ein Uebelhöriger allenfalls überhört, weil, da Verstand und Herz sie verdammen, man sie nicht wiederholt.

An Ihrer Stelle würde ich einen Mann nicht verwerfen, der nicht gut zu Fuß wäre. Ein allzuleichtfüßiger Mann ist so lästig, denn ihm entgeht nichts, was sich im Hause ereignet.

Ich würde sogar zu einem Manne rathen, der fast ganz blind wäre. Nicht, als vermuthete ich, daß irgend eine Ihrer Handlungen den Blick Ihres Mannes zu scheuen habe, nein, aber es ist doch bekannt genug, daß auch die beste Frau ihre kleinen Zerstreuungen hat, welche einen Mann, der sie wahrnimmt, fast immer ohne Grund in jene Laune versetzen, durch die der Frieden einer Haushaltung gestört werden kann, ohne daß man im mindesten wüßte, warum.

Beobachten Sie diese gutgemeynten Winke genau, so wäre es denkbar, daß Sie auch im Ehestande, nachdem

Sie für immer gewählt hätten, noch heitere Tage erleben könnten.

Ihre Tante Wilhelmine.

Antwort.

Liebe Tante, ich habe Ihre Winke und Bemerkungen sorgfältig durchlesen, allein ich gestehe es zu meiner Schande, so sehr haben mich dieselben in Verwirrung gebracht, daß ein Mann, wie Sie mir einen rathen, mir ein größeres Uebel zu seyn scheint als dasjenige, unverheirathet zu bleiben. Ich bitte Sie angelegentlich, dieß zu überlegen und mir, da es die höchste Eile hat, baldigst zu antworten.

Ihre Nichte Louise.

Leztes Wort.

Nun denn, so heirathen Sie einen geistreichen, jungen, schönen und reichen Mann, und — möge Ihnen Gott helfen! Ich, für meinen Theil, kann Ihnen nichts weiter sagen, nicht weiter rathen, da Sie denn doch einmal nicht folgen wollen.

Ihre erfahrene Tante.

Rudolph von Erlach.

(Fortsetzung.)

Nichts indessen ist uns bekannt von den Feldstreiten, die Rudolph mitgefochten, und kaum hat er selbst sie alle unter denjenigen begriffen, auf die er am Tage der Erwählung zum Heerführer im großen Kampf mit so getrostem Sinne zurückverwies. Rastlos thätig scheint er jezt bey dem Grafen, jezt auf dem Stammgute zu Reichenbach gewaltet zu haben.

Dort mag er durch Tapferkeit, Rittertugend, adeligen Sinn, hier durch kluge Benutzung der Umstände, durch verständigen Haushalt und nachbarliches Vernehmen sich hervorgethan haben. Dort hatte er die Vogtey Erlach und die Erziehung der jungen Grafen, hier Ankäufe, Täusche, Gaben, Ausstattungen und Lehensverhältnisse, endlich im Jahr 1316, vielleicht dem Todesjahre des Vaters, die Theilung der väterlichen Güter mit seinem Bruder Burkhard zu besorgen. Immer finden wir ihn hier erwerbend, oder freywillig abtretend, niemals, wie so viele des damaligen Adels, verkaufend, und am Wenigsten borgend oder um einer Schuld willen angefochten. Ehrenhaft ist zumal eine Schenkung, die dem edeln Ritter schon im Jahr 1302 zu Theil ward, denn ihm überließ da Herr Ulrich von Bremgarten für alle ihm bewiesene Freundschaft, „durch die Liebe und Dienste, sagt Ulrich, die er mir dick und viel erzeiget hat, das Recht der Fischenzen im Rychenbach, und den Bach, den man spricht den Rychenbach, von dem Sunderholze abhin bis in die Aare, mit allen Rechtungen und Ehehaftigen, so dazu gehören.“

Es thut wohl, den Gewaltigen des Schwertes also friedsam und geliebt von einem Nachbarn zu sehn, mit welchem Angränzung und Verschränkung der Güter so leicht zu endlosem Hader führen konnte. Und nicht ein Verhältniß angestammter oder neu geschlossener Verwandtschaft dürfte gewaltet haben bey diesem freundlichen Geschenk. Die Gemahlin Rudolphs von Erlach war Elisabeth Rych aus dem angesehenen Geschlechte der Rych zu Solothurn; und wohl schon in seinem zwanzigsten Lebensjahr, um das Jahr 1306, oder 1308, muß er mit ihr sich vermählt haben, da er bereits im Jahr 1326 ihre gemeinschaftliche Tochter Mechthild mit einer geziemenden Aussteuer in das Kloster zu Fraubrunnen eintreten ließ. Lang und ersprießlich war die Ehe. Den Gatten hat die Gattin und haben vier Kinder überlebt, die Töchter Mechthild und Margaretha, die Söhne Rudolph und Ulrich. Viel der Segnungen hatte der Himmel auf das Haupt des Helden gehäuft; aber wie gern und reichlich pflegt der Himmel zu segnen, wo der Mensch sein irdisches Tagewerk vollbringt mit Mäßigkeit, mit reger Thatkraft, mit ordnender Klugheit!

Doch reißen wir uns los von dem Bild eines beglückten Hausvaters und blicken hinein in Gefahr und Kriegsgewühl, die Heimath des Helden, die Wiege seines Nachruhms, den Schauplatz seiner Seelenstärke! — Bern ist unabwendbar bedroht; der übel verhaltene Groll des hohen und mächtigen Adels flammt endlich in hervorbrechender Lohe; die Söhne der Geschlagenen am Donnerbühl fordern den Rachetag; und auch der gewaltige Kaiser zürnt; er gibt Bern, die Reichsstadt, dahin; Rudolph von Nidau und die Grafen alle seines nambaften Hauses sammt anderen Grafen viel, zwey Bischöfe, unzähliger Adel, die Stadt Freyburg, das ganze Land, ein für die Zeiten starkes und wohlausgerüstetes Heer will den Untergang Berns; die Häuser werden gewählt, wo jeder der Sieger sich einlegen, die Leibeignen berechnet, die jeder gewinnen mag; kein Mann soll verschont werden, und bis zum Sprichwort geht die Sage von Mund zu Mund, daß Bern sich bücken, daß es endlich sich demüthig ergeben müsse.

Aber Gott war für Bern, und Erlach erkannte Gottes Finger. Den großen Seelen ist das göttliche Walten unverschlossener.

Sechshundert gekrönte Helme und 1200 vollgerüstete, in den eisernen Mauern ihrer Harnische den Kampf erstehende Ritter steh'n mit Knappen und Reisigen und Fußvolk um Nidaus kriegskundigen Grafen; Bern hat nur Siebenthal, Hasli, die drey Urkantone und Solothurn mit beschränkter Hülfe für sich; des umliegenden Adels Mehrzahl ist in des Feindes Heer. Erlach — durch

keinen Glanz verblendet, durch kein Heergetümmel übertäubt — ermißt die Sache, die Menschen, die Winke des Geschicks. Aber nicht schnöder Eigennutz hat ihn geleitet. Was hätte wahrscheinlicher erfolgen müssen, als Berns Untergang, und ein schöner reichlicher Lohn für alle Dienstmannen des obersten Feldherrn? Doch anders durchschaute von Erlach die Lage der obschwebenden Dinge, und nichts achtend der Güter, der Aemter, der Aussichten bey dem mächtigen und großmüthigen Lehensherrn tritt er mit der einfachsten, dem Scheine nach fast unsinnigen Vorstellung zu dem Grafen: „Herr, sagt er, ich hab' Euch bisher ehrlich und treulich gedient. Nun ist Bern, wider das man kriegen will, mein Vaterland, wo ich mein Gut habe. Das werd' ich verlieren, so ich länger bey Euch bleibe. Euer Gnaden bitt' ich denn, mir zu versprechen, es wieder zu ersetzen, wenn ich darum käme, wie dann billig ist, oder mir einen gnädigen Urlaub zu geben. Alsdann will ich heim, und thun, was den Ehren ziemt." — Der Graf gab die Antwort: „Es wäre mir zu schwer, so viel Gutes, als Ihr zu verlieren habt, um Einen Mann zu geben und zu ersetzen. Solltet Ihr aber bey mir bleiben, und dadurch das Euere verlieren, wär's Euch ein schädlich Ding. Darum fahret heim und thut den Eurigen das Beste. Es ist um Einen Mann weder gethan noch gelassen." — Da sprach der Erlach: „Herr, dieweil Ihr mich schätzet für einen Mann, so sollt Ihr wissen und erfahren, daß ich eines Mannes werth bin, ich setze daran mein Leben." — Und darmit schieden sie.

Großer, verhängnißvoller Augenblick! Erlach glaubt an Bern, an die gerechte Sache, an Gott. Nidau an seine Kriegserfahrenheit, an des Adels Macht, sein mächtiges Heer und des Kaisers beypflichtende Huld. Zwey gediegene Männer, und man darf sagen, der Meister gegenüber dem Zögling, erwägen die größte gewaltigste Sache, welcher sie vorgestanden. Jeder entscheidet anders. Der Zögling ist entschlossen, des Meisters würdig, ihm kühn an die Seite zu treten. Der Meister fühlt sich gekränkt, daß nur die Frage seyn kann, wo Siegesglanz leuchte, und daß von Ersatz gesprochen wird, wo nichts als Gewinn und Eroberung und Ruhm zu erholen steht.

Da reitet Erlach in die Stadt Bern, nicht eingeladen scheint es, nicht berufen, kaum vielleicht erhofft, wo des Adels zu viele, auch Mächtige, die am Donnerbühl noch mit Bern gestanden, dem furchtbaren Feind sich angereiht. Zu Bern war Verlegenheit um des obersten Feldherrn Wahl. Viele wußten den Krieg der Fehden, großem Krieg fühlte sich keiner stark. Johannes von Bubenberg der ältere, Ritter, Schultheiß der Stadt, ein Mann zu Rath und That, vermaß sich doch nicht mit ungeziemender Ehrfucht der umfassenden Kriegsführung. Ihn verleitete nicht die kleinliche Eifersucht, der Erste zu seyn auch an diesem Kampf, weil er der Erste war des Rathes und der Stadt, und der Erste gewesen in so manchem andern Kampf, so manchem großen Geschäft. Und die versammelte Gemeinde staunt, da sie plötzlich wie einen Gesandten von Gott, den Mann erblickt, der vor Allen gemacht ist zum Helfer in dieser Noth. Mit großem Lob und mit Freuden ward er empfangen, und ihm gedankt, daß er in solchem Ueberdrang seinem Vaterland zugezogen. Er war ein unverzagter Held, weise und männlich, und hatte sich allerwegen ritterlich gehalten, sagt das trefflichste unserer vaterländischen Zeitbücher. Er war auch anschlägig, fährt es fort, und verstand sich auf das Kriegen. Er war, sagt ein Zeitgenosse, gleich einem tapferen Löwen, nicht fürchtend den Angriff irgend eines reißenden Thieres.

Da erhob sich lauter, freudiger, einstimmiger, Zuruf des ganzen versammelten Volkes. Er war's, Er, dem die Herzen vertrauten. Sofort übertrug die Gemeind' ihm die Feldhauptmannschaft, auf daß er Laupen entschütte, und wenn je, so war die Volksstimme hier eine Gottesstimme. Der Schultheiß von Bubenberg überreichte ihm das Panner der Stadt; er aber stand auf und redete zu der Versammlung der Bürger in folgendem Sinn: „Sechs Feldschlachten habe ich mitgehalten, wo allemal von der geringern Zahl das größere Heer geschlagen worden ist; gute Ordnung ist ein sicheres Mittel in Schlachten zu siegen. Gleichwie die Menge nicht hilft gegen geschickte Anordnung, so hilft ohne Ordnung die Tapferkeit nichts. Ihr von den Handwerkern, die ihr oft nicht gerne gehorcht, ihr seyd freye Männer; frey werdet ihr bleiben; aber wenn ihr zu gehorchen wißt, wann und wem ihr sollt! Ich fürchte den Feind nicht; mit Gott und euch will ich den Streit bestehen, wir wollen ihn ausführen, wie zur Zeit meines Vaters. Aber ich will nicht euer Feldhauptmann seyn ohne volle Gewalt, und so werdet ihr mir einen Eid zu Gott und den Heiligen schwören, in allen Sachen dieses Kriegs gehorsam zu seyn.

Als die Gemeine der Bürger dieses hörte, that sie den alten Römern gleich; alsobald hob Jeder die Hand auf, und schwur bey Gott und den Heiligen, in allen Dingen dem Ritter von Erlach, ohne allen Widerspruch zu gehorchen, bey Leib und Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wann leb' ich?

Jeder Lebenstag ist ein Todestag!... Lerne denn sterben,
Immer sterbend: Du lebst, wie du nur sterben gelernt.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 21. August

Mit der Frömmeley, die jezt so sehr an der Tagesordnung ist, und sichtbar und unsichtbar begünstigt wird, werden zuweilen tolle Streiche getrieben. Es entstehen allerley Gesellschaften, Vereine und Kongregationen, die, weil sie die Andacht zum Aushängeschilde brauchen, gar keinen Verdacht erregen, sondern im Gegentheil allen möglichen Schuz und Schirm genießen; da nun nichts leichter ist, als solch einen Schild auszuhängen, so schleichen sich zuweilen Schelme und Gauner unter diese begünstigten Frömmler. Auf diese Art war neulich eine neue Kongregation unter dem Patronsnamen des heil. Borromäus entstanden; sie hatte ein Haus in der Vaugirardsstraße gemiethet, auf Kredit hübsch eingerichtet, mit geistlichen Brüdern versehen, und ein großes Kreuz vor dem Hause angenagelt. Die Geistlichen gingen herum, und stellten eine Kollekte zu Gunsten armer Kranken an. Eine Zeitlang ging dieß recht gut, und das Geld fehlte nicht; allein auf ein Mal entdeckt man, daß die Borromäusbrüder sich mit dem Gelde gütlich thun, und gar keine Geistlichen sind, oder den geistlichen Stand zu ganz ungeistlichen Zwecken gebrauchen. Die Gensd'armen und der Polizeykommissär erscheinen in einer Nacht vor dem andächtigen Hause und nehmen alle lebendigen Geschöpfe darinn mit sich fort, und zur Polizey. Bis jezt ist die Sache noch nicht vor Gericht gekommen, und obschon die Oeffentlichkeit der Gerichtspflege ein Staatsgrundsaz ist, so wird man wohl die Sache zu bemänteln suchen, um den arglistigen Parisern keinen neuen Stoff zum Spotte zu geben, da sie doch schon genug über das Mönchthum spaßen. Etwas Aehnliches war vor einigen Jahren schon begegnet mit einer Kongregation, deren Vorsteher den Namen Père St. Camille führte. Auch diese hatte ein Haus gemiethet, und auf Kredit mit allem Nöthigen und Angenehmen versehen. Auch hier nisteten sich bald manche Geistliche ein, und erbauten die Betschwestern des Stadtreviers außerordentlich. Allein mit einem Male hieß es, die fromme Kongregation stehe auf dem Punkte bankerott zu werden. Der Père de St. Camille verschwand (angeblich war er nach Rom gegangen in geistlichen Angelegenheiten), die Gläubiger stürmten auf das Haus los, jedweder Lieferant nahm, was er noch von dem Seinigen vorfand, und so ward das Haus in wenigen Stunden leer. Indessen fand die zerstreute Kongregation späterhin doch Geld, und die Gläubiger wurden befriedigt. Dergleichen Streiche und Auftritte sind aber noch nicht das Schlimmste, sondern der Geist der Heucheley und der kriechenden Unterwürfigkeit, den diese Vereine in der Nation verbreiten, sind das Aergste, was man von ihr zu fürchten hat. Seit der französischen Revolution war die Nation groß und freymüthig geworden, sie hatte sich eine Zeitlang von Faktionen unterjochen und decimiren lassen, allein diese Gräuel hatten doch bald ein Ende, die Urheber wurden die lezten Schlachtopfer, und das Joch wurde wieder abgeschüttelt. Napoleon behandelte sie wie ein arger Despot; allein er führte sie zu Siegen, gab ihnen die Oberherrschaft auf dem europäischen Festlande, und unterhielt in ihr die größten kriegerischen und tapfern Gesinnungen, welche die allgemeine Staatsumwälzung hervorgebracht hatte. Jezt sind es die schwächsten Seelen, die sich der Nation bemeistern wollen, um sie, wie ehemals, durch Aberglauben und Schrecken zu lenken; Scheinheiligkeit gibt schon wieder Anspruch auf Stellen, Pensionen und Ansehen, und Vorurtheile werden in öffentlichen Aktenstücken in Schuz genommen. Die beyden vorzüglichsten freysinnigen Blätter Courier français und Constitutionnel werden verfolgt, weil sie die Umtriebe, welche die Religion entehren, anstatt sie zu befördern, freymüthig aufdecken. Der Großmeister der Universität hat in der öffentlichen Rede bey Vertheilung der Preise deutlich den Wunsch ausgesprochen, die Sorbonne möge doch bald wieder hergestellt werden; nun war aber die alte Sorbonne eine Art von Inquisitionsgericht, das zwar nicht die Leute verhaftete und verbrannte, sondern blos ihre Schriften, und die Gränzen sezte, innerhalb welcher Niemand etwas denken sollte, unter Strafe einer förmlichen Verdammniß von Seiten der Sorbonne. Bekanntlich haben einige der geschätztesten Werke der französischen Literatur die Ehre gehabt, von den Sorbonne-Doktoren recht feyerlich verdammt zu werden, was jedoch nicht verhindert hat, daß diese Schriften seitdem zwanzig Mal wieder abgedruckt worden sind. Aus einem Briefe Gustavs, Königs von Schweden, an Marmontel (in der neuern Ausgabe von Marmontels Schriften. Paris bey Belin) über die Sorbonnesche Verdammung des Belisarius sieht man, wie damals schon sogar gekrönte Häupter über die Albernheiten der privilegirten Theologen dachten; was man damals nur unter vier Augen, oder in einem vertraulichen Briefe sagte, dieß wird heut zu Tage alle Morgen in den unabhängigen Zeitungen gesagt, weßhalb sich die Wuth der Inquisitionsfreunde wider die Preßfreyheit leicht begreifen läßt. So lange als die Presse dem Obskurantismus wird entgegen arbeiten können, wird es diesem nicht wohl möglich seyn, Wurzel zu fassen: also vor Allem zuerst weg mit der Preßfreyheit. Dieß Losewort ist so eben von dem ungenannten Verfasser einer Broschüre über die Verbrechen der Presse ausgestoßen worden, den man, nach dem fanatischen groben Tone zu urtheilen, für einen Novizen in irgend einem heimlichen oder öffentlichen Klubb hält. Dieser Schriftsteller, für den die Staatsverfassung so gut als nicht da ist, schlägt in deutlichen und verständlichen Worten die Errichtung eines uneingeschränkt waltenden Gerichts des Irrthums vor, das über alles Gesprochene und Geschriebene urtheilen, und folglich über alle geistigen Mittheilungen der Menschen unter einander wachen soll. Gott behüte Frankreich und alle Länder vor diesem, der menschlichen Vernunft und Freyheit zugedachten Schimpfe! Ein's der Hauptinstitute für Töchter in Paris ist jezt die Anstalt der sogenannten Dames du sacré coeur, eine Art Nonnen oder Betschwestern, die für eine Million ein's der schönsten Hotels mit einem großen Garten oder vielmehr einem Parke in der Vorstadt St. Germain, ich weiß nicht mit welchem Gelde, angekauft haben, und dort an 300 Mädchen aus reichen Familien sehr kostspielig erziehen. Die Schwestern bewohnen ein besonderes Gebäude; glücklicherweise sind sie zu unwissend, als daß sie den Unterricht selbst betreiben sollten; sie brauchen daher Lehrerinnen, deren Verstand nicht so beschränkt ist, wie der ihrige; beynahe das einzige, was sie selbst die Jugend lehren können, besteht in einigen Handarbeiten und in einer guten Dosis Aberglauben. An der Zucht in diesem Hause ist übrigens nichts auszusezen, was in Paris beynahe eine Hauptsache für Erziehungsinstitute ist, und daher mag es wohl kommen, daß manche Eltern, für welche das Institut sonst gar nichts Erbauliches hat, dennoch ihre Töchter in dieser Anstalt erziehen lassen. Es wird hier ganz klösterlich verfahren, Fremde können nicht in's Innere des Gebäudes gelangen. Am Eingange wachen immer einige Schwestern, so gut, als ob ein Cerberus dort an der Kette läge. Ohne ihre Dazwischenkunft ist nicht der geringste Verkehr der Auswärtigen mit den Bewohnern der Anstalt möglich, und natürlich sind diese alten Schwestern gegen alle Bitten taub und unbeweglich.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 225.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. September 1825.

Das allerzarteste Waisenkind,
Das jemals ward erzogen in der Stille;
Die Wimper war der Vormund lind,
Der's Kindlein schützte vor der Welt Unbille.

Rückert.

Proben serbischer Volkslieder.

Von P. von Goetze.

Miliza.

Lange Wimper an Milizens Augen
Ueberdeckten ihre rothen Wangen,
Rothen Wangen und ihr weißes Antlitz.
Schaut ich nach ihr hin drey volle Jahre,
Konnt' ihr nimmer in die Augen schauen,
Schwarzen Augen, noch in's weiße Antlitz.

Droh ich sammelt' einen Jungfraunreihen
Und im Reihen Miliza, die Jungfrau,
Ob ich wohl ihr in die Augen schaute.

Wie der Reihen auf dem Rasen tanzte,
War es heiter; bald es sich bewölkte,
Aus den Wolken fuhr der Blitze Leuchten.
Alle Jungfraun schauten nach dem Himmel,
Doch nicht schaute Miliza, die Jungfrau,
Sondern vor sich auf den grünen Rasen.

Redeten zu ihr die Jungfrau'n leise:
O Miliza, unsere Gespielin,
Bist du thöricht oder allzuweise?
Immer schauest auf den grünen Rasen,
Und nicht schaust du mit uns nach den Wolken,
Wo die Blitze leuchten aus den Wolken.

Es entgegnet' Miliza, die Jungfrau:
Bin nicht thöricht, bin nicht allzuweise,
Keine Zaub'rin, daß ich Wolken sammle,
Eine Jungfrau, daß ich vor mich schaue.

Rudolph von Erlach.

(Fortsetzung.)

Was ist erfreuender, was lehrreicher für den Eidgenossen, als solche begeisterte Hingebung der Gemeinde, und solch einfacher, tiefgedachter Vorschlag des Feldhauptmanns! Dieser — ohne mühsamen und kunstvollen Plan — weiß eben das Eine, Wesentliche sich zu bedingen, das einzig einen Freystaat im Kriege mit Sicherheit groß machen kann, jene Maßregel, die Rom Jahrhunderte durch so staatsklug durch die Wahl seiner Diktatoren mit reichlichem Erfolge beobachtet hat. Hinwiederum die volle Gemeinde, nicht etwa die kleine bedächtige Rathsversammlung, ist ohne alles Bedenken freudvoll entschlossen, was sie noch nie versucht hat, was eine Gemeinde am schwierigsten thut, sich unbedingten Gehorsam aufzulegen, weil der Mann, der ihn fordert, auch der Eine vor Tausenden ist, der ihn nicht mißbrauchen kann.

Und nun der Auszug! Nun die Schlacht! Was sollen wir das ganze Gemälde hier wieder aufrollen, das so oft schon unsere Herzen erhoben, unsere Phantasie begeistert hat? Nur Erlach, nur Er, nur sein Wort und seine eigenste That, soll heut' uns gegenwärtig seyn! Aber daß Alles so mannhaft, so bedacht, so beharrlich unter so zusammengesetztem, erst zwey Tage lang verbundenem, nicht vorbereitetem, nicht wechselseitig sich zugewöhntem Volk, in solchem ungeheuern Glücksspiel verlaufen konnte, wem war es mehr, als der Einen, Alles durchdringenden, Al-

les überschauenden und beherrschenden Seele des Feldhauptmanns zu verdanken?

Bey Mondschein zogen sie, etliche Stunden vor Tag, am 30sten Brachmonat des Jahrs 1339. Um die Mittagszeit nahm Erlach seine Stellung auf der Höhe des Brombergs, wo er den Feind übersah, und im Rücken von einem Walde bedeckt wurde. Nicht mit ungestümer Hast war der Held zu dem großen Entscheide gerückt. Sein Volk, durch ein Morgenbrod gestärkt, sollte nicht erschöpft vor den Feind gelangen; und als es jezt hingelangt war, da galt es hinwieder durch kluge Verzögerung, die Hitze der Streitlustigen hier bis zum Maße zurückzudrängen und den Uebermuth der Feinde dort bis zum Uebermaße hinaufzusteigern. Jedoch ist glaublich, daß von Erlach an die Möglichkeit eines Stillstandes und einer friedlichen Auskunft gerade jezt noch mit einiger Hoffnung zu denken wagte, und dann hätten wir einen bedeutenden Zug seiner Menschenkenntniß desto mehr; denn Nidau seinerseits hätte diese Hoffnung auch willig erfüllt, wenn die Stolzen seines Heeres seiner Stimme gefolgt hätten. „Wie riethet ihr, sprach er zu ihnen, ob wir noch mit denen von Bern in Unterhandlung träten, damit Schaden und Blutvergießen zu beyden Seiten vermieden bliebe? Sie würden vielleicht sich weisen lassen, und sich dessen begeben, was wir ihnen anmutheten, so fern wir bescheiden — (bescheiden sprach er) die Sachen an sie brächten."

Aber Hochmuth und Selbstvermessenheit waren vorherrschend in den Herzen der Edeln, und die Schlacht ward angeordnet. Erlach, da er viele ungeübte Mannschaft hatte, wollte der feindlichen Kriegsmanier keine schweren Wendungen entgegensetzen; er trachtete das Volk möglichst anzufeuern, um seine Stärke unendlich zu vermehren, und alle Künste des Feindes durch herzhaften Anfall irre zu machen. In allen Kriegen, deren Führer er war, pflegte er die Ordnung auf's Genaueste zu beobachten, und nie dem Feind den Rücken zu zeigen. Dieses war seine Manier, und geziemt der schweizerischen Gemüthsart, unsers Landes Natur und unsern Kriegen. Sobald er denn an den Feind gekommen, ließ er mit schöner Mäßigung den Waldstätten die von ihnen gewünschte Ehre des Vorstreits gegen die adelige Ritterschaar, und stellte das Häuflein von Bern gegen den Gewaltshaufen des feindlichen Fußvolkes, daß es die Bürger, die Kriegsknechte, die Söldner schlage. Sofort, nach sicherer Beobachtung auf dem Marsch, erwählt er sich die Fahnenschaar. „Wo sind nun, ruft er, die Gesellen, welche zu Bern Nacht und Tag auf den Gassen umhertreten mit Kränzen und Federn, und die Zierlichsten sind an allen Tänzen, und überall die Frischesten wollen seyn? Jezt mögen sie hervortreten auch zu diesem Tanz, und vor der Stadt Panner stehen als eine feste Mauer, und die Ehre unserer Stadt behalten. Hier Panner! Hier Erlach!"

Da traten zumeist die Gerber und Metzger hervor und riefen: „Herr, wir sind hier und wollen tapfer bey Euch steh'n und thun als biedere Leute, was Ihr uns heißet!"

Erlach hatte ganz sein Volk erkannt, und mit Scharfsicht das Mittel gewählt, sich die Tapfersten beyzugesellen. Freudigkeit und Scherz in gefahrvoller Entscheidung sagt dem unerschrocknen Krieger am ergreifendsten zu. Aber auch den Feind schäzte von Erlach mit dem Urtheil des Meisters, und mahnte vor Allem aus an die Männer von Freyburg zu dringen: „denn wo wollen sie steh'n, rief er aus, wenn das Panner von Freyburg gesunken ist!" — Wohl mochte er den Füllistorfer, den hochherzigen Pannerträger, erkennen, und nach ihm, wenn er gefallen wäre, nicht mehr haltbaren Widerstand mehr gewärtigen. Der Angriff beginnt. Es werfen die Vordersten mit Mannskraft, vielleicht im Steinstoßen, dem kräftigen Volksspiele, geübt, eine Steinlast unter die Feinde, — waren vorgetreten und kehrten wieder zurück in die Reihen. Da bemerkten's Einige in den hintersten Zügen, entsezten sich, liefen zurück, gaben das verhängnißvolle Beyspiel rathloser Flucht. Und von Erlach fügt zu andern schönen Beweisen einer tugendreichen Seele auch den der ruhigen Geistesgegenwart, wo ein Blick, ein Wort von ihm, wenn die Ueberraschung ihn meisterte, das ganze Heer entmuthigen konnte. „Wohl, spricht er, es ist nun gut, und besser, daß die Bösen nicht bey den Biederen seyen! Die Spreuer sind von den Kernen gestoben."

Also drang er vor, der Stadt Bern Panner in seiner Hand, mit jenen Jünglingen, dem Kern seines Heeres, unwiderstehlich unter das feindliche Fußvolk hinein.

Der Schlachtverlauf ist dunkel, der Ausgang groß, herrlich, entscheidend. Aber auch Siegestaumel riß den Helden von Erlach zu keiner Unbesonnenheit. Nicht die Versuchung mordlicher Rache bey der unbändigen Flucht des Feindes, nicht die Gier der Beute, und nicht einmal das rühmliche Verlangen, nach dem schwer bedrängten Laupen eilig die Erlösung zu bringen, verlockt ihn zum Mißtritt. Eilig wendet er sich seitwärts zu den Waldstättern und denen von Solothurn, die da Noth litten durch die Ritter des Feindes, und Bern mit Sehnsucht um Hülfe riefen.

Alsbald krönt der Erfolg auch hier die männliche Selbstbeherrschung. Rastlose Flucht nimmt auch hier überhand; das Tagwerk ist vollendet; es ist Abend, und die Schnitter des Blutfeldes sind müde.

Da beruft Erlach seine Kriegsleute zusammen und spricht: „Wir sollen Alle Gott loben und ehren; denn er ist selbst bey uns gewesen, und hat für uns gestritten, daß wir dem großen Volke obgelegen sind." — Und also kniete Jeder aus seines Herzens Bewegung da nieder, beteten Alle mit ausgebreiteten Armen, und sagten Gott und dem gesammten himmlischen Heere Preis und Dank für die hülfliche Gnade. — Und als man wieder aufstand, sprach von Erlach zu dem ganzen Volke: „Ich dank' euch um al-

..en den Gehorsam, den ihr mir bewiesen, und um die ..nnheit, die ihr ausgeübt, daß ich mit euch, und ihr mit mir bey großen Ehren bestanden sind!" — Den Wald..stätten aber und denen von Solothurn dankte er ganz be..sonders, und nannte sie die strengen, handfesten und lieb..sten Freunde und Nothhelfer. — Sodann, als Menschen..freund, wie jeder Tugendlich-Tapfere so gewiß es ist, als der Sinnlos-Tapfere es nicht ist, gebot er die Todten auf Seite der Berner und ihrer Kampfgenossen zusammen zu ..tragen und ehrenhaft zu bestatten, die Anzahl der Ver..wundeten aber mit Arzney und Labung zu erquicken, wor..auf er selbst mit dem Freyherrn von Weissenburg die Wahl..statt beschritt, um die Todten oder Verwundeten der ..Feinde sich bekannt zu machen. Rührend muß der Auftritt ..gewesen seyn, und ein Maler wird nicht leicht Bedeu..tungsvolleres aus unserer Geschichte darstellen können, ..als wie der Held von Erlach seinen Herrn, seinen väter..lichen Freund, den ritterlichsten seiner Gegner, Graf ..Rudolph von Nidau, todt in seinem Blute liegen sah. ..Nicht den Mann, sondern die Sache ja hatte Rudolph von ..Erlach bekämpft; aber wohl hatte Nidau dem geehrten Zög..ling und Dienstmann nur todt oder sieghaft wiederum zu ..Gesicht zu kommen sich vorgesezt. Wenn unsere Zeitbü..cher nicht fern wären von jedem Prunken mit Rührung, ..die so leicht in Schwäche verfällt; o sie hätten sicher, das ..wüßten wir, die schönste, vielleicht die einzige Thräne ..von Erlachs uns an dieser Stelle gezeigt!

Der folgende Morgen sah die Sieger zurückziehen nach ..Bern, und Erlach, da er den väterlichen Ruhm der Be..freyung des gemeinen Wesens erneuert, legte die außeror..dentliche Vollgewalt nieder.

Schön und preisenswerth ist die Mäßigung des Hel.., wie in der Schlacht, so zu Hause im Kreise der Bür... Wären Roms berühmte Sieger stets so enthaltsam ..gewesen im Fortgebrauch ihrer Macht, Jahrhunderte noch ..wäre sein Gemeinwesen herrlicher fortbestanden.

Aber für Erlach folgte schnell eine andere ruhmvolle ..Anerkennung, die des reinsten Edelmuthes der seltensten ..Uneigennützigkeit. Rudolph und Jakob, Söhne des gefal..lenen Rudolphs, Grafen zu Nidau waren unmündig; ihre ..Verwandten vom Hause Welschneuenburg fanden sich all..zu schwach zu Vertheidigung ihrer Herrschaft, und billig ..trugen sie Scheu, dieselbe einem ausländischen Fürsten an..zuvertrauen. Da bewogen sie, durch Vermittlung des Bi..schofs von Basel, Rudolphen von Erlach, den sie einen eben ..so frommen als tapfern Ritter wußten, über Nidau und ..die verlassene Jugend ihrer Vettern die Vormundschaft ..zu übernehmen, und dieß geschah in den Tagen des heftigsten ..Krieges, ja der zornigsten Erbitterung selbst, kaum drey ..Wochen nach Graf Rudolphs Hinscheid, als seine Bluts..verwandten zu nichts als Rache gegen Bern und von Erlach ..hätten gestimmt seyn können. Der Tag bey Laupen ist glänzender; aber diese Urkunde der Tugend seines Hel..den ist größer: denn Kriegsglück ist meist bey dem Ge..schicktesten, solches Vertrauen aber wird keinem als dem Besten zu Theil. Erlach hat mit vielen Tausenden ge..mein, daß er in Schlachten gesiegt; aber ich weiß nicht — sagt Johann von Müller — ob einem andern Kriegs..helden freywillig, und wie ohne Mißtrauen, so ohne Reue, die Söhne und die Herrschaften des erschlagenen feindlichen Feldherren anvertraut worden sind. Auch zweifeln kann man, ob es für Bern ein größeres Lob war, daß man wußte, der Senat würde von dem Erlach nichts fordern wider seine Pflicht, oder für diesen, daß man wußte, sein treues Wort sey sein höchstes Gesetz. In der Pfle..gerschaft Erlachs denn wurde der Krieg zwischen Bern und Nidau vertragen; es blieben Rudolph und Jakob un..verkümmert in dem Erb ihres Vaters, und Erlachs Vor..mundschaft dauerte Jahre lang.

Doch nicht unmittelbar verlor der Held sich nach dem großen Laupensieg in seinen Haushalt und in diese vormundschaftliche Pflege. Wie hätte auch Bern vor der gänzlichen Vollendung des gefahrvollen Krieges den sieg..geprüften Hauptmann so durchaus entlassen mögen? Noch kämpfte Freyburg mit einer Beharrlichkeit, die den Bey..tritt zum eidgenössischen Bund ihm schon damals ver..dient hätte. Erlach befehligte zwey siegreiche Streif..züge bis an die Thore Freyburgs selbst. Er hatte eine Alles unterwerfende Seelenkraft und unveränderliches Glück; alle Bürger folgten ihm: das Herz des Volkes ist in der Gewalt großer Männer. Freudig waffnete sich die Jugend; Niemand wußte, wohin oder wozu Erlach sie führen wolle; an dem Rüstungstag ließ er die Thore verschließen; bey Nacht brach er auf und gieng über die Sense mit einem Roßbanner und zwey Fußbannern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 21. August.

(Beschluß.)

Eine andere, in der Nähe liegende weibliche Erziehungs..anstalt, gewöhnlich aux oiseaux genannt, steht unter glei..cher Leitung, und ist ziemlich beträchtlich, hat aber doch bey weitem nicht den Ruf des sacré coeur; vielleicht trägt der gar nicht frömmelnde Name der Anstalt dazu bey. Mit der Erziehung der männlichen Jugend gelingt es nicht so wohl wie mit der weiblichen; zwar fehlt es nicht an grands séminaires, petits séminaires, und noch weniger an frères de la doctrine chrétienne, die fast überall mit Hülfe der Bischöfe die freyen Schulen des wechselseitigen Un..terrichts verdrängt haben; allein in die grands und petits séminaires kommen doch nur diejenigen Jünglinge, die sich

zum geistlichen Stande bestimmen, und die frères de la doctrine chrétienne, sonst auch mit vollem Rechte frères ignorantins genannt, bekommen nur die Kinder der Aermern unter Händen, und können auf die reichern Stände durch ihre Erziehungsart wenig oder gar nicht einwirken. Es ist überhaupt ein glücklicher Umstand in Frankreich, daß die Geistlichkeit, bey aller Mühe, die sie anwendet, um ihre Gewalt über die Gemüther wieder zu bekommen, dennoch allzusehr von ihren Vorurtheilen geblendet wird, als daß sie begreifen sollte, daß an Einsichten und Aufklärung die Laien ihr jezt weit überlegen sind, und daß sie daher sich erst mit dem Zeitgeist besser vertraut machen müßte, um denselben bezwingen zu können. Am Schreyen und Deklamiren gegen denselben läßt sie es nicht ermangeln; damit kömmt sie jedoch wenig weiter, und im Grunde hat sie zu befürchten, daß der Zeitgeist sie unterwirft, anstatt daß sie den Zeitgeist unterwerfen. Unter den vielen Schriftstellern in Paris gibt es wenige Geistliche, wenn man diejenigen ausnimmt, welche Andachtsbücher oder Broschüren wider die Aufklärung schreiben; auch in Akademien und andern gelehrten Gesellschaften sind die französischen Geistlichen in sehr geringer Zahl. In dieser Hinsicht ist die englische Geistlichkeit weit gewandter und thätiger; auch diese liebt fette Pfründen und beherrscht gern die Gemüther; dafür ist sie aber auch mit den Einsichten ihres Zeitalters vertraut, und kennt Ackerbau, Wissenschaften, Künste, Literatur, reiset, und zeigt sich nur dann intolerant, wenn ihr bange ist, sie möchte ihre reichen Einkünfte verlieren, oder mit einem andern Klerus theilen müssen, wie das bey der Angelegenheit der Catolic Emancipation ziemlich deutlich hervor leuchtete. Einer ihrer Reverends, der sich bereits seit einigen Jahren hier aufhält, soll reicher seyn, als die meisten Gutsbesitzer Frankreichs, und ein jährliches Einkommen von mehreren Millionen besitzen. Es ist der bekannte Hr. Way, der, um den Zustand der Juden zu erforschen, einen großen Theil Europa's durchwandert, und auch einmal einem Kongresse ein Schreiben über diesen Gegenstand überreicht hat. Dieser Hr. Way hat auf seine Kosten eine kleine englische Kirche neben den Champs élysées erbaut, worin er den Gottesdienst versieht, und jezt läßt er eine andere durch seinen Bruder zu Tours erbauen, damit auch dort die Engländer ihre Andacht verrichten können. Seine Bereicherung verdankt er aber blos dem Zufalle, und zwar folgendem, wie die Sage geht. Way war ein armer Advokat oder Prokurator in London, und hatte nach dortiger Gewohnheit ein Schild mit seinem Namen und seiner Profession vor dem Hause gehängt. Eines Tages ging ein steinreicher alter Quäker, der auch Way hieß, über die Straße, las die Innschrift des Advokaten oder Prokurators, und bekam Lust hineinzugehen, um zu erfahren, ob dieser Way sein Verwandter sey. Er hatte eine Unterredung mit dem Advokaten, der nicht anders mit ihm verwandt war, als daß sie beyde von Adam abstammten, allein der Quäker war doch mit seinem Namensträger sehr zufrieden, besonders was religiöse Grundsäze anbetrifft, und lud ihn ein, er möge ihn oft besuchen, da er, der Quäker, ihm vielleicht oft nüzlich werden könnte. Way der Advokat besuchte mehrmals Way den Quäker, und fand ihn immer mehr zu seinen Gunsten gestimmt. Endlich vertraute ihm der alte Quäker, er sey Willens ihn zu seinem Erben einzusezen; sein Vermögen bestehe hauptsächlich in einem Bündel Banknoten, das hinter dem Spiegel oder sonsten stecke, und dieses Bündel möge er bey seinem Tod in Besiz nehmen; nur wünsche er, daß die Erbschaft zu wohlthätigen, religiösen Zwecken benuzt werde. Bald darauf starb der kinderlose Quäker. Way nahm dessen Erbschaft in Besiz, und machte sich's zur Gewissenssache, den lezten Willen seines Wohlthäters pünktlich zu erfüllen. Er ward also ein Geistlicher, und sucht seitdem unaufhörlich wohlthätige Zwecke zu befördern. Dieß erinnert mich an einen andern Millionär Namens Boulard, der im vorigen Winter zu Paris gestorben ist. Dieser Boulard war Kammerdiener Ludwigs XVI., und späterhin Hoftapezier bey Napoleon gewesen. Die Möblirung der kaiserlichen Palläste war ihm anvertraut, und bey der Krönung Napoleons hatte er die Verzierung der Notredame Kirche übernommen. Er hatte ein unermeßliches Vermögen erworben, war aber immer unverheirathet geblieben. In seinem lezten Willen hat er beynahe anderthalb Millionen zur Erbauung und zur Unterhaltung eines Hospizes für 12 bejahrte Männer zu St. Mandé, neben Paris, ausgesezt. Die Bauart, die Einrichtung der Anstalt, Alles ist genau von ihm bestimmt; eine andre Summe hat er den vom 10. August 1792 noch übrigen Schweizern der königl. Leibwache bestimmt, weil sie ihn an jenem Schreckenstage, als die Tuilerien erstürmt wurden, vertheidigt, und ihm vermuthlich das Leben gerettet hatten. Eine dritte Summe hat er zu einer jährlichen Gabe für sechs Tapeziergesellen gestiftet; eine Million hat er seiner sehr bejahrten Mutter geschenkt, die übrigen Verwandten bekamen nichts. Schon seit langer Zeit hatte Boulard auch an sein Grab gedacht, und zu dem Endzwecke den Plan eines prächtigen Denkmals gezeichnet, dessen Kosten er zu 200,000 Franken angeschlagen hatte. Den Marmor dazu hatte er aus Carrara verschrieben, und denselben schon in Paris verarbeiten lassen. Dieser Mann besaß prächtige Lustschlösser und Landhäuser, die nun zu kaufen stehen. Des Contrastes wegen will ich hier noch des Todes des englischen Kupferstechers Tomlinson erwähnen; diesen Künstler hatte ein auf dem Lande, nicht fern von Paris wohnender Engländer zu sich berufen, um ihn mit dem Stiche, ich weiß nicht welcher Kupfer, zu beschäftigen. Tomlinson kam und fing an zu arbeiten. Allein da er die geistigen Getränke wenigstens eben so sehr liebte als seine Kunst, so machte er bald die freudige Entdeckung, daß man sich in Frankreich um einige Sous mit gutem Franzbranntwein berauschen könne, und verfehlte auch nicht, täglich diese Entdeckung zu benuzen. Der Künstler trank nun mehr, als er stach, das Geld ging auf, so wohlfeil das Betrinken ihm auch in Vergleich mit England vorkam. Zulezt war der branntweinliebende Kupferstecher nicht einmal mehr im Stande sich ein Paar Schuhe zu kaufen, die er höchst nothwendig hatte. Er bat um Geld, und man gab ihm zehn Franken, damit er nach Paris gehen und sich hier beschuhen könne. Beym Antritt seines Marsches fiel Tomlinson ein, daß man für die zehn Franken doch eine gute Quantität vortrefflichen Franzbranntwein bekommen könnte; anstatt Schuhe kaufte er sich also eine Flasche vom besten, leerte sie im Gehen bis über die Hälfte aus, und taumelte nun längs der Seine, unter dem Spotte der Kinder hin; endlich that er die lezten Züge aus seiner lieben Flasche, und sprang dann beherzt in den Fluß hinein, und ertrank. So endigte ein Künstler mit vielen Anlagen, der leider, wie so viele andre englische Künstler, durch Unmäßigkeit sein Talent erstickte. Das Monthly Magazine, das sein Ende erzählt, macht dabey die erbauliche Betrachtung, wie doch Alles von einem kleinen Ungefähr abhange, und daß Tomlinson nicht in den Fluten der Seine umgekommen seyn würde, wenn an dem Orte, wo er sich aufhielt, Schuhe statt Branntwein zu haben gewesen wären. An jenem Tag freylich wohl nicht; allein würde nicht ein dem Bacchusdienst so eifrig ergebener Mann ohnehin bald sein Künstlerwallen beendigt haben?

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 226.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 21. September 1825.

Wer schlägt den Löwen, wer schlägt den Riesen,
Wer überwindet jenen und diesen?
Das ist der, der sich selbsten bezwingt.
Walther v. d. Vogelweide.

Rudolph von Erlach.

(Fortsetzung.)

In den Wald auf dem Schönenberg, unweit Freyburg, ...e er einen Hinterhalt, welchem er verbot, eher von ...r Stelle zu rücken, als wenn er sein Schwert schwinge; ...uf zog er an die Stadt hinab. Vor dem Wald, auf ...Berg war eine Pferdewaide; diese lockte acht Männer ...Hinterhalts, welche hierauf alsobald von mehreren ...en umringt wurden. Der Hinterhalt blieb still; denn ...d, da er die That vernahm, sagte: ein Paar Pferde ...n ihnen lieber, als das Wohl unserer Schaar; dessen ...ue der Feind! — Er selbst, von denen aus der Stadt ...llen, zog sich zurück; sie verfolgten ihn jenseits des ...es; plötzlich schwang er sein Schwert. Indeß der ...rhalt in des Feindes Rücken fiel, wandte sich Erlach, ...lug den Feind mit solchem Schrecken, daß nicht al... mehr als 400 Mann erschlagen wurden, sondern Viele ...ngs in den Strom der Saane rannten.

...t so gewiß zwar, aber das Wahrscheinlichste ist, daß ...wenige Tage später, als die Berner Freyburgs Vor... die Galtern verbrannten, und die ganze Stadt in ...e Feuersgefahr sezten, nochmals Erlach der Führer ...Mitbürger war. Freyburg, endlich ermattend, suchte ...en Frieden; Erlachs Züge an der Spitze der Laupen...er hören auf; und jezt erst wirft er sich ganz in jene ...ste, die dem Wohl seiner Pflegbefohlenen und der ...ahme seines Hausstandes gewidmet waren. Nur ein- mal noch, im Jahr 1352, erscheint der edle Greis im Heere der Berner, das vor Zürich gezogen; aber nicht den Befehl führt er mehr; es war die Zeit, daß er versuchen durfte, ob ein Anderer von ihm befehlen gelernt. Er ge- nügte allein seiner Verpflichtung zur Waffenfolge als Bür- ger der Stadt Bern.

Was wir indessen am ersten vermuthet hätten infolge des Laupensiegs, das scheint durchaus nicht Statt gefun- den zu haben. Wir suchen Rudolph von Erlach in den Rathssälen und auf den Ehrenstühlen Berns; aber wir finden ihn da nicht. Sey es nun, daß er anfänglich durch sein Pflegeramt bey den Grafen von Nidau und dann durch seinen eigenen anwachsenden Besitzstand von der Stadt zu häufig abgezogen ward; sey es, daß er die Eifersucht der Großen, den Wankelmuth des Volkes allzuwohl kannte, und an der strengen Verwesung des Altschultheißen von Bubenberg sammt seinen besten Freunden sich spiegelte; sey es endlich, daß er mit keiner der wechselweise vorherr- schenden Partheyen durchaus überein dachte: genug er blieb hinfort die Mehrzeit des Lebens auf seinem väterlichen Schlosse zu Reichenbach, und fuhr fort, das Gedeihen der Seinigen und die standesmäßige Erhaltung oder Erweite- rung seines Vermögens zu betreiben. In einer Urkunde des Jahres 1356 wird er der fromm, ehrwürdig Ritter Rudolph genannt. Seinem Tochtermanne, dem Edelknecht Jobst von Rudenz aber zahlte er die Ehe- steuer von 800 Pfunden jahrelang nicht aus; er mochte dem Verfall des jungen Mannes entgegen sehen, und nicht

gern zur Verschleuderung darreichen, was er für seine Tochter und ihre Kinder als einen sichern Nothpfennig aufsparen konnte.

Verlegen um Geld bei seinem vielen Besitzthum und als sparsamer Hauswirth konnte er keineswegs seyn. — Vielmehr kaufte er im Jahr 1346, von seinem Schwager Philipp von Kien, das Haus und den Garten zu Bern zwischen den Häusern und Gärten deren von Bubenberg und Burkhards von Erlach, um 300 Gulden, und scheint damit für den Einen wenigstens von seinen Söhnen noch innigere Verbindungen mit der Stadt Bern und ihren Angelegenheiten vorbereitet zu haben, als selbst er sie übernehmen gemocht.

Vierzehn Jahre später, im Jahr 1360, als Konrad von Holtz Schultheiß zu Bern war, und Rudolph von Erlach in seinen Siebenzig, wenn nicht achtzig Jahre alt, still in der unschuldigen Landlust auf Reichenbach in der einsamen lieblichen heimischen Gegend lebte, wo auch sein Vater gewohnt, da nahte das einzige große, aber auch erschütternde und Abscheus werthe Mißgeschick seines ehrenvollen Lebens. Ihm, wie Wenigen, wie Cäsar und Scipio, hat nur der Tod eine Unbilde anzuthun vermocht. Gewöhnlich am Tag bauten die Knechte und Mägde des alten Ritters den Garten oder das Feld; kaum daß eine Magd eine mäßige Tafel rüstete; sonst war er oft einsam auf seiner Burg, und nur von seinen Hunden bewacht. Sein Schwert, welches er in den Siegen für das Vaterland führte, hing in seinem Zimmer an der Wand.

So war er an dem Tag, als er besucht wurde von dem Edelknecht von Rudenz. Ausdrücklich berichten die Geschichtschreiber, und mit Namen Justinger nur sechzig Jahre später, daß Rudenz zu Fuß, ja daß er von Unterwalden, seiner Heimath, bis Reichenbach zu Fuß gegangen. Groß muß die Verlegenheit gewesen seyn, daß ein Edelmann in damaliger Zeit zu einer solchen Wanderung sich entschließen konnte. Groß aber mag auch die Erhitzung von einer so ungewohnten Reise gewesen seyn, und stürmisch wird der junge Mann den Greis in der abendlichen Dämmerstille seines Gemaches übernommen haben. Da erhob sich Wortwechsel zwischen den Beyden über die Ehesteuer; denn der Edelknecht machte Schulden, Erlach aber war ein so sorgfältiger Hausvater, als ein redlicher Mann und ein guter Feldherr. Jezt indessen — ergraut und hülflos — vermochte er nicht seiner Rede den gebietenden Nachdruck zu geben, der den jungen Mann in seine Schranken gebannt hätte. Da er nun denselben mit altem und hürrem Ernst ermahnte, sah dieser um sich, sah das aufgehängte Schwert, entbrannte, ergriff es, r[illegible] ab dem alten Helden den Tod. — Mit Geheul verfolgten den Frevler die Hunde in den benachbarten Wald; nur daß er hier sich verstecken, vielleicht kletternd einen Wipfel erreichen konnte, war seine Rettung; er verschwand, und ob auf das Gerücht von der mordlichen That schon das ganze tief empörte Bern sich aufmachte, den Mörder zu suchen, so blieb er doch verborgen, denn sonst wäre ihm von Menschenhand sein verdienter Lohn geworden. Aber das Aug' im Himmel wachte streng über den Verbrecher; und im nämlichen Jahre, mit des Winters Beginnen schon nennt seine Wittwe sich die eheliche Wirthin Jost seligen von Rudenz, des Edelknechts, indem sie eine Quittung um die leidige Ehesteuer an Elisabeth ihre Mutter unterschreibt.

(Der Beschluß folgt.)

Mutter- und Jungenliebe der Affen.

In der Menagerie des königlichen Museums zu Paris hatte im November 1824 der Rhesus, ein Affe aus der Paviansfamilie, ein völlig ausgetragenes und wohlgebildetes Junges geworfen, dessen Fertigkeiten und Sitten, so wie die Verhältnisse zur Mutter von der Stunde der Geburt an sorgfältig beobachtet wurden, und von denen nun Herr Friedrich Cuvier in der acht-und-vierzigsten Lieferung seiner großen Naturgeschichte der Säugethiere, wo er die Affenmutter mit ihrem Jungen auch abbilden ließ, folgenden merkwürdigen Bericht erstattet.

Alsogleich und unmittelbar nach der Geburt klammerte der junge Rhesus sich dem Bauch der Mutter an, indem er sich mit den vier Händen an ihrem Pelze festhielt und mit dem Mund die Saugwarzen erfaßte, welche er etwa vierzehn Tage lang nicht wieder frey ließ. Er blieb nämlich während dieser Zeit in unveränderter Stellung, allzeit zum Säugen bereit, so oft er Bedürfniß dazu fühlte, und schlafend, wenn die Mutter sich niedersezte, aber auch im Schlafe noch sich festhaltend. Die eine Saugwarze verließ er nur, um die andere zu ergreifen, und so gingen ihm die ersten Tage des Lebens vorüber, ohne irgend eine andere Bewegung als die der Lippen und Zunge zum Saugen und der Augen zum Sehen; denn sobald er an's Tageslicht gelangt war, schien er seine Umgebungen zu unterscheiden und ganz eigentlich zu betrachten; mit den Augen verfolgte er alle um ihn her vorgehenden Bewegungen, und nichts deutete an, daß er des Tastsinns bedurfte, um auszumitteln, nicht etwa die Anstrengung, die er, um die Körper zu erreichen, machen dürfte, sondern die größere oder geringere Entfernung, in der sie sich von ihm befänden.

Die Sorgfalt der Mutter für Alles, was das Säugen und die Sicherheit ihres Neugebornen betraf, war so groß, so vollständig und umsichtig, als man sich's nur denken kann. Beym kleinsten Geräusch, bey der mindesten Bewegung ward ihre Aufmerksamkeit rege und ihre Sorgfalt für das Junge lag unzweydeutig zu Tage, denn sie selbst betrafen diese Besorgnisse keineswegs, da sie längst völlig

zahm geworden war. Das Gewicht des Jungen schien ihre Bewegungen gar nicht zu hindern, alle aber geschahen mit solcher Gewandtheit, daß, wie mannigfaltig und oft ungestüm dieselben auch waren, der Säugling doch nie den mindesten Schaden litt, und nie, auch im geringsten nur irgendwo angestoßen ward. Nach vierzehn Tagen ungefähr fing das Junge an, sich von der Mutter loszumachen, und gleich in seinen ersten Schritten legte dasselbe eine Gewandtheit und Stärke zu Tag, denen weder irgend eine Uebung noch Erfahrung zu Grund liegen konnten, und die neuerdings den Beweis leisteten, daß alle Voraussetzungen irrig sind, die von absoluter Nothwendigkeit des Tastsinns für gewisse Anwendungen des Gesichtsinns gemacht wurden. Gleich anfangs klammerte sich der Affenjunge an die senkrechten Eisenstangen seines Käfigs, die er nach Laune auf und niederkletterte; die Mutter aber schien jede seiner Bewegungen mit Blick und Hand zu folgen und ihn im Fallen aufzuhalten bereit zu seyn; auch kehrte er auf die leichteste Berührung derselben nach wenigen Sekunden wieder in seine gewohnte Lage zurück. Ein anderes Mal machte er auch wohl einige Schritte auf dem Stroh, das den Boden des Käfigs deckte, und gleich anfangs sah ich, wie er freywillig von der Höhe des Käfigs herabfiel, so daß er genau auf seine vier Tatzen zu stehen kam, und hierauf gegen das Gitter, zu einer für ihn beträchtlichen Höhe aufsprang und sich daran mit einer Behendigkeit und Sicherheit anklammerte, die dem erfahrensten Affen Ehre gemacht hätte. Die Mutter versuchte nun allmählig sich von Zeit zu Zeit der Bürde zu entledigen, um die sie doch noch immer gleich besorgt blieb; denn wo für das Junge auch nur die mindeste Gefahr zu befürchten seyn konnte, da fühlte sie keine Last oder Bürde mehr. Im Verhältniß, wie die Kräfte des kleinen Thiers zunahmen, wurden seine Sprünge und Spiele merkwürdiger. Mit größtem Vergnügen beobachtete ich seine lustigen Uebungen oft und viel, und ich kann bezeugen, daß ich es nie eine falsche Bewegung thun, ein irriges Maß nehmen, oder nicht vollkommen genau den Punkt, den es beabsichtet hatte, erreichen sah. Ich erkannte hierin den unzweydeutigen Beweis, daß es, durch eigenthümlichen Instinkt geleitet, die Entfernungen zu beurtheilen und den für jeden seiner Sprünge erforderlichen Grad von Kraft zu bestimmen vermögend sey. Selbst mit der Intelligenz des Menschen begabt, hätte dieß Thier noch zahlreicher Versuche und mannigfacher Uebung bedurft, um die Gewandtheit, die es besaß, zu erreichen, und doch war es noch keinen vollen Monat alt. Wo sich's um Erklärung der Handlungen der Thiere handelt, da ist's wohl der Fall zu sagen: was wissen wir!

Nur nach sechs Wochen ungefähr ward dem Affen eine kräftigere Nahrung als die Muttermilch nothwendig, jezt stellte sich eine neue Erscheinung dar, und die Thiere gewährten neue Aufschlüsse über ihre intellektuellen Verhältnisse. Eben die Mutter, welche wir mit der zärtlichsten Sorgfalt für ihr Junges beschäftigt sahen, die dasselbe ohne Unterbrechung an ihrem Körper und an ihren Brüsten hängend trug, und von der man glauben sollte, sie würde, von Mutterliebe getrieben, ihm den Bissen aus dem eigenen Munde zu reichen bereit seyn, die gestattete, da es nun zu essen anfing, ihm nicht, daß es von den ihr gereichten Speisen, das Geringste berühren durfte. Sobald der Wärter Obst und Brod gereicht hatte, bemächtigte sie sich desselben, stieß das Junge, wenn es sich nähern wollte, von sich; und füllte eilends Backentaschen und Hände, damit ihr nichts entgehe. Man würde sehr irren, wenn man den Grund dieses seltsamen Betragens anderswo als in des Thieres Freßgier suchen wollte. Es läßt sich nicht etwa denken, die Mutter habe das Junge damit zum Säugen nöthigen wollen; denn sie hatte fast keine Milch mehr. Eben so wenig konnte sie Besorgniß tragen, die Speisen möchten ihm schädlich seyn; denn es fraß sie begierig und befand sich recht gut, wenn es davon bekommen hatte. Der Hunger machte es auch sehr kühn, unternehmend und behend: die Schläge der Mutter, welche freylich nicht gar heftig waren, mochten dasselbe niemals zurückschrecken, und was sie auch anfing, um das Junge zu entfernen und alles für sich allein zu behalten, so gelang diesem doch vielmals sich des einen oder des andern Stücks zu bemächtigen, welches es dann so fern von der Mutter wie möglich, und ihr jedes Mal den Rücken kehrend, verzehrte; die leztere Vorsicht war gar nicht unnöthig; denn ich sah mehrmals, wie die Mutter in die entfernte Ecke des Raumes lief, um dem Jungen das ihr geraubte Stück wieder abzunehmen.

Um die Nachtheile so unmütterlicher Gefühle zu verhüten, ward nun überflüssiger Mundvorrath gereicht, den die Mutter für sich allein weder verzehren noch bergen konnte, und damit war dem Jungen geholfen. Dieses lebt bey guter Gesundheit und wird von der Mutter gepflegt, wofern sich's nicht um Essen handelt. Es unterscheidet die Personen recht gut, welche ihm Nahrung reichen oder ihn liebkosen, ist sehr gutartig und hat vom Affencharakter einstweilen nur noch die Munterkeit und Behendigkeit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

An die dießjährige, in den ersten Tagen des Augusts, in St. Gallen sehr feyerlich begangene und aus allen Gegenden der Schweiz ungemein zahlreich besuchte Jahresversammlung der allgemeinen Schweizerischen Musikgesellschaft schloß sich unmittelbar (am 4. August) ein Sängerfest und Volksfest im edelsten Sinne des Worts, das in dem nahgelegnen schönen Dorfe Speicher, und auf der berühmten Höhe von Vögelisegg, durch den vor etlichen Jahren gestifteten Appenzellischen Sängerverein veranstaltet war. Frühmorgens verkündigte harmonische Kriegsmusik den festlichen Tag durch den freundlichen Marktfleck. Um neun Uhr zogen die Sänger aus allen Gemeinden des Landes frohe Lieder anstimmend herbey. In einem geräumigen Saale des ansehnlichsten (Schläpferischen) Hauses im Ort wurden sie freundlich empfangen. Zwey blumenumkränzte Inschriften zogen die

Blicke auf sich. Die eine sprach den freundlichen Sinn der Gemeinde aus, in den einfachen traulichen Worten: „Seyd „uns willkommen ihr Freunde und Brüder.“ Die andere, geeignet, den Geist der Gesellschaft würdig zu stimmen, lautete also: „Harmonie, du freundliche Tochter des Himmels, vereinige, wie oft schon, auch heute unsere Töne und Herzen, auf daß wir immer fester halten an deinem, unter uns „gestifteten lieblichen Bunde. Brüder! edler Saame ward ausgestreut, bald keimte er hervor, kräftig sproßt er heran; laßt „uns demnach unverdrossen harren der Ernte, die schön und „lohnend uns entgegen reift.“ Bald trafen auch die Mitglieder der Musikgesellschaft in St. Gallen ein, und wurden in den Kreis der Sänger aufgenommen. Viele Mitglieder der Schweizerischen Musikgesellschaft wurden auf Vögelisseck von Gesangsfreunden des Ortes bewillkommnet, und nach der Kirche begleitet. Um eilf Uhr begann der schöne Zug von mehr als 600 Personen, nach der geschmackvollen neuen Kirche, voran die Vorsteher der Gemeinde, um Ordnung zu halten, dann die Damen von nah und fern, die drey musikalischen Vereine und zahlreiche Gäste, worunter manche Ausländer, insbesondere auch alle Kurgäste aus Gais und andern benachbarten Schotten- und Badeorten. Der Ortspfarrer, Hr. Zuberbühler, eröffnete die Feyerlichkeit mit Bewillkommnung der Fremden und einer Rede, worin er die stufenweise Ausbildung der Musik und des Kirchengesanges geschichtlich darstellte. Hr. Pfarrer Weishaupt, der Vorsteher des Sängervereins, dankte alsdann für die freundschaftliche Aufnahme, und bezeichnete den Standpunkt, von welchem der Verein betrachtet werden müsse. Er habe nämlich nicht die Aufführung künstlicher Musik zum Endzweck, sondern nur einen einfachen, kräftigen, harmonischen Volksgesang. Ein solcher ward nun in beyfallswerther Auswahl von Liedern eine Stunde lang ungefähr vorgetragen. Um ein Uhr verließ der Zug in gleicher Ordnung die Kirche. Partbieenweise ward an verschiedenen Orten gespeiset. Nach zwey Uhr verkündeten drey Schüsse den Anzug der mehreren Abtheilungen nach der erinnerungsreichen Höhe von Vögelisseck. Sämmtliche musikalische Gesellschaften, die Vorsteher des Ortes und eine Menge Gäste traten nun unter dem Schalle der Instrumentalmusik vor Speicher in einen weiten umzäunten Kreis. Ein Bogen von Laubwerk, mit drey Fahnen, welche beyde Appenzell und St. Gallen im Bunde der Eidgenossen darstellten, zierte den Eingang. Zwey große Zelte waren aufgeschlagen für die Vorsteher der Schweizerischen Musikgesellschaft und angesehene Fremde. In der Mitte stand eine gedeckte Tafel mit einem silbernen Becher, wo die drey ersten Vorsteher des Appenzellischen Sängervereins ihre Stellung nahmen. In ihrem Namen sprach zuerst der Pfarrer von Trogen, Hr. Frey. Er hieß die Anwesenden willkommen auf der klassischen Stätte, und schilderte in geistreicher, kraftvoller Rede, wie die Appenzeller durch eigenen Muth und Tapferkeit, mit dem Beystand des Höchsten, sich aus der Armuth zum Wohlstand erhoben und beydes erhalten haben, und wie sie, vereint mit ihren Brüdern aus Schwyz und Glaris, am 15. Mai 1403 über ihren Unterdrücker Abt Cuno und dessen Hülfsvölker einen herrlichen Sieg erfochten. Nun folgten abwechselnd frohe Gesänge und passende Trinksprüche, unter dem Schall der Musik und dem Donner des Geschützes. Von beyden, den Toasten und Liedern, mag eine Probe hier folgen. Aus den ersteren sey es der vom Director des Festes im Speicher, dem Landsfähndrich Tobler, gesprochene: „Treue, liebe Eidgenossen, Nachbarn und Landbrüder. Heilig sey uns die Stätte, auf der wir stehen, heilig und wichtig ein Blick auf Vergangenheit und Gegenwart. Hier einst Wildniß, jezt Kultur — einst Herrscherdruck, jezt Freyheit — einst Armuth, jezt Wohlstand — einst politisch verlassen, nicht geachtet, jezt ein kräftiges Glied an der Schweizerischen Bundeskette — unsere Nachbarn einst unsere Feinde, jezt so biedere und liebe Freunde. Ein Pokal gefüllt mit Appenzeller Rebensaft, gewonnen an der in unserer Landesgeschichte merkwürdigen Wolfshalde, sey geweiht dem Andenken an unsere Väter, deren Tapferkeit wir unser heutiges Glück verdanken, sey dargebracht dem guten und schönen Sinn ihrer Nachkommen, die, rief die Noth sie, gleich ihnen Gut, Blut und Leben für Vaterland und Freyheit opferten. Hoch lebe Schweizermuth und Kraft! — Hoch, dreymal hoch! rief der ganze Sängerchor und zahlreiche Gäste, daß die Berge wiederhallten. Vierhundert mit rothem Rebensaft gefüllte Gläser blinkten in den Lüften, die Musik fiel ein, die Mörser donnerten und verkündeten die Freude eines ganzen Volkes. — Unter den auf die Tagesfeyer gedichteten Liedern befindet sich nachstehendes (in der Melodie von „Wohl auf, Kameraden.“) von dem Professor Hagenbach in Basel vorgetragen:

Hinaus in das Freye da zieht es uns fort,
Zu singen die kräftigen Lieder.
Wir folgen dem freundlichen ladenden Wort
Der eidgenössischen Brüder
Im lieblichen Appenzellischen Land,
Und reichen zum Gruß uns die Schweizerhand.

Drum ziehen wir auf die Höhen hinaus,
Wo freyer der Athem sich hebet,
Da wo sich die Vögelein bauen ihr Haus,
Die Lerche in Lüften schwebet,
Das Alphorn ertönet, der Kuhreihn schallt,
Da ist auch der Sänger Aufenthalt.

Genähret in seinem kräftigen Schooß,
Da blühe das Schöne, das Gute,
Erziehe sich Söhne und Enkel groß,
Gestählt mit der Väter Muthe,
In Zeiten der Nacht ein erquickender Stern
Des Landes Zierde, des Volkes Kern.

Nicht sinn- und naturlos verschnörkelte Kunst
Mit Läufen und Trillern verbrämet,
Die, eitel buhlend um menschliche Gunst,
Der menschlichen Stimme sich schämet,
Nein, Lieder aus freyer natürlicher Brust,
Die sind unser Leben, die sind unsre Lust.

Wohlan, so brause der Freudengesang,
Erschallet, ihr festlichen Lieder;
Laut töne der Becher Silberklang,
Ihr Felsen, hallet ihn wieder.
Hoch lebe bey Liedern, bey Frohsinn und Wein
Der Appenzellische Sängerverein!

Auf, Brüder, und leget jezt Hand in Hand,
Schlingt enger die trauliche Kette,
Schwört Treue und Liebe dem Vaterland
An friedlich geweiheter Stätte,
Und rein bewahret das heilige Wort,
Der Schweizersänger schönsten Akkord.

Ein abermaliges Vivat und allgemeiner Jubel erfüllte die Luft. Nachdem ein Paar Sennen den anwesenden Gästen ein Muster von Kühreihen gegeben, ward mit einigen Liedern das hehre Sängerfest beschlossen!

Berichtigung.

In dem, durch mehrere Nummern dieses Blattes fortlaufenden Aufsaz: „Briefe aus Schottland.“ sind wegen Undeutlichkeit des Manuscriptes einige sinnentstellende Fehler stehen geblieben, welche in dem nächsten Intelligenz-Blatt angezeigt werden sollen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. September 1825.

Lebenswahrheit steht,
Wenn der Trug verweht.
Wahrheit ist die Pforte,
Die zum Himmel geht.

Tiedge.

Vermischte Gedanken.

Volksgunst.

Horaz vergleicht irgendwo den Ruhm einem Glase, welches leicht in Scherben geht.

Wie nahe ist hiemit die Volksgunst verwandt? Die alte und neue Geschichte gibt uns viele der Beyspiele von Männern, welche, obgleich in Dunkelheit geboren, sich zu hohen Stufen von Ehre und Einfluß emporgeschwungen. Auch gefeyerte Namen glänzten oft mit nur vorübergehendem Glanz. Das Volk zertrümmert mit gleicher Unbesonnenheit seine Götzen, mit welcher es ihnen kaum vorher huldigte.

Sahen wir nicht Männer wie himmlische Genien in diesem Augenblicke gerühmt und angebetet, im andern gestürzt, zertreten und gebrandmarkt wie Verbrecher? Meteoren gleich, die durch die Luft blitzen. Altäre wollte man ihnen bauen, die Scene ändert sich, es waren Schand- und Blutgerüste.

Als Phocion einmal zu Athen eine Rede hielt, mehr um zu nützen, als zu schmeicheln, so sagte ihm Demades: „Wenn das Volk rasend wird, so tödtet es dich!" „Dich aber, antwortete jener, wenn es verständig wird."

Tadel eines Freundes.

Die Behauptung, die Freundschaft beruhe vorzüglich darauf, daß man sich wechselsweise Schwäche und Mangelhaftigkeit vergebe, ist sehr unwürdig; sie sezt voraus, daß unter der Gewalt der Eigenliebe keine edle Empfindung aufkommen könne.

Um wie viel tröstlicher ist der Glaube an eine mögliche Verwandtschaft der Geister, an das Daseyn einer gleichgeschaffenen Seele, die zwey verschiedene Herzen belebt?

Gewiß aber schließt die Freundschaft die Pflicht nicht aus, den Freund, ich will nicht sagen, zu tadeln, doch zu warnen, und auf sich selbst aufmerksam zu machen.

Allein dazu gehört eine eigene Zartheit, sonst scheint es leicht, man habe weniger den Wunsch, zu bessern, als die Absicht, zu beschämen.

Wie das Eisen zuerst durch Glut erweicht, beugsam gemacht und erst hernach in kühles Wasser getaucht, wieder gehärtet wird, so muß man einem Freunde zuerst seine Theilnahme und Liebe zeigen, bevor man ihn über seine Fehler zurecht weist.

Besonnenheit im Reden.

Man erkennt den Mann von Bildung eben so wohl an seinem zeitgemäßen Schweigen, als an dem Anstand seiner Rede. Viele, die von dem, was ihr Inneres bewegt, stets überfließen, gleichen einem durchsichtigen Gefäß. Ein heiliges Buch sagt: „Bey dem Weisen steht die Zunge unter „der Herrschaft des Geistes, umgekehrt ist es bey allen „Thoren."

Anacharsis legte, da er schlafen ging, die rechte, stärkere Hand auf den Mund, und zeigte damit an, es sey schwerer, die Zunge zu bezähmen, als die Lüsternheit.

Terminologie.

Cicero sagt, einen Philosophen könnte er leicht entbehren, dem die Beredtsamkeit abginge. Plato hätte einen Redner gegeben, Demosthenes einen Philosophen. Wie wenige Philosophen würden in unsern Tagen den Konsul anziehen? Seltsame Worte, erfunden, um eine neue Lehre zu vermummen, werden oft um so mehr angestaunt, je weniger man im Stande ist, ihren Sinn zu entdecken. Der Verstand fühlt sich erdrückt, aber desto freyern Spielraum hat die Imagination.

Doch ist das Bestreben, sich durch dunkle Darstellung Wichtigkeit zu geben, durchaus nicht neu.

Als ein berühmter Dichter Griechenlands den Sokrates, welchem er ein Buch von Heraclit mittheilte, später fragte: „Was er davon halte?" so antwortete er: „Bey „den Göttern! Was ich verstand, schien mir vortrefflich, „dasselbe setze ich voraus von dem, was ich nicht verstand; „allein es wäre nöthig, hierüber die Auskunft eines Ora„kels einzuholen."

Aber wie! liebte nicht auch dieses räthselhafte Aussprüche? Und wie ließen sie sich vermeiden, da man sich nun einmal einigen Schein von Allwissenheit geben möchte?

Unzufriedenheit.

Es gibt Menschen, sie sind in allen Verhältnissen unzufrieden, ohne je den Keim davon in ihrem Innern finden zu wollen. Vergeblich suchen sie ihrer Grämlichkeit zu entfliehen, allein sie verläßt sie nicht, wie sie auch ihre Umgebungen wechseln. In diesem Sinn sagt der Dichter, man fährt über das Meer, allein man ändert nur das Klima, nicht das Gemüth.

Vertheidigung.

Oft ist es ersprießlich, übler Nachrede mit Stillschweigen zu begegnen; sie verhallt früher, als wenn man sich rasch zur Gegenwehr anschickt; es liegt mehr daran, sie nicht zu verdienen, als sie zu widerlegen, denn in diesem Fall trifft sie nicht uns, sondern die Lästerer.

Wie bald erbleichen falsche Gerüchte im Lichte eines bessern Lebens? Augustus Cäsar wollte es gern überhören, daß die Leute ihm Vieles zu Leid redeten, zufrieden, daß sie ihm nichts zu Leid thun könnten.

Welch ein Gegensatz hiezu findet sich in der allzugespannten Empfindlichkeit unserer Zeit? Eine zweifelhafte Rede, ein argloser Widerspruch führt oft zum Zweykampf.

Selbst solche Menschen, die sich bösartige Ausfälle erlauben, können manchmal, wie man das Feuer mit Wasser löscht, nicht leichter entwaffnet und beschämt werden, als wenn man ihrer Hitze Kaltblütigkeit entgegensezt.

Rudolph von Erlach.

(Beschluß.)

So endete Rudolph von Erlach, der Retter und die Zierde Berns. Vier Jahre später stifteten ihm und allen seinen Vätern die zwey Söhne Rudolph und Ulrich eine Jahrzeit im großen Münster zu Bern, indem sie ein Besitzthum im Sulgen dafür verhafteten. Aber nicht Grabstein, nicht Seelenmesse, nicht öffentliches Monument oder Standbild hat sein Gedächtniß erhalten müssen. Ein unvergänglicheres Denkmal, sagt Johann von Müller, ward ihm in den Gemüthern derjenigen, die den Edelmuth haben, wie er, einem gemeinen Wesen zu leben. In allen großen Gefahren der schweizerischen Eidgenossenschaft werden die Hauptleute des Volks an Erlach erinnert werden; und wenn in fernen Jahrhunderten ganz andere Nationen aufkommen, wird er neben den großen Griechen und Römern glänzen, ein Held ohne Tadel.

*

Nichts bleibt mir übrig, meine verehrtesten Mitbürger und Freunde! als an dieser bescheidenen Gedächtnißfeyer alleinigen Zweck noch zu erinnern. Er liegt nicht in sinnlichem Gepräng, das mit kindischen Flittern einen spielenden Sinn ergötzen soll; und liegt selbst in jener augenblicklichen Rührung nicht, zu welcher der Mensch durch die Trümmer der Vorzeit und die Gestalten einer untergegangenen Welt so gern sich bewegen läßt. O nur zu beredt, zu prunkhaft weiß die schwächliche Nachwelt vor den Riesenwerken und Riesengeistern der verflossenen Jahrhunderte sich in Worte der Verwunderung zu ergießen, auf daß sie, vielleicht übertreibend die Thaten der Ahnen, Entschuldigung finde für unthätige Schlaffheit, welcher ja der Glauben an die Möglichkeit solcher Thaten, solcher Kämpfe und Opfer, zum quälenden Vorwurf gereichen müßte.

Wir kamen her an die Schlummerstätte Rudolphs von Erlach, wo er die Menschenhülle hingegeben in den Schooß der Allmutter, — wir kamen her, um theilnehmend seines ganzen Menschseyns zu gedenken, ihn als Mensch unter Menschen zu betrachten, und tief im Innersten es anzuschauen, wie solch Menschliches uns Allen nahe sey. Nicht herunterziehen zwar, nicht dem Alltäglichen begesellen wollen wir den Helden der Laupenschlacht; das verhüte der Gott der Stärke und der Gerechtigkeit! Aber freudig erheben wollen wir uns, an Menschenwürde, an Menschenkraft, an eine Gemeinschaft aller Guten zu glauben, und zu fühlen, wie nur der edle Mensch auch wahrhaft erretteud und heilbringend für sein Vaterland wirken kann. — Nicht ohne vielfache und lange Tugendübung ward Rudolph von Erlach zum Helden des Laupentages. Und wohl hat er niemals diesen Tag im Geiste vorausgeseh'n. Er that Schritt um Schritt den Pflichten des Augenblicks und der Umgebung gemäß, bis überraschend ein Augenblick wie

keiner, mit Pflichten wie keine herantrat, und mit Todesernst ihn fragte: Erlach, genügst du mir?

So, meine Brüder! steh'n auch wir in Jahren der Vorübung und von großen Augenblicken jezt fern; unsere Umgebung ist anspruchlos. Aber wie werden wir stehen, wenn unerwartet auch an uns der größere Ruf ergeht? Werden wir ihn nur begreifen? Werden wir ihm genug thun mit Leib und Seele? — Erlach blieb ein wackrer, unbescholtner Mann, wenn er dem ältern Oberherrn anhing, auch als Bern befehdet wurde. Der Schwache wäre mitgezogen mit Nidau und den Herren; ein Stärkerer hätte sich enthalten Parthey zu nehmen, auch wenn er darob wäre bescholten worden; aber der Starke ging hin, wo die Tugend zu erweisen war, wo die heiligere Pflicht ihm winkte.

Welch ein sinniger, bedeutungsvoller Wink für jedes bürgerliche Streben eines Sprößlings des geretteten Berns! Und welch ein Wink auch ist jenes frühere und spätere Leben Erlachs! Ordnung, Treue, Mäßigkeit, Friedfertigkeit, Häuslichkeit flochten ihm eben so viele Blumen in die Lorbeern der Siege: Er wird fromm und ehrwürdig geheißen. Die Tapferkeit seiner Seele war auch besonnen, durchgreifend, dem alleinigen Gewinn eines raschen Ausgangs zum Frieden gewidmet. Nicht ein verwildertes Herz, nicht jene geschäftlose innere Leerheit, die so häufig den eifrigen Kriegsmann bilden, nicht unbändige Rachsucht, nicht Ehrgeiz bewaffneten seine Hand; er war schnell und theilnehmend und sorgsam bey jedem andern Geschäfte, sobald die Stürme des Kriegs verbraußten, sobald der Engel des Friedens herniederstieg.

*

Segen denn seinem Angedenken! Odem der Auferstehung seiner Gruft! Muth zu freudigem Nachstreben unsern Seelen! Heilig seyen auf Jahrhunderte hinab des Edeln schlummernde Gebeine bis zur spätesten Folgezeit! — In diesem kleinen Gotteshaus werde oft mit Liebe, mit Ehrfurcht, mit Begeisterung seiner gedacht! Ein Dichterwort dränge noch einmal zusammen, was wir an dieser Stätte zu fühlen, zu denken, zu beschließen hergekommen sind!

„Hier, wo deine hehren Reste sanken,
Vater! Held! Erretter! stehen wir.
Glück und Namen freyer Berner danken
Seit Jahrhunderten die Enkel dir.
Jedem ächten Berner bist du theuer,
Stilles Grab! an dem wir feyernd steh'n.
Treu besuchen wir dich heut, und treuer,
Stärker werden wir von dannen geh'n."

„Du, der einst die stolze Macht bezwungen,
Die den Untergang uns zugedacht,
Hier vernimm des Enkels Huldigungen,
Die Gelübde, rein dir dargebracht!
Wie dein Geist, dein Herz, dein Arm die Bande
Unsrer Väter stark und kühn zerschlug;
Also wollen wir dem Vaterlande
Retter gegen Waffen seyn und Trug."

„Auf die Freyheit, die dein Schwert erhalten,
Sahst du lange frohen Blick's hinab!
Unbewegt stand Bern vor den Gewalten,
Arglist nur brach endlich seinen Stab.
Und du weintest; — doch er wurzelt wieder,
Grünt und blüht in reingefegter Luft.
Mit erneuter Wonne siehst du nieder
Auf dein Bern, auf uns an deiner Gruft!"

„Großes Vorbild, send' aus höhern Sphären
Deine Tugend, deinen Heldengeist,
Daß wir den durch Sinn und Thaten ehren,
Den die Zunge der Geschichte preißt!
Hauche deinen, hauche unsern Söhnen
Deine Kraft und deine Weisheit ein,
Daß sie nie dem fremden Willen fröhnen,
Groß wie du, und deiner würdig seyn!"

„Ja, wo deine heiligen Gebeine
Unter'm Vateraug' der Gottheit ruh'n,
Schwören wir im innigen Vereine:
Deinem gleich sey unser Sinn und Thun!
Ist der Tag uns wieder aufgegangen,
Ist die Freyheit wieder uns beschert;
Gegen alle Geyer, alle Schlangen
Kämpft für sie des Berners Muth und Schwert." *)

*) Diese Strophen sind einem größern Gedichte meines verehrten Anverwandten, Hrn. J. R. Wyß (des ältern), entnommen, und hoffentlich nicht unpassend hier angebracht. Die oben angeführte Grabschrift auf R. v. E. ist folgende:

Hoc vili tegitur saxo Rudolphus ab Erlach,
Ad Laupam victor, Bernae servator et ultor;
Sed animis haerent monumenta perennia facti.
Ursina soboles meritâ te laude celebrat.
Gesta canens ornat lauro sertisque sepulchrum,
Nos stimulet pietas clari, nos martia virtus!

Korrespondenz-Nachrichten

London.

Die Lehren Galls und Spurzheims über die Organe des Gehirns haben sich bis nach Indien verbreitet, und zu Kalkutta eine phrenologische Gesellschaft gebildet, welche am zweyten März eröffnet wurde. Die dortigen Journale enthalten eine sehr gehaltvolle Vorlesung über das menschliche Gehirn, welche bey der Gelegenheit von dem dortigen Arzte Paterson gehalten wurde.

Ein Pflanzentalg, welcher aus der Frucht der Valeria Indica gekocht wird, die in Canada wächst, und von den Eingebornen zu Mangalore, nicht zum Brennen, sondern zu Wundsaben und zum Theeren ihrer Böte gebraucht wird und von ihnen Piney-Talg genannt wird, ist vor Kurzem in der Gestalt eines sehr harten und zähen Kuchens hierher gebracht, und durch Doktor Belington untersucht worden. Er ist von weißlich gelber Farbe und fühlt sich schmierig und ein wenig wachsich an, obgleich, zwischen mehrern Falten Papier gedrückt, er nur das innere Papier, und dieß nur wenig mit Fettigkeit belegte. Die spezifische Schwere des Piney-Talges in 60° F. ist 9260; aber in seinem Schmelzpunkte, nämlich 97½°, ward solche durch die Ausdehnung bis auf 8965 vermindert. Er läßt sich leicht in Kerzen formen, welche ein eben so helles Licht gewähren als der beste Thiertalg, und selbst beym Ausblasen keinen unangenehmen Geruch von sich geben. Da der Untersucher fand, daß

er sich leicht mit Thiertalg, Wachs oder Wallrath mischen ließ, so ließ er mehrere Kerzen in derselben Form, und mit ähnlichen zwölffädenigen Dochten ziehen, von denen jede im Durchschnitt 775 Gran wog; diese Kerzen wurden in einem zugfreyen Zimmer in einer Wärme von 55° eine Stunde lang gebrannt, und zwar ohne geputzt zu werden, und folgendes fand sich als der Verlust durch das Brennen: 152 Gran halb Wallrath und halb Piney-Talg, 151 Wallrath allein, 146 halb Wachs und halb Wallrath, 138 halb Wachs und halb Piney-Talg, 136 Wachs allein, 111 halb Talg und halb Piney-Talg, 104½ Talg allein, 100 Piney-Talg allein; daß 23 Prozente mehr Wachs als Talg in gleichen Kerzen verbrannte, war ein unerwartetes Resultat. Selbst als der Doktor von den gewöhnlichen gerollten Wachskerzen von gleicher Größe, aber mit weit kleineren Dochten versuchte, ergab sich noch ein Verlust von 122 Gran, also noch immer um 108 größer als im Talg. Nur Schade, daß er es an der Angabe von Gewichten hat fehlen lassen, welches uns verhindert, für den häuslichen Verbrauch einen richtigen Schluß zu ziehen. In der Zersetzung zeigten sich die Bestandtheile des Piney-Talgs als, 10 Kohle, 9 Hydrogen und 1 Oxygen.

Die Cocoyo oder Königinn-Käfer wird von einem Amerikanischen Blatte folgendermaßen beschrieben: Dieses erstaunenswürdige Insekt ist ungefähr 1½ Zoll lang, und führt zu beyden Seiten, gerade in den Lenden, zwey Lampen, die es nach Belieben mit dem Sonnenphosphorus anzündet, den die Natur ihm verliehen. Diese Lampen blitzen und flimmern nicht wie bey der Feuerfliege, sondern geben ein stilles Licht wie das Gas, in zwey vollkommenen Kügelchen von der Größe kleiner Perlen, welche Licht genug geben, um zur Nachtzeit dabey lesen zu können, u. s. w.

Folgendes ist die gemachte Berechnung der Tage, welche im Durchschnitt eine Fahrt nach dem Orient und wieder zurück dauert: nach China 365, nach Bengalen 365, nach Bombay 320, und nach Batavia 300 Tage. Es ist jezt ein Dampfschiff nach Indien abgegangen; und gelingt dieser Versuch, so daß es glücklich wieder zurückkömmt, so dürfen wir hoffen, das Morgenland dem Abendlande um Vieles näher gebracht zu sehen.

Des berühmten Reisenden Bruce herrliche Sammlung von Handschriften, die er von seinen fernen Wanderungen mit zurückgebracht, befindet sich jezt im Besitze seiner Schwiegertochter, in dem Militärhospital zu Chelsea, unter der Aufsicht des Obristen Speier. Es sind ihrer beynahe hundert an der Zahl, wovon 24 Aethiopisch, eine Koptisch, eine Persisch und die übrigen Arabisch sind. Unter den ersteren befinden sich fünf große Foliobände, welche das alte Testament, außer den Psalmen, enthalten, welche im J. 1701 von dem gelehrten Ludlof herausgegeben worden sind. Unter den Aethiopischen Handschriften befinden sich auch das neue Testament, in zwey großen Bänden, die berühmte Chronik der Stadt Axum, und eine Geschichte von Abyssinien, in fünf großen Bänden. Unter den Arabischen befindet sich eine ausführliche Geschichte von Spanien unter den Mauren, von Scheik Ahmed al Monkeri, einem Andalusier, in drey großen Bänden; El Massudi's geschichtliches, geographisches und philosophisches Werk, genannt goldene Wiesen, in zwey großen Bänden, Eba Khalikans biographisches Wörterbuch, in zwey Bänden, nebst verschiedenen Werken über Aegypten, mehreren ärztlichen Werken, Gedichte u. s. w. Das Koptische Werk ist das wichtigste in der Sammlung; es wurde unter den Trümmern von Theben gefunden, und besteht blos aus sechzehn Blättern, ganz in großen Buchstaben geschrieben. Man soll für zwey oder drey Artikel von den Aethiopischen Handschriften 1000 Guineen ausgeschlagen haben; es läßt sich also wohl denken, welchen großen Werth diese Sammlung habe.

Man hat in Indien statt der früher erwähnten Seilbrücken Rohrbrücken eingeführt, welche sehr hübsch, stark und dauerhaft seyn sollen. Hr. Shakespear, der Erfinder, hat eine solche zu Alypore errichtet, welche 130 Fuß im Spann hat, und fünf Fuß breit ist. Die Rohre, welche das Flechtwerk tragen, sind 150 Fuß lang, und keines im ganzen Gebäude über einen oder 1½ Zoll dick. Diese Rohre wachsen an der nordöstlichen Gränze Indiens, in Sileth, oft zu der Höhe von 225 Fuß, und nicht über zwey Zoll Dicke!

Die Ostindische Gesellschaft hat mit einer sehr lobenswerthen Politik die Zahl der Lehrer bey jedem inländischen Regimente um zwey vermehrt, und, um den Wetteifer zum Studiren bey den Soldaten anzufachen, verordnet, daß in Zukunft kein Sepoy zum Unteroffizier erhoben werden soll (es wäre denn, daß er im Felde große Tapferkeit bewiesen), wenn er nicht zum wenigsten eine von den gewöhnlichsten Sprachen (Persisch oder Hindin) lesen und schreiben könne. Ueberhaupt scheint die Geistesbildung in Indien immer weiter fortzuschreiten. Dem fünften Bericht der Vorsteher des Kollegiums zu Serampore zufolge, welches vorzüglich zur Erziehung eingeborener christlicher Jünglinge bestimmt war, ohne jedoch Hindus und Mahomedaner davon auszuschließen, befanden sich in demselben zehn Hindus, wovon acht Braminen, ein Muhamedaner, drey Jünglinge von Garrow, in Cooch Behar, und vierzig Christen, zusammen 54, wovon 18 in der Vorbereitungsschule waren. Man hat sich bemüht, das Studium des Sanskrit dadurch abzukürzen, daß man, statt der Hinduschen Art, welche den Studirenden 1000 grammatische Regeln in der zu lernenden Sprache selbst abgefaßt, auswendig lernen läßt, ehe sie ihn zum Lesen zuläßt, und dann mit einem äußerst schweren Gedicht anfängt, die 1000 Regeln in's Bengalische übersezt, und eine jede von leichten Erläuterungssätzen begleitet hat, die die Jünglinge allmählig lesen und übersetzen. Auch sucht man durch den Unterricht in den Naturwissenschaften den Hinduismus zu bekämpfen, welcher bekanntlich auf falsche Naturansichten gegründet ist. Inzwischen schienen die Hindus doch die Wichtigkeit des Unterrichts noch nicht empfunden zu haben, indem die Jünglinge noch oft von ihren Studien abgezogen wurden. Auch bedauert der Bericht den Mangel an belehrenden Lesebüchern in der Landessprache zum Gebrauch der Schüler außer dem Unterrichte; und der Ausschuß hat deßwegen beschlossen, jährlich eine gewisse Anzahl von Uebersetzungen Europäischer Geistesprodukte herauszugeben, und zwar mit Geschichtswerken den Anfang zu machen. Zu Kalkutta hat sich auch ein Verein gebildet, dessen Zweck es ist, so viele von den Knaben Europäischer Abkunft (Indobritten) wie möglich Handwerke lernen zu lassen, um sie dadurch geschickt zu machen, ihr Brod im Lande zu verdienen, und die Gefahr zu vermindern, die der Brittischen Herrschaft von den vielen Tausenden armer, müßiger und unerzogener Menschen dieser Klasse droht, wovon das Land bereits wimmelt, und die auf den Stand ihrer Eltern stolz, große Ansprüche machen, die es in jeder Hinsicht schwer ist zu befriedigen.

Hr. Crib, ein Wundarzt in Cambridge, hat vor Kurzem eine kurze Geschichte der Blattern und Kuhpocken herausgegeben, nebst einer Angabe ihrer verschiedenen Folgen in Cambridge, während der lezten 25 Jahre; woraus folgendes hervorgeht: an den natürlichen Pocken starben 192, oder 1 von 11, (in London starben an den natürlichen Blattern 1 von 6), an den eingeimpften Blattern 10, oder 1 von 113, an den Blattern nach der Kuhpocken-Einimpfung 3, oder 1 von 1318.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 228.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. September 1825.

Der Glaube ist kein Fürwahrhalten aus Begriffen, sondern eine Gewißheit aus Offenbarung. Durch ihn ist die Richtung nach dem Göttlichen schon gegeben, und darum ist er auch die Urkunde der Gottheit; durch ihn forscht der Mensch nach dem Unendlichen, und durch ihn erfährt er seine unsterbliche Natur.

Eschenmayer.

Der Glaube.

Nach Lamartine, von Gustav Schwab.

O Nichts, du einz'ger Gott, den ich begreife!
Verschwieg'ner Abgrund, der mich einst verschlingt,
Was ließest du den Menschen dir entschlüpfen?
Ich schlief so tiefen Schlummer dir im Schooß!
Ich schliefe noch in ewigem Vergessen,
Mich hätte nicht dieß falsche Licht verstört,
Mein frommer Schlaf in deiner langen Nacht,
Nie hätt' er Träum', — Erwachen nie gekannt.

— Doch sicher — weil ich ward, so mußt' ich werden.
Zu seyn geweigert hätt' ich mich, befragt.
Vergeblich Leid! zum Tag ward ich verdammt,
Und komme jezt, o Sonne, dir zu fluchen.

— Wohl ist es wahr, dieß erste Morgenroth,
Sich selbst verborgnen Wesens halb Erwachen,
Der Raum, unendlich offen seinem Blick,
Das Auge, das den Himmel staunend frägt,
Der bunte Zauber, diese Hoffnungsströme,
Sie blenden an des Daseyns Schwelle mich.
Willkommen, Eiland, drauf die Zeit mich warf!
O Rund! du künft'ger Zeuge meines Glücks!
Willkommen, heilig, nährend Licht der Welt,
Du aller Wesen erste Lieb', o Sonne!
Endloser Himmel, der den Schöpfer birgt!
Du Erde! Menschenwiege, Wunderschloß!
Du Mensch! mein Ebenbild, Genosse, Bruder!
Du — schön're Freundin, theurer meinem Geist!
Was Glück genießt, gewährt, bezeugt — willkommen!
Erfüllet euer Loos — hier ist mein Herz! . . . .

— O heller Traum! doch ach, es ist ein Traum!
Damals begann er, jetzund endet er.
Es lüftet mählich mir der Schmerz das Grab:
Willkommen, lezter Tag, mein schönster sey!

Durchwandelt bin ich dieses Lebens Wüste;
Die Blumen welken unter meinem Schritt,
Und immer täuschte Hoffnung meinen Geist,
Sie zeigte mir das Glück in blauer Ferne;
Und unter meinen Lippen trocknete
Der heiße Todesathem jeden Quell.
Ein andrer soll, in eitle Klag' ergossen,
Beweinen sein verflognes Morgenroth,
Zu einem zweyten Leben sich verstehen: —
Ich — böte das Geschick mir auch zur Wahl
Des Geistes Zepter, oder Königsthrone,
Ruhm, Schönheit, Schätze, Wissenschaft, dazu
Die ew'ge Jugend: — bey dem Tode schwör' ich,
Nicht, wenn die Welt nicht anders wird, als jezt,
Um Eine Sonne möcht' ich jünger werden.
Ich mag die Welt, wo Alles wechselt, nicht,
Wo Alles sich verwischt, — Erinn'rung selbst!
Wo Alles flüchtig, ungewiß, vergänglich,
Und wo der Tag des Glücks kein Morgen hat.

Wie hab' ich oft, getäuscht vom Leben so
Verbannt aus meinem Busen alle Hoffnung!
Wie oft hat mein gedrückter Geist geglaubt
In seine kalte Tugend sich zu hüllen,
Und unter Zeno's Philosophenkleid
Voll Weisheitswahn verborgen seine Schwäche!
Und so, begraben in Gleichgültigkeit
Fleht' er Vergessenheit um Frieden an.
O eitle Ruhe! falscher Schlaf! — So sieht
Das Aug' am Fuß der Hügel, wo sich Rom
Erhebet aus dem Schooß der eignen Trümmer,
In diesem Chaos, blindlings ausgestreut,
Des Alterthumes Mäler, neue Wälle,

Theater eingestürzt, ihr Giebeldach,
Das stolze, schlummernd unter Staub und Kraut,
Bedeckt vom Brombeerstrauch der Helden Häuser,
An öder Tempel Schwellen hingestreckt
Die Götterbilder, und den Obelisk,
Den ewigen, das Strohdach überschattend;
Die Säule tragend ein ihr fremdes Bild,
Im Forum Gras, und Blumen in den Gräbern,
Und neuer Götter voll das Pantheon,
Indeß von Raum zu Raum, sich schwach erhebend,
Ein Lebenslaut das Schweigen unterbricht: —

Dem gleich, so lang erschüttert, unser Geist;
An der Vernunft bis zu dem Grunde rüttelnd,
Macht ihn das Unglück zur Ruine nur,
Wo — grauser Ueberrest — Verzweiflung herrscht.
Erloschener Gefühle stiller Wust,
Feindsel'ge Stoffe, sonder Ruh' und Leben,
Verwischter Leidenschaften alte Spur,
Verworr'ner Kampf von Wünschen und Gedanken,
Erstorbne Seufzer, Eckel, Reue, Pein.
Ach! zeugten doch vom Tode diese Trümmer!
Doch unter all der öden Trauer lebt
Die Seele noch; das nahrungslose Feuer,
Es nährt sich selbst, aus seiner Asche wächst
Es neu empor; die unglücksel'ge Fackel
Sie fürchtet noch zu brennen über'm Grab.

Wer bist du Seele denn? Verzehrend Feuer,
Mußt du mich überleben, leiden noch?
Geheimnißvoller Gast, was wirst du werden?
Vereinigst du dich mit des Tags Gestirn?
Bist du vielleicht von diesem Feu'r ein Funke,
Verirrter Strahl, den es zurückverlangt?
Stirbst du vielleicht, wenn nun der Mensch zerfällt,
Bist nur ein rein'rer Saft, der Erd' Erzeugniß,
Beseelter Koth, gedankenreicher Thon? . . . .
Was seh' ich? schauderst du vor diesem Wort?
Zu leiden müd' und fürchtend doch das Nichts,
Scheust du das Leben, zitterst vor dem Tod!

— Furchtbar Geheimniß, wer wird dich enthüllen?
Vergebens horch' ich auf der Weisen Wort:
Der Zweifel irrt auch diese hohe Geister,
Derselbe Thon hat sie versteinert auch. —
Der alten Weisheit Strahlen sammelnd forschte,
In Hellas Blüthe, Socrates nach dir,
Bald suchte Plato dich auf Sunium;
Zweytausend Jahre sind's: — dich such' ich heut.
Zweytausend Jahre werden's seyn und noch
Die Menschen in dem alten Dunkel tappen.
Aufrührisch fleucht die Wahrheit unsern Blick,
Und die zerstreuten Strahlen eint nur Gott.

— So kommt denn, wo dem Licht sich schließt mein Auge,
Auf meine Wimper keines Hoffens Trost?
Und ohne Führer, ohne Leuchte ging
Mein Geist von Erdennacht zu Grabesnacht,
Und blindlings trag' ich in die andre Welt
Leid ohne Lohn und Tugend ohne Hoffnung.
Gib Antwort, grimmer Gott! wenn je du bist,
Darf ich (o Jammer!) dein Gesetz verwünschen!
Der Söldner Abends, nach des Tages Last,
Sezt sich im Schatten und empfängt den Lohn;
Mir, den des Schicksals Bürde niederbeugt,
Ist mein Tag um, was wird mir Sold's? — der Tod.
. . . .
. . . .

Doch während Zweifel ich und Lästrung hauche,
Mich selbst beweine, blickend auf das Grab,
Erwacht der Glaube, wie Erinnrung süß,
Bestrahlt mit Hoffnung meine blasse Zukunft,
Beseelt, entflammt im Todesschatten mich,
Gibt Seelenjugend meinen alten Tagen.
Ich steig' im Schein der Himmelsfackel auf,
Vom Abend zu des Lebens heiterm Morgen,
Mit einem Blick meß' ich der Menschen Loos,
Sieh! alles ordnet und verkettet sich;
Die Zukunft nennt den Grund der Gegenwart,
Das Thor des Nichts schließt hinter mir die Hoffnung,
Erweitert dem entzückten Geist den Raum,
Und löst des Lebens Räthsel mir im Tod.

Ach! dieser Glaube, der an Grabes Rand
Mein wartet, ich erinnre mich, er schwebt'
Ob meiner Wiege, des gelobten Lands
Unsterblich Erbtheil, das dem Sohn der Vater
Vermacht hat von Geschlechte zu Geschlecht.
Erwachend schon empfängt ihn unser Geist,
Wie Sonn' und Leben, diese Himmelsgaben,
Wenn wir die Wimper öffnen, fließt er uns
Wie Milch der Seele von der Mutter Lippen;
Im ersten Lenz durchdringt den Menschen sie,
Beleuchtet früher, als Vernunft das Herz.
Sein heilig Sinnbild stammelt in der Wiege
Das Kind, wenn es sein erstes Wort versucht,
Im Blick der Mutter unbewußt gedeih'nd,
Fühlt's ihn im Herzen mit der Tugend wachsen.

Ist je die Wahrheit für die Erde da,
Gewiß, so trägt sie solcher Einfalt Stempel;
Gewiß, dem Blick von früh auf dargereicht,
Und, dringend in den Geist durch alle Sinnen,
So wie der Himmelsflamme reiner Strahl,
Muß sie der Seele Morgenroth umgeben,
Durch Liebe steigen aus dem Geist in's Herz,
Verschmelzen mit Erinn'rung und mit Sitten,
Und, wie ein Fruchtkorn, das der Winter deckt,
Im Busen lange keimen, eh sie blüht,
Und wenn des Lebens stürm'scher Sommer endet,
Dann Früchte tragen zur Unsterblichkeit.

Verborgne Sonne! Fackel andrer Welten,
Dein mystisch Licht leih' halbgebrochnem Aug',
Entfleuß des Höchsten Schooß, trostreicher Strahl!
Geh' auf in meinem Herzen, Lebensstern!
Ach dich nur hab' ich; in der Sterbestunde
Läßt mich der Nacht die bleichende Vernunft,
Der Uebermüth'gen Fackel reicht nicht mehr,
Erlischt am Thor des Grabes mit dem Leben.
So komm, ersetze sie, du Himmelslicht,
Geuß wolkenlosen Tag auf meine Wimpern,
Sey statt der Sonne, die sich mir verbirgt,
Und glänz' am Himmel wie der Abendstern.

Die Blume des Schnees.

Vor ein Paar Jahren schon hat das Morgenblatt die Ansichten der Naturforscher und die Resultate der von Scheidekünstlern und Botanikern angestellten Untersuchungen über jenen rothen Schnee gemeldet, welcher auf der Reise des Kapitän Roß im August 1819 in der Baffins-Bay war gefunden worden.

Seither und jüngsthin hat nun eine umständliche, im neuesten Band der gehaltreichen „Verhandlungen der kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher (1825)" abgedruckten Denkschrift des berühmten schwedischen Professors, Agardh, den Gegenstand umfassender und befriedigender beleuchtet, und man will hier einige Ergebnisse der Forschungen dieses geistreichen Mannes ausheben, die allgemeines Interesse erwecken müssen.

Der rothe Schnee erinnert zunächst an die Erscheinungen von rothem Regen und rothem Wasser. Der sogenannte Blutregen, fand sich, in mehreren genauer untersuchten Fällen, durch Insekten verursacht. Was man aber bey solcher Erscheinung vor Allem hätte erforschen müssen, ob nämlich die rothe Materie wirklich mit dem Regen fiel, oder ob sie sich erst im Wasser auf der Erde bildete, wurde häufig unbeachtet gelassen. Das blutrothe Wasser, welches das Volk in Blut verwandeltes Wasser nennt, scheint von zweyerley Art zu seyn. Das gewöhnlichste bildet sich im Frühling oder im heißen Sommer, in Teichen oder auch andern Gewässern, und besteht in einer ungeheuern Menge von Insekten aus der Gattung des Riesenfußes (dem Wasserfloh, [monoculus pulex nach Linné, oder dem monoculus quadricornis Linn.] nach Agardh's Dafürhalten), die mit ihren rothen Körpern das Wasser färben. Rothes Wasser aber, das man am Meerstrande findet, ist nur das von den Tangarten ausgezogene Pigment.

Dieses Alles kommt sehr natürlich in Erwägung, wenn von dem rothen Schnee die Rede ist, der auf oben erwähnter Reise in der Nähe des Nordpols gefunden ward, und der anfangs so großes Aufsehen, selbst unter den Naturforschern, erregt hatte, daß man hätte glauben sollen, das Phänomen stehe völlig einzeln da, oder sey wenigstens nur höchst selten bemerkt worden und wenig gekannt. Nachher zeigte sich's dann freylich, daß der rothe Schnee eine sehr gewöhnliche Erscheinung in allen Alpengegenden von Europa ist, welche auch von Saussure und Ramond beobachtet hatten, und neuerlich wurden insbesondere aus Italien vielfache Beobachtungen des Phänomens bekannt gemacht. Immerhin bleibt der in der Baffins-Bucht gemachten Wahrnehmung das Verdienst, daß durch sie genaue Untersuchungen mehrerer berühmter Botaniker und Chemiker und verschiedene Muthmaßungen über den Ursprung der Erscheinung veranlaßt worden sind.

Eine der einfachen und niedern Pflanzenformen ward vorzugsweise zur Begründung des rothen Schnees nachgewiesen: ein Pilz (Uredo nivalis) sollte es nach der Meynung von Franz Bauer seyn; eine Alge (der Tremella cruenta verwandt) nach Robert Brown und eine Flechtenart (Lepraria kermesina) nach Baron Wrangel. Herr Agardh hatte Anlaß, Exemplare der von den zwey lezten Naturforschern angegebenen Pflanze zu vergleichen, und er fand, daß sie einander nahe verwandt und Arten der nämlichen Gattung seyn müssen; ihm schien nun auch klar, daß dieser den Schnee rothfärbende vegetabilische Stoff nicht mit demselben niedergefallen seyn könne, denn der Baron Wrangel hatte seine Flechte (Lepraria) theils als einen Schorf auf weißen Kalksteinen, theils in dem, auf diesem Gestein angesammelten Regenwasser aufgelöst, von blutrother Farbe gefunden.

Nun erinnert Herr Agardh, wie es, wo nicht als ausgemacht, doch als sehr wahrscheinlich anzunehmen ist, daß bey der Erzeugung sowohl der niedern Algen als der Infusorien, welche einander sehr nahe stehen, neben der Wärme das Licht das wirksamste bildende Moment sey. Nun hat aber (fährt er fort) das Licht schon auf höhere Pflanzen die Wirkung, daß es, wenn diese auf weißem Kalkstein wachsen, in den Blumen die rothe Farbe hervorruft. Es muß daher dasselbe eine ähnliche Wirkung noch weit entschiedener auf solche Pflanzen ausüben, bey welchen, wie bey den Algen, die Farbe etwas Wesentliches ist. Es wird aber die Farbe nicht allein durch das Licht bestimmt, sondern auch durch die Natur des Körpers, worauf dieses fällt, obgleich das leztere auf eine Art geschieht, die uns noch gänzlich unbekannt ist. So weiß man z. B. gar wohl, daß von den weißen Körpern die Lichtstrahlen zurückprallen, und daß sonach alle weißen Körper, sie mögen übrigens untereinander so unähnlich seyn wie möglich, doch diese sonderbare, in ihrer Natur gegründete Eigenschaft haben; aber Niemand kann sagen, wie diese Aehnlichkeit in dem Unähnlichen möglich sey und wie sie zu erklären seyn dürfte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

„Wenn einer eine Reise thut,
So kann er was erzählen ꝛc."

Diese Verse des ehrlichen Asmus sollen mir zur Einleitung dienen, wenn ich Ihnen heute eine kurze Schilderung eines Badeorts liefere, von dem ich eben zurückkehre. Meines Wissens hat über das Wildbad Kreith in öffentlichen Blättern nur wenig verlautet, und doch verdient die dortige Badeanstalt, so wie sie die erste und besuchteste des Königreichs ist, auch dem Auslande bekannt und empfohlen zu werden. Ich gehöre übri-

gens nicht zu denen, die das Gewöhnliche im Inlande als ein Außerordentliches preisen, die, wenn sie einen Bergbach sehen, in Erstaunen gerathen, als sey es der Wasserfall von Niagara, und über einen dampfenden Kohlhaufen Beschreibungen liefern, wie die Lady Montague über den ausbrechenden Vesuv; aber das Treffliche im Vaterlande trefflich zu nennen und sich mit Wärme darüber zu verbreiten, kann nur von Thoren verargt werden.

Drey Stunden von Tegernsee — doch erst einige Worte über diesen königlichen Landsitz! — Tegernsee, durch Jahrhunderte berühmt als eine wissenschaftpflegende Abtey, noch berühmter seit acht Jahren, als der Lieblingsaufenthalt eines angebeteten Königs, als der Ort, an welchem schon mancher Monarchensohn seine Braut empfangen. Tegernsee — wer die stillen Reize dieses Thalgrundes kennt, wird sich nicht wundern, daß der König diesen einfachen Landsitz den glänzenden Burgen und Pallästen seiner Ahnen verzieht. Der freundliche See mit seinen belebten Ufern, die frische Bergluft von Blüthenstaub geschwängert, der Matten bunte Herrlichkeit, der Schmelz der rothen Firnen, die reiche lachende Landschaft, und das frohe Gemüth ihrer Bewohner — Alles stimmt hier zusammen, Aug' und Herz zu erfreuen. Hier waltet den Sommer über Maximilian Joseph, Er, der sich glücklicher fühlt als Vater im Kreise der Seinen, wie als König im Prunke des Hofstaats. Mit Ihm die Allverehrte, die keines Diadems bedarf, um Königinn zu seyn, hocherhaben unter den Frauen durch Adel der Seele und der Gestalt, durch die schimmernden Vorzüge des Geistes und einer souveränen Weltbildung, aber auch Ihrem Geschlechte leuchtend als Vorbild jeder häuslichen Tugend. Mit Ihnen ist Glück und Wohlstand in diese Thäler gezogen, da ist kein Landmann, der nicht entzückt Ihre Freundlichkeit priese, keine Hütte, die nicht Ihre beglückende Nähe empfunden. Jedes Gute heißt hier Maximilian, und jedes Schöne Caroline. Wer die ganze Liebenswürdigkeit unsrer Herrscherfamilie kennen will, komme nach Tegernsee.

Drey Stunden von Tegernsee, rings von hohen Alpen umgeben, liegt das Wildbad Kreith, zwey große, mit einander verbundene Gebäude, die Schöpfung unsers edlen, menschenfreundlichen Königs. Das Wichtigste bey einem Bade ist natürlich die Quelle. Diese enthält vorzugsweise Schwefelwasserstoffgas und schwefelsaure Magnesia, dann kohlensaure Kalkund Kieselerde und Eisen=Oxidul, daher sie denn auch gegen Gicht und Rheumatismen, in Nervenkrankheiten, in Krankheiten des reproduktiven — des Haut= und Knochensystems, gegen Folgen von mechanischen Verletzungen, gegen Skropheln und Steinbeschwerden ꝛc. angewandt wird. Ich selbst, im Besitze einer festen Gesundheit und keiner Bäder bedürftig, kann hier nicht aus Erfahrung sprechen, aber es ist nur eine Stimme für die heilende und lindernde Kraft dieser Mineralquelle, so wie nach allgemeinem Urtheile die Molken, die jeden Morgen durch Eilboten von der Königsalp gebracht, und noch warm genossen werden, vor jenen in dem berühmten Gais den Vorzug verdienen. Das Wasser wird durch Röhren aus der Quelle in das 180 Schritte entfernte Badhaus sowohl, als in die im Sudhause befindliche zwey Pfannen geleitet. Diese Pfannen haben die erforderliche Höhe, um auch die zweyte Etage des Badehauses mit heißem Wasser zu versehen. Ist das Wasser in den Pfannen siedend heiß, und sind die bleiernen Röhren, durch die es geleitet wird, einmal erwärmt, so kommt es in einem so hohen Wärmegrad in die in den Wohnzimmern befindlichen reinen, kupfernen Wannen, daß man nicht den dritten Theil heissen Wassers zu einem Bade von 27 Grad Reaumur nöthig hat. Ein ganz besonderes Augenmerk ist auf die hier so überaus nöthige Reinlichkeit gerichtet, und es sind eigne Personen zur Reinigung und Bereitung der Bäder aufgestellt, auch für jedes einzelne Zimmer ist die dahin gehörige Bett= und Badewäsche mit der Nummer desselben bezeichnet, damit keine Verwechselung eintreten kann. Der jetzige Badearzt, Herr Dr. Krämer, ist ein eben so geschickter Mediziner als angenehmer Gesellschafter, nur ist er sehr jung. Zu große Jugend ist aber dem Arzte, auch wenn die Erfahrung dem Alter voraneilt, immer hinderlich, denn jüngere Frauenzimmer nehmen Anstand, einem sehr jungen Manne, zumal wenn er nicht verheirathet ist, manches Anliegen zu vertrauen. Die Jugend ist übrigens ein Fehler, der sich mit jedem Tage verbessert.

Nach dem Bade selbst ist in einem Kurorte nichts wichtiger als Wohnung, Bedienung ꝛc. In diesem Punkte läßt Kreith durchaus Nichts zu wünschen übrig, und wird wohl von keiner Anstalt erreicht werden; auch kann ein Privatunternehmer mit dem besten Willen nicht schaffen, was hier die königliche Anstalt zu leisten vermag. Die hohen geräumigen Zimmer und ihre geschmackvolle Ausstattung, die reichen modernen Möbel, die trefflichen Betten, das feine Leinen ꝛc. müssen auch den verwöhntesten Weichling zufrieden stellen, überall Anstand und Wohlhabenheit, überall Ordnung und Reinlichkeit, überall die überraschendste Bequemlichkeit — kein Wunsch bleibt unbefriedigt.

Die Bedienung in den Zimmern wird hier, wie überhaupt in Baiern, von weiblichen Dienstboten besorgt, was der Reinlichkeit sehr zuträglich ist. Das harmlose Geschlecht der Zofen, deren man auf jedem Corridor einige lachend und schäkernd trifft, macht das Haus munter und lebendig, auch sind diese Mädchen weniger leichtsinnig, als man denkt, einmal stehen sie unter ziemlich strenger Zucht, und dann kontrolliren sie selbst gegenseitig ihre Aufführung, auch mag die große Ermüdung nach einem rastlosen Tagewerk nicht selten vor Abwegen bewahren. Der Tisch ist im Verhältnisse zum Preise recht gut, und wer nicht von Haus aus Gutschmecker ist, und einen verwöhnten Gaumen mit sich bringt, wird mit der Kost wohl zufrieden seyn. Wenn hie und da eine Speise nicht so bereitet seyn sollte, so muß eben die Schuld dem Zufalle beygemessen werden, der ja auch in der Küche seine Loose schüttelt. Sehr wahr ist übrigens die Bemerkung, daß gerade diejenigen am schwersten zu befriedigen sind, die durch königliche Huld den Freytisch genießen. — Der neue Speisesaal in Kreith, der diesen Sommer erst eröffnet wurde, ist in grandiosem Style gebaut und eben so reich als geschmackvoll dekorirt. Schade, daß ihm noch die Büste der Königinn mangelt. In diesem freundlichen Raume gewährt eine Tafel von hundert und noch mehr Gedecken einen großartigen Anblick. Man sitzt hier, wie in den meisten Bädern, nach dem Tage der Ankunft. Die Sache hat ihr Gutes, und ich bin weit entfernt sie zu tadeln, aber der Zufall spielt hier oft muthwillige Streiche. Er sezt den Seifensieder neben den Präsidenten und die Comtesse neben die Choristin. Das Lustgas der geselligen Unterhaltung kann sich aber nur dann entwickeln, wenn sich gleichartige Kräfte begegnen. An Elementen zu einer geistreichen Conversation konnte es hier nicht fehlen, denn mit einigen artigen und gebildeten Damen fanden sich auch einige sehr interessante und mitunter berühmte Männer zusammen. Ich nenne Friderich Schlegel, unsern trefflichen Reichenbach, den gelehrten Naturforscher Martius u. m. a.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. September 1825.

Zufriedenheit besänftigt unsern Muth,
Und sie allein nennt jede Fügung gut;
Selbst im Pallast, wie in beschilften Häusern,
Ist keine Zeit ihr golden oder eisern.

Hagedorn.

Reisescenen aus den Niederlanden.

1. Die Schleichhändler.

Das Wetter gab wenig Hoffnung, sich aufzuklären; und weil der Abend herankam, so faßte meine Reisegesellschaft den Entschluß, dem Regen Troß zu bieten. Sie forderten mich auf, sie zu begleiten; und ich wollte dieß nicht ausschlagen, weil ich von ihrer Kenntniß des Landes mir Vortheil versprach. Aber bald hatte ich Grund, meine Bereitwilligkeit zu bereuen. Denn die Haide, über welche unser Weg ging, war vom Regen durchweicht, und da der Boden, obgleich Sand, wegen seiner Vermischung mit Eisentheilen, das Wasser nicht einsog, so hatte es sich in allen Vertiefungen gesammelt und in kurzer Zeit meine Stiefeln so durchnäßt, daß ich jeden Augenblick fürchten mußte, sie zu verlieren. Meine Begleiter wateten wohlgemuth durch, und ich begriff nun, weßhalb man in diesen Gegenden Holzschuhe trägt.

Die Verstimmung, die den Anfänger in der edeln Wanderkunst gewöhnlich befällt, wenn anhaltendes Regenwetter eintritt, und er, von oben und unten durchnäßt, weiter gehen muß und keinen Halt machen kann, ist dir aus deinen eigenen Versuchen im Fußwandern hinlänglich bekannt. Man schreitet verdrossen und stumm in's Weite; kein Gespräch kann aufkommen, und Jeder ist mit seiner Mühe und Noth so überladen, daß er auch im Stillen keinen vernünftigen Gedanken bey sich beherbergen kann. Du hast es niemals für möglich halten wollen, daß man diese Betäubung überwände; und freylich hat es auch mich nicht wenig Anstrengung gekostet, eh' ich es dahin gebracht habe. — Aber heut vereinigte sich Alles, um mich auch einmal diesen Zustand wieder empfinden zu lassen. Die Ungewißheit des Schicksals, dem ich entgegenging, und der Verlust von Allem, was man auf der Welt verlieren kann, Geliebte, Freunde, Eltern und Vaterland, hatte meinen frischen Muth doch etwas gebeugt. Ueberdieß hatte ich seit dem Morgen nichts gegessen, außer einigem Obst, das ich von Münster aus in der Tasche mitgenommen; und einem leeren Magen muß, unter solchen Umständen, die Philosophie selbst sich gefangen geben.

Es war Nacht geworden und regnete noch immer fort. Nur selten wurde mir die Labung von meinen Gefährten, den einen oder den andern christlichen Fluch zu vernehmen. Ich will zu dem Seelenheil der Guten hoffen, daß der anklagende Engel, den du aus Sterne's Tristram kennst, bey seinen überhäuften Geschäften diese Herzenserleichterungen in das Sündenbuch einzutragen vergessen hat; aber ich muß gestehen, daß sie auf mich immer eine recht erquickliche Wirkung thaten. Nichts geht bey einer mäßigen Verzweiflung über das Vergnügen, seinen Nächsten daran Theil nehmen zu sehen, denn auf anderes Mitgefühl hat man nicht zu rechnen.

Ich ärgerte mich über mich selbst und faßte endlich den Vorsatz, mich zu ermannen, indem ich einen festern Schritt annahm. Zum Glück fand ich indeß keine Gelegenheit, zu erfahren, wie weit es mir damit gelungen wäre. Denn

fünf Minuten darauf standen wir vor der niedern Thür eines Wirthshauses, und andere fünf Minuten darauf sank ich auf dem schlechtesten Strohlager Westphalens, also wahrscheinlich Europa's, in einen todesähnlichen Schlaf, aus dem ich des andern Morgens spät, zwar nicht durch die Sonne, die mir in das Gesicht schien, aber durch ein junges Ferklein erweckt wurde, das seinen Rüssel mit meiner Nase in Berührung brachte.

Ich würde den guten Leuten Unrecht thun, wenn ich vorgäbe, daß sie mit ihrem Schwarzvieh sich in demselben Gemach beholfen hätten. Dicht neben mir stand zwar das Ehe- oder Familienbett, in welchem der Wirth mit seiner Hälfte und zwey bis drey halbnackten Sprößlingen zu ruhen pflegten; aber die Wirthin, die auf meine Verwünschungen aus der Küche herbey rannte und das muntere Thier mit Fußstößen verjagte, belehrte mich, daß nur zufällig die Thür offen geblieben sey, und das Ferklein durch dieselbe ganz unberechtigt seinen Weg genommen habe.

Von meiner Reisegesellschaft war nichts zu sehen noch zu hören; ich genoß daher mein Stück Pumpernickel allein und sezte mich auf einen Holzblock vor das Haus, um die Kleider nicht zu verunreinigen, die ich aus meinem Seehundsranzen nahm und mit den noch ganz durchnäßten an meinem Leibe vertauschte.

Als ich nun aufbrechen wollte und mir den Weg nach Stad-Loen beschreiben ließ, rieth mir die Wirthin, die ein recht verständliches Plattdeutsch sprach, ich möchte doch lieber gleich nach Winterswyk zugehen, wenn ich im Preußischen nichts zu verrichten hätte. Denn nach Doesburg sey das der geradeste Weg.

Winterswyk, Doesburg — das waren mir, so gut als dir, lieber Leser, böhmische Dörfer. Ich nahm meine Karte zur Hand, und da fand ich sie zwar wirklich, das leztere noch dazu als Stadt und Feste bezeichnet; aber in einer Lage, die ich mit meiner gegenwärtigen unmöglich in Uebereinstimmung bringen konnte. Durch weitläuftiges Hin- und Herfragen erfuhr ich endlich: daß ich gestern Nacht Stad-Loen vorbeygegangen seyn mußte, und mich jezt bereits im Niederländischen befand, und zwar in der Provinz Gelderland, die in allen Geographien, ihrer gesunden Luft wegen, gerühmt wird.

Meine Verwunderung kannst du dir denken. Wenn ich nicht gewiß gewesen wäre, mehr als hundert Meilen von dem Gebiet unsers launischen Gebirgsfürsten entfernt zu seyn; ich hätte geglaubt, der alte Rübezahl habe mir einen Streich gespielt. Den ehrlichen Westphalen mit ihren blauen Augen und blonden Haaren hätte ich das nicht zugetraut.

„Aber wo sind die Leute hingekommen, die mich hieher gebracht haben?" — „Die zyn misschien reeds in Zekerheid *)." — „Warum in Sicherheit?" — „Wel, myn heer, Uwe weet immers niet, dat-et Smuggelaars geweest binne **)!" — „Wie, Schmuggeler?" — Nun ging mir ein Licht auf. Sie schienen schwer zu tragen, und gingen doch in so starkem Schritt, daß ich ihnen kaum zu folgen vermochte. Dergleichen Vögeln mochte freylich das gestrige Eulenwetter das erwünschteste seyn.

Ich sah nun die Hütte, in welcher ich übernachtet hatte, mit noch einmal so neugierigen Augen an, konnte aber keinen Unterschied zwischen derselben und ähnlichen, die ich im Münsterlande gesehen hatte, entdecken; außer etwa den, daß hier nicht der Theil, der dem Vieh zur Wohnung diente, nach der Straße zu stand, sondern der andere, welcher — de iure wenigstens — menschliches Eigenthum war, und daß man von der Straße also unmittelbar in die Küche, und aus dieser auf der einen Seite in das Schlafgemach, auf der andern in den Kühstall trat.

Der Fußweg, auf den mich die Alte wies, ging durch Sumpf und feuchte Wiesen, und war deßhalb, einer Brücke gleich, aus Bohlen gebaut und an mehreren Stellen zwey bis drey Fuß über den Boden erhaben. Hier und da lag ein einzelnes Gehöfde oder Gebüsch; in der Ferne ragten die Thurmspitzen der Kirchen darüber hervor, zu denen jene zerstreuten Bauernhöfe gehörten. — Ich hatte vielleicht eine halbe Stunde Weges zurückgelegt, als ich seitwärts im Gesträuch ein Aechzen und Stöhnen hörte, wie von einem Schwerverwundeten. Ich griff unwillkürlich nach meinen Sackpistolen, und wiewohl ich nicht furchtsam zu seyn glaubte, so fühlte ich doch, daß mich ein Schauer durchrieselte. Ich raffte mich zusammen und ging vorsichtig auf die Gegend zu, woher jene Töne kamen. Ich drang durch das Gesträuch. Ein Mann, der auf dem Boden lag und aus mehreren Wunden zu bluten schien, winkte mir mit der Hand, zu schweigen und mich ihm zu nähern. Ich faßte ihn schärfer in's Auge, und zu meinem Erstaunen erkannte ich einen meiner gestrigen Begleiter. — Sie waren von den Grenzwächtern angegriffen und nach einem hartnäckigen Gefecht in die Flucht geschlagen worden. Der Verwundete hatte sich vom Kampfplatz in das Gebüsch geschleppt, wo er, durch den Blutverlust erschöpft, liegen geblieben war. Ich fragte ihn, ob ich etwas zu seiner Rettung thun könnte? „Zie daar myn huis ***)!" antwortete er, indem er sich mühsam in die Höhe richtete, und mit dem Finger auf ein Gebäude wies, das etwa eine Viertelstunde entfernt seyn mochte. Er fiel wieder zurück, und ich eilte, Leute zu seiner Hülfe herbeyzuholen. Bey jedem Tritt sank ich bis an die Knö-

*) Die sind vielleicht bereits in Sicherheit.

**) Wohl, mein Herr. Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß es Schleichhändler gewesen sind. — Für die Aussprache des Holländischen ist zu bemerken, daß u wie ü, y wie ei, oe wie u, ou wie au, ui wie eu gesprochen wird, ch, g wie das tiefste Kehllige ch, sch wie sch, s wie ß, z wie weich s. In der geldrischen Mundart aber lautet u wie u, ui wie ü und y wie ie.

***) Siehe da mein Haus!

ckel in den feuchten Boden; endlich hatte ich das einsam liegende Haus erreicht. Die Thür war verschlossen. Als ich klopfte, sah ein Mädchen zum Fenster heraus und fragte, was ich begehre? Meine Antwort schien sie indessen nicht zu verstehen; denn sie schlug das Fenster zu und rief: „Willem, Willem, daar is een Duitscher *)!“ Doch bald öffnete sich die Thür, und ein junger Mann trat heraus, dem ich in der Kürze sagte: ich käme von seinem Vater oder Herrn, der verwundet im Gesträuch läge; wenn er ihn retten wollte, sollte er mit einer Bahre mir folgen. Ich hatte ein großes Klaggeschrey erwartet, denn es war unstreitig sein Sohn. Statt dessen aber stieß er, ohne das Gesicht zu verziehen, nur einen abgebrochenen Fluch aus, zog mich in das Haus hinein und sprach einige Worte heimlich mit seiner Schwester. Diese entfernte sich, und bald darauf traten drey stämmige Bursche mit einer Tragbahre ein. Wir machten uns ohne Aufenthalt auf den Weg, fanden aber den alten Schleichhändler bereits ohne Besinnung in seinem Blute schwimmend, das der Verband, den er sich selbst umgelegt, nicht zu stillen vermochte.

Ich hatte nun hier eigentlich nichts mehr zu thun, und hätte meine Reise fortsetzen sollen; aber wer weiß denn, wohin er geht und gehen soll? Ich wenigstens nicht, so wenig als du, lieber Leser; denn ich folgte der Bahre und dachte nicht an den Weg, den ich noch zurückzulegen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wilhelm, Wilhelm! es ist ein Deutscher da!

Die Blume des Schnees.

(Beschluß.)

Alles, was wir von den Erscheinungen des rothen Schnees und von den einfachen Pflanzen, die seine Färbung begründen, wissen, macht es wahrscheinlich, daß diese Pflanzen unter einem gelinden Schmelzen des Schnees, durch die Intensität des Lichts auf der Stelle, wo sie gefunden wurden, gebildet worden, nicht aber von den Klippen heruntergespült oder aus der Atmosphäre niedergefallen seyen. Im ersten Fall würden der gründliche von Saussure und die dieses Phänomen am Nordpole bewundernden Engländer einen solchen von der Höhe der Berge herabgeflossenen Blutstrom bemerkt haben: von Saussure läugnet dieß aber bestimmt, und die Engländer sagen nichts davon, wahrscheinlich weil sie es nicht sahen. Was aber das Niederfallen des rothen Schnees aus der Luft betrifft, so darf nicht übersehen werden, daß alle Nachrichten davon auch in der Angabe übereinstimmen, daß dieser rothe Schnee nur in der Nacht gefallen sey, wodurch denn, da ihn Niemand hat fallen sehen, die Hauptfrage wieder als zweifelhaft erscheint. Warum sollte doch der Schnee nur in der Nacht geröthet fallen, wo Niemand diese Röthe unterscheiden konnte, nicht aber am Lichte des Tages, vor welchem allein alles andere Weiße erröthen kann? Ich bin dagegen der Meynung, daß die den Schnee färbende Pflanze durch die Kraft des alles Lebensfähige zum Leben weckenden Sonnenlichts, nachdem dessen Wärme die Oberfläche des Schnees zum Schmelzen gebracht hatte, im Conflikt mit der die weiße Farbe hervorbringenden, noch unbekannten Eigenschaft des Schnees in ein kurzes Leben hervorgelockt werde, daß sie aber erst dann in die Augen falle, wenn sie sich hinlänglich angehäuft hat, wie man ja auch die Farbe der Wassertropfen nicht eher bemerkt, als bis sie sich im Meer gesammelt haben.

Der farbige und den Schnee färbende Pflanzenkörper aber ist dann wohl auch weder eine Pilz- noch eine Flechtenart. Die Pilze sind Kinder der Finsterniß; sie bilden sich nie im Wasser, sondern stoßen im Allgemeinen das Wasser von sich; sie wachsen am liebsten an verschlossenen Orten, in nebliger oder feuchter Luft; sie werden von einer faulenden Materie erzeugt, und können nicht im Wasser verwahrt oder aufbehalten werden; Eigenschaften, die sich insgesammt mit einem Körper nicht vereinbaren lassen, der im reinsten Wasser, im stärksten Licht, in der frischesten und klarsten Luft, ohne vorangehende Fäulniß gebildet ist. Einer Flechtenart widerspricht theils die Form, theils die chemische Beschaffenheit der rothen Materie.

Sonach muß dieses Wesen entweder eine Alge oder ein Infusorium seyn. Zwischen diesen beyden aber ist keine scharfe Grenze gezogen. Denn es gibt unter ihnen Gebilde, die mit gleichem Recht zu beyden Klassen gestellt werden können. Es gibt Algen, die Infusorien hervorbringen, und umgekehrt, es gibt endlich solche Infusorien, die in einer Periode ihres Daseyns sich bewegen, und in einer andern nur pflanzlich leben. Endlich ist das Färbende des rothen Schnees auch nicht ohne Analogie unter den Algen. Es bildet sich, wie Jedermann weiß, im Herbst auf schattigen Mauern, ein grünes pulverartiges Wesen, welches aus grünen Kügelchen besteht, und endlich nach Umständen entweder in ein Infusorium (Oscillatoria muralis) oder in eine Alge (Ulva crispa) übergeht.

Wenn diese Ansicht von dem Körper, welchen man die Blume des Schnees nennen könnte, gegründet erfunden wurde, so ist damit unsere Bewunderung desselben keineswegs vermindert, sondern es wird nur ihr Gegenstand verändert. Dürfen wir nicht mehr glauben, daß Infusorien oder Algen aus den Wolken herunter fallen, so müssen wir dagegen annehmen, daß der Schnee einer

ganzen Bergstrecke in wenigen Tagen von einer rothen, gegen die blendende Weisse desselben seltsam abstechenden Vegetation überzogen werde. Wir müssen die Kraft bewundern, die auf jedem Punkt der Erdoberfläche thätig ist, und die selbst den Schnee des Winters mit Leben und Vegetation erfüllt. Es ist allgemein bekannt, daß die Farben des Gewächsreichs sich um so mehr trüben oder verbleichen, je schwächer das Licht ist, das sie bestrahlt, und daß die Felder des Nordens nur mit wenig anziehenden Farben geschmückt sind, während die der Tropen mit den herrlichsten prangen; aber auch der Norden nähert sich der Quelle des Lichts durch seine Alpen und verdichtet gleichsam dessen Strahlen durch seinen Schnee, und selbst der Winter kann bisweilen dieselbe Wirkung hervorrufen, wie der wärmste Sommer. Die Natur ist unter allen den ungleichen und veränderlichen Formen, die sie annimmt, nur in dem Einen sich gleich, immer neu und bewunderungswürdig zu seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortsetzung.)

Vom Speisesaal durch eine Glasthüre geschieden ist der weite Conversationssaal, in welchem sich mit einem wohltönenden Flügel und andern Instrumenten [illegible] Hausbedarf von politischer und schöngeistischer Tagslektüre vorfindet. Ein neuer großartiger Ballsaal, so wie ein Saal zum Behufe der Molken- und Kräuterkur wird bey raschem Fortgang des Baues nächsten Sommer fertig stehen, nicht minder das neue Stiftungshaus, das unser edler König am Tage der Jubelfeyer seiner 25jährigen Regierung der leidenden Menschheit hier für ewige Zeiten gegründet hat.

An Gelegenheit zu schönen Promenaden und interessanten Lustparthien ist hier kein Mangel. Das Dorf Kreith, eine halbe Stunde vom Bade entfernt, der gebahnte Fußweg auf den Schildenstein und nach der Königsalpe, die 4000 Fuß über der Meeresfläche gelegen, selbst dem Podagristen ersteigbar ist, die Promenade nach dem Paraplui, nach dem Hohlenstein und am Gernberg hin, gewähren den Wandelnden die angenehmsten Genüsse. Zum Behufe weiterer Ausflüge ist immer für anständige Equipage gesorgt, auch Saumthiere stehen bereit, und diese Art von Cavalcade, nicht selten einer Flucht in Aegypten gleichend, scheint den Damen vorzugsweise zu gefallen. Der interessanteste Abstecher bleibt indeß immer das Achenthal, auf tyrolischem Grunde, 4 Stunden vom Bade gelegen. Ich habe mit einem Freunde diese Parthie zu Fuß gemacht, und werde das Vergnügen, das sie uns gewährt hat, nie vergessen. Der romantische Weg dahin führt über die Stubenalpe und die Kaiserwacht, wo sich das österreichische Gränzmauthamt befindet. Auf diesem Wege sah ich zum ersten Mal rosenfarbne Vergißmeinnicht, wahrscheinlich durch eine Erdsäure erzeugt, die das blaue Farbenpigment röthet. — Die Wirthin im Achenthal ist eine stämmigkräftige, vollleibige Rubensfrau, so muß Werner Stauffachers Weib ausgesehen haben. Wie die Hausfrau so ist das Haus — überall Wohlhabenheit, Reinlichkeit und Ordnung; wir wurden trefflich bewirthet, nur nicht mit Fleisch, denn es war Freytag, und der Pfarrer hatte es verboten. Der Achensee, rings von hohen Felsenwänden umgeben, gewährt eine wildschöne Ansicht, aber ihm fehlen die belebten Ufer, die einen See so angenehm machen. Keine alltägliche Erscheinung sind die beyden Töchter des alten Fischers, welche die Gäste über den See führen. So viel Gutmüthigkeit, kindliche Naivetät und unverdorbne Natur ist mir lange nicht vorgekommen. Therese ist das leibhafte Gretchen in den Hagestolzen, und ich wünsche sie einem Hofrath Reinhold zur Frau. Mit rührender Treuherzigkeit, und mit gar nicht gemeinen Worten erzählte sie uns von den Schicksalen ihrer Geschwister, und von ihrem eignen Thun und Treiben, und wie sie schon zwey Mal in Innspruck gewesen sey. Aber auch wir mußten uns dem Mädchen werth gemacht haben, denn im Heimweg verstummte die muntere Plaudrerinn, und da es zum Scheiden ging, stand ihr eine Thräne im Auge, die wohl meinem Begleiter gegolten hat. Zum Andenken, als Zeichen ihrer vorzüglichen Gunst, schmückte Therese unsre Käppchen mit Reisern von Edelweiß. Das Edelweiß (gnaphalium leontopodium) ist die Immortelle des Gebirges, nur auf den höchsten Zinnen der Alpen heimisch, und darum nur dem rüstigsten Gemsejäger erreichbar. Ich kam mir in diesem Schmucke vor, wie sich mancher Herr mit seinem Orden vorkommen mag, den er nicht eigenem Verdienste verdankt.

Ich kann diese Notizen über Kreith und Tegernsee nicht schließen, ohne des Umstandes zu erwähnen, daß in den nächsten Tagen zur Feyer der Ankunft der Königin Friderike von Schweden eine Bergbeleuchtung stattfinden wird, wie solche zu verschiedenen Malen schon bey Anlaß froher Ereignisse in Tegernsee veranstaltet wurde. Es ist unmöglich sich ein großartigeres, ergreifenderes Schauspiel, selbst mit der lebhaftesten Phantasie zu denken, als der Anblick einer solchen Berg- und Seebeleuchtung gewährt. Wie mit einem Zauberschlage entzünden sich, wenn der König in seinem Landhause zu Kaltenbrunn das Zeichen gibt, die Spitzen und Schneiden der Berge, von den nächsten anfangend bis zu den sechs Stunden entfernten; die Ufer des ganzen Sees erscheinen mit Lampen eingefaßt, aber jede Lampe ist ein ungeheurer Holzstoß, und auf dem Abhange des hohen Wallberges oder Seyberges, unfern ihres Gipfels, glänzen in kolossaler Größe (1200 Fuß lang) verehrte Namenszüge majestätisch durch die Nacht herüber, noch im fernen München deutlich gesehen und unterschieden. Eine solche Beleuchtung erscheint mir als eine Apotheose der Schöpfung — diese Holzstöße lodern als heilige Flammen, es sind hohe Wallrathskerzen, angezündet zu einem herrlichen Te Deum im ewigen Tempel der Natur. —

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nro. 223:

Leben, Nebel.

Palindrom.

Eines Apostels Freund und Reisegefährten nennt Lukas
Mit zwey Sylben, die dir, liesest von hinten du sie,
Künden den allgeliebten und wunderlieblichen Sänger,
Der uns mit Wehmuth und Lust füllet das fühlende Herz.
Nenne mir, Leser, nun ihn, des edlen Apostels Gefährten,
Nenne den Sänger mir, deß Lyra so süß uns ertönt.

E. C. Eccard.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 230.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. September 1825.

Freundliche, hehre Natur, mild lächelst du ahnende Weisheit,
Edleren Sinn, Einfalt, Kraft und Entschluß in das Herz.

Voß.

Die Weinlese.

Ein Panorama. Von Klg.

Die Zeit der Weinlese war am Rhein gekommen. Das Jahr versprach ein ergiebiges und gutes Gewächs, und das Geschäft der fröhlichen Ernte, dießmal vorzüglich begünstigt durch das schönste Wetter, belebte beyde Ufer jenes Flusses, Höhen und Ebenen, mit mannigfaltig heitern Scenen. Laut ertönte von hüben und drüben, von den grauen Burgruinen abwärts zum Thal, vom flachen grünen Wiesenbord hinan zu den Klippenhügeln, Gesang und Scherz, verhallend über des Stromes Spiegel, den leichte Kähne vielfach durchschnitten. Wenige der weißen, rebenumrankten Giebelhäuser, welche längs der beyden Ufer des Rheins einzeln und gruppenweise zerstreut liegen, die nicht gastliche Genossen der Arbeit und Freude beherbergten.

Der Abend hatte der Arbeit ein Ende gemacht. Das Rosenroth und Blaugrün des herbstlichen Unterganges war verglommen. Am klaren, dunkelblau durchleuchteten Nachthimmel flimmerten nur die größern Sterne sichtbar vor dem leuchtenden Scheine des Mondes.

Unter dem laubumrankten Giebelvorsprung eines der erwähnten Häuser zunächst am Rhein saßen dessen Bewohner, Mann, Frau und zwey liebliche Kinder mit ihrem Gaste, und betrachteten das Schauspiel der Gegend: den funkenleuchtenden Stromlauf, in welchem der Mond sich spiegelte, den Wandel des klaren Gestirnes darüber hin, das wie mit Freude auf den Geschwisterstern zu blicken schien, den keine Nebel seinen Augen verhüllten. Je und je zogen einzelne schwarze Wolken von Süden gegen den Mond heran, als wollten sie ihn für immer verdecken, welche dann, in seine Nähe gelangt, von ihm angestrahlt, erst auf den Rändern wie Silber erglänzten, vor ihn getreten, allmählig lichter und lichter wurden, und endlich die Farben eines matten Regenbogens spielend und sich auflösend, noch wenige Minuten wie Duft vor seinem hellen Schilde schwebten und verhauchten; wo dann der kleine Giebelvorsprung wieder tageslicht ward, die Kinder den Sieg des Mondes mit Händeklatschen und Freuderuf feyerten, und die Freunde ihre, vom Anblick des Schauspiels ebenfalls erfreuten Züge wieder deutlich in dem sanften Licht erblickten.

Jenes hatte sich öfters erneut und veränderte sich nun. Eine kleine Wolke, doch schwärzer als die vorigen, war im Anzug. Auch ihre Ränder erglänzten anfangs wie Silber; allein nicht wie die früheren lößte sie sich auf. Sie blieb vor dem Monde stehen, breitete sich aus; und als dieser endlich darüber hinaustrat, war er nicht mehr hellleuchtend wie zuvor, sondern von Nebeln umhüllt, welche sich gegen die Erde senkten. Ein feuchtkalter Wind erhob sich, der träge flüsternd die Blätter bewegte; das Funkenspiel des Stromes erlosch, die Kinder schmiegten sich an die Mutter, ungeduldig fragend: ob denn der Mond nicht wieder werde klar werden? Er wurde nicht wieder klar. Der Nebel verdichtete sich. Das Plätzchen hatte seinen Reiz verloren, die Kinder waren ver-

stimmt, und Julie, die Frau vom Hause, schlug vor, in den Salon zu gehen.

Indem sie, aufgestanden, die Landschaft noch einmal überblickten, sagte jene: „Das gleicht wohl manchem Menschenleben. — Einer überwindet lange und schwere Schicksale; sein Inneres geht hell aus dem Kampfe hervor. Ein kleines Ereigniß, über das er hinausmuß, so eine kleine, tieffinstere Wolke naht — er überwindet auch sie; aber es ist um die Heiterkeit seiner Tage geschehen."

„Sie wissen nicht, wie wahr ist, was Sie da sagen, rief Baron R —, der Gast. Wenn der Mensch den Menschen verläßt, flüchtet sich dieser zur Natur; wenn die Natur ihn verläßt, flüchtet er sich zum Menschen."

Ihr Beysammenseyn war überaus behaglich in dem heimlichen Salon, in den sie nun getreten, dessen Täfelwerk mit spiegelblank gewichstem Boden die schwersten Tritte leicht und leise machte, bey den zugezogenen Vorhängen der Fenster und dem blauspielenden Flämmchen über'm Steinkohlenberg auf dem Rost des stahlgegitterten Kamines. Auf silbernem Teller klirrten die grünen Römer so fröhlich bey der traulichen Abendmahlzeit.

Bey alledem hatte sich über des Barons Stirn, neben der gewöhnlichen Düsternheit seiner doch keineswegs menschenfeindlichen Züge, noch eine Falte weiter gelagert. In sich versenkt, mehr als gewöhnlich, saß er neben dem Kamin und blickte in die bald aufleuchtende, bald wieder verlöschende Flamme.

„Warum so still, R —? fragte sein Freund, indem er das wiedergefüllte Glas ihm darbrachte; herzliche Freunde, guter Wein und langes Leben! stoßen Sie an auf diese Gesundheit. Oder hätten Sie geheimen Gram, so sprechen Sie aus, was Sie drückt; Mitgefühl Anderer erleichtert jeden Kummer."

„Sie sind so düster seit meiner lezten Bemerkung, sagte Julie. Sollte diese Schuld daran seyn, so verzeihen Sie meine Aeußerung."

R — schwieg noch ein Weilchen, dann sprach er: „In der That, die Wahrheit Ihrer Bemerkung hat mich an mein Schicksal erinnert und zugleich erschüttert. Sie Beyde kennen es noch nicht, wie Sie es zu kennen glauben, und ich will vom Herzen und von den Lippen mit Schuld und Schicksal."

„Ja, es hat in meinem Leben ein Ereigniß gegeben; eine kleine tieffinstere Wolke, eine dunkle Stunde ist über meinen Pfad gezogen, welche mein Inneres überwunden, aber welche dessen Heiterkeit dahingenommen hat."

Ich mochte acht-und-zwanzig Jahre alt seyn, fuhr er gesenkten Angesichts fort, als ich mich in Franzensbrunn befand, unabhängig in Beziehung auf Alles, was den Menschen binden mag, Gesundheit, Verhältnisse, Neigung, Geschäfte und Vermögen. Von Hoffnungen souveräner Größe war ich durch die Umwälzungen der Zeit in einen mittelmäßigen Privatstand zurückgedrängt, glücklicherweise nicht erbittert, und immer noch reich genug durch das Leben an sich. In dem Kreise der Kurgäste, in welchem ich lebte, wurde eine Ausflucht nach Prag vorgeschlagen, und ich nahm Theil daran. Es war gegen Abend, als wir in Prag eintrafen. Nie werde ich den Augenblick vergessen, als ich diese Stadt zuerst vom Hradzin überblickte. Der Strom, von keiner Decke der Kähne verhüllt, ohne Masten, die an einen Verkehr mit der übrigen Welt erinnerten, und doch so breit und imposant zwischen Hügeln, Fels und Thalflächen seiner Ufer und um Inseln von Ferne zu Ferne gewunden. Jenseit des Stroms, in Südosten uns gegenüber, zwischen dem in die Wellen vortretenden dunkeln Felsen des Wissehrad und dem tiefer landeinwärts aufsteigenden begrünten Ziskaberg, die Stadt, Gebäude, welche die Bauart mancher Jahrhunderte zeigten, theils erhalten, theils in Ruin, von der Mitte ansehnlicher Höhen herabgegossen gegen die Moldau, in dichteren, in mehr zerstreuten Massen, mit Saatfeldern, Gärten, Baumgängen, Festungswerken untermengt, sich im Rücken in einzelnen Gebäuden erhebend gegen Hügel, rechts und links über Hügel und Fläche sich ohne bestimmte Umgrenzung hinabdehnend und verlierend längs der beyden Ufer der Moldau. Und zur Seite, links auf der Höhe, wo wir uns befanden, erhoben sich großartig die Burg, der erzbischöfliche Pallast. Gegenüber, jenseits eines tiefen Thales, begrenzte, in grünen Terrassen aufsteigend, unter Wald- und Obstbäumen sich gegen Westen erstreckend, der Rücken des schönen Lorenzibergs den Blick. Jäh fuhren wir hinab in des Thales vor uns ergossene Häusermasse, vorüber an dem Schwarzenbergischen Hause auf seinem Felsengrund, an dessen Aussehen fast drey Jahrhunderte nichts verändert haben, welches noch der im Anwurf der Mauer eingegrabene, schwarz und grau schattirte Arabeskenaufputz deckt, ein Geschmack, den kein späterer erreicht, geschweige übertroffen hat. Daneben, zwischen Dächern, des alten Baues hängendes Gärtchen, mit zart und dicht gegitterten Laubenfenstern und einer uralten schwarzen Cypresse seine Mauer überragend. Alle diese Eindrücke verstärkten einander, warfen die Vorzeit zusammen mit der Gegenwart, und versezten mich in einen Taumel, eine Neugierde, von der ich voraussah, ich würde sie in den wenigen Tagen nicht ersättigen können, die zu unserm Aufenthalte bestimmt waren. Ich hatte richtig geurtheilt. Wir sahen, was man den Fremden zu zeigen pflegt, den Dom, die Burg, Bubenez, die Bibliothek, die Niklaskirche, Troja — jeder dieser Gegenstände war für mich das aufgeschlagene Blatt eines Buches, welches das Ganze zu lesen wünschenswerth macht. Hiezu der charaktervolle Anblick, welchen das Leben der Volksmasse darbot, der Sinn für Musik und das Talent zur Musik — Alles ließ mich den Entschluß fassen, den folgenden Winter hier zu verleben, und so benutzte ich den Rest meiner Badezeit zu Vorbereitungen für diesen Auf-

enthalt. Bald bemerkte ich aber, daß außer den Dingen, die mich angezogen, hier auch dem Fremden keine der Quellen des Vergnügens eröffnet wären, aus denen er in andern großen Städten schöpft; und ich war in der That am Ende des Winters den Bewohnern fast so fremd als bey meiner Ankunft; mein Verkehr mit ihnen hatte nirgends die Innigkeit erlangt, welche der gesellschaftliche Verkehr unter Deutschen, Franzosen und Engländern so leicht annimmt; allein ich hatte nichts vermißt. Ein gutes Theater, viel schöne Musik, erfüllten die Stunden des Tages, während welcher der Mensch angenehmer äußerer Einflüsse bedarf, um während der übrigen sich selbst ein angenehmer Gesellschafter zu seyn. Diese leztern lebte ich der Vergangenheit, und der wundersame Eindruck der Stadt wurde mir auch durch die Gewohnheit nicht gleichgültig. Es wuchs im Gegentheil dessen Interesse mit meiner Kenntniß der Vergangenheit."

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisescenen aus den Niederlanden.

(Fortsetzung.)

Der Schleichhändler schlug die Augen nicht eher auf, als bis sein Weib, das mit aufgelöstem Haar, weinend und schreyend, uns weit entgegenrannte, sich über die Bahre warf und ihn mit Thränen und Küssen bedeckte. Auch die Tochter zerfloß in Thränen, und ich machte erst jezt die Bemerkung, daß sie sehr hübsch war. Schlank und weiß, wie eine Lilie; das kleine Gesichtchen bleich durch den Schreck, aber die feinen Lippen roth wie Blut; die großen blauen Augen mit Thränen gefüllt. Ein weißes Häubchen, das mit goldnen Spangen an das Haar befestigt war, stand ihr allerliebst. So heftig ihr Schmerz war, bemerkte sie doch durch ihre Thränen den Eindruck, den ihr Anblick auf mich machte, denn ich stand wie versteinert. Ein zartes Roth überflog die blassen Wangen, und sie wandte sich ab.

Jezt erst kam ich zur Besinnung. Die Tochter eines Schleichhändlers! Aber was geht das dich an, denn du bist ihr wahrscheinlich viel gleichgültiger als sie dir? — Der junge Mann, den ich für ihren Bruder hielt, lud mich ein, ihm in das Haus zu folgen, denn ich war draußen stehen geblieben, als sie den Vater hineintrugen. Er verstand das Deutsche recht gut, sprach es aber nur gebrochen und erzählte mir: sie hätten schon lange ihr gefährliches Gewerbe niederlegen wollen, da sie es zu ihrem Unterhalt nicht mehr nöthig hätten; aber der Alte sey nicht davon abzubringen gewesen, und wenn er es ließe und ein Paar Monate still säße, würde er krank. Er sezte mir einen Stuhl an das Feuer, das auf einer eisernen Platte am Boden brannte, und verließ mich auf einen Augenblick, um nach seinem Vater zu sehen, der indeß in einem Seitengemach verbunden wurde.

Auf dem Tisch, der neben mir stand, lag ein Buch: es war ein Theil des Ivanhoe. Das Lesezeichen, das darin lag, war ein Seidenfaden, noch in die Nadel eingefädelt. — Sie liest also Englisch! — Unbegreiflich! — Aber nicht minder erregte die Einrichtung des Hauses meine Neugier. Das Zimmer, in dem ich mich befand, war zugleich Flur (denn ich war durch die Hausthür hineingetreten), Wohnstube und Küche. Ueber dem Feuer hing an einer Kette ein kupferner Kessel, in welchem Wasser kochte; der Rauch nahm durch einen zierlichen Schornstein seinen Abzug, in dem Schinken und Speckseiten hingen. Die Wände waren mit Porzellantäfelchen ausgelegt, der Boden mit einem großen Teppich bedeckt. Auf den Tischen lag weibliches Arbeitszeug, feine Leinwand neben Spitzen und rohem Flachs zum Spinnen; auf dem Gesims an den Wänden waren spiegelblanke zinnerne Teller und Schüsseln aufgestellt. — Eine steile Treppe ohne Geländer führte in das obere Stockwerk, an den Seitenwänden Glasthüren in andere Gemächer. Zwey hohe Fenster mit großen Spiegelglasscheiben erhellten das Zimmer; sie mußten durch einen Schieber geöffnet werden, denn Fensterflügel sah ich nicht. Ueberall eine Reinlichkeit, die entzückte; selbst die Platte, die zum Feuerheerd diente, war glänzend blank gescheuert.

Ich hatte keine Zeit, mich genauer mit der Hauswirthschaft bekannt zu machen; denn die Tochter trat in das Zimmer und bat mich, mit unsicherer Stimme, vielleicht weil sie zweifelte, ob ich ihre Sprache verstände, ihr in das Gemach zu folgen, worin ihr Vater lag. Dieser hatte sich im Bette aufgerichtet und bot mir die Hand: „Koopman, redete er mich an, Uwe heeft een goed werk aan my gedaan.*)" — Nichts ist mir unerträglicher, als feyerliche Danksagungen; ich fiel daher dem Alten, der sich bereits ziemlich erholt zu haben schien, in's Wort, und erinnerte ihn, daß es ja bloßer Zufall gewesen wäre, der mich zu ihm geführt hätte. Ueberdieß lohne er mir den geringen Dienst, den ich ihm erwiesen habe, mehr als hinlänglich vergelten, wenn er mich durch seinen Sohn auf den Weg nach Winterswyk bringen ließe, den ich doch allein schwerlich gefunden hätte. Der Alte, der mich nicht ganz verstand, aber durch seinen Sohn den Sinn meiner Worte sich erklären ließ, mochte die Absicht gehabt haben, sich von seiner Verbindlichkeit gegen mich durch ein Geschenk loszukaufen; denn er wurde verlegen, da ich ihn unterbrach, und wußte nicht, was er sagen sollte. — Endlich rief er aus: „Koopman, Jy bent een brave jongeling; maar is er volstrent niets, dat ik voor U doen mag**)?"

Doch, erwiederte ich, indem ich eine leichte Anwandelung

*) Kaufmann, d. h. Fremder (in der Geldrischen Mundart). Sie haben ein gutes Werk an mir gethan. —

**) Fremder, ihr seyd ein braver Jüngling; aber gibt es denn durchaus nichts, das ich für euch thun kann?

von Empfindlichkeit, bey dem Gedanken, wie ein Bettler betrachtet zu werden, unterdrückte: „wenn Eure Tochter so gut seyn will, mir ein Glas Wein einzuschenken.“ — „Jonge-ia, — en een' zoon buiten dien! maar dat is uwe zaak, Willem!“ *) — Seine Sache! Sie ist nicht seine Schwester! sie ist seine Braut, seine Frau! — Ich fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust, und mußte alle meine Kräfte zusammen nehmen, um meine Verwirrung, Vernichtung zu verbergen. Da trat sie mir entgegen, mild, ruhig und heiter, wie ein Frühlingstag, einen Römer in der Hand. — Ich faßte den Becher, ich faßte die Hand. — Sie erröthete, aber entzog mir die Hand nicht. Ja, sie verstand mich. — Ich stürzte den Wein hinunter, und drückte einen brennenden Kuß auf die Lippen, die sich mir entgegen neigten. — Es wurde dunkel um mich; meine Sinne schwanden. — Ich hatte mich an den Tisch gelehnt, um nicht zu sinken; es war mir nicht möglich die Fragen, die an mich gerichtet wurden, zu beantworten. Ein Blick von ihr rief mich in das Bewußtseyn zurück; eine Thräne drängte sich aus dem schönen Auge, ein schmerzhaftes Lächeln umzog den süßen Mund — Nein, Dich will ich nicht betrüben. —

Ich war kalt und ruhig, trat an das Bett des Alten und nahm Abschied. Er bat mich, zu bleiben; als er sah, daß mein Entschluß gefaßt war, drückte er mir die Hand: „Jy bent een' edele ionge; vaart wel **)!“ Auch die Mutter reichte mir die Hand, auch sie. Wilhelm begleitete mich.

*) Ja, — und einen Kuß dazu! aber das ist deine Sache, Wilhelm!

**) Ihr seyd ein edler Mensch, lebt wohl!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Beschluß.)

Um mit unserm Bühnenwesen au courant zu bleiben, muß ich einige Worte über das Gastspiel der berühmten Schröder sprechen, die uns nach sieben Jahren wieder besuchte. Man vernimmt häufig Erklärungen gegen die Gastspiele, ich gedenke sie in Schutz zu nehmen, nur nicht das Auftreten lassen schlechter Subjekte, worüber ich in meinem lezten Berichte gehandelt habe. Die theatralische Kunst hat besondere Schranken durch ihre Oertlichkeit, und wer nicht reisen kann, dessen Genuß ist an eine Anstalt gebunden, er muß sich mit deren Vorstellungen begnügen, dieselben mögen ihm nun entsprechen oder nicht, er muß sich irgend eine Art und Weise gefallen lassen, je nachdem die Personalverhältnisse des Theaters beschaffen sind. Diese Beschränkung schmälert den Kunstgenuß, hemmt die vielseitige Ausbildung des Geschmackes, und so ist es denn seit langer Zeit ein schönes Herkommen, daß die Schauspieler mehrere Bühnen besuchen; wahre Künstler erfreuen das Publikum, erweitern die Ansichten, reinigen die Begriffe und, gewiß ein schätzbarer Gewinn, belehren oft die Schauspieler der Heimath, die keine Monopolisten seyn dürfen — minder gute Gastspieler verschaffen aber den Vortheil, daß man heimathliche Talente schätzen und lieben lernt. Dieß war auch seit einiger Zeit in München der Fall, und wir wünschen unsern Künstlern eine verdoppelte Anerkennung, so wie wir andrerseits der Gastspiele der Mad. Schröder uns redlich erfreuten. Ohne mit den Grazien in der Mark zu gucken, lieben wir doch die natürliche Kunst, besonders auf der Bühne, ihre Uebertreibungen werden dadurch unerträglich, lächerlich, eckelhaft, daß sie persönliche sind, und eine etwas kältere Besonnenheit ist stets willkommener als ein erzwungenes Feuer kunstloser Karikatur. Diese Besonnenheit zeichnet das Spiel der Künstlerin vorzüglich aus und mag den entschädigen, welcher die jugendliche Glut vermißt — alles ist durchdacht, alles psychologisch aufgefaßt, alles durch Studium verbunden, und doch nichts, wie man sagt, gemacht. — Allerdings hat die Stimme an Kraft verloren, allein noch steht ihr ein bedeutender Umfang von Tönen zu Gebot, und jedes Wort ist verständlich mit lobenswerther Klarheit ausgesprochen, ein Gewinn für das Publikum, weil es dadurch wieder das Einzelne würdigen lernt, und für den Dichter, weil er seine Gedanken nicht verloren sieht. Es gereicht Mad. Schröder zum eben so seltnen als großen Verdienste, daß sie einige Stücke durch ihre Kunst mit Glanz auf die Bühne führte, Sappho verdankt ihr einen Theil des Ruhms, und die Chawansky wären vielleicht ohne sie den Bühnen stets fremd geblieben. Ungeachtet aller theatralischen und dramatischen Mängel, welche die Aufführung dieses Trauerspiels erschweren, und anderswo unübersteigliche Hindernisse gewesen wären, brachte sie es doch glücklich in die Scene und verhalf der Poesie an und für sich zu gebührenden Ehren. Dieses erlebten wir anderswo, unsers Wissens, noch nicht, obgleich man auch anderswo Dichter besizt, die durch ihre dramatischen Leistungen Gelegenheit geben, ein gleiches Protektorat auszuüben. — Sappho und die Chawansky haben die Eigenheit, daß nur eine Person hervortritt, ein Phaon erregt keine, ein Jury nur geringe Theilnahme, weil er mehr zu reden als zu handeln versteht, an den weiblichen Charakteren hängt das Resultat beyder Stücke. Mad. Schröder gibt die Zaarewna mit Leidenschaft, doch immer als Fürstin, sie verhüllt das Grauenhafte durch die Mäßigung des Anstandes, sie verhüllt das Mangelhafte im dramatischen Bau, indem sie die lyrische Poesie in vollem Glanze heraushebt und die übrigen Forderungen zum Schweigen zu bringen sucht. Obgleich Phädra auf hiesiger Bühne beynahe immer gut dargestellt wird, war es doch interessant neben Eßlair — Theseus, Phädra — Schröder zu sehen, wir übergehen Einzelnheiten und bemerken nur, wie schön es ist, wenn zwey Talente zusammenwirken, die ihre natürlichen Gaben durch Einsicht und Studium veredeln und beweisen, daß die Kunst stets eine Vereinigung beyder, nicht aber, wie viele glauben, der Ausdruck ungeregelter, angeborner Fähigkeiten sey. Inzwischen regte sich bey Aufführung der Phädra in mir der Wunsch, daß es doch eine deutsche Phädra geben möchte, wenn auch nicht gerade eine philologisch-griechische. Diese Herren und Damen sind doch zu gute Pariser, und passen in das Zeitalter der Sinis und Prokrustes so wenig, wie die Höflinge Ludwigs des XIV. mit ihren Perücken.

[illegible] Bu.

Beylage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 231.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. September 1825.

Der Völker Liebe der Fürsten Ruhm.

Der Württemberger und der Fremde.

Wohl darfst du fragen, wer ich sey!
Ich bin ein Württemberger!
Und was ich bin, das bin ich gern;
Mein Vaterland ist Deutschlands Kern,
Mein König ist der Fürsten Stern:
Und ferne von der Zwietracht Aerger
Blüh'n Herr und Volk beglückt und frey,
In heil'gem Bunde furchtlos treu.

Wohl fragst du mich, woher ich sey!
Ich bin vom Neckarstrande!
Da leb' ich froh und wohlgemuth,
Gereift in milder Sonne Glut,
Begeistert von der Traube Blut,
Beglückt durch zarter Liebe Bande,
Vom Toben finstrer Mächte frey,
Nur Gott und seiner Satzung treu.

Du fragst, von welchem Volk ich sey?
Ich bin vom Volk der Schwaben!
Vom Volke, dessen Muth und Geist
Der Griffel der Geschichte preist,
Das hoher Künste Palmen weist,
Getränkt vom Born der höchsten Gaben;
Durch seiner Fürsten Lieb' und Treu
Von Sieg umstrahlt, durch Wahrheit frey.

Du fragst mich, wer mein Herrscher sey?
Wilhelm, der Württemberger!
In froher Kinder Kreis' Er steht
Durch Seines Volkes Glück erhöht,
In Seiner Liebe Majestät,
Und fern von Furcht und stolzem Aerger
Pocht Ihm das Herz: und kindlich treu
Umjauchzen wir Ihn fromm und frey.

Wagner.

Reisescenen aus den Niederlanden.

(Fortsetzung.)

2. Die Kirmeß zu Arnheim.

Ein sonderbarer Empfang ward mir in Arnheim. Die halbe Stadt kam mir betrunken, lärmend und tanzend entgegen, und ich wußte nicht, ob ich diesen Aufzug als Ehrenbezeigung oder Kriegserklärung zu betrachten habe. Für das erste sprachen die freudigen Geberden, mit denen ich bewillkommt wurde, für das andere die Stöße, die ich dabey empfing. Aber vergebens versuchte ich, mich mit meiner nächsten Umgebung zu verständigen; denn kaum hatte ich den Mund geöffnet, so wurde das Toben um mich her toller als zuvor. Von den Stimmen, die sich aus dem Gewühl vernehmen ließen, verstand ich blos den Zuruf: Mof, domme mof! Duitsche mof*)! der sich vermuthlich auf mich

*) Mof, ein Schimpfname des holländischen Pöbels für den Deutschen; dummer Mof! deutscher Mof! —

bezog. Das war eine offenbare Verhöhnung und wurde mir doch zu arg. — Ich stemmte also die rechte Schulter vor und drängte mich mit Hülfe einiger gegebenen, so wie mittelst mehrerer empfangenen Ribbenstöße durch den Haufen hindurch, in den ich hineingerathen war.

In einem Kaufmannsladen erkundigte ich mich nach einem guten Gasthaus in der Nähe. Das mußte man denn aber wieder seltsam mißverstanden haben; eine hübsche junge Frau, roth und rund, wie ein Stettinerapfel, aber Seele und Glut in den schwarzen Augen, fragte mich freundlich, ob ich Bekannte im Gasthaus *) hätte? denn für mich selbst würde ich doch schwerlich einen Platz darin in Anspruch nehmen.

Im Gasthof dagegen, in den mich ihr Mann brachte, erfuhr ich sogleich, daß es Kirmeß wäre, und daß ich mich nothwendig einige Tage bey ihnen aufhalten müßte, da ich in Deutschland gewiß nichts Aehnliches gesehen hätte. Das lezte gab ich zu; von dem ersten aber, nämlich der Nothwendigkeit meines Hierbleibens, konnte ich mich nicht eben so gut überzeugen. Ich gab daher meinen Ranzen beym Wirth in Verwahrung und schloß mich dann, nachdem ich mir Namen und Straße des Gasthofs aufgezeichnet hatte, dem nächsten Zuge, der vorüber lärmte, an; theils um zu sehen, wohin mich das führen würde, theils um dem Wirth einen Strich durch die Rechnung zu machen und wo möglich in ein Paar Stunden alle die Herrlichkeiten mit anzusehen, wozu, seiner Meynung nach, wenigstens eben so viele Tage gehörten. Ich war, zu meiner Freude, so recht in einen Mittelpunkt lustiger Gesellen hineingekommen. Das drängte sich die Straße hinauf; durch alle die andern Schaaren, die ihnen entgegen kamen, hindurch, mit einem Stampfen, Toben und Gesang — bald myn' vrouw' kan geen' genever zien **), dann wien Neêrlandsch bloed in d'ad'ren vlooit ***), und alles durcheinander, daß mir selbst beynahe der Kopf schwindlich geworden wäre. Endlich ergoß sich der wilde Strom in die offenbare See. Denn unzählige Menschen wogten auf dem großen Marktplatz, den wir erreicht hatten, hin und wieder und gegeneinander; und unser Trupp war in einem Augenblick in die große Masse aufgelößt, und nach allen Seiten hin zersprengt. Wer sich hier allein durcharbeiten wollte, der mußte einen tüchtigen Rücken mit sich bringen; ich wollte es dießmal auf den Versuch nicht ankommen lassen, sondern gab mich lieber der allgemeinen Bewegung hin, die mich zulezt doch auch irgendwo an's Land spülen mußte. Dieß geschah dann auch bald genug, aber nicht, wie ich gewünscht hatte, auf trocknem Boden, sondern vor einer Reihe Buden mit Krapfen, Kuchen und Braten, die mit Punsch und Branntwein überschwemmt waren und das eigentliche Ziel zu seyn schienen, auf welches die große Strömung hingerichtet war. Essen und Trinken hatte ich auch anderwärts schon gesehen; und da die Brutalität, die sich hie und da dabey zeigte, in den gewöhnlichen Schranken der Gemeinheit blieb, so gab es nichts Besonderes, das mich hier hätte zurückhalten können. Ich ersah daher meine Gelegenheit, und rettete mich mit einigen Betrunkenen und andern frommen Seelen in die offenstehende Kirche gegenüber. Ich ging einige Mal in den Kreuzgängen auf und ab, weniger, um an den hohen weißen Pfeilern hinaufzusehen, oder die kahlen Wände zu betrachten, bey deren Anblick es mir immer ist, als fehlte ihnen oder mir etwas, als um die angenehme Kühle zu genießen, die unter diesen Gewölben weht. Ein Grabmal von weißem Marmor, auf dem ein geharnischter Ritter ausgehauen war, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war das Grab des lezten Herzogs von Gelderland, Karl von Egmont, der 46 Jahre lang im Streit sein Erbland gegen zwey Kaiser und einen mächtigen König behauptete. Er starb ohne Erben; sein Nachfolger, den die Stände von Gelderland erwählten, mußte der Macht Karls V. weichen, und der Vertrag von Venloo (im Jahr 1543) gab diesem das Recht zu der Gewalt. — Die Ohren brausten mir noch von dem Getöse, dem ich eben entgangen war; und ich hätte lieber hier noch eine halbe Stunde in der Stille und im Schatten zugebracht — wenn ich auch vergebens im Chor das Altar und an den Pfeilern und Wänden die Bilder suchte, die man selbst in manchen lutherischen Kirchen, z. B. bey uns in Breslau, weislich hängen gelassen hat. Aber es blieb mir keine Wahl, wenn ich die Kirmeß noch sehen, und doch meine Reise heute noch fortsetzen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In het Gasthuis; dieß bedeutet nämlich im Holländischen nicht ein Wirthshaus (logement), sondern ein Spital. — Ein ähnliches Mißverständniß soll einem deutschen Reisenden begegnet seyn, dem Chausseegeld abgefordert wurde. Er fragte: wofür? und als er berichtet wurde: es sey für het Tolhuis (Zollhaus), fluchte er nicht wenig, daß hier zu Lande der Reisende die Narren unterhalten müßte.

**) Mein Weib kann keinen Branntwein sehen.

***) Wenn Niederländ'sch Blut in den Adern fließt, ff. Das neue holländische Nationallied.

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

„Ich stellte mir den Wissehrad her in aller Pracht der italienischen Architektur des Mittelalters, wie er zur Zeit Kaiser Sigismunds war. Ich sah die Hussiten jene Pracht zerstören und längs dem Felsen, den sie gekrönt, hinab in die Moldau stürzen. Ich hob die herrliche Brücke weg, schlug tiefer hinab die bescheidene hölzerne Brücke wieder über den Strom und lehnte sie an ihren Thurm, der jezt schwarz und verbaut im Hofe eines Hauses der Brückengasse steht, riß die Fülle der Häuser nieder, gab den übri-

gen den nur an Bedürfniß mahnenden Styl der Kirche zu St. Apollinaris, und Prag zeigte sich mir, wie es vor der Zeit Karls IV. erschienen seyn mußte. So erblickte ich alle Gegenstände vielfach und genoß des Schattenbildes vom Gefühl eigener, unendlicher Existenz, womit die Gegenwart von Dingen, welche Zeiten angehört, lange vor unsrer Zeit, und welche in Zeiten dauern werden, lange nach derselben unser Herz schwellt. — Das Frühjahr, mit ihm das Ziel meines Aufenthaltes, überraschte mich, nicht herbeygewünscht, nicht gefürchtet. Ich hatte meinen Zweck erreicht. Ich kannte die böhmische Vorzeit; die Beobachtung des Volks hatte mir große Aufschlüsse gegeben über dessen Geschichte. Ich hätte begnügt seyn sollen, und war, wenn auch nicht unzufrieden, doch verwundert, daß ich nicht, wie das Leben zu gewähren pflegt, mehr und weniger als meinen Zweck erreicht; daß im Lande der gewaltsamsten Schicksale und wunderbarsten Abenteuer mir so gar nichts Schicksalvolles und Abenteuerliches begegnet wäre, so, daß sich mein Aufenthalt im strengsten Sinne schloß, wie ein interessantes Buch, welches nur für unsern Geist eine Begebenheit gewesen. Doch mit manchen unwillkürlichen Empfindungen des ruhigen Zustandes unsers Innern ist es, als ob ein Schicksal durch sie herbeygerufen würde."

„Die Zeit meines Aufenthaltes in Prag nahte sich ihrem Ende und zwar in den lezten Tagen des Februars, als ich von ungefähr zwey russische Kavaliere traf, mit denen ich in Paris öfter zusammengekommen war, und die bey ihrer Durchreise nach Wien einige Tage in Prag verweilten. Unser Vergnügen, alte Erinnerungen zu erneuern, war gegenseitig; sie luden mich ein, sie nach dem Schauspiel in ihren Gasthof zu begleiten, und ich nahm ihre Einladung an. Es stellten sich noch einige Herren ein, die sie in den böhmischen Bädern hatten kennen lernen; die langentbehrte Freude einer ungezwängten, vollständigen Mittheilung machte, daß ich mich der Gesellschaft mehr hingab, als sie mir zusagte. Ich konnte mich nicht losmachen, als Karten gefordert, Champagner und Punsch gebracht wurden, und sah mich bald in das wildeste Bacchanal verflochten. Ungefähr um zwey Uhr gingen wir auseinander; ich, allein nach meiner Wohnung auf der Kleinseite. Ich befand mich in dem widrigsten Aufruhr des Innern: halb berauscht, das erhizte Gehirn voll von Vorstellungen des lärmvollen Abends und voll Widerwillen über diese verlorne Zeit. Die stillen, leeren, vom Mondschein erweiterten Gassen, die großen dunkeln Massen der Gebäude, mit ihren einfachen und ruhigen Schlagschatten auf den erhellten Flächen; die ragenden Statuen und Thürme, welche in düsterer Unbeweglichkeit Verkehr hielten mit den umwandelnden Gestirnen: Alles so groß, so ernst, so still, schien dem ehemaligen Freund seinen jetzigen Zustand vorzuwerfen. Ich fühlte mich im Innersten wider mich selbst ergrimmt."

„So erreichte ich die Brücke und trat aus dem weiten schattigen Spitzbogen ihres Thurmes nun heraus, vom Umkreis des Himmels und der Höhen umfangen, von Mond und Sternen angeblickt."

„Die Trottoirs, am Tage Mensch an Menschen tragend, lagen unbetreten, und schienen zu ruhen. Des Tages über, vom Gedränge der Fuhrwerke verengt, dehnte die Fahrbahn sich nun breit und leer dazwischen. Der Strom verlor sich aus Himmelsweite in Himmelsweite. Zu beyden Seiten bezeichneten dunkle, in der Ferne zusammenrückende Nebellinien, an welchen hie und dort ein Licht schimmerte, die Ufer. Die Inseln ruhten schwarz auf ihrem dunkeln Schattenbilde im wallenden Spiegel des Wassers, in welchem die Sterne tanzten. Das Rauschen des Wehrs scholl lauter in der bewegten Luft der Frühe: Alles war, wie ich es hundert Mal gesehn und hundert Mal im Einklang dieser Umgebung ernst, heiter und meiner würdig, über die Brücke gegangen war. Mein Unmuth wuchs zur Unerträglichkeit. — Ich stürmte fort nach Hause. Indem ich so heftig ging, kam Jemand, der einzige Mensch auf der Brücke außer mir, vom entgegengesezten Ende derselben, auf dem nördlichen, für die zur Kleinseite Gehenden bestimmten Trottoirs gehend, mir entgegen, und stieß, nicht ausweichend, heftig wider mich an. Ich war in einer Stimmung, wo man froh ist einen Anlaß zu finden, innerlichen Verdruß gegen Jemand auszulassen, und gab ihm derb die Weisung: da zu gehen, wo er hingehöre."

„Gehen Sie selbst, wo Sie hingehören, Freund, das heißt zu Bett, Ihren Rausch auszuschlafen," antwortete er mir.

„Der Spott und die Wahrheit in diesem Vorwurf sezten mich in Flammen; Jähzorn, ein altes Unheil meiner Natur, überwältigte mich; ich griff ihn an. Er wehrte sich kräftig, aber gelassen. „Sie sind nicht im Zustande eines vernünftigen Menschen! machen Sie, daß Sie nach Hause kommen, bevor Sie Unheil angerichtet," sagte er mir nachdrücklich, doch ohne Heftigkeit. Er hatte ausgesprochen, was ich wollte. — Unheil wollte ich anrichten. Ich verdoppelte meinen Angriff — wir rangen — hoben einander — und ich stürzte ihn über die Brustwehr der Brücke in die Moldau.

Mein leztes, nicht ganz helles Bewußtseyn war das Geräusch seines Falles. Eine Frist der Besinnungslosigkeit folgte. Ich erinnere mich nur dunkel, daß ich Schritte hörte — und entfloh — wie ich nach Hause gekommen, weiß ich nicht. Ich erwachte in meiner Wohnung, in meinem Bett. — Es war hoch am Tage. Mit Schauder erinnerte ich mich des Geschehenen; indessen war ich geneigt das Ganze für einen wüsten Traum zu halten. Bis mein Diener eintrat und mich fragte: „Was mir gestern widerfahren sey?" Ich hätte, beym Nachhausekommen so ungestüm, wie nie zu

vor, an der Hausglocke gerissen. Als er erschrocken herabgeeilt sey zu öffnen, habe er mich ganz verstört und besinnungslos erblickt — die rechte Brustklappe meines Oberrocks sey abgerissen, wie mit Gewalt. Ich kann Ihnen mein Grausen bey diesen Worten und beym Anblick des Oberrockes nicht beschreiben. Ich hätte Streit gehabt, antwortete ich dem Diener kurz, und entließ ihn, um ohne Zeugen mit der Vorstellung zu ringen, daß ich ein Mörder wäre. Meine erste Regung war, sofort Prag zu verlassen. Mein nächster Gedanke widersezte sich ihr. Bleiben mußte ich, und die Folgen des Vorfalles abwarten. Ich überlegte darauf: ob ich ihn selbst den Behörden anzeigen sollte? Indem ich aber darüber bey mir zu Rathe ging, ward ich immer unschlüssiger: und so beschloß ich vorerst nur des Geschehenen nicht zu erwähnen, und die Gerechtigkeit so wenig aufzufordern, als ihr auszuweichen."

„In unaussprechlicher Seelenangst brachte ich die nächsten Tage hin. Ich ging nicht aus. Bey jedem Zug an der Hausglocke, bey jedem Schritt im Vorzimmer, vermuthete ich einen Gerichtsboten, welcher die furchtbare Gewißheit des Mordes mir geben, und mich wegen desselben zur Verantwortung berufen würde. Keiner erschien."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

(Fortsetzung.)

Da in diesem Augenblicke alles, was auf die große Kriegsbühne im südlichen Asien einiges Licht werfen kann, dem Erdbeschreiber, Geschichtsforscher und Politiker willkommen seyn muß, so gebe ich Ihnen hiermit das Wesentliche aus dem Auszuge des Tagebuches eines Hrn. Carey. Hr. C. lebte vor mehreren Jahren zu Rangun, wo er ein eingeborenes Mädchen geheirathet. Im Jahr 1809 erhielt er vom Vicekönig von Pegu eine Einladung, ihn als Arzt auf einem Zuge gegen die Siamesen zu begleiten. Er begab sich demnach zu Schiffe nach Pegu, und ging mit seinem neuen Herrn bis nach Martaban. Er erhielt drey von Büffeln gezogene Karren, und zehen Mann, um ihn zu bedienen. Ehe er Pegu verließ, fragte ihn der Vizekönig, ob er eine gewisse rothe Wurzel, Khatta-nie genannt, hätte, womit, nebst anderen Dingen, die Burmesen Gold machen zu können glauben. Da Hr. C. sagte, er hätte solche, und wollte ihm, bey seiner Rückkehr nach Rangun, ein Stück davon geben, war er hoch erfreuet, indem es gerade der Mangel dieser Wurzel war, welche Sr. Exc. alle seine früheren Versuche in der Goldmacherey fehl schlagen ließ. Das Burmesische Heer brach am Morgen des 19. Novembers 1809 auf, kam durch ein großes Dorf Schwebon (Goldene Blume) genannt, und lagerte sich nach einem mehrstündigen Zuge in einer nordwestlichen Richtung, auf einer großen Ebene, zwey Tagereisen von dem Flusse Tschitung. Am folgenden Tag ging das Heer auf Flößen über den ungefähr 600 Fuß breiten und nicht furtbaren Fluß Kuban, welcher, wie Hr. C. glaubt, entweder ein Arm des Tschitung ist, oder im Gebirge Tongu entspringt. Die Burmesen wußten nicht, woher er kommt, sagten aber, daß er in's Meer falle. Die Landschaft war eine gänzlich grasbedeckte Wildniß, und der Marsch ging nordöstlich. Am 21sten erreichte man den Tschitung, immer in gleicher Landschaft, und wandte sich dann gegen Südosten. Die Einwohner von Tschitung und den benachbarten Dörfern bildeten einen Markt, wo man Fische, Geflügel, Reis und Gemüse zu kaufen bekam: die Soldaten erhielten Rationen von Balatschong (?). Die ganze Gegend von Pegu bis hierher war eine Ebene, welche in der Regenzeit überschwemmt zu seyn scheint, und eine Menge wilder Thiere, so wie Elephanten, Schweine, Rehe im hohen Grase hegt. Die ganze Gegend auf der Westseite des Flusses gehörte ehemals zu Pegu, und die große Strecke auf der Ostseite, bis nach Junkceylon hinab, den Siamesen. Die Stadt Tschitung liegt auf der Ostseite, und um dieselbe her liegen einige zerstreute Dörfer. Der Fluß ist ungefähr eine halbe Engl. Meile breit, und scheint tief und regelmäßig zu seyn, und wimmelt von Alligatoren. Gegen Norden fließt er dicht bey den Bergen hin, und wendet sich gegen Süden, wo er in's Meer fällt. Hr. C. sah keine Berge westlich vom Flusse, wie Symes meldet. Die Berge sind gänzlich unbebauet und unbewohnt, außer von einigen Corian's oder Gebirgsbewohnern. Sie scheinen mit großen Bäumen bedeckt, und sollen vielen Tschatten (eine Art von Rothwild), Tscheinen (eine Art von Antelopen) und Tigern zum Aufenthalt dienen. Der Vicekönig fuhr am folgenden Tage mit großem Gepränge über den Fluß, auf vier an einander gebundenen Böten, welche von zwey Kriegsböten gezogen wurden; da wo er landete, hatten sich die Soldaten in zwey Reihen — niedergesezt, und zwar aus besonderer Achtung — mit dem Rücken gegen ihn gekehrt! Hier besichtigte er die Elephanten, erforschte von den Kreisbeamten, ob sie mit ihrem Kontingent bereit wären, empfing ihre Geschenke an Reis, Fischen, Geflügel u. s. w., und vertheilte solche, nachdem er das Nöthige zu seinem eigenen Bedarf gewählt, unter seine Günstlinge. Am folgenden Morgen betrat die Armee, immer noch in südöstlicher Richtung, den dicken Wald, welcher sich am Fuße des Gebirges hinzieht; er war beynahe undurchdringlich, und unter den Bäumen befand sich der schwarze und rothe Jendal, eine Art von Mahagony; der Mauttbau, ein hoher, glatter Baum, von hartem Holz, und verschiedene andere, von sehr gutem Holze. Der Weg war lange vorher hindurch gehauen. Es gibt zwar einen kürzeren Weg durch die Ebene, den man aber nur im Dezember und Januar bereisen kann. Am 25sten hielt der Vicekönig eine Elephantenjagd. Am folgenden Tag ging der Zug immer weiter durch den Wald, und das Heer lagerte auf der Ostseite des Berges Tiklat, von welchem ein kleiner Kanal zu dem Flusse hinabfließt. Am 27sten kam die Armee aus dem dicken Wald hervor an's Ufer eines schönen Flusses, mit Namen Daungwing, oder Maywing, wo Hr. C. sah, daß sie zwischen zwey Gebirgsketten hinzogen, wovon die eine Kauttbinating auf der Westseite, und die andere, auf der Ostseite, Jingat heißt, auf welcher eine Pagode steht. Am 28sten und 29sten gings immer weiter durch den Wald hin; und am 30sten wandte man sich nach Osten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 232.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. September 1825.

Die Frommen, kenn' ich schon nicht alle,
Sind doch mit mir ein Leib des Herrn.

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

„Am dritten Tage begab ich mich auf die Gassen, um zu hören: ob man von der Begebenheit spreche? Wo ich zwey Menschen beysammen sah, schlich ich zitternd hinzu und lauschte. Ich vernahm nichts, gar nichts. Ich durchspähte alle Zeitungsblätter: nirgend eine Anzeige, daß Jemand vermißt, daß ein Leichnam im Wasser gefunden worden sey. Ich wagte mich wieder zu den Menschen. Ich ging in einige Kaffeehäuser, die ich früher besucht: auch hier durchaus keine Erwähnung von etwas dem Vorfall Aehnlichem.“

„So verstrichen sechs Wochen, und ich fing an der Hoffnung Raum zu geben, die Vorstellung meines Abenteuers sey nur ein Gaukelspiel meiner erhitzten Einbildungskraft gewesen. Es schien mir zweifelhaft, daß ich die Kraft gehabt haben sollte, einen Mann über das breite Parapet der Brücke zu werfen. Der Unbekannte, mit dem ich gerungen, war ohne Frage ein Mann von Stande; seine Sprache, sein Benehmen, sein Aeußeres, dessen ich mich, mit Ausnahme der Gesichtszüge, sehr wohl erinnerte, bezeugten dieß. Es war undenkbar, daß das plötzliche Verschwinden eines solchen gar kein Aufsehen errege. — Je länger ich diesen Zweifeln Raum gab, um so mehr Gewalt erlangten sie über meine Vorstellungen. Die Seelenangst, der tiefe Schauder meines Innern vor mir selbst und meinem wahrscheinlichen künftigen Geschick ewiger Gefangenschaft oder Hinrichtung linderten sich; gleichwohl hielt die Ungewißheit mich fortwährend fest in Prag. Keine Zeit meines Lebens hatte ich so fruchtlos als diese vollbracht. Mit dem Bewußtseyn der Schuld war die fürchterlichste Oede in mein Herz eingeschlichen.“

„Unterdessen war das Osterfest gekommen; ein heiterer Palmsonntag lockte mich in's Freye. Die alten Gassen, der Schauplatz so vieler bedeutungsvollen Begebenheiten der Vergangenheit, lagen wie neuerhellt vom Lichte des wiederkehrenden Frühlings. Gleich hundert dahingeschiedenen Geschlechtern kehrte das Geschlecht der Gegenwart, auf dieser Stätte und zu dieser Stunde, derselben freudenreichen Verheißung als jene theilhaftig, mit ernsten, doch heiteren Mienen, männiglich seine geweihte Palme tragend, aus den Kirchen nach Hause zurück. Durch die bewegte Menge gelangte ich vor die alte Maltheserkapelle, welche ich nie ohne den lebhaftesten Antheil betrachten konnte. Die viereckigten, ihrer Kuppeln beraubten Thürme, von großen Sandsteinquadern erbaut, mit weiten Oeffnungen, wohindurch der Wind streift, von der Zeit und, zumal im Innern, von Flammen geschwärzt. Die schmale, einige Stufen vertiefte gittergeschlossene Vorhalle, deren zwey zugespitzte Gewölbbogen gefällig gegen die tieferen, rund gewölbten, innern breiten Thorbogen kontrastiren. Am Architrav über jene auf breiter Fläche, in gefärbten Nischen gemalt die Bildnisse des heiligen Wenzeslaus und des heiligen Johannes, halb verlöscht, auf rothem Grunde, mit durch die Figuren getheil-

ten Inschriften ihrer Namen. Dazwischen in der dritten Nische roh gearbeitet die Statue der heiligen Jungfrau — was Alles auf längst vergangene, völlig umgewandelte Zeiten deutet. In tiefe Betrachtung verloren stand ich wieder davor, als ich eine Scene bemerkte, die meine Aufmerksamkeit erregte. Vor dem Christusbilde an der rechten Seitenwand in der Vorhalle kniete eine Frau im Gebet, deren ungewöhnliche Tracht ihre fremde, rheinische Heimath verrieth. Die Thür im Grunde der Vorhalle, mit dem großen weißen Maltheserkreuz bezeichnet, welche ich nie anders als geschlossen erblickt, war halbgeöffnet. Lichtgrüne neubelaubte Zweige von Gartengesträuch schimmerten übereinandergebogen dahinter, und lockten mich einzutreten. Durch das Gitter der Vorhalle trat ich in diese, trat durch das Thor und sah mich vom seltsamsten Lokal umringt. Ein kleines, äusserst nett gehaltenes Gärtchen umgaben vier hohe Mauern, trennte ein mit Quadern gelegter Gang in zwey gleiche Theile. Die Beete zu beyden Seiten desselben erfüllten offenbar den Raum ehemaliger überwölbter Kreuzgänge, von denen nur noch zunächst des Einganges Reste der mächtigen Tragesäulen stehen geblieben waren. Das Bildwerk daran hatte die Zeit, vielleicht Gewalt, in unförmige Steinvorsprünge umgewandelt; sie waren von Alter und Flammen geschwärzt; Epheu stieg dunkelgrün an der einen Bogentrümmer empor, am Fuße der entgegengesetzten winkte licht und zartbelaubt das Gebüsch, welches mich hereingelockt. Die Dunkelheit und Enge des Raumes kontrastirte wunderbar mit dem hohen blauen Himmel, der ihm jezt als Decke diente; aber noch wunderbarer mit dem Grunde, welcher in kleine Beete abgetheilt war, die eben in voller Blüthe, Einfassungen von Primeln, rother und blauer Hepatica, wie dicke Kränze umgaben, auf welchen abwechselnd Narcissen, gelbe und violette Crocus, Schneeglöcklein, Hyacinthen und mit feinen violettröthlichen wohlriechenden Blüthen überzogen, der blätterlose Pfefferbaum am braunen neuaufgelockerten Erdreich blühten. Eine Kirche hatte ich von jenem bekreuzten Thore verschlossen gewähnt: es verschloß einen gemeinschaftlichen Tempel des Frühlings und des Verfalls. Ueberrascht von dem lieblichen Anblick sah ich umher und bemerkte, daß ich nicht allein war. Knaben spielten Ball in dem mittleren Gange und in den Gängen zwischen den Beeten. Im Hintergrunde, vor einem in der Mauer aufgerichteten Grabstein von röthlichem Marmor standen zwey Frauen, welche, nachdem sie dessen Inschrift gelesen, sich umwandten und den Ort mit eben dem Ausdruck des Wohlgefallens und der Ueberraschung betrachteten, die er bey mir selbst erregt. Der Schnitt ihres Gesichtes, deutsch-antik möchte ich ihn nennen, das dunkle Blau, das Licht der Augen der jüngeren bestätigten, was ihre Mundart vermuthen ließ, daß sie Rheinländerinnen seyen."

„Indem erscholl das Mittagsgeläute. Die Knaben stellten ihr Spiel ein, einer aus ihrer Mitte erinnerte uns hinauszugehen, da er das Thor schließen wolle. Meinen Gruß erwiedernd, indem ich sie an mich vorüber und vorausgehen ließ, traten die Frauen aus dem Thor; die Betende in der Vorhalle schloß sich ihnen an; sie gingen die Badgasse entlang, ich folgte von Weitem und sah sie den Weg über die Brücke nehmen."

Das Gesicht der jüngeren hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und mich verlangte, mehr von ihr zu wissen: die Liebe fängt immer mit der Neugier an. Allein wenn schon die Eindrücke des wunderbaren Gärtchens und der wunderholden Unbekannten die Erinnerung meines unseligen Abenteuers tief in den Hintergrund meiner Seele zurückgeschoben, war ihre Wirkung doch noch so mächtig und lähmend, daß ich mich nicht entschließen konnte, den Frauen über die Brücke zu folgen, oder sie später auf der Neustadt und Altstadt aufzusuchen, welche jene von der Kleinseite trennt. Hier traf ich sie nicht während der folgenden Tage, so fleißig ich auch in dieser Hoffnung Straßen und andere öffentliche Versammlungsörter durchstreifte.

„Ein anderes Interesse aber zog mich dabey lebhaft an, das der Osterfeyer. Der religiöse Sinn ist bey den Böhmen so lebendig, und vielleicht existirt kein Volk, welchem die Veranlassung und Bedeutung dieser Feyer so gegenwärtig zu seyn scheint als den Bewohnern Prags. Eine Menge Volksgewohnheiten begleiten die Feyer des Osterfestes in dieser Stadt."

„Seit meinem unglücklichen Abenteuer hatte die Nähe der Menschen etwas Schreckbares für mich erhalten. Es gibt keine furchtbarere Folge, als diese vereinzelnde Wirkung der Schuld, und die schrecklichste Höllenstrafe, die ich mir denke, wäre Vereinzelung der Kreatur im Raume, welcher Gestirn von Gestirnen trennt. Etwas überaus Wohlthätiges hatte daher für mich die Gewißheit, bey dieser Feyer eine gemeinsame Empfindung mit der Menge zu theilen."

„Am Vormittage des grünen Donnerstags folgte ich dem Strom der Menschen in die Niklaskirche, der Grablegung beyzuwohnen. Aus der sonnigen Helle des Frühlingsmorgens trat ich in den dämmernden, prachtvoll großartigen Bau. Der Charakter seiner Architektur füllt die Brust mit dem Eindruck eines der Gottheit würdigen Hauses. Nie ist unsere Religion mir rührender erschienen, als an solchen Stätten, mit denen die einfache, demuthsvolle Begebenheit ihres Ursprungs in einen Gegensatz tritt, wobey ihr erhabener Sinn und ihre weltumfassenden Folgen nur triumphirender hervorgehen, das Herz in Stille zu sammeln. Die Vorstellung jener weltumfassenden Folgen des Christenthums liegt den Verzierungen der Kirche zum Grunde."

„Marmor, Gold, Bildhauerey und Malerey des Tem-

pels umgaben eine Masse von Menschen aus allen, besonders den niedrigsten Ständen, und machten diesen eine Herrlichkeit gemeinsam, woran ihnen auf Erden sonst aller Theil versagt ist. Der Einzelne schrumpfte zu Nichts zusammen gegen die großartigen Dimensionen des Baues, zu einem Schatten in dessen Dämmerung. Das tiefste Schweigen herrschte, nur von flüsternden Gebetlauten der Nächsten unterbrochen. Orgelklang und Musik erhoben sich zu Begleitung des Hochamtes, mehr furchtbar und klagend als jubelvoll. Die Klänge schwiegen, der Priester erhob die Monstranz vom Altar hoch über die andächtig niedergebeugte Menge, bedeckte sie mit einem Flor und trug sie unter dem Geläute der Glocken, dem Klaggesang folgender Schaaren in die Gruft. Rings um mich her sah ich Viele heftig weinen, und mit dem Ausdruck selbstvergessender Andacht und tiefen Schmerzes an ihre Brust schlagen. Die Monstranz stand auf dem Altar der Gruft. Die Lichter erlöschten. Glockenklang und Gesang verstummten. Trauer und Schweigen des Todes herrschte. Auch ich war ganz von diesem Eindruck ergriffen, und als ich aufblickte, erhob sich dicht vor mir die Unbekannte, welche hier mit ihren Begleiterinnen gekniet, ohne daß ich sie wahrgenommen. Sie wandte sich um mit dem Blick, mit dem man, in ein inneres Gefühl versenkt, in gleichgültige Weite blickt, und sah mir in's Gesicht. Ein grüner Schleyer, welchen sie auf dem Hute trug, lag seitwärts zurückgeschlagen. Wie das grüne Blatt die Blüthe, hob er ihr blühendes Gesicht, welches durch die Thränen in ihren Augen und durch einen Ausdruck heftigen Schmerzes ungemein verschönert war. Ich grüßte sie, und sie dankte mir wie einem Bekannten, dem Freund gemeinschaftlich empfangener, bedeutender Eindrücke. Die Gemeinschaft des lezteren brachte mich ihr in meinem Gefühl sehr nahe, ohne daß ich gewagt hätte, sie anzureden, oder ihr aus der Kirche nachzufolgen.

„Alle Glocken schweigen in Prag vom Mittage des grünen Donnerstags, bis zum Osterſamstag, zur Feyer der Auferstehung. Es ist unglaublich, welche Stille dieß Verstummen über die Stadt breitet, die ein so reiches und wohlklingendes Geläut besizt."

„Erheiternd fallen in eben diese Tage Wallfahrten zu einer Kapelle auf dem Gipfel des Lorenzibergs. Vom Strahöferthore dahin längs der alten Schanzmauer, welche Karl der Vierte über jenen Berg zog, bey theurer Zeit der Armuth Gelegenheit zu Verdienst zu geben, läuft der Kreuzweg mit sieben kleinen Kapellen, die Stationen zu bezeichnen, besezt, hinan zu dem, von den Tempelherrn erbauten Kirchlein."

„Ehemals waren diese Wallfahrten auch zur Nachtzeit erlaubt; jezt sind sie auf den Tag, vorzüglich auf die Nachmittagsstunden beschränkt; und an jedem Tage gesellte ich mich zu den Wallern, die hier, im buntesten Gemisch, hinauf- und herabziehn."

„Dem aufmerksamen Beobachter zeigt sich hier, von der inbrünstigen Andacht, welche vor den Kapellen kniet, Augen und Bewußtseyn auf die darin abgebildete Scene der Passionsgeschichte geheftet, bis zur frivolsten Schaulust und Eitelkeit, ein lebendiges Bild der Verschiedenheit menschlicher Schicksale und Empfindungen. Ueber Alles aber schwebt ein gewisses freudiges und ahnungsvolles Frühlingsgefühl, das mit dem Hauche des Frühlings die duftige Weite durchzieht; schwebt das Gefühl einer heiligen, geheimnißvollen Bedeutsamkeit der Gegenwart, welche der Menschenmasse etwas Frohes und Erregtes, zugleich aber Erustes und Stilles geben. Diese Gruppen, jenes Gedränge hatte ich durchmustert, und manches wehende weiße Kleid und manchen Strohhut für den Anzug der Unbekannten gehalten; aber ich traf sie weder am ersten noch am zweyten der Wallfahrtstage. Eifriger suchte ich sie am dritten. Ich hatte mich entschlossen sie anzureden, träfe ich sie wieder. Auf alle Fälle konnte ich dieß jezt ohne Unziemlichkeit. Denn waren die Frauen, wie es mir schien, Rheinländerinnen, so gab die Landsmannschaft mir fast ein Recht dazu."

„Vergebens aber drängte ich mich jedoch durch des Vorhofes Gewühl von Verkäuferinnen von Gesang- und Gebetbüchlein hindurch: ich traf keine Spur von ihnen. Schon besorgte ich, sie möchten abgereist seyn und das Dunkel der Entfernung und Unbekanntschaft die holde Erscheinung für immer wieder in sich zurückgenommen haben, und trat, als die Zahl der Waller abzunehmen begann, auch traurig meinen Rückweg an. Im Vorübergehen warf ich noch einen Blick durch die gewölbte Oeffnung in der Schanzmauer auf die schöne Gegend: da stand sie hinter jener und vor dieser. Durch Zufall in der Wirklichkeit wölbte der dunkle Mauerbogen sich über die blühende Gestalt mit dem wehenden grünen Schleyer, zog dessen Brustwehr sich vor sie hin, ihr Bild auf dem lichtblauen Hintergrund der Frühlingsweite abschließend, wie man Aehnliches auf glücklich erfundenen Gemälden erblickt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Bedenken.

Daß mir der Pfiffikus, Herr Drill, ganz unverlangt
Jüngst einen Dienst gethan, je nun, es kann mich freuen,
Doch daß er immer nur mir dient so unverlangt,
Ach Gott, das — merk' ich schon — wird einmal schwer mich reuen.

Joh. Rud. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 30. August.

Einige Blätter des Auslandes theilten vor wenigen Wochen im Auszuge den offiziellen Bericht mit, den neuerlichst der Kapitän-Lieutenant von Kotzebue an das Reichsadmiralitäts-Kollegium eingesandt hat. Ihm zufolge hat Kotzebue während seiner Fahrt im Südmeere die Längenbestimmung einiger, sowohl von ihm selbst auf seiner frühern Reise, als von andern Seefahrern vor ihm gemachten Entdeckungen berichtigt, die Navigators-Inseln beschrieben, die schon 1722 von Roggewein gesehene Insel Karlshof auf's neue aufgefunden, und drey neue Inseln, die er Predprijatie (die Unternehmung), Bellingshausen und Korbutow benannte, entdeckt; obwohl leztere, die Insel Korbutow, der Kapitän Freycinet schon im J. 1819 zuerst sah, was aber Hr. v. Kotzebue bey seiner Abreise von hier noch nicht wußte. Ein junger Gelehrter der Ostseeprovinzen, der diese Reise-Expedition als Naturforscher begleitet, gibt in einem Briefe an einen Freund in Dorpat folgende allgemein interessante Aufschlüsse über ihren Aufenthalt auf diesen Inseln: „Obgleich wir die neuentdeckten Inseln Bellingshausen und Korbutow nicht betraten, so hatten wir doch häufigen Verkehr und Handel mit den Einwohnern, die mit zu den schönsten, kräftigsten, aber auch wildesten Bewohnern des ganzen Archipels der Freundschafts-, Gesellschafts- etc. Inseln gehören. La Peyrouse verlor bey der Insel Rauna, in der davon benannten Massacre-Bay, seinen ersten Lieutenant, mehrere Matrosen, die von den Einwohnern bey einem Handel auf dem Lande erschlagen wurden; sie sollen sogar Menschen fressen. Ihre Inseln sind prächtig und sehr reichlich mit Kokus und Bananen bewachsen. Der Handel mit ihnen erstreckt sich auf Schweine, Kokus und ihre Geräthschaften; die einzige Bezahlung waren Perlen, für eine Reihe von 30 bis 40 Glasperlen bekamen wir ein Schwein. Beym Handel unterhielt uns die Lebhaftigkeit der Wilden ungemein. Es war ein Geschrey, als gäbe es Mord und Todschlag, indem die hintern Böte die vordern wegdrängten, die Leute in's Wasser sprangen und an's Schiff kletterten. Alle Augenblicke schlug ein Boot mit allen seinen Menschen und Früchten um, das schadete aber nichts; denn sie waren gleich wieder heraus und kehrten es um, indem sie immerfort Schalamurri schrieen und auf die andern, die durch ihr Boot es umwarfen, schimpften; vier Tage lang hatten wir täglich an den vier Hauptinseln, Opun, Shauna, Opolawa und Pola dieses Schauspiel; dann entfernten wir uns mit reichlicher Schweine- und Kokusladung, und richteten unsern Lauf nach Norden zu den Inseln Babat. Unter dem Aequator hatte ich Tiefmesserversuche angestellt, aber nur 5 bis 800 Faden gefunden.“ — Ueber den Aufenthalt der Reiseexpedition auf der Insel Otaheiti gibt jener Gelehrte in diesem Briefe folgende Nachrichten: „Diese schöne Insel verdient in der That den ihr oft ertheilten Namen: das Paradies der Südsee. Sie hat eine prachtvolle Natur. Das Land hebt sich von allen Seiten vom Meer aus, ziemlich steil auf, und erreicht seine höchste Höhe im Orohenna und Pituiti, eigentlich zwey Gipfeln eines Berges. Ihre Höhe ist ungefähr 5 — 6000 Fuß. In den lezten Tagen unsers Hierseyns, (die ersten über ward ich durch die Pendelversuche zurückgehalten), unternahmen S* und ich (der Verfasser) es, den Berg zu ersteigen und barometrisch zu messen. Der Weg ging längs dem Flusse Poppe in's Matawai-Thal. Der Fluß mußte gegen dreyßig Mal durchwatet werden, was in dieser Gegend keine große Beschwerde ist. Am zweyten Tage regnete es heftig, der Fluß schwoll an, und wir konnten nicht weiter hinauf; mußten daher anfangen, am Abhange der fast senkrechten Seitenwände weiter zu klettern, was wir denn auch sechs Stunden lang thaten; durch und durch naß von dem beständigen Regen, und mit der größten Vorsicht uns an Bäumen vor dem Herabstürzen bewahrend. Endlich ward es dunkel, und unsre beyden Führer, Bewohner Otaheiti's, machten uns Durchnäßten ein gleichfalls durchnäßtes Lager von Blättern zurecht. So schliefen wir dicht an einander gedrängt; tief unter uns hörten wir das Rauschen eines herabstürzenden Regenbachs, und über uns erhob sich noch hoch der Orohenna. Unsre Wilden wollten ein Feuer anmachen, um uns etwas auszutrocknen; allein das feuchte Holz brannte nicht, und wir lagen zähnklappernd und ohne Bedeckung da. Etwas Rum gab von Innen Wärme. Am andern Morgen war das Wetter hell; die Wilden versicherten uns, morgen Nacht würden wir oben auf dem Gipfel schlafen. Das war uns ein Schrecken; denn wir mußten morgen durchaus schon wieder zurück seyn, weil das Schiff den Tag darauf absegeln sollte. So sahen wir uns genöthigt umzukehren. Es ist möglich in drey Tagen hinauf zu kommen, wenn man längs dem Flusse gehen kann, was jezt, des Regens wegen, unmöglich war; das Hinuntersteigen ging schwer, oft mußten wir uns an Stricken herunterlassen. So kamen wir beym Flusse an, weit höher, als wir ihn verließen, und gingen nun längs dem Ufer fort. Beym klarsten Wetter konnten wir nun die Schönheit des Thales bewundern. Die Felswände waren von dem prächtigsten Laubwerk bedeckt und reichten steil in die Höhe, so daß die Luft im Thale bedeutend kühler ist. Am andern Morgen unsrer Rückkehr verließen wir Otaheiti.“

(Der Beschluß folgt.)

London.

(Beschluß.)

Dr. Richardson, welcher Kapt. Franklin's Expedition in Nordamerika begleitet, schreibt von Penetangnischene am Huronsee, unterm 22. April d. J., daß die Expedition am folgenden Tage, 32 Personen stark, in zwey Böten aufbrechen sollte, um sich nach Fort William am oberen See zu begeben. Von dort geht sie in vier Canoen durch die verschiedenen kleinen Seen in den Winipeg-See, und dann auf dem Saskatschewan-Fluß etc. in die Athabaska-Landschaft. Bey dem Methye-Tragplatz, oder zu Chepewyen, hofft sie die Böte einzuholen, die im vorigen Jahr England verlassen, und dann werden die Canadischen Voyageurs (wie man die dortigen reisenden Pelzhändler nennt) zurückgehen. Die Stelle, von wo aus der Doktor schrieb, ist an der Grenze der Canadischen Niederlassungen, und er erwähnt, daß die Hausratte, diese beständige Begleiterin der Menschen, sich noch nicht bis dahin gefunden habe, indem ihre lezte Station ein wenig westlich von Kingston am Ontario ist. Er hoffte die Winterstation im September zu erreichen, wozu ein früher Anfang des Frühlings sehr günstig war.

Eine Edinburger Zeitung theilt eine sonderbare Bemerkung über die Natur des Aals mit. Der See bey Linlithgow hat nämlich einen Ausfluß, welcher sich durch eine Schleuße am westlichen Ende ergießt, fällt jenseits derselben in ein künstliches steinernes Becken, aus welchem das Wasser durch eine Menge Löcher in den Seiten und am Boden weiter fließt; diese Löcher sind so enge, daß ein Aal von gewöhnlicher Größe nicht hindurch zu schlüpfen vermag. Bey stillem Wetter findet man selten einen dieser Fische in dem Becken; weht aber der Wind heftig, besonders von Westen her, dann eilen sie in Menge aus ihren Löchern hervor, und stürzen sich blindlings in das beschriebene Becken, wo sie ohne Mühe gefangen werden.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. September 1825.

Wenn Alle auf eine Art fröhlich werden könnten,
So brauchte man nicht so vielerley Instrumenten.

Castelli.

Reisescenen aus den Niederlanden.

(Fortsetzung.)

Ich vertraute mich wieder der immer noch hin und her wogenden Menschenflut draußen an, und nahm dießmal meinen Kurs durch einige Lindenreihen auf eine große Bude zu, aus der mir Musik entgegenscholl und auf deren Vorgiebel ich schon von weitem die prangende Inschrift las:

Door liefde tot de kunst is dit Toneel gesticht,
Elk trekt nut en vermaak van't geen hier wordt verricht *).

Vergebens suchte ich hineinzudringen. Das Schauspiel, das darin gegeben wurde: Kloris en Roosje, wie mich ein Mann am Eingang berichtete, war schon angegangen und alle Bänke gedrängt voll. Die Musik war freylich nicht einladend und der Gesang, den ich dazwischen vernahm, erinnerte mich an das bekannte:

Aurem, qui modo non habet Batavam **).

Ich tröstete mich daher, wie der Fuchs in der Fabel, um so leichter, da ich bey meiner geringen Kenntniß der Sprache doch nicht viel verstanden haben würde.

Ein alter einäugiger Rhapsode, der in geringer Entfernung unter einem weißangestrichenen Lindenbaum seine Stimme erhob, hielt mich bald mehr als schadlos. Denke dir, ob ich meinen Ohren traute, als ich von dem eintönigen Gesang des Alten deutlich die Worte vernahm:

Hy nam toen Blancifleur in beide ermen
En kust 'er dikwyls voor haar' roder-mond;
Hy zei: myn waarde lief, 'k zal u beschermen,
Gy maakt het binnenst van myn' ziel gesond *),

Wie? sind hier die alten Zeiten Wolframs von Eschenbach wieder aufgelebt, daß die Blinden auf der Straße singen von Floris und Blancheflour? wie Beyde miteinander in süßer Einigkeit erzogen worden, bis die grausamen Eltern des Prinzen Floris, die Blanchefiour den Sarazenen verkauften, ihre Liebe trennten; wie darauf Floris sein Lieb in allen Landen gesucht, und endlich bey den Heiden, in einem festen Thurm verschlossen, als die Braut des Fürsten, wieder gefunden hat, wie Beyde verstohlen ihren Liebesbund erneuen, und wie der heidnische Fürst dieß entdeckt und Beyde zum Tode verurtheilt, durch ihre Treue aber gerührt wird, und sie begnadigt und reich beschenkt in ihre Heimath entläßt.

Der Alte stand auf einem Schubkarren an den Baum gelehnt; sein Gesang wurde von dem mißtönenden Schall einer verstimmten Fiedel begleitet, die ein Knabe zu seinen

*) Durch Liebe zu der Kunst ist dieß Schauspiel gestiftet (worden).
Jedermann zieht Nutzen und Vergnügen von dem, was hier verrichtet wird.

**) Martial. Epigr. lib. VI., 82. vgl. Erasmi proverb. chiliad. IV. cent. VI., 35. — Joh. Barclaii Satyricon Amstel. 1665. 12 p. 21. p 184.

*) Er nahm jetzt Blanchefiour in beyde Arme
Und küßt sie oftmals auf ihren rothen Mund;
Er sprach: mein süßes Lieb, ich will dich beschirmen,
Du machst das Innerste meiner Seel' gesund.

Füßen spielte; bey jeder Pause wies er mit seinem Stab auf eines der Felder, in welche ein großes neben ihm ausgespanntes Tuch von Wachsleinwand getheilt, und auf denen die klägliche Geschichte gar erbärmlich abgebildet zu sehen war; zugleich gab er den Bauern, die offenen Mundes in Menge um ihn herumstanden, in kurzen Worten eine prosaische Erläuterung der Figur, auf die er eben zeigte: Hier sizt Blanchesflour auf ihrem Bett und weint, daß der Heidenfürst, der sie zur Sklavin erkauft hat, sie heirathen will; hier liegt Floris in einem Korb mit Rosen zugedeckt, der von den Dienerinnen der Blanchesflour an einem Tau in den Thurm heraufgezogen wird.

Die Geschichte war aus; und indeß der Knabe in seinem Hute von den Zuhörern seine Deute einsammelte, rollte der einäugige alte Mann das Bild zusammen und sezte sich auf seinen Karren, um ein Stück trockenes Schwarzbrod in dem zahnlosen Mund mühsam zu zermalmen. — Ich warf bewegt dem Knaben einen Zestehalf *) in den Hut und eilte weiter.

Wie bedauerte ich jezt, des Holländischen noch nicht mächtig zu seyn! Der alte Sänger hatte gewiß einen Schatz von Volksliedern, Geschichten und Mährchen im Gedächtniß, die mir um wenige Stüber zu Gebote gestanden hätten, und die nun vielleicht in kurzer Zeit für immer verloren sind. Es geht mit diesem Schatz, der im Munde des Volkes ruht, nicht anders als mit denen, die in den alten Burghalden und verfallenen Klöstern begraben sind; mit jedem Jahr sinken sie tiefer hinab, und, wenn sie zur bestimmten Zeit nicht erhoben werden, sind sie ein unablösbares Pfand des Abgrundes.

In den Krambuden, die sich in langen Reihen durch die Straßen zogen und um die ein Gewühl und Gedränge von Käufern, Beutelschneidern und Müssiggängern war, wie wir es höchstens auf unserm Breslauer Wollmarkt zuweilen zu sehen bekommen, gab es für mich nichts Merkwürdiges. Eben so wenig konnte mich die Menagerie anziehen, die dem Anschlagezettel und einer großen vom Dach herabwehenden Flagge nach mehrere in diesen Landen noch nie gesehene Raritäten aufwies, als: ein afrikanisches Pferd ohne Haare, einen amerikanischen Wolf mit Haaren, aber ohne — Vorderzähne, ein Kalb mit zwey und eine Gans mit drey Beinen, beyde vor wenigen Tagen erst gestorben, und ähnliche. — Ein Zwerg von drey Fuß Höhe zeigte sich selbst für einen Schilling; und eine Riesinn von sieben Fuß wurde gezeigt für zwey.

Die Tanzhäuser, Bierschenken und Zapfereyen (tappereyen) zu besuchen hatte ich keine Lust; ich folgte daher mechanisch der türkischen Musik, die eben meine Straße hinabzog und mir also den Weg nach Hause wies. Sie bestand aus einem einzigen Manne, der aber mit der linken Hand die große Trommel schlug und mit der rechten kunstreich ein Flageolett regierte, während das Schütteln seines Kopfes den Takt angab, und die Schellen des halben Mondes in Bewegung sezte, den er statt Federbusches auf dem Hute trug. Mit welchen Instrumenten seine Füße ausgerüstet waren, ist mir entfallen; statt der Sporen führte er messingne Becken.

Ich kam eben noch zur Suppe nach Hause, die mir nach langem Fasten sehr ersprießlich war. Nach dem Essen verließ ich sogleich, ohne weder die Schiffbrücke über den Rhein, noch den Hof von Gelderland und andere Sehenswürdigkeiten dieser Art in Augenschein genommen zu haben, die Stadt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ein Sechstehalb d. i. 5½, jezt nur 5 Stüber oder Sggr.

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

„Ich kehrte geschwind um, und eilte über den Vorhof der Kapelle zurück nach dem Orte, wo ich die Frauen gesehen. Schon von fern konnte ich sie wahrnehmen: die Frau, welche in der Vorhalle der Maltheserkirche gebetet, und ein Lohnlakey begleiteten sie. Ich ging gerade auf sie zu, und nachdem ich mit wenigen Worten meine Dreistigkeit, sie anzureden, entschuldigt, meinen Namen genannt, unsrer muthmaßlichen Landsmannschaft Erwähnung gethan, erbot ich mich gegen sie zu den Diensten, wozu die leztere mich berechtige, und meine Kenntniß des Lokals geeignet machen dürfte.“

„In keiner meiner Vermuthungen hatte ich mich betrogen. Die ältere der Frauen nannte meine schöne Unbekannte Tochter, und bekannte sich als Rheinländerinnen. Sie kannte meinen Familiennamen, sie erkannte sogar eine Familienähnlichkeit meiner Züge, welche ihr sofort, sagte sie, bey meinem Anblick aufgefallen wäre und die sie ihrer Tochter bemerklich gemacht. Sie fragte Mehreres über Verwandte, auf welches ich genügend Bescheid zu geben wußte; und mit dem offenen Entgegenkommen, das ein noch zuverlässigerer charakteristisch geistiger Zug der Bewohner unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes ist, als die dunkelblauen Augen, der germanisch-antike Schnitt des Gesichtes physisch-charakteristische Züge derselben sind, ward ich in ihre Gesellschaft aufgenommen.“

„Die Tochter, Therese war ihr Name, hatte bisher geschwiegen. Da sich das Gespräch auf allgemeinere Gegenstände lenkte, nahm sie Theil an demselben, von der Mutter als Freundin und mit einer rücksichtsvollen Aufmerksamkeit behandelt, welche die Einfachheit und der Gehalt ihrer Bemerkungen und Urtheile rechtfertigten. Ihre sagte mir, daß sie sich in Familienangelegenheiten hier befände. Der Ausdruck von Bedenklichkeit und Trübsinn,

welcher bey diesen Worten die edeln Züge Theresens überschattete, belehrte mich, wie diese keine erfreulichen seyn möchten. Mit einer allgemeinen, aber gewiß aufrichtigen Diensterbietung beantwortete ich ihre Mittheilung. Sie nahm dieß, wie es angetragen wurde, nicht annehmend, nicht ablehnend, doch herzlich auf."

„Den Genossen eines Vaterlandes fehlt es in der Fremde nie an Stoff der Unterredung; dazu bot der Punkt, auf welchem wir zusammentrafen, einen solchen reichlich. Die Mutter bemerkte die Aehnlichkeit des ganzen Lokals mit den Rheingegenden. Die Bemerkungen Theresens bezogen sich mehr auf Unterschied und auf das Besondre. „„Ich kenne, sagte sie, keine Hauptstadt, gleich dieser. Sie ist mir ehrwürdig als einer Fremden, und was muß sie den Böhmen seyn, welche hier die Gebeine und Altäre ihrer Herrscher und Heiligen, die Monumente ihrer eigenen Tugenden und Verbrechen, vereint finden, mit dem Bedeutendsten, was die Gegenwart für sie erzeugt. So etwas kann der vereinte Wille keines Herrschers und seiner Nation stiften: so etwas erzeugt nur die Zeit."" Bey herannahendem Abend äußerten die Frauen ihre Absicht der Auferstehung im Dom beyzuwohnen, und ich erhielt die Erlaubniß sie zu begleiten."

„„Prag ist wie das Herz von Böhmen, und der Dom ist wie das Herz von Prag, sagte Therese."" Wie freute es mich auch, bey ihr Sinn für die Lieblingsbeschäftigung meines Geistes, die Beschäftigung mit der Vergangenheit, zu entdecken."

„Unter solchen Gesprächen waren wir in das Schloß gelangt, und standen nun im zweyten Schloßhof vor dem Dom, der, wie alle ähnlichen Gebäude, als ein Denkmal der Unbeständigkeit des menschlichen Wollens, vielmehr denn als ein Denkmal der Mangelhaftigkeit des menschlichen Vermögens, in trümmerhafter Unvollendung dasteht, und die Seele zunächst mit Verlangen nach dem Eindruck der Größe erfüllt, den er, vollendet, gemacht haben würde. Hier hat die Malerey eine Andeutung desselben versucht. Die leeren Flächen der unvollendeten Facade, die Trümmer eines erhabenen Gedankens, nicht der Zeit, sind mit einem Frescogemälde bedeckt, welches höher und höher aufsteigend in großartigen, leichtgeschwungenen Parthien, mit seinen halbverwitterten Farben, mit der Staffage von Gestalten in der Tracht voriger Jahrhunderte, einem Traumgesichte dessen gleicht, was hier beabsichtigt ward, und der Zeit, die es beabsichtigte. Das Frühlingsabendroth, das in den gothischen Fenstern flammte, die dunklen Mauern umschimmerte, und seinen Schein auf jenes Gemälde warf; die erquickende Frühlingsabendluft, welche den Vorhof füllte, vollendeten diesen Eindruck."

„In demselben Augenblick schollen mächtig die ersten Glocken zur Auferstehung. Wie erfreut schien die Luft die kräftigen, sich in rascher Folge weit verbreitenden Tonkreise aufzunehmen. Eiliger und in größerer Zahl zogen Menschen durch den Schwingbogen, der aus dem ersten Schloßhof in den zweyten führt; mit ihnen traten wir zwischen die Pfeilertrümmer des unvollendeten Baues, auf deren einem eine Tanne wurzelte, wie auf natürlichem Fels; und traten ein in die weit geöffneten Thore, in das schon dunkelnde Innere des Dom's. Ein hohes Alter gibt den Werken der Menschen etwas von der Ehrwürdigkeit und dem Eindruck der Werke der Natur."

„Das Abendlicht, noch ringsum einbrechend durch die Fensterwände der höchsten Höhe der Kirche, leuchtete doch kaum bis zu ihrer Tiefe nieder, welche eine dichtgedrängte Menschenmenge erfüllte, aber es brach herein mit der fortwährend zuströmenden, und über sie hin mit den Glockenklängen durch die weit geöffneten Thore, und zog die ganze Natur in den Umkreis des Heiligthums. Ueber das dichteste Gedränge in der dunkelen Mitte des Schiffes blinkten Gewehre, wehten die grünen Feldzeichen der österreichischen Krieger, schwankte ragend ein Baldachin. Mehr konnten wir nicht unterscheiden, das Uebrige war vom Gedränge verdeckt. Und nun plötzlich senkte die ganze Menschenmasse sich nieder auf die Kniee. Der einzige aufrecht stehende war unter dem Baldachin, mit weissen Haaren, im prachtvollen Ornat der Bischof, ein Greis, die strahlende Monstranz in den emporgehobenen Händen haltend. Die Klingeln der Chorknaben ertönten, ihre glänzenden Rauchgefäße schwankten, Weihrauchwolken kräuselten sich im Kerzenschein, die Fülle des Glockengeläutes, die mächtigen Tonwellen der Orgel klangen:

„„Christ ist erstanden!
Freude den Sterblichen,
So die verderblichen,
Schleichenden erblichen
Mängel umwanden!""

„Alle Herrlichkeit der Kirche schien geoffenbaret in dem Orte, den nichts schmückte als Dämmerung, Heiligkeit, Alter und Größe, und schien nur in einem solchen offenbar werden zu können."

„Ein freudiger Schauer durchzuckte meine Brust, und hielt mich niedergesenkt auf den Knieen unter dem über uns ausgebreiteten Segen. Ich freute mich der Erde und der Menschheit, welche dieser Begebenheit gewürdigt worden; des Theils aller vorübergegangenen und zukünftigen Geschlechter, meines Theiles daran und dessen des holden Geschöpfes, das neben mir kniete."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 30. August.

(Beschluß.)

Der 6. und 13. August waren Tage herzlicher Familientrauer für alle Glieder unsers erhabenen Kaiserhauses. An ihnen schieden geliebte Kinder und Enkel von einer innig verehrten Mutter, von theuren Geschwistern und Verwandten. Besonders schmerzhaft wurden die Stunden der Trennung für die Kaiserin Mutter, die im zehnmonatlichen Besitz dieser geliebten Kinder sich durch ihre Nähe so beseligt fühlte, daß sie dem Gedanken endlicher Trennung nicht mehr Raum zu geben vermochte. Am 6ten unmittelbar nach vollzogner Feyer des Peterhofischen Festes, verließ uns der Kronprinz der Niederlande mit seiner Gemahlin; acht Tage später der Erbgroßherzog von Weimar mit seiner Familie. Seine Prinzessinnen Töchter, Marie und Auguste, hatten dießmal zum ersten Male unsern Hof besucht, die höchste Liebenswürdigkeit, Anmuth und Huld fesselten auch hier alle Herzen an sie, die in ihren nähern Umgebungen zu weilen das Glück hatten. Der Erbgroßherzog mußte seine Rückkehr, wegen der nahen Jubelfeyer in Weimar am 3. September, beschleunigen. Die Oranischen Herrschaften waren in unsrer Residenz am 10. Oktober, die Weimarschen am 2. November vorigen Jahrs eingetroffen. Der Bruder und die Mutter boten Alles auf, um den theuren Gästen den Aufenthalt hier so angenehm erheiternd als möglich zu machen, selbst die die erlauchten Herrschaften begleitende Suite erfuhr die wohlwollendsten Beweise der Kaiserlichen Huld, indem fast alle distinguirten Glieder derselben, vornehmlich die aus Weimar, mit verschiedenen Orden dekorirt wurden. — Der Kaiser begleitete jede der geliebten scheidenden Schwestern bis Kypene, der zweyten Station auf der Heerstraße nach Riga, 46 Werste von der Residenz, die Kaiserin Mutter aber noch weiter. Der zuerst abreisenden Tochter, der Kronprinzessin Anna, gab sie das Geleite bis Tscherkowiz, der lezten Station diesseits des Städtchens Jamburg. Nachdem die Kaiserin hier Abschied genommen hatte, blickte sie in der wehmuthvollsten Stimmung den immer weiter gleitenden Wagen noch mehrere Minuten nach, und sandte den schon Entschwundenen mit den eilenden Wolken noch ein glückliches Lebewohl nach. In solchen Momenten hat der lezte Scheidepunkt, der die Herzgeliebten unsern Augen auf immer entrückt, unaussprechlichen Werth für uns. Das erste Nachtlager hielt die Großfürstin mit ihrem Gemahle in Narwa, dessen Bewohner diesen Abend durch eine geschmackvolle Illumination festlich begingen. Am 13. August, einem sehr trüben, mit starkem Gewitter und unaufhörlichem Plazregen uns heimsuchenden Tage, führte dieselbe Heerstraße einen neuen scheidenden Familienkreis der Grenze des Auslandes zu. Das erste Nachtlager hielt das Weimarsche Fürstenpaar in Jamburg, in der Fabrikwohnung des Niederländischen Konsuls Tesch. Nachdem die Kaiserin die Theuren ihres Herzens auf der Station Rennal, unfern Dorpat, der schüzenden Vaterhand Gottes übergeben hatte, traf sie mit einem zahlreichen Gefolge, in dem sich unter andern ihr Staatssekretär, Hr. von Willamow, ihr Hofmarschall Baron Albedyl, ihr Leibarzt Hr. von Rühl ꝛc. befanden, am 15ten bey schon anbrechender Dunkelheit wieder in Jamburg ein. Sich dem die Stadt theilenden Lugastrome nähernd, wurde die trübe Gemüthsstimmung der Monarchin hier auf's erhebendste überrascht. Es leuchtete ihr das einfache Hoffnungswort — Wiedersehn — in Flammenschrift, auf der über den Strom führenden schön illuminirten Brücke entgegen, wodurch die von hohen Bergen völlig umschlossene Gegend angenehm erhellt wurde. Ehe die Kaiserin Jamburg am folgenden Morgen verließ, ließ sie sich die hier befindliche Abtheilung der Findelkinder präsentiren, welche Zöglinge des von ihr dirigirten hiesigen großen Findelhauses sind, und entließ die Frohlockenden alle mit Geschenken ihrer Huld.

Der Erbgroßherzog besichtigte mit seiner Familie und seinem Gefolge, am 15. August alle zur Universität Dorpat gehörenden Institute und Apparate, und widmete ihnen die theilnehmendste Aufmerksamkeit. Der gerade dort anwesende Curator Graf Liewen, und der Rektor Staatsrath Ewers, wurden von ihm zur Mittagstafel gezogen. Das Korps der Studirenden erhielt auf sein Ersuchen die Erlaubniß, bey den hohen Herrschaften die Ehrenwachen zu haben.

Die neuesten Reiseberichte aus Georgiewsk, der bisherigen Hauptstadt der Provinz Kaukasien, (denn eine neuere Allerhöchste Verordnung hat jezt Stawropol dazu erhoben,) geben uns über die dort stattfindende außerordentliche Wohlfeilheit der Lebensmittel folgende interessante Data: Ein Huhn kostet 5 Kop., ein Fasan 10 Kop., ein Pfund Rindfleisch 1½ Kop., ein Pfund weißes Brod 1½ Kop. Eine Tunge dortigen Tschihirà-Weines, (gegen 7 unsrer Bouteillen), ein Rub. 60 Kop. Alle diese Preise sind nach Papiergeld berechnet.

So eben erscheint hier vom Fürsten Schirinsky-Schichmatow, (seit dem März dieses Jahrs neuernannter Kanzleydirektor des Ministers des öffentlichen Unterrichts,) eine Sammlung geistlicher Gesänge, in denen der Verfasser verschiedene Dichter des alten Testaments frey interpretirt. So ist einer unter ihnen, der zur Ueberschrift: die Majestät Gottes und die Schönheit der Natur — hat, frey erläutert nach dem 103. Psalm; ein andrer — die Seufzer des Leidenden zu Gott, nach dem 101. Psalm, der Klaggesang Judä in der Gefangenschaft, nach dem 136. Psalm, die Vergänglichkeit aller irdischen Güter, nach dem 48. Psalm ꝛc. Der Verfasser hat in diesen Gesängen die hohen Gedanken und Gefühle seiner Originale vortrefflich zu benutzen gewußt.

Von der im Beginn dieses Jahres vom Finanzministerium neuangekündigten Zeitschrift, zu Beförderung der Bergwerks- und Minenkunde, des Salzwesens, *) ist jezt das erste Heft erschienen. Es enthält mehrere interessante Aufsäze wie eine Beschreibung des hiesigen Münzhofes, statistische Notizen über die Salzsiederevey des Gouvernements Perm, Nachrichten über die neuerlichst in den Bergwerken von Slatoust (den 2. Juni) aufgefundnen 25 Stücke gediegenen Goldes, die zusammen ein Gewicht von 2 Pud, 26 Pfund, 73 Solotniks hatten. Das größte derselben wog 13 Pfund ꝛc. — Das früher angekündigte Journal der menschenliebenden Gesellschaft ist nach einer halbjährigen Suspension seit dem Juli nun wieder erschienen. Eine, unter dem Titel Mnemosyne bekannte russische Quartalschrift, redigirt von einem Fürsten Odoewsky und Herrn von Küchelbecker, gab im J. 1824 ihren zahlreichen Abonnenten statt der versprochenen vier nur drey Bände, und hörte dann ganz auf. Leider sieht sich die russische Lesewelt nicht selten so von ihren Literaten, besonders denen, die die Werke ihres Geistes auf Subscriptionen stellen, getäuscht.

B***

*) Dieß ist, nächst der Commerz-Zeitung und dem Journal für Manufaktur- und Fabrikwesen, das dritte im Finanzministerium redigirte Blatt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. September 1825.

Es ist kein besser Ding auf Erden,
Denn Frauen Liebe, wem's mag werden.

Luther.

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

„Nachdem wir die Kirche verlassen, erhielt ich Erlaubniß, die Frauen in ihre Wohnung zu begleiten. Sie war in einem Gasthofe am Graben. Es fiel mir nicht ein, daß der Weg dorthin über die Brücke führe, welche ich seit meinem Abenteuer nicht betreten. An Theresens Seite dachte ich aber selbst auf der Brücke kaum mehr an dasselbe, wozu wohl der veränderte Anblick derselben beytragen mochte. Eine zahllose Menschenmenge bedeckte sie; unten schimmerten lichtgrün und röthlich die Kronen der Bäume auf den Inseln, und in bläulicher Abendluft glänzten der Strom und seine Ufer weit hin erhellt."

„Wir traten in die Zimmer meiner neuen Freundinnen, wo ich mit Vergnügen einen Geist der Nettigkeit und Ordnung bemerkte, welcher hier über den gleichgültigen Charakter gesiegt, der sonst Gasthofszimmern eigen ist. Das anspruchslose und doch keineswegs gleichgültige Wesen Theresens, die Sicherheit ihres Willens, bey so viel liebevoller Weichheit, entfalteten sich überaus wohlthuend vor mir während der nächsten Stunden."

„Es ist in dem wahren und scheinbaren menschlichen Werth Etwas, das den einsichtigeren Beobachter, auch nach der kürzesten Wahrnehmung, nicht täuscht. Ich möchte beyde mit ächten und unächten Juwelen vergleichen. Der Glanz obenauf ist derselbe bey dem einen und andern; aber aus der Tiefe brechen bey jenem die Strahlen aller Regenbogenfarben immer verändert, immer überraschend hervor, indeß bey diesem der verweilende Blick nur schwarze Leere im Grunde entdeckt. Das Schauspiel eines vorzüglichen menschlichen Werthes hat Aehnlichkeit mit dem, welches der Anblick des erstern gewährt; man wird unaufhörlich überrascht, man erkennt ihn sogleich, man ergründet ihn nie, und wie entzückend ist jenes Schauspiel, wenn das Wesen, das ihn besizt, auch ein so schönes ist als Therese war, und wenn dessen Art so unsrer eigenthümlichsten Neigung entspricht, als die Art ihres Werthes der meinen! Die Stunden entflohen wie Minuten. Eine Uhr, welche eilf schlug, mahnte mich, Abschied zu nehmen. Meine Bitte um Vergunst der Wiederholung meines Besuches ward gern gestattet."

„Ueberaus glücklich trat ich hinaus unter den gestirnten Himmel. Wie öde stand ich noch am Morgen und nun war ein so treffliches Geschöpf mir nahe gestellt, zu welchem ich zurückkehren durfte, wo mich die kaum genossene Zufriedenheit, die meine Brust noch mit Entzücken schwellte, zuverlässig wieder erwartete! Wie reich an Entzücken überhaupt dieser Tag für mich gewesen! — Wie reich hatte mich der gütige Schöpfer heute bedacht."

„Unter solchen Empfindungen und Betrachtungen rasch weiter gehend, achtete ich meines Weges nicht, und plötzlich stand ich unter dem Brückenthor, und vor mir lag, ganz wie in jener Unglücksnacht, besäumt mit ihren dunkeln, schattenhaften Statuen, durchaus leer und weit im weißlichen Lichte des Mondes die Brücke. Wie ein unge

heures aufgerolltes Blatt, auf welchem die Gewißheit meiner Schuld geschrieben stand, trat sie mir entgegen und erschütterte mich ihr Anblick. Alle Empfindungen der Wonne waren plötzlich dahin. Was hatte ich mit Wonne zu thun, der ich um die Gottesgabe eines reichen Daseyns ein menschliches Wesen gebracht. Welchen Theil hatte ich am Feste des Erbarmens, der ich, von wahnsinniger Leidenschaft mich bis zum Unheil vorsätzlichen Mordes hatte überwältigen lassen?" Die Vorstellung des mit den Wellen kämpfenden Opfers meiner Raserey bemächtigte sich meiner; ich sah die Gestalt des Unbekannten wie ein leichter Nebel aus der Moldau steigen. Sie hob sich still und riesenhaft hinan gegen die Brücke, sie stand an meiner Seite. — Athemlos, in kaltem Schweiß gebadet, erreichte ich die Thür meines Hauses, vor welcher ich meinen Diener im Gespräch mit andern Dienstleuten traf. Die Nothwendigkeit, mich gefaßt zu zeigen, gab mir Fassung. Die Reflexion erlangte Gewalt über die Phantasie und stellte meine früheren Zweifel an der Wirklichkeit des muthmaßlichen Schlusses meines Abenteuers her. Sie maß jener lezteren, dieser Spenderin so reicher Freuden in manchen, und so furchtbarer Schrecknisse in andern Augenblicken, ihren Antheil an der Wirkung bey, welche der unerwartete Anblick der Brücke in derselben Leere und Beleuchtung wie in jener Nacht bey mir erregt. Einen tiefen Schauder im Grunde meiner Seele konnte sie nicht besiegen: der Eindruck des Abenteuers war erneut."

„Die freudigen Festglocken des hellen Ostersonntagmorgens, die Erwartung, Theresen zu sehen, versezten mich jedoch am folgenden Tage in eine heiterere Stimmung. Ich kleidete mich an und ging zu ihr. Mit ganz ungewöhnlicher Theilnahme betrachtete ich die Gruppen, denen ich unterwegs begegnete, nicht als ein Schauspiel, wie bisher, nein als ein dazu gehörender im Bewußtseyn, mich auch wieder freundlichen Menschen zugesellen zu dürfen. Mutter und Tochter fand ich in elegantem festtäglichen Hausanzug. Das Zimmer war von der Sonne durchleuchtet, deren Helle sich mit dem Schein der Reinlichkeit und der Ordnung an allen Gegenständen heiter verband. Die Mutter saß auf dem Sopha, die Tochter auf einem Sessel hinter der Seitenlehne desselben. Die ausgebreiteten Arme mit gefaltenen Händen auf diese gestützt, schien sie der Mutter zugesprochen zu haben. Es war ein lebhafter Ausdruck schmerzlicher Unruhe in den Zügen dieser lezteren; in Theresens Gesicht hatte die Sorge mehr den Ausdruck des Nachdenkens. Beyder Mienen erheiterten sich, als ich eintrat, und während unseres Gesprächs."

„Noch nicht lange befand ich mich bey ihnen, so erschien eine rüstige böhmische Magd, mit rundem, rothem Gesicht, kleinen, blitzenden schwarzen Augen und perlweißen Zähnen. Ihren Kopf bedeckte ein enganschließendes goldenes Häubchen, im Nacken verziert mit mächtigen, schmetterlingsförmigen Schleifen von breitem, aufgesteiftem buntem seidenem Bande, dessen goldbefranzte Enden lang herabhingen über einen unförmlichen Chignon ihres schwarzen Haares. Ihr starker Oberleib war wohlgeschnürt, in einem knappen seidenen Mieder, das weit ausgeschnitten um die Brust, ein breit und spitz auf den Rücken herabreichender, schmal und rund vorne zusammenlaufender Kragen umfaßte, welcher das weißeste Tuch umschloß. Offen am Halse ließ dieses den Halsschmuck sehen, viele Schnüre Granaten von einem goldenen Schloß zusammengehalten. Ein faltenreicher langer Rock von gleichem Stoff, wie das Mieder, mit einem breiten Bande umgeben, eine lange, weite und faltenreiche Schürze von ausgeschweiftem Muslin, vollendeten ihren böhmischen Festtagsputz. Mit einer gewissen Grazie und gefälliger Dreistigkeit, welche dem unverdorbeneren weiblichen Geschlecht der niedern Stände in Böhmen allgemein eigen, schlug sie, nachdem sie ihrer Herrschaft die Hand geküßt, und versucht hatte, mir dieselbe Ehre zu erzeigen, eine blendend weiße Serviette zurück von einem flachen Korbe, welchen sie gegen die Hüfte gestemmt trug, und zeigte der Mutter den Inhalt mit den Worten: „„Hier ist das Geweihte."" Ich sah ein gebratenes Lamm, bunte Eier, ein zierlich gewundenes Laib Brod u. s. w. Die Mutter hieß sie den Korb niedersetzen. „„Wir haben Sie erwartet, das Geweihte mit uns zu genießen, sagte sie, während meine alte Bekannte aus der Vorhalle der Maltheserkapelle mit der Despotenmiene eines alten Dienstboten den Tisch deckte. Es ist ein hiesiger Brauch, den ich Theresen zu Liebe mitmache. In allen guten bürgerlichen Häusern wird hier am Morgen des ersten Ostertages ein kaltes Frühstück, wie Sie es da sehen, in die Kirche getragen, vom Priester mit Weihwasser besprengt und daheim von den Hausgenossen insgesammt verzehrt, von denen jeder mit einem wenigen, einem Stückchen Ey, einer dünnen Brodscheibe, einem Bissen Fleisch sich begnügt, dieß Wenige um keinen Preis missen wollte."" „„Und das ist das Schöne dabey, fiel Therese ein, es ist nicht der sinnliche Genuß, woran sie hängen, es ist die Bedeutung. Sie müssen es auch mir zu Gute halten, fuhr sie fort, wenn wir Ihnen nur das Herkömmliche auftischen, sammt einer Flasche Wein von unserm Strom, die bey den Rheinländern obenan gehört.""

„Der Tisch war gedeckt, das kleine Frühstück aufgetragen, und Therese sezte mit den lezten Worten die Flasche auf die Tafel. Ich kann nicht beschreiben, wie das Gefühl von Häuslichkeit, das ich seit meiner Kindheit nicht mehr und auch während dieser nur selten empfunden, mich während des kleinen Mahls beglückte. Wohl war es geweiht!" —

„Wie liebenswürdig erschien Therese in der häuslichen Geschäftigkeit, womit sie die Wirthin machte, jeglichen

der Dienstleute eigenhändig betheilte, kleinere Portionen für einige Hausarme zurücklegte. Wie liebenswürdig war ihre Aufmerksamkeit gegen ihre Mutter! Oft wollte diese in trübes Nachdenken versinken: in solchen Augenblicken sah sie dieselbe aber heiter an, und ihr Blick hatte dann wirklich etwas von der freundlichen Kraft der Sonne, die ein Gewölk zertheilt, bevor es sich zusammengezogen. Meine Aufmerksamkeit gegen sie selbst wandte sie durchaus der Mutter zu. Sie zwang mich so, sie an diese zu richten, indem sie mir zeigte, daß ich ihr dadurch angenehm wäre; ein Zwang, der mir zur größten Wonne wurde, weil ich dadurch erfuhr, daß ich ihr angenehm seyn könne."

„Ich hätte gewünscht, die Zeit stände still. Aber sie entflohen nur zu schnell, die köstlichen Minuten. Beym Abschied erbat ich mir die Erlaubniß, die Frauen am folgenden Tage zu einer Spazierfahrt nach Kloster Emaus abzuholen, das Volksfest des zweyten Ostertages mit anzusehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisescenen aus den Niederlanden.

(Beschluß.)

3. Eine Bauernhochzeit zu Beemster, bey Purmerend in Nordholland.

Die Braut war ein allerliebstes Kind. Die klaren braunen Rehäuglein schauten so unschuldig aus dem runden Milchgesichtchen, daß man ihm gut werden mußte, wenn man es nur ansah. Ein reiches Diadem, von Gold mit Perlen besetzt, schmückte das kastanienbraune Haar, das hinterwärts mit einem zierlich gefalteten Schleyer bedeckt war; viele kleine Löckchen fielen in regelmäßigen Reihen auf die obere Hälfte der Stirn herab. Für mich erhielt sie durch diese Tracht etwas Fremdartiges, das mich aber nur noch mehr anzog; die übrigen Mädchen wurden dadurch meist entstellt.

Der Bräutigam schien eben so jung und unerfahren als die Braut; die Augen verlegen auf seinen Teller geheftet, saß er neben ihr, stumm und hölzern wie ein Stock. Aber plötzlich, während die andern Tischgenossen den Gläsern tapfer zusprachen und ich mit meiner muntern Nachbarin mich unterhielt, waren Beyde miteinander verschwunden.

Ein alter Witzbold bemerkte zuerst ihre Entfernung und erschöpfte sich in Vermuthungen über den Grund derselben, die meist auf Zweydeutigkeiten und derbe Scherze hinausliefen und manchem artigen Kind das Blut in die Wangen trieben. Meine Nachbarin war wie mit Purpur übergossen; sie wagte es nicht mehr, die Augen zu mir zu erheben; doch als unsre Hände sich begegneten, erwiederte sie leise und zierlich meinen Druck.

Man hatte indeß beschlossen, Braut und Bräutigam zu suchen. Bald war es entdeckt, daß sie in das Haus eines Nachbarn geflüchtet waren, der sie bey sich aufgenommen und ihnen eine Kammer zum Schlafgemach eingeräumt hatte. Ein Paar junge Bursche, die einen Tannebaum, mit brennenden Kerzen besteckt, trugen, führten den Zug; ihnen folgte ein Trupp übermüthiger Buben mit kupfernen Kesseln und Stöcken, Zangen und allerley Hausgeräth bewaffnet, das sie mit wildem Jubel gegen einander schlugen; diesen die übrigen Gäste, Frauen und Männer unter einander, doch meist gepaart. Der alte Lustigmacher, der bey Tische das große Wort geführt hatte, machte jezt mit einem großen Topf Brandewyn met Zuiker *) und einem hölzernen Löffel den Beschluß.

Ich hatte absichtlich bis zulezt gewartet; denn meine schöne Nachbarin hatte sich im Gedränge von mir verloren, und ich glaubte sie noch hinter mir zurück. Zu meinem Verdruß fand ich mich in dieser Hoffnung getäuscht, und mußte, nachdem ich sie vergebens im ganzen Hause gesucht hatte, eilen, um mich nur dem Zuge wieder anzuschließen. — Aber indem ich aus der Thür trat, hielten zwey zarte Arme mich umschlungen; ich wandte mich um, — und das muthwillige Mädchen lag an meiner Brust. Sie kicherte und sträubte sich, als ich sie küßte. Man wird uns vermissen, flüsterte sie, eilen wir!

Es gelang uns noch, unbemerkt in den Kreis zu schlüpfen, der sich während unseres Zurückbleibens bereits um den Tannebaum gebildet hatte. Dieser war vor der Thür des Hauses, worin man die jungen Eheleute vermuthete, in die Erde gepflanzt worden, und diente einer Menge der verschiedensten Gruppen zum Mittelpunkte, die zum Theil des Pinsels eines Teniers würdig gewesen wären. Der Branntwein ging reihum; und jeder mußte den hölzernen Löffel leeren, so oft er an ihn kam. Alle faßten sich darauf bey der Hand und tanzten bey dem Schein der Kerzen und nach dem Dröhnen, Rasseln, Klirren und Klappern der Kessel, Töpfe und hölzernen Gefäße, welche die Stelle der Instrumente vertraten, um den Baum. Bey jeder Pause ging wieder der Branntweinlöffel herum. Indeß hatten einige, die in das Haus gedrungen waren, das Hochzeitgemach entdeckt, und den Bräutigam mit der Braut herabgeholt. Sie mußten den Tanz anführen, der nun immer wilder und ungebundner wurde, da bey Vielen der Branntwein seine Wirkung zu äußern anfing. Die Kerzen waren ver-

---

*) Branntwein mit Zucker, ein sehr gewöhnliches Getränk in den Niederlanden.

brannt, der Tannenbaum selbst stand schon in lichten Flammen und sank allmählig in Asche.

Ich hatte die angenehme Verpflichtung, meine hübsche Nachbarin nach Hause zu geleiten, und entzog sie jezt dem Taumel, der auch sie ergriffen zu haben schien.

Ihre Eltern folgten uns; aber die Nacht war sternleer und gern verhüllt sie ihre süßesten Geheimnisse dem Ungeweihten.

Dr. Karl Hermes.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im August.

Das Hoftheater der recitirten Schauspiele begann seine Vorstellungen, nach Beendigung der Ferienzeit, mit Flattersinn und Liebe, nach dem Mari à bonnes fortunes, von Eurländer, das bey öfterer Wiederholung immer noch mit Beyfall aufgenommen wird. Dann kam der Bruderzwist, von Kotzebue, worin eine junge Schauspielerin, die in einem frühern Bericht schon erwähnt wurde, ihren zweyten theatralischen Versuch als Lottchen machte. Eine sehr empfehlende Persönlichkeit und der in einem seltnen Grad natürliche Ton des Redevortrags eignen sie besonders für diese Liebhaberinnen von sanfterem Charakter. Für das Tragische mag es ihr, wenigstens jezt noch, an Feuer fehlen, wie es dem Organ an Kraft fehlt. Das zeigte sich vorzüglich in der folgenden Rolle, nämlich Körners Tony, der sie aber durch die ihr eigne Natürlichkeit und Wahrheit wieder sehr interessante Züge gab. Preciosa ist auch in diesen Tagen gegeben worden, mit neuer Besetzung durch die Müller, die meiner Meynung nach etwas Vorzügliches darin leistet, ohne daß hier irgend eine der Zuthaten — Gesang, Tanz und schöne Reitkunst — mit in Anschlag kämen. Auf die lezteren beyden verzichtet sie ganz. Ich darf meine Ansicht in diesem Fall um so eher für gegründet halten, als ich in Ansehung mancher andern Produktion dieser Darstellerin nicht ganz derselben Meynung bin. Aber auch das Publikum schien von dieser Ansicht eingenommen; und empfänglicher, wie sinnreicher in Auszeichnungen für beliebte Künstler, ist wohl keines im deutschen Reiche. Bey den Worten: „Hat mit Gaben und Talenten mich Natur nicht reich bedacht?“ — (So ungefähr!) antwortete ein laut rauschender Beyfallssturm. Uebrigens konnte man dieß Mal auch nicht weniger thun, denn das Nämliche widerfuhr der Neumann in dieser Rolle, und Beyde haben es gar wohl verdient.

Ein Schauspieler vom Theater in Hannover, Herr Arthur, gab Gastrollen auf dem Theater in der Josephstadt. Wenn an der Wien gespielt worden wäre, vermuthlich hätte er sich dort gezeigt; indessen vermuthe ich, daß seine deßhalb getroffene Auskunft nicht zu seinem Nachtheil ausfiel. Es war ihm einiger Ruf vorausgegangen, und ich hörte einige Tage früher seine nächstkommenden Gastspiele schon erwähnen. Bey dieser Gelegenheit kann ich, ohne direkte Beziehung jedoch, die Bemerkung nicht unterdrücken, die ich vielfältig gemacht habe: daß selten ein Künstler höher steht, als sein Ruf, oft aber wohl das Gegentheil geschieht. Dieß ist nicht sowohl ein Beweis von der Gutmüthigkeit der menschlichen Natur überhaupt, als der kritischen insbesondre, und Manchem dient die verschwenderische Freygebigkeit der Chargés d'affaires nicht nur zum Nachtheil, sondern sie verwandelt sogar den Lobgesang in eine Satyre, und wenn man zuweilen von Blümchen Wunderhold und Mirabellen liest, die man vor Kurzem auch, und zwar als ganz andre Blümchen noch gekannt, so scheint nichts wunderbarer, als diese überraschende Metamorphose. Ich weiß nicht, woher es kam, daß die Wahl der ersten beyden Gastrollen des Hrn. A. an demselben Abend einen sonderbaren Eindruck auf mich machten, jedoch in verschiedener Hinsicht. Er trat zuerst in „Fehlgeschossen!“ dann als Staberl auf. Ich fand, was die erste Rolle betrifft, eine nicht ungewöhnliche Routine, neben der aber doch zu viele Unruhe noch sichtbar wurde. Die Darstellungsweise, oder die Bezeichnungsform war weder technisch, noch ästhetisch (ich will mich kurz ausdrücken), eben so gut hätte ich natürlich sagen können. Dieses Leztere gilt auch von dem Redevortrag. Es zeigten sich indessen auch gelungene Stellen, dieß Wort im engsten Sinne genommen, wiewohl ich weiß, daß man zwischen gelungen, gut, vortrefflich, unübertrefflich — keinen Unterschied zu machen pflegt. Von Charakteristik war keine Rede, das heißt: die Hauptperson, der Tischler, blickte nirgends heraus, und die Erscheinungen hatten ziemlich eine und dieselbe Physiognomie. Im Ganzen hatte das Spiel eine gewisse Frische und das Publikum war empfänglich gestimmt. Der Künstler wurde auch gerufen. Das pflegt nun wohl nicht auszubleiben. Hierauf erschien der Gast als Staberl. Was soll ich von dieser Darstellung, oder vielmehr von dieser Komik sagen? — Fehl geschossen! flüsterte Einer neben mir, sobald er ihn erblickte. Ich glaubte den „rosenfarbnen Geist“ in einem verunglückten Exemplar zu sehen. Feuerroth über und über, den Leib und das Gesicht, bis an den Wirbel, zwey weiße Querstreifen über die Augen, roth sogar das kleine krumm hinaus stehende Zöpfchen. Vor Alters in gewissen Gegenden das Charakterzeichen der Baldriane, Peter und Consorten. Darüber kann man hier nicht lachen; doch preise ich diejenigen glücklich, die es können. Selig sind die nicht sehen, und doch glauben! Uebrigens wünschte ich, Hr. A. hätte in seinem natürlichen Dialekt gesprochen; der österreichische, wenn es der seyn sollte — ich zweifle aber, denn das klingt ganz anders, was ich eben unter meinen Fenstern höre, anders und besser — will ihm nicht gelingen. Ueberhaupt sollte Niemand, der es nicht kann, die Volkssprache eines Landes in dem Lande selbst nachahmen wollen. Es klang halb platt, halb schwäbisch, halb jüdisch — ganz kurios! Von der Darstellung will ich nichts sagen. Es war zu viel Anstrengung, zu viele Rastlosigkeit darin, es blickte zu viele Selbstbehaglichkeit daraus hervor, als daß es Andern recht behagen konnte. Mein Nachbar war ganz still, nur ein einziges Mal hörte ich ihn sagen: da lob' ich mir doch unsern Nagel! Dabey fiel mir der bekannte Komiker Ignaz Schuster ein, der diese Rolle auch spielt — wie natürlich, und doch wie originell komisch! Der Staberl, meinte Jemand, ist zwar ein närrischer Kauz von einem Bürger; so ein Muster wär' indessen doch wohl allenfalls zu finden, das andre würde man aber in allen dreyßig Vorstädten, selbst unter'm weltberühmten runden Dachl ganz vergebens suchen. — Der Gast ist noch einige Mal aufgetreten und, wenn ich mich nicht irre, blos in ernsthaften Rollen; gesehen hab' ich ihn nicht mehr; es thut mir leid, weil ich ihn vermuthlich in irgend einer andern Darstellung recht brav gefunden hätte. Gehört hab' ich auch nichts weiter; denn hier ist es so: gefällt ein Künstler, so spricht alle Welt von ihm; macht er kein Glück, so schweigt man still.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nr. 70.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. September 1825.

Bemerkungen über die dießjährige Kunstausstellung in der brittischen Gallerie zu London.

Die Zahl der Gegenstände, die jährlich in den hiesigen Ausstellungen sich dem Auge des Publikums darbieten, wird immer größer; erfreulicher jedoch ist es, im Allgemeinen bemerken zu dürfen, daß ein allmähliges Fortschreiten bey den jüngeren Künstlern sichtbar wird. Die Zeichnung hat bedeutende Fortschritte gemacht (Dank dem Einfluß der Antiken im brittischen Museum, in welchem man früher nie so viele junge Künstler studiren, zeichnen sah) und die Färbung neigt sich von dem grellen Localton, wie man die Manier der englischen Farbengebung wohl nennen darf, mehr zu einer schönen Einfachheit und Natürlichkeit hin, was wohl seinen Grund in dem emsigeren Studium der italienischen Meister hat. Die hier in Rede stehende Ausstellung jedoch verdient weniger Lob, als die frühere in diesem Lokal. Unter mehr denn vierhundert Gemälden, welche hier aufgehangen sind, ist nicht ein einziges neues das den Namen eines ausgezeichneten Kunstwerks verdient; ein nicht kleiner Theil der Sammlung ist durchaus schlecht. Hätten die Künstler das Interesse der Kunst mehr denn ihr eigenes im Auge, so würden diese Menge einzelner Ausstellungen aufhören, die der Kunst nur schaden können; denn jeder Künstler glaubt in jede Ausstellung etwas liefern zu müssen und zersplittert so seine Kräfte. Die Gemälde hier, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, sind grösserntheils in der vorigjährigen Ausstellung in Somersethouse gewesen. Da Ref. durch Berufsgeschäfte abgehalten war, über jene Ausstellung zu berichten, so benuzt er diese Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen.

Das erste, was unsern Blick in der Ausstellung fesselt, und das beste Gemälde vielleicht, das hier zu finden, ist der Rembrandt-gleiche Kopf eines alten Weibes von F. Y. Hurlstone. Das Studium der alten Meister und ein bedeutendes Talent sprechen gleich erfreulich aus diesem anziehenden charaktervollen Kopfe, dem nichts fehlt als fleißigere Ausführung der Einzelnheiten. Der Künstler ist noch ein junger Mann, der sich, nach diesem Probestück zu urtheilen, einen bedeutenden Namen erwerben wird.

Lavinia von John Boaden. Schade, daß dieses Werk einen sehr ungünstigen Platz gefunden hat. Es sollte im Licht und des glänzenden Kontrastes wegen neben obigem Kopfe hängen. Der Engländer und der Charakter des Fleisches der englischen Frauen (die Haut ich nicht durchsichtig genug; es liegt eine Art Bleyglanz darauf) sind in der Färbung nicht zu verkennen: aber dafür haben wir hier auch eine englische Schönheit, im höchsten Sinne des Wortes. Das Werk ist vorzugsweise ein Nationalwerk zu nennen.

Einsamkeit von E. D. Leahy. Gleichfalls eine weibliche Gestalt von großer Einfachheit. Leahy gehört der Schule von Reynolds an: die Harmonie des Farbentones ist sehr lobenswerth; Weiche, Zartheit, Anmuth charakterisiren das Gemälde. Für die Ausstellung ist es kaum passend; es sollte wenigstens allein hängen. Die Bescheidenheit des Künstlers spricht sich in seinem Werke zu seinem großen Vortheil aus. Bey weitem aber das beste Werk, das wir von L. gesehen habe, ist ein Gemälde „Wahrsage“ überschrieben, dessen Ausführung eine Gewandtheit, Sicherheit und Freyheit zeigt, deren Mangel die neue englische Kunstschule charakterisirt.

Des Grafen Leicester's Besuch bey Amy Robsart zu Cuenor-Place, von H. Fradelle. Es fehlt diesem Künstler nicht an Talent, noch weniger an Fleiß, aber er ließ in seinen frühern Arbeiten oft mehr Glück in der Wahl seiner Gegenstände wünschen. Dieses Mal jedoch hat er eben so glücklich gewählt, als er in der Zeichnung und Ausführung sich selbst übertroffen hat. Die Scene steht der glänzenden Beschreibung, welche W. Scott davon gibt, nicht nach: Stellung und Charakter der Amy Robsart sind, mitten unter dem Glanze der reichen Geräthschaften und der blendenden Toilette sehr rührend. Diese Zeichnung wird im Stich erscheinen.

Die bezauberte Insel, Landschaft von F. Danby. Die Wirkung, welche diese sonnenhelle Land-

Elritze-Fischer, Ansicht bey Newcastle, von T. M. Richardson. Der Künstler führt sich mit dieser Ansicht zum erstenmal einem größern Publikum vor und, wie wir gestehen müssen, mit Geschick und Glück. Die Scene ist sehr malerisch und die Ausführung entspricht ganz dem ländlichen und ungeschmückten Charakter des gewählten Platzes. Die Wahl der Motive ist wahrhaft künstlerisch.

Die willkommenen Reisenden, eine Scene im Hafen von Bristol, von G. Jones. Dieses Werk ist, wie manches andere ähnlichen Charakters von der Hand dieses Künstlers voller Interesse, das eben so sehr aus der Wahl des behandelten Gegenstandes, wie aus der Behandlung selbst hervorgeht. Seine Perspective ist immer gelungen zu nennen; hier hat er sich selbst übertroffen: die Farben des Bootes, welches, wie wir annehmen müssen, die willkommenen Reisen enthält, sind glänzend und lokal.

Erholungen und die Quelle von R. T. Bone. Gleichfalls ein Künstler, dessen Werke das Auge des Beschauers unwiderstehlich fesseln. Er gleicht den glücklichen Menschen, die das Leben nur von der schönsten heitersten Seite sehen, „ein güldenes Sonntagskind", dem jeder Tag ein goldener Sonntag ist. Man kann seine Arbeiten nicht ansehen, ohne zu fühlen, wie eine Art Wonne und Behaglichkeit „wie bey der Liebsten Gruß" die Seele durchleuchtet. Phantasie und Farbenglanz, Adel des Gedankens und Lieblichkeit der Formen sind auf das schönste in den zwey genannten Arbeiten verschmolzen.

Studie eines Knaben von T. S. Good. Good hat mancherley in die Ausstellung gegeben, das weniger gut ist, als diese Studie und auch diese könnte besser seyn. Wir gedächten ihrer nicht, wenn sie nicht von Talent zeugte. Seine Weise ist noch zu monoton, er weiß das Licht nicht zu behandeln und legt auf Nebensachen zu viel Werth.

Zwey Landschaften von Hofland. Hofland ist ein Nacht-Landschaftmaler. Früher verfiel er häufig in das Grelle; seine Farbentöne sind nun milder geworden. Die erste Landschaft zeigt den Effekt zweyer Lichter (des Mondes und des Feuers) die glücklich mit einander contrastiren, ohne die zarten weichen Töne aufzuheben, die dem Charakter einer gewissen Jahreszeit angehören. Die zweyte Landschaft stellt Killin am Loch Tay in den schottischen Hochlanden dar: die frischen silbernen Töne machen hier eine schöne Wirkung.

Das gebrochene Knie, von R. B. Davis. Ein widriger Gegenstand, der hier mit vieler Geschicklichkeit ausgeführt ist. Es ist qualvoll und zurückstoßend für die Einbildungskraft, die Folgen eines Unglücks, wie das gebrochene Knie eines Pferdes hier, so recht umständlich dargelegt zu sehen.

Ein Fischladen, von H. Pidding. Eines der gelungensten Stillleben, die uns je in dieser Gattung vorgekommen sind: Anordnung und Farben sind lobenswerth; der Hintergrund aber ist mißrathen; er ist zu todt.

Leonardo da Vinci in den Armen von Franz I. sterbend, von E. Westland. Ein schönes kleines Cabinetgemälde von anziehendem Gegenstand und gefälliger Ausführung.

Drey Landschaften von Miß H. Gouldsmith. Man bemerkt mit Vergnügen die Fortschritte, welche der Pinsel dieser Künstlerin macht. Mit Ernst und Liebe folgt sie der Einfalt, mit welcher die Natur wirkt, und trägt die glücklichen Momente, welche sie ihr ablauscht, mit Geschick und Fleiß auf die Leinwand über.

Des Wildhäger's Haus, von E. Hasting's. Gute Schule. Die ächte Charakterwahrheit ist hier gesucht und wir dürfen sagen gefunden worden: je mehr die neuern Kunsterzeugnisse (Th. Lawrence's Werke sind hier keineswegs ausgenommen) dem Flitterstaat und anlockender, blendender Künsteley huldigen, um so eher dürfen wir das Verdienst höchster Einfachheit anerkennen, die Hastings bey Ausführung dieses Gemäldes leitete.

Der Erzengel Michael mit Satan um Moses Leichnam kämpfend, von J. Wood. Wood hat sich noch keinen Namen in England erworben. Er macht Fortschritte, das ist nicht zu läugnen; er kennt die Wirkung der Farben, weiß die Töne zu vertheilen, zu ordnen, harmonisch zu stimmen; aber er wagt für den angehenden Künstler zu viel; die Stellung des Satanas auf unserm Gemälde ist höchst unnatürlich und an sich unschön: Moses Leiche ist ein Gemeinplatz: die klassische Schule ist jedoch trotz mancher Verirrung hier sichtbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Archäolgische Literatur.

Osservazioni sul bassorilievo fenico-egizio che si conserva in Carpentrasso, fatte da Michel-Angelo Lanci, Interprete delle lingue orientali nella Vaticana Biblioteca. Roma, Franc. Bourlié, 1825. 152 und 47 S. 4. Mit 4 Kupfertafeln.

Das in Carpentras bey Avignon befindliche Relief, an dessen Erklärung sich schon Barthelemy, O. G. Tychsen, Fabricy, Grotefend und Kopp versucht haben, wird hier nach einer von dem Vf. selbst genommenen Copie ge-

lehrt und weitläufig erläutert. Dem Vf. ist die Bearbeitung unsres gelehrten Landsmanns Kopp, welcher die unterhalb des Reliefs befindliche Inschrift für aramäisch erklärt (Bilder und Schriften der Vorzeit II. 227 ff. 157.) gänzlich unbekannt geblieben. Er nimmt sie für phönizisch und übersezt sie, sehr abweichend von allen seinen Vorgängern folgendermaßen:

Benedetta sia Tebbà, figlia di Techasi, Sacerdotessa di Osiride; perciocché essa non isparlò di alcuno; non sofferse virilità di alcuno; non isvelò gli arcani del potente Osiride: col vino di prosperità sia ella soavemente aspersa e nel vino di propiziazione a lei pace.

Hiernach werden die Gegenstände des Reliefs so erklärt: In der untern Abtheilung auf einem Ruhebette in Löwenform, unter welchem vier Krüge mit Sperberköpfen stehen, liegt der Leichnam der Priesterin Tebba; zwey Gestalten, die eine mit einer Schakals-, die andere mit einer Sperbermaske den Kopf bedeckt, umwinden denselben nach der Einbalsamirung mit Binden. (Nach v. Hammers Erklärung, der gute und böse Genius die sich um den Leichnam streiten. Fundgruben des Orients V. 276.) Auf jeder Seite kniet eine nackte Dienerin von grauer Farbe (Negersclavin) jede ein Gefäß von verschiedener Form auf dem Kopf tragend, in welchen Wasser oder Wein und das flüssige Gummi zur Einbalsamirung enthalten sind. In der obersten größern Abtheilung steht Tebba vor ihrem Richter, dem thronenden Osiris. Sie hebt die Hände, welche in Flammen endigen, betend empor. Zwischen ihr und Osiris ist ein Altar aufgerichtet mit allen Gegenständen des religiösen Dienstes, die sie bey ihren Lebzeiten zu besorgen gehabt: Leuchter, Brode, Flüssigkeiten, Opferthiere ic. Osiris (dessen Kopf modern ist) hält in der einen Hand das Scepter, in der andern die Geissel, welche der Vf. für ein Aspersorium (Sprengwedel) erklärt. Hinter ihm steht eine weibliche Figur, nach dem Vf. der Genius der Priesterin, der sie an Osiris Thron erwartet.

Der Abbildung des Basreliefs gegenüber findet sich eine Tafel des phönizischen, assyrischen und samaritanischen Alphabets, nebst einigen Hülfsfiguren. Der Vf. sezt die Entstehung des Werks aus paläographischen Gründen nicht lange vor den Anfang der christlichen Zeitrechnung, und glaubt, daß es von Karthagern herrühren könne, die nach der Zerstörung von Karthago sich in Aegypten angesiedelt und dort die Landesreligion angenommen hätten. Seine Schrift ist reich an Erläuterungen aus dem Gebiete der Sprachkunde und der ägyptischen Religion und Gebräuche, wie über die ägyptischen Priesterinnen und ihr Gelübde, über die für Nilometer gehaltenen Tetrescharen, über den Kaphetor des mosaischen Leuchters u. s. w.

Den Anhang bildet 1. Erläuterung der beyden palmyrenischen Inschriften im Museo Capitolino, über welche schon der Pater Giorgi ein Werk herausgegeben hat. Hrn. Lanci's Uebersetzung weicht sehr von der seines Vorgängers ab.

2. Erläuterung eines Kilanaglyphums, das in einer Nische zwischen den Armen der großen Sphinx an der Pyramide des Ceops gefunden und von dem Freyh. v. Jcdkull (Ürküll?) copirt und dem Vf. mitgetheilt worden ist. Der Vf. sezt den Ausdruck Kilanaglyphum (von κοῖλος und ἀνάγλυφον) passend für das französische Basrelief en creux, um das häufig an ägyptischen Werken vorkommende aus einer Vertiefung herausgearbeitete Relief, zu bezeichnen. Dieß Kilanaglyphum ist durch Inhalt wie durch Ausführung interessant. Links die ganze Höhe der Tafel einnehmend, steht ein kolossaler Mann, auf einen Stab gelehnt, zu seinen Füßen ein Hund; vor ihm ein nicht halb so großer Diener, der ihm an einer langen Stange einen großen viereckigen Sonnenschirm vor das Gesicht hält. Das Uebrige besteht aus drey parallel über einander laufenden Abtheilungen. Auf der obern sieht man drey knieende Figuren mit Lesen und Schreiben beschäftigt; die Lesenden haben die Federn hinter dem Ohr stecken, ein Vierter scheint dem Schreibenden etwas anzugeben; zwey andere Knieende harren der Rechenschaft, die sie abzulegen haben; ein Stehender hinter ihnen, scheint ihr Aufseher zu seyn. — Auf der mittlern Reihe stehen zu vorderst 15 Ochsen mit großen Hörnern parallel neben einander; darauf folgt eine schöne mannichfaltige Gruppe von Kühen und Kälbern, ein Treiber hinter ihnen, zulezt eine Ziegenheerde. Den Zug auf der untern Abtheilung eröffnen 12 Esel, ein Mann hinter ihnen trägt ein Bündel an einem Stab auf dem Rücken, ihm folgt eine Reihe von Schaafen mit großen Hörnern. Ueber der Heerde sind Zahlzeichen, welche nach dem Vf. Tausende, Hunderte, Zehn und Eins bedeuten und folgende Zahlen für die Heerde geben: 834 Ochsen, 207 Kühe und Kälber, (wenn nicht die Zahl durch einen Riß des Reliefs verstümmelt ist) 2233 Böcke und Ziegen, 760 Esel, 974 Schaafe. Zur Seite des Sonnenschirms sind einige Hieroglyphen angebracht, die der Vf. nicht zu erläutern weiß. Das Ganze stellt offenbar eine Rechnungsablegung vor dem Herrn und Besitzer dar, und könnte wohl andeuten wie reich an Heerden der in der Pyramide Begrabenen zur Zeit seines Todes gewesen, wenn es ausgemittelt wäre, daß das Relief wirklich gleichzeitig mit der Pyramide ist. Herr Lanci fügt zu dieser Erklärung des Reliefs mehrere Bedenken über das von Champollion neuerlich bekannt gemachte phonetische Alphabet der Aegypter, indem er darauf aufmerksam macht, daß man die Laute der ägyptischen Buchstaben genauer mit denen der hebräischen vergleichen müsse, da die griechischen nur eine unvollkommene Aehnlichkeit hätten. Er zeigt demnach an mehreren Beyspielen wie dieß Champollion'sche Alphabet umzuändern und zu vervollständigen sey. S.

Nr. 71.

Kunst-Blatt.

Montag, den 5. September 1825.

Grabmal

der Frau v. Benkendorff, geb. v. Alopeus in Häslach bey Stuttgart.

(Mit Plan, Aufriß und Durchschnitt des Monuments.)

Am 4. Jan. 1823 starb in Stuttgart die Gemahlin des Generals v. Benkendorff, damaligen kaiserl. russ. Gesandten am würtembergischen Hofe; eine Frau, so ausgezeichnet durch edle Geistesgaben und einnehmende Talente, als durch Herz und Sinn für alles Gute und Schöne. In der Blüthe der Jugend, im Genuß des reinsten Glücks an der Seite eines zärtlichen Gatten und zweyer hoffnungsvollen Kinder, im Besitz aller der Annehmlichkeiten des geselligen Lebens, welche Anmuth, Liebenswürdigkeit, Stand und Reichthum verleihen können, hatte der Hauch des Todes zu früh das zarte Leben gestreift. Ihr Verlust, obgleich länger geahnet, war für Angehörige, Freunde und Alle die sie kannten, im höchsten Grade schmerzlich und betrübend.

Der tiefgebeugte Gatte gedachte eines früher, vielleicht im Vorgefühl des nahen Todes von ihr geäußerten Wunsches: daß sie einst in dem schönen Thale von Häslach, eine Stunde von Stuttgart, wo am Abhang von Weinbergen ein kleiner Dorfkirchhof zwischen Baumpflanzungen liegt, ihre Ruhestätte finden möchte. Hier ward innerhalb der wenigen Tage, welche die Anstalten zur Beerdigung gestatteten, unter der Leitung des königlichen Hofbaumeisters Salucci ein oberhalb des Kirchhofs erkaufter Platz geebnet, und ein geräumiges rundes Gewölbe ausgemauert, in welches man die Leiche mit Feyerlichkeit beysezte.

Unmittelbar an diese Veranstaltung schloß sich der Gedanke, das Andenken der Verewigten durch ein Denkmal zu ehren. Dannecker modellirte, bald nach ihrem Tod, sehr ähnlich ihre Büste, und der schicklichste Platz, dieß Bildniß für die Nachwelt aufzubewahren, war an der Stätte, wo die Reste der Verklärten in den Schooß der Erde waren aufgenommen worden. Dem Gatten, welcher für den Schmerz um die theure Gefährtin keinen Trost fand als die Aussicht auf einstige Wiedervereinigung, war der Wunsch natürlich, jene Gruft auch einst zu seiner Ruhestätte zu bestimmen. So ward der Vorsatz gefaßt, ein monumentales Gebäude zu errichten, welches die Büsten beyder Ehegatten aufnehmen sollte.

Schon früher hatte Dannecker die Büste des Herrn v. Benkendorff in Marmor ausgeführt. Er modellirte nun beyde Bildnisse aufs neue, zu einer Gruppe vereinigt, in welcher sie fast als Halbfiguren erscheinen, einander bey der Rechten fassend, während Seine Linke traulich auf Ihrer Schulter ruht und Sie die ihrige bedeutungsvoll auf die Brust legt. Den Gedanken zu dieser Composition gab die Erinnerung an eine schöne Gruppe im vatikanischen Museum, die unter dem Namen Cato und Porzia bekannt, *) aber wohl ein Bild ehelicher Treue und Zärtlichkeit, und zwar aus der schönsten Zeit römischer Kunst ist, denn die Ausführung hat eine Wahrheit und Lebendigkeit, welche dieß Werk den besten des Alterthums anreihet. Danneckers Gruppe weicht in Anordnung und Drapirung ganz von jener ab; doch hat er auch die männliche Büste mit einer antiken Toga sehr schön drapirt; die weibliche trägt einen Schleyer, der vom Hinterhaupt in breiten Massen auf Schultern und Arme herabfällt, und die Faltung des Gewands ist ebenfalls in antiker Art gehalten. Dieß Werk wurde fürs Erste nur in Gyps, aber mit großer Sorgfalt und Vollendung ausgeführt, und erhielt zum Hintergrund eine Nische, die auf einem Sockel ruht.

Während der Bildner dieß Monument arbeitete, ward auch das Gebäude begonnen und gedieh im verflossenen Jahr zur völligen Beendigung. In den beyliegenden lithographirten Blättern können wir unsern Lesern den Aufriß, Durchschnitt und Grundriß des Ganzen nach Hrn. Salucci's eigenen Zeichnungen mittheilen.

Durch den Unterbau des Gewölbes war die runde Form gegeben, welche der Architekt beybehielt, um auf einer breitvorspringenden Basis einen runden, von allen

*) Mus. Pio-Clem. T. VII. Tav. XXV.

Seiten geschlossenen Tempel zu errichten. Fünf Stufen führen hinan, unter welchen man von beyden Seiten an den Eingang der Gruft gelangt. Durch ein vorspringendes, von zwey Säulen getragenes Portal tritt man in den Tempel, der von einer mit Zink gedeckten Kuppel überwölbt, sein Licht von oben empfängt. Eine vergitterte Oeffnung im Fußboden läßt die darunter befindliche Gruft erkennen. Der Thüre gegenüber zwischen zurücktretenden Wandpfeilern ist eine Nische angebracht für die Aufnahme des Monuments, welches dem Hereinkommenden unmittelbar in die Augen fällt. Die Gruppe steht unter einem Fronton auf einem hohen Sockel, an welchem die Namen und Wappen der Ehegatten angebracht sind.

Die Höhe des Gebäudes ohne die Laterne und ihre Verzierungen beträgt 28 Fuß. Es ist bis an die Kuppel aus großen feinkörnigen und feingeschliffenen Quadern aufgebaut. Das Innere ist von Stucco gearbeitet und bis auf die Wände zwischen den Pfeilern, die eine gelbliche Steinfarbe erhalten haben, völlig weiß. Der Fußboden ist mit weißen und röthlichen Steinplatten ausgelegt. Der Architekt wählte die jonische Ordnung, um dieser Wohnung des Todes nicht ein düsteres Ansehen, sondern eine ruhige Heiterkeit zu geben, jener Stimmung entsprechend, mit welcher der Christ in der Hoffnung auf ein künftiges Leben den Austritt aus dem gegenwärtigen betrachtet.

Die Wirkung des Ganzen wird noch erhöht durch das Massive des Baues und die Reinheit und Gediegenheit der Arbeit an allen Verzierungen. Säulenschäfte, äußere Pfeiler und Thürpfosten sind jeder aus einem einzigen Block, die großen regelmäßig behauenen Steine sehr genau zusammengefügt, und das an den Kehlleisten angebrachte Laub, die Kapitelle der Säulen und Pilaster und die Kassaturen der Kuppel sind mit vieler Genauigkeit und in starkem Relief gearbeitet. Hr. Salucci hat sich sowohl hier, wie an der von ihm erbauten Kapelle des Rothenbergs und an dem neuen königlichen Schlosse, das unter seiner Leitung jezt auf dem Rosenstein errichtet wird, das Verdienst erworben, die Steinmetzen zu genauer und schöner Arbeit der Verzierungen gewöhnt zu haben, die an dem feinkörnigen, aus den Brüchen von Stuttgart kommenden Sandstein sehr dankbar ist.

Zur gänzlichen Vollendung des Denkmals bleibt nun nichts zu wünschen, als daß die so trefflich in Gyps modellirte Gruppe bald durch eine marmorne von Dannecker ersezt, und diese auf einer Basis von farbigem Marmor aufgestellt werden möge. Erst dann wird auch das Innere des Gebäudes jenen monumentalen Charakter erhalten, welchen das Aeußere so unverkennbar ausspricht. Die Zeichnung des aus Gyps errichteten Monuments ist deßhalb auf unsern Blättern nicht angebracht worden, da es nur provisorisch ist.

Das Gebäude steht auf einer schönen Stelle, von der Morgen- und Abendsonne beleuchtet; nur ist zu bedauern, daß wegen des steilen Abhangs die Façade nicht gerade gegen den Begräbnißplatz und die unterhalb desselben laufende Straße gerichtet werden konnte. Doch wird auch die malerische Ansicht des Monuments noch um Vieles gewinnen, wenn die Umgebungen einst geräumiger angelegt, mit Abzugsgräben versehen und mit Bäumen und Gebüsch gruppirt seyn werden.

S.

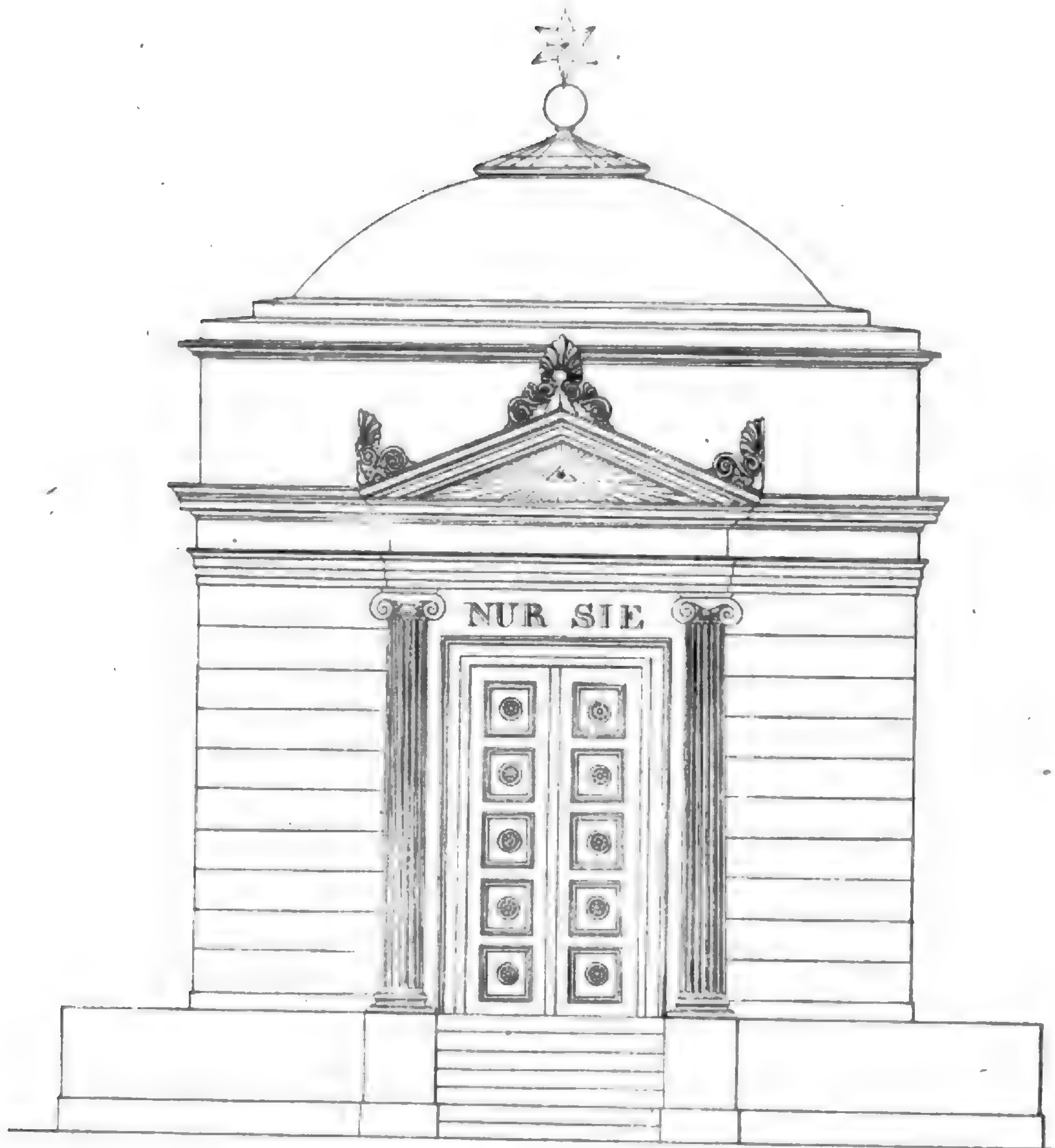
Bemerkungen über die dießjährige Kunstausstellung in der brittischen Gallerie zu London.

(Beschluß.)

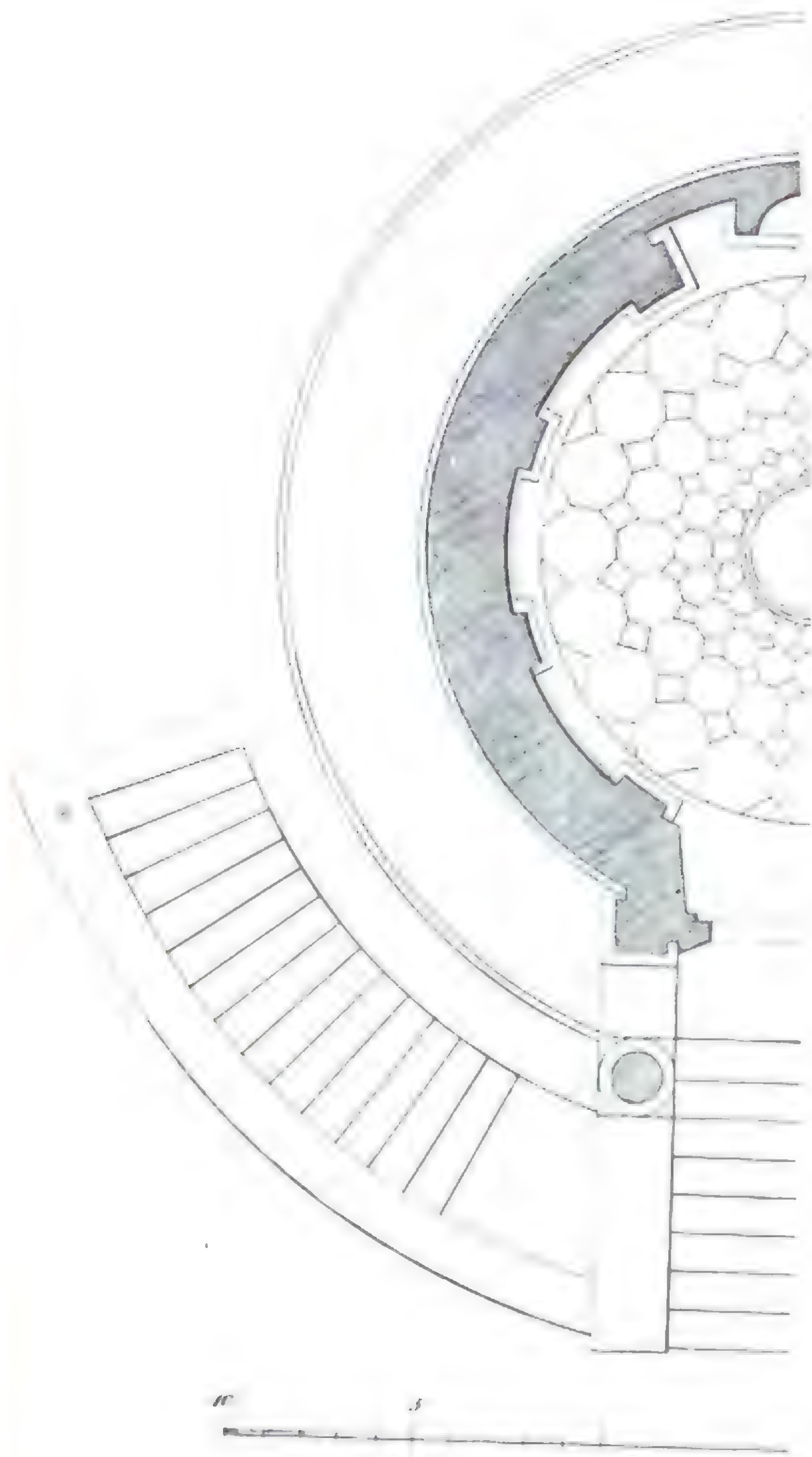
Griechische Schäfer, die einem Geyer ein Lamm entreißen, von James Severn. Hirten reichen mit ihren Hackenstöcken nach einem Geyer, der eben mit einem Lamm in die Luft steigt; Mädchen strecken eben dahin ihre Arme aus: während der Vogel unerschrocken mit seiner Beute in den Klauen aufsteigt, scheint es wahrscheinlicher, daß er die Hirten, die ihre Hackenstöcke an jeden seiner Flügel gehängt haben und das Thier herabziehen wollen, mit sich fortführt, als daß sie seinem Raub ein Hinderniß entgegensetzen. Es ist weder charakteristischer Ausdruck noch ein moralisches Interesse sichtbar. Der Vorfall mag sich recht interessant mit ansehen und recht gut erzählen lassen; auf der Leinwand nimmt er sich schlecht aus. Die Künstler sollten doch ja bedenken, welche Gegenstände sich für den Pinsel eignen. Die Erzählung in der Bibel von dem verlorenen Schaafe würde bey jedem Versuch, sie in einem Gemälde darzustellen, leiden; in dem Gemälde, von dem wir reden, ist das Schicksal des armen Lammes, das aus den Klauen des Geyers in die Hände des Künstlers fiel, nicht sehr verbessert worden. Das Gemälde hat jedoch das, bey jungen Künstlern seltene, Verdienst großer Nüchternheit des Tones; der Styl der Zeichnung scheint dem von N. Poussin nachgebildet zu seyn — auch ein Verdienst in diesen Tagen übergleisender Extravaganz und hohler Gemeinplätze. Den Anspruch an Talent zur Historien-Malerey, das unserm Künstler in öffentlichen Blättern etwas voreilig beygelegt wird, müssen wir so lang' in Abrede stellen, als wir uns durch den Augenschein von dem Recht überzeugt haben, solche Ansprüche zu hegen.

Die Entdeckung, von Wm. Watts. Ein Gemälde dieser Art (vielleicht soll dieses eine Folge desselben seyn) erschien in einer frühern Ausstellung, das den Soldaten als kühnen und glücklichen Nebenbuhler des über-

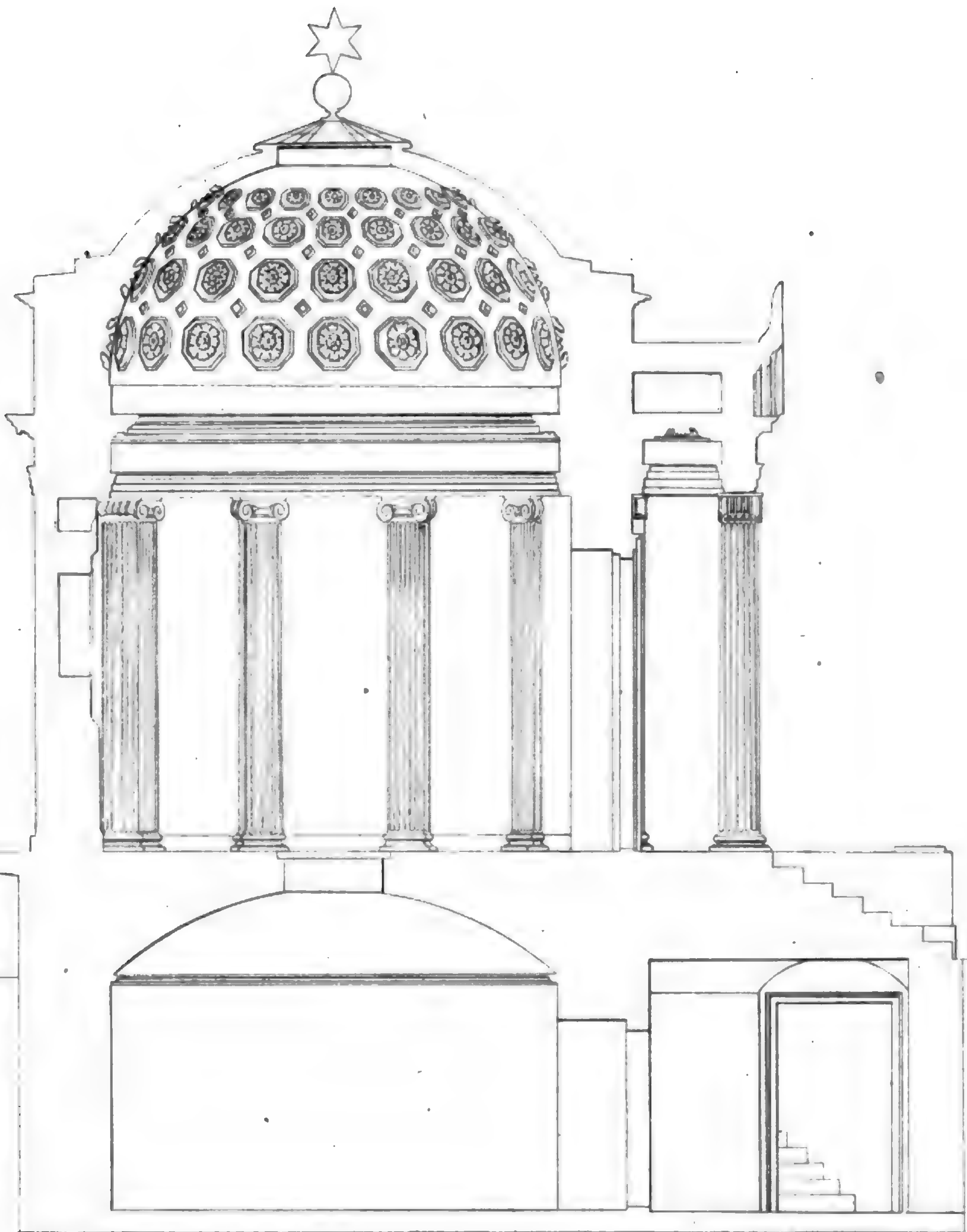
Elevation.



Plan du



Coupe.



raschten, ehrlichen Bauernburschen darstellte. Die Entdeckung, die sich hier erwarten läßt, scheint günstig für des Burschen künftiges Wohl auszufallen. Der Farbenauftrag ist unsrer Ansicht nach, zu wollig und zu unbestimmt; sonst ist viel Ausdruck und Charakter im Ganzen.

Des Hirten Besuch, von A. Fraser. Gehört, wie das ebengenannte Gemälde, dem häuslichen Leben an: man kann sagen, der Besuch sey ein willkommner. Der Gegenstand wurde aber sichtlich gewählt, um Gelegenheit zu haben, das Innere einer Hütte nebst den Zugaben eines pittoresken Geräthes zu malen: auch ist Fraser's Talent hier überwiegend, wie schon mehrere frühere Leistungen von ihm bewiesen haben. Die Figuren sind nicht ohne Interesse; es entspringt dieses jedoch eher aus deren Verhältniß zum Ganzen, als aus irgend etwas Charakteristischem an ihnen selbst.

Die neue Kirche in dem Strand, von Exeter Change, von E. R. Stanley. Wer diese schöne Kirche gesehen hat, wird sich freuen zu hören, daß ein geschickter Künstler sie im Großen und Ganzen ihres Eindrucks wieder zu geben unternahm. Stanley gehört zu den besten architektonischen Zeichnern Englands und seine Abbildungen alter Kirchen in London sowohl, wie auf dem Lande, tragen sämmtlich den Charakter der höchsten Treue bey guter Wahl der Ansicht und Fleiß der Ausführung. Wine Street, Bristol, von demselben, verdient dasselbe Lob, wie die Strandkirche.

Das Innere eines Gemaches mit einer sitzenden Frau, von Miß Adams. Wenn uns die Höhe und Dunkelheit des Platzes, wo dieses Gemälde hängt, nicht täuscht, so hat es viel Verdienst. Die Färbung macht einen guten Effect und die Composition zeugt gleichfalls von bedeutendem Talent.

Der Patient, von Thomas Clater. Die Hauptperson dieses komisch malerischen Drama's zeigt nichts weniger als „Patience" und erinnert uns an ähnliche Ausbrüche von Leidenschaften, die Gicht und Flanell in Thätigkeit setzen. Dem unbetheiligten Zuschauer bey diesem Getriebe ist die Verwirrung, die es erzeugt, eher ein Gegenstand der Ergötzung: den untergeordneten Mitspielern aber ist nicht so zu Muth, denn sie sind verdammt, die Wuth und die Heftigkeit, welche die Gelegenheit erzeugt, zu ertragen. Ausdruck, Farbengebung und Ausführung betreffend, ist die Leistung ein Beweis von vielem Talent; der einzige Vorwurf, den wir dem Künstler zu machen haben, ist, daß er dem Arzt durchaus nichts gegeben hat, das ihn von einem gewöhnlichen Besucher unterscheidet: dieß ist jedoch durch die Natur der Sache zu entschuldigen; der Mann ist ein Apotheker und hat als solcher nicht das Auszeichnende des spanischen Rohrs, der Perrücke, der Magerheit und ähnlicher charakteristischer Züge der englischen Aerzte.

Diesem wüthenden Patienten zur Seite hängt ein Gemälde von sehr verschiedener Art: eine Mühle bey Caundon in Warwickshire, von S. Malkin, zeigt einen so ruhigen Charakter, sowohl in Bezug auf den Gegenstand als in der Aufführung, daß der Contrast nicht zu übersehen ist. Dieses so wie einige andere Gemälde ähnlicher Art sind sehr beachtenswerth; Cupp's Einfluß ist zum Vortheil der Künstler auf den ersten Blick sichtbar. Auch haben Gemälde dieses Charakters in dieser Ausstellung am meisten die Käufer angezogen.

Isaak Walton und Venator, des Milchmädchens Gesang belauschend, von Wainright. Dieses Gemälde verkörpert, so gut es durch den Pinsel nur immer geschehen kann, das wahre Wesen der Affectation: das muß etwas Außerordentliches scheinen, wenn man erwägt, daß der Hauptgegenstand des Gemäldes „Einfachheit und Einfalt" ist. W. ist ein gelehrter Künstler; aber es ist etwas anders, ein Künstler in der Bücherstube und ein solcher in der Malerstube seyn.

Der Hypochondrist, von Newton, ein geistreiches kleines Werk. Der Ausdruck von Angst und Furcht in dem Gesicht des jungen Patienten, der die Rolle seines eigenen Arztes spielt, ist vortrefflich. Die Rechtsgelehrten sagen, wer sein eigener Anwalt sey, habe einen Thoren zum Clienten. Dieser Grundsatz ist wenigstens eben so gut auf die anzuwenden, welche sich selbst kuriren wollen, und dieser junge Herr ist ein ergötzliches Beyspiel. Wir fürchten jedoch, oder vielmehr, wir hoffen, Newton habe einen Mißgriff gethan, indem er seinen eingebildeten Kranken zu jung darstellte. Krank und gesund zugleich zu seyn ist ein Privilegium für die „Jahre der Vorsicht"; zu diesen jedoch ist der Patient auf diesem Gemälde bey weitem noch nicht gekommen. Demungeachtet ist das Gemälde schön, in der Farbe klar und lebendig, im Detail mit vieler Kunstfertigkeit ausgeführt.

Christus, der Maria Magdalena erscheinend, von R. Westall. Wir bekennen, vor diesem großen Gemälde stehend und der Lobsprüche gedenkend, die wir demselben gespendet sehen, daß Gegenstände dieser Art unsrer Ansicht nach, dem Talent und der Fertigkeit dieses eleganten Manieristen durchaus nicht zusagen. Sie fordern eine Einfachheit des Styls, die ihm fremd ist.

Banditen-Scene, von Eastlake. Toujours perdrix? Ewige Banditenscenen, die Eastlake malt! Man schließt mit Recht aus dem, was wir bisher von den lobenswerthen Arbeiten dieses Künstlers gesehen haben, er sey sogleich nach seiner Ankunft im Kirchenstaat, gleich Salvator Rosa von Banditen gefangen genommen und in ihre Schlupfwinkel geführt worden, wo er bis jezt

für seine Auslösung arbeitet und wo die Räuber ihm die Gegenstände seiner Gemälde bestimmen. E. sollte sich bemühen, von diesen Banditen loszukommen, die er für eben so gute Subjecte zu halten scheint, wie der Papst. Ihre Sitten und Gewohnheiten sind ohne Zweifel anziehend und romantisch und seine Gemälde von ihnen haben Kraft und Charakter; aber das Auge, das stets dasselbe wieder sieht, ermüdet doch endlich.

Der üble Ritt, von Woodward. Ein sehr gefälliges und niedlich ausgeführtes kleines Gemälde, darstellend einen Klepper, der in boshafter Laune mit zwey nicht weniger boshaft gelaunten Buben, welche zusammen das arme Thier bestiegen haben, durchgeht. Nach der Bestürzung in den Gesichtern der umsonst an den Halfter zerrenden Knaben zu urtheilen, scheint das Pferdchen eben im Begriff in das wohlbekannte Stallthor einzudringen, zu nicht kleinem Nachtheil für die Kniee und Nasen der Reitenden.

Pandora, von Etty. Unter der großen Menge untergeordneter Werke gewinnt diese Pandora hier — doch blos vergleichungsweise; — in der vorjährigen Ausstellung der königlichen Akademie wurde sie billig übersehen. Etty ist kein ungebildeter Künstler; gewöhnlich aber fehlt seinen Werken die Reinheit und Einfachheit der Zeichnung; träfe diese zusammen mit seiner anmuthvollen Erfindungsgabe und seinem gebildeten Geschmacke, so dürften reizende Schöpfungen aus seinen Händen hervorgehen. Die Pandora auf diesem Gemälde hat vieles Verdienst, aber das Ganze hat den schreyenden Fehler, daß es dunkel, wenn nicht unverständlich ist, obgleich wir nicht zweifeln, daß der Künstler im Stande sey es vollkommen zu erklären. Das reicht aber nicht hin. Ein Gemälde, das der Erklärung werth ist, erklärt sich selbst.

Der Seestücke, sind nicht mehr denn sechs und dreyßig in einem und demselben Zimmer aufgestapelt — die Siege der Engländer z. B. bey Trafalgar und dergleichen darstellend: wir wollen bey denselben nur ihres gänzlichen Mangels an Verdienst als Gemälde gedenken, obgleich ihrer mehrere ganz achtungswerthe Namen tragen. Es wäre ohne genommenen Augenschein kaum zu begreifen, wie so viel Leinwand bemalt werden kann, ohne daß auf einer einzigen Tafel irgend ein künstlerischer Effect sichtbar wird. Daß in einigen wenigen dieser Stücke beträchtliches Verdienst sey, wird nicht geläugnet werden; aber eben in diesen ist das Verdienst weggeworfen. Wir kennen die große Schwierigkeit, die mit der Behandlung dieses Gegenstandes verbunden ist und geben zu, daß nichts Großes daraus, wenn man das Ganze betrachtet, gemacht werden kann. Dennoch aber kann im Detail gewiß viel mehr geleistet werden, als hier geschehen ist. Es würde gehässig seyn, da ins Einzelne zu gehen, wo fast alles schlecht ist: wir können aber nicht umhin, im Allgemeinen zu bemerken, daß der größere Theil nicht sowohl den Künstlern zur Unehre gereicht — denn Niemand ist tadelnswerth, weil er seine Kräfte nicht überschreitet, oder weil er diese Kräfte für anders hält als sie sind, — als den Mauern, wo sie hängen, und dem Urtheil, das sie für würdig halten konnte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu leiten.

Der Kämpe, von Castlake. Wir sagen von diesem Gemälde blos so viel, daß es uns fürchten macht, der genannte Künstler werde bey seinen Banditen bleiben müssen: die schlechteste seiner Räuberscenen hat mehr Verdienst, als in diesem großen, aber geistlosen und unbedeutenden Gemälde gefunden werden kann.

Eines der vorzüglichsten und anziehendsten Gemälde in der Gallerie ist Witherington's John Gilpin: es hat jedoch mehr Fehlerhaftes als Verdienstliches und erfüllt keineswegs die Ansprüche, zu denen der Gegenstand berechtigt. Das Gemälde enthält zwey oder drey vortreffliche Figuren, aber nicht mehr; viele andere sind blos da, um die Leinwand auszufüllen. W's. frühere Kunstleistung versprach etwas Besseres, als er gibt.

Ansicht bey East Grinstead, von Nasmyth. Ein anziehendes Naturgemälde: es gibt heutzutage wenig Landschaften, die den Charakter der Wahrheit unvermischter an sich tragen, als die dieses keuschen, unaffectirten Künstlers. Es sind Gemälde hier, die Schönheiten haben, welche den seinigen fehlen; aber es dringt sich uns dabey die Frage auf, ob jene Schönheiten in den Gemälden der Natur gefunden werden? Davon haben wir uns überzeugt, daß viele Männer von Genie in unsern Tagen, welche um eine hohe Popularität in diesem Fach der Kunst buhlen oder sie besitzen, ihr eigenes Gefühl von dem, was in der Natur wahr ist, dem allgemeinen Gefühl der Beschauer von dem, was schön in der Kunst ist, leider opfern müssen. — Das einzige Verdienst der Landschaft vor uns — aber ein großes ohne Frage, und eben so selten als es groß ist — besteht darin, daß es treu die Scene darstellt, von der es eine Copie ist. Eine andere Landschaft von demselben Künstler, die dasselbe Verdienst hat, aber anziehender ist, weil eine günstige Tageszeit gewählt und der Lichtton klarer gehalten wurde, hat uns noch länger gefesselt gehalten. Die Natur hat in England dem Landschafter unendlich vorgearbeitet. Wenn Nasmyth's Landschafts-Gemälde einen Fehler haben, so ist es der, daß er die Zeit zu seinen Studien nicht gut zu wählen weiß. Im Allgemeinen zu reden könnten sie wärmer, lebendiger seyn, ohne weniger natürlich zu werden.

Blumenmädchen vom Monte Pincio, von Brockedon. Ein schöner Kopf voll Geist und Kunst. Es fragt sich, ob die englischen Künstler nicht besser thäten, nach lebendigen Vorbildern in Italien zu studiren, als dem falschen Geschmack der oder jener Malerschule zu huldigen, wie sie gewöhnlich thun? Ein Kopf dieser Art, nach der Natur copirt, ist für den Künstler, der ihn vollendet, mehr werth als ein halbes Dutzend Copien nach Tizian selbst. (Literary Gaz. Nr. 418 — 426. und New Monthly Magazine. March. 1825. mit Bemerkungen eines englischen Correspondenten).

A.

Nr. 72.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 8. September 1825.

Antike Vasen.

Lukanische Ausgrabungen.

1. Auf einer vierfüßigen Bank sitzt ein Schauspieler mit Plectrum die Lyra spielend: wenn die absichtlich auffallend gezeichneten Körperformen die weibliche Figur uns zu sichern scheinen, so zeugen andrerseits komische Maske mit weißem Bart, kurzes Aermelkleid und Beinkleider auf das bestimmteste für eine Verkleidung in männlichen Charakter. Vor der beschriebenen Figur steht eine andre ebenfalls weibliche mit verschiedener, aber höchst charakteristischer komischer Maske, die Züge bis ins Kleinste ausgeführt, einen Phallus vorn angebunden: wegen der Stellung in Profil ist nur ein Fuß sichtbar. Hinter dieser, der ersten gegenüber, sitzt auf einem schönen Lehnstuhl eine dritte weibliche Figur, die Lyra spielend wie jene, das Haar frauenartig hinten in einen Knoten aufgebunden, ebenfalls mit männlicher komischer Maske und Kleidung, und vor den übrigen beyden Figuren außer dem Lehnstuhl noch durch Fußschemel ausgezeichnet und eine Art Keule in der Rechten, die als Attribut Melpomenens, in den Händen eines Charakters der Comödie oder des Drama Satyrikum auffallen muß, wenn nicht vielmehr der Musikmeister, durch vornehmeren Sitz und Fußschemel schon angedeutet, sich dieser kleinen Keule wie unsre heutigen Componisten eines Stabs oder einer Papierrolle, zur Bezeichnung des Taktes bedient, für den gegenübersitzenden Lyraspieler und den in der Mitte tanzenden Komiker selbst aber auf der Lyra nur einige Akkorde anzugeben gebraucht, ohne sich eigentlich auf diesem Instrument hören zu lassen, weßhalb auch das Plectrum bey ihm vergebens gesucht wird. Oberhalb sieht man ein viereckiges Blatt, entweder ein Notenbuch vorstellend, oder vielleicht die Anzeige des Stücks, woraus diese Scene entlehnt ist. Für diese in ihrer Art einzige Vase gibt Aristoxenos bey Athenäus (B. XIV. S. 620) in seiner Definition von Magoden und Lysioden einiges Licht: Magoden nämlich nennt er den Schauspieler, welcher einen Mann in Weiberkleidung darstellt, Lysioden aber wer eine Frauenrolle in Männertracht gibt: sonst singen Magoden und Lysioden dieselben Lieder und im Uebrigen ist kein Unterschied zwischen beyden.

2. Auf einen Chernips (Waschkessel) stützt sich ein nackter junger Mann und scheint die Rechte nach dem Handtuch auszustrecken: denn ihm gegenüber, auf der andern Seite des Chernips, steht ein junger Mann gleichen Alters, ihm den Rücken kehrend, in beyden Händen ein langes Handtuch haltend vor einem Lehnstuhl, wovon er es eben genommen hat. An der Ecke hängt an einem Nagel, Strigil und Oelbüchse an dem Riemen befestigt. Schönheit der Gesichtszüge, richtige Auffassung der Körperformen, fein ausgeführte Zeichnung des Ganzen setzen dieß Vaso a Campana, gleich dem vorigen in den Gräbern Basilicatas gefunden, den schöneren Nolanischen an die Seite und beweisen aufs Neue, daß die Fabrik Lukaniens, wenn gleich in Hinsicht auf Firniß und Farbenschönheit hinter Kampanischer zurückstehend, doch im Besitz ausgezeichneter Künstler, Meisterwerke ans Licht brachte, die was Composition, Zeichnung und Individualisirung der Charaktere anlangt, dreist mit Nolanischen in die Schranken treten können.

3. Herkules auf einem Fels sitzend, stützt sich mit der Linken auf die Keule, in der Rechten den Fichtenzweig haltend, vielleicht als Siegeszeichen über Sinnis den πιτυοκάμπτης. Ihm gegenüber steht Minerva in Chiton poderes (langem Untergewand) und Peplus, behelmt, die Linke auf den ovalen Schild gestützt, in der Rechten die Lanze; hinter dieser Mercur mit Pileus, Chlamys und Petasus.

4. Zwey Krieger mit kurzem Chiton und Gürtel, darüber das fliegende Ampechonium, in der Linken Schild und zwey Lanzen, stehen einander gegenüber, in der Rechten das Schwert zum Einhauen bereit. Hinter dem Einen ist eine männliche Figur, den Unterkörper in einen Mantel gehüllt, auf einen Stab gestützt, in der Rechten den Kranz den Kämpfern hinzeigend; hinter dem Andern fliegt in langem Chiton und Peplus eine Viktoria herab, in der Linken Patera, in der Rechten Kranz und Binde hinreichend. Ihr gegenüber und zwar hinter der Scene

schaut ein bärtiger Satyr (Halbfigur) mit Pansgesicht hervor, die Linke nach dem Kopf haltend. Revers. Die Gardine oberhalb, nebst vielen andern Verzierungen deutet wohl auf eine Theaterscene. Hercules mit dem Löwenfell, in der Linken Keule, in der Rechten Bogen, sieht nach dem zu ihm tretenden mit Chlamys und flügellosen Stiefeln bekleideten, nur durch Caduceus bezeichneten Mercur hin, der ihn anzureden scheint. Hinter diesem folgt eine Viktoria, in der Rechten Patera, mit der Linken einen Oelzweig ihm reichend. Auf der andern Seite nähert sich ihm Athene mit Diadem auf dem Kopf, in Chiton poderes, Peplus und Ampechonium, nur durch Schild, zwey Lanzen in der Linken und Helm, den sie auf der Rechten vor sich hinhält, als seine Bundesgöttin erkennbar.

5. Venus in Chiton poderes und Peplus, auf dem Kopf eine Haube, in der Linken die Lanze, auf ihrem Schooß ein Amorin knieend, der ihren rechten Arm hält, den sie in die Höhe hebt, um mit der Hand den Kopf eines andern nach ihr herabfliegenden Amorin zu fassen, welcher ihr eine Binde vorhält: hinter ihr geht ein dritter Amorin fort, nach den Liebkosungen der übrigen eifersüchtig zurückblickend. Eine Art Halsband ist oberhalb aufgehängt. Revers. Venus mit Chiton poderes und Peplus sitzend, in der Linken die Lanze, in der Rechten den Helm dem vor ihr stehenden Mars hinreichend, welcher den Peplus über die Arme fallen hat, die linke Seite vom ovalen Schilde bedeckt, und mit der Rechten einen Spiegel der Venus anbietet. Ein Amor, in der Linken einen Kranz, fliegt nach ihnen hin, mit der Rechten aus dem Präfericulum spendend.

6. Bacchus mit wallendem Haar auf seinem Peplus sitzend, den linken Arm auf das Knie gestützt, und den Zeigefinger der erhobenen Hand gebogen als winkte er. Auf seine linke Schulter stützt sich ein Jüngling mit langem Lockenhaar, vielleicht sein Geliebter Ampelus. Neben ihm steht eine Bacchantin mit kurzem, ärmellosem Chiton, Nebris und Gürtel, in der Linken ein Tympanum, und blickt nach der Hauptscene zurück. Ihr tritt mit erhobenem rechtem Bein ein bärtiger Satyr entgegen, in der Rechten die Syrinx, den Zeigefinger eben so wie Bacchus haltend. Bacchus gegenüber steht eine jugendliche Figur, den Peplus über den Arm herabfallen lassend, und hält sich an einen Weinstock, der sich um eine hohe Stange schlängelt und, oberhalb in eine lange Weinlaubguirlande auslaufend, der Hauptgruppe zum Dach dient, unter welchem eine Maske hängt. Hinter dem Weinstock winkt eine weibliche Figur, mit Haube, Chiton und Peplus bekleidet; sie sowohl als der Jüngling nach Bacchus hinblickend. Ein Hirsch liegt am Boden zwischen zwey Baumzweigen. Revers. In der Mitte blickt ein Jüngling, mit großem Craterus in der Linken, nach der ihm folgenden Tympanumschlägerin um: unterhalb sieht man einen jungen Satyr, das Weingefäß auf der Schulter: zur andern Seite des Craterusträgers, eine weibliche Figur mit Trinkgefäß und oberhalb einen Jüngling die Lyra in der Linken, mit der Rechten der Bacchantin winkend, nach der alle drey hinblicken.

7. Thetis, in Chiton poderes und Ampechonium, bringt in der Linken die Lanze, in der Rechten das Schwert dem ihr gegenüberstehenden Achill mit Helm und Chlamys bedeckt, der sich die Beinschienen befestigt: oberhalb Viktoria mit einer Siegerbinde. Revers. Hercules durch Löwenfell und Keule bezeichnet, blickt traurig nach der neben ihm befindlichen Grabstele, wohl seines Freundes Iphitus, und hält in der Linken einen Kranz um diese damit zu schmücken. Ihm gegenüber bringt eine Viktoria die Siegerbinde. Zur andern Seite des Hercules steht Athene mit Helm, Chiton poderes und Peplus, wovon sie ein Stück mit der aufgehobenen Linken hält, in der Rechten einen Oelzweig, der auch neben der Grabstele wächst. An dem Halse des drey Palm hohen Vaso a bottoni lenkt eine Bacchantin mit fliegendem Haar, langem ärmellosem Chiton, in der Linken den Thyrsus, woran die Nebris aufgehängt ist, einen vierrädrigen Wagen mit Hirschgespann. (Nonnus B. XI. V. 345).

8. Weibliche Figur mit langem Chiton, Peplus, Diadem, Perlenhalsband und Armbändern, sitzt auf einem Fels, hält in der Linken eine große Blumenstaude, in der Rechten eine Patera, die sie halb umgewendet, dem neben ihr stehenden Krieger hinreicht. Dieser mit kegelförmigem Helm und starkem Helmbusch, über den kurzen ärmellosen Chiton einen Panzer, blickt nach ihr hin, mit der Linken den ovalen Schild an der Erde haltend, in der Rechten zwey Lanzen: hinter diesem eine gleich prächtig gekleidete und geschmückte weibliche Figur tanzend, in der Rechten einen Kranz hoch haltend, in der Linken einen Korb. Zur andern Seite der sitzenden weiblichen Hauptfigur, ein Krieger mit kurzem Chiton, den ovalen Schild auf die Erde gestützt, in der Rechten zwey Lanzen, durch Verschiedenheit des Helms, Mangel des Panzers und Wegkehren der Hauptfigur als minder bedeutend angekündigt. Binden hängen herab. Vielleicht deutet diese Darstellung die Ankunft des Odysseus bey Kalypso an. Revers. Weibliche Figur, in der Rechten den Spiegel, in der Linken den Kranz, so prächtig geschmückt, wie die auf der Hauptseite, eröffnet tanzend den Zug und blickt nach dem schönen Jüngling um, dessen Linke von dem herabwallenden Peplus sehr beschwert einen langen Zweig trägt, die breite Stirnbinde um den Kopf, in der Rechten eine lodernde Fackel, um die eine Binde sich schlingt:

auf ihn folgt ein bartloser Satyr, in der Rechten die Patera, in der Linken ein Weingefäß, auf dem Kopf eine Binde, und hinter ihm eine andre aufgehängt.

9. Bärtiger nackter Mann mit langen Flügeln, im Moment seinen Flug zu versuchen, den linken Fuß schon aufgehoben: am Flügel herab einen Halbkreis der Patera bildend zieht sich folgende Inschrift: ΟΕ ΔΑΙΔΑΛΟΣ ΙΚΑΡΟΣ, der geschickte Ikaros, wobey die ersten zwey Lettern unerklärt bleiben und vielleicht durch das Ende des vorigen Wortes Ικαρος entstanden sind, indem der Schreiber in Gedanken die lezten Buchstaben noch einmal wiederholte. Auffallend erscheint das Prädikat δαιδαλος, welches die Inschrift dem Ikaros hier beylegt, da der Mythos ihn uns gerade nicht als großen Meister darstellt; weßhalb dieses Wort wohl hier allgemein für Künstler zu nehmen ist, ohne Rücksicht auf ausgezeichnetes oder untergeordnetes Talent.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die ehemalige Fürstlich-Ysenburgische Sammlung von Alterthümern, seit April 1821 Eigenthum des Museums in Bonn.

Schon längst war es unsre Absicht über die treffliche Sammlung von Alterthümern etwas öffentlich zu sagen, welche der verewigte Fürst von Ysenburg mit großen Kosten und großer Mühe zusammengebracht hatte, und welche im April 1821 für das Museum vaterländischer Alterthümer in Bonn angekauft wurde. Die Konkurrenz nach dieser Sammlung war sehr groß, zumal in der Nähe einer Stadt wie Frankfurt a. M., in der so viele reiche Kunstliebhaber leben; — das Museum in Bonn mag sich daher Glück wünschen, diesen Ankauf gemacht zu haben.

Würden damals von Seiten der preußischen Regierung die Offerten des Professors Hrn. Lehne in Mainz und des Antiquars Hrn. Scheibner in Cöln berücksichtiget worden seyn und das Museum wäre auch noch zum Besitz dieser Privatsammlungen gekommen, so könnte dieses durch den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg gegründete National-Institut wohl mit allem Rechte das reichste deutsche Museum vaterländischer Alterthümer genannt werden.

Wir wollen hoffen, daß auch jezt nach dem Tode des kunstliebenden Fürsten v. Hardenberg fortgefahren werden wird, mit gleichem Eifer und gleicher Liebe für die Vervollständigung dieser ächt vaterländischen Anstalt zu wirken!

Einen trefflichen Vorsteher hat das Museum jezt in der Person des Herrn Professors v. Schlegel erhalten, seitdem der ehemalige Direktor und Gründer der Anstalt, Hofrath Dorow nach Berlin versezt worden ist.

A. Die Bronzen der Sammlung zerfallen in

a. Götterbilder.

1. Statue des Jupiter mit aufgehobener Hand den Blitz schleudernd. Sehr rohe Arbeit. 2. Büste eines vorwärtssehenden Jupiterskopfs, guter Styl in Arbeit und Ausdruck; hat durch das Feuer gelitten. 3. Statue des Merkurs, 12½ Zoll hoch. vorzügliche Arbeit; die Augen sind von rothem Kupfer eingelegt und im Munde hält er eine Münze, in der Hand den Beutel; nackt bis auf die Mütze mit Flügeln. Beym Finden scheint die Schamhaftigkeit der Eigenthümer ihn beschädigt zu haben. 4. Statue des Merkur mit Caduceus und Beutel, geflügelter Mütze und übergehängtem Mantel. 5. Deßgleichen mit Füllhorn und Beutel, nackt bis auf die geflügelte Mütze. 6. Victoria auf einer Kugel stehend geflügelt und einen Palmzweig haltend; die andre abgebrochene Hand scheint einen Kranz gehalten zu haben; gute Arbeit und schöne Bronze. 7. Mithras, Brustbild mit der Schlange und der Inschrift: Deo invicto Mithr Secundinus dat. Basrelief. 8. Statue einer Minerva, behelmt in einem langen gut gearbeiteten Gewande; die Hände sind abgebrochen. 9. Statue des Silen. 10. Hermaphrodit im Ringen mit einem alten bärtigen Manne; vortrefflich die Verschlingungen der Beine und Füße in der Zeichnung, und das Ganze gute Arbeit. 11. Herkules, nackt auf der Löwenhaut ruhend, in der einen Hand die Keule, in der Andern eine Opferschaale. Die Augen von Silber eingelegt. Ausgezeichnet schöne Arbeit.

b. Historische Werke.

12. Statue des Kaiser Kommodus $1\frac{1}{4}$ Fuß hoch. Ueber die Schultern hängt ein Mantel, übrigens nackt. Der linke Arm fehlt; vortreffliche Arbeit. 13. Statue des Antinous, nackt, 11 Zoll hoch. Mit deutlichen Spuren einer alten Vergoldung. Aus der guten Zeit römischer Kunst, und wohl die beste Bronze in der Sammlung. 14. Brustbild des Kaiser Titus, 10 Zoll hoch und 7 Zoll breit, mit dem Lorbeerkranz im reich geschmückten Gewande; gute charaktervolle Arbeit. So auch 15. Brustbild des Kaiser Septimius Severus, von gleicher Größe. 15. Statue einer Vestalin im langen Gewande. 16. Träger eines Opfergefäßes, nackt von guter Zeichnung. 17. Priester mit der Opferschaale, schlechte rohe Arbeit. 18. Priester im reich verzierten weitem Gewande und Kopfbekleidung. Scheint uns aus den Zeiten des Konstantin. 18. Priester, bekleidet ein Opfermesser anhe-

bend. 19. Eine sitzende Frau. 20. Ein sitzendes spielendes Kind. 21. Große nackte weibliche Figur. 22. Schlangenbeschwörer auf zwey Schlangen stehend. (Siehe Beschreibung und Abbildung davon in den „Denkmalen germanischer und römischer Zeit von Dorow, 1 B. S. 86.) 23. Eine alte Drude abgebildet und beschrieben ebendaselbst. 24. Eine weibliche Figur, hat wahrscheinlich als Henkel gedient. 25. knieende weibliche Figur, einen Korb mit Früchten auf dem Kopfe tragend. Sehr alte Bronze. 26. Basrelief mit reich verziertem Rande; in der Mitte ein stehender Krieger mit Schild und Spieß und umgehängtem Mantel; zu beiden Seiten Inschriften, welche wir noch nicht entziffert. Nach Münzen zu urtheilen, scheint es der Kaiser Gratianus zu seyn. Die Arbeit trägt auch die Spuren dieses Zeitalters. Das höchst interessante Alterthumsstück ist bei Trier gefunden. 3¼ Z. hoch, 2¼ Z. breit.

c. Thiere.

27. Ziege. 28. 29. Mäuse, die etwas im Maule halten. 30. Ein Schwein von vortrefflicher Arbeit, die Füße fehlen. 31. Ein Löwe. 32. Ein Ochse. 33. Eine Schlange, auf einem Postamente in mehrfachen Schlingungen ruhend. 34. Eine Bronzeröhre mit Griff, darauf jagt ein Leopard ein Einhorn; 6 Zoll nehmen die beiden Thiere ein. Vorzüglich schöne Arbeit. 35. Ein Pferdekopf und 36 ein Ochsenkopf, wohl als Verzierungen gebraucht.

d. Gefäße und was dazu gehört.

37. Eine große Patera. 38. 39. Zwey zweckmäßig und geschmackvoll geformte Wassergefäße mit Schnauze. 40. Eine kleine Vase mit vier sehr erhaben gearbeiteten Köpfen in langen Locken und mit Weinlaub geschmückt, der Ausdruck den Negerphysiognomien nicht unähnlich. Sehr brave Arbeit. 41. Ausgezeichnet schön gearbeitete Lampe in Form eines Fisches. 42. Lampe, deren Griff einen Schwanenkopf darstellt. 43. Lampe mit Untersatz von roher und plumper Arbeit, aber seltenem Vorkommen. 44. Die schöne Lampe, welche Caylus in seinem Rec. d'ant. tom. V. pl. LXX. bekannt gemacht hat. 45. Henkel einer Vase, reich verziert mit Menschen- und Thierkörpern, in Basrelief. 46. Reich verzierter Griff eines Gefäßes, mit Menschenkopf, dessen Augen von Silber eingelegt sind. 47. Kleine Vase mit langem Stiel, wohl als Löffel gebraucht; ferner eine Menge verzierter Füße und Henkel von Gefäßen.

e. Verschiedenartige Gegenstände.

Mehrere große verzierte Fibeln, verzierte Haarnadeln, Löffel, Opfermesser, Herkuleskeule, Glocke, Streitmeissel, Priape, Ring mit einem Schlüssel, Scarabäus, eine Menge Fragmente von Verzierungen, Waffen, Pferdegeschirre, u. s. w., besonders bemerkenswerth ein sehr eigenthümlich geformtes hackenförmiges Instrument, über dessen Zweck wir nichts zu bestimmen wissen und deren ähnliche uns nirgend vorgekommen sind. Ausgezeichnet vor allen Bronzen dieser Sammlung ist eine große wohl erhaltene und reich verzierte Achsenkappe mit noch darin befindlichem Lohnnagel zu nennen, mit der schönsten Patina überzogen. Das Gegenstück befindet sich auch in der Sammlung, allein bei diesem fehlt der Lohnagel. Wir gedenken dies merkwürdige Alterthumsstück nächstens durch Zeichnung bekannt zu machen.

B. In Marmor besitzt die Sammlung

1. Die Büste des Kaisers Vitellius, von ausgezeichneter charactervoller Arbeit, $1\frac{7}{12}$ Fuß hoch. 2. Eine kleine tragische Maske. 3. Zwölf Gewichtsteine, von denen der größere die Inschrift trägt: EX AVCTORITATE Q. IVNI. RVSTICI. PREF. VRBIS. Caylus hat Aehnliche in seinem Rec. d'ant. tom. IV. pl. LXVI. abbilden lassen. Wir glauben übrigens daß es dieselben sind, und daß der Fürst von Ysenburg sie aus Caylus Nachlaß erstanden hat.

C. Aus Silber

finden sich Fibeln, Ringe — in einem ein Herkules geschnitten — Verzierungen, Opferlöffel; so wie ein Paar goldene Ohrringe mit guten Steinen. Leztere in einem Grabe gefunden. Endlich zwey ägyptische Götzen aus gebrannter Erde und eine große mit Laubwerk gezierte Schaale aus saguntischer Erde; ähnlich in Form, nur nicht so groß — der welche Dorow im zweyten Hefte der Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer hat abbilden lassen.

Bis auf wenige Stücke sind sämmtliche Alterthümer dieser Sammlung in den Rhein- und Moselgegenden gefunden.

Zugleich mit dieser Sammlung erwarb das Museum in Bonn noch eine große, zweyhenkligte Vase aus Bronze, welche 28¼ Pfund wiegt, und in den Festungswerken bey Mainz gefunden wurde. Der Größe, Schwere und einfachen, außergewöhnlichen Form wegen verdient dieses Alterthumsstück gewiß besondere Aufmerksamkeit. Alterthumskundige wollten darin ein altgallisches Opfergeschirr erkennen, wir möchten dagegen, nach Metall und Form zu urtheilen, es aus den lezten Zeiten des römischen Kaiserthums halten.

Dw.

Druckfehler.

In Nr. 70. S. 280. Sp. 2. Z. 7. v. u. lies statt sphonetische — phonetische.

Ebendas. Z. 19. v. u. statt Heerde — Heerden.

Ebendas. Z. 21. v. u. statt der — jeder.

Nr. 73.

Kunst-Blatt.

Montag, den 12. September 1825.

Dießjährige Ausstellung von Aquarell-Malereyen in London.

Die Ausstellung von Gemälden in Wasserfarben bot im lezten Jahr viel Anziehendes; sie wird jedoch von der dießjährigen weit übertroffen und es scheint im Allgemeinen, als ob die englischen Künstler in diesem Fache es allen andern zuvorthun wollten; wenigstens möchte es schwer seyn, irgendwo eine Sammlung von Gemälden in Wasserfarben zu finden, welche sich mit der vergleichen läßt, die wir hier ausgestellt sahen. Wir wollen aus diesem Kranze von Blüthen einige wählen und näher betrachten.

Walisische Bauermädchen mit Cader Idris in der Entfernung. Von J. Cristall. — Cader Idris, der herrliche und erhabene, muß hier einer Gruppe walisischer Bauernmädchen als Hintergrund dienen, aber der Riesenberg ist, wo er seyn soll und die Mädchen zeigen ganz die Anmuth, welche eine Meisterhand durch Colorit und Costüm hervorbringen konnte. Cristall hat eine gute Schule gehabt: er findet das Einfache, Große und Anmuthige in dem Glanz der Palläste, wie in der rauchigen Hütte.

Das östliche Ende von Loch Katrine, von G. F. Robson. Alles so klar, so ruhig, so erhaben in Form und Farbe, daß es den Frieden und die Bewunderung in die Seele gießt, wie die Scene, welche das Vorbild ist. Robson gehört zu den talentvollsten Künstlern in diesem Fache; die unmerklichen Uebergänge des Tones und die Anmuth seiner Farbengebung zeichnen ihn vor allen seiner Zeitgenossen in diesem Kunstzweige aus.

Die Schule in Ruhe. Von H. Richter. Freunde des Scherzes werden bey Betrachtung dieses Gemäldes Stoff genug zum Lachen finden, während ernste Matronen hier ein schönes Talent schlecht angewendet erklären möchten und gegen den Unfug und die lustigen Streiche, die dieses Bild künftig veranlassen könnte, auftreten werden. Das kümmert uns wenig, obgleich wir Payne Knight's Meynung, als habe die Malerey mit dem Einprägen von Lehren der Moral nichts zu schaffen, nicht in ihrem ganzen Umfang beystimmen. Wir sind im Gegentheil überzeugt, daß es Gegenstände gibt, die Uebel stiften können: die Barbareyen der Kunst sind immer anstößig für ein wohlgeregeltes Gemüth, welches Verdienst sich auch an ihre Ausführung knüpfen mag. Der Künstler war in Darstellung seiner schlafenden Schullehrerin vorzüglich glücklich, um so mehr, als er den Charakter vermieden hat, der durch die Feder von Shenstone und den Pinsel von Stothart fast geheiligt wurde. Richter's Dame ist nicht die ehrwürdige und fromme Beherrscherin einer Dorfschule, sondern eine gute, kräftige, halbweg vornehme Art von Wesen, durch ihre körperlichen Qualitäten unter dem Einfluß des Schlummergottes und der Wärme des köstlichen Sommertages stehend, der durch die offenen Fenster glüht. Die kleine Comödie vor uns hat alle die Mannichfaltigkeit der Stellungen, Geberden u. s. w., die eine fruchtbare Einbildungskraft hier vereinigen durfte: doch glauben wir nicht, daß sich diese Mannichfaltigkeit auf die Gesichter der jungen Schauspielerinnen erstreckt, welche den Einfluß des Morpheus auf ihre Gebieterin segnen und auf ihre Art nützen.

Der Abend, von G. Barret. B. ist der Thomson der englischen Maler genannt worden und nicht mit Unrecht: der weiche, harmonisch verschmelzende Ton, der Charakter, den der Dichter dem verfalbenden Zwielicht zu geben wußte und der Reichthum und Glanz seiner Farben findet sich in B's Abend ganz wieder. Dieser Ton, verbunden mit den mannichfaltigen und schönen Formen, welche er umkleidet, macht die lieblichste Wirkung auf den Beschauer. Ein Morgen und ein Sonnenuntergang von demselben sind eben so poetisch gedacht, als mit Wärme, Fleiß und Talent ausgeführt.

Ponte di Rialto zu Venedig von S. Prout. Diese oft wiederholte Ansicht gewinnt neues Interesse durch P's Behandlung, dessen Styl hier, wie auf mehreren andern Gemälden, das Kühne, Freye und Lebendige zeigt, das an den meisten frühern Gemälden dieses Künstlers gepriesen ward.

Llangollen in Nordwallis, von Gastineau. Die Fortschritte dieses Künstlers sind der Art, daß er als Maler in Wasserfarben nun zu den ersten in England gehört.

Wie manches Treffliche sonst noch in dieser Ausstellung sich findet und besonderer Erwähnung verdient, so müssen wir doch das Uebrige übergehen und uns begnügen, folgende Künstler blos namentlich, als der Auszeichnung werth, aufzuführen. Dewint zeigt sich als guter Architekt; von Prout haben wir des Fischmarkts in Rom noch zu gedenken. Von C. Wild sind mehrere gelungene Arbeiten vorhanden; eben so von Cotman und Pugin.

Einige geschickte Künstlerinnen, vorzüglich Miß Scott, Miß Byrne und Miß Barrett haben Stillleben, Früchte, Blumen u. dergl. ausgestellt, an welchen die Kenner großes Vergnügen fanden. (Lit. Gazette. Nr. 434. — 438.) A.

Antike Vasen.

Lukanische Ausgrabungen.

(Fortsetzung.)

10. Hercules das kopfdeckende Löwenfell vorn zusammengebunden, hält in der aufgehobenen Rechten die Keule schlagfertig, während seine Linke dem ihm gegenüberkämpfenden Krieger nach dem Helmbusch greift. Dieser nebst zwey andern dahinter, gegen welche sämmtlich Hercules allein zu streiten hat, tragen den großen argolischen Schild und Beinschienen: der Helm deckt den größten Theil des Gesichts. Der hinterste von den dreyen sinkt verwundet zusammen, in der Rechten die lange Lanze, die bey den andern nicht mehr sichtbar, durch den zum Lanzenwurf erhobenen Arm des zweyten Kriegers als vorhanden gewesen, sich erweisen läßt. Zwischen Hercules und dem Vordersten seiner Gegner liegt ein gefallener Held, waffenentblößt, am Boden, die Linke dem Kopf zur Ruhe unterlegend, während die Rechte vor Schmerz, der in seinen Gesichtszügen sich deutlich ausspricht, nach der Wunde an der Seite fühlt. Aus seiner Lage, mit dem Kopf nach der Seite der Krieger und mit den Füßen zu Hercules Füßen, kann man nicht ohne Grund schließen, daß der Gefallene zu der Parthey der Feinde gehörte, die vielleicht den im Zweykampf von Hercules Besiegten zu rächen hervortreten. Die erwähnte Handlung ließe sich am leichtesten auf den bekannten Kampf des Hercules mit den Söhnen des Actor, Eurytus und Cteatus, beziehen, wenn nicht die Zahl der Krieger damit im Widerspruch stünde: denn selbst, wenn wir in dem gefallenen Helden Augias erkennen, so geriethen wir erstens in Zwiespalt mit Apollodor (Bibl. B. II. Cap. 7.) der Augias später von Hercules tödten läßt, als dessen nach den Isthmischen Spielen reisenden und im Engpaß von Kleone überraschten Neffen (Pausan. B. II. Cap. 15. Diodor. B. IV. S. 239. Pindar Olymp. Od. X.) und dann bleibt uns für den lezten der Kämpfenden keine andre Ausflucht, als ihn für einen unbekannten Waffengefährten zu erklären, den die gleich vollständige Rüstung nicht als den andern untergeordnet zu erkennen gibt. Deßhalb möchte wohl eher der Kampf des Hercules mit Erginos und den Minyern, um Theben vom Tribut zu befreyen, das Sujet der gegenwärtigen Vase abgeben, so daß der von Hercules zuerst getödtete König, als am Boden liegend, erscheint, (Apollodor B. II. C. 4) zu dessen Rache die Seinigen wüthend heranstürmen (Diodor. B. IV. S. 218). Wenn die Mythologen den Hercules nebst den Thebanern die Waffen vom Athenetempel leihen lassen, um schnell gerüstet dem Orchomenier-König entgegenzuziehen, so stand es der Phantasie des Künstlers wohl frey, einerseits die Gefährten des Hercules unberücksichtigt zu lassen, um den Ruhm des Hauptthelden in ein glänzenderes Licht zu stellen und andrerseits ihm die bloße Keule zur Waffe zu geben, damit der in der ganzen Zeichnung durchgeführte antike Styl auch in der Hauptfigur nicht vermißt werde, zumal da er vielleicht in einer älteren Fabel seine Rechtfertigung findet.

Revers. Bärtige Figur auf einem Lehnstuhl sitzend, in der Linken einen Stab, wendet sich nach der hinter ihm sitzenden weiblichen Figur, die in reichgestickten langen Chiton und Peplus gehüllt, die langen Locken nach antikem Styl geradlinig über den Hals herabhängend, einen Scepter in der Hand hält: hinter ihr sizt eine männliche bärtige Mantelfigur, in der Linken einen Stab, die Rechte vor Staunen und Verwunderung erhoben. Zur Linken der sitzenden bärtigen Hauptfigur sizt eine weibliche Figur, in gleichem Costüm wie die vorige, die ihm einen Kranz aufsezt: hinter dieser eine der vorigen gleiche sitzende Mantelfigur mit Stab. Ulysses erzählt vielleicht in dem Hause des Phäakenkönigs Alkinoos vor Arete und Nausikaa die mannichfaltigen Leiden seiner Irrfahrten, und die gespannte Aufmerksamkeit und Theilnahme aller Zuhörer, so wie Miene und Geberden des Erzählers unterstützen diese wenig sichere Conjektur. — Die Figuren dieser Lancella sind schwarz auf roth, Gesicht, Hände und Füße der Frauen weiß, der Styl antik, dem großartigen sicilischen ähnlich.

11. Hercules in Caricatur. Eine bärtige komische Maske vor dem Gesicht, Rücken und Kopf vom Löwenfell bedeckt, den Chiton lächerlich als Bauchbinde aufgeschürzt, hält die kleine dicke Figur in der Rechten die Keule am Boden, in der Linken den Bogen, dicht dabey

befindet sich eine Stele und ein Zweig. Der Stierkopf an der obern Ecke der Darstellung deutet wie gewöhnlich die dramatische Scene an. Revers. Iris geflügelt in langem Chiton, die Linke in die Seite gestützt, in der Rechten den Caduceus und auf dem Kopf vielleicht eine nicht mehr deutlich erkennbare Lotusblume. Die Figuren sind roth auf schwarz, der Styl dieser Vase a Campana ist der bessere von Basilicata.

12. Pallas in langem Chiton, Aegis und Ampechonium, mit der erhobenen Linken die Lanze werfend, in der ausgestreckten Rechten den Schild mit dem Wappen eines höchst lebenvoll gezeichneten halben Stiers. Vor ihr eine Säule, worauf ein Hahn. (S. Kunstbl. Nr. 39. S. 155.) Die Figuren dieser dreyhenkligen Vase, schwarz auf roth, im sicilischen, antiken Styl, erinnern an die Zeichnung der Lancella 10.

13. Ein Satyr, der uns seinen geschwänzten Hintern zukehrt, in der Absicht sich zu baden: in der Rechten hält er den Strigil: oberhalb sieht man eine Oelbüchse aufgehängt. Neben ihm fließt das Wasser aus einer Fontaine in Form eines Stiers mit schönem bärtigem Menschenkopf, wie wir denselben als Fluß- oder Bergbezeichnung auf Münzen von Neapel, Gela, Taormina und einigen Lukanischen zu finden pflegen. Die Zeichnung roth auf schwarzen Grund; erinnert wegen ihrer Schönheit und lebhaften Farbe an Nolanische Fabrik.

14. Geflügelte weibliche Figur in langem Chiton und Ampechonium spendet aus einer Patera auf die Stele des Verstorbenen. Diese gleicht völlig der, auf einer Vase des Duc de Blacas wo Δεῖμος (der furcht- und schreckenerregende Genius) mit der Geissel den Kranzraubenden Jüngling vom Grabe verscheucht. Hier möchte die geflügelte weibliche Figur wohl Αἰδὼς, die Pietät gegen den Verstorbenen, vorstellen. Die Figuren dieses ebenfalls Nolanischen und Vasenähnlichen Salbgefäßes sind roth auf schwarz.

15. Zwey Stelen schließen eine Biga ein. Die vier Vorder- und acht Hinterfüße beweisen, daß der Künstler nicht auf andre Art bey der Darstellung dieses Viergespanns sich zu helfen wußte, daher wir auf der Kehrseite, trotz zweyer Rosse, dennoch acht Vorderfüße finden. Der Wagenlenker hält mit Noth die Zügel der schäumenden Rosse, und in der Rechten die Geissel. Neben den Pferden rückt ihm ein Krieger mit Helm und Schild zu Leibe. Der Revers hat dieselbe Darstellung, die Figuren schwarz auf roth.

16. Sphinx auf einer Säule, zu beyden Seiten sitzende Rhabduchen; hinter dem einen noch eine stehende Mantelfigur. Salbgefäß im sicilischem Styl, schwarz auf roth.

17. Thetis mit Lanze in der Rechten, Schild in der Linken, steht dem Achill gegenüber, welcher Panzer und Schwert umgehängt hat und sich die Beinschienen anlegt. Hinter beyden steht ein Krieger mit Helm, Schild und Beinschienen, darauf folgt eine männliche Mantelfigur. Verschiedene Fischarten unter den Henkeln und auf dem Revers deuten die, an und für sich schon klare Dastellung noch bestimmter an. Die Figuren dieser Vase a Colonette sind schwarz auf roth.

18. Biga mit schäumenden Rossen (acht Vorderfüße wie bey Nr. 15.), von einer Frau gelenkt, die in der Rechten den Zaum, in der Linken die Geissel hält. Dieß Präfericulum hat rothe Figuren auf röthlichem Grund.

19. Weibliche Figur auf einem Fels sitzend, mit der Linken die Patera hinreichend einem gegenüberstehenden unbekleideten Jüngling, der sich auf einen Cippus stützt, an dem entlang TEAMΩN (der Name der Verstorbenen) zu lesen ist. Die Figuren dieser Vase a Campana von Basilicata sind roth auf schwarz.

20. Mystische Grazie, nur den Unterkörper vom Peplus bedeckt, gibt einem Schwan aus einer Patera zu trinken. Vor ihr steht eine weibliche Figur in langem Chiton, in der Rechten einen Spiegel, in der Linken eine Binde, eine Stele neben sich. Zwischen beyden Figuren wächst eine Blumenstaude. Oberhalb sitzt der mystische Genius. Hinter der sitzenden Hauptfigur befindet sich Kästchen und Binde. Revers. Hermaphrodit geflügelt auf einem Fels sitzend, reicht in der Rechten eine Patera einer ihm gegenüberstehenden weiblichen Figur in langem Chiton und Peplus, die in der Linken einen Spiegel, in der Rechten einen Kranz hält. Zwischen beyden wächst ein Myrthenstamm. Die Figuren dieser Lancella aus Basilicata sind roth auf schwarz.

21. Scylla: weibliche Figur, aus deren Leib ein Hund herausspringt und die statt des Unterkörpers in ein Meerungeheuer endigt.

22. Ein nackter Jüngling, eine Perlbinde um den Kopf, sitzt auf seinem Peplus und hält in der Rechten einen Palmzweig, als Siegeszeichen. Vor ihm steht eine weibliche Figur in langem Chiton, in der Rechten einen Kranz, in der Linken einen Spiegel. Darauf folgt ein andrer Jüngling, den Peplus über die rechte Schulter gehängt, in Gesichtszügen und Händebewegung Gespräch verrathend. Die Figuren dieser Lancella von Basilicata sind roth auf schwarzem Grund.

23. Auf einem vierfüßigen goldenen Thron, dessen Lehne zwey Victorien in kurzem Chiton, (die eine einen Candelaber haltend, die andre einen Kranz) und dessen candelaberartige Füße Basreliefs von Satyrn im Tanz mit Bacchantinnen schmücken, sitzt Zeus, eine Krone auf dem Haupt, nur den Unterkörper vom Peplus bedeckt, in der Rechten den großen Scepter, worauf ein Raubvogel (kein Adler); seine in Sandalen geschnürten Füße ruhen auf einem Fußschemel. Vor ihm steht in langem

Chiton und Peplus, Juno, den Schleyer hinter dem Diadem vom Kopf herab über die Schultern fallen lassend, mit Ohrringen, Hals- und Armbändern geschmückt, mit der aufgehobenen Linken den Schleyer haltend und die Rechte im Affekt des Gesprächs erhebend, das Gesicht nach Zeus hingerichtet. Ein geflügelter Hermaphrodit mit Perlbändern um Hals, Brust, Beine und Füße reich geschmückt, fliegt zu ihr heran, und hält ihren Schleyer, wohl um ihn abzunehmen. Hinter Juno sizt Mercur, den Peplus über die linke Schulter geschlagen, den Petasus hinten angebunden, die Linke auf den Caduceus gestüzt und ebenfalls Jupiter fixirend. Dieser verräth im Gesicht Verdruß und Unschlüssigkeit und blickt von Juno seitwärts, den Kopf schief haltend, nach der zu seiner Linken stehenden weiblichen Figur, welche mit langem Chiton, Peplus und Ampechonium bekleidet, in der Linken einen Fächer hält, und die Rechte, um sich zu entschuldigen, aufhebt. Ein geflügelter Hermaphrodit sezt ihr einen Kranz aufs Haupt und hält in der Linken eine Binde. Zwischen ihr und dem Thron des Zeus steht eine goldene dreyhenklige Vase, der Schlüssel zur Erkenntniß der dargestellten Handlung. Die Scene nämlich, kann wohl keine andre seyn, als die, wo Juno von Eifersucht und Zorn erfüllt ihrem Gemahl über seine jüngste Treulosigkeit die heftigsten Vorwürfe macht, so daß dieser vor Verlegenheit sich nach Alcmene umschaut, als die Ursache dieses für ihn so unangenehmen Auftritts. Alcmene aber, durch die Vase, ein Geschenk Jupiters nach Befriedigung seiner Liebeslust, zur Genüge kenntlich, scheint mit Recht zu ihrer Vertheidigung zu erwiedern „ich dachte es wäre Amphitryon!" Daß hier statt eines Pokals oder ähnlichen Trinkgefäßes eine dreyhenklige Vase steht, kann uns um so weniger befremden, da selbst die alten Schriftsteller über die Form dieses Liebesgeschenkes nicht einig sind und Athenäus (B. XI. S. 474 und 475) Καρχήσιον nennt, was bey Pausanias (B. V. Cap. 18) der auch einen Halsschmuck als Geschenk des Jupiter erwähnt, κύλιξ und bey Plautus (Amphitryo Scen. I. v. 104) eine goldene Patera heißt. Revers. Weibliche Figur, bekränzt, in langem Chiton, in der Rechten einen Fächer, sizt neben einer männlichen Figur, nach der sie zurückblickt. Dieser hält die siebenseitige Lyra in der Linken und stüzt die Rechte auf ihre Schulter. Ihm reicht einen Kranz eine weibliche Figur in langen Peplus gehüllt, in der Linken eine mit sehr schönen Basreliefs verzierte goldene Cista, die sie vermittelst eines an derselben befestigten Ringes trägt. Der weiblichen Figur nähert sich eine andre, in der Linken einen Zweig, in der Rechten eine Frucht haltend, und zurückblickend nach einer hinter ihr weggehenden, Kranz und Patera tragenden, deren umgewendeter Kopf das Gespräch beyder verräth. Die untere Reihe die rings herumläuft, enthält eine große Grabstele, und neun Figuren, worunter drey männliche, mit Kränzen, Spiegel, Kästchen, Tympanum, zur Feyer des Verstorbenen anwesend. Am Halse dieses 4½ Palmen hohen Incensiere von Basilicata ist ein der Frau neben dem Lyraspieler ähnliches Portrait. Der Revers zeigt ein anderes mit überreichem, fast turbanartigem Diadem und Perlenhalsbändern geschmückt, und durch eine höchst sonderbare Kleidung ausgezeichnet, wovon ein Theil an diesem Brustbilde noch sichtbar ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin.

Sammlung architektonischer Entwürfe von Schinkel, enthaltend theils Werke, welche ausgeführt sind, theils Gegenstände deren Ausführung beabsichtigt wurde, bearbeitet und herausgegeben von Schinkel und Berger. Is — Vs Heft, Berlin, C. W. Wittich, 1819 — 24. Gr. Quer-Fol. Jedes Heft mit 6 Kupfertafeln in Umriß und 1 Blatt Text.

Inhalt: I. 1. Früherer Entwurf zum neuen Wachtgebäude in Berlin. 2. Perspektivische Ansicht des neuen Wachtgebäudes in Berlin. 3. Basrelief im Giebelfelde und Fries-Verzierungen an demselben. 4. a) Aufriß, Grundriß und Theil desselben. b) Grundriß zur Veränderung des Berliner Rathhauses. 5. Perspektivische Ansicht von dem Entwurf zur Veränderung des Rathhauses in Berlin. 6. Entwurf zu einem öffentlichen Brunnen als Denkmal der Ereignisse in den Jahren 1813, 1814, 1815.

II. 1. Perspektivische Ansicht des neuen Schauspielhauses zu Berlin. 2. Geometrischer Aufriß der Hauptfaçade desselben. 3. Grundriß des Unterbaues und des ersten und zweyten Geschoßes. 4. Profile vom neuem Schauspielhause. 5. Perspektivische Ansicht der Seitenfaçade desselben. 6. Hauptgesims, Kapitell und Base der Säule, Sculpturen in und auf dem Giebel des Peristyls an demselben.

III. 1. Die neue Anlage der verlängerten Wilhelmsstraße in Berlin. 2. 3. Entwurf zu einem Gebäude der neuen Singakademie in Berlin. 4. Das Kriegsdenkmal auf dem Kreuzberge bey Berlin. 5. Die vereinte Ingenieur- und Artillerie-Schule unter den Linden in Berlin. 6. Entwurf zum Bau der neuen Schloßbrücke in Berlin.

IV. 1. 2. Das Schlößchen Tegel (Hrn. v. Humboldt gehörig). 3. 4. 5. Das Jagdschloß Antonin (vom Fürsten Radziwill bey Ostrovo im Großherzogthum Posen erbaut). 6. Der Mineraltrinkbrunnen auf dem Friedrich Wilhelmsplatz zu Aachen.

V. 1. Grundriß und Durchschnitte des Entwurfs für den Neubau der St. Gertraudskirche bey Berlin. 2. Seitenansicht der entworfenen St. Gertraudskirche. 3. Perspektivische Ansicht vom Innern ders. 4. Perspektivische Ansicht vom Innern des Altarraums derselben. 5. Entwurf für ein Monument Friedrichs des Großen in Berlin. 6. Landhaus des Banquiers Behrend in Charlottenburg.

Nr. 74.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. September 1825.

Bauwerke in Paris.

Das Journal des Debats vom 24. August d. J. enthält unter der Rubrik Embellissemens de Paris einen gutgeschriebenen Artikel, welcher die bedeutendsten während der lezten Jahre in Paris ausgeführten Bauwerke betrifft. Da das Kunstblatt über die meisten derselben bis jezt noch keine Nachricht geben konnte, so theilen wir ihn unsern Lesern in der Uebersetzung mit:

Ich müßte fürchten, sagt der Vf., meine Leser zu ermüden, wollte ich eine, wenn auch kurz gefaßte Beschreibung aller in Paris angefangenen Gebäude entwerfen. Daher nenne ich nur die von Ledoux begonnenen Barrieren, die man endlich vollendet, die Wiederherstellung des Theaters Favart, die Errichtung der neuen Straße und eines Durchganas, der sich über die Gebäude und den Garten des vormaligen Hotels der Finanzen, Straße Petits-Champs, erhebt; das fast ganz vollendete Seminar von Saint-Sulpice; die Schule der schönen Künste, eine andere Art von Seminar, die man im Garten des vormaligen Musée des Monumens français gebaut hat; die Abtragung des Hotels und Gartens des Cardinals Fesch, auf deren Stelle man Privatwohnungen errichtet; die Restauration der Abtey Saint-Germain, der man eine elegante, der heil. Jungfrau geweihte Kapelle anbaut; die Ausbesserung der Kirche der Sorbonne, die Verschönerung der Kirchen Sanct Severin und St. Nicolas du Chardonnet; eine ganz neue Kirche, die man auf dem Vereinigungspunkt der Straßen St. Lazarus und der Märtyrer baut; eine andre, die man oben in der Straße Hauteville zu errichten gedenkt, und endlich eine dritte, dem heil. Petrus geweihte in der Straße S. Dominique bey Gros-Caillou.

Mitten unter diesen Arbeiten, die mit großer Thätigkeit betrieben werden, sieht man mit Bedauern, daß die am Hotel der äußern Angelegenheiten, Quay d'Orsay, unterbrochen sind, und nur den traurigen Anblick eines halb vom Regen zerstörten Zimmerwerks übrig gelassen haben. Man fragt sich, warum der schöne Entwurf des verstorbenen Bonnard nicht ausgeführt wurde, und bedauert, daß die Unterbrechung dieses Werks der guten Wirkung eines der schönsten Quartiere von Paris so sehr schadet.

Auf einer andern Seite der Stadt sieht man das Weinmagazin (Halle aux vins) sich täglich vervollkommnen; nach den Reservespeichern auf dem Platz des Hauses Beaumarchais beendigt man eine Salzniederlage, und während man sich mit Nivellirung des Platzes der Bastille beschäftigt, bietet die ungeheure hölzerne Barrake, welche den zum Schmuck des Brunnens bestimmten monströsen Elephanten bedeckt, eine traurige Ansicht auf diesem noch unabgesteckten und ungeregelten Boden dar. Wird das Modell des Elephanten in Bronze gegossen werden, oder nicht? Ich konnte es nicht erfahren. Wird das Monument sich gut ausnehmen? Das kann ich nicht errathen. Auf dem Platz der Minerva zu Rom steht ein Elephant von mittelmäßiger Größe auf einem Fußgestell. Dieß Monument ist weder schön noch häßlich; es ist sonderbar. Die kolossale Größe wird dem, welchen man zu Paris vorbereitet, allerdings ein originelles Ansehen geben. Nur ein heißes Verlangen habe ich in Hinsicht dieses neuen Brunnens, nämlich: daß er Wasser gebe.

Ich schließe diese kurze Uebersicht von Gebäuden, die für den öffentlichen Nutzen bestimmt sind, mit dem Wunsche, daß man auf dem Platze der alten Oper, vor der königlichen Bibliothek, bey Errichtung eines Monuments, welches es auch sey, sich die Möglichkeit sichern möge, Bäume zu pflanzen, und diesem Quartier einen viereckigen Platz zu geben, dessen dringende Nothwendigkeit ich schon anderwärts gezeigt zu haben glaube. Auch wird man mit Vergnügen erfahren, daß die Stadt Paris eine beträchtliche Summe zur Ausbesserung der Gefängnisse bestimmt hat, damit auch deren innere Einrichtung mit den Grundsätzen der Regierung übereinstimmt, die schon lang nur die der Menschlichkeit und Klugheit sind.

Wirft man einen allgemeinen Blick auf die öffentlichen und Privatgebäude, die in Paris errichtet werden, so muß man zugeben, daß der Geschmack der Architekten

einfach und meist ziemlich rein ist. Die Kunst der Construction wird ebenfalls sorgfältig studirt, und wenn man zuweilen bemerkt, daß es den Gebäuden an Festigkeit fehlt, so muß man dieß weit weniger der Unerfahrenheit der Unternehmer als der Begierde der Spekulanten beymessen, welche diese Arbeiten bestellen. Man stüzt auch nur Privatgebäude, während jeder mit Vergnügen die Dauerhaftigkeit und Genauigkeit bemerken wird, mit welcher die Schlachthäuser, Märkte, Seminarien, Kirchen, die Börse und die neuen Theile des Louvre aufgebaut sind.

In diesem Augenblick sind vier große Monumente im Entstehen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Ich rede von ihnen zulezt, weil sie außer ihrem nüzlichen Zweck, hauptsächlich auch zum Schmuck von Paris bestimmt sind. Dadurch gehören sie ausschließlicher dem Gebiete der Kunst an. Es ist wenig, daß sie auf eine vernünftige Art ihrem Zweck entsprechen; sie sollen schön seyn. Ich meyne den Triumphbogen de l'Etoile, die Kirche der Madeleine, die Börse, und die Sühnungskapelle auf dem Kirchhof der Madeleine, Rue d'Anjou.

Durch ein sonderbares Mißgeschick erfährt das erste dieser Monumente, der Arc de l'Etoile, auf welches die Augen des Publikums am beständigsten gerichtet sind, auch am meisten Schwierigkeiten bey seiner Erbauung. Nach langen Discussionen, welche durch künstlerisches Interesse und ökonomische Absichten sehr lebhaft wurden, hielt man es für das Beste, beym ersten Entwurf zu bleiben. Es ist entschieden, man soll den Triumphbogen nach den Zeichnungen und Entwürfen des verstorbenen Chalgrin ausführen. Also hält man sich an eine Composition, die im Ganzen die Billigung der Kunstverständigen nicht erhalten hat, und so gebe nur der Himmel, daß man doch wenigstens Mittel finden möge, bey der Ausführung die bezweckte Oekonomie zu beobachten.

Die Arbeit an der Magdalenenkirche geht nicht rasch, aber ununterbrochen, und jedes Jahr gewahrt man ihre Fortschritte. Gegenwärtig ist das Gebäude sowohl außen als innen bis zur Höhe des Architravs (exclusive) der großen korinthischen Säulenstellung, die es umgibt, gediehen. Nun sind noch das große Gesims, die Gewölbe und das Dach zu bauen. Die innere Verzierung ist vollendet; man beginnt sogar die Bildhauerarbeit an den Kapitellen und Friesen. Die für die Kosten dieses großen Werks jährlich angewiesenen Gelder stehen dem Architekten, Hrn. Vignon, zur Disposition, und wenn zu Ende dieses Jahrs das Publikum nicht sehr erstaunt ist über die Fortschritte des Gebäudes, so muß man die Ursache in der Trockenheit suchen, welche die Schiffahrt auf den Flüssen langsam und die Baumaterialien in Paris selten macht.

Das Innere des Temple de la Gloire sollte ein mit Pilastern verziertes Parallelogramm bilden. Als man beschloß eine Kirche daraus zu machen, mußte der Architekt, Hr. Vignon, in diesen schon begonnenen Umfang die für den katholischen Cultus nöthigen Distributionen eintragen. Er sezte daher der Eingangsthüre gegenüber in den Hintergrund der Kirche eine Apsis oder zirkelförmige Tribune, welche den Hauptaltar aufnehmen soll. Längs der beyden langen Seiten und zwischen den korinthischen Säulen, welche das innere Gebälke und den Gallerien für das Publikum tragen, sind auf jeder Seite vier Kapellen angebracht. Von diesen acht Kapellen sind die zwey ersten, zur Rechten und Linken am Eingang, eine für die Ceremonien der Taufe, die andre für die der Trauung bestimmt. Geräumiger und höher als die andern sind sie mit einem Bogen überwölbt. Die sechs anderen besonderen Kapellen, die von zwey jonischen Säulen und einem Fronton gebildet sind, schließen sich durch ihre Ordnung und Verhältnisse an die Säulen der Apsis an. In den beyden Ecken des Gebäudes gegen die Apsis hat man zwey Sakristeyen angebracht, mit unterirdischen Ausgängen, welche beyde in Verbindung sehen. Hr. Vignon scheint uns sehr geschickt die Aufgabe gelöst zu haben, die ihm durch die Nothwendigkeit, seine Composition in das bestehende Parallelogram einzuschließen, gegeben war, und so viel man bis jezt dem noch unbedeckten Monument ansehen kann, scheint zu hoffen, daß es eine gute Wirkung thun und seinen Zweck erfüllen werde.

Die Ausführung dieses großen Werks kann man nicht genug loben. Ich fordere alle Kunstverständigen auf, das Einzelne zu betrachten. Unter andern Mitteln, die der Architekt angewandt hat, um die Arbeit zu beschleunigen und doch eine weise Sparsamkeit zu beobachten, bemerke man nur die Einfachheit des Gerüsts, das in diesem Augenblick errichtet wird, um die zum Gebälk nöthigen Steine an Ort und Stelle zu bringen. Anstatt das ganze Monument von unten bis oben mit einem Wald von Balken zu verdecken, wie es an dem unausgeführten Hotel der äußern Angelegenheiten zu sehen ist, nimmt das Gerüst nur die Zwischenräume der unbehauenen Kapitelle ein, unter deren großen Schichten die Holzblöcke eingelassen sind. Durch dieß sinnreiche Mittel vereinfacht man die Arbeit, während das Publikum allmählig der beendigten Theile des Gebäudes sich erfreuen kann.

Die tieferen Studien, die man seit vierzig Jahren in der griechischen und römischen Architektur gemacht hat, erregten in ganz Europa eine allgemeine Bewunderung der Bauwerke beyder Nationen. Wie mag es uns daher Wunder nehmen, daß man auch ihre Formen wieder zu geben sucht? Durch Verwandtschaftsverhältnisse, durch

die Beschaffenheit ihrer Gesetze und Religion, selbst durch die in den Schulen täglich verbreiteten Kenntnisse bestätigen die Völker des Abendlandes mehr und mehr ihre Abkunft von Griechenland und Rom. Wer durchaus von den Künstlern verlangt, sie sollen in ihren Hervorbringungen eine primitive Originalität zeigen, die nur den Nationen ohne Voraltern zusteht, kennt entweder die Geschichte der neuern europäischen Völker nicht, oder thut als glaube er, der Mensch könne seine Natur verändern. Wem neben den Künsten auch die Menschen bekannt sind, der erstaunt weder darüber, daß die Magdalenenkirche einiges von den Formen eines alten Tempels entlehnt hat, noch darüber, daß die Börse nach dem modificirten Plan einer römischen Basilika gebaut ist. In jenen großen Compositionen der Alten ist etwas Vernünftiges, das man immer auf unsre Bedürfnisse anzuwenden geneigt ist, und man wird beständig nach der darin herrschenden Schönheit der Formen und Verhältnisse streben, weil, was man auch dagegen sage, und wie gebietend auch die materiellen Bedürfnisse seyen, das Schöne stets für die geistige Existenz einer Nation nothwendig ist.

Die Vernünftler, die alle ihre Empfindungen einer mathematischen Probe unterwerfen, haben bereits gesagt: die Säulenstellungen, welche die Magdalenenkirche und die Börse umgeben, seyen nicht in Harmonie mit unsrem Klima; wir seyen weder Griechen noch Römer, und dieser Luxus korinthischer Säulen stehe in schneidendem Contrast mit dem, was im Innern der Börse getrieben werde, und mit den Traditionen der katholischen Kirche. Ich bitte meine Leser, sich gegen diese Kritiker zu verhalten wie ich. Ich gebe ihnen Recht, und freue mich im Stillen, daß man, vernünftiger oder unvernünftiger Weise, unser Paris mit einigen Monumenten von großem und schönem Ansehen verziert, die das Auge ergötzen, die Phantasie erheben und für den langweiligen Anblick der Häusermassen und ewigen Krambuden entschädigen.

Ueberdieß ist es billig, daß jeder zufrieden sey. Wenn meine Mitbrüder, die Müssiggänger, mit Lust ihren Träumen nachhängen können, indem sie im Sonnen- oder im Mondlicht um die Börse spazieren, die in beyden sich gleich schön ausnimmt: so wird der Finanzmann, der Wechselagent, der Mäckler selbst, nicht in das Gebäude treten können, ohne von der Wichtigkeit seines Geschäfts durchdrungen zu seyn, wenn er die Kunst betrachtet, womit man den Ort, wo er es ausüben soll, eingerichtet hat.

Zwanzig Stufen, von der Höhe des Sockels, führen zu dem Eingangs-Peristyl. Durch die Thüre eingetreten, findet man sich in dem großen Saal der Wechsel-Agenten. Er nimmt zwey Drittel der Breite und die ganze Länge des Gebäudes ein. Reich mit Sculpturen verziert, endigt er in ein flaches Gewölbe, in dessen Mitte eine mit Glas geschlossene Laterne das Licht durchläßt. Rechts von diesem Saale laufen parallel mit ihm und der äußern Mauer, im Erdgeschoß Gallerien und im ersten Stock Büreaux, als Dependenzen der Börse. Die ganze Länge des Gebäudes zur Rechten, zwischen dem großen Saal und der nördlichen äußern Mauer, ist für das Handels-Tribunal bestimmt. Man steigt auf einer schönen Treppe hinan, an deren Ende ein Vorsaal (Salle des Pas perdus) ist; endlich gelangt man bis zum großen und kleinen Tribunal. Oben darüber sind Archive und Büreaux.

Dieß ist ungefähr die allgemeine Disposition dieses großen und schönen Gebäudes, das, wie schon gesagt, an die römischen Basiliken erinnert durch die Verbindung der Oerter wo Geschäfte verhandelt, und eines Tribunals, wo die aus jenen entstandenen Streitigkeiten gerichtet werden. Der verstorbene Brogniart hat als geschickter Architekt die Idee der Alten benuzt, und sie mit Glück auf unsre Bedürfnisse und Gewohnheiten angewendet. Die Kritiker und die Börsenmänner werden hoffentlich das Innere der Börse schön, und seiner Bestimmung entsprechend finden. Wenn dem so ist, so lasse man die Müssiggänger in Frieden des unschuldigen Vergnügens genießen, außerhalb diese schönen Colonnaden zu betrachten, die auf einem majestätischen Sockel stehen und eine sehr einfache Attika tragen. Um unsre Freude nicht zu trüben, wollen wir selbst einige durch unser Klima gebotene Dispositionen übersehen, und versprechen, weder auf die doppelte Fensterreihe zu achten, welche die Einheit der Seitenhallen stört, noch auf die Menge von Schlöten, die über das Dach hinausragen.

Es fehlt mir an Raum, noch eine Beschreibung der schönen Sühnungskapelle zu geben, die auf dem alten Kirchhof der Madeleine, Rue d'Anjou, unter Leitung des Hrn. Fontaine gebaut wird. *) Ich benutze diese Gelegenheit unsre Pariser Leser zum Beschauen dieses eben so schönen als originellen Monuments aufzufordern. Ich pflege die öffentliche Meynung über Kunstwerke lieber zu bestätigen als ihr vorzugreifen, und werde das genannte besser loben können, wenn ich versichert bin, daß es vom Publikum mehr gekannt ist.

D.

*) Im Kunstbl. 1824. Nr. 13. ist bereits eine Nachricht darüber enthalten.

Berichtigung

eines in dem Kunstberichte aus München enthaltenen Artikels.

In der Fortsetzung des Kunstberichtes aus München (Kunstbl. Nr. 53. dieses Jahrs) werden uns unwahre

und gar wunderliche Dinge von einem Faune, einer Diana und Leda erzählt, die wir des auffallenden Irrthums wegen unmöglich auf sich beruhen lassen können.

Es sind vier solche Statuen, außer den drey oben angeführten noch ein Endymion, alle von der Hand des Hrn. Prof. Conrad Eberhard aus Carrarer Marmor in Rom gefertiget, welche in dem Zeitraume von 1814 — 20 nach München gebracht worden und jezt, im Besitze Sr. Maj. des Königs, in dem kleinen Park des königlichen Hofgartens zu Nymphenburg aufgestellt sind.

Die erste nun, welche die Kritik übrigens als der Erfindung und Ausführung nach lobenswürdig abfertiget, ist die Statue des Fauns, zurückgebogen — wie es heißt — und mit einem Amor, der auf seiner Hüfte steht.

Diese Gruppe sahen wir aber vor mehreren Jahren ganz anders angeordnet. Es kam uns nämlich vor als säße dieser Faun, das rechte Bein etwas vorgestreckt, das linke mehr zurückgezogen, auf einem Weinschlauche ruhend, er selbst eine jugendlich männliche Gestalt, an der sich Muskelkraft und Lebensfülle auch im Zustande behaglicher Ruhe überall charakteristisch hervordrängten. Auf seinem linken Schenkel saß damals ein kleiner Bacchus, sein Haupt war mit Weinlaub bekränzt und er neckte sich mit dem Faun und zupfte ihn am Barte.

Dieß ist der Faun des Hrn. Eberhard, freylich im Jahre 1814; jezt werden wir aber eines andern belehrt und durch die Kritik von der wunderbar eingetretenen Metamorphose in Kenntniß gesezt, daß inzwischen aus diesem Bacchus ein Amor geworden, der, des langen Sitzens endlich müde, sich dem Faun auf die Hüfte gestellt hat.

Noch seltsamer fährt diese Kritik fort zu berichten, daß sich weiter vorn Endymion zeige, und ihm gegenüber und nach ihm hingebückt und — wunderlich genug — mit über die Augen gehaltener Hand, Diana.

Es war im Jahre 1821, als wir die hier gemeinte Diana, damals in der königlichen Residenz zu München aufgestellt, sahen. Sie zeigte sich unsern Blicken in vorschreitender Bewegung von Amor zu Endymion geführt, beym Anblicke desselben überrascht und sehnsüchtig zu ihm hingezogen. Ihre Rechte war mäßig vorgestreckt und von dem sie geleitenden Amor erfaßt, in der Linken trug sie den Bogen, den Köcher über dem Rücken; von einer über die Augen gehaltenen Hand konnte daher nicht die Rede seyn. Das dünne Gewand reichte bis an die Knie und fiel, den beyden Schenkeln sich anschmiegend, in fliegenden Falten nach hinten zu darüber ab. Alles war herrlich gedacht. Die Stellung des Kopfes, dessen Ausdruck und Form, gehörten unstreitig zu den wesentlichsten Schönheiten des Ganzen, das sich durch Bestimmtheit in den charakteristischen Theilen mit der nöthigen Weichheit mehr als durch allzugroße Sorglichkeit und Feinheit der Ausführung auszeichnete, und an welchem die treue, lebendige Auffassung der schönen Natur, die Wahrheit in der Bezeichnung des Ausdrucks, der Stellung und Bewegung der Glieder mehr ansprachen und uns vorzüglicher dünkten, als eine übertriebene, charakterlose Glätte und Geziertheit jener Gestalten, worin weder Leben noch Wahrheit ist.

Dieß ist getreu die Diana des Hrn. Eberhard, eine andere kennen wir nicht.

Was nun noch die Leda von der Hand dieses Künstlers betrifft, welche die Kritik mit den Worten, daß sie ein in jeder Hinsicht verfehltes Werk sey, so schnöde abfertiget; so versuchen wir es, unsern Lesern hier, so gut wir können, das Wesen davon näher anschaulich zu machen.

Leda's Rechte stüzt sich auf den Stein, auf welchem sie sitzend ruht, die Linke zart an den Hals des Schwanes gelegt. Ihr heiterer unbefangener Blick senkt sich auf das Thier herab, das mit leiser Flügelbewegung vor ihr steht und wie verlangend ihren Blicken begegnet. Die zarte Ausbeugung der Umrißlinie von der linken Schulter herab bis zur Hüfte gibt dem Oberleibe eine ungemein reizende Bewegung, die mit der Ruhe des übrigen Körpers sich im schönsten Gleichgewichte hält. Es ist eine blühende Gestalt, von jugendlicher Frische, und wohlverstanden im Charakter des Runden, von gewählter Schönheit der Formen. Die Ausführung steht, besonders, was die hier nöthige Zartheit des Meissels betrifft, mit dem Ganzen auf gleicher Höhe der Einsicht.

Eben diese Leda nennt nun unser kunstverständiger Kritiker „ein in jeder Hinsicht mißlungenes Werk.“ Hr. Z. hat hier vergessen, was er gleich am Anfange seines Berichtes versprochen hat, sich kein entscheidendes Urtheil anzumaßen. Aber Anmaßung ist es denn doch, auf eine so machtsprüchige Weise (unbefangene Meynungen sprechen sich ganz anders aus) über ein Werk den Stab brechen zu wollen, dessen Verdienste von tüchtigen und bewährten Künstlern längst anerkannt sind. Warum weist der Verfasser zur Begründung seines abfertigenden Spruches jene Fehler nicht nach, womit es der Künstler so ganz und gar versehen hat, daß sein Werk in jeder Hinsicht verfehlt seyn soll? Machtsprüche finden hier keinen Glauben und am wenigsten von einer Kritik, die bey den vorerwähnten Statuen des Fauns und der Diana nur gar zu auffallende Blöße gegeben und handgreiflich gezeigt hat, wessen man sich zu ihr in Hinsicht der Wahrheit, Treue und Gewissenhaftigkeit in der Auffassung und Schilderung bedeutender Kunstwerke zu versehen hat.

Der Verf. wird es sich also wohl gefallen lassen, wenn wir, seiner Rede ganz und gar nicht achtend, fortfahren, die Leda des Hrn. Eberhard so lange als ein gelungenes Werk zu preisen, bis er uns die Mängel und Gebrechen daran sachverständig und gründlich nachgewiesen haben wird. — t h.

Nr. 75.

Kunst-Blatt.

Montag, den 19. September 1825.

Ueber den Styl in der bildenden Kunst.

I.

Antwort des Freyherrn v. Rumohr auf das Schreiben vom Herausgeber im Kunstbl. Nr. 1. d. J.

Willig bekenne ich mich zu dem größern Theile der Bemerkungen, welche Sie neulich an mich haben richten wollen. Es wird daher Ihrer Aufforderung genügen, wenn ich nur auf solche Stücke eingehe, über welche meine Ansichten von den Ihrigen abweichen.

Doch ehe ich mit Ihnen zu hadern beginne über die Ausdehnung, welche Sie Ihrem Stylbegriffe nun einmal zu geben geneigt sind, bitte ich Sie, mich im voraus von aller Wortklauberey freyzusprechen. Ob wir diesen oder einen andern Begriff mit dem Wörtchen Styl benennen, ist mir gewiß an und für sich höchst gleichgültig. Indeß kann es wohl nicht in Frage stehen, daß wir, wenn überhaupt mit einigem Nutzen über Kunst geredet werden soll, nur einen, möglichst festen und reinen Begriff mit diesem, wie mit jedem andern gleich wesentlichen Kunstworte verbinden können; daß wir überhaupt, auch von den Wortbestimmungen absehend, solche Thätigkeiten und Beziehungen der Kunst, welche nun einmal ganz verschiedene sind, in der Vorstellung von einander absondern müssen, wie sie immer vor dem blos leidenden Kunstgefühle sich verschmelzen mögen.

So scheint es mir, daß in der allgemeinsten Kunstbetrachtung die Aufgabe, als der eigentliche Zweck und Gegenstand künstlerischer Darstellungen, stets von dem Stoffe zu unterscheiden sey, vermöge dessen dargestellt wird. Der Gegenstand nun ist bald ein gegebener, dessen Forderungen unerbittlich strenge sind, bald eine willkürliche, durch zufällige Anregungen veranlaßte Verbindung von Vorstellungen; und schon in diese letztere sich leicht ergebende Unterscheidung scheinen Sie mir nicht genug einzugeben, wenn ich anders den Sinn recht gefaßt habe, den Sie in das Wort Motiv legen. Der Stoff aber zerfällt nothwendig, zunächst in einen derberen in Bezug auf den Künstler gestaltlosen — feste Körper für den Bildner, Farbe und Helldunkel für den Maler; dann in einen edleren, schon vor aller Kunst gestalteten — die Summe organischer und natürlicher Formen, deren in ihnen selbst gegebene, aus inneren Gründen allgemeinfaßliche Bedeutsamkeit Ursache ist, daß man überhaupt durch Formen oder durch den Schein von Formen sogar geistige Anschauungen darstellen und ausdrücken kann.

Wenn Sie mir nun, wie ich voraussetze, zugeben wollten, daß jene beyden Hauptmassen des Kunstmateriales von einander wesentlich verschieden sind, so würde ich weiter schließen, daß der Künstler zur einen in einem andern Verhältniß stehe, als zur andern; daß aus jedem dieser beyden Verhältnisse wiederum ganz eigene Beziehungen und Thätigkeiten der Kunst hervorgehen müssen, welche rein und scharf zu unterscheiden wenigstens dem Theoretiker obliegt.

In der That ergibt es sich eben aus der Unbegrenztheit und Gestaltlosigkeit des derberen Kunststoffes, daß er in höherem Maaße, als der edlere, schon vor aller Kunst gestaltete, der Willkür des Künstlers unterliegt; daß es mithin ganz das Werk ist der Ansichten, der Gewohnheiten, des Gefühles der Künstler, wenn sie den derben Stoff auf jene leichterfaßliche, dem Sinne wohlgefällige Weise vertheilen und anordnen, welche ich ausschließlich den Styl nenne.

Sie indeß, ich ehre Ihre Pietät, schließen sich unsern besten Kunstschriften darin an, daß Sie noch immer Styl benennen, was in der That der Inbegriff aller, oder doch der meisten Vorzüge der Kunst seyn würde, mithin sehr leicht mit einem andern und allgemeinern Namen zu bezeichnen wäre. Denn in Ihrem Stylbegriffe verschmilzt sich mit den Vorstellungen, theils von einer glücklichen Handhabung jenes derberen Kunststoffes, theils von einer gleich glücklichen des edlern, der Naturformen selbst, auch Solches, welches bereits der Geistesrichtung und Auffassungsart der Künstler und Kunstgenossenschaften angehört, also fast Alles in Allem, so Kunstwerken nur irgend Werth und Verdienst geben kann. Ich will nicht untersuchen, mit welchem Grunde das Bild eines bloßen Zeichnenwerkzeuges — Stilo, Stift, denn aus dem Italienischen, nicht aus den alten Sprachen kam, wie

Ihnen bekannt, dieses Kunstwort zu uns — jemals gewählt worden, um das Ergebniß so vieler höchst verschiedener Thätigkeiten der Kunst gemeinschaftlich zu bezeichnen. Ich muß indeß darauf bestehen, daß die Eigenschaft der Kunst, welche ich bisher, gerade weil sie sich in einer niedern, technischen Sphäre entwickelt, den Styl nannte, wirklich abgesondert vorhanden ist und eben daher auch an einzelnen Kunstwerken abgesondert aufgefaßt werden kann. Bisweilen ist Styl, in meinem Sinne, der einzige Vorzug sonst ärmlicher Kunstwerke; bisweilen wiederum erscheinen Verdienste um die Ausführung einzelner Formen, erscheint selbst eine sinnreiche Auffassung der Aufgabe von allem Style entblößt. Jene den Bildnern der alten Welt — schon denen, welche, gleich den Aegyptern, der Auffindung und Ausbildung wahrer Kunst lange vorangingen — zur Natur gewordene Berücksichtigung dessen, was dem derben Stoffe jedesmal ansteht, findet sich selbst in den geistloseren und weniger beendigten Werken der spät griechischen und römischen Zeit. Dagegen wird der Eindruck selbst verdienstvoller und geistreicher Werke der ganz modernen Kunst immer gestört, nicht selten vernichtet durch jene gänzliche Abwesenheit des Sinnes für Anordnung und Vertheilung des derberen Kunststoffes, welche sich am frühesten in den Bildnereyen und Bauverzierungen Michelagnuolo's und in den Gemälden des Correggio offenbart und leider bis auf unsere Zeiten hinab sogar vortreffliche Kunstwerke entstellt hat. Wenn nun mächtige Geister, bey gewandtem, auf tiefe Einsicht begründetem Gebrauche der Naturformen, dennoch einen dem unbestochenen Sinne widerstrebenden Eindruck bewirken, so muß die Ursache dieses Eindruckes in dem Mangel an einem besondern Vorzug liegen, der gleich sehr von der geistigen Auffassung des Gegenstandes, wie von der Handhabung der Naturformen verschieden ist. Wenn auf der andern Seite die alten Bildwerke von den Aegineten bis zu den Denkmalen Trajans und Hadrians bey höchster Verschiedenheit der Geistesrichtung, der Gegenstände, der sinnlichen Vorbilder, ja selbst jener Schuleigenthümlichkeiten, welche Sie, mit Winckelmann, nicht selten bey Ihren Stylen im Sinne haben, dennoch überall ein bestimmtes beyfälliges Etwas zeigen, welches die verschiedensten so Naturformen als Gegenstände der Darstellung einfaßt, ohne sie wesentlich abzuändern, so kann dieses Etwas nichts Anderes seyn, als eben die rechte und sinnige Behandlung des derberen Kunststoffes; gewiß der äußerlichste, immer jedoch der unerläßlichste Vorzug der Kunst, welchen Künstler um so weniger vernachlässigen sollten als er sich leichter als andere, erwerben, aneignen und in ganzen Schulen fortpflanzen läßt.

Also ist derjenige Vorzug der Kunst, den ich Styl benenne, auf keine Weise der Ausfluß irgend einer Richtung des künstlerischen Geistes auf bestimmte Gegenstände der Auffassung und Darstellung; und da Ihr Stylbegriff den meinigen offenbar mit einschließt und als ein unerläßliches Element in sich aufnimmt, so verknüpft er zwey sehr weit von einander entlegene und höchst verschiedenartige Begriffe, was nicht gerade zur Deutlichkeit führen kann. Wenn Sie aber sogar dieses behaupten, daß der Styl die Naturgestaltung beherrschen, ihr einen bestimmten Zuschnitt geben könne, so finde ich Sie wider Erwarten in einem Vorurtheile der modernen Aesthetik befangen, dem ich nie begegne, ohne mich dagegen aufzulehnen.

Formen, welche die Natur dem ächt künstlerischen Sinne schon so schön und bedeutend entgegenbildet, sollten also nach einem allgemeinen oder besondern Geschmacksinne umgemodelt, zugerichtet, ins Schönere hinüber gebildet werden können? — Und doch, wie konnte es je der Beobachtung entgehen! verhält sich das Kunsttalent zur gestaltenden Natur gerade umgekehrt, als wie die Kunstschriften des verfließenden Menschenalters zu behaupten pflegen. Denn man muß jedem Künstler, selbst dem altgriechischen, als eine menschliche Unzulänglichkeit zugeben, daß seine Form nothwendig zurückbleibt hinter der Kraft, Eindringlichkeit und innern Vollendung der Naturformen. Die bildenden Künste würden demnach ein durchaus fruchtlos Bemühen seyn, wenn ihr Zweck wirklich nur jener wäre, die Naturformen zu verschönen, zu veredlen, oder, wie Sie sagten, sie zu verklären. Glücklicher Weise indeß ist der Zweck der Kunst von jeher ein ganz andrer gewesen, nämlich dieser, die ganze Fülle der Naturformen, so weit sie erreichbar, mit Sinn zu erfassen, durch Verstand und Gewandtheit sich mehr und minder anzueignen, um sie dann, nach den jedesmaligen Wünschen und Forderungen der Menschen für menschliche Zwecke selbstthätig zu verwenden. Was die Natur unbekümmert um einzelne Menschen und ganze Geschlechter in Formen hervorbringt, wie und wo es gerade nur ihr gefällt, solches vermag der Künstler sich mehr und minder anzueignen und zu verwenden, wie es sein Zweck, sein Gegenstand erheischt, und es mag die so verbreitete Täuschung, Formen der Kunst für besser und schöner zu halten, als die Naturformen überhaupt, wohl daher entstanden seyn, daß jene, indem sie nahe menschliche Beziehungen ausdrücken, dem gewöhnlichen Menschensinne auch an sich selbst handlicher und anziehender scheinen als die Naturformen, deren Bedeutsamkeit und Schönheit zu erkennen mehr Sinn, Bestimmung, Muße erfordert, als Jeglichem vergönnt seyn kann. Denn obwohl diese Täuschung leicht auch aus einer der mannichfaltigen Ueberhebungen des menschlichen Stolzes entspringen könnte, an welchen die neuesten Zeiten so fruchtbar gewesen, so würde sie doch, ohne die

Mitwirkung eines bescheidneren Irrthumes schwerlich so lange und standhaft sich haben behaupten können.

Ursprünglich allerdings erzeugten sich die Begriffe des Ideales, als einer anomalischen, der natürlichen entgegengesetzten Form, dann der Natur in dem beschränkten Sinne eines bestimmten und einzelnen Objectes der sinnlichen Anschauung und mechanischen Nachahmung, bey der schlechtesten Gattung moderner Maler, den sogenannten Manieristen. Hätten wir sie jedoch nur so rein aufgefaßt und consequent beybehalten, als ihre Stifter, so würden wir ihre Verkehrtheit sicher viel früher erkannt haben, als geschehen ist und geschieht. Allein schon Winckelmann, dem sie durch Oeser überliefert wurden, vermischte sie bereits mit seinen eigenen höheren Kunstbegriffen und erzeugte daraus jenes unselige Mittelding von Irrthum und Wahrheit, dessen wir uns, wie es scheint, noch immer nicht entledigen können. Seitdem nun, begehren unsere Idealformenlehrer auf der einen Seite, gleich den Manieristen, anomalische Formen, als wenn solche jemals schöner und bedeutender seyn könnten, als die natürlichen, auf der andern aber auch Naturwahrheit, Naturgemäßheit oder ähnliche Benennungen einer gewissen Art von Abfindung mit der Natur, wenn sie solche für möglich und ersprießlich halten. Künstler, welche auf solches schwankende Hin- und Herreden achten wollten, würden nothwendig auch bey den besten Gaben, irrig, lahm und endlich ganz unfruchtbar werden, weil die Natur ihre Formenschätze weder dem Blöden und Zaudernden, noch dem hochmüthigen Krittler jemals eröffnet. Indeß auch abgesehen von dem Gedeihen des gegenwärtigen Kunstalters wäre es doch endlich einmal an der Zeit auch im Begriffe aufzufassen, daß, wenn auch die denkbaren Gegenstände der künstlerischen Auffassung und Darstellung allgemeinhin in ideelle und individuelle, in geistige und sinnliche Anschauungen eingetheilt werden können, doch darum noch keinesweges auch die Formen, vermöge welcher diese Gegenstände dargestellt werden, in sinnliche und geistige zerfallen. Allerdings wird jeder einzelne Kunstzweck immer nur die besondern Formen erheischen, welche jedesmal die gee gneten sind, ihn zu erfüllen; hiedurch indeß wird das Wesen der Form noch durchaus nicht verändert, ja nicht einmal ihr Verhältniß zum Künstler, denn auch dem Bildniß, nicht blos der ideellen Kunstaufgabe, genügt nicht jede willkürlich ergriffene Naturform, sondern einzig nur eine solche, welche zum Zwecke führen kann. — Doch wozu noch eine Darlegung, da die Leistungen der Manieristen der lezten drey Jahrhunderte und der Erfolg des Idealschönheits-Bestrebens der lezteren Jahrzehente längst überzeugt haben sollten, daß willkürliche, anomalische Formen in eben dem Maaße leerer, unbedeutender und widernder sind, als sie mehr von den Gesetzen und Möglichkeiten, oder auch von der inneren Fülle und Vollendung der Naturformen abweichen; da die Werke des besten Alterthumes eben wie die der Zeitgenossen Raphaels deutlich genug ins Licht setzen, daß die größte Erhebung des Geistes in der Kunst gerade nur durch die natürlichsten Formen zur Anschauung gebracht werden kann.

Und hier wage ich kaum noch zu erinnern, daß ich den höchst allgemeinen Begriff der wirklichen, thätigen, hervorbringenden Natur im Sinne habe; daß mir keinesweges, wie gegen den philosophischen, ja gegen den gemeinen Sprachgebrauch in vielen Kunstschriften eingerissen ist, jede einzelne Erscheinung, jedes abgelebte Lohnmodell, die Natur heißt, oder gar für den Inbegriff der Natur gilt. Dieser beschränkte und durchaus sprachwidrige Naturbegriff mag hie und da dem practischen Künstler, der ihn gelegentlich auch über Tisch und Bank ausdehnt, gar wohl zu gönnen seyn. Wer aber über die Kunst philosophirt, mag wohl die Bezeichnung technischer Werkzeuge und Handgriffe, sollte jedoch nimmer allgemeinere Begriffe aus der Künstlersprache entlehnen; denn diese pflegt sowohl an sich selbst verworren, als auch meistens sprachwidrig zu seyn, was übrigens dem ächten Künstler, der in der Form ein unendlich vollkommneres Organ des Ausdrucks besizt, durchaus nicht zum Vorwurf gereichen möge. — Das Wort Natur in seine Rechte wieder einzusetzen, dasselbe nicht länger blos auf irgend ein zufällig der sinnlichen Anschauung vorliegendes Ding zu beziehen, welches die gemeinschaftliche Mutter oftmals kaum noch für ihr rechtes Kind erkennen möchte, solche Sprachberichtigung einzuführen, möchte demnach der Kunstgelehrsamkeit eben so nöthig seyn, als die Verdrängung jener andern Vorstellung von einer ganz oder auch nur halbunnatürlichen Formenschönheit, welche in sich selbst unmöglich ist und weder irgendwo durch denkbare höchst geistige Aufgaben geboten, noch durch ein wirkliches Bedürfniß des äußern Sinnes erheischt wird.

Solche Umwälzung in der modernen Kunstsprache dürfte nun allerdings durch eine schärfere Auffassung und reinere Aussonderung des Stylbegriffes begünstigt werden. Denn ein guter Theil der kleinen Auslassungen und Abänderungen der Gestaltung, welche Winckelmann an alten Bildwerken wahrnahm, entsprang nicht, wie er glaubte, aus irgend einer willkürlichen — nur den ältesten, eigentlich vorkünstlerischen Zeiten beyzumessenden — Bezeichnungsart von bestimmten ideellen Aufgaben, vielmehr aus dem Gefühle dessen, was der derbe Kunststoff jedesmal zuließ oder ausschloß. Der senkrechte Stand der Statuen ward nicht immer, wie Winckelmann annahm, von den Ideen geboten, welche sie gerade darstellen, sondern im Ganzen eben nur vom Style. Dasselbe Stylgesetz mäßigte in den Bildwerken der Alten die Andeutung alles Leichten und Weichen, eben weil solches nach

seiner wirklichen Ausdehnung dargestellt in Stein und Erz nicht leicht noch weich, sondern schwer und hart erscheint, und es war daher weit hergeholt, wenn Winckelmann etwa in Bezug auf Sehnen und Adern den Grund ihrer Milderung in einer übereinkömmlichen Darstellungsweise bestimmter Kunstideen aufsuchte; wenn er anders nicht etwa in dem Wahne befangen war, daß die Naturformen sich wirklich so übertrieben anatomisch darstellen, wie neuere Maler aus Prunk mit einem ärmlichen Wissen sie wohl zu zeigen pflegten, wo dann, was ihm als Auslassung und Milderung auffiel, eben nur höchste Natürlichkeit seyn dürfte.

Doch will ich mich an dieser Stelle nicht darauf einlassen, weitläufig zu erörtern, was den Styl in meinem Sinne bedingt; denn Sie selbst fühlen sehr wohl, was Alles zur wohlgefälligen Verwendung des derberen Kunststoffes gehört, und nur in so fern wollen Sie von mir abweichen, als Sie eben die Eigenschaften, welche ich den Styl nenne, mit schöner Auffassung und treffender Darstellung in einer nothwendigen Verbindung denken.

Diese Begriffe indeß sind schon an sich selbst so vielumfassend, daß die Kunstsprache durch ihre Absonderung von dem Ergebniß einer verständigen und sinnigen Behandlung des derberen Kunststoffes unbestreitbar an Deutlichkeit gewinnen würde. Der nächste und günstigste Erfolg solcher Begriffssonderung dürfte nun darin bestehen, daß alle Forderungen des äußern, sinnlichen Geschmackes, welche bisher, und noch immer, bald an den Gegenstand der Darstellung, bald an die Darstellung des Gegenstandes, bald an solche gerade bezeichnende Naturformen gerichtet wurden, nunmehr dort abgelehnt und auf den Styl, als an die einzige durchaus willkürliche Thätigkeit und Leistung der Kunst, würden verwiesen werden. Hätte der leztere nur Genüge geleistet, so würde man nimmer an der Naturform mäkeln wollen, oder von dem Gegenstande mehr begehren, als dieses, daß er überhaupt der Darstellung fähig sey. Ueberhaupt aber würde im Kunsturtheil die Stimmung, der allgemeine Standpunkt, die geistige Schwungkraft des jedesmaligen Künstlers wiederum bey weitem häufiger berücksichtigt werden, als geschehen konnte, so lange als man mit dem Künstler über Dinge rechtete, welche, wenn nicht immer, doch meist, nicht durchaus in seiner Wahl liegen. Denn der Künstler ist stets — wie der individuelle Charakter aller Localschulen neuer wie alter Kunst ausnahmlos bezeugt — auf solche Formen der Natur angewiesen, als gerade in seinem Bereich liegen; und eben in den glücklichsten Fällen, denen beschäftigter, thätiger, lebenvoller Kunstzeiten, macht er sich seine Aufgabe nie selbst.

Rumohr.

Dresden.

Unser König hat ganz kürzlich zwey talentvolle junge Kupferstecher, Anton Krüger und Kluge, mit hinreichenden Pensionen nach Italien geschickt, um sich daselbst auszubilden. Krüger geht nach Mailand zu Longhi, Kluge nach Parma zu Toschi. Der erstere hat sich vorher durch zwey Platten nach Prof. Vogels Deckengemälden in Pilnitz: Tonkunst und Philosophie, vortheilhaft ausgezeichnet, (jene in kleinem Format für den Buchhändler Braun in Carlsruhe, diese in ansehnlicher Größe für den Verlag der hiesigen Rittnerschen Kunsthandlung) und darin besonders viel Sinn für Zeichnung, das erste Element der Kupferstecherkunst, an den Tag gelegt, so daß, wenn er das Glück hat, sich in demselben Grade in Longhi's Schule dessen Vorzüge in Hinsicht auf Farbe und zarte Harmonie anzueignen, wir hoffen dürfen, einst einen sehr ausgezeichneten Kupferstecher an ihm zu besitzen. Nur wäre zu wünschen, daß wir dann auch eine vollkommene Presse mit einem recht tüchtigen Pariser Drucker hätten, um nicht wie jezt genöthigt zu seyn, wenn wir gute Abdrücke haben wollen, die Platten nach Berlin oder Paris zu schicken. Bey dem thätigen Interesse, das unser erster Minister an allem nimmt, was Kunst betrifft, dürfen wir hoffen, daß auch diesem Bedürfniß bald abgeholfen werden wird.

Paris.

Folgende Werke sind bey Engelmann in Paris angekündigt:

1. Les Amours des Dieux; Recueil de Compositions dessinées par Girodet et lithographiées par MM. Aubry le Comte, Chatillon, Counis, Coupin de Lacouprie, Dassy, Dejuinne, Delorme, Lancrenon, Monenteuil et Pannetier, ses élèves. Avec un texte explicatif redigé par M. P. A. Coupin. Diese Sammlung soll aus vier Lieferungen in Folio, jede zu vier Blättern und einigen Seiten Text bestehen. Preis jeder Lieferung 20 Fr. Alle Abdrücke werden auf chinesisches Papier gemacht.

2. Histoire et Description pittoresque du Palais de Justice de la Conciergerie et de la Ste Chapelle de Paris, par B. Sauvan et J. P. Schmit. Das Ganze soll sechs Lieferungen umfassen, jede fünf Abbildungen, eine Vignette und fünf Blätter Text enthaltend, gedruckt bey Firm. Didot. Preis jeder Lieferung 12 Fr. auf weißem, 16 Fr. auf chinesischem Papier.

Nr. 76.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. September 1825.

Ueber den Styl in der bildenden Kunst.

II.

Antwort an Herrn Baron v. Rumohr.

Ihre Erwiederung meines Schreibens hat mich so sehr überrascht, daß ich mir vornahm, dieselbe nicht eher zu beantworten, als es mir gelungen seyn würde, mich ganz in Ihre Ansicht zu versetzen, und sie mit der meinigen völlig unbefangen zu vergleichen. Daß ich deßhalb den Abdruck Ihrer mir so schätzbaren Zuschrift verzögert, werden Sie, wie ich hoffe, mit der Sorge für die Bequemlichkeit der Leser entschuldigen, welche lieber Kritik und Antikritik beysammen haben, als in weiten Zeiträumen von einander getrennt aufsuchen.

Wenn Sie vor Allem auf scharfe Sonderung der verschiedenen Thätigkeiten und Beziehungen dringen, die bey der künstlerischen Hervorbringung wirken und eintreten, so pflichte ich Ihnen mit voller Ueberzeugung bey. Ich betrachte jedoch diese Sonderung als die schwierigste Aufgabe der Kunstphilosophie, die nichts anderes ist als die Entwicklung der Gesetze der Kunst aus dem Wesen des Geistes und aus seinem Verhältniß sowohl zum darzustellenden Gegenstand, als zu dem hiezu anwendbaren Stoff. Das Schwerste ist, wie mich dünkt, die Betrachtung der geistigen Thätigkeit des Künstlers, die im Zusammenwirken der verschiedensten Vermögen: des Verstandes, des Gemüths und der Phantasie besteht, und daher nie auf eines derselben abgesondert bezogen werden kann. Daher ist ihr Verhältniß zur Aufgabe der Darstellung und zum Stoff auch wieder ein zusammengesetztes, bey dessen Erklärung die Sprache überall ihren Mangel an Feinheit und Bestimmtheit fühlt. Ich bin, um die Ausdrücke: Styl und Motiv zu erläutern, vor allem von jenem ersten Punkt ausgegangen, in der Ueberzeugung, so das Allgemeinere zu finden, welchem das Besondere sich leicht unterordnen lasse.

Sie tadeln mich nun gleich anfangs, daß ich bey der Erklärung des Worts Motiv nicht genug Rücksicht auf die Verschiedenheit der Gegenstände genommen, und unterscheiden solche, welche gegeben und deren Forderungen unerbittlich streng, von solchen, welche nur willkürliche, durch zufällige Veranlassung verbundene Vorstellungen sind. Diese Unterscheidung habe ich allerdings nicht gemacht, indem ich voraussezte, daß wo von einem bereits vorhandenen Kunstkreis, von einer Tradition die Rede sey, nur solche Ideen gemeynt seyn können, die aus dem religiösen und nationalen Leben hervorgehen, folglich nur gegebene Vorstellungen. Die Freyheit, eigene Ideen zu behandeln, bleibt überall dem Künstler unbenommen, aber einmal an edle Auffassung der Motive in jenen gewöhnt, wird er auch in diesen sich auf gleicher Höhe erhalten und nur Vorzügliches und Ansprechendes hervorbringen. — Doch Sie haben jene Bemerkung nur im Vorbeygehen angedeutet, und sind nicht weiter auf das eingegangen, was ich über Motive gesagt: ich lasse daher diesen Punkt auch jezt bey Seite, obgleich er einer weitern Entwicklung und Durchführung wohl bedürfte.

Sie gehen sogleich auf Ihre Definition des Styls über, im Wesentlichen noch dieselbe, wie sie zuerst von Ihnen im Kunstblatt *) aufgestellt worden, nur daß Sie jezt, im Gegensatz zu meinem erweiterten Begriff, sie noch strenger begränzen und abschließen. Ich will versuchen, Ihre Aeußerungen hierüber zusammenzufassen, und übergehe daher fürs erste die eingeschaltete Bestreitung eines andern damit verwandten Punktes, indem ich deren Beantwortung bis zum Schluß verspare.

Styl ist Ihnen „die leichtfaßliche, dem Sinne wohlgefällige Vertheilung und Anordnung des derben Stoffs.“ Feste Körper sind die Darstellungsmittel, welche der Architekt und Bildner, Farbe und Helldunkel die, welche der Maler gebraucht. Beyde nennen Sie den derben Stoff. Die Bedingungen, die aus dessen eigener Natur hervorgehen, wohl beobachten, denselben leichtfaßlich, dem Sinne wohlgefällig vertheilen und anordnen, heißt dem Kunstwerke, das aus demselben gestaltet wird, die Eigenschaft des Styls ertheilen. Sie bezeichnen diese Eigenschaft zuerst formal

*) 1820, Nr. 54. S. 215.

durch obige Definition, und nachher historisch, indem Sie andeuten, welchen Zeiten und Kunstwerken solche zu Theil geworden oder versagt geblieben sey. Zulezt, nach einer Abschweifung, kommen Sie auf die Erläuterung Ihres Begriffs durch Beyspiele, indem Sie Rücksichten anführen, welche, wie Sie sagen, sich aus der niedern, technischen Sphäre entwickeln; aber eben deßhalb wäre es wohl nöthig gewesen, dieselben in solcher Mannichfaltigkeit aufzustellen, daß sie die für Ihren Begriff wesentlichen Merkmale insgesammt enthalten hätten.

Denn da Sie darauf bestehen, daß die Eigenschaft der Kunst, welche Sie Styl nennen, abgesondert, d. h. unabhängig von den Ideen und den dargestellten Gegenständen, am Stoff vorhanden sey, so ist Ihr Begriff ein positiver, ein Erfahrungsbegriff, der nur aus der Kenntniß der Stoffe, welche von dem Künstler als Darstellungsmittel gebraucht werden, seine Definition erhalten kann.

Nun habe ich mich bemüht, in Ihre Ansicht eingehend, zu dem, was Sie beyspielsweise anführen, weitere Belege zu finden, also aus dem Wesen der Stoffe die Bedingungen zu entwickeln, welche für die wohlgefällige Vertheilung und Anordnung in ihnen enthalten sind. Es kam darauf an, in der Architektur nachzuweisen, wie die wohlgefällige Vertheilung der Massen und Glieder, schon durch das Material gefordert, dasjenige veranlaßt, was wir Styl in der Baukunst nennen; in der Sculptur: zu den von Ihnen gegebenen Merkmalen noch mehrere zu finden, die einen genügenden Begriff des Styls begründen konnten; für die Malerey die Gesetze aufzustellen, welche im Wesen der Zeichnung, Beleuchtung und Farbe beruhend, eine wohlgefällige, leichtfaßliche Darstellung nothwendig machen.

Aber in allen diesen Punkten hat mir nichts weiter gelingen wollen, als einzelne Regeln aufzufinden, die aus dem Gesetze der Zweckmäßigkeit hervorgehen, aber zum Theil auch erst durch die Forderungen unsres Auges und des Gegenstandes zu Regeln erhoben werden. Wie das bloße Material der Architektur durch seine Beschaffenheit Regeln der Vertheilung und Anordnung gebieten könne, die zu etwas Höherem führen als zu dem blos Zweckmäßigen, kann ich nicht finden. Alles Weitere: Symmetrie, Eurhythmie u. s. w. ist mir ein Resultat des Schönheitsgefühls, das seinen eignen Gesetzen folgt. — In der Plastik der Griechen, sagen Sie, habe der senkrechte Stand der Statuen nicht immer, wie Winckelmann annahm, aus den Ideen, welche sie darstellen, sondern im Ganzen nur vom Style seinen Ursprung genommen. Wenn ich aber an den äginetischen Statuen sehe, wie leicht und meisterhaft schon die ältere griechische Sculptur bewegte, schwebende Stellungen in Marmor ausgeführt; wenn mich ferner der Diskobolus des Myron, der borghesische Fechter, einige Figuren der Niobiden u. a. (den farnesischen Stier nenne ich als etwas Außergewöhnliches nicht) überzeugen, daß auch die Meister der ausgebildeten Kunst im Marmor kein Hinderniß fanden, gewagte und heftige Bewegungen darzustellen: so muß ich wohl den Grund, warum bey andern Statuen die ruhige Haltung des Körpers vorgezogen worden, anderswo als in den Bedingungen des Materials, mithin in dem Gedanken und Gefühle suchen, durch welche die Hand des Künstlers geleitet wurde. — Trachte ich endlich mir klar zu machen, was Sie in der Malerey unter der leichtfaßlichen und wohlgefälligen Anordnung des derbern Stoffs verstanden haben könnten, so finde ich hauptsächlich eine deutliche Zusammenstellung der Figuren und Gruppen, schöne Uebergänge der Linien, und die Vermeidung gewaltsamer Verkürzungen, durch welche Correggio sowohl dem Angenehmen der natürlichen Formen als der Deutlichkeit geschadet hat. Aber der Styl ist etwas Positives; ich frage daher: in wie fern ist in der Zeichnung, Beleuchtung und Färbung selbst eine bestimmte Weise der Zusammenstellung, eine consequente Behandlung der Naturformen und Gruppen bedingt? Wo zeigt sich die Gränze, bis zu welcher Verkürzungen angewendet werden dürfen? Auf welche Weise lassen sich diese Regeln aus der Natur der genannten Stoffe selbst entwickeln?

Sie werden mir, glaube ich, zugeben müssen, daß es unmöglich sey, diese Aufgabe zu lösen, und überhaupt die Gesetze des Styls aus den Forderungen des Stoffs zu constituiren. Hieraus folgere ich nun eben, daß der Styl nicht etwas blos dem Stoff und der niedern Sphäre des Technischen Angehöriges ist, und kann mich nicht dazu bequemen, Ihren Begriff in dieser engen Begränzung anzuerkennen, selbst wenn ich meinem Satz ungetreu werden wollte, daß der Sprachgebrauch einsichtvoller Künstler stets eine Andeutung des Wahren enthalte.

Doch Ihre eigenen Aeußerungen zwingen mich, aus dieser engen Sphäre des Technischen herauszutreten. Sie sagen: „es sey das Werk der Ansichten, der „Gewohnheiten, des Gefühls des Künstlers," wenn er den derben Stoff auf jene leichtfaßliche, dem Sinne wohlgefällige Weise vertheile und anordne, welche Sie ausschließlich den Styl nennen. Hiermit setzen Sie das Constitutive des Styls nicht in das Wesen des Stoffs, sondern in die Individualität des Künstlers; denn Ansichten, Gewohnheiten, Gefühl, können zwar allgemeiner sich verbreiten, sind aber stets den mannichfaltigsten Schattirungen der Individualität unterworfen. Auf diesem Wege träfen Sie wider Erwarten mit meiner frühern Ansicht des Styls zusammen, *) wo ich ihn ganz

*) Studien der griechischen Künstler. Einleitung §. 18.

aus der Eigenthümlichkeit des Künstlers herleitete, nur daß ich ihn auch von der Auffassung der Idee abhängig machte, statt daß Sie ihn allein auf die Behandlung des Stoffs beziehen. In der That scheint auch einiges von dem, was Sie unter Styl begreifen, hauptsächlich dem Auge des Künstlers anzugehören; denn jene Mäßigung der alten Sculptur im Andeuten des Leichten und Weichen, jene kleinen Auslassungen und Abänderungen, die sie sich an der menschlichen Gestaltung hin und wieder erlaubte, entsprang, wie Sie selbst sagen, aus dem Gefühle dessen, was der derbere Stoff jedesmal zuließ oder ausschloß. Die Norm zu solchem Verfahren also lag im Blicke des Künstlers; er behandelte seinen Stoff, wie es ihm am zweckmäßigsten dünkte, um die natürliche Erscheinung der Gestalt an ihm hervorzubringen. Wollten Sie aber diese Behandlungsart ganz auf individuelles Gefühl, individuelle Gewohnheiten und Ansichten begründen, ja der Willkür unterwerfen: so sehe ich nicht, wie Sie vermeiden wollten, statt etwas Allgemeingültigem etwas höchst Regelloses zu erhalten, das eben so leicht seinen Zweck verfehlen als ihn erreichen, folglich eben so leicht Manier als wahrer Styl seyn kann.

Nun sind wir aber, wie ich glaube, darüber einig, daß der Styl nicht ein zufälliger Vorzug dieses oder jenes Kunstwerks, sondern etwas Bestehendes, eine Eigenschaft, welche den Gebilden jeder Kunst nöthig ist, mithin als wesentlich zu einem guten Kunstwerke etwas Bestimmtes und Gesetzliches seyn müsse. Bleibe ich nun auch nach Ihrem Verlangen dabey stehen, den Styl blos in der niedern äußerlichen Sphäre der Kunst, in der Behandlung des derberen Stoffs zu suchen: so muß ich doch seine Gesetze, die weder im Stoff an sich gegeben, noch der Willkür oder jedesmaligen Eigenthümlichkeit des Künstlers zu überlassen sind, in etwas Anderem und Bleibendem nachweisen. — Dieß sind nun entweder die Naturformen, deren Erscheinung der Künstler am Stoffe darzustellen hat, oder die dem menschlichen Geist eingeprägten ewigen Gesetze des Schönen, von welchen die bildende Kunst geleitet wird, oder beyde zugleich. Denn was bedeutet es Anderes, wenn Sie sagen: „Der Künstler müsse seinen Stoff auf eine leichtfaßliche, dem „Sinne wohlgefällige Weise anordnen und vertheilen, um seinem Werke Styl zu geben?" — Das Leichtfaßliche, die Deutlichkeit in der Anordnung kann er nur dadurch hervorbringen, daß er die Formen, die er darzustellen hat, innerhalb der Gränzen des gegebenen Stoffs aufs naturgemäßeste wiedergibt; das Wohlgefällige nur dadurch, daß er bey Beobachtung der vom Stoff vorgeschriebenen Gränzen und bey Darstellung der natürlichen Formen die allgemeinen Gesetze der Schönheit auf sein Werk überträgt, die wir nicht aus der Natur lernen, sondern deren Andeutung an äußeren Gegenständen unser Wohlgefallen erregt, weil sie selbst in unserm Geiste gegründet sind.

Sollen wir also den Styl nicht als etwas blos Negatives, als eine durch den Stoff gebotene Beschränkung ansehen: so müssen wir auch dem Gefühl des Schönen und der Erkenntniß der Naturwahrheit dabey ihr Recht lassen; und da auch nur durch Vergleichung beyder mit den Eigenthümlichkeiten des Stoffs die an demselben zu beobachtende Beschränkung aufzufinden ist: so erscheinen sie als constitutiv, d. h. es können sich nur aus ihrer Anwendung auf den Stoff die Gesetze des Styls ergeben. Ist nun unläugbar in der künstlerischen Thätigkeit die Anwendung der Grundgesetze des Schönen auf die Darstellung natürlicher Formen, und die Entwicklung beyder am gegebenen Stoff, stets von der Idee bedingt, welche der Künstler versinnlichen will, und von der Empfindung, welche dabey in ihm waltet: so scheint allerdings der Styl etwas nicht blos der äußern technischen Sphäre Angehöriges, sondern auf das innerste und geistigste Element der künstlerischen Thätigkeit Begründetes zu seyn.

Diese Bedeutung des Wortes Styl wird auch durch den rhetorischen Sprachgebrauch begünstigt. Man versteht darunter jene Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung im Bau der Perioden, die, so fern kein Zwang in ihr sichtbar wird, das Wesen einer guten Schreibart ausmachen. Doch spricht man hier nicht so häufig von Styl im Allgemeinen, als von dem Styl des einzelnen Schriftstellers: z. B. Cäsar schreibt anders als Livius, beyde anders als Tacitus. Solche Verschiedenheit ist aber nicht blos eine Folge der Willkür und Gewöhnung dieser Autoren; vielmehr erkennt man deutlich, daß ihre Art zu denken, zu empfinden, die Gegenstände die sie darstellen, anzuschauen und aufzufassen, auch ihre Handhabung der Sprache gebildet und bestimmt hat, daß mithin ihr Styl das Resultat ihres Gefühls des Schönen und ihrer Erkenntniß des Wahren ist.

Sie sehen, ich bin aufsteigend von Ihrem Begriff, indem ich mir dessen Bedeutung zu erläutern suchte, wieder zu demjenigen gelangt, den ich meinem frühern Schreiben herabsteigend aus dem geistigen Wesen der künstlerischen Thätigkeit abgeleitet hatte, und als die specielle, von der Idee, Empfindung und objektiven Naturwahrheit abhängige Anwendung der Grundformen des Schönen auf die Darstellung bezeichnete. Die Rücksicht auf die Beschränkungen des Stoffs war in den Worten angedeutet: „Die Begründung des Styls auf Naturwahrheit verleiht „ihm seine äußere Unfehlbarkeit, weil sie zugleich auch die „technischen Bedingungen und Gränzen jeder besondern „Kunst und die Anwendung derselben zur möglichst vollkommenen Darstellung voraussezt." — Beharren Sie nun auf der Ueberzeugung, daß der Begriff, den ich auf-

gestellt habe, zu weit ausgedehnt sey, so würden Sie zu zeigen haben, auf welche Art Sie dem Ihrigen bey seiner engen und materiellen Begränzung einen normalen Inhalt geben, und ihn vor der Gefahr, auch Conventionelles und Willkürliches aufzunehmen, schützen wollen.

Die geistigen, natürlichen und technischen Elemente, welche die Kunst in ihr Bereich zieht, sind so mannichfaltig, daß ich mich nicht überzeugen kann, der Begriff des Styls, wie ich ihn ausgesprochen, enthalte schon alle oder doch die meisten Vorzüge der Kunst. Allerdings aber betrachte ich ihn als einen ihrer höchsten Vorzüge, da er mir das äußerliche Resultat einer vollendeten Harmonie aller künstlerischen Thätigkeiten zu seyn scheint. Zwar gebe ich zu, daß er oft an Werken erscheinen könne, die an Gehalt ärmlich und verdienstlos sind; denn da er äußerlich an der Form sich darstellt, kann er sogar blos äußerlich nachgeahmt werden, ja es ist ein Vortheil der Kunst, die ihn erworben hat, daß er sich auch dann noch als Gewohnheit in ihr erhält, wenn ihre innere Kraft schon zum Theil erstorben ist. Seinen Ursprung jedoch kann er, wie ich glaube, nur aus dem lebendigen Gefühle des Schönen und Wahren nehmen, welches im Künstler auf eine schöpferische Weise die Idee mit dem Stoffe vermählt.

Da mir der Styl sonach unmittelbar mit dem verbunden erscheint, was man Idealität in der Kunst nennt, mit dem Walten des Geistigen über dem Materiellen: so habe ich in jenem Schreiben zugleich auf die schöne Auffassung der menschlichen Gestalt hingedeutet, welche der Plastik und Malerey durch Beobachtung eines reinen Styls in der Art möglich wird, daß sie den darzustellenden Charakter durch die edelste und treffendste Gestalt ausspricht. Wenn ich mich dabey der Ausdrücke bediente: „die Kunst ertheile bey vollendetem Styl ihren Darstellungen menschlicher Gestalt den Charakter prototypischer Schönheit" — oder: „die Gestalt werde zum Idealen verklärt" — so geschah dieß ohne Furcht, von Ihnen mißverstanden zu werden, da ich meine Ansicht über das Verhältniß der Naturgestalt zu der, welche die Kunst hervorbringt, schon früher *) ausführlich und hinlänglich dargelegt zu haben glaubte. Ich müßte einen Fundamentalsatz meiner Theorie aufgegeben haben, wenn ich wirklich, wie Sie sagen, hätte behaupten wollen: „der Styl könne die Naturgestaltung beherrschen, und „ihr einen bestimmten Zuschnitt geben." Im Gegentheil bin ich noch immer der Meynung, daß die Naturgestalt das ewige Vorbild des Künstlers sey, dessen Vollkommenheit zu erreichen ihm nie gelingt; daß er aber, da sein Zweck nicht blos Nachahmung von Gestalten, sondern Darstellung von Ideen ist, die Schönheit, die er in der Natur aufgefaßt, durch den Ausdruck der Idee, den er ihr verleiht, allerdings geistig veredeln könne. Hiermit ist nicht gesagt, (wie ich schon ebenfalls in den Studien bemerkt, S. 69.) daß nicht auch die Natur ein solches edles Gebilde hervorbringen könne, welches alsdann das der Kunst so weit an Vollkommenheit überragen würde, als jedes lebendige Werk des Schöpfers ein Werk von Menschenhand. Die Bezeichnung prototypischer Schönheit und verklärter Gestalt galt daher eben sowohl der Natur in ihren schönsten Hervorbringungen, als den Meisterwerken der Kunst, die eine schöne Idee in reinem Style darstellen. Jedoch bin ich bereit diese Ausdrücke zu verwerfen, wenn Sie durch dieselben allein zu jener Mißdeutung veranlaßt worden sind, so wie ich alles, was Sie gegen die hohle Lehre von den Idealformen äußern, unterschreibe, und als gegen mich gerichtet, durchaus ablehne.

Schorn.

*) S. Studien der griechischen Künstler. Einleitung §. 16. Vom Ideal. S. 65 — 83.

Großer Goldbrakteat.

(Aus einem Briefe.)

Zu Anfang dieses Jahres verkündeten die Zeitungen, daß in Jütland von Bauern ein großes Goldblech gefunden worden sey, welches man für den Deckel eines Trinkgefäßes oder eines Trinkhornes hielt. Als dasselbe an die königlich dänische Commission zur Aufbewahrung der Alterthümer (eine Gesellschaft, die nicht genug zu rühmen ist, und die für die Alterthumskunde des Nordens überaus Treffliches gewirkt hat) gesendet wurde, fand sich, daß es ein unvergleichlicher Goldbrakteat, aufs herrlichste ausgestattet mit Zierrathen und Rändern, und so groß, daß er selbst den berühmten Schefferschen in Stockholm übertrifft. Er hat gegen 3 Zoll im Durchmesser. Leider findet sich keine Schrift auf diesem Prachtstücke. Es ist ein herrlicher Fund und Erwerb für das königliche Museum zu Kopenhagen.

Bg.

Nekrolog.

Am 26. Juli starb in Kassel der Oberbaudirektor Jussow, unstreitig einer der geschicktesten Architekten Deutschlands, in einem Alter von 70 Jahren. Er war der Erbauer des schönen kurfürstlichen Lustschlosses Wilhelmshöhe, und vom verstorbenen Kurfürsten war ihm die Erbauung der Kattenburg übertragen, woran bekanntlich seit vier Jahren die Arbeiten eingestellt sind. (Allg. Zeitung.)

Nr. 77.

Kunst-Blatt.

Montag, den 26. September 1825.

Abschrift eines Briefes an Professor Carl Vogel in Dresden von E. Förster in Düsseldorf, im Auftrag von P. Cornelius, als Antwort auf den an ihn gerichteten im Kunstblatte Nro. 59. vom 22. Jul. 1824. *)

Geehrter Herr Professor!

Im Auftrage unseres geliebten Meisters Cornelius, auf dem, außer den vielen Arbeiten, denen er sich unterzogen, jezt noch durch die anhaltend schwere Krankheit seiner Hausfrau drückende Sorgen lasten, in welchen Sie auch den Entschuldigungsgrund finden mögen, weßhalb er Ihnen nicht schon längst Ihren freundschaftlichen Brief erwiedert hat, schreibe ich Ihnen, wie sehr ihn die geschenkte Theilnahme und die Aeußerung Ihrer ununterbrochenen Freundschaft erfreut; wie er mit den von Ihnen ausgesprochenen Kunstansichten übereinstimmt, und wie es sein eifrigstes Bemühen fortwährend ist, die Kunst in dem Sinne, wie sie einst Italien groß gemacht, auf vaterländischem Boden heimisch zu machen. Wenn er es aber vermeidet, einen Austausch seiner Ansicht mit der Ihrigen zum Gegenstande öffentlicher Mittheilung zu machen, so geschieht dieß in der festen Ueberzeugung, daß durch dergleichen nur wenig gewonnen wird, geleitet durch die Erfahrung, daß Hohes und Niederes, das Leere wie das Gehaltvolle, kurz alles und Jedes durch Federkundige auf gleiche Weise glänzend dargestellt werden könne und zum Theil werde; daß es vielmehr an der Zeit sey ruhig zu schaffen, und das Schreiben und Beschreiben den Gelehrten zu lassen. Hielten Sie es aber für ort- und zeitgemäß, so geschähe es mit seiner Uebereinstimmung, wenn Sie das Wesentliche, Geschichtliche aus gegenwärtigem Briefe zur allgemeinen Kenntniß bringen wollten.

Möge es mir gelingen, in einem kurzgefaßten Abbild des Lebens, das sich um ihn und durch ihn, unsern Meister P. Cornelius, gestaltet hat, Ihnen die segenreichen Wirkungen seines Geistes und die frohen Hoffnungen vor die Seele zu führen, welche für deutsche Kunst hier aufgegangen. Was Sie und alle die Vorkämpfer in ungewisser Ferne hoffend gesehen, hier lebt es in thatenfroher Wirklichkeit; vieles jedoch bleibt auch uns zu hoffen, weit mehreres zu erstreben übrig.

Der gefeyerte Name unseres Meisters, den ja auch Sie mir stets mit inniger Verehrung und Freude genannt, hat eine Anzahl Jünger aus allen Gegenden Deutschlands zusammengeführt, um unter seiner unmittelbaren Leitung auf dem Wege der Kunst voranzuschreiten. So begann schon in den Sälen der Glyptothek in München ein gemeinschaftliches Künstlerleben, in Liebe zum Werke, in Liebe zum Werkmeister und in gegenseitiger Liebe unter einander. Also haben wir es fortgeführt, hier, wo dem Meister zur Erreichung seiner Zwecke die Mittel einer wohleingerichteten Akademie zu Gebote standen.

Geregelte Thätigkeit ist immer der Haltpunkt des Lebens; wo diese aber für das Leben unmittelbar und zur Verschönerung desselben verwandt wird, da ist Freude die Triebfeder, Anfang und Ende vom Liede. Cornelius war nicht so bald hier, als man erkannte, unter seiner Leitung könne der rheinische Boden zunächst eine Pflanzstätte vaterländischer Kunst werden. Zuerst war es der Baumeister Lassault in Koblenz, der es bewerkstelligte, daß in dem dortigen Assisensaal ein großes Frescobild gemalt wurde. Am passendsten schien dem Meister für diesen Ort ein jüngstes Gericht, und wurde diese Arbeit von seinen beyden ältesten Schülern, Stürmer

*) Wir danken Herrn Prof. Vogel für die Mittheilung dieses Briefs und benutzen seine Erlaubniß, davon ins Kunstblatt aufzunehmen, was unsern Lesern interessant seyn könnte. Die erfreulichen Fortschritte, die sich in der Kunstübung unter Cornelius bereits gezeigt haben, sind hauptsächlich Resultate des innigen Verhältnisses zwischen Meister und Schülern, das sich in diesem Briefe so deutlich ausspricht; unsre Leser würden daher das Geschichtliche nur halb verstanden haben, wenn wir ihnen das Uebrige hätten vorenthalten wollen. Auch glauben wir es keiner Mißdeutung fähig, wenn die Liebe und Dankbarkeit eines Schülers gegen seinen Meister öffentlich laut wird.

Red.

und Stilke, beyde aus Berlin, in Zeit von zwey Jahren bis auf einige Figuren beendiget, was ihnen dadurch erleichtert wurde, daß sie im zweyten Jahre an Anschütz aus Koblenz einen wackern Gehülfen erhielten. — Zu gleicher Zeit war vom königl. preuß. Ministerium der schöne Auftrag gegeben, die akademische Aula der Universität Bonn zu malen.

Die Lage dieser Stadt am immerbelebten Rhein, ihre Bedeutung als Mittelpunkt so vieler wissenschaftlichen Bildung, der Gegenstand selbst endlich machte diese Aufgabe zu einer der erfreulichsten, welche der Künstler sich wünschen kann. Ueberblick der Geschichte der vier Facultäten war die Aufgabe und somit dem Künstler ein Feld geöffnet, was ihm meist verschlossen bleibt — das der Wissenschaften, deren Geschichte er nun in ihrer ganzen Erscheinung, wie in ihren Verzweigungen, zu erkennen und eigenthümlich aufzufassen hatte. Seit einem Jahr und drüber wird bereits an der Ausführung dieses Werks gearbeitet, und zwar durch C. Herrmann aus Dresden, welchem J. Götzenberger aus Heidelberg und ich als Gehülfen gegeben wurden. Den Anfang machte die Theologie, in so fern sie auch durch das Positive ihrer Geschichte der am leichtesten zu behandelnde Gegenstand wurde. Da diese Arbeiten von bedeutender geschichtlicher und räumlicher *) Ausdehnung sind, so werden noch mehrere Jahre über deren Beendigung hingehen. Herrmann, der Erfinder des ersten Gemäldes, und ich, arbeiten gegenwärtig noch an der Theologie, und zwar an dem Theile derselben, in welchem mehr die protestantischen Elemente entwickelt sind, nachdem wir im verflossenen Jahre bereits die Erscheinungen der frühern Zeit im Bilde beendigt. Zu gleicher Zeit hat Götzenberger den Carton der Jurisprudenz begonnen und wird im Laufe des Sommers die Hälfte dieses Bildes ausführen. —

Kaum mehrte sich die Zahl der Schüler, als sich auch die Zahl der Bestellungen vermehrte. Baron v. Plessen, der sich kürzlich ein anmuthiges Schloß in der Nähe von Düsseldorf erbaute, wünschte den großen Saal darin mit heitern mythologischen Gegenständen ausgeschmückt zu sehen. Der Meister übertrug diese Arbeit seinen Schülern W. Röckel aus Schleisheim bey München, und S. P. App aus Darmstadt, welche mit seiner Uebereinstimmung aus dem Mythos des Apoll die heitern Erzählungen wählten: ersterer Apollo unter den Hirten als Bildner des Menschengeschlechts; S. App hingegen das Urtheil des Midas, wobey die Laune ziemlich freyen Spielraum hat, da dieser königliche Recensent ziemlich bekannt zwar und verlacht, doch immer als Repräsentant der ordinären Kritik auftritt, und somit die Darstellung selbst dem Leben immer nahe bleiben muß. Im erstern Bilde hingegen hat die höhere Gewalt der Musik und göttliche Bildung ihre Rechte behauptet, sie spricht zu unverdorbenen reinen Naturen, und wird, wie verschieden auch, doch mit inniger Theilnahme aufgenommen. — So bleibt uns auch dieß Leben einer schönern Fabelwelt, das uns wie ein erfreuliches Erbstück überkommen ist, immer verwandt, indem für seine äußeren Darstellungen das uns umgebende Leben die reichsten Motive bietet, der sicherste Anknüpfungspunkt an die Alten, die in bildender Kunst und in Poesie nie andere Wege einschlugen.

Das Verdienst aber, der Kunst als einer vaterländischen zur Verherrlichung unseres Landes und seiner Geschichte gedient zu haben, gebührt vor Allen dem Minister Freyherrn v. Stein, der schon längst gegen Cornelius den Wunsch ausgesprochen, einen Saal seines Schlosses Kappenberg mit Darstellungen aus der deutschen Geschichte verziert zu sehen. In Uebereinstimmung mit dem Minister wurde dafür die große Zeit Heinrichs und der Ottonen bestimmt. In drey Bildern sollte das Hauptwirken dieser Heroen bezeichnet werden. Die Städte-Gründung unter Heinrich, dann die entscheidende Schlacht gegen die Magyaren bey Merseburg, endlich Otto's Aufruf an die deutsche Jugend zur Befreyung des Vaterlandes. Diese Arbeit ist zunächst Stilken aus Berlin übertragen, welcher mit der Schlacht den Anfang gemacht; auch würde er nicht ohne Beyhülfe geblieben seyn, wenn nicht die vorhandenen Bestellungen alle Hände in Anspruch nähmen. Denn in gleichem Sinne, beseelt von Liebe zur vaterländischen Geschichte läßt der Graf Spee sein Schloß Helldorf am Rhein mit einer Reihenfolge von Darstellungen aus der so reichhaltigen Geschichte Friedrichs des Rothbarts schmücken, in Beziehung auf welchen diese Gegend klassischen Charakter hat. Die zunächst angefangenen Bilder beziehen sich auf Friedrichs Aussöhnung mit dem Papste Alexander zu Venedig, welches von C. Stürmer, und auf das große Volksfest in Mainz, wobey der Kaiser seine beyden Söhne zu Rittern schlug, welches von A. Richter aus Dresden, der erst seit Kurzem sich zu unsrer Freude an den Meister Cornelius angeschlossen, ausgeführt wird. Die übrigen Bilder werden seyn: die Krönung des Kaisers; Bezwingung der Lombarden vor Mailand; die Schlacht bey Iconium und endlich sein Tod. In kleinern Bildern werden dann noch episodisch die Geschichte Heinrichs des Löwen u. A. auftreten. — Den bereits ausgesprochenen Wünschen des Grafen Hompesch, u. A. auf gleiche Weise ihre Schlösser verziert zu sehen, kann natürlich erst später entsprochen werden, wenn die Schule sich erweitert haben wird. — Alle diese erwähnten Sachen

*) Zwey dieser Gemälde sind 22 Fuß lang und 12 F. hoch; die beyden andern 18 F. lang und 12 F. hoch.

werden a fresco ausgeführt und haben so den Wechsel in sich selbst, daß dem Winter stets die Cartons vorbehalten sind, während man nur in der Sommerzeit malen kann.

Außerdem wird auch die Oelmalerey fleißig ausgebildet: für eine Kirche in Westphalen werden drey Altarblätter (von 6 und 9 Fuß Höhe, 4 und 5 Fuß Breite) ausgeführt; das mittlere, eine Kreuzesabnahme, durch Ruben aus Trier; das eine Seitenbild, eine Maria mit dem Kinde und zwey musicirende Engel, durch W. Kaulenbach aus Arolsen, und das andere, eine Helena mit zwey Passions-Engeln, durch A. Eberle aus Aachen. Die Jüngern sind fleißig am Zeichnen von Cartons, welche an innerm Gehalte wenig zu wünschen übrig lassen; es zeichnen sich unter ihnen besonders Gassen und Bagda aus Koblenz und Schilgen von Osnabrück aus.

Hier ist es denn, wo sich der Werth einer lebendigen Schule gegen das regelrechte Akademiewesen zeigt, hier, wo der Meister jedes Einzelnen Fähigkeiten und Neigungen abmessend, besonders ihn leitet, und so den Durchbruch seiner Eigenthümlichkeit herbeyführt, und wo jeder Einzelne an der Arbeit des Andern Ermunterung und jegliche Anregung findet, namentlich zu einem zweckgerechten Thun im Allgemeinen. So leben wir innig verbunden durch einen Meister, der uns in Allem und Jedem als treuer Leitstern vorangeht, dessen Werke unsrer Phantasie ein weites Feld eröffnen, und uns zeigen, daß die Wahrheit und Schönheit, wie sie im Leben selbst lebt, nur in der Tiefe der Auffassung desselben und ihre Quelle somit im Gemüthe liege. Seine umfassenden Erfahrungen, die er mit Freundesliebe uns mittheilt, bilden uns für den schönen Zweck der Kunst mehr und mehr heran, seine unermüdete Sorge endlich gründet uns und unserm Beruf einen festen Haltpunkt im Leben selbst. Denn das erscheint ihm vor allem wesentlich, daß ein bestimmter Zweck sich knüpfe an die Arbeit eines Jeden, damit nicht haltungslos ins Blaue hinein gemalt werde, wie es so häufig geschieht, wobey gar zu leicht, im gefälligen Selbstbetrug, Lauheit erwächst und Faulheit das Gepräge gibt. Nichts wird verschmäht, und wäre es eine Prozessionsfahne oder noch Geringeres, und wäre der Lohn noch so unbedeutend; soll die Kunst das Leben durchdringen, so muß sie es von allen Seiten, sonst bleibt sie ewig dem Volke fremd. Daß von Seiten des Meisters die unbeschränkteste Uneigennützigkeit dabey statt findet, (indem er weder von seinen Schülern noch von den Bestellern das Mindeste für sich nimmt, obschon dieß bey Andern Gewohnheit geworden oder geblieben); daß auch die Schüler mit Wenigem was hinreicht ihre kleinen Bedürfnisse zu befriedigen, sich begnügen, befördert das Entstehen und Gedeihen der Kunst hier sehr.

So sehen wir im frohen Wirken der Gegenwart einer schönen Zukunft entgegen, und wird ferner hier in seinem Geiste fortgearbeitet, so ist wenigstens zum Theil damit das Leid gestillt, welches Düsseldorf fühlt, indem es diesen verehrten Mann nach Süden ziehen sieht. Uns aber wird er immer bleiben, wo er auch sey, immer wird sein Wirken dahin gerichtet seyn, deutsche Kunst auf deutschem Boden heimischer zu machen. Er grüßt Sie von ganzem Herzen und hofft, Sie werden ihm seine Schreibunseligkeit nicht zu hoch anrechnen, auch Näcke grüßt er herzlich, mit dem Wunsche, daß die Regierung und die Privaten auch Ihnen Mittel an die Hand geben mögen, wodurch es Ihnen möglich werde, die deutsche Kunst zu fördern und zu heben. Ihrer fernern Freundschaft empfehle ich mich ergebenst.

Düsseldorf, 1825.

Ernst Förster.

Antike Vasen.

Lukanische Ausgrabungen.

(Fortsetzung.)

24. Ein bejahrter bärtiger Mann in rothem Unterkleid mit Aermeln und Beinkleidern, darüber den kurzen Chiton mit einem Leibgürtel umwunden, über diesen noch die Chlamys mit einer Schnalle am Halse befestigt, auf dem Kopf die phrygische Mütze, auf welcher eine goldene Krone ruht, als Fußbekleidung gelbe Schuhe, streckt die beyden Arme verzweiflungsvoll aus, nachdem er das Schwert mit dem Anhängriemen, das vor ihm an der Erde liegt, von sich geworfen hat. Die höchste Trauer und Verzweiflung spricht sich in seinem en face gezeichneten Gesicht und in all seinen Geberden auf das bestimmteste aus. Ueber ihm befinden sich zwey Räder. Zu seiner Rechten steht eine männliche bärtige Figur, den Unterkörper vom Peplus bedeckt, in der Rechten den Scepter mit demselben Vogel, wie der auf dem Scepter des Jupiter auf der Vase 23.; hinter diesem eine jugendliche Figur, den Peplus über die Schulter geworfen, das Schwert umgehängt, in der Linken den Pileus mit herunterhängenden Riemen, in der Rechten Lanzen. Links von der Hauptfigur steht eine Alte mit grauem Haar auf einen dünnen weißen Krummstab gestützt, nach dem schwer Bekümmerten traurig und außer sich hinblickend, gehalten von einer jungen weiblichen Figur, die mit ihrem rechten Arm die Alte umschlingt, vielleicht um ihrem ermatteten Kopfe einige Ruhe zu verschaffen, und deren Miene und Haltung den Trost verrathen, den sie der Alten zuzusprechen sich bemüht. Der Revers gleicht im Ganzen dem der Vase 23., nur daß die Lyra am Boden liegt und die männliche Hauptfigur, in der Linken Patera, in der Rechten einen Stab hält, die weibliche statt eines Fächers einen Spiegel, während die Nebenfigur

ihren Fächer hält. Oberhalb sieht man Binde und Stierkopf, während man auf dem Revers der Vase 23. Binde und ein Dipteron, das zum Theaterzettel diente, bemerkt. Das untere Feld enthält eine vollständige Grabscene mit mystischen Ceremonien und der Hals der Vase zwey einander ähnelnde Porträte, das Haupt mit einem Kranz geschmückt.

Wie auf dem Gemälde 23. die Vase das nöthige Licht über die gesammte Darstellung verbreitete, so hier die beyden Räder. Sie erinnern freylich anfangs an Pelops und das unglückliche Geschick des Oenomaus, Vaters der Hippodamia: aber eine Vergleichung der Fabel mit unsrer Scene lehrt, daß wenn auch immerhin die Alte die Mutter der Hippodamia darstellen kann, verstört über den Tod ihres Gemahls und getröstet von der im Liebesglück schwärmenden Tochter, dennoch die Mittelfigur nicht als Pelops sich kund gibt, und im Akt der Verzweiflung, mit von sich geworfenem Schwert um so mehr überraschen muß, je eher wir geneigt sind in ihm nach gewonnenen Wettlauf den überseligen Gatten an der Hand seiner errungenem Hippodamia zu vermuthen. Deßhalb erkennen wir lieber in den Rädern statt der Andeutung des geschleiften Oenomaus, die des geschleiften Hector, sehen den unhellenisch gekleideten Vater Priamus in Verzweiflung, die bejahrte Hecuba ganz wie sie Euripides (Hecub. 59 — 66.) uns beschreibt, vor Alter grau und schwach, auf einen krummen Stab gestützt, ihre Dienerin bittend sie zu halten, und ihrem matten Körper Beistand zu leisten: wir theilen den Schmerz der klagenden Aeltern über den jammervollen Tod ihres geliebten Sohnes, den Homer (Il. X. v. 405. sqq.) so tief nachempfindet, und beruhigen uns durch die Nähe des mächtigen Zeus, der für Hector während seines Lebens ein reges Interesse nahm (Hom. Il. X. v. 167. sqq.) und zu seinen Gunsten sich erklärend seine Auslösung und ehrenvolles Begräbniß auswirkt. (Hom. Il. Ω. v. 65. sqq.)

Diese beyden Vasen gehören, trotz ihrer hohen, wenig geschmackvollen Cylinderform, in Absicht auf Composition, Ausdruck der Charaktere und Ausführung der einzelnen Theile zu dem Schönsten, was man in Vasengemälden sehen kann: beyde Scenen scheinen aus Tragödien des Besitzers der Vasen, den uns die Lyra als Dichter, und zwar bestimmter der ebenfalls auf dem Revers befindliche Stierkopf und Theaterzettel als dramatischen Dichter ankündigen, entlehnt und die Namen der verlorenen Tragödien mögen wohl Priamus (eher als Hecuba) und Alcmene gewesen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Denkmale zu Ehren des Cardinals Consalvi.

Das Kunstblatt Nr. 52. v. J. enthielt bereits eine kurze Nachricht über die Bemühungen des Freyherrn v. Reden, damaligen königl. hannöverschen Bevollmächtigten am päpstlichen Hof, das Andenken des verstorbenen Cardinals Consalvi durch Prägung zweyer Medaillen zu ehren, deren Ausführung man den geschickten Stempelschneidern Girometti und Cerbara in Rom anvertraut hatte. Diese Medaillen wurden auch bald darauf an die Subscribenten vertheilt und entsprachen der von den Künstlern gehegten Erwartung. Consalvi's Bildniß, welches sich auf der Vorderseite beyder befindet, ist besonders von Girometti schön aufgefaßt, großartig und mit Naturgefühl ausgeführt; das von Cerbara ist etwas markirter und härter behandelt und läßt im Ausdruck mehr einen feinen oder schlauen Charakter hervortreten. Die Rückseite von Girometti's Medaille, eine Minerva mit Steuerruder, ist etwas trocken ausgeführt und die Figur der Göttin wohl zu lang in den Verhältnissen. Trotz diesen kleinen Mängeln gehören beyde Medaillen zu den besten unsrer Zeit, und werden allen Subscribenten Freude gemacht haben.

Die Theilnahme an der Subscription war aber so groß, daß nicht nur die Fertigung der beyden Denkmünzen davon bestritten, sondern auch ein noch erfreulicheres Resultat herbeygeführt werden konnte, nämlich die Aufstellung eines Monuments im Pantheon, wo das Herz des Verstorbenen aufbewahrt wird. Hierüber hat der Freyherr v. Reden im Namen der Direktion des Unternehmens, in dem Vorwort zu dem gedruckten Verzeichniß der Subscribenten Bericht erstattet, das unter dem Titel: Compte rendu par la direction de l'Association aux médailles en l'honneur de feu le Cardinal Consalvi, aux Associés de cette entreprise (28 S. 4.) an die Theilnehmer versandt worden ist. 725 Subscriptionen, an deren Spitze die Namen fast aller gekrönten Häupter Europa's stehen, brachten die Summe von 3190 Scudi ein und erforderten 22 Medaillen in Gold, 25 in Silber und 2500 in Bronze. Da es in Rom schwer ist, für die Stempel so vorzüglichen Stahl zu erhalten, daß man aller Besorgniß beym Prägen überhoben wäre, so mußten beyde Stempelschneider die Lieferung der bestimmten Anzahl verbürgen und erhielten daher auch eine höhere Gratification. Girometti erhielt für die beyden Stempel seiner Medaille 500 Scudi, und Cerbara 300, da die Rückseite der seinigen nur eine Inschrift enthält. In der That war Girometti genöthigt, seine Stempel dreymal neu zu machen; auch Cerbara erlitt beym Prägen bedeutenden Schaden, so daß beyden noch eine kleine Entschädigung nachgezahlt wurde. — Die Gesammtkosten der Medaillen betrugen 2426 Scudi, mithin war ein Ueberschuß von 764 Scudi auf die Errichtung eines Monuments zu verwenden, wozu die Direktion bereits die Erlaubniß aller Theilnehmer erhalten hatte. — Consalvi's Büste war von Thorwaldsen sehr ähnlich und mit seiner bekannten Meisterschaft in Marmor ausgeführt worden. Man erwarb sie zu diesem Zweck und ließ einen Sarkophag von antiker Form aus carrarischem Marmor fertigen, auf welchem sie, mit Genehmigung Sr. päpstlichen Heiligkeit, am 17. Sept. 1824 in der Rotonda aufgestellt wurde. Die Kosten der Büste betrugen 440 Scudi, das Uebrige reichte für die Arbeit und Aufstellung des Sarkophags mit Inschrift hin, dessen Vorderseite jedoch am 9. Mai d. J. noch durch ein Basrelief geziert wurde, in welchem Thorwaldsen einen der schönsten Züge aus Consalvi's politischem Leben dargestellt und das er unentgeldlich, als ein Zeichen seiner besondern Ergebenheit für den Verstorbenen, dem Monument hinzugefügt hat. S.

Nr. 78.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 29. September 1825.

Nekrolog. *)

Dominique-Vivant Denon,

Freyherr, Mitglied des Instituts, Offizier der Ehrenlegion, Ritter des Russischen St. Annen-Ordens und des Ordens der bairischen Krone, ehemaliger General-Direktor der französischen Museen, gest. zu Paris den 28. April 1825.

Es gibt Menschen, deren Daseyn so zum Glück eingerichtet und deren Leben in der That so glücklich ist, daß wenn der Tod sie hinwegnimmt, jeder unwillkürlich von dem Gefühl ergriffen wird, als erfahre er eine Ungerechtigkeit oder eine Drohung.

Zu einem hohen Alter gelangt, hatte Denon nicht nur seine liebenswürdigen und gebildeten Formen, sondern auch Lebhaftigkeit und Jugendlichkeit des Geistes und Geschmacks behalten und lebte unter und wie ein Dokument der vergangenen Zeiten. Er war zu Chalons an der Saone, den 4. Febr. 1747 von adeligen Aeltern geboren, und kam jung nach Paris unter Leitung seines Lehrers und nachmaligen Freundes des Abbé Buisson. Er sollte die Rechte studiren, da ihn seine Aeltern für die Magistratur bestimmt hatten; aber solche Vorkehrungen sind oft irrig: Zufall und Neigung entscheiden fast immer anders und so starb auch Denon, statt mit obrigkeitlichen Würden bekleidet, mitten unter den Denkmälern der Kunst, die er gesammelt hatte, beschäftigt sie zu beschreiben und durch Lithographie bekannt zu machen. Er erzählte in dieser Beziehung ein Ereigniß seiner frühesten Jugend, jedoch weit entfernt, demselben abergläubisch irgend Einfluß beyzumessen: Eine Zigeunerin habe ihm in seinem 7ten Jahre prophezeiht, er werde beliebt bey den Frauen seyn, alle Höfe von Europa besuchen, und ein glänzendes Gestirn werde alle seine Wünsche erfüllen. Nachher traf er dieses Weib in Italien wieder; sie erkannte ihn und erinnerte ihn an ihre Wahrsagung, die schon zum Theil in Erfüllung gegangen war.

Im Anfang beschäftigte sich der junge Denon zu Paris vielmehr mit den Vergnügungen, die ihm Stadt und Hof darboten, als mit seinem Studium. Die Munterkeit und Gewandtheit seines Geistes verschafften ihm, was man Glück in der Gesellschaft nennt; er gefiel den Weibern, und in einem Lande wie Frankreich ist dieß ein sicheres Mittel zum Fortkommen. Seine Verbindungen mit Schauspielerinnen des Theatre français brachten ihn auf den Gedanken ein Stück zu schreiben: Der gute Vater, welches aufgeführt ward, und von welchem Lekain am Tage der Vorstellung sagte: C'est la comédie de ce jeune auteur couleur de rose, que nos Dames ont reçue.

Es ist bekannt, daß Ludwig XV. etwas ausgezeichnet Edles in Gesicht und Gang hatte. Der junge Denon wünschte sehnlichst, den König zu sehen und benutzte jede Gelegenheit sich ihm zu nähern; er ging während der Herbstreisen immer nach Fontainebleau und war so unverdrossen und eifrig, daß der König ihn endlich bemerkte. Eines Tags ließ er ihn näher treten und fragte ihn, was er wolle? „Sie sehen, Sire", antwortete der junge Mensch. Was, sagte der König, du hast nichts von mir zu bitten; hast du keinen Wunsch? — „Nein, Sire, ausgenommen den, nicht unter die Bajonette und Wachen zu kommen, die mich abhalten, mich Ihnen zu nähern." — Dem König gefiel diese Antwort und er ließ ihm durch Hrn. Delaborde eine Erlaubniß ertheilen, in die Gemächer und den Garten zu kommen. Von dieser Zeit an sprach der König oft mit dem jungen Denon, dessen Unterhaltung und Manieren ihn anzogen. Einst fragte er ihn, womit er sich beschäftige? — Denon hatte von frühster Jugend eine Art von Leidenschaft für die Künste gehegt; er hatte begierig alle Kupferstiche gesammelt, deren er habhaft werden konnte, hatte Unterricht im Zeichnen genommen und sich von neuem und anhaltender in Paris damit beschäftigt. Daher antwortete er, er studire die schönen Künste. — Ludwig XV. folgte immer den Liebhabereyen seiner Mai-

*) Zuerst in der Revue encyclopédique, Julius 1825. — Hier mit vielen Zusätzen vom Verf. vermehrt.

treffen, und da Frau v. Pompadour, seine damalige Favorite, den Einfall gehabt hatte, in harten Stein zu graviren, legte er eine Sammlung antiker Steine an und übergab dem jungen Denon die Aufsicht.

Da diesem jedoch seine Aeltern bemerklich machten, er habe sich bis jezt mehr mit seinen Vergnügungen als mit der Zukunft beschäftigt, so verlangte er als Gesandtschaftscavalier nach Petersburg geschickt zu werden. Sein Wunsch ward gewährt und hier beginnt seine diplomatische Laufbahn. Er hatte seine Neigung zum Vergnügen mit nach Petersburg gebracht, man fand ihn dort eben so angenehm in der guten Gesellschaft; er erfuhr mitten unter den Festlichkeiten alles, was der französischen Regierung über die Anordnungen der russischen zu wissen interessant seyn konnte, und der Gesandte war am Morgen oft erstaunt wichtige Dinge von seinem Secretär zu vernehmen, die ihm selbst noch unbekannt waren. Denon wußte seine Stellung zu benutzen und wurde bald mit der Correspondenz der Gesandtschaft beauftragt. Diese Angaben habe ich aus seinem Munde.

Nach dem Tode Ludwigs XV. folgte Denon dem Grafen von Vergennes, der den schwedischen Gesandtschaftsposten verließ, um in Frankreich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen. Dieser neue Gönner beauftragte ihn mit einer Sendung an die schweizerische Eidgenossenschaft; er war damals 28 J. alt. Er ging nach Ferney um Voltaire zu besuchen; aber der Patriarch der französischen Literatur war nicht für jedermann zugänglich. Denon ließ ihm sagen: er sey wirklicher königlicher Kammerherr, wie er, und habe deßhalb das Recht überall einzutreten. Voltaire fand den Scherz gut und nahm ihn freundlich auf. Denon machte sein Bildniß, das nachher von St. Aubin gestochen wurde und später gab er eine Composition heraus, die man unter dem Namen le déjeuner de Ferney kennt. Diese beyden Blätter veranlaßten eine Correspondenz, worin Voltaire sich geistreich beklagte, daß Denon ihn viel häßlicher gemacht, als er wirklich sey. In der That hatte Denon, besonders im untern Theil des Gesichts, das Zusammengefallene und Magere der Formen, welches das Alter mit sich brachte, mehr übertrieben als gemildert.

Denon verließ die Schweiz, um dem Grafen Clermont d'Amboise zu folgen, dessen Gesandtschaft in Neapel er beygegeben ward. Er blieb sieben Jahre daselbst, und als der Graf nach Frankreich zurückgerufen wurde, versah er die Functionen eines Geschäftsträgers. Der schöne Himmel Italiens, der Anblick der bewunderswürdigen Monumente, die, man möchte sagen, poetische Atmosphäre, welche man dort athmet, erweckten aufs Neue in ihm den Wunsch, die Künste zu studiren. Er ergab sich diesem Studium mit Eifer und beschäftigte sich besonders mit der Kupferstecherkunst, einem Fach, das selten mit Glück betrieben wird, und für das ein besonderes Gefühl erforderlich ist, welches ihm die Natur verliehen zu haben schien.

Ein unerwarteter Umstand bot ihm Gelegenheit, sich seiner Neigung für die Kunst zu überlassen.

Der Abbé St. Non hatte eine Reihe von Ansichten aus Rom, in 60 Blättern herausgegeben; dieser folgten mehrere ähnliche Sammlungen, und der Beyfall, den sie fanden, bewog den Abbé die Beschreibung von Großgriechenland zu unternehmen. So entstand die Voyage pittoresque de Naples et de Sicile. Die Arbeit war groß; man ließ Zeichner aus Frankreich kommen, und Denon übernahm sie zu beaufsichtigen und das Tagebuch der Reise zu schreiben, deren Ausdehnung man aus einer dem ersten Band vorgesezten Karte ersehen kann. *) Der Abbé St. Non ließ in Paris die Zeichnungen stechen und gab sie mit einem Text begleitet heraus, der aus Denons Tagebuch, oft wörtlich, geschöpft war. Es scheint, Denon war unzufrieden mit den Veränderungen und Abkürzungen, die an seiner Arbeit vorgenommen wurden, und daher wurde der Theil, welcher Italien betraf, ganz in die Anmerkungen zu der Reise von Swinburne eingerückt. Der Abbé St. Non beklagte sich darüber im Mercure vom 31. Dec. 1785 und wiederholte seine Klagen im lezten Band der Voyage pittoresque. Zu seiner Rechtfertigung sagte er: die nothwendige Eile, womit Hr. Denon seine Arbeit vollenden müssen, habe ihn zu Irrthümern und Wiederholungen veranlaßt, die einen wörtlichen Abdruck nicht gestattet hätten. Der übrige Theil von Denon's Tagebuch, Sicilien und Malta betreffend, erschien einzeln, (1788, ein Band in 8.) zehn Jahre, nachdem die Reise war unternommen worden. Man findet darin freylich manche Nachlässigkeit des Ausdrucks und erkennt eher das Werk eines Künstlers als eines geübten Schriftstellers; aber es ist etwas Geistreiches und Munteres darin, dem weder Feuer noch Bosheit fehlt. Um eine Idee davon zu geben, führe ich einige Stellen daraus an. Sein erstes Geschäft, als er nach Sicilien kam, war, den Aetna zu ersteigen.

„Das Elisium und der Tartarus der Griechen, sagt „er, scheinen nach dem Aetna copirt zu seyn. Man muß „zugleich Maler und Dichter seyn, um ihn zu beschrei„ben. Die zerstreuten Wohnungen gleichen den Land„schaften von Boucher, worin er ohne Verwirrung

*) Irrig ist die Angabe der meisten Biographen, auch des Hrn. Norvins in der Biographie des contemporains, daß Denon selbst Zeichnungen für diese Reise gemacht habe.

„alle Reichthümer der Natur aufgehäuft hat. *) Hier „ist die Schule der Maler für das Anmuthige wie für „das Schreckliche. Alles was die Natur Großes, An„muthiges und Schreckliches hat, kann mit dem Aetna „verglichen werden, der Aetna selbst mit nichts anderm."

Bey ihrer Rückkehr von Malta wurden unsre Reisenden von der sicilischen Küste zurückgewiesen, weil man behauptete die Pest sey in Malta. Obgleich sie ein schwaches Fahrzeug hatten, mußten sie doch einen weiten Umweg machen, um einen Hafen zu erreichen, wo ein Lazareth war. Bey dieser Ueberfahrt wurden sie in der Nacht von einem heftigen Sturm überfallen, den er also schildert:

„Ein Regen, so heftig, daß er wie eine Wassermasse „war, füllte unser Fahrzeug, lastete auf uns, und be„nahm uns den Athem, die Sprache und den Gebrauch „aller Sinne. In dieser Gefahr war nichts fürchterlicher „als die Nacht, ausgenommen die Blitze, die uns unsre „Lage zeigten. Ich wußte nicht, sollte ich mich in die „offene See, oder an die Felsen wünschen, um an ihnen „zerschmettert zu werden; ich stand; einer von uns hatte „neben mir, um das Unheil nicht zu sehen, den Kopf in „seinen Mantel gehüllt und sich in den Tod ergeben. „Ein andrer, etwas weiter entfernt, rief mich, suchte „mich; er hört meine Stimme, streckt die Arme nach „mir aus: Ach lieber Freund! — Je nun, sagte ich, „man muß mit dem Tode kämpfen und dann zu sterben „wissen, wenn nichts andres übrig ist."

„Bald kam jedoch der Tag und erhellte unser Un„glück und die lächerlichste Scene: wir suchten meinen „Kammerdiener und fanden ihn wie einen Keil zwischen „zwey Brettern stecken, wo er alle Besinnung verloren hatte. „Wir zogen ihn mit Mühe heraus, er kam wie aus der „andern Welt zurück, sah uns an, wunderte sich uns zu „sehen, mit uns zu sprechen, uns zu hören, und entdeckte „uns endlich das Wunder seines Patrons des heil. An„tonius, der im Augenblick, wo ihm das Wasser bis an „den Bauch ging, ihm eingegeben hatte, sich den Kopf „mit einem Büschel Meergras zu bedecken, weil man „durch die Ohren ertrinke, und das Meergras, indem „es diese bedeckte, ihm das Leben gerettet hätte."

Ich habe mich etwas länger bey diesem Werke verweilt, da es den Menschen und Schriftsteller kennen lehrt, und jezt äußerst selten geworden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieß Urtheil gibt den damals herrschenden Kunstgeschmack zu erkennen.

Antike Vasen.

Lukanische Ausgrabungen.

(Beschluß.)

25. Ein Mann mit schwarzem Bart sizt auf einem Stuhl, den Peplus über die linke Schulter geworfen, den Pileus hinten aufgebunden, und hält das erhobene linke Bein mit beyden Händen umschlungen: ihm gegenüber sizt eine weibliche Figur, völlig in den langen Peplus gehüllt, so daß nur Gesicht und Lockenhaupt sichtbar wird. Oberhalb zwischen beyden Figuren hängt ein Helm mit langem Helmbusch. Der Mittelfigur den Rücken kehrend, sizt ein Greis mit weißem Bart und Haupthaar, ebenfalls den großen Peplus über die Schultern geworfen, wendet sich nach der Hauptscene um, durch die emporgehobene Linke, so wie durch das Auffahren mit dem Krückenstab in der Rechten, sein Erstaunen über das was er sieht oder hört zu erkennen gebend. Oberhalb der Darstellung liest man einen oskischen Namen, der vielleicht den Künstler andeutet, der diese schöne dreyhenklige Vase mit rothen Figuren auf schwarzem Grund im antiken Styl verfertigt hat. Vor der weißbärtigen Figur, vor der Mittelfigur und ebenfalls hinter der weiblichen gehen zwey Worte, χοες und ϑεοες, die Buchstaben in alter Schrift, senkrecht unter einander gesezt, herab.

Die Wiedererkennungsscene zwischen Ulyß und Penelope nach der Ermordung der Freyer glauben wir auf dieser Vase dargestellt. Dieselbe zerfiel bekanntlich in zwey Hälften, indem Ulysses erst als Bettler, von Athene an Körper und Bart entstellt, damit er nicht wieder erkannt werde, der Penelope erscheint, sich ihr gegenübersezt und (H. Odyss. ψ v. 88.) wegen ihres kalten Empfangs sich (Odyss. ψ v. 93.) zurückzieht; zweytens gebadet, neu gekleidet, von Athene mit Jugendgrazie angethan, das Haupthaar und Bart durch ihre Hülfe geschwärzt (Hom. Od. π v. 175.), zurückkommt und sich der Gattin wiederum gegenübersetzend, seine Vorwürfe über ihr empfindungsloses, eisernes Herz wiederholt (Odyss. ψ v. 166. sqq.) Die sittsame Penelope, deren Schleyerbedeckung selbst den Anblick ihrer zarten Wangen den Freyern mißgönnt, (Odyss. π v. 416.) finden wir auch hier in der That, kalt und ernst den Ulysses betrachtend und anhörend. Der oberhalb aufgehängte Helm deutet wohl den trojanischen Krieg oder genauer dessen Ende an und dient gewissermaßen zur Zeitbestimmung, wie die drey Stühle den Ort angeben, wo die Scene spielt, nämlich ein Zimmer. In dem Alten wären wir sehr geneigt, den Vater Laertes wiederzufinden, der vom Lande zurückgekehrt, Ulysses den er beym Hereintreten nicht bemerkt hat, an der Stimme wieder erkennt, sich umwendet, und vor freu-

digem Erstaunen die bezeichnete Bewegung macht. Doch Homer, der die Erkennungsscene zwischen Vater und Sohn unabhängig auf dem Lande spielen läßt, gibt diese Erklärungsweise nicht zu: darum müssen wir, falls der Künstler nicht nach einer andern Dichtung gearbeitet hat, in dem Alten wohl ebenfalls Ulysses, und zwar den noch als Bettler verkleideten erkennen, dessen Bewegung des Staunens dann nicht sowohl auf die Mittelfigur als auf Penelope hingerichtet, sich als Ausdruck der Verwunderung über ihren theilnahmlosen Empfang rechtfertigen läßt. So finden wir auf einer schönen sicilischen Vase des hiesigen Museums (Jorio Gall. d. Vas. p. 57) die den Zweykampf des Hercules und König Eryx darstellt, einmal Hercules als Kämpfer und dicht daneben Hercules mit Keule und Rüstung des Gefallenen davongehend. Einen nicht schwachen Beweis endlich für die Richtigkeit unsrer Erklärung gibt eine Vase des hiesigen Museums (Jorio Gall. d. Vasi p. 12) (1 Zimmer 5ter Pfeiler), wo den Lyra spielenden Achill die drey von Agamemnon und dem Heere Abgesandten besuchen, um seine Rückkehr auszuwirken: unter diesen befand sich bekanntlich Ulysses, den wir in derselben Stellung, d. h. das linke Bein in beyden Händen ausruhen lassend, gezeichnet finden. Ob der Grund dieser Sitzweise in der Kniewunde zu suchen sey, die ihm von der Eberjagd auf dem Parnaß mit den Söhnen des Autolykus zurückblieb, (Odys. V. v. 390) oder vielleicht in der Liebe zu größerer Bequemlichkeit und Ungenirtheit, lassen wir unentschieden. Die Inschriften χόες und Ͽέσες deuten Todtenspenden und Todtenbeerdigung an und stehen in keiner Beziehung mit der Darstellung, wohl aber mit dem Zweck, zu dem die Vase diente. Diese interessante Vase ist im Besitz des Generals Koller.

26. Vase a vasa ohne Figuren, hat auf röthlichem Grund in der Nähe des Halses die mit oskischen Lettern eingekratzte griechische Inschrift:

Τούτικες οὐ Πατέρες.

Wenn Tutix oder wie der Titel vollständiger heißt Meddix oder Meudix Tuticus die Magistratspersonen der Osker und Etrusker bezeichnet und als gleicher Würdenname auch in Campanien vorkommt, (S. Voss Etym. Lat. c. not. Mazocchi p. 431. 471. und Dissert. Isagog. ad Hercul. Vol. P. I. p. 34. 38.) so enthält die gegenwärtige Inschrift ohne Zweifel eine Satyre, die das strenge, vielleicht grausame Regiment der Tutices veranlaßte; nämlich: die Tutices behandeln uns nicht wie Väter (ihre Kinder, sondern wie Herren ihre Sclaven); diese Sentenz erinnert alsdann an das bekannte Consules non consulunt.

Sämmtliche Vasen, wiewohl aus den Gräbern desselben Orts, Castelluccio in Basilicata ans Licht gezogen, verrathen dennoch die verschiedensten Style der Zeichnung und die verschiedensten Fabriken, wie wir bey der Ausführung der einzelnen Vasen nicht unterlassen konnten, anzudeuten. Diese Erscheinung, die bey Vasengrabungen nicht selten ist, beweist uns den starken Vasenhandel der in jener Zeit statt fand, so daß sicilische und nolanische von der schönsten Art häufig aus den Gräbern Basilicatas hervorgehen und ebenso umgekehrt. Wer dieser Meynung keinen Glauben schenkt, muß der Ansicht derer beypflichten, die in den Hauptstädten dieser Provinzen verschiedene Vasenfabriken annehmen, in welchen die verschiedenen Style der Zeichnung nachgeahmt wurden.

Neapel, den 30. Juni 1825.

Th. Panofka.

Neue Kupferstiche.

Adorent eum Angeli Dei, nach Tizian, gest. von **Pietro Anderloni**. Mannheim bey Artaria. Gr. Quer-Fol. Pr. 18 fl.

Dieses neueste Blatt von Anderloni's Hand gibt einen erfreulichen Beweis von seiner zunehmenden Gewandtheit, sich in den Geist des nachzubildenden Meisters zu versetzen. Er beherrscht in hohem Grade die Mittel, durch die es gelingen kann, das Eigenthümliche des Gemäldes wiederzugeben. Wir kennen das Original, welches unsres Wissens im Besitz des Hrn. Artaria ist, nicht selbst; aber wer auch die Unterschrift nicht läse, würde auf den ersten Blick den Maler errathen können. Der Kopf der Madonna und die der beyden Engel, die Stoffe der Gewänder, die Hintergründe der Landschaft, der Abendhimmel mit den lichtbesäumten Wolken und überhaupt das Farbige und Malerische des Bildes sind in Tizians Art und Eigenthümlichkeit so getreu wiedergegeben als es dem Grabstichel wohl irgend möglich ist: etwas weniger gelungen ist, unsres Bedünkens, das Kind, das Nackte an den Engeln, die Hände und die Pflanzen im Vorgrund. — Die Composition des Bildes hat Tizian aus dem ältern Kirchenstyl in den freyern venetianischen übersetzt. Statt auf reichverziertem Thron als Himmelskönigin, wie in jenem so häufig vorkommt, sitzt hier Madonna in grüner Landschaft, unfern einer Stadt an einem Baum, zwischen dessen Stämmen ein breites Tuch aufgehangen ist. Sie faltet mütterlich betend die Hände über dem Kind, das auf ihrem Schooße liegt und betrachtet voll Staunen und Andacht die Glorie, die sich um dessen Haupt entzündet, während vor ihr auf beyden Seiten zwey Engel in begeisterter Anbetung knieen. Diese Anordnung hat bey aller Einfachheit etwas äußerst Großartiges und Reiches, wozu die beyden Engelgestalten, mit ihren wallenden Locken, vollen Schwingen und reichen Gewändern nicht wenig beytragen. Die Madonna, ebenfalls großartig, scheint doch in der Zeichnung des Körpers verfehlt, was bey Tizian wohl vorkommen konnte, und das Kind sollte auch wohl einen feinern Ausdruck und mehr das Ansehen eines schlafenden haben, als es wenigstens auf dem Kupferstiche der Fall ist. Im Ganzen jedoch wird sich dieß schöne Blatt durch den ansprechenden Gegenstand ein zahlreiches Publikum und durch die gelungene Ausführung den Vorzug vor Anderloni's frühern Arbeiten erwerben.

S.

Nr. 70.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 2. September 1825.

Satyre.

Mittheilungen aus den Memoiren des Satan, herausg. von ****f. Stuttgart, bey Friedrich Frankh. 1826. 8. S. 224.

Der unbekannte Herausgeber meldet uns in einer sehr jovialen Einleitung, wie er in Mainz die interessante Bekanntschaft des incognito reisenden Satan gemacht, der ihm bey'm Abschied die Memoiren anvertraut. Da der Satan sehr geläufig schreibt, so gereicht es dem Herausgeber zur Ehre, den Styl des Manuscripts in seiner Einleitung so täuschend nachgeahmt zu haben, daß man die Hahnenfeder kaum von dem Gänsekiel unterscheiden kann.

Die Memoiren selbst beginnt der Fürst der Finsterniß folgendergestalt:

„Alle Welt schreibt oder liest in dieser Zeit Memoiren; in den Salons der großen und kleinen Residenzen, in den Ressourcen und Kassino's der Mittelstädte, in den Tabagien und Kneipen der kleinen spricht man von Memoiren, urtheilt nach Memoiren, ja es könnte scheinen, es sey seit zwölf Jahren nichts Merkwürdiges mehr auf der Erde, als ihre Memoiren. Männer und Frauen ergreifen die Feder, um den Menschen schriftlich darzuthun, daß auch sie sich einst in einer Sonnennähe bewegt haben, die ihrer sonst vielleicht gehaltlosen Person einen Nimbus von Bedeutsamkeit verliehen."

„Gekrönte Häupter, nicht zufrieden, sich aus ihrer frühern Grandezza, wo sie, wie in der Bilderbibel, mit der Krone auf dem Haupt zu Bett gingen, erhoben zu haben; nicht zufrieden damit, daß sie auf Courierreisen Europa von einem Ende bis zum andern durchfliegen, um sich gegenseitig von ihrer Freundschaft zu versichern, schreiben Memoiren für ihre Völker, erzählen ihnen ihre Schicksale, ihre Reisen. Die Mitwelt ist zur Nachwelt gemacht worden, man hat ihr einen neuen Maßstab, wornach sie die Handlungen richte, in die Hände gegeben, es sind die Memoiren."

„Ja, ich gestehe es mit Erröthen, je länger ich mich in meinem lieben Deutschland umhertreibe, desto unwiderstehlicher reißt es mich hin, zu schriftstellern; und wenn es den Damen erlaubt ist, die Finger mit Dinte zu beschmutzen, so wird es doch dem Teufel auch noch erlaubt seyn?"

So kündigt der Schwarze sich an, und man muß ihm zugestehen, daß er seit Doctor Luthers Zeiten sich mit großem Fleiße cultivirt haben muß. Er taucht nun selbst die Feder ins Dintenfaß, eröffnet den ungeheuren Schatz seiner Erfahrungen, er will durch seine Lehren zum Wohl der Menschheit mitwirken. Er ist höflich genug, sich zu entschuldigen, ja er läßt auf seinem Nachtgesicht sogar die Morgenröthe der Schaam hereinbrechen.

Man sieht, die Mode des 19ten Jahrhunderts ist in den Teufel gefahren, oder er in die Mode, und darin liegt das ganze Geheimniß jener seltsamen Memoiren aufgeschlossen. Es ist der Modeteufel, der sich hier mit vieler Laune vor dem Spiegel beschaut. Persiflage der Modethorheiten, wenigstens einiger, ist der Zweck des Buchs. Sind deßfalls die Teufeleyen auch etwas zahm, so muß man sie doch damit entschuldigen, daß in jenen zahmen Thorheiten eben auch etwas Diabolisches steckt.

Der Satan wählt Deutschland zum Lieblings-Aufenthalt:

„Deutschland hat mir von jeher besonders wohlgefallen, und ich gestehe es, es liegt diesem Geständniß ein kleiner Egoismus zu Grunde; man glaubt nämlich dort an mich wie an das Evangelium; jenen kühnen philosophischen Waghälsen, die auf die Gefahr hin, daß ich sie zu mir nehme, meine Existenz geläugnet und mich zu einem lächerlichen Phantom gemacht haben, ist es noch nicht gelungen, den glücklichen Kindersinn dieses Volks zu zerstören, in dessen ungetrübter Phantasie ich noch immer schwarz wie ein Mohr, mit Hörnern und Klauen, mit Bocksfüßen und Schweif fortlebe, wie ihre Ahnen mich gekannt haben."

„Wenn andere Nationen durch die sogenannte Aufklärung so weit hinaufgeschraubt sind, daß sie, ich schweige

von meinem Gott, sogar an keinen Teufel mehr glauben, so sorgen hier unter diesem Volke sogar meine Erbfeinde, die Theologen, dafür, daß ich im Ansehen bleibe."

Mit dem edlen Vorsatze, sich zu cultiviren, begibt sich der Satan auf die durch Orthodoxie berühmte Universität ***en, wo er eine Zeitlang Theologie studirt. Hier gewinnt er die nöthige Selbsterkenntniß, da ihn die Dogmatiker auf dem Katheder systematisch traktiren. Am meisten kränkt ihn der Vorwurf der Unsauberkeit, den ihm ein Exorcist, Doctor Schnatterer, an den Kopf wirft. Er entkräftet ihn aber durch den Anstand seines Betragens, und rächt sich nur vermittelst eines kleinen Scherzes, indem er in der angenommenen Gestalt einer bekannten Dirne am Arme des hochwürdigen Herrn durch die Stadt spaziert, ohne daß dieser den Irrthum gewahr wird. Der Satan sieht sich veranlaßt, uns das Universitätsleben ein wenig im Detail zu schildern. Die Sonderbarkeit der Professoren im Schlafrock und auf dem Katheder, Tracht, Sprache, Sitten der Studenten, eine von Innen und Außen komische Welt, wird uns mit eben so viel Witz als Wahrheitsliebe vorgespiegelt. Auch die demagogischen Umtriebe sind nicht vergessen, und der Teufel selbst wird des Verdachts verdächtig, vorgeladen, verhört, jedoch wie billig entlassen. Nachdem er sich glücklich duellirt und sogar zum Doctor der Philosophie promovirt, begibt er sich, um die ästhetisch-moralische Quadratur des Zirkels an seinen viereckigten Sitten zu vollenden, in das gebildete Berlin.

Im Thiergarten trifft er mit zwey höchst interessanten Menschen zusammen, dem seligen Kammergerichtsrath Hoffmann, den wir aber eigentlich nur von hinten sehen, da er sich — man weiß nicht, warum — sogleich entfernt, und mit dem ewigen Juden, der sich sofort an den Teufel anschließt. Wenn die Memoiren nicht ihren dämonischen Verfasser und somit die personificirte Frivolität für sich hätten, so müßte man bedauern, daß der ewige Jude hier pedantisch und lächerlich geschildert wird, was sich mit seinem bekannten Charakter, der tiefsten Melancholie, dem langen Klageton, der durch die Jahrhunderte fortzittert, auf keine würdige Weise vereinigen läßt. Hier wird nun der ewige Alte vom ewigen Bösen in die ästhetischen Berliner Thee's geschleppt, um die warme Taufe der superfeinsten Eleganz zu empfangen. Man überbietet sich an Politesse, Sentiments-Huldigung der Damen und geschmackvoller Lectüre. Hier werden die großen Schriftstellerinnen Deutschlands empfunden, hier herrschen sie mit Gänsekiel und Theelöffel; dichtende Jünglinge, eine neue Gattung literarischer Cavaliere und Cicisbeen, duften wie Zephyre um die Blumen des Thee's. Der Teufel, der sich nobilitirt hat, heimelt sich hier so behaglich an, und gewinnt so zusehends an Zartheit, daß er hinlänglich vorbereitet ist, um nach Weimar zu fahren, und im schwarzen Frack und feinster Wäsche einen Besuch bey Herr v. Goethe abzustatten. Bey dieser Gelegenheit kommt er auf Goethe's Mephistopheles zu sprechen, und ärgert sich mit vieler Eitelkeit über die zu ungalante Darstellung desselben. Leider schließen hier die empfindsamen Reisen des neuen Anacharsis, und er gibt nur noch eine treffliche Unterhaltung dreyer Stutzer, eines Engländers, eines Franzosen und eines Deutschen, im Fegefeuer preis, worin besonders viel Gutes über Romanenlectüre und Romanenbildung gesagt wird, und übrigens läßt uns der Satan, wie jeder junge Autor, eine Fortsetzung seiner Werke hoffen.

Allerdings hätte der Teufel mehr sagen, ja wohl auch mehr seyn können. Man sieht, er beschränkt sich. Aber das ist eben der Vorzug und Probirstein ächter Bildung, den er Goethen abgelauscht, jene Oekonomie, die den Reichthum fein und vornehm verbirgt, und sparsam nur so viel davon zeigt, um einfach und geschmackvoll zu erscheinen, und nur so viel davon gebraucht, um es sich bequem zu machen. Sind diese Memoiren des Teufels fragmentarisch, und entsprechen sie dem großen Namen schwerlich in seiner ganzen Bedeutung, so sind sie doch, wie sie sind, nett, geschmackvoll, bequem, und gehören keineswegs zu jenen Büchern, die mit einem verführerischen Titel nur täuschen, und einen gemeinen Inhalt adeln wollen.

Das meiste, was wir als Mangel rügen könnten, läßt sich durch den bekannten Charakter des Verfassers entschuldigen. Er behandelt wie das nur Lächerliche so das Unwürdige, ja sogar das Würdige selbst, mit derselben leichten Persiflage. Alles ist ihm profan, er ist der privilegirte Hohn. Seine Satyre ist niemals die des ethischen Ingrimms, nur die des Allerweltspötters. Einem Menschen würden wir das vorwerfen, den Teufel aber mögen wir nicht darum tadeln.

Der Styl dieser Memoiren ist zu loben. Die leichte, geschwätzige Prosa, meist frivol wie von Clauren, oft sarkastisch wie von Hoffmann, sollte fast eine norddeutsche Feder voraussetzen lassen, wenn nicht so mancher polemische Zug wahrscheinlich machte, daß sie in Schwaben gewachsen.

Kunstlehre.

I. Theorie und Literatur der deutschen Dichtungsarten. Ein Handbuch zur Bildung des Styls

und des Geschmackes. Nach den besten Hilfsquellen bearbeitet von Dr. Philipp Mayer. Drey Bände gr. 8. Wien, bey Carl Gerold. 1824.

II. G. A. Bürger's Lehrbuch der Aesthetik. Herausgegeben von Karl von Reinhard. Zwey Bände. gr. 8. Berlin in der Schüppel'schen Buchhandlung. 1825.

No. I. soll den Styl und den Geschmack bilden helfen. Da fragt sich denn vor allen Dingen: Was schreibt Herr Mayer für einen Styl, und was hat er für einen Geschmack? Wir können leider beyde nicht loben. Er theilt den Styl in niederen, mittleren und höheren ein, und sagt S. 6. B. 1: „Das Erforderniß, welches jede der drey angeführten Gattungen des Styls haben muß, ist Wahrheit; jene Eigenschaft nämlich, vermöge welcher durch das Geschriebene dieselbe, wenigstens eine ähnliche Vorstellung oder Empfindung in dem Geiste des Lesenden hervorgebracht werde, wie jene war, welche in der Seele des Schreibenden zur Zeit, als er dieses schrieb, herrschte. Aus diesem Erfordernisse entspringen zwey Haupteigenschaften des Styls, aus welchen alle übrigen besonderen Anforderungen an denselben abgeleitet werden können. Sie heißen: I. Correctheit; II. Schönheit."

Wenn dieser Styl Wahrheit hätte, so wäre in diesem Falle wenigstens die Correctheit nicht daraus entsprungen; denn der Subjunctiv: hervorgebracht werde, ist ein Sprachfehler. Wenn aber Herr M. von einem wahren Style bloß fordert, daß er wenigstens eine, der Vorstellung oder Empfindung des Schreibenden ähnliche Vorstellung oder Empfindung in dem Leser hervorbringe; so ist das ein Denkfehler, und die Denkfehler verderben gewöhnlich auch den Styl. Diesen Fehlern ist Herr M. so sehr ausgesezt, daß sie ihn fast auf jeder Seite verfolgen.

„Die Prosopopöe (sagt er S. 11.) im engeren Sinne ist eine Figur, wodurch ein lebloser Gegenstand als Person redend eingeführt wird; z. B.: Die Trümmer der Vergangenheit sprechen zu dem jungen Helden." Da hat Herr M. das Conversations-Lexikon (eine seiner, auf dem Titel gerühmten „besten Hilfsquellen") nicht zum Besten verstanden. Der Verf. des Artikels Personification sagt, man könnte allenfalls auch schon diejenigen Figuren so nennen, in welchen durch ein einziges Beywort dem Gegenstande die Eigenschaften lebendiger Wesen beygelegt würden, z. B. der zürnende Sturm; aber eigentlich finde die Prosopopöe nur da statt, wo der Gegenstand selbst gleich einer lebenden Person angeredet, geschildert oder redend eingeführt werde. Mithin wäre dieses der engere, jenes aber der unzweckmäßig ausgedehnte, also der weitere Sinn des Wortes. Und in der Redensart: Die Trümmer der Vergangenheit sprechen zu dem jungen Helden, werden die Trümmer nicht redend eingeführt, so wenig als die Sterne, wenn wir von ihnen sagen, daß sie Gottes Allmacht predigen.

„Der Geist der epischen Dichtkunst (S. 36.) ist Mittheilung des Geschehenen mit klarer Besonnenheit. Der Dichter erzählt sowohl traurige, als fröhliche Begebenheiten, aber er erzählt sie mit Gleichmuth" u. s. w. Die Besonnenheit zwar ist in der Dichtkunst überhaupt zu allen Dingen gut, das hat unter andern der berühmte Vf. von No. II. sehr klar erwiesen; aber im Gleichmuthe des Erzählers steckt der Geist der epischen Dichtkunst nicht. Wenn der epische Dichter das, was uns in große Gemüthsbewegung setzen soll, mit eigner Gemüthsbewegung erzählt, wie z. B. Wieland im Oberon den Vorfall mit der faulen Frucht auf dem Eilande; so thut er daran sehr wohl, und handelt ganz im Geiste der epischen Poesie.

„Bey Anwendung der Metapher (S. 10.) ist überhaupt der Sprachgebrauch zu berücksichtigen, welcher manches verwirft, das an sich eine Metapher genannt werden könnte. So z. B. sagt man nicht der Scheitel, die Wurzel des Berges, sondern der Gipfel, der Fuß desselben u. s. w." Was hat Herr M. hierbey wohl gedacht? Soll der Dichter, den gemeinen Sprachgebrauch respectirend, nicht vom grauen Scheitel tausendjähriger Berge reden?

Unter die Fabel (als Dichtgattung) rangirt der V. S. 53. auch die Schicksalsfabeln. „Es sind diejenigen, welche das Walten einer höheren Macht in dem Erdenleben zeigen, in welchem eine gerechte Vergeltung spät, aber sicher ihr Amt übet, und deren Wirkungen wir bald Zufall, bald Schicksal nennen. Sie rufen uns alle zu: So kann es in der Welt gehen." Wenn sie uns weiter nichts zurufen, so verdienen sie fürwahr keinen eignen Platz in der Classification. Herr M. scheint irgendwo etwas von den Schicksalsfabeln gelesen zu haben, welche die alten Tragiker gern zu ihren Tragödien wählten, die aber keine Fabeln sind in dem Sinne, wie Kleist's gelähmter Kranich, den Hr. M. a. a. O. als Beyspiel abgeschrieben hat.

So viel von den Stylfehlern, die größtentheils aus Denkfehlern entstanden sind. Was den Geschmack des Vs. anlangt, so charakterisirt ihn schon der Anfang der Vorrede zur Gnüge, welcher also lautet: „Es ist

wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Gabe, seine Gedanken durch die Rede genau und bestimmt zu bezeichnen, so angenehm als nothwendig sey." Das ist der Geschmack ab ovo. Doch nur für den Geschmack, den Herr M. in seinem Vortrage zeigt, ist er verantwortlich. Derjenige, den er bey der Beurtheilung der Dichter und ihrer Werke beurkundet, ist größtentheils nicht sein eigner, sondern der Geschmack derjenigen Kritiker und Afterkritiker, die er hier ausgeschrieben hat, wie er im Vorworte selbst sagt, und in den Anmerkungen mit Citaten belegt. Darin ist er so offenherzig, daß wir, an einer Stelle wenigstens, eine Schalkheit vermuthet haben würden, wenn er sich nicht allenthalben als deren unfähig zeigte. S. 195. Bd. 1. schließt er die Charakteristik Franz Horns (den er unter die epischen Dichter stellt) mit den Worten: „Allen seinen Werken aber dürfen wir deutschen Geist und deutsches Gemüth und eine Reinheit der Gesinnung und Tendenz nachrühmen, welche nicht in vielen Werken von gleicher Form zu finden ist." Hierzu macht er die Note in calce: „Nach Fr. Horn's eignen Aeußerungen."

Biographische Notizen scheint er bisweilen ganz gedankenlos abgeschrieben zu haben. S. 185. Bd. 1. z. B. heißt es von Novalis (Hardenberg): „geboren zu Weißenfels, auf einem Familiengute in der Grafschaft Mansfeld, am 2ten May 1772." Fiel ihm denn, als er Bd. 3. den Artikel Müllner aus dem Conv. Lex. extrahirte, nicht ein, daß Weißenfels nicht in der Grafschaft Mansfeld liegt?

No. II. ist der Abdruck eines voluminösen Manuscriptes, nach welchem der Dichter Bürger in den Jahren 1784 — 1794 in Göttingen Collegia gelesen haben soll. Die Aechtheit in Zweifel zu ziehen, ist kein Grund vorhanden. Eine klare Darstellung von dem damaligen Zustande der Wissenschaft; eine gründliche (freylich auch kathedermäßig weitschweifige) Entwickelung eigener Ansichten über die mitgetheilten fremden; eine geschickte Auswahl der Beyspiele; eine scharfsichtige und besonnene Kritik; eine Bescheidenheit bey Berührung der eignen Werke, wie sie dem Sänger des Blümleins Wunderhold ziemte; und vor allen Dingen Bürger's lebenvolle und kräftige Schreibart, geben die Ueberzeugung, daß Bürger dieses Buch wirklich geschrieben habe. Aber für den Druck hat er es wahrscheinlich nicht bestimmt, und 30 Jahre nach seinem Tode kommt derselbe fast zu spät, um noch merklich auf die seitdem mannigfaltig umgestaltete Wissenschaft zu wirken. Inzwischen wollen wir ihn damit keinesweges für überflüssig erklären. Die Aesthetik ist eben nicht in den erfreulichsten Zustand gerathen. Manche Irrthümer, die Bürger mit seinen Zeitgenossen theilte, sind zwar aufgeklärt worden; aber viele Wahrheiten, die er erkannte, und mit Erfolg ausübte in seiner Kunst, hat die Ueberschwenglichkeit einer phantastischen Kunstphilosophie verdunkelt; und es kann daher nützlich werden, daß der berühmte Todte wieder auferstanden ist, um sein Collegium vom lezten Viertheile des vorigen Jahrhunderts dem zweyten Viertheil des jetzigen zu wiederholen.

Der zweyte Theil des Werkes enthält eine vollständige Poëtik. Wenn der Verf. von No. I. dieselbe studieren will; so wird er finden, daß die seinige schon vor 30 Jahren überflüssig gewesen seyn würde.

Nach dem Vorworte wird auch ein Bürger'sches Werk über den deutschen Styl nachfolgen. Das verschreibe sich Herr M. je eher je lieber: denn es steht viel darauf zu wetten, daß Bürger den Einfluß der Denkfehler auf die Stylfehler in das hellste Licht gesezt haben wird.

Lösung eines Zweifels gegen die Wahrscheinlichkeits-Rechnung im Lit. Bl. No. 36.

Der geehrte Rec. der arithmetischen Wunder zweifelt an der Richtigkeit des Satzes, daß die Wahrscheinlichkeit, mit einem sechsseitigen Würfel auf 2 Würfe eine und dieselbe Zahl zu werfen, $= \frac{1}{6} \times \frac{1}{6} = \frac{1}{36}$ sey. Er sezt sie $= \frac{1}{21}$, weil überhaupt nur 21 Fälle möglich wären: nämlich 6 successive Päsche, und 15 Amben aus verschiedenen Zahlen. Allerdings geben 6 Zahlen nur 15 solcher Amben; aber jede dieser Amben xy läßt die Permutation yx zu, die Ambe 4 und 3 z. B. kann auch als 3 und 4 fallen. Mithin gibt es der möglichen Amben-Fälle 30. Speziöser erscheint der Zweifel, wenn man annimmt, es solle mit zwey Würfeln auf einen Wurf ein bestimmter Pasch geworfen werden. Aber auch hier ist er ungegründet. Jede der 15 Zahlen-Amben kann auf zweyerley Weise geworfen werden, indem entweder der Würfel A die Zahl x, und der Würfel B die Zahl y bringt, oder umgekehrt. Beyde Fälle sind zwar gleich ungünstig für den Würfelnden; aber es sind immer zwey verschiedene Fälle; der Zufall hat zwey Möglichkeiten, ihm durch Bringung der nämlichen Zahlen ungünstig zu seyn. So scheint es mir.

Müllner.

Nr. 71.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 6. September 1825.

Dramatische Dichtkunst.

Das Kreuz an der Ostsee. Ein Trauerspiel von F. L. Z. Werner. Erster Theil. Die Brautnacht. Zweyte Auflage. Berlin in der Sander'schen Buchhandlung. 1823. XVI u. 253 S. 8.

(Beschluß.)

Offenbar leidet dieser erste Theil an zwey Hauptgebrechen: die Breite, in welche Werner die Malerey der Volkssitten ausgedehnt hat, überflügelt und erdrückt die Darstellung der Handlung; und der Geist Adalberts, weit entfernt, nach Art der Shakspear'schen Geister die dramatische Wirkung zu steigern, stört dieselbe vielmehr, weil er als Deus ex machina mitspielt. Nichtsdestoweniger ist es dem Dichter gelungen, uns für das Schicksal der Liebenden zu interessiren, welches der preußische Feldherr Silko, der mit Widerwillen dem Hierarchen Waidewuthis gehorcht, und der Geist Adalberts, in den Schlußworten andeuten:

Silko.

Die Laima (Schicksalsgöttin) hält, was sie versprochen.
Sie tilgt des alten Frevlers Brut,
Der uns den Willen hat gebrochen, —
Vernichtung nun dem Waidewuth! —
Schleppt Beyde hin zu seinem Haine.

(auf Warmio und Malgonen zeigend)

Er sterb', wenn er sie sterben sehn!
Bey ihres Scheiterhaufens Scheine
Soll Wollenskraft uns auferstehn!

Spielmann.

Geweissagt hat er's, nicht verstanden,
Was meines Glaubens Augen sehn;
Das Leben wird aus Todesbanden,
Wie jezt die Sonne, auferstehn.
Das Kreuz verscheucher die Dämonen
Vom klippenvollen Meeresstrand.
Auf zweyer Treuer (Treuen) Marterkronen
Erbet's der Herr mit starker Hand! —

Nimmt man nun dazu, was die „heilige Kunst" als Prologus S. 7. sagt:

Er selbst, der Götter diesem Volk gegeben,
Der Waidewuth, ist Diener der Gewalten,
Die in der Dunkelheit dem Dünkel fröhnen;
Aus Gottverfluchten Götter zu gestalten,
Gab Formen er der Kräfte regem Leben,
Um frech die Menschenkraft durch sie zu höhnen.
Den Sünder zu versöhnen
Ereilt ihn Laima, die er selbst ersonnen,
Die Schicksalsgöttin, die voll böser Tücke
Die menschlichen Geschicke,
So fabelt er, in Fäden ausgesponnen;
Doch Wahrheit ist im Trug: — das Schicksal schimmert
Auch Euer Loos — zu Gott der Faden rinnet! —

Noch führ ich Euch nicht zu Romovens Haine,
Wo er, der Preußens Volk in Fesseln legte,
Als Oberpriester ruht bey seinen Göttern;
Wo Höllen-Fürsten, deren Dienst er pflegte,
Zu drey am Eichbaum stehn im Dämmerscheine,
Und kraftlos drohn den Himmel zu zerschmettern,
Percunos der, in Wettern,
Das Haupt vom Blitz umzuckt, der Luft gebietet,
Potrympos der, daß Wasser Erd' befruchte,
Es leitet — der verruchte
Picoll, der Tod, der in den Schlachten wüthet,
Noch dürft die Nachtumhüllten ihr nicht sehen;
Doch wird ihr Grausen Euch vorüber wehen. —

so kann man nicht zweifeln, daß des Dichters Plan für das Ganze großartig war, und man muß es beklagen, daß er nicht völlig ausgeführt worden ist, zumal nach der Beschreibung, welche der verewigte Hoffmann von denjenigen Scenen gemacht hat, welche der Dichter ihm und seinen Freunden (den Serapionsbrüdern) aus dem begonnenen zweyten Abschnitte des Drama mittheilte.

In diesem zweyten Theile des Kreuzes a. d. Ostsee, sagt er, tritt ein furchtbar gigantisches Wesen auf, welches der Dichter aus der schauervollen Tiefe des unterirdischen Reiches heraufbeschworen zu haben scheint. Der Tradition gemäß ging die Kultur der alten Preußen von ihrem Könige Waidewuthis aus. Er führte die Rechte des Eigenthums ein, die Felder wurden umgränzt, Ackerbau getrieben, und auch einen religiösen Cultus gab er dem Volke, indem er selbst die Götzenbilder schnizte. Aber eine grause Macht erfaßt den, der sich selbst allgewaltig, sich selbst Gott des Volks glaubt, das er beherrscht. Jene einfältigen, starren Götzenbilder, die er mit eignen Hän-

den schnizte, damit des Volkes Kraft und Wille sich beuge der sinnlichen Gestaltung höherer Mächte, erwachen plötzlich zum Leben. Was diese todten Gebilde zum Leben entflammt, ist das Feuer, das der satanische Prometheus aus der Hölle selbst stahl. Abtrünnige Leibeigene ihres Herrn, ihres Schöpfers, strecken die Götzen nun die bedrohlichen Waffen, womit er sie ausgerüstet, ihm selbst entgegen. In diesem Waidewuthis hatte der Dichter mit staunenswerther Kraft und Originalität den Dämon so groß, gewaltig, gigantisch erfaßt, daß er des Kampfes mit dem Christenthume vollkommen würdig erschien. Dabey war dieser Alte doch wiederum mit dem Menschlichen so verknüpft, um wahrhaftes dramatisches Leben verspüren zu lassen. Lebhaft erinnere ich mich z. B. noch eines Momentes, der vortrefflich schien. Der König W. weiß, daß keiner seiner Söhne die Krone erben wird. Er erzieht daher einen Knaben, seinen Enkel, zum künftigen Thronfolger. In der Nacht liegen beyde am Feuer und W. bemüht sich, des Knaben Gemüth für die Idee der Göttermacht eines Volksherrschers zu entzünden. Diese Rede war ganz meisterhaft, ganz vollendet. Der Knabe, einen jungen, zahmen Wolf, den er auferzogen, seinen getreuen Spielkameraden, im Arm, horcht der Rede des Alten aufmerksam zu, und als dieser zulezt frägt, ob er um solcher Macht willen seinen Wolf opfern könne, sieht ihn der Knabe starr an, und wirft den Wolf in die Flammen.

Man sieht aus dieser Hoffmann'schen Beschreibung, die mit dem Prolog vollkommen übereinstimmt, daß die Fabel: Waidewuthis sey durch seine Götter selbst zur Annahme des Christenthums vermocht worden, in Werners Geiste höchst poetisch sich gestaltet hatte. Und wenn solche **Fragmente**, wie sie hier beschrieben werden, in Werners literarischem Nachlasse existiren; so ist die **Dichtkunst** dabey interessirt, daß sie bekannt gemacht werden. Sie **existiren** aber, das geht aus der gefälligen Antwort hervor, welche die Verlagshandlung auf meine Anfrage wegen des zweyten Theiles mir gegeben hat durch Mittheilung eines Briefes, den sie selbst, auf **ihre** Anfrage wegen des zweyten Theiles, von dem geistreichen Biographen Werners empfing, und dessen Inhalt er öffentlich zu gebrauchen erlaubte.

Er habe mit seiner Antwort gezögert, schreibt er, um die Werner'schen Papiere, die er aus Wien erwartete, mit denen zu vergleichen, welche Werner i. J. 1808 in seinen Händen ließ. Das Resultat sey leider unerwünscht gewesen. Unter den leztgedachten Papieren finde sich zwar ein vollständiges Manuscript des **ersten** Theiles vom Kreuz an der Ostsee, nämlich der Versuch einer Ueberarbeitung des Gedichtes, vielleicht zum Behuf der Darstellung, in welchem die ganze Handlung des gedruckten ersten Theils auf **zwey** mäßige Aufzüge reducirt sey; aber die sich daran schließende **neue** Fortsetzung bestehe nur aus einem vollständigen (dritten) Aufzuge und acht Scenen zu einem vierten, und — was die Hauptsache sey — gebe noch gar keinen Aufschluß über Werners Intention in Beziehung auf die Auflösung des Ganzen, so daß, für den Ruhm seines Freundes, gar nicht daran zu denken sey, diese Fragmente etwa in der Art, wie Tiek den fragmentarischen zweyten Theil von Novalis Heinrich von Osterdingen, dem Publikum darzubieten.

Aber **warum nicht?** Der erste Theil **bedurfte** der Abkürzung, und hat Werner sie selbst bewirkt, wer möchte seine Umarbeitung nicht kennen? Seine Intention in Bezug auf die Auflösung des Ganzen, selbst wenn man unter dieser Auflösung nichts als die Entwickelung des Schicksals der Liebenden versteht, ist hinreichend angedeutet in den Worten des Prologs S. 9:

Ein liebend Paar wird sich der Herr erkiesen;
Mit seinem Abglanz hat er sie durchdrungen,
Durch seinen Märtyrer sie treu gehütet;
Nachdem mit Welt und Sünde sie gerungen
Und ihm, dem Treuen, sich getreu erwiesen,
So siegen sie, ob auch die Hölle wüthet. —

Was kann Werners Ruhm dabey leiden, wenn die Fragmente des zweyten Theils herausgegeben werden? Der Depositar führt selbst eine briefliche Aeußerung Werners an, welche voraussetzen läßt, daß des Dichters Schatten darob nicht zürnen würde, sie lautet wörtlich so: „Uebrigens ist gegen die beyden ersten Akte meines zweyten Theiles des Kreuzes alles, was ich in meinem Leben geschrieben habe, Nichts. Giebt mir Gott Glück, die drey noch übrigen Akte so zu vollenden, was freylich sehr problematisch ist, so habe ich nicht umsonst gelebt." Geständlich sind von diesen beyden Akten Einer und acht Scenen vorhanden. Auch die von Hoffmann gerühmte Scene zwischen Waidewuthis und dem Knaben ist darunter; der Depositar hat selbst dem Drange nicht widerstehen können, seinem Briefe den vielversprechenden Anfang derselben einzuverleiben.

Knabe.

Herr, laß mich schlafen jezo.

Waidewuth.

Du mußt nicht schlafen. Bube!
Ja, ja, ich werd's wohl müssen.
Wann ich dann schlafe, Bube,
So bleibst du hier im Haine,
Und leitest jene Völker;
Sey ihnen dann, statt meiner,
Ein König und ein Priester.

Knabe.

Was ist das, Herr, ein König?

Waidewuth.

Ein König ist ein Jäger.

Knabe.

Und Priester ist, der opfert?

Waidewuth.

Dumm! Priester ist ein Fischer!
Wer stark ist unter Menschen,
Ist König oder Priester,
Der stärkste, der ist beydes,
Ist Herr der Herren; sey du's.

Fragmente, in welchen solche Stellen sich finden, können Werners Ruhm nicht schmälern, und ich glaube, im Sinne aller Freunde der Dichtkunst zu handeln, wenn ich den Depositar öffentlich auffordere, dieselben herauszugeben, zusammt dem umgearbeiteten ersten Theile des Kreuzes a. d. Ostsee, und zusammt den „historischen Studien zu dem Gedichte und den Entwürfen zu einzelnen Scenen," welche laut seines Briefes in den Wiener Papieren sich vorgefunden haben.

„Was im Gemüth gelebt, ist dagewesen."

sagt Werner selbst irgendwo. Es ist auch noch da, wenn solche Bruchstücke da sind, und kann verwandte Geister zur Vollendung der begonnenen Schöpfung anregen, oder zu ähnlichen begeistern. Wie leicht jene mißlingen kann, hat sich freylich an Schillers Demetrius bewährt; aber was schadet das Schillers Ruhme? Und, was die Begeisterung zu ähnlicher Schöpfung anlangt, ist es am Ende nicht vielleicht ein Fragment von Leisewitz gewesen, welches Werners Geiste den Impuls zu seinem 24sten Februar gegeben hat? *)

Müllner.

*) Ich entsinne mich, eine dramatische Skizze von ähnlicher Fabel gelesen zu haben; wenn ich nicht irre, so war es in einer Wiener Sammlung klassischer Dichter und unter dem Namen von Leisewitz.

M.

Pädagogik.

Ueber die Entbehrlichkeit des Lateinlernens für Nichtstudirende von Professor C. Bernoulli. Basel, Neukirch. 1825.

Während die klassischen Studien bis zu einer solchen Höhe getrieben werden, daß 15= und 16jährige Knaben an den alten Autoren ihren kritischen Scharfsinn üben müssen, als sollten alle Philologen werden, ist es ganz natürlich, daß eine ziemlich entgegengesetzte Stimme sich hören läßt. Der Herr Verfasser vorliegender Schrift gehört weder zu den einseitigen Deutschthümlern, die vor lauter Patriotismus die Vortrefflichkeit, welche die alten Sprachen und Schriftsteller auszeichnet, verkennen, noch auch zu den flachen Philantropisten, die ein ungründliches Spiel mit einem nützlichen Allerley der angestrengten Erlernung des wahrhaft Wissenswürdigen vorziehen. Gerade umgekehrt verlangt er, daß alles, was gelernt werden soll, mit Anstrengung und gründlich getrieben werde. Aber eben diese Forderung der Gründlichkeit, in welcher er mit den philologischen Schulmännern zusammentrifft, trennt ihn gerade von ihnen, sobald die lezteren den Unterricht in den alten Sprachen auf Alle, auch auf solche ausdehnen wollen, die, ohne studiren zu wollen oder zu können, dennoch in ihrem Beruf und überhaupt gebildete Männer zu werden wünschen. Gerade für solche — behauptet nämlich Herr Professor Bernoulli — ist die Erlernung des Lateins, geschweige denn des Griechischen rein entbehrlich, ja sogar unzweckmäßig. Ein Mann, der nicht der Wissenschaft, der Gelehrsamkeit, mit Einem Wort dem Lehrstand angehören soll, sondern dem Nährstand in der ausgedehntesten Bedeutung des Wortes, muß, wenn er für seinen Beruf und für's Leben überhaupt gebildet werden will, in ganz anderen Dingen, er muß in der Mathematik, Physik, Geographie, Geschichte, in der eigenen und in den neueren Sprachen unterrichtet werden. Mathematik, Physik, Geographie, Geschichte, eigne Sprache, sind die Unterrichts = Gegenstände, welche eine wahrhaft humane Bildung auch bey den Alten begründeten. Alles, was sich diesen Unterrichts-Gegenständen anreiht, dient einem besonderen Zweck. So z. B. dienen die alten Sprachen dem Zweck gelehrter Bildung, die neueren dem Zweck der Ausbildung für's Leben, für Handel, Wandel und Industrie.

Bey der Aufstellung solcher Ansichten war es nicht wohl anders möglich. Der Herr Verfasser mußte sich auf die Bekämpfung der entgegengesezten einlassen. Er hat es auf eine überzeugende Weise und mit vieler Umsicht und Mäßigung gethan. Er fragt, ob die Alten selbst zu ihrer humanen Bildung alter Sprachen bedurft hätten, und nicht vielmehr der oben bezeichneten Unterrichts=Gegenstände.

Es komme — fährt er fort — überhaupt auf die Art und Weise des Unterrichts eben so viel als auf den Gegenstand desselben an. Sprachunterricht sey allerdings ein vorzügliches Bildungsmittel, aber wodurch er dieses werde, durch eine damit verknüpfte logische, ästhetische, rhetorische Geistesgymnastik, das könne bey der Muttersprache noch viel lebendiger erzielt werden. Es sey zwar richtig, daß die Erlernung einer fremden Sprache zum besseren Verständniß der eigenen ungemein viel beytrage, aber es folge daraus nicht, daß die so fremde Sprache nothwendig die griechische oder lateinische seyn müsse. Denn wenn man gleich die Vortrefflichkeit beyder alten Sprachen ganz anerkenne, so lehre doch die Erfahrung, daß Schüler nie in vollkommenen Besitz derselben, schon deswegen nicht, gesezt werden könnten, weil diese Sprachen todte und nur lückenhaft mitzutheilende seyen. Zu der Einsicht der Vollkommenheit, der Fülle und Schön-

heit jener Sprachen komme der Schüler erst, wenn er selbst Philolog würde, oder sonst mit seinen ferneren Studien auch das übrige fortwährend verbinde, gerade wie man lebender Sprachen erst durch den Gebrauch im Leben wahrhaft inne werde. Was auf Schulen von fremden Sprachen zum Bewußtseyn gebracht werden könne, sey das Allgemeine, und dieses finde sich in jeder gebildeten Sprache vor. Warum man also dieses nicht für solche an lebenden Sprachen zu zeigen suchen solle, welche künftig die lebenden Sprachen gebrauchen müßten. Wenn aber ferner eingewandt werde, daß bey dem Studium der alten Sprachen es nicht allein auf die Sprachen als solche ankäme, sondern auf den Geist, der sich in den alten Klassikern ausgeprägt finde und auf eine so vollendete Weise, wie sonst nie, so sey auch dieß zugegeben, aber auch wieder dagegen zu bemerken, daß auch davon Schülern nicht wohl mehr zum Bewußtseyn zu bringen wäre, als sich durch gute Uebersetzungen, an denen es ja nicht mehr mangle, erreichen lasse. Auch den Einwand endlich, daß unter den alten Sprachen wenigstens die lateinische gelernt werden müsse, weil aus ihr die französische und alle neueren romanischen Sprachen erst gründlich zu verstehen seyen, bemerkt Herr Professor Bernoulli, daß man hiemit verlange, daß jeder, der seiner deutschen Muttersprache sich mit Geschmack und Correctheit bedienen wolle, den Ulphilas studire.

Es ist dieß in der That auf manchen Schulen vorgenommen worden, unserer Meynung nach aus einer falsch auf den Unterricht angewandten wissenschaftlichen Ansicht, nach welcher man auch von dem Homerischen Dialekt, d. i. von dem zusammengesetzteren und also schwereren zum Attischen gebildeteren, leichteren, fortschreiten wollte. Wir haben aber diese antiphilologische Parthie der Schrift des Herrn Bernoulli näher zu charakterisiren gesucht, weil sie uns die zu seyn scheint, welche die meiste Aufmerksamkeit verdient und auch schon auf sich gelenkt hat. Im neusten Hefte der Basler'schen wissenschaftlichen Zeitschrift ist schon eine Art Replik enthalten, und allerdings lassen sich einzelne Seiten und Punkte auffinden, welche angegriffen werden können. Wir müssen übrigens gestehen, daß mit den einzelnen Aussetzungen die Wahrheit des Ganzen nicht fällt, wenn gleich zu wünschen wäre, dieß leztere möchte eine tiefere ausführlichere Behandlung erfahren haben. Aber dieser Wunsch enthält einen Vorwurf, der fast die ganze heutige Literatur trifft, daß sie nämlich immer mehr eine Zeit- und Flugschriften-Literatur zu werden trachtet.

Größenlehre.

Unter dem nicht recht passenden Titel: Anfangsgründe der Mathematik, erster Theil, zweyte Abtheilung, hat Herr Gerhard Ulrich Anton Vieth, Schulrath und Professor zu Dessau, neuerlich (1825) eine Sammlung einzelner mathematischen Abhandlungen herausgegeben (Leipzig bey Barth, 650 S. 8., VII Tafeln), welche seinem Lehrbuche der reinen Mathematik, von dessen erstem Theile bereits i. J. 1816 eine dritte Auflage erschien, zur Ergänzung dienen soll. Es kann hier nicht die Rede seyn von einer kritischen Darlegung des reichen Inhalts; aber auf Einzelnes wollen wir aufmerksam machen.

In der 9ten Abhandlung betrachtet er die Beschreibung, welche der ältere Plinius von dem Doppel- oder Dreh-Theater des C. Curio macht, und stellt eine sinnreiche Hypothese auf, wie dieses Wunderwerk eingerichtet gewesen seyn könnte, besonders: um welche Angelpunkte, und in welcher Richtung die beyden von einander abgewendeten Sitzgerüste gedreht worden seyn können, um die in beyden Theatern vertheilten Zuschauer, nach geendigten Vormittagsspielen, in einen amphitheatralischen Kreis zur Anschauung der Fechterspiele zu vereinigen. So eine Verwandlung, nicht der Scene, sondern des ganzen Schauspielhauses mit allen anwesenden Zuschauern, muß — was auch immer Plinius von der großen Gefährlichkeit sagen mag — höchst ergötzlich gewesen seyn, und bey vollem Hause den Eindruck des mathematisch und dynamisch Erhabenen zugleich gewährt haben.

In der zwanzigsten Abhandlung erläutert und ergänzt der Verf. eine Stelle im Copernicus (er führt sie S. 447 wörtlich an, aber weist ihren Ort im Buche de revolut. orb. coel. nicht nach), wo von der Hypocykloide die Rede ist, und namentlich von dem Falle, in welchem sie zur geraden Linie wird. Die Cykloide (Radlinie) ist bekanntlich der Weg, den ein, in der Peripherie eines Kreises gelegener Punkt zurücklegt, wenn der Kreis auf einer geraden Linie fortgerollt wird. Wird derselbe innerhalb eines größeren Kreises an dessen Peripherie fortgewälzt; so wird der Weg der Umfangspunkte Hypocykloide genannt: eine geschlossene Curve, die, wie die Ellipse bey unendlich fortgedachter Ausdehnung, in eine gerade Linie zusammenfällt, daferne der Halbmesser des Rades zu dem des Kreises, innerhalb dessen es rollt, wie 1 zu 2 sich verhält. Der Verf. zeigt klar, daß bey dem Hypocyklischen Herumrollen des Rades jeder innerhalb der Radebene gelegene Punkt, mit Ausnahme des Centrum, eine Ellipse beschreibt, je näher dem Umfange des Rades, desto gedehnter. Hierauf gründet er S. 463 die geometrische Skizze zu einem Instrumente, wodurch man bequemer, als durch die Faden-Methode, Ellipsen beschreiben kann.

In der Einleitung zu dieser Abhandlung führt er eine Stelle aus Copernicus Zueignungsbriefe an den Papst an, die merkwürdig ist in Bezug auf das nachherige Schicksal seines Vertheidigers Galiläi, und in Bezug auf den Obscurantismus jener Zeiten und Gegenden. Zugleich äußert Herr Vieth, daß er seit vielen Jahren mit dem Gedanken sich herumgetragen habe, eine neue Ausgabe des Copernicus zu veranstalten. Möcht' er sie ausführen! Denn er hat vollkommen recht zu sagen: „Das merkwürdige Buch ist selten, und fast nur in öffentlichen Bibliotheken und in den Händen der Astronomen von Profession. Vom Copernicanischen Weltsystem wird jezt in Knaben- und Mädchen-Schulen gesprochen; aber die Quelle ist gewiß unter hundert Lehrern und Liebhabern kaum Einem bekannt."

Müllner.

Nr. 72.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 9. September 1825.

Zwey französische Uebersetzungen Goethe'scher Gedichte, von französischen Kunstrichtern beurtheilt.

1. Poésies de Goethe, traduites pour la première fois de l'allemand, par Madame Panckoucke. Paris, chez Panckoucke. 1825. 12.

Die Aufschrift des Buches scheint eine vollständige Uebersetzung von Goethe's Gedichten zu versprechen, von drey- bis vierhundert Stücken also, die in der Urschrift zwey Duodezbände füllen. Wäre dieß Versprechen erfüllt, so würde sich demnach auf den anderthalb Hundert kleinen Sedezseiten dieser Uebersetzung der ganze Inhalt der zwey deutschen Bände finden, und man muß gestehen, dieß wäre ein typographisches Meisterwerk mehr, das dem von Hrn. Didot gedruckten neuen Voltaire zur Seite stehen könnte. Hr. Panckoucke hatte in der That aber nicht vonnöthen augentödtende Buchstaben zu gießen, er hat sich die Sache gar viel leichter gemacht; von den vierhundert Stücken ließ er blos acht und dreißig übersetzen. Es war nur eine Auswahl und Probe vom Ganzen, die er geben wollte: das hätte er dann aber sagen und mit einigen Worten wenigstens auch der unübersezten Stücke und der Gründe, warum man sie zu Hause ließ, gedenken sollen; das leztere geschah zuverlässig nicht etwa, wie bey Hrn. Béranger der Fall war, aus Furcht des Teufels und seiner Gehülfen, denn nichts ist minder aufrührerisch als Goethe's Gedichte. Auch kann davon die Rede nicht seyn, daß die zurückgebliebenen Stücke die geringhaltigeren wären, denn, während Kleinigkeiten aufgenommen wurden, sind es gerade die geistvollsten und originellsten Stücke, nach denen man vergeblich sucht. Wo sich's um eine Auswahl handelte, hätte je das Beste gewählt, und vor Allem keine Gattung der Goethe'schen Poesien völlig übergangen werden sollen; statt einzig nur Balladen und Lieder hätten billig auch einige Episteln und Epigramme gewählt werden müssen. Ohne nun jedoch länger hierbey zu verweilen, nehmen wir die Sammlung, wie sie nun einmal ist, und wofern die französische Uebersetzung treu, correct und gefällig heißen kann, wollen wir alles Andere gerne vergessen.

Nichts ist schwieriger als Verse übersetzen, besonders deutsche Verse. Das sicherste Verfahren, wofern man sich bey der Arbeit nicht ganz traut, besteht gewiß darin, die Uebersetzung ungefähr buchstäblich zu machen, wie Hr. von Barante mit Schillern gethan hat. Dabey läuft man freylich Gefahr, den Sinn der Worte zwar zu geben, ihren Geist und Gehalt oder den eigentlichen Gedanken des Verfassers dagegen zu verlieren. Hinwieder aber führt das System der Uebertragungen gleicher Bedeutung (système des équivalents) noch viel größere Gefahren mit sich, wenn anders die vorliegende Uebersetzung als Beyspiel dienen darf. Um desto sicherer ächt französische Wendungen zu erzielen, tritt Erfindung an die Stelle der Nachbildung; der Urschrift wird durch Besserungen und Aenderungen Gewalt angethan, und ganze Verse werden weggelassen, um dafür eigene Phantasien einzuschwärzen: ist eine solche Täuschung dann aber nicht die ärgste von allen? In einem Liedchen, zum Beyspiel, das die Aufschrift der Maimonat führt, ruft Goethe voll enthusiastischer Freude über die Reitze des Frühlings aus:

O Erd! o Sonne!
O Glück! o Lust!

buchstäblich heißt dieß also: ô terre! ô soleil! ô bonheur! ô plaisir! Die Uebersetzung nun aber lautet (S. 142) also: une volupté douce se répand dans l'atmosphère parfumée. Hätte Goethe von duftender Atmosphäre und süßer Wollust sprechen wollen, so konnte er nicht verlegen seyn, um Worte, die diese Begriffe ausdrücken, in seiner Sprache zu finden; dieß wollte er aber nicht, sondern er wollte sagen: O Erd! o Sonne! O Glück! o Lust! Also mag man sich auf Uebertragungen von gleicher Bedeutung verlassen!

Das Schlimmste in den vorliegenden aber ist, daß den Mangel der Treue kein Verdienst der Schreibart ersezt, und daß, was fast unglaublich ist, Grazie und Leichtigkeit fast immer auf Goethe's Seite, Schwulst und Schwerfälligkeit hingegen auf Seite des Uebersetzers zu finden sind, während beyde doch mit ungleichen Waffen fechten, und der eine deutsch, der andere französisch redet.

Allein, seiner deutschen Hülle ungeachtet, spricht der eine wie er denkt, seine Worte sind der einfache und freye Ausdruck seiner Gedanken, während der andere glaubt künsteln zu müssen, für alles Umschreibungen und verschrobene Wendungen gebraucht und unsere veralteten akademischen Floskeln überall einschwärzt. Wenn Goethe also ganz einfach von der Sonne, dem Mond, dem Meere, einem Adler, u. s. w. spricht, so läßt der Uebersetzer ihn vom feuerstrahlenden Gestirne, vom scheuen Gestirne der Nacht, vom weiten Ozéan, vom Vogel Jupiters, u. s. w. sprechen. Alle diese mythologischen Umschreibungen waren zur Zeit des Abbé Delille Mode; heut zu Tage gehören sie einer alten Ordnung der Dinge in der Literatur an: die Poesie trägt nicht mehr Scheu, ein jedes Ding bey seinem Namen zu nennen.

Wofern unsere Leser in dieser Uebersetzung ein treues Bild oder auch nur einen Widerschein von Goethe's Arbeiten finden könnten, so würden wir diese Dichtungen zu beurtheilen und eine Vergleichung derselben mit den Poesien Schiller's sowohl als anderer deutscher, französischer und brittischer Dichter anzustellen versucht haben. Wir hätten alsdann vollends auch in Goethe den lyrischen Dichter beurtheilt, um zu sehen, ob in seinen Arbeiten dieser Gattung, die vor allen andern Schwung und Eingebung heischt, jener systematische Geist ebenfalls vorherrsche, welcher in fast allen seinen bisher in unsere Sprache übergetragnen Werken angetroffen wird; wir hätten untersucht, ob (mit einem Worte) seine poetischen wie seine dramatischen Arbeiten der Vorwurf treffe, mehr Geist als Gefühl zu verrathen, und ob er nicht vielmehr in manchen seiner kleineren anmuthsvollen Dichtungen eine wahrhafte Inspiration zu Tage lege? Allein, um solche Fragen zu lösen, müssen die Prozeßacten vorliegen. Wir wollen also warten, bis Herr Panckoucke oder ein andrer Buchhändler uns eine wahrhafte Uebersetzung von Goethe's Gedichten liefern wird.

2. Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe. Par Mr. Albert Stapfer. Paris, ch. Bobée. 1825. 8.

Diese Darstellung des Lebens und Würdigung der Schriften des großen deutschen Dichters ist einer Ausgabe seiner dramatischen Dichtungen (Oeuvres dramatiques de J. W. Goethe, traduites de l'allemand) vorgesetzt, und sie ist zuverlässig das Befriedigendste, was bisher in Frankreich über ihn geschrieben ward. Hr. Stapfer eignete sich hiefür als geschmackvoller Beurtheiler und als beyden Nationen angehörig, der deutschen durch die Schweizerische Herkunft, der französischen durch Erziehung und Bildung. Er hat seiner Notiz über Goethe's Schriften ein Paar Dutzend gereimte Uebersetzungen poetischer Stücke einverleibt. Er that dieß ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß Verse nicht in Prosa übersezt werden dürfen. Wir stehen hierüber, mit seltenen Ausnahmen, in entgegengesezter Meynung. Eine dieser Ausnahmen wollen wir zwar gerne zu Gunsten des Prologs und der ersten Scene vom Faust machen, weil hier der Rhythmus vielleicht einzig nur dem Leser bedeuten konnte, daß in der Urschrift die Grillenhaftigkeit der Gedanken durch's volle Ideal der poetischen Schreibart gehoben sey. Anders verhält sich's mit den meisten übrigen Stücken, unter denen ein bewundernswerther Gesang Mahomets und die Ballade der Braut von Korinth sich auszeichnen. Die Form derselben reichte schon hin, um den Leser zu erinnern, daß für die Würdigung desselben anzunehmen ist, sie seyen in Versen geschrieben. Die Prose aber durfte derjenigen Treue besser zusprechen, die das erste Verdienst aller Uebersetzungen ist, während sie hingegen, als eine unangenehme und lästige Begleiterin der Dichtersprache, dieser nur schlimme Dienste leisten kann: dafür mögen die nicht seltenen Opfer zeugen, welche Hr. Stapfer, in seinen beynebens sinnreichen und geistvollen Versen, der Eleganz, dem dichterischen Kolorit und besonders der natürlichen Leichtigkeit zu bringen sich gezwungen sah.

Dem Ausspruche des französischen Kritikers sollen inzwischen nun, auf daß auch der deutsche zu urtheilen im Stande seyn möge, zwey der von Herrn Stapfer übersezten Stücke — das Veilchenlied und die Siebente der römischen Elegien — hier noch beygefügt werden.

La Violette.

En un champ de fougère une humble violette
Végétait, inconnue au fond de la retraite.
C'était la plus aimable fleur!
Survint par aventure une jeune bergère,
Foulant dans sa course légère
Fleurs et fougère,
Et du matin respirant la fraicheur.
La Violette alors: „si j'étais, se dit-elle,
„Hélas! entre les fleurs, si j'étais la plus belle!
„Ou si du moins, petite fleur,
„Si par celle que j'aime, ô sort digne d'envie,
„J'étais à ma tige ravie,
„Et que ma vie
„Un seul moment durât près de son coeur!"
Mais, quand vint à passer la bergère indiscrète,
Elle ne daigna point cueillir la violette,
Mais écrasa la pauvre fleur,
Qui s'incline mourante, et dit, toujours fidèle:
„Si je meurs, du moins c'est par elle.
„Ah! venant d'elle,
„Ah! sous ses pieds, la mort est un bonheur."

VIIe Élegie sur Rome.

O Dieux, que Rome est belle! et que j'y sens de joie
Quand je pense en moi même au Nord que j'ai quitté!

Pays de ma naissance, où dans l'obscurité
J'ai traîné si long temps des jours livrés en proie
A l'incurable ennui d'un coeur désenchanté,
Où l'air, chargé toujours d'une vapeur épaisse,
Si long-temps de ce coeur a flétri la jeunesse;
Où la terre est sans vie, et le ciel sans beauté,
A Rome autour de moi tout a changé de face.
D'un réseau de lumière enveloppant l'espace,
Le soleil, non cet astre effrayant de pâleur,
Mais Apollon, le dieu qui de feux se couronne,
Rend aux objets divers leur forme et leur couleur;
Et quand le soir il dort, le char lent de sa soeur,
Au doux bruits des concerts, dont la cité résonne
Roule, sur la nuit sombre épanchant à son tour
Plus de clarté qu'au Nord n'en a le plus beau jour....
Pour moi, chétif mortel, tant de bonheur!... Veillé-je?
Ou n'est ce point hélas! un rêve où je me plais?
Est-il vrai, Jupiter, que ton bras me protége,
Et qu'avec un souris tu m'ouvres ton palais?
Je n'ose l'espérer, cette faveur si haute
Et pourtant, Jupiter, bon père des humains,
Des pieds de tes autels tendant vers toi les mains,
Je t'invoque à genoux. Viens, accueille ton hôte.
Voyageur sans asyle, égaré dans la nuit,
Ta fille, la Fortune, en ce lieu m'a conduit.
Tu commendas peut-être à la belle déesse,
D'amener un héros dont le sort t'intéresse.
Pardonne à son erreur, et laisse m'en le fruit.
De ton sublime Olympe où, si loin du vulgaire,
Par des sentiers secrets elle a guidé mes pas,
De l'hospitalité toi le dieu tutelaire,
Je t'en prie à genoux, ne me repousse pas.
Au Capitole encore souffre que je demeure.
Et quand viendra plus tard, en m'annonçant mon heure,
Hermès qui doit me joindre à mes pâles aieux,
Aux enfers avec lui je descendrai joyeux.

Biographie.

Der junge Feldjäger in französischen und englischen Diensten während des Spanisch-Portugiesischen Kriegs von 1806 — 1816. Eingeführt durch J. W. v. Goethe. Leipzig bey Fr. Fleischer 1826. 8. Zwey Bändchen.

Goethe hat diesem neuen Werke nicht blos seinen Namen, sondern auch eine äußerst verständige und liebreiche Empfehlung beygefügt, welcher der Gegenstand vollkommen entspricht. Es freut uns, daß der arme Feldjäger eine so viel sagende Fürsprache gefunden, und an Goethe selbst erquickt uns bey diesem Anlaß wieder einmal der unverwelkliche Lebensmuth, der ihn noch in seinem hohen Alter an den bunten Abenteuern eines Jünglings denselben heitern Antheil nehmen läßt, den er einst dem Benvenuto Cellini gewidmet.

Der Autor, der hier sein wunderbares Leben beschreibt, von Geburt ein Sachse, lernte zuerst die behende Kunst des Barbirens, ging aber schon in einem Alter von 16 Jahren unter die französischen Soldaten, machte den spanischen und portugiesischen Feldzug mit, ward von den Engländern gefangen und zum englischen Kriegsdienst gezwungen, kam selbst nach England und von da am Bord eines Schiffs nach Gibraltar, Sizilien, Malta, Neapel, Genua, endlich nach dem Pariser Frieden so arm, wie er gegangen war, wieder in seine Heimath. Größtentheils als gemeiner Soldat überstand er die mannigfaltigsten Kriegswechsel, Strapazen, Schlachten, Belagerungen, Plünderungen, Gefangennehmung, Kerker, Meersturm, sah die schönsten Länder Europa's, kam mit den Einwohnern, ihren Sitten und Eigenthümlichkeiten in die unmittelbarste Berührung, und mit derselben heitern Laune, womit er jedes Schicksal ertragen, gibt er uns auch wieder die Schilderung derselben. Sein Styl ist äußerst leicht und aufgeräumt, man sieht es, wie seine Seele.

Goethe äußert Folgendes:

„Unser Feldjäger ist eine von Haus aus gute Natur, mit allem, was kömmt, findet er sich ab, ist gehorsam, brav, ausdauernd, gutmüthig und rechtlich, ein bischen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende Nothwendigkeit zu bevorworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde sich einen solchen Kameraden wünschen."

„Leichtsinnig war diese kriegerische Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt, und so findet man auch den Verlauf derselben leicht und froh niedergeschrieben. Mangel und Fülle, Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder, das Büchlein macht daher einen sehr angenehmen Eindruck."

„Nun aber sagen wir, ohne Furcht mißverstanden zu werden: das Verdienst eines geregelten Reisenden und seiner Mittheilungen wissen wir nach dem ganzen Werthe zu schätzen; aber ein anderer Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck nach Willkür stattfindet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerste Nothwendigkeit gebietet, dieser hat etwas ganz eigen Reitzendes. Hier gilts nicht etwa, nach einem wohl durchdachten Plan, Belehrung, Unterhaltung, Genuß zu erwarten, kein bedeutender Gewinn für's Leben ist zu hoffen, denn alles, was im nothgedrungenen Augenblick erhascht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren, und im Hintergrunde zeigen sich, gegen geringen Vortheil, Mühsale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod. Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem seiner Theile ein frisches unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt, und den Bewußten zufrieden stellt."

„Die Nachbildung eines solchen unberechenbar wech-

feindlichen Zustandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Interesse, daß der geringste Soldat, weite Landstriche als Fremdester kreuz und quer heimsuchend, durch sein Quartierbillet, wie an der Hand des hinkenden Teufels, in das Innerste der Wohnungen, in die tiefsten Verhältnisse verschlossener Häuslichkeit eingeführt wird, und an Gegensätzen solcher Scenen ist auch in gegenwärtigem Discours kein Mangel."

Dichtkunst.

Gedichte eines Nordländers, herausgegeben von Georg Gr. v. Bl. (Blankensee) Berlin und Posen b. Mittler. 1824. 257 S. gr. 8.

Der angebliche Herausgeber hat sein Incognito selbst verrathen, indem er hier einige Gedichte aufgenommen, die er bereits in der Sammlung „Bundesblüthen" (Berlin 1816) unter seinem Namen mitgetheilt hat; und wir tragen um so weniger Bedenken, ihn (wie oben in parenthesi geschehen) öffentlich zu nennen, da er der Kinder seiner Muse sich keinesweges zu schämen hat. Er ist keiner von den metrischen Spielleuten und Leyerkästlern, wovon es auf dem Jahrmarkte zu Plundersweilern wimmelt, und welche in den Schenken der Almanache aufspielen, unbekümmert ob man ihnen gern zuhöret oder sie zum Henker wünscht. Er ist ein wirkliches Sängergemüth, und es scheint ihm auch am Dichtergeiste nicht zu fehlen, nur daß eine vorherrschende Neigung zu melancholischer Lebensansicht beharrlich, wie die Nebel in den Nordländern, den poetischen Horizont verhüllt, und die Gedankensterne verdunkelt, deren Daseyn hinter den Wolken nur unstät schimmernde Strahlen kund geben. Im Gefühl dieser Stimmung hat er wahrscheinlich den „Nordländer" auf den Titel gesezt, und insofern ist der Titel wohlgewählt.

Ueber den Unterschied zwischen Sänger und Dichter hat der Redacteur dieser Blätter in No. 23. vom Jahre 1821 sich deutlich ausgesprochen, und wir finden kein Bedenken, den Grafen v. Bl. als einen Sänger anzuerkennen, der Mitgefühl erregt, wo irgend eine sympathisirende Stimmung waltet. Aber strenger noch, als bey dem Erfindungs- und Gedanken-reichen Dichter muß die Kritik bey dem gefühlvollen Sänger auf musikalische Reinheit des Gesanges dringen, und in diesem Punkte steht der Verf. mancher Rüge bloß. Warum z. B. fühlt er sich S. 4. „nie geleichtert?" Was hat er gegen das Wort erleichtern? Warum verräth S. 6. der Mönch, welcher in seiner Zelle den Mond besingt, durch den Provinzialismus:

O so wende fort (weg) dein heilig Licht —

daß sein Kloster in der Gegend von Berlin liegt? Wie kann (S. 194.) die Klarheit erschlaffen? u. s. w.

Der Unmuth unseres Sängers über die irdene Welt trifft übrigens auch die breterne, das Theater; wird aber hier ergötzlicher als dort. Wir theilen zum Beleg einige Stellen aus dem modernen Prometheus S. 62. mit.

Ob es trefflich, ob es edel,
Gilt dem Bühnenrichter gleich,
Zoten sing' und Gassenwedel,
Machen gleich die Kasse reich.

Plumpe Bursche, trunkne Knappen,
Alte Jungfern, Zofen fein,
Dumme Ritter stolz auf Wappen,
Pumpernickel müssen's seyn.

Wickelwackel, Hans und Peter,
Das war ich und ich war das,
Mehl und Staub an dem Verräther,
Kriechen in und aus dem Faß.

Klippfisch, Marder, Hecht und Salme,
Vögel, Bären, Hund und Wölfe,
Schnick und Schnack im Tabackschwalme,
Sind gar theure Nothbehelfe.

Don Ramiro, Salomechen,
Berg und Thal und Kreuz und Quer,
Pelz, Magister, Jeminechen
Schnattern Unsinn hin und her.

Nicht was heiligt und begeistert,
Nicht was bildet und erhebt,
Nur geschmiert und viel gekleistert,
Das ist's, was auf Bühnen lebt.

Was ist Sprache, was die Würde,
Was Don Karlos, und Torquat?
Solche Stücke sind nur Bürde,
Liegen meistens auch im Etat.

Was ist Volksverdienst und Größe,
Thaten edel dargestellt?
Wir, — wir lieben nur die Blöße,
Und das wahrhaft Große fällt.

Kleiner Sinn und große Zettel,
Quodlibet, wo Jeder singt,
Alles Uebrige heißt Bettel,
Wenn der Augustin nicht klingt.

Neugemahlt und neugekleidet,
Alte Hauer aufgespielt,
Wer das Herz nicht daran weidet,
Hat auch nimmer tief gefühlt.

Poesie ist das, leider! zwar nicht, es ist alles nur allzuwahr; aber das ist nicht die Schuld des Sängers, sondern derjenigen, welche täglich am Verfalle der deutschen Bühne arbeiten, und von diesem Verfalle kaum noch etwas zu dichten übrig lassen, während feile Zeitungsschreiber von ihnen sagen, daß ihre Umsicht, ihre Thätigkeit, ihr Kunstsinn u. s. f. gar nichts mehr zu wünschen übrig ließen.

Nr. 73.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 13. September 1825.

Geschichte.

Geschichte der französischen Revolution von 1789 bis 1814 von A. F. Mignet. Aus dem Französischen übersezt, in 2 Theilen. Wiesbaden bey Ritter, 1825.

So viele allgemeine und partielle Geschichten der französischen Revolution erschienen sind, so viele Memoiren sich auf denselben Gegenstand beziehen, so dürfen wir doch weniger über Pleonasmus klagen, als uns darüber freuen, daß durch eine so große Menge von Berichterstattern die Berichte selbst wechselseitig ergänzt und erläutert werden können. Hier werden uns glänzende Bilder von den Begebenheiten entworfen, dort die geheimen Motive der Handlungen aufgedeckt, hier werden Charaktere, dort Ereignisse im genauesten Detail geschildert, hier wiederholt sich der Geist der Partheyen in den Schriften ihrer Stimmführer, dort streben Philosophen mit der höchsten Unpartheylichkeit, den innern Gang der Geschichte zu entwickeln und die großen Lehren einer großen Zeit zu ernten. Jeder bringt uns etwas, und wir dürfen keinen verwerfen. Selbst die eitlen Ueberschätzungen einer Staël dienen uns zur Kenntniß jener Zeit und jener Menschen, so gut, wie die schamlose Aufrichtigkeit eines Fouché.

Mignet stellt sich, wie Thiers, philosophisch über die Geschichte, und strebt, sie im ganzen äußeren Umfang und im innern Organismus zu überblicken. Er schließt den Kreislauf der Revolution in den Zeitraum, in welchem die Dynastie der Bourbonen suspendirt worden, und somit allerdings in die natürlichen Grenzen ein, denn die Früchte der Republik, Menschen und Institute reichen unmittelbar in das Kaiserthum hinüber, und werden seine Wurzeln, und die Geschichte der Republik ohne die des Kaiserthums wäre so viel als das Einathmen ohne das Ausathmen, als eine Strophe ohne die Antistrophe.

Der große Werth Mignets besteht in seiner organischen Auffassung der Geschichte. An ihm erkennen wir wieder, welche Fortschritte mit der Geschichte selbst auch die Geschichtschreibung macht. Aus der Periode der Chroniken und Sammlungen sahen wir im modernen Europa bey Italienern, Engländern und Franzosen zuerst die sogenannte pragmatische Geschichtschreibung sich hervorthun, die bereits eine innere Verständigung der geschichtlichen Thatsachen suchte, sie aber zunächst nur im Mechanismus der in den Thatsachen gegebenen Kräfte aufzufinden wußte. Aus solchen Bestrebungen gingen aber endlich Versuche einer Organologie der Geschichte, besonders in Deutschland in Verbindung mit den großen philosophischen Umwälzungen hervor. So tief indeß von den Deutschen die Idee aufgefaßt worden, so blieben sie doch in der Anwendung derselben zurück, und Engländer und Franzosen bedienen sich unserer Erfindung auch hier, wie überall, mit größerem praktischen Geschick. In Mignet sehen wir die philosophische Tiefe des Deutschen mit der Klarheit des Engländers und mit der Gewandtheit des Franzosen verbunden. Das große reiche Leben der französischen Revolution steht wie plastisch vor ihm, ein einfaches Ganze, hell und vollendet in allen Theilen. Zur Probe mögen hier die Reflexionen ausgezogen werden, womit er die Periode des Direktoriums einleitet.

„Die französische Revolution, welche die alte Regierung zerstörte, und die frühern gesellschaftlichen Verhältnisse ganz umkehrte, hatte zwey vollkommen deutliche Zwecke, den einer freyen Constitution, und den einer mehr vervollkommneten Civilisation. In den sechs Jahren, die wir eben durchgegangen haben, suchte jede der Classen, welche die französische Nation ausmachten, die Regierung zu erlangen. Die Privilegirten wollten ihre Herrschaft gegen den Hof und gegen den Bürgerstand durch die Beybehaltung der Stände und der Reichsstände einführen; der Bürgerstand wollte die seinige gegen die Privilegirten und gegen die Menge durch das Gesetzbuch von 1791, und die Menge die ihrige gegen alle anderen durch die Constitution von 1793 einführen. Keine von diesen Regierungen konnte sich befestigen, weil alle ausschließlich waren. Allein während ihrer Versuche zerstörte jede für den Augenblick herrschende Classe in den höhe-

ren, was sie Intolerantes hatten, und was sich dem Gang der neuen Civilisation entgegensetzen mußte."

„Als das Direktorium auf den Convent folgte, hatte der Kampf der Classen gar sehr nachgelassen. Die Höchsten in jeder derselben bildeten eine Parthey, die noch um den Besitz und um die Form der Regierung kämpfte, allein die Masse der von 1789 bis 1795 so tief aufgeregten Nation suchte in Ruhe zu kommen und sich nach der neuen Ordnung der Dinge zu fügen. Diese Epoche sah das Ende des Strebens nach Freyheit und den Anfang desselben nach Civilisation. Die Revolution nahm ihren zweyten Charakter an, den der Ordnung, Begründung und Ruhe, nach der heftigen Bewegung, der unermeßlichen Arbeit und dem gänzlichen Niederreißen ihrer ersten Jahre."

„Diese zweyte Periode war dadurch merkwürdig, daß man in ihr gewissermaßen die Freyheit aufzugeben schien. Da die Partheyen sie nicht mehr ausschließlich und auf die Dauer besitzen konnten, so verloren sie den Muth und warfen sich aus dem öffentlichen ins Privatleben. Diese zweyte Periode theilte sich wieder in zwey Epochen: sie war liberal unter dem Direktorium und zu Anfang des Konsulats, militärisch zu Ende des Konsulats und unter dem Kaiserthum. Die Revolution ward von Tag zu Tag materieller; nachdem sie ein Volk von Sektirern gebildet hatte, bildete sie eins von Arbeitern, dann eins von Soldaten."

„Schon viele Täuschungen waren verschwunden; man war durch so viele verschiedene Zustände durchgegangen, man hatte in wenigen Jahren so schnell gelebt, daß alle Ideen verwirrt, aller Glauben erschüttert waren. Die Herrschaft des Mittelstandes und die der Menge waren wie eine schnell verschwindende Fantasmagorie vorübergegangen. Man war fern von jenem Frankreich des 14ten Juli, mit seiner tiefen Ueberzeugung, seiner großen Moralität, seiner die Allgewalt der Vernunft und Freyheit ausübenden Versammlung, seinen populären Behörden, seinen Bürgergarden, seinem belebten, glänzenden, friedlichen, den Stempel der Ordnung und Unabhängigkeit tragenden Aeußeren. Man war fern von dem mehr düsteren und stürmischen Frankreich des 10ten Augusts, wo eine einzige Classe die Regierung und die Gesellschaft inne hatte, und in solche ihre Sprache, Manieren, Tracht, die lebhafte Bewegung ihrer Besorgnisse, den Fanatism ihrer Ideen, das aus ihrer Lage hervorgehende Mißtrauen und Verfahren hineinbrachte. Damals sah man das öffentliche Leben gänzlich an die Stelle des Privatlebens treten, die Republik bald den Anblick einer Versammlung, bald eines Lagers darbieten, die Reichen den Armen unterworfen, und den Glauben der Demokratie zur Seite der düsteren und ärmlichen Verwaltung des Volks. In jeder dieser verschiedenen Epochen war man irgend einer Idee lebhaft zugethan, erst der Freyheit und der konstitutionellen Monarchie; zuletzt der Gleichheit, Brüderschaft und der Republik. Zu Anfang des Direktoriums aber glaubte man nichts mehr, und während des großen Schiffbruchs der Partheyen war alles untergegangen, die Tugend des Bürgerstandes, wie die Tugend des Volks."

„Man kam geschwächt und gelähmt aus diesem wüthenden Sturme; jeder dachte mit Schrecken an die politische Existenz zurück, und warf sich zügellos dem Vergnügen und der Annäherung des so lange unterbrochenen Privatlebens in die Arme. Bälle, Feste, Schwelgereyen, kostbare Equipagen kamen mehr als je wieder auf; es war dieß die Reaktion der Gewohnheiten der alten Herrschaft. Die Regierung der Ohnehosen führte die der Reichen, die Klubs führten die Salons zurück. Uebrigens war es kaum möglich, daß dieses erste Symptom der neu wiederkehrenden Civilisation nicht ebenfalls das Maaß überschritten hätte. Die Sitten unter dem Direktorium waren das Ergebniß einer anderen Gesellschaft, die wieder erscheinen mußte, ehe die neue ihre eigenen Sitten gebildet hatte. Bey diesem Uebergang mußte der Luxus die Arbeit herabbringen; der Geldwucher den Handel; die Salons die Annäherung der Partheyen, die sich nur durch das Privatleben ertragen konnten; kurz die Civilisation mußte die Freyheit wieder beginnen."

Während Mignet in der über dem Ganzen der Geschichte schwebenden Reflexion durchaus das gleiche Maaß und die gleiche Consequenz beobachtet, macht er doch in der Darstellung der Thatsachen selbst einige Unterschiede. In der Einleitung zur Revolution und am Schluß derselben ist er kürzer und flüchtiger. Namentlich ist die Geschichte Napoleons gedrängter und mit weniger Interesse geschildert, als wir erwartet hätten; ja wir finden einige Nachlässigkeiten, z. B. im Jahr 1806. Die Kapitulation von Erfurt, wo offenbar Prenzlow stehen sollte, was sogar vom Uebersetzer nicht berichtiget worden ist. Mignet mag aber entschuldigt werden, wenn man bedenkt, daß die von ihm mehr vernachlässigten Theile der Geschichte von Andern desto ausführlicher behandelt sind, und es gereicht ihm dagegen zum größten Ruhme, daß er die Geschichte der französischen Republik und des Terrorismus, die bisher noch immer partheyisch, fragmentarisch oder verworren geschildert worden, mit einer Genauigkeit und Klarheit entwickelt, die im höchsten Grade meisterhaft genannt zu werden verdient. Indem er im Centrum der Betrachtung steht, ist es ihm natürlich, gerade den Knoten am scharfsinnigsten zu lösen, in dem die Fäden am verworrensten in einander laufen.

Dichtkunst.

Der Tod Jonathans. Ein heroisches Trauerspiel in fünf Akten von C. Corrodi. Zürich, Friedr. Schultheß 1824. 8. 158 S.

Der Verf. nennt sein Trauerspiel ein heroisches, nicht um es vom Bürgerlichen (denn es geht alles fein spießbürgerlich und philisterhaft hier zu), sondern um es von dem Rührenden zu unterscheiden, und da tritt der Unterschied auch sehr scharf hervor, denn Ref. bekennt, daß er ganz ungerührt geblieben, obgleich er das Büchlein zweymal mit der redlichsten Absicht, sich rühren zu lassen, durchgelesen hat. Seltsam, was sich unsere jungen Tragöden für Vorstellungen von einem Trauerspiel machen; wie sie in das Gelag hinein dichten, unbekümmert um alles, was sich aus den guten Tragödien der Alten und aus den Schlechten der Neuern lernen läßt; wie sie den ersten besten Stoff, der ihnen in die Hände fällt, breit hämmern und sich auf die Qualen noch etwas zu gut thun, welche sie ihren Lesern bereiten! — Der Stoff, den sich Herr C. gewählt, ist nicht tragisch; die darauf verwandte Behandlung nicht poetisch; von einer sittlichen Tendenz keine Spur; keine Individualität in den Charakteren; nichts im ganzen Werkchen, das an die Eigenthümlichkeit jener Zeit, jenes Landes, jener Menschen erinnerte. In diesem Bezug könnte unser Verf. ein wahrhaft seltenes Gegenstück zu seinem Tode Jonathans liefern, wenn er einen Otto von Wittelsbach oder einen Winkelried in das Land der Moabiter versezte und sie im Styl des Buches Ruth oder der Chroniken sprechen ließe, mit stäter Berücksichtigung des heiligen römischen Reichs u. s. w.

Man erlasse uns, den Faden nachzuweisen, an welchem der Verf. die fünf Akte herabführt, oder seine Helden zu Grabe zu begleiten (denn daß Jonathan nicht nur, sondern auch Saul, Michael, Drey sterben müssen, versteht sich von selbst); nur einige kleine Proben von der Sprache unseres Dichters mögen hier stehen.

S. 8. sagt der Fürst von Ekron:

„Ha, jezt begreif' ich deinen guten Muth,
„Obgleich noch nicht das volle Licht mir tagt."

(Soll wohl heißen, „obgleich ich ihn noch nicht ganz begreife?")

„Es log also die Sage, die kurz eh'
„Von Hause wir uns machten, leichten Flugs
„Durch unsre Städte flatterte" u. s. w.

Plumpe Prosa und geschmacklose Affektation begegnen sich hier unangenehm in zwey Zeilen. Dieses „Machen" findet sich S. 69. noch einmal.

S. 36. eine neue Definition der Schwärmerey:

Sara.

„Das Schrankenlose aber führt zum Schwärmen.

Michal.

„Was ist denn Schwärmerey? Willst du etwa
„Den Spiegel des Unendlichen begränzen,
„Die Weitgeschaffne, hohe, weite Seele?"

Im nachstehenden Dialog glaubt man in die schönste Marionetten-Tragödie versezt zu seyn.

Sara.

„Aus Liebe aber möcht' ich gern dich heilen,
„Und deines Wesens Schwermuthsflor zertheilen.

(Wie schön das gesagt ist und gereimt dazu, was nicht immer der Fall ist. Drauf nun spricht)

Michal.

„Nur heile nicht! Nie war ich so gesund.
„Und was du Traum nennst, ist mir Himmelsglanz.

Sara.

„Warum denn dieses Auge nicht mehr hell,
„Und sonnenwarm, wie in vergang'nen Tagen?

Michal.

„Sieh nicht auf's Aeußre: ich betheure dir
„In Liebe schmolz dieß Herz noch nie so sehr.

Sara.

„Doch fliehest du die besten Freundinnen.
„Liebst Dämmerung und siehst dich gern allein.

S. 60. „Trieb und der Geist der feuervollen Jugend.
„Mit Joabs Wissen diesen Morgen und
„Vom Heere abzusenden, ob vielleicht
„Ein Zufall uns u. s. w.

Den Verf. hätte ein anderer Geist treiben sollen, an dieser und vielen andern Stellen die Feile zu gebrauchen.

S. 106. muß die gute Michal „groß" sprechen:

„Ich kenne mich — wie sollt' ich mich nicht kennen.
„Und ewig will ich aus mir selbst entbrennen."

Wir finden uns hier in einem ungewöhnlichem Falle, denn Goethe sagt:

„Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
„Es müsse sich dabey doch auch was denken lassen.

S. 116. hält David einen Monolog, den er, wie es eingeklammert heißt, mit Geniusspiel vorträgt; es ist derselbe aber vielmehr das Werk des Gänsekiels, als des Geniusspiels. Wir ahnen, was die Leser zu folgenden zwey Stellen, mit dem wir schließen, sagen werden:

S. 124. sagt der Fürst von Ekron:

„So laß denn schleunig zu dem Angriff blasen.
„Sobald dein Volk das Morgenbrot genommen."

Und endlich S. 134. die gewaffnete Michal:

„So sey es denn! Ich muß, ich muß von hinnen.
„Allmächtig treibt des Geistes Drang mich fort;
„Lebt wohl, lebt wohl, ihr königlichen Zinnen,
„Und du, o Thal, vernimm mein Abschiedswort!
„Es mögen Thränen auch dazwischen (?) fließen,
„Was schäm' ich mich, die Thränen zu vergießen;
„Denn nicht das Aug, es weinet sie das Herz
„Und menschlich ist an Helden auch mein Schmerz.

T.

Länderkunde.

William Scoresbys des Jüngeren Tagebuch einer Reise auf den Wallfischfang, verbunden mit Untersuchungen und Entdeckungen an der Ostküste von Grönland, im Sommer 1822. Aus dem Englischen übersezt und mit Zusätzen und Anmerkungen versehen von Friedrich Kries, Professor am Gymnasium in Gotha. Mit neun Abbildungen und einer Landkarte. Hamburg bey F. Perthes. 1825. XVIII und 414 S. gr. 8.

Das i. J. 1823 zu Edinburg erschienene Original führt den Titel: Journal of a Voyage to the Northern Whalefishery; inclyding Researches and Discoveries on the eastern coast of West-Greenland, made in the Summer of 1822, in the ship Baffin of Liverpool. Da die englischen Wallfischfänger das eigentliche Grönland West-Grönland, und Spitzbergen Ost-Grönland nennen; so hat der Uebersetzer guten Grund gehabt, auf dem Titel nur der Ostküste von Grönland zu erwähnen, die der Gegenstand der Untersuchungen und Entdeckungen war. Scoresby verband nämlich mit seiner Gewerbsfahrt den Zweck, an der Ostküste des eigentlichen Grönlands den verschollenen isländischen Kolonien nachzuspüren. Und wirklich gelang es ihm, in der hohen Breite von 75° das Land zu erreichen, und von da südlich herab bis zum 69sten Grade vorzudringen. Er fand überall Spuren, daß die Küste bewohnt gewesen, zum Theil noch vor kurzer Zeit; aber von wem, ob von Eskimo's oder von den alten, normännischen Kolonisten, das ließ sich nicht klar ermitteln. Leider kam er nicht weit genug herab gegen Cap Farewell, um die Oerter zu besuchen, wo nach Cranz jene Kolonien bis 1408 gewohnt haben sollen. Aber es waren keine Naturhindernisse, die ihn daran hinderten; er mußte umkehren nach Norden, weil ihn sein Hauptgeschäft, der Wallfischfang, dahin zurückrief. Er hat sonach nur die Möglichkeit bewiesen, diese Küste zu erreichen, und vom Norden herab zu befahren, wodurch es höchst wahrscheinlich wird, daß sie auf diesem Umwege, zu günstiger Jahreszeit, auch bis zum Cap-Farewell hinab befahren werden kann, ungeachtet des Eises, welches seit 4 Jahrhunderten den geraden Weg dahin von Island aus gesperrt zu haben scheint. Daß man diesen Wink nicht unbenutzt lassen werde, um über das verschollene Bisthum von Ost-Grönland Nachforschungen anzustellen, läßt sich um so mehr hoffen, jemehr man in England bereits auf den Zweck der Parry'schen Fahrten nach dem Nordpol gewendet hat: denn die Wiederauffindung einer christlichen Kolonie von solchem Umfange und von solchem Alter steht an Wichtigkeit gewiß der Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt nicht nach. Scoresby hat alles gethan, was eine solche Wiederentdeckungs-Reise erleichtern kann: er hat die ganze Ostküste, so weit er sie gesehen und resp. betreten, sorgfältig aufgenommen, und eine Karte davon geliefert. Bisher war, seinen Entdeckungen nach, die Lage der Ostküste in den höheren Breitengraden von 69° bis 75° so fehlerhaft bestimmt, daß die Karten den Schiffer eher in's Unglück brachten, indem er dadurch, hinsichtlich der Länge, in einen Irrthum von 12 bis 14 Graden geführt werden konnte. Die geographische Wichtigkeit seiner Reise ist sonach außer Zweifel. Aber auch für den Naturforscher ist sie von Bedeutung, da der Befehlshaber der Baffin bereits durch frühere Arbeiten in diesem Fache, namentlich durch den Account of the Arctic Regions, sich rühmlich bekannt gemacht, und den Ruf eines Mannes von ausgezeichneten Talenten für die Wissenschaften erworben hat.

Der Uebersetzer hat mit großem Fleiße gearbeitet. Er hat nicht blos dieses Werk des erfahrenen, kenntnißreichen Polar-Fahrers, sondern auch jenes frühere studirt, und da, wo Scoresby auf dasselbe sich bezieht, Auszüge daraus der gegenwärtigen Reisebeschreibung einverleibt. Auch hat er in seinem Vorberichte und in den Anmerkungen allen Mißverständnissen vorgebaut, in welche der deutsche Leser gerathen könnte durch die Unbekanntschaft mit den nautischen Maaßen und Gewichten, mit der in England vorherrschenden Gebräuchlichkeit der Fahrenheitischen Thermometer-Eintheilung, u. dergl. mehr. Der Druck ist sehr bequem für das Auge, und correct, die Abbildungen und die Karte sauber, und auf lezterer die Namen höchst deutlich. Scoresby hat für die neuentdeckten Küsten-Punkte die Namen seiner Freunde, und berühmter Seefahrer, Gelehrten u. s. w. gewählt, worunter auch Deutsche, z. B. Werner und Humboldt.

Müllner.

Nr. 74.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 16. September 1825.

Die erste Ausgabe von Hamlet.

Der Titel dieser sehr merkwürdigen ältesten Ausgabe von Shakspeare's Hamlet ist folgender:

The
Tragical historie of
Hamlet
Prince of Denmarke
By William Shake-speare.

As it hath beene diuerse times acted by his Highnesse servants in the Cittie of London, as also in the two Vniversities of Cambridge and Oxford and elsewhere.

N. L.

At London printed for N. L., † and John Trundell.
1603.

Die Original-Ausgabe, von welcher im Laufe dieses Jahres in London ein correcter Abdruck erschienen ist, war zuerst im Besitz von Sir T. Hanmer, der einen Shakspeare herausgab; vor ihm ging sie auf die Familie Bunbury über, von welcher sie Payne und Foß, die Herausgeber des neuen Abdrucks, kauften. Sie enthält 12 Stücke, nämlich:

1. The Merchant of Venise. 1600. (Erste Ausg.)
2. The merry Wives of Winsor. 1602. (d°)
3. Much Ado about Nothing. 1600. (d°)
4. Mid-summer Night's Dream. 1600. (d°)
5. Troylus and Cressida. 1609. (Eine der 2 ersten in diesem Jahre erschienenen Ausg.)
6. Romeo and Juliet. 1599. (Erste Ausg.)
7. Hamlet. 1603. (Erste bekannte Ausgabe. Das lezte Blatt fehlt; doch konnte dasselbe nur wenige Zeilen enthalten.
8. Henry IV. p. 2. 1600. (Erste Ausg.)
9. - - p. 1. 1598. (d°)
10. Henry V. 1602. (2te Ausg.)
11. Richard III. 1602. (3te Ausg.)
12. The two noble Kinsmen by J. Fletcher and Shakespeare. 1634. (1ste Ausg.)

Das Ganze ist in klein 4 gedruckt und enthält unser Hamlet 31 gezeichnete Blätter mit 35 Zeilen die Seite. Ueber die Bedeutung der zwey Chiffern (N. L.) auf dem Titelblatte sind die Meynungen getheilt. Nach Einigen ist es N. Landure, der die Ausgabe von Hamlet, die 1604 erschien, besorgt hat; nach Andern Nicholas Ling, der in Verbindung mit James Roberts, welcher für die Verbreitung der ersten Dramen Shakspeare's so eifrig besorgt war, wie irgend ein Carlsruher oder sonstiger Nachdrucker für die unserer Klassiker, mehrere Stücke von Sh. herausgegeben hat.

Alle in dem genannten Bande enthaltenen Stücke weichen von den Ausgaben, welche wir jezt haben, bedeutend ab. Sie sind die ersten Skizzen, welche der Dichter entworfen und auf die Bühne gegeben hatte, und als solche für uns von dem höchsten Interesse. Wir sehen hier die Dramen, wie sie wirklich aufgeführt worden und die Englischen Bühnen mögen lernen, wie die Shakspeare'schen Stücke für das Theater einzurichten sind; denn daß sie niemals ganz, wie sie Sh. später ausarbeitete, aufgeführt worden sind, wird Niemand in Zweifel stellen; noch weniger, daß die Art, wie hier verfahren wurde, zweckmäßiger sey, als die Anordnung, welche selbst höchst bewährte Männer (ein John Kemble z. B.) auf den Bühnen einführten.

Wir zweifeln, daß Sh. selbst den Abdruck Hamlet's, wie er vor uns liegt, veranlaßt habe; denn dieß ganze Trauerspiel, wie wir es kennen, wurde ein Jahr später abgedruckt: daß es aber nicht wider seinen Willen erschien, beweist der Umstand, daß die spätere Ausgabe des Ganzen bey demselben Verleger herauskam; und daß es nicht, wie die meisten Englischen Kritiker angenommen haben, von einem Zuschauer während der Vorstellung nachgeschrieben wurde, sieht man wohl, wenn man, wie wir thun werden, das Ganze näher beleuchtet. Wir glauben, daß diese Ausgabe eine nähere Berücksichtigung verdiene, wäre es auch nur um der neuen Lesearten willen, die ein großes Interesse darbieten: es finden sich aber auch Stellen, wodurch mehrere Charaktere in einem ganz anderen Licht erscheinen, Zusätze, die als Reliquien von Shakspeare ausgehoben zu werden verdienen u. s. w.

Die Stellen, welche wir copiren, enthalten zuweilen Druckfehler, welche in der Original-Ausgabe sind, und die unser Abdruck mit Recht wiedergegeben hat, wie sie sich in der ersten Ausgabe finden. Daß wir den Stellen eine Uebersetzung beyfügen, wird den meisten Lesern nicht unangenehm seyn.

Der Anfang ist abgebrochener und kürzer als in den gewöhnlichen Ausgaben:

Enter two Centinels.

1. Stand: who is that?
2. 'Tis I.
1. O you come most carefully vpon your watch,
2. And if you meete Marcellus and Horatio,
The partners of my watch, bid them make haste. a)

Die andern Ausgaben haben rivals. Warburton schlägt partner vor, aber Malone bemerkt, daß Sh. stets rival für partner gebraucht: rival ist ungewöhnlicher in diesem Sinn, und es läßt sich in hundert Stellen nachweisen, daß Sh. die gäng und geben Ausdrücke gern vermied, wo er es passend fand.

1. I will: See who goes there. b)

Enter Horatio and Marcellus.

Hor. Friends to this ground.
Mar. And leegemen to the Dane,
O farewell honest souldier, who hath releeued you?
1. Barnardo hath my place, giue you good night.
Mar. Holla, Barnardo.
2. Say, is Horatio there?
Hor. A peece of him.
2. Welcome Horatio, welcome good Marcellus.
Mar. What hath this thing appear'd againe to night. c)

In der Folio-Ausgabe, wie hier, spricht Marcellus diese Worte: in den Quart-Ausgaben und in dem Text nach Johnson und Stevens spricht sie Horatio. Das Zusammentreffen der ältesten Ausgabe mit den alten Stammbüchern der Bühne überwiegt die Autorität der Kritiker und zeugt für die Aechtheit des alten Druckes.

2. J have seene nothing.
Mar. Horatio sayes tis but our fantasie,
And will not let beliefe take hold of him,
Touching this dreaded sight twice seene by vs,
Therefore J have intreated him a long with vs
To watch the minutes of this night,
That if againe this apparition come,
He may approue our eyes, and speake to it.
Hor. Tut, t'will not appeare.
2. Sit downe J pray, and let vs once againe
Assaile his eares that are so fortified,
What we haue two nights seene.
Hor. Wel, sit we downe, and let vs heare Bernardo speake of this. d)
2. Last night of al, when yonder starre that's westward from the pole, had made his course to
Illumine that part of heauen. Where now it burnes,
The bell then towling one.

Enter ghost.

Mar. Breake off your talke, see where it comes againe.
2. In the same figure like the king that 's dead,
Mar. Thou art a scholler, speake to it Horatio.
2. Lookes it not like the king?
Hor. Most like, it horrors me with fear and wonder.
2. It would be spoke to.
Mar. Question it Horatio.

---

a) Zwey Schildwachen treten auf.
1. Steht! Wer ist das?
2. Ich bin's.
1. O ihr kommt sehr gewissenhaft auf eure Wache.
2. Und trefft ihr auf Marcellus und Horatio,
Die mit mir Wache halten, heißt sie eilen.

b) 1. Ich werde. Sieh wer geht da.

c) Horatio und Marcellus treten auf.
Hor. Freund' dieses Bodens.
Mar. Und Lebensleut' des Dänen.
O grüß' dich, braver Krieger, wer lößt' hier dich ab?
1. Bernardo that's, ich geb' euch gute Nacht.
Mar. Holla, Bernardo.
2. Sag', ist Horatio da?
Hor. Ein Stück von ihm.
2. Willkommen, Horatio, Freund Marcellus, willkommen!
Mar. Nun, ist das Ding heut Nacht erschienen wieder?

d) 2. Ich habe nichts geseh'n.
Mar. Horatio sagt, es sey nur Einbildung
Und will bey sich dem Glauben Raum nicht geben
An dieses Schreckbild, das wir zweymal sah'n,
Deswegen lud ich ihn hieher, mit uns
Die Stunden dieser Nacht zu wachen,
Damit, wenn wieder die Erscheinung kömmt,
Er unsern Augen zeug' und mit ihr spreche.
Hor. Pah, 's wird nicht kommen.
2. Ich bitte, sezt euch, und laßt uns noch ein Mal
Sein Ohr, das so verschanzt, mit dem bestürmen,
Was wir zwey Nächte sah'n.
Hor. Gut, sitzen wir und laßt Bernardo uns hievon erzählen.
Die lezte Nacht, als jener Stern, der westlich
Von Pole ist, in seinem Lauf den Theil
Des Himmels hellte, wo er jezt erglühet,
Indem die Glocke eins schlug —

Der Geist kömmt.

Mar. Brecht eure Red' ab; seht, da kömmt es wieder.
2. Ganz die Gestalt wie der verstorbne König,
Mar. Du bist gelehrt, sprich du mit ihm, Horatio.
2. Gleicht es dem König nicht?
Hor. O sehr, es macht mich starr vor Furcht und Staunen.
2. Es möchte angeredet seyn.
Mar. Frag' es Horatio.

Hor. What art thou that thus vsurps the state, in Which the Maiestie of buried Denmarke did sometimes Walke? By heauen I charge thee speake. e)

Wenn man diese lezten Zeilen mit den spätern Abdrücken vergleicht, so findet man ein Beyspiel von gedehnter und geschmückter Phraseologie, der man so oft in der ausgeführten Bearbeitung dieses Stückes begegnet:

What art thou that usurp' at this time of night
Together with that fair and warlike form etc. f)

Die Verse, welche Bernardo („I think it be no other," Nichts anders, denk' ich, ist's, ꝛc.—) und Horatio („A mote it is to trouble the mind's eye" etc. Ein Stäubchen ist's, des Geistes Aug zu trüben) unmittelbar vor der zweyten Erscheinung des Geistes sprechen, fehlen in unserm Abdruck, wie sie in der Folio-Ausgabe fehlen. Es ist daher keine Hoffnung, daß die verderbten Leseartenin den Quartausgaben je verbessert werden können.

Enter the ghost.

Hor. But loe, behold, see where it comes againe,
Ile crosse it, though it blast me: stay illusion,
If there be any good thing to be done,
That may doe ease to thee, and grace to mee,
Speake to mee.
If thou art priuy to thy country's fate,
Which happly foreknowing may prevent, O speak to mee,
Or if thou hast extorted in thy life,
Or hoorded treasure in the wombe of earth,
For which they say you Spirites oft walke, in death, speake
to me, stay and speake, speake, stoppe it Marcellus.
2. Tis heere. Exit Ghost.
Hor. Tis heere.

Mar. Tis gone, O we doe it wrong, being so maiesticall, to offer it the shew of violence,
For it is as the ayre in vel morable
And our vaine blowes malitious mockery.
2. It was about to speake when the Cocke crew.
Hor. And then it faded like a guilty thing etc. g)

Das ausgelassene „If thou hast any sound or use of voice" (Wenn du irgend einen Laut oder Gebrauch der Stimme hast), das schwächere „faded" (verbleichen, verschwinden) statt „started" (auffahren) und mehreres Abweichende in der Sprache ist zu unbedeutend, als daß man viel Gewicht darauf legen sollte. Steevens war der Meynung, auf Marcellus Frage: „Soll ich mit meiner Hellebarde nach ihm schlagen?" müsse die Antwort: „Thu' es, wenn's nicht stehen will!" eher dem Bernardo als Horatio gegeben werden, dessen Charakter es weniger entspricht. Er hatte wahrscheinlich Recht. Hier sind jedoch beyde Stellen ausgelassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

e) Hor. Wer bist du, der sich dieser Würde anmaßt,
Worin die Hoheit des begrab'nen Dänmark zuweilen
Ging? Ich beschwöre dich beym Himmel, sprich!

f) Wer bist du, der sich dieser Nachtzeit anmaßt
Und dieser edeln, krieg'rischen Gestalt u. s. w.

g) Der Geist kömmt.
Hor. Doch still! Blickt hin, seht wie es wieder kömmt.
Ich kreuz' es, wenn's mich auch verdirbt. Steh', Phantom,
Ist irgend eine gute That zu thun,
Die dir Erleicht'rung bringen kann, mir Gnade,
Sprich zu mir.
Bist du vertraut mit deines Landes Schicksal,
Das etwa, vorgekannt, gewendet wird, o sprich zu mir,
Oder, hast du erpreßt in deinem Leben
Oder Schätze aufgehäuft im Bauch der Erde,
Wofür ihr Geister, sagt man, oft im Tode wandert, sprich
Zu mir, verweil' und sprich, sprich, halt' es auf, Marcellus.
2. 'S ist hier. Geist ab.
Hor. 'S ist hier.
Mar. 'S ist fort. O Unrecht thun wir ihm, da es so majestätisch,
Daß wir den Anschein von Gewalt ihm bieten,
Denn es ist unverwundbar wie die Luft,
Und unsre eiteln Streiche böser Hohn.
2. Es war am Reden, als der Hahn just krähte.
Hor. Und dann verschwand es wie ein sünd'ges Wesen.

Almanachs-Literatur für 1826.

Minerva.

Dieses bey Gerhard Fleischer erscheinende Taschenbuch hat sein achtzehntes Jahr angetreten. Die Kupfer-Gallerie zu Goethe's Werken wird fortgesezt. Auf der ersten Tafel, zu Goethe's Geschwistern, zeichnet sich der Hund aus, der gar zierlich mit der rechten Vorderpfote auf Marianens Wade sich stüzt. Auf der zweyten, zu der Operette Jery und Bätely, bellt ein Kettenhund zu dem Violinspiel des Thomas, eine Katze hört auf dem Gesims des Hauses zu, im Vorgrunde sind zwey Hühner und im Mittelgrunde eine kleine Heerde Rindvieh zu schauen. Auf der dritten gibt es nur Vögel, aber von allerley Gattungen; denn sie gehört zu Goethe's Satyrspiel, die Vögel. Auf der vierten, zu Künstler's Erdenwallen, streckt ein griesgramiger Hund mit langen Schlappohren seinen Kopf unter dem Stuhle des Malers hervor, und scheint sich über den Kenner zu ärgern, welcher den Nasenbug des Bildes kritisirt. Auf der fünften, zu Künstler's Apotheose, scheint das Windspiel des Fürsten den Bilderhändler in die rechte Wade kneipen zu wollen. Auf der sechsten und siebenten, d. h. auf dem Jahrmarkte zu Plundersweilern, gibt es weder Hund noch Katze, sondern blos Affen und Esel; und auf der achten endlich,

zum Fastnachtsspiel, nichts als eine Heerde Schweine, im fernen Hintergrunde. In der linken Ecke des Vorgrundes von der erwähnten siebenten Tafel ist die Hand des Kutschers hinter dem Mädchen auf dem Fasse auf einem Wege der Natürlichkeit, der, wenn dieser Moment in Goethe's Dichtung vorkäme, den Insurgenten von Lieme neue Waffen verschaffen würde. Alle diese Kupfer sind übrigens von Ramberg, und also auch von Effekt.

Uebrigens enthält das Taschenbuch eine Novelle von Rochlitz, Jugenderinnerungen von Bonstetten, einen Roman von F. Jacobs, und Agrionien, theils gemacht, theils gesammelt von Theodor Hell. Wegen Kürze der Zeit haben wir von den prosaischen Aufsätzen nur die Novelle von Rochlitz lesen können. Sie heißt die Einquartirung, und fällt in die Zeit kurz nach der Schlacht von Leipzig. Die Hauptperson ist eine Ehefrau, die, ungeachtet der Einquartirung eines früheren Liebhabers bey ihr, dennoch ihrer Pflicht getreu bleibt, obschon ihr Mann auf sie Verzicht leistet und sogar dem Nebenbuhler durch die Flucht Platz macht. Der Fall ist selten genug, um lesenswerth zu seyn. Unter den Agrionien hat uns die erste Charade (von Agnes Franz) viel Kopfbrechens gekostet, und warum? Weil die Verfasserin den zweyten Theil des Wortes Ballade — also lade — die zweyte Sylbe genannt hat.

Der Logogryph S. 181. aber ist uns völlig dunkel geblieben, obgleich S. 495. die Auflösung steht. Unsere Leser mögen selbst urtheilen.

Sprich mein G. wo kommst du her
Voller H. und sonder R.?
Bringt das M. dich so zur Eile?
Nein. mein Räthselfreund, ich weile
Länger hier. das B. zu finden,
Um die L. dann fest zu binden.
Nun mit F. versich'r' ich frey,
Daß dein Suchen fruchtlos sey.

Die Lösung sollen die Wörter: Gast, Hast, Rast, Mast, Bast, Last, und Fast geben. Ist die Mast (Viehmast) oder der Mast (baum) gemeint? Wie bringen diese Dinge den Gast zur Eile? Und was heißt das: Ich versichere fast frey? Das scheint uns ein Logogryph mit F. zu seyn, i. e. fast (beynahe) ein Logogryph.

Das Aeußere des Buches ist, wie gewöhnlich, sehr elegant.

Aurora,

Taschenbuch für deutsche Töchter und Frauen edleren Sinnes, von Jakob Glatz. Erster Jahrgang, Leipzig bey Gerhard Fleischer. Nur ein Kupfer vom Ramberg, aber wohl gelungen: ein schönes Mädchen bey Mondschein mit der Guitarre im Arm unter einer Thränenweide. Der Inhalt besteht in Charakterschilderungen und Erzählungen von reinmoralischer Tendenz, mit untermischten kleinen Gedichten, Räthseln und Anecdoten. Vieles ist entlehnt, aber mit zweckmäßiger Auswahl. Der Druck bequem und sauber, das Aeußere nicht prächtig, aber nett, wie das reinliche Hauskleid einer sittsamen Jungfrau. Daß dieses Taschenbuch keine Fortsetzung oder sogenannte neue Folge derjenigen, rein belletristischen Aurora ist, welche für 1823 bey Schwan und Götz zu Mannheim erschien, aber unseres Wissens mit dem ersten Jahrgange auch aufhörte, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Dichtkunst.

Fiesque, Tragédie en cinq actes et en vers, par M. Ancelot, représentée pour la première fois le 5 novembre 1824, sur le Théatre Royal de l'Odéon. Paris, Urbain Canel, 1824. 111 pag. 8.

Schillers Fiesko, in Verse gebracht, und nach den Regeln der französischen Tragödie umgeformt. Wir müssen bekennen, daß er dadurch in mancher Hinsicht eher gewonnen als verloren hat. Giannetino Doria und Julia, die bey Schiller durchaus widerwärtig sind, und folglich auch der Anblick der Brutalität und der weiblichen Schamlosigkeit, sind weggeschafft, Eleonore fällt nicht von der Hand ihres Gemahls, die Handlung geht anständig den Gang einer interessanten Staatsaction, und endet wie bey Schiller, nur mit dem Unterschiede, daß der Republikaner Verrina den nach dem Purpur lüsternen Fiesko ersticht, statt ihn in das Meer zu stoßen. Das weicht freylich noch um eine Spanne weiter von der Geschichte ab, nach welcher Fiesko zufällig ertrank; aber es war nothwendig: denn bey dem Fall in das Wasser würde das Pariser Publikum fragen: Ne saurait-il pas nager par hasard? Daß Schillers kraftvolle poetische Diction verschwunden ist, versteht sich von selbst, die französische Conventional-Poesie läßt sie nicht zu. Inzwischen würde sich ein Deutscher doch kaum des Lächelns enthalten können, wenn er den Mohren Hassan so vornehm sprechen hörte, wie ihn Herr Ancelot zu Anfange des vierten Aktes sprechen läßt:

De festons odorans le palais se décore,
J'entends déjà frémir la harpe et la mandore;
Dans les vastes jardins mille feux suspendus,
Les esclaves en foule en tous lieux répandus,
L'élan impétueux d'une feinte allégresse,
Tout appelle aux plaisirs une oisive jeunesse,
Et bientôt la révolte, à ce peuple indolent,
Doit, au bruit des concerts, montrer son front sanglant.

Gegen das Ende, als man Verrina bey dem tödtlich verwundeten Helden findet, sagt der Genuesische Brutus:

Fiesque voulait s'armer d'un sceptre illégitime,
J'ai frappé l'oppresseur... Je pleure la victime.

Im Munde eines solchen eingefleischten Republikaners, der gar kein Scepter für legitim anerkennt, klingt dieses diplomatische Beywort etwas seltsam. Müllner.

Nr. 75.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 20. September 1825.

Belletristik.

Die zwey Stimmen im Weltall. Nebst Gefolge. Von Johann Baptist Stoll, Doctor der Medizin in Wevelinghofen. Köln 1824, gedruckt und zu haben bey Johann Peter Bachem. 46 S. gr. 8.

Es ist sehr charakteristisch, daß dieses Buch in Quart gedruckt worden ist: denn Quart, Großquart zumal, ist das Format der Schulschriften, als da sind Festreden, Programme, Examenarbeiten, Exercitien und dergleichen; und in der That läßt der Inhalt kaum eine andere Voraussetzung zu, als daß der Herr Verf. hier dem Publikum Proben von seinen verschiedenen Fähigkeiten und Kenntnissen habe geben wollen, ungefähr wie ein valedicirender Schüler dem Collegium der Lehrer oder der hohen Schulinspection. Die zwey Stimmen im Weltall sind die Hauptarbeit, und zwar unverkennbar eine Schularbeit, ein Produkt der mystisch-naturphilosophischen Belletristenschule. Haß und Liebe heißen die beyden Stimmen, also — Polarität, Centrifugal- und Centripetal-Kraft, Finsterniß und Licht, Kält' und Wärme, Amalgamation und Zersetzung, chemische Psychologie und psychologische Chemie, Grund- und Urkräfte des Weltalls, Makro- und Mikrokosmogonie, physische und moralische Weltordnung genial durcheinander gequirlt, kurz alles, was nur irgend in dieser Schule gelehrt wird und ersonnen werden kann, und zwar alles in einer rhythmisch-rheumatischen Diction wie diese:

Was ist die Welt, die Natur? das Epos göttlicher Wunder,
Nach den Gesetzen der Zweyheit erzeugt durch geistige Kräfte,
Die aus sich die Gottheit erweckt und feindlich getrennt;
Diese zeugten aus sich: der Haß, der wilde, das Feu'r,
Und die Liebe die Lüfte, das Band. Schon sausten die Flammen,
So (die) unauslöschlich der Haß aus zürnender Brust sich erzeugte,
Und mit dem Hauche des Sturms herblies durch die Räume der Nacht.
Furchtbarer Feuerorkan! du trägst den Saamen in dir
Für Myriaden von Welten. Es hallte der Donner des Hasses
Aus dem Himmel voll Feu'r, daß erbebten die Tiefen des Chaos.
Ach! es wurde das Werden nicht Seyn, weil herrschte der Haß
Mit der zerstiebenden Kraft; da ertönt ein söhnendes Ach!
Aus dem Himmel der Lieb' in göttlichen Harmonieen
Und mit unendlich empfänglicher Kraft entstürzten die Lüfte
Aus dem Himmel der Lieb' in das endlos ergossene Feu'r.
Und es begann die Gährung des Seyn's; im wirbelnden Schwung,
Den die Atömchen (!) zuerst durch den feindlichen Anflug erhielten,
Flogen die ersten Kerne der Welt in flücht'ger Umarmung
Durch das unendlich verbreitete Meer des werdenden Stoff's;
Dichter und größer im Flug wurd' ihnen durch Zeugung der Leib.
Denn es tranken die Lüfte das Feu'r und stießen den Lichtstoff
Wieder aus, und erzeugten das Wasser, die Mutter der Erde; rc. rc. rc.

Hierauf folgen zwey Gedichte in italienischer und eins in französischer Sprache. In beyden Sprachen besingt der Verf. den Spiegel, ist aber weder der französischen Metrik noch Sprache ganz mächtig. Der Alexandriner S. 12. (und er macht den Anfang des Gedichts le miroir):

J'ai renoncé à l'amour, j'ai senti sa malice,

hat im ersten Hemistich' eine Sylbe zu viel, und in dem S. 13:

Quel charme meut ses bras, quel air sa bouche spire

ist die Sprache um eine verkürzt worden. Das Zeitwort spirer (statt respirer) existirt nicht, und selbst das Substantivum spiration, welches den Verf. auf die Vermuthung seiner Existenz gebracht haben mag, ist nur Kunstwort der Theologie, und bezeichnet in dieser Wissenschaft etwas weit Erhabeneres, als das Athemholen: es wird einzig gebraucht von dem Mysterium der Art und Weise, wie der H. Geist ausgeht vom Vater und vom Sohne.

Fünf Gedichte von Schiller hat der Verf. in lateinische Verse übertragen: Cassandra, Ideae (die Ideale), Vis cantus, Planctus Cereris und Dii Graeciae. Da die ersten Strophen von den Göttern Griechenlandes gewiß den meisten Lesern im Gedächtnisse schweben; so wählen wir diese zur Probe der lateinischen Poesie unseres Vs.

O Dei mythi veteris, venusti
Regibus mundi leviore fune
Gaudii vobis, ducibusque saecli
Prosperioris!

Quam fuit dispar status ille rerum,
Cum nitens cultus sonat aede vestra,
Et rosis stabant tua templa vincta
Diva Amathontis!

Blanda dum verum magico poesis
Condidit nimbo, strepuit per orbis
Vita tunc venas, penetravit imo
Mortua sensus.

Diva naturae data mens, amoris
Captet ut voces, Deus, ecce! praesens,
Cuncta monstrabant oculis sacratis.
Aspice coelum!

Nunc globus tantum stupidus rotatur
Igneus, sopho tibi dictitante,
Qua via Phoebus tacitè coruscus
Duxerat olim

Aureum currum. Genii frequentes
His jugis unàque Dryas peribat
Arbore excisa, fluvii sonabat
Albida spuma

Najadum ex urnis, speciem vocantis,
Forte opem, laurus dedit ista quondam,
Tantali virgo silet hocce saxo.

Wir wollen dieses Latein nicht meistern, müssen aber bekennen, daß der funis levior gaudii uns nicht viel besser gefallen hat, als es uns gefallen haben würde, wenn Schiller gesungen hätte:

Da ihr noch die schöne Welt regiertet
An der Freude leichtgebrechtem Stricke u. s. f.

Mußte das Bild des Gängelbandes aufgehoben werden, weil fascia zweydeutig war; so hätten wir lieber das Wort lorum gewählt: freylich hieß bey den Römern auch die Sclavengeißel so; aber Martial, wenn wir nicht irren, braucht es vom Gürtel der Venus.

Auf das Latein folgen wieder ein Paar französische Gedichte. Im ersten davon, S. 28, heißt es Vers 2: Tu nous a donc quitté. Jede gute französische Grammatik hätte dem Verf. sagen müssen, daß hier zu schreiben war: quittés, weil, troß des Auxiliarzeitwortes avoir, das Particip nach dem Accusativ sich richtet, wenn derselbe voransteht. Man sagt zwar: j'ai quitté les plaisirs, aber man schreibt: je les ai quittés.

Auch drey kleine Aufsätze in englischer Prosa sind S. 33 f. zu lesen; hierauf folgt deutsche Prosa, die fleißig auf Jean-Paul'sche Bilderjagd geht; aber ungleich weniger Wild erlegt, als der ebengenannte Oberjägermeister.

„Der Schmerz mit seinem Medusenhaupt hat manchen Unglücklichen in den Tod getrieben, jedennoch was wäre die Freude ohne Schmerz? Was die Musik für einen Halbtauben ist, ein Gewirr von Lauten ohne Zusammenhang und Wohllaut. Der Schmerz ist der Resonanzboden der Freude, die Regenwolke, aus welcher Iris mit ihrem Lichtbogen auf die Erde steigt; das Schälchen Freude, welches mir der Schmerz reicht, schmeckt süßer, und der schüchternen Lippe ist der Kuß der Geliebten höhere Wollust. Schmerz und Freude sind sich wirklich nicht entgegengesezt, er ist ein bitterer Kern, aus dem sich süßes Oel pressen läßt — antworte nicht auf sein Gebell und er wird bald schweigen. Lebensschmerz ist das Oscilliren zwischen dem Halten der Materie, und dem Fliehen des Geistes. Das ganze Universum mit seinen Sonnen und Erden wird einst ein ausgebrannter Vulkan seyn, wenn der unendliche Weltgeist sich in der Umarmung der Materie nicht mehr gefallen wird. Die Furcht vor Schmerz ist eben die Ursache, daß uns derselbe wie ein Gespenst verfolgt. Weil Schmerz fürchten eine Schwäche ist, und die Bilder des Schmerzes, wie jene der Häßlichkeit, durch die ledigen (?) Contraste schärfer sich hervordrängen, als die sanfte Harmonie der Freude oder der Schönheit, so ergibt sich die Ursache der Geneigtheit unserer Phantasie erstere nachzubilden, wie Kinder aufmerksamer häßliche Gesichter angaffen als andere."

Einzelne, hingeworfene Bemerkungen erinnern an Herrn Menzels Streckverse, z. B. S. 43:

„Der Spinnbrief."

„Dieser Ring umfasset ein Chaos von Fäserchen; Sieh! wie durch den Zauber des zupfenden Fingers und des wirbelnden Mädchens Stäubchen an Stäubchen und Spitze an Spitze fliegt, und ein wenig Schleim das neue Bündniß im feinen geründeten Faden befestigt. Erkenne aus diesem Ereigniß das allgemeine Gesetz der Natur, wie Form aus dem Chaos steigt und Daseyn auf Zerstörung sich gründet."

Oder auch S. 45:

„Die Zunge ist der Pfahlbürger des Geisterreichs. Sie schleudert die Gedanken in die Welt."

Den Beschluß macht wiederum ein lateinisches Lied, bey der Einführung eines Pfarrers nach der Melodie: Heil dir im Siegerkranz, zu singen, vielleicht auch schon gesungen.

Salus, salus duci
Gregis! tonet chorus
Have pater!

Amica nunc tibi
Tu corda detegis
Reclusa, protenus
Ibi mano.

Durch dergleichen Ausarbeitungen verschiedener Art und in verschiedenen Sprachen mag füglich der Selectaner eines Lyceums beweisen, daß er Kopf besitzt, und das Seinige gelernt hat; aber zu welchem Ende der Herr Dr. Stoll dergleichen im Druck herausgegeben hat, ist schwer zu ergründen. Will er von der Kritik ein Zeugniß haben, daß er würdig sey, ad altiora zu schreiten? Das kann sie ihm wegen einiger Unbeholfenheit in fremden Sprachen billiger Weise nicht versagen, da er in der Muttersprache sich als denkenden Kopf ausgewiesen hat, dem es auch nicht an Einbildungskraft fehlt, und der vielleicht Gutes leisten kann im Gebiete der schönen Wissenschaften, wenn in ihm Wahrheit und Klarheit sich inniger vermählt haben werden.

Literärisches aus dem Ausland.

Paris. Herr Bory de Saint-Vincent hat in einer kleinen Schrift „Homme" die wunderbarsten historischen und geographischen Behauptungen zusammengedrängt. Bey den Racen-Verschiedenheiten wird angegeben, daß deutsche Frauen gewöhnlich nach frischgeschlachtetem Fleische riechen, und daß mit Stockschlägen und Brandwein man aus den Deutschen erträgliche Soldaten-Maschinen macht ꝛc. (Seite 23.) Statt solche Schmähungen zu widerlegen, wollen wir lieber unsern Lesern zeigen, wie Herr Bory de Saint-Vincent seine eigne Race (die Franzosen) behandelt. Eine solche Schrift ist Herrn Cuvier zugeeignet!

„Ihre (der Franzosen) Lebhaftigkeit," sagt der Verfasser S. 22, „ihre Unbeständigkeit, ihr ungestümer Muth „ohne Ausdauer, eine oft kindische Eitelkeit, eine unglaubliche Ideenbeweglichkeit, und jene Leichtfertigkeit, „die ihnen ein benachbartes Volk zum Vorwurfe macht, „das sind die Züge, welche den Franzosen vom ursprünglichen Celten übriggeblieben sind. Der Hang zum Aberglauben, der sie oft zur beklagenswerthesten Wuth verleitete, ein feiner sicherer Geschmack in Kunstsachen, fast die „ganze neue Sprache und Gesetzgebung, sammt der holdseligen Schönheit ihrer meisten Frauen sind ihnen von den „Pelasgern von Italien und Phocis zugekommen. Dieß „mäßigte den Tumult ihrer Einbildungskraft, und machte „sie zu den Wissenschaften fähig, wo es auf Berechnung „ankömmt, indem es sie zur Disciplin vorbereitete; aber „die Feudaleinrichtungen, die falschen Ideen von Ehre (!), „den Duell und den Hang zur Unmäßigkeit verdanken sie „den germanischen Racen. Einige Habichtsnasen, gebräunte Gesichter, Ueberspannung, die ritterlichen Ideen, „die sie von den Kreuzzügen mitbrachten, ihre oft zu „große Galanterie, besonders ein gewisses Hingeben in „eine glänzende Knechtschaft unter dem Namen Treue „gegen den, welcher sie zu unterwerfen wußte, und dabey „doch prahlende Ansprüche auf das Ansehen von Unabhängigkeit, das sind ihre Arabischen Züge; daß aber „diese noch übertrieben worden sind, zeigt die Tollheit, „womit man unlängst Paris dem eben so grundfalschen „als falsch ausgedrückten Gedanken seinen Beyfall geben sah:

„L'air de la servitude est mortel aux Français. „Die Franzosen leben, und das Ansehen der Knechtschaft, „welches sie niemals tödtete, scheint im Gegentheil ein „unentbehrliches Element ihrer Existenz zu seyn; es wird „in ihrem Geiste liegen, es nicht einzugestehen; aber „nichts destoweniger bleibt dieß eine besonders seit Richelieu's Ministerium bewährte und bewiesene Wahrheit."

Herr Bory de Saint-Vincent bildet sich etwas darauf ein, alle diejenigen anzugreifen, welche sich bemüht haben, die Einwohnerzahl auch der entferntesten Länder zu erforschen, und wendet sogar (unphilosophisch genug) das cui bono darauf an. „Für uns, die wir vom einsichtsvollen Bacon gelernt, daß der Zweifel der Weg zur „Wahrheit ist, und die wir nicht glauben, daß man die „Anzahl der jetzt auf der Erde lebenden und seufzenden Sterblichen um einige tausend Millionen „genau schätzen könne, wir sehen die Nothwendigkeit nicht ein, über das nachzudenken, was wir „doch nicht zu ergründen vermögen." Ob wir es aber nicht ergründen, ob wir uns nicht der Wahrheit nähern können? Will Bacon, man solle bloß zweifeln, ohne dabey die Wahrheit zu suchen? Was aber die Hauptsache ist: der Verfasser nimmt eine Ungewißheit von einigen tausend Millionen an, während noch kein Geograph die Population der ganzen Erde zu mehr als 1000 Millionen, Hassel und Morse sogar nur zu 682 Millionen angeschlagen haben!

Wir lassen uns nicht darauf ein, auseinanderzusetzen, wie Herr Bory de S. Vincent nachweist, daß im Aethioperlande bey den montes Lunae die Adamische Race aus den Händen des wahren Gottes hervorging, und wie sie durch eine in der Bibel nachgewiesene Legitimität den Vorrang über die andere erhielt. Er gefällt sich darin, diesem Gegenstande eine eigne Ausführung zu geben, die Legitimität Abel's, Isaac's, Jacob's, des Stammes Juda, Salomons ꝛc. zu zeigen (Seite 71). Kein Wunder, daß es ihn verdrießt, wenn Andre in jedem Wilden einen vollkommen aus den Händen des Schöpfers hervorgegangenen Adam sehen, wenn man bey den Wilden wahre Beredtsamkeit und hohe Poesie finden will (Seite 76 und 77). „Wer diese sonderbaren Sachen vorgibt,"

ruft er mit nationalem Eifer aus, „weiß er nicht, daß „ein Etienne, ein Arnault, ein Delavigne, ein Ancelot, „ein Daru nicht aufgegeben haben, Verse zu machen, daß „noch nicht einem Constant, einem Périer, einem Foy, „einem Collard, einem Bertin-Devaux untersagt ist, auf „der Rednerbühne zu sprechen, und daß ein Cuvier und „ein Fourier jährlich vor dem Institut Leichenreden hal„ten, oder von dem Standpunkte der menschlichen Kennt„nisse Rechenschaft geben.“ (!!)

Herr Bory de St. Vincent gibt nur die Skizze eines größeren Werkes, das er herauszugeben gedenkt: essai sur le Genre humain. Derselbe bittet Jedermann um seinen Rath, um sein Urtheil; möge er sich fragen, ob er wünscht, daß ihm einer aus dieser Skizze selbst einen Beytrag zur Charakteristik eines Franzosen zuschicke.

Dramatische Dichtkunst.

Das Fegefeuer des heiligen Patricius. Schauspiel von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersezt von Al. Jeitteles. Brünn b. Traßler 1824. 140 S. gr. 8.

Da dieses Drama nicht nur romantisch, i. e. voller Wunder, sondern auch durchaus katholisch ist; so möcht' es wohl ganz zeitgemäß seyn, es in's Deutsche zu übersetzen. Aber Herr J. hat es nicht in's Deutsche, sondern in's Malsburgische übersezt, d. h. in dasjenige deutsch klingende, an das gute Deutsch kaum assonnirende Undeutsch, in welches der verstorbene Herr von der Malsburg einige Bände voll Calderon'scher Dramen übertragen hat. (S. Lit. Bl. 1819, 1820. Nr. 16, 1821. Nr. 23.) Hier einige Belege des hart lautenden Urtheils.

S. 6. gibt der Fels dem Meere sand'ge Haft im Kerker von Kristalle „zu desto größerem Strafesfalle.“ Wir haben nicht zu Jean Pauls anti-essistischer Fahne geschworen; lassen im Gegentheil das s als Bindelaut (oder vielmehr, nach Aristoteles, als Halblaut) in den Sammwörtern auch in dem Falle gern passiren, wo das erste Wort ein weibliches ist; ja wir finden es sogar abgeschmackt, wenn die anti-essistische Abendzeitung aus dem Befreyungskampfe der Hellenen einen Befreyungkampf macht, welchen das Ohr von einem Befrey-Unkampfe kaum zu unterscheiden vermag: aber ein Strafesfall statt eines Straffalles scheint uns eben so wenig deutsch zu seyn, als z. B. ein Schafesfell statt eines Schaffelles und eine Schlafesmütze statt einer Schlafmütze.

S. 7. ist Neptun ergrimmet und von Zornedwuth umstimmet, und waltet furchtbar des Dreyzacks (i. e. mit dem Dreyzack).

S. 9. sagt der König von Irland:

Soll ich hinauf zur Azurburg denn steigen,
Um sie — ein zweyter Nimrod — zu vernichten,
Auf dessen Schultern Streiten
Sich eine Welt konnt' flüchten?

Wer versteht dieses Deutsch? und wer das Folgende, wo der Apostel Irlands (S. 43.) die Allmacht Gottes preißt:

Sind nicht die kristallnen Schleyer,
Die gewebt aus lichtem Glanze,
Sonn' und Mond und Sternenkränze,
Sind sie Vorhang nicht und Schleyer
Deinen hohen Himmelreichen?
Nicht des Weltall's zwist'ge Gründe,
Wasser, Feuer, Erde, Winde
Selber Hände Meisterzeichen?

Zwist'ge Gründe für zwist'ge Elemente! Und selber Hände für derselbigen, der nämlichen Hände. Wer ohne solche Lizenzen nicht auszukommen weiß im Versmaaße, der übersetze doch lieber in Prosa. Und wer (wie Herr J. S. 55.) schreibt: „Staunend ob sein Bußgericht;“ wer mithin nicht einmal weiß, daß die Präposition ob (über, wegen) entweder den Dativ oder den Genitiv fordert (ob seinem Bußgericht oder ob seines Bußgerichts), der übersetze doch lieber gar nicht! Man schelt' uns nicht unbillig, daß wir hier ein Nichtwissen voraussetzen; denn für einen Nothstreich der Versification kann dieser Schnitzer um so weniger gehalten werden, da nur statt sein gesezt werden durfte: dem Bußgericht, um ihn zu vermeiden.

Der seel. Malsburg entschädigte den deutschen Leser für sein Malsburgisch doch noch hin und wieder durch schöne, gelungene Stellen, deren einige im Lit. Bl. 1820 No. 16. S. 63. angeführt worden sind; aber hier finden wir nicht Eine, die nicht durch irgend einen Sprachfehler, durch irgend eine Unbeholfenheit ungenießbar gemacht würde. Kurz diese Uebersetzung ist für deutsche Leser nicht ein Fegefeuer, sondern die Höllenpein selbst, und leider scheint Herr J. geneigt, derselben auch eine ziemliche Dauer zu geben: denn der Haupttitel: Schauspiele von Calderon, erstes Bändchen, läßt fürchten, daß er den ganzen Calderon übersetzen will. Um diesen unverdienten Strafesfall wo möglich abzuwenden von den Freunden der Calderon'schen Muse, haben wir nicht umhin gekonnt, Herrn J., der sonst wohl nicht ohne einiges poetische Talent seyn mag, vorläufig in ein kleines kritisches Fegefeuer zu bringen; und das ist nicht, wie das Fegefeuer des heil. Patricius, aus welchem selbst der absichtliche und greuliche Sünder Euins bloß durch bußfertiges Anerkenntniß seiner Schuld befreyt wird: aus solchem kritischen Purgatoire erlösen nur gute Werke.

Verbesserung.

Gegen das Ende der Rec. von Mises vergleichender Anatomie der Engel im L. Bl. No. 68. S. 272. ist der Sinn dadurch ganz zerstört worden, daß Z. 13. v. u. nach den Worten: „Aber nicht mit gemeiner Lungenluft.“ die Worte weggelassen worden sind: „soll er sie füllen, sondern mit Lebensluft.“

Nr. 76.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 23. September 1825.

Die erste Ausgabe von Hamlet.

(Fortsetzung.)

In der zweyten Scene treten der König, die Königin u. s. w. auf, wobey wir bemerken, daß der Name Corambis statt dem von Polonius und Laertes gebraucht wird. Zweyer Gesandten wird auch erwähnt, was eine wesentliche Verbesserung ist, da ihre Gegenwart dem König Gelegenheit zu seiner Rede gibt, da dieselbe, blos an „Herrn vom Hofe und Gefolge" gesprochen, unmotivirt ist. Die Rede beginnt mit:

Lordes we here have urit to Fortembrasse etc.

Was hier in den neuern Ausgaben vorhergeht, fehlt in der Ausgabe von 1603. Das Selbstgespräch Hamlet's in dieser Scene verdient eine Stelle hier:

O that this too much grieued and sallied flesh
Would melt to nothing, or that the vniuersall
Globe of heauen would turne al to a Chaos!
O God within two moneths; no not two: married,
Mine vncle: O let me not thinke of it,
My father's brother: but no more like
My father, than J to Hercules.
Within two months, ere yet the salt of most
Vnrighteous teares had left their flushing
In her galled eyes: she married, o God, a beast
Deuoyd of reason would not have made
Such speede: Frailtie, thy name is Woman,
Why she would hang on him, as if increase
Of Appetite had growne by what it looked on.
O wicked wicked speede, to make such
Dexteritie to incestuous sheetes,
Ere yet the shooes were olde,
The which she followed my dead father's corse
Like Nyobe, al tears: married, well is it not,
Nor it cannot come to good:
But break my heart, for I must hold my tongue. h)

Nach diesem Monolog tritt Horatio mit: „Health" (nicht „hail") to your Lordship" ein und der Dialog geht bis zu: „For Godsake let me heare it" (um Gotteswillen, laßt mich's hören) fort.

Einen schönen Shakespearischen Ausdruck fänden wir in dem Vers, der in den gewöhnlichen Ausgaben „In the dead waist and middle of the night" in der unsrigen so gedruckt ist:

In the dead vast and middle of the night.

In der vierten Scene des 1sten Aktes erscheint der Geist bey den Worten Hamlet's:

More honoured in the breach than in observance.

Hamlet's berühmten Monolog dürfen wir hier nicht übergehen, obgleich er fast nur wie eine Parodie dieses Monologs in den spätern Ausgaben anzusehen ist.

To be or not to be, I there's the point,
To Die, to sleepe, is that all? I all:
No, to sleepe, to dreame, I mary there it goes, i)

---

h) O schmölze doch zu Nichts dieß zu bedrängte
Und feste Fleisch hin, oder würde ganz
Zum Chaos dieses weite Rund des Himmels!
O Gott, binnen zwey Monden — nein, nicht zwey — die Gattin
Von meinem Oheim — O laßt mich's nicht denken! —
Von meines Vaters Bruder, meinem Vater doch
Nicht ähnlicher als ich dem Herkules.
Binnen zwey Monden, ehe noch das Salz
Höchst frevelhafter Thränen aus der Glut
In ihren wunden Augen wich. O Gott.
So hätte nicht ein Thier, baar der Vernunft,
Geeilt! Schwachheit, dein Nam' ist Weib.
Wie, hing sie doch an ihm, als ob das Wachsthum
Der Lust mit seinem Anblick stiege.
O schnöde, schnöde Eile, sich so rasch
In ein blutschänderisches Bett zu stürzen;
Noch eh' die Schuh gealtert,
Womit sie meines Vaters Leiche folgte
Wie Niobe, ganz Thränen, vermählt! Gut ist's nicht
Und kann auch nicht zum Guten kommen:
Doch, brich mein Herz, denn schweigen muß mein Mund.

h) Seyn oder Nichtseyn, ja, das ist der Punkt,
Sterben, schlafen, ist das Alles? ja, Alles:
Nein, schlafen, träumen, warlich ja, da liegt's.

For in that dreame of death, when wee awake,
And borne before an euerlasting Judge,
From whence no passenger euer returned,
The undiscouered country, at whose right
The happy smile, and the accursed damn'd.
But for this, the ioyfull hope of this,
Whol'd beare the scornes and flattery of the world,
Scorned by the right rich, the rich cursed of the poore?
The widow being oppressed, the orphan wrong'd,
The taste of hunger, or a tyrant's raigne,
And thousand more calamities besides,
To grunt and sweate vnder this weary life,
When that he may his full Quietus make,
With a bare bodkin, who would this endure
But for a hope of something after death?
Which pusles the braine and doth confound the sence,
Which makes us rather beare those euilles we have,
Than flie to others that we know not of.
I that, O this conscience makes cowardes of vs all,
Lady in thy orizons, be all my sinnes remembred. k)

War dieses das Original, das Sh. später verbesserte, oder das Machwerk eines stümperhaften Nachschreibers im Theater?

Folgende Zeilen sind noch magerer; wir erkennen kaum unsern alten Liebling wieder, so verdünnt und zusammengeschrumpft sieht er hier aus:

Ham. Yes faith, this great world you see contents me not,
No nor the spangled heauens, nor earth, nor sea,
No nor Man that is so glorious a creature,
Contents not me, no nor woman too, though you laugh. l)

An vielen Stellen ist der Text der ältesten Ausgabe der beste; er zeichnet sich vorzüglich durch Einfachheit aus. In der folgenden Rede z. B. heißt es:

Ham. My Lord, ti's not the sable sute I weare:
No nor the teares that still stand in my eyes etc. m)

Jeder wird diesen Vers dem in den neuen Ausgaben dafür gesetzten:

No, nor the fruitful river in the eye n)

weit vorziehen.

Nach der Pantomime begegnen wir einem Ausdruck, der eine Menge schlechter Conjecturen und falscher Auslegungen beseitigt.

Ham. Lady, will you give me leave, etc.
To lay my head in your lappe?
Ophel. No my Lord.
Ham. Vpon your lap, what do you think I meant contrary matters?

Man wußte bisher nicht, was man mit den country matters anfangen sollte.

Das Zwischenspiel, welches die Schauspieler vor dem Könige aufführen, ist bey weitem besser in der ersten Ausgabe, denn in den spätern. Die Hauptpersonen sind der Herzog und die Herzogin, nicht der König und die Königin, wie in den gewöhnlichen Ausgaben irrig steht, wo zu gleicher Zeit Hamlet dem König sagt: „Gonzago ist des Herzog's Name; seine Gattin Baptista. Auch die Diction ist einfacher und besser.

Enter the Duke and Dutchesse.

Duke. Full fortie yeares are past, their date is gone,
Since happy time ioyn'd both our hearts as one:
And now the blood that fill'd my youthfull veines,
Runnes weakely in their pipes, and all the straines
Of musicke, which whilome pleasde mine eare,
Is now a burthen that Age cannot beare; o)

---

k) Denn wenn wir in dem Todestraum erwachen,
Und vor dem ew'gen Richterstuhle stehn,
Woher kein Wandrer noch zurückgekehrt.
Dem unentdeckten Land, bey dessen Anblick
Der Gute lächelt und der Schlechte bebet —
Wenn dieß nicht wär' und diese frohe Hoffnung,
Wer trüg' den Spott, die Schmeicheley der Welt,
Des Reichen Uebermuth, den Fluch des Aermern?
Der Wittwen Druck, die Mißhandlung der Waisen,
Des Hungers Qual, oder Tyrannen-Herrschaft,
Und tausend andere Uebel noch zumal,
Stöhnend und schwitzend unter Lebensmühen,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte
Mit einer bloßen Nadel? Wer ertrüg' dieß,
Wenn er nicht etwas hoffte nach dem Tode,
Wodurch der Kopf berückt, der Sinn verwirrt wird,
Drum wir die Uebel, die wir haben, lieber tragen,
Als zu den andern fliehn, die wir nicht kennen.
Ja dieß, o dieß Bewußtseyn macht uns all' zu Feigen.

l) Fräulein, in dein Gebet schließ meine Sünden ein.
Ja, seht, die große Welt erfreut mich nicht
Noch der gestirnte Himmel, Erd' und Meer
Noch auch der Mensch, dieß so herrliche Geschöpf
Erfreut mich, noch das Weib, obgleich ihr lacht.

m) Mein Herr, das Trauerkleid nicht, das ich trage,
Die Thränen nicht, die noch im Aug mir stehn u. s. w.

n) Nein, noch dieser fruchtbare Strom im Auge.

o) Der Herzog und die Herzogin treten auf.
Herz. Voll vierzig Jahr sind's, ihre Dauer schwand,
Seit unser Herz ein Tag des Glücks verband:
Nun rinnt das Blut, das einst mich rasch durchquoll,
Matt durch die Röhr'n; Musik, die zaubervoll
An meinem Ohr einst dringend mich erregt,
Ist eine Last, die nicht mein Alter trägt;

And therefore sweete Nature must pay his due,
To heauen must I, and leaue the earth with you.
Dutchesse. O say not so, lest that you kill my heart,
When death takes you, let life from me depart.
Duke. Content thyselfe, when ended is my date,
Thou maist (perchance) have a more noble mate,
More wise, more youthfull, and one.
Dutchesse. O speake no more, for then I am accurst,
None weds the second, but she kils the first:
A second time I kill my Lord that's dead,
When second husband kisses me in bed.
Ham. O wormewood, wormewood!
Duke. I doe belieue you sweete, what now you speake,
But what we doe determine oft we breake,
For our demises stil are ouerthrowne,
Our thoughts are ours, their end's none of our owne:
So thinke you will no second husband wed,
But die thy thoughts, when thy first Lord is dead.
Dutchesse. Both here and there pursue me lasting strife,
If once a widdow, euer I be wife etc. p)

(Der Beschluß folgt.)

p) Drum muß ich von dem süßen Leben scheiden,
Zum Himmel muß ich, Euch, die Erde meiden.
Herzogin. O schweiget, wollt Ihr mir den Tod nicht geben;
Wenn Ihr sterbt, scheid' auch ich von diesem Leben.
Herz. Beruh'ge dich, wenn meine Zeit entschwunden,
Wird wohl ein bess'rer Gatte dir verbunden,
Ein weis'rer, jüngerer, und einer —
Herzogin. O sprecht nicht mehr: denn mir muß ich dann fluchen.
Die Einen tödtet', kann den Zweyten suchen:
Es tödtet noch einmal den todten Gatten,
Dem zweyten die Umarmung zu gestatten.
Hamlet. O Wermuth, Wermuth!
Herz. Ich glaub', Ihr denket jezt was Ihr gesprochen,
Doch ein Entschluß wird oft von uns gebrochen.
Was wir ersinnen, ist des Zufalls Spiel.
Nur der Gedank' ist unser, nicht sein Ziel.
So denk, dich soll kein zweyter Gatt' erwerben,
Doch mag dieß Denken mit dem ersten sterben.
Herzogin. So hier wie dort verfolge mich Beschwerde,
Wenn, einmal Wittwe, jemals Weib ich werde.

Unterhaltungs-Literatur.

Musikalische Anecdoten für Liebhaber und Tonkünstler, gesammelt durch Franz Kuenlin, gewesenen Kapellmeister der Schweizerischen Musikgesellschaft. St. Gallen, 1825. Bey Wegelin und Rätzer, Buchdrucker. 118 S. 8.

Wenn die Anecdotensammler sich so wenig als die Anecdotenkrämer besonderer Achtung oder Gunst zu erfreuen haben, so sind beyde doch häufig genug auch willkommne Leute, und bey einiger Gewandtheit und Feinheit mögen sie sich selbst sogar beliebt machen. In dieser Sammlung, die mehr aus französischen denn aus deutschen Quellen geschöpft hat, ist Gutes dem Mittelmäßigen, zuweilen auch dem Schofeln beygemischt. Die kleinen Erzählungen sind häufig dem Leben und den Schicksalen musikalischer Groß- und Klein-Männer enthoben; an witzigen Einfällen und Schwänken ist kein Mangel. Die Quellen sind nicht angegeben, was allenfalls den Dank derer verdient, die manchmal Zweifel schöpfen und ihre Zeit mit Nachschlagen zu verlieren, wenn dazu Anleitung gegeben wäre, versucht seyn möchten. Wir wollen dem Büchlein nun etliche Musterproben entheben.

— Im Parterre zu *** steht Wache und hat das Recht, unartige Störer anständig zur Ruhe zu verweisen. Es wird Azur gegeben. Einige junge Herren sitzen vor einem aufmerksamen Zuhörer, gleich neben dem wachthabenden Soldaten, und schwatzen laut und ungezogen während der Ouverture. Jener hofft, sie werden wenigstens aufhören, wenn der Vorhang aufgeht: nichts weniger! Tarar und Astasia fangen eben ihr schönes Duett an — da wendet sich der Gestörte an die Wache: „Freund, sag doch, daß die da sind." Der Soldat erwiedert: „Das wollt ich wohl, aber ich muß es leise sagen, und da müßt' ich erst hinten 'rum gehen; ich darf aber meinen Posten nicht verlassen!" Er glaubte nämlich, man verlange von ihm, er solle die Singenden zum Stillschweigen verweisen.

— Einer der besten Pariser Operndichter geht, wie es gebräuchlich ist, in eine Bude der Schuhputzer, wo man sich für eine Kleinigkeit die Schuhe reinigen läßt. Die Vornehmen dieser Artistes-décrotteurs halten, ihre Kunden während des Geschäftes zu amusiren, Journale, Flugschriften u. dgl. Der Dichter findet unter denen, die in gleicher Absicht wie er eingetreten sind, einen Bekannten, der ihn nennt. Der Künstler-Schuhputzer stuzt und präsentirt ihm ein Exemplar seiner neuesten Operette mit gehörigem Respekt. „Mein Herr, sagte er dann, Sie besitzen so viel Talent: es kostete Ihnen nicht viel Mühe, uns einige Verschen zur Inscription über unsere Boutique zu liefern, und sie machten unser Glück!" — Der Dichter fand das allerdings sehr possirlich, der Künstler sagte ihm aber so viel Verbindliches über seine neueste Oper, und sagte es wirklich so hübsch, daß jener die Schreibtafel herauszog, und, während seine Stiefel freylich so blank als nur immer möglich gemacht wurden, diese niedlichen Verse aufschrieb — die auch noch heute über der Boutique stehen.

Aux poudres des étés, aux crottes des hivers
Nous livrons une guerre ardente et légitime;

Les tyrans abattus devraient nous rendre fiers;
Si nous lâchons le pied, c'est sans honte et sans crime;
Tout en broyant du noir, la gaîté nous anime:
Mais nul n'a plus que nous essuyé de revers.

— Ein rühmlichst bekannter Komponist hörte vor einigen Jahren eine ganz neue deutsche Oper zum ersten Male aufführen, und erstaunte, fast ganze Sätze aus einer wenig bekannten italienischen Oper von seiner eignen Komposition vortragen zu hören. Er schickte dem Musikdirektor, der sich als Komponisten der Oper mit Geräusch angekündigt hatte, nach der Vorstellung diese Karte: „Es sind mir große Stücke aus meiner Oper *** diebischer Weise abhanden gekommen, sollten Euer Hochedelgeb. mir nichts davon nachweisen können?" Der Ehrenmann, noch berauscht von Entzücken, sich selbst gehört zu haben, schrieb wörtlich zurück: „Mein Herr! ich verstehe Ihre Sticheley. Hätten Sie wahres Feuer für die göttliche Kunst, so würden Sie sich freuen, wenn etwa diese oder jene Ihrer Ideen bekannter oder gemeinnütziger gemacht würde. Ausfälle von „diebischer Weise" verbitte ich mir, denn meine Direktion hat eine Abschrift Ihrer Oper von Ihrem Notencopisten erkauft."

Dramatische Dichtkunst.

Der Stadttag zu Krähwinkel. Lustspiel in fünf Aufzügen von J. v. Plötz. München b. Finsterlin 1824. 152 S. 8.

Der Verf. drückt im Vorberichte die Besorgniß aus, man werd' es ihm zum Vergehen anrechnen, „daß er über das kostbarste Geschenk des Zeitgeistes, über das Ehrwürdigste, was wir besitzen, über unsere repräsentativen Verfassungen sich lustig mache." Er erinnert vertheidigungsweise an Aristophanes, der es wagen durfte, nicht nur das öffentliche Leben und die Einrichtungen des souveränen Volkes, wie seine wechselnden Günstlinge und Führer, die Demagogen, sondern sogar dieses liebe souveräne Volk selbst, den Demos, und zwar in der wenig schmeichelhaften Gestalt eines kindischen, rohen, wetterwendischen, gefoppten alten Gecken auf die Bühne zu bringen. Und er ermahnt endlich die constitutionell gesinnten Leser, Spaß zu verstehen. Unserer Meynung nach hat er nichts zu besorgen: denn was an diesem Lustspiele satyrisch seyn möchte, läuft hauptsächlich darauf hinaus, daß der Weginspector Sperling von Spatz in der Krähwinkeler Deputirtenkammer seinen Antrag auf Anschaffung von Straßenlaternen trotz aller Gegenoperationen durchsetzt, indem er die Einfalt der gegen ihn gewonnenen Deputirten durch die Aufforderung zum Votiren hintergeht. Es war gewöhnlich, daß die Beystimmung zu einem Antrage durch Aufstehen gegeben wurde, während die Gegner sitzen blieben. Sperling fordert aber dießmal die Gegner auf zum Aufstehen, und sie bleiben sitzen, weil sie die Stellung der Frage nicht begriffen haben. Dadurch gewinnt er im vierten Akte eine Braut, sie wird ihm aber im fünften wieder abgejagt durch eine Ausforderung, welche ein Baron aus der Nachbarschaft an ihn erläßt, weil er ihn einen Servilen genannt hat. Ein Freund des Liebhabers, zu dessen Vortheile der Baron handelt, heißt Constant, man macht dem Weginspector glauben, es sey Benjamin Constant, der aus Paris gekommen, um ihn sprechen zu hören; das gibt Veranlassung zu einigen spaßhaften Einfällen, die durchaus nicht geeignet sind, den Zorn der Constitutions-Enthusiasten zu reizen. Der Bürgermeister Staar legt zwar hin und wieder ein ministerielles Mißfallen am Constitutionswesen an den Tag; aber auch in diesen Stellen ist nichts, was die Absolutisten gegen den Verfasser aufbringen könnte. Leider ist aber auch im ganzen Stücke wenig, was die Freunde des Lustspiels sonderlich ergötzen möchte: die Anlag' ist ohn' Interesse, die Ausführung ohne wirksame Komik, und der Gang der Handlung schon darum dramaturgisch fehlerhaft, weil der Plan, welchen Sperlings Gegner von Anfang an verfolgen, im vierten Akte scheitert, und nun eine neue Operation gegen ihn beginnt, die mit der vorigen in keinem folgerechten Zusammenhange steht. Hätte der Baron früher den Einfall gehabt, den neugeadelten Herrn von Spatz in eine Ehrensache zu verwickeln, so hätt' er die ganze Machination gegen den Laternenantrag sich ersparen können.

Der Styl ist im Durchschnitte gut: doch der Ausdruck S. 33: „es sehnt mich so gewaltig" scheint undeutsch, und der S. 35: „intriguiren kann ich, wie nochmal ein Schauspieler" provinziell zu seyn. S. 114. macht der Bürgermeister Staar den Muhmen folgende Erklärung von der rechten und linken Seite: „Die Redner theilen sich nach ihren Grundsätzen in zwey Theile. Die Einen, nämlich die zur Rechten, halten fest an wohl hergebrachter Observanz, und diese werden Serviles genannt, weil sie sehr vieles von ihren alten Rechten und Privilegien ansprechen; die Andern aber, die zur Linken, streben nach Neuerungen, und möchten lieber alles Oberst zu Unterst kehren, weßwegen sie auch Liberales genannt werden." Das Wortspiel ist ganz artig, aber nicht neu. Der Recensent einer Streitschrift von Voß gegen Perthes im Lit. Bl. v. J. 1822. No. 30. würde wohl den Einfall als sein Eigenthum vindiciren können. Dort ist, S. 120., die Rede von dem Schreibfehler eines Abschreibers, der statt „die servilen Seelen" geschrieben hatte: „die sehr vielen Seelen," und der Rec. sagt: Wenn solche Ultra's von Copisten die Servilen für sehr Viele ausgeben, was Wunder, wenn die Gegenparthey aus den Liberalen lieber Alle machte! Indessen wollen wir dem Bürgermeister Staar keineswegs ein Plagiat daraus machen, daß er diesen Sylbenwitz zu einem anderen Einfalle benuzt hat.

Müllner.

Nr. 77.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 27. September 1825.

Dramatische Dichtkunst.

Zwey Nächte zu Valladolid. Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. C. Baron von Zedlitz. Wien bey Wallishausser. 1825. 112 S. 8.

Diese Dichtung hat allerdings ihrem Hauptinhalte nach eine auffallende Aehnlichkeit mit Calderons Tragödie, der Arzt seiner Ehre, welche Herr West unter dem Titel, Don Gutierre, für die deutsche Bühne bearbeitet hat. Die schuldlose Gattin eines ehrgeitzigen Spaniers kommt durch das, mit Hülfe einer leichtsinnigen Dienerin ausgeführte Wagstück eines früheren Geliebten, der sie in des Gatten Abwesenheit zur Nachtzeit allein sprechen will, in den Verdacht einer Untreue, der den Gatten zu ihrem Mörder macht. Wenn aber gleich diese Hauptzüge der Fabel entlehnt sind; so sind sie doch mit Verstand benuzt, und auf eine eigenthümliche Weise zu einem neuen Drama gestaltet worden. Weit reiner als bey West Donna Mencia, erscheint Donna Estela. Der frühere Geliebte ist kein Prinz vom Geblüt, auf dessen Hand sie niemals rechnen konnte; sondern ein Edelmann (Don Fugaçe), der redlich um ihre Hand geworben hatte, und von ihr aufgeopfert worden war, weil ihre Vermählung mit einem andern achtungswürdigen Manne (Don Garcia) das einzige Mittel zu seyn schien, ihren Vater von dem Tod auf dem Schaffot zu retten. Don Fugaçe war aus Valladolid entflohen als ein Geächteter, weil er in der ersten Verzweiflung über das Unglück seiner Liebe einen Mord begangen hatte. Vom Gram entstellt, und mit dem Gefühl des nahen Todes in der Brust, wagt er sich in die Heimath zurück, um noch einmal die Geliebte zu sehen, und einen Abschiedskuß auf ihre Hand zu drücken. In Abwesenheit des Don Garcia wagt es die gerührte Dienerin, an die er sich wendete, ihn einzuführen in Estela's Gemach. Nach der erschütternden Abschiedsscene der durch das Verhängniß getrennten Liebenden kehrt Don Garcia zurück. Man muß den todtkranken Fugaçe in einem Alkoven verbergen, und Estela hat alle Todesangst dieser gefährlichen Situation auszustehen. Als nun der Gemahl von neuem sich entfernt, und die Gequälte sich gerettet glaubt, findet sie den Don Fugaçe in seinem Schlupfwinkel entseelt, und der Leichnam verdoppelt die Gefahr, womit die Anwesenheit des Lebenden sie bedroht hatte. Der Bruder Garcia's, ein lasterhafter Mensch, der sie schon lange mit einer strafbaren Begierde verfolgte, entdeckt zuerst das gefährliche Geheimniß; und da ihm dasselbe nicht zum Sieg über ihre Tugend hilft, so nuzt er es, sie zu verderben. Er überredet den Bruder, daß er den Don Fugaçe in den Armen der Estela gefunden und getödtet habe, worauf der Getäuschte an der schuldlosen Gattin blutige Rache nimmt, nicht schlau berechnet, wie Don Gutierre, sondern in der Uebereilung des ersten Anblicks von einem scheinbaren leiblichen Beweise seiner Schande.

Diese Begebenheit ist mehr geeignet, Mitleid und Furcht zu erregen, als die Fabel des Don Gutierre, wenigstens in der West'schen Bearbeitung, erregen kann; aber es fehlt ihr, glaub' ich, an einer ästhetischen Größe, welche im Stande wäre, den Eindruck des Erhabenen zu machen, ohne den eine ächte Tragödie nicht wohl bestehen kann, wie rührend und erschütternd auch sonst ihre Situationen und ihr Ausgang seyn mögen. Selbst Shakspeare's Othello ist vielleicht nur in so ferne ächt tragisch, als Jago's Bosheit auf der einen, und Othello's Eifersucht auf der andern Seite nach dem Gesetz des furchtbar Erhabenen auf uns wirken, und unsere Reflexion auf die Entzündlichkeit, Blindheit und Stärke der leztgedachten verderblichen Leidenschaft richten. Ob Calderons Arzt seiner Ehre die nämliche tragische Wirkung durch den Anblick einer schrankenlosen Ehrwuth hervorbringen könne, welche die Sicherheit des Torus vor dem Flecken jeden Argwohns zum Gegenstande hat, das dünkt mich zweifelhaft. Wenn es aber nicht der Fall ist; so möcht' ich den Grund nicht sowohl im Mangel der ästhetischen Größe, als vielmehr darin suchen, daß der spanische Dichter, einer nationellen Uebertreibung des Ehrgefühls huldigend, eine negative moralische Größe wie eine positive, eine erhabene Untugend wie eine erhabene Tugend behandelt, oder

wenigstens den Schein nicht vermieden hat, eine imposante Leidenschaft zu billigen, welche das natürliche sittliche Gefühl nothwendig empört. Imposant aber bleibt die Darstellung dieses übertriebenen Ehrgefühls immer, wenn man sie nach dem Original in's Auge faßt. Don Gutierre verließ eine Braut, weil er einen Mann unter verdächtigen Umständen bey ihr gesehen hatte. Er liebte sie, er wurde geliebt; aber er untersuchte nicht. Sie war verdächtig, das war dem Ehrgefühl genug, mit ihr zu brechen. Er wählte eine Andere zur Gattin, die er für unfähig hielt, auch nur von dem leisesten Argwohn berührt zu werden. Dennoch berührte sie der Argwohn, sie hatte, vor der Ehe wenigstens, mit dem Bruder des Königs verkehrt, er stellte noch jezt ihr nach. Gutierre fühlte seine Ehre krank, und glaubte mit dem geheim vergossenen Blute der Gattin dieselbe heilen zu müssen. Als er sich verrathen sieht, enthüllt er mit Stolz die Quelle der gräßlichen That, und fragt die verlaßne Braut (die inzwischen gerechtfertiget worden ist wegen des auf sie geworfenen Verdachtes), ob sie jezt noch seine Hand annehmen wolle, nachdem sie gesehen, wie dieselbe ob der Ehre wache. Und sie nimmt sie an, um ihr Ehrgefühl zu heilen, welches Gutierre's Argwohn verlezt hatte, nimmt sie an mit dem Stolz einer Frauentugend, die über jeden Argwohn sich erhaben dünkt. Als eine imposante Größe erscheint hier, wie gesagt, jenes Ehrgefühl unfehlbar, wenn schon es dem sittlichen Gefühl widerstrebt, und die Schwierigkeit, es mit diesem zu versöhnen, scheint Herrn West bestimmt zu haben, den Ausgang des Stückes anders zu gestalten.

Der Dichtung unseres Vf. mangelt eine ähnliche ästhetische Größe, und man entdeckt nirgends eine moralische, die dafür Ersatz leisten könnte. Daher zweifl' ich an der ächt tragischen Wirkung; aber Wirkung, pathetische Wirkung, kann der Fabel nicht entstehen. Die Ausführung hat keine erheblichen, dramaturgischen Fehler, sie leidet zwar hin und wieder ein wenig an spanischer Gezwungenheit, ist aber im Ganzen dichterisch. Als Probe stehe hier die Stelle, wo der kranke Don Fugace, nachdem Estela's Dienerin ihm eine Unterredung mit der Geliebten versprochen, seine Empfindung ausspricht.

Die Sonne senkt die goldnen Feuerstrahlen
Allmählig nieder in den Schooß der Nacht!
Doch, eh' sie sinkt, flammt sie in ganzer Pracht
Noch einmal auf: ein purpurn Rosenmeer
Schwimmt ausgegossen über Berg und Thalen,
Und in der Schönheit Fülle, hoch und hehr,
Zieht sie hinweg, auf diamantnem Wagen
Zum lieb'entglühten Ocean getragen. —
So glänzt auch mir das Leben, nun ich scheide,
Noch einmal hell im blizenden Geschmeide;
Und höhnend will es seine Herrlichkeiten
Auf meines Sarges schwarze Decke breiten!

In einer Nachschrift sagt der V. unter andern: „Kritische Gemeinpläze sind eben so überflüssig vorhanden, als poetische; wer daran zweifelt, mag es über sich gewinnen, einen Blick in den Recensions- oder Correspondenz-Unrath gar mancher Tageblätter und Zeitschriften zu werfen. Eben so wenig wollen die zur Manier gewordenen Hinweisungen auf Shakespeare, Calderon, Goethe genügen, die ohnehin wohl schwerlich irgend einem Dichter, der auch nur im Verhältnisse zu den besseren Erscheinungen der lezten Epoche diesen Namen zu verdienen strebt, unbekannt seyn dürften. Unter diesen Umständen ist es wohl zu beklagen, daß die gewichtigen Stimmen immer seltener werden, deren Tadel, belehrend, und deren Lob, erhebend, stets eine Bereicherung für die Kunst geblieben ist. Die scurrilen Anfälle recensirender Renommisten, und die Lobhudeleyen der Unmündigen leisten weder für das Eine noch für das Andere Ersatz. Uebrigens findet ja jeder Gebildete seinen Platz in der guten Gesellschaft; und so findet ihn wohl auch das Talent, es sey nun mehr oder weniger begabt, in der literarischen, und hier wie dort wird sich nur der Dünkel und die Anmaßung vordrängen."

Da Herr v. Z. nach meiner Ueberzeugung wirklich Talent für die dramatische Dichtkunst besizt; so wird es gewiß auch seinen Platz finden, und ich hoffe, derselbe wird in keinem Winkel liegen. Die Hindeutungen auf Shakspeare und Calderon hab' ich hier nicht füglich vermeiden können; aber ich glaube nicht, daß er sich dadurch verlezt fühlen wird.

Müllner.

Geschichte.

The history of the decline and fall of the roman empire. By Edward Gibbon, Esq. In twelve Voll. A new edition. Leipsick, printed for Gerard Fleischer. Preis aller 12 Bände 12 Thlr. Jeder Band zwischen 300 u. 400 S. der stärkste 474 S. 8.

Eine spitzfindige Rechtsphilosophie könnte mancherley Einwendungen machen gegen den Nachdruck ausländischer, in den Sprachen fremder Nationen geschriebener Werke. Aber abgesehen sogar von dem positiven Rechte, welches denselben allenthalben erlaubt, würde dessen Rechtmäßigkeit aus der Natur der Sache sich leicht deduciren lassen. Der Schriftsteller, welcher in seiner Muttersprache ein Werk schreibt, und in den Buchhandel seiner Nation bringt, hat voraussetzlicher Weise nur auf seine Nation

speculirt, er hat nichts gethan, uns anderen Nationen den Gebrauch seines Geistesproduktes möglich zu machen oder zu erleichtern, und das Monopol seines literarischen Urrechtes erstreckt sich nicht bis in das Gebiet fremder Völker, deren Individuen sein Buch nur in so ferne zugänglich ist, als sie seine Sprache gelernt haben. Hat sein Werk das Glück, vermöge seines inneren Werthes oder durch die Gunst der Umstände ein Gegenstand des Begehrens für Fremde aller Zungen zu werden; so ist das ein Zufall, der sein Recht nicht weiter ausdehnen, der seinem einheimischen Verleger keinen ausschließlichen Anspruch auf alle den Handelsvortheil ertheilen kann, der nun auch in anderen civilisirten Ländern mit diesem Erzeugnisse zu erlangen ist.

Die Geschichte des Sinkens und des Verfalls des römischen Reichs von Gibbon, der bereits 30 Jahre todt ist, gehört unter die Klasse solcher Werke, sie wird geschäzt und gesucht in allen Ländern europäischer Cultur, und in allen hat die Industrie ein Recht, unabhängig vom englischen Buchhandel dieselbe zu verbreiten, gleichviel ob durch Uebersetzung oder durch Vervielfältigung des Originals. Nur das kann man von ihr fordern, daß sie bey der leztgenannten treu und sorgfältig verfahre, und daß sie den Vortheil, welchen sie vor dem englischen Verleger voraus hat, weil sie keinen Autor zu honoriren hatte, dem Publikum zu Gute kommen lasse. Beyden Ansprüchen hat der Herausgeber dieser neuen Edition, deren Druck schon im Jahre 1821 begonnen hat, vollkommen Genüge geleistet. Sie ist nach der i. J. 1807. zu London bey G. Sidney erschienenen zwölfbändigen Octavausgabe auf sehr gutem und starken Papier, in etwas größerem Format mit bequemen lesbaren Lettern, unter sorgfältiger Correctur gedruckt, und kostet ein Drittheil weniger, als jene englische, die, von den Verschreibungs- und Transportkosten abgesehen, unter 20 Thalern nicht zu schaffen ist. Möge sie also viele Käufer finden! Wir wünschen ihr deren wenigstens soviel, als es in Deutschland Leute gibt, welche Gibbon nur aus dem Conversations-Lexikon kennen, und sich von dem Verfasser dieses Artikels haben aufbinden lassen, daß „Gibbons Grundsätze in der Moral, Politik und „Staatsökonomie nicht fest genug waren, um bey seinem „Werk ein einziges Ziel unverwandt im Auge zu behal„ten, und daß ihm daher jene Eingebungen und Wahr„heiten höherer Art fehlen, die eine allgemeine und un„wandelbare Gültigkeit haben.“ Sie werden bald finden, daß er nicht nur besser schreibt, sondern auch bessere Eingebungen hat, als der ungenannte Schwäher, der dort über ihn abspricht.

Müllner.

Dichtkunst.

Schauspiel von August Graf von Platen Hallermünde. Erstes Bändchen. Erlangen b. Heyder. 1824. 225 S. 8.

Wir haben es hier mit zwey Stücken zu thun, deren erstes „der gläserne Pantoffel, eine heroische Comödie in 5 Akten,“ das andere „Berengar, eine Comödie in 1 Akt,“ überschrieben ist. Der gläserne Pantoffel könnte auch „Aschenbrödel“ betitelt seyn, denn es ist die bekannte Geschichte der Aschenbrödel, die der Verf. hier humoristisch auszuführen bestrebt war. „Ihr habt,“ heißt es im Prolog:

„Ihr habt von Mord und wilder Ungebühr,
Von Thaten eines kläglichen Geschicks,
Gar viel vernommen diese lezte Zeit
Von unserm deutschen Schaugerüst herab;
Vergebt, wenn heut ein junger Dichter euch
In leicht'rr, losere Gedanken wiegt,
In glücklichere Gegenden versezt“ u. s. w.

Mit den vier ersten Zeilen hat es seine vollkommene Richtigkeit, und den Nachsatz lassen wir uns recht gern gefallen, in so fern Kraft und guter Wille des „jungen Dichters“ Hand in Hand gehen. Wenn einige witzige Gedanken einen witzigen Charakter und einige gute Wortspiele ein gutes Lustspiel ausmachten, so hätten wir allerdings in dem gläsernen Pantoffel etwas, woran es unserer Literatur sehr fehlt; aber die Erfindung ist arm, die Charaktere ohne Individualität, die ganze Darstellung ohne Eigenthümlichkeit, ohne Anmuth und ohne Haltung. Pernullo's Späße sollen dem Ganzen einige Frische und Lebendigkeit geben, aber sie sind oft sehr matt, sogar trivial. Einige Pröbchen (S. 23.) des Pernullo-Witzes mögen hier stehn.

Astolf.

Wie geht's, Pernullo?

Pernullo.

Das heißt wohl, ich soll gehen; denn gegenwärtig stehe ich still.

Astolf.

Wie dein Verstand zuweilen.

Pernullo.

Das macht ihn zum Verstand, daß er steht;
Wenn er ginge, würde es ein Vergang seyn.

oder S. 98.

König.

Meine Meynung ist, meine Meynung nicht zu sagen.

Pernullo.

Dagegen läßt sich nichts vorbringen.

König.

Du sollst auch nichts vorbringen, bringe lieber etwas hervor.

Pernullo.

Dieß wäre eine Antwort für einen Recensenten.

König.

Du bist ein Narr, das ist gleichviel.

oder endlich S. 121.

Astolf.

Und von meiner Schönen, Pernullo? hast du noch keine Nachrichten von ihr eingezogen?

Pernullo.

Eingezogen ist sie ohne Zweifel; denn Niemand weiß von ihr.

Astolf.

Aber wohin kann sie verschwunden seyn?

Pernullo.

Wenn man wüßt wohin, so wäre es kein Verschwinden.

Astolf.

Das gilt mir gleich.

Pernullo.

Mir auch.

Astolf.

So rathe wenigstens, was wir anfangen sollen?

Pernullo.

Aller Anfang ist schwer.

Astolf.

Sage nur, wie man der Verlornen auf die Spur kommen kann?

Pernullo.

Durch Spürhunde.

In dem gereimten historischen Anhang zu dem gläsernen Pantoffel findet sich auf wenigen Seiten mehr Trauriges und Scherzhaftes als auf den 168 vorhergehenden Seiten.

Die Comödie „Berengar" endlich wird, obgleich die Verwicklung eine abgenützte genannt werden muß, wegen des raschen Ganges und des leichten Dialogs, sowohl beym Leser, wie auf der Bühne nicht ohne gefällige Wirkung seyn. X.

Unterhaltungs-Literatur.

Reginald Dalton. By the Author of „Valerius" and „Adam Blair." 3 vols. Edinburgh, Blackwood. 1823. 8.

Der Verf. von Valerius und Adam Blair ist ein in den literarischen Kreisen zu Edinburgh gar wohl bekannter Gelehrter, geschäzt seiner Talente wegen und geliebt um seiner persönlichen Eigenschaften willen. Dem großen Glücke, welches die Waverley-Novellen machten, ist es zuzuschreiben, daß so viele Männer von ausgezeichnetem Talent ihre Feder in den lezten Jahren Werken der Einbildungskraft weihten; denn vor ungefähr fünfzehn Jahren war den Namen der bekanntesten Novellisten ein Mrs. oder Miß vorgesezt, als da sind Miß Edgewarth, Miß Austen, Miß Benger, Miß Owenson, die zwey Misses Porter, Mrs. West, Mrs. Opie, u. s. w. Mit Ausnahme der geistvollen Lady Morgan sind jedoch in unserer Zeit fast alle Ladies von dem nämlichen Geschlecht aus dem Felde der Dichtung verdrängt werden. Den ernstesten Ausfall und resp. Einfall hat der wohlbekannte „Unbekannte" zu Edinburgh gemacht und den Weg gezeigt: ihm folgten (wenn unsere Nachrichten nicht täuschen) Professor Wilson, Lockhart, Galt und Hogg im Vortrab: Irland schickte Maturin in das Feld, Amerika einen Washington Irving, Brown und Cooper. Durch diesen Wechsel des romantischen Kriegsglückes mußte auch der Charakter der neuern Dichtwerke ein anderer werden. Der Ton des Gefühls wurde männlicher und kräftiger: die matte, schwächliche Empfindsamkeit, die uns so oft einschläferte oder langweilte, und von der selbst Beyspiele in den Werken der Miß Radcliffe vorliegen, verschwand fast gänzlich: es zeigte sich mehr ächter Lebensgeist, Weltkenntniß, und ein gehalteneres Darstellen von Charakteren und Sitten, aus der Natur gegriffen: auch das Humoristische wurde lebendiger erfaßt, kühner dargestellt. Miß Edgewarth ist die einzige Schriftstellerin, welche mit einigem Glück sich im Komischen versuchte.

Reginald Dalton trägt die Spuren eines männlichen, kräftigen Geistes an sich. Der Verf. ist mit eben so viel Geschmack und Phantasie als tiefem Gefühl begabt. Er schreibt con amore und mahlt reich, warm und leidenschaftlich ergreifend: hie und da höchst jovialisch. Die Scene spielt größtentheils zu Oxford; das Sitten- und Charakter-Gemälde der dortigen Studenten ist lebendig, wahr und anziehend. Von der Fabel des Romans wollen wir nicht mehr verrathen (weil er gewiß übersezt wird — was wird jezt nicht übersezt?), als daß Berge von Schwierigkeiten sich zwischen den Helden und die Heldin legen, welche der Verf. nach altem Brauch der Romanschreiber endlich mit der Feder ebnet, und seine Leutchen in die Seeligkeit des Brautstandes versezt. Der Held ist einer aus der Walter Scott'schen Schule: er macht nicht viel Ansprüche, man müßte denn die auf ein ganz hübsches Aeußere und auf ein bedeutendes Talent, Schulden zu machen, abrechnen: lezteres hat für ihn und für seinen guten Vater manches Unangenehme, um so mehr, als dieser dadurch gänzlich zu Grund gerichtet wird. Nach dem Gesagten mögen die Leser selbst urtheilen, ob der Held gehängt oder verheirathet zu werden verdient. Die Heldin, Ellen benannt, ist eine viel anziehendere Person. Die andern actores fabulæ übergehen wir aus Mangel an Raum. Schlüßlich bemerken wir, daß ein allenfalsiger deutscher Uebersetzer die so behaglich breit ausgemahlten Freuden der Tafel etwas zusammenziehen, wenn nicht ganz abschneiden möge; ferner, daß der „Mudelsheimer" in „Rüdesheimer" und der ami du maison in einen ami de la maison umgetauft werden muß.

Druckfehler.

In der Rec. der Wiener allg. musik. Zeitung No. 68. S. 271. Sp. 2. Z. 16. soll das verirrte Thema ein variirtes seyn.

Nro. 26.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Berlin, im Verlage von Duncker und Humblot ist erschienen:

Lamartine le dernier Chant du pélerinage d'Harold; suivi du Chant du Sacre, ou la veille des armes. in 12. broché 25 Sgr. Pap. fin. 1 Rthlr.

In dem erstern der hier angezeigten Werke feyert der französische Dichter, unter der Fiktion eines Schlußgesanges zu dem berühmten Gedichte Lord Byrons (Childe Harold), in welchem dieser sich selbst vorgestellt hat, die lezten Schicksale des großen Brittischen Dichters. — In dem andern besingt er, mit dramatischer Bewegung und im höchsten lyrischen Schwunge, die im romantischen Geiste als eine ritterliche Ceremonie aufgefaßte Krönung Karl's X.

Diese Ausgabe schließt sich der in demselben Verlage in 2 Bänden erschienenen Ausgabe der früheren Gedichte des Verfassers (seiner Méditations u. s. w.) an, und gibt so in einer vollständigen Sammlung, die bis jezt fehlte, die Werke desjenigen neuern französischen Dichters, der in Deutschland am meisten Anerkennung gefunden.

So eben ist bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Comptoir-Hülfsbuch
zum
Berechnen der neuesten
Wechselcours-, Geld-, Maaß-
und
Gewichts-Verhältnisse von Europa.
Nebst
Anweisung zum Gebrauch der Decimal-Brüche in kaufmännischen Berechnungen, zum Behandeln der Wechselbriefe, und ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Ausdrücke in der Handlungscorrespondenz
von
D. Andriessen,
Handlungslehrer in Elberfeld.
16 ggr. — 1 fl. 12 kr. — 20 Silbergr.
Schönian'sche Buchhandlung in Elberfeld.

Avertissement.

Von dem berühmten Niederländer Meister Franz Floris wird ein ganz vorzüglich schönes Gemählde auf Holz vom Jahr 1560 zum Verkauf ausgeboten. Es stellt die heilige Familie, bestehend in 9 großen Figuren und 5 Kindern vor, und hält mit Einschluß einer hübschen vergoldeten Rahme 4 Fuß 6 Zoll in der Höhe, 6 Schuh 1 Zoll in der Länge, nach dem alten französischen Maß. Auf dieses schöne Gemählde ist bereits ein Anbot von 150 fl. vorhanden: da jedoch solches von Kunst-Kennern weit höher angeschlagen ist, so wird man es demjenigen Liebhaber desselben käuflich überlassen, der von jezt an bis lezten December 1825 das höchste Anbot dafür gemacht haben wird.

In dem Hause Lit. B. Nro. 174. in der Charlotten-Straße, 2 Stiegen hoch, kann dieses Gemählde täglich eingesehen werden. Uebrigens werden die Offerten von in- und auswärtigen Liebhabern, und zwar von leztern portofrey, nur schriftlich angenommen.

Stuttgart, d. 12. Aug. 1825.

Die Besitzer des Gemähldes,
Oberst-Lieutenant v. Wengische Erben.

Bey Friedrich Fleischer in Leipzig erschien so eben:

Der junge Feldjäger
in französischen und englischen Diensten
während
des spanischen Krieges von 1806 — 16
eingeführt
durch J. W. von Goethe.
2 Bändchen auf Velinpapier, sauber geheftet. Preis:
2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Goethe sagt unter andern in seiner Einleitung: „Leichtsinnig war diese kriegerische Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt, und so findet man auch den Verlauf derselben leicht und froh niedergeschrieben. Mangel und Fülle, Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder, das Büchlein macht daher einen sehr angenehmen Eindruck."

Bey Ludwig Herbig in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben; in Wien bey Gerold, Mörschner und Jasper, Tendler und v. Mannstein u. s. w.

Scott, Walter. Erzähl. v. d. Kreuzfahrern 1r, 2r Thl. Die Verlobten enthaltend. 2 Rthlr. 16 gr.
Desselben Werkes 3r, 4r Thl. Richard Löwenherz in Palästina enthaltend. 2 Rthlr. 16 gr.

So eben sind bey und erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Verwaisten,
Roman von Amalie Schoppe, geb. Weise.
Verfasserin der: „Neuen Armida," „Eugenia," „Glück aus Leid" u. a. m. 2 Thle. Preis 1 Rthlr. 18 gr.

Die geistreiche Verfasserin, deren Schriften schon längst eine Lieblingslektüre des gebildeten Publikums sind, gibt auch in diesem neuen Werke ihrer Feder ein überaus anziehendes und treues Gemählde des menschlichen Herzens und des Familienlebens höherer Stände. — Der-

selben rein sittlichen Tendenz, wodurch alle ihre früheren Schriften sich auszeichnen, begegnet man auch in diesem neuen Romane, und er gehört dadurch zu der Klasse derjenigen, die jede Mutter ihren Töchtern unbedenklich in die Hand geben kann.

Leipzig, im Juli 1825.

Heinsius'sche Buchhandlung.

Von der bey uns erscheinenden neuen Zeitschrift:

Der Eremit in Deutschland. Eine Schrift über Sitten und Gebräuche des neunzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Pause,

haben wir Prospekte, die über Inhalt und Behandlungsweise den klärsten Aufschluß geben, an alle deutsche Zeitungs-Expeditionen, Postämter und Buchhandlungen abgesandt; sie sind daselbst gratis zu erhalten.

Industrie-Comptoir zu Leipzig.
Petersstraße Nr. 112.

An Freunde englischer Literatur.

So eben ist erschienen:

Verzeichniß von Büchern in englischer und einigen andern Sprachen, welche zu haben sind bey Friedrich Fleischer, Buchhändler in Leipzig,

welches gratis ausgegeben wird und auch durch andere Buchhandlungen besorgt werden kann. Da dasselbe in kleinem Briefformat gedruckt ist, so kann es ohne große Kosten durch Post versandt werden. Man findet darin eine reiche Auswahl schöngedruckter und sehr wohlfeiler englischer Classiker.

Wohlfeile Schul-Ausgaben lateinischer Classiker.

Folgende in der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover kürzlich erschienene äußerst wohlfeile Schul-Ausgaben latein. Classiker empfehlen sich durch Correctheit, starkes Papier und guten Druck mit größeren, die Augen nicht angreifenden Lettern.

(Auf 10 Expl. wird das 11te gratis gegeben.)

Caesaris, C. J. Commentarius de bello gallico et civili. Accedunt libri de Bello Alexandrino, Africano et Hispaniensi. 8 maj. 12 ggr.

Cornelii Nepotis excellentium imperatorum vitae. Scholarum in usum edidit Dr. H. Billerbeck. 4 ggr. Das Wörterbuch dazu 6 ggr.

Eutropii breviarium historiae romanae. Nach Tzschuckes letzter Textes-Revision und mit einem vollständ. Wörterbuche zum Selbstgebrauch. Herausg. v. Dr. G. Seebode, 2te verb. Aufl. gr. 8. 8 ggr. Der Text apart 4 ggr.

Horatii, Fl., opera; ex Döringii recensione. Editio ad scholarum usum acc. curante Dr. H. Billerbeck. 8. 8 ggr.

Phaedri, J., Augusti liberti, fabulae. Mit einem vollständigen Special-Wörterbuch für Schulen herausgegeben vom Dr. H. Billerbeck. 8. 8 ggr. Der Text apart 3 ggr.

Sallustii, C., bellum Catilinarium et Jugurthinum. Ad optim. edit. fidem scholarum in usum curavit Dr. G. H. Lünemann. 8 maj. 4 ggr.

Suetonii, G., Tranquilli, vitae XII. imperatorum. Ad optim. edit. fidem scholarum in usum cur. Dr. G. H. Lünemann. 8 maj. 10 ggr.

Publii Ovidii Nasonis Tristium Libri V. Ex recensione Jer. Jac. Oberlini. Lectionis varietatem enotavit textumque recognitum notis perpetuis in usum scholarum illustravit Fr. Th. Platz. 8 maj. 16 ggr.

— — Textum in tironum gratiam recognovit Fr. Th. Platz. 8 maj. 4 ggr.

Taciti, C. C. opera. Ad optim. edit. fidem scholarum in usum curavit Dr. G. H. Lünemann. II. Tom. (1r Th. die Annalen enthalt. 10 ggr., 2r Th. die übrigen Werke des Tac. 10 ggr) 8 maj. 20 ggr.

Virgilii, P. M. opera, ex Heynii recensione; ed. Dr. H. Billerbeck. 8. 10 ggr.

Interessante griechische Schriften von Ernst Klein's Comptoir in Leipzig.

Der Freyheitskampf der Griechen gegen die Türken, in seinem Entstehen und Fortgehen. Historisch-politisch dargestellt. Nebst Schilderung der Griechen und Griechenlands, der Türken und der Türkey, so wie der Geschichte beyder Nationen. Bearbeitet von Fr. Gleich, v. Halem, Rüder und Andern. Herausgeg. von C. Klein. 2 Bände 6 Hefte 3 Thlr.

Neugriechischer Dolmetscher, nebst türkischem und albanesischem. Enthaltend: Alphabet, Anleitung zum Lesen, Decliniren und Conjugiren, Wörter und kurze Redensarten, mit überall beygefügter Aussprache, Herausgeg. von M. Schmidt. geh 12 gr.

Der Freyheitskampf der Griechen gegen die Türken u. s. w. 2r Band in drey Heften. Ladenpreis 1 Thlr. 12 gr. Pränum. Preis bey gleich baarer Zahlung und mit dem ersten Bande zugleich 1 Thlr.

Der Kampf der Griechen um Freyheit. Nach den zuverlässigsten Quellen historisch dargestellt von Fr. Gleich. 1r Bd. die Ereignisse d. Jahres 1821. cartonn. 1 Thlr.

Die heldenmüthige Tochter. Griechische Novelle aus der gegenwärtigen Revolutionsperiode, von G. G**. Frey n. d. Franz. von B. J. F. von Halem. 1 Thlr.

Geschichte des Islam und seiner Bekenner, der Araber, Perser und Türken rc. Nach den besten Quellen bearbeitet von Dr. Amad. Wießner. Nebst Ursprung und Ausbreitung der Sekte der Wechabiten, einem erklärenden Wortregister arabisch türkischer Benennungen rc. 1 Rthlr. 4 gr.

Griechenland und die Griechen, in geographischer, statistischer, historischer, moralischer und politischer Hinsicht. Nebst einer Schilderung der Türken, Albaneser oder Arnauten und anderer Völkerschaften, so wie einer Darstellung der Lage der Griechen, unter der türkischen Zwingherrschaft und die Pflicht der Europäer gegen die Griechen. V. d. Verf. der Kriegsbibliothek. 1 Thlr.

Handbuch der Geschichte von Alt-Griechenland. Auch als Anleitung zum Uebers. aus dem Deutschen in's Lat., bearbeitet von C. Fr. Kraft. 3te verbesserte Aufl. 18 gr.

Der Kreuzzug nach Griechenland. Roman von

K. H. L. Reinhardt. 2 Bände, 1r Band: die Elfen; 2r Band: die Tempelritter. 2 Thlr. 8 gr.

Betrachtungen über die jetzige Crise des ottomannischen Reichs, ihre wirkenden Ursachen und wahrscheinlichen Folgen; von J. J. Paris, ehemal. Ober-Sekretär der franz. Regierung auf den jonischen Inseln. A. d. Franz. von B. J. F. v. Halem. 8. geh. 21 gr.

Das türkische Reich in Beziehung auf seine fernere Existenz und die Sache der Griechen. Erwogen in Darstellung seiner Verfassung und Verwaltung, so wie in Schilderung der 4 Hauptvölker der europäischen Türkei. Von F. A. Rüder. cartonn. 1 Thlr. 4 gr. *)

Schreckenstage der unglücklichen Elmira Hetikar, einer unglücklichen Griechin aus Jassy. Eine Schaudergeschichte aus der gegenwärtigen griechischen Kriegsepoche. Aus den Papieren eines ***schen Gesandtschafts-Sekretärs. Frey n. dem Engl. von D. C. M. Rittler. 1 Thlr.

*) Davon sagt die Jen. Lit. Z. 1825, Nr. 96: „Selten ist wohl ein Buch erschienen, das sogar nichts zu viel hat, ja dem man noch mehr wünschen möchte, und welches das, was es gibt, so geordnet und gut vorträgt. Wir finden überall scharfsinnige und wahre Bemerkungen ꝛc."

Kunst-Anzeige.

Bey der hier stattgefundenen günstigen Aufnahme des von mir in getuschter Manier gestochenen Bildes Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach nehme ich jezt Gelegenheit, auch dem auswärtigen verehrlichen Publiko saubere Abdrücke zu offeriren, da das schönste und seltene Fest, dessen sich treue Unterthanen in der **Fünfzigjährigen Feyer** des Regierungsantritts ihres angebeteten Landesherren auf den 3ten Sept. d. J. erfreuen können, Ihres, als eines Beschützers der Künste und Wissenschaften schon in ganz Deutschland hochgefeyerten **Fürsten Namen** mit allgemeinem Jubel begrüßt.

Das Bild selbst 15¼ Zoll hoch, 12¼ Zoll breit, stellt Höchstdenselben in seiner prunklosen Häuslichkeit, in dem von ihm geschaffenen herrlichsten Park lustwandelnd, dar; das Tempelhaus im Hintergrund.

Verkaufspreis ist 2 Rthlr. conv.

Briefe und Gelder erbittet man sich portofrey.

Weimar, den 9. Aug. 1825.

C. A. Schwerdgeburth,
Großherzoglich Sächs. Hofkupferstecher.

Bey **Eduard Anton** in Halle ist so eben erschienen:

Krug von Nidda, Fr., Lokal-Umrisse kleiner Reisen. 8. 21 gr.

Diese Umrisse werden, bey dem anerkannten Talent dieses gefeyerten Dichters, recht viele Leser und daher eben so viele Freunde finden. Stoff und Darstellung sind nach dem Urtheile anerkannter Kritiker, höchst lebendig behandelt, und überhaupt erscheint das Ganze in dem lieblichsten Colorit. Sehr gern wird man dem Erzähler auf seinen Zügen folgen, und nur ungern von dem Büchelchen scheiden.

In unserm Verlage sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Vulkane auf Java
von F. S. Raffles;
Ueber den Monte-Somma
von L. A. Necker;
und über die
Vulkane in der Auvergne
von K. Daubeny.
Aus dem Engl. und Franz. übersezt und mit Anmerkungen begleitet von
Dr. J. Nöggerath und Dr. J. P. Pauls.
Mit 3 Karten und Gebirgs-Durchschnitten.
Auch unter dem Titel:
Sammlung von Arbeiten ausländischer Naturforscher über Feuerberge und verwandte Phänomene. Deutsch bearbeitet von Dr. J. Nöggerath und Dr. J. P. Pauls. 2r Band.
Preis 1 Rthlr. 20 Sgr. oder 3 fl.

Diese drey Abhandlungen, mit reichen Noten der Uebersetzer ausgestattet, tragen mindestens, wenn auch von andern wissenschaftlichen Seiten, eben so viel zur Bereicherung der Naturgeschichte der Feuerberge bey, als Monticelli's und Covelli's allgemein anerkanntes Werk, an welches sie sich durch den Sammlungstitel anschließen. Die berühmten Namen der Verf. und Uebersetzer verbürgen an sich schon hinreichend den Werth des Ganzen. Uebrigens sind die Raffles'schen Nachrichten sogar die ersten, welche einen anschaulichen Begriff von der Großartigkeit der vormaligen und jetzigen vulkanischen Kraftäußerungen Java's geben. Necker's Abhandl. stellt den mechanischen Bau der Vulkane in lichtvoller Klarheit dar, und Daubeny's Briefe über die Auvergne liefern ein schönes Bild der Feuergebilde dieser Provinz. — Unter den drey Steintafeln zeichnet sich vorzüglich eine genaue und sauber gezeichnete Karte des Vesuv's und seiner Umgegend aus.

Sammlungen
für die Heilkunde der Gemüthskrankheiten.
Herausgegeben
von
Dr. Maximilian Jacobi.
Zweyter Band.
Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

In dieser längst erwarteten und, wir dürfen sagen, vielseitig gewünschten Fortsetzung des mit verdienter Anerkennung aufgenommenen Werkes hat der Herr Verfasser, dem, wie bekannt, jezt die oberste Leitung der neuerrichteten Central-Irren-Heil-Anstalt zu Siegburg übertragen ist, die Resultate seiner vieljährigen Forschungen in diesem für die Menschheit so wichtigen Gebiete niedergelegt und seine Ansichten darin auf eine Weise entwickelt, die das Interesse des psychischen Arztes, des Seelsorgers und des denkenden Menschenfreundes in gleichem Grad in Anspruch nimmt.

Elberfeld, im Juni 1825.

Schönian'sche Buchhandlung.

Neue Musikalien, welche im Verlag von B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Beethoven, Ariette. Ich war bey Cloen ganz allein, mit Pfte. 24 kr.
— — Dieselbe mit Guitarre-Begl. 16 kr.
Dessen Opferlied von Mathisson, für eine Singstimme mit Chor und Orchester-Begl. in Partitur. Op. 121. 42 kr.
— — Dasselbe in Sing- und Instrumentalstimmen 2 fl.
— — Dasselbe im Clav.-Auszug. 36 kr.
Dessen Bundeslied von Goethe für 2 Solo- und 3 Chor-Stimmen mit Begl. von 2 Clart. 2 Fagot und 2 Horn. Partitr. Op. 122. 42 kr.
Dasselbe in Sing- und Instrumentalstimmen. 2 fl. 24 kr.
Dasselbe im Clav.-Auszug. 48 kr.
Dessen Ouvert. Op. 124. von C. Czerny für's Pfte. arrang. 1 fl. 12 kr.
Dieselbe für 4 Hände von dem nämlichen arrang. 1 fl. 36 kr.
Dessen 6 Bagatellen f. Pfte. Op. 126. 1 fl. 24 kr.
Cramer, J. B., Sonate f. Pfte. Op. 48. neue Ausgabe 1 fl. 24 kr.
Pesca, Amo ich liebe. Lied mit Pfte. oder Guitarre-Begl. 8 kr.
Küffner, Potpourri als Quartt. f. Flöte, Violine, Alt et Guit. Op. 155. 1 fl. 24 kr.
Dessen Vart. für Pfte. über das Lied, Wenn ich ein Schätzchen schon möcht, Op. 162. 1 fl.
Miller, Julius, 6 Gesänge. für 2 Tenor und 2 Baßstimmen. 1 fl. 12 kr.
Schmitt, Jacob, Vart. für 4 Hände. Op. 27. 36 kr.
Dessen Vart. für Do. Op. 28. 48 kr.
Schubert, Sonat f. Pfte. Liv. 2. 1 fl.

Obige Musicalien sind auch in der Zumsteeg'schen Musicalien-Handlung in Stuttgart zu haben.

Neue Musikalien im Verlag von Friedrich Hofmeister in Leipzig.

Richter, C. 18 Redoutentänze in vollstimmiger Musik. 6te Lief. 1 Rthlr. 12 gr.
Dieselben Tänze für das Pianoforte. 22 gr.
Rothe, F. W., 24 Leipziger Favorittänze in vollst. Musik. 4te Lief. 1 Rthlr. 12 gr.
Dieselben Tänze für das Pianoforte. 16 gr.

Die frühern Sammlungen der Tänze beyder Componisten sind die erklärten Lieblinge aller Bälle in Norddeutschland. Beyde neue Sammlungen werden es ohne Zweifel ebenfalls.

Mozart, Figaro, arrangirt für 4 Hände von C. F. Ebers. in 3 Lief. 6 Rthlr.
— — Titus, do. do. 3 Rthlr. 12 gr.
— — Cosi fantutte, do. do. in 2 Lief. 6 Rthlr.

Die Mozartschen Opern in Klavierauszügen für 4 Hände sind denen für eine Person weit vorzuziehen, da sie die verschiedenen Stimmen der Partitur beybehalten können, meistentheils in derselben Lage wie sie der Componist niederschrieb; sie geben also viel mehr, als das dürftige Scelet der Auszüge ohne Singstimmen für eine Person. Dabey sind sie leicht zu executiren, auch alle Figuren dem Instrumente analog gepaßt, ohne deren Eigenthümlichkeit aufzuopfern, daher allen Liebhabern des vierhändigen Spiels mit Grund zu empfehlen.

Solostücke für das Pianoforte.

Götze, C., la Gaieté, Sonate. Oe. 4. 16 gr.
Kalkbrenner, F., Gage d'amitie, gr. Rondeau. Oe. 66. 20 gr.
Marschner, H., 3 Sonatines. Oe 33. No. 1. 2. 3. à 12 gr.
Moscheles, J., Sonatine. Oe. 6. Nouv. Edit. corr. 12 gr.
— — Fantasie heroique. Oe. 13. Nouv. Edit. corr. 16 gr.
— — 3 Divertissements. Oe. 4. Nouv. Edit. corr. 12 gr.
Reissiger, C. G., gr. Fantasie. Oe. 14. 20 gr.

Gesangstücke:

Boyneburgk, F. v., 6 Lieder für junge Frauenzimmer mit leichter Begleitung des Pfte. Op. 17. 12 gr.
Häser, Aug., 3 vierstimmige Gesänge für Männerstimmen ohne Begleitung. Op. 19. 10 gr.
Reissiger, C. G., deutsche Lieder mit Begleitung des Pianof. 5te Samml. Op. 25. 19 gr.
Theuss, Th., 4tes komisches Terzett, ein Schwank für eine Tenor- und 2 Baßstimmen mit Begleitung des Pfte. 10 gr.
— — Schwänke und Schnurren in mehrstimmigen Gesängen mit Begl. des Pfte. Oe. 40. Nro. 1. 2. à 16 gr.
Würfel, W., 3 Lieblingsgesänge aus der Oper Rübezahl im Klavierauszug. à 16 gr.
Weinlig, C. T., 36 kurze Singübungen für die Sopranstimme mit Begl. des Pfte., mit besonderer Rücksicht auf klare Anschauung der Intervalle zu Erreichung einer sichern und reinen Intonation. 1 Rthlr. 4 gr.

Musik für Blasinstrumente:

Flötenschule, praktische, oder leichte Arien und Romanzen für eine Flöte. 8tes und 9tes Heft à 10 gr.
Fürstenau, A. B., 7 Duos p. 2 Flûtes, Oe. 32. Liv. 1. 2. à 1 Rthlr.
Spohr, L., Quatuor brillant, Oe. 43. arr. p. Fl., Violon, Alt et Vcelle, par A. B. Fürstenau. 1 Rthlr. 4 gr.
Fuchs, H., 2e Concertino pour le Cor, av. Accomp. d'Orchestre. 2 Rthlr. 8 gr.
Koch, C., Potpourri p. Basson, av. Acc. d'Orch. sur des thêmes de Preciosa. Oe. 18. 1 Rthlr. 16 gr.
Theuss, Th., Potpourri militaire des Chansons et Danses russes p. 3 Clar., Fl., 2 Cors, 2 Bassons, 1 Tromp., 3 Trombones, 2 Caisses et Triangle. Oe. 41. 1 Rthlr. 12 gr.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Nachlaß des Katers Murr.

Eine Fortsetzung der Lebensansichten des Katers Murr von E. T. A. Hoffmann. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Thermitonia.

Das Buch der Geistereien. Von dem Verfasser Rinaldo Rinaldini. 8. 1 Rthlr. 12 ggr. oder 2 fl. 42 kr.

Solbrig's Tischreden.

Eine Auswahl launiger Dichtungen, Anekdoten und Epigramme zur Unterhaltung für gesellschaftliche Cirkel. 1r Bd. 8. geh. 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr. Der 2te Band, welcher eben so viel kostet, erscheint in 12 Tagen.

Prätiosa.

Ein Buch für Kinder gebildeter Eltern von A. Moser. 16. mit 8 color. Kupfern, sauber gebunden 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Nro. 27.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Ankündigung.

Zur Ostermesse 1826 erscheint im Verlage der Unterzeichneten:

Der Bodensee und das Rheinthal, historisch und topographisch dargestellt von Gustav Schwab,

worauf wir die Verehrer des Herrn Verfassers und die Freunde jener schönen Gegenden im Voraus aufmerksam machen zu müssen geglaubt haben.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Auf die schon mehrfach geschehenen Anfragen zeigen wir hiemit an, daß die bereits angekündigte

Ausführliche Erläuterung des Prioritätsgesetzes für das Königreich Würtemberg von Karl August Friedrich Seeger, Rechts-Consulenten zu Stuttgart,

in 14 Tagen bis 3 Wochen die Presse verlassen wird.

Stuttgart, den 8. Sept. 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft 2c., herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Sechster Jahrgang, 1825. 8tes Heft.

So eben ist in Pesth erschienen und in Commission der Weygand'schen Buchhandlung in Leipzig, wie auch in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Iris,

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben, für 1825. Juli bis December. 4. auf schönem weißen Papier. Mit Beylagen, Kupfern und lithograph. Blättern. Preis für den halben Jahrg. 2 Rthlr. 16 gr. sächs.

Der Zweck der Iris soll Belehrung und Unterhaltung seyn, sie soll aber, so viel als möglich, unterhalten, indem sie belehrt, und belehren, indem sie unterhält. Der Inhalt wird diesem Zwecke entsprechen, er ist: Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Sternkunde, Alterthumskunde, Handel und Gewerbe, Erfindungen, schöne Wissenschaften, Kritiken, Erzählungen, Gedichte, Reisebeschreibungen, Anekdoten, Wortspiele und vermischte Aufsätze.

Es erscheinen von dieser Zeitschrift wöchentlich 2 Nummern, doch kann sie, der weiten Entfernung wegen nur monatlich durch die Weygand'sche Buchhandlung bezogen werden. Auch ist die Iris durch alle k. k. Postämter in Ungarn, wie auch durch das k. k. Oberpostamt in Wien zu haben.

Leipzig, im Aug. 1825.

Die Theaterdirektionen können von dem Unterzeichneten folgende neue, noch handschriftliche Schauspiele des Baron Thumb beziehen:

1) Der Studiosus von Oxford, oder Riese und Zwerg, historisches Lustspiel in 3 Akten, aus den Zeiten der Königinn Elisabeth; von dem k. Hoftheater in Berlin bereits zur Darstellung angenommen.
2) Advokat, Doktor und Apotheker, Posse in 1 Akt, und
3) Die dicken Freunde, Lustspiel in 1 Akt, nach Scribe's Inseparables.

Stuttgart, im August 1825.

Hörz, Kanzellist.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Der Sieg des Kreuzes, eine Zeitschrift für Religion und Kirchengeschichte. Herausgegeben von Bernh. Wagner. 1r Band in 4 Heften Preis 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Nach einer langen und trüben Nacht des Irrthums und der Verblendung, nach einem Jahrhundert, das nur Frivolitäten oder Gräuelthaten zu kennen schien, nach einer Zeit unbegreiflicher Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit für das einzig wahre Heil der Nationen wie des Einzelnen, sehen wir jezt die edelsten Geister sich wieder in die Tiefen heiliger Forschungen und Betrachtungen versenken und die friedlichen Eroberungen durch Liebe und Aufopferung im Reiche Gottes höher achten, als den Ruhm der Schlachtfelder; sehen wir die Völker sich reumüthig um die Altäre sammeln und die Großen der Erde sich demüthigen vor dem, der größer als sie alle. Es ist ein reger Geist der Theilnahme für alles, was das Reich Gottes, Religion und Kirche betrifft, wach geworden. Aus diesem Reiche, aus der Nähe und Ferne sollen in dieser Zeitschrift Nachrichten gesammelt und niedergelegt werden.

Dieselbe wird demnach enthalten:

1. Abhandlungen und Darstellungen religiöser Wahrheiten;
2. Nachrichten von Begebenheiten, Ereignissen und Vorfällen aus dem Gebiete der Kirchengeschichte;

3. Biographien und Nekrologe ausgezeichneter oder in kirchenhistorischer Beziehung merkwürdiger Personen; und
4. Miscellen.

Beyträge und Briefe können an den Herausgeber oder direkt an die Verlagshandlung adressirt werden, man erbittet sich jedoch alle Sendungen postfrey.

Von dieser Zeitschrift erscheint in diesem Jahre ein Band in 4 Heften, welcher durch alle Buchhandlungen für den Preis von 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. rhn. zu beziehen ist, und ich bemerke schließlich nur noch, daß ich diesen Band an alle solide Buchhandlungen versenden werde, damit Jeder Einsicht davon nehmen und das, was von dieser Zeitschrift zu erwarten steht, beurtheilen kann. Von dem nächsten Jahre an wird dieses Journal in monatlichen Lieferungen erscheinen.

Frankfurt am Main, im August 1825.

Wilh. Ludw. Wesché.

Bedeutend herabgesezte Bücherpreise.

Um dem Wunsche Vieler zu genügen, haben wir uns entschlossen folgende, bereits schon viele Jahre hindurch als sehr schätzbar anerkannte Bücher auf kurze Zeit zu den dabey bemerkten Preisen abzulassen:

Bibel des alten und neuen Testaments, mit vollständig erklärenden Anmerkungen von W. Fr. Hezel, nebst Anhang dazu: die Apocryphen des alten Testaments mit vollständig erklärenden Anmerkungen, 12 Theile complet, sonst 22 Rthlr., jezt 11 Rthlr.

Kämpfer, E., Geschichte und Beschreibung von Japan, herausgegeben von Chr. W. von Dohm, mit vielen Kupfern, 2 Theile complet, sonst 10 Rthlr., jezt 7 Rthlr.

Lemgo, den 1. August 1825.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Aurora.
Ein Taschenbuch
für
deutsche Töchter und Frauen edlern Sinnes,
von
Jakob Glatz.
Erster Jahrgang für das Jahr 1826.
Mit einem Titelkupfer.
Leipzig, bey Gerhard Fleischer.
Preis 1 Thlr. 8 gr.

Wir machen auf dieses neue Taschenbuch besonders alle diejenigen aufmerksam, die ihren Töchtern durch eine Geist und Herz veredelnde Lektüre einen angenehmen Genuß zu verschaffen, und zugleich auf ihren Verstand und ihr Gemüth wohlthätig einzuwirken wünschen. Belehrung und Unterhaltung sind darin aufs innigste verbunden und dabey alles auf das sorgfältigste vermieden, was das jungfräuliche Zartgefühl auch nur von weitem unangenehm berühren und verletzen könnte. Man kennt die Gewissenhaftigkeit, mit der Hr. Cons. Rath Glatz auch in dieser Beziehung seinen Gegenstand zu behandeln gewohnt ist; und daß man dieses Taschenbuch, was bey den meisten unsrer Taschenbücher nicht der Fall ist, gebildeteren und zartfühlenden Jungfrauen und Frauen ohne alles moralische Bedenken in die Hände geben und als ein nützliches, herzerfreuendes Geschenk darbringen dürfe, dafür bürgt schon der Name des Verfassers und das allgemeine Vertrauen, das er sich im In- und Auslande zu erwerben gewußt hat.

Geschenke für die Jugend.

Der kleine Jack. Eine Volksgeschichte. geb. 12 gr.
Geschichte des Prinzen Libu. geb. 14 gr.
Das blinde Kind. Eine Familiengeschichte. geb. 14 gr.
Das Schreibepult zu Buchenhayn. 3 Bändchen. geb. 1 Rthlr. 12 gr.
Der Besuch auf eine Woche. 2 Bändchen. geb. 1 Rthlr. 12 gr.
Ländliche Spaziergänge. 4 Bändchen, geb. 1 Rthlr. 16 gr.

Der aufblühenden Jugend werden diese, aus der Feder des stets unvergeßbaren Kinderfreundes Weiße geflossenen Uebersetzungen anerkannt guter englischer Urschriften die lehrreichste und angenehmste Unterhaltung gewähren. Wir besitzen unter der Anzahl von Kinder- und Jugendschriften wenige, die mit diesen zu vergleichen wären. Da man jezt so sehr die englischen Romane liebt, so werden gewiß auch diese Kinderromane aufs neue mit Vergnügen gelesen werden, um so mehr, da im nächsten Jahre von uns dankbaren Deutschen die Feier seines 100jährigen Geburtsfestes begangen werden soll.

Vorstehende Bücher sind bey Wienbrack in Leipzig und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Im Verlage bey C. H. Zeh in Nürnberg erschienen und sind bereits die 3 ersten Hefte [illegible] alle guten Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

Annalen der Blumisterei,
für Blumenfreunde, Gartenbesitzer und Saamenhändler in Verbindung mit mehrern Blumenfreunden herausgegeben
von
Jakob Ernst von Reider,
Verfasser der Geheimnisse der Blumisterei ꝛc.

1ster Jahrg. v. 12 Heften, mit 24 nach der Natur gezeichneten und fein gemahlten Kupfertafeln. gr. 8. geb. (Subscript. Preis) 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 10 ggr. Dasselbe Werk ohne Kupfer 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 10 ggr.

Die bereits erschienenen ersten 3 Hefte enthalten die gelungenen Abbildungen der Strelitzia reginae, der Camellia japonica, der Aglaia pontica, des Cytrus myrthifolia, des Cheiranthus Cheiri, flore violaceo und der Lychnis fulgens.

Theils der ausgezeichnete Beyfall, den diese Hefte durch eine zahlreiche Subscription einerndteten, theils auch der Umstand, daß wir uns im Besitze von Zeichnungen der kostbarsten und seltensten Gewächse befinden, macht es uns möglich, von nun an mit der Herausgabe der übrigen Hefte fortzufahren.

Aus der Zahl der vielen Prachtgewächse, deren Beschreibung und Cultur in den folgenden Heften aufge-

führt werden soll, führen wir hier nur jene von Paeonia, Magnolia, Loddigeria, Elichryssum, Melia, Rhododendrum mit gefüllten Blumen, Chiranthodendrum, Gloxinia, Melastoma, Azalea, meistens gefüllt, einiger neuer Arten Passiflora, Exostema, Saracha, Lassiopetalum, Pancratium, Psoralea, Pittosporum, Banksia, Leptospermum, Eckebergia, Flemingia, Eucalyptus, Loiœia, Protea, Daphne, Asclepias, Melaleuca, Diosma, Hibiscus, Nerium, Datura, Eulaxia, Crinum, Hackea, einiger 100 Arten Erica, neue englische und holländische Aurikel, Nelken und Lilien, Cactus etc.

Blumenliebhaber werden in diesen Annalen eine vollkommene Befriedigung finden, da nichts gespart wird, was nur immer zur reichen Ausstattung derselben beytragen kann. Nur sehr günstige, örtliche Verhältnisse machen es möglich, ein Unternehmen, das so Vieles umfaßt, um einen solchen geringen Preis fortführen zu können.

In der Universitäts-Buchhandlung in Königsberg in Preußen ist erschienen:

Ostpreußens Schicksale in dem Jahre 1812 während des Krieges zwischen Frankreich und Rußland. Von dem Polizeypräsidenten Schmidt. gr. 8. 1 Rthlr. 4 ggr.

Pränumerations-Anzeige.

F. K. Kraft's neues deutsch-lateinisches Hand-Wörterbuch.

Zweckmäßig nach seinem größern Werke bearbeitet.

Nach Vollendung des größern Werks fühlte der H. Verf. die Notwendigkeit eines kleinern wohlfeilern Hand-Wörterbuchs; für höchst wünschenswerth erklärten dieß die Aufforderungen mehrerer einsichtsvoller Gymnasial-Direktoren und Lehrer. Bey guten Grundlagen und Vorarbeiten, früherem Anfang des Herrn Mitarbeiters, und bey des Herrn Verf. schon erprobter Fähigkeit zu solchen Arbeiten, kann dieß Werk zwar in gewünschter Schnelle, jedoch ohne Uebereilung sehr brauchbar geliefert werden.

Im May ist bereits die erste Abtheilung, 28 Bogen stark, A — E und damit ein Drittheil des Ganzen enthaltend, erschienen.

Ueber die Proben urtheilten Direktoren und Lehrer-Collegia so günstig, daß sie das Werk vorläufig in Partbieen zu 40 und 75 Exemplaren bestellten; ja an einem Tage über 150 bestellt wurden. Das nun Erschienene hat diese gute Meinung bestätiget. Lange mit Sorgfalt vorbereitet, vielseitig erwogen, mit Beaunung des guten Raths competenter Richter, wird dieß Werk gewiß den Erwartungen und Wünschen entsprechen, welche man hegt und hegen kann von einem Philologen und erfahrnen Schulmanne, dessen Beruf zur Lexikographie so allgemein und rühmlich anerkannt ist, und dem überdieß ein aus trefflicher Schule hervorgegangener im Mittelpunkt der Gelehrsamkeit lebender und an zwey berühmten Anstalten lehrender, eben so geschickter als eifriger Philolog (Hr. M. Forbiger) bey dieser Arbeit zur Seite steht. Es wird die Bedürfnisse der mittleren und untern Classen, oder der nicht bemittelten Gymnasiasten befriedigen, welche in ihrer spätern Laufbahn die umfassende Kenntniß der lateinischen Sprache nicht so unumgänglich nöthig zu haben glauben; oder es wird auch für den Gebrauch des größern ausführlichen Werkes — welches keineswegs dadurch überflüssig wird — zweckmäßig vorbereiten.

Die Zahl der deutschen Artikel ist zweckmäßig gestellt. und manche in das Gebiet der Gymnasialbildung nicht eigentlich gehörende Ausdrücke sind ausgeschlossen worden. Ausführliche Erklärungen der deutschen Artikel sind meist nur zur Unterscheidung der einzelnen Begriffe deutscher Wörter gegeben. Die lateinische Phraseologie ist mit Auswahl des Zweckmäßigen gegeben und auch die abgekürzte Autorität beygefügt. Auf Synonymik der lateinischen Ausdrücke ist möglichste Rücksicht genommen und eine sorgfältige Wahl bey Aufnahme der Latinität beobachtet.

Der Umfang des Werkes beträgt über die Hälfte des größern, circa 85 Bogen größtes Lexikonsformat. Dafür gilt noch, jedoch nur bis zur Beendigung (die sicher im Oktober 1825 erfolgt): der billige Pränumerationspreis

von 1 Thlr. 20 gr. sächs. (3 fl. 18 kr. rh.),
auf Schreibpapier 2 Thlr. 12 gr. (4 fl. 30 kr. rh.)

bey Bestellung sogleich zahlbar; wobey zu bestimmen ist, ob die erste Abth. apart oder das Ganze erst zusammen soll gesandt werden.

Um die Einführung in Gymnasien und lateinischen Schulen noch mehr zu erleichtern, gewähre ich, wenn man sich direkt an mich wendet, auf 5 Exemplare das 6te frey, bey stärkerer Anzahl wird, wegen leichterer Berechnung jedes Exempl., gleich nur zu 1½ Thlr. gerechnet (bei 13 bis 19 gebe ich auch eines der Exempl. auf Schreibpapier), bey 20 und mehr Exemplaren sogar jedes nur zu 1 Thlr. 9 gr., gebe auch bey 25 und mehr den Direktoren oder Sammlern noch eines auf Schreib-Papier extra gratis. Bey andern Buchhandlungen kann man zwar nicht so hohe, indeß bey Partbieen doch einige Vortheile erhalten.

Der Ladenpreis tritt sogleich mit Beendigung des ganzen Werkes ein und wird wahrscheinlich über die Hälfte höher. Die geehrten Subscribenten und Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt.

Ernst Klein,
Buch- und Kunsthändler in Leipzig.

Bey A. G. Liebeskind in Leipzig ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden der erste Band einer

Reise durch Deutschland
und einige südliche Provinzen Oesterreichs in den Jahren 1820, 1821 und 1822
von
Joh. Rußel.
Aus dem Englischen.

Das Original hat in England so viel Aufsehen erregt und ist mit so viel Beyfall aufgenommen worden, daß bereits in kurzer Zeit eine zweyte Auflage desselben erschien. In der That haben sich auch mehrere berühmte Kritiker über seinen Inhalt in den gelesensten Blättern vortheilhaft ausgesprochen, weßhalb der als Gelehrter nicht unbekannte Uebersetzer ein verdienstliches Werk zu

übernehmen glaubte, wenn er es dem Publikum in deutschem Gewand mittheilte. Man findet hier treffende Urtheile über den Volkscharakter, die politische Verfassung, so wie über die gelehrten Anstalten mehrerer berühmten Städte, als Berlin, Cassel, Darmstadt, Frankfurt, Jena, Weimar, Wien u. a.; deßgleichen auch interessante Schilderungen berühmter Männer, als Wieland, Goethe und Schiller, und selbst gekrönter Häupter. Ueberall gibt sich der einsichtsvolle und vielseitig in mehreren Fächern der Künste und Wissenschaften bewanderte Reisende zu erkennen, welcher dabey mit einer Freymüthigkeit urtheilt, die nur der Wahrheitsscheue tadelswerth finden dürfte. Gewiß wird jeder Gebildete, und besonders der Gereiste dieß Werk als Erinnerungsblätter einer frohen Vergangenheit nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen, und wir bemerken nur noch, daß der 2te Band, womit das Werk geschlossen ist, in wenigen Wochen erscheinen wird. Preis beyder Theile 3 Rthlr. 12 gr.

Literarische Anzeige.

Bey L. W. Wittich in Berlin ist erschienen:

Geschichte der Europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien, von Fr. Buchholz. 1r Band. 16. geb. Preis 2 Rthlr.

Dieser Band enthält die Begebenheiten des Jahres 1823. Wenn der Verfasser den eben genannten Zeitraum durch die Ueberschrift: Von der Beendigung des Congresses zu Verona bis zur Befreyung Ferdinands des Siebenten aus den Händen der Cortes, bezeichnet hat, so scheint er sich dieß als die Hauptbegebenheit gedacht zu haben; denn von allem, was sonst noch im Jahre 1823 Merkwürdiges in der Europäischen Welt vorgefallen, ist nichts mit Stillschweigen übergangen worden. Man findet also das große Entwickelungs-Protokoll der Europäischen Gesellschaft hier abermals aufgeschlagen; und wenn wir nicht sehr irren, so werden viele Leser darüber erstaunen, wie in einem so kurzen Zeitraum so Vieles und so Großes habe geschehen können — wiewohl sie dieß alles selbst erlebt haben. Sollte die Europäische Staaten-Geschichte nach mehreren Jahren weniger annalistisch behandelt werden, so wird es noch immer von nicht geringer Erheblichkeit seyn, genau zu wissen, was jedem einzelnen Jahre angehört, und wie die Uebergänge erfolgt sind. Das unbestreitbare Verdienst des Verfassers ist, die Materialien zuerst gesammelt und chronologisch geordnet zu haben.

An alle Buchhandlungen ist wieder versandt:

G. C. Claudius und M. Klette allgemeiner Briefsteller, nebst einer Anweisung zu den nöthigsten schriftlichen Aufsätzen für das gemeine bürgerliche Geschäftsleben. Ein Handbuch zum Selbstunterricht für die mittlern und niedern Stände.

Auch unter dem Titel:

Nützliche, auf alle fast ordentliche Fälle eingerichtete Briefe u. s. w., nebst einer ausführlichen Anleitung zu verschiedenen andern schriftlichen Aufsätzen, als Bekanntmachung in öffentlichen Blättern, Wechselbriefen, Assignationen, Obligationen, Quittungen, Kontrakten, Vollmachten, Zeugnissen, u. s. w., 15te neu bearbeitete Aufl. 8. Leipzig bey Wienbrack. Preis für 38 Bogen 18 gr.

Wenn auch nicht schon der schnelle Absatz dieses, seinem Zwecke völlig entsprechenden, sehr gemeinnützigen und daher längst geschätzten Handbuches es empföhle, so würde dessen Wohlfeilheit dieses thun; denn es ist unter den vielen deutschen Briefstellern der wohlfeilste und auch unstreitig einer der vorzüglichsten, weil er alles leistet, was Geschäftsmänner sowohl, als auch Ungeübtere, für die er eigentlich bestimmt ist, von einem solchen Hülfsbuche fordern können. Eine Aufzählung seines reichhaltigen Inhalts kann hier nicht gegeben werden, es wird genug seyn zu bemerken, daß nicht nur 291 auf fast alle vorkommende Fälle eingerichtete Musterbriefe und mannigfaltige Schemen u. s. w., wie auch ausführliche Anweisung zu Titulaturen rc. sich in ihm befinden.

In der Oster-Messe 1825 ist erschienen:

Krafts, F. K., Direktor, Handbuch der Geschichte von Altgriechenland. Auch als Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische. 18 gr. Schrpr. 1 Rthlr.

Für die Classicität dieses jetziger Zeit in doppelter Hinsicht interessanten Werkes zeugen die 3te Aufl. und ein Nachdruck, so wie die competentesten Urtheile, z. B. Jenaer Liter. Zeit. Erg. Bl. No. 28.

„Die Verbesserungen der 2ten Auflage bestehen vorzüglich in der lat. Phraseologie. Mit Recht wird man von dem gelehrten Verf. des Deutsch-latein. Wörterbuchs Genauigkeit und Alterthümlichkeit der untergesetzten latein. Phraseologie erwarten, und wir dürfen versichern, daß die Erwartung nicht täuscht. Das Buch steht mit Ehren neben dem bekannten Döringschen, und wird sich auch künftig als nützlich für Anfänger im Lateinschreiben bewähren, denen wir es hiemit aufs Neue bestens empfehlen wollen."

Bey mir direkt auf 8 bezahlte 2 frey, auf 12 aber 4; bey Partieen ist eins der Exemplare auf Schrdp., bey 25 noch 1 extra gratis.

Ernst Klein's
literarisches Comptoir in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Adonis
Die klagende Venus
Venus Urania.
Eine Trilogie
vom
Maler Müller
in Rom.
Mit 4 Umrissen.
Leipzig, bey Gerhard Fleischer.
Preis carton. 2 Thlr.

Intelligenz = Blatt.

Bey Joh. Ambros. Barth in Leipzig ist erschienen:
Codicis Theodosiani libri V. priores recognovit additamentis insignibus a H. J. Clossio et Am. Peyron repertis aliisque auxit, notis subeta-neis tum criticis, tum exegeticis nec non quadruplici appendice instruxit C. F. Ch. Wenck. 8maj. charta impr. 1 Rthlr. 20 gr. charta script. 2 Rthlr. 4 gr.

Der Herr Herausgeber fühlte das Bedürfniß eines neuen Abdrucks der ersten fünf Bücher des Theodosianischen Codex in der Gestalt, welche ihnen nun zu Theil geworden, seit längerer Zeit, insonderheit bey Abfassung seiner ausführlichen Anzeige von denen durch Peyron und Clossius gewonnenen Bereicherungen um so mehr, als von Peyrons Schrift nur sehr wenige Exemplare nach Deutschland gekommen sind. Die von ihm beygefügten Anmerkungen lassen die Sorgfalt und Umsicht, mit der er jedem irgend möglichen Anspruch entgegen zu kommen bemüht war, nicht verkennen und sichern ihm günstige Aufnahme seiner Arbeit, die zugleich als ein Anhang zu dem Jus civile Antejustinianeum betrachtet werden kann.

An die Besitzer der Taschenausgabe zu Wielands Werken.

Die

Kupfersammlung zu Wielands Werken

ist nun bis 48 Blätter vollständig erschienen, und fortwährend in guten Abdrücken zum Pränumerations-Preise von 4 Thaler zu erhalten; da jedoch diese Taschenausgabe aus 51 Bänden bestehen wird, so sind noch einige Kupfer nachzuliefern, diese sollen noch zu Michaelis d. J. nebst einem 52sten oder

Supplementbande zu Wielands Werken

geliefert werden. Derselbe wird eine sehr interessante Erklärung sämmtlicher Kupfer und eine Selbstschilderung Wielands, herausgegeben von seinem Freunde J. G. Gruber, enthalten. Eine ausführliche Anzeige davon ist in allen Buchhandlungen zu erhalten. Der Subscriptions-Preis ist

18 Groschen für den Band mit Kupfern und
12 Groschen für denselben ohne Kupfer.

Zugleich mache ich den Freunden meiner Kupfersammlungen die Anzeige, daß eben erschienen ist

Kupfersammlung zu deutschen Classikern

1s Heft. 6 Kupfer zu Bürgers Werken. 12 gr. und diese hiermit begonnene Unternehmung nach und nach Kupfer zu den wohlfeilen Original-Ausgaben aller deutschen Classiker bringen wird.

Leipzig, im August 1825.

Friedrich Fleischer,
als Verleger.

Im Verlage von Immanuel Müller in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lord Byrons Reise nach Corsica und Sardinien während des Sommers und Herbstes 1821. Aus dem Französischen übersezt, geheftet 9 gr.

Literarische Anzeige.

So eben haben die Presse verlassen und sind bey H. L. Brönner in Frankfurt und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Eduard Young's Nachtgedanken. Im Versmaaß der Urschrift übersezt von Ch. E. Grafen v. Bentzel-Sternau. X u. 495 S. 8. auf Druckpapier 3 fl., auf Velinpapier 5 fl. 24 kr.

Die Homerischen Hymnen, übersezt und mit Anmerkungen begleitet von Professor Dr. Konrad Schwenk. XII u. 346 S. 8. auf Druckpapier 3 fl., auf Velinpapier 4 fl. 30 kr.

Zwey Werke, die sich Kennern und Freunden des Schönen als eine wahre Bereicherung deutscher Uebersetzungsliteratur ausweisen werden.

Young, — den unser Klopstock seinen Lehrer nannte — der Homer fühlender Denker, mit Adlerblicken Nachtigalltöne vermählend, gibt uns in seinem philosophischen Epos das Sonnensystem der überirdischen Hoffnungen. Verdiente je ein Dichterwerk denen empfohlen zu werden, welche in andächtiger Erhebung des Gedankens Trost in den Stürmen des Lebens und Ruhe im Weltgetöse suchen, so sind es gewiß Young's Nächte, aus welchen das edelste aller Kleinode strahlt: innere Offenbarung. Daß die Uebertragung eine gelungene, den Geist der Urschrift treu bewahrende ist, wird sich bey vergleichender Prüfung auf's entschiedenste ergeben.

Die Homerischen Hymnen, ehrwürdige Reste einer dunkeln Vorzeit, „Traumbilder und Schattengestalten," die der Alterthumsforscher und überhaupt jeder nach classischer Bildung Strebende als heilige Bruchstücke hochschätzt, werden in der neuen Uebersetzung dem Verständnisse deutscher Leser zwar in antiker Form, aber dabey in der erreichbarsten Klarheit zugeführt.

Frankfurt, am 15. August 1825.

Anzeige.

Bey Joseph Engelmann in Heidelberg ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Ueber den neuesten Zustand der Criminalgesetzgebung in Deutschland. Mit Prüfung der neuen

Entwürfe für die Königreiche Hannover und Sachsen. Von Dr. C. J. A. Mittermaier, Geh. Hofrathe und Professor der Rechte in Heidelberg. Mit einem Anhange, enthaltend allgemeine Bemerkungen über den besondern Theil des Criminalgesetzbuchs von Verbrechen und Strafen, von Dr. Stübel, Königl. Sächs. Hof- und Justizrathe zu Dresden, Ritter des Sächs. Civilverdienstordens. Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Die Wichtigkeit der von ausgezeichneten Juristen bearbeiteten Entwürfe neuer Criminal-Gesetzbücher für Hannover und Sachsen gibt schon jeder über dieselben gelieferten Kritik ein bedeutendes Interesse, welches noch dadurch erhöht wird, daß der Verfasser gegenwärtiger Schrift überall die wichtigsten Fragen der Criminallegislation geprüft, und vorzüglich die bey Gelegenheit der Prüfung des neuen Baierischen Entwurfes aufgestellten Ansichten einer genauen Beurtheilung unterworfen hat. Einen vorzüglichen Werth erhält noch diese Schrift durch die im Anhang abgedruckten Bemerkungen des Herrn Hofraths Stübel zu dem zweyten Theile des von ihm verfaßten Entwurfs des Criminal-Gesetzbuches für das Königreich Sachsen.

A. J. Vogel, griechisches Elementarbuch zum Schulgebrauche. 8. 1825. 9 gr. (25 Exempl. 6 Rthlr. baar.)

Der Herr Verf. fügt, Abwechselung aus mehrfachen Gründen für wesentlich nützlich haltend, in dieser Arbeit den schon vorhandenen ähnlichen Lehrbüchern ein neues hinzu. Seine Beyspiele sind sämmtlich aus klassischen Schriftstellern gewählt und in zehn Abschnitte getheilt, von denen die ersten drey den drey Deklinationen, der vierte der zusammengezogenen, der fünfte der unregelmäßigen Deklination, der sechste den Zahlwörtern, der siebente dem Pronomen, der achte dem Verbum in ω, der neunte den Verbis in $\mu\iota$, der zehnte den unregelmäßigen Zeitwörtern gehören. In den Anmerkungen ist häufig auch auf syntaktische Regeln hingewiesen und ein Wörterbuch beygegeben. Der Preis für 12½ enggedruckte Bogen wird gewiß billig gefunden werden.

Leipzig, im August 1825.

Johann Ambrosius Barth.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Besuch in Griechenland
in den Jahren 1823 und 1824.
von
Georg Waddington Esq.
Aus dem Englischen übersezt. Mit einem Vorwort
von
Dr. Schott.
gr. 12. broschirt. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

So Vieles und Schönes in den lezten Jahren über Griechenland geschrieben wurde, so wird doch Waddington eine der ersten Stellen, wo nicht die erste, unter diesen Schriften eingeräumt werden müssen. Man hatte bis jezt über die wichtigsten Jahre 1823 und 1824 wenige und unsichere Quellen-Nachrichten; durch Waddington ist Licht und Klarheit darüber verbreitet. Wie meisterhaft, mit wahrhaft romantischen Zügen, schildert er das Leben und die Umgebungen der griechischen Häuptlinge. Noch höhern Werth haben aber für jeden Geschichtsfreund überhaupt, für Freunde der griechischen Sache insbesondere die sehr wichtigen und ächten Aktenstücke über die Hetäria, welche er mittheilt. Wir glauben der Literatur zu diesem Werke Glück wünschen zu dürfen, und durch diese kurze Hindeutung auf seinen Inhalt hinlänglich empfohlen zu haben.

Die treffliche deutsche Uebersetzung ist von dem um die griechische Sache so hochverdienten Herrn Dr. Schott mit einem Vorwort, das alle Beherzigung verdient, begleitet.

H. F. Franth.

Bey C. W. J. Krahn in Hirschberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Valentin Friedland Trotzendorf.
Dargestellt von Dr. Gustav Pinzger.
Mit Trotzendorf's Bildniß und dem Facsimile seiner Handschrift. Preis 15 Sgr. Cour.

Trotzendorf's große Verdienste um das deutsche Schulwesen haben sich die gerechtesten Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nachwelt erworben. Der Versuch, das Andenken eines so gefeyerten Mannes zu erneuern, rechtfertigt sich gewiß schon dadurch, daß Trotzendorf einer der größten Pädagogen aller Zeiten war.

Im Verlage von Immanuel Müller in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Johann Arndt's
wahres Christenthum.
Eine sorgfältige Auswahl der kräftigsten Stellen dieses ächt evangelischen Erbauungsbuches. Zweyte wohlfeilere Ausgabe. 1825. Preis 6 gr.

Der Herausgeber, ein ächter Bekenner Christi, hat an der so kräftig zum Herzen gehenden Sprache des sel. Arndt's nichts geändert; und den Kern von Arndt's Christenthum rein und unverfälscht wiedergegeben.

* * *

In der Verlagshandlung von Graß, Barth und Comp. in Breslau ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Malerische Reise in einigen Provinzen des Osmanischen Reichs, aus dem Polnischen des Herrn Grafen Eduard Raczynski übersezt. Herausgegeben von Fr. Heinr. von der Hagen. Mit 2 Kupfern und 2 Steindrücken. gr. 8. cartonnirt. Preis 2 Rthlr. 12 gr.

Von diesem Werke erschien 1821 eine in groß Folio Format, auf schönem Papier mit mehr als 80 trefflichen

Kupfern und Karten reich gezierte Original-Ausgabe in spanischer Sprache; und im Jahr 1824 wurde von diesem Prachtwerke eine ganz treue deutsche Uebersetzung, welche der Original-Ausgabe an Form und Ausstattung ganz gleich ist, auf Kosten des Herrn Verfassers veranstaltet.

Da jedoch diesen beyden Pracht-Ausgaben, wegen ihres nothwendigerweise sehr hohen Preises, bey weitem nicht diejenige Verbreitung zu Theil geworden ist, welche das treffliche Werk so sehr verdient, so haben wir es unternommen, die deutsche Uebersetzung in einem Octavbande auf schönem Papier mit zwey sehr wohl gerathenen Kupfern und zwey Steindrücken auf unsre Kosten herauszugeben.

Nach dem verdienten Lobe, welches die Kritik dem in jeder Hinsicht ausgezeichneten Werke von mehreren Seiten gespendet hat, dürfen wir bey der Unternehmung dieser, auf den Wunsch des Herrn Grafen unternommenen, neuen Ausgabe wohl mit Recht auf Theilnahme und Beyfall rechnen. Der höchstgeschätzte Herr Verfasser, der sich mit ungemeiner Sorgfalt und Ausdauer zu jener Reise vorbereitete, hat in ihrer, durch eben so edle und gediegene, als anschaulich-einfache und kräftige Darstellung sich auszeichnenden Beschreibung eine Fülle von Belesenheit und gelehrten Kenntnissen niedergelegt. Der Landessprache mächtig, ist es ihm um so leichter geworden, durch eine treue und lebendige Schilderung der von ihm besuchten Provinzen höchst interessante und wichtige, und größtentheils neue Beyträge zur Kenntniß jener Länder zu liefern, auf welche der Blick und die Hoffnungen des freysinnigen und gebildeten Europa's fortwährend gerichtet sind.

Anzeige.

Die Hindernisse, welche sich bisher der vollständigen Befriedigung der Nachfrage nach der neuen Ausgabe von

Shakspeare's Werken,

übersezt

von Schlegel und Tieck,

entgegen stellten, sind gegenwärtig durch die endlich erfolgte Ablieferung des ersten Bandes von Seiten des Buchdruckers so weit gehoben, daß wenigstens die geringere Ausgabe der beyden ersten Bände hinreichend zu erhalten ist. Von den beyden bessern Ausgaben wird ein neuer Abdruck veranstaltet, und der erste Band derselben wird innerhalb drey Wochen, der zweyte aber zur Michaelis Messe, und nach deren Ablauf auch der dritte Band ausgegeben werden. Der Subscriptionspreis von 4, 5 und 6⅔ Thlr. Conventionsgeld in den drey verschiedenen Ausgaben für das ganze Werk, aus 9 Bänden bestehend, bleibt nur noch bis Ende des Jahres offen; der alsdann eintretende Ladenpreis wird beträchtlich höher stehen.

Zugleich zeige ich an, daß in einigen Wochen die drey ersten Bände von

Joh. Müller's

Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft

ausgegeben werden, unter der Bemerkung, daß die wachsende Theilnahme für das Unternehmen mir gestattet hat, den bereits einmal ermäßigten Preis fernerweitig herab zu setzen, und für die Subscribenten auf 6, 8 und 10 Thlr. Conventionsgeld hinsichtlich der drey verschiedenen Ausgaben zu bestimmen.

Leipzig, im August 1825.

G. Reimer.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die drey St. Johannisgrade

der großen National-Mutterloge zu den drey Weltkugeln. 8. 1825. 1 Rthlr. 4 ggr. oder 2 fl. 6 kr.

Dieses, sowohl für Maurer als Nichtmaurer äußerst interessante Werk enthält nicht allein die Beschreibung der ceremoniellen Aufnahme und die Beförderung in den Graden, sondern auch die geistreichen Zöllnerschen Instructionen, welche als ein wahres Meisterstück von Kenntniß des alten Orients angesehen werden.

Magazin

der neuesten Erfindungen und Fortschritte in den vorzüglichsten technischen Gewerben und Künsten, besonders in der Mechanik. Zusammengetragen von einer Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern und herausgegeben von Dr. G. A. Ahner in London. 1s Heft mit Kpfrn. gr. 8. geh. 18 ggr. oder 1 fl. 21 kr.

Diese Zeitschrift, zusammengetragen von einer Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern in England, soll vorzüglich diejenigen neuen Erfindungen enthalten, welche das Wohl der deutschen Nation befördern können.

Maurerische Ansichten.

Herausgegeben vom Hofrath von Schütz. 4s Heft. 6 ggr. oder 27 kr. 4 Hefte oder 1r Bd. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Neuere Verlagsbücher der Steiner'schen Buchhandlung in Winterthur, welche durch jede Buchhandlung zu bekommen sind:

Blätter aus dem Tagebuch eines Frühvollendeten. (Sal. Müller.) Herausgegeben von E. E. Steiner. 8. 1823. 2 fl. 15 kr.

Geßners (Georg) christliche Unterhaltungen für Leidende und Kranke. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1825. 2 fl. 24 kr.

Desselben Passionsblätter zur Beförderung christlicher Festandacht. gr. 8. 1825. 36 kr.

Gesneri (Conr.) epistolarum medicinalium liber quartus, denuo recusus, adjecto ineditarum ejusdem epistolarum specimine, cura J. Hanharti. 8. 1823. 27 kr.

Hallers (Carl Ludw. von) Restauration der Staatswissenschaft, oder Theorie des natürlich-geselligen Zustandes der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesezt. Sechster Band, für die Besitzer der ersten vermehrten und verbesserten Aufl. gr. 8. 1825. 4 fl. 48 kr.

— — Dasselbe Werk, 6r Band, für die Besitzer der zweyten Auflage. gr. 8. 1825. 4 fl. 48 kr.
(NB. der fünfte Band existirt noch in keiner Ausgabe, wird aber auch erscheinen und damit dann das ganze Werk beendigt seyn.)

Hanhart (Joh.) Conrad Geßner. Ein Beytrag zur Geschichte des wissenschaftlichen Strebens und der

Glaubensverbesserung im 16ten Jahrhundert; aus den Quellen geschöpft. 8. 1824. 2 fl. 42 kr.

Hanbart (Rudolph) Reden und Abhandlungen pädagogischen Inhalts. 8. 1824. 2 fl. 42 kr.

Derselbe über Veredlung des Handwerkstandes durch bessere Vorbildung, Ausbildung und Fortbildung. (Aus dem vorigen Werke besonders abgedruckt.) 8. 1824. 27 kr.

Desselben Blätter zur Belehrung und Erbauung für Jünglinge edlerer Erziehung. 8. 1824. 1 fl. 48 kr.

Heß (Joh. Jacob) die Hoffnungsinsel. Eine Parabel. Neue verbesserte Auflage. 12. 1823. 18 kr.

Derselbe die Reise. Zweyte Parabel. Neue verbesserte Auflage. 12. 1825. 27 kr.

Lesebuch (französisches) für Schulen. Mit einem vollständigen Wörterbuche. Zweyte verbesserte Auflage. gr. 8. 1824. 1 fl. 30 kr.

Müller (Joh. Georg) vom Glauben der Christen. 2 Bände. Zweyte mit nachgelassenen Zusätzen des sel. Hrn. Verfassers vermehrte Auflage. gr. 8. 1823. 6 fl. 18 kr.

Das in Verbindung mit mehreren berühmten Staatsmännern und Gelehrten von Hofrath Harl seit dem Anfange dieses Jahres herausgegebene

Archiv für die gesammte Staatswissenschaft, Gesetzgebung und Staatsverwaltung

beginnt in der deutschen Literatur Epoche zu machen, und zwar unter andern mit einer eben so gründlichen als vollständigen, mit allen Urkunden versehenen Originalabhandlung gegen den gemeinverderblichen und die höhere geistige Kultur untergrabenden Büchernachdruck. — Man findet in diesem allgemein beliebten Archiv, das in Zukunft als vollständiges Lehrbuch in Ansehung der Eigenthumsrechte der Schriftsteller und Buchhändler gebraucht werden kann, vollkommene Beweise für die unbedingten und von keiner Zeitbestimmung abhängigen Schrifteigenthumsrechte der Verfasser, welche, nach der hier aufgestellten Behauptung, auf die Verleger übergehen, so weit die erstern solche den leztern übertragen. Wie wichtig diese treffliche Lehre über die Eigenthumsrechte der Schriftsteller und Buchhändler — die hoffentlich endlich für ganz Deutschland ein allgemeines und unbeschränktes Verbot des Nachdrucks zur heilsamsten und allgemeinnützlichsten Folge haben wird! — sey, beweiset unter andern auch der gegenwärtige öffentliche und selbst vor Gericht anhängige Rechtsstreit zwischen den Buchhändlern Winter und Gros in Heidelberg über die Ausgabe von Gensless Diktaten zu Martins Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Prozesses. Der von dem Buchhändler Winter darüber gerichtlich belangte Buchhändler Gros führt nämlich zu seiner Vertheidigung an, daß nach dem Großherzoglich-Badischen Landrechte das Schrifteigenthum des Verfassers mit dem Tode desselben erlösche. — Außerdem liefert das obige neue staats- und gewerbswissenschaftliche Archiv auch andere höchst interessante Originalabhandlungen, und zwar über den neuesten Zustand und Umfang (nach Urquellen) der in vielfacher und selbst in staatswirthschaftlicher Beziehung so allgemein wichtigen und überaus nützlichen orthopädischen Heilanstalt in Würzburg, nebst der pragmatischen Biographie seines Gründers und Vorstandes Dr. Heine; dann über die Gemeindeverwaltung in Kurhessen, ferner über die radikale Verbesserung des Dienstbotenwesens, über die wahren Hindernisse und Beförderungsmittel des Ackerbaues, der Gewerbe und Fabriken und des Handels in Deutschland, über den Entwurf eines neuen Steuer-Gesetzes mit besonderer Rücksicht auf das Erwerbssteuersystem. — Neben dieß enthält obiges allgemeine Archiv von berühmten Mitarbeitern auch kritische Anzeigen der neuesten staats- und gewerbswissenschaftlichen Schriften, z. B. auch schon von Herrn Kreis-Direktors Dr. Rudhart Schrift über Baierns gegenwärtigen Zustand, eine umfassende Darstellung von einem kompetenten Beurtheiler. — Auch findet man darin eine allgemein sehr interessante und ganz neue Originalabhandlung über das Entstehen und die Wirksamkeit der Leipziger ökonomischen Societät und der ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Sachsen, und zwar nach Archivalquellen bearbeitet. Alle für dieses Archiv bestimmte Beyträge, deßgleichen neue staats- und gewerbswissenschaftliche Schriften, von welchen kritische Anzeigen gewünscht werden, sind unmittelbar an den Hofrath und Prof. der Staatswissenschaften, Dr. Harl in Erlangen, einzusenden. Obiges Archiv kann jederzeit durch alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

So eben ist erschienen und versandt:

General Grafen von Ségurs Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahre 1812. Historisch und literarisch beleuchtet und mit Erläuterungen und Noten versehen von Alphons von Beauchamp. Aus dem Französischen von Georg Wolbrecht. Preis geheftet 10 gr.

Nicht leicht hat in allen Landen ein Werk so viel Aufsehen erregt und Beyfall erhalten als Segurs, zu dem Obiges ein nöthiger und aufhellender Nachtrag ist. Es erläutert die Geschichte jener denkwürdigen Zeit und wird Jeden befriedigen.

Ernst Kleins
literar. Comptoir in Leipzig.

An alle Buchhandlungen ist versendet worden:

Hallers, (Carl Ludw. von,) Restauration der Staatswissenschaft, oder Theorie des natürlich-geselligen Zustandes der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesezt. Sechster und lezter Band für die Besitzer der ersten Auflage. gr. 8. Winterthur in der Steiner'schen Buchhandlung. 1825. 4 fl. 48 kr.

Dasselbe Werk, 6ter Band, für die Besitzer der zweyten Auflage. gr. 8. Ebendas. 4 fl. 48 kr.

Der 5te Band existirt noch in keiner Ausgabe, wird aber auch nachfolgen und damit dann das ganze Werk vollendet seyn. Die Gründe, warum der sechste Band vor dem 5ten erscheint, sagt der Verfasser in der Vorrede zu jenem.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neunzehnter Jahrgang.

1825.

Oktober.

Wenn Geist mit Muth ihr einet', und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaction vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unserer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.

Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.

das Kunst-Blatt . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Erzählungen.

Memoiren.

Musik.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Gedichte.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Literatur-Blatt.

Nro. 235.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 1. Oktober 1825.

Lieb' ist ein Feu'r, von dem die Augen leuchten.

Shakspeare.

Proben serbischer Volkslieder.

Von P. von Goetze.

Das walachische Mädchen.

Ritt' ich jüngst mein junges Rößlein,
Trug es mich zu der Walachin.
Die Walachin hat drey Mädchen;
Heimlich schalt die Mutter eine:
Garst'ge Nero, wo doch warst du?

Schilt mich nicht, o liebe Mutter,
Bin gewesen an der Donau,
Hab' geschaut da junge Deutsche.

Den ich sah, der eine Deutsche,
Wollt' er seyn mein Schwiegervater,
Gäb' ich ihm ein feines Hemde,
Daß er's trüge bis zum Tode.

Den ich sah, der andre Deutsche,
Wollt' er mir Brautführer werden,
Gäb' ich ihm ein goldgelb Tüchlein,
Daß er's trüge bis zum Tode.

Den ich sah, der dritte Deutsche,
Wollte der mein Liebster werden,
Gäb' ihm meine schwarzen Augen,
Daß er bis zum Tod sie küßte.

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

„Mein Leben bis zur Stunde, da ich in den Wagen stieg, war nur ein Erwarten dieser Stunde, ein Wiederholen der mit Theresen vollbrachten Zeit. Versenkt in jene Vorstellungen durchstreifte ich die Gegend, ohne zu wissen, wo ich war. Der Eindruck ihrer Lieblichkeit schien nur dem Bilde Theresens anzugehören, von diesem auszugehen."

„Der erste Ostertag hat in Prag einen mehr ernsten Charakter der Freudigkeit. Ueberall herrscht noch Stille. Die Frauen erscheinen größtentheils in schwarzen Kleidern; die irdische Lust scheint an sich zu halten vor der Freude des Himmlischen. Am zweyten Ostertage aber bricht jene mächtig hervor, in den buntesten Farben der Anzüge, und einer rauschenden Musik, welche allseitsher so fröhlich erschallt, als feyerte die Lust selbst ihre Wiedervereinigung mit der alten Genossin ihres Elementes."

„Manche frische junge Tanne hat der Wald hergegeben, die an den weitaufgethanen Thoren der Bier- und Speisehallen noch so fröhlich grünt als in ihrer dunkeln geräuschvollen Heimath. Dazwischen hängt ein dicker Buchsbaumkranz mit vielen Schleifen von buntem und goldenem Papier, in dessen Mitte ein Bacchus mit frischgefärbten rothen Wangen, beritten auf einem frischgefärbten, bunten Fasse, mit neuvergoldeten Reifen, seine zahlreichen Verehrer in sein Pseudoheiligthum ladet, die keiner großen

Einladung zu bedürfen scheinen, und in Haufen unter ihm hin in dasselbe einziehen. Auch die Fenster solcher Hallen sind mit grünen Reisern durchflochten, und ihre Zahl ist so groß in Prag, zumal in der Neustadt, daß ihr fröhlicher Anblick einen Charakterzug des Bildes jener alten Stadt an diesem Tage ausmacht."

„Wenn die Kleinseite, die Altstadt und der Hradzin vorzüglich der Schauplatz sind der übrigen Geschichte Böhmens, so ist die Neustadt vorzüglich der Schauplatz der Geschichte dieses Reiches unter seinen Luxemburgischen Regenten, deren größtem sie ihr Entstehen dankt."

„Der Moment der herrlichsten Blüthenzeit Böhmens, wo es Mittelpunkt der kaiserlichen Gewalt und Mittelpunkt der europäischen Kultur war, trifft zusammen mit dem des Entstehens der Neustadt Prags. Ein kurzer Augenblick, dem der Ruin alsbald gefolgt. Die jugendliche Pracht der lezteren wurde der Schauplatz der Verwüstungen der Hussiten, bevor die königliche Gewalt und die Macht des Adels sich dahin übersiedelt hatte. Man sieht dieß der Neustadt, besonders dem entfernteren Theil derselben an. Großartige, gradgestreckte Gassen und regelmäßige Plätze, dazwischen einzelne entsprechende Bauwerke, welche inmitten von Reihen unbedeutender Häuser und Hütten, oft gar einzeln oder verloren zwischen Gärten und Ackerflächen stehn, wo der Landbau der städtischen Betriebsamkeit den entrissenen Grund schon wieder abgewonnen."

„Eine grose Zahl von Menschen, eine Menge von Kindern darunter, die zu einem Zuge zusammenschmolzen, nahm denselben Weg wie wir, nach dem Kloster Emaus. Aber sie hatte etwas Stilles, ja Geheimes diese Menge, was ich bey allen Volkszusammenkünften in Böhmen angetroffen. Kein übermüthiger Ausdruck von Fröhlichkeit, kein augenblicklicher lauter Zwist, kein muthwilliger Spott. Die Menschen gingen gesezt nebeneinander und aneinander vorbey, wichen sich rücksichtsvoll aus, sprachen heiter, aber nicht lärmend."

„Wir drängten uns durch die Haufen von Verkäufern und Verkäuferinnen von Pfefferkuchen und Spielzeug und ihren Abnehmern, welche die Straße, die zum Kloster führte, auf beyden Seiten besezt hielten, in den Vorhof desselben und kamen, einen Weg zwischen umzäunten entlaubten Gartenflecken und niedrigen Baulichkeiten entlang, welche ehedem offenbar zu einem bedeutenden kirchlichen Ganzen gehört, in die Kirche. Nirgends konnte ich aber einen rechten Mittelpunkt und Anlaß des Volksfestes entdecken."

„„Mir ist, als sähe ich es entstehen, sagte die Mutter, als ich dieß hier bemerkte. Betrachten Sie die vielen Kinder, und wie das mit Lichtern umgebene prangende Bild des Christuskindes am Hauptaltar, an jener Seitenwand das Gemälde des Bethlehemitischen Kindermordes einen sehr lebhaften, höchst gefälligen und höchst schauderhaften Eindruck auf jene macht. Sie haben noch keine Gelegenheit gehabt zu beobachten und sind noch nicht in dem Alter, wo die Rückerinnerung lehrt, wie wichtig selbst das Unbedeutende in den Jahren der Kindheit ist. Als noch Mönche das Kloster bewohnten, fanden Kinder an diesem Festtage beym Ziel eines Spazierganges hier die Erschütterung zweyer entgegengesezter bedeutender Anblicke, welche mit ihrem Alter in Beziehung standen, und die Freude eines kleinen frommen Geschenkes. Sie begehrten wieder hieher. Ihre Eltern vertrösteten dieß Verlangen auf ein folgendes Jahr, und forderten die andern Nachbarn und Freunde auf, ihren Kindern dieselbe Lust zu machen. Erwachsene Geschwister nahmen Theil an dem Spaziergang; ein Lebensalter zog das andere. Die Freude der Gemeinschaftlichkeit breitete sich aus und vermehrte die Festlichkeit. Das Angenehme ward jährlich wiederholt. So wurde das Fest Volksfest, so sezte es sich als ein solches fort.""

„„Und so bleibt es einmal im Jahr an einem frohen Tage die Plätze und Gassen, in denen ihr Gründer im Geist gewiß ein ganz anderes politisches Leben der Zukunft wimmeln sah,"" fügte Therese hinzu.

„Es brachte mich auf die Bemerkung, wie nichts in der Welt Dauer behauptet, das nur der Wille eines grosen Einzelnen, das die Menschen nicht gemeinschaftlich erschaffen haben."

„Die Ansicht der Mutter hatte mich das Fest mit andern Augen betrachten lehren. Ich bemerkte darin den Nationalgemüthszug der Eltern- und Kindesliebe, welcher den slavischen Nationen insgesammt so eigen ist. Jene nahm wahr, daß sie meinen Vorstellungen eine neue Richtung eröffnet, noch bevor ich ihr dafür gedankt. Auf diese Art gewährte mir der Umgang meiner neuen Freundinnen den Vorschmack eines ganz neuen Genusses, des Genusses der Entwicklung unsrer Gedanken in der Gesellschaft der Frauen. Ich war von jenem Tage an ihr täglicher Gesellschafter. Bisher hatte ich fast ausschließlich mit Männern gelebt, aber der geistige Verkehr zwischen unserm Geschlecht hat bey gleichen Anlagen fast immer den Charakter eines Kampfes. Unsre Ansichten erweitern sich gern auf Kosten der Ansichten Anderer, oft in der Absicht, diese zu widerlegen. Wenn leztere sich nicht auf eine spezielle Domäne der Erkenntniß beziehen, lassen wir sie selten ohne eigene Modifikationen gelten; geschieht es aber, so verbindet sich immer damit das peinliche Gefühl anerkannter Ueberlegenheit. Hier hatte ich keine Ueberlegenheit anzuerkennen, als die im Voraus eingeräumte des Gefühls, die, so mehr anerkannt, ein um so grösseres Glück verhieß. Ich sahe das Leben und die Dinge aus Gesichtspunkten aufgefaßt, aus denen ich es nimmermehr hätte betrachten können." — —

„Therese besaß mehr Geist und Seelenstärke als ihre

Mutter. Ihr Gefühl umfaßte die ganze Schöpfung. Es war in jedem Blatt, möcht' ich sagen, es war im Staube der Vorzeit lebendig. Besonders rührend aber war mir ihre Zärtlichkeit für ihre Mutter, welche bey der innigsten kindlichen Bescheidenheit und Dankbarkeit etwas von Schutzwaltung besaß."

„In der Mutter richtete das Gefühl sich mehr auf persönliche, gegenwärtige Gegenstände: es war heftiger, sorgenvoller, unmittelbarer."

„Ich konnte beym Umgang mit jener mich oft der Gedanken nicht erwehren, welche Sicherung in allen Lagen des Lebens ein Mann an einer Gefährtin, wie sie, gewinne! welche Sicherung und Dauer des Glückes der Liebe so viel geistige Liebenswürdigkeit, so viel Klarheit der Einsicht und ein so sittlich harmonisches Verhältniß der Kräfte gewähren mußten, als sie besaß! Ich hing mit ganzer Seele an ihr; und der Wunsch, in ein noch näheres Verhältniß mit ihr zu treten, ward immer lauter."

„Ueber alle ihre Verhältnisse hatten Therese und ihre Mutter offen gegen mich gesprochen; der Geschäfte, welche sie nach Prag geführt, aber hatten sie nie erwähnt. Daß diese unangenehmer Art seyn mußten, verrieth mir die Bekümmerniß, worin ich oft Beyde versunken traf. Dieser Umstand, verbunden mit dem von ihnen beobachteten Schweigen, ließ mich vermuthen, daß sie Geldangelegenheiten beträfen. Sie lebten auf einem anständigen, doch keineswegs reichlichen Fuß, und ich kannte die Frauengeschicklichkeit, mit geringen Mitteln eine würdige äußere Lage zu behaupten. Das Zartgefühl verbot mir bey dieser Meynung, nach jenen Geschäften zu fragen und meinen Freundinnen eine wesentlichere Erleichterung als durch gesellschaftliche Zerstreuung zu bieten."

„Sobald ich in ein näheres Verhältniß zu Theresen getreten war, durfte ich nach der Ursache ihrer Bekümmerniß forschen; ward diese durch Bedrängniß der Lage veranlaßt, erleichterte sie sich von selbst, und ich genoß des Glückes, von der Brust der Geliebten nicht nur die Last eigener, auch die Last der Sorgen eines ihr so theuren Wesens zu heben, als ihre Mutter für sie war."

„Daß Therese mein Gefühl erwiedre, wußte ich, obgleich von Liebe nie die Rede zwischen uns gewesen. Zu leise, zu wenig von andern Menschen beobachtet und gedeutet, von den Verhältnissen bedroht, hatte sich unsre gegenseitige Neigung entwickelt, ohne leidenschaftlich zu seyn. Sie war unsrer Brust natürlich und nothwendig, wie das Athmen. Wir fühlten sie mehr als ein gemeinschaftliches Daseyn in andern Gegenständen, als daß wir einer von des andern Vorstellung entflammt gewesen wären: weil wir uns nie getrennt fühlten, weil Therese der natürlichen Stärke ihres Geistes dasselbe kräftige Interesse an den Gegenständen dankte, das ich einer ernsten, wissenschaftlichen Bildung schuldig war. Allein unser gegenseitiges Gefühl hatte eine Wärme, ein Vertrauen, und belebte die Gegenstände, mit denen wir uns beschäftigten, auf eine Art, von der ich nie eine Ahnung gehabt."

„Die Vorstellung, daß ich sie bitten und sie einwilligen müsse, die Meinige zu seyn, daß Etwas in unsrem Verhältniß geändert werden solle, erinnerte mich erst, daß wir nicht ein Gedanke und ein Wille wären, und brachte mir so die erste, süße Unruhe der Liebe."

„Mein Geburtstag nahete; auf ihn verschob ich meine Bitte um ihre Hand. Ich wollte, daß der Tag, der mir das Leben geschenkt, auch sie mir schenken sollte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im August.

(Fortsetzung.)

Unser Freund Esquimaux, der sich bisher noch immer sehen ließ, doch nur auf trocknem Lande, wo er sich bey der Schaustellung eine Minute lang theatermäßig in seinem zwanzig Pfund schweren Kahn hin und her bewegte, als ob er ruderte und manövrirte — ich wunderte mich oft, daß sich dabey nicht auch ein Windsausen hören ließ, wie nach aufgezognem Vorhang in den meisten romantischen und fatalistischen Trauerspielen — hat nun auch ein Schauspiel auf dem Wasser gegeben, wozu ihm der schöne, große Teich im Lustgarten von Belvedere erlaubt wurde. Es war allerdings eine interessante Erscheinung, einen Nordpolarmenschen in seiner Tracht aus Robbenfell plötzlich auf diesem reitzenden Wasserspiegel umhergleiten zu sehen. Er veränderte auch, wie ein Schauspieler, seine Garderobe und erschien in der Folge, mit dem Wasserhemd aus undurchnäßlichem Zeug, so wie es unverbrennliches gibt, nämlich aus Seehundsblase, angethan, als er sein eigentliches großes Kunststück machte, den Saltomortal mit dem Kahn, in dessen mittlerer Vertiefung er fest gebunden sitzt, wie eine angewachsene Schnecke in ihrem Schalenhaus, und mit dem er sich so um und um wirft, daß er schnell aus dem Wasser wieder auftaucht, also nicht ertrinken kann. Das war aber auch alles was interessiren konnte, und das Schauspiel war zu einförmig für die Dauer der Zeit. Er warf auch mit seinem zweyzinkigen Wurfspieß nach den immer traulich und friedfertig in seiner Nähe schwimmenden zahmen Gänsen, das glich aber einem Massacre, oder einer Hetze, denn er traf sie niemals tödtlich und marterte die armen Schwimmlinge der Kapitols-Befreyer kläglich und zum Leidwesen des sentimentalen Theils der Zuschauer. Eine nahm er bey dem Hals und gab ihr mit den Zähnen den Genickfang. Als das Schauspiel lange genug gewährt hatte, erhob sich mit Macht eine drohende Gewitterwolke, man hätte glauben sollen, die Ahnen der Erwürgten hätten die Rache des Duumvirs angefleht. Eine große Anzahl von Zuschauern aus allen Ständen hatte sich eingefunden; die Einnahme kann über 5000 fl. betragen haben. Auf beyden Seiten des mit Plätzen umgebenen Teiches waren Musikbanden aufgestellt, die Rossini'sche und Weber'sche Musikstücke bliesen, unter andern die Romanze der Donna del Lago (assai convenevole!) und den Jägerchor. Der Kapitän hat das Wasserschauspiel noch einige Mal wiederholen wollen, bis jetzt war die Witterung aber stets ungünstig.

Auf dem Hoftheater trat Mlle. Minna Bervison, aus Pesth kommend, auf, gab jedoch nur Eine Gastrolle, vermuthlich weil sie sich durch den nicht ganz günstigen Erfolg dieser ersten abschrecken ließ, woran sie, meiner Meynung nach, Unrecht hatte, denn ohne Zweifel würde sie in der Folge durch

eine glücklichere Wahl den Fehlgriff leicht verbessert haben. Sie zeigte sich nämlich als Madame Danville, in dem Lustspiel: die Schule der Alten. Diese Rolle macht nun erstens große Ansprüche, hinsichtlich der äußern Erscheinung, und dann sind die Leistungen zweyer Darstellerinnen dieses Charakters, die durch vorzügliche Gaben unterstüzt werden, noch zu frisch in der Erinnerung, als daß einer dritten, ohne jene persönliche Empfehlung, der Wettkampf nicht doppelt erschwert werden sollte, auch wenn sie eine bedeutende Stufe der Kunst erreicht hätte. Die Gastspielerin hat Gewandtheit und Bühnensicherheit, es zeigte sich ein gewisser Zusammenhang in ihrer Darstellungsweise, der freylich dadurch erleichtert wurde, daß ihr Spiel auf das Brillante Verzicht leistete. Uebrigens wirkte nichts störend, wogegen auch nichts einen eigentlichen Relief hatte. Sie sprach natürlich, wenn gleich in einem etwas einförmigen Tonfall — vielleicht nur im Sylbenmaße — und in denjenigen Scenen (von der zweyten Hälfte des vorlezten Aktes an, bis zum Schluß), die eine einfachere Schattirung gestatten, worin der Ton bestimmter wird, verdiente Manches Lob und Anerkennung. Troz der ungewöhnlichen Kälte des Publikums verlor die Darstellerin doch, dem Anschein nach, die Fassung nicht, und ich erwähne den Vortrag des Briefes als vorzüglich gelungen, so unbedeutend das auch scheinen mag. In der Aussprache ist etwas, woran man sich gewöhnen muß. Die Garderobe war gewählt und elegant, indessen wenn gleich das Unscheinbare oft durch die Repräsentation gewinnt, so gewährt doch selbst das glänzende Kostüm der Persönlichkeit, ohne Zuthat dieser leztern, nicht denselben Vortheil.

Ich habe nun doch endlich, seit meinen ersten Bemerkungen über die Gastdarstellungen des Hrn. Arthur, etwas über eine seiner lezteren, nämlich die Rolle des Rudolph, in Körners Hedwig erfahren, die gut soll ausgefallen seyn. Man sagte mir er habe viel Geeignetes für diese Art von Rollen, nämlich Feuer und Lebendigkeit, und sey mit Beweisen des Beyfalls belohnt und auch herausgerufen worden. Ich würde gern noch etwas Näheres darüber anführen, wenn man sich auf solche Aeußerungen und Berichte nur immer auch verlassen könnte. Die gewöhnlichen Phrasen bedeuten selten etwas, und werden ohne Unterschied verwendet. Z. B. „Klarheit der Auffassung.“ — (was heißt das? — Klarheit der Darstellung!) „Zweckmäßiges Spiel“ — (worin besteht das?) „richtige Deklamation“ (nun ja doch, ja doch!) —

Während im Gebiet der dramatischen Musik in Deutschland, und namentlich hier in Wien, eine so große Unfruchtbarkeit herrscht, ist es erfreulich auf glückliche Bemühungen im Fach der religiösen Musik zu stoßen, über deren Vernachlässigung in neuerer Zeit so vielfältig schon geklagt wurde. In der hiesigen Hofkirche zu den Augustinern wurde unlängst — am Peter und Paultag — eine Messe, von der Komposition eines sehr geschickten Dilettanten, des Eisenhändlers Engelbert Aigner, ausgeführt, der schon durch mehrere Kompositionen im Kirchenstyl die Aufmerksamkeit der Kenner gewonnen hat. Diese neue Messe in C-dur sezt, nach dem Urtheil der Kunstverständigen, den Beruf des Verfassers zu diesen Werken außer allen Zweifel. Das Kyrie kündigt durch seinen feyerlichen Styl und den trefflich getragenen Gesang, in welchem schöne Nachahmungen das Interesse des Kenners gleich in Anspruch nehmen, schon den soliden Charakter des ganzen Werkes an. Im cum sancto Spiritu imponirt der Tonsezer durch seinen kunstgerechten Fugensaz in der Quinte, der besonders durch die gute Haltung der Posaunen in der Ausführung der Repercussionen u. s. w. unterstüzt wird. Der ernste und würdevolle Styl, in welchem mit großer Vorsicht alle nicht kirchlichen Auswüchse der Phantasie beseitigt scheinen, zeigt die kunstgerechte Ansicht des Komponisten von der Kirchenmusik, und gibt dem geschickten Gebrauch aller kontrapunktischen Künste, der in diesem Tonsaz vorherrscht, erst den wahren Werth. Der Gesang ist immer in einer natürlichen Lage der Stimmen geschrieben, deßhalb auch leicht ausführbar und doch melodiös. —

Das neue Panorama im Tempel des Mars, am Eingang des Praters, wird sehr besucht. Das Gebäude selbst — eigentlich eine mit Leinwand überzogene Hütte — fällt angenehm in's Auge. Es bildet ein längliches Quadrat, dessen schmale Vorderseite der Stadt zugekehrt, den Eingang eines Tempels darstellt, zwar nur gemalt, aber sehr imposant. Auf den ersten Blick erinnert es an das Thor mit der Siegesgöttin in Berlin. Zwischen den Säulen sind Statuen angebracht, oben erhebt sich der Kriegesgott auf seinem Wagen, dem die Fama zur Seite schwebt. Dieses Bild macht einen günstigen Eindruck, eh' man zu dem innern Schauplaz kommt, wo sich zuerst die ganze österreichische Landmacht, nach Regimentern und Divisionen, an den verschiedenen Uniformen und Abzeichen kenntlich, dem Blick entfaltet, dann in einem besondern Gemälde die Marine dargestellt wird, indem die ganze Armada in zwey Reihen aufgestellt, mit fliegenden Wimpeln dem Herrscher selbst zu huldigen scheint, der von einem glänzenden Gefolge umgeben, Heerschau hält. Die meisten Figuren sind Porträts. Der Zuschauer wird plözlich von dem durch glänzende Kriegsthaten berühmten Marchfeld, welches der Schauplaz der ersten Darstellung ist, an das adriatische Meer versezt. So glücklich indessen die Idee des Ganzen, und so kunstsinnig die Ausführung ist, so entspricht die Wirkung doch im Allgemeinen der Erwartung nicht. — Auf der andern Seite des Praters, wo die bunten Volksspektakel wetteifernd mit einander um die Palme ringen, zeigt sich unter andern ein Kabinet mit Wachsfiguren. Zwey große Tableau's zu beyden Seiten des Eingangs locken die Schaulust an. Auf dem einen sieht man ein stattliches Bulgarenpaar, im ächten Kostüm, und zwischen Beyden das doppelte Zwillingspaar, mit dem die Frau auf Ein Mal ihren Mann beglückt hat. Die Kleinen, in den Windeln und zierlichen Häubchen, mit Bändern geschmückt, neben einander ausgebreitet, schildern das Glück des Ehestandes mit lebendigen Farben, und geben dem Vater Anwartschaft auf den Stolz jenes Ritters und Grafen von Abensberg, der einst Heinrich II., als er in den Krieg ziehen wollte, alle seine Schäze: zwey-und-dreyßig Söhne zum Geschenk brachte. Das andre Tableau zeigt zwey Botokuden, gekleidet, oder vielmehr nicht gekleidet, wie die Peruaner im unterbrochnen Opferfest gewöhnlich, nur durch die Klöze unterschieden. Auf dem daneben ausgehängten Anschlagzettel liest man unter andern: „Der Dichter A. v. Kozebue, eine seiner Töchter, sein Sohn, ein Mohr aus Afrika“ u. s. w. Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen!

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nro. 229:
Silas. Salis.

Charade.

Erstes Sylbenpaar.

Mein Erstes sind des Frühlings frohe Boten.
Ihr Jubel steigt durch die entzückte Luft.

Lezte Sylbe.

Auch ich vernehm' ihn gern, und neuer Blüthenduft
Entathmet mir, wenn hell der Boten Stimme ruft.
Und meine Säusel wehn gern in des Sanges Noten.

Das Ganze.

Mein Ganzes ist dem Zweyten eng verbunden.
In Gärten werd' ich kaum, in Wäldern viel gefunden.

— o —

Beylagen: Literaturbl. Nr. 78. u. Intelligenzbl. Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. Oktober 1825.

Stand der Genius je ohne die Kunst, und sie
Ohn' ihn jemals am Ziel?

Klopstock.

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

Von G. L. P. Sievers.

Alles geistige Seyn und Schaffen stützt sich auf unwandelbare physische Grundsätze: die Materie wird Bedingung zur Gestaltung des Geistes. Warum rührt sich, redet und empfindet der Südländer lebhafter als der Bewohner des Nordens? Weil er mehr im Freyen lebt. In einem lange in Windeln gefesselten Kinde muß der Gebrauch der Gliedmaßen sich später entwickeln und unvollkommner bleiben, als in einem solchen, welches von seiner Geburt an sich hat frey bewegen können. Menschen, welche auf offenen weiten Plätzen in einer größeren oder geringeren Entfernung unter sich etwas zu verhandeln haben, sind gezwungen, lauter zu reden, und (was hieraus folgt) sich mannigfaltiger und ausdrucksvoller zu gebehrden, als wären sie im engen Zimmer eingeschlossen. Dieß die unmittelbare Ursache der größern geistigen und körperlichen Regsamkeit der Italiener; sie vermehrt sich mit jeglichem Grade der Breite, bis sie in Neapel und Sicilien den höchsten Grad erreicht hat. Daß nicht jedes warme Land eine ähnliche geistige und körperliche Lebendigkeit erzeugt, beweisen Spanien und die Türkey.

Die Schauspielkunst, insofern der Zweck derselben ist, den innern und äußern Menschen unmittelbarer, als es jedes andere künstlerische Streben vermag, darzustellen, hat sich bey den Italienern verschieden von dem gestalten müssen, was sie bey den übrigen Nationen ist, wo ihr gleichfalls der Stempel der inneren und äußeren Volksbildung aufgedrückt worden ist. Auf die Gefahr hin, bey Verhandlung eines Gegenstandes, mit welchem es mir von meiner frühesten Jugend ein großer Ernst gewesen ist, der Frivolität beschuldigt zu werden, muß ich folgenden, an sich unbedeutend scheinenden, dem Wesen nach aber als Grundursache der verschiedensten Modifikationen wirkenden Umstand erwähnen: der Italiener wärmt sich an der Sonne und ist natürlich, der Franzose am Kamine und ist gesellschaftlich, der Deutsche hinter dem Ofen und ist künstlich, der Engländer an Steinkohlen und ist schwerfällig.

Man hat gesagt, die Franzosen seyen geborne Schauspieler. Das ist nicht wahr: das gesellschaftliche Leben bildet sie erst dazu. Auf die Italiener dagegen läßt sich dieser Ausspruch mit vollem Rechte anwenden. Diese Nation, unkundig jeder Kunst, weil sie in und mit der Natur lebt, ist in ihren schauspielkünstlerischen Darstellungen der treueste, vollendetste Abdruck derselben. Auf welchem Wege sie dieß wird, möge ein Beyspiel, zur Verständlichkeit abermals aus dem gewöhnlichen Leben genommen, beweisen. Warum stellt sich in der Regel ein Kleinstädter verlegen, der Bewohner einer großen Stadt ungezwungen dar? Weil ersterem hundert Bekannte aufstoßen, von welchen er sich beobachtet wähnt, also eine künstliche Haltung annehmen zu müssen glaubt, während letzterer kaum einen findet.

Der Franzose ist, als Schauspieler, ein Produkt des gesellschaftlichen Lebens, also schon eine künstlerische Schöpfung, aber nur in der Form, nicht in der Materie. Diese Form, ein bestimmtes, von allen gekanntes, ja durch Worte zu lehrendes positives Etwas, fähig, sich stets vollkommner zu gestalten, ist ihm zur zweyten Natur geworden. In der französischen Schauspielkunst befindet sich also von der einen Seite die Natur, von der andern die Form, Beydes durch den bewunderungswürdigen Geist der Zweckmäßigkeit, welcher dieser Nation eigen ist, zur Vollendung ausgebildet. Die Form spricht aber nicht allein den gebildeten Mann, sondern auch den rohesten Naturmenschen an, welcher in der Gestalt der Sonne und des Mondes, der Wölbung des Himmels, der Bildung der Welten das vollendetste Bild der Form vor Augen hat. So erklärt sich die sonderbare Erscheinung, daß die französische Schauspielkunst auf der kultivirten Erde den meisten Beyfall erhält.

Den Deutschen mangelt sowohl die Natur als das gesellschaftliche Leben. Den größten Theil ihres Daseyns in vier Mauern eingeschlossen, müssen sie sich, statt des Genusses Beyder, mit der Sehnsucht danach begnügen. Diese, durch die Reflexion zu einer Art von systematischem Bewußtseyn ausgebildet, hat das sonderbare Gebilde, was wir romantische Kunst nennen, hervorgebracht. Die Deutschen, als das einzige Volk, besitzen daher eine Schauspielkunst im guten und bösen Sinne des Wortes.

Das Wesen der englischen Schauspielkunst möge, als außer England so gut wie gar nicht vorhanden, auf sich beruhen. Es würde leicht zu beweisen seyn, daß sie eben so natürlich, aber auch eben so erdrückend als der englische Nebel und das englische Ale ist.

Ich komme auf die italienische Schauspielkunst zurück, von der hier vorzugsweise geredet werden soll. Die Italiener, besonders die des Südens, sind zur Zeit noch das natürlichste Volk des gebildeten Europa. Ohne allen geistigen und körperlichen Luxus, in und unmittelbar mit der Natur lebend, entlehnen sie von dieser ihre geistigen und körperlichen Bedürfnisse, das heißt, sie essen die meisten vegetabilischen und animalischen Bedürfnisse (leztre nur gekocht) roh, und nehmen die Eindrücke, welche sie von der Natur erhalten, eben so roh ein: sie zürnen, sie tödten wie der Donner, sie lächeln wie die Sonne, und beydes so abwechselnd, und ohne daß eins von dem andern die geringste Spur hinterließe, wie ihr Vorbild. Aller Reflerion entbehrend, gleichsam einem bloßen Instinkte folgend (ich nehme dieß Wort in seinem edelsten Sinne), ist es Wunder, wenn sie keine Tiefe des Charakters besitzen? Tiefe ist nur da vorhanden, wo Grübeley herrscht. Aber auch Gemüth und Innigkeit gehen ihnen ab. Beydes Erzeugnisse der befangenen, leidenden und mitleidenden Menschheit, oder des Konflikts, in welchem die in der Häuslichkeit lebenden Menschen untereinander befangen sind, ist den Naturmenschen, welche alle Herzensverhältnisse entbehren und nur die materiellen Leibes- und Seelenbedürfnisse (unter leztere rechne ich den Humor der Italiener, von welchem weiter unten geredet werden soll) kennen, gänzlich fremd. Mit diesem allgemeinen Urtheile habe ich den besondern unterscheidenden Charakter der italienischen Schauspielkunst ausgesprochen.

Lezterer ist die Natur, aber nicht jene flache Natur der Deutschen, welche in denjenigen Subjekten, denen die Kunst unzugänglich ist, so widerwärtig erscheint, auch nicht die plastisch-formelle der Franzosen, welche doch nur dann absolut genügen kann, wenn ihr, ohne alle Beymischung des bürgerlich-gewöhnlichen, die reine Form innewohnt, noch weniger die aufgeschwollene der Engländer, welche niemanden zusagen kann, als wer beym Steinkohlendampfe geboren und beym Ale großgezogen worden ist: die Natur der italienischen Schauspielkunst zeigt sich nackt und unverschleyert, wie sie ursprünglich von der großen Schaubühne des Weltalls selbst hervorgegangen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

„Am Abend jenes Tages kam ich früher zu meinen Freundinnen, als gewöhnlich. Die Unruhe meiner Absicht trieb mich zeitiger hin. Ich traf Therese allein, am offenen Fenster, vertieft in die Lektüre eines von ihr aufgeschlagenen Buches. Ein hoher pyramidenförmiger Strauß, mit geschmackvoller Wahl in Zusammenstellung der Farben und Formen der Blumen gebunden, stand vor ihr in einem Glase. Sie hatte mich noch nicht erwartet, und erhob sich, leicht erröthend, als ich eintrat. Die Mutter ist ausgegangen, sagte sie, wird aber gleich wieder hier seyn.“

„Was bedeuten die schönen Blumen, welche Sie da vor sich haben?“ sagte ich. „„Lieber Freund, die sind für Sie, antwortete sie. Der Mutter wird es nicht recht seyn, daß ich ihr vorgreife; allein warum fragten Sie? Es ist heute Ihr Geburtstag. Wir haben nichts Neues ersonnen, Sie zu erfreuen, wie Sie sehen; seit Jahrtausenden geben die Menschen einander Blumen zum Zeichen guter Wünsche und der Freude; aber was haben sie auch Besseres? und wie herzlich unsre Wünsche für Sie sind, fühlen Sie selbst an der Wohlthat, die uns Ihre Freundschaft und Gesellschaft ist.““

„Therese! rief ich, ich bitte um mehr von Ihnen! — Könnten Sie sich entschließen, Ihr Leben unauflöslich mit dem meinigen zu verbinden?"

„„R —, antwortete sie mit der Offenheit und dem leuchtenden Blicke, worin die Tiefe ihrer klaren Seele zu sehen war, ich bin die Ihre, fast seitdem wir uns kennen, und außer einer Kinderliebe in meinem dreyzehnten Jahr, deren Begebenheiten darin bestanden, daß der, wenige Jahre ältere Geliebte, bey der Vorlesung einiger leidenschaftlichen Stellen aus Dichtern, diese an mich richtete, daß wir bey einigen Gesellschaften Tischnachbarn waren, und er am Abend unsers lezten Zusammenseyns bey seinem Abschiedsfest, die Aufgabe neckender Freunde zu lösen, seine Lippen auf meine Hand drückte, fühlte ich bis heute nie für einen andern als für Sie. Doch ich weiß nicht, wie meine Mutter hierüber denken mag, zumal im gegenwärtigen Augenblick. — Lassen Sie mich mit ihr sprechen, und nehmen Sie mich von deren Hand, die mir das Leben gab. Meine Liebe ist mein, und die haben Sie.""

„Indessen hörten wir die Schritte der Mutter. Sagen Sie ihr nichts!" rief Therese hastig. „Sie hat sich heute einen heitern Abend versprochen: es würde sie erschüttern. Ueberlassen Sie es mir, und morgen —"

„Sie drückte meine Hand; die Mutter trat ein, in der That ungewöhnlich heiter. „Wir haben heute ein Fest," sagte sie „das Sie uns machen, wie alles Fröhliche in unsrem Leben seit einiger Zeit von Ihnen herrührt." „Sein Angebinde hat er schon," fiel Therese ein. Er fragte, was der Strauß bedeute? und ich mußte es sagen. „Ich küßte der Mutter die Hand. Sie schloß mich in ihre Arme und legte ihre Rechte, mit Thränen in den Augen, mit unterdrückter, heftiger Bewegung, schweigend und flüchtig auf meine Stirn, wie zum Segen. Im Augenblicke darauf war sie wieder gefaßt und lächelnd."

„Es war ein kleines Festmahl bereitet. Die Stunden vergingen noch glücklicher als gewöhnlich, weil wir alle drey erregter als gewöhnlich waren. Das Gefühl, wie nahe wir einander angehören sollten, war ahnungsvoll lebendig in jedem gewechselten Wort."

„Ich hatte, so schreckbar war mir der einsame nächtliche Gang über die Brücke, seit dem ersten Abend meines Dortseyns, bisher vermieden, spät bey meinen Freundinnen zu bleiben, oder meinen Diener bestellt, mich im Wagen abzuholen. Selbst im Wagen war es mir oft, als erhübe die Nebelgestalt des kaum erblickten Unbekannten, welcher mir doch einen so tiefen Eindruck zurückgelassen, daß sein Bild, mit Ausnahme der Gesichtszüge, vollkommen deutlich vor mir stand, sich unter meinen Augen aus den Wellen, emporwachsend bis zu mir heran und lege sich mit kalter, schattenhafter Todesnähe an meine Seite. Die immer gleiche Gestalt, welche dieß Schreckbild meiner Phantasie annahm, gab ihm etwas vom Grausen einer Wirklichkeit. In den Tagesstunden aber ward der Ausgang meines Abenteuers mir dann wieder zweifelhaft; und wie der Mensch gern Gründe des Glaubens von Dingen entlehnt, die außer aller Beziehung zu den Dingen stehn, welche er dadurch verbürgt wähnt, war Thereseus Liebe mir ein Grund zu glauben, daß jener nur eine Spiegelfechterey meiner Einbildungskraft gewesen. Ein so edles Gut als ihre Liebe, beruhigte ich mich, konnte die Vorsehung keinem Mörder zuwenden."

„An diesem Tage aber hatte ich, in erwartungsvoller Unruhe, die gewöhnliche Vorsicht vergessen. Die Zeit war unvermerkt über unser Gespräch dahingegangen und es schlug bald Zwey."

„Wir standen auf von unserer kleinen, fröhlichen Tafel und traten an's Fenster. Die breite, mondenhellte Gasse lag leer und in tiefem Schweigen. War es die Stunde, mein aufgeregtes Gemüth, oder, liegen Fluch und Seligkeit so nahe an einander in der geheimnißvollen Tiefe unsres Innern, daß, wo jener Macht hat, diese ihn weckt? der Gedanke an meinen Heimweg ergriff mich mit unsäglichem Schauder."

„Es war mir unmöglich über die Brücke zu gehn. Ich bat dringend, mir einen Wagen besorgen zu lassen."

„Nachdem sie mir gewillfahret, fragten Beyde bestürzt nach der Ursache meiner Bewegung. Erschüttert und doch froh des Anlasses, ihnen, welche mir die Nächsten seyn sollten, die Liebsten waren, mich ganz bekannt zu machen, erzählte ich ihnen mein Abenteuer."

(Die Fortsetzung folgt.)

Doktor Eiteltraut.

An Leib und Seele schief gebaut,
Jüngst sprach der Doktor Eiteltraut:
„Mit Lessing hab' ich das gemein *),
„Dem großen Lessing, ja! und darf mich dessen freu'n.
„Viel eher könnt' in Wüsteney'n
„Ich Wochen lang, ja Monden leben,
„Als in Gemächern, die nicht eben,
„Rein krumm und schief gebaut sich heben."
— Ein Spötter hört' es: „Wunderbar!
Rief er, wie kommt's, daß Sie so manches liebe Jahr
Doch in sich selber konnten leben. —

E.

---

*) Diese Idiosynkrasie von Lessing findet sich in Jakobis Briefen hinter dem Allwilll erzählt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 27. August.

Einige akademische öffentliche Sitzungen haben in den lezten Wochen stattgehabt, jedoch waren sie nicht wichtiger als es solche Versammlungen zu seyn pflegen, und nur die beständig nach neuer Unterhaltung haschenden Pariser können denselben einen augenblicklichen Werth beylegen, der aber im nächsten Augenblicke für sie selbst verloren geht. Die feyerliche Aufnahme der beyden neuen Akademiker Droz und Casimir Delavigne hatte eine sehr glänzende Versammlung zusammen gebracht. Den berühmten, aber nie öffentlich aufgetretenen Casimir Delavigne kannte man noch wenig von Angesicht, und deßhalb war man neugierig darauf, wie er aussehen, wie er sprechen würde. Dieser Jüngling, der in seinen Dichtungen einen so hohen Flug nimmt, ist klein, unansehnlich, und etwas furchtsam. Er spricht mit schwacher Stimme, und kann seinen Reden nur wenig Nachdruck geben; daher machte seine Antrittsrede auch weniger Effekt als diejenige seines Kollegen Droz, wider dessen Aufnahme die meisten Zeitungen sich erhoben hatten, als ob ein so wenig bekannter Schriftsteller nicht würdig sey in einem so erhabenen Vereine als die Académie française ist oder seyn soll, aufgenommen zu werden. Durch seine Antrittsrede wandte er die öffentliche Meynung völlig zu seinen Gunsten um, und nun waren die Zeitungen ganz zufrieden mit ihm, und erkannten ihm das volle Recht eines Akademikers zu. Das Journal des Débats konnte ihm nicht genug dazu Glück wünschen, daß er es dahin gebracht habe, über die Ungerechtigkeit der Welt zu siegen, und die gegen ihn gehegten Vorurtheile zu zerstreuen. Casimir Delavigne hatte eine schwere Aufgabe zu lösen gehabt; nach dem Gebrauche mußte er in seiner Antrittsrede seinen Vorgänger loben; nun war aber der Vorgänger des freysinnigen Casimir Delavigne ein Erzultramann, der Graf Ferrand, der nichts Vollkommneres in der Welt kannte, als die alte französische Monarchie, das heißt, so wie sie der despotische Ludwig XIV. zugerichtet hatte, und seine Bewunderung auch gern Andern aufdringen wollte, wie dieß sein esprit de l'histoire und seine Théorie des Revolutions hinlänglich beurkunden; übrigens ein talentvoller Redner und Schriftsteller, der sich bis zur Pairs- und Grafenwürde emporgeschwungen hatte. Casimir Delavigne lobte, was an ihm zu loben war, sein Talent, seine Aufrichtigkeit, seinen schätzbaren Charakter, und verschwieg nicht, daß Ferrand in seinen Schriften vergebens versucht habe, die Geschichte nach seinen vorgefaßten Meynungen zu biegen; auch erzählte er, Ferrand habe ihn kurz vor seinem Ende rufen lassen, um ihn, wie es scheint, politisch zu bekehren. Der am Leibe ganz verkrüppelte Graf hatte wahrscheinlich noch Lust gehabt, vor seinem Abscheiden einen Proselyten zu seiner schönen Theorie der uneingeschränkten Gewalt zu gewinnen. Vermuthlich sollte die politische Bekehrung die Bedingung seyn, unter welcher Graf Ferrand dem jungen Dichter seine Gunst schenken wollte, und ihm seine Zustimmung bey der nächsten Akademikerwahl versprach. Ferrand kannte schon, wie man sieht, die Methode der Hofleute; rede und denke wie wir, so wollen wir dir helfen! Der Dichter verkaufte aber seinen Freysinn nicht gegen die Gunst und das Versprechen eines Hofmannes, und das Schicksal fügte es so, daß er mit seinem ganzen Freysinn der Nachfolger des Ultramannes in der Académie française wurde. Die allgemeine Gesinnung, die sich vermittelst einer freyen Presse hatte aussprechen können, war mächtiger gewesen als die Scrupeln und Vorurtheile der Ultraleute. Droz hatte in seiner Antrittsrede einen Vorgänger anderer Art zu loben, den Hrn. Lacretelle den ältern, der von seinem Bruder dem jüngern so verschieden war, als es der Tag von der Nacht ist, obschon sie beyde in der Académie française saßen. Der ältere war ein Mann von unabhängigen Gesinnungen, dem die Rechte der Menschheit mehrere beredte Schriften eingeflößt haben, der aber nie der herrschenden Macht gehuldigt hat. Dafür war er auch arm, trug kein einziges Ordensband, hatte keinen Gnadengehalt, keinen Titel, und wurde vor einigen Jahren sogar wegen der Herausgabe der Minerve française zum Arreste verdammt, womit er aber doch in Hinsicht seines Alters und seiner akademischen Stelle verschont wurde. Dagegen ist der jüngere Lacretelle ein gewandterer Mann. Er hat sonst die Geschichte der Revolution in republikanischem Sinne, dann die Geschichte des 18. Jahrhunderts in Napoleon'schem geschrieben, und nun gießt er beydes in royalistischem Sinne zusammen. Für ein so gefälliges Betragen sind ihm dann auch Pensionen, Ordensbänder, Tabaksdosen, und obendrein manches süße Lob in den Staatszeitungen zu Theil geworden, und dieser so gefällige Geschichtschreiber ist die Stütze der Société des bonnes Lettres. Niemand thut es ihm an Royalismus zuvor; wie unter der Napoleon'schen Regierung Niemand den Helden der Zeit mit seiner Feder thätiger unterstützte als er. Das Betragen der beyden Brüder kann die angehenden Schriftsteller in Paris warnen; wer nichts weiter will als die Achtung seiner Zeitgenossen und Zufriedenheit mit sich selbst, der mag sich nach dem Beyspiel des ältern Lacretelle richten; wer aber in den Sälen der Mächtigen des Tages auch eine kleine Rolle spielen, Historiograph eines königl. oder fürstlichen Hauses werden, und die Knopflöcher mit Bändern und Kreuzen behangen will, ohne daß ihm die Sorge für seinen Unterhalt auch nur ein einziges graues Haar verschafft, der nehme sich ja Lacretelle junior zum Muster; er kann sich keinen bessern Führer wählen. Für Rechtlichkeit und Humanität sah man jedoch allenthalben Ehrfurcht; die Académie française, wiewohl sie an's Schmeicheln gewohnt ist, pflegt sie doch auch anzuerkennen. Lacretelle der ältere bekam daher in dieser Sitzung sein gebührendes Lob; Akademiker, welche ihr Gewissen und ihre Feder verkauft haben, oder welche aus Grundsätzen dem Obskurantismus huldigen, mußten Zeugen des Beyfalls seyn, womit dem Angedenken eines zwar armen, aber unerschütterlichen Gelehrten, dessen Augen und Geist der Glanz der Macht nie verblendet hatte, und der etwas Edleres that, als den Regierungen Weihrauch zu streuen, gehuldigt wurde. Der dramatische Dichter Andrieux machte sich noch in derselben öffentlichen Sitzung durch eine poetische Epistel über die Obskuranten lustig, die aus Furcht, ihre respektable Stellung zu verlieren, nicht vom Flecke wollen, indeß Alles um sie her fortschreitet, und die alle Leute warnen, doch ja keine Bewegung vorwärts zu machen. Diese Epistel gefiel dem Publikum außerordentlich. Bey einer andern öffentlichen Sitzung der Académie française hatte Graf Daru eine poetische Epistel nach Pope vorgelesen, und bey der vorgestrigen St. Ludwigs-Sitzung, derselben Sitzung desselben gelehrten Vereins, stattete Daru einen sehr interessanten Bericht über die vom menschenfreundlichen Montyon gestifteten Tugendpreise ab, und derselbe Mann, der in Deutschland niemals sehr rührbar war, rührte dießmal die Pariser; wenn ich nicht irre, so lobten sogar die Zeitungen sein empfindsames Herz; offenbar hat dieser Mann zwey Reputationen, eine Intendanten-Reputation in Deutschland, und zwar eine schlechte, und dann eine Akademiker-Reputation, die recht gut ist, und womit er sich in Frankreich brüsten kann. Schreiben einmal deutsche und französische Geschichtschreiber über ihn, so wird die Nachwelt Mühe haben, aus ihren Berichten ein übereinstimmendes Urtheil herauszubringen.

Dg.

Beylagen: Kunstbl. Nr. 79. u. Monatsreg. September.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. Oktober 1825.

O du Armer, dem die Liebe
Nie den Freudenbecher bot,
Nutzlos in dem Weltgetriebe
Trägst du selbst in dir den Tod.

Th. Hell.

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

„Der Mond schien nicht gegen das Fenster, an welchem wir standen und das Licht von der Tafel erreichte uns nicht. Trotz der Dunkelheit und meiner eigenen Gemüthsbewegung fiel mir das Erbleichen Theresens auf, noch während ich redete. Beym Schluß meiner Erzählung sah sie aber einer Bildsäule gleich, so blaß, daß ihre eigene Bläße sie beleuchtete, waren ihre Züge, und nahmen in dem Augenblick eine gespensterhafte Aehnlichkeit mit denen des Opfers meiner Wuth an, wodurch diese mir vollkommen deutlich zurückgerufen wurden."

„Die Mutter erblaßte gleichfalls und schwieg. Ich hatte geendet. Wir standen alle drey verstummt, Jedwedes dem Andern unbekannte Gedanken bey sich überlegend. Einen so heftigen Eindruck hervorzubringen, hatte ich der Vorstellung der Möglichkeit, daß ich einen Mord begangen haben könnte, kaum zugetraut. Alle Herzenswärme, alles Behagen des frühern Abends war verschwunden. Der Wagen kam, weit herrollend gehört, durch die leeren Gassen. Ich nahm Abschied von der Mutter, welche mich gütig, wie immer, doch in Gedanken verloren, entließ. Therese begleitete mich."

„Mein Bekenntniß hat mich um die Hoffnung meines Lebens gebracht! Ich bin Ihnen ein Gegenstand des Abscheues geworden!" rief ich, als wir allein waren, verzweiflungsvoll. „„Das verhüte Gott! sagte sie. In meinem Herzen ist nichts gegen sie verändert, und gewiß auch nicht in dem Herzen meiner Mutter!"" Der Ton der Wahrheit war in ihren Worten, und sie beruhigten mich."

„Was wir Ahnung nennen, ist wohl nur die Wahrnehmung zu geringfügiger Anzeigen und unbekannter Dinge, als daß wir sie in einem vollständigen Begriff fassen könnten, welche ebendeßwegen der Verstand sich selbst abläugnet. Mir ahnete, daß mein Verhältniß zu Theresen vernichtet wäre, daß mich ein Schlag treffen würde, unbekannt woher? Aber, wenn ich unsre verlebten Stunden, unsre erwiederte Liebe, unser gewechseltes Vertrauen, den früheren vergangenen Abend mir zurückrief, verschwand diese Ahnung, und die Zuversicht belebte sich, daß Theresens und ihrer Mutter Betroffenheit bey meiner Erzählung nur die Folge der Erschütterung gewesen, welche sie, zumal in dieser Stunde der Nacht, bey aufgeregten Gemüthern reizbarer Frauen hervorbringen mußte und daß ihre Kenntniß des Abenteuers so wenig in unserm Verhältniß Etwas verändern könne, als dieses selbst in meinem Wesen Etwas verändert hatte. Theresens Worte waren wie das holde Siegel dieser Verheißung. So vollbrachte ich die übrige Nacht zwischen Zagen und Beruhigung, zwischen Furcht und Entzücken. Dennoch beschloß ich, nicht wie gewöhnlich, schon um die eilfte Morgenstunde zu meinen Freundinnen zu gehen: ich wollte ihnen längere Zeit lassen, den Eindruck des vorigen Abends zu besiegen."

„Mit Ueberwindung führte ich diesen Entschluß aus, als mein Diener mir ein Billet Theresens überreichte. Es

enthielt von ihrer theuren Hand, ruhig und frey geschrieben die Worte: „„„Kommen Sie um ein Uhr in den Schloßgarten."" Diese Botschaft nährte meine Hoffnung. Man schont sich gern und vertraut Unerwünschtes, das man mitzutheilen hat, der Schrift: sie hatte mir also nichts Unangenehmes zu eröffnen gehabt! — Zunächst aber erfüllte mich, was bey der Liebe immer das Nächste ist, die Wonne, die Geliebte zu sehen."

„Ich kleidete mich ungeduldig an und machte mich auf den Weg. Noch außerhalb des Schloßgartens spähte ich schon durch das eiserne Gitterthor nach ihrer Gestalt in den Gängen. Sie waren ganz leer. Zwischen den hohen Thränenweiden in der Mitte des Vorgrundes zeichneten sich die mit Landhäusern besezten Felsenhügel in der Ferne jenseits der Moldau, welche den Prospekt bilden, malerisch am Horizont. Die Springbrunnen plätscherten, Amseln schlugen ihren frischen, kräftigen Waldgesang, kein Mensch war zu sehen."

„Die Uhr des alten Domes, der sich zur Rechten jenseits des Hirschgrabens, die Aussicht schließend, erhebt, als ob der Garten unmittelbar an ihn stoße, schlug halb Eins. Ich war eine halbe Stunde zu früh gekommen. Ich nahm meinen Weg rechts hinab, wo Kastanienbäume, dunkle Weimuthskiefern und andere Holzarten einen schattigen Gang längs dem alten Theater Rudolph des Zweiten bilden, dessen Anwurf der Mauer dem des Schwarzenbergischen Hauses gleich, seiner edeln und ernsten Architektur entspricht, und sammt dieser zu dem muntern Grün, und den bewegten Laubformen der Blätter gegenüber, einen gefälligen Kontrast bildet. Ich sezte mich auf eine der steinernen Bänke, welche in den Bogennischen der Fenster des Theaters angebracht sind, und hing dem Gedanken an die Geliebte nach."

„Ich betrachtete den ganzen Garten: jedes Geräusch riß die Kette der angehobenen Gedankenfolgen ab. Mein Herz klopfte in der Erwartung. Tritte zu vernehmen, und meine Augen blieben unbeweglich der Stelle zugewandt, von welcher sie kommen mußte. Die Liebe ist, wie die Sonne, auch nicht angeblickt, dem Auge doch überall gegenwärtig. Sie macht die Seele reich, nicht nur durch die Vorstellung des geliebten Gegenstandes und die auf ihn Bezug habenden Vorstellungen, sondern auch durch die Kraft, Vorstellungen zu erzeugen."

„So wandelte ich eine glückliche Viertelstunde umher (die lezte glückliche meines Lebens!) in Erwartung einer Wonne, die vielleicht noch süßer, unsrer Natur entsprechender ist, als die Wonne selbst."

„An dem Platze vor dem Lusthause, am Ende des Schloßgartens liegt ein kleiner Hügel: eine uralte Linde steht darauf, deren Wurzelschößlinge zu Aesten geworden sind, deren Aeste zu Stämmen. Die lezteren tragen einen beschatteten Altan, zu welchem hinan eine Stiege führt. Bänke sind angebracht, wo die zwey stammartigen Hauptäste ihn durchschießen, und umgeben diese. Ich hatte die Aussicht über Stadt und Fluß von diesem Punkte rühmen hören, und beschloß nun dort so lange auszuruhen, bis ich Theresen entgegen gehen könnte. Auf nichts war ich weniger gefaßt, als auf den gefürchteten Anblick der Brücke von diesem Altan. Eine Uferbeugung macht, daß sie fast unmittelbar davor liegt. Mit dem widrigsten Mißlaut zerriß dieser Anblick meine Gefühle. Ich mußte an Nero denken, der nach Ermordung seiner Mutter den Anblick der Gestade des Messenischen Meerbusens, auf welchem die Mordthat, die er befohlen, verübt ward, nicht aushalten konnte, und davor nach Neapel entfloh. Ein lebendiger Theil der Begebenheiten bleibt immer mit dem Raume gegenwärtig, in welchem sie sich zugetragen: nur die Zeit ist so wandelbar als des Menschen Regungen sind. Unruhig, verstört eilte ich schnell wieder herab unter die Bäume längs dem Theater, und kaum hatte ich den Schattengang betreten, so erblickte ich Therese. Sie saß auf eben der Bank, auf welcher ich früher gesessen. Ich eilte auf sie zu. Sie stand auf, allein sie kam mir nicht entgegen. Es befremdete mich; doch ich hatte nicht die Zeit, eine Muthmaßung darüber zu fassen, weil mir schon ihr Anblick Schrecken erregte, welcher auf's Höchste stieg, als ich ihr nahe trat. Nie war mir eine Veränderung, der ähnlich, vorgekommen, welche die kurze Zeit in ihrem Gesicht bewirkt und mit welcher sie, unvermögend einen Schritt zu thun, vor mir stand. Um Gottes Willen, was ist geschehen, was fehlt Ihnen? rief ich. — „„„Ach R —, sagte sie, wenn schon mein Aussehen Sie so sehr erschreckt, wie werden Sie tragen können, was ich Ihnen zu sagen habe! — Machen Sie sich auf das Furchtbarste gefaßt und seyn Sie ein Mann.""

„Die Bestätigung, die Entdeckung meiner Mordthat — das Schaffot — ihr Schmerz — Alles das stand auf einmal vor meiner überwältigten Vorstellung. So habe ich dennoch Jemand um's Leben gebracht! rief ich. — „„„Meinen Bruder!"" sagte sie, und warf sich mir schluchzend an die Brust. Das übertraf alles Furchtbare! — Ich war unfähig eine Sylbe hervorzubringen. Ich sank vor ihr auf die Knie und drückte ihre Hände an meine Lippen. Unsre Thränen strömten gemeinschaftlich. Endlich riß ich mich empor. Er soll gerächt werden! rief ich, sein Mörder soll so wenig leben als er! — „„„Das sah ich voraus, entgegnete sie, und darum und weil Ihnen Niemand auf der Welt, was Sie erfahren mußten, so schonend sagen konnte als ich, bin ich gekommen. Nur das Eine nicht noch, fuhr sie heftig fort; meine Mutter hat Ihnen vergeben, ich habe Ihnen vergeben, meine Mutter beschwört Sie darum, Sie sollen leben, Sie sollen uns nicht ganz unglücklich machen!"" — Entsetzlich, rief ich. Ich hatte keinen Gedanken, keine Empfindung, als diesen Ruf. „„„Ja wohl entsetzlich, sagte sie. Warum kannten wir uns nicht früher

— es wäre nie geschehen —."" — Warum mußten Sie mich Unseligen je kennen! — „„Das ist unser einziger Trost, antwortete sie, nächst dem Versprechen, daß Sie Ihr Leben tragen wollen. Wir haben alle Nachforschungen nach dem Bruder eingestellt, derenthalben wir hier sind. Ich wußte schon gestern, daß er es gewesen seyn müsse, der Ihnen zur Stunde des Unheils auf der Brücke begegnet war. Ich erkannte seine Art zu sprechen, sein Benehmen. Er hatte die Universität plötzlich verlassen, ohne unsrer Mutter zu melden, wohin er gereist. — Er war ein guter, aber ein sonderbarer, grillenhafter Mensch. Wir erhielten in langer Zeit keine Briefe. Die Mutter schrieb voll Angst nach Halle, wo er dem Willen eines Oheims, den er beerbt hatte, zufolge studirte. Sie erfuhr ein Verhältniß zur Tochter eines dortigen Bürgers, und daß er nach Prag gereist wäre. Sie fürchtete eine unziemliche Heirath und eilte hieher. Er war nicht hier; alle Spur von ihm war von dieser Zeit an verschwunden. Wir entdeckten, nach mühsamen Nachforschungen, daß er unter einem erborgten Namen in einem Hause auf dem Hradzin gelebt. Gestern Vormittags erhielten wir darüber Gewißheit, erhielten seine Effekten — gestern Abends — Ihre Erzählung — und heute früh — es ist kein Zweifel mehr. — Wir sprachen seinen Hauswirth. In den lezten Tagen des Februars ist er verschwunden. Eine Magd des Thürwärters hat ihm in der Nacht das Hausthor geöffnet. Er war nicht wiedergekehrt. — Mein armer Bruder! — meine arme Mutter! — armer R —! Ich weiß nicht, um wen ich weine! rief sie im äußersten Schmerz. Meine Mutter bittet Sie, Sie sollen Prag schnell verlassen, fuhr sie fort, Sie sollen schweigen, leben und ruhig seyn. Sie hat Sie geliebt, wie ihren Sohn. Ich hoffte, Sie sollten ihr Sohn werden, der ihr gar keinen, nie einen Kummer gemacht hätte! — Wir müssen uns nun trennen! — Wir können einander nicht angehören, wir können uns nicht wiedersehen. Ich beschwöre Sie nur um das Eine, leben Sie, leben Sie ruhig. Vergessen Sie mich nicht; es wird mein einziger Trost seyn. Ich will für meine Mutter leben, ich muß sie trösten. Sie hat Alles für mich gethan, sie hat Ihnen verziehen, sie segnet Sie."" — So sprach das holdselige Geschöpf, dessen Glück ich zu Grunde gerichtet, das ich verloren hatte. Ich fühlte Höllenangst — aber als nun der Augenblick der Trennung kam — lassen Sie mich von diesem Schmerz schweigen. — Wir hatten Beyde kein Gefühl, als ihn. Wir weinten, eines an des andern Herzen. Unsre Marter war noch ein Glück. Sie riß sich los. Mir vergingen die Sinne. Als ich wieder zum Bewußtseyn kam, war sie verschwunden. Gefängniß und Hinrichtung wären nichts gewesen gegen das, was ich litt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Der italienische Schauspieler spielt sich selbst und nichts als sich selbst. Untersuchen wir, was dieß sein Selbst ist. In der Regel von der Natur mit der ausgezeichnetsten Gestalt und der regelmäßigsten Gesichtsbildung begabt, hat er weder durch ein sitzendes Leben, noch durch einen andern bürgerlichen oder sittlich-moralischen Zwang verlernt, seine Gliedmaßen natürlich, also im weiten Umfange einer gänzlich zwanglosen Freyheit zu gebrauchen: ihm steht die Herrschaft über dieselben eben so absolut und unbedingt zu Gebote als dem Thiere, welches von des Menschen Hand noch ungezähmt und ungelähmt in der Wildniß haust. Im Vergleiche bleibend, behaupte ich, daß sich der italienische Schauspieler von dem deutschen, wie das wilde Roß vom Reitbahnzögling, und vom französischen, wie vom Franconischen Kunstpferde unterscheidet.

Wie dem italienischen Schauspieler der unumschränkteste Gebrauch seiner Leibeskräfte verliehen worden ist, (man erinnere sich, daß alle equilibristischen Künste ein ursprüngliches Erzeugniß Italiens und hier bis zur erdenklichsten Höhe der Vollendung gesteigert worden sind), so hat er auch seine Gesichtsmuskeln mehr in der Gewalt, als alle Schauspieler der übrigen Nationen. Daher seine bewunderungswürdige Stärke im Mienenspiele, ja überall in der Pantomime. Von lezterer weiter unten.

Schon oben habe ich gesagt, daß dem Italiener, als darstellenden Künstler sowohl, wie als Menschen, vermöge seiner physischen Erziehung, Tiefe und Innigkeit abgehen. Ihm, dem Naturmenschen, im Besitze aller der Güter, nach welchen er strebt, und keine Bedürfnisse kennend, deren Befriedigung ihm unmöglich wäre, bleibt jede Sehnsucht nach einem entbehrten Genusse fremd. So läßt sich's erklären, warum die Darstellung der Tragödie zur Zeit noch außer dem Wirkungskreise des italienischen Schauspielers liegt. Alfieri hat also wenigstens zur Hälfte Recht, wenn er seinem Volke das Schauspiel, die Schauspieler und das Schauspielpublikum abspricht; die andere Hälfte seiner Behauptung (daß es in Italien auch kein Lustspiel gebe) zeugt eben so sehr von Bizarrerie, als das Unternehmen, troß dieser Meynung für das Theater, und noch dazu für das tragische, zu schreiben, von Inconsequenz. An die Stelle der Tiefe treten Stärke und Heftigkeit. Leztere zeigen sich jedes Mal, wo eine bürgerliche oder unmittelbare menschliche Leidenschaft ausgedrückt werden soll, von einer Lebendigkeit und Wahrheit, wie man davon an andern Europäischen Schauspielern keine Spur findet. Und wie sollte der Italiener auf der Bühne ohne

Kraft und Ausdruck seyn, da ihm im Leben Beydes in so hohem Grade zu Gebote steht? Man beobachte ihn (besonders den Süditaliener, nämlich den Neapolitaner, in seinem absolut materiellen, den Römer dagegen in seinem schon geistigen Instinkte), wie blitzesschnell, haarscharf bezeichnend, bewegungsvoll und doch wie natürlich und zweckmäßig er sich in seinen Gebehrden auszudrücken versteht! Unzählige Male hat mich die Art, wie das hiesige Volk (dessen Individualität sich, obgleich allmählig abnehmend, bis in die höchsten Klassen erstreckt) seine Streitigkeiten mit Gebehrden zu begleiten weiß, in Bewunderung versezt: Die Natur zeigt sich hier so regelrecht, jede größere und geringere Bewegung, ja, man möchte sagen, jedes Muskelzucken ist hier dem Ideengange so gar scharf angemessen und so gänzlich frey von allem Zufälligen und Disparaten, als ob die Kunst selbst an ihre Stelle getreten wäre. Wer Menschendarstellung auf der Bühne nicht blos gedankenlos angafft, sondern darüber reflektirt hat, der muß irre an aller Abstraktion werden, wenn er sieht, daß das, was das ganze Leben hindurch seine Spekulation in Anspruch genommen, sich schon als das vollendetste Concret in der Natur selbst vorfindet. Die Gebehrde der Italiener zeigt sich in allen Individuen mehr oder weniger wahr, im Römer aber (und diese Eigenthümlichkeit scheint mir der größten Beachtung werth zu seyn) nicht allein wahr, sondern auch im höchsten Grade edel, oft sogar wirklich erhaben, selbst bey den untersten Ständen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Ein junger Englischer Arzt, Doktor Clarke, hat am 27. August, bey der günstigsten Witterung und mit vollkommenem Gelingen, den Montblanc erstiegen. Als vor etlichen Jahren in Zürich und Bern sich Griechencommitté's bildeten, folgte das gerade damals ziemlich eingeschüchterte Genf nicht nach, und erst später, als ein Paar hundert Griechen aus Rußland ihre Heimkehr durch die Schweiz nahmen, und längere Zeit in derselben verweilen mußten, ward auch Genfs Theilnahme nicht vergeblich in Anspruch genommen; es bildete sich damals ein provisorischer Verein, der für die Unterstützung jener Reisenden etwa 7.500 Franken zusammenbrachte und verwandte, nach vollbrachtem Geschäft aber sich auch wieder auflöste. Gegenwärtig scheint man das Versäumte nachholen zu wollen. Den Gliedern der vormaligen provisorischen Committé haben sich die angesehensten Männer der Stadt angeschlossen, und in einer Vereinbarung von zwanzig derselben haben sie einen Aufruf an alle Mitbürger des Kantons, auch an auswärts angesiedelte und reisende Genfer erlassen, der schon in den ersten Tagen bey 25.000 französische Franken zusammenbrachte, worüber man sich freylich nicht wundern darf, wenn man vernimmt, daß der Vorstand der Committé für 5000 Franken, ein anderes Mitglied für gleiche Summe und die übrigen für 2400, 1500, 1000, 600, 500, 400, 240, 200 und 100 Franken unterzeichnet haben. Der Publicist Dumont, der Geschichtschreiber Sismondi, der Professor Pictet befinden sich unter den Gliedern der Committé. Ihre Einladungen für Unterzeichnungen zu Gunsten der Griechischen Nation lautet also: „Von der lebhaftesten Theilnahme für die Sache dieser, in einem eben so furchtbaren als heroischen Kampfe begriffenen Nation, und von den gleichen Gesinnungen belebt, die sich durch ganz Europa für die Unterstützung der Griechen in ihren edeln Anstrengungen zu Tage legen, wenden wir uns mit brüderlichem Vertrauen an unsere Mitbürger, um sie einzuladen, sich für eben diesen Zweck uns anzuschließen, und nicht müssige Zuschauer so schöner und edelmüthiger Bestrebungen zu bleiben. In Deutschland, in Holland, in England, in Frankreich ist fast keine Stadt, worin nicht Unterzeichnungen für Griechenhülfe eröffnet wären. Es geschah dieß überall mit der größten Offenkundigkeit; nirgends hat sich Widerspruch erhoben, und zum ersten Male sah man hier eine — nicht politische, sondern durchaus religiöse, humane und sittliche Vereinbarung zwischen Menschen aller Partheyen, zwischen Christen jedes Kirchenglaubens und zwischen Individuen aller Völker gebildet. Die Rivalitäten der Nationen verloren sich in dieser gemeinsamen Theilnahme. Alles läßt hoffen, die Griechen stehen auf dem Punkte glorreich aus der jüngsten Krise, die sie mit völligem Untergang zu bedrohen schien, hervorzugehen; ihre Befreyung wird jedoch noch lange Anstrengungen heischen. Ihre Lage erfordert für jezt und für eine geraume Zukunft Unterstützung und Hülfe. Mittelst solch' freywilliger Beyträge war man im Stande, nicht blos Munition und materielle Kriegsbedürfnisse, die Griechenland in seiner Stellung sich nicht verschaffen konnte, demselben zu übermachen, sondern ihm auch treffliche Offiziere, Artilleristen, Ingenieure, geschickte Handwerker zu verschaffen, die alle wichtige Dienste geleistet haben. Ein anderer Vortheil, der seinem ganzen Umfange nach zu würdigen kaum möglich ist, besteht in der moralischen Kraft dieser allgemeinen Kundwerbung der öffentlichen Meynung und ihres Einflusses auf die Griechen selbst, die durch so allgemeine Theilnahme sich gehoben und geschüzt sahen. Welche Befriedigung mußten nicht so glückliche Ergebnisse den Committe's der größeren Schweizerkantone, besonders denen von Zürich und Bern gewähren, die den ersten Anstoß zu dem großmüthigen Werke zu einer Zeit gaben, wo die Aussicht des guten Erfolges noch sehr schwach war, und der Schweiz selbst noch manches erlittene Unglück zu vergüten oblag. Wenn wir nunmehr ihrem Vorbilde nachzuahmen berufen sind, so dürfen wir wohl annehmen, das Glück, dessen wir genießen, habe unser Mitleidsgefühl für die unglücklichen Schicksale einer vormals so berühmten, jezt in die unvermeidliche Nothwendigkeit zwischen Sieg und Untergang versezten Nation nicht geschwächt. Wir wollen uns der vielfachen Hülfe erinnern, die auch uns während eines langen und herben Kampfes für Erzielung unserer Unabhängigkeit zu Theil geworden ist. Jedes Blatt unserer älteren Geschichte zeugt von der Großmuth unsrer Freunde und Beschützer im Ausland. Was wir jezt thun sollen, ist die Ausübung einer leichten und süßen Tugend des Wohlstandes; sich ihr entziehen wollen, hieße wahrlich auf das verzichten, was uns des Schutzes jener göttlichen Vorsehung, der wir so vielfältige Gunst zu danken haben, am ehesten theilhaftig machen kann. Nie ist unsere Wohlthätigkeit für eine größere und religiösere Sache in Anspruch genommen worden; und was allem Vorstehenden neues Gewicht verleiht, ist die Zuversicht, daß die aus der Unterzeichnung fließenden Gelder auf die den Griechen nutzbarste und wünschenswertheste Weise verwendet werden mögen, indem die Genfercommitté den Vortheil genießt, dafür die einsichtigsten und vertrauenswerthesten Rathschläge befolgen zu können." — Der Graf Capo d'Istria wird auch den bevorstehenden Winter wieder in Genf zubringen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. Oktober 1825.

Wer als Kenner wählt, gewinnt bey seiner Wahl,
Und hat, was besser ist, obgleich in mindrer Zahl.

Uz.

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Mit einiger Phantasie begabt, wird man im Lastträger, im Lohnkutscher, im Kohlenbrenner und in deren Frauen die Kopie jener Originale, von welchen uns die Römische Geschichte eine Idee verschafft, zu finden glauben. Gewiß ist es, daß im hiesigen Volke ein Nachklang (lasse er sich auch so leise, als möglich vernehmen) von dem, was es vor zweytausend Jahren gewesen ist, vorgefunden wird. Und wen dürfte dieß wundern? Bey jedem Tritte und Schritte auf Denkmähler der vormaligen Größe seines Vaterlandes stoßend, wird der Römer gebieterisch gezwungen, das Andenken an seine Vorfahren im Busen zu nähren und sich aufrecht zu erhalten, im eigentlichen und uneigentlichen Sinne. Römische Heldenrollen (so wie sie, ohne tragisch zu seyn, sich in mehreren Theaterstücken, zum Beyspiele in der Virginia von Alfieri, u. m. a. befinden) gelingen daher dem gebornen Römer besser, als allen andern Italienern. Kein Schauspieler der übrigen Nationen thut es ihnen darin gleich, Talma besonders sticht gegen sie ab, wie die Parodie gegen das Original.

Die Leidenschaftlichkeit des italienischen Schauspielers (nicht die Leidenschaft, welche ihm fremd ist) zeigt sich in ihrer ganzen Wahrheit und Stärke in denjenigen Situationen, welche aus seiner Natur, aus seinem Nationalcharakter aufgefaßt sind, und wo er also nicht künstlerisch, oder vielmehr künstlich, sondern nur sich selbst zu spielen braucht. Dergleichen sind alle Zank-, überhaupt aber solche Situationen, in denen Zorn und Wuth, oder irgend ein anderes heftiges Gefühl ausgedrückt werden muß; leztere gerathen ihm stets um so vortrefflicher, je heftiger er sich dabey auslassen darf. Der Darstellung solcher Momente geht freylich die französische, ja sogar die deutsche Decenz ab; zwey Leute von Stande z. B. zanken sich auf dem italienischen Theater nicht, wie Gesellschaftsmenschen, sondern wie Naturkinder, ohne Politur, aber auch ohne Rohheit, denn Beyde sind unnatürlich; dagegen entwickelt sich in ihnen eine solche Wahrheit, Lebendigkeit und Kraft, daß, wenn dergleichen Auftritte von einer gewissen Dauer sind, man nicht selten bis zu einem solchen Grade getäuscht (ich sage wirklich getäuscht) wird, um auf's Theater zu springen und Frieden zu stiften. Nicht minder vollkommen geräth ihnen der verbissene Aerger durch alle seine Nüancen hinauf, bis zur Ironie. Solcher Situationen enthalten besonders die Goldonischen Stücke eine Menge, welche deßhalb auch um so vortrefflicher dargestellt werden, als sich dieses große Genie (so nenne ich Goldoni, unbekümmert darum, daß vielleicht einige, jezt verschollene, Reputationen mitleidig über mich die Achsel zucken werden) aus der unverdienten Schmach, in welche ihn in den lezten zehn Jahren seines Lebens die unbegreifliche Verblendung seiner Landsleute hatte versinken lassen, zur glorreichsten Anerkennung seiner Verdienste wieder emporgeschwungen

hat. Gozzi'n kennt man selbst dem Namen nach nicht mehr (das ist so wahr, daß, wo immer die Italiener von Gozzi sprechen, stets Gasparo Gozzi darunter verstanden wird, der, wenn auch nicht als Tragiker, doch als Prosaiker noch immer einen großen Ruf in Italien besizt), Goldoni's Stücke hingegen werden von der ganzen Nation als klassisch anerkannt, auf allen Theatern gespielt und in der Regel von den Schauspielern mit fast unübertreffbarer Wahrheit dargestellt. Und wo wäre ein Lustspieldichter, welcher sich an treuer Schilderung von wirklichen und nicht aus der Luft gegriffenen Sitten, an Lebendigkeit der Handlung ohne Firlefanz und Peinlichkeit, und an Menschenkenntniß mit Goldoni messen könnte? Viele Kritiker haben ihm Mangel an Charakterzeichnung vorgeworfen. Diesen scheint aber nicht klar geworden zu seyn, daß Goldoni keine Charaktere aufstellen konnte, weil seine Nation, als die natürlichste aller civilisirten Völker Europa's, keine Charaktere (in dem Sinne, wie sie die, in den tausenderley Labyrinthen des gesellschaftlichen Lebens befangenen Gesellschaftsmenschen ausbilden) besizt. Auch ist ihm vorgeworfen worden, keine allgemeine, sondern nur italienische Sitten geschildert und sich also nur zum Lustspiele oder vielmehr zum lustigen Spiele, und nicht bis zur Komödie erhoben zu haben. Die Nebeldefinitionen, welche man vor einigen und zwanzig Jahren vom prosaischen und romantisch-poetischen Lustspiele aufgestellt hat, sind längst der Sonne einer vernünftigern und positiveren Kritik gewichen; also ist jener Vorwurf kein Tadel, sondern vielmehr ein Lob. Denn hätte Goldoni vielleicht, in Italien und für Italiener schreibend, mondsittliche (oder besser mondsüchtige) Gebräuche darstellen sollen? Jener Vorwurf ist aber nicht einmal gegründet, oder doch nur dem geringsten Theile nach, das hätte jenen Kunstrichtern einleuchten müssen, wenn sie den Goldoni nicht allein kritisirt, sondern auch gelesen hätten. Mehrere Dutzende seiner Stücke, welche nicht aus der gebildeten oder vielmehr verbildeten, sondern aus der natürlichen Natur aufgefaßt sind, müssen auf Island, wie in Italien ansprechen, wenn sie nämlich gespielt, das heißt spielend und nicht abhaspelnd, dargestellt werden. Von der großen Anzahl dieser Stücke will ich nur zwey anführen, welche, so oft und von welchen Schauspielern ich sie aufführen gesehen, mir stets das lebhafteste Vergnügen gemacht haben; es sind: La Locandiera und Gli Amori di Lucinda e di Lindoro. Könnte ich je in den Fall kommen, ein deutsches Theater in Sold zu nehmen, meine Schauspieler sollten diese beyden Stücke zur Probe darstellen. Beständen die leztern nicht dergestalt, daß das Publikum Interesse an den Aufführungen nähme, so würde ich sie ohne Weiteres wieder fortschicken. Man hat Goldoni häufig mit Kotzebue verglichen; mich dünkt, ersterm ist dadurch kein Uebermaß von Ehre erwiesen. Kotzebue hat im rührenden Schauspiele (und dieß ist zur Zeit noch kein gemachtes, sondern ein wirklich natürliches Genre der nordisch-europäischen Bildung) ein großes Talent, dagegen im Lustspiele eine verzweifelnde Flachheit besessen. Von dieser bin ich in der lezten Zeit in Paris, wo ich die meisten seiner Stücke, Behufs eines literarisch-dramatischen Zweckes, nachdem sie mir während fünfzehn und mehreren Jahren aus dem Gesichte und Gedächtnisse entschwunden waren, durchlesen mußte, bis zu einem Grade überzeugt worden, der mein größtes Erstaunen erregte. Goldoni habe ich in derselben Zeit und mit mehr Aufmerksamkeit, als in meinen jüngern Jahren, von einem Ende bis zum andern durchgelesen, und sehe ihn, seit meiner Anwesenheit in Italien, fast täglich aufführen; im Ganzen genommen scheint mir in allen seinen Stücken zusammengenommen, nicht so viel Flachheit, leeres Geschwätz und Antithesenkrämerey (welche leztere Goldoni gar nicht kennt) vorhanden zu seyn, als in einem einzigen Kotzebue'schen sogenannten Lustspiele.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

„Ich konnte nichts mehr für Therese thun als leben. Das unterlassene Verbrechen des Selbstmörders war das Einzige, was mich der menschlichen Würde wieder versöhnte. Ich wankte nach Hause und veranstaltete, ihrem Willen gemäß Alles zu meiner Abreise. Am folgenden Morgen um zehn Uhr saß ich im Wagen. Ich hatte mich tief in eine Ecke gedrückt, nichts von der Stadt mehr, nur nicht die Brücke wiederzusehen, über welche ich fahren mußte. Ein Schrey an der linken Seite meines Wagens von einer Stimme, welche mir Theresens Stimme schien, riß mich aus der Betäubung, in welche ich versunken war. Ich fuhr auf und sah aus dem Wagenfenster. Allein nirgends war ein bekanntes Gesicht zu erblicken. Ich war so eben auf der Brücke. Die Moldau kräuselte sich in tausend funkelnden Wellchen. Die Sonne zur Rechten schien gegen das Kreuz auf der linken Seite der Brustwehr, und groß und bläulich und bebend, wie lebendig, lag auf der funkelnden, kräuselnden Wasserfläche dessen Schattenbild gebreitet. Der Anblick erschütterte mich im tiefsten Herzen unaussprechlich trostreich. Es war mein lezter Blick auf Prag. Von da an hat für mich ein Leben der Oede begonnen, das zwar allmählig wieder, doch nur sparsam, einzelne Interessen gewann, freylich nicht mehr in meinem eigenen, doch in dem Schicksal Anderer, die schuldlos und glücklich sind, und meiner armen Liebe benoch bedürfen."

„Ich ging nach Wien; von dort über Triest nach Ori-

chenland. Von Theresen und ihrer Mutter habe ich nichts weiter gehört; aber ich läugne nicht, das Verlangen von ihnen zu hören, führte mich wieder auf deutschen Boden und in die Heimath zurück."

Mit diesen Worten stand er rasch auf, um sich zu entfernen; sein Freund aber drückte ihn in seine Arme, und Juliane begleitete mit thränenden Augen seine Schritte, als er den Saal verließ.

Forschen wir nicht nach dem Gespräche, welches dort nach seiner Entfernung zwischen den beyden Gatten stattgefunden, und in dessen Folge der Herr vom Hause klingelte, die Pferde zu füttern und in zwey Stunden vorzufahren befahl. Juliane legte sich nicht schlafen, sondern sie ordnete vorbereitend das eine und das andere an, küßte ihre schlafenden Kinder, und als der Wagen vorgefahren war, trat sie am Arm ihres Mannes aus dem Hause und saß ein, während jener dem zur Begleitung bestimmten Diener zurief: „nach Bacharach!" (das Städtchen liegt ungefähr vier Stunden entfernt) und der Wagen dahin rollte. R— fand am folgenden Morgen beym Frühstück seinen Freund mit den Kindern im Salon allein, und hörte, daß Juliane einen Besuch in der Nachbarschaft abzulegen ausgefahren wäre, und erst zum Mittag zurück erwartet werde.

Die Geschäfte des Weinbergs riefen den Hausherrn bald zu den Winzern und in die Kelter; R— durchstreifte die Rebengeländer die Höhe hinan.

Es war einer jener Herbsttage, an denen das Bild des Frühlings zur Erde zurückzukehren scheint, wo aus dem, zum letzten Mal gemähten Rasen die Gräser wieder sprossen, die Erdbeeren und die Blumen des Maies noch einmal blühen, und die des Junius Knospen treiben. Wo die Saat, so fröhlich dem Vergehen entgegen keimend, als im Lenz der Frucht und Ernte, die Felder wieder mit Maigrün überzieht; während das dünne, röthliche Laub an den Weinstöcken, das lichtgelbe, um die silbernen Stämme der Birken flatternde, das rosenfarbne, rothbraune und goldene an den Obstbäumen, die Gestalt der Zweige nicht mehr versteckt; während das Geschrey der Zugvögel hoch aus den Lüften, die schwärzlichen, beweglichen Streifen ihrer Züge, der nördliche Wind, die dichteren, silberweißen Wolkenmassen im blauen Aether, den Winter ankündigen, der ihnen nachfolgt. Einer der Tage, wo der Anblick der Erde eine gleiche Empfindung erregt, wie der Anblick so mancher schönen Braut am Hochzeitstage einer verderblichen Ehe. Sie ist schön, und das Fest ist froh, und man vergißt, was darüber hinaus liegt, ohne jede Ahnung unterdrücken zu können. Die Weinberge des Besitzers gränzten an die verlassene Stätte einer der Epheuumrankten Burgtrümmer jener Gegend, in denen nach Lord Byron, „grünende Verwüstung wohnt." *) Dorthin hatte R. seine Schritte gelenkt. Verloren im Genuß der Einsamkeit, die so süß ist in der Nähe von Freunden, und, wenn das Gewühl thätiger, froher Menschen ihre Grenzen erreicht, ohne sie zu überschreiten. Hier saß er unter einem Nußbaum, dessen Blätter je und je mit leisem Geräusch niederfielen auf seinen Sitz.

Er übersah den weithin gewundenen Stromlauf, Thäler und Höhen, Städte und Höfe, Wälder und Auen, ausgebreitet in einer Mannigfaltigkeit von Schönheit und in Harmonie zu dem unermeßlich darüber gewölbten Himmel, seinen Farben und seinem Licht.

Das Gespräch des vergangenen Abends hatte seine Gedanken von Neuem auf seine Vergangenheit und seine Schicksale gerichtet. Von dem lachenden Anblick der Umgegend kehrte sein Auge in seine Brust zurück. Aber auf dem sonst makellosen Bild seines Innern haftete sein Abenteuer in Prag, wie ein unauslöschlicher schwarzer Fleck.

Mit der größten Innigkeit gedachte er Theresens und ihres zerstörten Lebensglückes. Diese Gedanken verstärkten seine Liebe zu ihr, wie immer die Liebe durch Kränkungen wächst, welche der Liebende der Geliebten zugefügt. Er gedachte mit fast noch peinlicherem Mitgefühl der Leiden ihrer Mutter als der ihren.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) where ruin greenly dwells.

Höfische Schmeicheley und männliche Dreistigkeit.

„Meine Herren, sagte König Jakob der Erste zu den Bischöfen von Durham und Winchester, kann ich nicht meiner Unterthanen Geld nehmen, wenn ich dessen bedarf, ohne auf die Einwilligung des Parlamentes zu warten?" — „Ohne Zweifel, erwiederte der Erste mit einem tiefen Bückling, Ew. Majestät sind ja der Athem unserer Brust." — „Und was sagen Sie dazu, Mylord?" fuhr der König, gegen den Bischof von Winchester gewandt, fort. Der Bischof wollte einer Antwort ausweichen; aber da der König in ihn drang, so erwiederte der edle Prälat: „Ew. Majestät mögen das Geld meines Bruders von Durham nehmen, denn er hat es Ihnen angeboten."

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im August.

(Fortsetzung.)

Des Bauens, besonders in den Vorstädten, ist kein Ende! Die Gebäude stehen aber auch in einem enormen Preis, und für den bloßen Grund bezahlte unlängst Jemand in einer Vorstadt das Quadrat mit 100 fl. C. M. In der Stadt ist kaum eines zu erkaufen. Jeder überbietet den Andern. Es ist nichts Seltnes, daß ein Bürger fünf bis neun Häuser besizt, und einer der reichsten Männer in der Hauptstadt, ein Grieche, kauft alles, was zu haben und zu gebrauchen ist, so daß er bald eine Stadt in der Stadt besitzen wird. Bey dem Allem baut man doch so viel nicht, daß, wie irgendwo gesagt wurde, 50 Häuser auf ein Mal in vielen Straßen sich erheben. Eine Menge Gebäude werden im Sommer restaurirt, und in diesem Falle gibt es freylich wenig Gassen, durch die man gehen kann ohne Gefahr, beworfen oder bespritzt zu werden. Es ist aber immer die Schuld des Beschädigten, der nicht auf die ausgehängten Warnungszeichen, in deren Nähe oft noch eine Polizeywache aufgestellt ist, Acht gibt. Wenn man die Augen nach einer eleganten Figur umdreht, oder zum vierten Stockwerk hinaufschaut, wo ein zierlich gelocktes Köpfchen herausblickt, so kann ein schwarzer Rock leicht in einen weißgesprenkelten verwandelt werden. Diese verzeihliche Neubegier ist nah verwandt mit jener ganz zwecklosen, müßiggängerischen Gafferey, die in allen großen Städten zu Hause ist, worauf hier aber lustige Schelme eine ganz eigne Art von Spekulation gründen, und diese Schelme sind größtentheils Schusterlehrlinge, und ihre Spekulation betrifft nichts weniger als Taschenplünderung, sondern zielt unschuldigerweise blos auf Befriedigung ihres lustigen Humors. So ein Schalk stellt sich oft einem hohen Hause, oder einem Kirchthurm gegenüber, schaut mit der allergrößten Verwunderung hinauf, macht auch wohl zuweilen eine Bewegung des Erstaunens. Bald tritt ein Vorübergehender an seine Seite, ein zweyter und ein dritter folgt; Alle schauen aufmerksam und still hinauf, wohin der Vogel seine Augen richtet, ohne daß sie etwas sehen; sobald ein Trupp auf solche Art versammelt ist, geht der Buffo weiter, lacht wohl noch im Vorübergehen den Gefoppten höhnisch in den Bart, wenigstens sich selbst in's Fäustchen, macht lustig possierliche Sprünge dazu, und man kann's ihm schon von Weitem ansehen, daß er einen Schalksstreich ausgeübt hat. Es bedarf folglich, um die Neugierigen zu versammeln, nicht ein Mal einer Haube, die aus dem vierten Stock herunter fällt, wie Crispin in der Komödie sagt.

Auf dem Hoftheater wurde das bekannte Lustspiel von Wolf: die Steckenpferde, aufgeführt, das ungeachtet der gesuchten komischen Zusammenstellungen, die zum Theil in das Gebiet der Posse gehören, wohl einige ergötzliche Momente und glückliche Züge enthält, doch kein ergötzliches Ganze bildet. Einiges ist so verbraucht und alltäglich, daß man sich wundern muß, wie es, ohne eine andre Zubereitung und Bestimmung zu haben, mit hat aufgenommen werden können; wie z. B. Fräulein Sappho; andres macht einen fast widrigen Eindruck, wie das gleichsam aus der Luft herbeygeführte Zusammentreffen aller Steckenpferdreiter am Ende des dritten Akts. Der Major in diesem Stücke reitet eigentlich kein Steckenpferd, er baut Luftschlösser — ma foi il est fou! — Nun ja, da war's heraus, das Kammermädchen hat mir's zugeflüstert, sonst hätte ich des Ausdrucks wegen mich entschuldigt. Wenn der, mit der Theatersucht geplagte Baron lieber prozeßsüchtig wäre, so würde sein Steckenpferd interessant seyn, und unter Scherzen und Spielen zum Ziele führen. Aber diese Leute kommen nur zusammen, um sich auf ihren Steckenpferden herum zu tummeln, und das möchte man ihnen gern vergönnen, aber das Kinderspiel kleidet sie nicht. Mit Einem Wort: es wäre unbillig, dem Erzeugniß harmloser Laune zu nah zu treten, oder, besser gesagt, es damit so genau zu nehmen, wenn es von einer oder der andern Seite mehr befriedigte. Der lezte Akt ist der beste, und die Verse sind gut. Darin hat der Verfasser viel voraus; wäre die Mühe nur besser angebracht! Leicht erkennt man hier in der Benutzung komischer Elemente den Verfasser des Cäsarion, und, wo das nicht ist, doch den gewandten Schauspieler, der immer Anspielungen bey der Hand hat. Das kann nicht zum Vorwurf gereichen; man spricht nur davon. Gefallen hat das Stück, troz der sehr lebendigen, gerundeten Darstellung, nicht. Schon der zweyten Vorstellung wohnte ein nur kleines Publikum bey; jedenfalls hätte es mehr Theilnahme verdient.

Noch zur rechten Zeit ist das Theater an der Wien auf einige Zeit wieder eröffnet worden, nachdem es nahe an drey Monate hindurch verschlossen war. Ueber diese Zeit hinaus darf ein Theater nicht unbenuzt bleiben, ohne dem darauf haftenden Privilegium zu entsagen. Die Eröffnung geschah am neunzehnten dieses durch den Direktor des Theaters am Isarthor in München, der nach der Ankündigung mit seiner ganzen Gesellschaft Gastvorstellungen gibt. Das Haus war am ersten Abend gesteckt voll, wie man leicht denken kann, obgleich das gewählte Stück weder den Reiz der Neuheit noch des innern Werths besizt, nämlich die Räuber auf dem Kulmer-Berg, Schauspiel in fünf Aufzügen, nach einer vaterländischen Sage, von Cuno. Es galt hier aber, ein ganzes Bühnenpersonal zum ersten Mal in Wirksamkeit zu sehen, dieß Motiv war hinreichend, um das Schauspielhaus auch nach langer Zeit zum ersten Mal wieder bis oben an zu füllen, nicht ein Mal zu gedenken, daß die Preise der Pläze jezt verändert sind. Eh' das Stück begann, sprach der Direktor, Hr. Carl, in Gegenwart sämmtlicher Mitglieder ein „Vorwort,“ das recht gelungen war, anspruchslos und eindringlich den rechten Standpunkt angab, und ergreifend auf die Menge wirkte. Ich, meines Theils, hätte dem Sprechenden allenfalls eine mehr sichere Haltung gewünscht, weil seine übrigens sehr bescheidene Stellung zuerst an einen Ausdruck erinnerte, der wegen Aehnlichkeit der Zusammensezung mit dem Vorwort leicht verwechselt werden konnte. Die Darstellung selbst wurde mit großer Aufmerksamkeit begleitet, die erst nach und nach in lebendige Theilnahme überging. Die Schauspieler thaten allerdings ihr möglichstes, vielleicht noch etwas zu viel, denn der Pathos war ein wenig vorherrschend, und das prosaische Stück verträgt sich nicht damit. Ich bin nicht Willens, über die Leistungen im Einzelnen viel zu sagen. Im Ganzen war die Darstellung, das eben erst Bemerkte abgerechnet, nett und fleißig, besonders zeigte sich in der Anordnung der Ensembles und Einrichtung der Scenerien Einsicht und Theaterkenntniß. Mad. Carl gab eine der bedeutenderen Rollen, Bibiana. Ihr Organ erklärte man für kräftig und sonor. In diesem Stück kam es mir so vor, als ob sie im Redevortrag an einen fremdartigen Ton streifte, den ich mit dem Beschwörungston vergleichen möchte, was jedoch wohl nur die Folge des ersten Eindrucks war. Sie zeigte Bühnenkenntniß und Berechnung des Effekts, sie weiß das Einzelne anschaulich zu machen, und in das rechte Licht zu setzen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. Oktober 1825.

Alles Zagen ist verschwunden,
Alles Bangen ist vorbey,
Herz hat nun das Herz gefunden,
Daß es ewig glücklich sey.

Th. Hell.

Die Weinlese.

(Fortsetzung.)

Der Epheu um die Mauer des alten Thurmes, welchem zunächst der Nußbaum stand, unter dem R — saß, flüsterte je und je vom Winde bewegt. Vielfach gebrochen durch dessen Maueröffnungen tönte jenseits derselben die Zugluft ihre eigenthümliche Melodie. Abwechselnd mit dem Rascheln einer Eidechse, welche aus der Sonne zurück in ihre Felsenspalten schlüpfte, begleitete dieses Geräusch seine Gedanken. Plötzlich aber dünkte ihm, als ob er außer diesem Geräusch auch noch Theresens Stimme vernehme. Erst hielt er es für eine Täuschung der Einbildungskraft; aber dennoch lauschte er auf den Schall. Noch hörte er sie schallen, und zwar deutlicher, stärker; er hörte auch Schritte. — Da riß es ihn aus seinen Träumen und aufspringend drang er durch die Brombeerranken und das Gestrüpp, womit das Innere des Thurmes angefüllt war, hinaus in das jenseitige Freye. Und er sah sie. Auf Julianens Arm gelehnt, kam sie einen Fußsteig von der Höhe herab. Welche Ueberraschung! Seinen Augen wollte er nicht trauen. Da erblickte sie ihn und flog auf ihn zu, mit dem innigsten Ausdruck von Zärtlichkeit und Freude, während Juliane, welche ihren Arm losgelassen, rasch den Pfad hinabeilte, der um die Trümmer in die Rebenlauben niederführte. Es gibt Augenblicke im Menschenleben, bey denen ein guter Mensch so wenig Zeuge seyn, als den Schleyer von einem Heiligthum lüften sollte. Die höchste Freude und der höchste Schmerz sollen nur gefühlt, nicht angeschaut werden. Ihr Gatte kam Julianen zwischen den Rebengeländern entgegen. Mit Thränen des seligsten Mitgefühls warf sie sich an seine Brust, noch ehe er eine Frage an sie richten konnte. „Mein gutes Weib! rief er, hast du sie gefunden? wo sind sie?“ — Sie sind wieder vereint! rief sie nach der Ruine deutend. Und nun laß uns nach Hause eilen. Ich habe nur Therese mitgebracht; ihre Mutter und ihr Bruder folgen in einer Stunde. Wo sind die Kinder? Ich erzähle dir unterwegs.“ Bey diesen Worten nahm sie den Arm ihres Mannes, erzählte voll der innigsten Zufriedenheit, wie sie Bacharach bey Tagesanbruch erreicht, die Wohnung der Familie Theresens, mit der sie oberflächlich bekannt geworden, bald erfragt und sie aufgesucht habe. Die Nachricht, welche sie derselben überbrachte, hatte ihre oberflächliche Bekanntschaft bald in eine vertraute umgewandelt. Ihre Aufopferung, es Theresen vorzubehalten, R — die fürchterliche Last vom Herzen zu nehmen, machte jene zu ihrer Freundin, und ihre Freundschaft bestärkte sich im Gespräch während der wenigen Stunden der Fahrt, wo sich des Mädchens Charakter so ganz offen, fest und liebevoll bewährte, als R — ihn dargestellt. Von der Fahrstraße längs dem Strome hatte sie aus dem Wagen R — oben bey den Trümmern erblickt. Sie schlug Theresen vor auszusteigen und einen Fußpfad durch den angränzenden Wein-

berg, welcher zur Ruine führte, einzuschlagen. Wir wissen, was weiter geschah.

Unter solchen Gesprächen erreichten Beyde das Haus. Hier hatte Juliane längst ihre häuslichen Geschäfte besorgt, auch den pyramidenförmigen Strauß empfangen, welchen sie beym Gärtner bestellt, denselben ihren Kindern zugestellt, diese aber angewiesen, ihn dem Baron zu übergeben, wenn er käme, und ihm dabey zu sagen: er habe ihn in Prag im Gasthof liegen lassen, er sey von dorther überbracht, und deren Einwendungen, wie das ja nicht wahr sey, und nicht möglich, beschwichtiget. Längst auch schon saß sie mit ihrem Manne, dem Bruder und der Mutter Theresens im Salon, ehe R— mit der leztern eintrat.

Hier eilte ihm die Mutter entgegen und schloß ihn mit den Worten: „Mein lieber Sohn! in ihre Arme. Siehe deinen Bruder, meinen Sohn Louis,“ sagte sie darauf, die Hand ihres Sohnes ergreifend und sie in des Barons Hand legend.

Louis schüttelte diese kräftig. „Ich freue mich herzlich, sagte er bewegt, meinetwegen sowohl als Ihretwegen, kein Hinderniß Ihrer Verbindung mit meiner Schwester mehr zu seyn.“

„Wie darf ich zu Ihnen sprechen nach jener Handlung? rief R— tief erschüttert. Ich kann nur so viel sagen, daß ich so wahr mein Leben für Sie zu lassen bereit bin, als nur durch ein Wunder ich Ihnen das Ihre nicht geraubt.“

„Sie waren nahe daran, sagte Louis, das Wunder aber verrichtete ich selbst. Hätte ich mich in Halle nicht des Studiums, das zu treiben ich keineswegs hingeschickt wurde, und das mir mehr genüzt hat, als Alles, was ich dort erlernt, oder vielmehr nicht erlernt, ich meyne das der edeln Schwimmkunst, so sehr beflissen, so wäre mir, indem Sie mich von der Prager Brücke herabstürzten, nicht der Zug der Saalbrücke eingefallen, und der Sprung von dessen Höhe in die Saale, den ich hundert Mal gethan, und die Lehre meines alten Halloren, beym Sprung die Hände vor der Stirn zusammenzuhalten und die Füße zu kreuzen. Dieß wirkte das Wunder. Sonst hätte ich wohl mein Ende nirgend anders gefunden, als, durch Ihre gütige Bemühung, in den Wellen der. Moldau.“

„Zum Theil warst auch du Schuld an dem Unglück! fiel Therese ein. Deine sarkastische, trockene Weise mußte R— aufbringen.“ — „Wahr, sagte Louis; aber das Mittel, welches dein künftiger Gemahl anwandte, meine Trockenheit zu corrigiren, war doch etwas heroisch.“ — „Welch ein Glück, wenn solches Unheil zum Scherz werden kann!“ rief R—. „Ja! danken wir dem glücklichen Schicksal, antwortete Louis, das uns so wieder zusammenführt,“ und reichte seiner Schwester und dem Baron die Hände.

Dieser hörte nun, wie es sich mit der Rettung von jenem zugetragen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Die ungemeine Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln und die Herrschaft, welche der italienische Schauspieler über dieselbe ausübt, setzen ihn in den Stand, die innern Regungen des Zorns und der Wuth mimisch wahrer und kräftiger darzustellen, als jeder andere dramatische Künstler. Mir ist recht wohl bekannt, daß Ausländer, die Italiener nach sich selbst beurtheilend, die Mimik derselben für Karikatur erklären. Das ist eben so, als wollte ein Bewohner des Nordens, die Sonne seines Landes mit der unter dem Aequator vergleichend, leztere für u n n a t ü r l i c h erklären. Und doch sind die meisten Urtheile, welche Reisende über fremde Länder fällen, von derselben Art, das heißt, in die mitgebrachte, heimische Form gegossen, weggeworfen, was zu viel, oder hinzugesezt, was zu wenig ist. Die italienische Mimik, als sich auf die Natur stützend, ist keine Karikatur, sondern blos eine reichere Natur; Karikatur kann nur da vorhanden seyn, wo (wie in Deutschland) ausschließlich die Kunst herrscht und hier des Künstlichen zu viel thut. Das Erblassen und Erröthen, welches bey dem eigenthümlichen künstlichen Schauspieler, der nur durch die Kunst und durch keine Täuschung wirken soll und kann, ein Unding wäre, wenn es ihm auch die An- und Abwesenheit der Schminke (welche gewisse geistvolle Kritiker als das einzige Hinderniß desselben betrachtet, es aber übrigens vollkommen statthaft gefunden haben) nicht untersagte, ist dem italienischen Schauspieler, eben weil er sich selbst oder die Natur spielt, unerlaßlich, oder vielmehr es fällt ihm unmöglich, es zu unterlassen. Es ihm verbieten, wäre eben so viel als nicht gestatten wollen, daß er die Faust balle, sich wirklich und nicht bloß zum Scheine die Haare ausraufe, oder seinem Mitschauspieler eine wirkliche statt einer scheinbaren Ohrfeige gebe, wenn er in Wuth ist. In einem höchst sonderbaren Stücke, il Tradimento betitelt, von welchem ich unten weiter reden werde, stellt sich die Hauptperson, eine Art von Meinau, verrückt, um den Grad der Schuld oder Unschuld seiner vermeintlich ungetreuen Gattin zu erforschen. Plötzlich tritt ihm der Verführer derselben unter die Augen. Was soll er machen? Leztern, wie die Ehre es dem beleidigten Ehemann eingibt, seiner Wuth opfern,

kann er nicht, da er niemand zu kennen scheint, also auch, ohne sich zu verrathen, seinen Feind nicht erkennen darf. Dieser peinliche Zwang, dem er von außen keine Luft machen kann, wirkt innerlich konvulsivisch auf seine Gesichtsmuskeln; alle Adern schwellen an, die Augen drängen sich weit aus dem Kopfe hervor, das Gesicht dunstet zu einem blutrothen Klumpen Fleisch auf, man glaubt kein menschliches Antlitz mehr zu sehen, sondern eine gemalte Teufelsmaske. Diese Scene, welche noch das Eigne hat, daß der verstellte Wahnwitzige darin erstmals auftritt, kein Wort spricht, sondern Alles durch Pantomime ausdrückt, bringt eine Wirkung hervor, welche nicht wohl mit Worten zu beschreiben ist. In der italienischen Uebersetzung des französischen Melodrams, les Mines de Pologne, geben die, den Bösewicht spielenden, Schauspieler einen ähnlichen Beweis von der Wahrheit und Kraft ihrer Pantomime. Es ist der Augenblick, wo der Wüthrich, von seinem Feinde überfallen, in die Gewalt desselben gegeben wird, ohne die Möglichkeit einer Rettung vor sich zu sehen. Die allmählige Steigerung der Wuth bis zum Uebergange in tödtliche Erschöpfung wird hier mit so viel natürlicher Körperanstrengung dargestellt, daß sie mir stets mehr oder weniger Bewunderung abgezwungen hat. Sonderbar, daß die Schauspieler mir, ungeachtet der übrigen Verschiedenheit ihres Talents, die eben angezeigten Momente fast gleich vortrefflich darzustellen pflegen.

Was ist der Wahnsinn in seiner physiologisch-psychologischen Fortschreitung anders, als eine Folge der Wuth, welche, nachdem sie die äußerste Höhe erreicht hat, nun nicht weiter kann, und von derselben herabstürzt? So erklärt sich die sonderbare Erscheinung, daß die Italienischen Schauspieler, trotz ihrem absoluten Mangel an gemüthvoller Tiefe, fast allgemein glücklich in der Auffassung des Wahnsinns sind, und ihn in ungemein natürlich-geistiger Wahrheit darzustellen wissen. Nicht allein spielen die meisten von ihnen dergleichen Rollen mit einer großen Virtuosität, sondern ich habe sogar zwey Sänger, als Darsteller übrigens tief unter der Mittelmäßigkeit, Pellegrini zu Paris und Tamburini hier in Rom, im Ualdo in der Paerschen Agnese hierinn ein wirkliches Talent entwickeln sehen.

Der Wahnsinn ist, meiner Meynung nach, kein Produkt einer zu tiefen, sondern vielmehr einer zu oberflächlichen, zu schwankenden, unstätigen, ich möchte sagen, einer zu schwindsüchtigen Reflexion. Kein wahrhaft denkender Kopf, kein moralisch gut organisirtes Individuum wird je den Verstand verlieren. So möchte ich zu dem Lessing'schen Motto: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen," die Worte hinzufügen: „Oder sehr vielen." Daher gedeiht es mit dem Italiener nicht sowohl im übermäßig-gereizten Gefühle des Schmerzes, sondern auch in der Freude, zum Wahnsinne, das heißt, in lezterer zu jenem Humore, den die Ausländer für Karikatur gehalten, und der in der That im Römischen, wie im Neapolitanischen Volke der Tollheit ähnlicher sieht, als der Aeußerung vernünftiger Ideen. Ein Nordländer, dem zum ersten Male in Rom, oder in Neapel, Volksscenen der Freude ansichtig werden, traut seinen Sinnen nicht; ihn dünkt die durchaus satyrisch-ironische Aeußerung derselben wahre Verrücktheit. Dieß ist die vis comica, welche den Italienischen Buffo so haarscharf von den Komikern aller andern Nationen unterscheidet, jene komische Begeisterung von den kritischen Dilettanten, mitunter sogar von Meistern und Bürgern in der Kunstrichterey, gleich dem Ausdruck der Wuth, für Karikatur erklärt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fischgelehrsamkeit.

Mägdelein saß am Meeresstrand,
Redete zu sich selber so:
Ach, du mein theurer, lieber Gott!
Was ist wohl breiter als das Meer?
Was ist wohl weiter als das Feld?
Was ist wohl schneller als ein Roß?
Was ist wohl süßer als Honigseim?
Was ist wohl mehr als Bruderlieb?

Hob aus dem Wasser sich ein Fisch;
Mägdelein, dummes Närrelein!
Breiter der Himmel als das Meer,
Weiter das Meer ist als das Feld,
Schneller die Augen als ein Roß,
Süßer ist Zucker als Honigseim,
Liebster ja mehr als Bruderlieb.

P. von Goetze.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im August.

(Beschluß.)

In einem Stück, wie das in Rede stehende, kommt es auf das innere Motiv und den Zusammenhang der einzelnen Theile nicht an. Die Wirkung ist die Hauptsache; die Versammlung besteht zum Glück nicht aus lauter Kritikern. Solche muß es auch am Ende geben; die entbehrlichsten sind die poetischen, die mit schönen Phrasen und Blumen um sich werfen — Nürnberger Kinderkram! — Die Eleganten meynten, Vibiana müsse jünger seyn. In der Kunst darf man das nicht so genau nehmen. — Vom Herrn Kunst, der den jungen Helden spielte, hatten wir viel Empfehlendes vernommen. Er besitzt eine, zu jungen Heldenrollen wohl geeignete Gestalt und spricht mit Konsequenz. Vielleicht verwendet er die sentimentale Deklamationsweise zu viel. Die Wirkung ist unfehlbar, und in einem Stück dieser Art läßt sich der Gebrauch nicht tadeln. Es gibt allerdings Schauspieler, die es darin übertreiben und nichts als rühren wollen, auch mit ihrem Thränenton nicht

über ablassen, bis die Herzen der Zuhörer zerschmelzen. Es ist zum Erstaunen, was diese Künstler aus ganz kraft- und saftlosen Tiraden, durch Steigerungen und wohlangebrachte Kadenzen für eine Fülle von Rührung und Thränen ziehen können, gleich der Sonne, die an einem schwülen Morgen Wasser zieht. Und es paßt auf viele recht eigentlich, was der Dichter in Beziehung auf Armida sagt:

O miracol d'amor, che le faville
Tragge dal pianto, e i cor nell' acqua accende!

Herr Kst. spielte mit dem Arm in einer Binde, weil ihm ein Unfall auf der Reise begegnet war, und man hatte es gleich Anfangs so eingeleitet, als ob es in das Stück gehörte. Einige meynten sogar, das Schauspiel hätte noch dadurch gewonnen, und wie leicht kann auch ein solches Stück gewinnen! — Mlle. Krißering hatte keine sehr wichtige Rolle; eine angenehme jugendliche Gestalt zeichnet sie aber aus. Das ist Alles, was ich bis jezt von ihr zu sagen weiß. Doch ja, noch Ein's; sie zeigte eine recht freundliche Miene, in Freud' und Schmerz — das ist auch etwas werth. Im dritten Akt wurden die Zuschauer, die bis dahin sehr aufmerksam zugehört hatten, etwas aufgeregt, und bald ging es an ein allgemeines und gehaltnes Applaudiren, dann folgte das Hervorrufen nach den Aktenschlüssen, wie es Gastfreundschaft und Gewohnheit mit sich bringen. Die Deklamation des Hrn. Kunst war hierzu unstreitig ein kräftiger Impuls. Dieses Stück wurde mehrmals nach einander wiederholt, das zweyte Mal war jedoch die Versammlung bey weitem schwächer. Bey der dritten Vorstellung gastirte schon ein Mitglied der vorigen Gesellschaft an der Tafel dieser gastirenden, im Charakter des ersten Räubers, den Hr. Carl früher übernommen hatte. Das zweyte, neu in die Scene gesezte Stück führt den Titel: „Der junge Herr auf Reisen, oder Wie sieht's in Wien aus" — aber — „'t is sixty years since, oder wenigstens vierzig, denn dieses Lustspiel von Perinet ist ein altes Lokalstück des Volkstheaters, wie der Name des Verfassers zu erkennen gibt, voll Ungereimtheiten, aber ziemlich lustig, und so wie es hier gegeben wurde, erschien es sogar veredelt. Eine recht wackre Leistung! Ein thätiges Ensemble, und Alles ging am Schnürchen. Man sieht, daß ein Mann an der Spitze steht, der thätig ist, und das Bühnenwesen kennt. Ueberhaupt zeichnet sich die Gesellschaft durch den anständigen Theaterton aus; es ist, als ob sie auf diesem großen Theater zu Hause wäre. Man rühmt besonders, so viel man bis jezt gehört hat, die gleiche Aussprache und den reinen Accent. Mir scheinen sie vor der Hand in dieser Sphäre des Lustspiels mit besonderem Glück sich zu bewegen. Hr. Carl gab den lustigen jungen Herrn mit Leichtigkeit und Gewandtheit, durchaus als geübter Schauspieler. Hr. Krobs hatte in der Rolle des gefoppten Alten ein recht reputirliches Ansehen und viel natürlich komisches Geschick. Hr. Heigel gab ein gelungenes Bild von einem ächten alten Bühnen-Chevalier, ausführlich und taktfest — recht interessant. Mad. Carl war in der Rolle der jungen Frau eine angenehme Erscheinung, und in diesem Fall wenigstens muß ich den Eleganten, hinsichtlich der früher angeführten Bemerkung, widersprechen. Man muß sich fast an jeden Schauspieler erst gewöhnen; sonst wäre es auch immer das Alltägliche. An viele gewöhnt man sich leicht und schnell. Dieß scheint hier der Fall zu seyn. Ein anderes Mal mehr von dieser Gesellschaft, die sich unter der gefällig anlockenden Firma: Théâtre des variétés angekündigt hat.

Auf dem Theater in der Josephstadt wurde Weber's und Kind's Freyschütz gegeben, und zwar mit überraschend günstigem Erfolg. Es war ein glücklicher Einfall, diese Oper jezt einstudiren zu lassen, da alle dramatische Musik gleichsam verstummt ist: das Gelingen mußte eines Theils erleichtert, andern Theils doppelt dankbar aufgenommen werden. Und es ist wirklich gelungen, über alle Erwartung. Besondres Lob gebührt dem Orchester, das in allen Theilen trefflich zusammen wirkte. Es war eine Freude, die Ouverture zu hören, die auch das erste Mal wiederholt werden mußte, obgleich die Scene schon eröffnet war, und obschon die Versammlung nicht aus lauter nachgiebigen Zuhörern bestand, denn sie ließen nicht Alles unbedingt durchgehen. Natürlich fanden die Kritisirenden, worunter die Referenten und Correspondenten gehören, auch Manches, was nach ihrer Meinung anders seyn konnte, so z. B. wurde dieses und jenes Tempo wohl etwas zu rasch genommen, aber durch das Ganze herrschte dafür auch ein lebendiger Hauch und eine jugendliche Frische, wie man es von einem Musikverein erwarten kann, der auf einem solchen Feld die ersten Lorbeern sich erkämpft. Wir wollen jedoch die Sänger nicht vergessen. Die Chöre gingen gut, einige Ensembles, z. B. gleich das erste Terzett mit Chor — unstreitig das schwierigste — ganz vorzüglich, der Tenor trug seine Arie kräftig und Herz ansprechend vor, und Agathe sang ihre große Arie mit vieler Wirkung. Was für ein bequemes Feld wäre hier, mit poetischen Phrasen und lobpreisendem Flitterwerk aus dem Magazin der kritischen Enthusiasten und sich selbst gefallender Bewunderer herum zu werfen! Wir wollen aber nicht vergessen, daß wir dieses Meisterwerk ächt deutscher Musik schon recht gut, und auch noch besser gehört haben. Die Scenerie aber, besonders in der Wolfsschlucht, haben wir in der That nicht besser gesehen. Hier war Alles, wie es soll, und der Teufel fuhr auf einem so glänzenden Wagen dahin, als ob er zur großen Conferenz des Pluto stürmte, womit der vierte Canto des befreyten Jerusalems beginnt. Laßt uns nun auch des Musikdirektors Gläser gedenken, der mit Verstand und Eifer das Orchester und die Sänger leitete. Nächstens wird die Schweizerfamilie in die Scene gebracht werden.

Die Kunstreiter-Gesellschaft, Constant und Bassin, hat sich längere Zeit hier aufgehalten, ohne jedoch großes Aufsehen oder viel von sich reden zu machen, was wohl hauptsächlich daher kommen mochte, weil sie in einem ganz abgelegenen Theil der Vorstädte ihren Schauplaz hatte, da der Cirkus besezt war, und auch dort sich einer andern, unbedeutenden Gesellschaft anschließen mußte, die sich früher festgesezt hatte. Sie sollen dennoch großen Zuspruch gehabt und sehr gefallen haben. Wahrscheinlich kommen diese geschickten Künstler wieder. Vor der Hand sind sie nach Presburg, wo sich bey dem bevorstehenden Landtag aus dem Reich des Schönen und der Künste ein sehr glänzender Verein bildet.

Das lezte Feuerwerk zum Annenfest, das jedoch der schlechten Witterung wegen post festum kam, führte den Titel: „Der Annen schönstes Angebinde." Die Darstellungen (Fronten) enthielten: Sonnenaufgang am Namensfest; Amor in Gala; Huldigung der Grazien u. s. w. Wahrscheinlich war dieß Feuerwerk das lezte in diesem Jahr, denn auch der Unternehmer wird sein glanzvolles Schauspiel in Presburg sehen lassen.

Drey Allirten Wasser — heißt ein neu erfundener Parfüm, der das Cölnerwasser entbehrlich machen soll. Gleich diesem vereinigt es alle Eigenschaften in sich, ist aber zugleich wohlfeiler.

Beylage: Kunstblatt Nr. 80

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. Oktober 1825.

Sehen wir nicht immer, wie Hamlet, im großen Schauspiele des Lebens einem kleinen zu?

Jean Paul.

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich bisher die Lichtseite der italienischen Schauspielkunst kennbar gemacht habe, möge auch der Schatten, den die Natur auf sie wirft, mit derselben Unpartheylichkeit beleuchtet werden. Hier bietet sich eine Schwierigkeit dar, welche bey Beurtheilung ähnlicher, oder vielmehr aller Dinge, von den meisten ästhetischen oder philosophischen Kritikern übersprungen zu werden pflegt, nämlich zu untersuchen, ob, in Ermanglung alles Absoluten (welches, wenn die Philosophen etwas anderes darunter verstehen wollen, als *höchstens* Gott, ein Nebel- und Schwebelding ist), ein Mensch den andern, ein Volk das andere, ein Welttheil den andern, ein Geist den andern beurtheilen kann und darf? Die Licht- und Schattenseite eines Planeten (um im Gleichnisse zu bleiben), oder eines jeden andern Dinges, verändert sich, je nachdem man den Standpunkt, von welchem jener oder dieses betrachtet wird, verändert. Der Gesichtspunkt des Betrachtenden kann also wohl die äußere optische Beschaffenheit, aber nicht die innere Natur des Betrachteten verändern. Ich behaupte daher, es gibt gar keine abstrakte, sondern nur concrete Urtheile, d. h. Entscheidungen, in wie fern die Dinge hinter sich selbst, und nicht hinter dem, an sie angelegten, fremden Maßstab zurückgeblieben sind. Wenn ich mich unterfange, von der *Schattenseite* der italienischen Schauspielkunst zu reden, so soll dieß nicht so viel heißen, als ob diese Seite wirklich vom Schatten eines *außerwesentlichen* Dinges verdunkelt wird, sondern nur, daß sie mir, von meinem *deutschen* Standpunkte aus, als eine *Schattenseite* erschienen ist. Deute ich gleich summarisch an, daß dem italienischen Schauspieler alle Fähigkeit der Charakteristik, alle Gemüthlichkeit (mit ihren sämmtlichen Unterabtheilungen bis zur Sentimentalität herab), ja sogar aller Ausdruck der geistigen Liebe, und endlich alle Darstellung des geistig-luxuriösen, oder witzigen Gesellschaftslebens abgehe, so sind die Gründe, auf welche sich meine Behauptung stützt, die folgenden.

Die Italiener, ohne nordische Reflexion, blos einem geistigen Instinkte folgend, und außerhalb der labyrinthischen Wirkungen der gesellschaftlichen Verhältnisse lebend, entbehren, wie schon gesagt, aller Charakterfähigkeit und mit ihr der Charaktere. Ihren Schauspielern muß daher auch die Fähigkeit der Charakterzeichnung abgehen. Was sie davon liefern, sind keine eigentliche, durch Schatten und Licht, Kolorit und Zeichnung regelrecht ausgeführte Gemälde, sondern Skizze und Umrisse, welche nur die allgemeine Masse, keineswegs die einzelnen hervorstechenden Theile wiedergeben, *Charakterzeichen*, wie ich sie, zum Unterschiede von *Charakterzeichnungen*, nennen möchte. Man könnte sagen, die italienische Schauspielkunst besäße viel Charakter, aber keinen einzigen *Charakter*. Die sich daraus ergebende Flachheit in der Darstellung fällt dem italienischen Publikum nicht auf, eben weil

dieß aus den angeführten Gründen, selbst ohne Charakter ist, und als eine natürliche Folge davon auch seine Theater-Schriftsteller (wie z. B. Goldoni) keine eigentliche dramatische Charaktere schildern. In dem Sinne, wie Iffland Individualitäten auszumalen verstand, und wie (sagt man) mehrere andere jezt lebende deutsche Künstler dieselbe Kunst inne haben sollen, vermag kein einziger italienischer Schauspieler einer dramatischen Person eine bestimmte und hervorstechende Physiognomie zu geben. Selbst dasjenige Rollenfach, welches man in Italien Caratterista nennt, enthält keine Charakterrollen, sondern komische Alte. Der berühmteste italienische Caratterista, Vestris, ein Schauspieler, der, wenn man den Naturalismus gestattet, vielleicht das ausgezeichnetste Darstellungstalent unter allen Theaterkünstlern Europa's besizt, versteht von Charakterzeichnung, selbst von der äußern, blos materiellen Haltung, nicht so viel, wie der mittelmäßigste deutsche Komiker.

Venedig war, bis zu seinem Sturze, der einzige Staat Italiens, wo das Volk einen gewissen Grad von künstlich-gesellschaftlicher Existenz, von häuslichem Zusammenleben besaß, Beydes eben so sehr eine Folge seiner absolut geschlossenen Regierungsverfassung, als der physischen Eigenthümlichkeit der Stadt. Daher kömmt es, daß wir auf dem venezianischen Volkstheater, wenn auch keine Charaktere (denn dazu war die Volkszahl und folglich der moralische und Gesellschaftskonflikt unter seinen Einwohnern zu klein), wenigstens Charakter m a s k e n finden. Es war freylich ein bloßer Nothbehelf, der aber eben so sehr von der Anwesenheit der Charakteranlage in diesem Volke, als von dem Bedürfnisse, sie öffentlich auszusprechen, zeugt. Die Venezianermasken haben, nicht allein in Italien, sondern in ganz Europa, eine solche Berühmtheit erlangt, daß hier eine nähere Auskunft über dieselben nicht ohne Interesse gelesen werden wird. Ich habe während meines siebenmonatlichen Aufenthalts zu Venedig diesem Gegenstande große Aufmerksamkeit gewidmet.

Die vorzüglichste der venezianischen Masken ist der P a n t a l o n e. Ueber die Ableitung seines Namens sind mir eben so viele verschiedene Meynungen mitgetheilt worden, als ich Personen darum befragt habe. Die wahrscheinlichste ist wohl die, daß es einstens wirklich einen Bürger dieses Namens (eigentlich Pantaleo, oder Pantaleone) zu Venedig gegeben habe, welchem jene, späterhin zum Vorbilde dieser Maske aufgestellten Eigenthümlichkeiten mehr oder minder eigen gewesen seyn mögen. Es war natürlich, daß als Opposition der, fast furchtbar ausgebildeten Konsequenz der venezianischen Aristokratie, sich daselbst ein Bürgersinn entwickeln mußte, dessen Tugenden um so glänzender hervorleuchteten, als der esprit de corps der Nobili sich anmaßend zeigte. Leztere, dem Publikum alle die Freyheiten zugestehend, welche ihre eigene Existenz weder mittelbar noch unmittelbar gefährdeten, sahen es mit Gleichmuth an, oder trugen vielleicht sogar Sorge, daß dem venezianischen Volke in der Gestalt des Pantalone ein Schmeichelbild vorgeführt wurde, an welchem es sich ergötzen und den Staat darüber aus den Augen verlieren konnte. Der Pantalone ist der Sittenspiegel eines guten, friedliebenden, patriotisch gesinnten, arbeitsamen und räsonirenden Staatsbürgers, der, selbst nichts Arges habend, in Niemand Arges sucht, und deßhalb nicht selten, sowohl in seinen vier Pfählen, wie von außen her, zum besten gehalten wird. Sein Wahlspruch ist: besser der Betrogene als der Betrüger zu seyn. Die Klapp-Pantoffeln deuten auf seine Häuslichkeit; er geht selten aus und kann selbst außer dem Hause in Pantoffeln erscheinen, weil er nicht weit zu gehen hat und die Reinlichkeit der Gassen, welche weder von Pferden, noch von Wagen, noch sonst von Waarentransporten, verunreinigt werden, ihm die Schuhe entbehrlich macht. Die langen rothen Beinkleider mögen eine, aus den Türkenkriegen mit nach Hause gebrachte, ursprünglich vielleicht lächerlich zu machende Mode, so wie der Bart die damalige Sitte vorstellen. Der schwarze Mantel aber ist eine alte Nationaltracht der Venezianer. In seinen häuslichen Verhältnissen hat er (stets ein Wittwer, denn eine Frau würde das Haus reinzuhalten wissen) mit dem Bergamasker Arlecchino, oder eigentlich Truffaldino, zu kämpfen. Die Einwohner von Bergamo, einem armen Städtchen, ehemals dafür bekannt, nicht zu Hause bleiben und sich redlich nähren zu können, zogen, um ihren Unterhalt zu suchen, schaarenweise nach Venedig, und machten sich hier eben sowohl durch ihre Zerlumptheit als durch ihre Verschlagenheit bemerkbar. Dieß die Entstehung der Jacke und des Namens der Maske, welche leztere nicht, wie Einige glauben, von tartufo (Trüffel), sondern von truffare (betriegen) abstammt. Der Name Arlecchino, unstreitig spätern Ursprungs, scheint aus Frankreich zu kommen. Wer weiß nicht, zu wie vielen und sonderbaren Etymologieen dieser Name, deren seltsamste unstreitig die aus Charles Quint oder Carlo Quinto ist, Veranlassung gegeben hat? Ich, meines Theils, glaube, daß Arlecchino oder Arlequin aus le Carlin entstanden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

D i e W e i n l e s e.

(Beschluß.)

„Die Stelle der Brücke, wo ich das Unglück hatte, Ihnen einen guten Rath zu geben, für welchen Sie mich in einem Anfall der Laune des Königs Wenzel in die Moldau warfen, erzählte Louis, war ziemlich nah am linken Ufer des Flusses, wo der Strom, in einer Bucht aufgehalten, nicht sehr reißend geht. Ich bin ein guter Schwimmer, habe kaltes Blut und Kraft; aber dennoch hatten die Wellen mich ergriffen und eine ziemliche Strecke

abwärts geführt, ehe ich meiner Bewegungen mächtig ward. Als ich dieß geworden und eine Strecke geschwommen war, das eingeschluckte Wasser von mir sprudelnd, vor Frost zitternd, und mir Ihr heißes Blut wünschend, sah ich in einiger Entfernung ein Licht auf dem Wasser, das mir leichter als das Ufer zu erreichen schien. Ich schwamm darauf zu. Es waren Fischer, die sich bey der mondhellen Nacht in einem Kahn mit Fischen beschäftigten. Sie nahmen mich ein. Der Ort ihrer Bestimmung, wohin sie zurückruderten, war ein Dorf unweit Wellwarn, einem Städtchen an der Moldau. Sie wollten wissen, wie ich in's Wasser und sie dazu gekommen seyen, einen Menschen zu fischen? Es verdroß mich zu bekennen, daß ich mich wie ein junger Hund hätte lassen in den Fluß werfen. Ich gab es also für eine Schwimmparthie zum Vergnügen bey der schönen Mondnacht aus, im klassischen Geschmack der Schwimmparthien Leanders und Lord Byrons durch den Hellespont. Dieß faßten sie nicht, wohl aber einigen Argwohn wider mich, und bestanden darauf, mich nach Wellwarn zu führen. Nach überstandener Hinrichtung sollte ich noch eine Untersuchung bestehen. Ich ergab mich in den umgekehrten Prozeß; sie ruderten rasch stromaufwärts; binnen zwey Stunden, die nicht zu den kurzweiligsten meines Lebens gehörten, erreichten wir die Stadt, als ich eben noch Kräfte genug besaß, an's Land zu steigen und mich zu der Gerichtsperson zu schleppen, zu der sie mich führten, und Besinnung genug, dieser dasselbe zu wiederholen, was ich den Schiffern gesagt, und mich als den zu legitimiren, der ich war. Der Beamte war zu meinem Glück ein verständiger und rechtschaffener Mann, mit dem ich mich verständigen konnte und der mich auch mit trockener Wäsche versorgte."

„Bisher hatte ich ein heftiges Fieber mit Gewalt bemeistert. Die Kraft dazu schwand aber mehr und mehr, und nachdem ich einige Zeit in einem warmen Zimmer zugebracht, war das Resultat des Streites zwischen meinem Physischen und meinem Willen, eine völlige Ohnmacht beyder. Ein Arzt, der herbeygeholt worden, erklärte meinen Zustand für bedenklich, und nahm mich zu sich in's Haus. Ein Nervenfieber folgte, während dessen ich neun Wochen lang, erst in einem Zustand von Bewußtlosigkeit, dann von Schwachheit verlebte, die mir alle menschliche Dinge gleichgültig machten. Sobald ich genesen war, kehrt ich nach Prag in meine Wohnung zurück; dieß geschah aber erst vierzehn Tage, nachdem Sie und meine Mutter jene Stadt verlassen hatten."

„Mit der ersteren, später wieder zusammengetroffen, erkundigten wir Beyde uns sofort nach Ihrem Aufenthalte. Erst unter der Hand, dann durch Briefe, und als dieß ohne Erfolg blieb, durch die öffentlichen Blätter, welche Sie in Griechenland wohl nicht zu Gesicht bekommen haben. Seitdem wurden Sie für todt gehalten, wie früher ich: und Therese und meine Mutter haben mehr Leid um uns Beyde getragen, als wir, wenn ich von mir auf Sie schließen darf, dessen werth sind."

Unterdessen waren die Kinder mit ihren Blumen gekommen, hinter sich weichend, lächelnd, verschämt; bis die Aelteste sich ein Herz faßte und Julianens Lektion fertig, mit gesenkten Augen und hochrothen Bäckchen wiederholte. Worauf die Jüngste sich an N — schmiegte und sagte: „aber Sie müssen das nicht glauben, was meine Schwester gesagt hat. Der Strauß ist nicht aus Prag; er ist aus unsrem Garten, und die Mamma hat ihn bestellt."

N — verbarg nicht die Thränen in seinen männlichen Augen. Wer in einer Stunde die Schuld des Mordes von seiner Brust genommen; das durch eigene Schuld verheerte Lebensglück der Geliebten hergestellt; sich mit dem Gegenstand der leidenschaftlichsten, treuesten, und bestbegründetesten Liebe vereinigt denken und fühlen kann: wage eine Darstellung vom Zustande seines Gemüthes.

Er ließ sich am Rheine nieder und vermählte sich mit Theresen. Von Jähzorn, dem einzigen Fehler seiner Natur, war er durch die unglücklichen Folgen geheilt, welche derselbe für ihn herbeygeführt. Seinem zu sehr in sich versenkten, beschaulichen Wesen, hatte das Unglück, Thätigkeit nach Außen, und Selbstvergessenheit verliehen. Seine Liebe zu Theresen, und die ihre zu ihm aber hatte die härteste Probe bestanden, und blieb unwandelbar.

Des Bischofs Esel.

Im Jahr 1718 sagte der Bischof Atterbury im Oberhause bey Gelegenheit einer vorgeschlagenen Maßregel, die ihm mißfiel, er hätte dieses im vorigen Jahre prophezeit und sich als einen wahren Propheten bewährt. Sogleich stand Lord Connigsby auf und sagte, er könne den Bischof mit keinem andern Propheten vergleichen als mit Bileam, den sein eigener Esel züchtigen mußte. Da erwiederte der Bischof: „Meine Lords! ich lasse mir's gern gefallen, mit Bileam verglichen zu werden; aber ich sehe nicht ein, wo der edle Lord den anderen Theil seines Gleichnisses hernehmen will, da mich doch Niemand gezüchtigt hat als Se. Herrlichkeit." Von jenem Tage an hieß Lord Connigsby Atterbury's Esel."

Korrespondenz-Nachrichten.

L . . . 12. September. *)

Wir sind von unsrer Reise nach der Schweiz wohlbehalten zurück, der erste Andrang meiner Amtsgeschäfte vorüber; ich bin beauftragt Euch zu schreiben, und vor mir liegen eine Menge Notizen von meiner und der Freunde Hand . . . . . **) Also mit Einem Worte: über Anderes ein ander Mal, und von Andern; heute nur vom Theater. Glaubt es den Großstädtern nicht, daß ihre Bühne specifisch-verschieden von den kleineren, wesentlich-besser als diese sey! Der Grund und Boden ganz derselbe; ganz dieselbe verderbliche Wechselwirkung von der Direktion auf das Publikum, und von diesem auf jene zurück; so daß beyde Theile mit unendlich weisen Mienen von dem Verfall der Kunst sprechen und Einer dem Andern die Schuld zuschieben kann. Claurens Suschen wird eben so naiv, Töpfers Empfehlungsbrief eben so fein-komisch, und ein französisches Melodram in Fabrikverdeutschung eben so prachtvoll-schauderhaft in der Land- als in der Hauptstadt gegeben. Es fehlt in der Oper weder an Pariser Schnee, noch an Italienischem Wasser, noch an deutschem Höllenfeuer. Mit ihren beschränkten Spektakel-Mitteln sind die armen Impressarien oft sogar geschmackvoller, als es die Groß-Bühnen mit ihrer erdrückenden Pracht nicht sind. Mädchen und junge Männer mit Anlagen und Talenten durchaus nicht selten. Es gibt keine so geringe wandernde Gesellschaft, bey der sich nicht ein Paar junge zierliche Personen befänden, die zehn Mal besser sind, als der ganze Troß von nichtigen und ewigen Anfängern, welche aus dem Schooße großer Bühnen hervorgehen, und auf demselben zur lebenslänglich besoldeten Unfähigkeit verzogen werden. — Warum reisen die Herren Ober- und Untervorsteher der ständischen, städtischen und fürstlichen Theater nicht und suchen, für die Kunst und für den pekuniären Vortheil, angehende Talente auf? Sie sind zu finden, und für eine mäßigere Gage, als der Vetter des Theatersekretärs, oder das alberne Töchterchen ihrer Primadonna doch aus Rücksicht erhalten müssen . . . . . .

Das Stuttgarter Theater hat die Zerflossenheit, die sogenannte Allseitigkeit der Deutschen Bühne, aufgegeben. Keine Tragödie fürder, kein Drama, ja selbst kein großartiges Lustspiel; nur Kleines, Niedliches und — Oper! Das wäre gut und heilsam; wenn es nur nicht gerade bey dem Theater einer königl. Hauptstadt wäre, wo man diese Diät anwendete; und wenn es nur ein anderes Groß-Theater gäbe, wo man just die große Oper und die kleinen Niedlichkeiten verpönte. Bey der Fülle von höchst ausgezeichneten Personen in allen Fächern der Kunst und des Wissens ist es eine auffallende Erscheinung, daß Stuttgart dennoch kein Theater-Publikum (kein lebendig wirkendes) hat. Ich war zu kurz dort, um mir das erklären zu können; man sagt, es sey die Folge ehemaliger Ordonnanzen. Ich weiß darüber nichts; aber noch viel über das kunstreiche Stuttgart, wovon ich doch heute nichts schreiben darf, da ich nur vom Theater sprechen soll. — In Karlsruhe konnten wir leider nur Einen Tag bleiben, eigentlich nur einen Abend. Wir hörten eine Oper. Mad. Gervais, nicht mehr jung, gute alte Schule, die Stimme Volumen, aber nicht mehr frisch, singt mit Seele, verziert oft zu viel und zuweilen nicht glücklich, im Ganzen wahrhaft ausgezeichnete Sängerin. Herr Haizinger, ein Wiener, schöne rührende Höhe, kunstvolle Verbindung der Brust- mit der Kopfstimme, geläufige Kehle, Leidenschaft im Vortrag, deutliche Aussprache; kann ein vortrefflicher Künstler werden; wenn er's lernt sich selbst zu hören, sein Lokal zu berechnen, und sich nicht zu überschreyen. Doch gehört dieß nur noch zum Technischen der Kunst; wann diese Stufe erreicht ist, dann erst beginnt der neue Fortschritt zur Selbsterfindung im Vortrag, welche aber in Rossinischen Werken nicht zu studiren seyn dürfte! Es soll dort noch eine sehr niedliche Sängerin für die Operette geben (Mad. Seering wurde sie uns genannt), deren geläufige Kehle und glockenreines Stimmchen man uns doch anpries. Wir kennen sie nicht. Das Orchester scheint aus braven Virtuosen (zu wenig Violinen) zu bestehen; dennoch geht es mit dürftigem Schatten und Licht, mit Mangel an Feuer und Lebhaftigkeit. — Vom Schauspiel wissen wir nichts zu sagen. Man nannte uns einen Herrn Meier, als Liebling des Publikums. Es ist vielleicht derselbe, der vor einigen Jahren in Berlin war; doch ist das nicht gewiß, denn es sind, wie wir hören, der Meier zwey bey dem dortigen Theater. Auch sprach man uns von einem Herrn Dämmer und nannte ihn einen überlegten Künstler. Ich verstand das Wort nicht, und Keiner der unsern wußte es mir zu erklären; denjenigen aber, der es gebrauchte, den wollte ich nicht fragen, theils aus Bescheidenheit, theils um nicht ignorant zu erscheinen. Die Neumann ist Euch bekannt. — In Frankfurt durchaus nichts Merkwürdiges als ein braves, gut geleitetes Orchester und ein Tenorist (Rieser), der auch Schauspieler ist. (Hört! Hört!) Sonst spielen die deutschen Sänger meist nur wissenschaftlich, nämlich statistisch. — Wegen der Lindner bin ich in Opposition gegen die Freunde. Mögen sie mich schelten; ich schreibe Euch unverholen, was ich über sie denke. Sie ist zu frühzeitig zu Ruhm, ich möchte fast sagen zu Nachruhm gekommen; daher geht es ihr umgekehrt, wie der Maria Stuart, hinsichtlich des Rufs nämlich, (des Künstlerrufs). Selbst für das Lustspiel ist sie mir fast zu rund. Ihre Lieblingsrollen zeugen überdieß von ihrem geringen Kunstsinn, und so zerstört sie ihre schöne Kunstfertigkeit, oder man bedauert, daß sie dieselbe vergeudet, und sieht es voraus, wie sie ihre frühere Anlage, auch gewichtige Rollen aufzufassen, untergräbt. Ich habe in früheren Zeiten die Prinzessin im Tasso sehr brav von ihr gesehen, und mehrere Jahre nachher die Ophelia . . . ich will nicht sagen wie. Bemüht sie sich nicht Fortschritte zu machen, bildet sie sich (vom Gros des Publikums verführt) ein, vollendet zu seyn: so wird sie zulezt nur noch „Meine Kartoffeln!" sagen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieser Brief ist wirklich ein Brief, nämlich nur für einen Kreis von Freunden, und keineswegs für die Oeffentlichkeit bestimmt. Weßhalb er aber dennoch in diesem Blatte, und ganz unverändert, in seinem vertrauten, unzubereiteten Style erscheint, geschieht deßwegen, damit es doch ein Mal öffentlich zur Sprache komme, wie es auch, neben der sich souverän glaubenden, gedruckten Kritik über die deutsche Bühne, eine geschriebene gibt: ein Briefwechsel nämlich unter Gelehrten, Künstlern und Kunstfreunden, der, in völliger Unabhängigkeit von der Diktatur öffentlicher Rezensenten, sich einer Wirkung erfreut, die weiter verbreitet ist, als es die Geräuschlosigkeit brieflicher Mittheilungen vermuthen läßt.

**) Wo sich dieses Lückenzeichen findet, waren Briefstellen, entweder nicht nöthig mitzutheilen, oder nicht mittheilbar.

Beylage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. Oktober 1825.

Männer zu bestricken,
Ist ein leichtes Spiel.
Einen zu beglücken,
Ist das größte Ziel.

Tiedge.

Bruchstücke aus dem zweyten Band der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach, *) geb. Gräfin Berkeley, früher Gemahlin Lord Craven's.

Wir schickten einen Kourier nach Berlin voraus, nach dessen Ankunft der König uns acht schöne Pferde entgegen sendete, die uns durch die sandigen Ebenen Preußens ziehen mußten. In Böhmen hatten Eis und Schnee unsere Wagen mehr als einmal beschädigt, doch endeten wir ohne ernsthaften Unfall eine Reise, die für mich die ängstlichste war, welche ich je unternommen habe; denn wäre dem Markgrafen das geringste Ungemach begegnet, so hätte man mir, und mir allein die Schuld davon aufgebürdet.

Wir kamen nach Berlin, als der Karnaval bereits zu Ende war; daher sich die königliche Familie nach ihren verschiedenen Landsitzen begeben hatte. Der König kehrte aber zurück, den Markgrafen in seinem Pallast zu empfangen, während ich der Sorge der königlichen Prinzessin, nachherigen Herzogin von York, die im königlichen Schlosse ihre eigene Wohnung hatte, überlassen wurde.

Nur vier Tage hielten wir uns hier auf. Ich sah den Markgrafen in diesen Tagen wenig; denn er war stets bey dem König. Er gab Sr. Majestät Nachricht von einer geheimen Korrespondenz zwischen einigen Herren von Adel in Baireuth und andern in Anspach, welche Uneinigkeit zwischen Oesterreich und Preußen anzuzetteln suchten.

*) Der erste Band dieser Denkwürdigkeiten ist so eben im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen.

Friedrich Wilhelm II. hatte im Jahr 1786, nach dem Tode seines Onkels, des großen Friedrich, den Thron bestiegen. Er gab verschiedene Gesetze, die seinen Unterthanen zu gut kamen, und errichtete einen Ehrengerichtshof, um die abscheuliche Gewohnheit der Zweykämpfe in seinen Staaten möglichst zu mindern.

Ich habe meinen Aufenthalt in Berlin im Kreise der königlichen Familie, und jede andere Gelegenheit benuzt, Nachrichten über den Charakter Friedrichs II. zu sammeln. Der Markgraf selbst hatte diesen außerordentlichen König in der Nähe beobachtet. Auch Fürst Hardenberg hat mir viel von ihm erzählt. Alles ist mir wichtig gewesen, was ich über ihn erfahren konnte. Die ohnmächtigen Versuche seiner Feinde, ihn zu verleumden, haben mir nie für etwas anders gegolten, als für Beweise seiner Größe und ihrer Kleinheit. Wer große Männer nicht achtet, verräth dadurch, daß ihm das Edelste in der menschlichen Natur fremd sey. Wir suchen unter Blumen, unter Steinen die schönsten Exemplare aus: wie sollten wir so einfältig seyn, unter den Menschen die Meisterstücke der Natur zu hassen, und ihre gewöhnliche Fabrikwaare für das Ehrwürdigste zu halten? Um neben großen Männern nicht die eigene moralische Vernichtung auszusprechen, muß man ihre Größe wenigstens anerkennen.

Von Anspach nahmen wir ein Bild in Lebensgröße von Friedrich II. mit, zu welchem er selbst für den Markgrafen gesessen hatte. Die Züge, die Mienen und die ganze Haltung waren durchaus ähnlich; der Ausdruck spre-

chend. Ich hatte es in Brandenbourgh-House über meinem Kanapee aufgehängt, wo es jedem unvergeßlich blieb, der es einmal gesehen hatte.

Friedrich war acht und zwanzig Jahre alt, als er den Thron bestieg. Ganz Europa weiß, welchen Gebrauch er von der Armee, die sein Vater hinterließ, und von den Schätzen, die dieser aufhäufte, gemacht hat. Friedrich II. legte den Grund zu der Selbstständigkeit seines Königreichs, und zeigte den Weg, auf welchem sie zu erhalten war.

Als Kronprinz wurde er von dem Könige, seinem Vater, gehaßt, weil es schien, als schenkte er den Wissenschaften und schönen Künsten größere Aufmerksamkeit, als den Geschäften der Parade und des Kamaschendienstes, welche von ihm für den Gipfel der Kriegskunst gehalten wurden. Auf einer Reise nach Wesel, wohin er seinem Vater gefolgt war, faßte er den Entschluß, in ein fremdes Land zu gehen. Wahrscheinlich war der Wunsch, sich durch Reisen zu unterrichten, dabey nicht der einzige Beweggrund; ohne Zweifel wollte er der Tyranney seines Vaters entfliehen. Der König aber hatte die Absicht seines Sohnes erfahren, und befahl, im Augenblick, da er seinen Plan ausführen wollte, ihn zu verhaften. Friedrich Wilhelm I. ließ den Prinzen durch eine Spezialkommission richten. Die Mitglieder derselben zeigten so viel Unabhängigkeit des Charakters, daß sie den Thronerben nicht zum Tode verurtheilten, obgleich ihnen dieß zugemuthet wurde. Es scheint uns ein leichtes Vergehen, wenn ein muthmaßlicher Thronerbe, ohne Erlaubniß des Souveräns, das Reich verläßt; ein vorhandenes Gesetz aber sprach gegen den Prinzen. Unter vier und zwanzig Richtern fand sich nur einer, der für den Tod stimmte; dieser Mann hieß Derschau. Friedrich war zu großmüthig, um nach seiner Thronbesteigung sich auch nur die leichteste Rache gegen ihn zu erlauben.

Friedrich Wilhelm I. war nahe dabey, auf dem Schauplatz von Europa die Scene des Don Carlos, oder die jüngere des Czarowitz zu erneuern. Der Prinz wurde begnadigt; der unglückliche Gefährte seiner Flucht aber, sein Freund und Vertrauter, wurde enthauptet.

Friedrichs Feinde haben ihn beschuldigt, er hätte bey diesem Auftritt keine Thräne vergossen, und auf keine Art versucht, den König zu besänftigen, um den unglücklichen Katt zu retten. Dieß ist eine Anklage der verläumdenden Gemeinheit, die, wenn sie den Geist großer Männer nicht angreifen kann, ihnen das Gefühl abspricht, und darin von flachen Beobachtern unterstüzt wird. Es gibt eine Menge Menschen, die ihr bischen Gefühl, als das Beste, das sie besitzen, überall zur Schau tragen und damit groß thun; der außerordentliche Mann, dessen innere Bewegungen von einem höhern Genius beherrscht werden, ist darum nicht unempfindlich; aber er verschließt sein Gefühl in der Tiefe der Brust, weil er es als eine angeborne Schwäche ansieht, nicht für eine erworbene Größe erkennt. Ich habe von Augenzeugen jener Auftritte erfahren, daß der Kronprinz, als der unglückliche Offizier auf's Schaffot geführt wurde, mit aller Leidenschaft eines vom Gram gebrochenen Herzens Gnade für seinen Freund erflehte, daß er mehr als einmal während der Hinrichtung ohnmächtig wurde, und selbst eine wahre Todesangst ausstand. Vor der Vollziehung des Urtheils hatte er alle Mittel, den Freund zu retten, angewendet. In der Verzweiflung erbot er sich gegen seinen Vater, er wolle auf den Thron verzichten, wenn Katt begnadigt würde. Der unerbittliche Monarch dagegen, nicht zufrieden, daß die Richter den Vertrauten des Prinzen zu lebenslänglicher Festungsarbeit verurtheilt hatten, unterzeichnete mit eigner Hand den Kabinets-Befehl, ihn hinzurichten, indem er sagte, daß nichts das Verbrechen des Hochverraths entschuldigen könne. Den Bitten des Kronprinzen sezte er nur Hohn und Verachtung entgegen. — Katt war der Sohn eines Generals und der Enkel eines Feldmarschalls, die Beyde im Dienste des Königs standen und noch am Leben waren, als der junge Mann geopfert wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Carlin, der berühmteste italienische Arlequin (so wie Colalto der berühmteste Pantalon), den die italienische Komödie zu Paris besessen, ward zu seiner Zeit (zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts) stets mit dem Artikel le genannt. So kam es, daß die Franzosen aus le Carlin Arlequin, und die Italiener aus il Carlino Arlecchino machten. Mich dünkt diese Herleitung so natürlich und den Umständen so angemessen, daß ich mich höchlich wundere, wie Lessing und andere auf jene geschrobene (aus Charles Quint) haben verfallen können. Meine Ableitung fiele allerdings in nichts zusammen, wenn sich erweisen ließe, daß der Name Arlecchino schon in einer um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zu Padua gedruckten Lustspielsammlung vorkäme. Ich habe nach lezterer stets vergebens geforscht. Dieser Carlin ist, außer seinem großen Talente, noch dadurch, daß er, vermöge der Aehnlichkeit der Arlequinsmaske mit dem Mopsgesichte, dieser Hundegattung den französischen Namen (carlin) gegeben hat, so wie durch die Anekdote bekannt, daß ihm, zur Heilung seiner Schwermuth von einem Arzte, der ihn nicht kannte, der Rath gegeben ward, er möge in die italienische Komödie gehen und den berühm-

ten Arlequinspieler Carlin sehen. Der venezianische Truffaldino oder Arlecchino scheint zu seiner Zeit ein Rollenfach von der höchsten Bedeutung und nur den talent- und geistvollsten Schauspielern anvertraut gewesen zu seyn. Bedenkt man, daß diese Maske in allen ursprünglich venezianischen Stücken nicht allein die intrigueleitende, sondern auch die belustigende Person war, und daß sie stets aus dem Stegreife gespielt, und wahrscheinlich bey jeder Vorstellung immer neu extemporirt werden mußte, um das Publikum durch immer neue Späße zu unterhalten, so begreift sich, welch ein Talent erfordert ward, um diesem Rollenfache mit Erfolg vorzustehen. Zu Venedig haben sich noch bis auf den heutigen Tag mehrere Namen von berühmten Arlecchini im Andenken des Volks erhalten; mir sind einige alte Venezianer vorgekommen, welche sich des lezten unter ihnen, Sacchi's (desselben, welchem Gozzi in mehreren seiner Vorreden so ungemeine Lobsprüche ertheilt), aus ihrer Jugend her sehr wohl erinnerten. Was sie mir von den Leistungen desselben gesagt haben, würde mir unglaublich scheinen, wenn ich nicht selbst Gelegenheit gehabt hätte, mich durch die Rudera, welche von diesem Rollenfach noch bis auf den heutigen Tag hinterlassen, von der vormaligen glorreichen Kunstexistenz desselben zu überzeugen. Ich habe zu Venedig drey Arlecchini gesehen (ihre Namen kann ich nicht angeben, da in der Regel kein italienischer Komödienzettel die Schauspieler benennt), deren ungemein natürliches Talent, nebst der Kunst ihrer Extemporisation, mir das lebhafteste Vergnügen gemacht, ja, in Vergleichung mit den deutschen und französischen Schauspielern, eine wahre Verehrung abgenöthigt haben. Dem einen bin ich, bey der dreymaligen, unmittelbar aufeinander folgenden Vorstellung eines ältern Stücks, dessen Titel ich mich nicht mehr erinnere (es war eine scheinbare Vergiftung darin), im Orchester dicht hinter dem Souffleur stehend, Wort für Wort gefolgt, und habe mich nicht allein aus der Einsicht in das Buch von der Gewißheit überzeugt, daß die ganze Rolle nur in allgemeinen summarischen Andeutungen (eine davon hieß wörtlich also: Arlecchino entra disperato di aver perduto il suo pezzo di fromaggio) geschrieben war, sondern daß auch der Schauspieler in den drey Vorstellungen seinen Späßen fast jedesmal, wenn auch nicht eine neue Grundlage, doch eine neue Wendung gab. Besonders ergötzlich war die eben angeführte Käsescene, welche jedesmal über eine lange Viertelstunde dauerte. Sagte der Schauspieler stets etwas Geistvolles oder Erträgliches? Das habe ich nicht Gelegenheit gehabt, zu bemerken, denn das Lachen, aus welchem ich während der ganzen Scene nicht herausgekommen bin, ließ mir keine Zeit dazu. Nur so viel erinnere ich mich, daß die Verzweiflung des armen Teufels über den Verlust seines Stücks Käse so natürlich, aber auch zugleich so humoristisch ausgedrückt ward, daß man kein Mitleid, sondern eine wahre Freude darüber empfand. Meine Leser werden vielleicht über den Inhalt dieser Scene die Achsel zucken, und meynen, sie habe, ihrer Geringfügigkeit wegen, dem Schauspieler unmöglich den erforderlichen Enthusiasmus einflößen können. Allein die Dinge auf der Welt haben alle nur einen relativen Werth, und somit kann der Verlust eines Stückchens Käse einen tragischeren Humor mittheilen, als zum Beyspiel der Verlust eines Kaiserthrones, welchen in unsern Tagen ein anderer Arlekin (oder eigentlich Scapin, wie ihn ein witziger französischer Schriftsteller genannt hat) bis zum Sterben miserabel dargestellt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

L. . . 12. September.

(Fortsetzung.)

Ich muß auf unsrer Reise wieder umkehren. Da fällt mir ein Zettel aus Mannheim in die Augen und darauf steht: Direktion, wie überall; sinniger selbst als man glauben sollte. — Die Bretter scheinen die Kraft und den Saft des ehmaligen besten deutschen Theaters eingesogen zu haben. — Nicht zu ruiniren — es entsteht dort immer etwas — sehr oft ein Ruin des Ganzes — Publikum: eines der sinnigsten und theilnehmendsten — die Busch durch eigne Schuld, nicht das, was die Musen aus ihr machen wollten — Löwe, als ob ihr den Julius in Dresden seht — dieselbe bereitete Manier und doch wieder zwischenein gut. — Ein Paar bedeutend hoffnungsvolle Subjekte in der Oper. — Wenn sie nur nicht zu früh gelobt und genannt werden! Darmstadt: nur das schöne Haus gesehen; es war den Tag keine Oper. Das Schauspiel nicht besucht. — Becker, aus früherer Zeit als ein junger Mann mit Anlagen uns und Euch bekannt. Er geht nach Dresden. Will er da lernen, gut! Will er aber da als ein Fertiger glänzen; o weh! — Wild, zwey Mal in Frankfurt gehört, bey der Hin- und bey der Zurückfahrt, erst im Othello, dann im Barbier des Rossini. Stimme: die Jugendfrische verloren, und zugenommen an männlicher Schönheit; das ehemalige Rosenroth würde ihr jezt nicht einmal gut stehen. Es müssen sich Briefe vom Jahr siebenzehn vorfinden, die, während Wild damals für einen der ersten Sänger gehalten wurde, herben Tadel gegen ihn aussprechen. Jezt, wo jedes Parterre-Knäbchen die Stimme dieses Sängers kassirt nennt, weil sie ein Paar hohe Töne verloren hat, dürft ihr, eben so wenig als damals, dem sogenannten allgemeinen Urtheil Vertrauen schenken. Denn solch allgemeines Parterre-Urtheil = dem allgemeinen Bä der Heerde, das irgend ein lustiges Lämmchen, oder ein sentimentaler Hammel, oder ein satyrischer Bock anstimmte . . . . Wild hat seine Einseitigkeit, seine zerflossene Weichheit, seine Kammersängerey abgelegt: ist kräftiger, männlicher geworden; singt nicht mehr eine Rolle wie die andere, sondern charakterisirt, bis zu den Verzierungen herab, ohne welche diese keinen Sinn haben; hat eindringlich rezitiren und deutlich aussprechen gelernt, und

ist nicht mehr der faulen und bequemen Meynung teutonischer Operisten, daß, wenn man nur seinen Part gemächlich am Klavier sitzend eingelernt habe, man sich weiter um Worte und Rolle und Darstellung nicht zu bekümmern brauche; das fände sich wie das Glas von zerbrochenen Kirchenfenstern im Freyschütz. Daher klingts aber auch, wenn sie reden wie alte Scherben, und Arme und Füße bewegen sie, als ob der Wind mit den zerbrochenen Kreuzstöcken einer verfallenen Kirche spielte, und sprechen aus, selbst das Rezitativ, daß man nicht weiß, ob es kalmudisch oder blos mudisch ist. Wild hat kürzlich zwey ausländische Schulen besucht, die Italienische und die Französische, und von beyden Vortheil gezogen. Das französische Parterre besonders mag ihm die unabwendbare Nothwendigkeit gezeigt haben, daß ein Konzertsänger sich erst zum Schauspieler ausbilden müsse, bevor er auf die Bühne tritt, und daß die Vernachlässigung des Spiels eine Beleidigung des Publikums ist, welche dort durch lauten Hohn gestraft wird. Mit welchem Recht könnte sonst ein Operist die doppelte und dreyfache Gage eines Schauspielers verlangen, wie.......... Von Frankfurt gingen wir nicht, wie früher beschlossen, über Kassel, Hanover und Braunschweig, weil........ sondern gerade Weges nach Berlin. Wir haben also den jüngeren Löwe, den Ihr uns so sehr lobt, nicht gesehen. — Wie hat sich Berlin seit fünf Jahren, da ich es nicht sahe, verändert! Im Mittelstande eine erfreuliche Wohlhabenheit, statt ehemaliger Dürftigkeit; und wie es vor 1806 fast gefährlich war, einem jungen Offizier zu begegnen, so ist jezt das dortige Militär diejenige Klasse der Einwohner, welche das artigste, feinste und gemessenste Betragen hat. Nie ist es uns begegnet, daß wir mit Frauen in eine Theaterloge kamen, und ein Offizier den vordern Platz eingenommen hatte, daß er nicht artigerweise die Dame vorließ; da hingegen die ununiformirten Männer in Berlin sich breit vor die Damen in den Logen hinpflanzen, welches ebenfalls ein Pariser Parterre nicht dulden würde. Warum wird das nicht ein Mal öffentlich gerügt? Dieß und noch so einige Kleinigkeiten ausgenommen, bekommt Berlin immer mehr Aehnlichkeit mit Paris, eben so kleinstädtisch, da ein neues Vaudeville, eine kleines Nichts, eine Anekdote, ein Witzwort die ganze liebe Stadt beschäftigt; und eben so großstädtisch, indem nichts Wurzel faßt, alles wie in einer **Laterna magica** spurlos vorüberschwindet und dem ächten Berliner nichts von Gestern wichtig erscheint, selbst die Neufrommheit nicht. Von diesem und Anderm, und vorzüglich über den milden Hauch geistiger Freyheit, den man dort als ein Bestandtheil der Luft einathmet, gleichsam als ein Naturgeschenk ohne alle Voranstalt, davon, Ihr Ungläubigen, ein anders Mal. Jezt zum Theater zurück: Nur sparsam waren wir dort, trotz dem, daß wir vierzehn Tage in Berlin blieben. — Wolffs, nicht da; er krank nach Italien. Wir sprachen ihn früher in Ems. Ein Künstler soll nicht krank seyn. Wie hart!! Das gestehe ich ein; aber man merkt es seinen Produktionen an; auch diese werden kränkliches Kolorit haben; und ein Kunstwerk soll lebendig entquellen, aus Ueberfülle hervorsprudeln, und nur eben wieder von Kraft beherrscht und geleitet seyn. Ohne Gesundheit aber keine Kraft und Fülle. — Aber kann man denn nicht körperlich schwach und krank und geistig stark und gesund seyn? Nein, und abermals nein; denn wir sind Menschen. — Also ist Wolff ein gewöhnlicher Schauspieler? — Das verhüte der Himmel, daß wir uns so über ihn irrten. Er ist in einer bestimmten Hinsicht der erste jezt lebende Künstler seines Faches; aber er wäre es wahrhaftig nicht, wenn neben ihm ein Mann, mit eben der Einsicht, den Fähigkeiten, dem Studium, kurz mit allem dem, was Deutschland an Wolff bewundert, spielte, der überdieß jene Fülle von Kraft und Gesundheit besäße, die alle jene Eigenschaften um viele Stufen höher trüge. Möge der arme Geplagte dieses Himmelsgeschenk von Italien für sich und uns zurückbringen! — Die Stich nur zu loben; eine immer herrliche Erscheinung — vorgeschritten in ihrer Kunst. — Die Berliner Sylbendeklamation und Singsangerey des ersten falschen Unterrichts gänzlich aufgegeben — kommt nur in seltnen Momenten wieder, wo sie sich nicht vergißt, d. h. aufhört sich zu versetzen — meistens aber ihre Rollen im Großen und Ganzen aufgefaßt, und kein falsches vereinzeltes Wort- und Reimstudium — französisches Spiel mit Sinn gesehen, mit genialem Takt übertragen; nicht nach Affenart — Mit vollem Recht der Liebling, ja der Stolz der Stadt; und doch ist die ganze Stadt der Meynung, daß ihr gewisse gedruckte, bis in den Unsinn hineinspielende Lobliebeleyen unendlichen Schaden thun, theils der Wahrheit ihres Rufs, die dadurch zur Erdichtung wird; theils ihrem jetzigen Fortschreiten (Erschaffung bekannter und berühmter Rollen zuweilen nie gesehener) vom Talent zur Genialität. — Ich wünsche ihr, als Gegengift gegen die **bella donna** ihrer flachen Lobpreiser, daß bey der Berliner Bühne eine größere Künstlerin als sie die erste Stelle einnähme. Das wäre doppelt gut; erstlich gäbe es dann in Berlin eine große Schauspielerin mehr, und zweytens würde die Stich bald so vorschreiten, daß sie die erste würde. Unterdessen versichere ich Euch, daß es noch eine sehr achtungswerthe Partey im Publikum gibt, welche behauptet, daß von der Schülerin Goethe's (Wolff) wie von der Schülerin Flecks (Schröck) noch so manches für die Schülerin Lewezows und Ifflands (Stich) zu ersehen wäre. Ich aber glaube das nicht; denn „Nicht Alle können Alles," und so hoch ich die Stich auch stelle, so wird sie doch nie die moderne, d. h. die innig-zärtliche, sehnsuchtsvolle Liebe (wie einst die Schröck in ihrer Rosenzeit) darstellen können; weder die deutsche Thekla, noch die englische (nicht italienische) Julie. Um so trefflicher aber die Liebe südlicher Nationen, jenes prasselnde bunte Feuer, das aus der vierfachen Flamme des Verliebtseyns, des Stolzes, der Ehr- und der Eifersucht besteht — und die antike Liebe, jene peinigende Leidenschaft, die, in ihrer Unbesiegbarkeit, erhaben wie das übergewaltige Schicksal ist. Wäre sie in dieser Hinsicht klar über sich, so würde sie zu denen sagen, welche sie in der Rolle der Phädra und der Julie mit gleichlautenden Phrasen loben: Meine Herrn, Sie verstehen entweder die eine oder die andre, oder beyde Rollen nicht. —

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 235:

Lerchenbaum.

Charade.

Erstes Sylbenpaar.

Zum Troste hat ein Gott den Kummer uns gegeben;
Doch kennt uns auch der Freude stilles Leben.

Zweytes Sylbenpaar.

An Strömen weil' ich gern, und spiegle mich darinn;

Das Ganze.

Verwandt dem Zweyten, deut' ich auf das Erste hin.

— 9 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. Oktober 1825.

Gesezt, daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will sie doch und soll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Ist, dächt' ich, immer auch schon was.

Goethe.

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Verführt von der Art, wie heut zu Tage die französischen Harlekine in der Pantomime dargestellt werden, macht man sich im Auslande einen gänzlich falschen Begriff vom venezianischen Truffaldino: weit entfernt, sich zehnmal in einer Secunde auf den Fersen umzudrehen und, mit vorgestrecktem Bauche auf dem linken Fuße lehnend, sich mit dem rechten gebehrdend, wie ein Scheerenschleifer, ist es ein untersezter, wohlgenährter Bursche, der nur dann den Kopf mit Schelmereyen voll hat, wenn sein Bauch von Macheroni leer ist. Ich denke mir den psychologischen Charakter des venezianischen Arlecchino also: es ist der Kampf, welchen der Hunger des Natursohns mit den äußern Hindernissen, ihn zu stillen, kämpft, ein Kampf, nicht des geistigen Witzes, sondern der instinktmäßigen Verschlagenheit. Es ist der Schickaneder'sche Papageno, mit dem Unterschiede, daß diesem, in romantisch-narrentheidigen Verhältnissen lebend, die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, dahingegen Truffaldin sich die Befriedigung seiner Eßlust, mit Händen und Füßen streitend, mühsam erkaufen muß. Während Papageno, um nach Brauch und Sitte der Zeit zu sprechen, ein romantischer Charakter ist, wohnt dem Truffaldin für keinen Heller Romantik inne. Brighella'n, gleichfalls aus Bergamo, einem Truffaldino in der zweyten Potenz, ist es nicht mehr darum zu thun, den Bauch zu füllen, sondern auch den Beutel; er hat sich zum Lohnbedienten oder zum Gastwirthe gemacht. Stößt ihm sein Landsmann auf, so muß ihm dieser die Pfoten leihen, mit welchen er die Kastanien aus dem Feuer zieht. Truffaldin ist zwar dumm genug, sich zu verbrennen, aber nicht, die Kastanien fortzugeben: er speist sie selbst. Dieß bildet den Charakter des Brighella: es ist der betrogene Betrüger. Den eigentlichen Bösewicht Tartaglia (den Stotterer) hat die venezianische Eigenliebe nicht aus ihrer Mitte, sondern aus Neapel genommen, wo sich bekanntlich das Stottern unter dem Volke häufiger als an andern Orten befindet. Er ist eine ziemlich derbe Anspielung auf den Charakter der Neapolitaner, welcher vom übrigen Italien keineswegs schmeichelhaft geschildert wird. Der bolognesische Doktor endlich ist eine ähnliche satyrische Erfindung, um die Bologneser Universität, welche sich in Folge der, ihr von Karl V. zugestandenen Privilegien mit großer Anmaßung zu benehmen anfing, lächerlich zu machen. Das neapolitanische Volkslustspiel besizt noch zwey stehende Charaktere, welche ebenfalls mit der Maske gespielt werden, den Pulcinella und den Pagliaccio. Ersterer, dessen Name (von pulco abstammend) eben so sehr, als die Person selbst, der rohen, unkultivirten Natur abgeborgt ist, gleicht ungefähr dem venezianischen Arlecchino, nur mit dem Unterschiede, daß der Instinkt, welcher leztern in Thätigkeit versezt, immer noch einen sittlichen Anklang verspüren läßt, während sich im Pulcinella nichts als der rohe Naturtrieb zeigt. Er spricht stets im neapolitanischen Dialekte. Dieser, bey

weitem verdorbener als der venezianische, wird in der Regel nicht einmal von den übrigen Italienern, also noch weit weniger von Nichtitalienern verstanden. Seine Kleidung besteht in einer schwarzen Haube, mit einem, der Arlecchino'smaske gleichenden, Gesichte versehen, welche den ganzen Kopf bedeckt, und in einer weißen Jacke, nebst dergleichen Pantalons. Der Pagliaccio (eigentlich Häckerling, weil der arme Teufel nicht auf Matratzen, sondern auf zerbröckeltem Stroh liegen muß) ist gleichsam das Caput mortuum, von welchem der Geist des Pulcinella abgezogen worden ist. Auch diese beyden Masken, für welche, wie ehemals für die venezianischen, eigene Schauspieler vorhanden sind, werden mehr oder weniger aus dem Stegreife gespielt. Die neuere italienische Komödie hat endlich noch einen stehenden Charakter geschaffen, welcher, obgleich ohne Gesichtsmaske, stets in altfränkisch-französischer, schwarzer Kleidung dargestellt wird. Er heißt Babbeo (Dümmling) und stellt gewöhnlich einen dummköpfigen Dorfschulzen, Amtmann oder dgl. vor, welcher durch seine Tölpeley und Unwissenheit in tausend Verlegenheiten geräth. Wer das französische Lustspiel, der Bürgermeister von Saardam, dessen Hauptrolle ein wahrer italienischer Babbeo ist, kennt, kann sich von diesem Charakter einen entsprechenden Begriff machen. Er wird eigentlich nicht extemporirt, obgleich die Schauspieler, nach Maßgabe ihres Talents, ungefähr auf Ifflandische Weise, mehr oder weniger Einschiebsel machen. Ich habe in Florenz einen Schauspieler, Namens Vidari, gesehen, welcher, obgleich schon hoch bey Jahren, in der Rolle des Babbeo höchst ergötzlich war.

In der Abwesenheit aller unmittelbar in Konflikt mit einander stehenden menschlichen Verhältnisse, welche den Mangel an Charakteristik erzeugt hat, liegt gleichfalls die Ursache, warum den italienischen Schauspielern auch das Gemüth abgeht. Letzteres, eine negative, oder vielmehr passive Eigenschaft des Geistes, ist kein unmittelbares Geschenk der Natur, sondern ein Erzeugniß der Befangenheit, in welchem der Mensch mit den äußern Verhältnissen begriffen ist, also keine Eigenschaft des genießenden Natursohns, sondern des entbehrenden Gesellschaftsmenschen. Daher die Widerlichkeit der italienischen Darstellungen von aus dem Deutschen oder Französischen übersetzten weinerlichen Schauspielen: an die Stelle der Sentimentalität tritt hier eine gemachte, affektirte Süßlichkeit, welche, da der dem Italiener angeborne Realismus allenthalben durchleuchtet, nur um so greller und unnatürlicher erscheint. Man sollte glauben, daß bey der Unfähigkeit des italienischen Schauspielers, die Sentimentalität darzustellen, und bey der Unempfänglichkeit des Publikums, an ihr Geschmack zu finden, Stücke dieser Gattung nicht zur Aufführung gelassen würden. Aber so ansteckend spukt der unselige Reformirungsgeist, welcher sich alles Menschlichen in Europa bemächtigt hat, (vielleicht gar hat bemächtigen müssen), auch in den Köpfen (nicht in den Meynungen) der Italiener, daß sich beyde Theile abmartern, Stücke darzustellen und an Stücken Gefallen zu finden, deren Grundlage zur Stunde noch beyden unverständlich ist. Ich habe unzählige Male Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie sich der Aerger, welchen das Publikum bey solchen Stücken empfand, nicht allein durch Gähnen, sondern selbst durch wörtliche, mißbilligende Ausrufe ausgesprochen hat; dennoch ward diesen miserablen Produkten (wenn sie nur sonst, wie gewöhnlich dergleichen französische Melodramen zu seyn pflegen, dramatisch-mundgerecht zugeschnitten waren) die Ehre einer viermaligen Aufführung (die in Italien übliche Anzahl der unmittelbar aufeinander folgenden Wiederholungen, über welche, so viel ich weiß, nicht hinweg geschritten werden darf) zu Theile. So werden nicht allein alle französische Machwerke dieser Gattung (deren Darstellung den Franzosen, theils weil sie größere Künstler sind, theils weil die Sentimentalität, in Folge des Umsturzes aller Dinge, auch bey ihnen nach und nach Fuß zu fassen beginnt, bey weitem geläufiger ist), sondern auch die besseren sogenannten deutschen Schauspiele, z. B. Menschenhaß und Reue, das Kind der Liebe, u. s. w. auf eine, nicht allein dem Ausländer, sondern auch dem Italiener (besonders dem Süditaliener) höchst widerwärtige Weise dargestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus dem zweyten Bande der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach &c.

(Fortsetzung.)

Friedrich der Große war gefühlvoll, aber er hatte gelernt, den Ausbruch seiner Empfindungen zu unterdrücken. In seiner langen militärischen Laufbahn war es ihm klar geworden, daß ein Fürst vor allen Dingen gerecht seyn müsse, und daß die Milde nicht Schwäche seyn dürfe. Was man ihm als Härte vorgeworfen, war vielleicht der größte Sieg über seine Natur.

Nach dieser Begebenheit zog sich Friedrich nach Rheinsberg zurück, wo er mit Eifer sich einem gründlichen Studium aller Kenntnisse widmete, die einem großen Fürsten unentbehrlich sind. Die einzige Zerstreuung, die er sich hier erlaubte, bestand darin, daß er die Flöte spielen lernte; und er erlangte eine solche Fertigkeit auf diesem Instrumente, daß sein Spiel gelobt zu werden verdiente, nicht weil er ein Fürst war, sondern weil er die Stärke eines Liebhabers vom ersten Range besaß.

Als Kronprinz hatte er eine sehr beschränkte Appanage, und überdem verbot der König auf das strengste, ihm Geld zu leihen. Diesem Befehl wurde jedoch nicht

gehorcht. Die geschäftige und für jede feindliche Gesinnung dienstfertige Verläumdung hat die Sage verbreitet, Friedrich hätte, nachdem er König geworden, seine früher gemachten Schulden nicht bezahlt. Die Wahrheit ist, daß er sie in der Stille bezahlte; wahrscheinlich weil er es für unweise hielt, wenn ein Nachfolger die Uebertretung der Gesetze unter der früheren Regierung zu belohnen sich den Schein gibt. Der große König hatte darüber sehr helle Begriffe. Der Finanzminister seines Vaters hatte sich geweigert, dem Kronprinzen Geld vorzustrecken; als dieser nun den Thron bestieg, hielt jeder Höfling den Minister für verloren, der auch selbst, bey der Uebergabe seiner Rechnung, die Bitte vorlegte, sich von den Geschäften zurückziehen zu dürfen. Der junge König aber dachte anders als der Hof, der nicht wenig erstaunt war, als Friedrich die Treue des Ministers öffentlich lobte, ihn seine Dienste fortzusetzen bat, und seinen Gehalt verdoppelte.

Die Treue dieses Ministers war ehrenvoll. Ich glaube nicht, daß man dasselbe von dem blinden Gehorsam der Richter des armen Katt sagen kann, welche, aus Kriecherey vor der Macht, ihr Gewissen befleckten.

Friedrich erlangte einen unbegrenzten Ruhm, ja fast die Anbetung seiner Zeitgenossen, nicht nur als ein Held im Kriege, sondern als ein weiser Verwalter seines Reichs und als ein tiefer Politiker. Seine Thätigkeit war unermüdlich, und sein Geschick in Staatsangelegenheiten übertraf Alles, was die Menschen bis dahin gesehen hatten. Die preußische Regierung schien über die Brut des Despotismus sich zu erheben, und wurde ein Beyspiel zur Belehrung der Welt. Bey aller Strenge und Unbeugsamkeit im Kriege gewann Friedrich die Zuneigung seiner Soldaten, die ihn nicht anders, als Vater Fritz nannten. Dieß war sein Name in der Armee.

Friedrichs II. Betragen gegen den Baron von Trenck ist als grausam getadelt worden, und am meisten von solchen Leuten, die über den Zusammenhang dieser Sache nicht unterrichtet waren, oder ein Interesse hatten, den König herabzusetzen. Man hat diese Geschichte als einen Flecken seines Ruhmes angesehen. Ich will mich nicht darauf berufen, daß die Leute, welche mit der Weltrichtermiene gegen den großen Friedrich auftraten, ihre eigene Reinheit noch nicht bewiesen hatten; daß willkürliche Befehle und grausame Verhaftungen in andern Ländern nicht weniger als in Preußen bemerkt worden sind. Dieses Berufen würde keine Rechtfertigung, ja es würde nicht einmal eine Entschuldigung seyn. Ich will daher nur mit Unpartheylichkeit berichten, was ich über die Ursachen des Verfahrens gegen Trenck von wohlunterrichteten Männern erfahren habe.

Der König, nicht nur Trencks Souverän, sondern sein Wohlthäter, hatte ihm verboten, an seinen Onkel, den Panduren-Obristen von Trenck, zu schreiben.

Dieses Verbot wurde übertreten. Der König fragte selbst den Baron Trenck, ob er mit seinem Onkel in Briefwechsel stünde. Trenck läugnete es. „Können Sie dieß mit Ihrem Ehrenwort versichern?“ fragte der König. „Ja, Sire,“ war die Antwort. Und dennoch hatte gerade in dieser Zeit Herr von Trenck an seinen Onkel geschrieben. Es wurde entdeckt, und Trenck nach Magdeburg auf die Festung geschickt. Diese Strafe war in Preußen etwas ganz Gewöhnliches, und wird überall für gerecht erkannt werden, da man im Kriege den Offizieren nicht erlauben kann, zweyen Herren nach eigenem Belieben zu dienen. Herr von Trenk wußte durch Umtriebe seine Entweichung zu bewerkstelligen, und floh mit einem Offizier, den er zur Desertion verführte; zugleich erschoß er zwey Menschen, die ihm nachsezten. Des Königs Resident in Danzig, wohin Trenck geflohen war, schickte ihn seinem Souverän zurück. — Es ist hieraus klar, daß Trenck sich der Uebertretung aller Gesetze schuldig gemacht hatte: er war zuerst ungehorsam, dann meineidig, — ein Empörer und endlich Mörder.

In Magdeburg fing Baron Trenck seine Umtriebe von Neuem an; er wurde daher in strengere Gewahrsam gebracht, und seine Gefangenschaft dauerte zehn Jahre.

Trenck war ein langer Mann von sechs Fuß zwey Zoll, schielte, und wußte sich so bey der Menge einzuschmeicheln, daß er Tausende mit sich fortriß. Nach Friedrichs Tode ließ er Denkwürdigkeiten drucken; aber alle diejenigen, welche mit dem Grundstoff seiner Geschichte bekannt gewesen, lebten nicht mehr; daher die ganze Glaubwürdigkeit auf seinem eigenen Zeugniß beruht. Andere, auf die er sich berief, hatten nach so langer Zeit die näheren Umstände vergessen. Man hat aber nicht nöthig, sich auf unbestimmte Vermuthungen über die Wahrheit seiner Erzählung einzulassen; Herr von Trenck bekennt selbst, daß er Intriguen mit einer Dame von hohem Range angesponnen. Diese Dame, wie ich aus zuverlässiger Quelle erfahren habe, war die Prinzessin Amalia, Schwester des Königs. Wenn nun aus dieser Verbindung Kinder hervorgingen, denen auf die schauderhafteste Art das Leben geraubt wurde, — wird es da nicht begreiflich, daß der König die wichtigsten Gründe zu einer strengen Bestrafung hatte, und daß Anstand und Ehre ihn nöthigten, diese Gründe nicht öffentlich bekannt zu machen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Was an dem schönen Geschlecht ich rühme, das bleibe das Schöne,
Das voll ewigem Reiz nimmer dem Wandel erliegt.

Cz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Baaden, 25. Sept.

Das heutige Badeblatt (vermuthlich das lezte von diesem Jahre) gibt die Zahl der Fremden, welche unsern Kurort mit dem Frühlinge besuchten, auf 7290 an. Darunter waren nun allerdings sehr viele Reisende, die kaum einen oder zwey Tage hier verweilten, weßwegen denn Gastwirthe und Hauseigenthümer auch das diesjährige Bad unter die mittelmäßigen rechnen. Manche Wohnungen blieben leer, oder waren nur auf kurze Zeit besezt. Wie an andern Heilquellen, so fehlt auch in Baden der Mittelstand; dieser ist zum Theil verarmt, zum Theil sind die Kosten einer Badereise bedeutender als ehemals. Der Luxus hat sich nachgerade auch der Kurorte bemächtigt; die einfachen Gasthäuser, die schlichten Bürgerwohnungen mußten sich in Hotels umwandeln, man fordert ein elegantes Ameublement und alle Bequemlichkeit der Einrichtung. Städtischer Prunk ist an die Stelle ländlicher Simplicität getreten, und das Feld zum Park geworden. Inzwischen muß Baden noch immer zu den wohlfeilern Bädern gerechnet werden; der Fremde kann sich hier die Rechnung selbst nach seinem Beutel machen, und im Mai, in der ersten Hälfte des Junius, in der zweyten Hälfte des August, so wie im September und Oktober sind die Miethpreise auch der elegantern Wohnungen leidlich, und die sehr mäßigen Taxen der Wirthstafeln und Bäder bleiben für das ganze Jahr gleich. Außerdem sind die Thäler und Berge um Baden nie reizender, die Luft ist nie erquickender, Wald und Rasen haben nie das liebliche Grün, wie in den gedachten Monaten. Die herrlichsten Punkte in der reichen Umgebung liegen nahe genug für einen, auch nicht sehr geübten Fußgänger, und wer durch irgend eine Gebrechlichkeit die weitern Spaziergänge nicht besuchen kann, der findet in den mannichfachen und einladenden Anlagen um das neue Conversationshaus eine freundliche Zuflucht. Dieses, auch in architektonischer Hinsicht treffliche Gebäude hat eine wunderschöne Lage, die zweckmäßigste Einrichtung, und die geschmackvolle, innere Ausstattung entspricht ganz seiner Bestimmung. Ueber den Pächter der Restauration und des Spiels im Conversationshause hat sich ein Correspondent in Nr. 195 des Morgenblatts ein nicht blos hartes, sondern zugleich höchst ungerechtes Urtheil erlaubt. Herr Chabert ist ein artiger, höflicher, gefälliger Mann, und verleugnet in seinem Benehmen durchaus den Charakter seiner Nation nicht. Seine Restauration ist nach dem Neusten der vorzüglichsten Pariser Restaurationen eingerichtet, und dürfte weder in Hinsicht auf Auswahl und Bereitung der Speisen, noch in der Anordnung, Eleganz, Reinlichkeit und Bedienung von diesen überboten werden.

A. Schr.

L . . . 12. September.

(Beschluß.)

Von Neuigkeiten gesehen: Klingemanns ewigen Juden; und wo? (Hört! hört!) auf dem großen königl. Theater!!! Dieß Stück gibt Hoffnung zu bessern Zeiten für die deutsche Bühne. — Ein Böhmischer Graf Warth wird als reuiger Schütze dargestellt, der, verleitet oder blos geleitet (man erfährt nicht, ob eines oder das andre) von dem ewigen Juden nämlich, den Gustav Adolph in der Schlacht bey Lützen erschossen hat. Ob dieser Frevelthat (des Autors) geht er mit seiner ganzen Verwandtschaft unter, und das Publikum mit der fröhlichen Hoffnung aus dem Theater, nie wieder dergleichen Leute dort zu sehen zu kriegen. — So ohne Methode toll der Inhalt des Stückes ist, so könnte er wenigstens, wie so manches französische Melodram, gut bearbeitet seyn; aber keine Spur davon! — O Kotzebue! O Kotzebue! Was warst du für ein hocherhabener Tragöde! . . . . . . Die Sonntag: Von Person durchaus angenehm; mittlere Statur; harmonischer Wuchs, blühende Gesundheit und Frische; als wenn die L. . . . r miniatur und schön wäre, jedoch viel feiner und jungfräulicher, sichtbar schöne Zähne, leuchtende Augen; beflissenes Wesen in der Haltung; rücksichtsvolles angelerntes und dennoch eigenthümliches Betragen — kurz auch ihre Person trägt sie vor, aber glücklicher als die Mehrzahl der Französinnen, indem sie auf deutsche Weise ihre Individualität dabey bewahrt, während sie doch das viereckige, oder auch auseinandergeflossene Wesen unserer Natürlichen, die gänzliche Wahllosigkeit im Erscheinen glücklich beseitigt hat. — So ist sie im Konzert und in der Oper; so — sagt man — soll sie auch in Gesellschaft sich betragen. — Gesang: sehr gut, viel besser, als man erzählt; vollkommen von Italienern unterrichtet, was man in unserem Norden noch immer nicht anerkennen, und sich auch kein Ohr dafür erwerben will. Recitativ, deutlich, sinnig, dramatisch — Berücksichtigung des Lokals und der Mitsingenden, eine seltne Eigenschaft. — Sie hat auch Tiefe, gebraucht aber diese zu selten, im Verhältniß nämlich mit einer, ihr ganz eigenen Kopfhöhe, die wie ein kleines Uhrwerk rein und präzis die größten Passagen leicht und delikat hinsprudelt. Es ist dieses ein wahres Zauberflötchen, sie gebraucht es zum Auf- und Auspuz, aber ein wenig zu oft zum Entzücken des schwer zu ermüdenden Publikums. Ich will damit nichts gegen das süße Zauberflötchen sagen; im Gegentheil, ich liebe es, und reinen Herzens; und sage Euch, daß die Sonntag, auch ohne dieses Bezauberungsmittel, eine vollkommen gute, tüchtige Sängerin, sowohl für das größte Konzert, als für die größte Bühne wäre. Verlangt Ihr aber tiefsinnige Trauer, Tragik, profunde Leidenschaft, erhabenes Gesammeltseyn (Religiosität der Kunst), so fordert Ihr das, was in allen Kunstzweigen, nur alle Jahrhundert die Gabe weniger, und durch alle Zeiten berühmter Götterlieblinge ist. — Das Rosenhütchen, Oper von C. Blum, Worte von Herrn v. Hoffmann. — Jäger sang vortrefflich — mehrere gute Musikstücke — dennoch kein bedeutend lauter Beyfall — Zauberopern scheinen nicht mehr zu reitzen — und dieß ist die Bearbeitung des schon dagewesenen Rothkäppchens. — Im königl. Theater: die Räuber. Wie jung war der große Dichter, als er dieß Stück schrieb! Und wie alt fühlt man sich, wenn man es nach langen Jahren wieder sieht.“ Ein Herr Wagner aus Frankfurt am Main gab den Carl Moor, die Worte der Rolle vortrefflich — aber weder den Gang noch die Haltung, noch die Gestalt eines Helden — noch sehr jung! — kann, wenn sich sein Körper glücklich formirt, zu einem Namen kommen. — Franz Moor, wie ihr wißt, Devrients beste tragische Rolle; noch heute gut; nur nicht für die, die ihn früher darin sahen. — Mitunter wurde geschrieen, und leider eben deshalb applaudirt — die Post drängt, also nur noch . . . . .

Beylage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 243.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 11. Oktober 1825.

Wer edel herrscht, hat doch, stürb' er auch früher, Jahrhunderte gelebt.

Klopstock.

Bruchstücke aus dem zweyten Bande der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach ꝛc.

(Fortsetzung.)

Friedrich kassirte nicht selten Offiziere aus anscheinend leichten Ursachen; was aber ununterrichteten oder kurzsichtigen Leuten unbedeutend schien, konnte der König für sehr wichtig erkennen; und oft verbarg er seine höhern Gründe, um die militärische Disciplin desto sicherer zu erhalten.

Sobald Friedrich den Thron bestieg, lud er alle diejenigen in sein Land ein, welche damals als esprits forts verrufen waren: Voltaire, den Marquis d'Argens, den Abbe de Pradt, Maupertuis und selbst den irreligiösen La Metries. Dieß Beyspiel gab den deutschen Gelehrten Muth, ihre Meynungen endlich auch einmal laut zu sagen. Berlin wurde die Zuflucht der Verfolgten und die Amme der Wahrheit.

Neben den öffentlichen Bemühungen aber, die Aufklärung zu verbreiten, entstanden andere, die sich aus verschiedenen Gründen zu verbergen suchten. Die Geschichte der geheimen Gesellschaften in Deutschland scheint noch wenig bekannt zu seyn; sie kann jedoch Interesse für den philosophischen Beobachter haben, wenn auch die Menge sie für einen Roman halten mag; gut unterrichtete Personen werden die Realität derselben bezeugen.

Gegen das lezte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts entstand eine Verbrüderung, eine geheime Gesellschaft, die sich täglich weiter ausbreitete. Dieß war der Orden der Illuminaten. Der Zweck der Häupter dieses Ordens war, die Geheimnisse des Aberglaubens zu enthüllen, die Menschen aufzuklären und dadurch glücklich zu machen. Sie wollten sich der Freymaurerlogen bemächtigen, und diese Institute aus der Finsterniß zu Anstalten erheben, die für die Menschheit wohlthätig seyn sollten. Allgemein sollten Kenntnisse verbreitet, und dabey nicht sowohl auf die Tiefe der Wissenschaft, als auf ihre faßliche Anwendung gesehen werden. Vernunft, gesunder Menschenverstand sollte herrschend, und so, durch eine unbemerkte Einwirkung, der Zustand der Völker verbessert werden. Kein Fürst aber, wie groß und gut er auch seyn mochte, durfte in den Bund aufgenommen werden. Sie schwuren, so viel in ihrer Macht stehen würde, die Fürsten gegen Irrthum zu schützen und an Vollziehung eines Verbrechens zu hindern; den Sklavensinn und den Despotismus zu vernichten, die geistliche Gerichtsbarkeit aufzuheben, die Freyheit der Presse zu begünstigen und den Mysticismus aller Art zu entschleyern.

Der Plan war edel, groß und erhaben; aber es fehlte an Klugheit bey der Ausführung. Die Mitglieder wollten eine schnelle Wirkung sehen, und vergaßen, daß das Gebäude erst aufgebaut werden müsse. Die Gesellschaft vergrößerte sich; schwache und falsche Brüder wurden aufgenommen. Die Mächte der Frömmeley und des Aberglaubens sahen die Stärke ihrer Feinde, und riefen die Waffen der weltlichen Gewalt zu ihrem Beystand herbey. Ei-

nige der Häupter wurden aus Deutschland verjagt, andere in's Gefängniß geworfen, und, mit Ausnahme von Tortur und Tod, alle Arten von Strafen über sie verhängt.

Einzelne Mitglieder dieser gesprengten Gesellschaft bildeten bald andere Vereine. Sie wurden noch einmal ertappt; man nahm ihre Papiere in Beschlag, und machte ihre Lehren durch den Druck bekannt, ohne an die Wirkung zu denken, die sie gerade durch eine solche allgemeine Verbreitung um so sicherer haben mußten. Es entstanden hieraus mehrere Sekten, welche die Uneinigkeit unter den Deutschen noch vermehrten. Diese verschiedenen Orden hatten wenig Aehnlichkeit mit der Freymaurerey, — sie bestanden aus Visionären, Mystikern und Kabbalisten.

Friedrich II. besaß zu gesunden Verstand, um sich in den Schlingen der Enthusiasten fangen zu lassen. Man weiß nicht, ob es versucht wurde, ihn zu gewinnen; eine eigentliche Prüfung haben sie gewiß nie mit ihm vorgenommen. Eben so wenig ist die Natur und der Zeitpunkt der Mißverständnisse bekannt, die zwischen diesem Fürsten und den Obern der Freymaurerey stattfanden. Ob aber der König die Umtriebe der neuern Maurerey nicht kannte, ob ihre Visionen ihn nicht schreckten, und er die Bestrebungen dieser geheimen Verbindungen nicht achtete; oder ob, weil er einmal die Maurer-Schürze getragen und diesen Orden öffentlich beschützt hatte, er für unwürdig hielt, ihn nachher zu verfolgen, — weiß ich nicht zu sagen. Genug, er verstand sich nie dazu, diese geheimen Gesellschaften aus seinen Staaten zu verbannen.

Freymaurer aller Systeme, Rosenkreuzer, Centralisten, Illuminaten, — alle hatten unter seiner Regierung die Freyheit, Logen und Verbrüderungen nach Belieben zu stiften, so lange sie die öffentliche Ordnung nicht störten.

So wurde Berlin der Zufluchtsort aller Sekten, Parteyen, Verschwörungen, chemischer Mystiker und anderer Thoren von allen Farben *).

*) Die Thorheiten, die unter Friedrich dem Großen ihre Possenspiele aufführen durften, sind spurlos vorübergegangen; weil aber die Menge civilisirter Gecken stets Nahrung für ihre albernen Neigungen sucht, so hat sich mit der Zeit die Richtung der Thorheiten geändert, und an die Stelle jener moralischen und chemischen Quacksalber sind politische getreten. Mit einiger Kenntniß des Ganges menschlicher Angelegenheiten wird es nicht schwer seyn, das Schicksal dieser neuen Gauckeleyen vorauszusehen: es sind todtgeborne Kinder einer kranken Einbildungskraft, hölzerne Polichinels, die, wenn man die Schnüre zieht, einige Sprünge machen können, aber von keinem besonnenen Manne für mehr als Versuche, die Langeweile der Plattköpfe zu vertreiben, gehalten werden. Die gesellschaftliche Ordnung steht in zu fester Verbindung mit der Natur des Menschen und der Dinge, als daß ein Puppenspiel sie erschüttern könnte. Werden in einigen dieser Intermezzo's, wo Bajazzo die Hauptrolle spielt, republikanische Phrasen vernommen, so ist dieß nur ein Beweis mehr ihrer glücklichen Unschädlichkeit. Der Republikanismus ist im heutigen Europa ungefähr so möglich, als durch bloßes Magnetisiren einen Menschen dahin zu bringen, daß er im Schlaf in einer Sprache, die er nie erlernt hat, die schönsten Gedichte hersage.

Anm. d. Ueb.

In eben dieser Zeit aber wurde der Unterricht nicht vernachlässiget, und Friedrich unterstützte und beschützte jede Anstalt, wodurch die öffentliche Erziehung im Königreiche verbreitet werden konnte. Rousseau hatte seinen Emil geschrieben, — das vollkommenste Werk seiner Art, welches seinen Verfasser unstreitig in die Reihe der größten Wohlthäter der Menschheit erhob. Es wurde in Deutschland eine Fackel, die überall ihr Licht verbreitete, und dem System der Erziehung neue Ansichten eröffnete. Der Jugend wurden nicht blos Worte, und diese wohl in einer todten Sprache, gelehrt; sondern man gab ihr klare Vorstellungen von natürlichen Dingen, von Moral, physischen Verhältnissen, von der Mechanik, Geschichte und Geographie.

Friedrich verlor die guten Wirkungen eines solchen Erziehungssystems nicht aus dem Gesichte; um es zu befördern, errichtete er ein Konsistorium, welches die Aufsicht über alle Schulanstalten hatte, und an dessen Spitze der König selbst stand. Er zog Lehrer herbey und ehrte sie, wenn sie seine Anstalten zu höherm Ruhme erhoben. Das Beyspiel des Fürsten reizte den Adel und die gebildeten Klassen zur Nachahmung; es flößte seinen Unterthanen einen lobens- und bewundernswürdigen Wetteifer ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Zum Beweise, was die italienische Schauspielkunst in der ernsten Darstellung vermag oder nicht vermag, will ich hier das bereits erwähnte Stück: Il Tradimento, als Beyspiel aufstellen. Dieses Produkt, das bizarrste, aber auch hin und wieder das effektvollste, welches irgend eine dramatische Literatur aufzuweisen haben dürfte, ist um so merkwürdiger, als seine Sonderbarkeit nicht im hyperromantischen Wege, durch Ueberbietung aller geistig-sittlichen Mittel, oder durch andere mystische Lappalien erzielt worden ist, sondern weil der Inhalt, ich möchte sagen eben durch seine allzugroße Natürlichkeit, sündigt. Ein Ehemann verläßt seine Gattin, weil diese einem jungen Verführer, dem Freunde des Gatten, wenn auch nicht im Herzen, doch mit den Ohren Gehör gegeben hat. Die Frau verzweifelt, entflieht und begibt sich in die Einsamkeit. Hier kömmt ihr nach einigen Jahren die Kunde zu Ohren, ihr Gemahl, wahnsinnig über ihre vermeinte Untreue geworden, sey auf sein Schloß zurückgekehrt. Dieß ist genug, um sie zu dem

Entschlusse zu bringen, zu ihm zu eilen. Sie erbittet von dem Doktor die Erlaubniß, ihres Gatten warten zu dürfen, erhält sie und büßt durch den stündlichen herzzerreißenden Anblick des bejammernswürdigsten Zustandes, in welchen ihr Gatte durch sie versezt worden ist, ein Verbrechen, welches sie keine Zeit und vielleicht auch keine Lust zu begehen gehabt hat. Mit ihr langt, dem Scheine nach seine That bereuend, der Verführer auf dem Schlosse an, in seinem Gefolge einen Arzt, weit und breit durch Kuren des Wahnwitzes berühmt, mit sich führend, der, in Vereinbarung mit jenem ersten schon vorhandenen Doktor, die Heilung seines Freundes bewerkstelligen soll. Es ist aber kein wirklicher Arzt, sondern ein erkaufter Bösewicht, ein roher, besonders der Heilkunde gänzlich unkundiger Bursche, der bey jedem Worte seine Unwissenheit in derselben zeigt: der Verführer, noch immer die vorige Leidenschaft im Busen nährend, hat nichts Geringeres im Sinne, als den Wahnwitzigen mit Gift zu vergeben, um hernach die Frau zu heirathen. Was dieß Unternehmen zu begünstigen verspricht, ist sein Einverständniß mit dem wahren Doktor, welcher ihm für eine Summe Geldes seine Mitwirkung versprochen hat. Das Gift wird zubereitet, der Wahnwitzige soll es in seinem gewöhnlichen Abendtrunke nehmen, der Verführer, um seiner Sache desto gewisser zu seyn, will es ihm selbst reichen. Die Stunde rückt heran, Beyde befinden sich allein, der Wahnsinnige, nach seinem Trunke verlangend, empfängt ihn aus der Hand des Verführers und führt ihn zum Munde. Da (meynen die Leser vermuthlich, stürzt irgend jemand, der die Verrätherey entdeckt, herbey, um den Wahnwitzigen am Trinken des Giftes zu verhindern? Nein), da wird lezterer plötzlich wieder vernünftig, hat sich, im Einverständnisse mit dem Doktor, seinem Freunde, nur wahnwitzig gestellt, um den Grad der Schuld oder Unschuld der Frau und die Aufrichtigkeit ihrer gezeigten Reue zu prüfen, und schickt sich eben an, dem Verführer für seine doppelte Schandthat den verdienten Lohn zu geben, als die Uebrigen herbeyeilen und dem Stücke auf die vorausgesehene Weise ein Ende machen. Italienisch ist dieß Produkt nicht, das sieht Jeder von selbst; welchem ausländischen Theater es aber entlehnt oder nachgebildet worden ist, habe ich nicht erfahren können. Da das Stück in England spielt, auch eine Erzieherin (eine erbärmliche Flickrolle) darin vorkömmt, so scheint es englischen Ursprungs zu seyn. Sein größtes dramatisches Verdienst (ein ästhetisches besizt es nicht) besteht beym großen Publikum darin, daß der Zuschauer bis zu der lezten Scene in der Meynung erhalten wird, der Ehemann sey wirklich verrückt; die wahre Kritik möchte dem Stücke aus dieser gar zu gesuchten und materiellen Ueberraschung den allerbittersten Vorwurf machen. Freylich stände es in der Gewalt des Schauspielers, diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß er die Rolle als einen *Doppelcharakter* *) darstelle, das heißt, den wahren und verstellten Wahnsinn dergestalt in Eins zu verschmelzen, daß das Publikum den leztern stets durchschimmern sähe, und somit von der zu unerwarteten Entwicklung, welche in der That widerwärtig wirkt, eine vorläufige dunkle Ahnung bekäme. Aber dieß wäre eine Aufgabe, welche höchstens ein *Künstler* im ganzen Umfange des Worts, kein Naturschauspieler, wie der Italiener ist, zu lösen vermöchte. Diese Entwicklung hat noch das Eigene, daß sie zu einer kritischen Täuschung Veranlassung gibt: während man nämlich gleich vom Anfange derselben mit dem Verfasser über den Unverstand, die Vergiftung (von der jedermann sieht, daß sie nicht stattfinden darf) blos als ärmlichen materiellen Hebel ersonnen zu haben, gehadert hat, begreift man plözlich, im Augenblicke der Entwicklung, daß der Verfasser, so wie er sich einmal die mechanische Ueberraschung als Hauptzweck vorgesezt hatte, sehr consequent in seiner Berechnung gewesen ist. Aber das verständige Publikum hat ein Mal den Ekel weg, und die Entwickelung stellt sich vergebens ein, um es zu entschädigen. Die zwey Hauptrollen, der Mann und die Frau, liefern den Beweis, was die italienische Schauspielkunst zu leisten, und was sie nicht zu leisten vermag. Die Charakter-Elemente des erstern, Erbitterung (nicht Gram, denn dieser liegt nicht im Italiener), Wuth und Wahnsinn (verstellter, oder wahrer, gleich viel) und Rache, werden in der höchsten natürlichen Wahrheit dargestellt. Das Spiel in der Scene, wo ihm der Verführer seiner Gattin zum ersten Male wieder unter die Augen tritt, habe ich schon weiter oben geschildert, besonders entwickeln die Schauspieler im Augenblicke, wo sie, im lezten Auftritte, die Wahnsinnsmaske ablegen, einen solchen Aufwand von natürlicher Wuth, daß der Zuschauer wahrhaft erschreckt wird. Ich weiß recht wohl, was sich gegen diese *zu weit getriebene Natur* einwenden läßt; aber doch liegt in der Fähigkeit, so natürlich seyn zu können, ein um so größeres Verdienst, als der große Haufen der deutschen Schauspieler gar nichts ist, das heißt, weder natürlich, noch künstlerisch. Auch wirkt diese Heftigkeit selbst auf den nichtitalienischen Zuschauer um so weniger nachtheilig, als sich Wahrheit, und keine Erkünstelung, in derselben zeigt. Aus diesem Grunde ist sie gerade der vollkommenste Gegensatz der französischen Tragödie, deren leidenschaftliche Ausbrüche, als durchaus *gemacht*, die Ausländer, selbst denjenigen, der eine Reihe Jahre in Frankreich gelebt hat, widerwärtig ansprechen. Auch im deutschen Schauspieler, dessen nordisch-kalte Natur keine andere Leidenschaftlichkeit, als die aus der *künstlichen* Erwärmung hervorgeht, gestaltet, würde jene

*) Was ich darunter verstehe, habe ich in meinen *Schauspielerstudien* weitläufiger erörtert.

Heftigkeit ihren Zweck verfehlen. Daß übrigens die italienischen Schauspieler, welche den Wahnsinnigen spielen, wie schon gesagt, keine Ahnung von der Nothwendigkeit, hier einen **Doppelcharakter** darzustellen, haben, zeigt, unter andern, die Scene im Garten, wo der Wahnsinnige den Verführer überrascht, wie dieser vor der Frau auf den Knieen liegt, und ihr noch ein Mal seine Leidenschaft schildert, und sie zur Gegenliebe zu bewegen sucht. Beyde, auf den wirklichen Wahnsinn des Mannes fußend, der ihn unfähig macht, Personen zu erkennen und von einander zu unterscheiden, erklären sich hier ohne Rückhalt gegen einander, und so lernt der Mann sowohl die Unschuld seiner Frau, als die Verrätherey seines ehemaligen Freundes, kennen. Der Schauspieler darf hier freylich gegen das Publikum die Maske des Wahnsinns nicht ablegen (denn sonst ginge die Ueberraschung der Entwicklungsscene verloren), aber lüften müßte er sie, wenigstens das verlangt selbst die materielle Wahrheit; denn begäbe sich der Auftritt in der wirklichen Welt, der betheiligten Person würde es unmöglich fallen, hier durch den Wahnsinn nicht hin und wieder das verständige Bewußtseyn durchschimmern zu lassen. Allen diesen Unvollkommenheiten zum Troz wird die Rolle, im italienischen Sinne genommen, von den Schauspielern mehr oder minder vortrefflich dargestellt. Nicht so die Frau, deren Charakter (Gram, Reue und Verzweiflung) gänzlich außer dem Fassungsvermögen der Denk- und Empfindungsweise der Italiener liegt: dem Naturmenschen, dessen Wünsche nicht über die Natur hinausgehen, welche ihm darreicht, was er in ihr als möglich zu erlangen kennen gelernt hat, sind jene Regungen des Luxusmenschen fremd. So kömmt es, daß diese Rolle selbst von den beyden besten Schauspielerinnen, welche Italien besizt, von der Tessari und Internari, auf eine dem Ausländer höchst widerwärtige Weise dargestellt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, im September.

Die Engländer und die englischredenden Amerikaner lassen mehr, als irgend eine andere Nation, den poetischen Geistesprodukten der Deutschen Gerechtigkeit widerfahren. Es ist bekannt, wie vortrefflich und unpartheyisch die geschätzteste amerikanische Zeitschrift (the Northamerican Review) über unsre Classiker urtheilt. Der Verfasser dieser Kritiken hat seine Studien zum Theil in Deutschland gemacht, und es scheint wirklich, ein Fremder müsse wenigstens eine Zeit lang in diesem Lande gewesen seyn, um den Sinn und das Gemüth der dortigen Dichtung gehörig fassen und würdigen zu können.

Die Werke unsrer beyden lezten großen Dichter haben England auch auf die frühere deutsche Poesie aufmerksam gemacht. Von Klopstocks Messias erscheint so eben in London eine Uebersezung in Versen. *) Den ersten Rang spricht man freylich dem Dichter des Faust zu. „Goethe," sagt neulich ein englisches literarisches Blatt, bey Gelegenheit einer Uebersezung von Wilhelm Meister's Lehrjahren. **) „Goethe hat unstreitig „mehr Einfluß auf die Literatur seines Zeitalters gehabt, als „irgend ein gleichzeitiger Schriftsteller."

Wir haben den Engländern für ihren Shakespeare unsern **Goethe**, unsern **Faust**, gegeben. Es fehlt ihnen nur ein **Schiller**, der es unternähme, ihnen das Fremde so anzueignen, wie uns der Macbeth geschenkt worden ist. Faust ist aber bestimmt, die Dichterperiode, deren sich England in den lezten Jahren mehr als das übrige Europa erfreut hat, noch zu verschönern, und fast möchte man es als kein zufälliges Zusammentreffen ansehen, daß sich zu gleicher Zeit die ersten Keime deutscher Philosophie in England entwickeln. ***)

Seitdem aber das großartigste Produkt unsrer vaterländischen Dichtung bey den Britten Eingang gefunden, suchen dieselben Alles, was darauf Bezug hat, mit Eifer auf. Glücklicherweise tritt hier nicht die alltägliche, traurige Erscheinung ein, daß sich über ein populär gewordnes Thema tausend unberufne Dichterlinge herwerfen. In der Schwierigkeit des Gegenstandes und dem Beystande der deutschen Literatur liegt der Grund davon. Im Juli des laufenden Jahres ist zu London eine, von den Blättern gerühmte, Uebersezung des deutschen Werkes: **Faust's Leben, Tod und Höllenfahrt** erschienen. ****) Der Name des deutschen Verfassers ist nicht angegeben, auch nicht in der Ausgabe des Originals, die ich kenne; man weiß aber, es ist das Werk des Staatsraths **Klinger**, das demselben einen hohen Standpunkt in unserer Literatur anweist. „Der Gedanke des Buches," sagt ein englisches Journal, „ist kühn und kräftig, und durchaus „glücklich einverleibt und geschickt aufrecht gehalten."

Auch in Frankreich hat man kürzlich das Buch übersezt, oder vielmehr zugestuzt. Aber es beliebte den HH. de Saur und de St. Géniès, es dem Publikum als eignes Produkt auszugeben; sie sagen nicht, daß es aus dem Deutschen genommen sey. So steht die Kenntniß unsrer Literatur in Frankreich noch im Jahre 1825, wenn man auch seit einigen Jahren, besonders durch das Verdienst einiger Deutschen, in Paris darin große Fortschritte gemacht hat; und wäre nicht schon früher eine Uebersezung in Reims erschienen, die dem Herrn de Saur ꝛc. unbekannt war, aber Andern zu Gesichte kam, so möchte in Zukunft wohl mancher Franzose Lust tragen, seinem Lande das Original zuzurechnen, wie man irgendwo den Grund zur Sage vom Freyschüz einer französischen Erzählung aus Heinrichs IV. Zeit zugeschrieben hat.

Dr. **Donndorf.**

---

*) A translation of the six Cantos of **Klopstock's Messiah**, in verse, printed for Longman, Hurst, Rus etc. London.

**) Wilhelm Meister's Apprenticeship; a novel from the German of Goethe; 3 vols. in 8vo. (1, 11 s. 6 d.).

***) Wirgmann, principles of Kant's philosophy. London. Engl. and froub. Treuttel et Würtz.

****) **Faustus**, his life, death and descent into hell, translated from the German; in small 8vo. (7 s. 6. d.).

Beylage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. Oktober 1825.

Lass' die Welt und trink' ein Glas voll Wein;
Wisse, eine Welt ist diese Welt.

Baki.

Die vier Jahrzeiten.

Skolie.

Klagst den allzukurzen Frühling,
Klagst den raschen Sommer an,
Und den Herbst, der mächtig eilet
Nach des Winters starrer Bahn.
Doch voraus ist dir der Winter
Gar ein leidiger Gespan.

Weißt du was? — Mach dir den Frühling
Und den warmen Sommer ein!
Leg' auch all die Lust des Herbstes
Wohlgeborgen zu den Zwey'n!
Gibt dann Winter Ruhetage:
Muß dich jede Jahrszeit freu'n.

Wie beginnen? — Nichts ist leichter!
Nimm der Rebe süßen Saft,
Der, in Lenzes Duft geboren,
Ausgekocht durch Sommers Kraft,
Dir im traubenreichen Herbste,
Volles Faß zum Keller schafft!

Und nun schlürf' in dich den Frühling:
Lebens-Wonnequell dem Blut!
Und nun schlürf' in dich den Sommer,
Mit der Liebe ganzer Glut!
Und nun schlürf' auch Herbstes Freude,
Tanzes- und Gesanges-Muth!

Hei, wie da des Winters düstre,
Lange Stunden hälfisch sind!
Nicht zu schnell beginnt der Abend,
Deckt den Schenktisch er geschwind;
Und gedoppelt labt der Becher,
Schneyt es draußen, stürmt der Wind.

Sieh, so liegen alle Horen
An der Brust dir denn zugleich;
Und was sonst getheilt nur reifet
In der Monde Wechselreich:
Des gesammten Jahres Wonnen
Erntest du mit Einem Streich!

Joh. Rud. Wyß.

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Fortsetzung.)

Bisher habe ich zu zeigen gesucht, daß und warum dem italienischen Schauspieler die Kunst der Charakteristik und die natürliche Gabe des Gemüths und der Sentimentalität abgehen. Wird es noch Wunder nehmen, wenn ich sage, daß er auch das französische sogenannte feinere Lustspiel (diesen verflüchtigten Spiritus eines bloß formell-witzigen, geistig-todten und nur materiell-lebenden Gesellschaftskonflikts) mit seinem körperlichen und geistigen Anstandswitze, in der ersinnlichsten Erbärmlichkeit und noch erbärmlicher als die Deutschen (die schon seit mehreren Jahrhunderten auf die eine oder die andere Weise französisch geworden sind) darstellen? Ich habe davon durch die Aufführung einer Uebersetzung des bekannten Stücks: La Mère rivale, welches von der Leverd und Mars zu Paris

in wirklicher Vollendung dargestellt wird, einen abermaligen Beweis erhalten; vielleicht ist es ein noch zu schmeichelhafter Vergleich, wenn ich sage, daß diese Aufführung ein wirkliches Marionettenspiel zu seyn schien. Mir fehlen die Worte, um das Spiel der Tessari (dieser vortrefflichen Schauspielerin, wo es Auffassung und Darstellung von heftig-natürlicher oder auch vernünftig- [nicht witzig] räsonnirender Leidenschaftlichkeit gilt) seiner ganzen Unverständigkeit nach zu schildern.

Ich komme zu der lezten Regung der Seele, welche der italienische Schauspieler nicht darzustellen vermag. Es ist die Liebe. Je nachdem die Leser dem Bisshergesagten mehr oder minder Aufmerksamkeit geschenkt haben, wird sie diese Behauptung auch mehr oder minder Wunder nehmen; einige werden sie (so schmeichle ich mir wenigstens) schon im Voraus geahnet haben. Was ist die Liebe? Sehnsucht der Seele nach dem Besitze einer fremden Seele, stets unbefriedigt und stets zweifelnd, weil sie in dieser nicht, wie in der eignen lesen kann, also kein natürlicher, sondern ein Luxuszustand, durch den labyrinthischen Konflikt der sich tausendfältig kreuzenden geistigen Gesellschaftsverhältnisse erzeugt, dem Naturmenschen aber, für welchen die Existenz des Weibes, wie die Existenz eines jeden andern Dinges, mit dem sinnlichen Genusse abgeschlossen ist, fremd bleibend.

Zum Schlusse einige Worte von der italienischen Pantomime. Die ungemeine Bewegbarkeit, ich möchte sagen, die Elasticität aller Leibes- und Seelenfähigkeiten der Italiener, ihr nicht im Wege gesellschaftlicher Kollisionen witzig, sondern durch unmittelbare Berührung mit der Natur vernunft-gemäß ausgebildeter Geist, wodurch sie der äußeren Eindrücke, ohne Dazwischenkunft gesellschaftlich befangener Rücksichten, unmittelbar empfänglich gemacht werden, sezt sie vorzugsweise in den Stand, ihre Gemüthsregungen, ja selbst ihre Gedanken, ohne Hülfe der Sprache und bloß durch äußere Zeichen auf eine deutlichere Weise zu verstehen zu geben, als jede andere Nation des gebildeten Europa. Die Fähigkeit der Pantomime ist ein Geschenk, welches die Natur den Italienern mittheilt, und ohne, daß die Kunst nicht den geringsten Antheil daran hat. Daher sieht man sie mit nicht geringerer Vollendung im gemeinen Leben als auf der Bühne ausüben, obgleich die Schauspieler mehr Routine, ich möchte sagen, mehr die Handgriffe derselben innehaben. Welch eine bewundrungswürdige Fähigkeit das römische Volk besizt, sich einander bloß durch äußere Zeichen verständlich zu werden, davon kann man sich besonders zur Zeit des Karnavals überzeugen. Maskirte Personen, welche entweder sich durch die Sprache nicht zu erkennen geben, oder aus einer weiten Entfernung (etwa auf dem Korso, von einem Trottoir zum andern, oder von der Gasse zu den obern Etagen der Häuser hinauf, wo, des Geräusches wegen, die Stimme nicht ausreichen würde) mit einander reden wollen, führen, vermittelst der Pantomime, oft Viertelstunden lang eine Conversation, in welcher sie sich nicht nur unter einander und den Umstehenden vollkommen verständlich machen, sondern deren Sinn selbst der Ausländer, mit einiger Einsicht in das Wesen des körperlichen Ausdrucks, verfolgen kann. Der eigentliche pantomimische Ausdruck wird den Römern um so leichter, als sie selbst in der mündlichen Conversation jeden Hauptsinn mit einer entsprechenden Gebehrde begleiten. Dergleichen existiren fast für jeden materiellen Begriff des gesellschaftlichen Lebens. Da diese Zeichen weder symbolisch, noch abstrakt, sondern stets materiell-konkret sind und meistens die geistige Idee durch eine verkörperte Darstellung ausdrücken; so werden sie eben so deutlich wie das Wort selbst. Daß hier grobsinnliche Zeichen mit unterlaufen, versteht sich, und deßhalb möchten die übergebildeten Liebhaber der französischen Pantomime, welche leztere schon mehr nach dem Geistig-Witzigen strebt, nicht immer an derselben Geschmack finden wollen, ob ihnen gleich leztere, ohne Programm, jedesmal nur zum zehnten Theile deutlich wird, dagegen sich die italienische Gebehrdensprache wie geschriebene oder gedruckte Schrift verstehen läßt.

Die eigentliche italienische Theaterpantomime, welche, wie in Frankreich, stets mit Tanz und Musik begleitet ist, hat, in Hinsicht der Deutlichkeit und der Kraft und Lebendigkeit des Ausdrucks, einen Grad von Vollkommenheit erreicht, von der weder in Frankreich, noch weit weniger in Deutschland, ein Schatten vorhanden ist. Die Pantomimen der Italiener verhalten sich zu denen der Franzosen, wie eine Darstellung von lebendigen Schauspielern zum Marionettenspiele. Im vorigen Karnaval sind hier zwey Ballette, ein tragisches und ein komisches, dargestellt worden, welche, in Hinsicht der pantomimischen Ausführung, alle meine Erwartung übertroffen haben. In jenem, Medea betitelt, ward insbesondere die Scene, wo Jason Medeen seine Liebe erklärt und von dieser am Ende das Geständniß ihrer Gegenliebe erhält, mit solcher hinreißenden, kräftigen, lebendigen Wahrheit und zugleich mit so viel, ich möchte fast sagen, buchstablicher Verständlichkeit ausgeführt, daß dagegen alle Leistungen der französischen Pantomimiker, z. B. der Bigottini, troz ihrer größeren plastisch witzigern Vollendung, in der Rückerinnerung wie todte Zangenmißgeburten erschienen. Wenn möglich, hat das komische Ballet, der vergrabene Schatz (jene verbrauchte Fabel, wo ein verliebter Alter durch Vorspiegelung eines in seinem Hause vergrabenen Schatzes um seine Geliebte gebracht wird) eine noch größere Vollendung dar. Die Scenen, wo sich die vermeinten Zauberer, in Vereinigung mit den Mädchen und ihren Liebhabern, über den betrogenen Alten lustig machen, und die Wuth des leztern in helle Flammen ausbricht, ward so deutlich und zugleich so natürlich und mit solchem Aufwande von

Kraft und lebendiger Leidenschaftlichkeit ausgedrückt, daß ich mich kaum erinnere, von irgend einer Scene eines gesprochenen Schauspiels gleich angenehm und ergötzend angesprochen worden zu seyn.

Die ungemeine Wahrheit der italienischen Pantomimik und ihre Wirkung auf den Zuschauer müssen um so mehr in Verwunderung setzen, als eine Eigenthümlichkeit in ihrer äußeren Darstellung herrscht, durch welche sie, die Sache oberflächlich betrachtet, gerade alles Eindrucks verlustig gemacht werden müßte: alle und jede Gebehrde, ja (im eigentlichen Verstande) jeder Tritt und Schritt werden nämlich nach dem Takte der Musik abgemessen. Man denke sich einen Haufen von dreyßig, vierzig bis fünfzig Tänzern (denn nicht allein die Hauptpersonen, sondern auch sämmtliche Figuranten und Figurantinnen nehmen Theil an der Handlung), welche alle nicht allein nach dem geschwinderen oder langsameren Zeitmaße geschwinder oder langsamer gehen und still stehen, sondern selbst nach der Rhythmik und dem Einschritte jedes einzelnen Taktes ihre Gebehrden abmessen, so daß z. B. nach einer Viertelnote eine langsamere, nach einer Achtel- und Sechszehnteinote eine doppelt- und dreyfach-geschwindere Bewegung gemacht werden. Anfangs fällt dieses, dem Anscheine nach gar zu automatenmäßige und alle Freyheit und Lebendigkeit tödtende, menschliche Maschinerienwesen auf; nach und nach aber gewöhnt man sich daran und endlich befriedigt es sogar, als höchst zweckmäßig, nicht, weil die Gewohnheit gegen die Unnatur desselben abstumpft, sondern im Gegentheil, weil das menschliche Gemüth dem allgemeinen Naturgesetze, nämlich der gleichmäßigen Zeitbewegung unterthan, hier die Wirkung desselben spürt und also Freude darüber empfindet. Auch wird dem störenden Durcheinander, welches z. B. selbst auf dem großen Operntheater zu Paris unter den Figuranten herrscht, während sie nicht tanzen, sondern müßig im Hintergrunde stehen, dadurch Einhalt gethan.

In so fern der Tanz, seinem ersten Ursprunge nach, aus der Pantomime entstanden, oder vielmehr eigentlich selbst nichts anders, als wirkliche Pantomime ist, will ich diese Mittheilung mit einigen Bemerkungen über das italienische Ballet schließen. Derselbe Unterschied, welcher sich zwischen der französischen und italienischen Schauspielkunst befindet, zeigt sich auch in den Balletten beyder Nationen: der französische Tanz ist plastisch-todter Witz, der italienische der unmittelbare Ausdruck der Natur selbst, jener gleichsam die Gypsmaske, über den lebendigen Körper der letztern abgezogen. Wie in der Pantomime der Italiener, glaubt man auch in ihren Tänzen immer Eins oder das Andere zu lesen. Besonders wird alle unmittelbare Leidenschaft mit großer Kraft, Lebendigkeit und Deutlichkeit ausgedrückt. Ein Tanz zwischen zwey Verliebten enthält einen Charakter, welcher vom Witze dieser Leidenschaft bey den Franzosen eben so weit entfernt ist, als von der Sentimentalität der Deutschen: er deutet die Natur an, ist aber (und dieß muß wohl gemerkt werden) keine Lascivität, das heißt keine äußere, materielle Hindeutung, sondern eigentlicher formeller Ausdruck der inneren Begierde, ohne alle sinnliche Unverschämtheit. Es erklärt sich von selbst, wie die Liebe, das heißt die Geschlechtsliebe, in der Pantomime so wahrhaft künstlerisch-natürlich dargestellt, im gesprochenen Schauspiele hingegen absolut verfehlt wird: in jener hat der Italiener nichts auszudrücken, was ihm fremd ist, dieses hingegen legt ihm nicht selten platonisch-sentimentale Aeußerungen in den Mund, zu welchen, als fremdartigen Gefühlen, sein Gemüth keine äußere Versinnlichungszeichen findet, also zu erzwungenen, verschrobenen Erkünstelungen seine Zuflucht nehmen muß. Während, zum Beyspiele, eine Marivauxsche Liebeserklärung im Munde eines italienischen Schauspielers zur widerwärtigsten Fratze wird, vermag der Tänzer den materiellen Inhalt derselben, ohne Worte, durch Pantomime recht gut auszudrücken.

Was der italienischen Tanzpantomime an Grazie und Witz, ich möchte sagen, an Miniaturmalerey abgeht, ersetzt sie durch die kecke Kraft ihrer Umrisse, durch ein markiges Kolorit, und durch ihre dramatische Komposition. Es sind Michelangelo'sche Tableaux, wo jede Figur, ja jedes Glied einer Figur, spricht; der französische Tanz ist dagegen bloß formelle Plastik, in welcher das Leben der Figur nicht aus dem Ganzen derselben, sondern nur aus der einzelnen Form hervorgeht.

(Der Beschluß folgt.)

Vorsicht im Beten.

Einige Puritaner in den Zeiten Cromwells waren so besorgt, daß man sie einer Anhänglichkeit an das Königthum beschuldigen möchte, daß sie im Vater unser statt zu uns komme dein Reich, zu sagen pflegten: zu uns komme dein Freystaat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 15. September.

Wie die Landkarten für die Geographie, hat man auch etwas Aehnliches für die Geschichte. Sollten wir eine solche Karte für unsere diesjährigen Sommervergnügungen entwer-

fen, so würde wohl nur ein zweytes Australien zum Vorschein kommen, das heißt, ein Zusammenfluß von Inseln und Inselchen, ohne festes und zusammenhängendes Land.

Die glänzenden Vermählungsfeyerlichkeiten bey Hofe eröffneten zwar den Sommer gewiß zur höchsten Zufriedenheit sämmtlicher Bewohner der Residenz; und die bey dieser Gelegenheit gegebene neue Oper von Spontini, Alcidor, hat mindestens (was allerdings die Hauptsache war) den ungetheiltesten Beyfall aller dabey anwesenden hohen Herrschaften eingeerntet. Leider aber scheint die Anti-Spontinische Parthey, die, wie man weiß, nicht eben klein ist, sich's durchaus zum Gesetz gemacht zu haben, dem Komponisten seine Lorbeeren stets ein wenig zu verbittern. Da übrigens Spontini nach der Versicherung mehrerer seiner unbefangensten Freunde der bescheidenste Mann von der Welt seyn soll; so dächten wir, müßte ihm doch vor der Hand wenigstens die Frage zu Gute kommen: Wer hat uns denn, seit es keinen Mozart mehr gibt, wieder einen Don Juan, oder Figaro auf die Bühne gebracht?

Ungetheilter ist freylich der Beyfall gewesen, den sich die beliebte Familie Chiarini während ihrer Anwesenheit hier erworben hat. Sie erneuert ein Spiel, das schon oft gesehen worden ist, vornehmlich in den Zeiten, wo ein gewisses Figürchen, in Wien „Hans Kasperle" genannt, unter uns Norddeutschen ebenfalls ganz zu Hause war, das aber doch von der Familie Chiarini gegeben, sich mehr, als durch den bloß zeitgemäß und geliebt klingenden Namen auszeichnet. Man versichert allgemein, daß man mit dieser Vollendung und Grazie dergleichen akrobatische Künste — in unserer plumpen deutschen Sprache „Seiltänze genannt" — hier noch nie gesehen hat. Nun dem Verdienste seine Kronen! — desto schmerzlicher aber wird darum auch der nahe bevorstehende Abschied seyn.

Troz alle dem klagte man in der lezten Hälfte des Sommers über Mangel an Unterhaltung.

Gut war es wohl, daß unter diesen traglschen Umständen das beliebte Königstädter Theater nicht bloß dem Namen, sondern auch der That nach ein Sonntagskind des Gesangs engagirt hatte.

Eine große Nebenquelle der Unterhaltung, wenigstens für die Spazierengehenden und Fahrenden eröffnete sich in der nicht kleinen Anzahl von neuen Gebäuden, die theils in der Residenz selbst, theils, und vornehmlich aber in den Umgegenden aufgeführt werden. Wer nur auf dem Lande bauen sah, der muß über die Schnelligkeit erstaunen, womit hier gebaut wird. Oft ist der Herbst noch nicht da, so stehen manche Häuser, die mit den Schwalbennestern angefangen wurden, bereits bis zum Auspuzen fertig. Ob sie eben so auf die Dauer, wie blizschnell geschaffen wurden? ist keine Correspondenzfrage; man beliebe sich daher an alle kaltfeste Maurermeister und Zimmerleute zu wenden.

Manche, die mit Zittern alle Vierteljahre nach ihrem Miethzins in den Taschen umhersuchen, sehen mit dieser Menge neuer Häuser, mindestens den nicht fern gelegenen, einen kleinen Stern der Hoffnung für sich aufgehen.

Eine Neuigkeit anderer Art sind die stattlichen Ein- und Zweyspänner, die, wie man weiß, von Sr. Majestät, unserem verehrten Könige, selbst zuerst anbefohlen wurden, und die einen großen Theil der Thierquäler zwischen Berlin und Charlottenburg bereits glücklich außer Aktivität gesezt haben. Es war wirklich um jedes gefühlvolle Herz zu zerreißen, wenn man sehen mußte, wie ein mit Menschen recht eigentlich überladener Wagen von einer einzigen dürftigen Kreatur — welcher Angst, Hunger und Noth aus zwey verlebten Augen, wie aus sämmtlich zu überzählenden Rippen jammerten, mehr fortgeschleppt, als fortgezogen wurde, und wie die Peitsche des unbarmherzigen Treibers die tausendfachen Qualen des beweinenswürdigsten Geschöpfes mit jeder Minute noch vermehrte! Dank daher allen edlern und feiner empfindenden Berlinern, die das erhöhete Fuhrlohn nicht achteten, um diese neuen und bessern Fiacker sogleich mit an die Tagesordnung bringen zu helfen. — Sie haben ein Recht mehr, sich auf die nächstens aufzuführende Euryanthe von Weber zu freuen. Wo dieser Komponist ungesucht Er selbst ist, da verfehlt er das Herz nicht leicht; wohl also ihnen, daß sie nicht unberufen zu ihm kommen!

Man hatte den hier und überall gepriesenen Schöpfer des Freyschützes todt gesagt. Nach der Astrognosie des Aberglaubens bedeutet das bekanntlich ein langes Leben; und wer sollte dieß dem Musensohne, der zugleich einen so schönen Gebrauch davon zu machen weiß, nicht von Herzen gönnen?

Spontini soll wirklich selbstthätig mit daran gearbeitet haben, daß Webers Euryanthe während seiner Abwesenheit bey uns auf die Bühne gebracht werden möchte. Wahrlich so ist es in der Ordnung; denn in dem göttlichen Reiche der Tonkunst darf es wohl Dissonanzen zur Belebung der Harmonie, aber keine eigentlichen Disharmonien, am wenigsten die der feindlichen Eifersucht und des kleinlichen Neides geben. — Vielleicht ist Spontini Ausgang Novembers wieder hier, und vereinigt sich dann mit seinem freundlichen Nebenbuhler — wie das jezt in Berlin Mode geworden ist — zu einem Abendfeste, den Manen Glucks, Mozarts und Haydns gewidmet. — Sobald der Toast verhallt: „Dem unsterblichen Lieblingstriumvirat der Deutschen!" sind die beyden neuern Komponisten längst von ihren Sizen aufgestanden, bringen einander freundschaftlich die Gläser zu, und umarmen sich Angesichts der ganzen Gesellschaft. — Wir müßten die Berliner schlecht kennen, wenn das nicht das Signal zu einem ewigen Frieden zwischen ihren Partheyen werden sollte, — **wenn sie den Frieden selbst ehrlich wollen.** — Den Toast könnte der jezt gegenwärtige Aloys Schmidt ausdrücklich dazu sezen, und unser Möser, den wir uns zu unseren Winterquartetten je zeitig genug von den Parisern zurück erbitten, etwa die Direktion übernehmen! Es ist wenigstens ein Vorschlag zur Güte!

Ernst Woldemar.

Rom, 20. Sept.

Seit die Feldgeschäfte vorüber sind, so weit sie die Cerealien betreffen, fanden sich viele Bruder- und Schwesterschaften, besonders aus dem Apennin bey unseren heiligen Pforten ein, großentheils Landleute, von welchen einige ihre Kinder in Käfigen von Canna (arundo donax) mitbrachten. Vornehme Pilger sind wenige gekommen, auch von den ferneren Gegenden jenseits der Alpen nicht viele. Der Vorsteher der Trappisten ist hier, um von S. H. die Erhebung seiner Bruderschaft zu einem förmlichen Mönchsorden zu erlangen. Bekanntlich befolgen die Trappisten genau die Urregel der Benediktiner.

Bis jezt sind noch wenige Quartiere für Fremde bestellt. Ich fürchte, daß die, welche kommen werden, nicht lange zu verweilen gedenken. Noch wissen wir nichts von den Theatern des künftigen Faschings.

Msgre. Mai hat auf Lancis Ausfälle mit Schrift und That geantwortet, indem Lanci aus der vatikanischen Bibliothek entfernt worden ist.

Bey Castelmadama hinter Tivoli wird eine Kettenbrücke gebaut. Grundherr, Verwalter und Baumeister sind Ausländer.

M.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. Oktober 1825.

Die Hoheit ward oft durch Geburt geschenkt,
Bewundrung aber nie.
Wer ohne Stolz groß handelt, wie er denkt,
Hat und verdienet sie.

Löwen.

Bruchstücke aus dem zweyten Bande der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, wo außerordentliche Männer sich von einer Ansicht ergriffen fühlen, welche sich in geraden Widerspruch mit der allgemeinen Meynung sezt. In einem solchen Augenblick und gerade in der Zeit, wo er die geistigen Fesseln seines Volkes zerbrach, sagte Friedrich, als er die durch die Parlamente ausgesprochene Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich erfuhr: „Pauvres gens! ils ont détruit les renards qui les défendaient des loups, et ils ne voient pas qu'ils vont être dévorés". Dieser Ausspruch ist höchst merkwürdig, weil er in jenem Augenblick mit der Wahrheit vollkommen übereinstimmte. Man wird daraus jedoch nicht schließen dürfen, daß der große König ein Freund der Jesuiten gewesen sey. Er verstand den Sinn seiner Zeit; in einer andern, wo die Gegner der Jesuiten nicht Wölfe, sondern etwa buntgefiederte, liberale Papageyen seyn möchten, die mit einigen erlernten Phrasen auf die Höhe der Wesen sich erhoben zu haben glauben, — in einer solchen Zeit würde Friedrichs Ausspruch wahrscheinlich anders gelautet haben.

Friedrich billigte und ehrte die Schriften der Philosophen; er war selbst Philosoph. Helvetius hatte in Frankreich sein Werk: de l'esprit, bekannt gemacht, und, um der Verfolgung auszuweichen, sich nach England geflüchtet. Rousseau's Contrat social hatte unter der höhern Magistratur Beschützer gefunden; und die Parlamente hatten Diderots Angriffe des Despotismus vertheidigt. Der Hof und die Geistlichkeit bewunderten Voltaire, wenn er die Parlamente lächerlich machte. So regte sich von allen Seiten ein neues Leben, und kein Stand wollte hinter der erwachten Zeit zurückbleiben.

Es war eine von der Unwissenheit oder der Schlauheit verübte Uebertreibung, wenn man behauptet hat, daß die Philosophen nach einem bestimmten, verabredeten Plan daran arbeiteten, die Grundlagen der Gesellschaft und der Throne zu untergraben: sie wußten selbst nicht, daß dieß der Erfolg ihrer Bemühungen seyn würde. Sie wollten keineswegs die Zerstörer der Staaten, sie wünschten die Lehrer der Fürsten zu seyn; und vielleicht wäre viel Unglück unterblieben, hätten diejenigen, für welche die Lehren bestimmt waren, mehr darauf geachtet, statt es geschehen zu lassen, daß diese Lehren, von oben zurückgewiesen, sich unter den Massen verbreiteten, diese aufklärten und dadurch mit einer zurückgebliebenen Verwaltung in Widerspruch sezten. Was zum Besten der Menschen unternommen wurde, sah sich auf falsche Wege hinausgetrieben, und mußte sich verirren. Hätte Montesquieu nur sein Werk über die Römer und seinen Geist der Gesetze, hätte Beccaria nur seine Abhandlung über Verbrechen und Strafen geschrieben; hätte Voltaire sich begnügt, den Macchiavel zu widerlegen, die Calas, Sirven und Lally zu vertheidigen; hätte Rousseau nur für die Sache der

Natur, der Moralität und Religion gekämpft; hätten die Encyclopädisten die Grundsätze der Religion geachtet: — so würden diese Männer Ansprüche auf den Dank der Welt gehabt haben. Der Widerspruch und die Anfeindungen aber trieben sie von einer Untersuchung zur andern, und so schritten sie, bey ihren Bemühungen, den Mißbräuchen entgegen zu arbeiten, über die Grenzen hinaus, welche sie sich anfangs gesezt hatten. Der Unverstand der Gegner der Philosophie, welche von den entseelten Ueberresten des Alten mehr retten wollten, als in einem erleuchteten Jahrhundert gerettet werden konnte; die ungeschickte Vertheidigung ihrer angeblichen Rechte und Prärogative; ihre offenbar gewordene Heucheley bey dem gemeinsten Eigennuß, — diese Umstände warben den Reformatoren Anhänger, und alle gebildeten Männer, alle hervorstrebenden Talente, alle selbstständigen, unabhängigen Geister erklärten sich für sie, weil es schimpflich schien, sich der Bande der Finsterlinge und eines geistlosen Sklavensinnes in den erhabensten Angelegenheiten der Menschheit anzuschließen. So geschah es, daß einer der größten Könige, der je eine Krone trug, in dem Wirkungskreise der Philosophen eine Rolle spielte; daß er in seiner Akademie das Lob eines Schriftstellers aussprach, der das Buch: L'Homme machine geschrieben hatte; daß er seine Kirchen zwang, das Leichenbegängniß eines Mannes zu feyern, welcher die Grundlagen des Christenthums zu untergraben gesucht hatte.

Der Einfluß verbreitete sich über Europa, und ergriff jede Klasse der Gesellschaft. Diderot, d'Alembert und Condorcet vereinten ihre Kräfte zu gleichem Zweck. Die Sekte der Illuminaten, die sich zur Vernichtung der geoffenbarten Religion verbunden hatte, zertrümmerte das Fundament derselben, indem sie einen neuen, auf natürliche Moral gestüzten Codex einführte, der auf das System der ursprünglichen Gleichheit leitete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die italienische Schauspielkunst und Pantomime.

(Beschluß.)

Der Tanz der Italiener excellirt im Grotesken, wie ihr Lustspiel im Komischen. Beydes sind unmittelbare Erscheinungen der Natur, durch keinen Einfluß der Erziehung oder der gesellschaftlichen Bildung gemodelt und der Natur entfremdet. Es ist nicht wahr, daß der Mensch von Natur ernst ist; im Gegentheil zweckt die erste ursprüngliche Anlage desselben dahin ab, sich mit den Umgebungen in scherzenden Streit zu setzen, aus welchem freylich mit dem Eintritte in das Jünglingsalter, wo das Individuum einzusehen beginnt, daß das Leben kein Freudens-, sondern ein Jammerthal ist, Ernst wird. Der humoristische Prozeß ist eben so sehr in der sinnlichen Natur des Menschen begründet, als der chemische in seiner physischen: ohne jenen würden die Kräfte der Seele, ohne diesen die Kräfte des Körpers in Stocken und in Fäulniß gerathen. Wie lebendig sich der Humor unter dem Himmelsstriche Italiens zeigt, wo der Mensch nicht nöthig hat, im Schweiße seines Angesichts die Erde zu bauen, wo ihm die natürlichen Bedürfnisse (denn die künstlichen kennt er nicht) von der Natur dargereicht werden, wo also keine Unzufriedenheit, kein Sehnen, kein Hadern mit dem Schicksale seine Seele trübt, habe ich schon oben gesagt: das Volk ist hier im eigentlichen Verstande humoristisch von Natur aus.

Ich habe schon oben bemerkt, daß der europäischen Bildung im Allgemeinen der französische Gesellschaftswitz mehr zusagt, als der natürliche Humor der Italiener. Wie aus diesem Grunde der Ausländer die französische Schauspielkunst der italienischen vorzieht, so spricht ihn das pantomimische Ballet der Franzosen gewöhnlich auch mehr an, als das der Italiener. Nichts destoweniger mache ich täglich die Erfahrung, daß Deutsche und Engländer, ja selbst Franzosen, mit der Zeit sich nicht allein an die Pantomime und das Ballet der Italiener gewöhnen, beydes sogar häufig mit großer Unpartheylichkeit gegen das Französische in Schutz nehmen, sondern daß ihnen auch, sind sie sonst nur der Sprache gewachsen, nach und nach die Darstellung des italienischen Lustspiels Genüge leistet. Ein unwidersprechlicher Beweis, daß in beyden eine innere Wahrheit liegen müsse, welche, einmal aufgefunden, für den äußeren täuschenden Flitter, dessen sie entbehren, zu entschädigen vermöge.

Mein Hauptzweck beym Entwurfe dieser Mittheilung ist gewesen, die italienische Nation von dem Vorwurf zu retten, als besitze sie keine Schauspielkunst, ein Vorwurf, welcher ihr sogar von übrigens recht wackern Männern gemacht wird. So mächtig wirkt das Vorurtheil, welches übrigens über ganz Europa verbreitet ist, daß sogar Reisende, welche mit demselben nach Italien kommen, dieß Land wieder verlassen, ohne dem recitirten Schauspiel daselbst die geringste Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, und dann zur immer weitern Verbreitung desselben, bloß vom Hörensagen verleitet, das Ihrige beytragen.

Im Allgemeinen hätte sich schon, bey einiger Bekanntschaft mit dem Gegenstande, aus der Erfahrung auf den Ungrund jenes Vorurtheils schließen lassen. In wie vielen Städten des Auslandes hat man nicht Gelegenheit gehabt, sich durch unmittelbare italienische Opernvorstellungen, oder durch Konzertaufführungen und italienische Straßensänger von der sogenannten Buffoneria, oder der vis comica der Italiener zu überzeugen? War diese vortreffliche Naturgabe schon eine hervorstechende Eigenschaft der Sänger, denen

bey der Gesang ein geringeres oder größeres Hinderniß zu ihrer Entwicklung in den Weg legte, so mußte der recitirende Schauspieler sich noch in ausschließlicherem Besitze derselben befinden. Nicht minder hätte die Existenz Goldoni's einen Beweis von der Vortrefflichkeit der italienischen komischen Schauspielkunst geben können: ein halbes Hundert Stücke, welche sich sämmtlich in ihrer Trivialität (wie es einige geistvolle, die italienische Dramatik nach sich selbst beurtheilende Kritiker genannt haben) und ohne allen und jeden Hebel der Sentimentalität, der Helden- und Staatsaktionen, der Sturm- und Drangcharaktere, länger denn fünfzig Jahre auf der italienischen Bühne erhalten haben und in diesem Augenblicke von Neuem und mit vermehrtem Glanze auf derselben zu blühen beginnen, solche Stücke bedurften, so läßt sich mit Recht schließen, trotz ihres innern geistigen Werthes, einer vortrefflichen Darstellung, um so allgemeinen Beyfall zu finden.

Ich erwähne zum Schlusse einiger der Gebehrden, welche in der italienischen Pantomime gleichsam stereotyp geworden sind, und, jede einzeln genommen, ihre individuelle Bedeutung haben. Die Materialität der meisten derselben, deren ich schon oben gedacht habe, mildert sich in der ernsten Darstellung durch eine gewisse, ungemein natürliche, fast majestätische Haltung; im Komischen hingegen wird sie eben durch diese ihre Natur um so komischer. Um eine feurige Liebe auszudrücken, werden die Fingerspitzen beyder gerundeten Hände zusammengedrückt, nach dem Herzen gesenkt und dann dem geliebten Gegenstande entgegengeschleudert. Die Bedeutung ergibt sich von selbst: der Verliebte will sich das Herz aus dem Busen reißen und es zum Bürgen seiner Leidenschaft dem geliebten Gegenstande überreichen. So wie diese Gebehrde hier mit Worten beschrieben ist, möchte sie nichts weniger als edel aussehen. Aber von der Donzelli (der Gattin des würdigsten aller jezt lebenden Tenorsänger und selbst die beste Pantomimistin Italiens) in der Rolle der Medea angewandt, bringt sie, in Harmonie mit der übrigen Gesichts- und Körpermimik, einen höchst reizenden Effekt hervor. Der Begriff der Ehe wird durch ein pfeilschnelles Herumdrehen einer Hand um die andere angedeutet, eine Versinnlichung des Bandes, welches sich um die Gatten schlingt. Die Gebehrde, welcher man sich zur Bestimmung der Zeit bedient, bringt eine sehr drollige Wirkung hervor. Daß die Stunden durch Ausstreckung von eben so vielen Fingern ausgedrückt werden, ist eine bekannte Sache. Aber wie fängt es Arlecchino an, der Colombine verständlich zu machen, daß sie eine halbe Stunde zu spät zum Stelldichein komme? Auf folgende Weise. Nachdem er zuerst die ganzen Stunden angezeigt hatte, streckte er den Zeigefinger der linken Hand aus, und that, als wolle er mit dem Zeigefinger der rechten Hand denselben hoch emporgehaltenen Finger der linken in der Mitte durchschneiden. Das Essen wird durchgängig, in der ernsten, wie in der komischen Pantomime, durch Oeffnung des Mundes, in welchen die zusammengespitzten Finger der rechten Hand etwas hineinzuwerfen scheinen, ausgedrückt. Je nachdem der Pantomime dabey mehr oder weniger den Kopf rücklings wirft, den Mund aufsperrt, und das Hineinschütten gröber oder feiner andeutet, zeigt die Gebehrde den rohen Naturmenschen, oder den gebildeten Mann an. Ueber die flache Hand weg blasen, versinnlicht den Begriff des Nichts; sich mit der Hand von der Stirn bis zum Bart herabstreicheln, die Schönheit; mit der rechten flachen Hand, die Oeffnung nach außen gekehrt, wiederholt nach der linken Seite schlenkernd, das Weggehen, dieselbe Gebehrde, die offene Hand nach unten gekehrt, unter dem linken Arme weg gemacht, das Entwischen, u. s. w. Es ließe sich leicht nachweisen, daß die italienische Pantomimik für jeden konkreten Begriff des menschlichen Lebens eine Gebehrde besizt, durch welche sie sich eben so deutlich ausdrücken kann, wie der Taubstumme durch seine verwickeltere, abstraktere Zeichensprache.

Die schöne Fatme.

Wuchs ein Mandelbaum voll Blüthen,
 Wuchs so schlank und hoch,
Dorten ruhte Mehmet-Aga
 Mit der schönen Maid.
Lager ist der schwarze Boden
 Und's bethaute Gras,
Lagerdeck' der klare Himmel
 Und der Sterne Glanz,
Polster jedem unter'm Haupt des
 Andern weißer Arm.

P. von Goetze.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern. September.

Seit etlichen Jahren nehmen in den größeren und handeltreibenden Kantonen der Schweiz die Versicherungen des Mobiliarvermögens (da bekanntlich obligatorische Häuserversicherungen in den Kantonen selbst bestehen) in den Pariser Feuerassecuranz-Gesellschaften, mitunter auch in etlichen deutschen, zusehends überhand, und nach einer, freylich bisher nicht in Zahlen nachgewiesenen, und daher auch nicht unbestrittenen, ziemlich allgemeinen Behauptung geht damit viel Geld außer Landes, das durch Errichtung einer einheimischen, auf dem Grundsatz der einfachen gegenseitigen Entschädniß und keinen Gewinn für Aktienunternehmer beabsichtenden Versicherungsanstalt, im Lande bliebe. Um nun eine solche Anstalt der Schweiz zu verschaffen, haben sich einige angesehene Männer und Magistratspersonen der Kantone Bern, Freyburg und Neuenburg (unter

ihnen der Rathsherr Lerber von Bern, der Graf F. von Pourtales, der Oberamtmann zu Murten, Carl von Fegely vereinigt, als provisorischer Verwaltungsrath die Gründung der Versicherungsanstalt unternommen, und nachdem sie die Genehmigung der Regierung des Kantons Freyburg (in der freyburgischen Stadt Murten ist nämlich einstweilen der Siz des Verwaltungsrathes der Anstalt) dafür erhalten haben, sind von ihnen auch die „Sazungen der wechselseitigen Versicherungs-Gesellschaft für die ganze Schweiz, gegen die Feuersgefahr der beweglichen Habe; genannt Mobiliar-Assecuranz-Kasse“ bekannt gemacht, und die Einladungen zum Beytritt für die, mit dem 1. September bereits eröffnete Anstalt erlassen worden. Die summarische Uebersicht ihrer wesentlichen Bestimmungen ist folgende:

Die Gesellschaft bildet einen, unter Gutheißung und Schuz der Kantonsregierungen bestehenden, Privatverein für den durch ihren Namen bezeichneten Zweck. Das Assekuranzjahr geht vom 1. Sept. bis zum 31. August; mit dem 31. August 1826 wird die gegenwärtige provisorische in eine statutenmäßige bleibende Verwaltung übergeben. Mitglied der Anstalt wird man durch Versicherung eines kleineren oder größeren Mobiliareigenthums. Die Mitglieder verpflichten sich bis zum Betrag eines Viertheils des Eins vom Hundert (also 2½ vom 1000) ihrer Versicherungssummen für die Entschädigung der Mitgesellschafter beyzutragen; dieß aber ist das Maximum der Jahressteuer, welche bezogen werden darf. Eine verhältnißmäßige kleine Zugabe wird mit jeder Steuer für die Erhebungs- und Verwaltungskosten bezahlt. Die Hälfte der vorerwähnten Steuer (also 1¼ vom 1000) wird alljährlich im Herbstmonat bezogen, die andere Hälfte nur dann zumal, wenn die erste zu Deckung der Entschädnisse nicht hinreichend war. Ein Drittheil von der ersten Hälfte wird jedes Mal zu Bildung eines Reservefonds verwendet, aus welchem zu drey Jahren allfällige Rückstände für Entschädnisse der Brandverluste, die aus dem Ertrag der Jahressteuer nicht bestritten werden mochten, getilgt werden. In diesen Reservefond fällt überdieß auch, was in glücklichen Jahren von der bezogenen ersten Steuerhälfte oder ihren zwey, für Entschädnisse bestimmten Drittheilen übrig blieb. Versicherungen werden angenommen für alles Hausgeräthe, Kleider, Ackerwerkzeuge, eingesammelte Feldfrüchte, Vieh, Handelswaaren und Fabrikate jeglicher Art, und (unter besonderen Bedingnissen jedoch) auch für Gemälde- und Büchersammlungen; hingegen können in der Anstalt nicht versichert werden: Schuldtitel und andere Papiere von Werth, baares Geld, Silbergeräthe, Kleinodien und dergleichen. Um den Dorf- oder Landgemeinden das Mittel zu verschaffen, die bewegliche Habe des Armen wie des Reichen zu versichern, kann jede Gemeinde sich collektiv versichern lassen, wo sie alsdann durch einen dazu Beauftragten vertreten und als individuelles Mitglied aufgenommen wird; in diesem Fall bleiben ihre Steuereinnahme und die Vertheilung ihrer Entschädnisse der Ortsbehörde überlassen. — Die allgemeine Versammlung der Gesellschaft, welche alljährlich im Oktober stattfindet, wird aus drey der höchst assekurirten Theilnehmer jedes Kantons gebildet. Sie prüft die Rechnungen, ernennt den Verwaltungsrath, und kann erforderlich geachtete Aenderungen in den Statuten vornehmen. Der Verwaltungsrath besteht aus sieben Oberverwaltern und einem oder, wo es erforderlich ist, mehreren Unterverwaltern in jedem theilnehmenden Kanton; diese leztern haben indeß, wenn sie dem Verwaltungsrath beywohnen, nur berathende Stimmen, hingegen sind sie die Geschäftsführer und Einnehmer der Verwaltung in ihrem Kanton, und müssen als solche Bürgschaft leisten. Der Verwaltungsrath leitet das Ganze, und versammelt sich dafür monatlich wenigstens ein Mal; seine Glieder werden auf fünf Jahre gewählt. Ihre Entschädnisse bestimmt die allgemeine Versammlung, und sie hinwieder bestimmen die Entschädnisse der Unterbeamten. Der Siz der Verwaltung soll in den Mittelpunkt der theilnehmenden Kantone verlegt werden, und er ist darum jezt nur provisorisch in Murten. — Die Schazungen der zu versichernden Gegenstände geschehen durch Einverständniß zwischen den Eigenthümern und den Kantonsverwaltern; dieselben können so niedrig seyn, als die Eigenthümer gerne wollen, aber sie dürfen nicht über den wirklichen Werth ansteigen. Für die Versicherung von Magazin- und Handelswaaren sind besondere sichernde Vorschriften ertheilt. Die Versicherungen geschehen alljährlich regelmäßig im September, es findet aber auch Zwischeneintritt statt, und jedes ist vom Augenblick seiner bezahlten ersten Steuer an versichert. — Von jedem Brandunglück muß ungesäumt dem Kantonsverwalter Kenntniß gegeben werden, der alsdann durch die Ortsbehörde über alle Verhältnisse desselben einen Verbalprozeß aufnehmen läßt, die Werthung des verbrannten, versicherten Eigenthums ausmittelt und darüber an die Centralverwaltung berichtet, die dem Beschädigten alsogleich eine Unterstüzungsrata zustellen läßt. Vierzehn Tage nach der eingezogenen ersten Steuer wird der Verwaltungsrath die einstweilige Entschädniß festsezen, welche dem beschädigten Genossen bezahlt werden soll, und während den lezten vierzehn Tagen des Assekuranzjahrs wird er die schließliche Entschädniß bestimmen. Im Fall, wo ein Brand die ganze bewegliche Habe eines Versicherten oder einen größeren Theil als sieben Zehntheile derselben verzehrt hätte, werden mehr nicht als die sieben Zehntheile entschädigt; wo hingegen der Verlust die sieben Zehntheile nicht übersteigt, da wird derselbe nach seiner vollen Schazung entrichtet. Wenn in einem sehr unglücklichen Jahr die bezogenen Gelder nicht hinreichen würden, um alle Brandbeschädigten nach dem vorgemeldeten Verhältniß zu entschädigen, so würden sämmtliche Entschädnisse einen verhältnißmäßigen Abzug zu tragen haben, bis die obgedachte Reservekasse im Stande ist, dieselben nachträglich zu ergänzen. — Die Strafbestimmungen sind folgender Maßen festgesezt: Ein Theilnehmer, welcher absichtlicher Brandstiftung überführt wäre, verliert alle Rechte auf Entschädniß. Ein Theilnehmer, der überwiesen würde, falsche Angaben gemacht oder etwas verhehlt zu haben, um die Gesellschaft zu betrügen, und sich oder andern ungebührlichen Vortheil zu verschaffen, wird aus der Gesellschaft entfernt und seiner Ansprüche verlustig erklärt, unbeschadet des Ersazes und der Rückerstattungen, zu denen er verfällt werden könnte. Wer die Gesellschaftssteuer nicht nach geschehener Aufforderung bezahlt, hat den dreyfachen Betrag derselben als Strafe der Verspätung zu bezahlen. Wenn eine Schazung, die ein Kantonsverwalter als übertrieben bezeichnet hätte, durch Veranstaltung der Verwaltung erwahret, und um ein Fünftheil übertrieben erfunden würde, so verliert der Theilnehmer für dieses Jahr alle Rechte an die Entschädniß; ist die Ueberschazung geringer, so wird sie auf dem Assekuranzregister berichtigt. Der Einnehmer, welcher ein Gehülfe des Vergehens wäre, wird entsezt und soll als Geldstrafe den dreyfachen Werth der übersezten Summe zahlen. — Streitigkeiten zwischen den Mitgliedern, oder zwischen diesen und der Verwaltung, sollen durch von beyden Theilen gewählte Schiedsrichter beurtheilt werden; bedürfen diese einen Obmann, so wählt ihn der Gerichtspräsident des Orts, wo die Verwaltung ihren Siz hat. Die Jahresrechnungen werden gedruckt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 246.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 14. Oktober 1825.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.

Schiller.

Die Freuden.

I. Aufruf.

Freunde, die Freuden
Nahen im Festgewand!
Reichet bescheiden
Ihnen die Hand!
Wer sie mit Ehrfurcht grüßt,
Züchtig als Schwestern küßt,
Dem sind die Freuden
Ewig verwandt.

Euch zu bekränzen
Kommen sie blumenreich:
Jauchzet, zu Tänzen
Winken sie euch!
Windet im Reihentanz
Heut' euch den Rosenkranz,
Seyd in den Lenzen
Glücklich und reich!

Was ist das Leben,
Wenn ihr nicht lacht und singt,
Wenn euch der Reben
Becher nicht klingt? —
Liebet in Sittsamkeit,
Trinket in Mäßigkeit!
Weil euch das Leben
Blühend umschlingt!

II. Einladung.

Herein, ihr holden Freuden!
Euch wollen wir uns weih'n!
Schon weichen Gram und Schmerzen,
Zieht ein in unsre Herzen,
Willkommen sollt ihr seyn!
Herein!

Herein, Natur, du schöne,
Der Freuden Edelstein,
Von Gottes Hauch umflossen,
Mit Himmels Reiz begossen,
Du sollst die erste seyn!
Herein!

Herein, ihr lieben Horen!
Ihr schmücket im Verein
Mit Veilchen, Aehren, Reben
Und mit Kristall das Leben,
Willkommen sollt ihr seyn!
Herein!

Herein, ihr zarten Sprossen
Aus Hermanns Eichenhain!
Kommt, Frohsinn, Freundschaft, Liebe
Und ächter Freyheit Triebe!
Willkommen sollt ihr seyn!
Herein!

III. Rundgesang.

Es kreiset der Becher der Freuden:
Nimm, Bruder, und trinke Bescheid!
Geselligkeit mildert die Leiden
Und Freundschaft verdoppelt die Freud'!
Einer: Auf das Wohlseyn froher Zecher!
Chor: Auf ihr Wohl!
Köstlich schmeckt der Freude Becher
Hier im schönen Vaterland:
Doch den süßen Sorgenbrecher
Reichet nur des Freundes Hand.

Es kreiset der Becher der Freuden:
Nimm, Bruder, und trinke Bescheid!
Doch schickt dir der Himmel ein Leiden,
So trag' auch als Weiser dein Leid!

E.: Auf das Wohlseyn aller Brüder!
Ch.: Auf ihr Wohl!
Freude schwebt vom Himmel nieder,
Allen Sterblichen gemein:
Doch bey Vielen unsrer Brüder
Kehret sie nur selten ein.

Es kreiset der Becher der Freuden:
Nimm, Bruder, und trinke Bescheid!
Doch kreis't einst die Schaale der Leiden,
Dann theil' auch als Bruder das Leid!
E.: Auf das Wohlseyn der Getreuen!
Ch.: Auf ihr Wohl!
Mit den Fröhlichen sich freuen,
Das ist wahrlich süße Pflicht!
Soll dein Bund zum Trost gedeihen,
Sey getreu, wenn's Herz mir bricht!

IV. Die falschen Freuden.

Wer tritt im bunten Kleid herein
Und mit der Schellenkappe? —
Soll das der weise Frohsinn seyn? —
O nein, o nein!
Der kann's nicht seyn!
Das ist Hannswurst, der Narrheit Knappe.
Chor: Hinaus mit ihm! hier soll allein
Der Frohsinn Tafelkönig seyn!

Wer stürzt zu unsrer Thür' herein,
Zerschmetternd Flasch' und Becher?
Soll das vielleicht Freund Liber seyn? —
O nein, o nein!
Der kann's nicht seyn!
Das ist Silen, der Spott der Zecher!
Chor: Hinaus mit ihm! in unsern Reih'n
Soll nur Freund Liber heimisch seyn!

Wer tritt in unsern Kreis herein,
Entblößt mit frecher Stirne?
Soll das vielleicht die Liebe seyn? —
O nein, o nein!
Sie kann's nicht seyn!
Das ist der Wollust feile Dirne!
Chor: Hinaus mit ihr! nur Lieb' allein
Soll deutscher Sänger Freude seyn!

Wer stürmt in unsre frohen Reih'n,
Verlästernd Fürst und Brüder?
Soll das die deutsche Freyheit seyn? —
O nein! o nein!
Sie kann's nicht seyn!
Nur Eris ist's, der Zwietracht Hyder.
Chor: Hinaus mit ihr! in unsern Reih'n
Soll weise Freyheit Herrin seyn!

Wohlan denn, Freunde, kehret ein!
Schmeckt unsern Freudebecher!
Kann reine Freude Sünde seyn? —
O nein, o nein!
Sie kann's nicht seyn!
Die Freude hasset den Verbrecher!
Chor: Wohlan, wohlan! in unsern Reih'n
Soll Königin die Freude seyn.

V. Die Freuden der Zeit.

Wenn's Christbäumlein schimmert,
Von Sternlein umflimmert,
Dir festlich geweiht,
Welch' liebliche Zeit!

Und bist du gediehen,
Für Weisheit zu glühen,
Den Musen geweiht,
Welch' himmlische Zeit!

Wenn Mädchen dir lächeln,
Dich schäkernd umfächeln,
Zum Kusse bereit,
Welch rosige Zeit!
Und wenn die Errung'ne,
Von Myrten umschlung'ne,
Nun Liebe dir beut,
Welch' wonnige Zeit!

Und wenn dich der Morgen
In Liebe geborgen,
Stets wonnig erfreut,
Welch' köstliche Zeit!
Und siehst du, umschlossen
Vom Kranze der Sprossen,
Dich blühend erneut,
Welch' glückliche Zeit!

Und wenn sie als Aehren
Sich reifend bewähren,
Gediegen im Streit,
Welch' freudige Zeit!
Und wenn dich beym Scheiden
Vom Becher der Freuden
Sein Trunk nicht gereut,
Welch' heilige Zeit!

Drum, daß dich die Freuden
Einst alternd nicht meiden,
So nimm, was sie beut,
Die wandelnde Zeit!
Doch willst du mit Freuden
Vom Leben einst scheiden,
Such' ewige Freud'
Im Wandel der Zeit!

VI. Abschied.

Lebt nun wohl! wir müssen scheiden:
So gebeut es ernste Pflicht,
Beym Altar der Erdenfreuden
Ist des Pilgers Heimath nicht.
Festlich soll er zu ihm wallen,
Mit geweihtem Feyerkleid,
Sonst ertönt's aus ihren Hallen:
Weiche, Sklav' der Sinnlichkeit!

Lebet wohl, geliebte Brüder!
Lebet wohl, auf Wiederseh'n!
Laßt uns froh nach Hause geh'n!
Morgen winkt die Freude wieder,
Morgen, nach vollbrachter Pflicht,
Mit verjüngtem Angesicht.

Wagner.

Anmerkung. Diese sechs Lieder, von H. E. Kocher für vier Männerstimmen komponirt, werden demnächst schön lithographirt erscheinen, und als ein schöner Beytrag zur Veredlung des Männergesanges gewiß mit Beyfall aufgenommen werden.

Bruchstücke aus dem zweyten Bande der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wie einflußreich indeß Friedrichs II. Wirksamkeit auf den Geist seiner Zeit war, so beweist doch selbst sein Beyspiel, daß ein König, auch wenn er ein wissenschaftlich gebildeter Mann ist, den Scepter in der Literatur nicht zu führen im Stande sey. Mehr als ein unseliges Mitglied entwürdigte den Charakter seiner Akademie, deren ewige Ehre ein Euler, ein La Grange waren. Die achtungswürdigsten Männer sahen sich hier in der Gesellschaft von obscuren Leuten, die sich durch lächerliche Talente auszeichneten. Die Ungleichheit war groß.

Diese Schwäche, wenn man sie so nennen will, das heißt die Unmöglichkeit einen großen, durchaus reingehaltenen Kreis von ausgezeichneten Männern um sich zu vereinen, so wie die Duldung selbst der Ungläubigen, diente Friedrichs Feinden zum Anlaß, ihn zu verspotten und ihm alles Böse nachzusagen. So hatte sich das allgemeine Vorurtheil durch Deutschland verbreitet, daß der preußische Staat, und besonders Berlin, von Atheisten bevölkert sey. Weil Friedrich die Freyheit des Denkens in seinen Landen beförderte; weil er Männer von Genie um sich her versammelte; weil während seiner Regierung manches irreligiöse Buch aus preußischen Pressen hervorging: — daraus schloß man, so übereilt als albern, auf allgemeine Gottlosigkeit. Herr Nicolai, ein ausgezeichneter Schriftsteller und Buchhändler, (ein in der That seltener Verein von Eigenschaften, von welchem man wünschen muß, daß er allgemeiner seyn möchte) hat Berlin in einem Roman mit großer Wahrheit geschildert; — sein Werk gibt einen klaren Begriff von den Sitten der Deutschen. Er bewies, daß, wenn es einige Freydenker in den preußischen Provinzen gäbe, die große Mehrheit des Volkes seiner National-Religion treu ergeben sey.

Von einer andern Seite bestätigte sich unter Friedrich, was die Geschichte in mehreren Perioden nachweist, daß in dem Lichte, das ein großer Mann verbreitet, zugleich die Saat der Finsterniß aufgeht, und daß, wo die Weisheit wirksam wird, die Thorheit alles aufbietet, sich neben und trotz ihr zu erhalten; so daß es fast scheint, als sollte die Menschheit durch diese Kontraste im Gleichgewichte der Mittelmäßigkeit erhalten werden. Das Zeitalter Friedrichs, so reich an ausgezeichneten Köpfen in allen Fächern der Wissenschaft, war fast noch reicher an Schwärmern, Fanatikern, frommen Gauklern und andern Söhnen der Unwissenheit. Ich will noch Einiges von solchen Menschen anführen, die in einer oder der andern Beziehung in dieser Epoche sich einen Namen machten.

Gegen Ende des siebenjährigen Krieges lebte ein gewisser Rosenfeld, der anfangs im Dienste des Markgrafen von Schwedt stand, aber den Dienst dieses Fürsten verließ, und unter dem Pöbel sich für einen neuen Messias ausgab. Dieser Mensch lehrte: Jesus sey ein falscher Prophet gewesen; die Prediger wären Schelme und Lügner, welche den Tod predigten, während er das Leben predige, daher seine Anhänger nie sterben; der König von Preußen sey der Teufel; die Zeit nahe, wo er (Rosenfeld) die vier-und-zwanzig Aeltesten vereinen, wo er das Schwert empfangen, und mit Hülfe dieser Aeltesten die Welt regieren würde, und dergleichen Albernheiten mehr.

Rosenfeld überredete einige seiner Anhänger, ihm sieben Mädchen auszuliefern, deren Väter selbst zur Gesellschaft dieser fanatischen Eiferer gehörten. Mit diesen sieben Jungfrauen, sagte er, müsse er die sieben Siegel am Buche des Lebens öffnen; sie dienten aber nur, ihm einen Harem zu bilden. Das eine dieser Mädchen wurde seine Favorit-Sultanin; die andern mußten arbeiten, und lebten von dem, was ihre Hände erwarben. Neun-und-zwanzig Jahre trieb er, unter wechselnden Glücksumständen, das Gewerbe eines Messias. Erst arm, dann gefangen, nachher von den Geschenken seiner Anbeter, oder von dem Ertrag der Wolle lebend, die seine Schönen spannen, gelang es ihm endlich, Schüler in Berlin und der Umgegend, in Sachsen und Meklenburg zu werben. Aber einer seiner gläubigsten Jünger, der lange vergeblich erwartete, die Früchte von Rosenfelds glänzenden Versprechungen zu ernten, der ihm drey seiner Töchter zur Eröffnung der sieben Siegel gegeben hatte, trat vor dem Könige als Rosenfelds Ankläger auf, das heißt, er verleugnete seinen Messias, von dem er glaubte, er sey der wahre Gott; er verleugnete ihn vor dem Könige, von dem er glaubte, er sey der wahre Teufel. Wirklich hielt dieser Ankläger den Rosenfeld für den Messias, und wünschte nur, daß der König ihn zwingen möchte, seine großen Versprechungen zu erfüllen.

Der König übergab den Rosenfeld den ordentlichen Gerichten, welche ihn verurtheilten, gepeitscht und sodann zeitlebens in Spandau eingesperrt zu werden. Das Obertribunal reformirte dieß Urtheil, und fällte ein anderes, dem zufolge dieser neue Messias in's Zuchthaus geschickt und nach zwey Jahren Bericht über seine Aufführung erstattet werden sollte. Der Anwalt des Beklagten appellirte. Der König ließ sich die Akten vorlegen und bestätigte den Spruch des Obertribunals. Ohne Zweifel dachte Friedrich II., daß es nöthig sey, den Rosenfeld im Angesicht des Volkes zu bestrafen, um es gegen die Verführung durch ähnliche Seher zu schützen.

Die abgeschmacktesten Meynungen sind aber oft die hartnäckigsten, vielleicht gerade deßwegen, weil sie keinen Grund haben, an welchem die Belehrung sie fassen könnte. So half auch Rosenfelds Bestrafung wenig; ein großer Theil seiner Anhänger verharrte treu im Glauben an ihn.

Wäre er ein verständiger Mensch gewesen, sie würden ihn längst aufgegeben haben.

Nachdem er seine Strafe ausgestanden, ging er nach Charlottenburg, das kaum eine Stunde von der Hauptstadt liegt; aber hier fand er, daß der Schauplatz für zwey Fanatiker wie er und Museufeld zu beschränkt wäre. Die Regierung, seiner thörichten chronischen Begeisterung müde, übersah seine Narrheit und ließ ihn in Ruhe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. September.

Außer seiner ungeheuren Sammlung alter Bücher hatte der Notar Boulard, von dem ich neulich gesprochen habe, und dessen Tod eine wahre Noth für die Büchertrödler gewesen ist, auch eine Sammlung von Zeit- und Flugschriften, und zwar vom Anfange der französischen Revolution an, veranstaltet. In dieser merkwürdigen Zeitepoche ist so Vieles, Mannigfaltiges und Sonderbares erschienen, daß eine Sammlung desselben wirklich höchst interessant wird, zumal da nur fünf bis sechs ähnliche Sammlungen in Paris bekannt sind. Die größte, und wahrscheinlich auch die vollständigste besizt ein gewisser Herr Deschiens, welcher jezt eben damit umgeht, einen dicken Band über die Journalistik während der Revolution, herauszugeben; er soll bereits 1700 Zeitungen aufgezählt haben, die während jener bewegungsvollen Zeit in Frankreich erschienen sind, manche freylich nur auf wenige Tage. Hr. Deschiens hat auch einen großen Theil der Boulard'schen Sammlung angekauft, um damit die seinige zu vervollständigen; das Uebrige ist aus Boulard's Hause in die großen Spezereyladen gewandert, die in Paris auch Handel mit altem Papier treiben, und bey denen man zuweilen merkwürdige Sammlungen, obwohl meistens unvollständige, antrifft. Ein großes Hotel, das Hr. Deschiens in Paris besizt, ist fast ganz mit seiner ungeheuren Sammlung von Zeitungen und Flugschriften angefüllt, die alle in der besten Ordnung aufgestellt sind, und worin der Besizer so gut Bescheid weiß, daß er die kleinste Pièce unter den hundert tausenden in Zeit von wenig Minuten auffinden kann. Die seltensten Stücke, die man sonst fast nirgends mehr antrifft, ist man so ziemlich sicher bey ihm zu finden. Vor einiger Zeit hatte eine angesehene Familie einen wichtigen Prozeß; zum Gewinnen desselben fehlte ihr ein gedruckter Parlamentsbeschluß, wovon aber kein Exemplar mehr aufzutreiben war. Nach allen vergeblichen Versuchen rieth man der Familie sich an Hrn. Deschiens zu wenden; dieser lieferte auf der Stelle das verlangte Dokument, und der Prozeß ward gewonnen. Dabey ist Hr. Deschiens ein rechtlicher Mann; es wird erzählt, nach der Wiederherstellung des königl. Thrones, als die Ultraparthey es sich vorgenommen hatte, sich an denjenigen Männern zu rächen, welche während der Revolution sich hervorgethan hatten, und daher mit vieler Emsigkeit alles hervorsuchte und aufscharrte, was auf das Betragen ihrer Feinde Bezug hatte, habe der Großkanzler oder sonst ein wichtiger Staatsmann Hrn. Deschiens bitten lassen, er möge ihm diejenigen Stücke zusammensuchen, welche in der Revolutionszeit von mehreren, nunmehr in großem Ansehen stehenden Personen bekannt gemacht worden wären; der Besizer habe dieß aber sogleich mit den Worten verweigert, seine Sammlung habe ihm nimmer dazu gedient, um einen Vorwand zu Verfolgungen zu liefern. Hr. Deschiens hat nur einen Sohn, welcher ein Geistlicher ist, und der wahrscheinlich nach dessen Tode die mit so vieler Mühe und Kosten zusammengebrachte Sammlung, worin sich so manche revolutionäre Pièçen befinden, eingehen lassen, oder vereinzeln dürfte, worauf sich dann keine einzige solche Sammlung mehr vorfinden wird. Mit der Erhaltung dergleichen mühsam veranstalteter Sammlungen sollte sich die Pariser Gesellschaft der Bibliophilen abgeben, anstatt jährlich, nach der unsinnigen Weise des Londner Roxburgh Clubs, ein Bändchen ungedruckter Miszellaneen zu dreyßig Exemplaren abdrucken zu lassen, und dieselben unter sich zu vertheilen. Anfangs war diese kleine Gesellschaft noch sparsamer mit ihren geistigen Schäzen; denn sie druckte ihre jährlichen Miszellen nur zu 25 Exemplaren ab; seitdem aber hat sie fünf auswärtige Mitglieder angenommen, und auch den König mit in ihre Liste begriffen, wodurch also der Bedarf von Exemplaren auf dreyßig gestiegen ist; da aber die beyden ersten Bändchen nur zu fünf-und-zwanzig Exemplaren abgedruckt worden sind, so haben diese natürlich auch einen weit höhern Werth, wenigstens in den Augen der Bücherliebhaber. Deßhalb wurden sie auch bey der Versteigerung der Bücher des Professors Langlès zu 450 Franken hinaufgetrieben. Der Minister Corbière, welcher den Professor Langlès als 25stes Mitglied der Gesellschaft der Bibliophilen ersezt, und dem nothwendig die ersten Bändchen fehlen, wollte sie zu diesem Preise haben; allein Lord Spencer, einer der fünf auswärtigen Mitglieder der Gesellschaft, ließ ein noch etwas höheres Aufgebot thun, und so wurden sie diesem zugeschlagen; nach den gewöhnlichen Ladenpreisen würden sie etwa sechs bis acht Franken kosten. Glücklicherweise sind die Mitglieder der Bibliophilengesellschaft lauter begüterte Leute, die für den unnüzen, aber auch freylich sehr unschuldigen Zweck ihres Vereins leicht einige Hundert Franken jährlich beysteuern können. Nüzlicher verwenden andre Begüterte ihren Ueberfluß auf wissenschaftliche Sammlungen. So wird z. B. die Muschelsammlung des Herzogs von Rivoli jezt nicht allein die erste in ganz Frankreich, sondern vielleicht die vorzüglichste in ganz Europa. Bloß im vorigen Jahre haben die Bereicherungen desselben ungefähr 100,000 Franken gekostet. Der Herzog von Rivoli ist der zweyte Sohn Massena's; da der ältere, etwas geistesschwache, Bruder kurz nach dem Vater gestorben ist, so ist das unermeßliche Vermögen des Napoleon'schen Marschalls dem zweyten Sohne und dessen Schwester, Frau des Generals Ney, anheim gefallen, und dereinst nach dem Tode der Wittwe des Marschalls wird dieses Erbtheil noch beträchtlich vermehrt werden. Zum Glück ist der reiche Herzog von Rivoli mit einer sehr lebhaften Vorliebe zur Naturwissenschaft, besonders zur Conchyliologie begabt, und hat nichts gespart, um sein Naturalienkabinet mit den schönsten und seltensten Muscheln auszustatten. Er hatte sogar den Vorsaz gefaßt, alle Welttheile zu bereisen, und die seltnen Geschöpfe selbst aufzusuchen; auch war er schon bis nach Mexiko gelangt, fand aber wahrscheinlich zu große Schwierigkeiten für's wissenschaftliche Reisen in Ländern, wo noch wenig Wissenschaft herrscht; denn er kam von dort wieder nach Paris zurück. Seitdem hat er sich mit der Tochter eines wenig begüterten, früh verstorbenen Generals verheirathet, und dieser seine eigne Neigung zum Muschelsammeln mitgetheilt. Ihr Naturalienkabinet gehört unstreitig zu den Sehenswürdigkeiten dieser Hauptstadt.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. Oktober 1825.

Da die Schönheit entstand, war die Empfindung Braut,
Bräutigam war der Geist.

Klopstock.

Der Zwist über den Werth Rossinischer Opern.

Beygelegt durch Kant.

Wenn Kant heute noch lebte und befragt würde, ob er Rossini für einen grossen Meister erkläre, so dürfte er wahrscheinlich antworten, daß er sich hierüber des Urtheils enthalte, weil er kein Kenner der Musik sey. Demzufolge dürfte auch die Ueberschrift dieses Aufsatzes parador scheinen. Sie hört es aber auf zu seyn, sobald man nur die Frage anders stellt. Nämlich: Was ist der Grund, daß dieser Epoche-machende Künstler von einem Theil des ästhetisch-gebildeten Publikums bis zu den Sternen erhoben, von dem andern Theil aber sogar mit Wegwerfung behandelt wird? Wie ist es möglich, daß dieselben Personen, die ihn so hoch stellen, ihn nicht vertheidigen können; dieselben, die ihn so herabsetzen, ihm hundert und hundert Schönheiten zugestehen müssen? Und wie ist der Zwist der Kritiker über diesen Komponisten zu berichtigen und beyzulegen? — Könnte man Kant heute so fragen und ihm die darauf bezüglichen kritischen Streitschriften vorlegen, er würde nicht treffender, nicht überzeugender das Räthselhafte dieses einzelnen Falles erklären können, als er schon im Allgemeinen die Ursache einer solchen Differenz in ästhetischen Urtheilen nachgewiesen hat. Es befindet sich diese Stelle: T. I. §. 16. der Kritik der Urtheilskraft, welcher erste Theil die Kritik der ästhetischen Urtheilskraft enthält. Und obgleich unsere neueste Philosophie und unsere neueste Aesthetik nicht nur schon weit über Kant hinaus sind (welches ganz gut wäre), sondern ihn gänzlich verlassen haben; so will ich dennoch jene Stelle hier ausziehen, weil sie die eben gestellte Frage dadurch erschöpfend beantwortet, daß sie (in den beyden Grundformen der Schönheit) die Verschiedenheit der reinen und der mit der Sprache verbundenen Musik mit evidenter Klarheit darlegt. —

Kant sagt: „Es gibt zweyerley Arten von Schönheit: freye Schönheit, oder die blos anhängende Schönheit. Die erstere sezt keinen Begriff von dem voraus, was der Gegenstand seyn soll; die zweyte sezt einen solchen, und die Vollkommenheit des Gegenstandes nach demselben voraus. Die ersteren heißen (für sich bestehende) Schönheiten dieses oder jenes Dinges; die andere wird, als einem Begriffe anhängend (bedingte Schönheit), Objekten, die unter dem Begriffe eines besondern Zwecks stehen, beygelegt.

Blumen sind freye Naturschönheiten. Was eine Blume für ein Ding seyn soll, weiß, außer dem Botaniker, schwerlich sonst Jemand; und selbst dieser, der daran das Befruchtungsorgan der Pflanzen erkennt, nimmt, wenn er darüber durch Geschmack urtheilt, auf diesen Naturzweck keine Rücksicht. Es wird also keine Vollkommenheit von irgend einer Art, keine innere Zweckmäßigkeit, auf welche sich die Zusammensetzung des Mannigfaltigen bezieht, diesem Urtheile zu Grunde gelegt. Viele Vögel ...., eine Menge Schaalthiere des Meers sind für sich Schönheiten, die gar keinem nach Begriffen in Ansehung seines Zweckes bestimm-

ten Gegenstande zukommen, sondern frey und für sich gefallen. So bedeuten die Zeichnungen à la grecque, das Laubwerk zu Einfassungen, oder auf Papiertapeten u.s.w. *) für sich nichts: sie stellen nichts vor, kein Objekt unter einem bestimmten Begriffe, und sind freye Schönheiten. Man kann auch das, was man in der Musik Phantasieen (ohne Thema) nennt, ja die ganze Musik ohne Text **) zu derselben Art zählen.

In der Beurtheilung einer *freyen* Schönheit (der blossen Form nach) ist das Geschmacksurtheil rein. Es ist kein Begriff von irgend einem Zwecke — wozu das Mannigfaltige dem gegebenen Objekte dienen und was dieses also vorstellen solle — vorausgesezt; wodurch die Freyheit der Einbildungskraft, die in Beobachtung der Gestalt gleichsam spielt, nur eingeschränkt werden würde.

Allein die Schönheit eines Menschen (und unter dieser Art: die eines Mannes, oder Weibes, oder Kindes), die Schönheit eines Pferdes, eines Gebäudes (als Kirche, Pallast, Arsenal, oder Gartenhaus) ***) sezt einen Begriff vom Zwecke *voraus*, welcher bestimmt, was das Ding seyn *soll*: mithin einen Begriff seiner Vollkommenheit; und ist also blos adhärirende (anhängende) Schönheit ****). So wie nun die Verbindung des Angenehmen (der Empfindung) mit der Schönheit, die eigentlich nur die Form betrifft, die Reinigkeit des Geschmacksurtheils verhinderte *), so thut die Verbindung des Guten (wozu nämlich das Mannigfaltige des Dinges, dem Dinge selbst, nach seinem Zwecke, gut ist) mit der Schönheit, der Reinigkeit desselben (des Guten nämlich) Abbruch. Man würde Vieles — unmittelbar — in der Anschauung — Gefallende an einem Gebäude anbringen können, wenn es nur nicht eine Kirche seyn sollte; eine Gestalt mit allerley Schnörkeln und leichten, doch regelmäßigen Zügen, wie die Neuseeländer mit ihrem Tatowiren thun, verschönern können, wenn es nur nicht ein Mensch wäre; und dieser könnte viel feinere Züge und einen gefälligeren, sanfteren Umriß der Gesichtsbildung haben, wenn er nur nicht einen Mann, oder gar einen kriegerischen vorstellen sollte **).

Nun ist das Wohlgefallen an dem Mannigfaltigen in einem Dinge in Beziehung auf den innern Zweck, der seine Möglichkeit bestimmt, ein auf einem Begriffe gegründetes Wohlgefallen. — Das an der Schönheit aber ist ein solches, welches keinen Begriff voraussezt, sondern mit der Vorstellung, wodurch der Gegenstand *gegeben* (nicht wodurch er *gedacht*) wird, unmittelbar verbunden ist. Wenn nun das Geschmacksurtheil, in Ansehung des leztern (Wohlgefallens) vom Zwecke in dem ersteren, als Vernunfturtheile, abhängig gemacht wird, so ist jenes (erstere Wohlgefallen) nicht mehr ein freyes und reines Geschmacksurtheil.

Zwar gewinnt der Geschmack, durch diese Verbindung des ästhetischen Wohlgefallens mit dem intellektuellen, darin, daß er fixirt wird — und zwar nicht allgemein ist, ihm aber doch, in Ansehung gewisser zweckmäßig bestimmter Objekte, Regeln vorgeschrieben werden können. Diese sind aber auch alsdann keine Regeln des Geschmacks, sondern blos der Vereinbarung des Geschmacks mit der Vernunft — d.i. des Schönen mit dem Guten, durch welche (Vereinbarung) jenes (das Schöne) zum Instrument der Absicht in Ansehung des leztern (des Guten) brauchbar wird, um diejenige Gemüthsstimmung, die sich selbst erhält und

---

*) Man bemerke hier die Aehnlichkeit dieser Verzierungen mit den Verzierungen in der Musik; und wie ganz bedeutungslos sie werden, wenn sie aufhören Verzierungen zu seyn und für und durch und auf sich bestehen wollen. Verzierungen um ein Bild können bedeutend seyn, einen Begriff mit sich führend; Verzierungen um eine einfache Tapete können nur freye Schönheiten seyn. Man wende dieß auf eine Arie an, die nur aus Läufen und Passagen besteht.

**) Wird der Sänger nur als Instrument behandelt, so schreibt der Komponist auch nur Instrumentalmusik (Musik ohne Text). Geschieht dieses mit Bewußtseyn, so werden Solfeggien entstehen, die entweder nur vokalisirt oder fortwährend nach dem bequemen Worte Amen gesungen werden. Geschieht es aber unbewußt, so werden bekannte Inkonsequenzen stattfinden; z. B. Bravourarien und sonstige Konzertmusik, die gar nicht zur dramatischen gehört.

***) Und die Schönheit in der Musik eines Liedes, oder gar eines dramatischen Gedichtes.

****) Die Musik in ihrer primitiven, in ihrer Urwesenheit dringt auf *freye* Schönheit ohne Zweckbegriff (gleich der Naturmusik: dem Gesange der Nachtigall, dem harmonischen Säuseln der Aeolsharfe, den einfachen Akkorden der ländlichen Schalmey). Ihre Vereinigung mit der Sprache, wodurch sie *anhängende* Schönheit wird, ist erst ein zweytes Moment; in welchem sie aber ihre Urwesenheit, nämlich den Drang, freye, selbstständige, zwecklose Schönheit zu seyn, nicht verliert. Wer nun bey Beurtheilung z. B. einer dramatischen Musik unbedingt auf das erwähnte zweyte Moment reflektirt, wird unbillig gegen die *freye* Schönheit; der aber, welcher ausschließlich auf das erste Moment hinschaut, eben so unbillig gegen die anhängende Schönheit (gegen das Charakteristische) einer solchen dramatischen Musik verfahren. Beydes geschieht in Beurtheilung Rossinischer Opern.

*) Dieß hat Kant schon früher dargethan. Die Annehmlichkeit des Gefühls nämlich (die reine Sinnenlust) gründet sich auf Interesse, welches sich immer auf ein Begehren bezieht. Soll daher ein ästhetisches Urtheil möglich seyn, so darf dieses aus keiner Art von Interesse an der Existenz des Gegenstandes hervorgehen. Ein Ohrenschmaus gründet sich auf musikalische Leckerey, und der Komponist, der ihn bereitet, ist kein Tonkünstler, sondern ein Ton-Koch.

**) Auch könnte man jene Primadonna eine Polonaise singen lassen, worin sie den ganzen Umfang ihrer Stimme und die vollkommne Virtuosität ihrer Kehle zeigen könnte; wenn sie nur nicht zu gleicher Zeit eine Ehrfurcht gebietende und unglückselige Königin darstellen müßte. Uebrigens folgt hieraus, daß nicht nur das Schöne dem Guten, sondern auch das Gute dem Schönen (dem freyen) Abbruch thut. Der leztere Fall tritt bey Musiken und alsdann auf störende Weise ein, wenn sie, mit Hintansetzung aller freyen Schönheit, sich in Wortdeklamation, oder in Malerey, oder in Nachahmung der Naturtöne u. dgl. versenken; ein Vorwurf, den man den ultradeutschen Gegnern der italienischen Musik mit vollem Rechte macht.

zu subjektiver allgemeiner Gültigkeit ist (das ästhetische Ergriffenwerden), derjenigen Denkungsart unterzulegen (der Moralität), die nur durch mühsamen Vorsatz erhalten werden kann, aber objektiv allgemein gültig ist.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstücke aus dem zweyten Bande der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach ꝛc.

(Fortsetzung.)

Während aber ein Mensch, und zwar ein fanatischer Volksverführer bestraft wurde, gab Friedrich unzählige Beyspiele seiner allgemeinen Duldung. Rosenfeld wurde gezüchtigt, nicht seines Glaubens, sondern seiner Thaten wegen; in jedem andern Fall tolerirte der König den persönlichen Glauben der Menschen. In einer Sammlung von mehr als dreytausend seiner Verordnungen ist nicht eine zu finden, die nicht vollkommene Gewissensfreyheit gestattete, vollkommene Gleichheit des Bekenntnisses aller Sekten, sie mochten dem christlichen Kultus oder jedem andern angehören. Des Königs Toleranz hatte keine Grenzen. Obgleich alle Anhänger des Rosenfeld vor den Gerichten laut bekannten, daß sie ihr Oberhaupt für den wahren Messias hielten, daß sie des Glaubens wären, Jesus sey ein falscher Christus und seine Geschichte eine Fabel, daß sie in der protestantischen Geistlichkeit eine teuflische Erfindung sähen, und dergleichen: — so wurde doch keiner von ihnen gestraft oder beunruhiget.

Nach Friedrich II. sollte keine Meinung auf die Beförderung oder Zurücksetzung eines seiner Staatsbeamten Einfluß haben, wenn dieser sonst seine Schuldigkeit thue. Der König blickte mit nachsichtigem Auge auf alle Abweichungen der verschiedenen Religionssysteme, und legte den Schriftstellern, den Professoren und selbst den Predigern kein Hinderniß in den Weg. Auf solche Art bewirkte er während seiner Regierung eine große Revolution, im allgemeinen, nicht gehäßigen Sinne dieses Worts.

Obgleich aber der König, mitten unter der bestehenden Verschiedenheit der Ansichten, selbst ruhig blieb, so gab es doch Leute, die kein anderes System als ihr eigenes geduldet wissen wollten, und sich nicht schämten, an Bestrafung solcher Menschen zu arbeiten, welche sich zu einer andern Lehre als der ihrigen bekannten, oder welche, was jene in ihrer Einbildung für Recht hielten, mit andern Augen ansahen.

Doktor Bardt, der Sohn eines evangelischen Predigers in Leipzig, gab, unter andern heterodoxen Schriften, eine Uebersetzung der Bücher des neuen Testaments heraus. Sein Buch wurde verurtheilt und er selbst zur Flucht genöthigt. Er flüchtete sich in Friedrichs Staaten, und hielt zu Halle öffentliche Vorlesungen. Auf dieser Universität glänzten Semler und Eberhard, und hier wurde Bardt als ein Märtyrer angesehen. Semler hatte früher schon Meynungen verfochten, die den Lehren des neuen Testaments entgegengesetzt waren, und in seinen Schriften behauptet, daß die Bücher, die man für kanonisch gehalten, unächt wären. So hatte er die Grundlagen der christlichen Religion zu erschüttern gesucht. Unter dem Schutz des preußischen Adlers entging er einem ähnlichen Schicksal, als Bardt in Leipzig erfahren hatte; denn von einem Ende Deutschlands zum andern erregte er die Wuth der Geistlichkeit gegen sich. Wäre er nicht von einem so mächtigen Monarchen geschützt worden, er wäre geopfert worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, September.

In vielen Jahren haben wir keine so brillante Peterhoff'sche Fête gehabt, als die dießjährige am 3. August; selbst die Witterung, die bis zu dessen Anbruch die unangenehmste von der Welt war, wandelte sich gerade am Vorabende des Festes in die schönste um, erhöhte dessen Annehmlichkeiten um ein großes, und erhielt sich zwey Wochen, freylich mit einer übergroßen Hitze, ununterbrochen gut. Der dießjährige 3. August gehörte zu einem der schönsten Sommertage, wie man sie sich nur in unsern ephemerischen Nordsommern erwünschen kann. Dieß war schon die mächtigste Aufforderung für Jedermann, die allgemeine Wallfahrt mitzumachen, wenn ihn nicht ein dringender Dienst oder Krankheit zurückhielten. Zwey Tage hindurch war die Rigasche Heerstraße mit Fuhrwerken aller Art besäet, und die Atmosphäre in ewige Staubwolken eingehüllt. Die sonst am meisten belebten Straßen der Residenz waren am Nachmittage öde und verlassen. Die Miethkutschen aller öffentlichen Plätze waren schon am frühen Morgen dieses Tages zu enormen Preisen in Beschlag genommen. Die Entfernung von Petersburg nach Peterhoff beträgt nur 26 Werste. Einen zweyspännigen Wagen bezahlte man an diesem Tage mit 100 — 150 Rubeln. Nächstdem waren die Baird'schen Dampfböte während drey Tagen in einem ewigen Ankommen und Abgehen. Mit ihnen machte der bey weitem größere Theil der Abgehenden die Fahrt. Der finnische Golf bot an diesem Tage ein sehr interessantes Schauspiel dar. Ueber seine spiegelglatte, ruhige Oberfläche glitten zahllose große und kleine Fahrzeuge, die mit ihrem weißen Segelwerke in der Ferne Schaaren schwimmender Schwäne glichen. Auf einem dieser Dampfboote zahlte jeder Passagier fünf Rubel, um hinzukommen, eben so viel für die Rückkehr. Ueber allen Begriff theuer sind die Peterhoff'schen Quartiere an diesem Feste, die Miethe eines Stübchens betrug für 24 Stunden hundert Rubel, und doch konnte kaum der zehnte Theil der Angekommenen ein Unterkommen finden; denn den ganzen Umfang dieses kaiserlichen Lustschlosses formiren nur zwey große Slobodden (Dorfschaften). Man gibt die Zahl der am Feste dort Gegenwärtigen auf 150,000 Personen an. Schaaren von Familien gruppirten sich im Grünen, wobey sich denn dem Beobachter das anziehendste Gemälde darbot. Der Wagen wurde zum Toilettenzimmer, die Deichsel zum Stall, und der grüne Boden zum Speisetisch umgewandelt. Die Leute, die am Abende zuvor sich in ihren geräumigen Petersburgischen Hotels zu eng fühlten, begnügten sich hier mit einer, einige Fuß im Umfange

haltenden Erdschichte, und fühlten sich bey dieser freywilligen Entbehrung recht glücklich, ein Beweis mehr, daß das Uebermaaß irdischer Güter allein uns nicht wahrhaft glücklich macht. Viele der am Abende zuvor, oder am frühen Morgen Angekommenen brachten den Vormittag damit hin, bey dem überaus schönen Wetter im Garten spazieren zu gehen, und dessen großen Umfang zu überschauen, wozu man einige Stunden braucht. An diesem Tage spielen vom frühesten Morgen bis in die tiefe Nacht alle Wasserkünste. Der Garten stellt am Tage den Triumph der Kunst, Abends ein vollkommenes Zaubergemälde dar. Die kaiserliche Familie im Gefolge des ganzen Hofstaats, der Minister, auswärtigen Gesandten, der hohen Militär- und Civilbeamten und andrer distinguirten Personen beyder Geschlechter kamen aus der Schloßkirche, und verfügten sich in das Palais, woselbst unmittelbar die große brillante Hofcour statthaben sollte. Volksschaaren beengten in diesen Minuten die Paradetreppe, um die hochverehrten Glieder des Kaiserhauses, die berühmten Staatsmänner in der Nähe zu schauen, und ihre Blicke am reichen Schmucke der Hofdamen zu weiden. Die bey der Cour dieses Tages dem Hofe vorgestellten verheiratheten Damen trugen Turbane von Gold- oder Silber-Gaze mit rothem, gelbem, oder himmelblauem Besatz, oder erschienen auch im einfachen Haarschmuck mit Brillanten besezt und Federn von Marabou geziert; die Fräulein nur im simpeln Haarschmuck, mit Blumen, Gold oder Silber durchflochten, in russischer Kleidung, mit Gold- oder Silber-Besäzen, oder mit Blumen garnirt.

Unter den Wasserkünsten des Obergartens fesselt vor allen andern der alte Wassergott Neptun, mit den ihn umgebenden Meerungeheuern, die staunenden Blicke; den schönsten Coup d'oeil hat aber der Zuschauer vorn auf der großen Schloßterrasse; hier übersieht das Auge in einem Blick den ganzen Garten seiner Länge nach, in gerader Linie bis an das Meer herunter. Vor sich hat er den Anblick der ganzen zahllosen Menge von bronzenen Statuen und Cascaden. Sowohl bey Tag als während der Illumination bey Nacht, gewährt dieser Standpunkt einen Effekt, dessen Ensemble wahrlich einzig, und gleichsam zauberisch ist. Die schönste und imponirendste der vielen hier befindlichen Statuen ist unstreitig die Simsons; Simson ist hier in seiner besten Mannesepoche, in seiner ganzen Heldenkraft dargestellt. Auf seinen linken Fuß sich stützend, erwürgt er mit starker Hand einen ungeheuren Löwen, der ihn wüthend anfällt. Der Wasserstrahl strömt eigentlich aus des Löwen Rachen hervor, und hält bey einer Höhe von 20 Fuß, 1½ Fuß im Durchmesser. Am Fußgestelle erblickt man die Köpfe von vier jungen Löwen, die gleichfalls Wassersäulen hervorspritzen. Die Statue ist das Werk des russischen Künstlers Kastowsky, der Guß von Jefimow. Weiter in der Mitte des Gartens sieht man ein Bassin mit einer Schaar Enten gefüllt, furchterregende Drachen, zierliche Najaden, Ungeheuer in Form von Tritonen und Delphinen — alle ergötzen mehr oder minder die Zuschauer durch ihre verschiedenen Wasserkünste. Die beyden schönsten und darum sehenswerthesten Orte dieses Gartens sind Marli und Monplaisir. Beyde gründete Peter der Große, und betrachtete sie als seine Erholungssitze, wo er ganze Wochen verbrachte, sich von seinen ernstern und mühsamen Staatsgeschäften erholend. Aus Marli blickte er oft nach Kronstadt und die von ihm dort neuerschaffende Marine hinüber. In Monplaisir sieht man noch im wunderbarsten Contrast die Simplicität seines Jahrhunderts mit heutiger kaiserlicher Pracht vereint. Viele der von ihm gebrauchten Möbeln bewahrt man noch dort mit der größten Sorgfalt. Auch des Czaars Nachtbett befindet sich noch da, so wie sein eignes Bettzeug. Monplaisir liegt ganz am Meeresufer, und gewährt einen unvergleichlich schönen Anblick über dasselbe. Man übersieht eine ungeheure Wasserfläche, mit einer Menge kommender und abgehender Fahrzeuge verschiedener Gattung bedeckt, unter ihnen nehmen sich die Bairdschen Dampfböte, deren in die Wolken steigende Rauchsäulen ihre Ankunft schon aus weiter Ferne ankündigen, am imposantesten aus. Einen reizenden Anblick von Monplaisir aus gewährt die nahe im Meere stationirende Flottille der Kaiserlichen Jachten, die an jedem dieser Jahresfeste in ihrem schönsten Schmuck, mit allen Flaggen geziert, hier versammelt seyn müssen.

Zur Stillung des immer regen Appetits einer so zahllosen Menschenmenge hatte man zwar genugsamst gesorgt. Das Innere des großen Gartens wimmelte von einer Menge Zelte, in denen ausländische und russische Garköche um die Reihe in ihrer Kunst wetteiferten. In allen fand man mehrere gedeckte Tische, aber Alles mußte mit vierfach höhern Preisen als in der Residenz gezahlt werden. Getränke — vorzüglich feine gute Weine, waren oft nicht für die enormste Summe zu erhalten. Wer also an diesem Tage keine sehr gut gespickte Börse mit sich trug, mußte an diesem Feste allgemeiner Freude und Sinnlust seinen Gaumen und Magen zu völliger Entsagung zwingen. — Endlich brach die, von Allen mit vieler Ungeduld ersehnte Dämmerung heran. Um neun Uhr gaben drey Raketen das Signal zur allgemeinen Beleuchtung des Gartens. In eilf Minuten war diese wie durch ein Zauberwerk vollendet, und man wandelte jezt überall in einem strahlenden Lichtmeere. Mit diesem Moment beginnt unstreitig der schönste Theil des Festes. Alle die, welche am Nachmittage, von zu vielem Genuß und der Tageshitze erschöpft, in ihren Quartieren, Kutschen oder sonst unter dem kühlen Schatten sich verborgen gehalten und der Ruhe gepflegt hatten, erschienen nun von allen Seiten, und das Lustwandeln in den verschiedenen Bosquets und Alleen dauerte bey neurestaurirten Kräften ununterbrochen bis zum Anbruch der Morgenröthe fort. Wie immer an diesem Tage, fand auch jezt eine unentgeldliche Hofmaskerade, zulässig für alle Stände, gegen Vorzeigung eines Billets vom Hofkomptoire und im vorgeschriebenen Kostüme statt. Die Entrée begann um neun Uhr; doch schon unmittelbar nach zehn Uhr sah man die dort anwesende Gesellschaft in ihren Venetianern in den Garten zurückkehren. Gegen Mitternacht machte die Kaiserliche Familie, an welche sich ein langer unabsehbarer Zug der Minister, des diplomatischen Korps, der distinguirtesten Hof- und Staatsbeamten anschloß, unter den huldvollsten Begrüßungen gegen das zu beyden Seiten en haye stehende Publikum, eine mehrmalige Runde durch die belebteren, und am schönsten erleuchteten Theile des Gartens. Im sogenannten Untergarten, am Kanale sah man einen sehr geschmackvoll, durchgängig erleuchteten Tempel, in hellodernden Strahlen brannte hier der Namenszug Maria. An einem Fernpunkte sah man Marli im Feuermeer strahlen; am andern in eine breite Allee führend, eine Triumphpforte, durch welche man auf einen anstoßenden freyen Platz gelangte, der mit Pyramiden und Festons wunderschön verziert war.

B***g.

Auflösung der Charade in Nr. 241:
Thränenweide.

Räthsel.

Drey Ohren hat's, und rennt noch schneller als ein Pferd.
Wund' oder Tod folgt meist, wohin es fährt.

— o —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. Oktober 1825.

O wie oft erhebt ihn seine Philosophie weit mehr noch als Thron und Ruhm über jene großen Philosophen, die immer so schlagfertig waren, Jeden, der nicht zu ihrer Parthey gehörte, auf das bitterste zu verfolgen.

Grimm.

Bruchstücke aus dem zweyten Bande der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach ꝛc.

(Fortsetzung.)

Herr Eberhard hatte ein Buch geschrieben, betitelt: „Neue Apologie des Sokrates;“ worin er zu beweisen suchte, daß tugendhafte Heiden so gut als Christen selig werden könnten, und daß die Moralität eines Sokrates und eines Christus dieselbe sey. Er war genöthigt worden, sich zu seiner Sicherheit von Halle zu entfernen.

Herr Edelmann war der erste in diesem Zeitraum, der ungläubige Meynungen über die heiligen Schriften vorgetragen hatte. Er schrieb deutsch und sah sich gezwungen, mit Gefahr für sein Leben, in der frühesten Zeit von Friedrichs Regierung eine Zuflucht in Berlin zu suchen. Die Theologen donnerten gegen ihn; der König aber erlaubte ihm, in Frieden und Ruhe seine Tage in Preußen zu enden.

So wirkten Einzelne auf oder durch den Geist ihrer Zeit. Verschieden davon war das Treiben der geheimen Gesellschaften.

Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Sieger von Creveldt und von Minden, wurde von dem Baron von Hund, einem Reformator, beredet, sich an die Spitze der reformirten Freymaurer-Logen zu stellen, die sich den Namen von der strikten Observanz gegeben hatten. Es fanden sich Menschen, die gutmüthig glaubten, diese Freymaurerey sey eine Fortsetzung des Ordens der Tempelherren; der höchste Grad in der strikten Observanz war daher der eines Tempelherrn, bey dessen Aufnahme alle Ceremonien der alten Ritterschaft zum Besten gegeben wurden. Doktoren der Theologie, Professoren der Physik wurden als Ritter vom Schwert aufgenommen. Man begreift kaum, wie verständige Menschen sich zu solchem Kinderspiel hingeben konnten. Ein Thor zog andere an sich, das Beyspiel verführte, der Enthusiasmus wurde ansteckend. — In der strikten Observanz regierte übrigens ein mönchischer Despotismus. Durch Ritus und Ceremonien wurden die Menschen, wie am Gängelbande, geleitet. Nur die Eingeweihten besaßen das Geheimniß; kein Profaner wußte, was es mit dem Dinge für eine Bewandtniß habe. Die Mitglieder der untern Grade aber bildeten sich ein, vom Born der geheimnißvollsten Weisheit geschöpft zu haben, wenn man sie lehrte, einige hebräische oder andere nichtsbedeutende Worte zu buchstabiren, denn sie geradezu auszusprechen wäre schon Profanation gewesen.

Da keine Frau Freymaurer werden kann, so hat jede Frau das Recht, das Geheimniß so viel als möglich zu entschleyern. Uebrigens sind alle sogenannten Freymaurergeheimnisse in gedruckten Schriften bekannt gemacht worden; wer sich die freylich undankbare Mühe geben will, sie zu lesen, kann alle ihre Erkennungsworte und Zeichen, das Ceremoniel der Aufnahme aller Grade, und ihre ganze Geschichte, so viel die Freymaurer selbst davon wissen, bis aufs geringste Detail erfahren. Doch gibt es noch Tho-

ren, die sich für schweres oder auch für kleines Geld in den Logen aufnehmen lassen, um hier zu lernen, was sie in jedem Buchladen wohlfeiler haben können. Ueber den Ursprung des Ordens haben die Ultras unter den Freymaurern gar lustige Begriffe. Adam, glauben sie, sey der erste Maurer gewesen, er habe die erste Loge gestiftet, alle nöthigen Werkzeuge, Hammer, Kelle, Winkelmaß hätte er in Händen gehabt. Man sieht nur nicht ein, wie ohne Eva die Loge hätte zu Stande kommen können. Nachdem Adam die Loge errichtet, nahm er Mitglieder auf, diese warben wieder andere, und so verbreitete sich die Gesellschaft über den ganzen Erdboden. So lange die Erde steht, wird es auch nie an Brüdern fehlen. Dieß sind lächerliche Dinge, die gleichwohl von frommen Seelen unter den Freymaurern in allem Ernste als Wahrheit geglaubt werden. Wenn sich die Erfinder dieser Angabe des Ursprungs etwas bey dem Mährchen gedacht haben, so wollten sie wahrscheinlich dadurch andeuten, daß die Freymaurerey es nur mit Ausbildung der menschlichen Natur zu thun habe, und daher so alt als die Welt sey. Nach der gemeinen, nicht allegorischen Geschichte waren die Freymaurer ursprünglich eine Innung der Architekten. Jede andere Handwerksinnung hat noch heutiges Tages ihre Zeichen und Worte, und gewisse moralische Vorschriften. Nach Vertreibung der Stuarts nahmen die Jesuiten die äußere Einrichtung der Maurerinnung als eine Hülle an, um eine Gesellschaft zu vereinen, deren Zweck auf Wiedereinführung der katholischen Religion ging. Dieß war das wahre Geheimniß, welches aber nur den Obern bekannt seyn durfte. Diese Obern mußten aber fliehen oder sich verbergen. Die verwaisten Logen setzten unterdessen das Ceremonienwesen fort, ohne zu wissen, zu welchem Endzweck sie errichtet worden. Ein unbestimmtes Forschen, ein vergeblicher Versuch, alle diese Allegorien und Sinnbilder zu erklären, beschäftigte eine Zeit lang die Mitglieder. Dann traten Ehrgeizige oder Schwärmer auf, welche vorgaben, im Besitz des wahren Geheimnisses zu seyn; sie fanden Gläubige, — und so sind die verschiedenen Sekten entstanden, die vorzüglich in Deutschland ihr Wesen trieben.

Ich glaube, es war der Baron Hund, der, nachdem er die Gemüther durch die Thorheiten des erneuerten Tempelherren-Ordens gehörig vorbereitet hatte, sodann die Thaumaturgen oder Wunderthäter auf die Bühne brachte. Es schien, als ob diese ursprünglich nichts mit der Freymaurerey gemein hätten, sondern sich nur mit Leuten verbanden, die durch Rang oder Vermögen ausgezeichnet waren; doch hatten viele Freymaurer bey Scenen dieser Art die Hände im Spiele. Einer der ersten dieser Charlatans war Schröpfer, der Eigenthümer eines Kaffeehauses in Leipzig, dem der Herzog Karl von Kurland, ein sächsischer Prinz, einmal eine körperliche Züchtigung hatte geben lassen; der aber nachher diesen Prinzen so zu blenden wußte, daß er ihn und mehrere angesehene Personen in Dresden und Leipzig dahin brachte, seine Anhänger zu werden und Theil an seinen Wunderthaten zu nehmen.

Zu gleicher Zeit wurden damals allerley wirklich oder angeblich aus China und andern asiatischen Ländern hergeholte Narrheiten in Europa verbreitet, wo eine asiatische Brüderschaft ihr Glück zu machen suchte. Diese versprach den Gläubigen nicht weniger als die Universalmedizin, die Kunst, Gold und Diamanten zu machen, den Trank der Unsterblichkeit, und noch mehr, wem daran nicht genug war. Schröpfer gehörte zu dieser Sekte; das besondere Geschäft aber, dem er sich widmete, bestand darin, die abgeschiedenen Seelen zurückzurufen; denn er herrschte im Geisterreich, gebot über die Todten, und nöthigte die unsichtbaren Gewalten auf sein Geheiß zu erscheinen. Die Entwickelung dieses Possenspiels ist allgemein bekannt. Nachdem Schröpfer unermeßliche Summen verschwendet hatte, welche er seinen Anhängern durch Verrückung ihrer Sinne zu entlocken gewußt, und nachdem er endlich bemerkte, daß er den Betrug nicht weiter fortspielen konnte, schoß er sich in einem Walde bey Leipzig eine Kugel durch den Kopf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Zwist über den Werth Rossinischer Opern.

(Beschluß.)

Eigentlich aber gewinnt weder die Vollkommenheit durch die Schönheit, noch die Schönheit durch die Vollkommenheit; sondern, weil es nicht vermieden werden kann, wenn wir die Vorstellung, wodurch uns ein Gegenstand gegeben wird, mit dem Objekte (in Ansehung dessen, was er seyn soll) durch einen Begriff zu vergleichen, sie zugleich mit der Empfindung im Subjekte zusammen zu halten, so gewinnt das gesammte Vermögen der Vorstellungskraft, wenn beyde Gemüthszustände zusammen stimmen *).

Ein Geschmacksurtheil würde in Ansehung eines Gegenstandes von bestimmtem innern Zwecke **) nur alsdann rein seyn, wenn der Urtheilende entweder von diesem

*) Hieraus geht klar hervor, weßhalb im Gebiete der Tonkunst die dramatische Musik das höchste ästhetische Wohlgefallen erregt; daß diese aber auch der Vereinbarung des Geschmacks mit der Vernunft nicht entbehren kann, wenn sie nicht jenes barocke Mengegericht wirklich werden will, wofür ein bekannter Kritiker die Oper überhaupt ausgibt. Für Jene, welche (einerseits mit Recht) die Kirchenmusik höher stellen als die Oper (nicht als die dramatische Musik; denn Kirchenmusik kann auch dramatisch seyn) für diese sey hier bemerkt, daß die Kirchenmusik nicht in das hier behandelte Gebiet des Schönen, sondern in die Sphäre des Erhabenen gehört.

**) Von einer Oper.

Zwecke keinen Begriff hätte *), oder in seinem Urtheile davon abstrahirte **). Aber alsdann würde dieser — ob er gleich ein richtiges Geschmacksurtheil fällte, indem er den Gegenstand als freye Schönheit beurtheilte — dennoch von dem Andern, welcher die Schönheit an ihm (dem Gegenstande) nur als anhängende Beschaffenheit betrachtet (d. h. auf den Zweck des Gegenstandes sieht), getadelt und eines falschen Geschmacks beschuldigt werden ***), obgleich Beyde in ihrer Art richtig urtheilen ****): der Eine nach dem, was er vor den Sinnen, der Andere nach dem, was er in Gedanken hat.

Durch diese Unterscheidung kann man manchen Zwist der Geschmacksrichter über Schönheit beylegen, indem man ihnen zeigt, daß der Eine sich an die *freye*, der Andere an die *anhängende* Schönheit halte, der Erstere ein *reines*, der Zweyte ein *angewandtes* Geschmacksurtheil fälle.

So weit *Kant*. — Und ich finde, daß er hier mit leuchtender Klarheit gezeigt hat, weßhalb Rossinische Musik dem bewußtvoll-von-der-Oper-Abstrahirenden rechtmäßigerweise gefallen kann; weßhalb Rossinische Opern sich enthusiastische Anbeter und zugleich vernünftige Gegner erwerben konnten. Ja, es ließe sich sogar in jener philosophischen Exposition nachweisen, warum die dramatischen Kompositionen des erwähnten Meisters in Berlin weniger gefallen *können*, als sie es in Wien *sollen*, warum sie den höhern Kreisen der Gesellschaft so ausschließend zusagen, und warum sie der allerneuesten Zeit gemäß sind.

Ob meine Leser mir in dem, was ich in den Sätzen des großen Philosophen anwendbar fand, beystimmen werden, muß ich dahingestellt seyn lassen; eben so, ob nicht Einer oder der Andere das *Schiller*'sche Wort auch auf mich anwenden möchte:

„Wie doch ein einziger Mann so viele Bettler in Nahrung sezt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun."

Aber auch dieses Wort soll mir nicht die Ueberzeugung rauben, daß es recht und gut ist, die errungenen Schätze deutscher Philosophie, die unter dem esoterischen Siegel theoretischer Formen, auch für so manchen Gebildeten, scheinbar verschlossen liegen, an das Licht des Tages zu fördern — nämlich: die reinen Lehren der Wissenschaft auf praktische Begebnisse der Zeit so oft und so evident anzuwenden, bis sie zum Gemeingute werden. — Daß diese Aufgabe eine edle ist, wird mir keiner verstreiten — daß sie, in ihrem ganzen, jedes menschliche Interesse berührenden Umfange, meine Kräfte bey weitem übersteigt, weiß ich — ob ich sie aber dennoch theilweise mir stellen darf, soll die Aufnahme dieser Probearbeit vorläufig beantworten.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 24. Sept.

In diesen Tagen hat sich hier eine Spitzbubengeschichte ereignet, welche, obgleich ein höchst strafbares Unternehmen bezweckend, dennoch eher in die dramatischen Akte eines Lustspiels, als in die kriminellen eines peinlichen Gerichtshofs gehören dürfte. Da ohnehin der Anschlag mißlungen ist, und Niemand darunter leiden wird, als die Anstifter; so läßt sich demselben um so mehr die komische Sejte abgewinnen. - Folgendes ist der Hergang. Der Friedensfürst lebt in Rom, von Niemanden angefochten, es sey denn, daß ihm mitunter Pasquino bis auf seine, höchst einsam auf dem Celio liegende, Villa folgte und sich um die stillen Freuden bekümmerte, welche er dort im Schoße der Liebe und Freundschaft genießt. Zu den besondern Eigenthümlichkeiten des Fürsten gehört eine ungemeine Furcht vor Mördern und Räubern. Auf diese bauen ein Halbdutzend Schnapphähne den Plan, ihn zu brandschatzen. Sie schreiben ihm zu drey verschiedenen Malen, er solle, wenn ihm sein Leben lieb sey, durch einen seiner Livreebedienten, zu einer bestimmten Stunde, an einen bestimmten Ort außerhalb der Stadt sechs tausend Scudi senden, und dabey den Ueberbringer drey Mal das Wort pace rufen lassen; einer von ihnen werde erscheinen, um das Geld in Empfang zu nehmen; doch möge er sich hüten, die Sache zu verrathen, denn man beobachte alle seine Schritte, und dringe bis in die geheimsten Gemächer seiner Villa. Um lezterer Versicherung Glauben zu verschaffen, melden sie ihm, was er in den lezten Tagen daselbst gethan und geredet habe, u. s. w. Der Fürst beachtet den ersten Brief nicht, zittert bey'm zweyten, und fährt bey'm dritten zum Gouverneur. Dieser heißt einen seiner Polizeybeamten die Livree des Fürsten anziehen, und einige andere sich in einen Wagen voll Heu verkriechen. Lezterer fährt an den bestimmten Ort; der verkleidete Bediente vorauf. Dort angekommen, werden die Ochsen ausgespannt, und zum Schein in den nahgelegenen Graben zur Weide getrieben. Der Bediente hebt sein Pace, paco an; aber Niemand läßt sich sehen. Die Schnapphähne, theils vom Heuwagen, theils von dem fremden Lakaien, der ihnen unbekannt ist, eingeschüchtert, wagen es nicht, aus ihrem Schlupfwinkel hervorzukommen. Jedermann geht unverrichteter Sache nach Hause. Am folgenden Tage erfolgt ein neues Sendschreiben. Man meldet dem Fürsten die Ursache, warum Niemand erschienen sey, um dem Bedienten das Geld abzunehmen, und deutet ihm an, lezteres seinem Haushofmeister einzuhändigen, aus dessen Behausung es, gegen Vorzeigung der zweyten Hälfte eines, in der Mitte durchgeschnittenen, Kartenblatts (die erste in dem Briefe beygefügt) abgeholt werden solle. Zur bestimmten Zeit klopft ein Kerl an die Thüre des Haushofmeisters, und sagt, er komme, sechs

---

*) So urtheilen die blinden Anbeter Rossinischer Opern.

**) So urtheilen die wenigen besonnenen Freunde Rossinischer Musik. Sie abstrahiren nämlich von dem Begriff einer vollkommnen Oper. J. B. *Wendt*.

***) Diese Beschuldigung trifft die blinden Anbeter Rossinischer Opern nicht mit Unrecht, wird ihnen aber auch gar oft von Wort-Deklamatoren, von Ultra-Charakteristikern, von Hyperharmonisten und trockenen Verstandesmenschen gemacht.

****) Daher läßt sich auch der Streit nicht entscheiden, sondern nur dadurch beylegen, daß man beyden Partheyen den Standpunkt ihrer Reflexion zeigt, und sie bittet, auch auf diesen zu reflektiren. — Dieses hat *Kant* hier mit schlagender Evidenz gethan.

tausend Thaler in Empfang zu nehmen. Kaum eingetreten, wird er von der dort versteckten Polizey ergriffen und, da man ihm kein Geständniß ablocken kann, weidlich durchgeprügelt. Das hilft: er zeigt den Ort an, wo einer seiner Helfershelfer (zu dessen Signalement er besonders einen weißen Hut angibt) seiner Rückkunft harre. Man eilt hin, findet den Weißhut und schleppt ihn zum Haushofmeister. Die römische Polizey ist expeditiv; statt beyde mit einander zu konfrontiren, wird, wahrscheinlich um ein separates Geständniß zu erhalten, der Weißhut ebenfalls geprügelt. Als das nicht helfen will, holt man den andern herbey. Dieser erklärt, der Mann sey nicht der rechte. Der weiße Hut hatte das Quiproquo veranlaßt. Die Polizey begibt sich von Neuem an den bezeichneten Ort und findet den wahren Weißhut, welcher unter dem Durchgange eines Pallastes steht, und mir nichts dir nichts mit einem Mädchen in einer verliebten Unterredung begriffen ist. Lezterer zeigt einen dritten Cumpan an, welcher in einiger Entfernung vor einer Kirche wartet, und dort gleichfalls ergriffen wird. Man schreitet zur nähern Untersuchung: es ergibt sich, daß ein Schriftsetzer und ein Bedienter des Prinzen die Haupträdelsführer des Complots sind. Bey ersterem wird ein Spiel Karten gefunden, in welchem dieselbe Karte fehlt, welche den Spitzbuben zum Wahrzeichen gedient hat. Dieß der Verlauf einer Spitzbüberey, welche ganz Rom amusirt. Die absolute Dummheit, mit welcher sie ersonnen und ausgeführt ist, eine Dummheit, von der sich tausend Beyspiele in den italienischen Criminalakten finden lassen, gäbe Gelegenheit, eine Menge moralischer Bemerkungen anzustellen, wenn hier der Ort dazu wäre. Ein Paar Worte mögen genügen. Der Süditaliener ist vielleicht mehr, als alle andere Nationen, zu thätlichen Verbrechen geeignet: er mordet, aus Habsucht, weil ihm, dem Naturmenschen, der Begriff des Mein und Dein zur Zeit noch fremd ist; aus Rache, weil sein heißes Blut keine Verzeihung gestattet; aus Eifersucht, weil das Weib der einzige rechtmäßige, durch die Religion geheiligte, Besitz ist, welchen er begreift, oder ahnt. Aber alle diese Verbrechen begeht er, ohne sich jener höllischen moralischen Verruchtheit schuldig zu machen, mit welcher die Menschen in den nördlichen Ländern, hinter dem Ofen oder am Kamine, oder in engen Zimmern brütend, Väter, Söhne, Freunde und Wohlthäter morden. Verrätherey, an verwandten oder befreundeten Personen, durch Heucheley in tief ersonnene und schlau versteckte Fallstricke gelockt, so häufig in den drey kultivirtesten Ländern Europa's, ist den Süditalienern unbekannt.

— Außer denen, welche Rom in Person besucht haben, möchte es vielleicht wenigen bekannt seyn, daß diese Stadt zwar eine Menge großer öffentlicher Pläze, aber darunter nur zwey wirklich schöne, oder vielmehr prächtige, besizt. Leztere sind der Säulenplaz (Piazza Colonna) und der Montecavallo- (Quirinalische) Plaz. Auf ersterm steht der Chigische Pallast, in jeder Hinsicht, besonders aber seiner richtigen Verhältnisse wegen, ein's der merkwürdigsten architektonischen Kunstwerke Roms, vom berühmten Giacomo della Porta. Die übrigen beyden Brancadoro und Spada sind weniger bedeutend. Die vierte Seite des Plazes nimmt die Post ein, ein sehr gewöhnliches Gebäude, von allen Seiten freystehend. Könnte man sich entschließen, dieses abzureißen, so vereinigte sich der Säulen- mit dem dahinter liegenden Montecitorioplaze, und würde der größte und prächtigste in ganz Europa. Auf lezterm steht das römische Rathhaus (Curia Innocentina, von Innocenz XII. erbaut), grandioser und größer, als der Pallast Chigi, aber in weniger reinem Style erbaut. Freylich befindet sich auf dem Säulenplaze eine Baracke, unwürdig des Orts, wo sie steht. Den Säulenplaz schmückt die Antoninische Säule, und den Montecitorio der Sonnen-Obelisk des August. Dem Montecavalloplaze, frey von schlechten, oder auch nur mittelmäßigen Gebäuden, nur dem päpstlichen (freylich sehr unregelmäßigen) und dem Rospigliosischen Pallaste, nebst der Consulta, mit der Aussicht, von der einen Seite auf die prächtigste Straße Roms, die Via Pia, von der andern dem Kloster di St. Domeniko, e Sisto, von dem dritten auf den Janikulus, den Vatican und dem Monte Mario fehlt nichts weiter, als Symmetrie, um der vorzüglichste aller Pläze zu seyn. In der Mitte stehen, neben dem großen Fontainebecken aus morgenländischem Granite, die bekannte Pferdegruppe, von welcher der Plaz seinen neuen Namen erhalten, und der ägyptische Obelisk, nebst dem, vor der Kirche S. Maria Maggiore befindlichen, im Mausoleum des August gefunden. Der Trajanische Säulenplaz ist der glänzendste und scandalöseste von allen, ersteres der Säule, des wieder ausgegrabenen Forums und der beyden Kirchen wegen, lezteres wegen, weil, außer einem einzigen Pallaste (ich meyne nicht den Pallast Cera, der einer Kaserne gleicht) lauter elende Baracken auf demselben stehen. Der Navonaplaz, der größte Rom's, und einer der größten in ganz Europa, ist, eine Kirche, einen ganzen Pallast und ein Stück vom Braschischen und die Fontaine nebst dem Hieroglyphen-Obelisk abgerechnet, der schlechteste und schmuzigste von allen. Es ist der allgemeine Marktplaz, wo alles zu kaufen steht, was in Rom vorhanden ist. Wer sollte glauben, daß bis auf die allerneueste Zeit die beyden Hauptpläze Roms, der Volks- und der Petersplaz, ungepflastert, öde und in Schutt und Kummer gelegen hätten? Ersterer, das Volksthor (das Hauptthor Roms, zu welchem alles einzieht, was von Nordwest, Nord- und Nordost kömmt) einschließend, besaß außer diesem keine andere Zierde, als den zweyten Sonnen-Obelisk des August, und die beyden, an beyden Ecken der Corsogasse stehenden Kirchen. Zuerst fingen die Franzosen an, auf die Verschönerung des Plazes zu denken, und den Berg Pincio (ehemals Collis Hortulorum), der ihn nach Osten begränzt, zu einem Spaziergange umzuschaffen; zugleich wurden, rechts und links dem Thore zwey symmetrische Gebäude aufgeführt. Das Werk gerieth bey der Entfernung der Franzosen in's Stocken, und ward seitdem mit weniger Thätigkeit betrieben, bis die jetzige Regierung nicht allein beyde Gebäude hat vollenden, sondern auch die Fontaine nach der Abendseite, mit einem Neptun, welche im primitiven Plane lag, errichten, auch hinter derselben, wo eine Menge der allermiserabelsten Hütten standen, diese abreißen, und den Raum mit Bäumen besezen lassen, wodurch, da leztere lauter hohe Nadelhölzer sind, mit der Zeit ein nicht unähnliches Seitenstück zur Ostseite entstehen wird. Zugleich sind von zwey Privatpersonen (dem Herzoge Torlonia und einem reichen Bauunternehmer) jenen beyden neuen Gebäuden gegenüber zwey andere, ganz ähnliche aufgeführt, und somit die Arbeiten des Plazes, den Pincio ausgenommen, wo immer noch zu thun ist, vollendet worden. Allerdings gewährt nun der Plaz einen interessanten Anblick. Jene vier Gebäude sind niedliche Häuser, im Entresol und erstem Stocke nach orientalischer Sitte gezeichnet, und mit röthlichem Mörtel, auf weißem Grunde, geschmückt; es sollten aber vier Palläste seyn, im großartigen Style erbaut, wie Rom deren eine so große Anzahl besizt, in seinen äußeren Dimensionen freylich symmetrisch, aber in den Details absolut verschieden, denn eine Symmetrie von so bedeutender Fläche, wie jene Gebäude, viermal wiederholt, ermüdet das Auge.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 249.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 18. Oktober 1825.

Gesang und Liebe in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

Schiller.

Die Frauen.

I. Das Kleinod der Schöpfung.

Was ist des Sängers höchster Ruhm? —
Wenn er das Schöne singet
Und in der Schöpfung Heiligthum
Das Kleinod sich erringet.
Chor: Das sey des Sängers Lust und Drang,
Das sey sein Lied und sein Gesang!

Was mag der Schöpfung Kleinod seyn? —
Nur ein unsterblich Wesen,
Mit Liebes-Wonnen zu erfreu'n
Den Mann von Gott erlesen.
Chor: Das, traute Brüder, kann allein
Der Schöpfung höchstes Kleinod seyn!

Was ist nun Sängers höchster Ruhm?
Wenn er die Schönen singet
Und in der Liebe Heiligthum
Ein reines Opfer bringet.
Chor: Das ist des Sängers Lust und Drang,
Das ist sein Lied und sein Gesang!

II. Huldigung.

Auf das Wohl der edeln Frauen,
Brüder, dieses Glas geleert!
Was ist Schöneres zu schauen,
Was so hoher Ehren werth,
Als das zarte Bild der Frauen,
Von der Liebe Geist verklärt? —
Stimmet ein!
Die Frauen allein
Sollen das Kleinod der Schöpfung seyn!

Eines ganzen Frühlings Wonne
Auf der Jungfrau Wange blüht,
Licht und Glut der Morgensonne
In der Brust der Frauen glüht;
Freund, dir glüht der Schöpfung Wonne,
Wenn dir Frauen-Liebe blüht!
Stimmet ein!
Die Frauen allein
Sollen das Kleinod der Schöpfung seyn!

Von der Liebe Purpurmorgen
Bis zu unsers Grabes Grau'n,
Mit uns theilend Freud' und Sorgen,
Sind uns treu die holden Frau'n;
Ewig ist der Mann geborgen
Auf der Liebe Blumen-Au'n.
Stimmet ein!
Die Frauen allein
Sollen das Kleinod der Schöpfung seyn!

Sage nicht, die Huld der Frauen
Sey ein flüchtig Erdengut! —
Nein! ein heiliges Vertrauen
Webt in reiner Liebe Glut;
Und dein Glaube wird zum Schauen
In der Liebe treuer Huth.
Stimmet ein!
Die Frauen allein
Sollen die Harfe des Sängers weih'n!

III. Der Hagestolz und der Weiberfeind.

Warum singest du nicht,
Erbärmlicher Wicht? —
Gelt, Hagestolz, weil du die Liebe nicht kennest,
Weil du für Dirnen der Wollust nur brennest?

Du wirst, versunken in thierische Lust,
Dir nicht der Würde der Frauen bewußt! —
Chor: Werft ihn hinaus aus unserm Zimmer!
Er komme nimmer!
Wer der Liebe Majestät
Frech beflecket, stolz verschmäht,
Fühlet weder Durst noch Drang
Nach harmonischem Gesang.

Warum singest du nicht,
Erbärmlicher Wicht? —
Gelt, Frauenfeind, weil du die Liebe nicht kennest,
Weil du für Reize des Mammons nur brennest? —
Du bist, ein Sklave der irdischen Lust,
Himmlischen Zieles dir nimmer bewußt.
Chor: Werft ihn hinaus aus unserm Zimmer!
Er komme nimmer!
Wer der Liebe Majestät
Frech beflecket, stolz verschmäht,
Fühlet weder Durst noch Drang
Nach harmonischem Gesang.

IV. Wem gilts?

Sagt an, wem gilt des Sängers Lied,
Wenn er das Lob der Frauen singet
Und mit begeistertem Gemüth
Sich in den reinen Aether schwinget? —
Sagt an, wem gilt das hohe Lied?

Erster Chor.

Es gilt nicht Koketten, nicht tändelnden Fratzen,
Nicht buhlenden Dirnen, nicht tückischen Katzen;
Nicht trügenden Wangen,
Nicht schmeichelnden Schlangen,
Nicht frömmelnden Schwestern,
Die klatschen und lästern.

Zweyter Chor.

Es gilt nicht gelehrten, nicht gleißenden Schönen,
Die frech nur die Krone der Weiblichkeit höhnen;
Nicht keifenden Lippen,
Nicht bösen Xantippen,
Nicht Frau'n, die vermessen
Der Treue vergessen.

Alle.

Des Sängers Lied
Gilt deutschen Frauen,
Die still, mit kindlichem Gemüth
Von heil'ger Zärtlichkeit durchglüht,
Schon hier den Tempel Gottes bauen;
Und treu den Gatten Hand in Hand
Durch Dornen wie durch Blumen-Auen
Geleiten in das Vaterland.

V. Der Greis.

Ich war ein Jüngling wohlgemuth;
Sah ich ein holdes Weib,
Dann brannte mir von Freudeglut
Mein junges Herz im Leib.

Ein Kreis, mit holden Frau'n geschmückt,
Galt mir für's Paradies,
Ein Strauß, von ihrer Hand gepflückt,
Mehr als das goldne Vließ.

Und aus der Schönen reicher Zahl
Erkor ich eine mir
Mit Liebeswonne zum Gemahl,
Zur Freundin für und für.

Und in der Frauen großem Reich
Schien mir an Seel' und Leib
Nun der Erkor'nen keine gleich;
Sie ward mein liebes Weib!

Viel Wonne hat sie mir gewährt,
In trauter Zärtlichkeit,
Mir holde Kinderlein bescheert,
Treu theilend Freud' und Leid.

Nun faß' ich meiner Freundin Hand:
Geschmückt mit grauem Haar
Noch liebend sie am Grabesrand
Wie einst am Traualtar.

Doch wallt auch kälter jezt mein Blut! —
Seh' ich ein holdes Weib,
So hüpft mir noch mit Jünglingsmuth
Mein altes Herz im Leib.

Dann seh' ich sie, wie sie einst war,
Mich, wie ich immer bin,
Und träume mich zum Traualtar
Mit meiner Alten hin.

Drum bleib' ich bis mein Auge bricht
Stets hold den schönen Frau'n;
Sie sind mir meines Lebens Licht
Und meine Frühlings-Au'n.

VI. Frauenlob.

Zu ehren und preisen
Der Frauen Geschlecht,
Sey Starken und Weisen
Ein heilig Recht!
Durch Anmuth entzückende,
Durch Liebe beglückende
Durch Freundschaft erquickende,
Treue Frau'n
Sind duftende Rosen auf Edens Au'n.

Die Frauen zu preisen
Ist lieblicher Klang,
Ist Weisheit der Weisen,
Ist Sängers Sang.
Der Wollust begehrende,
Die Unschuld zerstörende,
Die Schönen entehrende
Frauenfeind
Ist herzlichem Sange kein warmer Freund.

Zu ehren und preisen
Der Frauen Geschlecht
In fröhlichen Weisen,
Ist deutsches Recht.
Durch Anmuth entzückende,
Durch Liebe beglückende,
Durch Freundschaft erquickende
Treue Frau'n
Sind heimische Blumen auf deutschen Au'n!

Wagner.

Anmerkung. Diese sechs Lieder, von Herrn Kapellmeister Lindpaintner für vier Männerstimmen komponirt, werden demnächst in Augsburg erscheinen, und gewiß als ein wohlgelungener Beytrag zur Veredlung des Männergesanges mit Beyfall aufgenommen werden.

Bruchstücke aus dem zweyten Bande der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach rc.

(Fortsetzung.)

Ein anderer Wundermann war Saint-Germain, der am Hofe Ludwigs XV. eine Rolle spielte, und hier, wie auf seinen Reisen, von der Leichtgläubigkeit der Menschen Vortheil zog. Der Graf von Lambert war sein Johannes gewesen und hatte ihn feyerlich verkündet. Dieser Graf von Saint-Germain hatte mehrere tausend Jahre gelebt, und mit den ausgezeichnetsten historischen Personen aller Jahrhunderte genauen Umgang gepflogen; denn er war im Besitz eines Thee's, der alle Krankheiten vertrieb und ein wahres Kraut gegen den Tod war. Nur zu seiner Unterhaltung machte er Diamanten von unermeßlicher Größe. Als ein Unsterblicher nahm er nie leibliche Nahrung zu sich. — Wenn er bey den Großen zur Tafel geladen worden, berührte er kein Brod, kein Fleisch, sezte kein Glas an seine Lippen, sondern begnügte sich der Gesellschaft aus dem Schatz seiner tausendjährigen Erfahrung allerley lehrreiche Geschichten zu erzählen. Mit Cäsar hatte er sich oft über die Mittel unterhalten, der in Verfall gerathenen römischen Republik durch eine monarchische Verfassung ein neues frisches Leben zu geben. Cäsar habe darüber ganz eigene Ideen gehabt, die durch Unterhaltungen mit den Druiden in Britannien in ihm geweckt worden. Einer von diesen Druiden sey sogar Privatsekretär bey Cäsar gewesen; und Saint-Germain hätte von ihm über den alten Zustand von Britannien viel Interessantes erfahren. — Den Apostel Petrus hatte der Graf sehr genau gekannt, und ihm oft freundschaftlich gerathen, seine Heftigkeit zu mäßigen. Johannes sey ein schlanker hübscher Mann gewesen, von sanftem Charakter und etwas zum Mystizismus geneigt; er habe seine Schriften dem Saint-Germain vor der Bekanntmachung mitgetheilt, der auch einige dunkle Stellen korrigirt habe. Solche und ähnliche Geschichten erzählte der Graf mit der größten Ernsthaftigkeit, und gelehrte Männer hatten dabey nicht selten Gelegenheit, seine historischen Kenntnisse zu bewundern. Er gesellte sich zulezt zu dem Prinzen Karl von Hessen, dem er den Kopf verdrehte. Am Ende aber wurde dieser Unsterbliche des Lebens müde, und starb wie jeder andere gewöhnliche Mensch, und wie alle seine Vorgänger auch gethan haben.

In Deutschland that sich zu dieser Zeit Gaßner hervor, der als religiöser Wunderthäter in der Gegend von Regensburg auftrat. Er gehörte nicht zu den Freymaurern, auch verband er sich nicht mit irgend einem der hohen Obern dieses Ordens; doch wurden die Wunderwerke des Gaßner den Freymaurern nützlich; denn der Glaube an Wunder, der eine der Hauptspringfedern ihrer Maschine war, wurde durch ihn gestärkt.

Im Herzen des Schweizerlandes lebte ein Prediger, dem es durch andere ähnliche Mittel gelang, eine große Rolle in seiner Zeit zu spielen. Dieser Prediger war Lavater, ein Mann von glühender Einbildungskraft, durchdringendem Geiste, unermeßlichem Ehrgeiz und ungebändigtem Stolze; er war unwissend, doch mit der Gabe zu sprechen begabt, vom Mystizismus berauscht, begierig auf Wunder und voll Leichtgläubigkeit. Er bildete sich ein, daß ein starker Glaube noch gegenwärtig Wunder wirken könne. Dienstboten, Bauern, Priester und Freymaurer, — alle waren ihm recht und vertrugen sich in seinem Geiste, wenn sie nur dienten, die Gabe der Wunderwerke zu bestätigen; wenn er nur den leisesten Anschein des Außerordentlichen an ihnen entdeckte. Lavater machte sich eine große Partey, besonders unter den Frauen, die ihm dann die Männer zuführten. Es gab Tausende, ja am Ende Millionen Menschen, die seine Visionen für Offenbarungen hielten, und ihm blind folgten. Dieser seltsame Mann war nicht eigentlich ein Betrüger, sondern ein Schwärmer, der sich zuerst selbst getäuscht hatte, und dann mit der wahrhaft großen Kraft seines Gemüths andere schwache Seelen leicht überwältigen, und sie seinen Irrthümern unterwerfen konnte. Er fand in Deutschland entschiedene Gegner; der witzige Lichtenberg hat ihn mit Swiftischer Laune gegeißelt. Die Gläubigen aber wurden dadurch nicht irre, und sagten, Lichtenberg habe kein Herz.

Hierauf kamen Mesmer und Cagliostro, deren Betrügereyen und Tollheiten allgemein bekannt sind. Sie gewannen Leute aus den höchsten Klassen der Gesellschaft, deren Unwissenheit und platte Leichtgläubigkeit beytragen mußten, die Achtung für ihren Stand zu verringern. Man weiß, wie theuer der schwachköpfige Cardinal Rohan sein Vertrauen zu Cagliostro bezahlte.

Ein ganzer Haufen von Narren, Charlatans und Gauklern jeder Art drang wie eine Sündflut von allen Seiten herein und fand, mitten in der Aufklärung des Jahrhunderts, noch Dummheit genug, um diese als ein ergiebiges Feld zu bearbeiten. Dem philosophischen Beobachter leisteten diese Betrüger vielleicht den Dienst, daß sie ihm offenbar machten, wie in unserm gepriesenen Zeitalter die Civilisation sich nur einzelne mehr oder minder feste Schlösser in den Domänen der Barbarey erbaut haben könne, und daß leztere noch im sichern Besitz des platten Landes seyn müsse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 24. Sept.

(Fortsetzung.)

Palläste werden in Rom nicht mehr gebaut, seit von Pius VII. der Nepotismus zu Grabe getragen worden ist,

welchem schon die drey Päpste Lambertini (Benedictus XIV.), Rezzonico (Clemens XIII.) und Ganganelli (Clemens XIV.) mit gutem Beyspiele vorausgegangen waren. Freylich hatte dazwischen Pius VI. einen Versuch gemacht, ihn wieder zu beleben, und den Pallast Braschi erbaut, das glänzendste und theuerste Vetter-Denkmal, welches in Rom existirt; aber, wie gesagt, unter Pius VII. ist er von Neuem entschlafen, und Leo XII. wird ihn nicht wieder aufwecken. Derjenige Platz Roms aber, welchen vorzugsweise Palläste schmücken sollten, und wo kein einziger steht, ist der Petersplatz mit seiner Peterskirche, dessen beyden prächtigen Colonnaden und dem Vatikanischen Pallaste. Noch vor drey Jahren befanden sich hier, außer den genannten Gebäuden, nichts als die elendesten Bretterhütten, wie sie der übrige Theil des Borgo (so heißt dieß Stadtviertel) enthält. Seit jener Zeit sind auch hier von Privaten neue Häuser erbaut, wahre Kartenhäuser, noch unendlich weniger mit dem zu vergleichen, was sie seyn sollten, als jene auf dem Volksplatze. Die eine Hälfte des Platzes ist erst in diesen Tagen gepflastert worden. Warum lassen sich nicht, durch den Schlag einer Zauberruthe, viele der schönsten Palläste Roms, welche entweder in Winkeln stehen, wo man sie nicht eher sieht, als bis man mit dem Kopfe dagegen stößt, wie der oben genannte Pallast Braschi, die Palläste Mattei, Massimi, Gabrieli, Spada (der zweyte dieses Namens) u. s. w., oder welche sonst eine unvortheilhafte Lage haben, wie der ungeheure Barberinische, der noch größere Altierische u. s. w., auf die Hauptplätze Roms versetzen?

— Die Hitze, in diesem Sommer in Rom weder außerordentlich, noch anhaltend, hat nur einen einzigen Tag sechs-und-zwanzig, ein Paar Tage fünf-und-zwanzig Grade erreicht, und ist dann auf den Mittelgrad von noch nicht zwey-und-zwanzig Grade gefallen. Trotz dem hört man viel von Fiebern, sogar von Brustkrankheiten. Dieß erneuert die alte Sage von der schlechten Luft (aria cattiva) Roms in den heißen Sommermonaten; die Römer, ohnehin sehr besorgt für ihre Gesundheit, nehmen sie unbesehens, sogar ungefühlt, für wahr an, die Fremden sprechen darauf nach, und somit gleicht die Stadt um diese Zeit einem Pestorte, welchen flieht, wer kann. Es wäre interessant, auf andern Wegen, als durch solche trügerische Anzeigen, zu untersuchen, ob es wirklich in Rom eine unmittelbar schlechte Luft gibt, oder ob sie erst durch äußere, von ihr unabhängige, Umstände zu einer solchen gemacht wird? Fortgesezte praktische Erfahrungen, besonders aber chemische Analysen, wären allein im Stande nachzuweisen, ob die hiesige Luft im Sommer ein, das gewöhnliche Verhältniß übersteigendes, Quantum von Stickstoffgas enthalte, die nothwendigste Bedingung, welche erforderlich seyn würde, um die Luft schädlich zu machen. Daß, so viel ich weiß, eine solche Analyse nie stattgefunden hat, muß in Verwundrung setzen. Das Resultat, zu welchem mich meine, nur während drey Sommer mit Ernst und Fleiß angestellten, Beobachtungen geführt haben, ist folgendes. Die Winde, welche bekanntlich um die Zeit der Sommersonnenwende unter und nach den Wendezirkeln zu wehen, lassen sich um diese Zeit sehr heftig in Rom vernehmen. Die Ursache mag der physischen Lage der Stadt zuzuschreiben seyn, welche gleichsam in eine dreyfache Schichte von Bergen eingeengt ist, zuerst in der weitesten Entfernung nach Mitternacht und Osten in die Apenninen, in der mittlern Entfernung nach Nord- und Südost in die Sabinischen, Palestrinischen und Albanesischen Gebirge, und dann in die, um und in der Stadt befindlichen Hügel. Die Winde fangen sich hier unaufhörlich, und werden dadurch zu wahren Wirbelwinden. Rom ist in dieser Hinsicht vollkommen mit Wien zu vergleichen. Die Poren, besonders der Brust, von der ungemeinen Wärme stets offen und gleichsam im Siedezustande erhalten, werden durch das Anwehen der Winde erstarrt, ausgetrocknet, und bereiten den leidenden Zustand der Brust vor, besonders unter der unteren Klasse, wo Männer und Weiber den Hals durchaus unbedeckt tragen, und daher auch vorzugsweise den Fiebern und Brustkrankheiten ausgesezt sind. Dazu gerechnet den unmäßigen Genuß des Obstes, welches theils aus Habsucht, theils um es vor dem zu plötzlichen Verfaulen zu sichern, stets halbreif zu Markte gebracht wird, das bey der großen Hitze fast unvermeidliche Erkälten durch zu plötzliches Trinken, und andere Ursachen, und es wird erklärbar, wie die Luft Roms in den drey heißesten Sommermonaten durch Nebenumstände eine mittelbare Schädlichkeit erhalten kann, welche ihr an sich selbst nicht eigen ist, und sich gerade in den Gegenden der Stadt am auffallendsten zeigen muß, wo, theils durch erhöhte Lage, theils durch Abwesenheit von Gebäuden, die Winde am unaufhaltsamsten wehen. Dieß ist der Fall besonders auf dem Volksplatze und auf dem Vatikane, Gegenden, welche am unmittelbarsten dem Nordwestwinde, diesem Ostwinde des nördlichen Europa, ausgesezt sind, und wo daher auch jene Erkältungen häufiger seyn sollen, als anderswo. Wenigstens werden der Volksplatz und das Volksthor (in und außer der Stadt), ja selbst der Vatikan im Sommer wie Pestorte geflohen. Außer der aria cattiva nehmen die Römer noch eine zweyte Eigenthümlichkeit in ihrer Atmosphäre an, die feine und dicke Luft, aria fina, aria grossa. Leztere suchen sie besonders auf dem Vatikane, seiner Nähe an der Tiber wegen, auch, aus dem nämlichen Grunde, um das Volksthor herum; doch steht lezteres in weit schlechterer Reputation, wahrscheinlich, weil man glaubt, daß die dicke Luft des Vatikans, seiner hohen Lage wegen, durch die darüber wegstreichenden Winde eher seines verderblichen Miasmas entladen werde, als die Luft des, auf der Ebene gelegenen, Volksthors. Trotz dieser vortheilhafteren Reputation ist der Vatikan noch verödeter, als das Volksthor; das, dorthin von Pius VI. unmittelbar an die Peterskirche gebaute, Gebäude, Sacristia di S. Pietro benannt, eigentlich ein ungeheurer Pallast, zu den Wohnungen des Capitels bestimmt, steht Sommer und Winter leer; selbst der geringste Beneficiat bezahlt lieber eine Wohnung in der Stadt aus seiner Tasche, als daß er die seinige in der Sakristei beziehen sollte, welche ihn nichts kosten würde. Erst Leo XII., den Vatikan mit dem Montecavallo-Pallaste vertauschend, ist mit seinem erhabenen Beyspiele vorangegangen, um diese Gegend wieder zu Ehren zu bringen und, wenn möglich, die furchtsamen Römer schamroth zu machen. Daß es übrigens eine dicke und eine dünne Luft in Rom gibt, mag wohl seyn: die Luft, ein Körper, hat so gut, wie der physische Körper, seine zwey Temperamente, ein feuchtes und ein trockenes. Die gehörige Anerkennung und Würdigung dieser Wahrheit möchte die ganze Heilkunde bedingen. Schickt den Schwindsüchtigen (um in der Nähe von Rom zu bleiben) auf die Höhen von Frascate, Monte Porzio, Monte Compatri, Albano u. s. w., und er wird in sein Grab gehen; ihm würden die Pontinischen Sümpfe wohlthun. Dagegen gehören die schwammigen, feuchten, schlaffnervigen Körper auf die Höhen, wo die dort herrschende trockene, feine, scharfe Luft den laxen Organismus wieder straff zu machen vermag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. Oktober 1825.

Ihre Größe verdanken die Könige öfter ihren Reichen, diese aber ihren Glanz nur selten ihren Königen.

Christine von Schweden.

Bruchstücke aus dem zweyten Bande der Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Zulauf solcher Schelme, die sich in die Freymaurerey eindrängten, konnte den Spaltungen im Orden nicht abhelfen; vielmehr wurde die Gährung dadurch nur vermehrt. In Friedrichs Staaten erhob sich ein neuer Zweig, nach ihrem Stifter die Zinzendorf'sche Freymaurerey genannt. Dieser Zinzendorf war anfangs ein Mitglied der Tempelherren-Logen, verließ sie aber, und machte sich eine eigene große Partey, indem er versicherte, daß er allein im Besitz des ächten Rituals und der wahren Geheimnisse sey. — Jede neue Sekte verschrie alle andere.

Bey diesen neuen Gährungen wurden verständige Männer aufmerksam, suchten dem Uebel abzuhelfen und bildeten einen neuen Verein, der den Namen des eklektischen Bundes erhielt. Die Mitglieder bekannten sich zu einer allgemeinen Toleranz gegen alle Sekten im Orden. Dieses System, welches das einzig verständige war (wenn anders ein System dieser Art es seyn kann), gewann in kurzer Zeit viele Theilnehmer. Einen eigenen Zweig der eklektischen Maurerey stiftete zuletzt der Schauspieler Schröder in Hamburg, der von einigen Maurern scherzweise der Doktor Luther in der Maurerey genannt wurde.

Die neuen Systeme stürzten den Orden der Templer, der bald seine Maschine in Trümmer zerfallen sah. Es wurden häufig Kapitel gehalten, wo die Abgeordneten der maurerischen Provinzen berathschlagten. Hier hörten sie mit Erstaunen, daß die erste Frage, welche der Großmeister ihnen vorlegte, also lautete: „Was ist der wahre Zweck des Ordens; welches ist der wahre Ursprung desselben?“ So wurde also klar, daß der Großmeister und seine Gehülfen seit mehr als zwanzig Jahren mit unglaublichem Eifer an einer Sache gearbeitet hatten, deren Zweck und Entstehung ihnen unbekannt war. Beschämt und verwirrt gaben sie das System der Templer auf, und konstituirten sich als Ritter der Wohlthätigkeit zu einem neuen Orden. Dieß Resultat des Wilhelmsbader Konvents wurde aber bald nicht weiter beachtet, und die Freymaurer sind bis auf den heutigen Tag in verschiedene Sekten getheilt, die nur darin mit einander übereinstimmen, daß sie von ihrem Zweck und ihrer Entstehung nichts wissen, wodurch freylich das Geheimniß am sichersten bewahrt ist.

Jede geheime Gesellschaft hat Aehnlichkeit mit einer Verschwörung, daher die Regierungen darüber zu wachen verpflichtet sind. Doch muß man dabey auf den Charakter der Mitglieder Rücksicht nehmen. Wollen sie sich eine Aufsicht nicht gefallen lassen, so sind ohne Zweifel Maßregeln mit Mäßigung und Klugheit zu ergreifen, um die Ausbreitung der Verbindung zu verhindern. Erinnert man sich überdem, daß Schweden durch die Umtriebe der Freymaurer seine Konstitution verlor, indem Männer von tiefer Absicht und unermüdlicher Beharrlichkeit sich der Logen bemächtigten; so erhellet zur Genüge, daß kein Mit-

tel verabsäumt werden darf, um die Plane der geheimen Gesellschaften zu entdecken.

Mit Ausnahme sehr seltener Fälle, wo sich ganz außerordentliche Umstände vereinen, dürfte jedoch durch geheime Gesellschaften schwerlich etwas Großes — weder Gefährliches noch Wohlthätiges — irgendwo erreicht werden können, es sey denn, daß die Regierung selbst sie zu einem Werkzeuge machte, wie dieß in Schweden der Fall war. Die Jesuiten in England zogen sich bald von den Freymaurerlogen zurück, weil sie sahen, daß sie, bey der Einigkeit der Regierung mit der Nation in Religionssachen, keine Veränderung durch die Maurerey bewirken konnten.

Die geheimen Verbindungen sind ein unbehülfliches Instrument, das denen am meisten gefährlich ist, welche es zu brauchen versuchen. Alle geheimen Versammlungen sind mit einem Wust von Ceremonien überladen, an denen thatkräftige Menschen keinen Gefallen finden können, die daher nur großen Kindern zum Spielwerk dienen. Die Illuminaten hatten die Absicht, große Männer zu erziehen; das Mittel aber, dessen sie sich bedienten, war dazu durchaus unschicklich. Der theatralische Prunk bey den Aufnahmen, die fremde Kleidung, die Verhüllung der Wahrheit in neue Fabeln, eine gewisse Art von Spionensystem, das die Obern gegen die untern Grade ausübten, diese und ähnliche Umstände mußten ernsthaften Männern bald zum Ekel werden und edle Mitglieder empören. Schon deßwegen, weil in geheimen Gesellschaften die Erziehung der Mitglieder in eine bestimmte Form eingezwängt ist, und sonach der freyen Entwicklung der Natur kein Spielraum gelassen wird, kann auf diesem Wege wenig gewonnen werden. Die Dogmen, welche in Bilder eingekleidet sind, werden von schwachen Geistern nicht verstanden; diese nehmen leicht das Bild für die Sache, und wechseln dann nur alte Vorurtheile gegen neue, denen sie, eben weil sie neu sind, wohl mit frischem Fanatismus anhängen, dabey aber in der wahren geistig-moralischen Bildung um keinen Schritt weiter kommen. Nur als Beförderungsmittel dieser Bildung könnten die geheimen Gesellschaften gerechtfertigt werden; taugen sie zu solchem Zweck nicht, so sind sie unnütz und man thut am besten, sich mit ihnen nicht einzulassen. — Aus diesen Gründen habe ich diejenigen immer für Schwachköpfe gehalten, welche durch sie die Welt zu reformiren unternehmen. Die Welt, glaube ich, geht unaufhaltsam vorwärts; bedarf aber zu dieser Bewegung glücklicherweise nicht der Nachhülfe der Schwärmer, Pedanten und unerfahrner Enthusiasten. Wenn diese sich anschicken, in das große Räderwerk der Vorsehung einzugreifen, ist es nicht anders, als wenn Mücken eine Mühle aufhalten wollen. Erwartet oder fürchtet man im Gegentheil von ihnen eine größere Wirksamkeit, so geräth man in Gefahr, das Schicksal des edeln Ritters von La Mancha zu erfahren, der Windmühlen für Riesen ansah, und sein gutes Schwert lächerlicherweise gegen sie zog.

Ich bin auf diese Bemerkungen über eine kleine Angelegenheit durch das Verhalten Friedrichs II. gegen Sekten und geheime Verbrüderungen geleitet worden. Ich kehre zu meinem großen Gegenstande zurück.

Der König von Preußen fand die Hauptquelle seiner Macht in seinen militärischen Talenten. Er war das große Oberhaupt der Armee im Frieden wie im Kriege. Er erschuf eine neue Kriegskunst, wodurch er, im Verein mit der Zuneigung seiner Soldaten, sich unverwelkliche Lorbern erwarb. Er war zugleich ein so großer Staatsmann als großer Krieger. Er stand Morgens um fünf Uhr auf, und arbeitete dann zwey oder drey Stunden ununterbrochen, — nicht mit den Ministern, sondern mit seinen Sekretären. Dieß macht einen bedeutenden, merkwürdigen Unterschied: Minister sind Männer von Gewalt und Ansehen, die einen Souverän von gewöhnlicher Geschicklichkeit leiten, und selbst auf einen Fürsten von ausgezeichneten Gaben immer einen gewissen Einfluß üben. Die Sekretäre Friedrichs waren bloße Schreiber; wäre es einem von ihnen eingefallen, bey dem, was ihm der König diktirte, einen Rath zu geben, so würde der König ihn für wahnsinnig gehalten haben. Diese Schreiber empfingen täglich, was an den König gesandt wurde, und er entschied darüber auf der Stelle, während die Sekretäre seine Entscheidung aufschrieben. Nach dem Mittagsessen legten die Sekretäre die geschriebene Antwort vor, welche Friedrich unterzeichnete. Dieß geschah einen Tag wie den andern. Eine so angewendete Zeit, bezeugt die Achtung der Zeit. — Der unbedeutendste Unterthan konnte sich an den König wenden, und war sicher eine Antwort zu erhalten. Keine Bittschrift blieb unerwiedert, und stets war die Entscheidung eigenhändig vom Könige unterzeichnet. Diese Methode war rascher und befriedigender, als wenn der Unterdrückte den langsamen und oft vergeblichen Weg durch alle verschiedenen Departements der Beamten-Aristokratie hätte einschlagen müssen. Die preußischen Minister arbeiteten in ihrem Departement, und schickten ihre Berichte an den König, ohne selbst nach Potsdam zu gehen, wo sie nie erschienen, außer wenn sie ausdrücklich von ihm berufen wurden. Der Name der Minister des großen Friedrichs ist kaum in Europa bekannt.

Gleichmerkwürdig durch Kühnheit der Gedanken, Scharfsinn des Geistes, Thatkraft im Gebrauch der Macht und Charakterstärke, ist es unmöglich zu sagen, welches einzelne Talent an ihm am meisten bewundert zu werden verdient. Glänzend in jeder physischen und moralischen Eigenschaft,

stark wie sein Wille, erhaben durch Genie, thätig bis zum Wunderbaren und Unglaublichen, vereinte er alle diese Vorzüge und erhob sie bis zur Vollkommenheit. Von Natur lebhaft, feurig und ungestüm, besiegte er sich selbst und wurde mäßig, ruhig und besonnen. Ihm leuchtete ein eigner Stern des Schicksals; seine klugen Anstalten bereiteten ihm oft einen glücklichen Erfolg, bisweilen aber ging dieser gerade aus seinen Fehlern hervor; und wenn diese Fehler gleich die Schwäche der menschlichen Natur verriethen, so hatten sie bey ihm doch stets den Charakter der Größe, der Originalität und eines unüberwindlichen Muthes.

Dieser große Fürst vollendete seine ruhmvolle Bahn am 17ten August 1786 zwanzig Minuten nach zwei Uhr Morgens, im zwei und siebenzigsten Jahre seines Alters. Er hatte sechs und vierzig Jahr regiert. Seine Krankheit dauerte achtzehn Monate, in welcher Zeit er die heftigsten Schmerzen ohne einen Seufzer erduldete. Am 15ten August schlief er, gegen seine bisher beobachtete Gewohnheit, bis eilf Uhr, und nahm dann noch die Geschäfte des Kabinets vor, wobey er eine vollkommene Gegenwart des Geistes und eine bewundernswürdige Schärfe des Urtheils zeigte. — Am 16ten ließ der Kronprinz den Arzt Selle nach Potsdam berufen, da er glaubte, der König kämpfe bereits mit dem Tode. Als Herr Selle erschien, wagte er nicht, sich dem Könige vorzustellen, denn er bemerkte noch Leben in allen Organen Friedrichs und vollkommene Fassung in seinen Mienen. Es schien ihm, als hätte er die Kabinetsgeschäfte noch nicht geendet, und er irrte nicht: Friedrich that seine Pflicht bis zu seinem letzten Athemzuge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wo find' ich den Menschen?

Immer such' ich der Schöpfung erhabenes Meisterstück — Aber
Immer verlieret sich mir unter den Menschen der Mensch!

Des Mitleids Kraft.

Wie die Flamme den Brand, so löschen auch Thränen die Thränen.
Freund! Du weinest mit mir?! Siehe, nun wein' ich nicht mehr.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 4. Oktbr.

Ein schöner Herbsthimmel erfreut uns fortwährend und scheint gleichsam die Zusammenkunft der hohen Sternenhäupter feyern zu wollen, die glänzender und seltner als irgend ein Kongreß je stattgefunden hat, sich an seinem östlichen Theile versammeln. Was Wunder, daß auch noch alle öffentliche Orte in der Umgegend von Dresden, und die Spaziergänge innerhalb der Stadt von Besuchenden wimmeln, da noch überdieß eine große Menge Fremder sich fortwährend hier aufhält. Auch die Gemäldeausstellung gibt dazu, besonders Sonntag, in den Stunden von 11 bis 1 Uhr, ein solches Stelldichein ab, wo Bekannte aus allen Gegenden sich finden, und mehr sich selbst als die aufgestellten Kunstwerke zu betrachten scheinen, welche leider nicht, wie man Anfangs noch hoffte, späterhin durch die Gaben einiger Professoren, wie Matthäi, Rößler, Näke u. s. w. vermehrt wurden, trotz dem aber doch in der That des Guten viel enthalten, über welches jetzt Herr von Quandt in der Abendzeitung ein gereiftes und verständig ausgesprochnes Urtheil abgegeben hat.

Im Theater war bey allen diesen Zerstreuungen, welche noch die Natur bot, doch auch in diesem Monate September immer sehr zahlreicher Zuspruch. Allerdings trugen dazu sieben Mädchen sehr viel bey, welche sich in höchst schmucker rother Uniform mit Bärenmützen auf den allerliebsten Lockenköpfchen zeigten, und ihre Exercitia ganz trefflich ausführten. Jedermann wollte die liebliche Kompagnie ein Mal sehen, wohl auch zwey Mal, und so füllte sich das Haus, so oft der heitre Scherz gegeben ward. Ernst darf man freylich eine solche Kleinigkeit nicht zergliedern, aber wer wird auch Schmetterlinge anatomiren wollen, und wie viele große und anspruchvolle Stücke dürften denn wohl auch ein solches Verfahren aushalten. Kurz man lachte, sah mit Vergnügen, und ging heiter gestimmt von einer Darstellung, die wenigstens dadurch den Vorzug vor mancher langweiligen, obgleich regelgerechten, und von Kritikern hochgepriesenen behauptete.

Ueberhaupt war man beym Theater auch in dieser Zeit fortwährend thätig. Am 5. September erschien zum ersten Male der Barbier von Sevilla mit Rossini's Musik. So vielen Fleiß man auch auf diese Oper gewendet hatte, so bin ich doch durchaus der Meynung, daß man sie der italienischen Bühne hätte überlassen, und nicht auf der deutschen darstellen sollen. Der Erfolg bewies es, denn der Beyfall war trotz aller Anstrengungen und mancher gelungenen Partheien gering. Wo eine italienische Oper existirt, wird dieses stets der Fall mit einem so ganz im italienischen neuesten Opernstyle geschriebenen Werke der Fall seyn. Von Italienern vorgetragen, wird es ansprechen, weil man diese Art der Musik bey ihnen zu hören gewohnt ist, und sie sich auch in der That nur für diese eignet; von Deutschen gesungen, wird schon diese Sprache, besonders bey der komischen Oper, ein Hinderniß seyn, und das Solide und Gehaltenere, was sich deutsche Musik nun einmal angeeignet hat, dabey vermißt werden. Ahnenstolz in der Küche wollte gar nicht gefallen, aber mit Unrecht. Man schien die feine Persiflage, welche in der Kleinigkeit richtig ausgestreut ist, nicht ganz zu verstehen. Freylich hätte man wohl auch dem Ganzen etwas mehr Leben in der Darstellung wünschen können. Es ward zu schwerfällig behandelt, der leicht vorüberschlüpfende Humor fehlte hie und da.

und selbst Herr Burmeister gab in der Hauptrolle nur einen ehrlichen Deutschen, keineswegs einen altfranzösischen Küchenmeister.

Gestern war der Schein und Seyn, ein Töpfer'sches Lustspiel, zum ersten Male. Das Publikum hat es sehr langweilig gefunden, und auch ich war froh, wie der Vorhang fiel, denn selbst auf der darin vorkommenden Maskerade schienen sich die Theilnehmer zu langweilen, so still und geräuschlos ging die ganze Sache vor sich. Das Stück ist aus längst dargestellten Charakteren und Intriguen zusammengeleimt und nirgends ist auch nur ein Fünkchen Natur zu spüren. Dabey laufen ein Paar Intriguen neben einander, ohne auch nur den mindesten gegenseitigen, wesentlichen Einfluß. Unstreitig ward das Stück nur erfunden, um der Künstlerin, welche die Auguste spielt, zu einer Art Doppelrolle Gelegenheit zu geben. Mad. Schirmer spielte sie sehr verdienstlich, aber etwas kalt, und dadurch traten die langweiligen Reden, mit welchen dieses Lustspiel reichlich ausgestattet ist, um so trockner hervor. Der eifersüchtige Ehemann, Baron Wilm, ist unter den wenig belustigenden Figuren, welche das Stück enthält, vielleicht die erbärmlichste, und dennoch ist der Schluß des Akts, wo er seiner Gattin Schoßhunde einen tüchtigen Schlag gibt, noch der einzige Moment, welcher Effekt macht.

Auch ein neues Ballet ward unter dem Titel: das ländliche Fest in Kisbeer, gegeben. Zur Erfindung der Handlung darin hatte nicht eben großer Scharfsinn gehört, denn es war im eigentlichsten Wortverstande auch nicht die mindeste vorhanden; dagegen war aber die Ausführung einzelner Pas de deux und de trois, so wie allgemeiner Gruppirungen recht gut, und machte dem Tanzlehrer Gärtner alle Ehre, der auch am Schlusse rauschend gerufen ward. Es sind nur Kinder und ganz junge Personen, welche diese kleinen Ballets vorstellen, und man bringt daher auch schon wenige Ansprüche mit; um so verdienstlicher ist aber auch die Mühe der Ausbildung, und man kann leicht über manches Einzelne, weniger Geschickte hinwegsehen. In den Galeerensklaven tanzte eine Demoiselle Romain-Mees aus Paris ungemein nett. Sie ist noch sehr jung, aber zart und wohlgebildet, und eben diese blühende Jugendlichkeit, die kaum aus der Kindheit heraustrat, gibt ihrem ganzen Wesen etwas rührend Anmuthiges.

Dieß bringt mich auf die Gastrollen, welche auch seit meinem letzten Berichte nicht fehlten. Herr Linde spielte seine letzten eben so trocken, wie er sie begonnen hatte, und auch bey Dem. Blumauer, welche die Bertha in der Ahnenfrau gab, blieb das Publikum kalt, dagegen Herr Blumauer weit mehr als Wittburg in dem neueinstudirten Reue und Versöhnung gefiel. Nun kam eine Mad. Ruppert aus Sondershausen vom dortigen Hoftheater (?), welche uns die Tony recht hübsch im Aeußern darstellte, von Deklamation aber auch nicht den mindesten Begriff hatte. Schon fingen wir an über die Gäste etwas ungeduldig zu werden, als uns Demoiselle Gley, welche als Margarethe in den Hagestolzen ihren ersten theatralischen Versuch machte, wieder versöhnte. Gute Gestalt, sprechendes Auge, angenehme Gesichtsbildung, wohlklingendes, kräftiges Organ, und eine schöne unverdorbne Natur, welche noch von aller Manier frey ist, waren die Eigenschaften, welche sie mit auf die Bühne brachte, und uns daher in dieser Rolle, wozu dieses nothwendige, aber auch fast hinreichende Erfordernisse sind, ungemein ansprach. Der Wunsch des Publikums hieß sie diese Vorstellungen wiederholen, und der Beyfall war noch rauschender, so, daß er sich bis zum Rufen des jungen bescheidenen Mädchens, das vor Rührung und Ueberraschung nicht antworten konnte, steigerte. Wie die Stellung des Namens auf dem Theaterzettel bezeugte, scheint Dem. Gley bey der hiesigen Bühne engagirt worden zu seyn, eine Sache, wozu wir beyden Theilen Glück wünschen. Behält diese junge Anfängerin ihre schöne Einfachheit bey, bildet sie sich blos in ächter Deklamation und Haltung aus, bleibt sie der Natur getreu, während sich ihr die Blüthe der Kunst entfaltet, so ist vieles Gute von ihr zu erwarten, und es soll mir Freude machen, dessen recht oft eingedenk zu seyn.

Da nun auch noch zwey Flötenbläser, die Herren Wolfram und Zizold, sich in dieser Zeit auf der Bühne hören ließen, wovon besonders der leztre sehr gefiel, so können Sie leicht ermessen, wie wenig Ursache wir hatten, über Mangel an Abwechslung zu klagen, welche durch die Darstellung von Tebaldo e Isolina von Morlacchi auf der italienischen, außer dem uns etwas karg abspeisenden Opernbühne noch erhöht ward.

Ich muß Ihnen aber auch noch einige Worte über eine Feyerlichkeit schreiben, welche gestern hier stattfand, und der ich zwar nicht beywohnte, weil sie sich auf einen kleinen Kreis geladener Personen beschränkte, von der ich aber durch unsern Freund v. R. viel Lobenswerthes hörte. Es betraf nämlich die Säcularfeyer des königlich sächsischen adeligen Cadettenkorps. Die Feyer ging in einem großen Saale des Cadettenhauses vor sich, und in Gegenwart der Prinzen des königlichen Hauses. Der Saal war mit Bildnissen des Königs und seines Vaters und Großvaters, so wie mit dem des Grafen Wackerbarth, als ersten Commandanten des Cadettenkorps vor gerade 100 Jahren, Trophäen, Fahnen, Kränzen u. s. w. geschmückt. Ein Lehrer bey dem Cadettenkorps, Professor Förster, hielt eine sehr gelungene Rede über die Geschichte dieser Anstalt, und die Absichten bey derselben, und ein Cadett selbst ermunterte in einer zweyten seine Kameraden zu Gefühlen des Dankes, wie zum Festhalten der gefaßten Vorsätze, wie Tugend, Ehre und Rechtlichkeit sie gebieten. Von dem Texte des Gesanges, der darauf nach der Melodie des God save the King angestimmt wurde, habe ich ein Exemplar erhalten, und finde namentlich den Schlußvers sehr trefflich:

So segne Gott durch Ihr
Der Bildung Haus,
Dieß neue Haus!
Wie drey Geschlechter schon,
Find' einst des Fleißes Lohn
Hier noch des Enkels Sohn:
Das wolle Gott!

Tiefe Rührung soll sich dabey aller Anwesenden bemeistert haben, worauf nach einigen, von den Cadetts ausgeführten militärischen Evolutionen die Feyerlichkeit endigte. Zu verkennen ist es allerdings nicht, welche Wohlthat durch dieses Institut in der höhern Klasse verbreitet wird, da noch dazu die Bestimmung der darin erzogenen Jünglinge nicht blos militärisch ist, sondern sie sich auch zu einer bürgerlichen Laufbahn daselbst vorbereiten können, und daher Professoren für ältere Sprachen, nächst denen für die lebenden angestellt sind. Der vielfach verdiente Chef derselben ist jezt der vielseitig gebildete General von Gersdorf.

Guido.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 251.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. Oktober 1825.

Für den Staat, für die Verhältnisse im Großen, ward die Politik, was die Lebensart in dem engeren geselligen Verhältnisse war.

H. Steffens.

Aus Sidy Mahmud's, des Tunisischen Gesandten, Briefen während seines Aufenthalts in Frankreich.

Paris 17. Tag des Ramadhan.

Endlich, theurer Hassan, habe ich das Ziel meiner Reise erreicht! endlich befinde ich mich in dieser großen Stadt, die mir Tage verspricht, die noch mehr von Vergnügen und Ehrenbezeigungen überhäuft werden sollen, wie die, welche ich schon seit meiner Ankunft in Frankreich genoß.

Kouriere hatten schon lange meine Ankunft verkündet, die französische Regierung erwartete mich, und hatte nichts versäumt, um mich auf eine, dem Fürsten, den ich vorstelle, würdige Art zu empfangen. Kurze Zeit nach meiner Ankunft wurde ich officiell benachrichtigt, daß der Reis-Effendi, den man in diesem Lande Minister der auswärtigen Angelegenheiten nennt, bereit sey, mich in einer feyerlichen Audienz zu empfangen. Ich ließ ihn wissen, daß ich sie für den folgenden Tag besuchen würde.

Wie ich mich seinem Pallaste nahte, sah ich aus der Menge der, die Eingänge sperrenden Wagen, daß meine Gegenwart Neugier erregte, und eine zahlreiche Gesellschaft mich erwartete. Es war eine Bewegung, eine Art Getümmel im Innern des Pallastes merkbar. Menschen liefen geschäftig hin und wieder, selbst die Bedienten schienen ganz erstaunt, einen Türken zu sehen; ich nahm wahr, wie man sich mehrere Zeichen gab, um meine Ankunft zu melden, und ward augenblicklich in den Saal, wo mich der Minister erwartete, geführt. Wie ich der Thür nahte, vernahm ich ein Geräusch, eine Bewegung wie von vielen Menschen, die ihre Plätze einzunehmen eilen und eine lezte Verabredung treffen. Bey meinem Eintritt fand sich ein Jeder auf seinem Posten, Jeder hatte ein so würdiges, so imposantes Ansehen wie möglich. Der größte Theil der Anwesenden war von reich gestickten Kleidern bedeckt; sie beschauten sich wohlgefällig in den Spiegeln, und suchten in meinen Augen die Wirkung zu lesen, welche so viele Pracht in mir hervorbringen würde. Diese Leute wissen nicht, lieber Hassan, daß solche Herrlichkeit uns gar nichts Neues ist, daß einer unsrer Korsaren uns in einem glücklichen Raubzug oft mehr Reichthümer mitbringt, als sie hier vor mir auskramten.

Der Minister befand sich im Mittelpunkt des Halbzirkels, welchen diese Personen bildeten. Ich weiß nicht, warum er, der Einzige von allen Anwesenden, sitzend und mit seiner Hauptbedeckung geblieben war. Aber welch eine Bedeckung! sähe sie nur wenigstens unserm majestätischen Turban ähnlich! nie erfand man etwas Drolligeres als diese schwarze dreyseitige Haube! Ich glaube jedoch, daß er, um sich vor meinen Augen mit mehr Würde und Erhabenheit darzustellen, sitzend und mit diesem seltsamen Hauptschmuck bedeckt geblieben war. Diese Christen kommen mir ganz komisch vor, wenn sie sich ein Ansehen zu geben trachten.

Ich war indessen sehr auf meiner Hut, die Ruhe mei-

nes Antlitzes zu erhalten, und sah gewiß jezt um nichts vergnügter aus, als in dem Augenblick meines Eintritts. Die Begrüßungen waren kurz, ich war mit der, welche er an mich richtete, ziemlich zufrieden. Sobald sie vorüber, und das Ceremoniel zu Ende war, ließ man sogleich eine Menge prächtig gekleideter Weiber in den Saal treten. Ihre mit Blumen bedeckten Köpfe glichen einem wandelnden Blüthengarten. Ihre Leiber waren in eigends dazu erfundene Maschinen eingezwängt, wodurch die Anmuth ihrer Bewegung gar sehr verhindert war; dennoch bemerkte ich einige sehr schöne Gestalten unter ihnen. Sie betrachteten mich mit gespannter Neugier, und waren besonders eifrig, meine Blicke auf sich zu ziehen. Wenn meine Augen bey einer von ihnen verweilten, war sie sichtlich darüber erfreut, und sah die andern mit einer Art von Triumph an. Diese Bemerkung hätte mir schmeicheln sollen, allein . . . ich weiß nicht, wie es kam, daß diese musternden Blicke mir vielmehr Verdruß und Verlegenheit verursachten. Welcher Gegensatz zwischen ihnen und dem furchtsamen Ausdruck der beyden kleinen Griechinnen, die ich nach der Metzeley von Chios von einem unsrer Korsaren für hundert Scudi kaufte! Unsere Tapfern hatten alle ihre Angehörigen ermordet; als sie meinen Händen übergeben wurden, glaubten sie sich der Rache eines ergrimmten Herrn überlassen. Wie süß war es mir, ihre Schrecken zu zerstreuen! Seitdem sind sie, nebst dem schönen Weibe aus Ipsara, die ich mir bey der Zerstörung dieser strafbaren Insel verschaffte, der kostbarste Schmuck meines Harems.

Bis jezt war ich in einiger Entfernung von der glänzenden Versammlung, deren Augen auf mich gerichtet waren, geblieben, allein sie schien allgemeine Lust zu haben, mich in der Nähe zu sehen, und bald drängten sich Männer und Weiber um mich her. Findest du es nicht verwunderlich, daß eine Nation, deren thätiger Theil ganz Europa und einen Theil des Erdballs durchstrich, die vor Kurzem Heere aus allen vier Winden bey sich versammelt sah, bey dem Anblick eines Fremden so eine kindische Neugier bezeigt? Dieses Herbeydrängen gab mir eine geringe Meynung von ihrem Charakter.

Unter allem Geräusch, welches so viele zugleich redende Personen hervorbrachten, hörte Abdul, mein Dolmetsch, wie sich einige Frauenzimmer sehr schmeichelhaft über mein Gesicht ausdrückten; kannst du aber wohl glauben, daß mein dicker Bauch ihnen zu mißfallen schien? so wenig gesunde Begriffe hat man in diesem Lande über die Schönheit.

Meine Lage fing an mir sehr langweilig vorzukommen, als man mich zu meinem Glück in den Saal führte, wo das Bankett zubereitet war. Kaum hatte ich mich niedergesezt, als die Neugier, deren Gegenstand ich war, sich verdoppelte. Man sprach leise, heftete die Blicke auf mein Glas, auf eine Krystallflasche mit Wein, welche ein hinter mir stehender Diener hielt, und schien mit lebhafter Aufmerksamkeit mein Betragen abzuwarten. Man hatte mir schon gesagt, daß diese Christen einigen kleinlichen Förmlichkeiten viel mehr Wichtigkeit beymessen als den ernsteren Pflichten, welche ihre Religion ihnen gebietet. Was ich jetzt sah, bestätigte mich in dieser Meynung. Alle Aufmerksamkeit, die ich um mich her bemerkte, entstand aus der Neugier zu wissen: ob ich, oder ob ich nicht, Wein trinken würde. Ich wollte weder Leuten, denen Kleinigkeiten so wichtig waren, Anstoß geben, noch aussehen, als legte ich diesen Dingen mehr Wichtigkeit bey, wie sie verdienen — ließ also durch Abdul bekannt machen, daß mein Arzt mir, meiner Gesundheit wegen, den Gebrauch des Weins befohlen habe. Zugleich ergriff ich einen Becher schäumenden Weins und leerte ihn auf einen Zug. Allein selbst dann noch unserem heiligen Gesetz getreu, indem ich eines seiner geringern Gebote übertrat, sendete ich dabey Wünsche für den Sieg unsrer Waffen zum Himmel, flehte, daß der Griechen Blut unter unserem Schwerte fließen möge, wie dieser Wein, den die Christen mir reichten, über meine Lippen floß. Alle Anwesenden schienen beym Anblick meines geleerten Glases entzückt; man hätte glauben sollen, es wäre ihnen ein großer Sieg gewonnen gewesen, weil ich ein Glas Wein getrunken hatte. Uebrigens bin ich gewiß, daß unter allen den Christen, die zugleich mit mir tranken, kein einziger war, der dabey der Griechen mit Segenswünschen gedacht hätte. Den folgenden Tag ermangelten die Journale nicht meinen Empfang zu beschreiben, und erzählten triumphirend, daß ich Champagner getrunken. Nun sage mir, lieber Hassan, bekümmert man sich in Tunis je darum, was ein christlicher Gesandter trinkt oder nicht trinkt? Wahrlich dieses ist das Land der Kleinigkeitskrämerei!

Ich kann dir nicht beschreiben, wie viele Einladungen ich erhalte; alle Welt will mich bey sich bewirthen. Der Präfekt — so nennt man hier den ersten Stadtbeamten — hat mit Bitten in mich gedrungen, seinen Pallast mit meiner Gegenwart zu beehren, und ich habe es ihm endlich versprochen. Kaum hatte er meine Einwilligung erhalten, so bestürmten ihn alle Damen, um bey meinem Empfang gegenwärtig seyn zu dürfen. Wirklich, ich weiß diesen Christen Dank für die Mühe, die sie sich um mich geben. Man hat mir gesagt, es seyen mehr wie einmal griechische Abgeordnete in Paris gewesen, die aber bey keiner Person von Bedeutung Zutritt erlangt hätten; mein Turban scheint hingegen hier eine magische Kraft zu haben. Ich habe gehört, daß einige dieser Christen die Sendung, welche ich im Namen des Bey von Tunis hier ausrichte, mit einer Gesandtschaft vergleichen, die Harun al Raschid einst an einen ihrer Könige, den sie Karl den Großen nennen, soll abgeschickt haben. Ich

lasse mir den Vergleich gefallen, er ist für mich und meinen Herrn ziemlich verbindlich und scheint ihrer Eitelkeit sehr zu schmeicheln, und wem das gelingt, der wird für diese Leute ein Gegenstand des Entzückens!

Morrisons Nachricht über die chinesische Literatur.

(Aus dem Asiatic Journal.)

Der Sage nach bediente man sich in den frühesten Zeiten in China der Knotenstricke, um den Willen der Herrscher in der Ferne zu verkünden, oder sonst den Gedanken festzuhalten. Der nächste Schritt zur Verbesserung des Systems geschah durch Tsang-häu, welcher mit vier Augen dargestellt wird, und der Angabe nach 2600 Jahre vor Ch. G. gelebt hat. Von der Beobachtung eines gewissen Gestirnes, der Adern in der Schildkrötenschale und des Eindrucks von einem Pferdehuf, verfiel er auf den Gedanken Buchstaben zu bilden. Dünn geschnittene Bambus waren der erste Gegenstand, auf den man schrieb; zunächst bediente man sich hierzu der Seide, und ungefähr im ersten Jahrhundert christl. Zeitrechnung erfand man das Papier. Als Mittel zum Schreiben bediente man sich anfangs eines zugespitzten Stöckchens, welches in flüssige Dinte getaucht ward. Haarpinsel benuzte man bereits 300 Jahre vor Ch. G. Um das Jahr Christi 600 erfand man die harten Dintenstöckchen, und gegen das zehnte Jahrhundert entdeckte man das Mittel, von gestochenen Blöcken Abdrücke zu nehmen.

Die chinesische Literatur besteht aus den Werken oder Sammlungen der alten Philosophen aus der Zeit des Confucius (eigentlich Kung-fu-tse) 500 Jahre vor Ch. G.; nebst den vielen Noten, Commentarien und Umschreibungen des ursprünglichen Textes, nebst den Streitschriften über deren Aechtheit, die Ordnung gewisser Wörter oder Sätze und den Sinn dunkler Stellen. Der Text des Wu-king (fünf heilige Bücher) und des Sse-schu (vier Bücher), welche von vier Schülern des Confucius zusammengetragen worden, wovon sie den Namen haben, enthalten die Lehren und Grundsätze, die ihr Meister billigte und ihnen mitgetheilt hatte. Der Zahl der Bücher nach gleicht das eine Werk dem Pentateuch Mosis und das andere den vier Evangelisten. Aber wie anders ist ihr Inhalt! Mit Ausnahme einiger Stellen in dem ältesten Theile des Wu-king, welche etwas von der Kenntniß zu enthalten scheinen, die Noah seinen Kindern mitgetheilt haben muß, ist das Uebrige nichts als ein ungöttliches Gebäude von persönlicher, häuslicher und staatswirthschaftlicher Sittlichkeit, die keine andere Quelle hat als den Stolz des menschlichen Herzens, oder die Ruhmsucht, oder gegenwärtige Bequemlichkeit.

Das nächste im ernsthafteren Theil der chinesischen Literatur faßt die Geschichte von China und seinen innern und auswärtigen Kriegen, besonders mit den Hunnen und Tartaren, welche viele Bände einnehmen, und gewöhnlich in einem ernsthaften Styl geschrieben und mit Bemerkungen über vorkommende Personen und Begebenheiten vermischt sind, und in welcher dann und wann ein Versuch vorkommt, Wirkungen auf die Ursachen zurückzuführen, die in den von ihnen erdachten Zweywesigen herrschen sollen, und von welchen sie glauben, daß die moralische und physische Welt beherrscht werde. Sie setzen ihre Sündflut ungefähr 2200 Jahre vor Ch. G. *), und führen ihre vorflutigen Sagen, hinsichtlich ihres großen Stifters Fo-he und Nu-wo, welcher Steine schmolz und die Himmel damit ausbesserte, bis auf 3200 vor Ch. Ob aber Nu-wo ein Mann oder ein Weib gewesen, wissen sie nicht; denn sagen sie, obgleich das Zeichen Weib in dem Namen erscheint, so beweist dieß doch nichts, weil es zur Zeit keine Buchstaben gab.

---

*) Herr Claproth sagt: 3082. A. d. Ueb.

Menschenbestimmung.

Was sind wir? von dem ew'gen Lichte Schatten,
Die durch die Wandelerde wandelnd ziehn,
Bis wir dem ew'gen Licht' uns wieder gatten,
Um ewig dort als Strahlen fortzuglühn.

C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. September.

Sehr schön hat sich die Wohlthätigkeit der Pariser nach dem Brande der Stadt Salins gezeigt, die zum Theile ihr Unglück sich selbst zu verdanken hat, da nur ein kleiner Theil ihrer Gebäude bey den Brandversicherungsgesellschaften eingeschrieben war, wie denn überhaupt in den kleinen Städten, und mehr noch auf dem Lande immer viel Gleichgültigkeit und Trägheit herrscht, sich der neuern nützlichen Anstalten zu bedienen; der Schaden muß sie erst klug machen. Dessen ungeachtet haben sich die Pariser ihrer verarmten Landsleute schnell und mildthätig angenommen; nur äußerte sich ihre Humanität etwas sonderbar, wenigstens fiel sie zum Theil in's Komische. So kündigte ein Traiteur an, er werde an einem bestimmten Tage doppelte Portionen geben, und der Ertrag seiner Eßwaaren sollte den Verunglückten zu Salins zu Gute kommen. Ein Perückenmacher schnitt, auch an einem bestimmten Tage, zum Besten der Verunglückten den Leuten die Haare ab; in den Kaffeehäusern und Billardsälen wurde zu ihrem Besten Poulé gespielt; ein Tuchscherer bereitete in einer bestimmten Woche, auch wieder zu ihren Gunsten, das Tuch zu, und eine mildthätige Kaufmanns-

frau sandte ihnen einen Shawl. Daß die Schauspieler Vorstellungen zum Besten der verbrannten Stadt gaben, versteht sich von selbst; denn in Frankreich fängt die Wohlthätigkeit gewöhnlich bey den Schauspielen an, auch pflegen Schauspiele und Konzerte die Hauptmittel zum Eintreiben milder Beyträge zu seyn. Dieß ist eine vortreffliche Erfindung der neuern Zeit, und nichts ist in der That bequemer, als z. B. im Opernhause eine Vorstellung zu Gunsten der Verarmten anzusagen, und am Abende sechs bis acht tausend Franken baaren Geldes zu ihrer Verfügung in der Kasse zu haben. Im Musikkonservatorium oder Hotel des menus plaisirs wurde auch zum Besten der Salinser ein Improvisatorium von Pradel angekündigt. Im Norden der Apenninen will es mit dem aus dem Stegreif Dichten nicht gehen; die Phantasie erhizt sich nicht so schnell, und es steht dem Dichter kein solcher Wortschwall zu Gebote, wie in Florenz oder Neapel; auch macht man jenseits der Apenninen keine so strengen Forderungen an den Dichter als diesseits, wo man doch etwas mehr verlangt, als gereimte Gemeinplätze. In Frankreich ist, so viel ich weiß, Pradel der erste, der es gewagt hat öffentlich aufzutreten, und nach einer beliebigen Aufgabe aus dem Stegreife zu dichten, nur freylich keine Tragödien, wie Sgricci oder Pistucci, sondern blos kleine Gedichte, was also im Grunde auf ein langes Impromptü hinausläuft. Den ersten öffentlichen Versuch machte Pradel im vorigen Winter; es wurde ihm damals die „Entdeckung der neuen Welt“ als Thema aufgegeben; hierüber machte er fünfzig bis sechszig Verse aus dem Stegreife, wovon aber nur einige recht gut waren. Dießmal waren eine Menge Aufgaben eingekommen, das Publikum sollte wählen; dieß war bald geschehen; die Griechen und die Salinser Abgebrannten bekamen den Vorzug. Ueber jede dieser Aufgabe nun dichtete Pradel ein Vierzig Verse, aber mit so vieler Mühe, daß es kaum noch Improvisation genannt werden konnte. Einige glückliche Gedanken und Ausdrücke liefen mitunter, aber im Ganzen war die Dichtung doch mittelmäßig, und für das Publikum hatte das mühsame Herausbringen der Verse auch wenig Reiz; weßhalb die Journale Pradel gerathen haben, dieses Kunststück nicht mehr zu wagen. Wie sehr die Verse zu Gunsten der Griechen, obschon diese Verse eben nicht ausgezeichnet schön waren, von den Zuhörern beklatscht wurden, braucht wohl nicht gesagt zu werden, da es ja bekannt ist, wie in allen Ländern Europa's und bey allen gebildeten Völkern der Welt die öffentliche Gesinnung sich zu ihren Gunsten ausspricht, wenn man sie anders nicht verhindert sich auszusprechen. In Frankreich drückte sich Anfangs die allgemeine Theilnahme an dem Schicksale der unglücklichen Griechen nur schwach und fast im Verborgenen aus; allein nach und nach ist die Stimme der empörten Menschheit lauter geworden; das Beyspiel Englands hat auf Frankreich heilsam gewirkt, indem die Franzosen etwas von dem Muthe bekommen haben, der oft nöthig ist, um das Gute zu wirken. Ein philantropischer Verein von ausgezeichneten Männern aus verschiedenen Partheyen, die aber in Hinsicht der Griechen nur eine Gesinnung hatten, und sich daher auch bald verständigt haben, dient seitdem zum Mittelpunkt und zum Hauptorgan der Humangesinnten; von allen Seiten laufen Beyträge ein; und in einem Journale wird vorgeschlagen, in allen Theilen des Reiches Hülfsvereine zu errichten, welche mit dem Pariser Hauptvereine in Verbindung treten, und denselben thätig unterstützen sollten. Obschon in Frankreich fast alle großen Bewegungen nur von der Hauptstadt ausgehen, seitdem die ganze Regierung des Landes dort centralisirt ist, so wäre es doch leicht möglich, daß bey der allgemeinen Theilnahme, welche die Griechen erregen, solche Hülfsvereine in den Provinzstädten wirklich zu Stande kämen. Die vorzüglichsten Schriftsteller, Dichter sowohl als prosaische, haben es für eine Schuldigkeit gehalten, durch Schriften die allgemeine Theilnahme noch lebhafter anzufachen, und die Gesellschaft der christlichen Moral, die zu allererst einen Ausschuß zur Beförderung der Griechensache angesezt hatte, hat neuerdings beschlossen, von Zeit zu Zeit Flugschriften zu eben diesem Zwecke herauszugeben. Für allen diesen Edelmuth werden freylich keine Adelsbriefe noch Ordenskreuze ertheilt, aber er ist deßhalb nicht minder rühmlich; gewiß wird die Geschichte nicht vergessen zu erwähnen, wie edel sich manche Völker aus freyem Antriebe, und sogar aller in den Weg gelegten Hindernisse ungeachtet, benommen haben, bey dem Wiederaufleben einer schändlich unterdrückten und schmählich verläumdeten Nation. In Frankreich gehört jezt nicht einmal mehr Muth dazu, um sich zu Gunsten der Griechen auszusprechen; denn mit Ausnahme einer oder zwey Ultrablätter, die wahrscheinlich mehr aus Liebe zum Widerspruche als aus Ueberzeugung und Gefühl Türken- und Unterdrückungsfreunde sind, wünschte Jedermann sehr eifrig der Griechen Unabhängigkeit, und das Wiederentstehen ihrer Bildung; man müßte schon eine dreiste Stirne haben, um diesem allgemeinen Gefühle öffentlich entgegenarbeiten zu wollen. Dieß läßt sich ja auch schon aus der Vereinigung so vieler Männer, die sonst in ihren Ansichten und Gesinnungen gar nicht übereinstimmen, hinlänglich abnehmen. Nur die französische Geistlichkeit bleibt kalt wie Eis, und rührt keinen Fuß und keine Hand zu Gunsten der Angelegenheit der Menschheit. Keratry wirft ihr diese Gleichgültigkeit in der zweyten Auflage seiner Schrift über den Zustand des Gottesdienstes mit vieler Wärme vor; es däucht ihm befremdend, daß kein Bischof, kein Kapitel, keine geistliche Korporation Frankreichs und andrer katholischen Länder einem für die Kreuzesreligion sterbenden Volke irgend ein Zeichen der Theilnahme gibt, und Gebete zu dem Throne des Allerhöchsten gelangen läßt; am jämmerlichsten aber dünkt es ihm, daß eine Pariser Zeitung, woran Geistliche arbeiten, die Griechen beschimpft, anstatt sie zu bemitleiden. Keratry wendet sich dann, mit mehr Erfolg, wie ich hoffe, zu den jungen Franzosen, zeigt ihnen das Ruhmvolle, das darin liegt, einer verlassenen Nation beyzustehen, und schließt mit folgender beredter Wendung: „Ein Mann (Lafayette) durchzieht in diesem Augenblick das Festland des nördlichen Amerika's; die gesammte Bevölkerung drängt sich zu ihm; von den Quellen der Flüsse, und aus dem Innern der Wälder eilt sie herbey, um ihn zu sehen, die Mädchen an den Ufern des Ohio bekränzen ihn mit Blumen, die Jünglinge wollen ihn anschauen und seine Kleider berühren, die Greise wollen ihm die Hand drücken, ehe sie ihn verlassen. Diese Gunstbezeigungen werden von Geschlecht zu Geschlecht erzählt werden; sie werden Familienurkunden werden. Bey seinem Annähern öffnen sich die Reihen der Magistratspersonen, um ihn in ihre Mitte aufzunehmen; seine Gegenwart verbreitet Fröhlichkeit in den Städten; er bringt Ruhm über die Gräber der Tapfern; man sollte glauben, sie hätten ihn erwartet, um ihre Unsterblichkeit zu beginnen; und er selbst wird gesegnet, wird mit Ehren überhäuft. Was hat er denn gethan? ist er ein Fürst oder ein Potentat? Nein, mit den Mitteln eines bloßen Privatmannes hat er einer unterdrückten Nation beygestanden! . . . Junge Franzosen! dieses Bild mußte ich euch vor Augen stellen; es ist eurer würdig!“

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 252.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. Oktober 1825.

Eine ernste Sprache in den lieblichsten Bildern offenbart sich in dem anmuthvollen Reiche der Pflanzenwelt.

J. F. Nadda.

Altdeutsche Blumen- und Blätter-Sprache.

In einer Handschrift auf Papier, welche im Jahr 1471 Clara Hätzlerin zu Augsburg zusammentrug und die, erst vor Kurzem in Prag aufgefunden, jetzt Besitzthum der Bibliothek des Museums ist, fand ich eine merkwürdige altdeutsche Blätter- und Blumen-Sprache, die wohl eine größere Verbreitung verdient. Ein Abdruck der Urschrift scheint hier nicht an der rechten Stelle zu seyn, und ich habe daher alles in neue Schrift- und Sprachweise, doch mit äußerst geringen Veränderungen, verwandelt.

* * *

Eichen.

Eichenblätter bedeutet Festigkeit. Wer sie trägt, der meint, seinen Willen möge niemand brechen; wem es aber befohlen wird von seinem Liebsten, damit ist gemeint, es sey Stätigkeit von ihm lehrend.

Espenlaub.

Das bedeutet Furcht in angehender Liebe und im Verbündniß. Wem es aber befohlen wird zu tragen, so bedeutet es, daß er soll Furcht haben der Klaffer (Verräther), auch daß er begehren soll keine Ruhe zu haben, damit er sein Lieb in gutem Willen behalt' und unvermeldet (unverrathen). Espenlaub allweg gern zittert.

Birkenlaub.

Wer sich selber einen Meister hat auserwählt und dessen Strafen allzeit will williglich leiden, es sey hart oder lind, der soll Birken tragen ohne Laub. Wem es aber befohlen wird, mit Laub zu tragen, bedeutet, daß der Meister ihm wohlvertraut und will ihn doch unter der Ruthen haben; denn mit dem Laub ist sie nicht also scharf, als ohne das Laub.

Maßalterlaub *).

Wer sich entschlossen hat, Meidens und Fremdigkeit zu leiden, und doch dabey meint, sein Treu und Stät festiglich zu halten, der soll Maßalterblätter tragen. Wiewohl der Stiel daran lang ist und das Blatt fern von dem Stamme, so fällt das Blatt doch nicht desto eher und steht festiglich.

Kästen- (Kastanien) blätter.

Welchem bedünkt, daß er sein Lieb wohl gewöhnt habe, und ihn je länger je besser liebet, der soll tragen Kästenblätter; denn die Käste (Kastanie) auswendig rauh ist, und je rauher man sie findet, je besser sie ist.

Tannen.

Wer Tannen trägt, bedeutet, daß ihm sein Lieb gar freundlich in dem Anfang und in der Mitte wenig Freu

*) Maßholder, auch die Maserle genannt; eine Art des Ahorn, die eigentlich ein Heckenstrauch, aber auch zum kleinen Baum erwächst; Acer campestre Linn.

den bringet und sich die Liebe mit Leichtigkeit endet. Denn die Tanne vor erst hübscher ist, denn ander Laub; so sie dann mittelmäßig erwächst, so fällt sie und reißet und ist am Ende viel leichter, denn ander Holz.

Weiden.

Wer Weiden von sich selbst trägt, bedeutet, er sey alleinig und elend. Wem es aber befohlen wird, das ist ein Trost und williglicher Wachsen der Liebe. Denn Weiden ist ein Trost dem Lande vor dem Wasser, daß es desto minder den Grund mit sich nehme; darum sezt man sie zunächst an das Gestade. Dazu kommen sie lieber (besser), denn ander Holz.

Maulbeerlaub.

Wer Maulbeerlaub trägt, bedeutet, daß seinem Herzen etwas gefällt, und weiß doch wohl, daß es ihm nicht werden mag, ohne grossen Kummer, den es darum haben muß. Denn wer Maulbeeren essen will, der weiß wohl, daß er darab (davon) befleckt muß werden.

Buchenlaub.

Wer Buchenlaub trägt, meint, daß er einen unachtbaren Bulen habe und den nur behält, um nicht müssig zu gehen *), bis er es bessern möge. Denn kein Gutes kommt von der Buche, als daß man die Schwein damit mästet, welche man ohne Erlaubniß dahin treiben kann.

Lindenlaub.

Wer Lindenlaub trägt, der gibt zu erkennen, er wolle sich mit der Menge freuen und mit Niemand besonders; denn die Linde gewöhnlich auf der Gemeinde steht, da sich die Menge bey freut, und gibt dann insonderheit niemand kein Frucht.

Weingartlaub.

Wer sein Lieb sauer erlangt hat und doch sein Trost dennoch in Zweifel steht, der trage Weingartenlaub; denn die Rebe gar sauer gebaut wird.

Haselstandenlaub **).

Wer nicht Freude von seinem Lieb haben mag, er seh' es dann täglich, der soll Haselstandenlaub tragen; denn man sucht die Hasel selten, so sie nicht Frucht trägt.

Eiben.

Wer ein Lieb hat und dem gerne lebt nach allen seinen Willen, und doch wohl davon lassen mag, wem es bedünkt, daß es nicht zu Gerechtigkeit gehalten werde von seinem Lieb, der soll Eiben tragen; denn Eiben die Art hat, daß es sich gern läßt biegen, wer es aber nicht recht angreift, so schnellt es ferner, denn ander Holz.

*) Für müssig gån im Original.

**) Heslin.

Stechenblätter.

Wer ein ståt Lieb hat im Herzen, das ihm niemand benehmen mag, und ihm will Irrigkeit darein fallen, der soll Stechenblätter tragen, da wachsen rothe Beeren an; wiewohl das Laub über Jahr grün ist, so mag doch niemand seine Frucht abbrechen, er müsse Irrung haben von den scharfen Blättern.

Wechalter (Wachholder).

Wer sich selbst ein Lieb vorsezt und es ihm nur schlecht darin geht und sich gern entschliessen will, zu erwarten, ob ihm noch überlang etwas Trostes davon geschehen möge, der soll Wechalter tragen, der hat die Art: das erst' Jahr blühet er, das andere trägt er unzeitige Früchte, das dritte Jahr zeitigt die Frucht erst, und muß man sie dann mit Stäben abschlagen.

Schlehendorn.

Wer ein Lieb hat, das er fürchtet, der soll Schlehendorn tragen; dann mit dem verzäunt man gern die lieben Gärten. Wem aber sein Lieb mißtrauet und ihm sauer wird, bis er es bey gutem Glauben behält, der soll Schlehendorn tragen; denn das Wetter ist sauer, so sie blühet, auch so sie zeitig werden.

Hagedorn.

Wer etwas Liebs hat, das ihm nach aller seiner Lust gefällt, und er ihr das vor Furcht nicht erzählen darf, der soll Hagendorn tragen. Der hat die Art, daß kein lustigerer Baum nicht ist, der auch so lustlich schmeckt (riecht) in der Blüt', und darf man ihn doch nicht wohl anrühren, vor Furcht der Dornen, die an dem hübschen Stamme wachsen.

Eppich.

Eppich bedeutet, daß der Mensch festiglich und mit währender Gerechtigkeit allezeit gehorsam wäre, und kann doch keinen Dank oder Gefallen daran verdienen; denn es hat die Art, daß es allezeit grün ist und gar gern wurzelt zu seinem Stamm, wie wenig es geheget wird und wie viel Ungewitter es leidet.

Porretschblüte.

Wem sein Herz frey von allem Argen ist und sein Wille zu ganzer Gerechtigkeit steht, der soll Porretsch-Blüte tragen; denn das Kraut ist rauh und nicht gut abzubrechen. Darum steht die Blüte desto freyer und erfreut auch die kranken Herzen.

Windenblätter.

Wer Windenblätter trägt, bedeutet, daß der begehrt eins einigen Trostes, damit er in die Höhe kommen möge; denn die Winde kann nicht von der Erde erwachsen, sie habe denn einen Stamm zu Hülfe, dessen sie begehrt. Wem es aber geboten wird zu tragen von seinem

Lieb, bedeutet, daß er von seinem Lieb versucht sey in Lieb und Leib und sie doch gefunden in ganzer Gerechtigkeit und das bringt viel mehr Freuden, denn ob es ihn nicht versuchet hätte. Denn die Winde wächst durch rauhe Dornen und sieht man in der Höhe ihre Blätter gerechter (gerader) an dem Stamme, denn andere Blätter.

Wegweis.

Wer Wegweisblumen trägt von sich selber, bedeutet, daß er nicht auf den Weg kommen kann, der seinem Liebsten gefällig ist, und doch begehrt, daß er den geweiset werde. Wem es aber geboten wird von seinem Liebsten, bedeutet, sie wolle sich sein unterwinden mit ganzen Treuen und mit aller Gerechtigkeit zu weisen, und das Beste zu lernen; denn die Blume sich allezeit zu dem Besten kehrt gegen die Sonne, ob sie wohl etwann mehr darum leidet, doch tröstet sie sich, daß sie nichts denn Gerechtigkeit meinet.

Rupfblumen.

Wer Rupfblumen trägt, meint, er sey in Zweifel, ob ihn sein Lieb gerecht meine. Wer sie aber trägt ausgerupft, ohne die zwey Blätter und die gleich stehen, bedeutet, daß er ganzer Gerechtigkeit gewährt ist von seinem Liebsten. Welchem aber ein Blättlein allein ist blieben stehen, der meint, ihm sey ungleich geschehen.

Bg.

Geistliche Verschwendung.

„Im Jahr 1470, erzählt Fuller in seiner Kirchengeschichte, gab George, Bruder des großen Grafen Warwick, bey seiner Einsetzung in das Erzbisthum York, dem ganzen Adel, den meisten hohen Geistlichen und vielen Vornehmen ein großes Fest. Folgendes war dabey der Küchenzettel: 300 Malter Waizen, 330 Tonnen Bier, 104 Tonnen Wein, eine Pipe gewürzten Wein, 80 fette Ochsen, 6 wilde Farren, 1004 Widder, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 3000 Kapaune, 300 Ferkel, 100 Pfauen, 200 Kraniche, 200 andere Vögel, 2000 junge Hühner, 4000 Tauben, 4000 Kaninchen, 204 Rohrdommel, 4000 Enten, 200 Fasanen, 500 Rebhühner, 4000 Schnepfen, 400 Kibitze, 100 Wasserhühner, 100 Wachteln, 1000 Reiger, 200 Waldtauben, über 400 Stück Rothwild, 1506 warme Rehpasteten, 4000 kalte, 1000 Schüsseln mit geteigtem Gallert, 4000 Schüsseln gewöhnlichen Gallert, 4000 kalte und 2000 warme Eyersahne, 300 Hechte, 300 Bersen, 8 Seehunde, 4 Delphine und 400 Torten. Bey diesem Feste war der Graf von Warwick Marschall, der Graf Bedford Schatzmeister, der Lord Hastings Gegenschreiber, nebst mehreren anderen adeligen Beamten; ferner 1000 Bediente, 62 Köche und 515 Küchenmägde." — Sieben Jahre später nahm der König all die Güter dieses Bischofs in Beschlag und schickte ihn in Armuth als Verbannten nach Calais.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 24. Sept.

(Fortsetzung.)

— Die Prozessionen, besonders aus den Provinzen, haben von Neuem begonnen; es vergeht fast kein Tag, wo nicht wenigstens eine stattfindet. Es gibt zwey Arten derselben: eine, wo mehrere Individuen sich freywillig, oft sogar zufällig, zu einander gesellen und in Gesellschaft und unter Hersagung der vorgeschriebenen Gebete die vier Hauptkirchen (Basiliche) besuchen; eine zweyte, welche stets von einer sogenannten Compagnia (geistlicher Brüderschaft) gebildet wird. Diese Brüderschaften, unter verschiedenen Namen durch den ganzen Kirchenstaat verbreitet, haben sämmtlich wohlthätige Zwecke, Begräbniß der Todten, Almosensammeln, Sorge für den Unterricht armer Kinder u. s. w. Sie müssen, in Vereinigung mit einander, im gleichförmigen Gewande erscheinen, meistens ein mehr oder weniger grober Sack, dessen oberster Theil den Kopf verhüllt, und zwey leere Oeffnungen hat, durch welche die Augen sehen; von dem Sacke heißen diejenigen Brüderschaften, welche einen solchen tragen, Sacconi. Einige derselben gehen sogar barfuß, andere blos beschuhet. Diesem Gebrauche mögen mehrere Ursachen zum Grunde liegen, Demuth, Anspielung auf Gleichheit vor Gott, Sparsamkeit, Unkenntlichkeit des Individuums, um bey'm Almosensammeln sogar in das Haus seines Feindes zu gehen, u. a. m. Diese Brüderschaften, sämmtlich wohlhabende Bürger, werden für keine ihrer religiösen Dienstleistungen bezahlt, ja, sie behalten nicht einmal den Rest der von ihnen bey Begräbnissen getragenen Wachsfackeln. Die in den Provinzen betrachten sich meistens als Filialbrüderschaften von denjenigen zu Rom, welche denselben Schutzpatron haben, oder desselben Ursprungs sind. Es gibt auch adeliche Brüderschaften; zu diesen erhält natürlich kein Bürgerlicher Zutritt. Eine solche kam in den lezten Tagen von Orvieto (auf der toskanischen Gränze) und wurde außerhalb des Volksthors von der römischen Mutterbrüderschaft empfangen. Sie konnte mit Fug und Recht elegant genannt werden, denn alles war neu an derselben, Pilgerstab, Handschuhe, Strümpfe, Schuhe, Schnallen u. s. w.; die Kittel sämmtlich neu von der Elle, aus der feinsten Sackleinwand. Das Interessanteste war aber ein ungeheurer Proviantwagen, ein wirklicher Fourgon, im neuesten Pariser Geschmack verfertigt, in welchem sich die Brüder ihre Bagage nachführen ließen. Dem Pasquino ist der Mund gestopft, nicht aber den Römern. Somit gab dieser Munitionswagen zu tausenderley Scherzen Veranlassung; einer meynte, die Brüder wären feine Schälke: sie hätten den Wagen mit Orvietoflaschen *) gefüllt, um durch Einschmugglung derselben die Kosten zu verdienen, welche die Prozession verursacht habe. Dieser Spaß ist aber ohne Grund, denn selbst

*) Der Orvietowein, ein leichtes Getränk, dem feuerlosen weißen Champagner ähnlich, wird in Rom sehr häufig, und meistens als Dessertwein getrunken. Er verträgt keinen andern Transport, als den in gläsernen Flaschen. Eine solche, etwa eine große Maß enthaltend, kostet an Ort und Stelle, die Flasche mit inbegriffen, fünf, auch sechs Bajocchi (etwas mehr als zwey Groschen sächsisch), in Rom das Doppelte.

Prozessionen, aus den ärmsten Landleuten bestehend, lassen ihren Mundvorrath auf einem Leiterwagen, mit einem Esel bespannt, hinter sich herziehen. Was dem Geringen gestattet ist, sollte der Vornehme nicht auch thun dürfen? Freylich fahren die Adlichen dabey am besten: während ihr Wagen von vier prächtigen Hengsten von selbst gezogen wird, und sie sich also ungestört der Devotion überlassen können, müssen die armen Bauern die ihrige unaufhörlich durch die Schläge, welche der Esel bekommen muß, unterbrechen. Doch thun sie es ohne Murren und so, daß die Andacht äußerlich keineswegs dadurch gestört wird. Es gibt auch Schwesterschaften. Ihre Prozessionen zeichnen sich (diese Bemerkung haben Fremde und Einheimische gemacht) durch Würde, Anstand, besonders aber durch eine exemplarisch-andächtige Haltung, vor den männlichen Prozessionen aus. Es ist ein ungemein angenehmer, ja rührender Anblick, mehrere Hunderte von jungen und schönen Frauen, mit Madonnengesichtern in natürlicher, keineswegs gemachter Andacht, einherschreiten zu sehen, und in ihren Zügen die Zerknirschung über ihrer Sünden Menge zu lesen. Die Kreuzträgerin ist gewöhnlich eine Frau von Stande. Die Prozession der Einwohner von della Genga, dem Geburtsorte des Papstes, welche in diesen Tagen Rom besucht hat, würde unstreitig die feyerlichste von allen geworden seyn, wäre der heilige Vater nicht durch Krankheit abgehalten worden, derselben, wie es seine Absicht war, in Person beyzuwohnen. Mit Eintritt der minder heißen Jahreszeit, besonders nach Beendigung der Weinlese, werden die Prozessionen einen erneuerten Schwung nehmen, besonders aus den nächsten Umgebungen, deren Einwohner bisher durch Beschäftigungen auf dem Lande und in den Weinbergen an der Pilgerschaft verhindert worden sind.

— Wer kann vor Unglück, wenn das Haus brennt? Niemand. Aber Feuer soll man rufen, damit die Nachbarn herbeyeilen und die Brunst löschen, ehe sie weiter um sich greift. Ich rufe Feuer, denn es brennt lichterloh! Wollt ihr wissen, wo? lest den so eben erschienenen **Catalogo de' Papiri Egiziani della Biblioteca Vaticana.** Hier kann's mit Händen gegriffen werden, daß die beyden grundgelehrten Philologen, Monsignor Angelo Mai und der Abbate Michele Lanci, vom grimmigsten Hasse gegen einander entbrannt sind. Warum aber? Hr. Lanci hat die unehrerbietige (irriverente) Dreistigkeit gehabt, zu behaupten, Monsignor Mai sey seichter Vielwisser, der unnütze Dinge (die Palimsesten nämlich) treibe und sich darauf ein Ungeheures einbilde; Monsignor Mai, statt aller Antwort, recriminirt. Da das aber **idem per idem** ist und diese logische Formel nichts entscheidet; so weiß das Publikum nicht, wer Recht hat, und **adhuc sub judice lis est.** Monsignor Mai ergreift die Gelegenheit, wo er den, vom französischen Gelehrten Champollion entworfenen Katalog der auf der Vatikanischen Bibliothek befindlichen Papyrusrollen dem Publikum mittheilt, bey den Haaren, um gegen Hrn. Lanci in die Schranken zu treten, und dessen Abhandlungen: über das Basrelief von Carpentras mit der phönizischen Inschrift, über die beyden Palmirischen Inschriften auf dem Kapitolium, und über ein ägyptisches Basrelief, von ihm, auf den Rath einiger Gelehrten, kilanaglyphisch genannt, zu annihiliren. Da der erwähnte Katalog nur einen kleinen Raum in der Mai'schen Schrift einnimmt; so sieht man auf den ersten Blick, worauf es dem Verfasser bey Herausgabe derselben angekommen ist. Unstreitig interessirt der Katalog, besonders die ausführlichere Beschreibung einer der darin angezeigten Papyrusrollen, das große Publikum mehr, als die Lancischen Abhandlungen mit sammt der Mai'schen Kritik. Deßwegen will ich von jenem näher reden. Wie Jedermann weiß, behauptet Hr. Champollion, den Schlüssel zu der Schrift der alten Aegyptier, welche er in die hieroglyphische (die Zeichenschrift der Priester), die hieratische (gewöhnliche Schrift derselben) und die demotische (Volksschrift) theilt, gefunden zu haben. Bekanntlich gibt es der Fälle, worin sich ein Ding befinden kann, zwey: es ist, oder es ist nicht. Folglich hat die Behauptung des Hrn. Champollion die gleiche Präsumption der Wahrheit und des Irrthums für sich; ein Glück für ihn, denn bey einer Niete steht leichter zu gewinnen, als bey Hunderten. Ich weiß nicht, welchen Effekt die Champollion'sche Entdeckung im übrigen Europa hervorgebracht hat; hier in Rom gafft seit der Zeit alles die Obelisken an; Leute, welche das Abc nicht wissen, suchen in den Hieroglyphen zu lesen; selbst die Straßenbuben (hier sehr ausdrucksvoll **birbaccioni** genannt) haben Geschmack daran gefunden. Neulich standen ein Paar auf dem Montecitorioplatze. Der eine sagte zu dem andern: **Vedi un pò questo cucolo colla mitra. Che vuol dire?** Der andere, den Kopf in die Schultern ziehend, antwortete: **So molto. E questa civetta, e quest' anetra** u. s. w. Daß sich das römische Gesindel mit den Hieroglyphen beschäftigt, ist löblich: sie können im doppelten Sinne nichts Besseres thun. Aber das europäische Menschengeschlecht, bey dem leider schon mehr, als nöthig, ein Keil den andern treibt, was soll dem die ägyptisch-phönizische Keilschrift? Dasjenige Volk der alten Welt, welchem wir den höchsten Grad von Geisteskultur zugestehen, welches uns zum Typus alles moralischen Seyns dient, die Griechen, haben sie sich je mit etwas Aehnlichem, wie die Hieroglyphen, den Kopf zerbrochen, haben sie überall nur eine einzige fremde Sprache gelernt? In der nämlichen philosophischen Unwissenheit hat bisher eine neue europäische Nation gelebt, welche, (man sträube sich, wie man wolle, es zu gestehen) die Griechen der neuern Zeit geworden sind, die Franzosen. Wo in der Weltkultur möchten zwey ähnlichere Weltepochen zu finden seyn, als das Jahrhundert des Perikles und das Jahrhundert Ludwigs XIV.? Und kein Mensch hatte eine fremde Sprache gelernt! Behüte der Himmel, daß ich mich gegen irgend ein Sprachstudium auflehnen sollte; nur muß es eine wirkliche Sprache seyn, welche entweder existirt hat, oder noch existirt, und deren Erlernung möglich ist, keine Eulen und Krähen (im eigentlichen und uneigentlichen Verstande), welche jeder plappern läßt, wie ihm selbst der Schnabel gewachsen ist; wie wir denn jezt schon sehen, daß kaum Hr. Champollion von seiner Entdeckung der Keilschrift ganz Europa hat ertönen lassen, als schon der Professor Seyffert auftritt, und eine andere, von jener ganz verschiedene, Erklärung gefunden zu haben versichert. Diesem werden mehrere andere folgen, denn das Signal ist einmal gegeben, und die Herren werden Hals über Kopf auf den Kampfplatz eilen, wie die Dragonerpferde, welche Niemand im Stalle zu halten vermag, wenn die Trompete erschallt. Doch zurück zu der Beschreibung, welche Hr. Champollion van der erwähnten Papyrusrolle liefert. Gleich im Eingange entschlüpft ihm das Geständniß, er habe Anfangs geglaubt, die Leinwand- oder Papyrusrollen, welche man in den Händen der ägyptischen Mumien finde, enthielten die Lebensbeschreibungen der Verstorbenen; allein nähere Forschungen, und besonders Vergleiche, hätten ihn gelehrt, daß es nichts als Todtengebete seyen. Wie? Hr. Champollion, schon im Stande, die hieratische Schrift zu lesen, vermochte nicht zu bestimmen, ob das, was er las, faktische Umstände, oder bloße moralisch-religiöse Denksprüche enthielt? Sonderbar! Uebrigens soll sich von Familienumständen nichts in diesen Stellen befinden, als der Name des Verstorbenen und der seiner Mutter, höchst selten der des Vaters. Ein satyrischer Zug, dünkt mich, welcher beweist, daß die ägyptischen Frauen den europäischen mit gutem Beyspiele vorangegangen sind. Mitunter stehen auch die Titel und Aemter dabey. (Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 253.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 22. Oktober 1825.

So weit das All der Dinge reicht,
Ist nur Einer liebeleer, der Tod.

Die große Pest im vierzehnten Jahrhundert.

Vom Freyherrn von Zach.

Die furchtbare Seuche, welche gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zum Vorschein kam, war nicht über Europa nur, sondern, man kann sagen, über die ganze damals bekannte Erde verbreitet. Merkwürdig aber ist, daß weder Geschichtschreiber noch Aerzte jener Zeit mit der Umständlichkeit und Sachkunde, wie die schreckliche Erscheinung es verdient hätte, davon Berichte hinterlassen haben. Sollte der Grund hievon etwa darin liegen, daß Geschichtschreiber und Annalisten, Aerzte und Wundärzte selbst auch in Menge von der Seuche weggerafft worden sind.

Einer meiner Freunde, welcher lange in Rußland gelebt hat und mit der Landessprache um so vertrauter ist, als er selbst durch Herkunft den Slaven angehört, meldete mir vor nicht langer Zeit, er habe während seines Aufenthalts im Innern des Reiches eine alte Chronik zu durchgehen Anlaß gehabt, in der sich eine Geschichte der furchtbaren Pest, mit so scheußlichen Angaben und unglaublichen Erzählungen ausgestattet, vorfand, daß er oftmals versucht war, das Ganze für eine Fabel oder für die Träume einer finstern und ausschweifenden Phantasie zu halten. In dieser Vermuthung bestätigte ihn annoch der Umstand, daß das furchtbare Ereigniß im Gedächtniß der Menschen völlig erloschen und keine Spur von Ueberlieferungen, die darauf Bezug hätten, weiter übrig war. Den einsichtigsten Personen, den berühmtesten Aerzten war selbst das Daseyn der Jammergeschichte unbekannt geblieben, und sie hatten nie davon reden gehört.

Was allerdings bey mehreren Geschichtschreibern, in Chroniken, Jahrbüchern und andern Urkunden mehr davon gemeldet wird, ist im Grund doch nur Weniges. Der gelehrte Sprengel in Halle hat in seinen Beyträgen zur Geschichte der Medizin mit vorzüglicher Einsicht und umständlich den Gegenstand neuerlich erörtert, und auch der Britte Barnes hat in seiner History of Edward III. einiges dahin Gehörendes mitgetheilt. Den Versicherungen unsers Korrespondenten zufolge aber finden sich in den alten russischen Chroniken bisher noch völlig unbenutzte und solche Materialien, welche einer befriedigenden Beschreibung der merkwürdigen Katastrophe zum Grunde gelegt werden müssen, weil dieselbe dort wirklich auch ihren Ursprung nahm. Bis nun dieß durch Männer geschieht, die, mit erforderlichen Talenten und Kenntnissen ausgerüstet, Gelehrsamkeit und Kritik vereinbaren und im Geiste der Gruner, Schwediauer, Sprengel, Hendler, Foderé u. s. w. eine genügende Arbeit liefern mögen, folgen inzwischen hier einige flüchtige, den Angaben des vorbenannten Korrespondenten zum Theil enthobene Umrisse.

Die Bewohner der weitläufigen, vormals Moskovien genannten Landschaft, hatten im zwölften Jahrhundert ihren innern Unruhen und Zwisten zu entsagen und die ersten Stufen der Gesittung zu betreten angefangen, als im Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts eine politische Erscheinung am

östlichen Horizont sich zeigte, die nicht den Orient nur, sondern mit ihm auch den ganzen Occident in neue Verwirrung und nochmalige Barbarey zu stürzen drohte. An den Ufern des Selinga trat ein Eroberer auf, Namens Temudschin, bey uns besser bekannt unter dem Namen Gengis-Khan oder Jengbiz-Khan, was allmächtiger Herrscher bedeutet, welcher an der Spitze von ungeheuern Mongolen-Heerschaaren, denen sich später tartarische Horden aus Mittelasien beygesellten, vom Hiongnou herabstieg, und wie ein Waldstrom mit seinen Schaaren sich über China, Correa, Tibet, Hindostan und Persien ausbreitete. Was auf dem Wege lag, ward niedergeworfen, verheert und zerstört. Auch Moskovien wurde von diesen unwiderstehlichen Heereshaufen überfallen. Mit einer mächtigen Armee war zwar bey ihrer Ankunft der Czar ihnen entgegen gezogen; aber von der Niederlage, welche er in der Schlacht von Kalka erlitt, mochte eine schnelle Flucht ihn einzig nur retten. Duschi, der Sohn von Temudschi, vollendete nach des Vaters Tod die Eroberung und unterjochte ganz Rußland, nachdem er in einer zweyten Schlacht den Czar Alexander Newski überwunden hatte. Länger als ein Jahrhundert mußten die moscovitischen Czare ihrem stolzen und mächtigen Besieger den aufgelegten Tribut zahlen, und eine so lange Dauer des schmählichen Joches, das ein noch rohes und barbarisches, den Wissenschaften und Künsten entfremdetes Volk drückte, mußte nothwendig jene ersten noch schwachen Keime der Gesittung auch wieder völlig in ihm zerstören.

Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts schien in Folge innerer Fehden und aufrührischer Bewegungen das Joch allmählig minder schwer zu lasten und der Kettendruck einigermaßen sich zu mildern, als um das Jahr 1350 eine neue Plage anderer Art eintrat, welche diese unglücklichen Völker gar viel härter noch treffen sollte. In diesem Jahr selbst geschieht zwar in den Jahrbüchern des Landes nur noch wenig Meldung von der Seuche, aber in dem darauf folgenden Jahr theilt der Chronographe der Stadt Plesgow umständlichere Nachrichten mit.

In diesem Jahr (1351) meldet er, hat eine große Sterblichkeit sich im ganzen Lande verbreitet, die eine Menge Menschen hinraffte. Sobald Blutspeyen eintrat, starben die Kranken am folgenden Tag. Die Seuche nahm mehr und mehr überhand. Im Jahr 1353 starben so viele Leute, daß die Popen mit den Beerdigungen nicht fertig werden mochten. In der Stadt Plesgow einzig nur stieg die Zahl der die Nacht über vor die Kirchenthüren gebrachten Leichen auf dreyßig an; des Morgens wurden dieselben in eine gemeinsame Grube geworfen. Im Jahr 1354 sandten die wenigen überlebenden Einwohner dieser unglücklichen Stadt Abgeordnete an den Bischof Wassili in Novgorod, ihn um seinen Segen zu bitten. Der würdige Prälat kam selbst nach Plesgow, ertheilte dem Volk den Segen am Altar, ward aber gleichen Tags von der Krankheit befallen und unterlag ihr in kurzer Frist.

In den nächstfolgenden Jahren gedenkt die Chronik der Seuche nicht; im Jahr 1360 ward die unglückliche Stadt davon zum zweyten Male heimgesucht; ein harter Winter that dem Uebel dießmal einigermaßen Einhalt. Aber im Jahr 1364 ward die bereits schon verödete Stadt zum dritten Mal davon befallen, sie breitete sich weit im Lande aus, und entvölkerte die Städte Novgorod, Kasan, Twer, Moskau u. s. w. Im Jahr 1364 zählte die zuvor sehr bevölkerte Stadt Smolensk nur noch fünfzehn Einwohner. Die Städte Gluchow und Balesow waren völlig ausgestorben. Im Jahr 1365 schien die Krankheit einen veränderten Charakter anzunehmen, indem die von der Seuche Ergriffenen über den ganzen Körper mit Eiterbeulen bedeckt wurden, was früher nicht der Fall gewesen war.

Durch die große und schnelle Entvölkerung hatten der Feldbau und alle Landescultur große Einbuße und völlige Stockung erlitten, Hungersnoth gesellte sich dem früheren Jammer bey und erzeugte hinwieder auch neue Krankheiten. Unbegrabne oder nur halbbegrabne Leichen und das Aas gefallner Thiere lagen allenthalben zerstreut umher und verpesteten die Luft durch giftige Miasmen. Die Gegenden von Costroma, Wladimir und Novgorod waren um's Jahr 1380 zu weitläufigen Einöden geworden, ganze Städte und Dörfer waren ausgestorben, das Korn faulte in den Aehren, und nirgends wurden Heu-, Korn- oder andere Ernten eingesammelt.

Eine Menge wilder Thiere durchstreiften die Städte und Landschaften, welche über dreyßig Jahre von der Pest verheert und zur Hälfte, zu drey Viertheilen oder auch vollends ganz waren entvölkert worden; keine Abtheilung des ausgedehnten Reiches war verschont geblieben.

Aber auch keineswegs auf Rußland allein nur blieb die schreckliche Seuche beschränkt; sie scheint vielmehr über ganz Europa und vielleicht über alle Theile der bekannten Erde verbreitet gewesen zu seyn. Seit der Sündflut, hieß es, sey ein ähnlicher Jammer nicht wieder eingetreten. Die Aerzte mochten eben so wenig dem Uebel Einhalt thun, als sie dessen Natur und Ursachen zu erkennen im Stande waren.

Barnes meldet in seiner Geschichte Eduards III., es sey diese Pest auch in die Türkey eingedrungen, und sie habe binnen kurzer Zeit in den Ländern ihres Gebietes über drey-und-zwanzig Millionen Seelen hingerafft. In Deutschland starben binnen zwey Jahren eine Million und zweymal hunderttausend Personen. In der Stadt Basel allein nur betrug die Zahl der Todten in einem einzigen Jahr über zwölftausend, und man berechnete, es sey der dritte Theil der Bevölkerung der Schweiz von ihr hingerafft worden. Die Stadt Straßburg zählte in einem einzigen Jahr 26,000 Leichen. In Wien starben während sechs Monaten jeden Tag

900 bis 1000; in Lübeck von einer Vesper zur andern 1700, in Erfurt bey 2000; Münster und Osnabrück vermochten ihre Todten nicht mehr zu begraben, und die Leichen blieben auf den Straßen liegen.

In England brach die schreckliche Plage im Jahr 1348 anfänglich in den Seehäfen aus, am 1sten November dieses Jahres aber wurden die ersten Spuren davon bereits auch in London wahrgenommen. In einem einzigen Jahr wurden über 50,000 Leichen nur allein auf dem Kirchhofe der Cisterzienfermönche begraben. Auch alle übrigen Kirchhöfe fanden sich angefüllt und man wußte nicht mehr, wo mit den Leichen hin. Der reiche Lord Walcher Manny kaufte hierauf ein großes Ackerfeld, das er durch den Bischof von London für seine Bestimmung einsegnen und weihen ließ. Auf diesem neuen Todtenacker wurden zwischen Lichtmeß und Ostern 1349 täglich über 200 Leichen begraben. Was jedoch noch merkwürdiger und den Charakter eines Eroberers bezeichnend gefunden werden möchte, ist der Umstand, daß weder Pest noch Hungersnoth Eduard III. abhalten konnten, nach seinen bey Calais, in Poitou und Saintonge erfochtenen Siegen, nachdem er die Franzosen überall geschlagen und ihre Schiffe zerstreut hatte, seinen Einzug in England mit allem Pomp und Pracht des Siegers zu begehen. Ueber der reichen Beute der Soldaten sollten die Engländer ihr Elend vergessen; aber den Innhabern der Beute ward weder eigner Genuß derselben, noch ihre Uebertragung an Leibeserben zu gut. Alles, was Entsetzen und Abscheu einflößen kann, findet sich in dem Gemälde des Jammers vereinbart, welches brittische Geschichtschreiber aus jener Zeit aufbewahrt haben.

Von England ging die furchtbare Seuche im Jahr 1350 nach Schweden über, wo, dem Zeugnisse der Geschichtschreiber zufolge, innerhalb eines Jahres 466 Priester davon hingerafft worden sind. Frankreich blieb nicht verschont, und die einander bekriegenden Staaten (Frankreich und England) wurden durch Erschöpfung an Menschen endlich zum Waffenstillstande genöthigt. Ein berühmter gleichzeitiger Arzt, Guy de Chaulien, versichert, es sey der vierte Theil der Bevölkerung Frankreichs davon hingerafft worden und Mezeray bezeugt, im zweyten Bande seines chronologischen Abrisses der Geschichte Frankreichs, es habe diese Pest alle Provinzen heimgesucht und überall sey ein achter oder neunter Theil der Bevölkerung ihr unterlegen; keine Stadt, kein Ort, kein Haus sey davon verschont geblieben.

Von den Verheerungen der Seuche in Italien sind die Zeugnisse um so zahlreicher und genauer, als Kultur und Wissenschaften damals in diesem Lande ungleich mehr Fortschritte als im ganzen übrigen Europa gemacht hatten.

Boccazio hat im Decamerone eine Beschreibung dieses entsetzlichen Jammers geliefert, die hinsichtlich auf Stärke, Kraft und Beredsamkeit mit dem Meisterwerke verglichen ward, das Thucydides über die während des peloponnesischen Krieges in Athen ausgebrochene verheerende Pest hinterlassen hat. In Florenz hatte die Seuche, nach dem Zeugnisse von Boccaz, innerhalb fünf Monaten über 100,000 Einwohner weggerafft; in Siena 80,000, wie Agnolo di Tura, der selbst fünf Söhne daran verlor, in seiner Cronica Sanese meldet. In Sicilien fielen über 530,000 Menschen als Opfer dieser Pest, der Angabe von Bartolommeo della Pugliola zufolge, welcher auch erzählt, daß reich beladene Schiffe, deren ganze Mannschaft verstorben war, von Wind und Wellen umhergetrieben, auf dem Meere angetroffen wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Die Lilie.

O, wie mich im schönsten Garten
Die viel schöne Lilje freut!
Sechs hat sie der offnen Blumen,
Alle duftend süß und weit.

Silberrein ist ihre Krone,
Und die Tiefe honigsvoll.
Ach, daß Eine noch der Knospen
Nimmer sich entfalten soll!

Offner Kelch ist Huld der Seele,
Offner Kelch ein reines Herz,
Offner Kelch gepries'ne Sitte,
Offner Kelch der Lippe Scherz.

Offen ist ein häuslich Walten,
Und geöffnet frommer Sinn. —
Doch du lezter Kelch, verschloßner!
Hätt' ich deiner erst Gewinn!

Gebst du nie denn auf zu Wonne?
Sieht kein Auge deinen Grund?
Lieb' um Liebe heißt dein Name,
Und nur du bist mir gesund!

Joh. Rud. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 24. Sept.

(Fortsetzung.)

Die Papyrusrolle, von welcher hier die Rede, ist auf eine einzige, in zwey fast gleiche Hälften getheilte Seite geschrieben. Die erste (von der rechten nach der linken Hand) enthält in drey Kolumnen, über deren jeder sich mit einigen Zeichen in derselben Sprache eine hieroglyphische Figur befindet, den Text in hieratischer (Priester-)Sprache, die vierte ist durchaus mit hieroglyphischen Figuren angefüllt, von denen einige ebenfalls von hieroglyphischen Zeichen begleitet sind. Die Figuren sind, der größeren Zahl nach, nicht kolorirt, sondern in Umrissen geschrieben, nicht gezeichnet.

Vom Texte meldet Hr. Champollion, wahrscheinlich aus guten Gründen, weiter nichts, als daß er, wie schon gesagt, Todtengebete enthalte, die Trauer um den Verstorbenen, seine

Einbalsamirung, seine Beysetzung im Familiengrabmahle, besonders aber den Zustand der Seele, nach ihrer Trennung vom Körper, beschreibend. Die Figur über der ersten Kolumne stellt die verstorbene Person dar.

Die Figur sizt in knieender Gestalt vor einem Sperber. Dieser ist kein gemeiner Sperber, sondern ein Sperber, der Menschenverstand, oder vielmehr einen Menschenkopf hat, welches einerley ist, da Kopf so viel, wie Verstand bedeutet. Dieser Sperber spielt alle ersten Rollen in der ägyptischen Gotteslehre; ihm liegt das Fach der sogenannten grandes utilités ob: es ist der Fuchs in der modernen bürgerlichen Fabel. Man höre: Diessa (la figura) è la forma, sagt Hr. Champollion, di cui gli Egiziani servivansi per rappresentare generalmente le anime, e particolarmente il Dio che ne regolava i destini, quando esse i mortali corpi abandavano („sie ist (die Figur) die Form, welcher sich die Aegyptier bedienten, um im Allgemeinen die Seelen, im Besondern aber, den Gott darzustellen, welcher das Geschick derselben, nachdem sie die sterbliche Hülle verlassen hatten, bestimmte“). Der Sperber ist also Kläger und Richter in einer Person. Habe ich Unrecht, ihn mit dem Fuchse zu vergleichen? Noch nicht genug: ein Paar Zeilen weiter heißt es: Finalmente lo sparviere con testa umana è il Dio Osiri, considerato come il guardiano dell' emisfero superiore del cielo („endlich ist der Sperber mit dem Menschenkopfe der Thürsteher der obersten Halbkugel des Himmels“). Der Sperber stellt also erstens die Seele, zweytens ihren Richter und drittens den himmlischen Thürsteher vor, lauter rôles à tiroirs, welche jedoch einem Raubvogel leichter fallen, als man glauben sollte. Die Rolle der Seele bricht er über's Knie, denn mit dieser harmonirt sein Charakter nicht; und was den Richter und Thürsteher anbetrifft; so beschränkt sich die Handlung derselben darauf, die Hand oder vielmehr die Klaue auszustrecken, eine Bewegung, die einem Raubvogel ebenfalls sehr natürlich ist. Es kniet nämlich vor dem Sperber der Verstorbene mit einem irdenen Gefäßchen in der Hand, in welchem sich, wie lezterer versichert, die Sünden desselben befinden. Und könnte ich Hrn. Champollion in allem andern Recht geben, hier allein würde meine Meinung von der seinigen verschieden seyn. Was er für Sünden hält, dünken mich ägyptische Louisd'ore zu seyn, mit welchen der Verstorbene den Sperber besticht. Somit ist die Idee, einen Raubvogel zum Thürsteher und Richter zu machen, nicht weniger vernünftig, als satyrisch. Freylich führt Monsignor Mai, zur Bestätigung der Meinung des Hrn. Champollion, eine Stelle aus Gen. XLIX. 5. an, in welcher Jakob seine beyden Söhne Gefäße der Bosheit nennt. Eine sehr scharfsinnige Bemerkung, welche selbst dadurch nichts an ihrem Werthe verliert, daß sie nicht zutrifft. In der Hand der Figur ist das Gefäß ein wirkliches Gefäß, keine Allegorie; es enthält die Sünden (wenn ja welche darin sind), und diese allein werden allegorisch dargestellt; in der angeführten Stelle aber ist Alles Allegorie, der Körper bedeutet das Gefäß und die Seele die darin befindliche Bosheit.

Ueber der zweyten Kolumne steht der Verstorbene Ftà vor dem heiligen Käfer, dem Gotte Ftà, dem Symbole der Zeugung, mit aufgehobenen Armen, und sagt ein Gebet her. Ich wäre neugierig, den Inhalt desselben zu kennen, um zu wissen, was der Verstorbene nach seinem Tode, an einem Orte, wo er dem Irdischen entsagen muß, von besagtem Gotte zu bitten hat *); aber Hr. Champollion übergeht das Gebet mit Stillschweigen. Ueber der dritten Kolumne erscheint der Sperber von Neuem; die Rolle des Thürstehers, des Richters, ja der Seele, ist ausgespielt; er hat den Diskus auf das Haupt gesezt, und stellt nun den Sonnengott vor. Hinter ihm steht ein junger Pfau (so sagt nämlich Hr. Champollion und, wenn ich nicht irre, auch andere; wer aber den Vogel hier sowohl, wie auf den Obelisken, mit gewöhnlichen Augen betrachtet, hält ihn für eine Entengattung), das Symbol des Ueberflusses. Beyde sitzen in einer Barke, vom Verstorbenen, mit dem Nilmesser in der Hand, geleitet. Eine ganz neue Idee. Vernünftigerweise müßte der Verstorbene geführt werden; er fährt aber selbst, und noch dazu mit dem Nilmesser, der aber hier eine ganz andre Bedeutung hat, als man glauben möchte; er stellt nämlich eine der verschiedenen Gegenden der ägyptischen Unterwelt vor.

*) Nun, sollte er nicht um die Fortdauer seiner Nachkommenschaft bitten wollen?

Anmerk. d. Red.

So weit die eine Hälfte der Rolle. Auf der zweyten erblicken wir die Unterwelt (Amenti in der koptischen Sprache) in einer möglichst treuen Abbildung; in ihr der Verstorbene, dessen Thaten im eigentlichen Verstande abgewogen werden. Das Innere ist hübsch verziert. Auf dem Architrave erblicken wir die ägyptische Natter, hier Königsschlange genannt, zu acht verschiedenen Malen abgebildet; sie soll den Herrn der untern Region bedeuten. Vorhin hat Hr. Champollion einer andern Schlange gedacht, welche den Herrn der himmlischen Region vorstellt. Man möchte wünschen, Hr. Champollion hätte beyde genauer bezeichnet, damit man diesen Bestien, wenn sie einem in den Weg kämen, die gehörige Ehre erweisen könnte. In der Mitte sizt eine Figur, welche ihre Arme über die Augen der beyden heiligen Stiere Mnevis und Apis ausstreckt. Das soll die göttliche Vorsehung bedeuten, welche das Weltall, das heißt die Sonne und den Mond, umfaßt. Meister Sperber hat hier die Rolle des Sonnengottes dem Auge des heiligen Stiers Mnevis abgetreten; ganz natürlich: große Schauspieler lassen dann und wann ihre Doubles spielen. An beyden Ecken des Architravs ist die Höllenwage aufgehangen, vor welcher der bekannte Affe Cynocephalus steht. Dieser ist, wie wir bis jezt geglaubt haben, dem Tot (dem Merkure der Aegyptier) heilig gewesen. Da aber das hier nicht paßt; so macht ihn Hr. Champollion motu proprio zum Minister des Apis. Ein Affe ein Minister! Zur Seite befindet sich eine Kapelle, und in dieser sizt Osiris. Er hat zwey Hörner auf der Stirne, welche, nach Hrn. Champollion, das Licht und die Zeugungskraft bedeuten. Seine übrigen Attribute sind folgende: in der einen Hand hält er die Peitsche, in der andern den krummen Haken. Mit ersterer verrichtet er die Exekution an den Verurtheilten; lezterer dient dazu, sie fest zu halten, wenn sie nicht still stehen wollen. Ist Osiris wirklich der Bacchus der Griechen (welche ältere Behauptung Hr. Champollion hier von Neuem in einem vermeintlichen neben ihm stehenden Thyrsusstabe mit dem Pantherfelle bestätigt finden will); so muß man gestehen, hat er bei seiner Transfiguration viel an Ehren und Würden verloren.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 247:
Pfeil.

Räthsel.

Ich bin nicht, was ich bin, sobald ich offenbar
Erfährst du mich, so bin ich nicht mehr, was ich war,
Eh du mich hast erfahren. –
Besizst du mich, so wisse wohl mich zu verwahren.

. 0 .

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 254.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. Oktober 1825.

Ein Geschlecht vergehet, das andere kommt; die Erde aber bleibet ewiglich.

Ueber die Fortschritte der Gesellschaft *).

VIII. Kapitel.

Die Saracenen und Gothen, die sich der Bruchstücke der griechischen und römischen Größe bemächtigten, erhielten einen sehr ungleichen Theil der Beute, und benuzten sie mit sehr ungleichem Glücke. Die Saracenen tränkten sich schnell mit griechischer Bildung, und verloren sie eben so schnell wieder, während die Gothen, die lange nach ihrem Einfalle in das römische Reich eben so barbarisch erschienen, als zuvor, die verlornen Keime der Civilisation wieder auflasen und zu einer reichen Ernte aufzogen. Als die Ursache dieser Verschiedenheit kann man folgende bezeichnen: — die Bildung der östlichen Hälfte des römischen Reichs war unmittelbar griechisch; sie war mit Griechen bevölkert, welche ihre Literatur mit sich gebracht hatten, die hier so rein, als in ihrem Vaterlande, obgleich mehr zerstreut war; allein der Westen erhielt seine Bildung langsamer, unvollkommen und aus der zweyten Hand von Rom, wohin sie aus Griechenland, vermittelst einer andern Sprache, gekommen war. So war der Boden des Ostens weit mehr mit Wissenschaft geschwängert, als der des Westens; und nachdem der schnelle und ungestüme Einfall der Saracenen darüber hinweggegangen war, so blieben noch viele von den früheren Schätzen des Wissens zurück, welche er nicht hinweggeschwemmt hatte; allein im Westen bahnte ein Einbruch nur den Weg für einen neuen, und die Ueberbleibsel, die den ersten Sturm überlebten, wurden wieder durch einen zweyten zerstreut, und ganz durch den dritten vernichtet.

Die Bildung der Saracenen war eben so merkwürdig wegen ihres Glanzes, als wegen ihrer kurzen Dauer — beydes rührte größtentheils von dem Glanze und der kurzen Dauer ihrer Eroberungen her. Eine Schlacht machte sie zu Herren von Königreichen und sezte sie in Besiz von Pallästen und Thronen, die ihre Vorgänger kaum verlassen hatten. Wenn die erste Hitze des Sieges und des Fanatismus vorüber war, so suchten die Kalifen sowohl die weisen Männer als die versteckten Schätze der eroberten und geplünderten Länder auf, und die Weisheit der Griechen, die Geheimnisse der Magier und die Erfindungen der Völker jenseits des Indus wurden mit den Schätzen des Morgen- und Abendlandes um den Thron des Kalifen aufgehäuft.

Die Saracenen hatten sich über die Völker wie eine Gewitterwolke verbreitet, und wie ein elektrischer Bogen schossen sie Blitze von beyden Seiten zugleich; so bildeten sie einen Leiter zwischen dem Osten und Westen, und brachten die Entdeckungen der Nationen von den entgegengesezten Enden der Erde in Berührung und Verbindung. Die Erfindung des Schießpulvers, des Papiers, der Buch-

*) Wir geben die folgenden Bruchstücke in der Absicht, unsere verehrten Leser auf ein sehr interessantes Werk aufmerksam zu machen, welches so eben unter dem Titel: Ueber die Fortschritte der Gesellschaft, von James Douglas, aus dem Englischen übersezt, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen ist.

druckerey und anderer Künste, welche lange müßig im Osten gelegen, wurden durch europäische Fertigkeit belebt, und die Ansicht der Gesellschaft ist weniger durch irgend eine neue Erfindung verändert worden, als durch zwey Elemente, die in eine neue Verbindung traten, — die empirischen Entdeckungen des Morgenlandes und den in Anwendungen und Verbesserungen so fruchtbaren Scharfsinn der Europäer. Allein, wie wir schon bemerkt haben, ihre Laufbahn war eben so kurz als glänzend. Die Saracenen waren nichts als Schüler, und hielten niemals den Schlüssel zu den erworbenen Kenntnissen, nämlich die griechische Sprache, in ihrer eigenen Hand; das Wissen der Griechen ward unter dem Joche ihrer Schüler erdrückt. Sobald die Griechen aufhörten mitzutheilen, so hörten die Saracenen auf, vorwärts zu schreiten; die arabischen Uebersetzungen griechischer Schriftsteller wurden die Grenzen ihres Geistes — Wahrheiten, welche es unmöglich war zu übertreffen, Schranken, welche der höchsten Intelligenz unüberschreitbar waren. Sogar dieser Theil des arabischen Wissens hat besonders sein Daseyn außer den Grenzen Arabiens gehabt; und als ihre fremde Herrschaft zu Grunde ging, so verschwanden diese überlieferten Erinnerungen mit ihr, oder behielten ihr Daseyn nur in Fragmenten: welche zum zweyten Male in das barbarische Latein der Scholastiker übersetzt worden waren.

Die Höhe, welche die gothischen Nationen hernach erreicht haben, mag ihrer Schwäche zugeschrieben werden, — gerade denselben Ursachen, von denen man ganz verschiedene Folgen hätte erwarten mögen — ihrer geringen Anzahl, welche sich mit den überwundenen Völkern vermischte, und der Zerrüttung, die ein Ergebniß des Feudalsystems war, welches, indem es jedes Band der Vereinigung auflösete, jeden Einzelnen auf seine eignen Hülfsquellen beschränkte, und eine Kraft des persönlichen Geistes entwickelte, von der es vor- und nachher kein Beyspiel gibt.

Die Griechen bildeten sich in den Städten — der gothische Stamm im einsamen Leben in starken mit Wald umgebenen Vesten. Mitten in der Finsterniß der finstersten Zeitalter, als das ganze Gebäude der Gesellschaft zerfallen war, erhob sich, obgleich unbemerkbar, der Anfang eines neuen Geistes und einer neuen moralischen Welt, so verschieden von der vorhergehenden, als ob eine zweyte Sündflut sich über die Erde ergossen, und den Weg zu einer Erneuerung der Gattungen bereitet hätte. Die neuen europäischen Völker gaben zuerst keine großen Hoffnungen der Originalität, sie waren Nachahmer, und Nachahmer der schlechtesten Muster — der barbarischen Schriftsteller, die während des Verfalls und der Zerstörung des römischen Reichs lebten. Von dieser stiegen sie allmählig wieder auf, als sie sich aus der Barbarey erhoben, bis sie nach ein oder zwey Jahrhunderten mit den Schriftstellern des Augustischen Zeitalters bekannt wurden und Geschmack für sie gewannen.

Die erste fruchtbare Gedankenquelle entsprang ihnen aus der Verbindung der Dichtungen des alten Roms mit denen der provenzalischen Sänger. Viele sind erstaunt über Dante's plötzliche, fast wundervolle Schöpfung einer neuen Sprache und einer neuen Dichtung, allein die Reichthümer eines Dialekts können leicht in einen andern übertragen werden. Die Schätze der lateinischen Sprache waren geöffnet, um die italienische zu bereichern, wie es früher die der griechischen für die lateinische waren; die Werke der römischen Dichter erhielten ein anderes Ansehen und eine andere Farbe durch den besondern Geist, welcher sich in den finstern Zeitaltern erhoben hatte, und ihren Bildern einen Schein der Neuheit gab, wenn sie durch das gefärbte Medium gesehen wurden, welches theilweise das Licht anderer Tage zuließ. Die neue Stellung der modernen Völker verlieh ihren Ansichten Neuheit, und, obgleich nicht auf demselben Punkt mit den Alten, begannen sie ebenfalls eine Höhe zu ersteigen, wo sie die nämlichen Gegenstände erblickten, welche früher die Aufmerksamkeit ihrer Vorgänger beschäftigt hatten, aber weiter entfernt und sich undeutlicher darstellend. Sie hatten indessen mehrere Vortheile über ihre Vorgänger, sie waren frey von manchen der glänzenden Täuschungen, welche die Griechen vom Wege ableiteten, und die magische Sprache fehlte ihnen, um einen Schleyer über die Verirrungen ihrer Einbildungskraft zu werfen, oder die Lüftigkeit ihrer Gedanken zu verbergen. Weniger mit lebendigen Phantasien beschäftigt, beobachteten sie um so sorgfältiger die wirkliche Welt; und diese schloß sich vor ihnen auf, und ließ sie in die geheimsten Falten blicken, die von Anbeginn der Zeiten her verschlossen gewesen waren.

Die Literatur, welche sich im vierzehnten Jahrhundert bildete, beruhte auf zwey wesentlichen Bestandtheilen, welche einerseits auf die Besonderheit des gothischen Genius gegründet waren, und anderseits auf die Wiederherstellung der klassischen Literatur, und alles würde auf gutem Wege gewesen seyn, wenn jeder in seinem gebührenden Verhältnisse geblieben wäre; allein da es viel leichter ist zu borgen, als zu erfinden, so ward die Eigenthümlichkeit des Genius fast durch die Leichtigkeit, sich Zufluß von alten Schriftstellern zu verschaffen, erstickt, und die Gelehrten Europa's im fünfzehnten Jahrhundert waren nahe daran, bloße Nachahmer zu werden — die glücklichsten, aber auch sklavischsten Nachahmer der griechischen und römischen Vorbilder. Gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts fing jedoch eine neue Kraft zu wirken an, welche, verbunden mit andern Veränderungen, die ihr unmittelbar folgten, den modernen Völkern einen neuen Anstoß gab, und ihnen mehr als Eine neue Welt aufschloß; sie führt sie auf einen Punkt, der weit über

die Grenzen der alten Autorität hinausliegt, die Stimmen des Alterthums berühren nur noch schwach das Ohr, und die Größe Griechenlands und Roms verkleinert sich vor den Blicken. Diese große, neuaufspringende Kraft, die bis diesen Augenblick ihre Macht noch nicht halb gezeigt hat, ist die Buchdruckerkunst. Sie hat die Religion verbessert, die Philosophie umgebildet — einen neuen Geist in die Gesetze ergossen, und beherrscht die Regierungen mit unumschränkter Gewalt — sie macht die Mittheilungen des Geistes leicht und schnell, — gibt den gesellschaftlichen Einrichtungen und Entdeckungen eine früher ungekannte Beständigkeit, und verleiht der Wissenschaft die Flügel, welche sie der Zeit geraubt.

(Der Beschluß folgt.)

Die große Pest im vierzehnten Jahrhundert.

(Beschluß.)

Eine ausnehmend rührende und ergreifende Darstellung der entsetzlichen Calamität findet sich vollends auch in einem der merkwürdigsten Briefe von Petrarca (es ist der 120ste des achten Buches), der mit dem dreymaligen Ausrufe: Mi frater, mi frater, mi frater! anfängt, und der es wohl verdient, wiederholtem Nachlesen empfohlen zu werden: auch seine Laura war an dieser Pest verstorben.

In Asien und Afrika, besonders in Egypten, waren die Verheerungen der cosmischen Seuche noch gar viel größer gewesen als in Europa. Dem Zeugnisse chinesischer Geschichtschreiber zufolge, sind im Jahr 1334 unter der Regierung von Thouhan-Temur, von den Chinesen Cunti genannt, einzig nur in den südlichen Provinzen zwey Millionen zweymalhundert und siebenzigtausend Familien, oder dreyzehn Millionen Individuen daran umgekommen. Sie erzählen, etwas mährchenhaft freylich, von einer vielfarbigen Kugel, die vom Himmel auf die Erde gefallen, daselbst zersprungen sey und bösartige stinkende Dünste verbreitet habe, woraus in der Atmosphäre giftige Insekten erzeugt wurden, welche die Pest nun vollends überall hin verbreitet hätten.

Die Aerzte wußten wenig guten Rath, und die Meynung verwilderte so weit, daß Unmäßigkeit und Befriedigung ausschweifender Lüste als die wirksamsten Heilmittel empfohlen oder angewandt wurden. Alle Bande bürgerlicher Ordnung hatten sich aufgelöst. Mitten in den Schrecken der Anarchie waren es mancherley Arten des Fanatismus, die in den erschrocknen und betäubten Gemüthern (mentes stupore induraverunt, sagt Otto von Arezzo) leichten Eingang fanden. So entstanden die Judenverfolgungen jener Zeit, und die vielfachen öffentlichen Büßungen, worunter die der Geisselbrüder (Flagellanten) die berühmtesten geworden sind, so daß sie auch in der Geschichte menschlicher Thorheiten einen eignen Abschnitt bilden.

Wir wollen länger nicht bey diesen traurigen Geschichten menschlichen Jammers verweilen, aber zum Schlusse noch fragen: ob eine Rückkehr und Wiederholung ähnlicher Greuel möglich wäre? Allerdings wohl wäre sie möglich, wofern nämlich auch die Barbarey, die Unwissenheit, der Aberglaube und Fanatismus jener beklagenswerthen Zeiten wiederkehren sollten. Dieß zu fürchten ist jedoch kein Grund vorhanden. Bey den wirklich unter allen Abtheilungen der Gesellschaft verbreiteten Einsichten, wodurch wenigstens die gröbsten Vorurtheile zerstört wurden und die roheste Unwissenheit verschwunden ist, darf billig die Rückkehr vormaliger Barbarey für unmöglich erachtet werden. Jene menschenfreundlichen, wohlwollenden und gemeinnützigen Gesinnungen, welche die sichersten und wohlthätigsten Bande menschlicher Gesellschaften gewähren, sind überall vorherrschend, und in ihnen liegt ein mächtiger Antrieb und Reiz zum Unterricht und zur Erwerbung natürlicher Kenntnisse. Die Wissenschaften gehören nicht mehr geschlossenen Casten an, sie sind für Jedermann zugänglich geworden, und so lange als weise und verständige Menschenfreunde das Heiligthum des öffentlichen Unterrichtes hüten und darin die sicherste Gewährleistung der Tugend und nützlicher Kenntnisse und erhalten, ist ein Zurücksinken in den Jammer der Unwissenheit und der Finsternisse nicht zu besorgen. Die Pflege des Göttlichen im Menschen ist es, worauf sein Heil beruht.

Aus Treue um Treue.

Wer wollte lang sich härmen
Nach dieser oder der?
Ihr müßt die Welt durchschwärmen,
An jeder Gluth euch wärmen,
Ihr müßt die Welt durchschwärmen,
Die ganze Welt umher!

Ihr quält euch sonder Ende
Sogar in Liebchens Schooß,
Indeß ich mich behende
Von der zu Jener wende,
Indeß ich mich behende
Von Allen mache los!

A. Grafen v. Platen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 24. September.

(Beschluß.)

Hr. Champollion sagt: „Die Griechen schränkten die Beschäftigungen derjenigen Gottheiten, welche sie von den Aegyptiern entlehnten, beträchtlich ein.“ Eine scharfsinnige Bemerkung; Schade nur, daß sie postulirt, statt zu definiren. Mich dünkt, es existirt zwischen beyden eine Beziehung, welche die Sache zur Existenz erhebt; sie sind beyde naß, Osiris, als Gott des Nils, und Bacchus als Gott des Weins. Frà, welcher der Gott der Zeugung war, wie wir schon oben gesagt haben, wird hier für den Vulkan der Griechen ausgegeben. Mag auch das wahr seyn, so dünkt mich, habe ich auch hier die Auflösung gefunden. Osiris besaß, als oberster Lenker aller Dinge, eine Schmiede, und auf dieser mußte sein Premierminister Frà, der heilige Käfer nämlich, die Schicksale der Menschen schmieden. Daher noch heut zu Tage die Redensart: Jeder ist seines Glückes Schmid. Zu den Griechen übergegangen, behielt er dasselbe Handwerk bey: er schmiedete den Göttern und Halbgöttern ihre Waffen, und diese Waffen bestimmten das Schicksal der Menschen. Ist das nicht klar? In einiger Entfernung liegt der Hippopotamus; ohne Brille besehen, muß das der Cerberus der Griechen seyn. Meinetwegen; nur gestehe ich, daß mir dießmal die Aehnlichkeit entgeht, und ich nur eine einzige große Verschiedenheit finde: Der Hippopotamus ist ein sehr geduldiges, dagegen der Cerberus das allerbissigste Thier, welches es gibt. Im rechten Winkel tritt endlich die Hauptperson auf, der Verstorbene, von zwey weiblichen Genien vor die Göttin Satè, die Tochter des Gottes Frè oder der Sonne, geführt. Nachdem bereits im vorigen mehrere Sonnen aufgetreten sind, wird hier noch eine neue genannt; man sieht, es ist nicht ohne Ursache heiß in Aegypten. Die Göttin Satè soll die stete Gefährtin des Osiris seyn, aber was sagt denn Isis dazu? Die Hörner auf dem Kopfe des erstern wären also vielleicht in doppelter Hinsicht eine Satyre. Wenn endlich Satè, welche nirgends auf der Abbildung zu sehen ist, Gericht halten soll, wozu sizt denn Osiris mit Peitsche und Krummhaken da? Die eine der beyden hält in der Rechten das gehenkelte Kreuz und in der Linken das Szepter mit dem Vogelkopfe. Ersteres, der bisherige Zankapfel aller ägyptisirenden Alterthumsforscher, wird von Hrn. Champollion für das Symbol des ewigen, oder wenigstens des himmlischen Lebens erklärt. Das freut mich, so bedeutet es doch etwas, und zwar das Wichtigste, was es für uns geben kann, da es um das Irdische so grundschlecht bestellt ist. Das Szepter mit dem Vogelkopfe (Hr. Champollion hat wohl daran gethan, es dabey zu schreiben, daß es ein Vogelkopf ist, denn sonst würde es Niemand errathen) soll das Attribut der wohlthätigen Götter seyn. Wie? Das wird nicht gesagt. Das Drama eilt zum Schlusse: der Verstorbene kniet vor den zwey-und-vierzig Höllenrichtern, welche das Tribunal der ägyptischen Unterwelt ausmachen. Sie sind sehr sinnreich porträtirt: nur wenige haben Menschen-, bey weitem der größte Theil Thierköpfe, zum Beyspiele, Krokodil-, Ratten-, Hammel-, Sperber-, Schlangen-, Ibis-, Schakal-, Hippopotamus-, Löwen- und Cinocephalusköpfe. Hier zeigt sich der satyrische Geist der Aegypter in seinem hellsten Lichte. In Gegenwart der Richter wird der Verstorbene auf die Wage gelegt und gewogen; man sollte glauben, dieß geschähe vom Cinocephalus, welchen wir oben mit der Wagschale in den Händen erblickt haben. Aber der sizt hier oben auf der Wage; das Wägen thut eine Figur mit einem Sperber- und eine andre mit einem Schakalkopfe. Der Sperber spielt hier also eine neue Rolle, nämlich die des Orus, des Sohns des Osiris und der Isis; der Schakalkopf stellt den Annbis vor, gleichfalls den Sohn des Osiris, aber mit der Neftis erzeugt. Man denke an die beyden Hörner auf dem Haupte des leztern. In der rechten Wagschale steht ein Gefäß von Thon, die Sünden des Verstorbenen bedeutend, in der Rechten ein kleines Bildchen der Göttin Satè, seine Tugenden vorstellend; diese schnellen jene in die Höhe. Offenbar ist hier der Schreiber der Rolle etwas voreilig zu Werke gegangen; aber er durfte den Teufel nicht an die Wand mahlen. Vor der Wage steht Tot, ein Gott, dem gleichfalls viele Attribute beygelegt werden; er ist Erfinder der Buchstabenschrift, Gesezgeber, die göttliche Weisheit (Lezteres bedeutet sein Ibiskopf), und überdem noch der Bote des Osiris. Hr. Champollion macht ihn hier wieder zum Merkur der Griechen. Tot schreibt mit einem Griffel das Ergebniß der Wage auf ein Papyrusblatt, wahrscheinlich ward dieß hernach dem Osiris übergeben, welcher nach Befinden der Umstände den Verstorbenen losspricht, oder die Peitsche und den Krummhaken spielen läßt. Osiris ist also, wie man sieht, nicht der Richter, sondern vielmehr der Exekutor.

So weit die Erklärung des Hrn. Champollion. Ob ich sie gleich, um den Inhalt derselben den Lesern minder trocken zu machen, ein wenig travestirt, oder (wenn man, um im Gleichnisse zu bleiben, lieber will) verwässert habe; so ist doch kein einziger Umstand, auch nicht der allermindeste, übergangen, oder entstellt worden. Ohne dem Urtheile der Leser vorzugreifen, glaube ich behaupten zu dürfen, daß Niemanden, der einigen Geschmack an dergleichen Dingen findet, das Schielende, Unzureichende, Bezuglose, mit einem Worte, der Mangel an logisch-philosophischem Zusammenhange in dieser allegorischen Geschichte nach dem Tode entgangen seyn wird. Die Erklärung des Hrn. Champollion ist entweder richtig, oder fehlerhaft. Im ersten Falle hätten wir füglich mit einer Pinseley, wahrscheinlich von einem unwissenden Priester, und für einen Spottpreis angefertigt, durch welche unsere höchst mangelhafte Kenntniß von der ägyptischen Mythologie nicht allein nicht erweitert, sondern noch verwirrter gemacht wird, verschont bleiben können; im leztern hat sich freylich Hr. Champollion erklärt, aber die Erklärung der Papyrusrolle bleibt noch zu machen übrig. Warum übrigens dieser Gelehrte aus Rom abgereist ist, ohne durch die Erklärung auch nur eines einzigen Obelisks, in einem fliegenden Blatte um einen geringen Preis unter das Publikum vertheilt, die ungläubigen Römer zu belehren, warum es ihm zweckmäßiger geschienen hat, jene okkulte Arbeit auf dem Vatikane, in welcher die Hieroglyphen nur eine untergeordnete Rolle spielen, zu unternehmen, statt den Gelehrten Mittel und Wege an die Hand zu geben, durch Vergleichung der Hieroglyphen des erklärten Obelisks mit denen der übrigen sich selbst in Dechiffrirung derselben zu üben und ihnen somit eine nicht minder wissenschaftliche, als unterhaltende Beschäftigung zu erhalten, läßt sich nicht wohl absehen. Oder fiele der Grund davon vielleicht nur zu sehr in die Augen?

G. L. P. Sievers.

Beylage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 255.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 25. Oktober 1825.

Der Ruhm ist Staub, der von des Wandrers Füßen
Emporgewühlt, in dicken Wolken steigt,
Die schneller hinter ihm in eitles Nichts zerfließen.

Fr. A. Müller.

Belustigungen aus der deutschen Literaturgeschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Lobhudeley in Anagrammen.

Wenn es eines Theils erfreulich und mit dem selbstisch neidischen Geiste der neuesten Kunst und Literatur vortheilhaft kontrastirend erscheint, wie die Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, durch poetische Vereine und Gesellschaften gleichsam zünftig verbunden, sich gegenseitig mit Ehrenbezeugungen und Liebesergüssen überhäufen, und dadurch die neue deutsche Muse dem großen Haufen empfehlen, so dürfen wir es doch auch nicht übersehen und verschweigen, daß diese zuerst aus innerem Drange entsprungene Sitte der gegenseitigen Lobpreisung allmählig in eine hofirende Ziererey, ja endlich gar in eine alberne Abgötterey auch des Unbedeutendsten ausartet und der Unnatur der Lohensteinischen Schule den Weg nach dem deutschen Parnasse bahnen hilft. Die neue Kunstschule der Poesie, welche Opitz dem erstaunten Deutschland geöffnet hatte, fast allgemein als eine erste Schöpfung und Gründung des vaterländischen Musenberges betrachtet, riß die gelehrte Welt schon damals über alle Grenzen einer haltbaren Schätzung des Vaters der deutschen Poeterey hinaus. Der einmal angestimmte Ton der lobpreisenden Bewunderung, sich auch wohl noch überbietend, um sich nicht zu erschöpfen, begleitete dann auch die Erzeugnisse der nächsten Nachfolger auf der neuen Bahn, und ein solches Besingen des Sängers und seiner Gesänge ist so ganz hergebracht und förmlich in dieser Zeit, daß nicht leicht eine Gedichtsammlung ohne eine Zugabe von Ehrenschriften und Preisversen an das Licht tritt.

Als Beyspiel zu diesen allgemeinen Bemerkungen wählen wir einen der fruchtbarsten Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, welcher indessen der gegenwärtigen Zeit fast nur noch als geistlicher Liedersänger bekannt ist, den Johann Rist, den Rüstigen, wie die fruchtbringende Gesellschaft ihn benannte, den Stifter des Schwanenordens, den Dafnis aus Cimbrien, den Elbschwan, das erwählte Rüstzeug Gottes *), und welche Namen und Titel die verschwenderische Mitwelt ihm sonst noch gegeben haben mag.

Eine Sammlung seiner weltlichen Gedichte führt den Titel: Neuer deutscher Parnaß, auf welchem befindlich Ehr- und Lehr-, Scherz- und Schmerz-, Leid- und Freuden-Gewächse, welche zu unterschiedlichen Zeiten gepflanzet, nunmehro aber allen, der deutschen Heldensprache und deroselben edlen Dichtkunst vernünftigen Liebhabern zu sonderbaren Gestalten zu Hause gesammelt und in die offenbare Welt ausgestreuet von Johann Risten. Lüneburg 1652. 12. Dieser Parnaß hat einen Anhang unter folgender Firma: Des teutschen Parnassus Nebenbergelein, auf welchem befindlich fürnehmer Herren und wohlvertrauter Freunde übergeschickte Ehrengedichte an den Rüstigen, welche, demnach sie niemalen zuvor in offnem Drucke gesehen

*) Er war Prediger zu Wedel an der Elbe.

worden und doch mehreren Theils, ihrer sonderbaren Anmuthigkeit halber, sehr wohl zu lesen, aus treumeinendem Herzen diesem Werke sind angefüget und damit die Grenzen dieses Parnasses beschlossen.

Unter den vielen, zum Theil überaus lächerlichen Lobgedichten dieses Nebenberges, dem es übrigens nicht an berühmten Namen fehlt, wie z. B. Schottel, Moscherosch u. a. m. zeichnen wir nur ein Paar anagrammatische Spielereyen aus.

Der
Rüstige Rist,
Ristius { ὁριστὴς / καὶ / ῥύστης } ἄριστος.
Linguæ patriæ
et exinde
Ἄριστος συνάριστος
τῶν
Ἀρίστων
τῶν
ἐν κοινωνίᾳ
Καρποφορούντων.

Ein andrer macht folgenden dreyfachen Buchstabenwechsel mit dem Namen Johann Rist sammt dessen Titeln:

Riste gibt: Er ist!

Johannes Riste gibt: Jah, er ist Sonne.

Herr Johann Riste, Kaiserlich Edelgekröhneter Poete, gibt: Er ist, o Ehrenpreis, edelhoch erklähret, ja gekröhnet.

Dazu die Erklärungen:

Er ist! wird auch wohl verbleiben,
So lang' als in aller Welt
Noch ein kluger Geist wird schreiben
Und was viel auf Weisheit hält ꝛc.

Großer Rist, jah, Er ist Sonne,
Er ist unsrer Dichter Lust,
Er ist der Gelehrten Wonne,
Herr, was ist Ihm nicht bewußt? ꝛc.

Er, mein Herr, ist, das erfähret
Jedermann, o Ehrenpreis!
Längst schon edelhoch erklähret,
Ja gekröhnt, wie jeder weiß;
Adel und die Lorberkrohne
Gab der Kaiser Ihm zum Lohne.

Besonders ergötzlich ist in diesem Liede die Anrede durch Er, worin eine kanzleygerechte Höflichkeit steckt, denn der Verfasser desselben ist ein Schreib- und Rechenmeister.

In der Besungenen Florabella (Hamburg 1656. 8.) nimmt folgendes Anagramm ein Titelblatt ein:

Johannes Ristius per anagr.: O Tu es Iris, annis.
Item . . . . . : Vos risit inanes.

Dazu die Erklärungen:

Nil mirum, bene quod radiant tua carmina, Risti,
Nam Iris es, o Tu, Annis fulgida perpetuis.

Ristius in vestris oculis est spina, Maligni,
Saepe enim Inanes vos haud carmine risit inani.

Besonders reich an beygegebenen Lobgedichten ist Rist's Poetischer Schauplatz (Hamburg 1646. 8.). Wir geben daraus noch einige kuriose Anagramme.

Johannes Rist durch Buchstabenversetzung: So ist Er hinan.

So hoch ist Er, Herr Rist, hinan,
Daß Seiner nunmehr Jedermann
Höchstrühmlich stets gedenket
Und lobend ihn beschenket. ꝛc.

Ein Anderer macht aus demselben Namen: Hier sint Naso.

Macht, Leser, dich bestürzt die Anmuth der Gedichte,
Der Wörter stumme Macht, was dünkt es seltsam dir?
Es wandert, der sie giebt, schon lang' mit dem Gerüchte:
Du ehre, der da sint den Teutschen Naso hier!

Was sind gegen solche Lobhudeleyen alle unsre Gevatterschaftskritiken, Korrespondenzkomplimente, Zeitungslobgedichte, Selbstrezensionen, ja die schönsten Verlagsanpreisungen? Man nehme dazu noch Titelkupfer, wie derselbe Rist sie seinen Werken vorgestellt hat, z. B. den Parnaß mit dem Apollo oben darauf, und unten Rist als Ankömmling, dem Opitz in großer Eile entgegengelaufen kömmt, um ihn schnurstracks hinaufzuführen, und man wird eingestehen, daß wir in dieser Hinsicht gar weit hinter dem siebenzehnten Jahrhundert zurück sind. Oder fehlt es uns nur an Muth und Unbefangenheit, um mit demselben zu wetteifern?

In den panegyrischen Wust seiner Zeitgenossen versunken, schlummert nun Rist's ewiger Ruhm. Seine zahlreichen Schriften mit ihren pomphaften Titeln beschäftigen kaum noch den Bibliographen, und ich selbst habe einige derselben vor mir liegen, die auch die fleißigsten Sammler nicht anführen. Gerade weil Rist so überaus fruchtbar gewesen ist, wagen sich selbst die Anthologen selten tief in ihn hinein. Denn wer liest gern tausend Seiten durch, um eine für eine Blumenlese auszuschreiben? Man begnügt sich also in der Regel mit einem geistlichen Liede des Elbschwans, wie z. B. O Ewigkeit, du Donnerwort! oder: Auf, auf, ihr Reichsgenossen!

Um unsre Leser indessen mit der Pedanterey und Aufgeblasenheit des holsteinischen Dichters und seiner Vergötterer einigermaßen zu versöhnen, theilen wir ihnen ein Paar kleine Lieder aus den akademischen Jahren desselben mit, deren natürliche Frische und Munterkeit auf eine höchst erfreuliche Weise mit jenem gelehrten Lorberperrückenwesen des Jahrhunderts kontrastirt. Wenn man, aus

dem leblosen Wortschwall der späteren Schäfergedichte und christlichen Seelenseufzer des guten Rist sich herauswindend, auf eine solche Oase dieser poetischen Sandwüste stößt, so fühlt man sich um so mehr dadurch erquickt.

Des Studenten Frühlingslied.

Ey, nun will ich lassen schwinden
Alle Sorg' und Traurigkeit,
Weil die schöne Frühlingszeit
Sich nun bald wird lassen finden,
Weil der Winter will vergehen,
Eis und Schnee zu Wasser wird,
Und die Gärten wohlgeziert
Sind sehr lieblich anzusehen.

Hievon thut die Zeitung bringen
Aller Vöglein Fröhlichkeit,
Die zu dieser Frühlingszeit
Ihre Stimmlein lassen klingen,
Da die Lerchen sich erfreuen,
Da der Bau'r zu Felde zeucht,
Und aus Scheu'r und Ställen kreucht
Der Menalkas mit den Säuen *).

Alles thut jezt muthig werden,
Es kömmt wieder an den Tag,
Was zuvor verborgen lag
In dem tiefen Schooß der Erden.
Alles sieht hervor man kriechen,
Kraut und Blumen mannigfalt,
Die so lieblich von Gestalt,
Und anmuthig sind zu riechen.

Ey, so will ich in den Garten,
Mit dem schönen Saitenspiel
Und der andern Kurzweil viel
Nur der Fröhlichkeit abwarten.
Ich will suchen die Gesellen,
Die da wissen, Lust und Freud'
In der grünen Frühlingszeit
Fein gebührlich anzustellen.

Laßt uns guten Wein hergeben,
Lauten, Geigen, Jungfräulein,
Müssen alle bey uns seyn:
Das ist recht Studentenleben:
Wer sollt' das nicht lieber wollen,
Als arbeiten Nacht und Tag,
Stetig führen große Klag'?
Wer weiß, wenn wir sterben sollen?

Des Studenten Winterlied.

Der Winter hat sich angefangen,
Der Schnee bedeckt das ganze Land,
Der Sommer ist hinweg gegangen,
Der Thau hat sich in Reif verwandt.

Die Wiesen sind von Frost versehret,
Die Felder glänzen wie Metall,
Die Blumen sind in Eis verkehret,
Die Flüsse stehn wie harter Stahl.

Wohlan, wir wollen von uns jagen
Durch Feu'r das kalte Winterlied,
Kommt, laßt uns Holz zum Heerde tragen
Und Kohlen dran, jezt ist es Zeit.

*) Sit venia vocabulo!

Laßt uns den Firnewein hergeben
Dort unten aus dem großen Faß.
Das ist das rechte Winterleben:
Ein' heiße Stub' und kühles Glas!

Wohlan, wir wollen musiciren
Bey warmer Luft und kühlem Wein.
Ein Andrer mag sein Klagen führen,
Den Mammon nie läßt fröhlich seyn.

Wir wollen spielen, scherzen, essen,
So lang' uns noch kein Geld gebricht,
Doch auch der Schönsten nicht vergessen,
Denn wer nicht liebt, der lebet nicht.

Wir haben dennoch gnug zu sorgen,
Wenn nun das Alter kommt heran.
Es weiß doch Keiner, was ihm morgen
Noch für ein Glück begegnen kann.

Drum will ich ohne Sorge leben,
Mit meinen Brüdern fröhlich seyn.
Nach Ehr' und Tugend thu' ich streben,
Den Rest befehl' ich Gott allein. *)

Wilhelm Müller.

*) Der achte Band meiner Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts wird eine Auswahl aus Rist enthalten.

Ueber die Fortschritte der Gesellschaft.

(Beschluß.)

Vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an können wir die vierte Periode des Fortschreitens der Gesellschaft rechnen, die noch unerschöpft, und von welcher zu hoffen ist, daß sie mit immer beschleunigten Schritten vorwärts eilen werde; denn die Ursachen, aus denen sie entsprang, bestehen noch, und bald werden sie auf die menschlichen Angelegenheiten mit immer wachsender Kraft einwirken.

Die erste der, die Fortschritte dieser Periode begründenden, Ursachen, sey es nach der Zeit ihrer Entdeckung, oder nach der Wichtigkeit ihrer endlichen Wirkung, war, wie wir schon bemerkt haben, die Buchdruckerkunst; allein die am unmittelbarsten wirkende Ursache war die Entdeckung von Amerika, welche in dem Einflusse, den sie bestimmt ist, über das menschliche Geschlecht auszuüben, der Buchdruckerkunst und nur der Buchdruckerkunst untergeordnet ist. Schon die Kenntniß von dem Daseyn Amerika's lösete die Fesseln des Ansehens der Alten, und verminderte ihre Wichtigkeit; ihre Größe verkleinerte sich, als es erschien, wie eng der Winkel war, auf den sie sich beschränkten, und wie wenig sie die Welt kannten, die sie bewohnten. Hoffnungen belebten den Geist, daß nicht alles durch das Alterthum erschöpft worden, und daß, so wie die Natur eine neue Welt zurückbehalten habe, um die Bestrebungen der Neuern zu belohnen, neue Offenbarungen in der moralischen Welt auch dem geistigen Entdecker vorbehalten seyn möchten, der sich kühn einen Weg zu ihnen bahnte.

Indem die Erde sich so durch den Zusatz eines neuen Kontinents vergrößerte, ward das Weltall durch die Erfindung des Fernrohrs ausgedehnt und seine Grenzen weiter hinausgeschoben, und die Philosophie der Alten mit ihren Theorien über ihr beschränktes System des Daseyns erschien auf einmal kindisch und unreif, wenn man sie mit dem Wege zur Unermeßlichkeit verglich, den Galilei geöffnet, und mit jenen Schaaren von Sternenwelten, welche dieser Kolumbus des Firmaments entdeckt hatte.

Die Buchdruckerkunst und der Gebrauch der Feuergewehre, die Entdeckung des Weges nach Indien bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbey, welche die von Amerika begleitete, und die darauf folgende Umschiffung der Erdkugel, die Erfindung des Telescops, verbunden mit der des Microscops — alle diese Erwerbungen und Entdeckungen wimmelten in der Zeit einiger flüchtiger Geschlechter und führten die Menschheit, ehe sie es noch bemerken konnte, in eine neue Laufbahn; sie gaben ihr einen Anstoß, den wir noch fühlen, und der noch jezt die Welt vorwärts treibt, ohne daß wir fähig sind, den Punkt in der Zukunft zu bestimmen, wo diese Bewegung aufhören wird. Verschiedene Hindernisse haben jene völlige und alles umbildende Veränderungen verzögert, welche diese Ursachen bestimmt sind am Ende hervorzubringen. Es ist in besondern Zeiträumen, daß ihr Einfluß am meisten gefühlt worden, und daß sie eine Macht ausgeübt haben, welche uns vergönnt zu berechnen, wie groß das Maaß ihrer vereinten Kraft seyn wird, wenn sie die Hindernisse überwunden haben, die sich ihren Fortschritten widersetzen, und, wie die Küste allmählig von der Flut hinweggespühlt wird, durch alle Dämme brechen, und sich überall ohne Kampf und ohne Grenzen ergießen werden.

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, 25. September.

Der Septembermonat ist eigentlich ein Reisemonat für die Pariser; Minister, Richter, Professoren, Studenten, alles, was nur Vakanzen hat oder sich Vakanzen geben kann, eilt aus dem Gewühle der Stadt, um einige Tage oder Wochen lang die Landluft einzuathmen, oder andre Städte, andre Sitten zu sehen. Die Diligencen sind bis oben auf voll gepfropft, und die Privatkutschen rollen in Menge auf den Landstraßen einher. Seitdem man in Frankreich die Vervollkommnung der englischen Landkutschen kennen gelernt hat, haben auch bald die französischen an Leichtigkeit und Bequemlichkeit gewonnen; und obschon Pferde und Geschirr einem Engländer noch immer erbärmlich vorkommen, so geht es mit diesen Pferdchen und dem elenden Geschirr doch nicht übel vorwärts, und wenn man in einem Tage, wie es jezt in Frankreich der Fall ist, 25 bis 30 Lieues zurücklegen kann, so läßt sich über die öffentlichen Fuhren eben nicht klagen, zumal da durch die Konkurrenz der vielen Landkutschen auch die Preise beträchtlich gefallen sind, und man auf allen Landstraßen, wo starke Konkurrenz ist, beynahe um die Hälfte wohlfeiler reisen kann als sonst. Zwar haben die Gastwirthe nichts nachgelassen, und die meisten bedienen die Reisenden noch eben so schlecht als sonst; allein man hat jezt weniger mit ihnen zu thun als zuvor, da man weit schneller an Ort und Stelle kömmt, und meistens die Nacht hindurch fährt. Durch das wohlfeile Reisen ist freylich die Gesellschaft in den Landkutschen weit vermischterer Art als sonst; man sieht Leute in Jacken und Bauernkitteln, die so gut reisen wie die Beamten und Rentirer; aber unter denselben gibt es manche, welche gedient und die großen Feldzüge der Napoleonschen Armee mitgemacht haben, und daher von Andalusien, Sibirien, Archangelsk und Estramadura zu erzählen wissen, wo sie als Eroberer oder als Kriegsgefangene hingekommen sind. Nachdem nun die Landkutschen verbessert worden sind, denkt man auch an die Verbesserung der Landstraßen, die zwar seit langer Zeit in gutem Stande sind, aber doch in einen noch weit bessern versezt werden können. Mac Adam's Pflasterungsverfahren, und die englischen Eisenbahnen haben angefangen auch die Franzosen zu bewegen, jedoch ist es bis jezt noch beym Berathschlagen geblieben; aber gewiß wird aus diesen Berathschlagungen etwas hervorgehen, da man in Frankreich dem Neuern gar nicht abhold ist, besonders wenn es Verbesserungen betrifft. Die Eisenbahnen vorzüglich gefallen, und wiegen sogar im Projekte die Kanäle auf, wegen ihrer offenbaren Vortheile. Kanäle und Eisenbahnen sind daher überall im Vorschlage, und man ist bis jezt noch ungewiß, ob man von Paris nach Hâvre de Grâce einen großen Kanal graben, oder lieber eine Eisenbahn anlegen soll. Anfangs war nur vom Kanale die Rede, und die Pariser, denen man leicht etwas weiß macht, was auf große Unternehmungen Bezug hat, erzählten ganz ernsthaft nach, man werde bald Kauffahrtheyschiffe an dem Marsfelde anlanden, und die Waaren aus Amerika auspacken sehen. Sie hatten schon im Geiste die ganze Grenelle-Ebene bey Paris in einen großen Hafen umgeschaffen, und es sind Flugschriften erschienen, um den Ungläubigsten die Möglichkeit klar vor Augen zu legen, aus Paris einen Seehafen zu machen. Je nun freylich, wenn man sich nur erst über die Bedeutung des Wortes Seehafen verständigt hat, und annimmt, es sey dieß jeder Ort, wo von der See kommende Waaren ausgeschifft werden, so kann man ja auch wohl zugeben, man könne zu Paris einen Seehafen anlegen. Nur werden die Pariser wohl schwerlich die Freude haben, dreymastige Kauffahrtheyschiffe in der Seine zu erblicken, so viel auch der Kanal kosten mag, den man zu graben Lust hat, wofern keine Eisenbahnen angelegt werden. Die Kanäle, die man bis jezt neben Paris gegraben hat, sind nur für die kleinste Art Böte fahrbar, und kaum können deren zwey neben einander schiffen; wenn nun auch der Kanal von Paris nach Hâvre zwey oder drey Mal so groß werden sollte, was bey der Theure des zu erkaufenden Grundes schwerlich thunlich ist, so würde doch nur ein gewöhnlicher Kanal herauskommen. Freylich lautet es in den Zeitungen gar herrlich, wenn von den neuen Kanälen zu Paris gesprochen wird, und besonders, wenn bey Eröffnung derselben Präfekte und Maires stattliche Reden halten; für eine Gegend, die sonst gar keinen Kanal hatte, ist es immerhin schon viel, wenn einige angelegt werden, und das Land neu beleben; was sind aber diese Kanälchen in Vergleich mit den vielen holländischen, bey deren Anlegung man gewiß weit weniger Reden geführt, aber desto fleißiger gegraben hat! Ein solches Kanälchen, wie diejenigen um Paris herum, traf Ihr Korrespondent auch auf dem Wege nach der Brie an, als er in diesem Monate einen Abstecher nach der kleinen Stadt Montmirail machte. Wiewohl die Marne aus der kornreichen Provinz Brie nach Paris fließt, so wird sie doch zum Transporte der Lebensmittel wenig benuzt, vermuthlich weil sie zu viele Krümmungen hat, weßhalb auch an den Markttagen die Straße zwischen Paris und Meaux voll von Mehl- und Kohlenwagen ist. Man hat deßhalb schon vor 15 Jahren das Kanälchen begonnen, das die Marne mit Paris in viel geraderer Linie in Verbindung sezt. Eine Reihe Bötchen können nun freylich wohl auf diesem Wege die Lebensmittel nach der Hauptstadt überbringen; nur werden sich die Schiffer auf denselben verständigen müssen, um alle insgesammt in einer Richtung zu schiffen, und sich nimmer einander zu begegnen; denn wenn lezteres geschähe, so müßten gewiß die den andern entgegenkommenden Schiffchen an's Ufer gezogen werden, um die andern erst vorbeyziehen zu lassen. Diejenigen Bewohner der Provinz, welche Lebensmittel zu verkaufen haben, freuen sich über den erleichterten Transport nach der Hauptstadt, wogegen die bloßen Konsumenten nicht ohne Unrecht befürchten, daß durch diese Erleichterung die Preise der Lebensmittel in den Landstädten steigen mögen. Dieß trifft auch bereits schon ein; beweist aber doch, daß mehr Geld in Umlauf kömmt als zuvor.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 256.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 26. Oktober 1825.

Mitternacht! — und noch schnarchet keine Nase
Von Towerhill bis zur Westminsters Straße.

London.
Die Nacht.

Nicht nur dem Ausländer, der zum ersten Mal in das Gewühl der Londner Welt tritt, auch dem Engländer, der vom Land in die Hauptstadt kömmt, fällt die Unruhe auf den Straßen, vom Einbruch der Nacht an, bis die Sonne um die Kuppel von St. Paul ihre Strahlenkrone hängt, beschwerlich. In den bevölkertsten Orten auf dem Lande schließen sich, wie bey uns, noch ehe die Glocke zehn schlägt, die Bierhäuser, und die entschiedensten Zecher des Dorfes müssen im Sommer bey Tageslicht ihr Bett suchen: keine Frau wird, wenn die Abendglocke geläutet, die Nachbarn in ihrer Ruhe stören; und wenn nicht ein Schneiderlein irgend einen Hochzeitrock fertig zu bringen hat, oder eine fleißige Hausfrau den Waschtag verlängert, oder die durchkommende Post den Burschen, der, gespornt, auf der Bank liegend seines Dienstes harrt, wach erhält, oder der Schnellwagen, Pferde wechselnd, jemand fordert, der der Wache ihr Glas Rum reicht, so sieht man von eilf Uhr Samstag Abends bis sechs Uhr Sonntag Morgens kein Licht in einem Dorfe. In London aber ist alles ganz anders. Das helle Gaslicht verscheucht die Dunkelheit aus den Straßen, und die tausendfachen Beschäftigungen und Bedürfnisse der Ueberfülle von Menschen lassen keinen ruhigen Augenblick zu. Der Bedarf von 1,200,000 Menschen, den man größtentheils bey Nacht in die Stadt bringt, kann nicht ohne Geräusch herbeygeschafft werden; besonders ist vom April bis Juli, wo die Stadt am besuchtesten ist, des Getümmels kein Ende: jede Stunde der Nacht hat ihr Charakteristisches.

Zwischen halb zwölf und zwölf entladen sich die verschiedenen Theater der Hauptstadt ihrer Besucher; und diese Stunde ist es, wo, wenn nicht das Parlament noch seine Sitzung spät hält, der Strom der Menge in den Straßen zu sehen ist. Die fortdrängenden Haufen von Coventgarden und Drurylane, westlich und östlich gehend, stoßen bey Blackfriars und St. Martin's Lane auf die Middlesex-Bewohner, die Astley und Surrey besuchten, und zeichnen sich von den gewöhnlichen Fußgängern, welche dieselbe Richtung verfolgen, durch den schnellern Schritt, durch ihre Fröhlichkeit und viel mehr noch durch das Schuppen und Stoßen mit den Schultern aus, womit die Engländer gewöhnlich, wenn sie in Masse gehen, den einzeln Wandernden behelligen. Um diese Stunde laufen die Pferde der Miethkutscher am schnellsten, und wer eine Straße zu überschreiten hat, mag sich eilen. Die weniger besuchten und friedlichern Distrikte der Stadt erfreuen sich jezt zwanzig Minuten lang des lauten Pochens an den Thüren, welches dann gelegentlich wegen der Hausleute, oder wegen der Kinder, oder um einer alten Dame willen, die gegenüber wohnt, in das Ziehen der Klingel verwandelt wird. Mit dem Glockenschlag zwölf herrschen in diesen vergleichungsweise friedlichen Regionen die Katzen und Nachtwächter.

In den größern Straßen von London aber, und besonders um die Fleetstreet und den Strand endigt sich der nächtliche Tumult nicht so bald. Von zwölf bis nach zwey sind die Thore des Temple und die Ecken unter St. Dunstan's Kirche, so wie die von Bell-Yard, Star-Court, und Kanzlergasse, die Thüren des Rainbow (Regenbogen), des Cock (Hahn) und der andern kleinern Kaffeehäuser der Fleetstreet eingenommen von den gewöhnlichen Müssiggängern, Handwerkern, die nichts thun, Schauspielern von niederm Grade, Anwalten, die kein Gesetz kennen, und Studenten der Medizin, die an den Fortschritten der Wissenschaft keine Schuld haben.

Um zwey Uhr zerstreut sich dieser lustige Hause; ein Theil geht in seine vier Pfähle, der andere wird in das Wachthaus gebracht. Die Thüren der Nachthäuser öffnen sich jezt nur noch den bekannten Besuchern. Die Taschendiebe, verbunden mit dem Auswurf einer andern Pest der Stadt, schlendern träge in ihre Schlupfwinkel; man sieht deren gewöhnlich fünf oder sechs beysammen. Wenn diese lezten Nachtstreicher das Pflaster gesäubert haben, so hört man nichts mehr als hier und da die Schnarre eines Nachtwächters, das Rollen einer Billardkugel oder das Geklapper von Austerschalen, die aus einem Hummerladen geworfen werden, während die Müssiggänger der Nacht den geschäftigen Klassen Platz machen.

Die frühesten Ruhestörer in London sind die Marktgärtner. Gegen drey rollen sie langsam mit ihren gefüllten Wagen und Karren durch die Vorstädte; theils sich etwas zu gut thuend auf die vier fett gefütterten Pferde vor dem Wagen; andere, arm und bescheiden, mit einem abgemagerten Rößlein daherziehend, dem man ansieht, daß es noch nie einen Ruhetag gehabt; die Wagen sämmtlich übervoll von Körben mit Brombeeren, Erdbeeren und Johannisbeeren, und gefolgt von schwerern Massen von Stachelbeeren, Himbeeren, Blumenkohl, Erbsen u. s. w.

Zwey oder drey aufeinander folgende milde Winter haben einen neuen ausländischen Handelsartikel nach England gebracht. Das Eis wird aus Norwegen nach England geschafft; selbst Schnee, hörten wir, wird fast wohlfeiler von dort hergebracht, als er in England fallen kann. Das Eis wird von den untern Brücken-Kais jeden Morgen auf großen Karren aufgehäuft durch die Stadt verfahren.

Indessen ist der Strom nicht müssig. Die Früchte von Putney und Fulham wandern über die Treppen von Hungerford und Adelphi (am Strand) zu dem großen Markte aller vegetabilischen Gegenstände, Covent-Garden. Und hier, auf Covent-Garden, wo eine Art Museum für all die verschiedenen Bedürfnisse einer überfüllten Hauptstadt zu seyn scheint; wohin alle die Freunde der Uebel, welche das Menschengeschlecht quälen und entehren, zu strömen scheinen und Tag und Nacht Hof halten; wo die Ueppigkeit eine lange Reihe erleuchteter Tavernen durchschwärmt und den Becher mit Wein füllt, den die Reue in Blut verwandelt; wo Hunger, Schmutz, Armuth und Krankheit, Tanz, Spiel und Gaukeley die Monumente des Nationalreichthums und Ueberflusses umgeben; wo Laster, zu scheußlich, um einen Blick in's Detail zuzulassen, Verbrechen jeder Art ihren Thron aufgeschlagen haben; hier, wo Tag und Nacht tausend Stimmen durcheinander tönen, und die verschiedenartigsten Scenen sich dem Auge aufdringen, wo das wilde Gelächter der Freude, die leise Klage des Kummers, das demüthige Flüstern der Armuth und das heisere Gekrächze der Verworfenheit sich vermischen; auf diesem Platze, auf Covent-Garden, dem lustigen Covent-Garden, dem Lieblingstummelplatz der Thorheit und des Witzes — dem großen Orangen-, Laster- und alten Kleider-Markt von London, wo man am vortrefflichsten kocht, wo der Claret der beste ist, der in ganz England gefunden wird, und wo die Sittlichkeit die schlechteste ist, die irgendwo gefunden werden kann; auf diesem Platz hat das fortgesezte Getöse der Arbeit und der Verschwendung ohne Unterbrechung nun fast ein Jahrhundert gedauert; hier wird, so lang London London bleibt, die Ruhe bey Tag oder Nacht verbannt bleiben.

Doch wir müssen Covent-Garden „in der Süße der Nacht,“ mit Fallstaff zu reden, verlassen und auf andere Gegenden der Stadt noch einen Blick werfen. Gehen wir nach Cock-spur-street, wo so viel Heu aufgeschichtet wird, daß sich der Geruch davon eine halbe Stunde im Umkreis verbreitet, und von da nach Smithfield, wohin jede Nacht Heerden von Vieh gebracht werden, und wo man nicht begreift, wie jemand vor dem Bellen der Hunde, dem Brüllen der Stiere und dem noch viel lauteren Schwören und Zanken der Treiber nur einen Augenblick schlafen kann. Man muß Smithfield an einem nebligen Oktobermorgen und von Osten her sehen: die Lichter in dem westlichen Viereck, an dem „Ram“ (Widder), dem „Goal“ (Ring) und dem „Bull's head“ (Stierkopf, Gasthäuser auf Smithfield) gleichen, bey der Dunkelheit von allen Seiten, fernen Feuerthürmen; wer in einem der umliegenden Häuser ist und das Getöse des Marktes draußen hört, wird leicht verleitet werden, zu glauben, es sey ein Heer im Begriff, das Gebäude zu stürmen. Man suche nun einen Weg rund um den Platz (denn ihn zu durchschneiden ist nicht möglich), und sehe durch die angelaufenen Fensterscheiben in das Gastzimmer eines Wirthshauses, wo Viehmäster und Viehhändler in ihren phantastischen altmodischen Kleidern — mit breiten Hüten, breiten Leibgurten, Kniekappen, starken Stiefeln mit Spornen, alles fein mit Staub und Schmutz bedeckt — in Armstühlen schnarchen oder schmauchen, und dann und wann einen Handel um Tausende abschließen: man beachte die hohe Gestalt dieser Männer, ihre Barschheit, die ächt engli-

schen Züge: man höre ihre tiefen Stimmen, ihre seltsamen Mundarten, die rohe Ausdrucksweise. Dann blicke man auf ihre dämonenartigen Dienstleute, die Treiber, jeder die Stachel und den Strick in der Hand, in Kleidern, die so zerknittert und zerflickt und zerfezt sind, daß sie das Kostum jeder Zeit repräsentiren können, da sie der Tracht keiner Zeit gleichen. Betrachtet den Styl des altmodischen Gebäudes vor euch, mit seinen vergitterten Fenstern und dem vorspringenden Dache: das niedrige Tafelwerk der untern Stube ist von einem ungeheuern Steinkohlenfeuer erleuchtet; vor der Thüre hocken Treiber, Kärrner, Stallknechte; in der Nähe kleine zottige, geduldig dastehende Pferde, und noch zottigere und geduldigere Schäferhunde; im Innern dicke Pachter, stämmige Pferdehändler; dazu den dunkeln Herbstmorgen, den Nebel und Rauch, die seltsamen Gruppirungen, und man wird mit etwas natürlicher Romantik und einigen Reminiscenzen aus Shakespeare sich leicht in die glorreiche Rohheit des dreyzehnten Jahrhunderts zurückversetzen.

Die nüchterne Klarheit eines Sommermorgens läßt jedoch dergleichen wilde Phantasien nicht gedeihen: sie zeigt alles zu deutlich, zu bestimmt für einen malerischen Effekt, dessen wahres Geheimniß darin besteht, nichts ganz zu zeigen, sondern eben so viel sehen zu lassen, als hinreicht, die Phantasie zu erregen und ihr ungestörten Spielraum zu geben. So kehren wir von Smithfield zurück, gerade beym Anbruch des kalten grauen Morgenlichtes und gehen über Holborn nach der Chancery-lane (Kanzleygasse), wo die Gossen eben überschwemmt werden und arme Schelme mit Schöpfgefäßen die Straßen wässern, d. h. den Staub zu Einem Haufen Koth machen. Die Nachtwächter versammeln sich jezt zu einer kleinen nüchternen Unterhaltung; alte Weiber schleppen sich zu ihren respektiven Standplätzen mit heißem Saloop und Brod und Butter: bald beginnen alsdann die Karavanen der Fischhändler — ihr Fuhrwerk glich sonst den Leichenwagen, jezt gleichen sie den öffentlichen Wagen — im Trabe die Themsestraße gegen Billingsgate daher zu poltern.

Sobald die lezten Sterne am Horizont erbleichen und die Sonne mit den Kirchenspitzen tändelt, treten neue Schauspieler in verschiedenen Gestalten auf die Bühne. Milchweiber klappern mit ihren zu füllenden Eimern in Haufen entlang. Aermere Fischverkäufer tragen ihre Waare auf ihren Köpfen zum Markt. Kaminfeger wandeln daher und schreien ihr „Sweep! sweep!" mit schwacher Stimme. Gesellschaften wandern, fröstelnd von Vaurhall nach Haus, mit Atlasschuhen, seidenen Strümpfen und Straußfedern paradirend und da und dort von einem gähnenden Bäcker in Pantoffeln angegafft, welcher frisches Wasser an einer Pumpe holt, um seinen Wischer zu kühlen, und der gleich der Statue in Don Juan aussieht.

Es schlägt fünf, und die Welt sieht aus als reibe sie sich erwachend die Augen. Kohlenwagen und Bierkarren beginnen ihre Wege anzutreten; daß sie für das Land bestimmt sind, sieht man an den Heubündeln auf den Wagen. Fleischer schreiten mit Troz in Gang und Mienen gen Islington oder Smithfield. Angler (Kinder der Hoffnung!) ziehen mit Körben auf ihren Rücken aus: Holborn und Snowhill sind bedeckt mit einspännigen Wagen, Butter, Käse, Geflügel, Spanferkel und Eier vom Newgate-Markt zu den entfernten Distrikten von Marylebone und Pancras bringend.

Es ist sechs Uhr und die Lehrjungen fangen an, ihre Augen zu reiben und über ihre Lehrjahre zu fluchen. Die Mägde in der Weststadt (Neulondon, wo die vornehme Welt wohnt) sind jezt noch nicht verbunden aufzustehen; aber die auf Russel Square und den Umgebungen setzen ihre Spinnenköpfe bey Zeit in Bewegung; denn hier wohnen Richter und Anwalte, Schreiber und Künstler (Architekten), Bauaufseher und dergl., deren Geschäfte mit dem Glockenschlag Neun beginnen.

Die verschiedenen Laden öffnen sich jezt. Unser Freund der Bäcker ist der erste. Denn er war die ganze Nacht auf und muß nun seine Brode, wie er sie aus dem Ofen zieht, am offnen Fenster trocknen. Ihm folgt der Pastetenbäcker, die Reste seiner Käsekuchen zuschneidend und seine Leckerbissen vom gestrigen Tag um den halben Preis verkaufend. Dann kommen Kutschen kothig und schmutzig, keuchend in die Stadt, und Kutschen, neu und rein, eilen hinaus; unterdessen thun sich die Pforten der Seidenhändler und Juweliere auf: die Fenster werden gereinigt, die Thüren geputzt, die Außenseite des Ladens abgerieben; die Gläser vor den Laden müssen (die Lehrjungen seufzen auch hier) abgeräumt, geplättet, geglänzt werden, ehe an das Frühstück zu denken ist.

Es ist acht Uhr. Geräusch, Getöse, Gerassel; das Frühstück wird bereitet; der Milchmann ruft eilig und kann seine Ronde kaum eilig genug machen. Mädchen mit reinlichen Schürzen (und zuweilen auch mit reinen Tellern) eilen, den Schlüssel in der Hand, davon, Butter zum Frühstück zu holen; warme Wecke begegnen euch an jeder Straßenecke. Um neun Uhr gehen die Schreiber in ihre Arbeitsstube, die Anwalte haben ihre Portefeuilles geöffnet, die Richter sitzen auf ihren Bänken, und man kann sagen, daß die Geschäftigkeit der Londner Welt nun begonnen hat. Das Tagesgeschäft und die Tagesscenen wechseln von Stunde zu Stunde eben so seltsam, wie die der Nacht, und der neugierige Beobachter hat hier ein eben so weites Feld für seine Beobachtung.

Ein Wink.

Das Leben ist, wozu du's machst,
Nachdem du weinst, nachdem du lachst!
Doch zwing's nicht immer gleich zu laufen;
Der beste Renner will verschnaufen!

J. R. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Sept.

(Beschluß.)

Die Pächter in der Brie sind meistens wohlhabend, und geben ihren Töchtern beträchtliche Aussteuern mit. Die Stadt Meaux, welche in ministerielle Ungnade gefallen war, weil sie einen freysinnigen Deputirten erwählt hatte, ist seitdem wieder in Gunst gekommen, indem sie bey der lezten Wahl einen Deputirten ganz nach dem Sinne der Minister gewählt hat: dafür hat sie auch statt des bloßen Kriegsdepots, den sie sonst hatte, und den man ihr nach Lafayettes Wahl entzogen hatte, ein schönes Kürassierregiment der königl. Leibgarde zur Garnison bekommen. Die Heu- und Strohlieferanten verdienen nun wieder Geld; die Kaffee- und Gasthäuser werden wieder fleißig besucht, und die Mädchen tanzen des Sonntags mit den schönen Soldaten. Warum sollte also die Stadt Meaux künftig so dumm seyn, und wieder einen Deputirten nach ihrem Sinne wählen? tausend Mal lieber nach dem Ministersinne, weil die Belohnung sogleich nach dem Beweise der Hingebung folgt. Ob das Wohl des Vaterlandes dadurch wohl bestellt wird, ist nur eine Nebenfrage; die Hauptsache für die Städte, wie für die meisten Privatpersonen, ist, daß das eigne Wohl erstlich recht bestellt werde. Bey meinem Durchzuge durch Meaux wurde gerade, da es Sonntag war, die Kürassiermesse in der Kathedralkirche gelesen; die Regimentstrompeter bliesen dazu etwas, das einem Chorale glich, und vermuthlich aus Deutschland entlehnt war, denn in Frankreich haben sie keine Choräle, ausgenommen in den protestantischen Kirchen, und sobald die Messe aus war, zog das schöne Kürassierregiment unter einem Liede aus einem neuen Vaudeville wieder zur Kaserne. Gepredigt wird den Truppen nicht, die Messe ist wie vor der Revolution wieder der Hauptgottesdienst. Von Meaux nach Montmirel, das fünf-und-zwanzig Stunden von Paris auf dem Wege nach Chalons liegt, führt eine gute Landstraße, die jezt sehr befahren wird, besonders von Fuhrleuten, welche diese Landstraße derjenigen von Chateau-thierry vorziehen. Bey der Krönung war aus Kleinstädterey eine wichtige Angelegenheit daraus geworden, ob der Hof über Chateauthierry oder über Montmirel ziehen würde, und Hofleute, welche Privatinteressen dabey hatten, waren in Bewegung, um den Hof diesseits oder jenseits hinzulenken. Der alte Weg über Chateauthierry hatte endlich den Vorzug bekommen. Freylich war dieser Zug, bey welchem das Geld mit vollen Händen ausgestreuet wurde, keine geringe Sache für die kleinen Städte, besonders für solche, die sich durch Handel und Gewerbsfleiß nicht zu bereichern wissen. Montmirel oder Montmirail liegt, wie es der Name schon andeutet, auf einer Anhöhe, und ist durch die Gefechte bekannt, die hier im Jahr 1814 zwischen den Verbündeten und dem Napoleon'schen Heere vorfielen, und zwar von hier an bis einige Meilen hinunter auf der Pariser Landstraße. Der Herzog von Doudeauville, Minister des königl. Hofhalts, besizt hier ein Schloß mit einem schönen Parke, und großen Ländereyen. Das Schloß ist nach Art der französischen Schlösser aus den Zeiten Heinrichs IV. oder Ludwigs XIII. gebaut, und hat nichts Merkwürdiges. Von dem schön eingerichteten Lustgarten hat man eine sehr angenehme Aussicht auf das enge, aber stets grüne Thal, das von dem Flüßchen Morin bewässert wird. In heißen Sommern, wie der lezte war, verdient der Morin nur noch den Namen eines Baches. Der Sand in den Fußpfaden des Lustgartens fiel mir durch die vielen versteinerten Muscheln auf, die sich in demselben befinden. Ich erkundigte mich, wo man diesen Sand hernehme, und hörte, daß am Fuße des Berges, neben einem sich in den Morin ergießenden Bache, eine große Sandgrube vorhanden sey. Ich besuchte dieselbe hernach, und war nicht wenig erstaunt, hier eine der größten Niederlagen von versteinerten Muscheln anzutreffen, die das Meer auf dem französischen Boden ehemals veranstaltet hat. Die senkrechten Wände der Grube stecken so voll von Muscheln, daß man beynahe mehr Muscheln als Sand erblickt, und sich hier ganz bequem recht schöne Exemplare auslesen kann. Vielleicht sind sie nicht so mannigfaltiger Art wie bey Grignon und einigen andern Orten in der Umgegend von Paris; vorherrschend ist eine spindelförmige Art, einen halben Zoll lang; es läßt sich kaum vermuthen, daß diese Art, die hier fast Hügel ausmacht, anderswo her gekommen seyn sollte; die meisten Muscheln dieser Art sehen noch so rein aus und sind so wohl erhalten, daß man nicht anders glauben kann, als daß sie hier entstanden, und hernach mit Sand überschüttet worden sind. Dieß wird um so wahrscheinlicher, wenn man sieht, wie in dem Vordertheile der Grube die Muscheln ganz klein sind, aber weiter hinein größer werden, und über einen Zoll Länge bekommen; einige werden sogar riesenhaft; leztere sind aber größtentheils verwittert, und von Insekten ganz durchlöchert. Gewiß haben die Meeresfluten die kleinern Muscheln nicht von den größern getrennt. Fährt man fort, diese Sandgruben blos des Sandes halber auszugraben, so wird dieses schöne Naturalienkabinet endlich verschwinden. Es ist Schade, daß kein spekulirender Kopf in Montmirel sich damit abgibt, hier die schönsten Fossilien auszusuchen und zu ordnen; er könnte alle Naturalienkabinette Europa's damit versehen; jezt gehen vielleicht merkwürdige Stücke unter der Schaufel in Stücken. — Montmirel hat noch eine Art von Frauenkloster, das von der Herzogin von Doudeauville begünstigt wird, und sich mit der Erziehung der Mädchen abgibt. Da alle dergleichen Anstalten jezt Unterstüzung finden, so werden auch in dieser fünf-und-zwanzig Mädchen auf Kosten des Hofes erzogen. Neben dem Kloster steht eine schöne Kapelle, deren unterirdisches Gewölbe der herzoglichen Familie zum Begräbnisse dient, und die neuerdings von der Herzogin sehr schön ausgeschmückt worden ist. Das Ausschmücken der Kapellen ist jezt ein Zeitvertreib der französischen Hofdamen; erstlich vergnügen sie sich dabey, und zweytens gibt dieß einen Ruf der Gottesfurcht und Andacht. In der Pfarrkirche von Montmirel hat sich die herzogliche Familie einen geräumigen Plaz, beynahe ein Viertel der ganzen Kirche, vorbehalten, und mit ihren Wappen bezeichnet, wie die ehemaligen Lehnsbesizer; auch vor dem Schloßgitter prangt das Wappen in bunten Farben; eine Eitelkeit, die in Frankreich selten ist. Seit der Revolution ist die Prahlerey und Spielerey mit den Wappen fast ganz abgekommen; nun hatte zwar Napoleon dieselbe wieder etwas aufgebracht, indem er dem neuen Adel auch ganz funkelneue Wappen ertheilte; indessen sind dieselben doch meistens nur an den Kutschenschlägen gemalt worden, und schwerlich gibt es ein Duzend Personen in Frankreich, welche wissen, was für Dinge dieser oder jener Herzog, Graf, Baron, Senator oder Bischof aus der kaiserlichen Zeit im Schilde führt.

Dg.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 257.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 27. Oktober 1825.

Seliges Kind! noch erzieht die Natur dich spielend, und spielend
Folgst du, gegängelt von ihr, ihrem gefälligen Zug.
Sicher vertrau'st du dich ihr; o lern' ihr dann auch vertrauen,
Wenn ihr lehrendes Wort einst an dein Inneres spricht.

Conz.

Die Kinder in Paris.

In einer Reihe von Bildern.

Gegenwärtige Schilderung stellt eine zahlreiche Gruppe von Kindern dar, wie sie vor uns in der großen Hauptstadt Frankreichs leben und sterben; wie mit vieler Mühe die armen Geschöpfe sich zwischen Geburt und Leben durchwinden; wie sie wunderbar die Kindheit überstehen und in's Leben der Jugend vorrücken.

Man tadle uns nicht, daß wir nicht vielmehr große Männer und Frauen malen. Es ist doch wohl der Mühe werth, die kleine Menschheit zu betrachten, und wer fühlt nicht die Liebe des Worts: „Lasset die Kindlein zu mir kommen?“ Im Großen betrachtet sind doch alle kleine Dinge groß und von unermeßlich großem Werthe.

Die schöne Lithographie des heiligen Vincent von Paula, wie er in den Straßen die halberfrornen Säuglinge, welche zu seiner Zeit ihre Mütter aus Armuth und anderm Elend nicht ernähren konnten, zusammensucht, und wie er diese dem Tode geraubte Beute, in seinen Priesterrock gehüllt, nach einem Kloster flüchtet, ist nicht blos beym Bilderhändler zu haben. Der größte Theil dieses Bildes leibt und lebt leider auch jezt noch alle Tage in vielen Theilen der merkwürdigen Stadt. Wir zeichnen diesen Hintergrund unsers Gemäldes, nämlich die jetzige Anstalt der Maternität, am Ende.

Freylich ist das Bild, wie wir die Kinder in Paris sehen, viel ausgebreiteter; es ist auch in manchen Stellen lieblich beleuchtet, in manchen andern mehr oder minder beschattet, in vielen verfließen Licht und Schatten in einander.

In Deutschland gibt es eine Stadt, die ganz vorzüglich mit der Schönheit ihrer Kinder kokettirt: es ist Wien; mit süßem Stolze stellt sie ihre Amoren im fröhlichen Getümmel ihrer Spaziergänge zur erfreulichen Schau aus. Aber im südlichen Europa wetteifert mit ihr Paris. Uebrigens wissen alle andern Städte Deutschlands nur gar zu wohl, daß auch sie diesen Schatz besitzen, den kostbarsten, den die Mutter hat, den theuersten, den das Gesetz der Natur dem Vater zu bewahren vorschrieb; denn auf dem Kinde prangt jene erste Schönheit, in welcher das Menschengeschlecht noch in seiner reinen Gestalt und in seinen ersten Formen das Gepräge der physischen und moralischen Unschuld an sich trägt; jene Schönheit, in der man das Ebenbild der Gottheit noch in seiner Vollkommenheit erkennt. Raphael ist nicht zum Heiligen erhoben worden, und doch wie viel Heilige hat er nicht selber geschaffen! Er und alle seine Vorgänger von der italienischen Schule verdienen schon darum allein die Glorie der Geschichte zu tragen, weil sie erfunden haben, die Engel des Himmels unter der Gestalt von lieblichen Kindern und Kinderköpfen zu versinnlichen. Wenn wir übrigens oben neben Paris, der fremden, nur Wien, die deutsche, namentlich nennen, so wollen wir damit keinen Streit erregen unter den verschiedenen Städten Germaniens, wo zärtliche Mütter alle Tage ihren eigenen Schwarm von

Amorinen herzen. Ein solcher Wettkampf wäre ohne Ende und ohne Grenze, kein gütlicher Vergleich könnte ihn beylegen; jede Mutter, die ein Kind besizt, hat das Schönste und jede Mutter hat Recht; denn auch ein Kind, das weniger Kinderreize hat als ein anderes, wächst doch empor zur reizenden Jungfrau oder zum Jünglinge voll Kraft in seinen Formen und voll Ausdruck in seinem Gesichte. Die Freude über den gegenwärtigen Besiz ist eine Malerin, der die Pflicht auferlegt ist, zu täuschen und zu schmeicheln; hat ja doch auch die Hoffnung das Recht, das, was noch nicht schön ist, zum Voraus zu verschönern.

Kehren wir jezt zurück nach Paris! Die Menschenrace in Frankreich ist ganz so kolorirt, wie es in einem gemäßigten Landstriche gewöhnlich; man sieht das am besten an den natürlichen Gesichtern der Kinder, welche der Mangel an Pflege oder Sorgfalt noch nicht gebleicht, die rauhe oder glühende Luft noch nicht gebräunt, die Leidenschaft noch nicht entfärbt hat. Die kleinen Köpfe an der Seine sind nicht alle blond wie in Schweden, nicht alle schwarzhaarig wie am Tago, nicht alle braun wie an der Etsch. Die Wangen der französischen Blondköpfe sind wiederum nicht ganz so hochroth gemalt durch die farbenkundige Natur, als die Seraphgesichtchen in Frankfurt und Berlin. Woher diese bunte Mischung in Paris entstehe, das steht in keinem Buche; höchstens sagt davon etwas das Tagebuch der Klio, da wo sie die Wanderungen der Völkerstämme und die Kreuzung der Menschenracen anzeigt. Aber bey der Mischung der Farben geht immer die Natur gar heimlich zu Werke, gleichsam als fürchtete sie, die Menschen möchten ihr die Kunst ablauschen und das Werk verderben; sie thut wohl daran, ihr Wissen ist zu göttlich, als daß die Menschen es ausüben könnten. Wie gefährlich würde es werden, wenn die Französin, deren Kindern die Wangen selten so hochroth glühen in den kühlen Zimmern, als die deutschen Kinderwangen am sprühenden Ofen, nun die deutsche Heitzung bey sich einführen wollte, um das Roth ihrer kleinen lebendigen Miniaturen zu erhöhen, und wenn dagegen die schwäbischen Mütter die starren Händchen ihrer Mägdlein nur an einem Kaminfeuer wärmen wollten, damit die hochrothe Inkarnation der lieben Gesichtchen in eine feinere Tinte zerflösse!

Ein blondes Knäbchen in Paris, so lang es der kleine Blondin bleibt, hat in der Familie denselben Werth, wie die kleine Blondine, aber vermöge des herrschenden Vorurtheils gibt ihm nur der Umstand, daß es ein Männlein ist und kein Fräulein, den Vorzug vor ihr; beym Knaben kommen die blonden Haare schon nicht mehr viel in Rechnung. Ja im erwachsenen Alter wird der pariser Blondin von der allgemeinen Meynung ganz und gar ungerecht und ungünstig beurtheilt. Wenn er also als Jüngling auch noch so schön dasteht, so sagen doch die losen freyen Zungen der Damen, es sey Schade, daß er so hochblond sey, welches Wort in ihrem Konversationslexikon so viel heißt als fad; und die schwarzlockigen jungen Herren, wenn sie auch an sich selber wahre Fats sind, erlauben sich, auch den schönsten blonden Jüngling unverschämt zu bedauern, deßhalb weil es seinen blauen Augen besser stünde, wenn sie zwischen dunkeln Wimpern schmachteten, und weil, wie sie sagen, seine Favoris in die Farbe stechen, worin die hohen Meister Raphael und Leonardo da Vinci den Bart des Jüngers malen, welcher den Herrn verrieth.

Dagegen werden die kleinen Blondinen in Paris gleichsam wie kostbare Perlen behandelt, die man in dem Schatze der Familien aufbewahrt. Ihre Haare werden gepflegt wie seltene Pflanzen. Wenn diese blonden Haare sich vollends gar natürlich locken, so laufen ihnen die Maler auf der Straße oder auf den öffentlichen Spaziergängen nach, und ein solcher überspannter Dichter in Farben wird darüber im Augenblicke zum Dichter in Worten; er küßt dem kleinen Engel mit Erlaubniß seiner Mutter oder seiner Bonne die Hände, ja er vergißt sich so weit, und fragt, ob es ihm nicht vergönnt seyn möchte, das Kind als Studie zu malen, und der Familie ein Exemplar zum Geschenke zu machen?

Das blonde kleine Mädchen wird auf jedem Schritte von den Erwachsenen beyderley Geschlechts mit dem bedeutenden Ausdrucke begrüßt: O der holden Blondine! Die stolze Mutter wird schon lange vorher, ehe die Schönheit dem blonden Kinde gefährlich werden kann, davor gewarnt und nicht selten geängstigt.

Eine Familie, worin mehrere blonde Mädchen aufwachsen, nennt man im ganzen Quartier das Nest voll Amoren; zweydeutige Worte, welche in der Aussprache auch etwa so lauten, als spräche man von einem Neste der Liebe, wie sich das auch wirklich im giftigen Blicke des weiblichen Neides oder der männlichen Lüsternheit immer dabey ausdrückt.

Als eine große Seltenheit bemerkt man auch ein blondes Kind mit schwarzen Augen, obgleich die blauen Augen unter die Schönheiten des ganzen Geschlechts, sogar bey braunen und schwarzen Haaren, gerechnet werden. Jedoch das Glück der blonden Kindheit wird ihr gar sehr verbittert, wie schonend man auch sonst seyn mag für die Schönheit. — Man fordert von einer erwachsenen blonden Jungfrau, daß sie beständig unveränderlich das Ideal der himmlischen Engelsschönheit vorstelle. Man erlaubt der blonden Schönen nicht, daß sie endlich einmal der *offenen rothen* Rose gleiche. Man will, daß ihr Gesicht immerfort jene feine namenlose Nuance von Mittelfarbe trage, welche in der Mitte der sich kaum öffnenden *Knospe* der *weißen* Rose prangt. Hat sie sich nun wirklich durch die Liebe oder durch das Gesetz des Menschenlebens in die häuslichen Verhältnisse führen lassen, in welchen es ihr nach und nach zur Pflicht wird, zu wissen, daß man nicht immer nur blühen kann, so scheint es wahrhaftig, als

machte ihr die Welt einen Vorwurf darüber, wenn sie nun nicht blos die Augenlust der Welt ist, und wenn sie auf den öffentlichen Spaziergängen nicht mehr durch ihren schmachtenden Blick anzieht; denn das Schmachten gilt in Paris für das Zeichen aller Blondheit.

Von einer blonden Ehefrau wird in dieser kapriciösen Hauptstadt mehr Sorgsamkeit in ihrem Anzuge geheischt als von jeder andern, gerade darum, weil das blonde Kind das Publikum zuvor mit seiner lieblichen Blumengestalt ganz verwöhnt hatte. An ihr wird die geringste Nachlässigkeit im Putze damit gerügt, daß man ihr gleichsam in's Ohr raunt, es sey doch ewig Schade, daß an einer Blondine früher zu erkennen sey als an der Brünette, daß der Tag bereits vorüber, an welchem die Römerinnen zum Erstenmal in den Tempel der Juno-Lucina gingen. Ihre Putzmacherin wagt es wohl gar, ihr zu erklären, warum das Gebäude der blonden Jugendkraft viel hinfälliger sey, und sie zu warnen, daß Amor darum blind dargestellt ist, weil er über alle Fehler wegsieht, dagegen Hymen die Fackel darum trägt, um alle Mängel aufzusuchen.

Die Hindous ehren die Kuh als ein heiliges Wesen, und auch die Europäer sollten das nützliche Thier doch ja nicht mehr schlachten, seitdem Jenner an ihrem Eiter, das uns die Kinder nährt, auch noch das Mittel fand, ihre Schönheit vor den Pocken zu retten. In den Kindergruppen, die man in den öffentlichen Gärten von Paris auf jedem Rasen, unter jedem Baume trifft, sieht man jezt selten mehr ein pockennarbiges Gesicht, und gleichsam als wollte die Volkssprache selber zur Ausrottung auch des lezten noch übrigen Vorurtheils gegen die Kuhpocke mithelfen, hört man den groben Witz sogleich über ein unglückliches Frauenzimmer, die die Pocke noch vor Jenner gehabt hatte, und durch sie veranstaltet wurde, herfallen und sagen, man sey der Dame etwas zu spät mit der Kuhpocke zu Hülfe gekommen. So sind dann auch in Paris, so wie in Deutschland, heut zu Tage die lieben Kindergesichtchen alle spiegelglatt; auch dort sind ihnen nur zwey oder drey Grübchen übrig geblieben, worunter besonders das Grübchen im Kinn für eine sehr seltene Schönheit gehalten wird. Man hat in Frankreich die Fragen aufgeworfen: Was wird in künftigen Generationen aus so vielen fehlerlosen Angesichtern werden? Und was war dagegen der geheime Zweck der Natur vormals, als sie die Menschheit so viele Jahrhunderte durch auf die Stirne zeichnete und ihr eigenes liebliches Werk so unbarmherzig verunstaltete? Wollte sie beweisen, daß sie Reiz genug in den Gesellschaftsunterschied allein gelegt habe, um die Fortpflanzung des Menschengeschlechts auch durch zerfezte Gesichter zu sichern? Führte sie den englischen Doktor darum an die wohlthätige Kuh, damit ein neues Geschlecht die Erde bewohne? Oder haben einst die verzweifelten Thränen einer armen Mutter die Gottheit gerührt, als sie ihr einziges Gut, einen holden Knaben und ein blühendes Mädchen, als schöne Engel in's Krankenbett gelegt, und nach wenigen Wochen als Ungeheuer aus demselben zurückerhielt, und sie nun in allmächtigem Vertrauen den Himmel bat, endlich einmal die ganze Erde von einer Plage zu befreyen, wovon keine Mutter den höhern Zweck erkennen könnte, und wobey immer die Unschuld für eine ältere, unbekannte Schuld zu büßen schien? Nur wenige französische Aerzte glauben übrigens an den jüdischen, an den amerikanischen, oder gar an einen thierischen Ursprung der Pocke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

Es läßt sich denken, daß in einer so großen Stadt wie diese, sich immer etwas Unterhaltendes ereignet, selbst wenn solche, wie um diese schöne Jahrszeit, halb leer ist. Unser Spaßmacher in diesem Augenblick ist Hr. Richard Martin, Haupteigenthümer und Repräsentant der großen Wüste von Galway in Irland. Dieser würdige Mann hat ein für alle Mal die Hausthiere in Schutz genommen, und mehrere Gesetze ausgewirkt, um seine thierfreundlichen Absichten durchzusetzen; und was mehr, er bleibt vorsäzlich in London, um die Vormundschaft über das hiesige liebe Vieh zu beobachten, und alle Mißhandler desselben, die unter seine, oder seiner Aufseher Beobachtung kommen, zur Strafe zu ziehen. Nur will man bemerkt haben, daß er dabey den Großen und Vornehmen (vielleicht weil er sonst die Abschaffung seiner Gesetze fürchtete) durch die Finger sieht. Die Zeitungen, und besonders das Morning Chronicle, haben sich deßwegen über ihn lustig gemacht; und der aufgebrachte Thierfreund beklagt sich deßwegen bey den Polizeybeamten. Endlich hat er sogar den Eigenthümer und Redakteur des Morning Chronicle vorladen lassen, indem er durch das Schreiben des Leztern sein Leben gefährdet zu sehen glaubt, und man wartet jezt begierig auf den Ausgang des Spaßes, den ich Ihnen zur Zeit noch mittheilen werde.

In Salisbury haben sich mehrere Eltern von einem herumziehenden Quacksalber bereden lassen, ihren Kindern die Blattern einimpfen zu lassen. Die Folge davon war, daß mehrere an der häßlichen Krankheit starben, andere dadurch angesteckt, und in Allem vierzig ein Opfer derselben wurden. Es herrscht überhaupt jezt ein großes Mißtrauen unter dem gemeinen Volke in England gegen die Einimpfung der Kuhpocken, weil hier und da Personen, die damit eingeimpft gewesen, die wirklichen Blattern bekommen, und auch hier und da Jemand daran gestorben ist. Sie wollen nicht einsehen, daß, wenn auch dieses Mittel nicht allmächtig, es doch das Seuchenähnliche dieser Krankheit beynahe gänzlich aus Europa vertrieben, und Millionen Menschen die gesunden Glieder und das Leben erhalten hat.

Vor Kurzem wurde ein ältliches Frauenzimmer, welches seit mehreren Jahren in der Nähe von Neustead-Abbey, dem Familiensitze der Byrons, gelebt und fast täglich in dem dortigen Park spazieren ging, auf der Landstraße überfahren und getödtet. Niemand wußte genau, wer sie war, und da sie immer weiß gekleidet war, so hieß sie beym Volke nur die weiße Frau. Sie hatte seit einiger Zeit einen großen neuländischen Hund an sich gewöhnt, der mit dem Leichname des großen Dichters von Griechenland herübergekommen war. Den Tag vor ihrem Tode hatte man sie wieder im Park gesehen, wo sie dem Hunde ein Büschel Haar abschnitt und, in Papier gewickelt, in den Busen steckte. Auch gab sie an demselben Tage der Frau, bey der sie gewohnt, ein versiegeltes Päckchen, mit der Bitte, solches nicht eher als bis am folgenden Tage zu eröffnen. Als solches geschehen, fand man es voller handschriftlichen Gedichte, welche der guten Dame Trauer über ihre Einsamkeit und Verlassenheit in der Welt, und zu gleicher Zeit ihre Bewunderung des verstorbenen Dichters ausdrückten, so wie den Trost, den sie darin fand da zu wandeln, wo er einst gelebt. Diese Gedichte begleitete ein Brief, worin sie erklärte, daß Geldmangel sie nöthigte eine Reise nach Amerika zu unternehmen, um von dort lebenden Verwandten eine Unterstützung zu erheischen. Oberst B*** schrieb ihr sogleich, daß sie zurück kommen möchte, und eines sorgenlosen Alters gewiß seyn sollte; sein menschenfreundliches Erbieten aber kam nicht mehr an sie, denn sein Brief fand sie — eine Leiche.

Eines der ersten Bücher, welche die beginnende Season hervorgebracht hat, ist eine Fahrt in dem Südmeere bis jenseits des 74sten Breitengrades, die höchste Breite, die bekanntlich noch erreicht worden. Leider aber ist nichts als die Entdeckung einiger Eisinseln das Resultat. Das Werk ist jedoch an Bemerkungen über die Lebensart der Fische, Vögel und Thiere jener erstarrten Gegenden reich und interessant; und enthält auch vieles Neue über die Patagonier und Feuerländer — überhaupt ist es ein Werk, das dem Verf. (einem Robbenfänger) Ehre macht, und von allen Hydrographen und Naturforschern gelesen zu werden verdient.

Die beyden großen Schauspielhäuser haben ihre Feldzüge eröffnet, haben uns aber noch nichts Neues gegeben; indem sie dieses immer für die Zeit aufbewahren, wo die Fashionables in der Stadt sind. Mathews spielt schon seit einiger Zeit in dem englischen Opernhaus, seit mehreren Jahren wieder zum ersten Male im regelmäßigen Drama, und sein Name schon ist genug, um den schlechtesten Drama's durchzuhelfen.

Zu York hat das jährliche Musikfest stattgefunden. Es war wie gewöhnlich stark besucht, und der Ertrag war sehr groß. Unser Kiesevetter ließ sich dabey mit großem Beyfall hören.

Hr. Frazer in seiner Reise nach Khorassan erwähnt der von ihm gesehenen Ueberreste eines Korans von riesenmäßiger Größe: die Blätter nämlich sind, wenn sie offen liegen, von 10 bis 12 Fuß lang, und von 7 bis 8 Fuß breit. Papier, Schrift und Verzierungen von ungemeiner Schönheit, aber alle verstümmelt. Dieses große Werk wurde von Boi Sanghur Mirza, einem Enkel des großen Timurs, geschrieben, und von ihm auf dem Grabe dieses Eroberers zu Samarkand niedergelegt, und von dort durch die Soldaten des Mahomed Khan in dem Zuge des Nadir Schach hinweggenommen und zerrissen. Diese gegenwärtigen Ueberreste bestehen aus 60 Blättern, die des Khans Sohn gesammelt; aber selbst diese sind verstümmelt und liegen vernachlässigt auf einem Brette.

Die Kapitäns Clapperton und Pearce und die Doktoren Morrison und Wilson sind nach der Bay von Benin abgesegelt. Kapitän Pearce und Doktor Morrison werden von dem Landungsplatz nach Osten zu gehen, und Timbuktu auf dem kürzesten Wege zu erreichen suchen, während die zwey andern Herren ihren Weg nach Süden nehmen. Möge den unternehmenden Männern das Wagestück doch gelingen! Sie haben wahrscheinlich schon aus den Zeitungen ersehen, daß Kapitän Clapperton im Innern von Afrika ein Volk getroffen, welches Reiter hat, die normännische und römische Rüstungen tragen; aber Sie können sich wohl nicht denken, zu wie vielen gelehrten, und mitunter lächerlichen, Muthmaßungen die kurze Nachricht Gelegenheit gegeben, welche die Hauptabsicht genugsam erfüllt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Tagebuch dieses Reisenden zu lenken, welches nächstens erscheinen wird.

Zwey Engländer, Namens Blane und Crompten sind vor Kurzem von einer Reise durch die Wüste nach Cairo zurückgekommen. Sie sollen auf's genaueste den Zügen der Israeliten gefolgt seyn. Sie tranken Kaffee auf der Stelle, wo Moses die zwey Tafeln empfangen! sie lagerten sich in der Höhle des Horeb, wo Elias einst seine Zuflucht genommen!! und saßen auf dem Stein, wo Moses die Hände erhoben, während Israel gegen Amalek stritt!!!

Wir haben einen Burman'schen Staatswagen hier, welcher in diesem Kriege erbeutet worden ist, und in Kurzem öffentlich gezeigt werden soll. Der Beschreibung nach, die man davon gibt, ist es ein merkwürdiges Kunstwerk! Das Ganze ist eine Masse von Gold, Silber und Edelsteinen; die letzteren müssen sich auf mehrere Tausende belaufen, und bestehen aus Rubinen, Sapphiren, weißen und blauen Smaragden, Amethysten, Granaten, Topasen, Katzenaugen, Krystallen u. s. w. Die Schnitzerey ist ungemein schön, die Gestalt des Wagens ungewöhnlicher Art, jedoch in einem edlen und zugleich reinen Geschmack. Der Wagen ist sehr hoch und wurde von Elephanten gezogen. Ein solches Muster von Pracht und Reichthum scheint wohl dazu geeignet, den Muth der brittischen Truppen zu beleben, und sie begierig zu machen, die goldene Hauptstadt von Birma, Omarapura, zu erreichen. Auch, scheint es, haben sich mehrere Seapoys-Regimenter freywillig zu diesem Dienste angeboten, welcher, jedoch besonders in den nördlichen Gegenden, mit unglaublichen Schwierigkeiten verbunden seyn soll. So sind in Cachar z. B. die Wege durch die dicken Wälder so schwierig, und die Luft ist so verpestet, daß selbst Elephanten nach wenigen Tagen erschöpft niedergesunken sind; und doch (was der Mensch nicht vermag) haben die Soldaten in den meisten Fällen dasjenige bestanden, was diese großen und starken Thiere nicht zu bestehen vermochten.

Auf einem der höchsten Gipfel des Himalayagebirges, nördlich von Purneah, hat sich ein flammender Krater geöffnet. Ob dieß ein alter Vulkan gewesen oder nicht, scheint nicht bekannt zu seyn. Der Umstand erklärt aber auf einmal die Ursache der starken und häufigen Erdbeben in jenem Gebirge, und der minder heftigen in den niedrigeren Landestheilen von Indien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 258.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 28. Oktober 1825.

Schon manches Lied von Lieben und von Leiden
Ist aus der Sänger Brust emporgestiegen:
Wie Liebe oft dem Leiden ward zur Wiegen
Und wie das Herz verwundet von den Beyden.

G. Döring.

Zwey peruanische Liedchen *).

1.

Ein von Gram bedrängtes Herz,
Das der Hoffnung mußt' entsagen,
Hört' ich zur betrübten Laute
Unter Thränen singend klagen.
Und es sprach:
Ganz muß ich versenkt in Wehen
Mich sehen!
Wär' sie hold mir, die ich liebe?
Ach, wie trübe,
Wie voll Pein
Ist mein Seyn!
Meine Augen scheinen Quellen,
Meine Thränen bittre Wellen,
Und der Tod, ach, wird allein
Trost mir seyn.

2.

So viel duld' ich,
Süßes Leben,
In Treue,
Daß der Tod mir
Bald wird helfen
Zur Freude;
Zu dir wend' ich
Die Gedanken
Und weihe
Sterbend dir
Seel und Liebe
In Treue.

A.

*) Die Peruaner nennen diese Liederform „Tristes" und sind fast so reich daran, wie die Spanier an Volksliedchen ähnlicher Art. Obige Lieder sind im Original in „Calderleugh's Reisen in Südamerika" (London 1825) zu finden.

Die Kinder in Paris.

(Fortsetzung.)

Die Kinder sind auch in Frankreichs Hauptstadt nur allzuoft der Sittenspiegel, worin man erkennt, wo das Gute ist und wo das Böse. Man überläßt oft die Kinder den Kindermädchen, um sie spazieren zu führen, und diese führen sie dann in die großen Gärten der Tuillerien, des Luxemburgs, des Museums der Naturgeschichte, bekannt unter dem Namen des jardin des plantes, besonders auch auf die Boulevards und auf die geräumigeren Spaziergänge. In dem Theaterstücke, berühmt geworden unter dem Namen, les Bonnes d'enfans, sind leider etwas zu gefährliche Farben aufgetragen, als daß man es, so wie es war, auf die deutsche Bühne verpflanzen konnte; die Eltern sind darin vor dem Unfuge jeder Art gewarnt, welchen sich die Kindermädchen so oft zu Schulden kommen lassen, und durch welchen so manche vornehme Eltern ihre kleinen Kinder verlieren. Einer Mutter, die dagegen gesichert seyn will, wenn sie nicht selber Mutter seyn kann, bleibt kein an-

deres Mittel übrig, als sich auf den allgemeinen Schutzengel der Kindheit, den lieben Gott, zu verlassen.

Mit Gesang und Tanz kömmt gleichsam das französische Kind zur Welt; kaum können die Kleinen gehen, so erscheinen sie in den Kinderreihen, die in den öffentlichen Spazierplätzen gebildet werden, sobald die Winterwitterung vorüber ist. Lieblich und doch voll ernsten Sinnes ist hier die Erscheinung, daß die Frühlingssonne die Kindheit und das hohe Alter nebeneinander in's Freye ruft; im großen Garten der Tuillerien und im Luxemburg, wo die Kinder in der Sonne spielen, wärmen sich in ihr die Invaliden; die verstümmelten oder lebenssatten Greise ruhen aus von der Mühe des Lebens, und die Kleinen hüpfen hinein unter Gesängen. Dieß Bild ist eine ächte griechische Dichtung. Auch erinnern die Tänze durch die dabey gesungenen Strophen an gewisse deutsche Kinderlieder, z. B. an das Altdeutsche: „Ach wer sizt in diesem Thurm? unsers Königs Töchterlein" u. s. w. Hat dieser Volksgesang sich vielleicht einst von Deutschland nach Frankreich, oder aus Frankreich nach Deutschland verbreitet, so wie in unsern Tagen der Krieg den Walser aus Oestreich nach Frankreich hineinpfuschte und den Kontretanz nach Schwaben und Moskau?

Der lebendige Garten des Lebens sind die Kinder in ihrem mancherley bunten Anzuge. Die Kleidung der Kinder in Paris ist aber nicht immer das Zeichen des Grades von Wohlstand der Väter und Mütter, weil so oft in der leidenschaftvollen Stadt die Armuth sich zu erheben und der Ehrgeiz auch im mittelmäßigen Wohlstande sich bis zum Glanz emporzudringen strebt; darum ist oft eine kleine Schusterstochter herausgepuzt, als wäre sie eine kleine Herzogin.

Aber Reinlichkeit oder Vernachlässigung des Aeußern ist destomehr der Wiederschein einer guten oder schlechten Mutter, weil nirgends in der ganzen Welt ein guter Anzug so sehr auf das Schicksal der Kinder einwirkt als in Frankreich; man nimmt dort eher Antheil an denjenigen, an welchen sich die Hoffnung der bessern Zukunft ausspricht, als an dem, der nichts an sie zu fordern scheint. Darum beurtheilt man auch eine Familie nach den Strümpfen und Schuhen des Kindes, etwa so, wie man bey den Erwachsenen einem jungen Menschen nach dem guten oder schlechten Hute sieht, um zu wissen, ob er bereits auf dem Wege des Sittenverderbnisses wandere, oder ob er noch Muth habe, ein braver Mann zu werden.

Die kleinen Kinder der Hauptstadt kosten viel Geld; der Luxus treibt auch in der Kinderstube sein Wesen. Sehr oft ist die Wiege und Bettstelle von Mahagony in sehr eleganter Form. Fast alle kleine Mädchen, viele kleine Knaben, auch bisweilen unter der dritten Volksklasse, haben ihre Ohrgehänge; den Mädchen legt man auch wohl eine farbige Perlenschnur um den Hals. Im höhern Stande, oder bey den Leuten, die in's höhere Gebiet streifen, erinnert früh ein seidner Strumpf die kleine Kokette an die Wichtigkeit eines niedlichen Fußes. Bisweilen sieht man einen Haufen ganz kleiner Herren und Damen, die noch vor Kurzem unter die Bambini gehörten, gehüllt in einen feinen Karrik von Tuch aus Elektoral oder wenigstens aus Prima und in eine Pelisse von weißem Atlas verbrämt mit kostbarem Rauchwerk.

Im Allgemeinen ist übrigens der Zweck der Kinderkleidung auch bey dem höchsten Aufwand nicht warme, erhitzende Bedeckung, sondern sie ist blos auf vortheilhafte Entwicklung des Körpers und seiner einzelnen Schönheiten berechnet. Die Fußbekleidung ist äußerst bequem und doch niedlich, was man dem Geschmacke der weiblichen Schusterinnen zu verdanken hat; sie haben den Beweis gegeben, daß nur bequeme Schuhe und ohne Zwang zugemessene Pantoffeln, denn nur diesen Namen kann man den jetzigen einfachen Kinderschuhen geben, den Fuß bilden; die Eleganz verschafft sich dazu blos zartes Leder oder Saffian und wollene Zeuge von allen Farben. Das Corset ist bey den Kindern beynahe abgeschafft; es besteht in einem genau auf den Leib sich schmiegenden Wämschen ohne Aermel von leinenem Gewebe; den Namen des Schnürleibs verdient das wohl nicht, denn wenigstens sind Fischbein und Stahlstäbe auf immer verbannt. Aber vom Zuschnüren sind eben doch auch die kleinen Mädchen der neuangehenden Generation nicht gerettet; denn auch diese Leibchen werden doch immer noch mit der Schnur in die Muskeln hineingezwängt. Nur wenige vernünftige Väter und Mütter haben es dahin gebracht, daß ihre Kinder aufwachsen im langen Kleide, das nur oben am Halse leicht aufliegt und frey herabhängt bis auf die Beine, den ganzen Körper bedeckend und ihn doch all seiner Entwicklung überlassend. Aber die bereits erwachsene weibliche Generation lebt noch unter dem elastischen Joche, das der Betrug ersonnen hat und welches die Hauptwaffe im Arsenal der Koketterie genannt zu werden verdient; für die Kokette des laufenden Jahrzehends ist keine Hülfe mehr, keine Warnung noch Lehre in der jetzigen Kinderschule zu holen; sie ist und bleibt geschnürt bis an ihr Ende. — Die kleinen Pariserknaben läßt man in weiten Pumphosen oder in natürlich zugeschnittenen Westen und Pantalons aufschießen, wie die jungen Bäumchen im Walde; hier ist des Gedeihens die Fülle. Was der wohlmeinende Jean Jacques nicht zu Stande bringen konnte, ist der wilden Revolution gelungen; noch jezt heißt die Knabenkleidung eine Carmagnole, welche einst die Sanskülotten trugen, diese Heuchler, die die Hose aufgaben, weil ihnen der Pantalon besser stund. — Die lange weiße Hose der kleinen Mädchen, mit demselben Stoffe garnirt, erhält sich in der Mode; die Kinder selber lieben sie, und sie wird erst dann abgelegt, wenn die kleine Dame in's Erziehungshaus wandert. Dagegen ist die Gewohnheit

ganz abgekommen, die Töchterchen in Westen und Pantalons von Tuch als Knaben zu verkleiden. — Stiefeln für Kinder kennt man gar nicht; die Stiefeletten sind nur für Damen.

In der großen Stadt ist keine Gefahr dabey, die Kinder kostbar zu kleiden; die Gefahr ist dabey nur, wenn man sie schlecht bewacht. Man hat manche Beyspiele gesehen, wo Diebinnen es darauf angelegt hatten, die Kinder — nicht zu stehlen, sondern zu bestehlen; sie lockten sie unter einem Vorwande in ein anderes Quartier, zogen ihnen die Ohrgehänge und kostbaren Kleider aus, und sezten sie, ärmlich wieder angekleidet, in eine wenig besuchte Straße, um sie da ihrem Schicksale zu überlassen. Die Scene, wo eine Mutter nach ihrem verlornen Kinde, oder wo ein verlornes Kind nach seiner Mutter fragt, ist immer herzzerschneidend.

Unterricht der Kinder im Tanz ist überall eingeführt, wo nur irgend nicht die Mittel dazu fehlen; man fängt damit oft schon im Kinderröckchen an. Vor einigen Jahren erst kam die schon vorher in Deutschland eingeführte Gymnastik auch nach Paris; sie erschien zuerst in den Knaben-Erziehungshäusern, nachher in den höhern Schulen, und am Ende unter dem Militär in den Regimentern. Bald sah man auch die kleinen Mädchen in den großen Gärten den Reif treiben, den der Dreher mit Sorgfalt aus hartem, glatten Holze verfertigen mußte; da spielten auch die Mädchen mit dem Balle; und jezt ist noch die Mode, über die Schnur aus eigener freyer Hand zu hüpfen, oder sie durch zwey Kindermädchen straff angezogen halten zu lassen.

Jedes gymnastische Spiel wird dort zu einer großen Fertigkeit getrieben; es hat auch in Paris einen besondern Werth durch die große Publicität vermöge der Gegenwart so mancher Zuschauer; die französischen kleinen Kinder sind eben so eitel als die großen. Dabey kömmt in Frankreichs Hauptstadt noch ein besonderer Umstand in Berührung. Nirgends wie da wird so sehr darauf gedrungen, was jene schöne Haltung gibt, die sie de la tournure oder bonne tournure nennen. Die kleinsten Mädchen schon haben davon das Vorgefühl; der Name sowohl als die Sache ist in dem Lande gleichsam auf dem Boden einheimisch; sie entwickelt sich nach und nach bey Vielen bis zur wirklichen Grazie. Manche darunter hat die Natur damit in einem so hohen Grade begabt, daß sie bald die Augen der Vorübergehenden auf sich ziehen. Schon die Schnurhüpferin im Garten der Tuillerien, wo es von Kennern und Kennerinnen wimmelt, versammelt oft ganze zahlreiche Gruppen von der erstaunten schönen Welt um sich her; die kleine gewandte Gymnastin gibt da gleichsam ein Schauspiel von Grazie; sie gleicht einer stolzen Königin und schüttelt majestätisch die langen, schwarzen oder braunen Locken, wie der Löwe seine Mähne. Aber ein Jahr nachher schon, oder wohl gar in demselben Jahre kömmt sie hier nicht wieder zum Vorschein, denn ihre Eitelkeit ist durch den öffentlichen Beyfall zu sehr in's Spiel gekommen, sie hatte bey der Rückkehr nach Hause in ihrer kindischen Freude zu viel davon gesprochen, wie die Herren und Damen sie bewundert haben, als daß ihre Mutter nicht augenblicklich gefühlt hätte, es sey hohe Zeit, die allzufrühe aus den Kinderschuhen treten wollende Jungfrau unter strengere Aufsicht, entfernt vom Publikum, zu setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

(Fortsetzung.)

Die asiatische Gesellschaft zu Calkutta hat eine bedeutende Menge gedruckter Bücher und Handschriften von Bohte erhalten, welche theils von den Lamas zu Swogumbhu Nath herrühren, theils von Bhotean'schen Handelsleuten und Mönchen gekauft worden sind, welche jährlich nach Nipal (Nepaul) kommen. Der Druck geschieht wie in China, mittelst hölzerner Blöcke, und die Literatur scheint in diesem wilden Gebirgslande erstaunlich weit verbreitet zu seyn. Dr. Carey, heißt es, ist mit der Abfassung einer Bhotean'schen Sprachlehre begriffen, und es wird dann leicht seyn, die obigen Werke zu lesen. Man glaubt, die Sprache sey mit dem Hindostanschen verwandt.

Es scheint, daß man in Indien sehr bemühet ist europäisches Obst einzuführen, und in manchen Fällen mit gutem Erfolg. Auch ist es vor Kurzem gelungen Kaffee zu erzielen. Hr. Moorcroft hat eine Menge Saamen von Obst, Getreide, Kräutern und Wurzeln aus Caschmir und Labat nach Calkutta gesandt, welche alle versucht werden sollen.

Die indische Zeitung enthält ein Schreiben aus dem Lager Oriang in Malwa, vom 17. Jan., in welchem der Verfasser meldet, daß er bey einem Spazierritte auf seinem Elephanten am Abend vorher plözlich durch das Erscheinen einer Feuerkugel hoch in der Luft, von der Größe einer 18pfündigen Kanonenkugel, überrascht, welche mit einem drey Fuß langen Schweif mit wunderbarer Schnelligkeit der Erde zuflog, so daß sie schon innerhalb einer halben Minute, nachdem er sie zuerst erblickt, den Boden berührte. Sie rollte eine Zeit lang auf ihn zu, bis sie ungefähr 500 Schritte von ihm plazte. Der Elephant war so erschrocken, daß er davon rannte, und seinen Reiter abwarf. Als dieser sich wieder erholt hatte, untersuchte er die Stelle, wo die Kugel gefallen. Das Gras war von jenem Punkte an, bis da wo sie zerplazte, verbrannt; und es lagen mehrere Stücke von metallartigem Lehm dort, welche rothe, blaue und gelbe Streifen hatten, und verschiedene andere Farben im Gefüge zeigten, und jede mögliche Gestalt hatten. Dabey waren sie glühend heiß, so daß man sie mit Wasser begießen mußte, ehe man sie anrühren konnte. Der Verfasser gedenkt der asiatischen Gesellschaft einige davon zuzuschicken. Die Begebenheit lief aber auch nicht ohne Schaden ab: eine alte Frau wurde durch die umherfliegenden Stücke am Arm verwundet, ein Dattuch getödtet, und ein Gudbab verlor Ohren und Schweif.

Eine Indische, in Bengalischer Sprache, und von Hin-

das herausgegebene Zeitschrift, das Sumbaud Kanmuhdy, enthält die Nachricht von einem Wunder, in folgenden Worten: „Ein gewisser Malab, oder Fischer von Batypoor starb vor Kurzem, und sein Leichnam wurde von seinen Verwandten an das Ufer des Flusses zum Verbrennen hingetragen. Sie bereiteten den Holzstoß und legten den Leichnam darauf; als sie ihn aber anzünden wollten, sahen sie zu ihrem Erstaunen eine Schlange aus dem Wasser hervorkommen, und sich dem Stoße nähern. Anfangs suchten sie in ihrem Schrecken, das Thier hinwegzuscheuchen, aber, troz diesem, glitt sie (wie die Wittwen vor ihrem Opfertode zu thun pflegen) sieben Mal um den Holzstoß herum, und kroch dann auf denselben hinauf. Die Verwandten schlossen hierauf, diese Schlange müsse die Frau des Mannes in einem andern Leben gewesen seyn, zündeten den Holzstoß an, und begaben sich nach Hause. Dieß ist eine so sonderbare Begebenheit, daß sie einen jeden wundern muß."

Das hochmüthige und geringschätzende Betragen der Engländer in Indien gegen die Abkömmlinge von Europäern und Indianerinnen, wovon ich schon mehrere Male zu reden Gelegenheit gehabt, hat endlich den Stolz dieser Leute, oder doch wenigstens der besseren Klasse derselben, zu einem Schritt vermocht, welcher nicht erfolglos bleiben kann.

Die vornehmsten Einwohner Calcuttas von dieser Klasse nämlich haben sich zu einem Club vereinigt, welcher der ostindische Club heißt, und von dem nur Ostindier, denn das ist der Name, den sie sich für die Zukunft geben wollen, Mitglieder seyn sollen. Sie sagen: wir haben uns lange genug bemühet, von den Britten, mit denen wir durch die theuerste Blutsverwandtschaft verbunden sind, im geselligen Kreise aufgenommen zu werden; aber sie verachten, sie hassen uns, wenn wir ihnen auch an Vermögen und Kenntnissen gleich kommen, ja sie wohl gar übertreffen. Es ist also Zeit, daß wir uns aneinander schließen, und unsere gegenseitige Gesellschaft suchen; dieß muß uns die Achtung aller guten und weißen Menschen erwerben. So ungefähr war die Sprache der Herren, welche bey der Gelegenheit ihre Meynungen äußerten, und zwar, den durch die Zeitungen mitgetheilten Berichten zufolge, mit vielem Talent. Der Club soll sich monatlich ein Mal zu einem Mittagsessen versammeln, und jedes Mitglied 100 Rupien Eintrittsgeld, und 16 Rupien monatlich bezahlen. Man glaubt in Calcutta allgemein, daß die Regierung diesen Schritt zu einer engeren Verbindung dieser zahlreichen und mißhandelten Klasse, welche täglich an Wohlstand und Bildung zunimmt, sehr ungern sähe und gern verhindern möchte, wenn es sich unter einem guten Vorwande thun ließe. Auch ist der Plan dieser Halbeuropäer, ihre ärmeren Jünglinge durch die Erlernung von Handwerken zur nützlichen Selbstständigkeit zu führen, seiner Ausführung sehr nahe.

In den nördlichen Theilen Indiens fand im vergangenen März ein fürchterlicher Hagelschlag statt, welcher Menschen und Vieh tödtete. Die Steine sollen mitunter von sieben bis acht Zoll im Umfange gehabt haben; und der Fall war von einem Sturmwinde begleitet, welcher an einigen Orten Häuser niederwarf, und die Einwohner unter ihren Trümmern begrub.

Zwey englische Offiziere zu Punah, in Ostindien, ließen im Februar in Folge einer Wette einen Hindu 509¼ englische Meilen in vier Tage reiten; und zwar auf folgende Weise. Der Bursche ritt jede Nacht etwas nach zwölf Uhr ab, und machte den ersten Tag, in 9 Stunden 44 Minuten 129 Meilen, den zweyten, in 9 Stunden 53 Minuten, 127 Meilen, den dritten, in 10 Stunden 15 Minuten 126¼ Meilen, den vierten, in 9 Stunden 26 Minuten, 127 Meilen; also das Ganze in 39 Stunden 20 Minuten, oder über 2¼ deutsche Meile die Stunde.

Die Kanonen der Burmanen bestehen meistentheils aus Holz, mit starken eisernen Reifen umwunden, inwendig aber mit zwey bis drey Zoll dickem Eisen oder Messing gefüttert.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt Sie über Singapore zu unterhalten; und es ist immer mit Vergnügen, daß ich Ihnen neue Nachrichten über die Fortschritte dieser schönen Anstalt mittheile. Muß es dem Menschenfreunde nicht erfreulich seyn, in dem fernen indischen Ocean, mitten unter dem Drucke halb- und ganz barbarischer Völker und den Beschränkungen verhaßter Monopolien, als das bessere Resultat der europäischen Bildung, eine Freystätte für redlichen Gewerbfleiß, für Menschen aller Farben, Glauben und Zungen hervorgehen, und nahe an sechs bis sieben Jahren schon als den Zufluchtsort vieler Tausende solcher Menschen zu sehen; gedeihend in Ackerbau, Handel und Kunstfleiß jeder Art, alles dieses, troz den übelmeinenden Umtrieben einer andern europäischen Macht, welcher ein solcher Nachbarstaat, mitten unter ihrem Ausschließungssystem nicht behagen kann; und was mehr, ohne daß die Errichtung desselben einen einzigen Tropfen Menschenblut gekostet hätte! Schon beliefen sich am Ende des vorigen Jahres die Zahl der Einwohner auf 14,619, worunter ungefähr 2500 Nichtansässige, und 368 Militärpersonen mit ihrer Dienerschaft, und im Ganzen 1140 Menschen mehr als im vorigen Jahre, und dieß größtentheils durch Einwanderungen. Unter diesen bilden die Malayen über ein Drittel, die Chinesen über ein Viertel, und die Begisen unter ein Achtel. Die Anzahl der Christen, ohne die Truppen, beläuft sich auf nicht mehr als 225 Personen; und unter diesen sind nur 84 Europäer. Was der Kolonie abgeht, sind Personen weiblichen Geschlechtes, denn an diesen fehlt es in allen Klassen, besonders bey den Chinesen, und sie betragen zusammen nur 3231 Seelen. Eine sehr große Menge dieser Bevölkerung widmet sich dem Handel, ein anderer den nothwendigsten Handwerken, ungefähr 1000 dem Ackerbau, und die übrigen der Schiffahrt und Fischerey. Unter allen Einwohnern gelten die Chinesen für die nützlichsten, denn man rechnet ihre Thätigkeit doppelt so hoch an, als die von irgend einer morgenländischen Nation. Der Handel hatte sich im Lauf des Jahres bedeutend vermehrt, denn der Betrag der Ausfuhr war über 6,600,000 spanische Thaler, über 1,600,000 mehr als im Jahre 1823, und die Einfuhr an sieben Millionen, mit einem Ueberschuß von beynahe 1,300,000 über das vorige Jahr, dabey aber war die Menge der Waaren auf beyden Seiten bey weitem größer, indem die Preise in vielen Gegenständen bedeutend gefallen waren. Von Siam allein waren 44 Schiffe im Laufe des Jahres eingelaufen, während im vorhergehenden Jahre nur vier dort hergekommen waren. Im lezten Februar kamen ganz unerwartet 23 Fahrzeuge von Sumatra, in welchen die Eingebornen an 3000 Pikul Pfeffer brachten. Dieß scheint ein Ersaz für die Abnahme des Handels mit Java zu seyn, den die Holländer zum Theil verhindert haben.

Das erste Cochinchinesische Fahrzeug, welches dieses Jahr dort angekommen, brachte die Nachricht, daß die HH. Varnier und Chaigneau, zwey Franzosen, welche seit vielen Jahren in jenem Lande gelebt, und Mandarine vom ersten Range sind, sich zu Saigon befanden, wo sie zwey Junks befrachtet, die sie und ihre Familien nach Frankreich zurück bringen sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. Oktober 1825.

Es ist so süß zu leben, zu denken, zu empfinden! ich will leben, um der Natur zu gehorchen; denken, um die Wahrheit zu erkennen; empfinden, um die Tugend zu lieben.

Aus dem Kinder-Catechismus des Abbe Raynal.

Die Kinder in Paris.

(Fortsetzung.)

Daß die Stadt Paris unter der großen Menge ihrer Kinder bisweilen ein Wunderkind hervorbringt, darüber ist nicht zu staunen; die großen musikalischen Genies, die dort Aufsehen machen, sind jedoch meistens Kinder des Auslandes. Die kleine Schauspielerin Leontine Fay, die von ihrem eilften bis in's fünfzehnte Jahr immer nur zwölf Jahre alt seyn mußte, und das Glück einiger Theater machte, denen sie jeden Abend ein volles Haus von 4 bis 5000 Franken bescheerte, ist jezt vergessen, weil die Natur sich nicht stille stellen läßt wie eine Uhr. Aber eine ganze Wunderfamilie waren und sind in der großen französischen Oper die Tänzerinnen Hullin. Noch seit den lezten Jahren zählen wir zwey Hullin unter die ersten Talente des dortigen Ballets; dreyßig Jahre lang lieferte der alte ehrliche Operndiener Hullin und seine Gattin alle fünf Jahre eine neue Grazie; es war eine ganze Hecke von Amoren, immer Einer lieblicher als der Andere. Dieß Bild ist um so passender, als seine erste Tochter, Hullin der Amor, viele lange Jahre hindurch in den berühmtesten Opern die Rolle des Amors hatte; solch einen Amor kann jezt die Opera nicht wiederfinden, wie die Hullin schon war im zartesten Kindesalter: so schalkhaft, so niedlich, so götterartig leicht wird nie wieder einer lächeln, sich schmiegen, dahinfliegen; der ächte Amor müßte denn nur selber wieder kommen, oder der Amor vom Kapitol seine Psyche verlassen und nach Paris herüberflattern. Hullin dem Amor, diesem armen, vielgeliebten Geschöpfe, dessen Name die Tradition aller Grazie bleiben wird, widerfuhr am Ende ein großes Unglück; das Kind wurde nach und nach eine Jungfrau von zwanzig Jahren und drüber und abermal drüber. Aber noch als Amor von fünf-und-zwanzig Jahren sah es eben so gefährlich aus und noch gefährlicher als der Amor von sechs Jahren, und schon als Amor von sechs drückte sein Blick und seine zuversichtliche drohende Stellung das ganze Schicksal und die süße Höllenqual aus, die die Liebe in jedem Alter den Sterblichen zubereitet. Hullin der Amor war allgemein bewundert und geliebt; die schöne Welt hatte sie zu ihrem Lieblinge gewählt; auch die Künstler kamen ihr zu lieb; und sogar der erste und ernste Archäologe Frankreichs, Herr Millin, hatte sie als das Kind des Olympos anerkannt.

Die Knaben in Paris gehen gewöhnlich erst im sechsten oder siebenten Jahre in die Schule oder in's Erziehungshaus, die Mädchen im siebenten oder achten. Die erste frühere Bildung beschränkt man auf Lesen, Schreiben und höchstens Zeichnen, blos um die leeren Stunden auszufüllen. Musik ist für das Alter nach den Kinderjahren aufbehalten, aber im Allgemeinen zeigen die französischen Kinder keine Nationalanlage für Instrumente. Die Sitte des Landes ist zwar, zu singen, sobald von Lebensgenuß die Rede ist; aber auch die Kehlen und Lungen sind in diesem Lande nicht geformt wie in Deutschland, und noch weniger wie in Italien. Die männlichen Stimmen

der Gaskogne und der Provence erklingen zwar wie die Silberbasse an den hohen Küsten des italienischen Meers oder in den Apenninen, aber diese Stimmen ertönen nie in himmlischem Gesang. Die Gaskogner verstehen den Apoll nicht, wenn er ihnen seinen göttlichen Unterricht anbeut; sollten sie auch in die Hölle fahren, was man ihnen sehr oft wünscht, so würden sie wenigstens nicht mit ihrem Gesang die höllischen Gottheiten erweichen.

Die Pariser kleinen Mädchen haben ihre eigenthümlichen Schönheiten vorzüglich dadurch, daß man für diese sorgt und sie pflegt wie eine Blume, z. B. ihre feinen, scharfgezeichneten Augbrauen; diese und sehr lange Wimpern gelten für ein natürliches Kleinod. Die Arme sind wunderschön am Kinde, so selten sie auch an den erwachsenen Mädchen die Fülle eines schönen deutschen Armes erreichen. An den Händchen liebt man die kurzen, aber auch die langen Finger, wenn diese in's volle Fleisch der Hand gleichsam hineingesteckt und nicht daraus herausgewachsen zu seyn scheinen.

Vorzüglich schön sind jezt die Zähne der Pariserkinder. Schöne Zähne waren sonst nur den Kindern des südlichen Frankreichs eigen; jezt werden sie allgemein. Sollte etwa die Austreibung des Pockendämons aus dem menschlichen Leibe auch die Zähne gerettet haben? Man suche immer diesen Glauben wenigstens auszubreiten, so mancher Glaube macht ja selig. Die allerschönsten Zähne findet man unter den Kindern des Pöbels, aber der Mittelstand und die höhern Klassen wollten da nicht zurückbleiben. Daraus entstand also die nunmehr zum Modegesetz, ja zur Pflicht gewordene vortreffliche Gewohnheit, den Mund der Kinder einem kundigen reinlichen Zahnarzte zu unterwerfen. Das Eigenthümliche dieser Einrichtung in Paris ist ihre regelmäßige Beobachtung in zwey Epochen, nämlich von dem Augenblick an, wo die Natur die Arbeit der ersten Zahnung geendigt hat, und dann wiederum mit doppelter Vorsicht und unter Herbeyrufung des Krankheitsarztes in dem kritischen Zeitpunkte der zweyten entscheidenden Zahnung. Selbst unter dem niedern Mittelstande, wohl sogar im Pöbel, führt eine auf ihr Kind stolze Mutter das Kleine zum Zahnarzt. Reine Zähne, durch die Natur nach einem gewissen idealen Muster etwas weniges gewölbt; besonders mittelmäßig groß, ja nicht zu groß, von gesunder Farbe, welche nicht die ganz schneeweiße, immer der Zerbrechlichkeit verdächtige, seyn darf, enggereiht, in voller Zahl, gelten manchem Kinde als künftige Aussteuer; denn glückliche Männer wählen sich oft eine Gattin blos wegen des schönen Mundes, und ein schöner Mund heißt sehr gewöhnlich nichts anders als Reihen gesunder Zähne. Jene Art von Koketterie, aus vollem Halse zu lachen, um den wohlbesezten Mund zu zeigen, wird für die verzeiblichste gehalten; auch gilt manchmal nur wegen der Zähne die auffallende Größe des Mundes selber für Schönheit. Der rohe Amsterdamer oder Londoner frägt nach einem Mädchen mit dem Ausdruck: Wie viel ist es werth? und versteht hierunter seine Aussteuer. Der Pariser aber sieht vor Allem bey einem jungen Mädchen, ob sie schöne Zähne hat. So wäre es dann doch der Mühe werth zu untersuchen, wie die Mütter in Paris, die ihren Kindern keinen Geldwerth geben können, es angreifen, daß sie wenigstens schöne Zähne erhalten? Die Kinderkleidung hat wohl dabey weniger Einfluß als die Kindernahrung, und der Beweis davon möchte wohl seyn, daß Kinder nicht-französischer Eltern in Paris bessere Zähne bekommen, als ihre Eltern selber haben. Man gibt den Kindern in Paris als Grundlage aller Nahrung durchaus kein Roggen- oder Gerstenbrod, sondern das bekannte ganz weiße, leichte, lockere Waizenbrod, ganz wenig gesalzen. Dieses Brod ist so sehr einzige Nahrung, daß alles Andere nur als Nebensache vorkömmt; die Kinder verlangen nur etwas, um es mit ihrem Brode zu essen. Des Winters gibt man ihnen Brodsuppe, meistens von der kräftigen Pariser Fleischbrühe, und zu dem Brode Eingemachtes von Kernobst oder Johannisbeeren, manchmal Milch, selten Butter, selten Fleisch; frische Aepfel bis in den Frühling, und die bekannten grünen oder trockenen Gemüse. Der Sommer ist die allgemeine Kurzeit besonders dann, wenn die sogenannten rothen Obstarten, die sauren Kirschen und die Johannisbeeren reifen; sie sind die allgemeine Panacee, das Universalmittel, worauf man nach allen Kinderkrankheiten des ganzen Jahres wartet; die Aerzte schreiben am Ende nur diese Früchte vor; aber auch dabey herrscht immer das unabänderliche Waizenbrod.

Die mütterliche und väterliche Liebe sind ohne Zweifel dem Einwohner von Paris eben so tief in die Seele geprägt, als jedem Menschen jedes andern Volkes; aber aus der Schwierigkeit, welche sittenlose Menschen überall haben, sich ihre Nahrung zu erwerben, und aus der Leichtigkeit, mit welcher die Kinder als Lehrlinge gut unterkommen, ist ein furchtbares Uebel unter der niedern Volksklasse entstanden: sie kümmern sich nämlich nur allzuoft sehr wenig um ihre Kinder, und man hört nicht selten den herzzerschneidenden Ausdruck gegen ein Kind: „Ich werde dich bald des Brods los werden.“ Oft schon im achten, neunten Jahre werden die unglücklichen, unerzogenen Jungen und Mädchen gleichsam vor die Thüre geworfen; die größere Gefahr ist dabey immer für die Mädchen; die Jungen, leichten Sinns und durch die bisherigen Entbehrungen früher gewarnt und mehr aufgeweckt aus dem glücklichen Traume der Kindheit, gerathen meistens in den Werkstätten ganz gut. Nur ist das die Ursache, warum man in Frankreich nicht eben so viele junge Arbeiter findet, die lesen und schreiben können als in dem größern Theile von Deutschland; viele französische Handwerksgesellen lernen erst auf ihre eigene Kosten lesen und schreiben, wenn sie Geld verdienen.

Alle Beobachter des Menschenlebens haben bemerkt, daß bey den Kindern in Paris die Geisteskräfte ganz ungewöhnlich früh sich entwickeln, während die Kinder des übrigen Frankreichs etwa den gewöhnlichen Schritt halten mit der allgemeinen europäischen Kinderjugend. Meistens besizt schon die vier- oder fünfjährige Pariserin Ideen genug und hinlänglichen Sprachreichthum, um sich in Alles zu mischen, und von Allem Rechenschaft zu geben, was sie hört; ja die Gefühle sind bey ihr schon hinlänglich erwacht, um Eindrücke, die ihr der Schmerz Anderer, oder welche die Bosheit der Menschen auf sie gemacht haben, auffallend lebhaft zu bezeichnen. Sogar die kleinen Säuglinge, sobald sie von der Amme zurückkommen, lernen früher die sinnlichen und sichtlichen Zeichen des Lebens, und verrathen in verständlichen Tönen und Worten ihre tägliche Eroberung im Wissen mit einer sonderbaren Thätigkeit. Die Beobachtung dieser anziehenden Erscheinung ist ein höchst angenehmer, aber auch ein wegen seiner Allgemeinheit beynahe ganz unbeachteter Genuß des Pariserlebens; man kann sie um so leichter machen, als der Grund dieses frühen Triebes ganz einfach ist. Die Wahrnehmungen des Kindes der französischen Hauptstadt sind zahlreicher, sind unaufhörlich, und die Mittheilung unzähliger Menschen mit den Kindern ist häufiger; die Gegenstände des thätigen Menschenlebens sind auch da in viel größerer Anzahl. Ein Kind in Paris, schon vermöge seiner früh aufgeregten geistigen Natur, fragt viele hundert Male mehr des Tags als ein Kind anderswo, weil viele hundert Mal mehr Gegenstände seine Sinne berühren, und es erhält auch hundert Mal mehr Antworten. Sein Bedürfniß nach neuen Ideen wird ganz absichtlos jeden Augenblick befriedigt, und jeden Augenblick wird dagegen eben dieses Bedürfniß noch lebhafter. Ein Kind in Paris kann ein unaufhörliches Verhör halten mit seiner Mutter, mit dem Vater, mit den Lehrjungen, Gesellen und Arbeiterinnen, mit den Aus- und Eingehenden, mit dem ewigen Wechsel von Menschen auf der Straße, mit dem Gewimmel der Geschäfte und mit der Mannigfaltigkeit der Gegenstände. Diese Methode, wo Alles durch Anschauen geht, ist unerschöpflich an Vortheilen. Darum hat man auch in Paris kleine Mädchen von sechs Jahren, die man zu Mamsell Mars in die Komödie führen kann, und welche ihre reine Sprache, ihren feinen Anstand verstehen und fühlen, und darum gibt es Knaben, die über die Mittel räsonniren, wodurch man ein Ehrenkreuz erhält.

Und diese Nation, die auf den höchsten Grad von Kultur Anspruch machen darf, diese Kinder, mit allen Reizen und Vorzügen versehen, welche das Familienband so stark befestigen, diese glücklichen, mit so vieler Grazie ausgerüsteten Mädchen, für welche die Stadt Paris den Namen des Paradieses der Weiber erhalten hat; dieser ganze, nicht sowohl durch die Masse seiner Muskeln als vielmehr durch die Elasticität seiner Nerven so kräftige, so gewandte Schlag von Menschen sind in der Hauptstadt Frankreichs ein armseliger Rest der jährlich neugebornen Bevölkerung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Spieler.

Drey versess'ne Kartenspieler,
Hoch am schönsten Frühlingstage
Schlossen sich bey Kerzenscheine
Fest in ihre Kammer ein.

Draußen mag der Garten locken,
Wald und Flur in Wonne beben,
Rein der blaue Himmel schimmern;
In der Kammer spielen sie. —

Zürnet oder lacht der Thoren;
Dürftig mag ihr Geist euch scheinen:
Aber laßt euch dennoch warnen,
Nimmer ihnen gleich zu seyn!

Schließt so Mancher nicht, voll Dünkel,
Eng sich ein vor Gottes Wahrheit,
Daß er dumpf mit Worten spiele
Bey dem Lämpchen des Systems?

Joh. Rud. Wyß.

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

(Beschluß.)

Ein Brief von Rangun gibt folgende Beschreibung von jener fremdartigen Stadt. „Die Festung am Flusse besteht aus einer hölzernen Wand, auf welcher sich sechszehn bis siebenzehn Fuß von der Erde ein offenes Pfahlwerk befindet. Hinter der Wand befindet sich ein Rohrgerüst, worauf die Soldaten stehen oder knieen können. Diese hölzernen Wände werden durch Erdhaufen unterstützt, und vor denselben befinden sich oft acht bis neun Graben, welche vier Fuß von einander abstehen, und neun Fuß breit und tief sind. Am Boden dieser Gräben befinden sich eine Menge scharfe Bambusstücke eingerammt, welche durch Brennen geschärfet, und im Stande sind die dicksten Schuhe zu durchschneiden. Diese verursachten im Anfange des Krieges viele Beschwerlichkeit und Wunden, und die Burmanen fanden dadurch Zeit auf die andringenden Feinde mit Muße zu zielen. Waren die Schwierigkeiten aber einmal überwunden und die Palissaden erstiegen, so warteten sie nicht auf das Bayonett, sondern liefen, so schnell sie konnten. Jezt wird gewöhnlich erst Bresche geschossen, ehe ein Sturm versucht wird, und die Soldaten werfen Breter über die Graben, und Pfähle, über die sie dann mit Sicherheit vordringen. Im Angriffe pflegt jeder einzelne Mann sich in die Erde zu graben, und aus diesem sicheren Rückhalt hervorzuschießen. So bilden sie ihre Linie, der man oft ganz nahe seyn kann, ohne etwas anderes vom Feinde zu bemerken, als etwa die aufgeworfene Erde."

„Aus den vielen tempelartigen Gebäuden zu schließen, womit Ranguhn angefüllt ist, muß es eine besonders heilige Stadt seyn; aber es ist wahrscheinlich, daß es Denk- oder Grabmähler sind. Am Fuße sind sie viereckig; dann steigen sie als sechsseitige Pyramiden hervor, mit einem Spitzthürmchen, auf dem sich oben ein offenes Eisenwerk, in der Gestalt der päpstlichen Krone befindet, an welcher eine Menge Glöckchen befestigt sind, die bey einem sanften Winde ein sehr anmuthiges Geläute hervorbringen. Von diesen Gebäuden sieht man Tausende, besonders in der Nähe der großen Pagode, gegen welche hin sie eine Gasse bilden, und ihre Reihen hier und da durch kolossalische Bilder unterbrochen haben, die mit übereinandergeschlagenen Beinen, und mit der rechten Hand hinunterwärts deutend, da sitzen. Die große Pagode ist ein backsteinernes Gebäude, wie die übrigen; aber bey weitem schöner und größer. Eine Seite der Basis mag 100 Fuß messen, so daß sie auf einer Fläche von 10,000 stehen muß; von welcher sie sich in 6, 8, 10 und mehrseitigen Gestalten, zu einer Höhe von 200 Fuß erhebt, welche gänzlich vergoldet ist. Sie liegt sehr hoch, und ist zu einer Festung geeignet."

Im Jahre 1795 hatten die Burmanen einen Einfall in's brittische Gebiet gethan, um drey aufrührerische Häuptlinge zurück zu verlangen, die sich dahin geflüchtet hatten. Sie wurden ihnen ausgeliefert; und folgendes ist der Eid, welchen einer davon in Gegenwart eines brittischen Offiziers leisten mußte, ehe ihm seine Regierung verzieh. Ein Priester sezte ein Buch religiösen Inhalts nebst einem Bilde und eine Schale Wasser vor ihn; der Mann kniecte dann nieder, hielt die Schale vor dem Bilde in die Höhe, und sprach: „Ich, Pulong, rufe in der Gegenwart des Schöpfers der 5000 Welten mit allen darin lebenden Heiligen, der fünf großen Flüsse und der 500 kleinen, der Meere und alles dessen, was darin ist — alle Heilige und Engel im Himmel und auf Erden an, mir es zu bezeugen, daß ich ein guter und treuer Unterthan des Königs von Ava seyn will. Gebe Gott, daß, wenn ich seinen Dienst verlasse, ich nicht sicher über's Wasser komme, sondern die Fische des Meeres mich in Stücken reißen und verschlingen! Gebe Gott, daß, wenn ich seinen Dienst verlasse, ich nicht sicher über Land reise, sondern von den wilden Thieren der Erde verschlungen werde! Gebe Gott, daß, wenn ich nicht diesen Eid befolge, mich nie gegen meinen König und mein Vaterland aufzulehnen, alles Obige mir begegne, daß die Geißeln des Höchsten mich peinigen, und ich eines schimpflichen Todes sterben möge!" Nachdem diese Formel drey Mal wiederholt worden, wurde das Papier, worauf sie geschrieben war, verbrannt, und die Asche in die Schale mit Wasser gethan, und die Mündung einer Flinte und die Spitze eines Säbels darein getaucht. Pulong nahm dann die Schale in die Hand, und wiederholte: „Mögen diese Waffen mich umbringen, wenn ich mich je von dem oben geleisteten Eid entferne." Nach diesem trank er das Wasser. Dieser gezwungene Eid hatte indessen nicht die Kraft, den Unglücklichen an seine verhaßte Pflicht zu binden (er gehörte nämlich zu der überwundenen Nation der Mugs), er ward noch ein Mal untreu, und ward mit gräßlichen Martern hingerichtet.

Es ist bekannt, daß der größte Theil des Burmanschen Reichs aus überwundenen Völkern besteht, welche vor sechzig bis siebenzig Jahren noch alle unabhängig waren. Die Engländer dürfen also darum nicht verlegen seyn, was sie mit den eroberten Provinzen thun sollen. In Assam haben sich bereits die ehemaligen Herrscher, die sich Kinder des Indra nennen, und auf gold- und silbernen Leitern vom Himmel herabgekommen seyn wollen, gemeldet; worüber man sich nicht wundern darf, da dieses Land erst im Jahr 1819 erobert worden. Aber auch in dem längst eroberten Pegu sind Leute erschienen, die auf die alte Krone Anspruch machen. Dieses ist wirklich ein sehr wichtiges Land — es hat den fruchtbarsten Boden, das schönste Bau- und Färbeholz, große schiffbare Flüsse, bequeme und sichere Häfen, liegt Bengalen gerade gegenüber, und an demselben Meer, und hat dabey verhältnißmäßig sehr wenige Einwohner. Es sollte mich daher sehr wundern, wenn die Engländer dieses herrliche Land, das sich so ganz zur Ansiedelung europäischer Kolonien eignet, aufgeben sollten.

Im Gebirge von Cachar, auf dem Wege nach Munipore, ist man auf ein Volk gestoßen, welches sich in dem tiefsten Zustand der Barbarey befindet, und gänzlich nackend gehet; und in Pegu sollen sich ähnliche Wilde befinden.

Auch die dritte Expedition zur Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt ist unverrichteter Sache zurückgekehrt; und zwar nicht in Folge natürlicher Hindernisse, die allen weiteren Versuchen ein Ende machen konnten, sondern in Folge eines Zufalls, wodurch eines der Schiffe vom Eise gegen das Ufer gestoßen und so beschädigt ward, daß man es im Stiche lassen mußte. Die Mannschaft ward jedoch gerettet. Die Schiffe hatten in Port Bowen im Regentskanal überwintert, und waren im Sommer bis zu 76° 46′ der Breite, und 91° 50′ der Länge vorgedrungen; aber nach diesem unglücklichen Zufall war jeder weitere Versuch unnütz, und Kapitän Parry kehrte mit dem Schiffe um.

Von der Landexpedition unter Kapitän Franklin sind inzwischen günstige Nachrichten über New York angekommen: sie war beym Abgange des Briefes 700 englische Meilen, jenseits des Forts Cumberland auf dem Mackenziefluß, und alle Mitglieder der Expedition in guter Gesundheit, mit einer Fülle von Lebensmitteln versehen.

Vor ein Paar Tagen erschien ein Weib vor dem Lord Major, um auf Gesuch ihres Mannes einen Eid abzulegen, daß sie nie mehr Schnapps trinken wolle, als ihr Mann ihr erlauben würde.

Auflösung des Räthsels in Nr. 253.

Geheimniß.

Dreysylbiges Buchstabenräthsel.

Die ersten zwey Glieder sind zart und klein:
Doch fällt das Erste mit Hagel und Rain,
Mit Steinen und Pflanzen und Thieren.
Und auch das Lezte mit Flasch' und Glas
Und all' dem gelehrten Ich-weiß-nicht-was
Auf Hieroglyphenpapieren —
Selbst Erd' und Himmel fällt mit hinein,
Sogar mein Ganzes noch oben drein
Mit Wasser und Pulver und Schmieren.
Was ist's denn? „Das Erst' ein Paradies,
Wenn Lenz und Flora sich gatten!"
Das Erst' und Zweyte, was ist denn dies?
„Ein Lichtquell im dunkelsten Schatten!"
Und was das Lezte? „Groß und Klein,
„Und Alt und Jung, wir Alle!"
Und endlich das Ganze? „Bedarfst du sein,
„So wünsch' ich, daß wieder, wahr und rein,
„Bald all' das Obige, groß und klein,
„Und Blitz und Hagel und Sonnenschein
„In's Erst' und Zweyte dir falle!"

Schaller.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 31. Oktober 1825.

Er sey mein Freund nicht, welcher die göttliche Natur nicht liebet! Engelgefühle sind Ihm nicht bekannt.

Fr. L. Gr. zu Stolberg.

An den Ufern des Anio.

Im Jahre 1799 *).

Langsam zieht sich der Anio zu den Füßen von Tivoli hin, endlich bricht sich sein Bett und ein Felsenbecken empfängt den stürzenden Fluß, der unter Donnergeräusch, in Wasserstaub aufgelöst, schäumend als tobte in und unter ihm vulkanisches Feuer, von Felsen zu Felsen, von Abgrund zu Abgrund stürzt, durch gesprengte Massen, durch Höhlen, die sein tausendjähriger Sturm bildet, sich in immer furchtbareren Wogen niederwälzt, bis er endlich eine ruhigere Bahn findet. Gegenüber von dem ersten Fall sind kleine Wasserfälle, die zu der Größe der Scene das Malerische hinzufügen. Ueber Felsenspitzen und Gestein hinweg an der moosbewachsenen Felsenwand stürzen sie sich in die wilden Fluten des Teverone.

Nach seinem ersten Fall rast der Strom durch Felsenritzen und über Felsengrund und stürmt endlich in die Grotte Neptuns. Von diesem schwebenden Abgrund stürzt er auf ein Steinbett und vereinigt sich hier mit einer zweyten Wassermasse, die von der Höhe Tivolis aus einem engen Felsenschlund hervor wie ein wilder Jüngling in den Abgrund springt. Die Sonne schien gerade in die Krystallwolken von Wasserstaub, und zwischen diesen Gegenständen des hohen Entsetzens schwebte des Regenbogens sanfteres Bild.

*) Aus Dr. Georg Körners hinterlassenen Papieren.

Auf dem Felsenbett, umringt auf allen Seiten von schroffen Felsenwänden, bricht sich der wilde Sturz, und schon beginnt ein sanftes Hingleiten über den breiten abgeglätteten Steinboden, als ein neuer Fall auch neues Toben, neues Donnergeräusch erzeugt. Furchtbarer wüthet der Strom, seine Wogen scheinen vor dem Anblick des zweyten Abgrundes sich rückwärts gegen die Felsen zu bäumen, von denen sie herabgestürzt waren. Vergeblicher Widerstand! Neptun schickt die folgende Woge und der Strom stürzt in die Grotte der Sirenen und aus diesem Schlunde der Finsterniß in felsigtes Bett, das zwischen den Gebirgen sich hinzieht.

Bey der Grotte der Sirenen, hart an dem Abgrund, maß mein erstauntes Auge bald die furchtbare Höhle, bald die hohe Felsenwand, die in dem Vordergrund an der Grotte Neptuns gegen Tivoli und den Tempel der Vesta emporragt. Die ganze große Naturscene beherrscht dieser Tempel, den Göttern zum hohen Wohnsitze geschaffen, gemacht, um zur Anbetung zu stimmen, Gefühle hervorzurufen, die den Busen schwellen, das Herz mit Kraft erfüllen und die Seele zu verwegnem Fluge beflügeln.

Ein anderer Theil des Teverone, der um die Stadt geleitet wird, um Mühlen und Fabriken das nöthige Wasser zu geben, stürzt nicht fern von der ehemaligen Villa Mäcens in silbernen Wasserbogen von italienischem Grün und den Reichthümern der Ceres umlagert, über bemooste Felsen mit sanfterem Geräusch herab, und strömt zwischen

Bäumen, Gebüsch und Wiesgrund, seine Melodien in den Gesang der Nachtigall mischend, dahin.

Wenige Schritte von dem Ponte Lupo bietet die Quelle der Blandusia dem ermüdeten Wanderer Labetrunk mit der Erinnerung an horazischen Gesang. Sie schüzt nach oben ein Gewölbe, Reste eines der Nymphe geheiligten Tempels, vor den erwärmenden Strahlen der Sonne, von der Seite spiegelt dichtes Gebüsch sich in der zitternden Silberquelle. Alle diese hohen Scenen der Natur werden von dem malerisch-liegenden Tivoli beherrscht, das hoch auf dem Gebirg in schönen Gruppen dem Auge frohen Genuß gewährt.

Der Weg von Tivoli an den Cascadellen vorüber nach dem Ponte Lupo führt über die Trümmer der Villa von Cicero, Cassius und Brutus, von Horaz und von Quintilius Varo. Gegenüber auf der andern Seite erheben sich noch stolz die Trümmer der Villa Mäcens. Da wo der Günstling Augusts einst horazischen Weihrauch athmete, tönt jezt des Hammers schellender Schlag und der Mühlen Klappergeräusch. Da wo einst Cyperwein aus goldenen Pokalen strömte, fließt jezt des Werkmanns Schweiß unter der Arbeit Last. Hier wo jezt die Pflugschaar bemooste Steintrümmer in die Erde drückt, diesseits des Stromes, im Schooße der schönen Natur, stärkte sich Cicero zum Kampfe gegen Catilinarische Kühnheit. Hier auf dieser andern Stelle saugen Tibull und Catull. Hier lebte den Musen der vaterländische Horaz, und über diesen Trümmern erhob sich einst die Villa des Quintilius Varo, des Zeugen germanischer Kraft, als sie den Kaisersadler in seinem hohen Fluge ergriff und blutend zur Erde schleuderte, daß der furchtbare Fall aus dem Auge Augusts Thränen des Schmerzens erpreßte. Hier endlich wandelten bey nächtlichem Dunkel und Regenschauer Brutus und Cassius. Hier heiligte die lezte Flamme römischer Freyheit den Dolch, der Cäsars Brust durchbohrte.

Auf dieser der Geschichte geheiligten Stätte traf ich vor Jahren zuerst mit dem Helden zusammen, dessen Name mit allem Fuge auch der Geschichte dieses Landes angehört, dessen Charakter Roms schönsten Jahrhundert's würdig war, der, wie keiner der fränkischen Feldherrn, so viel Sinn für Vereinigung der italienischen Völker in eine unabhängige Nationalmasse hatte, mit Joubert dem Unvergeßlichen. Im Austausch unserer Gefühle wandelten wir hier lange unter den Trümmern vergangener Größe dieses Volkes, aber schon damals glaubt' ich in ihm jene Züge zu erkennen, denen das Glück nur selten entgegen kömmt. Es war eine beklagenswerthe Leidenschaft, die Liebe seiner Schwester, die ihn in die militärische Laufbahn warf. Die Unglückliche liebte ihn mit aller Glut verbotener Liebe, und als er sich geflissentlich von ihr entfernte, fiel sie in eine Krankheit und starb. Er suchte nun auf einer geschäfts- und geräuschvollen Bahn Zerstreuung und fand Ruhm und Lorbeern. Schmerzvolle Eindrücke aber blieben stets in seiner Seele zurück, und nie durfte man in seiner Gegenwart von Liebe sprechen, ohne daß sich tiefe Melancholie seiner Seele bemächtigte. Schon zu Mantua sagte mir nach geraumer Zeit vor Jouberts Entlassung der General M.: „Joubert werde nicht lange mehr bey der Armee bleiben, das Direktorium könne sich nur mit Menschen vertragen, deren Raub- und Gewaltsucht mit feiger Unterwürfigkeit gepaart, den Herrschern ein Motiv der Sicherheit werde. Militärischer Ruf, mit Bürgersinn und Bürgertugend vereinigt, sey diesen Menschen ein Gegenstand des Mißtrauens und der Furcht; Joubert werde sich nicht erhalten, und schon arbeite man von Mayland und Paris aus gegen ihn.“ Ich sah seine Aeußerung für übertrieben an, und mußte mich am Tage, da Joubert seine Dimissions-Annahme erhielt, nur allzusehr von ihrer Gründlichkeit überzeugen. Ich war gerade an diesem Trauertage bey Joubert. Er hatte dem Erdirektor Merlin in einem Schreiben seine Meynung frey und offen mitgetheilt; Merlin hatte ihn dazu eingeladen, ihm seinen Glauben an einen entschiedenen Einfluß des Auslandes auf die Verhandlungen des Direktoriums nicht verschwiegen, und sich mit edelm Unwillen gegen die beyspiellose Behandlung der italienischen Völker erklärt, gegen ihre anhaltende Beraubung, Isolirung und gegen ihre Herabwürdigung durch verhaßte Prokonsuls. Man hatte ihm unumschränkte Vollmacht über seine Armee verheißen, und von dem Tage seiner Ankunft an arbeiteten ihm Furcht, Neid und Eifersucht von Paris aus entgegen. Da man ihn selbst nicht anzugreifen wagte, so wurden die Pfeile gegen die Personen abgedrückt, die ihn umringten. Man verlangte Suchets Entfernung, den er als seinen Chef vom Generalstab für unentbehrlich hielt, dem er sein Zutrauen geschenkt hatte, und dessen Werth er besser beurtheilen konnte als dieses Direktorium auf seinen weichen Polstern im unseligen Palaste von Luxembourg. „Ich verlasse, sagte er mir, die Armee in einem Zustand, dem die Russen und Oesterreicher in mehreren Monaten noch nicht gewachsen seyn können. Wenn einst die Zeit der Gefahr kommen sollte, bin ich bereit jedem Rufe zu folgen: jezt trete ich mit der Ueberzeugung zurück, daß ein Land wie Frankreich Männer genug besizt, die noch bessere Dienste denn ich zu leisten vermögen: anders zu denken wäre unverzeihliche Eitelkeit.“ — Zu Reggio sagte er mir dieß, dort sah ich ihn zum Leztenmal, den großen Unvergeßlichen. — Am Tage der Schlacht von Novi hat er Wort gehalten. Auf den Ruf des bedrängten Vaterlandes war er dem Grabe entgegen geeilt, und der Tag seines Heldentodes war für die Feinde ein Sieg, blutig wie die blutigste Niederlage! — An dem Tag der Schlacht bey Novi floh der Genius der Freyheit von Frankreich.

Die Kinder in Paris.

(Fortsetzung.)

Die tödtlichste Plage der Familien in Paris sind die Säugammen; mehr als die Hälfte der Kinder gehen aus Mangel an mütterlicher Pflege und väterlicher Sorge zu Grunde, ehe sie nach dem gemeinen Gesetze der Natur dahinsterben sollten. Die weiblichen Gewerbe, welche eben so zahlreich sind, als jene der Männer, lassen es nicht zu, daß man die Kinder im Hause behalte, und der Raum in den Wohnungen fehlt dazu, die Säugammen in der Stadt zu haben, wenn man auch die Mittel dazu hätte, und wenn auch die Ammen selber ihre Wohnungen verlassen könnten. Dem fühlenden Ausländer blutet das Herz, wenn er entdeckt, daß alltäglich über fünfzig hülflose Geschöpfe den Armen der Mutter entrissen und aus dem Asyle hinausgestoßen werden, was ihnen das Recht der Geburt, das Recht an eine Heimath, an die Lagerstätte, auf welchem es geboren wurde, angewiesen hatte. Die Unbarmherzigkeit der ganzen ungeheuern Völkerschaft, welche die Hauptstadt bewohnt, ist zur Nationalsitte geworden. Es ist schauervoll, wenn man an die zwey oder drey Tage nach der Geburt denkt, die man dem Säuglinge und der vom Lande als Amme gemietheten meist unbekannten Bäurin zur lezten Frist gestattet. Man benuzt die wenigen Stunden zwischen der Geburt und der Abreise, diese über Leben und Tod entscheidenden Momente, dazu, um ihr das Wanderbündelchen des kleinen Verwiesenen zurecht zu machen. Man sucht, wenn man glücklicherweise dazu die Mittel hat, die Amme selber durch eine gastliche Bewirthung zu gewinnen; aber wir können dieses Mahl der Säugamme nicht anders nennen als das Henkermahl des Säuglings. Es geschieht bisweilen, besonders des Winters, daß der Säugling nicht einmal diese Reise aushält; wenn er aber auch wohlbehalten ankömmt, so erhält er von nun an gewöhnlich nur seine halbe Ration, gleichsam als hätte die Gottheit nicht schon durch die Seltenheit der Zwillinge ihr heiliges Gesetz ausgesprochen, daß die beyden Brüste der Mutter nur Einem Eigenthümer gehören, daß sie nur für Einen rechtmäßigen Anspruch hinreichen, und daß sie keinem fremden Gaste bestimmt sind. Der fremde Säugling kömmt also ins Haus der Amme, und so wie er eintritt, ist das Haus im Kriege; Freund und Feind, nämlich die Amme und die beyden Säuglinge, hausen nun beysammen auf demselben Boden; die Beyden sind jedoch Feinde, nur gibt man ihnen den trügerischen Namen Milchgeschwister.

Dieß ist also der Eintritt in das hochgepriesene Leben von Paris; durch einen solchen Gräuel der Verwüstung müssen die kleinen Pariser und Pariserinnen gleichsam mit Gewalt sich durchleben; die Wenigen, die gesund oder mit geraden Gliedern zurückkommen, sind dann freylich auch meistens sehr gesund und sehr gerade; denn nur ihre eigene, unzerstörliche Kraft, oder die großmüthige Menschlichkeit des Säugevaters oder der Säugemutter hat sie gerettet. Es ist wohl schrecklich zu sagen, aber die Wahrheit verdient gesagt zu werden, daß das Säugammensystem von Paris nichts anders ist, als ein fortdauernder bethlehemitischer Kindermord, oder eine Scene der Sündflut, als die Menschen eines Welttheils in's Wasser fielen, das höher gestiegen war als die Berge, und aus dem gurgite vasto davon kam, wer da konnte. Für die Pariser Säuglinge ist keine Hülfe; Rousseau hat umsonst für sie gefleht, in einer rührendern Sprache als die meinige.

Das Säugammen-Institut in Paris ist ein allgemeines Kommissionscomptoir für Eltern und Ammen. In diesem Hause können sich alle Bäurinnen auf vierzig bis fünfzig Stunden von Paris, welche sich dem Säugen widmen wollen, einschreiben lassen; sie kommen hier auf eigene Rechnung an, und finden da Wohnung auf die wenigen Tage, die sie warten müssen, bis ein Säugling ihre Hülfe sucht. Für die kleine, hülfbedürftige Menschheit ist also hier dieselbe Anstalt, wie für die europäische militärische Jugend in den Kriegsministerien aller Staaten, nämlich das Register der Lebendigen und der Todten, worin man finden kann, wer noch auf den Beinen ist oder wer vor dem Feinde geblieben, oder wenigstens verkrüppelt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 19. Septbr. *)

Die vorige Woche sah' ich, wie alle hiesigen Einwohner, die Italienerin in Algier; Du weißt es, ich ging mit der günstigsten Meynung hin: für Rossini, für die Mimen und Sänger; ganz unbefangen wenigstens. Solche reine Langeweile, blos mit höchster Ungeduld bis zum Aufspringen — (wenn dieß in den stuhllosen Hühnerbehältnissen ginge) **), habe

---

*) Dem Einsender dieses Briefes wurde der Auftrag, denselben für die Einrückung in ein deutsches Tagesblatt zu bereiten. Er that es aber nicht, weil er durchaus kein Freund des Appretirten ist. Er gibt ihn ohne die geringste Veränderung; denn nur dadurch glaubt er dem Wunsche des Briefstellers zu genügen: daß nämlich neben dem betäubenden Jubelruf der Majorität, ob der jezt in Berlin so hochgepriesenen Sängerin (Dem. Sonntag) auf die Stimme der Minorität gehört werde.

**) Der Einsender dieses Schreibens kann hier der Bemerkung sich nicht erwehren, daß überall, selbst hier in Frankreich, mit der zunehmenden Pracht auf der Scene, die Sorgfalt für die Bequemlichkeit des Auditoriums abnimmt. Dem

ich meines Erinnerns beynahe noch nicht erdulbet. Dieß, bey oft mir laute Bewunderung entlockenden, vollkommenen Gesangtheilen. Fangen wir bey Dem. Sonntag der Italienerin unter den Barbaren an: Engländer erfinden gewiß nächstens eine Majanne, die so vortrefflich singt. Kein Fehlerchen! Ueberlegung des Effekts, wie nur bey Moscheles gefunden werden kann! Höchste Leistung des Kehlchens! Aber („die Aber kosten Ueberlegung, ich sage: sie sind auch deren Ertrag) — auch nicht die leiseste Ueberraschung, nicht das sanfteste Fortreißen, oder auch nur Mitziehen des geringsten — auch nur von der Kunstausübung selbst hervorgebrachten Affekts. Glücklichstes Intoniren, immer fertig bereiter Ton der Kehle, tadellosleste Ausübung, glücklichste Reminiscenz der Lehrer und Vorbilder mit Intelligenz aufgefaßt, mit künstlerischer Ruhe bewundernswerth wiedergegeben! Leises Gehör! richtiges Horchen eigner Leistung. Aber, die Seele, die Leidenschaft, die wechselnde Gemüthsstimmung nicht mit aufgenommen, nicht mit angebracht. Also, der tiefbelebende Herzpuls fehlt: und so Das, was leicht angebende bewegliche Kehle, lobenswerthe Ueberlegung, richtiger Unterricht, im Nothfall, ersezt; oder vielmehr dieß Alles erst recht werth und wünschenswerth macht. Aber welcher Held wäre wohl der, der in unsrer großen Stadt, auf unsern großen Plätzen, bey unsern großen Thees, dieß, unserm großen Publikum sagte! „Schweigen ist der Rest.“ und schreiben: Drum ich's Dir mein Freund — nach Frankreich. Vielleicht kannst Du's etwas zubereitet von dort aus in ein deutsches Journal senden. Es drängt die Brust das auszusprechen, was wir für wahr halten müssen, und worüber prachtvoller Wahn herrscht. Auch bin ich nicht ganz einsam in meinem Urtheil: Drey Herren und eine Dame hab' ich sogar auf meiner Seite. Es ist aber genug für mich, wenn sie nicht wie ich so gequält sind, bis sie in Worte gebracht, was sie meynen, um daß ich es thue, welches ich eigentlich gerne — je mehr je besser — Andern überließe. Auch mit dem Spiel der jungen Schönen war es nicht so wie ich aus den Paar Bewegungen und Mienen, die sie sehr schön im komischen Duett eines früheren Konzerts anbrachte, schließen mußte. Es blieb in der Rolle der Italienerin in Algier bey diesen Paar Bewegungen und Mienen, und das war durchaus gar zu wenig. Hätte sich das Körperchen ein Exempel an den Augen genommen, so wär' es schon besser gegangen; die waren allen seinen Theilen und dem Ganzen im Spiel weit voraus; die ganze Person aber durchaus angenehm, und hätte sie noch weniger, das heißt: gar nicht gespielt. Angezogen *) war unsre Schöne allerliebst: ganz exakt wie Französinnen, als sie noch in dieser Tracht gingen, welches nun unser Publikum wieder nicht goutiren wollte: es wäre nicht reisemäßig; so stiege kein Mensch aus dem Schiff — sie sind zu weit vom Meere! — Warum nicht? kann man fragen, und ich frage es mit. Ein blauer, von starkem Seidenzeug schön gemachter Ueberrock, ein weißer, vollkommen modischer Hut, mit wohlangebrachten Marabouх; Schuhe von der Farbe des Kleides auf dem wohlgebautesten Fuß: welches Lob man den Schuhen selbst auch geben kann; die weißen Hände in weißem Handschuh hielten das schneefarbige Batisttuch. Das Ganze vollkommen Dame. Nicht vortheilhaft war ihre Kleidung als Türkin. Zu viel Silber darauf verstreut, welches kein Ganzes bilden wollte; dieß noch dazu auf roth und weiß, welches sich zu oft abschnitt und unterbrach: von der Fußspitze bis zum zweyfarbigen Turban, immerweg so; keine Fresko-Masse für's Auge kam zum Vorschein, der Kaftan von einem steifen Zeuge kurz geschnitten und dabey nach jetziger Mode, mit vielen Falten auf dem Kreuze, anstatt graziös flach, wie ein türkischer Schnitt existirt, den man zur Abwechselung lieber hätte beybehalten können. Nichts weiter Asiatisches, ein wenig nur von uns Wegversetzendes beybehalten! Das Ganze ein kleiner verwirrender Anblick. Das Lezte empfand ich selbst; die auseinandergesezten détails, die Du hier findest, gab mir eine Frau, die vor drey Wochen aus Italien hier ankam und Theater studirte, möchte man sagen. Dieß nun was hier steht hätte mich nicht in die Ungeduld versetzen können, die ich Dir äußerte; wohl aber das Ganze der verfehlten Aufführung. Man läßt es Italiener-Opern nach, daß sie ein lockeres Gerüst für Scherz und Musik sind, welches Musiker und Schauspieler mit Lust und Liebe und ununterbrochener Beflissenheit ausfüllen. Wo soll man aber das Gleichgewicht finden, welches zum Anhören und Sitzenbleiben gehört, wenn ein solch losestes Machwerk von Deutschen in ihrem Idiom so aufgeführt wird, daß man jedesmal, wenn ein Musikstück anhebt, sich verwundert, wo das jezt herkommt! So wenig wußten sie alle — außer Spitzeder — einen Einfall des Komponisten vorzubereiten. Weder Ironie der Musik noch Munterkeit, noch eine der Person angemessene Schwerfälligkeit oder Leichtigkeit, Leichtfertigkeit; kurz nichts, nichts! Als ob sie's gar nicht merkten, als ob dergleichen gar nicht existirte, als ob sie sich dessen schämten! als ob es nicht schon genug wäre, daß die Rezitative wegblieben und nur gesprochen wird; worauf Rossini gewiß doch keinen Anfang eingerichtet hat. Es ging so weit, daß sich viele Zuschauer wunderten, als gegen das Ende ein sonst ernster Dey eine mitgespielte komische Personage wird. Von einer Dame, die aus übler Laune, oder Nichtbeachtung gar nicht spielte, mag ich eben so wenig reden, als sie sich bemühte. Jedoch war dieß in seiner Art komplett, wie wir Berliner sagen; und wenn man wieder zu Hause ist, werth, es gesehen zu haben. Die Herren Wächter und Jäger sangen gut. Der arme Spitzeder spielte ganz allein (und erinnerte sehr an Ellevion im Irrato). Eine, so völlig auseinander gehende Vorstellung bey meist so gutem Gesange, kann man wohl selten zu sehen bekommen. Was die Ungeduld darüber steigern mußte, war der, ich möchte sagen Wiener Beyfall des Publikums, welches mit der Schönheit, die der Gesang bestimmt enthielt, Alles mit hinunter schluckte und, in unverdautem Beyfalle sich selbst betäubend, wiedergab. Dem. Sonntag, wird behauptet; und sehr gerne glaub' ich es: soll noch in ganz anderem Genre vortrefflich singen. Ich freue mich darauf.

auf der Bühne die albernste und ungehörigste Verschwendung; im Saale und in den theuersten Logen die schmutzigste Knickerey, die hie und da an Unanständigkeit grenzt. Daß die hellerberechnenden Staatskontrollen und die Handelskomitteen der Aktionärs nichts von aisance wissen wollen, ist ihnen zu verzeihen; aber das nicht, daß sie das Publikum wie die Häringe in der Tonne behandeln, in welcher ein Kunstgenuß unmöglich ist. Iffland war, wenn wir nicht irren, der Erste, der die großen bequemen, mit Polsterstühlen versehenen Logen eines prachtvollen Hoftheaters, mit Brettern garnirte, und sie in ein enges Verhältniß für Federvieh verwandelte. Man glaubt nicht, welchen Einfluß diese Oekonomie auf Geschmack und Urtheil hat! —

*) Diese über den Anzug einer Operistin vielleicht zu weitläufige Stelle ist heut zu Tage, und in Berlin, wo das Kostüm so viel Nachdenken und Geld kostet, verzeihlich.

Beylage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nr. 79.

Kunst-Blatt.

Montag, den 3. October 1825.

Nekrolog.

Dominique-Vivant Denon,

Freyherr, Mitglied des Instituts, Offizier der Ehrenlegion, Ritter des Russischen St. Annen-Ordens und des Ordens der bairischen Krone, ehemaliger General-Direktor der französischen Museen, gest. zu Paris den 28. April 1825.

(Fortsetzung.)

Von Neapel ging Denon nach Rom, wo der französische Gesandte, Cardinal Bernis, einen glänzenden Cirkel um sich vereinigte. Fast alle gekrönte Häupter, sagt Hr. v. Norvins, kamen nach und nach dahin und legten auf einige Monate ihre Hoheit und die Eitelkeiten der Gewalt ab.

Der Tod des Hrn. Vergennes machte Denon's diplomatischer Laufbahn ein Ende. Aber er war in Italien Künstler geworden und der Rest seines Lebens blieb der Kunst gewidmet. Er kam nach Paris zurück, verlangte in die Malerakademie einzutreten, übergab sein Aufnahmestück (1787): Die Anbetung der Hirten nach Luca Giordano, und ward aufgenommen. Dieses radirte Blatt, in welchem er Rembrandt nachahmen wollte, ist merkwürdig, weil es den Zustand der Kunst in jener Zeit bezeichnet; in unsern Tagen würde gewiß kein Kupferstecher sich durch ein solches Werk Eingang in die Akademie verschaffen können. Uebrigens hat er nachher Besseres geliefert.

Nachdem Denon Mitglied der Akademie geworden war, kehrte er aufs Neue nach Italien zurück. Fünf Jahre war er bereits in Venedig und wollte noch länger dort bleiben, als die französische Revolution einen Charakter der Wuth und Gewaltthätigkeit entwickelte, der leider von allen großen bürgerlichen Unruhen unzertrennlich ist. — Die scheue venetianische Regierung zwang ihn sich nach Florenz zu flüchten; von da ging er nach der Schweiz, wo er ruhig zu bleiben hoffte. Umsonst. Während seiner Abwesenheit waren seine Güter sequestrirt, er selbst auf die Liste der Emigranten gesezt worden, seine Lage war also kritisch. Er hatte den Muth der drohenden Gefahr zu trotzen und kehrte nach Paris zurück. Hier fand er sich ohne Hülfsmittel und ohne Freunde. David, welcher damals großen Einfluß hatte, zog ihn aus der Verlegenheit; er war beauftragt worden die Zeichnungen zu den republikanischen Costümen zu machen, die man der Nation geben wollte; er ließ also Denon aus der Liste der Emigrirten streichen und wirkte einen Befehl aus, der ihm übertrug, diese Zeichnungen in Kupfer zu stechen.

Bey dieser Arbeit erlebte Denon ein Abenteuer, das ich ihn mehrmals erzählen hörte. Er wurde von dem Wohlfahrtsausschuß vorgefordert, um über den Stand der ihm aufgetragenen Arbeit Rechenschaft abzulegen; man bestimmte Mitternacht als die Zeit, wo er sich einstellen sollte. Er kam pünktlich. Aber der Ausschuß war, wie man sagte, bey verschlossenen Thüren mit wichtigen Angelegenheiten beschäftigt und Denon mußte warten. Zwey Stunden vergehen, während welcher er oft ein Gelächter hört, das sonderbar gegen die gewöhnlichen Geschäfte des Comité's absticht, und beweist, daß die Unterhaltung bey weitem nicht so ernst ist als man vorgegeben hatte. Endlich kommt Robespierre heraus und tritt unerwartet in das Zimmer, wo sich Denon befindet. Da er einen Fremden erblickt, zieht sich das Gesicht des wilden Tribuns zu einem Ausdruck von Schrecken und Zorn zusammen; er fragt den armen Künstler mit einem Ton zum Versteinern, wer er sey und was er zu dieser Stunde hier thue? Denon glaubt sich verloren. Er nennt sich und sagt, er sey gekommen, um dem empfangenen Befehl zu gehorchen, und er erwarte gerufen zu werden. Robespierre war sogleich beruhigt, ließ Denon in den Sitzungssaal eintreten, brachte einen Theil der Nacht im Gespräch mit ihm zu, und bemühte sich während der ganzen Unterhaltung ihm zu zeigen, daß er die Künste liebe und Geschmack und Sitten eines Mannes von guter Erziehung habe. Denon sagte, dieß Begegniß sey für ihn wie ein Traum.

Denon hatte, den Bleystift in der Hand, die schrecklichsten Epochen unsrer Revolution durchlebt; ein unvor-

hergesehener Umstand bot ihm Mittel dar, sein Talent zu dauerndem Ruhm und Verdienst anzuwenden. Er hatte Bonaparte bey Frau v. Beauharnois kennen gelernt und sich ihm angeschlossen. Die ägyptische Expedition wurde vorbereitet, er zögerte nicht daran Theil zu nehmen, obgleich er damals schon im Alter von beynahe 50 Jahren war. Den Muth und Eifer, den er vor dem aus jungen Leuten voll Enthusiasmus bestehenden Heere zeigte, erwarb ihm allgemeine Achtung. Er machte den Feldzug in Oberägypten mit dem General Dessaix. Immer voraus, seine Zeichenmappe am Schulterriemen, sprengte er im Galopp den ersten Führern vor, um Zeit zu gewinnen, ein Paar Ruinen zu zeichnen bis der Trupp ihm nachkam. Während man sich schlug, nahm er Ansichten auf und befestigte so das Andenken der Begebenheiten, deren Zeuge er war. In diesem ganzen Feldzug zeigte er eine außerordentliche Thätigkeit; die Zahl der von ihm gefertigten Zeichnungen geht ins Unglaubliche. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, beeilte er sich sie herauszugeben. Der lebhafte Eindruck, den die ägyptische Expedition gemacht hatte, das Ungewöhnliche, Abenteuerliche darin, das dem französischen Volk wohl gefallen mußte, das Erstaunen über diese wunderbaren, man möchte sagen, ewigen Denkmäler der Pharaonen und Ptolemäer, gaben einem Werk hohes Interesse, welches als erstes Resultat dieser Expedition, neben der Beschreibung und Darstellung der gigantischen Monumente zugleich eine geistreiche und lebendige Erzählung jener neusten Begebenheiten lieferte.

Etwa zwey Jahre nach seiner Rückkehr aus Aegypten ward Denon von Bonaparte zum General-Direktor der Museen ernannt. Von nun an hatte er einen sehr wichtigen Einfluß auf Kunst und Künstler. Sein Leben theilt sich also in zwey verschiedene große Abschnitte: im ersten war er abwechselnd und oft zugleich Diplomat, Reisender, Künstler; im zweyten gehörte er dem öffentlichen Leben, und seine Verwaltung war desto schwieriger, da sie Erzeugnisse des Geistes betraf.

Ob Denon seinen Beruf richtig aufgefaßt und zur allgemeinen Zufriedenheit erfüllt habe? Einige sind der Meynung, er habe die Künste zu sehr zur persönlichen Schmeicheley gegen den Kaiser angehalten, und zu viele Gemälde nur zu Gelegenheitsstücken gemacht. Ich halte diesen Vorwurf für gegründet. Bonaparte war freylich ein so ungewöhnlicher Mensch, daß er die Einbildungskraft unsrer Künstler wohl in Bewegung setzen und beschäftigen konnte; die gleichzeitigen Ereignisse waren glänzend genug, um sie zu begeistern; aber vielleicht hätte man sich auf das, was von selbst zum Vorschein kam, beschränken und nicht vergessen sollen, daß, indem man die ganze Schule in diesen Weg hineinzog, nothwendig die Höhenpunkte der Kunst außer Acht gelassen werden mußten, zu deren Erreichung die neueren Zeitumstände selten förderlich sind. Ueberdieß ist das Genie seiner Natur nach stolz; es will oft keinen andern Führer als sich selbst und keine andere Begeisterung als die aus seinem eigenen Gefühl entspringt. Es ist eine oft besprochene Frage, bis auf welchen Punkt die Künste von den Umständen und Regierungen, unter denen sie leben, unabhängig bleiben können, und man muß zugeben, daß sie zu keiner Zeit, wo sie einen Rang in der Geschichte behauptet haben, diesem Einfluß fremd geblieben sind. Dieß Resultat ist natürlich: die Kunst hat eine eigene Sprache, sie vermag, wenn sie mit Gewandtheit und Zartheit gebraucht wird, Gesinnungen aller Art an den Tag zu legen, dieß allein ist hinreichend, sie bis zu einem gewissen Punkte von ihrem Jahrhundert und dessen Begebenheiten abhängig zu machen. Die Beyspiele, welche diese Meynung unterstützen, sind so viele, daß es kein Verdienst seyn würde, sie anzuführen.

Wie man übrigens von Denon's Verwaltung urtheilen möge, so muß man doch allgemein als wahr anerkennen, daß er mitten unter so entgegengesezten Interessen und Eitelkeiten sehr wenig Feinde hatte; und ich glaube versichern zu können, daß er Keines Feind war, obgleich er nicht immer die allgemeine Meynung über ausgezeichnete Künstler theilte, z. B. über Girodet, dessen Unabhängigkeitsliebe die Rathschläge zurückwies, die der General-Direktor gern gab, und durch deren Aufsuchung man sicher war sich seine Gunst zu erwerben.

Ich muß auch von den zahlreichen und wichtigen Monumenten sprechen, die unter Denon's Verwaltung und Leitung ausgeführt wurden. Das bedeutendste ist ohne Widerrede die zu Ehren der großen Armee auf dem Vendomeplatz errichtete Triumphsäule.

England sah nicht ohne Unruhe die Vorbereitungen, welche der Kaiser zu Boulogne machte. Man konnte das Unternehmen für gewagt, für verwegen halten; aber bey seinem festen Willen, der alle Hindernisse überstieg, schien nichts unmöglich. Um die drohende Gefahr abzuwenden, erregte England eine neue Coalition gegen Frankreich. Im Lager von Boulogne erhielt der Kaiser darüber Gewißheit; sogleich ward das Lager aufgehoben, die Truppen sezten sich in Bewegung und gingen am 26. Sept. 1805 über den Rhein. Bayern, dessen sich die Oestreicher bemächtigt hatten, war in kurzer Zeit geräumt, unser Heer zog in Wien und Presburg ein und schlug die Russen und Oestreicher völlig in der Schlacht von Austerlitz am 2. December. Am 26. desselben Monats unterzeichneten die Bevollmächtigten der kriegführenden Mächte den Friedenstractat. So brachte das französische Heer in drey Monaten den ruhmvollsten und in seinen Resultaten wichtigsten Feldzug zu Ende.

Das Monument, welches so große Erinnerungen verewigen sollte, wurde fast auf dem Schlachtfeld entworfen. Denon gab den ersten Gedanken dazu. Er hatte den Kaiser während des ganzen Feldzugs kaum verlassen; bey der Rückkehr von Austerlitz nach Schönbrunn schlug er ihm vor, die Departementssäule *), zu der man nur erst den Grund gelegt hatte, in eine Denksäule zu Ehren der Siege dieses Feldzugs zu verwandeln. Der Vorschlag ward angenommen und man ging bald an die Ausführung. Die Arbeit wurde mit solcher Thätigkeit betrieben, daß sie in weniger als vier Jahren vollendet ward. **) Alle Basreliefs, womit Schaft und Fußgestell dieser Säule bekleidet sind, wurden aus dem Erz der in dem glorreichen Feldzug vom Feind eroberten Kanonen gegossen.

Denon glaubte mit Recht, daß um in die Ausführung der darzustellenden Gegenstände Einheit zu bringen, alle Compositionen von einem und demselben Künstler gezeichnet werden müßten. Die Wahl des Künstlers, die er traf, wurde nicht allgemein gebilligt. Bergeret hatte zwar wirkliches Talent, aber es war die Frage, ob dieß Talent für die ihm anvertraute Arbeit geeignet sey. Er war Maler, und da es sich um Bildnerey handelte, schien es natürlicher, einen Bildhauer damit zu beauftragen. Und wollte man durchaus einen Maler wählen, so gab es mehrere vom ersten Rang, deren frühere Arbeiten am Gelingen nicht zweifeln ließen. Aber hier behauptete die menschliche Schwachheit ihr Recht. Denon wünschte einen Künstler zu haben, der so zu sagen nach seinen Diktaten schrieb, und übrigens erfuhren die Compositionen desselben, wenn man der angeführten Beschreibung glauben darf, unter den Händen der Bildhauer, welche sie ausführen sollten, sehr beträchtliche Veränderungen und waren ihnen vielmehr Wegweiser als Vorbilder.

So wie es ist, macht das Monument Frankreich und der Zeit Ehre, in der es entstand. ***)

*) Ein Dekret vom 9. Ventose Jahr 8. hatte bestimmt, daß in jeder Departements-Hauptstadt auf dem größten Platz eine Säule zum Andenken der Tapfersten des Departements, die in Vertheidigung des Vaterlands und der Freyheit gefallen wären, errichtet werden sollte. Die für das Seine-Departement sollte auf den Platz Vendôme kommen.

**) S. Description de la Colonne de la grande armée, gravée par Ambroise Tardieu. Paris 1822. Vorrede S. 11.

***) Diese Säule ist zweymaal gestochen, einmal von Baltard in gr. Fol., das zweytemal von Ambroise Tardieu, in 4. Das Werk von Baltard war kurz nach Vollendung der Säule fertig, aber da der Kaiser in derselben Zeit die Erzherzogin von Oestreich geheirathet hatte, wollte er die Bekanntmachung nicht erlauben.

Da Denon auch Direktor des Medaillen-Cabinets geworden war, was er sehr gewünscht hatte, so ließ er eine große Anzahl Medaillen schlagen, die eine numismatische Geschichte der Zeit von der Schlacht bey Montenotte (1796) bis zum Gefecht von Montmirail (Febr. 1814) bilden. Diese Medaillen, 134 an der Zahl, durch die geschicktesten Künstler unter Denon's Leitung erfunden und gezeichnet, machen jezt eine sehr merkwürdige und seltene Folge aus. Es ist, mit andern Worten, die Geschichte Napoleons, da die Gegenstände aus seinem öffentlichen Leben genommen sind. Zwölf derselben waren dem Feldzug von 1805 gewidmet, und wurden in einer bleyernen Büchse in eine von den Schichten der Säule verschlossen. Die übrigen Epochen, welche am meisten Gegenstände lieferten, sind das Jahr 1806 — Eroberung von Neapel und preußischer Feldzug; das Jahr 1807 — Schlachten von Eylau und Friedland, und 1809 — Schlachten von Eckmühl, Eßlingen, Wagram und Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Luise. Die meisten dieser Medaillen sind eben so merkwürdig durch die Wahl der Gegenstände als durch das Talent der Künstler, die sie ausführten. Denon benuzte dabey ohne Anstand, so oft es möglich war, die Monumente des Alterthums; so bediente er sich bey Gelegenheit des Feldzugs von 1807 und der Einnahme der drey Hauptstädte, des schönen Basreliefs der drey Städte; auch ließ er darauf die merkwürdigsten Denkmale der eroberten Länder, wie die Stephanskirche in Wien, die Rialtobrücke in Venedig, den Tempel des August in Pola, den des Jupiter in Spalatro, abbilden.

(Der Beschluß folgt.)

Die ehernen Thüren am Dom zu Hildesheim.

Der Staatsrath Adelung hat über die sogenannten korssunschen Thüren zu Nowgorod, *) oder vielmehr über das gegossene eherne Bilderwerk auf den Kirchthüren eine sehr gelehrte und scharfsinnige Untersuchung bekannt gemacht, welche in ihren wichtigsten Ergebnissen durch die ehernen Thüren am Dome zu Hildesheim bestätigt, in einigen Nebenbemerkungen aber berichtigt wird. Nach dem Steindruck, welchen der Domherr v. Gudenau von den Hildesheim'schen Thüren hat machen lassen, ist die Adelung'sche Vermuthung außer Zweifel, daß die korssunschen Thüren ein Werk niedersächsischer alter Kunst sind. Die Hildesheim'schen Thüren hat der Bischof

*) Die korssunschen Thüren in der Kathedralkirche zur heil. Sophia in Nowgorod, beschrieben und erläutert vom Friedrich Adelung, kaiserl. russ. Staatsrath. Mit 1 Kupfer und 8 Tafeln in Steindruck. Berlin bey Reimer. 1823. 4.

Borward (993 — 1022) ein Kenner und Beförderer von Metallarbeiten, wozu der aufgenommene Bergbau am Harze günstig war, verfertigen lassen, mehr als ein Jahrhundert vor dem Guß der korssunschen Thüren. Sie stellen auf der einen Seite den Sündenfall und seine Folgen, und auf der andern Seite die Erlösung des Menschengeschlechts und die Gründung der Kirche in sechszehn einzelnen Bildern dar, worin die ersten Menschen fünfmal in nackter Gestalt, Gott selbst mehrmals, vielerley antike Trachten, Prachtgebäude, Säulen, Mauergewölbe u. a. m. vorkommen. Die Arbeit ist in gleichem Geschmack, wie an den korssunschen Thüren, und an beyden nicht kunstgerecht, aber wohl zunftgerecht. Bey beyden erkennt man auf den ersten Blick, daß ihre Bildgießer zusammengehören, und daß sie nicht nach einerley Weise und Muster gearbeitet haben. Die korssunschen Thüren beurkunden überdem ausdrücklich ihre niedersächsische Arbeit: ihre Bildgießer haben sich darauf abgebildet und namhaft gemacht, sie heißen Riquin, Abraham und Waismuth, und sie haben zugleich den Erzbischof Wichmann von Magdeburg (1156 — 1192) darauf dargestellt. Uebrigens scheint es, daß sie nicht nach einem Plane gearbeitet, sondern, wie bey der Bestellung eines Kunstwerks ohne nähere Bezeichnung, sich ihrer Phantasie überlassen, und kirchliche, mythologische und vaterländische Gegenstände bunt durch einander gemischt haben, indem sie zugleich das gaben, was ihnen am leichtesten ward, und was sie an die Heimath erinnerte. Sie haben es offenbar weiter gebracht als die Bildgießer von Bischof Borward, ihre Gestalten sind edler, freyer, die Gebäude sind regelmäßiger und deutscher Art, und es ist alles naturähnlicher. Die äußeren Verzierungen um die Bilder fehlen auf den Hildesheimschen Thüren, gleichen aber auf den korssunschen den jetzigen Modeverzierungen. Solche Fortschritte machte damals die Kunst in einem einzigen Jahrhundert! — b —

Lithographik.

Abbildungen königl. würtembergischer Gestütspferde von orientalischen Racen, herausgegeben von dem königl. lithographischen Institut. Stuttgart im Verlag der G. Ebnerschen Kunsthandlung. IIItes Heft 6 Bl. Gr. Quer-Folio.

Die beyden ersten Hefte dieses Werks sind im Kunstblatt 1824. Nr. 2. und Nr. 88. S. 350 angezeigt worden. Mit diesem dritten ist das Ganze geschlossen, eine schöne Folge von Abbildungen edler Pferde von den ausgezeichnetsten Racen. Den Beyfall, welchen die früheren bey allen Pferdsliebhabern und Kennern erhalten haben, wird auch diesen Blättern zu Theil werden; sie scheinen uns noch treuer, charakteristischer und lebendiger aufgefaßt, und die Fortschritte daran bemerkbar, welche der Zeichner, Hr. Kunz in Carlsruhe, in seinem Fache gemacht hat. Der Lithograph, Hr. Ekeman-Alesson, hat die Zeichnungen mit Treue und großer Nettigkeit wiedergegeben. Die Anwendung leichter Töne ist auch diesen Platten günstig gewesen; im Abdruck sind sie etwas heller gehalten, aber deßhalb auch noch klarer und reiner gelungen als die früheren. Die in diesem Heft abgebildeten Pferde sind: 1. Kastanienbrauner persischer Hengst. 2. Ebensolcher arabischer. 3. Apfelschimmel, arabischer Hengst. 4. Mesopotamischer Gelbfuchs mit Fohlen, ein vorzüglich schönes Blatt. 5. Persische goldbraune Stute. 6. Dongola, nubischer Glanzrapp. — Das beygegebene Textblatt enthält die Beschreibung der Pferde, nebst einer Nachricht über die Einführung der orientalischen Pferde in Europa, vom Grafen Rzewusky, aus den Fundgruben des Orients Bd. V. abgedruckt. S.

Hieroglyphik.

Dr. Young und Champollion der Jüngere hatten sich geschmeichelt, den Schlüssel zu den Hieroglyphen der Aegypter gefunden zu haben, und noch die neusten Schriften des leztern über das Turiner Museum, so wie sein ganzer Aufenthalt in Italien, beweisen, wie sehr er auf die Unfehlbarkeit seines Systems zählt. Desto größeres Interesse muß eine Schrift erregen, die von Leipzig aus angekündigt, einen ganz neuen Weg zur endlichen Lösung des Geheimnisses bahnen soll. Die Papiere des verewigten Spohn, welcher sich lang und anhaltend dem hieroglyphischen Studium gewidmet hatte, sind Hrn. Professor Seyffarth anvertraut und schon zum Theil von ihm herausgegeben worden; es erhellte aus dem wenig Ausgearbeiteten, daß Spohn bemüht gewesen war, nachzuweisen, die demotische, wie die hieratische Schrift der Aegypter bestehe aus bloßen Buchstaben; die in beyderley Urkunden enthaltene Sprache sey die alt-ägyptische, und die Charaktere beyder seyen im Wesentlichen völlig übereinstimmend. Auf diesem Wege glaubt nun Hr. Prof. Seyffarth auch hinter das Geheimniß gekommen zu seyn, die dritte Schriftart, die hieroglyphische, mit Sicherheit lesen zu können. Sein System soll nicht nur die bisherigen alle widerlegen, sondern auch in den Stand setzen, nach einem festen Prinzipe die Hieroglyphen zu entziffern. Diesen Schlüssel und überhaupt die Gesetze, nach welchen mit Bildern geschrieben wurde, zu entwickeln, ist ein Werk bestimmt, welches von ihm unter den Titel: Rudimenta Hieroglyphices, nächstens bey Joh. Ambr. Barth in gr. 4. mit großer Eleganz gedruckt erscheinen wird. Es enthält als Beylagen 17 Uebersetzungen hieroglyphischer Schriften, ein Glossarium und alphabetische Tafeln, nebst 34 lithographirten Tafeln. Jeder Freund der Alterthumskunde wird dieser Schrift mit Erwartung entgegen sehen.

Nr. 80.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 6. October 1825.

Ueber Albrecht Dürers eigenhändige Handschrift von den Verhältnissen des menschlichen Körpers, von Julius Max. Schottky, Prof.

Sie befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Dresden: B. CCLXXXIII. Fol. Papir., und enthält außerdem noch von Bl. 90 — 191 unter dem Titel: Varii Schizzi di Mano Propria di Alberto Durero, Pittore Alamano zahlreiche, zum Theil mit vielem Geist gezeichnete Entwürfe dieses Meisters. Zu verschiedenen Zeiten sind sie gearbeitet, wie es hie und da beygeschriebene Jahrzahlen lehren, z. B. von 1507. (Blatt 149. a); 1508. (Bl. 144. a.); 1509. (Bl. 154. a); 1512. (Bl. 91. a und Bl. 117. a); 1513. (Bl. 101. a. Bl. 116. a. Bl. 119. b. Bl. 126. a. Bl. 134. a. Bl. 162. b.) 1519. (Bl. 108. b. und Bl. 114. a).

Den Kunstfreunden ist es vielleicht nicht unwillkommen, eine Recension dieses Werkes hier zu finden, welche nach der Urschrift selbst mit Genauigkeit entworfen wurde, doch mit einiger Veränderung der das allgemeinere Verstehen sehr erschwerenden Rechtschreibung. Sollte dieß für Versündigung an historischer Treue gehalten werden, so verweise ich auf den, um deutsche Kunstgeschichte erfolgreich bemühten Hrn. Heller in Bamberg, dem ich das Ganze in der ursprünglichen Gestalt zu beliebigem Gebrauche mittheilte. — Da wir überdieß von diesem Gelehrten in seiner Biographie Dürers eine erschöpfende Würdigung des auffallend abweichenden Verhältnisses der Dürerschen Handschrift zu dem spätern, darauf gegründeten Abdrucke zu erwarten haben: so enthalte ich mich hinsichtlich ihrer alles Urtheils, und erlaube mir nur, auf den bescheidenen und gemüthlichen Sinn besonders hinzudeuten, der aus den selbstverfaßten Nachrichten des kräftigen Malers spricht, dem seine stylistische Unbeholfenheit leicht nachgesehen und verziehen werden kann, wenn man erwägt, daß er kein Italienischer, sondern eben ein deutscher Künstler war, dessen eigene Entschuldigungsgründe allerdings Gewicht haben.

Auf dem Titelblatte ist die Handschrift durch die Worte eröffnet:

„1523.
zu Nürnberg.
Das ist Albrecht Dürers erstes
Büchle, das er selbs gemacht hat,
Das Buch hat gebessert und im 1528ten in
Druck gericht't."
Albrecht Dürer.
(Hier sein gewöhnliches Monogramm.)

Dann folgen nachstehende zwey, an Willibald Pirkheimer gerichtete Originalbriefe des Meisters, worin Dürer dem ihm befreundeten Patrizier einige Weisungen giebt, was er in der durch diesen zu schreibenden Vorrede gesagt wünscht; und späterhin manches andeutet, das in dem ersten Entwurfe etwa noch abzuändern wäre:

A.

„Mein Herr ich bitt Euch, wollt die Vorred also stellen wie ich Euch unten anzeig:

Erstlich begehr ich, daß kein Ruhm noch Hoffart in ihr gespürt werd.

Das Ander, daß gar keins Neids gedacht werd.

Das Dritt, daß von nichten anders gered't werd, denn (als) das in diesen Büchern steht.

Das Viert, daß nichts Gestohln's aus andern Büchern gebraucht werd.

Das Fünft, daß ich allein unsern deutschen Jünglingen fürschreib.

Das Sechst, daß ich die Wahlen (Italiener) fast (sehr) lob in ihren nacketen Bildern und zuvor in der Perspectiva.

Das Siebent, daß ich die bitt, die etwas Künstlichs bei sich haben, daß sie's lassen an Tag kummen."

B.

„Günstiger Herr, ich bitt Euch in aller Lieb, wöllet nit Unwillen haben, noch auf mich zürnen, auch nit gedenken, daß ich Euch zu lernen unterstehn wölle, indem daß ich gern in dieser Vorred etwas ändern und austhan

(austhun, streichen) wollt; dann mich dringet das: so ich dies Büchlein soll lassen ausgehn und Rechnung für dasselbe geben, daß ich in der Vorred, sie sey so gut sie wölle, nichts darin anzeigt, davon ich darnach kein'n Bubstaben (sic) melde. Darum so meine Büchlein, ganz nichts anders dann allein von der Proportion lehren: wollt ich gern, daß was von dem Gemäl sage, gespart wird: daß wohl diese Proportion, so sie verstandet würdet, gebraucht mag werden von Malern, Bildhauern von (in) Holz oder Steinen oder Goldschmieden, Metallgießern, Hafnern, (Töpfern), die von Erden streichen, oder all die Bilder fürnehmen zu machen. Auch wollt ich gern, daß des Neides nit gedacht würde; dann ich förcht, ich möchte eh' mit verlacht dann (als) genitten (beneidet) werden. Auch würd' ich in aller meiner dargebrachten Proportion durch das ganz Büchlein, auch nachfolget, kein Ursach anzeigen mügen noch künnen, warum ich sie also mach', allein daß ichs also darthu."

Das nächste Blatt enthält von einer fast mit Dürer gleichzeitigen Hand nachstehende Beglaubigung:

„Diese (obigen) zween hieneben liegende Zettel hat der Albrecht Dürer mit eigner Hand geschrieben, und dem Hrn. Willibaldo Pirkheimero zugeschickt, da er dies Buch Anno 1528 in Druck zu verfertigen Willens war. Und ist das ganze Buch mit allem was darein gerissen (gezeichnet), des Alt Düreri eigen Hand, ausgenommen, daß der Herr Pirkheimer (wie in Fol. 9.) etwas nach des Düreri Tod, so Anno 1528 gestorben, da man dies Buch in Druck hat geben wöllen, mit eigner Hand geändert hat."

Blatt 3. liefert das Verzeichniß aller in dem Buche selbst mitgetheilten Abschnitte.

„Das Register auf dies Büchlein.

1. ein' Vorred.
2. wie man den Theiler soll verstehn und brauchen.
3. ein starker Mann von sieben Hauptlängen.
4. ein stark Weib von sieben Hauptlängen.
5. wie man den Vergleicher verstehn und gebrauchen soll.
6. ein Mann von achthalber Hauptlänge.
7. ein Weib von achthalber Hauptlänge.
8. ein Mann von acht Hauptlängen.
9. ein Weib von a. Hauptlängen.
10. ein Mann von neun Hauptlängen.
11. ein Weib von neun Hauptlängen.
12. ein Mann von zehn Hauptlängen.
13. ein Weib von zehn Hauptlängen.
14. sunderlich (insbesondere) eines Mannes Haupt genauer beschrieben dann vor (als vorher).
15. eins Manns Hand genauer beschrieben, dann vor.
16. den Uebertrag wie man den verstehn und brauchen soll.
17. auch ein Mannsfuß verständlicher zu machen, dann vor.
18. von neuem ein Weibshaupt.
19. wie man ein ilich (jedes) Haupt vergrößern mag.
20. wie ein junges Kind sey.
21. wie lang das Weib gegen den Mann und das jung Kind gegen der Mutter seyn soll.

Blatt 4. beginnt die Vorrede oder vielmehr zuerst die Zuschrift an W. Pirkheimer:

„Dem fürsichtigen, hochachtbarn und ehrbarn Willibalden Pirkhaimer, etwan (ehmals) kaiserl. Majestät Herrn Maximilian hochlöblichen Gedächtniß Rath und Diener, und des Raths zu Nürnberg, meinem günstigen Herrn, entbeut ich Albrecht Dürer daselbst in aller Unterthänigkeit Fried in dem Herrn Jesu Christ unserm Heiland.

Nachdem sich zwischen uns zu mehrernmalen hat begeben, daß wir zu Red wurden von allerley Künsten und unter anderen ich fragte, ob auch Bücher vorhanden wären, die da von der Gestalt der menschlichen Gliedmaßen lehrten machen: vernahm ich von Euch, sie wären gewest, aber bei uns nit entgegen (nicht mehr vorhanden). Darauf ich mich nochmals bedacht und suchte für mich selbs in dieser Kunst, wie man solches machen könnt oder möcht; und was ich dann fand und von solchen Dingen machet, das bracht ich zu Euch, auf daß Ihrs besichtiget. Da vermeinten Ihr, ich sollt solchs lassen ausgehn; aber ich besorgte es wäre zu untüchtig, darum ich achtet' ich möcht' ungestraft nit bleiben: und sunderlich wo solche Bücher funden wurden der alten Werk, die da mein Meinung zu nichtig machten. Da wollt't Ihr, ich sollt' das Buch ans Licht geben, das ich machte; wurd Bessers funden, das wär für sich selbs, es würd' mir auch nit nachtheilig. Deshalb hab ich solchs auf Euer Begehr und endlichs Ansuchen zum mehreremmalen an mich gethan, nit weigern und abschlachen wöllen, sunder Euch, als meinem sundern (besonders) vertrauten Herrn vielmehr willfahrige Gehorsam zu leisten, denn durch sölchs Abschlachen undankbarlich erscheinen wöllen. Darum will ich mein Vermügen auf Euer Vertröstung, als meines Schutzhern, in diese folgete Büchlen bringen und Euch zuschreiben, als meinem günstigen Herrn und großen Freund, der da großes Lobs würdig ist. Und ob ich sölchs nit so mit zierlichen Worten anbring', als es sollt seyn, so werd't Ihr doch wohl gedenken, daß ich meine Tag mit andern Dingen zubracht hab, und die Kunst des Wohlredens versäumt. Und bitt Euer Ehrberkeit darauf mit sundern Fleiß, Ihr wöllet mehr Achtung auf die Sach' dann auf geschmückte Wort haben; und wöllt befehlen, daß mich keiner urtheil (verurtheile) er hab denn die Bücher vor gar durchlesen und wohl verstanden; denn

ich weiß wohl, daß ein Ding leichter zu tadeln ist, denn ein besseres zu machen. Will mich hiermit Euer Ehrberkeit, als meinem günstigen Schutzherrn befohlen haben, der wölle solchs gütlich von mir annehmen!"

(Der Beschluß folgt.)

Nekrolog.

Dominique-Vivant Denon,

Freyherr, Mitglied des Instituts, Offizier der Ehrenlegion, Ritter des Russischen St. Annen-Ordens und des Ordens der bairischen Krone, ehemaliger General-Direktor der französischen Museen, gest. zu Paris den 28. April 1825.

(Beschluß.)

Die Porzellanmanufaktur zu Sèvres gehörte ebenfalls unter die Verwaltung des Generaldirektors der Museen. Denon benuzte dieß, um ein prächtiges Tafelgeräth verfertigen zu lassen, an welchem aller Reichthum dieser Kunstart entfaltet wurde. Ausgezeichnete Künstler widmeten sich dieser Arbeit. Mad. Jaquotot, welcher die Verzierung der Hauptstücke aufgetragen war, malte unter andern darauf die Figuren der Jahrszeiten, welche Girodet für den König von Spanien ausgeführt hatte. Dieß Tafelgeräth hieß von den Malereyen, die es zierten, das olympische, und wurde von Napoleon nach dem Tilsiter Frieden dem Kaiser Alexander geschenkt.

In derselben Manufaktur ließ Denon eine Porzellansäule von beträchtlicher Größe machen, deren Piedestal mit vier großen von Coupin de Lacouprie gemalten Cameen verziert war; der Schaft war mit den Daten unsrer Siege bezeichnet.

Dieß sind die wichtigsten der unter Denons Verwaltung ausgeführten Kunstwerke. Er hatte auch den Plan entworfen, auf dem Wall des Pontneuf einen hohen Obelisk zu errichten, und die äußere Bekleidung des Walls mit Granit war schon fast vollendet, als die politischen Ereignisse die Arbeit unterbrachen. Die Statue Heinrichs IV. kam an die Stelle des Obelisks. In denselben Plan scheint die Abtragung der Häuser gehört zu haben, welche den Platz Dauphin umgeben, und die Errichtung einer Façade vor dem Palais de Justice, deren Charakter von den großen ägyptischen Gebäuden entlehnt seyn sollte. Er hat mir mehreremale die Zeichnung dazu gewiesen; doch glaube ich nicht, daß dieses zweyte Unternehmen schon zur Ausführung bestätigt war. Uebrigens hätten der Obelisk und eine riesenhafte Façade dahinter an einem so ausgedehnten Platz ohne Zweifel große Wirkung gethan.

*) Die Ereignisse von 1815 gaben Denon dem Privatleben zurück. Der Sorge einer schwierigen Verwaltung überhoben, ward er wieder ganz, was er gewesen war, ein Mann von liebenswürdigem Geist, von leutseligen und angenehmen Sitten; viel beschäftigt mit der Welt, die sich auch viel mit ihm beschäftigte; und alle die Reichthümer, die er in seiner kostbaren Sammlung vereinigte, mit unerschöpflicher Freundlichkeit und Gefälligkeit vorzeigend. In den lezten Jahren seines Lebens faßte er den Plan, eine Geschichte der Kunst, von den ältesten Zeiten bis auf unsre Tage, zu bearbeiten; seine so mannichfaltige, reiche und interessante Sammlung lieferte ihm dazu alle nöthigen Materialien. Er wählte den Steindruck; viele geschickte Männer, wie Bouillon, Mauzaisse u. a. arbeiteten daran, und es blieb ihm nur noch die Fertigung des Textes übrig. Zu diesem Behuf hätte er sich auf einige Zeit von der Welt zurückziehen müssen. Das Werk ist unvollendet geblieben; aber seine Neffen halten es mit Recht ihrer Ehre gemäß, die Absicht ihres Oheims auszuführen; man wird den Text einem solcher Arbeit gewachsenen Mann übergeben und das Werk bekannt machen.

Denon stellt sich also der Nachwelt unter so verschiedenen als interessanten Gesichtspunkten dar.

Die Archive der auswärtigen Angelegenheiten können allein die Mittel liefern ihn als Diplomaten zu beurtheilen; als Schriftsteller hinterläßt er seinen leider zerstückelten Reisebericht aus Neapel, Calabrien, Sicilien und Malta; seine Reise in Aegypten, die mir das Beste von allem scheint; eine kleine Novelle unter dem Titel: Point de lendemain, deren Licenz nur durch die Anmuth und den Reiz des Ausdrucks aufgewogen wird, und endlich einige historische und biographische Notizen über ver-

---

*) Unser Hr. Correspondent, so wie auch der Verfasser der biographischen Notiz über Denon in der Nouvelle Biographie des Contemporains, der mehrere interessante Züge aus Denons Verhältniß zu Napoleon liefert, haben eine von seinen wichtigsten Leistungen, die Auswahl und Wegführung der Kunstschätze aus den besiegten Ländern und die Bildung eines Centralmuseums in Paris, gänzlich mit Stillschweigen übergangen; ob aus Zartgefühl gegen das Ausland, oder aus Schonung gegen ihr Vaterland, das sie nach kurzem Besiz wieder verlor, wissen wir nicht. Möge daher ein andrer Biograph schildern, wie Denon bey Vollziehung dieser Aufträge, besonders bey der Ausführung der Kunstwerke, sich als Geschäftsmann und als Mensch gezeigt hat.

Anm. d. Herausg.

schiedene französische Maler, die in die Galerie des hommes célèbres eingerückt worden sind.

In diesen Schriften sieht man ihn bemüht, einfach und natürlich zu erscheinen und besonders, bey den ernstesten Gegenständen auffallende Vergleichungen anzubringen. Dieß war theils Eigenheit des Geistes, theils Nachahmung einiger Schriftsteller des verflossenen Jahrhunderts.

Seine Kupferstiche, in denen er beständig den Rembrandt nachgeahmt hat, belaufen sich auf eine beträchtliche Anzahl. Der Katalog derselben, den er 1803 hat drucken lassen, enthält ungefähr 325 Blätter, die man in der Chalkographie des Museums findet. Sie kosten 570 Fr. Darunter befinden sich 47 Bildnisse der berühmtesten Maler; 11 republikanische Costüme nach David, und 62 moderne Bildnisse. Das übrige sind Copien nach Meistern verschiedener Schulen, von denen eine Madonna mit dem Christuskind nach Hannibal Carracci, zwey Löwen und eine Löwin nach Quabal, eine Nachtbeleuchtung, der barmherzige Samariter nach Rembrandt, der große Stier nach Paul Potter, und eine große Landschaft nach van der Velde, die vorzüglichsten sind. Denon hat auch gegen 40 eigene Compositionen und selbst Visitenkarten mit allegorischen Figuren gestochen.

Seit der Zeit, da er diese Kupferstiche ausgeführt, haben sich Geschmack und Richtung der Schule geändert. Rembrandt, dessen Manier er nachgeahmt hat, wird immer in gewisser Hinsicht bewundernswürdig bleiben; aber es ist leichter ihn zu bewundern als ihn nachzuahmen, und Denon ist sehr entfernt von ihm geblieben. Ueberhaupt muß man ihn weniger als Künstler denn als geistreichen Mann betrachten, der ein lebendiges und ausgebildetes Gefühl für die Kunst hatte.

Ich habe oben gesagt, daß er ausgezeichneten Muth besaß. Als Beweis führe ich einen einzigen Zug an. Verdrüßlich über die lange Dauer der Belagerung von Danzig schickte der Kaiser Hrn. Denon ab, um von dem Stand der Dinge Einsicht zu nehmen. Die Wahl war wenigstens sonderbar. Der Marschall Lefevre empfing Denon mit Verwunderung und übler Laune, daß man einen Direktor der Museen mit solcher Sendung beauftragt hatte: das Wort Spion erstarb auf seinen Lippen; er sagte zu einem Offizier vom Genie: Führet den Herrn an die Laufgräben, und einige leise Worte benachrichtigten den Offizier, daß des Marschalls Absicht war, der Besuch sollte heiß seyn. Dort angekommen, ließ sich Denon, der wohl das Mißtrauen und den Unwillen bemerkt hatte, ohne Widerrede führen; aber an der gefährlichsten Stelle sprang er zum Erstaunen seines Begleiters, der ihm jedoch folgte, über die Brustwehr, indem er sagte, er sey nicht nah genug, um über den Zustand der Festung urtheilen zu können. Bald pfiffen die Kugeln um ihre Ohren, dieß hielt ihn aber nicht ab, die Besichtigung auf gleiche Weise zu beendigen, und als der ihn begleitende Offizier dem Marschall den Vorgang erzählt hatte, so zerstreute sich dessen Argwohn und er konnte nicht umhin, Denon seine Achtung deßhalb zu bezeigen.

Denons Tod hat allgemeines Bedauern erregt; alle ausgezeichneten Männer der Hauptstadt wohnten seiner Beerdigung bey. Hr. Gros, sein College in der Akademie der schönen Künste, und Hr. Jomard, welcher, wie er, an der ägyptischen Expedition Theil genommen, waren auf seinem Grab die würdigen Dolmetscher des allgemeinen Schmerzes. Denon, dessen Leben so beschäftigt, so reich gewesen, dessen Hervorbringungen so zahlreich und mannichfaltig waren, der, wie Hr. Jomard sehr gut bemerkte, unter fünf verschiedenen Regierungen gelebt und alle berühmten Männer seiner Zeit gekannt hat, hinterläßt ein ehrenvolles Andenken, das Allen, die mit ihm in Verbindung standen, theuer ist, und einen Namen, welchen die Geschichte schon in ihre Annalen aufgezeichnet hat.

Paris, 10. Sept. 1825.

P. A. Coupin.

Stockholm.

Die lebensgroße Statue der Kaiserin Katharina II., die der schwedische Bildhauer, Professor Goethe zu Stockholm ausgeführt hat, ist vollendet und nach Petersburg abgeführt, wo sie in den Besitz eines Privatmanns kommt. Sie ist aus weißem Marmor: die Kaiserin sitzt auf einem Sessel von antiker Form, in der einen Hand das Manuscript des russischen Gesetzbuchs haltend, das sie hat entwerfen lassen, in der andern, die sich auf einen Globus stützt, den Oelzweig. (Etoile 23. Aug.)

Zur Nachricht.

Hinsichtlich einer im Kunstblatte Nr. 48. d. J. gemachten Anfrage, Zoëga's hinterlassene Papiere über die Topographie des alten Roms betreffend, glauben wir uns verpflichtet zu antworten: daß wir dieses Werk auf würdige Weise zu fördern hoffen, und werden deßwegen das Nöthige so bald als möglich bekannt machen.

Bröndsted.

Nr. 81.

Kunst-Blatt.

Montag, den 10. October 1825.

Blicke auf einzelne Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

In die Werke der goldenen Kunstepoche (– von etwa 1450 bis 1550 –) ist ein solcher Schatz tiefer Lebensanschauung, heiterer Schöpfungen der Phantasie, freudiger Kraftentwicklung, kurz der höchsten geistigen Kultur niedergelegt, daß wir in ihnen wie in einem Spiegel ein herrliches Bild von dem was der Mensch kann, darf, und soll erkennen. Daher sind einzelne Blicke in diesen Spiegel wohl mehr als ein bloßer Zeitvertreib. Von dem, was man sich bey solchen Blicken wohl selbst zu sagen pflegt, und seinen Freunden gerne mittheilen möchte, wird hier Einiges anzudeuten versucht, und dabey auf ähnliche frühere Mittheilungen verehrter Stimmen Beziehung genommen werden.

I.

Ueber Andreas Mantegna.

(geb. 1430. + 1506.)

„In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemälde „von Mantegna gesehen, einem der älteren Maler, vor „dem ich erstaunt bin. Was in diesen Bildern für eine „scharfe, sichere Gegenwart dasteht! Von dieser ganz wah„ren, nicht etwa scheinbaren, effektlügenden, blos zur „Einbildungskraft sprechenden, sondern derben, reinen, „lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zarten, umschrie„benen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emsiges, „Mühsames hatte, gingen die folgenden Maler aus, wie „ich an Bildern von Tizian bemerkte, und nun konnte „die Lebhaftigkeit ihres Genie's, die Energie ihrer Na„tur, erleuchtet von dem Geiste ihrer Vorfahren, auf„erbaut durch ihre Kraft, immer höher und höher stei„gen, sich von der Erde heben, und himmlische aber „wahre Gestalten hervorbringen. So entwickelte sich die „Kunst nach der barbarischen Zeit."

(Aus meinem Leben, von Goethe, II. Abth. 1 Th. S. 141.)

Dieses Wort des geistvollen Autors über den geistvollen Künstler ist sehr anreizend einen Commentar zu versuchen. Denn indem etwas von dem Wesen Mantegna's hier so treffend herausgehoben wurde, erscheint so Vieles, was räthselhaft in diesem Maler scheint, gerade im Gegensatze zu dieser geistreichen Stelle, in einem um so pikanteren Lichte. Späterhin (in Kunst und Alterthum IV. Bd. 1stes Heft) sind weitere Andeutungen über den Künstler gegeben, und sein Wesen durch einen Zwiespalt in seiner Bildung zu motiviren versucht worden. Nach diesen Andeutungen wäre in Mantegna's Werken die Gestalt — das Ideelle — der Styl — aus dem Studium der Antike, die Gewandtheit und das lezte Leben, aus der Natur geschöpft. Dieser Ausspruch nun scheint sich den Werken selbst gegenüber als ein unbedingt gültiger nicht bestätigen zu wollen. In diesen, unter sich durchaus nicht wesenhaft verschiedenen Werken ist vielmehr eine durchherrschende Einheit des Ideales und des Vortrags wahrzunehmen. Diese Einheit aber deutet auf eine Gleichartigkeit und Festigkeit des Wollens und Strebens, sie zeigt ein Beharren auf dem Ergriffenen, einen Ernst und eine Bestimmtheit der Ansichten, die nicht wohl ein Abspringen von der Methode, eine Verlegenheit der Wahl zulassen.

Wenn wir Mantegna's Werke scharf, umsichtig und prüfend ins Auge fassen, so möchte sich uns folgendes Bild seiner Sinnesweise und seines Charakters ergeben: Es lebte in diesem Manne ein tüchtiger, ernster, hochstrebender Geist, welcher ganz dem Bedeutenden, Gründlichen und Umfassenden zugewendet war. Mantegna war durchaus einig mit sich selbst und dem was er wollte; es spricht sich in ihm eine ungemeine Beharrlichkeit und Nachhaltigkeit in der Verfolgung seines Zieles aus. Bestimmtheit und Schärfe, Klarheit und Ruhe, Ernst und Derbheit leuchten aus seinem Wesen hervor: er ging mit Liebe, Kraft und Sicherheit an seine Werke, war enthaltsam und haushälterisch mit seinen Mitteln, immer besonnen und sich selbst gleich, ja unermüdlich in der Ausführung. — Schwieriger ist es, den Standpunkt der künstlerischen Bildung dieses Malers zu bestimmen. Denn es durchdringen sich zwey Hauptelemente so lebendig und organisch in seinen Werken, und diese Werke sind ihrer

ganzen Tendenz und Haltung nach so originell, daß sie selbst wieder eine eigene Gattung in der Kunstwelt bilden, welche man die Manteguesle zu nennen pflegt.

Daß die Lebensereignisse und der Bildungsgang auf den Geschmack und die Ansichten Mantegna's bestimmend eingewirkt, versteht sich von selbst; allein daß er durch diese äußerliche Einwirkung in einen Zwiespalt seiner ganzen Kunstbildung gerathen sey, wie in den Blättern über Kunst und Alterthum angedeutet wird, möchte man bezweifeln dürfen. Nach diesen Blättern hätte die Bildung unsres Künstlers folgenden Gang genommen: „Er war anfänglich Schüler des Squarcione *) und hielt sich treu und fest an den Sinn und die Weise dieses Meisters. Squarcione's Lehre war aber: Es sey thöricht das Schöne mit eigenen Augen in der Natur zu suchen, mit eigenen Kräften ihr abgewinnen zu wollen, da die großen Alten schon längst aus dem Schutt und Graus der Natur das Gediegenste aufgesammelt, sich des Darstellenswerthen bemächtigt, und uns dasselbe wie geläutertes Gold in ihren Werken zur Nachbildung vor Augen gestellt haben. Späterhin, als Lehrer und Meister zerfallen waren, tadelte Squarcione widersinnig das, was der Jüngling nach seiner Vorschrift — in seinem Sinne gewirkt und vollbracht. Er forderte nun plötzlich Natürlichkeit und Wirklichkeit. Mantegna's Arbeiten werden nun von ihm als unlebendig, als starr und steinern gescholten. Da ergrimmt der sich fühlende Künstler, und wagt sich, um seine Kraft zu zeigen, auch in die Natur hinaus, versucht es, sie in ihrer höchsten Individualität, mit geschärftem Kunstblick aufzufassen — festzuhalten. Allein Mantegna hat nun zweymal, und zwar nach ganz entgegengesezten Seiten sich auszubilden Antrieb gefunden, und ist nicht mehr im Stande dieses Entgegengesezte völlig unter sich zu vereinigen. Daher die Wahrnehmung eines nicht aufgelösten Widerstreites in seinen Werken."

Allein weder nach den historischen Berichten über Mantegna's Ansichten, noch nach dem Ergebnisse einer freyen Prüfung der Werke dieses Künstlers, kann ein so bezeichneter Widerspruch in seinem künstlerischen Wesen zugestanden werden. Was jene Berichte betrifft, so wird die Ansicht über die Antike, welche nach den besagten Blättern als Lehrergebniß Squarcione's hingestellt ist, geradezu dem Mantegna selbst, als seine eigene und beständige Ueberzeugung zugeschrieben. Die Worte des Biographen (Vasari) lauten aber wie folgt: „Hebbe „sempre opinione Andrea, che le buone statue antiche „fussino piu perfette, o havessino piu belle parti che „non mostra il naturale. Atteso, che quelli eccellenti „maestri havevano da molte persone vive cavato tutta la „perfettione della natura: la quale di rado in un corpo „solo accozza, e accompagna insieme tutta la bellezza: „onde e necessario pigliarne da uno, una parte, e da „un altro, un altra: ed oltre a questo gli parevano le „statue piu terminate, e piu tocche in in su muscoli, „vene, nervi, e altre particelle: le quali il naturale „coprendo con la tenerezza e morbidezza della carne, „certe crudezze, mostra talvolta meno, se gia non fusse, „un qualche corpo d'un vecchio, o di molto estenuato: „i quali corpi pero, sono per altri rispetti da gli artefici fuggitti." Durch diese historische Erläuterung ist die Grundansicht unsres Künstlers über den Gebrauch der Antike deutlich bezeichnet, und als eine ihn auf seiner ganzen Laufbahn begleitende hingestellt. Nach dem Ergebnisse der Reflexion über den Charakter seiner sämmtlichen Werke aber muß behauptet werden, daß Mantegna stets an einem durchherrschenden Prinzipe festgehalten habe. Ueberall zeigt sich eine gleichmäßige Anwendung der Natur und der Antike in einem originellen, selbstständigen Sinne.

Hiedurch soll übrigens nicht behauptet werden, als sey nicht eine Verschiedenheit des Grades der Vollendung, der Gewandtheit des Vortrags, des Umfanges und der Freyheit der Ausführung in diesen Werken bemerkbar. Ein strebender Geist wie Mantegna mußte stets fortschreiten, und konnte sich gegen das, was in seiner Zeit und Umgebung geschah, unmöglich ganz ablehnend verhalten. Als er daher aus Squarcione's Lehrsälen hervortrat, und in so enge Verbindung mit den Bellini's kam, hat er sich gar Vieles von der trefflichen Weise dieser Männer und den Vorzügen der venetianischen Schule eigen gemacht. Aber seine Hauptansicht hat er niemals aufgegeben.

Diese seine Ansicht nun spricht sich in seinen Werken aus als eine ernste, strenge, charakteristische Auffassung der Natur und des Lebens; und als eine Darstellung, welche in der Anordnung, in dem Beywerke, ja in dem ganzen Tone des Vortrags, den Geist der classischen Antike athmet. Gerade die Hauptelemente eines Kunstwerkes, Ausdruck, Bedeutung, Lebenspotenz hat Mantegna aus der Natur geschöpft; es tritt eine derbe Wirklichkeit, eine lichte Gegenwart aus seinen Werken hervor; es ist der Charakter einer ernsten, tüchtigen, sich in schroffer Eigenthümlichkeit geltend machenden Zeit in dieselben übertragen. Es liegt aber zugleich — wie Goethe so treffend bezeichnet hat — etwas Strenges, Em-

*) Squarcione (geb. 1394 † 1474) aus Padua, faßte den Vorsatz Italien und Griechenland zu durchreisen, um sich einen Schatz von Kunstwerken aufzusammeln und nebenher von allem was ihm merkwürdig schien, Zeichnungen zu nehmen. Er führte diesen Vorsatz durch, und errichtete nach seiner Rückkunft in Padua eine Akademie, welche bald über 100 Schüler zählte. Unter diesen waren Mantegna, welcher die Lombardische, und Zoppo, welcher die Bolognesische Schule gründete, die vorzüglichsten.

figes, Mühsames in diesen Werken. Es zeigt sich, wie schon Vasari sagt: „la maniera un poco tagliente, e che tira talvolta piu alla pietra, che alla carne viva." Aber dieses Scharfe, Schneidende, Mühsame des Vortrags hat Mantegna fast immer beybehalten, und wie uns scheint, nicht ausschließlich aus dem Alterthum, sondern wieder aus seiner Zeit, aus dem Charakter seines Jahrhunderts geschöpft. Worin soll nun eigentlich jener Zwiespalt in seiner Bildung bestehen? Wir überzeugen uns, daß er nie ausschließlich aus der Antike, nie ausschließlich aus der Natur geschöpft hat — daß ihm leztere immer die Hauptsache geblieben, eine eigenthümliche Anwendung der ersten nie von ihm aufgegeben worden ist. Auf keinen Fall aber zeigt sich eine feindselige Zerspaltung seiner Bildung nach zwey entgegengesezten Seiten. Denn zugegeben, daß ihm sein Lehrer anfänglich das ausschließliche Studium der Antike vorgepredigt habe, (was übrigens nicht geradezu richtig ist, da in Squarcione's Akademie auch nach Gemälden studirt wurde) — so enthielten ja gerade nach der diesem Meister beygelegten Ansicht die Antiken lauter Vorbilder des Köstlichsten, des Gewähltesten, des eigentlich Darstellenswerthen aus der Natur. Wenn ihn der Lehrer also späterhin wieder vom Golde zur Spreu hingewiesen, so wäre ja dieses Hinweisen auf keinen im wesentlichen entgegengesezten Bildungsweg geschehen. Es wäre ihm nur bedeutet worden, er habe das in der Natur selbst zu suchen und zu wählen, was er in der Antike schon zu Golde geläutert beysammen fand.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Albrecht Dürers eigenhändige Handschrift von den Verhältnissen des menschlichen Körpers, von Julius Max. Schottky, Prof.

(Beschluß.)

Blatt 5. a. (An die „jungen kunstbegierigen Gesellen.")

Niemand acht', daß ich so vermessen sey, daß ich vermeinte hie ein solch Wunderbuch zu machen, mich damit über Ander zu erheben. Das sey weit von mir, denn ich weiß wohl, daß kleiner und geringer Verstand und Kunst in diesen meinen nachfolgeten Büchlen erfunden wird. Ich erkenn selbs mein Unvollkummenheit: Darum will ich mich einem itlichen Hochverständigen, der mir meinen Irrthum mit rechter Vernunft und beweislicher Kunst mit seiner meisterlichen wohlgeübten Handwerk anzeigt, ganz unterworfen haben. Aber dennocht (dennoch), wiewohl ich mich besorg von Etlichen einer kleinen Ungunst, dannocht hab ich mich unterwunden: dies mein weniges Vermügen, so viel mir Gott verleiht, getreulich aus guten Herzen einem itlichen (jedem) Leser mitzutheilen und sonderlich den jungen kunstbegierigen Gesellen, die sich gern üben und doch nicht Unterricht mügen (können) bekummen. Dann der Mangel der Lehrmeister ist gros bey uns, und darum ist schwer, einem itlichen aus Vernunft und eigner Uebung solchs und dergleichen zu suchen und finden. Ich weiß wohl, wie schwer es ankummt; und darum bitt ich euch, ihr jungen Gesellen, ihr wöllt solch mein einfältig Unterricht gutwillig von mir annehmen und euch mit begnügen lassen, bis daß ihr selbs ein Bessers find't, oder daß ihr von Andern mit eim Bessern unterricht't werd't. Es soll auch niemand gedenken, daß ich mich wöll unterstehn, den hochberühmten Meistern fürzuschreiten und sie zu lernen (lehren), sunder vielmehr, so sie etwas an Tag lassen kummen, ihn'n mit fleißiger Uebung, so viel mich die Grobigkeit meiner Natur nit irrt, fleißig nachzufolgen, so viel mir müglich ist und ihr Lob helfen ausbreiten. Darum helft, lieben Herrn und Freund, gebt mildiglich heraus die Gaben Gottes, die in euch gossen sind, auf daß Gott in euch geehrt werd und den Brüdern zu gut kumm. Dann ihr wißt, daß in tausend Jahren diese Kunst gar in kleinem Brauch ist gewest, dann sie hat sich erst in anderthalbhundert Jahren wieder angesponnen; und ich hoff' sie soll fürbas wachsen, auf daß sie ihr' Frücht' gebähr', und sunderlich in wälschen Landen, das dann zu uns auch mag kummen. Auch solchs bitt ich ein'n itlichen Leser, er wöll mich meiner Einfalt treulich entschuldigen, ob ich ihm indert (irgend) zu viel oder zu wenig thät, denn die soll keiner was oratorisch suchen oder finden, noch wie man das Erdreich soll messen; allein sollen diese meine Büchle innen halten, reden und anzeigen die äußerlichen Gestalt, Linien und Maß der Menschen, der sich nicht allein die Maler gebrauchen, sundern auch die Goldschmid, Bildhauer von Holz und Stein, Metallgießer, Hafner oder die von Letten streichen, Seidensticker und Ander' mehr, die davon Bilder zu machen haben."

Blatt 6. a. beginnt der eigentliche Text des Werks, oder vielmehr noch eine Art Vorbemerkung, woraus einiges mitgetheilt zu werden verdient. Der Anfang lautet:

„Außerhalb der Messung oder ohn' einen Verstand einer guten Maß, kann kein gut Bild gemacht werden: denn ein gut Bild muß mit großer Mühe, Arbeit, Fleiß und wohlbesunnen gemacht werden, und es geräth uns nit ohngefähr; denn die Linien, damit ein Bild umzogen wird, kann weder mit Zirkeln noch Richtscheitlinien umrissen werden: dann durch Rechtgemessenes wird Künstliches gemacht. Erstlich will ich ein kurze Meinung meiner fürgenummenen Messung anzeigen auf das schlechtest

(einfachste) als ich mag (kann). — Darum, so du ein Bild fürnimmst zu machen, magst du dich dieser Meinung gebrauchen: Zum ersten nimm ein breit lang Richtscheit oder was dir zu deiner Nothdurft gelegen ist; *) stich darauf mit zween Punkten die Läng des Bildes, und zwischen denen zeuch eine gerade Linie. Der oberst Punkt soll rühren das Höchst vom Haupt, das will ich nennen die Scheitel; aber der unterst Punkt rühret unten die Füß, das nenn ich die Sohlen, — und so oft ich dir nachmals sag von Scheitel und Sohlen, so versteh' allweg (stets) die ganze Läng des Bildes, die da begriffen wird zwischen Scheitel und Sohlen." ꝛc.

Schluß dieses Abschnitts:

„Mich erbarmet kein Ding in den Werken wo ich's sich (sehe) übler, dann daß große Mühe gebraucht wird ohne Kunst und rechten Verstand.

Aber all die Maß die ich hernach beschreib und aufreiß', davon will ich mit Niemand disputiren ob man solch' Menschen findt oder nit; ich mach' sie aber darum also, daß ich hoff', ich wöll Ursach seyn, daß ihr viel kummen werden, die da werden durch diesen Weg anzeigen, wie die Menschen gestalt't sind, und wie sie müssen seyn und wie sie möchten seyn. Darum such ein iklicher hieraus die Wahrheit und Nutz der Natur oder Kunst und Schönheit oder sein eigen Wohlgefallen, wozu ihn dann sein Begierd trägt."

Willibald Pirkheimer schrieb hier im Namen Dürers noch nachstehendes mit eigner Hand hinzu:

„Nachdem aber nit wohl möglich ist, daß in einem einigen Cörper alle Vollkommenheit der Hübschheit sey, auch gewöhnlich allen Menschen, jedem insonderheit ein Anders dann dem anderen gefällt, hab' ich fürgenommen, fünferley unterschiedlich Proportion zu beschreiben, damit ein iklicher finden mag, das ihm gefall, stark, dick, dunn, lang oder kurz Bildnuß in Mannen und Weiben oder aus den allen eine Vermischung seines Gefällens."

So viel mag vor der Hand hinsichtlich dieser merkwürdigen Handschrift genügen; das Weitere darüber wird der Leser ohne Zweifel in Hellers Biographie Dürers nicht vergebens suchen.

Dresden, August 1825.

*) Die unterstrichenen Worte durchstrich Pirkheimer und sezte statt derselben: „ein Bret."

Rom, den 20. Sept. 1825.

Bartholdy's hinterlassene Sammlungen sind nun zu 30,000 Piastern angeschlagen, und ich hoffe, daß sie entweder von der preußischen Regierung gekauft, oder sonst für das deutsche Vaterland erworben werden. Sie bestehen aus sogenannten etrurischen Vasen, Bronzen, Majolica, antikem Glase, Elfenbein, Terra cotta's und Gemälden, unter welchen viele von lebenden Meistern von Ruf. Auch einige antike Marmore, die Platten zu dem druckfertigen Werke über die Glasfabrikation der Alten, und einige sehr schöne Handzeichnungen sind hierunter begriffen. Wenige mögen es B. in der Kunst, zu sammeln und zu kaufen, gleich gethan haben. Wenn etwas über den Verkauf entschieden seyn wird, werde ich es Ihnen melden.

Die Brunnen am Platze del Popolo geben nun Wasser; da dieses aber die von Valadier angenommene Höhe nicht erreicht, so sind Ceccarinis Delfine trocken, dagegen ergießt sich das Wasser nun aus Blumenkörben (sic!). Beyde Fontainen machen weniger Wirkung, als die nun zerstörte vor dem Obelisk gemacht hatte.

Den Bildhauern meines Vaterlandes kann ich die angenehme Nachricht ertheilen, daß man auf Elba einen weißen Marmor entdeckt hat, dessen Proben dem besten griechischen in jeder Hinsicht gleichkommen. Der carrarische sieht, ohne Uebertreibung, beynahe wie Gyps neben diesem aus. Er ist sehr leicht zu bearbeiten, und in Kurzem wird der Bruch eröffnet seyn. M.

Gent.

Es gibt in den Niederlanden keine Stadt, wo man die schönen Künste mit mehr Erfolg betreibt und kräftiger befördert, als in der alten Hauptstadt von Flandern. Außer der großen Gemäldeausstellung, die alle drey Jahre in der Gallerie eröffnet wird, findet eine jährliche Ausstellung im Saal der Gesellschaft der schönen Künste und Literatur statt. Diese Ausstellung war den größten Theil des Monats Mai geöffnet. Mit dem Vergnügen sehr schöne Werke daselbst zu sehen, konnte man das einer guten Handlung verbinden. Die Ausstellung war zum Vortheil der unglücklichen Opfer der lezten Ueberschwemmungen in Holland. Unter den Gemälden, welche am meisten die Kenner angezogen, haben wir folgende bemerkt: Hektor von seiner Familie und den Trojanern beweint, von Duvivier aus Brügge, wohnhaft zu Paris; eine junge Winzerin von einem Greise begleitet, von Mars, Pensionär des Königs der Niederlande zu Rom; die historischen Gemälde von Cauwer dem Aeltern; Kühe und Schaafe von E. Verboeckhoven; Marinen von dem Bruder dieses jungen Künstlers, L. Verboeckhoven; Genregemälde von Geirnaert, Landschaften von de Noter; Bildniß des Genter Schriftstellers Sanderus, von Paelink; historische Compositionen von Mad. Sophie Rude, geb. Fremiet ꝛc. Der größte Theil dieser Gemälde ist für die große Ausstellung bestimmt, die in Kurzem zu Harlem statt finden wird. (Revue encyclop. Juli 1825.)

A. Voisin.

Nr. 82.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 13. October 1825.

Blicke auf einzelne Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

I.

Ueber Andreas Mantegna.

(Beschluß.)

Es kann übrigens nicht geläugnet werden, daß zwischen den frühern und spätern Werken Mantegna's, in der S. Christophs-Kapelle bey den Eremitanern, eine große Verschiedenheit wahrzunehmen ist. Diese Werke waren dem Squarcione bestellt, und von diesem seinen beyden Schülern, dem Mantegna und einem gewissen Niccolo Pizzalo übertragen worden. Da Pizzalo in der Zwischenzeit starb, so blieb unserm Künstler das ganze Werk vorbehalten. Er begann mit den vier Evangelisten und der Darstellung zur rechten Seite, und erwarb sich durch diese Werke einen ausgebreiteten Ruf und die Freundschaft Jakob Bellins, der ihm seine Tochter zur Frau gab. Squarcione wurde hiedurch zur Eifersucht aufgereizt, und er fing nun an, die Werke des Schülers, den er bisher gelobt und begünstigt, in dem bittersten Tone zu kritisiren. „Sie seyen dem Marmore nachgebildet — sagte er — nach welchem ein Maler sich unmöglich bilden könne, da aus dem Steine jene Weichheit und Beweglichkeit der Körper, die in der Natur vorkömmt, nicht zu erlernen sey; daher er denn wohl besser gethan hätte, die Bilder dieser Kapelle in Steinfarbe auszuführen, da seine Figuren daselbst wohl viel eher alten Statuen als lebenden Personen ähnlich seyen." Durch diesen Tadel aufgereizt, soll nun Mantegna sich mit Gewalt auf die Nachahmung der Natur geworfen, und die zweyte Hälfte der Werke besagter Kapelle in einem, von dem frühern ganz verschiedenen Sinne und Style vollendet haben. Allein der prüfende Blick bemerkt in jener spätern Darstellung zwar ein mächtiges Vorschreiten zum Vollkommenen überhaupt — nicht aber eine wesentliche Veränderung der Ansichten und des Styles, oder ein Abspringen von einer bestimmten Seite der Kunstbildung zu einer entgegengesetzten. Dieses Vorschreiten aber ist wohl vorzugsweise der in jene Epoche fallenden Bekanntschaft Mantegna's mit dem Venetianer Bellin und seiner Schule, nicht aber ausschließlich den Tadel und der Aufreizung durch Squarcione zuzuschreiben. In dem spätern Werke ist allerdings von der Natur ein freyerer, mehr unmittelbarer Gebrauch gemacht; der Künstler hat hier bedeutende Schritte aus einer mehr conventionellen, abstrakten Methode vorwärts ins bewegte, nur durch die Wirklichkeit bedingte Leben gethan — aber die ursprüngliche Haltung, die festgegründete Ueberzeugung, die entschiedene Ansicht über die eigentlichen Kunstzwecke, hat er auch hier nicht aufgegeben. Ja er hat in spätern Werken immer beharrlich in dem Geiste und Sinne, in welchem er das Antike ergriffen und sich eigen gemacht hat, fortgewirkt. Der ihm eigenthümliche Gebrauch der Antike bestand aber, wie schon angedeutet worden, in der Aneignung des in alten, vorzüglich halbrunden Bildwerken vorherrschenden Styles der Composition, und in der Behandlung des Beywerkes im Sinne des Alterthums. Diesen Rhythmus des Vortrags, wie man ihn nennen möchte, hat er sich selbst zur Bedingung gegeben, sich aber immer binnen den Gränzen der gewählten Methode — auf die er gleichwohl durch die Art seiner frühesten Studien hingeleitet war — mit Selbstständigkeit und Freyheit bewegt. Er ließ nach seiner Willkür und nach seinen Zwecken antike Elemente mehr oder weniger hervortreten; das eigentliche, innerste Kunstprinzip seiner Werke war aber zuletzt doch ein dem heidnischen entgegengesetztes, aus der Natur, dem Leben und dem Geiste seiner Zeit geschöpftes. Es spricht sich dieses Kunstprinzip in den von dem Maler selbst gestochenen Compositionen recht überzeugend und auf eine merkwürdige Weise aus. In dem Blatte der Grablegung z. B. ist christliche Gefühlsweise auf das ergreifendste charakterisirt, und die Motive unmittelbar aus dem Leben geschöpft. So treffend und natürlich, so tiefeindringend ist hier der Schmerz und die Trauer ausgedrückt, daß selbst Rafael nicht Anstand genommen von diesen Gruppen für sein Bild in Borghese Gebrauch zu machen. Aber auch hier athmet die ganze Anordnung Etwas von dem Geiste der plastischen Scenen des Alterthums. In

seinen Bacchanalien, den Kämpfen der Tritonen ꝛc. bedient sich Mantegna wieder mit Vorliebe des Rhythmus des antiken Vortrags, und läßt eine wahrhaft mythische Begeisterung von sich abstrahlen. Aber ein tieferer Blick, eine genauere Vergleichung entdeckt auch hier wieder, in Ausdruck, Gattung und Bewegung, den Sinn, Geist und Charakter der damaligen, in so vieler Hinsicht noch eisernen Zeit. Diese Zeit wurde von unserm Künstler noch besonders von der Seite ihres Sinnes für das Oeffentliche, Prunkvolle, Imponirende, mit Vorliebe aufgefaßt, und Mantegna hat mit wahrhaft künstlerischem Enthusiasmus für diesen Zeitcharakter, zuerst in einem umfassendern Sinne die Gattung der Fest- und Triumphzüge, und des Waffengepränges in die Malerey eingeführt — eine Gattung die später von Rafael, Julio, Primaticcio ꝛc. mit so viel Geschmack und Erfolg behandelt worden ist. Mantegna's größtes Werk ist ein Werk dieser Gattung, welches einen ganzen hiezu eigens eingerichteten Saal der Palläste zu Mantua erfüllte. Auch in diesem Werke ist sich der besonnene Künstler gleich geblieben. „Es manifestirt sich allerdings ein Doppelleben in demselben", wie die wiederholt genannten Blätter sagen, aber dieses Doppelleben ist durch ein und dasselbe Kunstprinzip beherrscht. Die aus dem Antiken entlehnte Form des Vortrags dienet auch hier nur einer ganz dem Zeitalter des Künstlers angehörenden Sache, und wenn wir von Costüm und Beywerk abstrahiren, so sind es zuletzt doch nur lombardische Naturen, und jener stolze, gewaltige und herrische Geist der damaligen Staaten, die wir hier schauen, und die eigentlich rührenden und ergreifenden Motive sind aus dem Leben, nicht aus Kunstwerken hervorgehoben.

In andern Fresken des Pallastes der Gonzaga nähert sich Mantegna's Vortrag dem sogenannten Stilo ornamentale der Venetianer. Er hat von dieser Weise auch in einzelnen Staffeleygemälden Gebrauch gemacht, ja sein berühmtestes Oelgemälde ist zum Theil in diesem Sinne vollendet. Als Bildnißmaler faßt er das Individuum in scharfer Eigenthümlichkeit, in concentrirter Persönlichkeit auf. Seine Figuren der Engel und Kinder bilden wieder eine ihm ganz eigenthümliche Klasse, in welcher das Zartsinnige und Gemüthliche mit der schlichten scharfen Bezeichnung seltsam contrastirt. Seine Männer und Kriegsleute sind mit Tüchtigkeit, mit einem imposanten Ernste, mit einem gewissen Ueberschusse von Kraft ausgestattet. Und so zeigt sich denn Mantegna als ein universeller, durchgreifender Geist, der sich an Alles wagen darf, weil er mit Sicherheit über seine Mittel gebietet. Denn Alles was er leistet, so schlicht es sich auch darbiete, beruht ihm auf einer gründlichen, ausführlichen Bildung. Und alle diese einzelnen, durchgeübten Kenntnisse vereinigen sich ihm in einem durchherrschenden Kunstprinzipe. Ein so ernst wollender, so ausgezeichnet begabter, so sicher hinschreitender Mann wie dieser, mußte mächtig auf das, was er in seiner Laufbahn berührte, einwirken. Aber auch für die Rückwirkung mußte er empfänglich bleiben, denn er war beharrlich in allem — selbst auch in der Lust zu lernen. Daher er sich in einem seiner spätesten Werke gleichsam wieder in verjüngter Kraft zeigt, nämlich in seinem für Madonna della Vittoria gemalten Altarbilde. Man sieht hier Maria auf dem Throne, der Erzengel Michael und St. Moritz halten ihren Mantel; Franz Gonzaga und seine Gattin, zu ihren Füßen knieend, empfangen ihren Segen; St. Andreas und Longinus stehen zur Seite. Dieses Bild gereicht zum höchsten Ruhme des Meisters, und bezeichnet recht eigentlich den höchsten Punkt seiner Reife. Wahrlich! Hier ist kein Schwanken zwischen der Antike und der großen lebendigen Natur, kein Zwiespalt der das Kunstwerk schaffenden Kräfte wahrzunehmen. Die Köpfe sind voll Leben, Charakter und Ausdruck; im höchsten Sinne für Schönheit vollendet. Die Zeichnung ist so kräftig, schwungvoll und zart, daß sie jede Anschuldigung von Trockenheit Lüge straft; die Carnation ist von der höchsten Delikatesse, der Auftrag ungemein pastos, die Pinselführung höchst fein, und alles durch einen eigenen Geist von Grazie beseelt. Und wie trefflich und geschmackvoll ist nicht das Beywerk behandelt? Diese glänzenden Rüstungen, diese schillernden Gewänder, diese üppigen Festons. Und dieses herrliche Werk hat Mantegna in seinem 65sten Jahre ausgeführt. Correggio wußte es zu würdigen, und das, was sein großer Vorgänger wollte, in der überschwänglichen Pracht seiner himmlischen Schöpfungen zu vollenden. F.

Drey silberne Becher in Ungarn.

(Aus einem Briefe des Prof. Bittnitz zu Sabaria an Prof. Büsching.)

Indem ich mich bemühe Ihre Wünsche durch Nachrichten über die hierorts ausgegrabenen Alterthümer zu erfüllen, berichte ich Ihnen für dießmal zwar nichts über römische Alterthümer, doch einiges, das Ihnen, wie ich glaube angenehmer seyn dürfte, — über deutsche von mir aufgefundene Antiquitäten des Mittelalters. —

Als ich während der Herbstferien *) in der Salader Gespannschaft bey Hrn. Franz Rumi verweilte, fand ich in dessen Familien-Archive drey silberne Becher, die Kaiser Sigismund, der zugleich auch König von Ungarn war, dem Paul Durusla von Rum zum Geschenk mach-

*) 1824.

te. — Diese Muster der Kunstfertigkeit aus dem Mittelalter werden nach meinen geringen Kräften beschrieben und erläutert, in der periodischen Zeitschrift Ungarns Tudományos Gyujtemény, öffentlich erscheinen. Einen Auszug dieser Beschreibung füge ich hier bey.

Alle drey Becher sind von Silber, von außen und innen gut vergoldet, und wiegen sieben Wiener Pfunde.— Die zwey kleineren gleichen ganz den in Kirchen üblichen Kelchen, und enthalten keine Verzierungen, deren aber der dritte eine große Menge hat. — Es ist dieser beynahe 1 Fuß 6 Zoll Wiener Maaßes hoch, und besteht aus drey Haupttheilen: dem Deckel, dem Becher selbst und dem Fußgestelle.

Den obersten Theil des Deckels ziert ein Krieger mit einem Barte, der Helm und Panzer trägt. In der rechten Hand hält er ein Schild, das durch perpendiculär auf einander stehende Linien in vier gleiche Felder getheilt ist. In dem rechten obern und dem linken untern befindet sich ein schwarzer Adler mit ausgebreiteten Flügeln; das linke obere aber und das rechte untere ist mit roth und weiß geschachten, wagerecht liegenden Würfeln angefüllt. In der Linken hielt er wahrscheinlich eine Lanze, die jedoch verloren gegangen ist.

Dieser Krieger steht auf einer Säule, welche in ihrem Umkreise auf drey ausgezeichneten gekrönten Häuptern ruht, die unmittelbar auf dem Becher stehen. Ringsherum befinden sich drey Münzen der größten Art. Die erste stellt den Julius Cäsar mit der Aufschrift: DIVI JVLI vor; die zweyte den Augustus mit der Aufschrift DIVVS AVGVST; die dritte den Trajan mit der Aufschrift NERVAE TRAIANI. — Die leeren Zwischenräume füllen biblische Embleme, nämlich: Noah mit seinen drey Söhnen, deren einer seinen entblößten Vater bedeckt, unter demselben befinden sich die Worte mit eingebrannten Buchstaben: Verecundia in vino rara (selten ist Schamhaftigkeit beym Weine); hernach Abraham knieend vor einem Engel, hinter ihm aber seine Gattin Sara, unten die Worte: Pater fidei in Christum (der Vater des Glaubens an Christum). Zuletzt Lot mit seinen beyden Töchtern; die zur Rechten stehende hält eine ausgegossene Schaale in der Hand, welche Lot zu ergreifen bereit ist; die zur Linken stehende aber hält horizontal eine Schaale mit der Unterschrift: Memores estote uxoris Lot (seyd eingedenk der Gattin Lots).

In dem innern Theile des Deckels ist ein Engel dargestellt, welcher einen Triangel hält, von dessen jedweder Seite ein Anker herabhängt, ringsherum aber läuft die Inschrift mit eingeschnittenen Buchstaben: ILL. PR. D. FRAID. MVN. NVP. CIVI. BREG.

Der Becher selbst, der über ein Halbes Quart in sich faßt, zeigt im Grunde das Bild eines Mannes mit einem Barte, dessen Kopf mit einem Hute, den eine hohe Feder ziert, bedeckt ist, die Brust aber ist mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt.

Des Bechers äußerer Theil stellt die Orgien des Bacchus in verschiedenen eingeschnittenen Figuren dar. Unter denselben befinden sich folgende Bilder, wahrscheinlich Thaten aus Simsons Leben, nämlich: wie ein Mann einen Löwen tödtet; alsdann ein Mann, zu dessen Füßen ein Löwe liegt; endlich ein Mann der mit den Händen Säulen ergreift. Unter diesen steht die Inschrift: Vita amico, invidia morti comparanda est (das Leben ist dem Freunde, der Neid dem Tode zu vergleichen).

Den Becher verbindet ein, einige Zoll langer, Schaft mit der Basis, auf welcher drey Münzen römischer Kaiser, jedoch ohne Aufschrift, vorkommen. Zwischen diesen befinden sich eine nackte weibliche Figur mit einem nackten geflügelten Knaben, sie hält das Haupt der Medusa; hernach ein Mann der unter einem Baume sitzt, und den Stab des Merkurs hält, vor ihm steht ein Knabe; zuletzt eine weibliche Figur, welche in der linken Hand ein Füllhorn hält, mit der rechten aber aus einer Schaale die Opferung auf einen brennenden Altar gießt, vor ihr steht eine Frau.

Diesen Becher, so wie die Inschrift und das Schild in dem innern Theile des Deckels es lehren, ließ die Stadt Bregenz verfertigen, und wie ich muthmaße, verehrte sie ihn Friedrich II. von Oesterreich, Fürsten von Tyrol, als Hochzeitgeschenk bey seiner Vermählung mit Anna von Braunschweig. Der Grund meiner Vermuthung ist, weil Bregenz eine Stadt dieses Fürsten (Friedrichs mit der leeren Tasche) war. — Das Bild zeigt ferner den Orden des goldenen Vließes, welchen Orden Philipp der Gute 1430 gestiftet hat, zu welcher Zeit auch Friedrich Tyrol besaß.

Die Geschichte jener Zeit scheint zu lehren, daß Friedrich diesen Becher dem Kaiser Sigismund, mit dem er wegen des Papstes Johann XXIII. in Unterhandlungen stand, entweder als eine zu berichtigende Schuld oder auch aus Dankbarkeit gegeben hat. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß derselbe schon 1437 in den Händen Sigismunds seyn mußte, damit er dem Carl Rumi geschenkt werden konnte, dessen Geschlecht noch jezt diese drey Becher im Wappen führt.

Paris.

Am 2ten October ging die Reiterstatue Ludwigs XIV., welche der Bildhauer Hr. Lemot für die Stadt Lyon in Erz gegossen hat, auf einem grossen von Lyon hieher gesandten mit 20 Pferden bespannten Wagen, mit Teppichen, Guirlanden und lilienbesäeten Fahnen geschmückt, an den Ort ihrer Bestimmung ab. Diese Bildsäule, welche die

während der Revolution zu Lyon zerstörte ersetzen soll, ist die zweyte, welche seit der Restauration dem Andenken Ludwigs XIV. errichtet wird. Durch eine seltene Gunst des Glücks ist die Fertigung beyder Statuen demselben Künstler zugefallen, und man könnte noch eine dritte, die Reiterstatue Heinrichs IV. ebenfalls von seiner Hand, mit ihnen zusammenstellen.

Was beym ersten Anblick des Werks überrascht, ist der ernste, edle und würdige Charakter, der ohne Zweifel von jedem, einem großen Fürsten gewidmeten Denkmal gefordert wird. Besonders aber kann man sich Ludwig XIV., zu dessen Namen sich die Idee von Größe und Majestät schon lange gesellt hat, nicht in einer gemeinen Stellung oder in der Handlung eines gewöhnlichen Reiters denken. Ludwig XIV. erscheint hier wirklich mit dem Ausdruck der doppelten Gewalt seines Rangs und seines Charakters; man könnte sagen mit der ganzen Majestät seines Jahrhunderts. Seine Rechte ist auf das Scepter, das Zeichen seiner souveränen Macht gestützt; mit der Linken hält er den Zaum seines feurigen, aber der Hand des Lenkers gehorsamen Rosses.

Das Verdienst der Ausführung vereinigt sich in Hrn. Lemot's Werk mit dem der Erfindung. Sehr gewandt und geistreich hat der Künstler das römische Costüm zu benutzen gewußt, welches für diese Art von Statuen geheiligt scheint, eben so den Haarputz, der bey einer Statue Ludwigs XIV. wesentlich ist (die große Perücke ist in reich herabwallendes natürliches Haar verwandelt) und den Mantel, welcher dem Ganzen noch mehr Fülle, Würde und Zierlichkeit gibt. Endlich bewundert man noch in Vergleich mit der Statue Heinrichs IV. die edlen Formen und zierlichen Verhältnisse des Pferdes, die vollkommen mit dem Charakter des Reiters den es trägt, übereinstimmen. Besonders ist der Kopf mit seltener Vollendung modellirt.

Diese Reiterstatue ist die größte, die bis jezt in Frankreich ausgeführt worden ist. Sie hat 18 Fuß Höhe, 3 Fuß mehr als die Statue Heinrichs IV., wiegt aber dennoch ein Fünftel weniger, welches einen bedeutenden Fortschritt in der Kunst des Erzgusses beweist. Sie wird am 4. November, als dem Geburtstage Carls X. in Lyon feyerlich eingeweiht werden. Die Medaille für diese Einweihung ist schon geschlagen. Sie zeigt auf der einen Seite die beyden verbundenen Profile Ludwigs XVIII. und Carls X. mit der Umschrift: Inchoavit Ludovicus XVIII. Carolus X. absolvit; auf der andern die Statue auf ihrem Fußgestell, mit der Umschrift: Signum Ludovici magni ab solo instauratum, und der Exerge: Lugdunensium sumptu MDCCCXXV. — Hrn. Galle, ihrem Verfertiger, gereicht die Ausführung dieser Medaille zur Ehre. (Journ. des Debats, 30. Sept. 1825.)

Toulouse.

Die Eigenthümer des Kanals von Languedoc sind damit beschäftigt, dem verstorbenen Riquet, der durch Erbauung desselben dem ganzen Land eine unermeßliche Vermehrung seines Reichthums gebracht hat, ein Monument zu errichten. Nicht weit von dem Bassin von Naurouse, zwischen der Bastide d'Anjou und Avignonet ist ein Hügel, auf welchem sich fünf oder sechs ungeheure Felsblöcke erheben. Sie berühren einander und scheinen nur auf den Boden hingelegt zu seyn. Man nennt sie die Steine von Naurouse. Sie bilden eine Plattform von 35 — 40 Fuß Breite von Osten nach Westen, und weniger als halb so breit zwischen Norden und Süden. Von hier aus übersieht man die ganze Umgegend, das Bassin von Saint-Ferréol und dicht unten das von Naurouse und den Punkt, wo sich die Wasser des Kanals theilen. Hier wird man einen etwa 20 Mètres hohen Obelisken aufstellen. Auf das Piedestal sollen einerseits das Bildniß Riquets in einem Bronzemedaillon, andrerseits einige Inschriften oder Verzierungen kommen. Den Gipfel der Anhöhe wird eine mit grünen Bäumen bepflanzte Terrasse umgeben, doch so, daß weder von dem Monument noch von den Felsen etwas verdeckt wird. Das Ganze soll in diesem Jahre beendigt seyn. (Revue encyclop. August 1825.)

Corfu.

Die Sun gibt folgenden Auszug aus einem von Zante den 10. Mai von einem Architekten, Hrn. John Wright geschriebenen Briefe: „Während meines Aufenthalts in Corfu war ich mit der Messung und Zeichnung eines eben erst entdeckten, außerordentlich schönen, antiken Tempels sehr nützlich beschäftigt. Man vermuthet, daß er Neptun oder Bacchus geheiligt war, und durch ein Erdbeben verschüttet wurde. Ueber der Erde blieb nur die Spitze einer Säule, die den Schäfern zum Sitze diente, da die Regierung den Gedanken faßte, den Platz ausgraben zu lassen, so fand man alsbald die Ruinen jenes schönen Tempels. Er gehört dem dorischen Styl an; ich habe die einzelnen Theile gezeichnet, und suche das Ganze herzustellen. Diese Zeichnungen schicke ich nach London. Ich wünsche mir Glück, daß ich der erste Architekt gewesen bin, der in Kenntniß von dieser Entdeckung gekommen."

Hamburg.

Am 25. Oct. d. J. wird die Gemäldesammlung des verstorbenen Hrn. Schmidt, Hofgerichts-Advokaten in Kiel, unter Aufsicht des Hrn. Harzen hier versteigert. Sie besteht fast ganz aus Niederländern. Am 14. Nov. wird eine Sammlung von Kupferstichen, Handzeichnungen und Kupferstichwerken ebenfalls unter Leitung des Hrn. Harzen versteigert werden, welcher die Kataloge beyder Sammlungen hat drucken lassen.

Venedig.

Am 21. Dec. wird zu Venedig im Hause Nr. 5667 ai Miracoli, circondario di Santa Marina, eine der schönsten Statuen Canova's, die Hebe, öffentlich versteigert. Sie ist auf 48,000 Franken geschäzt.

Nr. 83.

Kunst-Blatt.

Montag, den 17. October 1825.

Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate.

Wir beeilen uns, eine neue Einrichtung in Berlin zur allgemeinen Kunde zu bringen. — Was in andern Gegenden, mit diesen oder jenen Veränderungen, schon seit längeren Jahren eingerichtet wird, bildet sich erst in neuester Zeit in Berlin, aber wohl ist anzunehmen, daß in der Kunstgeschichte Preußens dadurch ein neuer Zeitraum begründet werden kann.

Zuerst hier das vor Kurzem vertheilte Einladungsschreiben. Ueber die Statuten nächstens ein mehreres.

B g.

Vor länger als einem Jahre traten mehrere hiesige Künstler und Kunstfreunde, die ehemals in Italien gewesen waren, zusammen, um durch jährliche Beyträge den in Rom studirenden vaterländischen Künstlern Gelegenheit zu Arbeiten zu eröffnen, welche blos ihr Fortschreiten in der Kunst zur Absicht haben sollten. Der Gedanke erhielt Beyfall, das Unternehmen gewann, auch außer dem ursprünglichen Kreise, Theilnehmer, es schien angemessen, die erste Anlage zu erweitern, und so bildete sich der Plan zu einem Verein der Kunstfreunde in dem preußischen Staate. Mehrere Städte in und außer Deutschland besitzen Vereine dieser Art; der unsrigen fehlte ein solcher bisher, und demnach scheint er doppeltes Bedürfniß in einem Augenblick, wo, wie man mit Wahrheit behaupten kann, das Streben der Künstler nach Vollendung und der rege und einsichtsvolle Antheil des Publikums an ihren Werken mit einander wetteifern, der Kunst ein noch schöneres Emporblühen zuzusichern. Es gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unsrer Zeit, daß die bildende Kunst seit etwa 30 — 40 Jahren einen Aufschwung gewonnen hat, den zu hoffen die unmittelbar vorhergehende Epoche kaum berechtigte. Sie dankt dieß außer andern zusammentreffenden Ursachen, offenbar dem richtigen Wege, den sie genommen hat, indem sie, sich von der Herrschaft einseitiger Manier befreyend, zu einem ernstern und strengern Studium der Natur zurückgekehrt ist, und das Alterthum und die großen Wiederhersteller der Malerey zu Vorbildern gewählt hat. Auf diesem Standpunkte spricht die Kunst jedes unverstimmte Gemüth an, sagt jedes Unbefangenen Sinn zu, und erweckt allgemeine Theilnahme, da sie, frey von Prunk und Ueberladung, sich leicht und einfach mit Allem verbindet, was ihre Form anzunehmen fähig ist, und das ganze Leben mit Schönheit und gefälliger Anmuth begleitet. Diese, nicht blos der Kunst, sondern allen sich mit ihr verbindenden menschlichen Bestrebungen wohlthätige Stimmung zu erhalten und zu befördern, scheint nichts so geeignet, als die Hervorbringung bedeutender Kunstwerke zu erleichtern, und eine größere Anzahl derselben zu verbreiten, und beydes macht den Zweck des sich bildenden Vereins aus, nur mit der Beschränkung, daß er blos für die vaterländische Kunst, das heißt für preußische Künstler wirksam seyn wird.

Auch dem Künstler von Talent fehlt es nicht selten an Bestellungen größerer Arbeiten, und er sieht sich alsdann längere Zeit hindurch auf solche beschränkt, die weder der Kunst, noch ihm die eigentliche Befriedigung gewähren.

Noch leichter und bey weitem verderblicher aber tritt derselbe Umstand dem Studium des sich bildenden Künstlers in den Weg. Die kostbarste, ihm (wie z. B. bey Bildungsreisen ins Ausland) bestimmt und eng zugemessene Zeit sieht er sich genöthigt, mit Beschäftigungen zu zersplittern, die ihn seinem wahren Ziele nicht näher führen, wenn nicht gar davon entfernen. Gleich groß ist auf der andern Seite für diejenigen, welche die Kunst, ohne sie selbst zu üben, kennen, und mit Geschmack lieben, die Schwierigkeit, sich den Besitz wahrhaft guter Kunstwerke zu verschaffen. Zwar gibt es in den größern Städten der Monarchie, und namentlich in Berlin, größere und kleinere Privatsammlungen, und was die einsichtsvolle Beförderung der Thätigkeit der vaterländischen Künstler betrifft, so verdankt die Kunst hierin dem huldreichen Schutze Sr. Majestät des Königs und des königlichen Hauses so viel, daß es kaum der einfachen Erinnerung daran bedarf. Manches ist auch von Kirchen und andern Instituten und von Privatleuten geschehen.

Alles dieß aber scheint nur um so mehr zu beweisen, daß es gerade jezt der angemessene Zeitpunkt ist, eine noch allgemeinere Theilnahme anzuregen und möglich zu machen.

Die Absicht des Vereins ist nun, Preisbewerbungen für anzufertigende Kunstwerke anzustellen, die Ausführung entworfener, und die Vollendung angefangener zu erleichtern, schon fertige an sich zu käufen und diejenigen, welche auf diesem Wege an ihn übergehen, unter seine Mitglieder zu verloosen. Auf diese Weise bleibt dem Künstler mit der Freyheit der Wahl seines Gegenstandes die Sicherheit, seine Zeit ohne Gefahr einem größern Werke widmen zu können. Die Verloosung der Kunstwerke aber schien den Stiftern des Vereins besser und der Kunst förderlicher, als wenn man sie hätte verkaufen, oder aus ihnen eine Sammlung des Vereins bilden wollen. Sie werden auf diesem Wege in alle Provinzen der Monarchie verbreitet und kommen auch in den Besitz derer, die sie sich sonst nicht hätten verschaffen können.

Auch ist wohl nicht zu verkennen, daß ein gutes Kunstwerk in einer Privatwohnung, als Familienbesitz, wo es einzeln, oft, in verschiedenen Stimmungen, und nach und nach doch von sehr vielen betrachtet wird, einen tiefern und richtigern Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, als wenn man es in öffentlichen Ausstellungen und Sammlungen jedesmal absichtlich aufsuchen muß. Die Preisbewerbungen hat der neue Verein für den Augenblick nur für diejenigen preußischen Künstler bestimmt, die sich, zum Behuf ihrer Studien, in Italien aufhalten. Diese Beschränkung hört aber sogleich auf, als dem Vereine seine Mittel weiter zu gehen erlauben, auch ist dieselbe schon vor dieser Zeit dem höhern Gesetz untergeordnet, daß der Verein seine Unterstützungen immer nur auf wirklich ausgezeichnete Kunstwerke verwendet.

Um sich die nothwendigen Mittel zur Erreichung seines Zwecks zu sichern, bestimmt der Verein den jährlichen Beytrag seiner Mitglieder auf fünf Thaler. Dafür nimmt jedes mit Einem Loose an den Verloosungen der Kunstwerke Theil. Es steht indeß Jedem frey, sich mit einem höhern Beytrag einzuzeichnen, und er empfängt alsdann für jede fünf Thaler, die er über den gewöhnlichen Beytrag zahlt, ein Loos mehr.

Da die Bestimmung der Preisaufgaben, und die Beurtheilung der einkommenden, oder sonst anzuschaffenden Kunstwerke nur von Künstlern ausgehen kann, so ist festgesezt worden, daß, außer dem Directorium des Vereins, von welchem die Hälfte der Mitglieder auch aus Künstlern bestehen muß, noch ein eigener Ausschuß aus den vier im Directorium sitzenden, und drey andern Künstlern gebildet werde, welcher allein über alle Gegenstände entscheidet, die künstlerische Beurtheilung erfordern. Es hat nicht zweckmäßig geschienen, diesem Ausschuß in dem Statut genaue Anweisungen über die Bestimmung der Preisaufgaben, die Zuerkennung der Preise, die Auswahl der zu befördernden oder anzukaufenden Kunstwerk zu geben. Man hat vielmehr die Ueberzeugung gehegt, daß es besser sey, wenn die Mitglieder des Vereins die Künstler, welche den Ausschuß bilden sollen, nach Stimmenmehrheit wählen, allein alsdann demselben die Besorgung des ihm übergebenen Geschäfts, mit vollem Vertrauen auf die Richtigkeit ihres Kunstgefühls und die Unparteylichkeit ihrer Entscheidungen in völliger und unumschränkter Freyheit überlassen.

Um die Begründung des Vereins keiner Zögerung auszusetzen, haben die Unterzeichneten für jezt die Geschäfte des Directoriums und des Ausschusses übernommen. Künftig werden sowohl das Directorium als der Ausschuß von den Mitgliedern des Vereins in den öffentlichen Versammlungen von zwey zu zwey Jahren gewählt werden. Die näheren Bestimmungen hierüber, so wie über alle andern Punkte, welche es nöthig schien, gleich Anfangs festzusetzen, sind in dem Statut enthalten.

Dieß Statut ist von den Unterzeichneten Sr. Maj. dem Könige vorgelegt worden, und Se. Majestät haben nicht nur dasselbe allergnädigst zu genehmigen, sondern auch das Patronat des Vereins anzunehmen geruht.

Der Verein wird sich am 1. Januar 1826 als in Wirksamkeit tretend ansehen. Wer bis zu diesem Zeitpunkt Mitglied desselben zu werden wünscht, wird ersucht, bey dem Secretär des Vereins Hrn. Dr. Jüngken (unter den Linden 56.) seinen Namen und Beytrag in die Liste der jetzigen Mitglieder einzuzeichnen, und dagegen ein Exemplar des Statuts in Empfang zu nehmen. Nach diesem Zeitpunkte muß jeder Neubeytretende von zwey Mitgliedern vorgeschlagen seyn.

Berlin, den 23. August 1825.

W. v. Humboldt, Beuth, Jüngken,
Friebe, Rauch, Tieck, Schinkel,
Wach, W. Schadow, Begas, Kolbe.

Archäologische Literatur.

Wanderungen durch Pompeji von Ludwig Goro von Agyagfalva, Hauptmann im k. k. österreichischen Geniecorps, Ritter des königlich sicilianischen militärischen St. Georg-Ordens der Wiedervereinigung. Wien 1825. bey Mörschner und Jasper. VIII. 176 S. mit XX Steindrücken. Fol.

Nachdem der Verfasser das Bekannteste von Campanien und Pompeji erzählt, schreitet er zu einer Ueber-

setzung von Plinius bekanntem Briefe über den Ausbruch des Vesuvius. Nach Sannazars Arcadia findet er es glaublich, daß noch im funfzehnten Jahrhundert „Thürme, Häuser, Theater und Tempel der Stadt (aus der Erde herausragend) zu erkennen waren", und fügt die wirklichen Entdeckungen von Pompeji durch den 1592 von Fontana gezogenen Kanal und den 1748 bey zufälliger Grabung der Winzer entdeckten Dreyfuß hinzu. Dann von Schutt und Ausgrabungen: in Villen, welche außerhalb der Stadt dem Vesuvius näher lagen, würde man, vermuthet der Vf., vielleicht mehr als in andern der Rettung näher liegenden finden. (S. 25). Er berechnet, daß noch 130,848 Quadratklaftern verschütteten Raums übrig bleiben, die mit der Höhe der Verschüttungen, zu drey Klaftern gerechnet, multiplicirt 392,544 Kubikklaftern geben. „Die Ausgrabung einer Kubikklafter zu drey Gulden gerechnet, dürfte hienach die Beköstigung Pompeji ganz auszugraben 1,177,632 Gulden betragen. Arbeiteten aber Tag für Tag, wie im Jahr 1812, sechshundert Menschen an diesem Werke, so würde in sieben Jahren und zwey Monaten ganz Pompeji ausgegraben seyn." (S. 27).

Die darauf folgende Beschreibung behandelt in einzelnen Kapiteln öffentliche Straßen, Gassen und Wohnhäuser, Plätze und öffentliche Gebäude. Zuvörderst das Bekannteste über alten Straßenbau und, zum Behuf der Gräberstraße, über alte Gräbersitte (S. 29 — 38). Hierauf von S. 39 — 54 die Beschreibung der Grabdenkmäler, aus der wir nichts Neues zu berichten wüßten. Von den Gassen und Wohnhäusern S. 55 ff. Zwey bekannte im Museum von Portici befindliche Inschriften, die Ankündigung der Venatio eines N. Popidius und die Miethsanzeige der Julia Felix sind S. 57 wieder abgedruckt. Da in lezterer das S. Q. D. L. E. N. C. A. Svettium Verum aed., nach Winckelmann: si quis dominum loci ejus non cognoverit adeat S. V. aed. — von den Akademikern diss. isag. X. 22. erklärt wurde: „si quis domi lenocinium exerceat non conducito" so bemerkt der Vf. daß das unter den vermietheten Gebäuden befindliche Balneum Venereum der leztern Erklärung zu widersprechen scheine; man wird ihm entgegnen, daß ein etwa für Frauen bestimmtes und der Venus geweihtes Bad nicht nothwendig ein Haus der Unzucht sey. Hierauf Bekanntes von der Bauart der Pompejanischen Häuser: der Vf. schließt mit der Bemerkung, daß sämmtliche Häuser durch Grenzmauern den Blicken der Nachbarn entzogen wären, und daß, wie ihm eine englische Dame erzählt habe, die Häuser von Kalkutta mit den Häusern von Pompeji in jeder Hinsicht eine auffallende Aehnlichkeit haben. (S. 62). Weiter vom Baumaterial und vom Mosaik, wobey aus Siebenbürgischen Ausgrabungen, die man bey Varhely (Sarmisegethusa, Ulpia Trajana) 1823 geführt, Mosaikfußböden mit dem Urtheil des Paris und mit Priamus vor Achill angeführt werden (S. 66). Sodann allerley von antiken Wandgemälden und was Andre darüber gesagt. Der Vf. rühmt, daß die meisten jener mäßig und nächst „unsern Meisterwerken" zu bewundernden Wandgemälde im fünften Theil der Pitture antiche di Ercolano bekannt gemacht sind. Dieses ist auch in den vier ersten Bänden jenes Gemäldewerkes geschehen; hätte der Vf. davon Notiz genommen, so hätte er es vielleicht überflüssig gefunden auf den folgenden Seiten die einzelnen Gemälde des ihm bekannten Bandes besonders zu beschreiben. — S. 77 ff. Haus des Arrius Diomedes. Es folgen von S. 87 an die Häuser der Stadt. Unter der Rubrik des Chirurgenhauses wird S. 91 ff. der uncus ad partum mortuum extrahendum durch ein neuerdings in Frankreich erfundenes Instrument erläutert. Daß in der ersten Häuserreihe der Stadt nur die rechte Seite in Trümmern liegt, schreibt der Vf. S. 94 nicht dem Erdbeben, sondern den frühern Nachsuchungen zu. S. 114. Oeffentliche Plätze. S. 123. Oeffentliche Gebäude, zuerst von Tempeln und zugleich von den Opfergebräuchen der Alten, aus Adams Handbuch. S. 128 f. Tempel der Venus. Der S. 129 angeführte „in eine Toga gehüllte Hermes" ist eine weibliche in den Peplus gehüllte Herme. Der Plan dieses Tempels und des ganzen Forums, den der Vf. auf Tafel 12. gegeben, wird in Deutschland, wo es noch an Plänen der neuesten Entdeckungen fehlt, willkommen seyn; deßgleichen die Tafel 15. gegebenen Statuen der Eumachia, der im Venustempel gefundenen Venus und der aus dem Isistempel herrührenden bis jezt unedirten Isis, der der Vf. nur keinen Thyrsus (S. 140) hätte beymessen sollen. In den zwölf Statuenbasen des sogenannten Pantheons erkennt der Vf. Säulenbasen: diese Säulen, meynt er dann (S. 132) weiter, hätten die Kuppel eines Tholus getragen oder nach seiner Meynung vielmehr einen Tholus selbst, indem Tholus ein kuppelartiges Dach sey, woran die Alten allerley Weihgeschenke aufgehängt. Diese Bemerkungen gehören zu dem Wenigen, was dem Buche eigen scheint, aber gewiß nicht zu dem, was seinen Werth zu erheben vermag. In Betreff der dort gefundenen Statuen findet der Vf. S. 133 die männliche für Drusus zu alt und will statt Livia eine Priesterin. Das dortige Gemälde, welches mit Wahrscheinlichkeit für Theseus und Aethra gilt, hält er für Cleopatra und für den Antonius, der in ihrem Beyseyn sich in sein Schwert zu stürzen begehre. Daß im Isistempel Statuen von Venus, Bacchus und Priapus gefunden wurden, hat Romanelli S. 200 dem ungenauen St. Non, und der Verfasser S. 141 dem Romanelli nachgeschrieben: von einer Isis von gebrannter Erde haben wir bis jezt nur bey ihm gelesen. Die sehr unwahrscheinliche Annahme Becchi's, daß

im Bau der Eumachia Chalcidicum eine Vorhalle sey, gibt der Verfasser S. 148 als endlichen entscheidenden Aufschluß über jene dunkle Klasse von Gebäuden. Aus gangbaren Büchern wird hiebey über die Wäsche der Alten berichtet, so wie bey den folgenden Abschnitten über Theater und Amphitheater übermäßig viel aus Adams Handbuch. Der Vf. schließt mit Ringmauern und Thoren der Stadt: er hat seine militärischen Kenntnisse benuzt, die gute Befestigung Pompeji's in den gangbaren Ausdrücken neuerer Befestigung nachzuweisen (S. 172 f.), wozu die beygefügte Zeichnung (Tafel XX.) gute Dienste leistet.

Ueberhaupt geben die beygefügten zwanzig Steindrücke brauchbare Pläne und Aufrisse, aber sehr mittelmäßige Ansichten der Stadt, der Gräberstraße, der Grabmäler, der Nävoleia Tyche und des Calventius, der Villa Suburbana und des Hauses des Sallustius, des Forums, des Odeums und der Tempel des Quirinus, der Fortuna und der Isis. Die Blätter mit Figuren geben außer den bereits erwähnten leidliche Abbildungen der allbekannten Centauren und Tänzerinnen. Der Verfasser, der hienach mehr als alle Hauptgegenstände Pompeji's berührt hat, und dessen Werk wir nach dem Inhalt seiner Gegenstände mit Auszug aller etwaigen neuen Bemerkungen durchgegangen sind, kann auf das Verdienst Anspruch machen, sich und seinen Freunden ein anständig ausgestattetes Erinnerungsbuch emsiger Pompejanischer Wanderungen veranstaltet zu haben. Höhere Ansprüche dürfte er wohl nicht geltend machen. Daß bis jezt kein deutsches Werk Pompeji mit Inbegriff der neuesten Ausgrabungen (bis Frühjahr 1824) behandelt, mag immerhin seyn; doch betrifft dieser dem Vf. günstige Zufall nur den Zusammendruck der in öffentlichen Blättern schwerlich mit minderer Treue gegebenen Notizen. Wenn der Vf. die seltene Gunst der Umstände rühmt, die ihm bey seiner militärischen Stellung schwer zugestandene Zeichnungen und Messungen möglich machten, so wird man mit ihm rechten dürfen, daß er statt aller andern wichtigen Entdeckungen der neuesten Zeit den einzigen Fortunatempel in einer einzelnen Zeichnung gegeben hat: wer aber wird diesen und selbst das Forum in solcher Gestalt nicht lieber in den neuesten Plänen der ganzen Ausgrabungen suchen? Seine Beschreibung ist ein Auszug aus dem unzuverlässigen Romanelli zu nennen, mit Episoden aus Adams römischen Alterthümern verbrämt: wer wird selbst, bey dem sehr fühlbaren Mangel eines deutschen Werkes über Pompeji, dem Bedürfniß eines solchen durch das kostspielige Werk des Verfassers begegnen mögen?

Neapel, den 11. August 1825.

G.

Paris.

Am 28. September wurden die sterblichen Ueberreste der Kaiserin Josephine aus einer Gruft der Kirche von Ruel bey Paris, wo sie seit 11 Jahren geruht, in das Denkmal übergesezt, welches ihre beyden Kinder in einer Seitenkapelle genannter Kirche ihr haben errichten lassen und das so eben beendigt war. Die Anordner der Feyerlichkeit hatten keine Einladungen ausgeben lassen, da aber mehrere Journale einige Tage vorher davon gesprochen, so fanden sich eine Menge Personen aus Paris und der Gegend freywillig zu Ruel ein, und die Kirche wurde zu klein sie alle zu fassen. Als die religiösen Ceremonien beendigt waren, wurde der Sarg, der im Chor ausgestellt war, in das Mausoleum überbracht. Ein Greis, Namens Levasseur, einst erster Aufseher zu Malmaison, trug die Urne, in welcher Josephinens Herz verschlossen war; er weinte bitterlich und fand sich am Ende übel. Eine große Anzahl Frauen, und die Armen von Ruel und aus der Gegend, sich an die Herzensgüte ihrer Wohlthäterin erinnernd, zerflossen in Thränen. Stille und Sammlung herrschte während der ganzen Ceremonie. Das Monument ist in großen Verhältnissen aus weißem Marmor, von Hrn. Cartellier, Mitglied des Instituts, ausgeführt. Es stellt einen von vier jonischen Säulen getragenen Bogen vor, unter welchem Josephine, mit dem Diadem auf dem Haupt und in reichem Costüme, auf einem Betschemel kniet. (Allg. Zeitung 5. Oct. 1825.)

Dresden.

Den 28sten November dieses Jahres beginnt hier die Versteigerung des Kunstnachlasses von dem verstorbenen Prof. Klengel. Der Inhalt des Verzeichnisses, welches in mehreren berühmten Kunsthandlungen Deutschlands zu haben ist, entspricht dem Geist des berühmten Künstlers, welcher in seinen Portefeuilles sehr seltene und schätzbare Radirungen, so wie auch schöne Originalhandzeichnungen aufbewahrte. Eben so befinden sich unter den Original-Oelgemälden mehrere preiswürdige Meisterstücke, nächst welchen nach dem allgemein ausgesprochenen Wunsch eine kleine Zahl ausgewählter Cabinetsgemälde und Zeichnungen von der Hand des verstorbenen Künstlers zur Versteigerung bestimmt worden sind. Unter den meist vortrefflichen Handzeichnungen von Dieterich, Wagner, Heinr. Roos, Ostade und andern Meistern, zeichnet sich eine Zahl Landschaften persischer Gegenden, von Klengel's berühmtem Schüler Wehle aus, welcher als einer der ersten Landschaftzeichner bekannt ist. Diese Blätter gehören zu den Seltenheiten, da in wenig Sammlungen von diesem für die Kunst zu früh verstorbenen sächsischen Künstler sich etwas vorfindet.

Fr.

Nr. 84.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 20. October 1825.

Ueber die Fenster in den Bauten des Mittelalters, nach Stellen altdeutscher Dichtungen.

Jedem Kenner der deutschen Dichtungen des 12ten und 13ten Jahrhunderts hat sich gewiß schon oft die Bemerkung aufgedrungen, daß gerade in ihnen, abgesehen von ihrem poetischen Werth oder Unwerth, ein Schatz von einzelnen Nachrichten zu finden sey, welche für Sitten und Gebräuche, für richtiges Erkennen des häuslichen und Familienlebens, für Sprachstudien, einzelne Zweige der Kunstgeschichte und ähnliche Momente der Vorzeit die besten Zeugnisse sind, die durch keine andern Urkunden an innerem Gehalt überboten erscheinen.

Der Geschichtsforscher wird sich endlich an diese Ansicht gewöhnen und sich zur Benutzung dieser Quellen bequemen müssen; wiewohl es nicht geläugnet werden kann, daß es einige Ueberwindung und Opfer kostet, in dem Gebiet der altdeutschen Literatur einheimisch zu werden, und es leicht erklärbar ist, wenn sich so Mancher, dem es keineswegs an gutem Willen fehlt, durch viele nichtssagende Reimereyen, durch wiederkehrende Schilderungen von Schlachten, Rüstungen, Damenschmuck, Turnieren, Festen u. s. w. abgeschreckt fühlt. Aber man lese die Nibelungen, den Tristan und insbesondere den Titurel, *) außerdem die meisten Stücke des Heldenbuchs, den Wigalois, die Dichtungen der vorzüglichsten Minnesänger und einiges Andere mit Aufmerksamkeit, und man wird sich auch in geistiger Hinsicht belohnt oder angezogen finden. Alles Ueberschätzen schadet freylich und hat namentlich der altdeutschen Literatur bisher die mehr allgemeine Anerkennung vorenthalten; es sind zum Theil beklagenswerthe Reime gedruckt und diese — was eben so schlimm ist — in jener aufgeregten Periode von manchem Unberufenen wohl gar als etwas Ausgezeichnetes gepriesen worden, wodurch der Widerspruch gleichsam herausgefordert und eine Opposition geschaffen ward, die in ihren Urtheilen nicht minder jedes Maaß überschreitet.

Die Zeit vermag jedoch Ansichten eben so gut, wie Wunden zu heilen und hat, selbst in Bezug auf diesen Streit, den Blick schon schärfer und das Urtheil gesunder werden lassen; daher wäre es — ich möchte sagen wohl endlich — wieder zu gestatten, in deutschen Zeitschriften von Deutschlands früherer Literatur bisweilen zu sprechen und auf manche Eigenthümlichkeit derselben aufmerksam zu machen.

Einen solchen Versuch wage ich hiemit; doch ist es freylich auch sehr gewagt, mit einer kunstgeschichtlichen Kleinigkeit zu beginnen, und sich auf einen von den Dichtern fast nur im Vorübergehen erwähnten Gegenstand zu beschränken, von dem sich beynahe gar nichts sagen läßt, wenn man von den wirklich noch vorhandenen Bauten, insbesondere den gothischen Münstern und ihren Verzierungen schweigt; indeß wird durch das Zusammenstellen ähnlicher Einzelnheiten nach und nach ein Ganzes gewonnen, das dann um so deutlicher als solches hervortritt.

Eigentlich war äußerer Schmuck an den Fenstern deutscher Burgen in der Regel gar nicht vorhanden, und solche entgegenstehende Erscheinungen, wie sie etwa in Marienburg und Karlstein oder an wenigen Ueberresten aus Karl des Großen Zeit sich finden, gehören zu den Ausnahmen: man bewahrte so etwas mehr nur für Gotteshäuser auf. Doch in Conrad von Würzburgs Dichtung von dem trojanischen Kriege ist (V. 17,497 — 519) allerdings von einem Pallaste die Rede *) an des-

*) Diese ausgezeichnete Dichtung Wolframs von Eschenbach ist freylich in dem bis jezt einzigen Abdrucke vom Jahr 1477 auf das jammervollste verstümmelt. Die beste Handschrift derselben (auf Pergament, um das Jahr 1300 oder bald nachher geschrieben, einige 40,000 Verse umfassend) liegt in der Wiener k. k. Hofbibliothek und wurde vor mehreren Jahren von mir für die Breslauer Universitätsbibliothek abgeschrieben. Sie muß bey einer sehr zu wünschenden Ausgabe dieses Gedichtes durchaus zur Grundlage genommen werden.

*) Dieser Pallast soll zwar in Troja stehen, doch weiß man wohl, daß die deutschen Dichter des Mittelalters die Vorbilder ihrer selbst griechischen oder römischen Schilderungen größtentheils aus dem eigenen Leben und der nahen Umgebung entlehnten.

sen Fenstern Laub und Thiere ausgehauen waren; wer ein wahres Meisterstück von Kunstfertigkeit schauen wollte, der ließ seine Blicke auf die runden Fensterscheiben fallen, die mit manchen merkwürdigen Kapitälern voll ausgeschnittener und gegrabener Arbeit prangten. *) — Die Fenster standen sehr erhöht (V. 7314) und die Frauen drängten sich an sie heran, um herbeyziehende Gäste zu sehen und von ihnen gesehen zu werden (V. 7297 — 300). — Bey manchem Fensterlein ging außerdem noch ein eignes Wandloch durch die Mauer, durch welches man den unbemerkten Beobachter machen konnte (V. 8925 28), und oft trat ein zartes Mädchen, das auf dem Lager keine Ruhe fand, noch in tiefer Nacht schwermüthig an das Fenster, während der lichte Mond die Gegend überglänzte (V. 6887 — 97).

Conrad von Würzburg liebt es überhaupt, Anspielungen auf Bauwerke seinen Dichtungen einzuschalten, wie sich dieß nicht allein in der goldenen Schmiede, sondern insbesondere in mehreren Stellen des trojanischen Krieges zeigt. Hier ist z. B. bald von mit Bley gedeckten Thürmen die Rede, auf welchen reich vergoldete Knöpfe glänzen (V. 17,391 — 95); bald führt er als ehemaliges Belagerungsgeschütz Triböcke, Schlitten, Katzen und Tarrande an (V. 23,437 — 38) oder schildert einen aus Marmorquadern erbauten Thurm (V. 17,442 — 76), und vorzüglich ein festes Gewölbe in ihm, wodurch er zu der für deutsche Kunstgeschichte merkwürdigen Behauptung sich veranlaßt findet, daß selbst alle Baumeister bey dem Rheine und bey der Elbe schwerlich etwas Aehnliches schaffen könnten. **)

Manche andere Poesien des 13ten Jahrhunderts haben ähnliche, doch nur ganz leichte Andeutungen auf Fenster; so wird z. B. im Herzog Ernst (V. 5055 — 57) davon geredet, daß Mädchen und Frauen in die Fenster gekommen wären, um einen gesuchten Gegenstand zu erblicken; (eben so Gudrun V. 2563); im Kaiser Otnit (Strophe 103) ist von dem ausdrücklichen Aufthun oder Oeffnen eines Fensters die Rede; nach Vriberks Tristan (V. 923 — 26) legen sich die Frauen in die Fenster, eines wonniglichen Buhurts (Lanzenkampfes) wegen; nach dem König Rother (V. 2177) steht die junge Königin darin (eben so Gudrun 4474) und nach andern Nachrichten (Biterolf V. 11,837 — 42) setzen sich sieben königliche Jungfrauen in die Fenster oder vielmehr in deren Blenden. — Von Glasfenstern ist in der Dichtung von Salomon und Markolph (V. 909) ausdrücklich die Rede; übrigens ist mir keine sich auf Glasmalerey beziehende Stelle einer einheimischen Dichtung aus der Minnesängerzeit bekannt, jene anziehende und poetische Schilderung in Wolframs von Eschenbach Titurel ausgenommen, wo der Tempel des heiligen Grales auf Montsalvatsch geschildert wird und die Fenster als eine Art Edelsteinmosaik, welche hie und da Farbe deckt, bezeichnet sind, so daß man dabey unwillkürlich an jene kostbaren Fenster sich erinnert fühlt, die noch heut in der bey Prag gelegenen Burg Karlstein, obgleich halb in Trümmern, gefunden werden. *)

---

*) Oder mit den Worten der Urschrift:
man dorfte nach der schrift sage
nie venster bas gezieren;
von lobern vnd von tieren
waren si gehowen.
swer wunder wolte schouwen
von meisterlichen dingen,
der lie sin ovgen swingen
an ir sule sinewel,
da manic vroemdes capitel
stuont angesnitten und ergraben

**) swaz meister in dem lande ist
bi rine vnd bi der elbe,
di kunden ein gewelbe
von kunsterichen sachen
so starckes niht gemachen,
als eines an dem turne lac.
(V. 17,471 — 76.)

*) Dieß ist besonders in der zwischen 1348 — 1357 von Matthias v. Arras auf Befehl Kaiser Karl IV. erbauten St. Katharinen-Kapelle und Kirche zum heil. Kreuz der Fall, in welchen Räumen der kunstliebende Fürst seltene Pracht mit Geschmack zu vereinigen wußte. — Sollte man nicht beynahe auf die Vermuthung kommen, daß Karl den Titurel kannte und eine Art Montsalvatsch auf Karlstein schaffen wollte? — Quir. Jahn hat in Rieggers Archiv der Geschichte und Statistik Thl. I. eine ausgezeichnete Abhandlung über Karlstein bekannt gemacht, welche Meißner in seinen historisch-malerischen Darstellungen aus Böhmen zum Theil wörtlich benuzte. Aus ihm entlehne ich hier wieder die Schilderung der prachtvollen Kreuzkirche; „In ihr (50 altböhmische Schuh lang, 30 — 31 Schuh breit, bis 28 Schuh hoch) stieß der Blick, wohin man ihn nur wandte, auf Gold, Edelstein oder Kunstwerk. Das Gewölbe derselben stellte das Firmament vor, an welchem Sonne, Mond und Sterne, von edlen Metallen mit kostbaren Steinen reich besezt, erschienen. Die ganzen Wände waren brunirtes Gold, mit böhmischen Jaspissen, Agathen, Amethisten, Chrysoliten, Topasen, ja sogar hier und dort mit edlern Steinen herrlich ausgelegt. Selbst die Fenster dieser Kirche waren durchsichtige, farbige, böhmische Steine, in vergoldetes Bley gefaßt, deren dunkles gebrochenes Licht die Seele zu einer gewissen düstern Art von Andacht aufforderte. 1330 Kerzen erleuchteten von innen den Raum. An der obern Hälfte der Wand erstreckten sich rund herum in zwey- auch dreyfachen Reihen 133 Bilder, die berühmtesten Heiligen der Kirche vorstellend, alle von der Hand der vorzüglichsten Künstler an Karls Hofe, auf starken Goldgrund gemalt. Unter denselben hingen im Vordertheil der Kirche die Schilde der heiligen Ritter, sämmtlich von gediegenem Gold oder Silber; das eiserne Gegitter in der Mitte der Kapelle, — denn in den innern Theil einzutreten stand nur Geistlichen frey. — war reich vergoldet und ebenfalls

Weil die Stelle an und für sich beachtungswerth erscheint und fast gar nicht bekannt ist, da man, wie gesagt, keinen lesbaren Abdruck des Titurel hat, so schalte ich sie theils übersezt, theils im Auszuge mit einigen Strophen der Urschrift hier ein, um dadurch mit auch auf die Vorzüge des Wiener Manuscriptes (Nro. XL) den Blick des Kenners zu richten. Sie stehen Blatt 11b der Handschrift, wo der Dichter behauptet:

„Ich glaube nicht, daß irgend ein Mensch jemals so kostbare, mit so außerordentlicher Kunst geschaffene Fenster sah, oder auch nur von ähnlichen hörte. Sie waren nicht aus Aschenglas (aus dem gewöhnlichen Glasfluß) verfertiget, sondern glänzende Kristalle, so daß sich hier keine Spur von ärmlichen Bestandtheilen entdecken ließ.“ In dem Original heißt es:

Div glase venster wæhe
von vremden listen riche
ich wæn ieman gesæhe,
vnd ouch ie gehorte dem geliche;
si warn nicht mit aschen glas verspannen,
iz warn liecht cristallen
swachiv kost was gar veriaget dannen.

„Berille und Kristalle hatte man statt des Glases einsezt, durch welche (anfangs) das Tageslicht so blendend hereinfiel, daß ein Auge dadurch gar leicht verlezt (geblendet) werden konnte, wenn es allzukühn das Werk längere Zeit hätte beschauen wollen. Doch diesem ward durch meisterliche Kunst vorgebeugt.“

Berillen vnd cristallen
warn vür glas gesetzet,
da durch begunde vallen
so vil des tages, daz daz (dez?) lieht wart geletzet
ein oug, ob iz di lenge vreuelichen
daz werk da wolte schowen,
daz wart erwant mit listen meisterlichen.

„In mannichfacher Zusammensetzung zeichnete und malte man (nämlich) auf diese Berille, nicht nur um den strahlenden Glanz zu mildern, sondern auch zur neuen Zierde des reichen Baues und Gott und dem Gral zu Ehren, wodurch der Tempel an Herrlichkeit viel gewann.“

Verwierens nicht entwalen
wold man uf die berillen,
entwerfen vndé malen,
daz man den brehenden glast mocht gestillen,
vnd ouch der richen kost zv einer Zierde,
got vnd dem gral zu eren,
wan iz den tempel richlich kondiwierde.

Wolfram von Eschenbach schildert nun die Fenster näher und nennt als fernere Bestandtheile derselben den Saphyr, den Smaragd, den Amethist in drey Farben als den purpurrothen, den veilchenblauen, welcher alle Krankheiten mildert und den dritten, der klar wie junge Rosen schimmert. Man sah hier den gelben und schwarzen Topas, worin sich das Bild des Beschauenden, obwohl verkehrt, spiegelte:

topasivm den losen
het man da, swer dar in sicht vur ware,
dem stet daz kinn zv berg, di ougen nidere.

Auch fehlte der rothgefeuerte Jochant nicht, der Sardonir, Praselpir, der siebzehnfarbige Jaspis, dem man viele Tugenden nachrühmt; es glänzten Alkofoer und Korevel (?), mit ihnen auch Chrysopras *) und die Prasemarten;

— krisopasien
di parasme, liecht mit schine.

Eben so bezeichnet Eschenbach als Edelsteine an diesen Prachtfenstern den sechszigfarbigen Heraloras, Octalamus, Klarissan, Ardis und jene Rubine, welche wie glühender Zunder aus den Kristallen hervorleuchteten. Perlen und Korallen waren dazwischen gestreut, und daher mußten die hereinfallenden Lichtstrahlen stets in den lieblichsten Farben gebrochen werden, wodurch der Tempel an ganz besonderer Augenwonne gewann:

ie nach dem schine verwete (färbte) sich die svnne,
div was durch venster gebude
vber al den tempel svnder ougen wunne.

Die Schilderung des Tempelbaues auf Montsalvatsch, von welcher dem Leser so eben nur ein kleiner Auszug vorgelegt wurde, bildet eine für die alte Baugeschichte äußerst wichtige Episode, deren völlige Erläuterung jedoch große Schwierigkeiten hat, so wie der Titurel überhaupt, seiner ganz eigenthümlichen und zum Theil mystischen Sprache wegen, bey weitem schwerer zu verstehen ist, als jede andere mit ihm gleichzeitige Dichtung: die Nibelungen z. B. sind in dieser Hinsicht ein Kinderspiel gegen ihn. — Deutschland könnte sehr damit zufrieden seyn, wenn A. W. v. Schlegel sich zur Herausgabe des Titurel entschließen wollte, und der humanen Gesinnung aller Kenner altdeutscher Literatur darf man es zumuthen, daß sie die Ergebnisse ihrer sich darauf

mit köstlichen Steinen geschmückt. Auf dem Hochaltar ward in einer Vertiefung, mit stark vergoldetem Gitter, unter dreyfachen Schlössern die Reichskrone aufbewahrt. Nur Bischöfe und der Dechant zu Karlstein durften vor diesem Hochaltar Messe lesen. Unter demselben stieg man durch eine schmale Stiege in ein verborgenes Gewölbe, wo die übrigen Kleinodien und Privilegien des Königreichs aufbewahrt wurden.

*) Von dieser merkwürdigen frühen Anführung des Chrysopras in deutschen Schriften (Plinius kennt ihn freylich schon) werde ich an einem andern Orte besonders sprechen.

beziehenden Forschungen einem so reich begabten Gelehrten dann willig mittheilen und abtreten würden.

Julius Max Schottky.

Doppelbildniß des Kaisers Maximilian.

Unter den wenigen Denkwürdigkeiten alter Zeit, welche sich durch die Stürme verheerender Kriege in Zittau erhalten und gerettet, ist unstreitig das Merkwürdigste das zweyfache Bildniß des ritterlichen Kaisers Maximilian.

Es findet sich nämlich auf der dortigen Rathsbibliothek (Kneschke in seinem 1811 herausgegebenen Werke: Geschichte und Merkwürdigkeiten der Rathsbibliothek zu Zittau, spricht auch davon) ein Bild, aus zwey Holztafeln bestehend, die wie ein Buch zusammengeschlagen und geöffnet auf den innern Seiten zwey Bilder zeigen. Eine eiserne Kette rasselt daran, wie bey den alten Handschriften und Drucken noch häufig gefunden wird, und mag diese meist theils zum Verschluß, theils aber auch zum sichern Bewahren des Bildes gedient haben.

Die beyden Tafeln, die ich für ursprünglich und keineswegs für Nachbildungen halte, sind äußerst merkwürdig und verdienen auf das sorgfältigste bewahrt zu werden, da sie das zweyfache Bildniß des Kaisers Maximilian zeigen.

Die eine linke Seite des Gemäldes zeigt das Bild des lebenden Kaisers Maximilian, doch gewiß schon in vorgerückten Jahren, wahrscheinlich kurz vor dem Tode und deßhalb sind alle Züge, sicher der Natur getreu, scharf, eckig und wenig anmuthig; aber Kaiser Maximilians Gesicht ist auch ein solches, das durch schroffe Auffassung und harte Ausführung, worin nur zu leicht die altdeutschen Maler verfielen, wenig lieblich werden konnte; selbst Albrecht Dürers schöner Holzschnitt dieses Kaisers zeigt zum Theil denselben Fehler. Der Kaiser, mit dem goldenen Vließorden geschmückt, hält in der rechten Hand drey rothe Nelken an einem Stiele und hat die linke unter dem goldenen Vließorden in den Pelz des Mantelkragens gesteckt. Oben darüber steht: Maximilianus remischer k: 20 geporen. 1459. am. 22. Tag. marci. Unter dieser, mit goldenen Buchstaben geschriebenen Schrift stehen noch zwey goldene Buchstaben, nämlich A. A. In diesem Doppel-A ist wohl die Namens-Sigle des Künstlers zu erkennen, und kann ich dabey auf keinen andern schließen (obgleich die Monogrammen-Werke, so viel uns bekannt, ein solches neben einander stehendes A ihm nicht beymessen), als auf Albr. Altdorfer, der wohl bey dem Tode des Kaisers in dessen Nähe gewesen seyn kann (denn das muß er, nach dem sogleich näher zu beschreibenden zweyten Bilde), wenn auch, so viel ich weiß, die nur dürftig auf uns gekommene Geschichte dieses Künstlers von einem Verhältniß zum Kaiser Maximilian und so auch von diesem Bilde, nichts sagt. Albrecht Altdorfer lebte indessen in seinen letzten Jahren nicht zu fern von dem Sterbeort des Kaisers.

Das gegenüber auf der rechten Tafel befindliche Bild ist das merkwürdigere und zeigt uns eine ganz andere Darstellung des Kaisers: wie er nach seinem Absterben da liegt. Indem er hier von vorne, nicht, wie beym ersten von der Seite genommen worden ist, hat das Bild auch, ungeachtet seines weniger empfehlenden und anziehenden Gegenstandes, etwas Milderes und Freundlicheres, und weniger Eckiges. Die Augen sind gebrochen und nur wenig die Augenlieder geöffnet; eine rothe dicht anliegende Sammtkappe umgibt das Haupt, er ist ganz schwarz gekleidet und nur ein weißes Leichentuch kommt am Halse, unter dem schwarzen Gewande, faltig hervor; auf der Brust liegt ein goldenes Kreuz, in welches Edelgesteine gefaßt sind. Darunter steht: Verschidenn. 1519. am. 12. tag. Janvari.

Durch einen Freund aufmerksam darauf gemacht, daß sich in Fuggers Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich ein gleiches Bild des verstorbenen Kaisers finde, hoffte ich in der prachtvollen Handschrift dieses Werkes, welche auf der Dresdener Bibliothek liegt, einige Aufklärung über den Künstler zu entdecken. Das Bild findet sich dort so, wie auf dem Zittauer Gemälde, aber über den Maler nichts, nur die Worte dabei: Aigentliche Conterfettung der Gestalt des römischen Kaisers Maximiliani alls sein Mt. verschiden vnnd allem volckh zu Weiß offentlichen Zürsehen enn ein Beth gelegt worden Anno funfftzehenhundert vnnd neuntzehenden dreytzehenden Januarv.

Mehrere haben dieß Bild fälschlich für ein Werk des Lukas Kranach gehalten, dem überhaupt so viel aufgebürdet wird. So viel ist indessen gewiß, daß es sehr merkwürdig und bedeutend, weßhalb es die sorgfältigste und genaueste Aufbewahrung verdient, so wie es vor einer jeden angreifenden Reinigung zu schützen. Einer Ausbesserung bedarf es gar nicht, da es gut erhalten ist.

Bg.

London.

Im Jahr 1824 erschien hier eine kleine Sammlung von 12 Fac-Simile's einiger seltenen Kupferstiche von Rembrandt, die sich nur in der Krackerodischen Sammlung oder im brittischen Museum finden. Man darf es dem Herausgeber, Hrn. Wilh. Jakob Smith, Dank wissen, daß er diese Seltenheiten auf solche Art vervielfältigt hat. Seine Copien sind mit so viel Genauigkeit und Geschicklichkeit gemacht, daß sie wohl das geübteste Auge auf den ersten Anblick täuschen könnten, wenn man sie mit Originalblättern von Rembrandt vermischte. Sie sind auf chinesisches Papier gedruckt und auf leicht colorirtes Velinpapier aufgezogen. Das mäßige Heft in 4. kostet 30 Fr. (Revue encycl. Juillet 1825.)

Nr. 85.

Kunst-Blatt.

Montag, den 24. October 1825.

Ueber Niello-Arbeiten.

(Aus Prof. J. D. Fiorillo's hinterlassenen Papieren.)

Längst schon hätte ich mein Versprechen, die zerstreuten Nachrichten von Niello-Arbeiten zu sammeln und zu einem historischen Ganzen zu verbinden a), erfüllt, wäre ich nicht durch die ungedeihliche Zeit, unter deren Druck wir Jahre lang geseufzt haben, von allen ernsten Beschäftigungen abgezogen worden. Auch mag dieß die Ursache gewesen seyn, daß Hr. Jansen in seinem brauchbaren Werke über die Holzschneidekunst b) mich für längst entschlafen gehalten hat, und es bedauert, daß meine Bemerkungen über das Niello nicht erscheinen werden. Ich will daher dasjenige, was ich über diesen Gegenstand mir gesammelt habe, hier zusammenstellen, und es ist mir nur leid, daß mir ein Hauptkunstwerk dieser Gattung fehlt, und daß auch meine Lage und Verhältnisse es mir unmöglich machen, eines anzuschaffen. Ob das Buch des Grafen Jacomo Durazzo, der, wie Francesconi versichert c), sehr viel über die Niello-Arbeiten nachgedacht und gesammelt hat, erschienen ist, kann ich nicht mit Gewißheit sagen.

Die bildenden Künste haben, was ihr inneres Wesen und ihre technische Behandlung betrifft, eine so genaue Verbindung und Verkettung unter sich, daß man durch eine verschiedene Anwendung der Instrumente und Handgriffe leicht von einer Kunst zur Erfindung einer andern übergehen kann. So ist die Holzschneidekunst mit der Erfindung der Spielkarten, der Holzschnitte, der Buchdruckerkunst nahe verwandt. Und derselbe Fall ist es mit dem Graben in Kupfer, dem Emailliren, dem Steinschneiden, der Damaschina- oder Tarsia-Arbeit, dem Filigran, der Agemina, dem Grabstichel, dem Radiren; und so steht die Kunst Stempel zu schneiden mit der höhern Goldschmiedekunst, die nur Figuren, große Vasen und dergleichen liefert, und dem Niello in naher Verbindung.

Da es meine Absicht ist, mich nur mit dem Nielliren zu beschäftigen, so werde ich alles, was mit dieser Kunst in naher oder entfernter, mittelbarer oder unmittelbarer Verbindung steht, bey Seite setzen, oder in die Anmerkungen verweisen.

Niellum, Niello, Nigello, Nellure, Nillée d) ist eine Kunst, welche zur Beschäftigung der Goldschmiede und Juwelierer gehört, die im 15ten Jahrhundert sehr ausgeübt und geschätzt wurde, aber im Anfang des folgenden beynahe gänzlich verloren gegangen war e). Das technische Verfahren ist folgendes:

---

a) Kleine Schriften B. II. S. 35. (1806.)

b) Essai sur l'origine de la Gravure en bois et en taille-douce. Paris 1808. T. I. p. 79. Man vergl. meine Anzeige dieses Buches in den Gött. gelehrten Anzeigen.

c) Francesconi Illustrazione di un' Urnetta all' Agemina.

d) Man sehe die von DuFresne gesammelten Stellen bey Lessing, in seinen Kollektaneen B. II. S. 198 ff.

e) „Als ich mich im Jahr 1515 auf die Goldschmiedekunst legte, sagt Benvenuto Cellini, so war die Kunst zu nielliren (l'arte d'intagliare di niello) fast ganz aus der Mode gekommen, und heut zu Tage gibt es unter unsern florentinischen Goldschmieden keine, die sich darum bekümmern." S. Benvenuto Cellini Trattato dell' oreficeria cap. 2. p. 21. (Firenze, 1731. 4.), vorzüglich Cap. II. Dell' arte del niellare e del modo di fare il niello. — Ambrogio Leone aus Nola, einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit zu Venedig und ein Mann von klassischer Gelehrsamkeit, hinterließ unter andern ein Werk de nobilitate rerum, in welchem er (c. 41.) zwey Kunstwerke des Daniele Arcioni und des Carabosso Foppa mit folgenden Worten beschreibt: „Quin etiam nostra tempestate duorum Mediolanensium genere, sculptura clarissimorum opera subtilissima et ingeniosissima florescunt atque praedicantur. Alteri Caradossus, alteri Danielis ex familia Arcionum nomen est. Verum hic in eo genere praesertim pollet, quod NIELLVM novato verbo appellant, neque aliter in eo splendet quod vitreum est, ipsi vero fusores smaltum vocant." Dieser Ambrogio Leone, der in einem Alter von 66 Jahren am 30. Juni 1515 starb, hinterließ einen Sohn Camillo, der ebenfalls ein gelehrter Arzt war, und von dem man beym Gianbernardo Tafuri (Scrittori del regno di Nap[illegible] 158) genaue Nachrichten findet.

Auf eine glatte ebene Platte, die jedoch nach Belieben auch eine andre Form annehmen kann, von Gold oder Silber, denn auf kein andres Metall wird niellirt f), zeichnet der Künstler vermittelst gewisser Instrumente, die sehr wahrscheinlich ursprünglich Grabstichel waren, Zierrathen, Figuren und andre Dinge, und gräbt die Umrisse derselben zu einer gehörigen Tiefe ein. Nun verfertigt er das Niello, nämlich eine Substanz, die aus dem feinsten Silber, gereinigtem Kupfer und Bley besteht. Wenn diese Metalle genau verbunden sind, so wird noch Jungfernschwefel, und zwar von dem schwärzesten, den man haben kann, und Borax hingefügt g). Mit dieser Masse wird die ganze mit dem Grabstichel bearbeitete Fläche oder Platte überzogen, die man dann so lange im Feuer läßt, bis die Masse in alle Umrisse eingedrungen ist, indem man das übrige mit Bimstein oder andern Materialien abreibt. Ist die Platte auf diese Weise abgerieben und wird sie polirt, so erscheint eine glänzende goldene oder silberne Fläche mit einer Zeichnung, als wäre sie mit der Feder entworfen, ähnlich dem schönsten schwarzen Schmelz und von außerordentlicher Dauer.

Vasari redet von dieser Kunst auf folgende Weise: „Das Niello ist nichts andres als eine auf Silber getragene Zeichnung oder Malerey, und zwar so zart, wie man mit der Feder zeichnet oder malt. Es ist eine Erfindung der Goldschmiede alter Zeiten“ h). Aus diesen Worten ergibt es sich also, daß Vasari, ob er gleich kein Kunstwerk oder das Zeugniß irgend eines Schriftstellers anführt, der Meynung gewesen seyn muß, daß das Nielliren keine Erfindung seiner Zeitgenossen gewesen ist i).

Und in der That gibt es außer dem Ciseliren, welche Kunst beynahe dieselben Instrumente wie das Nielliren, nämlich Grabstichel, Bullini, erfordert, eine andre nahe verwandte Kunst, von welcher diejenigen, welche sie trieben Crustarii, so wie ihre Werkstätten Tabernæ crustariæ genannt wurden. Diese Künstler gruben in Vasen und andre Dinge von Metall Inschriften, Figuren, Zierrathen; füllten ihre eingegrabene Arbeit mit Gold, Silber oder Schmelz und brachten auf diese Weise schöne Werke hervor k). Die berühmten Schilde, welche in den homerischen und hesiodischen Gesängen und von Virgil so dichterisch beschrieben worden sind, gehörten wahrscheinlich zu der eben genannten Kunst, wohin man auch die merkwürdige Bembinische Tafel zählen kann l). Ueberhaupt aber ist das hohe Alterthum der Kunst in Metall zu graben bekannt genug, indem nicht allein die zwölf Tafeln in Erz gegraben waren, sondern auch so viele alte griechische, etrurische und römische Inschriften dieser Art bis auf uns gekommen sind m). So hat Hr. Amelin in einer Mumie weiblichen Geschlechts zu Theben mehrere Zierrathen entdeckt, welche auf das unwidersprechlichste beweisen, daß die Aegyptier schon vor 3000 Jahren die Kunst verstanden haben, in das Silber, auf eine dem

---

f) S. B. Cellini, am a. O. S. 24.

g) Der Borax wird nicht in allen Recepten angegeben. Beym Theophilus kommt ein Gummi Barabas vor, welches, wie Hr. Rath Eschenburg in seinen Anmerkungen zu Lessings Kollektaneen wahrscheinlich macht, der Borax seyn muß, von dem die andern Schriftsteller sprechen.

h) Vasari, ed. Bottari, T. I. pag. LXI. (Cap. XXXIII.)

i) Andre, wie Camillo Leonardi (Speculum lapidum. Lib. III. cap. 2.) halten das Nielliren für eine neue Erfindung. Dieser, wo er von Francesco Francia, genannt Fr. Raibolini spricht, sagt folgendes: „Unicum apud modernos reperio, atque apud antiquos nulla extat memoria de incisoribus seu sculptoribus in argento, quae sculptura Niellum appellatur. Virum in hoc cognosco celeberrimum ac summum, Franciscum Bononiensem aliter Fraza (Francia), qui adeo in tam parvo orbiculo, seu argenti lamina tot homines, tot animalia, tot montes, arbores, castra ac tot diversa ratione situque posita figurat seu incidit, quod dictu ac visu mirabile apparet.“ Auch sagt Borghini (Riposo p. 560 ed. Firenze, 1584) vom Francesco Francia ... lavorò alcune cose di niello eccellentemente.“ Ebenfalls bestätigen dieß Alessandro Achillini in seinem Viridario, Butius in der Bologna illustrata und Bartolomeo Bianchini im Leben des Codro. Am merkwürdigsten ist es aber, daß das Institut zu Bologna vor einigen Jahren zwey niellirte Arbeiten von Francia erhalten hat, nämlich zwey Teller (Pace) oder flache Deckel über den Hostienkelch. Der erste enthält die Auferstehung des Heilandes in fünf Figuren, nämlich den Heiland und vier Soldaten, welche an den vier Seiten des Grabes schlafen, und der andre den Heiland am Kreuz mit der Madonna, dem heil. Johannes, Hieronymus und noch einem Heiligen.

k) In Nürnberg und Augsburg wird das Nielliren Silberstechen genannt, und ein diese Kunst treibender Meister ein Silberstecher. S. Doppelmayer's Nachrichten von Nürnb. Künstlern rc. S. 205. not. dd). Dieser meynt, daß die griechischen Künstler Mentor, Akragas, Mys und Boethius Silberstecher gewesen seyen, aber fälschlich. Denn diese beschäftigten sich mit getriebener Arbeit, celatores. Diejenigen, welche Meister in Schmelz oder incrustirter Arbeit waren, sind die wirklichen crustarii, so wie Teucer beym Plinius (Lib. XXXIII. c. 12.).

l) S. über diese Tafel, die ihren Namen von ihrem Besitzer dem Cardinal Pietro Bembo führt, meine Geschichte der Malerey B. II. S. 54.

m) S. meine Geschichte der Malerey B. II. S. 53 und kleine Schriften B. II. S. 275.

Niello sehr ähnliche Art, zu graviren n). Und wie viele etrurische Opferschaalen mit eingegrabenen Figuren, wie viele griechische Schaalen haben sich nicht erhalten, an denen man eine Arbeit wahrnimmt, die von dem eigentlichen Niello nicht weit entfernt ist. So fehlt an der Patera, welche Buonarrotti und nach ihm Andre bekannt gemacht haben o), weiter nichts, als daß das Eingegrabene niellirt, das heißt mit Niello ausgeführt worden wäre, um dieses aus den Zeiten der Antonine stammende Denkmal für ein antikes Niello-Kunstwerk ausgeben zu können. Auch der silberne Votiv-Schild der Familie Ardoburia, den Bracci herausgegeben, p) hat viele eingegrabene Namen, und längs des Randes eine Inschrift, die vor Zeiten mit Gold oder Schmelz ausgelegt war. Selbst im Mittelalter ging diese Kunst nicht verloren, wie mehrere Monumente, unter andern das Sacramenthäuschen beweisen, welches sich unter den Kunstschätzen befand, die aus den Zeiten Heinrichs des Löwen stammen und ehemals zu Hannover aufbewahrt wurden. Man sieht an demselben nicht nur getriebene Arbeit, sondern auch eine mit dem Grabstichel ausgearbeitete Figur der Madonna q).

Von dem Technischen des eigentlichen Niello scheint Blaise de Vigenère, berühmt durch seine Uebersetzung und seinen gelehrten Commentar über den Philostratus, gut unterrichtet gewesen zu seyn. Er lebte bekanntlich zur Zeit der höchsten Blüthe der Kunst in Italien, war mit Michel-Angelo und andern großen Meistern bekannt, und hatte Gelegenheit über die technische Behandlung der Künste, um welche man sich sonst nicht zu bekümmern pflegt, genaue Erkundigungen einzuziehen. Nachdem er von der Schmelzarbeit und der Glasmalerey geredet hat, kommt er auch auf das Niello, welches er Nelleure nennt, und gibt die Vorschrift, nach der es verfertigt werden muß r). Sein ganzes Recept besteht in einer Unze feinen Silbers, in zwey Unzen von gereinigtem Kupfer und in drey Unzen Bley. Zuerst wird das Silber mit dem Kupfer geschmolzen, hierauf das Bley hinzugethan, alles mit einer Kohle beständig umgerührt und zulezt noch Jungfern-Schwefel mit Borax dazu gefügt. Die Handgriffe beym Bereiten dieser Masse, welche das eigentliche Niello bildet, werden ebenfalls umständlich beschrieben.

Die Beschreibung des Niellirens beym Theophilus Presbyter s) stimmt in der Hauptsache mit der des Vigenère überein; auch ist sie dem Proceß, wie ihn Benvenuto Cellini angibt, nicht unähnlich. So viel lernen wir aber daraus, daß, weil Theophilus aller Wahrscheinlichkeit nach ein Schriftsteller des 10ten oder 11ten Jahrhunderts ist, diese Kunst nicht zu den neuern Erfindungen gehört, sondern von den Griechen den Römern überliefert, auch zum Theil den Arabern bekannt wurde, die, wie mehrere Kunstsachen beweisen, es darin zu einer großen Vollkommenheit gebracht haben t).

Und dennoch behaupten viele der achtungswürdigsten Schriftsteller, daß das Nielliren eine neuere Erfindung sey, daß es den Weg zur Kupferstecherkunst gebahnt habe, und daß keinem andern, als dem florentinischen Goldschmied Maso oder Tomaso Finiguerra die Palme für die Erfindung der Kupferstecherkunst gebühre u).

Die Sache ist zu wichtig, als daß wir sie nicht näher untersuchen sollten. Vasari und Baldinucci behaupten, daß Finiguerra der erste gewesen sey, der Platten mit

n) S. Denon Voyage dans la basse et dans la haute Egypte T. III. p. 170. (Octav-Ausgabe.) Pl. XCVIII.

o) S. Filippo Buonarroti Osservazioni istoriche sopra alcuni medaglioni antichi. Roma, 1698. 4. Pref. p. XVII. v. Murr's Beyträge zu der Geschichte der ältesten Kupferstiche. Augsburg 1804. 4. Jansen, Essai sur l'origine de la Gravure T. I. Pl. I. nro. 1.

p) Dissertazione sopra un clipeo votivo etc. Lucca 1771. 4. pag. LXIII.

q) S. Lipsanographia, sive Thesaurus Reliquiarum Elect. Brunvico-Luneburgicor. Editio quarta. Hannov. 1783. 4. Nr. 37. 38.

r) S. Images de Philostrate p. 236. Nach der Pariser Ausgabe von 1637. Fol. — Bey dieser Gelegenheit macht Vigenère die Bemerkung, daß bereits in der Offenbarung Johannis Kap. 21. V. 18. 21. ein durchsichtiges Gold so hell wie Crystall erwähnt werde, und daß das der Gregor von Tours nicht der erste sey, der in seinem Buche. De gloria Martyrum. Lib. I. c. 59. sq. von Glasfenstern und gemalten Glasscheiben rede.

s) In seinem Buche: Diversarum artium schedula, welches Hr. Christian Leiste aus einer Wolfenbüttler Handschrift herausgegeben. Hierin handeln Cap. 27. 28. und 31. vom Nielliren.

t) So habe ich mehrere heil. Gefäße in der Sacristey der Petroniuskirche zu Bologna, im Schaz zu Loretto, in der Kirche des heil. Januarius zu Neapel, zu Rom, Mailand u. s. w gesehen, welche mit Arabesken und arabischen Inschriften geschmückt sind. V. Murr hat in seinen Beyträgen zur arabischen Literatur eine solche Patera oder Oblatenteller (Pace) aus dem 12ten Jahrhundert, welche in der Domkirche von S. Cassian zu Imola aufbewahrt wird, in Kupfer stechen lassen. Sie hat kufische Schriftzüge mit vielen gestochenen Zierrathen und einer lateinischen Umschrift in blauer Schmelzarbeit.

u) So Vasari, Baldinucci und der M. Manni de Florentinis inventis etc. Ferrariæ 1731. 4. cap. XL. pag. 78. Die paradoxe Meynung, daß M. T. Varro der Erfinder der Kupferstecherey sey, welche sich auf eine mißverstandene Stelle des Plinius (XXXV. 2.) gründen soll, übergeben wir mit Stillschweigen. S. August Rode über die Frage: Sind wirklich die Römer die Erfinder der Kupferstecherkunst. in Meusels neuen Miscellaneen Stück XII. S. 379.

dem Grabstichel bearbeitet, sie abgedruckt, und folglich die ersten Kupferstiche geliefert habe. Aber beyde Schriftsteller sowohl, als manche, die ihnen nachschrieben und die Geschichte der Kupferstecherey zu dem eigentlichen Gegenstande ihrer Forschungen machten, haben nie ein Blatt gesehen, von dem sie mit unumstößlicher Gewißheit hätten behaupten können, daß es aus den Händen des Finiguerra hervorgegangen wäre. Diese Entdeckung ist unsern Tagen vorbehalten worden, und der treffliche Abbate Zani ist der erste, dem wir sie, wie die Folge lehren wird, verdanken.

Die biographischen Nachrichten von Maso Finiguerra sind äußerst dürftig. Vasari v) begnügt sich nur anzumerken, daß er ein geschickter Meister im Nielliren gewesen sey, und die Kupferstecherkunst ums Jahr 1460 erfunden habe. Baldinucci w), der eine eigene Lebensbeschreibung von ihm geliefert, nennt ihn einen Schüler des Masaccio, und wähnt sogar 56 Zeichnungen von seiner Hand in der Galerie zu Florenz gesehen zu haben, aber keinen einzigen Kupferstich, indem er hinzusetzt, daß seine Blüthezeit ins Jahr 1450 falle.

Nach Zani x) kam Finiguerra ums Jahr 1418 auf die Welt, und starb 1460. Allein die Quelle, aus welcher er diese wichtige Nachricht geschöpft hat, verschweigt er zu unserm Befremden.

War Finiguerra der wirkliche Erfinder der Kupferstecherey, oder richtiger, der erste, der auf den Gedanken kam eine gravirte Platte auf Papier (im Jahr 1460) abzudrucken, so kann dieß blos von Italien verstanden werden, indem wir es zur höchsten Evidenz bringen können, daß diese Kunst den Deutschen früher bekannt gewesen ist, und daß man irgend einem deutschen Meister, mag sein Name auch von den Annalisten verschwiegen seyn, den Ruhm der Erfindung zuschreiben müsse y).

Wenn Manni durch ein Document beweisen will, daß Finiguerra bereits im Jahr 1424 gestorben ist: so bestärkt dieß mich noch mehr in meiner Meynung, daß es zwey Künstler mit Namen Finiguerra, nämlich Vater und Sohn, gegeben habe, und daß einer derselben, aber nicht der von dem geredet worden, im Jahr 1424 das Zeitliche verlassen habe.

Setzen wir dieß voraus, so können wir manche, dem Anschein nach sehr widersprechende Thatsachen zusammenreimen. So heißt es in einem Briefe des Baccio Bandinelli an den Hausmaier des Großherzogs von Florenz z), daß mehrere Künstler dem Lorenzo Ghiberti beym Gießen der Thüren des Baptisteriums hülfreiche Hand geleistet hätten, unter andern Maso Finiguerra, Desiderio, Piero, Antonio del Polajuolo und Andrea del Verocchio. Und so kann Gori's Document aa) verstanden werden, woraus er beweist, daß die Pace oder die kleine Platte, mit welcher man den Kelch, in welchem die Hostie aufbewahrt wird, bedeckt, von Finiguerra ums Jahr 1450 für die Kirche des heil. Johannes zu Florenz verfertigt worden sey. Arbeitete er an diesem Kunstwerke vor dem J. 1450, wie konnte er im J. 1424 bereits gestorben seyn bb)? Und daß es wirklich zwey Künstler mit Namen Finiguerra gegeben, von denen der Sohn jenen Deckel verfertigt habe, erhellt aus Gori's Beschreibung dieses Kunstwerks. „Die andre Pace oder der Deckel des Kelchs, ist von dem vortrefflichen Thomas, dem Sohn des Finiguerra, mit monochromatischen Eingrabungen und einer Niellomalerey mit unglaublichem Fleiß und Mühe verziert worden. Zu den vorzüglichsten aber, die diese Kunst von Thomas, dem Sohn des Finiguerra, erlernten und Beweise ihrer Geschicklichkeit gegeben haben, gehören Alexander Botticelli und Antonius von Pollajuolo." cc)

Gestützt auf dieses Zeugniß darf man annehmen, daß zwey Künstler mit Namen Thomas Finiguerra existirt haben, so wie es zwey Albrecht Dürer, zwey Hans Holbein gegeben hat, daß beyde die Goldschmiedekunst trieben, daß der Vater im Jahr 1424 starb, der Sohn aber jener große Meister in Niello-Arbeiten gewesen ist dd).

(Die Fortsetzung folgt.)

v) T. I. p. LXII. T. II. p. 409.

w) Notizie de' Professori di disegno, con le annotazioni del Manni etc. T. IV. p. 1.

x) Materiali per servire alla storia dell' origine e de' progressi dell' incisione in rame e legno ect. Parma 1802. 8. p. 115.

y) Hr. Bartsch (le Peintre Graveur T. XIII. p. 33.) ist jedoch auf Zani's Seite, indem er sagt: Il resulte de tout ce que nous venons d'exposer, que le merite de la découverte de l'impression des estampes appartient sans contredit aux Italiens." In demselben Band S. 47 gibt er ein Verzeichniß verschiedener Copies modernes gravées d'après des planches niellées.

z) S. Lettere pittoriche T. I. p. 74.

aa) S. Ant. Franc. Gori Thesaurus veterum Diptychorum T. III.

bb) Daher muß auch Füeßli's Artikel von Finiguerra (in seinem Künstler-Lexicon II. S. 561.) verbessert werden, der ihn im J. 1414 auf Welt kommen läßt. Denn die bronzenen Thüren des Ghiberti an welchen er mit arbeitete, wurden nach Bottari (in seinen Anmerkungen zum Vasari) im J. 1424 vollendet. S. Zani, am a. O. pag. 36. und 218 (34) der diesen Umstand mit vieler Kritik behandelt hat.

cc) S. Gori, am a. O. p. 313 sq.

dd) Vergl. Tiraboschi Storia della letteratura Italiana. T. VI. P. II.

Nr. 86.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 27. October 1825.

Die Kapelle auf dem Rothenberge.

Neuestes Landschaft-Gemälde von G. Steinkopf.

5½′ hoch 7′ breit.

Der Pinsel unsers trefflichen Steinkopf hat ein neues Bild hervorgezaubert; und wir bedienen uns absichtlich dieses Ausdrucks, um mit einem Worte anzudeuten, daß der magische, diesem Meister ganz eigene Lichtschimmer über die neue Production fast noch reichlicher ausgegossen ist, als über die früheren, die wir um dieses Vorzugs willen so sehr bewunderten. Wir sehen das Bild in einem Effect, den die Worte nie erreichen werden.

Die Aufgabe war eine naturgetreue Ansicht der neuerbauten Kapelle auf dem Rothenberge, welche die irdischen Reste unsrer verewigten Königin Catharine verwahrt; — und der Standpunkt auf dem Wege gewählt, der über den Gebirgsrücken, zwischen Eßlingen und Kannstadt, nach dem Dorfe Rothenberg von Osten gegen Westen führt. Von diesem Punkt aus senkt sich der Weg gegen das Dorf, an dem sich der gleichbenannte Berg einzeln erhebt und gleichsam als Vorgebirg in das herrliche Neckarthal und über dasselbe hinaus in weitere Fernen schaut. Auf dem obersten Gipfel des Berges, der ehemals ein Lieblingsplatz der Verewigten war, und von ihr selbst zur Ruhestätte gewünscht wurde, steht weit umher sichtbar der heilige Ort, den sie nun bewohnt und von dem aus, im unerlöschlichen Andenken an sie, sich noch lange der Seegen verbreiten wird, den sie im Leben wie ein freundlicher Genius überallhin zu senden bemüht war.

Die Wahl des Lokals war dem Maler günstig, und der Gegenstand begeisterte ihn; beydes hat er mit Glück und tiefem Gefühl benutzt. Wir wollen versuchen, sein Werk so weit es möglich, auch den Entfernten anschaulich zu machen.

Wir befinden uns mitten auf dem Wege, wo er sich schon gegen die Tiefe neigt und begegnen hier einigen Gruppen von Landleuten, die Kapelle, auf ungefähr eine halbe Stunde in gerader Richtung entfernt, liegt vor uns und macht den höchsten Punct im Bilde aus. Am Fuße des Berges herwärts, aber in der Vertiefung, sieht das Dorf aus dichten Obstbaum-Pflanzungen hervor. Ueber die Kapelle und ihren Berg hinaus erblicken wir einen Theil des reizenden Neckarthals mit dem Fluß; jenseit desselben aber die gegenüber liegenden Anhöhen mit Weingeländen und den benachbarten Ortschaften.

Das ist der erste Anblick über das Ganze, wie es unser Auge schnell durchläuft, das aber eben so schnell von dem Hauptеffecte gefesselt wird. Die außerordentliche Beleuchtung zieht den Blick ganz auf sich. Von der dem Untergang sich nähernden, uns aber weil sie gerade hinter der Kapelle steht unsichtbaren Sonne, verbreitet sich ein glorienngleiches, vielbedeutendes Licht von dem Gebäude aus, als wäre es dieses, das Glück und Leben über die ganze Gegend verbreite und eben die Apotheose der großen Verewigten feyre. Die Kapelle selbst bietet uns ihre Schattenseite zu, aber die kreuzenden Widerscheine einer stark beleuchteten und durchwärmten Luft überweben sie mit einem duftigen Schleyer, der ihr beynahe das Ansehen der Durchsichtigkeit gibt und dadurch die Wirkung um Vieles erhöhet. Dabey macht das Abstufen des Lichtes gegen den Rand des Gemäldes, und die sich nach und nach in das bläuliche färbenden Wolken und Luft, mit den Schatten und Halbschatten der Niederung eine ungezwungene Einfassung um den Brennpunct.

Wer ähnliche Effecte in der Natur schon beobachtet hat, wird sich nun eine klare Vorstellung von der Beleuchtung dieser Landschaft machen können; wer sie aber selbst gesehen hat oder sieht, wird die Meisterhaftigkeit der Ausführung loben.

Es sey erlaubt, nun auch die Einzelnheiten der örtlichen Lage und ihre Behandlung zu durchgehen. Den Vorgrund treffen zuvörderst, zur linken Seite, noch einige an dem Berg vorübergleitende Sonnenstrahlen und erleuchten eine kleine Strecke des Weges, die hohen Bäume und einen alten Landmann, der seiner Enkeltochter mit frommer Rührung die Bedeutung der Kapelle erklärt.

An diesem vorüber eilt eine glückliche Mutter mit ihren Kleinen, die fröhlich und munteren Schrittes der nachbarlichen Heimath zu eilen, um Trauben und Feldfrüchte nach Hause zu bringen. Zur Linken ruht eine Gräserin im Nachdenken über die Worte des Alten. Hier, wo es wegen der Nähe recht eigentlich gilt, ist die Vollendung des Einzelnen in den Gräsern, Gewächsen, Blumen Baum und Laub, ja selbst in den Figuren, ganz musterhaft getreu der Natur nachgeahmt, so daß das Auge mit Wohlgefallen und Behagen darauf verweilt. Alsdann schleicht der Weg, in kaum merkbaren Krümmungen immer tiefer in den Schatten des Berges hin unter und zwischen einem Obstbaumwald durch, bis sich beydes an dem Dorfe endiget. Das Dorf selbst sieht mit seinen Gibeln und Dächern in dem duftigen Abendton uns entgegen, und nur die Kuppel seines Kirchthums wird noch von dem scheidenden Sonnenlichte begrüßt: eine wunderliebliche Andeutung der Stille und Ruhe, die jezt nach vollbrachtem Tagewerk die müden Bewohner in den sanften Schoos aufnehmen, während dort oben das Vollendete noch so hell strahlet.

Neben oder vielmehr hinter dem Dorfe steigt der Berg in conischer Form in die Höhe, mit wenigen Bäumen besezt; zu oberst auf demselben prangt die lichtumflossene Kapelle. Diese Kapelle nach der Erfindung und unter der Leitung des ersten königlichen Baumeisters Salucci ausgeführt, zeichnet sich auch in dieser duftigen Klarheit nach ihrer schönen und kunstgerechten Form ganz deutlich aus. Es ist eine Rotonde mit vier Vorsprüngen, wovon der östliche uns gerade entgegen steht, und der südliche wie der nördliche sich im Profil zeigen. Es wird jedem Beschauer von selbst sichtlich, daß dieses Gebäude den Schmuck der Landschaft wie der Gegend ausmacht, und daß es dem Künstler darum zu thun war, es nach seiner hohen Bestimmung auch in dem Gemälde würdig zu behandeln.

Die ferne Aussicht in das angränzende Neckarthal, zunächst gegen das Dorf Gaisburg und dann nach dem Laufe des Flusses gegen Kannstadt, läßt die glücklichen Gefilde ahnen, in denen sich eine gedrängte und fleißige Volkszahl bewegt. Auch der Ton der Ferne ist sehr wahr und schön gehalten.

Wir müssen dem Künstler Glück wünschen, daß er sein Streben nach Vollkommenheit uns abermals beurkundet, und die bereits empfangene öffentliche Anerkennung seines Verdienstes sich recht eigentlich zum Sporn im Vorschreiten werden ließ. Wir hoffen ihm noch lange auf dieser Bahn folgen zu können und noch oft durch neue Genüsse so seltener Art von ihm erfreuet zu werden.

Das Gemälde mit der Kapelle auf dem Rothenberge ist in Auftrag Sr. Majestät des Königs von dem Künstler ausgeführt worden. H. R.

Ueber Niello-Arbeiten.

(Aus Prof. J. D. Fiorillo's hinterlassenen Papieren.)

(Fortsetzung.)

Als sich der berühmte Mariette mit der Geschichte der zeichnenden Künste beschäftigte und namentlich die Geschichte der Kupferstecherey schreiben wollte, war sein Hauptaugenmerk auf die ältesten Kupferstiche, und ganz vorzüglich auf ihren angeblichen Erfinder gerichtet. Er wandte sich daher an den Ritter Gaburri ee) einen der größten Kenner und Liebhaber zu Florenz, und bat ihn um mehrere Nachrichten von Maso Finiguerra, seinen Geburtsort und seine Entdeckung betreffend, indem er nicht abgeneigt zu seyn schien, einigen deutschen Kupferstichen ein weit höheres Alter als die Werke des Finiguerra hätten haben können, zuzuschreiben. Er schließt mit der Versicherung, kein einziges Blatt weder von Maso und noch weniger von Baccio Baldini ff), dagegen aber einige von Pollajuolo und viele von Andrea Mantegna gesehen zu haben, und fragt zulezt den Gaburri, ob ihm wohl ein Blatt von Maso zu Gesichte gekommen sey. In einem andern Briefe gg) an Ebendenselben sagt er, daß er die Sammlung des Prinzen Eugen genau kenne, weil er sie selbst in Ordnung gebracht habe; daß man aber weder in ihr, noch in der königlichen Sammlung zu Paris ein Blatt von Maso antreffe. Wie sehr er sich in der leztern Behauptung geirrt, wird die Folge lehren; Gaburri beantwortete beyde Briefe mit einem langen Schreiben hh), in welchem er, nachdem er die Zeugnisse des Vasari, Baldinucci und des Senators Bonarotti ii), die den Maso für den Erfinder des Kupferstechens halten, vorausgeschickt hat, bemerkt, daß alle seine Bemühungen, ein Blatt von ihm in den Sammlungen der Familien Gaddi, Niccolini, Giraldi und Caponi zu finden, fruchtlos gewesen seyen. Dagegen schickte er ihm eine treue Copie des Deckels in San Giovanni, auf deren Kehrseite der Name des Urhebers geschrieben ist, und zugleich eine aus dem Archiv genommene, und ihm von

---

ee) S. Lettere Pittoriche. T. II. p. 230. 231.

ff) Er war ebenfalls ein Goldschmied und einer der Ersten die in Kupfer stachen und Abdrücke lieferten. Man muß ihn aber nicht, wie von Einigen geschehen, mit dem berühmten Bildhauer Baccio Bandinelli verwechseln.

gg) S. Lettere Pittoriche T. II. p. 263.

hh) S. Ebendaselbst T. II. p. 265.

ii) Osservazioni istoriche sopra alcuni medaglioni antichi etc. Roma 1698. 4. (Proemio p. XVII.)

dem gelehrten Ant. Franz. Gori mitgetheilte Nachricht kk), aus welcher sich ergibt, daß das Werk, wie bereits gesagt, um 1450 gemacht worden sey. Mariettes ll) Antworten enthalten eine Danksagung für jene Notizen und für einige Blätter aus dem Dante, die Gaburri für Arbeiten des Maso scheint gehalten zu haben, aber die nicht von ihm herrühren, sondern von Sandro Botticelli gezeichnet, und entweder auch von ihm selbst, oder von Baccio Baldini in Kupfer gestochen sind. Seltsam ist es in der That, daß bereits seit dem Jahr 1670 in der königlichen Sammlung zu Paris ein Blatt von Finiguerra aufbewahrt wurde, welches allen Nachforschungen bis auf unsere Tage entgangen ist. Die Entdeckung desselben, wie auch andere Merkwürdigkeiten verdankt man dem gelehrten und aufmerksamen Hrn. Zani.

Dieser machte während seines Aufenthalt zu Livorno die Bekanntschaft des damaligen Gouverneurs des Hrn. Grafen Seratti, in dessen Cabinet er einen merkwürdigen Schwefelabdruck fand, der ihn zu weiteren Entdeckungen leitete. Denn dieser Schwefelabdruck war von einer Paste aus sehr feiner Erde genommen, welche wieder von dem eigentlichen Original, nämlich der silbernen Tafel (Pace) in San Giovanni zu Florenz, also von dem merkwürdigen niellirten Kunstwerk des Maso Finiguerra, abgedruckt worden war. Dieser Meister hatte also, ehe er seine Platte mit Niello füllte, einen Abdruck genommen, um den Effect zu sehen. Wie sehr Zani über diese Entdeckung in Erstaunen gerieth, und wie sehr ihn die Mittheilung eines Aufsatzes über diesen Schwefelabdruck von der Hand des Hrn. Grafen erfreuen mußte, wird jeder leicht einsehen können mm).

Als Zani nach Florenz kam, fand er dort in dem Cabinet des Senators Martelli einen Kupferstich, die Anbetung der morgenländischen Könige vorstellend, der augenscheinlich von einer silbernen Platte genommen worden war. Aber noch interessanter war der Umstand, daß nach der Anordnung, Mannichfaltigkeit und Kleinheit der Figuren zu urtheilen, kein andrer Meister als Maso Finiguerra sie hat verfertigen können.

Als endlich Zani im October des Jahres 1797 nach Paris gekommen war, entdeckte er im königlichen Museum, und zwar in dem dritten Bande der Kupferstichsammlung, welche die Werke der alten Meister enthält, einen wahren Kupferstich von Maso Finiguerra, und zwar denselben, den er von dem Schwefelabdruck der Platte (Pace) genommen, ehe er sie mit Niello ausgefüllt hatte.

Das Blatt hat mit dem von ihm zu Livorno gesehenen Schwefelabdruck die vollkommenste Aehnlichkeit. Es stellt eine Himmelfahrt oder Krönung der Mutter Gottes vor, und die Buchstaben der Worte, welche auf einem Bande geschrieben sind, welches einige Engelchen emporhalten — Assumpta est Maria in celum gaudet exercitus angelorum — laufen von der rechten nach der linken Seite, und stehen also verkehrt, so wie die Namen der beyden heil. Ambrogio und Agostino ebenfalls verkehrt abgedruckt sind, daher kein Zweifel mehr herrschen kann, daß man einen wirklichen Abdruck, und keine Zeichnung, vielweniger eine kalkirte Zeichnung vor sich liegen hat. Aber wer weiß, ob es nicht vielleicht die treue Copie irgend eines unbekannten Meisters ist; denn immer bleibt am Ende die Frage übrig, ob der Pariser Stich statt eigener Arbeit des Florentiners, nicht eben so gut die irgend eines spätern Nachstechers seyn könne nn).

Ueberhaupt aber hat sich Zani nicht deutlich genug ausgedrückt. Wenn ein Abdruck unmittelbar von der silbernen Platte genommen wird, so muß er natürlicherweise verkehrt erscheinen; wird er von dem Schwefel genommen, der unmittelbar auf die Platte gegossen worden ist, so muß der Abdruck übereinstimmend mit der Zeichnung der Platte entstehen; wenn ich aber einen Abdruck von einem Schwefel nehme, der auf einen Abdruck von feiner Erde, der unmittelbar von der silbernen Platte genommen, gegossen worden ist, so wird die Zeichnung der Platte wieder verkehrt erscheinen.

Die Hauptfrage bleibt diese: warum nahm man von der Platte einen Abdruck in feine Erde, und von dieser wieder einen von Schwefel!

Wenn ich von einer Platte, deren Zeichnung vertieft

kk) Vergl. Thesaurus Diptych. T. III. p. 81². sp.

ll) S. Lettere pittoriche T. II. p. 299. 304. 313.

mm) Dieser Aufsatz — Breve Dissertazione sopra lo Zolfo di Maso Finiguerra posseduto da S. E. il Sig. Conte Seratti — ist in Zani's Werk S. 215 abgedruckt. Ueber Finiguerra's Entdeckung sagt Lanzi (in seiner Geschichte der Malerey T. I. p. 74. der zweyten Ausgabe) folgendes: Da Maso dice Vasari, esser venuto il principio d'integliare in ramo: della quale arte per chi avezza della trattazione io distinguo tre stati diversi, Nielli, Zolfi, e le prove tirate in carta. . . . . . Le prove del primo genere fatte del Finiguerra sono perite, eccetto lo Zolfo della Pace intagliata per S. Giovanni nel 1452, ove in molte e minute figure effigiò l'Assunzione di N. Signore. Fu già nel Museo del Proposto Gori, che lo descrisse ne' suoi Dittici T. III. p. 315. ed è ora nel gabinetto Durazzo con una memoria di pugno del Gori stesso, ove afferma di averlo confrontato coll' originale." Zani kennt zwar diesen Schwefelabdruck im Cabinet Durazzo nicht, meynt aber, daß er dem Serattischen ähnlich sey, und daß sowohl der eine, wie der andre von Maso selbst herrühre. Ich werde unten auf den Schwefel im Cabinet Durazzo zurückkommen.

nn) S. die scharfsinnige Recension von Zani's Werk in den Göttingischen gelehrten Anzeigen vom Jahr 1805 Nr. 23. S. 221.

eingegraben worden ist, einen Schwefelabdruck nehmen will, wie es der Fall mit der silbernen Platte war, so muß das zum Abdrucken nöthige Material mit einer Farbe überstrichen, hierauf an der Oberfläche abgewischt und auf nassem Papier abgedruckt werden — ein mühsames Verfahren, das man ja weit leichter mit der silbernen Platte selbst bewerkstelligen könnte.

Eine ganz andre Sache wäre es, wenn man den Schwefel unmittelbar auf die silberne Platte gegossen hätte; dann würde aber die Arbeit statt vertieft, in Relief erscheinen, von der man jedoch durch Rauchfarbe oder Druckerschwärze leicht Abdrücke machen könnte, die dann genau wie die in Silber gegrabene Arbeit erscheinen würden.

Gewiß ist es, daß Vasari das ganze Verfahren sehr verworren erzählt hat oo); aus seinen Worten läßt sich, wie auch Hr. Bartsch pp) bemerkt hat, kein richtiger Begriff herausbringen; warum will man sich aber so fest an sie binden, wenn es augenscheinlich ist, daß der Verfasser nur eine undeutliche Vorstellung von dem Ganzen hatte?

Ich glaube, daß das ganze Räthsel auf eine sehr einfache Weise gelöst werden kann. Ein Schwefelabdruck, der unmittelbar von der silbernen Platte genommen worden ist, muß mit einem zum Abdrucken bestimmten Holzschnitte viele Aehnlichkeit haben. Weil nun die Holzschneide- und Buchdruckerkunst bereits bekannt waren, wie leicht war der Schritt gethan, zuerst den Schwefel und nun selbst die zum Nielliren bestimmte Platte, so wie die Zeichnung noch nicht gefüllt war, abzudrucken?

Merkwürdig bleibt ferner der Umstand, daß Zani in der Sammlung des Hrn. Alliberts, eines der ersten Pariser Kaufleute, ein Blatt gesehen hat, welches folgende Unterschrift führte, die wir im Original hersetzen wollen:

„Questo è il disegno esatto e puntuale della stessa grandezza della Pace d'argento dorata smaltata e niellata di Maso Finiguerra che è nella chiesa San Giovanni di Firenze della quale ne parla il Vasari nella vita spezialmente di Marcantonio Raimondi e il Baldinucci nell' arte dell' intagliar in rame confrontata col peso medesimo di cui ne la cavato la memoria autentica il M. R. Sig. Dr. Antonio Francesco Gori Lettore pubblico del libro grande segnato AA1452 esistente presso i consoli dell' Università di Calimela di Firenze di peso once 55. denari 11."

Nachdem Zani dem Hrn. Allibert bewiesen hatte, daß dieß Blatt dasselbe sey, welches Mariette von Gaburri bekommen, erhielt er es von ihm zum Geschenk, und nun eilte er mit diesem zum königlichen Cabinet, verglich es mit den daselbst befindlichen Kupferstichen und beurkundete dadurch, daß er der Erste sey, dem man die Entdeckung eines wirklichen Kupferstiches von Maso Finiguerra zu verdanken habe.

Aber mit dieser Entdeckung nicht zufrieden, glaubt Zani noch einen Kupferstich von Finiguerra aufgefunden zu haben, nämlich ein Blatt im Cabinet des Hrn. Borduga zu Paris, welches die Mutter Gottes mit dem Christkinde ꝛc. in einer Glorie vorstellt qq).

Indem ich mich bemüht habe, dasjenige, was auf Finiguerra und auf seine aus dem Niello entstandene Erfindung der Kupferstecherey sich bezieht, hier historisch zu verbinden, werde ich es versuchen das eigentlich Charakteristische der Niellorarbeiten anzugeben, damit man sie nicht mit andern sehr nahe verwandten Kunstsachen, welche aus den Händen geschickter Goldschmiede hervorgegangen sind, verwechseln möge.

(Der Beschluß folgt.)

oo) Wir wollen seine Worte zur Beurtheilung eines Jeden hier hersetzen: Il principio dunque dell' intagliare le stampe venne da Maso Finiguerra Fiorentino circa gli anni di nostra salute 1460 perchè costui tutte le cose che intagliò in argento per empirle di niello, le improntò con terra e gittatovi sopra Solfo liquefatto vennero improntate, e ripiene di fumo; onde a olio monstravano il medesimo che l'argento; e ciò fece ancora con carta umida, e con la medesima tinta, aggravandovi sopra con un rullo tondo ma piano per tutto, il che non solo le faceva apparire stampate, ma venivano comi disegnate di penna." T. II. pag. 409.

pp) Am a. O. S. 12.

qq) Eine Nachricht von dem oben erwähnten Schwefelabdruck im Cabinet Durazzo findet man im Musée de France von Robillard Peronville T. III. p. 19. not. 2. Hier sagt der Verf. folgendes: „Le Senateur Durazzo l'a fait graver et a bien voulu me communiquer une épreuve de cette gravure inédite. En la comparant avec l'estampe du Cabinet Impérial j'ai eu l'occasion de reconnoitre que le travail de la gravure étoit bien plus avancé lorsque Finiguerra imprima cette estampe que lorsqu'il coula l'épreuve en soufre. Toutes les parties de la composition se ressemblent parfaitement; mais dans le soufre on ne voit presque que les premiers traits, et dans l'estampe tout est fini avec une delicatesse exquise." Hieraus folgt, was auch Hr. Bartsch (am a. O. S. 42) vermuthet hat, daß der Schwefelabdruck des Grafen Seratti von dem des Senators Durazzo verschieden, und daß der erstere eine vollendetere Arbeit darstellen muß. Ich schließe daraus, daß der Nielloarbeiter Schwefelabdrücke von seinem Werke nahm, um seine Platte mehrmals betrachten zu können. Noch verdient bemerkt zu werden, daß die Copie in Zani's Buche zu Paris von Pauquet gestochen worden ist, und daß die andre im 13ten Bande von Bartsch's Peintre graveur von J. Gerstner nach der von Pauquet copiert wurde. Allein beyde stellen die Tafel verkehrt dar, indem die Inschriften von rechts nach links laufen. Ueber die Treue der Copie von Pauquet bey Zani hat Hr. Joly, Aufseher der königlichen Kupferstichsammlung zu Paris, ein eigenes Zeugniß (S. 200) ausgestellt.

Nr. 87.

Kunst = Blatt.

Montag, den 31. October 1825.

Alterthümer und Schätze der Kunst zu Copenhagen und in Seeland überhaupt.

Unter den vielfältigen Vorzügen der Hauptstadt Dänemarks, wie des anmuthvollen Inselmeeres, in welchem sie gelegen, übersehen die Reisenden, welche ihr Ruf herbeygezog, nicht leicht die schönen an römische Räumigkeiten erinnernden Bauwerke, oder das schiffreiche Meer und die ländlich reizende Umgebung. Weniger indeß beachtet und nuzt man die zahlreichen und trefflichen Kunstsammlungen, welche über Stadt und Land verbreitet sind; woraus zu schließen, daß sie ungeachtet der vortheilhaften Beurtheilung des verewigten v. Ramdohr (in dessen Studien ꝛc.) noch immer nicht nach ihrem vollen Werthe bekannt sind. Allerdings hatte dieser damals noch weniger gereifte Kunstfreund so viel Mittelmäßiges verwildeter Schulen gepriesen, dagegen das Große und Ausnehmende so wenig hervorgehoben, daß seine Andeutungen nicht eben einen entschiedenen Eindruck zurückließen, oder große Erwartungen anregen konnten. Hiezu kam, daß seit dem Brande des Schlosses Christiansburg im Jahr 1794 kein Gebäude zur Hand war, in welchem alle Gemälde hätten vereinigt werden können; daß sogar solche, welche dem Reisenden zugänglich blieben, doch bisher nur wenig vortheilhaft aufgestellt waren. Allein, da gegenwärtig diesem Uebel abgeholfen wird, indem die obern Gemächer des Schlosses Christiansburg, welches bekanntlich bis auf die innere Einrichtung der Zimmer mit Pracht und Schönheit wiederhergestellt worden *), in so weit zur Aufnahme aller königlichen Gemäldesammlungen vorgerichtet sind, daß wir mit Sicherheit erwarten dürfen, sie schon im nächsten Sommer im reinsten Lichte wieder aufgestellt zu sehen **): so glaube ich durch nachstehende gedrängte Hinweisung auf Solches, was diese Sammlung vor andern auszeichnet, auswärtigen Kunstfreunden einen willkommenen Dienst zu erzeigen.

*) Unter der Leitung und nach den Entwürfen des rühmlichst bekannten Hrn. Etatsrath Hansen.

**) Die italienische Schule ist, aus etwa 200 Bildern bestehend, bereits geordnet und aufgestellt.

Verschiedene Bilder der königlichen Sammlungen gelten in den alten Verzeichnissen für Raphaels Arbeit; doch nur über eines dieser Bilder vereinigten sich im verflossenen Sommer die Stimmen gegenwärtiger Kenner. Dieses Gemälde, welches die Anbetung der heil. drey Könige darstellt, hat nach seiner Kleinheit und Behandlung offenbar einmal zur Staffel irgend eines Raphaelischen Altarstückes gedient. Der Darstellung desselben Gegenstandes in einem Gradino der Sala Borgia (sonst zur Himmelsfahrt der Madonna gehörig) ist unser Bild in vielen Stücken unähnlich. Einmal ist die Composition näher zusammengerückt und mit einigen andern Nebenfiguren versehen, unter denen ich Raphaels eigenes Jünglingsgesicht zu erkennen glaube; dann ist dieses durchaus impastirt, was um so deutlicher am Tage liegt, da die Lasurdecke bis auf geringe Ueberreste davon abgerieben worden, jenes in Sala Borgia aber vom Grund auf lasirt und überhaupt sehr dünne gemalt. Aus dieser Eigenheit seiner malerischen Behandlung schließe ich, daß unser Bildchen irgend einem der drey zu Castello gemalten Jugendwerke Raphaels als Beywerk angehört. Der Gegenstand dieser Beywerke, welche nach damaligem Gebrauche sicher nicht gefehlt haben, ist eben so unbekannt, als ihre nachmaligen Schicksale; und wie das bekannte Sposalizio, gegenwärtig in der öffentlichen Gallerie zu Mayland, ganz deutlich an den Tag legt, war ein Theil dieser Gemälde, gleich dem unsrigen, ziemlich körperlich gemalt. Uebrigens vereinigt unser Bildchen, wie die meisten gleichzeitigen desselben Künstlers, die Zartheit des Perugino höchst anmuthsvoll mit der helleren Auffassung und gesunden Heiterkeit seines größeren Schülers.

Ueber ein zweytes Bildchen, welches in den genannten Verzeichnissen demselben Meister beygemessen wird, schien mir die Stimmung getheilt zu seyn. Gewiß unterscheidet sich diese kleine, auf hartem Papier leicht und geistig gemalte Anbetung der Hirten nur zu ihrem Vortheil von der verwandten Darstellung auf einer der Ta-

peten des Vaticanes. Doch obwohl von Raphaels Geist erfüllt und, wenn wir Weniges ausnehmen, seiner ganz werth, so wird die Abkunft dieses Werkes doch schon durch den Stoff, auf dem es gemalt ist, etwas zweifelhaft. Viele unter den Schülern des größten Malers hatten dessen Geschmack sich angeeignet; und gar Manches ist in späteren Zeiten nach äußeren Aehnlichkeiten und ohne bestimmte Autorität dem Meister beygemessen worden, was gewiß, oder doch sehr wahrscheinlich seinen Schülern und Nachahmern angehört.

Für Schulbilder galten denn schon seitdem sie angeschafft zween ausgezeichnete Altarstücke dieser Sammlung, deren vorzüglichstes (die Madonna auf schon etwas malerisch verschobenen Throne, die Heiligen Bernhard und Katharina von Siena) dem Giulio Romano zugeschrieben wird. Wenn ich nicht irre, zeigt es viel Eigenthümliches des Bagnacavallo, d. i. mehr Wärme des Tons, mehr Flüchtigkeit des Pinsels, als man in den Oelgemälden des Giulio wahrzunehmen pflegt. Das zweyte, ein heil. Matthäus gilt mit allem Grunde für Perin del Vaga; es ist ein gefälliges Bild, obwohl es bereits ziemlich weit vom Charakter der Raphael'schen Schule abweicht.

Vortreffliche Bildnisse derselben unvergleichlichen Kunstepoche. Ein herrlicher Kopf, der seit alter Zeit für Raphaels Arbeit gilt, wogegen Barett und Kragen, die erst um das Jahr 1530 Sitte geworden, sich aufzulehnen scheinen. Ein florentinisches Bildniß in der Art und Richtung des Andrea del Sarto hervorgebracht. Ein trefflicher Tintoretto. Endlich das Bildniß des Lorenzo Cibo, von Francesco Mazzuolo; dasselbe, dessen Vasari mit besonderer Wärme erwähnt. Dieses Werk ist etwas leicht und flüchtig, doch mit großer Anmuth vorgetragen und verräth eine gewisse Begeisterung des Künstlers für die stattliche Erscheinung des reichgekleideten, höfisch-kriegerischen Herrn, den es darstellt.

Alle diese Werke italienischer Abkunft übertrifft indeß an Werth und Schönheit ein mäßig großes Bild von Leonardo da Vinci, die heil. Katharina, halbe Figur und wenig unter Lebensgröße. Allerdings ist dieses herrliche Gemälde an einigen Stellen etwas gerieben worden; doch kann es in Erwägung des Alters und der zarten, mißlichen Manier des Meisters im Ganzen für wohlerhalten gelten. Obwohl mit mehr Gewandtheit und größerem Feuer gemalt, so erinnert es doch in Bezug auf die Gestaltung des Kopfes an die herrliche Carità der alten Casseler Gallerie. Uebrigens sind Schönheiten, welche, wie hier, ganz auf der feinsten Ausbildung der Gestalt beruhen, so weit über alle Schilderung durch Wort und Phrase erhaben, daß es gewissermaßen Pflicht ist, über sie zu schweigen.

Ich übergehe andere, sehr lobenswerthe Gemälde älter, wie neuerer Schulen italienischer Malerey, unter denen ein schöner Entwurf von Schidone und merkwürdige Stücke von Caravaggio und Salvator Rosa; denn bewanderte Kenner werden nicht sowohl unter diesen, als vornehmlich unter den zahlreichen Werken holländischer Maler auffinden, was sie durch Seltenheit oder vorragende Trefflichkeit überraschen dürfte.

Verschiedene Umstände haben diesen Theil der königl. Sammlungen besonders begünstigt. Einzelne große Maler der holländischen Schule, z. B. die jüngeren van Mander, hatten am dänischen Hofe persönlich Aufnahme und Begünstigung gefunden; andere vielleicht waren in ihrem Vaterlande beschäftigt worden. Den größten Zufluß indeß erhielt Dänemark in der Zeit, als die Tapeten von gewirkter Arbeit oder gepreßtem Leder in Holland die größeren Malereyen aus den Gemächern der Reichen verdrängten *). Denn dieser falsche Zeitgeschmack der Holländer begünstigte in Dänemark die Wünsche schöngesinnter Könige, und ward zufällig die Veranlassung, daß sie die zahlreichste Folge sehr ausgedehnter Seestücke und Landschaften holländischer Schule vereinigten, welche, etwa mit Ausnahme des Rathhauses zu Amsterdam, überhaupt vorhanden ist.

In dieser finden sich nicht blos von Backhuysen und Simon de Vlieger Gemälde von 6 — 10 Fuß Breite und angemessener Höhe; auch von dem seltneren Dubbels ein Prachtstück mit unübertrefflichem Wellengespüle am flachen sandigen Ufer, und von Arnold Smit ein großes mit seinem Namen und dem Jahr 1678 bezeichnetes Gemälde. Von dem gleichfalls seltenen v. Hagen kommen ebenfalls sieben sehr wohl erhaltene Stücke vor, zween sehr große und fünf kleinere, allerdings gefälligere Landschaften. Denn dieser Meister hat, so wenig als J. Hackaert und E. Decker, von denen hier gleichfalls sehr große Bilder sich finden, die Kunst verstanden, das Einzelne dem Ganzen unterzuordnen; Asselyn und Svaneveldt sind in größeren Dimensionen, wie hiesige Beyspiele zeigen, in den entgegengesetzten Fehler der Eintönigkeit verfallen.

Augenscheinlich vermehren sich die Schwierigkeiten der Landschaftmalerey durch Verdoppelung der üblichen Dimensionen. Doch sollte solches die Künstler nicht abschrecken. Denn es wirkt die Landschaftmalerey (welche von den Systematikern bisweilen erfolglos angegriffen worden) auf das Gemüth durch unmittelbare Versinn-

*) Houbraken (Schonburg ꝛc. Thl. II. S. 96 der d. Ub.) „Es wäre zu wünschen, daß Everdingen seinen Pinsel nicht so oft auf großen Tüchern abgeschliffen hätte, welche bisweilen im Wege hangen und mit scheelen Blicken angesehen werden, jetzt da die Mode die Tapeten und anderes Scheingeräthe zum Unglück der Kunst allenthalben einführt ꝛc. Houbraken war Zeitgenosse Friedrich IV.

lichung solcher Charaktere und Zustände der aussermenschlichen Natur, welche uns, was man auch sagen mag, auch in der Wirklichkeit erfreuen und stimmen; und eben daher muß ihre Wirkung um so mächtiger seyn, als die Darstellung weniger vom Urtheil und von der Uebertragung durch die Phantasie abhängig, als sie sinnlich wahrscheinlicher ist. Diese Voraussetzung bestätigen zwey Bilder der königl. Gallerie mehr als irgend Anderes, so mir bekannt geworden.

Das eine ist von Jan Both; die Breite 80 Zoll, die Höhe 57; gewiß für eine Landschaft und für einen holländischen Pinsel ein sehr weiter Raum. Der Hintergrund scheint mir aus der Gegend von Terni entlehnt; der mittlere und vordere Grund ist augenscheinlich zusammengesezt, da mancher Verstoß gegen die Linienperspective darin vorkommt. Hierin eben, wie in dem durchhin pastosen Auftrag, erkenne ich die Zeichen der früheren und frischeren Arbeiten dieses Künstlers. Denn die Linienperspective hat er späterhin, wie die Folge seiner Radirungen darlegt, vollkommen gefaßt; in der Handhabung der Oelmalerey ist er indeß zurückgeschritten und in jenen manierten und fuchsigen Abendton verfallen, in welchem seine späteren Bilder, als wenn es für ihn nun keinen Morgen mehr gegeben hätte, fast ohne Ausnahme gemalt sind. — In der malerischen Behandlung erinnert unser Bild, obwohl es wärmer ist, an ein anderes der Düsseldorfer Gallerie; sogar die vorderste Figur ist aus demselben Studio entstanden; in dem unsrigen ein Bauer, der sich reinigt; in dem der Münchner Gallerie ein halbnackter Merkur.

Alles verkündet in unserm Bilde die erste Frische des Eindrucks italienischer Natur auf den malerischen Sinn eines knapper gewöhnten Nordländers. Obwohl morgenlich und thauig ist die Landschaft doch schon von den frühen Strahlen einer südlichen Sonne behaglich durchwärmt, welche klar und blinkend von den nahen, in ihrer Art sehr trefflichen Figuren des ersten Grundes zurückfallen. Die Frische eines den Vordergrund durchschneidenden Felsbaches scheint allem Lebendigen bereits willkommen zu seyn. Gleich voran, am Rande des seichten Gewässers erfrischt sich ein halbentkleideter Bauer; weiterhin hüpfen Zicklein munter von Stein zu Stein; noch tiefer hinein zieht in unübertrefflich gelinder Abstufung einiges Landvolk zu Esel durch das Bette des Bachs hin. Zur Rechten, auf schon gebahnterem Wege, lenken städtische Reisende um einen Felsen, dessen Fuß von mächtigen Bäumen beschattet wird, deren schlankem Wuchs man recht wohl ansieht, daß der nahe Waldstrom ihrer Jugend gepflegt.

Im Einzelnen weniger ausgebildet, doch mit mehr Richtigkeit der Hauptlinien, schildert Everdingens größtes Bild (die königlichen Sammlungen enthalten deren fünf andere) den ganz entgegengesezten Naturcharakter. Ein jäher, reicher Wassersturz in engem, nordischem Thale, von gewaltigen Wolken beschattet, welche, wie gewöhnlich, unübertrefflich leicht und schwebend gehalten sind. Kein ungebrochener Sonnenstrahl; die tiefen Dunkel unterbricht nur Halblicht und Helligkeit des Localtons. Doch welch eine wunderwürdige Wirkung entsteht aus so einfachen Elementen! Gewiß muß sie mächtig seyn, da sie sogar Hrn. v. Ramdohr, welcher sich nicht leicht hingab und leicht zu mäkeln fand, zu einer glücklichen Schilderung hingerissen, auf welche ich verweisen darf *).

Bilder wie diese werden selten gemalt. Sie bilden den Gipfel nicht blos des Bestrebens der Meister, welche sie gemalt, nein der Schule, der Zeit, in der sie hervorgebracht. Besäße Dänemark nichts, als diese beyden Bilder, so würden sie schon allein die Wallfahrt dahin reichlich belohnen. Nach solchen Werken indeß dürfte es an Worten fehlen, das Bezeichnende einer großen Fülle seltener, merkwürdiger, schöner Werke der holländisch-flämischen Schule anzugeben, welche neben jenen doch immer noch eine würdige Stelle einnehmen; diesem Geschäfte aber entsage ich um so bereitwilliger, da binnen kurzem ein vollständiges Verzeichniß der königlichen Sammlungen erscheinen wird, dessen Ausarbeitung dem gereiften Urtheil und der Sachkenntniß des Herrn Inspecteur Spengler anvertraut worden.

Die künstlerischen Merkwürdigkeiten Seelands beschränken sich indeß weder auf die Christiansburger Gallerie noch auf die Hauptstadt selbst.

S. königl. Hoheit der Prinz Christian Friedrich vereinigt in seinem Pallaste zu Copenhagen wissenschaftliche und künstlerische Sammlungen verschiedener Art, unter denen eine gewählte Münz- und Vasensammlung, eine Folge ausgesuchter Bilder von Zeitgenossen, deren Beförderung, wie treffliche Fürsten jederzeit gefühlt haben, den höheren Stufen des Lebens besonders nahe liegt.

Die gräflich Moltke'sche Gallerie enthält treffliche Hol-

*) Ramdohrs Studien — S. 130: — Eine Landschaft von Everdingen. „Sie stellt, wie man mir sagt, die Gegend mit dem Schlosse Konsiringer (Kongsringer) in Norwegen vor. Die Composition ist für eine rauhe romantische Gegend vortrefflich. Im Hintergrunde ein hoher Berg mit dem Schlosse auf der Höhe, und zu seinen Füßen nordische Hütten. Tiefer herunter stürzt der Strom herab, rollt einige Felsstücke mit sich fort und bricht sich an andern, auf deren einem der Maler selbst einen Platz gefunden hat, diese große Scene zu zeichnen. Hohe Tannen bedecken den Berg und an seinem nackten Fuße suchen Schaafheerden ihre sparsame Nahrung.

Das Ganze macht einen trefflichen Effect. Vielleicht ist der Ton zu düster und zu gelbbraun, aber eben dieß verstärkt den Eindruck der Wildheit und Rauheit der Gegend. Der Schaum des Wassers ist sehr keck und mit wenigem gemacht, aber wahr und natürlich.“

länder, unter denen vier schöne Bilder von Ruysdael, eine anmuthige Skizze von Potter, gute Werke von Hobbema.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Niello-Arbeiten.

(Aus Prof. J. D. Fiorillo's hinterlassenen Papieren.)

(Beschluß.)

Wie ich bereits gesagt habe, wird das Niello auf eine goldene oder silberne Fläche, diese mag nun eine Platte seyn, oder eine andre Gestalt haben, mit einem Grabstichel eingegraben, und zwar eben so, wie wenn man einen Kupferstich mit einem Grabstichel ausführen will, daher auch die Hauptoperation mit dem Kupferstechen übereinkommt, wobey nur der Unterschied der Substanzen obwaltet, indem man zu Nielloarbeiten nur des Goldes oder Silbers sich bedient. Weil aber diese Metallplatten glänzend sind, so daß der Künstler weder die Tiefe noch auch die Schärfe seiner Arbeit genau sehen kann: so muß er ein in Oel getauchtes Stückchen Filz bey der Hand haben, womit er den Schmutz des Steins, auf welchem er seine Grabstichel schärft, aufnimmt, und indem er mehreremale über seine Arbeit hinfährt, den Glanz verdunkelt und die Striche anfüllt, so daß er auf diese Weise die Arbeit übersehen kann. Hat er seine Arbeit vollendet, und will er die Wirkung des darin herrschenden Tons kennen lernen, obgleich die ältesten Künstler sich wenig um die Harmonie bekümmerten, so darf er nur eine Form von feinem Thon oder von Gyps verfertigen und das Ganze damit bedecken, wodurch eine sehr treue, aber verkehrte Copie in Relief erhalten wird rr). Gießt er nun auf diese Form Schwefel, so erscheint ein Abdruck, welcher der Arbeit in Metall ganz ähnlich ist. Ueberzieht er endlich diesen Schwefelabdruck mit einer schwarzen Farbe, und wischt er das Ueberflüssige ab, daß nur die eingegrabenen Linien mit schwarzer Farbe angefüllt bleiben, so kann er den Effect seiner Arbeit eben so genau beurtheilen, als wenn sie schon niellirt worden wäre.

Ist er mit ihr zufrieden, so bleibt ihm nur noch das Nielliren übrig, dessen Mechanismus bereits oben mit ein Paar Worten erwähnt worden ist. Er nimmt nämlich die feinkörnige oder in Staub verwandelte Masse, bedeckt mit ihr seine Arbeit, bringt sie in einen kleinen Ofen, worin sie wie Schmelz auseinander fließt und die ausgegrabenen Linien ausfüllt, läßt sie nach und nach erkalten, und polirt zuletzt mit Bimstein und andern Instrumenten die ganze Fläche, worauf das Gold oder Silber mit seiner schönen schwarzen Zeichnung, als wäre sie mit der Feder entworfen, in vollem Glanze erscheint. Nur eine solche auf Gold oder Silber ausgeführte Arbeit, die einer Federzeichnung ähnlich oder einer mit einem Grabstichel bearbeiteten Platte nahe kommt, kann man eine wirkliche Nielloarbeit nennen.

Nahe verwandt mit der Nielloarbeit ist diejenige, welche man hie und da an alten, kostbaren Kirchengeräthen wahrnimmt. So habe ich Gelegenheit gehabt, viele goldene und silberne Kelche, Teller und Vasen zu sehen, theils glatt, theils ciselirt und mit eingegraben Ornamenten versehen, geschmückt mit großen Blättern und Arabesken, welche in das Gold oder das Silber eingegraben und mit einem schwarzen oder dunkelblauen Schmelz ausgefüllt waren, und die man wirklich Arabesken nennen kann, weil unter den Zierrathen hie und da arabische verschlungene Buchstaben sich befinden. Aber dieß sind keine niellirte, sondern emaillirte Arbeiten. Eine andre Gattung dieser Kunstwerke ist diejenige, woran die vertieft, halb- oder ganz erhaben ausgeführten Zierrathen emaillirt sind. Doch wie viel technische oft ganz verschiedene Operationen werden zur Verschönerung eines einzigen Kunstprodukts angewandt!

So findet man zuweilen eine ciselirte Arbeit, an welcher zugleich Filigran und ausgegrabenes Bildwerk angebracht ist, wo die Vertiefungen einen Hintergrund von Email haben und das Filigran transparent erscheinen lassen. So gibt es Reliefs, deren Hintergrund emaillirt ist, oder aus einer kostbaren Steinart, aus Lapis Lazuli oder Agath ꝛc. besteht, und so bewahrt manche Kunstkammer ein köstliches Werk, woran man das Talent des Juweliers und des Nielloarbeiters nicht genug bewundern kann. Ja, man darf nur einen Blick in Benvenuto Cellini's bekanntes Buch werfen, um auf jeder Seite dergleichen Arbeiten beschrieben zu finden. Allein die Unbekanntschaft der Schriftsteller mit den technischen Ausdrücken hat alle diese Kunstsachen mit einander verwechselt, woraus so viele Widersprüche und ungereimte Dinge in die Kunstgeschichte geflossen sind.

Selbst Lessing war mit seinen Ideen über das Niello nicht im Reinen, als er den Artikel Niellum für seine Kollektaneen ss) niederschrieb. Es ist, sagt er, eine Art von Gravure oder wenn man will, von Email, von der ich noch keinen rechten Begriff habe, ob ich schon Werke davon gesehen; z. B. bey Hrn. v. Halemann in Hamburg das Porträt eines kaiserl. Generals aus dem 30jährigen Kriege in einem gehöhlten Thaler. Allein dieß war keine Nielloarbeit, sondern ein Stempel mit Schmelz, indem der Hintergrund der Medaille so emaillirt war, daß nur das Profil oder Porträt nebst der Inschrift in Gold oder Silber erschien. Solche und ähnliche Werke findet man häufig, die aber nicht mit dem Niello verwechselt werden dürfen.

---

rr) Ich bin sehr geneigt anzunehmen, daß die alten Meister den Schwefel unmittelbar auf die Arbeit gegossen haben, ohne erst eine Form von feiner Erde zu verfertigen, welche den Abdruck nie so rein wie den Schwefel wieder geben kann. Hr. Bartsch (am a. O. S. 17) glaubt, daß der Schwefelabdruck des Finiguerra nicht zur Erleichterung der Arbeit des Künstlers und noch weniger um einen Abdruck davon zu machen, genommen worden sey, sondern nur um ein Andenken aufzubewahren, so wie man eine Münze, Gemme u. dgl. abzudrucken pflegt. Allein ich kann versichern, bey vielen berühmten italienischen Goldschmieden, namentlich zu Bologna, eine große Anzahl von Schwefelabdrücken gesehen zu haben, welche Zierrathen, ciselirte Sachen u. dgl. vorstellten, wonach der Gebrauch von Schwefelformen bey den Goldschmieden gar nichts ungewöhnliches ist.

ss) Th. II. S. 194.

Nr. 78.

Literatur-Blatt.

Samstag, den 1. Oktober 1825.

Die erste Ausgabe von Hamlet.

(Beschluß.)

Die Scene im Gemach der Königin ist sehr interessant in unserer Ausgabe. Wir heben einige bemerkenswerthe Stellen aus:

Look you nowe here is your husband
With a face like Vulcan
A looke fit for a murder and a rape,
A dull dead hanging looke, and a hell-bred eie
To affright children and amaze the world. etc. q)

Enter the Ghost in his Night-gowne.

Ham. Save me, save me, you gracious
Powers above etc. r)

Nach dem Abgang des Geistes sagt die Königin:

Alas it is the weakenesse of thy braine
Which makes thy tongue to blazon thy heart's griefe;
But as I have a soule, I sweare by heauen,
I neuer new of this most horride murder:
But Hamlet, this is onlie fantasie,
And for my loue forget this idle fits.
Ham. Idle, no mother, my pulse doth beate like yours,
It is no madnesse that possesseth Hamlet.
O mother, if euer you did my deere father loue
Forbeare the adulterous bed to-night
And win yourself by little as you may
In time it may be you will lothe him quite
And mother, but assist me in revenge
And in his death your infamy shall die.
Queene. Hamlet, I vow by that maiestie
That knowes our thoughts, and lookes into our hearts
I will conceale, consent and do my best,
What stratagem soe're you shall devise.
Ham. It is enough, mother good night. s)

Der Einfachheit und ungeschmückten Schönheit wegen setzen wir folgendes aus dem alten Abdruck her:

Enter Ofelia playing on a Lute and her haire downe singing.

Ofelia. How should I your true loue know
From another man?
By his cockle hatte, and his staffe,
And his sandel shoone.

---

q) Nun sehet, hier ist Euer Gatte,
Ein Gesicht wie das des Vulkan,
Ein Blick, für Mord und Raub gemacht,
Ein schlaffer, todter Blick, ein höllisch Auge,
Das Kindern bang macht, und die Welt erschreckt u. s. w.

Der Geist im Schlafrock tritt auf.

Ham. Schirmt mich, schirmt mich, ihr hohen
Gewalten droben.

r) Ach, nur die Schwäche deines Hirnes ist's,
Die deines Herzens Kummer Sprache leiht;
Doch, bey dem Himmel schwör' ich dir, bey meiner Seele,
Ich wußte nie von diesem grausen Mord;
Doch Hamlet, dieses ist nur Einbildung,
Laß, mir zu Lieb, von diesen leeren Träumen.
Ham. Leer? Mutter, nein, mein Puls schlägt wie der Eurige,
Es ist nicht Wahnwitz, was Hamlet erfüllt.
O Mutter, liebtet je Ihr meinen theuern Vater,
So meidet heut das ehebrecherische Bett;
Gewinnet es allmählig über Euch,
Die Zeit kömmt wohl, wo Ihr ihn ganz verabscheut.
Und, Mutter, steht mir bey nur in der Rache,
So soll mit ihm auch Eure Schande sterben.
Königin. Hamlet, ich schwöre bey der Majestät,
Die die Gedanken kennt, in's Herz uns schaut,
Daß ich verschweige, helfe und mein Bestes thue,
Welch eine That du auch ersinnen magst.
Ham. Es ist genug! Gute Nacht, Mutter.

s) Ofelia mit einer Laute, niederhängendem Haar, singend:

Ofelia. Wie soll ich dein Treu-Lieb erkennen
Vor andern nun?
An seinem Muschelhut und seinem Stab
Und seinen Sandelschuhn.

White his shrowde as mountaine snowe,
Larded with sweete flowers,
That bewept to the graue did not goe
With true louers showers:
He is dead and gone Lady, he is dead and gone,
At his head a grasse greene turffe,
At his heeles a stone.
King. How i'st with you sweete Ofelia?
Ofelia. Well god yeeld you,
It grieues me to see now they laid him in the cold ground,
I could not chuse but weepe:
And will he not come againe?
And will he not come againe?
No, no, hee's gone, and we cast away mone,
And he neuer will come againe.
His beard as white as snowe:
All flaxen was his pole,
He is dead, he is gone,
And we cast away moane:
God a mercy on his soule.
And of all christen soules I pray God.
God be with you Ladies, God be with you. exit Ofelia.
King. A pretty wretch! this is a change indeede:
O Time, how swiftly runnes our ioyes away?
Content on earth was neuer certaine bred,
To day we laugh and liue, to morrow dead. t)

Weiß sein Gewand wie Alpenschnee zu sehn,
Geziert mit Blumensegen,
t) Das unbethränt zum Grab mußt' gehn,
Von Liebesregen.
Todt und dahin, todt und dahin ist der Liebste dein,
An seinem Haupte grasgrüner Rasen,
Zu seinen Füßen ein Stein.
König. Wie ist's mit Euch, liebliche Ofelia?
Ofelia. Gut. Gott lohn' Euch;
Es schmerzt mich zu sehr wie in den kühlen Grund sie ihn legten,
Ich konnte nichts als weinen:
Und wird er nicht wieder kommen?
Und wird er nicht wieder kommen?
Nein, nein, er ist dahin und wir klagen um ihn
Und er wird nimmer wieder kommen.
Sein Kinn war weiß wie Schnee
Und flachsen sein Haar.
Er ist todt, er ist dahin,
Und wir klagen um ihn.
Gott erbarme sich seiner Seele,
Und aller Christen-Seelen, bitt' ich Gott.
Gott mit Euch, Frau'n, Gott sey mit Euch. Ofelia ab.
König. Die schöne Unglückliche! Welcher Wechsel!
O Zeit, wie schnell entfliehen unsre Freuden!
Ein sichres Glück erblüht uns nicht allhier,
Heut leben, lachen, morgen sterben wir.

Alle folgenden Stellen widersprechen dem Text von Johnson und Steevens und sind großentheils für die Lesarten in den alten Quartausgaben eine Autorität mehr.

1. Shark'd up a sight of lawless Resolutes.

„Lawless" ist dem „landless," das man nur gezwungen mit „heimathlos" übersetzen kann, vorzuziehen.

2. Grapple them to thee with a hoope of steel.

Die alten Ausgaben haben alle „Grapple them unto thy soul with hoops of steel (Klammre sie an deine Seele mit Ringen von Stahl), wofür Steevens hooks (Haken) sezte.

3. Than the fat weed which rootes itself in ease
On Lethe wharffe.

Das ist die Lesart der ersten und aller folgenden Quartausgaben. Die Folioausgabe liest rot, das die neuern Herausgeber ohne Noth nachschrieben.

4. By heauen, it is as proper for our age to cast
Beyond ourselues etc.

Die Folioausgabe, der Johnson und Steevens folgten, hat „it seems," was uns zu zahm scheint; Polonius spricht bestimmt und will sich nachdrücklich rechtfertigen.

5. Lord Hamlet is a prince out of your star.

Weil die zweyte Folioausgabe statt star „sphere" sezte, so folgten ihr Johnson und Steevens, obgleich alle frühern Abdrücke star hatten. „Sphere" ist ein gewöhnlicherer Ausdruck, was, wie schon bemerkt, bey Sh. keine Empfehlung ist.

Folgende Stellen sind unbedingte Verbesserungen des Textes.

But you must think your father lost a father,
That father dead, lost his: and so shall he, etc.

Know und lost sind die angenommene Lesart, die Pope zu verbessern suchte, obgleich er keine so scharfsinnige Aenderung traf, wie wir nun zu lesen berechtigt sind.

That if you be fair and honest,
Your beauty should admit no discourse to your honesty —

bestätigt von Johnson vorgeschlagene Lesart. Er und Theobald haben auch in folgendem, das sich nur in der ersten Ausgabe findet, während alle andern „so you mistake your husbands" lesen, am besten gerathen:

Ofelia. Still better and worse.
Ham. So you must take your husbands, begon.

Die rechte Lesart von „he keeps them like an ape in the corner of his jaw, first mouthed to be last swallowed“ zeigt sich in der vor uns liegenden Ausgabe: „as an ape doth nuts in the corner of his jaw.“

„Wilt drink up vessels, eat a crocodile? dieß ist in den Folio- und Quart-Ausgaben „Esill,“ das zu erklären manchen Commentator b..tere Schweißtropfen kostete: einige wollten „Yssel“ lesen, der nicht ganz nahe bey Dänemark fließt; andere „eisel“ (Essig). Steevens kam der Sache am nächsten; er meint, der Dichter habe die „Weissel, einen beträchtlichen Fluß, der in das Baltische Meer fällt und keinem Prinzen von Dänemark ganz unbekannt seyn konnte“ gemeint. „Vessel“ kömmt der Weser, die wohl hier gedacht wird, am nächsten.

Somit glauben wir, das Bemerkenswertheste aus diesem interessanten alten Buche angedeutet zu haben. Bey einer Bearbeitung des Hamlet für die deutsche Bühne dürfte diese älteste Ausgabe vor Allem berücksichtigt werden müssen.

X. Y. Z.

Religiöse Literatur.

Défense du Christianisme ou Conférences sur la Religion par Mr. D. Frayssinous, Evêque d'Hermopolis, etc.

Unter den vielfachen Bestrebungen der Restauration in Frankreich, das Alte zurückzurufen, scheinen die Arbeiten der Kirche, wie sie am angestrengtesten betrieben werden, so auch die am weitesten geförderten zu seyn. Die Ehen werden, statt vor Gericht, wieder vor dem Altar geschlossen, die Jungen werden zum Christenthum erzogen, die Alten dazu bekehrt, die Glaubigen versammelt, geweiht und geweidet, die Unglaubigen ausgestoßen, verflucht und verfolgt: die guten Hirten stimmen das Tedeum an, die Heerde singt freudig mit, die philosophischen Wölfe ziehn sich betrübt zurück in die Wälder und heulen vor Schmerz; aber keinem fällt es ein, den Schaafstall selbst zu besichtigen, das neugebaute alte Kirchengebäude zu untersuchen, in und außer welchem jenes vielstimmige Concert erschallt. Wir, die wir von den verschiedenen Gemüthsbewegungen der Concertisten nicht mit ergriffen sind, aus Mangel an Gemüth, und weder die Freude der einen, noch den Schmerz der andern theilen, glaubten uns zu dieser Betrachtung berufen, und finden, nachdem wir dieselbe angestellt, — nichts Anderes, als was jede Betrachtung streitender Partheyen findet und immer gefunden hat, sobald sie sich von dem Streite auf den Gegenstand desselben wandte: daß beyde Theile gleich unrecht haben, daß der Sieg, über den das Tedeum angestimmt worden, noch nicht erfochten ist — die Wölfe heulen, wie gute Hunde, nur zu der Musik, nicht über Schläge; — daß man die alten Formen wohl wiederhergestellt hat, daß aber der neue Geist in dieselben mit eingezogen ist. Es ist den Restauratoren bey ihrer Zerstörung der Tempel des philosophischen Unglaubens ergangen, wie jenem Bauer, der seine Scheuer anzündete, um einen muthwilligen Plagegeist loszuwerden, der in derselben seinen Sitz hatte. Er führte zuvor sein Getreide heraus, und als er eben mit dem letzten Fuder lustig aus dem Thor fuhr, hatte der Geist sich unvermerkt hinter ihn mit aufgesetzt und rief: das haben wir klug gemacht! das haben wir klug gemacht! Wir sind gerade noch hinausgekommen, ehe die alte Scheune zusammengefallen ist.

Einer der ausgezeichnetsten unter den Werkmeistern des neuen Tempels und den Wächtern der römisch-gallicanischen Zionsburg ist der ehrwürdige Bischof von Hermopolis, Frayssinous, erster Almosenier des Königs, von dem so eben das oben angezeigte Werk erschienen ist.

„Es sind zwey und zwanzig Jahre, schreibt unser Pariser Correspondent, seit Herr Frayssinous zuerst an der Kirche zu St. Sulpice zu Paris eine Reihe von Vorträgen über die Religion eröffnete, worin er sich vorsetzte, die Grundprincipe derselben darzulegen, und zu zeigen, daß ihre Sprache, die so laut zu dem Gefühl der Völker spricht, auch vor der Kritik und Vernunft derselben nichts zu fürchten hat. Dieß war — in Frankreich — in gewissem Betracht eine Revolution in der Kanzelberedtsamkeit, durch welche sie von der Höhe ihrer Belehrungen und ihrer drohenden Gewalt herabstieg, um sich vor die Schranken des gesunden Menschenverstandes zu stellen, und ihre Sache vor der Autorität derselben zu vertheidigen. Der neue Apostel des Christenthums stellte sich dem christlichen Frankreich dadurch auf dieselbe Weise gegenüber, wie einst dem heidnischen Rom Tertullianus in seiner kühnen Apologie, und die Zeit, in welcher diese Vorträge gehalten wurden, bezeichnet deutlich genug die Gründe, welche diese ungewöhnliche Form nothwendig machten. Man trat eben heraus aus einem Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung, der nichts verschont hatte und am wenigsten die Religion. Der Priester war begraben worden unter den Trümmern des Altars; die meisten religiösen Gebräuche waren momentaner Unterbrechung oder Verstümmelung

unterworfen gewesen, und die National-Versammlung hatte, um mich des titanischen Ausdruckes eines ihrer Mitglieder zu bedienen, ihre Beschlüsse gegen Gott selbst ergehen lassen. Nur in den Gemüthern war die Erinnerung an einen Cultus erhalten, dessen Feyerlichkeiten verboten und dessen Gesänge verstummt waren. Kaum, daß die ersten öffentlichen Schritte versucht waren, um die Nation zu ihrem alten Glauben zurückzuführen; die Gräber selbst waren nicht wiederhergestellt, und noch war der gesetzliche Raub, begangen an der heiligen Nacht der Grabmäler von St. Denis, nicht gesühnt. Da trat Frayssinous auf und übernahm die Anwaltschaft der Religion; und kaum waren einige Säulen des Tempels in der Eil wieder aufgerichtet worden, als er auf den Stufen desselben seine Stimme mit der alten Gewalt erhob. Die Wirkung derselben war um so tiefer, je neuer sie erschien und je ungewohnter der Generation, an die er sie richtete.

Wie der heil. Paulus den heidnischen Athenern den unbekannten Gott verkündigte, indem er den Aberglauben derselben zu wahrem Glauben zu verklären suchte; so suchte Frayssinous, umgeben von einer neuen Generation, die erzogen war auf den Trümmern der Throne und Altäre, in derselben jenen religiösen Instinkt wieder zu beleben, der in dem Herzen der Menschen nie ganz verlischt, und ihm jene Richtung zu geben, welche einst die Väter vor demselben Cultus auf die Knie geworfen hatte.

Aber wenn die ältern Theologen und der große Bossuet selbst mehr den gebieterischen Befehl: Du sollst glauben, ergehen ließen, als die Gründe, welche uns dazu bewegen müssen, auseinandersetzte, und der leztere nicht weniger für die Entscheidungen seines eigenen Genies, als für die der Kirche unbedingten und sclavischen Gehorsam verlangte; so führt Frayssinous alle Glaubenslehren der geoffenbarten Religion auf unwiderlegbare Thatsachen, oder schlagende Vernunftgründe zurück, und stellte so als die bindende Gewalt derselben nicht das Gebot und den Willen der Kirche, sondern ihre innere Wahrheit und Wahrscheinlichkeit dar. (Die Philosophie selbst, welche die Religion bekämpft hatte, wurde ihre Vertheidigerinn; und indem man eine Unterscheidung machte, zwischen Sätzen, welche der Vernunft begreiflich sind, und solchen, welche ihr immer unzugänglich bleiben müssen, war der Willkür ein weites Feld eröffnet, welche den einen Theil der Religion in seiner Form den Zeitbedürfnissen anschmiegte, und dagegen für den andern die kleine Gefälligkeit verlangte, daß man ihn unverändert mit in den Kauf nehmen möchte.)

Im Jahr 1814, als diese Reden über die Religion vor einer zahlreichen Versammlung von Zuhörern wiederholt wurden, fährt unser Corr. fort, fanden sie den ungetheiltesten Beyfall und erregten einen Enthusiasmus, dem auch ich nicht fremd blieb; vor einigen Monaten endlich hat Herr Frayssinous dieselben durch den Druck bekannt gemacht, und ich habe nun dieselben Stellen wiedergelesen, die ich einst mit der begeistertsten Theilnahme anhörte. Aber, sey es, daß die Form dieser Vorlesungen weniger passend ist für ein Buch, indem jede derselben nicht sowohl einen Theil eines Ganzen, als vielmehr ein Ganzes für sich ausmacht, oder daß der mündliche Vortrag Wiederholungen gestattet, welche den Leser eines gedruckten Werkes stören; der Eindruck, welchen dieselben damals auf mich gemacht hatten, wurde in mir nicht wieder erweckt, und ich fand nichts, was den Forderungen meiner Erinnerungen entsprochen hätte. Einer genaueren Prüfung, die sich mehr in das Einzelne einlassen kann, bleibt es überlassen, zu zeigen, ob Herr Frayssinous mehr gethan hat, als die meisten der Beweise, welche schon Massillon und Fenelon für die Sache der Religion gegeben haben, in schwächerer und matterer Gestalt wieder vorzubringen."

Für uns ist der Geist, in welchem der ehrwürdige Bischof und unstreitig mit ihm der bedeutendste Theil seiner Amtsgenossen — die Gallicanische Kirche aus ihren Trümmern, die das neue Gebäude noch immer weit überragen, wiederherzustellen strebt, und den auch die eben beurtheilten geistlichen Vorträge nicht verhehlen, wichtiger als der rednerische oder philosophische Werth der leztern selbst; und da können wir denn nicht umhin, zu gestehen, daß Herr Frayssinous mit seinem ganzen Streben sehr an einen Reiter gemahnt, der rückwärts zu Pferde sizt und, indem er dasselbe mit Sporen und Schenkeln zum Laufe antreibt, baldigst dort anzukommen hofft, wohin er sieht. — Indem er die Verirrungen der Zeit, wie er die Fortschritte derselben nennt, bekämpfen will, vergißt er, daß er selbst in diesen Verirrungen befangen ist; und indem er die Religion mit den Waffen der Philosophie gegen die Philosophie vertheidigen will, führt er — ohne daran zu denken — die Religion selbst in das Lager des Feindes hinüber. Er unterscheidet in seiner Glaubenslehre zwischen Sätzen, die bewiesen werden können, und solchen, die nicht bewiesen werden können, und bedenkt nicht, daß er, indem er sich dem Beweise der erstern unterzieht, zugleich die leztern für falsch erklärt.

Nr. 79.

Literatur-Blatt.

Mittwoch, den 5. Oktober 1825.

Religiöse Poesie.

Lieder und Hymnen zur Gottesverehrung des Christen von J. H. von Wessenberg. Constanz, bey W. Wallis. 1825. 192 S. 12.

Diese neue Sammlung von etwa achtzig kleinen Dichtungen für den durch die Aufschrift bezeichneten Zweck reiht sich den älteren religiösen Gedichten des berühmten Verfassers würdig an, und die zarte, sinnige Muse seiner lebendigen Frömmigkeit hat nochmals ihre Aufgabe, die christliche Sittlichkeit und die Klarheit religiöser Ansichten in der Christengemeinde zu verbreiten, rühmlich erfüllt. Der Dichterruhm jedoch, nach welchem Ignaz Heinrich von Wessenberg strebt, ist anders nichts als das Verdienst, durch kunstloser Lieder und Gesänge anziehende Kraft die Gemüther zu veredeln, die Herzen zu reinigen und ächtes Christenthum zu befördern: was Gellert und Lavater einer früheren Zeit gewesen sind, das ist der Bisthumsverweser von Constanz der seinigen, und wie die Religionsgesänge der leztgenannten Männer von allen Glaubensbekenntnissen freudig und mit Liebe aufgenommen wurden, so ist hinwieder in Wessenbergs Hymnen auf die Feste und Gebräuche der katholischen Kirche nichts vorhanden, das die Glieder der übrigen Bekenntnisse sie mit Erbauung und Vergnügen zu lesen abhalten könnte. Der Glaube, die Liebe und die Hoffnung, wie sie in diesen Liedern wehen, sind der ungetrübte Geist des Christenbundes. Man mag sich davon durch eines der Lieder und durch der Hymnen eine überzeugen, die wir den zwey Abtheilungen des kleinen Buches entheben wollen.

Schein und Seyn.

Die Hülle nicht, der Geist entscheidet;
Vom Himmel kommt der Geist.
Der Prunk, womit der Stolz sich kleidet,
Ist Staub, so sehr er gleißt.
Der Geist, der Geist entschwingt dem Staube;
Er adelt Herz und That.
Wer schäzet wohl nach seinem Laube
Den Baum, der Früchte hat?

Hinweg aus reiner Seelen Mitte,
Die sich vor andern dünkt,
Weil sie nach Pharisäer-Sitte
Mit Frömmigkeit sich schminkt!
Gleich einer übertünchten Leiche,
Des Lebens Lüge nur
Spukt sie hervor vom Todtenreiche,
Ein Abscheu der Natur.

Unselig, die beständig wanken
Dem Schilf im Winde gleich,
Getrieben jezt von Erdgedanken
Und jezt von Gottes Reich!
Nicht zween Herren kann man dienen;
Um Gottes Freund zu seyn,
Muß man sein Herz, nicht seine Mienen
Dem Herzenskenner weih'n.

Weh' dem, der nicht von ganzer Seele,
Was er geredet, ist;
Der wähnt, daß er sich Gott empfehle,
Spricht er: ich bin ein Christ!
Der Herr wird ihn dereinst nicht fragen:
Wie fromm sein Wandel schien;
Ins Buch des Lebens eingetragen
Steht nur der fromme Sinn!

Frühgottesdienst und Abendandacht.

I.

Schon bey des Tages Aufgang laßt
Uns kindlich nahen unserm Gott,
Daß er mit seiner Weisheit Strahl
Den Pfad uns helle, den wir gehn!

Kein Glied beleidige den Herrn!
Nichts Eitles denke der Verstand,
Den Mund beherrsche Wahrheit nur,
Nur reine Liebe das Gemüth.

Von dir allein kommt Licht und Kraft!
Stärk' uns, o Herr! mit deinem Geist!
Dann trübt kein Sturmgewölk das Herz,
Und die Verführung lockt umsonst.

Der Wandel jedes Tages sey
Ein unbefleckter Gottesdienst.
Was wir mit dir beginnen, Herr!
Laß uns vollbringen auch mit dir.

In des Bedrängten Trauerkelch
Gieß unsre Liebe sanften Trost!
Des Armen Thräne trockne mild
Des Reichen segenvolle Hand!

Der Sinne frechen Uebermuth
Bezähme Zucht und Mäßigkeit!
Nicht unterjochen mög' in uns
Den ew'gen Geist — was sterblich ist!

2.

O du, in dessen Lichtgemach
Nicht dringt der Blick des Erdensohns,
Vor dem die Heil'gen zitternd steh'n,
Sein Antlitz schen der Seraph hüllt!

In tiefen Nächten schmachten wir
Nach Licht, nach deinem Licht, o Gott!
Urquell des Lichts! du kannst allein
Um uns zerstreu'n des Wahnes Nacht!

Die Sonn' ist schwaches Sinnbild nur
Des Tag's, den einst herauf du führst.
Doch warum säumt so lang der Tag? —
Erst sinken muß das Erdgewand!

Wenn, seiner Bande ledig, einst
Der Geist zu dir sich schwingt, o Gott!
Dann wird in ew'gem Licht dich schau'n,
Dich preisen, lieben dich der Geist!

Gleich den übrigen durch den Buchhändler Wallis in Constanz verlegten von Wessenberg'schen Schriften ist auch die vorliegende auf trefflisches Papier schön gedruckt. Gleichzeitig ward von ihm die vierte verbesserte Auflage der Wessenberg'schen „Bergpredigt unsers Herrn und Erlösers," so wie die zweyte sehr vermehrte Ausgabe der im vorigen Jahr in unsern Blättern gewürdigten „Denkschrift über den sittlichen Einfluß der Schaubühne" ausgegeben, und unter der Presse befindet sich eine Arbeit, auf die der Verfasser vieljährige Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwendet hat: „die christlichen Bilder als Beförderungsmittel des christlichen Sinnes," die mit zahlreichen Kupfern und Vignetten geschmückt wird.

Dramatische Literatur.

Der Paria. Trauerspiel in fünf Aufzügen mit Chören, aus dem Französischen des Herrn Casimir Delavigne von J. F. von Mosel. Leipzig b. Brockhaus. 1823. 108 S. 8.

Von dem französischen Original ist schon im Lit. Bl. Nr. 34. des Jahrganges 1822. S. 136. die Rede gewesen, und die Meynung des Pariser Correspondenten, welcher dort darüber schreibt, ist nur allzugegründet: „das Produkt ist nichts weniger, als eine Tragödie; denn es ist weder der Held, noch sein Geschick und sein Untergang erhaben." Der Held ist ein Feldherr, (Idamor) der in der geächteten und verabscheuten Kaste der Paria's geboren ist, und sich durch seine Siege in ein solches Ansehen bey dem Volke gesezt hat, daß der Oberpriester ihn als einen Rival scheut, und deßhalb seine Tochter Neala mit ihm vermählen will. Das kommt zwar beyden sehr erwünscht; denn sie lieben einander, und da sie bis dahin ohne vernünftige Hoffnung liebten, weil Neala die Priesterbinde trug, die der Vater seines Heirathsplanes wegen ihr abnimmt auf angebliches Geheiß von oben; so macht die Verlobung eine péripétie de mal en bien, die insoferne ganz zweckmäßig wirkt, als der Zuschauer fürchten muß, das Glück der Liebenden durch die Enthüllung des Geheimnisses von Idamors Geburt wieder zerstört zu sehen. Je sorgfältiger der Held dieses Geheimniß zu verbergen suchte, um so höher würde diese Furcht vor Unglück steigen; aber das thut er keineswegs. Einem kriegsgefangenen Portugiesen, der sein Freund geworden ist, und hier die Rolle des Vertrauten spielt, muß er es freylich wohl der Exposition wegen entdecken, wenigstens nach dem gewöhnlichen, französischen Tragödien-Zuschnitte; aber er läßt es dabey nicht bewenden, er enthüllt es auch sans trop de raison der Geliebten, die sich, nach einigem Kampfe der Vernunft und der Liebe mit dem Aberglauben, darüber hinwegsezt, und auf diese Art die Furcht des Zuschauers vor Unglück, zur Hälfte wenigstens, wiederum beruhiget. Nun kommt aber der Vater Idamor's aus seiner Wüsteney in die Hauptstadt. Er hat seinen geliebten Sohn gesucht, der ihm entflohen ist aus Drang, die Welt und das Leben der beglückteren Kasten kennen zu lernen. Der Name des berühmten Feldherrn hat ihn geleitet, der Name, den der Held doch wohl hätte verändern sollen, wenn er nicht als Paria verrathen werden wollte: eine Unvorsichtigkeit, die nicht geringer ist, als die des Oberpriesters, der ihm die Tochter verlobt, ohne nur mit einer Sylbe nach seiner Herkunft zu fragen. Daß so etwas geschehen könne unter einem Volke, wo es so streng geschiedene Geburts-Kasten gibt, und daß man überhaupt in Hindostan Feldherr werden könne, ohne nach der Herkunft gefragt zu werden, ist an sich so unwahrscheinlich, daß der Tragöd billig ein halbes Dutzend Verse hätte daran wenden mögen, um dem Zuschauer zu sagen, für wen sich Idamor unter den Braminen bis dahin ausgegeben habe. Daran hat er nicht gedacht, obwohl er es nöthig gefunden hat, zu erklären, wie der Vater des Helden bis in die Hauptstadt hat gelangen können, ohne als Paria an der Kleidung erkannt zu werden: er hat sich nämlich in irgend einer Stadt (nach S. 94. Vers 1.) eine andere Kleidung im Dunkeln erflehet. Genug der Vater ist da, beschwört den Sohn, dessen glückliche Lage er um

den Preiß der Verschweigung seiner Abkunft theilen könnte, ihm wieder in seine Wüstenev zu folgen, und der Sohn ist ein so guter Sohn, daß er es thun will, sobald er nur erst vermählt seyn wird mit der Geliebten, die ihm dann folgen will, da sie einmal die abergläubige Paria-Scheu überwunden hat. Aber unglücklicher Weise wird der Vater Paria in dem heiligen Haine entdeckt, den ein Paria nicht durch seine Gegenwart entweihen darf. Er soll umgebracht werden, und jezt entdeckt sich Idamor vor den Priestern und dem Volke als Sohn. Im fünften Akte wird ihm, jedoch außer der Scene, oder eigentlich im Zwischenakte, der Proceß gemacht. Der Verfasser hat hier den interessantesten Theil der Handlung mit einem kaum begreiflichen dramaturgischen Ungeschicke den Zuschauern entzogen, und en récit gesezt. Der Oberpriester mußte fürchten, seine Tochter verbannen zu müssen, wenn sie wissentlich mit einem Paria sich verlobte, und wenn dies kund wurde. Er sprach Idamor insgeheim, um ihn darüber auszuforschen. Dieser hätte seine Rettung fordern können als Preiß des Schweigens; aber er forderte, was der Oberpriester lieber gewährte, die Rettung seines Vaters. — Warum nicht beydes zugleich? Die Erzählung S. 145. gibt darüber keine Auskunft. Genug Idamor eilt in das Gericht, fordert den Tod für sich und das Leben für den Vater, und der Oberpriester, der — seltsam genug — noch immer den Nebenbuhler (um die Herrschaft) in Idamor fürchtet, erhebt sich und verkündiget, daß die Götter dem Vater verzeihen, aber den Sohn dem Tode zu weihen gebieten. So wird er verurtheilt, ist verurtheilt, als der lezte Akt beginnt. Hier nimmt er vom Vater, der nichts von dem Urtheile weiß, räthselhaften Abschied, (ungefähr wie Hugo von Valeros) sein Freund, der Portugiese, folgt ihm zum Tode, und — wie bald darauf ein Priester erzählt — beyde werden gesteiniget. Neala erscheint, sie hat ihre Mitwissenschaft um Idamors Herkunft bekannt, zwingt ihren Vater sie zu ächten, und schickt sich an, dem Vater des todten Bräutigams in seine wüste Heimath zu folgen.

Betrübt, rührend ist dieser Ausgang zur Gnüge, aber ohne alle gemütherhebende, tragische Kraft. Er geht lediglich aus der Hartnäckigkeit hervor, womit der alte Zares (der Vater von Idamor) auf die Heimkehr des Sohnes dringt, und die er für Kindesliebe ausgibt. Eine wunderliche, absurde Liebe, welche den Besitz des Sohnes dem Glücke desselben vorzieht. Von einer erhabenen Grundidee ist nichts zu spüren, es wäre denn etwa die Unüberwindlichkeit des Kastenvorurtheils; die aber, wie groß sie auch sich zeige, niemals eine tragische Größe werden kann, weil die Größe menschlicher Thorheit mit dem Begriffe der Erhabenheit im Widerspruche steht. Als Mittel zur Erregung großer Leidenschaften und furchtbarer Kämpfe ist sie in der Tragödie zu gebrauchen, aber als Hauptgedanke des Drama kann sie nie dem Geist und dem Gemüth' imponiren. Das ist, wenn wir nicht irren, in diesen Blättern schon vor mehreren Jahren auseinandergesezt worden bey Gelegenheit von Herrn L. Roberts Trauerspiele, die Macht der Verhältnisse.

Die Uebersetzung ist in Jamben, in technischer Hinsicht leidlich, aber ohne eigenthümliche Reproduction der fremden Gedanken verfaßt, und daher im Ganzen nicht besser, als die bekannten Hell'schen Fabrikarbeiten für die deutschen Bühnendirectionen. Wir erinnern uns gelesen zu haben, daß es noch eine andere von Biedenfeld gibt, und daß man in Berlin den Paria nach einer Bearbeitung von Herrn Michael Beer aufgeführt hat; haben aber weder diese noch jene gelesen oder gesehen, und können daher keine Vergleichung anstellen.

Geschichte.

Gallerie aller Regenten, welche einem gewaltsamen Tode geopfert wurden, oder die Hauptbegebenheiten aus dem Leben der Fürsten, welche durch Meuchelmord, in Schlachten, und auf andere gewaltsame Art geendiget haben. Nach dem Französischen bearbeitet, mit Berichtigungen und Ergänzungen. Erster Theil. Regenten von 1300 vor, bis 500 nach Chr. Geburt. Ilmenau bey Voigt. 1824. XVI und 694 S. 8.

Das hier bearbeitete Original führt den (hier abschmeckend genug ausgedehnten) Titel: Biographie universelle des Souverains qui ont péri de mort violente. (Paris 1820.) Da die Lesewelt Mordgeschichten liebt, so kann sie hier ihre Neigung mit Nutzen befriedigen, indem die Lectüre des Buches zugleich die Dienste einer Repetition der Geschichte leistet. Auch ist das Buch den zahlreichen deutschen Tragöden zu empfehlen, da ein gewaltsam umkommender Regent immer ein schwer zu ersetzendes Hauptrequisit des Trauerspiels bleibt. Vor allen aber werden es die Improvisatoren sehr gut brauchen können; denn es ist mit einem alphabetischen Register versehen, nach welchem sie den Helden eines aufgegebenen tragischen Stoffes aus der Geschichte schnell auffinden, und mit den wesentlichsten Umständen seiner Katastrophe in der Kürze sich bekannt machen oder dieselben im Gedächtnisse auffrischen können, daferne man ihnen nur ein Paar Minuten Abwesenheit vergönnt. Denn in der That haben die meisten Artikel das Verdienst der Gedrängtheit, und

sind fast überall mit Rücksicht auf die moralischen Elemente der Handlung und auf den Gang eines vergeltenden Verhältnisses bearbeitet. Dafür, daß man nicht leicht vergebens suchen dürfte, wenn das Werk ganz vorliegen wird, bürgt die Anzahl der Artikel, die sich bis zu dem, auf den Titel genannten Zeitpunkte auf 300 beläuft. Gegen 40. sind Ergänzungen des Bearbeiters, der den wohlgeschriebenen, auf die moralische Seite des Werkes hindeutenden Vorbericht mit F. S. unterzeichnet hat. Der Druck ist für das Auge bequem, auch im Durchschnitte ziemlich correct, und der Styl weit besser, als ihn der Titel vermuthen läßt.

Ein Vorschlag in Betreff encyklopädischer Wörterbücher.

Die im Lit. Bl. Nr. 58. S. 231. ausgesprochene Hoffnung, daß die große Ersch-Gruber'sche Encyklopädie mit ihrem 14ten Theile in den Buchstaben C eintreten würde, ist schnell in Erfüllung gegangen. Dieser Theil, gehaltreich wie seine Vorgänger, ist erschienen, und schließt mit dem erloschenen venetianischen Orden del Calza (Stiefel-Orden). Aber auch die Vermuthung, daß das Pierer'sche Encyklopädische Wörterbuch jenes bald überholen würde, ist eingetroffen. Von dieser zwar viel minder ausführlichen, aber artikelreicheren und für ein größeres, gemischtes Publikum brauchbaren Encyklopädie ist die zweyte Abtheilung des vierten Bandes erschienen, und ungefähr um 1000 Artikel weiter vorgerückt, gerade bis zum Artikel Cardimelech, dem Lebensprincip des Doläus. Ein günstiges omen!

Sollt' es denn aber für das große Halle'sche Unternehmen nicht möglich seyn, dem Altenburgischen Schnellläufer auch wieder einen Vorsprung abzugewinnen? Sollte nicht überhaupt ein encyklopädisches Wörterbuch dergestalt redigirt werden können, daß man das Alphabet in 2, 3, oder mehrere Theile abtheilte, und diese Theile gleichzeitig (oder vielmehr: in der Zeit neben einander) bearbeitete? Ein Wörterbuch von A bis I, neben einem von K bis R, und neben einem von S bis Z, welche am Ende zu einem Totalwörterbuche von A bis Z zusammenwüchsen? Groß möchten die Schwierigkeiten wohl seyn; aber die größte wäre doch nur die, daß man die Concurrenz vollständiger Abhandlungen von einer und derselben Materie unter verschiedenen Wörtern vermiede. Diese Schwierigkeit scheint mir jedoch nicht unüberwindlich; und gesetzt auch, daß mehrere Mitarbeiter, aus verschiedenen alphabetischen Sectionen, die nämliche Materie behandelten, und daß man keine dieser Arbeiten zurückweisen könnte; so würden dergleichen Duplikate doch immer ein geringeres Uebel seyn, als das allzulangsame Fortrücken von A bis Z. Da ich inzwischen so viel wie nichts von den Künsten der Presse verstehe, die vielleicht weit größere Schwierigkeiten entgegen zu setzen haben, als die Redigir-Kunst; so gebe ich das bloß für einen flüchtigen Gedanken. Mich hat auf den Einfall die bekannte Methode gebracht, deren sich die Manuscripten-Diebe zu bedienen pflegen, wenn sie einer voluminösen Handschrift nur auf kurze Zeit habhaft werden können. Sie theilen das Volumen in mehrere Lagen von ungefähr gleichem Umfange, und setzen für jede Lage einen besonderen Abschreiber nieder.

Müllner.

Pädagogik.

Herr Dietrich Wilken hat bey Schaub in Düsseldorf einen Kaufmann wie er seyn soll und kann herausgegeben (1824. 144 S. 8.), in Form eines väterlichen Rathes an seinen Sohn. Herr W. ist offenbar ein Mann von gebildetem Geiste, der wohl eben so gut für die Presse zu schreiben versteht, als das rüstige Heer unserer schönen Geister, und der Styl seiner väterlichen Briefe ist im Ganzen so untadelhaft, daß wir kein Bedenken tragen, es dem Setzer zur Last zu legen, wenn er S. 48. den Vater vom Stiele des Sohnes reden läßt. Wir empfehlen daher diesem Setzer, nicht Herrn W., über den Unterschied zwischen Styl und Stiel Müllner's Theaterlexikon (Vermischte Schr. Bd. I. S. 231 ff.) nachzulesen. Dagegen empfehlen wir der jungen Kaufmannschaft, nicht bloß nachzulesen, sondern wo möglich auswendig zu lernen, was Herr W. S. 68. über das wahre vornehme Leben schreibt, worunter er den Umgang mit Leuten von ausgezeichneter Sitten- und Geistes-Bildung versteht. „Freylich (schreibt er) wird oft etwas anderes dafür ausgegeben. Du wirst Gelegenheit finden, Leute unter dem Kaufmannsstande kennen zu lernen, die sich durch den ersten Schnitt der Mode, durch Prunk in Geschmeiden, durch eine angenommene fremde Mundart, durch den Genuß der feinsten Speisen und Getränke, durch ihre Equipagen, und Gott weiß durch welches Spiel- und Blendwerk als vornehm angeben wollen; und doch steckt hinter dieser Larve oft ein gemeiner Klotz. Sie gleichen dem Esel unter der Löwenhaut. Wer sich seiner kleinen Figur bewußt ist, geht auf Stelzen, damit er groß erscheine; aber er täuschet nur, die von Ferne schauen." Der Titel ließ uns übrigens vermuthen, es werde hier auch die wichtige Frage erörtert werden: in wie weit ein Kaufmann streng moralisch handeln kann, wenn er bestehen oder gar reich werden will; aber so tief ist der Verf. nicht in die Materie eingegangen.

Nr. 80.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 7. Oktober 1825.

A Shakespeare-conjecture.

Schmutzflecke auf einem alten Gemälde aufzusuchen, mag eine recht angenehme Beschäftigung seyn, doch wer dasselbe am Shakespeare versucht, der sehe sich vor, daß ihn selbst nicht der Fliegenwedel trifft.

Als ich die erste Lieferung der Benda'schen Shakespeare-Uebersetzung erhielt, war das erste, daß ich darin Romeo und Julie aufschlug; darauf, obgleich in meiner Erwartung schon sehr getäuscht, um nicht ungerecht zu seyn, den Sturm, — die lustigen Weiber von Windsor, — zuletzt endlich den Kaufmann von Venedig, im 4ten Band. Daß ich außer dem letzten eins dieser Stücke in der neuen Uebersetzung ganz durchgelesen, will ich zwar nicht behaupten, aber auch keinem, der den Shakespeare liest und liebt, zumuthen. Um dieß strenge Urtheil gerecht zu finden, vergleiche man drey Scenen (Aufz. I. Scene 5; Aufz. II. Sc. 2; Aufz. III. Sc. 5.) aus Romeo und Julie mit dem Shakespeare, oder auch nur mit der Schlegelschen Uebertragung.

Doch nicht die Uebersetzung ist es, mit der wir es hier zu thun haben, sondern das Urtheil, das der Uebersetzer sich über den Dichter erlaubt. In der „Abhandlung über das Schauspiel: der Kaufmann von Venedig“ heißt es nach mehreren Lobpreisungen des ganzen Schauspiels im Allgemeinen und des Juden oder Staatsbürgers Shylok im Besondern, S. 163: „Einen trefflichen Gegensatz zu ihm (Shylok) bildet der schwermüthige, sich selbst verleugnende Antonio. Bey aller Herrlichkeit und Wahrheit seiner Darstellung (!) ist er doch nicht in der (selben) Consequenz, als Shylok geschildert. Er gibt sich einer edlen, seiner ganz würdigen (?) Freundschaft hin. Er opfert sich mit der innigsten Liebe und mit männlicher Geduld seinem Unstern; aber man begreift doch nicht, wie der edle Mensch, der selbst dem ihm fremden Hülflosen beyspringt, der so uneigennützig nie sein eignes, nur das Wohl seiner Nebenmenschen beachtet, seinem Freunde die Folterqual wünschen kann, ein Zeuge des Todes zu seyn, den er für ihn erduldet; und eben so wenig ist es erklärlich, wie er mit höchster Intoleranz dem Juden ein Urtheil spricht, das bey weitem härter war, als das schon vom Gericht (!) ausgesprochene;“ und was im Folgenden noch darüber gesagt ist. Shakespeare den Vorwurf der Inconsequenz zu machen, ist immer etwas Bedenkliches, wie viel mehr aber in der Darstellung eines Charakters, wie Antonio's, grade desjenigen, den er vielleicht am meisten aus der eignen Seele geschöpft hat. — Ein edles Gemüth, den Blick von dem Unwesentlichen, Wandelbaren auf das Ewige und Bleibende gerichtet, und ganz diesem tiefsinnigen Streben hingegeben, tritt als Kern seines Charakters überall unverkennbar in ihm hervor.

Er ist Kaufmann, weil er Venetianer ist; aber er verschmäht kleinlichen Gewinn, nur auf das Große gehen seine Pläne. Seine Galeeren bedecken die Meere; sein sämmtlich Gut ist auf der See; aber kein Gedanke erinnert ihn an die Gefahr, der es ausgesetzt ist. Sein Vermögen und sein Kredit steht seinem Freund und jedem Bedrängten zu Gebot, aber er weiß es nicht, daß er sich dieß zum Verdienst anrechnen könnte; er ist stolz gegen seinen Gläubiger, aber nie gegen seine Schuldner. — Aber er steht mit seiner Tiefe allein; die Welt gilt ihm als ein Schauplatz, ein Spiel, dem er kein Interesse abgewinnen kann, und seine Rolle darin ist nur die eines untheilnehmenden, traurigen Zuschauers. Die Menschen um ihn her mit ihrer niedern Gewinnsucht, ihren eitlen Bestrebungen und ihrem thörichten Bemühen um Sinnenlust, mit ihrer Schlechtheit, ihren Verbrechen, ihrem Leichtsinn und ihrer Leichtfertigkeit sind ihm verhaßt oder verächtlich. Nur zu einem zieht ihn sein Herz, zu Bassanio; er lebt nur im Gefühl seiner Freundschaft für Bassanio, nur seinetwegen liebt er die Welt:

> Der theu'rste Freund, der liebevollste Mensch,
> Das unermüdet willigste Gemüth
> Zu Dienstleistungen, und ein Mann, an dem
> Die alte Römer-Ehre mehr erscheint,
> Als sonst an wem, der in Italien lebt.

Und dieser Bassanio, den er so innig liebt, ist wenig mehr, als einer von den andern verständig und edel durch Antonio, unbesonnen, verschwenderisch und lebenslustig

in der Gesellschaft anderer, er liebt Antonio, aber eben so sehr das Vergnügen, und nicht eher verläßt ihn sein Leichtsinn, als bis der edelste Freund, dem er sein ganzes Glück verdankt, im Begriff steht, für ihn und zum Theil durch seine Schuld sein Leben zu opfern.

Daß Antonio dieß fühlte, ist nicht gesagt; aber Shakespeare läßt statt seiner das Leben selbst reden. Im ersten Akt tritt Antonio traurig auf, ohne bestimmte äußere Veranlassung; die Scherze der Venetianischen Edeln, die sich bemühen ihn zu erheitern, sind ihm zuwider; der Liebe glaubt er sein Herz verschlossen, weil es ganz die Liebe zu Bassanio füllt. Schweigsam und verschlossen gegen alle andere, öffnet er nur gegen den Freund sein edles Gemüth. Diesem zu dienen bricht er seinen Grundsatz und leiht auf Zins, von dem jüdischen Wucherer, den er haßt, und steht nicht an, sein Leben zum Pfand zu setzen. — Der gräßliche Schuldschein ist (im dritten Akt) verfallen, Shylok wezt das Messer auf Antonio's Brust; kein Wort des Unmuths, keine Klage! Nur einen Wunsch noch hegt er:

Pray God, Bassanio come
To see me pay his debt, and then I care not!

(Gebe Gott, daß Bassanio komme und sehe mich seine Schuld bezahlen; dann sorg' ich nichts.)

Er schreibt an ihn, theilt ihm kurz die Unglücksfälle mit, die ihn verhindert haben, die Verschreibung einzulösen, und spricht den Wunsch aus, ihn bey seinem Tode zu sehn; doch nur wenn freye Liebe ihn bewegt, nicht überredet durch seinen Brief.

Hierin einen Widerspruch mit Antonio's Charakter zu sehen, vermag ich nicht. Rein verständige Großmuth, weichliche Empfindsamkeit würden vielleicht dem Freunde den schmerzlichen Anblick, wie man es verlangt, erspart haben; schwerlich die Liebe, die, wenn sie auch die reinste und edelste ist, für geliebten Gegenstand zwar keine Aufopferung scheut, aber auch den Lohn nicht von sich weist. Antonio hat sich aufgeopfert für den Freund, der ihm mehr, als alles ist; und er fühlt, daß dieser seine Liebe jezt erkennen und erwiedern muß, nicht mehr mit jener flüchtigen Neigung, die man gewöhnlich Freundschaft nennt, sondern mit der vollen ungetheilten Glut der Seele, die ihn selbst durchflammt. Und diesen Moment, in dem er die Gewißheit der Liebe Bassanio's erhalten muß, soll er versäumen, um diesem einen Schmerz zu ersparen, der den Freund später doch treffen muß und der durch ihn selbst und durch den Anblick der Ergebenheit, mit der er den Tod leidet, gemildert, gewiß nicht wesentlicher geschärft werden kann. Auch Kindern muß der Anblick eines Vaters auf dem Todbette sehr schmerzlich seyn, und doch versagt sich der Sterbende den Trost nicht, seine Lieben in den lezten Augenblicken um sich versammelt zu sehen. Und weiß man nicht von Freunden, die einander auf das Blutgerüst begleitet haben? — Aber die Liebe ist auch grausam; und wenn sie dem Geliebten kein andres Zeichen ihrer Glut geben kann, so erregt sie ihm lieber Schmerz, als sie den Gedanken, vergessen zu seyn, erträgt. Denke an Rousseaus Banddiebstahl und Verläumdung, wer sein eignes Herz nicht kennt!

Mit Recht weisen wir also hier den Vorwurf der Inconsequenz zurück, der Shakespeare nur dann treffen würde, wenn sein Antonio nur in einem jener gewöhnlichen lauen Freundschaftsverhältnisse zu Bassanio stünde und nicht ihm verbunden wäre durch die Bande der zartesten Neigung. Oder gibt es etwa wahre Liebe nicht außer der ehelichen? Ist es nicht Liebe, wenn Antonio, da Bassanio von ihm scheidet, ihn bittet, jener Schuld zu vergessen und die Gedanken ganz auf die Bewerbung um die Braut zu wenden? wenn dabey seine Augen sich mit Thränen füllen und er abgewandt, um seine Rührung zu verbergen, ihm stumm die Hand drückt?

Daß nun, nachdem Bassanio erschienen ist, in der Gerichtsversammlung oder vor derselben keine zärtliche Scene folgt — wer wird die von Antonio's festem männlichen Sinn erwarten? Er stirbt für seinen Freund und durch das Gesetz Venedig's; daß dieß um seinetwillen und zur Gefährde des Staats gebeugt werde, verlangt er nicht; er sezt Ruhe und Geduld der Wuth des Juden entgegen. Nur eine Bitte richtet er an Bassanio:

Empfehlt mich eurem edlen Weib, erzählt ihr
Den Hergang von Antonio's Ende, sagt,
Wie ich euch liebte, rühmt im Tode mich,
Und wenn ihr's auserzählt, heißt sie entscheiden,
Ob nicht Bassanio einst geliebt ist worden.

Und nachdem eine unverhoffte Wendung der Sache Antonio gerettet, den Juden ihm in die Hände gegeben hat; jezt erst soll Antonio seiner unwürdig handeln, mit dem Gut des Elenden sich bereichern und mit bitterm Hohn die Gnade schmälern, die das Gericht ihm bereits erwiesen hat. Der Herzog hat die eine Hälfte der Buße, die ihm zugefallen war, Shylok erlassen; Antonio, aufgefordert, die Gnade zu bestimmen, die er ihm angedeihen lassen will, antwortet:

So please my lord the duke, and all the court,
To quit the fine for one half of his goods;
I am contend so he will let me have
The other half in use — to render it,
Upon his death, unto the gentleman,
That lately stole his daughter. etc.
Beliebt mein gnäd'ger Herr und das Gericht
Die Buße seines halben Guts zu schenken;
So bin ich es zufrieden, wenn er mir
Die andre Hälfte zum Gebrauche läßt,
Nach seinem Tod dem Mann sie zu erstatten,
Der kürzlich seine Tochter stahl.

Noch zweyerley beding ich: daß er gleich
Für diese Gunst das Christenthum bekenne,
Zum andern, stell er eine Schenkung aus,
Hier vor Gericht, von allem, was er nachläßt,
An seinen Schwiegersohn und seine Tochter.

Aber diese Stelle, die Shakespeare noch mehr, als seinem „Königlichen Kaufmann“ zur Unehre gereichen würde, ist sehr verdächtig und in ihrer jetzigen Gestalt gewiß verderbt. Selbst Johnson, mit seinen Bärentatzen, hat dieß gefühlt; er schlägt vor, anstatt upon his death zu lesen upon my death (nach meinem Tod); dadurch wird aber wenig gebessert.

Denn zuvörderst scheint der ganze Satz: So please my lord; — I am content, so he will let durch seine unkorrecte Construktion Shakespeare's nicht würdig. Die Wiederholung des so (Wenn es dem Herzog beliebt; — so bin ich zufrieden — wenn) ist matt; und das he in dem zweyten Bedingungssatz könnte eben so gut auf den Herzog als auf den Juden bezogen werden: eine Ungenauigkeit, die Shakespeare leicht hätte vermeiden können.

Und dann, welchen Sinn gibt die ganze Stelle an und für sich? Wenn der Herzog ihm die eine Hälfte der Buße schenkt; so bin ich zufrieden, — nicht auch meinerseits ihm die andere Hälfte zu erlassen, wie man erwarten sollte — sondern: wenn er mir von der andern den Mißbrauch lassen will. Freylich auch ein Geschenk; wenigstens verliert der Jude nun das Capital nicht! — Ein ächt Jüdisches Geschenk. Und den Nießbrauch wie lange? bis zu meinem Tode? — keinesweges! Bis zum Tode des Juden! Fürwahr ein seltenes Geschenk, um sowohl den Geber, als den Begabten zur Verzweiflung zu bringen. Jener kommt an den Bettelstab, sobald die Schenkung vollzogen wird — was bey Shyloks hohem Alter nicht lange anstehen kann; — dieser erhält seine Güter zurück, wenn er — begraben worden ist!

Und für diese Gunst (for this favour!), daß Antonio, so lange Shylok lebt, die Einkünfte seines Vermögens verzehrt und ihm das Vergnügen des Zusehens läßt; sobald er aber gestorben ist, es den ärgsten Feinden desselben übergeben will; für eine so ausgezeichnete Gunst verlangt Antonio nichts weiter, als — daß der Jude ein Christ werde und sogleich aus christlicher Milde die Verfügung treffe, daß nach seinem Tode auch die andere Hälfte seines Vermögens an seine ungerathene Tochter, die ihn bestohlen hat, und an den Verführer derselben falle.

Und solcher Abgeschmacktheit kann man Shakespeare fähig halten? Ich wenigstens nicht; denn ich finde im englischen Text statt derselben nichts, als einen Schreib- oder Druckfehler, den man nur zu korrigiren braucht, um Alles klar und vernünftig zu machen. Man schreibe, statt: I am content, so he will let me have mit einer unbedeutenden Veränderung in drey leicht verwechselten Wörtlein:

I am content and I will let him have etc.

Wenn es meinem Herrn, dem Herzog und dem Hof beliebt, die Buße für die eine Hälfte seiner Güter ihm zu erlassen; so bin auch ich dasselbe zufrieden und will ihm den Nießbrauch der andern Hälfte überlassen, doch unter der Bedingung — und nun steht es Antonio allerdings zu, Bedingungen zu setzen, — daß sie nach seinem Tode an den Edelmann zurückfällt, der seine Tochter entführt hat.

Hierin liegt nichts, das mit Antonio's Edelmuth im Widerspruch stünde; er denkt nicht einmal daran, seine Hände nach des Juden Gut auszustrecken; er vergißt den grimmigen Haß, dessen Wuth er eben erst entrissen worden ist, überläßt den Theil des verfallenen Vermögens, der ihm zuerkannt worden, seinem Feind und geht arm davon. Daß er nur den Nießbrauch dem Juden überläßt, ist seine Pflicht; denn er nähme Theil an der Ungerechtigkeit des Juden, wenn er diesem zuließe, da es in seiner Macht steht, ihm zu wehren, seiner Tochter ihr rechtmäßiges Erbe zu entziehen.

Aber er begnügt sich damit nicht; er verlangt auch noch, daß Shylok das Christenthum annehme und auch die andere Hälfte seines Vermögens nach seinem Tode auf seine Tochter und ihren Mann vererbe. Das scheint allerdings grausam; aber nicht dem Römersinn Antonio's. Er übt keine Rache, aber auch nicht weichliche Großmuth auf Kosten der Gerechtigkeit. Der Tochter kommt das Erbe ihres Vaters nach seinem Tode zu, ihr muß es erhalten werden. — Der Jude hat bisher die Christen mit tödtlichem Haß verfolgt, nicht aus fanatischer Ueberzeugung von der Vorzüglichkeit seiner Religion vor der christlichen, sondern weil er in der Grausamkeit der Christen gegen die Juden eine Beschönigung seiner eignen Unmenschlichkeit fand. Nicht das Christenthum ist ihm verhaßt, sondern die christliche Liebe, die Heucheley, die eben so schlecht handelt als er, und durch ihren gleissenden Schein ihm seinen Gewinn verderbt.

Wie sieht er einem falschen Zöllner gleich!

ruft er aus, als Antonio kommt,

Ich haß ihn, weil er von den Christen ist.

Daß Antonio, nachdem er durch seinen Edelmuth den Juden widerlegt hat, von ihm verlangt, daß er seinen Haß gegen die Christen ablege, für den er jezt keine Gründe mehr anführen kann, ist doch wahrlich nicht unbillig; daß er seinen Uebertritt zum Christenthum verlangt, eine nothwendige Folge — die einzige Gewähr, die Shylok für das erste geben kann, und damit zugleich auch seine Versöhnung mit der Tochter eingeleitet.

Unsre Conjectur, die so viele innere Gründe für sich hat, indem sie den einzigen Flecken aus Antonio's Cha-

rakter tilgt, wird übrigens auch äußerlich dadurch gestützt, daß Antonio in der That arm den Gerichtshof verläßt; was doch keinesweges der Fall war, wenn er den Nießbrauch der Hälfte von dem bedeutenden Vermögen Shyloks behielt.

Ihr gabt mir Leben, Theure, und zu leben.
(Sweet lady, you have given me life and living).

ruft er aus, als Portia zu Belmont ihm Nachricht gibt, daß seine Schiffe sicher im Hafen eingelaufen sind.

Mehr kann man zur Bestätigung einer Conjectur, wie diese, kaum verlangen; und es bleibt nur wunderbar, daß keiner der englischen Commentatoren, so wenig als der deutsche Uebersetzer, sie nicht schon längst gemacht hat.

Dr. Hermes.

Pädagogik.

Pädagogische Anekdoten und Erzählungen, gesammelt von einem praktischen Schulmann. Berlin bey Enslin. 1825.

Die Idee dieses Werks ist sehr glücklich. Seltsamkeit der Lehrer und Naivetät der Kinder machen die Schule oft genug zu einem komischen Theater der originellsten Art. Pedanterey und Ueberspanntheit führen hier ewig den kleinen Krieg mit Unverstand und Mutterwitz, und der Zufall übt seine wunderlichen Launen. Jeder erinnert sich aus seiner eigenen Jugend mit Vergnügen an die Anekdoten seiner Schuljahre, und eine Zusammenstellung von Späßen dieser Art wird immer aufgelegte Leser finden. Außerdem kann sie auch noch einen höheren Werth in sich tragen, und die Psychologie bereichern. In den Aeußerungen der Kinder liegt oft ein tiefer Sinn verborgen, der dem Forscher der menschlichen Seele zu reicher Betrachtung Anlaß gibt.

Die vorliegende Sammlung enthält viel Lächerliches und viel psychologisch Merkwürdiges, und wenn sie im Verhältniß zum Stoff wohl etwas zu klein genannt werden darf, so wird doch dadurch dem Gegebenen sein Werth nicht abgesprochen. Wir geben einiges zur Probe:

„Ein Greis, der vom Weintrinken eine rothe Nase hatte, sagte zu seinem jungen Enkel bey Tisch: Du mußt Brod essen, Brod macht die Wangen roth! Da hast Du wohl viel Brod geschnupft? fragte der Knabe. — Man bemerkte einer Krämersfrau, daß ihre Kinder so betrübt aussehen. Ach versezte sie, wir schlagen sie genug, daß sie lustig werden sollen. — Ein Knabe wollte Zuckerbäcker werden, um seinem Vater das Alter zu versüßen. — Ein Knabe, der eben vom Wassertode gerettet worden war, äußerte sich, er habe sich über nichts mehr geängstigt, als daß er so nackend vor dem lieben Gott erscheinen sollte. — Ein Mädchen, das den heiligen Petrus mit dem Himmelsschlüssel im Bilde gesehen hatte, sah unverwandt zum Himmel, und suchte das Schlüsselloch. — Ein Schüler übersezte den Satz: Praesenti medico nihil nocet, Präsente schaden einem Arzte nichts. — Ein Pfarrer zeigte den Kindern die runde Gestalt der Erde an seiner runden Dose; da er aber des Sonntags eine viereckige Dose trug, so antworteten die Kinder, als ein dritter sie frug, wie die Erde geformt sey? sie sey am Werkeltage rund, am Sonntag aber vierkantig. — Ein Professor erzählte in seinen Vorlesungen über die Mathematik: als Pythagoras seinen berühmten Lehrsatz erfunden hatte, war er darüber so erfreut, daß er den Göttern eine Hekatombe (von hundert Ochsen) opferte. Daraus läßt sich erklären, wie noch immer alle Ochsen bey der Entdeckung einer neuen Wahrheit zittern."

Literarische Rechtsfrage.

In einer norddeutschen Zeitschrift No. 19. v. J. 1824. S. 76. steht ein ganz verständiges Raisonnement über und wider die Censur im Allgemeinen, und darunter wörtlich folgende

„Anmerkung des Censors: der Artikel Censur kann gedruckt werden, wenn gleich darunter gesezt wird: Mit Erlaubniß der Censur gedruckt, als ein Probestück der schiefen Urtheile, welche über sie ausgesprochen werden."

Daß ein Censor streichen kann, was er will, ist eine bekannte Sache; aber ist er denn auch berechtiget, auf eine anmaßende und absprechende Art öffentlich drein zu reden? Ist er berechtiget, das Imprimatur von der Bedingung abhängig zu machen, daß seine unfertige oder unmotivirte Meynung über die Sache gleich auch mit abgedruckt werde? *) Und darf überhaupt ein verständiger Censor Bedenken tragen, einen trockenen Vortrag der gegen die Censur im Allgemeinen statt findenden Gründe abdrucken zu lassen? Hat man doch noch nicht gehört, daß Schriften gegen das Institut der Douane in den Zollämtern angehalten würden. Ich bin nicht gegen die Censur; ich glaube, daß sie bey dem Mangel einer guten positiven Gesetzgebung über die Preßvergehen unentbehrlich ist; ja ich fürchte sogar, daß eine völlige Preßfreyheit die Schriftsteller aus dem Regen unter die Traufe bringen, und dieselben unendlichen, Zeit, Geld und Ruhe raubenden Proceßplagen preisgeben würde: aber ich meine, das Recht eines Censors dürfe durchaus nicht über das stillschweigende Passirenlassen oder Streichen hinausgeben. Sonst werden die Censoren am Ende Recensenten, die gleich in calce die Schriften kritisiren. **) — Y.

*) Warum nicht? Das ist Sache zwischen ihm und der Redaction. Läßt sie seine Glossen mit drucken, so ist er vel quasi als Mitarbeiter zu betrachten, und dagegen wäre nicht viel mehr zu sagen, als daß solchenfalls etwas gedruckt wird, was niemand censirt hat, als derjenige, der es schrieb. Müllner.

**) Wenn sie Verstand und Kenntniß des Gegenstandes besitzen, so wäre das eben nicht so übel. Sie könnten sich dadurch oft noch nützlicher machen, als wenn sie, nach dem Vorschlage von Goethe in Kunst und Alterthum Bd. 2. Heft 2. S. 184 bey dem Censiren der Aushängebogen dem Unwesen der Druckfehler zu steuern suchten. In der That wird ein Censor von Kopf sich oft in dem Falle sehen, wo er durch eine kurze Marginalwiderlegung des Autors für Reinhaltung der öffentlichen Meynung besser wirken könnte, als durch Unterdrückung fremder Ansichten, die am Ende doch ihren Weg in das Publikum finden. M.

Nr. 81.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 11. Oktober 1825.

Reise-Literatur.

Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert. Nach dem Englischen des A. Vieusseur von Georg Lotz. Zwey Bändchen. Berlin, 1825. In der Vereinsbuchhandlung.

„Von seiner Jugend an mit der Sprache und den Sitten der Italiener vertraut — unter Welschlands mildem Himmelsstriche aufgewachsen — demselben aber entzogen, bevor sich frühe Eindrücke zu Vorurtheilen gestalten konnten, war von allen denen, welche bisher über dies klassische Land schrieben, vielleicht niemand dazu geeigneter, als der geistreiche Verfasser des vorliegenden Werks, der sich Jahre lang in mehreren der interessantesten Länder Europa's aufhielt, nach dem lezten Frieden aber in das Land seiner Kindheit zurückkehrte, und nun mit einem unter der Sonne der Erfahrung gereiften Verstande Italien durchwanderte. Er hat seine Schilderungen mit historischen Notizen, Charakterzügen und Anekdoten anmuthvoll durchwunden, und so ein Gemählde aufgestellt, welches nicht nur den ernsten Leser, sondern auch den nur Unterhaltung suchenden befriedigen wird.“ Diesem Vorwort des Uebersetzers stimmt Ref. vollkommen bey. Es ist ihm bisher noch keine so übersichtliche und doch im Detail so reiche Schilderung Italiens bekannt geworden. Besonders verdient die gefällige Gruppirung alle Auszeichnung. Wir finden uns in dem Reichthum der italienischen Welt gleich durch zwey Brennpunkte orientirt, wodurch sie in zwey elliptisch verschlungene Sphären zerfällt, indem die Eigenthümlichkeiten des Nordens und Südens von Italien scharf gesondert werden. Ein Auszug dieser Charakteristik wird von dem Geiste des Werkes zeugen.

„Im Süden ist es, wo wir den eigentlich klassischen Boden Italiens finden, — das Land der Alterthümer und der erhabenen Erinnerungen — das Land der schönen Künste. Dem Süden besonders gehören die von den Dichtern und Reisenden beschriebenen romantischen Scenen an; — die herrlichen Mondscheinnächte — der azurne Himmel, — das dunkelblaue Meer, — die purpurroth gefärbten Berge, — die Wälder von Orangen-, Citronen- und Olivenbäumen. Da findet man Männer gesetzlos und ungestüm; und Frauenschönheit, mild wie ihr Klima und sonnig wie ihr Himmel. — Da leben in der Natur die Originale der Landschaften Salvator Rosa's, der Madonnen Raphaels; da wurden Pergolesi, Cimarosa und Paesiello begeistert. Die Wunder Michael Angelo's, St. Peter's Dom, das Colliseum, das Pantheon, da werden sie gefunden! Es ist das Land Dante's, Machiavelli's und Tasso's, — es war das Geburtsland Scipio's und Cicero's.

„Nord-Italien dagegen ist das Land des Ueberflusses; es ist weniger poetisch, aber besser angebaut. Auch ihm fehlen indessen nicht Erinnerungen an ruhmvolle Thaten, an große Männer; gehören diese gleich einer späteren Zeit an, treten sie gleich weniger imposant hervor. Es gebar Doria, Titian, Correggio, Ariosto, Alfieri und Canova. Der Norden gab die besten Soldaten, der Süden die schlauesten Politiker. Die südlichen Maler zeichneten sich aus durch das Genie der Erfindung, und durch Kühnheit der Zeichnung; die nördlichen durch Zartheit und Wärme des Kolorits, und durch sanfte Umrisse. Die Architektur des Südens ist colossal und imposant, die des Nordens ausgeführter, bequemer.

„Die Gegenden beyder Abtheilungen sind im gleichen Maaße verschieden; Nord-Italien ist größtentheils eine fruchtbare, von vielen Flüssen bewässerte Ebene, die in gut gebaute Felder und Gärten abgetheilt, mit Städten und Dörfern angefüllt, und von einem zahlreichen fleißigen Menschengeschlecht bewohnt ist. Die Landschaft ist üppig, aber einförmig; — man sieht nur große, eben und grade hinlaufende Landstraßen, lange endlose Alleen; die sich im fernen Nebel zeigenden Gipfel der Alpen und Apenninen bringen allein einige Abwechselung in das Monotone der Scene. In Süd-Italien dagegen verändert sich die Ansicht des Landes fast alle zwanzig Meilen. Da gibt es entzückende, von

„himmelanstrebenden Bergen umschlossene Thäler; — „Ströme, die, zu einer Jahreszeit furchtbar angeschwollen, ihre schäumenden Wogen donnernd dahinrollen, zu „einer andern aber, zu unbedeutenden Bächen hinabgesunken, ihre leichten Wellen nur über felsiges Bette „hinspülen; Ebenen, weit und unangebauet, mit Trümmern vormaliger Größe angefüllt, bewohnt von wilden „Stieren und von noch wilderen Menschen; — in deren „Mitte die stolzeste Stadt der Welt ihr schwermüthiges „Haupt erhebt. — Weiterhin gewahrt man verfallene „Schlösser und Burgen, hoch oben auf fast unersteigbaren Höhen gelegen; und noch südlicher die reichen Ebenen von Campagna und Apulia, die lieblichen Ufer „von Parthenope, umgeben von den Apenninen, welche „immer höher und höher steigen, immer wilder und wilder werden, je mehr sie sich dem Süden nähern, bis sie „endlich, zwischen den beyden Meeren eingepreßt und „die ganze Breite der Halbinsel einnehmend, in der Provinz Kalabrien ihre schwarzen Gipfel auf einander thürmen. Dort, an der äußersten Grenze Italiens, leben „Menschen, dem übrigen Europa nur wenig bekannt, und „wild wie die Bewohner der gegenüber liegenden Küste „von Albanien, voll eines ungebildeten Genie's; unwissend, aber mit natürlichem Verstande begabt; muthig, „aber zügellos, treu gegen ihre Freunde, aber gränzenlos „rachsüchtig gegen ihre Feinde; der edelsten und der „schwärzesten Thaten fähig.

„Die Nord-Italiener haben weniger von den Eigenthümlichkeiten, welche die gefallenen Abkömmlinge „des alten Roms bezeichnen. Sie haben mehr Aehnlichkeit mit ihren Nachbarn, den Franzosen, Schweizern und Teutschen, mit denen sie seit langer Zeit schon „in Berührung waren, und von welchen sie Manches angenommen haben. Ihre Sitten sind milder; ihre Begriffe gleichen mehr denen des übrigen Europa's; sie „haben mehr das Gepräge einer modernen Nation; kurz „sie besitzen die guten und schlechten Eigenschaften des „civilisirten Europa's.

„Die Süd-Italiener dagegen sind, mit Ausnahme „der Bewohner Toskana's, in Rücksicht der modernen „Bildung und Verfeinerung noch weit zurück. Sie haben etwas Charakteristisches, das sie von andern Nationen unterscheidet; sie besitzen mehr die persönliche „Unabhängigkeit eines halbcivilisirten Volks, leben sie „gleich unter unumschränkten Regierungen; sie haben „stärkere Leidenschaften, aber auch mehr Enthusiasmus „für das Schöne, besonders im Betreff der Werke der „Kunst und der Musik. Süd-Italien ist das eigentliche „Vaterland der Malerey und des Gesanges. — In der „Mitte dieses Zauberlandes erheben sich drey große Städte, „die Sammelplätze der Reisenden; — alle drey schön und „berühmt, ist gleich jede von ihnen von den andern beyden unendlich verschieden. Florenz, die Stadt italienischer Geselligkeit, italienischer Höflichkeit und Eleganz, so wie der Sitz der schönen Literatur. Rom, „die Stadt der Monumente, des religiösen Pompes, der „Tempel der Künste, der Aufenthalt einer gewissen feyerlichen Würde, der ihrem Namen und dem, was sie „einst war, gebührt. Neapel endlich, die Stadt der „Fröhlichkeit, des Leichtsinns und der Wollust, die Sirene Italiens, das verzogene Lieblingskind einer zu „gütigen Natur, das Land der Sinne, aber auch das „Land der Phantasie.“ —

Nach dieser Einleitung beginnt die detaillirte Schilderung, zuerst des Königreichs Neapel, dann Toskana's, der Lombardey, der Sardinischen Staaten, der westlichen Küsten, Sicilien's und der Inseln. Die einzelnen Gruppen werden durch die Reiseroute des Verfassers lose verbunden, ohne daß die Schilderungen dadurch fragmentarisch oder aphoristisch würden. Von jeder grossen Landschaft wird uns ein eigenthümliches rundes Gemählde entworfen. An die geographische und pittoreske Ansicht der Gegenden schließen sich die besondern Beschreibungen der Hauptstädte und des Landes, des bürgerlichen Zustandes, der Sitten, der Kunst und Bildung. Ein besonderer Abschnitt im ersten Bande enthält die politische Geschichte Italiens unter der lezten Franzosenherrschaft, und ein anderer Abschnitt im zweyten Bande eine Uebersicht der italienischen Literatur, so daß sehr schicklich das Allgemeine, was bey den einzelnen Schilderungen nicht umfassend genug dargestellt werden könnte, aus dem Besondern herausgestellt wird. Dabey nimmt es vielleicht Wunder, daß in diesem interessanten Werke von Rom, dem Papst und der Kirche nur äusserst wenig die Rede ist. Damit scheint dieser Beschreibung gerade die Hauptsache, der edelste Stein in der Krone zu fehlen, und wenn man schon nicht in Rom seyn kann, ohne den Papst gesehen zu haben, wie kann man wohl gar in Italien Rom übersehen? Indeß hat der Verfasser Recht, wenn er sich damit entschuldigt, daß über Rom schon von Andern Alles gesagt worden ist, und wir müssen gestehen, daß die Schilderung des übrigen Italiens ausnehmend gewinnt, indem das Auge von dem glänzenden Rom abgezogen wird.

Dichtkunst.

Dernier chant du pélérinage de Childe Harold par de la Martine. Paris, 1825. 8.

Wie die Trümmer einer verfallenen Felsenburg, sie mögen über Saatfelder und grüne Wiesen von fern in's freundliche Thal zu uns hinüberschau'n, oder aus wildem Gesträuch und Waldesdunkel in schroffes Geklüft hinabdrohn, gleich düster, gewaltig, schroff und entgegen-

starren; so der Geist des Dichters, dessen Gemüth zerrissen ist, gleich finster, zornig, glühend in Liebe und Leid, in Lust oder Schmerz. Er mag die wilde Schlacht oder das Stillleben des Friedens, die einsame Hütte oder den stolzen Pallast darstellen, in brausendem Orgelsturm oder in süßem Flötenton sein Lied singen. — Ein Weheruf wird, eine schneidende Dissonanz, durch alle diese Töne hindurchdringen und jenes Mißbehagen in uns erwecken, welches jeder Widerspruch mit sich selbst in dem ruhigen Beobachter zurückläßt. Ein solcher Dichter war Lord Byron. Leben und Poesie waren ihm, wie jedem wahren Dichter eins; und wenn der Mißton, in welchen jede Production der leztern bey ihm ausgeht, in dem erstern durch seine Aufopferung für die heilige Sache der Freyheit und Menschheit gelöst erscheint, so wird dadurch auch das schmerzliche Gefühl gemildert und verklärt, das seine Gedichte erwecken, und der Leser verzeiht Menschenhaß und Verachtung dem Helden, der im Kampfe für Menschenwohl den Tod fand.

Von einer ähnlichen Ansicht scheint auch de la Martine ausgegangen zu seyn, als er an die Wanderungen des Childe Harold, die wir bey unsern Lesern wohl als bekannt voraussetzen dürfen, die lezte, ruhmvolle des Dichters selbst anknüpfte, und indem er ihn so mit seinem Helden identificirte, auf diesen die Bewunderung, mit der wir von dem Grabe des erstern scheiden, mit übertrug.

„Düster und schroff, wie Byron selbst, (schreibt unser Pariser Correspondent) trat Childe Harold uns entgegen, und das Interesse, das er unwillkürlich in uns erregte, galt eigentlich weniger ihm, als der Persönlichkeit des Dichters. — Das ist Byrons größte Kunst, daß er seinen Leser wider Willen an die eigenen Gemüthsbewegungen fesselt, sowohl an die, welche er ihm ganz enthüllt, als die, vor denen er den Schleyer nicht hebt; und nirgend mehr, als im Childe Harold, erhält er den Triumph, uns traurig zu machen ohne wirkliche Ursache der Traurigkeit und gleichsam allein durch den harmonischen Fall seiner Verse. Was ist es, das Childe Harold uns darbietet? Glänzende Schilderungen aus Griechenland, aus Italien, aus dem großherzigen Spanien, das alles, bis auf seine Jungfrauen Theil nehmen sieht an dem Vertilgungskampf gegen den ausländischen Unterdrücker. Diese Gemälde, in dem glänzendsten, aber auch im düstersten Ton gehalten, durch eine Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit, der nur dieß Versmaaß sich hingeben kann, belebt, folgen sich unter dem Pinsel des Meisters in so schneller Eil, daß sie kaum der Bewunderung Zeit lassen, darauf zu verweilen. In diesen lebensvollen Bildern, welche doch zugleich auf das treueste die Wirklichkeit wiedergeben, weht die lyrische Begeisterung der pindarischen Ode, und erhält sich durch vier Gesänge auf gleicher Höhe. Aber von allen Falten unserer Seele wird keine so sehr, als die Empfindsamkeit (sensibilité) berührt. Wir sind verstimmt, verwirrt; eine Art trauriger Neugierde bleibt uns beym Schluß des Gedichtes zurück. Und woran knüpft sich dieses sonderbare, unbeschreibliche Gefühl? An ein Paar Strophen, worin uns ein chimärisches Wesen von seinem Mißbehagen, von seinem Widerwillen spricht? an diese freywillige Verbannung, die er sich selbst auferlegt hat, fern von den Seinigen und dem Vaterlande, und in welche wir uns unwillkürlich selbst mit hineingezogen finden? Wahrlich dieser Childe Harold ist keine bloße poetische Fiction! Die Einbildungskraft würde, wenn sie allein ihn geschaffen hätte, für einen solchen Charakter schwerlich Gnade gefunden haben; aber wer möchte sein Mitleiden dieser Traurigkeit versagen, die so wahr ist und so tief gefühlt, diesem bittern Widerwillen gegen die Menschen und alle Dinge, den der Verf. selbst gewonnen hat, und gegen welchen er eine Zuflucht sucht in der Anstrengung des Denkens und in der Betrachtung der Meisterwerke der Natur. Man fühlt es nur zu sehr, daß dieser tiefe Eckel, dieß Mißbehagen, welches aus Allem athmet, nicht die Frucht eines Tages sind. Man fragt ihn mit Theilnahme, wie und unter welchen häuslichen Verhältnissen dieß Schicksal ihn getroffen habe; und wie der Schmerz in unsrer Brust immer einen natürlicheren und wahreren Wiederhall findet, als die Freude; so betrübt man sich über das Leiden des Menschen, indem man jene ausgezeichnete Organisation des Poeten bewundert, die ihn zu dem gefährlichsten Feind seiner Ruhe macht."

„Dieß sind die Gefühle, welche Childe Harold in uns erweckt hat. Der französische Dichter, welcher den Faden, den Byron fallen gelassen, wieder aufnimmt, scheint dieselben zu theilen; aber er sieht für Childe Harold eine neue Bahn des Ruhmes und der Versöhnung sich öffnen. Er ist dem neuen Tyrtäos, dessen Lied — wenn es auch nicht den Sieg erzwingen kann — doch die feige Liebe zum Leben verscheucht, die gegen die Stimme des Ruhms taub macht, bis in das Feldlager der Griechen gefolgt; er zeigt ihn uns zulezt, ausgestreckt, in der Blüthe seines Alters, in der vollsten, ungeschwächtesten Kraft seines Geistes, auf dem Todesbett, wie er selbst die rührende Anrede verdient, die einst er an die Manen eines Freundes gerichtet: „Was hattest du gethan, daß du einen so dunkeln Tod mußtest sterben?" Wie reich an Geist und Talent dieses Werk des Herrn de la Martine indessen auch ist; so zeigt er sich doch in demselben seinem Stoff nicht gewachsen. Seine Poesie, die sich durch Erhabenheit und schöne Harmonie auszeichnet, entbehrt dagegen des Lebens und der Beweglichkeit. Der langsame und feyerliche Schritt der Alexandriner, der sich so trefflich eignete für die contemplative Poesie des Herrn

de la Martine, ist für flüchtige, abgebrochene Schilderungen und Bilder in Byrons Art und mit einem Worte, für alles, was Leben und Bewegung verlangt, weniger günstig. Es gehörte ein unermeßliches Talent dazu, um in dieser Versgattung einen Reichthum an Ideen, die alle unabhängig von einander seyn müssen, zu zeigen, wie er hier gefordert wird. Dieß ist der Grund, weßhalb die Stärke unsrer größten Französischen Dichter in den Entwicklungen beruht. — Welche Verschiedenheit zwischen beyden Dichtern! Die leichte Spenser'sche Stanze wird unter Byrons Händen noch gewandter und biegsamer, als sie schon ihrer Anlage nach war; der Leser, wie von einem reissenden Strome fortgerissen, bemerkt kaum die doppelten Fesseln des Versmaßes und des Reims, in denen das Talent des Dichters sich frey bewegt. Aber wie viel fehlt zu gleicher Leichtigkeit Herrn de la Martine? Er selbst verwahrt sich zwar mit großem Bedacht gegen jede Vergleichung mit seinem Vorbild; aber diese Vorsicht kann ihn nicht entschuldigen. Er mußte sich, als er einen fünften Gesang des Childe Harold ankündigte, darauf gefaßt machen, daß der Leser von ihm Rechenschaft über das Interesse fordern würde, das die vier ersten Bände in ihm erregt hatten; und sein Gedicht gibt dieselbe in keiner Weise. Denn wenn auch manches Lobenswerthe in demselben enthalten seyn möchte; so trifft doch dieses Lob immer nur einzelne sinnvolle Verse, die aber selbst mehr, als alle andere Schwierigkeiten, die der französische Dichter nicht zu überwinden wußte, dazu beytragen, den Fortschritt der Handlung aufzuhalten und den Gesammteindruck zu schwächen. Diese Bearbeitung eines Stoffes, der freylich eine ganz andere Form verlangt hätte, wiederholt also alle Fehler, die man an den Méditations poétiques desselben Verf. getadelt hat, ohne uns dafür auch eben so oft durch die Schönheiten derselben schadlos zu halten, und es wird ihm für die Zukunft zu empfehlen seyn, bey der Wahl seiner Gegenstände, nicht aus der Bahn zu schreiten, in welcher seine Poesie sich ihrer Natur nach bewegt."

Gedichte von Karl Streckfuß. Neue verbesserte Ausgabe. Leipzig b. Brockhaus. 1823. 237 S. 8.

Die meisten dieser Gedichte sind in derjenigen Sammlung enthalten, welche unter dem nämlichen Titel i. J. 1811 bey Gerhard Fleischer dem jüngern erschienen ist, ohne daß das Publikum sonderliche Notiz davon genommen hätte. Zum Theil mag der Grund davon in den Zeitläuften gelegen haben, welche dieser Sammlung unmittelbar folgten; zum Theil aber auch in den Gedichten selbst, denen es an Kraft fehlt, an Kraft der Phantasie wie der Empfindung. „Ich bin mir bewußt," sagte damals der Verf. im Vorworte, „dem Schönen nachgestrebt zu haben, selbstständig, mit eigenem Herzen und Geiste." Das mag seyn; aber es ist nicht genug, um einer Sammlung einzelner Poesien Eingang bey der Nation und Wirkung auf dieselbe zu verschaffen. Dazu gehört, außer der Selbstständigkeit, auch Reichthum des Geistes und des Herzens, und zwar um so mehr, je gebildeter des Dichters Geschmack ist, und je mehr er die Sprache und die Verskunst in seiner Gewalt hat. Beydes ist bey Streckfuß der Fall, und die Kritik hat ihm beydes zugestanden, noch ehe er mit seiner Verdeutschung des Ariost gegen Gries in die Schranken trat. Aber jenen Reichthum hat sie vermißt, und wird ihn auch hier, in den neu hinzugekommenen Gedichten, nicht finden. Die Elegie, der Traum, den Manen der Geschwister Körner geweiht und i. J. 1815 gedichtet, ist ein Gelegenheitsgedicht, worinnen die Empfindungen, welche Theodor Körner's und seiner Schwester Tod in dem Dichter erregt hatte, viel zu lang ausgesponnen sind, als daß sie das große Publikum lebhaft ansprechen könnten. Ungleich besser ist die Romanze, Pipin der Kurze. Wir wollen in der Beschreibung, wie der Leu in die Schranken tritt:

Doch zweifelnd sieht sich der Löwe befreyn,
Und reckt in der Freyheit die Glieder,
Und schreitet getrost in die Schranken herein,
Und zeigt der Zähne gewaltige Reihn,
Laut gähnend, und strecket sich nieder.

keine Reminiscenz aus Schillers Handschuh suchen; aber den Zweifel des Löwen und das Wort getrost finden wir doch um so matter, je dringender wir durch den Moment selbst an den Löwengarten des Königs Franz gemahnt werden. Der Burggeist S. 108. erregt zu wenig romantischen Schauer, um die Schlüpfrigkeit der Schilderung S. 112. zu decken, und der Hauptinhalt selbst: die Erscheinung der Ahnfrau-Kindesmörderin, welche die Befleckung der Jungfrau hindert, ist in poetischer Hinsicht ein μιαρον. Die Legende vom Bischoffe zu Merseburg, von seinem Fräulein und seinem Kater, ist das freylich auch; dafür ist es aber auch eine Teufelsromanze, und diese Dichtgattung kann die Häßlichkeit der Hölle nicht entbehren. Endlich die Selbstgespräche, in Sonetten, sprechen eine ganz verständige, aber keineswegs dichterische Welt- und Lebens-Ansicht aus, und dem erhebenden Theile (vom 10ten Sonett an) fehlt der eigentliche Fittig, welcher den Leser tragen soll.

Wir beschränken uns hier billig auf die Anzeige der neuen Zuthaten dieser neuen Ausgabe. Die Verbesserungen der älteren Gedichte zu prüfen, scheint uns überflüssig, da sie den oben bemerkten Hauptmangel nicht heben konnten, den Mangel an poetischer Kraft. Die Erscheinung dieser neuen Ausgabe überhaupt sind wir geneigt für eine bibliopolitische zu halten, und es scheint uns wünschenswerth, daß der Sänger derjenigen Bahn getreu bleibe, in welcher er in der lezten Zeit sich einen achtungswerthen Namen gemacht hat: der Bahn der poetischen Uebersetzung. Hier kann er mit den Besten es aufnehmen.

Nr. 82.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 14. Oktober 1825.

Geschichte.

Mémoires sur la Convention et le Directoire, par A. C. Thibaudeau. Tome I. convention. Tome II. Directoire. Paris.

Die Zahl der Memoiren über die französische Revolution ist groß, und wird noch täglich vermehrt durch neue Beyträge zur nähern Kenntniß dieser, in ihren Ursachen, wie in ihren Folgen, unermeßlichen Periode. Indessen sind nicht alle Dunkelheiten zerstreut, die dem gründlichen Forscher gerade bey den wichtigsten Abschnitten jener Staatsumwälzung entgegen treten. Zwar fehlt es nicht an Männern, welche die vorhandenen Quellen mit Scharfsinn zu prüfen, und das große Drama mit historischer Würde, mit Unpartheylichkeit, so weit Anhänglichkeit an beliebte Doctrinen des Zeitalters gestattet, im Zusammenhange darzustellen versuchten. So hat Mignet, ein junger Mann von fast reifem Geiste, in seiner Geschichte der französischen Revolution mehrere Epochen derselben mit einer Tiefe und einer Besonnenheit aufgefaßt und dargestellt, welche an die Sphäre des künftigen Geschichtschreibers hinanreichen. Daher es schon jezt möglich zu seyn scheint, sich über die Leidenschaften und Vorurtheile zu erheben, das Interesse der Partheyen von jenem der Gesellschaft, die Träume der Wünsche von den Lehren der Erfahrung zu unterscheiden, und in dem allgemeinen Aufruhr jene Heilkräfte der Natur zu erkennen, welche in der furchtbaren Crisis sich offenbarten, — allen einseitigen Theorien zum Troß. Aber diese Höhe, von welcher der Horizont der Geschichte sich erweitert und erhellt, ist nur in der Begleitung eines Genius zu erreichen, welcher die Fesseln der Gegenwart abgeworfen und die Vorbereitungen der Zukunft verstanden hat. Der bloß gute Willen und das, wenn immer ausgezeichnete Talent in Rede und Schrift führen noch nicht aus den Thälern hinaus, in denen die Mittelmäßigkeit im Nebel wandelt. Daher sind viele Versuche, eine Geschichte der französischen, oder, vielleicht richtiger gesagt, der europäischen Revolution zu schreiben, mißlungen, und es ist wahr für die meisten Menschen, daß die Zeit noch nicht gekommen, in welcher eine solche Geschichte für sie verständlich wäre. Haben sie das Leben selbst nicht begriffen, wie könnte die Beschreibung es ihnen klar machen? Sie erwarten somit noch mehrere Geständnisse derjenigen, welche eine Rolle in den bedeutendsten Augenblicken gespielt haben. — Dieser Erwartung sucht man dann auch von allen Seiten zu entsprechen. Und so erklärt sich, daß wir in der Zeit der Memoiren leben, welche allerdings nicht bloß einer fruchtlosen Neugierde zur augenblicklichen Befriedigung dienen, sondern selbst künftig von dem Geschichtschreiber werden als Quellen benuzt werden. Solche Memoiren haben einen entschiedenen Werth, wenn der Verfasser durch Wahrheit, Liebe und Charakter sich auszeichnet und dadurch Vertrauen einflößt; wenn er die Begebenheiten, an denen er Theil nahm, mit Unbefangenheit schildert, und die Irrthümer seiner Zeit nicht verschweigt oder durch Sophistereyen entstellt. Ja, er wird um so mehr Glauben verdienen, wenn er den eigenen Irrthümern, die ihn in der Periode des Handelns leiteten, auch in späterer Zeit nicht entsagte, daher nichts zu beschönigen findet, sondern Alles, ohne Heucheley, mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, der Welt vor Augen legt. Durch Aufrichtigkeit werden die Denkwürdigkeiten zu einer wahren Geschichtsquelle, in welcher sich die Vergangenheit spiegelt; während andere, in der Absicht zu täuschen, gefertigte Memoiren nur ein ephemeres Daseyn haben, weil es offenbar ist, daß deren Verfasser sich dem Dienst der gegenwärtigen Partheyen verkauften, und ihre schriftstellerischen Gaben mißbrauchten, in der Absicht, die historischen Quellen, wo möglich, zu verfälschen, und der Nachwelt ein Urtheil aufzubürden, das nur einmal dienen konnte, kurzsichtige Zeitgenossen zum Vortheil der Factionen zu blenden. Diese frivolen oder niedrigen Memoirenschreiber mögen sich mit dem Lohn begnügen, den sie in der Gegenwart sich erschleichen; die Nachwelt wird sich ihrer nur erinnern, um ihrem Namen den Stempel der Verachtung aufzudrücken. In einem civilisirten Zeitalter läßt die Geschichte sich keine Mährchen oder Romane als Wahrheit aufbürden. — Das Verdienst der Aufrichtigkeit und

Redlichkeit gebührt in einem vorzüglichen Grade den Memoiren des Grafen Thibaudeau, welche uns Anlaß zu obigen Bemerkungen gaben; sie sind nicht zum Vortheil einer auf der Bühne noch kämpfenden Parthey geschrieben; sie verrathen vielmehr Vorliebe für eine längst verlorne Sache — für die Republik; sie stellen um so treuer jene Zeit dar, wo Hoffnung auf den Bestand der Republik die Handelnden leitete; sie können somit selbst noch für diejenigen belehrend seyn, welche begriffen haben, daß die Republik in Frankreich unmöglich war. Dieselben Gesinnungen, zu denen sich der Herr Graf von Thibaudeau noch gegenwärtig bekennt, gehörten den entschiedensten Patrioten an, deren Wirksamkeit und Kämpfe den Inhalt der Periode ausmachen, in welcher die Franzosen mit Gewalt in Republikaner verwandelt werden sollten. Jene Gesinnungen muß man kennen, will man diese Zeit verstehen. — Hr. Thibaudeau berichtet in ungekünstelter, treuherziger Schreibart, was er, während der Herrschaft des Convents und des Direktoriums, gefühlt, gedacht und gethan hat. Er versezt dadurch den Leser lebhaft in jene Tage, die einen großen, bedeutenden Abschnitt der Revolution umfassen, dessen Kenntniß nicht von der Hand zu weisen ist, wenn auch eine nachfolgende unendlich größere Periode ihn verdunkelte. Wir wollen wissen, wie die Schreckenszeit möglich war, und wie nachher die Direktorialregierung, obgleich der beste unter allen von den Franzosen gemachten Versuchen, eine republikanische Verfassung zu begründen, dennoch ins Verderben führen mußte? Die Beantwortung dieser Fragen ist es, was den Denkwürdigkeiten über den Convent und das Direktorium das größte Interesse leihen muß. Ueber das Schreckensystem gibt jedoch Hr. Thibaudeau wenig Aufschluß, worüber wir ihn eher entschuldigen als anklagen möchten. Es macht seinem Charakter Ehre, daß er sich von den Blutmenschen entfernt hielt, und in ihre Geheimnisse nicht eingeweiht war. Indessen ist es gerade das Ungeheure jener tyrannischen Anarchie, was sich dem Verstande als eine zu lösende Aufgabe darstellt. Es soll begreiflich werden, wie ein Mann von so gewöhnlichen mittelmäßigen Talenten, als Robespierre allgemein geschildert wird, eine dem Anschein nach sinnlose Herrschaft über Männer ausüben konnte, die ihm weit an Geist und Charakter überlegen waren; und wie eine Nation, die sich so eben erst frey gekämpft zu haben glaubte, sich im Angesicht der Guillotine von einem blutdürstigen Schwärmer fesseln ließ? Vielleicht würde sich, bey genauerer Untersuchung ergeben, daß Robespierre allerdings ein mittelmäßiger Kopf, aber ein aufrichtiger Anhänger der Republik und ein wahrhaft patriotisch gesinnter Franzose war, der durch die Umstände und durch die Fehler seiner und Frankreichs Gegner in die Höhe gehoben und in den Mittelpunkt der Macht gestellt wurde, wo er dann, gerade in der Gemeinheit seiner Talente, kein anderes Mittel der Rettung Frankreichs sah, als in einer blutigen Verfolgung aller Feinde. Nur das überlegene Genie ist großmüthig. Die Mittelmäßigkeit wird überall um so leichter grausam, wenn sie für eine große Sache kämpfen zu müssen glaubt, und nirgend Sicherheit sieht, als in der Vernichtung der Gegner. Jede Meynungsverschiedenheit erscheint ihr als ein Verbrechen, das den Staat in seinen Grundfesten erschüttert. Daher ihre große Rubrik der Verdächtigen, die in ihren Augen schon dem Tode heimgefallen sind. An diesen Zeichen erkennt man den gemeinen Kopf und den kleinen Charakter. Streitende Partheyen zu versöhnen versteht nur der wahre große Mann, die kleinen Mächtlinge, die das Glück emporhebt, haben keine Ahnung davon, — ein Schreckensystem ist alles, was sie erfinden können. — Hr. v. Thibaudeau spricht seinen Abscheu des Systems aus, aber er erklärt das Phänomen nicht. Bailleul, der während der Robespierre'schen Periode im Gefängniß saß, dringt in seiner Critik des Werks der Frau von Stael *) offenbar tiefer in das innere Wesen dieses Systems, als Hr. v. Thibaudeau, der seiner Freyheit nicht beraubt war, also Gelegenheit zum Beobachten hätte haben können. Doch, wenn Hr. v. Thibaudeau den Schleyer von dieser Epoche nicht hinwegzieht, so ist er um desto belehrender und reicher an Angaben und Beobachtungen in den Capiteln, wo er von der Zeit nach dem Sturze Robespierre's handelt, und vorzüglich wo er die Direktorialregierung schildert. Der Leser sieht hier klar über Theilung, Schattirungen und Umtriebe der Partheyen und Factionen; er erfährt, welche Grundsätze in ihren Doctrinen sie leiteten, und welche Menschen sich zur Ausführung der damals beliebten Staatstheorien hinzudrängten — nicht um etwas Bleibendes zu Stande zu bringen, sondern die Zeit für sich zu benutzen. Besonders glücklich ist der Verfasser in Schilderung mehrerer am Ruder der Geschäfte stehender Charaktere aus dieser Zeit. Tallien, Barras und die andern Direktoren sieht man in leibhafter Gestalt. Sehr interessant sind die Nachrichten von der kurzen Dictatur Tallien's und des Barras; es springt in die Augen, daß eine Dictatur das erste Bedürfniß Frankreichs war, wenn gleich schon damals die liberale Parthey sich völlig unfähig zeigte, dieses Bedürfniß anzuerkennen und ihm abzuhelfen. Daß bey den innern Krämpfen der Nation und bey den äussern theils öffentlichen, theils heimlichen, weit gefährlicheren, Angriffen, die Vielherrschaft nur Anarchie erzeugen konnte, leuchtet aus jeder Seite dieser Schrift

*) Ins Deutsche übersezt. Tübingen und Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

hervor. Hr. Thibaudeau befand sich einmal als Conventskommissär bey der Armee an den Küsten von la Rochelle. „Es währte nicht lange, sagt er, so mußte ich „bemerken, daß mit den getroffenen Maaßregeln der „Krieg nicht geendet werden könne. Es gab keine Einheit im Commando; im Kriegsrathe wurde zu viel „überlegt, es fehlte an Uebereinstimmung in den Ansichten und in den Entschlüssen. Zwanzig Volksrepräsentanten, welche vereint hätten handeln sollen, waren „durch Meynung getheilt und konnten sich nicht verständigen. Wir standen dem Feinde, der mit sich selbst „durchaus einig war, gegenüber, und diese Volksrepräsentanten verpflanzten unter die Truppen alle jene unglücklichen Zwiste, die den Convent zerrissen. Die Armee litt bey diesen Spaltungen; die Generale verklagten sich unter einander; der Soldat entsagte mit jedem „Tage mehr der unerläßlichen Zucht, und Unwissenheit „oder Feigheit schrieen unaufhörlich über Verrath.“ Diese Worte können für eine Geschichte der französischen Republik bis zum Consulat gelten. Und dennoch erklärten die damaligen Staatskünstler den Verein der Staatsgewalten für eine Tyranney, und duldeten lieber die Anarchie; dennoch sahen sie in einer weise organisirten, der Zucht unterworfenen Armee nur ein pouvoir des bajonettes; dennoch glaubten sie an Möglichkeit der Republik. Hr. v. Thibaudeau selbst bekennt sich zu diesem Glauben, aber sein ganzes Buch ist ein fortlaufender Beweis, daß die Republik in Frankreich unmöglich war. — Eine andere Stelle, in der Schilderung der Vorbereitung des 18ten Fructidor, ist gleich charakteristisch. „Wir „bekämpfen uns, wie Kranke, die in lezten Zügen liegen. „Die Auflösung ist da, sie dringt auf uns ein, sie erdrückt uns, und wir können ihr nicht entgehen. Auf „der Tribüne hält man schöne Reden, gefällt sich in großen Versicherungen; im Geheim versammelt man sich, „um sich zu verständigen, sich anzugreifen oder zu vertheidigen. Dieß ist seit drey Monaten der jämmerliche „Zustand, in welchem sich die Gesetzgeber der ersten Nation der Welt befinden. Täglich versinken sie tiefer in „Erniedrigung. Indessen schreitet das Direktorium mit „Kühnheit vorwärts; es naht sich der Usurpation, ist „taub gegen alle Eröffnungen, unempfindlich bey dem „Schicksal der Republik, bey seiner eigenen Gefahr. Es „hat seine Kräfte versucht, es wird nicht zurücktreten; „es weiß nur zu gut, wie groß unsere Schwäche ist, daß „wir kein Mittel haben, ihm zu widerstehen, daß wir „seiner Willkür anheim gegeben sind, rc. — Als die Gesetzgeber der großen Nation von der Gefahr, die das Direktorium ihnen bereitete, Nachricht erhielten, was thaten sie, den Sturm zu beschwören? Viele suchten sich durch die Flucht zu sichern, andere unterwarfen sich den Direktoren, einige gingen nach Hause und stellten moralische Betrachtungen an. — Hr. Thibaudeau, der mit großer Aufrichtigkeit die in der Direktorialperiode sich schnell folgenden Revolutionen schildert, hat seiner Schrift dadurch einen historischen Werth gegeben. Sie ist zugleich eine anziehende Lectüre, reich an interessanten charakteristischen Anecdoten und Scenen aus einer alles erklärenden Periode der Republik. Ueber Moreau, Pichegrü, Bernadotte, Lanjuinais, Frau von Stael, Benjamin Constant rc., über das Geschwätz der gesetzgebenden Versammlungen, über diplomatische Verhandlungen und Intriguen, über die Wahlumtriebe des Direktoriums, über plötzliche Frömmigkeit einiger Revolutionäre, über das Wesen repräsentativer Verfassung, kurz über die Menschen und Sachen dieser Epoche wird der denkende Leser in diesen empfehlenswürdigen Denkwürdigkeiten die nützlichsten Belehrungen finden. Der edle Antheil, den Hr. v. Thibaudeau an den Anstalten des öffentlichen Unterrichts und namentlich an Vervollkommnung des botanischen Gartens genommen, wird von den Gelehrten mit aufrichtigem Danke anerkannt werden.

Critische Emendation.

Nürnberger's Uebersetzung der Oden des Horaz (Stuttgart, 1823; zwey zierliche, höchst correct gedruckte Bändchen, texte en regard) hat in der diesjährigen Nr. 41. dieser Blätter eine, namentlich durch die einschränkenden Bemerkungen der Redaktion, überaus ehrende Recension erfahren. Um die Leser in dem, dadurch für dieselbe erregten günstigen Vorurtheile zu bestärken, geben wir hier von den vielen, gelungenen Oden noch eine zur Probe. Es ist die dritte des ersten Buches,

An das Schiff, auf welchem Virgil nach Athen reiste:

So mag denn Cypris schützend dich begleiten,
Der Winde starker Gott begünst'ge deinen Lauf,
Der Tyndariden Flamme mag dich leiten,
Und nur des Japyx Hauch bläh' deine Seegel auf!
Kennst du den Schatz, den ich dir übergeben?
Es ist Virgil. — o bring' ihn sicher nach Athen,
Es ist Virgil. — es ist mein halbes Leben,
Du bürgst für ihn. — o Schiff! hör' mein inbrünstig Flehn! —
Der hatt' ein Herz, hart wie von eichnem Holze,
Die Brust von Stahl, der sich zuerst ein Schiff erbaut,
Und sich mit dreistem, selbstvergeßnem Stolze,
Auf einem schwachen Brett dem grausen Meer vertrau't;
Den das Gebrüll zwey Kampf-begriffner Stürme,
Den Hyas Wolkennacht, die keine Sonn' erhellt,
Nicht schrecken, nicht der Wolken schäum'ge Thürme,
Nicht Notus, der die Fluth bald glättet und bald schwellt;
Der, festen Blickes, in den zahn'gen Rachen
Des Haifisch's schau'te, der ihn zu verschlingen kam,
Ja! unverzagt das donnergleiche Krachen,
Womit das Meer sich am Ceraunus bricht, vernahm. —
Was hilft's, Neptun! daß du durch deine Wogen

Das Land vom Land getrennt, — kommt nicht in keckem Lauf
Das frev'le Schiff doch durch die Fluth gezogen,
Und sucht, troz deines Meer's, verbot'ne Küsten auf?
Zu welchem Frevel, welchem Wagestücke,
Lieh' nicht der Sterbliche anjezt die dreiste Hand,
Wohin erhob' er nicht die gier'gen Blicke,
Seitdem Prometheus List des Himmels Gluth entwandt!
Ein fremdes Heer pestilential'scher Seuchen
Kam mit der neuen Kunst auf unsre Erd' herab,
Und der sonst träge Tod streckt seine Leichen,
Jezt, eh' sie reif sind, schon in das stets off'ne Grab.
Auf Flügeln, die uns die Natur versagte,
Erhob sich Dädalus verwegen in die Luft,
Und Herkul'n, der sich gar zum Orkus wagte,
Erschreckte selber nicht des Acheron's gift'ger Duft.
Wo, Sterbliche! gedenkt ihr noch zu enden?
Ihr stürmet den Olymp, — erschöpft ist Zeus Geduld,
Legt er den Bliz nicht mehr aus seinen Händen,
Der Zornige, so sind nur eure Laster Schuld.

Dichtkunst.

Morgenstunden meiner Muse. Von Karl Kühnel. Erstes Bändchen. Leipzig, J. G. Mittler. 1824. VIII und 181 S. 8.

Ernst und Scherz halten sich in diesen Gedichten, womit ein junger Poet zum ersten Male öffentlich auftritt, der Quantität nach, ziemlich die Wage. Dem Werthe nach betrachtet, scheint es dem Referenten, als ob der Scherz überwiegend sey. Und das ist eine erfreuliche Erscheinung schon an sich selbst, wie sich, ebenfalls von selbst, versteht; aber besonders auch wegen der traurigen Idiosynkrasie der Deutschen Natur in neuerer Zeit, die gar nichts Lustiges mehr hervorbringen will, als höchstens einmal ein höhnisches Lächeln, das doch niemand eben sehr lustig finden wird: so daß der Scherz bey uns fast nur als exotische Pflanze noch anzutreffen ist, die bekanntlich außer ihrem heimathlichen Boden niemals recht fortkommt. Also unsren Dank Herrn Kühnel, daß er uns komische Gedichte gegeben hat, durch die man, wenn der Kopf sonst frey ist, in jene behaglich heitere Stimmung versezt wird, die als Probe angesehen werden darf, ob es gemeiner Spaß, oder poetisch-komischer Scherz gewesen, was man gelesen hat. Damit wollen wir nun nicht etwa sagen, daß Sächelchen, wie S. 145:

„Im Karzer saß ein fideles Haus,
Wegen Holzung einer Polise.“ u. s. w.

von uns für komisch oder poetisch gehalten würden. Dergleichen Auswüchse sind aber doch nur selten, und so ungestaltet, wie der eben belobte, nicht ein einziger weiter vorhanden. Als Probe des besseren Geistes der Mehrzahl sehen wir eines, freylich nicht gerade der allervorzüglichsten, aber doch der kürzesten jener scherzhaften Gedichte S. 149 her:

Der bedeutungsvolle Traum.

Vor kurzem träumte Staren,
Er thät — zum Zeitvertreib —
Sich mit dem Teufel baxen,
Recht tapfer um sein Weib.

Stax faßte — ohne Zweifel
War dieß des Bösen Plan —
Den streitgeübten Teufel
An seinen Hörnern an.

Der aber ließ die Hörner
Und floh mit Staxens Frau.
Herr Stax behielt die Hörner,
Herr Urian die Frau.

Doch auch die erste, ernstere Hälfte der Morgenstunden der Kühnel'schen Muse darf des ihr gebührenden Lobes nicht entbehren. Auch sie enthält des Guten, Vielversprechenden Vieles, des schon Erfüllenden gar Manches. Auch aus diesem Kranze bieten wir dem Leser eine Blume, S. 20:

Die Weihe des Gebets.

Sonntag war's und fromme Lieder
Hallten in der Kirche wieder,
Und auf hoher Kanzel stand
Still der Priester, sah voll Wehmuth
Auf das Volk, bis er in Demuth
Zum Gebet die Worte fand.

„Gott und Vater, Herr der Milde,
Der du uns mit festem Schilde
Deckst und führst mit Hülf und Rath;
Herr, die trocknen Halme knicken,
Ach, kein Regen will erquicken
Und es welkt die frische Saat!

Laß die Wasserbäche fallen
Und gib deinen Kindern allen,
Gib uns Hoffnung, Trost und Brot:
Daß der Landmann nicht verzage,
Wenn nach heißer Arbeit Plage
Ihm der Mißwachs Elend droht.“

Und er sprach's; er schwieg, und Alle
Knieten stumm; die weite Halle
Ruhte still, wie Mitternacht.
Horch! Da rieselt's auf den Steinen:
Ja, der Vater hilft den Seinen!
Und das Leben ist erwacht.

Das, als Schulaufgabe angekündigte Lateinische Gedicht S. 45: Die Rache des Mars, ist — eine Schulaufgabe. Einigen in beyden Hälften zerstreuten, bisweilen mit Versen vermischten, prosaischen Aufsätzen haben wir keinen rechten Geschmack abgewinnen können. Sie sind größtentheils in Jean Pauls Manier geschrieben, und so vortrefflich auch diese Manier an sich ist: so redet doch ein Jeder am besten, wenn er spricht, wie ihm — Verzeihung dem Ausdrucke! — der Schnabel gewachsen ist.

Im Ganzen das vorliegende Werk betrachtet, so ist nicht zu verkennen, daß es das Erzeugniß eines reichen Geistes ist, von dem des Guten und Vortrefflichen gewiß noch Vieles zu hoffen steht, vorausgesezt, daß er für jezt noch überzeugt ist, es dermalen noch nicht gegeben zu haben.

Nr. 83.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 18. Oktober 1825.

Literatur-Geschichte.

Geschichte der italienischen Literatur seit der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Camillo Ugoni, Präfecten des Lyzeums und Präsidenten des Athenäums zu Brescia. Aus dem Italienischen. Nebst dem Bildnisse des Verfassers. Erster Theil. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 1825. XXVI u. 394 S. 8.

An die, wenn auch in ungleichem Maaß doch, alle sehr ehrenwerthen Vorgänger Andres, Tiraboschi, Ginguené, Bouterweck, Sismondi und Corniani, reihet sich die gegenwärtige Arbeit des Hrn. Ugoni auf eine sehr würdige Weise an. Der vielseitig gebildete, durch Geist und Herz auf's vortheilhafteste ausgezeichnete Verfasser ist mit den wissenschaftlichen Fortschritten anderer Völker sattsam vertraut, um mit großer Unbefangenheit die Mängel wie die Vorzüge des vaterländischen Verdienstes zu würdigen; eben diese Unbefangenheit eines höheren Standpunkts hat ihn auch in den Stand gesezt, jeden Schriftsteller, den er zu würdigen unternahm, in seiner Zeit und Eigenthümlichkeit aufzufassen und darzustellen, und damit die erste Pflicht des Geschichtschreibers zu erfüllen. Die recht gut gerathene Uebersetzung besizt Vorzüge vor der Urschrift, durch zahlreiche Berichtigungen und Zusätze, die der Verf. während seines längeren Aufenthalts in Zürich (gegenwärtig hält er sich in Paris auf) dazu geliefert hat.

Zunächst schließt sich das Werk des Hrn. Ugoni an dasjenige von Giambatista Corniani (Secoli della letteratura italiana) an, dessen zweyte Ausgabe (Brescia, 1818) von jenem bereits auch besorgt und mit einer Denkschrift über Corniani's Leben und Schriften begleitet ward. Mit Ablauf der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, bis wohin Corniani seine Arbeit ungefähr geführt hatte, begann die Literatur einen neuen Charakter anzunehmen. „Die speculative Philosophie, welche von jener Epoche an so bedeutende Fortschritte machte (sagt Hr. Ugoni), verbreitete sich über alle Theile des Wissens; einige Schriftsteller, die sich von dem Streben ihres Jahrhunderts und dem Beyspiele der übrigen Nationen fortreißen ließen, bemühten sich, dieselbe auf den bejahrten Baum der italienischen Literatur zu impfen. Allein viele andere, die ihn lange gepflegt hatten, und nicht gewahr wurden, wie entblättert und unfruchtbar er geworden, wie selbst die wenigen Früchte, die er noch trug, ihre ursprüngliche Schmackhaftigkeit verloren hatten, widersezten sich mit aller Anstrengung jenem Versuche. Von da an trennten sich die italienischen Schriftsteller in zwey Partheyen. Die eine wollte das Alterthum fortsetzen, die andere behauptete, es sey nunmehr die Zeit der Mündigkeit gekommen. Die erstere hegte die Meynung, wenn es irgend einer neuern Nation zustehe, den Geist und die Formen der alten Literatur zu bewahren, so sey es die italienische; denn diese weile auf der nämlichen Flur, werde von derselben Sonne erwärmt, die einst die Römer bestrahlt habe. Diejenigen hingegen, welche das Wesen der jetzigen Literatur erneuern wollten, behaupteten, der Einfluß des Himmelstriches beschränke sich bey allen Völkern darauf, einige physische Anlagen zu bestimmen, welche, wie alles Uebrige in der Natur des Menschen, die Grundlage andrer geistigen Anlagen bilden; und auch eingeräumt, diese lezteren seyen stets dieselben geblieben, so hänge es doch wesentlich von den Staatsverfassungen, der Geistesbildung und Religion ab, sie so mannigfaltig zu entwickeln, daß aus ihrem ursprünglichen Stamme Keime hervorsprossen, die von den frühern durchaus verschieden seyn können. Hieraus schlossen sie, der Geist der Literatur sey dem geringern Theile nach ein Ergebniß des Klima's, weitaus dem größern nach gehe er aus dem gesellschaftlichen Zustande hervor. Ueberdieß thaten sie die Nachtheile einer ganze Jahrhunderte fortgeführten Nachahmung dar, und bemerkten, dieß Verfahren pflanze einen knechtischen Sinn und entnerve die Geister, indem es ihnen doch nur vergönne, das Kolorit und die äußern Formen der großen Schöpfungen des Alterthums zu copiren, so daß weder ihre Begeisterung, noch ihr Leben und wahrer Werth in die neuen

übergehe. Nur die Nachahmung der Natur soll man sich zum Ziele machen; in der Natur aber sind alle Gestaltungen des gesellschaftlichen Zustandes mit inbegriffen, da auch dieser ein Erzeugniß der Natur ist; somit ist die Natur stets ein Abbild des gesellschaftlichen Zustandes eines Volks."

Umständlicher sollen die vorstehenden Andeutungen am Schlusse des Werks erörtert, und alsdann damit zugleich eine Schilderung der wirklichen Lage der italienischen Literatur geliefert werden, die gleichsam das Schlußgemälde der Gallerie biographischer Schilderungen seyn wird, aus denen diese Literaturgeschichte besteht. Die Ordnung der Biographien ist chronologisch, jeder Band befaßt deren acht bis zehn, und im ersten sind etliche enthalten, die auch noch der ersten Hälfte vom achtzehnten Jahrhundert angehören, aber in Corniani's Werk übergangen waren. Jede einzelne Biographie zerfällt auf eine nicht unangenehme und manchen Vortheil gewährende Weise in drey Abschnitte, deren erster summarisch die Lebensumstände und bedeutsameren Schicksale des Schriftstellers meldet, der zweyte seine Arbeiten umständlich würdigt, und der dritte, mit der Aufschrift „Charakter" auf einem oder zwey Blättern, das Schöne und Eigenthümliche im geistigen und sittlichen Streben des Geschilderten darlegt, ohne seine Mängel und Fehler zu verhehlen. Noch lebende Schriftsteller sind nicht aufgenommen, weil das Werk weder Lobreden enthalten, noch eine polemische Tendenz annehmen sollte. „Da für unser Vaterland (sagt der edle Verfasser) nichts verderblicher wird als die Entmuthigung und Gleichgültigkeit gegen alles Gute, so schwebte uns auch der Zweck vor, den Wetteifer unsrer Mitbürger dadurch anzuspornen, daß wir die Lebensumstände und die gewinnvollen friedlichen Bestrebungen der berühmtesten unserer Väter zusammenstellten. Selten liest man die Schilderung des Thuns und Bestrebens edler Thaten, ohne sich zur Nacheiferung getrieben zu fühlen. Die Betrachtung, auf welchem Pfade sie zu solcher Trefflichkeit gelangten, welche Hindernisse sie übersteigen mußten, wie sie ihnen eine feste Brust entgegensetzten, erhöht das Zutrauen in die Stärke des Menschen, ein Gefühl, das unerläßlich ist, um uns von niedrigen Gewohnheiten loszureißen, und von der Unthätigkeit zu ermannen und zu gemeinnützigen großen Unternehmungen zu ermuntern. Erhabene Geisteswerke sind vor Allem geeignet, uns eine lebhafte Zuneigung zu ihren Urhebern einzuflößen; und von dieser Zuneigung zu großen Männern ist der Schritt zur Verachtung aller Gemeinheit kurz; ohne diese Verachtung aber sah man nimmer einen höhern Geist sich unverdorben zum Nutzen der Menschheit bewahren, noch die Menschen je wahrhafter Glückseligkeit theilhaft werden.

Die zehn Lebensgemälde des ersten Bandes (der zweyte und dritte werden in etlichen Monaten ausgegeben) sind folgende: I. Der große und bescheidene Tonkünstler Giuseppe Tartini, der auch ein sehr edler Mensch war; geb. 1692, gest. 1770. II. Ruggero Giuseppe Boscovich, der gelehrte, berühmte, aber nichts weniger als bescheidene Jesuite; geb. 1711, gest. 1787. III. Francesco Algarotti, durch Friedrich den Großen und durch Voltaire verherrlicht, im Leben berühmter als nach dem Tode; geb. 1712, gest. 1764. „Das größte Verdienst Algarotti's, der einen ziemlichen Firniß von Wissen an sich hatte, war, durch seine mündlichen Mittheilungen und Schriftchen in den vornehmen Kreisen eine gewisse Art schimmernder und duftender Geistesbildung zu verbreiten, welche, wenn sie nur nicht zu Eitelkeit und Anmaßung verleitet, nicht eben zu verschmähen ist. Man könnte ihn deßhalb mit Pomponius Atticus und Fontenelle vergleichen, von deren Lippe die schönen Wissenschaften und die Philosophie auch in das bürgerliche Gesammtleben hinübergingen, mit Hülfe der Anmuth, die über alles den Reiz der Leichtigkeit zu verbreiten weiß. Manche nützlichen Kenntnisse haben diesen sanften Philosophen die nämliche Verpflichtung, wie die Religion dem trefflichen Fenelon: durch sie für die Masse anziehend geworden zu seyn, indem sie ihnen von der herben Strenge entkleidet dargeboten wurden, die nicht zu ihrem Wesen gehört, sondern ihnen nur von düstern Schulweisen aufgedrungen wird." IV. Antonio Genovesi; geb. 1712, gest. 1769. „Dieser Edle (so eröffnet Ugoni das mit hoher Achtung und Liebe von ihm gezeichnete Bild), dieser Edle, welcher mit tiefem Geist, mit gründlichem und sehr ausgedehntem Wissen begabt, sich eifrigst bemühte, im Königreiche Neapel eine gesundere Philosophie und das Studium der Staatswirthschaft einzuführen; der während seines ganzen Lebens die thätigste Tugend mit dem Bestreben verband, die ihm anvertraute Jugend geistig und sittlich zu bilden, gelangte dennoch in Italien nicht zu dem Rufe, den der süßliche Höfling Algarotti besaß. Wir wollen trachten, so viel in unsern Kräften steht, diese Ungerechtigkeit wieder gut zu machen." V. Gaspare Gozzi, der geistreiche Dichter und Sittenlehrer; geb. 1713, gest. 1786. Ein biederer Mann, voll Munterkeit und attischen Salzes, von dem hinwieder aber bezeugt werden mußte: „Höchst fahrlässig in Allem, was häusliche Angelegenheiten betrifft, gewesen zu seyn und durch seine Gleichgültigkeit das väterliche Vermögen zu Grunde gebracht, und deßhalb den größern Theil seines Lebens in vielfachen Verlegenheiten zugebracht zu haben, die ihn oft von seinen Studien abführten." VI. Gian-Carlo Passeroni, geb. 1713, gest. 1803; der fruchtbare und glückliche Dichter, welcher das längste aller Gedichte (den Cicerone) in sechs Bänden und sieben Bände äsopischer Fabeln, auch

bey zweytausend Verse auf das Lob seines Hahnes geschrieben, bey dem aber hinwieder auch der sittliche Mensch den Schriftsteller veredelt hat. „Wenige verstanden dem Sittlichen einen solchen Reiz zu verleihen, wie Passeroni; wenige verstanden so, die Liebe zur Rechtschaffenheit, zu einem tugendhaften Wandel und zur Religiosität einzuflößen. Schwerlich wird man sich von der Lesung seiner Werke trennen können, ohne sich besser zu fühlen, und schon um dieses einen Grundes willen müßte uns der Name Passeroni's ehrwürdig bleiben, wenn seine dichterischen Arbeiten auch keine andern Vorzüge aufzuweisen hätten." VII. Giuseppe Baretti, der länder- und menschenkundige Reisende (geb. 1719, gest. 1789), dessen Name selbst durch seine Fehler und durch seine Feinde nur an Ruf gewann. VIII. Appiano Buonafede, General vom Cölestiner-Orden (geb. 1716, gest. 1793), der lange und eifrig nach dem Purpur gestrebt hat und durch seine Ergebenheit gegen die Päpste und Optimaten Roms sowohl, als durch den Inhalt seiner Werke, dem Ziel nahe gerückt schien, ohne es jedoch zu erreichen. Dieser Mönch hatte sich's zur Aufgabe gemacht, alle Philosophien der Theologie zum Brandopfer zu bringen. „Während seiner langen literarischen Laufbahn hatte Buonafede sein ganzes Studium auf die Erforschung des Lebens, der Meynungen und der Lehren der Weltweisen aller Zeitalter gerichtet, und man kann seine Werke als die Frucht alles Wissens betrachten, welches er über diesen Gegenstand gesammelt hat. Indeß faßte er die Philosophen und ihre Systeme in Komödien, in poetischen Portraits, in Abhandlungen, und endlich in einer bändereichen Geschichte zusammen. Es scheint, daß er in all' diesen Werken es sich zum Zweck gesezt, das lächerlich und verächtlich zu machen, was zu jeder Zeit ein Gegenstand der Verehrung für die Welt gewesen ist und wahrscheinlich auch in Zukunft bleiben wird. Die Künste und Wissenschaften, die Moral und Philosophie erheben den Menschen mehr, als alles andere, über die Sphäre der unvernünftigen Thiere, und jeder Verständige muß es mißbilligen, wenn Buonafede sich rücksichtlos seiner guten Laune überläßt, um oberflächlich über Alles zu lachen, ohne Schonung dessen, was wirklich erhaben in der Menschennatur und nicht gemein oder irdisch ist." IX. Prospero Manara, eines von jenen schriftstellerischen Glückskindern, das mit einer kleinen Arbeit und noch dazu einer Uebersetzung (von Virgils Hirtengedichten) Celebrität in Italien erlangt hat; geb. 1714, gest. 1800. X. Paolo Gagliardi (geb. 1675, gest. 1742.) Dieser berühmte und gelehrte Alterthumsforscher hätte eigentlich das Werk eröffnen, nicht den ersten Band desselben beschließen sollen, denn er gehört der ersten Hälfte des Jahrhunderts an und war ein Vorläufer der Literatur der zweyten Hälfte; dort strebte man im Allgemeinen nach antiker Gelehrsamkeit und historischer Kritik; hier fing man an, den Blick auf den guten Geschmack, die Philosophie, Staatswirthschaft, Physik und Naturgeschichte zu richten. „Die Schriftsteller in der erstern Hälfte, unbekümmert um Gegenwart und Zukunft, blicken einzig nur in die Vergangenheit, deren Kenntniß alle ihre Geistesthätigkeiten verschlang. Das unbedeutendste Ding, ein Sonett, oder ein elender Brief, nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, wenn es nur alt war. Es schien, als könnten sie nur unter der Herrschaft der Vergangenheit denken; daher oft eine Sache, nur weil sie geschehen war, eine unumstößliche Wichtigkeit bey ihnen begründete. Liest man die vielen aus jener Zeit hinterlassenen Schriften, so kreist das Blut langsamer in den Adern und man glaubt seinen Lebensstrom gehemmt; es ist die Empfindung fast, die man hat, wenn man in die Grabmäler der Todten hinabsteigt. Die bessern Schriftsteller jedoch aus jener ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wußten schon, ohne von der allgemeinen Richtung der damaligen Studien, welches die Vergangenheit war, abzuweichen, — die Fackel der Philosophie und gesunden Kritik in dieselben hineinzutragen. Unter diesen ragten Muratori und Maffei über die andern hervor und wurden die Führer des Jahrhunderts. Ihnen folgte auf der gelehrten Bahn Gagliardi; seine Bekanntschaft mit den alten Sprachen und den griechischen und römischen Klassikern, die Strenge seiner Forschungen und die Reife und feine Schärfe seines Urtheils sezten ihn in den Stand, manchen Punkt der Geschichte mit kritischem Scharfsinn zu beleuchten."

Es dürften wohl die wenigen in dieser Uebersicht der zehn Biographien ausgehobenen Stellen sattsame Belege des belobenden Urtheils darbieten, das wir gleich anfangs von dem Buche aussprachen. Des Verfassers sehr ähnliches Bild, von Lips in Zürich nach der Natur gezeichnet und gestochen, dient der Uebersetzung zum Schmucke.

Reise-Literatur.

Romantische Seereise von Genua nach Neapel, von Friedrich Lehne. Mainz, 1825. In der Simon Müller'schen Buchhandlung. 192 S. 8.

Die Reise ward schon 1797 gemacht, und ist in gleichzeitigen Briefen geschildert. Wenn wir bedenken, daß in Italien während dieses Zeitraums Natur und Kunst sich gleich geblieben, so mögen wir an dem Alter des Reiseberichts keinen Anstand nehmen.

Der Reisende gesteht, daß ihn nur eine unbestimmte Sehnsucht nach dem romantischen Süden über die Alpen gelockt, eine Art Zugvogeltrieb, der die Deutschen von jeher auszeichnete. Darum ist er auch auf der ganzen Reise

Enthusiast für die Natur und den klassischen Boden. Zwar fehlt ihm wie die glühende Leidenschaft, so die hohe Bildung unseres Kephalides, und wenn es dieselbe Neigung war, die beyde nach Italien gezogen, so erscheint Herr Lehne in jeder Hinsicht jünger und minder vorbereitet für den Reichthum der italienischen Welt; doch verbreitet wieder das jugendliche, durchaus gesunde Gefühl des Verfassers über den ganzen Reisebericht eine wohlthuende Heiterkeit, und wenn er nicht immer die Farben findet, um prachtvolle Scenen lebendig zu schildern, so müssen wir doch die Empfindung ehren, deren Ausdruck ihm immer gelingt, weil sie wahr und rein ist; und wenn er uns über die Alterthümer keine neuen Kommentare zu geben weiß, so bemerkt man doch mit Vergnügen, wie würdig er den Contrast der verschwundenen Römerzeit und der Gegenwart auffaßt.

Der Reisende verflicht in seinen Bericht eine interessante Episode, die romanhafte Geschichte eines Griechen, den er unterwegs auf dem Schiffe kennen lernt. Bey dieser Gelegenheit wird der Freyheitshoffnungen des griechischen Volkes, wie sie damals schon im Schwange gingen, mit Ausführlichkeit und Vorliebe gedacht; es werden Aussichten angedeutet, und die gegenwärtige Entwicklung der politischen Verhältnisse Griechenlands gewissermaßen prophezeit. Auf entgegengesezte Weise spricht aber der Reisende den Italienern ihrer moralischen Versunkenheit wegen im Voraus die Möglichkeit einer würdigen Restauration ab. Sollte dem Verfasser während seiner Reise und bey der ersten Abfassung seiner Briefe vielleicht nicht alles so deutlich vorgeschwebt haben, als bey der späten Revision derselben zum Druck, so muß doch die Art und Weise, wie er einen verjährten Reisebericht dem Interesse der Gegenwart zu vermitteln sucht, vollkommen gebilligt werden.

Unterhaltungs-Literatur.

Des Mainottenfürsten Tertullian Sarvathy und des deutschen Freyherrn von Maltitz Waffenthaten im heiligen Freyheitskampfe der Hellenen, dann deren anderweitige seltsame Abentheuer und Schicksale zu Wasser und zu Lande; nebst Grundzügen eines neuen taktisch-strategischen Triangel-Systems. Romantisches Original-Nachtstück von Adolph v. Schaden. Erster Bd. mit Arabellas Portrait. XII u. 242 S. Zweyter Bd. mit Maltitzens Portrait, 196 S. Leipzig, 1824. bey Chr. F. Kollmann.

Das heißt ein Titel! Wenn das Buch im Verhältniß so gut, als der Titel lang ist, so ist es gewiß gut. Allein von der Güte des Buches läßt sich nicht viel Gutes sagen. Damit soll nicht etwa geradezu der Stab gebrochen, aber doch angedeutet werden, das Ganze sey ein ziemlich loses und wunderlich zusammengehaltenes Gewebe. Es ist eine Fortsetzung der Theodora, der Leipziger Jungemagd, aus welcher eine Mainottenfürstin ward. Indessen läßt es sich auch verdauen, wenn man mit dieser nicht bekannt ist. Maltitz, aus altem Stamme, war gar ein unruhiger Kopf. Er ging aus einem Lande in das andere, kämpfte für und gegen Napoleon, und kam endlich nach Griechenland, die Freyheit, die er über Alles schäzte, zu vertheidigen. Eine schöne Angelika war ihm in London ein böser Engel geworden. Die schönen 1813 gefaßten Hoffnungen hatte er in Seifenblasen aufgehen sehen! Er kämpft die Schlachten der Griechen mit Maurokordatos und den andern Edeln der Hellenen vereint, und steht ihnen mit Rath bey, wenn guter Rath theuer ist. Namentlich empfiehlt er ihnen dreyseitige Colonnen (den macedonischen Phalanx?) zu bilden. Sie werden aber von den türkischen Kanonen bald in ein Chaos verwandelt. Da gibt es Streit mit dem Mainottenfürsten Sarvathy, seinem Freunde. Im Zweykampf verwundet ihn dieser. Jezt werden wir auf die See versezt. Wir erfahren ein Pröbchen von Bobelina's Heldenthaten. Sie und ihre Amazonen sind mit üppiger Phantasie geschildert, die kein wahres Wort übrig läßt. Sarvathy geht nach Konstantinopel, die dort stattfindende Verschwörung der Griechen zu leiten und den Sultan selbst zu ermorden. Kaum kann er sich aber, als beydes mißlingt, selbst retten, wozu noch der Herr Mag. Krummstiefel aus Leipzig, der beym Lord Cowardice in Dienste getreten ist, das Meiste beyträgt. Am Ende verräth ihn dieser aber auch, und nur die Geliebte des Lords, Arabella, wird sein Schutzengel. Da gibts wieder üppige Scenen. Der Lord, der etwas merkt, muß unter Arabella's Dolche bluten. Sarvathy und sie fliehen nach Morea. Aber Arabella ist — Angelika, die Maltitz zur Verzweiflung brachte. Sie sinkt unter seinem Dolche. Beym Sturm auf Tripolitza rettet ein Deutscher, Selimar, dem Mainottenfürsten das Leben. Das war sehr gut, denn nun kann dieser die Mutter von Maltitz retten, die sonst in der Burg verbrannt wäre. Sie war nach Morea gegangen, den verlornen Sohn aufzusuchen. — Den zweyten Theil beginnt eine Novelle höchst schauerlichen Inhalts, eine Episode, die am Rheine spielt. Sie scheint eine Art Seitenstück zum 24sten und 29sten Februar und soll laut einer Note bald als Drama glänzen. Das Opfer des Fluches, der auf den Grafen von Hugen lastet, der junge Schildroth, ging ebenfalls nach Griechenland. Es war der Selimar, der Sarvathy rettete. Unruhen im Innern des Mainottenstaates scheinen diesen stürzen zu müssen. Sarvathy und Theodora fallen als Opfer davon. Schildroth und Maltitz gehen in's Vaterland zurück und — in's Kloster. So viel vom Inhalt in flüchtigem Umrisse. Die Darstellung ist lebendig; die Sprache könnte edler seyn. Wer bloß Unterhaltung sucht, weiß nun hoffentlich, wie er hierbey seine Rechnung finden wird.

Nr. 84.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 21. Oktober 1825.

Aesthetik.

Charinomos, Beyträge zur allgemeinen Theorie und Geschichte der schönen Künste von Carl Seidel. Erster Band. Magdeburg 1825. Ferdinand Rubach.

Wir müssen nachfolgende, recensirende Anzeige mit dem Geständniß eröffnen, daß wir uns gänzlich zu einem Urtheil bekennen, welches Fichte in seiner Schrift über das Wesen des Gelehrten ausgesprochen hat, daß nämlich alle Gelehrsamkeit nur in so fern Werth habe, als sie zu einer immer klareren Entwickelung der Idee diene. Was dort Fichte von der Gelehrsamkeit behauptet, dehnen wir auf alle wissenschaftlich-literarische Thätigkeit aus, die eben nur, so fern sie Ideen entweder neu gebiert, oder in helleres Licht stellt, zu schätzen ist. In klaren Ideen erfüllt alle Wissenschaft ihren eignen Zweck und wirkt zugleich befruchtend auf's Leben zurück. Da wir zu solchen Ansichten uns bekennen, mußten wir von obgenanntem Werke auf mannichfache Weise angezogen werden. Es stellt aller Kunst denselben höchsten Zweck für sie selbst und somit für das Leben. Durchdrungen soll sie seyn von der Idee des Schönen, ein schönes Geistige darstellen in der Erscheinung, und somit das Ihrige beytragen zu immer höherer Verschönung und Veredelung des gesammten menschlichen Daseyns. Aber es ist nicht eigentlich die begründete Darstellung dieser Idee das Ziel des Buches. Vielmehr hat der Verf. den besondern Zweck, die Tanzkunst und Pantomimik als selbstständige Künste zu rechtfertigen, indem er sie philosophisch und historisch charakterisirt, und ihre freye Verbindung mit allen übrigen Künsten, hauptsächlich aber ihr Verhältniß zur Poesie und Musik, zur Malerey und Bildnerey und endlich zur Schauspielkunst nachzuweisen beabsichtiget. In diesem ersten Bande des Charinomos nun ist freylich erst näher von dem Wesen der Tanzkunst und Pantomimik die Rede, und nur im Allgemeinen wird auf die mit ihnen verwandten Künste angespielt; ihre innige Verknüpfung aber mit der Poesie und Musik schon stark genug angedeutet in der (VIII.) Abhandlung über das Hyporchema, welches als die erste geistig äußere, kunstmäßige Lebensäußerung Tanz, Musik und Poesie, Leib, Seele und Geist vereinigt darstelle.

Mit dieser Darstellung ist der erste Band in seiner Ausführung dahin zurückgekehrt, wovon er in den einleitenden Abschnitten ausging. Er bildet demnach ein abgeschlossenes Ganzes, welches nur die Keime eines nachfolgenden, verwandten Organism enthält, und eben deßwegen glauben wir unsern Lesern den deutlichsten Begriff von dem, was der Charinomos geleistet hat und leisten wird, zu geben, wenn wir hauptsächlich den allgemeinen Theil des gegenwärtigen ersten Bandes, den Prototyp des ganzen organischen Gewächses, näher in's Auge fassen.

Von dem ersten Abschnitt, welchen der Verf. „Ziel der Muse" überschrieben hat, haben wir nichts zu berichten, da er eigentlich nur das oben schon angegebene Vorhaben des Verfassers darlegt, und vorläufig nur zwey wahre, freye Künste statuirt: 1) Poesie oder Kunst des Geistes, 2) Mimik oder Kunst des Leibes; Musik gilt ihm nur, so fern sie einer von beyden Künsten dient.

Den zweyten Abschnitt über „Schönheit und Kunst" könnten wir gleicherweise nur obenhin berühren, da er nach des Verfassers eigenem Ausspruch (S. 35.) in der That nichts als „eine das Wesen des Schönen nicht weiter bestimmende Lobrede" ist. Allein es kommen darin einige Dinge schon zur Sprache und „freyen Beschauung," welche zu manchen Irrthümern des folgenden Abschnittes nicht minder Anlaß gegeben zu haben scheinen, als der Umstand, daß Manches übersehen worden ist.

Wir haben nichts dagegen einzuwenden, daß die höchste Schönheit in Gott gesezt wird, und der Verfasser nach Platonischem Ausspruch alles Schöne, was der Mensch zu fassen und darzustellen vermag, nur eine Erinnerung an jene heilige Urschönheit seyn läßt. Auch dawider ist nichts zu sagen, daß ferner alle Qualitäten des Schönen entweder dem männlichen oder weiblichen Princip zu- und untergeordnet werden; wohl aber, daß dieses Doppelprincip blos an den Menschen geknüpft und von ihm her-

geleitet wird, während es ja doch Doppelprincip des geschaffenen Weltall's überhaupt ist, und in der ewigen Wechselwirkung positiver und negativer Kräfte hervortritt. Der hiemit gerügte Fehler ist kein andrer, als der einer zu engen Begränzung der Künste auf die subjective Erscheinung des Menschen. Der Verfasser nimmt in seiner Deduction dem Menschen und somit der Kunst die Objectenwelt, und so stehen beyde da, wie eine Statue, ohne umgebende Halle oder ohne Hain, im Blauen, wie ein Vorgrund ohne Hintergrund. Darum hat er aber auch die Aufgabe dieses Abschnittes, das Verhältniß der Kunst zur Schönheit und namentlich zu zeigen, wie die Erinnerung des Menschen an das Urschöne in Gott zur Kunstgestaltung hervorbreche, durchaus ungelöset gelassen. Er spricht zwar in einer Note von einem magischen Bande zwischen Liebe und Kunst, und verheißt, ein eignes Werk „Pygmalion" darüber zu schreiben; allein, wenn er selbst hier die Liebe etwa, wie schon die Alten, Schöpferin der schönen Künste hätte seyn lassen wollen, so würde dennoch der Kreis der Kunst sich sehr eng auf das Verhältniß der Menschen zu einander beschränkt haben müssen, denn das Verhältniß zu Gott würde nach der Theorie des Verfassers nicht viel erzeugende Kraft gehabt haben, weil er den geschaffenen Gott in der Welt zu wenig hervorhebt und fast nur von einem göttlichen abstractum redet. Dieß geschieht besonders, wo er das monotheistische Schönheitsprincip der christlichen Kunst preiset. Bey dieser Gelegenheit geht er so weit, daß er, seinem eigenen Schema der Schönheits-Qualitäten entgegen, als höchstes Kunstideal ein geschlechtloses Wesen, den Begriff „Mensch" setzt. Durch einen unbewußten Mißgriff gibt der Verf. durch das gewählte Beyspiel uns einen Begriff, welch' ein ästhetischer Wechselbalg dieses Kunstideal sey. Er meint nämlich, „Mignon" im Wilhelm Meister sey es, und nennt sie ein naives und zugleich erhabenes Himmelskind und Meistergebild. — Ist denn die Theilnahme, welche uns Mignon einflößt, etwas anderes, als schmerzliches Bedauern, daß sie durch Menschenmanipulation um ihr gesundes Geschlechtsgefühl gebracht ist, das endlich in krampf- und fieberhafte Zuckungen ausbrechen und in dem nächtlichen Besuch, den sie Wilhelm Meistern abstattet, den Gipfelpunkt erreichen muß? — Viele Beyspiele von ächtem, gesunden Schönheitsgefühl, die wir im Charinomos zerstreut finden, beweisen, daß der Verfasser sich hier blos theoretisch verirrt hat. Der Grund dieser Verirrung liegt in der obgedachten abstracten Auffassung Gottes, dessen Abbild auf Erden ein abstracter Mensch seyn muß und dazu der Kunst die Mannichfaltigkeit der Gegenstände entzieht. Selbst der leztgenannte Fehler hat seinen Grund, darin nämlich, daß der Verf. den besonderen Zweck seines Buches, Darstellung leiblicher Künste des Menschen, die nur an seinem Subject, erscheinen, zu unverwandt im Auge behält, obgleich er eben dadurch mit der ganzen, umfassenden Anlage seines Werkes in graden Gegensatz tritt. Der folgende Abschnitt, dessen Ueberschrift eine „neue Eintheilung der Künste" verheißt, wird uns noch deutlicher diese und andere Widersprüche zeigen, in die der Verfasser mit sich selbst geräth.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte.

Memoirs of Jeanne d'Arc, surnamed la Pucelle d'Orleans, with the Historio of her Times. 2. Vol. London 1824.

Diese historische Schrift hat insoferne Interesse für ein großes Publikum, als der Verfasser, mit Scharfsinn und gründlichen Kenntnissen gerüstet, eine Behauptung vertheidiget, die zuerst der Mercure galant vom Monat Nov. 1683 ausgesprochen hat: daß Jeanne d'Arc am 30sten Mai 1431 zu Rouen nicht auf dem Scheiterhaufen gestorben, sondern den Engländern unterschlagen worden sey, und später einen Lothringischen Edelmann Robert des Harmoises geheirathet habe. So abentheuerlich auch diese Behauptung klingt; so sprechen doch dafür sehr starke, historische Gründe, womit wir unsere gemüthlichen Leser, die schon in dem Schiller'schen Drama die edle Jungfrau gewiß lieber gerettet, als an ihren ehrenvollen Wunden sterben sähen, bekannt machen wollen. Die Haupturkunde ist die vom Pater Vignier aufgefundene Chronik von Metz vom Jahre 1436, welche berichtet, daß in diesem Jahre Jeanne la Pucelle de France zu la Grange aux Hormes angekommen, und von ihren zwey Brüdern Peter und Klein Johann, welche dieselbe für verbrannt gehalten, als Schwester anerkannt worden sey. Dieses Zeugniß wird unterstützt von den Entdeckungen, die später Polluche in den alten Registern des Stadthauses zu Orleans gemacht hat. Er fand in den Rechnungen der Jahre 1435 und 1436 Ausgaben für Briefe und Boten von Jehanne la Pucelle, ja sogar, unterm 18ten October 1436, eine Zahlung an Cueur de Lis, der auf einer Reise zu „la Pucelle" begriffen war, um Depeschen von ihr an den König nach Loiches zu besorgen. Endlich, unter den 28sten, 29sten und 30sten Juli 1439 fand er Ausgaben für Erfrischungen, die der Frau Jehanne des Armoises bey ihrem Besuche in Orleans dargereicht, und 210 Livres für ein Dongratuit, welches ihr am 1sten Aug. dict. ai. nach vorgängigem Senats-Decrete verehrt worden „für die Dienste, welche sie der Stadt bey deren Belagerung geleistet." Ueberdieß will der Pater Vignier unter den Papieren der Familie des Armoises den Heirathscontract der la Pucelle de France gesehen, und es soll sich ein Kaufcontract vom

7ten Nov. 1436 gefunden haben, den Ritter Ro..t des Armoises seiner Ehegenossin Jeanne du Lis, la Pucelle de France, über einige Grundbesitzungen zu Harancourt ausgestellt hat.

Diese schriftlichen Zeugnisse für den Umstand, daß Jeanne d'Arc ihre Verbrennung zu Rouen überlebt habe, lassen sich nun allenfalls wohl vereinigen mit dem, was die Geschichte von jenem scheußlichen Glaubensacte der Nachwelt überliefert hat. Der Henker nämlich soll den beyden Geistlichen, welche der Hinrichtung beygewohnt hatten, seinen Schmerz darüber ausgedrückt haben, daß er das Leiden der Unglücklichen verlängert; er soll sich damit zu entschuldigen gesucht haben; man hätte das Schaffot von Backsteinen so hoch aufgebaut, daß er sich der Leidenden nicht hätte nähern können. Nimmt man mit dem Verf. an, daß der Bischof von Beauvais, dessen Benehmen in dem Processe der Jungfrau allerdings doppeldeutig erscheint, nur die Rolle des glaubenseifrigen Verfolgers gespielt habe, um die Engländer zu täuschen; daß er vor den weltlichen Richtern nur kirchliche Verbrechen zur Sprache brachte, um das Schicksal der Gefangenen auf rechtsförmlichem Wege in seine geistliche Hand zu bekommen; daß er dabey den listigen Plan hatte, die politisch wichtige Person der Jungfrau den Engländern zu unterschlagen; daß sein Plan von dem Todesurtheile des weltlichen Gerichtes zwar durchkreuzt, aber nicht vernichtet wurde, weil man der geistlichen Gerichtsbarkeit die Vollstreckung überließ; und daß ihm nun nichts übrig blieb, den Plan durchzuführen, als das Wagniß einer Scheinverbrennung: so läßt sich die Sache ganz leidlich erklären durch ein hohes, backsteinernes Schaffot, in dessen Bauche die lebendige Jungfrau Zuflucht finden konnte, während die Flammen eine leblose verzehrten. Freylich konnte die Verwechselung nicht früher geschehen, als nach angezündetem Scheiterhaufen, und das Gelingen war höchst problematisch; aber die Möglichkeit der Sache läßt sich nicht läugnen, und man muß entweder an die Wirklichkeit derselben glauben, oder die Chronik von Metz, die Stadtregister von Orleans und die Urkunden der Familie des Armoises Lügen strafen, von denen jedoch schwerlich die Originale noch existiren möchten.

Die Geschichtsforscher mögen diesen Knäuel auseinander wirren, so gut sie können; aber für die Poeten, für die Theaterpoeten zumal, ist diese Rettungs-Geschichte ein so unbezahlbarer Fund, daß man kaum begreift, wie er seit der Erscheinung des Mercure galant von 1683 hat unbenuzt bleiben können. Schiller hat eine Jungfrau von Orleans gedichtet, die auf dem Bette der Ehre bleibt; der verstorbene Wetzel eine andere, die wirklich verbrannt wird. (Sie ist vor 8 — 10 Jahren ey Brockhaus erschienen.) Beyde haben zwar die weichen Gemüther der Leser durch eine Apotheose ihres tragischen Opfers zu beschwichtigen gesucht: Schiller ließ einen rosenrothen Verklärungsschein über der Sterbenden aufgehen, und Wetzel (wenn unser Gedächtniß nicht trügt) ließ sie in Gestalt einer Taube aus dem flammenden Scheiterhaufen aufsteigen. Aber für das deutsche Theaterpublikum, wie es dermalen ist, sind das unzureichende Maßregeln. Es will keine Tragödien mehr, sondern Rühr- und Rettungs-Dramen. Warum gibt man ihm nicht eine Jeanne d'Arc nach dem Mercure galant? Warum nicht, außer dem Krönungszuge, auch noch einen Inquisitions-Prozeß, eine Verbrennung, und dann eine Auferstehung von den Todten, eine abenteuerliche Rettungs-Geschichte, eine Agnition, und eine glückliche Heirath? Freylich ist es ein unpoetischer Umstand in der Geschichte, daß der Gemahl der Johanna ein Herr von Beifuß (Armoise) gewesen seyn soll. Aber das französische Wörterbuch bietet ein Mittel dar, den Namen poetischer zu machen. Beifuß heißt in der Volkssprache (vulgairement) auch l'herbe de la St. Jean (Johannis-Gras). Welch eine schöne Gelegenheit bietet das zu dem poetischen Spiele mit Namen! Welcher Fund für ein Schicksals-Drama! „Du wirst im Mai verbrannt werden; aber Sanct Johannes wird dich in das Himmelreich einführen!" So lautet das Orakel, der Schicksals-Spruch. Er ängstiget die fromme Heldin, sie fürchtet, vom Mai an bis zum Johannisfeste im Fegefeuer braten zu müssen; aber buchstäblich geht er in die erfreulichste Erfüllung: Ritter Robert de la St. Jean führt sie in die Brautkammer. Sezt der Poet diesen Ritter von Beifuß an die Stelle des Lahire; so wird er einen großen Theil von Schiller's Jungfrau zu seiner neuen gebrauchen können.

Müllner.

Unterhaltungs-Literatur.

Anekdoten-Almanach auf das Jahr 1826, gesammelt und herausgegeben von Carl Müchler. Berlin bey Dunker und Humblot.

Anstatt einer Beurtheilung dieser längst bekannten Anekdoten-Sammlungen, welche ein zu weitläufiges in's Detail Gehen verlangen würde, glauben wir unsere Anzeige derselben darauf beschränken zu können, daß wir einige dieser Anekdoten hier selbst ausziehen, wobey wir noch bemerken, daß eine Menge geschichtlicher Anekdoten und interessanter Charakterzüge die diesjährige Sammlung besonders empfehlenswerth mache.

* * *

Der Prinz von Conti hatte einen kleinen Höcker. Auf einem Maskenball hatte sich Jemand eben so ver-

mummt wie der Prinz, und auch den Buckel eben so ausgestopft.

Er hatte die Unverschämtheit, sich immer in der Nähe des Prinzen zu zeigen.

Endlich fragte ihn der Letztere:

„Wer sind Sie? Maske!"

Das sehen Sie doch wohl? der Prinz von Conti!

Der Prinz nahm seine Larve vom Gesicht und erwiederte mit einer seltnen Ruhe:

„Wie man sich doch irren kann. Schon über zwanzig Jahre hab' ich immer geglaubt, ich wär' es."

* * *

Herr S***, ein junger Mann, war dem Minister von Z*** empfohlen worden, wodurch er mit diesem in nahe Berührung kam.

Der Minister, der allgemein den Ruf eines edlen, menschenfreundlichen Herzens besaß, und dabey ein Mann von großem und sehr hellem Verstande war, prüfte den Empfohlenen selbst in einer sehr langen Unterredung, und zeigte sich mit dessen Kenntnissen und Talenten äußerst zufrieden.

Endlich fragte er ihn: was er wohl in einem kritischen Fall, den er ihm genau auseinander sezte, thun würde?

S*** gab mit funkelnden Augen eine Antwort, welche die kühnste Entschlossenheit zeigte.

„Sehr gut!" sagte der Minister mit vieler Ruhe; „morgen sollen Sie meine bestimmte Erklärung wegen der Stelle erhalten."

Am folgenden Tage bekam er ein Schreiben von dem Minister, worin dieser ihm zu erkennen gab, daß er auf diese Anstellung nicht rechnen könne.

Der Gönner des jungen Mannes, der ihn dem Minister empfohlen hatte, erkundigte sich mit einiger Empfindlichkeit nach der Ursache dieses abschlägigen Bescheides.

Sind Ew. Excellenz mit seinen Talenten nicht zufrieden?

„Er hat mehr, als er zu dieser Stelle braucht."

Mit seinem Charakter?

„Er scheint mir einen sehr wackern und energischen zu besitzen.

Und doch —

„Eben deßhalb kann er die Stelle nicht erhalten. In untergeordneten Verhältnissen richten Menschen von großer Energie und Selbstständigkeit nur Verwirrung an. Sie wollen immer ihren eigenen Weg gehen, und wir brauchen nur solche, die uns auf dem unsrigen folgen. Glauben Sie mir, ich kenne Manchen, den ich mit Freuden zu einem Präsidenten oder Chef einer Behörde machen würde, und dem ich doch keine untergeordnete bedeutende Stelle anvertrauen möchte. Mir fällt immer der Vers umgekehrt ein:

Tel brille au premier rang, qui s'éclipse au second.

Der Feldmarschall Laudon verließ den Russischen Dienst, weil er ein untauglicher Subaltern-Officier war; als Feldherr füllte er Europa mit seinem Ruhme."

* * *

Der bekannte Methodisten-Prediger Whitefield verglich einst in einer Predigt mit vielem Pathos die arge Welt mit einem Schiffe, das der Hölle gerade zueile.

„Zum Henker!" rief ein Matrose treuherzig: „kann man denn nicht geschwinde das lange Boot aussetzen, um wenigstens die Mannschaft zu retten?"

* * *

Der Buchhändler Heidegger zu Zürich kündigte Arndt's wahres Christenthum auf folgende Weise an:

„Da bey dem Buchhändler Bürkli das wahre Christenthum nicht mehr zu finden ist, so kann man es bey mir haben."

* * *

Auf den Französischen Marschall, Herzog von Biron, kam ein satyrisches Gedicht in Umlauf, das aber eher den Namen eines Pasquills als einer Satyre verdiente. Er erhielt davon Kunde und zugleich aus sicherer Quelle die Nachricht, daß ihr Verfasser der Herzog von A... sey, der sich gegen ihn stets scheinbar freundschaftlich gesinnt bewiesen hatte.

Mit einer Abschrift dieses Schmähgedichts in der Tasche ging er zu dem Herzog von A..., als dieser eine zahlreiche Gesellschaft von den vornehmsten Herren und Damen zu sich geladen hatte.

Bey'm Eintritt in den Saal, wandte er sich an den Wirth und sagte zu ihm mit sehr lauter Stimme:

„Ich bedarf Ihres Beystandes, lieber Herzog! Ein Ungenannter hat auf mich recht hämische Verse gemacht. Ich bin nicht Dichter, und weiß nur die Waffen zu führen, die sich für meinen Stand schicken. Sie aber, mein Bester, wissen die Feder eben so gut zu führen, als den Degen. Erweisen Sie mir die Gefälligkeit, dieses elende Machwerk zu beantworten. Hier ist es." —

Er reichte das Pamphlet dem Herzog von A... hin. Nachdem dieser zum Schein es flüchtig überblickt, als wenn er es läse, fragte er:

Was soll ich denn darauf antworten?

„Freund! Antworten Sie dem Verfasser, daß ein Mensch, der sich genöthigt sieht, sich zu verbergen, um einen ehrlichen Mann ungestraft zu beleidigen, ein Schuft ist. Daß er dafür hundert Hiebe mit der Hetzpeitsche verdient und daß er sie von mir gewiß erhalten soll, sobald ich ihn erkundschaftet habe. Bringen Sie das in Prosa oder in Versen, wie Sie's am angemessensten finden. Keinen bessern Händen kann ich dieß anvertrauen, als den Ihrigen, lieber Herzog. Ich empfehle mich!"

Biron verließ bey diesen Worten die Gesellschaft, und der Herzog von A... war nicht im Stande, trotz aller Anstrengung, seine Verlegenheit ganz zu verbergen, zumal da er auf den Gesichtern vieler seiner Gäste deutlich las, daß auch sie ihn für den Verfasser des Pasquills hielten, worüber sich der Herzog von Biron so derb geäußert hatte.

Nr. 85.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 25. Oktober 1825.

Aesthetik.

Charinomos, Beyträge zur allgemeinen Theorie und Geschichte der schönen Künste von Carl Seidel. Erster Band. Magdeburg 1825. Ferdinand Rubach.

(Beschluß.)

Gleich zu Anfang dieses dritten Abschnittes nennt er mit Platon die künstlerische Begeisterung eine Art von Besessenheit, und erkennt gleich darauf dem Künstler Freyheit, jedem Kunstwerk „unbedingteste Absolutheit" zu. Hier sollte man glauben, dieser Selbstzweck, welcher damit der Kunst, wie dem Künstler, gestattet worden, werde von ihnen gegen die äußere Welt und das Leben behauptet werden dürfen, während sie grade durch die göttlichen Ideen und Ideale nothwendigen, ewigen Gesetzen unterworfen würden; aber nein, troß der unbedingtesten Absolutheit sind (S. 37.) schöne Künste nur solche, welche das Daseyn verschönen, veredlen. Genau betrachtet, heißt dieß aber weiter nichts als: Schöne Künste sind nur die, welche schön sind; denn eben dadurch, daß sie schön sind, werden sie allein im Stande seyn das Daseyn zu verschönen. Wenn auch der Verfasser sich auf einen ähnlichen Ausspruch Herders stützt, so ist diese Definition der Kunst (nach ihrer Wirkung) dennoch keine, weil die Wirkung eine außerhalb der Kunst gelegene Nebensache ist.

Ein Kunstwerk wird ewig und immer schön bleiben, gleichviel, ob es gesehen und empfunden wird oder nicht. Aber grade aus dieser nichtigen Definition der schönen Kunst entlehnt der Verfasser die Aufforderung, eine neue Eintheilung der Künste zu versuchen, und trifft wunderbarer Weise und in der That näher zum Ziele, als viele seiner Vorgänger. Er stellt nämlich als obersten Eintheilungsgrund die Gesammtnatur des Menschen auf, so fern dieselbe sich in lebendiger Thätigkeit des Geistes, der Seele und des Leibes äußert. Allein auch hier bleibt, wie im obigen Abschnitt, alle Kunst im Subject stecken, und so gewönnen wir nur lyrische Gedichte, Klänge und Sprünge des Menschen in und mit sich selbst, oder in so fern derselbe schon nach Platon in zwey Theile zerfallen, der beyden Hälften mit und gegen einander. Mag dieß auch ursprünglich der Fall gewesen seyn und mag wirklich der Anfang aller Kunst in jedem Künstler auch noch solche subjective Lebensäußerung seyn, so kann man in einer allgemeinen Theorie doch nicht dabey stehen bleiben und diesem historisch ersten Moment für alle Kunst den höchsten Werth beymessen. Auch glaubten wir, der Verfasser werde selbst seinen Kreis erweitern, indem er der endlich nachfolgenden Eintheilung der Künste folgendes Schema:

Gott

Kraft	—	Materie
Zeit	—	Raum
Geist	—	Körper
Leben	—	Tod
Bewegung	—	Ruhe

Schöpfung
(Mensch)

voran- und somit den Menschen mitten in die Schöpfung, in die Objectenwelt stellte. Es geschieht aber nicht. Nach Obigem hätte man ferner erwarten sollen, der Verfasser werde den Geist des Menschen als die schaffende Kraft für alle Kunst bezeichnen und der Kunst, in so fern sie eben Geist in sich trägt, reellen Werth beylegen, wie er auch anderwärts gethan. Auch diese Erwartung erfüllt er nicht, sondern setzt mit durchaus willkürlicher Anführung der bekannten Stelle aus Platons Phaidros, wo die αὐτοκίνησις als entscheidendes Moment für die Unsterblichkeit der Seele aufgestellt wird, die Bewegung als oberstes Princip für alle wahrhaft schöne Kunst. Das Resultat dieser Annahme spricht sich am deutlichsten in folgendem Schema aus S. 76 und 77.

A.
Ausbildende Künste
oder
Künste der Bewegung, des lebendigen Seyns.

Dazu gehörten:

Poesie und Musik. Künste der schönen Geistes- und Seelenbildung.

Gymnastik und Orchestik. Künste der schönen Körperbildung.

Schauspielkunst. Höchste, allumfassende Bildungskunst.

B.

Nachbildende Künste
oder
Künste der Ruhe, des todten Scheins.
Malerey und Bildnerey.

C.

Verschönende Künste
oder
der Verschönerung fähige Künste.

Rhetorik; verwandt den inneren Bildungskünsten.

Kosmetik; verwandt den Künsten zur Ausbildung der körperlichen Schönheit.

Architektur; verwandt der Bildnerey.

Gartenkunst; verwandt der Malerey.

Wir sehen in diesem Schema nicht nur, sondern auch in dem Raisonnement, welches der Verfasser demselben voraus- und nachgeschickt hat, Malerey und Bildnerey und noch mehr die Architektur sehr in Hintergrund gestellt. Freylich kann kein Tempel umherwandeln, Arme ausstrecken und Beine einziehen. Es ist aber eben so lächerlich, in der Bewegung allein die vollkommenste Schönheit, als etwa nur den rauschenden Fluß, den stürzenden Bach, nicht aber den klaren, ruhigen Spiegel des Sees schön finden zu wollen. In der Ruhe spiegelt sich auf Erden die Unwandelbarkeit im ewigen Wechsel, der erhabenste Gedanke. Die Idee dieser erhabenen Ruhe, mit welcher die Gottheit durch alle, in gewaltigem Umschwung bewegte Welten herrscht, in ihnen wohnt, wird dargestellt in allen ächten Tempelgebäuden. Gott hat es selbst nicht verschmäht, in Felsen- und Waldgebirgen sich erhabene Tempel zu erbauen, und grade die feste, sichere, ruhigthronende Macht, die sie verkünden, ist das Erhebende an ihnen. Sie eben bieten, wie Alles in der Natur der Kunst Ideen verleibt, der Baukunst die höchsten Ideen dar. Wie der Herr Verfasser daher als leitende Ideen der Baukunst Brauchbarkeit (von Getraidemagazinen) und Zweckmäßigkeit (S. 72) (von Fabrikgebäuden) hat nennen können, ist nur aus der Versteinerung zu begreifen, in die er überall versezt wird, wo er sein höchstes Princip, die Bewegung, nicht in Anwendung bringen kann.

So hat er ja auch die Malerey und Bildnerey unter die Künste zweyter Classe geschoben, weil ihr höchstes Verdienst darin bestehen soll, in ihrer Ruhe, in ihrem eigentlichen Tode, die Bewegung, das Leben täuschend nachzuäffen. Freylich liegt ein hoher Zauber dieser Künste in der scheinbaren Lebendigkeit ihrer Darstellungen; aber nicht aller, nicht der höchste. Empfindungen, Situationen, erhabene Seelenmomente, große, bezaubernde Ideen sind es, die auch hier, wie überall, den wahren Kunstwerth in sich schließen. Der Verfasser spricht dasselbe an vielen Orten seines Buches aus, und gesteht selbst den eigentlichen Künsten der Bewegung nur in so fern den Namen schöner Künste zu, als sie ein inneres, geistiges Seyn in der Erscheinung aussprechen. Allein er hatte nun einmal in dem allzudirekten Lossteuern auf das besondere Ziel seiner Darstellung den höchsten Gesichtspunkt und mit ihm die nöthige Umsicht verloren, um sich nicht in einen Wald von Widersprüchen zu verirren. So wie in den drey näher betrachteten Abschnitten, so finden wir denn auch durch den ganzen ersten Band des Charinomos, consequentermaßen eine Menge vortrefflicher Ideen neben ganz absurden Meynungen ausgesprochen. Zu jenen rechnen wir unbedingt die öfters wiederkehrende, daß die einzig würdige Frucht aller, zu immer größerer Blüthenfülle zu steigernden Künste ein wahrhaft schönes, allseitig durchgebildetes harmonisches Leben sey; — diese scheinen uns, außer den oben schon angeführten Gründen der Widersprüche, noch ihren Grund in der Ueberfülle von Citaten und Allegaten zu haben, welche fast das ganze Buch wie ein Kettenpanzer überzogen und belastet haben. Dennoch besteht grade in diesem Hauptfehler auch ein Hauptvorzug des Buches. Denn wenn uns bey Entwickelung von Theorien der Philosoph, welcher sein System auf Citate gründet und damit ausfüllt, vorkommt, wie ein Ritter, der, statt um sich zu hauen, seiner Vorfahren und andrer Helden Thaten und Fechtkunst rühmt, so würde umgekehrt der Berichterstatter großer Kämpfe, wenn er, statt zu erzählen, das Schwert zöge und um sich hiebe, lächerlich werden. Darum, meynen wir eigentlich hiemit, sind die Citate des Herrn Verfassers, wo sie Thatsachen betreffen, ganz vortrefflich, und der Vorzug seines Buchs besteht eben in einer Masse höchst schätzbarer, gewissenhaft beglaubigter, Notizen zur Geschichte der Künste, während die Theorie der Kunst im Ganzen wenig in's Klare gesezt worden ist und die dahin abzielenden Notizen eher einer Geschichte der Kunsttheorie als dieser dienen. In derselben Rücksicht ist der 9te Abschnitt gegenwärtigen Bandes des Charinomos, welcher ziemlich vollständige Beyträge zur Bücherkunde der allgemeinen Kunstlehre enthält, eine äußerst dankenswerthe Zugabe.

Außer der allgemeinen Charakteristik, die wir in den bisherigen Andeutungen unsern Lesern vom Charinomos zu geben versucht, möge noch Folgendes über den restirenden Inhalt gegenwärtigen, ersten Bandes eine Stelle finden.

Der vierte Abschnitt handelt von der Schönheit

der Bewegung. Hier wird ausführlich, aber, bey den vielen Reminiscenzen, welche der Verf. oft erleidet, auch mit vielen Abschweifungen von der Bedeutung und dem Wesen des Rhythmus, und wie er der eigentliche Moderator aller bewegten Lebens- und Kunstäußerung sey, geredet. In diesem Abschnitt stellt der Verfasser in der That manche eigenthümliche Ansichten, die er selbständig durchführt, auf, und bekämpft unter andern, nicht mit Unglück, die etwas mechanische und rein formelle Theorie der G. Herrmannischen Metrik.

Von den übrigen Abschnitten, in welchen von der Pantomimik und Orchestik und endlich von dem, Poesie, Musik und Tanz in sich vereinigenden Hyporchema die Rede ist, dürfte sich gleicher Weise im Allgemeinen wiederholen lassen, was schon bey den drey ersten Abschnitten über den Verfasser geurtheilt worden; inzwischen ist er hier als auf seinem Lieblingsgebiete mehr zu Hause und wegen der vielen thatsächlichen Notizen äußerst belehrend, oft unterhaltend. Ja wir müssen seinem, bey seiner Citirwuth nur selten gelingenden, Streben einer organischen Entwickelung und allseitigen Durchdringung seines Gegenstandes volle Gerechtigkeit und Anerkennung zu Theil werden lassen. Und so ist es ihm denn auch völlig gelungen, Pantomimik und Orchestik als selbständige, ebenbürtige schöne Künste zu rechtfertigen, wie wenig auch jene bey uns ausgebildet, wie sehr diese ausgeartet seyn mag. Ein Beweis, wie sehr es ihm mit der Veredelung dieser beyden Künste Ernst ist, liefern die Proben von pantomimischen Dramen, deren der Verf. drey entworfen hat. Ihr Charakter ist durchaus dem jedesmaligen Ort, Gegenstand und Zeit der Handlung angemessen, die Handlung sinnreich und zu einem harmonischen Ende durchgeführt; nur eine gewisse Monotonie scheint allen drey Dramen eigen, wie verschieden sie auch in ihrem Gegenstande seyn mögen. Von äußerst komischem Effect müßte das zweyte Drama: der alte Amor, ein komisches Tanzspiel, seyn, wenn es zur Aufführung gebracht werden könnte. Nicht so glücklich ist der Verfasser in den, bey Gelegenheit des Hyporchema theils gewählten, theils selbst gegebenen Beyspielen von Tanzliedern gewesen.

Wir hätten noch gar Manches lobend oder tadelnd zu erwähnen; inzwischen, um es genügend thun zu können, müßten wir ein Buch über das Buch schreiben. Wir schließen daher unsere Anzeige mit der Versicherung, daß der Charinomos trotz seiner vielen Mängel, zu denen sich dazu noch ein affectirt altclassischer, oft in Hexametertakt fallender, Styl gesellt, dennoch ein Buch ist, das jedem Aesthetiker großes Interesse abzugewinnen im Stande ist, so fern es ihm eine reiche Notizensammlung über manche, bisher wenig berücksichtigte, Kunstgegenstände darbietet und das Nachdenken über dieselben und über Aesthetik im Allgemeinen in lebhafte Thätigkeit sezt.

Reise-Literatur.

Lokalumrisse kleiner Reisen von Friedrich Krug, von Nidda. Halle, bey Eduard Anton. 1825. 8.

Daß Herr Krug von Nidda das Gebiet der Romantik, auf dem er sich bisher allerdings etwas ungeschickt benahm, endlich geräumt und sich in die gangbareren Regionen wirklicher „Localität" zurückgezogen hat, ist ein so erfreuliches Ereigniß für ihn und seine etwaigen Leser, daß wir uns veranlaßt sehen, beyden unsern aufrichtigsten Glückwunsch abzustatten. Auch die schlechteste Reisebeschreibung, wie deren Herr Kr. in vorliegendem Büchlein gleich fünf auf einmal gibt, ist denn doch immer noch mehr werth, als die „Erzeugnisse neuerer Romantik," deren der Verf. in seinem Vorwort erwähnt. Es wäre nur zu wünschen, daß der gute, etwas schwatzhafte sächsische Veteran sich nicht dennoch gar zu oft noch hätte vom poetischen Haber stechen lassen; denn die Sprünge, die er bey solchen Gelegenheiten macht, sind zwar für uns, die wir den alten Herrn kennen, ergötzlich genug, möchten aber von weniger theilnehmenden Seelen schwerlich mit gleicher Gutmüthigkeit belächelt werden. Daß Herr Kr. seine Fehler selbst einzusehen anfängt, läßt Besserung hoffen; nur darf er nicht zu sehr auf die Geduld seiner Leser rechnen, wie er S. 71 naiv zu verstehen gibt:

„Verzeihung, ruft er auf der Schneekoppe im Riesengebirge nach einem Seitensprung der angedeuteten Art reuig aus, Verzeihung dieser kurzen phantastischen Crise! Der Leser kennt ja mein erregbares Herz, hier durch die Spur (?) der höchsten Schöpfungskräfte, die dieß Gebirg so wunderbar erhöht (!), als wunderbar zerklüftet und zerrissen, gewiß leicht erklärbar (?) und verzeihlich."

Rührend ist der Sächsische Patriotismus, den der ehrliche alte Krieger hier und da zu erkennen gibt. Wir heben eine dieser Stellen, die zugleich am besten geeignet ist, als Musterprobe von der Darstellungsweise des Verf. zu dienen, zur Belustigung des Publikums heraus, und erinnern unsere Leser nur noch, daß die Scene in Schlesien ist, wo der Berliner und Märker doch seine Preussische National-Physiognomie selten wieder erkennen will.

„Kein Transitus, sagt dagegen der Verf. S. 27 f., dünkte mir stets frappanter, als der von sächsischer auf

preussischer (sic!) Erde; jede Hütte gewinnt eine andere Phisiognomie (sic!), und der preussische Nationalgeist spricht sich in tausend Eigenthümlichkeiten aus, die meistentheils an's Martialische streifen. So fielen mir zum Beyspiel (?) an dem ersten Hause, das ich auf preussischem Territorio sah, die weiß und schwarz kantirten Balkenlagen, Schwellen (?) und Fensterbekleidungen auf, — die man in Sachsen immer (?) ungefärbt zu sehen gewohnt ist, sie auch, also verziert, am Ende schon deßhalb häßlich finden würde, weil sie an eine Wappenfarbe mahnen (?), die der Raute zu nachtheilig gewirkt, ihr anders, als mit Terreur zu begegnen." (!!)

Wenn der Verf. sich künftig bemüht, ein etwas besseres Deutsch zu schreiben und gar zu grobe Verstöße vermeiden will, (wie S. 40, wo er die Dreysteine, eine isolirte Felsengruppe auf dem Kamm des Riesengebirgs, zu einem Berg: „der Dreystein" macht, oder S. 111, wo er auf den Weg von Bunzlau nach Benatek ein ganzes Sandmeer wirft, das sich doch nur auf eine kurze Strecke: ½ St. von der erstern Stadt, beschränkt); so wird ein zweytes Bändchen seiner Localumrisse, das dem Schmutztitel nach zu erwarten steht, — wenn nicht ein ernsthaftes, doch ein lachlustiges Publikum finden, welches wir dem ersten wünschen, aber nicht versprechen.

Unterhaltungs-Literatur.

Orangenblüten von Carl Borromäus von Miltitz. IIIte Sammlung. Leipzig bey Enobloch. 1825. 354 S.

Die beyden ersten Bände dieser Sammlung sind in No. 20. 1823 angezeigt. Ihr Beurtheiler hat das Talent des Vfs. nicht verkannt, aber nach des Ref. Dafürhalten nicht deutlich genug charakterisirt. Hr. v. M. ist kein gemeiner Erzählungs-Schmied. Er besizt, was hauptsächlich den Dichter macht, lebendige Anschauung und regsames Gemüth. Aber er vernachlässiget die poetische Gestaltung seiner Stoffe; und darum unterhält er zwar, aber ohne zu ergötzen, ohne den Kunstsinn zu befriedigen, welches man von einer Erzählung in ungebundener Rede eben sowohl fordern kann, als von einem Epos oder einem Drama. Die Befriedigung des Kunstsinnes hängt wesentlich davon ab, daß alle Darstellungsmittel zur Erreichung eines poetischen Zweckes zusammenwirken, der bey Dichtungen, welche Handlung enthalten, nicht bloß die Darstellung selbst seyn darf, sondern die Veranschaulichung moralischer Ideen. Der Verf. erschöpft seine Kraft meistentheils in Schilderungen, sey es von Landschaften und climatischen Naturansichten, oder von Nationalsitten und Charakteren. Die Handlung, die Hauptsache in der Erzählung, benuzt er größtentheils nur als Anziehungsmittel, zur Reitzung und Spannung der Aufmerksamkeit, unbekümmert um den Totaleindruck. Am sichtbarsten ist das der Fall in dem ersten Aufsatze, die Venetianerin. Die zweyte, die Nacht in Terracina, und die dritte, so lohnt die Welt, machen zwar einen gewissen Totaleindruck, aber er ist weder erfreulich noch tragisch. Von den gehäuften Unwahrscheinlichkeiten ist die S. 115, daß ein als Nationalgardist dienendes Mädchen eine brennende Bombe mit einem Eimer Wasser auslöscht, eine der auffallendsten. Der Verf. scheint die Beschaffenheit der Bomben nicht zu kennen. Die beste Erzählung dieses Bandes ist die lezte: Jacob Stainer (der berühmte Geigenmacher), sie ist reich an Blicken in das menschliche Herz, und an poetischen Offenbarungen über die innere Natur des musikalischen Talents.

Der Styl ist leicht und angenehm. Aber warum mischt der Verfasser ohne Noth die Sprachen untereinander? wie z. B. S. 34: „Der Wind führte balsamische Düfte aus den Acazienbüschen der giardini publici und zu," und S. 38: „Dazwischen werden Lanterne magiche herumgetragen."

Ref. schließt hier gleich die Anzeige einer gleichzeitigen Schrift von demselben Verfasser, und bey demselben Verleger an, welche den ungesuchten Titel: Gesammelte Erzählungen führt.

Die sieben Geschichten, welche dieselbe enthält, unterscheiden sich von den Orangenblüten dadurch zu ihrem Vortheil, daß der Verf. hier, vermöge der gewählten Schauplätze, sich nicht veranlaßt gesehen hat, nach der Glut des südlichen Colorits zu trachten, welches dort eine große Eintönigkeit in die Unterhaltung bringt. Warum der V. die Erzählung, der Dreykönigsabend, getrennt, und eine andere, poetisch bessere (die Grabschrift) dazwischen geschoben hat, davon hat Ref. den Grund nicht einsehen können. Das Zerstückeln ist zwar in periodischen Schriften an der Tagesordnung; aber da ist es ein nothwendiges Uebel; in einem und demselben Bande einer Sammlung eine Erzählung zu trennen, das kann nicht einmal den merkantilischen Zweck haben, daß die Neugier um der Fortsetzung einer Geschichte willen einen zweyten Band kaufen soll.

Mnr.

Nr. 86.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 28. Oktober 1825.

Musik-Literatur.

Zeichen der Zeit im Gebiete der Musik. Von Hans Georg Nägeli.

In dem historischen Theil meiner nächstens erscheinenden „Vorlesungen über Musik" habe ich besprochen, wie die Literatur der Tonkunst seit beynahe einem Jahrhundert das eigene Schicksal hatte, großentheils von Dilettanten gepflegt zu werden. Ich bestrebte mich dort mit historischer Treue darzuthun, welchen Einfluß eine solche Schriftstellerey auf Kunstwissenschaft und Kunstleben gehabt hat, und noch hat, und wie wissenschaftliche Kunstdarstellungen immer mangelhaft bleiben müssen, wenn eine so vielseitige und hoch cultivirte Kunst, wie heut zu Tage die Tonkunst, die ausschließlich ihren ganzen Mann fordert — wenn vollends der Entwickelungsgang dieser Kunst von Leuten abgehandelt wird, die sich aus einer solchen Schriftstellerey ein Nebengeschäft machen, und der dazu nöthigen Erudition ermangeln.

Diese Dilettanten-Schriftstellerey ist in der neulich erschienenen Schrift: „Ueber Reinheit der Tonkunst," so weit es möglich war, noch überboten worden.

Es ist daher hohe Zeit, einmal an einem Beyspiel umständlich nachzuweisen: wie solche Dilettanten mit der Kunstgeschichte umspringen, wie sie den Thatbestand der Zeit-Cultur darstellen, welche Anwendungen sie daraus ziehen, wie sie die Künstler selbst meistern, und über das Publikum zu Gericht sitzen. Der Mann vom Fach ist dieß der Cultur-Geschichte selbst schuldig, damit sie von dieser Seite vor Verfälschung verwahrt bleibe. Manche Rüge wird daber freylich nothwendig, woran der Leser sich unmöglich erbauen kann. Leicht ist es aber, ihn durch interessante Züge aus der Kunstgeschichte dafür zu entschädigen. Sie ist daran reich, so wie an Bedeutungen für Geistesentwickelung und Menschenbildung; ja sie ist so reich und bedeutungsvoll, daß, wer sie ganz kennen lernt, die Kunst selbst doppelt lieb gewinnen muß.

Der Verfasser jener Schrift, zwar auf dem Titel nicht genannt, dennoch einer der Genanntesten und Bekanntesten in Süddeutschland, der durch Stiftung und Leitung eines Singvereins seit Jahren her eine gewisse Celebrität erlangt, und durch Anlegung einer nicht unbedeutenden Bibliothek von Kirchenmusik sich wichtig gemacht hat, tritt nun mit noch größerem Gewicht als musikalischer Schriftsteller auf. Er will die allerwichtigsten und zeitgemäßesten Dinge berathen: die Kirchenmusik und ihren Vorhof, die Singvereine. Er hat uns dabey viel Neues, wiewohl über Altes, zu sagen.

Zur Bekräftigung seiner Kunstwahrheiten schlägt er von den zwey Hauptwegen, dem philosophischen und dem historischen, den leztern ein, so ausschließend, daß er ehrlich eingesteht: „ich wüßte mit Worten und Theorien nicht viel anzufangen." Dagegen rühmt er sich der erworbenen Bildung durch „classische Muster." Auf diese weiset er, als auf das Höchste, wornach seine theils ungebildeten, theils mißbildeten Zeitgenossen sich zu bilden haben, hin. Auf solche Weise macht der wohlbekannte Ungenannte, auch ungenannt, dennoch, als literarische Person, Autoritäts-Ansprüche, indem er für gewisse Kunstwerke und Kunstgattungen Anerkennung der Classicität fordert, die er im Theoriewort nicht darzuthun vermag, ja nicht einmal darzuthun versucht. Es wird daher auch Niemand durch die scheinbare, in einer Einleitungs-Phrase enthaltene Anspruchslosigkeit: „ich hoffe, daß meine Bemerkungen zum Guten Einiges mitwirken können," sich haben täuschen lassen. Offenbar hat jene Phrase von vorne herein das anspruchsvolle Auftreten nur mildern sollen, damit desto kühnere Ansprüche für den Gegenstand selbst gemacht werden können, die denn wirklich auf S. 5. des Vorworts schon laut werden: „Weise Kirchenvorsteher mögen entscheiden, was und wie viel ihrer Gemeine zuträglich ist." Also nicht einmal mehr einer Prüfung darf seine Wahrheit unterworfen werden; nur über das Was und Wie der Anwendung, das heißt hier, der Einführung seiner classischen Musik in die Kirche, will er, mit Umgehung der Männer vom Fach, die Kirchenvorsteher entscheiden lassen.

Er sezt in der Schrift den „Verfall" der Tonkunst überhaupt ganz unerwiesen voraus. Was ohne Gründe

behauptet wird, ist eigentlich auch keiner Widerlegung werth; bemerkt muß einzig werden, daß auf solche Weise nicht historisch gesprochen wird. Einzig über den angeblichen Verfall der Kirchenmusik führt er einige Gründe an, worauf näher eingegangen werden muß.

„Die Welt hat überhaupt das Große nie lange er„tragen können. Wie das Gefühl abgestumpft wird, so „sinnt man auf Neuheiten." Meint er hier, das Gefühl werde gerade durch das Große abgestumpft? Da hat er fürwahr eine eigene Weltansicht, und keine große Idee von Kunstgröße. Oder ist das nur Sprachverwirrung? Jenes Große, die ächte Kirchenmusik, soll indeß wirklich schon zweymal dagewesen seyn, zum ersten Mal „in den ersten fünfhundert Jahren nach Christus," zum zweyten im 15ten und 16ten Jahrhundert. So hätte denn doch die Welt, „die das Große nie lange hat er„tragen können," das Kunstgroße der Kirchenmusik zum ersten Mal fünf Jahrhunderte lang nach einander, zum zweyten Mal zwey Jahrhunderte lang ertragen können. Desto niederschlagender müßte die historische Nachweisung seyn, wie es gekommen sey, daß die Welt nun bereits seit drey Jahrhunderten dieses Große nicht mehr hat ertragen mögen, da sie doch seither so viel anderes Großes auf ihre breiten Schultern genommen hat, und es immer höher hinanträgt. Uns aber, seinen musikalischen Zeitgenossen, hätte der Verf. noch besonders nachzuweisen, „wie unser Gefühl abgestumpft" worden sey.

Er hält uns leider für Weltkinder; wir sind in Ungeschmack versunken, und unsere Versunkenheit ist nicht bloß eine musikalische. Die Erklärung macht er sich leicht. Er sucht den Verfall der Musik nicht aus ihrem Entwickelungsgang zu erklären, sondern aus allerley außermusikalischen Dingen. Solchen räumt er nicht etwa bloß mitwirkenden Einfluß ein, den sie allerdings haben und gehabt haben können, sondern entscheidenden. Er behauptet nämlich in einer, zwar in Fragform gestellten, Ausrufung: „Wohin ist man jezt gekommen, nachdem alle „Stände durch Luxus, leichte Sitten, Romanenleserey, „Tanzwuth, und die weltliche Musik, welche man überall „in Kirchen, Opern und Concerten zu hören bekommt, „so unruhig, üppig und nervenschwach geworden sind, „daß die, welche die volle Weihe der neuern Kunst em„pfangen haben, das Große der alten Zeit weder fassen „noch halten können!" Diesen Vorwurf der Verfallenheit wirft er aber nicht bloß auf das Publikum im Allgemeinen, sondern noch ausdrücklich auf den Künstlerstand: „Unsere Organisten fühlen dieß recht gut, und „nehmen daher, dem Volk zu Liebe, selbst in ihre Choral„Melodien die Opernmusik oft mit auf, und treiben „durch ihre abgeschmackten Zwischenspiele opernartige Na„sereyen."

Nebst den außermusikalischen Ursachen wäre es also überhaupt die weltliche Musik, die das Gefühl für die geistliche abgestumpft, und so deren Verfall herbeygeführt hätte. Zur weltlichen Musik zählt aber der Verf. auch gänzlich die Instrumentalmusik. Dieser scheint er alle Selbstständigkeit absprechen und nur eine untergeordnete Mitständigkeit einräumen zu wollen, indem er, statt vom Werth der Instrumentalmusik zu sprechen, bloß vom Werth der Instrumente spricht: „Kein Ver„nünftiger wird in Abrede stellen, daß die Instrumente „ihren eignen hohen Werth haben, weil sie nämlich viel „mehr mit Leichtigkeit behandelt werden können, als die „menschliche Stimme, einen viel größern Tonumfang ha„ben, und insofern dazu beytragen, daß man im Stande „ist, die musikalische Mannigfaltigkeit in's Unendliche zu „vervielfältigen." Aber auch diese scheinbare Anerkennung „des eigenen hohen Werths der Instrumente" wird dann gleich wieder sehr beschränkt, und in Beziehung auf die Kirchenmusik in Unwerth verwandelt: „Unsere „bessern Tempel sind groß, weit gebaut, und können auf „eine würdige Art nur mit Tönen ausgefüllt werden, „welche Rundheit, Fülle und Prallkraft haben. Diese „fehlt aber in der Regel allen Instrumenten, wenige „Blasinstrumente, besonders die Posaune, ausgenommen"— „die Saiten-Instrumente sind für die Kirche viel zu „dünn und ebenso die Flöten." Diese also reducirte Brauchbarkeit der Instrumente zur Kirchenmusik wird späterhin auf völlige Nichtigkeit, gänzliche Zweckwidrigkeit zurückgeführt: „Wenn von Andacht, Demuth und die„ser bescheidenen innern Freude und Herrlichkeit die „Rede ist, welche allein dem Tempel angehört, so soll „man die Herzen sich nur durch die menschliche Stimme „ergießen lassen." Endlich folgert er aus diesem Allem: „Die große alte Kirchenmusik war gewiß mit vol„lem Recht bloß für Singstimmen gesezt."

Solche Dinge sagt und behauptet ein Mann, der uns versichert, die Musik „historisch studirt" zu haben. So leer ist wohl beym Studium der Instrumentalmusik noch Keiner ausgegangen, und so gedankenleer hat noch Keiner davon gesprochen, wie dieser, der ungeachtet ihrer „in's Unendliche gehenden Mannigfaltigkeit" daran nichts Eigenthümliches zu entdecken vermocht hat, als die materielle Verschiedenheit der Instrumente und deren ästhetische Anwendung — wie er meint — zu einer sogenannten „musikalischen Malerey" in dem bekannten Todtenmarsch in Händel's „Saul." Indem er auf eine so auffallende Weise die Schwachheit seiner Urtheilskraft verräth, berechtiget er dadurch wenigstens zu der Gegenbehauptung: Wer das eigenthümliche Wesen der Instrumentalmusik nicht begreift, der kann auch unmöglich verstehen, wie die Instrumentalmusik mit der Vocalmusik künstlerisch verbunden werde — kann eben so wenig

verstehen, durch welcherley Kunstmittel jene mit dieser unkünstlerisch, oder ächtkünstlerisch verbunden werden möge. Eine solche Unfähigkeit legt auch unser Verf. in einem eigenen Aufsatz „Ueber das Instrumentiren" wirklich an den Tag. Daher ist ihm in einer Vocal-Composition mit Orchester-Begleitung das Instrumentale wirklich nur Begleitung, nur Zuthat zum Vocale, die allenfalls, wenn die Hauptsache fertig ist, noch hinterdrein gemacht werden kann; daher nennt er auch hier das Componiren nur „Instrumentiren," hält eine reiche, vielfache Instrumentirung für eine eben so vielfache Ausschweifung, und spottet darüber mit folgenden Worten: „es sey eine Art Lieblingsgedanke geworden, man müsse „immer allen Instrumenten zu thun geben."

Die Ansicht von dem wahren Wesen einer instrumentirten Vocal-Composition, worin alle vernünftigen Leute, gebildete Dilettanten sowohl als Künstler, zusammentreffen, besteht zunächst in Folgendem: Gleichwie an jedem ächten Kunstwerk Alles wesentlich ist, so ist auch hier der Instrumental-Gehalt eben so wesentlich, wie der Vocal-Gehalt; es ist daran Alles zusammenerfunden und zusammenverbunden; die Spieltöne sind mit den Singtönen in buchstäblichem Sinne „componirt;" Alles, was daran ist, macht, nach der neuern Kunstsprache, einen und ebendenselben untheilbaren Organismus aus. Will der Tonkünstler, als Componist, schöpferisch seinem Höchsten aufbieten, so muß er eine Vocal-Composition mit Orchester schaffen. Freylich hat, wie der Verf. sagt, „kein Instrument den seelenvollen „Ausdruck der Menschenstimme;" es kann aber einen andern haben, einen lebenvollern, spielvollern, einen feinern, wie die Harfe, einen stärkern, wie die Orgel, einen klingendern, wie die Violinen, einen schallendern, wie die Blech-Instrumente. Diese vielen und vielerley andere Töne können, als Spieltöne mit den Singtönen verbunden, ja durchgehends verflochten und verschmolzen, das Kunstwerk wesentlich verschönern, indem sie es zugleich bereichern; und weil die vielen, heut zu Tage bey einer vollen Orchestermusik üblichen Instrumente im Tonmaterial unter einander sehr verschieden sind, so macht eben diese Verschiedenheit ein großes Kunstwerk in seiner reichen Formgestalt klarer, anschaulicher, theilweise unterscheidbarer. Dieß, die Klarmachung einer kunstvoll gegliederten Formgestalt, ist die große Hauptsache; und daß diese Klarmachung mit mancherley akustischem Reiz der verschiedenen Instrumente materiell begleitet ist, bleibt ein, zwar auch die Kunstergötzung vermehrender, jedoch untergeordneter Vorzug des Orchesterwesens. Gegen eine solche Wirkungsfülle unsers modernen Orchesterwesens ist auch in der That die Einwendung sehr schwach; es passen die Instrumente von dünnerem Ton, wie die Violine und die Flöte, nicht in ein großes Local, also nicht in die Kirche; sie ist vollends nichtig im Munde derjenigen, welche Unterordnung des Instrumentalwesens unter das Vocalwesen verlangen, denen es daher eben recht seyn sollte, wenn im Tutti die Tonmasse der Stimmen über die Tonmasse der Instrumente vorherrscht, und im Solo die feinern Instrumente die Stimmen bloß umspielen, ohne sie zu decken; wozu auch jederzeit die Violine, und oft die Flöte von den Componisten gebraucht wird. So weit aber, wie unser Verf. hat es noch Niemand getrieben; er verwirft nicht bloß die Violinen bey der Kirchenmusik, nicht bloß die hohen Saitentöne, als „viel zu dünn," sondern alle Saiten-Instrumente. Dabey hat er das Capital-Instrument, ohne welches heut zu Tage wohl Niemand eine große Kirchenmusik würde aufführen wollen, ganz vergessen: den Contrabaß.

Bey einer solchen Leerheit der Kunstansicht kann es nicht befremden, wenn ebenderselbe Kunstmann, der im Gebiete der Instrumentalmusik gar keine Kunst-Ideale kennt, und eine reichlich instrumentirte Vocal-Composition für ein unächtes Kunstwerk hält, vollends in dem vergleichungsweise engern Gebiete des bloßen Vocalwesens eine Beschränktheit verräth, die gerade das Ideellste von sich stößt. Eben so begreiflich ist es, daß er dagegen — was kleinen Seelen, wenn sie sich zu etwas Großem erheben wollen, gewöhnlich widerfährt — sein Kunstgroßes überschätzt. Der ächte Styl der Vocalmusik soll sich von dem Capella-Styl, den er nach den Italiänern „Palestrina-Styl" nennt, auf vielerley Wegen, die ihm lauter Abwege scheinen, himmelweit entfernt haben. Und doch soll dieser Styl der allein kirchliche; ja Palestrina, „ein Engel unter den Tonkünstlern," soll der Haupt-Repräsentant dieses Styls seyn.

Hier wird zunächst gefragt werden dürfen: Was repräsentirt denn dieser Engel hier unter uns Menschen, was für eine Sphärenmusik hat er uns hernieder gebracht? Allerwenigstens sollte der Verfasser, „so wenig „er auch mit Worten und Theorien anzufangen weiß," uns irgendwelche wesentliche Merkmale dieses allein ächten Styls angeben können. Unter Styl versteht man ja in allen Künsten, man mag von „Schulen" oder einzelnen Kunstwerken sprechen, die besondere Art und Weise der Gestaltung, die specielle Form eines Kunstwerkes. Dergestalt muß auch ein Palestrina-Styl-Stück, sey es noch so englisch, eine bestimmte, menschlichen Schönheitsgesetzen entsprechende Form haben, muß vermöge dieser Bestimmtheit sogar seine technischen Kennzeichen haben, worüber zunächst historische Notification, sodann theoretische Verständigung möglich seyn muß. Zu Letzterem ist der Historiker nicht geradezu verpflichtet; unterläßt er es aber, so ist er Ersteres schuldig. Weil wir eine Technik haben; weil diese Technik, die Harmonie-

und Compositions-Lehre, schon zu Palestrina's Zeiten vorhanden war; weil schon er nach dieser Technik, woraus allmählig eine erweiterte Formbildung entstand, componirte; weil endlich eben diese Technik eine conventionelle Kunstsprache herbeyführte: so war unser Verf. verpflichtet, uns, der Jeztwelt, welcher der Palestrina-Styl ganz fremd seyn soll, denselben in der üblichen Kunstsprache zu beschreiben. Die Mittheilungen von Vernunft an Vernunft sind immer zuverlässiger, als die von Gefühl an Gefühl. Gehen jene, wie billig, voraus, so mögen sie diesen wohl auch Eingang verschaffen. Winkelmann, der eben auch die Herrlichkeiten der italiänischen Kunst unter den Deutschen zur Anerkennung bringen wollte, fand für seine begeisterte Sprache offene Herzen, weil er zugleich auf Belehrung denkender Köpfe ausging. Er vermochte es, weil er auch die Technik seiner Kunst gehörig studirt hatte. Offenbar ist unserm Dilettanten unsere technische Kunstsprache fremd. Wäre er aber nur damit vertraut, wären ihm die Begriffe selbst, die man mit den Kunstwörtern zu verbinden pflegt, wo von Aufgaben und Kunstformen der „canonischen Schreibart“ und von den vielerley Setzarten des „doppelten“ und „mehrdoppelten Contrapunkts“ und der Fuge die Rede ist, ganz geläufig, so hätte er befürchten müssen, durch Beschreibung des hochgelobten Palestrina-Styls die Kenner alle zurückzuscheuchen, denen er gar nichts Neues zu sagen, gar nichts Eigenthümliches nachzuweisen gehabt haben würde, weil alle technischen Kunststücke, die in Palestrina's Werken vorkommen, und damals für neu gelten konnten, seither längst und in künstlichern Wendungen erschöpft sind; und weil der menschliche Erfindungsgeist seither auch in dieses Gebiet einen solchen Ideenreichthum und eine solche Stylgröße hineingebracht hat, daß, damit verglichen, die Produkte des Palestrina-Styls sehr einförmig und ungestaltig erscheinen müssen; so wie denn auch die Werke aller andern Componisten dieses Styls eine zu große Aehnlichkeit unter einander haben, und haben müssen, weil in so engen Schranken der Erfindungsgeist noch nicht genug Spielraum hatte. Nichts ist leichter, als die Geringfügigkeit dieser Produkte, vermittelst der technischen Besprechung ihres Formgehalts, darzuthun. Auch Dilettanten dürfte die Sache mit Folgendem hinlänglich klar gemacht werden.

Jene Kunstformen der Chor-Composition — für Solo war sie damals noch nicht ausgebildet, nicht individualisirt — theilen sich ein in fugirte und nicht-fugirte; leztere werden auch „homophonische,“ erstere „polyphonische“ genannt. Muster der nichtfugirten sind in Deutschland Vielen bekannt. Sie wurden es unter andern durch die vor geraumer Zeit in Leipzig im Drucke erschienene „Musica sacra,“ welche jährlich in der Charwoche in der Sixtinischen Capelle in Rom gesungen wird. Viele griffen nach dieser angeblichen Wundermusik, worauf die Neugierde von Zeit zu Zeit durch Schilderungen reisender Dilettanten, die ob der Wunderwirkung kaum zur Sprache kommen konnten, hoch gespannt war. Und was erhielt die deutsche Kunstwelt an diesem so hochgepriesenen Kunstgeschenke? — Eine kunstlose Zusammenstellung von musikalischen Sätzen, die melodisch dürftig, rhythmisch bedeutungslos, ja stellenweise ohne allen Rhythmus bloß metrisch fortschreitend, fast aus lauter consonirenden Accorden bestehen. Das einzige Besondere in Hinsicht des Dissonanzen-Wesens hat schon Knecht bemerkt, daß nämlich auch bey Palestrina schon das Intervall der „Terzdecima“ nach der Regel des „reinen Satzes“ vorkomme. Die übrige Welt, zumal die Künstlerwelt, konnte eben, gleichwie der Kaiser Joseph nach jener bekannten Anecdote, die der Verf. nacherzählt, „nichts daran finden;“ denn sie kann nur da etwas finden, wo sie Erfindung findet; keineswegs aber kann sie es als eigentliche Kunsterfindung anerkennen, wo sie etwa einmal einige Accorde auf eine seltsame Weise zusammengestellt findet. Unser Verf. bedient sich nun aber der nämlichen Ausflucht, deren sich der Papst rückantwortlich gegen den Kaiser Joseph bediente: „Man werde die Stücke in Wien wohl nicht „zu singen wissen.“ Er will die Wirkung solcher Gesänge überhaupt von der Vortragskunst abhängig machen: „Es kommt auf deren lautere Darstellung Alles an.“ — „Sie erfordern ein, man möchte sagen, überirdisches „Tragen, Wachsen, Abnehmen und Schweben der Stim„me.“ Von dieser Vortragskunst weiß er uns aber wieder nichts Näheres zu sagen; sie ist ja so viel als „über„irdisch!“ Auch wird dazu „eine Menge ausgezeichneter „Sänger erfordert.“ Es ist also von der Vortragskunst im Chorgesange die Rede. Um so mehr darf behauptet werden: Wo eine solche Composition erst von einer besondern Vortragskunst ihre Schönheitswirkung erhalten muß, da ist entweder eben „nichts daran,“ oder sie ist manierirt. Wie es sich mit deren Absingung in der Päpstlichen Capelle verhalte, läßt sich leicht errathen: Das Singen wird manierirt seyn. Aber auch unmanierirt können Sänger mit schönen Stimmen (und solche sind in der Päpstlichen Capelle ohne Zweifel ausgesucht schön, da man doch wohl nur etwas Ausgesuchtes so zart pflegt, wie dort die Discantisten und Altisten frühzeitig gepflegt werden müssen, um immer hoch zu bleiben), sobald sie einen Gesang auch nur rein und richtig ausführen, vermöge der Wirkung ihres schönen Tonmaterials und der Wirkung der vierstimmigen Harmonie, Wohlgefallen erwecken, und vollends entzücken, wo es unter schönen Umgebungen, der ästhetischen Mitwirkung anderer Künste, an feyerlichem Orte, bey festlichem Anlaß geschieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 29.

Intelligenz = Blatt.

1825.

Bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen:

Gallerie aus Walter Scott's Werken,
Erste Lieferung, 10 Blatt.

Nach Zeichnungen von Leslie, Wertall u. a. von Gruner, Haas, Meyer, Richter, Rosmaesler, u. a. gestochen.

gr. 8. erste Abdrücke 2 Rthlr. 12 gr.
8. gute Abdrücke 1 Rthlr. 16 gr.

Diese Gallerie wird in fünf Lieferungen 50 bis 60 Blatt liefern, und paßt im Formate außer zu der bey dem Verleger herausgekommenen neuen Ausgabe von Walter Scott's Romanen auch noch zu allen andern Ausgaben und Uebersetzungen dieses Dichters. Ohne die Herausgabe zu übereilen und schlechte Blätter zu liefern, können sie nicht in der Reihefolge gegeben werden, sondern wie solche aus der Hand der Künstler hervorgehen. Das zweyte Heft erscheint in der Oster-Messe 1826 u. s. f.

Für Leihbibliotheken.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Bruno von Löweneck und Clara von Hundsrück. Eine Rittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. 8. Preis 16 gr. — 20 Sgr. — 1 fl. 12 kr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reise nach China durch die Mongoley, in den Jahren 1820 und 1821 von G. Timkowski. Aus dem Russischen übersezt von M. J. A. E. Schmidt, öffentlichem Lehrer der russischen und neugriechischen Sprache an der Universität zu Leipzig. In 3 Theilen. 1r Theil (Reise von Kiachta nach Pekin,) mit 1 Kupfer, 1 Charte und 1 Plane. gr. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1825. Preis 2 Thlr.

China, das beynahe ein verbotenes Land für alle Europäer ist, ist nur Russen von der Landseite her zugänglich, die in Pekin fortdauernd eine Mission unterhalten. Um desto willkommener muß jedem Freunde der Länderkunde und überhaupt jedem gebildeten Leser die Erscheinung seyn, wenn ein kenntnißreicher Mann, wie der Verfasser dieser Reise, der die russische Mission 1820 nach Pekin geleitete, seine dabey gemachten Erfahrungen und Beobachtungen mittheilt, besonders da sein Weg durch die Mongoley ging, ein Land, das sonst nicht leicht der Fuß eines Europäers betritt. Die russische Regierung war mit des Verfassers Leistungen so zufrieden, daß sein Werk in Petersburg im Jahre 1824 auf kaiserlichen Befehl und auf Kosten der Schatzkammer gedruckt ward. Der 2te Theil, der dem ersten bald folgen wird, enthält des Verfassers Aufenthalt in Pekin, und der 3te die Rückreise mit der früher in Pekin gewesenen Mission nach Kiachta, eine Uebersicht der Mongoley, ꝛc. Der Uebersetzer hat durch hin und wieder beygefügte Anmerkungen sich bemüht, das Werk dem deutschen Leser noch deutlicher zu machen.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Das Fegefeuer des Dante Alighieri, übersezt und erläutert von Carl Streckfuß. gr. 8. Preis 2 Rthlr.

Von Ebendemselben erschien im vorigen Jahre:

Die Hölle des Dante Alighieri. Preis 2 Rthlr.

Halle, August 1825.

Hemmerde und Schwetschke.

Literarische Anzeige.

Bey uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Uebersicht der gesammten direkten und indirekten Besteuerung in den preußischen Staaten als Grundlage und im Vergleich zu den Steuer-Systemen, welche an der lang ausgedehnten Gränze Preußens mit Preußen in Berührung kommen, als: Rußland, Oestreich, Sachsen, Baiern, Baden, Frankreich, Dänemark u. s. w. Mit Anmerkungen und Vorschlägen, den ausübenden Steuerdienst betreffend, von Carl Wilhelm Schmidt, Königl. Preuß. Steuer-Rendant u. s. w. Zwey Bände. Druckp. 3 Rthlr. 12 gr., Schreibp. 4 Rthlr.

Es ist dieß das vollständigste Werk über diesen Gegenstand, und ein unentbehrliches Handbuch für Regierungs-Behörden, Magistrate, Landräthe, Kaufleute und überhaupt alle Geschäftsmänner, die mit dem allgemeinen Verkehr zu thun haben und sich ihre Geschäfte bedeutend erleichtern wollen.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Bey Unterzeichnetem ist erschienen und bereits in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Cornelia. Taschenbuch für teutsche Frauen auf das Jahr 1826. Herausgegeben von Aloys Schreiber. Eilfter Jahrgang. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Mit Kupfern, gezeichnet von Opitz und Xeller, und gestochen von Barth, Hofmann und Weber. Preis: in sehr elegantem Einbande, mit farbigen Umschlag-Vig-

netten und Vignetten auf dem Futterale, 4 fl. oder 2 Thlr. 8 gr. Feine Ausgabe, mit Goldvignetten und Kupfern des ersten Hunderts, 5 fl. 30 kr. oder 3 Thlr. 6 gr.

Dieses Taschenbuch wird auch dießmal durch reiche Ausstattung und ästhetische Vollendung den Forderungen seiner verehrten Leserinnen eben so sehr, und wohl noch mehr, als die vorigen Jahrgänge, entsprechen.

Heidelberg, am 25. August 1825.

Jos. Engelmann.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Ueber Prädeterminism und Willensfreyheit, ein Versuch, die logische Vereinbarkeit bey der Begriffe ins Licht zu stellen von C. F. Zöllich. gr. 8. geh. 6 gr. oder 7½ Sgr. od. 27 kr.

Bey Metzler in Stuttgart werden noch in diesem Jahre die ersten Lieferungen einer vollständigen metrischen Uebertragung von

Lord Byrons sämmtlichen poetischen Werken,

durch Fr. Bardili, in Taschenformat, ausgegeben. Das erste Bändchen, Manfred und die Belagerung von Corinth enthaltend, erscheint als erste Probe im October, und nachdem dadurch das Publikum über den Werth der Bearbeitung zu urtheilen in Stand gesezt ist, wird eine Subscription eröffnet, deren äußerst billige Bedingungen die allgemeinste Verbreitung möglich machen werden.

Bücher für das schöne Geschlecht.

Gesammelte Briefe von Julie. 4 Theile mit Kupfern. 3 Rthlr.

Briefe an Lina, v. S. v. La Roche. 3 Theile mit Kupfrn. 8. 2 Rthlr.

Elisa, oder das Weib wie es seyn sollte. 2 Theile mit Kupfern. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Henriette, oder das Weib wie es seyn kann, von S. Ludwig, mit 2 Holzschnitten v. Gubitz. 1 Rthlr. 8 gr.

Jede Frauenzimmerbibliothek sollte diese, als klassisch anerkannten, geschmackvollen, geistreichen und moralischen Bücher enthalten. Besonders sind diese Werke an Jungfrauen, Bräute und Neuverheirathete zu empfehlen, weil sie in ihnen den Grund ihrer künftigen Glückseligkeit finden.

Wienbrack.

So eben ist in der Unterzeichneten Verlagshandlung erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Frauentaschenbuch
für das Jahr 1826.

Herausgegeben von Georg Döring.

Mit 11 Kupfertafeln. Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Dieses seit bereits eilf Jahren gegründete, und während dieses Zeitraums von dem gebildeten Publikum mit ausgezeichneter Gunst aufgenommene, Taschenbuch wird auch unter veränderter Redaktion den Grundsätzen getreu bleiben, welche dessen erster Herausgeber im Auge gehabt. Mannigfaltigkeit und Gediegenheit der Beyträge, alle mögliche Zierlichkeit des äußern Schmucks — wobey immer auf sinnige und wirklich künstlerische Beziehungen geachtet werden wird — dürfen verbürgt werden, da die geachtetsten Schriftsteller und Künstler sich zu diesem Zwecke dem Institute angeschlossen haben. — Der Jahrgang 1826 ist dem edlen Frauenvereine zu Weinsperg gewidmet. Was die graue Sage von der Treue und Würdigkeit der Bewohnerinnen Weinspergs berichtet, das hat der Strom der Zeit nicht aus dem Gemüthsleben ihrer weiblichen Nachkommen vertilgen können. Damals veranlaßte eigene Noth einen treu zusammenhaltenden Verein; in neuerer Zeit ward durch fremde Noth der Enkelinnen Bund enger zusammengeschlossen. Wem blieb es unbekannt, wie in der Schreckenszeit des leztverflossenen Jahres, da die entfesselte Wasserflut so manches häusliche Glück zertrümmerte, und das Elend eine reiche Ernte hielt im deutschen Lande, der treffliche Frauenverein zu Weinsperg mit treuer Sorgfalt die Thräne des Jammers getrocknet, dem fast unübersehbaren Unheile mit allem Aufwande an Kraft entgegengearbeitet? — Was den Inhalt des Taschenbuchs betrifft, so wird dieser durch die Namen der Dichter und Erzähler, welche beygetragen — Th. Hell, Fr. Kuhn, Mosengeil, Wilhelm Müller, W. v. Studnitz, L. Weisflog, dem Herausgeber u. a. m. — wohl hinlänglich verbürgt. Die Kupfer sind größtentheils von dem mit Recht geachteten L. Schnorr gezeichnet und von bewährten Meistern gestochen.

Joh. Leonh. Schrag.

So eben ist bey Buchhändler C. F. Nast jun. in Ludwigsburg erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vier Erzählungen
aus
der Geschichte des jetzigen Griechenlands.

Von

Wilhelm Waiblinger.

8., 210 Seiten, in elegantem Umschlag brosch., Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Die Erste, „Kalonasore“, ist die Geschichte eines Philhellenen, der, von ungeheurem Geist und tragischen Schicksalen aus dem Vaterland getrieben, die verlorne Ruhe, den verlornen Lebenszweck im wildesten Befreyungskampf seines Sehnsuchtslands erstreiten, und, in Smyrna krank, lebenssatt, durch die entzückende Erscheinung eines Weibes auflebend, endlich auch diese mit unseligem Vampyrgeist zernichtend, sich durch die Liebe einer andern heilen will, sich wieder losreißt, und, vom Geist der Abgeschiedenen verfolgt, nach Rom zurückkehrt. Die zweyte, „Ykelula“, stellt eine schaudervolle, wahre Begebenheit in der Gegend von Ephesus, das Spiel eines ungewöhnlichen Verhängnisses, mit den Flammenfarben des Orients dar. Die zwey folgenden, „Euphrosyne“ und „die Rose von Farsistan“, sind Gemählde aus der Nachtseite des Lebens, in der Fabel durch den Geist Ali Tebelens von Janina zusammenhängend. Das erste, jene

unglückliche ehebrecherische Liebe seines Sohnes Muktar zu einer reizenden Christin; — das zweyte, die Geschichte des Neapolitaners Caretto und seiner gesteinigten Geliebten, ein Stoff, den schon Lord Byron bearbeiten wollte, alle vier, mit den Worten eines sterbenden Korsaren, in Einem Geist geschrieben mit griechischer und türkischer Nationalität, genau historisch, ins glühendste Colorit des Orients getaucht, in episch-lyrischer Form, wie die metrischen Gesänge der Britten, erwarten von jedem, der sich für Griechenland und orientalisches Leben, der sich für Poesie überhaupt interessirt, das Urtheil, wie weit der Dichter seine Ideen und Stoffe nach seiner Behandlungsweise in Darstellung, Sprache und nationaler Wahrheit erreichte.

Bey uns ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

Gedichte von A. Mahlmann. 8. brosch. 1 Thlr. — Velinpap. in Pappe geb. 1 Thlr. 16 ggr.

Volkslieder der Serben, metrisch übersezt und historisch eingeleitet von Talvj. gr. 8. brosch. 1 Thlr. 18 ggr.

Jedes dieser beyden Werke wird mit vollen Ehren, neben dem Vorzüglicheren, was unsre poetische Literatur aufzuweisen hat, seine Stelle einnehmen. — Auf das erste haben die zahlreichen Freunde von Mahlmanns Muse längst mit Verlangen gehofft; auf das zweyte hat Goethe bereits in Kunst und Alterthum, nach Ansicht des Manuscripts, als auf eine höchst interessante Erscheinung aufmerksam gemacht.

Renger'sche Buchhandlung in Halle.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Gottfr. August Bürger's sämmtliche Werke, herausgegeben von Karl von Reinhard. Vollendete rechtmäßige Ausgabe. Sieben Bände auf Velinpapier 5½ Rthlr. Dieselben auf Velinpapier in gr. 8. 8½ Rthlr.

Der achte und lezte Band, Bürger's Leben von Dr. Heinrich Döring herausgegeben, ist unter der Presse.

C. H. G. Christiani in Berlin.

Pränumerations-Anzeige
einer neuen Ausgabe
der

Oeuvres complètes de M. de Florian.

Dieser klassische französische Schriftsteller bedarf keiner weitern Empfehlung, denn er ist einheimisch im deutschen Vaterlande geworden, welches er auch in jeder Hinsicht, sowohl seiner leichten und reinen Sprache, als seiner lieblichen und ganz sittlichen Darstellung wegen, mit Recht verdient, und in dieser Hinsicht auch der Jugend mit Nutzen und ohne Gefahr in die Hände gegeben werden kann.

Diese neue Ausgabe wird in acht Bänden, auf gutem Papier und mit deutlichen Lettern gedruckt, in meinem Verlage erscheinen, und enthält nicht nur die in den frühern Ausgaben enthaltenen Werke, als: Nouvelles, Numa Pompilius; Théâtre: Estelle, Eliézer et Nepthaly, Gonsalve; de Cordove; Fables: Guillaume Tell, Don Quixotte, Galatée, et petites Pièces, sondern auch die erst neulich erschienenen Oeuvres inédites en 4 Volumes, so daß diese Ausgabe ganz vollständig wird.

Der Pränumerationspreis für alle acht Bände ist Fünf Thaler Preußisch Courant oder Neun Gulden Rheinisch.

Es ist die Einrichtung getroffen, daß zur nächsten Michaelis-Messe die ersten, und vor der Jubilate-Messe des nächsten Jahres sämmtliche Bände die Presse verlassen sollen.

Eine Probe zur genauern Beurtheilung des Ganzen ist in jeder Buchhandlung unentgeldlich zu haben. — Jede Buchhandlung nimmt Pränumeration an.

Im Juni 1815.

Gerhard Fleischer in Leipzig.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Ergötzliche Jägerschnurren, oder wirklich vorgefallene Weidmanns-Curiositäten. 12. brosch. Preis 6 gr. Alt-Courant, oder 7½ Sgr. oder 27 kr.

Für Leihbibliotheken.

Die fünfte, mit deutschen Lettern gedruckte Auflage von

Rinaldo Rinaldini

ist im vorigen Jahre bey A. Wienbrack in Leipzig in 4 Bänden herausgekommen und mit Kupfern für 6 Rthlr. und ohne Kupfer zu 4 Rthlr. in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen.

Dieser im In- und Auslande allgemein gelesene und mit großem Beyfall aufgenommene Roman bedarf wohl jezt keiner Lobpreisung mehr.

Daselbst ist auch zu haben:

Isidor's schwärmerische Nächte; oder romantische Darstellungen aus dem Gebiete der Phantasie und der Träume. Enthaltend: Alboina, Schutzgeist der gräflichen Familie von Wildenhorst. — Das Gelübde im Tode. — Die Prophezeihung. N. A. 8. Leipzig bey A. Wienbrack. 1 Rthlr.

Neue Musikalien, welche im Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienen sind.

Lindpaintner. Ouverture de la Tragédie Paria pour gr. Orchestre. Op. 51. 1 Thlr. 16 gr.

Dotzauer, J. J. F., 3 Duos pour 2 Violoncelles. Oeuvr. 75. 1 Thlr. 16 gr.

Fürstenau, A. B., 2me Concerto pour la Flûte av. Acc. de l'Orch. Op. 33. 2 Thlr.

— — le même avec Acc. de Pianof. 20 gr.

— — Variat. brill. sur un thème du Melodrame: Pré-

ciosa, pour la Flûte avec Acc. de l'Orch. ou Pianoforte. Op. 34. 1 Thlr. 12 gr.
Fürstenau, A. B., le même avec accomp. de Pianof. 20 gr.
Bärmann, H., Exercices amusants pour la Clarinette. Oeuvr. 30. 1 Thlr.
Rossini, J., Variations pour la Clarinette avec Acc. de l'Orch. (ou de Pianof.) 1 Thlr.
— — Variations pour la Clarinette avec Acc. de Pianof. 12 gr.
Müller, F., Etudes pour la Clarinette. L. 1. 12 gr.
Lindpaintner, P., Romance et Rondeau pour Chor de Chasse avec Acc. de l'Orchestre. Oeuvr. 48. 1 Thlr. 12 gr.
Onslow, G., Quintetto No. VIII. arr. p. Pianof. à 4 ms. par Mockwitz. Op. 24. 1 Thlr. 16 gr.
— — Sonate pour le Pianoforte à 4 ms. arrangée d'un Trio. Op. 27. 2 Thlr.
— — Sonate pour le Pianoforte à 4 ms. arrangée d'un Trio. Op. 27. 2 Thlr.
Bach, Joh. Seb., Fugue pour l'Orgue arrangée p. Pianof. à 4 ms. par C. C. Kegel. No. 1. 10 gr.
Bach, F. W., Fugue pour l'Orgue arrangée pour Pianof. à 4 ms. par C. C. Kegel. No. 1. 10 gr.
Gabrielsky, W., 8 deutsche Lieder, für 1 Singst. mit Begleitung des Pianof. Oeuvr. 77. 16 gr.
Angely, L., Sieben Mädchen in Uniform, Vaudeville im Klavierauszug von H. A. Präger. 2 Thlr.
Righini, V., Das befreyte Jerusalem (Gerusalemme liberata). Klavierauszug. Neue Ausgabe in Steindruck 3 Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Geographisch-statistische Darstellung der Staats-Kräfte, von den sämmtlichen zum deutschen Staaten-Bunde gehörigen Ländern.

Von

Dr. August Friedrich Wilhelm Crome,

G. H. Hessischer Geheimerath und Professor der Staatswissenschaften auf der Universität zu Gießen.

Zweyter Theil, enthaltend:

Die Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, ferner das Churfürstenthum Hessen, das Großherzogthum Hessen, die Herzogthümer Holstein und Lauenburg, das Herzogthum Oldenburg, das Großherzogthum Luxemburg und das Herzogthum Nassau.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer 1825.

Preis 2 Thlr. 16 gr. sächs. 4 fl. 48 kr. rhein.

Der ehrwürdige Verfasser hat diesen 2ten Band zwar etwas später erscheinen lassen, als man hoffte, (weil er zuvor ein statistisches Handbuch von dem G. H. Hessen-Darmstadt, nebst mehreren andern literarischen Arbeiten zu liefern veranlaßt war:) allein der Augenschein lehrt doch, daß er das vorliegende Buch in seinem 72sten Lebensjahre, mit eben dem jugendlichen Feuer ausgearbeitet hat, wie alle seine vorhergehenden Schriften. Auch hat er den staatswirthschaftlichen Gesichtspunkt dabey fest gehalten, und dadurch, (wie schon der sel. Prof. Voß in Halle, in dem lezten Heft seines Journals „die Zeiten" sich darüber ausspricht) seinem Werk einen unverkennbaren Vorzug vor den übrigen statistischen Beschreibungen unserer Staaten gegeben, in welchen dieser Alles belebende Geist nicht waltet.

Der dritte und lezte Theil dieses Werks wird im nächsten Jahre unstreitig erscheinen, da von der Rüstigkeit, Thätigkeit und Lebendigkeit des Verfassers (wie derselbe auch in der Vorrede zu diesem 2ten Theil selbst bemerkt) noch mehrere literarische Werke erwartet werden dürfen.

Avertissement.

Von dem berühmten Niederländer Meister, Franz Floris, wird ein ganz vorzüglich schönes Gemählde auf Holz vom Jahr 1560 zum Verkauf ausgeboten. Es stellt die heilige Familie, bestehend in 9 großen Figuren und 5 Kindern vor, und hält mit Einschluß einer hübschen vergoldeten Rahme, 4 Fuß, 6 Zoll in der Höhe, 6 Schuh 1 Zoll in der Länge nach dem alten französischen Maß. Auf dieses schöne Gemählde ist bereits ein Anbot von 150 fl. vorhanden: da jedoch solches von Kunstkennern weit höher angeschlagen ist, so wird man es demjenigen Liebhaber desselben käuflich überlassen, der von jezt an bis lezten December 1825 das höchste Anbot dafür gemacht haben wird.

In dem Hause Lit. B. Nro. 174 in der Charlotten-Straße, 2 Stiegen hoch, kann dieses Gemählde täglich eingesehen werden. Uebrigens werden die Offerten von in- und auswärtigen Liebhabern, und zwar von leztern portofrey, nur schriftlich angenommen.

Stuttgart, den 12. Aug. 1825.

Die Besitzer des Gemähldes,
Oberst-Lieutenant v. Wengische Erben.

Berichtigungen.

Im Morgenblatt S. 858. Sp. 2. Z. 5. (der Anmerkg.) v. o. lies Ringan st. Ringau. — ebend. Sp. 2. Z. 8. v. o. l. Bloody Clavers st. blooty Clavers. — ebend. Sp. 2. Z. 9. v. o. l. unknown st. unkuveon. — ebend. Sp. 2. Z. 11. v. o. l. diese st. dieß. — S. 859. Sp. 1. Z. 2. v. u. l. genteel st. genial. — ebend. (in der Anmerkg.) Z. 6. v. o. l. Ringan st. Ringau. — S. 862. Sp. 2. Z. 1. v. o. l. bedenklicher st. verdenklicher. — ebend. Z. 32. v. o. l. dann st. denn. — ebend. Z. 8. v. u. l. genteel st. genial. — S. 865. Sp. 1. Z. 7. v. o. l. school st. shool. — S. 866. Sp. 1. Z. 7. v. o. l. im Ganzen st. eingegangen. — S. 871. Sp. 2. Z. 5. v. o. l. Bridewell st. Brielewell. — ebend. Z. 11. st. nur — lies eben. In der Correspondenz aus London S. 872. Z. 28. v. o. heißt es Blamo White st. Blanco White. — S. 877. Sp. 2. Z. 4. v. o. l. Chiriot st. Chiriot. — ebend. Z. 11. v. o. l. Chiriot st. Chiriot. — S. 877. Sp. 1. Z. 10. v. o. l. Mucklewrath st. Mucklewarth. — ebend. Z. 12. v. u. l. still st. still. — S. 878. Sp. 2. Z. 2. v. o. l. Leithrrads st. Leithwadl. — ebend. Z. 9. v. o. l. Inchkeith st. Juchkeith.

Nro. 30.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Bey P. G. Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Angefangen von A. v. Kotzebue, fortgesezt von Mehreren. 24ster Jahrgang für 1826. Mit Kupfern. 1 Rthlr. 16 gr.

Erdmann, J. F., Beyträge zur Kenntniß des Innern von Rußland. 2r Theil, 1ste Hälfte. Auch unter dem Titel: Reisen im Innern Rußlands. 1ste Hälfte. Mit lithograph. Zeichnungen und Charten. gr. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Klose, Grundsätze der allgemeinen Diätetik. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

Handbuch der Befestigungskunst im Felde, darin die Grundsätze durch geschichtliche Beyspiele und Vorschläge erfahrener Feldherren und Ingenieurs erläutert sind. Mit 17 Planen gr. 8. 3 Rthlr. 16 gr.

Ungvalffy, M. A., Grundsätze der Feldcultur, oder gründliche Anleitung zum Ackerbau und zur Pflege der Wiesen und Weiden. 4 Thle. 8. 4 Rthlr.

Dessen Oeconomie der Landwirthschaft, oder Grundsätze zur Verwaltung der Landgüter. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 16 gr.

Der Brief Pauli an die Römer, erklärt v. J. F. Flatt, aus seinem Nachlaß herausgegeben von C. D. F. Hoffmann. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Sörensen, J., neue Sammlung geistlicher Gesänge, Motetten, Oden und Lieder. 7r Theil, oder der geistlichen Lieder 11e Abtheilg. 4 Rthlr. 16 gr.

Im Verlag der Kesselring'schen Hofbuchhandlung zu Hildburghausen hat so eben die Presse verlassen und ist durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

C. Cornelii Taciti de situ moribus et populis germaniæ libellus. Mit grammatischen, antiquarischen, geographischen, kritischen Anmerkungen von Fr. W. Altenburg, Tertius am Gymnasio zu Schleusingen. 8. 1825. 12 gr.

Ob wir gleich schon mehrere und gute Ausgaben dieses Classikers haben, so wird doch die hier angezeigte nicht überflüssig seyn, indem der Herr Herausgeber in den Anmerkungen auf die Grammatik, die Ideenfolge, den Zusammenhang und Sinn, auf die Geographie, Geschichte, Antiquitäten und Kritik Rücksicht genommen, diese Ausgabe also so ganz dem Bedürfniß des Schülers anzupassen gesucht hat.

Der Bibelfreund. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften von M. J. S. Grobe. 1r Band. 1s Heft. 8 gr.

Drey Hefte machen einen Band aus, wer sich bey Empfang des 1sten Heftes für den ganzen Band verbindlich macht, erhält das Heft für 6 gr.

Inhalt des 1sten Heftes. I. Abhandl. über den Werth der Bibel. II. Faßliche Einleitung in die biblischen Schriften. III. und VI. Lehrreiche Abschnitte der Bibel zur Erbauung praktisch bearbeitet. IV. Nachrichten von Bibelgesellschaften. V. Auszüge aus den Schriften der Kirchenlehrer.

Der Bibelfreund wird dem Prediger bey seinen Geschäften ein nützliches Hülfsmittel seyn und ihm zum Vorlesen in Betstunden ꝛc. passende Ausarbeitungen liefern. Der Schullehrer wird ihn bey seinem Unterricht mit Nutzen gebrauchen, vorzüglich wird aber das Buch jedem denkenden Christen, dem seine Bibel lieb ist, und der mit ihr immer vertrauter zu werden sucht, willkommen seyn, und ihm Belehrung und Erbauung gewähren.

Zweckmäßige Beyträge für den Bibelfreund, Nachrichten über die Ausbreitung des göttlichen Wortes, praktische Bearbeitungen wichtiger biblischer Stellen werden dankbar aufgenommen werden.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Minerva.
Taschenbuch
für
das Jahr 1826.
Achtzehnter Jahrgang.
Mit 9 Kupfern.
Leipzig, bey Gerhard Fleischer.
(Preis 2 Thlr., in Maroquin-Bd. 3 Thlr.)

Die Kupfer dieses Jahrganges bilden die 6te Fortsetzung der Gallerie zu Goethe's Werken. Sie sind sämmtlich von H. Ramberg gezeichnet und von Axmann in Wien, Jury in Berlin und Schwerdgeburth in Weimar gestochen.

Die Aufsätze und Erzählungen sind von W. Blumenhagen, Bonstetten, O. von Haugwitz, Th. Hell, Fr. Jacobs, Fr. Rochlitz und Joh. Schopenhauer.

Für Prediger und Schullehrer.

Im vorigen Jahre wurde versandt:

Handbuch der Definitionen aller in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre vorkommenden Begriffe ꝛc. Aus den Schriften berühmter Theologen und Philosophen zusammengetragen von A. Wießner.

Daß mit dem Erscheinen dieses Handbuchs eine nicht selten gefühlte Lücke in unserer reichhaltigen theologischen Literatur auf eine befriedigende Weise ausgefüllt worden sey, das hat die Kritik bereits anerkannt, und die meisten Recensionen haben sich lobend über das Werk und dessen Vollendung ausgesprochen. Wie schon der die Hälfte der starken Auflage übersteigende Absatz beweist, hat sich das Unternehmen auch als wahrhaft nützlich und zeitgemäß bewährt. Um jedoch den vielen Aufforderun-

gen zu genügen und besonders den Predigern und Schullehrern den Ankauf dieser nützlichen Schrift fortwährend zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, in Partbieen von 6 Exemplaren den frühern Subscriptionspreis von 3 Rthlr. 8 gr. für beyde Theile von 78 Bogen enger Druck in gr. 8. noch auf unbestimmte Zeit gelten zu lassen, und lade Freunde und Förderer des Nützlichen ein, sich entweder direkt an Unterzeichneten, oder an jede solide Buchhandlung zu wenden.

Leipzig, im August 1825.

A. Wienbrack.

Statt aller Anpreisung diene über folgendes Werk das Urtheil aus dem Hesperus 1823. No. 312.

„Recht viele Freundinnen wünschen wir einem eben erst erschienenen Roman der geschätzten Amalie Schoppe:

Lebensbilder, oder Franziska und Sophie. Roman in Briefen, besonders für Frauen und Jungfrauen. 2 Theile (2 Rthlr. 18 gr.)

Es sind hier wirklich zwey Bilder aus dem Leben ergriffen: weibliche Häuslichkeit und Herzensgüte, im Gegensatz der Eitelkeit und Sucht zu glänzen!"

Nach unpartheyischen Critiken: Uebersetzung des Romans des berühmt gewordenen Amerikaners Cooper,

Der Spion. Roman aus dem amerikanischen Revolutionskriege. Uebersezt von L. Hermann. 3 Bde. 3 Rthlr. 18 gr.

Die anziehendste und treueste Schilderung der Charaktere, Sitten und Gebräuche eines Volks in einem fremden Welttheile aus einer merkwürdigen Weltbegebenheit, die Auswählung der interessantesten Situationen, welche die Erwartung aufs Höchste spannen, findet sich in diesem Buch, das besonders alle Verehrer Walter Scott's anziehen wird, da der Verf. sich schon als Meister in ausgeführten Gemälden der Natur und des Lebens bewährt hat, wie Amerika, England und Frankreich und deren Kunstrichter rühmend anerkennen.

Ernst Kleins
literar. Comptoir in Leipzig.

Neueste Verlagsbücher, welche bey Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig erschienen sind, oder im Laufe dieses Jahres erscheinen, und durch alle Buchhandlungen erlangt werden können. Im September 1825.

Ausfeld, J. C., Basis des Ganzen der Zeichenkunst. Ein praktisches Zeichenbuch zur Uebung des Verstandes, Bildung des Geschmacks und Veredlung des Herzens. Erste Abthl. Formforschung in 3 Heften mit 49 Platten in Folio, cart. 6 Thlr. 8 gr.

Bergmann, A., kleine Vorschriften in allen lebenden Sprachen, ein allgemein nützliches Taschen-Etuis der Schönschreibekunst. ll. 8. Neue Aufl. 18 gr.

Dessen deutsche Fractur, corrent und lateinische Vorschriften für Schulen und häuslichen Unterricht. Neue Aufl. 4 Hefte mit 72 Platten. 2 Thlr. 8 gr.

Bibel, besonderer Abdruck aus dem 10ten Theil der allgemeinen Encyclopädie der Künste und Wissenschaften, aller auf dieses Werk Bezug habenden Artikel, (verfaßt von W. Gesenius, H. A. Niemeyer und De Wette.) gr. 8. 1 Thlr.

Dictionnaire de poche, nouveau, Français-allemand et allemand-français, ouvrage complet, avec une Préface par M. A. Thibaut. 4me édition revue, corrigée et augmentée. 2 Vol. 8. 2 Thlr. Papier fin 2 Thlr. 12 gr.

Donnerkeil, in die Zeit geschmettert von Omikron. 8. geh 16 gr.

Encyclopädie, allgemeine, der Künste und Wissenschaften, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern verfaßt und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. gr. 4. 1r bis 14r Theil; der 15te erscheint im Laufe dieses Jahres, und der 16te zu Ostern 1826. Prän.-Preis 1r — 16r Theil mit den Supplement-Kupferheften 64 Thlr. 8 gr., 1r — 16r Theil mit dens. Velinp. 83 Thlr. 8 gr.

Fessler, Dr. J. A., die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen. gr. 8. 10 Thle (550 Druckbogen). Velinpap. 66 Thlr. Druckpap. 46 Thlr.

Mit dem 10ten Theil ist das Werk geschlossen.

Hübners, J., Zeitungs- und Conversations-Lexicon. 31ste Aufl., von F. A. Rüder, mit 150 Bildnissen lebender Regenten und berühmter Männer. gr. 8. drey Theile. 1r und 2r A bis L, der 3te erscheint Anfang 1826. Prän.-Preis 6 Thlr. 8 gr.

Kayser, C. G., Bücherkunde oder Hand-Lexikon aller seit 1750 — 1823 in Deutschland erschienenen Bücher, mit Angabe des Formats, der Verleger und der Preise, mit einer Vorrede von F. A. Ebert, in zwey Theilen. gr. 8.

Lexicon novum manuale, graeco latinum et latino graecum. Primum a Benj. Hederico institutum post Sam. Patricii, J. A. Ernestii, C. C. Wendleri, T. Morelli, P. H. Larcheri, F. J. Bastii, C. J. Bloomfieldii, curas denuo castigavit, emendavit, auxit Gustavus Pinzger recognoscente Franco Passovio. Lex. Hedericiani ed. quinta. Subscript.-Preis 6 Thlr. 16 gr. fein Pap. 8 Thlr.

Lichtenberger, J. F., Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, zur Ehrenrettung Straßburgs und vollständiger Widerlegung der Sagen von Harlem. Nebst Guttenbergs Brustbild und 6 Abdrücken von Original-Holztafeln. gr. 8. 20 gr.

Lycurgs Rede wider Leocrates. Einleitung, Urschrift, Uebers. und Anmerk., größtentheils kritischen Inhalts, von G. Pinzger. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Lycurgi Oratio in Leocratem, ad optim. libr. fidem, recensuit et annotationem criticam adjecit Gustavus Pinzger. Editio scholarum potissimum usibus accomodata. 8. maj. 8 gr.

Meckel, J. F., Tabulae anatomico-pathologicae modos omnes quibus partium corporis humani omnium forma externa atque interna a norma recedit, exhibentes Fasc. IV. Herniae. Fol. maj. Fasc. I — III. 19 Thlr.

Dieser 4te Heft ist unter der Presse.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft herausgegeben von J. G. Koppe, Fr. Schmalz, G. Schweitzer und Fr. Teichmann. 3 Theile mit ill. u. schw. Kpfrn. gr. 8. 4 Thlr. 12 gr.

Nitsch, P. F. A., kurzer Entwurf der alten Geographie für Schüler. Neunte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage, von Conr. Mannert. 8. 16 gr.

Natters, J., Predigten über die heilige Geschichte der Leiden, des Todes, der Auferstehung und der Himmelfahrt Jesu. 2te verb. Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Ritter, die, von Festenberg. Eine Geschichte aus den

Zeiten des heimlichen Gerichts und der Ritterbunde. Zweyte verbesserte Auflage. 8. 10 gr.

Rider, F. A., politische Schriften. gr. 8. 2 Thlr.

Scott's, Walter, sämmtliche (prosaische) Werke. Neu und vollständig übersetzt und mit historischen Anmerkungen versehen von G. J. F. v. Halem, K. L. M. Müller, Sophie May und Adolph Wagner. 1r bis 36r Theil. kl. 8. Pränu.-Preis zusammengenommen 27 Thlr.

Bey einzelner Abnahme der Theile 38 Thlr.

Diese Ausgabe wird im kommenden Jahr beendigt. Die ersten 36 Theile enthalten: Waverley, 2 Th. Nigels Schicksale, 2 Th. Peveril, 3 Th. Kenilworth. Quentin Durward. Der schwarze Zwerg. Die Presbyterianer. Jvanhoe. St. Ronans Brunnen. Guy Mannering. Der Abt. Redgauntled. Der Seeräuber. Erzählungen eines Kreuzfahrers. Das Kloster ꝛc.

Scott's, Walter, Gallerie. Scenen aus dessen Werken, nach den besten englischen Originalen gestochen. Erste Lieferung. 10 Blätter in gr. 8. Erste Abdrücke 2 Thlr. 12 gr. 1 Thlr. 16 gr.

Schaaf, L, die evangelischen Brüdergemeinen, geschichtlich dargestellt. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Schmalz, Friedr., Versuch einer Anleitung zum Bonitiren und Classificiren des Bodens. 8. 1 Thlr.

Dessen Erfahrungen aus dem Gebiet der Landwirthschaft. 6r Theil. Enthält: Beyträge zur Beantwortung der Frage: Was hat der Landwirth alles zu thun, um bey den niedrigen Getreidepreisen bestehen zu können. 8. 20 gr.

Schweighäuser, D. J. F., das Gebären nach der beobachteten Natur, und die Geburtshülfe nach dem Ergebniß der Erfahrung. Mit drey Abbildungen. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1826. Mit k. sächs. allerg. Privil., und Beyträgen von Soph. May, Ferd. Philippi, L. Schefer, Ludw. Robert und 15 Kupfern von Rahl, Wagner, Walther, Roßmäßler, nach Zeichnungen von Näke, Petzsch u. a. 2 Thlr. 6 gr., feine Ausgabe 3 Thlr. 8 gr.

Tietze, Sollen und Wollen. 3 Vorlesungen. 8. 16 gr.

Wichmann, B. von, chronologische Uebersicht der russischen Geschichte von der Geburt Peter des Großen bis auf die neuesten Zeiten. 2r Theil. Nach dem Tode des Verfassers vollendet und herausgegeben von D. H. J. Eisenbach. 4.

A n z e i g e n.

Gemälde aus der neuesten Völkergeschichte, von der französischen Revolution an bis auf unsere Zeiten, für die Jugend, von Dr. G. L. Jerrer. Zwey Theile. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1824. Gebunden. (Preis 3 Thlr. 8 gr.

Mit Recht bemerkt der Verfasser in der Vorrede dieses Werkes, daß seit Karln dem Großen kein Jahrhundert thatenreicher und merkwürdiger war, denn die letzten vier und dreißig Jahre von dem Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Zeiten. Die vornehmsten Ereignisse dieser denkwürdigen Jahre, die in den Lehrbüchern der Völkergeschichte meist nur kurz angedeutet sind, hat hier Hr. Jerrer in chronologischer Ordnung zu vollständigen Gemälden ausgeführt, in welchen sie sich dem Geiste seiner Leser weit tiefer als in magern Skizzen einprägen werden. Ueberall ist lebhafte Darstellung mit historischer Kürze vereint; allen gebildeten Jünglingen, denen daran gelegen ist, in der neuesten Zeitgeschichte keine Fremdlinge zu bleiben, kann daher dieses Buch zur Unterhaltung und Belehrung empfohlen werden.

Unterhaltende und abentheuerliche Reisen zu See und zu Lande. Ein Buch zur Beförderung der Menschen- und Völkerkunde für die Jugend. Von K. H. Andre. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1824. Gebunden. (Preis 1 Thlr. 8 gr.

Dieses Bändchen, das eilf interessante Reisebeschreibungen enthält, ist von dem Verfasser für Jünglinge von zwölf bis sechszehn Jahren bearbeitet worden, wird aber auch jüngeren und älteren Lesern eine sehr angenehme und nützliche Selbstunterhaltung gewähren. Es ist eine bekannte Sache, daß von weitläufigen Reiseberichten oft kaum einzelne Blätter für die Jugend genießbar sind, weil der größte Theil davon mit wissenschaftlichen Beobachtungen oder Raisonnements angefüllt ist, die über ihr Alter sind. Der Verfasser hat sich daher bemüht, mit Uebergehung alles dessen, was ihm außer dem Ideenkreise der Leser, für die er arbeitete, zu liegen schien, aus mehreren guten Reisebeschreibungen nur das Verständlichste und Interessanteste auszuheben, wie z. B. die Schilderung der vornehmsten Abentheuer der Reisenden, ihre Gefahren, ihre Freuden und Leiden, ihre Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen der Länder, die sie durchreiseten, ihre Gemälde großer Naturscenen, von denen sie Zeugen waren u. s. w. Alles ist in einem leichten und gefälligen Style vorgetragen und sehr geeignet, einzelne Erholungsstunden angenehm auszufüllen.

Gemälde aus dem Leben der Menschen zur Unterhaltung der reifern Jugend, von K. H. Andre. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1824. Gebunden. (Preis 1 Thlr. 8 gr.)

In einer Reihe interessanter Darstellungen nicht erdichteter, sondern wahrer Begebenheiten aus dem Leben, schildert der Verfasser die Menschen, so wie sie wirklich sind, von ihrer guten und schlimmen Seite. Aeltern und Erziehern, denen daran gelegen ist, ihren Kindern und Zöglingen, statt herzverderbender Romane, andere bessere Unterhaltungsbücher in die Hände zu geben, werden den Werth dieser Schriften wie diese zu schätzen wissen.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und bereits an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vitae excellentium Romanorum. Biographien berühmter Römer. Ein Lehr- und Lesebuch zur Begründung des ersten Cursus in Erlernung der lat. Sprache und der Geschichte des alten Roms nach Aurelius, Victor und Lamand bearbeitet und mit vollständigem Wortregister versehen von Dr. Ferd. Philippi.

Mit Vertrauen dürfen Lehrer gelehrter Schulen und Privatlehrer dieß Werk zum Unterricht benützen, denn

der Hr. Verfasser ist längst achtungswerth bekannt, und seine neueste philologische Schrift: Der erzählende Lateiner, hat, so viel Beyfall gefunden, daß im ersten Jahre eine zweyte Auflage nöthig ward.

Nürnberg, im September 1825.

Riegel und Wießner.

Folgende nützliche Schrift ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die vorzüglichsten Mittel zur Vertreibung der Hühneraugen, Fußschwielen, Warzen, übermäßigen Fußschweiß und dergleichen, wie auch erfrorne Glieder sicher und aus dem Grunde zu heilen, nebst Anleitung zur zweckmäßigen Pflege der Füße auf Fußreisen. Aus den Schriften vorzüglicher Aerzte gesammelt. 8. br. 8 gr.

Dieses Buch enthält die besten, bewährtesten und untrüglichsten Mittel gegen die angeführten Uebel, und ist allen denen, die daran leiden und davon befreyt seyn wollen, mit Sicherheit zu empfehlen.

Musikalien-Anzeige.

Ich habe eine vollständige Ausgabe der beliebten Fantasien für das Pianoforte von F. Kalkbrenner veranstaltet:

No. 1. Fantaisie sur l'air: Il pleut Bergère. Op. 5. 12 gr.
— 2. do. do.: Pria ch'io l'impegno. Op. 6. 12 gr.
— 3. do. suivie d'une Fugue, dediée à Mr. Hummel. Op. 8. 12 gr.
— 4. do. sur l'air des Folies d'Espagne. Op. 9. 12 gr.
— 5. do. do.: Femmes sensibles. Op. 12. 12 gr.
— 6. do. do.: Robin Adair. Op. 21. 16 gr.
— 7. do. do. des trois Notes de Rousseau. Op. 22. 12 gr.
— 8. do. sur le Duo: La ci darem Op. 33. 12 gr.
— 9. do. sur l'air: Roys Wife. Op. 37. 12 gr.
— 10. do. do.: The last Rose. Op. 50. 12 gr.
— 11. do. do.: Rule Britannia. Op. 53. 12 gr.
— 12. do. do: W'ere a noddin. Op 60. 12 gr.
— 13. do. do.: Auld lang syne. Op. 64. 12 gr.

Sie sind in allen soliden Musikhandlungen vorräthig zu finden.

Leipzig, im September 1825.

H. A. Probst.

Zum Unterricht in der französischen Sprache können folgende Werke, die in vielen Schulen eingeführt sind, und in diesen, so wie bey dem Privatunterricht mit Nutzen gebraucht werden, bey denen zugleich Papier und Druck gut und die Preise billig sind, mit Recht empfohlen werden.

Sämmtliche Werke sind bey Gerhard Fleischer in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Französisch-Deutsches und Deutsch-Französisches Schul-Lexikon für den ersten Unterricht. 2 Bde. 8. 1811. Ladenpreis für beyde Bände (70 Bogen stark) 1 Thlr. Sächs. oder 1 48 kr. rhein.

Numa Pompilius, second roi de Rome par M. de Florian. Mit Erläuterungen und einem Wortregister für den Schulgebrauch. 5te Auflage. 1823. 8. (21 Bogen.) 10 gr.

Guillaume Tell ou la Suisse libre par M. de Florian. Mit Erläuterungen und einem Wortregister zum Behuf des Unterrichts. 3te Auflage. 8. 1823. 4 gr.

Florian Théâtre. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister, von J. F. Sanguin. 2te Auflage. 8. 1825. (26½ Bogen.) 16 gr.

Fables de Florian. Mit einem Wortregister zum Behuf des Unterrichts. 2te Auflage. 8. 1825. (14½ Bogen.) 8 gr.

Französische und deutsche Gespräche, zum Behuf des Unterrichts in der französischen Sprache. 8. 1813. (16½ Bogen.) 8 gr.

Fables de la Fontaine. In drey Theilen. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister, für Schulen. 8. (44 Bogen.) 1 Thlr.

Histoire de Charles XII. Roi de Suède, par Voltaire. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister. 2te Auflage. 8. 1825. (26 Bogen.) 16 gr.

La Henriade, poëme par Voltaire. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister von J. F. Sanguin. 8. 1824. (14 Bogen.) 8 gr.

Histoire de Pierre le Grand, par Voltaire. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister von J. F. Sanguin. 8. 1825. (27½ Bogen.) 16 gr.

Bey Friedrich Franckh in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Mittheilungen aus den Memoiren des Satan.
Herausgegeben von ****f.
8. elegant broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 gr.

Wir übergeben diese eben so originelle als interessante Schrift, die sich mit treffender Wahrheit, mit dem glänzendsten Witz, mit der feinsten Satyre über alles, was Politik und Literatur in unsern Tagen aufweist, verbreitet, mit großem Vergnügen dem Publikum; überzeugt, daß, wer gediegenes Urtheil über Literatur, interessante Bemerkungen über Politik, geistreiche Erzählung und einen reichen sprühenden Humor liebt, unsere satanischen Memoiren nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig erscheint in Kurzem eine vollständige und mit historischen Anmerkungen versehene Uebersetzung von Walter Scott's neuestem Romane:

Tales of the Crusaders, 4 Vol.

der erste und zweyte Theil aus der Feder des Herrn Hofraths K. L. M. Müller, der dritte und vierte durch Fräulein Sophie May, indem die erstern Theile eine von den letzern ganz getrennte Erzählung enthalten.

Der Preis dieser vier Theile wird seyn 4 Rthlr. sächs. oder 7 fl. 12 kr. rhein. Für die Subscribenten auf die sämmtlichen prosaischen Werke von Walter Scott, 1r bis 30r Theil, welche bey obigem Verleger erschienen sind, nur 3 Rthlr. sächs. oder 5 fl. 24 kr. rheinisch.

Nro. 31.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Bernhard von Weimar.

Als Weihe bey der zwiefachen Jubelfeyer Sr. Königl. Hoheit, des Großherzogs von S. Weimar, als Fürst und Gemahl, ist so eben in jeder Buchhandlung zu haben:

Dr. Karl Sondershausen, Bernhard von Weimar. Romantisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. 1 fl. 18 kr., bessere Ausgabe 1 fl. 40 kr.

Gleichzeitig ist versendet worden:

Dr. Karl Sondershausens Euterpe. Enthält: 1) die zehn Jungfrauen, 2) Rübezahl. 1 fl. 9 kr., gute Ausgabe 1 fl. 18 kr.

Um bey recht vielen Freunden des Schönen und Guten Theilnahme zu finden, sind beyde für obige geringe Preise zu erhalten.

Merseburg, d. 1. Septbr. 1825.

J. T. J. Sonntag.

Der größern Gemeinnützigkeit wegen habe ich von nachstehenden Schulbüchern eine wohlfeilere Ausgabe veranstaltet:

Staufenau, C. P., das Erste und Nöthigste einer jeden Elementar-Classe, in Hinsicht auf Religion und Verstandesbildung. In Lectionen vertheilt und sokratisch bearbeitet; geh. 1826. Zweyte, wohlfeilere Ausgabe. 12½ Bogen in Octav. 9 gr.

Staufenau, C. P., allgemeinnützliches Rechnenbuch für das praktische Leben für Lehrer und Lernende. Zweyte, wohlfeilere Ausgabe. 1826. 8¼ Bogen in Octav. 6 gr.

In den kritischen Blättern wurden diese Bücher aufs vortheilhafteste recensirt. Exemplare sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten, so wie bey

Immanuel Müller, Buchhändler in Leipzig.

Auf eine äußerst wohlfeile und schön gedruckte Ausgabe der:

Geschichte der merkwürdigsten Völker der Erde, in einer Reihe geistvoll dargestellter, pragmatischer Uebersichten der speciellen Staatengeschichte, unter dem Titel:

Allgemeine historische Taschenbibliothek für Jedermann,

welche jetzt nur im Pränumerations-Preise für jede Lieferung à 10 Bändchen, das Bändchen zu 6 gr. — 2 Thlr. 12 gr., später im Ladenpreise aber 5 Thlr. kostet, wird auf die erste Lieferung von 10 Bändchen, enthaltend die Geschichte Frankreichs, Englands, Schottlands und Nord-Amerika's, 2 Thlr. 12 gr. Vorausbezahlung angenommen von Herrn Löflund in Stuttgart, woselbst auch eine ausführliche Ankündigung zu haben ist.

P. G. Hilscher'sche Buchhandlung in Dresden.

Die erste Lieferung von 10 Bändchen erscheint noch vor Weihnachten dieses Jahres.

Anzeige.

Das heilige Abendmahl vom Kirchenrathe Dr. Stephani, neue Ausgabe, gr. 8. Erlangen in der Palmischen Verlagshandlung. 1825. Preis 30 kr.

Diese Schrift, welche bey ihrer ersten Erscheinung manche Hindernisse zu allgemeiner Verbreitung erfahren mußte, verdient allen Christen empfohlen zu werden, welche bey den so ganz verschiedenen kirchlichen Erklärungsweisen mit sich selbst über die Frage ganz einig zu werden wünschen, welchen wahren und einfachen Sinn Christus mit seinem heiligen Mahle verband. Jedes redliche, unbefangene Gemüth wird hierüber volle Beruhigung finden.

Lesezirkeln als neu und interessant zu empfehlen:

Wintergrün auf 1826. Von Georg Lotz. (nächstens.)
Porter's Herzog Christian von Lüneburg. 2 Bde. 8. 3 Rthlr.
Kruse, das geheimnißvolle Haus. 2 Bde. 8. 2 Rthlr.
Cabri, oder die Brandruine bey Boza. 8. 20 gr.

Interessante politische Schrift!

Bey Friedrich Franckh in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Politik des Tags.
Zweyter Band.

Inhalt: Europa's politische Lage im Jahre 1825. Hinblick auf die Bestrebungen der Völker während der letzten fünf und zwanzig Jahre von J. C. L. Sismondi. Wahres System Europa's in Bezug auf Amerika und Griechenland. Von de Pradt.
Denkschrift des Herzogs von Rovigo, über den Tod Pichegrü's u. s. w.

gr. 8. broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 gr.

Literarische Anzeige.

Bey uns sind erschienen und durch alle Buchhandlungen für 1 Rthlr. zu haben:

Blumen auf das Grab der Schauspielerin Luise von Holtei, geb. Rogée. Mit ihrem (sehr getroffenen und höchst lieblichen) Bildniß.

Als Erinnerung an eine gefeyerte Künstlerin und kindlich-biedere Frau schon ehrenwerth, ist dieses Buch noch in andrer Hinsicht eine höchst schätzbare Gabe, indem unter den zahlreichen Beyträgen nur wenige ausgezeichnete Dichter-Namen unserer Zeit fehlen, mithin hier

eine Gedicht-Sammlung dargeboten wird, die einen seltenen und selbstständigen Werth hat und sich über die erschütterndsten und erhabensten Empfindungen ausspricht.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Uebersetzungs-Anzeige.

Im Laufe dieses Jahres wird eine deutsche Uebersetzung von dem so eben in London erschienenen Werk:

Lameth and the Vatican; or Anecdotes of the Church of Rome, of the Reformed Churches, and of Sects and Sectaries. 3 Vols. 12mo. Knight and Lacy 1825.

die Presse verlassen wird.

Stuttgart 1825.

Friedrich Franckh.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Aufklärungen für Freymaurer oder die Einweihung in die ägyptischen Mysterien. Für forschende und denkende Brüder, von einem wahren und warmen Verehrer des Freymaurerthums, dem Bruder Z. — 8. broschirt mit allegorischem Umschlag. 8 gr. oder 10 Sgr. oder 36 kr.

Bey F. Chr. W. Vogel in Leipzig ist zu haben und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Versuch einer Darstellung des hungarischen Landtags. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl. rhein.

Bey dem bevorstehenden hungarischen Landtag möchte diese Schrift denjenigen, die über die Verfassung und Verhältnisse dieses Reiches näher unterrichtet zu werden wünschen, ein besonderes Interesse gewähren.

Literarische Anzeige.

Bey uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen für 18 gr. zu haben:

Beyträge zu dem Bau der Deiche, Dünen, Dämme und Schutzmauern gegen Fluthen, so wie gewölbter, feuerfester und wasserdichter Decken in Gebäuden, nebst einer Anweisung zur Bereitung des Forsterschen Kalk-Mörtels. Mit Berechnungen und Zeichnungen im Holzschnitt und Steindruck. Von Karl Friedrich Holzer.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Kunst-Anzeige.

Bey L. W. Wittich in Berlin ist so eben erschienen:

1) Magazin von architektonischen Entwürfen zur Verschönerung der Gärten von C. A. Menzel. gr. Folio. Preis 2 Rthlr.

2) Sammlung architektonischer Entwürfe von Schinkel, enthaltend theils Werke, welche ausgeführt sind, theils Gegenstände, deren Ausführung beabsichtigt wurde, bearbeitet und herausgegeben von Schinkel, 6tes Heft. Pr. 3 fl.

Inhalt: 1) Perspektivische Ansicht des neuen Museums in Berlin, vom Standpunkt zwischen dem Zeughaus und der neuen Schloßbrücke. 2) Drey Grundrisse, vom Unterbau, vom ersten und zweyten Geschoß des Museums. 3) Façade der Hauptfronte des Museums. 4) Durchschnitt des Gebäudes und Verhältniß der Säulen in der Vorhalle des Museums. 5) Façade der Hinterfronte des Museums, Ansicht der Haupttreppe und Details. 6) Situationsplan aller durch den Bau des Museums herbeygeführten Veränderungen in der Stadt, und Details der inneren Säulenordnungen.

Da die bis jezt erschienenen Abbildungen des im Entstehen begriffenen Museums in den Verhältnissen durchaus unrichtig gezeichnet sind, so hat sich der Verleger dieser architektonischen Entwürfe dadurch veranlaßt gefunden, eine Anzahl Abdrücke der darin befindlichen, von dem Baumeister selbst gezeichneten, perspektivischen Ansicht des Museums, als der einzigen richtigen Abbildung desselben, sowohl in Sepia als auch in Farben austuschen zu lassen, wovon erstere zu 2 Rthlr. und leztere zu 2 Rthlr. 10 Sgr. zu haben sind.

In der Neuen Günterschen Buchhandlung in Glogau ist erschienen und in allen andern Buchhandlungen zu bekommen:

Anacreontea, quae dicuntur; secundum Levesquii collationem Codicis Palatini recensuit, strophis suis restituit, Stephani notis integris, aliorum selectis suisque illustravit Dr. Fr. Mehlhorn. Subjecti sunt duo excursus de imperfecti quodam usu et de activa vi adjectivorum verbalium in τος. 8 major. 1 Rthlr. 18 gr.

Bail, J. S., Sammlung christlicher Gebete in den wichtigsten Angelegenheiten und Vorfällen des menschlichen Lebens. 2 Thle. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. geb. 12 gr.

Grebel, Dr. M. W., gedrängte, systematische Uebersicht der Differential- und Integral-Rechnung. 4. 1 Rthlr.

Köhler, D. L., Predigten und Reden bey besonderen Vorfällen, bey der Wahl, Weihe und Einführung zum Predigtamte, beym Antritt desselben, bey dem Begräbniß christlicher Prediger, dem Jubelfeste und der Beschlagnahme einer Kirche, bey dem Uebertritt eines Gemeinde-Gliedes zur katholischen Kirche, bey der Wahl städtischer Behörden und einigen andern Veranlassungen. gr. 8. 22 gr.

Wiecke, C. W., die wichtigsten Begebenheiten aus der Weltgeschichte, in einer tabellarischen Uebersicht, als Hülfsmittel bey dem ersten geschichtlichen Unterrichte auf gelehrten Schulen. Folio. 10 gr.

— — tabellarische Uebersicht des Wissenswürdigsten aus der Schlesischen Geschichte. Auf 1 Tabelle. 2 gr.

Penelope,

Taschenbuch für 1826. 15r Jahrgang. Mit Beyträgen von Ludw. Tieck, W. Blumenhagen, Agn. Franz, Laun, v. Miltitz, H. v. Montenglaut, Weisflog u. A. nebst 5 Portraits und 4 historischen Kupfern nach Schnorr und Ramberg von Fr. Stöber, Dav. Weiß, Fleischmann, C. Mayer, Jury u. A. 12. Leipzig, Hinrichs. In Maroquin mit ersten Kupfer-Abdrücken 2 Rthlr. 12 gr., gewöhnliche Ausgabe 1 Rthlr. 16 gr.

Alle Urtheile, die uns bis jezt über diesen Jahrgang zugekommen sind, sprechen sich höchst beyfällig über Inhalt und äußere Zier desselben aus, wir dürfen es daher als Geschenk für Damen ganz besonders empfehlen.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Sechzehn

Titelkupfer

zu

Shakespear's dramatischen Werken

übersezt und erläutert

von

J. W. O. Benda

in 16 Bänden.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer.

Prän.-Preis: 1 Rthlr.

Bey L. Oehmigke in Berlin ist erschienen:

Predigten über gewöhnliche Perikopen und freye Texte

von

C. L. Conard,

Prediger an St. Georg zu Berlin.

Zweyter Band. gr. 8. 1¼ Rthlr.

Die so sehr günstige Aufnahme, welcher sich der erste Band zu erfreuen gehabt hat, und die die Herausgabe des zweyten veranlaßte, wird auch diesem ohne Zweifel zu Theil werden; er enthält 27 Predigten, beyde zusammen also 52. Der Preis des ganzen Werkes ist 3 Rthlr.

In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Prof. K. H. L. Pölitz, — die Weltgeschichte, für gebildete Leser und Studierende dargestellt. Fünfte bericht., verm. und ergänzte Aufl. 4 Bde. 140 Bogen in gr. 8. 1825. Schreibpap. 7½ Rthlr., w. Druckpap. 5⅞ Rthlr., ord. Druckp. 4⅝ Rthlr.

Dieß Werk hat sich durch vielfältige Vorzüge vor ähnlichen einen so ungetheilten Beyfall erworben, daß die starke 4te Aufl. in weniger als einem Jahre vergriffen war, und bald eine neue zu veranstalten nöthig wurde. Es erscheint nun diese 5te Aufl. mit allen Verbesserungen der 4ten ausgestattet, noch namentlich im ersten und dritten Theile erweitert und im 4ten bis zur allerneuesten Zeit ergänzt, zu sehr billigen Ladenpreisen, damit der weitesten Verbreitung nichts entgegen stehe. (Wir haben deßhalb auch die 4 Titelkupfer weggelassen, die wir an Liebhaber besonders zu 12 gr. geben.) Vor einigen Monaten erschien das treffliche Compendium dazu:

Desselben kleine Weltgeschichte, oder gedrängte Darstellung der allgemeinen Geschichte für höhere Lehranstalten. Fünfte bericht., verm. und bis Ende 1824 fortgeführte Aufl. 32 Bog. gr. 8. 22 gr.,

welches ebenfalls in gelehrten Schulen und selbst auf Universitäten immer mehr Eingang findet. — Beyde Schriften sind auch ins Holländische, erstere von Witsen Geysbrok, leztere von Nyhof, so wie die kleine Weltgeschichte auch ins Schwedische übersezt worden.

Als ein würdiges Seitenstück zur größeren Weltgeschichte ist:

Das Gesammtgebiet der teutschen Sprache, nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und praktisch dargestellt (und durch zahlreiche Beyspiele aus teutschen Classikern aller Zeiten erläutert) von Prof. K. H. L. Pölitz. 4 Bde. in gr. 8. 1825. franz. Druckp. 6 Rthlr.

zu betrachten. — Für jedes Volk gibt es zwey Hauptgegenstände seiner Eigenthümlichkeit: seine Geschichte und seine Sprache, beyde setzen seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit voraus. — Es dürfte daher dieses nach Anlage und Durchführung der drey Grundformen: der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit ganz neue Werk, für Lehrer sowohl, als den Kreis gebildeter Leser eben so interessant als belehrend, wie für die Freunde der Geschichtswerke des rühmlichst bekannten Verf. eine sehr erfreuliche Erscheinung seyn.

So eben ist erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der Musik, für Freunde und Verehrer dieser Kunst. Nach dem Franz. der Frau von Bawr, frey bearb. von Aug. Lewald. Mit Kupfer und Musikblatt. 8. Nürnberg, Haubenstricker. Velindruckpr. geh. 1 fl. 48 kr.

In der Schmidt'schen Verlagshandlung ist so eben erschienen:

Maltitz, G. A. Frh. v., der Klosterkirchhof oder die Erbleiden der Familie v. S****. Ein Roman. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Berlin, den 6. Septbr. 1825.

Schmidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Bey Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schwartze, Dr. G. W., pharmakologische Tabellen oder systematische Arzneymittellehre in tabellarischer Form. Zum Gebrauche für Aerzte, Wundärzte, Physici, Apotheker und Chemiker;

wie auch zum Behufe akademischer Vorlesungen entworfen. 2r Band. 2r Abschnitt. XVI bis XX Abtheilung. Fol. Schreibpap. 70 Bogen. 4 Rthlr.

Der Herr Verf. übergiebt hiermit dem Publikum den zweyten und lezten Abschnitt des zweyten Bandes seines Werkes, dessen Bearbeitung seinen rastlosen Eifer zehn Jahre in Anspruch nahm, und darf wohl hoffen, daß derselbe sich eben so gütiger Aufnahme zu erfreuen haben wird, als den beyden schon erschienenen Abschnitten überaus ehrenvoll zu Theil ward. Die in der großen Reichhaltigkeit des Stoffes und den überhäuften Berufsarbeiten des Herrn Verf. sich begründende länger verzögerte Erscheinung ist dem Ganzen nur vortheilhaft gewesen, indem er mit immer größerer Strenge und sorgfältigerer Auswahl die sich ihm darbietenden Materien benuzte und durch stete fortschreitende Aufklärung und Erfahrung, so wie durch eigene Prüfung am Krankenbette in die Natur der Arzneymittel tiefer und tiefer einzudringen im Stande war. Die seit Erscheinung des ersten Bandes gemachten Entdeckungen dem Publikum zugleich mitzutheilen, hat er die interessantesten Notizen und Erfahrungen dem zweyten (deutschen) Register in fortlaufenden Noten beygefügt und somit dem Ganzen die möglichste Vollständigkeit gegeben. Diese Zusätze und Nachträge können zugleich als Repertorium des Neuesten und Wissenswürdigsten in diesem so wichtigen Theile der Arzneywissenschaft dienen und werden sicher jedem Käufer willkommen seyn.

Das ganze in zwey Bänden oder drey Abschnitten bestehende Werk (201 Bog.) kostet complet 11 Rthlr. 12 gr.

Anzeige.

In meinem Verlage erscheint in einigen Wochen eine deutsche Uebersetzung folgender interessanten Schrift:

Journal de Jean Migault, ou malheurs d'une famille protestante du Poitou, à l'époque de la révocation de l'édit de Nantes.

Leipzig, den 12. Septbr. 1825.

Gerhard Fleischer.

Literarische Anzeige.

An Freunde der englischen Literatur.

Die bey dem Unterzeichneten erscheinende Ausgabe von Lord Byron's sämmtlichen poetischen Werken — The Works of Lord Byron, complete in one volume — ist so weit vorgerückt, daß über die Hälfte der Bogen die Presse verlassen hat. Nach dem Urtheil von Sachverständigen läßt diese Ausgabe an Correctheit und Eleganz nichts zu wünschen übrig. Man darf dem Publikum die Versicherung geben, daß dreyfache von sprachkundigen Männern mit unermüdlicher Sorgfalt angewandte Correktur und Revision die Vermeidung der so oft auch in den splendidsten und theuersten Editionen von Byron's Werken den Genuß des Lesers störenden Druckfehler verbürgt. Die Ablieferung des ganzen Bandes erfolgt zuverlässig zu Anfang 1826. Der Subscriptionspreis von 7 fl. 12 kr. für die Ausgabe auf fein weiß Druckpapier und 9 fl. 54 kr. auf Velinpapier gilt noch bis Ende December dieses Jahres. Später tritt der erhöhte Ladenpreis ein. Prospektus und Druckproben sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Frankfurt a. M., im September 1825.

Heinr. Ludw. Brönner.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Drey Erzählungen
von
Talvj.

(Elegant gebunden; Preis 1 Thlr. 8 ggr.)

Diese Erzählungen unter den Ueberschriften: 1) Die Rache, 2. menschliche Schwäche, und 3) verfehlte Bestimmung, dürften wohl einer mehr als gewöhnlichen Aufmerksamkeit werth seyn. Ein Recensent im Literar. Conversationsblatte für 1825 sagt in Nro. 7. S. 28. u. A. davon: „Wer gern von einer Lektüre mit einem tiefen, ernsten Eindrucke scheidet, gern die erhaltene geistige Anregung über die lezte Seite des Buches hinaus dauern und den im Gemüthe angeschlagenen Ton gern nachhallen sieht, dem können wir mit voller Ueberzeugung diese Novellen empfehlen!" „Das Aeußere ist würdig und anständig".

Buchhandlung von Friedr. Ruff in Halle.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnung ohne Vorausbezahlung an auf die neue deutsche Uebersetzung und wohlfeilste elegante, mit deutscher Schrift gedruckte Ausgabe von:

Walter Scott's Romanen.

Monatlich erscheint ein sauber geheftetes Bändchen, welches 6 ggr. oder $7\frac{1}{2}$ Sgr. kostet. — Eine ausführliche Anzeige und Probe des Drucks und der Uebersetzung wird in jeder Buchhandlung gratis ausgegeben. — In Städten, wo keine Buchhandlung ist, nehmen die löbl. Postämter Unterzeichnung an; Privatsammler erhalten auf sechs Exemplare das siebente frey. —

Danzig.

F. S. Gerhard.

Bey W. Engelmann in Leipzig ist erschienen:

Schau, Dr. F., über die chronischen Krankheiten des männlichen Alters, ihre Vorbeugung und Heilung. gr. 8. 21 Bogen auf gutem halbweißen Druckp. 1 Rthlr. 12 gr.

Der geschäzte Verfasser dieser Schrift hat durch seine Stellung als Arzt an einem der ersten Bäder Böhmens vornehmlich Gelegenheit, chronische Krankheiten zu beobachten, und da er sich die Behandlung dieser schon früher angelegen seyn ließ, so fand er in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise desto mehr Gelegenheit zu wirken. Die Resultate seines Nachdenkens, insofern sie die Periode des Lebens betreffen, welche den chronischen Krankheiten am meisten unterworfen ist, hat er in dieser Schrift, welche jedem praktischen Arzt ein willkommener, unentbehrlicher Rathgeber seyn wird, niedergelegt.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neunzehnter Jahrgang.

1825.

November.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaction vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.

Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.

das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

Nro. 261.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 1. November 1825.

Ein fernes Land in Dämmerung ist das vergangene Jahrhundert, aber ein Nebelstreif, wie die blauen Berge am Horizonte, sind die noch ferneren Zeiten.

C. Weisflog.

König Enzius *).

Erzählung von Buchner.

Der Frühling des Jahres 1249 hatte begonnen. In der Lombardey wogte der Streit auf und ab zwischen Guelfen und Ghibellinen, Päpstlich- und Kaiserlich-Gesinnten. Während der kluge vierte Innocenz von Rom aus mit oft wankender, aber immer wieder neu sich erhebender Rüstigkeit gegen Kaiser Friedrich II. wirkte; während dieser, bald da bald dort sein Feldlager aufschlagend, seit wenigen Wochen nach Apulien zurückgekehrt war, und seinen Söhnen, König Enzius und Friedrich von Antiochien, den Oberbefehl anvertraut hatte; während dieses wilden verwirrten Treibens entspann sich der Faden nachfolgender Geschichte, der, nur zu bald in's Schwarz der Trauer getaucht, gewiß das Interesse und die Theilnahme jedes fühlenden Lesers in Anspruch nehmen wird.

Bologna, berühmt durch seine hohe Schule, durch seine trefflichen Lehrer und Rechtsgelehrten, unterhielt zugleich eine Kriegsschaar, die an Zahl und Tapferkeit sich mit jeder andern messen konnte. Bologna, wie die meisten Städte der Lombardey, eifersüchtig auf seine alten Rechte und Freyheiten, war gegen den Kaiser. Auch das ghibellinisch-gestimmte Modena hatte es auf seine Seite zu bringen gesucht, doch vergebens. Filippo Ugone aus Brescia, zu jener Zeit Podesta von Bologna, im Auftrage des Raths dieser Stadt, begann den Krieg wider Modena.

Schon trafen die ersten Bolognesischen Heereshaufen am Ufer der Skultenna ein. Zwar hat dieser langsam fließende Strom ein breites seichtes Bett, und es mochte nicht schwer seyn, einige Fuhrten aufzufinden, durch welche man das linke Ufer erreichen konnte. Allein man zog vor, die alte Brücke des heiligen Ambrosius herzustellen. Die Pfeiler und Bogen, welche so würdige Namen trugen, sollten auch das Heer, die Fahnen und Kriegszeichen

---

*) König Enzius (vom teutschen Hinz oder Heinz und dieses von Heinrich) war der natürliche Sohn Kaiser Friedrichs II. aus dem Hause Hohenstaufen und einer Frau aus einem edeln deutschen Haus. Daß sie wirklich von diesem Stand gewesen, bezeugt Guil. Tyr. 718, während das leidenschaftlich guelfische Chron. imper. Laurent. Gegentheiliges, wohl Unwahres berichtet. Er wurde um das Jahr 1226 geboren. Seine frühesten Lebensverhältnisse sind unbekannt und unklar. Als Friedrichs ältester Sohn nach dem ebenbürtigen Heinrich, zugleich reichlich von der Natur ausgestattet, geschieht jedoch bald seiner Erwähnung. Friedrich, in einem Schreiben an die Könige und Fürsten vom 20sten April 1239, worin er sagt: „unser Sohn Enzius,“ erwähnt zugleich eines Antrages des Papstes Gregor IX., wonach dieser den dreyzehnjährigen Prinzen seiner Nichte vermählen wollte, was aber der Kaiser als unpassend verwarf. Der leztere Umstand, so wie überhaupt seine ehrenvolle Bahn sprechen für die Annahme, daß Enzius Mutter von Stande war.

Stets im kaiserlichen Feldlager oder als eigenen Herrn des Krieges finden wir Enzius namentlich im Jahre 1245 bey Gorgonzuola, wo er mit den Mailändern kämpfte, im Jahr 1247 nebst andern ghibellinischen Großen vor'm feindlichen Parma, wo er die zum Entsatze herbeyeilenden Mantuaner völlig schlug, am 24sten Februar 1248 am Po, wo Gleiches den Parmensern und Mantuanern geschah.

hinübertragen und somit den Wunsch des Sieges zur Erfüllung segnen.

Die Bologneser begannen Steine und Holz herbey zu bringen. Ueberall Thätigkeit, überall Leben. Immer mehrere und mehrere Heereshaufen trafen ein. Darunter die erfahrensten, ältesten, die jüngsten und kriegeslustigsten Männer, Alle aber gleich tapfer und aus den ersten Geschlechtern der Stadt.

Die Brücke war vollendet. Die Geistlichkeit hatte in ihrer Mitte einen Altar errichtet, fromme Gesänge ertönten, und Weihrauchopfer umschwebten das Bild des Gekreuzigten. Da kam von der andern Seite des Flusses, auf der Modeneser Straße ein Reiter daher gesprengt, das Pferd von Schaum triefend, er selbst fast erschöpft von der ungeheuern Anstrengung. Die Führer traten zusammen. Der Reiter stand in dem Kreise.

„Filippo Ugone, sagte er nach tiefem Athemholen, Filippo Ugone läßt den wohlansehnlichen Herren melden, daß König Enzius in Modena eingerückt sey.“ — König Enzius? flüsterten einige Jüngere mit den Zeichen des Erstaunens. Die Aelteren sahen sie strafend an. — „König Enzius, fuhr der Reiter fort, wurde auf's Glänzendste empfangen. Aber kaum eingerückt, erfolgte der Befehl zu neuem Aufbruche. Er sey zu einem blutigeren Bankette geladen und müsse vorerst Aufspieler seyn, dann Tänzer, so sagte er zu den Rathsherren, die ihn hinauf führen wollten in's Stadthaus. Da rief Alles: Nach Bologna! nach Bologna! Erst Aufspieler und dann Tänzer! Und auch Die riefen so, welche anfänglich ein Verweilen in Modena sich gedacht hatten und nur über dessen Vereitlung erzürnt waren.“ — „Und ist er wirklich die Straße weiter gezogen?“ fragte ein älterer Herr aus dem Bolognesischen Heereshaufen. — „Während seine Schaar, es sind Deutsche und Ghibellinen, auf dem Markte anhielt und Erfrischungen zu sich nahm, ritt er die Hauptstraße langsam hinauf und sprach mit den Leuten. Da kam der Podesta an mich heran und befahl mir, euch entgegen zu reiten und den Verlauf euch zu melden.“ — „Hat der Podesta dir weiter keinen Auftrag ertheilt?“ — „Ihr solltet die Brücke besetzen, aber das Heer selbst auf der rechten Seite lassen. Er gedächte in nächster Nacht zu kommen. Wär' es aber nicht, so fändet ihr ihn in Modena.“

Der Befehl des Podesta wurde vollzogen. Wall und Graben, eiligst aufgeworfen, schützten die äußerste Seite der Brücke gegen den ersten Andrang. Spione wurden ausgesandt. Das Heer lagerte sich am rechten Ufer, und einzelne Zelte, das Köstlichste und Edelste in sich fassend, was das Heer besaß, erhoben sich glänzend weiß zum abendlich blauen Himmel.

König Enzius hatte indeß wirklich seinen Weg verfolgt. Bis Fossalto war er vorgerückt, und war dort nur noch eine Miglie von der Brücke entfernt. Dort beschloß er, von den Bewegungen der Feinde unterrichtet, die Nacht zuzubringen. Mit grauendem Morgen sollte ein Theil seiner Mannschaft unbemerkt durch die Fuhrten der Skultenna gehen, dem Feinde in den Rücken kommen und ihm so Gelegenheit geben, von der Brückenseite mit Erfolg anzugreifen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kinder in Paris.

(Beschluß.)

Man kann verarmten oder unvermöglichen Handwerkern und Arbeitsleuten das Recht, ihre neugebornen Kinder durch das dem ganzen Publikum bestimmte Säugammenhaus einer Säugamme vom Lande zu übergeben, so wenig versagen als dem Reichen. Aber die Armen kommen sehr oft in den Fall, ihren Ammenlohn, der zum geringsten Preise zwölf bis fünfzehn Franken monatlich beträgt, nicht entrichten zu können. Die Rechnung über den Ammenlohn ergibt also oft Ausfälle von vielen Tausenden, wovon ein großer Theil für die armen Landleute verloren geht. Der Säugevater hat das Recht, den Säugling nach dem Ammenhause in Paris, und dieses, ihn in das Findelhaus zu schicken. Oft möchte sich wohl die Säugmutter nicht dazu entschließen, den unausgesäugten Fremdling, für welchen ihr die täuschende allvorsehende Natur ein gaßfreundliches Muttergefühl in die zarte Brust flößte, hinauszuschicken in die Wüste des hülflosen Lebens; aber es fehlt ihr an Kleidungsstücken für ihn, an Nahrung hinlänglich für sich und ihre Andern. Oft sehnt sich auch der rechte Vater und jammert die ächte Mutter nach ihrem abwesenden Kinde, für welches sie die Ammenmonate schulden; das sitzt nun draußen fest, wie das Pfand im Leihhause, und ist um so schwerer einzulösen, wenn das Ammeninstitut die Schuld durch Exekutionskosten gegen Vater und Mutter noch vergrößert hat, und als das bürgerliche Gesetz selber die heilige Schuld mit ihrem strengen Schutze bedeckt.

Oft steigt der Jammer der kleinen Säuglinge noch höher; das lezte Vertrauen der Säugemutter in die Pflicht der Eltern, vielleicht auch die lezte Hoffnung auf den Ernährer der Raben und der kleinen Kinder geht manchmal dahin, und das verlassene Geschöpf wird dem reisenden Agenten des Ammenhauses übergeben. Der Agent schafft seine Bürde nach Paris; unterwegs nährt er die unglückliche Gesellschaft, wie er kann, etwa so wie man die jungen Vögel aufzieht, und ihnen die Nahrung reicht am Ende eines kleinen Stäbchens; denn nicht immer kömmt die Amme selber. Sogleich nach der Ankunft bringt das Institut den Unglücklichen, an dem das Menschengefühl in Fallite gerathen ist, in's Findelhaus. Nun kömmt wenige Tage nachher der ächte Vater in das Dörfchen; er zeigt

schon beym Eintritte sein Beutelchen, worin das Lösegeld für sein langentbehrtes Knäblein klingt. Die Säugemutter erbleicht und gibt dem Vater die Kunde, daß sie vor wenigen Tagen das Arme nach Paris zu schicken genöthigt worden seyen. Er will eilig zurücklaufen in's Findelhaus; aber ohne den Schein, der dem Säugevater in Paris ausgestellt worden ist, kann er sein Kind nicht erhalten, und alles um diesen Schein zu bekommen, muß er das mit bittern Sorgen zusammengeraffte Geld zurücklassen. Nun kehrt er zurück zu seinem Weibe; statt des Kindes hat er ein Papier; sie sizt mit klopfendem Herzen zu Hause und harrt in freudiger Angst des Wiedersehens. Sie hört den Gatten heraufkommen die Treppe, sie geht, sie ruft zugleich dem Sohn ihres Leibes entgegen, um den sie schon so viele, viele Nächte hindurch in banger Verzweiflung geweint hatte. Nun tritt der Vater ein, aber er ist allein. Er meldet, das Kind sey in der Stadt, und jauchzend fragt sie wo? und will dahineilen. Er zeigt ihr den Schein des Findelhauses, und verzweifelnd erfährt sie nun ihr Schicksal. Zum Glück ist dieser rührende Auftritt noch an demselben Tage zum Gespräche der Nachbarschaft geworden; nun hatte eine mitleidige Obsthändlerin an der Straßenecke den Vorfall in Gegenwart eines reichen Mannes erzählt, der eine Melone feilschte und auf die Geschichte nicht zu achten schien. Jedoch seine Gemahlin ist Mitglied des Muttervereins; er verräth ihr seine Entdeckung, und wenige Tage nachher erhält die bisher so unglückliche Mutter ihren Knaben nebst der Quittung der ganzen Schuld und sogar mit einer kleinen Aussteuer für seinen ersten Bedarf zurück. Dem Vater werden verschiedene Adressen geschickt, wo er beständige und reichlichere Arbeit finden werde. Die Leute waren ohne ihre Schuld in Zerfall gekommen.

Was einst der heilige Vincent von Paula für die Kinder der Armen that, das geschieht jezt durch einen von Napoleon gestifteten und noch immer bestehenden Frauenverein aus der Klasse der Vornehmern und Reichen. Unter ihm war an der Spitze der heiligen Anstalt seine Gemahlin, die so selten genannte, aber so wenig vergessene Kaiserin Marie Louise. An ihre Stelle ist die hohe Präsidentin, Frau Herzogin von Angouleme, unter dem Namen Dauphine oder Gattin des Thronerben bekannt, getreten. Der Name Materinté, oder Mütterlichkeit drückt all ihren ganzen erhabenen Zweck aus, sobald man die Erklärung hinzusezt, daß der Verein seine beträchtlichen Geldmittel, welche vorzüglich durch öffentliche und heimliche Ansprachen an die Wohlthätigkeit und auch sehr oft mit vielem Glück an die Eitelkeit der reichen Damen herbeigeschafft werden, dazu anwendet, daß die der mütterlichen Pflege beraubten Kinder, oder die der Entbindung nahen armen Mütter aufgesucht, aufgenommen und verpflegt werden.

Aehnliche Vereine bestehen wohl auch in andern Ländern; wir zeichnen hier also nur einige Züge, wodurch der Verein der Mütterlichkeit in Paris sich vielleicht auszeichnet. Die Mütterlichkeit von Paris wirkt in allen Theilen von Frankreich.

Die große Entbindungsanstalt in der Hauptstadt ist eine der besten Lehranstalten der Welt, weil an ihrer Spitze immer die größten Entbindungsärzte stehen; auch fremden jungen Männern, welche die Geburtshülfe in Frankreich studiren wollen, ist der Zutritt eben so offen, wie den französischen Jünglingen.

Die Maternité in Frankreich wirkt beständig; die Entschuldigung, es sey kein Geld in Kasse, ist hier nicht zu fürchten, weil die hohe Protektion der königlichen Präsidentschaft sich leicht Hülfe verschafft. Man kann den Verein vergleichen mit einer ihrem edleren Zwecke treu gebliebenen Freymaurerey; er eröffnet jeder Mutter, jedem armen Kinde, jedem Dritten, der leidende Kinder oder beängstigte Schwangere und Mütter entdeckt, den Zutritt; er fahndet gleichsam insgeheim nach den Seufzern; er hat seine ehrwürdigen Spione in allen neuerlich wiederhergestellten klösterlichen Vereinen von menschenfreundlichen Frauen; er korrespondirt mit den obern Vorstehern der Quartiere; er wirkt in Gemeinschaft mit den Präfekten, Unterpräfekten und Bürgermeistern in den einzelnen Departementen; und seinen liebenswürdigen Gehülfen, die gleich Schutzengeln über jeder Gemeinde wachen, sind die Frauen dieser Staatsbeamten.

Der Verein erlaubt sich den verzeihlichen oder vielmehr lobenswürdigen Vortheil, dem lieben Gotte seine Tempel abzumiethen, und durch die schönsten, holdselig geschmückten Jungfrauen die Beyträge der Frömmigkeit, und die Gabe des bemerkt seyn wollenden Vornehmen oder Begüterten zu sammeln. Die besten Menschen üben oft die schönsten Tugenden für Rechnung ihrer Leidenschaften; so fallen oft Goldstücke zu Dutzenden in den Beutel der Maternität, weil ihn die schöne Hand eines weiblichen Engels einem jungen Manne darhält, welcher hier in dem Blicke der Sammlerin seinen Himmel offen sieht.

Aber auch die mühsamern Pflichten des Armen- und Krankenbesuchs, wo dürftige Mütter und hülflose Kinder unter dem Dache verborgen sind, versagt eine gefühlvolle Frau des Vereins nicht; solche Ausfahrten werden oft als heilige Lustpartheien geheim in Gesellschaft gethan; diese fast abenteuerlichen Unternehmungen geben bisweilen, als wären es Entdeckungsreisen, zu Anekdoten und Romanen der rührendsten Art Anlaß, man erinnert sich noch immer, wie die gutmüthige Königin Hortensia heimlich in bescheidener Verkleidung die Unglücklichen aufsuchte, die Treppen in die vierten und fünften Stockwerke der Häuser nicht scheute, und dort auf dem ärmlichen Stuhle am Krankenbette der Kinder und Mütter eben so erhaben saß, als auf dem Throne in den Tuilerien, zu den Zeiten des Napoleon'schen Traumes.

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, 27. Sept.

So wie der Herbst dem Landmanne und dem Winzer seine Belohnung bringt, so ist diese Jahrszeit auch nicht übel dazu gewählt, um den angehenden Künstlern die Belohnung ihres jährlichen Fleißes zuzuerkennen. Sehr interessant sind die Konkurse im Musikkonservatorium; hier wird der Grundsaz der Oeffentlichkeit in seinem vollen Maße in Ausübung gebracht, und hier sollten die Regierungen, die alles heimlich betreiben, sich eine Lehre nehmen. Im Musikkonservatorium

sizt das Publikum mit den Professoren und Verwaltern der Anstalt zu Gerichte, zu den Konkursen wird Jedermann zugelassen; die Schüler und Schülerinnen müssen nach der Reihe ihre Kunst durch das Spielen eines und desselben Stückes beurkunden, und das Publikum hat sich oft schon ausgesprochen, wann die Kunstrichter erst ihre Stimmen abgeben. Bey dem Mädchenkonkurs aus der Forteviano-Schule waren dießmal vierzehn Konkurrentinnen, lauter blühende hübsche Mädchen, mit schönem Anstande und in reizender Kleidung, bey welchen die Richter leicht durch die Schönheit verführt werden könnten, nicht der Geschicktesten, sondern der Schönsten den Preis zuzuerkennen. Allein das Publikum sizt da, und hilft richten, und dann sind die Richter glücklicherweise auch zum Theile in einem Alter, welches den Eindrücken einer blühenden Jugend schon besser widersteht; endlich sind auch der Schönheiten so viele, daß zulezt doch wieder das Talent den Apfel diesen neuen Parisen entlocken müßte. Die Richter, sieben oder acht an der Zahl, sizen in einer dunkeln Loge, von wo aus man sie selbst kaum sehen kann; vermuthlich richten sie wie der Areopagus im Dunkeln, um nicht durch den Reiz der zu beurtheilenden Personen verblendet zu werden, und um deren H a n d l u n g e n desto besser beurtheilen zu können. Es waren meistens, wo nicht alle, Professoren vom Konservatorium; unter ihnen saß auch der junge Harz, der also, seiner Jugend ungeachtet, schon in den Klavierareopagus berufen wird, wie er dann auch wirklich einer der geschicktesten Klavierspieler in Paris ist, der zweymal, durch sein unermüdetes Spielen, die Tasten seines Klaviers abgenuzt haben soll. Mit solch einer Beharrlichkeit und mit guten Anlagen muß ein Künstler wohl emporkommen. Die vierzehn Mädchen wurden nun eine nach der andern von ihrem Lehrer oder ihrer Lehrerinn vorgeführt, und mußten ein sehr schweres und verwickeltes Stück von Kalkbrenner, acht bis zehn Seiten lang, herspielen. Dieses Stück bekam also das Publikum vierzehn Mal nach einander zu hören. Die Mädchen spielten es alle mit vieler Fertigkeit herunter, nur freylich mit mehr oder minder Ausdruck, Präzision und Anmuth. Es muß ein feines Kennerohr erfordert werden, um die dem Publikum unmerklichen Unterschiede zwischen den Spielen zu erkennen und zu ordnen. Vermuthlich ist ihnen die vollkommene Ausführung des Stückes ganz bekannt, und nun legen sie in Gedanken den Spielenden eine Art von Skala an, und sehen, in wie weit sich das Spiel derselben von dem Vollendungspunkte entfernt. Aber sollte ihre Aufmerksamkeit bey der zwölften oder dreyzehnten Spielerinn auch noch so gespannt seyn, wie bey der ersten? Dieß läßt sich nicht wohl glauben. Das Publikum wenigstens wird bey dem zehnten Spiele schon müde; den Kennern genügen vielleicht einige Takte, um die relative Fertigkeit der Spielenden zu beurtheilen. Ein wunderschönes Mädchen, das auch recht gut spielte, weckte die Zuhörer wieder auf, und wurde lebhaft beklatscht, obschon das Urtheil des Publikums hier eigentlich nicht laut werden sollte. Allein jedwede Spielerinn hat ihre Mama, Tanten, Basen und Vettern im Saale, ohne noch die Freunde und Freundinnen, und gar die Anbeter zu rechnen, die alle vor Begierde brennen, der holden Tonkünstlerinn ihren Beyfall zu zollen. Denn auf Beyfall läuft in Paris doch Alles hinaus, der Minister läßt sich in der Etoile oder der Gazette de France Beyfall klatschen, der Schauspieler oder die Schauspielerinn von der Claqueurstruppe, der Dichter oder der prosaische Schriftsteller von den Journalisten, seinen Freunden u. s. w. Nachdem nun das Kalkbrenner'sche Bravourstück von den vierzehn Mädchen herabgespielt, (von einigen freylich herabgehaspelt) worden war, so gingen die Richter in ihrer Loge an's Stimmengeben, unterdessen die Mädchen angstvoll die niedlichen Köpfchen durch die Bühnenthür steckten, um wo möglich ihr Schicksal aus demjenigen, was in der dunkeln Loge vorging, zu errathen. Dieß war ein peinlicher Augenblick für die holden Kinder. Bald erscholl das Orakel. Dem. N. N. bekam den ersten Preis; zwey andre sollten den zweyten unter einander theilen, zwey oder drey wurden mit dem Accessit abgefertigt, und die übrigen gingen leer aus. Augenblicklich veränderte sich das Mienenspiel der lieben Konkurrentinnen; einige erheiterten sich, als ob der Himmel sich ihnen aufgethan habe; andre verbissen ihren Schmerz; eine weinte vor Aerger. Die Richter aber hatten ihre Sache abgethan, und der Präsident des Klaviergerichts hob die Sizung auf, indeß sich die Vettern und Basen um die Konkurrentinnen drängten und Glück wünschten, herzten und liebkoseten, oder trösteten und aufrichteten, je nachdem die Sache war. Einige Tage darauf war der Violinkonkurs; allein der Wetteifer der S c h ü l e r schien mir doch nicht so interessant wie derjenige der S c h ü l e r i n n e n. Uebrigens wird Alles auf die vorige Weise betrieben. So macht es alle Klassen des Musikkonservatoriums durch; die Vertheilung der Preise hat aber erst spät im Herbste statt, oder eigentlich, wenn es dem Intendant des menus plaisirs gefällt. Mehr noch als diese Musikkonkurse beschäftigen das Publikum die Ausstellungen der Kompositionsstücke der angehenden Bildhauer, Maler und Baukünstler, die von der Académie royale des beaux arts beurtheilt werden. Es ist unlängst ein eignes Gebäude an der Ecole des beaux arts errichtet worden, wo die jungen Künstler ihre auszustellenden Arbeiten verfertigen müssen. Jeder hat hier sein eignes Zimmer; die verschiedenen Theile des Gebäudes haben ihre besondern Treppen, und die Konkurrenten sind an aller Gemeinschaft untereinander verhindert; jedoch von einer in der Mitte des Gebäudes befindlichen Treppe hinauf kann ein Aufseher leicht in alle Gänge und Zimmer gelangen, und das Ganze ziemlich leicht übersehen. Da die Arbeiten drey Monate dauern, und die jungen Künstler oft muthwillig und schadenfroh sind, so war es keine geringe Aufgabe, sie die ganze Zeit hindurch in Zucht zu halten. Ob man diesen Zweck durch das neue Gebäude erreicht habe, weiß ich nicht genau; bekannt ist es mir, daß zuvor mancher Unfug vorging, und mancher Schaden in den sogenannten Logen, wo die jungen Leute arbeiten, verübt wurde. Zwar wurde ihnen der Betrag desselben an den 300 Franken, welche ihnen der Staat für ihre Unkosten gibt, abgezogen; dieß machte aber selten einen Jüngling klug. Mancher alte Professor an der Ecole des beaux arts erinnert sich bey dergleichen Jugendstreichen, daß er's in seiner Jugend nicht besser gemacht habe, und ist daher mit seinen Schülern sehr nachsichtig, so lange als sie nichts von seinen eigenen Sachen verderben. Unterdessen werden die Preisarbeiten doch zu Ende gebracht, und verrathen manchmal den künftigen großen Künstler. Sind die Arbeiten einer Klasse fertig, so werden sie drey Tage lang ausgestellt, das Publikum und die Zeitungen beurtheilen sie, und am nächstfolgenden Sonnabende (dem Sizungstage der Akademie) spricht diese ihr Urtheil darüber aus; da nun Maler, Bildhauer und Baukünstler drey Klassen ausmachen, so gibt es auch eben so viele Ausstellungen und besondere Entscheidungen. Endlich werden dann, am öffentlichen Sizungstage der Akademie, nämlich am ersten Sonnabende des Oktobermonats, die Preise ausgetheilt, und die gekrönten Stücke, aber auch blos die gekrönten Stücke, nochmals drey Tage lang ausgestellt, so daß sich das Publikum hinlänglich von der Richtigkeit des akademischen Urtheils überzeugen kann. Diese Achtung für's Publikum ist gewiß lobenswerth, und sollte überall, wo Preise und Stellen konkursweise vertheilt werden, statthaben.

(Der Beschluß folgt.)

B e y l a g e n: Litbl. Nr. 87. u. Monatsreg. Oktober.

Verlegt von der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung.

Nro. 262.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. November 1825.

Aber unsichtbar lauschen die Furien des Hasses, der Rache. Begierig sehen sie den bösen Samen ausgestreut von der bedachtlosen Hand der Leidenschaft, und befruchtend treibt ihr glühender Hauch die Giftpflanze empor.

S. May.

König Enzius.

(Fortsetzung.)

Ein altes, halbverfallenes Haus zu Fossalto war die Herberge des Königs. Man hatte Fackeln in die Mauerritzen befestigt. Enzius, Marinus von Ebulo und ein deutscher Kriegsoberster saßen an einem Tischchen und besprachen den Plan der morgenden Schlacht. Ebulo und der Deutsche, rauh und unheimlich wie die Mauern, welche sie beherbergten, entbehrten jeglichen Schmuckes, und nur der König, nach Art seines Alters (er zählte dreyundzwanzig Jahre) mit schönen Kleidern angethan und goldne Ketten und Zierathen um Hals und Mütze geschlungen, mahnte freundlich an eine frohere Zeit, als die der Schlacht und der Todesgefahren.

„Laßt es gut seyn, ihr Herren, rief Enzius. Habt ihr der Mantuaner und Parmenser vergessen, die wir vor wenigen Wochen am Po angriffen und schlugen? Flüsse und Schlachten an Flüssen sind meinen Ahnen immer günstig gewesen. Warum sollt' es nicht die Skultenna seyn?"

Der Deutsche sah trüb vor sich hin. — „Ihr denkt an meinen Urgroßvater, lachte Enzius. Das ist schon lange her und wird morgen nicht schaden. Eine Parthie Schach, Marinus! Wir haben doch keine Zeit zum Schlafen!"

Ein Diener trat herbey, das Schachbrett auf den Tisch setzend. Der deutsche Oberste sah noch einige Zeit den Spielenden zu. Dann nickte er ein. Ringsum war es still und nur das Anrufen der Wachen oder ein Raubvogel, der sich krächzend aus dem Gemäuer erhob und der zögernden Sonne und dem Geruche blutiger Leichen entgegen zu fliegen schien, tönte bisweilen durch die tiefe nächtliche Stille.

Aber plötzlich hörte man Waffen klingen und bald drohende, bald begütigende Stimmen. König Enzius und der Lombarde sprangen auf. „Sollte der Podesta einen Angriff wagen?" rief Enzius. — „Unmöglich, versetzte Marinus, indem er sorgfältiger nach dem Geräusch horchte. Es wär' uns sonst längst gemeldet worden." — „Gib meine Waffen, Marinus!" sagte Enzius, sie selbst aufsuchend. — „Waffen, Waffen! sprach der deutsche Oberste noch im Schlafe, und stand aufgerichtet und gerüstet da, die Hand am Schwerte. In diesem Augenblicke traten einige Söldner in's Gemach. Ihnen voran drang ein großer starker Mann, ältlichen Ansehens, in Eile und Hast. „Wo ist König Enzius? rief er aus, und schnell den König erkennend, fuhr er fort: Ich habe dich noch um nichts gebeten, will dich auch fürder um nichts mehr bitten, aber gib Lucie Viadagola frey!" Erst schien er vor Enzius niederknieen zu wollen. Aber statt dessen legte er die beyden Hände auf die Brust und rief noch einmal mit lauter, durchdringender Stimme: „Gib Lucie Viadagola frey! Nimm Gold, Gold, aber entreiße sie deinen Trabanten, deinem schlimmern Führer." Dabey stampfte er heftig mit dem Fuße.

König Enzius konnte sich den Auftritt nicht erklären. Ein flüchtiges Lächeln schwebte um seine Lippen, da der alte Mann so sehr um Herausgabe eines Frauenzimmers flehte,

das offenbar seine Tochter nicht schien. Aber schnell verschwand dieses Lächeln vor der bedeutungsvollen Weise des Mannes. Enzius sah ernst und fragend im Kreise umher.

Da schob sich nochmals der Teppich zurück, welcher den Eingang des Gemaches verdeckte, und ein Frauenzimmer, jung, schön und hochgebaut, mit aufgelöstem Haare und Zorn und Angst in dem Feuerblicke, drängte sich zu dem alten, flehend-gebietenden Manne. Eine ältliche Dame und mehrere Kriegsleute folgten.

„Wer seyd ihr," fragte der König, den Blick auf die Jüngere heftend. — „Ein Kaufmann aus Bologna will mit seiner Tochter und ihrer Gesellschafterin dorthin zurückreisen, aber Eure Vorposten nahmen sie gefangen. Das ist die ganze Geschichte," sagte der Alte, der sich beym Anblicke des Mädchens wieder gefaßt und eine ruhigere Stellung angenommen hatte. — „Euer Name?" fragte Enzius. — „Marco Angelo." — „Und diese?" — „Meine Tochter, Lucie Angelo." — „Ihr nanntet vorhin einen andern Namen. Wie sagte er, Marinus?" — „Viadagola, Lucie Viadagola." — „Sagt' ich so? versezte nach einem Augenblicke Besinnens der Alte. Nun gut, ich bin ihr Stiefvater. Ihr Vater hieß Viadagola. Sie führt beyde Namen." — „Wer euch nicht schon anderswo gesehen hätte, Herr Podesta von Bologna, polterte der alte Oberste drein! Ihr könnt besser das Schwert führen als die Elle. Seht, Herr Podesta." Und er strich das graue Haar von der Stirne, drauf eine Narbe blutroth sich hinstreckte.

Der angebliche Kaufmann schwieg. König Enzius Blicke hingen an der reizenden Lucie, die sich gefaßt hatte und zu ihrer Begleiterin getreten war.

Marinus, der, troz seinem reifern Alter den Italiener nicht verläugnen konnte, neigte sich tief und zierlich und sagte dann zu Lucien: „Der Ruf eurer Schönheit ist fern durch alle Länder gedrungen. Der Name Lucie Viadagola ist der Schlachtruf aller zärtlich Verblutenden. Warum wollt ihr also uns durch Euern angeblichen Vater, der doch, wie ich weiß, nur Euer Oheim und Vormund und der Podesta von Bologna ist, warum wollt ihr uns, den Nachbarn und Landsleuten, jenen Namen verweigern? Lucie sah schweigend vor sich hin, und der Schleyer, welcher vorher zurückgeschlagen gewesen, senkte sich über ein Paar erröthende Wangen.

„Herr Podesta von Bologna, sagte der König mit fester Stimme, denn Ihr seyd's und werdet's nun nicht mehr läugnen wollen, Herr Podesta von Bologna, Ihr habt Euch schwerlich des Kundschaftens wegen in mein Lager gewagt. Euer Name spricht dagegen, aber mehr noch eure Begleitung. — Ich könnte Euch festhalten, könnte Euch nach Modena senden. Ihr seyd mein Feind und der nächste Tag wird's erproben. — Aber nein! Kehrt zu den Eurigen zurück — und mit den Eurigen.

Der Podesta wollte vortreten und reden. Aber Enzius sah nachdenklich vor sich hin; seine Stirne, diese offne, immer heitere Stirne umzog eine Wolke der Wehmuth.

Der Podesta schwieg und König Enzius wandte sich zu Lucien. „Mein Fräulein, sagte er, hat einer meines Heeres Euch die Achtung nicht erwiesen, welche das schöne, aber schwächere Geschlecht vom Krieger zu gewarten hat?" Lucie schwieg. — „Erlaubt, daß ich nochmals die Frage an Euch richte. Es ist nicht Zweifel an euch. Aber der Heerführer muß ein Etwas im Kriege zu erhalten wissen, der ohnedieß blutig und grausam genug ist. Es ist Schutz und Achtung des Unkriegerischen." — „Nun denn, sagte Lucie, den Schleyer in dichtere Falten um ihr Antlitz schmiegend, wenn Ihr es befehlt, Herr König, der Mann dort faßte mich ungebührlich an der Hand, seinen Trabanten befahl er, mich fortzuführen. Aber Gott und die heilige Jungfrau standen mir bey. Ich riß mich los und kam hieher."

Lucie hatte nach einem Manne hingedeutet, der im schön eingelegten Harnische und die Arme zusammengeschlagen, ruhig auf der Seite stand und bisweilen nach Lucien hinblickte. Im besten Mannesalter, hoch und tüchtig gewachsen, kräftig-schönen Antlitzes, schreckte dennoch sein wildes trotziges Lächeln zurück.

„Graf Berthold?" rief Enzius erstaunt. — Berthold wechselte ruhig die Läge seiner Arme. — „Graf Berthold, wiederholte Enzius, Ihr rechtfertigt Euch nicht." — „Es ist nicht wahr," sagte dieser. — „Also gelogen? Ewiger Himmel, die Wahrheit wäre zur Lüge, die Lüge zur Wahrheit geworden? Was sagt Lucie Viadagola?" — „Wenn ich ein Mann wäre, würde ich ihm den Handschuh hinwerfen, aber so bleibt mir nur die Thräne." Lucie weinte. — „Graf Berthold, rief Enzius, wollt Ihr sie noch der Unwahrheit zeihen? Und wenn sie Recht hätte, lächelte Berthold düster vor sich hin. Das Lager gibt manche Freyheit bey Euch, wie bey Eurem Vater."

Enzius wollte auffahren. Aber schnell sich fassend und sein Haar über die Schultern werfend, sann er einen Augenblick nach. „Ihr seyd vermählt?" fragte er den Grafen. — „Ich bin Wittwer. Gestern wurde mir die Nachricht." Der erste Theil dieser Antwort schien dem Könige unerwartet. Er faßte ihn mehr in Beziehung zum zweyten auf. „Erst gestern? sagte er. Und heute blickt ihr schon wieder nach andern Frauen! Denkt ihr so wenig daran, was ihr der Todten noch schuldig seyd?" — „Sehr gewissenhaft, Herr König, bey meiner Ehre, rief Graf Berthold hämisch aus. Laßt mich auch solche Fragen stellen, und sie Namens Eurer beantworten. Ihr seyd vermählt? — Ja. Seit gestern. — Erst seit gestern, und heute blickt Ihr nach andern Frauen? Denkt ihr so wenig daran, was Ihr der Lebenden schuldig seyd?"

König Enzius erblaßte vor Zorn. Es war richtig, daß r gestern mit Adelasia, einer sardinischen Fürstin, auf Andringen seines Vaters sich vermählt hatte. Aber als= ald nach der Trauung war die Nachricht vom bevorstehen= den Kriege zwischen Bologna und Modena eingetroffen. Ungesäumt und Valet gebend dem hochzeitlichen Reigen rach er auf und zog Tag und Nacht, um frühe genug in er lezteren verbündeten Stadt einzutreffen. Berthold weidete sich an des Königs Verlegenheit. Dann fuhr er lso fort: „Wir haben gleich viele Zeugen bey unsern Wech= elverhören gehabt. Dabey glühten Eure Augen vorhin so ärtlich auf der schönen Fremden, daß Ihr wo möglich noch eständiger seyd, als der Wittwer, Graf Berthold."

Die Leichenblässe in des Königs Gesicht hatte sich in ühendes Roth verwandelt. Er schien reden zu wollen. ber Berthold verhinderte es. Schnell zog er ein Schrei= en aus der Tasche und trat damit zum Podesta. „Herr odesta, sagte er laut, hier ist die Urkunde, welche ich stern aus Deutschland über das Abscheiden meiner Frau halten. Zweyte Vermählung wäre jezt noch zu frühe; ielleicht ist's das Freyen. Aber der Kriegswürfel fällt ., dorthin, und ich möchte meiner Sache gewiß seyn. ebt mir Lucie Viadagola zum Weibe. Ich kann ihr keine ollständigere Genugthuung wegen meines unziemlichen etragens geben, und zugleich keinen Wunsch haben, der ich mehr in Anspruch nähme, als dieser." Graf Ber= old sprach mit Anstand und Ernst. Aber ehe noch der odesta eine Erwiederung darauf gefunden hatte, brach önig Enzius in die Worte aus: „Du hast mich und mei= n Vater gelästert. Die Frauenblüthe welke, welche du rührst, sie welke in Schmach und Schande. Du warst ein gu= r Kriegsmann, aber ich will dich nie mehr sehen. Ich ächte h, ich zerreiße deine Ehre, wie dieß Pergament. Begehrst u zu sterben, so tritt mir wieder in den Weg." — Ber= old lachte. „Wenn die Wahrheit nichts mehr gelten soll, enn Ihr sie verbannet aus euern Reihen, dann braucht hr's mit bewährten Kriegern nicht zu thun. Sie gehen n selbst. Sie überlassen Euch Eurer Leidenschaft und m Unrechte."

Graf Berthold schritt trotzig aus dem Gemache. Der derste schüttelte den Kopf. Marinus schien ebenfalls un= frieden mit dem Könige. Eine lange Pause trat ein. ndlich zog Marinus den König bey Seite. Behaltet n Podesta wenigstens diese Nacht. Ihr könnt ja den auen sicheres Geleit geben. Es wird sicher genug seyn. afür steht euch der fortgeschickte, arme Graf Berthold. der besser, ihr laßt auch die Frauen da. Nicht als Ge= angene, sondern als Geißeln. Nur vom Ersteren habt sie losgesprochen. — Was in dieser Stunde möglich , gehört ihr so eigen an, daß keine ihrer tausend und usend Schwestern es euch wieder bietet. Und wahrhaf= tig, Lucie scheint sich hier zu gefallen, wenigstens bey euch.

Marinus lächelte und Enzius blickte nach Lucien hin= über. Sie hatte ihr Auge auf ihm ausruhen lassen, das große, seelenvoll leuchtende Auge. Der Podesta ging in kurzen Schritten hin und her.

„Ich habe sie frey gegeben, sagte Enzius. Aber meinst du, daß sie dennoch bleiben könnten?" — „Allerdings. Sie bleiben als Freye, wenn Ihr sie nicht als Geißeln be= halten wollt. Die Nacht ist dunkel. Sie könnten Scha= den leiden auf dem Wege. Morgen laßt Ihr sie reisen." — „Morgen? fragte der König. Morgen ist die Schlacht."

Morgen war die Schlacht; beginnen doch unsere Be= wegungen, ehe Lucifer vom Himmel verschwunden. Sind wir Sieger, so ist ihr Freygeben dann um so glorreicher." — „Und sind wir Besiegte?" — „Die Flüsse und Schlachten an Flüssen waren immer Euern Ahnherren hold. Soll ich die eigenen Worte Euch wiederholen?"

Enzius sann nach. Marinus triumphirte. Des Po= desta Besitz war doppelt wichtig. Dem Feinde fehlte er, und im Fall eines unglücklichen Ausgangs war er der kost= barste Talisman gegen bolognesischen Uebermuth. Der Ein= druck, welchen Lucie auf den König gemacht, war zu deut= lich; er konnte um so weniger dem feinen Marinus ent= gehen. Das andere Ende der Kette, womit jener gebun= den worden, sollte Luciens Oheim umschlingen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 27. Sept.

(Beschluß.)

In Frankreich ist die Achtung des Publikums ziemlich allgemein, verhindert aber doch nicht schiefe und ungerechte Beurtheilungen in der Akademie. Es kömmt nämlich ziemlich oft die Eitelkeit der Professoren, die meistens Akademiker sind, mit in's Spiel. Ein Professor, der einen großen Ruf hat, hält sich fast für verunehrt, wenn keiner seiner Schüler den Preis davon trägt: man hat daher bey den Beurtheilungen manchmal zwey Professoren sehr lebhaft streiten hören, weil jedweder einen seiner Schüler für den besten unter allen aner= kannt haben, und den Schülern seines Kollegen gar nicht den Vorzug einräumen wollte. Wenn die Furcht vor der Oeffent= lichkeit die Herren nicht in den Schranken hielte, so würde es oft sehr lebhafte Auftritte bey den Beurtheilungen der Preis= stücke geben, und auch selbst bey dieser Furcht kann sich die beleidigende Eitelkeit nicht immer enthalten, sich in ihrer gan= zen Blöße zu erkennen zu geben. Dießmal fiel so etwas bey der Beurtheilung der Bildhauerstücke vor; diese Stücke waren of= fenbar besser ausgefallen als die Malerstücke, über deren Mit= telmäßigkeit allgemein geklagt wurde; dennoch wurde von der Akademie den Bildhauern kein erster Preis zuerkannt, wogegen

ein solcher für die Malerey, die es kaum verdiente, ertheilt wurde. Ein erster Preis ist ziemlich wichtig, da mit demselben die Reise nach Italien und der Aufenthalt in Rom verbunden ist, und derselbe folglich das Schicksal des jungen Künstlers gleichsam bestimmt, oder ihn wenigstens auf seiner Laufbahn weiter führt, und seinem Ziele näher bringt. Die Zeitungen beklagten sich über diese Ungerechtigkeit, und forderten die Akademie auf, sich darüber zu erklären. Sie wird also bey ihrem Berichte in der öffentlichen Sitzung nicht umhin können, der Nation, welche das Geld zu den Preisen und zu dem Aufenthalt der Künstler in Italien hergibt, über ihr Urtheil Rechenschaft abzulegen; das wird man also wieder der Preßfreyheit verdanken, eine Einrichtung, deren Wohlthaten sich überall zeigen und genossen werden. Die Aufgabe für die Bildhauerey war der am Felsen geschmiedete Prometheus, aus welchem die meisten Jünglinge einen Herkules anstatt eines vom himmlischen Feuer belebten genialischen Erdensohnes gemacht hatten. So hatten einige Maler, die Meleager im Walde gemalt hatten, aus dem Walde einen hübschen Lusthain gemacht, etwa wie die Bosquets von Trianon und Marly; nur einer unter ihnen, der in Westindien geboren seyn soll, hatte einen recht wilden Wald dargestellt; vermuthlich schwebten diesem Jünglinge noch Erinnerungen aus den tropischen Ländern vor dem Geiste. Den angehenden Baukünstlern war aufgetragen worden, ein Rath- und Stadthaus am Ufer der Seine zu entwerfen, mit einem Befroy oder Glockenthürmchen, und mit Säulen zu öffentlichen Festen. Dieß hat dann eine Menge recht schöner Projekte hervorgebracht, die vortrefflich auszuführen wären, wenn man nur nicht vergessen hätte, die Oekonomie dabey zu Rathe zu ziehen. Das Pariser Hôtel de ville kann sich an Schönheit und Größe mit keinem der da ausgestellten Plane vergleichen. Zum Rathhause ist es freylich noch immer groß genug; denn seitdem Präfekte und Präfekturräthe da sind, die alle von der Regierung angestellt werden, sind die Bürger von den Berathschlagungen über die städtischen Angelegenheiten ausgeschlossen, und es bedarf eben keinen geräumigen Saal, um die zum Berathschlagen Herbeygerufenen in sich zu fassen: aber viel zu klein ist es, wenn's an's Schmausen und Tanzen auf Stadtkosten geht, welches bekanntlich bey feyerlichen Gelegenheiten stattfindet. So oft ein solcher Schmaus und Ball veranstaltet wird, weiß der Herr Präfekt des Seinedepartements kein anderes Mittel, als daß er an dem Hôtel de ville ein Haus anbauen und zu großen Sälen einrichten läßt. Ist der feyerliche Abend vorüber, so wird das Haus wieder abgebrochen und dem Boden gleich gemacht. Dieser sinnreiche Einfall ist seit zwanzig Jahren vier bis fünf Mal in's Werk gesetzt worden, und mag der Stadt, die man dabey nicht um Rath gefragt hat, wohl ein Paar Millionen gekostet haben. Zudem fehlt es an Platz für das Stadtarchiv, und die Staatsbibliothek wird bey dem Schmausen auch mit in die Festlichkeit hineingezogen. Es wäre also vielleicht eine Sparsamkeit, wenn man eines der prunkenden Projekte der baulustigen Jünglinge nähme und in's Werk setzte. Die Kunstfreunde in den Journalen haben sich über das Verlangen der Akademie aufgehalten, einen Thurm auf dem Rathhause zu haben. Nun freylich standen auf den Gebäuden der Römer und Griechen, die man immer vor Augen hat, keine Thürme; allein die Griechen und Römer hatten auch keine Glocken und keine Thurmuhren; wir aber haben und brauchen beydes; warum sollte sich denn nicht ein Thurm auf ein Rathhaus setzen lassen, ohne dem klassischen Geschmacke zuwider zu handeln? Man braucht ja nur nach Italien zu gehen, um sich zu überzeugen, daß auch ein Campanile recht klassisch aussehen kann!

Dg.

Wien, im Sept.

Zwey interessante Schauspiele gab es zu Anfang dieses Monats am Ufer des Donau-Kanals, welche die Neugier des Publikums in Anspruch nahmen. Erstens die vollzogene Einhängung der Ketten der neuen Kettenbrücke, die durch einen sehr einfachen Mechanismus bewerkstelligt wurde. Zweytens ein ausgeführtes Manoeuvre des Pionnier-Korps, Behufs des Schlagens einer neuen Art von Bockbrücke, die im Feld zur Ausrüstung des genannten Korps gehört, aber auch für andre Fälle, außer dem Krieg, von Nutzen seyn kann. Der Strom hat an dem dazu gewählten Ort eine Breite von 196 Wiener Fuß, und durch die Anschwellung des Wassers war die Strömung überdieß sehr schnell; dennoch wurde in sieben Viertelstunden eine solche Brücke auf acht Böcken hergestellt, auf welcher dann die Truppen in breiten Reihen, nebst den Pferden, übersetzten, und worüber auch im Nothfall Geschütz und leichtes Fuhrwerk geschafft werden kann. Viele Zuschauer hatten sich versammelt. Auf dem linken Ufer fanden nach Uebergang der Truppen mehrere Scheingefechte der als Infanterie-Truppen verwendeten Pionnier's mit der Kavallerie statt. Schwimmend setzte zuletzt die Arriere-Garde auf das andere Ufer.

Am eilften (Mariä Geburt) wurde auch das Fest zum Andenken der Errichtung der heiligen Dreyfaltigkeits-Säule gefeyert. Dieses Monument, um welches bey derselben Gelegenheit ein feyerlicher Umgang gehalten wird, ist nicht nur durch den Aufwand von Kunst, die des Meisters Namen verherrlicht, sondern auch durch die verschwenderisch reiche Verzierung, merkwürdig. Es befindet sich auf dem Graben, und verdankt seine Entstehung einem Gelübde Kaiser Leopolds im Jahr 1679, als die Pest wüthete, und in kurzer Zeit allein hier in der Hauptstadt über 70,000 Menschen hinweggerafft wurden. Neun Jahre nachher wurde der erste Stein gelegt, und sechs Jahre später war das Werk vollendet. Es stellt eine Pyramide von drey Seiten vor, ist aus weißem Marmor, und erhebt sich zu einer Höhe von 66 Schuhen. Man steigt auf zwey Stufen hinauf, die von einem Geländer aus Marmor umgeben sind; über der Treppe zeigt sich die Religion in ihrem Sinnbild mit dem Kreuze in der Hand, welche die Pest, in Gestalt eines weiblichen Scheusals, herabschleudert. Auf dem Gesims stellt sich des Kaisers Bild, in knieender Stellung dar, mit Harnisch, Mantel und Lorberkranz. Ihm zur Seite sind die kaiserlichen Wappen und verschiedene Darstellungen aus der heiligen Schrift angebracht. Mit Wolken umgeben hebt sich weiter aufwärts nun die Pyramide, und nebst kleinen Engelköpfen zeigen sich neunzehn Engel in Jünglingsgestalt, die neun Chöre himmlischer Geister vorstellend, die als Meisterwerke der Bildhauerkunst betrachtet werden. Ein vornehmer Kunstkenner soll sich einst erboten haben, die gleichen, von Silber verfertigten Figuren an ihre Stelle setzen zu lassen, wenn man einen Tausch mit ihm eingehen würde, so sehr war er von der Vortrefflichkeit dieser Kunstbilder bezaubert. Auf der Spitze strahlt das Bild der heiligen Dreyfaltigkeit von stark vergoldetem Metall. Die Aufschriften, die dieses Monument zieren, sind von Kaiser Leopold in lateinischer Sprache selbst verfaßt worden. Die Kosten des ganzen Werks sollen an 67,000 fl. betragen haben. Die in der Nähe stehenden großen Springbrunnen sind jeder mit einer Bildsäule von Lorenz Matthielli geschmückt. Im Jahr 1779 wurde das hundertjährige Jubelfest dieser Säule am Graben gefeyert, bey welcher Gelegenheit Pius VI., nebst vollkommenem Ablaß durch acht Tage, auch die sonst bey einem Jubelfest übliche Lossprechungskraft ertheilte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 263.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 3. November 1825.

Und in dem Waffentanz des regen Lebens
Sey Reiz die Blüthe und der Preis die Frucht.
Und heiß durchglühe Glut gewalt'gen Bebens
Die Brust voll Sehnsucht auf des Lebens Flucht.
J. E. Wargentin.

König Enzius.

(Fortsetzung.)

Der Podesta wurde mit jedem Augenblicke unruhiger. Er klemmte die Lippen zusammen. Seine Hände faßten sich krampfhaft. Enzius stand zu ferne, als daß er ihn hätte anreden können.

Marinus wandte sich auf's Neue zum Könige. „Ich will ihnen, wenn Ihr erlaubt, Eure Absicht eröffnen. Das nächste Haus ist schnell für sie eingerichtet."

Enzius bejahte, und sein zärtlicher Blick wandte sich wieder auf Lucien. Eben so schnell aber vertrat er Marinus den Weg und sagte zum Podesta: „Ihr seyd frey. Ich hab' es gesagt. Dieser würdige Krieger (auf den deutschen Obersten deutend), ein naher Verwandter meiner Mutter, geleitet Euch bis an's Lager. Laßt Pferde satteln. Mitternacht ist vorüber, und es gilt kein längeres Zögern."

Der Podesta dankte dem Könige. „Das Leben ist lang genug, sagte er, um eine Scharte am Schwerte auszuwetzen, warum ist's meistens zu kurz, Freundliches mit Freundlichem zu begegnen? Ich bin ein armer Mann gegen euch. Aber solltet Ihr einst in den Fall kommen, eine Bitte an mich richten zu müssen: bey meinem Leben, ich gewähre Euch diese Bitte."

Die Pferde waren vorgeführt. Der Oberste hatte seine Begleiter schon gewählt. Sichtlich war der Podesta bemüht, des Königes Abschiednehmen von seiner Nichte möglichst abzukürzen. „Sie ist Antonio Lambertazzi's Braut," sagte er mit finsterm Blicke, als der König ihre Hand ergriff und sie küßte. „Sie ist es nicht," erwiederte Lucie, und eine eben hervorquellende Thräne war im Gefühle des Unmuthes schnell vertrocknet. — „In Bologna denk' ich Euch wieder zu sehen," sprach der König zum Podesta. — „Zwischen Bologna und Fossalta, war die dumpfe Antwort, fließt heute ein Strom, morgen fließen Ströme. Nein, heute fließen Ströme. Denn Ihr sagtet: Mitternacht ist vorüber."

Der Podesta wandte sich mit seinen Begleiterinnen. Sie saßen zu Pferde. Schon beym Austritte aus dem Lager begann dieses sich zu regen. Mit den Schatten der Nacht entwich auch die Mattigkeit und Unsicherheit nächtlichen Treibens, und Jeglicher suchte sein Geräthe und stellte sich in die Reihe zum blutigen Handwerke des Tages. Während dessen waren die Reitenden an die Brücke des heiligen Ambrosius gekommen. Der Abschied war kurz und einsylbig; denn die letzten Begebenheiten waren, von den nächstfolgenden verdrängt, schon vergessen, und nur Luciens freundlicher Händedruck, der aber den alten Obersten nicht ungewöhnlich glücklich zu machen schien, deutete auf die nächstvergangene Stunde.

Jubel schallte dem Podesta entgegen. Antonio Lambertazzi, ein kühner gewandter Krieger, hatte während der Nacht dem Bolognesischen Heere eine Verstärkung von

zweytausend Mann Hülfstruppen zugeführt. Dieses war die erste Kunde, welche zu des wiederbefreyten Podesta Ohren gelangte; eine Kunde, welche jedoch Luciens Wangen weiß färbte.

Es war ein Kriegsrath gehalten worden. Filippo Ugone hatte die Anordnung getroffen, daß Bologna's Heer unverzüglich in drey Theile getheilt werde und daß der dritte Theil überall den Bedrängten zu Hülfe eilen solle. Schon hatten die Heerführer längere Zeit das Zelt ihres Podesta verlassen, und dieser, den ersten Strahlen der Sonne einen Blick voll zornigen Muthes entgegen sendend, war im Begriffe, das friedliche Gewand des Kaufmanns mit köstlichen und kriegerischen Waffen zu vertauschen, als Antonio Lambertazzi in's Zelt stürzte. „Laßt mich vorerst wissen, Herr Podesta, was in König Enzius Lager vorgefallen. Es gibt Menschen, die nicht eher einschlafen können, bis sie gebetet haben. Ich kann nicht eher fechten, bis Ihr mir hievon Kunde gegeben habt.“ — Der Podesta maß den Lambertazzi mit einem großen Blicke. „Ihr wollt nicht fechten? sagte er. Ich befehle Euch zu fechten, und bey Eurem Kopfe.“ — Lambertazzi lachte. „Ich setze meinen Kopf auf und fechte nicht. Ihr laßt mir ihn abschlagen und seyd um nichts weiter gekommen.“ — „Ich war in Modena, wie Ihr wißt, sagte Filippo milder. Ich war dort, um Verbindungen anzuknüpfen und zu erweitern mit bolognesisch Gesinnten, ich wollt' Euch die Braut zuführen aus dem Kloster, worin sie erzogen worden. Enzius kam dazwischen mit seinem Lager. Was thun? Sie lassen im feindlichen Modena, sie zurückbringen in's Kloster? Jenes unräthlich, dieses zu spät. Der Gegend kundig dacht' ich das Lager umgehen zu können. Wir wurden gefangen.“ — „Das sind alte oder doch unbedeutende Geschichten, wenn Ihr erlaubt. Aber in Enzius Lager, in Enzius Zelt oder Haus, oder wo sich sonst das königliche Ungethüm verborgen hält, was geschah dort, Herr Podesta?“ — „Ich merke, die alte Dame hat geplaudert,“ lächelte der Podesta ruhig vor sich hin. Und nun erzählte er Lambertazzi, jedoch mit linde aufgetragenen Farben, den Vorgang und schloß dann seine Rede: „Ich bin dem Könige Dank schuldig, und in mehrfacher Hinsicht. Ich werde es nicht vergessen. Auch Ihr seyd es, Lambertazzi. Ihr seyd es um Lucien, Eurer Braut, Willen.“ — „Um Lucien? um Lucien, meiner Braut, Willen, wüthete der Andere. Soll der Adler dem Geyer dankbar seyn, daß er die Taube erst später verzehren wollte?“ — „Genug, sagte der Podesta. Thut, was Ihr vor der Ehre und Eurem Gewissen verantworten könnt. Auch ich thue so.“ — „Ist nicht Enzius mein Feind, der Feind unseres Vaterlandes?“ — „Er sey jenes, weil er dieses ist, aber keines bestehe gesondert. Treff' ich ihn in der Schlacht, dann wehe ihm! Laßt uns nun gehen!“ — „Treff' ich ihn in der Schlacht, dann wehe ihm!“ wiederholte Lambertazzi dumpf vor sich hin, und die Trompeten luden die Führer zu ihren Schaaren, und der Podesta, wohlgerüstet, eilte mit Lambertazzi aus dem Zelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die berühmte Reißbley-Mine zu Borrowdale in Cumberland.

Die Nachbarschaft von Keswick in Cumberland ist schon seit Jahren ihrer Minen wegen berühmt. Unter der Regierung der Königin Elisabeth wurden Gold und Silber in beträchtlicher Menge aus dem Berge Gold-scarpe, im Thale Newlands, in der Nähe von Keswick, gewonnen. Damals wurde die Mine durch eine Gesellschaft von Deutschen bearbeitet, welche viel Kupfer und Bley zu Tage förderte, und nicht allein diese Metalle für sich selbst behielt, sondern auch das Gold und Silber ansprach, das eigentlich der Königin gehörte. Diese berief sich daher auf das herkömmliche Recht, und der streitige Punkt wurde zu ihren Gunsten entschieden, worauf sich die Gesellschaft entfernte.

Unter der Regierung der Königin Elisabeth wurde auch die Reißbley-Mine entdeckt. Die Bewohner der Nachbarschaft sagen, daß dieser reiche Schatz zuerst durch einen fürchterlichen Sturm entdeckt wurde, welcher einen großen Eschenbaum ausriß, an dessen Wurzeln man eine Masse schönes Reißbley bemerkte. Die jetzt bearbeitete Mine befindet sich in der Mitte eines Berges, welcher hauptsächlich aus Schiefer und Grauwacke besteht. Er ist ungefähr 2000 Fuß hoch, bildet einen Winkel von etwa 45 Graden mit dem Horizonte, und liegt zwischen andern Bergen in dem Bezirke Borrowdale.

Als man anfing, den Werth dieser Mine kennen zu lernen, war es für die Eigenthümer schwierig, sie vor Plünderung zu sichern. Mehrere in der Nähe lebende Personen sollen sich auch dadurch bereichert haben, dem man aber seitdem vorgebeugt hat. Selbst eine Wache, die man an der Stelle hielt, vermochte es nicht, dem Plündern Einhalt zu thun; denn vor siebzig oder achtzig Jahren brach ein Korps Bergleute mit Gewalt in die Mine, und hielt sie, der Eigenthümer ungeachtet, einige Zeit lang im Besitz.

Schon oben ist bemerkt worden, daß der Berg, welcher die Mine verschließt, ungefähr 2000 Fuß hoch ist, und weil sich der bearbeitete Theil etwa in der Mitte desselben befindet, so ist der Eingang ungefähr 1000 Fuß vom Gipfel. Im Grunde aber hat die Mine zwey Eingänge, einen kleinen, durch welchen die Knappen mit Hülfe einer Treppe hinunter steigen, und einen großen wagerechten, aus welchem man den Abfall und die lockere Erde in Hand- und Schubkarren herausführt.

durch diesen Eingang fließt auch das Wasser ab, das beständig durch die Mine läuft.

Um den reichen in diesem Berge verschlossenen Schatz zu sichern, haben die Besitzer desselben ein starkes Gebäude von Backsteinen daselbst errichtet, welches vier Gemächer im untern Theile hat, wovon sich eines unmittelbar über dem Eingang befindet, durch welchen die Bergleute hinabsteigen. Dieser Eingang ist durch eine Fallthüre gesichert, und das darüber befindliche Zimmer nennt man das Ankleide-Zimmer; denn sobald die Arbeiter hineinkommen, legen sie ihre gewöhnliche Kleidung ab, und jeder legt eine andere an, welche zum Arbeiten in der Mine paßt. Gewöhnlich bleiben sie sechs Stunden in der Mine, und werden dann von andern abgelöst. Sobald die Ablösungszeit herannaht, wartet der Aufseher in dem Ankleidezimmer, sieht die Arbeiter sich entkleiden und ihre gewöhnliche Kleidung anlegen, die er durchsucht, um sich zu überzeugen, daß sie kein Reißbley versteckt haben. Dieses Zimmer hat gar keinen Hausrath, ausgenommen einige hölzerne Zapfen, woran die Kleider hängen, die im ganzen Gemach herum angebracht sind. Sobald die ersten Arbeiter angekleidet und abgegangen sind, kommen die andern, legen ihre Kleidung an, und steigen in die Mine hinab, worauf die Fallthüre wieder verschlossen wird, und der Aufseher seinen andern Beschäftigungen nachgeht.

Wie oben bereits gesagt worden, besteht das Haus aus vier Zimmern, die alle ineinander gehen. Im Innersten befindet sich ein starker Tisch am Fenster, an welchem zwey Arbeiter sitzen, die das Reißbley sortiren. Dieß ist deßwegen nöthig, weil man es gewöhnlich in zwey Sorten theilt, nämlich in feines und grobes; und weil das feinste gemeiniglich Eisenerz und andere Unreinigkeiten mit sich führt, so werden sie hier mit besondern Werkzeugen abgenommen. Diese Arbeiter sind beständig eingeschlossen, und der Aufseher geht im nächsten Zimmer auf und ab, worin sich, der Sicherheit wegen, zwey geladene Stutzbüchsen befinden. Sobald das Reißbley gereinigt ist, wird es in starke Fäßchen geschlagen, wovon jedes 112 Pfund enthält, und zur Fuhr an die Eigenthümer nach London gesandt. Ehemals wurde diese Mine nur alle sechs bis sieben Jahre geöffnet; weil aber die Nachfrage stärker wurde, und die Menge des vorhandenen Reißbleyes nicht mehr so groß ist, so wird sie jezt alle Jahre sechs bis sieben Wochen lang befahren.

Während dieser Zeit wird die Mine Tag und Nacht bewacht, und man hat es für angemessen befunden, daß der Aufseher, welcher nur am Fuße des Berges, im Dorfe Seathwait, wohnt, das Haus über der Mine gar nicht verläßt, eine bis zwey Stunden des Sonntags ausgenommen, um seine Familie zu besuchen. Und weil man die Mine jezt alle Sommer befährt, so wird alles Reißbley herausgeschafft, das man findet, und das Werk auf folgende Weise sicher verschlossen: Man führt nämlich den ganzen Abraum, welcher bey der Eröffnung der Mine herausgenommen wurde, wieder hinein, und bildet einen langen, aus mehreren Hundert Karren bestehenden Haufen daraus, welcher beyde Eingänge verstopft. Das große sowohl, als das kleine Thor werden dann verschlossen, und die Arbeiter verlassen die Mine in gesichertem Zustande; denn der Abraum dämmt den kleinen darin befindlichen Bach auf, wodurch die Mine ganz überschwemmt wird. Wenn man daher das Haus erbrechen, und in die Mine hinabsteigen wollte, so würde man das Wasser so hoch finden, daß jeder ertrinken würde, der Reißbley suchen wollte.

Die Auslagen zur Bearbeitung der Mine sind sehr verschieden, je nach den Massen, auf die der Arbeiter stößt. Im Jahre 1778 fand man eine, welche 12 Fuß im Durchmesser hatte, und 36 Fuß hoch war; im Jahr 1803 eine andere, die 44 Fuß hoch war, und 7¼ Fuß im Durchmesser hatte; und die im Jahre 1812 aufgefundene war nicht ganz 60 Fuß hoch, und maß nur 6 Fuß im Durchmesser. Alles, was jezt gefunden wird, zeigt sich nur in schmalen Streifen. Die Kosten der Bearbeitung haben sich vom 23. April 1798 bis zum 4. April 1814 auf 6637 Pfd. Sterling, 9 Schilling und 4 Pfennig belaufen, und in dieser Zeit wurden 736 Fäßchen feines, und 1816 Fäßchen grobes Reißbley gewonnen, jedes Fäßchen zu 112 Pfund.

Alles Reißbley wird nach London gesandt, und dort öffentlich verkauft. Dieß geschieht gewöhnlich immer am ersten Montag jedes Monats, das ganze Jahr hindurch. Das feinste wird häufig für zwey Guineen das Pfund verkauft. Zu Keswick selbst befinden sich zwar einige beträchtliche Bleystiftfabriken; allein die Eigenthümer sind genöthigt, das Material von London kommen zu lassen, obgleich sie so nahe bey der Mine wohnen.

Manchmal hat sich der reine Ertrag der Mine schon auf dreyßig bis vierzig tausend Pfund Sterling belaufen. Bemerkenswerth aber ist es, daß die Mine, als sie König Jakob I. an den Herrn von Borrowdale verschenkte, auf fünfzehn Schilling vier Pfennig angeschlagen wurde, und daß sie bey der lezten Landtaxe auf 2700 Pfd. Sterling jährlich taxirt wurde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Sept.

(Fortsetzung.)

In diesem Monat gewährte auch die öffentlich angestellte Prüfung der Zöglinge des vaterländischen Musikkonservatoriums, nachdem sie kurz vorher in Gegenwart des erhabenen Protektors dieser Anstalt Beweise der Geschicklichkeit und des glücklichen Erfolgs der zur Erhaltung des Ganzen verwendeten Mittel abgelegt hatten, den erfreulichsten Genuß. Ein junges Mädchen eröffnete die Reihe der Produktionen mit einer metrisch abge-

fasten Rede in italienischer Sprache. Dann wurde von den Knaben die Ouvertüre aus der Zauberflöte mit einer Präzision und Rundung ausgeführt, die selbst die unbefangensten Kunstverständigen in Erstaunen sezten. Unter den einzelnen Leistungen will ich nur die eines kleinen Virtuosen auf der Violine erwähnen, der ungefähr dreyzehn Jahre zählt; dieser trug Variationen von Mayseder mit einer wahrhaft bewundernswürdigen Geschicklichkeit vor. Er that noch mehr; denn es handelte sich hier nicht blos um eingelernte Kunstfertigkeit, oder Volubilität der Finger und des Bogens, sondern es herrschte Geist und Gefühl, ächte Genialität in diesem Vortrag, wobey die Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten nur als untergeordnet erschien. Der Lehrer dieses jungen Menschen, den man mit Recht in die Reihe unserer neuern Wunderkinder setzen kann, und mit so größerem Recht, weil er wirklich das dazu geeignete Alter besizt, ist Professor Böhm, selbst ein ausgezeichneter Künstler auf der Violine. Andre junge Zöglinge des Konservatoriums, die sich auf Blasinstrumenten hören ließen, berechtigen zu schönen Erwartungen. In einzelnen Produktionen der Vokalmusik zeigte sich nichts Ausgezeichnetes, und von so zarten, jugendlichen Kehlen läßt sich auch wenig mehr, als Resultate des Schulunterrichts erwarten, aber im Vortrag vielstimmiger Gesangstücke, von der größten Schwierigkeit, bestätigte sich eben die Trefflichkeit der Methode, und die Vorzüge des Instituts überhaupt auf eine höchst befriedigende, ehrenvolle Weise. Troz der heißen Witterung war der große Saal an diesem Tage mit Zuhörern überfüllt.

Auf dem Hoftheater an der Burg wurde aufgeführt, zum ersten Mal: Eigne Wahl, Lustspiel von Carl Schall, in zwey Akten. Das kleine Stück macht wenig Glück, wohl weniger, als es eigentlich verdient, und hier doppelt verdiente, weil es vorzüglich gut aufgeführt wurde. Es ist die Wahl des Oheims, der sich vorgenommen hat, die Nichte absolut zu überlisten, aber es ist dennoch auch die Wahl der widerspenstigen Schönen, weil ihr Entschluß und ihre Neigung zulezt mit der Absicht des Erstern unverhofft zusammentreffen. Im Grunde ist es die Wahl des Verfassers, der sich diese nicht leichte Aufgabe selbst gestellt hat, und dem die Lösung der Schwierigkeit nicht ganz gelungen ist, daher auch die Zuschauer weder bey der ersten, noch der zweyten Aufführung Lust bezeigten, die Wahl auch zu der ihrigen zu machen, obwohl das Stück sonst die Physiognomie eines ächten Lustspiels hat. Der Schluß befriedigt aber nicht, er wirkt nur überraschend und zugleich befremdend. Das Benehmen des jungen Abenteurers beleidigt etwas, die plözliche Umstimmung des Mädchens läßt große Zweifel übrig, und der Glückliche, der die Geliebte heimführt, kommt von ungefähr zu einer Frau — wie das Sprichwort sagt! Die erste Scene des ersten Akts fällt bey mangelndem Interesse etwas lang aus. Desto anziehender und belustigender ist der zweyte Theil desselben Akts und der folgende vom Anfang bis zur Entwicklungsscene. Verhehlen will ich's nicht, daß der natürliche, scherzhafte und zum Theil wizige Dialog durch die häufig vorkommenden trivialen Provinzial-Redensarten leidet, ob sie gleich in dem Mund des jungen Liebesritters nicht ganz am unrechten Ort sind. Diesen Anstrich haben mehrere Stücke des Dichters, nämlich die in Prosa verfaßten; ein Umstand mehr zu Gunsten der Versifikation, die nicht leicht diese Tinktur annimmt, wenn es nicht zur Parodie gehört. Von Herrn S. nimmt es uns um so mehr Wunder, da sich bey ihm zu der innigen Bekanntschaft mit der dramatischen Literatur aller Nationen, die auf eine Literatur Anspruch machen können, Kenntniß des Theaters in hohem Grade, reifer Geschmack und großer Fleiß gesellen. Die Kritik ist aber gleichsam berechtigt, ihre schärfste Feder gegen ihn zu richten, weil er die Muse, mit so vielem Recht und Anspruch auf ihre Gunst, vernachlässigt, das heißt, ihr nicht genugsam huldigt, also geradezu das Gegentheil von vielem Andern thut, die ohne allen Beruf — invita Minerva — sie mit ihren Courtoisien in die Enge treiben. Doch das ist seine eigne Wahl! — Eine andere Kleinigkeit von Einem Akt: Das Beyspiel, nach dem Französischen des Théaulon, machte etwas mehr Glück, doch auch kein vorzügliches. Der Charakter des naiven Mädchens, den Madam Korn mit vieler Laune und Leichtigkeit durchführte, trug wohl allein die Kosten der Unterhaltung. Es ist eine jener Theater-Naivetäten, die unter der Maske der Unbefangenheit List und Schalkhaftigkeit verbergen, und diejenigen zum Besten haben, die sich auf ihre Einfalt verlassen. Diese Charaktere machen immer gute Wirkung. Das Verhältniß zweyer Schwestern, wovon die ältere durch die That den guten Lehren widerspricht, die sie der jüngern gibt, und diese, indem sie ihrer Praxis mehr als ihrer Theorie vertraut, sich unverhofft mit ihr auf gleichem Wege findet, das heißt in den Armen eines feurigen jungen Helden, enthält komische Züge und Stoff zur Belustigung, die sich unter gewandten Händen leicht entwickeln, aber eine kleine Stunde Aufmerksamkeit ist ein geringer Preis.

Eine sehr interessante Erscheinung auf diesem Theater ist jezt Dem. Betty Pistor, vom Ständischen Theater in Prag, woher schon manche schäzbare Bühnenkünstlerin zu uns kam. Luise Müller war ihre erste Rolle. Für den Ausdruck zärtlicher Gefühle vereinigt sich der Ton mit der zarten und angenehmen jugendlichen Gestalt auf das glücklichste. Ein sehr edles Benehmen kam hier noch hinzu, das nur in einzelnen Fällen, vorzüglich im ruhigeren Zustand, in eine gewisse Abgemessenheit überging, und einen Anstrich von Zierlichkeit gewann, der dem Bürgermädchen eine zu vornehme Miene gab. Bey dem vielen Vorzüglichen, das diese Leistung zeigte, darf man wohl diesen strengen Schönheitsmaßstab anwenden, da er bey mittelmäßigen oder geringfügigen Erscheinungen überflüssig, ja ganz unzweckmäßig wäre, und man jene Steigerung alsdann vielmehr als einen Vorzug rühmen könnte. Als Emilie Galotti machte ihr erstes Auftreten einen wohlthuenden Eindruck. Nach den gewöhnlichen Begriffen, die man sich von diesem Charakter macht, leistete sie viel Befriedigendes; ich muß aber gestehen, daß sie, meiner Meynung nach, die sentimentale Seite zu sehr heraus hob. Es — um nur ein's anzuführen, wurde auf die Worte: „Perlen bedeuten Thränen!“ die Emilie viel leichter, als der Graf ausspricht, der sie in seiner trübseligen Stimmung erst auffaßt, und mit bedeutsamem Nachdruck wiederholt, so viel Gewicht gelegt, daß Jenem kaum noch etwas übrig blieb. Emilie ist, wenn wir auch die sonst so beliebte südliche Glut nicht in Betracht ziehen wollen, doch ihrer Individualität gemäß feurig — „ich habe Blut, mein Vater“ —! (ich kann mich nicht überall so genau der Worte gleich erinnern) sie ist heftig, schwärmerisch, und die leidenschaftliche Schnellkraft ihres Gemüths wirft sie leicht aus einer Stimmung in die andre, außerdem zeigt sie sich fest und entschlossen. Diese Züge, die von derjenigen Schauspielerin, die sonst hier im Besitze der Rolle ist, (die Müller — leider seit längerer Zeit gefährlich krank) ungemein glücklich gezeichnet werden, gäben mit den sentimentalen Anklängen, zu denen sich unsere Gastspielerin besonders hinzuneigen scheint, dieser Emilie ihre eigentliche Gestalt. Ich wünschte, beyde Darstellerinnen in dieser Rolle verschmelzen zu können; das würde eine Emilie geben, mehr als Eines Conti würdig!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 264.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 4. November 1825.

Die Hauptsache der Musik ist auf Gefühl gegründet, und darüber kann man nicht so deutlich sprechen, wie über einen logischen Satz oder eine mathematische Demonstration.

Niklas Vogt.

Mittheilungen über Spontini.

Wenn wir die musikalische Zeitung vielleicht ausnehmen müssen, die, ihrer Aufgabe gemäß, nur für den Gelehrten vom Fache, in dem ganzen Umfange ihrer technischen Auseinandersetzungen verständlich seyn kann; so ist uns in der sonstigen Tagesliteratur kein Urtheil über Spontini vorgekommen, das diesen Meister unterscheidend charakterisirte. Wo er gelobt wurde, fanden wir, wie überall, wo gelobt wird, die Wörter Talent, Stempel des Genies, Erfindung, schöne Instrumentirung, dramatischen Effekt u. dgl. in wohl- oder übelklingenden Phrasen aneinandergereiht — und war auch gleich der Tadel, der hie und da über diesen Komponisten öffentlich ausgesprochen wurde, bezeichnender; wie es denn überhaupt in der Natur des Tadels (wenn er nicht Irrthum oder Lüge ist) liegt, daß er ganz von selbst individualisirt *), so war auch dieser so einseitig, daß er kein bestimmtes Bild, weder der beurtheilten Werke, noch des Meisters selbst gab. Eine erschöpfende Charakteristik dieses Tonkünstlers wäre daher eine würdige Aufgabe für den wissenschaftlichen Kenner der Musik, so wie für den Historiographen dieser Kunst. Doch so wenig diese Blätter für eine so gelehrte Arbeit bestimmt sind, so wenig sind wir im Stande, eine solche zu geben. Wir versprachen, laut der Ueberschrift, nur Mittheilungen; und da diese meistentheils mündlich geschahen, und nicht von technisch-gelehrten Personen, sondern von solchen herrühren, die ihren musikalischen Kunstsinn nur durch praktische, aber vielfältige Anschauung ausgebildet haben; so kann ihr Urtheil für den abgeschlossenen Theoretiker von gar keinem Werth und also auch für ihn hier nicht niedergeschrieben seyn. Dagegen dürften diese Mittheilungen ein lebendiges Bild des Eindrucks geben, welchen die Musik des genannten Meisters auf Gemüther gemacht hat, die kunstsinnig sind, ohne doch selbst weder ausübende noch theoretische Künstler zu seyn; und die sich daher einem Kunstwerke frey und rein und gänzlich hingeben können, was bey vorgefaßten kritischen Maximen und so und so bereiteten Anforderungen, selbst mit der größten Redlichkeit

*) Es ist für die Kritik die schwerste und höchste Aufgabe, so individualisirend und evident zu loben, daß dieses bestimmte Lob nur diesem bestimmten Werke zukomme. Man muß ein Dichter seyn, um Voß so loben zu können, wie Goethe es vor vielen Jahren in diesen Blättern gethan hat. Dieses möge den Kritikern, die immer nur gern tadeln, so wie dem Publikum, das tadelnde Kritiken vorzugsweise gern liest, zur Entschuldigung dienen. Einige wenige, aus Eitelkeit und Ingrimm hämische Recensenten ausgenommen, ist dieser Hang zum Tadel keineswegs Bosheit, sondern oft Bequemlichkeit, oft unbewußter Vernunftinstinkt ihrer Unfähigkeit, Schönheiten eines Werks reproduzirend und charakteristisch auseinander zu setzen. Dahingegen diejenigen, welche diesen Instinkt nicht haben, stereotype Beyfallsphrasen für gründliches Lob ausgeben, und in dieser unhaltbaren und nichtsnutzigen Fabrikarbeit nur von denjenigen armseligen Komplimentenschneidern noch überboten werden, bey welchen eine rekommandirende Rezension gegen baare Zahlung, oder sonstige Gegendienste bestellt wird. —

und der äußersten Abstraktion kaum möglich wird *). Der Redakteur dieses Aufsatzes hielt dieses einleitende Vorwort für nöthig, damit nicht mehr gefordert, aber auch nicht weniger gefunden werde, als was er in der Ueberschrift versprach, nämlich Mittheilungen über Spontini, wie sie hier folgen, und die, obgleich er ihnen beypflichtet, doch keineswegs von ihm herrühren.

Ich habe nun auch die Zauberoper Alzidor gehört; und könnte mit der sich aufdringenden Bemerkung beginnen, daß Spontini für alle seine Opern nur ein und dasselbe, für keine derselben ein besonderes Kolorit hat. Aber ich beginne so nicht, weil ich erst zeigen will, woher ihm diese Einseitigkeit kommt. Im Gegentheil, ich sage sein Alzidor ist voll der größten instrumentalen Schönheiten; er hat meisterhaft für Bader, zauberhaft für die Milder komponirt, und die Seidler, die aber ihre Rolle nicht übernahm, mit vielem Sinn bedacht. Vortrefflich und original sind die Instrumente behandelt. Nebeneinander gebraucht er sie, wie kein Anderer, und immerfort klingen sie, wie ein einziges großes Orgel-Instrument, bis daß er es durchaus anders haben will: daß Eines nämlich sich losreißt oder loswindet, wie ein klagender, tobender, suchender Geist, oder daß er ganze Musiksätze übereinander stürzen läßt, wo der alte den neuen, oder mehrere Neue mit fortreißt, wo sie dann miteinander wieder ein neues Ganzes bilden, welches bestätigend und vollständiger fortwühlt, wie ein großer Strom, der zum immensen allgemeinen Musikmeere führt. Mit eben solcher Meisterschaft sind auch seine Sätze, bis auf die kleinsten Phrasen, bis auf den geringsten Ausdruck, behandelt. Nie — weder aus Dürftigkeit, oder herkömmlicherweise, weder aus Verführung des Ohrs, noch aus Verlegenheit im leeren Momente — nie wiederholt er, auch das Kleinste nicht, aus so grundloser Ursache, wie es doch alle Meister bisher nicht ganz, und die Schlechten und Schlechtesten nie unterließen. Sondern, wann er etwas wiederholt, so geschieht dieß entweder durch neue Eingebung, oder durch kunstreiche, kunstgehörige Ueberlegung, welches man aber nicht immer unterscheidet, so wie denn der trockne Techniker überhaupt den Unterschied zwischen Spontinischen und andern ordinär-herkömmlichen Wiederholungen vor lauter Sehen nicht hören, und also verstreiten wird. Spontini gebraucht eine solche Tongruppe zum Weiterschreiten in einen neuen Rapport; sie muß ihm andere Gefühls- und Gedankengefilde erschließen und zum andern Male etwas Anderes bedeuten — gleichwie alle schöpferische Autoren in Rede und Musik, gleichwie auch Mozart sie selbst und Fremdes mit höchstem Witz und reinster Eingebung gebrauchte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieß die Ursache, weßhalb Künstler — bey aller Hochachtung vor der Kritik des theoretischen Kenners — dennoch mit besonderer Vorliebe für den kunstsinnigen Laien, diesem ihre Werke vorlegen und dessen Urtheil darüber wünschen. Sie achten nämlich das Recht, sie können aber auch die Liebe nicht entbehren.

König Enzius.

(Fortsetzung.)

Der 26ste Mai sah zwey schlagfertige Heere. Filippo Ugone hatte, nach dem oben angedeuteten Schlachtplane, das seinige in drey Theile getheilt. König Enzius von dem Allen wohl unterrichtet, stellte den Bolognesern die Deutschen und die tüchtigsten Italiener in zwey Schaaren gegenüber, und bestimmte die dritte, aus Modenesern gebildete Schaar ebenfalls dazu, unerwartete Gefahren abzuwenden und den Ausschlag zu geben *).

Das Treffen begann. Durch die Fuhrten der Skultenna hatten Enzius leichte Reiter sich bald einen Durchgang gewonnen und die Bologneser am jenseitigen Ufer zurückgedrängt. Auch die Brücke nahm Marinus mit gewohnter Tapferkeit ein, und so schien sich Alles zum günstigen Ausgange für den Schlachtruf: Kaiser Friedrich! vorzubereiten. Aber bald trat eine Wandlung ein. Der Angriffsplan war schon zu Ende geführt, und die weiteren Begebnisse hatten weder Regel noch Verabredung mehr zur Grundlage. Jeder focht, wo und wie er konnte, und man sandte Hülfe bald dahin bald dorthin. Indessen tobte immer noch der Kampf auf dem rechten Skultenna-Ufer. Da stürzte Antonio Lambertazzi, das Roß triefend von Schweiß und Blut, dem Könige entgegen. „Heran, Königlein, rief er, heran, wenn du einen Strauß suchst, der kein Blumenstrauß, eine Fehde, die keine Liebesfehde ist.“

Enzius, der Wunder der Tapferkeit gethan, folgte der trotzigen Aufforderung. Auf beyden Seiten hielten die Mannen der Streitenden. Der Rosse Zügel straff angezogen, die Schwerter und Lanzen in ruhigere Lage gesenkt, schienen blos noch die Augen dieser Tapferen zu kämpfen, indem sie jedem Lanzenstoße, jedem Schildschwunge des Königs und Lambertazzi's mit angestrengter Achtsamkeit folgten. Lambertazzi, beym nächsten Zusammenrennen, zielte nach dem Halse des edeln Neapolitaners, der den König trug, und erreichte seine Absicht. Der Neapolitaner riß den König mit zu Boden. Lambertazzi eilte herbey, das Schwert ziehend, um seinen Gegner zu tödten. Schon hatte er zum furchtbaren Streiche ausgeholt, als ein Modeneser aus der Umgebung des Königs den Dolch auf ihn abschleuderte, der, unterm Arm sich einhakend, Lambertazzi ohnmächtig darniederstreckte. Seine Deutschen drangen nun hinzu und befreyten den König von dem Goldnetze

*) F. v. Raumer. Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit 1824. 4r Bd. S. 253. Z. 16 bis 20.

des Pferdes, in welches er sich im Fallen verwickelt hatte, und hoben ihn auf Marinus treuen Falben. Aber Lambertazzi schien noch einmal aufzuleben; nicht sein Körper, denn dieser hatte längst schon Blut und Athem verströmt, sondern seine Absicht und seine That.

Ein verkappter Reiter drängte sich aus dem bolognesischen Heere hervor. „Kennst du Bertholden noch, Undankbarer?“ rief er, und warf Enzius die leichte Maske in's Gesicht und seine Lanzenspitze suchte des Falben Herz. Auf's Neue stürzte der König zu Boden, eine Menge von Bolognesern über ihn her, und während die obern als Schilde den untern dienten, knüpften diese Zügel und Sattelriemen los und fesselten Hände und Füße des Königs. „Ha, ha, lachte Berthold, haben wir dich gefangen, darf ich ungestraft vor dir stehen?“

Der Fall des Königs verfehlte nicht seine Wirkung. Die Bologneser drangen gewaltig vorwärts und die Modeneser widerstanden nicht länger. Ihre Flucht brachte das ganze Heer in Verwirrung. Marinus von Ebulo und Boso Doaria, die ersten Feldherrn des Königs, suchten vergeblich die Ordnung herzustellen. Sie selbst wurden umringt und mit etwa zweyhundert gefangen genommen.

Während dem hatte man Enzius, der mehr von seinem Unglücke als dem gefährlichen Sturze erschüttert worden, in die Höhe gerichtet. Berthold stand dicht bey ihm, „Gefangenschaft, Herr König, sagte er, ist noch bitterer als der Tod. Darum gab ich Euch jene, nicht diesen. Ihr habt meine Ehre verlezt. Ehre um Glück, Herr König. Wir sind geschiedene Leute.“ Und davon sprengte Berthold, nicht die flüchtigen Heerhaufen der Ghibellinen verfolgend, sondern nach der Stadt Bologna.

Die übrigen Gefangenen wurden herbeygebracht, Alle in Fesseln und den Blick zu Boden geschlagen. Als sie aber dem Könige näher kamen, dem jugendlich-schönen, kraftvollen Manne, auf dem dasselbe, ja seiner Verhältnisse wegen ein noch schwereres Verhängniß lastete, als auf ihnen, da hoben sie den Blick knirschend zum Himmel, und bittere Thränen glühten auf ihren Wangen.

Die Schlacht war geendigt. Ueber den Fluß zurückgeworfen, eilten die Flüchtlinge nach Modena, da gab der Podesta das Zeichen, mit Verfolgung einzuhalten. Während Speise und Trank unter die Menge vertheilt wurde, flogen Boten mit der Siegesnachricht gegen Bologna, und die Führer fanden sich im Zelte des Podesta ein, um zu vernehmen, was der hohe Rath nun beschließen würde.

Es war Abend und die Boten noch nicht zurück. Jubel herrschte im Lager. Zwar nur wenige Beute hatte sich vorgefunden, aber der Ruhm des Tages, die wichtigen Folgen, welche von demselben zu erwarten stunden, überglänzten jegliche Beute.

Daß Enzius und seine Unglücksgefährten diese Freude nicht theilten, bedarf wohl kaum der Versicherung. Welche Verheißungen hatte ihnen die aufgehende Sonne nicht gebracht! Und wie kühl und unfreundlich sank sie jezt dort hinunter! Die rothen Wolken, welche sich über die scheidende wölbten, der Jubel der Sieger, der die Luft erfüllte, konnten sie den Besiegten etwas Anderes verkünden als blutige Grabeshügel oder Kerkermauern? Nur Ein bolognesisches Herz stimmte nicht völlig in jenes unbedingt freudige Gefühl ein. Es war das Herz des Podesta. Persönlich dem Könige verpflichtet und wohlwissend, daß der hohe Rath etwas Aeußerstes über ihn verhängen werde, konnte einzig der Gedanke an Bologna, an die gerettete Freyheit dieser Stadt, ihm die nöthige Haltung im Kreise der Gefährten verleihen. Und auch seinen Becher erhob er, als das Glück des Tages getrunken wurde. Heil, Heil, Bologna! rief er mit funkelnden Augen. Und Heil seinem Podesta die Andern, während Trompeten und Pauken die menschlichen Stimmen fast übertönten.

Unterdessen war von Bologna Befehl eingelangt, daß am andern Morgen der Einzug des siegreichen Heeres statthaben solle. Eines glänzenden Empfanges gewiß, wurden schnell die nöthigen Vorbereitungen getroffen, um mit gleichem oder doch ähnlichem, und mehr kriegerischen Gepränge dem Befehle Folge zu leisten.

Die Glocken hallten von den Thürmen, Tausende eilten dem Thore zu und lagerten sich an der Straße. Die weite, von den Reizen des Frühlings übergossene Ebene, der ferne sich hebende Apennin, der Reno, leise murmelnd und nun völlig vor dem festlichen Lärm verstummend, die Morgenröthe endlich, welche schnell zum Tiefblau des italienischen Himmels übergegangen war, alles dieses bildete einen herrlichen Rahmen, zu der würdigsten Volksfreude über edel erfochtenen Sieg.

Näher und näher kam die Staubwolke. Voran rauschende Feldmusik und Geschwader leichter Reiterey. Dann der Podesta und die Führer des Heeres. Wiederum Reitergeschwader. Dann auf Tragbahren, mit Lorbeerzweigen und Blumen geschmückt, erbeutete Rüstungen und Helme, das Zelt- und Waffengeräthe. Nachher die Gefangenen. Enzius mit Marinus von Ebulo und Boso Doaria war die Auszeichnung geworden, daß sie ungefesselt und auf schön gezierten Wagen ihren traurigen Zoll zum Sieges-Gepränge beytragen mußten. Die Andern gingen paarweise, gefesselt und unbedeckten Hauptes zu Fuße. Zum Schluß folgte das gesammte bolognesische Heer, die wehenden Fahnen hoch flatternd und begleitet von dem Schalle kriegerischer Instrumente und dem Jauchzen der Menge.

Enzius, obgleich der Besiegte, zog dennoch die meiste Aufmerksamkeit auf sich. Sein Geschick, die nahe liegende Betrachtung, wie wandelbar der Bestand aller menschlichen Dinge sey, so wie die angenehme Persönlichkeit des

Königs selbst erklären diese Theilnahme hinlänglich. Er war, nach dem Zeugnisse seiner Feinde, der trefflichste unter den Söhnen des Kaisers, der tapferste im Streite und der heiterste und liebenswürdigste im Umgange; er war fähig zu den größten und ernstesten Geschäften, zugleich aber auch Dichter und Sänger. Der Adel seiner Gestalt und seine Schönheit übertraf die aller Andern, und in großen blonden Locken ringelten sich seine Haare bis auf den Gürtel herab. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) F. v. Raumer, a. a. O. S. 254. Z. 15 – 20.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Sept.

(Fortsetzung.)

Hiernächst sah ich Dem. Perry als Jerta in der Schuld. Ihre Persönlichkeit begünstigt sie für diesen Charakter nicht ganz, und dadurch mochte der Mangel an ruhig imposanter Haltung vielleicht nur scheinbar werden. Von dieser unterstützt, blickt Jerta mit heiterm Ernst auf den düstern Sturm der Leidenschaften, der sich um sie her bewegt, herab und bemüht sich, ihn mit sanften Worten, oft mit leichter Ironie auch zu beschwören. Gedacht hatte sich die Darstellerin den Charakter sicher richtig — denn sie zeigt Verstand und Gefühl — die Gestaltung gelang ihr nur nicht völlig, vieles war aber dennoch in dieser Erscheinung vorzüglich, wie sie dessen überall hervorbringt, und einige Momente trafen das Herz unwiderstehlich. So weit hab' ich ihren Gastdarstellungen bis jezt beygewohnt — indem ich diese Bemerkungen niederschreibe — und ich glaube, sie auch auf ihrem vor der Hand erreichten Höhepunkt gesehen zu haben. Die folgenden Leistungen unterwerf ich keiner näheren Berücksichtigung. Auch eine jüngere Schwester, Minna, hat sich als Gast gezeigt. Wenn dieses Kind in der ersten Rolle oder in den Rollen des Paradestücks Ein's statt Zehne nur Gewöhnliches versprach, und steif und eingelernt erschien, so kam das vermuthlich daher, weil diese Anforderungen der Natur eines Kindes widerstreben, und dergleichen. Als Julchen im Räuschchen sah ich sie nicht. Ich habe an diesem nasenweisen R—näschen und der L—ziger Galanterie der Breynerschen manntollen Weiber (wie der Dichter Gotter sie einmal nannte) nie Geschmack finden können. Als Knabe in dem Witwer von Deinhardstein, obwohl es eine harte Nuß ist, überraschte sie durch eine Art von drolligem Humor, aber als Otto in der Schuld erschien sie wie ein kleines Wunder, um so mehr, weil ihr Aeußeres der Rolle eigentlich nicht gewachsen ist, und das Organ etwas kindisch rauh klingt. Doch ein Anstrich von Kühnheit in Gang und Benehmen machte das Erste vergessen, und das Feuer des Vortrags entwickelte sich in der Schilderung des Kampfes, damit wechselte in andern Stellen eine innige, theilnehmende Herzlichkeit, ohne der kindlichen Unbefangenheit Abbruch zu thun — und vom Bravo hallt' es wieder.

Während einer der vorher angeführten Schauspiele erschienen Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin zum ersten Mal wieder in diesem Schauspielhaus, und wurden mit dem Ausdruck des herzlichsten Jubels empfangen. Es war ein zarter, sinniger Gedanke, daß während des Zwischenspiels im Orchester die Flöte unerwartet sich erhob, und nach einem die Aufmerksamkeit fixirenden Fermate sanft und innig in die Melodie des Liedes: Gott erhalte Franz den Kaiser! — überging, welches mit der plötzlich eintretenden Begleitung des lautschallenden Beyfalls, in Gegenwart des innig geliebten und menschenfreundlichen Monarchen einen ergreifenden Eindruck machte. — Das Theater an der Wien erfreut sich größtentheils noch immer eines guten Zuspruchs. Unter andern wurde Hamlet, nach Schröders Bearbeitung, gegeben. Hier war es vermuthlich besonders darauf abgesehen, das Talent des jungen Schauspielers Kunst geltend zu machen, und dieser Zweck wurde in sofern erreicht, als die glücklichen Mittel dieses jungen Mannes, die vorzüglich in einer hübschen Gestalt und einem eben so wohlklingenden als kräftigen und biegsamen Organ bestehen, das große Publikum für ihn gewannen, besonders denjenigen Theil, auf dessen Beyfall ein junger hübscher Schauspieler gewöhnlich mehr Werth legt, als auf das Urtheil aller Kritiker, mit dem es oft gar eine zweifelhafte Sache ist; und er hat nicht eben Unrecht, denn jener Beyfall währt selten länger, als dem jungen Helden die Liebhaberkleider passen. Von Seite der Kunst durfte man diese Darstellung des Hamlets nicht zu genau beleuchten, aber sie enthielt viel Gelungnes, und selten mag sich dieses mit einer so angemessenen Gestalt vereinen. Herr Kunst ist übrigens ein bescheidner, anspruchloser junger Mann, der gern auf Rath und Meynung hört, das ist noch seltener, als eine angenehme jugendliche Theatergestalt! — Herr Carl hat seine Staberl's wieder vorgerückt, und Glück damit gemacht. Er soll deren eine ganze Reihe haben. Es sind seine Steckenpferde — ein stehender Charakter in verschiedenen Gestalten, die er eben so gut anders benennen könnte, z. B. Truffaldino, oder Maskarell, denn sie haben mit dem ursprünglichen Staberl, der durch Ignaz Schuster's meisterhaft komische Darstellung renommirt geworden ist, nicht die geringste Aehnlichkeit. Hr. Carl kennt die Theaterwirkung in dieser Hinsicht vollkommen, seine Komik ist eine genau berechnete, eine wahre Mosaik von komischen Theatereffekten, Lazzi's und Buffonaden, die auf ein Mal anzubringen sind, und die außerordentliche Gewandtheit, die unermüdliche Lebendigkeit hält den Zuschauer in beständiger Spannung, und ersezt dasjenige, was diesen Produktionen vielleicht an innerer komischer Kraft abgeht, obwohl sie nicht nur an die Burleske streifen, sondern oft darüber hinaus zu schweifen scheinen. Ich verirrte mich einige Tage nach einer solchen Vorstellung in das Volkstheater hinaus, weil ich Lust zu lachen hatte, und mußte auf dem Rückweg zu mir selbst sagen: Hier gehören eigentlich diese Stücke hin! Ein ganz eigner komischer Geist herrscht hier, den Einer dem Andern mittheilt, oder den Jeder mit den Kleidern sich anzueignen scheint. Ich sah die Posse, Hans in Wien, worin Schuster, wie man zu sagen pflegt, klassisch ist. Es schien ein Studium von komischer Darstellung, worüber er eben nicht viel zu studiren braucht; die Natur hat ihm einen Stempel des Komischen aufgedrückt, um den Jeder ihn beneiden darf, der auf dieses Fach angewiesen ist. Alle waren an ihrem Plaz, ein einziges Zierpüppchen von einer Amorosa nehm' ich aus, die einer dort beliebten Actrice mit Unglück nachzuahmen, oder nachzuäffen schien, und sich auf das beliebte Hoppsen par excellence versteht. Kurz vor jedem Abgang, wenn sie eine ernsthafte, oder von Tugend — Sentenzen strozende Phrase vorzubringen hatte, wurden die gehörig einleitenden Grimassen gemacht — der rechte Anlauf genommen, dann husch herum, ein Paar Schritte fortgetrippelt — und hopps! war die Tugend hinter den Coulissen. „Pray you, avoid it!“ —

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. November 1825.

Vielleicht doch wollte mir die Zukunft aufbewahren
Die Wiederkehr zum Glück, deß Hoffnung mir verschwand;
Vielleicht noch hätt' ein Geist aus diesen fremden Schaaren
Erwiedert meinen Gruß, den er zuletzt verstand!

Schwab nach Lamartine.

König Enzius.

(Fortsetzung.)

Am Thore Bologna's angekommen, wurde das Heer von Deputirten des hohen Rathes und der Zünfte empfangen. Die Universität ließ sich mit lateinischen Anreden und griechischen Lobgedichten vernehmen und ihre Jünger umgaben in gedrängten Haufen die einziehenden Sieger.

So ging der Zug zwischen geschmückten Häusern und den Arkaden bis zum großen Platze, wo der öffentliche Pallast und gegenüber der Pallast des Podesta stehen. Nahe dem leztern, gerade da, wo zwey Straßen sich durchkreuzen, waren Hügel von Erde aufgeworfen und fleißige Hände trugen Gerüste und Handwerksgeräthe, Steine und Kalk herbey. König Enzius glaubte anfänglich das Grab zu sehen, welches ihm und seinen Gefährten bereitet werde. Unwillkürlich erbleichten seine schönen Wangen, während Marinus und Boso Doaria, vielleicht Aehnliches denkend, mit verachtendem Lächeln darauf hinblickten. Aber schnell war diese Täuschung vorüber. Offenbar war hier nur der Bauplatz eines neuen Gebäudes, was ja im volkreichen Bologna nichts Seltenes seyn konnte.

Die Schaaren hatten sich auf dem großen Platze geordnet. Der Podesta und die Führer des Heeres waren von Mitgliedern des hohen Rathes zum öffentlichen Pallaste hinaufgeleitet worden. Die Gefangenen erwarteten ihr Schicksal.

Endlich erging an König Enzius und seine beyden Gefährten die Ladung, sich ebenfalls dorthin zu begeben. Sie gehorchten. Aus den Nischen und Hallen des Pallastes dufteten Orangen und Citronenbäume den Nahenden balsamisch entgegen. Marmorne Bildsäulen standen in ernster Haltung. Sammet- und Seidenstoffe, Stickereyen und Goldborten flatterten aus den Fenstern, Musik schallte von den Altanen, und kosende Lüfte, Wasserstrahlen künstlich angelegter Springbrunnen wogten und rauschten durch all diese Herrlichkeit.

Enzius, Marinus und Boso Doaria waren auf breiten, kühlen Stufen zum Sitzungssaale gelangt. An der grün behängten Tafel saßen zwey Reihen schwarz gekleideter, würdiger Männer. Wie der Regenbogen meist noch einen zweyten über sich wölbt, so hier die Wiederholung solcher Männer in trefflichen, goldgerahmten Gemälden an der Marmorwand. Es waren die Bildnisse heimgegangener Senatoren. Beym Eintritte des Königs und seiner Gefährten erhob sich die ganze Versammlung. Vom ältesten Rathe (der Podesta stand bey den Heerführern auf der Seite) gingen einige einleitende Worte aus, und alsdann las ein Schreiber das Urtheil der Gefangenen. Alle, außer Enzius, sollten in die Gefängnisse der Stadt gebracht werden, bis die Möglichkeit einer Auswechslung sich zeige. „Enzius, hieß es, soll bis zu seinem Tode in Haften bleiben. Wie man aber den Siegern in den olympischen Spielen Bahnen durch Mauern gebrochen, so zieme es sich, daß besiegten Königen neue Mauern errichtet werden. Bis solche vollendet, erhalte der Podesta den Auftrag, König

Enzius bey sich zu beherbergen. Lezterer werde sich indessen anheischig machen, während dieser Zeit keines Falls zu entfliehen.“ Enzius legte betheuernd seine Rechte in die des ältesten Rathes. Dann sagte der Podesta: „Freundliche Aufnahme nimmt gleiche Erwiederung in Anspruch. Dieses soll meine Richtschnur seyn. Aber nochmals bitte ich, wohlansehnliche Herren, und auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, mich jener Pflicht zu entbinden.“— „Verzeiht, Herr Podesta, sagte der älteste Rath, der Beschluß ist gefaßt. König Enzius hat sich durch sein Versprechen gefesselt und ihr seyd jeglicher Verantwortung überhoben.“

Filippo Ugone trat auf den König zu. „Nunmehr also mein Gast, sagte er, ersuche ich Euch, mit den geringen Diensten vorlieb zu nehmen, welche ein lombardischer Edelmann zu geben vermag.“

Enzius umarmte seine beyden Gefährten. Thränen rollten über ihre Wangen. Enzius war gefaßt.

Zwey Pferde standen vor dem Pallaste bereit, wo man mittlerweile dem Volke das Urtheil gleichfalls verkündet hatte. Blicke der Theilnahme begegneten dem Könige, der sich auf das Pferd schwang und ein freundliches Lebewohl den Gefangenen hinüberwinkte, dann aber mit dem Podesta nach dessen Pallaste zu ritt. Er sah wieder die aufgeworfenen Erdhügel. Quader waren indessen herbey gefahren und hinabgesenkt worden: Grundsteine des Thurmes für Enzius.

Vielleicht oben schon, als gesagt wurde, daß nur Ein bologneſisches Herz das unbedingt freudige Gefühl des Lagers nicht getheilt habe, entstand die leise Frage, ob nicht Luciens Herz dieses eine gewesen, und nachher, ob es nicht als zweytes dem einen des Podesta sich angeschlossen habe? Noch vor dem Beginn der gestrigen Schlacht war sie und ihre Begleiterin nach Bologna gesandt worden. Hier hatte sie den Erfolg der Schlacht vernommen, hier dem Schicksale des Königs den innigsten Antheil gewidmet. Dieser wurde nun, zu Luciens Verwunderung, ein Mitglied des Hauses ihres Oheims. Amtsgeschäfte nahmen den Podesta häufig in Anspruch, und so gab es sich, daß Enzius und Lucie meist allein miteinander waren und in heitern Ergötzungen die Stunden verbrachten.

König Enzius hätte vielleicht seines Gefangenseyns völlig vergessen, wenn nicht der Thurm jeden Tag mehr und mehr emporgestiegen wäre, und seine Verhältnisse als Gatte ihm ein zärtlicheres Hinneigen zu Lucien verboten hätten. Zwar schien Adelasia seiner kaum zu gedenken. Nach Sardinien, ihrer Heimath, war sie zurückgegangen auf die Nachricht seiner Gefangennehmung und auch nicht das mindeste Liebeszeichen war ihm seit dieser Zeit von ihr geworden. Der Gedanke, durch päpstliche Dispensation von dieser Ehe sich entbunden zu sehen, hätte nicht allzuferne gelegen, aber Enzius, der Ghibelline, konnte vom heiligen Vater unmöglich eine Gunst erwarten.

So blieb das Verhältniß zwischen Enzius und Lucie, trotz seiner Nähe, dennoch ein um so ferneres, als die innere Stimme, durch äußere ungünstige Verhältnisse zurückgedrängt, Beyden die Weisung gab, daß es edler und angemessener sey, aus freyer Selbstbestimmung vom Verbotenen sich zurückzuhalten, als die äußere Fessel dieses bewirken zu lassen. Daß auch der Podesta keineswegs eine solche Annäherung wünsche, gab sich aus dem, wenn nicht ängstlichen doch achtsamen Bemerken des Verhältnisses zwischen Beyden. Wittwer und über die Zeit hinaus, wo die Leidenschaft der Liebe die herrschende ist, hatte er doch Erfahrung und Interesse genug, um ihr Entstehen hier befürchten zu müssen und zugleich es zu verhüten zu suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen über Spontini.

(Beschluß.)

Sieben Töne gibt es ja nur, auch nur eine bestimmte Wortanzahl — der wahre Gedanke, der Seelenzustand geht vorher; und Töne und Worte sollen dem Schöpfer nur dienen, dienen zum Ausdruck seiner Konzeption. Dieß die Ursache, weßhalb Spontini nie langweilt, wenn wir nur aufmerksam sind. Daß er uns aber dazu nicht unwiderstehlich zwingt, daß wir, um fortwährend aufmerksam zu bleiben, eines Vorsatzes bedürfen, das ist freylich sein Fehler; aber ein Fehler, den er vermeiden kann, wann er will; er braucht nur seine wahren Eingebungen nicht mit feindseliger Gewalt zu bezwingen; er hat nur seinem bessern Selbst freyen Spielraum zu gestatten. Jenes fortwährend Sich-Zwang-Anthun hat er aber, wie ich glaube, in Frankreich mit großer Mühe und systematisch gelernt, in Frankreich, wo Text, Sujet und Gluck, den sie sich dort sowohl erzogen, als er sie erzog, eine so übergroße Rolle spielen; und wo sie — und wir jezt mit! — in der Musik gerade das dramatisch nennen, was es nicht ist, nämlich: den Worten ihren Redewerth zu geben und wiederzugeben — und nicht vielmehr nur die Empfindung, welche die Worte eben gebrauchen will, zu bedenken, oder, mit begeisterter Hingebung walten zu lassen. — Man höre nur mit Aufmerksamkeit, wie viele Lieblichkeiten in Spontinischer Musik wider seinen Willen hervorsprossen: ganz italische, freye, üppige, weiche, graziose Gewächse; z. B. Einzelnes nicht zu rechnen — alle Tanzmusik, und Olimpia's Wunder-Ouverture! Aber er überlegt zu viel; und das will nur sagen: da,

wo er nicht sollte. Er sollte es überlegt haben, daß er sich gehen und nicht stets influenziren lassen muß. Die ihm in der Napoleon'schen Triumphzeit gestellte Aufgabe: eine kriegerische Prunkoper zu schreiben, hat ihm z. B. den Hang zu Militärmusik eingeflößt, der sich hier bis zur Sucht nach Regimentsmusik gesteigert hat, u. m. dgl. Sein ihm selbst gehörender tiefer Irrthum aber, den ihm Frankreich gebahr, und Eitelkeit groß zog, ist der, daß er es mit Lärm und Instrumentenzahl zwingen müsse — und was? — Beyfall von Leuten, die sein wahres Wesen nicht fassen! — Ueberließe er sich je seinem eignen Genius, könnte er ihn noch finden, so wäre er gewiß im Stande, Liebliches, Tiefes, Neues und Abstraktes, und zwar in meisterhafter Vollendung und Ganzheit zu schaffen. Er besizt eine Melancholie, eine melancholische Erhabenheit, und diese sollte er einmal frey darstellen. Auch sollen seine komischen Opern, von welcher Gattung er sich streng abgewendet hat, vortrefflich seyn. So zwingt er seinen eigenen Genius in allerley Wahn; und das ist so wahr, daß es auch die Menge bemerkt. Aber, sage ich, welchem von all den sich zwingenden Komponisten, die jezt notiren, und über ihre Partitur „Oper“ hinsetzen, welchem von diesen bleibt so viel Reichthum und Schönheit in ihrem Zwange? Spontini nimmt uns ganz in Anspruch, wann wir ihn hören und wann wir ihn untersuchen, wozu er doch, wenn auch nicht immer zwingt, doch oft auffordert. Zwar stellt sich, durch seine Bedächtigkeiten und Vorsätze aller Art, die er nicht genugsam verbirgt, Tadel ein; aber auch, wann man in der Untersuchung fortfährt, weitere Dimensionen und feinere Details betrachtend, hohe Bewunderung. Hier wird er ganz verkannt, von seinen Lobsängern sowohl, als von der Heerde, die den Tadlern nachspringt. Und das ist fast gerecht, wenigstens hier in Berlin, wo Righini wenig erkannt ward, und nun ganz vergessen ist, wo man nur in dem Zwischenakt eines abgedroschenen Lustspiels, vor den leeren Bänken, und mit wenigen dürftigen Instrumenten, ein Mal im Jahre die herrliche Ouvertüre des Tigranes oder der Ariadne verhunzt; während zu dem Spontinischen Volksliede man zehn Orchester gebrauchen würde, wenn die gebrauchten drey, nebst dreyen Dirigenten nicht schon an jenes Ungeheuer gränzten, das, statt erhaben zu seyn, kindisch und lächerlich wird. Und doch muß ich, bey jeder Schönheit in Spontinischer Musik, sogleich im Geiste Righini anrufen, und mir sagen: Wie würde Der das schön finden! „Es winken sich die Weisen aller Zeiten“ und über die weg, von denen sie nicht erkannt werden. Liebe, wie sie Righini dichtete, hat Spontini noch nie geschildert; auch den Olymp nicht, in seiner Sonnenklarheit und reinen Höhe; auch den Tartarus nicht in poetischer Ahnung seines Schreckens und Grausens. Dennoch glaube ich, daß er Liebe zu schildern vermag; hätte ihm das Modell dazu nur nicht in Frankreich gesessen, wo die Liebe zwar, wie auf der ganzen Erde, empfunden wird, wo aber die Nation sie sich erzogen hat, auf daß sie soll in Gesellschaft gehen können; und noch wohl erzogener sogar auf dem Theater zu erscheinen hat. Eine Artigkeit aber leidenschaftlich und gar tragisch darstellen, muß monströs, oder lächerlich ausfallen. Dieß Leztere nicht gegen Spontini. Nein! Er ist ein großer Meister und könnte ein weit größerer seyn; und ist doch der jezt Größte.

Die Kreuzigung.

(Aus dem Englischen.)

Die Himmel fragt' ich: wer an unserm Gotte
So unerhörte That beging? — die Himmel
Riefen: „Es war der Mensch! — und wir entsezt
In Nacht die Sonne bargen vor dem Anblick.“ —
Beschämt fragt' ich das Meer, und schäumend hob es sich
Und gab mir Antwort in des Sturmes Brausen:
„Der Mensch! — und rückwärts bebten meine Wellen,
Die Tiefe schloß sich auf im Schrecken dieser That.“ —
Die Erde fragt' ich, — die Erde sprach erbebend:
„Der Mensch! — und meinen Schooß zerriß der Schrecken,
Und jezt noch zittre ich ob dem, was ich gesehn.“ —
Den Menschen fragt' ich drauf — den Menschen
Freudig, lächelnd — verachtend wandt' er seinen Blick,
Das stolze Haupt er schüttelte und schwieg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Sept.

(Beschluß.)

Auf dem Theater in der Josephsstadt hat sich ein brasilischer Affe präsentirt: Joco genannt; er fiel aber gleich am ersten Tag darnieder, weil ihm das Klima nicht bekommen wollte. Ob dieses Aeffchen eine Bearbeitung nach einem der vielen französischen Exemplarien dieser Gattung ist, weiß ich nicht. Wahrscheinlich ist nur der Name und die sinnreiche Idee benuzt worden. Das Stück hat einen lokalen Charakter, und die Handlung geht zum Theil unter Wienern, die sich in Brasilien angesiedelt haben, vor. Der Affenspieler machte seine Sache ganz geschickt; man weiß ja, daß die Thiere es heutiges Tages in der mimischen Kunst bis zur Vollendung bringen, und daß die Menschen sie in der Darstellung ihrer eigenen (thierischen) Natur oft übertreffen. Nur in der Musik hat es jenen noch nicht glücken wollen. Ein Vorzug mehr der Göttlichen, daß die Bestien nicht in ihre Kunst pfuschen können; denn selbst der Gesang der Vögel ist eigentlich nicht Musik, wenigstens

keine Harmonie, und auch Catalani-Philomela läßt wohl Zauberklänge, aber keine Töne hören. Eine Meynung, die zu Kontroversen Anlaß geben könnte! — Eine Fortsetzung der beliebten Menagerie ist auch gegeben worden: „Die Krähwinkler in der Residenz,“ worin der spaßhafte Böhme seine Faxen wieder macht. Andre Raritäten kommen auch noch darin vor, z. B. ein Ringelspiel, wie sie im Prater zu sehen sind, und der ganze äußere Schauplaz des Theaters en question präsentirt sich auf der Scene. Das Stück ist noch weniger werth, als das mit ihm verwandte. Die Schweizerfamilie machte nicht so viel Glück auf dieser Bühne, wie der Freyschüz, und ging fast klanglos über die Bretter. Carl Meisl hat für das Theater in Presburg ein Stück geschrieben, betitelt: Gisela von Bayern, erste Königin der Magyaren, das zur Krönungsfeyer Ihrer Majestät der Kaiserin Caroline, bey glanzvoller Ausschmückung des Schauspielhauses, glänzend in die Scene gesezt wurde. Die Mitglieder des kaiserlichen Hoftheaters, Madam Löwe und Herr Auschüz, hatten Rollen darin übernommen.

Der Kaiser ist mit einem außerordentlichen Jubel in Presburg empfangen worden. Die Rede zur Eröffnung des Landtags hielt der Monarch mit Kraft und Feuer, daß alle Herzen hingerissen wurden und den grauesten Magyaren Thränen in den Augen standen. Der Kaiser sagte, er sey nicht gekommen, ihre Lasten zu vermehren, sondern zu vermindern; er komme nicht als König in die Mitte seiner Unterthanen, sondern als Vater zu den Seinigen. Ein edler Magyar, in seiner Nationaltracht, die an die Zeit der alten Helden erinnern mochte, stand bis zum Schluß der Rede unbeweglich, dann, ergriffen von der Herzeindringlichkeit der königlichen Worte, brach er in ein lautes Vivat aus, das die Versammlung wiederholte: Vivat Rex! Vivat Regina! — Die Kaiserin auf dem Balkon, umringt von ihren Damen, verneigte sich mit sichtbarer Rührung vor dem Kreis der Edlen und Magnaten. — —

Freunde der Tonkunst wünschten schon seit längerer Zeit eine systematisch geordnete Sammlung der Werke des verdienstvollen Lehrers und Ausübers der Tonkunst, Albrechtsberger, zu erhalten. Ein solches Werk erscheint nächstens im Straußischen Verlag, in drey Theilen, unter dem Titel: Albrechtsbergers sämmtliche Schriften über Generalbaß, Harmonielehre und Tonsezkunst, zum Selbstunterricht systematisch geordnet, mit zahlreichen, aus dessen mündlichem Bericht geschöpften Erläuterungsbeyspielen und einer kurzen Anleitung zum Partiturspielen, nebst Beschreibung aller jezt gebräuchlichen Instrumente, vermehrt und herausgegeben von seinem Schüler, Ignaz Ritter von Seyfried. Beygefügt sind 952 Notenbeyspiele.

Castelli hat „Bären“ losgelassen, ein Hundert Stück, und zwar, wie er sein Vorwort unterzeichnet, aus der Bärenmühle (seiner Wohnung). Diese Bären bestehen in einer Sammlung von Wiener Anekdoten, aus dem Leben gegriffen und nacherzählt. Die Benennung erfordert eine Erklärung, und demzufolge ist zu wissen, daß man hier den derben, aus der Luft gegriffenen, schweren oder auch barocken Spaß gewöhnlich einen Bären nennt. Man könnte sonst an die Redensart denken: „Einem einen Bären aufbinden.“ In dem Vorwort sagt der Herausgeber mit Recht: Wer die gemeine Volksklasse in Wien studirt hat, weiß, welcher Fond von Spaß in diesen Leuten liegt; die Fiaker, die Schuster- und Schlosserjungen sagen hier in Einem Tage mehr Spaßhaftes, als alle hochberühmten Spaßmacher des Nordens zusammen genommen.

Unser Feuerwerkskünstler, Professor Müller, hat noch ein allerleztes Schauspiel im Prater gegeben, und zwar sein leztes überhaupt, da der Pacht zwischen ihm und den Erben des privilegirten Unternehmers in diesem Jahr zu Ende geht. Es war Dank und Lebewohl an das Publikum. In einer besondern Fronte glänzten die Attribute der Dankbarkeit, Verehrung und Erinnerung, sieben an der Zahl; die Schluß- und Haupt-Dekoration versinnlichte die Gefühle eines dankerfüllten Herzens noch im Allgemeinen, worauf die Worte des Programms Beziehung hatten, nämlich, daß, wenn diese Flammen auch vergänglich wären, die Flammen treuer Dankbarkeit doch nie — nie — nie verlöschen würden. — Ein Nachfolger wird in einiger Hinsicht Mühe haben, den Meister zu überbieten, besonders da das Publikum schon Bedeutendes und Großartiges in diesem Fach gesehen hat.

Eine Lyoneserin ohne Arme läßt eben ihre Virtuosität mit den Füßen sehen. Ihre, in der Gegend des Praters eröffnete Hütte zeigt die Aufschrift: „Wer es nicht gesehen, glaubt es nicht.“ — Sie strickt, stickt, schießt und ladet wieder, zeichnet, schreibt nicht nur eine leserliche, sondern sogar schöne — Hand — oder Fußschrift, fädelt die allerkleinsten Stickperlen auf u. s. w. Manche glauben daran, ohne es gesehen zu haben, die ersparen natürlich das Entreegeld.

Die ausgelegten Waaren der Kaufleute und Kleider-Magazine gewinnen zur Nachtzeit ein immer splendideres Ansehen, indem Einer mit dem Andern wetteifert, das Lokal von Innen und von Außen durch glänzende Beleuchtung zu erhellen, die ihren Schimmer durch die Straßen wirft und eine Menge Neugieriger versammelt. — Die Schuhmacher-Innung zeichnet sich durch Erfindungen zum Besten leidender Füße aus, was in einer großen Stadt den besten Dank verdient. Unlängst hat Einer Schuhe und Stiefeln mit elastischen Absäzen angekündigt, die dem auf irgend eine Art beschwerten und verlezten Fuß das Gehen auf dem harten Pflaster, unbeschadet der Mode und der Eleganz, erleichtern.

Die Zeitschriften theilen eine Reihe von Gedichten mit, zur Feyer der Krönung Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin von Ungarn. Auch die Muse der Tonkunst hat in verschiedenen Formen dieses Ereigniß zu verherrlichen gesucht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 255.

Augenarzt.

Palindrom.

Ich bin kein sausend rascher Galopp;
Doch führ' ich den Trauten Dir, hop, hop, hop!
Fort, fort in die schimmernde Weite.
Nun kehre mich um, da zier' ich den Mann,
Der, hop, hop, hop! die Ferne gewann —
Ihm blinket ein Schwert an der Seite.

H. Mandel.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 266.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 7. November 1825.

Der Mensch ist frey geschaffen, ist frey,
Und würd' er in Ketten geboren.

Schiller.

König Enzius.

(Fortsetzung.)

Der Bau des Thurms war vollendet. Auch die Zimmer, welche Enzius bewohnen sollte, entbehrten nicht ganz jener Pracht, welche dem gefangenen Könige gebührte.

Eines Tages hatte Filippo Ugone seinem Gaste eröffnet, daß er, auf Befehl des hohen Rathes, ihn nicht länger beherbergen dürfe, daß er am morgenden seine neue Wohnung beziehen müsse. Diese Nachricht ließ den König — vielleicht zum Erstenmal in solcher Klarheit — sein Schicksal überschauen. Bis dahin, wenn auch unter ungünstigen Sternen, mit Lucien zusammen, sollte er jetzo völlig ihrer Gesellschaft entbehren, und, nach dem harten Spruche des Rathes der Stadt, blos in dem Tode seinen Befreyer finden. Die Sehnsucht nach Freyheit wachte mächtiger als je in ihm auf, und er sehnte sich fort aus diesen Räumen, zurück in eine Welt voll Thaten zu eilen.

Der Abschied von Lucien, der so schwer auf seiner Seele gelegen, war genommen. An dem offnen Fenster seines Schlafzimmers stand Enzius, und sah zu den Wolken empor, welche um den Mond kreisten und ihre fliegenden Schatten auf die glänzenden Eisenstäbe des neuen Kerkers hinstreuten. Er gedachte seiner Jugend; die Bilder naher und ferner Lieben schwebten ihm vorüber. Dort sein Vater mit Scepter und Krone, seine Mutter mit dem langen goldnen Haare ihre Thränen trocknend, Heinrich, Konrad, Friedrich von Antiochien, und endlich Lucie. Bey der lezten Gestalt verweilend, hörte er plözlich seinen Namen rufen. Er blickt auf die Straße, und ein Mann, dicht verhüllt, bedeutet ihm, einen Bindfaden herabzulassen. Dem nächsten Vorhange war schnell eine seidne Schnur entrissen, hinabgelassen und eben so schnell, mit einer Strickleiter und einem Brieflein versehen, wieder zurückgezogen.

Enzius las: „Befestiget die Strickleiter und kommt „herab. Pferde sind bereit und die Wachen bestochen. Kai„ser Friedrich harrt Eurer in Modena. Eilt!" Unterschrieben war: „Marinus von Ebulo," und in den daneben stehenden Kreuzen erkannte der König das Handzeichen Boso Doarias. Enzius rief leise: „Ich komme!" und in demselben Augenblicke wurde er noch zwey Gestalten gewahr, welche in den beyden nächsten Straßen sein Herabkommen zu erwarten schienen. Schnell war die Strickleiter befestigt, und schon stand Enzius in der Fensternische, um hinunter zu steigen. Da fuhr ihm wie ein zerschmetternder Blitz durch's Gehirn, daß er versprochen hatte, während der Haft beym Podesta nicht zu entfliehen. Er stieg langsam herunter, nestelte die Strickleiter wieder los und sie sank zur Erde. Ein Brieflein begleitete sie, des kurzen Inhalts: „Ich kann nicht kommen. Der Rath von Bologna hat mein Wort. Lebt wohl." Marinus winkte dem einen Harrenden. Dieser kam herbey und bestürzt flüsterten sie zusammen. Dann, nach wehmüthigem Ausbreiten der Arme, schieden sie von dannen.

Enzius stand noch am Fenster. Es war entschieden. Der Freyheit, der beglückenden Freyheit hatte er entsagt,

wo nichts ihn zurückhalten konnte, als die gegebene Zusage; nicht einmal Lucie, sein einziges Glück war ihm geblieben, und auch diese schien für ihn verloren. Enzius fühlte sich zwar unglücklich, aber groß. „Bald habe ich abgebüßt, sprach er leise zu sich selbst, was ich an Berthold in Fossalto verbrochen. Der Augenblick reißt uns fort, und stets setzen uns seine Wirbel an einer andern Stelle nieder, als wo sie uns aufgehoben."

Diese Betrachtungen unterbrach wiederum der leise Ruf seines Namens. Es stand zum andern Mal ein Mann unter seinem Fenster. „Den Bindfaden!" rief er, und Enzius that, wie er wünschte. Abermals schwebte ein Zettel herauf. Er enthielt die Worte: „Betrübt Euch nicht „zu sehr, Herr König. Marinus wäre es doch nicht ge„glückt. Ich stand auf der Lauer, und mein Halloh hätte „Euch verdorben. Bolognas Thore sind wohl besezt. Berthold."

Enzius blickte hinab, und der Briefschreiber, es war Graf Berthold's Gestalt, verschwand in der Straße, wo Enzius früher schon eine zweyte Mannsgestalt bemerkt hatte. Enzius blickte gen Himmel und suchte Trost in dem Glanz der Sterne, die gleich als verstorbene und ferne Geliebte freundlich zu ihm niederschauten. Andern Morgens bezog er seine Wohnung. Es hatte sich Vieles damit geändert. Lucie konnte er nur noch am gegenüber befindlichen Fenster sehen, nicht sprechen, und selten geschah es, daß der Podesta zu ihm herauf stieg.

Um diese Zeit war es, daß Kaiser Friedrich, welcher immer noch durch List den König zu befreyen gehofft hatte, an die Bologneser schreiben ließ: Sie möchten sich durch das leicht wechselnde Glück nicht zu sehr erheben lassen und die Macht des Reiches nicht für immer für vernichtet halten. Habe doch Friedrich I. einst das mächtige Mailand gegen alle Erwartung zerstören können. Er befehle ihnen daher bey Verlust seiner Gnade, sogleich den König Enzius und alle gefangene Modeneser frey zu lassen, dann wolle er ihre Stadt über alle andere erheben; im Weigerungsfalle sie aber mit unzählbarer Heeresmacht überziehen und zum Gespötte der Welt machen. — Die Bologneser antworteten: Unsere Feinde, die mehr ihrer Macht als der Weisheit und dem Rechte vertrauten, liegen zwar zu Boden, sind aber dennoch so stolz, als könnten Drohungen und leere Worte uns schrecken! Wir sind nicht gleich dem Rohr des Sumpfes, welches der Wind bewegt, oder dem Reife, welchen die Sonne schmilzt; deßhalb melden wir Euch, daß König Enzius unser Gefangener ist und auch künftig bleiben wird, gleich einer Sache, die uns von Rechtswegen gehört. Wollet Ihr Euch dafür rächen, es wird Euch an Macht fehlen, oder unsre Macht wird sich der Euren entgegen stellen und sie überwinden u. s. w. Mildere Unterhandlungen Friedrichs schlugen ebenfalls fehl, ja sogar das Erbieten des jungen Königs, für seine Lösung einen silbernen Ring zu geben, der um ganz Bologna herumgehe, wurde zurückgewiesen *).

Das Jahr 1250 war herangebrochen. Da kam die Nachricht, daß Enzius Gemahlin Adelasia sich durch den Papst habe scheiden lassen, und zugleich, daß sie den Cardinier Michelo Zanchi geheirathet hätte. Nach so vielen Trauerposten endlich eine erfreuliche Nachricht! Enzius beschloß, mit dem Podesta zu reden. Dieser hatte sich eines Abends bey ihm eingefunden. Die neuesten Kriegsbegebenheiten hatten sie besprochen und erörtert. Da sagte Enzius: „Wenn Ihr mir von den Siegen meines Vaters erzählt, welche derselbe in neuester Zeit erfochten, so will mich bedünken, daß auch mir noch freudige Begebenheiten und Siege bevorstehen. Freylich verkenne ich nicht das Traurige meiner jetzigen Lage. Einladung, daran Theil zu nehmen, müßte mehr auf Mitleid des Geladenen zählen als auf heitere Neigung. Und dennoch, da die Liebe dieselbe ist, welche Namen auch ihre einzelnen Aeußerungen tragen mögen, da auch ein gefangener König noch würdig und verehrungsvoll erscheinen kann, und endlich, da jene Hoffnung mich belebt, so dürfte nicht völlig unangemessen seyn, wenn ich Euch, den Oheim und Vormund Luciens, ersuche, die Hand Eurer Mündel und Nichte in meine nunmehr freye Hand zu legen."

Der Podesta hörte aufmerksam zu. „Herr König, erwiederte er, ich würde lügen, wenn ich Euern Antrag unerwartet oder völlig unerfreulich nennte. Daß auch Lucie Euch gewogen ist, würde vergeblich von mir in Abrede gestellt werden. Ihr seyd ein wackerer, ritterlicher Mann; dem Ruhm hoher Vorfahren hat sich der Glanz eigener, ruhmvoller Thaten zugesellt. Aber verzeiht, Herr König — dennoch — muß ich Euer Anerbieten ausschlagen. Ihr seyd kein Mann der Freyheit. Luciens Leben würde mit Eurem ehelichen Verhältnisse verkrüppeln. Eures Vaters Siege können nicht bis zum Mittelpunkte Bologna's dringen, wo Euer Kerker aufgebaut ist. Der Wille des hohen Raths ist unerbittlich. Ihr bleibt gefangen bis zum Tode." — Glaubt Ihr, fuhr Enzius fort, daß auch Lucie so denke?" — „Ich glaube es nicht, versezte der Podesta. Aber es liegt auch wenig daran. Verliebte sind schlechte Rathgeber und für Niemanden schlechtere als für sich selbst. Oheim und Vormund habe ich das erste Wort und das lezte. Auf meine Seele ist ihr Heil gebunden. So dachte, so that ich vor Fossalto; so denke und thue ich jezt. Jene verzweifelnde Bitte, dieses bestimmte Verneinen kommen aus einer und derselben Quelle. Laßt es gut seyn, Herr König." — „Ich kann es unmöglich gut seyn lassen, denn es wäre nichts Gutes. In Eurem Willen liegt es, ob

*) F. v. Raumer a. a. O. S. 254. Z. 30 — 32. S. 255. Z. 1 — 17; 21 — 25.

ihr mich Monate, Jahre lang nicht mehr sehen wollt. Jezt noch kann ich reden. Dieser Augenblick ist noch mein. Gebt mir Lucien zur Gattin." — „Meine vorige Erklärung sollte Euch genügen, versezte düster der Podesta. Was könnt Ihr mir entgegnen?" — „Nichts, lächelte der König bitter. Nicht das Mindeste, sehr kluger Herr."

Eine Pause folgte. Plötzlich fuhr Enzius auf und deutete mit der Hand nach einem Käfige, von Golddrath zierlich geflochten, worin zwey Singvögel einträchtig saßen, und dann wieder von Stange zu Stange und sich entgegen flatterten. „Ich sage nichts! rief er aus. Die Anwendung findet Ihr selbst. Thut nun, was Euch beliebt. Aber des Menschen freye Wahl, sollte sie nicht Schöneres erringen, als das gezwungene Thier in so heiterem Bilde zeigt?" — Der Podesta schüttelte den Kopf. „Ihr jungen Leute! sagte er. Könnte man euch die Jugend ablassen, wie das Blut, ihr würdet ruhiger und vernünftiger. Dann fuhr er heftig fort: Noch einmal nein, Herr König, und wenn's Euch gefällt, zum Drittenmale. Und wenn auch dieß nicht genügt, bey der Asche meines Vaters, bey der Ehre meines Stammes und dem Schutzpatron von Bologna —" — „Haltet, Herr Podesta. Ich bitte um einen Augenblick. Als ich in Fossalto euch und Lucien losgegeben, verspracht Ihr mir Gewährung der Bitte, welche ich einst an Euch richten würde. Dieses Einst ist da. Meine Bitte heißt: Lucie." — „Bedenkt, Herr König. Nur eine Bitte habe ich Euch gestattet. Wollt Ihr keine andere an mich richten? Ich bin der Podesta. Meine Fürsprache im hohen Rathe könnte Euch nützen, Euch die Freyheit wieder geben. Wollt Ihr nicht dieses die eine Bitte seyn lassen?" — „Ihr stellt mich auf die Probe. Ihr habt das Mögliche für meine Freyheit schon gethan, und es bedurfte der Bitte nicht. Dafür spricht Euer wohlwollender Sinn und redliches Herz. Gewiß, meine Zuneigung ist wahr und innig. Gebt mir Lucien zur Gattin." — „Es wäre das Erstemal, daß ich mein Wort bräche, sagte der Podesta. Mit der Zusage aber falle die Erwähnung jeder Bedenklichkeit weg, die ich ihr vorher entgegenstellte. Heute noch rede ich mit Lucien. Morgen mache ich den hohen Rath mit Eurer Absicht bekannt."

Am andern Abend erschien wiederum der Podesta. Lucie hatte freudig eingestimmt, und auch der hohe Rath, nach dringender Verwendung des Podesta, seine Einwilligung gegeben. Es war verfügt worden, daß einige Gemächer des Thurms Lucien bereit stünden, und ihr Oheim besorgte Hausgeräthe und zierliche Ausstattung. Bald darauf fand die Trauung Statt. Außer dem einsegnenden Priester waren nur noch der Podesta und ein bejahrter bolognesischer Senator als Zeugen zugegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Sept.

Bey den Pariser Theatern hätte man fast eben so viel von dem Spiele hinter der Bühne als auf derselben zu berichten; denn auf beyden Seiten wird sehr thätig gearbeitet oder gehandelt. In Hinsicht des Théâtre français ertönen in den Pariser Blättern wieder die ewigen Klagen über den Verfall der dramatischen Kunst, über das dringende Bedürfniß, jenes Theater einzurichten u. s. w. Solch eine Reform war schon vor einiger Zeit als ausgemacht angesehen worden, da nämlich der Vicomte Sosthène de la Rochefoucauld, der sich zuerst durch das Aufkaufen unabhängiger und freysinniger Zeitungen etwas verhaßt, und durch das Aussetzen von Preisen „für moralische und monarchische Operntexte und Ballette" ziemlich lächerlich gemacht hatte, die Oberleitung jenes Theaters übernommen, und mit einer hübschen Anrede an die Schauspieler begonnen hatte. Auf die Rede war aber keine That erfolgt, und die Schauspieler machten es nach wie vor, als ob kein Vicomte in der Welt sey, und der Herr Vicomte ging auf seine Landgüter, als ob er mit keinem Théâtre français zu thun habe. Daher wird dann wieder in allen Blättern über die Trägheit der Schauspieler geklagt, über die Intriguen der mittelmäßigen unter ihnen, welche die jungen Schauspieler von vielem Talent verhindern aufzutreten, u. s. w. Etwas ungerecht ist aber doch das Publikum gegen die Schauspieler des Haupttheaters. Erstlich müssen sie sich doch immer etwas nach den Launen der Hauptschauspieler, als Talma, Dem. Mars u. a., bequemen, die wohl wissen, daß sie die Lieblinge des Publikums sind, und daß man ohne sie nicht fertig werden kann. Zur Aufführung vieler neuen Stücke gehört daher ihre Zustimmung, die aber nicht leicht zu erhalten ist. Das Publikum hervorzuziehen, ist ja der Privatvortheil der Schauspieler des Théâtre français, da sie den Kassenbestand unter sich theilen: sie müßten also nur endlich mehr Eigenliebe als Geldliebe besitzen, wenn sie talentvolle angehende Schauspieler ausschließen wollten, damit ihre eigne Mittelmäßigkeit nicht so bemerkbar sey. Einige Intriguen erlauben sich nun allerdings wohl die mittelmäßigen Schauspieler, die zum verwaltenden Ausschusse des Theaters gehören, und auf das Recht, einzig gewisse Rollen zu spielen, wachen auch selbst die besten Schauspieler mit vieler Eifersucht; letzteres ist auch ein's der größten Nachtheile der bestehenden Einrichtung. Ferner ist die Unterstützung, welche dieses erste Nationaltheater vom Staate erhält, auch eben kein Mittel, die Schauspieler anzuspornen; sie verlassen sich auf die Subsidien, und lassen das übrige manchmal gut seyn. Nun hatte man gehofft, durch die Errichtung eines zweyten Théâtre français im Odeonhause werde man das erstere anspornen, und dieß geschah dann auch wirklich, wenigstens in der ersten Zeit. Hernach aber bemerkte doch die Odeondirection, daß sie mit Trauer- und Lustspielen nicht fertig werden könne, und mußte daher auch die Singstücke zu Hülfe nehmen. Diese fanden weit mehr Beyfall als die tragische und komische Muse, und Webers Freyschütz (bereits 110 Mal aufgeführt) hat dem Odeon mehr eingebracht, als Racine und Molière. Bey so bewandten Umständen verlangt man dringend ein neues Théâtre français, da das Odeon diesen Namen nicht mehr hat noch verdient. Es soll dem Staate nichts kosten, und man will blos aus eigenen Mitteln sich unterhalten. Wahrscheinlich werden dieß die Schauspieler des ersten Théâtre français so viel zu hintertreiben suchen, als sie nur können. Am Vaudevilletheater geht's hinter der Bühne viel lebhafter zu, als an dem Théâtre français. Schon seit Jahr und Tag besteht ein Prozeß zwischen den Ei-

genthümern oder Aktienträgern des Theaters und der Direktion. Mit den Verwaltungen der Pariser Theater hat es eine eigne Bewandniß; außer der großen und italienischen Oper werden sie alle von Privatleuten verwaltet; da sie aber der ministeriellen Erlaubniß zum Spielen bedürfen, so legt ihnen das Ministerium gewisse Bedingungen auf, oder sezt dieselben stillschweigend voraus; bey den sogenannten königlichen Theatern besteht ein königlicher Kommissär, und Kammerherrn oder sonstige Hofleute haben die Oberaufsicht, bey einigen andern hat das Ministerium Einfluß auf die Ernennung des Direktors. Bey dem Vaudevilletheater behauptet der Minister des Innern dieses Ernennungsrecht; es wurde ihm aber von den Eigenthümern des Theaters streitig gemacht, sie wollten seinen Direktor nicht, und brachten die Sache vor Gericht. Sie gewannen in erster und zweyter Instanz; der Direktor sollte also weggetrieben werden; allein da das Ministerium sich durch seinen Conseil d'état eine Hinterthür bey dergleichen Fällen offen gelassen hat, so brachte es schnell die Sache vor diesen Staatsrath, der dann ganz im ministeriellen Sinne urtheilte, das Gericht sey zu weit gegangen. Indessen bestand das Gericht wenigstens auf einem Theil seines Urtheils, kraft dessen die Eigenthümer Herren in ihrem Hause seyn sollten, und bevollmächtigte sie, sich im Nothfalle mit Hülfe der Polizeymacht darin zu behaupten. Es soll auch wirklich schon zu einem heftigen Vorfalle gekommen seyn, wobey die Leute der Eigenthümer die Leute des Direktors mit Gewalt vertrieben haben. Daß dieser Streit eben nicht zum Flor des Theaters beyträgt, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Es hat jedoch neulich ein neues Stück oder Stückchen gegeben, das ziemlich gefallen hat, nämlich den Ballkommissär, worin einer, der die Honneurs eines Balls zu machen hat, zwischen den kurzen und langen Hosen, das heißt zwischen der alten, kurze Hosen verlangenden Etikette, und der neuen, allgemein gewordenen Tracht der langen Hosen in's Gedränge kömmt. Der Streit hört damit auf, daß die alte Etikette und die neue Gewohnheit alle beyde zugelassen werden, und gleiche Rechte bekommen. So geht es auch wirklich in der großen Welt schon zu. Die langen Hosen waren Anfangs gänzlich aus den großen Pariser Gesellschaften ausgeschlossen, und ein junger Mensch würde sich das Ansehen bäuerischer Sitten gegeben haben, wenn er es gewagt hätte, mit einer, einen Schuh lang unter's Knie verlängerten Hose vor eleganten Damen zu erscheinen. Allein die langen Hosen haben es gemacht, wie die Repräsentativ-Verfassungen und die amerikanischen Freystaaten, sie haben gewartet, und diejenigen Herren und Damen, welche Anfangs sehr wider die drey Dinge geschrieen hatten, haben sie zulezt doch zulassen und anerkennen müssen. Die langen Hosen haben es freylich politisch angefangen; sie sind nämlich zuerst in Seidenstoff in großen Assembleen erschienen. Nun ließen sich seidene Hosen, so lang sie auch waren, doch unmöglich abweisen; sie bekamen also nach und nach das Bürgerrecht, und seitdem behaupten sie neben den altväterischen kurzen Hosen kühn ihren Platz. Dieß rührt daher, weil sie eine gute und bequeme Erfindung sind. Dergleichen Dinge finden Eingang, und wenn sich auch die halbe Welt mit den auf Etikette und Herkommen erpichten Zeremonienmeistern wider sie verschwörte. Die italienische Oper hat auch ihre Vorgänge hinter den Koulissen. Dort soll die Fodor wieder als Semiramis auftreten; Mad. Pasta macht aber Ansprüche auf dieselbe Rolle, und will sie nicht fahren lassen, so daß wir, wenn sich kein Vermittler in's Werk legt, zwey Semiramis statt einer bekommen werden, die sich aber dann wahrscheinlich nicht sehr zärtlich behandeln würden. Eine von beyden wird das Publikum doch gewiß zu erwarten haben, wofern Rossini, um den Streit zu schlichten, nicht etwa seine Semiramis bey Seite legt. Schwerlich werden aber die beyden ausgezeichneten Sängerinnen lange beysammen bleiben; Mad. Pasta kann, wenn sie will, zu London auftreten; überhaupt ist der Unternehmer der Londner Oper beständig auf der Lauer, um aus Paris italienische Sänger und französische Tänzer wegzukapern; es ist daher auch ein beständiger Uebergang der Gesang- und Tanzkünstler von einer Seite der Meerenge zur andern; die meisten kommen aber, wenn sie viel Guineen in London gewonnen haben, wieder nach Paris, um sie hier zu verzehren; das Gewinnen wird ihnen in England leichter, aber das Verzehren ist ihnen in Frankreich angenehmer. Von der Faybeau- oder Operettenbühne ist kein besonderer Vorgang hinter den Koulissen bekannt geworden; nur hat eine schöne Schauspielerin daselbst Jemand den Kopf verrückt. Eine Dlle. More hatte gleich bey ihren Debüts auf dieser Bühne einen so tiefen und heftigen Eindruck auf das Herz eines Jünglings gemacht, daß er in der ganzen Welt nichts mehr sah und hörte als sie; überall, wo sie ging, folgte er ihr; überall, wo sie sich sezte, saß oder stand er ihr gegenüber. Kurz ihr Schatten war ihr nicht getreuer und anhänglicher als er. Damit läßt es der verliebte Jüngling nicht bewenden, sondern schrieb Briefe über Briefe; allein so zärtlich sie auch abgefaßt waren, so vermochten sie doch nicht das Herz der Schönen zu rühren, ich weiß nicht warum. Sie erwiederte nie, und die unaufhörliche Gegenwart des Jünglings machte ihr — statt Vergnügen Ueberdruß. Der junge Mann war aber unermüdlich, und da er der Unerbittlichen kein Wort abzwingen konnte, so faßte er sich einmal das Herz, nahm den Augenblick wahr, da sie Abends allein vom Theater nach Hause ging, ergriff sie beym Arme, und wollte sie zwingen, ihm Rede zu stehen. Dieß war ein verkehrtes Mittel; sie, anstatt ihm zu antworten, schrie um Hülfe, man sah ihn für einen Mädchenräuber an, die Sache kam vor's Polizeygericht, und er mußte Bürgschaft wegen seines künftigen ruhigen Betragens stellen. Nun fiel er seine Geliebte zwar nicht mehr Abends auf der Gasse an, sondern begnügte sich, sie, wie alle Leute, im Theater anzuhören und zu beklatschen. Dem. More ist unterdessen die Frau des Klavierspielers Prakler geworden. Der junge Mensch läßt sich aber nicht irre machen, sondern behauptet, die vorgebliche Heirath sey ein Blendwerk, und sie sey und heiße noch Dem. More. Neulich hat denn seine eigne Familie beym Gerichte um Untersagung der Verwaltung seiner Güter angehalten, da er nun völlig verrückt sey. Der junge Mensch wollte es freylich nicht seyn, und bestand bloß darauf, er liebe die Dem. More recht sehr; allein die Richter fanden doch seine Liebe gar zu närrisch, und untersagten ihm also die Ausübung seiner bürgerlichen Rechte. Wer weiß ob dieser Jüngling nicht ein recht vernünftiger Mann würde geworden, und ob ihm nicht gar noch die Liebe aus dem Herzen verschwunden seyn würde, wenn die schöne Schauspielerin ihn nur hätte heirathen wollen? Freylich zwingen konnte sie Niemand dazu; auch weiß ich nicht, wie der junge Mensch aussah, als er ihr so leidenschaftlich die Cour machte. Vielleicht war sein Anblick dazu geeignet, mehr Furcht als Zuneigung einzuflößen. Uebrigens haben die schönen Schauspielerinnen in Frankreich ein sonderbares Geschick; so lange als sie jung sind, werden die Männer ihrenthalben entzückt, verrückt oder verarmt; sterben sie, so ist es nicht sicher, ob der Klerus sie nur ehrlich begraben läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. November 1825.

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfen uns geschenkt.
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

Herder.

Entschuldigung an Rosalien.

Du voll Geist, voll zarten Sinnes,
Lächelst oft wohl des Beginnes,
Wenn du hörst mein wildes Plaudern,
Leer zum Ekel, toll zum Schaudern!

Doch wenn ich vom Wetter schwatze,
Von des Nachbars Pferd und Katze,
Von Komet und Ball und Messe,
Von dem jüngsten Kind der Presse,
Von Präadamiten-Zeiten,
Erdencentrum, Sonnenweiten,
Dampfmaschinen zu Gedanken,
Magnetismus aller Kranken,
Universums-Parallaxen,
Und des Geisterreiches Taxen:
Zürne nicht der wirren Rede!
Ach nur Einen Sinn hat jede;
Denn nur Liebe meyn' ich, Liebe,
Die mit heißentflammtem Triebe
Längst und innig ich dir trage,
Doch zu künden nimmer wage!
O, woferu ich's endlich wagte,
Und die Glut dir offen sagte;
Brächen meiner Brust Gefühle
Kühn durch Schranken, Marchen, Ziele,
Daß ich Andres all vergäße,
Recht und Fug nicht länger mäße,
Dir Verderben eh' zu bringen
Mit gewaltigem Umschlingen,
Als an kluges Maß zu denken,
Und dir Frist zur Wahl zu schenken.

Drum, Rosalia, so dulde,
Was ich mit Geschwätz verschulde!
Nickst du aber Dank der Schonung,
Jubl' ich: himmlische Belohnung!

Joh. Rud. Wyß.

König Enzius.

(Fortsetzung.)

Man sagt, Staaten seyen die glücklichsten, von welchen am wenigsten zu erzählen sey. Die Frage bey Seite gesezt, in wie weit es sich wirklich so verhalte, scheint man Aehnliches auch von Menschen sagen zu können. Enzius und Lucie fühlten sich sehr glücklich. Das Einerley ihres Gefängnißlebens suchten sie auf mancherley Weise zu unterbrechen. Enzius war Dichter und Sänger. Er sammelte an Sagen, Dichtungen, Romanzen und Liedern, was er bekommen konnte. Diese Beschäftigung füllte so manche Stunde. Lucie war Blumen- und Musikfreundin. Für jene sorgte der Podesta, wie für diese, indem wandernde Sänger ihm Weisen und Lieder brachten, von denen gar manche aus dem nördlichen Deutschlande herüber gekommen waren, und die köstlichsten Gärten um Bologna des mannigfaltigsten Blumenschmuckes nicht entbehrten.

Zu diesen Beschäftigungen gesellten sich bald noch süßere. Lucie ward Mutter. Die Tochter erhielt ihren

Vornamen, und als Zuname wurde das italienische Bentivoglio (Dir will ich wohl) auf gewiß bezeichnende und rührende Weise gewählt.

Abgesehen von der Gefangenschaft blieben auch andere Leiden um diese Zeit nicht aus. Schon am siebenten December 1250 war Kaiser Friedrich, Enzius Vater, gestorben, und mit ihm die einzige Hoffnung künftiger Befreyung. Der Podesta fing an zu kränkeln, und um die Mitte des Jahres 1251 rührte ihn der Schlag, welcher auch wenige Stunden nachher seinen Tod im Gefolge hatte. Späterhin genas Lucie eines zweyten Töchterleins, welches Marie genannt wurde. Aber von dieser Zeit an ward sie kränkelnd, und zu Enzius tiefstem Leidwesen nahm dieser Zustand mit jedem Tage zu.

So erschien der Frühling 1255. Ein lieblicher Abend war auf den schönsten Tag gefolgt, laue Winde spielten mit den Vorhängen der Fenster, und die lezten Strahlen der Sonne warfen röthliche Schatten auf das Pergament, welches Enzius in der Hand hielt. Lucie saß ihrem Manne gegenüber unter den Zweigen eines Citronenbaumes, und die kleine Marie, welche auf ihrem Schooße spielte, blickte lächelnd zu seinen Goldfrüchten hinauf. Die ältere Schwester, Lucie, hatte sich auf einem Schemel zu den Füßen des Vaters niedergelassen. „Wundervolle Sagenwelt!“ rief Enzius. Wenn das Leben drängt und drückt, dann flüchten wir zu dir und es wird uns besser. Ein anderer Himmel, eine andere Sonne schwebet über uns. Selbst die Thräne, die wir weinen, ist eine andere. So erzählen uns altgriechische Mähren, daß weisses Blut durch die Adern ihrer Götter strömte. Die Erde hatte es nicht gefärbt.“ — „Vater, sagte die jüngere Lucie, wie heißt der alte Mann mit dem langen Barte dort auf dem Bilde?“ — „Friedrich I., mein Urgroßvater.“ — „Und wie der junge Mann, der blutend auf der Erde liegt?“ — „Herzog Ernst von Schwaben.“

So noch manche Frage, manche Antwort, und Enzius, in seiner gewohnten muntern Weise, begann mit den Kindern zu spielen. Von dem Boden sich in die Höhe richtend, wo er so eben das Spielzeug seiner Tochter abgegeben hatte, und begegnend dem heitern Blicke der Gattin und den ausgebreiteten Armen Mariens, wurde er durch Tritte auf dem Gange gestört. Die Schlösser rasselten und zwey bolognesische Herren traten herein. Nach den ersten Begrüßungen eröffnete man, daß der hohe Rath dieser Stadt für angemessen halte, Lucien nebst ihren Kindern von Enzius zu trennen, da es sich keineswegs mit dem Begriffe eines Gefangenen vertrage, Familienrechte zu üben und Familie um sich zu versammeln. Lucie saß, wie vom Donner gerührt. Marie, von ihrem Schooße gleitend, stieß klägliche Töne aus, und vergeblich war der Zuspruch des älteren Schwesterleins, sie zu beruhigen.

Enzius führte die Herren in ein anstoßendes Zimmer. Dort suchte er ihnen das Unrechtliche und Grausame eines solchen Begehrens deutlich zu machen. Als aber jene auf ihrem Satze blieben und nicht undeutlich vermerken ließen, daß Zwang vermöge, wozu die Güte vergeblich auffordere, da sagte der König: „Wenn der hohe Rath dieser Stadt im Unglücke nichts Heiliges erkennt, so mag er etwas Furchtbares darin finden. Dieser Thurm ist mein Haus. Ich werde mein Hausrecht zu vertheidigen wissen. Noch bin ich der Waffen nicht entwöhnt. Der Gedanke an den Tod ist mir kein schrecklicher geworden. In diesem Sinne werde ich kämpfen und sterben.“

Die Herren beurlaubten sich. Durch das Zimmer, worin sich Lucie und die Kinder befanden, zurückgehend, trafen sie die Erstere ohnmächtig am Boden liegend, die Kinder weinend an ihrem Halse. Das schien die Herren zu rühren. Sie versicherten Enzius ihrer Fürsprache.

Wirklich erfuhr auch der König in einigen Tagen, daß man den Vollzug jener Entschließung vor der Hand aufschieben wolle. So schwebte das Schwert noch in der Luft. Ein Wink, und es fiel nieder.

Jenen Schreck, die Ungewißheit ihres Schicksals konnte Luciens geschwächte Gesundheit nicht länger ertragen. Sie erkrankte und bald — war sie zur Leiche. Noch einmal hatte sie den theuren Gemahl umarmt und die Kindlein gesegnet, ehe ihr Geist zu den Höhen der Seligen entschwebte. Es war im Jahre 1255, daß Lucie gestorben. Ein weiter Zeitraum bis zum Jahre 1270, ein um so weiterer, wenn nicht thatenvolles Leben und freyes Schaffen und Walten ihn ausfüllen. Zwar hatte König Enzius, den gefangenen Enzius, sein heiterer Geist auch jezt nicht verlassen; noch sank mancher Strahl der Poesie und der Tonkunst in das trübe Einerley seines Kerkerlebens, aber der Tod seiner Gattin, der Umstand, daß seine Kinder listiger Weise ihm entzogen und einem fernen Kloster zur Aufsicht anvertraut worden waren, hatten ihm tiefe, nie heilende Wunden geschlagen. Dazu kam noch, daß man ihn auf ein einziges Zimmer beschränkte, und daß die achtungsvolle Behandlung abnahm, welche er bisher erfahren.

Ein Graf von Solimburg, den sie amtlich einen unerträglichen und albernen Menschen nennen, theilte sogar bald jenes Zimmer mit Enzius. Vergebens waren des Lezteren Bitten und Vorstellungen. Wie vorher der bolognesische Senat bey drohenden äußern Verhältnissen sich unwandelbar strenge zeigte, so nicht minder bey günstigern äußeren, aber freylich nicht mit dem Aufwande von Erhabenheit, der großen Seelen eigen ist.

Vierzehn Jahre lang war Graf von Solimburg des Königs beständiger Gesellschafter gewesen, und hatte das nämliche Zimmer mit ihm getheilt. Wie Spinnen, Kröten und andere widerwärtige Thiere durch aufmerksame, liebevolle Behandlung oft schon der Gefangenen Freude und

Trost geworden, so hatte sich mit dem Grafen in der lezten Zeit ein Aehnliches ergeben. Er half dem Könige bey seinen Sammlungen und verschaffte ihm das nöthige Schreibmaterial, und Gold und Farben zur Ausmalung der Ueberschriften und Kapitelzeichen — als plötzlich das wetterwendische Glück ihn aus dem Kerker rief und ihn der Freyheit und ihren Zerstreuungen wieder gab. Enzius trug dieses um so leichter, da er schon mehrere Jahre die Bekanntschaft Pietro's Asinelli, eines heitern, geistreichen Jünglings, gemacht, der fast so fertig deutsch als italienisch sprach, und sich eben so gut auf provenzalische Sänger und das anmuthsvolle Zitherspiel verstand, als er sich mit treuer Innigkeit und zärtlichem, anschmiegenden Sinne dem König Enzius hingab.

In der Bibliothek eines aufgehobenen Mönchklosters zu Bologna verwahrte man noch vor wenigen Jahren einige Pergamentblätter, welche, allem Anscheine nach, von unserm Gefangenen so kunstreich beschrieben worden waren. Einer grösseren verloren gegangenen Rolle eingeheftet, legen sie der Nachwelt ein stummes, rührendes Zeugniß ab von der Thätigkeit ihres Fertigers, mehr aber noch von seinem Seelenzustande, der meist heiter, aber bald auch in trübere Farben spielend, sie ihre Entstehung finden ließ. Zwey Lieder der leztern Art, aus dem Romanischen in's Deutsche übertragen, mögen hier sich anschließen.

1.

Dort, wo der Ghibelline
Durch Fichtenwälder schweift,
Mit ernster, strenger Miene
Nach Schwert und Lanze greift,

Wenn tief aus dem Geklüfte
Der Guelfe schweigend tritt,
Wenn von dem Fels der Lüfte
Der Guelf' herunter schritt.

Dorthin will meine Seele,
Nach dorten schlägt mein Herz,
Nach Felsgeklüft und Höhle
Nach Tod'sgefahr und Erz; —

Umsonst! Bologna's Thürme
Sind Zeugen meiner Haft,
In feuchte Sehnsuchts-Stürme
Verweht die alte Kraft.

2.

Mit meinem Vater, dem Kaiser,
Zög' ich gern in's blut'ge Feld:
Zu Häupten Lorbeerreiser,
Zu Füßen mir die Welt.

Mit meiner Schönen im Lenze,
Säß' ich gern am Eichenstamm:
Zu Häupten Blumenkränze,
Zu Füßen mir ein Lamm.

Die Beyden, ach, zerstäubten,
Der König ist allein.
Legt ihm einen Stein zu Häupten,
Zu Füßen ihm einen Stein.

In solchen Verhältnissen war das zwanzigste Jahr von König Enzius Gefangenschaft heran gekommen (1270); da hörte Enzius von der Niederlage und dem Tode Konradins, und neue Rechte, neue Pflichten, neue Hoffnungen schienen hierdurch für ihn, den einzigen noch übrigen Sohn Kaiser Friedrichs, aufzuleben. Alle Unzufriedenen um sich vereinen, alle Ungerechtigkeiten strafen, den alten Glanz seines Hauses herstellen, ja die Kaiserkrone gewinnen, schien dem Dichter, welcher einst ein geschickter Feldherr gewesen war, selbst bey Berücksichtigung äußerer Umstände, nicht unmöglich; — wenn anders der erste Schritt gelang, die Befreyung aus der bolognesischen Haft. — All diese lang umher getragenen mannigfaltig ausgebildeten Plane theilte Enzius seinem Freunde Pietro Asinelli endlich mit, und dieser versprach ihm (sowohl aus innerer Zuneigung, als in Erwartung einer eigenen glänzenden Laufbahn) den treuesten Beystand *).

König Enzius liebte Frohsinn und Scherz. Er mochte bisweilen mit Asinelli den Becher leeren, heitere Lieder anstimmen, Trinksprüche ausbringen der Vergangenheit, auch wohl der Zukunft, wie sie oben angedeutet wurde, und der Freundschaft, die sie unter allen Verhältnissen, seyen's auch die glänzendsten für Enzius, sich treulich bewahren wollten. Es war unbequem — so trug Asinelli den Wächtern die Sache vor — in Flaschen das süße Naß heraufzubringen. Sie möchten deßhalb gestatten, daß ein Faß sich den Weg zur Zelle des Königs bahnen dürfe. Wenn dieses leer sey, werde Küfer Filippo für ein anderes sorgen, und daß solches bald sich begebe, dafür stehe er und sein königlicher Freund. Auch sie möchten trinken und sich gut seyn lassen. Diesen Wunsch begleitete ein Geschenk, und nicht das mindeste Arg fanden die Wachen darin, daß ein Paar Stunden darauf vom bekannten muntern Filippo ein Faß die Gänge und Stufen heraufgeschoben wurde, daß Asinelli mit frohem Jauchzen ihm entgegentaumelte. Sie öffneten die Thüren des Zimmers, und das Faß schob sich langsam hinein.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) F. v. Raumer, a. a. O. S. 626. Z. 4 – 20.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

Ernstere Geschäfte haben mich abgehalten, über dasjenige Bericht abzustatten, was sich seit den lezten drey Monaten Bemerkenswerthes in dramatischer Kunst und Musik bey uns ereignet hat; und jezt stehen mir nach mannigfaltiger Unterbrechung die Gegenstände in der Erinnerung so fern, daß es mir unmöglich ist, mehr als nur flüchtige Andeutungen zu geben. Ich bedaure dieß um so mehr, als es gerade die bedeutendsten Aufgaben sind, welche unsere Bühne in der leztvergangenen Zeit zu lösen sich gestellt hatte; bey deren genauerer Betrachtung das Verdienst unserer Theaterdirektion, und die

ehrenwerthe Regsamkeit der Künstler, welche sich um dieselbe versammeln, erst recht hervorspringen würde. Zum mindesten sey nun die Anerkennung dafür hiermit aufrichtig ausgesprochen. Das Erste, wovon hier die Rede ist, ist eine Darstellung der sogenannten Schiller'schen Trilogie, des Wallenstein. Wenige deutsche Bühnen mögen gegenwärtig im Stande seyn dieses große, tiefsinnige Werk in dem ihm entsprechenden Geiste zu vergegenwärtigen. Unterzeichneter hat seit Kurzem die bedeutendsten deutschen Bühnen aus eigner Anschauung kennen lernen, die sich zum Theil einer ansehnlichen öffentlichen Unterstützung erfreuen, und hat dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß unsere Bühne in Darstellung klassischer Dramen unter ihnen einen der vorzüglichsten Plätze einnimmt. Was die angeführte Darstellung anlangt, so hat seit langer Zeit nichts so die allgemeine Aufmerksamkeit der Theaterfreunde beschäftigt, als sie; ein jeder vertiefte sich von Neuem in das Werk, und wurde von den großen Gedanken und Gestalten desselben auf's Neue begeistert. Nach meiner Einsicht hatte diese Darstellung die Einheit, welche aus dem gemeinsamen Bewußtseyn einer großen Aufgabe hervorgeht, und ihr größter Vorzug bestand in dieser Einheit. Doch muß ich die Einzelnen nennen, die sich ein vorzügliches Verdienst um die Darstellung erwarben. Die größte Aufgabe hatte Hr. Genast, denn er stellte Wallenstein dar. Es war unverkennbar, daß er die vielseitige Gewandtheit, die er sich in der lezten Zeit auch im Fache der ältern, ernstern Charaktere erworben hat, hier einem höhern Zwecke unterzuordnen strebte, und daß er diesem ein ernsteres Studium gewidmet hatte. Wenn dennoch bey einem talentvollen, jüngern Schauspieler, der sich diese Aufgabe macht, die deklamatorische Seite der Rolle vor der mimischen hervortritt, so ist dieß aus der Natur der Sache erklärbar und verzeihlich. Was Wallenstein ausspricht, hat eine so großartige Kraft, und bemächtigt sich des Geistes so unmittelbar, daß es nur Werk einer tiefen, genialen Erfindung seyn kann, solchen Worten eine mimische Unterlage zu geben, die der dichterischen Conception entsprechend und vollkommen würdig ist.

Nur durch Wallensteins Rede kann man in die Tiefe seines Charakters blicken, aber der geniale Held Wallenstein ist noch mehr, oder soll noch mehr seyn, als er eben jedesmal ausspricht, und was er spricht, soll aus dem einmal für allemal fest stehenden Bilde seiner Größe in dem Geiste des Schauspielers hervorgehen. Wer sich nur an die mächtigen Worte des Schiller'schen Wallenstein hält, der kann gar leicht in Gefahr kommen, mehr nach außen zu wirken, als es dieses stolze Heldengemüth verstattet. Das aber eben ist das Schwerste und Höchste in der Darstellung des Wallenstein, das in sich gekehrte, tiefe, gedankenvolle Leben dieses Charakters einfach in der äußern, mimischen Erscheinung abzuspiegeln. So Vieles der strebende Künstler in dieser Rolle leistete, wie sehr er das Interesse der Zuschauer erweckte, seinen Bestrebungen aufmerksam zu folgen, so wird er doch selbst gestehen müssen, daß in dieser Beziehung sein Streben dem Ziele nicht immer nachgekommen. Im Ganzen fand ich seine Darstellung nach diesem Gesichtspunkte betrachtet, in dem ersten, Piccolomini überschriebenen Stücke, weit gelungener, als in dem Schlußstücke. Ich muß aber hier bemerken, daß auf unserer Bühne die erstgenannte Abtheilung nicht nur die fünf Akte der Piccolomini, wie sie in der Ausgabe der Schiller'schen Werke ...blich sind, (natürlich verkürzt) enthält, sondern dazu auch ... zwey ersten der Schlußtragödie, so daß jene mit der ... der Piccolomini schließt. Ich habe nicht Raum ...nzulassen, welche Vortheile und Nachtheile diese ...edichts hat, welche übrigens von der Weimar... ...ren soll; nur das bemerke ich, daß bey ...lenstein in der Schlußtragödie in seinem Handeln völlig entschieden auftritt, und nun die Wirkungen seiner Entscheidung erfährt und tragen muß, ihn da, wo die äußere Größe allmählich abfällt, noch innerlich groß zu zeigen, ist schwerer, als ihn in der Fülle äußerer Mittel handelnd darzustellen, was nun in die erste Abtheilung fällt. Daß das Lezte daher auch Hrn. Genast weit mehr gelungen sey, finde ich natürlich. Die wahre Größe zeigt sich durch Herrschaft über sich und würdige imponirende Haltung, selbst im Drange der von außen erweckten Gemüthsbewegungen; der große Geist kann selbst in der tiefsten Aufregung der Leidenschaften sich nicht an die Außenwelt hingebend verlieren. Wenn Hr. Genast sich von dieser Bemerkung überzeugen kann, wenn er in dieser Beziehung auch sein Organ mehr zu beherrschen sucht, und ihm statt des polternden Tones, den es beym Ausdruck erregter Leidenschaft leicht annimmt, einen edleren, klareren Ton zu geben sich bemüht, so wird auch dieser Theil der Darstellung dem Ideal weit näher kommen. Damit dieß nicht ohne allen Beleg bleibe, so führe ich die Stelle an, wo Wallenstein die sichere Nachricht von Octavio's Trennung von ihm empfängt: „die Sterne lügen nicht ꝛc. — Waffen.“ und die folgende Scene mit Buttler, wo man bey aller Empörung, welche sein Herz über die verlezte Freundschaft fühlen soll, doch schon die Erhebung des männlichen Geistes beginnen sieht, welche am Schluß der leztgenannten Scene ihren Gipfel erreicht. Das Spiel in der bald darauf folgenden Scene mit Max muß es möglich machen, an das späterhin als so zart geschilderte Verhältniß Wallensteins zu demselben zu glauben. Eben so muß die Erscheinung des Wallenstein, nachdem er vergebens die Truppen zu gewinnen gesucht hat, die Demüthigung eines großen Mannes, eines Heldengeistes zeigen, der über der Menge steht, die ihn verläßt. —

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 30. Sept.

(Beschluß.)

Einer der Pfarrer von Paris wurde in diesen Tagen durch die Zeitungen gelobt, daß er bey dem Begräbnisse der Operntänzerin Fanny Bias, welche 30 Jahre lang Franzosen und Fremde durch ihren Tanz ergözt hat, hübsch die Leichengebete verrichtet, und nicht wie der Pfarrer von St. Roch vor einigen Jahren bey dem Begräbnisse der Schauspielerin Raucourt, die Kirchenthüren vor dem Leichenzuge verschlossen, und wie im vorigen Jahre ein andrer Pfarrer von Paris bey der Beerdigung des Schauspielers Philippe, alle kirchlichen Gebete sogleich verweigert habe, wodurch damals Aufläufe entstanden, welche die Polizey nur mit Hülfe der Gendarmensäbel beylegte. Allein wenn in den Ultrablättern gefragt wird, ob etwa in dem schiefwinklichten Schädel der Neger auch so viel Verstand liege, als unter dem gradestehenden der Weißen, und ob leztere nicht die Befugniß haben, die beständigen Vormünder der schiefwinklichten schwarzen Hirnschädel zu seyn, so dürfen ja auch wohl die Pariser Priester fragen, ob die Tragiker und Mimiker auch Christen seyen, wiewohl diese Tragiker und Mimiker alle Abende zum Unterhalt der Armen ein Beträchtliches beytragen, und wiewohl jene Priester in einer Hauptstadt leben, wo die Aufklärung um sich her schon längst die krassen Vorurtheile der barbarischen Zeitalter verscheucht hat. Aber ein Theil des Pariser Klerus liegt mit allem im Kampfe, mit der dramatischen Kunst, mit der Aufklärung, mit dem Geiste der Zeit, und sogar mit der Vernunft.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. November 1825.

Wenn du willst im Menschenherzen
Alle Saiten rühren an,
Stimme an den Ton der Schmerzen,
Nicht der Freude Klang stimm an.

Frdrch. Rückert.

Lascaris.

Von Villemain.

Im Jahre 1453 hatten einige vornehme Italiener eine Reise unternommen, um Sicilien und den Aetna zu besuchen, dessen rauchende Gipfel seit so vielen Jahrhunderten die Neugierde der Reisenden an sich ziehen. Es waren junge Venezianer und Florentiner, welche bey den gelehrtesten Doktoren die Scholastik studirt, sich auf die lateinische Literatur gelegt hatten, und bisweilen in der Muttersprache Verse machten. Gelehrt und von feinen Sitten, wie sie waren, mußte ihnen Sicilien ein gar rohes Land dünken, wo nichts an die schönen Städte Italiens, an den reichen Handel Genua's und Venedig's sie erinnerte. Sie brachten ihre Tage damit zu, staunend jene Landschaften zu durchstreichen, welche, ausgestattet mit allen Gaben der Natur, und troz der Fruchtbarkeit eines Bodens, den der Vulkan durchglüht, in Unglück schmachteten. Sie ergingen sich unter jenen frischen Ahornalleen *), die von Tauromimium bis an den Fuß des Aetna reichen, während von der einen Seite üppiges Weinland sich amphitheatralisch erhebt, und von der andern das Meer die unbegränzte Fernsicht seiner Fluten darbietet und sein Tosen mit dem Gebrüll des Berges vermählt.

*) Diese Beschreibungen passen auf das Sicilien des funfzehnten Jahrhunderts, so wie es Bembo in einem Gespräch voller Phantasie über den Aetna schildert. Dieselben Gegenden sind heute unbebaut und unfruchtbar.

Diese großen Naturscenen konnten nicht ganz die Erinnerung von dem verwischen, was sie in ihrem Vaterlande bewundert hatten. Der Anblick eines Volks, das in einem so fruchtbaren Lande spärlich, arm und rauh in Sitten und Sprache war, ließ sie begreifen, was Künste und Arbeit dem Menschen zu geben vermögen, und zur Feyer Italiens strömten Petrarka's Verse von ihren Lippen. Oft auch, wenn sie, von der Betrachtung der Ruinen ausruhend, auf den Trümmern eines griechischen Tempels, oder in einem römischen Cirkus saßen, frischten sie eine jener muthwilligen Dichtungen auf, welche den Namen eines Boccaccio und Poggio in ganz Italien so berühmt gemacht hatten: ein solcher Geschmack, ein solcher Geist belebte damals die Italiener. Jene begeisternde und kriegerische Glut, die das Mittelalter entflammt hatte, und die in ganz Europa nachzulassen anfing, hatte schon seit langer Zeit auch bey diesem Volk von ihrem Feuer verloren. Der Hof von Rom, die Demokratie von Florenz, die Politik, der Handel und die Wollüste Venedigs, alles dieß war dazu geeignet, jene Rittersitten zu verscheuchen.

Unsere jungen Reisenden hatten wohl, ehe sie Italien verließen, davon sprechen hören, daß der Sultan der Türken, Mahomet II., bald mit einer furchtbaren Kriegesmacht Konstantinopel belagern sollte; aber diese Neuigkeit hatte in ihren Gemüthern nur wenig Theilnahme zu Gunsten eines abtrünnigen Volkes erregt, das thörichterweise in einem Irrthum beharrte, den es im lezten Koncilium zu Florenz abzuschwören vergeblich versprochen hatte. Vor-

über waren die Zeiten der Kreuzzüge, und Byzanz war kein Jerusalem. Die Nachricht von der Gefahr, welche die kaiserliche Stadt bedrohte, hatte daher nur einige Kaufleute von Pisa und Venedig ernsthaft beschäftigt, welche auf den Meeren der Levante Handel trieben, und diese Gelegenheit benuzt hatten, um Pulver und Waffen beyden, den Türken und den Griechen, zu verkaufen. Aber Sicilien war damals so arm an Handel und Kunstfleiß, daß man dort an kein Unternehmen der Art dachte, und man wußte auf dieser Insel nicht, welches das Schicksal oder die Gefahr Konstantinopels war. Ein blinder Eifer für die römische Religion machte nur den Namen Byzanz unter dem Volke verhaßt, welches die Griechen für gottlos und für Feinde Gottes und der Heiligen-Bilder ansah.

Als eines Abends unsere jungen Reisenden auf der Morgenseite von Catania verweilten, um die lezten Gluten der Sonne zu betrachten, die, ihrem Verlöschen nah, mit röthlichem Licht den in Rauch gehüllten Gipfel des Aetna färbte, und den Brand des Vulkans in den Fluten zu wiederholen schien, bemerkte ihr Auge ein Schiff, welches eifrig rudernd der Küste sich nahte. Das um den Mast halb eingezogene lateinische Segel, das Kreuz, das sich über ihm erhebt, Alles verkündet ein christliches Schiff. Es landet; und während die Türkensklaven, auf den Ruderbänken angeschmiedet, mitten in ihrem Elend eine gewisse höhnende und wilde Freude äußern, erscheinen Männer von edler, doch niedergeschlagener Haltung, und jammernde Greise auf dem Verdeck und begrüßen mit Schmerzensruf das nahe Ufer. Sie kommen an's Land, und auf den Knieen danken sie Gott, der sie gerettet. Kinder, Verwundete, Weiber steigen aus dem Schiff. In lange weiße Gewänder gekleidet, das Gesicht mit einem Schleyer bedeckt, mit Schamhaftigkeit selbst die Verzweiflung verhüllend, glichen jene Frauen, die unbeweglich auf dem Ufer standen, durch die Schönheit ihrer Gestalt, antiken Statuen.

Ein Mann, der nach der Majestät seiner Züge den andern zu befehlen schien, erhebt seine Stimme: „Wir flieben aus Konstantinopel," ruft er, unsere Brüder sind todt oder gefangen; der Kaiser ist gefallen; der Tempel der heil. Sophie ist von Mahomet geschändet, und wir kommen, um einen Zufluchtsort in diesem christlichen Europa zu suchen, das uns Hülfe verweigert hat.

Diese Worte, dieses Bild der Trauer, dieses so plötzliche Erscheinen eines so großen Ungemachs ergreifen lebhaft die italienischen Reisenden, und einige Einwohner, die an das Ufer des Meeres herbeygeeilt waren. Der abergläubische Haß, der sich sonst an den Namen der Griechen knüpfte, scheint selbst in den Sicilianern durch den Drang des Diensteifers und der Neugierde besiegt. Man umringt die Flüchtlinge und führt sie in ein Kloster, das sich an der Meeresküste erhebt, und dessen äußere Gebäude nach dem Gebrauch eine offene Freystatt für Fremde waren. Noch vor Kurzem würden die Mönche dieses Klosters sich gescheut haben, seine Schwelle von Schismatikern der Kirche des Orients betreten zu lassen; und eben so hätten die Griechen von Byzanz selbst geglaubt gegen ihren Glauben zu sündigen, wenn sie sich einer römischen Kirche nahten; aber das Unglück läßt auf einen Augenblick jenen traurigen Haß vergessen.

(Die Fortsetzung folgt.)

König Enzius.

(Fortsetzung.)

Eine Woche war vergangen und das Faß — geleert. Es mochte nicht wenig Wein bey nächtlicher Weile durch die Eisengitter des Kerkers seinen Weg gefunden haben. Jeder rinnende Weinestropfe gesellte sich dem rinnenden Sande im Stundenglas, welches bald die Zeit der Befreyung verkündigen sollte.

Filippo erschien. Er nahm das geleerte Faß auf die tüchtige Schulter, versprach dem Könige bald für ein volles zu sorgen, und — neues Trinkgeld den Wachen — neuer Wein dem Könige und seinem Gesellen — neue Hoffnung für's Gelingen.

Die Wachen waren dieses Wechselns bereits gewohnt. Da kam eines Tages Filippo wieder. Alles war verabredet und die angemessenste Vorbereitung getroffen. Diesesmal war das gebrachte Faß ein leeres. Sein Deckel hob sich. König Enzius, nach einem kurzen Gebete, stieg hinein. Der Deckel des Fasses schloß sich wieder, und Filippo mit gewaltiger und doch keineswegs seine athletische Kraft übersteigender Anstrengung hob das Faß auf den Rücken. So ging er durch die Wachen, wie er schon oft gegangen war, und es dachte keiner daran, welch feuriger Geist in dem Fasse gähre, feurig genug, um einen Theil der Bänder zu sprengen, welche Staaten und gesellschaftliche Vereine unsers großen Rundfasses, die Erde genannt, damals lose genug zusammen hielten. Asinelli hatte des Geldes, des feurigen Weines für die Wachen noch weniger an diesem Tage gespart, als früher. Er tändelte vor Filippo her, und die Wachen zählten wohlgefällig die hellen Silbermünzen ab, und tranken des süßen lombardischen Weines und lachten über den Küfer und seinen scherzenden Geleitsmann. Schon war Filippo durch alle Wachen und Thore glücklich hindurch. Asinelli sah mit abnehmender lauter Fröhlichkeit, aber mit mehr zurückgedrängter innerer Angst zum hochschwebenden Fasse empor, und Enzius selbst in seinem dunkeln Verließe mochte das Licht aufdämmernder Freyheit schon empfinden. In der Ferne hielt Ranerio di Gonfaloniere, einer der Verschwornen, mit den zur Flucht bestellten Pferden. Da erhob sich ein Windstoß, und eine

blonde Locke des Königs, welche sich zwischen den Deckel geklemmt, bis dahin aber ruhig auf dem obern Faßboden gelegen hatte, wallte über den Rand und das Auge der äußersten Wache mußte sie gewahren. „Herbey! Herbey! war ihr lauter Ruf — König Enzius will entfliehen. Nur König Enzius hat so schöne Locken. König Enzius ist im Fasse verborgen.“

Vergebens eilte Asinelli, der sein Schwert gezogen und dem unbequemen Schreyer für immer den Mund geschlossen hatte, Enzius zu Hülfe. Vergebens suchte Filippo den harrenden Gefährten zu erreichen. Eine immer dichtere Menge drang heran. Immer lauter wurde der Ruf: „Herbey! Herbey! König Enzius will entfliehen! Der Feind Bologna's will entfliehen! Filippo konnte nicht weiter. Er sezte das Faß auf den Boden. Enzius, der den Lärm vernommen, öffnete von Innen das Geschiebe, und wieder sah er sich im Freyen, aber ach! der Freyheit entfremdeter, als er je gewesen.

Aus dem Fasse emporsteigend, erregte der Anblick des vier-und-vierzigjährigen Mannes immer noch einen großen Theil der wohlwollenden Stimmung in der Menge, welche vor zwanzig Jahren beym Einzuge des Gefangenen sich für ihn ausgesprochen hatte. Das blonde Haar, seine Zierde und sein Verräther, wallte wie damals über Schultern und Brust, das frische Roth seiner Wangen, das blaue Licht seiner Augen, Mitgaben des vaterländischen Bodens, schmückten noch wie damals den edeln unglücklichen Mann. Freylich war die Zierlichkeit des jugendlichen Körpers verschwunden; es hatten sich Furchen über die vormals so heitere Stirne gelegt, aber gerade der Kontrast in Beyden und die zwey großen Tropfen, welche den Augen entfielen und der Freyheit ein schmerzliches, ewiges Lebewohl zuriefen, wirkten so mächtig-heftig auf die Umstehenden, daß es jezt noch Zeit schien zu fliehen. Enzius bemerkte es. Rasch trat er vorwärts. Eine Bahn öffnete sich. Immer näher und näher sah er sich dem Gonfaloniere. Dieser eilte ihm mit den Pferden entgegen. Filippo und Asinelli drängten ihm nach. Da stürzte ein hochbejahrter Mann mit vorgehaltener Hellebarde aus der Menge hart auf den König los. „Stehe, König Enzius, sagte er. Ich bin kein weichmüthiger Thor, wie die andern. Die Woge des Lebens hat mit mir ausgespielt. Längst schon wäre ich der Woge des Todes von ihr zugeworfen worden, hätte nicht eine unsichtbare Hand mich drinnen festgehalten, eine innere Stimme mir zugerufen: daß ich einst noch dir Verderben bringen könne. Du ziehst dein Schwert? Laß es, Mann des Verderbens. Sieh dich um. Die Menge hat ihr sanftes Gefühl ausgezogen wie ein Kleid. Dein getreuer Asinelli ist festgehalten, der Küfer Filippo, der manches Faß in Eisen und Bande schlug, muß sich selber nun gefesselt sehen und Rainerio di Gonfaloniere's Pferde begnügen sich nach wie vor mit bolognesischem Heu.“

Enzius sah um sich. Es war so, wie der Reisige ihm sagte. Asinelli und Filippo gefangen. Zwey vornehme Bologneser standen mit Häschern ihm zur Seite. Die Leztern trugen Fesseln in den Händen, und ihr fragender, auf ihn sich beziehender Blick ließ ihm keinen Zweifel, daß diese Fesseln für ihn bestimmt seyen. So schnell mußte sich Gold in Eisen (das Unglück ist der wunderlichste Alchymist), mußte sich der nahe, wieder erwachende Glanz der Krone in das jämmerlichste Geräthe schmachvoller Haft verwandeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

(Beschluß.)

Unter den vorzüglichsten Figuren, welche Wallenstein umgaben, fanden wir Mad. Miedke, als Gräfin Terzky; man sah, daß diese Schauspielerin die Bedeutung dieses Charakters vollkommen erkannt hatte; die Festigkeit, wodurch sie dem männlichen Charakter des Wallenstein verwandt ist, verbunden mit der weiblichen Klugheit und Gewandtheit, wodurch sie so bedeutend auf ihn einwirkt, war in Haltung und Benehmen treffend ausgesprochen. Die Darstellungen der Mad. Genast in der hochtragischen Sphäre haben stets das Verdienst der Korrektheit, welches der gebildeten Frau angehört, und ihre äußere Erscheinung unterstüzt die Phantasie, welche von des Dichters erhabenem Bilde angeregt ist, — so wird der größere Theil der Zuschauer den Duft der Schwärmerey, der Schillers Thecla besonders am Schlusse ihrer Rolle umgibt, minder vermissen. Hr. Devrients Gestalt ist der Darstellung als Max gewiß außerordentlich günstig; seiner Rede dürfte mehr Klarheit und seiner Mimik mehr Bedeutsamkeit zu empfehlen seyn. Die früherhin schon einmal von mir gerügte Bewegung der Hand durch die Haare über der Stirn, kehrt, wie ich auch in der Rolle des Jaso bemerkte, nur allzuoft unwillkürlich wieder. — Der Octavio des Hrn. v. Zieten würde bey etwas mehr Energie des Sprechorgans, und größerer Festigkeit in der Körperhaltung eine der gelungensten Leistungen seyn. Ob man den Illo, wegen seines Benehmens bey der Tafelscene. (dem jedoch durch die Natur der Tragödie selbst seine Gränze vorgeschrieben ist) von vorn herein so scharf und grell zu schildern hat, wie er hier genommen wurde, will ich nicht untersuchen. Höchst verdienstlich war das Bestreben des Hrn. Fink, den schweren Charakter des Buttler zu vergegenwärtigen; bey fortdauernder Uebung wird diesem nachdenkenden Schauspieler auch die schwierige Krisis gelingen, in welche dieser Charakter durch Octavio's Zureden versezt wird. In der kleinen Rolle des schwedischen Hauptmanns feyerte Hr. Stein dießmal einen großen Sieg seiner deklamatorischen Kunst; sein Vortrag der bekannten Erzählung von Max Piccolominis Tode, war dadurch vollendet, daß er in Hinsicht auf Zeitmaß, Art und Grad des Tons dem gefeyerten Gegenstand, wie der Person, zu welcher er sprach (Thekla), im Ganzen, wie der Einzelnen ganz entsprechend war, und daß der Sprechende in beschränktem Tonkreise, den der feyerliche Ernst dieser Schilderung verlangt, die vielfachsten Nuancen anzuwenden wußte. Die Spannung der aufmerksam lauschenden Versammlung war bey dieser Rede ungemein, und die unterdrückte Rührung des Kriegers, besonders am Schlusse der Erzählung, riß zu dem begeistertsten Beyfall hin. —

Ich muß noch etwas von der Aufführung der Medea Grillparzers sprechen, die kürzlich zum ersten Male bey uns auf die Bühne kam. — Ich meyne nämlich die lezte (dritte) Abtheilung des, unter dem Namen: das goldne Vließ von Grillparzer herausgegebnen dramatischen Gedichtes, welche ohne großen Anstoß für sich gegeben werden kann, und hier wohl mit Recht in vier Akte zusammengezogen war, indem die Scene des fünften Akts, in welcher Medea dem Jason noch einmal erscheint, und ihm Geduld und Buße predigt, noch dem vierten angehängt worden war. Die Medea, welche hier erscheint, ist, vorzüglich von da an, wo Jason sich von seiner Jugendfreundin Kreusa angezogen fühlt, eine interessante Aufgabe für eine Schauspielerin, wie Mad. Miedke ist; und schon um einer solchen Darstellung willen könnte man dieses Stück mit Interesse sehen, wenn es nicht auch sonst durch manche einzelne Situationen, und durch den Reiz des poetischen Ausdruckes, der ihm eigen ist, Verdienste hätte. Der Troz, mit welcher Medea Kreusens Saitenspiel zerbricht, die geheime, schauerliche Erzählung von dem Tod des Pelias, das Entsezen der Verstoßnen, die sich selbst von ihren Kindern gefürchtet sieht, und die kühne Drohung, die sich gegen König Kreon und Kreusen im empörten Zorne ausspricht, endlich der Monolog, in welchem sie in ihr früheres Leben zurückblickt. — dieß sind die herrlichsten Momente ihrer Darstellung, obgleich wir dabey keines Zuges eigenthümlicher Erfindung uns zu erinnern wußten. Mad. Genast stellt uns in Kreusen eine kindlich einfache, heitere Gestalt auf, welche das Schreckgemälde momentan aufhält. Im Kreon fanden wir ein lobenswerthes Studium des Hrn. Fink; sein Aeußeres war vollkommen der Antike gemäß, die Rede aber etwas zu hart, der Jason des Hrn. Devrient würde durch fleißigere Ausarbeitung, besonders in mimischer Hinsicht noch viel gewinnen können; seine Bewegungen, besonders die am Boden in der Schreckensscene des lezten Akts sind zu sehr naturalistisch, um sich einer Kunstdarstellung anzueignen. — Die Wirkung der ganzen Tragödie muß, troz der besten Darstellung, unbefriedigend seyn, da diese Medea nur ein mißlungener Versuch ist, die antike Fabel uns auf moderne Weise näher zu bringen.

Bald nach der Aufführung dieser Medea kam auch Egmont; früher Fiesko und die Schuld wieder auf unsere Bühne. Den Egmont spricht bekanntlich Hr. Stein ganz vorzüglich. In den beyden lezten Stücken (so wie noch in der Schachmaschine — als Carl Ruf — in der beschämten Eifersucht — als Lieutenant Werden, und als Raphael) trat Hr. Becker vom Darmstädter Hoftheater auf, ein gewandter Schauspieler, den seine Routine seit einiger Zeit zum Gezierten und Ueberladenen zu verleiten scheint. Das unnütze Hin- und Herlaufen auf der Bühne könnte vielleicht aus der Gewöhnung an einen größeren Bühnenraum noch erklärt werden; allein im Tragischen wie im Komischen fanden wir, daß dieser Schauspieler mit stärkeren Farben, als früher, aufträgt. Im Fiesko muß sein Vortrag des Apologen und der Monolog nach dem Morde der Gattin ausgezeichnet werden; in dem ersten war Alles trefflich auseinandergesezt; in dem zweyten viele Wahrheit, wenn auch die Stimme zuweilen den Dienst versagte. Carl Moor wurde bald darauf von Hrn. Fischer vom Theater an der Wien im niederländischen Styl versucht.

Im Lustspiel gab Hr. Wurm seine bekannten Gastrollen mit seiner bekannten Virtuosität. Seinen Lorenz im Hausgesinde halte ich für die vorzüglichste der hier gegebenen, und für die schwächste den Geizigen. Man merkte es der Darstellung des leztgenannten Charakters zu sehr an, daß Wurm besonders in der Farce zu Hause ist. Es fehlte ihr an Konsequenz und Stetigkeit der Entwickelung. Die Scene, wo Frau Mehle Onkel und Neffe versöhnen will, und Erster von jenem abgewandt auf dem Stuhle sizt, war ganz leer; die Persiflage z. B. wo er zu dem Bedienten im lächerlichen Predigertone sagte: ich lege dir's auf dein Gewissen! übel angewendet; das starke Schreyen in der Scene mit der Gerichtsperson gar nicht nothwendig; das Husten in's Gesicht dem theatralischen Anstand nicht angemessen, und das fünfmalige Auslöschen des Lichtes viel zu absichtlich, um vortheilhaft zu wirken. Mad. Schmelka liefert dagegen eine viel komischere Darstellung der genannten Frau Mehle.

In Ifflands Hagestolzen gab Mad. Devrient eine höchst naive Darstellung der Margarethe; bemerken muß ich dabey jedoch, daß der tiefere derbe Ton, den sie in derselben häufig annimmt, mir weder angenehm, noch nothwendig erscheint. Außerdem wurde in der heitern Gattung noch Wolffs Steckenpferd, sieben Mädchen in Uniform (mehrmals — man weiß warum), ferner der geraubte Kuß von Raupach, und die Benefizvorstellung gegeben, wovon vielleicht ein ander Mal.

In der Oper gastirte Dem. Schwarzböck aus Wien (als Emilie und Prinzessin von Navarra); Stimme, Gesicht und Gestalt sind vortheilhaft, aber eine ungemeine Befangenheit ließ uns nur wenig von ihrer Ausbildung wahrnehmen. Zwey Tänzer vom Berliner königlichen Theater haben in einigen Divertissements Beyfall erhalten. Franz Schalk, Tonkünstler aus Prag, gab ein Konzert, in welchem man seinen Ton und seinen feinen Vortrag auf dem englischen Bassethorn lobenswerth fand, auch trug er im Theater den Kuhreigen vor. In der Oper wurde Paers Sargino erneuert, und Spohrs Berggeist vorbereitet, der endlich unter des Komponisten eigner Leitung am 16. September mit großem Glanze und Beyfall in die Scene ging. Ueber dieses Werk gedenke ich in der Berliner musikalischen Zeitung ausführlicher zu sprechen. Der Komponist gab am 19. Sept. auch im Gewandhause ein sehr zahlreich besuchtes Konzert, in welchem er ein neues, sehr originelles Violinkonzert seiner Komposition und ein Potpourri, in dem die schönsten Themen aus Jessonda vorkommen, mit meisterhaftem Vortrage ausführte. Auch ließ er uns in diesem Konzerte eine für das königliche Theater in Berlin gearbeitete Ouvertüre zu Makbet hören, welche ganz geeignet ist, die grauenvolle Sage einzuleiten. Dieser Makbet soll, wie wir hören, in Berlin nach einer neuen Bearbeitung Spikers gegeben werden, zu welcher Spohr auch die Hexenscene melodramatisch gearbeitet hat. Spohrs Tochter trug bey dem angeführten Konzerte zwey Gesangstücke von seiner Komposition vor. Die Stimme ist energisch, aber die Aussprache noch sehr undeutlich.

Um dieselbe Zeit machte uns der Organist, Joh. Schneider aus Görliz (Bruder des Kapellmeisters Friedrich Schneider), das seltene Vergnügen, seinen gediegenen Vortrag auf der Orgel in der hiesigen Universitätskirche zu hören. Er ist in gleichem Grade Harmoniker und Orgelspieler, lebt ganz in seinem Instrumente, und weiß die mannichfaltigsten Wirkungen auf demselben durch Registriren und geistvolle Behandlung, doch immer im Kreise der Würde, die diesem geheiligten Instrumente gebührt, hervorzubringen. Kenner und Laien hörten mit unermüdeter Aufmerksamkeit die Weisen des großen Bach und seine eigenen glänzenden Ausarbeitungen und Phantasien.

Wendt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 269.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 10. November 1825.

Und eine Rechenschaft hat Knecht und Herr zu geben,
Der von den Fesseln, der vom Stab.
Schwab nach Lamartine.

König Enzius.

(Fortsetzung.)

„Wer bist du?" sagt Enzius, seinen Blick auf's Neue zum Reisigen wendend. Da mit einem Male zuckte der Blitz der Gewißheit durch die dunkle Frage. So gehässig konnte ihm nur Graf Berthold begegnen, der Troß des Mannes sich nur bey Bertholden in solche Greisen-Bitterkeit verwandelt haben. Aber wie? woher?

„Bartolo, sagte einer der Senatoren und trat hervor, ohne dich, ohne deine schnelle Anzeige bey hochweisem Rathe wäre Enzius geflohen. Bologna ist dir Dank schuldig. Bitte dir ihn aus." — „Ich will nicht ungenügsam seyn, will die erlauchte Stadt nicht beschweren, sagte Berthold hämisch-demüthiger Weise. Laßt mich den König dort fesseln und in's Gefängniß zurückführen, zu welchem ich — jedoch unbeschadet euerm hohen Entschlusse — das oberste Gemach seines Königsthurmes vorschlage."

Der Senator lachte höhnisch. „Gewährt, rief er aus, wackerer Bartolo. Wie der Schuster beym Leisten bleiben soll, bleibst du bey deinem Handwerke. Ketten und Gefängnisse sind's von jeher gewesen. Du versteigst dich nicht höher mit deinen Wünschen." — „Von jeher? und: nicht höher?" murmelte Berthold zwischen den Zähnen, und sein grauer Bart zuckte krampfigt nach der welken Oberlippe. Dabey warf er einen verachtenden Blick auf den Senator und — Enzius war gefesselt.

Eine ungeheure Volksmasse hatte sich mittlerweile auf dem Platze selbst und in den angrenzenden Straßen versammelt. Enzius, von Wachen umgeben, wurde in's Gefängniß zurückgeführt. In's Gefängniß! Aber nicht in dasselbe Gefängniß, welches er verlassen, nein, in jenes hochgelegene dunkle Gemach, dessen Wände mit Eisen getäfelt waren, das kaum zwey Schritte in die Breite und Länge gestattete. Welch ein Aufenthalt mußte dieß seyn, wenn der Sturm draußen raste und das Nest der Mauerschwalbe losbröckelte, die sich in die einzige Fensterlücke, diese sparsame Tagspenderin, angebaut hatte. Aber fürwahr, noch ein angemessenerer Aufenthalt, als wenn der Strahl der Sonne vom blauen Himmel schräg durchfiel und den Gefangenen an ein milderes Weben und Walten erinnerte, als sein Schicksal und das Gefühl seiner Kerkermeister war.

Asinelli, der gewandte Asinelli, hatte auf dem Zuge nach dem Gefängnisse zu entschlüpfen gewußt. Man hörte seitdem nichts von ihm. Sein Leben war gerettet, vielleicht auch seine Fröhlichkeit, aber Habe und Gut wurden eingezogen. Filippo und Rainerio starben unterm Henkersbeile.

Der Himmel ist meist so gütig, daß dann, wenn der Leidensbecher voll zu seyn scheint, und am nächsten Dornenzweige eine Rose erblüht. So ward es auch dem Könige Enzius. Seines Asinelli, der Musik, des Schreibmaterials, aller erheiternden Dinge beraubt, welche sein voriger Aufenthalt ihm bot, brachte nun der Gefangenwärter manche Stunde bey ihm zu, ein milder, alter, freundlicher

Mann, der mit italienischer Geschwätzigkeit von Diesem und Jenem ihn in Kenntniß sezte und seinen Fragen gern entgegen kam. „Wer war der Mann, der mir den Speer entgegen hielt?“ fragte eines Tages der König, als auf seine lezte Gefangennehmung die Rede kam. — „Ihr wißt es, Herr König, war die Antwort, und ausser Euch und mir möchten Wenige um Graf Berthold wissen.“ Alsdann fuhr er fort: „Ich war vor langen Jahren als guelfischer Kriegsknecht des Grafen Gefangener geworden. Damals diente er noch in Eurem Heere. Ich sollte sterben — Ihr wißt, daß man auch der Gefangenen nicht schonte — aber Graf Berthold begnadigte mich. Ich ging nach Bologna zurück und bekam eine Anstellung als Gefangenwärter. Nach der Schlacht an der Skultenna — Ihr hattet wenige Stunden zuvor Euer früheres Quartier bezogen — begegnet mir auf der Straße ein verhüllter Mann. Er sieht mich scharf an, begleitet mich nach Hause, entdeckt mir dort, daß er Graf Berthold sey — ich hatte es ohnedieß schon vorher gesehen — und bittet mich um eine sichere Stätte. Der Zusammenhang war mir klar. Sein Antheil an Eurer Gefangennehmung war bekannt worden im Heere, und wie ihn der Ghibelline drum haßte, so verachtete ihn deßhalben der Guelfe. Die entschiedensten Widersacher hatten gegen ihn Parthie genommen. Durch meine Verwendung erhielt er eine Stelle bey der hiesigen Stadtwache — er hatte sie sehnlichst gewünscht — und so trat er Euch neulich entgegen.“ — „Wie konnte sich der stolze Berthold entschließen, Dienste in Bologna zu suchen?“ — „Er sagte: „Um bessern Auskommens willen. Aber im Vertrauen: er haßt Euch, wie nur irgend Guelfe und Ghibelline. Da hat ihm vielleicht geahnt, daß er in zwanzig Jahren als Stadtwächter Euch verderblich werden könne, und so überwand seinen Stolz und Ruhmsucht der Haß gegen Euch.“ — „Seht Ihr ihn oft?“ — „Selten, Herr König. Berthold hat ein Stübchen bezogen, nahe dem Modeneser Thore. Da lebt er für sich. Heute aber vernahm ich, daß er krank sey, und ich will ihn besuchen.“ — „Thut es,“ sagte Enzius. Erzählt mir, wie es ihm geht. Ach, ich bin so von Allem abgeschieden und getrennt. Gräberdecken und Kerkerwände lassen mir keine Nachricht zukommen von dem, was ich liebe. Und so muß ich für's Gehaßte, nein, für das Hassende sorgen.“

Am andern Tage erzählte der Gefangenwärter, daß Berthold allem Anscheine nach Bologna verlassen habe, nirgends sey er aufzufinden gewesen. Die Betrachtungen, welche alles dieses in König Enzius rege machte, wurden bald verdrängt. Er erfuhr den Tod Rainerio's und Filippo's, denen Schicksal sich auf die erwähnte blutige Weise in diesen Tagen entschieden hatte, man entzog ihm seinen freundlichen Gefangenwärter und brachte neue Befestigungen in der Eisenwand und der kleinen Fensterlücke an, welche die Sage gründeten, daß König Enzius nach seiner zweyten Gefangennehmung in einem eisernen Käfige habe verweilen müssen. Hierzu noch, daß keine Nachricht von seinen Töchtern zu ihm gelangte, daß er in jeder geistigen, beynahe in jeder körperlichen Hinsicht lebendig begraben schien. Das brach seine Kräfte, und er gedachte ein Testament zu unterzeichnen, dessen Inhalt in mehr als einer Beziehung rührend ist: Zuvörderst durch den Gegensatz, daß er seinen Neffen, Alfons von Kastilien, Friedrich von Thüringen und Konrad von Antiochien, die so viele Länder umfassenden Ansprüche der Hohenstaufen vermachte und sie doch wiederum bitten mußte, für Begräbniß und Seelenmessen, für Bezahlung kleiner Schulden, für Belohnung treuer Diener, für Ausstattung seiner Töchter Sorge zu tragen; ja daß er, in der Ungewißheit, ob sie für jenes glänzende Vermächtniß so viel geben konnten oder wollten, alle seine, seines Vaters und seines Hauses Freunde aufforderte, durch Uebernahme der aufgezählten Leistungen ein erfreuliches, heilsames Beyspiel zu geben! Den Bolognesern verzieh er alle Schuld, ja er dankte, daß sie seine Aerzte besoldet hatten, und bat, ihn nicht an ungeweihter Stätte, sondern in einer Kirche begraben zu lassen. „Wenn ich, so fährt er fort, an die glorreiche Tugend und tugendreiche Macht meines Vaters, wenn ich an meine Brüder und Verwandten, diese Könige und Fürsten, dachte; so ward der Wunsch nach irdischen Dingen und der Schmerz über die Last des mich feindlich niederdrückenden Schicksals doppelt lebhaft: jezt aber erinnert mich schwere Krankheit so dringend an das bevorstehende Ende, daß alle anderen Gedanken und Wünsche dahin fallen *).

(Der Beschluß folgt.)

*) F. v. Raumer a. a. O. S. 627. Z. 10 — 30. S. 628. Z. 1 — 4.

L a s c a r i s.

(Fortsetzung.)

Unter den Reisenden war ein junger Medicis, der bey dem Anblick jener lezten Trümmer eines großen Volks seinen tiefen Schmerz nicht zurückhalten konnte. „Was haben wir gethan? rief er. Wie, Konstantinopel, jene Stadt, die man noch für so mächtig hielt, ist in die Hände der Türken gefallen? Hattet ihr nicht Reichthümer, unermeßliche Schätze, die ganz Europa euch beneidete?“ — „Es gab keine Vaterlandsliebe mehr unter uns, antwortete der, welcher das Haupt der Flüchtlinge zu seyn schien. Jeder Bürger hat seine Reichthümer für sich behalten, und der gesammte Staat ist darüber untergegangen.“ — „Wie, erwiederte Medicis, und die Genueser hatten eure Vorstädte inne, waren eure Verbündete, eure Kaufleute!“ — „Sie haben uns verrathen, versezte der unglückliche Grieche. Warum hätten sie uns treu seyn sollen? Sie werden mit

den Türken denselben Handel treiben. Nur der uneigennützige Muth, nur der religiöse Glaube Europa's konnte uns retten."

Darauf erzählte der Fremde in wenig Worten, seiner Thränen kaum mächtig, wie Mahomet von Asien gegen Byzanz eine ungeheure Menge Schiffe und Soldaten herbergeführt, wie er sein ganzes Reich erschöpft, um jene Stadt zu belagern, welche er für eine Hauptstadt ansah, die seinen Eroberungen entgangen sey. „Was vermochten wir, fuhr er fort, allein gegen solche Willenskräfte, gegen eine solche Macht? Durch den Muth unsers Kaisers beseelt, hielten wir vierzig Tage hindurch die Angriffe der Barbaren aus. Noch war uns das Meer, wenn schon von ihren Schiffen bedeckt, günstig, und schien uns Hülfe aus dem Abendlande zu versprechen. Eine unüberwindliche eiserne Kette schloß den Eingang des Hafens von Byzanz, und öffnete sich, um einige befreundete Schiffe durchzulassen. Aber vermöge jenes mächtigen und blinden Gehorsams einer Million von Sklavenarmen läßt Mahomet in einer einzigen Nacht eine Flotte mit Waffen und Soldaten zu Lande in diesen unzugänglichen Hafen schaffen. Welches Erwachen, als wir beym Anbruche des Tages den Krieg in unserm sichersten Zufluchtsort, die übrige Welt von uns getrennt, und überall Mahomet erblickten! Da gedachte unser hochherziger Fürst der ganzen alten Majestät der Cäsare, und versammelte die Großen, das Volk und einige treue Ausländer, um ihnen den lezten Kampf, den lezten Tag anzukündigen. Als Konstantin in jener Todesnacht, nachdem er seine Unterthanen um Verzeihung gebeten, an dem Fuße des Altars das Abendmahl empfing, schien es, als solle das römische Reich, welches, schon vor zwölf-hundert Jahren alt, durch das Christenthum zum zweyten Mal neues Leben erhalten hatte, endlich verlöschen: der folgende Tag strafte unsere Verzweiflung nicht Lügen. Wir haben in jenem schrecklichen Sturme den Kaiser bis zum lezten Augenblick kämpfen sehen; wir haben aus seinem Munde jenen lezten Todesruf des Kaiserthums vernommen: Ist denn hier kein treuer Christ, der mir das Haupt vom Rumpfe trennen mag?

Bey diesen Worten schien Lascaris dem Schauder einer solchen Erinnerung zu erliegen: seine Kräfte verlassen ihn, und Blut rieselt aus einer frischen Wunde, die seine Kleider kaum bedecken. Gastfreundliche Hülfe der Fremden, die ihn umringen, bringt ihn wieder zu sich. „Und ich, ruft er aus, ich, sollte ich nicht auch sterben, ich, ein Abkömmling der Kaiser, ich, der so nahe mit jenem Heldenblut verbunden bin, welches der lezte Konstantin als Märtyrer vergossen hat? haben wir nicht Strafe über uns verhängt? Wir, die wir unglückliche Flüchtlinge sind? Fremde, Sicilianer, sagt mir, verachtet ihr uns nicht? denn wir leben noch!" Während halblautes Geflüster der Ehrfurcht und Bewunderung die ungerechten Vorwürfe widerlegte, welche der brave Lascaris sich selbst machte, fuhr er zu sprechen fort: „Die Religion befahl uns, alles aufzubieten, um vor der Wuth der Barbaren einige jener schwachen Schlachtopfer zu retten, welche der Frevel des Sieges noch grausamer bedroht. An jenem fürchterlichen Tage, wo über die Trümmern unserer Mauern hinweg, durch unsere verstümmelten Reihen hindurch der zahllose Schwarm von Türken Konstantinopel überschwemmte, hatte ein frommer Glaube unsere zitternden Familien und die Jungfrauen unserer Klöster in der Kirche der heiligen Sophie versammelt. Man hoffte, im Glauben an eine alte Legende, daß zur selben Stunde, wo die Barbaren sich den Pforten des Tempels nahen würden, ein Engel des Himmels sich zeigen, und jene ruchlosen Horden zerstören werde. Aber ach! Geschichte und Religion selbst hatten mich gelehrt, daß Gott alternde Reiche in den Staub dahin sinken läßt, und daß, wenn er bisweilen ihnen beystehen will, das Wunder seiner Hand darin besteht, ihnen einen großen Mann zu senden. Konstantin's Heldenmuth und Tugend konnten uns nicht loskaufen von dem Sturz, was konnten wir noch erwarten?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die lange Rede.

Wie fanden Sie die Rede von Herrn Sturm?
„Lang, Freund! und platt, wie einen Bändelwurm!"

Die kurze Rede.

„Diese Rede! — Was hältst du von ihr?" Dem menschlichen Leben
Glich sie, mein Lieber! Sie war kurz und ein — jämmerlich Ding.

Der Beyfall.

„Wie du gefielest?" Man sah und horchte: doch war's nicht der Vortrag,
Nicht der Beredsamkeit Kraft: aber dein Amen gefiel!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

Wenn auch die Kunde von dem Schlage, der uns Bayern am 13. dieses Monats so betäubend getroffen hat, schon durch alle Länder erschollen ist, so wird doch den Lesern des Morgenblattes eine gedrängte Schilderung der schaurigen Vorgänge

die in Folge jenes schmerzlichen Ereignisses stattfanden, nicht unangenehm seyn.

Als wir Tags zuvor das Namensfest des Königs Maximilian mit so herzlicher Freude begingen, ahnete wohl keine Seele, daß uns schon am nächsten Morgen der gute Fürst, der noch erst Gegenstand unsers gemeinsamen Jubels gewesen, durch einen plözlichen Tod entrissen seyn würde. Der verehrte Monarch wohnte noch am Abende des 12. Oktobers mit seiner erhabenen Familie einem glänzenden Feste bey, das der kaiserlich russische Gesandte, Graf Woronzow, zur Feyer dieses Tages in seinem Hotel veranstaltet hatte, wobey jedoch der allerhöchste Gast nichts zu sich nahm, als zwey Gläser leichte Limonade, und schon vor zehn Uhr, jedoch bey völligem Wohlseyn, nach Nymphenburg zurückkehrte, und sich alsogleich in heiterer Stimmung zur Ruhe verfügte. „Der heutige Tag hat mich müde gemacht, ich denke gut zu schlafen," waren die lezten Worte des Königs. Der Höchstselige pflegte sonst schon vor fünf Uhr des Morgens zu läuten; es schlug sechs Uhr, und noch war kein Zeichen, daß er erwacht sey, erfolgt. Die Kämmerlinge, von einer peinlichen Unruhe getrieben, traten in das Kabinet, und fanden den König, mit der Hand unter dem Haupte, wie in einem tiefen, friedlichen Schlummer. Aber von seinen Wangen war die Farbe des Lebens gewichen, der Puls seines Herzens stand stille — der König war todt! Er war allem Anschein nach alsogleich entschlummert, denn das Bett war in völliger Ordnung und das Kissen ohne Falten. Der Schrecken, der sich von seiner Leiche unmittelbar den Umstehenden mittheilte, verbreitete sich bald durch das ganze königliche Schloß und von da nach der Hauptstadt. Kaum ließ der, dem Andenken der verstorbenen Mitglieder des königlichen militärischen Max Joseph-Ordens geweihte Tag — ohnedieß der traurigste in München — die ersten, von Viertel- zu Viertelstunde einzeln erfolgenden Kanonensalven erschallen, als die erschütternde Nachricht hier eintraf, daß der König in der verfloßnen Nacht an einem Schlagflusse gestorben. So mußte der erhabne Großmeister des genannten, von ihm selbst gestifteten Ordens, seine segenreiche Regierung gerade vor Anbruch des Tages beschließen, den er mit so rührender Anerkennung der Verdienste verstorbener Helden zu deren Gedächtniß bestimmte.

Merkwürdig ist es, daß der König zu verschiedenen Malen den Wunsch geäußert haben soll, dereinst an diesem Tage seine irdische Laufbahn zu enden. — Die das ganze Land mit dem namenlosen Jammer erfüllende Nachricht wurde noch Vormittags durch einen Herold in allen Straßen der Hauptstadt verkündet. Die Bestürzung und Trauer des Volkes zu beschreiben, ist unmöglich. München glich einer belagerten Stadt, überall bleiche Gesichter, überall Gruppen von Weinenden und Schluchzenden — ach wir hatten noch nicht gelernt den Gedanken zu denken: Unser Vater ist uns auf ewig entrissen.

Ich schweige von dem tiefen Schmerzgefühl der königlichen Wittwe und der ganzen allerdurchlauchtigsten Familie; der Anfangs starre und erst später laute Jammer der erhabenen Frau erregte für Ihr theures Leben gerechte Besorgniß, und nur mit Mühe konnte sie von dem Gegenstande ihrer heißen Thränen getrennt werden. Dieser Schmerz erreichte jedoch den höchsten Grad, als am 15. Nachmittags vier Uhr die entseelte Hülle des Königs von Nymphenburg in einem feyerlichen Zuge nach der königlichen Residenz-Hofkapelle abgeführt wurde, um dort bis zur festlichen Leichenbestattung beygesezt zu bleiben. Den Zug eröffnete eine Escadron des Garde du Corps Regiments, welcher mehrere zwey-, vier- und sechsspännige Wagen, in denen sich die Kammerdiener, Kammer- und Hoffouriere, die königlichen Leibärzte und Leibchirurgen, dann die Kammerherren und Flügeladjutanten im Dienste, die Kapitaine der Garden und die Generaladjutanten im Dienste, die Minister des königlichen Hauses, die Chefs der königlichen Hofstäbe, die Hofkaplane und Geistlichkeit von Nymphenburg, dann der Erzbischof mit seinen Assistenten befand, hierauf die Ober- und Unterbereiter, und endlich der achtspännige Trauerwagen mit dem Leichname Sr. allerhöchstseligen königlichen Majestät; an jeder Seite des Wagens gingen fünfzehn Mann von der königlichen Leibgarde der Hatschiere, und sechzehn Pagen mit brennenden Fackeln. Dieser Zug ging in feyerlicher Stille von Nymphenburg bis an den Burgfrieden, von wo bis in die Residenz die Garnison und Nationalgarde in Spalier aufgestellt war. Angekommen an der nach Dachau führenden Kreuzstraße, wurde die entseelte Hülle von sämmtlichen Stadtpfarrern, nebst einer großen Menge Geistlichen, von dem ganzen Domkapitel, von sämmtlichen Kronbeamten, Ministern, dem Hofe, dem Staatsrathe, den Präsidenten, der Generalität und dem Offizierkorps, die nicht im Dienste waren, den Ministerialräthen und Direktoren, nebst einer Deputation von vier Räthen sämmtlicher Central-, Kollegial und Kreisbehörden, dann von Seite des Magistrats, von den zwey Bürgermeistern, zwey Magistratsräthen und zwey Gemeinde-Bevollmächtigten empfangen. Fast alle Bewohner der Hauptstadt strömten hinaus, um Zeugen dieses erschütternden Vorganges zu seyn. Es war sechs Uhr, als der Leichenzug am Burgfrieden ankam. Auf der ganzen Wegesstrecke loderten Pechpfannen bis zur Residenz und beleuchteten den neblichten Herbstabend mit einem schauerlichen Scheine. Die große Masse der in Spalier aufgestellten Truppen und die zahllose Menschenmenge, die dem Zuge zusah, gab während desselben weder Laut noch Bewegung; man hörte nur den Choral der kirchlichen Sänger, nur die dumpfen Töne der Trommeln und Trompeten. Es war ein tiefes, wehmüthiges Schluchzen, das sich von Ort zu Ort vernehmen ließ, wo der Leichenwagen vorüberfuhr, dem Aller Augen, so lange sie ihn in der Dunkelheit gewahren konnten, mit heißen Thränen folgten. Um sieben Uhr kam der Zug vor der königlichen Residenz an, wo der Sarg herabgenommen, in die Hofkapelle gebracht, und nach der üblichen Kirchenzeremonie auf das Paradebett hingelegt wurde. Die Kirche war durchaus mit schwarzem Tuche behangen, und auf einem sechs Stufen hohen Catafalk, von 200 brennenden Wachskerzen umstellt, lag der Leichnam des Königs, angethan mit dem Ritterkleide des ersten hohen Hausordens vom heiligen Hubertus, zu seinen Häuptern die Attribute des Königthums, die Krone, das Scepter und die Hand der Gerechtigkeit. Den folgenden Tag strömte Jung und Alt zur Hofkapelle, um zum lezten Male die Züge zu schauen, die uns die liebsten waren im Leben und die sich auch im Tode nicht verändert hatten. Denn Er war gestorben, sagt ein verehrter Redner, wie der Fromme stirbt, welchen Gott lieb hat. Er ist sanft hinüber geschlummert in die ewigen Wohnungen, und auf dem blassen freundlichen Antlize lag der tiefe Friede eines guten Gewissens und eines schönen, reichen Lebens. Kein Schmerz entstellte die milden, schönen Züge, kein Todeskampf durchzuckte ihn in den lezten Augenblicken, und den Schmerz der Trennung von seinen Geliebten ersparte ihm der Allerbarmer, der seine Engel sandte, um ihn im süßen Schlummer hinüber zu tragen in das Land der Ruhe und der Vergeltung. —

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. November 1825.

Und der verhall'nen Rache Schmerz
Zernagte still mein wundes Herz.

Schiller.

Lascaris.

(Fortsetzung.)

„Weit hinweg von dem heiligen, aber schwachen Asyl der heil. Sophia, sprach Lascaris weiter, führe ich einige erlauchte Frauen aus dem Geschlecht der Comnenen, und vereint mit muthigen Freunden, das Schwert in der Faust, bahn' ich mir einen Weg durch jene Greuel des Blutbades, der viehischen Lust und Ruchlosigkeit, die schon das ungeheure Konstantinopel erfüllten. Allmächtiger Gott! welche Schandthaten sahen wir vor unsern Augen von der Furie des Krieges verüben, hundertmal mehr angefacht von der Wuth jener wilden Horden, welche man mitten in dem glänzendsten Sitze der Bildung und Künste auf Raub und Mord losließ *). Fluch solchen Feinden! O mögen nie jene Städte von Europa, die uns euch preis geben, die Beute eines eurer Siege werden; mögen sie nie jenen unbarmherzigen Krieg kennen, wo das Recht des Mordes nur da aufhört, wo die Sklaverey beginnt! Nach Galata, zu Verbündeten von verdächtiger Treue, geflüchtet, ist es uns in dem Tumult dieses furchtbaren Sieges gelungen, uns ungestraft einzuschiffen. Wir bringen nach Italien den Namen von Christen, unser Unglück und unvergängliche Schätze; es sind die Werke der großen Geister unseres Vaterlandes, jene Penaten des alten Grie-

*) Ohne Zweifel übertrieben die Griechen in ihren eignen Augen den Glanz und die Schönheit Konstantinopels; aber diese Stadt war zur Zeit der Eroberung nicht weniger mit den kostbarsten Denkmälern der antiken Kunst angefüllt. Sie enthielt mehr Bücher und Wissenschaften als das ganze übrige Europa. Dieß war wenigstens die Vorstellung, welche sich die Lateiner von ihr machten. Papst Pius II., dessen Weisheit und Gelehrsamkeit Gibbon gerühmt hat, gibt uns in dieser Hinsicht ein Zeugniß, das nicht zweifelhaft ist. „Konstantinopel, sagt er, war bis jezt der Zufluchtsort der Literatur und der Tempel der Philosophie geblieben. Jenen großen Ruf der Gelehrsamkeit, den Athen zur Zeit der römischen Macht besessen hatte, bewahrte Konstantinopel in unsern Tagen.“

Die Väter jenseits der Gebirge hegten nicht weniger Bewunderung als die Italiener für diese gelehrte Stadt. Comines, den man als einen Zeugen der Meynungen seiner Zeit betrachten muß, sagt, wenn er von der Wiedergeburt der Literatur spricht: „diese Wiederherstellung würde eben keinen großen Fortgang gehabt haben, wenn Konstantinopel nicht von Mahomet II. wäre eingenommen und geplündert worden; und wir hätten nicht noch einmal sagen können:

Graecia capta ferum victorem cepit et artes
Intulit agresti Latio.

Denn damals geschah es, daß Lascaris, Chrysoloras, Chalcondylos, Bessario, Trapezuntius, Argyropulos, Marullos, mit einem Wort alle gelehrten Männer Griechenlands, indem sie bey den europäischen Fürsten Sicherheit suchten, nach und nach auch alle alten Schriftsteller dorthin brachten, ohne welche man keine weiteren Fortschritte hätte machen können.

Zwar herrscht in dieser Angabe und in diesen Namen einige Verwirrung; und wahrscheinlich hätte der menschliche Geist auch ohne diese Katastrophe endlich weitere Fortschritte gemacht; aber was hier vorzüglich zu bemerken ist, das ist die Meynung der Zeitgenossen und die Art und Weise, auf welche sie den Fall von Byzanz und die Auswanderung der Griechen ansahen.

chenlandes, welche ich aus den Trümmern von Konstantinopel gerettet, wie Aeneas die heilige Glut der Vesta."

Lascaris Worte, das Gemälde jener großen Katastrophe verdoppelten die Theilnahme und die Ehrfurcht derjenigen, die ihn gehört, und während man ihn mit seinen Gefährten in der Freystätte, die ihnen offen stand, einige Ruhe genießen ließ, verbreitete sich die Neuigkeit von ihrem Unglück und ihrer Ankunft in die Ferne, und erfüllte nicht alle Gemüther mit gleichem Mitleid; man sagte, dieses Drangsal sey eine Strafe für ihre Ketzerey. Die Frauen zeigten mehr Erbarmen und mehr Schrecken und beteten für die Bekehrung der Griechen und die Vernichtung ihrer Feinde. Die griechischen Frauen, welche auf Lascaris Schiffe waren, wurden nach dem Kloster der Schwestern des heil. Benedikt bey Catania geführt. Man nahm sie dort mit wahrer christlicher Liebe auf. Die Meisten von ihnen hatten gesagt, sie seyen Nonnen und dem Herrn geweiht; als sie aber später ihre Schleyer zurückschlugen, und üppig wallende, schwarze Haare zeigten, die ihr Haupt bedeckten, und die Regelmäßigkeit ihrer Züge belebten, so erschien dieser den Klöstern des Orients eigene Gebrauch den Schwestern des heil. Benedikt fast als eine sündliche Entheiligung, und als der Beweis von allen den Irrthümern, welche die Doktoren des Abendlandes den Griechen so oft vorwarfen. So hatten unbedeutende Abweichungen in der Tracht, geringe Verschiedenheiten in den Gebräuchen langen Haß unter christlichen Nationen unterhalten, die sich untereinander hätten aufklären und helfen sollen. Dennoch entschlossen sich die Schwestern des heil. Benedikt, ehe sie den armen Flüchtlingen den Zufluchtsort verweigerten, den sie ihnen bewilligt hatten, an den Erzbischof von Palermo zu schreiben, und die jungen Griechinnen blieben in jener Stätte unter dem strengen Gesetz der Abgeschiedenheit und der Buße, das ihnen auferlegt ist, indem sie sich selbst mitten im Kloster eine Einöde schufen.

Unterdessen waren die italienischen Reisenden, deren Geist mit der Begeisterung der Jugend jene gelehrte Wißbegierde verband, die damals in ihrem Vaterlande allgemein wurde, ungeduldig, Lascaris wieder zu sehen und zu hören. Schon hatte das neuere Italien einen flüchtigen Wiederschein der Künste Griechenlands erhalten; aber das, was die Sage von dem Mönche Barlaam erzählte, hatte nichts mit dem Bilde jenes hochherzigen Griechen gemein, der aus Konstantinopel selbst die Urkunden des antiken Genius entführte. Bis dahin waren alle Griechen, die nach Italien kamen, entweder unbekannte Grammatiker oder Theologen, die mehr mit Glaubensstreitigkeiten beschäftigt als vom Kunstgeist beseelt waren. Bald war ihre Gegenwart bis auf jede Spur verschwunden, und die Spaltungen, die von dem Koncilium in Florenz befördert wurden, hatten jenen geistigen Verkehr in seinem eben beginnenden Wiederaufleben unterbrochen: auch schien, so lange Konstantinopel noch bestand, es immer noch Zeit, jenen Schatz der Wissenschaften, den das Geschick stets gütig bewahrte, um Rath zu fragen; doch nun war die Flamme des Heerdes verlöscht und Alles auf immer untergegangen. Dieser Gedanke beschäftigte den jungen Medicis, des Namens seines Vaters werth und wie dieser für die Wiederauflebung der Künste beseelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

König Enzius.

(Beschluß.)

Der Morgen des vierzehnten März dämmerte herauf: mit ihm die Stunde, da die Abendröthe dieses Lebens in die Morgenröthe eines neuen Tages übergeht. Unter den Gebeten der Geistlichen, den stillen Thränen seiner Diener, welche man in diesen lezten Tagen wieder zu ihm gelassen, und im Arme des alten Gefangenwärters, der sich gleichfalls eingestellt hatte, war König Enzius verschieden. Der Senat von Bologna versammelte sich, durch Diener beschickt, in der säulenreichen Halle. Schwarz behängt, stand sie in auffallendem Einklange mit der Feyertracht der eintretenden Edeln, welche stillschweigend ihre Sitze einnahmen. Sie waren gefüllt und der älteste Rath begann: „König Enzius ist todt. Wenn wir den Lebenden als kostbares Juwel betrachteten, wenn wir, wie der Geizige sein Juwel, ihn darum einscharrten und vergruben, so ziemt dem Todten ein ähnliches Betrachten, aber gerade darum ein entgegengeseztes Thun. Der Todte hat aufgehört, unser Feind zu seyn. Die Kraft seiner Kniee ist gebrochen. Sie können nicht mehr den flüchtigen Renner umschließen. Sein Arm ist gelähmt. Er kann uns nicht mehr gefährlich werden in der Schlacht. Seine Sinne sind ausgelöscht wie ein Licht. Sie können uns nicht mehr Bürgerkrieg entzünden und Verderben. Nur der Name des Königs Enzius ist noch übrig. Mit blassen Dinten ist er auf seinen Leichnam eingeschrieben. Den Namen des Königs ehrend und feyernd, ehren und feyern wir uns selbst. Bologna, wie groß ist sein Ruhm, daß es Gefangene durch Jahrzehnte ungestört festhielt, welchen als Freyen noch größerer Prunk geworden, als möglicherweise den Todten werden kann. Darum mein Antrag: daß König Enzius von diesem Augenblicke als König behandelt, daß von der Stadt Bologna aller Aufwand getragen werde, welchen Pomp des Leichenbegängnisses und der Ausstellung eines Denkmals verursachen." — Einige Senatoren widersezten sich diesem Antrage. Die Mehrzahl aber genehmigte ihn. Ob aus demselben Grunde, wie oben entwickelt worden, ob aus Mitleiden, Spott oder Reue, oder vielleicht nur fortge-

zogen von dem persönlichen Ansehen der Unterstützenden, möge dahin gestellt seyn.

König Enzius Leichnam ward in's Stadthaus gebracht. Auf das Köstlichste einbalsamirt, in Scharlach gekleidet, eine reiche Krone auf dem Haupte und das königliche Scepter in der Rechten, war er mehrere Tage im dunkelbehängten Saale ausgestellt. Der Sarg auf einem mit Sammt und Scharlach und goldnen Franzen reichgeschmückten Postamente und brennenden Kerzen umgeben: um ihn schön gekleidete Edelknaben und die Behörden der Stadt. Unter dem Geläute der Glocken, in feyerlichem Zuge ward Enzius — man konnte ihn, wie den Papst, einen dreyfach Gekrönten nennen, die mittlere Krone war von Dornen — zur Kirche des heil. Dominikus getragen. —

So wäre der Faden zu Ende, welchen wir beym Beginn dieser Geschichte aufgenommen. Aber noch eine kurze Geduld und die Schleife ist geschürzt.

Es war am 17ten März 1274, also gerade zwey Jahre, daß König Enzius beerdigt worden, als um die Mittagszeit ein hochbejahrter Mann durch die östliche Thüre in die Kirche St. Dominikus trat. Er verrichtete knieend sein Gebet und bewegte sich dann vorwärts, mit den Augen scharf umherspähend. Da gewahrte er eine zwey Fuß hohe gekrönte Bildsäule mit königlichem Mantel und Scepter angethan. Von weißem glänzenden Marmor, an die Kirchenwand gelehnt war sie offenbar aus der lezten Zeit und als Grabstein aufgestellt worden. Der Alte wollte hinzutreten, als die Pforte nach Westen sich öffnete und zwey wohlansehnliche junge Edelleute mit zweyen Frauen, jegliche ein Kind an der Hand, langsamen Schrittes auf das Denkmal zugingen. Der Führer der Fremden (offenbar waren es Fremde) las nun mit lauter Stimme die reimweisen Zeilen in lateinischer Sprache ab, welche einer rothen Marmortafel, ganz nahe dem Denkmale, eingegraben waren und Namen und Stand des Verstorbenen enthielten. König Enzius, sagte der eine Fremde, und eine tiefe Wolke lagerte sich über die heitere Stirne. Vater Enzius, riefen die beyden Frauen, und fielen sich weinend in die Arme. Mutter, Mutter, so tönte es aus dem Munde der Kleinen, und ein jedes faßte die seine, während die Männer hinzutraten.

Hochauf klopfte das Herz des Alten. Offenbar waren es Enzius und Lucie Viadagola's Töchter und Enkel, welche dorten weinten. Aber die Männer? —

„Laß uns nun heimwärts ziehen, liebe Lucie," sagte der Aeltere, und in so ächtem Deutsch, daß der Eingeborne nicht zu verkennen war. „Wir wollen oft noch des Vaters gedenken, liebe Marie, tröstete der Jüngere. Haben sie hier den Todten als Todten geehrt, so wollen wir dort, am heimischen Rhein, den Todten als Lebenden ehren."

Da fiel es dem Alten wie Schuppen von den Augen. Trugen doch die Männer s e i n e Farben, prangten doch in den schön gestickten Wappen des Gefolges die Zeichen s e i n e s Stammes.

„Hier ist noch ein Vater, rief er aus. Auch zu beweinen, gleich Jenem, und doch wieder anders."

Es war Graf Berthold. Die Söhne hatten ihn längst für todt gehalten, aber Alles traf zusammen, ein Erkennungszeichen reihete sich dem andern an.

„Und wer sind Diese?" fragte Berthold, ob er gleich schon früher die Antwort sich gesagt hatte. — „Unsere Frauen, König Enzius, Eures Wohlthäters, Töchter." — „Wohlthäters, meines Wohlthäters?" rief bitter der Alte. — „Dem Ihr Freund wart, dem Ihr Treue geschworen, fuhren die Söhne fort, den Tropfen Oel suchend, der den auswogenden Sturm besänftigen könne." — „Ach, rief Berthold, und der Tropfen Oel wurde zum furchtbaren verzehrenden Feuer, furchtbarer noch in Gegenwart des Denkmals des Verstorbenen."

Er sezte sich nieder auf die Marmorstufen, und ein Strom von Thränen rollte über seine Wangen. Die Kinder nahten sich zutraulich. „Ihm Freund gewesen, — ihm Treue geschworen, — überm Grabe endet die Fehde — seine Enkel, meine Enkel," — das waren die Worte, welche er einzeln und unverständlich in den Thränenstrom sprach.

Indem trat ein alter eisgrauer Mann herzu. An dem Grabe des heiligen Dominikus hatte er gebetet. Seine Seele — es war der Gefangenwärter — hatte einen höhern Flug genommen. „Gott segne Euch, sagte er. Euch, Herr Graf, und euch, ihr Kinder und Enkel. Was dahin ist, kehrt nimmermehr wieder: seyen's nun Menschen gewesen, oder Freuden, oder Schmerzen. Nur ihr Andenken bleibt uns und sey Antrieb zum Guten!" — „Bist du es, Alter?" rief Berthold und sprang auf und preßte ihn in die Arme. „Welch ein Schmerz, rief er aus, von Freunden Böses zu dulden. Ich hab's erfahren. Auch Andere. Ich wollte nach Deutschland zurück. Da schlugen mich am Fuße der Alpen streifende Ghibellinen in Fesseln. Ich schmachtete vier Jahre. Seit gestern bin ich hier; seit heute nicht mehr allein." Ein ungewohnter Strahl der Freude brach aus seinem Auge. Er schritt auf die Gruppe zu, er bewillkommte herzlich Töchter und Enkel.

Auf Bertholds Frage: „Und wie habt ihr eure Frauen gefunden?" war schnell die Antwort gegeben: „Vor mehreren Jahren hatten wir sie auf einem Streifzuge durch die Lombardey — wir dienten damals in Konradins Heere — gesehen und lieben gelernt. Unsers Königes trauriges Loos gab uns frey. Wir zogen heim mit ihnen, und nur ihr Wunsch, das väterliche Grabmahl zu sehen, von dem so Lobpreisendes verlau-

tete, konnte uns zurück über die blauen Berge locken. Aber nun kommt zum Rheine, zu den Hallen eurer väterlichen Burg."

Berthold schüttelte sein Haupt: „Ich will hier bleiben, hier sterben. Es ist aus vielen Gründen gut. Am Besten ist, wie ihr vorhin schon ausgesprochen, ihr gehet sogleich."

„Noch diesen Abend laßt uns bey Euch bleiben!"

„Auch diesen Abend nicht mehr. Gewiß, ich bin euch von Herzen gut, euch und euern Weibern und Kindern, auch euerm Schwiegervater dadrunten, mit dem ich manchmal im Leben zusammengetroffen bin. Ich denke ihn wiederum bald zu finden, aber friedlicher. Und nun — lebt wohl!"

Als am andern Morgen die beyden jungen Grafen aus Bologna hinausritten, mit zahlreichem Gefolge und ihre Lieben in Sänften mit sich führend, sahen sie sich um nach Dominikus Kirche. Ihr Kreuz winkte über dem aufsteigenden Nebel.

Vom nahen Berge — die Reisenden zogen durch's Thal — wo sich jezt die Kirche der Madonna di S. Luca erhebt, von wo man damals schon die ein-und-zwanzigbogige Brücke des Reno erblickte, grüßten zwey Männer.

Die beyden Grafen erkannten sie bald. Zwar schob sich eine vorüberflatternde Wolke dazwischen, feuchter ward ihnen das Auge beym Gegengruße, aber doch waren Graf Berthold und der Gefangenwärter nicht zu verkennen. Lange sahen sie den Reisenden nach auf dem Wege zur Heimath.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Fortsezung.)

Der achtzehnte Oktober endlich war der für das Königreich Bayern so höchst trauervolle Tag, an dem die entseelte Hülle des besten Königs aus der königlichen Hofkapelle nach der königlichen Familiengruft in der (Theatiner-) Hofkirche zum heiligen Kajetan abgeführt wurde. Um das Leichenbegängniß militärisch pomphafter zu machen, wurden zwey benachbarte Reiterregimenter einberufen. Der Zug sezte sich Nachmittags drey Uhr unter dem Geläute aller Glocken und unter Abfeurung von 101 Kanonenschüssen in Bewegung. Ihn befehligte der Feldmarschall Fürst Wrede, und unter ihm der General der Infanterie von Raglowich, die Generallieutenants Freyherr von Stróbl, Graf von Pappenheim; die Generalmajors von Berneclau, Graf von Seyssel, Freyherr von Herling, von Kirschbaum. Den Zug eröffnete der Playoberstlieutenant mit zwölf Gensd'armes zu Pferde, das königliche Kadettenkorps, sechs Escadrons des vierten Chevauxlegers-Regiments (König), das zweyte Jägerbataillon, ein Bataillon Nationalgarde, das erste Bataillon der Grenadiergarde, eine Batterie zwölfpfünder Kanonen, das zweyte Bataillon der Grenadiergarde, eine Escadron Nationalgarde, das Garde-du-Corps-Regiment. Hierauf folgten sämmtliche Livreebedienten des hiesigen Adels, einige Hundert an der Zahl, mit brennenden Fackeln, sämmtliche Bruderschaften, die sämmtliche königliche Hoflivree mit brennenden Fackeln, die sämmtlichen königlichen Hausoffizianten, die königliche Hofmusik, die Hofstabsärzte, der Klerus aller Stadtpfarreyen mit ihrer Vokalmusik, die königlichen Hoftrompeter und Pauker, der königliche Hoffourier, die Hofgeistlichkeit mit Vokalmusik, das Domkapitel, der Erzbischof von München mit den Bischöfen von Augsburg, Eichstädt und Passau und andern infulirten Häuptern, fünf-und-zwanzig schwarz vermummte Klagemänner mit dem königlichen Wappen auf der Brust und brennenden weißen Kerzen, wovon der lezte das Bildniß des heiligen Georgs trug. Die Kammerdiener des allerhöchstseligen Königs, die Offizianten und Sekretäre der königlichen Hausorden, ein königlicher Kammerfourier, der Reichsherold im feyerlichen Kostüm, Stab und Schwert mit schwarzem Flor umhangen, die Leibärzte des Königs, die zwey Ceremonienmeister, der Oberstceremonienmeister, endlich der Leichenwagen, geführt von einem königlichen Stallmeister und von zwey königlichen Bereitern, mit acht Pferden bespannt. Auf der rechten Seite des Wagens die General- und Flügeladjutanten, auf der linken zwölf königliche Kämmerer, dann an jedem der vier Ecken, und in der Mitte des Bahrtuches ein Comthur des Ritterordens vom heiligen Georg im altburgundischen Ordenskostüm. Auf jeder Seite zehn königliche Pagen mit brennenden Wachsfackeln. Die Hatschiergarde begleitete zu beyden Seiten den Leichenwagen. Hierauf folgte ein Trauerpferd. Neben dem Leichenwagen rechts der Kapitain des Gardes und links der Generaladjutant im Dienste. Hierauf paarweise: Die Kronbeamten, die Staatsminister und die Chefs der Hofstäbe, die Generale der Infanterie, Kavallerie und Artillerie, die zweyten Hofchargen, die Generallieutenants, die Staats- und geheimen Räthe, die Generalmajors, die Kammerherren und Stabsoffiziere, die nicht im Dienst waren, die Truchsesse, Intendanten und Stabsökonomieräthe. Nach diesen das Personale der Ministerien, der Central- und Kreisbehörden, und des Magistrats. Den Schluß des Zuges bildeten zwey Bataillons des ersten Linieninfanterieregiments (König), ein Bataillon des ersten Artillerieregiments, eine Batterie zwölfpfünder Kanonen, zwey Bataillons Nationalgarde, und endlich das erste Kürassierregiment (Prinz Carl).

Der Leichenzug ging von der königlichen Hofkapelle durch das Kapellenthor vor der Residenzwache vorbey, durch die Königsstraße, über den Maxplaz zum Carlsthor herein, in die Carlsstraße, Kaufingerstraße, an der Hauptwache vorüber in die Weinstraße, Theatiner-Schwabingerstraße zur Hofkirche zum heiligen Cajetan. An dieser Hofkirche empfing die Hülle des allerhöchstseligen Königs die gesammte Geistlichkeit. In der Kirche wurde der hohe Leichnam auf eine besonders dazu errichtete Estrade gesezt und von dem Erzbischof die Einsegnung verrichtet; nachher unter Begleitung des kleineren, den Sarg umgebenden Cortéges zur Hauptgruft-Stiege getragen, unter Voraustretung der benöthigten Geistlichkeit in die königliche Gruft hinuntergebracht, dieselbe dann mit zwey Schlössern verschlossen, wovon ein Schlüssel dem Minister des königlichen Hauses und der andere dem Oberhofmeister Sr. Majestät des Königs überliefert, und endlich von Seite des königlichen Oberhofmeisterstabes mit doppeltem Siegel belegt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 271.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. November 1825.

Der am Himmel dort
Die Sterne führt in ew'gem Reigentanz,
Der aus der Nacht die Morgenröthe ruft,
Den Blitzstrahl aus der Wolke schleudert, Er
Erweckt Zeiten, Menschen.

Herder.

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Als beym Anbruch des Tages Lascaris an das Gestade des Meeres kam, um nachzuspähen, ob er nicht in der Ferne ein Schiff mit unglücklichen Landsleuten erblickte, fand er Medicis und seine Freunde schon dort. Einer unter ihnen, ein junger Maler, dessen Werke einst die Zierde der Florentinischen Schule werden sollten, war damit beschäftigt, ein Bild des Schauspiels des vorigen Tages an dem Orte selbst, wo er es gesehen, zu entwerfen. Er zeichnete jene Flüchtlinge, wie sie an das Ufer gekommen, das Schiff vor Anker, aber an dem Steuer brachte er eine Minerva an, die auf Italien hinblickte. Ein anderer dieser jungen Reisenden, Bembo, in dem Schooße der venezianischen Aristokratie erzogen, dem die Geschichte der Völker mehr als die der Künste am Herzen lag, sann über diesen langen Verfall und den so plötzlichen Sturz des morgenländischen Kaiserthums nach, und war beynahe versucht, Kenntnissen, die nicht im Stande sind, Staaten vor ihrem Untergang zu bewahren, weniger Hochachtung zu zollen. Er konnte nicht umhin, diesen Gedanken gegen den berühmten Flüchtling zu äußern. „Ach! sagte Lascaris, sind die Künste das schönste Besitzthum eines Volkes, und das einzige Vermächtniß, welches es der Nachwelt hinterlassen kann; aber die Künste triumphiren nicht über die Verderbtheit der Gesetze; sie selbst unterliegen ihr. Seit mehreren Jahrhunderten schmachteten wir an den Gebrechen einer tyrannischen Regierung, in einer alternden Gesellschaft. Den Völkern Europa's kommt es zu, uns zu ersetzen und eine neue Zeit herbeyzuführen. Ich gestehe, daß dieser Gedanke sich schon längst in mir zu jenem traurigen Voranschauen des Schicksals von Konstantinopel gesellte. Als ich, noch jung, unsere Religionsstreitigkeiten, die Schwäche unsers Kaisers, den Luxus unsrer Großen sah, wandte ich mich zu dem Studium der Denkmäler einer andern Zeit, von denen unsere Sprache Bewahrerin geblieben war, die sie jedoch nicht mehr erreichen konnte. Ich versammelte um mich jene kostbaren Meisterwerke; ich vermehrte ihre Abschriften, wie ein Geschenk, dem Menschengeschlecht vorbehalten *). Ich sagte mir: sollen wir untergehen, wohlan,

*) Die von Konstantin Lascaris veranstaltete kostbare Sammlung besteht noch, und trägt in der That das Zeichen der voraussehenden Sorgfalt, die wir diesem eifrigen Beförderer der Literatur beygelegt haben. Nach Sicilien und Italien gebracht, diente sie dazu, Europa mit den berühmtesten Schriftstellern des griechischen Alterthums bekannt zu machen, und sie ist jezt in der Bibliothek des Escurials aufbewahrt. Man sieht darin die Spur von Lascaris Bemühungen, um jene Ueberreste des antiken Genius zu erhalten und zu vereinen, und die großmüthige Absicht, die ihn beseelte. Mehrere Werke, von seiner Hand abgeschrieben, tragen Ueberschriften, die an irgend einen merkwürdigen Umstand erinnern, oder von irgend einer edlen Gesinnung zeugen. Auf einer schönen Abschrift von Aristoteles Politik stehen die Worte geschrieben: Lob sey Gott, dem Urheber alles Guten! Dieses Buch ist die Arbeit und das Eigenthum von Konstantin Lascaris von Byzanz und nach ihm eines jeden, der es verstehen wird. Πλείστη χάρις τῷ

so soll Europa wenigstens den Geist unserer Väter erben! ich war dem Schiffer gleich, welchen der Sturm zu verschlingen droht, und der die Charte seiner Reisen, seiner Entdeckungen vor den Fluten zu bewahren sucht." „Die Sprache und die Werke der Griechen, erwiederte Medicis, zu wenig unter uns bekannt, sind doch den Weisesten unter uns theuer. Unser großer Dichter Petrarka hatte eine Abschrift des Homers aus dem Morgenlande erhalten, und seufzte, diesen Schatz unfruchtbar in seinen Händen zu sehen. Sein Freund Boccaccio lernte die griechische Sprache, und erklärte ihm die Gesänge Homers." — „O möchte doch die ganze Welt sie hören, diese erhabenen Gesänge! rief Lascaris. Die Phantasie, die Philosophie der Griechen, unsere Redner, unsere Dichter sollen Italien von Neuem beleben und bezaubern, und von dort werden sie in das andere Europa übergehen, das ihr selbst noch wie barbarisch nennt. Unter dem griechischen Himmel wohnte lange Zeit ein Menschenstamm, von dem glücklichsten Klima, von der edelsten Freyheit begünstigt. Begeisterung entsproß dort der Vaterlandsliebe, und stets entflammte der Ruhm die Seele zu großen Thaten, welche das geheime Vorbild der schönen Künste sind. — Homer hatte das Schöne in der Dichtkunst geschaffen, Plato trug es in die Sittenlehre, und die Vernunft wurde erhabner noch als die Begeisterung. Unter solchen Auspizien hatte sich in Griechenland eine Auswahl großer Dichter, Philosophen, Redner gebildet und mehr als einmal erneuert, die wir, unglückliche Verbannte aus Konstantinopel jezt nach Italien überbringen. Nie wohl retteten Besiegte auf ihrer Flucht einen köstlicheren Schatz; nie wird Gastfreundschaft großmüthiger belohnt werden; denn wir geben mehr noch, als wir selbst besaßen. Bey uns, einem gesunkenen Volke, blieben die Vorbilder des Großen und Schönen treu aufbewahrt, aber unfruchtbar und ohne Nachahmer; sie bereicherten unsere Archive, aber sie begeisterten uns nicht mehr. Selbst unsere Ehrfurcht vor so reinen Denkmälern nahm und den Muth zu jeder neuen Schöpfung; und unser muthloser Geist blieb unbeweglich in einem engen Kreise, so wie unser ganzes Reich in Byzanz eingeschlossen. Aber mögen diese Vorbilder, die wir euch bringen, neue Sprachen und neue Völker beleben, und ein neues Zeitalter voll Ruhm und Licht wird für Europa aufgehen. Besonders aber ihr, Italiener, bey der Freyheit eurer Sitten, bey euren friedlichen Regenten und euren republikanischen Städten, ihr könnt zuerst etwas von jener glücklichen Muse, von jenem schönen Geiste Griechenlands wieder auffinden. Die Künste, die nach der Reihe von Klima zu Klima wechselnd wandern, gleichen jenen leuchtenden Zeichen, von denen unser Aeschylus spricht, jenen Feuern, die von Gestade zu Gestade angezündet waren, um Agamemnon's Sieg zu verkünden, und die von den Gipfeln des Ida bis zu den benachbarten Gebirgen von Mycene fortliefen, und unaufhörlich sich wiederholten. Möge diese Flamme, von den Griechen entzündet, die einst auf den Gestaden Joniens, Siciliens, Egyptens, und des alten Ausoniens brannte, möge sie heute in dem christlichen Rom wieder auflodern! Während die Barbaren im Orient um sich greifen, unterrichte sich Europa und kläre sich auf, der Sieg wird ihm dann nicht entgehen!" Medicis, Bembo, der Maler Alberti und Calderino, der später griechische Sprache und Wissenschaft nach Frankreich brachte, horchten begierig auf Lascaris Worte und schienen sich an seiner Begeisterung zu beleben. Lascaris fuhr fort, sie einige Zeit von Plato's Geist zu unterhalten. Schnell entwickelte er ihnen einige jener großen Gedanken, die sich fast im Voraus bis zur Erhabenheit der christlichen Lehre erhoben hatten. Er hielt bisweilen inne, um sich selbst vorzuwerfen, an solcher Rede ein so großes Gefallen zu finden. „Das griechische Kaiserthum ist nicht mehr, sagte er, und ich, ein ohnmächtiger Bürger, erzähle hier Fremden von den Wunderwerken des Genius unserer Väter, die keine Gräber mehr haben! Ich gleiche jenen athenienssischen Sklaven, welche in eben diesem Sicilien Sophokles und Euripides Strophen sangen. Aber diese Athenienser hatten nur ihre Freyheit verloren; noch lebte ihr Vaterland, noch erfüllte es sie in ihrer Sklaverey mit sehnsüchtigem Verlangen; ich aber bin frey, und allein auf dieser Welt. Entschuldigt mich also, wenn ich ein lebenswarmes Bild von Griechenland in der Erinnerung an unsere Künste zu finden suche; ich habe kein anderes Vaterland mehr."

Diese Gespräche wurden durch die Nachricht unterbrochen, daß andere unglückliche Griechen nicht weit von Messina gelandet wären, und ihre Landsleute suchten. Diese neuen Flüchtlinge kamen vom Peloponnes und von Attika, wohin Mahomet mit seinen Schaaren noch nicht gedrungen war. Der berühmteste unter ihnen war Gemistes Pletho. Einst an den Hof der Kaiser berufen, und bey den Unterhandlungen mit Italien gebraucht, hatte eine unbesieg-

Θεῷ αἰτίῳ παντὸς ἀγαθοῦ. Κωνσταντίνου Λασκάρεως τοῦ Βυζαντίου καὶ ὁ κόπος καὶ τὸ κτῆμα, καὶ μετ' αὐτὸν τοῦ συνιέντες.

Die Manuscripte von Herodot, Thucydides, Euripides, Sophocles, Plato u. s. w. tragen verschiedene Inschriften, die sich auf Lascaris Aufenthalt in Sicilien und Italien beziehen. Auch finden sich in dieser Sammlung Briefe, die an andere Flüchtlinge von Byzanz gerichtet sind, und historische Bruchstücke, welche nie herausgegeben worden sind. Ein Abriß der allgemeinen Geschichte, welche Lascaris bis zur Einnahme von Konstantinopel, von der er Augenzeuge gewesen war, fortgesezt hatte, endigt sich mit der Erzählung vom Tode des Kaisers, und mit diesen rührenden Worten: „Mit ihm ging das Kaiserthum unter, und die Freyheit, und die Civilisation, und die Wissenschaften und alles was gut ist." Καὶ ἐπὶ τούτου ἀπώλετο ἡ βασιλεία τῶν Ῥωμαίων, καὶ ἡ ἐλευθερία, καὶ εὐγένεια, καὶ λόγος, καὶ πᾶν ἀγαθόν.

bare Liebe zu den schönen Erinnerungen Griechenlands ihn nach Athen zurückgeführt. Dort hatte er seine Begeisterung für Plato's Philosophie genährt, denn es schien ihm, daß selbst Byzanz, an der äußersten Grenze Thraciens, nur immer eine Kolonie von Halbbarbaren gewesen sey, zu entfernt von dem Muttersitze der Künste und des Genies. Umgeben von den Denkmälern, welche Athen noch in sich schloß, begeistert für die Erinnerungen des alten Griechenlands, hatte sich dieser so beredte Philosoph und Sonderling religiöse Verfolgungen zugezogen, die bis mitten in dem Sturz des Kaiserthums die unglücklichen Griechen noch zerrissen. Vom Bannstrahl getroffen, war er aus seinem Lande verwiesen, aus dem so viele Andere flohen. Man beschuldigte ihn, eine ruchlose Vorliebe und eine gotteslästerliche Andacht für die alten Götter Griechenlands bewahrt zu haben, und die Täuschungen und Wünsche Julian's in sich zu erneuern. Homers Olymp, sagte man, sey für diesen Götzendiener der Künste eine Art geheimnißvollen Symbols geworden, welches seine Phantasie anbete, woran er fest glaube, indem er Begeisterung und Spitzfindigkeit, Entzückung und Allegorie mit einander mische.

Gemistes trug den Mantel der alten Philosophen, wenn er auch sonst schon Ehrenstellen am Hofe von Byzanz bekleidet hatte. Sein hoher Wuchs, seine breite, offene Stirne, sein langer weißer Bart, sein Blick voll mystischen Feuers, die Miene des Nachdenkens und der Begeisterung, die sich in der erhabnen Sonderbarkeit seiner Züge malte, gaben ihm das Aeußere, wie man es sich von Pythagoras oder Plato entwerfen würde. Aber Gemistes, der die Einfachheit der schönen Zeiten Griechenlands verloren hatte, war nur ein Nachahmer eines Plotius, eines Porphyrs. Dennoch flößte er Ehrfurcht ein, zu dem sich Staunen gesellte. Viele Griechen, die Freunde der Wissenschaften waren, hatten sich um ihn versammelt. In Byzanz sowohl als in Athen hatte er zahlreiche Schüler gehabt. Aus seiner Schule war der berühmte Bessario hervorgegangen, der, den Untergang seines Vaterlandes ahnend, schon längst den Glauben des Morgenlandes verlassen hatte, um sich an die lateinische Kirche anzuschließen, und, ein Italiener geworden, von seinem Ursprung nichts als griechische Gelehrsamkeit und die Feinheiten des byzantinischen Hofes behalten hatte. Vom Papst Eugen IV. zur Kardinalswürde erzogen, schien Bessario die Hoffnung der flüchtigen Griechen geworden zu seyn, und Gemistes, auf die Anhänglichkeit an seinen ehemaligen Schüler bauend, versprach ihnen eine Stütze.

Sein Anblick setzte Medicis und seine jungen Freunde in Erstaunen. Seine Sprache, die nur Erhabenheit athmete, fesselte sie noch mehr. Er hatte nichts von jener unruhigen Traurigkeit, von jenem Schmerz des Menschen und Staatsbürgers, der sich in alle Gedanken von Lascaris drängte, und selbst seine Begeisterung für die Künste lähmte. Gemistes schien eine idealische Welt zu bewohnen, in welche die Schmerzen der Erde nicht drangen. Seine Phantasie blickte immer über die Begebenheiten hinaus, oder schuf sie vielmehr nach seinem Sinn um, und lieh ihnen ihre Farben. Vielleicht betrachtete er in diesem Augenblick den Sturz des griechischen Kaiserthums mit einer Art trauriger und zweifelhafter Freude; vielleicht träumte er mitten in dem Siege Mahomets und der Erschütterung Europa's von der Rückkehr der hellenischen Feste und der Freyheit der alten Zeiten. Er dankte Medicis und den jungen Italienern für die Achtung und den Eifer, die sie für seine Landsleute an den Tag gelegt, und seine Sprache athmete Hochsinn und Vertrauen auf die Zukunft. „Du thust wohl daran, junger Mann, sagte er zu Medicis, Griechenland zu bewundern, du bist deines Vaters werth, den ich zur Zeit der unnützen Streitigkeiten des Conciliums zu Florenz sah. Er war begierig einige der Wahrheiten unserer Zeit zu hören, aber sein Geist war zu sehr mit den kleinlichen Sorgen der Weltpolitik beschäftigt. Er dachte vorzüglich nur daran, seine Mitbürger zu regieren, und beschäftigte sich nicht mit den großen Gedanken jenes Meisters der Weisen. Es fehlte ihm an Zeit für die erhabnen Wahrheiten, und er begriff nicht die Umwandlung, welche die Welt erwartet, und die noch von Griechenland ausgehen kann.“

„Schon fühlen wir, erwiederte Medicis, alles, was die Künste Griechenlands an Ruhm und Licht unserm Vaterlande verleihen können. Kommt nach Italien, bringet eure Sprache und die Werke eurer großen Geister dorthin, deren würdige Dolmetscher ihr seyd. Lascaris hat uns gezeigt, wie unsere italienischen Städte die Bildung Athens nachahmen, wie sie sich durch seine alten Kunstwerke bereichern können. Griechenland wird unter uns wieder aufleben; es wird zu den Völkern jenseits der Gebirge gelangen, und Wissenschaften und Beredtsamkeit dorthin bringen.“ Ein Lächeln des alten Philosophen schien sagen zu wollen, daß solche Worte seinen Gedanken und seinen Hoffnungen nicht entsprächen. „Wir sprechen künftig davon, sagte er, ich erwarte hier Briefe von Bessario; ich will wissen, was er seinen Mitbürgern und Griechenland anbietet, dessen Erinnerungen er zweymal abtrünnig wurde.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Beschluß.)

Was König Maximilian I. während einer 26jährigen Regierung für Bayern gewirkt hat, wird sein Geschichtschreiber erörtern. Diesem hat der Akademiker Scherer in einer Rede: „Rückblick auf die 25jährige Regierung ꝛc." wacker vorgearbeitet. Als der Verewigte 1799 die Regierung antrat, war das Land von fremden Kriegsheeren noch nicht befreyt, fast aller Hülfsquellen beraubt, erschöpft, von Schulden erdrückt — die Staatsverfassung ohne Einheit und Kraft, die Besteurung ohne Verhältniß und Ebenmaß, das Heer schwach, ohne Uebung und Vertrauen. Wie dennoch hierauf in kurzen Jahren rasch und sicher vorangeschritten wurde, wie nach vorausgegangner zweckmäßiger Eintheilung des Reiches der Staatsdienst in allen Zweigen neu geordnet und die Verschiedenheit der Verwaltungsformen in Einheit gebracht worden, wie der Gerechtigkeitspflege ihr heiliger Standpunkt, unabhängig von jedem fremden Einflusse verbürgt, neue Gesetzbücher entworfen, das die Menschheit entehrende Zwangsmittel zu Bekenntnissen auf immer verbannt, die Stellen mit einsichtsvollen würdigen Männern besetzt, überall Recht und Unpartheylichkeit, Strenge mit Milde bethätigt worden — was zur Erreichung, eines wohlgeordneten Staatshaushalts durch Herstellung neuer Grundlagen für die Besteurung selbst, ferner durch eine streng geregelte Rechnungsführung, und eine selbstständige Schuldentilgungsanstalt geschehen — was für den Anbau und die Veredlung des Landes durch Aufstellung geläuterter Grundsätze der Staatswirthschaft, durch die den landwirthschaftlichen und polytechnischen Vereinen, von edlen Männern gestiftet, bezeugte Aufmunterung — für Ordnung, Reinlichkeit und Gesundheit durch öffentliche Anlagen, Bauverbesserungen — was für Handel und Gewerb durch Befolgung weiser und richtiger Grundsätze, in Bezug auf die Belebung des Kunstfleißes, durch erleichterten inneren Verkehr, durch wohlunterhaltene oder neuangelegte Straßen, durch Brücken- und Wasserbauten, durch musterhaft geordnete Postanstalten — was für die Bildung des Heeres, welches gleichsam neugeschaffen werden mußte, um mit seiner eingebornen Tapferkeit hervortreten, und durch kühnen Muth, wissenschaftliche Bildung und Kriegszucht jene Stufe des Ruhms ersteigen zu können, auf welcher es heute hinter keinem zurücksteht — was für die Ehre und Sicherheit des Reiches geleistet worden durch den mit jeder schonenden Rücksicht zu allgemeiner Pflicht und zur Auszeichnung erhobenen Waffendienst, und durch die Errichtung einer zu Bewachung der öffentlichen Ruhe und Ordnung insbesondere bestimmten auserlesenen Mannschaft, so wie ganz vorzüglich der Bürgergarde und der Landwehr — wie allen Eingebornen nicht nur gleiche Rechte zu allen Stufen des Staatsdiensts eingeräumt, und ihr Eifer und ihre Thätigkeit durch Festsetzung ehrenhafter Auszeichnungen gespornt, sondern auch ihr Verhältniß in Bezug auf Standesgehalt und Würde auf das Großmüthigste geordnet, dem verdienten Arbeiter ehrenvolle Ruhe im Alter, und seinen Hinterlassenen Obsorge und Unterstützung verbürgt — was endlich für Erziehung und Unterricht, für Kunst und Wissenschaft, für geistige und sittliche Bildung durch Anstalten aller Art, Volks- und Sonntagsschulen, Gymnasien, Lyceen, Universitäten, Schullehrer-Seminarien, so wie durch die neue Einrichtung und großmüthige Ausstattung der Akademie der Wissenschaften und jener der Künste gethan worden — dieß Alles ist bekannt und anerkannt. Das Höchste aber, was seine Regierung uns brachte, war die Wiedergeburt der bürgerlichen Freyheit, und in ihrem Gefolge die Sicherheit des Eigenthums vor jeder Rechtswillkühr, die Aufhebung der Leibeigenschaft, eine gleiche und geregelte Steuervertheilung, vollständige Gewährung der Religions- und Gewissens-, Rede- und Druckfreyheit, Gleichstellung der christlichen Gottesdienste, und die allgemein ausgesprochne, und durch die That bewährte Achtung eines jeden Standes, wie des Adels, so des Bürgers und Landmannes; und alles dieses damals schon, als solche Grundsätze offen auszusprechen, und solche Maßregeln in's Leben zu führen, nicht ohne Verdienst war. Um endlich die Segnungen seiner Regierung auch noch den späten Enkeln seiner Unterthanen zu bewahren, gab König Max in der Uebereinstimmung mit dem Zeitbedürfnisse mehr noch, als mit dem kaum ausgesprochenen Wunsche der Nation, ihr eine neue reichsständische Verfassung, beruhend auf dem dauerhaften Grunde der Gerechtigkeit, und einer verständigen Berechnung der gesellschaftlichen Kräfte und Ansprüche, ein Reichsgrundgesetz, in welchem alles Gute und Haltbare der verflossenen Zeit bewahrt war, und die seither erworbenen Erfahrungen und Einsichten nicht minder ihre rechte Stelle gefunden hatten.

Wir wollten hier nur einige Züge aus dem schönen thatenreichen Leben des Verewigten anführen, und nur einige Laute bezeichnen, die der Gedanke von dem Ende desselben den Saiten unsrer Herzen abzwingt. Die erste zum Ausdruck eilende Empfindung vermag nicht mehr. An Denkmälern aller Art wird es dem erhabenen Todten nicht fehlen. Mögen sie würdig und ernst zur Nachwelt sprechen und ihr sagen, wie gut und edel er war, und wie wir ihn geliebt. Indeß stehen ihm in den Herzen aller Bayern, ja aller seiner Zeitgenossen der ehrenvolleren und unvergänglicheren Denkmäler Millionen. Diese besseren werden spät noch von Herzen zu Herzen übergehen, wenn die marmornen vielleicht schon in Staub übergegangen seyn werden.

Ich glaube diesen Aufsatz nicht treffender schließen zu können als mit den Worten eines verehrten Kanzelredners: „Traure, mein Vaterland, um den zu früh Verlornen! Aber sey nicht undankbar in deinem Schmerze, und preise Gott, daß er ihn dir gegeben, und so lange dir erhalten hat. Erhebe das thränenschwere Auge zu dem Erben seines Thrones, und vertraue, er werde auch der Erbe seiner Tugenden seyn, und deine Wunden heilen. Ein edler Sohn kann keinen schönern Ehrgeiz haben, als einem solchen Vater nachzustreben, und eines solchen Vaters Geist wird segnend auf dem Sohne ruhen — er wird der Schutzgeist seines Volkes bleiben!"

Auflösung des Palindroms in Nro. 265:

Bart. Trab.

Homonyme.

Am Wagen und am Glas ist meine Kraft bekannt.
Auch bin ich ein Kanton im schönen Schweizerland.

Gustav Hänich.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. November 1825.

Vielkundig seyn, nicht vielgelehrt, ist gut.

Democrates.

Geschichte des Schach-Spiels.

Von F. T. Schubert.

Eine Schach-Parthie ist eine Beschäftigung, mit der sich andere Spiele so wenig vergleichen lassen, daß man vielleicht Unrecht thut, es ein Spiel zu nennen. Der Dichter, der niederschreibt, was die Muse ihm eingibt, und selbst der eigentliche Gelehrte, genießt bey seiner Arbeit vielleicht mehr Vergnügen, als der Schach-Spieler bey seinem sogenannten Spiel; und bey manchem, was man Studium nennt, wird weniger Kopfbrechen verwandt, als wenn sich zwey Menschen zum Schach-Brett setzen, um ihren Verstand in der Auflösung desselben Problems zu üben. Da diese Uebung gewöhnlich zu einer Zeit vorgenommen wird, wo man eine Erholung oder Zerstreuung von wichtigern Geschäften bedarf — sollte es auch nur das Geschäft des Essens und Trinkens seyn — so wäre es vielleicht das einzige, was man zum Nachtheile dieses Spiels sagen könnte, daß es weder Erholung noch Zerstreuung gibt, weil es den Verstand oder vielmehr die Aufmerksamkeit zu sehr anstrengt; wenn nicht die unartigen Leidenschaften, die dabey nicht selten in das Spiel kommen, vollends alles verdürben, und die vorgebliche Medicin in Gift verwandelten.

Man könnte die Schach-Spieler vielleicht in so viele Klassen theilen, als Yorik in seiner Klassifikation der Reisenden aufgezählt hat. Es gibt Menschen, die sich in ihrem ganzen Leben nie ernsthafter und vielleicht unschuldiger beschäftigen, als wenn sie am Schach-Tische sitzen; es gibt andere, die auf eine gewonnene Schach-Parthie stolzer sind, als der Sieger bey Barin, die nach einer verlornen ihren Gegner so herzlich hassen, wie Pompejus den Cäsar nach der Schlacht bey Pharsalia, und die sich zu keiner Parthie entschließen würden, wenn sie vorher wüßten, daß sie sie verlieren sollten; es gibt welche, die die Puppen in die Hand nehmen, um sich das Ansehen zu geben, dieses sinnreiche Spiel zu verstehen, und mit den Puppen nicht viel besser als Kinder spielen; es gibt endlich auch solche, die es als eine gesellige Unterhaltung schätzen, bey welcher der Geist mehr Nahrung findet, als in den gewöhnlichen Unterhaltungen, und denen es mehr Vergnügen macht, an einen überlegenen Spieler eine Parthie zu verlieren, als gegen einen Stümper zu gewinnen. Zu dieser lezten Klasse gehörte der tatarische Eroberer Timur, und Gibbon macht dabey die Bemerkung, nur ein Schach-Spieler könne den ganzen Werth dieses Lobes fühlen. Die, welche zu dieser Klasse gehören, sollten eigentlich allein Schach spielen: denn sie allein haben den wahren Genuß davon, der in der Entdeckung der Plane des Gegners, der Benutzung seiner Fehler, der Verbergung, allmähligen Entwickelung, und endlichen Ausführung der eigenen Plane besteht.

Hierin zeigt sich die große Aehnlichkeit zwischen dem Schach-Spiel und dem Kriege, die so oft bemerkt worden ist; dennoch beruhen beyde auf ganz verschiedenen Grundsätzen. Bey dem Schach-Spiele wird nichts durch

Gewalt, alles wird durch Vorsicht und Klugheit entschieden; hier findet kein Ueberfall Statt, man warnt sogar den feindlichen König und selbst den General; die besonders in der neuesten Kriegsgeschichte so gewöhnliche Uebermacht an Zahl oder Waffen wird bey dem Schach-Spiel gar nicht gestattet: beyde Armeen müssen genau von gleicher Stärke seyn; der überlegene Spieler wirft einen seiner Steine weg, um die Gleichheit des Spiels herzustellen, ehe das Gefecht seinen Anfang nimmt, und der Spieler, der sich einen Stein vorgeben läßt, erkennt die Ueberlegenheit des Gegners an.

Der große Vorzug dieses Spiels vor allen, sowohl Glücks- als andern Spielen besteht darin, daß es das einzige wahre jeu d'adresse ist; und das größte, was sich zu seinem Lobe sagen läßt, ist, daß man es noch nicht so weit herabgewürdigt hat, es im eigentlichen Verstande um Geld zu spielen. Indessen haben die Rechtsgelehrten auch über dieses Spiel eine Streitfrage aufgeworfen: einige z. B. der Kardinal Kajetan, erklären es in vollem Ernste für ein unerlaubtes Spiel, weil es zu viel Nachdenken erfordere; andere aber setzen es eben deßwegen unter die erlaubten Spiele, wenn nur nicht um eine höhere Summe gespielt werde, als die Landesgesetze bestimmen; der berühmte Montagne hielt es für ein kindisches und geistloses Spiel; es wäre der Mühe werth zu wissen, welches Spiel er für geistreicher gehalten hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Gemistes vermied, seinen Zufluchtsort in dem Kloster des heil. Benedikt zu nehmen, das sich seinen Landsleuten so großmüthig öffnete; aber er versprach sich, sie stets zu besuchen, und mit ihnen einige der ungewöhnlichen Landschaften und antiken Denkmäler zu durchstreichen, welche Catania umgeben. Den andern Tag, an einem jener Abende, wo das Weben der Seeluft Siciliens brennendes Klima erfrischt, ruhten die Flüchtlinge nach einer langen Wanderung auf einem der Gipfel des Aetna. Medicis und seine Freunde begleiteten sie, und ein junger Bruder aus dem Kloster des heil. Benedikt, den eine lebhafte Wißbegierde nach ihren Kenntnissen zu fesseln schien, war ihnen gefolgt. Es fanden sich dort um Lascaris und Gemistes mehrere berühmte Griechen vereint: Hermonymus von Sparta, Argyropulus, in der Philosophie des Aristoteles erzogen, Georg von Trapezunt, bekannt durch seine Streitigkeiten und seine Beredsamkeit, Andronicus, der Lehrer von Lorenz von Medicis, Demetrius von Athen, der sinnreichste Ausleger des Homers, Theodor Gaza, Michael Apostolus, der Bewunderer und Zögling von Gemistes. Nachrichten aus dem Orient angelangt, waren der Gegenstand ihrer Unterhaltung. Sie verkündeten die unwiderrufliche Verlegung des türkischen Kaiserthums nach Byzanz. Mahomet hatte aus St. Sophia eine Moschee, aus dem Pallast der Cäsare einen Harem gemacht. Unzählige Familien aus den verschiedenen Theilen seines Reichs herbeygerufen, sollten in Stambul die ersetzen, welche der Krieg oder die Sklaverey vernichtet oder zerstreut hatte. Der griechische Gottesdienst wurde den Besiegten gestattet, und Mahomet bewilligte ihnen einen Patriarchen, den er selbst mit dem bischöflichen Stabe geschmückt hatte. Uebrigens war der Sultan im Begriff, die lezten Trümmer des Kaiserthums zu verschlingen, und bedrohte Trapezunt und Morea, die ihm schon zinsbar geworden waren. Diese Nachrichten verdoppelten Lascaris Schmerz. „Der schwache Ueberrest unseres Vaterlandes, rief er aus, ist mehr als vernichtet. Mahomet thut dem Blutbad Einhalt, um in der Knechtschaft den Schatten eines besiegten Volkes fortbestehen zu lassen. Man wird in Byzanz ein Christenthum sehen, als einen Sklaven des Alkoran, und einen christlichen Bischof, gewählt von dem Entweiher unserer Kirchen; selbst von der Religion wage ich nichts mehr zu hoffen." Dieser Schmerz, der von allen versammelten Freunden mitempfunden ward, schien sich Gemistes nicht mitzutheilen. Ein anderer Gedanke beschäftigte ihn, und schien ihn mit einer Hoffnung zu beleben, die er nicht zugestand. „Was sprecht ihr doch, sagte er, von Zerstörung und Sklaverey? Erinnert ihr euch wohl der Worte, die der Hierophant bey dem Eintritt in das Heiligthum, bey dem Schein der heiligen Flamme aussprach: Wachet und seyd rein? Griechenland stirbt, weil es die Ueberlieferungen seiner Väter verloren. Es würde sich selbst wiederfinden, wenn es zu den heiligen Quellen zurückginge, aus denen unsre Väter schöpften." Während er sich so mit Begeisterung, in Geheimniß gehüllt, ausdrückte, ließ seine ehrwürdige Gestalt, sein langer, weißer Bart glauben, einen Priester aus Delphi oder Eleusis in ihm zu sehen, oder vielmehr erinnerte diese wilde Gegend, in welcher die Griechen sich vereint fanden, diese Nachbarschaft des Vulkans an Empedokles, gequält von den großen Geheimnissen der Natur, und im Begriff, sich in den Schlund des Aetna zu stürzen.

Jener sonderbare Wahn, der Gemistes nicht allein für die Künste, sondern auch für die Glaubenslehren des Alterthums zu begeistern schien, war damals, selbst in Italien, nicht ohne Beyspiel. Der Geschmack an der römischen Literatur, unaufhörlich durch die Denkmäler und Ruinen, welche das alte Latium bedeckten, geweckt, ließ auch die Erinnerungen an den Polytheismus wieder aufleben; und zur selben Zeit lebte Pomponius Laetus, der ein Abkömmling einer berühmten Familie Neapels, den Namen eines alten Römers angenommen hatte, und umgeben von seinen Schülern, Fanatikern des profanen Roms wie er, Romulus Altäre errichtete, und ingeheim die heiligen Ge-

bräuche und Feyerlichkeiten nachahmte, die Ovid besingt. Der junge Bembo hatte vor Kurzem Pomponius in Venedig gesehen, wohin sich dieser geflüchtet, weil sein wissenschaftlicher Eifer für das Heidenthum ihn mit einigen Gelehrten eines Komplotts gegen den päpstlichen Thron verdächtig gemacht hatte. Ergriffen von dieser Erinnerung war Bembo auf Gemistes Worte und Begeisterung nur um so aufmerksamer, obschon er mit leisem Lächeln seiner Rede horchte; während der junge Benediktinermönch, Zeuge dieses ungewöhnlichen Auftritts, mit gefaltenen Händen dastand, ergriffen fast von stummem Schauder.

Ganz versunken in jene Truggestalten und poetischen Bilder, die sich in seiner Seele drängten, fuhr Gemistes bald mit Wärme fort: „War es nicht, ihr Griechen! eine bewundernswerthe Idee unsers Meisters Plato, welche das Weltall mit so vielen beschützenden Genien, unter der obern Gewalt und der ewigen Aufsicht eines höchsten Gottes bevölkerte! O Lascaris, der du unsre Künste nach Italien bringen willst, wirst du auf dieser wieder in Barbarey versunkenen Erde den Gott wieder finden, der in Griechenland Begeisterung und Beredsamkeit verlieh? Was willst du mit jenen Meisterwerken machen, die für Völker, welche von unsern alten Mysterien nichts wissen, nur ein todter, unfruchtbarer Buchstabe seyn werden? Als Plato die Weisen von Egypten besuchte, genügte es ihm, die Form der Buchstaben und der Symbole, die über dem Eingang der Tempel eingegraben waren, zu bewundern? Wollte er nicht auch ihren Sinn, ihr Geheimniß erforschen? Was sind unsere Künste getrennt von dem Gottesdienst und dem Glauben, d. h. von dem Leben unserer Väter? Erinnere dich der Worte, die ein Römer an seinen Freund schrieb: Du gehst nach Athen, so bete denn die Götter an. O Lascaris! vielleicht hast du nie jenes mächtige Band empfunden, welches unsere Erinnerungen und unsern Genius, unsere Künste und unsere alten Sagen umschlingt, du, ein halb Fremder, von jenen nichtigen Streitigkeiten von Byzanz zurückgehalten, an den Grenzen Thraciens, fern von unsern heiligen Gestaden. Hättest du in Athen gelebt, wären deine Blicke beym Anbruch des Tages dem Parthenon begegnet, hättest du gewähnt, die Fußstapfen des göttlichen Plato aufzufinden, wären dir selbst diese Ruinen als unsterblich und göttlich erschienen, wie wenig würdest du daran denken, den Genius unserer Väter auf die Vervollkommnung der Künste und der Rede zu beschränken! Weißt du nicht, daß jenes Bild des Schönen, das du in unsern Schriften bewunderst, und mit dem du die Völker des Abendlandes bekannt machen willst, nur ein Abglanz jenes göttlichen Urbildes ist, das sich in dem Himmel liegt? Schwingen wir uns auf den Fittigen unserer Seele zu jener himmlischen Schönheit hinan, und wir werden sie lebendiger und wahrer in den Sagen und der Dichtung unserer Väter wiederfinden."

Während er so sprach, schien sich der junge Michael Apostolus an seinem Beyspiel zu beleben, aber in einer Begeisterung, die schüchterner und weniger zuversichtlich als die des Greises war. Zweifel gesellte sich zu seinem Wahne. Ihn dünkten verführerische Versprechungen das, was die feurige Phantasie des alten Platonikers in der Schilderung verwirklichte. Er war nicht überzeugt, er war bewegt. Unmöglich aber theilte er jene Art von Verachtung, welche die Griechen von Byzanz für die Civilisation der Lateiner hegten. „Was mich betrifft, sagte er, ohne auf die Wiedergeburt Griechenlands, das den Streichen der asiatischen Barbaren erliegt, zu hoffen, will ich doch nicht meine Heimath im Abendlande aufschlagen. Ich ziehe es vor, mich auf eine der Inseln des jonischen Meeres, etwa nach Cypern oder*) Creta zurückzuziehen. Was sollen wir bey Völkern, denen unsere Künste fremd sind? Wann soll die Unwissenheit Europa's verschwinden, mitten unter Kriegen, die es spalten? Auf den Ruinen Rom's, die selbst im Vergleich mit Griechenland barbarisch war, haben sich zwanzig Völker erhoben, und in ihren Sprachen, die weniger roh sind, findet man nur Ueberreste der römischen wieder."

In diesem Augenblick wurde die Aufmerksamkeit der Fremden durch die Töne eines Reisenden abgezogen, der den Berg herabkam, und einige jener Verse Dante's sang, mit denen seit einem Jahrhundert der Trieb der Bewunderung die Völker Italiens vertraut gemacht hatte. Er wiederholte jenen herrlichen Eingang des Dichters:

Dolce color d'oriental zaffiro
Che s'accoglieva nel sereno aspetto
Dell' aer puro, infino al primo giro,
Agli occhi miei ricominciò diletto;
Tosto ch'io uscì fuor dell'aura morta,
Che m'avea contristati gli occhi il petto.

Bey diesen schönen Versen, die im Verein eine so glückliche Verkündigung, ein so glänzendes Bild des Erwachens der Künste im Abendlande zu seyn schienen, blieben die griechischen Reisenden und die italienischen Jünglinge einige Zeit stumm vor Bewunderung. „Glaubt ihr, sagte Medicis, daß eine Sprache, die solcher Wohllaute fähig ist, nicht genug vorbereitet sey, um die neuen Eingebungen griechischer Kunde zu empfangen? Ihr seht, in dem Chaos unserer noch barbarischen Sitten hat ein erhabner Geist diese fast göttlichen Gesänge unter uns angestimmt. Was vermöchten wir nicht, wenn die großen Vorbilder und der schöne Genius Griechenlands uns zu erleuchten käme."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieser Grieche, einer der gelehrtesten und geistreichsten, die nach Italien hinüberkamen, lebte einige Zeit auf der Insel Creta, welche unter venezianischer Hoheit eine Civilisation bewahrte, welche im fiebzehnten Jahrhundert durch die Eroberung der Türken vernichtet wurde. Er war Dichter und Platoniker.

Briefe aus Berlin über Berlin.

Erster Brief.

Schon seit der Zeit, als das Rezensiren und Korrespondiren anfing, wie die Masern der Vierziger und die englischen Glieder, unter die Kinderkrankheiten zu gehören, habe ich mein Federschwert in die Scheide gesteckt, bin, wie Marius auf den Ruinen Karthago's, ruhig auf den Trümmern meines umgestürzten Korrespondentenreichs gesessen, habe um mich und neben mir die papiernen Schwanzdrachen der Kritik in den papiernen Journalhimmel steigen sehen, ohne von der Lust angewandelt zu werden, auch mein Abschnitzel dazu herzugeben. Endlich aber wird die Arche meiner Geduld es doch müde auf der großen Sündflut theatralischer Berichte, welche die Oberfläche aller Zeitschriften bedecken, herumzutreiben, und wenn ich denn schon lesen muß, wie Hinz und Kunz den Meinau herabzappelte, oder den Jaromir herunterreißt, wie Mad. So und Fräulein So den Schnabel verzog und die Arme bewegte, wenn ich es schon lesen muß, wie fade französische dramatische Eintagsfliegen von Hans und Michel über deutscht wurden, wenn ich es schon lesen muß, daß Jobs und Ypes zum Stuhlgange lyrischer Produkte gegangen sind, wenn ich es denn schon lesen muß, wie göttlich Dem. Die trillerte, und wie himmlisch Dem. Die purzelte, wenn ich denn schon aus dem Zeitungsblatte lesen muß, was ich schaudernd selbst erlebt, ey, beym Himmel! so will ich es wenigstens selbst schreiben, so habe ich doch ein Vergnügen dabey, meine Sachen zu lesen, und wie süß es ist seine Sachen zu lesen, weiß ein jeder, der seine Sachen drucken läßt. Gewiß sehe ich die Zeit schon heran nahen, wo Niemand etwas lesen wird als das, was er selbst schrieb, und Niemand etwas andres rezensiren als sein eignes Werk. O goldnes Literaturalter, wie glücklich wirst du uns machen! welche Zufriedenheit wird unter den Lesern, und welche Liebe unter Verfasser und Rezensent herrschen! dann wird jede Familie ein eigenes Blatt haben, blos für ihre Kinder und Kindeskinder, jedes Buch wird wenigstens einen vergnügten Käufer finden, und jeder Rezensent wird das Buch, das er rezensirt, gewiß gelesen haben! Sie ist nahe diese Zeit, doch noch ist sie nicht ganz da, nur bis dahin lassen Sie sich denn von mir immer in Geheim ein Briefchen wohlgespickt mit den Fettschnitten der hiesigen Novitäten absenden, drucken das geheime Briefchen öffentlich ab, ich schreibe ein zweytes, dito geheimes, Sie drucken es dito öffentlich ab u. s. f. Aber ich muß Ihnen im Voraus sagen, daß ich das „nur die Lumpen sind bescheiden" sehr beherzige, und von vielen Dichtern und fast allen Schauspielern ein Erzgrobian genannt werde! Ja, ich thue mir sogar etwas zu Gute darauf! „Beym Pfau und der Pastete!" ich will einmal griechisch schwören, es wäre doch jämmerlich, wenn unser ein's sich Stunden lang durch die Torfsümpfe der neuesten Literatur durchquälen müßte, einen blanken Reichsthaler alle Abend dem Theatermoloch in den Rachen werfen und sich Stunden lang wieder von Jammerhelden und Heldinnen Kopf ab und Fuß auf rädern lassen sollte, und dann nicht sein Zetermordio über diese Tempelschänder und Parnaßfrevler ausrufen dürfte. Ich will nicht, wie die Maler ehedem, vor den Päpsten hinknieen, um meine Malerey zu beginnen. Es wird schwer in dem verworrenen Knäul der Novitäten den Faden herauszufinden und sie, die Novitäten nämlich, an dem Schnürchen abzuhaspeln, darum werde ich, ohne in der Fahrstraße zu bleiben, bald dahin bald dorthin springen, und jeden Neuigkeitsschmetterling, wie ich ihn eben erhasche, mit der Federnadel in meinen Brief befestigen. Vor der Hand muß ich Ihnen etwas von unserem Nefelokokkygia, zu deutsch „Wolkenkukuksheim" etwas sagen. Sie errathen wohl, daß ich von nichts geringerem als vom Königsstädter Theater rede. Sie werden doch gestehen, daß die neuere Geschichte nur drey gleich große Epochen zählt. Die Anerkennung der Nordamerikanischen Freystaaten, den Kampf der edlen, zu Tode gehezten Griechen um Freyheit und Vaterland, und die Errichtung des Kasperltheaters in der Königsstadt! Ach es ist etwas Großes um ein Großes durch Großes zu Großem gemacht! wie saugen und kauen wir und letzen uns an diesen Genüssen! Das Schicksal dieses Volkstheaters ohne Volk erinnert an folgende Anekdote: Eine kleine Dorfgemeinde konnte ihren Pfarrer nicht los werden, was thaten sie? das Dorf wanderte aus! und der Pfarrer war ohne Gemeinde! das Volkstheater ist wohl da, aber wo ist das Volk? und kann ein Parterre Armeen aus der Erde stampfen? und dennoch, dennoch hätte dieses Theater eher fortbestehen können, wenn es auf den beschränkten Kurzbeinen seines Repertoirs den kleinen Rumpf aus Vaudeville, Lokalpossen, Melodrames, Groteskballet zugelassen hätte, aber nun haben sie auf den Zwergfüßen eines enggezognen Repertoirs den Riesenleib einer großen Oper gestellt, und die drollige Figur purzelt komisch einher! „hier geboren, dort erzogen, ist sie hier und dort nicht heimisch!" alle Augenblick steht es zu erwarten, daß die possierliche Gestalt stolpern, und in Aktien begraben werde. Mit dem Engagement der Dem. Sonntag, auf dem Siegerfelde bey Leipzig, fing das Reich der Wolkenkukuksheimer an, sie führten die Braut nach Haus! allein mit der Braut allein ist's nicht gethan, eine Schwiegermutter und Schwägerin hat man noch in den Kauf nehmen müssen, Mutter und Schwester Sonntag! Auch Brautführer mußte man haben zur Kananitischen Opernhochzeit, und Jäger und Wächter mußten auch engagirt werden. So haben wir sammt Chor und Orchester, die alle erweitert werden mußten, jährlich um 40,000 Thaler mehr Ausgabe! freylich sind die Opern sehr besucht, aber dafür ist alles andere öde und „ewig soll's Sonntag seyn!" und somit ist die Einnahme nicht gestiegen, und die liebe Direktion und die Kasse kommen mir vor wie Prinz Bubo in dem Mährchen von der Decke, wenn er sie heraufzog, hatte er auf den Beinen nichts, und waren diese bedeckt, fror ihm die Schulter weg! Die neue „Italienerin in Algier" und die neue Sonntag haben mit der Harpune: Neuheit den Wallfisch Publikum ziemlich angezogen, „der Schnee" von Auber, will in der Lauheit nicht lange halten. Soll ich Ihnen die Menge Witze, die auf „Sonntag, Wächter, Jäger" u. s. w. gemacht worden sind, mittheilen? Sie wären eben so fad als die Unzahl lobhudelnder Unsinngedichte, mit denen die Vossische und Spenersche Zeitung ihren kritischen Beywagen an der politischen Diligence überladet. Bey dieser Gelegenheit ist auch das Fräulein Konsequenz des „Gesellschafters," keine Gelegenheitsgedichte aufzunehmen, gefallen, und hat ein Gelegenheitskindlein geboren; seinem Schicksal kann man nicht entgehen! Daß das Fräulein Sonntag mit halber Stimme (mezza voce) singt, das wissen Sie, man muß sie also zwey Mal hören, um sie einmal ganz gehört zu haben, dann sagt man: sie gefällt mir halb und halb: sie singt auch sehr lieblich und angenehm, ist als Schauspielerin recht ausgezeichnet; zugestanden, aber ich will mich noch ein wenig besinnen, bis ich vor dieses neue Licht in Israel die frühern Lichter Seidler, Milder, Schulz, ausblase und beseitige! Es ist eine wahre Lust ein Mal in das Wolkenkukuksheimer Theater zu gehen. Die lieben Sonntagskinder dreschen wie die Sabbathdrescher mit beyden Händen drauf los, und purzeln sich an Bravo, Bravi, Bravissimo und Bravissimo heiser. Ein Unpartheyischer glaubt, sie drehen sich nach dem Oberonshorn, oder sie hätten Schwindelkraut gegessen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. November 1825.

Wem anvertraut ward heiliger Genius,
Den lautre Wahrheit ewiger Kraft, zu schau'n,
Was gut und schön sey, was zum Aether
Hebe von Wahn und Gelust des Staubes.

Voß.

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Lascaris, der mit Dante wie mit Homer vertraut war, und dessen Geist alles beurtheilte, weil er alles vergleichen konnte, ergriff diese Gelegenheit, um Gemistes Irrthum zu erörtern; und sich zu ihm wendend sagte er: „Du hast gehört, wie die Jahrhunderte auf dein System antworten. Eine neue Zeitrechnung hat seit langer Zeit für den menschlichen Geist begonnen. Sie hat ihre Religion, ihre Dichtungen, ihre höheren Wahrheiten, ihren Volksglauben; noch kann sie Belehrung und Vorbilder erhalten, aber sie kann sich nicht mehr in die Vergangenheit, die nicht mehr ist, senken, und sich in eine andere Zeit umformen. In unsern alten Spielen hielten die Läufer nicht in dem Augenblick an, wo sie die heilige Fackel erfaßt. Mit größerem Feuer nur flogen sie vorwärts, und die Flamme, von ihrer Hand geschwungen, loderte heller. Dieß ist das Bild der Nacheiferung, welches die Völker auf der Laufbahn der Künste und des gesellschaftlichen Lebens anregen soll. Die alte Welt hat geendet; aber noch lange wird sie durch die Denkmäler und die Erinnerungen, die sie hinterlassen, über die Phantasie der Menschen herrschen. Wir werden die Dolmetscher dieses gelehrten Alterthums seyn; wir werden uns mit seinen Wundern bekannt machen, und findet sich ein glücklicher Geist unter der Menge, so wird er, sobald ihn der Hauch unserer Worte berührt hat, sich über seine Zeitgenossen, über sich selbst erhaben fühlen." —

„Schon haben wir dieses große Werk begonnen, erwiederte Medicis. Ueberall ist man in Italien damit beschäftigt, die Ruinen zu durchwühlen und den Genius der Römer wieder aufzufinden. Cosmus von Medicis, mein Vater, ist der Freund der Gelehrten; mit großen Kosten sammelt er die seltensten Handschriften. Seine Schiffe, die in Persien, Egypten und Indien Handel treiben, haben mehr als einmal Bücher von dort zurückgebracht, die ihm mehr als alle seine Schätze werth sind. Könnte er euch doch aufnehmen! Wir sind, mitten in Italien, wie verlassene Kinder, die unter den Ruinen ihrer väterlichen Palläste umherirren. Lehret uns den Gebrauch dieser Schätze, die wir täglich entdecken, indem ihr uns die bringt, die ihr selbst besizt."

Lascaris erwiederte darauf: „Ihr habt nicht nöthig, zu den Sitten und den Sagen der alten Römer hinaufzusteigen. Ihr bewohnt Italien, aber ihr seyd ein neues Volk. Eure Päpste und eure Gelehrten sprechen die alte Sprache Roms; aber alles hat sich geändert, nur die Worte nicht, deren sie sich noch bedienen und die wie das unfruchtbare Echo der Vergangenheit um sie tönen. Anstatt knechtisch der Spur der Lateiner zu folgen, und die Nachbeter eines selbst nachahmenden Volks zu seyn, geht vielmehr zur Quelle selbst, aus der ihre großen Männer schöpften. Das alte Rom ist zugleich euch zu nahe und zu fern. Sein Genius lastet auf euch, der unsere soll euch begeistern. In den Künsten so wie im Leben gibt es eine ewige Wahrheit und vorübergehende Formen. Die Wahrheit ist es,

welche die Tiefe des menschlichen Herzens berührt; das übrige ist nur ein Gewand, welches mit der Jahreszeit und nach den Launen des Gebrauchs wechselt. Der Irrthum der Begeisterung besteht darin, sich von einigen jener wechselnden und abgeleiteten Formen hinreißen zu lassen, und sie für die Wirklichkeit selbst zu nehmen." — „Ich weiß wohl, sagte Bembo, daß ihr nicht behauptet, den ganzen Zug der alten Fabeln Griechenlands mit euch zu führen. Aber was soll uns dann frommen, den Genius eurer Väter zu kennen, welche unter Gesetzen, Sitten und einer Religion lebten, die von den unsrigen so verschieden sind? Sollen wir, wie die Griechen, jene religiösen Feste begehen, an welchen die Fülle der Dichtkunst ihre Meisterwerke zur Bewunderung eurer Väter ausgoß. Bisweilen spielt man vor dem Volk in Italien, und selbst in den Ländern jenseits der Alpen, die Mysterien unserer heiligen Religion; aber mit Mitleid sehen Gelehrte auf diese rohen Belustigungen. Wie könnten wir je der Pracht des heidnischen Griechenlandes gleichkommen, von der wir hier noch Spuren erblicken?" Bembo deutete dabey aus der Ferne auf jene ungeheuren Ueberreste eines antiken Theaters, das man noch heute bey Tauromintum bewundert, ein Verein halbgebrochner Säulen, ein weiter, prächtiger Umkreis, von dem man in der Ferne, im Hintergrund der Scene, das Gestade des Meeres und die Gipfel des Aetna entdeckte. „Ach, ich weiß nicht, sagte Lascaris, ob ihr die Wunder der Atheniensischen Bühne wieder werdet aufleben lassen. Die Barbaren müßten erst besiegt seyn, um, wie Aeschylos, ihre Niederlage auf der Scene zu entrollen. Aber die großen Geisterwerke haben nicht nöthig, Nachahmer zu begeistern, um dem Menschengeschlecht nützlich zu seyn. Ist es für ein Volk nichts, solche Lehren zu erhalten? Wie sehr müssen sie nicht die Sitten verfeinern, die Gemüther erheben, und überall jenes Feuer der Begeisterung verbreiten, welches den Schöpfungen des Genies vorhergeht und sie vorbereitet? Ich hoffe nicht darauf, daß sich Griechenland heute von den Barbaren durch die Kraft seiner Erinnerungen befreye. Aber kann es einst wieder aufleben, so wird es dieß ohne Zweifel der Civilisation und den Wissenschaften verdanken, dessen Kleinod es so lange bewahrt hat. Es gibt auf der Welt nur zwey Mächte; sie sind: die Gewalt und der Gedanke. Wie ungleich auch beym ersten Anblick der Kampf zwischen diesen beyden Mächten erscheint, immer doch wird der Gedanke triumphiren; denn er entkräftet die Gewalt, und wandelt die Barbaren um. Mögen die kostbaren Werke unserer großen Männer, unserer Weisen aufbewahrt bleiben; sie sind von jetzt an die einzige Stütze Griechenlands, die ferne Hoffnung seiner Befreyung."

Unter diesen Gesprächen kehrten Lascaris und seine Freunde nach der Stadt zurück, in der Absicht, ihre Abreise nach Italien zu beschleunigen. Sie fanden dort Briefe aus Rom, die ihnen schwachen Trost brachten. Das Schicksal von Byzanz schien dort vorausgesehen worden zu seyn, und man erwartete die Nachricht der Unterwerfung von ganz Griechenland. Bessario schrieb seinen alten Landsleuten mit dem Ausdruck eines wahren Schmerzes, aber doch mit einer gewissen Bitterkeit, wie wenn er die Streitigkeiten des Konciliums zu Florenz noch nicht vergessen hätte. Er beweinte den unvermeidlichen Fall Konstantinopels, den Triumph der Barbaren, und die Schmach, welche die ganze Christenheit traf. Er benachrichtigte, daß der Papst Nikolaus V. Schiffe ausgerüstet habe, um dem griechischen Kaiserthum zu Hülfe zu eilen; aber zu gleicher Zeit gab er zu verstehen, wie sehr der schismatische Eigensinn der Griechen alle für den wahren Glauben entbrannte Herzen verwundet hatte. „Ihr habt es gewollt, schrieb er, ihr habt Gott versucht, ihr seyd lieber durch die Hände der Barbaren umgekommen, als daß ihr am Busen eurer Brüder eure Irrthümer widerrufen hättet. Der heilige Vater hat jene Parabel des Evangeliums auf euch angewendet: Wenn der Feigenbaum nicht in drey Jahren Früchte trägt, wird er an seiner Wurzel abgeschnitten, zerstört und in's Feuer geworfen. Dieß ist das dritte Jahr." Jedoch versprach Bessario in diesem Brief, der an Lascaris gerichtet war, allen Griechen die großmüthige Hülfe des Papstes als eines eifrigen Beschützers der Künste. Er drang in Lascaris, nach Rom zu kommen, und schloß mit den Worten, daß troß den zahlreichen Aemtern und den wichtigen Gesandtschaften, die ihm anvertraut waren, er dennoch die griechische Literatur und Philosophie nicht vernachlässige, und sich auf seinen Gesandtschaften an dem Hofe der Fürsten damit beschäftige. Ein anderer Brief Bessario's war an seinen alten Lehrer, den gelehrten Gemistes gerichtet. Er enthielt keinen Vorwurf, keine Bemerkung über die Irrthümer, deren man diesen eifrigen Anhänger Plato's beschuldigte. „Da man dich aus Griechenland verbannt, sagte Bessario, so komme nach Rom; du wirst dort in der Bibliothek des Vatikans eine Freystatt finden." Der übrige Inhalt des Briefes berührte mehrere Punkte der platonischen Philosophie, für die der gelehrte Kardinal sehr eingenommen war, und über welche er seinen alten Lehrer um Rath fragte. Diesem Briefe war eine Bulle des Hofes von Rom *) zu Gunsten des Königs von Cypern beygefügt. Bessario sandte sie als einen Beweis der Sorgfalt, welche der heilige Vater für die der römischen Kirche getreuen Christen des Morgenlandes trug. Indem Lascaris die Augen auf jene einzige Hülfe warf, die das Abendland Griechenland gewährte, bemerkte er die neue Form und die Regelmäßigkeit der Buchstaben, die nicht von der Hand geschrieben zu seyn schienen. „Was

*) Litterae indulgentiarum Nicolai V. Pont. Max. pro rege Cypri datae.

ist das für eine ungewöhnliche Schrift? sagte er; wir kennen sie in Byzanz nicht, und haben sie nie in den Briefen gesehen, welche wir bisweilen von der römischen Kirche empfingen." — „Dieß ist, sagte der Botschafter des Kardinals, eine recht sonderbare Erfindung, die vor Kurzem jenseits der Gebirge von den Barbaren in einer Stadt Deutschlands gemacht worden ist. Sie haben sich nämlich ausgedacht, aus Holz oder Bley Buchstaben zu verfertigen, die sich auf dem Papier, so oft man will, abdrucken lassen. Man beschuldigte diese Leute dort der Zauberey und des Umgangs mit dem Teufel; aber sehr mit Unrecht, denn unser heiliger Vater, der Papst, hat einige derselben aus Mainz kommen lassen, um auf diese Weise die Breves und die zahlreichen Briefe der apostolischen Kammer zu schreiben. Ja man hat sogar schon begonnen, die größten Werke auf diese Weise abzuschreiben."

Lascaris horchte begierig auf diese Erzählung, die Augen auf die heilige Bulle geheftet und wie außer sich vor Staunen und Freude. „O, rief er, glücklicher Aufschwung des menschlichen Kunstfleißes, Quelle neuer Wahrheiten, unsterblicher Schirm der entdeckten Wahrheiten! Alle diese Schätze, die ich den Flammen der Barbaren entrissen, sind von nun an in Sicherheit, selbst gegen die Raubsucht der Zeit. Man wird sie zahllos vervielfältigen; sie werden in alle Punkte der Erde dringen, überall den griechischen Namen und den Geist verbreiten. Ja heute, mitten unter der Last unsers Unglücks, gewahre ich mit Gewißheit die Morgenröthe einer großen Epoche, die für das Menschengeschlecht anbricht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Schach-Spiels.

(Fortsetzung.)

Bey jedem Kartenspiele kömmt es auf die Karten, und bey den Brettspielen auf die Würfel an, die der bloße Zufall, wenigstens wenn alles ehrlich zugeht, in die Hand oder aus der Hand wirft; und diejenigen, die es wirklich so weit gebracht haben, das Glück durch Kunst zu korrigiren, und das Spiel zu einem reinen jeu d'adresse zu machen, sind wenigstens bescheiden genug, sich dessen nicht zu rühmen. Die Geschicklichkeit beym Billard liegt nicht im Kopfe, sondern in den Augen und Händen; und selbst hier hört man den verlierenden Spieler sehr oft über Unglück klagen; und zwar mit Recht, weil es unmöglich ist, alle Fehler der Billardtafel zu kennen, und ihre Folgen vorher zu berechnen, besonders für Leute, die sich nicht bemüht haben, nur die ersten Grundsätze der Bewegung der Körper zu begreifen. Beym Schach-Spiel aber sind, wie bey den Zweykämpfen der alten Ritter, die Waffen, das Terrain, und die Sonne, vollkommen gleich vertheilt: kein Glück oder Unglück kann hier Statt haben, und es ist lustig zu hören, welche Mühe der schachmatte Spieler sich gibt, zu beweisen, wodurch er das Spiel verloren habe, und daß es nur von ihm abgehangen hätte, es zu gewinnen, wenn er so oder so, das heißt, wenn er besser gespielt hätte, als wenn dieß Jemand bezweifelte. Will man indessen die Sache ernsthafter behandeln, als sie es verdient, so läßt sich zum Troste des Ueberwundenen und zur Demüthigung des Siegers etwas sagen, das durch die Erfahrung bestätigt ist. Nicht überlegener Verstand, nicht größere Stärke im Kalkuliren und Kombiniren, entscheidet das Schach-Spiel, sondern eine größere Uebung, kälteres Blut, weniger Zerstreuung, und angestrengtere Aufmerksamkeit. Daher kömmt es, daß man gegen denselben Spieler an einem Tage alle Parthien verliert, an einem andern Tage immer gewinnt, und daß wahre Dummköpfe es in diesem Spiele so weit bringen, daß selbst Newton ihnen keine Parthie abgewinnen würde. Der Verfasser überläßt es seinen Lesern, ob sie aus dieser Bemerkung den Schluß ziehen wollen, daß er selbst zu den Trost suchenden schlechten, oder daß er zu den bescheidenen guten Spielern gehöre, und eilt nun zu der Geschichte dieses edeln Spiels.

So viele Schicksale und Aenderungen das Schach-Spiel auch erlitten hat, so scheint doch das ausgemacht, daß es, gleich den meisten alten Erfindungen, sich aus Asien, und zwar aus Indostan, nach Europa verbreitet hat. Die Sage, daß es schon vor dreytausend Jahren von einem der griechischen Helden vor Troja, Palamedes, erfunden sey, gründet sich auf nichts als auf die Bemerkung, daß die Langeweile, wovon die Griechen während einer zehnjährigen Belagerung geplagt genug seyn mochten, meistentheils die Veranlassung solcher Erfindungen ist. Es kommen vielmehr alle Nachrichten darin überein, daß das Schach-Spiel in Indien erfunden ist. Die Zeit aber wird verschieden angegeben. Nach einigen ist diese sinnreiche Erfindung von einem indischen Könige dem großen Cyrus mitgetheilt (also vor ungefähr 2400 Jahren); hiemit stimmen einige Nachrichten der Chinesen überein, nach deren Geständniß dieses Spiel um eben die Zeit aus Indien nach China gekommen ist; auch ist es, nach den neuesten Untersuchungen der Engländer in Bengalen, seit undenklichen Zeiten dort bekannt. Allein dann wäre es sonderbar, daß es den Griechen, durch den Feldzug Alexanders nach Indien, und durch ihre spätere Gemeinschaft mit diesem Lande, nach welchem sie so oft gelehrte Wallfahrten anstellten, nicht bekannt geworden ist.

Nach den umständlichen Erzählungen der Araber ist das Schach-Spiel in Indien wenigstens sieben bis acht Jahrhunderte später erfunden, und zwar aus Eifersucht über die Ehre, die sich der König von Persien Ardschir (Artaxerxes), der Stifter der Sassanidischen Dynastie (226 nach Chr. Geb.), durch die Erfindung des Brettspiels (Trik-

trak, oder Toccategli, oder eines ihm ähnlichen Spiels) erworben hatte, oder nach einer andern Nachricht aus folgendem edleren Bewegungsgrunde. Das glückliche Indien ward vierhundert Jahre nach Christi Geburt von einem jungen Monarchen Namens Schechram regiert, der ungeachtet der vortrefflichen Eigenschaften, womit die Natur ihn begabt hatte, durch die Hülfe der Schmeichler, die ihn umgaben, es vergessen gelernt hatte, daß die Vorsehung ihn auf den Thron gesezt habe, um sein Volk zu beglücken. Alle Vorstellungen der Braminen, daß seine eigene Macht im Glücke der Bürger bestehe, und daß die geringsten des Volkes die stärkste Stütze des Thrones ausmachen, waren vergebens. Dem Braminen Sissa gelang es endlich, dem Könige diese wichtige Lehre durch die Allegorie des von ihm erfundenen Schach-Spieles begreiflich zu machen. Obgleich in diesem Spiele, wie in jedem wohl geordneten Staate, der König die wichtigste Person ist, auf die alles ankömmt, so ist er doch ohne die Hülfe seiner Unterthanen verloren, und der roi dépouillé spielt eine so unbedeutende Rolle, daß man es nicht der Mühe werth hält, das Spiel zu endigen. Der König ist nicht im Stande sich zu vertheidigen; er hat sogar, da er nur einen Schritt geht, weniger physische und moralische Kräfte als seine Diener, die sich gern für seine Rettung aufopfern; und der geringste seiner Unterthanen, ein gemeiner Bauer, kann oft das Spiel entscheiden, und dem Könige seinen Thron sichern. Man muß gestehen, daß wenige Spiele eine so erhabne Moral geben; und der Monarch von Indien nahm die Lehre so gut auf, daß er dem Braminen jede Belohnung, die er selbst fordern würde, zusicherte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Berlin über Berlin.

(Beschluß.)

Wir haben in erster Zeit, als es immer noch Sonntag war, ordentliche Bülletins aus der Königsstadt erhalten: „Heute geruhten Dem. Sonntag nach Treptow zu fahren, in ihrem Gefolge befand sich Hr. So und So. u. s. w.“ „Morgen wird Dem. Sonntag von zehn bis elf geruhen, den Rezensenten X. Privataudienz zu geben.“ „Dem. Sonntag haben heute bey * * * mit sichtlichem Wohlgefallen Teltower Rübchen gegessen.“

Daß dieses ewige Sonntagsgeschwätz einen ehrlichen Menschen, der einmal von andern Dingen auch sprechen möchte, ärgert, werden Sie mir wohl glauben. Ein Rezensent hier drückte sich folgender Maßen aus: „Madame Sonntag müssen wir unbedingt loben.“ Das ist ein anderes „müssen“ sie! aber „welcher Mensch muß müssen, und der Wisch sollte müssen?“! genug von dem traurigen Lustspiel! wenn man lachen will, so sehe man Hrn. Schmelka und Hrn. Spitzeder: solche zwey Komiker hat keine deutsche Bühne: Hr. Schmelka ist unerschöpflich an stets frischem Humor, und Hr. Spitzeder verbindet mit dieser Gabe noch eine seltne kräftige Brust-Stimme. Nun nehmen wir noch Dem. A. Sartorius, die eine liebliche Naturalistin und höchst ergötzlich ist, und wir sind mit den Schätzen dieser Bühne am Rande. Der als Dichter, als Schauspieler und als Herr Angely gleich große Herr Angely fährt fort zu übersetzen, und mit „nach“ zu drohen. Unerschrocken übersezt er drauf los, die Stücke fallen, er übersezt! man schimpft rechts und links, er übersezt: man pocht und zischt, er übersezt! man geht gar nicht mehr hinein, er übersezt! Aber wenn ich auch gestehen muß, daß Hr. Angely als Uebersetzer unter die mittelmäßigen gehört, so bekenne ich dafür gerne, daß er als Schauspieler ganz unerträglich ist! und nun spielt er noch in seinen eigenen Stücken! rast der Mensch gegen sein eigenes Fleisch und Blut? Betrachte man doch einen Königsstädter Theaterzettel: „Schlafrock und Uniform“ von Angely, nach dem Französischen (weit nach!) dann „Blaubart“ von Angely, nach Dufoin! dann „Schülerschwänke“ von Angely, nach dem Französischen: Wem verdanken wir alle diese Von und Nach? dem Diktionnär! Heil dem Manne, der das Wörterbuch erfand! er erfand zugleich Dichter! In dem prognostischen Endurtheil aller deutschen Bühnen, das mir jezt schon vorschwebt, sterben gewiß drey Viertheile an Uebersetzung der französischen Krankheitsstoffe auf deutschen Boden. Die „Sieben Mädchen“ werden gewiß schon in Stuttgart gegeben worden seyn. „Das Stück gefiele mir, wären nicht Worte dabey! Man lasse nur sieben Mädchen aufmarschiren, in engen oder weiten Hosen hin und her defiliren, das Publikum kömmt schon! o mein Gott! ich sehe schon alle Vorderbänke von alten Herren mit bankerotten Augen eingenommen! Wozu noch Worte machen, wo die Sache spricht?! Die „Schülerschwänke“ brachten acht Mädchen! in Uniform, aber es ging nicht! der achte Supplement-Band zu den sieben Conversationsmädchen machte, wie es jezt mit den Supplementen geht, kein Glück, es ist statt Ergänzung Zerstückung, da wie dort. — Lezthin wurde ein Konzert gegeben, und die musikalische Zeitung wagte es, etwas unsanft sich darüber auszudrücken, nun wurde wieder ein's gegeben, in welchem Dem. Sonntag die Mad. Seidler, so was man sagt, niedersingen sollte; dieß Konzert wurde mit einem Prolog von Hrn. von Holtei eröffnet, worin erwiesen wurde, daß nicht alle Künstler Bürger, und nicht alle Bürger Künstler seyn müssen, daß alle Rezensenten, die dieses Theater nicht loben, Lumpen sind und dieß Theater vortrefflich ist. Darauf kroch die Musikalische zum Kreutze, und erklärte, sie hätte sich geirrt: Das erste Konzert war auch sehr gut! o sancta simplicitas! Haben Sie schon gehört, daß Hr. von Holtei unser Herr von Holtei geworden ist? Die Königsstädter Bühne, ihre Rezensenten, ihre Leibklatscher u. s. w. haben ein Unser-Monopol errichtet. Dem. Bauer, als sie noch in Wolkenkukuksheim war, hieß immer nur unsre Dem. Bauer, nun auf der Königstädter Bühne ist sie entunsert, Dem. Sonntag ist unsere Künstlerin, und nun ist Hr. v. Holtei unser Hr. v. Holtei! er ist nämlich Theatersekretär draußen, und ich muß es euch nur sagen, euer unser Hr. v. Holtei ist die beste Acquisition, die ihr noch gemacht habt. Er ist verständig und macht vortreffliche Festtagsspiele. Sein Stück „Arm und Reich“ ist sehr hübsch, und die Rezensionen dirigirt er wahrscheinlich so unter der Hand auch, und eine solche ganze Stimme für 800 Thaler ist doch ein besserer Kauf als eine halbe für 5000, diese Rechnung muß doch Jud und Christ unterschreiben? Doch vielleicht ist Ihnen der Brief und die Zeit schon zu lange geworden, ich schließe diesen, und werde im Nächsten von den Palais-Royal der Musen, von literarischen Novitäten u. s. w. reden. Bis dahin leben sie wohl.

Er.

Beylage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 274.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. November 1825.

Der wird niemals groß, der nicht, was klein ist, ehrt.

Haller.

Geschichte des Schach-Spiels.

(Fortsetzung.)

Die Wahl der Belohnung ist nicht weniger lehrreich als die Erfindung des Spiels; und Sissa bewies dadurch, daß er sich auch auf das Rechnen besser verstand als der König. Seine Bitte bestand darin, ihm so viel Weizen zu geben, als die Summe betragen würde, wenn er für das erste der 64 Felder des Schach-Brettes ein Korn, für das zweyte zwey, für das dritte vier, und so fort für jedes folgende Feld doppelt so viel Weizenkörner erhielte, als für das vorhergehende. Der König befahl, weil Sissa durchaus nichts anderes annehmen wollte, ihm diese mäßige Belohnung auszuzahlen; aber bald sah er aus der Berechnung der Schatzmeister zu seinem Erstaunen, daß alles Korn Indiens, ja selbst der ganzen Welt, nicht zureichen würde, die bescheidene Forderung Sissa's zu befriedigen. Der arabische Erzähler ließ sich, wie er versichert, die Rechnung von einem Mathematiker aus Alexandrien machen, und erhielt von ihm das Resultat, daß, um diese Menge Korns zu fassen, 16,384 Städte (mehr als auf dem ganzen Erdboden befindlich sind, sezt der Araber hinzu) erfordert würden, in deren jeder sich 1024 Magazine befänden, wovon jedes 174,762 und zwey Drittel egyptische Maaße, Ardubba genannt, enthielte, die Ardubba zu zwölf arabischen Waiba gerechnet, die Waiba zu sechzehn Kada, und ein Kada zu 32,768 Körnern. Die Rechnung ist ganz richtig, und gibt bis auf ein Korn die genaue Summe, welche beynahe achtzehn und eine halbe Trillion Körner beträgt. Uebrigens gibt diese Rechnung ein charakteristisches Beyspiel von der Manier der alten Geometer, die das Resultat ihrer Berechnungen nicht durch trockene Zahlen, sondern auf eine populäre oder sinnliche Art ausdrückten: ein europäischer Mathematiker würde blos das Produkt aller obigen Zahlen, oder die Zahl 18'''000000''000000'000000 angegeben haben. Nach den alten englischen Gesetzen wiegen 240 Weizenkörner ein Loth, oder 7680 ein Pfund, und ein englischer Scheffel wiegt 64 Pfund: es geben also 491,520 Körner auf einen Scheffel, und das von Sissa verlangte Korn beträgt 37 und eine halbe Billion Scheffel. Da nun ein Scheffel etwas mehr als einen Kubikfuß, und eine Kubikmeile beynahe 15 Billionen Kubikfuß, oder ungefähr 14½ Billionen Scheffel enthält, so würde der von Sissa verlangte Weizen einen Raum von mehr als drittehalb Kubikmeilen einnehmen, wozu ein Magazin erfordert würde von mehr als 2200 Quadratmeilen, in dem das Korn dreyßig Fuß hoch läge: ein Kornmagazin, welches beynahe den Flächenraum von ganz Italien bedecken würde.

Da dieses wahrscheinlich das älteste Rechnungsexempel dieser Art ist, so will ich versuchen, die ungeheure Menge Korn, welche der schlaue Bramine sich ausbat, auf eine noch faßlichere Art darzustellen. Im ehemaligen Frankreich, welches ungefähr den zweyhunderten Theil der ganzen Erdfläche ausmachte, betrug die jährliche Ernte im Durchschnitt 220 Millionen englische Scheffel. Wenn also

alle Länder der Erde eben so gut bebaut und so fruchtbar wären wie Frankreich, so würde die ganze jährliche Ernte auf dem Erdboden 44000 Scheffel betragen, welches nur den 852sten Theil der verlangten Summe ausmacht. Da aber Frankreich eines der am besten bebauten Länder des Erdbodens ist, und ein großer Theil der Erde aus unfruchtbarem Sande und unbebauten Wüsten besteht, so kann man sicher annehmen, daß alles Korn, welches seit Adams Zeit auf der ganzen Erde geerntet ist, kaum hinreichen würde, die Forderung des Braminen, die dem guten Schechram so bescheiden schien, daß er sie beynahe übel nahm, zu befriedigen. Auch gestand der König, daß er ihn wegen dieser sinnreichen Rechnung noch mehr bewundere, als wegen der Erfindung des Schach-Spiels; und über diese Bewunderung ist wahrscheinlich die Moral des Spiels vergessen worden. Vielleicht aber ist das lange vorher erfundene Schach-Brett und Spiel von einem späteren Philosophen benuzt worden, um eine Moral für Könige und eine Wahrheit für Geometer hinein zu legen.

Von Indien, dem eigentlichen Vaterlande des Schach-Spiels, hat sich diese sinnreiche Erfindung sehr schnell, wie es scheint, nicht allein über Asien, sondern auch über Europa verbreitet: denn in den alten Romanciers, den Geschichtschreibern der Ritter von der Tafelrunde König Arthurs, der zwölf Pairs von Frankreich und der Paladins Karls des Großen, geschieht dieses Spiels sehr häufig Erwähnung, und zwar als einer Kunst, in der die Sarazenen vorzüglich stark wären. — Die berühmte Prinzessin Anna Komnena erzählt in der Geschichte, die sie uns von der Regierung ihres Vaters, des Kaisers Alexis Komnenus (am Ende des eilften Jahrhunderts) hinterlassen hat, daß das Schach-Spiel von den Persern nach Konstantinopel gebracht sey. — Die Römer haben dieses Spiel gar nicht gekannt, denn als es erfunden, oder wenigstens als es in Europa bekannt ward, existirte das occidentalische Kaiserthum nicht mehr: das altrömische Spiel, Indus latrunculorum, hatte offenbar mehr Aehnlichkeit mit dem Triktrak als mit dem Schach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Der weise Gemistes, dessen Geist ganz in den Sagen und Bildern des alten Griechenlands lebte, schien dieser Rede nur wenig Aufmerksamkeit zu leihen. War gleich der Grundzug seines Wesens Begeisterung, so konnte er sich doch nur für das, was nicht mehr war, entflammen, selbst seine Hoffnungen waren nur Erinnerungen. Aber die anderen jüngeren Griechen ahneten vollkommen die Größe dieser neuen Verheißungen. Vorzüglich schien Medicis darüber entzückt. Er hielt einen Brief seines Vaters in seiner Hand, und übergab ihn Lascaris mit den Worten: „Seht, Florenz wartet Eurer; es will Rom den Ruhm streitig machen, die Trümmer Eures Schiffbruchs zu sammeln.“ Folgendes sind einige Stellen aus jenem Briefe des großen Cosmus von Medicis:

„Die Ausbeute meiner Seemacht, mein Sohn, ist dieses Jahr sehr günstig gewesen. Unsere lezten Schiffe, Alexandrien und Bassora, haben mir viele kostbare Gewebe, Specereyen, Diamanten und mehrere griechische und arabische Handschriften mitgebracht, die ich in unser Museum aufgestellt habe. Aber sie brachten sehr traurige Nachrichten über Konstantinopel. Mahomet belagerte es von allen Seiten, und schon wirst du an dem Ort, wo du bist, ohne Zweifel den Fall jener unglücklichen Stadt vernommen haben. Man wird hier nichts thun, um ihr zu helfen. Gott und die christlichen Fürsten haben sie aufgegeben. Der Papst, obschon Freund der Wissenschaften, hat den Griechen ihr Verharren in dem Schisma nicht vergeben können. Jedoch spricht man von einem neuen Kreuzzug; aber man wird sich eben so wenig verständigen können, Byzanz wieder zu erobern, als man es that, um es zu vertheidigen. So laß uns wenigstens für die unglücklichen Flüchtlinge, die diesem Ungemach entgehen werden, alles thun, was in unsrer Macht steht. Ich schicke auf alle Meere Griechenlands Schiffe aus, um sie aufzunehmen. Und du, vorzüglich mein Sohn, wenn du auf deiner Reise einigen jener berühmten Griechen aus Thessalonich oder Byzanz begegnest, die den Genius des Alterthums ganz in sich bewahren, lasse ihnen jede Hülfe angedeihen. Sie sind seltene und geheiligte Männer, mein Sohn; führe sie mit dir heim in unser Haus; deine Gegenwart wird mir dadurch nur noch theurer werden. Laß uns die Wissenschaften befördern, mein Sohn; laß uns Florenz mit allen Schätzen des Wissens schmücken; nur so werden wir verdienen, die ersten unter unsern freyen Mitbürgern zu seyn. Wir sind nur Kaufleute, sagen die Albizzi; aber laß uns Wissenschaften und Genie mehr befördern, als es die Könige gethan haben.“ — Einige Worte dieses Briefes deuteten auch auf die Erfindung, die man vor Kurzem in Germanien gemacht. Cosmus von Medicis schien die ganze Wichtigkeit derselben sogleich aufgefaßt zu haben.

„Ich lasse aus Deutschland, schrieb er, diese wunderbare Erfindung kommen; wir wollen dem Hofe von Rom keine Vortheile über uns lassen. Wer kennt die Wege der Vorsehung? Vielleicht ist diese neue Kunst eine Entschädigung für den Triumph der Barbaren im Orient.“

Lascaris konnte seine Thränen nicht zurückhalten, als er den rührenden Ausdruck so edler Gesinnungen las. „O! rief er, in dem Uebermaß unseres Unglücks werden wir wenigstens nicht lästige Flüchtlinge für diejenigen seyn, die uns aufnehmen. Haben wir auch keinen heimischen

Boden mehr, um ihm zu dienen, so werden wir uns noch um das Menschengeschlecht verdient machen können. Wohlan, laßt uns in Italien jene edeln Studien verbreiten, jene Schätze des Denkens, deren Bewahrer wir sind, und die man mit so hochherziger Ungeduld erwartet. Laßt uns jene Entdeckungen benutzen, die so eben aufsprossen; vielleicht wird bald ein Erbe der Cäsare von Byzanz *) mit seinen eignen Händen diese neue Kunst fördern, welche die erhabensten Werke der Vernunft und des Genies verewigen und verbreiten soll. Wir folgen dir, edler Medicis, mit mehr Vertrauen, als Unglückliche und Verbannte gewöhnlich zu haben pflegen!"

Lascaris wünschte um so mehr die Abreise seiner Gefährten zu beschleunigen, als das Mißtrauen und die religiöse Abneigung der Sicilianer gegen die Griechen wieder zu erwachen und zuzunehmen schien. Einiges von den sonderbaren Träumereyen Gemistos war nach Außen, von tausend entfremdenden Auslegungen entstellt, gedrungen. Die griechischen Matrosen, getaucht in den blinden Haß der Mönche von Byzanz gegen die römische Kirche, verbargen nicht den Abscheu, den ihnen der Gottesdienst der Lateiner einflößte, und wiederholten bey ihrem Anblick den beleidigenden Namen von Azimiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Mehrere Schriftsteller haben dieses glückliche Zusammentreffen der Entdeckung der Buchdruckerkunst mit der Auswanderung der griechischen Literatur in das Abendland bemerkt. Die Buchdruckerkunst wurde genau in der Epoche erfunden, wo sie am nothwendigsten war, und ohne Zweifel weil sie es war. In der That traten jene vorgeblichen Zufälle, die so viele bewunderuswürdige Dinge haben finden lassen, immer nur dann ans Licht, wenn sie von den Bedürfnissen und der Thätigkeit des menschlichen Geistes, der sich besonders auf einen Gegenstand hin gewandt hatte, hervorgerufen wurden. Alle Anspielungen, die wir auf dieses denkwürdige Ereigniß gemacht haben, sind buchstäblich treu. Die Bulle von Papst Nikolaus V. zu Gunsten des Königs von Cypern ist das älteste bekannte Denkmal der Buchdruckerey und bezieht sich auf das Jahr der Einnahme von Konstantinopel. Eben so wahr ist es, daß ein Grieche, der mit der kaiserlichen Familie verwandt war, Johann Lascaris, in einer Buchdruckerey von Florenz gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts arbeitete. Dieser Grieche, noch Kind zur Zeit der Einnahme von Byzanz, wurde nach Europa gebracht, wo er durch seinen Geist und seine Gelehrsamkeit berühmt wurde. Lorenz von Medicis schickte ihn mehrere Male in das Morgenland, um alte Manuscripte zu sammeln. Ludwig XII. und Franz I. gebrauchten ihn als Gesandten in Venedig; Leo X. erholte sich bey ihm Raths. Johann Lascaris war Dichter, und er hat die Erfindung der Buchdruckerkunst in einem Gedicht gefeyert, welches man so übersetzen kann:

„Auf diesen Seiten von Buchstaben aus Erz hat der Musengott des alten Griechenlands die Schriftzeichen wieder erkannt, die er einst zuerst zeigte, und er sagte zu den Musen: Was säumen wir noch? wir sind wieder ins Leben gerufen! Griechenland wird wieder blühen. Durch den Fleiß Vulkans und die Weisheit Minerva's hat die menschliche Seele unsterbliche Heilmittel für ihre Gebrechen erhalten. Die Buchdruckerkunst, als eine himmlische Gabe gesandt von dem ewigen Sitz der Wahrheit, ebnet die glorreichen Bahnen des Dichters. Gebet diese frischen Blumen, sehet am Anfang dieser unvergänglichen Seiten diesen bittenden Zweig, den man euch darreicht. In Menae flehen die göttlichen Dichter eure göttliche Hülfe an. Bewahret, o Musen, den Ruhm des Vaterlandes. Apollo spricht, und voll Eifer, sein Versprechen zu erfüllen, führt er sie nach Italien. Jupiter erlaubt es, und diese glänzenden Töchter der Freyheit wählten dort bald ihren Sitz, indem sie den göttlichen Aufenthalt Griechenlands beweinten."

Diese Verse, mit Mythologie ein wenig zu sehr überladen, sind ein würdiges Denkmal der Zeit, aber ohne Zweifel stehen sie an Werth hinter den Volksgesängen des neueren Griechenlands, die in einer kostbaren Sammlung, in der Ueb. Entdeckung und Erklärung, neu ist, erschienen sind.

Briefe aus Berlin über Berlin.

Zweyter Brief.

Im Palais-Royal der Musen, d. h. im königlichen Schauspielhause hat so eben ein mongolisch-russisch-deutscher Hay alle andre kleine theatralische Fischchen verschlungen. Ich bin ordentlich froh, diese Neuigkeiten zu allererst auf den Markt bringen und kritisch ausschneiden zu können. Es ist „Alanghu," historisches Schauspiel, in drey Abtheilungen, von Raupach. Dasselbe wurde am 15. Febr. zum hohen Geburtsfeste unseres geliebten Kronprinzen gegeben. Ein Prolog (gesprochen meisterhaft von Mad. Stich) sollte uns an „der Fabel der Weltgeschichte, die den dunkeln Pfad erleuchtet," 600 Jahre zurückführen in die mongolischen Steppen, in denen Batu-Chan, Enkel des großen Dschengis-Chan, die russischen Horden bezwang und tributbar machte u. s. w. Dieser Prolog mußte beym Fuß geköpft werden, um gewaltsam eine Beziehung mit der Feyerlichkeit des Tages hervorzubringen. Und nun keck mit dem erzählenden Seziermesser in den mongolischen Geschichtsbraten. Alanghu, die reitzende, kriegerische Tochter des großen Mongolenfürsten Batu-Chans, hatte in der siegreichen Schlacht, die den Russenfürsten Swätoslaw bezwang, einen Jüngling den Schwertern ihrer ergrimmten Horde entrissen, als er eben in tapfrer Gegenwehr zu erliegen drohte. Sie nahm des Jünglings Bild in ihre Steppen mit, die Liebe wohn' in der sonst mit Jagd und Krieg erfüllten Brust. Dieß erzählt sie, Pfeil und Lanzen von sich werfend. Nachdem die treue Jagdgenossin sie hinweggeführt, erscheint Swätoslaw, den Batu-Chan, ihm zu huldigen, hieher beschieden, ihn begleitet sein Freund Garapalk, und ein klein Gefolg. Die Gemüthsstimmung Swätoslaws, Fürsten von Tschernigow, spricht das Lied aus, das er schwermüthig singt:

Gar herrlich an Stromes blühendem Strand,
Die Buche stand,
Drauf wohnt ein Vöglein schon manches Jahr,
Denn dort das Vöglein geboren war,
Und Tage lang
Sein fröhliches Lied im Wipfel sang!

Doch grausend aus Morgen ergoß sich mit Wuth,
Unsägliche Flut!
Und trübe Gewässer verschlangen die Spur
Des silbernen Stromes, und die blumige Flur.
Die Buche sank
Gestürzt von der Flut zerstörendem Drang!

Es scholl noch Abends über dem See
Des Vögeleins Weh.
Doch als das Licht von der Erde schied,
Da waren vom Schrecken die Flügelein müd',
Es sank hinab
Der Heimath nach in das wogende Grab! u. s. w.

Alanghu hat den Sänger belauscht, stürzt hervor, erkennt in dem Fürsten ihr geliebtes Bild, den Jüngling, den sie gerettet, und sie, „die Schönheitsleuchte," „der Augenstern des mächtigen Mars," in der Glückseligkeit empfundener und erwiederter Liebe zieht ihn fort, um ihm bey Batu-Chan ein gütiges Willkommen zu bereiten. Burgai, aus Alanghu's Jagdgefolg, erkennt auch den Fürsten Swätoslaw für den Jüngling aus der Schlacht, und ruft aus:

Bey Dsanrasit! es ist derselbe Mann
Den bey dem Sturm Tschernigow sie den Schwertern,
Der unsrigen entriß. — — — —
Ja Ja! weil sie den Falken hat gefunden,
Verschmäht sie nun den Freyer Mengu-Chan.
Nun, Mengu soll, was ich entdeckt, erfahren,
Um seine Hände vor dem Wolf zu wahren! (1. Akt.)

Daraus ersehen wir, daß Mengu-Chan, Fürst einer mongolischen Horde, Alanghu's Werber ist, wir finden ihn auch im Anfange des zweyten Aktes bey dem Ober-Lama Jessu, der, in einer Art Vorhof vom Tempel, zwey Scheiterhaufen schlichtet, um durch Räucherung und Zeremonien den Russenfürsten zu reinigen, daß er es würdig werde das Antlitz des großen Chans zu schauen, doch wird von dem Lama und von Mengu sein Verderben schon beschlossen. Swätoslaw erscheint, er wird gereinigt, d. h. zwischen beyden brennenden Scheiterhaufen durchgeführt, nun soll er noch vor ihrem Gott, den der Lama nun enthüllt, vor „Dsanrasit, dem Jüngling, der aus der Blume Badma ward geboren" sich niederwerfen, doch „ich beuge mich vor falschen Göttern nicht!" ruft Swätoslaw, geht ab, und mit dem Rufe „Wehe! Wehe!" er hat die Götter frech gelästert, folgt der Lama, und eilt zu Batu-Chan, bey dem Alanghu eben ist, er erfüllt des Chanes Zelt mit Schrecken und prophetischem Entsetzen:

Ich seh den Pfeil sie senden auf die Horde.
Die Weide dorrt, die Heerde schmachtet hin.
Das Weib wird unfruchtbar, des Mannes Kraft
Verzehrt die Seuche, der Bezwungne greift
Zum Schwerte wieder, und legt uns das Joch
Der Knechtschaft auf, weh uns!

Der erzürnte Chan läßt von Alanghu sich besänftigen, und erlaubt ihr, es zu versuchen, durch ihrer Rede, ihrer Liebe Kraft Swätoslaw zur Huldigung der Götter zu bewegen, wo nicht, so muß er sterben! Nun treffen wir Swätoslaw und Sarapall wieder an den Ufern der Wolga, Sarapall spricht:

Verläugnung wär es nicht, nur eitler Schein;
Es brächte Schande, wenn von Todesfurcht
Der Mensch zu solchem Schein sich zwingen ließe.
Doch wenn du's thätest um die grimme Horde
Nicht aufzureitzen gegen unser Volk —

Swätoslaw: Das Opfer alles Irdischen darf ein Volk
Von seinem Herrscher fordern, wie der Herrscher
Von seinem Volk, doch nie des Ew'gen Opfer,
Nur bis zum Himmel reicht die Erdenpflicht.

Nun kömmt Alanghu, versucht vergebens, seinen festen Sinn zu beugen, und beschließt bey Tagesanbruch mit ihm zu entfliehen. (Ende des zweyten Aktes.) Indessen bereitet der für seine Götter eifernde Lama, im Götzenzelte Swätoslaws Verderben, wozu ein nahes Ungewitter ihm gelegen kommt:

„Die Sonne legt in helles Blut sich nieder,
Vom Aufgang zieht ein finstres Wetter her,
Es kömmt gelegen, wir brauchen sein."

Der Chan, Alanghu und Gefolge kommen, den Göttern das Abendopfer darzubringen, der Lama verweigert es, weil die Götter zürnen, die heiligen Lichter vor Dsanrasit sind verlöscht. Die Priester schreyen Wehen, das aufgewiegelte Volk verlangt das Blut des Lästerers, und Batu-Chan spricht, „wohlan er sterbe!" Alanghu stürzt fort, nachdem Sie dem Lama sagte:

Im schwarzen Ungewitter werden sich
Dich, ihres Namens Schänder zu vernichten,
Auf deine Brust die Feuerspeere richten!

Wir finden Swätoslaw und Alanghu an dem Ufer der Wolga, ein überragender Fels hängt schroff über die Flut hinab, die Flucht ist entdeckt, keine Rettung, schon naht der Chan und der Lama, da zieht sie ihn hinauf auf die Felsspitze:

Nimm mein Schwert,
Ich bin mit giftigen Pfeilen bewehrt,
Läßt Leben und Liebe sich nicht erstreiten,
So will ich hinab
Den Geliebten begleiten
In's Wogengrab!

Der Chan und der Lama nahen, sie droht, beym ersten Versuch den Felsen zu erklimmen, in die Wogen sich zu stürzen, da ruft der Lama:

Thut, Götter! euren Willen kund!
Die's wagen, euch und euren Dienst zu schänden,
Durch einen mächtigen Blitzstrahl laßt sie enden!

und sieh, der Blitz nimmt den Lama beym Wort, er fährt prasselnd nieder und erschlägt den Lama: Nun haben die Götter gesprochen. Swätoslaw und Alanghu kommen herab. Batu-Chan legt ihre Hände in einander, allgemeiner Jubel, dann:

— — — Wenn versöhnt sind
Die großen Götter, die im Himmel walten,
Darf Freud und Lust auf Erden wieder schalten!

Daß das Stück theilnahmlos vorüberging, haben Sie aus dem Inhalte schon errathen. Die ganz fremde, und weit zurück gerückte Idee kann sich uns nicht befreunden. Die ganze Reflexionssache, ob man, sein Leben und sein Volk zu retten, sich vor einem hölzernen Dsenrasit, der vom Vogel Ost zu uns kam, anscheinlich niederwerfen darf, da man sich doch schon hat räuchern lassen, scheint uns gar der Frage nicht mehr werth zu seyn. Haben wir es doch erlebt, daß ein siegreicher Feldherr in Egyptens Pyramiden sich, um eines Vortheils halber, dem fremden Glauben scheinbar bekannt hat! Auch Batu-Chan, bald trotzig und bald furchtsam, kann unser Interesse nicht gewinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Druckfehler.

In der letzten Zeile des Motto's im gestrigen Blatte: lies „Staubes" Statt „Raubes."

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 275.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 17. November 1825.

Ach, an der Erde Brust,
Sind wir zum Leide da.
Goethe.

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Die Griechen hatten den Gebeten der römischen Liturgie nicht beygewohnt. Ein dunkles Gerücht, eine Volkssage beschuldigte sie der Gottlosigkeit, und murrend stieß man die Worte: Ungläubige und Schismatiker gegen sie aus.

Die Ankunft eines Märtyrers des orientalischen Christenthums, Markus Theodorus, Bischofs von Ephesus, bestärkte diese Gerüchte, anstatt sie zu zerstören. Eifrig auf die Vorrechte der griechischen Kirche bedacht, war er der unbeugsamste Gegner der in der Kirchenversammlung zu Florenz vorgeschlagenen Vereinigung gewesen. Auf seinem Namen lastete der Bannspruch aller Doktoren der lateinischen Kirche. Seine Gegenwart schien ein Gegenstand des Schreckens in dem Kloster, welches Lascaris von Anfang an aufgenommen hatte. Den Freveln der Türken entgangen, und troß seiner Verachtung des Lebens durch tausend Zufälle gerettet, landete der Bischof von Ephesus in Sicilien, von Allem entblößt, verwundet und entstellt durch Feuer und Schwert, aber unerschrocken und ergeben, wie ein Apostel aus der Jugend der Kirche. Jene strenge Reinheit der Sitten, welche die griechische Kirche der damals nur zu gewöhnlichen Ausschweifung der italienischen Geistlichen entgegensetzte, wurde in ihm durch das Unglück und die noch frische Spur der Qualen, die er gelitten, gehoben, und nie hatte der Patriarch von Konstantinopel, der sich dem römischen Pontifex gleich setzte, wenn er mitten in aller Pracht des Doms der heil. Sophia die orientalischen Ostern beging, der im Vorhof des Tempels knieenden Menge ehrwürdiger geschienen, als in diesem Augenblick es in den Augen der unglücklichen Griechen der für den Glauben geächtete und verstümmelte Bischof von Ephesus war.

Der Bischof war voll von Unwillen und Hoffnung. Troß seinem bittern Eifer gegen die Lateiner, versprach er sich endlich die Hülfe ihrer Waffen, um die Wegnahme Konstantinopels und das Blut so vieler Märtyrer zu rächen. Er hatte den Triumph Mahomets und den Leichnam des unglücklichen Konstantin gesehen, der, aus der Menge der Todten hervorgezogen, als Trophäe des Sieges zur Schau ausgestellt war. Aber er konnte nicht glauben, daß Gott auf lange Zeit diesen gotteslästerlichen Sieg sollte zugelassen haben. Ihm schien, als sollte das bewegte Europa sich von seinen Grundfesten erheben, um den Ruchlosen zu vernichten. Streng tadelte er das wenige Vertrauen seiner Brüder und die Furchtsamkeit ihres Glaubens. „Vor allen Dingen, sagte er, müssen wir ein heiliges Hochamt für die Lebendigen und für die Todten halten, für das Seelenheil dieser und für die Ausdauer jener.“

Kein geheiligter Ort stand in Catania den Flüchtlingen offen zur Vollbringung einer solchen Pflicht. Sie waren einige Augenblicke über den Zufluchtsort verlegen, wo sie die heilige Feyerlichkeit im Verborgenen begehen möchten. Einer von ihnen schlug vor, sich an den Thoren der

Stadt selbst in den unterirdischen Ruinen, den Ueberresten der alten Stadt, welche durch einen Ausbruch des Aetna einst verschüttet worden waren, zu versammeln. „Nein, sagte der Bischof von Ephesus, wie groß auch der Irrthum oder die Ungerechtigkeit der Menschen sey, das Kreuz soll sich heute nicht in Höhlen und Gräber, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, verstecken. Im Angesicht des Himmels, an dem Gestade, wo ihr gelandet seyd, müßt ihr Gott, der euch geführt hat, Dank sagen. Unser Glaube ist kein Verbrechen, und die Christen werden an uns nicht das Martyrthum vollenden, das Türken begonnen haben. Mögen wir Brüder uns alle morgen beym Anbruch des Tages auf jenem Hügel vereinen, den dichtes Gehölz umgibt, und welcher die erste Gebirgskette des Aetna beginnt! Dort werde ich das göttliche Opfer bringen, ehe wir uns nach Italien einschiffen, damit uns Gott Kraft verleihe, unsern Glauben unter den Christen des Abendlandes, wie unter den Barbaren Asiens, zu bewahren."

Dem lebendigen Glauben der Griechen waren diese Worte des tugendhaften Bischofs willkommen. Lascaris, der lange das Ende des Schisma von Byzanz gewünscht hatte, ehrte die Frömmigkeit des Bischofs von Ephesus, und er bewunderte dieses Bild der auf den Trümmern eines Reichs noch vertrauenden und unerschütterlichen Religion.

Die ganze Kolonie der Flüchtlinge begab sich in der Nacht nach dem Ort, den ihnen der Bischof von Ephesus bezeichnet hatte. Bey dem Schein von Holzfackeln, welche die Wälder des Aetna ihnen gaben, durchzogen sie langsam das Thal, und die Morgenröthe sah sie auf dem Gipfel des Hügels unter jenem Riesenbaum vereint, der noch heute dort steht, und den man *) den Kastanienbaum der hundert Ritter nennt, weil er groß genug ist, um eine solche Anzahl von Kriegern unter seinem dichten Laubwerk zu bergen.

Dieser Baum war, nach dem Glauben des Landes, der heil. Agathe geheiligt, deren Schleyer, in der Hauptkirche von Catania aufbewahrt, die Stadt, wie man sagte, schützte, und allein im Stande war, wenn man ihn in den Lüften ausbreitete, die Gluten des Aetna und die Ströme der Lava in ihrem wüthenden Lauf zu hemmen. Unbekannt mit dieser Legende der Einwohner, bereitete Theodor unter diesem majestätischen Obdach die heilige Ceremonie. Man hatte den goldenen Kelch mitgebracht, der einst vom großen Konstantin dem Heiligthum der heil. Sophie geschenkt, und auf der Flucht der Griechen von einer Nonne aus Byzanz, aus der Familie des lezten Kaisers, gerettet worden war. Man sezte ihn auf ein Felsenstück, das zu einem andern Gebrauch künstlich behauen zu seyn schien. Das gesäuerte Brod des Opfers war nach dem Gebrauch von den Händen einer Jungfrau bereitet; sie hatte die heiligen Zeichen ihm aufgedrückt *), welchen Jesus Christus den Sieg verheißen. Mit dem langen weißen Gewande der griechischen Bischöfe angethan, das Haupt mit der Krone geschmückt, begann der Bischof, nachdem er sich dreymal gegen Morgen verneigt, die Gebräuche mit eben der religiösen Erbauung, mit derselben Langsamkeit, die er in Ephesus oder Byzanz beobachtet haben würde. Die Griechen waren ringsumher geordnet, stehend, mit bedecktem Haupt, und sangen jene Hymnen der orientalischen Kirche in den wohllautendsten Melodien der menschlichen Stimme: Heiliger Gott, mächtiger Gott, unsterblicher Gott, erbarme dich unser!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Ich kam an den Ort, wo der berühmte Kastanienbaum steht, der wegen seiner ungeheuern Dicke unter dem Namen Castagno di cento cavalli bekannt ist, weil man behauptet, daß hundert Ritter sich unter seinen Zweigen bergen könnten. Dieser Baum steht einzeln, und auf einem sanften Abhang. Er war ehemals der heil. Agathe geheiligt u. s. w. Dem Schuz der heil. Agathe glauben sich die Einwohner von Catania verpflichtet, und ihr es zu verdanken, daß sie nicht unter den Lavaströmen begraben werden. Jedoch sind alle alten Gebäude zerstört, und unter der Regierung Wilhelm des Guten kamen zwanzigtausend Einwohner mit ihrem Bischof um, ehe man den Schleyer der heiligen Agathe, welcher die Kraft hat, die Flammen aufzuhalten, ausbreiten konnte." Swinburne's Reise nach den beyden Sicilien, dritter Theil.

*) Dieses Brod ist von gesäuertem Weizenteig, auf dem man die ersten Buchstaben dieser Worte abdruckt: Ἰησοῦς Χριστος νικᾷ, Jesus Christus ist Sieger.

Geschichte des Schach-Spiels.

(Fortsezung.)

So allgemein indeß das Schach-Spiel jezt in Europa verbreitet ist, so war es doch von jeher in Asien weit gemeiner, und ist es noch, besonders unter den Hindus, Persern, Türken und Chinesen. Unter den berühmten Schach-Spielern ist schon der tatarische Eroberer Timur oder Tamerlan erwähnt worden, dessen Lieblingsbeschäftigung es gewesen seyn soll, das heißt, wenn seine Hauptbeschäftigung ihm und der Welt einige Ruhe ließ. Sein persischer Biograph erzählt, daß er viel an diesem Spiele gekünstelt, die Form des Bretts geändert, neue Steine erfunden, und die Zahl der Fächer bis zu 110 vermehrt habe; woraus man fast schließen möchte, daß Timur kein großer Schach-Spieler war, oder daß die Regeln des Schach-Spiels damals noch nicht recht bestimmt gewesen seyen. Aehnliche Künsteleyen hat man seitdem oft versucht; man hat das Spiel schon in ältern Zeiten für vier,

sechs, acht Personen eingerichtet; man hat, um es dem Kriegsspiele ähnlich zu machen, Brücken, Defileen, Anhöhen u. s. w. angebracht; aber immer ist man wieder zu dem ersten einfachen und schönen Plan zurückgekommen.

Der berühmte Don Juan von Oestreich ließ den Fußboden eines Saales wie das Schach-Brett auslegen, worauf er mit lebendigen Menschen statt der Steine spielte, ohne doch, wie von einem Kaiser von Marokko erzählt wird, den geschlagenen Steinen, die durch Sklaven vorgestellt wurden, den Kopf mit höchst eigenen Händen abzusäbeln. Die Art, Säle wie ein Schach-Brett zu parketiren, war im Mittelalter sehr gebräuchlich: mehrere Gerichtshöfe in der Normandie, so wie das Schatzkammergericht in England, haben davon den Namen erhalten (échiquier und exchequer).

Unter den neuen Schach-Spielern ist der, auch als Musiker bekannte, Philidor der berühmteste, und der eigentliche Gesetzgeber dieses Spiels. Schon im Alter von achtzehn Jahren spielte er zwey Partbieen zugleich, erließ seine Befehle, ohne das Brett anzusehen, und gewann gegen beyde Spieler, obgleich er, welches in der That merkwürdig ist, keinem von ihnen, wenn er sich gleich an das Schach-Brett sezte, und mit ihm allein spielte, nur den Springer vorgeben konnte. In einer solchen Doppeltpartbie machte man einst vorsätzlich einen falschen Zug, den Philidor erst nach mehreren Zügen entdeckte: ohne Verwirrung zeigte er an, wie das Spiel bis zu jenem Zuge zurückgesezt werden müßte. Wie nützlich hätte ein solches Gedächtniß, ein solches Abstraktionsvermögen, und eine solche Imagination für die Wissenschaften werden können! — Außer ihm und Stamma, sind als große Schach-Spieler berühmt, Boi, der deßhalb am Hofe Philipps II. von Spanien sehr geschäzt war, und Joachim Greko, ersterer unter dem Namen des Syrakusaners, lezterer unter dem des Kalabresen bekannter: das Buch, das unter ihrem Namen gedruckt ist, enthält einzelne Fälle oder Fragmente, die man aus ihrer Art zu spielen abstrahirt hatte. — Das vollständigste Werk, welches man über das Schach-Spiel hat, ist die im Jahre 1624 zu Lüneburg in Folio gedruckte Steganographie des Herzogs August von Braunschweig-Lüneburg, unter dem angenommenen Namen Gustav Selenus.

In seinem Vaterlande, und zwar in der alten Sanskritsprache, hat das Schach-Spiel den Namen Tschatur-Anga, vier Armeen, von Tschatur, vier (russisch Tschetüre), und Anga, Theile einer Armee, nämlich Elephanten, Wagen, Reiter und Fußvolk, die Offiziere und Bauern des indischen Schach-Spiels, und die Theile, woraus ihre Armeen zusammengesezt sind. — Der persische Name Schatrak, woraus die Türken Satranbsch gemacht haben, soll hundert Beschwerlichkeiten oder hundert Kunstgriffe bedeuten, ist aber wahrscheinlich aus Tschaturanga korrumpirt, so wie der griechische Name Satrikion, den Anna Komnena dem Schach-Spiele gibt. — Der jetzige Name Schach ist nichts anderes als der in ganz Asien gewöhnliche Titel eines Königs, und Mat heißt in den Semitischen Sprachen sterben: „Schach," der König nehme sich in Acht, „Schachmatt" der König ist todt.

Die Königin hieß im Persischen Fers oder Visir; die galanten Europäer haben eine Dame daraus gemacht, und ihr fast eine unwiderstebliche Macht gegeben, die sie in dem orientalischen Schach-Spiele nicht hat. — Der Läufer (franz. fou, engl. bishop) hat im Orient die Figur und die Benennung eines Elephanten, Fil. — Der Springer (cavalier, knight) ist bey den Orientalern ein Reiter. — Der Thurm (tour, castle) heißt im Orient Roch (wovon der Ausdruck „Rochiren" herkömmt), welches entweder den aus Tausend und einer Nacht bekannten Riesenvogel, der einen Rhinozeros wie die Schwalbe eine Mücke davon führt, oder ein Kriegskameel, ein Kameel, auf dem ein mit Bogen und Pfeil bewaffneter Schütze sizt, bedeutet, beydes wegen der Schnelligkeit, womit der Thurm von einer Ecke des Schach-Bretts zur andern rückt: denn beyde Figuren hat der Thurm auf dem Schach-Brette der Asiaten, zuweilen auch die Figur eines Kriegswagens. — Die Bauern (pions, pawns) sind, wie bey uns, gemeine Soldaten.

Man hat guten Grund zu zweifeln, daß das von Sessa erfundene ursprüngliche Tschaturanga eben so gespielt sey, wie wir es spielen; und es läßt sich schwer bestimmen, zu welcher Zeit, und von wem unsere jetzige Art zu spielen eingeführt sey. Noch jezt gibt es im Orient eine Menge verschiedener Arten des Schachspiels, die sich mit der Zeit geändert haben. Das Spiel, welches wahrscheinlich das älteste der Hindus war, ist von dem unsrigen ganz verschieden, und besteht aus vier Armeen, den schwarzen, gelben, grünen und rothen, woraus vielleicht der alte Name Tschatur-Anga entstanden ist. Jeder der beyden Spieler hat zwey Armeen, wovon er die eine wie die Haupt- oder die Nationalarmee, die andere als Alliirte behandelt. Beyde zusammen machen die schwarzen oder die weißen unsers Schachspiels aus: die erste besteht nämlich aus dem Könige mit den drey Offizieren an seiner Seite, und ihren vier Bauern; die alliirte besteht aus den übrigen acht Steinen, unter denen die Königin den alliirten König oder Feldherrn vorstellt. Die Hauptarmee sowohl als die alliirte nimmt die vier Fächer der zwey ersten Linien an der linken Seite der einen Bande ein, so daß der König rechter

Hand vier leere Fächer hat, also auf seiner rechten Flanke ganz ungedeckt ist; die alliirte Armee wird eben so auf der linken Hälfte der anstoßenden Seite aufgestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Berlin über Berlin.

(Beschluß.)

Nach dem vortrefflich angelegten ersten Akt ist die Handlung tragisch, soll es wenigstens seyn, aber ein Blitzstrahl schleudert sie von dem Gipfel der tragischen Lautart in die Fluten gewöhnlicher Rettungskomödien. Seit der glücklichen Entdeckung des Kolophoniums ist ein Donnerwetter kein Suppleat mehr für die tragischen Hebel, Furcht, Schrecken, Erhebung und Mitleid. Die Katastrophe der Begebenheit muß unbedingt aus ihren Motiven sich entwickeln, jede zufällige, außerwesentliche, oder gewaltsam herbeygezogene Lösung des Knotens ist undramatisch, fehlerhaft. Man bringe in diesem Stück einen Blitzableiter an, und es hört auf ein Stück zu seyn. Wenn der Jupiter Fulminans auf dem Schnürboden den Blitz um sechs Spannen weiter rechts schleudert, wird die Komödie zur Tragödie. Der Blitz erschlägt Swätoslaw, Alanghu springt in die Welgn, Batuchan mordet den Lama, die übrigen Lama den Batu-Chan u. s. w. Je höher ich das dramatische Talent des Verfassers achte, desto mehr muß ich über solchen Mißgriff erstaunen. Es sollte, wie man sagt, ein Spektakelstück mit Ballet u. s. w. werden, das hätte es aber auch nicht gerettet. Mad. Stich (Alanghu) war das Schwimmkissen, welche das Stück auf den Fluten des Beyfalls erhielt, sie war ausgezeichnet. Ich habe es schon gesagt, daß Mad. Stich in allen Rollen, in denen Sie die Lavaglut der Empfindung vulkanisch ausbrechen, und in Feuerströmen sich ergießen lassen kann, unübertrefflich ist. Hohn, Trotz, Raserey der Empfindung, Rache, Entgegenstemmen gegen des Schicksals schweren Druck, das sind die Dämonen, die, bewaffnet mit aller Macht des Ausdrucks und der Handlung, aus dem Reiche ihrer Kunst in die Welt treten. Auch die Liebe mit ihren Abenddämmerungen und Nachtstücken, nur nicht das zarte Morgenroth dieses Gefühls, nicht der klare Seelenthau, den das Frühroth der Liebe weint, nicht das heitre Lächeln der freudebringenden Musen, und nicht das leichte körperlose Schaukeln auf den Zweigen des schäkernden, muntern Lebensbaums. In einem kleinen Stückchen „Kammer" von Elsholz, das wie ein Bonbon auf der Zunge zergeht, hat sie viel Kunst gesäet und viel Beyfall geärntet, die sonstigen Novitäten dieser Bühne sind nicht bedeutend. „Flattersinn und Liebe" nach le mari à bonnes fortunes" von Kurländer, hat bereits der Wiener Korrespondent besprochen, es gefiel halb und halb. Es war gar zu schlecht besezt. Mad. Wolf als Darnil vortrefflich, aber Mad. Unzelmann als Sophie höchst mittelmäßig, warum nicht Mad. Stich? Hr. Freund, Hr. Krusemann, o führt uns nicht in Versuchung! die Bearbeitung ist gut. Dem. Bauer hat die Pauline gegeben, wie? wie Dem. Bauer, zierlich, niedlich, etwas gegurli't, etwas geneumannt! kurz, flüchtig, ohne Tiefe, ohne Kern. Ist denn Mad. Neumann mehr denn eine vortreffliche Oberflächlichkeitsspielerin? warum soll ich es anstehen zu sagen, was mir auf dem Herzen liegt? rizt sie mehr als die bloße Schale, die Rinde der Rolle auch? bringt sie bis in die Grübchen des Kunstapfels, und fördert sie den Kern zu Tage? nein, nein, nein! und hundertmal nein, wie auch die Enthusiastengarde toben mag. So wie Dem. Lindner bald nichts mehr wird sagen können als „meine Kartoffeln," so wird Mad. Neumann bald nichts mehr sagen können als „hoher Herr!" und nun diese Außerwesentlichkeit, dieses Schönthuns- und Fabbala-spiel hat ihr Dem. Bauer abgeguckt, ohne den Genius für die Großartigkeit dafür zu haben, den jene besizt. Es scheint der Dem. Bauer nicht sonderlich um die Kunst zu thun zu seyn, denn wenn sie nicht spielt, sehe ich sie nie im Theater, wo doch den Meistern: Wolfs, Stich, Schröck, Beschort, Lemm, manches abgeguckt werden könnte. Wissen Sie, daß Mad. Wolf nach Nizza geht, daß Se. Majestät der König mit königlicher Huld und wahrhaft verehrbarer Gnade ihr auf acht Monat den Urlaub bewilligt, mit dem für beyde fortlaufenden Gehalt? Gott bringe dieses Künstlerpaar bald fröhlich zurück! In Abwesenheit der Wolfs springen die andern Schäflein fröhlich auf der Rollenweide herum. Hr. Krüger hat den Posa gegeben. Kein Wolf, aber auch kein Schäflein, er gab ihn gut, ohne Vortrefflichkeit, aus dem Mantel der Schwärmerey in den Leibrock einer guten Hausdeklamation umgekleidet, er gefiel sehr. Die kritischen Stimmen waren getheilt. Die „politische," meynte Hr. Krüger, wäre nicht an ihrem Orte gewesen, dafür meynt der „Freymüthige" es war eine „große Kunstleistung" in diesem „verworrenen Zwiespalt königlicher Familienverhältnisse" (!). Mad. Stich als Eboli, groß! der Freymüthige meynt, sogar der „Schatten Schillers dürfte ihr die Hand küssen!" Ich mahle mir diese Scene so aus: (Zimmer bey Mad. Stich) das Stubenmädchen kommt:

Stubenm. Madame, es ist Jemand draußen.

Stich. Wer wird das seyn?

Stubenm. Es ist der Herr Schatten von Schiller.

Stich. Der? soll mir lieb seyn.

(Schillers Schatten kommt, verneigt sich.)

Sie erlauben, Madame! daß ich Ihnen die Hand küsse!

Stich. Sie sind gar zu gütig, seyen Sie sich Hr. Schatten! u. s. w. Ich will hoffen, Mad. Stich wird dem Schatten die schönen Wangen reichen, oder doch wenigstens den Handschuh abziehen. Hr. Lemm als König war ausgezeichnet. Dem Alba (Hartmann) wünsche ich glückliche Reise. „Sie nehmen schönes Wetter mit, ihr Weg geht durch die Niederlande?" Hr. Clausius, aus Breslau debütirte als Gast im Alpenröslein und „Oberst," viel Routine, etwas zu viel Mangel an Feinheit! sonst brav. Hr. Demmer aus Carlsruhe gab den „Gluther" und in „beschämte Eifersucht" den Mann, dessen Name mir jezt nicht einfällt, auch als Gast, hat mißfallen, so gehts! der Zuschnitt der Provinz ist zu sichtlich, ignoble Bewegung, Mangel an Humor, ein Cantilene u. s. w. wird die Braut des Engagements nicht heimführen. Hr. Graf Brühl, der mit eben so vieler Einsicht als Eifer, unermüdlich für das Wohl des Theaters, für das Gedeihen alles Guten, und für das Vergnügen des Publikums sorgt, und arbeitet, sorgt dafür, daß uns auch Euterpe ihre Gaben erschließt, und wir sehen oft an einem und demselben Abend das Schauspiel- und das Opernhaus gedrängt voll. Im „Blaubart" von Gretry, sang Mad. Seidler zum Entzücken, auch in „Nachtigal und Rabe," im Barbier u. s. w. Im „Konzert am Hofe," welches sehr gefiel, theilten die Damen Schulz und Seidler die Palme des Abends. In Jessonda trat Hr. Bader wieder auf und sang vortrefflich.

S – r.

Beylage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 276.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. November 1825.

Nur im Kraftgefühle
Männlicher Beharrlichkeit
Kämpft man sich zum Ziele.

Matthisson.

Geschichte des Schach-Spiels.

(Fortsetzung.)

Das Tschatur-Anga hat mehrere Eigenthümlichkeiten, wegen welcher es wohl verdiente, in Europa bekannter zu werden. 1) Jeder Spieler kann seinen alliirten König, wenn er ihm gefährlich oder hinderlich wird — welches denn nur zu oft der Fall seyn soll — vom Throne stoßen, und den wahren König an seine Stelle setzen, um über beyde Armeen desto uneingeschränkter zu herrschen. Unstreitig erhält das Spiel hierdurch ein neues Interesse, weil der Spieler nicht allein seinen Gegner, sondern auch seinen Alliirten zu fürchten hat; da aber dergleichen coups d'état, wie die Entthronung eines alliirten Königs, wenn seine Hülfe nicht mehr nöthig ist, oder wenn er anfängt beschwerlich zu werden, im Spiele wie in der wirklichen Welt, sich nicht wohl mehr als einmal anbringen lassen, so sieht man, daß dieses Spiel mit einer Delikatesse behandelt werden will, die nicht Jedermanns Sache ist. Das Memoir der Bengalischen Akademie der Wissenschaften, aus dem ich diese Nachricht genommen habe, gründet darauf sogar das hohe Alter dieses Spiels, weil eine solche Politik in der neuern Weltgeschichte ohne Beyspiel sey. Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser statt dieser Bemerkung, die durch die neueste europäische Geschichte sehr berichtigt werden könnte, uns eine umständlichere Erklärung von diesem Spiel gegeben hätte, welches ohne eine solche, selbst für Schach-Spieler, unverständlich ist. 2) Da der Wurf der Würfel entscheidet, welcher Stein ziehen soll, so ist es zugleich ein Hasard-Spiel. Der eben angeführte Verfasser, der Indien besser als Europa zu kennen scheint, will auch hieraus das Alter dieses Spiels beweisen, weil alle Glücksspiele aus den neuern Gesellschaften längst verbannt seyen, und unsere aufgeklärten Zeitgenossen nur an solchen Spielen Geschmack finden, bey denen, wie bey Räthseln, Charaden u. s. w. der Verstand allein wirksam ist. Die europäischen Konfitüriers wissen diese Gierigkeit des jetzigen Zeitalters nach aller geistigen Nahrung sehr wohl zu benutzen, indem sie durch ihre sinnreichen Devisen die Käufer anlocken, die es sich denn auch gefallen lassen müssen, sich mit dem Ballaste der Bonbons zu beladen. Es ist sonderbar, daß in Indostan, wo alle Hasard-Spiele verboten sind, dieses Spiel sogar in Büchern gelehrt wird; oder vielmehr es ist gerade wie bey uns. 3) Der Bauer in der Dame wird zu dem Offizier erhoben, dessen Stelle er einnimmt. Diese Art zu spielen ist auch in Europa nicht ungewöhnlich, wiewohl mit Unrecht: denn es ist nicht schwerer, bis zum Platze des feindlichen Königs als des Läufers zu dringen; und im Schach-Spiele sollten doch die Belohnungen nach den Verdiensten abgemessen werden, eben weil es nur ein Spiel ist. 4) Wer nach und nach alle vier Throne einnimmt, der hat gewonnen. Die Feinheit des Spieles wird vermuthlich darin bestehen, dem feindlichen König erst seinen Alliirten zu rauben, oder diesen zu gewinnen, ehe man den König selbst angreift. In der That ein sehr lehrreiches Spiel. 5) Roi dépouillé ist we-

der gewonnen noch verloren. Dieß gründet sich wahrscheinlich auf das triviale Axiom, daß ein König ohne Unterthanen ein Unding ist. Uebrigens erhellt aus allem dem, daß dieses Spiel nicht, wie man gewöhnlich vom Schach-Spiele rühmt, ein Bild des Krieges, sondern der Politik ist.

Es gibt in Asien besonders vier mit dem Schach verwandte Spiele, die sich von dem ächten Schach durch folgende Eigenheiten auszeichnen. 1) Es wird nicht rochirt. 2) Ein Offizier, der durch seinen Gang so mächtig ist wie unsere Königin, fehlt ihnen ganz. 3) Kein Bauer darf zwey Schritte machen. 4) Alle 64 Fächer sind von derselben Farbe.

Eine in Indostan gebräuchliche Art zu spielen hat das Sonderbare, daß jeder Spieler seine sechszehn Steine innerhalb seiner Linien aufstellt wie er will. — Das Spiel, welches heut zu Tage bey den Persern und den Hindus am üblichsten ist, hat unsere sechszehn Steine, die auf dieselbe Art aufgestellt und gezogen werden wie bey uns; nur mit dem Unterschiede, daß der Läufer und der Elephant nicht mehr als zwey Schritte, und die Königin nur einen Schritt nach der Diagonale machen darf. Das Spiel fängt damit an, daß der Bauer des Königs einen Schritt geht, und die Königin seine Stelle einnimmt: ein auch bey uns nicht ungewöhnlicher Anfang, woraus die noch jezt zuweilen angenommene Gewohnheit entstanden ist, mit zwey Zügen anzufangen.

(Der Beschluß folgt.)

L a s c a r i s.

(Fortsetzung.)

Als Theodor an die Stelle gekommen war, wo der Priester nach dem Ritus der orientalischen Kirche das Wort an das versammelte Volk richtet, rief er aus: „Großer Gott! das christliche Griechenland ist nicht vernichtet, da wir an diesem einsamen Orte, unter diesem natürlichen Obdach noch zu dir beten. Mahomet hat deinen Tempel geschändet, die Bilder deiner Heiligen zertrümmert; aber unser Glaube, ganz geistig und rein, war nicht an jene vergänglichen Zeichen gefesselt. Würdige heute, großer Gott, den Glauben unsre Brüder aufrecht zu erhalten mitten in den Prüfungen der Gefangenschaft und den Versuchungen des Unglücks! Bewahre unsere heilige Religion vor Mahomets Grausamkeiten und Schutz; wolle unsere Priester, von diesem gottlosen Herrscher in Bande geschlagen, frey machen und nimm ihnen, so unwürdig sie auch sind, nicht die Macht, das Volk durch dein göttliches Wort zu heiligen. Könnte ich doch bald nach dem Morgenlande zurückkehren, und für den Glauben sterben, den ich bewahrt! Meine Brüder, in den Gefahren des Exils, unter den Himmelsstrichen, wohin das Schicksal euch schleudern wird, bewahret das Christenthum eurer Väter. Umsonst ist Griechenland unterworfen, und die Griechen Sklaven und zerstreut, ihr werdet ein Volk seyn, so lange ihr eine Religion haben werdet. Die Religion, die Gemeinschaft derselben Altäre, der Glaube an dieselben Hoffnungen, das ist das erste, das heiligste Vaterland. Mit ihr werdet ihr jenen ruhmwürdigen griechischen Boden wiederfinden, oder vielmehr er wird euch nie ganz verloren seyn. Die Altäre eures Gottes werden euch einst die Gräber eurer Väter wiedergeben.

„Sind wir nicht in der That die Erstgebornen Europa's in der Religion, wie in den Künsten? Haben wir nicht das Evangelium dem römischen Kaiserthume gegeben? Athen und Korinth haben die Stimme des heil. Paulus vernommen. Ephesus ist eine der sieben getreuen Städte, die der Apostel gezählt hatte. Man bewahrte in Byzanz den bischöflichen Stuhl, auf dem der große Chrysostomus gesessen. Ach! welche Ströme von Licht goß die griechische Kirche während jener ersten Zeiten und jener glorreichen Einführung des Christenthums aus? und jezt ist sie verfinstert, in Trauer gehüllt, von den Lateinern verstoßen, von den Barbaren beschimpft. Möge sie dennoch fortleben; möge sie in der Sklaverey und unter den Bannstrahlen das heilige Feuer der Hoffnung bewahren! In sich trägt sie das Heil und die Wiedergeburt Griechenlands. Meine Brüder, man beschuldigt uns, die Vereinigung mit den Lateinern verweigert zu haben; man wirft uns unsern unbiegsamen Widerstand vor: ich habe diesen geheiligten Starrsinn mit frommen Bischöfen getheilt, die durch das Märtyrthum gerechtfertigt sind. Sollte ich heute mein Wort zurücknehmen? Den Besiegten, den Flüchtlingen kommt es zu, in ihren Grundsätzen unerschütterlich zu seyn, und die Wahrheit als einzigen und lezten Schatz zu bewahren. Wer vermag übrigens die Rathschläge Gottes vorauszusehen? Jenes Volk des Nordens, der Zögling unsrer Kirche, und dessen Herrscher sich einst mit dem Geschlecht unsrer Fürsten verbanden, sollte es nicht das Werkzeug seyn, das der Himmel zu unsrer Befreyung vorbehalten? Sein Beyspiel wird den Eifer der Lateiner erwecken, man wird über unser Unglück erröthen, und unsere Treue hochachten. Wie dem auch sey, in dem befreyten Byzanz, mitten in dem siegreichen und wiederbelebten Griechenland wird die Theilung der beyden Kirchen, durch eine so große Wohlthat ausgesöhnt, aufhören können. Bis dahin bewahren wir unsern ganzen und unbeugbaren Glauben; beten wir unaufhörlich für unsere Brüder, die in Griechenland und im Morgenland Sklaven sind; laßt uns leiden und hoffen! Das Leben der Völker ist lang, meine Brüder, und das Christenthum ist ewig."

Nachdem der fromme Bischof diese Worte gesprochen, las er mit lauter Stimme das Glaubensbekenntniß der byzantinischen Kirche ab, indem er bey dem einzigen Punkt

des Sakraments verweilte, der die beyden Kirchen trennt. Dann aber neigte er sich dreymal zur Erde und wollte eben das unaussprechbare Geheimniß vollbringen, als plötzlich fürchterliches Geschrey und lärmende Drohungen die Andacht der Versammlung unterbrachen.

Von allen Seiten laufen Menschen herbey, die Gesichter von Sonnenglut geschwärzt, deren Züge, deren Augen von Wuth belebt und zugleich von abergläubischem Schrecken verwirrt zu seyn schienen; es waren Hirten, Bauern aus dem nächsten Dorfe, die von der Kleidung der Griechen und ihrer unbekannten Sprache betroffen, den Baum der heil. Agathe durch irgend einen gotteslästerlichen Frevel entheiligt, und schon alle Gluten des Aetna bereit sahen, ihre von nun an schutzlosen Fluren in Flammen zu begraben. Diese unwissenden, wilden Menschen, schrecklicher noch durch ihren eigenen Schrecken, stürzen sich auf den Priester. Lascaris wirft sich zuerst vor den heiligen Bischof, um den Anlauf dieser Wüthenden zu lähmen. Mit seinem Schwert stößt er den kühnsten der Angreifenden zurück; dieß war ein Räuber aus dem Gebirge, ein abergläubischer Rächer der heil. Agathe, der schon den Arm gehoben hatte, um den griechischen Priester niederzustoßen. Die Unerschrockenheit Lascaris und seiner Freunde, die sich um ihn drängen, hält einen Augenblick die blinde Wuth der sicilianischen Bauern auf; aber ihre Zahl wächst. Die Einwohner des Dorfes La Giari am Fuß des Berges von der Seite des Meeres haben die Sturmglocke gezogen; zahlreiche Signalfeuer lodern auf, und überall, von einem Gipfel zum andern ertönt und antwortet sich wildes Geschrey.

In dieser Gefahr läßt Lascaris den Bischof von Ephesus, der die heiligen Geräthschaften trägt, in die Mitte des kleinen dicht geschlossenen Haufens von Griechen treten. Er selbst geht an der Spitze seiner Landsleute einher, zerstreut die Menge, und bahnt sich, trotz der Wuth dieses wilden Volkshaufens, die Straße nach Catania. Aber während der furchtlose und heilige Zug sich langsam an dem Saume des Waldes und auf dem bebauten Lavafelde, welches sich von den Montagnuole bis zur Stadt erstreckt, hinzieht, laufen auf dem Wege der Griechen überall neue Angreifende herbey, und rotten sich zusammen. Auf das dunkle Gerücht, daß Ketzer den Baum der heil. Agathe entweiht hätten, war selbst das Volk von Catania, ohne die blinde Wuth der Gebirgsbewohner zu theilen, von Zorn und Schrecken erfüllt, die immerwährende Gefahr, in der diese Menschen leben, das Feuer, welches stets über ihrem Haupte schwebt, die Erde, die stets unter ihren Tritten bebt, verdoppeln in ihnen diese abergläubische Lebendigkeit der Phantasie des Südens. Jenem lärmenden Haufen, welcher den Griechen folgt und ihnen droht, hat sich aus der Stadt selbst ein andrer Haufen von Männern und Frauen, von demselben Schrecken ergriffen, entgegengestürzt. Ueberall glühende, bestürzte Gesichter, Ausrufungen des Zorns, erschreckende Erzählungen, welche dieses Volk mit der unbeschreiblichen Beweglichkeit, die sich in seinen Zügen malt, anhört und wiederholt; man glaubt den fürchterlichsten Volksaufstand zu sehen.

Der spanische Hauptmann, welcher in der Stadt im Namen von Alphons von Arragonien, Herrscher der beyden Sicilien, befehligte, schickt indeß einige Reiter zu diesem Auflauf. Medicis und seine Freunde, angetrieben von einem hochherzigen Gefühl, sind herbeygelaufen, um sich zu Gunsten der Griechen in's Mittel zu legen. Die Heftigkeit des Aufruhrs beginnt zwar nach und nach nachzulassen. Tausend Stimmen fordern jedoch immer das Blut der Griechen, die Bestrafung ihrer Ruchlosigkeit. Lascaris, der die Drohungen der Menge verachtet, und ihre Gewalt abgewehrt hatte, begibt sich nach dem Pallast des spanischen Hauptmanns, begleitet von dem Volk, das ihn anklagt. Dieser Befehlshaber war ein alter Soldat, aufgewachsen in den Revolutionen von Arragonien und Neapel, ein treues Werkzeug der Eroberung von Alphons und die Sicilianer als Besiegte verachtend. Sehr gleichgültig gegen die Erinnerungen und Ueberlieferungen der Griechen wußte er jedoch, daß König Alphons diese Fremdlinge liebte, und nach ihren Künsten eifrig forschte. Er selbst hatte einst bey der Plünderung einer italienischen Stadt ein Manuscript *) mit griechischen Buchstaben, das ihm in die Hand gefallen war, diesem Fürsten gebracht, und dafür einen kostbaren Degen zur Belohnung erhalten. Ohne Zorn empfing er die Griechen, und sprach selbst nicht einmal von einigen Landbewohnern, die, als sie Lascaris angegriffen, verwundet worden waren. „Aber warum, sagte er, warum mußtet ihr auch, ihr Ketzer, diesem Baum, der die Stadt schützt, nahen, und uns alle der Gefahr aussetzen unter der Lava begraben zu werden, wie jene alte Stadt dort in unsrer Nähe. Dieses ganze Volk ist wüthend aus lauter Furcht, und wäre ich nicht Spanier, ich würde mich selbst fürchten. Ich kann euch hier nicht frey lassen. Dieser Haufe würde aufrührisch werden, wie er es in Palermo geworden ist; aber glücklicherweise kommt unser großer König Alphons in diesem Augenblick nach Syrakus. Seiner hohen Gerechtigkeit will ich euch überliefern.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Antonius von Palermo in seinem Buche de gestis Alphonsi, erzählt diese einzelnen Züge, und noch viele andere von Alphons warmer Liebe für die Literatur.

Briefe aus Berlin über Berlin.

Dritter Brief.

Der literarische Häringsfang wird wenig Ausbeute liefern, da wir ein wenig windfevern, doch kann ich Ihnen eine sehr interessante, noch drucknasse Neuigkeit mittheilen: eine neue Zeitschrift, — „was? eine neue Zeitschrift?“ sprich mir von allen Schrecken des Gewissens, nur — gemach, es ist keine Zeitschrift für Theaterkritiken, nein, wir sprechen von dem ersten Hefte der „Zeitschrift für die Kriminal-Rechtspflege in den preußischen Staaten, mit Ausschluß der Rheinprovinzen.“ Der Name des Herausgebers: J. E. Hitzig, bürgt für die Gediegenheit und Zweckmäßigkeit des Unternehmens; das königliche Justizministerium genehmigt und unterstützt dieß Institut auf die liberalste Weise, und so eröffnet sich demselben ein ewig interessanter Schatz von amtlichen Quellen. „Der Moment, sagt der Herausgeber in der Vorrede, in dem das erhabene Geschäft der Revision der Gesetze zu dem königlichen Justizministerium zurückgekehrt ist, dieser wichtige Moment ruft diese Zeitschrift in's Leben.“ Dem Auslande zu zeigen, wie man in Preußen die Strafgesetze untersuche, vertheidige und anwende, es zu Lob und Rath, nachdem die Fälle sind, zu verpflichten, die Ausbildung und Erweiterung inländischer Criminalisten zu befördern, einen Austausch dieses Zweiges der Wissenschaft im Inn- und Auslande zu bewerkstelligen, im Plane dieser Zeitschrift liegt. Seine Excellenz der Justizminister und Chef der Justiz, Graf von Dankelmann, hat in einem eigenen Rescript seinen Beyfall und seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben. Das erste vor mir liegende Heft ist so zu sagen als Schema und Probeheft für Mitarbeiter und Gattung der gewünschten Beyträge zu betrachten. Es ist sehr reich an wichtigen Daten, reichhaltige Artikel mit erschöpfender Gründlichkeit behandelt, mit den einleuchtendsten Dokumenten belegt, so wie die verwickelten Fälle der polizeylichen Chirurgie; von gerichtlichen Obduktionen u. s. w. werden dieses Heft jedem, den dieses Fach nur im Entferntesten interessirt, erwünscht und erfreulich machen. Aber auch für die belletristische Welt ist ein Artikel darin, der sehr interessant ist, nämlich das Urtheil des Kammergerichts gegen den Dr. Garlieb Merkel, wegen Beleidigung des Geh. Staatsraths Niebuhr durch ein Pasquill. Auch die Selbstvertheidigung des Dr. Garlieb Merkel befindet sich hier. Ich will dem Leser einen kleinen Auszug dieses literarischen Kriminalfalles mittheilen. In Nr. 317 der Literaturzeitung vom Jahr 1816 machte Dr. Haubold bekannt: der Geh. Staatsrath Niebuhr habe Herrn von Savigny drey Bruchstücke juristischer Schriften, die sich in der Bibliothek des Domkapitels zu Verona befanden, zugesendet. Darauf sagte Dr. Merkel in Nr. 91 des alten Freymüthigen: „Es sey zu bedauern, daß Hr. Haubold nicht gesagt, welche Autorität das Ausreißen und Mitnehmen dieser wichtigen Blätter erlaubt habe. Denn ohne Erlaubniß geschah es gewiß nicht, o quantum est in rebus“ u. s. w. Darauf enthielt Nr. 95 die Berichtigung, daß jene Bruchstücke nicht im Original, sondern abschriftlich eingesandt worden seyen. Der Geh. Staatsrath Niebuhr trug von seinem Gesandtschaftsposten zu Rom auf Einleitung der Untersuchung gegen Merkel an. Die Selbstvertheidigung Merkel's geht darauf hinaus, daß er gar keinen animum injuriandi gegen den Hrn. Geh. Staatsrath Niebuhr gehabt, da er ihn in der Aeußerung gar nicht genannt, daß er gesagt habe: denn ohne Erlaubniß geschah es gewiß nicht, daß er aus dem lateinischen Vers das Schlußwort inane wegließ. Das Gutachten des Referendarius ist nun auf 16 Seiten scharfsinnig und eindringend mitgetheilt, und entwaffnet die Künstlichkeit des Denunziaten, den Sinn und die Veranlassung der Anzeige zu deuten. Es ist ganz klar, daß eben dadurch, daß der Denunziat in seiner Anzeige sich auf eine Erörterung, und vor dem Druck der Anzeige auf eine Prüfung nicht einließ, wie denn Niebuhr eigentlich zu den Blättern gekommen sey, dem Publikum insinuirt wurde, Niebuhr habe die vier Blätter ausgerissen, oder doch mitgenommen! Daß dieß geschehen war, darüber wurde nicht ein Wort des Zweifels geäußert, sondern das Faktum wurde als bis zur Evidenz feststehend, gleich hingestellt. Nach ähnlichen und mehrern noch treffenderen Gründen, insonders nach einer hinzugefügten Anekdote des Hrn. Merkel ging das Urtheil des Kriminal-Senats des königlichen Kammergerichts dahin, daß Denunziat Merkel wegen des gegen den Geh. Staatsrath Niebuhr öffentlich verbreiteten Pasquills mit einer sechsmonatlichen Gefängniß- oder 500 Thaler Geldstrafe, nach seiner Wahl zu bestrafen, auch die Kosten der Untersuchung zu tragen gehalten sey. Ich glaube, Hr. Dr. Merkel lebt noch, und wird sich der alten Freymüthigkeit nicht erfreulich erinnern. Wir wünschen dem würdigen, kenntnißreichen Herausgeber Gedeihen und Segen zu seinem Unternehmen.

Von Willibald Alexis erwarten wir ein neues Lustspiel „der Prinz von Pisa“; was dieser geistreiche Mann in diesem Fache leisten wird, ist der Neugierde werth. Ad vocem Alexis habe ich mich sehr erbaut in den Heidelberger Jahrbüchern, den „Walladmor,“ von W. Alexis, so unter andern mit den Walter Scottschen Romanen kritisirt zu sehen! (1825 Nr. 55 — 56). Der Musenalmanach (auch Xenienalmanach) von Curtius, ist in den östreichischen Staaten verboten, wenn es anders nicht eine pfiffige Erfindung des Verlegers ist. Der Schriftsteller Dr. Baßmann aus Hamburg gibt in der hiesigen Vereinsbuchhandlung: „Papiere aus einer bunten Mappe“ heraus. Nebst mehrern Erzählungen soll es — il faut prendre haleine — ein Trauerspiel in lauter Romanzen enthalten! wir wollen sehen. Hr. M. G. Saphir will vom neuen Jahr an ein neues Unterhaltungs- und Theaterblatt herausgeben, ein Halbjährchen wird's dauern, dann hinüberschlummern zu andern — sit tibi terra levis! — Die Stadt Berlin hat der Prinzessin Friederike von den Niederlanden fünf Gemälde verehrt, worunter sich die von Gropius auszeichnen. — Der Komponist Mayerbeer und der geniale Weber werden erwartet. — Sr. Majestät dem Könige muß bey seiner Zurückkunft sogleich der Plan zur Vergrößerung der Stadt, nach dem sogenannten Köpnikerfelde vorgelegt werden. — Der hiesige Tischlermeister Bernhard Wanschaff will ein Perpetuum mobile entdeckt haben, seine nächst herauskommenden „Mathematisch-Konstruktionellen Entdeckungen“ sollen Interessantes enthalten. — In den Hamburger „Originalien“ befindet sich ein „sans façon aus Berlin“ der hier viel gelesen wurde. Der Bursche ist keck! aber tüchtig! nun Glück auf! wird er fortfahren? — Eine „Weiße-Dame,“ „Chiarini“ Wachsfiguren u. s. w. übergebe ich, da schon mein Bericht zu einem Buche angewachsen. Nächsten Monat mehr.

Sr.

Druckfehler.

In Nr. 275. pag. 1100, Spalte 1, Zeile 4 von unten lies: auf statt auch.

Beylage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 277.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. November 1825.

Wer sich in Gott erheben kann,

Dem wird das Schicksal unterthan.

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Die Griechen brachten die Nacht in der Citadelle von Catania zu, während der Schrecken und die Wuth des Volks sich in tausend Erzählungen Luft machte. Den andern Tag wurde alles vorbereitet, um sie nach Syrakus zu führen. Der spanische Befehlshaber benachrichtigte sie zugleich, daß er auf das Ansuchen des Erzbischofs von Palermo die griechischen Nonnen, welche man im Kloster des heil. Benedikt aufgenommen hatte, unverzüglich würde einschiffen lassen, um sie nach Rom zu bringen, wo sie zum katholischen Glauben bekehrt werden sollten. Der Bischof von Ephesus bat dringend um die Gunst, sie noch vor ihrer Abreise sehen zu dürfen. Mitten in dem Sturz seines Vaterlandes und dem ungewissen Schicksal seiner Brüder schien er vorzüglich mit der Furcht beschäftigt, daß schwache und schutzlose Seelen für die römische Kirche gewonnen werden möchten. Man schlug ihm seine Bitte nicht ab. Der Bischof betrat allein das Kloster von Catania, den Ort, wo die Nonnen von Byzanz eine Freystatt erhalten hatten.

Dieß war ein Gebäude von arabischer Bauart, welches einst Siciliens Siegern zur Moschee gedient, und seitdem heiligeren Gebräuchen gewidmet gewesen war. Die jungen Griechinnen saßen in einem geräumigen Saal, in dessen Mitte das Wasser einer reinen Quelle aufsprang, nach einer aus dem Orient nach Sicilien verpflanzten Sitte. Um nicht die Schwestern des heil. Benedikt zu erzürnen, hatten sie ihre langen Haare mit weißen Schleyern verhüllt; doch weigerten sie sich, den gemeinschaftlichen Gebeten des Klosters beyzuwohnen. Aber sie beobachteten ein strenges Fasten, sangen in ihrer Sprache heilige Hymnen, oder bisweilen sang eine von ihnen, in der Mitte ihrer weinenden Gefährtinnen, in Versen, welche die Begeisterung ihr plötzlich eingab, den Verlust ihrer Verwandten, die in der Belagerung von Byzanz umgekommen. Von ihren Stimmen herbeygezogen, kamen die Nonnen des Klosters, ihnen zuzuhören. Kaum konnten sie sich enthalten, ihre Schönheit, ihre Sanftmuth, die Harmonie ihrer Gesänge und ihre langen Gebete zu bewundern. Aber sie beklagten sich darüber, sich ihnen nicht verständlich machen zu können.

In einer strengen Abgeschiedenheit erzogen, sahen die edeln Töchter von Byzanz, selbst ehe sie sich dem klösterlichen Leben weihten, nie Fremde, und sprachen nur die griechische Sprache, die sich fast *) in ihrer alten Reinheit bewahrt hatte. Die Mundart des Volks war ihnen unbekannt. Später erlaubte ihnen die tiefe Zurückgezogenheit des klösterlichen Lebens nur heilige Bücher und die Schriften der großen Apostel der Kirche des Orients zu lesen.

*) Philelphus, ein gelehrter Italiener, der in Konstantinopel gelebt hat, hat folgende Bemerkung gemacht: „Viri aulici veterem sermonis dignitatem atque elegantiam retinebant; inprimisque ipsae nobiles mulieres, quibuscum nullum esset omnino cum viris peregrinis commercium, merum illum ac purum graecorum sermonem servabant intactum."

... eine treue Erinnerung rief ihnen oft Gesänge zurück, welche sie in ihrer Kindheit zu den Füßen ihrer Mütter gehört hatten, und in jedem Kloster des Morgenlandes verlieh der Instinkt des Klima's und der Einsamkeit einer oder der andern Nonne die Gabe der Dichtung.

Als der Bischof von Ephesus in der Freystatt der jungen Griechinnen erschien, sang eine aus ihrer Mitte, Aurelia, das Klagelied über den Märtyrtod der Priester Griechenlands, welche die Barbaren erwürgt hatten. Flammenworte entströmten dem Munde dieser schüchternen Jungfrau. Sie rief zu Gott, sie klagte die Vorsehung an, den Fall der Religion und des Reichs zugelassen zu haben. Bey dem Anblick des heiligen Bischofs hielt sie vor Bestürzung und Freude inne, und alle Schwestern sanken auf die Kniee, wie wenn der Herr einen Theil ihrer Bitten erhört hätte, indem er ihnen diesen Bekenner des Glaubens sandte: „O mein Vater! rief die junge Aurelia, Gott hat dich erhalten, um ein lebendes Beyspiel des Märtyrthums zu seyn. Aber sage uns, wird er seinen heiligen Namen in Griechenland triumphiren lassen? Werden wir die Panagia von Byzanz wiedersehen, oder müssen wir auf fremder und unheiliger Erde sterben?" — „Steht auf, meine Kinder, erwiederte der heilige Greis, und behaltet meine Worte. Kaum haben die Tage der Prüfung begonnen; bald werdet ihr nach Rom kommen, in das neue Babylon. So groß ist unser Unglück, daß es für euch selbst keinen andern Zufluchtsort als an dem Orte gibt, wo euer Glauben in Gefahr ist. Ihr geht nach Rom. Versprecht mir, die heiligen Ceremonien unserer Väter nie zu verlassen, und nie die eidbrüchische Vereinigung von Florenz anzuerkennen." — „O, mein Vater! riefen alle zugleich, niemals. Möge die Panagia uns schützen; mögen deine heiligen Worte uns aufrechthalten und schirmen. Nie werden wir dem Irrthum der Azymiten folgen; nie unsere schwarzen Haare abschneiden, und unsern Schleyer ablegen, wie die profanen Jungfrauen Italiens." Darauf enthüllte der Bischof von Ephesus den goldenen Kelch, welchen er mitgebracht. „Aurelia, sagte er, ich gebe euch dieses heilige Pfand zurück; es gibt keine Kirche von Byzanz mehr. So möge wenigstens das Geschenk des großen Konstantin dazu dienen, die Tochter der Kaiser zu schützen. Dieser Name ist im Abendlande verehrt; er wird dich bey dem Pontifex von Rom empfehlen. Andere Prüfungen sind uns vorbehalten; und dieses Kleinod des griechischen Glaubens wird in euren Händen in größerer Sicherheit als in den unsrigen seyn." Bey diesen Worten segnete Theodorus die Jungfrauen und entfernte sich.

Schon bereitete man alles zu ihrer Abreise, und auf das Begehren des Erzbischofs von Palermo sollte ein römischer Priester und zwey Benediktiner-Nonnen sie begleiten. Die Aebtissin des Klosters von Catania empfahl den Schwestern dringend, eine Freysprechungsbulle nachzusuchen für das Unrecht, welches das Kloster begangen, Schismatiker in seinen Mauern aufzunehmen, und dennoch sah sie mit Bedauern diese jungen, so bescheidnen Mädchen abweisen, die so liebliche Worte in einer unbekannten Sprache sangen. Sie bestiegen das griechische Schiff, welches sie hergebracht. Die Matrosen lichteten die Anker, indem sie den Gesang der Panagia anstimmten, und die Jungfrauen wiederholten sich Theodorus ernste Worte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Schach-Spiels.

(Beschluß.)

Außer dem gewöhnlichen Spiele mit sechszehn Steinen gibt es im Orient noch ein großes Schach-Spiel, wo der Schach oder König links und rechts von der Königin oder dem Wisier und dem Groß-Wisier eingeschlossen ist. Neben diesen beyden stehen die Hirsche, neben diesen die Rhinoceros, dann die Pferde, die Rochen und die Elephanten: es sind hier also außer dem Könige zwölf Offiziers und dreyzehn Bauern, daher das Brett mehr Felder hat als das gewöhnliche. Der Roch hat die Figur des berüchtigten Vogels. Der Groß-Wisier hat den Gang unsers Läufers, Thurms und Springers: eine auch in Rußland gewöhnliche Art zu spielen. Die Hirsche gehen wie unsere Springer, aber ein Feld weiter. Die Rhinoceros bewegen sich wie unsere Thürme und Springer.

Das Schach-Spiel der Chinesen unterscheidet sich von dem unsrigen durch folgende Eigenheiten. 1) Der König ist von zwey Wisiers eingeschlossen, worauf unsere übrigen Offiziere folgen, so daß in allem neun sind, die daher nicht, wie gewöhnlich, in die Mitte der acht Felder, sondern in ihre Ecken gestellt werden. 2) In der Reihe unserer Bauern stehen auf beyden Flügeln zwey Kanonen. 3) In der vierten Linie stehen fünf Bauern in den Ecken der Felder, und jeder ist von dem andern durch ein leeres Feld getrennt. 4) Die vierten Reihen beyder Gegner sind durch einen leeren Raum getrennt, der einen Graben oder Wall vorstellt, den blos die Bauern, Springer und Thürme überschreiten dürfen. Es scheint, die Chinesen sind beym Schach-Brette eben so ängstlich, wie in Maimatschin. 5) Der König und seine beyden Wisiere dürfen nie ihr Schloß verlassen, welches durch die vier mittleren Felder der zwey hintersten Reihen bestimmt wird. 6) Die Wisiere und die Elephanten gehen

wie unsere Läufer, aber erstere nur einen, leztere nur zwey Schritte: die übrigen gehen wie bey uns. 7) Die Kanonen bewegen sich wie unsere Thürme, schlagen aber nicht den Stein, auf den sie stoßen, sondern par ricochet den Stein, der unmittelbar hinter ihm steht. 8) Die Bauern schlagen nicht nach der Diagonale, sondern seitwärts.

Die Erzählung der Chinesen von der Veranlassung der Erfindung dieses Spiels ist in dem ächten Geiste dieses Volkes. Während eines langen Krieges war der chinesische General gezwungen, seine Winterquartiere in einer sehr kalten Gegend zu nehmen. Um die Unzufriedenheit zu besänftigen, die hieraus, und aus der langen Entfernung der Soldaten von ihren Familien, in der Armee entstand, ließ der General ihnen nicht etwa doppelten Sold auszahlen, sondern er erfand das Schach-Spiel. Dieß brachte die Soldaten auf andere Gedanken, vertrieb die Langeweile, und fachte ihren Heldenmuth von neuem dermaßen an, daß im nächsten Frühlinge das feindliche Land mit leichter Mühe erobert ward. In Wahrheit ein wohlfeiles und unschuldiges Mittel. In neuern Zeiten hat man auf ganz andere Mittel, die aber freylich nicht so viel Kopfbrechen kosten, denken müssen, um die Truppen bey guter Laune zu erhalten, und ihnen die Quartiere angenehm zu machen.

Es hat nicht an Menschen, und selbst solchen, die mit dem Ein-mal-eins nicht recht fertig werden können, gefehlt, die sich die Miene geben, als könnten sie sogar den Fall der Karten in dem geistreichen Farao berechnen; und täglich hört man die Aeußerung, daß ein guter Schach-Spieler ein guter Rechner seyn müsse. Die Wahrheit ist, daß das Schach-Spiel, wegen der unzähligen Kombinationen, die dabey Statt finden, kein Gegenstand für den mathematischen Kalkül ist. Allein das Schach-Brett, dessen Kombinationen durch die Zahl 64 bestimmt sind, gibt allerdings zu solchen Untersuchungen Anlaß, und hat einige der größten Mathematiker beschäftigt. Wir haben oben bey der Rechnung des Sessa ein Beyspiel gesehen: ein anderes Beyspiel gibt der sogenannte Rößlein-Sprung, d. i. der Gang, den der Springer nehmen muß, um nach und nach alle 64 Felder des Schach-Bretts, doch jedes nur einmal, zu berühren. Dieses Problem läßt unzählige Auflösungen zu, wovon diejenige, die sich am leichtesten behalten läßt, in folgender einfachen Regel besteht: man gehe von einer Ecke aus, so lange es angeht, nach einer Richtung, und bleibe immer so nahe als möglich an der Peripherie des Bretts.

Unter den moralischen Betrachtungen, die sich beym Schach-Spiel anstellen lassen, ist eine der natürlichsten diejenige, die sich nach geendigtem Spiele, wenn die Steine in den Sack zurückgeworfen werden, fast unwillkürlich aufdringt. Die Komödie oder Tragödie, die uns einige Stunden oder einige Jahre so sehr interessirt hatte, ist nun vergessen, aller Zwist und Hader, Neid und Furcht ist vorüber; alle Verhältnisse und aller Unterschied des Standes hört auf; und auf das Gewühl und die Stürme des Lebens folgt die Ruhe des Grabes. Ein Sack oder ein Grab umschließt Freund und Feind, das Pferd und seinen Reiter, den König und den Bauer. So natürlich diese Betrachtung ist, so mag sie doch wohl eben so selten am Ende des Schach-Spiels gemacht werden, als am Ende des Schauspiels. Auch wenn der Vorhang fällt, wie beym Abtritt von der Bühne des Lebens, erscheint jeder in seiner wahren Gestalt; die Maske der Heucheley fällt ab, und der Purpurmantel gilt nicht mehr als der Sklavenkittel. Nur die Leidenschaften und Zänkereyen dauern noch oft hinter den Koulissen fort; der unglückliche Schachspieler denkt mit Verdruß an den Sieg seines Gegners; und nicht Jeder verläßt diese Welt, frey von allen Leidenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Okt.

Das seit wenigen Jahren durch die Bemühungen der waadtländischen naturforschenden Gesellschaft gegründete Kantonalmuseum, dessen Lokal die Regierung angewiesen und die Einrichtungskosten bestritten hat, erhält durch reiche Geschenke, gleich dem benachbarten genferischen Museum fortgehend sehr bedeutenden Zuwachs, so daß, nachdem im vorigen Jahr ein geräumiger zweyter Saal für seine Sammlungen eröffnet ward, man gegenwärtig bereits schon mit der Zurüstung eines dritten beschäftigt ist. Die neuesten Bereicherungen, welche das Museum erhielt, sind folgende: Der General de Laharpe, welcher auch dießjähriger Vorstand der Kantonalgesellschaft ist, schenkte eine schöne Suite von Mineralien der Auvergner-Gebirge, und der Professor Strure vermehrte durch sieben- bis achthundert ausgewählte Stücke die bereits ansehnliche mineralogische Sammlung, die nun in einer Reihe von Schränken nach Hauy's System geordnet ist, mit Ausnahme eines eignen Schrankes, der die Mineralkörper des russischen Reiches, und eines andern, der eine nach Werner's System geordnete Reihenfolge von Fossilien enthält. Die Zoologie findet sich meist noch auf die Klassen der wirbellosen Thiere und der Reptilien beschränkt; die leztere hat Hr. Wyder hinsichtlich der inländischen Arten vollständig geliefert. Die Sammlung der See-, Fluß- und Erdkonchylien, mit Inbegriff ihrer fossilen Arten, ist in ansehnlichen Vorräthen nach Lamark geordnet; auch die Zoophyten, Strahlthiere und Crustaceen fangen an bedeutsam zu werden, und für die Entomologie ist ein Anfang gemacht. Von dem Baron Benjamin

de Lessert in Paris erhielt das Museum kürzlich zwey höchst seltene und ausgezeichnete Vögel: den aus Südasien kommenden, vom Schnabel bis zum Schwanz neun Fuß langen Pfaufasan (Argus giganteus), der wohl mit Recht das in seiner Art prachtvollste und wunderschönste Geschöpf in der Natur genannt worden ist, und den noch seltenern, aus den hindostanischen Gebirgen durch Lady Impey bekannt gewordenen, von Temminck blendender Federbuschträger (Lophophorus refulgens) genannten, in allen Metallfarben glänzenden, und durch seinen Busch von dreyzehn langen, dünnen, bartlosen, in ein grüngolden Blatt auslaufenden Federn bezeichneten Vogel aus dem Hühnergeschlechte. Auch die Sammlung von Kantonalalterthümern hat durch den um dieselben sehr verdienten Doktor Levade reichen Zuwachs erhalten. Diese und andere Angaben schließt der Professor Chavannes in seinem Jahresbericht mit der Bemerkung: „Es können diese Bereicherungen eines einzigen Jahres beynebens auch als Beweis der Fortschritte gelten, die der Gemeingeist unter uns macht. Sie thun dar, was von den liberalen Institutionen, deren die Eidgenossenschaft sich erfreut, erwartet werden darf, und daß da, wo ein Vaterland vorhanden ist, welches des Volkes Liebe verdient und genießt, auch mit kleinen Mitteln Ansehnliches zu erreichen leicht wird.“

Einem ebenfalls der waadtländischen Kantonalgesellschaft der Naturwissenschaften erstatteten Bericht des Direktors der Salzwerke in Bex, Herrn von Charpentier, über das seit einiger Zeit dort entdeckte und gewonnene Steinsalz, wollen wir nachfolgende Angaben entheben. Die ersten Spuren dieses Steinsalzes wurden in der neuerlich eröffneten oder vielmehr nur erweiterten sogenannten Gallerie du Bouillet, welche fünfhundert Fuß tiefer als die Gallerie du Fondement liegt, und gegenwärtig 6787 Fuß Länge hat, wahrgenommen. In diesem Stollen fand man im Jenner 1822 ein Konglomemat eckiger Bruchstücke von Anbydrit und dichtem mehr oder weniger kieselartigem Kalkstein, die durch salzhaltigen Anhydrit und völlig reines Steinsalz in eine feste, für ihre Brechung des Schießpulvers benöthigte Masse verkittet waren. Man fing an dieselbe zu bearbeiten, und es zeigte sich, daß das salzhaltige Gestein durch Wässerung behandelt, dreyßig Pfund Salz auf den Kubikfuß ertrug. Durch weitere Untersuchungen in den verschiedenen Gallerien gelangte Hr. von Charpentier zur Entdeckung eines Lagers, dessen zwey bisher gekannte Endpunkte bey 2800 Fuß in horizontaler, und bey 600 Fuß in vertikaler Richtung von einander entfernt stehen, und das im Durchschnitt dreyßig Fuß Dicke hat. Dieß würde also eine Masse von 50,400,000 Kubikfuß Gestein, und nach obigem Verhältniß des Salzertrags eine Summe von 15,120,000 Centner reinen Salzes gewähren; wobey zu bemerken ist, daß hier nur von seinem schon wirklich gekannten Umfang die Rede ist. Da das Lager sich an seinen beyden untersuchten Endtheilen gleich mächtig, und von gleichem Salzgehalt zeigt wie zwischenein, so darf daraus geschlossen werden, daß es über den gekannten Umfang sich noch weiter ausdehnt; wie weit diese Ausdehnung in Länge, Tiefe oder Höhe möglich sey, kann man einstweilen nicht wissen. Bis dahin sind aus diesem salzhaltigen Gestein 5604 Centner Salz gewonnen worden, deren Ausbeute drey bis vier ein Drittel Batzen auf den Kubikfuß kostete, je nachdem das Wässerungsverfahren auf Ort und Stelle möglich war, oder das Gestein dafür in andere Gallerien gebracht werden mußte. — Eine hier ganz natürlich aufzuwerfende Frage: Ob etwa dieß Lager von salzhaltigem Anhydrit die Ursache des Salzgehalts der Quellen von Bex seye, und ob vielleicht durch Ausbeutung des erstern der Ertrag der leztern vermindert werden möchte? — beantwortet Hr. von Charpentier durch die Versicherung, daß bis dahin keinerley Spur eines zwischen dem Lager und den Quellen bestehenden Wechselverhältnisses wahrgenommen worden sey. Allenthalben wo das salzhaltige Steinlager angegriffen oder durchbrochen worden ist, zeigte sich dasselbe völlig zusammenhängend, ohne Spalten, Zwischenräume oder Höhlungen, welche sich nothwendig darstellen müßten, wenn das Wasser zwischen durchgedrungen wäre. Somit darf man dann hier also keine Besorgnisse hegen. Hinsichtlich auf den Ursprung des Lagers spricht Hr. von Charpentier seine Ansicht folgendermaßen aus. Obgleich, sagt er, die Masse des salzhaltigen Gesteins mit den Strata des sie enthaltenden Anhydrits parallel läuft, so glaube ich jedoch nicht, daß diese Lagerung (gîte) ein wirkliches Lager (couche) darstelle. Seine Struktur zeigt eine Mischung von Anhydrit-, thon- und kieselartigen Kalkstein-Bruchstücken, die mittelst Salz durchdrungen und verkittet sind, so daß wahrscheinlich wird, es finde sich hier ein wirklicher Gang (filon), das will sagen, eine mit den Strata des Gesteins parallele Spalte, die von jenen Steinfragmenten erfüllt, ihre Zwischenräume durch Steinsalz gänzlich ausgefüllt darbietet. Ob nun dieß Salz ein Niederschlag von Salzwassern sey, die zwischen jenen Bruchstücken durchflossen, oder ob vielmehr sein Daseyn von Dämpfen des Sodiums und der Chlore herrühren, welche durch Erkältung in den Zwischenräumen jener Steingeschiebe verdichtet wurden, darüber können wir nicht entscheiden, weil noch hinlängliche Angaben und Gründe mangeln, um die eine oder andere der zwey Bildungsarten für die wahrscheinlichere zu erklären. Ich bemerke einzig noch, daß dieß Salz anbydritartig ist, das will sagen, daß es nicht wie das durch Krystallisation aus Salzwasser gewonnene Salz, Wassergehalt hat.

Der auf seinem Landsitze bey Lausanne lebende General von Minutoli ist ein sehr thätiges Mitglied der naturforschenden Gesellschaft, indem er ihr in öfteren Vorlesungen Ergebnisse seiner Reisen und dadurch veranlaßter Forschungen mittheilt.

Auflösung der Homonyme in Nro. 172:

Zug.

Charade.

Immer wünschet das Ganze, je eher je lieber zu werden.
Was das Zweyte besagt, wandelnd auf rosigter Bahn.
Doch zugleich wünschet es auch für immer zu bleiben das Erste.
Eitler und thörichter Wunsch! Ach er wird niemals erfüllt.
Denn es werde das Ganze das Zweyte, oder es werd's nicht,
Bleibt es das Erste niemals, sondern sein Gegentheil wird's.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. November 1825.

Was vergehen muß, vergehet:
Was bestehen kann, bestehet:
Was geschehen will, geschieht.

Herder.

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Unterdessen war Lascaris und die andern Griechen auf sicilianischen Maulthieren mit einer Bedeckung spanischer Reiter nach Syrakus aufgebrochen. Medicis und seine italienischen Freunde wollten sich nicht von ihnen trennen, entschlossen, ihr Mißgeschick zu theilen und zu lindern. Es war ein rührendes Schauspiel, diese Griechen, deren Vorfahren zu wiederholten Malen Sicilien erobert und civilisirt hatten, heute gefangen durch dieses schöne Land reisen zu sehen, in welchem sie überall Denkmäler ihrer antiken Künste wiederfanden, und wo ihr Name verhaßt, und ihre Sprache fremd war*). Im neunten Jahrhundert besaßen die byzantinischen Kaiser noch Sicilien, welches ihnen die Sarazenen entrissen. Ueberall boten sich Gebäude, Ruinen, Inschriften dar, welche an die verschiedenen Zeiten der griechischen Macht erinnerten, aber keine Spur von ihr war in den lebenden Geschlechtern zurückgeblieben. So wahr ist es, daß das Gedächtniß der Menschen das vergänglichste aller Denkmale ist!

Der unglückliche Zustand Siciliens, die Seltenheit gebahnter Straßen auf diesem Boden, der so oft durch das Wüthen der Natur oder des Krieges verheert worden war, nöthigten die Griechen und ihre Bedeckung, weite Umwege zu machen, um Syrakus zu erreichen. Sie stiegen zu dem Meere hinab, um die Hügelreihen und die völlig öden Ebenen zu vermeiden, wo Griechenlands Oelbaum und die üppigsten Pflanzen Asiens einen unbebauten Boden bedeckten. Sie näherten sich den Städten, und wichen selbst bisweilen etwas vom Wege ab, um die Ruinen zu besuchen. Es lag für diese Flüchtlinge, die in ihrem Busen alles Weh des verlornen Vaterlandes trugen, eine Art von tröstender Zerstreuung und von schmerzlichem Zauber darin, eben so großes, aber älteres Unglück als das ihrige zu schauen; aber Alles in Sicilien schien ihnen diesen Gedanken fast aufzudrängen; die bewohnten Oerter sowohl als die verlassenen, die Städte, wie die Ruinen. Nach vier Tagemärschen durch eine ungeheure und wilde Ebene im Mittag von Catanien, erreichten sie Syrakus, und troß jenes Hafens, dessen bewundernswerthe Lage nur durch den Hafen von Byzanz übertroffen wird, troß der Pracht so vieler Ueberreste, zweifelten sie einen Augenblick, ob dieß wirklich die furchtbare Klippe sey, an der einst Athens Glück gescheitert war.

Alphons hatte so eben Syrakus verlassen. Ein neuer Aufruhr rief ihn nach Palermo. Syrakus war nur noch eine ohnmächtige Stadt, leicht von einigen spanischen Soldaten im Zaum gehalten. Eine spärliche Bevölkerung bewohnte die fünf großen Bezirke der alten Stadt. Von zweifelhafter Abkunft, und verderbt durch alle die Sieger,

*) Dieser Ausdruck ist in der gegenwärtigen Sprache allgemein. Die Neu-Griechen nennen eine Wüste das fremde Land: Τὰ ἔρημα τὰ ξένα.

welche über diese Erde einhergeschritten waren, verwirrte dieses Volk mitten unter griechischen, römischen und arabischen Denkmälern, die es um sich herum in Trümmer fallen sah, alles in seiner trägen Unwissenheit. Es betete in der Kapelle des heil. Merkur und zeigte andächtig den Brunnen der heil. Juno. Unsre aufgeklärten Griechen lächelten über diesen Irrthum, und Gemistes glaubte darin die unbesiegbare Macht jener anmuthigen Symbole zu erblicken, die einst die Erde bezaubert hatten. Der junge Michael Apostolus, beseelt von den lachendsten Erinnerungen der griechischen Poesie, suchte Arethusens Quelle auf; aber die Barbarey hatte selbst dieses Werk der Natur zerstört. Nichts als ein trübes, salziges Wasser war übrig, wo sich Ueberreste von Denkmälern aufthürmten, mit denen der griechische Genius einst die Ufer dieser heiligen Quelle geschmückt hatte. Lascaris und seine jungen Freunde waren auf die Epipolae gestiegen, um mit einem einzigen Blick die ehemalige Größe der Stadt zu überschauen. Als sie diesen weiten Umkreis erblickten, den der Handel nicht mehr belebte, diese verödeten Häfen, diese ungleichen Ruinen, die sich hier und da erhoben, dieses Proscenium, das die spanischen Sieger *) noch nicht völlig abgetragen hatten, riefen sie aus: „Wohl ist Athen gerächt!“ und ihre Augen füllten sich mit Thränen bey dem Gedanken an ihr Vaterland.

Die jungen Italiener betrachteten ruhiger dieß traurige Schauspiel. Sie waren für das gesellschaftliche Leben geboren, und Hoffnung erfüllte sie. „Welche günstige Lage für den Handel und für das Reich! sagte der junge Bembo; Venedig selbst wird vom Meere nicht besser beschützt, nicht mehr begünstigt. Aber ach! das Schicksal der Orte wechselt wie das der Völker selbst. Nicht hierher mehr wird der Handel die Reichthümer des Orients führen, sondern nach Venedig, das sich kaum über die Fluten des adriatischen Meeres erhob, als Syrakus schon Königin war.“ — „Ja wohl, erwiederte Lascaris, nichts bringt schneller zum Welken, als die Eroberung; sie zerstört selbst den Genius der Länder und die Wohlthat der Natur. Venedig wird es einst auch erfahren.“ Ein Befehl des spanischen Statthalters, der in Syrakus befehligte, benachrichtigte die Griechen, ihren Weg bis nach Palermo fortzusetzen. Ihre Führer, deren rohe Gleichgültigkeit nichts in diesen antiken Denkmälern sah, drängten sie, sich auf den Weg zu machen, während die erste Frische des Abends den brennenden Himmel Siciliens mäßigte. Nachdem sie über den Acranitus gesezt, stiegen sie langsam den hohen Bergrücken hinan, der noch heute die griechische Leiter heißt, und entfernten sich von Syrakus, wo alles, mit Ausnahme der Menschen, das Bild Griechenlands zurückrief.

Ihr Weg, der sich durch Dörfer des neuen Siciliens fortzog, bot ihnen nicht mehr jene gewaltigen Erinnerungen dar. Manchmal jedoch zogen die Ueberreste eines maurischen Schlosses, und das in Sicilien so gewöhnliche Gemisch von arabischer und normännischer Bauart, ihre Blicke an. Der Anführer der spanischen Bedeckung erwachte dann aus seiner schweigenden Gleichgültigkeit, und indem er auf die Ueberreste der kleinen ausgezackten Thürme der Araber zeigte, belebte er sich bey diesem Anblick, und erzählte die Thaten seiner Landsleute gegen die Mauren von Granada und von Xeres. Dieß war wie ein neues Band, [illegible] ches der Haß gegen die Muselmänner zwischen [illegible] und Spanier knüpfte. „Euer Schisma, sagte der arragonische Anführer, muß doch eine schreckliche Sache seyn, daß man euch nicht hat gegen jene Ungläubigen vertheidigen wollen, die uns in Spanien so viel zu schaffen machen.“ Zu gleicher Zeit konnte er nicht umhin, die strenge Frömmigkeit, das majestätische Gesicht und die Narben des Bischofs von Ephesus mit Bewunderung zu betrachten, und in seiner kriegerischen Offenheit sagte er: „Aber seltsam ist es doch, ein Märtyrer zu seyn, und doch kein guter Christ!“

Ein Marsch von mehreren Tagen, bald auf den Ueberresten von Straßen, in alten Zeiten von den Römern angelegt, bald auf jenen öden Haiden, welche Sicilien bedecken, hatte den Reisenden nichts dargeboten als verlassene Ruinen von einigen armen Familien bewohnt. Endlich sahen sie von weitem hohe Säulen blinken, und dann [illegible] Mauern, deren Anblick eine große Stadt verkündigte. Der ganze Zug beschleunigt jezt seinen Marsch, um diesen Ort vor Anbruch der Nacht zu erreichen. Die verlöschenden Strahlen der Sonne erleuchten mit sanfterem Licht jene Denkmäler, die den Horizont zu begränzen schienen. Außerhalb des weiten Umkreises, der sie einschloß, bemerkte man hier und da ungeheure Stein- und Marmorblöcke, welche [illegible] eine mehr als menschliche Kraft dorthin gebracht zu haben schienen. „Wir werden dort wenigstens einen Zufluchtsort finden,“ sagte der sicilianische Führer, der [illegible] der gewöhnlichen Straße entfernt hatte. Nach einem angestrengten Marsch von mehreren Stunden langt man [illegible] lich bey dieser Stadt an, welche die helle Durchsichtigkeit des sicilianischen Klima's in so großer Ferne zeigt. [illegible] war verlassen, und ihre Denkmäler waren nur [illegible] und zusammenhängendere Ruinen. Der Reisenden [illegible] sterte sich eine Ueberraschung, zu der sich fast Schrecken gesellte, als sie sich mitten in einer großen zerstörten [illegible] die sie belebt geglaubt, erblickten. Ihre Blicke fielen [illegible] einen Tempel von ungeheurer Höhe, dessen Säulen [illegible] standen, und noch die Spuren der alten [illegible] trugen. Zwey andere Tempel erhoben sich in einiger Entfernung. Der Zwischenraum war mit Säulen [illegible]

*) Von dem Proscenium sind keine Spuren übrig geblieben; die Steine davon sind von den Ingenieuren Karls V. zu den Befestigungen der Stadt gebraucht worden. Swinburne's Reise nach den beyden Sicilien. 3r Theil.

griechischen Marmorblöcken und halbzertrümmerten Mauern angefüllt, welche wilde Rosenstöcke mit ihren Blumen schmückten. „Wie, sagte Lascaris, sollte das hier eine der älteren Kolonien Griechenlands, sollte es Selinunt *) seyn, welches unsere Geschichtschreiber uns selbst schon vor der römischen Eroberung zerstört darstellen? Trauriges Bild des Schicksals! das Leben der Ruinen währet länger als das der Staaten, und noch heute finden wir so viele Größe in den Trümmern von dem, was seit zweytausend Jahren aufgehört hat zu seyn.

Während er, von diesem Gefühl ergriffen, die weiten Umwege zwischen diesen Trümmern durchstrich, welche die ganze obere Fläche eines Berges einnehmen, und er über die Einsamkeit dieses Orts staunte, zog der ungewisse Ton einer menschlichen Stimme Lascaris und den Bischof von Ephesus nach einer schlechten Hütte, deren Anblick eine große Ruine verdeckte, und die von einer Seite sich an die Vorhalle des großen Tempels lehnte: sie nähern sich, und wie unaussprechlich ist ihr Erstaunen, die Töne der griechischen Sprache aus diesem Abgrund des Schweigens und der Einsamkeit aufsteigen zu hören! Eine starke und reine Stimme wiederholte die schönen Worte Chrysostomus im Abendgebet. „Wer bist du?“ riefen die beyden Griechen, und eilten in diesen abgelegenen Ort, wo sie einen Mann von majestätischer Gestalt vor einem Christusbild auf den Knieen fanden, neben welchem, nach dem Gebrauch der griechischen Kirche, eine Fackel brannte. Sie zweifeln einen Augenblick und erkennen Nicephorus von Heraclea, den berühmtesten der Griechen, der in dem Koncilium zu Florenz zu dem Glauben der Lateiner übergetreten war. Als Nicephorus seit diesem Zeitpunkt die Vereinigung von dem byzantinischen Volk mit Wuth verworfen, sich selbst aber ein Gegenstand des Argwohns und der Vorwürfe geworden sah, hatte er Griechenland verlassen, und der Ort, an den er sich zurückgezogen hatte, blieb unbekannt. Kaum hat er seine Augen auf Lascaris gerichtet, als er ausruft: „Ihr hier? Ach, ich sehe, Byzanz ist zerstört, und umsonst hatte ich das große Opfer versucht, was Gott nicht hat annehmen wollen, oder weßhalb er uns vielmehr gestraft hat. O Byzanz, du Licht der Welt, du Paradies des Morgenlandes, wie bist du doch unter den Streichen der Kinder Hagars gefallen?“ Er schwieg bey diesen Worten, indem er den Bischof von Ephesus erkannte, und Röthe und Thränen bedeckten sein Gesicht.

Der Bischof von Ephesus war jedoch bey dem Anblick des Pontifex von Heraclea zurückgetreten, wie wenn die Spaltungen, welche den Sturz von Byzanz herbeygeführt hatten, es überleben sollten. So schienen diese beyden durch Alter, Tugend und Geist ehrwürdigen Männer, von denen der eine die Spuren des Martyrthums trug, und der andere unter die Last einer strengen Buße gebeugt war, dennoch durch ein unübersteigliches Hinderniß getrennt. Ihre Blicke selbst fürchteten sich zu begegnen. Lascaris unterbricht dieses vorurtheilsvolle Schweigen, bestätigt die traurige Ahnung Nicephorus von dem Unglück Griechenlands, und dringt in ihn, diese Einsamkeit zu verlassen, und sich an seine ausgewanderten Landsleute anzuschließen. „Werden sie mich heute aufnehmen, erwiedert lebhaft Nicephorus? Ich selbst habe mich aus unserm Vaterland verbannt. Fern von Griechenland, das mich verwarf, fern von Italien, dessen Ehrenbezeigungen die Aenderung meines Glaubens belohnt hätten, habe ich in dieser Einöde gelebt, unter Ruinen, welche mir den Fall von Byzanz verkündigten. Dort habe ich täglich vor Gott geseufzt, über die unseligen Spaltungen der christlichen Völker, über die Gleichgültigkeit oder den Haß, welche sie einander nutzlos machen. Oft habe ich durch meinen Schmerz jene unglückliche Abschwörung von Florenz widerrufen. Soll ich es gestehen? Ich habe in dieser Einöde alle Gebräuche unseres heiligen Gottesdienstes, wie ein Bild unseres Vaterlandes, wieder angenommen, aber wo ist jezt der Tempel der heil. Sophie, um mich feyerlich mit dem Glauben unserer Väter zu versöhnen?“

Bey diesen Worten reichte der Bischof von Ephesus, der bis dahin schweigend und zürnend dagestanden hatte, Nicephorus seine Hand: „Komm, sagte er; dir sey vergeben, indem du unser Mißgeschick theilst.“ Andere Griechen nahten sich in diesem Augenblick, und alle erfuhren mit großer Freude das unerwartete Begegnen von Nicephorus. Es lag für diese Flüchtlinge ein gewisser Reiz darin, einen Landsmann zu finden, welchen ihre Aufnahme trösten konnte, und der eine Ehre darein sezte, mit ihnen in die Gemeinschaft desselben Unglücks zu treten. Mit Worten der Freundschaft drängen sie sich um ihn, sie beginnen von neuem die Erzählung des lezten Unglücks von Byzanz; sie wiederholen ihre Wünsche, ihre Hoffnungen, ihre Pläne, sie erinnern sich ihrer ehemaligen Spaltungen. Trauriger Zufall des Schicksals! so fanden sich in dieser Einöde die Ueberreste, und gleichsam die Bilder aller Glaubenslehren, aller Meynungen, welche das dahinscheidende Griechenland getheilt hatten, zusam-

*) Die Ruinen von Selinunt sind oft beschrieben und noch neuerlich, in Bezug auf die Kunst, mit bewundernswürdiger Reinheit der Zeichnung dargestellt worden. Die Täuschung, welche sie aus der Ferne für eine bewohnte Stadt halten läßt, ist in den Berichten mehrerer Reisenden angegeben. „Von weitem, sagt Swinburne, gleichen diese Ruinen einer großen Stadt mit ihren Glockenthürmen; meine Leute wurden dadurch getäuscht, und freuten sich, in ein so gutes Nachtlager zu kommen. Aber bald wurden sie aus ihrem Irrthum gezogen, indem sie nur trauriges Schweigen und Verwüstung fanden.“ Herr von Forbin erzählt in seinen geistreichen Erinnerungen an Sicilien, daß er in dieser Einöde eine arme Familie fand, die sie bewohnte.

men: der platonische Enthusiast, der fast Götzendiener war, der leidenschaftliche Freund der Künste, der tugendhafte Sektirer, der Büßende, der Märtyrer. Auf den verstümmelten Marmorn von Selinunt sitzend, unterhielten sich diese Männer mit der lebhaften Phantasie ihres Landes und jener Beweglichkeit der Hoffnung, welche alles Unglück überlebt. Neben ihnen betrachtete Medicis mit Rührung dieses Schauspiel, diese Freude, die sich zu so vielem Ungemach gesellte, und er nahm bisweilen an ihren Gesprächen Theil, indem er sie warnte, nicht zu viel Hoffnung auf die Waffen und die Großmuth der Könige von Europa zu setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Main.

Einsender hatte das Vergnügen, bey seiner lezten Anwesenheit in Frankfurt a. M. die interessante Bekanntschaft des Herrn Alexander von Heilbronn aus Pesth zu machen, und diese Bekanntschaft verschaffte ihm einen großen Genuß. Es besizt nämlich Herr von Heilbronn eine der merkwürdigsten Sammlungen kolorirter Handzeichnungen, — das Resultat des mehr als dreyßigjährigen Fleißes eines Mannes, dem diese Kunstarbeit Erholung war. Der königlich Ungarische Kammerrath von Stettner, Ritter des St. Stephansordens, starb im Jahre 1815 zu Ofen als Direktor des Zollwesens. Neben seinen vielfachen Berufsgeschäften trieb derselbe die Blumenmalerey, und brachte es darin zur Meisterschaft. Nur in der Natur selbst suchte er seine Muster, welche ihm die reiche Flora der Gärten, Wälder und Fluren Pannoniens darbot. So entstanden in dem stillen Umfange eines sehr prosaischen Geschäftszimmers diese wahrhaft poetischen Kunstproduktionen, welche zehen Foliohefte füllen. Erst nach dem Tode des merkwürdigen Mannes entdeckte seine Familie den köstlichen, ihr bis dahin verborgenen Schaz. Herrn Alex. von Heilbronn, einem in Ungarn angesessenen Deutschen, gelang es, die ganze Sammlung mit bedeutendem Kostenaufwande an sich zu bringen. Auf solche Weise ist nun das Kunstwerk in die Welt getreten, und diese Rücksicht scheint auch ein Hauptbeweggrund für die Familie geworden zu seyn, sich von dem theuren Vermächtnisse zu trennen. Aber schon droht diese in ihrer Art einzige Gallerie wenigstens von Deutschland Abschied zu nehmen, indem der Besizer, ein geborner Hannoveraner, Willens ist, solche dem brittischen Museum in London vorzulegen, welches gewiß alles aufbieten wird, dem mächtigen und reichen Vaterlande eine solche Seltenheit zu erhalten. Einsender fühlt sich deßhalb aufgefordert, das deutsche Publikum auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches ein Laie würdig zu beschreiben außer Stande ist. Herr von Heilbronn befindet sich noch in Frankfurt, und wird wahrscheinlich auch noch einen Theil der unfreundlichen Jahrszeit, seiner Gesundheit wegen, dort verweilen, bevor er die Reise nach England unternimmt, zu welchem Zwecke er Ungarn verlassen hat. Das hohe Interesse, welches der Kunstschaz selbst gewährt, so wie die gefällige Humanität des Besizers werden und müssen einen Jeden ansprechen, der so glücklich ist, die Bekanntschaft beyder zu machen. Gehet und staunet! darf man sagen. Einsender wußte nicht, was er, bey'm Beschauen der Stettner'schen Blumengallerie, mehr bewundern sollte: ob — das Vollendete der Blumen- und Früchtezeichnung, — die ängstlichste und doch zwanglos erscheinende Genauigkeit selbst der allerkleinsten Details des Pflanzenorganismus, oder die blendende und doch naturgetreue Farbenpracht und die sprechende Aehnlichkeit dieser wahren Miniaturgemälde. Die fünfhundert kolorirten Blätter zeigen dem Beschauer bald Blumen, Blüthen und Gesträuche, wie sie Ungarns gesegnete Hügel und Thäler hervorbringen; — bald solche, die selbst das südliche Pannonien nur in Gewächshäusern erzieht; — bald Pilze, Knollengewächse, Gemüse, Baum-, Feld- und andre Früchte verschiedener Zonen; und daneben Schmetterlinge und Käfer der alten und neuen Welt, mit ihrem, möchte man sagen, nachgezauberten Farben-Schmelz und Staub. Man staunt ob der unsäglichen Mühe und Arbeit, ob des ausdauernden Fleißes eines einzigen Mannes, der oft an einer Blume, ja an einem Blatte Monate lang mag geschaffen haben —; der nur im stillen Gelingen seinen Lohn fand, und der selbst sein eigener und einziger, aber, wie man sieht, strenger Kunstrichter war; denn Herr von Heilbronn zeigt auch Blätter, welche der Künstler selbst verworfen hatte, und die man für recht wohlgelungene Arbeiten halten würde, wenn man sie abgesondert, und nicht neben den vollendetern Gemälden erblickte. — Die rothen, blauen und grünen Färbungen der Stettner'schen Bilder erinnern an die blendende Farbenpracht altdeutscher Gemälde; es scheint, es habe der Künstler ein besonderes Farbengeheimniß besessen. Einen herrlichen überraschenden Effekt macht die ganz eigene Behandlung des Schlagschattens, wodurch die gemalten Gegenstände ganz erhaben erscheinen. Auffallend genug — ist das Papier, auf welchem Stettner seine lieblichen Bilder geschaffen, oft das allergewöhnlichste.

Möchte doch bald das Auge eines Künstlers das erschauen, was Einsender gesehen; und eine geübtere Feder es denen erzählen, welchen das Schauen nicht vergönnt ist!

Edinburg, Oktbr.

Die Herren Burstall und John Hill in Leith haben so eben ein Patent für eine neu erbaute Dampfkutsche erhalten, deren Mechanismus die Bewegung des Wagens auf gewöhnlichen Wegen hervorbringen soll, ohne der Geleise von Gußeisen (rail way's) zu bedürfen. Die Kutsche hat die gewöhnliche Form, hinter dem Sizkasten erhebt sich der Schornstein, unter und neben demselben befindet sich der Dampfkessel, das Feuer und ein Behälter, welches hinlänglich Wasser von einer Poststation zur andern (ungefähr 50 bis 80 Gallonen) enthält. Durch eine besondere Einrichtung des Kessels und dadurch, daß das Wasser in einem eignen Behälter aufbewahrt wird, soll zur Zeit nur gerade so viel Dampf verbraucht werden, als zur Bewegung nothwendig ist, und wenn die Kutsche bergab fährt, kann der Dampf gespart und angehäuft werden, um ihn beym Bergauffahren, und auf üblen Wegen mit doppelter Kraft anzuwenden. Alle Sicherheitsmaßregeln sind sorgfältig angebracht. Die Wirkung der Maschine soll der Stärke von zehn Pferden gleich kommen. Nächstens wird ein öffentlicher Versuch mit dieser Dampfkutsche angestellt werden, die bestimmt ist, zwischen Edinburg und Glasgow den Dienst einer Postkutsche zu versehen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 279.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 22. November 1825.

Auf des Dichters Gebot sinkt der Natur Gewand,
In das Dunkel der Nacht schimmert sein Auge Licht,
Und die Schätze der Allmacht
Thun, beschworen, vor ihm sich auf.
Heydenreich.

Die Schätze der Tiefe.

(Aus dem Englischen.)

[W]as birgst in deinen Schatzgewölben, deinen Hallen,
[D]u hohlrauschende geheimnißvolle Flut?
[D]er Perle matten Glanz und bunte Muscheln,
[Di]e schimmern drunten unbeachtet und umsonst.
Behalte deinen Schmuck, du finstre Flut —
Sie fordern wir nicht von dir.

[Do]ch mehr, mehr birgt die Tiefe! — Schätze ungezählt
[Au]f unten leuchtend durch die öde Nacht;
[Da] strahlen Edelsteine und das rothe Gold,
[Da]s du geraubt so vielen tausend Flotten.
Behalte deinen Raub, du wilde Flut:
Die Erde läßt dir alles das.

[Doc]h mehr, mehr birgt die Tiefe — deine Wogen
rollen über Städte einer frühern Welt,
füllen die Palläste und die weiten Straßen,
[Seeg]ras bedeckt die Säle und die Hallen —
Braus' drüber weg in trotzigem Spiel —
Dem Untergang weiht sie der Mensch.

[Doch] mehr, mehr birgt der Wellen dunkle Tiefe —
[In] einer Brust ruh'n Männerherzen, stark und treu,
[Der] Wogen wildes Droh'n sie nicht mehr hören,
[Der] Schlachten Donner ihre Ruhe nicht mehr stört.
Behalte deine Schätze, stürmisch Grab!
Die Tapfern, die Getreuen gib zurück!

Gib uns zurück, die wir geliebt, die wir verloren,
Für die an Heerd und Mahl der Platz so lang bereit —
Und das Gebet emporstieg in angstvoller Nacht,
Und vergebene Sehnsucht beym frohen Gelag —
Behalt' die Schätze, die verschlungnen Städte,
Doch Alles sollst du nicht behalten!

Des Weibes Anmuth ging zu dir hinunter,
Des Mannes edles Haupt deckt deine dunkle Flut,
Der Jugend Locken und der Schönheit Blumenkrone. —
Doch Eine Stimme sollst du hören: Gib uns die Todten! —
Die Erde fordert ihren Schmuck von dir —
Gib uns die Todten wieder, Meer! —

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Der Bischof von Heraclea, der lange Zeit während der Streitigkeiten in Florenz geweilt, sprach Italienisch mit eben so vieler Kraft als Anmuth. Einst in dem Kloster des Libanons erzogen, hatte er dort jene Schätze der antiken Gelehrsamkeit, die Europa unbekannt waren, und etwas von dem orientalischen Geist geschöpft. Seine Worte hauchten Erhabenheit und Sanftmuth. Er hatte nichts von Theodorus finsterer Heftigkeit, er schien mehr geschaffen zu überreden und zu rühren. Die Italiener bewunderten, als sie ihn hörten, dieses Volk, bey dem die Ueberlegenheit des Geistes sich unter so mannigfachen Gestalten zeigt. Einige Schritte von dieser lebendigen Scene entfernt, rauchte der spanische Anführer unbeweglich und

einer langen arabischen Pfeife. Nach seiner ernsthaften und sorglosen Haltung, nach der einförmigen Gleichgültigkeit seiner Blicke zu urtheilen, hätte man geglaubt, einen Türken des Abendlandes zu sehen. Der Anbruch des Tages beleuchtete diese kleine Kolonie von Flüchtlingen, auf den Ruinen der Vorzeit gelagert, die sie nicht ohne Bewegung und Bedauern wieder verließen. Nicephorus sank zum lezten Male in seiner niedrigen Hütte auf die Kniee, wo er so viele Jahre der Buße zugebracht hatte. Gemistes und Lascaris betrachteten lange die prächtigen Zinnen des Tempels, von den ersten Gluten Aurora's beleuchtet, während die spanischen Soldaten nachlässig ihre Pferde von dem Fuß der Säulen losbanden, welche sie nicht einmal ansahen.

Man tritt die Reise an. Wenige Tage genügen, um in Palermo anzulangen, wo das Schicksal der Griechen sich entscheiden sollte. Medicis, der ihnen folgte, zweifelte, ob er ihnen bey Alphons würde nützlich seyn können, der damals mit Florenz im Kriege begriffen war; aber er rechnete auf die Großmuth dieses Fürsten, dem man den Vornamen des Großherzigen gegeben, und der nur einmal in seinem Leben grausam gewesen war, als er nämlich die unglückliche Johanna von Neapel vom Throne stürzte. Er unterhielt die Griechen von dieser Hoffnung; aber öfter noch fragte er sie über ihre Wissenschaften, wie wenn er etwas von diesem köstlichen Schatz hätte rauben wollen. Als sie sich Palermo näherten, konnten die Italiener und Griechen nicht umhin, lächelnd jene schwachen Denkmäler der neuern Kunst mit den Ruinen von Selinunt zu vergleichen. Sie waren durch das südliche Thor in die Stadt gekommen, und ihre Bedeckung hielt bey einem ungeheuern und sonderbaren Pallast, der in verschiedenen Jahrhunderten von den Gothen, den Normannen und den Arabern erbaut worden war. Die Zugänge zu diesem Pallast waren statt allen Schmuckes mit schweren eisernen Kanonen besezt, welche die Stadt bedrohten: dieß war Alphons königliche Residenz. Eine spanische Wache hielt die Thore besezt, und man bemerkte die Spur von Bestrafungen, welche sich der bewegliche und aufrührerische Charakter der Einwohner zugezogen hatte. Die Griechen betraten mit einem gewissen Widerwillen diese Citadelle des spanischen Eroberers; aber sie wurden erwartet, und der Befehl war gegeben, sie zu der Audienz des Königs zu führen. Man führt sie in einen großen Saal, welcher den Blicken die sonderbarste Mannigfaltigkeit darbot. An dem Gewölbe hingen zerrissene Fahnen, Waffen, Standarten, von den Mauren von Tunis, den Genuesern und Venezianern erbeutet. Mitten unter diesen Trophäen glänzte auf einem Schilde die sonderbare Devise des Königs: nämlich ein aufgeschlagenes Buch *). Auf einem ungeheuern Marmortisch fanden sich mehrere antike Medaillen der Cäsare; in einem Kasten von Elfenbein einige astronomische Instrumente, noch roh und unbeholfen, und daneben mehrere Manuscripte, mit Platten von Gold oder mit wohlriechendem Holz bedeckt und mit starken stählernen Spangen verschlossen. Auf den hohen weiten Wänden des Saales waren die Schlachten und die berühmtesten Begebenheiten von Alphons geschildert. Man sah ihn bey der Feyerlichkeit seiner Krönung, in der Mitte des Hofes von Aragonien, wie er das Verzeichniß der Großen zerriß, die gegen ihn sich verschworen hatten. Ein anderes Gemälde zeigte ihn in Marseille, das er im Sturm genommen, wie er die Wuth der Soldaten hemmte und das reiche Geschenk ausschlug, das die Frauen der Stadt ihm boten. An einer andern Stelle war er als besiegt dargestellt, aber größer noch als im Siege, wie er auf einem genuesischen Schiffe gefangen bey der Insel Ischia vorbeygeführt wird, und auf Gefahr seines Lebens sich weigert, durch einen Befehl den Muth der Besatzung, die in seinem Namen dort focht, zu hemmen; endlich sah man ihn als Sieger mit der Pracht der alten römischen Triumphatoren in Neapel einziehen.

Dieser Saal war noch mit einigen Statuen geschmückt, die der König in seinen Kriegen mit fortgenommen, und deren Vollkommenheit mitten in diesem Pallast von barbarischer Bauart einen Begriff von den erhabenen Künsten Griechenlands gab. Die Griechen empfanden bey diesem Anblick eine Regung von Freude. Im Hintergrunde des Saales saß der König, umgeben von einigen der berühmten Männer, die damals den Ruhm Italiens ausmachten. Es fanden sich dort: Poggio, ein großer Gelehrter, von dem Europa nur die scherzhaften Erzählungen kennt, Antonius von Palermo, der Gelehrteste unter den Sicilianern, Aeneas Sylvius, den seine Liebe zu den Wissenschaften und seine Beredtsamkeit auf den päpstlichen Thron erhoben, und viele andere, die man heute nicht mehr kennt.

Alphons hielt eine Lebensbeschreibung Alexanders in der Hand, und er unterhielt sich über ihren Inhalt mit den gelehrten Vertrauten, die seinen ganzen Hof ausmachten. Das Gesicht des Königs war auf eigenthümliche Weise geistreich und kriegerisch. Das Alter hatte seine Haare gebleicht, aber sein hoher und stolzer Wuchs, seine Augen voll Leben und Feuer, die überallhin ausdrucksvolle Blicke warfen, gaben ihm noch alle Lebhaftigkeit der Jugend. Er trug den kurzen Mantel und das spanische Soldatenkleid. Seine Lieblingsdevise war auf dem Knopf seines Schwertes eingegraben, und auf seiner Brust bemerkte man die Schärpe, die er von Lucretia Alania, dem lezten Gegenstand seiner unbeständigen Liebe, erhalten. An diesem Ort, vor diesem König war es, wo die Griechen fast als Strafbare eingeführt wurden: „Blicket um euch, redete Alphons sie an, ihr seyd auf keinem feindlichen Boden.“

Da er jedoch selbst mit vieler Aufmerksamkeit seinen

*) Dieses Sinnbild, von dem Antonius von Palermo spricht, ist auf mehreren Medaillen aus der Regierungszeit von Alphons geprägt.

Unterthanen Recht sprach, öffnete er die Briefe des Statt- alters von Catania, und wollte von Lascaris die nähern Umstände der Begebenheit wissen, welche die Griechen vor zu führte. Nachdem er die Erzählung gehört, überließ r sich ganz der lebhaften Wißbegierde, die ihm diese Frem- en einflößten, und betrauerte tief den Verlust von Kon- antinopel. „Unglückliche Christen! rief er, warum zer- issen wir uns in ewigen Kriegen, während die Barba- n täglich Fortschritte in Europa machen! Welche War- ung für uns ist nicht die Einnahme von Konstantinopel!“ u gleicher Zeit fragte der König, welche Denkmäler der ünste, welche Bücher man gerettet hätte; er schien sich t damit eben so sehr zu beschäftigen als mit dem Unter- ng eines Reiches. „O, rief er, daß ich mich für diese so lige Sache nicht habe rüsten können! Aber ich war eben Kriege mit Florenz begriffen, das mir endlich einen gu- Frieden angeboten hat, und es bleibt mir heute nur h übrig, mich an Venedig und Genua zu rächen. Doch Alter naht; aber ihm zum Troß hoffe ich noch genug irke zu besitzen, um die Barbaren an dem Bosphorus usuchen, so wie ich sie in Tunis besiegt habe. Ich werde christlichen Fürsten anfeuern, ich werde die Franken jen- l der Gebirge herbeyrufen. Ihr aber bezahlet mir meine freundschaft; verbreitet eure Kenntnisse in meinen aten. Wir haben Schulen in Neapel, die ich oft besu- um ihre geschickten Lehrer zu hören. Bleibt unter uns, Griechen! Rom gibt euch auf; ich, ich will euch auf- ten und rächen.“ Zu gleicher Zeit ließ der König das ent herbeybringen, welches ihm die Signoria von Flo- so eben geschickt hatte, und welches seinen ganzen Groll ffnet hatte; es war ein kostbares Manuscript des Ti- ivius *). Glückliche Zeit, wo man, um den Frieden fen, ein Buch statt einer Provinz abtrat! Selbst die zen waren über diesen außerordentlichen Werth er- :, den man im Abendlande auf die Werke des Geistes und sie faßten Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Ihr nach Italien überzuschiffen, verdoppelte sich. Verge- erschwendete Alphons alle seine Bemühungen, um seinem Hofe zurückzuhalten; sie zogen die freye Gast- schaft von Florenz vor. Nur mußten sie dem König chen, daß einige von ihnen in Neapel sich aufhalten um die Künste Griechenlands dort zu verbreiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) iraboschi. t. VI.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. Okt.

nen bedeutenden Zuwachs von Kenntnissen ägyptischer imer bekömmt Europa nun wieder durch die Bemühun- Spekulationen eines Italieners, des Triester Kauf- Passalacqua. Dieser ging auf's gute Glück, wie es nach dem Beyspiele mancher andrer Italiener, vor ei- bren nach Egypten; er war eben nicht gelehrter als und seine übrigen Landsleute daselbst, allein, wie aß er einen spekulirenden Geist, Beharrlichkeit, Scharf- b vermuthlich auch etwas Liebe zum Gewinn. Er legte sich auf's Spüren und Nachgraben, und war so glücklich, manches aufzufinden, was andern entgangen war, und sich eine schöne Sammlung von Alterthümern zu verschaffen, die er dann nach Paris gebracht und hier aufgestellt hat, in der Hoffnung, sie mit Vortheil abzusetzen. Es ist recht gut, daß diese antiquarischen Nachforschungen in Egypten zu einer kaufmännischen Spekulation werden, denn wenn diejenigen, welche sie betreiben, auch nichts weiter thun, als daß sie die Sachen aus der Verborgenheit hervorziehen, und sie nach Europa bringen, so setzen sie dadurch doch die Gelehrten in Stand, manche Dinge kennen zu lernen und zu erläutern, die ihnen und der gesammten Gelehrtenwelt sonst unbekannt geblieben wären. Eine egyptische Mumie kennen wir jezt, als ob wir sie hätten einbalsamiren sehen. Dank sey es dem bereits eingeleiteten Handel mit alten Egyptiern und Egyptierinnen. Wenigstens alle Jahr kömmt eine Ladung Mumien nach Frankreich, und fast könnte man den Preis der Mumien an der Börse notiren, wie denjenigen des Ingwers und des Pfeffers. Für vierzig Franken kann man in Paris einen Brief Voltaires oder Rousseau's bekommen; ein Egyptier kömmt nun freylich theurer zu stehen, als ein Voltairescher Brief; indessen hängt auch vieles von seiner Erhaltung ab, so wie von seiner Entwickelung, und es gibt Leichname, die von der Zeit so übel zugerichtet worden sind, daß sie nicht mehr kosten als ein Brief Voltaire's oder Rousseau's. Hr. Passalacqua besizt deren mehrere, und zwar recht gut erhaltene, wovon einige noch in ihrer Hülle stecken, andre aber als bloße Skelette da stehen. Er hat einen Weiberarm mit einer recht niedlichen Hand, nur ist die Haut gegerbt wie Leder. Die merkwürdigste Mumie ist eine griechische, oder vielmehr eine, unter griechischer Herrschaft zubereitete, wie es der Name deutet, der in den Windeln geschrieben steht. Diese Mumie ist mit einer ganz besondern Sorgfalt eingewickelt, und fast ist eine Art von Koketterie bey der Arbeit beobachtet worden. Natürlich ist die Mumie eine weibliche. Der ganze Körper ist nämlich so umwunden, daß jedes Glied in seiner natürlichen Gestalt erscheint; so z. B. ist sogar jeder Finger besonders umwunden, und wo der Tod die schönen Wölbungen und Rundungen zerstört hatte, ist die Kunst zu Hülfe gekommen, und hat sie wieder hergestellt. Also anstatt des verschwundenen Busens ist ein künstlicher angebracht, und die Fingerspitzen sind noch mit Henna gefärbt, wenigstens an den äußern Windeln. Diese Mumie scheint ganz dazu vorbereitet worden zu seyn, um der Nachwelt einen Begriff von der Schönheit einer egyptischen weiblichen Gestalt zu geben. Die Arbeit muß ein zärtlicher Liebhaber oder Gatte bestellt haben, der auch nach dem Tode die Reize hat erhalten wollen, die ihn entzückt hatten, und der Entwickler ist gewiß ein Künstler gewesen, der hiemit sein Meisterstück geliefert hat. Die so musterhaft eingewickelte schöne Egyptierinn liegt da in ihrem bemalten Sarge, mitten in der Gallerie des Hrn. Passalaqua zu Paris; einige Tage vor meinem Besuche war sie auch vom König von Preußen betrachtet worden; hätte die Familie, der Mann oder Liebhaber, der kunstreiche Einwickler, und der Balsamirer es sich jezt träumen lassen, daß so etwas nach zwey Jahrtausenden geschehen würde? und dann aller der Argwohn, wozu dieß Stück Anlaß gibt. Hat man den Todten falsche Busen und falsche Waden angebracht, um wie viel mehr mag man solche den Lebendigen angebracht haben? Paris steht bisher im Rufe, daß es allein die Kunst verstehe, der Natur nachzuhelfen; aber nun siehe! die alten Egyptier haben sich auch damit abgegeben, und scheinen das Ding recht gut betrieben zu haben; ey die alten Egyptier! Uebrigens liefert Passalacqua's Kabinet noch mehrere Beweise von der Gefallsucht egyptischer Weiber. Es findet sich dort mannigfaltiger Schmuck von Gold und Edelsteinen, nur keine Diamanten; das

Gold und die farbigen Steine sind ziemlich elegant zugeschnitten, besonders am Halsschmucke, wo oft Steine verschiedener Farben mit dem Golde auf eine gefällige Art abwechseln. Von den Armbändern sind einige von einem einzigen Stücke Gold, und sehen wie breite Ringe aus; ich sehe nicht ein, wie die Hand hindurch kam. Dann allerley kleine Figürchen, die am Bande getragen wurden. Der Skarabäen und Götterbilder besizt Passalacqua eine außerordentliche Menge von Metall, Stein, Krystall, Glas und Töpferarbeit. Einige darunter sind sonderbare Gestalten; so habe ich einen Götzen bemerkt, der einem indischen, in Sonnerats Reisen abgebildeten, sehr ähnlich sieht. Mit solchen Figürchen wird man sich jedoch in Acht zu nehmen haben. Man versicherte mich, daß man in Rom, wo man auch die Kunst versteht, das Auge zu trügen, egyptische Alterthümer fabrizire, und von da nach Alexandrien schicke, wo sie dann wieder an leichtgläubige Europäer als ächte Waaren verkauft werden. Wer weiß, ob nicht auch schon ein spekulirender Kopf daran gedacht hat, eine Mumienfabrik anzulegen, und ob nicht bereits einige Türken-, Araber- oder Koptenleichen in Europa eingeschwärzt worden sind? Wir Europäer halten uns für schlau, und werden doch beständig hinters Licht geführt, bald von diesem, bald von jenem. Heute kommt die Täuschung von den Ufern der Seine, der Donau oder der Themse, morgen von den Ufern des Nils her, und wir sind so gutmüthig und glauben alles, oder thun, als ob wir's glaubten, besonders wenn's in den Staatszeitungen gedruckt steht. Es hängen in Passalacqua's Gallerie auch Pfeile und Bogen, die in den Gräbern sollen gefunden worden seyn. Es steht darin ein Apothekerkasten mit mehr als einem halben Dutzend Flaschen und Büchsen voll Arzneyen und Salben, die ein Chemiker, Hr. Jul. Fontenelle, zu zerlegen unternommen hat. Heut zu Tage sendet man den verstorbenen Apothekern ihre Büchsen nicht mehr nach. Aus welchem Zwecke haben denn die Egyptier so manche Sachen in ihre Gräber gesteckt? etwa um der Nachwelt Pröbchen von ihren Künsten und Hantierungen zu hinterlassen? Dabey müssen sie gewaltig schreibselig gewesen seyn, denn sogar auf einem runden Farbebrette eines Malers sind Hieroglyphen angebracht. Neben diesem Brettchen, das länger gedauert hat als der Ruhm und die Werke des Künstlers, der sich desselben bediente, steht auch ein Farbenkästchen mit verschiedenen, halbverbrauchten Farben; andre Farben sind in Muscheln eingerieben, wie bey uns. Eine wohlgeschliffene metallne Spiegelscheibe mit einem Handgriffe mag in irgend einem europäischen Museum, oder in der Bude eines Antiquitätenhändlers stehen. Zu bemerken sind auch noch einiges Ackergeräth und chirurgische Instrumente, wovon einige zum Einbalsamiren scheinen gebraucht worden zu seyn, z. B. ein Haken, um, wie es Herodot aussagt, den Leichen das Gehirn durch die Nase herauszuziehen; ferner ein Messer aus einem künstlich zugespizten Agatsteine, dieser soll zum Aufschneiden der Seite bey den Leichen gedient haben; ich weiß nicht, wo Hr. Passalacqua diese Nachricht her hat. Er besizt auch einen langen Dolch, der den Dolchen italienischer Banditen zur Seite kann gestellt werden; der Handgriff daran ist kunstreich verziert. Eine andre Merkwürdigkeit dieser Sammlung besteht in den Früchten und Thierüberresten, die in den Gräbern gefunden worden sind. Ein von den Windeln befreyter Ibis hat noch ein so falsches grellrothes Gefieder, wie ein vor Kurzem geschlachteter Hahn, man sieht ausgetrocknete Frösche, Mäuse und andre kleinere Thiere, Fische; ferner Korn, Weintrauben, Datteln, Feigen u. s. w. Passalacqua ist so glücklich gewesen, und hat ein bisher verborgenes prächtiges Grab aufgefunden, nur nicht wie das Belzonische zu Babenel Malouk, mit langen Gängen voller eingehauener bemalter Thüren, und mit einem steinernen Sarkophag; so kostbar war das von Passalacqua aufgefundene Grab nicht. Das seinige war ein kleiner Grabkeller, in der Ebene von Theben, und zwar in derselben Hügelkette, worin Belzoni das prächtige Grab entdeckte, aber auf der entgegengesetzten Seite. Das zu dem kleinen Grabkeller führende Zimmer war bereits lange aufgebrochen und geplündert gewesen, Niemand hatte aber vermuthet, daß eine der Wände blos zugemauert sey. Diese Entdeckung machte Passalacqua; er brach die Mauer auf, und fand nun zu seiner Freude in dieser kleinen unterirdischen Kammer einen, auf allen Seiten bemalten großen Kasten, und in demselben einen ebenfalls bemalten Sarg, und in dem Sarg eine Mumie, die aber leider in Staub zerfiel, als sie berührt wurde. Vielleicht war sie nicht mit so vieler Sorgfalt einbalsamirt worden als andre Leichen, oder sie war schon uralt. Indessen hat sich der Kasten völlig erhalten, und das einen Zoll dicke Feigenholz, woraus er gemacht ist, sieht noch ganz frisch aus. Am Ende seiner Gallerie hat Passalacqua ein Fußgestell errichtet, das denselben Flächenraum hat, wie die unterirdische Kammer, worin derselbe stand, man steigt einige Stufen hoch zu demselben herauf; auf demselben steht der Kasten gerade, wie der Italiener ihn fand, mit dem bemalten Deckel darauf; auf der einen Seite, nämlich zur rechten, stehen einige große irdene Gefäße, ungefähr wie diejenigen, worin die Pariser Spezereyhändler chemische Säuren verkaufen; sie enthalten eine Materie, die wahrscheinlich Balsam gewesen, aber ausgetrocknet und verflüchtigt oder zersezt ist. Zur andern Seite stehen zwey Schiffchen aus bemaltem Holze; das größte derselben mag zwey Fuß Länge haben. Sie enthalten mehrere Figürchen, nämlich Ruderer, Priester u. s. w., wie man sie auch auf den in Stein gehauenen Bildern der egyptischen Gräber oft erblickt; das Ganze sieht aus wie Nürnberger Waare aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Wenn sich diese Holzwaare zweytausend Jahre lang hat erhalten können, so ist es wahrlich zu verwundern, daß die Leiche, um deren Willen der Zierath angebracht worden ist, in Staub zerfallen ist, indeß die hölzernen Püppchen in ihrem Schifflein noch so frisch aussehen, als ob sie ein Tyroler Bauer vor vierzig oder fünfzig Jahren geschnitzelt hätte. Auf dem einen Schiffchen steht in der Mitte ein Thronhimmel, und unter demselben liegt der Todte, nebenbey stehen oder sitzen Priester; einer hält eine Rolle in der Hand, die vermuthlich das Leben und die Thaten des Verstorbenen enthalten soll. Die beyden Fahrzeuge können einen deutlichen Begriff von den Nilschiffen der alten Egyptier geben. Die Malerey des großen Leichenkastens ist auch merkwürdig; sie stellt die Außenseite eines großen Hauses vor, diese Außenseite wird symmetrisch wiederholt, ungefähr wie beständig dieselben Gegenstände auf einer Tapete wiederkehren. Man erkennt hier deutlich, wie ein großes Haus im alten Egypten von Außen ausgesehen hat. Mehrere Gelehrte vermuthen, das Grab sey dasjenige eines Hohenpriesters gewesen, und die an dem Kasten abgemalte Façade stelle den Tempel vor, zu dem er gehört hatte. Eine Tempelfaçade scheint es mir aber nicht zu seyn, und dann kündigt kein einziger Umstand an, daß hier ein mit einer priesterlichen Würde bekleideter Mann beygesezt worden sey. Außerdem besizt Passalacqua eine Menge schön erhaltener Leichensteine, die in den Gräbern aufrecht standen, und alle mit Figuren in einem oft zierlichen Rahmen bedeckt sind. Da sieht man bis zur Langeweile die ewig wiederkehrenden Figuren, mit dem Hundskopfe, dem Senkbley, dem Thau oder Nilschlüssel u. s. w. Hr. Passalacqua spricht mit einer Art von Entzücken von dem Tage, als es ihm glückte, die verborgene Grabkammer zu öffnen, und ein noch unberührtes Grab zu entdecken. Vielleicht war es vor Jahrtausenden mit Thränen geschlossen worden.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 280.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 23. November 1825.

Du zählst die Stimmen: wäge sie, willst du nicht
Des Ruhms dich thöricht freuen, der dir erschallt.

Klopstock.

Brancaccia.

Es senkte sich auf thauigem Gefieder,
Dem kühle Balsamdüfte lind entflossen,
Der Abend auf Italia's Gartenlande.
Viterbo schien auf naher Höh' im Brande,
Goldfunkelnd strahlten die Gebäude nieder,
Und rings im Thal war Rosenlicht ergossen. —
Da sah man dort auf Rossen,
Mit Waffen und mit Fahnen
Und keckem Blick' und kriegerischem Sitze,
An eines langgedehnten Zuges Spitze,
Gleichwie vor Karavanen,
Erst eine Schaar erlesener Trabanten,
Die Schritt für Schritt zur Stadt sich wandten.

Saumthiere folgten dann in langen Reihen,
Beladen mit den schönsten Kostbarkeiten,
Die Habsucht je für Sucht nach Prunk erspähte:
Von seltnem Holz, von Helfenbein Geräthe,
Gefäße von Krystall, Prachtwebereyen,
Und Schmuck und Zier, die Ost und West bereiten. —
Vor allen Seltenheiten
Erregte aber Staunen
Ein Himmelbett, die Krone von Rubinen,
Die Lade Silber, Goldstoff die Gardinen,
Die Pfühle Eiderdaunen.
Auf einer Schwebe trug mit mäß'ger Schnelle
Ein starkes Maulthierpaar dieß Prachtgestelle.

Drauf kam der Marstall: Zelter erst, dann Rappen,
Goldfüchse, Isabellen, Tiger, Schecken,
Aus Spanien und vom Arabergeschlechte. —
Sie gingen an der Hand geschmückter Knechte,
Blank aufgezäumt, und des Gebieters Wappen
Reich eingestickt in schwere samm'tne Decken. —
Und dann auf minder kecken,
Auf mehr geduld'gen Thieren
Begann ein Trupp geistlicher Kämmerlinge,
Mit grünem Hut und Kreuz und Kett' und Ringe,
Gemach zu defiliren;
Gefolgt von manchem schmucken Edelkinde
Und minder namenswerthem Hofgesinde.

Und als nun Jene, die in seinem Solde
Und seinem langgedehnten Reisetrosse,
Vorüber langsam jetzt gezogen waren;
Kam endlich der Gebieter selbst gefahren
In einer von Krystall und hellem Golde
Reich und bequem gebau'ten Staatskarosse.
Acht glänzend weiße Rosse,
Strotzend von Samm't und Seide,
Sie brauchten keine Kraft und keine Eile:
Sie zogen kaum am schwanken Purpurseile
Das rollende Gebäude. —
Und nun, zum Schluß, und um den Zug zu schützen,
Sah man den Waffenschmuck der Nachhuth blitzen.

Also berichtet Klio;
Und nennet ihn Brancaccia, den Prälaten,
Der nach Viterbo unternahm die Reise:
Nach seinem Bischofsitz auf gleiche Weise,
Wie damals alle Kirchenpotentaten. —

Sonst weiß die Muse nichts von seinen Thaten;
Und würd' auch diesen Fürsten schwerlich nennen,
Hätt' ihn zur Zeit ein Meister nicht begleitet,
Deß Ruhm weithin verbreitet,
Den alle Völker kennen. —
Salvator Rosa hat durch Kunst und Wissen
Brancaccia der Vergessenheit entrissen *).

Ludwig Robert.

*) Dieser Prälat war der erste Vornehme, der sich des damals blutarmen Künstlers annahm, ihm zuerst größere Arbeiten auftrug, ihn in seinem Pallaste wohnen ließ, und so sein Patron wurde. Durch einen seiner Hausoffiziauten machte er, während dieser Reise, die Bekanntschaft des Malers, der auch als Dichter, Schauspieler und Gelehrter sich einen Namen erwarb.

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Im Hafen von Palermo, auf einer spanischen Galeere eingeschifft, erreichten die Griechen bald Italien, wo die Nachricht von ihrem Mißgeschick sich schon überall verbreitet hatte, und das Bittere des Religionshasses zu ihrer Gunst milderte. Als sie auf der Küste von Neapel landeten, fanden sie das Volk der Bestürzung und dem Entsetzen hingegeben. Mit Schaudern sprach es Mahomets gefürchteten Namen aus und betete zu Gott und allen Heiligen des Himmels, um von Italien die Geissel seines Zorns abzuwenden. Lange Prozessionen zogen aus den Kirchen, und trugen Heiligthümer umher, vor welchen sich die Menge in flehender Stellung niederwarf. Sie erzählte tausend Wunder, welche den Untergang von Byzanz angekündigt haben sollten. Man hätte Heere in der Luft aufeinandertreffen hören; Blutregen wäre vom Himmel gefallen, und man hätte die Reliquien der Heiligen außerhalb des Heiligthums zerstreut gefunden. Der Anblick der Flüchtlinge mehrte dieses panische Schrecken; es schien, als wollten die Flotten Mahomets und seine furchtbaren Janitscharen Verwüstung und Tod auch in das glückliche Italien bringen. Weiber flohen mit ihren kleinen Kindern auf den Armen, und die Männer ließen sich von den Priestern segnen, wie wenn sie nun bald hätten fechten und sterben sollen.

Mitten in diesem Schrecken fanden die Griechen gastfreundliche und großmüthige Zuneigung. Die Furcht hatte das Mitleid hervorgebracht. Das sanfte Leben dieser Völker, die Weichheit ihres Klima's und ihres Geistes machte ihnen den Einfall der asiatischen Barbaren furchtbarer, welche die Tempel entheiligten, die Städte zerstörten, und die Völker in die Sklaverey fortführten. Als Lascaris diesen Schrecken sah, rief er aus: „Wo soll der Zufluchtsort der Künste und des Nachdenkens gegen die Unterdrückung der Barbaren seyn? wo sollen jene edlen Schätze des menschlichen Geistes, die wir noch besitzen, aufbewahrt werden?“ — „Du mußt nicht, erwiederte ihm der Venetianer Bembo, Italien nach Neapel, einer unterjochten Stadt, beurtheilen. Die armen Leute! sie fürchten sich, als wenn sie nicht schon erobert wären. Mein freyes Vaterland kann gegen die Türken kämpfen. Seine Flotten werden ein Wall für Europa seyn.“ So sprach er. Er war jung, liebte den Ruhm, und saß noch nicht im Senat von Venedig; aber einige Tage darauf, als er in sein Vaterland zurückgekehrt war, erfuhr er, daß es mit den Türken ein Bündniß geschlossen hatte, um sich die wenig dauerhafte Eroberung einiger Städte in Morea und einen Theil bey der Unterdrückung Griechenlands zu erhalten.

Man sagte jedoch, daß der Papst endlich alle europäischen Fürsten rüsten wolle, um Byzanz wieder einzunehmen; man sprach von einer Flotte von zehn Galeeren, welche unter Segel gehen sollte, und die Griechen hörten mit traurigem Lächeln die Erzählung dieser schwachen Rüstung, indem sie dabey an die unzähligen Soldaten Mahomets dachten. Je weiter sie in Italien eindrangen, je mehr fühlten sie den unwiederbringlichen Untergang ihres Kaiserthums auf ihren Häuptern lasten; zwar sahen sie überall einen Zufluchtsort, aber nirgends Hülfe, nirgends Rache.

In zahlreiche und eifersüchtige Staaten getheilt, schien Italien von einer Nacheiferung des Wissens und der gesellschaftlichen Anmuth bewegt, die bis dahin unbekannt gewesen war. Ueberall ging das Alterthum aus seinen Ruinen hervor, und die Liebe zu den Künsten feyerte mit ihm ihre Wiedergeburt. In den Städten waren Häuser von noch unvollkommner und unbeholfner Bauart mit Statuen geschmückt, die man mitten aus den Trümmern oder aus dem Bett der Flüsse hervorgezogen, die sie begraben hatten. Der Anblick der Griechen erregte Neugierde; man drängte sich um sie herum, um sie zu hören; man beschäftigte sich mit ihren Kenntnissen weit mehr als mit ihrem Unglück.

Ungeduldig über diese eiteln Aufmerksamkeiten, eilte der Bischof von Ephesus, Rom zu erreichen, und konnte die Hoffnung auf jenen so vielversprochenen Kreuzzug nicht aufgeben. „Trennen wir uns, sagte er zu Lascaris; laß du unsere Künste und den Geist unserer Väter für Griechenland sprechen. Gott erlaubt dieses profane Mittel, um die Fürsten der Erde für seinen Dienst zu gewinnen.“ Lascaris folgte dem jungen Medicis nach Florenz. Als sie sich den Gestaden des Arno nahten, fühlte er lebhafter alle Sehnsucht nach dem verlornen Vaterlande. Es war das sanfte Klima der schönen Fluren Griechenlands, aber es war ihm ja doch ein Land der Verbannung. Aber die Großmuth des Cosmus von Medicis hatte schon viele Familien griechischer Flüchtlinge aufgenommen und seine Handelsschiffe brachten täglich einige dieser unglücklichen Schlachtopfer. Alle seine Sorgfalt schien ihm durch die Gegenwart von Lascaris bezahlt, der die Künste und Denkmäler Griechenlands mit sich brachte.

Da nun begann die edle Sendung des griechischen Ge-

nius mitten in Italien. Florenz sah damals jene platonische Akademie glänzen, welche die Begeisterung, besser als die Wissenschaft, verbreitete. Cosmus von Medicis nahm sie in seinem, durch Donatello's Kunst vergrößerten Pallast auf. Dorthin flüchteten sich jene Männer, die wir mit Lascaris umherirren gesehen haben. Von dort aus deuteten ihre beredten Worte Griechenlands große Geister; es war ein lebendiges, überall verbreitetes Licht. Man verließ eine engherzige und barbarische Scholastik, um sich zu diesen edeln Studien zu wenden. Die erhabene Idee des Schönen erschien wieder in den zeichnenden Künsten, wie in den Eingebungen des Geistes, und die Italiener selbst nannten Florenz die Stadt Homers.

Von langen Gährungen, welche die Republik verwirrt hatten, befreyt, ein friedlicher Herr seiner Mitbürger, dachte Medicis nur daran, sie durch Literatur und Künste zu beschäftigen. Er stand an der Gränze des Alters; das Feuer der Lebendigkeit, welches ihn einst belebt, war jezt durch eine majestätische Milde gemäßigt. Die Thätigkeit des Handels, die Intriguen des öffentlichen Platzes vertauschte er gern mit angenehmen Unterhaltungen in seinen schönen Ruhesitzen von Fiesole und Careggi. Dort war der gewandte Diktator von Florenz nur ein sinnreicher Philosoph, leidenschaftlich für alle Freuden des Geistes eingenommen. Seine beyden Söhne ahmten ihm nach, und Lorenz von Medicis, noch Kind, versprach, diese schöne Ueberlieferung in ein und derselben Familie fortzusetzen. Cosmus hatte einige junge Italiener, von demselben Reiz für die Künste ergriffen, um sich versammelt. Ihre lebendige Phantasie ließ sich von dieser Philosophie der Griechen mit fortreißen, wo Vernunft mit Dichtung geschmückt war. Cosmus von Medicis erholte sich, indem er mit ihnen über jene erhabenen Theorien nachdachte. „Komm, schrieb er einst an Marsiglo *), den berühmtesten Schüler der Griechen, bringe mir Plato's Buch über das höchste Gut. Es gibt keine Forschung, die mich mehr beschäftigt; komm und vergiß nicht Orpheus Leyer."

Diese Verehrung der Künste und des Geistes Griechenlands ging so weit, daß man in dem Pallast der Medicis Plato's Fest beging, welches seit zwölf Jahrhunderten in Athen aufgehört hatte. Das Bild des Philosophen wurde in den Gärten von Careggi eingeweiht, welche die kostbarsten griechischen Marmore zierten und wie die Gebüsche von Academos angelegt waren. Der Himmel von Toscana warf auf dieses Fest ein eben so glänzendes Licht als das griechische Klima. Die Schüler des Plato schienen vereint; man las eine Stelle seiner beredten Werke über die Unsterblichkeit der Seele und die Schönheit der Tugend. Hymnen wurden zu seinem Ruhme gesungen. Man dankte der Vorsehung, der Erde einst diesen tugendhaften Mann, dieses göttliche Genie bewilligt zu haben. Die Italiener waren voll trunkner Bewunderung; die griechischen Flüchtlinge empfanden eine Art Stolz, indem sie nach so vielen Jahrhunderten das Andenken ihres Vaterlandes ehren sahen. Gemistes glaubte sich in Athen, von den Barbaren befreyt.

Aber Lascaris, der in den Wissenschaften nur eine Hoffnung suchte, Griechenland zu dienen und wieder zu beleben, lebte, ein unglücklicher, unter den Festen und der Ruhe von Florenz. Oft, wenn er im Kreise seiner Jugend, die aus ganz Italien herbeyströmte, um ihn zu hören, nachdem er die großen Ideen des alten Griechenlands ihnen wiederholt, von der Unterdrückung seines Vaterlandes sprach, wurden alle Herzen bewegt von Zorn und Mitleid. Aber diese edle Glut ging mit der beweglichen Lebendigkeit der italienischen Phantasie vorüber. Die Politik von Cosmus dachte übrigens nicht daran, den geringsten Theil an abenteuerlichen Kriegen zu nehmen, und er glaubte genug zu thun, wenn er Florenz durch den Handel und die Künste verschönte. „Seyd glücklich unter uns," sagte er zu Lascaris. Als der Plan des Papstes, sich selbst an die Spitze eines Kreuzzuges zu stellen, kund wurde, sagte er: „Seht einen Greis, der das Unternehmen eines Jünglings beginnen will."

Unterdeß waren der Bischof von Ephesus und Nicephorus in Rom angelangt, das noch von den verordneten Gebeten für die Befreyung der Christenheit widerhallte. Sie erfuhren, daß jenseits der Berge der Fall von Byzanz den Zorn der Franken erweckt hatte. Mehrere Pilgrimme, die wegen Sünden-Ablaß nach Rom gekommen waren, erzählten von einem Fest, das in dem Pallast des mächtigen Herzogs von Burgund gefeyert, und wo der Muth der Ritter durch ein außerordentliches Schauspiel entflammt worden sey. Mitten nämlich in den Freuden des Bankets hatte man in dem Saal auf einem Elephanten, den ein riesenhafter Sarazen geführt, eine Frau in Trauer gekleidet, und welche gefangen schien, erscheinen sehen. Während aller Augen auf sie gerichtet waren, hatte diese Frau, gleichsam als ob sie die, von den Ungläubigen gefesselte Kirche vorstellte, eine Klage mit schmerzlicher Stimme gesungen, um die tapfern Ritter von Frankreich und Burgund zu ihrer Hülfe zu rufen. Der Glaube, die Hoffnung, die Caritas und alle christlichen Tugenden, von eben so vielen weißgekleideten Mädchen vorgestellt, waren alsdann gekommen, und hatten nach der Reihe Verse gesungen, um das Herz der Gläubigen zu rühren. Bey diesem Anblick hatten alle Ritter, und der Herzog an ihrer Spitze, geschworen, das Kreuz zu nehmen; sie hatten es auf das goldne Vließ, auf den Namen der heiligen Jungfrau und auf den Phasan, das Symbol dieser Ritterschaft des Abendlandes, geschworen.

Diese Begriffe und Gebräuche waren für die Griechen von Byzanz und Ephesus etwas sehr Neues. Aber

*) Fabroni. Vita Cosm.

der Ruf von dem Muthe der Franken *), der stets im Orient berühmt war, belebte das Zutrauen der Flüchtlinge. Theodorus, in dem Eifer seines Glaubens, sah schon das siegreiche Kreuz auf den Mauern Konstantinopels aufgepflanzt, und den Tempel der heil. Sophia von Neuem für den Gottesdienst des Herrn geheiligt.

Diese Hoffnung überwand den Widerwillen für einen Abtrünnigen von dem griechischen Glauben, und er eilte den Kardinal Bessario zu besuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man hat mehrere, von Sicilien aus datirte Briefe von Constantin Lascaris aufbewahrt. Sie sind nur in dem Katalog von Yriarté bekannt gemacht. Man findet darin jene Liebe zu den Künsten und dem Vaterland wieder, die wir zu schildern versucht. Oft auch läßt sich darin die aus zu großem Unglück erklärbare Muthlosigkeit bemerken Lascaris beschuldigt darin mit Bitterkeit die Undankbarkeit der Höfe Italiens gegen einige seiner gelehrten Landsleute. Er schlägt es ab nach Rom zurückzukehren, welches er das neue Babylon nennt, und er beklagt sich über die Barbarey Siciliens, wo er jedoch bleiben will. Hier ist ein Bruchstück eines Briefes, den er an Johann Pardo, einen gelehrten Italiener schrieb: „Der Geiz der Fürsten hat Theodorus, der in dem Studium der Philosophie so hoch gestiegen ist, nach Calabrien verbannt. Er hat Andronicus, den Sohn des Calistus, bis auf die britanischen Inseln fliehen heißen, wo er ohne Freunde gestorben ist. Er hat Demetrius gezwungen in sein Vaterland zurückzukehren, um als ein Sklave der Barbaren zu leben. Ich spreche nicht von meinem Meister Argyropulos, den in Rom Armuth drückt, und welcher nach und nach seine Bücher verkauft. Rom ist nicht mehr. Jene großen Bürger von Rom sind nicht mehr, welche die lateinische und die griechische Literatur gleich liebten. Es gibt auch nicht mehr jenes Neapel, die Kolonie von Chalcis und Athen, die Schule der griechischen Beredtsamkeit, wohin die Römer strömten um zu lernen. Alles ist verändert. Versunken in diese und andere ähnliche Gedanken bleibe ich hier, die Augen auf das Meer, auf Charybdis und Scylla und auf diese gefährliche Meerenge geheftet. Ich gräme mich an diesem Ort zu bleiben, ich seufze mich nicht einschiffen zu können; ich weiß nicht, was ich thun, noch in welches Land ich gehen soll.“

Die Sammlung von Yriarté enthält ein anderes Bruchstück aus Lascaris Schriften. Dieß ist eine Art von Vorrede zu seinem öffentlichen Unterricht. Er schildert darin die ersten Versuche des neuern Italiens, um die alte Literatur zu studiren, besonders seitdem viele gelehrte Griechen sich wegen des Unglücks ihres Vaterlandes nach Italien geflüchtet haben. Er bezeichnet in dieser Anzahl Argyropulos, Theodorus Gaza, Andronicus, Demetrius. „Diese Männer, sagt er, und viele andere zerstreuten sich in alle Städte Italiens; die griechische Sprache blühte, nicht allein von den Griechen, sondern selbst von den Italienern gelehrt, so daß es zur Schande gereichte, unsere Literatur nicht zu kennen, und unsere Sprache in Italien allgemeiner als in Griechenland selbst wurde, welches von so vielen Drangsalen heimgesucht ward, und wenn die Eifersucht einiger Gelehrten und die wenige Großmuth einiger Fürsten sich nicht entgegengesezt hätte, so wäre alles mit den Denkmälern des griechischen Genius erfüllt worden, wie zu den Zeiten des römischen Kaiserthums.“ Lascaris erinnert sodann an sein Bemühen, in Mailand, Neapel und Messina den Geschmack für griechische Literatur und Philosophie zu verbreiten, und indem er sich der Begeisterung überläßt, die allein ihn in dieser oft undankbaren und mühvollen Arbeit aufrecht gehalten, sagt er: „Gibt es ein größeres Gut als die Literatur? Wie kann ein Mensch es über den andern davontragen als durch die Wissenschaft? Der Reiche findet dort den Schmuck seines Wohlstandes, der Arme Trost für seine Leiden, und den Muth, alle Beschwerden des Lebens zu verachten. Wir müssen uns also dem Studium widmen, und unsere Seele mit dem kostbarsten Schatz schmücken, einem Schatz, den man nicht rauben kann, und der sich in und nach dem Leben bewahrt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. Nov.

Auf der Bühne haben wir durchaus nichts Merkwürdiges. In dem Haymarket-Theater unterhält man das Publikum schon seit vielen Wochen mit einem heiteren Lustspiele, genannt Paul Pry; es ist aber ganz und gar nichts Neues darin; und selbst Listons drollige Gesichter und Bewegungen sind dieselben, wie er sie uns schon einzeln in anderen Stücken gegeben hat. Aber wo Liston spielt, da wird gelacht, und ein Stück muß schon sehr schlecht seyn, daß sich durch ihn nicht eine Zeitlang erhält. Kean ist nach Amerika gegangen. Ich glaube nicht, daß er sich je wieder auf der hiesigen Bühne sehen lassen wird. Das Publikum ist seiner so müde, daß ein anderer Schauspieler, Namens Looth, der sich vor Kurzem in Drury Lane sehen ließ, es entgelten mußte, daß er Keans Manier nachahmen wollte. Zu Edinburgh wurde Kean vom Volke auf der Straße beynahe mißhandelt, und durfte sich nicht auf der Bühne sehen lassen. Zwey von den kleineren Schauspielhäusern haben uns sogenannte Vorstellungen aus dem Leben Napoleons als Melodrama gegeben. Das eine seinen Zug nach Rußland, und das andere sein Leben von der Schlacht von Waterloo an bis zu seinem Tode. Daß man Napoleon jezt schon auf die Bühne bringt, ist arg genug; aber daß man einen so elenden sentimentalen und Sentenzen sprudelnden Wicht aus ihm gemacht hat, wie er in diesen Stücken erscheint, ist abscheulich: ganz in demselben Geschmack, welcher Georg III. und den jezigen König auf die Bühne brachte! — Seit meinem lezten ist nichts Erwähnenswerthes in der Literatur erschienen; wir erwarten aber im Laufe des Winters viel Wichtiges in Geschichte, Reisen, Politik und allgemeiner Literatur. Die angekündigten Reisen erstrecken sich über das innere Afrika, den Hedjaz, Lappland, die Sandwich-Inseln, auch wird eine ausführliche Beschreibung der lezten Besteigung des Mont-Blanc erwartet.

Vor Kurzem ritt ein sogenannter Gentleman Farmer (ein Manschettenbauer) in der Grafschaft Norfolk, für eine Wette, eine Strecke von vier ein Viertel englische Meilen, innerhalb fünfzehn Minuten — auf einem Eber. — Die Zeitungen haben Ihnen, ohne Zweifel, bereits die Nachricht von dem Untergange des Dampfschiffes, der Comet, bey Glasgow mitgetheilt. Damit nun Niemand unter Ihren Lesern, dem die Sache vielleicht nicht mit allen Umständen bekannt werden dürfte, ein Vorurtheil gegen diese nützliche, und, ich hoffe, auch für Deutschland noch folgenreiche Erfindung der Dampfböte fasse; so bitte ich, die Versicherung mitzutheilen, daß das Unglück durchaus eine Folge der Unbedachtsamkeit der Schiffspatrone war, welche den unverzeihlichen Fehler begingen, bey dunkler Nacht ohne ausgehängte Laternen zu fahren. Dadurch geriethen zwey Dampfschiffe beym Umfahren einer Felsenecke so heftig gegen einander, daß eines derselben augenblicklich mit allem am Bord zu Grunde ging. Dergleichen Unglücksfälle haben sich leider schon oft bey segelnden Schiffen aus ähnlicher Nachlässigkeit ereignet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. November 1825.

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Schiller.

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Theodorus begab sich nach dem Pallaste des Kardinals Bessario, am Füße des Berges Quirinal, neben der Kirche der heiligen Apostel. Indem er durch den Säulengang schritt, hafteten die Augen des Bischofs von Ephesus staunend auf den Reichthümern des römischen Hofes. Unter einer ungeheuren Halle waren die kostbaren Marmor des alten Griechenlands Statuen und unsterbliche Denkmäler des geschwundenen Heidenthums vereint. Alle diese erst kürzlich entdeckten Schätze, aller dieser Luxus, des wieder auflebenden Alterthums, schmückten die Wohnung des gelehrten Kardinals, und die Priester der römischen Kirche nahmen im Vorbeygehen sich in Acht, mit ihrem Gewande nicht an den prächtigen Ueberresten irgend eines verstümmelten Gottes hängen zu bleiben. Alle lobten nicht auf gleiche Weise den wißbegierigen Eifer Bessario's. Einige bemerkten mit Spott, daß es leicht sey, an diesen profanen Beschäftigungen einen gebornen Griechen, einen Neophyten, einen alten Schüler des Irrthums zu erkennen. In dem abgelegensten Ort seines Pallastes war der Kardinal in diesem Augenblick mit einer philosophischen Frage beschäftigt, die ihm von Aristoteles schlecht erörtert zu seyn schien. Von der Gegenwart Theodorus benachrichtigt, verließ er jedoch Alles, um einen Landsmann zu sehen, und welches auch die Spaltung dieser beyden Männer war, dennoch hatten ihre ersten Worte in der Sprache, die ihnen gemein war, für sie etwas höchst Wohlthuendes.

Bessario war nicht mehr jung, und die Reisen, das Studium, die Sorgen des Ehrgeizes hatten seine Gesichtszüge gealtert, in denen Italiens und Griechenlands Gepräge und ein Gemisch von Lebhaftigkeit, Feinheit und Begeisterung blitzte, welches durch den Stolz eines Kardinals gemäßigt war. Sein Betragen war einfach, und seine Kleidung erinnerte an die der Mönche des heil. Basilius. Er trug nach der Sitte des Orients jenen langen Bart, über den sich Ludwig XI. in einer feyerlichen Audienz, die er ihm einst als Gesandten des römischen Hofes bewilligte, aufhielt.

Von seinem alten Gegner empfangen, unterrichtete sich Theodorus sogleich von dem Schicksal der jungen Griechinnen, die nach Italien gerufen worden waren, und von der Achtung, die man ihrem Glauben zollte. Bessario richtete an den Bischof von Ephesus Fragen über die Denkmäler des profanen Griechenlands; er warf es sich vor, nur erst einen sehr kleinen Theil davon sammeln gekonnt zu haben. „Wozu aber, rief Theodorus, diese eitle Neugierde? So wisse denn: das Evangelium ist unter den Füßen des Ruchlosen. Unsere Brüder in Griechenland und dem Orient befinden sich zwischen dem Abfall von ihrer Religion und der Sklaverey. Bald wird es keine Christen in Griechenland mehr geben. Ihr Bischöfe von Italien sammelt die Ueberlieferungen von Athen und die Bücher der Heiden, aber den wahren Glauben laßt ihr

untergehen." — „Der wahre Glauben, sagte Bessario, ist zu Rom in dem heiligen Kollegium." — „Der wahre Glauben, versezte der Bischof von Ephesus, ist der der Märtyrer; er steht auf dem lezten Stein unsrer zerstörten Kirchen und in dem Herzen unserer ermordeten Bischöfe geschrieben." Nach diesen Worten eilte er hinweg, von Zorn erfüllt.

Demungeachtet sparte Bessario für die griechischen Flüchtlinge weder Sorgfalt noch seine Reichthümer. In einen heiligen Zufluchtsort zurückgezogen, behielten die Nonnen von Byzanz ihre strenge Regel bey. Eine grosse Menge Familien aus dem Peloponnes und den Inseln waren im Hafen von Ostia aufgenommen, viele andere von der Sklaverey losgekauft worden. Der Papst zeigte eben so viel christliche Liebe für das Unglück, als Bewunderung für die Wissenschaft. Er beneidete Florenz, diese von den Mediceern gestiftete platonische Akademie, und munterte zu denselben Studien in Rom auf.

Unter allen seinen apostolischen Würden war Bessario auch Vorsteher des Klosters Crypta Ferrata, in Tusculum in der Villa des Cicero erbaut. Dort versammelte er oft einige seiner beredten Landsleute, und es schien als käme der Schatten von Griechenlands Genius, um auf den Ruinen zu irren, die Roms Genius berühmt gemacht. Wie oft hoffte man bey diesen Gesprächen Griechenland von den Barbaren befreyt zu sehen! Wie oft versprach man sich die Fürsten des Abendlandes für eine so heilige Sache zu rüsten! Lascaris verließ die Ruhe von Florenz und die Freundschaft der Mediceer, um Bessario anzuregen, und in ihm den Eifer für das Vaterland durch die Liebe zu den Künsten zu beleben. Oft zeigte er seinen Augen auf den Trümmern von Tusculum die Barbarey ganz Europa bedrohend, und Mahomet das wiederauflebende Griechenland bis nach Italien verfolgend. Der Kardinal war gerührt von diesen Bildern, und solche Worte wirkten mächtiger auf ihn, als die stolzen Bitten des Bischofs Theodorus. Wenn er diese geistreichen und begeisterten Männer, dessen Landsmann er war, neben sich sah, vergaß er die religiösen Streitigkeiten und das Mißtrauen des römischen Hofes. Er belebte sich, wie sie, bey dem Andenken der grossen Geister Griechenlands. Er vergoß Thränen bey dem Gedanken, daß das Vaterland von Homer und Sophokles die Beute der Barbaren sey. Er hörte mit einer Art von Täuschung die lebendigen Worte seines Lehrers Gemistus, wenn dieser von der Freyheit Athens träumte, welches einst noch der Tempel der Philosophie und der Künste seyn würde. Er war bewegt von diesem Gedanken; er wurde Grieche wieder, weil er Platoniker war, und er versprach seinen Eifer, seine Kräfte, seinen Einfluß in dem heiligen Kollegium dazu anzuwenden, um einen Kreuzzug zu beschleunigen, besonders wenn die griechische Kirche endlich ihre Irrthümer anerkennen, und mit gelehriger Treue den Verein von Florenz annehmen wollte.

Aber nichts von allem dem entsprach den feurigen Wünschen von Theodorus. Der Aufenthalt seiner Brüder in Rom flößte ihm Besorgniß für ihren Glauben ein; er war im Exil unbeugsamer als in Byzanz, und schuldigte sich an, die so späte und gefährliche Hülfe der Lateiner gewünscht zu haben. Vergebens suchte Nicephorus in seinem Eifer voll Sanftmuth diese rauhe Heftigkeit zu mildern. Er war schwach vor dem Bischof von Ephesus; er achtete seine unbezwingliche Festigkeit; er erschrak bey dem Gedanken, selbst noch einmal den Glauben seiner unglücklichen Brüder zu verlassen zu scheinen; er hatte gefürchtet, indem er Theodorus bekämpft, für meineidig gehalten zu werden.

So sah der Bischof von Ephesus in langer Erwartung die Hoffnungen schwinden, die er für das Heil Griechenlands gefaßt hatte. Die römischen Päpste folgten aufeinander. Bessario selbst war nahe daran, den päpstlichen Thron zu besteigen, und nur die alte Eifersucht der Lateiner gegen die Griechen, das Mißtrauen gegen einen Neubelehrten, so eifrig er auch war, entfernten ihn von dieser Ehre, zu der seine Gelehrsamkeit und sein Geist ihn berief. Der Hoffnung einer so großen Stütze beraubt, erschöpften sich die Griechen in fruchtlosen Anstrengungen. Selbst ihr Eifer schadete ihrer Macht. Der Stolz der lateinischen Kirche erschrak über den Hochmuth der Priester des Orients, welche geächtet, flüchtig, ohne Vaterland, ohne Altäre nichts von der Unbeugsamkeit ihres Glaubens verloren, und das Heil Griechenlands nicht durch ein reniges Gefühl erkauft haben würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber verschiedene, in manchen Ländern als Thee gebrauchte Pflanzen.

Die zur Bereitung des Thee's gebrauchten Pflanzen sind zum Theil eben so verschieden, als die Länder, die sie hervorbringen, von einander entfernt liegen. In Mexiko und Guatimala bereitet man den Thee aus den Blättern der Psoralea glandulosa, und in Neu-Granada verschafft die Symplocas Alstonia ein Surrogat für den chinesischen Thee, das demselben nicht nachsteht. Weiter gegen Norden, auf demselben Kontinent, macht man einen sehr heilsamen Thee aus den Blättern der Gaultheria procumbens und Ledum latifolium. Dieser leztere wird gewöhnlich Labradorthee genannt, und wurde, wenn wir nicht irren, zuerst durch Sir Joseph Banks bekannt. Allein der berühmteste amerikanische Thee ist der Paraguaithee, von dem jährlich eine große Menge in Peru, Chili und Buenos-Ayres eingeführt wird, und dessen

Gebrauch so allgemein in Südamerika ist, daß die Einwohner ihn beständig bereit halten, sie mögen in oder außer dem Hause beschäftigt seyn, und niemand tritt eine Reise an, ohne einen Vorrath von diesem Kraute mit sich zu führen. Man bereitet diesen Thee, indem man warmes Wasser auf die Blätter gießt, und schlürft ihn durch ein silbernes oder gläsernes Rohr aus einem, Matétopf genannten, Gefäße ein; dieß wird in der Hand getragen, oder wenn man zu Pferde ist, oder sonst seine Hände gebraucht, so hängt es an einer kleinen Kette um den Hals. Man vermischt ihn häufig mit etwas Citronensaft, und trinkt ihn, mit oder ohne Zucker. Europäische Reisende versicherten uns, daß sie ihn allem sinesischen Thee vorzögen. Der Paraguaithee ist um so merkwürdiger, da er das Produkt einer Art Stechpalme (Ilex) ist, welche bis jezt für giftig gehalten wurde. Diese Pflanze ist in dem Appendix zu dem zweyten Theile von Lamberts Werke unter den Pinus aufgeführt, und Auguste de St. Hilaire bezeichnet sie unter dem Namen Ilex Maté und Dr. Spick und Martius reden in ihrer brasilischen Reise davon unter der Benennung Ilex Gongonha. Diese Pflanze wird auf einem sehr ausgebreiteten Striche gefunden, in den weiten Waldregionen von Paraguai, von der Parana, der Ypané und Jejui gewässert, in der Provinz Minas Geraes und andern Theilen von Brasilien, und es scheint, daß Martin sie in Guiana gefunden hat, da sich mehrere unter seinen getrockneten Pflanzen finden, von denen Lambert einen Theil besizt. Wahrscheinlich sind diese auf hohen Gebirgen gesammelt worden, da es sonst unmöglich scheint, daß dieselbe Pflanze in einer so verschiedenen Breite wachsen kann. Der Baum ist ungefähr von der Größe eines Orangenbaumes, mit dem er auch sonst viele Aehnlichkeit in den Blättern und dem übrigen Ansehen hat. Die Blüthen sind weiß und er trägt rothe Beeren wie die gemeine Stechpalme. Die Blüthen sowohl wie die getrockneten Blätter sind geruchlos, allein wenn warmes Wasser darauf gegossen wird, hauchen sie einen angenehmen Geruch aus. — In Neuholland macht man einen sehr guten Thee aus den Blättern der Corraea alba. — Die Bewohner jener öden und entlegenen Inseln in der See von Kamschatka, die man unter dem Namen der Kurilinseln kennt, bereiten einen Thee aus einer unbeschriebenen Gattung Pedicularis, die Pallas in einen getrockneten Pflanzen Pedicularis lanata nennt. Es ist überflüssig, alle jene aromatischen Kräuter herzuzählen, die zu der Gattung der Labiatae gehören, und von denen man in verschiedenen Ländern Thee bereitet, da es hauptsächlich die Absicht war, jene Pflanzen zu bezeichnen, die sehr von einander verschieden und entfernt sind. Allein während wir vom Thee sprechen, mag es erlaubt seyn zu sagen, daß der gewöhnliche schwarze grüne Thee hauptsächlich aus den alten Blättern der Thea viridis mit denen der Camellia Sasanqua oder oleifera und einigen Fragmenten der Blätter der Olea fragrans vermischt, besteht; und daß der feinste Thee, sowohl grün als schwarz durch die Thea Bohea hervorgebracht zu seyn scheint, und die Art und Farbe blos vom Alter der Blätter und der Art der Zubereitung abhängt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. Nov.

(Beschluß.)

Vor Kurzem hielt der Sohn eines getauften Juden, welcher als Kind die Taufe empfangen, und seitdem immer als Christ (in dem gewöhnlichen Sinn des Wortes) gelebt, um die Aufnahme in die Londoner Bürgerschaft an. Das Viertel, worin er wohnt, widersezte sich dem Verlangen und ein Ausschuß des Stadtraths entschied gegen die Aufnahme, wie es scheint aus dem Grunde, weil man die Bekehrung der Juden zum Christenthume nicht für aufrichtig hält. Im gemeinen Leben mögen solche Meynungen noch gelten: wenn man aber in bürgerlichen Verhältnissen praktische Folgen daraus ziehen will, so wird es Unduldsamkeit und drückende Tyranney. Inzwischen hat der Gemeinderath die obige Entscheidung doch nicht gebilligt, und von dem Ausschuß vorher eine officielle Auseinandersezung der Gründe, die dazu geführt, verlangt.

Die Wittwe des unternehmenden Belzoni befand sich vor Kurzem in sehr großer Geldverlegenheit, und die schäzbare Antikensammlung, die ihr Gatte hinterlassen hatte, sollte gerichtlich verkauft werden, als die Times sich ihrer Sache annahm, und mit der diesem Journal eigenen Kraft das Mitgefühl des Publikums aufrief. Die Regierung wurde zuerst darauf aufmerksam, und schickte der armen Frau 200 Pfund, welche dem unglücklichen Belzoni zur Beförderung seiner Reise über Fez hatten entgegengeschickt werden sollen. Andere haben dem Beyspiel gefolgt, und es wird wahrscheinlich eine Subscription für sie eröffnet werden, die ihr ein sorgenfreyes Leben zusichern wird. Der Buchhändler Murray hat bereits fünfzig Pfund eingesandt.

In den Vereinigten Staaten, dem Lande so vieler Sonderbarkeiten, hat sich ein gewisser Mordecai Noah, der sich Major, Sheriff u. s. w. nennt, zum Richter von Israel aufgeworfen, und eine Stadt auf einer Insel des Niagarastromes zu gründen angefangen, die er Ararat nennt, und wohin er alle Juden aus der ganzen Welt sich zu versammeln gebietet, und die Indianer America's, in denen er die verlornen zehn Stämme entdeckt zu haben glaubt (wo doch diese zehn Stämme aufgefunden worden sind!), einladet, sich mit seinem Volke in dem neuen Canaan zu vereinigen! Hr. Noah hat deßwegen seinen Aufruf an das zerstreute Volk Israel ergehen lassen, und sogar eine jährliche Abgabe von drey Schekel für jeden erwachsenen Nachkommen Abrahams festgesezt, um den großen Plan der Versammlung des Volkes auszuführen. Was die Israeliten in Deutschland dazu sagen mögen, werden wir wohl bald erfahren; unsere hiesigen Juden aber wollen nichts davon wissen, und denken, daß auf der Stockbörse, und sogar auf dem Trödelmarkt in London mehr zu verdienen wäre, als durch den

Anbau einer amerikanischen Wüste: ja ich habe mir sogar sagen lassen, unser Baron N. würde nicht einmal nach Jerusalem gehen wollen, und wenn ihn der Prophet Elias in eigener Person dahin riefe! Die Sache hat inzwischen hier zu manchen Späßchen Veranlassung gegeben; und mehr dürfte wohl Major Noahs Aufruf nirgends hervorbringen. Ein für die Juden wichtigerer Vorschlag ist in der gesezgebenden Versammlung von Maryland gemacht worden, nämlich dieselben in jenem Staate zu allen staatsbürgerlichen Rechten zuzulassen, indem dieselben dort bis jezt von allen höheren Civil- und Militärämtern ausgeschlossen gewesen; während sie, wie überall, die Staatslasten in ihrem ganzen Gewichte tragen helfen mußten — in einem Freystaate ein wenig widersprechend. Ob der Vorschlag indessen durchgehen werde, war den lezten Nachrichten von dorther zufolge noch ungewiß, obgleich mehrere der beliebtesten dortigen Zeitungen das Recht der Israeliten sehr nachdrücklich vertheidigten.

Der excentrische Kapitän Cochrane, welcher durch seine Reise durch Rußland so viel Aufsehen gemacht hat, ist in Kolumbia gestorben. Diese Nachricht kam fast zur selben Zeit hier an, als der bekannte Reisende Sir R. Kerr Porter von England nach Caraccas absegelte, um eine Reise durch Südamerika zu unternehmen.

Eine gewisse politische Parthey gehet sehr ernsthaft damit um zur Zeit, wo in Irland der Haß und die Zwietracht zwischen Katholiken und Protestanten sich augenscheinlich zu mindern anfängt, diese böse Leidenschaft in England und Schottland anzufachen, um den Pöbel zu erhizen, und so viele Feinde der katholischen Einbürgerung wie möglich in's nächste Parlament zu bringen. Gelingt dieses, so sind die Hoffnungen der Katholiken noch einmal auf sieben Jahre vereitelt, und dieses Bewußtseyn dürfte, im Fall Großbritannien inzwischen in einen bedeutenden Krieg verwickelt würde, in Irland von großen politischen Folgen seyn. Aber Partheysucht bekümmert sich ja nicht um das Heil des Vaterlandes! Zur Förderung dieses Zweckes wurden dem Herzoge von York neulich zwey Dankadressen wegen seiner gegenkatholischen Rede im Parlamente eingereicht, wovon die eine von dem Stadtrath von Cambridge kam. Diese gab denn zu einem von den in England so beliebten Späßchen (hoax genannt) Anlaß. Der Redakteur vom Courrier (ein gegenkatholisches Journal) erhielt nämlich einen Brief, welcher von einem Hrn. Chaffy, Meister des Sydney-Kollegiums zu Cambridge, zu kommen vorgab, und worin man mit einem lächerlichen Wortkram zwar den Inhalt der Cambridger Adresse billigte, aber auf's feyerlichste dem Gerüchte widersprach, daß die Häupter der Kollegien mit dem Stadtrathe zum Herzoge gegangen wären; ein Schritt, welcher der Würde der Universität sehr nachtheilig seyn müßte. Diesen zierlichen Brief rückte der Hr. Redakteur ein; und bald darauf einen zweyten, der von dem ächten Meister Chaffy oder Chaffey (denn hier heißt es „die ganze Welt wüßte ja, daß die Chaffeys von Gloucestershire ihren Namen Chaffey und nicht Chaffy schrieben!) gekommen seyn sollte, und der, indem er den Inhalt des ersten Briefes seinen eigenen Gesinnungen gemäß anerkannte, denselben für eine Fälschung erklärte. Der Courrier machte nun sehr ernsthafte Glossen über beyde Briefe; und nach ein Paar Tagen erschien in allen Zeitungen die Erklärung, daß — beyde unächt waren!

Zufolge der Zählung vom Jahre 1821 befanden sich auf Neu-Süd-Wales 15.969 freye Leute, worunter 12.608 Männer, und 1422 Weiber, und 10.608 gefangene Männer, und nur 1206 Weiber! Dieses ist ein Verhältniß, welches sowohl der Sittlichkeit als der Vermehrung der Kolonie sehr nachtheilig ist; ein Uebel, dem aber nicht anders abgeholfen werden kann, als wenn die Regierung sich entschlösse, allen verheiratheten Gefangenen ihre Weiber und erwachsenen Töchter, die es sich wollten gefallen lassen, unter gewissen erleichternden Bedingungen nachzusenden. Da dieses aber bey manchen armen Familien als Aufmunterung zum Diebstahl dienen würde, so dürfte es wahrscheinlich nie angewandt werden.

Man hat die Berechnung gemacht, daß von der Bevölkerung Englands, welche man jezt auf ungefähr fünfzehn Millionen schäzt, beständig dreyßigtausend Personen, Verbrechen oder Schulden halben, ihrer Freyheit beraubt sind, welches ungefähr Einen Gefangenen auf 500 Einwohnern machen würde!

Das Schicksal des großen kanadischen Schiffes, der Baron Renfrew, welches die Winde seiner unbehülflichen Schwere wegen auf die Küste von Frankreich geworfen, dürfte wohl den Quebeckern die Lust benehmen, noch mehr solcher Archen zu bauen, besonders da auch das erste, nicht ganz so große, Bauholzschiff, der Kolumbus, nicht wieder in den Hafen zurückgekehrt ist, sondern von seiner Mannschaft in den Böten verlassen, Monate lang als Wrack auf dem Weltmeer herumtrieb, und endlich, während der lezten heftigen Stürme, irgendwo auf der Südküste Irlands an's Land geworfen worden ist.

Unter den mancherley Merkwürdigkeiten von der Kriegsbühne im birman'schen Reich erzählt man folgende Begebenheit, welche zeigt, wie wenig bey der jezigen Kriegskunst Elephanten zum Kampfe taugen. Während der Berennung von Donabew im vergangenen April schickte der Feind einmal siebenzehn mit der gewöhnlichen Menge Krieger besezte Elephanten gegen die brittische Linie hinaus. Gegen diese wurde sogleich eine Schwadron europäischer Reiter gesandt, die muthig zwischen die Kolosse hinsprengte, und ganz gelassen die Reiter von den Thieren herabschoß; worauf dieselben erschrocken in den Wald zurückliefen.

Die Ceder, welche Roxburgh Pius Deodara nennt, wächst auf dem Gebirge von Nepal, Caschmir und Tibet bis zu einer Höhe von 13.000 Fuß über dem Meere, weßwegen der Baum sich auch nach Europa verpflanzen ließe; und wirklich hat man in England und Schottland schon mehrere gezogen, welche gutes Gedeihen versprechen. Das Holz dieses Baumes ist so dauerhaft, daß es nach dem Berichte des Hrn. Moorcroft in mehreren hundert Jahren an alten Gebäuden so gut befunden worden, daß man es zu anderen Gebäuden verwendet; auch bedienen sich die Indier desselben als Fackeln in den Häusern, und zum Räuchern in den Tempeln, und der Baum wird von ihnen Devadara, Götterholz, genannt.

Dr. Trail hat in dem Blute vieler Personen Oel gefunden; und diese waren alle Leute, die sich dem unmäßigen Trinken geistiger Getränke ergeben hatten; und er schließt daraus, daß das plözliche Verbrennen von dergleichen Personen von diesem Umstande herrühren müsse.

In Tibet, wo es an Grase fehlt, bedienen sich die Einwohner einer Gattung von Cachrys, welche der Cachris Sicula gleich kömmt, statt des Heues, welches sich dreyßig bis vierzig Jahre hält, ohne ihre nährende Kraft zu verlieren. Der Reisende Moorcroft hat eine große Menge Saamen von dieser Pflanze hieher geschickt; dieser aber ist auf der Reise gänzlich verdorben.

Beylage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. November 1825.

Er hasse den Gewissenszwang
Und Geistes Sklaverey,
Und fordre nicht durch Straf' und Zwang
Der Bürger Heucheley.

Er höhne nicht das heil'ge Licht,
Das Jesus uns gebracht,
Und mache deine Kirche nicht
Zum Schemel seiner Macht.

Epistel
an einen modischen Frommthuer.

Mein Herr!
Ich schrieb unlängst an einen jungen Freund,
Der mir auf einem Irrweg scheint,
Und lud ihn ein zu der Betrachtung,
Wohin das Denken führt, wohin Vernunftverachtung.—
Nun ist mein junger Freund der eine Ihrer Brüder,
Und deßhalb schreiben Sie, mich streng ermahnend, wieder:
„Du sollst den Schwachen ihren Glauben
„Durch trügliche Vernunft, durch Zweifelsucht nicht rauben."
Der Spruch ist gut; Sie sind es auch; doch von Tartüffen
Läßt sich, Sie werden es erlauben,
Auch selbst durch diesen Spruch kein Mann so ganz verblüffen,
Daß er zu List, Betrug, Verdrehung, Lüge
Und zu Vernunftverpönung schwiege. —
„Du sollst den Schwachen ihren Glauben
„Durch trügliche Vernunft, durch Zweifelsucht nicht rauben."
Das klingt so sanft, so treugemeint,
Daß bey dem ersten flücht'gen Blicke
Es Ihrem Herzen ohne Tücke
Ein unbedingt Gesetz erscheint.
Doch wer dem Heuchelschein der Herzlichkeit nicht traut,
Wer unverrückt und fest nur auf das Wesen schaut,
Entfernt von Demuthsspielerey,
Der wird sogleich, bey Pflicht und bey Gewissen,
Hier ehrlich sich die Frage stellen müssen,
Ob denn allein dazu die Welt geschaffen sey,
Die Sinnenwelt, der Geist, der Himmel und die Erde,
Damit der Träge nicht gestört im Schlummer werde?
Ob Keiner denken soll, dem Gott Vernunft geschenkt;
Und, wenn er's dennoch thut, nicht sagen, was er denkt?
Ob ehrlich-klares Schau'n, Erkenntniß, Wissenschaft,
Ob Forschungstrieb und Urtheilskraft,
Ob unsres Geistes heiliges Bestreben
Nach überzeugend-tiefer Klarheit,
Und ob Mittheilungspflicht erkannter Wahrheit
Denn wirklich uns von Satan eingegeben
Und werth sey in die Höll' hinabzufahren,
Um schwaches träges Volk vor Kopfschmerz zu bewahren? —
Ich fürchte fast, mein Herr, Sie schelten, daß ich spotte;
Doch nein! Ich baue fest auf Ihre Herzlichkeit;
Nein, Sie gehören nicht zu jener Heuchlerrotte,
Die gegen die Vernunft aus Herrschbegierde schreit,
Die Jeden gottlos nennt,
Der nicht zu ihrer Arglist schweigt,
Und Spötter den, der evident
Die Absicht ihres Frommthuns zeigt.
Zwar sagt man leben Sie mit dem Gezücht,
Allein ich glaub' es nicht
Und fahr' also getrost in unserm Thema fort. —
Auch ich, wenn es ein Mann der Duldung spricht,
Auch ich verehre dann das milde Wort:

„Du sollst den Schwachen ihren Glauben
„Durch trügliche Vernunft, durch Zweifelsucht nicht rauben."
Denn solch ein Mann, streng spricht er, wie er denkt,
Und handelt streng nach seiner Denkungsweise. —
Er hat sein Schiff, auf der Entdeckungsreise,
Zu ferner Südsee-Insel hingelenkt;
Er hat, nach Brauch, die Wilden dort beschenkt,
Und diese führen ihn geheim und leise
Zu ihrem Häuptling, einem kranken Greise,
Der, hingestreckt auf schlechten Binsenmatten,
In eines heiligenden Baumes Schatten,
Den lezten Kampf des Lebens streitet. —
Und der die Wilden dort zum Tod bereitet,
Der Zauberpriester steht zu seinen Füßen,
Und reicht, um ihm das Sterben zu versüßen,
Ein rohes Bild, halb Krokodill, halb Aar,
Als Amulet, als Talisman ihm dar.
Dir wird, so spricht der Zaubrer, mitgegeben,
Mit in dein Grab dieß Heiligthum,
Damit du dort erwachst zu neuem Leben,
Zu neuem Kriegesruhm,
Dort, wo des Meeres Rand im Abendglanze blinkt,
Dort, wo der alte Held sich Jugendkraft ertrinkt
Aus so viel Schädeln als er Feind' erlegt,
Dann an die Brust gefangner Mädchen sinkt,
Und ewig Lust der Liebe pflegt. —
Der Sterbende, bey diesen rohen Worten,
Fühlt sich von Todesfurcht befreyt,
Und an des Grabes dunkeln Pforten
Umglänzt ihn Seelenheiterkeit. —
Der Mann der Duldung steht dabey und sieht und hört,
Welch sinnlich-grober Wahn das blinde Volk bethört;
Und . . . . Nun, was meynen Sie, was thut der edle Mann?
Fährt er den Sterbenden mit Donnerworten an?
Nennt er ihn einen Götzenknecht und Heiden,
Beladen mit der schwersten Sündenbürde,
Verdammt zu Marter, Qual und ew'gen Leiden,
Die er in Höllenglut deßhalb erdulden würde,
Weil er ein unbekannt Gebot verlezt? —
Und spricht er zu dem Angsterfüllten jezt
Vom unsichtbaren Gott, von Seiner Liebe Thron,
Was kaum vernimmt des Waldes wilder Sohn;
Von einem wundersamen Weltgeschicke,
Tiefsinnig und geheimnißvoll,
Das er im lezten Augenblicke
Nicht fassen und doch glauben soll?
Wie, oder ruft der Mann der Duldung gar,
Des heil'gen Eifers voll,
Sein Schiffsvolk, seiner Krieger Schaar;
Beginnt er selbst zu seines Gottes Ehre,
Für seines Glaubens Herrlichkeit und Macht
Der nackten Götzendiener blut'ge Jagd?
Läßt er die Priester ihrer falschen Lehre
Ergreifen, fangen, binden,
Und auf den angeflammten Holzstoß werfen,
Um so dem Volk, dem blinden,
Der Liebe Heilgebot durch Beyspiel einzuschärfen? — —
Wer that das, fragen Sie; und ich: Wer that es nicht?
Es hielt Johann, es hielt Calvin sein Blutgericht;
Sie wußten Beyde nichts von Liebe noch von Recht!
Der Fanatismus ist ein roher Henkersknecht,
Und bleibt derselbe stets in jeglichem Gewand:
In Kostnitz wurde Huß, Servet in Genf verbrannt. —
Und meinen Sie vielleicht, das wäre längst vorüber,
Und Solches aufzustöbern sey nicht gut?
So sag' ich: Nein, mein Lieber!
Ihr Vater sah noch Blut,
Das Glaubenshaß vergoß, auf dem Schafotte rinnen,
Und Sie, Sie selbst mein Herr: Sie werden sich entsinnen,
Wie, mit fanatisch-kalter Grausamkeit,
Man noch zu unsrer Zeit
Den Ketzer auf die Folter spannte,
Und dann, mit Priesterpomp und kirchlichem Gepränge,
Und bey'm Gebet der ganz entmenschten Menge,
Lebendig ihn verbrannte. —

(Der Beschluß folgt.)

L a s c a r i s.

(Fortsetzung.)

Endlich jedoch schien Europa von den Klagen der armen Griechen, oder vielmehr von seinen eigenen Gefahren gerührt. Aeneas Sylvius, ein leidenschaftlicher Freund der Künste, und eifrig auf den Ruhm des christlichen Namens bedacht, wurde zum Papst erwählt, während Mahomet sein Reich bis zur Donau ausdehnte, und zugleich den Norden und den Mittag Europa's überschwemmte. Venedig war bedroht, Belgrad belagert, alle benachbarten Länder von Griechenland wie dieses unterjocht. Alles dieß schreckte das Abendland. Der Papst machte einen lezten Versuch, um die Fehden der christlichen Fürsten beyzulegen, das Feuer der Völker anzufachen, sie zu einem Kreuzzug zu vereinigen, und endlich die Barbaren über die Gränzen Europa's zurückzudrängen. In dieser Hoffnung berief er ein Koncilium nach Mantua. Man sah dort die Gesandten von Frankreich und Polen, die des Königs von Neapel, der Herzoge von Bretagne, Burgund und der Republiken Italiens. Der Herzog von Mailand, Franz Sforza, fand sich in eigner Person daselbst ein. Die Abgesandten der Insel Lesbos, von Epirus und Monembasia in Morea schilderten die Drangsale ihres Landes. Der Papst und Bessario sprachen mit Beredtsamkeit. Der Krieg wurde beschlossen. Da reiste Bessario ab, um die Hülfe der deutschen Fürsten zu erbitten und der Papst be-

stimmte als Vereinigungsort des Kreuzzuges die Stadt Ancona.

Aber die Könige, troß ihrer Versprechungen, wurden durch ihren Ehrgeiz und ihre Streitigkeiten abgezogen. Alphons von Aragonien war gestorben, ehe er Frieden mit Venedig geschlossen hatte. Der Herzog von Burgund hatte gealtert, indem er bey seinen Hoffesten sich einen Kreuzzug vornahm, und jezt fürchtete er den Ehrgeiz Ludwigs XI. Deutschland war arm und getheilt, England durch die blutigen Kriege der beyden königlichen Familien erschüttert. Die Fürsten Italiens bewachten einander. Die Zehnden, welche der römische Hof einforderte, fingen an auf den Völkern zu lasten. Der Kaiser von Deutschland gab Ungarn auf. Auf den Ruf des Papstes kamen nur unbekannte namenlose Menschen herbey. Dennoch schlug den griechischen Flüchtlingen das Herz vor Freude; sie glaubten den Augenblick nahe zu seyn, wo sie ihr Vaterland wiedersehen und für seine Befreyung kämpfen sollten. Aber der Tod des Papstes zerstörte alle ihre Hoffnungen. Ein schwacher Greis, erschöpft durch die Anstrengungen eines großen Unternehmens verschied er in Ancona, indem er für die Christen Griechenlands betete, und Europa empfahl, diese heilige Sache zu rächen. Der religiöse Eifer, von einem so großen Manne angefacht, verlöschte mit ihm; die sanfteren Sitten und die Thätigkeit des Handels ertödteten die Gemüther für so entfernte Kriege. Die Venetianer allein wollten fechten, weil sie Vertheidigung nöthig hatten. Ihr Ehrgeiz machte Frieden, als er nicht mehr Nutzen vom Kriege zu ziehen hoffte.

So nun der eigennützigen Politik Europa's preisgegeben, fuhren die Griechen fort, mit ihren Kenntnissen die Völker aufzuklären, die sie aufgaben. Diese Apostel der Literatur hatten in wenig Jahren ihre Sprache und ihre Philosophie in den Städten Italiens verbreitet. Die Meisterwerke des griechischen Alterthums, die man überall entdeckte, erweckten eine bis dahin unbekannte Begeisterung. Der Eifer, der anfangs die Gemüther ausschließend an die Betrachtung des antiken Genius fesselte, schien die nationale Eigenthümlichkeit zu hemmen, aber sie keimte mit mehr Stärke unter dieser üppigen Pflege hervor. Das sechzehnte Jahrhundert erwartete seine großen Männer. Die griechischen Verbannten, welche daran arbeiteten, diese große Epoche vorzubereiten, haben wenig Ruhm hinterlassen. Ihre ganze Macht lag in dem Wort, und war flüchtig wie jenes. Sie verbreiteten rings umher Beförderung und Geschmack für die Künste; sie regten den göttlichen Geist auf; sie retteten die schönste Hälfte der alten Denkmäler, aber sie selbst haben keine Denkmäler geschaffen. So schwand ihr Andenken in dem Ruhme der Männer, die ihr Beyspiel gebildet hatte, und selbst die Größe ihrer Dienste hat deren Spur um so schneller verwischt.

Nach dem Tode des römischen Pontifex kehrte der Bischof von Heraclea, der nichts mehr von Europa hoffte, in das Morgenland zurück, um dort den Glauben seiner Brüder gegen die Prüfungen der Sklaverey aufrecht zu halten. „Nur dort, sagte er, muß ich meine alte Schwäche abbüßen, an die Rom mich erinnert." Man erzählt, daß er einige Zeit in Konstantinopel und in Morea lebte, überall handelnd mit der Glut christlicher Liebe, in die Kerker der Christensklaven dringend und täglich der Pest und dem Säbel der Türken trotzend. Eben so sanft als unerschrocken milderte er jenen Religionshaß, welchen die Christen der beyden Kirchen im Morgenland selbst unter der Last ihrer Ketten bewahrten. Er ließ ihnen auf gleiche Weise seine Hülfe angedeihen, und predigte ihnen dasselbe Evangelium. Er war kein Sektirer mehr, er war Christ, und in seinem Munde flößte das göttliche Wort einen Eifer voller Kraft und Geduld ein: Er starb mitten unter seinen heiligen Werken. Indem die Türken den besiegten Griechen erlaubten, ihr Leben und die Ausübung ihres Gottesdienstes durch einen jährlichen Tribut zu erkaufen, raubten sie ihnen einen Theil ihrer Kinder, um sie zu dem Glauben der Muselmänner zu bekehren, und bestraften mit großer Grausamkeit jeden christlichen Priester, der diesen jungen Griechen Abscheu vor einem solchen Abfall einzuflößen suchte. Beschuldigt, einige dieser Geißeln des Islamismus, die unter den Azamoglanen von Byzanz auferzogen waren, zu der Religion ihrer Väter zurück haben führen zu wollen, erlitt Nicephorus eine furchtbare Todesstrafe. Sein Körper, von Schmiedehämmern zerschmettert, wurde in's Meer geworfen, aus Furcht, daß die Christen ihn verehren möchten, aber sein Name blieb in Griechenland heilig, wie der eines Märtyrers.

Ehe noch der Bischof von Ephesus das glorreiche Ende Nicephorus erfahren, hatte auch er, von einer andern Hoffnung geleitet, Italien verlassen. Auf den steilsten Gipfeln von Epirus lebten halbwilde Hirten, lange Zeit als Rebellen von den byzantinischen Herrschern behandelt, welche aber, da sie stets von der Mischung mit fremder Barbarey unbefleckt geblieben, in ihren Sitten und ihrem Muth das lebendigste Gepräge des Nationalgeistes bewahrten. Diese Griechen, ehemals von römischer Macht unbesiegt geblieben, hatte nur das Christenthum gebändigt, und dieses Joch, das einzige, das sie je getragen, flößte ihnen nur um so mehr Haß gegen die Unterdrückung der Türken ein. Unter ihnen suchte Theodorus einen Zufluchtsort; wo er lange für den Glauben und das Vaterland leiden könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Dresden, 31. Okt.

Seit mehreren Jahren hat kein rezitirendes Schauspiel so tiefen Eindruck gemacht, und sich so allgemeinen Beyfall erworben, als Raupachs Trauerspiel: Isidor und Olga, welches am 27. d. M. zum ersten Male dargestellt und gestern wiederholt ward. Allerdings gehört auch dieses Trauerspiel zu dem Gelungensten, was nicht nur dieser Dichter hervorgebracht, sondern wohl auch das letzte Lustrum in diesem Fache gewährt hat. Besonders erfreulich war es mir, daß die finstere Idee des neckenden, und allem bessern Willen trotzenden Schicksals, welche seit einem, allerdings sehr ausgezeichneten Erzeugnisse eines leider verstummten Tragikers auf der Bühne gewaltigen Unfug zu treiben begann, daraus gänzlich verbannt

ist. Dadurch gibt selbst das traurigste Ereigniß doch eine innere Beruhigung, weil überall nur freyer Wille der Mithandelnden die Fäden spann, nicht aber eine unbekannte, düster waltende Macht der Grund zu dem Schrecklichsten ist. Eben so zeichnet sich auf der andern Seite dieses Trauerspiel auch durch Verschmähen aller von aussenher einwirkenden Mittel aus, und thut durch die Einfachheit der Zurüstungen, in der es vor uns tritt, der ruhigen Beschauung wohl, welche außerdem zwecklos gestört, ja oft ganz aufgehoben wird. Da gibt es kein ganzes Heer von darstellenden Personen, welche aus einzelnen kleinen Steinchen, die sie herbeytragen, das tragische Gebäude aufführen helfen müssen, sondern es sind große Massen, welche Grund wie Gipfel zieren, und von wenigen, aber um so kräftigern Händen in Bewegung gesezt werden. Da müssen nicht zahllose Verwandlungen der Scene dazu beytragen, um das Fortschreiten der Handlung verständlich zu machen, indem sie zugleich die Augen entweder blendend ableiten oder verwischt beleidigen, jedenfalls aber die Aufmerksamkeit stören, sondern das Leben ruht im Innern, im Fortschritt der Entwicklung der Charaktere, in dem gleichmäßigen Entfalten einer jeden vorwärtstreibenden Leidenschaft oder zurückhaltenden Empfindung. Ohne ängstlich darnach bemüht zu seyn, wie es wohl die Franzosen thun, und dadurch nicht selten in engenden Zwang und starre Kälte verfallen, hat Raupach die aristotelischen drey Einheiten hier streng beobachtet, weil sie aus dem Innern des Stoffs selbst hervor gingen, und auf diese Art ein belehrendes Beyspiel gegeben.

Der Raum erlaubt es hier nicht, in eine ausführliche Berücksichtigung des Einzelnen einzugehen, belehrend würde ein solches Unternehmen aber gewiß seyn, und in den meisten Fällen den Dichtergenius, wie das reife Urtheil des Tragikers zeigen, nur Ein's erlauben wir uns gegen ihn zu bemerken, und dieß betrifft den Schluß seines Stücks. Wir wollen nicht mit ihm rechten, daß er die Katastrophe durch den Zweykampf und den Tod beyder Brüder herbeygeführt, und so gleichsam den ersten in dem angemaßten Rechte als Gottesurtheil bestätigt hat, weil wir selbst nicht Dichter sind, und also den Genius-Aar in seinem Fluge nicht begleiten, und neue Länder mit ihm entdecken können; aber dieß sey uns erlaubt zu sagen, daß der Wiedereintritt Olga's zu den Leichen bey der Darstellung störend wirkt, und das durch die vorhergehende Scene auf's höchste aufgeregte Gefühl, zum Nachtheil für den Schluß des Stücks wieder erkältet. Was aus Olga wird, wissen wir seit der lezten Unterredung mit ihrer Erzieherin und Isidor. Dieses Herz wird bald brechen, und so den Frieden und die Vereinigung jenseits finden. Hier aber gehört sie durch heilige Bande, deren bindende Kraft sie selbst gegen die Duval eingesteht, dem ihr angetrauten Gatten an, und zu ihm muß sie eilen, als sie die Gefallnen erblickt, ihm Beystand zu leisten suchen, sich als sein Weib auch im lezten Augenblicke noch bewähren, und nicht zu Isidor eilen, nur lediglich mit ihm beschäftigt, und in Gegenwart der Dienerschaft die innigsten, heimlichsten Gefühle ihres Herzens kund gebend. Hielt der Dichter es für nöthig, dem Zuschauer noch die Beruhigung mitzugeben, daß das schreckliche Recht der Leibeigenschaft, welches den finstern Knoten dieses Trauerspiels schürzt, wenigstens auf den Gütern der Gräfin nicht mehr bestehen soll, — und wir möchten dieß kaum annehmen, da ja ihr Entschluß nur ein Tropfen Linderung ist in den Qualen-Ocean der zu gleichem Loose verurtheilten Millionen — so war ja dieses von Olga schon im fünften Auftritte des vierten Aktes gegen ihre Erzieherin ausgesprochen, und die Wiederholung jezt kaum nöthig. Uns bedünkt daher, der beste Schluß für das Stück seyen die Worte Ossips: „Grüß Arinia!“ wodurch zugleich der Blick beruhigend nach jenseits gelenkt wird.

Aber ich bin es den trefflichen Leistungen der hiesigen Darsteller dieses Trauerspiels schuldig, um auf sie überzugehen, und ihnen die Gerechtigkeit auch meinerseits wiederfahren zu lassen, welche das zahlreich versammelte Publikum bey beyden Vorstellungen ihnen angedeihen ließ. Vor allen nenne ich Herrn Devrient als Wolodomir. Ein ausgezeichnet schönes Aeußere, durch reiche und geschmackvolle Uniform gehoben, kam ihm dabey als Gabe der Natur, verbunden mit seinem männlich kräftigen Organe zu statten, aber auch Studium und Wärme — leider so selten vereint — führten den Charakter mit einer Wahrheit durch, welche allgemein ergriff, und mehr als einmal den rauschendsten Beyfall dem Künstler erwarb, der zwar „den rohen Frevelknaben,“ wie ihn Isidor nennt, wahr darstellte, aber kein Frazenbild, sondern eine, für die Bühne wohlgefällige Erscheinung daraus macht. Mit gleicher Gediegenheit gab auch Herr Julius seinen Isidor, und besonders entfaltete er in der lezten Scene mit Olga, welche zu den schwierigsten des Stücks gehöret, eine innere Zerrissenheit, ein dumpfes Brüten über schwarzen Gedanken, nur manchmal durch Lichtblize früherer sanfter Empfindungen erhellt, welches um so meisterhafter, je weniger es auf Wirkung nach Außen berechnet seyn konnte. Mit gleichem Fleiße gab er auch die Scene der Einkleidung in die Livree, so wie alsdann die Scene an der Tafel, die Peripetie des Stücks voll der höchsten Kraft, welche überhaupt von allen Seiten trefflich ging. Mad. Schirmer besaß als Olga ganz die Milde und Lieblichkeit, welche der Dichter als Gegensaz zu dem wilden Wolodomir in diesen Charakter gesezt hat. Ihre Haltung war ruhig, aber nicht kalt, besonnen, aber nicht matt, ihre Sprache voll des Wohllauts, der namentlich in dieser Rolle und den beschwichtigenden Stellen derselben so nothwendig. Ungemein passend und geschmackvoll gewählt war besonders ihre Kleidung im dritten Akte, und schien ein nationelles Kostüm anzudeuten, das vielleicht, allgemein angenommen, noch die Wirkung erhöht hätte. Ossip war in Herrn Paull's Händen. Wie brav dieser ausgezeichnete Künstler alle ihm gestellten Aufgaben löst, ist von mir schon oft anerkannt worden. Ich halte den Ossip nicht für die schwierigste, die ihm geworden ist, da ihn der Dichter überall höchst treffend zeichnet, aber ganz ging er mindestens auch hier in dessen Idee ein, und es blieb keine der feinsten Nüancen unbemerkt, welche besonders bey diesem Charakter in so großer Mannigfaltigkeit sich vorfinden. Selbst einzelne Worte und Betonungen erwarben sich daher lauten und verdienten Beyfall. Auch die wenigen Nebenrollen waren mit braven Künstlern besezt, und wurden mit Liebe durchgeführt, welche überhaupt bey der ganzen Darstellung vorleuchtete, und eben dadurch auch zu einer solchen machte, welcher das Publikum mit gleichen Gefühlen entgegenkam.

Dieß dürfte aber auch leicht die ganze Ausbeute des Monats Oktobers seyn, doch schwerwiegend genug an innrer Trefflichkeit. Ich habe außerdem blos noch des Wiederauftretens der Dem. Gley im Mädchen von Marienburg, einer Rolle, die offenbar über ihre Kräfte war, eines Herrn Roßigs als Pastor in demselben Stücke, welcher nie die Bühne, am wenigsten aber die hiesige hätte betreten sollen, und des Tanzes einer [illegible]zehnjährigen Dem. Mees zu erwähnen, welcher mit Lieblichkeit, à plomb und Anstand ausgeführt ward.

Wir sehen nun hier in der nächsten Woche den Vermählungsfeyerlichkeiten des Prinzen Maximilian mit der Herzogin von Lucca entgegen, wobey außer einer italienischen Cantate, die Oper Olympia gegeben werden soll, und ich werde nicht unterlassen, Ihnen davon schleunigst Bericht abzustatten.

Guido.

Beylage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 283.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. November 1825.

Lebten wir, ihr Christen, so auf Erden,
Daß wir Christo möchten ähnlich werden!

Herder.

Epistel
an einen modischen Frommthuer.
(Beschluß.)

Wenn aber Ihrer Herzlichkeit vielleicht
Auch das zu lange her schon deucht,
Daß Spanien solche Glaubenshandlung sah;
Nun, so bedenken Sie, was jüngst in Nimes geschah:
Wie man die Hochzeit dort, die Rom einst so verehrte,
Daß es der Welt dafür ein Jubeljahr gewährte,
Wie man das Hochzeitfest, das blut'ge, dort erneute! —
Welch gräßlich Strafgebot dieselben frommen Leute
Noch kürzlich erst in Frankreich festgesezt
Für Den, der ein Gefäß, ein heiliges, verlezt;
Und wie das Handelsvolk, das stolz auf Großmuth pocht,
Noch heut voll Glaubenshaß sein Irland unterjocht! —
„Du sollst den Schwachen ihren Glauben
„Durch trügliche Vernunft, durch Zweifelsucht nicht rauben."
Entweihung ist der Spruch im Mund' der Assassinen,
Die ihrem Rachegott durch Menschenopfer dienen!
Auch nahm noch nie ein Muselmann,
Der Glauben oder Tod
Auf seinem Schwerte bot,
Dieß Liebeswort zu seinem Wahlspruch an.
Ein solcher Frevel blieb nur jener listig-kalten,
Nur jener schleichenden Verbrüdrung vorbehalten,
Die, von fanatisch-wilder Schwärmerey,
Von Eifer und Verblendung frey,
Nur einzig ihrer Selbstsucht fröhnt
Und den Verstand und die Vernunft verpönt
Bey Folter und bey Flammensühne,
Damit die dummgemachte Menge,
Empfindungslos für solche Strenge,
Gleich Lastvieh sie bediene. —
Ja mein humaner, frommer Mann!
Wenn je der Mensch, allhier in seinem Nichts,
Der Liebe Gnadenquell, den Quell des geist'gen Lichts:
Gott — lästern und beleid'gen kann;
So thut es Der, der die Vernunft verdammt,
Die von dem Geist der Geister stammt,
So thun es Die, die ihren Rachgott rächen,
Und so für Lästerschuld ihr eignes Urtheil sprechen! —
„Du sollst den Nächsten, wie dich selber lieben,"
So steht es da als Grundgebot geschrieben,
So ruft es in uns als Gewissenspflicht!
Allein Der liebet seinen Nächsten nicht,
Der ihn nur wie sein Hausthier liebt,
Der ihm nur Leibesnahrung giebt,
Und ihm das höchste Gut der Welt,
Vernünft'ge Geistesnahrung vorenthält. —
Dieß schrieb ich jüngst an einen Ihrer Brüder,
Und hierauf schrieben Sie, mich streng ermahnend, wieder:
„Du sollst den Schwachen ihren Glauben
„Durch trügliche Vernunft, durch Zweifelsucht nicht rauben." —
Wer ist denn schwach, mein Herr, und wer ist stark zu nennen?

Giebt's einige Vernunftbegabte bloß,
Indeß die Mehrzahl trägt des Blödsinns dunkles Loos,
Und unvermögend bleibt, die Wahrheit zu erkennen?
Darf man von Menschen Menschen also trennen,
Und ist der Staubgebor'nen Unterschied so groß? —
Nein! Alle haben wir von droben Licht empfangen,
Und Alle können wir
Mit diesem Licht allhier
Zu klarer Ueberzeugung hingelangen! —
Allein durch Trägheit wird man nie es können;
Obgleich empfindelnde Personen,
Um ihr Gemüth zu schonen,
Die Trägheit sich und wohl auch Andern gönnen. —

„Du sollst dein Brod im Schweiß des Angesichtes essen."
Auch dieser Fluch — ja, kläng' es auch vermessen! —
Ist nur ein liebevoll, ein segenreich Gebot;
Und will nicht sagen: nur dein leiblich Brod,
Nein, auch dein geistig Brod sollst du, auf dieß Geheiß,
Allhier erwerben dir durch innerlichen Fleiß. —
Wie Gott, zu unsres Leibs Erhaltung,
Uns — Kraft verlieh', Gesetze der Natur
So auch, zu unsrer Seel' Entfaltung,
Gab Er uns Geisteskraft und Denkgesetze nur.
Wir sollen danken Ihm für jede Seiner Gaben;
Doch sollen wir sie selbst uns selbst bereitet haben.
So sind denn auch, mein Herr, die wahrhaft Frommen
Zum Quell des wahren Glaubenslichts,
Nicht durch ein eitles träumerisches Nichts,
Nein, nur durch innern Seelenfleiß gekommen;
Und haben so die dunkle, dunsterfüllte Bahn
Der Schwärmerey vermieden,
Und von Erleuchtung Aberglaubenswahn
Durch Urtheilskraft geschieden. —
Ein solcher Gläubiger ist gläubig nicht zum Schein;
Er flößt dem Frevler selbst durch Tugend Ehrfurcht ein,
Hilft dem, der ehrlich ringt, Erkenntniß sich erringen,
Theilt mit dem Dürftigen sein geistig Lebensbrod,
Hält Niemand so entfernt von göttlich-hohen Dingen,
Um ihm ein unverstandnes Machtgebot
Verächtlich aufzudringen.
Und sagt zwar auch: „Du sollst den Schwachen ihren Glauben
„Durch trügliche Vernunft, durch Zweifelsucht nicht rauben;"
Doch sagt er nicht zugleich, sich selber widersprechend,
Das heilige Gebot der Lieb' und Demuth brechend,
Doch sagt er nicht zugleich, wie heut der Pietismus:
„Die Toleranz sey nichts als Indifferentismus." —

O, schielend-falsches Wort, so trügrisch wie die Nacht,
Von einem schielenden Scheinheiligen erdacht,
Dann in die Welt geschrie'n und dort von Jung und Alt
Sogleich gedankenlos, wie Echo, nachgelallt! —

Verzeihen Sie, mein Herr, auch Sie bedienten sich
Des Trugworts gegen mich,
Auch Sie, Sie konnten sich der Mode nicht erwehren,
Und zwingen mich daher, mich näher zu erklären.

Es wird, weil unsre Welt stets unvollkommen bleibt,
Auch Tugend selbst zur Schuld, durch Mißgriff hier auf Erden;
Und so kann Duldung auch Gleichgültigkeit hier werden,
Wenn man die Duldung übertreibt:
Wenn man schlaff, träg' und indolent
Gewähren läßt die Bosheit, die man kennt,
Nie gegen sie in Zorn ergrimmt:
Und mit den Schlechten wohl noch höflich Rücksicht nimmt;
Wenn man den Unsinn wilder Horden,
Die ihrem Fetisch Menschen morden,
Abscheulich nennt — und doch zu gleicher Zeit
Dieselbe dumme Grausamkeit,
Und von Gebildeten verübt,
Den heil'gen Namen Glauben giebt. —
Hier nur, hier paßt das Wort des Modepietismus,
Die Toleranz sey nichts als Indifferentismus;
Doch nicht auf Den, der ehrt des edeln Denkers Fleiß,
Doch nicht auf Den, der's tief in tiefster Seele weiß,
Da, wo er seinen Gott und seinen Nächsten liebt,
Daß es der Pfade viel zum Weg des Heiles giebt.
Ein solcher Mann, mein Herr, ein Mann, der dieß erkannt,
Sie können ruhig seyn! ist höchst intolerant:
Er wird den Menschenmord zu Gottes Ehre,
Die Blutgerüste der Inquisition
Laut nennen eine Molochs-Lehre
Und nicht zu duldende Religion!
Er wird, wenn ihm die Macht verlieh'n,
Scheinheilige Frommthuerey,
Und Haß und Neid und Heucheley
Aus ihrer Diebeshöle zieh'n,
Wo sie geheime Sünden treiben;
Wird, wie sie auch sich lichtscheu sträuben,
Stets hell beleuchten diese Rotte,
Auf daß man sieht, wohin sie zielen;
Und, ob sie auch zum Himmel schielen,
Doch geißeln sie mit herbem Spotte!
Er wird kein Feind des edeln Denkers seyn,
Doch auch kein Bilderstürmer. Nein!
Er wird die Meinung nicht, nicht Irrthum blutig richten;
Wohl aber Lug, Trug, Wahn, wo er's nur kann, vernichten:
Lug, Trug mit edlem Zorn und ritterlicher Wehre,
Den Irrwahn liebevoll durch streng-bedingte Lehre. —

Sie seh'n demnach, mein Herr, ich bin intolerant;
Auch hatten Sie davon wohl Ahnung,
Vielleicht war's Ihnen schon sogar bekannt,
Und deßhalb schreiben Sie mit strenger Mahnung:

„Du sollst den Schwachen ihren Glauben
„Durch trügliche Vernunft, durch Zweifelsucht nicht rauben.“
Ich ehre dieses Wort voll Herz und Sinn,
Das Sie aus Ihrem Seelenschatz mir schenken;
Doch ohne nachzudenken,
Nehm' ich auch dieses Wort nicht hin. —
Ich könnte sagen, wenn Vernunft, die falsche, trügt,
Daß falscher Glaube, Aberglaube, lügt;
Daß nur Vernunft vom Schein das Wesenhafte trennt;
Daß sie sich selbst durchschau't, selbst ihre Grenzen kennt:
Daß ihr der Glaube dann erscheint in Sonnenklarheit,
Und sich ihr offenbart als menschlich-höchste Wahrheit;
Ich könnte sagen selbst, daß er nur einzig ihr....
Allein, mein Herr, ich schließe hier.
Nur noch ein kurzes Wort von dem, was mich getrieben,
Daß ich hier diesen Brief, daß ich ihn so geschrieben,
Ich muß entschuld'gen mich bey Ihren Freunden,
Die mich vielleicht befeinden,
Und mich als Störenfried verklagen,
Daß ich so alte, frühgescheh'ne Dinge,
Die man ja längst zu Grab getragen,
Hier wieder in Erinn'rung bringe.
Ich höre sie schon sagen,
Gehässig wär' und feindlich solch Bestreben,
Dergleichen sollte man vergessen und vergeben. —
Darauf erwiedr' ich: Ja! Vergeben, das ist gut;
Allein vergessen? Nein! Man sey auf seiner Huth;
Man trau' ihm nicht zu viel, dem eitelen Jahrhundert,
Das sich vollendet wähnt, weil es sich selbst bewundert;
Nein! Man vergesse nicht in dieser Zeit, wo wieder
Die alte grause Hyder
Bald hie, bald da erhebt ein giftig Schlangenhaupt,
Nein! Man vergesse nicht, was sie sich einst erlaubt;
Man sag' ihr's da und dort, man sag' ihr's immerdar,
Denn sagt man es nicht stets, sagt sie, es sey nicht wahr;
Man sag' es ihr mit Spott, man sag' es ernsthaft ihr,
Bald kunst- und anmuthsvoll, altfränkisch bald, wie hier,
Wo ich, ich muß es nur gestehn,
(Und Vielen möcht' es auch so geh'n)
Wo ich nichts Neues konnte sagen,
Und so, ob alter Schuld die alten Klagen
In alte Form auch goß.
Zwar wird deßhalb, ich weiß, der neue Schuldgenoß
Seicht diesen Brief und platt mit Modephrasen nennen;
Indessen wird er nicht die Wahrheit läugnen können.
Und solches hoff' ich nun von Ihrer reinen Seele,
In welcher Hoffnung ich gebührend mich empfehle. —

Ludwig Robert.

Lascaris.

(Fortsetzung.)

Von einem italienischen Fahrzeug zu den Küsten von Epirus gebracht, durchstrich Theodorus das öde Land, und gelangte in die Gebirge, ohne andern Schatz als sein Evangelium und sein bischöfliches Kreuz. Diese kriegerischen Männer, die in beständiger Gefahr lebten, stets von den Angriffen der Türken und allen Entbehrungen eines strengen Klima's bedrängt, eilten freudig zu dem heiligen Priester herbey, der ihnen durch den Himmel gesandt schien. Ihre Dörfer waren bey den Einfällen ihrer barbarischen Feinde verbrannt worden. Sie hatten für ihre Familien kein andres Obdach mehr als die Felsenhöhlen und einige schlechte Hütten, die sie an den unzugänglichen Orten, und unter dem Wüthen des Sturms erbaut hatten. Des Nachts lagerten sie sich in freyer Luft neben angezündeten Feuern; am Tage hatten sie unaufhörlich Abtheilungen von Janitscharen zu bekämpfen, und fielen sie in die Hände ihrer Feinde, so kamen sie unter den schrecklichsten Qualen um. Aber bis dahin waren sie frey, und dieses harte Leben unterhielt ihre Vaterlandsliebe und ihren Muth. Theodorus segnete den Himmel, der ihm so harte Prüfungen zu theilen vergönnt, deren unfehlbarer Lohn rühmliches Märtyrthum seyn mußte.

Er soll lange Zeit unter diesen kriegerischen Stämmen, deren Geschlecht sich auf Griechenlands Gebirgen fortgepflanzt hat, gelebt haben. Von da aus besuchte er bisweilen die heiligen Klöster, welche die Höhen des alten Arkadiens bedeckten. Er belebte den Glauben der durch die Bedrückung der Türken muthlos gemachten Mönche. Wie ein Bild der alten Kirche erschien er mitten unter ihnen, und als er bey der Rückkehr der Osterfeyer auf dem Gebirge das göttliche Opfer darbrachte, und die Hymne des glorreichen Christus anstimmte, glaubten die von allen Seiten herbeygelaufenen Hirten und Ackersleute bey den Worten: Christus ist auferstanden, Christus hat überwunden, eine prophetische Stimme die Befreyung und die Wiedergeburt Griechenlands verkünden zu hören. Man wiederholte die heiligen Worte und fügte sie dem Morgen- und Abendgruße hinzu. Eine allgemeine Freude verbreitete sich von den Heiligthümern des Klosters Mega Spiléon und den Gipfeln von Agrapha, bis zu den von den Barbaren unterjochten Dörfern und Ebnen. So hielt die Religion dieses niedergebeugte Volk aufrecht und belebte seine Hoffnung. Wie oft beging Nicephorus in den rauhesten Schlupfwinkeln von Epirus und Thessalien mitten unter den Klephten, deren Rauhigkeit seine Worte gemildert, die heiligen Gebräuche! Wie oft belebte er ihre Ausdauer bey Niederlagen, oder lehrte sie menschlich zu seyn nach dem Siege. Durch seinen Mund lehrte das Evangelium diesen wilden Griechen Tugenden, die ihres Muthes

würdig waren. Unter den Vergeltungen einer täglichen und fürchterlichen Rache fand man bey ihnen oft Großmuth, Mitleid mit den Schwachen, Achtung für die gefangenen Frauen glänzen. Der heilige Bischof, sagten sie, wird uns segnen. Er war für diese ungebildeten und wilden Menschen wie ein sichtbares Gewissen. –

Durch die Religion gab er ihnen ihr Vaterland wieder; und wenn seine glaubensvollen Worte ihnen den Tempel der heil. Sophia besudelt, das goldne Kreuz und den heiligen Tisch von den Ungläubigen zertrümmert zeigten, so wollten alle als Christen und frey sterben. Oft hörte man auf den Gebürgen von Epirus und Thessalien und auf den Gipfeln des Pindus den Gesang von dem Fall von Byzanz ertönen. Mitten in der Sklaverey und der Einöde wiederholte man jene dichterische Prophezeihung, in der alle Hoffnung des christlichen Griechenlands athmet: „O heilige Jungfrau, hohe Gebieterin! Ruhe, weine nicht, seufze nicht; mit der Zeit, mit den Jahren, wird die Stadt und das große Kloster und alle diese Dinge dir von Neuem gehören.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, 5. Nov.

Die schönen Hoffnungen eines neuen Aufblühens unseres lange tief versunken gewesenen Theaters, welchen wir uns im Anfange der Direktion der Frau von Trentinaglia mit allem Rechte hingeben konnten, scheinen sich bereits nach einem Zeitraum von noch nicht vollen zwey Jahren in ein leeres Traumgebilde aufzulösen. Zwar ist für die äußere Gestaltung des Theaters, für Beleuchtung, Ausschmückung des Hauses, Erweiterung des Raumes, Dekoration und Garderobe alles Mögliche geleistet, und darin vielleicht sogar ein zu großer Aufwand für ein Provinzialtheater gemacht worden; zwar hat die Musik in der Oper durch ein festes Engagement der Musiker ungemein gewonnen – was kann dieses alles aber helfen, wenn in dem angegebenen Zeitraum nicht ein einziges Mal die Oper eigentlich ganz vollständig besezt war? – Von dem ganz erbärmlichen Chor der Oper, welcher in Allem vielleicht nicht einmal aus zwölf Stimmen (und welcher Stimmen?) besteht, gar nichts zu sagen, so haben wir fortwährend keine erste Sängerin gehabt. Denn, die Sängerinnen, welche dafür hingestellt wurden, konnten sich kaum ein Paar Monate auf dem usurpirten Thron erhalten. Gegenwärtig droht uns das seltsame Geschick, in Mozarts Don Juan die Donna Anna von der dritten Sängerin, und den Leporello vom dritten Bassisten gesungen, hören zu müssen. Es scheint, daß bey unserm Opernpersonale ein rein militärisches Avanciren, von einer Stelle zur andern, nach dem Dienstalter eingeführt werden soll. Besser steht es mit dem Schauspiel; hier sind die meisten Fächer brav, einige sogar vorzüglich besezt – doch fehlt es an einem guten jugendlichen Liebhaber, und an einer tragischen Liebhaberin. Selbst schäzbare Schauspielerin wird eben darum Frau v. Trentinaglia, vielleicht mit Unrecht, allgemein beschuldigt, daß sie für die Oper geradezu nichts thun möge. Was aber hier wie dort, im Schauspiel wie in der Oper, zu beklagen ist, unserm Theater fehlt durchaus der Geist der Eintracht, das nothwendige Einverständniß zwischen Direktion und Personale, ohne welches das Streben der Einzelnen sich nie zu einem künstlerischen Ganzen gestalten wird, und hier glaubt Ref. den Fehler wohl einzig in dem Benehmen der Direktion gegen ihr Personale aufsuchen zu müssen. Denn sonst wäre es unerklärbar, warum immerfort Schauspieler und Sänger, Schauspielerinnen und Sängerinnen, ohne Abwartung ihrer Kontraktzeit, heimlich von hier entweichen, und zu andern Theatern gehen, welche in jeder Hinsicht viel schlechter organisirt sind, als das unsrige. Aber gerade daraus wird der ewige Wechsel unseres Personals in den lezten zwey Jahren, und die Schwierigkeit, andere brauchbare Subjekte zu erhalten, begreiflich. Auch Hr. Georg, unser trefflicher Musikdirektor, hat aufgekündet, und wir sehen mit Trauer dem Zurücksinken des von ihm neugeschaffenen, und von seinem Genius angehauchten Orchesters in sein voriges chaotisches wüstes Treiben, ohne Geist und Sinn für das Höhere der Musik, entgegen. Wieder die Bestätigung des alten Gnomen: Friede ernährt, Unfrieden zerstört! –

Einen Theil der Schuld darf aber immer das Publikum sich selber beymessen. Wir sind zu streng mit unsern Forderungen an den Einzelnen, zu wenig nachsichtig gegen Anfänger, wenn auch das reichste Talent in ihnen sich regt, wenn nicht Jugendfrische und ein glattes Gesicht, ein hübsches Lärv'chen ein Vorwort für sie einlegt. So ist selbst vor Jahren einer Metzger (nachheriger Vespermann) ihr erstes Debût als Myrrha hier gänzlich verunglückt, einer Metzger, welche ein Jahr später schon als ein Stern erster Größe am theatralischen Himmel glänzte. So ist es ferner höchst unerfreulich für die Schauspieler, besonders für den gastlichen, wenn er nach dreymaligem Spiel im Abonnement, bey gefülltem Hause und lautem Beyfall, nun bey seiner Benefizvorstellung, wo nicht das Haus, doch sicher die Logen leer erblickt; ein Schicksal, das selbst Eßlair zweymal erfahren mußte, sogar als König Lear erfuhr. Doch – claudite jam rivos pueri, sat prata biberunt! –

Auflösung der Charade in Nr. 277:
Jungfrau.

Räthsel.

Umschreibung von Longins Definition des Erhabnen.

Wie ist sie zu lesen als Gitterschrift?

So	ver	den	la	ein	möchte
Wid	ich	er	L	legt	W
staun	wird	ha	selbst	den	lich
der	1824	Glück	No	wie	M
Wenn	E	der	ist	ax	ein
S	er	44	Buch	ot	ha

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. November 1825.

Ach dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit verweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wär' unser Erdeleben!

A. W. Schlegel.

Die Schauspieler und Tänzer in Paris.

In Deutschland und England sind die Beyspiele gewöhnlich, wo Schauspielerinnen und auch Tänzerinnen durch Reinheit ihrer moralischen Grundsätze und durch einen ehrbaren Lebenswandel sich auszeichnen; manche erregen viel mehr dadurch die Leidenschaft der Liebe in den Herzen achtungswürdiger Männer, als durch die Schönheit ihrer Formen und durch die sinnliche Verführung vermittelst ihrer Kunst. Wir müssen uns hier freylich die Aufführung von Namen versagen; eine gewisse zarte Schonung verbietet es, ein öffentliches Zeugniß der Ehre denjenigen auszustellen, die in ihrem eigenen Bewußtseyn desselben nicht bedürfen. Auch würde die Verschweigung der nicht genannten Namen ein größeres Uebel seyn, als das Gute, was man bey der Belobung der Benannten bezweckt.

Aber in Frankreich gelingt es einer Schauspielerin nur selten, in der Gesellschaft, umgeben von der öffentlichen Achtung, dazustehen. Noch schwerer jedoch, und beynahe unmöglich, ist es einer Tänzerin, dahin zu gelangen, daß man sie als ein Beyspiel der Tugend unter ihren Gefährten nenne. Der Grund dieser Verschiedenheit zwischen den Schauspielerinnen und Tänzerinnen liegt schon in dem Zwecke der beyden Künste. Tanz war von jeher die Kunst, durch Stellungen und Geberden Leidenschaften auszudrücken oder zu erregen; das Schauspiel hingegen soll rühren oder belustigen, aber nicht verführen; es soll Gefühle erregen durch Worte, begleitet durch die mitwirkende Macht des Gesangs und der Musik, oder durch den Ausdruck der Mimik. Die Verirrung der Tanzkünstler auf dem Pfade der Unsittlichkeit lag beynahe schon in ihrer Bestimmung.

Der höhere, edlere Zweck des Schauspielers wurde nicht durch seine Bestimmung entwürdigt, sondern durch den Fanatism und durch das Verderbniß des Despotism. Es war das Mönchthum, das den Grundsatz aufstellte, die Unterdrückung des stärksten, des nothwendigsten Naturtriebs sey ein heiliges Verdienst; aber aus dieser Uebertreibung entstand die ungeheuerste Regellosigkeit der Sitten. Von den Klöstern ging sie über in die Schlösser und Burgen und Hütten. Die nachherigen Kriege der Christen in Afrika und Asien und später im Innern von Frankreich vermehrten nicht nur die Ausschweifungen, sondern verbreiteten auch neue Arten derselben. Aus den Klöstern kamen dann auch die theatralischen Vorstellungen der heiligen Geschichte; Nonnen und Mönche schufen eine neue Art von barbarischem Schauspiel, wovon die Kunstgeschichte der Griechen auch nicht eine Spur aufweist. Die verdorbenen Sitten der Klöster gingen auch in diese Schauspiele über.

In diesen Jahrhunderten des Kampfs der Wahrheit mit der Finsterniß gab es keine Schauspielkunst nach Art der alten noch der neuern Zeiten; es gab nicht einmal eine Tanzkunst der heutigen Art. Die Geschichte der französischen Literatur kennt nur eine ganz niedrige, geschmacklose Zunft von Histrionen mit allerley Namen unedler Künste.

Auch nicht eine einzige dieser heillosen Paraden ist in die veredelte Bühne des Moliere und Corneille übergangen. Seit dieser Epoche der eigentlichen Wiederherstellung des Cothurns und der Maske ist eine strenge Scheidung zwischen den edeln und niedrigen Künsten der öffentlichen Darstellung befestigt. Frankreich verweigert noch heut zu Tage aus besondern Gründen, die an die Unsittlichkeit der vorhergehenden Zeiten erinnern, sogar den Namen von Schauspielkunst gewissen glänzenden, zweydeutigen Darstellungen, die in einigen deutschen Ländern auf eine so auffallende Weise begünstigt werden, z. B. der Kunstreiterkunst, die von der eigentlichen ganz sittlichen Reitkunst so sehr verschieden ist, so wie auch der Seiltänzerey, auch wenn sie in's Gebiet der Mimik sich ausbreitet. Auch die städtische Civilobrigkeit hatte schon in dem Jahrhunderte Moliere's die Veränderung des Geschmacks benuzt, die Unverschämtheit der Afterkunstleute, die Unanständigkeit ihrer Kostüme, und die Obscenität ihrer Stellungen und Worte von den sogenannten Bühnen, die, obgleich nur von Brettern aufgeschlagen, sich den Namen einer Scena gaben, zu verbannen.

Von da an stieg auch die Vervollkommnung der Kunst. Die Zeit der höchsten Veredlung der Schaubühne war das Zeitalter Ludwigs XIV. Hätte sein Einfluß noch länger gedauert, so würde wahrscheinlich das Theater zu der Würde einer Sittenschule emporgekommen seyn. Aber der Verfall aller Sitten und aller edeln Gebräuche fing schon wieder unter der Regentschaft an, und Dubois, der Kardinal, gab persönlich alle Beyspiele der Schande. Es ist bekannt, daß der damalige Hof, der Alles verdarb, auch das Schauspiel vergiftete. Gewiß ist es auch, daß es durchaus nicht das Theater war, was den Hof verdarb.

(Der Beschluß folgt.)

Lascaris.

(Beschluß.)

So unterhielt der Bischof von Ephesus die Liebe zum Vaterland und die Hoffnung der Befreyung unter jenen getreuen und unbekannten Völkerschaften, welche das Kaiserthum zur Zeit seines Glanzes kaum gekannt hatten. Er tröstete sich selbst mit dem Gedanken, daß einst aus diesen wilden Schlupfwinkeln die Rächer des Kreuzes und die Befreyer der Kirche hervorgehen würden. Er zog ihre rohe Einfachheit und ihren einfältigen Glauben der Weichlichkeit und den neuen Künsten des Abendlandes vor. Er lebte in diesem Apostelamt, in welchem ihn die Hoffnung aufrecht hielt, bis in das höchste Alter. Manchmal ließ er durch die Vermittlung eines fremden Kaufmanns oder eines reisenden Mönchs des Berges Athos Nachrichten von Griechenland an seine in Rom, Florenz und Mantua zerstreuten Freunde gelangen. Er unterhielt sie von diesen wilden Griechen, einst von dem Kaiserthum verschmäht, und in welchen sich das Vaterland wiederfand: „Suchet eure gebildeten Völker zu bewegen, schrieb er an Lascaris; ich belebe unsere Barbaren. Verbreitet die Künste in Europa; ich bewahre die Religion in Griechenland. Mitten unter diesen Bemühungen starb er, reich an Tagen. Die Hirten des Gebürges höhlten ihm ein Grab in dem Felsen aus, den er bewohnt hatte. Man vertheilte sich seine Kleidungsstücke wie heilige Reliquien. Die Blätter seines Evangeliums wurden unter die umherirrenden Familien der Völkerschaft vertheilt. Man ging auf seinem Grabe zu beten, dem die Bergbewohner in ihren Gefechten und auf ihrer Flucht nie die Türken sich nahen ließen. Lange Zeit nachher zeigten die Väter ihren Kindern den Stein, wo der heil. Bischof gesessen hatte, den ausgetrockneten Waldbach, wo er die heiligen Mysterien verwaltet hatte, den Baum, an den er ein Bild der heil. Jungfrau aufgehangen, den Gipfel des Berges, wo er den Muth der Griechen belebt, und endlich den engen und düstern Paß, wo er das Leben der in der Ebene gefangenen Türken erhalten hatte. So erhielt das Andenken eines Mannes ein ganzes Volk.

Während Griechenland sich langsam durch die Barbarey erneute, erleuchteten seine antiken Künste das Abendland. Von dem päpstlichen Hofe von Anfang an beschüzt, machte die Buchdruckerey Europa mit den Meisterwerken Athens bekannt, die Unwissenheit schwand bey dem Schein dieser erhabenen Vorbilder. So nun geschah jene glückliche Umwälzung, die Lascaris verkündigt hatte. Was ihn betrifft, so wandte er, zufrieden, Hand an dieß große Werk gelegt zu haben, sogleich wieder seine Blicke nach Griechenland. Dieses Gefühl war noch lebendiger in jenem alten Verehrer Plato's, Gemistes, der aus seinem unterjochten Vaterland verbannt war. Der Aufenthalt von Rom und selbst von Florenz konnte ihn nicht lange zurückhalten. Er zog es vor, sein Leben unter der Herrschaft der Türken, mitten unter den Ruinen Athens zu endigen. Durch einen mächtigen Zauber gefesselt, wollte er an jenen für ihn heiligen Orten, wie jene Priester des Polytheismus sterben, welche mitten unter dem Sturz ihrer Götzenbilder, als die Tempel zerstört, und die Flamme des Heiligthums verlöscht war, von jenem Ort nicht fortgerissen werden konnten, wo sie Gottheiten angebetet hatten, die nicht mehr waren.

Ohne jene blinde Vergötterung für den durch Sklaverey entstellten griechischen Boden zu theilen, wollte Lascaris sich auch seinem unglücklichen Vaterland nähern. Nachdem er in Florenz, Rom und Mantua jene edle Aufgabe erfüllt, die Wissenschaften und die Philosophie Griechenlands zu vervielfältigen und zu verbreiten, als er ein neues Geschlecht sich um sich her bilden gesehen, als er gewiß war, daß das durch seine Bemühungen erhaltene unschäzbare Kleinod

von jezt an für das menschliche Geschlecht gesichert sey, kehrte er, troz der Gunst der italienischen Republiken und Fürsten, nach Sicilien zurück *). Er wählte vorzugsweise diese Gegend zu seinem lezten Zufluchtsort, weil er dort schneller Nachrichten von Griechenland erhielt, und von Zeit zu Zeit einige unglückliche Landsleute, der Unterdrückung der Barbaren entkommen, aufnehmen konnte. Noch war Sicilien unwissend und roh, die Künste des Lebens dort fast ganz vernachlässigt, die Wissenschaften unbekannt, der Gebrauch des Papiers selten. Lascaris jedoch stiftete dort, allein durch seine Gegenwart, eine Schule, die bald berühmt wurde, und welche Schüler aus allen Städten Italiens und aus andern Ländern Europa's, selbst von den britannischen Inseln, herbeyzog.

Dort war es, wo dieser hochherzige Grieche nach mehr als dreyßig Jahren nach dem Fall Konstantinopels sich noch von seinen traurigen Erinnerungen und seinen fast schon in Erfüllung gegangenen Hoffnungen unterhielt. Er hatte in diesem Zeitraume viele Pläne für die Befreyung Griechenlands in Europa entwerfen sehen; die Päpste von Rom hatten sie oft in Anspruch genommen; die Könige hatten sie versprochen. Aber nichts war geschehen. Der Tod Mahomets hatte Italien von dem Schrecken befreyt, aber Griechenland in den Fesseln Bajazets gelassen. Doch der menschliche Geist hatte sich unterdessen aufgeklärt; die Künste hatten schnelle Fortschritte gemacht; ein anfangs wunderbarer Kunstfleiß war fast allgemein geworden. Lascaris empfing von Rom oder Venedig aus jene Werke, deren kostbare Originale er nach Italien gebracht hatte, jezt durch eine unvertilgbare Kunst auf's neue geschaffen. Als er eines Tages, von seinen Schülern umgeben, diesen jene erhabene Stelle des Plato zu erklären endete, wo dieser unter einer halb fabelhaften Form die alten Ueberlieferungen Egyptens über die Insel Atlantis erzählt, erfuhr er, daß ein genuesischer Seemann eine neue Welt entdeckt und jene andere Halbkugel wieder aufgefunden habe, welche die alten Jahrhunderte gekannt, oder die Plato errathen hatte.

Schöner Zeitraum der neuern Geschichte! Glückliches Alter des menschlichen Geistes, wo die Seelen, noch jung und unbefangen, unaufhörlich das Vergnügen der Wissenschaft und die Ueberraschung der Entdeckung genießen.

Lascaris mit einer Lebhaftigkeit der Phantasie, welche das Alter nicht geschwächt hatte, vergoß Thränen, als er diese neue Eroberung des menschlichen Geistes erfuhr. In der lezten Zeit seines Lebens unterhielt er oft die jungen Fremden von jener großen Umwälzung der Welt. Er ging mit ihnen alles durch, was seit dreyßig Jahren in Europa Großes und Neues geschehen war, die blühende Literatur, der wiederaufgefundene Genius der Alten, ihre Gedanken, von Neuem verstanden und neue Gedanken erzeugend, endlich die Welt, die sich in demselben Zeitpunkt vergrößerte, wo die Geister erleuchtet wurden. Versunken in diese Betrachtungen und stets belebt von jenem Proselytismus der Künste, der seine Jugend begeistert hatte, führte Lascaris einst vor seinem Tode die jungen Fremden, die sich um ihn versammelt hatten, an den Ort, wo er zum ersten Mal auf seiner Flucht von Konstantinopel gelandet war. Er sah unter seinen Zöglingen die Nachfolger jener großmüthigen Italiener, von denen er damals Hülfe erhalten hatte. Der glänzendste unter ihnen und der eifrigste für die Künste Griechenlands war der junge Bembo, Sohn des venetianischen Senators, in dessen Augen einst Lascaris auf demselben Gestade die durch den Fall Griechenlands verläumdeten Künste und Wissenschaften gerechtfertigt hatte.

Der weise Greis fand Vergnügen daran, diese Erinnerung zurückzurufen, und ein Bild seiner ersten Unterhaltungen zu entwerfen, überzeugt, sie der Nachwelt zu überliefern, indem er sie dem Gedächtniß und dem Talente seiner Zuhörer anvertraute. „Bald werde ich das Leben verlassen, sagte er; ich hinterlasse nichts von mir; aber ich habe euch in der Liebe zu den Künsten und den edlen Gesinnungen, die sie einflößen, gebildet. Nach meinem Tode werdet ihr in euer Vaterland zurückkehren: ihr werdet in der Laufbahn der Künste und des Genies jener Bewegung folgen, die Europa mit sich fortreißen soll und die in Italien beginnt. Wie viele schöne Schöpfungen werdet ihr aufblühen sehen! An welchem Ruhme werdet ihr selbst Theil haben! Der menschliche Geist, glücklich angeregt von dem Alterthum, gährt von allen Seiten. Unser Meister Plato hat gesagt, daß die Seelen in's Leben getreten durch Rückerinnerung alles das wiederfänden, was sie in einer andern Welt gekannt hätten; und daß für sie lernen sich erinnern heiße. So wird täglich der Genius des Alterthums Eingebung und gleichsam der Gedanke der neuern Zeit. Wann ihr euch dieser glücklichen Umwälzung erfreuen, wann ihr den Ruhm von ihr theilen werdet, so denket an Griechenland, das in Sklaverey und Unglück schmachtet; erinnert euch des Tages, wo unser flüchtiges Schiff euch die Denkmäler der alten Hellenen brachte. Wird Europa nicht endlich die Schuld der Dankbarkeit fühlen, die es unserm Vaterland verpflichtet? Wird man abwarten müssen, bis jene neue Welt, die kaum aus dem Ozean auftaucht, einst durch unsere Künste belebt, deren Namen sie noch nicht einmal kennt, sich unseres Unglücks annehmen und uns ihre Krieger und ihre Freyheit sende? Und muß die Civilisation einen so weiten Umweg

*) Bembo ruft in seinen Briefen und in dem Gespräch über den Aetna die Erinnerung an jene Jahre zurück, die er in Sicilien an der Seite von Constantin Lascaris zugebracht. Er nennt ihn den tugendhaftesten und aufgeklärtesten der Menschen. „Nihil illo sene humanius, nihil sanctius“ Er spricht von seiner Beredsamkeit, von seinem feinen Geschmack für die Künste und von seiner erhabnen Philosophie. So groß war der Einfluß jener ausgewanderten Griechen auf die berühmtesten Männer Italiens.

machen, ehe sie auf jenem Boden wieder erscheint, von dem sie so oft ausgegangen? Ja, fuhr Lascaris mit wahrhaft gewisser prophetischer Glut fort, ganz Europa wird nicht diesen Ruhm aufgeben. Einst wird die Begeisterung für die Kunst und Rächer unter den Erben des Geistes unserer Väter erwecken."

Der Greis überlebte dieses Gespräch nicht lange Zeit. Sein Tod wurde von Sicilien beweint, dem er die Idee einer sanfteren Civilisation, und eines bessern Lebens gegeben hatte. Seine Schüler verbreiteten sich in Europa, und nahmen mit sich das Andenken an seine Worte, und jene glückliche Ueberlieferung Griechenlands, die in ihm lebte. Lange Zeit hat man in Messina in der Kirche der Karmeliter ein Grabmal von Marmor gesehen, welches die ersten Bürger der Stadt Lascaris errichtet hatten; aber dieses Denkmal, welches in der Folge vernachlässigt wurde, ist unwiederbringlich verloren. Denn die Gleichgültigkeit ist zerstörender als die Zeit, und der Retter der Künste Griechenlands, Lascaris, dem Europa so vielen Dank schuldig ist, hat nirgends eine andere Spur von sich zurückgelassen, als in einigen Erinnerungen, die durch seine Schüler auf uns gekommen sind, und die wir zu sammeln versucht haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 4. Okt.

Die Universität zu Moskau, die älteste der im russischen Kaiserthum bestehenden, beging am 15. Juli ihr jährliches Stiftungsfest. Die eigentliche Feyer begann, wie auf allen russischen Lehranstalten, Nachmittags um fünf Uhr. Nächst den höchsten Ortsautoritäten wohnte derselben eine zahlreiche Versammlung des wissenschaftliebenden Publikums dieser Hauptstadt vom geistlichen und weltlichen Stande bey. Auch mehrere Damen aus den ersten Familien bemerkte man in derselben. Mehrere Professoren verlasen ihre Reden, wie z. B. der Archimandrit Innocenz, Professor der Theologie und Kirchengeschichte, über die Macht, welche der Glaube zu allen Zeiten, sowohl in der heiligen Kirche, als auch auf einzelne Individuen und ganze Stände ausgeübt hat, russisch. In den Zwischenpausen jeder Rede fiel ein Chor mit Musik und Gesang ein; der Professor der Aesthetik und altklassischen Literatur, Mersläkow, verlas ein Gedicht: die Arbeit. — Aus dem verlesenen Jahresbericht der Universität heben wir hier folgende allgemein interessante Data aus: das Museum der Naturgeschichte erhielt von mehreren Orten für seine verschiedenen Fächer bedeutende Bereicherungen. In Mineralien machte die Universität Ankäufe vom bekannten Mineralogen Freiesleben und dem Baron Moll. Von den Kaufleuten Alexejew erhielt sie zum Geschenk: a) dreytausend sibirische Mineralstufen, die jene früher selbst vom verstorbenen Mineralogen Wagner käuflich erstanden hatten; b) die Pflanzenkollektion und botanische Bibliothek des verstorbenen moskauschen Adjunkts Goldbach; c) eine, vom Professor Adams auf seinen Reisen durch das innere Rußland gesammelte Insekten-Sammlung. Der Minister des öffentlichen Unterrichts ermangelte nicht, diese ausgezeichneten patriotischen Beyträge zur Allerhöchsten Kunde zu bringen. Der Monarch sprach sie in lohnender Anerkennung dieser verdienstlichen Handlung von jeder Steuerpflichtigkeit für immer frey; die bey der Universität bestehende naturforschende Gesellschaft nahm sie unter die Zahl ihrer wirklichen Mitglieder auf. Der gewesene sibirische Civilgouverneur, Staatsrath Turgenjew, überschickte dem Museum den in Sibirien im Innern der Erde gefundnen Kopf, und das Horn eines Nashorns, zwey kupferne Götzenbilder, und drey andre räthselhafte Metallfiguren aus frühem Alterthum. Von mehrern Privatpersonen, wie dem Fürsten Gagarin, den Herren von Rikordi, Middleton, Freireis und Berg erhielt das Museum gleichfalls Beyträge. Das physikalische Kabinet wurde mit 54 neuen, größtentheils geschenklich dargebrachten, und das technologische mit 29 Apparaten vermehrt. Der wirkliche Staatsrath Loder, Professor der Universität, schenkte dem Museum die aus 141 Stücken bestehende Microscopen-Sammlung des menschlichen Körpers, die bis auf die Zergliederung seiner kleinsten Theile geht, und eine Arbeit des bekannten Lieberkühns ist. Für die, dem botanischen Universitätsgarten erforderlichen Bauten verwandte die Universität im vorigen Jahr 10,000 Rubel. Ein Kandidat Maksimowitsch ist von der Universität seit zwey Jahren beauftragt, alle Kantone des moskauschen Gouvernements zu bereisen, und in denselben eine Kräuter- und Mineralsammlung zu veranstalten. Ein Ungenannter deponirte im moskauischen Lombard auf ewige Zeiten ein Kapital von 8000 Rubel, damit von dessen Zinsen zwey Studenten, aus den kleinrussischen Gouvernements gebürtig, studiren könnten. Im verlaufenen akademischen Jahre traten zwey neue Professoren in die erledigten Vacanzen; den Lehrstuhl des Staats- und Völkerrechts erhielt der Professor Waßiljewsky, den der Mineralogie und Landwirthschaft Hr. Pawlow. — Folgende Professoren beschäftigten sich mit der Herausgabe wissenschaftlicher Werke: Fischer gab den zweyten Theil seiner russischen Enthomographie russisch und französisch heraus, Mersläkow den zweyten Band seiner Nachahmungen und Uebersetzungen griechischer und römischer Klassiker, Zwetajew, Grundzüge der Civil- und Kriminalgesetzgebung. Boldürew eine lithographirte arabische Chrestomathie, und den ersten Theil der persischen. Pawlow landwirthschaftliche Chemie, und Anleitung zum praktischen Studium dieser Wissenschaft, Lowezky einen Abriß der Zoologie, und Iwaschkowsky ein Handbuch für die Logik. Als langbewährte Herausgeber periodischer Blätter sezten solche fort: Katschenowsky den europäischen Merkur, Gawrilow sein Journal für Geschichte, Statistik und Geographie, Dwigubsky sein neues Magazin für Naturgeschichte, Physik - Chemie und landwirthschaftliche Notizen. Die Censur-Komität verlieh 150 im Lehrbezirk der Universität erschienenen Manuscripten das Imprimatur. Die Professoren, Staatsrath Hildebrand und Hofrath Risenko erhielten Ordensdecorationen; ersterer den St. Wladimirorden dritter Klasse, lezterer den St. Annen zweyter. Am Schlusse des vorigen Semesters zählte die Universität 800 Studirende, im Umfange ihres ganzen Lehrbezirks 11940 lernende Individuen, 101 Studenten absolvirten im vorigen Semester ihren akademischen Cursus. Unter diesen promovirten zwey als Doktoren der Medizin. Neurecipirt wurden im angegangnen Semester 157 Studenten. Für die beste Beantwortung ertheilter Preisfragen erhielten zwey Studenten goldne, vier andre die silberne Medaille, die medizinische Fakultät bestimmte zur beantwortenden Preisfrage des künftigen Jahrs folgende Aufgabe: eine systematische Darstellung der Krankheiten, die nach den neuesten Prinzipien der pathologischen Anatomie begründet sind. Als Prämie für ihre beste Lösung sezte sie 250 Rubel aus. Die Universität creirte im Jahr 1824 zwanzig Doktoren der Medizin, 41 Aerzte verschiedenen Grades, und drey Magister der philologischen Sektion.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. November 1825.

Ich tränke gern ein Glas, die Freyheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein Bißchen besser wären.

Goethe.

Trinklied zum neuen Weine.

Laßt uns heut mit Geistern ringen.
Blickt der alte noch so klar,
Bringet jezt den neuen dar,
Der den Kerker will zerspringen!

Hört sein unterirdisch Beben!
Aus der Nacht will er hinaus,
Mächtig dringt sein Geist durch's Haus,
Daß wir steh'n von ihm umgeben.

Horcht! der weiß von Jugendwonne
Noch zu singen euch ein Lied:
Wie er hat in Duft geblüht,
Wie ihn hat durchglüht die Sonne.

Wie von hohen Bergen nieder
Frey er sah die Welt entlang,
Unter ihm der Flußgott sang,
Um ihn tönten Vogellieder.

Wie mit Sonn' und Stern im Bunde
Mählig seine Traube schwoll,
Bis sie war des Saftes voll,
Der von Geistern nun gibt Kunde.

Füllet muthig bis zum Rande
Den Pokal mit seiner Glut!
Stoßet an: dem Jugendblut
Heil im weiten deutschen Lande!

Ach! es liegt verstarrt, veraltet,
Mancher Völker großes Herz,
Jugendwärme, Lust und Scherz
Sind in aller Brust erkaltet.

Laßt der Jugend warmes Leben
Strömen euch in's Herz hinein!
Trinkt in Lust den neuen Wein,
Den der neue Stern gegeben!

Justinus Kerner.

Die Schauspieler und Tänzer in Paris.

(Beschluß.)

Nun erscheint auf einmal das sonderbare Phänomen, daß die Geistlichkeit, anstatt sich dem neuen Zerfalle der Sitten durch eine sanfte Zurechtweisung oder durch die Macht der Beredtsamkeit, in deren Besitz sie war, zu widersetzen, lieber zu der Waffe des Bannfluchs seine Zuflucht nahm. Vermöge einer Entscheidung des Tridentinischen Koncils verweigerte sie den Schauspielern und Tänzern beyderley Geschlechts die Rechte des heiligen Begräbnisses und die Weihe des Leichnams. Sie sezte voraus, der Satz, daß die Diener der Kirche ein Recht dieser Art wirklich haben, sey allgemein anerkannt. Sie war unwissend genug, zu glauben, die Schauspieler von 1545 bis 1563 seyen das gewesen, was sie nachher seit Ludwig XIV. waren.

Seitdem die französische Geistlichkeit dieses grausame, unbefugte Recht sich anmaßte, hat sie viele traurige Beyspiele der Aergerniß gegeben, aber weder sie noch die übrigen Volkslehrer aller Art hielten es für der Mühe werth, die auf der Schaubühne lebende Menschenklasse durch Ueberzeugung auf die Bahn zu rufen, welche ihnen den Weg in

den Himmel eröffnen würde. Es scheint, es habe der damaligen Geistlichkeit mehr daran gelegen, Unduldsamkeit und Eifer zu zeigen als Menschenliebe. Viele Schauspieler und Tänzer beyderley Geschlechts haben bey den ganz neuerlichen Vorfällen in Paris den Wunsch geäußert, durch eine Uebereinkunft mit der Geistlichkeit und durch Befolgung gewisser aufzustellenden Regeln eine Aussöhnung zu erhalten, aber es ist auch nicht einmal zu einem ernsten Schritte von Seiten des Klerus gekommen.

Aus diesem leidigen Zustande entsteht das furchtbare Uebel, das besonders den Deutschen und Engländern, die in Frankreich leben, auffällt, daß nämlich die Schauspieler und Tänzer auch nicht einmal von dem Publikum die geringste Aufmunterung zu einem in sittlicher Rücksicht mehr geregelten Lebenswandel erhalten. Wie sollten die dazu nicht verpflichteten Franzosen die Hände bieten, da die dazu Verpflichteten es nicht thun? Das Volk und seine Lehrer schweigen.

So ist es dann angenommener Brauch, daß auch die französischen Belletristen und Literatoren nicht einmal ihre Amtspflicht üben, eine bessere Ordnung vorzuschlagen und die Schauspieler zu reineren Sitten aufzurufen. Was sagen wir? Es ist im Gegentheile auf dem französischen Parnasse dahin gekommen, daß man die Sache selber lächerlich macht. Mehr als einmal haben wir in den Theaterkritiken, in gewissen Chroniques scandaleuses und in andern Büchern, wo etwa ein Beyspiel einer tugendhaften Schauspielerin oder einer nicht ausschweifend lebenden Tänzerin angeführt wurde, die unverschämte Bemerkung gefunden: „Où diable la vertu va-t-elle se nicher? (Wie kann die Tugend sich bis dahin verirren?“) Wenn ein Engländer oder Deutscher einem französischen Gelehrten die reinsittliche Aufführung gewisser berühmter dramatischer Künstlerinnen anführt, so ist es noch eine sehr höfliche Zurückhaltung, wenn es der Franzose bey einem boshaften Lächeln bewenden läßt; denn diese Skeptiker bezweifeln sogar die Möglichkeit.

Wir haben die Perioden dieses Theils der Sittengeschichte darum mit so raschen Zügen flüchtig bezeichnet, um desto geschwinder auf den jezt bestehenden Zustand zurückzukommen.

Wenn eine junge Französin sich der dramatischen Kunst widmet, und wenn auch der innere Ruf des überwiegendsten Talents sie zu dieser Laufbahn bestimmt, so hat sie dennoch mehrere abschreckende Schwierigkeiten zu bekämpfen. Die höhere Macht gewisser einzelner Schauspieldirektionen in Paris regiert mit einem absoluten Despotism. Viele junge Mädchen, deren Verwandte etwa die nöthige Erziehung für das Theater aus eigenen Mitteln bestreiten könnten, werden durch die Ansprüche solcher Direktoren zurückgehalten; wenn auch sie selber nicht die Schranken verschließen, so stellen sich gewisse Protektoren vor dieselben, und die Bedingung, unter welcher diese sie öffnen, ist zwar nur der Vorwand, sie müsse zuvor in einem nähern Verhältniß geprüft werden, ob sie zu dem Berufe tauge; aber in der That führt dieses Verhältniß bald dahin, wo die Achtung verloren geht. Das arme Opfer, das nicht mehr Verzicht thun kann, meistens aus dem Grunde, weil nur arme Eltern ihre Kinder dem Theater weihen, kämpft zwar anfänglich, aber am Ende erliegt doch das Wankende des besseren Entschlusses der Noth, und die Täuschung des Mädchens, sie gebe sich dem Wohl ihrer Familie dar, vollendet den Sieg der Verführung. Dieß ist in Paris die gewöhnliche Geschichte der theatralischen Weihe; aus diesem unreinen Anfange ergibt sich nachher eine ganze Reihe von andern gefährlichen Verbindungen.

Diese erste Laufbahn ist mit Blumen bestreut, welche die Unerfahrenheit für Rosen, und die Eitelkeit für Ehrenkränze hält. Ein Prätendent nach dem andern tritt nun auf, und gibt vor, er nehme an dem künftigen Glück des angehenden Talents Antheil. Einige alte Wollüstlinge unter den Theaterkritikern und Lehrern stellen sich ihm in den Weg und erfrechen sich wohl gar, ihm das unbarmherzige Gesetz der Unsittlichkeit vorzuschreiben. Das Publikum hat keine Gelegenheit, die Geweihte zu beschützen, und gerade der Schutz würde sie aller ihrer Hoffnungen berauben.

Eine alte Tradition hat die Meynung eingeführt, das Kunsttalent in Paris könne durchaus der Stütze der Literatoren nicht entbehren, und gewöhnlich suchen die Debutantinnen dieses Patronat von selber. Die belletristische Jugend, zahlreich und ganz und gar nicht unmächtig, bildet den dramatischen Areopagus, und von seinem Orakel hängt oft allein das Schicksal des Debüts, ja das künftige beständige Geschick der Schauspielerinnen ab; ein einziger giftiger kritischer Zug in einem Tagblatt kann das Publikum bestimmen. Man erzählt einige schändliche Beyspiele, wie die Rache für eine verweigerte Gunst viele Monate, ja Jahre hindurch und so lange fortgesezt wurde, bis die Verfolgte ganz aus ihrer Kunstbahn verdrängt, bis sie vernichtet war. Ein Appell an die Großmuth der edleren Mitglieder der literarischen Zunft ist aber unmöglich, weil kein höherer Richter über der ersten Instanz steht, und weil, wenn man diese erbittert, die Gefahr nur noch größer wird. Ihre eigene Würde kann die Künstlerin nicht anrufen, denn schon die Präsumtion des gewählten Theaterstandes drückt sie zu Boden.

In den Theaterschulen ist das Uebel noch größer. Hier sind mächtige Behörden. Hier gelten allerley Empfehlungen. Sind überdieß einige Lehrer nicht rein in ihren Sitten; sind andere wenigstens gleichgültig für die Ruhe des weiblichen Lehrlings; und liegt vollends gar in der ganzen Organisation eines solchen Instituts nicht einmal eine Sicherheit, weil hier die uneingeschränkteste Freyheit alle Arten von Kommunikation begünstigt, so mag man sich er-

hören, warum eine Musik- und Deklamationsschule keine Sittenschule ist. Die männlichen und die weiblichen Lehr-inge, beyde in dem gefährlichsten Alter der Versuchung und der Schwachheit, haben keine Kluft, die sie von ein-ander absondert.

Das Gemälde ist jedoch auch hier noch nicht ausge-malt. In den Theatern so wie in den Schulen herrscht der Dämon der Eifersucht, der um so mehr Dämon ist, als er nicht nur die Schöne gegen die Schöne, sondern auch die Künstlerin gegen die Künstlerin in Leidenschaft setzt. Um einer Nebenbuhlerin einen Vortheil abzugewin-nen, erstickt oft eine Schauspielerin vollends das lezte Ge-fühl, das sie bisher noch zurückgehalten hatte. Um das Publikum durch einen kostbaren Anzug, durch schwerere Diamanten, durch Vermehrung ihrer Equipage und durch eine zahlreiche Bedienung zu verblenden, verläßt sie mit Skandal einen ärmeren Liebhaber, um sich dem reicheren in die Arme zu werfen.

So erklärt sich also von selber die so gar üble Mey-nung, welche die französischen Kritiker von den Schauspie-lerinnen und Tänzerinnen haben. So sieht man klar, wa-rum das französische Publikum selber eine gesittete Gesell-schaft dramatischer Künstler auch nicht einmal in Deutsch-land zugibt.

Die öffentliche Meynung ist an diese moralische Un-ordnung so sehr gewöhnt, daß es ihr gar nicht auffällt, wenn eine und ebendieselbe Künstlerin vom ersten Range ein ganz inniges Band mit einem reichen Franzosen, ein anderes mit einem reichen Fremden, ein drittes mit ei-nem Lieblinge nach eigener Wahl unter der galanten Ju-gend, ein viertes mit einem literarischen Protektor, außer-dem noch eine Caprice unter ihren Kameraden, und end-lich gar noch einen Geschäftsfreund hat, der ihre häusli-chen Angelegenheiten besorgt und dafür mit der Erlaubniß bezahlt wird, ihrer Toilette beywohnen zu dürfen. Grell, sehr grell ist in der That ein solches Sittengemälde, und es ist doch ganz wahr. Einige Ausnahmen von weltberühm-ten Künstlerinnen ragen durch die jetzige Regelmäßigkeit des glücklichen Lebens hervor; die Eine davon ist stolz und reich, die Andere ist stolz und arm. Aber Beyde sind darum doch nicht gegen die Medisance gesichert, welche sich dafür rächt, daß ihr Leben nicht eben so skandalös ist als das Leben vieler Andern, und weil sie nichts mehr gegen die jetzige Künstlerin, bekannt als Muster des feinsten Anstands, anführen kann, so erinnert sie an die frühe-ren Verhältnisse derjenigen, die jezt in ihrem Reichthum die Ruhe und in ihrem Stolze ihre Selbstständigkeit fin-det. Die Armuth der Andern ist eben so unverzeihlich, als ihr Stolz beleidigend wird; allein sie antwortet auf die Vorwürfe mit ihrer Schönheit; ihre junonische Gestalt herrscht über die Kritik; ihre Verachtung aller Reglements trotzet sogar ihren Obern, wenn sie sich bisweilen in Kon-trakte einläßt; auch bey einem Alter von vierzig Jahren scheint sie unvergänglich wie die Göttin, deren Form sie auszeichnet, und sie macht Anspruch auf die Unsterblich-keit durch ihre Siege über die Helden des Jahrhunderts.

Die Schädlichkeit des Beyspiels der Tänzerinnen schränkt sich glücklicher Weise auf den Cirkel ein, in wel-chem sie leben, dieser Cirkel ist nur dem Golde offen. Auch kommen die Meisterinnen des Ballets selten in die feine, noch weniger in die kleine Welt. Sie leben ausschließlich in einem Kreise, an welchem weder die Frauen von Stande noch die reichen Bürgerfrauen Theil nehmen. Ihr Leben ist ein Taumel, wozu nur wenige Tollköpfe, weibli-chen und männlichen Geschlechts taugen. Ihr Loos ist ge-wöhnlich unglücklich. Eine Tänzerin träumt von nichts als von wirklichen oder von bezauberten Prinzen. Hier ist nun freylich die Tugend ein leerer Name, wie sollte sie sich bemühen, die bessere Meynung für sich zu gewinnen, da sie befürchten muß, alles zu verlieren, wenn sie ihren schlechten Ruhm verlöre?

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Oktbr.

Das Namensfest Sr. Majestät des Kaisers, am vierten dieses, wurde mit Liebe und Ehrfurcht öffentlich, und auch durch vielfache Gaben der Mildthätigkeit und gute Werke im Stillen gefeyert. Im Volksgarten war bey festlicher Beleuch-tung Musik, die mit der Melodie des Volksliedes: Gott er-halte Franz den Kaiser! — begann. Unter den Bildern Ihrer Majestäten waren Blumen-Vasen angebracht. Auch derjenige Theil des Glacis, wo die Anstalt für mineralische Wasser, und an schönen Abenden gewöhnlich große Versammlung ist, war glänzend beleuchtet. Auf dem Hoftheater an der Burg wurde Abends vorher, bey Beleuchtung des äußern Schauplatzes und nach Anstimmung des Volksliedes, aufgeführt: Coriolan, von Collin, neu in die Scene gesezt, nachdem dieses Trauer-spiel eine Reihe von Jahren schon geruht hatte. Der Held wurde von Heurteur dargestellt — kräftig und gemüthlich; die Mutter durch Mad. Schröder, der diese und ähnliche Charak-tere so besonders zusagen; und als Gattin war die Lembert sehr ansprechend. — Auf dem Theater an der Wien gab man am folgenden Abend (den fünften) nach Absingung des Liedes und bey Beleuchtung des Innern ein schon vor mehreren Jahren auf dem Hoftheater gegebnes Drama in zwey Aufzügen, von Weidmann: Die Belagerung von Solothurn. Die Scenerie war lobenswerth, die Darstellung weniger. In dieser ernsten Sphäre ist die Gesellschaft auch weniger geübt und heimisch, als im Fach des Komischen. Ein kleines Nachspiel, vor län-gerer Zeit auf diesem Theater bereits gegeben: Der Fürst und der Hirt, ging lebendiger, und erhielt Beyfall. Das Stück ist von Curländer.

„Die beyden Britten,“ Lustspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen, von Carl Blume, hat auf dem Hoftheater gefallen. Es ist immer interessant zu bemerken, wie franzö-sische Theaterdichter solche Anekdoten und Züge, wie die hier zum Grunde liegenden, zu behandeln, wie sie das Spröde ge-schmeidig, und das Alltägliche pikant zu machen wissen. Die zwey Engländer wollen sich in's Wasser stürzen; Mylord, weil er den Spleen hat, my gentleman aus Noth. An der Themse

machen sie Bekanntschaft mit einander, und versparen die Ausführung; unterdessen wird der Erste des Andern Wohlthäter, seiner Familie wegen, und des Kaufmanns hübsche Tochter überzeugt den Lord, daß zu seiner Zufriedenheit nur ein gutes Weib gefehlt. Dieß ist mit geschickter Benutzung aller Vortheile und des komischen Fonds ausgeführt. Die Darstellung war rund und lebendig; Koberwein besonders imponirte als Mylord (Spleen), und selbst seine Eigenheiten trugen zur originellen Gestaltung des Ganzen bey.

Als Gast hat sich noch auf diesem Theater Herr Pistor, Vater der jungen Schauspielerin dieses Namens, die ich in meinem vorigen Bericht erwähnte, in mehrern Rollen gezeigt. Er scheint sich noch mit Vorliebe in jugendlichen Fächern zu bewegen. Vielen wird der Uebergang schwer, Manchem ganz unmöglich; die glücklichsten Schauspieler sind solche, die sich früh daran gewöhnen. Für Personen mittlern Alters ist sein Aeußeres empfehlend. Fest auf dem Theater, zeigt er Anstand und Beurtheilungskraft. Der Charakter des Rudolphs (in Hedwig) war ganz richtig aufgefaßt; nur Kraft und Tiefe fehlten noch im Allgemeinen, und ein gewisses heroisches Spiel, das man öfter an Heroen der Bühne findet, die gewiß zu den bessern ihrer Art, wenn gleich nicht zu den tüchtigsten gehören, (der Kürze wegen erspar' ich alle weitere Erklärung), schwang in dieser Darstellung zu sehr hervor, die sonst mehr Gelungenes enthielt, als viele gewöhnliche Leistungen in derselben Rolle. Das Theaterpublikum ertheilte dem Gast vielen Beyfall. Ich möchte aber doch wohl sagen, daß die Darstellungsweise Anfangs noch mehr frappirte, als gefiel. Dann trat er noch in dem belustigenden Stück: „Die beschämte Eifersucht" — von Mad. Weissenthurn, als Graf Werthen auf. Er benahm sich in der Uniform mit Anstand und Gewandtheit — das ist nicht wenig! — Die Rolle von der gewöhnlichen Seite betrachtet, mochte die Darstellung für lobenswerth geachtet werden, und nur der belebende Geist, der abenteuerliche Frohsinn wurde diesen Abend wenigstens vermißt. Das Bild hatte eine zu ernste Haltung. Das Theaterpublikum schien das zu bemerken; indessen fehlte es nicht an Beyfall. Dem. Pistor war vorzüglich im Charakter der Schwester. Diese Art fein komischer Rollen, und sentimentale Liebhaberinnen, sagen ihr ungemein zu. Es mag Anfangs etwas auffallen, wenn man Vater und Tochter in jugendlichen Rollen einander gegenüber sieht; das Vorurtheil hat aber doch bedeutenden Einfluß darauf. Indessen ist es immer vortheilhafter, diesen Eindruck zu vermeiden, der dem Einen Theil die Leistung unfehlbar erschweren muß. Dem. Pistor beschloß die Reihe ihrer Gastdarstellungen mit demselben Beyfall, der ihr Anfangs gleich entgegenkam, und bis an's Ziel begleitete. Wenn ihre Darstellungen auch keinen ungewöhnlich glänzenden und tief ergreifenden Eindruck machten, so hatte sie sich doch ganz zuverläßig eines ungetheilten Beyfalls im Allgemeinen zu erfreuen.

Auf dem Theater an der Wien sahen wir eine Neuigkeit: Das Abenteuer in der Guadarama. Eine Arabeske in — ich weiß nicht mehr wie vielen Akten. Es wurde nur Ein Mal gegeben, und ich führe dieses Stück blos der seltsamen Bezeichnung wegen an. Für eine Art von Quodlibet wäre die Benennung Arabeske ziemlich passend, und wenigstens im höhern Styl. Was das Wort in diesem Fall bedeuten sollte, hab' ich nicht herausbringen können. Was den Inhalt betrifft, so hat das Stück Aehnlichkeit mit dem bekannten Singspiel: Die zwey Worte; beyde Sujets haben vielleicht denselben Ursprung — einer Novelle; nach Spanien scheint der Schauplatz der Romantik wegen verlegt zu seyn. Es gibt verschiedene Arten von Romantik, wie wir hören: eine lyrische, dramatische, ideale, und vermuthlich auch eine nonsensikale, die sich mit den erstern oft genug verbindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, 4. Okt.

(Beschluß.)

Es darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, durch welches Gepräge der Gründlichkeit und reinen Kenntniß des vorgetragenen Gegenstandes sich die dießjährigen Inaugural-Dissertationen derjenigen Zöglinge der Universität auszeichneten, die akademische Würden nachsuchten und erhielten. Wir nennen unter mehrern die Abhandlung eines Pogodin, über den ersten historischen Ursprung der Russen, eines Dubensky über die zur Verbreitung der Wasserkommunikation in Rußland begründeten Kanalsysteme, eines Fischer über's Gebör.

Von unsrer St. Petersburgischen Universität vernehmen wir im Publikum so viel wie nichts; denn in mehrern Jahren schon hat in derselben keine Prüfung stattgefunden, überdem ist die Zahl der sie besuchenden Studirenden so überaus klein, daß sie wohl keineswegs den großen Unterhaltungssummen der Regierung zu entsprechen scheint.

Ein Herr Mohr wurde im Jahr 1816, auf Allerhöchsten Befehl zu mineralogischen Untersuchungen nach Sibirien, vorzüglich an die Gebirgskette des Ural gesandt. Er bereicherte als Resultat seiner Sendung von Zeit zu Zeit das Museum unsers Bergkorps mit Kollektionen verschiedenartiger Mineralgattungen. In der Nähe des Slindiankaflusses, der auf dem Khamar-dabar Berge entspringt, und in den Baikalsee sich ergießt, fand er Granit- und Kalkgebirge, die ganze Adern einer Steingattung enthalten, deren Farbe dem Lapis-Lazuli gleich kömmt; er übersandte davon 1817 dem Museum des gedachten Korps eilf Proben. Spätere genauere Untersuchungen erwiesen aber, daß diese Steingattung ganz verschieden vom Lapis-Lazuli ist, und nur dessen Farbe hat. Dieß neue Mineral hat einen, dem Glas gleichen Glanz, eine deutlich wahrzunehmende blätterartige feste Konstruktur, und bildet sehr regelmäßige, sechsseitige Prismen. Diese Eigenschaften unterscheiden es wesentlich vom Lapis-Lazuli, mit dem man es bis jezt irrig für eine Gattung hielt. Fischer gibt uns in seiner Fossilienkunde von diesem Mineral keine ganz richtige Analyse, und rechnet es zu den Glaukoliten. Das äußere Ansehen der leztern hatte bisher viele russische Mineralogen bewogen, es für eine Gattung des Cordieriten (falschen Saphirs) zu halten.

Der Lapis-Lazuli, so gesucht wegen seiner Seltenheit und schönen Farbe zum Zeichnen, wurde bekanntlich bis jezt aus China, Tibet und der Bucharey bezogen. In Rußland fand man ihn zuerst unter der Regierung der Kaiserin Catharina II. in den umliegenden Gegenden des Baikalsees. Der gelehrte Hofrath Laxmann, der auf höhern Befehl ganz Sibirien durchwanderte, um eine ausführliche wissenschaftliche Beschreibung von diesem großen Lande zu entwerfen, schickte die erste Musterprobe des Lapis-Lazuli nach Petersburg, das ein Jäger von Irkutsk, Namens Lapsin, an den Ufern des Sliudiankaflusses fand. Wiederholt machte man später öftre Nachforschungen, vornehmlich in den Jahren 1809 und 1811, um die wahren Behältnisse des Lapis-Lazuli in Rußland zu entdecken; aber bis jezt waren alle diese Bemühungen fruchtlos; dennoch darf man mit Wahrscheinlichkeit hoffen, daß sich in der Folge einige Spuren desselben in der Nähe des Sliudiankaflusses werden finden lassen.

B***g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. November 1825.

Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Schiller.

Worte
am Fackeln umleuchteten Grabe
Jean Paul Friedrich Richters,
gesprochen
auf dem Kirchhofe zu Baireuth
am Abend des 17ten Novembers 1825
von
Richard Otto Spazier *).

Du hattest den Jüngling aus weiter Ferne noch vor kurzer Zeit zu dir gerufen, sein Auge dir zu leihen, da deine Lichtsterne jammervoll erloschen — du hattest ihn gerufen, den Mörtel dir zu reichen zu dem lezten grossen gothischen Baue, den du auszuführen gedachtest der Mit- und Nachwelt in unvergänglicher Schöne — du hattest ihn gerufen, zu freuen dich an seiner Freude, an den Geistern der Vergangenheit, die du ihm heraufzaubern wolltest im gemeinsamen Anschauen ihrer Schöpfungen — dich zu freuen an ihm, wenn er begeistert horchte den Worten alles Erhabenen und Heiligen, die von deinen Lippen strömten, und dessen heiligster Verkündiger du hernieder gesendet wurdest zur Erde — und jezt steht er an der erblaßten Gestalt, in der dein himmlischer Geist uns hier erschienen. — Darum drängt es ihn so mächtig im Namen der Jünglinge deines geliebten deutschen Volks, die dich mit der unendlichen Begeisterung und Liebe umfaßten wie er, denen du ein Vater und Führer, zuerst aufschlossest den göttlichen Geist der Liebe, denen du die reinsten Thränen der Sehnsucht nach dem Unendlichen entlocktest, die du erfülltest mit heiligem Schauer vor dem Göttlichen im Menschen und in der Natur — entflammtest zur reinen hohen That, zurückschrecktest von des Lasters Bahn — den tiefen Schmerz in der Brust zu lindern durch ein Wort der heiligen Liebe zu dir! — O du himmlischer Genius, der du von deinem Thabor, auf dem im Leben nach dem Sternenhimmel über dir und den dort gehenden Welten du zeigtest, aufstiegst dahin, wo in ungetrübter Klarheit du schauest, was du hienieden uns verkündet, wonach in deinen heiligen Dämmerungsstunden du dich gesehnt, was dir ahnend entgegen trat aus dem göttlichen Ebenbilde wie aus dem kleinen funkelnden Thautropfen, aus dem in der Abendsonne vergoldeten Gebirg, wie aus dem Würmchen, das auf dem Grashalme spielte — du wirst nicht mehr hernieder kommen wie sonst zu den armen untenstehenden Menschen, nicht mehr lächeln in ihre Freuden, nicht mehr weinen in ihre Thräne, nicht mehr spielen in ihre Spiele, nicht mehr Balsam gießen in ihre Wunden. — Aber siehe! wie einst Homeros und Sophokles, und alle die heiligen Dichter der Hellenen wundersam göttliche Gebilde schufen, die mit dem Volk und unter ihm in seinen Hainen, auf

*) Der Verfasser, ein Neffe Jean Paul's, von diesem einige Wochen vor seinem Tode zur Unterstützung bey der Herausgabe seiner sämmtlichen Werke, von Dresden gerufen, wird dem Publikum nächstens einen Aufsaz über die lezten Lebenstage und den Tod des unsterblichen Dichters mittheilen.

seinen Fluren wandelten — an denen es sich aufrankte zu der Höhe, die nach ihm nie wieder erreicht ward — so hast du auch uns himmlische Gestalten gelassen, die unsterblich — segnend und stärkend und erhebend unter uns stehen — deinen Albano, deine Liane, deinen in Thränen lächelnden Leibgeber — die den ewigen Frühling uns in die Brust hauchen, der dich einst gebahr; die bis in die fernsten Jahrhunderte deinen Namen in die Herzen der Menschen legen, so lange sie noch Göttliches denken, Heiliges ahnen. Darum laßt uns den Schmerz der Einzelnen untertauchen in den großen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, dem eine blutige Wunde nach der andern geschlagen wird, und das nicht in die Morgenröthe eines schönen aufkeimenden Tages, der es über die hingeschwundenen trösten soll, zu schauen vermag — aber Ihm laßt mich noch einmal nachrufen, was einst einer seiner geliebtesten Jünger öffentlich aussprach:

„Du unsterblicher Dichter, du lichter Stern und Stolz „des Jahrhunderts, Zierde der Tugend, Fürst der Gei„ster wie in Wissenschaft so in Weisheit, wackerer Spre„cher für die deutsche Freyheit, siegreicher Bekämpfer al„ler Schlechtheit, Mittelmäßigkeit, Anmaßung — Mensch, „wie ihn keiner nie die Erde trug."

Uns aber, die der Himmel würdigte, ihm lebend zu schauen in sein herrliches Gesicht; — uns, die wir in den Tagen seiner Verklärung den heiligen göttlichen Hauch seines Geistes sichtbar heraustreten sahen auf seine erhabene Stirn, uns, die wir in die frommen heiligen Züge schauten, als der Genius auf die zuckende Lippe ihm trat, uns möge der allmächtige Gott verleihen, dieses sein Bild lebendig in uns zu bewahren, wie er das heilige Bild seines Herder, ewig in rührender Liebe es bekränzend und verklärend, durch alle schöne Stunden seines Daseyns trug, — damit es uns stärke und erhebe im Streben, zu seyn wie er rüstige Kämpfer gegen alles Böse, gegen alle Knechtschaft des Geistes, wackere Streiter im heiligen Kampfe für Wahrheit und Recht. —

Und so liege denn, du reiner Priester der Natur in deinem weißen Gewande, den Lorbeer um das Haupt, wie ein sanfter stiller Bramin an den blumigen Ufern des Ganges, im Schoße der Mutter, nahe an deinem geliebten Fichtelgebirg, hinter dem du einst — eine Frühlingssonne aufgingst, und zu dem tausend thränende Augen schmerzvoll blicken. —

Und so sey Gott mit dir und uns Allen! —

Blicke auf die Geschichte der Glasmacherey und die hohe Stufe, auf welcher sie jezt in England steht.

Unter den verschiedenen Erzeugnissen der Kunst ist vielleicht keines, das so viele Bewunderung verdient, als Glas, wenn man die Materialien betrachtet, woraus es verfertigt wird. Es ist der einzige Fall, dessen ich mich erinnere, wo eine vollkommen durchsichtige Substanz, durch die Verbindung zweyer unähnlicher und ganz dunkler Körper, gebildet wird.

Ueber den Ursprung des Wortes Glas hat man verschiedene Meynungen gehabt. Einige haben es von seiner Aehnlichkeit mit Eis und dem lateinischen Worte glacies abgeleitet, während andere es von glastum, Waid, herleiten wollen, womit man blau färbt, weil Glas gemeiniglich einen bläulichen Anschein hat. Diese leztere Ableitung ist indessen nicht so wahrscheinlich als die erstere.

Die Zeit dieser nützlichen Erfindung ist in großes Dunkel gehüllt. Plinius zufolge wurden die ersten gläsernen Gefäße in der Stadt Sidon gemacht; allein Loysel behauptet, daß die Glasfabriken der Phönizier schon vor mehr als dreytausend Jahren sehr berühmt waren, und daß sie blos Niederlagen zum Verkaufe ihres Glases zu Sidon und in Tyrus hatten. Auch die Egyptier machen Ansprüche auf die erste Verfertigung desselben, und sagen, daß der große Hermes sie in dieser Kunst unterrichtet habe. So viel ist indessen gewiß, daß das Glas schon zu Hiobs Zeiten bekannt war, und daß die Glasfabriken zu Alexandrien einen hohen Ruf erlangt hatten.

Ob die Erfindung des Glases dem von Plinius erzählten und allgemein bekannten Vorfalle zugeschrieben werden soll, bleibt deßhalb immer noch eine Frage, obgleich es wahrscheinlich ist, daß ein solcher Zufall auf die Entdeckung geführt hat. Herodotus und Diodorus Siculus erzählen, daß die Aethiopier ehemals ihre Leichname in Glas verschlossen, und daß die Egyptier dunkles Glas, wie die Aethiopier, verfertigt hätten. Allein ihre prächtigen Trinkschalen beweisen, daß sie in der Glasmacherey besser bewandert waren, worüber der Kaiser Hadrian, der sich damals in Alexandrien aufhielt, an den Konsul Servino also schreibt: „Ich habe dir, bemerkt er, einige Alassianische Schalen von verschiedenen Farben geschickt, welche mir vom Tempelpriester geschenkt wurden. Ich gebe sie dir, und besonders meiner Schwester, und wünsche, daß ihr sie immer an Festtagen aufstellt."

Unter der Regierung des Kaisers Tiberius soll ein sehr geschickter römischer Baukünstler, welcher auf eine außerordentliche Weise einen dem Verfall nahe gewesenen Bogengang wieder herstellte, einen großen Ruf erlangt haben, und deßhalb vom Kaiser verbannt worden seyn. In seiner Verbannung, wird ferner angegeben, habe er Versuche mit Glas gemacht, und die Art entdeckt, wie man es hämmerbar machen könne. Er wagte es darauf, nach Rom zurückzukehren, und fand Mittel, eines seiner Gläser dem Kaiser Tiberius überreichen zu lassen, in der Hoffnung, daß ihm seine unerlaubte Rückkehr nicht nur verziehen, sondern sein Urtheil ganz zurückgenommen werden würde. Statt dessen aber sey der Kaiser mit der Ent-

deckung sehr unzufrieden gewesen, weil er geglaubt habe, daß der Werth des Goldes dadurch fallen würde; und nachdem er gehört habe, daß niemand die Verfahrungsweise kenne, als er selbst, habe er befohlen, ihm augenblicklich den Kopf abzuschlagen, damit sich das gefährliche Geheimniß nicht weiter verbreite.

Unter der Regierung Ludwigs des Gerechten soll, nach Blancourts Angaben, ein geschickter Franzose ebenfalls die Kunst entdeckt haben, das Glas hämmerbar zu machen, und daß er ein aus solchem Glase gemachtes Bild dem Kardinal Richelieu übergeben habe, welcher aber den Nachtheil eingesehen, der dadurch für die Glasfabriken hätte entstehen können, und deßhalb befohlen habe, den Künstler für immer einzusperren.

Es ist ungewiß, um welche Zeit Glasfenster zuerst in Europa in Gebrauch kamen. Bede, einer der ältesten englischen Geschichtschreiber, gibt an, daß man in England noch kein Fensterglas im siebenten Jahrhundert habe machen können, und daß der Abt Benedikt im Jahr 674 fremde Arbeiter habe kommen lassen, um die Kirche und das Kloster von Weremouth, in der Grafschaft Durham, mit Glasfenstern zu versehen. Diese Arbeiter kamen wahrscheinlich aus Venedig, wohin sich die Glasmacherkunst zuerst aus Egypten verbreitete, als dieses Land eine römische Provinz wurde. Als die Unterhändler des Abtes zurückkehrten, brachten sie mehrere Glasmacher mit, welche nicht nur die Arbeit ausführten, sondern auch die Engländer in der Kunst unterrichteten, Fensterglas, Glas für Lampen, Trinkgeschirre und andere gläserne Gegenstände zu machen. Dieses Umstandes ungeachtet fand man in England, erst nach dem Schlusse des zehnten Jahrhunderts, Glasfenster in Privathäusern. Vor dieser Zeit fiel das Licht in Häuser und Kirchen durch feine Leinwand oder hölzernes Gitterwerk, wie es auch jezt noch meistens in Südamerika gebräuchlich ist.

Es scheint, daß Glas nicht lange zu Fenstern gebraucht wurde, ehe die Mönche es mit Malerey verzieren ließen. Schon im dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung sollen Fenster von gefärbtem Glase in Kirchen gebräuchlich gewesen seyn; allein in Frankreich und England war dieß erst viel später der Fall. Die Fenster der Abtey St. Denis, welche den ersten Kreuzzug in zehn Abtheilungen vorstellten, wurden, wie es scheint, im zwölften Jahrhundert gemalt, und bald zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts kam die Glasmalerey auch nach England, nachdem sie in Frankreich zu einem ziemlichen Grade der Vollkommenheit gebracht war.

Noch im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert sah man in den Häusern der gemeinen Volksklasse in England keine Glasfenster; denn damals wurden sie noch in Kirchen selbst für eine Pracht gehalten. Dagegen aber erhielten die Häuser der Vornehmen schon im Jahr 1180 die ersten gefärbten Glasfenster von italienischem Glase. In Wien sollen die meisten Häuser ihre Glasfenster nicht vor dem Jahr 1458 bekommen haben, obschon es bereits im neunten Jahrhundert gefärbte Gläser und Glasflüsse in Deutschland gab.

Aus dieser unvollkommenen Uebersicht scheint wenigstens zu erhellen, daß die Glasmacherey zu den ältesten Künsten gehört; daß die Egyptier diese Kunst von andern Völkern gelernt haben, und daß sie von ihnen nach Griechenland und Italien überging. Von Italien kam sie nach Frankreich und Deutschland und zulezt nach England. So wie es aber bey der Kunst nicht von der Zeit abhängt, wenn sie in einem Lande eingeführt wird, sondern von dem Geiste, womit man sie erfaßt, so haben auch die Engländer die größten Fortschritte in der Glasmacherey gemacht, worin sie jezt unvergleichlich dastehen, wie wir später ersehen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Oktbr.

(Fortsetzung.)

Die in dem genannten Stück, das Abenteuer in der Guadarama, waltende Romantik ist etwas langweiliger Natur, sonst wäre wohl die Gattung, zu der es gerechnet wird, gleichgültig. Der Verfasser ist Herr Heigel, von dem an demselben Abend noch ein kleines Stück gegeben wurde, betitelt: der Schabernack — ein Verkleidungsstück, eine Art von Proberollen, worin der Verfasser selbst seine mimische Gewandtheit im Kopiren zeigte. Einiges war mehr, Andres weniger gelungen, im Ganzen zu viel auf einmal. Für junge Schauspieler sind diese Verwandlungs-Scenen doch mehr geeignet. Auch dieses Stück ist vor der Hand nicht wieder zum Vorschein gekommen. — Die Räuber sind einige Mal zur Freude des großen Haufens über die Bretter gegangen, und an einem Sonntag war der Zufluß des Publikums, welches die Gallerien füllte, sich aber auch ins Parterre ergoß, so groß, daß der Vorhof Stunden lang vorher undurchdringlich überschwemmt ward. Bey solchen Gelegenheiten wird nun freylich mehr gelacht, als geweint, und mitten in der gespanntesten Aufmerksamkeit donnerte zuweilen eine Stentorstimme von oben herab ihr „Stille!“, daß Ströme von Thränen, wenn sie geflossen wären, sich in schallendes Gelächter verwandelt haben würden. Daß dieses Stück à grand spectacle gegeben wurde, läßt sich denken. Von Rossesbufen und Trompeten wiederhallten die böhmischen Wälder. Das gehört dazu. Die Darstellung war nicht besonders. Was könnte Hr. Kunst als Carl, und überhaupt in solchen Rollen leisten! — ein Cäsar unter den Bühnenhelden neuerer Zeit! Er würde sie verdunkeln; jezt aber verdunkelt er sich oft nur selbst, und ich habe noch in keiner seiner Darstellungen recht eigentlich einen vortheilhaften Unterschied gesehen. Manches ist gelungen; doch nur oberflächlich, das gewöhnliche Theaterspiel: fechtende Aktionen, hochtrabende Deklamation und gewaltsame Thränenschauer — Heulen und Zähnklappern, und schallender Applaus. Diesen gönn' ich ihm, aber ich bedaure den Mißbrauch

natürlicher Gaben. Freylich hat ihn die Natur mehr mit physischer Kraft begabt. — Auch Agnes Bernauerin wurde mit großem Spektakel gegeben: Turnier zu Pferd und zu Fuß. Hier ging es aber blutig zu, und dieses alte Heldenstück nahm einen so tragischen Ausgang, wie wohl bisher noch nie. Ein ungeschickter Lanzenknecht stach in dem Scherzspiel ein tapferes Roß von unten durch und durch, daß es bald darauf niedersank und liegen blieb. Es war ein altes Remontepferd, das in mehreren heißen Schlachten glücklich durchgekommen, hier sein Ziel erreichte. Ein wahres Schicksals-Spiel! Der Mann, dem es zugehörte, vergoß beynahe Thränen um seinen treuen Bajardo. Der Spaß kostete, wie ich gehört habe, gegen 200 fl. C. M., die ohne Weigerung ausgezahlt wurden.

Das Theater am Kärnthnerthor ist noch verschlossen; bald war die Rede, Hr. v. Holbein werde es in Pacht nehmen, bald die Gesellschaft in der Josephstadt werde einige Monate dort wieder gastiren. Das Unternehmen des Erstern ist als völlig gescheitert anzusehen; es konnte auch zu nichts führen. Zwischen zwey Extremen scheint die Wahl übrig zu bleiben: der Gesellschaft aus Neapel, oder jener aus der Josephstadt den Schauplatz einzuräumen. Der deutsche Unternehmer hat wenigstens gegen Andre, die sich gemeldet haben, einen Grund, worauf er weiter bauen kann; Jene müßten aber von Grund aus aufbauen. Wirklich schienen die Unterhandlungen mit Barbaja sich ihrem Ende nun zu nähern. Er hat zu viele bedeutende Interessenten für sich; außerdem Geld, um Sicherheit zu gewähren, und eine organisirte Gesellschaft. Ohne deutsche Oper wird Wien indessen auch nicht bleiben, wenn sie gleich nicht sobald in vollem Flor erscheint. Das Theater an der Wien hat noch immer eine precäre Existenz. Die Münchner Gesellschaft wird bald nach ihrem Standort zurückkehren, obgleich der Unternehmer gute Losung gemacht hat. Stücke mit geringem Aufwand trugen oft mehr ein, als die grands spectacles mit Pferden und Balancierstangen unter dem löblichen General-Sekretariat und der vielgegliederten Regie der spätern Zeit. Nun will aber der Ueberrest der vorigen Gesellschaft das Werk selbst fortführen und das Theater in Pacht nehmen. Zu dem Ende soll einem früher genannten Unternehmer der Antrag gemacht worden seyn, die Leitung zu übernehmen, gegen kontraktmäßige Zusicherung eines bedeutenden Gehalts; nur ist man noch nicht darüber einig, woher der Fond genommen werden soll. Es ist zwar ein Pensions-Fond da — aber —! Man hat schon mehrere Sessionen über diese wichtige Angelegenheit gehalten; wenn sich jedoch nicht eine fremde Macht etwa ins Mittel schlägt, so sieht man noch nicht ab, wohin es führen kann. — So weit die Nachrichten aus der Halbinsel über diesen Gegenstand.

Auf dem Volkstheater ist der beliebte Komiker Raimund, nach einer Abwesenheit von mehrern Monaten zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, wieder aufgetreten, und dieses bey so großem Zulauf, daß mehrere Wochen vorher schon kein geschlossener Sitz zu haben war, und auch auf eine Reihe von Vorstellungen in der Folge, die sich durch seine Mitwirkung auszeichnen, dieselbe Rücksicht schon genommen ist. Das Stück — ein früher oft gesehenes — mußte einige Tage später wiederholt werden, sammt dem von ihm selbst gesprochenen und verfaßten Epilog. Ein neues Produkt dieser Bühne war: Eisperl und Fisperl, oder: Alle Minuten etwas Anders. Eine Parodie der Zauberopern, mit Gesang. Der Inhalt dieses Stücks gründet sich auf die Langeweile einer Fee und eines Zauberers, denen alles nach Wunsch geht, und die, um sich einigen Zeitvertreib zu machen, die Uebereinkunft treffen, einander zu necken. Das Motiv dieser Neckerey wird nun ein liebendes Paar, das der eine Theil verfolgt, der andere beschützt. Dieß gibt Gelegenheit zu einer Menge von Verwandlungen und Verkleidungen, bis beyde des Spiels überdrüssig sind, und die Liebenden vereinigt werden. Die vielen abwechselnden Erscheinungen, worin die eigentliche Parodie besteht, die also bloß die Form der auf diesem Theater gangbaren Dichtungen dieser Art betrifft, gibt zugleich einem Theil der Schauspieler Gelegenheit, sich von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen, und unterhält; indessen beklagen sich die Zuschauer doch über die bedeutende Länge des Stücks, das sehr vortheilhaft ausgestattet ist, und mehrere gelungene Musikstücke enthält. Es hat bereits eine Reihe von Wiederholungen veranlaßt, aber doch keinen eigentlichen Beyfall erhalten. Dieses Stück gehört unter die sehr wenigen neuen Erscheinungen, die ich nicht selbst gesehen habe; ich urtheile daher nur nach Hörensagen. Ich könnte wohl auch nach schriftlichen Berichten urtheilen; wenn man indessen über lokale Erzeugnisse, das heißt solche, die an Ort und Stelle hervorgebracht werden, in's Reine kommen will, so muß man vor Allem und überall mit eigenen Augen und Ohren sehen und hören.

Unter den Taschenbüchern und Almanachs, poetischen und prosaischen, lyrischen und dramatischen Inhalts, die als frühe Vorboten des Winters im lezten Viertel des laufenden Jahres schaarenweis zu erscheinen pflegen, war dieses Mal eins der zeitigsten das bey Pfautsch herausgekommene, sehr elegant ausgestattete Taschenbuch des Frohsinns und der Liebe, herausgegeben von dem als Schriftsteller und Dichter vielseitigen, gelehrten und thätigen Chr. Kuffner. Das Titelblatt zeichnet sich dadurch aus, daß es zehn Portraits berühmter Dichter und Schriftsteller vergangner und gegenwärtiger Zeit enthält, nämlich Ariost, Tasso, Klopstock, Wieland, Schiller, Goethe, Tiek, J. Paul, Byron, Walter Scott. Das Verzeichniß der theilnehmenden Verfasser ist zahlreich, und enthält mehrere bekannte, nebst vielen unbekannten Namen, die in der freundlichen Umgebung recht behaglich sich entfalten. Ich will, als eine Huldigung, den Frauen dargebracht, bey dieser Gelegenheit nur einer Schriftstellerin erwähnen, Julie Smith, die eine Erzählung: „das Bild des Unbekannten“, geliefert hat, und nicht eben selbst unter die Unbekannten zu rechnen ist, jedoch sowohl ihrer jugendlich einnehmenden Persönlichkeit, als ihrer seltenen Geistesbildung wegen, in einem weit größern Kreis bekannt zu werden verdiente. Sie stammt von einer brittischen Familie her, ihr Vater ist der als Reisender durch einige Gegenden des Orients bekannte Engländer Griffith. Mit einem jungen Polen — wenn ich nicht irre — vermählt, ist sie eine zärtliche Mutter, und eben so wackre Hausfrau, als anziehende Gesellschafterin. Mit der Schriftstellerey beschäftigt sie sich nur in ganz verlornen Stunden, weil sie wohl weiß, daß es Männer genug gibt, die ohne Noth und ohne — Beruf, ihr ganzes Leben daran setzen. In diesem Fall ist aber selbst Fliegenfangen besser, vielleicht auch selbst eine edlere Beschäftigung, da sich sogar Potentaten damit abgegeben haben sollen. J. Smith spricht, außer der deutschen, noch drey andre Sprachen sehr geläufig, und schreibt wenigstens in zweyen mit gleicher Fertigkeit. Sie hat vor einigen Jahren ein Bändchen Erzählungen dem deutschen Publikum übergeben, worin nach englischer Weise die Handlung etwas gemächlich einherschreitet, die Charakteristik aber gehaltvoll ist. Der Kritik wegen hat sie nie Lust gezeigt, sich in eine Amazone zu verwandeln, vielweniger bey der geringsten Beschränkung des ertheilten Lobes eine polemische Dissertation zu schreiben; höchstens würde sie den unbescheidenen Kritiker mit einer Nadel tipfen, wie es die Frauen immer halten sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nr. 88.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 3. November 1825.

Alterthümer und Schätze der Kunst zu Copenhagen und in Seeland überhaupt.

(Beschluß.)

Die Sammlungen des Museums (sonst: Kunstkammer) sind allerdings nach keinem bestimmten Plane vereinigt worden. Doch in der bequemen übersichtlichen Anordnung, welche sie durch des allgemeinen Kunstädilen, Hrn. Spenglers, Fleiß und Umsicht erhalten haben, wird jeder Kenner leicht auffinden, was ihm jedesmal besonders merkwürdig ist. In neuerer Zeit sind diese Sammlungen durch viele ägyptische Denkmale bereichert worden, und unter den bis dahin nicht zahlreichen antiken Stücken enthalten sie doch einige Fragmente aus Athen — den oberen Theil eines Centauren aus den Metopen des Parthenon und einen Kopf, der nach einer ringsumgehenden Vertiefung einmal eine metallene Kopfbedeckung haben mochte. An mittelalterlichen, besonders an nordischen Dingen ist diese Sammlung ungleich reichhaltiger. Unter diesen war mir ein schöner, reichgefaßter Cameo merkwürdig, angeblich Erzherzog Philipps Bildniß, des Vaters Karl V., und ein Schild von getriebener Arbeit, in Cellini's Geschmack und, meinem Gefühl nach; sicher von seiner Hand. Eine schöne ungewöhnlich ausführlich gemalte Terra d'Urbino enthält die Buchstaben P. R. und das Jahr 1552, woraus vielleicht für die Geschichte dieser Kunstarbeiten irgend etwas zu errathen, oder zu bestätigen ist.

Das nordische Museum ist zwar erst im Entstehen, hat indeß durch Deutlichkeit der Bestimmung und Zweckmäßigkeit der Anordnung, dem Verdienste des Herrn Kanzleyrath Thomson, ein ganz ungemeines Interesse. Es erstreckt sich von den rohesten Geräthschaften und Waffen durch Uebergänge, deren Wahrnehmung nur einem ausdauernden Fleiße, großem Scharfblick und der Liebe zum Vaterländischen gelingen konnte, welche den scandischen Norden rühmlich auszeichnet. In der That wirft diese Sammlung von Denkmalen ohne Schrift und Bild in solcher Zusammenstellung sehr viel Licht auf den vorgeschichtlichen Norden; Epochen langsamen Fortschreitens in technischen Vortheilen, Völkerwanderungen, Handelszüge lassen sich daraus errathen. — Unter den mittelalterlichen Denkmalen, die jenen sich anschließen, schien mir ein Altarblatt mit getriebenem Goldblech überkleidet, aus einer Domkirche in Jütland, durchaus das Merkwürdigste zu seyn. Das untere Hauptstück ist offenbar von sehr alter, vielleicht neugriechischer Arbeit, zierlich und stellenweis, wie in den drey Königen, welche dem Stern nachziehen, sogar ausdrucksvoll und schön. Der obere Fries aber ist ein westeuropäischer Zusatz von roherer, vorgothischer Arbeit, eben wie der Bogen, in dessen Schluß indeß ein anderes neugriechisches Stück eingesezt ist. Ob dieses Stück in England ergänzt und zu König Kanuts Zeit nach Dänemark gekommen? In dieser Größe ist es vielleicht das einzige noch vorhandene Denkmal seiner Art. Der Stoff hat, denke ich, zum Einschmelzen angereizt. Eben dort sind auch Proben einer dänischen Localschule katholischer Zeiten, welche mit der altdeutschen in der Manier übereintrifft, doch den Ausdruck örtlicher Gesichtsbildungen durchaus nicht verläugnet.

Den Reichthum und Umfang des königlichen Münzkabinets kennt das gelehrte Publikum aus dem Kataloge *). Die Bibliothek besizt einen noch ungeordneten, reichen Schatz alter Kupferstiche. Kunstfreunde und Sammler gibt es die Fülle, unter diesen Viele, welche hervorstechende Stücke besitzen.

Auf dem Lande trifft man im schön gelegenen Fredensborg auf einen Zweig der königlichen Gallerien, der Meisterstücke enthält, welche wahrscheinlich der öffentlichen Gallerie zu Christiansburg werden einverleibt werden. In Frederiksborg, einem schön belegenen höchst malerischen königlichen Schlosse, welches, mit Ausnahme einiger wenig störenden Zusätze, von Inigo Jones erbaut seyn soll, gibt es einzelne Malereyen von Werth, wie auch einen Altar von getriebenem Silber, ein beachtenswerthes Werk Augsburgischer Bildnerschule.

*) Ramus, Christ., cat. num. veter. graec. et lat. Musei regis Daniae, P. II. Hafniae 1816. 4.

Auch in Lethraborg, wie in andern Schlössern ansehnlicher Majoratsherren finden sich vortreffliche Gemälde, so daß ich versichern darf, kein deutscher Kunstfreund werde jemals bereuen die dänischen Inseln bereist zu haben, vorausgesetzt, daß er sich einige Muße gestatte, seine Zeit wohl vertheile, da auch das reizende Land, der schiffreiche Sund, vielleicht selbst die schwedische Küste ihre Ansprüche haben. Seitdem die Dampfschifffahrt von Kiel und Lübeck auf Copenhagen eingeführt ist, liegt leztere Hauptstadt nur eine Tagereise von der deutschen Küste entfernt. Wer einmal diese erreicht hat, gelangt mit mindest möglichem Aufwand an Zeit und Kosten dahin, wo ihn der mannichfaltigste Genuß erwartet.

Lebender oder jüngstverstorbener Künstler öffentlich zu erwähnen, ist ein mißlich Ding; wie man auch sein Lob, seinen Tadel erörtere, wird man doch leicht Mißverständnisse veranlassen, welche nur im lebendigen Gespräch augenblicklich aufgeklärt und gehoben werden können. Doch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß die dänische Kunstschule, welche seit ihrer Stiftung keiner andern an ernstlichem Streben und talentvollen Mitarbeitern nachgestanden, überdem das besondere Verdienst besizt, auch außer ihrem Wirkungskreise herrliche Gaben anerkannt und gefördert zu haben. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß die dänische Akademie vornehmlich für Solches gesorgt, was allein theoretisch vorzutragen, nämlich für Perspective und Anatomie. Was Künstler nicht erlernen, sondern nur erwerben können, Geschmack und Gewandtheit, solches scheint mir hier den Meisterschulen, oder der eigenen Entwicklung der Jünglinge überlassen zu seyn.

Im October 1825.

Rumohr.

Die dießjährige Ausstellung der königlichen Akademie zu London.

Wir haben ein so weites Feld für unsere Berichte vor uns, daß wir uns jeder Bemerkung über den allgemeinen Eindruck, welchen diese Ausstellung auf uns machte, enthalten und sogleich zur Beurtheilung der einzelnen Kunstwerke übergehen.

Christus mit Dornen gekrönt. Von W. Hilton. Es ist auffallend, daß zu einer Zeit, wo die Historienmalerey in England mehr und mehr verfällt und unter so ungünstigen Umständen, gerade die religiöse Kunst mit Vorliebe gewählt und behandelt wird und das Charakteristische der dießjährigen Ausstellung der königl. Akademie ausmacht. Hilton's Christus ist, nach Sir Joshua's jungem Herkules und West's großem historischem Gemälde, (die Ueberlieferung der Gesetzbücher auf dem Berg Sinai, das Beste, was an diesen Wänden je ausgestellt gewesen.

Das Gemälde besteht aus drey Gruppen, nämlich: der Erlöser im Mittelpunkt, ein Scherge die Dornenkrone auf sein Haupt drückend, ein andrer ihm spottend das Rohr reichend; rechts eine Gruppe gemeiner Spötter, links eine von Rabbinern. Das Ganze zeigt zwölf Hauptfiguren, beynahe in Lebensgröße.

In Behandlung des Gegenstandes zeigt sich ein bedeutendes Künstlertalent. Die Aufgabe, einen so erhabenen, so oft versuchten, so oft mißlungenen Gegenstand darzustellen, wie die Leiden des Heilands, die er von seinen gefühllosen Verfolgern duldete, war höchst schwierig. Wo wir sie behandelt sahen (Guido und die Schule der Caracci machen eine Ausnahme) fehlte die tiefe Demuth und die würdevolle Resignation Christi; man gab die Züge des gewöhnlichen Lebens, den Ausdruck gewöhnlicher Gefühle; der Glanz der Farben, der Reiz des Helldunkels konnte den Mangel der höhern Forderungen der Kunst nicht bedecken. Hier sehen wir diese verschiedenen Forderungen glücklich vereinigt; die Gruppirung ist anziehend, rührend, die Anordnung aller Theile passend, die Ausführung leicht, die Färbung, der Wechsel von Licht und Schatten, wahrhaft schön. Der Triumph des Künstlers liegt aber vorzüglich in dem hohen Pathos der unserm Auge sich bietenden Scene. — Bey aller Bewunderung, welche uns die Talente dieses Künstlers einflößen, finden wir doch Einzelnes in dem Gemälde, welches uns tadelnswerth scheint. Dahin gehört vorzüglich das gewaltsame Drücken der Dornenkrone auf des Heilandes Haupt; es ist dieß eine Uebertreibung; die Kraft eines Riesen wird aufgeboten, um das duldende Wesen zu zerdrücken. Hilton scheint dazu verleitet worden zu seyn, um einen gewaltigen Contrast zwischen vernichtender Kraft und der sanftesten, geduldigsten Ausdauer zu erzeugen. So opfern leider zu häufig Künstler die Einfachheit und Wahrheit der Natur der sogenannten Wirkung. Auch ist die Zeichnung mehrerer Figuren nicht correct. — Man hofft, das Gemälde werde für die British Institution angekauft werden.

Der Kampf; Frauen, welche die Besiegten vertheidigen, ideale Gruppe von W. Etty. Von dem erhabenen Pathos in Hilton's Gemälde gehen wir über zu der kühnen Kraft von Etty's Pinsel. Etty schien sich bisher zu begnügen, ideelle Gegenstände eher in einem reichen, wollüstigen, phantastischen, als in einem hohen, reinen, phantasievollen Styl zu behandeln. — hier nimmt sein Geist einen höhern Flug. Der Kampf ist hier auf so gewaltige Weise personifizirt, daß die Fürsprache des Mitleids bey ihm keinen Eindruck machen zu können scheint. Das ist wohl das Gefühl, welches der erste Anblick dieser edeln Composition einflößt. Die

Gruppe stellt einen besiegten, zu Boden geworfenen Krieger dar, der eben von seinem glücklichen Gegner geopfert werden soll, während ein schönes Weib sich furchtlos zwischen die Kämpfenden wirft, und um das Leben des Besiegten fleht. Des Siegers Gestalt ist bedeutend und großartig gegeben; der Ausdruck weder übertrieben noch theatralisch. Die Stellung des Besiegten, der halb am Boden knieend mit den letzten Kräften der Wuth und Verzweiflung sich der eisernen Umarmung seines Gegners zu entwinden bestrebt, während dieser ihn halbrücklings drückt, entfaltet ein glückliches Spiel der Muskeln des Halses u. s. w. und ist eben so gut erdacht als kräftig ausgeführt. Endlich bildet die weibliche Gestalt einen schönen Contrast mit jenen beyden, nicht weniger in Betracht der Zeichnung als der Färbung. Sie hat sich fast der ganzen Länge nach zwischen den aufgehobenen Arm des Siegers und den gefallenen Krieger gestürzt und hebt ihr Mitleid flehendes Antlitz aufwärts gegen den erstern, dessen verhängnißvollen Streich sie jedoch nicht aufhalten kann. Sowohl um Mannichfaltigkeit in die Färbung der Gruppe zu bringen, als auch um den tiefen, sonnenverbrannten Ton der Gestalt des Siegers mit der glänzenden Zartheit der weiblichen Gestalt in Harmonie zu setzen, hat der Künstler dem Besiegten genau die zwischen Beyden liegende Farbe gegeben, ohne daß dadurch die Wahrheit des Fleisches beeinträchtigt wäre, oder eine Buntheit oder Affectation zum Vorschein käme. Die Kraft, der Glanz und das Einfache und Gemäßigte der Farbengebung erhöht die Wirkung des Ganzen. Der Künstler fehlte jedoch da, wo man es am wenigsten erwartet hätte; man betrachte z. B. das Bein des Siegers. Die Muskeln sind zu stark markirt, während sie auf dem Vorderschenkel des Besiegten gar nicht angedeutet sind, wodurch das Bein das Ansehen einer schweren Masse Fleisches erhält.

Die Porträts sprechen sowohl wegen ihres Charakters als um der glänzenden Ausführung willen das allgemeine Interesse an. Das „glänzend", dessen wir uns bedienten, bezieht sich nicht ausschließlich auf Farbe und Farbengebung, sondern auch auf Composition und Anordnung des Details, auf das Passende der Handlung und das Charakteristische der dargestellten Individuen.

In Vereinigung dieser Kunstforderungen, welche das Porträtmalen zu einem wahren Kunstzweig erheben, hat Sir Thomas Lawrence lange die erste Stelle eingenommen. Sein schönes Talent ist eben so sichtbar in der reichen und glänzenden Farbengebung, womit er das Porträt der Prinzessin Sophie ausgeführt, wie in dem kühlen, gemäßigten Ton, in welchen die Porträts des Herzogs v. Wellington und des Lord Kanzlers gehalten sind. Der Herzog v. Wellington ist in Lebensgröße dargestellt; er ist in seine Lieblingsfarbe (ächt blau) gekleidet und steht in einem offenen Raume, zu den Beschauern gewendet, die Arme untergeschlagen und ein Teleskop in der einen Hand. Seine Füße scheinen am Boden angewurzelt zu seyn; der ganze Ausdruck ist der eines Befehlshabers. Das Porträt von Mrs. Peel ist höchst ansprechend wegen der Anmuth und der kunstlosen Einfachheit des Charakters, während das von J. G. Lambton's Sohn alle Frische und heitere Fröhlichkeit der Jugend auf entzückende Weise wiedergibt. Das Porträt von Canning entspricht ganz dem Originale; es ist die geistreiche Copie eines geistreichen Gesichtes, in der Färbung so rein und frey, wie der Charakter des Dargestellten. Auch Croker's Porträt ist meisterhaft. *)

Porträt von Mrs. W. Turner, von T. Philipps. Dieß ist nicht nur eines der anmuthigsten weiblichen Porträts des geschätzten Künstlers, sondern gehört überhaupt zu den gefälligsten Werken, die wir in dieser Art gesehen haben. Es ist hier eine Keuschheit der Färbung und eine Wirkung des Helldunkels, welche das Gewöhnliche weit hinter sich läßt und durch seine Charaktertreue sogleich das Auge fesselt.

Porträt von Lady Palmer und einem Kind. Von M. A. Spee. In Bezug auf die Composition wetteifert dieses Gemälde mit einigen der besten der alten Meister in ihren Lieblingsdarstellungen der Madonna mit dem Kinde. Von der Aehnlichkeit können wir nicht urtheilen; wenn wir von den andern Erzeugnissen dieses Künstlers auf dieses Gemälde schließen dürfen, so ist es sehr ähnlich. In Rücksicht der Behandlung zeigt sich hier die gewöhnliche Geschicklichkeit und die sorgfältige Hand dieses Künstlers, und rechnen wir dieses Werk unter seine glücklichsten Bestrebungen.

Porträt von Lord Byron. Von R. Westall. Ein ideales Porträt; denn Züge, Ausdruck, Haupthaar und selbst die Farbe der Augen sind von Westall's Erfindung; den Dichter erkennt man nicht wieder; eine gewisse poetische Eleganz fehlt nicht; sie wurde aber nur auf Kosten der Natur und der Wahrheit erlangt.

Porträt der Miß L. E. Landon. Von H. W. Pickersgill. Miß Landon ist die Verf. der „Improvisatrice" und vieler Gedichte, welche, mit der Chiffer

---

*) Wellington's Porträt ist charakteristisch, aber nichts weniger denn ansprechend; das Streben nach Effect tritt zu sehr hervor; das von Canning stößt wegen des grellen Ausdrucks ab und Mrs. Peel wird sich über dem Nevton ihres Gesichts und Halses nicht sehr freuen; der seltsame Sitz, den ihr der Präsident gegeben, kann eben sowohl eine Art Fels als ein Armsessel seyn.

Anm. des Corr.

B. C. L. unterzeichnet, die Literary Gazette seit mehreren Jahren schmücken und den Beyfall des Publikums in hohem Grade erhalten. Ihr Porträt würde daher, auch von einer weniger geschickten Hand gemalt, allgemeines Interesse auf sich gezogen haben; der Künstler hat jedoch durch Charakter und Ausdruck, so wie durch die malerische Anordnung des Ganzen dem Gemälde auch ein künstlerisches Interesse zu geben gewußt. Milde Schwärmerey und Begeisterung strahlt aus dem schönen Auge. Ein Porträt des Earl Cornwallis von demselben Künstler ist nicht weniger beachtenswerth wegen der ungekünstelten Würde, die dessen Hauptcharakter ausmacht. Die Stellung hat antike Einfachheit, während Gewand und die Accessorien dem Charakter gemäß mit einer Geschicklichkeit dargestellt sind, welche das Talent des Hrn. P. in hohem Grade beurkunden. Einige andere Arbeiten von ihm sind eben so ausgezeichnet in Betracht der Färbung und der Ausführung.

Maria Magdalena u. s. w., am Grabe des Heilands. Von R. Westall. Dieses Gemälde ist anziehend und ergreifend in Betracht des Lichteffekts, durch bloße Geschicklichkeit der Färbung erzeugt. Der Glanz der Lichter ist gut gehalten; aber der Charakter und Ausdruck der Figuren sind schlechter als irgend etwas, das wir von Westall gesehen. Die Profile (und er gefällt sich vorzüglich in Profilen) sind alle einander ähnlich und, was schlimmer ist, sie sind alle unnatürlich. Besonders gibt er dem Mund eine Form und einen Charakter, den man in der Natur schwerlich wieder findet.

Titania, von Stothard. In diesem Phantasiegemälde ist die Sylphengleiche Form der Elfenkönigin mit dem eleganten und klassischen Charakter griechischer Sculptur umkleidet und würde eine gelungene Iphigenia abgeben können; aber das Spiel der Phantasie, das den Pinsel unseres Künstlers so sehr auszeichnet, ist hinreichend sichtbar; obgleich die Elfen, von denen Titania umgeben ist, wahre Alräunchen zu nennen sind, so geben sie doch der Scene, wo diese Wesen ihr Spiel trieben, viel Originalität und Interesse. Es ist dieß das einzige Gemälde, das dieser würdige Veteran in die dießjährige Ausstellung gegeben hat.

Der reisende Droguist. Von W. Mulready. Unser Künstler hat seiner Darstellung einiges Interesse zu geben gewußt, indem er einen kranken Knaben aufführte, den seine Mutter linkisch in den Armen hält, während ein Mädchen in der Blüthe der Jugend daneben steht. In Form und Composition hat das Gemälde den malerischen Charakter der niederländischen Meister; dabey aber ist M. stehen geblieben. Die Nüchternheit ihres Styls, die der Natur ihrer Gegenstände so sehr angepaßt ist, hat keinen Theil an diesem Werke, das dem Charakter der Ausstellungsgemälde entspricht, wo das Roth, sey es nun an seiner Stelle oder nicht, niemals fehlen darf.

Der Fischkauf am Strande. Von W. Collins. Die Arbeiten dieses Künstlers, und besonders die genannte sind von kräftiger Wirkung, erzeugt durch einfache innige Auffassung der Natur und eine geschickte Hand. Der Gegenstand unsers Gemäldes ist sehr mager — ein Greis und eine Frau am offenen Gestade, um Fische handelnd, deren einen ein kleiner Knabe einem kleinen Mädchen in die Höhe hält. Bey der strengen Wahrheit und Lebendigkeit im Ausdruck der Gesichter verdient der einfach gehaltene Farbenton wahrhaft Bewunderung.

Die Hochländer-Familie. Von D. Willie. Ohne Beziehung auf einen geschichtlichen Stoff oder auf ein Abenteuer zu haben, ist W's. Gemälde von Interesse, das Malerische der Formen und des Charakters nicht zu rechnen. Hochländische Sitten, Kleidung u. s. w. sind durch Burns und Scott Modesachen geworden und man muß es einem geschickten Künstler Dank wissen, wenn er das mit Geist darstellt, das man stündlich so stümperhaft an den Kunstläden ausgestellt sieht.

Das Verhör Lord W. Russell's. Von G. Hayter. Lord Russell's Schicksal und dieser Zug aus der englischen Geschichte wird im Andenken unsrer Leser seyn: in so fern die Darstellung solch eines Gegenstandes malerisch gegeben werden kann, ist dieß hier mit glücklichem Erfolg geschehen. Die Charaktere, die Accessorien, Costüme, sind dem Plane des Künstlers auf die anziehendste Weise untergeordnet und das bedeutende Talent des Malers ist nicht zu verkennen. Die Gesichter, auf welchen der Künstler den zur Leidenschaft gesteigerten Ausdruck darstellt, sind die des niedrigen Anklägers von Russel, des Lord Howard von Esrick, der eben Zeugniß ablegt; der Gattin des Gefangenen, die bey dem Verhör zugegen war und der beyden Zeugen, die bereits verhört sind. Der edle Angeklagte selbst ist ruhig und sich selbst beherrschend dargestellt. Der erste derer, die dem Opfer gegenüberstehen, scheint zu erschrecken und sich verhüllen zu wollen; der Ausdruck ist vielleicht übertrieben. Die zwey im Mittelpunkt der Scene sitzenden Zeugen sind, was individuellen Ausdruck betrifft, der beste Theil des Gemäldes: das Späherhandwerk ist jedem auf eine eigenthümliche Weise auf das Gesicht geschrieben.

Das Allegro. Von R. Westall. Dieses Gemälde hat Einzelnheiten, die der Phantasie des Künstlers Ehre machen und in welchen er von seiner störrischen Maniertheit abweicht. Etwas Theatralisches haben die Bewegungen der Figuren, aber sie sind anmuthiger und natürlicher als sie W. gewöhnlich gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 89.

Kunst-Blatt.

Montag, den 7. November 1825.

Das neue königliche Landhaus auf dem Rosenstein bey Stuttgart.

Dieß Gebäude, welches durch seine Bestimmung, seine Lage und Einrichtung die öffentliche Aufmerksamkeit vielfach erregt, wird zwar erst in ein Paar Jahren bewohnbar werden; da es aber vor Kurzem unter Dach gekommen ist, und sowohl von außen als von innen bereits den Ueberblick seiner Anordnung gestattet, so dürfte es unsern Lesern von Interesse seyn, etwas Näheres darüber zu erfahren.

Die Lage ist eine der anmuthigsten, die man wünschen kann. Am Ende des Baumgangs, welcher durch den königlichen Schloßgarten von Stuttgart nach Kannstatt führt, erhebt sich ein Hügel, dessen Abhang nur durch die Landstraße vom Neckar getrennt wird. Er ist gleichsam das Vorgebirg der hohen Fläche, die sich nördlich gegen die Straße von Ludwigsburg hinzieht und künftig mit der Umgebung des neuen Landhauses einen großen königlichen Park ausmachen soll. Nach Osten und Süden hat man die reizendste Aussicht auf den Lauf des Neckars in einer mehrstündigen Ausdehnung, da der Blick auf einmal die malerische Lage von Bellevue und Kannstatt, die Ebene am Fluß hinab und hinauf, mit mehreren an ihm gelegenen Ortschaften, die Berglinie mit dem sie beherrschenden Rothenberge, und im Hintergrund noch einen Theil der schwäbischen Alp umfaßt. Im Vordergrund schließt sich alsdann das Dorf Berg an, und das Auge verfolgt gegen Westen zu die reichen Pflanzungen des königlichen Schloßgartens, die gefälligen Linien der Stuttgarter Berge und der Stadt selbst, welche zusammengedrängt aus großen Baummassen hervorragt.

Auf diesen Hügel, von Gärten umgeben, sollte nach dem Willen Sr. Majestät des Königs ein Landhaus zu stehen kommen, bequem und angenehm zur Wohnung, und von schönem Aeußern, weil es von allen Seiten zu sehen ist und den Umgebungen der Hauptstadt zum Schmuck dienen soll. Es sollte nur ein einziges Stockwerk, nicht zu hohe noch zu große Zimmer, und im Ganzen vielmehr ein heiteres und angenehmes, als ein großes und prächtiges Ansehen erhalten.

Für seine Bestimmung, theils zur Sommerwohnung der königlichen Familie, theils zu Gesellschaften, hielt man es für angemessen, das Gebäude mit Säulenstellungen, Vorhallen und Sälen zu versehen, welche durch eine bedeutendere Höhe dem Ganzen Mannichfaltigkeit und die Würde ertheilten, die sich für eine königliche Wohnung ziemt.

Zugleich forderte die schöne Lage und angenehme Gegend, daß den Hauptwohnzimmern die angenehmste Aussicht, freye Ausgänge nach dem Garten und besondere Eingänge gegeben würden, damit man nicht nöthig hätte, sich stets des Haupteingangs zu bedienen.

Der königliche Hofbaumeister Hr. Salucci nahm daher die Form eines rechtwinkligen Parallelogramms von 260 Fuß Länge und 160 Fuß Breite an, welches durch ein höheres durchlaufendes Mittelgebäude in zwey Flügel und im Innern in zwey viereckige Höfe getheilt ist. Das Mittelgebäude enthält einen großen Saal, welchem nach vornen zu ein Vestibulum, nach der Flußseite zu der Speisesaal sich anschließen, so daß er durch beyde mit den Gemächern der Flügel in Verbindung steht.

Dieß Mittelgebäude hat auf beyden Hauptfaçaden einen vorspringenden Portikus von sechs Säulen als Haupteingang, wovon der vordere mit einer Auffahrt versehen ist; die beyden Eckpavillons jedes Flügels sind mit kleineren Portiken von vier Säulen versehen, und zwischen diesen und dem Hauptportikus hat jeder Flügel sechs Fenster. Jede Nebenfaçade der Flügel hat eine Reihe von sieben Fenstern und auf jeder Ecke einen mit der Façade gleichlaufenden Portikus von zwey Säulen.*)

*) Für die Anordnung hat der Architekt das System der Axeneintheilung befolgt. Die Hauptfaçade hat 29 Axenweiten, 7 für die Säulenstellung des großen Peristyls, 5 für die Hauptfaçade des Eckpavillons, und 6 für die Fenster zwischen beyden. Von den 17 Axenweiten der Nebenseiten bilden 5 an jeder Ecke die Nebenfaçade der Eckpavillons, und 7 die Fensterreihe in der Mitte.

Für die äußere Verzierung des Mittelgebäudes wählte der Architekt die jonische Ordnung, für die der Flügel, die toskanische, über welcher eine das Dach verdeckende Attika sich erhebt. Das Ganze ruht auf einem Sockel, der auf der Flußseite und an den Nebenfaçaden eine vorspringende Terrasse bildet, und bis an die kleineren Portiken der vordern Hauptfaçade läuft. Die Fenster der Flügel, deren Weite zwey Zoll mehr als ihre Oeffnung beträgt, sind am Sturz mit einer von Kragsteinen getragenen Frise und Cornische verziert und ruhen auf einem fortlaufenden gegliederten Gesims.

Die Ordnung der Höfe ist dieselbe, wie die der Außenseite der Flügel, ausgenommen, daß den Fenstern, des geschlossenen und mehr geschützten Raumes wegen, keine Cornische gegeben ist. In der Mitte jedes Hofs befindet sich ein Springbrunnen, dessen Wasser in eine runde Schaale fällt.

Wegen ihrer Größe mußten der Hauptsaal und der Speisesaal Säulenstellungen erhalten, für welche der Architekt ebenfalls die jonische Ordnung wählte. Der erstere nimmt die ganze Höhe des Mittelgebäudes ein und trägt ein Tonnengewölbe, das sich in der Mitte zu einer von Strebebogen gestützten Kuppel erhebt, durch deren Oeffnung das Hauptlicht einfällt; der Speisesaal hat einen Plafond und sämmtliche Gemächer sind flach gewölbt, so daß sie die schönsten Räume zur Ausschmückung mit Frescogemälden darbieten.

Für die jonische Ordnung des Mittelgebäudes dienten der Cerestempel am Ilissus und die Propyläen des Cerestempels zu Eleusis als Vorbilder; jener, da sein zierliches Kapitell dem einfachen und schlanken Charakter des Peristyls entsprach; diese, weil die Ausladung ihrer Voluten und die Verzierung der Knaufplatte mit dem reichern Ansehen übereinstimmte, welches der Hauptsaal des Gebäudes nothwendig erhalten mußte.

An den Flügeln vermied der Architekt die dorische Ordnung, da sie neben dieser einfachen jonischen durch ihre Triglyphen und Dielenköpfe zu reich ausgesehen haben würde. Die angenommene toskanische ist nach Palladio, jedoch etwas reicher in ihrem Kapitell gehalten, um sie mit der jonischen des Mittelgebäudes in Uebereinstimmung zu setzen. So sind auch die allgemeinen Verhältnisse der Anordnung und der Theile nach den Grundsätzen Palladio's angelegt, der in den zahlreichen Landhäusern, womit er sein Vaterland geschmückt, die schönsten Beyspiele dafür hinterlassen hat.

Indem wir diese faktische Rechenschaft von dem Verfahren des Hrn. Salucci geben, glauben wir ihm das beste Lob zu sprechen. Auch werden gewiß Alle, die das Gebäude betrachten, mit uns gestehen, daß er die ihm gestellte Aufgabe sehr befriedigend gelöst hat.

Mit eben so viel Beyfall wird man sich auch von dem Verdienst der Ausführung überzeugen. Alle Säulen und äußern Wände, Gesimse, Thür- und Fenstergewände, der Sockel und alle Glieder sind aus großen Werkstücken mit ausgezeichneter Sorgfalt gearbeitet und zusammengefügt: besonders ist die Arbeit der Steinmetzen an den Kapitellen und Verzierungen durchgängig zu bewundern. Die innern Wände sind, wie die Gewölbe, sämmtlich aus Backsteinen aufgeführt. Die Giebelfelder der Portiken und die Felder der Attika über denen an den Nebenseiten sollen Basreliefs aus Gußeisen, mit einem Bronzeüberzug, erhalten, welche zu dem heitern Ansehen des Ganzen nicht wenig beytragen werden. Nach Vollendung der innern Einrichtung wird dieß Gebäude, welches schon jetzt eine vorzügliche Zierde der Gegend ist, gewiß ein eben so angenehmer als würdiger Aufenthalt für die königliche Familie seyn.

S.

Die dießjährige Ausstellung der königlichen Akademie zu London.

(Fortsetzung.)

Comus. Von dem verstorbenen Füßli. Nichts kann der Natur und Wahrheit ferner liegen als dieses Gemälde in Bezug auf Phantasie, Einbildungskraft oder Gefühl. Was die Wahrheit der Zeichnung betrifft, so ward sie von den wärmsten Verehrern F's nie für seine Werke in Anspruch genommen; im Gegentheil, das Verdienst seiner Zeichnung besteht darin, daß sie nie und nimmer treu ist; wäre sie das, so wären alle seine andern Verdienste null und nichtig. Die Weise, wie er seinen Gegenstand behandelt hat, ist gerade wie es sich von der Eigenthümlichkeit seines Styls erwarten läßt, der sich mancherley allegorischen Gegenständen sehr gut anpaßt, bey andern ganz verfehlt ist. Comus gehört zu den leztern — erschreckende und erschrockene Figuren in erschreckliches Gelb und Grün gekleidet.

Thörige Ermahnungen. Von G. S. Newton. Ein kleines und nicht sehr gefälliges Porträt von W. Scott und das genannte Gemälde ist alles, was Newton in diese Ausstellung gab. Man hat allgemein mehr von ihm gehofft, als er leistet. Die Hauptfigur ist eine fast ganz treue Copie aus einem von Newton's frühern Gemälden, das auch im Kupferstich erschien: sonst ist unser Bild nicht nur leichthin gearbeitet, sondern auch die Behandlung ganz unübereinstimmend mit dem Gegenstand. Wir sollen ein junges Mädchen sehen, die von ihrem Liebhaber träumt, während ein alter Wächter ihr Erbauungen über Dinge vorliest, die in keinem Bezug zu ihren Gefühlen stehen.

Der Hafen von Dieppe. Von J. M. W. Turner. Es gibt ein englisches Sprichwort, das heißt:

„Was well, wanted to be better, took physic and died." (Er war gesund, wollte noch gesunder werden, nahm Arzney und starb); dieses Sprichwort kann auf Turner's künstlerische Laufbahn angewendet werden. Wir sahen Werke von ihm, die den besten aus der flammändischen Schule an die Seite gesezt werden können; die Natur war seine Lehrerin, seine Führerin, und was er schuf, glich ihrem einfachen, groẞartig-schönen Wirken; die Farben, die er gebrauchte, waren so mannichfach, reich und glänzend, wie sie dieselben in ihren glücklichsten Augenblicken mischt. Er wollte sich überbieten, seinen schönen Styl zu einem großen Styl erheben, und so blendet er nun das körperliche Auge der Menge durch Buntheit und Grelle der Farbentöne, während sich das geistige des verständigen Beschauers beleidigt abwendet und ein schönes Talent, das von seinem Irrwege nicht mehr zurückzukehren scheint auf den wahren, einfachen, kunstlosen Weg ächter Kunstproduction, schmerzlich vergeudet sieht.

Slender bewirbt sich mit Hülfe Shallow's um die Gunst der Anne Page. Von C. R. Leslie. Die Scene ist aus Shakspeare's lustigen Weibern von Windsor Act 3. Sc. 4., aber der Charakter der Anne Page stimmt nicht mit dem überein, den der Dichter ihr gegeben. Die Gestalt ist schön und würdig; die Blumen, welche sie in ihrer Hand hält, scheint sie zerknittern zu wollen, was hinlänglich passend ist; dieß geschieht aber mit einer Unbekümmertheit, mit einem so ruhigen und wegwerfenden Blick, daß wohl der kühnste moderne Dandy sich zurückgeschreckt fühlen könnte, und welcher gegen ein Nichts wie dieser Leander nicht aufgeboten zu werden braucht. Auch fehlt ihr der schlaue Blick, den man in der Anne Page des Dichters nicht übersehen kann. Sie lehnt sich sorglos an das Fenster des Gemaches und obgleich sie nur Verachtung für die Personen ihrer thörigen Freyer fühlt, so scheint sie doch nichts weniger als böse zu seyn über Shallow's unzweydeutigen Antrag. Im Charakter von Slender ist mehr Furcht als Schüchternheit und sein Gesicht ist karikirt. Die leztere Bemerkung gilt auch von Shallow, dem jedoch das Karikaturartige nie abgesprochen wurde; was die Gewohnheit geheiligt hat, kann dem Künstler nicht zum Vorwurf gemacht werden. Der Ausdruck seines Kopfes ist unbewußte Albernheit und Gutmüthigkeit. Die Färbung ist im Ganzen eine recht geschickte Leistung; ist auch nicht zu verkennen, daß es der Künstler ein wenig auf Glanz und Flitter abgesehen hat, so hat doch das Gemälde eine gut abgewogene Masse von nüchternen Tönen, um seinem Glanz das Gleichgewicht zu halten und eine gute Wirkung im Helldunkel hervorzubringen. Der Sancho, welchen Leslie in die lezte Ausstellung gegeben hatte, übertraf diese Scene freylich bey weitem.

Studie. Von H. Howard. H. hatte in die lezte Ausstellung eine dieser ähnliche Studie gegeben, welche verdientermaßen die Aufmerksamkeit der Beschauer sehr in Anspruch nahm, wegen der Aehnlichkeit derselben mit den bewunderten Werken der alten Meister, besonders mit den Köpfen von Leonardo da Vinci. Dieselbe Sorgfalt, dieselbe Zartheit der Ausführung ist auch hier sichtbar; ob die großen Hoffnungen, welche man auf Howard setzen zu dürfen glaubt, einst in Erfüllung gehen, mag die Zeit lehren.

Die Wittwe. Von F. P. Stephanoff. In diesem Gemälde hat uns die Ausführung gefallen; der Gegenstand ist schon so oft wiederholt worden, daß wir uns wunderten, wie ein Künstler von so vielem Talent etwas so Abgenuztes wählen konnte. Wir sehen nicht ein, warum die Leichtfertigkeit des andern Geschlechts stets der Satyre ausgesezt seyn soll, während die Treulosigkeit der Männer ihr gewiß das Gleichgewicht hält. Des jüngern Landseer's „Wittwe", ... eine Ente, deren Enterich man getödtet ... ist hunderten dieser menschlichen Scenen vorzuziehen.

Israel verläßt Aegypten. Von F. Danby. Eine Localansicht in dem Glanz einer Feen-Erscheinung wiedergeben, und etwas durch die wunderbare Vermittlung Gottes Vollbrachtes, wo die Gewalt der Elemente sich seinem Willen fügt, wirksam darstellen, sind zwey verschiedene Vorwürfe. Die malerische, so wie die poetische Licenz können hier vollständig zugestanden werden. Es ist genug, wenn die Kraft sich so entwickelt, daß das Natürliche dabey nicht hintangesezt scheint und der Beschauer sich dabey irgend eine überraschende Erscheinung denken kann, welche dem Charakter der Scene entspricht. In dem Gemälde Danbys ist ein merkwürdiges Beyspiel einer solchen fast übernatürlichen Erscheinung in der Linie des Horizonts zu sehen, wo die Lichtstrahlen über der Zerstörung glühen, welche unter ihnen waltet. Die Erfindung des Ganzen zeugt von Talent. Moses streckt seine Hand über die Fluten aus und sie erheben sich und stürzen über das Heer Pharao's: die rechte Seite des Gemäldes nehmen Felsgründe ein, welche mit Myriaden Aegyptern und Israeliten bedeckt sind; die Mitte und die linke Seite zeigen das offene Meer, übernatürlich erregt und von einem düstern Licht überschattet: darüber, den ganzen Horizont entlang, sieht man die fernen Gestade Aegyptens, durch Pyramiden angedeutet, welche sich erheben gegen das Purpurlicht, das hinter ihnen zu erblassen scheint. Am auffallendsten ist die Lichtsäule, welche das Heer der Israeliten leiten soll: es ist aber keine Säule oder etwas Aehnliches auf unserm Gemälde, sondern etwas der Form Aehnliches, welche ein Sonnenstrahl annimmt, wenn er durch eine Spalte in einen geschlossenen Raum fällt. Die Ausführung entspricht aber nicht ganz dem erhabenen Charakter.

den die Composition unverkennbar ausspricht. Das wundervolle Licht, das der Künstler, wie wir bemerkten, eingeführt hat, schadet seinem Gemälde; es ist ein Licht auf, nicht in dem Gemälde. Der wilde Charakter der Gegend ist schön erdacht, aber die Farbe ist schlecht. *)

Meine Höhle. Von J. S. Davis. Es mag Beyspiele geben, wo man die Werkstätte der Künstler im wörtlichen Sinne „Höhle" nennen kann; wir haben hier eine recht gut erfundene Höhle dieser Art vor uns; die Masse der auf einander gehäuften Materialien muß jedes Auge ergötzen. Wie mannichfaltig in seinem Charakter das Ameublement in einem Atelier auch werden kann und hier gegeben worden ist, so ist doch der Charakter hier rein malerisch und das Ganze eben so verständig geordnet, wie harmonisch im Effect von Licht und Schatten.

Herkules, Nessus und Dejanira. Von G. T. Bone. Die Zeichnung ist voller Geist und Kraft; die Landschaft im Hintergrund kann klassisch genannt werden.

Der Regent Murray von Hamilton erschossen. Von W. Allen. Der Maler, der Gegenstände dieser Art für seine Darstellungen wählen will, hat ein reiches Feld. Wir haben oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie reichhaltigen Gewinns die Verbindung der Kunst mit der Literatur sey: wenige Beyspiele setzen dieß in helleres Licht als der Einfluß der Erzählungen des Verfassers von Waverley. Diese haben, selbst mehr als die Feder der Geschichtschreiber, Lokalitäten und Ereignissen ein Interesse gegeben, die ruhig an ihrer Stelle schliefen oder moderten, bis eine geistreiche Darstellung sie dem Leben wieder gab. Die Begebenheit, welche unser Künstler wählte, ist reich an der Mannichfaltigkeit von Ausdruck und Charakter, welche eine so kühne und gewagte That ins Leben rufen konnten: seine Geschicklichkeit aber zeigte er, nach unserer Meynung, vorzüglich in den untergeordneten Theilnehmern an dem Trauerspiel. Die bewegten Blicke und Geberden der weiblichen Gestalten — die bewußtlose Ruhe des kindlichen Schlafes mitten unter den Schauern dieser Scene, — der erhobene Finger und der bedeutsame Blick des alten Mütterchens gehören zu den anziehenden Details dieses Gemäldes. Der Charakter der Färbung — ist der Charakter der englischen Kunst überhaupt, die kein Mittel zu halten weiß zwischen dem zu viel und zu wenig; glänzend sind Allen's Gemälde immer; aber einen harmonischen Eindruck hervorzubringen durch künstlerische Vertheilung von Licht und Schatten — das ist zu viel gefordert.

Porträt von John Griffie, 68 Jahr alt und seit 28 J. Bewohner des Waldes von Essex. Von H. P. Bone. Man kann mit Wahrheit von diesem Porträt sagen, daß der Mann für den Wald, und der Wald für den Mann geschaffen zu seyn scheint, so sehr entspricht der Charakter der schauerlich romantischen Umgebung. Die Färbung ist überaus gelungen und die Scenerie des Hintergrundes mit Fleiß und Talent vollendet.

Das vernachlässigte Portefeuille. Von J. Clover. Die Entschuldigung für diese Vernachlässigung ist in dem Gegenstand, den der Künstler wählte, recht gut ausgedrückt. Ein junger Mann lauscht einer wahrscheinlich recht hübschen Erzählung, die ihm ein sehr hübsches junges Mädchen vorliest; sie sitzen im Schatten eines aufgespannten Schirmes und ihre Umgebungen sind die felsigen Ufer des Meerstrandes. Die Scene ist sichtbar nach der Natur gezeichnet; die Wirkung des Lichtes ist mit vieler Geschicklichkeit gehalten.

Landschaft. Von J. Constable. Die Werke dieses Künstlers sind in der Geschichte der englischen Landschaftmalerey mit Auszeichnung zu nennen; ihr Charakter ist ganz geeignet den Reiz zu erhöhen, welchen Ausstellungen und Sammlungen von Kunstwerken durch den Contrast erhalten. Die vorliegende Landschaft ist großartig in der Zusammenstellung; auf jeden, der die Natur studirt hat, wird die Wahrheit und Treue dieses Gemäldes einen tiefen Eindruck machen.

Der Sonntagsmorgen: die Toilette. Von R. Farrier. Der Künstler ist hier ein wenig beißend gegen das schöne Geschlecht; sein Gemälde ist indessen allerliebst.

Ein Soldat mit Frau und Kind (Porträts). Von R. T. Bone. Die Personen sind sichtbar über die Lage erhaben, in welche sie der Künstler versezt hat: die Schicksale des Krieges mögen aber wohl den Zustand herbeyführen in welchem wir die hübsche junge Frau sehen und der an die Verse erinnert:

Little thinks the town-bred wife,
While at home she tarries,
What must be the lass's life,
Who a soldier marries.

Die Composition zeugt von vielem Geschick, die Gruppirung und Anordnung des Ganzen ist sehr ansprechend; Farbe und Zeichnung lassen vieles zu wünschen übrig.

(Der Beschluß folgt.)

*) Unser Correspondent macht hier folgende Bemerkung: Martin's gräßlich grelle Lichter, West's oft abenteuerliche Zusammenstellungen, und das düstere, wilde der Scenerie in schlechten Nachahmungen des Styls von Salvator Rosa, wohl gemischt und verknetet, und man hat Danby's „Delivery of Israel out of Egypt" und vielleicht etwas noch Besseres.

Nr. 90.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 10. November 1825.

Neapel.

I. Königliches Museum.

Eine Anzahl erhobener Bildwerke und Mosaiken, die man veranlaßt war aus den Magazinen zu entfernen, bilden einen anziehenden Zuwachs des königlichen Museums. Sie sind theils im Zimmer der Venus Kallipygos aufgestellt, theils einstweilen im Portico delle Divinità niedergelegt. Unter den Mosaiken zeichnen sich zwey farbige durch vorzügliche Schönheit aus. Von feinster Arbeit ist ein stehender Faustkämpfer, unter welchem in gesondertem Felde zwey Kampfhähne angebracht sind. Von grandioser Anlage und geschickter Ausführung das andre, das den von einem Panther angefallenen Lykurgus vorstellt, flüchtig vor einem langbekleideten Bacchus, zu dessen Füßen eine oberwärts entblößte getödtete Frau liegt, vielleicht eine dem Zorn des Thrakischen Königs gefallene Bacchantin. Noch ist eine Mosaiktafel von schwarzem und weißem Steine bemerkenswerth; das auf ihr vorgestellte Skelet, mit einem Gefäß in jeder Hand, reiht sich den nicht wenigen Beweisen an, daß die Alten es dann und wann nicht für unpassend hielten, ein Skelet auf Bildwerken anzubringen.

Die bedeutenderen Reliefs enthalten folgende Vorstellungen: 1. Perseus und Andromeda. 2. Sitzende halbbekleidete Frau, einen Vogel, vermuthlich eine Taube fütternd; diese Figur würde ohne weiteres für Venus gelten, wäre nicht hinter ihr ein langbekleidetes stehendes Idol mit einer Muschel. Eine dritte stehende auf eine bärtige Herme gestützte bekleidete Frau mit Haube macht es räthlicher in dieser Vorstellung die zwey Grazien neben einer Statue der Venus und einer Herme des Bacchus zu erkennen. Die Platte soll aus Herkulanum kommen; sie ist von guter Arbeit und obwohl zusammengestückt, doch im Wesentlichen unverdächtig. 5. Todtenopfer, bey Winckelmann mon. ined. Nro. 84. auf Oedipus gedeutet; die dortige Zeichnung ist vielleicht nach diesem, vermuthlich Farnesischen Werk genommen und gehört einer in der Gallerie zu Florenz vollständig erhaltenen Composition an. 7. Bekleidung von Komikern; Farnesisches Relief, bey Picoroni de Larvis scenicis tav. 2. bekannt gemacht. 8. Kanephoren mit einer Inschrift, die sie als Karyatiden und das Relief als karyatisches Tropäum bezeichnet; bekannt durch ansehnliche Erläuterung von Gius. Parascandalo (Illustr. di un marmo Greco rappresentante le Cariatide. Nap. 1817. 4.), aber wenigstens in Betreff seiner Inschrift höchst verdächtig. 9. Mänade zwischen zwey Satyrn, Wiederholung der drey Thiasoten auf der Vase von Gaeta. 20. Apollo Musagetes neben Nymphen; ein andres Relief im Portico delle Divinità, von einer Capellina den Nymphen geweiht, zeigt zwey Nymphen und eine jugendliche Figur, die aus der Muschel der einen trinkt, daneben einen unbekleideten Leyerspieler, der nun auch Apollo heißen wird, so wie der Vogel neben ihnen ein Rabe. 21. Amazonenschild mit einer Eberjagd. 25. Gastmahl des Ikarius; vermuthlich das in den Admirandis Romae bekannt gemachte. 26. Circusspiele. 27. Mahlzeit; unter einer Erhöhung ein Kuchen und ein Schweinskopf. 29. Carceres eines Amphitheaters mit Thieren und Thierwärtern.

Eine merkwürdige, früher (Kunstbl. d. J. Nr. 39.) bereits erwähnte Vase des Charmінos von Kos ist im siebenten Zimmer der königlichen Vasensammlung bereits aufgestellt. Eine andre, in Styl, Größe und Darstellung höchst ausgezeichnete und in diesen Blättern (Kunstbl. d. J. Nr. 40.) ebenfalls gelehrt erläuterte Vase, deren schwarze Figuren Palamedes und Protesilaus beym Bretspiel zeigen, ist für dieselbe Sammlung angekauft. Einen andern schönen Zuwachs verdankt sie Lokrischen Grabungen, aus denen nur vorzügliche Reste des Alterthums hervorzugehen pflegen. Von einer großen Vase mit schwarzen Figuren hat man nur den Rand der etwa fünf Palmen weiten Mündung, diesen in sechs Stücken aber mit Ausnahme der zwey Henkelstücke vollständig erhalten. Dieser Rand ist mit einem umlaufenden Fries geziert, dessen zahlreiche, flüchtig aber geschickt zusammengereihte Figuren einerseits Kämpfe, andrerseits fest-

liche Züge darstellen. In der Mitte der ersten Composition sieht man zwey bewaffnete Kämpfer, einen Gefallenen zu ihren Füßen, jederseits einen langbekleideten Diener. Weiterhin symmetrische zu beyden Seiten stehende Quadrigen, in der zur Rechten einen bärtigen, in der zur Linken einen jugendlichen Mann; endlich eine Mantelfigur zwischen zwey Bewaffneten. Die andre Composition zeigt vier Bigen, sämmtlich mit voranschreitendem, beym ersten und vierten Wagen einem Merkur ähnlichem Vorläufer; der leztere hat jedoch einen langen Stab ohne Schlangen. In den Wägen stehen jugendliche bekränzte Figuren, in dem ersten ein Jüngling und eine Frau; ihr Gesicht und das der nächsten Kanephoren ist weiß angegeben. In der zweyten Biga zwey ähnliche Figuren, doch ohne Verschiedenheit der Farbe; auf der dritten ein einzelner Jüngling, dicht neben ihm, aber außer dem Wägen, eine Kanephore. Der Jüngling des vierten Wagens ist im Begriff aufzusteigen. Sämmtliche Wagen sind von Nebenfiguren und zahlreichen Kanephoren geleitet. Ihre Körbe sind lang und platt und ruhen auf einer Unterlage, der gebräuchlichen Bezeichnung des Modius ähnlich, vielleicht bey den stumpfen Umrissen dieser Bilder nur hoher Haarputz. Von Procession des Kalathus kann bey diesem Zuge nicht die Rede seyn, und darum und wegen der Vermischung beyder Geschlechter auch nicht von Thesmophorien; doch wird man kaum umhin können diesen Zug auf Cerealischen Cultus zu beziehen. Bey dem vordersten, vermuthlich myrthenbekränzten Paar denkt man leicht an Liber und Libera, doch fehlen alle übrigen bacchischen Attribute.

Zugleich mit diesen Vasenfragmenten und ebenfalls aus Lokri sind mehrere sehr vorzügliche erhobene Bildwerke von gebrannter Erde angelangt, sämmtlich durch Kunstfertigkeit der besten Zeit neben der gesetzlichen Strenge des hieratischen Styls ausgezeichnet. Zwey derselben sind durch größern Umfang und merkwürdige Vorstellung vorzüglich anziehend. Auf der einen hat Pluto, mit Chläna bekleidet und mit einem schmalen Stirnband geschmückt, die Persephone umfaßt; die Darstellung ist in diesem Kreis von Bildwerken selten, und scheint hier ohne den Wagen gebildet gewesen zu seyn. Ein andres Relief zeigt uns neben dem bärtigen myrthenbekränzten Bacchus die thronende Demeter; sie ist halbverschleyert, und mit einer metallenen Stirnbinde geschmückt, deren runde Zierrathen auf dem Rest einer Wiederholung deutlich sind. In der Linken erhebt sie Aehrenzweige, in der Rechten hält sie das durchaus ungewöhnliche Attribut eines Hahns.

Im übrigen stehen dem königlichen Museum fortwährend bedeutende Aenderungen bevor. Im Erdraum des westlichen Flügels waren bis jezt nur die größeren Bronzen und die ägyptischen und etruskischen Denkmäler aufgestellt. Der übrige Raum ist gegenwärtig vorbereitet um die antiken Gemälde von Portici zu empfangen, und anderweitige Verfügungen über das bisherige Lokal dieser kostbaren Reste beschleunigen ihre nahe Versetzung nach Neapel. In Mitten der Gemäldezimmer wird eine ähnliche Halle wie die des Herkules, diesem gegenüber, den Farnesischen Stier aufnehmen; man ist bereits beschäftigt diese berühmte Gruppe aus der Villa Reale zu entfernen. Zu ihrem Ersatz ist die große Granitschaale mit Medusenhaupt aus dem Hofe des Doms von Salerno bereits angelangt. Es ist zu hoffen, daß in einem der übrigen Gemächer endlich auch die Sammlung der Terracotten ihren Platz finden werde. Ueber den für Aufstellung der Sarkophage, Cippen und Inschriften neu zu erbauenden Raum ist, da man sich von der Unzweckmäßigkeit eines halbzirkligen Anbaus für ähnliche Reste überzeugt hat, noch nichts beschlossen; doch wird auch dieser für die verborgenen Schätze der hiesigen Magazine so wichtigen Unternehmung ernstlich gedacht. In ihren Bereich werden die Gräber von S. Teresa gehören, die zu verschiedenen Zeiten vor der Schwelle dieser einzigen Antikensammlung merkwürdige griechische Reste an das Tageslicht brachten und noch neulich nicht durch Ausgrabung, sondern durch glücklichen Zufall deren gewährten. Man scheint geneigt zu seyn, dortige Ausgrabungen auf die dann und wann zu feyernden Besuche hoher Reisenden zu versparen, einige der bereits aufgedeckten Gräber aber mit dem Portikus der aufzustellenden Inschriften und Grabmonumente einzuschließen.

Von dem Nicolinischen Museumwerk ist fortwährend nur das früher angezeigte Probeheft erschienen; es steht zu erwarten, daß die Fortsetzung, seit Jahr und Tag bereits auf das Ende jedes nächsten Monats verschoben, nun bald in rüstigen Folgen statt haben werde. Die zunächst versprochenen Hefte sollen eine ausführliche Beschreibung der neuesten Ausgrabungen von Pompeji enthalten und einige der jüngst entdeckten Gemälde bekannt machen. Uebrigens ist dort seit dem lezten Frühjahr und der Casa del Poeta tragico wenig Neues zum Vorschein gekommen, indem man mit Herstellung der Thermen beschäftigt war. Die Gemälde blieben an Ort und Stelle; das der Iphigenia ist durch einen Laden geschüzt. Gegenwärtig ist man hinter dem erwähnten Hause in ein anderes vorgedrungen, in dem sich ein Springbrunnen gefunden hat; in einem dritten erregen die sitzenden Figuren eines Bacchus und einer Ceres Aufmerksamkeit und lassen neue Entdeckungen bedeutender Gemälde hoffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die dießjährige Ausstellung der königlichen Akademie zu London.

(Beschluß.)

Paul und Virginia, von T. Foster. Foster's Behandlungsweise ist im Allgemeinen klar und bestimmt; er weiß so gut zu gruppiren als die Töne harmonisch zu verbinden; sein Paul und Virginia jedoch ist nicht das Beste, was er geliefert; die Composition ist mittelmäßig und die Bekleidung der Virginia ganz unpassend und dem malerischen Effekt der Gruppe schadend.

Olivia und Viola, von H. Singleton. Unser Künstler versteht wohl, seinen Gegenständen das gemeinere individuelle Leben zu geben; in den Gemälden aber, wo die Phantasie vorzugsweise thätig ist, sollte er seiner Manier entsagen lernen: so sehen wir hier zwey dem Alltagsleben entnommene Gestalten; die Darstellung geschmackvoll, die Färbung rein, aber alles phantasielos.

Unter den Arbeiten in Email sind einige ausgezeichnete. Wir bemerken besonders Bone's Karl I. nach dem Original von Vandyk in der Sammlung des Earl von Surrey zu Workſop-Manor. Dieses Gemälde von Vandyk, erst neuerlich dem Staub und der Vergessenheit entrissen, ist eine der besten Arbeiten dieses Künstlers und eines der schönsten Porträts des unglücklichen Monarchen. Die Copie ist in jedem Betracht gelungen und gibt ein vollkommenes Bild von dem Werth und der Wichtigkeit des Originals.

Vandyk's Porträt als Paris, in Email, nach dem Original des Vandyk, in der Sammlung des Marquis von Hertford, von demselben: die Treue und Schönheit der Ausführung sind hier gleich beachtenswerth. Zwey andere Emails von demselben Künstler (Jane, Herzogin von Gordon nach J. Reynold's und Graf M. Woronzow nach Th. Lawrence) sind gleichfalls mit Sorgfalt und Wahrheit ausgeführt.

Roth, Lee und Esser haben einige nicht werthlose Arbeiten in Email geliefert, die wir aber, so wie die Menge von Miniaturen (die besten sind von Chalon, Robertson, Newton, Rochard, Denning und W. H. Watts) übergehen müssen.

Unter den Studien von Blumen und Früchten ist die Composition von Mrs. Pope die ausgezeichnetste. Goddard, Platt jun., Miß Chapman und Chandler verdienen genannt zu werden.

Der architektonischen Zeichnungen sind in diesem Jahre verhältnißmäßig sehr wenige ausgestellt worden; bey der großen Menge von Gebäuden, welche eben vorbereitet oder ausgeführt werden, ist es zu wundern, so wenige Plane zu sehen und so manche Namen zu vermissen sind, welche sonst der Ausstellung zur Zierde gereichten. Wir heben folgende als die beachtenswerthesten aus.

Perspectiv-Ansicht einer projectirten Brücke von Gußeisen zu Kingston. Von J. B. Watson. Die jetzige Brücke zu Kingston ist eine schlechte Holzbrücke und vernichtet gänzlich die malerische Wirkung, welche der Fluß und die schöne Umgebung machen. Die vorgeschlagene Brücke vereinigt das Nützliche und Schöne; einfach und ansprechend, wie die Architektonik des Werkes, ist die Zeichnung.

Ansicht des südlichen Peristyles des Neptunstempels zu Pästum, von J. Jenkins. Eigentlich gehört diese Darstellung eher der Malerey als der Architekturzeichnung an; wir bemerken jedoch, daß die Art, in welcher sie ausgeführt ist, reich und schön zwar, aber auch hart und streng genannt werden muß; die Steinfarbe ist hier viel wärmer gegeben als in dem Vorbild.

Einer der innern Höfe eines Pallastes, der in Hyde-Park erbaut werden soll. Von J. Gandy. Diese Composition vereinigt mit der gewöhnlichen schönen malerischen Ausführung, welche sich in den Werken dieses Künstlers stets gleich bleibt, eine unglaubliche Wunderlichkeit in dem Plane. Die Caryatiden passen nicht zu dem Portikus mit den dorischen Säulen; Gefangene und Sclaven nicht zu der Bestimmung des Pallastes, den der König eines freyen Volkes bewohnen soll. So gewiß seit vielen Jahren Gandy sich durch fruchtbare Erfindungsgabe, durch Phantasie und geistvolle Gewandtheit ausgezeichnet hat, so gewiß hat er hier, einer seltsamen Laune zu lieb, gegen den guten Geschmack und das Gefühl gesündigt.

Eine Gruppe von Kirchen, zur Erläuterung verschiedener Style in der Architektur. Von J. Soane. Eine dieser Kirchen hat dieser berühmte Architekt bereits zu Walworth erbaut, eine andere soll so eben in der Pfarrey von Mary-le-bone ausgeführt werden. Die vorliegende Zeichnung ist, als Kunstwerk betrachtet, sehr schön; aber der Styl aus den Zeiten der Anglo-Normannen und der spätern Zeit des Mittelalters steht dem Zusammengesetzten der ältern Architektur nach. In der Façade der Kirche von Walworth scheint S. nicht sehr glücklich gewesen zu seyn; die Umrisse sind zu platt, um die gehörige Wirkung hervorzubringen. Ausgezeichnet ist dagegen ein Plan zu einer Begräbnißkirche und einem Mausoleum von demselben Künstler; eine herrliche Studie! nur möchte das Aufstellen einer Säule in der Ecke eines Gebäudes den Anschein der Schwäche geben und daher verwerflich seyn.

Zeichnungen von Wilkins, Kempshead, Porden und Shaw verdienen mehr Berücksichtigung, als die englischen Blätter ihnen weihten; auch das Kenotaph zum Andenken an Lord Byron, von Trenball, zeichnet sich durch Reinheit und Einfachheit aus.

Die Sculptur betreffend, so ist diese Ausstellung ein neuer Beweis, daß das Heiligthum der Kunst den Engländern verschlossen ist. Die hier ausgestellten Werke sind der Zahl wie dem Gehalt nach eine gar ärmliche Spende. Die Engländer sagen, ihre besten Künstler in diesem Fache seyen zu sehr mit Aufträgen überladen, um für die Ausstellung zu arbeiten: als ob die in Aufträgen gefertigten Werke nicht aufgestellt werden könnten?! Wir weisen auf frühere Aufsätze über die Sculptur der Engländer, welche das Kunstblatt gab, hin, und fahren in unserm Bericht fort.

Die meisten stehenden weiblichen Gestalten sind in einem schlechten Geschmack gearbeitet und verdienen Tadel. Es ist merkwürdig, daß man das Bildniß des verstorbenen John Wesley in die Mitte dieser Figuren gestellt hat, als wäre er im Begriff, die ihn umgebenden Figuren zu kritisiren.

Psyche, Statue in Marmor von K. G. Freebairn. Der Gegenstand ist gewiß ein günstiger Vorwurf für die bildende Kunst und wenn keine alte Psyche im britischen Museum wäre, so verdiente Dannecker's herrliches Gebilde (im Hause des Hrn. Murray) studirt und nachgebildet zu werden; denn es ist gewiß mehr als das blos Leichte und Anmuthige darin zu finden, was neulich ein englischer Kunstphilosoph hervorhob. Unser Künstler hat gar wenig geleistet; die Stellung sehr gewöhnlich, die Ausführung fleißig, aber — nichts mehr.

Betrübte Landleute. Hochrelief in Marmor von R. Westmacott. Die Darstellung ist betrübter als die dargestellten Leute; man sieht, warum das Werk betrübt ist, denn man sieht nicht, warum die Leute betrübt sind. Der Künstler, der sonst eine feste und geübte Hand hat, wußte hier nicht, wie er den, wahrscheinlich aus Auftrag behandelten Gegenstand motiviren sollte; daher die Betrübniß von allen Seiten.

Eine Madonna mit dem Kinde, Gruppe in Marmor, von R. Westmacott. Die Behandlung dieses Gegenstandes forderte mehr Tiefe und Begeisterung; was die Hand dabey thun konnte, ist alles Lobes werth. Es ist merkwürdig, daß diese Gruppe sich gerade von vornen angesehen, am schlechtesten ausnimmt.

Eine Grabmal-Figur. Von S. Gahagan. Die Erfindung von gewöhnlicher Art, doch voll Gefühl und Ausdruck. Mehrere Darstellungen dieser Art sind in Gyps recht gut gearbeitet und zeugen von ernstem Studium.

Skizze zu einer Statue des Dr. Jenner, von F. H. Baily. Dieser Künstler hat manche Arbeiten, die dem großartigen und anmuthigen Styl angehören, geliefert und sich einen Namen erworben. Hier scheint er blos mit Roubilliac zu wetteifern und kömmt diesem ziemlich nahe. Warum studirt aber B. nicht den Faltenwurf in der Natur und bey den Alten im brittischen Museum?

Narziß. Von W. Scoular. Ein Modell, das manches Empfehlende hat: richtige Zeichnung, Einfachheit, schöne Proportionen, Anmuth in der Handlung.

Achilles. Von K. H. Hughes. Nicht ohne Leben und Ausdruck; aber H. hat nicht zeichnen gelernt.

Marmorbüste von J. Townsend, Stifter des Asyls für taubstumme Armen-Kinder. Von W. Behnes. Der Charakter, der aus dieser Büste spricht, muß den Beschauer fesseln: eine natürliche Lieblichkeit spricht aus jedem Zuge dieses Antlitzes und die Arbeit ist recht geschickt und sorgfältig. Einige andere Büsten desselben Künstlers zeichnen sich gleichfalls durch einfache Wahrheit und Geschmack der Ausführung vortheilhaft aus.

Wir finden von demselben Künstler noch die Büste von James Northcote. Man kann kaum einen charakteristischern Kopf finden; Behnes wußte das Ausdrucksvolle treu nachzubilden und seiner Arbeit einen hohen Grad technischer Vollendung zu geben.

Einige andere gute Büsten sind von Turnarelli; eine der Miß C. W. Hill von J. Hofferman, und der Kopf der Ariadne von T. Kirk zeichnen sich unter dem Mittelmäßigen besonders aus. (Literary Gazette Nr. 431 — 442. New Monthly Mag. Nr. 49 und 50. mit Anmerkungen und Berichtigungen.)

R.

Paris.

Essai historique et critique sur les monnaies d'argent de la Ligue achéenne, accompagné de recherches sur les monnaies de Corinthe, Sicyone et de Carthage, qui ont eu cours pour le service de cette confédération; par M. E. Cousinéry, ancien consul général de France dans la Thessalie, la Macedoine et la Thrace, Correspondant de l'Institut etc. Paris 1825. Renouard. — I. Vol. in 4. avec figures. Preis 15 Fr.

Vues des Monumens antiques de Naples, gravées à l'Aquatinta, accompagnées de notices et de dissertations; par M. J. le Riche. Das Ganze soll 60 Blätter in 12 Lieferungen in 4. enthalten. Subscriptions-Preis 12 Fr. für die Lieferung. Auf chines. Papier 18 Fr. Man unterzeichnet bey Nepveu, Passage des Panoramas. Nr. 26. Zwey Lieferungen sind erschienen.

Nr. 91.

Kunst-Blatt.

Montag, den 14. November 1825.

Neapel.

(Fortsetzung.)

II. Privatsammlungen.

Als Centralpunkt neu aufgefundener großgriechischer Grabdenkmäler, einer Klasse von Antiken, die an schönen und lehrreichen Resten unerschöpflicher ist als irgend eine andre, gewährt Neapel Kunstfreunden und Kunsthändlern einen belohnendern Spielraum ihrer Nachforschungen als, selbst Rom nicht ausgenommen, irgend ein andrer Ort. Es ist wahr, Mißgunst, Gewinnsucht und Unwissenheit verhindern und zerstören oftmals in nahen und fernen Provinzen des Königreichs die volle Ausbeute der günstigsten Umstände, und pflegen namentlich alle Belehrung, welche durch die Art der Auffindung erwachsen würde, gänzlich abzuschneiden; aber es ist eben so wahr, daß die lezten Jahre an zahlreichen Beyspielen häufiger und geschickter Ausgrabungen vorzüglich glücklich gewesen sind. Die Aufmerksamkeit des Publikums auf Gegenstände dieser Art ist allgemeiner, die Geschicklichkeit der Ergänzer auf gewissenhafte Herstellung der Antiken bedachter geworden; man hat gelernt auch die oft zerstückelten Reste zu schätzen und versucht es häufiger durch regelmäßige Ausgrabung einer Zerstörung vor der Auffindung zuvorzukommen. Der umfassend und einsichtig angeordnete Vasenhandel der HH. Gargiulo und Crescenzi ist für die Theilnahme des Auslandes und durch die Ankäufe des Hrn. Durand zu Paris namentlich für Frankreich bedeutend geworden; zu gleicher Zeit mit diesen merkantilischen Bemühungen sind angesehene Privatpersonen beschäftigt, ihrem Aufenthalt in Neapel durch eifrige Ausgrabungen und glänzende Kunstsammlungen ein Denkmal zu setzen.

Die Vasensammlung der HH. S. Angelo, eine Sammlung, die ihrem Gehalt und Umfang nach bereits seit Jahren für abgeschlossen gelten könnte, hat noch in der lezten Zeit einige höchst bedeutende Vermehrungen ihres reichen Vorraths lukanischer Vasen erhalten. Eine Vase von mehr als fünf Palmen Höhe, die oberwärts den Mythus von Orpheus und Eurydice, unten Theseus bey den Schatten vorstellt, war bereits im vorigen Jahre hinzugekommen. Ein ganz neuer Zuwachs ist eine Vase, die bey ausgezeichnetem Styl der Zeichnung durch Vorstellung und Inschriften zu den seltensten gehört. In einer Einfassung, die für Bezeichnung einer Schaubühne gelten kann, sucht Dejanira einen unbenannten Jüngling dem Tydeus zu entreißen; im Hintergrund und in abgesondertem Raum steht eine zweyte Frau mit der Geberde des Entsetzens. Der Gegenstand dieser Vorstellung ist uns nicht erinnerlich und beruht vielleicht auf einem unbekannten Mythus; es ist höchst bemerkenswerth, daß auswärts zur Rechten Aphrodite sizt, seitwärts von ihr der Bogen ihres geflügelten Schooskindes, hier nicht Eros, sondern als neidischer Zuschauer Phthonos benannt. Im untern Raume sitzen, wie im Reiche des Pluto, Theseus tief verhüllt und Peleus mit einem Hunde. Die Rückseite enthält mystische, ebenfalls sehr eigenthümliche Darstellungen.

Mehrerer bedeutender Erwerbungen des Duc de Blacas hat bereits ein gelehrter Landsmann in diesen Blättern (Nr. 39. 40.) Erwähnung gethan. Wichtiger für die Kunde des deutschen Publikums ist die äußerst reichhaltige Vasensammlung, welche der k. k. Generalfeldmarschall Baron v. Koller seit seinem mehrjährigen Aufenthalt in Neapel veranstaltet hat. Eines der wichtigsten Stücke dieser Sammlung, eine Preisvase mit altgriechischem Minervenbild hatten wir früher (Nr. 61.) zu erläutern Gelegenheit. Eine neue Zierde derselben ist eine Nolanische Patera von schönster Zeichnung und guter Erhaltung, allem Anschein nach ebenfalls Preisvase oder Abschiedsgeschenk eines kriegsfähigen Jünglings; wenigstens fordern die dreyfachen Darstellungen des schönen Gefäßes zu solcher Voraussetzung auf. Innen der Abschied eines Greises von einem gerüsteten Jüngling, etwa des Lykomedes von Neoptolemus, außen einerseits die Trennung einer trauernden von Eros und Aphrodite nicht getrösteten Frau von einem scheidenden Krieger, etwa Laodamia von Protesilaus, endlich andrerseits das Urtheil des Orpheus. In dieser leztern Be-

nennung folgen wir der früher (Nr. 39.) von andrer Hand gegebenen Erklärung der schönen Vase des Duc de Blacas; es ist merkwürdig, daß die anziehende Darstellung derselben sich, nur reicher, in der bald darauf ebenfalls zu Nola gefundenen schöneren Patera wiederholt. Orpheus sizt trauernd, mit niedergelegter Leyer, hier ohne die Thiere, aber mit reicher Umgebung von Säulen und mit einem Scepter, oder etwa, wenn nach abweichendem Mythus die Gunst der mitleidigen Götter ihn in der Oberwelt traf, vor dem Grabmal der königlichen Gemahlin. Merkur, dort auf der Rückseite der Vase, steht als Führer der drey Göttinnen hier vor ihm; Venus, dort die lezte, hier voran. Sie ist halbverschleyert, in der Rechten hält sie einen Myrtenkranz, in der Linken den Knaben Eros. Pallas folgt, durch Aegis bezeichnet und einen Helm in der Hand. Räthselhaft auf beyden Werken ist die übrige Figur, die wohl nur der Schattenkönigin Persephone gehören kann; dort hielt sie einen vielleicht getheilten Apfel, hier das Symbol der Cybele, einen Löwen.

Ein andres ausgezeichnetes Moment derselben Sammlung können wir hier um so weniger übergehen, als über die ganze Klasse ähnlicher Werke früher (Kunstbl. 1823. Nr. 52.) in diesen Blättern die Rede war. Es ist dasselbe eine der dann und wann verkannten mystischen Cisten von Bronze, in Form, in fratzenhafter Verzierung des Deckels und schönen Bildwerken des Gefäßes den früher bekannten entsprechend, diesesmal aber nicht, wie vielleicht alle übrigen, aus Palestrina gekommen, sondern, obwohl die genaue Kunde des Fundorts selbst zwischen Puglia und Basilicata schwankt, ganz entschieden aus großgriechischem Boden. Die drey Füße des Gefäßes sind von Thierklauen gebildet, auf denen geflügelte Panskköpfe ruhen; weit willkürlicher und mit rohester Arbeit ist der Deckel verziert. Die sieben thierähnlichen oder Thierfiguren desselben sind nicht mit hinlänglicher Sicherheit zu benennen. In ihrer Mitte ist eine Menschenfigur mit Fischschwanz und Hundskopf zu unterscheiden, vielleicht eine Scylla. Ringsum stehen drey einander ähnliche Thiere, vielleicht Schaafe, zwey Menschenfiguren mit Widderköpfen und eine dritte, monströser als die übrigen, den Kopf wie mit einem langen Federbusch verlängert, mit Ringen an den Seiten, die vielleicht ebenfalls zu vermuthlichen Widderhörnern gehören. Aehnlich ist eine runde auf einer Wage ruhende Platte im etruskischen Zimmer des Museo Borbonico, auf welcher menschliche Figuren mit Thierköpfen einen Stier umringen. Zahlreiche fratzenhafte Thierfiguren, mit seltsamen, zum Theil unzüchtigen, menschlichen Gruppen wurden in dieser Cista, wie in der Borgiaschen gefunden, deren Antiquaglien im fünften Zimmer der kleinen Bronzen des Museo Borbonico zusammengestellt sind. Ihre Unförmlichkeit ist aufs äußerste befremdend (höchstens durch die verschiedenen Bildwerke etruskischer Todtenkisten und ihrer Deckel erklärlich), wenn man die vortrefflichen eingegrabenen Compositionen daneben betrachtet, welche die meisten ähnlichen Cisten schmücken und welche bey neulicher Reinigung der Koller'schen Cista sich ebenfalls vorfanden. Zur völligen Bestätigung der wahren Bestimmung ähnlicher Gefäße zeigen sie auf dieser leztern einen bachischen Zug. Unter den Satyrn desselben befindet sich, wie oft auf Vasen, eine Flötenbläserin; seltner ist die Vorstellung eines Jünglings, etwa eines Hierophanten, der vor einem Kandelaber einem Mädchen eine Binde ausbreitet, über ihnen Leiter und Opferkästchen. Aehnliche Einweihungen finden sich nicht leicht anderwärts vorgestellt, doch ist die Gattung dieser Vorstellungen auf diesem Werk und die Schönheit ihrer Zeichnung nicht minder wichtig als ihre Einzelnheiten.

(Der Beschluß folgt.)

Marcello Fogolino,

Maler und Kupferstecher der alten venetianisch-paduanischen Schule.

Unter diejenigen Künstler und Meister der ältern Kunstperiode, deren Daseyn, wie die Nachrichten von ihren Werken, in Dunkel gehüllt sind, und über welche nur zu oft Irrungen in den Kunstschriften vorkommen, gehört auch M. Fogolino.

Dieser Künstler ist im Allgemeinen als Maler nicht sehr bekannt, noch weniger dadurch, daß er durch einige Kupferstiche (wo sein Name völlig ausgeschrieben sich befindet) in der Kunstgeschichte sich auszeichnete.

Es scheint, daß v. Heinecke, Idée générale d'une collection d'estampes etc. ihn zuerst als Kupferstecher aufführt; nach diesem nennt Zani, Materiali per servire alla storia dell' incisione in rame etc. p. 66. unsern Künstler theils nach Heinecke's Worten, theils nach dem, was er durch Beschauung seiner Blätter in Dresden darüber in Erfahrung gebracht hatte.

Als Maler der alten venetianisch-paduanischen Schule erscheint Fogolino in mehreren Werken; jedoch nur zu oft mit verändertem Namen. Hauptsächlich als Giov. Batt. und auch als Marcello Figolino. Boschini in dem kleinen, jedoch interessanten Werkchen: Giojelli pittoreschi virtuoso ornamento della città di Vicenza etc. Venezia 1676. p. 87. spricht von einer Anbetung der Könige, die sich in der S. Bartholomäus-Kirche zu Vicenza, von Fogolino ge-

malt, befinde *) und welches Bild durch die reiche Zusammenstellung und Erfindung, und hinsichtlich der schönen Architektur und Landschaft als ein vorzügliches Kunstwerk bewundert werde.

Diesen Artikel haben Vendramini und Ridolfi in ihren Schriften fast eben so wiederholt und auch diesen Künstler unter demselben Namen, den Boschini ihm gibt, angeführt. **) Lanzi, Storia pittorica etc. nennt ihn auch Marcello aus Anlaß jenes bekannten Gemäldes und fügt ein großes Lob auf den Künstler bey, indem er sagt: „Uomo da far epoca nella storia dell' arte, se fosse antico, quanto si dice."

Uebrigens findet sich auch der Name Figolino in Füeßli's Künstler-Lexicon, jedoch blos als Auszug der schon angeführten Schriftsteller.

Das Wahre über den Namen unsers Künstlers Marcello Fogolino geht aus den drey seltenen Kupferstichen, welche von ihm in der königl. Kupferstich-Gallerie zu Dresden aufbewahrt sind, hervor; indem jedes dieser drey Blätter mit dem Namen Marcelo und auch Marcello Fogolino, deutlich unterzeichnet ist.

Das was Boschini über die schöne Architektur sagt, die sich auf jenem Gemälde in Vicenza befindet, bestätiget sich auch hier, indem zwey von diesen Blättern mit reiner Architektur im Hintergrunde geziert sind.

Der sehr gründliche und würdige Kupferstichkenner Zani, beurtheilt den Charakter der alten florentinischen, so wie der venetianisch-paduanischen Schule ***) sehr richtig und treffend, indem er sagt: „daß die Arbeit der leztern Schule zart und fein, die Figuren nicht grandios, jedoch in den äußern Formen reizend sind. Der Charakter der florentinischen Schule zeichne sich durch breite, weniger zarte und zuweilen harte Lagen aus, die Figuren seyen klein und die äußeren Formen weniger zart."

Durch diese Verschiedenheiten des Charakters geleitet, kann man annehmen, daß jede dieser beyden Hauptschulen aus zwey verschiedenen Quellen entsprossen sey, wie Palmer History of printing. London. 1733. und Strutt Biographical Lexicon etc. den Maler Andreas de Murano, welcher gegen 1400 lebte, unter die ersten Kupferstecher Italiens und der venetianischen Schule angehörig, zählen. In die Reihenfolge der venetianisch-paduanischen Künstler gehört auch Francesco Squarzione oder Squarcione von Padua, bekannt durch seine Reise nach Griechenland und die große Zahl von 137 Schülern, unter welchen sich Andreas Mantegna auszeichnete.

Zani und Ottley beschreiben einen sehr seltenen Kupferstich, dem Squarcione zugeeignet mit dem Zeichen SE, wovon auch in Brulliots Dictionnaire des Monogrammes p. 331 Anzeige gemacht wird. Zani betrachtet dieses Blatt als in der Manier von Mantegna oder Brescia gearbeitet.

Nach diesen zwey Meistern, Andreas da Murano und Francesco Squarcione, nennt Zani unsern Marcello Fogolino, welcher folglich dem Andreas Mantegna vorgehet. Zani beschreibt diese drey Blätter in dem Werk: Materiali per servire alla storia dell' incisione etc. p. 69 ganz kurz und zu oberflächlich und war der irrigen Meynung, sie in der k. k. Hofbibliothek in Wien gesehen zu haben, worüber der verstorbene Ritter v. Bartsch eine Berichtigung im Peintre-Graveur Vol. XIII. p. 212 ertheilte, daß Zani diese Blätter in Dresden und nicht in Wien sah.

Einen kleinen Irrthum begeht Zani noch, indem er sagt: jedes dieser drey Blätter enthalte eine Statue; dieß würde nur von den zwey leztern Blättern zu behaupten seyn, indem das erste Blatt, welches gerade Zani einzeln beschreibt, kein plastisches Werk in Kupfer gestochen darstellt.

Die eigentliche Darstellung des ersten Blattes ist folgende: ein schönes nacktes Weib, nur mit sehr wenigem Gewand am Rücken und über den linken Fuß bedeckt, sizt zur Rechten des Vorgrundes, auf einem großen Stein. Auf ihrem rechten Arm ruhet ein Kind, das sich lieblich an ihre Brust schmieget und welches die Mutter zu küssen scheint. Ihr Kopf, den man weniger als im Profil siehet, ist mit einem Tuch auf orientalische Weise bedeckt. Der linke zum Theil mit Gewand bedeckte Fuß, ist nach dem Beschauer zu ausgestreckt, wodurch der untere Theil des rechten Fußes fast verborgen wird. Mit dem linken Arm unterstüzt sie die Hüfte des auf dem rechten Arm ruhenden Kindes. Neben dieser Figur mehr im Hintergrund rechts, ist ein großes Stück Architektur; nämlich ein Fußgestell eines Gebäudes, wahrscheinlich ein Triumphbogen, dem des Septimius Severus ähnlich; mit reichem Simswerk verziert, wo man oberhalb ein Stück cannelirte Säule sieht, bey welcher sich ein Badrelief mit kleinen kriegerischen Figuren befindet. Die zur Linken sehr schwach angedeutete Ferne zeigt hohe spitze Gebirge mit einigen in Ruinen liegenden Gebäuden. Der Erdboden des Mittel- und Vorgrundes ist auch mit Gräsern geschmückt. Ganz

*) Gegenwärtig im Palazzo della Ragione, dem Rathhause. Der Name steht darauf: Marcellus Fogolinus P. P. Die Art nähert sich am meisten der des Perugino. S.

**) Ridolfi nennt ihn: Giov. Battista.

***) Der Abbate Zani theilt die altitalienischen Kupferstecher in zwey Schulen, nämlich in die Florentinische und Venetianische, zu welcher leztern er die Paduanische, in so fern sie nicht allein gerechnet werden kann, zählet.

im Vorgrund zur Rechten ist ein Täfelchen mit dem Namen des Künstlers:

MARCELO FOGOLINO

befindlich.

Die Höhe des Blattes beträgt 6 Z. 2 L. und 3 Z. 6 L. die Breite. (Französisch Maaß.)

Das zweyte Blatt enthält die bekannte antike Reiterstatue des Marcus Aurelius, die sich gegenwärtig auf dem Capitol zu Rom befindet. Die Ansicht davon ist so genommen, daß das Pferd und der Reiter mehr von vornen und nach rechts zu sehen ist. Das Piedestal der Statue ist bis an den Plattenrand gerichtet. Hinter dem Piedestal sieht man ein Stück alte Mauer, welches zeigt, daß die Statue tiefer stand, als der Zeichner, der wahrscheinlich diese Statue an dem Ort ihrer Ausgrabung (wie erzählt wird in einem vertieften Zimmer) abbildete.

Hinter diesen Mauern sieht man in der Ferne einige Ruinen von einem Circus, einige andere Gebäude und rechts ein Stück eines Obelisk's.

Oben links ist der Name:

ROMA

und unten zur Rechten auf der Mauer etwas schwach angedeutet:

MARCELLO FOGOLINO.

Die Höhe des Blattes ist 7 Z. 4 L., die Breite 5 Z. 7 L.

Es verdient bemerkt zu werden, daß in diesem Kupferstich die rechte Hand des Kaisers mehr nach der Höhe ausgestreckt, auch der Kopf desselben mehr nach der Seite gewendet erscheint, als in allen übrigen bekannten Abbildungen dieser Statue.

Man würde hier etwas Problematisches finden, da keine Ergänzung an dieser Statue vorgegangen seyn soll. Uebrigens würde der Künstler Fogolino sich viel Freyheit erlaubt haben, von der Wahrheit des Originals abzugehen, da doch die übrigen Dinge an der Bildsäule mit den bekannten andern Abbildungen übereinstimmen. Zum Lobe unsers Künstlers ist noch hinzuzufügen, daß die Zeichnung des Pferdes dem antiken Styl sich mehr nähert, als in den Kupfern von Beatrice und andern.

Das vorgenannte Kupfer von M. Fogolino würde auf diese Art eine der frühesten Abbildungen seyn, welche nach dieser berühmten Reiterstatue, die unter der Regierung Papst Sixtus IV. im Jahr 1475 in Rom in der Gegend des Laterans, (folglich zur Lebenszeit des Kupferstechers) ausgegraben wurde, gefertiget worden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Zinkographie.

Stuart und Revett Alterthümer zu Athen. Herausgegeben von H. W. Eberhard, Architekt. Darmstadt, Carl Wilh. Leske. Fol. Xte und XIte Lieferung, jede 12 Blätter enthaltend. Preis auf Velinpapier 3 fl., auf Druckpapier 2 fl. 15 kr.

Die ersten 9 Lieferungen dieses Werks sind im Kunstbl. Nr. 62. d. J. angezeigt worden. Wir freuen uns seines raschen Fortschreitens, welches zwey neue vor uns liegende Hefte beurkunden, die mit eben so viel Sorgfalt und in einigen Stücken noch befriedigender als die vorigen ausgeführt sind.

Die 10te Lieferung enthält Taf. 1 — 6. noch Details vom Tempel des Theseus. Hiezu fehlen nun noch die Sculpturen, welche später zu erwarten sind. Taf. 7 — 9. Tempel des Jupiter Olympius. Die malerische Ansicht ist hier beynahe nur im Umriß, mit sehr wenig Schattirung gegeben, aber deutlicher und genügender als vielleicht bey größerer Ausführung. Taf. 10 — 12. Triumphbogen des Hadrian, wobey jedoch die malerische Ansicht fehlt.

In der 11ten Lieferung gehören Taf. 1 — 6. noch zum Triumphbogen des Hadrian. Taf. 7. liefert die malerische Ansicht der noch übrigen zwey Säulen von der Wasserleitung des Hadrian. Der leichten Ausführung dieses Blatts fehlen nur einige Linien, zur deutlichern Angabe der Gründe und der Beschaffenheit des Bergs. Die Staffage einer Ziegenheerde ist weit besser als die von Stuart angebrachte; jedoch müssen wir mit dem Herausgeber darüber rechten, daß die Figuren, die an der Säule sitzen, um mehr als die Hälfte kleiner gehalten sind als im Original. Nach der Vermessung beträgt die ganze Höhe dieser Säulen 19′ 1″95, folglich scheint die Proportion der von Stuart auf dem erhöhten Erdreich neben der Säule angebrachte Figur ziemlich richtig zu seyn, und einen Maaßstab für die Ruine zu geben, während leztere bey Hrn. E. gegen die sehr kleinen Figuren viel zu kolossal erscheint. Taf. 8 — 10. Grund- und Aufrisse des Monuments. Taf. 11 — 12. Monument des Philopappus. Die schattirte Ansicht der Ruine ist mit Wenigem sehr bestimmt und befriedigend gearbeitet. In dieser Art lassen sich wohl die meisten dieser architektonischen Gegenstände leicht und dennoch deutlich und kräftig nachbilden.

S.

Nr. 92.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 17. November 1825.

Stempelschneidekunst.

Medaillen aus der Anstalt von Daniel Loos, Sohn in Berlin. *)

Eine bedeutende Anzahl derselben, welche vor uns liegt, gibt zu mancherley vielleicht nicht unnützen Betrachtungen Anlaß. Die Thätigkeit der Anstalt ist ausgebreitet, da mit dem Verdienst ihrer Leistungen auch die Theilnahme des Publikums zugenommen hat. Denkmünzen sind in neuester Zeit nicht blos in Berlin, auch anderwärts in Mode gekommen; diese kleinen, bedeutungsvollen und dauerhaften Kunstwerke sind kleine Monumente, leicht zu vervielfältigen, leicht aufzubewahren, daher den größeren Verhältnissen des Lebens, wie den Bedürfnissen des flüchtigen Augenblicks, angemessen. Die Anstalt sollte nun darauf sehen, dem Publikum, das von der Mode geführt, alles freundlich aufnimmt, nur Solches zu liefern, was ihm die Lust nicht wieder verderben könnte. Der gute Geschmack geht immer von den Künstlern und Kunstwerken aus, und niemals wird die Menge, die auf einen gewissen Grad der Bildung gelangt ist, das Schlechtere dem Bessern vorziehen, wenn sie lezteres haben kann.

Alles was das Handwerk angeht ist an der Ausführung dieser Denkmünzen von großer Vollkommenheit. Schöne Masse, der Größe angemessene Dicke, scharfes Gepräge, saubere und zierliche Schrift, feine und angenehm gefärbte Patina. Diese Vorzüge geben jeder derselben ein zierliches Ansehen.

Nicht so allgemein ist das Verdienst der künstlerischen Ausführung. Unter den Köpfen finden sich einige von schöner Arbeit, doch erreicht keiner das Verdienst der neulich angezeigten von Girometti in Rom verfertigten Denkmünze auf den Cardinal Consalvi, noch weniger das Weiche, Natürliche und dennoch so Plastische von Benvenuto Cellini's Münzen. Wir erwähnen hier zuerst der zahlreichen von Hrn. Loos besorgten Bildnißmedaillen, unter denen uns keine bessere zu Gesicht gekommen ist als die des Dr. Behrmann zu Hamburg, von Voigt. Wären Haare und Halskrause eben so wahr und zart gearbeitet als das Gesicht, so dürfte sich diese den besten zunächst stellen. Fast dieselben Vorzüge und ganz dieselben Mängel zeigt dieser Künstler in dem Bildniß des Bürgermeisters Tesdorf von Lübeck. Das Porträt der Kronprinzessin von Preußen von demselben ist ebenfalls gut, mit Ausnahme der etwas harten Haare. Weniger geleistet ist in dem Doppelbildniß des Kronprinzen und seiner Gemahlin, von König, wo besonders die Frisur des weiblichen Kopfes gezwungen ist. Das Bildniß des Dr. Günther von Pfeuffer ist in Zeichnung und Ausführung unter dem Gewöhnlichen geblieben.

Unter den Figuren sind wenige so zu loben, wie die weibliche, das Großherzogthum Posen darstellende Figur, auf der großen zum Geburtstag Sr. Maj. des Königs geprägten Gnesener Medaille (von König). Hier ist reine Zeichnung, schöne Dravirung, schöner Styl, und man wird an den alten Ausspruch erinnert; daß es möglich sey auch in kleinem Raum etwas großartig zu bilden. Dagegen sind die Figuren der Hauptseite, der König, die vor ihm knieende Stadt Gnesen und eine ihn krönende Victoria, lang, steif und geschnitten, und und machen weder in Composition noch in Ausführung einen angenehmen Eindruck. So ist auch ein Ecce homo, halbe Figur, mit der Umschrift: „Siehe das ist Gottes Lamm" Hrn. Pfeuffer gut gerathen, die Rückseite jedoch, Christus am Kreuz, zwischen Maria, Magdalena und Johannes, gibt eine bekannte Composition höchst unvollkommen wieder. Eine griechische Madonna mit dem Kind, auf einer kleinen Henkelmedaille, ist anmuthig und zierlich gearbeitet; der arme gekreuzigte Heiland auf der Rückseite aber ist zu ungebührlicher Länge gedehnt, als sey er in dem großen Bette des Prokrustes gewesen. Mehrere Figuren die auf andern dieser Medaillen vorkommen, sind theils incorrect gezeichnet, theils steif und hart in der Ausführung.

Architektonische Gegenstände, Kränze und andere

*) Vergl. Kunstbl. 1821. Nr. 81. — 1824. Nr. 29. 30.

Verzierungen sind in der Regel sehr gut, in starkem Relief und mit Geschmack gemacht. Als Beyspiel führen wir die Verdienstmedaille des Kunst- und Handwerksvereins für das Herzogthum Altenburg an (v. Pfeuffer). Die Bauwerke auf der Vorderseite und der Eichenkrone auf dem Revers sind durchgängig schön behandelt; warum konnte die Spielerey mit der aufgehenden Sonne hinter der Pyramide nicht wegbleiben?

Ueberhaupt finden wir, was Geschmack der Anordnung und Styl der Ausführung betrifft, die Forderungen und Gränzen der Kunstart nicht genug beachtet. In dem, was die Plastik, das Relief in dieser kleinen Dimension, leisten kann, ist zu wenig, und in dem, was sie nicht leisten soll, zu viel gethan. An den besten Mustern alter Stempelschneidekunst finden wir stets den vorhandenen Raum aufs äußerste benuzt, um die Figuren so groß als möglich darzustellen; hier dagegen erscheinen sie oft klein und der Raum zu unnützen Beywerken verschwendet. So dünkt uns das Bildniß des Heilands in viereckiger Einfassung, welche gegen den Umkreis der Medaille große mit Emblemen ausgefüllte Abschnitte bildet, geschmacklos. Die Beywerke schweifen dann oft ins Malerische über oder sind kleinlich und des monumentalen Charakters einer Denkmünze nicht werth. Lichtstrahlen, Wolken und Wasser darzustellen soll sich die Plastik billig enthalten, da sich unkörperliche oder wenig consistente Dinge nicht mit so festen Mitteln abbilden lassen. War es denn so nothwendig, auf der Medaille, wo eine weibliche Figur am Grabe steht, noch im Hintergrunde das Meer anzubringen, das eher einem gepflasterten Wege gleicht, und die untergehende Sonne, deren Strahlen nur leicht verwischbare Glanzstriche sind? Auf der Rückseite derselben Denkmünze sieht man einen Altar mit Buch und Kreuz, das Ganze nicht eben von lobenswerther Form, aber vollends meßlin gemacht durch ein Palmbäumchen und zwey Lilien, die wieder als Relief auf der Altarseite angebracht sind. Der englische Gruß, wo der Engel auf Wolken zur Maria herunterschwebt, mag vielleicht nach einem guten Gemälde seyn, aber so sieht er nicht besser aus als ein Augsburger Heiligenkupferchen.

Das Publikum, welches diese Denkmünzen bestellt und kauft, scheint zum großen Theil ein frommes zu seyn. Hr. Loos sollte nicht blos für die Andacht, sondern auch für den Geschmack desselben Sorge tragen. Wie viel schöne Bildwerke religiösen Inhalts finden sich von italienischen Meistern des 15ten Jahrhunderts; ein Blick in die flüchtigen Umrisse zu Cicognara's Geschichte der Sculptur kann davon überzeugen. Freylich ist es schwer, zugleich neu und vortrefflich zu seyn; aber es handelt sich darum durch vorzügliche Bildner Compositionen für die Stempel entwerfen zu lassen, und mehrere Stempelschneider gründlich für das Fach der Figuren auszubilden. Wir stellen die höchsten Forderungen ohne deßhalb zu verkennen, wie viel bereits geleistet worden, wie oft die Anforderungen der Besteller selbst fast unübersteigliche Schwierigkeiten verursachen mögen, und wie gerecht im Ganzen der Beyfall des Publikums ist, da es sich fast immer durch bezeichnende Wahl der Gegenstände und Umschriften und durch äußere Zierlichkeit der Ausführung befriedigt findet. *)

S.

*) Aus einem uns mitgetheilten Briefe setzen wir hier die Bedingungen her, unter welchen Hr. Loos seine Medaillen verkauft: Große Medaillen, wie z. B. die Vermählung des Kronprinzen, kosten in Bronze-Abdrücken $1\frac{1}{6}$ Thlr., mit Silber plattirt $1\frac{2}{3}$ Thlr., mit Vermeil vergoldet 2 Thlr. Die große Medaille der Charis kostet mit Bronze 1 Thlr., mit Silber $1\frac{1}{4}$ Thlr., mit Vermeil $1\frac{1}{2}$. Leztere wird auch in einem schön verzierten Rähmchen verkauft, so daß sie eine zierliche Zimmerverzierung an Fensterwänden u. dergl. abgibt und zu Weihnachts-, Geburtstags- und Neujahrsgeschenken zu empfehlen ist. — Wollen Handeltreibende sich zur rechten Zeit für den Weihnachts- und Neujahrshandel kommen lassen, und wenden sich in postfreyen Briefen an Hrn. Loos, so sendet derselbe sein vollständiges Verzeichniß. Man schickt den Betrag für das, was man verlangt, mit Abzug von 12 pC. für Silber und Gold, und 16 pC. für Bronze und für Rähmchen, baar oder in sichern Anweisungen ein, empfängt das Verlangte, und kann dann, so oft man nur will, das was beschmutzt oder unverkäuflich wird, umtauschen, und zwar Gold gegen Gold, Silber gegen Silber, Bronze gegen Bronze, auf Rähmchen gegen Bronze und Rähmchen.

Marcello Fogolino,

Maler und Kupferstecher der alten venetianisch-paduanischen Schule.

(Beschluß.)

Das dritte Kupfer von Fogolino enthält eine weibliche Statue mit nach links herabgesenktem Haupt; ihr Körper ist mit einem sehr fest anliegenden Gewand (nach Art der ältesten griechischen Statuen), welches die rechte Schulter und Brust offen zeigt, bekleidet. Beyde Arme fehlen ihr, indem selbige bis an die Oberarme abgebrochen sind. Der Kopf ist mit einem ganz einfachen Haarputz geziert, indem die Haare über der Stirn getheilt auf beiden Seiten herabhängen. Im Hintergrund links ist ein auf zwey Stufen erhöhter Corridor eines zum Theil verfallenen Gebäudes.

Nach rechts in der Ferne sieht man einige Gebirge mit Gebäuden am Ufer eines Sees. Die Figur selbst steht in der Mitte des Blattes, fast ganz an der untern Linie des Plattenrandes, wo unten zur Linken nahe am rechten Fuß der Figur eine Tafel mit dem Namen:

MARCELO FOGOLINO.

sich befindet.

Die Höhe des Kupfers ist 3 Zoll ½ Linie und die Breite 2 Zoll 9 Linien.

Ueber die Ausführung und die Manier, womit diese drey genannten Blätter gearbeitet und vollendet sind, läßt sich eine weitläufige Untersuchung anstellen. Einerseits zeigt die Zeichnung des Aeußern durchaus nicht die harten und streng geformten Umrisse, welche die alten Meister aller Schulen charakterisirt. Man findet vielmehr in diesen Blättern, hauptsächlich aber in dem ersten, ganz weich verschmolzene zarte Formen, wie sie nur in der etwas spätern venetianischen Schule zur Zeit des Tizian oder anderer seiner Zeitgenossen vorkommen, wodurch man sehr leicht in die Versuchung gerathen könnte, jene beschriebenen Blätter einem späteren Meister zuzueignen. Die Bearbeitung des Grabstichels kündiget ebenfalls nicht jene Härten oder so zu sagen Unbiegsamkeiten, an, die sich in Mantegna's, Robetta's oder andern damaligen Künstlerarbeiten finden, daher es sehr zu verwundern ist, daß mehrere Kunstliebhaber den Marcello Fogolino mit Robetta verwechseln.

Der Grabstichel in den Blättern von Marcello ist vielmehr leicht und frey, die Taillen oder Lagen sind irregulär und mit, wie man sich ausdrückt kurzer Arbeit und zum Theil mit Punkten, welche nach alter Goldschmiedsart durch den Hammer und das Eisen, (so wie die Blätter von Joh. Lutma) gefertiget sind, vollendet. Hauptsächlich sind die Fleischpartieen der beyden Figuren (in dem ersten Blatt) an den obern Theilen des Körpers ganz mit Punkten gearbeitet, die jedoch in weicherem Ton als die in dem von Julio Campagnola gearbeiteten Blatt: Johannes der Täufer, (Peintre-Graveur No. 3.) erscheinen.

Es sey erlaubt über die Behandlung der Arbeit in diesen Blättern nach genauen Untersuchungen noch hinzuzufügen: daß, da die Arbeit des Grabstichels weniger sichtbar ist, es scheint als wenn Vieles durch die Nadel und das Aetzen hervorgebracht wäre. Besonders überzeugende Beweise sind hier auch von der Anwendung der trockenen oder kalten Nadel (vermittelst welcher, wie bekannt, man auf das Kupfer ohne Firniß und ohne Aetzwasser einschneidet). In mehreren Theilen der Schattenpartien, besonders in dem Pferd und in der Mauer auf dem zweyten Blatte, bemerkt man deutlich den Grad oder Bart (wie es genannt wird), welcher durch das Einschneiden entstehet und an welchen, da er mit dem Schabeisen nicht abgeschnitten oder weggeschabt ist, sich beym Drucken eine Art Tusche (Sammet genannt) ansetzt, was so häufig in den ältern Abdrücken Rembrandtischer Blätter zu finden ist und von manchem Beschauer als Räthsel in der hervorgebrachten Wirkung betrachtet wird.

Marcello Fogolino würde auf diese Art als der Erste zu betrachten seyn, welcher eine Anwendung der Nadel und besonders der trocknen Nadel, deren Wirkung immer in grauen Tönen erscheint, gemacht hätte. Kenner und sehr geübte Forscher und Kupferstichliebhaber haben übrigens die genannten drey Blätter von Fogolino vergeblich in den größten Sammlungen gesucht, folglich wären sie als Unica zu betrachten.

Dresden. Frenzel.

Neapel.

(Beschluß.)

III. Litteratur.

Ein bekanntes Pompejanisches Basrelief mit der Vorstellung eines Phallus und der Inschrift: Hic habitat Felicitas ist von dem Direktor des königlichen Museums, Cav. Arditi in folgender kürzlich erschienenen gelehrten Schrift erläutert worden: „Il fascino e l'amuleto contro del fascino presso gli antichi. Illustrazione di un antico bassorilievo rinvenuto in un forno della città di Pompei. Napoli. stamp. Reale 1825. 46 S. 4." Der Verfasser berührt zuerst die zunächst liegende obscöne Bedeutung jenes Denkmals, nach welcher Felicitas der Name einer Frau seyn könnte, welche in dem durch die erwähnte Tafel bezeichneten Bäckerhause wohnte. Andrerseits erinnert der Vf., daß die Inschrift unbezweifelt über dem Hause eines Bäckers sich befand, und daß der Phallus im Alterthum ein häufiges Amulet war. Die Amulete der Alter, belehrt er, waren theils Bilder von Göttern und berühmten Männern, theils lächerliche Gegenstände, die durch gute Laune die Einflüsse neidischen Zaubers besänftigen sollten. Dahin rechnet der Vf. besonders den Deus Crepitus und den Phallus; er gibt gelehrte Nachweisungen, wie das leztere Symbol um den Hals gehängt, auf Ringen, an Triumphwagen und über Buden und Thüren gedient habe, durch den erhobenen Mittelfinger nachgeahmt worden sey, (come si fa per osservare, se la gallina tenga l'uovo nel ventre), der daher Imfamis und Impudicus heiße. Diese Bedeutung des Phallus wird für das Relief des Pompejanischen Bäckerhauses unbedenklich angenommen, über welchem dann Felicitas entweder den Ueberschuß des Korns oder die Göttin Felicitas bedeutet, von deren Abbildungen auf Münzen ein mehreres folgt.

Der Phallus als Entzauberungsmittel heißt bey Plautus Medicus Invidia, daher dann auch die Göttin Invidia den Betrachtungen des Vfs. anheimfällt. Räthsel-

haft ist ein durch Winckelmann bekanntes Relief von gebrannter Erde (mon. ined. Nr. 28.), auf welchem ein Fruchtkorb mit Phallus unter Früchten von einer knieenden Frau gehalten erscheint und abgewandt davon schwebend eine andre geflügelte sich zeigt. Die leztere hielt Winckelmann ohne Wahrscheinlichkeit für eine Pudicitia; der Vf. hält Millingens Erklärung für wahrscheinlicher, nach welcher Nemesis, eine jeglichem Ding und also den Feldfrüchten allzumal neidische Göttin, beym Anblick des Phallus ihren bösen Willen gegen die dargebrachten Früchte ausgibt. Allerdings ist bey dieser witzigen Erklärung die Beflüglung der schwebenden Frau gerechtfertigt, nicht aber der arge Neid selbst gegen gereifte Früchte und nicht die Nemesis in der Bedeutung eines Feldkobolds. Es folgen Andre gelehrte Bemerkungen über einen Helm mit Phallus laut Guattani, nach dem Vf. mit einem Fisch oder Horn, über Gladiatoren-Inschriften, deßgleichen über phallusförmige Trinkgefäße und Brode sammt Erläuterung der leztern Sitte aus den Gebräuchen des heutigen Neapels. Die nach Erörterung des Phallus als Entzauberungsmittel befremdende Entscheidung der Hauptfrage ist nach dem allem diese: der Bäcker von Pompeji, dessen Haus die streitige Tafel führte, habe theils anzeigen wollen, die Göttin Felicitas wohne ihm; zweytens er habe auch Brode von der auf dem Bildwerk angedeuteten Form. Es ist merkwürdig, daß neuerdings, im April dieses Jahres, ein zweytes Bäckerhaus mit Phallus über der Thür zum Vorschein gekommen ist.

Der längst erwartete architektonische Band der Herkulanischen Alterthümer, von dem berühmten Münzkenner Cav. Carelli abgefaßt, schreitet vorwärts. Cav. Avellino bereitet eine neue Ausgabe seiner kleinen numismatischen Schriften und namentlich der Abhandlung über den Bacchus Hebon. Jorio's nützliches Buch über die bedeutendsten Vasen des Museums ist seit einigen Monaten vollendet; eine schätzbare Arbeit über die Herkulanischen Rollen steht nächstens von demselben Gelehrten zu erwarten. Eine Lettera del Dre Teodoro Panoska all' Abb. Niccolo Maggiore. Palermo 1825. 15 S. 8. handelt über Merkure, Pseudomerkure und Bacchische Nymphen; Osservazioni del dio Fauno e de' suoi seguaci, di Odoardo Gerhard. Napoli 1825. 54 S. über den Faunus und die Faune, über Pane und Faune, Silene und Satyrn: beydes Gelegenheitschriften und nach Aufnahme der Verfasser in die Herkulanische Akademie abgefaßt.

Neapel, den 11. Oct. 1825.

G.

Prato.

Als Fortsetzung der neuen Ausgabe von Cicognara's Storia della Scultura erscheint zu Prato bey denselben Verlegern, den Gebrüdern Giachetti, eine italienische Uebersetzung von d'Agincourt's Histoire de l'Art etc. in Octav mit den Kupfern in Fol. unter dem Titel: Storia dell' arte dimostrata coi monumenti; dalla sua decadenza nel IV. secolo fino al XVI. di G. B. L. Seroux d'Agincourt. Prima traduzione italiana. Der Text begreift 6 Bände in 8. Die Kupfer 3 Bände in Fol. mit 325 Tafeln. Preis 300 Lire. Von einer Ausgabe in 6 Folio-Bänden werden nur 50 Exemplare abgezogen. Preis 600 Lire. — Vor einiger Zeit war auch von Florenz aus eine Uebersetzung desselben Werks in Quart angekündigt, in 6 Bänden Text und 6 Bänden Abbildungen, 600 Tafeln enthaltend. Diese sollten von dem Professor Bezzuoli und dem Architekten Ant. Sarcopino gezeichnet, von Paolo Lasinio und Angiolo Cappiardi gestochen, und mit vielen Monumenten vermehrt werden. Das Ganze sollte in 100 Lieferungen, jede zu 8 Franken erscheinen. Wir wissen nicht ob diese Ausgabe, von welcher drey gut gestochene Probeblätter vertheilt wurden, zu Stand gekommen ist.

Mailand.

Raccolta di lettere sulla pittura, scultura et architettura, scritte da' più celebri personnaggi dei secoli XV. XVI. e XVII., pubblicata da M. Gio. Bottari, e continuata fino ai nostri giorni da Stefano Ticozzi. Milano 1825. G. Silvestri. 18. 8ter und lezter Band von 475 S. (Pr. 3 Lire) der nicht abgesondert von den übrigen verkauft wird. Das ganze Werk kostet 32 ital. Lire.

Prag.

Am 17. Sept. fand bey Arbesau in Böhmen die feyerliche Einsegnung des Denkmals statt, welches dem 1822 an den Folgen einer im Jahr 1796 erhaltenen Wunde verstorbenen östreichischen Feldzeugmeister Grafen Colloredo-Mannsfeld gewidmet, und auf der Stelle errichtet worden ist, durch deren Behauptung der Verstorbene vor 12 Jahren den glücklichen Erfolg der Schlacht gegen Napoleon entschied.

Nr. 93.

Kunst-Blatt.

Montag, den 21. November 1825.

Ueber die drey großen Cartone zu den Frescogemälden des Herrn Directors Peter Cornelius in der königlichen Glyptothek zu München und über die Gemälde selbst. (Fortsetzung von Nr. 65 — 69. 1821.)

Von Canonikus V. Speth.

(Mit einem lithographirten Umriß.)

Wir hatten früher in den oben bezeichneten Nummern eine kurze Uebersicht von allen in der Glyptothek auszuführenden Frescogemälden gegeben, und zunächst über die Darstellung der homerischen Götterwelt, womit die Arbeit begonnen, ausführlichen Bericht erstattet; es wurde darin sämmtlicher zur Ausschmückung der Decke bereits gefertigten Cartone und ihrer Beziehung unter sich zu einem geschlossenen Ganzen umständlich erwähnt, auch das Gesagte zum Theil mit lithographischen Umrissen belegt und sodann über die zur Hälfte ausgeführten Frescogemälde unsere Ansicht mitgetheilt. — Damals versprachen wir zugleich, seiner Zeit über die Ausführung der zweyten Hälfte der erwähnten Cartone, so wie über die damals begonnenen zu den drey großen Bogenräumen (Lunetten) unterhalb der Decke dieses Saales dem kunstbefreundeten Publikum in diesen Blättern Nachricht zu geben.

Es ist nun an dem, daß wir Wort halten können; denn nicht nur alle Gemälde an der Decke, sondern auch die drey dem Raume und Inhalte nach weit größeren und bedeutenderen unterhalb sind nun völlig zu Stande gebracht und somit ist der Cyclus dieser mythologischen Darstellungen geschlossen.

Zuerst, was die noch übrige zweyte Hälfte der Deckengemälde betrifft, beschäftigten sich im Jahre 1822 die HH. Zimmermann und Schlotthauer; jener mit der Ausführung des mittlern Bildes: die Aurora, den Morgen bezeichnend, von den Horen umschwebt, *) und des darauf bezüglichen Seitenbildes zur Linken, Aurora mit dem schlafenden Tithonus und Memnon.

Das Gegenstück zur Rechten: Aurora mit Tithonus zu Jupiters Füßen, wurde dem Hrn. Schlotthauer auszuführen überlassen; deßgleichen auch gegenüber die Darstellung des Abends: Luna mit den Hesperiden nebst den beyden Seitenbildern: Diana im Bade und Diana und Endymion samt dem sich darauf beziehenden Friese.

Als Gemälde betrachtet, reihen sich diese Darstellungen an die früher vollendeten mit allem Rechte als ausgezeichnet an. Die beyden ebengenannten Künstler, die im Frescomalen am meisten in Uebung und Thätigkeit gesezt waren, mußten hieraus natürlich für die Technik einen wesentlichen Vortheil ziehen. Denn Uebung gibt Erfahrung und macht mit der Ueberwindung mancher Hindernisse bekannt, dieß erzeugt aber zulezt Fertigkeit und Sicherheit, und beyde fördern die Arbeit rascher und mit günstigerem Erfolge. — Früher schon in den Geist ihres Meisters eingegangen, den er in seinen Cartonen durch feste und bestimmte Umrisse gebunden hatte, allmählig vertrauter mit der Natur der Farben und ihrer Wirksamkeit nach dem Austrocknen, konnten sie jezt mit mehr Zuversicht auf den malerischen Effect des Ganzen hinarbeiten und mit größerem Gelingen Kraft und Helldunkel berechnen. Dadurch aber mußten diese leztern Gemälde nothwendig an Klarheit, Lebendigkeit und Harmonie der Färbung, wie nicht minder an Rundung und Zartheit der Behandlung sichtbar gewinnen.

Gedenken wir nun noch der Blumen- und Früchte-Guirlanden und einiger Arabesken, die zum Theil auf vergoldetem Grunde mit anderweitigen Vergoldungen den bildlichen Darstellungen zur Einfassung und einigen kleineren Räumen zum Schmucke dienen und eben so passend angebracht als zierlich ausgeführt sind; so sind wir mit den sämmtlichen Deckengemälden in diesem Saale fertig und es sind darin nur noch diejenigen zu erwähnen, welche in den drey großen, wohl über 30 Fuß ho-

*) Vergl. Kunstbl. Nr. 69. — (1821.)

hen und 16 Fuß breiten Bogenräumen (Lunetten) unterhalb der Decke angebracht sind.

Ihr Inhalt ist folgender:

1. Die Unterwelt — das Reich des Pluto.
2. Die Wasserwelt — das Reich des Neptun.
3. Die Oberwelt — der Olymp — das Reich des Jupiter.

1. Das Reich des Pluto.

Die Anordnung theilt sich in drey Gruppen. In der Mitte Pluto und Proserpina sitzend auf erhabener Stufe des Thrones. Finsterer Ernst umzieht Pluto's Stirne, seine Linke ruht auf Proserpina's Schulter, die mit gesenktem Haupte tiefsinnend vor sich hinab sieht. Vor dem Throne steht Orpheus, er greift mit der Rechten in seine Laute, um durch die Macht rührender Accorde den theuern Schatten seiner Gattin Eurydice vom mächtigen Beherrscher der Unterwelt zu erflehen, daß er sie der ewigen Nacht entziehen, mit ihr in die lichten Räume der freundlichen Oberwelt zurückkehren dürfe. Den verlegenen, schüchternen Blick wagt er kaum hinauf zu dem furchtbaren Gott zu erheben, von dessen unerbittlicher Strenge er die Gewährung seiner Bitte nur mit Angst zu hoffen scheint. So folgt er im Augenblick den Warnungen Amors, der ihm zur Seite steht, sich nach der Geliebten nicht eher umzusehen, bis er das Schattenreich mit ihr verlassen und das Licht der Oberwelt erblickt hat. — Die holde Eurydice steht seitwärts vom Throne, an dessen Pfeiler, und das Haupt an ihre Rechte gelehnt, still und wie zurückgezogen, doch den Blick mit unendlich zarter Wendung des Kopfes auf den Geliebten geheftet.

Zur Linken dieser Gruppe die schlafenden Eumeniden. Schlangenknäule sind um ihre Häupter gewunden und schwarze Gedanken entsteigen ihrer Seele. Nur eine, die nimmer ruhende Alecto sitzt ihnen wachend voran, gestützt auf eine umgekehrte Fackel, ihre grinsenden Blicke auf Orpheus gerichtet. An sie reihen sich des Danaus unglückliche Töchter, verdammt hier der Gatten frevlen Mord mit ewigem Wasserschöpfen zu büßen. Orpheus klagende Töne haben ihr Inneres zur Theilnahme an seinem Schicksale bewegt. Ihnen zur Seite sieht man Medusa's Schatten, die Schlangengewinde um das gräßliche Haupt mit beyden Händen erfassend. Zu unterst am Vorgrunde liegt schlafend des nächtlichen Styx finsterer Beherrscher. Auch Sisyphus erblickt man in der Ferne, sich ewig mühend, den Felsen nach der Anhöhe zu wälzen, um dort am Ziele, das lästige Werk aufs neue von unten zu beginnen.

Zur Rechten des Thrones bildet sich die dritte Gruppe. Es sind die Höllenrichter, Minos, Rhadamanthus und Aeakus, vor ihnen stehen mehrere Schatten, ihr Urtheil zu vernehmen; Charon hatte sie eben zur Unterwelt befördert und ist im Begriffe, seinen Kahn wieder jenseits zu lenken. Eine vortreffliche Gruppe, voll des sinnigsten Wechsels im Ausdruck. Die Richter sind frappante Physiognomien, wie aus dem Leben, kalt, streng und unerbittlich. Der Pilot, der dem Beschauer den Rücken kehrt und so dreist und unerschrocken den Richtern ins Angesicht schaut, ist ganz herrlich charakterisirt, er ist die Zuversicht selbst; was es auch sey, weßwegen er hier vor Gericht steht, er fürchtet nichts. Auch Cerberus fehlt hier nicht, der Höllenwächter, er liegt am Vorgrunde. Laut gähnend mit weit aufgesperrtem Rachen erhebt aus dem dreyköpfigen Ungethüm sich der mittlere Kopf, der andere liegt schlafend zur Erde, nur der dritte späht umher und läßt den dem Throne sich eben genahten Orpheus nicht aus dem Auge. Ein Knabe mit einem Brode nähert sich dem Thiere von rückwärts.

2. Das Reich des Neptun.*)

Neptun, der Wogenbeherrscher, in seiner Rechten den Dreyzack und in traulicher Umschlingung mit Amphitrite, der Gemahlin, auf einer Muschel sitzend, gleitet von zwey muthigen Meerpferden gezogen über die Fluthen dahin. Amor, dießmal ernst und besonnen, lenkt die Rosse und hält sie rasch an, um dem Götterpaar den Genuß von Arions melodischen Tönen länger zu bereiten.

Neptun's behagliche Züge bey unverkennbarem Ernst, und wie so sein gesenkter Blick gedankenlos in der Empfindung weilt, deuten auf gnädiges Wohlgefallen. Auch die zart gebildete Amphitrite huldiget Arions Zaubergesang; es ist als neige sich ihr Haupt dem Sänger zu, damit kein Ton ihr ungehört verklinge.

In der Ferne sitzt Arion auf einem Delphin, der einst, von seinem Spiele entzückt, dankbar ihn dem Tode entriß und auf breitem Rücken aus den Fluthen empor ans Land trug. Der begeisterte Sänger achtet nicht, was um ihn vorgeht; ganz in sich gekehrt schwärmt sein Geist im Reich der Töne, die er in vollen Accorden der Laute entlockt, und was die Brust Dankbares verschließt,

*) Hierzu der beyliegende Umriß, der uns aber nur das Ganze der Anordnung und die Vertheilung der Gruppen versinnlichet. Was das Wesenhaftere, die Formen und den Ausdruck der Köpfe betrifft; so ist der Stecher der nach dem Originale treu gefertigten Zeichnung nicht überall ganz gewissenhaft gefolgt; auch hat er sich, ungeachtet mancher gelungenen Stellen, mit der Correctheit und Vollständigkeit der Umrisse des Nackten nicht überall glücklich abgefunden.

entströmt als Gesang den Lippen in melodischer Begleitung.

Bis in die Tiefe hinab erklangen seine Töne, denn freudig aufgetaucht aus den Fluthen, Nereiden und Tritone, drängen sie sich, jung und alt, entzückt an ihn, dankbar ihm Geschenke bietend, die Erzeugnisse ihres Reiches, Fische, Corallen und Perlen. Ein origineller, glücklicher Gedanke, aus fruchtbarer Phantasie entsprungen und ganz herrlich ausgeführt. Der Kleine auf den Schultern des alten Wassergottes ist lauteres Entzücken, mit Freuden reicht er seine Gabe hin; und in der Gruppe der Nereiden wechselt ein harmonischer Einklang der Empfindung, hier sinnende, dort mehr sinnliche Betrachtung des Sängers; hier gespannte Aufmerksamkeit auf seine Zaubertöne und dort herzliches, dringendes Anerbieten der Gabe. Nicht minder passend und sinnreich ist die Episode im Rücken des Arion angebracht, wo eben ein junger Triton einen wilden Stoß in seine Muschel thun will, aber warnend von einem ältern noch früh genug davon abgehalten wird.

Zur Rechten jenseits der in Arions Nähe versammelten Nereiden sizt Thetis, Achilleus Mutter, eine edle Gestalt, mit der Rechten auf die Erde gestüzt, die Linke über dem gehobenen Knie, in fließender Wendung des Körpers, nur den verständigen Blick sinnend nach der Seite des unvergleichlichen Sängers gewendet, voll Bedeutung und Charakter. Rückwärts noch eine Sirene, ihr Kopf ruht auf den gekreuzten Händen über einer Laute aus Korallen gebildet. So lauscht sie versteckt auf Arions Spiel und Gesang, doch sichtbar grämig, daß er ihr's zuvorthut, und dennoch ihrer Natur nach von Liebe zu ihm hingezogen. Ein schönes Gleichgewicht von Mischung widersprechender Gefühle.

(Der Beschluß folgt.)

Die Mosaik an der Westseite des Prager Doms.

An dem schönen und bewunderungswürdigen Prager Dom findet sich, auf der Mittagswand am Schiffe der Kirche dem vollendeten Thurme nahe, ein treffliches und in Deutschland so äußerst seltenes Mosaikbild, die ganze Wand einnehmend. Daß es aus der Erbauungszeit herrührt, ist keinem Zweifel unterworfen und so auch wohl als gewiß anzunehmen, daß einer der großen Künstler, welche Kaiser Karl der Vierte um sich versammelt hatte, der Verfertiger war. Sein Gegenstück findet dieses Bild in dem Märtyrer-Tod des heiligen Johannes, welcher, in Mosaik, nur etwas roher, über der Thür der Kirche zu Marienwerder befindlich ist. Das Prager Bild soll, nach einigen Nachrichten, lange Zeit durch einen Kalküberwurf, der in den lezten Jahrhunderten darüber kam, verdeckt gewesen und erst in neuerer Zeit wieder davon befreyt worden seyn.

Zwey solche Bilder, in so von einander entfernten Gegenden, deuten wohl darauf hin, daß diese Kunst, die ohne alle Frage aus dem Morgenlande über Italien nach Deutschland gekommen war, eine Zeit lang bey Prachtbauen Deutschlands und des von Deutschland abhängigen Nordens mit in Anwendung gekommen ist, und es fragt sich wohl, ob nicht bey manchen alten Münstern, unter einem späten darüber getragenen Kalküberzuge, noch solch altes Bildwerk verborgen liegt. Es scheint dieß auch darum wahrscheinlich, weil der Deutsche nicht blos die innere Verzierung seiner Rathhäuser und Wohnhäuser liebte, sondern wir in vielen alten Städten noch deutliche Beweise finden, daß die Häuser auch von außen mit Gemälden geschmückt wurden, welche nur, bey diesen wenigen prachtvollen Gebäuden, ein Ersatz und Stellvertreter der wichtigern und weit kostbareren Mosaiken zu seyn scheinen, um so mehr, da die arabeskenartigen Verzierungen der Blätter, Zweige, Ranken, Blüthen auf diesen Gemälden mit denen, welche auf Mosaiken, nach älteren Mustern, gewöhnlich waren, sehr übereinstimmen.

So auch auf unsern Prager Mosaiken, woran bunte Blätter und Ranken selbst noch die daneben befindlichen Strebepfeiler kunstreich verzieren.

Das Bild ist in drey Theile gesondert. Der Haupttheil, das mittlere Bild, zeigt Christus als Weltrichter. In einem eyrunden Regenbogen-Kranze sizt der Weltheiland und Richter, von Engeln umgeben. Unter ihm sind sechs Heilige durch Namensunterschrift bezeichnet: S. procopyus s' sigismundus. s' vitus. s' wecezlaus. sca lodomilla. s' albertus. Es sind die Schutzheiligen des Prager Landes. Darunter sind noch zwey Personen kniend, ein Bischof und eine Jungfrau.

Rechts vom Beschauer, links von dem sitzenden Christo, ist auf dem Nebenbilde, ein Engel des Zorns, welcher die Verdammten mit seinem Schwerte auf die Seite treibt. Oben darüber ist ein Fenster der Kirche, welches die Darstellung theilt, so daß rechts, von Christo entfernt, eine Anzahl betender Heiligen, links, Christo nahe, der heil. Johannes der Täufer am Throne Christi vorbittend, erscheint.

Links vom Beschauer, rechts dem zu Gericht sitzenden Christo, zeigt das zweyte Nebenbild die Auferstehung der Frommen, Engel, welche die Gräber eröffnen und die, aus dem Boden sich mühsam windenden Gestalten hülfreich heben und unterstützen. Darüber ist wieder ein Fenster und an diesem links, dem Heiland entfernt, eine Anzahl betender Heiligen, rechts, dem Throne Chri-

sti nahe und dem heil. Johannes gegenüber, die vorbittende Maria.

Die ganze Darstellung ist in alt hergebrachter Weise, und auf einer unzähligen Menge von Bildwerken und Gemälden zu finden. Ueber den Styl des Bildes läßt sich, bey bedeutender Verdüsterung der Bilder und der Entfernung, in welcher man von ihm ist, nichts Gewisses sagen; aber, allem Anscheine nach, hat er jene merkwürdige Eigenthümlichkeit, die wir auch in Karlstein bewundern, mitten inne zwischen Altdeutschem und Altitalienischem zu stehen, keinem bestimmt anzugehören und so ein merkwürdiges, eigenthümliches, seiner Zeit gleichsam entfremdetes Werk zu seyn.

Untersuchungen der zum Bilde angewendeten Steine konnten nicht angestellt werden, weil es zu entfernt; aber es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Glasstücke, woraus es besteht, vollkommen denen gleichen, welche bey allen Arbeiten der Art in Italien angewendet worden sind, die sich in Preußen an der großen Marienbildsäule und dem flachen Bilde des heil. Johannes finden und die eben so an der Kuppel der Kirche zu Aachen, so wie sogar an den Säulen erscheinen, die, unter dem Namen der Hierosolymitanischen bekannt, sich im Antiken-Kabinet zu Dresden befinden, bey dem die gleiche rothe Glasmasse mit den Goldplättchen, wie in Marienburg, überzogen ist. Das Material ist gewiß durchaus immer dasselbe, denn es kommt aus denselben Fabriken, oder wenigstens solchen, die völlig im alten Gange und in frühster Verfertigungsweise beharrten.

Die Fenster innerhalb dieses ganzen Mosaikbildes sind in ihren Blenden und im Bogen, bis zu der Spitze desselben hinauf, mit dem schönsten Blätter- und Weintrauben-Schmuck verziert, welcher leider indessen etwas verlezt ist und auf das dringendste anzunehmen scheint, daß dieß ganze Bild, durch ein kurzes Schirmdach gesichert werde, damit nicht die Zerstörung der Zeit und der Elemente zu rasch vorschreiten.

Vg.

Lithographik.

Die Werke Canova's. Sammlung von lithographirten Umrissen ꝛc. Stuttgart bey Fr. Schulz. 10te — 13te Lieferung. *)

Diese vier neuen Hefte, der rasch fortschreitenden Sammlung sind alle von gleich guter lithographischer Ausführung. Ihr Inhalt ist folgender:

Heft 10. 1. 2. 3. Drey Tänzerinnen, gefertigt in den Jahren 1805 und 1809 für die Kaiserin Josephine, den Ritter Mangoni von Forli und den Fürsten Rasumowsky. 4. 5. Grabmäler des Grafen und der Gräfin Mellerio, Basreliefs in der bekannten Art.

Heft 11. 1. 2. Hebe, 1796, jezt im Haus Albrizzi zu Venedig, wo sie nächstens zur Versteigerung kommen wird, eines der anmuthigsten Werke Canova's, obgleich er sich auch hier erlaubt hat, ein dünnes fliegendes Gewand anzubringen, welches der Sculptur nie gelingen kann. 3. Denkmal Clemens XIV. in der Kirche Sti Apostoli zu Rom. Dieß Werk, das Canova 1777 in seinem 24sten Jahre vollendete, ist eines der ernstesten und würdigsten Denkmale seines Genies. Man sieht hier noch das treue Studium der Natur und der Antiken, und kein Haschen nach affectirter Grazie oder malerischem Effect. 4. Idealbüste der Laura. 5. Der rasende Herkules, Basrelief.

Heft 12. 1. Die vielbesprochene Statue des Perseus, 1800 vollendet, welche nach Canova's eigener Meynung mit dem vatikanischen Apollo wetteifern sollte, auch nach dessen Wegführung aus Rom auf seine Stelle kam, und noch jezt, nachdem er solche wieder eingenommen, wenigstens einen gleich ehrenvollen Platz im Belvedere behauptet. Jeder Unbefangene wird mit dem Urtheil übereinstimmen, welches Fernow über diese Statue gefällt hat; dennoch gehört sie immer zu Canova's schönsten Werken, und nur die Prätension, die der Künstler hatte, mit einer der gepriesensten Statuen des Alterthums wettzueifern, reizt selbst die Kritik des Bewunderers zur Aufsuchung ihrer Mängel. 2. Idealbüste der Eleonora d'Este. 3. Herkules der den Lichas ins Meer schleudert, kolossale Marmorgruppe, 1802 vollendet, im Pallast Torlonia zu Rom aufgestellt. Composition und Ausführung sind in diesem Werke gleich widerwärtig; statt die kräftigste aller Heroennaturen darzustellen, verfiel der Künstler in das Uebertriebene und Gemeine. 4. Sitzende Statue Washingtons, 1818 vollendet. 5. Mars und Venus, stehende Gruppe über Lebensgröße, 1816 für den jetzigen König von England vollendet; zwar etwas kalt in der Composition, doch in der Ausführung kräftiger und männlicher als viele andere Werke Canova's.

Heft 13. 1. Colossalstatue Napoleons, 1803 vollendet, jezt im Besitze des Herzogs v. Wellington. 2. Terpsichore, 1808. 3. 4. Die Frömmigkeit und die Sanftmuth, zwey Statuen im Jahr 1783 für das Grabmal Clemens XIV. modellirt, nachher aber durch andere ersezt. 5. Die Rückkehr des Telemach, Basrelief, 1790. Unter allen Figuren möchte Penelope am wenigsten gelungen seyn.

S.

---

*) Vergl. Kunstbl. 1825. Nr. 52.



Nr. 94.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 24. November 1825.

Ueber die drey großen Cartone zu den Fresco-gemälden des Herrn Directors Peter Cornelius in der königlichen Glyptothek zu München und über die Gemälde selbst. (Fortsetzung von Nr. 65—69. 1821.)

Von Canonikus B. Speth.

(Beschluß.)

3. Der Olymp — das Reich des Jupiter.

Es ist nicht ein stattliches Göttermahl, nicht der versammelte Götterrath, es ist die Apotheose des Herkules, was der Künstler sich zum Motive seiner Schilderung des Olymps gewählt hat.

Auf goldenem Throne, von Blumen und Früchten ...ig umkränzt, sizt Jupiter, an seiner Seite Juno. ...erkules, in den Olymp eingetreten, nähert sich dem ...hrone. Jupiter, von dessen Antlitz Hoheit und Würde ...ahlt, in seiner Linken den Herrscherstab, reicht dem ...llkommenen Sohn die goldene Schaale. Nicht so der ...ea Tochter: die ewig zürnende Juno, die Alkmene's ...ohn im Leben hart verfolgt, läßt auch im Olymp ihren ...ß ihn fühlen. Mit beyden Armen auf die Lehne des ...rons gestüzt, sizt sie nachlässig in abgewandter Stellung, ...r den neidischen Blick auf Herkules gerichtet. Rück...rts des Thrones stehen die Grazien, holdblühende ...stalten, schwesterlich umschlungen und zu den Füßen ... Donnerers füttert Ganymed den königlichen Aar, ... gewaltigen Blitz in seinen Klauen.

Dem kommenden Herkules schwebt Hebe, die Braut, in ...endlicher Frische unendlich liebreizend entgegen, Hymens ...nigen Kranz um das blondgelockte Haar gewunden, ...kredenzt ihm in goldenem Pocale süßen Nektar.

Dieser Gruppe seitwärts zur Linken steht Minerva, ...ana und Neptun, schicklich geordnet, nicht ohne ...ilnahme an Hebe's gastfreundlichem Dienst. An sie ...et sich zunächst Apollo, der den festlichen Tag mit ...m Gesange feyert, den er mit der Laute begleitet, ...erstüzt vom harmonischen Klang der Instrumente einiger Musen. Auch Pan mischt sich ein, er schielt nach Apollo's Laute hin, als wollte er zuvor den Griff seiner Accorde ihm ablauschen, um den begleitenden Ton auf seiner Pfeife nicht zu verfehlen. Ein passender, glücklicher Gedanke!

Freuden andrer Art überlassen sich die Götter jenseits. Vulkan, der Juno zunächst, leert in langen Zügen den vollen Becher. Venus, den Amor liebkosend, weilt mit Mars in freundlichem Gespräche, Ceres und Merkur, lezterer ist ganz vortrefflich. Die Freude, den der Gefahr entronnenen Freund am Ziele zu finden, sieht ihm aus den Augen, ihm zunickend hält er hoch auf den goldenen Becher. — Nach dem Vorgrunde her steht Ariadne von Bacchus umschlungen mit ihm in traulicher Unterredung, ihre Häupter sind mit Weinlaub bekränzt. Bacchus lehnt sich an einen Faun, der neckend dem alten vom Weine überfüllten, feisten Silen eine Traube unter die Nase hält, während ein andrer vor ihm mit einem Tiger spielt, der nach derselben Frucht gelüstend, den Rachen gierig darnach aufsperrt.

Ein herrlicher Contrast zwischen beyden Seiten! wie gesondert das Edle von dem Gemeinern, und wie gesteigert jenes in ruhigerer Haltung, je näher dem Throne, und wie angepaßt zugleich dem Individuellen eines jeden Charakters!

So weit die Erfindung dieser drey umfassenden Bilder. Was ihre Ausführung in Fresco betrifft, so ist bey weitem der größte Theil derselben von der Hand des Herrn Directors Cornelius gemalt worden.

Im Reiche der Unterwelt wurden außer dem Piloten die übrigen Schatten von Hrn. Prof. Zimmermann; die Figur der Euridice von Hrn. Schlotthauer und die entferntern Gestalten des Sisyphus, einiger Danaiden, ferner das Haupt der Medusa mit dem Styx von Hrn. Stürmer ausgeführt. — Im Reiche des Neptun hat Hr. Schlotthauer den Arion und Hr. Zimmermann die beyden Pferde, die Thetis und die Sirene mit den zwey andern Figuren rückwärts gemalt. — In der Darstellung des Olymps ist ebenfalls außer den drey

Grazien und dem Ganymed mit dem Adler von der Hand des Hrn. Schlotthauer, alles Uebrige von dem Meister selbst ausgeführt.

Was wir früher *) von den technischen Eigenthümlichkeiten des Hrn. Cornelius, d. h. von dessen Bestimmtheit in den Umrissen, von dem Individuellen seiner Formen und Physiognomien, von dem Style seiner Gewänder rc. Lobenswürdiges gesagt haben, darauf berufen wir uns auch hier wieder, nur mit der freudigen Wiederholung unsrer schon gemachten Bemerkung, daß uns auch hier in Folge mehrfacher Erfahrung und Uebung gar Manches gediegener und, was die Färbung, besonders des Nackten weiblicher Körper anbelangt, zärter und blühender, überhaupt an Kraft und Helldunkel hervorgehobener und mit immer sparsamerer Anwendung der Retouchen in Tempera ausgefallen ist.

In den Besitz dieser errungenen Vortheile theilen sich der Meister und die trefflichen Gehülfen Zimmermann und Schlotthauer, die mit ihm gleiches Ziel verfolgend und, stets sein Vorbild im Auge, sich nunmehr selbst eine solche technische Meisterschaft errangen, daß, jedoch unbeschadet der eigenen Individualität, ihr Wirken neben dem des Meisters in diesen drey lezten Bildern, wie aus einer und derselben Hand hervorgegangen scheint. — So gelang von jeher das Große in der Kunst nur durch Eintracht und Liebe in und zu gemeinsamem Wirken, und so gelingt es auch jezt, und wir erfreuen uns nicht wenig, dieses seinem Inhalte und seiner Bedeutung nach so umfassende Werk mit so glänzendem Erfolge gekrönt zu sehen.

Jezt aber, wo auch diese Gemälde unterhalb der Decke fertig und mit jenen der lezteren in vergleichenden Zusammenhang gebracht sind, thut sich für die Reflexion eine neue Bedeutung derselben auf. Es entgeht nicht, wie dem Ganzen die unendlichen Formen alles Seyns und Bestrebens, Zeit und Raum, zum Grunde liegen. Die Zeit selbst mit ihrem ewig kreisenden Wechsel und was in ihr ewig wechselnd sich gestaltet, ist deutlich in dem Cyclus der Bilder an der Decke geschildert. Was aber im Raume besteht, ist örtlich fixirt und umfaßt die drey Reiche der Ober-, Unter- und Wasserwelt, doch unter der alles beherrschenden Macht des Geistes und der Stärke, welches der Künstler in den drey Gemälden unterhalb der Decke durch die glücklich gewählten Hauptmotive des Orpheus, Arions und der Apotheose des Herkules sehr sinnreich und treffend bezeichnet hat.

Berücksichtigen wir endlich noch nebenbey die Stelle, die jedes dieser drey lezteren Bilder einnimmt, so können wir kaum die weitere Beziehung übersehen, in der es jedesmal wieder zu einem der Hauptbilder an der Decke steht.

Das Reich der Unterwelt findet hier seinen analogen Platz an der Wand unterhalb der Nacht mit dem Tod und Schlaf und den nächtlichen Träumen. Das Reich der Wasserwelt hat eben so das Bild des thauenden Morgens passend über sich, und über dem fröhlichen Olymp, dem Reiche der Oberwelt, zieht Helios *) das strahlende Bild des Tages vorüber.

Eben so bedeutungsvoll und in analoger Beziehung auf die Hauptgegenstände dieser drey Bilder werden noch die zu denselben gehörigen schmalen Bogenräume über denselben in Stucco verziert und über dem ersten, in Beziehung auf Pluto, der Raub der Proserpina, über dem zweyten, bezüglich auf das Meer, die Geburt der Venus, und über dem dritten, dem Reiche des Jupiter, dessen Kampf mit den Titanen angebracht werden. In den Raum über der vierten Lunette endlich, die ein Fenster einnimmt, wird Jo's Befreyung, gleichfalls in Stucco ausgeführt, ihre Stelle finden.

Es gehört in jeder Hinsicht eine geniale Tüchtigkeit dazu, so bedeutende Räume bedeutungsvoll auszufüllen. Zwar ist hiezu das Reich der Mythologie unerschöpflich. Aber der Reichthum des Stoffes allein macht es nicht aus. Vieles hängt hier von dem richtigen Verstand in der Wahl der Gegenstände sowohl als der Haupt- und Neben-Motive ab; das Meiste von der Ueberlegung und Besonnenheit in der Anordnung und Vertheilung des Stoffes zur geschlossenen Einheit nicht nur der einzelnen Gruppen, sondern ihrer Gesammtheit, in so fern sie, wie hier, ein ideelles Reich umfaßt, das in seinen Hauptmomenten in zeitlicher sowohl als räumlicher Beziehung richtig aufgefaßt und geordnet, sich zur Einheit abschließt; alles endlich hängt ab von einer tiefen, geistreichen Phantasie, die das Ganze erst belebt, damit es nicht als ein todtes Aggregat, sondern beseelt und lebendig, als Idee aus der Idee in die Leibhaftigkeit geboren, dabey aber auch wieder mit allen Individualitäten und Zufälligkeiten eines Naturwerkes erscheine.

Wenn wir schon einmal früher, **) während der Ausführung der ersten Hälfte dieses umfassenden Werkes

---

*) Kunstbl. 1821. Nr. 69. S. 274 und 275.

*) Nachträglich zu der früheren Ausführung dieses Bildes in Fresco bemerken wir noch, daß die vier Pferde vor dem Sonnenwagen von Hrn. v. Heideck und zwar mit einer Kraft und Lebendigkeit gemalt sind, die wahrhaft überraschend ist. — Von diesem Künstler werden wir nächstens eine ausführliche Biographie und Würdigung seiner Kunstleistungen in diesen Blättern folgen lassen.

**) Kunstbl. a. a. O.

die genialen Kräfte seines Erfinders besonders hervorzuheben uns veranlaßt fanden, so haben wir keineswegs vorschnell geurtheilt, da jezt das Ganze mit gleich strenger und beharrlicher Consequenz durchgeführt und zu Ende gebracht ist.

Eine nicht mindere Freude gewährt es uns, nunmehr auch bewahrheitet zu sehen, was wir damals noch vorhersagend ausgesprochen hatten, es werde nämlich der Zweig der Frescomalerey durch Cornelius aus Italien zuerst nach Bayern verpflanzt, daselbst aufs neue wieder zu einem kräftigen Stamme heranwachsen, der dann seine Aeste weithin verbreiten werde. — Und nun, da sie kaum in München Wurzel gefaßt, sehen wir sie schon am Rheine *) herrlich gedeihen. Was bereits in Coblenz vollendet, dann in Bonn zu malen schon begonnen, und für mehrere Schlösser nächst Düsseldorf und an andern Orten auszuführen vorbereitet ist, ist aus Cornelius Schule hervorgegangen; es sind seine Schüler, welchen, von dem Geiste ihres Lehrers beseelt und von ihrem Rathe unterstüzt, die Ausführung anvertraut ist.

Aber wem anders könnte hiervon der unvergänglichste Ruhm gebühren, als Ludwig, der noch als königlicher Prinz der Krone Bayerns durch Cornelius Ruf aus Italien das Daseyn und Wachsthum aller dieser Werke in Deutschland zuerst begründet hat. Möchte, was der Kronprinz so unsterblich begonnen, der König nun sofort vollenden! Möchte Ludwig, dessen Haupt jezt seit kurzem Bayerns Krone schmückt, die Kunst mit unvergänglicher Liebe fürder umfassen und beschützen, damit durch sie in ihren Werken einst der Nation große, herrliche Thaten zur Anschauung erblühen, und möchte der Erlauchte, der mit gleicher Liebe der Religion seiner Väter zugethan wie der Kunst, diese auch dadurch heiligen, daß wenn einst, bey immer sich erweiterndem Gebiete der königlichen Stadt, auf sein Gebot ein Gott geweihter Tempel emporsteigt, darin des Evangeliums göttliche Lehren und Thaten durch die Kunst verklärt von den Wänden herab zu den Gemüthern mahnend sprechen, damit dieß Heiligthum in seiner Art für Bayerns Hauptstadt einst werde, was jezt für Rom die herrliche Sixtina ist.

Die Arbeiten im zweyten Saale, dessen bildliche Darstellungen die Heroenwelt umfassen, haben bereits begonnen, über deren gesammten Inhalt wir seiner Zeit Bericht erstatten werden.

*) Auch in Franken wird die Frescomalerey einen gedeihlichen Boden finden. Hr. Graf Schönborn ist gesonnen, zufolge genommener Rücksprache mit Hrn. Cornelius, in einem Saale seines Schlosses zu Gaibach die Gründung der bayrischen Constitution durch Frescogemälde verewigen zu lassen.

Neuer Kupferstich.

Bildniß des Königs Carl X. von Frankreich; gemalt von F. Gérard, gestochen von F. Garnier.

Brustbild ohne Hände, in einem ovalen Rahmen, welcher auf einem einfachen viereckten Grunde ruht; 11 Zoll hoch, 9½ Z. breit.

Dieses Bildniß des regierenden Königs von Frankreich zeichnet sich vor allen, die bis jezt bekannt geworden, am meisten durch seine angenehme Aehnlichkeit aus. Es muß in der Hinsicht selbst dem herrlich ausgeführten Gemälde von Gérard vorgezogen werden, welches den Monarchen in ganzer Gestalt im königlichen Ornat darstellt, und welches während des Sommers im großen Saal des Pariser Museums zu sehen war.

Das vorliegende Bild zeigt den König in der einfachsten Uniform, mit dem Stern und dem großen Bande des heil. Geist-Ordens; der Hintergrund ist graue wollige Luft.

Man wird daher sogleich an das schöne Bildniß des Königs von Preußen von Gérard erinnert, welches F. Forster meisterhaft gestochen hat. Auch kann der Kupferstich, obwohl er den von Forster in der Behandlung der Carnation nicht ganz erreicht, doch seiner trefflichen Ausführung und kräftigen farbenreichen Haltung wegen demselben zur Seite gesezt werden.

Und so darf man das Blatt von Garnier jedem empfehlen, der ein treues und angenehmes Bildniß des Königs von Frankreich in einem vorzüglichen Kupferstich zu besitzen wünscht.

Abdrücke von der gewöhnlichen Ausgabe kosten zu Paris 16 Franken, vor der Schrift 32 Fr., auf chinesischem Papier 60 Fr.

Die Hauptniederlage ist bey Chaillon Poterelle Straße St. Honoré Nr. 140.

In Deutschland kann man zu verhältnißmäßigen Preisen bey allen großen Kunsthändlern Abdrücke haben.

S. B.

Theatermalerey.

Dekorationen für die Schaubühne, nebst einem Vorwort über die Theatermalerey, von F. Beuther. Erste Lieferung, mit zwey colorirten und zwey schwarzen Kupfertafeln. Groß Quer-Fol. Braunschweig 1824, auf Kosten des Herausgebers.

Die Theatermalerey bietet dem Künstler die reichsten Mittel dar, durch Architektur und landschaftliche Kunst auf Sinn, Gemüth und Phantasie des Beschauers zu wirken. Der Theatermaler ist Architekt, Ornamentist, Interioren- und Vedutenmaler zugleich; ihn beschränkt bey seinen Bauwerken und Anlagen kein Bedürfniß, kein Ersparniß; das Reichste, Mannichfaltigste und Phantasievolleste erwirbt ihm stets das meiste Lob; er vermag seine Gegenstände im schönsten Lichte, in der frappantesten Wirkung zu zeigen, ja das Phantastische und Wundervolle gehört ganz eigentlich in sein Bereich, und er darf alle Mittel aufbieten, den Beschauer durch schöne Formen, schmeichelnde Farben und glänzende Lichtwirkungen zu bezaubern. Unsrer Zeit ist nicht vorzuwerfen, sie sey in dieser Kunst zurückgeblieben; im Gegentheil sie hat dieselbe zu einem Grad ausgebildet, daß der dramatischen Darstellung selbst dadurch Schaden geschieht, daß selbst die Dichter sich verführen lassen, auf den äußern Effect der Umgebungen mehr Rücksicht zu nehmen, als sich mit der innern Entwicklung ihrer Gegenstände verträgt. Unter den deutschen Theatern zeichnen sich vorzüglich das Münchner durch die von der Familie Quaglio gefertigten, und das Berliner durch die von Schinkel angegebenen Decorationen aus, welche leztere auch in einer Reihe von Heften erschienen sind. Hr. Beuther liefert nicht bereits ausgeführte Decorationen, sondern Entwürfe für auszuführende, und äußert sich im Vorwort mit philosophischem Sinn über die Nothwendigkeit der Verbindung der Theatermalerey mit der dramatischen Darstellung. Seine Behauptungen werden wohl nirgends gegründeten Widerspruch finden, zumal wo es die Vereinigung tönender, redender und bildender Kunst, in der Oper, gilt. Entwürfe, wie die seinigen, könnten dazu dienen, den guten Geschmack in der Wahl des für Zeit, Ort und Handlung Schicklichen zu befestigen, so daß man nicht mehr eine Curia mit einem Amphitheater und den Styl ägyptischer Baukunst mit dem der maurischen verwechsle. Besonders aber können sie den Theatermaler darauf hinweisen, seine Räume großartig zu benutzen, und durch scheinbare Vergrößerung und Ausdehnung der Massen und Entfernungen die Phantasie des Beschauers zu erheben.

In dieser Hinsicht finden wir besonders das braun in Aquatinta geäzte Blatt gelungen, einen Saal im byzantinischen Styl darstellend. Die richtige Beobachtung des Styls vereinigt sich hier mit großartigen Formen, weiten Räumen, hochstrebenden Gewölben; man sieht, wie die Kunst der Perspektive jede kleine Fläche zu erweitern und das Auge durch schöne Lichtwirkungen zu ergötzen vermag. — Das altdeutsche Zimmer auf dem andern braungeäzten Blatt befriedigt in Hinsicht der Beleuchtung weniger; auch möchten einige Verzierungen nicht ganz im guten Style der altdeutschen Baukunst seyn. — Von schöner Wirkung ist das colorirte Blatt: Souterrain zur Zauberflöte Akt 2. Sc. 20 im ägyptischen Styl; vielleicht dürfte man die untern Säulen etwas massiver wünschen. — Auf dem zweyten colorirten Blatt ist ein römisches Forum dargestellt, gegen welches jedoch sowohl der Architekturmaler als der Archäolog einiges einzuwenden haben möchten. Jener würde wohl fragen, warum Hr. B. die Idee eines weiten großen Platzes gleichsam abgeschnitten habe durch Mauern und Treppen, die den Platz selbst verdecken, wobey noch die Massen so nah zusammentreten, daß man sich die weite Ausdehnung nur abstrahiren muß; dieser: ob die Architektur mit Bögen und Pilastern, die hier an der Halle im Hintergrund angebracht ist, von den Römern anders als bey den Amphitheatern gebraucht worden, und ob wohl jemals eine Reiterstatue als Akroterium eines Tempels gedient habe?

Die Ausführung sämmtlicher Blätter ist äußerst geschickt, sorgfältig und thut die angenehmste Wirkung. Das erste, dritte und vierte ist von D. Landini, das zweyte von Joh. Bapt. Höffel gestochen.

S.

Alterthümer in England.

Am Fuße des alten Thurmes Blenkinsop Castle ist ein Stein mit einer langen schönen Inschrift entdeckt worden, die zwar nicht leicht zu entziffern, aber offenbar ein Denkmal ist, welches der Centurio Aurelius Marcus seiner (sanctissimae) Frau, Aurefaia errichtete, die 30 Jahre sine ulla macula lebte. Ein andrer einfacher Centurienstein wurde zu gleicher Zeit entdeckt: von beyden nimmt man an, sie seyen von der Station Caervorran hingebracht worden.

Arbeiter an einem Gebäude zu Stisted in Essex haben, einen Fuß unter der Erde, eilf römische Urnen gefunden, welche Gebeine u. s. w. enthalten.

Nr. 95.

Kunst-Blatt.

Montag, den 28. November 1825.

Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

II.

Ueber den Geist und das Wirken der römischen Malerschule.

Es ist schwer, den Charakter der römischen Malerschule zu bezeichnen, gerade, weil es ihr an einer scharf hervortretenden Eigenthümlichkeit fehlt. Ja, strenge genommen hätte es eine solche Schule eigentlich gar nie gegeben, wenn wir nämlich unter Schule die, einer Provinz eigenthümliche, durch locale Elemente, das Naturell der Eingebornen, u. s. f. bestimmte Art und Weise, die Kunst zu treiben, verstehen. Denn gerade das Haupt dieser Schule, nämlich Rafael, ist selbst ein Auswärtiger gewesen, und von jenen Einflüssen frey geblieben. Das aber, was er geschaffen und begründet hat, ist ein Gemeingut geworden, und hat seine meisten Früchte nicht einmal in Rom selbst gebracht. Dieses wunderbare Gestirn hat sein Licht über den ganzen Kunsthimmel verbreitet, und weil das Vollkommene nur auf eine Weise möglich ist, so ist der Geist, in dem er gewirkt hat, nicht einer speziellen Schule eigenthümlich geblieben, sondern von den bedeutendsten Männern aller Schulen, in Anspruch genommen worden. Es haben aber noch besonders äußere Begebenheiten dazu beygetragen, diesen Geist ausserhalb Rom zu verbreiten: der frühzeitige Tod Leo X. († 1521) der Ruf Julio's nach Mantua; die Pest 1523; die Plünderung Roms 1527. Durch diese Begebenheiten geschah, daß, weil gerade Rafaels Hauptschüler seinen Sitz in der Lombardey aufschlug, und weil die Ansichten Adrians VI. was die Kunst betrifft, seinem großen Vorfahrer gerade entgegengesetzt waren, ein lebendiges und unmittelbares Fortwirken in Rom, im Sinne und Umfange der Rafaelischen Zeit, so recht in der Wurzel gelähmt wurde. Durch die Pest und die Plünderung der Hauptstadt aber, wurden noch vollends die Wenigen, welche von Rafaels unmittelbaren Schülern in Rom anwesend waren, zerstreut, und so trugen sie die Fackel des von ihrem Meister empfangenen Lichtes durch die Gewalt hinausgetrieben, in die südlichen und nördlichen Gegenden der Halbinsel. Wo sie sich immer niedergelassen, haben sie mächtig auf den Geschmack eingewirkt, und durch sie ist die unmittelbare und lebendige Verbreitung des Rafaelischen Geistes geschehen, verschieden von jener, welche auch späterhin noch immer dadurch statt gefunden hat, daß alle bedeutenden Männer des Faches eine Reise nach Rom zum Studium der Werke Rafaels, sich zur Hauptaufgabe ihrer Bildung machten.

Jenen Geist nun zu bezeichnen, welcher die unmittelbaren Schüler Rafaels unter sich, und mit ihrem großen Meister auf so lebendige und fruchtbringende Weise verbunden hat, soll hier versucht werden. Dieser Geist ist aber nicht so fast in charakteristisch hervorspringenden Eigenthümlichkeiten zu erkennen; sondern strahlet wie ein kräftiges, klares, ruhiges Licht aus den Werken dieser Männer hervor. Ihre Werke umfassen aber durchaus das ganze Gebiet der Malerey, und daher ist auch von dieser Seite schon Universalität eines der Merkmale dieses Geistes. Diese Schule ist aber nicht blos universell in Ansehung des Stoffes ihrer Darstellung, sondern auch in Ansehung der Auffassungsweise und Darstellungsart des Einzelnen selbst. Sie weiß ihren Darstellungen ein allgemeines Interesse, eine welthistorische Bedeutung zu verleihen; durch diese Eigenschaft, welche bey Rafael aus der sublimen Höhe des Standpunktes seiner Ansichten, zu welcher ihn unvergleichliche Geistesgaben, die Begeisterung seiner Zeit, und der Umgang klassisch gebildeter Freunde erhoben hatte, hervorging, ist veranlaßt worden, daß sich so viele seiner Schüler mit so besonderer Vorliebe den Darstellungen der Mythologie und der Geschichte des Alterthums zugewendet haben. Wenn nun hierdurch einerseits der christlich religiösen Malerey Eintrag geschehen ist, da ihr so ausgezeichnete Talente großentheils entzogen wurden, so ist andrerseits, umfassenden, ein großartiges harmonisches Ganze bildenden Werken das Daseyn gegeben worden, welche ohne diesen universellen Geist jener Künstler nicht zu Stande gekommen wären, und durch das klassische Ge-

präge ihrer Ausführung einen, den menschlichen Geist erhebenden, die Zeit und die hochsinnigen Fürsten, welche sie veranlaßten, verherrlichenden Anblick gewähren. Zu diesen Werken gehören vor allen der Pallast zu Mantua. Es ist schon anderswo versucht worden, diese erstaunliche Kunstschöpfung in ihrer Gesammtheit darzustellen. Hier genüge es, daran zu erinnern, daß dieses Werk recht eigentlich eine Fortsetzung der Kunstweise ist, in welcher Rafael den Vatikan verherrlicht hat. Nur ist nach dem Naturell Julio's der Inhalt profan, die Ausführung an das Bizarre gränzend. Aber der das Ganze durchdringende Geist ist rafaelisch. Es spricht sich in diesen Werken eine philosophische und dichterische Auffassung der Natur und des Lebens, und eine durch classischen Geschmack geleitete Darstellung derselben aus. Das hier Ausgesprochene möge zur Beziehung des Geistes der Schule dienlich seyn. Denn gerade dieser klassische Geschmack und der Rafaelische Kunststyl sind identisch. Es ist aber hier von dem Klassischen nicht die Rede in seinem direkten Gegensatze zum Romantischen. Denn wer wollte der römischen Malerschule romantische Elemente wohl absprechen? sondern wir meinen dabey, einen durch die ewigen und allgemeingültigen Gesetze des Besten und Vollkommensten geleiteten und gebildeten Geschmack, besonders in der Wahl der Darstellungsmittel. Denn der Inhalt eines Kunstwerks kann ja gar wohl ein rein romantischer seyn, wenn sich gleich der Künstler etwa gewisser, aus der Antike abstrahirten Formen zu seinem Werke bediente. Um so viel mehr wird aber ein Kunstwerk dann classisch seyn, wenn sein Urheber — wie es gerade bey Rafael der Fall war — aus der Urquelle zu schöpfen verstand, aus welcher jene Werke des Alterthums selbst hervorgegangen sind und gerade nun deßwegen den Canon des Schönen bilden, weil sie schöne Naturformen auf das Vollkommenste darstellen. Zu einem wahrhaft classischen Werke wird aber noch ferner vorausgesezt — und auch das treffen wir wieder bey der römischen Schule an — jener Grad von Meisterschaft im Technischen, welcher die Idee des Künstlers auf eine leichte sichere und bequeme Weise in die Malerey einführt, so daß das Bezeichnende und das Bezeichnete, Stoff und Gedanke, identisch werden. Wir setzen dieses natürlich auch bey andern Schulen voraus. Allein da wir schon oben der römischen das Merkmal der Universalität zuerkannt haben, so erheischen und finden wir auch bey ihr jene Universalität der technischen Fertigkeiten, ohne welche Werke, wie das genannte und die noch zu nennenden, gar nie hätten unternommen werden können. Ja, wenn man bedenkt, was Julio allein nur in Mantua alles geleistet hat, so müssen wir wahrlich über die Allseitigkeit seiner Bildung erstaunen. Aehnliches ist aber nun auch von andern Männern dieser Schule geleistet worden. Jene herrlichen Werke zu Fontainebleau, haben den Primaticio und Niccolo Abbate zu Urhebern. Der, ganz im Geiste der Werke Julio's in Mantua, vollendete Pallast Doria zu Genua, ist von Perin del Vaga angegeben und ausgeführt. Pellegrino hat seine Vaterstadt Modena mit Werken Rafaelischen Geistes geschmückt. Spanien hat die Verherrlichung seines Eskurials dem nach dieser Schule gebildeten Tibaldi zu verdanken. Penni und Maturin, nachdem sie Rom mit Facciaten geziert, fuhren in Neapel fort, ein gleiches zu thun, wohin auch Francesco Penni Raphaelischen Kunstgeist verpflanzte. Der Saal des Constantins und die Villa Madadna in Rom sind ganz im Geiste des großen Hauptes der Schule, von Julio, Rafael del Calle und Franc. Penni vollendet. Gaudenzio Ferrari verherrlichte Mailand mit Werken römischen Kunststyles; ein gleiches thaten Jacomone in der Romagna, Andrea da Salerno in Neapel, Bagnacavallo und Campanna in Bologna und Venedig; Coris in den Niederlanden; ja selbst auf unser Vaterland hat sich durch Candid und andre noch etwas von dem Geschmacke und Geiste der röm. Schule fortgeerbt, wie die Fresken zu München und in dem herzoglichen Pallast zu Landshut beweisen, von welchen wir bald eine nähere Mittheilung zu machen Gelegenheit zu bekommen hoffen.

Wir wollen nun versuchen, dem Geiste, welcher den hier in Masse bezeichneten Werken gemeinsam und eigenthümlich ist, noch weiter nachzuforschen, und auch die Individuen, welche so Bewunderungswürdiges zu schaffen Kraft und Geschick hatten, näher ins Auge zu fassen. Denn nur in der Gesammtheit dieser Werke und ihrer Schöpfer, stellt sich uns ein vollständiges Bild des Geistes und Wesens der römischen Schule dar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Denkmäler von Pompeji.

Illustrazione di alcuni Monumenti di Pompei (44 S. 8.) ist eine kleine Schrift des gründlichen Antiquars Abb. Raimondo Guarini betitelt, welche bemerkenswerthe Vermuthungen über die Gebäude der Eumachia, den sogenannten Venustempel und eine im vorigen Jahr gefundene Statue enthält.

Der Verfasser beginnt mit der aus Bechi's Schrift (del Calcidico e della Cripta) bekannten Inschrift der Eumachia. Er sichert nach dem herrschenden Sprachgebrauch die der Augusta Pietas gewidmeten Gebäude, Chalcidicum, Crypte und Portiken, der Livia, und hält sonach dieselben sämmtlich für gleichzeitige Werke des Augustischen Zeitalters; die Priesterin Eumachia, Tochter des Lucius, bringt er hienach mit einem Lucius Eumachius Fuscus in Verbindung, den er in einem Pom-

pejanischen Inschriftbüchlein (In sacra Pompeiorum nonnulla. Nap. 1823. p. 30) als Duumvir im Jahr 32 nach Chr. nachgewiesen hatte.

Weiter verbreitet sich der Verf. über die viel und allzumal übelbesprochene Streitfrage, was ein Chalcidicum und wo das Chalcidicum der Eumachia zu finden sey. Er berichtet mit der gründlichen Kürze, die ihn vor vielen seiner Landsleute auszeichnet, wie ein Chalcidicum kein Causidicum, kein Chalcivecum, wie es kein Münzgebäude der Stadt Pompeji seyn könne, von der keine Münzen vorkommen, und wie von zwey Chalcidiken, die Vecchi angenommen, einer angehängten Vorhalle von Basiliken und andern großen Gebäuden und eines vereinzelten Gebäudes zum Verkehr der Krämer, kein einziges begründet sey. Zu bedauern ist es jedoch, daß jene Kürze dießmal ihn für die Rechtfertigung seiner eigenen Meynung begleitet, die er auf zwey bekannte Stellen des Arnobius gründet. Der fromme Kirchenvater eifert einmal über die Mahlzeiten, so die seligen Götter auf himmlischen Lagern und in goldenen Chalcidiken (in tricliniis caelestibus atque in Chalcidicis aureis) verführen, und wiederholt ein andresmal, wie nackte Götterbilder in jenen großen Chalcidiken und himmlischen Wohnungen (in Chalcidicis illis magnis atque in palatiis coeli) verehrt werden. Hienach sind Chalcidiken dem Verf. prächtige Speisesäle, und da er in den nächsten Umgebungen der Portiken der Eumachia keine Spuren eines solchen findet, so sucht er das erwähnte Chalcidikum in dem rechteckigen Mittelraum des sogenannten Venustempels, in dem man hinlängliche Tische und Zelte zu Göttermahlzeiten errichten konnte.

Ohne zu untersuchen, ob die Anlage des sogenannten Venustempels des Verfassers Vermuthung zu begünstigen vermöge, scheint uns seine Voraussetzung über den Begriff eines Chalcidikums wichtig genug, um mit einiger Aufmerksamkeit bey ihr zu verweilen. Aus Arnobius läßt sich von dieser Gebäudeart unsres Dafürhaltens nichts anders entscheiden, als ihr nicht geringer Umfang und ihre Bestimmung zu Triklinien. Den ersten sind wir darum gewiß nicht berechtigt übermäßig hoch anzuschlagen, weil Arnobius die Chalcidiken groß, oder weil er sie, die zu Triklinien der Götterbilder dienten, neben Himmelspallästen, das heißt neben irdischen Wohnsitzen der himmlischen Götter nennt; vielmehr würde wohl eine allzugroße Zahl von Göttern dazu gehören, um Räume wie den Mittelraum des Venustempels mit Triklinien zu füllen. Daß ferner die Bestimmung zu Triklinien der ausschließliche Zweck der Chalcidiken waren, hätte der Vf. nach genauer Erwägung bekannter Stellen des Vitruv und Ausonius schwerlich glauben können. In dem Homerischen εἰς ὑπερῷ᾽ ἀνεβήσατο παγχαλόωσα übersezte Ausonius ὑπερῷα mit Chalcidicum und verstand ohne Zweifel einen Hausraum in der Höhe; ein Umstand, der es glaublich machen könnte, auch in den Gebäuden der Eumachia sey vielleicht mit den Chacidiken ein höheres Stockwerk von Portiken gemeint. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß Ausonius einen gesonderten obern Raum verstand; denn wie wollten wir die Triklinien des Arnobius mit einer obern Reihe von Portiken vereinigen? Irren wir nicht, so entscheidet auf gleiche Weise Vitruvius, der, wo die Basilike länger zu wünschen ist, ein Chalcidikon anzufügen gebietet. Diese Urschrift kann unmöglich von gleichmäßiger Verlängerung der Säulengänge zu verstehen seyn, die keinen gesonderten Ausdruck veranlassen würde. Sie kann aber auch von einer angehängten Querhalle gelten, wie Vecchi gewollt, theils weil für solche der Ausdruck eines Portikus bereits vorhanden ist, theils weil der Begriff eines höheren Raums und die Bestimmung zu Triklinien nicht damit zu vereinigen ist. Eine dritte Erklärung bleibt übrig, die nämlich, daß Chalcidikon ein angehängtes Gemach bildete, etwa einen runden Raum, wie die Apsiden der christlichen Basiliken. In einem solchen vertieften Raum am Ende eines langen Gebäudes war eine schickliche Stelle für die Triklinien der Götterbilder; daß diese Räume zugleich erhöht seyn konnten, fehlt allein, um sie in Uebereinstimmung mit Ausonius zu bringen und ist, sobald jene Triklinien allgemein sichtbar seyn sollten, durchaus wahrscheinlich, wenn auch für den allgemeinen Begriff des Chalcidikums schwerlich nothwendig.

Indem wir uns zu dieser lezteren Meynung bekennen, verzweifeln wir nicht, auch das Chalcidikum der Eumachia in der Nähe ihrer übrigen Baue zu finden, ohne erst, wie es nach Hrn. Guarini's Vermuthung geschehen müßte, die ganze Breite des Forums zu durchschreiten. Dieses scheint uns um so nothwendiger, als die Inschrift der Eumachia die drey Baue, Chalcidikum, Crypte und Portiken, nicht ohne gemeinschaftliche Beziehung, etwa als in verschiedenen Orten Pompeji's von derselben Person unternommene Baue erwähnt, sondern sie verbunden der Augusta Pietas, das ist der Kaiserin Livia, widmet. Wird es aber für wahrscheinlich gelten können, daß dieselbe Eumachia zu verschiedenen Malen derselben Person zu Ehren große und von einander entfernte Gebäude gründete? Noch mehr, wenn Livia die Gottheit ist, der die güldene Lagerstätte, genannt Chalcidikum, errichtet wurde, wie vermögen wir uns die himmlischen Heerscharen des Palatiums hinlänglich auszudehnen, um Räumen, wie dem im Venustempel zu genügen? Die Gemächer des sogenannten Pantheums, in denen man Statuen der Livia und des

Drusus fand und in denen man noch jezt römische Vorstellungen sieht, lagen bey Hrn. Guerini's Vermuthung ungleich näher, für das Chalcidikum der Eumachia liegen sie aber doch wohl zu weit. Nachdem wir unsre Meynung über den Begriff des Chalcidikums angedeutet haben, brauchen wir jenes Pompejanische kaum noch zu suchen. Das lange viereckige Impluvium der Wollweber ist seitwärts von der geschlossenen Crypte und ringsum von Portiken umgeben. Im ganzen Gebäude ist nichts, was eines Namens ermangelt, als die ziemlich geräumige halbzirklige Nische am Ende der Fullonica. Indem sie ein angefügtes Gemach bildet, entspricht sie unserm Begriff von einem Chalcidikum, und indem sie der einzige Ort ist, in welchem eine Statue der Livia, die wir bey so reicher Weihung doch wohl voraussetzen müssen, sich befinden konnte, scheint es uns ganz in der Ordnung, daß Eumachia, von einem einzigen Gebäude sprechend und die Haupttheile derselben erwähnend, der Livia Chalcidikum, Crypten und Portiken zueignet.

(Der Beschluß folgt.)

Falschmünzerey antiker Münzen.

Es ist eine unterscheidende Eigenschaft des Menschen, und ein Unterpfand seiner höhern Natur, daß Gegenwart allein sein Daseyn nicht ausfüllt; in seinem Geiste sind nach dem beschränkten Maße seiner Kräfte immer Vergangenheit und Zukunft vereiniget; erstere lehrt ihn mit einiger Sicherheit in den dunklen Blättern der leztern lesen, und den gegenwärtigen Augenblick beurtheilen und würdigen; immer aber hatten Untersuchungen über den frühern Zustand der Menschen, die vor ihm denselben Boden bewohnten, dieselbe Scholle bearbeiteten, einen eigenen Reiz; sie sprechen das natürliche Mitgefühl so sehr an, wenn man auch gleich nicht ohne einige Wehmuth überall dasselbe Schicksal der schwachen Menschheit erblickt. Denkmäler längst entschwundener Völker und Generationen hatten auch von jeher immer ihren großen Werth, sie sind die einzigen Zeugen, durch die wir mit vergangenen Jahrhunderten verkehren, die einzigen Dollmetsche, die uns von der Lebensweise und dem daraus folgenden Glücke oder Unglücke jener fernen Geschlechter erzählen. Es war immer ein Zeichen ruhiger, glücklicher Zeiten, wenn der durch keine widrigen Ereignisse in der nächsten Umgebung gestörte Sinn sich mit Liebe zu dem Studium der Alten wenden konnte, um dort für die Stunden der Muße eine Geist und Herz erheiternde, bildende Beschäftigung zu suchen — da steigen die kleinen Ueberreste früherer Zeiten, welche die Erde bis dahin in ihrem schützenden Schooße barg, und der Zufall an's Tageslicht fördert, im Preise, und ein unschuldiger Wetteifer entspinnt sich schönere Folgenreihen in den verschiedenen Gattungen aufzustellen. Wir haben hier den Zustand unserer Tage und eine der glücklichen Folgen des europäischen Friedens berührt; wir erlauben uns nun zu einem weitern, besondern Umstande überzugehen.

Keine Klasse von Monumenten wurde von jeher häufiger und allgemeiner gesammelt, als Münzen und Medaillen. Die verhältnißmäßig große Anzahl derselben und daher größre Leichtigkeit der Anschaffung; der Vortheil, daß sie zugleich als Kunstwerke ergötzen und die Porträts der merkwürdigsten Menschen und Regenten, Inschriften und Daten liefern; deren allgemeine Verbreitung, nebst der geringen Schwierigkeit zu ihrer Unterbringung, machen dieses erklärlich. Nun finden sich unter der großen Masse höchst häufiger Münzen einige Stücke, die nur äußerst selten vorkommen: auf diese war bald die allgemeine Aufmerksamkeit gespannt, und gerade diese wünscht ein jeder einzelne Sammler ganz besonders zu besitzen. Was die Zeit oder andere Umstände verweigerten, dazu fanden sich immer gutherzige Leute, die solche Stücke nachmachten, und ihre falsche Waare den getäuschten Sammlern um theures Geld als ächtes Gut verkauften. Schande einem solchen Mißbrauche des Vertrauens! Gegen den Sammler verschwören sich bey solchen Gelegenheiten, nebst der Gewandtheit des Verfälschers, auch der Reiz eines so ersehnten Besitzes, man glaubt leichter an die Aechtheit eines Stückes, weil man sie wünscht. Mit solchen Lockspeisen nun sind in unsern Tagen für den Verdachtlosen alle Tische gedeckt, der Orient und der Occident steuern dazu bey, dort in Smyrna, da in Deutschland am Mainstrom, an beyden Orten besonders antike und in Gold, an leztern auch moderne in Silber in allen Größen und Gestalten. Wir fügen in der Note die Namen der vom erstern Platze ausgegangenen uns bisher bekannten Stücke bey. Die Zahl der von dem lezteren stammenden ist Legion.

Falsche griechische Münzen in Gold:

Athenae.	Nach	Mionnet	1000	Fr.
Euthydemus, König von Bactrien.	—	—	1500	—
Seleucus I. Nicator.	—	—	1500	—
Pylaemenes, König v. Paphlagonien.	—	—	1500	—
Nicomedes II. K. v. Bithynien.	—	—	1000	—
Chersonesus Taurica.	—	—	600	—
Panticapaeum Tauricae.	—	—	800	—
Delos insula.	—	—	500	—
Philippu Macedoniae.	—	—	500	—

Falsche römische Münzen in Gold:

Albinus.	—	—	600	—
Macrinus.	—	—	200	—
Diadumenianus.	—	—	600	—
Postumus jun.	—	—	1600	—
Quietus.	—	—	1000	—
Quintillus.	—	—	700	—
Helena.	—	—	1000	—
Romulus.	—	—	550	—
Artavasdus.	—	—	600	—
Manuel II. Palaeologus.	—	—	250	—

Je größer der unbedachte Eifer der Liebhaber antiker Münzen, um so zahlreicher wird wahrscheinlich bald diese Liste seyn.

Nr. 87.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 1. November 1825.

Musik-Literatur.

Zeichen der Zeit im Gebiete der Musik. Von Hans Georg Nägeli.

(Fortsetzung.)

Wie deutsche Kunst-Enthusiasten die Römischen Sänger bewundern, so haben hier in der Schweiz schon oft Engländer unsere Kuhreigen-Virtuosen bewundert, so wenig auch vom Standpunkt der Kunst und des Kunstgeschmackes nur daran zu finden ist. Eins bleibt unter solchen Umständen wahr: So lange man uns von dem Gehalt, und der aus diesem Gehalt nach psychologisch nothwendigen Gesetzen hervorgehenden Wirkungsart jener Kunstart nichts zu sagen weiß, und keinerley Criterium dafür an die Hand gibt, so sind solche Anpreisungen nichts als leere Declamationen.

So geringe Ausbeute uns aber auch die nichtfugirten Compositionen des Palestrina-Styls geben können, so frägt es sich doch noch, was uns die fugirten darbieten. Hier meint der Verf., wir, namentlich der deutsche Künstlerstand, seyen so unwissend, der alten Musik so ganz und gar entfremdet, daß uns auch der belobte Palestrina-Styl ganz fremd geblieben sey. Siehe da das Fatum des Historikers! Der gelehrte Mann verräth damit selber die Unzulänglichkeit seines Wissens. Hier folgen die Belege, deren nöthigenfalls noch mehrere angeführt werden können.

Im Jahr 1777 veranstaltete die Prinzessin Amalia von Preußen, selbst eine gelehrte Kunstkennerin und gründliche Componistin, wie die in Kirnberger's „Kunst des reinen Satzes" als Muster dieses Satzes aufgenommenen Proben beweisen, eine neue Ausgabe des im Jahr 1607 zum ersten Mal in Nürnberg im Druck erschienenen Psalmenwerks von Hans Leo Haßler. Dieses im Breitkopfischen Verlag neuaufgelegte, fünfundsiebenzig Foliobogen starke Werk steht jezt nicht mehr im neuesten Katalog dieser Verlagshandlung. Es muß also vergriffen seyn, und die Exemplare befinden sich ohne Zweifel theils in öffentlichen Bibliotheken, theils in den Händen der Musiker. Diese alle kennen aus diesem Psalmenwerk den Palestrina-Styl zur Genüge. Kirnberger sagt davon in der Vorrede, es enthalte den Kern der Musik. Als solche Kernmusik, worin mancherley Gattungen des Canons und des Contrapunkts schon vorkommen, kann man auch jene von Palestrina gelten lassen, und dennoch behaupten, sie enthalte nichts Großes, sofern man nicht Länge eines Musiksatzes für Größe nimmt. Allerdings war Palestrina für seine Zeit groß. Heut zu Tage aber kann eine musikalische Composition nur groß heißen, woran Alles wesentlich erscheint; an jenen bloß langen erscheint aber nicht Alles wesentlich; darum sind sie auch nicht groß. Folgende Erörterung mag hinreichen.

In fugirten Sätzen laufen bekanntlich die verschiedenen Stimmen mannigfaltig durcheinander; darum heißen sie auch fugirt, einander ausweichend. Auf solche Weise werden sie für den Hörer unterscheidbarer, wie die neuere Kunstsprache sagt, anschaulich. Bey'm vierstimmigen Satz, also bey der Chor-Composition, ist die Aufgabe, die vier Stimmen so durcheinander laufen zu lassen, daß das Kunstwerk unverwirrt, faßlich, anschaulich bleibt, ja eben durch die Anschaulichkeit, Klarheit der Tonverbindungen, eine große ästhetische Wirkung gewinnt. Die Stimmen können auf zweyerley Weise so durcheinander laufen, melodisch, indem da, wo eine steigt, eine andere fällt, was in der Kunstsprache „Gegenbewegung" heißt, rhythmisch, indem eine Stimme im Verhältniß zu einer andern langsamer oder geschwinder fortschreitet. Diese beyden Fortschreitungsarten können im Kunstwerk in den vier verschiedenen Stimmen theilweise verbunden, theilweise getrennt gehalten werden. Dadurch wird die Vieltönigkeit gewonnen, die in unserer Kunstsprache „Polyphonie" heißt. Sie ist also theils eine melodische Vieltönigkeit, theils eine rhythmische; leztere sollte eigentlich Polyrhythmie heißen. Durch diese gewinnt jede fugirte Composition reichern Gehalt und größere Wirkung; weil sie organisch gegliedert, und vielgliedrig ist, wirkt sie auch lebendig und ergreifend. Die Grundgesetze der Fuge, welche unsere Methodisten

sich von den Kunstwerken abstrahirt haben, schreiben alle diese Polyrhythmie vor, wie schon der Wortsinn der wichtigsten Kunstwörter „Augmentation, Diminution, Engführung, Repercussion" es andeutet.

Hier, in der grossen Hauptsache, läßt die Unzulänglichkeit, ja die Unächtheit des Palestrina-Styls sich ganz unwidersprechlich nachweisen. Bey oft wiederholtem Durchblättern mehrerer Foliobände von Palestrina fand ich immer, was sich bey unserm Haßler eben so, ja haargleich findet, daß da, wo der Componist stellenweise auf Steigerung der Polyphonie ausgeht, die Melodien die Rhythmen verwischen. So oft in diesen Compositionen, die bekanntlich fast durchgehends aus „ganzen" und „halben" Noten bestehen, kleinere Tonreihen von Viertelnoten vorkommen, so sind dieß meistens diatonische Scala-Schritte von vier bis acht Noten, also schon melodisch ohne alle künstliche Form, und nicht einmal im eigentlichen Sinne rhythmisch, sondern, als Aufeinanderfolge von Noten gleicher Gattung, bloß metrisch. Die Unform besteht aber darin, daß diese geschwindesten Tonreihen nicht stellenweise in den verschiedenen fugirten Stimmen miteinander zum Behuf einer das Ganze höher gestaltenden Eurhythmie correspondiren, wie die Kunstsprache sagt, einander „antworten," sondern nur als Nothbehelfe der Stimmführung eingestreut sind, zur Vermeidung eines unsangbaren Sprungwesens. Von solcher Unform sind unter den figurirtern Sätzen Palestrina's nur mitunter die kürzern frey, daher vergleichungsweise diese kürzern eigentlich größere Kunstwerke sind, als die längern.

Es soll indeß nicht behauptet werden, daß alle größern, das heißt hier bloß längern, Kunstwerke der ältern italiänischen Contrapunktisten jene Mißgestalt tragen. Dann aber sind sie nicht Palestrinisch. Es sind Früchte späterer Kunstentwickelung, und höherer Kunstgestaltung, wo man den bey Palestrina noch so sehr dürftigen und unförmlichen Figural-Styl nicht nur erweiterte, wo man nicht bloß anfing, durch freyern und öftern Gebrauch der sogenannten „Vorhalts-, Wechsel- und Durchgangsnoten" reichlicher zu „figuriren," sondern, was eben die Hauptsache ist, die rhythmisch-melodischen Figuren in das Tonstück organisch verwob, wo man sie durchfugirte. Dieß geschah auch in Italien nach und nach, und so kam die ächte Kirchenmusik von Palestrina an bis auf Marcello, in dem Zeitraum, wo sie nach des Verfs. Meynung allmählig in Verfall gerieth, allmählig zu etwelchem Aufblühen; und ihre frischern Blüthen finden sich bey noch spätern Componisten, namentlich Fioroni, Jomelli, Sarti, sofern sie sich nicht als Contrapunktisten hervorthun wollten, sondern in ihren oberflächlich fugirten Sätzen ihre schönen Melodien mit lebendigen Rhythmen verbanden, wie z. B. Jomelli in dem vor 25 Jahren in Wien gedruckten, noch im Kunsthandel vorhandenen Offertorium. Diese fünfstimmige Composition ist in der That nicht so schwerfällig, wie die mehr als vierstimmigen Gesangsachen der Italiäner früherer Zeit meistens sind, welche mehr durch Harmonie, zusammenklingende Volltönigkeit, als durch Melodie und Rhythmus, zu wirken streben; wozu sie auch, wenn sie Großes bloß für Singstimmen schaffen wollten, sich hinneigen mußten, als die Figuralkunst noch so unausgebildet war. So wie aber in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Instrumental-Composition, und mit ihr auch die Figuralkunst in der Vocal-Composition sehr erweitert wurde: so fanden auch die größten Kunsterfinder in der Vierstimmigkeit genug Spielraum für ihre Schöpferkraft, und beschränkten sich in der Chor-Composition auch gewöhnlich auf die vier Stimmen, wie sie der Menschheit in dem organischen Gegensatz der weiblichen und männlichen Kopf- und Bruststimmen eingeboren sind. So componirte gewöhnlich Händel. Er figurirte und melismatisirte seine Chöre häufig so reich, daß man manche davon Bravour-Chöre nennen kann. Schon dadurch unterscheidet er sich von den Italiänern so sehr, daß es bloße Bequemlichkeit des Verfs. ist, ihn, als Chorstylisten, Jenen anzureihen. Wie gewagt dieß sey, scheint er übrigens gefühlt zu haben, und dieß trieb ihn denn weiter auf ein neues Wagniß, nämlich den Ausspruch: „Händels Oratorien „seyen nicht im Kirchenstyl geschrieben."

Daß Oratorien, wie der allbekannte „Messias," nicht im Kirchenstyl geschrieben seyen, bedarf keiner Widerlegung; hingegen bedarf einer Erläuterung, was beyläufig behauptet wird: „Händel habe den A. Scarletti, so wie Graun den Durante, nachgeahmt. Damit will der Verf. seine Erudition und zugleich seine Ueberlegenheit über unsere „Virtuosen, Tonsetzer und Musiklehrer" beurkunden, welche „von den Werken, die über 50 Jahre alt sind, in der Regel nichts kennen." Aber wie? wenn sich bey näherer Untersuchung zeigen würde, daß dasjenige, was sich hier als Erudition geltend machen möchte, gerade den Mangel an Erudition verräth? Die Untersuchung ist leicht zu machen. Die Erfindung einfacher Fugen-Thema's ist erschöpflich. Soll ein solches Thema so beschaffen seyn, daß es die „Engführung" zuläßt, wie die Regel der „strengen Fuge" es vorschreibt, so beruhet dasselbe harmonisch nur auf dem Alterniren der zwey Grund-Accorde der „Tonika" und der „Dominante;" mithin können solche Thema's einander nicht harmonisch, sondern nur melodisch und rhythmisch unähnlich seyn; und groß kann auch hierin die Unähnlichkeit nur seyn, sofern sie reichlich figurirt (künstlich melodisirt und rhythmisirt) sind. Wer Fugenwerke, auch

Spielfugen, studirt, findet in den einfachern Thema's häufig jene Aehnlichkeit. Die Componisten treffen darin zusammen, ohne einander nachzuahmen, ja ohne einander zu kennen. Dieß ist sogar bey mindereinfachen Moll-Thema's der Fall. So findet sich zum Beyspiel das Thema, worin die Töne a, b, cis-d (man denke sich Töne der eingestrichenen Octave) als Accenttöne vorkommen, das in Händels „Messias" in dem J-moll-Chor „durch seine Wunden sind wir geheilet" vorkommt, auch in einer Messe von J. S. Bach, in einer Messe von Stölzel, in Jomelli's „Passion," in Sarti's „Miserere" und bey Andern mehr.

Unser Verf. vergißt, indem er uns deutschen Musikern gänzliche Unbekanntschaft mit der ältern Musik und den ältern Componisten vorwirft, daß man Musik, die Eigenthümlichkeit eines Autors, Styls, Zeitalters, einer Nation auch kennen lernen kann, ohne die Musik selbst gesungen, gespielt oder gehört zu haben. Er selber will uns ja durch das Mittel der Schrift von solchen Dingen Kunde geben, will uns sogar darüber belehren. Zum Glück haben wir auch sonst eine musikalische Literatur; wir finden uns durch Forkel's allgemeine Geschichte der Musik, durch des Abt Gerbert's historia de musica sacra, durch Walther's und Gerber's Tonkünstler-Lexikon, und endlich durch viele Biographen reichlich berathen. Ueberdieß schließt dem Manne vom Fach Forkel's „Literatur der Musik" eine Menge Quellen auf, woraus auch Mancher schöpft. Von diesem Allem will der Verf. nichts wissen; er sagt dagegen: „Sie schreiben sich lieber aus eigenem Kopf ihre Bibel, ohne alle „gründliche Vorbildung, mit voller Seichtigkeit und Anmaßung." Was hier der im Herzen von Deutschland wohnende Dilettant sich herausnimmt, indem er den Künstlerstand in solchen Anklagestand versezt, muß nothwendig die Leser in Ost- und Norddeutschland glauben machen, es sehe in Süddeutschland auch gar zu elend aus. Allein auch hier bewährt sich der schöne Charakterzug des Deutschen, der nie einseitig aus sich selber schöpft, auch nie Culturschätze bloß sammeln will, um sie für sich zu besitzen und zu genießen, sondern mit unermüdlichem Sammlergeist und Sammlerfleiß von dieser Seite seiner Nation die Erhaltung der Cultur sichert. Es ziemt sich daher, von den vielen gründlichen und eruditen Musikern, welche in den Umgebungen des Verf. leben, diejenigen Sammler zu nennen, die eine öffentliche Stellung haben: André in Offenbach, Rink in Darmstadt, Schelble in Frankfurt, Schmittbauer in Carlsruhe, Zulehner in Mainz. Diese kunstgelehrten Männer sind Besitzer köstlicher Bibliotheken; der erst- und leztgenannte besizt sogar eine dreyfache, in ungedruckten Vocal- und Instrumentalwerken und in musikalischen Schriften bestehend. Aus dieser Notiz ergibt sich nichts Geringeres, als daß der Verf., welcher die durch Bildung und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Künstler seiner nähern Umgebungen nicht einmal kennt, noch viel weniger wissen wird, wie es um die Künstlerschaft im fernen Osten und Norden steht, welche Bildungsmittel dieselbe besizt, und welchen Einfluß sie ausübt.

Der Verf. scheint übrigens während der Ausarbeitung seiner Schrift wohl gefühlt zu haben, daß er die Vorzüglichkeit seiner alten Kirchenmusik nicht aus ihrem innern Wesen darzuthun vermag. Daher nimmt er seine Zuflucht zu dem negativen Mittel, über die Verwerflichkeit der modernen Musik loszuziehen. Indem er vom „Fortschreiten mit dem Geist der Zeit" spricht, stellt er an die Componisten die Frage, „wo die Kunst, den „Mittelstimmen Selbstständigkeit zu verschaffen, geblieben sey." Er sezt mit dieser Fragstellung, nachdem er schon den Verfall der Kunst im Allgemeinen ohne Erweis vorausgesezt hat, nun noch näher den Verfall der Chor-Composition voraus; denn die Componisten, welche die Kunst, den Mittelstimmen Selbstständigkeit zu verschaffen, nicht in ihrer Gewalt haben, sind auch nicht im Stande, contrapunktische Chorgesänge zu setzen; und hätten wir unter den sehr zahlreichen Componisten unserer Zeit keine, die Jenes vermöchten, so wäre das ein bedenkliches Zeichen des Verfalls, zwar nicht der Tonkunst überhaupt, aber doch eines wichtigen Zweiges dieser Kunst. Allein, je mehr er in übeln Nachreden gegen den Künstlerstand sich erschöpft, desto mehr beweiset er seine Vermessenheit und wird dadurch nur sein eigener Ankläger. Unter den vielen Chor-Componisten, die seit zehn Jahren größere Vocal-Werke herausgegeben haben, sind schon diejenigen zahlreich, welche Fugenchöre gesezt haben. Sie heißen: André, Aybler, Berens, Bergt, Danzi, Diabelli, Eberwein, Günsbacher, Heßlinger, Hummel, Klein, Krommer, Krufft, Leidesdorf, Neubronn, Riem, Rink, Romberg, Schicht, Schneider, Sörenser, Stadler, Stunz, Tomaschek, Carl Maria von Weber, Gottfried Weber, Winter. Alle diese Componisten behaupten die Selbstständigkeit der Stimmführung, ohne welche der vierstimmige Fugensatz unmöglich ist, auch in den Mittelstimmen. Ayblers Messe enthält lauter kunstvolle canonische Sätze von ganz zwangloser Stimmführung, Sätze, die im Fache der canonischen Schreibart alle classisch zu nennen sind. A. Romberg hat in seiner „Psalmodie" ein vierchöriges Werk, und in diesem eine Fuge für vier „Subjecte," die sich mit jedem andern Werk gesteigerter Combinations-Kunst (diejenigen von Joh. Sebastian Bach und Stölzel ausgenommen), wo nicht in der harmonischen, doch in der polyrhythmischen Vielstimmigkeit mißt. An

den Fugen von Hummel und Stadler wäre viel Treffliches nachzuweisen; andere Werke haben Stylvorzüge anderer Art. So hat André in seiner Messe das „Pleni sunt coeli et terra" mit dem „Osanna in excelsis" auf eine Weise contrapunktisch verbunden, durch welche die Wirkung der Stimmen durch den Instrumental-Satz unendlich erhöht wird. Nebst diesen modernen Kunstleistungen beurkundet die Herausgabe großer Kirchenwerke theils längst, theils erst in diesem Jahrhundert verstorbener Kirchen-Componisten: Johann Michael Bach, Johann Christoph Bach, Johann Sebastian Bach, Carl Philipp Emanuel Bach, Händel, Stölzel, Fux, Zelenka, Joseph Haydn, Michael Haydn, Mozart, Vogler, Naumann, die höhere Richtung der Zeitcultur in so reicherem Maße und auf eine so glänzendere Weise, als in den lezten drey Quinquennien des alten Jahrhunderts fast gar keine Kirchenwerke, nicht einmal kleinere, gedruckt wurden. Damals durften die Verleger, welche jederzeit ihr Publikum kennen müssen, die Herausgabe solcher Werke nicht wagen. Jezt, bey der gestiegenen Cultur und der für das Höhere erwachten Theilnahme, haben sie ohne Wagniß davon mancherley Prachtausgaben, und von manchen Doppel-, sogar Tripel-Ausgaben, in Partitur, Clavierauszug und Stimmenblättern, veranstaltet; (so wie auch die Pariser Verleger mancherley altitaliänische Kirchenwerke neu aufgelegt haben, die im Kunsthandel auch nach Deutschland gekommen sind.)

Mit obiger Fragstellung hat der Verf. doch wenigstens den Ton der Bescheidenheit noch nicht bey Seite gesezt, indem er bloß fragt, und so bloß als Zweifler auftritt. Dieser Zweifel bezieht sich auch allein auf den Gehalt der Kunstwerke. Desto absprechender stellt er das Kunstleben dar, ja mitunter in so unanständigen Ausdrücken, daß man davon für gebildete Leser nur so viel ausziehen darf, als nöthig ist, um den Endzweck der Schrift klar zu machen. Er spricht von der „Unendlichkeit des jezt herrschenden Ungeschmacks." — „Es thut noth, daß man die abgestumpften musikalischen Fresser und Säufer auf die Fasten sezt, daß man ihren erschlafften musikalischen Nerven gehörige Spannkraft verschafft." — „Wir arbeiten für die Fertigkeit der Finger mit brennendem Eifer, und die, welche ganz ergründet haben, wie man die Hände über einander schlagen, und die Finger zwischen die Finger schieben kann, setzen auch wohl einen Theil ihrer körperlichen und geistigen Gesundheit zu, um das Unglaubliche durch die That glaublich zu machen" — „wenn man die Befriedigung der Eitelkeit oder Gemeinheit abrechnet, wenig Trost und Freude; daher auch unsere guten Mädchen, wenn sie einen eigenen Heerd gewonnen haben, alle erlernten sogenannten Kunstsachen mit freudigem Herzen in den Wind zu schlagen pflegen." Sollen diese Declamationen zunächst gegen Süddeutschland gerichtet seyn, so mögen sie schon durch die Notiz entkräftet werden, daß hier, und vorzüglich in Würtemberg, die Musik schon von unten herauf, in Schulen und Erziehungsanstalten, ernst und gründlich gelehrt und geübt wird; daß mancher süddeutsche Staat, wo nicht jeder, auch der kleinere, in seinen Seminarien zur Kunstbildung und Kunstverbreitung den Grund legt; und daß in solchen Seminarien auf höhere Bildung zum Figuralgesang und selbst zur Instrumentalmusik mit so größerem Erfolg hingearbeitet wird, als Männer an der Spitze stehen, welche, wie Frech in Eßlingen, Silcher in Tübingen, Gersbach in Carlsruhe, mit großen künstlerischen Hülfsmitteln und großem Personal auch große Wirkungen hervorbringen. In gleichem Sinne wirken auch die weiblichen Erziehungsanstalten, wie zum Beyspiel das „Catharinen-Stift" in Stuttgart unter Kübler's Leitung. Für Privatbildung, namentlich des weiblichen Geschlechts, wird allerwärts eben so viel und mit eben so gutem Erfolg geleistet. Der vor wenigen Jahren in Carlsruhe verstorbene Clavierlehrer Bils hat allein eine bedeutende Anzahl starker Clavierspielerinnen herangezogen; und es werden in Carlsruhe, so wie in andern, auch den kleinern Städten Süddeutschlands, auf den vielen Hundert Flügel-Pianoforte's, die schon allein die Dieudonne-Schiedmeyer'sche Fabrik in Stuttgart gefertiget hat, die kunstvollen Clavier-Compositionen der neuesten Meister, gleichwie der ältern, so fleißig und fertig wie anderwärts, von Frauenzimmern jedes Alters und Standes gespielt; und häufig spielen die Mütter mit ihren Töchtern die vierhändige Musik, die sie als ein so schönes Bildungsmittel häuslicher Kunstgeselligkeit mit aller Sorgsamkeit pflegen. Von diesem Allem scheint unser Verf. nur so viel zu wissen, „man arbeite eifrig für die Fertigkeit der Finger." Wirklich! auch das Uebereinanderschlagen der Hände wird häufig geübt. Meint er, das sey eine müßige „Seiltänzerkunst?" — Es ist Johann Sebastian Bach selber, der sie eingeführt hat. Auch unsere süddeutschen Clavierspielerinnen studiren ihn; und man könnte solche in den Umgebungen des Verf. nennen, die das „wohltemperirte Clavier" als Handbuch immer bey der Hand haben. Diese dürfen sich wohl etwas darauf zu gut thun, wenn sie Bachs bekannte B-dur-Gigue in No. 1. der sogenannten „französischen Suiten," worin die Hände gar vielmal übereinander geschlagen werden, fertig spielen können: denn damit befähigen sie sich auch zur Ausführung vieler andern Meisterstücke der modernen Clavierspielkunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 88.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 4. November 1825.

Musik-Literatur.

Zeichen der Zeit im Gebiete der Musik. Von Hans Georg Nägeli.

(Fortsetzung.)

Unsere Dilettanten sollen aber nicht nur unwissende Lehrer und geschmackverderbende Spielmusik haben, sondern auch schlechte Vorbilder an den reisenden Virtuosen. Diesen redet er nach, „daß sie im Durchfluge das Sicherste wählen, fast unbedingt nur ihr Aeußerstes und „sonst nichts sehen lassen;“ und dem Publikum wirft er vor, „daß es in der Regel lieber mag, wenn ein Seiltänzer auf dem Kopfe steht, als wenn er in schönen, „leichten Bewegungen das Ideal der lieblichsten Formen „darzustellen sucht.“ So macht er in seinem verkehrten Sinn selber einen possirlichen Gaukelsprung: er mißt das künstlerische Bestreben, das andere Leute dem Virtuosen beymessen, umgekehrt dem Seiltänzer bey. Uebrigens ist das Losziehen gegen die Virtuosen ganz consequent; um seine Chor-Musik einseitig über alle andere zu erheben, muß er das Solo-Wesen herabwürdigen. Dabey begreift er aber nicht, wie er der Cultur seines Zeitalters Hohn spricht, welches, die Solo-Musik eben so vielseitig, wie die Ensemble-Musik, pflegend und ausbildend, uns die Früchte der Individual-Bildung in zahlreichen ächten und großen Virtuosen personifizirt darstellt; und vollends unfähig ist er, in Culturhinsicht die würdevolle Bedeutung des Virtuosen, als eines Menschwesens zu erkennen, in welchem die Tugend (virtùa) als Schönheit erscheint.

So grell übrigens sein Urtheil über die Virtuosen lautet, so anerkennt er doch ihr Daseyn; er läßt sie wenigstens leben; er hat sich sogar einmal im Concert so weit herabgelassen, Einem zu sagen: „er habe „Schlechtes unvergleichlich gespielt.“ Allein dagegen verschweigt er die Namen der meisten und vorzüglichsten deutschen Vocal- und Kirchen-Componisten, die seit einem halben Jahrhundert geblühet haben; ja er verschweigt sogar die berühmten Namen der Zeitgenossen Joh. Sebastian Bach's und Händel's, wie zum Beyspiel Stölzel, Telemann und andere, die für Deutsche deutsche Texte componirt haben. Daneben widmet er ein eigenes Capitel der „Verdorbenheit der Texte.“ Bey dieser Ueberschrift hat gewiß jeder sachverständige Leser erwartet, der Verf. werde etwa die schlechte Wahl der Texte tadeln, was z. B. an Joseph Haydn, selbst von Verehrern dieses großen Mannes, oft mit Bedauern gerügt worden ist. Um so mehr erstaunt man, zu sehen, wie er nur von mißrathenen Text-Unterlegungen unter lateinische Vocal-Werke spricht, als wenn wir keine guten Compositionen zu guten deutschen geistlichen und kirchlichen Gedichten aller Art hätten. Und gegen wen ist sein Hauptangriff gerichtet? — Gegen Klopstock. Dieser soll „den „Textverderbern mit einem bösen Beyspiele vorangegan„gen“ seyn; und in seiner Uebersetzung des „Stabat ma„ter,“ die zwar großentheils zu Pergolese's Composition passe, soll bloß Amen durch Amen treu wiedergegeben seyn. Der „ungetreue Textverderber“ findet sich zufälliger Weise in einer fast gleichzeitig erschienenen Zeitschrift (Mohnike, Kirchen- und literar.historische Studien und Mittheilungen) gerechtfertigt: „Um der Per„golesischen Musik eine Unterlage zum Gesange für „deutsche Protestanten zu geben, verfertigte Klopstock „seine Nachbildung. Als Uebersetzung ist sie ganz und „gar nicht zu betrachten, und selbst als Nachbildung, „oder vielmehr Parodie, wie sie auch oft genannt wird, „ist sie so frey, daß von dem Original nur hie und da „einige Klänge durchscheinen. Alles Katholische ist ganz „verschwunden.“ — Der gleiche Vorwurf, den der Verf. dem deutschen Textunterleger zu Beethoven's Messe macht, ist auf gleiche Weise zu beseitigen. Dort findet sich der für protestantische Kirchen bestimmte Text sogar überschrieben „Drey Hymnen.“

Zweifelt man noch, ob der Verf. mit einem solchen Verfahren das deutsche Textwesen zu Gunsten des lateinischen, und so die deutsche Kirchenmusik zu Gunsten der lateinischen habe herabwürdigen wollen, so findet man diese Absicht durch Folgendes außer allen Zweifel gesezt: „Die alten Kirchensachen haben alle einen lateinischen

„einfachen, erhabenen Text. Keine deutsche Sprache ist im „Stande, das Grosse, Volltönende, Ernste dieser lateini„schen Worte wiederzugeben. Man soll auch Die, welche „das Lateinische nicht verstehen, so viel als möglich das „Lateinische singen lassen, ihnen aber den Text von Wort „zu Wort erklären, damit sie mit voller Seele singen kön„nen." — Was die Worterklärung betrifft, so möchte man fragen: Soll den jungen Mädchen in unsern Singvereinen wirklich wörtlich aus dem „Te deum" erklärt werden „non abhorruisti virginis uterum," oder aus dem „Salve regina": „fructrum ventris tui ostende." —? Die Worte selbst aber, woraus die „Missa," das „Te deum," das „Magnificat," das „Dies irae," das Stabat mater" zusammengesezt sind, kann nur schön, nur singbar finden, wer ein hartes Ohr hat, wenn er nicht sonst verblendet ist. Gerade umgekehrt gehören sie stellenweise zu dem musikalisch Häßlichsten, Tonwidrigsten, was man in irgend einer Sprache zum Singen dargeboten findet. Hier folgen einige Beyspiele: aus der Messe „visibilium „omnium et invisibilium" (in einer Phrase von 15 Sylben kein a und kein o, dagegen 10 i) — ferner „catholicam apostolicam ecclesiam" (Anhäufung der Kehllaute) — aus dem „Te deum" „Judex crederis esse venturus" (Phrase von 10 Sylben ohne a und ohne o) — aus dem „Dies irae, dies illa" (schon in dieser Phrase die Vocalen-Folge i-e-i-ae-i-e-i) — ferner der dreyfache Reim auf urus, und auf obit) — aus dem „Magnificat" „esurientes im„plevit bonis, et divites dimisit inanes" (Phrase von 20 Sylben, worin nur 1 a und nur 1 o enthalten ist, dagegen 9 i, und Anhäufung der Zischlaute.) — aus dem „Stabat mater" „Quae mœrebat et dolebat, et tremebat, „dum videbat" (die e in den vier Zeitwörtern als Längen, die a als Kürzen, das Ganze eine garstige Kakophonie). Mit diesen Bemerkungen soll übrigens Niemand abgehalten werden, meisterhafte Tonweisen zu solchen unsingbaren Sylbenfügungen, wenn sie auch die Tonergießung hemmen und so die Schönheit des Gesanges trüben, mit Lust und Liebe zu singen, zumal wenn solche Sylben immerhin das Gewand schöner Poesie sind. Von den angeführten katholisch-kirchlichen Texten sind aber nur der „Dies irae" und „Stabat mater" wirkliche Gedichte. Der erstere ist jederzeit für ein treffliches gehalten worden, wird aber für uns Deutsche durch Friedrich Schlegels meisterhafte Uebersetzung entbehrlich gemacht. Das Leztere ist nur stellenweise poetisch; Anfang und Ende sind es nicht; die ganz prosaischen Worte „Stabat mater juxta crucem dum pendebat filius" werden durch die zwey den Reim bildenden Affektswörter „dolorosa" und „lacrymosa" nicht zur Poesie gesteigert. Eben so ist die lezte Strophe „Quando corpus morietur, „fac ut animae donetur paradisi gloria" eine so prosaisch, wie möglich, ausgedrückte Gebetsformel. Ueberdieß macht das in zehn verschiedenen Strophen vorkommende „fac" das Gedicht zu einem Geflick; und vollends im Chorgesange ist das vervielfachte „fac, fac, fac," eben so armselig und andachtstörend, wie in manchem veralteten Lutherischen Kirchenliede das „gieb, gieb, gieb." Wenn dennoch der Verf. solch eine Poesie eine „ge„waltige, ungeheure Dichtung" nennt, woran „jedes „Wort ist, wie schweres geläutertes Gold," so beweißt er damit nur, daß sein poetischer Sinn eben so ungeläutert ist, wie sein musikalischer. Würde er aber auch nicht so verkehrte Mittel wählen, um bey uns Deutschen das Lateinsingen beliebt zu machen, so käme er dennoch nicht bloß bey den deutschen Protestanten, sondern auch bey vielen aufgeklärten Katholiken zu spät, nachdem in unserm Jahrhundert in Wien, Salzburg, München und Augsburg viele deutsche Messen und Meßgesänge gedruckt, und in wohlfeilen Ausgaben allerwärts verbreitet sind, und nachdem der edle Wessenberg mit seinem so umsichtig als reichlich ausgestatteten „Christkatholischen Gesangbuch," das schon die vierte Auflage erlebte, einen noch wichtigern Schritt vorwärts gethan hat, indem er durch diese Volkswohlthat dem Unheil der stehenden Texte, wodurch mit dem religiösen Gefühl auch das ästhetische abgestumpft wird, und der Kunstsinn in's Stocken geräth, kräftig entgegenwirkt. Das Alles soll übrigens weder zu Gunsten des protestantischen noch des katholischen Kirchengesanges, wie beyde jezt rituell beschaffen sind, gesprochen seyn. Keinerley Confessionismus darf in unser Kunstgebiet störend eingreifen. Die Sänger, als solche, sollen nichts von einer Kirchentrennung wissen. Die religiöse Kunst ist ja eben das höhere, heilige Band, welches die durch Confession gesonderten Christen zusammenhält. Einzig das ist zu verhüten, daß man uns nicht lateinische Gesänge ohne Maaß und Wahl durch trügliche Mittel und täuschende Ueberredungskünste in unsere deutschen Singvereine einschwärze.

Es muß endlich auch noch eines seltsamen Kunstgriffes, den der Verf. sich erlaubt, Erwähnung geschehen. Er legt dem anerkannt größten deutschen Componisten, Joh. Sebastian Bach, die Ausrufungsformel in den Mund: „Der herrliche Caldara." Dieses einzige Wort wäre freylich aus Bach's Munde ein vielsagendes Zeugniß von der Herrlichkeit der italiänischen Kirchenmusik. Allein damit widerspricht der Verf. der Autorität seines Biographen, Forkel's, dessen Worte so lauten: „Bach hielt viel auf Fux, Händel, Cal„dara, Kayser, Hasse, beyde Graun, Tele„mann, Zelenka, Benda ꝛc.;" woraus sich gerade umgekehrt ergibt, daß er viel mehr auf Deutsche hielt, als auf Italiäner. Der Verf. widerspricht aber unserm ersten, vornehmsten musikalischen Geschichtschreiber nicht

nur, sondern er citirt ihn auch falsch, indem er ihn, in Beziehung auf Händel, unbescheiden sagen läßt: „Forkel hat frey bekannt, daß von Händel's Arien jezt „keine einzige mehr genießbar sey," während Forkel (beyläufig in seiner Biographie Bach's) bescheiden sagt: „es möchten von Händel's Arien wenige mehr anzuhören seyn."

Das bisher Gesagte mag zur Widerlegung und Berichtigung des historischen Theils der Schrift hinreichen. Es bleibt nun noch übrig, auf die nähere Anwendung jener Ansichten und Angaben auf die Singvereine, welches der Verf. selber als den Endzweck seiner Schrift bezeichnet, näher einzugehen.

Er zieht aus seinen Erörterungen das Resultat: „Der Zweck eines Singvereins, der eine Kunstschule „seyn soll, muß bloß auf das Classische gerichtet bleiben." Als dieses Classische bezeichnet er folgende vier Musikgattungen: „ächte Urchoräle der verschiedenen Kirchen, „die Griechische mit eingeschlossen; größere Werke, welche „zum reinen Kirchenstyl gehören; Oratorien und Motetten, also auch die vielen Kirchensachen, welche im lebendigen Styl geschrieben sind, ohne gemein zu werden; „und endlich auserwählte alte National-Gesänge der verschiedenen Völker der Erde." Er stellt also ganz unbedingt an die jetzigen Singvereine die Forderung, sie sollen nur das Alte, nichts als Altes, singen. Händel's Musik scheint die neueste zu seyn, die er ihm zu singen erlauben will; denn nach seiner Behauptung hat schon Händel nicht mehr im „reinen" Kirchenstyl — den er dem „lebendigen" entgegensezt, als ob das Lebendige unrein, oder unkirchlich wäre — geschrieben; und nach Händel ist Alles „gemein, weltlich, wild, verliebt, leidenschaftlich" geworden, und vollends „ausgeartet" sind Joseph Haydn und Mozart, die er als Kirchen-Componisten in den Bann thun will, obschon er einräumt, daß sie, so wie Gluck, „unvergleichliche Werke geschaffen haben." Gegen ihre Nachfolger geht er noch viel weiter: „Man soll unsere Musiker zwingen, statt ihrer eignen, mehrentheils zusammengeraubten Compositionen vorzugsweise die Werke anerkannt großer Meister zu geben." Ja er wirft den Musikdirektoren überhaupt vor, daß sie „zu Tausenden sich mit ihren eignen Compositionen breit machen, und dafür alles Classische zu unterdrücken suchen;" er nennt solche Compositionen „magere, geistlose Exercitien, einen wahren Jammer," und sezt in Beziehung auf die Singvereine vollends hinzu: „Sehr zweckmäßig wäre es also, wenn man in jedem Singverein dem Direktor sagte: Thut, was ihr wollt, nur verschont uns mit euern eignen Werken." — Man möchte in der That einen Juristen fragen: ist es erlaubt, Männer, wie die Musikdirektoren und Vorsteher der Singvereine, Männer, die in Amt und Pflicht stehen, auf eine so rechtslose Weise zu gewissenlosen Culturverderbern zu machen; denn das sind sie insgesammt, wenn sie „alles Classische zu „unterdrücken suchen." Aber auch abgesehen von dieser Rechtslosigkeit, welche Inhumanität ist es, die Mitglieder der Singvereine gegen ihre Direktoren, sofern sie Componisten sind, und als solche in ihrem Beruf wirken wollen, aufzuhetzen! Doch, wir wollen den Verf. auch hier lieber auf historischem Wege zurecht- und zurückweisen. Johann Sebastian Bach, Homilius, und viele andere Vocal-Componisten, vorzüglich in Sachsen, dem Vaterlande der Bache, waren Cantoren, und wurden als Chor-Componisten so groß, indem sie in einem so schönen Berufsverhältniß, künstlerisch und pädagogisch zugleich, für ihre Zöglinge, nach Maßgabe ihrer Anlagen und Fortschritte, so wie der kirchlichen Local-Verhältnisse, den Singstoff schufen, der nachher für die ganze musikalische Welt zum reichen Kunstsegen erwachsen ist. Als jene Componisten in der Ausübung ihres Berufs anfiengen zu componiren, waren sie noch nicht classisch, auch wenn sie gleich anfangs lauter Meisterstücke zu Stande gebracht hätten; denn zur Classicität werden ja die Geistesprodukte aller Art erst erhoben, nachdem sie die Zeitansicht überlebt, die Veränderungen des Zeitgeschmackes überstanden haben, und hierauf die Anerkennung ihrer Musterhaftigkeit sich zum National-Urtheil gesteigert hat. Und so ist es nichts Geringeres, als Verrath am Zeitalter, wenn man bey dem außerordentlich großen Einflusse, welchen die Tonkunst allerwärts behauptet, den Künstlerstand, dem Hunderttausende ihre Bildung und unzählige Kunstgenüsse verdanken, in seinen Bestrebungen so unwürdig, und in seinen Leistungen so unvermögend darstellt, daß man am Ende sogar folgern darf, es können heut zu Tage aus der Classe der Gesangdirektoren unmöglich mehr gute Componisten hervorgehen.

Wie groß die Vermessenheit ist, den Entwicklungsgang der Tonkunst des vorigen Jahrhunderts schon als einen allgemeinen Rückschritt, und den Culturstand des jetzigen als einen allgemeinen Verfall zu bezeichnen, wobey der Verfasser noch billig scheinen will, indem er vornehmgnädig versichert, „es habe ihn sehr gefreut, an einzelne Ausnahmen glauben zu dürfen," soll durch Folgendes, in Beziehung auf den Entwickelungsgang der Kirchenmusik, thatsächlich bewiesen werden.

Will man von Hauptperioden der ächten Kirchenmusik sprechen, und jene zwey vom Verf. bezeichneten, wovon die erste die ersten fünf Jahrhunderte der Christenheit, die zweyte das 15te und 16te Jahrhundert um-

faßt, als solche gelten lassen: so muß nichts desto weniger, ja nur um so mehr, anerkannt werden, daß die größte und wichtigste Hauptperiode durch die Reformation mittelbar herbeygeführt worden ist. Von dieser mittelbaren Herbeyführung ist Folgendes die Haupt-Ursache.

Die Componisten der katholischen Kirche hatten ihre stehenden Texte. Zwar wurden nach und nach viele geistliche Texte, nicht nur biblische, sondern mitunter auch freye Dichtungen, kirchlich sanctionirt, das heißt hier, stehend gemacht, woraus die sogenannten „Sequenzen" u. a. entstanden; und überdieß wählten die Componisten auch Texte aus dem „Missale" und dem „Brevier" zu den sogenannten „Gradualen" und „Offertorien"; auch fand in der Kirche selbst eine zweckmäßige Eintheilung solcher Texte nach den Jahreszeiten oder nach dem Jahreslauf statt; wozu schon im Jahr 1589 Palestrina in seinem großen Werk „Hymnos totius anni" ein Vorbild und Muster lieferte. Allein alle Componisten verwandten ihre meiste, ihre höchste und reichste Kunst auf diejenigen Texte, welche allgemein und oft wiederholt in jeder katholischen Kirche vorkommen müssen: die Messe, das „Requiem," das „Te deum" und das „Magnificat." Daher besteht weit die größere Hälfte aller Compositionen dieser Kirche in vervielfachten Betonungen ebendieser vier Texte; ja schon zu dem einzigen Meßtext existiren viele Tausend Compositionen. Wie sehr das Genie dadurch gehemmt wurde, und wie sehr es sich Gewalt anthun mußte, um zu den alten Worten immer wieder neue Betonungen zu erfinden, leuchtet ein. Künstlerische Ausschweifungen in Behandlung dieser stehenden Texte wurden, weil die spätern Componisten doch immer wieder neu seyn wollten, je länger je unvermeidlicher.

Von diesen Fesseln wurden die Lutherischen Componisten durch den Cultus ihrer Kirche sofern befreyt, als dieser einen sonntäglichen Cyclus von 52 vorgeschriebenen Predigt-Thema's constituirte, womit die Thema's des Gesanges übereinstimmen mußten. So entstanden die sogenannten „Domenika's, und aus deren kirchlich geordneten Reihenfolge die „Kirchenjahrgänge." So gewannen die Lutherischen Kirchen-Componisten, indem sie 52 verschiedene Cantaten, nebst den Festcantaten, zu componiren hatten, einen namhaft erweiterten Spielraum für ihre künstlerische Schöpfungskraft; ja sie begründeten auf diesem Wege die über alle Vergleichung große Hauptperiode der Kirchenmusik, worin zahlreiche und große deutsche Kirchen-Componisten Epoche machten, welche in ihre Kirchenjahrgänge Schätze von eben so gediegener, als hoher Kunst niederlegten, einer Kunst, die alle frühern an Größe, Reichthum und Umfang weit hinter sich zurückläßt. Die Haupt-Repräsentanten dieser Kunst sind: Johann Sebastian Bach, Stölzel, Telemann, Homilius. Um von Bach's allumfassenden Leistungen in der höhern Setzkunst hier nur Ein's auszuheben, so sind seine Cantus-Firmus-Chöre in ganz besonderm Sinne kirchenthümlich zu nennen; denn alles Volk, wie es sich in der Kirche gemischt beysammen findet, kann sich daran erbauen; der Mindergebildete hört seinen bekannten Cantus Firmus heraus, während der Kenner sich ergötzt an den erfindungsreichen und kunstvollen Ausschmückungen der figurirten Singstimmen, die hinwieder mit einer zwanglos darein verwobenen Orchester-Begleitung ausgeschmückt sind. — Stölzel ist, wie Marpurg und Kirnberger bezeugen, und in ihren methodischen Werken mit Beyspielen belegen, einer der größten Contrapunktisten. Die sogenannte „canonische Schreibart" war ihm in ihrer höchsten Strenge ganz geläufig. Dennoch überschätzte er sie nicht. Er erkannte in ihr eine bloße Technik, und trat als Schriftsteller sogar polemisirend gegen die einseitigen Techniker seiner Zeit auf. In seinen Vocal-Compositionen ging er überall auf ästhetische Wirkungen aus, die er durch passende und sinnvolle Betonung seines Textes erzielte. Sein Wortausdruck ist einer der gediegensten, seine Stimmführung, selbst in „strengen" Fugen, die zwangloseste, die es geben kann. — Telemann behauptet, so fruchtbar und einflußreich er sich auch bewährt hat, nicht die Classicität der beyden erstern. Er macht sich aber durch einen dreystimmigen Kirchenjahrgang, wahrscheinlich den einzigen, der existirt, merkwürdig. Damit bezeichnet er eine eigne Culturstufe der Chor-Composition, deren Wichtigkeit eine nähere Erläuterung nothwendig macht. An den contrapunktisch durchgeführten Chören, worin immer alle vier Stimmen die gleichen Tonfiguren zu singen haben, haftet auch immer eine gewisse Schwerfälligkeit. Anhaltend langsamer Gesang ist den hohen Stimmen, fortgesetzt geschwinder den tiefen unangemessen. Schon aus akustischen Gründen ist es dem Ohr behaglich, je zu Einem tiefen Ton mehrere hohe zu hören; und vollends bey'm Gesange erfordert schon die Naturanlage, vermöge welcher die weibliche Stimme in der Höhe, als Discant, mehr Kehlbeweglichkeit, und durch diese größeres Tonvermögen hat, als die männliche, Berücksichtigung. Unser Telemann hat dieß Alles gefühlt, vielleicht erkannt, und daher sich's nicht sauer werden lassen, einen ganzen Kirchenjahrgang für zwey weibliche Stimmen, eigentlich zwey Discante, die einander oft über- und unterschreiten, und eine männliche, einen öfters langsamer fortschreitenden, minder figurirten Baß, zu setzen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 89.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 8. November 1825.

Musik-Literatur.

Zeichen der Zeit im Gebiete der Musik.

Von Hans Georg Nägeli.

(Fortsetzung.)

Homilius hat, nebst einer kleinern Anzahl meisterhafter Singfugen, eine Menge nichtfugirter Chöre gesezt. Er hat den Styl des nichtfugirten, jedoch figurirten Chores so ausgeprägt, daß er hier als Haupt-Repräsentant der Kunstentwickelung und Kunstgestaltung geschichtlich dasteht. Er hat uns das Chorwesen, indem er zugleich auch als Fugen-Componist excellirte, in seinem höchsten Gegensatz, sowohl technisch als ästhetisch genommen, dargestellt. Der Chor ist nämlich theils eine auseinander gehaltene Viergestalt, theils eine aufgestufte Einheitsgestalt, die in der Oberstimme als in ihrem Gipfel ausläuft. Beydes ist er gleich nothwendig und gleich wesentlich; jenes vermöge der unserm Organismus anerschaffenen viererley Stimmen, dieser vermöge des der weiblichen Stimme angebornen höhern Tonvermögens. Darauf beruhen zwey eben so wesentliche Verbindungsarten des Tones mit dem Wort; dort wird es contrastirten Tonreihen beygesellt, hier in Tonmassen, accordweise, zusammengefaßt. Durch Lezteres gewinnen wir den sogenannten „declamatorischen" Gesang, worin die Stimmen in ihrer Verbundenheit das Wort mit verstärkter Kraft ausdrücken; wogegen im fugirten Gesange durch öftere Wiederholung der Wortausdruck vervielfacht wird. Die ästhetische Nothwendigkeit dieses höchsten Gegensatzes der Chorform ward freylich auch schon von den frühern Contrapunktisten gefühlt, daher sie ihren Fugen oft nichtfugirte Einleitungssätze vorhergehen ließen. Diese Einleitungssätze bestehen aber häufig in Accordenreihen, worin das concentrirte Wort wenig Ausdruck gewinnt, weil es in der Oberstimme nicht gehörig, oder falsch accentuirt ist. Stölzel ist auch hierin überlegen. Seine Einleitungssätze haben oft eine mächtige, man möchte sagen schlagende declamatorische Kraft. Im Allgemeinen aber haben bey ihm, wie bey andern Contrapunktisten, die declamatorischen Stellen oder Sätze, dem Styl nach, nicht so viel Gehalt und Gewicht, wie die fugirten; jene sind die bloße Einleitung, diese die eigentliche Ausführung.

Nachdem unsere deutschen Componisten einmal nichtfugirte Chöre durch Erweiterung der Figuralkunst, und andere Kunstmittel der „freyen Schreibart," deren Darlegung hier zu weitläufig wäre, als Kunstgattung geltend gemacht; nachdem Sie so einen neuen Chorstyl gewonnen, und dem Fugenstyl gegenüber gestellt hatten, so traf auch hier ein, was im Culturgange der Menschheit häufig eintrifft: Ein sorgsam gepflegtes Culturmittel führt ein anderes herbey. Hier war die Herbeyführung ganz unmittelbar; sie ergab sich von selbst. Bey der Fugen-Composition war eine oder zwey, auch nur kurze Textphrasen hinreichend, um einen Chorgesang durch „Nachahmung, Wiederholung und Zergliederung" hinlänglich in die Länge zu ziehen, „auszuarbeiten." Um hingegen einen nichtfugirten Chor ausführlich, lang genug, zu machen, muß man mehr Text haben. Man bedurfte der Poesie; bloße poetische Phrasen genügten nicht mehr; die Bibelstellen von passendem Inhalt reichten nicht hin; auch die Lutherischen Kirchen-Componisten, je zahlreicher und fruchtbarer sie waren, erschöpften sich endlich, gleichwie früher die katholischen, in häufigen Betonungen ebenderselben Texte; zumal alles Wesentliche, was im Meßtext und im „Te deum" vorkommt, auch ihnen als christlichen Componisten unentbehrlich war, wie zum Beyspiel die „Advents-Chöre," welche nichts anders sind, als Varianten zum „Benedictus," so daß hierin alle Lutherischen Componisten auch mit allen katholischen concurrirten. Die Lutherischen Kirchenlieder, welche, mit Auswahl, für Poesie gelten konnten, waren strophenweise alle zu Cantus-Firmus-Chören verbraucht. Homilius war nicht so glücklich — was schon der Historiker Gerber bedauert hat — einen Dichter zu finden, der ihn in Stand gesezt hätte, in Einem großen Kunstwerk sein Höchstes zu leisten. Seine Chöre, mit Ausnahme der Motetten im engern Sinne, sind meistens auch nur wieder Bibelstellen, nothdürftig „in Reime gebracht." Dennoch gab ihm der größere Wortum-

sang, und der poetisch-rhythmische Zuschnitt schon hinlänglichen Spielraum zu reicherer Ausbreitung und höherer musikalischer Eurhythmie. — Unsers Homilius glücklicherer Nachfolger war Rolle. Niemeyer (auch Pazko) lieferte ihm in seinen religiösen Drama's bessere Strophentexte für die Chor-Composition. Waren einst diese Drama's wirklich im Ganzen mehr für den Concertsaal als für die Kirche geeignet, so wurden desto öfter einzelne Chöre ausgehoben und der Kirche einverleibt, wie die im protestantischen Deutschland altbekannten und allbeliebten Gesänge „Lobt den Herrn" aus dem „Tod Abel's" und „Wiedersehn" aus „Lazarus." Hier darf auch die Kunstgeschichte die persönliche Verbindung Rolle's mit Niemeyer nicht übersehen. In solch persönlicher Verbrüderung lag und liegt zugleich die innige Verschwisterung zweyer Künste, eine Erscheinung, die damals und seither Deutschland zu seinem großen Culturſegen mehrmals erlebt hat. So war früher Graun mit Rammler, später Wolf mit Herder, noch später Schulz mit Voß und Kunzen mit Cramer verbunden. Ja dieß hat nicht bloß eine culturgeschichtliche, sondern gewissermaßen eine symbolische Bedeutung. Dieses künstlerische Zusammenwirken stellt uns die höhere, früher unerreichte, Dichtungs- und Gesangseinheit dar, wodurch ewig die wahre Gesangbildung und der reine Kunstgenuß bedingt ist; und wenn wir von National-Werken sprechen wollen, so haben wir zuerst den „Tod Jesu" von Rammler und Graun, die Ostercantate von Herder und Wolf, und die Hymne von Schoß und Schulz zu nennen; obwohl diese Componisten an die ersten Contrapunktisten unter ihren Vorgängern, und an die ersten Instrumentatoren unter ihren Zeitgenossen und Nachfolgern nicht hinreichen. Sie bleiben dennoch, nebst Georg Benda, Reichardt und Naumann, die geschichtswürdigen Veredler des deutschen Chorstyls, und die Hauptbegründer des deutschen Chorgesanges, sofern man Poesie, und nicht bloß Phrasen gesungen haben will; sofern man einräumt, es sey eine sogenannte „homophonische" Composition, auch ohne alle Kunststücke des „doppelten Contrapunkts," schon ein ächtes Kunstwerk, und sie sey in dem Maße ein großes, in welchem sie passenden, treffenden, kräftigen Wortausdruck enthält; dessen Macht, auf abweichendem Wege, nämlich im Gebiet der dramatischen Kunst, Gluck auch bey andern Nationen so siegreich bewährt hat.

Wäre man hier nicht zu der Frage berechtigt, wie es denn auch kommen könne, daß diese ursprünglich deutsche Kunstleistung, die von deutschen Künstlern auch zu nordischen Völkern, von Schulz und Kunzen nach Dänemark, wie schon früher von Naumann nach Schweden, getragen worden ist, von einem Deutschen, der Deutsche über deutsche Kunst und Kunstbildung, und zwar vom Standpunkt der Geschichte aus, belehren will, gänzlich weggeläugnet, oder historisch übersprungen werden darf? — Allein er ist ohne Zweifel unschuldig; sofern Unwissenheit entschuldiget. Den Graun und Homilius kennt er zwar, und doch weiß er nichts von dieser ihrer Styleigenthümlichkeit. Hier, wo das Wort den Kern des Kunstwerks bildet, haben wir ja die geistigere Seite der Tonkunst; und daß er für das Geistigere, das Feinere, keinen Sinn hat, beweiset er schon durch seine geistlose Ansicht der Instrumentalmusik. Er liebt offenbar das Massive, welches er das Colossale nennt, zum Beyspiel, „12 tüchtige Chorstimmen, die „50 Instrumente niederschlagen." Nur das scheint ihm allzu stark, daß in dem bekannten „Preussischen Volksgesang" von Spontini ein dreyfaches Forte steht. Daher führt er dieß als Beyspiel vermuthlich an, um die Singvereine vor „tollen Uebertreibungen" zu warnen. Hier aber ist er nicht zu entschuldigen, denn er verfälscht das Faktum. Das Stück fängt zwar, wie er richtig sagt, mit gedämpften Trommeln an, aber es geht nicht im dritten Takt, wie er unrichtig sagt, in Fortissimo über, sondern erst im neunten, und nicht plötzlich, sondern nachdem erst die Trompete, dann andere Instrumente, forte eingetreten sind. Dieses Stück ist also nicht so ganz styllos, und auch sonst nicht so barbarisch, da es, als Militärmusik, bestimmt ist, unter freyem Himmel aufgeführt zu werden.

Uebrigens gebeut die historische Wahrhaftigkeit, auch dem unwahren Historiker die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß nicht er allein unter den Wortführern der musikalischen Literatur in diesem Gebiete ächtdeutscher Kunst nicht zu Hause ist. Vielen Andern, auch Musikern, und selbst Direktoren von Singvereinen, scheint sie ziemlich fremd zu seyn. Der Grund liegt darin, daß für Gesang, der dem Inhalt nach poetisch, der Betonung nach textgemäß ist, und so die Dichtungs- und Gesangseinheit in Vollendung darbietet, nur derjenige Sinn und Geschmack haben kann, der auch durch und für Poesie, und zwar die lyrische, hinlänglich gebildet ist. Daß diese Bildung nicht alle Musiker haben und haben können, ist um so begreiflicher, und um so eher zu entschuldigen, als schon das Studium der Harmonielehre und die Ausübung der Instrumentalmusik Zeit und Kräfte, leibliche und geistige, gar sehr in Anspruch nimmt. Dazu kommt noch ein wesentlicher, aus dem Entwickelungsgange der Kunst selbst zu schöpfender, also historischer Erklärungsgrund.

Jene Kunstschöpfer, Joh. Sebastian Bach und seine Zeitgenossen und Nachfolger, verbanden, vermöge ihrer Schöpfungskraft, mit der Vocal-Composition die

Instrumental-Composition so wesentlich, daß sie zum Ausdruck ihrer Ideen, und so zu einer reichen und großen Formbildung, auch die Instrumente auf jede erdenkliche Weise mit den Stimmen, ja das ganze volle Orchester mit dem vier- und mehrstimmigen Chor vereinigten. Je größer ihre Combinationsgabe, je reicher ihre Hülfsmittel der Instrumentirung waren, desto größere und reichere Produkte der vereinten Vocal- und Instrumental-Composition brachten sie zu Stande. Dazu kamen noch die Reizmittel der vielerley Instrumente von verschiedenem Tonmaterial. Ganz begreiflich ist es nun, daß Viele da, wo sie das Reichste fanden, auch das Höchste zu finden glaubten; um so mehr, als musikalische Geister erster Größe hier wirksam waren. Diese sind im Fache der Kirchenmusik vorzüglich: Joseph und Michael Haydn, wie auch Mozart und Vogler. Hatten die Messen Joseph Haydns bey ihrer Herausgabe nicht das Aufsehen erregt, das sie verdienten, so rührt dieß wohl daher, daß sie erst nach der Erscheinung der so überschwenglich reichen „Schöpfung" herauskamen. Die großen Compositionen Michael's wurden immer von Allen, die sie aus Abschriften oder Aufführungen kennen lernten, in ihrer Größe anerkannt. Der Historiker hat daran etwas Hochwichtiges auszuheben, das den Entwickelungsgang der Kunst selbst aufhellet. Dieser Haydnsche Styl ist eine reifere Frucht späterer Kunstbildung, etwas Höheres, als der Händelsche. Er ist es einerseits durch den freyern und reichern Instrumentalgehalt, anderseits durch die mannigfaltigere Verbindung des Solo mit dem Chor. Das Instrumentalwesen bringt nicht nur eine höhere Belebung, nicht nur durch materielle Verstärkung eine auch ästhetisch verstärkte Wirkung hinein: sondern die Vor-, Zwischen- und Nachspielkunst (die bey Händel noch nicht mannigfaltig erscheint) verleihet dem Kunstwerk eine höher gesteigerte Formgestalt durch erweiterte Eurhythmie. Dazu kommen die vielerley Wendungen und Ausdrucksarten der sogenannten „freyen Schreibart," wozu Händel erst als einer der Vorläufer die Bahn brechen half. Nur ein einziger solcher Vorzüge des Haydnschen Styls vor dem Händelschen ist von kaum zu berechnender Wichtigkeit und Wirksamkeit. Wenn Händels Styl es so mit sich bringt, daß die Instrumente die Stimmen meistens bloß „nachahmen," das heißt, wenn sie die nämlichen Tonfiguren zu spielen haben, die in den Stimmen vorkommen: so sind hingegen im Haydnschen Styl den Instrumenten häufig, ja ganze lange Sätze hindurch, ganz andere Tonfiguren zugetheilt, als den Stimmen. Dergestalt wird der Vocalgehalt mit dem Instrumentalgehalt, sowohl technisch als ästhetisch, contrastirt, und das Ganze ist um so wirksamer als eine zweyfache Tonschöpfung. In solchem Styl treten die Stimmen weit mehr hervor, und so sehr die Instrumente glänzen, so umglänzen sie die Stimmen doch nur, ohne sie zu verdunkeln. So gibt es in einer der Michael-Haydnschen Messen ein „Resurrexit," worin ein auf fünf verschiedenen Tonstufen „versezt" vorkommender „Unisono" so umspielt wird, daß die Stimmen eine unerhörte Wirkung thun. Dieser einzige Chor, neben irgend einem Händelschen Prachtchor aufgeführt, würde hinreichen, um die Vorzüglichkeit des Haydnschen Styls in's Klare zu setzen. Eben so gibt es in einer andern seiner Messen einen Chor, worin die Kunst der Verbindung das Solo mit dem Tutti weit über die Händelsche Kunst hinausreicht. Bey Händel erscheint das Solo zum Chor meistens bloß coryphäisch, wie im „Josua" in mehrern Chören die Rolle des Josua; der Chor „ahmt nach," oder wiederholt bloß, was das instrumentirte Solo vorgesungen hat. Ausnahmen kommen allerdings bey Händel vor, und er ist auch hier einer der Bahnbrecher; jene Ausnahmen kommen aber mit den Haydnschen Kunstleistungen in gar keine Vergleichung. In dem erwähnten Chor tritt zum Solo das Tutti, bald nach kleinern, bald in größern Pausen, mehr als dreyßigmal ein, und das Ganze bildet die schönste Einheit. Es ist nämlich das „Benedictus" mit dem „Osanna" so verbunden, daß jenes den Zuschnitt einer ausführlichen Discant-Aria hat, während der Chor dieses zwischen hinein singt. Daß nun ein solcher Chor mit künstlich untermengtem Solo ein größeres Kunstwerk sey, als ein Chor, worin das Tutti von Anfang bis zu Ende an Einem fort läuft, wird wohl Niemand bestreiten, da es ein anerkanntes Grundgesetz der ästhetischen Wirksamkeit ist, daß zu einem großen Ganzen menschlicher Kunstdarstellung die Vergegenseitigung und Wechselwirkung des Individuellen und Allgemeinen durchaus gehört. Eben so wird jeder Sachverständige es als einen Kunstgewinn, ja als eine unermeßliche Kunsterweiterung ansehen, daß die fixen Formen des Recitativs, der Aria, der Fuge seit Händel (der auch hier von Einer Seite, nämlich durch seine mannigfaltig zugeschnittenen „freyen Fugato's" die Bahn brechen half) durch den scenischen Styl der Neuern durchbrochen sind. Vermöge dieser errungenen Stylfreyheit werden nun alle jenen verschiedenen Formen in Einem ausführlichen Satz oft theilweise verbunden, wodurch denn solche Sätze unter einander eine desto größere Verschiedenheit gewinnen, und vollends durch alle zusammengenommen das Kunstgebiet überhaupt mit höherer Idealität bereichert wird. Daß auf diesem Wege das vielbesprochene Effektuiren an die Tagesordnung kam, und mancherley Stylunfug herbeyführte, ist nicht zu läugnen: aber eben so wahr ist es, daß wir auf ebendiesem Wege, schon durch Mozart's scenische Opernchöre, Wunderwirkungen dieser

Kunst erlebt haben. Hieher gehört auch in vollem Sinne die Scene in Joseph Haydn's „Schöpfung": „Von deiner Güt', o Herr! ist Erd' und Himmel voll." Welcher Chor ohne Solo hat je eine solche Wirkung erreicht?

Hatten die leztgenannten Componisten schon den Vorzug eines bessern, wirksamern Styls, so mußten sie vermöge des Reichthums an Erfindung, die sie in ihren zahlreichen Werken bewährt haben, um so mehr Einfluß gewinnen. Eine solche Erfindungsgabe bewährte auch Mozart in seinem „Requiem"; eben so Vogler in verschiedenen Werken, der übrigens für das Solo die Stylgewandtheit der drey andern nicht besaß. Auch der Historiker soll zur rechten Zeit sich und seine Leser an das „nil admirari" erinnern. So darf hier nicht verschwiegen werden, daß Joseph Haydn und Mozart das Wort im Einzelnen nicht gehörig behandelten, ja sich allzuoft dagegen arge Verstöße zu Schulden kommen ließen (obwohl die „Schöpfung" manchen Geniezug eines sinnvollen Wortausdrucks enthält); und daß sie die Instrumente häufig über die Stimmen vorherrschen ließen. So hat zum Beyspiel die Fuge in den „Jahreszeiten": „Uns sprießet Ueberfluß," so wie das „Quod olim Abrahae promisisti" im „Requiem" eine ganz verkehrte, den Stimmeffekt störende Instrumentirung. Daß sie die lateinischen Texte mitunter verkehrt behandelten, und Gebetweisen in rauschende oder glänzende Chorgesänge verwandelten, wie Mozart das „Kyrie" im „Requiem," und Haydn in der C-dur-Messe No. 2. des „Dona nobis," darf ihnen nicht strenge angerechnet werden, weil sie damit im Dienst ihrer Kirche standen, die ihnen so unmusikalische Texte darbot, und weil durch Bearbeitung eines solchen der Componist immer auf irgend einen Abweg geräth. Es bleibt immer ein Mißgriff, solche einfache Gebetsworte in ein langes Kunstwerk auszuspinnen, und weil diese Worte, wie das „Kyrie eleison," oder das aus drey gleichförmigen Trochäen (in drey zweysylbigen Wörtern) bestehende „Dona nobis pacem," so tonwidrig oder so unförmlich lauten, so mildert die Instrumentirung wenigstens ihren widerwärtigen Eindruck. Immerhin kann man solche Compositionen durch zweckmäßige Unterlegungen aus geschmacklosen in ächte und genießbare umwandeln, ohne dem Geist der Componisten zu nahe zu treten; denn sie waren ja nicht durch und für diese Texte begeistert, sonst hätten sie dieselben nicht so verkehrt componirt. Eine solche textwidrige Verkehrtheit findet sich übrigens seltener und in geringerem Maße bey Michael Haydn und Vogler.

Werfen wir nun einen historischen Ueberblick auf die Kirchen-Componisten, welche seit einem halben Jahrhundert das Gebiet der Kirchenmusik bereichert haben, und zwar einerseits als Declamatoren, durch treffliche Betonung poetischer Texte, anderseits als Instrumentatoren, durch ein kunstvolles, kunstvoll mit dem Gesange verbundenes Tonspiel; und bringen wir dabey in Anschlag, daß beyde durch mannigfaltige Verbindung des Solo mit dem Chor ästhetisch wirksamere Kunstformen zu Stande brachten: so haben wir daran einen zuverlässigen Thatbestand und einen überführenden Thatbeweis einer nambaften Kunstentwicklung in den Kunstwerken selbst.

Ob aber auch in unserm Kunstleben die Cultur gleich wesentlich vorwärts schreite, darüber können uns die im neuen Jahrhundert entstandenen Singvereine, wie sie leben und wirken, nicht wie der Verf. sie sich träumt, Aufschluß geben. Sind sie durch ihre Anzahl, ihren Umfang, die Größe ihres Personals, durch ihre Bestrebungen und ihre Kunstleistungen, wirklich eine geschichtswürdige Culturerscheinung?

Daß in Deutschland, vorzüglich in Mittel- und Norddeutschland, wie auch in der Schweiz, sehr viele Singvereine existiren, weiß Jedermann aus den vielfachen Notizen der Tagblätter. Selbst ein mit unserm Verf. gleichgesinnter, über deutsche Kunst gleich vermessen, jedoch ohne Gehässigkeit absprechender Dilettant, Herr Sievers, gab davon unlängst von Rom aus in der „Cäcilia" ein zwar tadelndes Zeugniß, das eigentlich ein lobendes ist: „In Deutschland ist fast jede Schneidertochter Mitglied eines Singvereins." Das ist in der Ordnung, daß den adelichen Fräuleins auch die Töchter des Mittelstandes, sofern sie den Organen nach wohlgeboren, und den Talenten, gleichwie den Sitten nach wohlerzogen sind, in einer Richtung sich anschließen, wo die Kunst nur durch Zusammensetzung der Kunstkräfte was Rechtes und Großes seyn und wirken kann. In der Schweiz sind sogar die Bauerntöchter häufig die Zierde der Singvereine. Ihre Stimmen lauten nicht nur völlig so hell, sondern auch völlig so gut, wie die der Städterinnen. Auch an Kunstsitten und Kunstgeselligkeit stehen sie diesen nicht nach. Der Fall kommt hier nicht vor, daß man des Guten fast zu viel hat, wie in dieser und jener deutschen Stadt, wo sogar zwey Singvereine existiren, und wo das, was großartig seyn könnte, kleinlich und kleinstädtisch erscheint, sofern die Sänger — was in sehr großen Städten durch vermehrte Einaluß und dadurch vermehrtes Personal nothwendig geworden seyn kann — auch in kleinern sich in zwey Classen theilen; woraus am Ende wohl gar zwey Partheyen entstehen, deren jede in und außer dem Gebiete der Kunst die vornehmere seyn will; wobey denn das Publikum immer verliert, weil es die Ortstalente niemals vereint zu hören bekommt. Wenn aber auch solche Spaltungen hie und da, wie zum Beyspiel in dem musikalisch berühmten Heidelberg, vorkommen, so sind das doch nur die Ausnahmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 90.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 11. November 1825.

Musik-Literatur.

Zeichen der Zeit im Gebiete der Musik.

Von Hans Georg Nägeli.

(Fortsetzung.)

Gewöhnlich ist ein solcher Singverein zugleich das menschliche Vereinigungsband, das die kunstgebildeten Einwohner einer Stadt einander näher bringt, welche, an einen tüchtigen Künstler sich anschließend, und dessen Leitung sich unterordnend, der Kunst auf die edelste Weise Ansehen und Einfluß verschaffen, und so allmählig durch erweiterte Kunstgeselligkeit ein öffentliches Leben zu Stande bringen, das, als Kunstleben, unser Zeitalter für die Culturgeschichte selbst merkwürdig macht.

Fassen wir diese Singvereine nach ihrem innern Wesen und Wirken, nach Kunstgeschmack und Kunstausübung, in's Auge, so finden wir sie in zwey Haupt-Classen getheilt. Die Einen befassen sich mit Aufführung großer Kunstwerke des Chorgesanges, und zwar des contrapunktischen; Fugenchöre, wie die Händelschen, gehen ihnen über Alles. Die Andern lieben und üben das Lieder- und Rundgesangwesen; sie befassen sich auch mit kleinen, kurzen, leichten Chorgesängen; nichts ist ihnen zu gering, woran die Poesie ihren wesentlichen Antheil hat, und die Betonung textgemäß ist; ja diese Textgemäßheit geht ihnen über Alles.

Dieser ihr verschiedener Charakter entsprang aus ihrer Entstehungsart. Wo schon erwachsene, kunstgebildete Sänger sich zusammenthaten, da griffen sie natürlich gleich nach dem Großen, das ihren schon entwickelten Kunstkräften Nahrung und Uebung darbot. So entstanden die großen Sing-Academien in Berlin und Frankfurt. Man kann diese die artistischen nennen. Die andern heißen mit Recht die pädagogischen. Es war durch die Pestalozzische „Methode" angebahnt, betrieben und erprobt, daß auch in Volksschulen, und in großen Classen, die Jugend zum Figuralgesang leicht herangebildet werden könne; die einmal singfähige und singlustige Jugend sollte und wollte länger fortsingen, als die Schulzeit dauert; die Kunst wurde aus der Schule in's Leben hinüber genommen, und darin erhalten. So entstanden die Schweizerischen Singvereine, und nach deren Vorgang auch manche in Süddeutschland, den Rheingegenden, in Preußen und anderwärts; auf welchem Wege mancher Schulmann sich zum Gesang-Direktor erhoben hat, der, was ihm an artistischen Leistungen, zum Beyspiel denjenigen des Accompagnateurs, allenfalls abgeht, durch die pädagogischen, namentlich durch Behandlung des Organs und Wahl des Singstoffs, ersetzt.

Durch beyderley Institute ist unsere Gesangs-Cultur von zwey Hauptseiten gut und reichlich gepflegt, wenn auch das Höchste erst noch allgemeiner dadurch zu erreichen ist, daß die pädagogischen Singvereine noch mehr zu jenem Artistischen hinauf, die artistischen zum Pädagogischen herabsteigen, beyde aber die Individualbildung nicht verabsäumen, und daher das Solo-Wesen eben so sorgsam und eben so allseitig ausbilden, wie das Chorwesen. Wie das Alles zu verstehen und zu bewerkstelligen sey, glaube ich in meiner „Chorgesangschule" umständlich genug dargethan zu haben, und verweise vorzüglich auf die Capitel „Würdigung der verschiedenen Chorformen" und „der Singabend."

Zählen wir die bisherigen Früchte der auf diesen Wegen gewonnenen Gesangs-Cultur auch nur obenhin auf, so ergibt sich schon ein namhaftes Resultat. Die Zahl der gegenwärtigen Mitglieder der schweizerischen und deutschen Singvereine, die fast alle erst in dem gegenwärtigen Jahrhundert, und zwar seit dem zweyten Jahrzehend, entstanden, förmlich organisirt sind, und regelmäßig besucht werden, steigt auf gar viele tausend. Sie steigt schon in der Schweiz auf mehrere tausend. Der kleine Canton Appenzell zählt deren wenigstens fünfhundert, die alle musikalisch gründlich beschult sind, deren Gesang an Reinheit, Genauigkeit und Schwung, überhaupt an Vortrag, dem Kunstgesang der Großstädter nichts nachgibt; wie jüngst, bey Versammlung der „Schweizerischen Musikgesellschaft," im Dorfe

Speicher ein zweyhundertstimmiger Männerchor in Anwesenheit vieler fremden Kunstkenner bewiesen hat. Viele hundert Dilettanten und Dilettantinnen gibt es heut zu Tage, die ihre Fuge vom Blatt singen. Und diese verallgemeinerte Singfähigkeit hat auch mittelbar die colossalen, mit hundertstimmigem Chor besezten Musikaufführungen möglich, ja leicht gemacht, wovon die deutsche Kunstgeschichte früherer Jahrhunderte nichts weiß, und wodurch Hunderttausende unserer Zeitgenossen unvergleichliche und unvergeßliche Eindrücke der Tonkunst in ihrer Hoheit und Pracht empfangen haben. Und nicht nur die Residenzen Wien und Berlin haben dieß unter Leitung eines Mosel und eines Zelter öfters erlebt, sondern auch kleinere Städte des zweyten und dritten Ranges.

Nach diesen historischen Erörterungen bleibt mir noch ein Nachwort übrig in Beziehung auf andere Schriftsteller im allgemeinen Kunstgebiete, welche auch in dem besondern Gebiete der Tonkunst Rath schaffen möchten — und dann noch ein leztes Wörtchen über die persönliche Stellung des Verfassers zum Publikum, so weit dieselbe aus seiner Schrift sich kund thut.

Es ist ein begreiflicher Irrthum, wenn Kunst-Enthusiasten, die in Dante und Ariost, in Raphael und Michel Angelo große Kunstschöpfer bewundern, auch im Gebiete der Tonkunst das Vorhandenseyn eben so großer Kunstschöpfer bey jener Nation voraussetzen, ohne dieselben eigentlich zu kennen, und ohne daß es ihnen historisch oder kritisch nachgewiesen ist. Allein die Hauptsache, die Schöpfungskraft, ist eben das, was erst nachgewiesen werden sollte, was noch Niemand nachgewiesen hat, noch jemals nachweisen kann, weil es nicht vorhanden ist. Sie bewährt sich vorzugsweise in der Instrumental-Composition; sie hätte sich auch bey den Italiänern bewährt haben müssen, wenn sie dieselbe besessen hätten. Den besten Beleg hiezu liefert uns Marpurg. Er war Besitzer einer reichen Fugen-Bibliothek; er rühmte sich dessen, und mit Recht. Er hat in seinem großen in den Jahren 1753 und 1754 in zwey Bänden herausgegebenen Werke „Abhandlung von der Fuge" umsichtig und einsichtsvoll zusammengetragen, was als Beyspiel von erfindungsreichen Thema's und tiefsinnigen Combinationen sich bey Deutschen, Franzosen und Italiänern, auch andern Nationen, vorfand. Und was hat Marpurg, der gewiß zu wählen verstand, bey den Italiänern gefunden? Man sehe doch nach! (Das Werk ist vor einigen Jahren in Leipzig neu aufgelegt worden) Es sind darin mehr als 500 Beyspiele enthalten. Den 34 deutschen Componisten gegenüber kommen auch 9 Italiäner vor, worunter 7 Instrumental- und 2 Vocal-Componisten. Die Instrumental Beyspiele beweisen alle ohne Ausnahme die Dürftigkeit der italiänischen Figuralkunst, sogar in der Instrumental-Composition; kein einziges Thema ist originell zu nennen, als allenfalls ein chromatisches von Frescobaldi. Schon hieraus könnte man ohne alle nähere Untersuchung auf die große Dürftigkeit der italiänischen Vocal-Composition, als der beschränktern Hauptgattung, schließen. Die Vocal-Beyspiele sind von Berardi und Lotti genommen. Die des erstern sind ganz gute Stylübungen im „figurirten Cantus-Firmus;" das „Christe eleison" des leztern ist ein im „mehrdoppelten" Contrapunkt ganz gut, jedoch kurz und nicht canonisch durchgeführter Saz. Bey jenem ist aber jedes Thema im Cantus-Firmus gegeben; bey diesem ist das Thema nicht im Mindesten originell, so daß beyde nicht Erfindungsgabe, sondern nur Combinationskunst bewähren, beyden also bloß das „inventis addere" zusteht. Unter den Instrumental-Componisten kann man einzig dem Frescobaldi (so wie dem Domenico Scarlatti, den Marpurg ohne Zweifel nicht vorführt, weil er denselben in den Künsten des Contrapunktes zu oberflächlich fand) eine bedeutende Erfindungsgabe nicht absprechen. Die Italiäner nannten ihn „il mostro de' suoi tempi." Vielleicht wollten sie ihn damit eben als Erfinder bezeichnen; vielleicht waren ihnen seine Erfindungen auch nicht einmal recht, weil sie mehr am bloßen Genuß des Tones und der Tonergießung, am unmittelbaren Lautwerden des Gesanges, an fließender Melodie, und an ihrem sogenannten „Portamento" hiengen, und noch hangen; weil ihnen überhaupt musikalisch versinnlichte Anmuth mehr werth ist, als geistige Kraft. Glaubt man etwa, es finde sich diese Anmuth in ihrer alten Kirchenmusik mit jener vermeinten Kunstgröße verbunden, so ist auch das ein großer Irrthum. Er erklärt sich so: Die frühere katholische Kirche hat den Chorgesang nie reinmenschlich, nie vollständig, nie in seiner ästhetischen Wesenhaftigkeit gehabt, weil das weibliche Geschlecht davon ausgeschlossen war. Ihr Gesang war also aus Knaben- und Männerstimmen zusammengesezt. Daher stehen auch in ihren Kirchen-Compositionen im Durchschnitt die Alte zu tief und die Discante nicht hoch genug, weil nämlich die Knabenstimme von Natur merklich tiefer, und in der Höhe schärfer, schneidender ist, als die weibliche. Die ästhetische Mangelhaftigkeit ist aber noch viel fühlbarer. Die Knabenstimme kann, wenn sie auch schon vor der Mutation gehörig ausgebildet wäre, ewig nie leisten, was aus weiblicher Brust und Kehle hervorquillet. Hier haben wir einen wesentlichen Erklärungsgrund, warum die italiänischen Kirchen-Componisten in ihren Chor-Compositionen den Figuralsaz so langsam und dürftig

ausbildeten, während sie ihn in der Solo=Composition in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schon zur Bravour=Aria gesteigert hatten. Dort hatten sie für Chorknaben zu componiren, hier für reife, kehlfertige Sängerinnen. Daß Compositionen für diese späterhin besser gelangen als Kirchen=Compositionen, und daß überhaupt in den Kunstwerken und im Kunstleben der Italiäner der Sologesang nach und nach über den Chorgesang den Sieg davon trug, davon ist der Hauptgrund ein negativer: Ihre Componisten besaßen kein so großes Kunstvermögen, als für figurirte Chor=Compositionen erforderlich ist; immerhin aber besaßen sie so viel, als man zu einer schönen Aria, und allenfalls zu einem Duett bedarf; und da kam ihnen ihr feiner Sinn für schöne Melodie trefflich zu Statten. Im Duettenstyl hat jedoch unser Graun sie alle übertroffen; ja seine reichhaltige, von Kirnberger in den Jahren 1773 und 1774 herausgegebene Sammlung mehrstimmiger italiänischer Sologesänge ist ein historisch merkwürdiger Beweis, wie ein deutscher Componist den Vocal=Figural=Styl der Italiäner noch höher zu steigern vermochte, ohne die Cantabilität zu verletzen. Aber als Melodisten im engern Sinne, das heißt, für den einstimmigen Sologesang, behaupteten sie im ganzen vorigen Jahrhundert unter allen gebildeten Nationen Europa's den höchsten Rang; einen hohen behaupten sie noch bis auf den heutigen Tag.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Volkslieder, gesammelt von J. G. v. Herder. Neue Ausgabe, eingeleitet von Johannes Falk. Leipzig, Weigand'sche Buchhandlung. 1825. Zwey Bändchen. 348 und 344 S. kl. 8.

Wer die Jubel=Ausgabe von Werthers Leiden kennt (von 1825), und unsere Anzeige derselben gelesen hat, *) der weiß bereits, daß in der Weigand'schen Buchhandlung das Wort einleiten soviel heißt, als eine Einleitung oder Vorrede zu einem Buche schreiben; und so wird er denn leicht aus obigem Titel abnehmen, daß er hier nichts anders zu suchen hat, als eine neue Ausgabe der geschätzten Herder'schen Sammlung inländischer und ausländischer Volkspoesien, mit einer Einleitung von dem geistreichen Johannes Falk versehen. Sie ist ziemlich lang, diese Einleitung, und wenn wir sie anders recht gefaßt haben, so läuft der langen Rede kurzer Sinn darauf hinaus, daß alles Heil des Volkes und der Poesie in dem Studium der Volkspoesie zu suchen ist. „Da schmilzt ein breites Geschichtsbuch — in ein Lied; da legt ein halbes Jahrhundert seine Trauer in eine Romanze, oder Ballade nieder: da verlieren sich plötzlich die dicken Bände einer Sittenlehre in einen Mark und Bein durchdringenden und durchklingenden Choral. Das ist die Aufgabe, die vor uns liegt! Selbst unsere leichtfertigen gallischen Nachbarn wissen recht gut, was sich durch einen (eine) Chanson im Volke wirken läßt. Wenn sich aber bey uns die Begeisterung dafür nicht selbst aus dem Volk erhebt: schwerlich wird der leipziger Meßkatalog diesem Bedürfniß abzuhelfen im Stande seyn! Aber es sind schon Zeichen da, daß Solches, über kurz oder lang, doch geschehen wird, wie sehr auch jezt die Verkehrtheit und gelehrte Willkür dawider eifert und angeht."

So hoch stellt Herder selbst dieses Studium nicht. „Es kann nicht der Zweck des Sammlers dieser Lieder seyn, sagt er S. 344. Bd. 1., regelmäßigere Gedichte, oder die künstlichere nachahmende Poesie gebildeter Völker zu verdrängen; denn dies wäre Thorheit, oder gar Unsinn; vielmehr, wenn er etwas zu verdrängen Lust hätte, wär's die neue Romanzenmacher= und Volksdichterey, die mit der alten meistens so viel Gleichheit hat, als der Affe mit dem Menschen. Das Leben, die Seele ihres Urbildes, fehlt ihr ja, nämlich: Wahrheit, treue Zeichnung der Leidenschaft, der Zeit, der Sitten; sie ist ein müßiger Stutzer, in einen ehrwürdigen Barden, oder einen zerrissenen blinden Bettler verkleidet, und mich dünkt, die Maskerade ist nicht der Rede werth."

Hierin ist es, wie uns dünkt, weit klarer, als in der Falk'schen Einleitung ausgedrückt, wozu das Studium der älteren Volkslieder nützen soll. Ein Volkslied bedeutet nicht sowohl ein für das Volk gedichtetes Lied, als vielmehr ein solches, welches das Volk wirklich in sich aufnimmt, und so zu sagen durch seinen Mund der Nachwelt überliefert. Ein ganz neues Volkslied kann es daher eigentlich gar nicht geben, und wer ein Lied dichten will, welches alt werde im Gedächtniß und in dem Munde des Volkes, der wird immer wohl thun, wenn er mit dem Geiste der alten Volkslieder sich vertraut macht. Aber Geist und Form sind zweyerley Dinge; und die Form alter Volkslieder nachzuahmen hat seine großen Bedenklichkeiten. Es kann kaum fehlen, daß sie nicht zur Nachwelt eine Form mitbringen sollten, welche dem fortgebildeten Geschmacke Genüge zu leisten aufgehört hat. Da nun der Widerspruch einer Form mit dem Geschmacke des Volkes das Eindringen eines Liedes in das Volk erschwert, und da ein Lied, welches durch den Volksmund auf die Nachwelt kommen will, nothwendig erst in dem Munde der Mitwelt Posto fassen muß; so scheint zu fol-

*) Nr. 93. 1824.

gen, daß nur diejenigen populären Dichter, welche in der Form sich dem Geschmacke der Mitwelt bequemen, gegründete Hoffnung fassen können, daß ihre Lieder dereinst zu Volksliedern werden, vorausgesezt, daß in der Form der rechte Geist, der Geist der Klarheit und Einfachheit steckt. Würden wohl Bürger und Hölty eingedrungen seyn in das Gedächtniß des Volkes, wenn sie in den holprigen und übellautenden Versen des Mittelalters gedichtet hätten?

Herder wollte den Geist der ältern Volkspoesie wieder auferwecken; aber die Dichterlinge (mitunter auch wohl wirkliche Poeten) mußten ihn von der Form nicht zu scheiden; und so entstand statt der Volkspoesie eine — Almanachs-Poesie, in welcher dasjenige, was vor Jahrhunderten freye Natur gewesen war, wieder auflebte als forcirte Manier. Herder theilte u. a. das Thüringer Bauernlied aus Spangenbergs Mansfeldscher Chronik mit:

Aber so woll'n wir's heben an,
Wie sich's hat angesponnen.
Es ist in unser Herrn Land also gestalt,
Daß der Herren Räthe treib'n groß' Gewalt,
Drauf haben sie gesonnen.

Wo der Geier auf dem Gatter sizt,
Da deihen die Küchlein selten;
Es dünkt mich ein seltsam Narrenspiel,
Welcher Herr sein'n Räthen gehorcht so viel,
Muß mancher armer Mann entgelten.

Wo das gut Geld im Land umfährt,
Das haben die Pfaffen und Juden,
Es ist dem reichen Mann Alles unterthan,
Die den Wucher mit den Juden ha'n,
Man vergleicht sie einem Stockruthen.

Hat einer dann der Pfennige nicht,
Er muß sie wahrlich schicken,
Der reiche Mann, der hat's daheim in seinem Haus,
Er sieht gleich wie eine Steineule heraus,
So geschieht manchem Armen oft und dicke.

In solchen Knittelversen haben seit der Zeit unzählige Dichterlinge ihre Lieder für das Volk abgefaßt; aber die Dichter, z. B. Uhland, Schwab ꝛc., haben es bleiben lassen. (S. Lit. Bl. 1821. Nr. 23.)

Wir sind weit entfernt, die Schuld dieses Rückfalles in einen veralteten Volksgeschmack auf Herder's Schultern legen zu wollen. Seine Sammlung, besonders seine darin enthaltenen Verdeutschungen ausländischer Volkslieder, bleiben immer von großem Werthe, und wir halten es daher für löblich, daß die Buchhandlung dieselbe auf ihrem Lager nicht hat wollen ausgehen lassen, zumal da es mit Sorgfalt und Geschmack geschehen ist. Aber wir haben geglaubt, die Gelegenheit benutzen zu müssen, um auf den rechten Gebrauch aufmerksam zu machen. Der erste Theil ist mit einem wohlgelungenen Bildnisse Herder's geziert.

Aesthetik.

Ueber die Würdigung dichterischer Erzeugnisse. Bruchstück aus einer italienischen Handschrift vom Jahr 1594. Von Carl Müchler. Berlin 1825. Bey H. Ph. Petri.

Wir müssen unsere Leser vor dem Aushängeschild dieses Schriftchens warnen, denn wenn demselben wirklich ein Bruchstück einer italienischen Handschrift zu Grunde liegt, woran zu zweifeln wir nicht berechtigt sind, so muß selbige doch äußerst unleserlich seyn, da kaum ein Hauch des italienischen Geistes auf ihre Uebertragung in's Deutsche gekommen ist. Selbst die novellenartige Form, in welcher ästhetische Ansichten vorgetragen werden, wie es jezt ein nicht verwerflicher Ton mit sich bringt, ist ungemein dürr und hölzern ausgefallen. Was nun wirklich zur Würdigung dichterischer Erzeugnisse beygebracht wird, ist uns um so fader und nichtssagender erschienen, als es dem Torquato Tasso poetischer Weise in den Mund gelegt wird. Dieser ästhetisirende Torquato Tasso würde sich nicht übel als Professor der Aesthetik ausnehmen; wenigstens hat er den Kathederton unserer philosophischen Aesthetiker nicht übel getroffen, indem er, obwohl nicht ganz so logisch, aber doch gerade so viel wie sie gesagt hat, wenn er fertig ist, nämlich nichts, oder höchstens, was bey Beurtheilung dieses oder jenes Gegenstandes aufgefaßt werden müßte, ohne es jedoch selbst aufzufassen oder durchzuführen. So sezt zum Beyspiel gegenwärtiger Professor Tasso als höchstes Kriterium für den poetischen Geist eines Dichters und Gedichtes die Begeisterung und Phantasie. Die Beschaffenheit dieser Begeisterung und Phantasie lasse sich aber, meint er, besser fühlen als sonst näher bestimmen. Wir haben nichts dagegen, behaupten aber, daß bey so bewandten Umständen es besser gewesen wäre, zu schweigen. Bemerkenswerth ist noch eine von Herrn Müchler in einer Note beygefügte, höchst elegischprosaische Schilderung der göttlichen Natur eines Dichters, und wie diese in besseren Zeiten gewürdigt worden, so daß ein Dichter überall ein willkommner Gast gewesen sey. Aber ach, tönt durch die ganze Elegie, ohne daß es ausgesprochen ist, wie selten wird heut zu Tage einem Dichter gebührende Ehre und Gastfreundschaft erwiesen!

Ablehnung.

Daß die seltsame „critische — besser: autokritische — Emendation“ in Betreff des Nürnbergerschen Horaz, im Lit. Bl. Nr. 81. S. 327, ohne mein Zuthun dahin befördert worden ist, bemerke ich hiermit für Nichtunterrichtete. So weit bin ich nicht zurück in der Verskunst, daß ich metrische Produkte, in welchen Unaussprechlichkeiten wie „Des Haifisch's schau'te“ (Z. 4. v. u.), und Hemistichen wie „pestilential'scher (◡ — ◡ — ◡) Seuchen“ verkommen, für „gelungen“ ausgeben könnte. Müllner.

Nr. 91.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 15. November 1825.

Musik-Literatur.

Zeichen der Zeit im Gebiete der Musik. Von Hans Georg Nägeli.

(Beschluß.)

Im vorigen Jahrhundert mußten unsere ersten deutschen Vocal-Componisten für das Solo, Händel, Graun, Hasse, Gluck, Naumann, gar wohl, warum sie nach Italien wanderten, und was sie dort zu lernen und in der Wirkung zu beobachten hatten: nicht die Chor-Composition, sondern die Solo-Composition. Sie würden ohne Zweifel auch heut zu Tage, wenn sie verjüngt wiederkämen, von Rossini dieß und jenes zu lernen wissen. Dagegen erleben wir jezt nicht selten, daß unsere Kunstberather an der italienischen Musik gerade das empfehlen, wovon sie abrathen sollten, und umgekehrt. Wo dieß etwa in Romanen oder Gedichten geschieht, da ist es unschädlich; es kann auf einem Umwege sogar ergötzlich seyn. Wenn ein Tieck der Göttin Tonkunst die höchsten Huldigungen darzubringen glaubt, indem er, mit Verläugnung deutscher Kunst und Verkennung ihrer Heroen, den Palestrina, Marcello und Pergolesi besingt, so können wir uns beym Lesen der schönen Gedichte allenfalls Bach, Händel und Stölzel denken, ohne uns dadurch täuschen zu lassen, daß der herrliche Idealist, indem er hier gerade das musikalisch Ideenlose idealisirt, in seiner glühenden Phantasie sich selber täuscht. Und wenn er in jener allerliebsten Novelle die Heldin mit einem Chor von Palestrina ihre Eroberung machen läßt, so hindert solch ein unerhörtes Wunder einer vielstimmigen Einstimmigkeit nicht, alles Uebrige wohlmotivirt, sinnvollschön und ächtpoetisch zu finden, sofern man es lieset, wie einen Roman, wo sich nichts als eigentliches Kunsturtheil, vielweniger als Geschichte aufdringt. Ein solcher musikalischer Schriftsteller kann immerhin die Liebe zur Kunst heilsam befördern, obwohl er die Einsicht in ihr Wesen um kein Haar vermehrt. Nur das finden wir Musiker unerbaulich, wenn solche Dilettanten über unsere Kunst aus dem Standpunkt der Geschichte oder der Philosophie aburtheilen wollen, wie unlängst einer in der „Cäcilia“ (wo übrigens, solchen Absprechern gegenüber, auch ehrenwerthe Verehrer und Verfechter der modernen Tonkunst ihre Stimme würdig erheben) den Ausspruch thun durfte, wir haben das Zeitalter des Perikles musikalisch mit Mozart erlebt und überlebt; oder wie (in der Leipziger musikal. Zeitung) der Philosoph Wagner, der mit seiner bekannten philosophischen Vierfaltigkeit unser erweitertes Tonreich wieder auf den Umfang von vier Octaven zurück führen will; wo denn beyläufig seine philosophische Deduktion und Reduktion sich in praktischer Beziehung in die Verwünschung auflöset, die Claviermusik sey „vermaledeyte Musik.“ Aehnliche Beyspiele könnten noch mancherley angeführt werden. Alle diese Erscheinungen lassen sich aber erklären, und ihre Erklärung gehört mit zur Geschichte der Tonkunst, weil es den Zustand ihrer Literatur aufhellet. Sie wollen schriftstellern, und haben nicht genug Stoff; sie wollen sich Ansehen geben, und haben nichts Eigenthümliches; sie wollen Kunstrichter seyn, und haben keine Criterien; unvermögend zu überzeugen, suchen sie zu überreden; sie werden schwatzhaft, brechen in Lob und Tadel aus; und weil, wer tadelt, eher den Schein hat, als verstehe er es besser, so ist ihr Tadel auch häufiger, als ihr Lob; und weil endlich, einmal aufgeregt, der Geist ohne Wissenschaft sich nicht wohl regen kann, so regt sich das Temperament.

Von solchen Temperaments-Ausbrüchen wimmelt es denn auch in der Schrift unsers Verfassers, bis er endlich auf der vorlezten Seite sich so weit vergißt, daß er die eigentliche Quelle aller jener Ausbrüche selber verräth, indem er örtliche Klatschereyen, selber mitklatschend, vor das gebildete Publikum bringt: „Die guten „Freunde und Freundinnen, welche nichts verstehen, der „Seichtigkeit, als ihrem Classischen, huldigen, und schon „an sich einer ehrenwerthen Verbindung, wozu sie nicht „gehören können und dürfen, durch unnütze Plauderey „und Lügerey mit großer Sorgfalt zu schaden suchen, „pflegen zwar viel Erbauliches gegen eine solche angeb-

„liche Partheylichkeit" (für die angeblich classische Musik) „zu predigen. Auf der einen Seite wird die kluge Enthaltsamkeit in Haß und Widerwillen verwandelt, und „auf der andern Seite wird vorgespiegelt, daß ein solcher Verein zu Trübsinn und Kopfhängerey führe."

Da haben wir's! Er findet sich in seiner ohnehin kleinen Umgebung noch von einer Gegenparthey eingeengt. Die hohe Idee, die er von seiner selbsteigenen Kunstperson hegt, läßt ihn aber in dieser kleinen Umgebung, deren Centrum er ist, oder seyn möchte, die Abspiegelung alles dessen erblicken, was in der ganzen großen musikalischen Welt vorgeht. Daraus erklären sich die in der Schrift herrschenden Widersprüche; es erklärt sich, warum er so oft und mit so vielerley Wendungen sagt, man kenne seine classische Musik nicht — und eben so oft sagt, man finde sie „langweilig und ermüdend." Beydes muß, auf ebendiese Umgebungen bezogen, wahr seyn. Einige werden seinen Singverein verlassen haben, weil sie seine classische Musik langweilig und ermüdend fanden; Andere werden sich an anderer, kurzweiliger Musik ergötzen, und daher die seinige, als langweilig erprobte, nicht kennen lernen wollen. Er sagt ja selber, diese seine classische Musik erfordre eine „unermüdliche Anstrengung." Damit verräth er zugleich, wie es um seinen Singverein steht. Gute Choristen können allerwärts mit voller Stimme aus vollem Herzen singen, ohne alle Anstrengung. Wer mit Anstrengung so singt, daß er sich ermüdet, der hat entweder nicht die rechte Art, oder nicht den rechten Singstoff. Lezteres kann Ersteres herbeyführen. Schlechter Singstoff macht am Ende schlecht singen. Das bewirken unvermeidlich jene plumpen, schwerfälligen, meistens langsam einherschreitenden altitaliänischen Kirchensachen. Die Sänger, oft damit herumgeplagt, werden endlich in ihren Organen abgeschwächt; dazu kommt noch die ästhetische Abschwächung, wo nur Worte, und zwar häufig schlecht lautende, und eben so häufig verkehrt betonte Worte dargeboten werden, statt Poesie. Alle diese schlechten Eigenschaften will ich an dem angeblich colossalen Kunstwerk, „Missa Papae Marcello" von Palestrina, in Notenbeyspielen nachzuweisen mich anheischig machen. Einstweilen verweise ich auf das neulich in Berlin im Druck erschienene „Magnificat" von Durante. Man merke sich, nebst der Fadheit und Flachheit des Styls, wie er sich aus dem trivialen Gebrauch der „Versetzungskunst" und der sogenannten „Progression" ergibt, folgende Absurditäten: im Wortausdruck das ungeheure Melisma zu dem Wort „inanes"; in der Figuralkunst das Passage von zwölf diatonisch absteigenden Sechszehntheilnoten bey dem Wort „dispersit"; in der Stimmführung die vielen Octaven-Sprünge, und sogar den Sprung der „kleinen None" in Achtelbewegung, überhaupt den Satz der Baßstimme im ersten Stück, der eigentlich ein Orgel- oder Baßgegensatz ist, und aus der Ungeschicklichkeit des Componisten, einen Cantus-Firmus-Chor, zu der kirchlichen „Intonation des „Magnificat," in allen Stimmen im „mehrdoppelten" Contrapunkt durchzuführen, herrührt; daher er zu einem „figurirten," nachher „versetzten" Baßthema seine Zuflucht nahm. Dieses nennt unser Verfasser „Continuo," und beweiset damit, daß er nicht einmal weiß, was ein Continuo, und was „Versetzung" heißt; welches keinem Elementarschüler der Compositionslehre fremd ist. Ohne Zweifel gibt es auch am Wohnort des Verf. Leute, zum Beyspiel die Organisten, die solche Dinge besser verstehen, und den kenntnißlosen Dilettanten, der sich das Ansehen eines Kunstgelehrten geben möchte, durch Vorwürfe der Unwissenheit in verdienten Mißcredit bringen können; wogegen er sich wohl am allerwenigsten durch das wortreiche Selbstlob verwahrt: wie er, „ohne Musiker von Profession zu seyn" — was zu versichern ganz überflüssig war — „sich der Tonkunst „mit ganzer Kraft gewidmet habe," wie er „ernst und „kräftig geredet habe, ohne etwas vorstellen zu wollen," und bey alle dem, wie er „nie etwas für die Eitelkeit „gethan habe." Hätte er doch die Eitelkeit gehabt, als Schriftsteller im Gebiete des Schönen, wenigstens anständig und anmuthig erscheinen zu wollen, so würden wir nicht so gemeine und übel angebrachte Witzworte zu lesen bekommen haben: „will man den lieben Gott an„pauken und anpfeifen, als ob er der lustigen Gesell„schaft nichts zu sagen habe" — „wobey noch dazu Chri„stus ganz leer ausgeht;" oder hätte er die Ehrbegierde gehabt, nach Ton und Styl dem geehrtesten und gebildetesten aller dieser Dilettanten, dem edeln Rochlitz, gleichen zu wollen, so würde er sich solch eine literarische Selbstentehrung haben ersparen können. Auch Andere von seinem Schlag könnten nichts besseres thun, als sich Jenen zum Vorbild zu wählen, der da, wo er sich den Künstlern und Lehrern der Kunstwissenschaft gegenüber stellt, die Bescheidenheit nie verlezt, seltener richtend von den Kunstwerken, desto öfter ermunternd vom Kunstleben spricht, und immer mit einem Geiste, der das Kunstschöne unter jeder Form anerkennt, und mit einem Herzen, das den ganzen Künstlerstand mit voller Liebe umfaßt. Gegen solche Dilettanten müssen und werden auch hinwieder die Künstler alle Hochachtung hegen, ja sie werden sich von Herzen freuen, wenn dieselben durch gründliches Studium sich immer mehr befähigen, in den wichtigsten Kunstangelegenheiten mitzusprechen und mitzuwirken.

Es wird manchem Freunde der Tonkunst, der hier von verschiedenen deutschen Kirchen-Componisten ersten Ranges gelesen hat, die er nicht näher kennt, weil deren Werke nicht gedruckt existiren, angenehm seyn, zu vernehmen, daß ich gegenwärtig eine auf das höhere Bedürfniß der deutschen Singvereine berechnete Ausgabe der vortrefflichsten Chorgesänge veranstalte, und mit den Stölzelschen den Anfang mache, die sich längst in unsern Singvereinen in Lenzburg und Zürich eben so bildend als ergötzlich bewährt haben, und den Kunstkenner eben so wohl, als den Freund eines leichten, lebendigen und schwungvollen Fugengesanges befriedigen. Ueber das Ganze der Unternehmung, wozu auch die vor geraumer Zeit angekündigte große Messe von Johann Sebastian Bach gehört, soll eine nähere Ankündigung folgen.

Geschichte.

Histoire des Cantabres, ou des premiers colons de toute l'Europe, avec celle des Basques, leurs descendants directs, qui existent encore, et leur langue Asiatique-basque, traduite et réduite aux principes de la langue Française. Par l'abbé D'Iharce de Bidassouet, maître de pension. Tome premier. Paris, chez Jules Didot ainé. 1825. 8.

Wer etwa noch keinen Begriff von einer literarischen Gasconnade en gros hat, lese die angeführte Schrift, worin der Verf., nicht zufrieden den Ursprung der Basken auf die Arche Noä zurückgeführt zu haben, uns allen Ernstes glauben machen will, daß seine Landsleute die einzige in ursprünglicher und unvermischter Reinheit bestehende Nation in der Welt und durch ihre Sprache und Verfassung sowohl, als an Geist und Kraft, Talent und Genialität allen andern eben so weit überlegen wären, als die 5000jährige Baskische Geschichte an Zeitdauer dem kurzen Zeitraum, den die übrigen Völker in den Jahrbüchern der Menschheit einnehmen.

„Was ist aus jenem colossalen Reiche der Assyrier geworden? fragt der Verf. seine Leser; Was ist aus der stolzen Republik des Lycurgus, was aus jener Verfassung geworden, deren Weisheit das ganze Alterthum so hoch erhebt? Was ist aus den vier Monarchien geworden, von denen der Prophet Daniel (C. 2) sagt: sie bedrohten die ganze Welt und ihr Scepter wäre von Gold, von Silber, von Bronce und von Eisen? — Was ist aus jenen großen Republiken, aus Carthago und Rom geworden? Was endlich aus jenen wilden barbarischen Horden, die der Norden und der Mittag ausgespien: den Sueven, Westgothen, Ostgothen, die alle, so oft Sieger, dennoch durch die Escualdenac (Basken) besiegt und vertrieben worden sind? — Man weiß nur noch, daß sie bestanden haben, und liest ihre Namen nur noch in den Blättern der Geschichte." „Die Basken allein haben sich erhalten, ihre ursprüngliche Eigenthümlichkeit, als kluge Piloten, durch alle Stürme gerettet, und bewähren dadurch allein schon ihre Ueberlegenheit über alle diese Völker."

Aeußerst originell ist auch der Beweis, den der gelehrte Verf. für die Einwanderung der Basken aus dem Osten gibt. Nachdem er die Straße, welche die Basken von der Wüste Senaar (Senaar, baskisch, Gemahl, mari S. 216) aus gezogen sind, äußerst scharfsinnig und genau bestimmt, und die Spuren derselben in den Namen aller Länder zwischen dem Nordcap und dem Archipel nachgewiesen hat, indem sich dieselben nur aus dem Baskischen erklären lassen (z. B. Norwegen aus: Norberegia, baskisch: partagé par qui? S. 11.); so fährt er fort: „Aber auch abgesehen von diesen sichern Spuren ihrer Wanderung von Osten nach Westen, würde ich mich keinen Augenblick bedenken, diesen Weg als den zu bezeichnen, den sie nehmen mußten; denn er ist ja kein anderer, als die allgemeine Richtung, welcher alle Gattungen der Thiere folgen. Vierfüßige Thiere, Vögel, selbst die Fische im Meer, alle wandern von Osten nach Westen; und die Rotation der Erdkugel ist die vermuthliche Ursache dieser allgemeinen Bewegung."

Höchstwahrscheinlich war es auch nur die Rotation der Erde, was die Russischen Armeen in den Jahren 1812 bis 1814 aus ihren Asiatischen Steppen auf die Boulevards von Paris führte; und es ist daher sehr zu bedauern, daß der Graf Ségur bey seiner Geschichte der großen Armee noch keinen Gebrauch von dieser wichtigen Entdeckung machen konnte, die ihm vermuthlich seine eigene sinnreiche Hypothese zur Erklärung dieses Spaziergangs erspart hätte.

Wir bedauern, daß der Raum dieser Blätter uns nicht gestattet, auch die übrigen Entdeckungen des gelehrten Abbé's, die alle von gleicher Wichtigkeit sind, unserm wißbegierigen Publikum mitzutheilen; doch können wir uns nicht enthalten, wenigstens auf ein Paar derselben aufmerksam zu machen, das uns vor allen andern geeignet scheint, die tiefe Verehrung gegen die Baskische Nation, welche der Verf. mit Recht fordert, allgemein zu verbreiten.

Aus den fünf Vocalen a, e, i, o, u (s. S. 285 — 292) und aus dem Baskischen Gruß: Yaincoac digula

egun on (der gute Gott gebe uns einen guten Morgen) und Yaincoac digula gau on (der gute Gott gebe uns einen guten Abend) geht nämlich, wie der Verf. S. 73. unwiderleglich beweist, hervor, daß die Basken Christen gewesen sind vor Christi Geburt (— leur langue, qui sans cesse annoncoit l'évangile, les avoit en quelque sorte christianisé avant même, que le Sauveur du monde n'arrivât), daß sie folglich die einzigen Menschen sind, welche ohne Erbsünde geboren werden; — Kein Wunder also, daß sie alle übrigen an Tugend so sehr übertreffen. Ueberdieß aber, und was mehr sagen will, sind sie insgesammt, ohne Ausnahme, geborene Edelleute; wie der Verf. S. 85. erweist. Denn

1) „sind sie niemals besiegt worden, weder durch die Aegypter, noch durch die Phönicier, noch durch die Griechen, noch durch die Römer (im Text durch einen Druckfehler Rhodiens), noch durch die Gothen; folglich sind sie Edelleute von Natur (nobles par nature).“

2) „sind sie Edelleute, weil weder das Adelsdiplom, das ihnen Julius Cäsar ertheilt hat, (leider hat der Verf. nicht angegeben, wo er diese wichtige Urkunde gefunden habe), noch das Römische Bürgerrecht, das Kaiser Caracalla ihnen gegeben, bisher so wenig auf dem Wege des Rechts, als durch Gewalt der Waffen ihnen entrissen worden ist.“

Der König von Frankreich, dem Herr D'Iharce de Bidassouet sein Werk gewidmet hat, wird sich, allem Erwarten nach, beeilen, die Rechte seiner treuen Baskischen Unterthanen durch Erneuung dieses uralten Adelsbriefes anzuerkennen; und der Französische und Spanische Adel hat demnach, durch diesen Act der Gerechtigkeit, eine Verstärkung von 800,000 Seelen zu erwarten, die ihm in diesen kritischen Zeiten nicht anders, als erwünscht seyn kann. Zwar gibt es unter den Basken selbst noch einen besondern Adel, d. h. Familien, die sich nobles und gentilshommes nennen; aber dieser ist, wie der Verf. S. 89 ff. nachweist, ein bloß von außen eingedrängter (wie der jezt aufgehobene in Norwegen), vom Baskischen Volk niemals anerkannter, und hat in den innern Verhältnissen desselben, in ihrer allgemeinen persönlichen Würde und Gleichheit nichts geändert, (— ce titre — ne changea rien à l'état habituel des choses chez les Basques, ni à leur sentiment général de dignité personnelle et d'égalité). In den Nationalversammlungen der 3 Baskischen Lande erschienen immer nur die Besitzer gewisser durch das Gesetz bestimmter Häuser, nie ihrer Persönlichkeit nach bevorrechtete Individuen. Zu dem Besitz jener Häuser war aber jeder Baske gleich berechtigt; und man hat selbst Fremde von dem niedrigsten Herkommen Häuser, an denen dieß Vorrecht haftete, kaufen und dem gemäß in der Versammlung der Baskischen Staaten erscheinen sehen. (S. 93.)

Nur die Familien der Infanzones, die aber größtentheils arme Bauern waren, genossen vor der Revolution einer erblichen Auszeichnung, auch sie mehr in der Meynung ihrer Landsleute, als durch persönliche Bevorrechtung; denn diese beschränkte sich — auf den Besitz eines besondern Kirchenstuhls in einigen Kirchen. (S. 95.) Dennoch hat selbst der vornehmste Spanische Adel, sogar Granden von Spanien, es sich stets zur Ehre geschäzt, wenn sie ihre Genealogie auf diese Familien zurückführen konnten. (S. 96.)

In der neuern Geschichte der Basken (S. 97 — 146) und in der geographischen Beschreibung ihres Landes (S. 147 — 211) hatte der Verf. leider weniger Gelegenheit, neue Entdeckungen zu machen, — was diesen Theil seines Werkes indessen für den Gelehrten nicht weniger interessant machen wird; — dafür hält er uns vollkommen schadlos in seiner historisch-kritischen Abhandlung über die Grundsätze, welche die Ursprünglichkeit, das höhere Alterthum (l'antiquiorité!), die größere Allgemeinheit und Vollkommenheit einer Sprache bestimmen (S. 212 — 284): ein wahrer Schatz von unerhörten Behauptungen.

Nur in dem philosophischen Theil seiner S. 285 — 405 folgenden Baskischen Grammatik konnte der Verf. durch Kühnheit und Neuheit der Ideen sich noch über diese Abhandlung, ja über sich selbst erheben; wie z. B. in der Theorie der Vocale a, e, i, o, u, welche den Basken, nach der unübertrefflichen Auslegung des Verf., lange vor Moses die mosaische Schöpfungsgeschichte erzählt haben. (Car A, qui signifie en basque al, ale, le pouvoir, représente la cause primaire, c'est-à-dire le Père éternel disant aux autres personnes divines: eloû, faisons l'homme etc. S. 286).

Möchte der gelehrte Verf. doch in dem 2ten Theil dieses Werks, der ein Baskisches Wörterbuch und Volkslieder (chansons vulgaires qui datent, d'après M. le baron de Humboldt, du temps des Romains, S. XVII) enthalten soll, alles in das Gebiet der Speculation Einschlagende lieber vorläufig noch zurückhalten, um seine erhabenen Ideen uns nicht wieder so grausam zerstückt und zerstreut, wie die Glieder des Absyrtes, sondern einst als ein wohlgeordnetes Ganze systematisch vorzutragen, was sie so sehr verdienen!

H.

Nr. 92.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 18. November 1825.

Kriegsgeschichte.

Napoleon und die große Armee in Rußland oder kritische Beleuchtung des von dem Herrn Grafen von Ségur herausgegebenen Werkes. Von dem General Gourgaud, ehemaligem ersten Ordonnanzofficier und Adjutanten des Kaisers Napoleon. In zwey Abtheilungen. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1825. 8.

Daß der historische Roman des Grafen von Ségur, gen welchen das angezeigte Werk gerichtet ist, in Frank- ich großen Beyfall finden mußte, war bey der Stel- ng des Verf. zu der vornehmen Gesellschaft, die dort n Ton angibt, nicht anders zu erwarten; befremdlicher irde es seyn, daß dieser Beyfall auch in Deutschland so enthusiastisches Echo gefunden, wenn unser gutes terland nicht von alten Zeiten her gewohnt wäre, seine imme eben nur als Echo einer fremden zu brauchen. nicht auch die des Berichterstatters nur ein Wieder- des wackern Gourgaud! — Wir wollen sehen!

Jene leichte, selbstgenügliche Bildung, die nur den btigen Champagnerschaum Esprit von den Wogen des ns und der Wissenschaft nippen will, und der die olution und Napoleon in den höhern Classen Frank- is vergebens ein Ende zu machen gesucht hat; eine zende Phantasie, die durch die Irrgänge der Diplo- ik eben so leicht, als durch den düstern Dampf der hütze ihre Bahn zu finden, und aus den vereinzelt- Punkten, die in der Erinnerung haften, ohne Mühe vollständiges Bild zusammenzusetzen weiß, weniger die Wahrheit, als um den Schein derselben besorgt; Zutritt zu den Vorzimmern und in die Gemächer Männern, die um die geheimsten Gründe der Be- heiten einer großen Zeit wußten, oder zu wissen ten, und das Vertrauen einiger derselben, die ihre nungen über das, was geschehen war, dem Grafen vorenthielten: dieß waren die Mittel, die den Grafen Ségur in den Stand sezten, allen Anforderungen der Pariser Salons zu genügen. Eine Reihe schimmernder Bilder, gewählt aus den Ereignissen der größten Begebenheit der neuern Zeit, zusammengehalten durch oberflächliche Raisonnements und seichte Ansichten, die eben ihrer Seichtigkeit wegen jedem Leser leicht als seine eigenen, hier nur klarer ausgesprochenen anmuthen mußten, gewidmet den Veteranen der großen Armee, in welcher der Mittelpunkt jener Ereignisse lag, wie es schien, von einem Kameraden derselben; ein solches Werk hätte der angedeuteten Hebel kaum bedurft, um ein ausgezeichnetes Glück zu machen.

Da tritt einer jener Veteranen in die Schranken, und beweist: daß Graf Ségur auf jene Kameradschaft, als friedlicher Palastbeamter (Maréchal-des-logis du Palais) keinen Anspruch machen kann; daß er, der sich nur des Vorrechts bedienen will, „zu sagen, was er selbst sah," wenig oder gar nichts von dem gesehen haben kann, was er sagt; daß die Geschichten, die er erzählt, aus den trübsten Quellen geschöpft und ohne alle Kritik aufgetischt sind.

Dieß ist der Inhalt der angezeigten Gourgaud'schen Schrift.

Ohne uns auf eine Herzählung aller der einzelnen Fabeln und Erdichtungen einzulassen, die Gourgaud dem Herrn Grafen von Ségur nachweist, wollen wir nur zur Probe auf einige der auffallendsten aufmerksam machen, wie z. B. gleich zu Anfang (3. Cap.) die von der glänzenden Aufnahme eines Türkischen Gesandten, im Jahr 1807, den er mit dem Persischen verwechselt hat, (Gourgaud I. S. 30 ff.); — die Geschichte von dem Untergang einer Schwadron der polnischen Garde, die Ségur beym Uebergang über die Wilia ertrinken läßt, mit einem Heldenmuth, der die ganze Armee in Entsetzen und Bewunderung versezt haben soll, während in der That nur ein einziger Chevaurlegers-Lancier, den Gourgaud mit Namen nennt, dabey umkam (S. 90, 91); — oder die, wie der König von Neapel an der Spitze eines Regiments polnischer Lanzenreiter, - wider seinen Willen „fortgerissen durch die Polen, die ihre Lanzen eingelegt

hatten und hinter ihm geschlossen waren," (also aus bloßer Furcht, von seinen eignen Leuten gespießt zu werden!) in's Handgemenge geräth (S. 113); — ferner, wie gleichfalls der König von Neapel einen französischen Obersten beym Kragen nimmt und gegen den Feind führt (S. 193) und Aehnliches. — Lächerlich ist es, wenn neben Murat als Befehlshaber der Reiterey — drey Husarenofficiere genannt werden, weil sie nachmals unter den Bourbons Generale geworden sind (S. 113); — oder wenn General Jomini Wege durch die litthauischen Wälder entdeckt, die doch auf jeder Landkarte verzeichnet sind (II. S. 133); — während dagegen Napoleon mit dem Finger auf der Karte herumirren muß, um einen Uebergangspunkt über die Beresina zu finden, und endlich bey diesen Bemühungen — nach Pultawa geräth, 120 Stunden von seinem damaligen Standpunct! (S. 145). — Mehr als lächerlich, wenn Ségur die Stärke der großen Armee, die sich nach den Berichten bey Gourgaud in der That nur auf 325,900 M. belief, einmal auf 445,200 M. angibt, dann auf 400,000 und zuletzt auf 600,000 M. Von diesen 600,000 M. kommen, nach Ségur, nur 6600 bis an die Weichsel, wo aus ihnen die — (gleichfalls nach S.) 35000 M. starke Besatzung von Danzig gebildet wird!! (S. 208 — 9.)

Alles dieß sind freylich nur Einzelheiten, vielleicht Uebereilungen, die ja gerade den genialen Schriftstellern am häufigsten begegnen sollen; aber aus solchen Uebereilungen ist, wie Gourgaud beweist, das ganze Werk zusammengesetzt. Und überdieß können wir demselben diesen Ruhm der Genialität, den es in Anspruch nimmt, d. h. hier doch wohl, einer geistreichen, tief eindringenden Auffassung der Begebenheiten, nicht einmal zugestehen. Die einzige Idee, die consequent durch das Ganze durchgeführt wird, ist die absurde Hypothese von der Kränklichkeit Napoleons, die alles Unglück und alle Unfälle der großen Armee erklären solle, und die doch schon durch die Thatsache widerlegt wird, daß Napoleon die Beschwerden eines solchen Feldzuges überstehen konnte. (Vergl. außerdem die Gegenbemerkungen Gourgaud's S. 87 ff. 106. 160. 195. 209. 215.) Aber freylich für Ségur war diese Hypothese unentbehrlich. Denn wer hätte ihm, ohne dieselbe, geglaubt, wenn er erzählt: wie Napoleon sich mit seinen Dienern herumzankt, die ihm überall die heftigsten Vorwürfe machen, beym Hinausgehen aus seinem Zimmer die Thür hinter sich zuwerfen, sich weigern seine Befehle zu respectiren (vergl. G. I. S. 68. S. 103. II. S. 39. 84) — freylich mit Recht, da sie insgesammt viel klüger sind, als er selbst. Denn derselbe Napoleon, der alles berechnet bis auf seinen Zorn (vergl. G. 74. II.), berechnet doch nicht einmal, was zur Erhaltung seiner Armee erforderlich ist, und wird eifersüchtig auf einen Marschall, der statt seiner diese Sorge übernimmt (I. S. 78). Derselbe große Geist, der mit einer Armee von 400,000 Mann so umspringt, wie mit einem Regiment, indem er sie ein Bataillon carré bilden läßt, dessen Feuer sich von allen Seiten kreuzen (!), weiß doch schon beym Einrücken in Rußland keine Befehle mehr zu ertheilen, außer dem lächerlichen, die Belagerung einer Festung mit der Reiterey zu unternehmen (I. S. 121. 2). Er treibt seine Armee zweck- und planlos auf der Landstraße vor sich her, und weiß so wenig, was er eigentlich mit diesem Spaziergang beabsichtigt, daß er denselben überall, wo er einmal Halt macht, für beengt hält. In Witepsk angekommen, wirft er seinen Degen auf den Tisch; „hier will ich einstweilen bleiben, mich umsehen und besinnen, meine Armee sammeln und ausruhen lassen und Polen organisiren; der Feldzug von 1812 ist zu Ende!" (I. S. 119). Bald wird ihm indeßen in Witepsk die Zeit zu lang, und er marschirt nach Smolensk, um — dort eine ähnliche Scene zu wiederholen (S. 142). — In der Schlacht an der Moskwa gibt er durch seine Geberden eine traurige Resignation zu erkennen, und hält sich weit von dem Kampfplatz entfernt, während seine Feldherrn den Sieg erkämpfen; aber Gourgaud beweist, daß alle Anordnungen, die den Sieg herbeyführten, von Napoleon selbst getroffen worden waren, und an einer andern Stelle erzählt Ségur selbst, daß die Kanonenkugeln zu Napoleons Füßen niedergefallen wären. (S. 192 ff.) — Bey Malojaroslawetz meldet der Marschall Bessieres, den der Kaiser beauftragt hat, die Stellung der Russen zu recognosciren: „sie sey unangreifbar". — „O Himmel! (läßt Ségur auf diese Botschaft Napoleon ausrufen, indem er die Hände (über dem Kopf?) zusammenschlägt) o Himmel! haben Sie recht gesehen? ist es auch wahr? stehen Sie mir dafür?" — Der Marschall wiederholt seine Aussage, Napoleon verzweifelt und — die Russen fliehen, um diese unangreifbare Stellung nicht etwa vertheidigen zu müßen. (II. S. 61 ff.) — Daß Napoleon unter solchen Umständen auf dem Rückzug völlig den Kopf verliert, darf uns nun nicht mehr befremden: „wie früher Moskau, ist jezt Paris allein sein Ziel!" (II. S. 71). Ohne das geringste wegen des Rückzugs der Armee zu befehlen, sucht er, nach Ségur, nur seine Person zu retten, aber Gourgaud beweist, daß das Unglück, welches die Armee betroffen seit dem Uebergang über die Beresina, nicht Napoleons Indolenz, sondern der schlechten Befolgung seiner Befehle durch Murat zugeschrieben werden muß. (II. S. 194. 201.) — In eben so ungünstigem Licht, als der kranke Napoleon, ist auch — wie Gourgaud Schritt für Schritt nachweist — die große Armee geschildert, deren Waffenbruder sich der Graf Ségur nennt. Wenn man diesem Glauben beymessen dürfte, so hätte sie schon auf dem Marsch von Smolensk nach Moskau zwey Drittheile Nachzügler gehabt, und es ist dabey

nur zu verwundern, daß Napoleon einen Mann bis Moskau gebracht hat; was die Armee bewegte, ihm zu folgen, war nur die Aussicht Beute zu machen und zu plündern (Vergl. I. S. 80. 100. 181. II. S. 27). — Nur der Ruf der Russen bleibt unter allen diesen Gräueln „groß und rein," (II. S. 41). (Ueberhaupt scheint seine Verbindung mit dem Grafen Rostopschin, „diesem edlen Abkömmling eines der ersten Eroberer Asiens," den Herrn Grafen Ségur gänzlich für Rußland gewonnen zu haben, das er bey jeder Gelegenheit rühmt und preißt, z. B. I. S. 84. 102. 147. II. S. 9. 33. 47. 59. 209.) —

Ein ganz anderes und viel wahreres Bild von Napoleon, und, wenn nicht von den Leiden und Nöthen der großen Armee, doch von dem Geist, der sie beseelte, gibt Gourgaud in seiner Streitschrift, die er daher mit Recht, dem Titel zufolge, auch als ein selbständiges Werk betrachtet wissen will. Die äußerst interessanten einzelnen Züge, die er gelegentlich von Napoleon und seinen Feldherren berichtet, (z. B. I; 109; 153; 183. II; 65; 137.), wie die trefflichen Schlachtbeschreibungen, die er den verworrnen Ségur'schen entgegenstellt (Valontina I. 144, Moskwa I. 173 — 209, Wiazma II. 87) u. s. w. müssen wir unsern Lesern überlassen, bey ihm selbst nachzulesen. Unpartheyisch ist Gourgaud so wenig, als Ségur; aber er bemüht sich auch nicht, dieß zu scheinen. Wenn er Napoleons Verfahren überall vertheidigt, so thut er dieß nur, indem er — eben im unbedingten Glauben an seine Unübertrefflichkeit — offen ihre wahren Motive auseinandersezt. — Der größte Fehler Napoleons war seiner Stellung nach unstreitig sein Streben nach Legitimität; jeder Schritt, den er von den Principien der Revolution ablenkte, brachte ihn seinem Untergang näher. Nur das Erbe der Revolution war es, was so lange seinen Glanz erhielt. Der Geist der Republik, der Frankreich verlassen hatte, beseelte noch die französische Armee. Vor dem Kaiser waren alle unterworfen: kein Marschall konnte einen Officier absetzen, kein Officier durfte der Ehre eines Soldaten zu nahe treten. Diese selbst gaben bey der Vertheilung von Ehrenbezeigungen ihre Stimme; die Officiere, die der Kaiser ernannte, wurden von ihm selbst ihnen vorgestellt. Jeder einzelne nahm Theil an der Ehre, die alle erfochten; und da es jedem freystand, in seinem Kreise die zweckmäßigsten Anordnungen zu treffen oder sie auf die zweckmäßigste Weise auszuführen: so erhielt jeder auch Gelegenheit, sich noch besonders auszuzeichnen, und dadurch ein persönliches Interesse an dem Ausgang des Kampfes. —

Von diesem Geist zeigt sich auch Gourgaud durchdrungen, und obgleich er sein Werk nicht den Veteranen der großen Armee gewidmet hat, wird doch keiner derselben läugnen, daß hier eine Stimme aus ihrer Mitte geworden ist.

Almanachs-Literatur für 1826.

Das Wendtische Vergnügen

ist zum Philippi'schen Vergnügen geworden, das will sagen: das bey Gleditzsch in Leipzig erscheinende Taschenbuch zum geselligen Vergnügen wird nicht mehr vom Amadeus Wendt, sondern von Ferdinand Philippi redigirt. Der neue Herausgeber hat eine Erzählung, die Begegnung in der Ferne, hineingegeben. Die habe ich durchgelesen: und die Kunst bewundert, womit der Verfasser es vermieden hat, irgend etwas ohne Kunst zu sagen. Die ganze Novelle ist mir vorgekommen, wie eine Schrift mit Gold- und Silbersand abgesandelt. Daß sie dadurch trocken geworden, will ich nicht behaupten; aber alle Einfachheit und Natürlichkeit ist daraus verschwunden. Nicht nur der Erzähler spricht allenthalben in Bildern und Anspielungen; auch die handelnden Personen trachten darnach, in jedem Athemzuge geistreich und witzig zu seyn, und überspannen zu dem Behuf sowohl ihre Gefühle, als ihre Phantasie. Und doch ist der Stoff höchst einfach. Ein preußischer Oberster bürgerlicher Herkunft hat in Spanien gegen die Franzosen gefochten, und in der Schlacht von Vittoria das Bildniß einer schönen Dame erbeutet. In der Schweiz findet er das altadelige Original dazu, die junge Wittwe eines in jener Schlacht gefallenen französischen Officiers, und heirathet dasselbe, nachdem es ihn auf eine etwas bizarre Art geprüft hat. Es gehört unstreitig Geist dazu, so bilder- und witzreich zu schreiben, wie der Verf. hier gethan hat; warum hat er denselben nicht lieber auf die Handhabung des fruchtbaren Stoffes verwendet?

Zwey andere Erzählungen, von Sophie May und Leopold Schiefer, sind, die eine historisch und ernst, die andere kindlich und gemüthlich. Unter den Gedichten hat mir die Seefarth von Baldamus am meisten gefallen, und das Blutgerüst von L. Robert am wenigsten. Warum das Leztere? Des Stoffes wegen. Ein König hat seinen rebellischen Bruder zum Tode verurtheilt. Da erscheint ihm seiner Mutter Geist, und verkündiget ihm, daß er ein Bastard, der Bruder aber legitim geboren ist, worauf der König dem Rebellen statt des Blutgerüstes einen Thron errichten läßt, und in das heilige Land schifft. Diese Fabel ist unpolitisch, sie verwirrt den Begriff der Legitimität, sie stößt ihn von seiner sicheren Basis herab: Pater est quem nuptiae demonstrant. Die Kupfer sind zahl- und effectreich. Walter Scott's Wohnsitz ist hier von zwey Seiten zu schauen. In der zweyten Ansicht sizt ein Pfau davor, auf einem englischen Ackerbau-Instrumente. Den Einfall könnte der große unbekannte Romanendichter übel nehmen. Im übrigen ist das Taschenbuch der elegantesten eines, und der Druck ohne Gefahr für die Augen zu lesen.

Orphea.

Prächtig eingebunden, Kupfer aus der Zauberflöte, acht Stück, alle wohlgerathen; zwey Gedichte von Lang-

hein auf Mozart, und fünf Erzählungen in Prosa. Zwey davon hab' ich Wort für Wort gelesen: das Mährchen von F. Kind, der dienstbare Geist, und die Novelle von Ernst Raupach, der Proselyt. Jenes hat mich erheitert, diese wieder ernsthaft gestimmt. Sie führt den Satz aus, daß es meistentheils große, moralische Verirrungen sind, welche die Protestanten in den Schooß der alleinseeligmachenden Kirche führen. Sie belegt denselben mit dem höchst interessanten und vortrefflich erzählten Liebesabenteuer eines jungen Grafen und einer jungen Aebtissin, die einander beyde bekehren wollten, und einander beyde in die Schlingen der Sünde führten. Die Bekehrerin stirbt vor Gram darüber, und erreicht erst nach ihrem Tode den Hauptzweck: ihr Verführer wird Mönch. Der Verf. hat tiefe Blicke in das menschliche Herz geworfen, und seine Erzählung läßt einen mächtigen Eindruck zurück, welcher glaubenseifrigen Frauen nicht anders als heilsam seyn kann.

Huldigung den Frauen,

von Castelli, Leipzig im Industriecomptoir; artige Kupfer und artiger Inhalt; für meine Augen zu kleiner Druck. Vom Inhalt haben mir Carl Lappe's hochnordische Bilder, Castelli's bezauberte Schürze, und das Schauspiel der verst. Luise Brachmann, Eigensinn und Liebe, am besten gefallen. Wie mag der Herausgeber zu dem leztgenannten gelangt seyn? Das hätt' er billig sagen sollen, da jezt eben der verstorbenen Dichterin Werke gesammelt erscheinen und dieser ungedruckte Nachlaß dem Rechte nach wohl dem Erben gehört hätte. Das kleine Stück ist von Werth, wenn schon nicht für die Bühne; in der gedachten Sammlung, die jezt Methus. Müller fortsezt, wird es hoffentlich nicht fehlen.

Alpenrosen.

ein Schweizer-Taschenbuch, herausgegeben von Kuhn, Wyß u. a. Bern b. Burgdorfer, Leipzig b. Schmid. Es steht den eleganten deutschen Taschenbüchern nur darin nach, daß es keinen goldenen Schnitt hat. Die Kupfer sind weit besser, als die meisten in jenen, und der Inhalt, der poetische zumal, zieht an durch seine Einfachheit, wie der Kuhreigen. Eine Romanze von G. Schwab. Ida von Toggenburg; ein Mährchen, die Nachteule; eine Legende, Augustinus, von Gengenbach; der Osterspaziergang der Landleute und der Städter; ein Schützenlied für Schweizerknaben (dessen Verf. spaßhafterweise Fehlmann heißt), und die alterthümliche Erzählung aus dem Burgundischen Kriege, Viel Noth und viel Hülf, von Wyß d. j., sind dasjenige, was mich am meisten angesprochen hat. Am wenigsten der Aufsatz, die Inseln, von Herrn Rückstuhl. In dem Gedichte, der Spätherbst, von J. J. L...n, nimmt sich der Baselbieter-Dialect um so ergötzlicher aus, da er im antiken, sapphischen Versmaaße auftritt. Ueberhaupt ist dieses Gedicht ganz in Hebels Geiste ausgeführt.

Dichtkunst.

Eidgenössische Lieder. Zweyte vermehrte Auflage. Basel in der Schweighäuser'schen Buchhandlung, 1825. 243 S. 8.

In der Vorrede dieser 2ten Auflage hält der Herausgeber (E. Münch), naiv genug, alle, die sein Werkchen mißbilligen, für unrechtlich und unpatriotisch, und diese Aeußerung, mit dem barbarischen Inhalt mancher Lieder selbst zusammengehalten, dürfte dem Kritiker einigen Schauer einjagen, wenn es nicht wahrscheinlich wäre, daß sich dem Verfasser in dieser Vorrede nur ein speculativer Gedanke in einen patriotischen verirrt, wie bey der Herausgabe selbst etwa ein patriotischer speculativ geworden.

Die Liedersammlung ist zunächst für schweizerische Studenten bestimmt, ein auf Helvetien gepfropftes deutsches Kommers- und Burschenliederbuch. Wir finden daher auch eine große Menge von bekannten deutschen Kriegs-, Wein- und Turnliedern hier wieder abgedruckt, und vermengt mit schweizerischen Originalen, in deutscher Sprache vorzüglich von E Münch, in französischer von Monnard, durchgängig schwache Nachahmung. Wenn wir den Werth der aufgenommenen Lieder von Stollberg, Schlegel, Novalis, Körner, Follen, Arndt keineswegs in Abrede stellen, so scheint es uns doch wunderbar, wie sie hieher kommen, und wir müssen es dem Herausgeber zum Trotz ernstlich mißbilligen, daß er so viele von der höchsten Leidenschaft erfüllte Freyheits- und Kriegslieder, die nur in den Begeisterungs-Jahren des lezten deutschen Freyheitskriegs ihre Bedeutung wie ihren Ursprung gefunden, auf das friedliche Daseyn schweizerischer Jünglinge angewendet wissen will. Noch mehr aber müssen wir erstaunen, wenn wir mit diesem intellectuellen Mißgriff einen noch derberen ästhetischen verbunden finden. Herr Professor Münch genirt sich nicht, unter der Firma „nach Stollberg, nach Körner, nach Arndt" u. s. w. die trefflichen Gedichte dieser Sänger von seiner eigenen Hand verstümmelt abdrucken zu lassen. Was sich darin auf Deutschland bezieht, schneidet er keck heraus, und ersezt es mit Flickereyen, die sich auf die Schweiz beziehen. Um nur ein Beyspiel zu geben, so finden wir Körner's berühmten Aufruf: „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen," hier mit der Ueberschrift: Die Unterwaldner beym Einfall der Franzosen. Im Liede selbst wird nur der Name der Deutschen mit dem der Schweizer vertauscht. Ist denn aber Herr Münch in seinem Vaterlande so wenig orientirt, daß er von Leyern im Lande Unterwalden träumt, da er den Vers stehen läßt: „Laßt die Leyer still, den Webstuhl ruhig stehen!" und kennt er die Geschichte jenes edlen Kampfs der Alpenhirten so wenig, daß er nicht mehr weiß, wie viele Weiber und Mädchen von Unterwalden sich heldenmüthig mit den Franzosen herumgeschlagen, da er den Vers stehen läßt: „Was weint ihr Mädchen, warum klagt ihr Weiber, für die der Herr die Schwerdter nicht gestählt, u.s.w."

Recensent scheut sich, die Absurditäten dieser Art, wovon das Buch wimmelt, weiter zu verfolgen, und schließt mit dem Trost, daß den verstümmelten deutschen Dichtern weniger Schmach angethan ist, als dem Verstümmler und seinen Landsleuten, die, an Freyheit und Helden reich genug, sie für den Gesang im fremden Norden stehlen.

Nr. 93.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 22. November 1825.

Ueberblick der englischen Literatur.
VIII.

Erd- und Völkerkunde. Die Ueberreste des alten Hasses zwischen den Engländern und den Bewohnern ihrer ehemaligen Kolonien in Nord-Amerika sind besonders in den Reiseberichten auffallend, die wir aus England erhalten. John Bull geht gewöhnlich mit all seinen Vorurtheilen gegen Bruder Jonathan und mit dem stolzen Gefühle seiner Ueberlegenheit über das atlantische Meer, und nachdem er sich geärgert hat, daß es ihm in den amerikanischen Wirthshäusern nicht ganz behaglich gewesen ist, oder daß er wohl gar mit andern Reisenden in einem Bette hat schlafen müssen, daß die leidige Freyheit und Gleichheit dort zu unverschämten Annäherungen führt, daß es den Yankees an der gepriesenen Einrichtung einer herrschenden Kirche, an einer Aristokratie, an dem Erstgeburtsrecht u. s. w. fehlt, kommt er gewöhnlich mit all seinen Vorurtheilen wieder heim. Prüft man die meisten, von Engländern geschriebenen Reiseberichte, so findet man, daß der Eindruck, den sie machen, den Amerikanern ungünstig ist, und obgleich man, mit wenigen Ausnahmen, keinem jener Reisenden absichtliche Verletzung der Wahrheit vorwerfen kann, so ermangeln sie doch fast alle der Unbefangenheit. Die Amerikaner haben, besonders durch ihren geschickten Wortführer, das North American Review, oft bittere Klagen über diese untreuen Schilderungen geführt, und so sind auf beyden Seiten Mißverständnisse entstanden. Offenbar liegt die Schuld dieser Irrungen weit mehr an den Engländern als an ihren Stammgenossen, wenigstens sind von jenen, und besonders von den unredlichen Beurtheilern im Quarterly Review, die Angriffe ausgegangen, worauf Amerikaner mit unnöthiger Erbitterung und unpassenden Gegenbeschuldigungen geantwortet haben. Die besten Waffen hat dagegen ein Ungenannter in seinem: John Bull in America, or the new Münchhausen (London 1825. 12.) geführt. Er lacht darüber. Er führt einen ächten Repräsentanten der gewöhnlichen reiselustigen Engländer durch eine Reihe ergötzlicher Abenteuer, die Gelegenheit geben, die Vorurtheile zu verspotten, welche jene mitzubringen pflegen. Für den Verfasser hält man Paulding, Irvings Mitarbeiter an Salmagundi, der früher schon in einer kleinen Schrift: John Bull and Brother Jonathan eine humoristische, im Styl der Bücher der Chronika geschriebene Erzählung von den Zänkereyen zwischen seinen Landsleuten und den Engländern gegeben hat. — Zu diesen allgemeinen Bemerkungen über den Charakter englischer Reiseberichte geben auch die neuern Werke einigen Anlaß, die sonst schätzbare Beyträge zur Kunde des großen Freystaats sind. Das erste heißt: Lettres from North America, written during a tour in the United States and Canada. By Adam Hodgson. 2 Bände in 8. London 1824. Der Verfasser ist ein Kaufmann aus Liverpool, ein Mann nicht ohne allgemeine literarische Bildung, wiewohl in politischen Kenntnissen wenig bewandert, allen heimathlichen Einrichtungen vom Könige und dem Parliament bis herab auf den Stadtrath in Liverpool eifrig ergeben, in Glaubensansichten nicht eben freysinnig, sonst ein redlicher und verständiger Beobachter, der offenbar die Absicht hatte, unpartheyisch zu seyn, und, wo er irrt, durch mangelhafte Kenntniß der Verfassung entschuldigt werden muß. Der Verfasser scheint in diesen Briefen, wie er vorgibt, wirklich seinen Angehörigen die edlen Eindrücke geschildert zu haben, die er auf seiner Reise empfangen hatte. War auch er nicht ganz frey von dem gewöhnlichen Vorurtheile der Engländer, der Erwartung, von einem unfeinen und ungebildeten Volke unhöflich empfangen zu werden, so gab er dagegen, nachdem er während einer Zeit von 16 Monaten über 7000 englische Meilen, theils zu Pferde, theils in Dampfböten und Landkutschen zurückgelegt, und mit Menschen verschiedener Art Verkehr gehabt hatte, das Zeugniß, daß er die Amerikaner eben so höflich, ja zuweilen noch gefälliger als seine Landsleute gefunden habe. Er fand die Sitten unter den gebildetern Klassen zwar minder fein und förmlich oder steif, aber im Ganzen waren sie wenigstens eben so gut mit allgemeinen Kenntnissen ausgestattet, obgleich weniger wissenschaftlich gebildet. Von den Frauen spricht er mit großem Lobe.

Sie sind lebhaft und unbefangen, munter und gesellig, aber dabey strenge in der Beobachtung aller Gesetze der weiblichen Zucht und Sitte. Kurz, man findet Häuslichkeit, Geschmack an Geistesbildung, Gutmüthigkeit und Sitteneinfalt bey ihnen vereint. Die Volksklasse, die er die geringere nennt und die der Klasse der kleinen Landgutbesitzer, der geringern Gastwirthe, Krämer, Handwerker und Dienstboten in England entspricht, zeichnet sich vor diesen durch Scharfsinn und Verstand, eifrige Neigung zum Lesen, umfassendere Ansichten, und größere Freyheit von Vorurtheilen, von Kleinstädterey und von Gemeinheit aus. Die allgemeine Verbreitung von Kenntnissen, die alle unbefangenen Reisenden rühmen, bestätigt auch Hodgson. Wir haben in Europa keinen Begriff von einer so kenntnißreichen Volksmasse, als man in Amerika findet, und mehr als alle Vortheile des Klima's, des Bodens, der politischen Einrichtungen, gibt dieß dem Amerikaner ein so großes Uebergewicht über seine Nachbarn, die Bewohner Canada's, so wie der ehemaligen spanischen Kolonien. Diese Erscheinung zu erklären, braucht man sich nur an die Umstände zu erinnern, welchen die meisten englischen Ansiedlungen in Nord-Amerika ihre Entstehung zu danken hatten: Männer, meist durch Glaubenszwiste und politische Partheyungen aus Großbritannien vertrieben, fanden hier eine ruhige Zuflucht, und wie ihre Ansichten von Glaubensfreyheit der Geist der dort gebildeten kirchlichen Gemeinden wurden, so trug auch die, mit diesem Geiste verwandte Achtung für Jugendbildung in dem neuen Wohnsitze überall gute Früchte. Wie ganz anders in den spanischen Kolonien, welchen das Stiefmutterland Pfaffenthum und Inquisition gab! So wie in frühern Zeiten, sieht man noch jezt in dem Gebiete der Vereinigten Staaten, sobald eine neue Ansiedlung, selbst in den entlegensten Gränzgegenden, gegründet ist, Schulen, Akademien, Kirchen, Gerichtshöfe, wie durch einen Zauberschlag entstehen. Selbst in den entferntesten Gebieten, Wabasch, Illinois, Missuri, findet man die Bildung, die Künste, die Civilisation der Europäer als fröhlich gedeihende Pflanzen. Wir verweilen einen Augenblick bey dieser wichtigen Grundlage der Gesittung in jenen Ländern, und wollen einige Angaben über den Zustand des öffentlichen Unterrichts, die theils Hodgson liefert, theils andere Quellen darbieten, hier mittheilen. „Man rechnet, sagte vor einiger Zeit Webster, ein ausgezeichnetes Mitglied des Kongresses in einer Rede: daß in England nur 1 Kind unter 15 die Mittel hat, Lesen und Schreiben zu lernen, in Walis nur 1 unter 20, in Frankreich, bis in die neusten Zeiten, nur 1 unter 35. In Neu-England aber, darf man wohl sagen, hat jedes Kind diese Mittel. Was man anderswo dem Zufalle oder der Mildthätigkeit überläßt, ist bey uns durch Gesetze gesichert. Jeder Bürger muß zum Behufe des öffentlichen Unterrichtes nach Verhältniß seines Besitzthums beysteuern, und wir sehen nicht darauf, ob er Kinder habe, oder nicht, die von den Unterrichtsmitteln, wozu er beytragen muß, Vortheil ziehen können." In Connecticut betrug das zum Behuf der Volkserziehung zurückgelegte Vermögen im Jahr 1821 über 1,800,000 Dollars. Die neu angelegten Staaten haben demselben Zwecke ansehnliche Ländereyen gewidmet, die zwar jezt keinen großen Werth haben, aber bey dem schnell steigenden Werthe des Eigenthums bald reichliche Mittel für Unterrichtsanstalten geben werden. Unter den ältern Staaten liefert besonders New-York die erfreulichsten Ergebnisse der Sorgfalt für die Volksbildung. Im J. 1823 gab es in 7382 Schulbezirken eben so viele Gemeindeschulen, und es wurden in diesen Bezirken überhaupt gegen 400,000 Kinder unterrichtet. Die Schulkasse wendete in jenem Jahre für die Gemeindeschulen 182,802 Dollars auf, und man rechnete, daß während jener Zeit von Einzelnen über 850,000 Dollars den Unterrichtsanstalten gewidmet wurden. Ueberdieß wurden im Staate New-York in 36 inkorporirten sogenannten Akademien oder Kostschulen gegen 2700, in den drey akademischen Collegien (Columbia, Union und Hamilton) über 460, und in zwey Arzneyschulen gegen 300 Zöglinge gebildet. In keinem andern Staat genießt daher ein so ansehnlicher Theil der Volksmenge Unterricht als in New-York. Das Schulvermögen fließt aus Quellen, die eine allmählige Zunahme sichern, und der Gesammtbetrag wurde im vorigen Jahr auf 1,637,003 berechnet. In allen sogenannten military bounty lands werden zwey Loose, jedes von 640 Acres, für Kirche und Schule inne behalten, die man verkauft oder verpachtet. Akademische Collegien zählt man in den gesammten Staaten 26, worunter, außer den oben genannten in New-York, Harvard zu Cambridge in Massachusetts (das älteste, gestiftet 1638), Yale zu New-Haven in Connecticut (gest. 1700), Brown-University zu Providence in Rhode Island (gest. 1764), North-Caroline zu Chapel Hill (gest. 1789), Darmouth zu Hanover in New-Hampsire (gest. 1769), Franklin zu Athen in Georgia (gest. 1785) zu den bedeutendsten gehören und Columbian im District Columbia (gest. 1821) die jüngste ist. Die Zahl der Graduirten beträgt gewöhnlich ¼ der Studenten, und die Gesammtzahl beyder konnte 1822 — 23 auf 3200 geschätzt werden, woraus sich das Verhältniß von 1 zu 3000 der Volksmenge ergibt, wiewohl dieses Verhältniß nicht in allen Staaten gleich ist. Außer jenen Anstalten gibt es noch einige theologische Schulen: das von den Presbyterianern gestiftete allgemeine theolog. Seminarium zu Princetow in New-Jersey; das von den Congregationalisten gegründete allgemeine theolog. Seminarium zu Andover bey Boston, und

das vor Kurzem errichtete allgemeine Seminarium der **protestantischen bischöflichen Kirche** in New-York, wo der Cursus 3 Jahre dauert. Die Folge dieser in allen Staaten herrschenden Sorgfalt ist dann auch darin sichtbar, daß jeder Bürger lesen kann, daß selbst Dörfer Büchersammlungen besitzen und allgemeine Leselust verbreitet ist. Hodgson gibt davon mehrere merkwürdige Beyspiele. In einer Dorfschenke fand er z. B. Young's Nachtgedanken, Blain's Vorlesungen, Darwin's Pflanzengarten, Paley's Moralphilosophie, ein englisches Wörterbuch, Walter Scott's Gedichte, in einem Wirthshause in Tenessee, unter anderen Homer, Ovid, Cicero, Adam Smith, Freguson's Astronomie, die Encyclopädie von Rees, die dem Sohne des Wirthes gehörten; in dem Hause eines Landmanns in Georgia, dessen Frau eine halb gebildete Tschirokesinn war und dessen Kinder gut erzogen waren, Robertson's America, den Zuschauer und mehrere Zeitschriften. Bey seinem Wirthe in Alabama fand er Nicholson's Encyclopädie nebst der Bibel und — dem Koran. Gewöhnlich, setzt er hinzu, sieht man in den ländlichen Schenkstuben nützliche Bücher liegen, die sich oft nur aus der, in des Wirthes Schlafkammer aufgestellten, ar nicht zu verachtenden Sammlung verirrt haben. Dies Streben nach Bildung findet man selbst in kaum entwilderten Gegenden. S. z. B. unter den **Creek-Indianern**, deren einige thätige Missionarien sich angenommen haben. Unter den drey Bezirken, worein die 15 s 20000 Seelen dieses Volksstammes getheilt sind, hat ner sein Jahrgeld von 2000 Dollars, das die Vereinign Staaten für abgetretene Ländereyen zahlen, auf 17 ahre den Schulen gewidmet; ein anderer die Regieng gebeten, die Einfuhr von Schießbedarf zu verbiea, und die Jäger zur Feldarbeit zu nöthigen, und das hrgeld in landwirthschaftlichen Werkzeugen zu erhalten wünscht. — Der sittliche Zustand ist in den verschieden Staaten so verschieden, daß keine, auf das Ganze ssende Schilderung davon gegeben werden kann. Trunkche ist ziemlich allgemein herrschend, und in den mittn und noch mehr in den südlichen Staaten geht sie in sschweifung über. Ausschweifungen des Geschlechtsebes findet man von Boston, wo mehr als englische ritanerstrenge, und Neu-Orleans, wo mehr als französische Ueppigkeit herrscht, in allen Abstufungen. Diebeen, Straßenraub, Mord sind weit seltener als in **gland**, Zweykämpfe, außer in den östlichen Staaten, afiger und weit grausamer. Ueber den unseligen schwar Fleck, der das sonst so erfreuliche Gemählde der Geung in Nord-Amerika verunstaltet, über die **Sklarey**, bringt H. einige merkwürdige Thatsachen bey, mit den Angaben zusammenstimmen, die früher nach **ur** (Lit. Bl. 1824. No. 30.) mitgetheilt wurden. in schaudert mit ihm, wenn man hört, wie ein Pflanzer, der für einen achtbaren Mann galt, bey Tische gleichgültig erzählt, er habe auf einen entlaufenen Sklaven geschossen, in der Absicht ihn zu tödten, zu einer andern Zeit seine Freunde zu dem „Spaß" eingeladen, zwey in seine Pflanzung geflüchtete Sklaven zu jagen, und als man Geräusch im Schilfe vernommen, habe man auf das „Wild" geschossen. Auf der andern Seite verschweigt er auch nicht, daß viele Sklaven, wie er glaubte, gut gehalten werden, obgleich er nicht viele in den Pflanzungen beobachten konnte. Die Heiterkeit und Einsicht der Haussklaven überraschten ihn, und er fand sie in ihrem Benehmen überhaupt den untersten Volksklassen in England überlegen. Die Dienstboten in den Wirthshäusern der südlichen Staaten sind gewöhnlich Sklaven. Ueber das Sklavensystem im Gegensatze freyer Arbeiter, macht er verständige Bemerkungen, und zeigt, welche unvermeidliche Nachtheile der Pflanzer hat, wenn die durch Sklaven gewonnenen Erzeugnisse im Preise fallen. Auf seiner Reise durch das Gebiet der Indianer fand er Gelegenheit zu interessanten Bemerkungen, und untersuchte aufmerksam den Zustand der Missionen unter den Wilden, deren Bemühungen glücklichen Erfolg haben sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungs-Literatur.

Lord Byron's Reise nach Corsica und Sardinien während des Sommers und Herbstes 1821. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig bey J. Müller. 1826. 56 S. gr. 8.

Das Original ist in Paris 1825 erschienen, und der Uebersetzer ist zweifelhaft, ob es nicht bloß **sein** Original gewesen, und eine Uebertragung aus dem Englischen sey. Den Inhalt charakterisirt er sehr richtig als einen unterhaltenden Beytrag zu dem Leben und zur Charakteristik des berühmten Mannes. Nicht Byron selbst beschreibt hier seine Reise, die eigentlich nur eine in Gesellschaft von Freunden und Freundinnen unternommene Lustreise war. Einer seiner Gesellschafter erzählt die Begebenheiten der Fahrt, und läßt uns den Lord anschauen in seinem Benehmen sowohl bey gewöhnlichen als bey gefährlichen Ereignissen. In letztgedachter Hinsicht ist das 3te Capitel, worinnen ein Sturm beschrieben wird, das interessanteste. Byron benahm sich dabey wie ein Mann von großer Seele. Als die Gefahr, an einer Klippe zu scheitern, unvermeidlich schien, rieth er den Männern seiner Begleitung die Kleider anzulegen. „Ich weiß recht wohl, sagte er, daß

die Hoffnung nicht groß ist, mit einem so tobenden Meere zu kämpfen; aber so wie die Kinder, wenn sie des Weinens müde sind, nur desto ruhiger sind und leichter einschlafen; so werden wir auch, durch unsere Anstrengungen erschöpft, den Tod minder beschwerlich finden. In wenig Augenblicken werden wir, durch Gottes Gnade, im Schoße der Ruhe seyn." Die Uebersetzung liest sich angenehm. Die Capitel-Ueberschriften versprechen bisweilen mehr, als die Capitel enthalten. So z. B. heißt es in dem Index des achten unter andern: „Merkwürdige Anecdote von Nelson." Es steht aber von Nelson kein Wort weiter darinne, als: „Der Hauptmann F*** zeigte uns den Felsen, auf welchen der damalige Capitain Nelson im Jahre 1794 während der Belagerung eine Batterie hatte aufpflanzen lassen. Hier war es, wo dieser tüchtige Seemann ein Auge verlor." Wer weiß diese Merkwürdigkeit nicht? Das vielbesprochene geheimnißvolle Kästchen S. 25 und 54, von welchem der Lord sich nicht zu trennen pflegte, reizt ebenfalls die Neugier, ohne sie zu befriedigen. Merkwürdiger, als Nelsons verlornes Auge und dieses Kästchen ist die Art, wie Byron seinen skeptischen Freund Shelley widerlegte. „Wenn es kein zukünftiges Leben gibt, werde ich, einmal gestorben, eben so gut als Sie, todt seyn, der mich überreden will, es gäbe keines. Im Gegentheile, wenn es eins gibt, woran ich nicht zweifle: so habe ich dann einen wirklichen Vortheil vor Ihnen, und Sie werden, denke ich, doch zugeben, daß die Mühe zu glauben, weniger schwer als die zu zweifeln, und überhaupt angenehmer ist. In den Tagen der Trübsal ist die Hoffnung der Verzweiflung vorzuziehen." Von seiner Wohlthätigkeit finden sich hier schöne Beyspiele, und er scheint nach S. 44 darin sein höchstes Glück gefunden zu haben.

Zeitgeschichte.

Die Verschwörung gegen den Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen-Cassel, nach ihrer Geschichte und Strafwürdigkeit dargestellt, nebst einer erneuerten Untersuchung über Hochverrath und Majestätsverbrechen u. s. w. Von Johann von Horn. Ilmenau bey Voigt. 1824. VIII. u. 416 S. 8.

Dieses Buch, welches in der Ostermesse d. J. (1824) erschien, ist um eine Messe zu früh herausgekommen. Hätte der Verf. die Michaelismesse abgewartet; so würd' er durch die öffentlichen Zeitungen erfahren haben, daß die ganze Verschwörung, die er hier „nach ihrer Geschichte" darstellt, nichts als eine Spiegelfechterey gewesen, welche von dem Oberpolizeydirektor selbst ausgegangen: von dem nämlichen Oberpolizeydirektor, dessen Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit er hier wiederholt rühmt, und von dessen Thätigkeit er die völlige Aufklärung der fraglichen Verschwörungsgeschichte hoffte. Herr v. H. befindet sich also nun, als Geschichtschreiber betrachtet, ungefähr in der Lage jenes Naturforschers, der einen Folianten über höchstmerkwürdige Versteinerungen schrieb, die er gefunden hatte, und endlich erfuhr, daß der Steinmetz sie verfertiget und der Muthwille dahin gelegt hatte, wo der Naturforscher darnach zu suchen pflegte. Inzwischen sind die rechtswissenschaftlichen Betrachtungen, die er bey Gelegenheit dieser vorgespiegelten Verschwörung über die Begriffe von Hochverrath, Majestätsverbrechen, Verbrechen beleidigter Ehrfurcht, Umtriebe u. s. f. angestellt hat, nicht ohne practischen Werth, obwohl es dem Verf. an demjenigen philosophischen Scharfsinne zu fehlen scheint, von welchem die schwierige Theorie der politischen Verbrechen ihr Heil erwarten muß. Auch wollen wir der Schrift ihre Bedeutsamkeit für die Zeitgeschichte nicht absprechen, insoferne darin — zwar nicht die Geschichte der Verschwörung — wohl aber die Geschichte der Untersuchungen, Verhaftungen und Sicherheitsmaßregeln erzählt wird, zu welchen jene Scheinverschwörung Veranlassung gegeben haben soll. Freylich kommt dabey alles auf die Frage an, ob die erzählten Thatsachen wahr sind, und wir entsinnen uns, daß, ungefähr im April 1824, die Zeitung von Cassel die Horn'schen Nachrichten „beinah alle" für grundlos erklärte; aber damals stand ja wohl der Poet der fraglichen Verschwörung noch an der Spitze der kurhessischen Polizey, und konnte die Cassel'schen Zeitungen sagen lassen, was er wollte. Die Kritik hat also keinen Grund, Herrn v. H. für unglaubwürdig zu halten. Seine Weitschweifigkeit hingegen setzt sie billig auf Rechnung des Umstandes, daß er über eine Sache schrieb, die noch nicht im Klaren war. Jetzt, da ein überraschendes Licht in das Anfangs undurchdringliche Dunkel gefallen ist, kann diese merkwürdige Geschichte viel kürzer erzählt werden, und wird unfehlbar ein weit lebhafteres Interesse erregen, als vorher. Auch kann eine gründliche, aus den Acten gezogene historische Darstellung der Verwickelung und Katastrophe dieses politischen Intriguenstückes von großem Nutzen seyn für die laufende Zeit, und wenn Herr v. H. diese zu liefern im Stande ist, so hat er eine schöne Gelegenheit, seine literarische Präcipitation wieder gut zu machen.

Nr. 94.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 25. November 1825.

Ueberblick der englischen Literatur.
VIII.
(Fortsetzung.)

Was er über Canada mittheilt, ist schätzbar, besonders in Beziehung auf die Ansiedlungen, welche die brittische Regierung, wie auch Hodgson es empfiehlt, zwar begünstigt, die aber durch die Gebühren-Erpressung von Seiten der Beamten so sehr erschwert werden, daß man mehr Vortheil hat, wenn man Ländereyen kauft, als wenn man sie von der Regierung zum Geschenke erhält. — Ueber die Staatsverfassung und die öffentliche Verwaltung der vereinigten Staaten weiß uns der Kaufmann aus Liverpool bey seinem beschränkten politischen Blicke zwar nicht viel Bedeutendes zu sagen, gibt aber doch Zeugniß, daß hier von dem angeblichen Einflusse auf die Wahlen gar nicht die Rede, und das unbeschränkte Wahlsystem nicht so unausführbar und verderblich ist, als es das Quarterly Review gescholten hat. Was er über den Zustand des Religionswesens sagt, wird man mit Vorsicht lesen, wenn man hört, daß er den Mangel einer herrschenden Kirche und einer bischöflichen Hierarchie für ein großes Unglück hält.

Von einem ungenannten Reisenden, der in Eton und Cambridge erzogen ward und einen großen Theil von Europa gesehen hat, hätte man über die politischen Verhältnisse wohl eine gründlichere Belehrung erwarten können, aber sein Buch: An Excursion through the United States and Canada, during the years 1822 — 23. By an English Gentleman (London 1824. 8.) gibt uns gerade über die Wirksamkeit der repräsentativen Verfassung weit weniger, als man wünscht, und überhaupt auf seinen 511 Seiten nicht so viel gute Nachrichten als Hodgson; wiewohl des Verfassers Mittheilungen über diejenigen Gegenstände, wo sein Zeugniß nicht durch religiöse und politische Vorurtheile geschwächt wird, nicht ohne Verdienst sind. In den Hauptpunkten sind die Ergebnisse der Beobachtungen beyder Reisenden ziemlich gleich, und sie bestätigen sich gegenseitig in ihren Angaben über die Sitten des Volkes und den Zustand des Landes. So kommen beyde, um nur eines zu erwähnen, in Beziehung auf die Verhältnisse der Auswanderer in der Behauptung überein, daß Amerika das Canaan nicht des Kapitalisten, wohl aber der arbeitenden Klasse ist, die überall im Gedeihen zu seyn scheint. Unter anderm bemerkt der Gentleman, er habe in keinem Theile der vereinigten Staaten einen Bettler gesehen, und sey nur einmal um Almosen angesprochen worden, aber von einem Irländer.

Ein anderer Ungenannter gibt in: A summary View of America: comprising a description of the face of the country, and of several of the principal cities, and remarks on the social, moral, and political character of the people, being the result of observations and enquiries during a journey in the United States. By an Englishman (London 1824. 8.) in 33 Abschnitten ein ziemlich umfassendes Gemälde des Landes. Er bereiste (1822 — 23) nur die Staaten Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien und Nord-Carolina. Wie Hodgson nicht ohne Ueberraschung hörte, daß ein Major oder ein Oberst ein Wirthshaus an der Straße hielt, bis er sich an diese „Phänomene der bürgerlichen Gleichheit“ gewöhnt, so war auch unserm Ungenannten manche Sitte in den Wirthshäusern eben so ärgerlich und anstößig, als der „viehische Gedanke“ (beastly idea), Schweine in New-York herumlaufen zu lassen, um die Gassen von ausgeworfenem Unrathe zu reinigen. Wenn er uns erzählt, wie er in einer Dorfschenke sich an ein Handtuch trocknen soll, das schon einem Dutzend anderer Reisenden gedient hat, oder ihm angesonnen wird, einen wohlgekleideten reinlichen jungen Zimmermann zum Bettgenossen zu wählen, und er lieber aufbleiben, als sich zu ihm legen will, bis ihm der Wirth, verwundert über diese Weigerung, endlich ein besonderes Bett gibt, so sehen wir, daß der Spötter Paulding die Verlegenheiten des wandernden John Bull gut beobachtet hat. Er gewöhnte sich jedoch klüglich an diese Dinge und fand bey weitem in den meisten Wirthshäusern sonst alle Bequemlichkeit und höfliche Bedienung. Das Rauchen und Kauen des Tabacks und

die daraus entstandenen „Entfärbungen" der Fußteppiche, Stühle und Treppen waren freylich Anstößigkeiten, womit er sich nicht versöhnen konnte. Die arbeitende Klasse, die andere Reisende als grob schildern, ist nach unserem Ungenannten im Allgemeinen höflich, wiewohl nicht kriechend. Von den Sitten der Frauen, ihrer Liebenswürdigkeit, ihren häuslichen Tugenden entwirft auch er ein schönes Bild. So zurückhaltend im Benehmen und in Reden sie an öffentlichen Orten sind, so offen, gesprächig und anmuthig sind sie im häuslichen Kreise. Unter der ärmern Volksklasse werden die Weiber weit sittsamer erzogen, als unter derselben Klasse in Europa. — Der Verfasser gibt einige schätzbare Nachrichten über die religiösen Verhältnisse. Fast alle christliche Glaubensparteyen leben einträchtig neben einander. Keine dieser Gemeinden kann die kirchliche Anstalt reich ausstatten; und da die Einkünfte der Geistlichen fast in allen Fällen von ihren Pfarrkindern aufgebracht werden, so ist wenig gesellschaftliche Ungleichheit zu bemerken, und selbst in der Kleidung unterscheidet sich der Geistliche von dem Laien nicht viel anders, als daß er gewöhnlich schwarz gekleidet ist. Die Nachbarschaft der verschiedenen Glaubensparteyen bringt so wenig irgend eine Reibung hervor, daß vielmehr eine anständige Beobachtung der religiösen Gebräuche die Folge davon zu seyn scheint. In wenig Ländern wird der Gottesdienst häufiger besucht als in Amerika. Erklärter Deismus sey selten, sagt der Verfasser, wiewohl er meint, daß in deistischen Ansichten die Ursache des Widerstands gegen Missionsgesellschaften zu suchen sey. Aber er gesteht auch, daß diese Gesellschaften oft Menschen zur Bekehrung des Heiden bestimmt haben, die zu ihrem Berufe so wenig tauglich gewesen seyen, als Robespierre zur Gründung der Freyheit. Ueber die protestantische bischöfliche Kirche, eine Tochter der englischen Kirche, kommen mehrere Nachrichten vor. In jedem bischöflichen Sprengel wird jährlich eine Versammlung gehalten, und von drey zu drey Jahren findet eine allgemeine Kirchenversammlung statt. Die Bischöfe bilden das Oberhaus, die geistlichen und weltlichen Abgeordneten der verschiedenen Sprengel das Unterhaus. Die Tochter ist der alten Sitte treuer geblieben, als die englische Kirche, die seit 1665 eine ganz ähnliche Einrichtung hatte, welche aber seit der Thronbesteigung des Hauses Hannover in Abnahme kam. Die amerikanische Kirche hat bloß Bischöfe, von welchen der älteste einen Ehrenrang, aber keine geistliche Obergewalt über die andern hat. In der Liturgie hat man einige Abweichungen von dem englischen Vorbilde gemacht, besonders darin, daß die ganze Gemeine die Responsen sagt, statt daß in England der Küster mit schleppendem Tone sie spricht. Die Katholiken bilden nach dem Verfasser nicht $\frac{1}{8}$ der gesammten Volksmenge der vereinten Staaten. Am zahlreichsten sind sie in Maryland, das zuerst von ihnen angebaut ward. Die Hierarchie ist hier nicht sehr mächtig. Der Bischof von Philadelphia, erzählt der Verf., hatte einen Priester einstweilen von seinem Amte entfernt, aber obgleich der Erzbischof und selbst der römische Hof den Ausspruch bestätigten, so unterstützte die Gemeine dennoch ihren Pfarrer. Von der Gesellschaft der Freunde oder den Quäckern spricht der Reisende nicht günstig, und obgleich sie in Amerika zahlreicher als in England sind, so haben sie doch weniger Einfluß auf die Gesellschaft und sind weniger gebildet. Den Methodisten von Wesley's System hingegen gibt der Verfasser ein günstigeres Zeugniß, und er glaubt, daß sie mit der Zeit, wenigstens der Zahl nach, die bedeutendste Glaubenspartey in Amerika seyn werden. Zu ihrer Ehre wird erwähnt, daß sie die einzigen sind, die sich des religiösen Unterrichts der Sklaven angenommen haben, und fast alle christlichen Sklaven gehören zu ihrer Gemeinde. — Ueber die Sklaverey hat der Ungenannte viele Nachrichten eingesammelt, woraus hervorgeht, daß die verderblichen Wirkungen derselben sich nicht auf die unglücklichen Opfer beschränken, sondern sich auf die ganze Gesellschaft erstrecken. Dem Kongreß der vereinten Staaten gebührt die Ehre, zur Abschaffung des afrikanischen Sklavenhandels die erste Anregung gegeben zu haben, aber zur Hemmung des Sklavenhandels im Innern ist noch nichts Wirksames geschehen. In Maryland und Virginia zieht man Sklaven für die Märkte in den südlichen und westlichen Staaten, wie man Vieh zieht. Die Landgutbesitzer wünschen nichts weniger als die Abschaffung der Sklaverey, und in beynahe allen Staaten, welche dieselbe dulden, hat die gesetzgebende Versammlung die Fortdauer dieser Schmach zu sichern gesucht. Merkwürdig ist, was noch im vorigen Jahre im Staate Illinois geschah. Die gesetzgebende Versammlung rieth mit einer Mehrheit von zwey Drittheilen der Stimmführer dem Volke zu einer Abänderung der Verfassung, d. h. zur Abschaffung des Artikels, der — wie in allen Verfassungen der neuen Staaten — die Sklaverey verbietet. Bey öffentlichen Gastmahlen, die man bey dieser Gelegenheit gab, wurden (nach dem Reiseberichte des English Gentleman) die Trinksprüche ausgebracht: „Man gebe uns Neger in Fülle! — Eine neu, rein republikanische (!!) Verfassung, die dem Volke den ungestörten Genuß jeder Art des Eigenthums sichere!" Aus einer bey der Gelegenheit in Amerika erschienenen Flugschrift: An impartial appeal to the reason, interest and patriotism of the people of Illinois, on the injurious effects of slave labour — sehen wir, in welcher Art die Sklaverey in den letzten 30 Jahren in den vereinten Staaten zugenommen hat. Im J. 1790 zählte man 676,696, 1800 schon 894,444, 1810 aber 1,191,364 und

1820 gar 1,531,431 Sklaven. Zwischen dem freyen Amerikaner und seinem Sklaven ist gar kein gemeinsames Gefühl. Verachtung der Schwarzen ist Nationalsünde. Wunderte sich doch selbst Professor Silliman, als er in London ein wohlgekleidetes Mädchen Arm in Arm mit einem Neger gehen sah. Auffallend ist der Unterschied zwischen den Staaten, wo Sklaven sind, und denjenigen, wo Sklaverey nicht geduldet wird. In Hinsicht auf Bevölkerung, auf Wohlstand und Lebensbequemlichkeiten, auf Veredlung im bürgerlichen und häuslichen Leben, auf Sitten und Lebensweise der mittlern und arbeitenden Volksklasse findet gar keine Vergleichung statt. Selbst in demselben Staate ist dieser Unterschied in den Theilen sichtbar, wo es viele Sklaven gibt. Wie Sklavenarbeit den Boden verschlechtert, hat man besonders in Virginien erfahren, wo der durch Sklaven getriebene Tabacksbau ganze Bezirke unfruchtbar gemacht hat. Viele zu Grunde gerichtete Landbauer sind hier nun Sklavenzüchter (Slave Growers) geworden, weil der zunehmende Begehr im Innern diesen Handel vortheilhaft gemacht hat. Sklaven die Stapelwaare eines Landes!! Wohl muß man mit dem Verfasser des Summary View (S. 289) unwillig ausrufen: „Was für eine Freyheit ist das? Und wie ließe sich das virginische Gesetz entschuldigen, das einem, dem Namen nach freyen Schwarzen eine Steuer auflegt, bloß weil er ein Schwarzer ist?“

(Der Beschluß folgt.)

Rechtswissenschaft.

Der Büchernachdruck nach Römischem Recht betrachtet von Dr. Leopold Joseph Neustetel, Advokaten und Prokurator bey dem Kurfürstlich Hessischen Obergerichte zu Hanau. Heidelberg. Neue Akademische Buchhandlung von Carl Groos. 84 S. 8.

Der Verfasser, ein durch mehrere ausgezeichnete civilistische Abhandlungen rühmlichst bekannter Rechtsgelehrter, beschenkt hier das deutsche Publikum mit einer neuen Schrift, welche sowohl durch ihren Gegenstand als durch die Weise, wie er behandelt ist, die Aufmerksamkeit aller wissenschaftlichen Deutschen verdient. Während nämlich die frühern Bestrebungen meistens dahin gingen, der künftigen Legislation über den Nachdruck vorzuarbeiten, und Meynungen für und gegen denselben abzugeben, hat sich der Verfasser die praktischere Aufgabe gesezt, das positive Recht über den Nachdruck zu befragen, und namentlich das jus Romanum von dem Vorwurfe zu reinigen, als entbehre dasselbe, „das in der unermeßlichen Hauptstadt der alten Welt „mitten in der entwickeltsten Sittenverderbniß, in Kenntniß aller Laster und Verbrechen und im Kampf mit „derselben groß geworden ist,“ (S. 3) eines Rechtsmittels gegen diese Plage der Schriftsteller und Verleger. Wie diese Ausführung dem Verfasser gelungen ist, wird sich am besten in einer genauen Anzeige der Schrift darthun lassen.

Zuvörderst betrachtet der Verfasser, was Andere über den Nachdruck gedacht haben. Die Meisten haben sich dafür ausgesprochen, daß dem Schriftsteller ein Eigenthum an seinem Geisteswerke zustehe, weswegen der Nachdruck bald als Diebstahl (furtum), bald als Fälschung, bald auch nur als einfache privatrechtliche Störung im Eigenthums-Genusse betrachtet worden, wobey man indessen eine Art von Verjährung, als Verlust, wegen Nichtgebrauchs anzunehmen, nicht umhin könnte (S. 4). Aber die Begriffe von Eigenthum und Verjährung in ihrer Anwendung auf Gedankenerzeugnisse sind dem gemeinen Rechte durchaus fremd, es würde vielmehr verwirrend seyn, diese Begriffe so weit auszudehnen (S. 5). Deswegen haben Andre, wie z. B. Fries, der die Schriftstellerey zu einem „regelmäßigen bürgerlichen Gewerbe,“ zu einem geistigen Handwerk herabwürdigt, das Eigenthum an Geisteswerken, auf eine, als Gewohnheit festgestellte Rechtsansicht des deutschen Volkes gründen wollen. (Es ist ja leider seit einigen Jahren Mode geworden, wenn man keinen Vorrath an Gedanken mehr hat, in dem Worte Deutsch ein Surrogat dafür zu finden.) Der Begriff des Eigenthums an Geisteswerken scheint aber dem Verfasser überhaupt, auch ohne Beziehung auf das geltende Recht, nicht möglich zu seyn, denn das Eigenthum sezt ausschließliche Einwirkung des Eigenthümers voraus, die aber bey Gedanken, die eben das absolut Freye und Herrenlose sind, undenkbar wird. Die Formirung der Gedanken zu einem Buche kann dieses Princip nicht ändern (S. 8 — 12). Der Behauptung, die man auch als Rechtssaz aufzustellen gewagt hat, daß Niemand von des Anderen Mühe zu seinem Vortheil und zu jenes Nachtheil Gebrauch machen dürfe, widerspricht die ganze Geschichte, welche eben das ist, daß das Eine das Andre vorbereite (S. 12 — 15). Eben so wenig aber, wie aus dem Gesichtspunkt der Eigenthumsverletzung, kann der Nachdruck aus dem eines obligatorischen Verhältnisses be-

trachtet werden. Der Verlagscontract ist für dritte nicht mitcontrahirende Personen unverbindlich, die Annahme eines stillschweigenden Vorbehalts beym Verkaufe eines Buchs, daß es nämlich der Käufer nicht soll nachdrucken dürfen, oder selbst das Vordrucken dieses Vorbehalts, würde bloß eine verbindliche Norm (lex venditionis) für die vom Verfasser oder Verleger Kaufenden abgeben, aber auf die folgenden Käufer nicht übergehen. Die Meynung Kants, daß der Nachdrucker ausführe, was nur der Person des Schriftstellers vorzunehmen zukommt, enthalte allerdings die Lösung der Frage, aber statt auf die Persönlichkeit des Schriftstellers überhaupt hinzuweisen, beziehe Kant alles auf die Belohnung, ein Punkt, der den Nachdrucker zum negotiorum gestor des Schriftstellers macht, was erst ein zu erweisendes ausschließliches Recht des Autors voraussezt (S. 15 — 20). Der Verfasser entwickelt nun seine eigene Ansicht. Der Nachdruck ist weder Betrug noch falsum, denn der Nachdrucker gibt seine Waare für das, was sie ist, es liegt vielmehr in der Natur seines Vergehens die Anmaßung, welche sich auf ein Dürfen und Erlaubtseyn beruft. Nun wird Keiner das Erlaubtseyn der Abschrift in Abrede stellen, das Unrecht des Nachdrucks muß daher in der Verschiedenheit der Abschrift und des Drucks überhaupt begründet seyn. Diese Verschiedenheit, in so fern sie eine rechtliche ist, kann nicht bloß in der äußerlichen Vervielfältigung liegen, die der Druck gewährt, sie hat vielmehr den innerlichen Charakter, daß ein Anderer wie der Autor sich anmaßt, eine Verbreitung zu besorgen, die der Autor nur diesem Bestimmten übertragen wollte. Der Nachdrucker verlezt daher die Persönlichkeit des Verfassers, gegen welche Verletzung die Römischen Bestimmungen über injuria Schutz gewähren (S. 20 — 27). S. 27 — 43 entwickelt der Verfasser den Begriff der Römischen injuria. So höchst schätzbar dieser Theil der Abhandlung auch ist, so erlaubt der beschränkte Raum doch nur eine Angabe des Resultats. Injuria ist die Anmaßung, welche eines Anderen Persönlichkeit aus Uebermuth (ὕβρις) antastet, sey diese nun, eine Mißhandlung der Grundbedingungen der Rechtsfähigkeit, Körper und Seele, Freyheit oder Civität, ein Eingreifen in des Andern freyes Wirken auf erlaubtem Wege, die Störung eines Anderen im rechtlichen Verhältnisse zu seinen Sachen, oder Ehrverletzung, (Injuria im engeren Sinne). Auf den Nachdruck angewandt, kommen Alle darin überein, ihn eine anmaßende, verwerfliche Handlung zu nennen, denn es ist ein unbestreitbares Recht der Person, ihre Gedanken überhaupt zu äußern und mitzutheilen (S. 46), wozu auch unbedingt die freye ausschließliche Wahl des Weges dieser Aeußerung gehört. Bey vorübergehenden Aeußerungen bestimmt die Sitte und Sittlichkeit die Gränze, bey Aeußerungen, die eine bleibende Existenz haben sollen, kommt es darauf an, ob ein Zusammenhang mit der Person des Urhebers erhalten ist, oder nicht; bey Geisteswerken besteht dieser Zusammenhang; das eigenmächtige Bekanntmachen durch Andere gefährdet daher die Freyheit der Aeußerung und die Rechte des Schriftstellers, der vielleicht sein Werk grade eben aus dem Buchhandel herausziehen will, u. s. w. Der Verfasser erläutert dieses durch mehrere sehr passende Beyspiele, namentlich durch das der Collegienhefte. Preßzwang und Nachdrucklicenz sind daher die entgegengesezten Pole desselben Unrechts, nämlich des Vergehens an der Freyheit der Aeußerung, sagt der Verfasser überaus treffend, und es ist zu bemerken, daß beyde in der Regel verbunden sich vorfinden (S. 61).

Die Klage gegen den Nachdrucker ist daher die actio injuriarum, und zwar die prätorische. Kläger ist allein der Verfasser, nicht der Verleger, auf die Erben geht die Klage nicht über, es sey denn Litiscontestation erfolgt, die Klage geht gegen den Nachdrucker, aber nicht gegen seine Erben, Gegenstände dieses Rechtsschutzes sind die Druckwerke oder Manuscripte, auch Musikalien; einheimische Werke sind von ausländischen nicht unterschieden, die Klage ist die actio aestimatoria, eine andere Entschädigungs-Klage gewährt das Römische Recht nicht.*)

Referent muß noch einmal sein Bedauern mittheilen, hier nur ein schwaches Bild einer der wohlgelungensten juridischen Abhandlungen über den Nachdruck gegeben zu haben, um so mehr, als die Ausführungen des Verfassers, in so weit sie das Römische Recht betreffen, ganz mit seinen Gedanken übereinstimmen. Aber theils ist es nur der Zweck der Anzeige, auf die Schrift aufmerksam zu machen, theils bürgt der Name des Verfassers dafür, daß auch ohne dieselbe sehr viele, die der Gegenstand anzieht, sich von einem so geistreichen und vielseitig gebildeten Manne, wie der Verfasser ist, gern werden belehren lassen.

---

*) Wie ist es mit gedruckten Dramen, welche die Theater ohne Bewilligung des Autors geben. Sollte das nicht auch Injuria seyn?

Anmerk. des Setzers.

Nr. 95.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 29. November 1825.

Ueberblick der englischen Literatur.
VIII.

(Beschluß.)

In der Stadt Norfolk soll sogar jeder freye Schwarze, der sich nach 8 Uhr Abends im Winter und nach 9 Uhr im Sommer auf der Straße sehen läßt, geprügelt werden, und es wird zu jenen Stunden ein warnendes Zeichen mit einer Glocke gegeben. Selbst in den Staaten, wo die Sklaverey abgeschafft ist, herrscht Ungleichheit der Rechte. So kann in New-York der freye Schwarze nur, wenn er Landeigenthümer ist, in den Wahlversammlungen stimmen, während man Weiße gar nicht an solche Bedingungen gebunden hat. Das unbezwingliche Vorurtheil der Weißen gegen die Schwarzen hat Anlaß zur Stiftung einer Gesellschaft zur Beförderung von Neger-Ansiedlungen an der Küste von Afrika gegeben, (Colonisation Society) über deren Plane und Zwecke der Verfasser ausführlich spricht.

Es ist früher (Lit. Bl. 1824. Nr. 66.) von Moore's auch in's Deutsche übersetzten Memoirs of Captain Rock die Rede gewesen, worin der Verfasser eine lebendige Schilderung der Bedrückungen, die Irland seit Jahrhunderten erlitten, und des unglücklichen Zustandes der Bewohner gibt. So wahr in den Hauptzügen und so geistreich ausgeführt sein Gemälde ist, so kann doch der Reiz der Darstellung den Leser leicht verführen, der einseitigen Ansicht zu huldigen, welche Moore überall verräth, wenn er die Quelle des Uebels aufsucht. Was er darüber sagt, steht in so naher Beziehung mit der großen Frage, welche in der lezten Sitzung des Parliaments verhandelt wurde, daß eine Schrift nicht übersehen werden darf, die seine Grundansicht bestreitet: Captain Rock detected, or the origin and character of the recent disturbances, and the causes, both moral and political, of the present alarming condition of the South and West of Ireland, fully and fairly considered and exposed. By a Munster Farmer. London 1824. 8. Der Uebergang vom Kriege zum Frieden und der davon abhängende Fall der hohen Preise der Dinge hatte auch in Irland nachtheilige Folgen und erweckte Unzufriedenheit, und es konnte weniger als andere Theile des Reiches diesen Wechsel ertragen. Der irländische Landadel war in seinen Unternehmungen unvorsichtig gewesen, als ob der Krieg ewig dauern müßte, und man hatte sich in Verbindlichkeiten eingelassen, die man nicht erfüllen konnte. Die niedrigste Klasse, auf die roheste Nahrung angewiesen, konnte nicht noch tiefer herabgehen, ohne zu verhungern. Daher Bankerotte unter der höhern Klasse, Hungersnoth unter der niedern, und hier hatte Hauptmann Rock seinen Ursprung. Das Buch des Ungenannten ist nicht bloß eine Widerlegung der Ansichten Moore's; der Verfasser faßt seinen Gegenstand aus einem allgemeinen Gesichtspunkte auf, er geht bis auf die Wurzel des Uebels zurück, die Anmaßungen und Vorurtheile der Reichen, die ihre Einkünfte außerhalb Irland verzehren, unbekümmert, wer der Sündenbock sey. Sein Hauptsatz ist, daß die Habsucht der irländischen Gutsherren die wahre Ursache des Elendes der geringeren Volksklasse sey. Dieses Elend beschränkt sich lediglich auf die ackerbauende Klasse. Die Bewohner der Städte befinden sich wohl, und selbst die ärmern Fabrikarbeiter sind seit der Zunahme der Gewerbsamkeit gegen das Landvolk glücklich. Der Bauer allein erliegt unter dem Drucke der Noth, und er kann den Hunger als Entschuldigung anführen, wenn die Unzufriedenheit ihn zu Unordnungen hinreißt. Die Quelle des Elends liegt zu Tage, wenn man einen Blick auf das verderbliche Verhältniß der Gutsherren zu ihren Hintersassen wirft. Was der Verfasser darüber sagt, wird durch die Zeugnisse bestätigt, die in der lezten Parliamentssitzung vor dem, zur Untersuchung der Lage Irlands angeordneten Ausschusse abgegeben wurden. In den Theilen des Landes, wo Unruhen am häufigsten gewesen sind, ist die Bevölkerung sehr dicht. Das Eigenthum zerfällt in viele Unterabtheilungen und der Zustand der untersten Klassen ist unbeschreiblich elend. Zwischen dem Gutsherrn und seinen Pachtern und Hintersassen stehen mehrere Mittelspersonen, die ihren Vortheil aus der unverhältnißmäßigen Steigerung der Pachtzinsen ziehen. Die große

Zunahme der Volksmenge macht in Gegenden, wo es keine Manufakturen gibt, Pachtung von Ländereyen zum einzigen Unterhaltmittel, und die Pachtzinsen sind dadurch zu einer so übertriebenen Höhe gestiegen, daß der Landbauer unmöglich die Mittel zu einem anständigen Unterhalte gewinnen kann. Von dem gebauten Getreide, von seinen Schweinen, seinen Eyern und Hühnern bezahlt der unglückliche Ackersmann seinen Zins, und die Meisten haben das ganze Jahr hindurch weder ein Stück Brot noch Milch, und Kartoffeln sind ihre einzige Nahrung. Selten haben sie etwas anders als ein Strohlager, und die ganze Familie liegt oft, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, unter einander. Die Mittelspersonen, die dem Gutsherrn zunächst seine Einkünfte liefern, und die dagegen ihren Unterhalt und Vortheil allein aus der, bis in's Kleinste gehenden Vertheilung der Ländereyen ziehen, wissen die Rente dieser Ländereyen, deren Werth sie kennen, genau zu bestimmen, und dennoch werden sie zur Pachtung ausgeboten. Die Folge davon ist, daß der Bauer nie zu dem Agenten des Gutsherrn kommt, ohne Bestechungen zu versuchen, und daß die meisten Geschäftsführer sich bereichern. In ihren Händen allein liegt das Schicksal der armen Ackerbauer, da ein großer, vielleicht der größte Theil der Gutsherren nie in der Mitte der Pachter, sondern außer Lands lebt. Dieses unglückliche Verhältniß, die sogenannte Abwesenschaft (Absenteeship) ist nach dem Verfasser der wahre Fluch des Landes. Wer hat je, sagt er, einen Haufen irländischer Bauern gesehen, ohne ihre Verlassenheit zu beklagen? Wann wird das Volk von dem Drucke und den Erpressungen erlöset werden, wodurch es böse und elend geworden ist, wodurch es der Verzweiflung preis gegeben und jede Verbesserung erschwert wird? Selbst die Bemühungen der besseren Gutsbesitzer müssen bey der in Irland herrschenden verderblichen Weise, die Ländereyen zu verpachten, fruchtlos werden, so lange zwischen ihnen und den eigentlichen Landbauern Menschen stehen, die ihren Vortheil darin suchen müssen, von dem Schweiße der Heloten zu leben. Wie ganz anders sind dagegen die Verhältnisse in England geordnet. Hier sind gerade auf den Gütern der reichsten Eigenthümer die Pachtzinsen unverhältnißmäßig niedrig; der Gutsherr, obgleich er nur wenige Monate jährlich unter seinen Pachtern lebt, steht ihnen nahe, nimmt Antheil an ihrem Wohl und wirkt durch Belehrung und Beyspiel auf sie, wogegen die Pachter, welche Aufmunterung zur Verbesserung ihrer Ländereyen haben und ihren Lohn dabey finden, und den Mittelpunkt der ländlichen Gesellschaft bilden, aus welchem Sittlichkeit unter die ärmere Klasse der Landleute sich verbreitet. Der Verfasser zeigt, wie die angedeuteten unglücklichen Verhältnisse in Irland die Hauptursache der Unzufriedenheit des armen Landbauers sind. Der Wunsch, sich in einen bessern Zustand zu setzen, kann in ihm nicht erwachen, so lange man ihm keine Hoffnung gibt, sich Genuß dadurch zu verschaffen, und die neulich gestifteten Gesellschaften zu Verbesserung der Landeskultur können ihn nicht zur Thätigkeit aufregen, so lange der Gutsherr und seine Geschäftführer durch die Forderung unerschwinglicher Zinsen ihm andeuten, daß alle Verbesserungen nur ihnen allein Vortheil bringen sollen. Der Verfasser thut mit siegenden Gründen dar, daß die Parteysucht diese Ursachen des unglücklichen Zustandes der armen Volksklasse unredlich verhehlt, und die Quelle des Uebels einseitig in den kirchlichen Verhältnissen gesucht hat. Auch in den lezten Parliamentsverhandlungen hat sich diese Einseitigkeit häufig offenbart. Gewiß wird jener Volksklasse nicht zunächst dadurch aufgeholfen werden können, wenn der katholische Irländer Sitz im Parliament, und zu den ihm bis jezt noch verschlossenen Staatsämtern Zutritt erhält. Selbst durch die Aufhebung der geistlichen Zehnten würde, wie der Verfasser zeigt, den armen Afterpachtern keine Erleichterung gegeben werden, da der Druck derselben nicht auf ihnen liegt. Die Gutsherren aber können, behauptet er, diese Belastungen nicht zum Grunde einer Beschwerde machen, da der Anspruch auf die Zehnten, wie die Geschichte beweise, in den meisten Fällen älter sey, als irgend ein Anspruch der weltlichen Besitzer der Ländereyen, die während der unglücklichen Zerrüttungen und Umwälzungen in den verflossenen Jahrhunderten aus einer Hand in die andere übergingen. „Unglückliches Irland, ruft er aus, wann werden deine Kinder aufhören, die Quelle deiner Leiden zu verbergen, damit diese Unkunde Waffen zu unwürdigen Feindseligkeiten leihe? Wann werden Menschen, deren Namen der Wahrheit ein Gewicht geben könnte, die Versuche aufgeben, die öffentliche Meynung irre zu leiten, und redlich und vollständig aussprechen, was, wie sie wissen, die Ursache deines Unglücks ist?" Viele schätzbare Nachrichten findet man in der späteren Schrift eines Ungenannten: Letters from the Irish Highlands. London 1825. 12. Diese von verschiedenen Verfassern herrührenden Briefe suchen die irrigen Ansichten zu berichtigen, die man in England über den Zustand der Irländer hat. Der Charakter des Volkes wird treu geschildert, wie man ihn in Gegenden findet, die selten von Reisenden besucht werden, und überall zeigt sich die wohlwollende Absicht, durch lebendige Darstellung der Noth der irländischen Landleute, auf die Mittel zur Verbesserung ihres Zustandes aufmerksam zu machen.

Biographie.

Lebensbeschreibung Abraham Gottlob Werners von D. Samuel Gottlob Frisch. Nebst zwey Abhandlungen über Werners Verdienste um Oryktognosie von Christian Samuel Weiß. Leipzig, Brockhaus.

Das Leben eines jeden ausgezeichneten Mannes enthält so viel Belehrendes und Interessantes, daß ein Jeder es kennen zu lernen wünscht und selbst vereinzelten Notizen über dasselbe seine Aufmerksamkeit zuwendet. Wenn nun erst das Leben eines Mannes, auf den eine neue Gestaltung der Mineralogie und der Naturwissenschaft überhaupt zurückgeführt werden wird, in Frage kommt, so wird eine Beschreibung seines Lebens um so willkommner seyn, je mehr sie sich bemüht, dasselbe und in ihm den Mann von allen Seiten darzustellen. Dieses Bemühen ist der Vorzug der gegenwärtigen Lebensbeschreibung Werners. Herr D. Frisch, der Verfasser derselben, stand mit Werner drey und zwanzig Jahre lang in vertrautem Umgange, so wie ihn sein Aufenthalt in Freyberg gleichfalls in mannichfache Berührung mit Schülern und Freunden Werners brachte. Hiedurch und durch eifriges Studium der Werner'schen Schriften, durch vielfache Gespräche mit Sachverständigen über diese und jene wissenschaftlichen Leistungen überhaupt, war der Verfasser mehr als mancher andere zu der Darstellung des Werner'schen Wirkens und Lebens geeignet. Aufgefordert fand er sich dazu durch die Liebe und Achtung, von denen er gegen den Verewigten erfüllt ist.

Wir erhalten über Werners Vorfahren, Kindheit, früheste Bildung, Studien genaue Auskunft. Aus einer Familie stammend, die seit drittehalb hundert Jahren dem Berg- und Hüttenwesen treu geblieben ist, sehen wir ihn zum Bergmann fast prädestinirt und durch die frühe Betrachtung ihm von seinem Vater nur zur Ergötzung vorgezeigter Fossilien seine Aufmerksamkeit auf die anorganische Natur besonders hingeleitet, welche noch durch ein frühes Leben in gebirgigten Gegenden genährt wird. Aber freylich werden all diese begünstigenden Umstände erst wirksam durch den angeborenen Sinn des Knaben, durch jene unübertreffliche Gabe scharf und mit allen Sinnen zu beobachten und aus den lebhaft sich einprägenden Beobachtungen fast unwillkürlich sich darbietende Combinationen zu machen, ꝛc. Dieser Theil der Schrift veranlaßt den Psychologen, Pädagogen, jeden Nachdenkenden zu äußerst lehrreichen aufklärenden Betrachtungen über die immer natürlich sich entwickelnde Thätigkeit eines eminenten Talentes, ja den Geschichtsphilosophen bietet er fruchtbare Bemerkungen dar über die unscheinbare Art, wie Epoche machende Veränderungen in Wissenschaft, Kunst und Leben treten. Ohne alle, ausgenommen die eigne angeborne, Methode sammelt sich Werner eine Menge mineralogischer Kenntnisse gleichsam nur zum Zeitvertreib, und eben dadurch wird er Schöpfer der mineralogischen Wissenschaft in ihrer heutigen, sich immer mehr vervollkommnenden Gestalt. Wen mehr, als Gelegenheit zu solchen Betrachtungen, zu erfahren interessirt, wodurch Werners Wirken als Lehrer an der Akademie Freyberg, als Oberbergamts-Mitglied daselbst, als wissenschaftlicher Mann, ausgezeichnet ist, der findet in dieser Lebensbeschreibung über alles dieses bündige und genügende Auskunft. Der Verfasser hat namentlich in der wissenschaftlichen Charakteristik Werners wenig zu wünschen übrig gelassen. Werners Oryktognosie und Geognosie sind diejenigen Doctrinen, welche sich als die Entscheidendsten für die Neugestaltung der Mineralogie, der Naturwissenschaft überhaupt herausstellen. Zuerst wird aus seinen und seiner Schüler Schriften Werners oryktognostisches System dargestellt, und Nachricht ertheilt, welche Angriffe dasselbe sowohl mit Recht als mit Unrecht erlitten habe. Es wird der Mangel an Einheit im Princip zugestanden, weil er aus den frühsten Zeiten seiner Bildung mit Vorliebe bey der Classifikation der Fossilien nach den äußeren Kennzeichen stehen geblieben sey, und der chemischen Composition nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, und dennoch sich genöthigt gesehen habe, sie beym Mangel der gehörig unterscheidenden Merkmale zu Hülfe zu rufen. Doch wird dieser Widerspruch, diese Inconsequenz gegen sein oberstes Classifikationsprincip, als nur scheinbar dargethan, weil Werner selbst zugegeben, daß alle äußeren Merkmale in Gestalt, Farbe, Geruch, Härte ꝛc. der Fossile eben in deren chemischer Composition ihren Grund haben ꝛc. Es wird ferner nachgewiesen, daß er zum Theil aus pädagogischer Rücksicht bey seiner Methode beharrt sey, weil sie offenbar die leichteste, populärste, für Anregung zu mineralogischen Forschungen diensamste wäre, nach dem richtigen Grundsatze des Aufsteigens vom Leichteren zum Schwereren, von der sinnlichen Auffassung der Idee, welche Werner nirgends, wohl aber das nutzlose Herumtreiben im Abstrakten verschmäht habe. Hierauf kommt eine Würdigung der Wernerischen Leistungen im Verhältniß zu dem Zustande der Oryktognosie vor seinem Auftreten, und es ergibt sich daraus, daß er diese Doctrine aus dem Chaos der Unwissenschaftlichkeit an's Licht gehoben, daß eben seine Methode ihren Zweck vollkommen erfüllt habe, indem seit ihm das Studium der Mineralogie über ganz Europa und die Erde in seinem Namen ungemein belebt und erweitert worden sey.

Eben so wird seine Geognosie charakterisirt, wie sie sich nach und nach in ihm gebildet, welche Schriften er

darüber verfaßt, in welchen Kampf er als entschiedener Neptunist mit den französischen Vulcanisten gerathen sey, und welche Verdienste er sich um die Geognosie erworben habe. In lezterer Rücksicht wird er in der Abhandlung des Prof. Weiß geradezu und mit Recht als ihr Schöpfer dargestellt, wenn ihm auch gleichzeitige Bestrebungen eines de Saussure und anderer geholfen hätten. Diese Anerkennung zollt ihm Herr Prof. Weiß aus voller Ueberzeugung, wenn er ihn im Verhältniß zu seinen Vorgängern, den hypothesenreichen Geologen, betrachtet, unter welchen Büffon vor Allen ausgezeichnet zu werden verdient. Dagegen warnt er mit Recht bey ihm stehen zu bleiben, wenn man ihm auch die jetzigen Fortschritte in der Geognosie zum größten Theil zu danken habe. Wie sich nämlich aus der oben angeführten Darstellung des äußerst interessanten Streites der Neptunisten und Vulcanisten ergibt, so ist Werner auch in der Geognosie sich selbst treu geblieben, und ist darin, wie in der Oryktognosie bey den äußeren Kennzeichen, bey der Betrachtung der Erdoberfläche, so weit sie uns bekannt werden kann, stehen geblieben, und hat, weil er es nicht beobachten konnte, ein Schaffen der Erde von innen heraus nicht anerkannt. Wir müssen darüber bemerken, daß er darin eben so sehr recht und unrecht hat, als diejenigen, die von innen heraus construiren, so fern er und sie nur die eine von beyden Verfahrungsarten gelten lassen wollen. Die Wissenschaft wird nur durch Anwendung beyder wahrhaft gefördert.

Außer diesen allgemein interessanten Dingen wird noch von Werners Verdiensten um den Bergbau, von seinem Lehrvortrag und Umgang mit seinen Schülern, von seinen Leistungen in mehreren Wissenschaften, von seiner Bibliothek, seinem Mineraliencabinet, die er der Freyberger Academie vermacht, von seiner Anerkennung im Inn- und Auslande, von seinen häuslichen Umständen, von seinem persönlichen Charakter und endlich von seinem Tod und Leichenbegängniß Nachricht gegeben.

So viel glaubten wir über gegenwärtige Lebensbeschreibung referiren zu müssen, deren Anzeige wir mit einer kurzen Betrachtung schließen wollen, welche sich während der Lesung unwillkürlich dargeboten hat. Werners Leben und Wirken liefert unter vielen interessanten Zügen und Veranlassungen zu wiederholtem Nachdenken auch den klarsten Beweis dafür, daß alle Wissenschaft und Kunst immer am meisten gewinnt, wenn sie auf die Natur sich gründet und auf das Leben zurückwirkt. So nur hat und schafft sie Leben, so nur trinkt und nährt sie aus unerschöpflichem Born.

Almanachs-Literatur für 1826.

Cornelia,

redigirt von Aloys Schreiber und verlegt von J. Engelmann in Heidelberg, ist mit einem schönen Titelkupfer geschmückt. Es ist eine heilige Jungfrau. Auch die übrigen 6 Kupfer, nach Zeichnungen von Opitz, sind wohlgelungen. Sie gehören zu den Rheinischen Sagen von Carl Geib, die — bis auf einige kleine Flecken — sehr gut versificirt sind; und der Windhund auf dem vorlezten Bilde ist keine willkürliche Zuthat à la Ramberg, sondern ein nach dem Inhalte der Romanze nothwendiger Hund. Die erste Sage, Ritter Staufenberg, hat uns die beste geschienen. Aber die Wasserfey, welche S. VII am E. den ihr angetrauten Ritter mit den Worten entläßt:

> Nur wolle, bis dich gute Sterne schenken
> Uns wieder, mein und deines Kindes denken:

thut der Wortfolge einen peinlichen Zwang an, und ihr Gemahl sollte S. IX a. E. nicht die heil'ge Worte brechen, sondern die heil'gen Worte. Das Wort Beweisesgabe S. XX hat der Rabe geschmiedet, der darauf reimt. Von den fünf Erzählungen sind drey aus Frauenfedern geflossen. Wie Amalie Schoppe und Fanny Tarnow erzählen, wissen die Almanachsleser, und daß ihnen Elise Rachler geb. Ehrhardt nicht nachsteht, werden sie hier erfahren. Aber warum haben die beyden Herren, der Herausgeber und Herr Friedrich Jacobs, den drey Damen nicht den Vortritt gelassen? Warum stehen ihre beyden Erzählungen voran? Zwischen den Erzählungen sind Gedichte eingestreut, meistens kurze Waare von F. Haug, Geib, Hofmann v. Fallersleben (Allemannische Lieder) und Schreiber. Der Wiener Prater von Aug. Schumacher ist ein ergötzliches Gemälde der bunten, lustwandelnden Welt, nach Art des Spazierganges in Goethe's Faust; aber freylich sind die Pinselstriche nicht so kräftig wie dort. Den Schluß macht — von S. 278 bis 283 — Hero, eine dramatische Scene von Schreiber. Ohne die Musik, welche der Dichter sich unfehlbar hinzugedacht hat, bleibt sie unwirksam; die Poesie darin ist nicht stark genug, um für sich allein das Gemüth zu bewegen. Das Aeußere des Büchleins ist geschmackvoll. Einige Verse von Geib, hinter dem Titelblatte, erklären nicht nur die Umschlags-Vignette, sondern auch die Vignette des Futterals. In der That ist die Verzierung des Futterals so nett, daß man noch ein Futteral wünschen möchte, um das Futteral hineinzustecken, damit die Muse mit dem Kranz in der Hand, und die Hebe, welche die Tauben Aphroditens tränkt, nicht beschmuzt oder abgerieben werden.

Nro. 32.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Elemente der entwerfenden Geometrie, nebst einem Anhange von der Bestimmung der Schattenumrisse.
Für jene bearbeitet, die, ihrem Berufe oder ihrer Neigung zu Folge, sich dem Studium dieses Zweiges der mathematischen Wissenschaften widmen wollen.
Von W. v. Alemann.
gr. 8. Mit 13 lithogr. Abbild. 1 Rthlr. 16 ggr. od. 3 fl. rh.

Die Grundsätze der entwerfenden Geometrie (auch geometrische Zeichnungslehre, Géometrie descriptive, genannt) sind für jeden unentbehrlich, der mittelst Zeichnung ein Object darstellt, und diese Fähigkeit nicht blos auf dem mühsamen und bisweilen mißleitenden Wege der Praxis erlangen will. Zwar mangelt es an den verschiedenen mathematischen Lehranstalten nicht an Gelegenheit, sich diese Grundsätze eigen zu machen, aber eine Abhandlung, welche selbe in so gedrängter Kürze enthält und auch für jeden, der seine mathematische Bildung für sich mit diesem Zweige vervollständigen will, brauchbar ist, dürfte keine unwillkommene Erscheinung seyn. Der Architekt, Ingenieur, Mechaniker und gründliche Zeichner jeder Art finden hier die Principien zusammengestellt, welche die Richtigkeit ihrer Darstellungen begründen und die Uebersicht über diesen Zweig der mathematischen Wissenschaften geben, welcher bisher noch nicht so sehr beachtet wurde, als es dessen vielfältige Anwendung im praktischen Leben erheischt.

Neuigkeiten der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin. Ostermesse 1825.

Briefe aus Sicilien von Justus Tommasini. Mit Vignette und einem Plan von Syrakus. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

Hartung (August) Anleitung zum richtigen Gebrauch der deutschen Sprache in erläuternden Beyspielen. Zweyte vermehrte Auflage. 8. 14 gr.

Hencke (Eduard, Prof. in Bern.) Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik. 2r Band. (erscheint Michaelis) gr. 8.

Reiff (H. C.) Geschichte der Römischen Bürgerkriege seit dem Anfange der Gracchischen Unruhen bis zur Alleinherrschaft des Augustus. (In 4 Bänden) 1r und 2r Band. gr. 8. 3 Rthlr. 18 gr.

Richter (Dr. A. G.) die specielle Therapie, in 2 Supplementbänden (an das grosse Werk und an den Auszug sich anschliessend). 1. Bd. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

v. Savigny's, C. F. Eichhorn's und J. F. C. Göschen's Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. 5r Band. 3s Heft. gr. 8. 16 gr.

Eschenburg (J. J.) Handbuch der alten Literatur, oder kurzer Entwurf zur Kenntniß der klassischen Schriftsteller, der Mythologie, Archäologie und übrigen Alterthumskunde der Griechen und Römer. 7te völlig überarbeitete und in der Literatur-Nachweisung reich vermehrte Auflage. gr. 8. 2 Rthlr.

Hermbstädt (S. F.) Grundriß der Färbekunst oder allgemeine theoretische und praktische Anleitung zur rationellen Ausübung der Wollen-, Seiden-, Baumwollen- und Leinenfärberey, so wie der damit in Verbindung stehenden Kunst, Zeuge zu drucken und zu bleichen. Nach physikalisch chemischen Grundsätzen und als Leitfaden zu dem Unterrichte der inländischen Kattun-Fabrikanten, Färber und Bleicher, auf allerhöchsten Befehl entworfen. 3te durchaus verbesserte und sehr vermehrte Ausgabe. 2 Bände. gr. 8. 2 Rthlr. 20 gr.

Schmidt (Königl. Preuss. Reg.-Rath) Handbuch der gerichtlichen Stempelverwaltung. Eine systematische Zusammenstellung der Vorschriften des Königl. Preuss. Gesetzes wegen der Stempelsteuer vom 7. März 1822 und der in Bezug auf dasselbe späterhin ergangenen gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen für Justizbeamte. Nebst Tabellen für die Berechnung der Stempelsätze. 2te vermehrte Aufl. gr. 8. 2 Rthlr. 4 gr.

Bey J. J. Bohné in Cassel ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stanmore, oder der Mönch und die Kaufmannswitwe. Frey nach dem Engl. v. G. Lotz. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Ferner:

Egloffstein's Brüderversöhnung. Mit 1 Kpf. 2te Ausgabe. 8. 18 gr.

Dessen kleine Romane, Gedichte und Erzählungen. 2te Ausg. mit Steindr. 18 gr.

Blumauer, Erichs Erzählungen im geselligen Abendkreise. 2te Ausg. 18 gr.

Frau Holle. Ein Mährchen vom Meißlersberge. 8. brosch. 2te Ausg. 6 gr.

Wilhelmi's Ausflüge nach dem Niederrhein, dem Main, der Weser, Holland und Westphalen. 2te Ausg. 12 gr.

Malsburg, E. F. G. O. von der, poetischer Nachlaß v. P. L. Mit 1 Steindr. und 1 Musikbeylage. gr. 8. 2 Rthlr.

Bey Friedrich Franckh in Stuttgart hat so eben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der Mann im Mond.
Oder:
Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.
Von
H. Clauren.
8. 2 Theile. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Thlr. sächs.

Die unnachahmliche Manier des Verfassers ist zu bekannt, zu beliebt, als daß sie noch irgend einer Empfehlung bedürfte.

Seine reitzenden, überraschenden Situationen, seine wahre Charakterzeichnung, seine lebendige Sprache, die

Herz, Gemüth, alle Sinne bezaubert — wer sollte ſie nicht kennen? wir finden ihn ganz auch in dieſem Buche wieder, ja wir möchten, wenn es möglich wäre, behaupten, er habe hier ſich ſelbſt übertroffen.

Für Jäger und Jagdliebhaber.

Bey R. Landgraf in Nordhauſen iſt erſchienen:

Deutliche Anweiſung über den richtigen und zweckmäßigen Gebrauch der Jagdflinte, mit praktiſchen Beyſpielen erläutert von G. Schild. 8. geh. 14 gr. — 17½ Sgr. — 1 fl.

Praktiſche Jägerſchule für angehende Jäger, Jagdliebhaber, und überhaupt für diejenigen Verehrer der Diana, welche ihre Gunſt ſpielend und leicht zu erlangen wünſchen, von G. Schild. 8. geh. 14 gr. — 17½ Sgr. — 1 fl.

Ergötzliche Jägerſchnurren, oder wirklich vorgefallene Weidmanns-Curioſitäten. 12. geh. 6 gr. — 7½ Sgr. — 27 kr.

Engliſche Fabeln, nach dem Lateiniſchen des Gabriel Faerno; zur Erleichterung der Anfangs-Studien in der engliſchen Sprache mit grammatiſchen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben vom Paſtor J. C. J. Bethe. kl. 8. Hannover im Verlage der Helwing'ſchen Hof-Buchhandlung. 1824. 10 ggr.

Lehrer der engl. Sprache werden in dieſen Fabeln Alles finden, was ſie ſich beym Unterrichte der Anfänger wünſchen können, eine leichte, fließende, richtige Sprache, und einen Inhalt, der beſonders für die Jugend überaus anziehend und belehrend iſt. Faerno, einer der größten Gelehrten des ſechzehnten Jahrhunderts, ſuchte die gehaltreichſten Fabeln des claſſiſchen Alterthums auf, und brachte ſie in lateiniſche Verſe. Lange waren ſie ein überall auf Schulen gebrauchtes Buch, wurden in mehrere Sprachen überſezt, auch von einem gelehrten engl. Geiſtlichen in die engliſche. Die angehängten Anmerkungen werden den Schülern in mehrerer Hinſicht beym Präpariren und Repetiren willkommen ſeyn, da ſie auf grammatiſche und hiſtoriſche Gegenſtände ſorgfältige Rückſicht nehmen. Es läßt ſich mit Recht hoffen, daß dieß Buch in Privat- und öffentlichen Anſtalten leicht Eingang finden werde, da auch der Preis überaus billig geſtellt iſt.

Bücheranzeige.

Cervantes ſämmtliche Werke.
Taſchenausgabe in 16 Bänden, mit Kupfern.
Bd. 1 — 8.
Don Quixote von der Mancha,
überſezt von
Hieron. Müller.
Subſc.-Preis 2 Thlr. 16 gr. roh, 3 Thlr. geheftet.
Zwickau 1825,
Im Verlage der Gebrüder Schumann.

Dieſe von dem, durch mehrere gelungene Verdeutſchungen ſchon rühmlichſt bekannten Herrn Hieron. Müller ganz im Geiſte des unvergleichlichen Cervantes abgefaßte Ueberſetzung zeichnet ſich auch durch ſchönen, ſcharfen Druck auf das feinſte Schweizer Velinpapier und durch nette Titelkupfer ſehr vortheilhaft aus.

Die fertigen 8 Theile wurden im Monat Juni an alle Buchhandlungen verſandt, und ſind bey denſelben für obigen billigen Subſcriptionspreis zu erhalten.

Die noch fehlenden 8 Theile, welche die lehrreichen Novellen, die Drängſale des Perſiles und der Sigismunda, das Trauerſpiel Numantia, den Verkehr von Algier, und die Biographie des Cervantes enthalten werden, erſcheinen im Laufe des nächſten Jahres, welches den bis jezt ſchon ſehr zahlreichen Abnehmern der erſten 8 Theile zur Nachricht dient.—

Bey C. F. Amelang in Berlin, (Brüderſtraße Nro. 11.) erſchien ſo eben folgendes gemeinnützliche Werk, welches bereits an ſämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes verſendet wurde:

Katechismus
der
Pferdezucht.
Oder:
vollſtändiger, leicht faßlicher
Unterricht
über die Zucht, Behandlung und Veredlung
der Pferde.
Eine Schrift, welcher von dem General-Comité des landwirthſchaftlichen Vereins in Baiern der erſte Preis zuerkannt worden iſt.
Bearbeitet von
J. F. C. Dieterichs,
Ober-Thier-Arzte in Berlin, Lehrer der Thierheilkunde, correſpondirendem Mitgliede der königl. franzöſiſchen Central-Landwirthſchafts-Geſellſchaft zu Paris.
142 Seiten in gr. 8. auf weißem Druckpapier. Sauber geheftet 12 gr.

Zur Empfehlung dieſes für jeden Landwirth, ſo wie für jeden Pferdeliebhaber nützlichen Buches genügt, daß ihm von einer der geachtetſten Landwirths-Geſellſchaften der erſte Preis zuerkannt worden iſt; auch bürgt des Herrn Verfaſſers Name für den Gehalt dieſes Werkes. Es iſt in dem deutlichſten Style, ſowohl für kleinere als größere Landwirthe, verſtändlich geſchrieben; und bey einem anſtändigen Aeußern der Preis ſehr billig geſtellt worden.

Von demſelben berühmten Herrn Verfaſſer erſchien vor einigen Monaten in demſelben Verlage:

Handbuch der allgemeinen und beſondern, ſowohl theoretiſchen, als praktiſchen Arzeneymittellehre für Thierärzte und Landwirthe. Oder: allgemein verſtändlicher Unterricht über die in der Thierheilkunde zu benutzenden Arzeneymittel, ihre Kennzeichen, Beſtandtheile, Wirkungen und Bereitungsart; mit Beſtimmung der Gabe und Form, in welcher die Heilmittel, gegen die verſchiedenen Krankheiten, anzuwenden ſind. gr. 8. 334 Seiten. Elegant geheftet 1 Thlr. 8 gr.

---

das Buch Allen und Jeden mit Recht empfohlen werden kann. Der nette Druck, das schöne Papier und 4 saubere Kupfer erhöhen noch den Werth des Buchs und sichern ihm gewiß allgemeinen Beyfall.

B — r.

Bey F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Urania.
Taschenbuch
auf
das Jahr 1826.
Mit Kupfern.

Preis 2 Thlr. 6 gr., oder 4 fl. 3 kr. rhein., in größerem Formate und mit Kupfern vor der Schrift 3 Thlr. 12 gr., oder 6 fl. 18 kr. rhein.

Inhalt: I. Dichterleben. Novelle von L. Tieck. II. Der Paria. Trauerspiel in einem Aufzuge von Mich. Beer. III. Frühlingskranz aus dem Plauenschen Grunde. Von Wilh. Müller. IV. Anton Solario. Eine Malergeschichte von Johanna Schopenhauer. V. Der Möringer. Schwäbische Sage in vier Romanzen von Gust. Schwab. VI. Der glückliche Tag. Erzählung von L. Kruse. VII. Fünf Sonette von Fr. Graf von Kalckreuth. VIII. Männertreue, oder so sind nicht Alle. Von W. Blumenhagen.

Die Gegenstände der Kupfer sind aus dem Inhalte gewählt und als Titelkupfer ziert das Bildniß des gefeyerten Jean Paul's das Ganze.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Gründliche Anweisung zur Abfassung aller Gattungen von schriftlichen Aufsätzen des gemeinen Lebens; für den Geschäftsmann, Hausvater und für die Jugend zum Selbstunterrichte; auch zum Leitfaden für Stadt- und Landschulen, von Dr. J. C. C. Rommerdt. Erster Theil. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 8 gr. — 1 Rthlr. 10 Sgr. — 2 fl. 24 kr.

Inhalt: Vorkenntnisse. Die unentbehrlichsten Regeln der deutschen Sprache. Vorbereitende Begriffe und das Unentbehrlichste über Buchstaben, Sylben, Wörter und Eintheilung der leztern. Nähere Erklärung der verschiedenen Wörterarten, deren Veränderungen oder Biegungen, in Verbindung des Declinirens oder Conjugirens, der Rections- und Constructionslehre. Die Schreibregeln. Von der Schönschreibung selbst. Ueber die Werkzeuge, Materialien und Verbindungsmittel zum Schönschreiben. Von der Rechtschreibung und Orthographie.

Zur angenehmen Unterhaltung in den langen Winterabenden mache ich auf folgende bey mir erschienene sehr gehaltvolle Schriften aufmerksam.

Jacobs, Fr., Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten. 3 Thle. Auch unter dem Titel: Frauenspiegel. 5 Thlr. 16 gr.
— — die beyden Marien. 2 Thlr.
Laun, Fr., Romanesken aus Langermanns Pulte. 1 Thlr. 4 gr.
Lindau, W. A., Heldengemälde aus der Vorzeit der europäischen Völker. 1 Thlr.
v. Miltitz, C. B., gesammelte Erzählungen, 2 Bde. 3 Thlr.
— — Orangenblüthen, 3 Sammlungen. 4 Thlr.
Raupach, Dr. E., die Erdennacht, ein dramatisches Gedicht in 5 Abtheilungen. 1 Thlr.
— — die Gefesselten, dramatische Dichtung in 5 Abtheilungen. 1 Thlr.
— — die Königinnen, ein dramatisches Gedicht in 3 Akten. 1 Thlr.
— — der Liebe Zauberkreis, ein dramatisches Gedicht in 5 Akten. 21 gr.
— — die Freunde, ein Trauerspiel in 5 Akten. 1 Thlr.
— — erzählende Dichtungen. 1 Thlr. 8 gr.
Hirsemenzels, eines deutschen Schulmeisters Briefe aus und über Italien. Herausgegeben von Dr. E. Raupach. 1 Thlr. 12 gr.
Rochlitz, Fr., für Freunde der Tonkunst. 2 Thle. 4 Thlr.
— — jährliche Mittheilungen, herausgegeben in Verbindung mit Böttiger, Bührlen, Fouqué, Heinroth, Houwald, Jacobs, Miltitz und Raupach, 3 Bde. 3 Thlr. 12 gr.
Taschenbuch für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen mit Beyträgen von Böttiger, Bührlen, Fouqué, Jacobs, Miltitz, Naubert, Rochlitz, Fanny Tarnow und Wellentreter. Herausgeg. von Fr. Rochlitz, mit 25 Kupf. 4 Jahrg. 1817 — 20 2 Thlr.

Leipzig, im September 1825.

Carl Cnobloch.

Obige Artikel sind in allen Buchhandlungen zu haben.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die
Geschichte der Deutschen.
Für die reifere Jugend und zum Selbstunterricht faßlich beschrieben von
Dr. Wolfgang Menzel.

Zweyter Band. Das Mittelalter. gr. 8. 32 Bogen. Preis: ordin. Pap. 1 Rthlr. 3 ggr. oder 2 fl., weiß Papier 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr. Auf sechs Exemplare das siebente frey.

Geßner'sche Buchhandlung in Zürich.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Thermitonia.

Das Buch der Geistereien. Von dem Verfasser des Rinaldo Rinaldini. 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Musikalien.

Thomas, C., musikalischer Gesellschafter am Pianoforte, dem Hauptumfange nach für Deutschlands gebildete Jünglinge und Jungfrauen, fortgesetzt von J. C. Vollbeding. II. Jahrg., 1ste, 2te Lieferung. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.
Vollbeding, J. C., sechs vierstimmige Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Baß. 12 ggr. oder 54 kr.

Nro. 33.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Nützliche Erfindung, jedes Barbiermesser schnell und ohne Mühe scharf zu machen.

Mit diesem von einem Chemiker und Verfertiger englischer chirurgischer Instrumente erfundenen Fluido kann ein jeder Barbier, so wie ein jeder, der sich selbst rasirt, immer in der Geschwindigkeit sein Barbiermesser ohne Unterschied, es sey gut oder schlecht, alt oder neu, so scharf als das beste engl. Messer machen, ohne daß man nöthig hat, es jemals schleifen zu lassen, auf einem Steine zu wetzen oder auf einem Riemen abzuziehen. Von dieser Essenz kostet ein Fläschchen, welches für einen Mann, der sich selbst täglich barbiert oder barbieren läßt, auf ein volles Jahr hinlänglich ist, nebst gedrucktem Gebrauchszettel, 1 Thal. preuß. Cour.

NB. Auch Federmesser und alle chirurgischen Instrumente können in der Geschwindigkeit damit ganz scharf gemacht werden.

Wohlriechende Schönheits-Essenz, sowohl zum Barbieren als auch, um sich damit zu waschen.

Durch die neuerfundene Essenz, welche statt der Seife zum Barbieren gebraucht wird, erhält man nicht nur einen schönen wohlriechenden Schaum, sondern das Messer schneidet auch viel leichter, als bey gewöhnlichem Seifenschaum. — Dabey hat diese Essenz die ganz vorzügliche Eigenschaft, daß sie eine zarte weiße Haut macht und überhaupt dem Gesichte ein schönes jugendliches Ansehen gibt, auch nach und nach alle Unreinigkeiten aus demselben wegnimmt, folglich als ein vorzügliches Schönheits-Mittel Damen und Herren besonders zu empfehlen ist.

Das Glas mit Gebrauchzettel kostet 10 Ggr. und ist, so wie obiges Fluidum, anjezt nur allein ächt in Commission zu bekommen: in der Expedition für Literatur und Oeconomie zu Hamburg, Schulterblatt No. 463.

Auswärtige haben bey ihren postfreyen Briefen noch einige Groschen mehr für Emballage und Absendungskosten beyzulegen.

Neu entdeckte Geheimnisse für Leder-Fabrikanten, Lohgärber, Schuhmacher, Sattler, Riemer und Liebhaber blanker Stiefel ꝛc.

enthaltend:

1) Eine ganz neue, sehr einfache, äußerst wohlfeile und sicher bewährt befundene Methode, die Leder-Häute in wenigen Tagen zu gärben und gar zu machen, so daß sie völlig zur Verarbeitung fertig und als Kaufmannsgut zu betrachten sind; so wie auch die Verfertigung eines dauerhaften wasserdichten Leders u. s. w.

2) Das ächte Oel zur Verfertigung des Russischen Juchten-Leders aus einheimischem Leder.

3) Auf eine leichte und wohlfeile Art einen sehr schönen elastischen Leder-Lack zu bereiten und damit alle Leder-Arbeit (sowohl der Sattler, Riemer, als der Schuhmacher), sie sey alt oder neu, sogleich aufs prächtigste zu lackiren.

4) Leder auf die geschwindeste und dauerhafteste Weise in allen Farben zu lackiren.

5) Aller Orten auf eine leichte und wohlfeile Art aus einheimischen Ledern den ächten, schönen, Türkischen Saffian in verschiedenen Farben zu verfertigen.

6) Mehrere Recepte zur leichten und wohlfeilen Anfertigung von Stiefelwichsen, welche dem Leder nicht nur ganz unschädlich sind, sondern womit man auch einen unübertrefflichen spiegelblanken Glanz mit leichter Mühe hervorbringen kann.

Herausgegeben von dem Deutschen Schuhmachermeister und berühmten Leder-Fabrikanten Werner zu Brüssel. (Mit einer noch besonders fein gezeichneten Abbildung, nebst Beschreibung für Schuh- und Stiefelmacher.)

NB. Um diese höchst wichtigen Geheimnisse so viel wie möglich gemeinnützlich zu machen, (besonders da der Ertrag derselben für eine schuldlos verunglückte Familie bestimmt ist) so hat der Herausgeber beschlossen, solche nur auf Pränumeration — (gegen portofreye Einsendung Eines vollwichtigen Holländischen Dukaten) herauszugeben und damit auch weit entfernte Liebhaber daran Theil nehmen können, so wird der Termin bis Martini, als den 10ten November d. J., festgesezt, worauf jedem auswärtigen Pränumeranten unabänderlich sein Exemplar zugeschickt wird. Nachher ist der Verkaufspreis um ein Ansehnliches höher.

Man addressirt sich deßhalb nur einzig und allein an die Expedition für Literatur und Oeconomie zu Hamburg, Schulterblatt No. 463.

Subscriptions-Anzeige und Eröffnung.

Die Berlenburger Bibel, — in 8 Fol. Bdn.

Neuaufgelegt von

Eberhard Friedrich Wolters,

Buchdrucker in Stuttgart.

1ste Lieferung	des	1. und 2.	Theils	Ende Juni	1826 gegen	4 fl. 30 kr.
2te	„	„ 3. und 4.	„	„ Dec.	1826 gegen	4 fl. 30 kr.
3te	„	„ 5. und 9.	„	„ Jun.	1827 gegen	4 fl. 30 kr.
4te	„	„ 7. und 8.	„	„ Dec.	1827 gegen	4 fl. 30 kr.

Also bekommt man in zwey Jahren vom Neujahr 1826 an diese ganze Bibel für 18 fl. in halbjährige Zahlungen vertheilt, wodurch die Subscription jedem Liebhaber erleichtert wird.

Hierüber ist bey dem Verleger eine gründliche Erklärung oder Ankündigung dieser neuen Auflage gratis zu haben, die jeder Bibelfreund mit Vergnügen lesen wird; welches zugleich den resp. Liebhabern dieser seltenen Bibel hiemit bekannt gemacht wird. Und, um die Aufmerksamkeit auf diese Bibel zu wecken, wird nur dieß einzige bemerkt, daß nicht

nur ihre Wohlfeilheit ohne Beyspiel ist, indem der Bogen nicht ganz $4\frac{1}{2}$ Heller kostet; sondern auch, daß ihre Texterklärung die Einzige ihrer Art ist, durch welche die Bibel als ein göttliches Gemeingut Aller erscheint, ohne Ausschließung der einen oder andern kirchlichen Confession, und deßwegen die Gemüthsreligion auf die belehrendste Weise fördert und nährt. — Jedem Subscribenten wird seine Subscription durch einen besondern Subscriptionsschein gesichert.

Pränumerations-Anzeige.

Hellas

oder

geographisch-antiquarische Darstellung des alten Griechenlandes und seiner Colonien

mit steter Rücksicht auf die neuern Entdeckungen.

Von

D. Friedrich Carl Hermann Kruse,

Professor der Geschichte und Geographie auf der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg, Secretär des Thüring. Sächs. Vereins zur Erforschung des vaterländischen Alterthums, der deutschen Gesellschaft zur Herausgabe der Quellenschriftsteller und mehrerer anderer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Fünf Bände, mit einem Atlas von General- und Special-Charten und andern graphischen Darstellungen.

Welcher die Wissenschaften liebende Deutsche wird nicht an der Erscheinung eines Werkes den innigsten Antheil nehmen, welches uns das herrliche Land, in geistiger Hinsicht die Urheimath aller Gelehrten, ja aller Gebildeten, lehrt? Aus ihm kam zu uns das Licht der Wissenschaft näher kennen und der das Leben erheiternden Künste. Wie ein goldnes Band schlingt sich die Dichtung der Hellenen durch alle Zweige des gebildeten Lebens. Der Olymp mit seinen Götterwohnungen, der Helicon, der Sitz der freundlichen Musen, der Parnaß mit dem Orakel des Apollo, Athen, die glänzende Metropole, von Göttern und Heroen gegründet, das kriegerische Sparta, das reiche Corinth, das hochheilige Olympia — alle jene Städte, Berge, Flüsse, Quellen, alle Völker, unter denen die Götter einst wandelten, finden wir hier wieder.

Alle bisherigen Schriftsteller, welche sich mit der Geographie Griechenlands beschäftigten, haben wenig darauf Rücksicht genommen, was aus dem hellenischen Alterthume noch übrig ist; Alle haben sich damit begnügt, eine trockene, durch einige historische Notizen versüßte, Topographie des Landes zu liefern, welche nicht auf eine genaue Kenntniß des heutigen Zustandes der hellenischen Länder gegründet ist, wohl aber fast einzig und allein auf den oft mißverstandnen Stellen der alten Schriftsteller beruht. Wer aber unter Allen, welche den Zustand des alten Griechenlandes genauer kennen lernen möchten, hat Gelegenheit und Muße, neben den bisherigen Topographien alle Reisebeschreibungen zu vergleichen? Wem stehet die Masse der dazu gehörigen Materialien zu Gebote, welche selbst die vortrefflichen Bibliotheken zu Göttingen und Berlin nicht in ihrem ganzen Umfange besitzen, und welche dem Verfasser außer durch die genannten literarischen Schatzkammern, die Unterstützung mehrerer die Wissenschaften fördernden Gelehrten zu Theil wurde?

Wir bezeichnen hier als fleißig benutzte Hülfsmittel nur, außer den Historikern des Mittelalters, die Reisebeschreiber, Antiquare und Chartenzeichner: Belon, Kraus, Ortelius, Sandys, Meursius, Laurenberg, des Monceaux, Palmerius, Sanson, Vernon, Guillet, Spon, Wheler, Coronelli, Magni, Paciaudi, Cellarius, Meletios, Chishull, Tournefort, Fourmont, Stuart und Revett, Chandler, d'Anville, Riedesel, Chabert, Choiseul-Gouffier, Griffiths, L. Crawen, Sibthorp, Guys, Lechevalier, Barthelemy, Barbié du Bocage, Visconti, Faden, Morrit, Fauvel, Scrofani, Stephanopoli, Arrowsmith, die Schriftsteller über die Elgin'schen Antiken, Castellan, Saint-Sauveur, Dodwell, Gell, Squire, Hamilton, Leake, Wilkins, Bartholdy, Pouquevile, Chateaubriand, Vaudoncourt, Hobhouse, Cockerell, Holland, Hughes, Stanhope, Turner, Forbin, Gauttier, Quatremère de Quincy, Voutier rc.

Eine Menge anderer Werke und Monographien unserer deutschen Klassiker im Fache der Geographie und Alterthümer Griechenlands, wie z. B. von Heeren, Müller, Boeckh, Buttmann, Hirt rc. rc., können hier unmöglich alle genannt werden.

Nach einem durch alle Quellen unterstützten gründlichen Studium der alten Geographie hat der Verfasser mit der angestrengtesten Mühe und Sorgfalt alle diese Materialien verglichen, und auf diesem festen Boden seine umfassende und gründliche sowohl für Gelehrte als auch für Gebildete im Allgemeinen berechnete Darstellung Griechenlands gebaut, wie es in alten Zeiten beschaffen, was in der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften noch vorhanden war, und was jezt von dem alten Glanze noch übrig ist.

Das Werk zerfällt in fünf Theile, als: I. Allgemeiner Theil, die Bekanntwerdung Griechenlands durch die Quellenschriftsteller, die Geschichte der Wiederentdeckung des Landes in seinen einzelnen Theilen durch die neuern Reisebeschreiber u. s. w., die mathematische, physische und historisch-politische Geographie von Hellas. II. Hellas im engern Sinne. III. Der Peloponnes. IV. Nordgriechenland und die Inseln. V. Die Colonien Griechenlands. Dazu kommt ein Atlas in Median-Format, von wenigstens 20 General- und Special-Charten, Plänen und andern graphischen Darstellungen.

Der erste Band des Textes ist so eben erschienen, der zweyte so wie die zwey ersten Lieferungen des Atlasses, welche:

Platte 1. Graphische Darstellungen zur mathematischen, physischen und historisch-politischen Geographie, in sechs Sectionen.
Platte 2. General-Charte von Hellas.
— 3. Charte von Attica und Megaris, mit Plänen von Sunium, Panacton, Oenoe und Phyle.
Platte 4. Drey Pläne von Athen und seinen Häfen.
— 5. Pläne von Eleusis mit der Umgegend, der Eleusinischen Tempel, der Propyläen von Athen, der Ebene von Marathon und der Ionischen Tetrapolis.

Platte 6. Charte von Böotien, Locris, Doris, und Phocis.
Platte 7. Charte von Aetolien und Acarnanien.
— 8. Charte von den Jonischen Inseln, nebst Plänen von mehrern merkwürdigen Orten und Gegenden, enthalten, erscheinen binnen hier und Ostern, bis zu welcher Zeit auch der für diese zwey Bände und zwey Lieferungen des Atlasses festgesezte Pränumerations-Preis von 7 Rthlr. 8 gr. Preuß. Courant nur gültig ist.

Ueber die Erscheinung der lezten Bände werde ich seiner Zeit das Nähere bekannt machen.

Leipzig, den 1. Oktober 1825.

Leopold Voß.

Neue schöngeistige Schriften,

welche so eben in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden erschienen und zu den beygesezten Preisen und in allen namhaften Buchhandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ulm, Karlsruhe zu bekommen sind:

Gesammelte Blätter aus Wilhelms Papieren. 8. Velinpap. 16 gr.
A. Bronikowski, Hippolyt Boratynski. Erster und zweyter Theil. 8. Velinpap. 3 Thlr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Schriften von A. Bronikowski. Erster und zweyter Band.
Elbbümchen, eine kleine anspruchlose Gedichtsammlung aus den lezten fünf Jahren, von d. W. 8. Velinpap. 16 gr.
Fr. Luna, Myrtenzweige. Zweyter Bd. 8. Velinp. 1 Thlr.
K. Roos, der silberne Storch und Sängers Angststunden. 8. Velinp. Zweyte verbesserte Auflage. 1 Thlr. 3 gr.
— — Dietrich von Harras und der Präceptor. 8. Velinp. Zweyte verbess. Aufl. 1 Thlr. 3 gr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

K. Roos, Erzählungen. Zwey Bände. 2 Thlr. 6 gr.
Salvator Rosa und seine Zeit. Aus d. Engl. der Lady Morgan, v. Th. Hell. Dritter und lezter Band. 8. Velinp. 1 Thlr.
Die zwey ersten Bände kosten 2 Thlr. 6 gr., mithin das ganze Werk 3 Thlr. 6 gr.
C. F. van der Velde, das Horoscop. Zweyte verb. Aufl. 8. Velinp. 21 gr.
— — Die Gesandtschaft-Reise nach China. Zweyte verb. Aufl. 8. Velinp. 1 Thlr. 12 gr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

C. F. v. d. Velde Schriften 19r u. 20r Band.
Wittgens Raubschloß. Eine Sage. 8. Velinp. 1 Thlr. 6 gr.
E. Young, Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit. A. d. Engl. von H. Schmidt. 1r Theil. 8. Velinp. 1 Thlr.

Avertissement.

Von dem berühmten Niederländer Meister, Franz Floris, wird ein ganz vorzüglich schönes Gemählde auf Holz vom Jahr 1560 zum Verkauf ausgeboten. Es stellt die heilige Familie, bestehend in 9 großen Figuren und 5 Kindern vor, und hält mit Einschluß einer hübschen vergoldeten Rahme, 4 Fuß, 6 Zoll in der Höhe, 6 Schuh 1 Zoll in der Länge, nach dem alten französischen Meß. Auf dieses schöne Gemählde ist bereits ein Anbot von 150 fl. vorhanden: da jedoch solches von Kunstkennern weit höher angeschlagen ist, so wird man es demjenigen Liebhaber desselben käuflich überlassen, der von jezt an bis lezten December 1825 das höchste Anbot dafür gemacht haben wird.

In dem Hause Lit. B. Nro. 174 in der Charlotten-Straße, 2 Stiegen hoch, kann dieses Gemählde täglich eingesehen werden. Uebrigens werden die Offerten von in- und auswärtigen Liebhabern, und zwar von leztern portofrey, nur schriftlich angenommen.

Stuttgart, den 12. Aug. 1825.

Die Besitzer des Gemähldes,
Oberst-Lieutenant v. Wengische Erben.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Kurze Anweisung zum Anbau des Feldkümmels, als Handelsgewächs für den Landwirth, vom Verfasser des Landwirths in seinen monatlichen Beschäftigungen. Zweyte umgearbeitete Ausgabe. 8. geh. 4 gr. — 5 Sgr. — 18 kr.

Collisionen zu vermeiden zeige ich hiermit an, daß ich von dem in Kurzem in London erscheinenden

Sephora, description of the county of Palestina and of the manners and customs of de ancient Israelites. 2 Vol. 8.

eine deutsche Bearbeitung unter der Presse habe.

Leipzig, im Oktbr. 1825.

J. A. Barth.

Bücheranzeige.

Walter Scott's Romane.

Vollständige Taschenausgabe mit Kupfern.
Bd. 73 — 76.

Preis 1 Thlr. 8 gr. roh 1 Thlr. 12 gr. geheftet.

Diese so eben erschienenen 4 Theile sind in allen Buchhandlungen zu haben, und enthalten den in England mit so großem Beyfall aufgenommenen Roman: Redgauntlet, in einer treuen und mit Anmerkungen versehenen Verdeutschung, von M. C. Richter.

Der einzige noch in unserer Ausgabe fehlende, und erst kürzlich in Edinburgh erschienene Roman des genialen Schotten, unter dem Titel: „Erzählungen von den Kreuzfahrern," wird gegen Ende dieses Jahres in einer Uebersetzung von D. H. Döring bey uns herauskommen, worauf wir in Voraus die zahlreichen Abnehmer unserer Taschenausgabe aufmerksam machen.

Ausführliche Anzeigen über die frühern 72 Theile, 18 verschiedene Romane enthaltend, welche zur Erleichterung des Ankaufs auch einzeln für den äußerst billigen Subscriptionspreis von 8 gr. für das rohe, und 9 gr. für das geheftete Bändchen verkauft werden, kann man in allen Buchhandlungen erhalten.

Zwickau, im September 1825.

Gebrüder Schumann.

Folgende nützliche Schrift ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die vorzüglichsten Mittel zur Vertreibung der Hühneraugen, Fußschwielen, Warzen, übermäßigen Fußschweiß und dergleichen, wie auch erfrorne Glieder sicher und aus dem Grunde zu heilen, nebst Anleitung zur zweckmäßigen Pflege der Füße auf Fußreisen. Aus den Schriften vorzüglicher Aerzte gesammelt. 8. br. 8 gr.

Dieses Buch enthält die besten, bewährtesten und untrüglichsten Mittel gegen die angeführten Uebel, und ist allen denen, die daran leiden und davon befreyt seyn wollen, mit Sicherheit zu empfehlen.

In unserm Verlage ist kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu finden:

Die schweizerische Amazone,

Abentheuer, Reisen und Kriegszüge einer Schweizerinn, durch Frankreich, die Niederlande, Egypten, Spanien, Portugal und Deutschland, mit der französischen Armee unter Napoleon.

Von ihr selbst beschrieben, und herausgegeben von einer ihrer Anverwandten.

Zweyte verbesserte Auflage. Mit Steindruck. 8. St. Gallen 1825. geheftet 2 fl. 30 kr.

Dieses ist die zweyte Auflage des früher unter dem Titel: Lebensbeschreibung der Wittwe des Oberst Florian Engel, erschienenen Werkes, welches sich schnell vergriff.

Die Frau Oberst Engel hat Schicksale erlebt, welche unter die seltensten gehören, so einen Menschen betreffen können; schon ihre Jugendgeschichte gehört nicht unter die gewöhnlichen und zeigt zuerst ein schüchternes Mädchen, aus dem aber bald eine lebhafte, thätige und geschickte Tochter hervorgeht. In ihrem 18ten Jahre heirathet sie einen schweizerischen Werbofficier in französischen Diensten, der später zum Oberst emporrückt, begleitet ihn zum Regiment und auf allen Feldzügen der franz. Armee von 1763 bis 1813; geht mit Napoleon auf Elba, während den 30 Tagen mit ihm nach Frankreich zurück und gebiert auf ihren Zügen in 10 verschiedenen Ländern 21 Kinder, welche sie theils durch Krankheit, theils in Schlachten verliert, theils vermißt, in der Welt unbekannt wo umher zerstreut nicht mehr finden kann. In der Schlacht bey Waterloo focht sie persönlich, ihr Mann wurde getödtet und mit ihm verlor sie seine Ansprüche auf beträchtliche Rückstände, die sie vor Mangel geschüzt haben würden, und welche sie vergebens in Paris auszuwirken suchte. Frau Engel lebt jezt im Alter von 64 Jahren in Dürftigkeit zurückgezogen auf dem Land, von guten Menschen unterstüzt, und vom Ertrage dieser ihrer Lebensbeschreibung, welche niemand ohne Theilnahme und Vergnügen lesen wird, und durch deren Ankauf jeder Menschenfreund ein Schärflein zur Milderung ihres herben Schicksals beyträgt.

St. Gallen, d. 1. Oktober 1825.

Huber und Comp.

Neue vorzügliche Schriften für Berg- und Forstmänner, Oekonomen ꝛc.

J. G. von Busse, bündige und reine Darstellung des wahrhaften Infinitesimal-Calculs, wie sie insbesondere auch für wissenschaftliche Practiker rathsam ist. Erster Band, die Differenzialrechnung. gr. 8. (Commission) 2 Thlr.

F. T. v. Busse, Formulae radii osculatoris quoad valores earum positivos ac negativos et ventilatae et diligentius quam fieri solet explicatae. Cum appendice quadruplici. gr. 8. Commission. 20 gr.

L. B. Francoeur, Elementar-Lehrbuch der Mechanik für den öffentlichen Unterricht. A. d. Franz. nach der vierten Auflage mit Anmerkungen und Zusätzen von W. Opelt. Mit 8 Kupfertafeln. gr. 8. 1824. 3 Thlr.

K. L. Krutsch, Prof., geht der Borkenkäfer nur kranke oder geht er auch gesunde Bäume an? Eine Aufforderung an praktische Forstmänner, diese Streitfrage, wenn Gelegenheit sich darbietet, einer neuen und strengern Prüfung zu unterwerfen. gr. 8. 1825. brosch. 12 gr.

Dr. J. A. Reum, Prof., Forstbotanik. Zweyte sehr verbesserte und vermehrte Aufl. gr. 8. 1825. 2 Thlr. 12 gr.

Dr. F. A. Röber, Anleitung zum Weinbaue und zur Most- u. Weinbereitung. Nebst Beschreibung und Abbildung einer zum Abbeeren eingerichteten einfachen Traubenmühle. Mit 4 Kpfrn. 8. 1 Thlr.

welche in allen Buchhandlungen zu Ulm, Karlsruhe, Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg zu erhalten sind von der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden.

Taschenausgaben.

Bey R. Landgraf in Nordhausen sind folgende Werkchen in Taschenformat erschienen:

Neueste Blumensprache, eine Gabe der Liebe und Freundschaft geweiht. Zweyte vermehrte Auflage. 6 gr. — $7\frac{1}{2}$ Sgr. — 27 kr.

Ergötzliche Jägerschnurren, oder wirklich vorgefallene Weidmanns-Curiositäten. 6 gr. — $7\frac{1}{2}$ Sgr. — 27 kr.

Die Kunst in Pappe zu arbeiten. Nach Blasche. 4 gr. — 5 Sgr. — 18 kr.

Die Kunst zu walzen von C. G. Engelmann. 6 gr. — $7\frac{1}{2}$ Sgr. — 27 kr.

Kurzer Abriß der Mythologie, für Anfänger und Freunde dieser Wissenschaft bearbeitet von G. Sengal. Mit 30 mythologischen Abbildungen in Kupfer. 10 gr. — $12\frac{1}{2}$ Sgr. — 45 kr.

200 Stammbuchsaufsätze aus den besten Dichtern gesammelt. Erste Sammlung. 6 gr. — $7\frac{1}{2}$ Sgr. — 27 kr.

400 Stammbuchsaufsätze aus den besten Dichtern gesammelt. Zweyte Sammlung. 6 gr. — $7\frac{1}{2}$ Sgr. — 27 kr.

Bey Wilh. Zirges in Leipzig ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vierzig ungedruckte Briefe von Napoleon; gesammelt von L*** F****. 8. In saubern Umschlag geheftet. 9 gr.

Nro. 34.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von C. C. André. Oktbr. 1825.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist so eben erschienen:

Ueber das Wesen und die Erscheinung des Galvanismus, oder Theorien des Galvanismus und der geistigen Gährung, nebst Andeutungen über den materiellen Zusammenhang der Naturreiche. Von A. Koelle, Dr. der Phil. Preis 2 fl. 24 kr.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, 1826.

Mit königl. Sächs. allerg. Privilegio.

Erzählungen:

Der Todesengel, v. Sophie May.
Die Osternacht, von Leop. Schefer.
Die Begegnung in der Ferne. Capriccio von Ferd. Philippi.

Gedichte, Charaden, Räthsel und Logogryphen von

Bachmann, Baldamus, Bohl, v. Deppen, A. G. Eberhard, Hold, Köhler, Krug v. Nidda, Kühnel, Manfred, Wilh. Müller, Philippi, Ludw. Robert, Rublack, Leop. Schefer u. a.

Mit 15 Kupfern und Vignetten.

Leipzig, bey Johann Friedr. Gleditsch.

Nachricht.

Dieses Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, zuerst vom Hofr. W. G. Becker, dann dem H. Hofr. Friedr. Kind, hierauf vom H. Hofr. A. Wendt, redigirt, wird vom Jahr 1826 durch H. Hofr. F. Philippi besorgt.

Die Jahrgänge sind zu einer solchen Reihe angewachsen, daß eine Ermäßigung des Preises Statt findet, um Freunden der Lektüre einen höchst unterhaltenden und mannichfaltigen Genuß billig zu verschaffen. Demnach kostet von jetzt an ein vollständiges Exemplar, 35 Jahrgänge von 1791 bis 1825, wovon die erstern viermal neu aufgelegt wurden, mit mehr als 350 Kupfern, zusammen genommen, in einem übereinstimmenden neuen Einband, mit Goldschnitt 22 Rthlr. — oder 39 fl. 36 kr. rheinisch.

Die Jahrgänge 1821 — 1825 besonders, kosten dagegen, einzeln à 1 Rthlr. 20 gr., zusammen genommen ebenfalls im herabgesetzten Preis 3 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl. rheinisch.

Die ältern Jahrgänge einzeln genommen, sind, je nachdem der Vorrath groß ist, im Preise niedrig gestellt welches aber bey den allerneuesten einzeln nicht Statt findet.

Der gegenwärtige Jahrgang 1826 kosten wegen sehr vermehrter Bogenzahl und hinsichtlich der zahlreichen und guten Kupferblätter 2 Rthlr. 6 gr. Die feinere Ausgabe in Maroquin 3 Rthlr. 8 gr.

Leipzig, im Septbr. 1825.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien am Bauernmarkt Nr. 590, ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Populäre Astronomie.

Von

J. J. Littrow,

Director der Sternwarte und Professor der Astronomie an der k. k. Universität in Wien, der kais. Russischen Akademie der Wissenschaften in Petersburg, der königl. Akademie der Wissenschaften in Prag, der Großbritannischen Gesellschaft in London u. m. a. Gesellschaften Mitglied.

Zwey Theile in 3 Abtheilungen.
(68 Bogen stark, in gr. 8.)
Mit neun lithographirten Tafeln.
Preis 5 Rthlr. 16 ggr., oder 10 fl. 12 kr. rhein.

Der Zweck dieses Werkes ist, eine der schönsten und erhabensten Wissenschaften, welche bisher nur als das Eigenthum einiger Wenigen betrachtet wurde, in einen größeren Kreis von Lesern einzuführen, und sie dadurch wahrhaft gemeinnützig zu machen. Gleich weit entfernt von dem kalten Ernste, der alle Unterhaltung streng zurückweist, und von der zwecklosen Tändeley, die unter der Würde der Wissenschaft ist, sucht der Verfasser eine vollständige Kenntniß derselben, mit der Entwicklung ihrer Gründe, mitzutheilen, und den Leser allmählig auf den Standpunkt zu führen, von welchem er nicht nur das Ganze übersehen, sondern auch selbstthätig mit eintreten kann in den Kreis der Arbeiten an dem großen Gebäude; in der Ueberzeugung, daß der wahre Genuß, welchen diese Wissenschaft gewährt, weder in der Lectüre einer poetischen Darstellung ihrer Wahrheiten, noch in dem gedankenleeren Anstaunen des gestirnten Himmels besteht, sondern in einer aufmerksamen Beobachtung der Phänomene, welche er uns darbietet, und in dem fortgesetzten Nachdenken über die Ursachen und Gesetze, welche jenen Erscheinungen zum Grunde liegen. Indem der Verfasser auf diese Weise das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden strebte, hofft er dadurch die Liebe zu dieser Wissenschaft allgemeiner zu machen, und ihr wahre Freunde zu gewinnen, welche, einmal von ihren Herzen angezogen, sie auch von ihrer ernsten Seite kennen zu lernen, und ihre Gränzen zu erweitern, Lust und Kraft in sich fühlen. Durchaus ist besonders darauf gesehen worden, dem Leser eine nähere Kenntniß der Mathematik nachzusehen, oder vielmehr durch den Vertrag selbst, vorzüglich durch die jedem Capitel angehängten Anmer-

lungen, ihn zu bewegen, sich diese Kenntnisse, deren Nothwendigkeit aus dem Werke selbst am deutlichsten hervorgehen wird, wenigstens nachträglich zu verschaffen, wenn es ihm anders nicht blos um eine augenblickliche Unterhaltung, sondern um einen wahren, dauernden Genuß und um die nähere Bekanntschaft mit denjenigen Wahrheiten zu thun ist, welche die Zierde und der Stolz des menschlichen Geistes sind.

Die zwey Theile zerfallen in vier Bücher. Das erste Buch enthält die vorzüglichsten Lehren der sogenannten sphärischen und theoretischen Astronomie; das zweyte die Entwicklungen aller Erscheinungen des Himmels aus dem Gesetze der allgemeinen Schwere oder die physische Astronomie; das dritte die Topographie des Himmels, oder die vorzüglich interessanten Entdeckungen, mit welchen Herschel, Schröter u. a. unsere Kenntnisse über die Natur der Planeten und Kometen, über den Bau und die innere Organisation des Weltalls, über dessen Ursprung, Dauer u. s. f. bereichert haben; das vierte Buch endlich enthält die praktische Astronomie in zwey Abtheilungen, deren die erste die Beschreibung und den Gebrauch der astronomischen Instrumente, und die zweyte die Methoden vorträgt, die vorzüglichsten Beobachtungen anzustellen und sie gehörig zu berechnen.

Erste vollständige, elegante und wohlfeilste
Taschenausgabe
von
W. Scott's sämmtlichen Romanen
im 85 Bändchen.
Preis für die ersten 16 Bändchen 2 Thlr. 16 Gr.
Zwickau,
im Verlage der Gebrüder Schumann.

Unsere allgemein bekannte und sehr verbreitete Taschenausgabe von Walter Scotts Romanen ist nun, den neuesten (Erzählungen der Kreuzfahrer, 6 Thle.) ausgenommen, ganz vollständig im Druck erschienen, und enthält in 79 Bänden 20 verschiedene Romane. Der Preis dafür (8 Gr. für das rohe, und 9 Gr. für das geheftete Bändchen) ist gewiß so äußerst billig, daß wohl keiner unserer zahlreichen Abnehmer ihn zu hoch gefunden haben wird. Dennoch wurden kürzlich zwey neue Taschenausgaben der sämmtlichen Romane W. Scott's angekündigt, und dem Publikum noch wohlfeiler, als die unsrige ist, angeboten.

Um diesen beyden Ausgaben, welche um so mehr ganz überflüssig sind, da fast alle Romane des ausgezeichneten Verfassers schon 4 bis 6 mal auf deutschem Grund und Boden verpflanzt wurden, zuvorzukommen, sehen wir uns genöthigt, eine im Preis erniedrigte, ganz wohlfeile Ausgabe für weniger Bemittelte zu veranstalten, von welcher das 2 bis 300 Seiten starke, auf das schönste Schweizer Velinpapier gedruckte Bändchen (jedoch roh und ohne Titelkupfer) nicht höher als Vier Groschen zu stehen kommt. Zur Erleichterung des Ankaufs findet dieser herabgesetzte Preis vorläufig blos für die ersten 16 Bändchen Statt, welche kürzlich in einer zweyten verbesserten Auflage erschienen und für

Zwey Thaler 16 Groschen

durch alle Buchhandlungen zu erhalten sind. Die Zahlung geschieht erst nach Empfang der Bücher.

Diese 16 Bändchen, welche nicht getrennt werden, enthalten den Sterndeuter, den schwarzen Zwerg, Ivanhoe, und den Seeräuber.

Eine gleiche Anzahl Bändchen unter denselben billigen Bedingungen wird zur Ostermesse nächsten Jahres ausgegeben, und so fortgefahren, daß man sehr bald auf eine bequeme, und beyspiellos wohlfeile Weise (für 14 Thlr. 4 Gr. erhält man 85 Bändchen!) in den Besitz einer sehr schönen Taschenausgabe der sämmtlichen Werke des unvergleichlichen, in ganz Europa so großes Aufsehen erregenden Mannes seyn wird.

Die erwähnten beyden neuen Ausgaben, wovon bis jetzt noch nichts fertig ist, sind auf circa 100 Bändchen berechnet, wovon monatlich eins erscheinen soll. Die darauf Reflektirenden haben also nicht nur mindestens 8 Jahre zu warten, ehe sie diese Ausgaben vollständig erhalten, sondern sie müssen solche auch noch weit theurer bezahlen.

Ueber den Werth unserer Ausgabe des Walter Scott haben sich fast alle kritische Journale schon so vortheilhaft ausgesprochen, daß eine fernere Anpreisung derselben überflüssig seyn würde.

Bey der Bestellung auf diese wohlfeile Ausgabe bemerke man den Buchhandlungen genau: „Schumann'sche Ausgabe ohne Kupfer," denn der Preis der bessern Ausgabe mit Kupfern und farbigen Umschlägen bleibt wie bisher 8 und 9 Gr. für's Bändchen.

Privatsammler, welche sich direkt an uns selbst wenden, erhalten, bey portofreyer Einsendung des Betrags, auf 6 Exemplare ein siebentes gratis.

Zwickau, den 20. October 1825.

Gebrüder Schumann.

Im Verlage von J. K. G. Wagner in Neustadt a. d. Orla ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auszüge aus den neuesten Reisebeschreibungen. Drittes Bändchen. 8. Preis 12 Gr.

Inhalts-Verzeichniß. I. Auszüge von größerem Umfange. Rückblicke auf die baskischen Provinzen. Geschichte der Bewohner dieser Provinzen. — Charakter der Basken. — Sprache der Basken. — II. Auszüge von kleinerem Umfange. Untergang des Schiffes St. Geran 1744, Veranlassung zu dem Romane: Paul und Virginie. Schilderungen und Bemerkungen aus den Reisen des Herrn C. von Montulé nach Italien, Sicilien, Aegypten u. s. w., in den Jahren 1816 — 19. a) Ruinen von Pompeji; b) Feyerlichkeiten in Messina, den 15. August, zu Ehren der heiligen Jungfrau; c) der Aetna; d) die Pyramiden bey Cairo; e) der Vogelbrunnen bey Memphis. — Duell unter den Wilden von Nordamerika. — Die Kanone des berühmten Aurengzeb. — Die Choctaws und die Chicasaws. — Der Schah von Persien, seine Armee und seine Residenzstadt Teheran. — Menschenfresser auf Neuseeland. — Versuch mit congrevischen Racketen beym Wallfischfange und Beschreibung dieser Racketen. — Gemeinschaftliche Abstammung der Insulaner des stillen Oceans. — Entdeckung einer neuen Insel im stillen Oceane. —

Neue Musikalien von Breitkopf und Härtel in Leipzig. Michaelismesse 1825.

Für Orchester.

Lindpaintner, P., Ouverture de la Tragédie Paria. Op. 51. 1 Thlr. 16 gr.

Maurer, L., God save the king, varié pour le Violon avec Orchestre. Op. 35. 1 Thlr.

— — Adagio et Rondeau p. Violon avec 2 Vlon., Alto, Flûte, Basse et Cor. Op. 34. 1 Thlr. 8 gr.

Für Bogeninstrumente.

Arnold, C., Quatuor pour 2 Violons, Viola et Violoncelle Op. 19. 1 Thlr. 8 gr.

de Chrzastowski, P., 3 Polon. pour Violon conc. avec Violoncelle, Alto et Basso. Op. 3. 12 gr.

Dotzauer, J. J. F., 3 Duos p. 2 Violoncelles (d'une difficulté progressive). Oeuv. 75. 1 Thlr. 16 gr.

Sörgel, F. W., 2 Quatuors p. 2 Violons, Viola et Violoncelle. Op. 21. Liv. 1. 1 Thlr. 4 gr.

— — Liv. 2. 20 gr.

Speyer, W. Quintetto p. 2 Viol., 2 Alto et Violoncelle. Op. 17.

Für Blasinstrumente.

Birmann, H. Concerto p. Clarinette avec Orch. Op. 28. 2 Thlr.

— — Exercices amusans pour la Clarinette. Op. 30. 1 Thlr.

Dotzauer, J. J. F., Concerto p. la Flûte avec Orch. Op. 76. 2 Thlr.

Fürstenau, A. B., Concerto pour la Flûte avec Orch. Op. 33. 2 Thlr.

— — le même avec acc. de Pianoforte. 20 gr.

— — Var. brillantes sur un Thême de Preciosa, p. la Flûte avec Orchestre. Op. 34. 2 Thlr.

— — le même avec acc. de Pianoforte. 20 gr.

Lindpaintner, P., Romance et Rondeau p. le Cor de Chasse av. acc. de l'Orch. Oeuv. 48. 1 Thlr. 12 gr.

— — Fantaisie, Var. et Rondeau pour 2 Cors de Chasse et Pianoforte. Oeuv. 49. 1 Thlr.

Müller, Fr., Etudes pour la Clarinette. L. 1. 12 gr.

Picchianti, Trio p. Flûte, Clarinette et Basson. 16 gr.

Rossini, J., Variat. p. Clarinette avec Orch. 1 Thlr.

— — les mêmes avec acc. de Pianof. 12 gr.

Tulou, 5e Concerto pour Flûte avec Orchestre. Oeuvr. 37. 2 Thlr. 16 gr.

Für Pianoforte.

Arnold, C., Gr. Sextuor pour Pianof. avec 2 Violons, Alto, Violoncelle et Contre-Basse. Op. 23. 2 Thlr. 8 gr.

— — Gr. Sextuor arr. en Sonate pour Pianoforte à 4 ms. par l'Auteur. 2 Thlr.

de Chrzastowski, Variations p. le Pianoforte. Op. 4. 12 gr.

— — Polonaise pour le Pianoforte. Op. 2. 4 gr.

Duvernoy, F. B., Polonaise brillante p. l. Pianoforte. No. 2. 12 gr.

Hartknoch, C. Ed., Exercice pour Pianoforte en double touches (Doppelgriffe). Oeuv. 5. 6 gr.

— — Gr. Trio pour Pianoforte, Violon et Violoncelle, Oeuv. 4. 1 Thlr. 16 gr.

Köhler, H., Air favori: „O Pescator dell' onda" var. pour Pianoforte et Flûte. Op. 122. 12 gr.

Lobe, G., 2d. Quatuor pour Pianoforte, Violon, Viola et Violoncelle. Oeuv. 9. 1 Thlr. 12 gr.

Mozart, W. A., Quintuor, arr. en gr. Quatuor pour Pianoforte, Violon, Viola et Violoncelle par J. H. Clasing. 1 Thlr. 8 gr.

— — Gr. Trio p. Pianoforte, Violon et Violoncelle arr. d'après le Quatuor. Op. 35. par J. H. Clasing. 1 Thlr. 8 gr.

Onslow, G. Quintetto. (No. VIII.) Op. 24. arr. p. le Pianof. à 4 mains par Hüttner. 1 Thlr. 16 gr.

— — Quintetto (No. IX.) arr. pour le Pianoforte à 4 mains Op. 25. 1 Thlr. 12 gr.

— — Sonate pour le Pianoforte à 4 ms. arr. d'un Trio pour Pianoforte, Violon et Violoncelle. Op. 26. 2 Thlr.

— — do do. Oeuv. 27. 2 Thlr.

Richter, W., Divertissement pour le Pianoforte et Cor ou Violon. Oeuv. 6. 16 gr.

Schwenke, C., Sonate pour le Pianof. à 4 ms. Op. 10. 1 Thlr. 8 gr.

— — Sonatine pour le Pianof. à 4 ms. Op. 11. 16 gr.

— — Divertissement pour le Pianoforte à 4 ms. Op. 12. Liv. 2. 16 gr.

Siegel, D. S., Variat. p. le Pianof. sur une Cavatine de l'Opéra la Gazza ladra. Op. 38. 12 gr.

Sörgel, F. W., 6 Polonaises pour le Pianoforte à 4 mains. Oeuv. 22. 12 gr.

Aprile, D. G., Exercices pour la Vocalisation à l'usage du Conservatoire de Naples avec Acc. de Pianoforte de l'Auteur. 2 Thlr.

Bach, J. S., Fugue pour l'Orgue arr. p. Pianof. à 4 mains par C. Hegel. No. 1. 10 gr.

— — F. W., Fugue pour l'Orgue arr. p. Pianof. à 4 mains par C. Hegel. No. 1. 10 gr.

Für Gesang.

Angely, L., Sieben Mädchen in Uniform, Vaudeville in einem Aufzug, nach dem Französischen von Théaulon frey bearbeitet und mit bekannten Melodien versehen von L. Angely. Klavierauszug. 2 Thlr.

Berger, J., 6 Lieder mit Begl. des Pianoforte. 1 Thlr.

Gabrielsky, W., 8 deutsche Lieder für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung. Op. 77. 16 gr.

Neithardt, 6 Gesänge für 4 Männerstimmen. 55stes Werk. 16 gr.

Onslow, G., Der Alcade von Vega, Oper, im Klavierauszug, mit französ. und deutschem Texte. 2 Thlr. 12 gr.

Otto, E. J., 5 Lieder für eine Sopranstimme mit Pianofortebegleitung. 1 Thlr.

Righini, V., Das befreyte Jerusalem (Gerusalemme liberata). Klavierauszug. Neue Ausg. 3 Rthlr.

Unter der Presse:

Händel, G. F., Athalia, geistl. Drama im Klavierauszuge von J. H. Clasing. 5 Thlr.

v. Beethoven, 5te und 6te Sinfonie, in Partitur.

Schriften von C. F. van der Velde.

C. F. v. d. Velde, Erzstufen, 8 Thle. Dritte verbesserte Auflage.

— — Prinz Friedrich. Dritte verb. Auflage.

— — die Eroberung von Mexiko. 3 Theile, 3te verbesserte Auflage.

— — der Maltheser. Dritte verbesserte Aufl.

— — die Lichtensteiner. Dritte verb. Aufl.

— — die Wiedertäufer. Dritte verb. Aufl.

— — die Patrizier. Dritte verb. Aufl.

— — Guido. Dritte verbesserte Aufl.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Sämmtliche Schriften von C. F. van der Velde. Dritte

verbesserte und wohlfeilere Auflage in 25 Bänden, herausgegeben von C. A. Böttiger und Th. Hell. Erste, zweyte, dritte und vierte Lieferung, jede von vier Bänden, zu 3 Thlr. 12 gr. Vorausbezahlung.
Auf alle 25 Bde. ist die Vorausbezahlung nur 20 Thlr.
Der spätere Ladenpreis wird 28 bis 30 Thlr. betragen.

In allen Buchhandlungen zu Tübingen, Ludwigsburg, Ulm, Karlsruhe, Stuttgart wird noch Vorausbezahlung darauf angenommen.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden.

Kupfer zu v. d. Velde Schriften, v. Rosmäsler.
Erste Lieferung in 4 Blättern, 8. (Commission) 12 gr.

In Allem erscheinen 24 Blätter in 6 Lieferungen, jede zu 12 gr.

Bey J. J. Bohné in Cassel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weber, H. K. F. Abhandlungen über die Elemente der deutschen Currentschrift, für Lehrer ꝛc. mit 4 lithographirten Tabellen. 8. brosch. 6 gr.

Sickler, J. C. L., Politisch historischer Schulatlas der alten Geographie in 16 lith. Blättern. gr. Qu. Folio. Illuminirt. 1. 2. Lfrg. Preis aller vier Lieferungen. 2 Rthlr.

Dessen Handbuch der alten Geographie mit 5 Chärtchen. gr. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Kühne, J. T., Dialogues for the use of young persons who learn to speak English. geh. 8. 16 gr.

Dessen Gallizismen. 8. 16 gr.

Bey Justus Perthes in Gotha und durch alle Buchhandlungen ist noch zum Subscriptions-Preis zu haben:

K. F. Lossius moralische Bilderbibel. Zweyte vom Prof. Schulze umgearbeitete Auflage. Fünf Bde. in gr. 8. mit 74 Kupfern. 1824. Subscript.-Preis; 17 Thlr. 12 gr. (31 fl. 30 kr.) Für die bessere Ausgabe auf Schreibpap. — 12 Thlr. 12 gr. (22 fl. 30 kr.), für die wohlfeilere Ausgabe auf Druckpap.

Dieses anerkannt schöne Werk enthält die Geschichte der alten Welt bis zur Stiftung des Christenthums mit vorzüglicher Berücksichtigung der biblischen Geschichte. — An dieselbe schließt sich dann nach ähnlichem Plane bearbeitet an:

Chr. Ferd. Schulze's historischer Bildersaal. Isten bis IVten Bandes. 1ster u. 2ter Theil. gr. 8. mit 59 Kupfern. 1816 — 1822. Ladenpreis 20 Thlr. (36 fl.) für die bessere — 15 Thlr. (27 fl.) für die wohlfeilere Ausgabe.

Diese 4 Bände enthalten: I. die Periode von der Stiftung des Christenthums bis zur Auflösung des weströmischen Reiches; im II. — — bis zum Vergleich von Verdun; im III. — — bis zu den Kreuzzügen; im IV. (in 2 Theilen) — — bis zur Reformation. Der nächstens erscheinende Vte Band geht bis zur französischen Revolution.

In der Buch- und Musikhandlung von Fr. Laue in Berlin sind an Musikalien neu erschienen, und in allen Musik- und auch Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Arnold, C., 6 deutsche Lieder mit Pfte. Oe. 14. Pr. 16 gr.
Berger, Louis, (de Berlin) gr. Son. p. Pfte. Oe. 7. nouv. edit. Pr. 20 gr.
— — Air russe av. XII Var. Oe. 14. Pr. 10 gr.
— — Sonate a 4ms. Oe. 15. Pr. 1 Rthlr.
— — trois marches mil. en Partition. Oe. 16. Pr. 1 Rthlr. 18 gr.
— — les mêmes arr. à 4ms. par l'auteur. Oe. 16. Pr. 10 gr.
— — Son p. Pfte. über eine gegebene Figur. Oe. 18. Pr. 16 gr.
— — 9 deutsche Lieder mit Pfte. Oe. 17. Pr. 18 gr.
— — 8 deutsche Lieder mit Pfte. Oe. 19. Pr. 22 gr.
Mendelssohn-Barth., F., 3tes Quart. Oe 3 Pr. 2 Rthlr. 12 gr.
— — Son p. Pfte. ac Violon Oe. 4. Pr. 22 gr.
Mozart, Ouv. aus Don Juan, arr. p. le Pfte par L. Berger (de Berlin) Pr. 10 gr.
Reichardt, G., die Pinzgauer Wallfahrt für eine, oder zwey Stimmen mit Begl. d. Pfte. od. Guit. arr. von Demselben. Pr. 4 gr.

Bey K. . Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Ueber Ballenstedt's Urwelt. Ein Werk freymüthiger Prüfung und versuchter Ehrenrettung der ältesten biblischen Urkunden von einem Preußisch-Sächsischen Landprediger. 8. Preis 12 gr. — 15 Sgr. — 48 kr.

Nothgedrungene Erklärung!

Wenn die unter dem Titel „Warnung" in vielen öffentlichen Blättern erschienene Anzeige, daß das bey Unterzeichnetem unter dem Titel „der Mann im Mond oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme von H. Clauren" erschienene Werk nicht von dem K. Preußischen Geheimen Hofrath Carl Heun verfaßt sey, von diesem selbst herrührt, so ist solche wohl eben so unbegreiflich, als die von demselben gegen den Unterzeichneten wegen angeblichen Betrugs bey dem K. Kriminalamt dahier anhängig gemachte Klage. Niemand kann ein Recht haben, ausschließlich einen erdichteten Namen zu gebrauchen; H. Clauren aber ist ein erdichteter Name. Selbst das preußische Land-Recht II. Theil. Tit. 20. §. 1440. a. b. untersagt lediglich den unbefugten Gebrauch eines fremden Familien-Namens oder Wappens. Noch seltsamer als eine solche Klage wäre es freylich, selbst zu erklären, daß man eine beißende Satyre auf sich selbst nicht selbst verfaßt habe. — Jeder denkende Leser aber wird „den Mann im Mond" auf den ersten Blick als Satyre erkennen, weil derselbe nicht nur alle Clauren'sche Ausdrücke, Wendungen, Schilderungen und Situationen in der höchsten Potenz wiedergibt, sondern weil auch am Schlusse des Werks in der Nachschrift H. Clauren selbst eingeführt wird, wie er mit allen Personen seiner Romane in einem Gasthause zusammentrifft und sich mit denselben vergnügt.

Ueber den Erfolg der gegen ihn angestellten Klage hofft der Unterzeichnete dem Publikum bald Nachricht geben, und solches mit einem neuen Werke des geist- und talentvollen Verfassers „des Manns im Mond" erfreuen zu können.

Stuttgart, den 2 November 1825.

Friedrich Franckh.

Nro. 35.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 5.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist so eben erschienen und bis Ende Novembers im Subscriptions-Preise zu 2 fl. 24 kr. zu haben:

Ausführliche Erläuterung des Pfand- und Prioritäts-Gesetzes für das Königreich Würtemberg von K. A. F. Seeger, Rechts-Consulenten. 1r Theil. 8. Der nachherige Ladenpreis ist 3 fl.

Ferner sind erschienen:

Neueste Staats-Akten und Urkunden in monatlichen Heften. Erster Band. Drittes Heft.

Inhalt.

Rußland. — Rede des Finanzministers, Herrn Cancrin, bey der gewöhnlichen jährlichen Vorlegung der Rechnungen in dem Conseil des Kreditwesens. 8. Aug. 1825. — Frankreich. — Gesetz über die öffentliche Schuld, und deren Tilgung. (Renten-Reduktion) 1. May 1825. — Frankreich. — Verordnung zur Vollziehung des vorstehenden Gesetzes über die Staatsschuld und Renten-Reduktion. 1. May 1825. — Frankreich. — Gesetz über die Heiligthums-Entweihung. (20. April 1825.) Frankreich. — Gesetz, die Sicherheit der Schiffahrt und des Seehandels betreffend. (12. April 1825.) — Großbritannien und Vereinigte Staaten von Nordamerika. — Jüngste diplomatische Verhandlungen zwischen diesen beyden Seemächten in Betreff des Sklavenhandels. — Spanien. Aktenstücke, den von dem General Besières erregten Aufstand betreffend. — Brasilien. — Aktenstücke, den Versuch zu Wiederherstellung der unbeschränkten Gewalt in Brasilien betreffend. May 1825. Peru. — Aktenstücke, die Kapitulation der spanischen Armee in Peru betreffend. Dezember 1824. — Mexiko. — Konvention zwischen den Kommandanten des Linienschiffs Asia, Lieutenant Don Jose Martinez, dessen Truppen und Schiffsmannschaft, und dem Gouverneur Don Luis Antonio Arguello, Rittmeister und Militär-Kommandanten des zu den Vereinigten Staaten von Mexiko gehörigen Gebiets von Neu-Californien. — Griechisch-türkischer Krieg. — Deutschland. — Baiern. Aktenstücke, die Eröffnung und den Schluß der Stände-Versammlung des Königreichs im Jahre 1825 betreffend. — Deutschland. — Oldenburg. Uebereinkunft zwischen Sr. Durchl. dem Herzoge von Oldenburg und dem Herrn Grafen von Bentinck, die staatsrechtlichen Verhältnisse der Herrschaft Kniphausen betreffend; geschlossen zu Berlin den 8. Juni und ratifizirt zu Wiesbaden den 20. Juni 1825. — Deutschland. — Handels-Verhältnisse. — Deutschland. — Baden. Bekanntmachung, die bedingte Abzugsfreyheit mit Rußland betreffend. 20. May 1825. — Deutschland. — Baden. Erläuterung in Betreff der Abzugsfreyheit mit den kaiserlich österreichischen Staaten. 7. Jul. 1825.

Neue allgemeine politische Annalen. Siebzehnter Band. Drittes Heft.

Inhalt.

I. Verhandlungen der französischen Kammern in der Session von 1825 über die Entschädigung der Ausgewanderten. (Beschluß des Berichts des Herrn Pardessus.)
II. Ueber den gegenwärtigen Zustand des Sklavenhandels und die Maßregeln der europäischen Mächte ihn zu unterdrücken. (Fortsetzung.)
III. Geschichtliche Notizen über den Staatskredit in Frankreich. (Fortsetzung.)
IV. Literatur.

Polytechnisches Journal, eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft &c., herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Sechster Jahrgang. 1825. 10tes Heft.

National-Kalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1826. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen, (nach dem Stuttgarter Meridian) zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute faßlich eingerichtet von Christian Carl André, königl. würtembergischen Hofrathe und Herausgeber der Zeitschriften: Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser und der Oekonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagdwesens. Vierter Jahrgang. (Mit 7 Abbildungen.)

Inhalt.

Der eigentliche Kalender für die Länder; wo er zulässig ist. Das Gedenkbuch. Mannichfaltigkeiten. — Merkwürdigkeiten am Himmel. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) Betrachtungen über das Weltgebäude. — Feste und Feyertage der Christen. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) Die Fasten und Feste der Russen, besonders in Kasan. — Kalender-Bestimmungen. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) 1. Was sind Epakten? 2. Jahres-Vergleichung. — Der arme Stephan. (Aus dem Leben des Schulmeisters Anton.) — Rust und Clara. — Feyer der protestantischen Gemeinde zu Brünn in Mähren, bey der Trennung von ihrem verdienten Senior und Prediger Hochstetter, der dem Rufe als Professor am Schul-Seminarium zu Eßlingen in Würtemberg, seinem Vaterlande, folgte. — Baurede eines Zimmermanns. — Wohlfeile, feuersichere Häuser, die sich jeder selbst bauen kann. (Mit einer Abbildung.) — Merkwürdigkeiten aus dem Leben des Johannes von Jenkenstein.

— Pankraz und Servaz. — Legende. — Der weibliche Husar. — Vertrauen auf Gott. — Morgenlied eines Taglöhners. — Der Staat. — Drangsale und Gefahren einiger schiffbrüchigen Holländer. — Gesundheit und Krankheit. — Rath für Weiber. — Wie bewirkt man der Kuhpocken-Impfung allgemeinen Eingang? (Fortsetzung vom Kalender 1825.) — Der ein und zwanzigste Mai, oder die unglückliche Familie des Oberförsters Ehrhardt. Eine wahre Geschichte. — Der Wachtelschlag. (Mit Musik.) — Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Feinde und Wohlthäter des Menschengeschlechts. — (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) A. Die Edleren, Besseren und Vernünftigeren. 1. Das muthige, zwölfjährige Mädchen. 2. Die Lebensretterin in Tyrol. 3. Der Verzicht auf den Hochzeitsschmaus. 4. Der wackere Kriegsmann, Hauptmann von Berger in Würtemberg. 5. Noch ein wackerer Kriegsmann. 6. Das Jubelfest der Erziehung. B. Die Schlechtern, weniger Vernünftigern. 1. Der Mörder Daphens, hingerichtet in Stuttgart im Februar 1825. 2. Der Doppelmörder. 3. Zwey junge Ungeheuer, in Frankreich gerichtet. 4) Freywilliger Tod aus Ehrgefühl. 5. Selbstmord aus Melancholie. 6. Gaunerstreich eines Spitzbuben. 7. Der niederträchtige Freund. 8. Der Mörder und Mordbrenner. 9. Die unnatürliche Mutter. 10. Eine empörende Grabverletzung. — Zwey Unglückliche. — Einige Vortheile in der Haushaltung. Verhütung und Vertilgung des gefährlichen Hausschwamms. — Der Tisch. (Nach einer wahren Begebenheit bey der großen Ueberschwemmung in Petersburg.) — Ein Handgriff für Rechner. — Belehrung über den Gebrauch der Brillen. (Fortsetzung des Kalenders von 1824.) — Die Martinsgans. — Georg Treumann und seine Familie. (Fortsetzung des Kalenders von 1824.) — Die Wochenstube. (Fortsetzung des Kalenders von 1824.) Gedenket der Armen. — Ludwig Roberts Wanderungen. (Fortsetzung von 1824.) Ein Finke entdeckt eine Mordthat. — Der Altenburger Bauer. — Cantor Herzmann. (Fortsetzung vom Kalender 1824. Nr. IV.) 3. Das Seminarium. — Voglers Konzert. — Das wohlfeilste und einfachste Brandmittel. — Vaterliebe. — Einige Vortheile in der Landwirthschaft (Fortsetzung.) 1. Kurze Anleitung zur Erkenntniß und Heilung des aufgeblähten Viehes. Von Schwab. Mit Abbildungen.) 2. Bereitung der thierischen Excremente zu und als Dünger. — Der glückliche Fährer. — Ein fürchterliches Hagelwetter in der Schweiz, am 30. Jul. 1824. — Verwüstungen einer Wind- und Wasserhose bey Bonn am 4. Aug. 1824. — Gespenster-Geschichten. (Fortsetzung.) Der spukende Bär in Friedrichshall. — Sicheres Mittel bald einen Mann zu bekommen. (Schluß vom vorigen Jahre.) — Türken-Grausamkeit gegen Christen noch in unsern Tagen. — Die Auswanderung nach Nordamerika. (Mit mehreren Abbildungen.) — Neuestes aus Brasilien. — Es klingt wie eine Lüge und ist doch keine. — Die berühmte Linth-Unternehmung in der Schweiz. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) — Die bestrafte Hartherzigkeit. — Ein unterhaltendes Rechenspiel für junge Rechenschüler. — Gedanken etlicher Landleute. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) — Moritz. — Eines jungen Mannes wichtige Fragen. — Gewitter-Gefahren. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) 1. Der Blitzstrahl. 2. Merkwürdige, elektrische Erscheinung. 3 — 6. Vier Unglücksfälle durch Blitz. — Ueber Blitz und Blitzableiter. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) Mit Abbildung.) — Feuersgefahren. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) 1. Der Rauch erstickt drey Kinder. 2. Ein ganz ähnlicher Vorfall. 3. Durch entzündeten Flachs kommen zwey Menschen ums Leben. 4. Drey Geschwister ein Opfer der Flamme. 5. Leichtsinn eines Knaben. 6. Beschreibung des großen Brandes zu Hof. 7. Beyspiele von Selbst-Verbrennungen. — Maschinen, wodurch Menschen aus in Brand gerathenen Häusern gerettet werden können. — Der Muster-Landwirth Altrogge in Hessen. — Die furchtlosen Bursche. — Aberglaube und Vorurtheile. — Die Hexen in Grünberg in Schlesien. — Tordenskiold. — Außerordentliche Rettungsmethode. — Gesellschaftsspiel. — Wunderbare Rettung. — Unglücksfälle. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) A. Durch Wasser, Eis und Schnee. B. Durch nicht gehörige Vorsicht bey schweren Arbeiten und Fuhrwerk. C. Durch Wahnsinn. D. Durch Thiere. E. Durch Gewehr. F. Durch verwegenes Klettern. G. Durch Gift. H. Durch böse Luft. — Belehrung des Hrn. v. Heintl in Wien über die Abwendung der Gefahr, welcher bey der weinichten Mostgährung die Menschen durch die kohlensaure Luft ausgesezt werden. — Vergleichung der in Deutschland, Frankreich und England gewöhnlichen Thermometer-Skalen und Anzeige der wichtigsten Temperatur-Grade. (Nebst einer lithographirten Tafel.) — Empfehlungswerthe Schriften. — Schlußwort.

und sich stets als ein brauchbares Hülfsbuch dem Diplomaten sowohl, wie dem Geschäfts-Mann jeder Art bewähre.

Die erste Hälfte des Almanachs enthält die Genealogie aller Souveräne von Europa und der ihnen zunächst stehenden vornehmsten fürstlichen und gräflichen Häuser.

Die andere Hälfte enthält: I. das diplomatische Jahrbuch, dessen erste Abtheilung ein vollständiges Verzeichniß der Europäischen Ministerien und obersten Verwaltungsbehörden, so wie der diplomatischen Agenten gibt; die zweyte ein für diesen Jahrgang zum Erstenmale sorgfältig zusammengetragenes Verzeichniß der Konsuln und Handels-Agenten; — II. eine genealogisch-diplomatische Uebersicht der außereuropäischen Staaten; — III. Chronologische und synchronistische Tafeln über die Geschichte von Erschaffung der Welt bis zum Jahr 1824; — IV. an letztere anschließend: die ausführlichere Chronik der historischen Begebenheiten vom 1. Jul. 1824 bis 30. Jun. 1825; — V. neun statistische Tabellen über Flächengehalt, Volksmenge u. s. w. aller Theile der Erde nach den neuesten bekannt gewordenen Angaben.

Die Kupfer stellen die Bildnisse der Herzoge von Hildburghausen und Meiningen dar, und liefern auf vier Doppelblättern die sauber colorirten Abbildungen von 32 Flaggen europäischer Seemächte.

Als Ergänzungstheil dieses Almanachs ist zugleich mit demselben herausgegeben worden:

Genealogisches Taschenbuch
der deutschen gräflichen Häuser auf 1826.
Zweyter Jahrgang. Preis 12 gr.

Dasselbe enthält die Genealogie von 143 gräflichen Familien.

An alle Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde so eben folgendes gemeinnützliche Werk versandt:

Die besorgte Hausfrau
in
der Küche, Vorrathskammer und dem Küchengarten.
Ein Handbuch
für
angehende Hausfrauen und Wirthschafterinnen, vorzüglich in mittleren und kleineren Städten und auf dem Lande.
Von
Caroline Eleonore Grebitz.
Zweyte verbesserte und stark vermehrte Auflage.
8. Zwey Theile. Zusammen 75 Bogen stark.
Preis 2 Thlr. complet.
Berlin. Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.

Das Urtheil einer erfahrnen Hausfrau, welches Recensent bey der Anzeige der ersten Auflage dieses Buches dem dabey interessirten Publikum mittheilte, hat sich vollkommen bestätigt; indem seit dem ersten Erscheinen desselben kaum ein Jahr verflossen und bereits eine neue Auflage nöthig geworden ist. Nach diesem unpartheyischen Urtheile „gebührte dem angezeigten Werke unter den „bisher erschienenen und noch immer erscheinenden Wirth„schafts- und Kochbüchern, seiner besondern Eigenthüm„lichkeit wegen, ein ausgezeichneter Platz," und „sie war der Meinung: „daß Eltern ihren erwachsenen „Töchtern, und verlobte Männer ihren Bräuten, kein „nützlicheres und zweckmäßigeres Geschenk machen könnten, als „dieses Buch, das ihnen ihr ganzes Leben hindurch mehr from„men würde, als alle noch so elegante Taschenbücher und Al„manache, sie mögen Namen haben, wie sie wollen."

Da das Buch bereits in so vielen Händen ist; so ist es unnöthig, die bey der ersten Anzeige zur Rechtfertigung des obigen Urtheils gemachten Bemerkungen hier zu wiederholen. Wir wollen uns daher nur auf die Anzeige der wichtigen Verbesserungen und sehr willkommenen Zusätze, welche diese zweyte Auflage erhalten hat, beschränken.

Zum ersten Theile sind mehrere Vorerinnerungen neu hinzugekommen und die schon vorhandenen größtentheils erweitert worden. So sind z. B. gleich zu Anfange, nach den Angaben, nach welchen beym Einkauf und bey der Auswahl die Güte der verschiedenen Gemüse, Fleischarten, Fische und Gewürze zu beurtheilen ist, Bemerkungen über die Küchengefäße und einige Anfangsgründe der Kochkunst eingeschaltet, und dieß Alles unter der Ueberschrift: Allgemeine Vorerinnerungen, zum ersten Abschnitt gemacht worden. Die Zahl der Recepte ist durch 78 neu hinzugekommene auf 1200 vermehrt worden.

Einen noch bedeutendern Zuwachs hat der zweyte Theil erhalten, und zwar durch Hinzufügung mehrerer der Haus- und Landwirthschaft nützlicher Artikel, so wie durch Verbesserung und Erweiterung der schon Vorhandenen, wodurch er dem ersten Theile an Umfang gleichförmiger geworden ist. Es sind zu den 15 Abschnitten der ersten Auflage drey neue hinzugekommen und die Zahl der Nummern ist von 343 durch 127 neu hinzugefügte auf 470 vermehrt worden. Der Erste jener drey Abschnitte (der Fünfte im Buche) enthält eine Anweisung zu einer neuen Schnellräucherungsmethode; der Zweyte (der Neunte) handelt von der Behandlung und Aufbewahrung trockener Gemüse; und der Dritte (im Buche der Zehnte) beschreibt die Kennzeichen der Zeitigung und Reife des Obstes, wie auch das Abnehmen und Aufbewahren desselben. — Auch der Küchengarten, als ein gewissermaßen besonderer Wirkungskreis der Hausfrau, ist reichlicher ausgestattet und daher auf dem Titel dieser neuen Auflage besonders herausgehoben worden.

Nicht unbemerkt kann Rec. lassen, daß trotz einer Vermehrung der Bogenzahl von 58 bis zu 75 Bogen bey einem saubern und deutlichen Druck der Preis des Werkes nur um 5 Sgr. erhöhet worden ist, so daß gegenwärtige Auflage nicht mehr als 2 Thaler kostet.

„Walter Scott" — sagt Lord Byron — „ist mit Recht der Liebling des lesenden Publikums aller Sprachen und Völker." — Alle Freunde der Lektüre werden demnach unsere Subscriptionseinladung auf die bey uns in einer neuen geistvollen Uebertragung von Meyer (dem genialen Bearbeiter Shakspeare's) erscheinenden höchst eleganten und dabey doch beyspiellos wohlfeilen deutschen Taschenausgabe der sämmtlichen Romane und Poesien Walter Scott's — freundlich willkommen heißen, deren erstes Bändchen (broschirt und mit einem schönen getroffenen Portrait Walter Scott's, nach West gestochen) an baldige Besteller für zwey Groschen sächsisch

oder neun Kreuzer rhein. erlassen wird. Nach dem Schlusse des Subscriptionstermins steigt der Ladenpreis (für Nichtsubscribenten) auf 8 Gr. oder 36 Kr. rhein. Jeden Monat erscheint ein Bändchen. — Man bestellt bey allen Buchhandlungen, wo eine ausführliche Ankündigung darüber, so wie über eine gleich wohlfeile englische Ausgabe Walter Scotts unentgeldlich zu haben ist.

Die Hennings'sche Buchhandlung in Gotha.

NB. Papier; Velin. — Zu jedem Bändchen ein schönes Kupfer. — Keine Vorausbezahlung. — Bey sieben Exemplaren eins gratis. —

Man bestelle; Meyers deutschen (oder englischen) Walter Scott.

Literarische Nachrichten.

Bey Buchhändler D. Knode in Aschaffenburg ist erschienen:

Forstliche Statistik des Spessarts,

von Dr. J. L. Klauprecht.

gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Inhalt.

1. Abtheilung.

Natürliche Beschaffenheit.

Lage und Gränzen. — Habituelle Form der Erdfläche. — Gewässer. — Gebirgsart und Boden. — Klima. — Vegetation.

2. Abtheilung.

Menschliche Beschaffenheit.

Volk und Volksthum. — Landesverfassung. — Besitzstand der Waldungen. — Gewerbe und Nahrungszweige. Berechtigungen.

3. Abtheilung.

Forstwesen.

a. Forstverfassung.

1) Tendenz und Verhältniß der Forstverfassung zu der des Landes.
2) Verhältniß der Waldeigenthümer zum Staate.
3) Forstverfassung.

b. Haushalt.

Einrichtung und Ordnung. — Effektiver Haushalt. — Controlle des Haushalts.

Sylvaneion.

Ein Conversationsblatt für unbefangen gebildete Forstmänner. Herausgegeben von J. L. Klauprecht, 1. Jahrgang in 12 Heften.

1. Heft.

Diese früher angekündigte Zeitschrift wurde durch verschiedene Umstände verzögert und erscheint nun ganz dem wissenschaftlichen Inhalte nach in derselben Tendenz der früheren Ankündigung in jährlichen 12 Heften von circa 70 bis 75 Druckbogen mit Titel und Register.

Der Preis des Jahrgangs ist 6 Thlr. sächs. oder 10 fl. 48 kr. rheinisch, wovon die Hälfte mit 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr. bey Empfang des 1. Heftes, die andere Hälfte bey Empfang des 6. Heftes bezahlt wird.

Inhalt des 1. Heftes.

1) Zweck und Tendenz der Zeitschrift.
2) Beyträge zur Kenntniß des Holzwuchses im freyen, lichten und geschlossenen Stande.
3) Beyträge zur Statistik des Harzes.
4) Ueber nachhaltige Benutzung der Schleswig-Holsteinischen Befriedigungs-Wälle.
5) Zürbelkiefern auf Weymouthkiefern gepfropft.
6) Hausmann über geologische Begründung der Land- und Forstwirthschaft.
7) Anzeigeblatt. Nr. 1. Literatur- und Merkantilnotizen.
8) Literaturblatt. Das 2te Heft, welches längstens in 6 Wochen ausgegeben wird, enthält:

1) Beyträge zur Kenntniß des Holzwuchses im freyen, lichten und geschlossenen Stande. Fortsetzung und Beschluß.
2) Forstpolizeygesetzgebung in Baiern und deßhalb erschienene Schriften.
3) Ueber die Verhältnisse des Kronendurchmessers zum Brustdurchmesser der deutschen Holzpflanzen.
4) Holzconsumption großer Städte.
5) Belaubung der Holzpflanzen. — Erfahrung über den Ausbruch und Abfall der Blüthen und Blätter, so wie der Saamenreife bey verschiedenen Temperaturständen.
6) Specielle Betriebsregulirung in Baiern.
7) Anzeigeblatt.
8) Literatur.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1826.

Herausgegeben von Dr. Adrian. 17r Jahrgang mit 2 Vignetten und 8 Kupfern. In ordinärem Einband 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. In Pariser Einband 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr. In Maroquin-Etuis mit ausgemalten Decken 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

J. D. Sauerländer.

Bildnisse

der berühmtesten Menschen aller Völker und Zeiten.

21. und 22. Suite. (No. 241 bis 264.)

Gestochen von:

Bolt, Bollinger, Buchhorn, Fleischmann, Eßlinger, Wachsmann rc.

Inhalt der 21. Suite: Ammon, Armfeld, Voggesen, Blanchard, Chodowiecki, Collin, Cook, Corneille, Crebillon, Mirabeau, Talleyrand, Zinzendorf.

Inhalt der 22. Suite: Abraham a St. Clara, Blumenbach, Bode, Boerhave, Eugen Beauharnois, Göckingk, Goldsmith, Herzberg, Klinger, Agnes Sorel, Virgilius, Mar. v. Weber.

Diese beyden Lieferungen, deren jede 1 Thlr. 8 gr. im Subscriptions-Preis kostet, sind eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Der Preis der früher erschienenen 20 Suiten (240 Portraits), worüber vollständige Verzeichnisse gratis zu haben sind, beträgt 20 Thaler. Einzelne Suiten kosten 1 Thlr. 8 gr.; einzelne Portraits 6 gr.

Zwickau, im September 1825.

Gebrüder Schumann.

Nro. 36.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Anzeige.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist so eben erschienen und bereits versandt worden:

Gruppen des Lebens. Mit Arabesken von C. Lamoral, erklärt von J. E. Wargentin. Mit 6 Abbildungen, poetischem Text und gestochenem Titel. 4. Velinpapier. In farbigem Einband.

Dieses kleine Werk dürfen wir als Weihnachts= und Neujahrsgeschenk und überhaupt für die Bestimmung freundschaftlicher Gaben empfehlen. Jede Abbildung enthält den Umriß einer anmuthigen Familiengruppe aus den Sixtinischen Deckengemälden Michel=Angelo's; die umgebenden Arabesken deuten Beziehungen auf die edelsten Verhältnisse des menschlichen Lebens an, und in den beygegebenen Versen erklärt der Dichter jedes Bild mit eben so reinem als poetischem Gefühl. Die Ueberschriften sind folgende: 1. Ruhe und Ahnung. 2. Traumgaben. 3. Der Seligen Eiland. 4. Muttersorge. 5. Mutterverklärung. 6. Spiegel des Lebensstromes. — Auch durch die Eleganz des Drucks und des Aeußern wird sich das Werkchen für die oben erwähnte Bestimmung eignen. Es ist eine Anzahl Exemplare mit Abbildungen und Text in Bronze=Druck abgezogen worden, welcher durch seinen angenehmen Glanz vorzüglich gut ins Auge fällt. Preis der eben genannten mit Goldschnitt 3 fl. 36 kr., mit weißem Schnitt 3 fl. — Abbildungen und Text schwarz 2 fl.

Stuttgart, den 8. November 1825.

Anzeige von Kunstsachen, im Verlage von J. Engelmann in Heidelberg (und durch alle solide Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen), welche sich auch ganz vorzüglich zu Weihnachts- und Neujahrs=Geschenken eignen:

Malerische Reise am Rhein, von den Vogesen bis zum Siebengebürge. Von A. Schreiber, Großherzogl. Bad. Hofrathe und Historiographen. Mit 40 von Professor Roux nach der Natur aufgenommenen und radirten Blättern. Folio. Gebunden, in Futteral. Preis 20 fl. oder 12 Thlr. 12 gr. Schön colorirt 55 fl. oder 34 Thlr. 12 gr.

Vollständiges Gemälde der Rheinlande von Schaffhausen bis Holland und den schönsten anliegenden Gegenden. Prachtausgabe des Handbuchs für Reisende am Rhein, von A. Schreiber, 3. Aufl. Mit 40 Kupfern, gezeichnet und gestochen von Prof. Roux. Auf geglättet Velinpapier. gr. 4. Preise: auf 1. Sorte Velinpapier 38 fl. oder 24 Thlr. Dito 2. Sorte 33 fl. od. 20 Thlr. 16 gr. Dito 3. Sorte 24 fl. od. 15 Thlr.

Malerische Reise an der Mosel von Coblenz bis Trier. Nebst der Mosella des Ausonius, übersezt von Carl Geib. In 12 Blättern, gezeichnet von Fries, Kunz, Rottmann, Xeller, und gestochen von Hegy, Kunz und Schnell. Quer=Folio. Mit Text. Preis: Vor der Schrift 24 fl. oder 15 Thlr. Mit der Schrift 12 fl. oder 7 Thlr. 12 gr. Mit ausgemalten Kupfern, Pracht=Exemplar 33 fl. oder 20 Thlr. 16 gr.

Auswahl von zwölf der schönsten Ansichten des Rheins. Gezeichnet von Fries, Kunz, Rottmann und Xeller, und gestochen von Kunz, Schnell und Seyffer. Mit einem kurzen Texte. Preis 12 fl. oder 7 Thlr. 12 gr. Colorirt 33 fl. oder 20 Thlr. 16 gr.

Das Hardtgebürge und die Gegend von Worms und Nierstein. In 9 Ansichten nach der Natur gezeichnet und radirt von Professor Roux. Mit einem kurzen Texte. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 20 gr. Colorirt 13 fl. 30 kr. oder 8 Thlr. 12 gr.

Der Rheingau bis Bingen. In sechs malerischen Ansichten, gezeichnet und radirt von Prof. Roux. Mit einem kurzen Texte. Preis 3 fl. oder 1 Thlr. 21 gr. Colorirt 9 fl. oder 5 Thlr. 12 gr.

Bingen, Creuznach, das Nahthal und der Donnersberg. In 6 Ansichten nach der Natur gezeichnet und radirt von Prof. Roux. Mit einem kurzen Texte. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 4 gr. Colorirt 9 fl. 30 kr. oder 5 Thlr. 20 gr.

Der Rhein von Bingen bis Coblenz. In 12 Ansichten nach der Natur gezeichnet und radirt von Prof. Roux. Mit einem kurzen Texte. Preis 6 fl. oder 3 Thlr. 18 gr. Colorirt 18 fl. oder 11 Thlr.

Die Bäder des Taunus. Dargestellt in 6 malerischen Ansichten. Gezeichnet von Fries, Kunz und Rottmann, und gestochen von Schnell und Geißler. Mit einem kurzen Text und einer poetischen Zugabe. Preis 6 fl. oder 3 Thlr. 18 gr. Color. 16 fl. 30 kr. oder 10 Thlr. 8 gr.

Der Rhein von Coblenz bis Bonn. In 9 Ansichten nach der Natur gezeichnet und radirt von Prof. Roux. Mit einem kurzen Texte. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 20 gr. Colorirt 13 fl. 30 kr. oder 8 Thlr. 12 gr.

Malerische Reise nach Heidelberg. Zehn Blätter. Gezeichnet nach der Natur von Joh. Jacob Meyer (von Zürich), gestochen von Hegy, J. J. Meyer, C. Mecheln und C. Nordorf, und sorgfältig ausgemalt nach Angabe und unter Aufsicht des Zeichners. Nebst dem Verzeichniß und einer kurzen Erklärung der 10 Ansichten, und dem nöthigen Text. — Groß Folio. In Portefeuille. Ladenpreis: 66 fl. oder 41 Thlr. 6 gr. Pränumerationspreis gegen baare Zahlung bey dem Verleger selbst 55 fl. oder 34 Thlr. 12 gr. Das Blatt einzeln 6 fl. oder 3 Thlr. 18 gr.

Sechs malerische Ansichten von Heidelberg und seinem Schlosse. Nach der Natur gezeichnet und radirt von Professor Roux. Mit beschreibendem Texte von Herrn Hofr. A. Schreiber. Preis 3 fl. oder 1 Thlr. 21 gr. Illuminirt 6 fl. oder 3 Thlr. 18 gr. Fein ausgemalt 9 fl. oder 5 Thlr. 16 gr. Preis der einzelnen Blätter: schwarz 30 kr. oder 8 gr. Illuminirt 1 fl. oder 16 gr. Fein ausgemalt 2 fl. oder 1 Thlr. 6 gr.

Zehn kleine Ansichten von Heidelberg, von seinem Schlosse und seinen Umgebungen. Gez. von J. J. Meyer und gestochen von Grape. 1 fl. oder 16 gr.

Neun malerische Ansichten von Baden bey Rastatt und dem Murgthale. Gezeichnet von Kunz und Prima-

vesi und geäzt von Primavesi. Schwarz 4 fl. oder 2 Thlr. 12 gr. Colorirt 8 fl. oder 5 Thlr.

Porträts.

Raphaels Bildniß, gestochen von Carl Barth in Rom. 3 fl. — 2 Thlr.

Porträt von K. C. Ritter v. Leonhard, Geheimenrathe und Professor der Mineralogie in Heidelberg. In Folio zum Einrahmen, Abdrücke des 1. Hunderts 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr. In 8. als Titelkupfer für die Lehrbücher des Herrn Verfassers. 36 kr. oder 9 gr.

Die Madonna mit dem Kinde, gemalt von Jul. Romano, gez. von Zeller, gest. von M. Eßlinger. Abdrücke mit feiner Schrift des ersten Hunderts. 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Maria mit dem Kinde, gemalt von Luigi, gezeichnet von Zeller, gestochen von Eßlinger. Abdrücke mit feiner Schrift des ersten Hunderts 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Die verewigte Königin Louise von Preußen. 48 kr. oder 12 gr.

Die verewigte Königin Katharina von Würtemberg. Vor der Schrift 1 fl. 24 kr. oder 22 gr. Mit der Schrift 48 kr. oder 12 gr.

Die Frau Erbgroßherzogin von Weimar. 48 kr. oder 12 gr.

Die Frau Erbgroßherzogin von Darmstadt. 48 kr. od. 12 gr.

Die Frau Erzherzogin Carl. 48 kr. od. 12 gr.

Pränumerations-Anzeige.

F. K. Kraft's neues deutsch-lateinisches Hand-Wörterbuch.

Zweckmäßig nach seinem größern Werke bearbeitet.

Nach Vollendung des größern Werks fühlte der Hr. Verf. die Nothwendigkeit eines kleinern wohlfeilern Hand-Wörterbuchs; für höchst wünschenswerth erklärten dieß die Aufforderungen mehrerer einsichtsvoller Gymnasial-Direktoren und Lehrer. Bey guten Grundlagen und Vorarbeiten, früherem Anfang des Herrn Mitarbeiters, und bey des Herrn Verf. schon erprobter Fähigkeit zu solchen Arbeiten, kann dieß Werk zwar in gewünschter Schnelle, jedoch ohne Uebereilung sehr brauchbar geliefert werden.

Im May ist bereits die erste Abtheilung, 28 Bogen stark, A — E und damit ein Drittheil des Ganzen enthaltend, erschienen.

Ueber die Proben urtheilten Direktoren und Lehrer-Collegia so günstig, daß sie das Werk vorläufig in Parthieen zu 40 und 75 Exemplaren bestellten; ja an einem Tage über 150 bestellt wurden. Das nun Erschienene hat diese gute Meinung bestätiget. Lange mit Sorgfalt vorbereitet, vielseitig erwogen, mit Benutzung des guten Raths competenter Richter, wird dieß Werk gewiß den Erwartungen und Wünschen entsprechen, welche man hegt und hegen kann von einem Philologen und erfahrnen Schulmanne, dessen Beruf zur Lexikographie so allgemein und rühmlich anerkannt ist, und dem überdieß ein aus trefflicher Schule hervorgegangener im Mittelpunkt der Gelehrsamkeit lebender und an zwey berühmten Anstalten lehrender, eben so geschickter als eifriger Philolog (Hr. M. Forbiger) bey dieser Arbeit zur Seite steht. Es wird die Bedürfnisse der mittleren und untern Classen, oder der nicht bemittelten Gymnasiasten befriedigen, welche in ihrer spätern Laufbahn die umfassende Kenntniß der lateinischen Sprache nicht so unumgänglich nöthig zu haben glauben; oder es wird auch für den Gebrauch des größern ausführlichen Werkes — welches keineswegs dadurch überflüssig wird — zweckmäßig vorbereiten.

Die Zahl der deutschen Artikel ist zweckmäßig gestellt, und manche in das Gebiet der Gymnasialbildung nicht eigentlich gehörende Ausdrücke sind ausgeschlossen worden. Ausführliche Erklärungen der deutschen Artikel sind meist nur zur Unterscheidung der einzelnen Begriffe deutscher Wörter gegeben. Die lateinische Phraseologie ist mit Auswahl des Zweckmäßigen gegeben und auch die abgekürzte Autorität beygefügt. Auf Synonymik der lateinischen Ausdrücke ist möglichste Rücksicht genommen und eine sorgfältige Wahl bey Aufnahme der Latinität beobachtet.

Der Umfang des Werkes beträgt über die Hälfte des größern, circa 85 Bogen größtes Lexikonsformat. Dafür gilt noch, jedoch nur bis zur Beendigung (die sicher im Oktober 1825 erfolgt): der billige Pränumerationspreis

von 1 Thlr. 20 gr. sächs. (3 fl. 18 kr. rh.),
auf Schreibpapier 2 Thlr. 12 gr. (4 fl. 30 kr. rh.)

bey Bestellung sogleich zahlbar; wobey zu bestimmen ist, ob die erste Abth. apart oder das Ganze erst zusammen soll gesandt werden.

Um die Einführung in Gymnasien und lateinischen Schulen noch mehr zu erleichtern, gewähre ich, wenn man sich direkt an mich wendet, auf 5 Exemplare das 6te frey, bey stärkerer Anzahl wird, wegen leichterer Berechnung, jedes Exempl. gleich nur zu 1¼ Thlr. gerechnet (bei 13 bis 19 gebe ich auch eines der Exempl. auf Schreibpapier), bey 20 und mehr Exemplaren sogar jedes nur zu 1 Thlr. 9 gr., gebe auch bey 25 und mehr den Direktoren oder Sammlern noch eines auf Schreib-Papier extra gratis. Bey andern Buchhandlungen, kann man zwar nicht so hohe, indeß bey Parthieen doch einige Vortheile erhalten.

Der Ladenpreis tritt sogleich mit Beendigung des ganzen Werkes ein und wird wahrscheinlich über die Hälfte höher. Die geehrten Subscribenten und Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt.

Ernst Klein,
Buch- und Kunsthändler in Leipzig.

In der Renger'schen Verlags-Buchhandlung zu Halle ist erschienen, und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens,

von E. v. d. Recke, Adler, Bretschneider, Fulda, Gebauer, Gittermann, Haug, Hesekiel, Hoffmann, Humbeiker, Justi, F. Kuhn, Marks, Neander, Rienäcker, Schuderoff, Starke, Strack, Weillodter, Weiß, Witschel, und dem Herausgeber, J. S. Vater, für das Jahr 1826.

Mit Kupfer (von Heinrich Schmidt) und Musikbeylage. kl. 8. Preis 1 Thlr. 12 gGr. oder 2 fl. 42 kr. rhein. Elegant gebunden und mit vergoldetem Schnitt, 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Mit Dank erkennt der Hr. Herausgeber, wie die Verlagshandlung, die immer erfreulichere Theilnahme, welche dieses Taschenbuch findet. Auch der jetzige Jahrgang wird, bey Freude und Schmerz, bey dem ernsten Blicke auf dieses und auf jenes Leben, zur andächtigen

Erhebung frommer Herzen beytragen, und einem reinen, religiösen Sinne eine sehr wohlthuende, erfreuliche Gabe seyn. Möge es daher in recht viele Hände gelangen! Den Weg zu den Herzen wird es dann schon von selbst finden.

So eben ist bey uns erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Contes de ma mère Loye. Erzählungen der Mutter Gans. Französisch und Deutsch. Neue von J. D. Sander verbesserte Auflage mit zehn Blättern in Steindruck. Preis, sauber gebunden 1 Rthlr.

Wem sind Perraults Mährchen für Kinder, wem ist Rothkäppchen, Blaubart, der gestiefelte Kater, Aescherling, u. s. w. nicht bekannt? Wer wird, wenn er sie liest, sie lesen läßt, sie lesen hört, nicht wieder zum Kinde, zum fröhlichen, glücklichen Kinde? Nur eine achtzigjährige Frau von Genlis kann schreiben (Memoires T. VI. p. 156.): „Man hat es mir zu danken, daß das Lesen der Feenmährchen gänzlich abgeschafft ist, welches sonst zur Erziehung der Kindheit und ersten Jugend gehörte. Meine Veillées du Chateau haben sie vor 40 Jahren verdrängt.“ — Nein, Gottlob! nicht abgeschafft, nicht verdrängt. Die Veillées sind vergessen, die Contes werden wieder aufgelegt, und die Kinder ziehen die Mutter Gans der Großmutter Genlis vor, sogar königliche Kinder, denn gegenwärtige neue, verbesserte und mit Bilderchen versehene Auflage ist den Kindern des Königl. Bruders, Prinzen Wilhelm von Preußen, gewidmet, und von Ihren Königl. Hoheiten höchst gnädig aufgenommen worden.

Berlin, im Oktober 1825.

Sander'sche Buchhandlung.

Anzeige
für
gebildete Lesezirkel und Journalleser.

Allen Freunden einer angenehmen und mannigfaltigen Lektüre machen wir hierdurch bekannt, daß die in unserm Verlag wöchentlich erscheinende, sich immer mehr ausbreitende und beliebter werdende Zeitschrift:

Hebe
Zeitung für heitere und ernste Unterhaltung

auch im künftigen Jahr, und zwar von Seiten der Redaktion wie der Verlagshandlung mit erhöhter Sorgfalt gewartet, fortbestehen wird. Viele sehr beliebte und vorzügliche Schriftsteller Deutschlands haben bereits an ihr Theil genommen, eine noch größere Anzahl aber hat uns für's künftige Jahr Beyträge versprochen. So können wir denn mit Gewißheit versprechen, daß sich das Blatt durch die nur möglichste Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit auszeichnen wird. Alle Arten von Erzählungen (Novellen, Historien, Schwänke, Anekdoten, u. s. w.) wechseln mit mancherley witzigen und satyrischen Aufsätzen über diese und jene Gebrechen unserer Zeit in höhern und niedern Ständen, und mit kurzen und bündigen Nachrichten aus dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, und dem Welt- und Menschenleben überhaupt auf die mannigfaltigste und angenehmste Weise mit einander ab. Damit die resp. Leser eine kurze Uebersicht des Merkwürdigsten unter den Erscheinungen in der schönen Literatur erhalten, wird als Beylage der „Hebe“ ein kritischer Anzeiger von Zeit zu Zeit ausgegeben, der durch humoristische Recensionen sich interessant zu machen hoffen darf. Uebrigens wird auch ein bequemer Druck und ein nettes, gefälliges Format vom künftigen Jahr an unsere „Hebe“ besonders auszeichnen, damit sie von Jahr zu Jahr des Beyfalls immer würdiger werde, der ihr allgemein, und namentlich vom schönen Geschlecht, bereits zu Theil geworden ist. Probeblätter, zwar noch von diesem Jahr, aus denen man aber doch wenigstens ungefähr die innere Einrichtung des Blattes kennen lernen kann, sind in allen Buchhandlungen, wo man auch Bestellungen auf diese Zeitschrift macht, zu erhalten. In Städten, wo keine Buchhandlungen sind, nehmen die löbl. Post-Aemter und Zeitungs-expeditionen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Der Preis des Jahrgangs ist 6 Thlr. sächsisch oder 10 fl. 48 kr. rhein.

Leipzig, im Novbr. 1825.

Magazin für Industrie und Literatur.

Calderon's Schauspiele,
metrisch treu
für die deutsche Bühne übersezt
von
Dr. G. N. Bärmann und E. Richard.
Taschenausgabe mit Kupfern.
1. bis 8. Theil.

(Subscr. Pr. 2 Thlr. 16 gr. roh, 3 Thlr. geheftet.)

Ueber die ersten vier Theile dieser Ausgabe befindet sich im Hamburger Correspondenten 1825. Nr. 44 nachstehende günstige Beurtheilung:

„So wie dieser hier, mit vier wahrhaft vollendeten „Uebertragungen Calderon'scher Schauspiele, auftretende „Uebersetzer, hat es seit Schlegel selbst Gries nicht „vermocht, das Leben mit der Schule und den Genius „der spanischen mit dem der deutschen Sprache in seinen „Nachbildungen zu vermählen. Was nur irgend an „treuer Wiedergebung der Tiefe des Sinnes und der „Schönheit der Form, ohne die eine durch die andere zu „beeinträchtigen, hier zu erreichen stand, das hat Hr. „Doctor Bärmann mit dem feinsten poetischen Gefühl, „dem durchdringendsten Scharfsinn und der lebendigsten „Gewandtheit auf eine so verdienstvolle als glückliche Weise „geleistet ꝛc.“

„Möge das deutsche Publikum den wackern Bearbeiter mit deutscher Erkenntlichkeit für den hohen Genuß „lohnen, den er ihm durch diese unvergleichliche Gabe „bereitet hat, und ihn ermuntern, das herrliche „Werk so rüstig, als er es begonnen hat, auch ununterbrochen fortzusetzen,“ ꝛc.

Nicht minder günstige Beurtheilungen desselben Werks befinden sich im Conversations-Blatt 1825, Nr. 97, in der Leipziger Literatur-Zeitung 1825, Nr. 166, u. s. w.

Die erschienenen acht Theile enthalten folgende Schau-

spiele: 1) die Brücke von Mantible, 2) das Leben ist Traum, 3) der Schwarzkünstler, 3) Mariamne, 5) die große Zenobia, 6) Echo und Narziß, 7) der Stimme Verhängniß, 8) Heil und Unheil eines Namens.

Sie sind, wie alle unsere Taschenausgaben, auf ächtes Schweizer-Velinpapier correct und schön gedruckt, und für obige billige Preise durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Zwickau, im Oct. 1825.

Gebrüder Schumann.

Als passendes Weihnachtsgeschenk für Mädchen von 8 — 14 Jahren ist folgendes durch sein Aeußeres sich noch besonders auszeichnende Werkchen zu empfehlen:

Erzählungen
für die weibliche Jugend
von Caroline Stille.
Mit einem Vorworte von Therese Huber.

2 Theile mit 2 Kupfern schön gebunden 1 Rthlr. 16 gr.

und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Der Name der Verfasserin bürgt für den guten Inhalt. Das treffliche Vorwort an Mütter und Erzieherinnen vermehrt den Werth des Werks bedeutend.

Rein.

Ankündigung.

Bey Carl Felßecker in Nürnberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Rußwurm, H., Blüthen der Andacht, ein Kränzchen geistlicher Poesien zur Erhebung des Gemüths bey der Feyer der öffentlichen Gottesverehrung, bey der Beichte und Communion, an Festen des Jahres und in verschiedenen Verhältnissen des Lebens. 8. brosch. 1 fl. oder 16 gr. sächs.

Dieses Buch wird sich als Erbauungsbuch nicht blos bey der öffentlichen Gottesverehrung, sondern auch zum anderweitigen Gebrauche, wie dies schon durch den Titel bezeichnet ist, vorzüglich für Studirende und Gebildete eignen, und in vielfacher Beziehung für sie zu empfehlen seyn. Auf gleiche Weise empfiehlt sich Druck und Papier, für dessen Schönheit die Verlagshandlung keine Kosten gespart hat.

Im Verlag des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hertha. Mütterliche Belehrungen für erwachsene Töchter und junge Frauen. Ein Festgeschenk für Deutschlands edle Töchter. 2 Bändchen. 8. geheftet 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl. 9 kr.

Im reinsten moralischen Sinne verbreitet sich hier eine liebende, von reifer Erfahrung geleitete Mutter über die heiligsten und edelsten Pflichten des weiblichen Lebens. In der sittlichsten Gemüthsstimmung redet sie zu dem Herzen, wie zu dem Verstande ihrer Töchter. Alle Verhältnisse, Lagen, Sitten, Genüsse, Freuden, Leiden und Pflichten des jungfräulichen wie des ehelichen Standes, erhalten hier ihre wahre Würdigung, und da unsere Stammeltern mit Hertha, der Allmutter Erde ihre guten Gaben darbrachten: so glaubt der Verleger unter diesem Namen allen edlen Töchtern Deutschlands um so mehr dieses Lesebuch für die gebildeten Stände des weiblichen Geschlechts anempfehlen zu dürfen, da es sich sowohl durch den trefflichen Inhalt, als auch durch äußere Ausstattung aufs Vortheilhafteste vor vielen andern auszeichnet und sich besonders auch für Eltern zu einem Festgeschenk für ihre Töchter eignet.

Frankfurt a. M., im Nov. 1825.

Heinrich Wilmans.

Kunstanzeige.

Der innere Gehalt und Reichthum des

Museum Worsleyanum,

so wie sein hoher Preis haben die Unterzeichneten bewogen, eine möglichst wohlfeile Ausgabe desselben für Deutschland zu besorgen. Sie legen dabey die unter dem Titel: MUSEUM WORSLEYANUM, or a collection of antique basso-relievos, bustos, statues and gems, with views in the Levant, in London bey Prowett erscheinende Ausgabe zum Grunde, geben die Bilder unverändert und in Umrissen höchst sorgfältig wieder, und liefern den Text in deutscher Sprache. Das Werk wird aus 12 Lieferungen bestehen, jede 9 bis 10 Blätter enthalten und 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 8 gr. kosten. Der Text wird am Schlusse des Ganzen in einem besonderen Bande und in gleichem Format mit den Bildern erscheinen, und zu dem billigsten Preise angeschlagen werden.

H. W. Eberhard. H. Schäfer.

Ich habe den Verlag dieses Kunstwerkes übernommen und hoffe das Ganze binnen Jahresfrist vollständig zu liefern.

Zugleich mit den ersten Heften dieses Werkes werde ich auch die erste Lieferung des von der Gesellschaft der Dillettandi in London unter dem Titel:

the unedited Antiquities of Attica

erschienenen Werkes versenden, welches die architectonischen Ueberreste von Eleusis, Rhamnus, Sunium und Thoricus umfaßt und dem Stuart-Revettschen Werke zur Ergänzung dient. Dasselbe gehört zur Sammlung der Denkmähler der Baukunst, herausgegeben von H. W. Eberhard, und wird eben so sorgfältig theils in Umrissen, theils in ausgeführten Blättern erscheinen, wie Stuart's Alterthümer rc. Jede Lieferung enthält zwölf Blätter und kostet auf fein Velinpapier 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl. — in der gewöhnlichen Ausgabe 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.; es wird immer eine Lieferung vorausbezahlt und dagegen die lezte gratis geliefert. Das ganze Werk besteht aus sechs Lieferungen. Alle Buch- und Kunsthandlungen nehmen Bestellungen auf beyde Werke an.

Darmstadt, 24. Oktober 1825.

C. W. Leske.

Nro. 37.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind im Laufe des Jahres 1825 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach des Dames pour l'an 1826. 3 fl.
Annalen, (Neue allg. politische) 13 — 15. Bd. 12 Hefte. 9 fl. 16 — 18. Bd. 9 fl.
Antomarchi, D. F., Memoiren, oder die lezten Augenblicke Napoleons. A. d. Franz. 2 Bde. gr. 8. brosch. 3 fl. 30 kr.
Archives diplomatiques, pour l'histoire du temps et des états. gr. 8. T. V. 8 fl. 48 kr.
Correspondenzblatt des Würtemb. Landwirthschaftl. Vereins. 1825. gr. 8. 12 Hefte. 3 fl.
Cuvier, das Thierreich. A. d. Franz. übersezt und mit Zusätzen vermehrt v. Dr. Schinz. 4r Bd. gr. 8. 6 fl. 30 kr.
Denkmale der christlichen Religion; oder Sammlung der ältesten christl. Kirchen oder Basiliken Roms, aufgenommen von Gutensohn und Knapp. gr. Fol. 4. 5tes Heft. 10 fl.
Diel, A. F. A., Versuch einer systemat. Beschreibung in Deutschland vorhandener Obstsorten. Mit 1 Abbild. illum. 3ter Heft. 8. 1 fl. 15 kr.
Douglas, Fortschritte der Gesellschaft. A. d. Engl. gr. 8. 2 fl. 24 kr.
Dumas, M., Darstellung der milit. Begebenheiten, oder histor. Versuch über die Feldzüge von 1799 — 1814. A. d. Franz. übersezt von v. Kausler. 5r Bd. 3 fl. 36 kr.
Fain, Bar., Manuscript von 1813, oder kurze Darstellung der Begebenheiten jenes Jahres. A. d. Franz. 2 Bde. mit Charten. gr. 8. brosch. 5 fl. 30 kr.
Gagern, Frhr. v., Der Einsiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. II. Bd. 1s Heft. gr. 8. 36 kr.
Genlis, Gräfin v., Denkwürdigkeiten. A. d. Franz. 1 — 4r Bd. gr. 8. Jeder Band 1 fl. 24 kr.
v. Goethe, Kunst und Alterthum. V. Bd. 2r. 8. brosch. 2 fl. 24 kr.
Gourgaud, General, Napoleon und die große Armee in Rußland oder krit. Beleuchtung des von dem Herrn Grafen von Ségur herausg. Werkes. 2 Abthl. a. d. F. gr. 8. 4 fl. 18 kr.
Hebel, bibl. Geschichten, für die cathol. Jugend. 2 Thle. 8. 48 kr.
Hall, Basil, Auszüge aus einem Tagebuch geschrieben auf der Küste von Chili, Peru und Mexiko in den Jahren 1820. 1821. 1822. A. d. Engl. 2 Bde. gr. 8. 4 fl. 24 kr.
Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhr. A. v. Humboldt, besorgt v. Berghaus und Hoffmann. gr. 8. mit Kpfrn. und Charten. 1r bis 3r Bd., jeder Band von 3 Heften 8 fl.
Hesperus, encyclopäd. Zeitschrift v. C. K. André. 1825. gr. 4. Der Jahrgang 16 fl.
Huber, Dr. V. A., Bemerkungen über die Geschichte und Behandlung der venerischen Krankheiten. 8. 45 kr.
Journal, polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft u. s. w. Herausgegeben v. Dr. J. G. Dingler. gr. 8. mit Kpfrn. Der Jahrg. v. 12 Heften 16 fl.
Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama, Allgemeine deutsche, v. Dr. Th. Hartleben. gr. 4. Der Jahrg. 9 fl.
Koelle, A., Ueber das Wesen und die Erscheinung des Galvanismus. gr. 8. 2 fl. 24 kr.
Kunstblatt, red. v. Dr. Schorn. gr. 4. 1825. Der Jahrg. 6 fl.
Lamoral, E., Gruppen des Lebens. Mit Arabesken, erklärt von J. E. Wargentin. gr. 4. broch.
Mit goldner Schrift und Schnitt 3 fl. 36 kr.
— — — — . . . . 3 fl.
— schwarzer Schrift . . . 2 fl.
Literatur-Blatt. 1825. 4. Der Jahrg. 6 fl.
Mailath, Magyarische Gedichte. gr. 8. 2 fl. 15 kr.
Morgenblatt für gebildete Stände. Mit Kunst- und Literatur-Blatt. 1825. gr. 4. Der Jahrgang 20 fl.
Memminger, Beschreibung des Königreichs Würtemberg, mit Charten und Kpfrn. gr. 8. 2tes Heft. Oberamt Münsingen. 1 fl. 12 kr.
National-Kalender für die deutschen Bundesstaaten a. d. J. 1826. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen, zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute faßlich eingerichtet von C. K. André. gr. 4. brosch. 1826 mit 7 Abbildungen. 2 fl.
v. Pechmann, H., Jahrbücher der Baukunde. 1s Heft. gr. 8. 2 fl.
Raoul Rochette, Geschichte der Schweizer Revolutionen im Jahr 1797 — 1808. A. d. Franz. gr. 8. 2 fl. 30 kr.
Rudhart, Dr. J., Ueber den Zustand des Königreichs Baiern nach amtlichen Quellen. Mit 1 Charte. 1r Thl. gr. 8. 4 fl.
Schubert, F. T., vermischte Schriften. 3r Bd. gr. 8. 2 fl. 24 kr.
v. Schwerz, Anleitung zum praktischen Ackerbau. 2r Bd. gr. 8. 6 fl.
Seeger, K. A. F., ausführliche Erläuterungen des Pfand- und Prioritäts-Gesetzes für das Königreich Würtemberg. gr. 8. 1r Bd. 3 fl.
Ségur, Graf v., Geschichte Napoleons und der großen Armee, während des Jahres 1812. A. d. Franz. von v. Theobald. 2 Bde. gr. 8. 6 fl.
Staatsakten und Urkunden, Neueste. gr. 8. 3 Bde oder 12 Hefte. 8 fl.
Trummer, C., die Votif-Tafel, oder vermischte Gedichte im J. 1820. 8. 2 fl. 15 kr.
Weinbrenner F. v., architectonisches Lehrbuch. III. Theil 3s bis 5s Heft. Ueber die höhere Baukunst. gr. Fol. 9 fl. 36 kr.
Zeitung, allgemeine. gr. 4. 1825. Der Jahrg. 16 fl.
Charte von Norddeutschland, von Gren. Nr. 2. 4. 6. 7. 14. 17.
Charte, militair., von Deutschland in 25 Blättern auf dem topograph. Bureau des Königl. baierschen Generalstabs entworfen v. A. Klein. Nr. 1. 6. 17. 18. 19. 20. 23.

Bey Schwan und Götz in Mannheim ist erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Schwezingen und seine Gartenanlagen, von Gartendirektor Zeyher und J. G. Rieger. Mit 8 Ansichten und dem Plane des Gartens. Preis 4 fl. 30 kr. oder 3 fl.

In eleganter, äußerer Ausstattung dürfte dieses Kunstwerkchen mit den schönsten derartigen französischen und englischen Büchern wetteifern. Die acht neuen trefflichen, von Hrn. Hofmaler C. Kunz treu, und mit reicher Phantasie der Natur nach gebildeten, und von den berühmtesten Künstlern Deutschlands, einem Jury, Schnell, Veith, meisterhaft in Kupfer gestochenen, Ansichten: 1) den Felsen des Pan; 2) den Tempel der Minerva; 3) die Moschee; 4) den Merkuriustempel; 5) den Tempel der Waldbotanik; 6) die römische Wasserleitung; 7) den Tempel Apollo's und 8) das Badhaus vorstellend, so wie der große, von Fr. Wolf ebenfalls in Kupfer gestochene Plan des Gartens, dann der sehr geschmackvoll von letzterm Künstler (einem der ersten Schriftstecher) ausgeführte Haupttitel, womit das auf geglättetem Velin-Papier, mit vielen Vignetten von Gubitz, sehr sauber gedruckte, in Pariser Umschlag gebundene, Werkchen geschmückt ist, mögen von selbst darthun, wie weit das ausgesteckte Ziel erreicht wurde. Dessen Prachtausgabe, erste Kupferabdrücke auf chinesischem Papier, in Pariser Einband. 11 fl. oder 6 Rthlr. 16 gr.

Holzing, K. F. v., (Großherz. Bad. Hauptmann.) **Meine Gefangennehmung in Spanien, vierjährige Gefangenschaft und Rückkehr ins Vaterland, nebst Gedichten.** Geheftet. Preis 1 fl. 36 kr.

Für Baumeister und Landwirthe,

so wie für Alle, die trockene, warme, feuersichere und überaus wohlfeile Bauten auszuführen wünschen, erschien so eben folgendes wichtige Werk:

Anleitung
zur
Erd-Bau-Kunst,
(Pisé-Bau);
mit
Anwendung auf alle Arten von Stadt- und Land-Bauten,
nebst einer
Vollständigen Lehre von der Konstruktion der Tonnen-, Kappen- und Kreuzgewölbe in reinem Lehm und von der Anfertigung feuersicherer Dächer ohne alles Holzwerk, auch einer Anweisung, die Fundamente bis auf den Baugrund in bloßem Lehm anzufertigen.

Ein
Handbuch
für Baumeister und Landwirthe
und
für Alle, die trockene, warme, feuersichere und überaus wohlfeile Bauten auszuführen wünschen.

Von
S. Sachs,
Königl. Preuß. Regierungs-Bau-Inspektor.

gr. Octav. Mit 4 Kupfertafeln in Quer-Folio, gestochen von dem Professor C. Mare. Sauber geheftet. Verlag der Buchhandlung C. F. Amelang in Berlin (Brüderstraße No. 11.) und eben daselbst; so wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, für 2⅙ Thlr. zu haben.

Wiewohl der Titel dieses Werks den Haupt-Inhalt desselben im Allgemeinen angibt, so kann Referent doch nicht umhin, die in demselben beschriebene, vom Verfasser erfundene, neue Art Mauersteine, welche er Mörtelsteine nennt, wegen ihrer großen Wichtigkeit, besonders heraus zu heben, und das Publikum darauf aufmerksam zu machen! Durch diese Erfindung gewinnt die Erdbaukunst eine ganz neue Gestalt, wovon man bis jezt keine Ahnung hatte. Vom Herabfallen des Putzes ist gar nicht mehr die Rede, da die Mörtelsteine selbst die Stelle des Putzes vertreten. Den Lehmgewölben, welche der Verfasser zuerst im Jahre 1822 bey dem Militair-Oeconomie-Gebäude auf dem Kasernenhof des Kaiser Alexander-Grenadier-Regiments, an den halbrunden Fensterstürzen daselbst, in Anwendung brachte, kann zu Decken in den Zimmern die eleganteste Form gegeben, und der Erdbau sogar zu Prachtgebäuden benuzt werden, indem die Thür- und Fenstergewände nicht mehr, wie bisher, aus hölzernen Zargen zu bestehen brauchen, sondern, wie bey jedem andern Gebäude, massiv seyn können. Auch sind dabey alle architectonische Verzierungen anzubringen, wie Referent aus den angehängten, sauber gestochenen Kupfern ersehen hat. Es ist demnach zwischen dieser Bauart und der mit gebrannten oder andern festen Steinen durchaus kein Unterschied mehr vorhanden. Außerdem enthält aber auch dieses Werk wichtige Aufschlüsse, über die Kunst zu wölben im Allgemeinen sowohl, als auch über die Wölbung in Lehm insbesondere. Von der innern Einrichtung der Stadt- und Landgebäude werden neue Ansichten mitgetheilt u. s. w. Es ist daher mit Sicherheit vorauszusehen, daß dieses in so vieler Hinsicht interessante Buch sich bald in den Händen eines großen Publikums befinden, und dieses dem Verfasser Dank wissen wird, daß er ihm die theuren und mitunter schlechten Backsteine zum Theil entbehrlich macht.

Verzeichniß
der
neuen Verlagsbücher
von
Florian Kupferberg in Mainz, für 1825,
welche in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben sind.

Creizenach, Dr. M., Anleitung zur höhern Zinsrechnung nebst Logarithmentafeln der Zahlen von 1 bis 10,000 in sieben Decimalstellen. 8. 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Emma, oder das unbedachtsame Versprechen. Oper in drey Aufzügen, nach dem Franz. des Planard, von F. Ellmenreich, Musik von Auber. 8. 8 ggr. oder 36 kr.

Haupt, Th. v., Schauspiele. 2 Theile. 8. 2 Rthlr. 6 ggr. oder 4 fl.

Dieselben einzeln unter folgenden Titeln:

— — Die Abentheuernacht. Lustspiel in drey Aufzügen. 8. 10 ggr. oder 45 kr.

— — Ahasverus, der nie Ruhende. Romant. Schausp. in drey Aufzügen. 8. 6 ggr. oder 27 kr.

— — Ali-Pascha. Melodrama in drey Aufzügen. 8. 6 ggr. oder 27 kr.

— — Catharina von Curland. Romant. Schausp. in drey A. 8. 10 ggr. oder 45 kr.

— — Harlekins Tücke oder der geprellte Alte. Maskenspiel in einem Akt. 8. 6 ggr. oder 27 kr.

Haupt, Th., Der Retter wacht! Drama in drey Aufzügen. 8. 11 ggr. oder 50 kr.
— — Der Unbekannte. Drama in drey Aufzügen. 8. 8 ggr. oder 36 kr.
Hoffmann, J. J. J., populäre Darstellung der Grundlehren der niedern und höhern Algebra für Anfänger. 8. 1 Rthlr. 4 ggr. oder 2 fl. 6 kr.
— — der mathematische Jugendfreund, oder populäre Darstellung der Grundlehren der reinen und angewandten Mathematik. Erste Abtheilung, zweyter Band die Algebra. 8. gebunden 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr.
Horst, G. C., Zauberbibliothek oder von Zauberey, Theurgie und Mantik, Zauberern, Hexen und Hexenprozessen, Dämonen, Gespenstern und Geistererscheinungen. Zur Beförderung einer rein-geschichtlichen, von Aberglauben und Unglauben freyen Beurtheilung dieser Gegenstände mit Abbild. 5r Thl. gr. 8. 1 Rthlr. 20 ggr. oder 3 fl. 15 kr.
Der sechste und lezte Theil erscheint nächstens.
Lebrün, C., neue Bühnenspiele in Originallustspielen und Bearbeitungen. 1r Band. 8. 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr.
Dieselben einzeln unter folgenden Titeln:
— — eine Freundschaft ist der andern werth. Lustsp. in drey A. 8. 10 ggr. oder 45 kr.
— — humoristische Studien. Schwank in zwey Aufzügen. 8. 9 ggr. oder 40 kr.
— — und L. Kruse, die Wette oder: Jeder hat sein Plänchen. Lustspiel in vier Akten. 8. 15 ggr. oder 1 fl. 8 kr.
Lehr- und Lesebuch, erstes, oder Uebungen um richtig lesen und denken zu lernen für deutsche Volksschulen. 8. 4 ggr. oder 18 kr.
Leloup, P. J., Prolegomena in Isocratis philippicam seu commentatio isocratea secunda. 8. maj. 4 ggr. oder 18 kr.
Lenz, J. R., Schauspiele nach Walter Scott. 8. 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr.
Dieselben einzeln unter folgenden Titeln:
— — Die Flucht nach Kenilworth. Tragödie in fünf Akten nach Walter Scott's Roman: Kenilworth. 8. 18 ggr. oder 1 fl. 21 kr.
— — Das Gericht der Templer. Romantisches Schauspiel in drey Aufzügen nach W. Scott's Roman: Ivanhoe. 8. 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.
Leocadia. Lyrisches Drama in drey Akten. Nach dem Französischen des Scribe von F. Ellmenreich. Musik von Auber. 8. 8 ggr. oder 36 kr.
Müller, N., Beschreibung des Festes zum Andenken des Erfinders der Buchdruckerkunst, Johann Gensfleisch zum Guttenberg in Mainz. Mit dessen Bildniß und drey lithographirten Abbildungen. gr. 8. 8 ggr. od. 36 kr.
Nazianz, des heil. Gregorius von, Vertheidigungsrede. Für Priester und die es werden wollen, aus dem Griech. v. W. Arnoldi. gr. 8. 10 ggr. oder 45 kr.
Neus, J., Nachklänge der Erinnerung aus einem erfahrungsreichen Leben über Genuß und Vergänglichkeit. Mit Musikbeylagen. gr. 8. 1 Rthlr. 16 ggr. oder 3 fl.
Päonien. Eine Sammlung von Erzählungen, Mährchen, Sagen und Legenden von Dr. Rauschnick. Zweyte Ausgabe. 2 Thle. 8 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.
Reinwald, J. G., Kultur und Barbarey, oder Andeutungen aus und zu der Geschichte der Menschheit, mit steter Beziehung auf unsere Zeit. 8. 1 Rthlr. 6 ggr. oder 2 fl. 15 kr.
Salve Regina, das, oder der Gruß der Gläubigen an Maria, die seligste Jungfrau und Gottesgebärerin. Aus den Schriften des heil. Bernard's ic. 12. geheftet 6 kr.
Wandtafeln, achtzehn, für Volksschulen, nebst Anleitung zum Gebrauch derselben, nach der Lautmethode. gr. 8. 14 ggr. oder 1 fl.
Winckler, Dr. G. A. W., und Dr. K. G. W. Völker, griechische Schulgrammatik für die unteren Klassen. gr. 8. 8 ggr. oder 36 kr.

Allgemeiner unterhaltender
Curiositäten-Almanach
auf alle Tage im Jahr. Herausgegeben von Chr. Aug. Fischer.
Erster Jahrgang 1826. gr. 12. gebunden 1 Rthlr. 12 ggr. oder 2 fl. 41 kr.

Es ist die Richtung des allgemeinen literarischen Bedürfnisses und Geschmackes, wodurch wir auf diese Unternehmung geleitet worden sind. Wenn wir nämlich die grosse Masse von Freunden der encyclopädischen Unterhaltung und Belehrung überhaupt betrachteten, dann die bedeutende Anzahl solcher Personen in Anschlag brachten, die nach neuen Ideen begierig, dennoch bey ihrer Lage und Stellung, blos fragmentarisch, gleichsam nur im Fluge zu lesen gezwungen sind, so schien uns allerdings ein solches tägliches Ideenmaaazin ein eben so gefühltes Bedürniß, als willkommenes Werk zu seyn. Wenn nun dieser Almanach die größte Mannigfaltigkeit mit der größten Auswahl und die Annehmlichkeit des Vortrages mit der Zierlichkeit des Aeußern und der Billigkeit des Preises verbindet, so schmeicheln wir uns vielleicht nicht zu viel, wenn wir hoffen, uns mit dem Beyfalle eines großen Publikums beehrt zu sehen.

So kündigte ich den vorigen Jahrgang für 1825 an. Allein die, allerdings nicht unbedeutende, Auflage ward durch einen unglücklichen Zufall zu spät versendet, und kam wegen der furchtbaren Ueberschwemmungen in mehreren Gegenden wohl gar nicht an. Dieß veranlaßt mich also, den Rest der Exemplare dem Publikum, unter obigem Titel, von neuem anzubieten, es aber für die frühern Besitzer hiermit ausdrücklich zu bemerken. Bey dem zweyten Jahrgange für 1827 wird dann ihnen, auf Verlangen, auch der neue Titel von 1826 mitgetheilt. Die vielen, und einstimmig günstigen Recensionen dieses Almanachs, von welchen ich nur den Eingang einer aus dem literarischen Conversations-Blatt vom 1. Januar 1825 hier anführe:

„Nach mehrjähriger Pause begrüßt einer der geistreichsten Erzähler der Deutschen mit diesem Almanache von Neuem das größere Publikum der gebildeten Stände. Wer die frühern Schriften des Verfassers kennt, weiß, wie viele geschichtliche, statistische und politische Kenntnisse der Verf. mit dem Reichthume der auf seinen Reisen eingesammelten Erfahrungen, und mit einer seltenen Leichtigkeit und Gewandtheit in der stylistischen Darstellung vereinigt. Alle diese Eigenschaften treten dem Leser in dem vorliegenden Almanache entgegen, der durch die Neuheit des dabey zum Grunde liegenden Gedankens eben so von seinen vielen Gebrüdern sich unterscheidet, wie er, durch die große Mannichfaltigkeit der behandelten Gegenstände, den unterhaltendsten der jährlich erscheinenden Almanache sich anschließt,“ sprechen übrigens hinlänglich dessen Werth und Brauchbarkeit aus.

Mehrere an mich ergangene Anforderungen, die Chronik des neunzehnten Jahrhunderts von Bredow und Venturini im Preis herabzusetzen, veranlassen mich zu folgender Erklärung:

Von dem 1. bis 5. Bande, welche die Geschichte

von 1801 bis 1808 enthalten, muß der bisherige Preis von 15 Rthlr. bleiben, weil der Vorrath sehr geringe ist. Dagegen will ich die folgenden 12 Bände von 1809 bis 1820, oder den 6ten bis 17ten Band, welche bisher 36 Rthlr. kosteten, wenn sie zusammen genommen werden, auf unbestimmte Zeit, auf 24 Rthlr. herabsetzen. Um aber auch denen gefällig zu seyn, denen nur einzelne Bände fehlen, werde ich jeden von diesen 12 Bänden einzeln um ¼ wohlfeiler lassen, als der Ladenpreis war, wofür sie durch jede solide Buchhandlung zu erhalten sind.

Altona, d. 1. Oktober 1825.

J. F. Hammerich.

An alle solide Buchhandlungen Deutschlands ist so eben nachstehendes sehr interessante Werk versandt worden:

Vesta.
Weihnachtsgabe für 1825,
in
Erzählungen und Gedichten
von
K. J. Büssel, M. von Freiberg, Friedrich Rückert, K. Weichselbaumer, G. Zimmermann und Anderen.
Gesammelt von
Dr. J. P. von Hornthal.

In einem elegant gedruckten Umschlag sauber gebunden in 8. Preis 1 Thlr. 8 gr. sächs. oder 2 fl. 24 kr. rh.

Bey dem herannahenden Weihnachtsfeste, wo man so gern seinen Theuern eine Gabe der Liebe und Freundschaft reicht, möchte die vorliegende Sammlung von höchst interessanten Erzählungen ein willkommner Gegenstand seyn, welche sich als Geschenk darum noch empfehlungswerth macht, da auch seine äußere Ausstattung dem innern Werthe so sehr entspricht.

Frankfurt a. M., im Oktober 1825.

W. L. Wesché.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Cadet de Vaux, Dr. A. A., (prakt. Arzt zu Paris) neue spezifische Heilmethode der Gicht und des Rheumatismus durch praktische Erfahrungen bewährt. Nebst einer allgemein faßlichen Anweisung von J. H. Cloquet und C. Giraudy zur rationellen Behandlung dieser Krankheiten, um den Schmerz zu lindern und das Uebel zu heben. Aus dem Französischen bearbeitet von Dr. C. G. Kochy. 8. Pr. 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Verdient irgend eine Schrift dringend empfohlen zu werden, so ist es vorliegende, die dem Publikum um so willkommener seyn muß, da alle frühern Untersuchungen über Gicht und Rheumatismus nur schwankend waren, und keineswegs zu sichern Ergebnissen führten. Man findet hier die pathologische Natur dieser schrecklichen Krankheiten genau und vollständig nach ganz neuen Ansichten gewürdigt, und die rationellste Behandlung derselben so leicht und faßlich vorgetragen, daß Nothleidende auch ohne ärztliche Hülfe ihre Schmerzen lindern und sich von ihrem Uebel befreyen können. Kein Wunder, daß von der in diesem Jahr bey Louis Colas zu Paris erschienenen Schrift des Herrn Dr. Cadet de Vaux im kürzen Zeitraum von drey Monaten 25,000 Exemplare in Frankreich verkauft wurden; denn ein spezifisches Mittel gegen Gicht und Rheumatismus lehrend, das sich durch eine große Menge der gelungensten praktischen Versuche unwidersprechlich bewährt hat, ist sie unstreitig eine der interessantesten und wohlthätigsten Produktionen im Gebiete der neuern medizinischen Literatur. Nehme demnach dieses Werk der Kranke zur Hand, um sich selbst zu helfen, wenn er bey Andern vergebens Hülfe suchte! aber nehme es auch der denkende Arzt zur Hand, um seine Kenntniß zu bereichern, zu befestigen und zu vervollkommnen! Als unpartheyischer Beweis, wie sehr seit ihrer ganz kürzlichen Erscheinung auch die Uebersetzung sich selbst und das Mittel empfiehlt, diene folgender Auszug eines Schreibens des Hrn. Dr. medic. Fr. Siemerling in Stralsund an den — ihm übrigens gänzlich unbekannten — deutschen Herausgeber: „Ihre vortreffliche Uebersetzung des Cadet de Vaux ist seit drey Wochen in meinen Händen. Aus wahrer Hochachtung für Sie entspringen diese Zeilen. Kaum hatte ich die Schrift gelesen, als sich mir Gelegenheit darbot, das Mittel bey mehreren Leidenden mit dem ausgezeichnetsten Erfolg anzuwenden. Wie durch einen Zauberschlag verschwand nach dem Genusse von 12 Pott Wasser in 12 Stunden die Gicht bey zwey Podagristen. Täglich melden sich Arthritici, die mit demselben erstaunenden Erfolg behandelt werden. Leben Sie wohl, Sie haben Sich ein großes Verdienst um Deutschland erworben. Dieses Mittel wird bey uns Epoche machen. Heil Ihnen und Cadet de Vaux!!“ Hr. Dr. Siemerling fand die Sache außerdem noch wichtig genug, um darüber eine kurze Belehrung auf seine Kosten drucken zu lassen und sie in seiner Nähe zu verbreiten. Zur Mittheilung vieler ganz ähnlicher, aus andern Städten eingegangener Zuschriften fehlt es uns hier an Raum.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler, in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung
zur
Methode der Redekunst.
Zur zweckmäßigen Erleichterung
des
Humanitätsstudiums.
Von
J. J. Pollack.
gr. 8. 1825. 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Eigentliche Theorien der Redekunst im weitern Sinne des Wortes haben wir mehrere; aber über die Methode des Humanitätsstudiums verbreiten sich nur wenige Werke; desto willkommener muß dem öffentlichen und Privatlehrer eine tief aus der Menschennatur geschöpfte, durchgängig auf die Bedürfnisse der Schüler berechnete, mit Umsicht auf die gesammte Literatur bearbeitete Anleitung zur Methode der Redekunst seyn. Der Verfasser nahm auf Stoff und Form rhetorischer und poetischer Produkte Rücksicht, beachtete die Erfindung, Anordnung und Darstellung, und hielt besonders den Stufengang vom Leichtern zum Schwerern im Auge. Ueberall dringt er auf das im wirklichen Leben Brauchbare, und auch selbst da, wo er einzelne Andeutungen und Winke gibt, wird der aufmerksame Leser den prüfenden Beobachter, den Selbstdenker erkennen. Vorliegendes Werkchen kann also mit fester Ueberzeugung allgemein empfohlen werden.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neunzehnter Jahrgang.

1825.

Dezember.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, rc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst rc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, rc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaction vor jedem Verdacht ungegründeten oder angemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine grössere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch grössere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

Nro. 287.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Dezember 1825.

Die Stärke des Körpers kommt aus den Händen der Natur; die Geistesbildung entwickelt sich aus überlieferten Ideen und Sagen.

Joh. von Müller.

Einige Nachrichten über Bosnien *).

Da Bosnien zu den türkischen Provinzen gehört, die an die kultivirten Abendländer stoßend, uns kultivirte Völker zunächst und in diesem kritischen Zeitpunkt vorzüglich interessiren müssen, so werden folgende Nachrichten für unsre Leser nicht ohne Interesse seyn.

* * *

Bosnien, unter August von den Römern erobert, ward während der Epoche, die wir die Völkerwanderung nennen, von allen aus Osten eindringenden Barbaren durchzogen und besessen. Die Servier bemächtigten sich dessen im siebenten Jahrhundert und behielten es bis 1136, wo es eine Provinz von Ungarn ward, dessen König Bosnien fortan von einem Vicekönig regieren ließ. In der Folge der Zeit machte sich dieser unabhängig, worauf 1392 zwey Mitbewerber um diesen Thron stritten; der eine von ihnen forderte die Türken zum Beystand gegen seinen Mitbewerber auf, wodurch er, wie jeder Fürst, der Fremde zu seiner Hülfe braucht, dem Fremden zinsbar ward. Dieses Verhältniß dauerte bis 1460, wo der damals regierende König den Türken den Tribut zu verweigern sich beykommen ließ; Mahomed II. nahm die Gelegenheit wahr, Bosnien nicht allein zu einer türkischen Provinz zu machen, sondern auch dessen Einwohner, indem er ihnen die Wahl zwischen dem Tode oder dem Islamismus ließ, zu seiner Religion zu bekehren. Seitdem haben sich viele andere Religionsverwandte daselbst eingefunden, welche sich dem türkischen Joche beugen, so daß unter 1,250,000 Einwohnern 600,000 Mahomedaner, 500,000 der griechischen Kirche Angehörige, die übrigen Katholiken, Juden und Zigeuner sind. Die Bosnier beyderley Geschlechts sind schöne rüstige Menschen, obgleich der schon durch mehrere Generationen fortdauernde unmäßige Genuß des Branntweins sie hätte schwächen sollen. Vielleicht tragen folgende beyden Umstände dazu bey, das lebende Geschlecht gesund zu erhalten; einmal behandeln sie die neugebornen und kleinen Kinder so hart, daß nur die rüstigen am Leben bleiben, und zum andern fangen die Männer erst als ausgebildete Jünglinge zu trinken an. Vielleicht ist dann ihr Körper schon so fest, daß er dem übeln Einfluß dieser Gewohnheit besser widersteht.

Ihre Sprache, welche die illyrische ist, steht mit der aller slavischen Stämme von Petersburg bis Ragusa in so genauer Verwandtschaft, daß der Einsender dieses einen Russen und einen Ragusaner, beydes Leute von Stand und von Bildung, sich einander ohne viele Mühe in ihrer beyderseitigen Landessprache unterhalten hörte. Diese Sprache ist wohltönend, und müßte, da sie über allen Reichthum der russischen und vor allen der polnischen, zu gebieten hat, bald eine gebildete Sprache werden können. Wir lassen nun Herr Chaumette selbst sprechen.

*) Aus den Voyage en Bosnie dans les années 1807 et 1808, par Amédée Chaumette des Fossés, Autrefois Chancellier du Consulat général de Bosnie etc. Paris 1822.

Die Bosnier sind einer gegen den andern freymüthig, gastfrey, tapfer, stolz auf ihren Stamm und ihr Land und beharrlich in Haß wie in Liebe. Der Pfarrer von Dolate sagte: „Nichts ist vermögend, uns von unserm Sinn abzulenken; wir haben einen eisernen Kopf,“ — und ein steinernes Herz, hätte er hinzusetzen können — denn der Bosnier, dem man in der Türkey allgemein einen guten Charakter beymißt, ist unbarmherzig in seinem Lande. Vielleicht stimmt ihn sein rauhes Klima dazu, vielleicht ist es seine gefährliche Lage zwischen drey großen Reichen, die ihn so mißtrauisch macht. Die Rajas (so heißen die christlichen Unterthanen der Pforte) gestehen selbst, daß die Muhamedaner dieses Landes bis zu den lezten Jahren milde gesinnt waren. Allein seit dem Anfang dieses Jahrhunderts hat sie ihre politische Lage äußerst mißtrauisch gemacht. Sie wurden Nachbarn der Franzosen und liebten sie anfangs; aber seit dem Kriegszug nach Egypten scheinen sie ihnen nur verkappte Feinde zu seyn. Oesterreich begrenzt sie gegen Norden, Rußland, das den Muselmännern allen so furchtbar ist *), befindet sich durch die Bewaffnung Serviens und der Montenegriner, welche sie von der übrigen Türkey ganz abgeschnitten haben, an ihren Grenzen. Diese Lage hat sie gegen alle Welt feindselig gestimmt, sie hat ihnen Furcht gegen ihre Rajas **) eingeflößt und sie zu einer barbarischen Behandlung derselben verleitet. So ließ z. B. der Kapitän von Gradatchate die Rajas seines Distrikts auf den geringsten Verdacht einsperren, und alle Freytag, wenn er aus der Moschee kam, wurde eine Anzahl dieser Unglücklichen ihm vorgeführt, worauf er seine — wirklich unerhörte — Stärke an ihnen übte, indem er sie mit einem Streich seines Säbels in der Mitte des Leibes zwischen den Ribben und Hüften durchhieb. Da Kuszem Mehmed, der lezte Vesir, ihn nicht öffentlich für diese Unmenschlichkeiten strafen durfte, richtete er es so ein, daß er im August 1807 in einem Gefecht gegen die Servier umkommen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man muß nicht vergessen, daß diese Blätter 1807 geschrieben sind.

**) Unter Bosnien sind also nur die muselmännischen Bewohner des Landes verstanden, obschon diese Religionsverwandte der Zahl nach wenig mehr als ein Drittel der Bevölkerung ausmachten. D. Ueb.

Blicke auf die Geschichte der Glasmacherey und die hohe Stufe, auf welcher sie jezt in England steht.

(Beschluß.)

Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gab sich die französische Regierung viele Mühe, die Glasmacherey aufzumuntern, und befahl, daß niemand als adeliche Söhne oder Herren das Geschäft betreiben, oder auch nur als Arbeiter in den Glasfabriken dienen durften. In Folge dieses Befehls wurde eine Gesellschaft solcher Leute errichtet, welche viele wichtige Vorrechte und Freyheiten vom Staate erhielten, besonders aber, daß sie sich mit dieser merkwürdigen Kunst befassen durften, ohne ihrem Adel Abbruch zu thun. Und in der That soll auch keiner darunter sich ungebührlich betragen, sondern seine Ehre unverlezt seiner Nachkommenschaft übertragen haben.

Die Ursache, warum sich die französische Regierung der Beförderung der Glasmacherkunst so sehr angenommen hat, ist wahrscheinlich in dem glücklichen Erfolge zu suchen, welchen die Venetianer darin gehabt haben. Denn es scheint, daß sie im dreyzehnten Jahrhundert eine große Spiegelfabrik zu Murano, einem bevölkerten Dorfe in der Nähe von Venedig, errichtet hatten, worin so große Spiegel gemacht wurden, daß sie ganz Europa in Staunen sezten. Als König Heinrich III. von Frankreich Venedig besuchte, war er über die Arbeiten zu Murano so erfreut, daß er die Eigenthümer derselben sammt ihren Nachkommen in den Adelstand erhob.

Im Jahre 1453, als Anton de Broßard, Herr von St. Martin und Prinz aus königlichem Blute die Glasmacherey so beträchtlich gefunden hatte, und weil er wußte, daß dieses Geschäft den Adel nicht beflecke, erhielt er eine ausschließliche Bewilligung vom Fürsten, eine Glasfabrik in seiner eigenen Grafschaft zu errichten; und in Folge dieser Erlaubniß sezten die ältern Söhne dieser Familie dieses Geschäft ununterbrochen bis gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts fort, wo der Eigenthümer desselben getödtet wurde, als er einen Heerhaufen bey der Belagerung von Chartres anführte. Außer diesem erhielten später noch mehrere andere adelige Familien, selbst solche, welche die höchsten Staatswürden begleiteten, die Erlaubniß, Glashütten zu errichten.

Das in Frankreich erzeugte Glas war indessen dem italienischen nie gleich gekommen; allein nachdem Colbert Minister geworden war, sezte ihn ein glücklicher Umstand in die Lage, diesen Gewerbszweig auf eine Weise zu begründen, wie man es längst gewünscht hatte.

Einige französische Künstler, die sich zu Venedig aufhielten, fanden Mittel, eine genaue Kenntniß von dem Verfahren bey der Verfertigung des Spiegelglases zu Murano zu bekommen, womit sie nach Frankreich zurückkehrten, in der Hoffnung, ihrem Vaterlande mit diesem Zweige nützlich zu werden. Der Minister nahm sie gnädig auf; und nachdem er sie ermächtigt hatte, die geeignetste Lage zu wählen, ließen sie sich im Jahr 1665 zu Tourlaville, in der Nähe von Cherburg, nieder. Diese Gesellschaft erhielt nachher ein Patent von der französischen Regierung nebst einem Vorschusse von 12,000 Livres auf vier Jahre.

Im Jahr 1688 machte Abraham Thevart, ein geschickter Fabrikant, dem Hofe den Vorschlag, Glasspiegel zu

giessen, und verpflichtete sich, dass sie grösser als alle bis dahin bekannten werden sollten. Dieser erhielt gleichfalls ein Patent auf dreyssig Jahre; und die ersten gegossenen Tafeln wurden zu Paris gemacht, und waren 84 Zoll hoch und 50 breit, worüber alle Glasfabrikanten jener Zeit erstaunten. Drey Jahre darauf verlegten die Eigenthümer ihre Fabrik nach Gobin, im Departement Aisne, wo sie den Grund zu einer Manufaktur legten, die noch immer im blühenden Zustande, und vielleicht die wichtigste unter allen ist, die jezt bestehen.

Wie wir schon oben gesehen haben, wurde das erste Glas in England im siebenten Jahrhundert gemacht; allein das Gewerbe machte wenig oder keine Fortschritte, bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, um welche Zeit die erste regelmässige Glashütte in London errichtet wurde. Nachher entstanden andere, welche König Jakob I. und Karl I. durch Einfuhrverbote unterstützten.

Der erste von beyden Monarchen bediente sich des Glases, um Geld ohne den Beystand des Parlamentes zu bekommen, indem er dem Sir Robert Mansel ein ausschliessliches Patent zur Glasfabrikation bewilligte, und aussagen liess, dass es ihm als eine Belohnung gegeben werde, weil er Steinkohlen statt Holz bey der Verfertigung des Glases genommen habe. Aus demselben Grunde wurde ihm auch erlaubt, Trinkgeschirre und andere Glasarbeiten aus Italien ausschliesslich einzuführen, die man dort noch besser als in England machen konnte.

Unter der Regierung Karls II. verbesserte ein gewisser Ravenscroft die Verfertigung des Krystallglases bedeutend, und man sagt, er habe alle Gattungen Trinkgeschirre eben so gut gemacht, als sie damals im Auslande verfertigt wurden.

Der Herzog von Buckingham, welcher zu gleichem Zwecke Arbeiter von Venedig brachte, errichtete ebenfalls um das Jahr 1670 ein bedeutendes Glaswerk zu Lambett, um feines Spiegelglas zu machen.

Auf diese Weise wurden nach und nach alle Glaswaaren in England verfertigt, und dieser Gewerbszweig dehnte sich dergestalt aus, dass im Jahre 1696 nicht weniger als neunzig Glashütten in den verschiedenen Theilen Englands errichtet waren. Davon befanden sich vier-und-zwanzig in London und Southwark, siebzehn zu Stourbridge, eilf zu Newcastle am Tyne, und neun zu Bristol; der Ueberrest war an andern Orten angelegt, wo Kohlen leicht zu bekommen waren. Auf diese Weise haben sich die englischen Glaswaaren nach und nach zu einem Stapelartikel des Landes erhoben, und namentlich durch die Unterstützung Georgs III., innerhalb der lezten dreyssig Jahre, einen Grad der Vollkommenheit erreicht, dessen sich die Glaswaaren anderer Nationen nicht rühmen können.

Wer sich von dieser Behauptung überzeugen will, der muss die Ausstellungen der französischen, böhmischen und englischen Glaswaaren mit einander vergleichen, und er wird gewiss finden, wie sehr die beyden leztern an Reinheit und Schönheit der Form, und der vollkommenen Schleiferey hinter den englischen zurück sind. Die Glasausstellung in dem obern Schauzimmer des Herrn Blades zu London übertrifft jede Vorstellung; und es ist unmöglich, eine angemessene Beschreibung davon zu geben. Geschmack und Kunst sind hier im höchsten Grade mit einander vereinigt, und man erstaunt, welchen Eindruck die unendliche Strahlenbrechung des dort aufgestellten Krystallglases auf den Zuschauer hervorbringt. Wer diese Ausstellung nicht gesehen hat, kann sich weder von der Vollkommenheit der Arbeiten, noch von der bezaubernden Kraft des Glases einen Begriff machen.

Im Jahre 1800 schickte der König Georg III., durch den Grafen Elgin, dem Grossherrn ein prächtiges Geschenk von Kron- und Stockarmleuchtern aus der Manufaktur des Herrn Blades, welches im Osten Europens ein solches Aufsehen gemacht hat, dass der Pascha von Egypten erst kürzlich die prächtigsten Glas-Geräthe mit einem Paar Narguiletten bestellte, die fünf Fuss hoch, und mit Gold, vergoldetem Silber und Edelsteinen versehen seyn sollten. Diese leztern sind allein dem asiatischen Luxus eigen.

Die asiatischen Gesandten, besonders aber Mirza Abdul Hassan Khan, waren von der Pracht der englischen Glasarbeiten so ergriffen, dass dieser das Schauzimmer des Herrn Blades zu seinem Lieblingsaufenthalte wählte, und Stock- und Kronleuchter von ungemeiner Grösse für den König von Persien bestellte; welcher dergestalt davon bezaubert wurde, dass er dem Herrn Blades aus freyem Antriebe ein königliches Patent und seinem Gesandten den Orden der Sonne und des Löwen übersandte.

Die ausserordentliche Pracht der Asiaten in ihren Pallästen, wo man die glänzendsten Farben mit goldnen Geweben vereinigt, muss durch den funkelnden Schimmer dieser gläsernen Geräthe ungemein gehoben werden. Von dieser erhebenden Wirkung scheinen auch die asiatischen Grossen vollkommen überzeugt zu seyn; indem der Nizam von Hydrabad, Homevee, Bomansee von Bombay, und der Prinz von Shiraz bedeutende Ankäufe in englischem Krystallglase gemacht haben. Andere kostbare Sendungen wurden nach Russland, Oesterreich, Spanien und Portugal gemacht, wo man die Pracht der englischen Glasgeräthe nicht weniger bewundert hat.

Eines der ausserordentlichsten Kunststücke von Glas liess jedoch Herr Blades für den Nabob von Oude verfertigen. Es war ein smaragdgrünes Mausoleum, nach Art des messingenen Grabmahles Heinrichs VII. gemacht, das sich in der Kapelle der Abtey von Westminster befindet; es sollte zum Gedächtnisse des Nabobs Mutter in einem ihner geheiligten Tempel aufgestellt werden. Der Styl war theils persisch, theils hindostanisch; und es war vier-

zehn Fuß hoch, und hatte eine Grundfläche von sieben Quadratfuß. Wenn die Sonne von der entgegengesezten Seite darauf schien, machte dieses Kunstwerk einen unvergleichlichen Eindruck auf den Zuschauer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Oktbr.

(Fortsezung.)

Die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaats hat ein groses Konzert angekündigt, welches in dem jezt unbenuzten Schauspielhaus am Kärnthnerthor statthaben wird. Der Zweck ist, vor einem grössern Publikum, als bey den bisher gehaltnen öffentlichen Prüfungen geschehen konnte, Beweise des Gedeihens dieser Anstalt, und des erfolgreichen Strebens der Lehrer durch ausgezeichnete Leistungen der ihnen anvertrauten Zöglinge zu geben, und so durch den sich immer mehr erweiternden Kreis vertrauungsvoller Kunstfreunde die nöthigen Hülfsmittel zur Fortdauer dieses seit eilf Jahren bestehenden, verdienstlichen Instituts zu gewinnen. Eine bedeutende Anzahl von jungen Leuten beyderley Geschlechts werden daselbst von eilf Lehrern in allen Zweigen der Musik unentgeldlich unterrichtet. Sowohl die von dem Verein selbst seit seinem Entstehen abgelegten ehrenvollen Proben seiner Wirksamkeit, als die Menge der in Wien lebenden, wohlhabenden Kunstfreunde, berechtigen zu der Hoffnung, daß es an erforderlicher Unterstüzung nicht fehlen wird.

Am achtzehnten dieses Monats verkündigte das Geläute aller Glocken der Kaiserstadt den Tod des Königs von Bayern, der die kaiserliche Familie in tiefe Trauer versezte. Abends war das Hoftheater verschlossen, und in der Hofburg-Pfarrkirche wurde die Vigil, so wie am folgenden Tage, ebenfalls beym Läuten aller Glocken, die Seelenmesse gehalten. Auch der Direktor der auf dem Theater an der Wien gastirenden Gesellschaft aus München gab Tags vorher, aus derselben Veranlassung, wie durch einen besondern Anschlagzettel bekannt gemacht wurde, kein Schauspiel. Am neunzehnten ward auf dem Hoftheater der Jahrstag der Schlacht bey Leipzig gefeyert, wozu dieß Mal Ottokars Glück und Ende wieder auf die Scene kam, nachdem dieses Stück, so wie manches andre, während einer fast mehrere Monate fortdauernden sehr gefährlichen Krankheit der Dem. Miller, gefeyert hatte. Diese Schauspielerin trat zum ersten Mal wieder als Thekla, in Wallenstein, auf, der bey überfülltem Haus gegeben wurde. Kurz vorher war auch Madam Anschüz, nach einer abermals durch langwierige Unpäßlichkeit verursachten Entfernung von der Bühne, als Wilhelmine, in Jüngers Lustspiel, die Entführung, wieder aufgetreten.

Bey diesem Mangel an öffentlichen musikalischen Unterhaltungen sehen die Freunde der Tonkunst mit Vergnügen den dießjährigen Quartett-Produktionen im Saal des hiesigen Musikvereins entgegen, die seit einigen Jahren regelmäßig während der Winterzeit jeden Sonntag statthaben, und worauf immer von sechs zu sechs Wochen abonnirt wird. Gewöhnlich werden drey vorzügliche Kunstwerke an einem Abend, nämlich von vier bis nach sechs Uhr, aufgeführt, weil das Ende vor Anfang der Theatervorstellungen erfolgen muß; meistentheils ein Quartett, Quintett u. dergl. von Haydn, Mozart und Beethoven, vom Lezteren oft das allerneuste Werk, und mit einem solchen wechselt dann das Werk irgend eines andern anerkannten Meisters ab. Meisterschaft bezeichnet auch den Vortrag.

Die in Böhmen angefangne Eisen-, eigentlich Holzeisenbahn, wie man es nennen sollte, wird mit raschem Eifer fortgesezt, dennoch möchte das Werk wohl erst nach vier Jahren ganz beendigt seyn. Einen interessanten Anblick gewährt die zwölf bis fünfzehn Klafter lange, oft auf mehr als 24 sehr hohen Rädern, mit hervorspringenden Schienen ruhende Wagenmaschine, die eigentlich aus zwölf bis fünfzehn zweyrädrigen, unter einander verbundenen Wagen besteht, und mittelst welcher auf der bereits vollendeten Bahnstrecke gewöhnlich mehr als 50 Zentner Erde, Steine u. dergl. durch ein einziges Pferd, ohne merkliche Anstrengung, von einem Ort zum andern fortgeschafft werden. Die Stränge gleichen mittelmäßig dicken Schnüren, und sind, wegen der Schnelligkeit der Bewegung, mehr schlaff als gespannt. Eben so interessant sind die oft mehrere Lachter tiefen Durchschnitte der Hügel, die als Unterlagen der Bahn dazwischen erbauten, gemauerten Verbindungsbrücken, die zur Ableitung unterirdischer, wider Vermuthen entdeckter, Quellen, bis zum nächsten Teiche regelmäßig angelegten Abzugskanäle u. s. w. Das Entstehen dieses außerordentlichen Werks ist noch merkwürdiger, als selbst die Vollendung seyn wird, weil man alsdann nicht mehr die unsäglichen Schwierigkeiten und Hindernisse gewahrt, mit welchen der Kunstfleiß zu kämpfen hatte, sondern nur das Nothwendige geordnet und vollbracht findet. „Zur fünfzigjährigen Jubelfeyer der Eröffnung des Praters, als öffentlicher Vergnügungsort für Jedermann“ — ist ein Büchlein über diesen Gegenstand erschienen, das ein angehängtes Verzeichniß aller in Wien befindlichen öffentlichen Gärten und Bäder enthält. Erst unter Kaiser Josephs Regierung wurde nämlich der Prater dem öffentlichen Vergnügen gewidmet und nach und nach zu diesem Zweck mit kleinen und großen Ansiedlungen versehen, indem zugleich der Augarten damit verbunden wurde. Kurz vorher war nur ein kleiner Theil des großen Jagdreviers dem Zutritt des Publikums frey gegeben, und zur bestimmten Zeit mußte Jedermann auf ein gegebnes Zeichen sich zurückziehen. Auch jezt gibt es noch Gehege, in ganz entfernten, aber höchst reizenden und romantischen Theilen, die man nicht wohl, ohne Begleitung eines der Forstleute, denen die Aufsicht anvertraut ist, betreten kann, um das Wild nicht zu stören. In kleinen Truppen kommen indessen Rehe selbst bis an die Hauptalleen, an schönen Sommertagen in der Woche, wo der Besuch von Spaziergehenden weniger zahlreich ist, weiden still und traulich auf beyden Seiten des Weges, und werden auch nicht schüchtern, wenn man sich friedlich um sie her versammelt, oder einzelne Wagen schnell vorüberfahren.

Am Namenstage Sr. Majestät des Kaisers geschahe die Eröffnung der neuen, auf Kosten einer Aktiengesellschaft erbauten Kettenbrücke, die sich über den Wiener Donau-Kanal erstreckt, um die Verbindung zwischen dem Prater und den an diesem Theil des Kanals gelegenen Vorstädten zu befördern. Dieses Werk ist durch die Neuheit der Bauart und die Zartheit der Formen in gleichem Maße ausgezeichnet, und liefert einen sprechenden Beweis von den erfreulichen Fortschritten des österreichischen Kaiserstaats im Gebiet der Künste und Wissenschaften. Die größte Vorsorge ist an den Stüzpunkten angebracht, und alle übrigen Theile sind so konstruirt, daß jeder einzelne Theil, ohne den geringsten Nachtheil für den Gebrauch der Brücke, herausgehoben, und für den Fall, daß einer schadhaft werden sollte, leicht durch einen neuen ersezt werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. Dezember 1825.

Du bist mein, mein Glauben, Hoffen, Lieben.
Siehst Du's morgenröthen über'm Grab?
Deine Hand, du Traute! frisch hinab! —

Henne.

Jetzt.

Wären noch die schönen Zeiten,
Wo man für die Liebe stritt,
Wo man mit dem Klang der Saiten,
Mit dem Schwert zum Kampfe schritt.
Wo nur Eines Blickes Weihe
Unverwundbar, siegreich machte,
Wo man Blumen aus dem Maie,
Waffen von dem Feinde brachte.

Wo man an die Liebe glaubte,
Freudig, wie an seinen Gott;
Wo ein Wink von theurem Haupte
Heil'ge Zuversicht gebot;
Wo sich freudig dann der Ritter
Stürzte in der Drachenklauen,
In des Meeres Ungewitter,
In der Zaubernächte Grauen.

Freudig war sein kühnes Siegen
Ueber Sturm und Kampfesnoth:
Freudig war sein Unterliegen,
Freudig war ihm selbst der Tod.
Waren tausend Wunden offen —
Nur das Leben kann entrinnen —
Stand wie Träume noch sein Hoffen
Vor den halbvergangnen Sinnen!

Wären noch die schönen Zeiten,
Wo man für die Liebe stritt;
Griff' ich auch wohl in die Saiten,
Zög' ich auch zum Kampfe mit! —

Eines nur ist mir geblieben
Von den schönen, schönen Tagen,
Treu zu dienen, treu zu lieben,
Und Vergangnes zu beklagen!

Einige Nachrichten über Bosnien.

(Fortsetzung.)

Ein Fremder ist bey seinem Eintritt in das Land über den Ausdruck von wilder Grausamkeit in den Einwohnern betroffen. Jeder Reisende, der ohne erhaltene Erlaubniß der türkischen Obrigkeit mehr wie drey Tage in einem der westlichen Grenzorte verweilt, wurde als ein Spion gehangen, selbst der Handel macht sie nicht umgänglicher; kein venetianischer oder österreichischer Kaufmann durfte sich je bey ihnen ansiedeln, der Handel wird einmal in der Woche auf dazu bestimmten Grenzplätzen getrieben.

Vielleicht hat die Nahrungsweise der Bosnier auf ihre Grausamkeit Einfluß: sie besteht größtentheils in gesalzenem Fleisch und Branntwein — Dinge, welche das Blut scharf und unruhig machen müssen. Gleich früh beym Aufstehen trinkt der Bosnier ein großes Glas Zwetschgenbranntwein; kurz vor Tisch auf's neue zwey Gläser, zu denen er Gebacknes ißt, dann verzehrt er ein nach Art des Sauerkrauts gegohrnes Gemisch von Zwiebeln, Rüben und Kohlgattungen (welches bey den Polen und Russen ebenfalls Volksnahrung ist), diesem fügt er rohes geräuchertes Schaffleisch hinzu. Nun folgt eine Suppe von trocknen Bohnen, und den Schluß der Mahlzeit macht wieder Branntwein.

Dieses ist unausgesezt die Nahrungsweise während der übeln Jahrszeit; im Sommer geniessen sie fast gar nichts wie Wassermelonen und Gurken, ohne alle Zubereitung *). Bey festlichen Gelegenheiten wird ein Lamm auf türkische Weise, d. h. unzerlegt und mit einer Fülle aus Reis und den gehackten Eingeweiden bestehend, gebraten auf den Tisch gebracht.

Die Bosnier trinken wenig Wasser; sie behaupten, daß es Kolik und Kröpfe erzeuge, auch die Zähne ausfallen mache. Das kann von Quellwasser wahr seyn, und begründet vielleicht ihre Gewohnheit des Branntweins. Um dieserwillen mögen die Bosnier nicht gern mit andern Türken zu Tische sitzen, da der Koran den Gebrauch starker Getränke, wenigstens öffentlich, verbietet.

Obgleich die Bosnier sich viel auf ihren Islamismus einbilden, sind sie doch von den andern Türken als Neubekehrte wenig geachtet. Ein Blick in die Sitten und auf den Ursprung dieses Volks wird den Grund dieser Abneigung erklären.

Die eine der zwey hauptsächlich wegen religiöser Meynungen im Kriege liegenden Partheyen, welche im vierzehnten Jahrhundert die Türken zu Hülfe rief, war die der Paternianer oder Katharrer **), welche auch nach der Unterjochung des Landes durch die Türken am willigsten war, sich mit ihren Siegern zu vermischen; allein ihre Sprache nahmen sie nie an; das hat eine strenge Grenzlinie zwischen den innern und südlichern Provinzen des türkischen Reichs gezogen; dazu kommen noch manche Gebräuche, die aus dem Christenthum beybehalten, den Türken verhaßt sind, und diese erhalten sich um so mehr, weil die angesehenen Familien des Landes fast alle von Paternianern abstammen.

Die Vielweiberey ist zwar hier erlaubt, wird aber sehr selten geübt, denn gewöhnlich hat ein Mann auch nur eine Frau; die Ehen sind auch hier viel rechtlicher als in der übrigen Türkey, werden auch unter günstigern Umständen geschlossen. Dort hat der Gatte seine Braut vor der Hochzeit einmal gesehen, hier hält sich eine muselmännische Jungfrau ungescheut an den auf die Straße gehenden Fenstern auf, und spricht öffentlich mit den Jünglingen, die sich um sie bewerben; dabey findet sich bald Gelegenheit, eine Wahl zu treffen, und sind es die Eltern zufrieden, so folgt die Hochzeit bald nachher. — Die freywillig verbundenen Gatten lieben sich, und diese Abweichung von türkischem Gebrauch, welche in andern türkischen Provinzen streng gestraft werden würde, kommt hier dem Glück der Ehen zu gute.

Man könnte glauben, daß diese Leichtigkeit, Ehen zu schließen, nach der Heirath Unordnungen veranlassen könnte, das ist selten der Fall; die einmal verheiratheten Frauen sind hier zu vieler Behutsamkeit in ihrem Betragen verbunden. In Konstantinopel und Rumelien z. B. sind die Weiber, wenn sie ausgehen, also verschleyert, daß nur ihre Augen und Nasenwurzel sichtbar bleiben; in Syrien, Arabien und Egypten zeigen sie die Augen allein; in Bosnien ist ihr ganzes Gesicht durchaus verborgen, ein Tuch bedeckt ihnen die untere Hälfte desselben bis über die Nase, ein anderes geht von der Stirne über jenes etwas abstoßend herab, so daß die also Verhüllte gar nichts sehen kann als den Fußboden, auf dem sie ihre nächsten Schritte machen soll. Die Laster der Wollust, mit welchen sich die Muselmänner in Asien und Konstantinopel beflecken, machen in diesem rauhen Klima wenig Fortschritte; diesem Umstand sind vielleicht auch zum Theil die mit vielen Kindern gesegneten Ehen zuzuschreiben.

Der Ehebruch ist ebenfalls selten, wird aber auch auf das Grausamste bestraft; der Mann wird ohne weitere Untersuchung gehangen, und die Frau, wenn nur ein bloßer Verdacht auf ihr ruht, ist der Rache des beleidigten Gatten überlassen; und bey diesem rohen Volke sah man in solch einem Falle den Gatten sein Weib auf die schrecklichste Art um's Leben bringen. Niemand bringt dagegen eine Klage vor, ja wenn der Mann Mitleid zu zeigen geneigt ist, widersezt man sich seiner Milde. Im April 1808 hatten wir davon ein Beyspiel. Ein Janitscharen-Aga war nach Bosna Seray gereist und hatte seine Frau in Travnik gelassen. Während seiner Abwesenheit ward diese mehrmals von einem jungen Griechen besucht, und die Nachbarn, welche nach türkischer Sitte während des Gatten Entfernung sein Haus bekundschaftet hatten, erfuhren diese Besuche. Wie der Aga zurückkam, klagten sie den Griechen bey ihm an, begaben sich mit ihm vor den Gerichtshof, und dem Urtheil gemäß ward der Grieche gehangen, die Frau aber der Rache des Ehemanns preisgegeben. Dieser hatte Kinder von ihr, und liebte sie wirklich, er begnügte sich deßhalb, ihr Nase und Ohren abzuschneiden; die Nachbarn, über diese Nachsicht aufgebracht, verklagten ihn beym Divan, und der Vezier, welcher der Sache Beyfall gab, ließ die Frau in einen Sack mit Steinen beschwert einnähen und an dem Platz des Ufers, wo ihr Liebhaber hingerichtet worden war, in den Fluß

*) Diese Sommernahrung kann wahrhaft als ein Correctiv der im Winter genoßnen scharfen Speisen angesehen werden, und auch hierin gleicht der Bosnier dem Bewohner des nördlichen Polens, der aber die Wassermelonen, deren Anbau sein Klima nicht verstattet, durch den Genuß einer Menge säuerlicher Waldbeeren ersezt. D. C.

**) Name einer ausgebreiteten Ketzersekte, die, im eilften Jahrhundert entstanden, die Reinheit der christlichen Kirche wiederhergestellt, und die römische Herrschaft beschränkt haben wollte. Sie pflanzte sich unter verschiednen Namen und Schattirungen bis zu den Albigensern fort, und möchte in ihrem Ursprung die Glaubensansichten mancher unsrer frömmsten Zeitgenossen ausgesprochen haben. D. C.

werfen. Ueber die so eben erwähnte Anklage von Seiten der Nachbarn muß ich noch einige Erläuterung geben. In der Türkey sind die polizeylichen Maßregeln, vermöge der man bey uns die Handlungen der Bürger auszukundschaften weiß, nicht bekannt; die Regierung ersezt dieselben, indem sie die Unterthanen einen für den andern verantwortlich macht. Jedes Dorf, und in den Städten jede Straße, ist unter die Aufsicht eines, meistens des ältesten, der Einwohner gestellt; wenn ein Mord oder Raub daselbst vorgeht, werden alle Häuser der Straße, oder das ganze Dorf durch einen solchen Obmann willkürlich geschäzt, um dafür, daß sie eine solche Unthat nicht verhinderten oder ihr zuvorkamen, gestraft zu werden. Diese Strafe heißt: das Blut abkaufen. Dieselbe Gerichtsweise tritt ein, wenn die That auf einem dem Ort gehörigen Felde vorgefallen ist; der Ertrag desselben kommt der Obrigkeit zu gut, man kann also denken, daß sie selten mit Nachsicht verfährt.

Diese gegenseitige Verantwortlichkeit hat eine Eigenheit in der Bauart der Häuser in diesen Gegenden nach sich gezogen: sie haben gewöhnlich über dem Erdgeschoß einen vorspringenden, ringsum mit Fenster versehenen Erker *), in welchem man die Straße bequem übersehen kann. Wenn ein Fremder sich irgendwo niederlassen will, muß er erstlich um die Erlaubniß der Nachbarschaft nachsuchen; der Einwurf eines Einzigen verhindert ihn, das beabsichtigte Haus zu miethen; das Recht begünstigt immer die Nachbarn, da sie für die Sittlichkeit der neuen Bewohner gut stehen müssen; der Glaubenssatz der Türken: „das Recht des Nachbarn ist das Recht der Gottheit," wird dadurch anerkannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Sollte das auch in unsern ältern süddeutschen Städten die Ursache der häufigen Erker seyn? zu polizeylichem Behuf werden sie, so viel wir wissen, jezt nicht mehr benuzt; aber zur Privatinspektion der Gassen bieten sie die köstlichste Gelegenheit dar, die hoffentlich von den Hausbewohnerinnen (von ihnen in Vorzug vor den Männern, nur weil sie unzweifelhaft, mit emsiger Geschäftigkeit an ihr Haus gekettet sind) fleißig benuzt wird. D. U.

Bolivar.

General Bolivar, oder wie man ihn nennt, „der Befreyer" (El liberador), ist 42 Jahr alt, ungefähr 5 Fuß 7 Zoll hoch, von schlanker Gestalt, und wie man es von „dem Helden des Aequators," wie die Amerikaner ihn heißen, vermuthen mag, von dunkler Farbe. Sein Ansehen ist ernst, doch ungeachtet des Knebelbartes nicht wild, wie Einige gesagt haben; sein dunkelbraunes Auge ist ausdrucksvoll und durchdringend. In seiner Jugend durchreiste er Europa, er liest Englisch, spricht aber nur wenige Worte; Französisch spricht er geläufig, doch nicht fehlerfrey. Er spricht viel und mit Offenheit und ohne Vorbereitung. Er scheint das gesellschaftliche Leben zu lieben und bricht niemals zu früh auf. Ich war zweymal mit ihm in großen Gesellschaften — das eine Mal auf einem Balle, wo er von acht Uhr des Abends bis fünf Uhr des Morgens blieb, während der ganzen Zeit sprach, beym Abendessen Gesundheiten ausbrachte und Reden hielt, und hernach einen Walzer mit einem hübschen Mädchen tanzte. Bey einem Frühstücke an Washingtons Geburtstage, den er gewählt hatte, um eine Fregatte der Vereinigten Staaten zu besuchen, brachte er mehrere Gesundheiten aus, und hielt Reden; in einer derselben erhob er die Vereinigten Staaten weit über alle Völker der alten und neuen Zeit, indem sie am besten die vollkommenste Freyheit mit der vollkommensten Ordnung zu vereinen wüßten.

Sein Ehrgeiz erscheint hoch und edel. Er wünscht der Vertheidiger und Gründer der südamerikanischen Unabhängigkeit zu seyn, und zufrieden mit dem Besitz eines ansehnlichen Vermögens, verschmäht er jeden Zuwachs an Reichthum. Er weigerte sich, fast mit Verachtung, das Geschenk von einer Million Dollars anzunehmen, welches der Kongreß von Peru ihm anbot, da er von dem ersten Augenblicke seinen Stolz darein gesezt hatte, auch nicht ein Sandkorn von Peru hinwegzutragen. Seine Lieblingsprojekte sind, einen Kanal durch die Landenge zu graben, und einen Kongreß in Panama niederzusetzen, der aus einem großen föderativen Rathe bestehen soll, um alle Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Staaten zu entscheiden, mit einem Heere zu seinem Befehle auf den Fall innerer Unruhen oder äußerer Angriffe. Diese Idee ist sein Lieblingsthema. Wenn er die Ruhe und Unabhängigkeit dieser Staaten gesichert haben wird, ist es sein Wunsch, eine Reise nach den Vereinigten Staaten und nach England zu machen; er hegt eine hohe Bewunderung für Beyde. Seine Feindschaft gegen die Spanier, die in dem blutigen Kriege von Venezuela genährt worden, ist unversöhnlich. Alle seine Verwandten sind durch die Spanier ermordet worden, bis auf einen Oheim, der in Spanien lebt.

Korrespondenz-Nachrichten

Wien, Oktbr.

(Beschluß.)

Auf dem Hoftheater ist noch ein Gast in diesem Monat aufgetreten: Hr. Hölken, vom Hoftheater in München, der schon früher hier gespielt hat, und, wenn ich nicht irre, mit etwas mehr Beyfall als jezt, wenigstens das erste Mal, als er auftrat. Der Unterschied hängt oft von der Wahl der ersten Rolle ab, oder von andern Umständen. Hätte er dieß Mal seine zweyte Rolle — den Antonio Alleari — zuerst gespielt, so würde er einen weit vortheilhafteren Eindruck gemacht haben, denn hier glückte ihm Vieles, und eine gewisse Manier und Unbestimmtheit abgerechnet, war sowohl in der Ansicht als Ausführung das Lobenswerthe dieser Darstellung überwiegend. Das Publikum, so sehr es mit seiner ersten Darstellung des Spielers von Iffland unzufrieden war, ließ ihm

an dem nächsten Abend dennoch volle Gerechtigkeit widerfahren, und beyde Theile gingen gleichsam versöhnt auseinander, denn Hr. Hölten spielte dieß Mal nur zwey Gastrollen. Seine Darstellung des Spielers war ganz unbedeutend, und bestand eigentlich blos in einer leeren Repräsentation von außen, ohne innere Reproduktionskraft. Wenige Künstler besitzen eine solche dichterische Empfänglichkeit, eine solche Reizbarkeit des Herzens — wohl ihnen! — daß sie von der tiefen Zerrüttung und der gewaltsamen Erschütterung eines, dem Sturm der Leidenschaften und der Verzweiflung Preis gegebenen Gemüths sich einen Begriff machen, geschweige sie mit Hülfe der Begeisterung, sobald es nöthig ist, in sich selbst hervorrufen, und mittelst der Kunst in einem lebendigen Gemälde zur Anschauung bringen können.

Auf demselben Theater sind noch im Laufe dieses Monats zwey Neuigkeiten aufgeführt worden. Erstens: „Die Benefice-Vorstellung.“ Dramatische Kleinigkeit in Einem Aufzug, nach dem Französischen, hat gefallen, und wird leicht auf andern Bühnen mehr gefallen, wenn die Hauptperson des Stücks interessant dargestellt wird. Auf diesem Charakter beruht Alles, er ist mit natürlich komischen Zügen ausgeführt, gibt dem Darsteller Stoff genug, um seine Kunst daran zu erproben, erfordert aber auch von diesem nicht geringe Mittel, wenn die Unterhaltung, selbst in dem kurzen Zeitraum einer Stunde, nicht ermüden soll. Ein gedienter Souffleur soll eine Abschieds-Benefice erhalten. Am Tage der Vorstellung setzen ihn die Mitspielenden in eine Verlegenheit nach der andern. Er beseitigt die Hindernisse, so lange es möglich ist, zulezt bleibt ihm aber doch kein andres Mittel übrig, als statt des aufzuführenden Stücks, selbst auf dem Theater zu erscheinen, und sich in einer Rede an das Publikum zu entschuldigen. Diese Anrede probirt er gleich vor dem gegenwärtigen. Damit schließt das Stück, und diese Wendung kann im schlimmsten Fall als eine Captatio benevolentiae gelten. Eine gute Wirkung macht es auch, wenn die Familie des Beneficianten, Mutter und Tochter, deren Heirathsgut die Einnahme verschaffen soll, und die am Schluß zugegen sind, von Personen aus der Familie des Darstellers gespielt werden.

Das zweyte neue Stück war: Der Erbvertrag. Dramatische Dichtung in zwey Abtheilungen. Die erste, betitelt das Verbrechen, in Einem Akt, enthält das Vorspiel — wie es jezt gebräuchlich ist — die andre führt den Titel: Das Gewissen, und umfaßt in vier Akten die Folge des im erstern Stücke dargestellten Zwistes und Verbrechens. Dieser zweyte Theil ist sehr leer an Handlung, hat aber gut ausgeführte Scenen, einen lebendigen Dialog, gute Rollen und viel Theaterwirkung, die jedoch größtentheils von der vortheilhaften Darstellung abhängt. Der Stoff ist aus einer Erzählung Hoffmanns (das Majorat, in dessen Nachtstücken) genommen, das Phantastische folglich verloren gegangen, und nur die nackte Fabel, an der, außer der dichterischen Behandlung, nichts Besonderes liegt, für die dramatische Gestaltung übrig geblieben. Das Glück des Stücks auf diesem Theater machte nun wohl hauptsächlich die Darstellung des alten Dieners, den Anschütz mit großem Kunstaufwand und mit einem hohen Grad von innerer und äußerer Kraftverwendung gab. Selten möchte wohl ein Schauspieler eine so glückliche Disposition mit so ausgezeichnetem Fleiß für diese Rolle vereinigen. Er scheint einen Triumph darauf gegründet zu haben, und es ist ihm gelungen. Mehr erlaubt mir die Kürze nicht zu sagen. Auch einige andere Rollen wurden lobenswerth gespielt. Die scenische Ausstattung war splendid. In der ersten Vorstellung wurde fast ungewöhnlich viel Beyfall ausgetheilt; gefallen hat das Stück indessen, streng genommen, nur sehr mäßig.

Der Schauspieler Löwe, der hier als Gast, sowohl dieses Jahr, als früher, eine ungemein glänzende Aufnahme gefunden hat, wird nun, wie ich höre, als Mitglied diesem Kunstverein beytreten. Der Schauspieler Kettel verläßt ihn dagegen; vermuthlich mit überwiegendem und dauerndem Vortheil, sonst wüßt' ich nicht warum.

Die Aushängebogen des, vom Hofschauspieler Lembert dieß Mal redigirten, Taschenbuchs Aglaja sind erschienen. So viel ich bis jezt gesehen habe, darf es, auch die ausgezeichneten Kupfer abgerechnet, sich in Reihe und Glied mit den Bessern dieser Gattung stellen, und wird vor manchem Andern, deren beste Gabe diese sind, den Vorrang noch behaupten können. Unter den lyrischen Erzeugnissen können nur wenige für ganz unbedeutend gelten, und solche sind wohl nicht leicht zu vermeiden. Mehrere sind vorzüglich; hierher gehören die vom Baron Zedlitz, besonders das gehaltvolle, von vorn herein nur etwas zu wortreiche Gedicht: Thränengrund; dann die von Rückert. Die Uebrigen darf man zu dem Bessern rechnen. Eine Erzählung von A. West wird den Freunden des Soliden willkommen seyn; die andern dürfen sich in dieser Gesellschaft sehen lassen. Auch von dem hiesigen jungen Dichter G. Seidel, der eine Sammlung seiner Dichtungen besorgt hat, sind dieß Mal einige Kleinigkeiten geliefert worden, die durch sorgsamere Behandlung ansprechen.

Der Schauspieldirektor Carl aus München hat endlich seinen Kontrakt mit der Theater-Unternehmung an der Wien auf zwey Monat verlängert, und wird die ältern Mitglieder seiner Gesellschaft einverleiben. Aus jener, von mir früher erwähnten Spekulation ist demnach nichts geworden. Die Staberlieder sind noch immer an der Tagesordnung. Die neuste heißt: Staberl als Krampus, oder die Wette. Dieser Staberl ist der Fourierschütz eines militärischen Abenteurers, der für seinen Herrn als Knecht Ruprecht (hier zu Lande Krampus genannt) erscheint, um ihm zu einer reichen Frau zu verhelfen. Ein weiblicher Krampus — das lustige Kammermädchen erscheint dem ersten gegenüber, und jagt ihn in die Flucht. Dieses und ähnliche Stücke sind der Inbegriff des tollsten Unsinns, der sich denken läßt, und scheinen dennoch unter einem besondern Glücksstern zu stehen, denn man besucht und duldet sie. Auf andern Vorstadtbühnen würden sie kaum passiren. Herr Carl hat sich indessen ein eignes Fach geschaffen, das er auf eigne Art und Weise zu behandeln weiß, und wenn man sich hieran gewöhnt hat, so findet man es auch sehr wirksam. Ich habe ihn aber in einer ganz verschiedenen Rolle, und wirklich ächt komisch gesehen, nämlich als Hans (oder Jakob) in Wien, welches Stück auch auf diesem Theater gegeben wurde, und worin er mir ungemein gefiel, ungeachtet ich sie bereits auf dem Volkstheater trefflich darstellen sah. Auf diesem leztern hat man noch eine Neuigkeit gegeben: „Die Zauberschminke, oder das Land der Erfindungen;“ von dem Verfasser des früher genannten: „Alle Minuten etwas Andres.“ Diese Erfindungen mißglückten ganz; das Stück fiel, und die Zuschauer äußerten sich ziemlich unverholen. Der Verfasser wurde dennoch gerufen. Das geschieht oft: vielleicht wird sein Stück auch gelobt. Wie Vieles wird das nicht, und oft auf welche schamlose Weise! — Die Musik von Kanne hat Gelungenes, die Stärke liegt aber in den Chören, weil aber das Personal dieser Aufgabe so wenig gewachsen ist, wie das Orchester überall der seinigen, so brachten sie dem Stücke keinen Vortheil. — Doch hier sey es mir erlaubt für dieses Mal mit Meister Ludwig zu sagen:

— al fin io mi trovo esser giunto,
Si ch'io farò con vostra grazia punto.

Beylage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 289.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Dezember 1825.

> Was dir nicht werden kann, darnach sollt du dich nicht sehnen!
> Wenn du ein Ding verleurest, das dir nicht wieder werden
> mag, darnach sollt du nicht trauren oder dich beleidigen!
> Ungläubige Dinge sollt du nicht glauben!
>
> Alte Fabel.

Irländische Sagen und Mährchen *).

Der bezauberte See.

Es war einmal ein See im Westen von Irland, und ohne Zweifel wird er noch dort gefunden; — manche junge Männer ertranken zu verschiedenen Zeiten in dem See, und was die Sache merkwürdig machte, niemals wurden die Körper der Ertrunkenen gefunden. Natürlich wunderten sich die Leute darüber, und endlich kam der See in übeln Ruf. Viele schreckliche Geschichten erzählte man sich; einige versicherten, daß das Wasser in finstern Nächten gleich wie Feuer leuchtete — andere erzählten von grauenvollen Gebilden, die über die Oberfläche hinglitten, und Jedermann kam überein, daß ein starker Schwefelgeruch daraus aufsteige.

Nicht weit von diesem See lebte ein junger Pächter, Namens Roderich Keating, der auf dem Punkte stand, mit einem der schönsten Mädchen im Lande Hochzeit zu halten. Bey seiner Zurückkunft von Limerik, wo er den Trauring eingekauft, stand er mit ein Paar andern jungen Burschen am Ufer des See's, und sie fingen an, mit ihm über die Braut Scherz zu treiben. Der Eine sagte, daß sein Nebenbuhler, der junge Delaney, in seiner Abwesenheit ihre Neigung zu gewinnen gesucht — allein Roderichs Vertrauen in seine Braut war zu fest, um durch solches Geplauder erschüttert zu werden; er griff in die Tasche, zog den Trauring hervor, und hielt ihn mit bedeutenden Blicken empor. Als er ihn so zwischen dem Daumen und Zeigefinger als ein Triumphzeichen herumdrehte, fiel er aus seiner Hand und rollte in den See hinab! — Roderich sah ihm mit sorgenvoller Seele nach, nicht sowohl wegen des Werths des Ringes, obgleich er ihn eine halbe Guinee kostete, als wegen der unglücklichen Vorbedeutung; und das Wasser war so tief, daß geringe Hoffnung war, ihn wieder zu erhalten. Seine Gefährten lachten ihn tüchtig aus, und vergebens versuchte er, sie durch Versprechungen zum Untertauchen nach dem Ringe zu bewegen, sie hatten so wenig Lust als er selbst, das Wagestück zu unternehmen; denn die in ihrer Kindheit gehörten Erzählungen hatten sich ihrem Gemüthe zu fest eingeprägt, und erfüllten sie mit Furcht und Bangigkeit.

*) Unter dem Titel: Fairy Legends and Traditions of the South of Ireland, ist neulich eine kleine Sammlung irländischer Sagen herausgekommen, von denen wir unsern Lesern einige mittheilen wollen. In Irland, so wie in den schottischen Hochländern, herrscht der Glaube an Elfen, Nixen, Gnomen und andre übernatürliche Wesen noch in seiner vollen Kraft, und wird, was auffallend scheint, zum Theil auch von den höhern Klassen getheilt. — Die Elfen werden von dem Volke „die guten Leute" genannt, welches ein Euphemismus ist, da sie fast immer als Unheilstifter dargestellt werden.

Das folgende erste Mährchen ist so vielen andern Sagen von auf dem Grunde der Seen und Flüsse lebenden, Wassernixen gleich. Der Verlust eines Ringes im Wasser ist ein gewöhnlicher Eingang irländischer Mährchen. —

„Muß ich denn nach Limerik zurück, und einen andern Ring einkaufen? rief der junge Pachter aus. Will denn Keiner für den zehnfachen Werth des Ringes sich hinein wagen?"

Da fand sich in der Nähe ein armer gebrechlicher Bursche, der nur für halbklug gehalten wurde, allein er war harmlos wie ein Kind, und wanderte durch das Land von einem Orte zum andern. Als Paddy, dieß war sein Name, von einem so großen Lohne hörte, fing er an zu reden und sagte, wenn Roderich ihm dasselbe Anerbieten wie den Andern machen wollte, so sey er bereit, den Ring aus dem See heraufzuholen; und während des ganzen Gesprächs sah Paddy eben so begierig auf den Fischfang als auf das Geld aus.

„Ich nehme dich beym Wort," sagte Roderich. Sogleich warf Paddy seinen Rock ab, und ohne weiteres Gerede stürzte er sich kopfüber in den See hinein; wie groß die Tiefe war, kann niemand bestimmt erzählen, allein er sank und sank und sank in das Wasser hinunter, bis sich zuletzt das Wasser verlief und er sich auf dem trocknen Lande fand: hier war Himmel und Licht und alles gerade wie bey uns; und er sah einen schönen Park mit einer zierlichen Allee, die zu einem großen Hause mit einer Stiege vor der Thür führte. Als er sich von seiner Verwunderung, daß das Land unter dem Wasser so trocken und eben sey, erholt hatte, sah er um sich her und fand alle die jungen Männer, die in dem See ertrunken, in dem Parke arbeiten, als ob ihnen niemals etwas geschehen wäre. Einige mäheten das Gras, andere bestreuten die Gänge mit Kiessand, und alle arbeiteten so nett und geschickt, als ob sie in ihrem Leben nicht ertrunken wären, und sangen lustig das Lob einer Schönen dazu.

Paddy konnte sie nicht genug ansehen, denn er kannte mehrere davon, ehe sie in dem See verloren gingen; allein er sagte nichts, obgleich er desto mehr dachte — nicht ein lautes Wörtchen kam über seine Lippen, und so wanderte er auf das große Haus zu, so kühn als ob er nichts gesehen, was der Rede werth sey; doch wünschte er in seinem Herzen die Schöne zu erblicken, deren Werth er die jungen Leute hatte besingen hören.

Als er fast die Thüre des Hauses erreicht, kam eine mächtig dicke Frau aus der Küche heraus, die sich wie eine Biertonne auf zwey Beinen bewegte; sie hatte helle Zähne so groß wie Pferdezähne, und watschelte gerade auf ihn los.

„Guten Morgen, Paddy," sagte sie.

„Guten Morgen, Madam," sagte er.

„Was ist Euer Geschäft hier?" sagte sie.

„Ich komme Roderich Keating's goldnen Ring zu suchen," sagte er.

„Hier habt ihr ihn, sagte Paddy's fette Freundin, mit einem Lächeln auf ihrem Gesichte, das sich wie eine siedende Grützsuppe bewegte."

„Großen Dank, Madam, antwortete Paddy, ich brauche nicht zu sagen, Gott bessere Euch, denn Ihr seyd schon fett genug. Wollt Ihr mir gefälligst sagen, muß ich denselben Weg zurück, den ich gekommen bin?"

„So seyd Ihr nicht gekommen, Hochzeit mit mir zu halten?" schrie das dicke Weib in rasender Wuth.

„Nicht bis ich zurückkomme, mein Schatz, sagte Paddy: ich soll den Lohn für meine Botschaft erhalten und muß die Antwort zurückbringen, sonst würden sie nicht wissen, was aus mir geworden ist."

„Schade für das Geld, sagte die fette Frau, wenn Ihr mich heirathet, so sollt Ihr für ewig und einen Tag in diesem Hause leben, und für Nichts zu sorgen haben."

Paddy sah deutlich, daß die dicke Frau nun, da er im Besitz des Ringes war, ihn nicht zurückzuhalten vermochte; so wanderte er, ohne im Geringsten auf ihre Worte zu achten, immer die Allee herunter und sah sich ganz gemächlich umher; denn die Wahrheit zu sagen, hatte er keine große Neigung, eine fette Wassernixe zu heirathen. Als er an das Thor gelangte, eilte er ohne Abschied hinaus, und sah wie das Wasser wieder über ihn her stürzte. Er tauchte auf, und alle sahen ihr blaues Wunder, als Paddy auf einmal schwimmend an dem entgegengesetzten Ufer des See's erschien; er machte sich bald an's Land und erzählte Roderich Keating und den andern Burschen, die ihn staunend umringten, was geschehen war. Roderich bezahlte ihm auf der Stelle die fünf Guineen für den Ring; und Paddy hielt sich mit einer solchen Summe in seiner Tasche für so reich, daß er nicht daran dachte, zurückzukehren und die dicke Frau mit dem schönen Hause auf dem Grunde des See's zu heirathen, da er wohl wußte, daß sie junge Leute genug zur Auswahl hatte, wenn es ihr gefiele, Hochzeit zu machen.

Einige Nachrichten über Bosnien.

(Fortsetzung.)

Die bosnischen Weiber werden mit mehr Achtung als in der übrigen Türkey behandelt. Ihr Leben wird ihnen nicht durch die Aufsicht der Eunuchen verbittert, sie besuchen einander ohne allen Zwang und bilden eine Körperschaft untereinander. Diese Einigkeit hat ihnen mehrere Vorrechte verschafft, von denen das wichtigste, das sogar dem mohamedanischen Religionsgesetz entgegenstrebt, gewiß ihre freye Wahl beym Heirathen ist. Und dieses Vorrecht ist so anerkannt, daß es sogar nicht selten ist, wenn die Eltern Ein

wendungen gegen eine Heirath machen, bosnische Jungfrauen von ihren Liebhabern entführt zu sehen, worauf denn nothwendig die Heirath erfolgt. Einem andern Vorrecht gemäß kann eine Frau, wenn ihr Mann ein Jahr und einen Tag abwesend war, und sie zwey Zeugen aufstellen kann, welche versichern, daß er todt sey, oder viere, welche von seinem Tode wollen reden gehört haben, einen zweyten Gatten wählen. Kommt der erste dennoch wieder zum Vorschein, so steht es ihr frey, bey welchem sie leben will. In der übrigen Türkey muß die Gattin in ähnlichem Falle zu dem ersten zurückkehren *).

Die Erziehung der bosnischen Töchter beschäftigt sich fast ausschließend mit der Entwicklung körperlicher Reize, wie ihre Begriffe von Schönheit sie fordern. An geistige Vorzüge wird gar nicht gedacht; die allerwenigsten lernen nur lesen. Da die Türken von ihren Schönen große Jugend und möglichste Beleibtheit verlangen, bemüht man sich vor Allem, die jungen Mädchen reichlich zu nähren. Sobald ein solches ausgebildet ist, bringt sie ihre Tage in der größten Unthätigkeit auf einem Sopha zu, wo sie die Zeit, in welcher sie sich nicht mit den nahrhaftesten Speisen anfüllt, der Ruhe und des Schlafes pflegt. Eine Mutter hat ihre Pflichten gegen ihre Tochter gut erfüllt, wenn sie diese im dreyzehnten, vierzehnten Jahr ihrem betrunknen Bräutigam in unermeßlicher Dicke zuführen kann. Sie ist zugleich darauf bedacht, die Muskeln der jungen Person der Spannkraft zu berauben, welche in andern Theilen Europa's für eine Annehmlichkeit gilt, den Türken aber mißfällt. Zu diesem Zweck dient der Gebrauch der warmen Bäder, und um auch ihrerseits zu ihrer Verschönerung beyzutragen, sind die jungen Mädchen bemüht, durch stetes Streichen ihre Brust herabhängend zu machen.

In Bosna Seray und fast in allen Städten Bosniens at sich ein Gebrauch erhalten, der dem Herrnrecht unserer hemaligen Feudalherrschaft ähnlich ist. Wenn ein wohlabender Grieche sich verheirathet, besonders wenn seine rau einige Annehmlichkeit besitzt, findet sich gar bald ein ngesehener Türke des Orts ein, erklärt sich für den Beschützer des Hauses, geht darin nach Willkür aus und ein, nd wenn er bey der Frau ist, besonders außer den Stunen der Mahlzeit, tritt der Gatte nicht zu ihr ein, sonern ist bemüht, ihn zu vermeiden. Ein solcher Patron rat dagegen, seinen Klienten vor den gewöhnlichen Beückungen gegen die Rajás zu schützen, und steuert auch ohl zum Unterhalt des Haushaltes bey. So gewöhnlich dieser Gebrauch ist, gibt es doch hie und da seltsame Ehemänner, die, ungeachtet sie nur Rajas sind, über diesen Gegenstand doch keinen Scherz verstehen. Im April 1808 erzürnte sich ein Grieche in Banialuka über den Kapitän des Distriktes, der sich herausnahm, seine Frau häufig besuchen zu wollen. Er lauerte ihm eines Abends auf, und brachte ihn um's Leben. Diese Rache, welche bis daher nie einem Raja eingefallen war, hätte wohl ohne den Muth nicht stattgefunden, den die Griechen damals schöpften, weil die Servier gegen die Türken manchen Vortheil erkämpft hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Eben so in den kultivirten Abendländischen Ländern. In sem Fall möchte des rohen Bosniers Gesez sittlicher und ständiger seyn als das des gebildeten Europäers.

D. E.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aarau.

Der dießjährige Rektor der aarganischen Kantonsschule, Herr Professor Rauchenstein, hielt für zeitgemäß, nach mehrjährigem Stillschweigen dieser höheren Lehranstalt (deren Vorstand er ist) gegen das Publikum, durch ein geistiges Lebenszeichen ihm kund zu thun, daß darin in der That der Geist ungeschwächt fortlebt, durch welchen seit etlichen Jahrzehnten eine ansehnliche Zahl Schweizerjünglinge aus vielen Kantonen sich in gründlicher humanistischer Bildung zu tüchtigen, und zum Theil sehr vorzüglichen Staatsmännern, Lehrern, Geschäfts- und Gewerbsmännern, die sie nunmehr geworden sind, vorbereitet hatten. Er thut dieß durch ein Einladungs-Programm zu der in den jüngsten Tagen begangenen Schulfeyer, und er hat darin „über den Werth der Alterthumsstudien auf Gymnasien und höhern Schulanstalten" reichhaltige Bemerkungen vorgetragen, die von jeder Einseitigkeit frey, auch keinen polemischen Charakter an sich tragen, und sich vielmehr freuen, daß der alte Streit zwischen Humanismus und sogenanntem Realismus insofern gutartiger geworden ist, daß auch die Bekämpfer des philologischen Humanismus die Schulen nicht mehr zu bloßen propädeutischen Anstalten für künftigen Erwerb wollen umgestalten, und dagegen nur diese Bildungskraft zur Humanität auch für die Jugend nicht mehr allein in der Philologie, sondern auch in andern Wissenschaften und Fächern zur Genüge finden. Wir wollen dem schönen Bilde, das Hr. Rauchenstein von dem Studium der griechischen und römischen Vorzeit entwirft, welches für höhere Geistesbildung durch kein anderes ersezt werden mag, einige Züge entheben.

„Es handelt sich um die Kenntniß von Völkern, deren Geschichte die Summe und den Mittelpunkt des Alterthums ausmacht, auf welchen fast alle übrigen alten Völker in nothwendiger Beziehung stehen; — es handelt sich um die Kenntniß von Staaten, die höchst eigenthümlich in ihren Gestaltungen und in den dieselben belebenden Prinzipien, voll der reichsten Lebensäußerungen jeder Art, beynahe von den ersten Augenblicken ihrer Entstehung an unerschöpflich in Hervorbringung von Charakteren, neuen Situationen und Verhältnissen, tragisch

groß bis zu ihrem Untergang, den Inbegriff der meisten politischen Erfahrungen und Einrichtungen entweder ausgebildet, oder doch als Keime in ihrem Schooß enthalten, und die dieses Alles, so zu sagen, bis in das innerste Lebensmark erkennbar dem Auge des vorurtheilsfreyen, angestrengten Forschers darbieten; — Staaten, deren Glieder, erhabene Muster der höchsten bürgerlichen Tugenden im Feld, im Rath, in der Versammlung, in der ländlichen Hütte, edlere junge Seelen mit unauslöschlichen Bildern erfüllen, einem Palladium, welches Manchem in seinem Leben nie entrissen wird; — es handelt sich um die Kenntniß von Völkern, deren reicher und tiefer Geist, am empfänglichsten für alles Schöne, am geschicktesten und beharrlichsten dasselbe darzustellen, sich selbst die bewundertsten und unvergänglichsten Denkmale errichtet hat; — in einer Kunst, die in ihrer Art vollendet und unübertroffen ist, in einfacher Größe und Milde, Aug' und Geist beruhigender Vollendung, dem reinen Ausdruck einer von Idealen erfüllten Gemüthswelt, vor welcher das Göttliche, das in so mannigfaltigen Gestalten eine so reiche und schöne Natur durchwandelte und beherrschte, zu einer Götterwelt sich verkörpern mußte, welche sich am liebsten verehren ließ in schönen Tempeln, da wo das grüne Dunkel tiefer Haine mit frommem Schauer, oder das Morgengold an Marmorsäulen auf den Höhen mit freudigem Entzücken erfüllte, oder die sich auch am Meeresstrand erhoben, wo der Blick, der kein Ziel findet über die Wogen, sey es unter heiter lächelndem Himmel, oder im zitternden abendlichen Weinpurpur des Meeres, oder wenn im schwarzen Sturm Neptuns Heerden mit breiter Brust gegen die Uferfelsen stießen, zu Ahnungen des Unendlichen erwachte, oder auch an solchen Stätten, wo Denkmäler und Thaten der Heroen und Stifter aus der Vorzeit die Seele zur Tapferkeit entflammten, und zur Begeisterung für Vaterland und für die Ehre und geistige Größe des Gemeinwesens." — Die Betrachtungen gehen zur Literatur der Alten über, und wir können nur noch etliche Bruchstücke mittheilen. „Wo ist, sagt der Verf., ein größerer Streit und Tod der Helden, als in ihrer Tragödie, wo eine tiefere Ueberzeugung und religiöseres Gefühl für die Heiligkeit des Rechts, aber auch von der Nothwendigkeit, das menschliche Streben dem göttlichen Willen der Weltordnung unterzuordnen? Diese Tragödien waren die religiösen Schulen des attischen Volkes, wo Aug und Ohr, und die ganze Seele erfüllt wurde, der Kampf mit den Kämpfenden sympathisirte und in alle ihre Gefühle und Begeisterungen mit fortgerissen, endlich zur Erkenntniß eines höchsten Gesetzes der Sitten und der Natur geläutert und erhoben wurde. . . Die Alten verstanden die Kunst und wußten ihre edle Sprache dazu zu nutzen, das Höchste auszudrücken ohne Schwulst, und die große Weite ihrer Ideen zusammenzufassen ohne abstrakte Unverständlichkeit und schulmäßigen Wortzwang. Wer nicht Philosophie, sondern Philosophiren lernen will, muß zu den Alten gehen; sie gewähren noch den Vortheil, daß sie das Herz nicht nur nicht unter den Gefrierpunkt bringen, sondern vielmehr erwärmen und begeistern."

Ueber die vielbesprochene Frage: ob der Zweck humanistischer Bildung nicht mit größerer Zeitersparniß und minderer Anstrengung sich erreichen lasse; durch historische Vorträge, Lesung neuerer Geschichtsbücher und gelungene Uebersetzungen? — erklärt Hr. Rauchenstein sich folgendermaßen: „Ich gestehe ganz frey, die anstrengenden und vielfach weckenden sprachlichen Vorbereitungen mögen an und für sich und in andern Beziehungen ihren Werth haben; wer aber blos die Aussicht hat, zur Schwelle des Tempels zu gelangen, der mag sich mit dem Surrogate der Uebersetzungen und Geschichtserzählungen behelfen. Allein es handelt sich gerade um etwas, was weder durch Uebersetzungen bewerkstelligt wird, noch auch durch Geschichtsvorträge, so wesentlich diese sind zur Ermunterung und zur Anordnung und Verbindung des Einzelnen. Das Studium der Geschichte wird dadurch werthvoll, wenn es vermittelst desselben gelingt, in den Geist eines Volkes oder eines Zeitalters sich lebendig und anschaulich hineinzufinden. Hiezu bedarf es, daß man sich in die Denk- und Empfindungsweise eines Volkes hineinstudire, also in seine Sprache, in seine Schrift, und vorzüglich in seine Poesie, in seine Vorstellungen vom Göttlichen und Ewigen, also in seine Religion, seine Mythologie und Kunst, in das, was es im Leben zu erreichen wünschte, und in dessen Erreichung es seinen Stolz sezt, das ist in die Philosophie, in die Meisterstücke der Redner, und in die Geschichtschreiber dieses Volks. Hievon läßt sich kein Einzelnes losreißen. Alles bedingt sich und ergänzt sich in Einem Kreise. Und in welchem Grade man zugeben muß, daß in allen diesen Richtungen sich das Alterthum vollkommen ausgelebt und die gereiftesten Früchte getragen, in demgleichen muß man auch anerkennen, daß durch die Einführung jener Surrogate das edelste Wesen des Studiums verdrängt würde." — Manches wird beynebens in dieser ausgezeichneten Schulschrift auch über gründliches Studium der eigenen (deutschen) Sprache und Literatur, über die Erfordernisse dazu und gegen das Vorurtheil privilegirter und absoluter Klassicität in derselben, trefflich erinnert.

Auflösung des Räthsels in Nr. 285.

So ein er stann lich Glück wie E ot
ta möcht ich ha ben wenn der ein Buch
ver legt wird selbst der Mist er ha
ben. Vid. Lit. Bl. 1824. Nr. 11. S. 44.

Logogryph.

Unverwelklich blühen die Rosen der Jugend im Kranze,
Der um die heitere Stirn' ihr, die ich meine, sich schlingt.
Reichte, geschmückt vom Gürtel der Schönheit, sie mild dir
den Becher,
Fröhlich hüpfte das Herz, trunken von Wonne, dir auf.
Selbst die eherne Brust des mächtigsten Helden durchglühte
Schmelzend die Liebe, ruht' er kosend der Holden im Arm.
Wie sie heiße, fragst du? Vier Zeichen können dir's sagen.
Setze noch eines hinzu, und du erblickest dann ihn,
Ihn, den lieblichen Sänger, bekränzt mit duftenden Rosen
Und Amaranten, die ihm pflückte die Charis entzückt.

E. C. Eccard.

Beylagen: Intelligenzbl. Nr. 38. u. Monatsreg. Novbr.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 290.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Dezember 1825.

Zu schmeicheln wagt
Der ärgste Feind,
Die Wahrheit sagt
Euch nur der Freund.

A. Z.

Irländische Sagen und Mährchen.

Daniel O'Rourke.

(Die Sage von Daniel O'Rourke, die an Astolph und Münchhausens Reise nach dem Monde erinnert, ist sehr allgemein in Irland. Es ist schwer, einen deutlichen Begriff von den übernatürlichen Wesen zu geben, die den Namen der Phooka's tragen. Zuweilen scheinen sie dem Alp gleich zu seyn, dessen Druck schwere und wunderliche Träume hervorbringt, und sind selbst in ihrem dunkeln Wesen einem undeutlichen Traume ähnlich, obgleich sie der irländische Aberglaube als mit Händen zu greifen darstellt. Manchmal sind es eine Art bösartiger Geister, welche den Menschen, die sich in ihr Gebiet wagen, allerhand Unheil anthun. Ihnen schreiben die Landleute die unglücklichen Zufälle zu, welche den Wanderern begegnen, und manche Felsenspitzen und Höhlen werden nach ihnen benannt. Der Phooka'sfelsen oder Thurm, von dem in dieser Erzählung die Rede ist, liegt zwey Meilen westlich von Macroam und ist unter dem Namen Carrigaphooka bekannt.)

Viele mögen von den berühmten Abenteuern Daniel O'Rourke's gehört haben, doch nur Wenigen ist es bekannt, daß die Ursache aller seiner Gefahren, hier unten und dort oben nichts mehr und nichts weniger war, als daß er unter den Mauern des Phookathurms eingeschlafen. Ich kenne den Mann wohl; er lebte am Fuße des Hungry-Hill's (Hungerberges) gerade rechter Hand neben dem Wege, wenn ihr nach Bantry geht. Er war ein alter Mann zu der Zeit, als er mir die Geschichte erzählte, und hatte graue Haare und eine rothe Nase; und es war den 25sten des Heumonds 1813, daß ich sie aus seinem eignen Munde hörte; er saß und schmauchte sein Pfeifchen unter dem alten Pappelbaume an einem so schönen Abend als jemals einer vom Himmel schien. Ich stand gerade im Begriff, die Höhlen auf der Insel Dursey zu besuchen, und hatte den Morgen in Glengariff zugebracht.

„Man frägt mich oft darnach, Herr, sagte er, so ist es nicht das erste Mal, daß ich die Geschichte erzähle. Unsers Edelmanns Sohn war gerade aus fremden Ländern in Spanien und Frankreich zurückgekehrt, wohin die jungen Leute reisten, ehe man von Buonaparte oder dergleichen gehört hatte; und natürlicherweise ward dann für alle Angehörigen, adlig und bürgerlich, hoch und niedrig, reich und arm, ein großes Fest bereitet; denn die alten Edelleute waren die rechten, nichts für ungut, Herr, wenn man es beym Licht betrachtet. Sie fluchten und schimpften wohl ein wenig, mochten uns auch wohl dann und wann einen Hieb über die Schultern mit der Jagdpeitsche geben; allein am Ende verloren wir nichts dabey; — und sie waren so bequem und höflich — und Alles ging so rasselnd her in ihren Häusern, und alle Gäste waren willkommen — und da war kein Placken für die Pacht, und wenig Geschäftsleute; und es gab kaum einen Pächter, der nicht der Güte seines Grundherrn jährlich mehr als einmal genoß; — allein nun stehen die Sachen anders: doch laßt es gut seyn, Herr, ich thue klüger, Euch meine Geschichte zu erzählen.

„Wohl denn, wir hatten Alles zum besten und voll-

auf, und aßen und tranken und tanzten, und der junge Herr tanzte mit Peggy Barry — und es war ein feines Paar, obgleich sie nun Beyde tief genug herunter sind. Um eine lange Geschichte kurz zu machen, so war ich, wie man zu sagen pflegt, ein wenig benebelt, denn ich kann mich durchaus nicht erinnern, wie und auf welche Weise ich das Haus verließ: ich verließ es, so viel ist gewiß. Nun dachte ich bey mir selbst, ich will zu Molly Cronahan, der Here, gehen, und ein Wort über die junge Kuh sprechen, die behert ist; und als ich so über die Steine schritt, die in der Furth bey Ballyanshenag liegen, und zu den Sternen aufsah und mich bekreuzte — denn es war gerade Mariä Verkündigung — so glitt mir der Fuß aus, und plantz, lag ich im Wasser. Hier gehts auf Tod und Leben, dachte ich, nun mußt du ersaufen! doch begann ich zu schwimmen aus allen Kräften, um mein liebes Leben zu retten, und schwamm, und schwamm, bis ich zulezt, ich weiß selbst nicht wie, das Ufer auf einer wüsten Insel erreichte.

Ich wanderte und wanderte, bis ich zulezt in einen großen Sumpf gerieth. Der Mond schien so hell wie Tageslicht, und ich blickte gegen Osten und Westen, gegen Norden und Süden und allenthalben, und sah nichts als Sumpf und Sumpf; — nimmer konnte ich ausfinden, wie ich hineingerathen war, und das Herz gefror in mir vor Furcht, denn ich war sicher und gewiß, es würde mein Grab seyn. So sezte ich mich auf einen Stein, der zum Glück sich neben mir fand, und fing an mich im Kopfe zu kratzen und ein Trauerlied zu singen — als auf einmal der Mond sich schwärzte; ich blickte auf und sah etwas zwischen mir und ihm sich bewegen, und wußte nicht, was es war. Auf einmal schoß es herunter und blickte mir in's Angesicht, — und es war — ein Adler, so schön als jemals einer das Königreich Karry durchflog. Er schaute mir in die Augen und sagte: „Daniel O'Rourke, wie gehts?" — „Wohl, ich dank' Euch, Herr," sagte ich, und verwunderte mich die ganze Zeit, wie ein Adler doch dazu käme, wie ein Christenmensch zu sprechen. „Was bringt Euch denn hierher, Daniel?" sagte er. — „Nichts auf der Welt, Herr, sagte ich; ich wünschte nur, daß ich glücklich wieder heim wäre." — „Ihr wünscht Euch aus der Insel heraus, Daniel?" sagte er. — „Ja, Herr, sagte ich: und so begann ich und erzählte ihm, daß ich ein Paar Tropfen zu viel getrunken und in's Wasser gefallen sey, und wie ich an die Insel geschwommen, und wie ich in den Sumpf kam, und nun nicht wüßte, wie ich mich wieder herausfinden sollte." — „Daniel, sagte er nach einer Minute Nachdenken, obgleich Ihr sehr Unrecht hattet, Euch am Tage Mariä Verkündigung zu betrinken, so will ich doch, da Ihr sonst ein bescheidner Mann seyd, der regelmäßig zur Messe geht, und nie mit Steinen nach uns wirft, oder uns im Felde nachschreit, mein Leben für Euch wagen; so steigt denn auf meinen Rücken und haltet Euch hübsch fest, damit Ihr nicht fallt, sagte er, und so will ich mit Euch aus dem Sumpfe herausfliegen." — „Ich fürchte, sagte ich, Ew. Würden scherzen mit mir, denn wer hat jemals davon gehört, auf dem Rücken eines Adlers zu reiten?" — „Auf mein Ehrenwort, sagte er, und sezte die rechte Klaue auf die Brust, es ist mein voller Ernst; und so nehmt meinen Vorschlag an oder verhungert in dem Sumpfe — ich sehe außerdem, daß der Stein unter Eurer Schwere sinkt."

„Es war nur zu wahr, was er sagte, denn ich fühlte den Stein in jeder Minute unter mir sinken. So hatte ich keine Wahl, und dachte bey mir selbst: Wer nichts wagt, gewinnt auch nichts, und so frisch drauf los. „Ich danke Ew. Würden für Eure Höflichkeit und will Euer gütiges Anerbieten annehmen." So bestieg ich den Rücken des Adlers und hielt ihn fest um den Hals und er flog auf und davon gleich einer Lerche."

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Nachrichten über Bosnien.

(Fortsetzung.)

In der Herzogewina vertragen sich die Türken sehr gut mit den Griechen. Die muselmännischen Frauen gehen in den Städten unverschleyert und genießen mehr Freyheit, als in dem ganzen übrigen Paschalik. Die Rohheit der Rajas (der christlichen Einwohner des Landes) zeichnet sich besonders bey Behandlung ihrer Weiber aus. Von ihnen sprechend, bedienen sie sich einer Redensart, welche unserm mit Erlaubniß, Salva venia, gleichkommt, in einem ärmlichen Haushalt, wo es nur eine Schlafstätte gibt, erlaubt der Mann seinem Weibe nicht, dieselbe zu theilen, sondern läßt sie, selbst wenn sie schwanger ist, am Fußboden liegen, oder auf einer hölzernen Bank. Ueberall findet zwischen den beyden Geschlechtern eine Grenzlinie Statt; bey Gastmalen bedient der Hausherr sogleich alle Männer, ohne auf die Frauen Rücksicht zu nehmen, darauf leistet die Frau den Personen ihres Geschlechts, welche am untern Ende des Tisches versammelt sitzen, den gleichen Dienst. In der Kirche, bey der Messe, stehen die Männer nahe um den Altar, hinter ihnen, in einiger Entfernung, die Weiber. Nach dem Tode eines Hausvaters bemächtigen sich die Söhne seiner Hinterlassenschaft, ohne auf ihre Schwestern Rücksicht zu nehmen; diese bleiben im Haus und werden ganz als Dienstboten behandelt. Die christlichen Rajas haben also von der Kultur unsrer Sitten noch gar nichts angenommen.

Den elendesten, ekelhaftesten Theil des Volks machen

die Zigeuner aus; sie sind aber freye Leute und halten sich vorgeblich zum Islamismus; man verachtet sie aber dergestalt, daß sie keine Moschee betreten dürfen und eine höhere Kopfsteuer wie die Rajas bezahlen müssen, dabey zieht ihnen ihre Unsittlichkeit jede mögliche Mißhandlung zu. In den Städten sind die Zigeuner allgemein mit Eisenarbeit beschäftigt; diejenigen, welche zerstreut auf dem Lande leben, machen sich kein Gewissen daraus, die Reisenden zu berauben und gelegentlich zu ermorden.

Die bosnischen Juden schachern und verleihen auf Pfänder für zehn oder zwölf vom Hundert auf den Monat.

Die Kleidung der Reichen ist eben so, wie die der südlichern Türken; auf dem Kopf tragen sie eine rothe Tuchkappe, welche sie zuweilen mit einem Stück Musselin gleich einem Turban umwinden. Auf Reisen und im Feyertagsstaat erkennt man die Janitscharen unter ihnen an einer hohen schwarzen Mütze, welche die Gestalt eines abgeschlagenen Zuckerhuts hat. Die bosnischen Türken kleiden sich vorzugsweise in Roth, und im Widerspruch mit andern Osmanlis, überlassen sie den Gebrauch der weißen Farbe den Rajas. Die Weiber tragen sich wie die südlichen Türkinnen, sie gebrauchen auch gleich ihnen, Weiß und Roth, um die Haut, Schwarz, um die Augenbraunen und Haare, und Braunroth, um die Nägel zu färben. Die Weiber der Rajas haben immer einen tüchnen Ueberrock, der ihr Hemd und ihre langen Beinkleider bedeckt; eine Art Halbstiefel macht ihre Fußbekleidung, ihr Kopfputz besteht in einer großen, sechs- oder achtfach zusammengelegten, auf dem Scheitel befestigten Serviette, deren Zipfel auf dem Rücken herabhangen.

Es gibt zwey katholische Bischöfe in Bosnien, der von Trébigne, welchen der Papst aus dem Jakobinerkloster in Ragusa wählt, der aber nie in Trébigne wohnen darf, weil das Mißtrauen der Türken in einer Grenzstadt dieses nicht gestattet. Der zweyte heißt Bischof von Douvno, und kann als das wahre Oberhaupt der katholischen Kirche in Bosnien angesehen werden. Er hat seinen Sitz in dem Heiligen-Geist-Kloster in Foeniza und ist zugleich als päpstlicher Nuntius zu betrachten. Alle Priester werden aus dem Minimenorden gewählt, welche die drey einzig übrigen Klöster im Lande besitzen.

In Rücksicht ihrer beschwerlichen Amtsverrichtungen hat ihnen der Papst mehrere Freyheiten zugetheilt; sie erwählen selbst ihren Bischof, der ein Bosnier seyn muß, und senden jährlich vier Zöglinge nach Rom, wo sie auf Kosten der Propaganda erzogen werden; der Papst schickt ihnen auch jährlich eine gewisse Summe zum Unterhalt ihrer Kirchen.

Zu der Zeit, wie die Türken Bosnien einnahmen, zählte man daselbst hundert-fünf-und-vierzig Klöster, und eine Unzahl von Kirchen! Die Muselmänner haben den größten Theil derselben zerstört, und widersetzen sich der Unterhaltung der übrig gebliebnen. Es sind demnach jezt nur die drey oben erwähnten Klöster vorhanden, und noch jezt, ungeachtet die Christen jährlich eine ansehnliche Summe für deren Duldung bezahlen müssen, sind diese frommen Stiftungen ein beständiger Gegenstand der Mißhandlungen der Türken. In andern Gemeinen hält man den Gottesdienst unter freyem Himmel, meistens auf den christlichen Kirchhöfen; man bringt einen kleinen Altar dahin, den die Männer, und hinter ihnen die Weiber umgeben — aber auch dazu muß man die Erlaubniß für einen theuern Preis von der türkischen Obrigkeit kaufen.

All dieser Druck trägt, mit der Unwissenheit verbunden, ohne Zweifel dazu bey, unter den dortigen Katholiken einen so großen Fanatismus für ihren Kirchendienst zu erhalten. Ihre Begriffe stammen in dieser Rücksicht noch aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert her. Pfingsten 1808 hörte ich einen berühmten, ausdrücklich von Soiniza nach Dolatc gekommenen, Prediger, welcher in seiner Predigt methodisch zu beweisen suchte: Mahomed und Satan sey ein und dasselbe in menschlicher Gestalt; und von einem Mönch in Cressevo sprechend, versichert er, dieser sey dergestalt von Gott begnadigt, daß selten ein Sonntag verging, an dem ihm nicht eine Taube ein Brieschen von der heiligen Jungfrau brächte. Das Erstaunlichste ist, Zuhörer zu finden, die roh genug sind, solche Abgeschmacktheiten auf das Ernsthafteste mit anzuhören, und auf das Festeste zu glauben.

Die dortigen Katholiken bezeigen ihren Seelenhirten eine Unterwürfigkeit, ein Vertrauen, einen Gehorsam ohne Grenzen. Begegnen sie ihnen, so küssen sie ihnen die Hand, werfen sich ihnen zu Fuß, und bitten um ihren Segen. Jene mißbrauchen diese Gesinnung oft und treiben dann ihre Herrschaft gegen ihre Beichtkinder unbegreiflich weit. Sich auf die Vorrechte der Priester in der ersten Kirche berufend, geben sie den Männern oft Stockschläge, und legen ihnen andre öffentliche Büßungen auf.

Noch schwerer lastet ihr Ansehen auf den Weibern; diesen legen sie bey den geringsten Vergehen die strengsten Fasten auf, oder befehlen ihnen, einen oder mehrere Sonntage während der Messe eine Art Knebel zu tragen, der noch weit lästiger wie der bey uns gebräuchliche ist, denn er sperrt nicht allein die Kinnladen auseinander, sondern es befindet sich in dessen Mitte ein Loch, durch welches die Zunge gesteckt werden muß, wodurch sie aus dem Mund hängt. Und doch ist das nur ein schwaches Bild der hier geübten Priester-Tyranney. Sie mischen sich in Alles, in den Haushalt, in die Güterverwaltung — und wehe dem, welcher sich ihnen nicht beugte, er würde unbarmherzig verfolgt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Okt.

Es ist doch eine schöne Sache um die Höflichkeit! da erzählt so eben die Pariser englische Zeitung, ein Reverent NN., also ein Geistlicher, habe einen englischen Oberst herausgefordert, der auf eine beleidigende Art von ihm in einem zu Brüssel erschienenen Pasquill gesprochen habe; die beyden Gegner wären bey Boulogne zusammengetroffen, und hätten sich einander in die Rippen gestoßen, worauf der Sekundant des Reverent sehr höflich gefragt habe, ob er dem Oberst behülflich seyn könne, worauf sich dann auch der Oberst nach dem Befinden des Reverents erkundigt habe. Man hat wohl recht, in der Erziehung so viel auf gute Manieren zu halten; Leute, die zu leben wissen, wenn sie sich einander den Degen in den Leib gejagt haben, erkundigen sich doch wenigstens nach ihrem gegenseitigen Wohlbefinden. Ob Graf Segur und General Gourgaud es auch so gemacht haben bey ihrem Duell, weiß ich nicht; es galt bey diesem Zweykampfe die Frage, wer von beyden in seinen Schriften die Wahrheit gesagt habe oder nicht. Die Zeitungen haben nach dem Duell versichert, die beyden Gegner wären befriedigt davon gegangen; aber die Wahrheit! ja die mag das Publikum selbst herausfinden, wenn es Einsicht hat. Noch von einem andern Zweykampf ist neuerlich in den Zeitungen die Rede gewesen; dieser leztere hat dem Maler Dubos das Leben gekostet. Vielleicht war dieser Dubos derselbe Künstler, welcher einmal einen satyrischen Dichter Lespaze zur Rede gestellt hatte, weil er ihn in einer Satyre verhöhnt haben sollte. Lespaze nahm den Zweykampf an, schlug sich mit dem Künstler, und als der Kampf zu Ende war, welches, wie es scheint, ohne großes Blutvergießen geschah, gestand Lespaze, er habe nie daran gedacht, den Dubos zu verhöhnen, es sey ein bloßer Druckfehler gewesen, daß man Dubos statt Dabos gesezt hätte. Natürlich bat nun auch Dubos recht höflich um Verzeihung, und die beyden Gegner schieden auch wie Leute vom guten Tone von einander. In einer folgenden Auflage seiner Satyre ließ der Dichter jedoch sehr klüglich Dubos statt Dabos stehen; denn sonst würde ihn vermuthlich auch Dabos herausgefordert haben.

Ein Mann, der es gewiß gut meynte, hatte bey der lezten Krönung eine Broschüre herausgegeben, um dem Könige vorzustellen, wie nöthig es sey, bey dieser Feyerlichkeit auch einen entscheidenden Schritt zur Abschaffung der Duelle zu thun, und sie vermittelst eines kräftigen Gesezes zu verbieten, oder von den beyden gesezgebenden Kammern verbieten zu lassen. Allein wenn Verbote hier helfen könnten, so müßten Duelle schon längst abgeschafft seyn; denn unter der alten Regierung hat es an Gesezen wider den Zweykampf gewiß nicht gefehlt; aber eben weil man die Unzulänglichkeit derselben erkannt hat, läßt man sie in Vergessenheit gerathen. Für die Societé de morale chrétienne wäre es eine, ihrer Anstalt würdige Aufgabe, die Mittel vorzuschlagen, wie dem Duelle abzuhelfen sey, so wie sie bereits zur Abschaffung andrer moralischer Uebel, als z. B. Lotterien und Spielhäuser, das Ihrige redlich beygetragen hat. Vielleicht verkennt sie es aber selbst nicht, wie schwer es hält, Vorurtheile auszurotten, die sich einmal in der bürgerlichen Gesellschaft eingemischt haben. Welche Mühe hat es nicht gekostet, und kostet es nicht noch jezt, um die Leute in Paris zu bewegen, ihre Kinder, oder sich selbst die Kuhpocken einimpfen zu lassen? Vergebens wird in den Zeitungen geschrieben und von den Aerzten gesprochen und gerathen; es bleibt immer noch ein beträchtlicher Theil der Pariser Volksmenge übrig, der an der Einimpfung keinen Antheil nimmt. Erst durch den Schaden wird dieser klug, wie es jezt eben geschieht, da die herrschende Pockenseuche eine Menge Menschen weggrafft oder entstellt. Freylich waren unter der Anzahl derselben auch mehrere, die es an Vorsicht nicht hatten ermangeln, und schon die Kuhblattern sich hatten einimpfen lassen. Es ist daher in der académie de médecine zu ziemlich lebhaften Debatten über die Zulänglichkeit und Unzulänglichkeit der Schuzblattern gekommen, und diese Debatten sind bald, Dank sey es der Preßfreyheit, in die Zeitungen gelangt. Zwar wollten einige Aerzte der Akademie, denen noch etwas von der Aengstlichkeit uneingeschränkter Regierungen anklebte, sich gegen diese Oeffentlichkeit sträuben: allein es half nichts, das Publikum war bey dieser Erörterung einer, für den Staat allgemein wichtigen, Angelegenheit allzu sehr interessirt, als daß es nicht hätte suchen sollen, sich über die Debatten der Aerzte in Kenntniß zu sezen. Es ging daraus so viel hervor, daß eine Menge Thatsachen dieses Jahr bewiesen haben, daß die Schuzblattern, besonders wenn sie nicht allgemein eingeführt sind, die Pockenseuche nicht verhindern, jezt noch schreckliche Verheerungen anzurichten, und daß auch diejenigen, denen die Schuzblattern eingeimpft worden sind, nicht von allem Angriffe derselben befreyt sind, daß lezteres aber größtentheils von der nachlässigen Einimpfungsart herrührt. Die herrschende Seuche hat bekanntlich auch den berühmten Lacepede dahin gerafft, der, als er sich während seiner lezten Krankheit im Spiegel betrachtete, scherzend sagte, die Natur behandle ihn wirklich hart, da er beständig ihr eifrigster Anbeter gewesen sey. An ihm verliert Frankreich einen seiner merkwürdigsten Männer der neuern Zeit, als Naturforscher, als Schriftsteller, als Staatsmann. Er würde auch einer der verehrungswürdigsten gewesen seyn, wenn er sich nicht in seinen politischen Meynungen widersprochen, und in seinen Aemtern die Würde verläugnet hätte, die er in seinen gelehrten Arbeiten so wohl behauptete. Derselbe Mann, der während der Revolution die Erklärung des Monarchenhasses öffentlich abgelegt hatte, war als Senator einer der übertriebensten Lobredner der uneingeschränkten Gewalt Napoleons, und hielt Reden, woraus man einige lächerliche Züge behalten hat. So war ihm das leidige Konscriptionswesen nichts anders als das Wegnehmen des Luxus der Bevölkerung; und das beständige und mörderische Kriegführen der Franzosen, eine angenehme Mischung von Kriegsübungen und männlichen Erholungen. Wenn einer der größten Gelehrten Frankreichs sich so verirrte, wie sollte man sich noch wundern, daß mittelmäßige Menschen in dem so kriechenden kaiserlichen Senate sich so tief erniedrigt haben! Leider war Lacepede unter der Napoleonschen Regierung zu weit gegangen, als daß er unter der königlichen hätte wieder in's Gleise zurücktreten können, oder er hätte dann wie Fontanes und andre müssen vor der herrschenden Macht, gleichviel welcher, auf den Knieen liegen bleiben, und sie anbeten. Da er dieß aber nicht wollte, oder da er sah, daß es nichts fruchten würde, so hörte seine Laufbahn als Staatsmann mit dem Sturze des Napoleonschen Thrones auf, und er begab sich nun wieder zu den Beschäftigungen, womit er begonnen hatte, und denen er seinen großen Ruf verdankte, zu den gelehrten Arbeiten. Er hatte in der Nähe von St. Denis ein Landgut gekauft; auf diesem brachte er seine lezten Lebensjahre zu, und dort ist er auch gestorben. Dieser merkwürdige Mann hatte ein Gemüth, das eben so empfänglich für die Schönheiten der Kunst als für die Geheimnisse der Natur war; Phantasie und positives Wissen besaß er fast in gleichem Grade.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 291.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. Dezember 1825.

Immer bist du bey uns, beym Beginnen, beym Scheiden des Jahres,
Aehnlich dem Freunde, der treu stets den Geliebten umschwebt.

Nadda.

Die erste Blumengabe.

Maßlieben also! Das die erste
Der tausend Blumen auf der Flur,
Die erste, die von Minna's Händen,
Als ich gefleht um Liebesspenden,
Mir winkt auf schöner Hoffnung Spur!

Maßlieben also! Maß zu lieben
Befiehlt die holde Geberinn;
Sie will, daß immerdar bescheiden,
Auch in des neuen Glückes Freuden
Ich mäßige den raschen Sinn.

Maßlieben also! Dank, du Kluge!
Du weißt, was mir voraus gebricht:
Die Kraft, so große Lust zu tragen,
Und nicht zuviel zu thun, zu sagen,
Das weisem Maße widerspricht.

Joh. Rud. Wyß.

Irländische Sagen und Mährchen.

Daniel O'Rourke.

(Fortsetzung.)

„Ich war nicht auf den Streich gefaßt, den mir der Adler zu spielen dachte. Er flog immer auf, und auf, und auf, und Gott weiß, wie hoch er flog. „Was denn, sagte ich zu ihm — ich dachte, er wüßte nicht den rechten Weg nach Hause — und ich war sehr höflich, denn ich war ganz in seiner Gewalt; — „Herr, sagte ich denn, wenn es Euch gefällig wäre, und Euch nicht zu viel Mühe machte, wir sind jezt gerade über meiner Hütte, und wenn Ihr ein wenig herunter fliegen wolltet, so könntet Ihr mich hier niedersetzen und ich würde Euch großen Dank sagen."

„He, Daniel, sagte er, denkt Ihr, daß ich ein Narr sey? Seht auf das nächste Feld herunter, seht Ihr da nicht zwey Männer und eine Flinte? Auf mein Wort, es wäre kein Spaß, wenn ich mich einem Trunkenbolde zu Gefallen, den ich von einem kalten Steine in einem Sumpfe aufgelesen habe, niederschießen ließe." — Du Schalksknecht, dachte ich bey mir selbst, allein ich sprach es nicht aus, denn was hätte ich davon gehabt? Gut denn Herr, er flog und flog, und ich bat ihn alle Minuten herunter zu fliegen und Alles umsonst. „Wo in aller Welt geht es mit Euch hin, Herr?" sagte ich. — „Schweigt, Daniel, sagte er, und bekümmert Euch um Eure eignen Sachen, und laßt andere Leute zufrieden." — „Zum Henker, dieß ist meine Sache, denke ich," sagte ich. — „Seyd still, Daniel," sagte er, und so sagte ich nichts mehr.

„Wo sollten wir am Ende hingerathen seyn als in den Mond. Nun Ihr könnt es von hier nicht sehen, aber da ist oder war zu meiner Zeit eine Sichel, die auf der einen Seite des Mondes auf diese Weise heraus stach (in-

dem er folgende Figur mit seinem Stocke in den Sand zeichnete)."

„Daniel, sagte der Adler, ich bin müde von dem langen Fliegen; ich hatte keinen Gedanken davon, daß es so weit war." — „Und, Herr, sagte ich, wer in aller Welt bat Euch, so weit zu fliegen — ich doch nicht? habe ich Euch nicht gebeten und geflehet vor einer halben Stunde schon, still zu halten?" — „Bey dem Schwatzen kommt nichts heraus, Daniel, sagte er, ich bin müde genug, und so müßt Ihr absteigen und Euch ein wenig auf den Mond niedersetzen, bis ich mich ausgeruht habe." — „Auf den Mond niedersetzen? auf das kleine runde Ding hier? Nun ich bin gewiß, ich werde in der Minute herunterfallen, und todt und in tausend Stücke zerschmettert seyn: Ihr seyd ein garstiger Betrüger — so seyd Ihr!" — „Nicht doch, Daniel, sagte er, Ihr könnt Euch an der Sichel fest halten, die da auf der einen Seite des Mondes heraussticht, und so lauft Ihr keine Gefahr." — „Ich will aber nicht," sagte ich. — „Wohl denn, sagte er ganz ruhig, wenn Ihr nicht wollt, Freund, so will ich Euch einen kleinen Ruck und einen Schlag mit den Flügeln geben, und Euch auf den Boden heruntersenden, daß alle Eure Knochen zusammengedrückt werden sollen, wie ein Tropfen Thau auf einem Kohlblatte." „Nun denn, da bin ich auf gutem Wege, sagte ich zu mir selbst, ich wollte, ich hätte mich niemals mit Eures Gleichen befaßt; und so stieß ich einen tüchtigen Fluch auf irländisch aus, Furcht, daß er voll verstehen möchte, was ich gesagt, und stieg mit schwerem Herzen von seinem Rücken, ergriff die Sichel und sezte mich auf den Mond, und ich kann Euch versichern, daß es ein herzlich kalter Sitz war."

„Als er mich hier glücklich abgesezt hatte, so drehte er sich um und sagte: „Guten Morgen Daniel O'Rourke, sagte er, ich denke, ich habe Euch nun ehrlich gefoppt. Ihr habt mein Nest vergangenes Jahr beraubt (es war dem so, aber wie er es bemerkt hatte, ist schwer zu sagen) und dafür mögt Ihr nun hier an dem Mond hängen und Euch hübsch abkühlen."

„Ist es so gemeint, und ist das Eure Art und Weise, Ihr Vieh, Ihr? sagte ich. Ihr garstige Bestie, gebt Ihr so mit mir um? Verwünscht seyd Ihr, mit Eurer krummen Nase, und Eurer Brut, Ihr Schelm, Ihr!" Es half Alles zu nichts, er spreitete seine weiten Flügel aus, lachte laut auf, und flog fort wie der Blitz. Ich schrie ihm nach, einzuhalten, aber ich hätte rufen und schreyen mögen für ewig, ohne daß er mich gehört hätte. Er flog auf und davon, und ich hörte niemals wieder etwas von ihm, bis auf den heutigen Tag — die Pest möge mit ihm davon fliegen! Ihr könnt überzeugt seyn, daß ich in einem trostlosen Zustande war und laut heulte, als sich auf einmal eine Thüre in der Mitte des Mondes öffnete, sie knarrte aus ihren Angeln, als ob sie seit einem Monate nicht aufgewesen wäre. Ich denke, sie hatten niemals daran gedacht, sie zu schmieren, und wer, denkt Ihr, trat heraus? — Niemand als der Mann im Monde? Ich kannte ihn an dem Dornbusche."

„Guten Morgen, Daniel O'Rourke, sagte er, wie geht's?" — „Recht wohl, Ew. Gnaden, sagte ich. Ich hoffe, R' Gnaden sind wohl auf." — „Was bringt Euch hierher, Daniel?" sagte er. Und so erzählte ich ihm, wie ich ein wenig zu viel getrunken, und wie ich auf eine wüste Insel gerathen und mich in den Sumpf verloren, und wie der Spitzbube von einem Adler mir versprochen, mich herauszuziehen, und wie er mich statt dessen in den Mond geführt."

„Daniel, sagte der Mann im Monde, indem er eine Prise Taback nahm, Ihr könnt nicht hier bleiben." — „In der That, Herr, sagte ich, es ist sehr wider meinen Willen, daß ich hier bin; allein wie soll ich zurück kommen?" — „Das ist Eure Sache, Daniel, sagte er, meine ist, Euch zu sagen, daß Ihr nicht hier bleiben könnt, so macht Euch fort in weniger als einem Augenblicke." — „Ich thu kein Uebel hier, sagte ich, und halte mich nur ein wenig an der Sichel, damit ich nicht falle." — „Das müßt ihr nicht, Daniel," sagte er. — „Ich bitte Euch, Herr, sagte ich, darf ich fragen, wie stark Eure Familie ist, daß Ihr einem armen Fremden die Herberge versagt: ich bin gewiß, man belästigt Euch nicht oft, denn es ist ein weiter Weg her." — „Ich bin allein, Daniel, sagte er, aber es wäre besser, Ihr ließet die Sichel fahren." — „Mit Verlaub, sagte ich, daraus wird nichts." — „Ihr thätet besser, Daniel," sagte er noch einmal. — „Was, mein kleiner Bursche, sagte ich, indem ich ihn vom Kopf bis zu den Füßen maß, dazu braucht's noch ein Paar Worte mehr, und ich will nicht weichen, aber Ihr mögt, wenn es Euch gefällt. — Das wollen wir sehen," sagte er; und so ging er wieder hinein und gab der Thüre einen solchen Stoß, (denn er war in großer Wuth) daß ich dachte, der ganze Mond würde mit ihm herunterfallen."

„So bereitete ich mich, meine Kräfte mit ihm zu versuchen, und siehe da! er kam zurück, mit dem Küchenbeil in der Hand, und ohne ein Wort zu sagen, that er zwey tüchtige Hiebe auf den Handgriff der Sichel, an welcher ich mich hielt, und knapps! war er entzwey. „Guten Tag nun, Daniel, sagte der tückische alte kleine Wicht, als er mich mit einem Stücke des Griffs in der Hand herunterpurzeln sah, ich danke Euch für den Besuch, und wünsche Euch eine glückliche Reise, Daniel." Ich hatte keine Zeit ihm zu antworten, denn ich fiel Kopf über, Kopf unter, und es ging fort, wie auf einer Fuchshetze. „Gott steh' mir bey, sagte ich, da bin ich in eine feine Suppe gekommen, es steht artig aus für einen ehrlichen Mann, b=

solcher Zeit auf der Straße gefunden zu werden: ich bin verrathen und verkauft."

(Der Beschluß folgt.)

Einige Nachrichten über Bosnien.

(Fortsetzung.)

Dieses Betragen hat zuweilen unangenehme Folgen, welchem aber unmenschliche Mönche nicht zuvorzukommen wissen. Zu meiner Zeit traten mehrere Katholiken, um den unleidlichen Bedrückungen zu entgehen, zu dem Islam über. Unter ihnen befand sich eine arme Wittwe aus Foinitza; der Vezier war über die Qualen, welche sie erlitten hatte, so erzürnt, daß er die Mönche zu strafen gedachte; froh, sie mißhandeln zu können, behauptete er, daß sie die Wittwe einzig wegen ihrer Neigung zu dem mahomedanischen Glauben überzugeben, gedrückt hätten, und verurtheilte sie zu einer Strafe von 15,000 Piastern, die sie innerhalb acht Tagen bezahlen, oder aus der Provinz verjagt und ihr Kloster zerstört werden sollte. Der französische Generalkonsul, Herr David, verwendete sich auf das kräftigste für das Kloster, und brachte es dahin, daß es sich für 2600 Piaster loskaufen durfte. ....

Als eine nothwendige Folge dieser Priesterherrschaft tragen ihnen ihre Untergebenen Alles zu, was ihnen die Raubsucht der Türken übrig läßt, auch sind diese Mönche, ungeachtet der Mißhandlungen der Türken, dem Lande zugethan und führen in ihren Klöstern ein recht gutes und bequemes Leben. Diese Mißbräuche müssen Unwissenheit und Aberglauben befördern; auch ist der Glaube an Hexerey, Gespenster, Währwölfen und Vampyren hier allgemein, und ein Jeder sucht in seiner Kirche dagegen einen Schutz. Die Mahomedaner haben in dieser Rücksicht gleichen Aberglauben und gleiche Furcht treibt sie zu gleichen Hülfsmitteln, und sie kaufen mit den Rajas in die Wette den Mönchen kleine Amulete und Sicherungsmittel ab. Diese angestammte Neigung für den Katholicismus zeigt sich noch in mehreren Fällen. Es ist nicht selten, daß Türken bey gefährlichen Krankheiten Messen für die heilige Jungfrau lesen lassen, und endlich in der Todesstunde einen Priester berufen, der ihnen Taufe und lezte Oelung ertheilt — was stets reichlich bezahlt wird. Ja diese Muselmänner verhehlten ihre Neigung zum Christenthum so wenig, daß sie ohne Bedenken — zwar unter dem Vorwand der Geistlichen, welche meistens einige Heilkunde besitzen, ärztlichen Beystand zu benutzen, von dem Beglerbey die Erlaubniß, katholische Priester von Travenik kommen zu lassen, erbaten.

Die griechischen und römischen Religionsanhänger hassen sich gegenseitig auf das Aeußerste, und die beyderseitigen Priester nähren diesen Haß. Sie erzählen das Abscheulichste immer von den Andern. Die Mahomedaner erzeigen aber der katholischen Geistlichkeit mehr Achtung als der griechischen; sey es aus alter Neigung, oder weil sie sich mit mehr Würde beträgt. ...

Die Juden wohnen vorzüglich in Bosna Seray, Travenik, Yeni-Bazar und Mostar, doch nur in Bosna Seray, wo deren bey vierhundert seyn mögen, haben sie eine Synagoge, an den andern Orten sind sie dazu zu wenig zahlreich.

In ihrer bürgerlichen Lebensweise gleichen die Bosnier den südlichen Türken; sie bringen ihre Zeit in dem Kaffeehause zu, doch mit dem Unterschied, daß sie, da fast alle bosnischen Türken Janitscharen sind, und wirklichen Einfluß auf die Regierung der Provinz haben, sich viel mit Politik beschäftigen. Oft geschieht es, daß sie nach wiederholter Erörterung über einen Gegenstand sich zu dem Vezier begeben, und vor dem versammelten Divan eine Erläuterung fordern. Selten wird sie ihnen verweigert, und in einer Provinz, wo der Beglerbey nur einer zweifelhaften Herrschaft genießt, kann er dergleichen Vereinigungspunkte, wie diese Kaffeehäuser sind, nicht verhindern, da deren Theilnehmer zugleich die Bürger und die Krieger der Provinz sind.

Die erhitzenden Getränke und Nahrungsmittel, welche hier gewöhnlich genossen werden, setzen die Einwohner entzündlichen Krankheiten aus. Im Winter werden sie durch die Gewohnheit sehr heißer Zimmer, aus denen sie ohne Vorsicht, oft mit unbedeckter Brust, in die Kälte gehen, noch vermehrt. Befällt sie eine Krankheit, so verschreiben sie sich selbst — denn Aerzte haben sie nicht — Blut abzapfen und einen Aufguß von heißem Branntwein über Pfeffer oder Schießpulver: nachdem sie ihn siedend getrunken, decken sie sich warm zu, und suchen also die Ausdünstung zu befördern.

Die Häuser der Wohlhabenden sind von Holz gebaut, so wie in der südlichen Türkey, denen man sie wohl nachgeahmt hat. Ohne die deutschen Oefen, welche hier eingeführt sind, würden sie ihrer Leichtigkeit wegen im Winter gar nicht zu bewohnen seyn. Diese sehr großen Oefen, die fast so hoch als das Zimmer sind, werden außer dem Zimmer geheizt: sie sind von Thon, und an der Oberfläche mit tiefen gefirnißten Töpfen belegt, deren Höhlung gegen das Zimmer gekehrt ist, und die von der Hitze bald so durchglüht werden, daß sie ganz durchsichtig scheinen. *)

*) Ganz ähnlich ist der Bau der Oefen in den Niedersächsischen Bauer- und kleinen Bürgerhäusern; eine Aehnlichkeit zwischen

Die Bauernhütten bestehen aus einem einzigen Raum, und sind von über einander gelegten Balken gebaut, deren Zwischenräume oft so wenig ausgestopft sind, daß der Schnee herein geweht wird, und deren Bewohner, troz des grosen Feuers, das in der Mitte der Hütte auf dem festgeschlagnen Lehmboden brennt, vor Kälte erstarren. Man schläft in Schaaffelle gewickelt, die Füße gegen das Feuer gekehrt. In sorgfältiger gebauten Hütten, deren Wände dicht vermacht sind, ist oben ein Loch im Dache gelassen, welches dem Rauch den Ausgang gestattet.

Diese Züge aus der bürgerlichen Verfassung und Lebensweise eines Volkes, das mit Körperkraft und Wohlgestalt begabt, ein fruchtbares Land an den Gränzen unserer kultivirten Länder bewohnt, kann uns einen Begriff von dem Einfluß geben, welchen die Herrschaft der Türken auf ihre eroberten Provinzen übt.

---

ein Paar so verschiednen und entfernten Volksstämmen, die um so seltsamer ist, weil die dazwischen liegenden Völkerschaften solche Oefen nicht kennen.

D. C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Okt.

(Beschluß.)

Lacepede hat Romane geschrieben und Symphonien komponirt; er hat sogar den sonderbaren Einfall gehabt, die fünf ersten Bücher des Fenelonschen Telemach in Musik zu setzen; das heißt, fünf Musikstücke zu komponiren, wodurch die in jenen Büchern enthaltenen Handlungen sollen ausgedrückt werden. Leute, welche diese Stücke haben aufführen hören, versichern, daß sie vortrefflich seyen; indessen müßte man sie doch selbst hören, um darüber urtheilen zu können. Es läßt sich schwerlich denken, daß ein Tonkünstler es dahin bringen könnte, eine ganze Reihe von Handlungen, besonders von so verwickelten, als im Telemach erzählt werden, durch Töne auszudrücken, ohne in Spielerey zu verfallen. Vielleicht hat sich Lacepede an die Haupthandlung jedes Buches gehalten, oder einen Hauptmoment desselben darzustellen gesucht. Bisher sind dergleichen Versuche meistens übel ausgefallen. Ein Sturm, ein Ungewitter, eine Jagd, eine Schlacht lassen sich allenfalls noch mit Tönen darstellen; bey einer leidenschaftlichen Arie kann die Musik ebenfalls sehr wohl den Ausdruck verstärken; allein wie hat Lacepede es angefangen, um Calypsos wachsende Liebe zu Telemach, oder des jungen Helden Aufenthalt auf der Insel zu schildern! Wie gesagt, so etwas müßte man erst hören, um sich einigen Begriff davon machen zu können. Eine Autobiographie Lacepedes ist unter seinen Papieren gefunden worden, und wird wahrscheinlich bald gedruckt werden. Auch nehmen sich die gelehrten Vereine in Paris, zu denen er gehörte, vor, Lobreden auf ihn zu halten; es sollen sehr rührende Züge aus seinem Leben angeführt werden; so viel ist gewiß, daß er in der Zeit, da er glänzende Stellen und ein groses Einkommen hatte, sein Vermögen und sein Ansehen oft dazu benuzte, um Nothleidende kräftig zu unterstüzen. Napoleon hatte ihn zum Großkanzler der Ehrenlegion ernannt; diese Stelle verwaltete er während der ganzen kaiserlichen Regierung, und es mögen mehrere tausend Kreuzchen und Bändchen, zum großen Entzücken der Begnadigten, aus seiner Kanzley in alle Welt verschickt worden seyn. Unter allen Großwürden des Reichs war die seinige gewiß die mühsamste und angenehmste zugleich, weil nämlich in Frankreich, wie überall des Bewerbens um ein Bändchen im Knopfloch kein Ende ist, und die Leute, die Ansprüche darauf machen (bekanntlich aber macht jeder, der nur irgend einen Ministerialbeamten kennt, Ansprüche darauf) oft sehr zudringlich sind. Hätte Lacepede allen denjenigen, die eine Auszeichnung zu verdienen behaupten, ihr Ansuchen gewährt, so würde vielleicht bald Frankreich jezt besternt, bekreuzt und bebändert seyn; indem er aber oft abschlägige Antworten geben mußte, so wußte er sie doch so einzukleiden, daß sich die Leute nicht anders als bedanken konnten. Die Minister und Hauptbeamten hätten von Lacepede die Kunst lernen können, die Leute mit leeren Worten abzuspeisen; eine unschuldige Kunst, welche wenig schadet, und die Leute tröstet, und welche nicht alle Beamten besizen. Es ist zu verwundern, daß in Deutschland, wo über Alles Bücher geschrieben werden, noch keine Anweisung über diese Kunst vorhanden ist, da sie doch gerade den deutschen Beamten am nothwendigsten wäre. In Frankreich, wenn ein Gesuch abgeschlagen wird, bedauert der Beamte, sogar der Minister, daß das Ding nicht angeht; aber in Deutschland erklärt er kalt und trocken, das Ding gehe nicht an, oder man weißt gar Supplikanten mit seinem Gesuche ab. Im ersten Falle fühlt sich der Bittsteller doch immer etwas getröstet, im zweyten wird er noch dazu gedemüthigt. Man muß jedoch nicht glauben, als ob unter Lacepedes Kanzlerwürde die Auszeichnung der Ehrenlegion nur Verdienstvollen zu Theil geworden sey; auch er gab oft der Intrigue und dem höhern Einflusse nach, und verschwendete die Ehrenbezeigungen an Schmeichler, oder an gehaltlose Geschöpfe, welche vom Staate belohnt seyn wollen, ohne etwas für ihn gethan zu haben, oder sich überall hervordrängen, wo Gunst und Gnaden ausgetheilt werden. Ein Kanzler der Ehrenlegion oder der sonstigen Auszeichnungen könnte ein wichtiger Mann seyn, wenn nur er allein die Auszeichnungen zu vertheilen hätte, und von dem Verdienste eines jeden, so auch von dem Verdienste derjenigen, die nichts verlangen, und sich nimmer darstellen, genau unterrichtet wäre. Allein wenn der Kanzler von allen Seiten angesprochen wird, und wenn jeder einflußreiche Mann im Stande ist, seine Begünstigten mit einem Bändchen oder einem Kreuzchen zu versehen, so wird aus dem Kanzleramte eine gewöhnliche Hofcharge, die viel einbringt, und großes Ansehen gewährt, aber weiter nichts. Ungefähr so etwas war auch das Amt des grosen Lacepede in der lezten Zeit der kaiserlichen Regierung geworden; zumal da die meisten Auszeichnungen auf dem Schlachtfelde, fern von der Kanzley vertheilt wurden, und dem Kanzler dabey nichts zu thun übrig blieb, als die Namen einzuregistriren. Ich werde auf diesen merkwürdigen Mann zurückkommen, wenn die Pariser Gelehrtenvereine sein Andenken werden gefeyert haben.

D ſ.

Beylage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Dezember 1825.

Und ungerecht nennt ihr es: Plagen,
Was eure Väter schon ertragen.
Geht, harret ferner mit Geduld;
Das Recht zu hoffen nehmet von mir,
Als Zeichen königlicher Huld.

Bemerkungen über die lezten russischen und englischen nach China geschickten Gesandtschaften.

Von Klaproth.

Der Plan zu der lezten im J. 1805 nach China abgeschickten Gesandtschaft war zu Petersburg schon das Jahr vorher gefaßt worden und zwar auf den vom Hofe von Peking geäußerten Wunsch, einen Gesandten vom weisen Khan zu empfangen. Die Regierung versäumte nichts, um diese Gesandtschaft glänzend genug, würdig des Monarchen, der sie absandte, und für Wissenschaften und Handel nützlich auszustatten und einzurichten.

Ihr Personale bestand aus Männern von den ersten Familien des Landes und ihr Chef war ein Mann voll Talente und von dem angenehmsten Charakter, der durch seinen Rang und seine Geburt zu den ersten Würden berechtigt ward.

Sie brachte für den Kaiser von China die prachtvollsten Geschenke mit. Eine Anzahl Gelehrte unter der Leitung des Grafen Joh. Potocki war der Gesandtschaft beygegeben. Dieses zahlreiche Personale verließ St. Petersburg in verschiedenen Abtheilungen, die sich alle gegen Ende Septembers 1805 zu Irkutsk wieder vereinigen sollten. Alsbald nach seiner Ankunft in dieser Stadt schickte der russische Bothschafter seinen ersten Gesandtschafts-Sekretär, Herrn Baikov, nach Ourga, um mit den chinesischen und mongolischen Gewalthabern daselbst die nöthigen Verabredungen über die verschiedenen, die Reise der Gesandtschaft nach Peking betreffenden, Anordnungen und Aufschlüsse zu treffen. Diese ersten Unterhandlungen boten schon Schwierigkeiten dar und die chinesischen Behörden weigerten sich, eine Gesandtschaft anzunehmen, die viel zahlreicher wäre als die früheren, indem sie anführten, daß sie nur auf hundert Personen gerechnet, und, die Etappenplätze in der Wüste von Gobi nur zur Beherbergung von dieser Anzahl hätten einrichten lassen. Nach langem Hin- und Her-Reden mußte die Zahl der die Gesandtschaft begleitenden Personen auf 130 eingeschränkt werden.

Den siebenzehnten Oktober kam der Graf Golowkin bey dem Fort von Kiakhta an, Troitskosavsk genannt, welches noch drey Werste von der auf der Gränze selbst gelegenen Handels-Niederlage entfernt ist. Allein neue Unterhandlungen hielten ihn auch dort wieder während zwey und einem halben Monat auf, und nur erst gegen das Ende des Jahres fanden sich alle Schwierigkeiten beseitigt, so, daß die Gesandtschaft den ersten Januar 1806 die Gränze passirte.

Die Kälte war gerade sehr strenge und die Gesandtschaft litt um so mehr davon, als sie 14 Tage auf der Reise von Kiakhta nach Ourga zubrachte, welche beyde Orte 307 Werste von einander entfernt sind. Während dieser Reise hatte sie kein anderes Obdach als Jurten oder Zelte von Filz *).

*) Während die Gesandtschaft sich in der Mongolei befand, war die Kälte immer zwischen 15 und 30 Grad Réaumur.

Zu Ourga erneuerten sich die Discussionen, welche jezt das in China übliche Ceremoniel zum Gegenstand hatten. Der russische Botschafter weigerte sich, sich demselben zu unterwerfen, indem er sich auf das Beyspiel Lord Macartney's berief, welcher den Kaiser Khian-loung auch auf keine andere als die bey solchen Gelegenheiten in Europa übliche Weise begrüßt hatte. Hierauf wurden Couriere nach Peking abgefertigt und man hegte die Hoffnung von dem mit dem Ministerium des Auswärtigen verbundenen Ceremonien-Tribunal Li fan yuan, und vielleicht vom Kaiser selbst eine günstige Entscheidung zu erhalten.

Unterdessen erhielt der Vang oder Vicekönig der nördlichen Mongoley den Befehl, dem Grafen Golowkin ein Festin im Namen des Kaisers und vor dem kaiserlichen Thron zu geben. Diese Feyerlichkeit sollte eben den fünfzehnten Januar bey einer Kälte von 20 bis 24 Graden unter freyem Himmel Statt haben, als der Vang von dem Botschafter verlangte, daß er sich der Ceremonie des Kheou-theou, oder dem neunmaligen Niederwerfen, vor einem mit gelbem Damast behängten, die Person des Kaisers vorstellenden Gestelle, unterwerfen sollte. Da aber dieses Verlangen für den Botschafter eines so großen Monarchen zu erniedrigend war, so weigerte sich Graf Golowkin demselben zu entsprechen und das Festin fand nicht Statt.

Von diesem Augenblick an nahmen die Unterhandlungen eine fatale Richtung, von einer und der anderen Seite zeigte sich merkliche Bitterkeit und die Gesandtschaft durch einen am zehnten Februar von Peking angelangten Brief zurückgewiesen, kehrte in den ersten Tagen des März wieder nach Kiakhta zurück.

Die Hartnäckigkeit der Chinesen in den Ansprüchen ihres Ceremoniels rührt daher, daß Rußland sich seit langer Zeit in dem Verzeichniß der dem himmlischen Reich tributbaren Staaten befindet *). Das althergebrachte Ceremoniel nach dem Verlangen des russischen Botschafters abzuändern, hätte also eben so viel geheißen als dem alten Herkommen derogiren und hätte auf die Regierung des Kaisers Kia Khing ein ungünstiges Licht werfen müssen, während dieselbe durch ernstliche Unruhen im Inneren des Reiches ohnedieß nicht wenig erschüttert war.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

und das Quecksilber fror zwey Mal. Die Jurten konnten nur mit Kohlen geheizt werden, die man in ihrer Mitte anzündete. Allein diese Heizung genügte so wenig, daß die Reisenden auf der Erde gelagert auf der einen Seite froren und auf der andern von der Hitze litten.

*) Alles was die Gesandtschaften tributbarer Staaten betrifft, findet sich in dem Hoei tian, dem Reichs-Grundgesetze, festgesezt. Daßelbe enthält ein eigenes Capitel, wie die russischen Gesandtschaften zu empfangen seyen. Nach demselben soll ein Gesandter dieser Macht täglich einen Hammel, ein Gefäß Wein, einen Krug Milch, zwey Unzen Butter, zwey Fische, zwey Tassen Oel, ein Pfund gesalzenes Kraut, eine Unze Essig und eben so viel Salz erhalten. — Ueberdieß soll man ihm alle neun Tage, von der Tafel des Kaisers selbst, und als ein Zeichen seines Wohlwollens, vier Platten und zehn Gefäße Thee, auf Art der Mandschu's zubereitet, übersenden. — Auch die dem Gefolge des Gesandten zu verabreichenden Lebens-Mittel sind in dem Hoei tian verzeichnet.

Irländische Sagen und Mährchen.

Daniel O'Rourke.

(Beschluß.)

„Das Wort war nicht sobald gesprochen, als husch was denkt Ihr wohl? ein Flug wilder Gänse dicht bey meinen Ohren vorüberflog, und der alte Gänserich an der Spitze, der ihr General war, drehte sich um, und rief mir zu, „seyd Ihr es Daniel?“ Ich war nun nicht ein Bischen erschrocken, denn ich war zu dieser Zeit an allen solchen Teufelsspuck gewöhnt, und außerdem kannte ich ihn von Alters her. — „Guten Tag Daniel O'Rourke,“ „sagte er,“ wie steht es mit Eurer Gesundheit heute Morgen? — „Sehr wohl, Herr, „sagte ich“ ich danke Euch von Herzen, indem ich Athem schöpfte, denn es fehlte mir gewaltig daran.“ „Ich hoffe Ew. Würden sind ebenfalls wohl.“

Ich meine, Ihr fallt, Daniel, „sagte er.“ Es mag seyn, Herr „sagte ich.“ Und wohin geht die Reise so schnell mit Euch, „sagte der Gänserich.“ So erzählte ich ihm denn, wie ich ein paar Tropfen zu viel genossen, und wie ich an die Insel gekommen, und wie ich mich in den Sumpf verirrt, und wie der Spitzbube von einem Adler mich nach dem Mond geführt, und wie der Mann im Mond mich zur Thür hinaus geworfen. — „Daniel, sagte er,“ ich will Euch retten: streckt Eure Hand aus und faßt mich beym Beine, so will ich Euch nach Hause bringen.“

„Süße Worte fließen von Euren Lippen, mein Schatz,“ sagte ich, obgleich ich die ganze Zeit bey mir selbst dachte, daß ihm nicht recht zu trauen sey: allein da war nun keine andre Hülfe, ich ergriff ihn beym Beine und auf und davon mit ihm und alle Gänse uns nach in einem Hui!

„Wir flogen und flogen, und flogen, bis wir gerade über die weite See kamen. Ich erkannte sie wohl, denn ich sah das Kap Clear *) zu meiner rechten aus dem Wasser hervorragen. „Ach Herr!“ sagte ich zu dem Gänserich, denn ich hielt es für das Beste auf einem höflichen Fuße

---

*) Ein Vorgebirge in Irland auf der Insel Clare, südlich von Cork.

zu bleiben, „fliegt an das Land, ich bitte Euch." — „Das ist unmöglich, seht Ihr Daniel," sagte er, „für eine Weile, denn wir gehen nach Arabien." — „Nach Arabien!" sagte ich, „das ist gewiß ein Ort in fremden Landen, weit weg. Ach! Herr Gänserich: ich bin ein unglücklicher Mann denn." — „Still, still, Du Narr," sagte er, „schweigt still; ich kann Euch sagen, Arabien ist ein sehr anständiger Ort, und gleicht West Carbery wie ein Ey dem anderen, nur ist da ein wenig mehr Sand."

„Als wir so im Schwatzen waren, erschien ein Schiff und segelte frisch mit dem Winde dahin: „Ach, Herr!" sagte ich, „wollt Ihr mich hier auf das Schiff nieder lassen, ich bitte Euch." — „Wir sind nicht gerade darüber," sagte er. — „Ja, wir sind," sagte ich. — „Wir sind nicht," sagte er, „wenn ich Euch hier niederließe, so würdet Ihr in die See plumpen." — „Ich würde nicht, es ist gerade unter uns, so laßt mich nun herunter."

„Wenn Ihr müßt, so müßt Ihr," sagte er, „so nehmt denn Euren eignen Weg;" und er öffnete seine Klauen, und meiner Treu er hatte recht — so gewiß, ich wanderte herunter auf den Grund des salzigen Meeres! bis auf den Grund sank ich, und gab mich verloren für immer, als ein Wallfisch auf mich zukam, der sich nach seiner nächtlichen Ruhe hinter den Ohren kratzte und mir gerade ins Gesicht sah; er sprach kein Wort, aber er erhob seinen Schwanz, und bespritzte mich so fein mit Salzwasser, daß kein trockner Faden an mir verblieb; und ich hörte Jemand sagen — es war eine Stimme, die ich noch dazu sehr wohl kannte — „Steh' auf, du besoffnes Vieh du": und somit erwachte ich, und Judith stand da mit einem Zuber voll Wasser, mit dem sie mich übergoß; — denn Gott habe sie selig! obgleich sie eine gute Frau war, so konnte sie es doch niemals leiden, mich betrunken zu sehen, und führte eine schwere Hand."

„Steh auf", sagte sie noch einmal, und war kein Platz im ganzen Kirchsprengel gut genug für dich, um arauf zu liegen als gerade unter den alten Mauern von arrigaphooka? Ich bin versichert, Du hattest einen unruhigen Schlaf darunter." Und gewißlich es war so; enn Adler, und Männer im Monde, und fliegende änseriche und Wallfische, die mich in den Sumpf und af zum Monde, und herunter in das grüne Meer trien, brachten mich hübsch genug um meine Sinnen. Und enn ich noch zehnmal benebelt wäre, so soll es doch nge währen, ehe ich mich wieder an einen solchen Platz hlafen lege, das weiß ich wohl.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

Unser weiser und gerechter König, der mit rastloser Thätigkeit das große Werk des neuen Staatsbaues fördert, hat in diesen Tagen die (nicht verfassungsmäßige) Censur der literarischen und Unterhaltungsblätter aufzuheben geruht. Wir wünschen von Herzen, daß die Herausgeber dieser Zeitschriften gegen sich selbst strenge Richter und Censoren seyn mögen, um nicht den Feinden der Preßfreyheit Gelegenheit zu geben, dieselbe zu verunglimpfen, und neuen Beschränkungen das Wort zu reden. Die Nummer 189 der hiesigen Flora enthält als Würdigung dieser allerhöchsten Verfügung einen Aufsatz, betitelt: „Morgenröthe einer neuen Zeit für das Vaterland," der allgemein Staunen und Sensation erregte. Wir erlauben uns eine Stelle daraus, die uns treffend dünkt, hier mitzutheilen. Nachdem der Verfasser seine Ansichten über die vorige Administration sehr freymüthig ausgesprochen, fährt er fort:

„Maximilian Joseph ging von der Erde, und das Recht der Geburt rief Ludwig auf den Thron Bayerns. Ludwig, einen Prinzen, vertraut mit allen Schätzen der Wissenschaft und Kunst, mit Kraft und hohem Sinne, mit Geist und Erfahrung. Ludwig, der als Thronerbe seine künftige Bestimmung vorgesehen, hatte die Kunst des Regierens nicht nur wissenschaftlich sich eigen gemacht, sondern durch seinen Beobachtungsgeist auf Reisen, und ein geübtes Vergleichungsvermögen in ihren gediegensten Grundlagen berichtigt. In den Verhandlungen der Stände, an Allem lebhaft Theil nehmend, hatte er die wahren Bedürfnisse des Landes, die Licht- und Schattenseiten der bestehenden Verwaltung erkennen gelernt, und die menschenfreundliche Herablassung, mit der er die Hütten, wie die Schlösser besucht, konnte bey ihm die künstliche Täuschung nicht aufkommen lassen, in der Monarchen so oft sich von dem Zustande des Landes ein glänzendes, mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmendes Bild vorspiegeln. So ausgerüstet zum Regieren, und kein Neuling in dieser Kunst, wohlwissend, „was seinem Volke Noth thue in der Zeit," besteigt Ludwig den Thron Bayerns, und das Vaterland kann Ihm daher mit der größten Zuversicht vertrauen. Es gehört eine eigne Seelengröße und Selbstverläugnung dazu, gleich im Anfange einer Regierung, statt sich Festen und Beglückwünschungen hinzugeben, statt Gnaden auszutheilen, um reichlichen und augenblicklichen Weihrauch zu empfangen, sich mit dem wahren Wohl des Gesammtvaterlandes zu beschäftigen, und auf das Wagniß, von den nahen Umgebungen verkannt, vom gekränkten Eigennutze und leidenden Persönlichkeiten verläumdet zu werden, nur Hand an die Heilung der bestehenden Uebel zu legen, wovon erst spätere Jahre die ganze Wohlthat nach völliger Herstellung und nach den verschwundenen Narben der Operation zeigen können u. s. f.

Um in unsern Theaterberichten keine Lücke zu lassen, müssen wir auf die Periode vor dem verhängnißvollen dreyzehnten October zurückkehren. Welchen Geist der Thätigkeit die Theaterverwaltung im rezitirenden Schauspiele entfaltete, mag ein Rückblick auf das Repertoire bis zu jenem Tage darlegen. Shakespeare, Goethe, Schiller, Grillparzer und Raupach bildeten den Reigen, aus deren Werken der größte Theil der stattgehabten Darstellungen bestand. „Der Kaufmann von Venedig," „Götz von Berlichingen," „Maria Stuart," „die Braut von Messina," Phädra," „Sappho," „die Chawanz-

ty." gingen in gedrängter Reihe und in aller Würde ihres geistigen Lebens über die Bühne. Es dürfte kaum eine andre Bühne, die außerdem noch andre Zweige der Kunst in ihr Gebiet einschließt, ein gleiches Repertoire in dem kurzen Zeitraum aufzuweisen haben. Ein neues Lustspiel: „Abenteuer aus Liebe und Liebe zu Abentheuern," von Vogel, ist zwar ein geist- und gehaltloses Produkt, dessen ganze Intrigue aus Unwahrscheinlichkeiten zusammengefügt, und aus den oft gebrauchten Mitteln der Verkleidung zweyer Damen in Uniform gebaut ist, allein es forderte doch eben sowohl Zeit und Mühe des Einstudirens, wie ein gutes Stück, und das Verdienst der Darsteller kann dadurch nicht geschmälert werden, um so weniger, als sie alles aufboten, das Stück vom Fall zu retten. Die Anstrengung gelang indessen nicht ganz, denn nach einigen wenigen Beyfallszeichen während der Vorstellung, welche lediglich der Mad. Fries galten, die die seichten, und an jedem Aktschluß wiederkehrenden Reimesgut vortrug, entstand am Ende des Stücks ein hartnäckiger Kampf der Partheyen, wovon ein Theil nachdrücklich sein Mißfallen äußerte, während ein anderer die Spielenden hervorrief, die denn auch endlich schüchtern erschienen, aber die Zischer durch ihre Gegenwart nicht ganz zum Schweigen bringen konnten. —

Am ersten Dezember beginnen nach einem sechswöchentlichen Stillstand die Vorstellungen im großen Hoftheater, und zwar mit Rossinis Tancred. Das Repertoire des Dezembers enthält mehrere Neuigkeiten, unter andern das vaterländische Drama: „Albrecht der Weise" von Ludwig Auerbacher, Verfasser der Studien ꝛc. Eine weitere Neuigkeit, von der sich die Freunde des höhern Drama einen großen Genuß zu versprechen haben, ist das Trauerspiel: Belisar. Verfasser ist der als Dichter eben so sehr wie als Staatsmann geachtete Eduard von Schenk. Referent hat dieses Werk von dem Dichter selbst vorlesen hören, und glaubt nicht zu irren, wenn er meynt, die Kritik werde dasselbe den gelungensten Hervorbringungen der neuern Zeit anreihen. — Unsre italienische Oper ist, wie Sie bereits wissen, aufgelöst, und auch das Isarthortheater, dessen bisheriger Innhaber, Direktor Carl, mit seiner Gesellschaft sich noch in Wien aufhält, bleibt geschlossen. Dafür wird im großen Hoftheater die Woche durch vier Mal, (Oper, Ballet, und Spektakelstück) im Opernhaus aber einmal gespielt. Lustspiele und Conversationsstücke, die dem lezteren vorbehalten sind, müssen dadurch nothwendig gewinnen.

Um die Mitte des Oktobers starb allhier der verdienstvolle Kapellmeister und Ritter des Civilverdienstordens, Peter von Winter. Eine gedrängte biographische Skizze von dem berühmten Mann dürfte in diesen Blättern nicht an unrechter Stelle stehen. Peter Winter, der Sohn eines churpfälzischen Militärs, wurde 1755 zu Mannheim geboren, besuchte einige Jahre die Schule, überließ sich aber in der Folge ganz der Tonkunst und wurde ein braver Violinspieler, daher er auch 1764 beym Hoforchester daselbst angestellt wurde. Seine Neigung zur Komposition wurde indeß lauter, und er studirte den Generalbaß und Kontrapunkt bey dem berühmten Vogler, bis er später von Salieri die höhere Ausbildung erhielt. Im Jahre 1788, wo sein Ruf als ausgezeichneter Komponist längst gegründet war, ernannte ihn Churfürst Carl Theodor zum Kapellmeister in München. Wohl nur wenige deutsche Komponisten können sich in Hinsicht auf die Vielheit ihrer Werke mit Winter messen. Die Anzahl seiner Oratorien, Messen, mit einfachen und doppelten Chören, Psalmen, Herr Gott dich loben wir, Stabat mater, Miserere etc., seiner Symphonien, Konzerte für alle Instrumente, Quartetten, Quintetten ꝛc., Lieder, Sonaten für das Klavier, Balletmusiken ꝛc. geht in's Unglaubliche, wir wollen hier nur seine Opern aufzählen: für München schrieb er: Leonardo und Blandine, Melodram, Cora und Alonzo, Melodram, Armida, Melodram. Das Hirtenmädchen, Operette, Helena und Paris, Oper. Bellerophon, Oper. Der Bettelstudent, Operette, Psyche, Oper, Maria von Montalban, Oper, der Sturm, Oper, der Frauenbund, Oper. Für Wien: Das unterbrochene Opferfest, Oper. Die Pyramiden, zweyter Theil des Opferfestes, Oper. Das Labyrinth, zweyter Theil der Zauberflöte, Oper. Belisa, Gräfin von Hildburg, Oper, Bebovi, italienische Oper, Colma, Oper. Für Prag: il triomfo del Belesco, Oper. Für Venedig: Catone in Utica, Oper, il sacrifizio di Creta, Oper, fratelli rivalli, Oper. Für Neapel: Antigona, Oper. Für Mailand: Mäometo, Oper. Für London: Calypso, Oper, Castore e Polluce, Oper. Proserpina, Oper, Zaire, Oper. Für Paris: Tamerlan, Oper.

In allen diesen Opern ist ein Reichthum origineller Ideen, der theatralische Effekt ist richtig berechnet, jede Situation wahr ergriffen, richtig empfunden, glücklich dargestellt und ausgedrückt. Seine Kirchenmusiken sind der Ausdruck hoher geistiger Gefühle voll Würde und Erhabenheit. Sein Streben ging dahin, den Kirchenstyl vom Theaterstyl durch grandiose Einfachheit zu unterscheiden, wobey aber nie sein schöner Gesang vermißt wird. Seine Instrumental-Begleitung — worin er seine eigne Stärke besaß, und die Natur eines jeden Instruments sehr wohl verstand, und zu behandeln wußte — ist sinnreich und glänzend ohne Ueberladung, und sein Gesang melodisch und dem Sänger sehr vortheilhaft. Seine „Singschule," die vor einigen Jahren in drey Bänden in Mainz herauskam, ist hinlänglich bekannt und gewürdigt, und daß er ein trefflicher praktischer Lehrer war, zeigt die berühmte Metzger, nunmehrige Vespermann, die wackere Mittermayr, und tausend Zöglinge in ganz Europa zerstreut. — Winter war ein guter Mensch, in seinem Charakter war ein Zug vorherrschend, der sich bey mehrern großen Tonsetzern findet, nämlich eine gewisse Kindlichkeit, die, wenn sie auch berühmte Männer im Umgange nicht eben interessant macht, doch ihre Unbekanntschaft mit allen Verhältnissen außer sich, und ihre Nichtbeachtung konventioneller Formen entschuldigt. Ein Ausfluß dieser Kindlichkeit war die Freude des Verewigten an seiner Weihnachtskrippe. Winter trieb diese Spielerey in's Große, und sie verschlang einen großen Theil seines Vermögens. Es war eben so komisch als rührend, den riesigen Alten mit dem Ernste eines Cato seine Puppen handhaben zu sehen, wobey er nicht unterließ freundlich zu schmunzeln, wenn etwa ein neuer Herodes, oder der Anzug der Königin von Saba gelobt wurde. — Seine Auflösung erfolgte ohne Schmerzen, und sein Hintritt würde zu einer andern Zeit mehr gefühlt und betrauert worden seyn. In diesen Tagen kannten wir nur einen Verlust, nur einen Schmerz — doch fiel manche dankbare Thräne auf seinen Sarg. Ein Monument hat er sich selbst gesezt in seinen Werken. Er hinterläßt keine Kinder.

Seit einigen Monaten haben wir hier eine neue Zeitschrift: „Lesefrüchte," herausgegeben von dem Theaterinspizienten Hubmann. Der Titel besagt schon, was hier geliefert wird, nämlich Aufsäze, Gedichte ꝛc. aus andern Zeitschriften, nach Art des Wiener „Sammlers." Die Auswahl des Gegebenen war bis jezt gut, und wir wünschen dem Unternehmen Fortgang.

— l.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 293.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Dezember 1825.

Jezt herrschet die Nacht nur mit ernsterem Schweigen,
Entflohn ist der Tag und das laute Gewühl!
Doch auch mit des Mondes erblassendem Schimmer,
Mit leuchtender Sterne sanfttröstendem Flimmer,
Naht stets sich der Seele ihr Schmerzensgefühl;
O lächelt ihr Sterne, o lächelt doch Ruh,
Ihr Boten der Heimath, der Leidenden zu.

A. Lindenmeyer.

Bore und Drifwa.

Romanze nach dem Schwedischen.

Wo hoch im Norden mit des Donners Schalle,
Sich Elivag *) ihr tiefes Bette gräbt,
Von steiler Felswand stürzt mit jähem Falle,
Und unaufhaltbar zu dem Meere strebt,
Stand Froste's **) Burg, erbauet in den Tagen
Des Ursprungs alter wunderbarer Sagen.

Der Vater Froste's, Snio ***) legte Krone
Und hermelinverbrämten Mantel ab,
Zu schwer für ihn, und übertrug dem Sohne
Die Königswürde und den Herrscherstab;
Froh zechte nun, in Ruhe, ohne Sorgen,
Der graue Held vom Abend bis zum Morgen.

Dreyhundert Jahre lebte schon der Alte,
Ein Sprößling hoher Götter, ihn bewahrt
Walhalla's Schutz; bis zu dem Estrich wallte,
Dem Schneegestöber gleich, der weiße Bart,
Und Bore ****) war sein Skalde, seines Gleichen
Nicht mehr in Froste's ausgedehnten Reichen. —

*) Elivag, ein Zusammenfluß von Strömen, die nach ihrer Vereinigung diesen Namen annehmen, und sich über Felsen in die Nordsee stürzen.

**) Froste, der Frost.

***) Snio, der Schnee. — Die nordische Geschichte erwähnt eines Snio des Alten, als des fünften fabelhaften Regenten des Nordens; in Sturleson's Yeglinga-Saga wird er wie König eines Reiches in Finnland, aber als einige Jahrhunderte später gelebt, aufgeführt. Wahrscheinlich war dieß der Grund, ihm ein Alter von 300 Jahren zu geben, und die Sage von Snio und seinen Kindern ist eine Mythe, durch Naturerscheinungen veranlaßt.

****) Bore, der Nordwind.

Einst in des feuchten Herbstes dunkeln Nächten,
Erwachte Froste's kriegerische Lust;
Die Fehde galt des Südens Göttermächten.
Ein Panzer deckt des Königs kalte Brust,
Aus Eis gemacht, schon oft von ihm getragen,
Und Rennthiere ziehn des düstern Herrschers Wagen.

Auch Snio's streitgeübter Sänger rüstet
Zum Kampfe sich, und legt die Waffen an;
Vor Bore's Wagen, goldgezäumet brüstet
Sich zweyer Leuen brüllendes Gespann;
Die Harfe schlagend im Geklirr der Speere,
Führt er die Vorhut von des Königs Heere.

Bey seines Liedes mächtig-starkem Klange
Entschlummert Hertha *), Ran **), erstarrt in Eis,
Und Liebe röthet höher Drifwa's ***) Wange;
Ihm gab vor allen Skalden sie den Preis.
Der Winter kommt, und die bereiften Schwingen
Entfaltet er, wenn Bore's Saiten klingen.

Dann spielt der Sturm mit Hertha's grünem Kranze,
Und Drifwa's Zofen ****) schweifen durch den Hain,
Und drehen wirbelnd sich im Wintertanze.
Die Kälte schüttelt grimmig das Gebein
Des Wanderers, aus Felsenspalten stecken
Den Rachen, Hela's Rüden, ihn zu schrecken. —

Wer schwebt herab dort von der Berge Höhen?
Die Zofen Drifwa's enden, demuthsvoll

*) Hertha, die Erde.

**) Ran, die Göttin der Gewässer.

***) Drifwa, das Schneetreiben, Snio's Tochter.

****) Drifwa's Zofen, die Schneeflocken.

Gesenkt den Blick, des Reigens schnelles Drehen;
Wem bringen sie der hohen Ehrfurcht Zoll?
Stieg Freyga denn, mit diamantner Krone
Das Haupt geschmückt, von ihrem Götterthrone?

O, Driswa selbst erscheint! — Noch zögert Vore,
Der Vielgeliebte, mit der Wiederkehr;
Kein Räderschall ertönet ihrem Ohre,
Kein Schildeklang aus weiter Ferne her;
Entgegen über eisbelegte Halden
Treibt Sehnsucht sie dem ersten aller Skalden.

Umsonst durchspäht der Thäler öde Strecken
Das schöne Auge Driswa's, eine Spur
Von ihrer Seele Liebling zu entdecken;
Ach, einsam zeigt der Adler sich ihr nur,
Und in des Tannenforstes lichtern Räumen
Des ausgetretnen Stromes wildes Schäumen.

Und weiter fort von Snio's weissem Lande,
Irrt Driswa jezt, wo sich die Ostsee wälzt;
Sie sieht, wie Aegir's *) langgetragne Bande
Des milden Westes sanftes Säuseln schmelzt;
Wie früher schon der Tag sein Thor entriegelt,
Und Sonne sich in blauen Fluten spiegelt.

Am Ufer weint, in ihrer Jugend Schöne,
Die Tochter Snio's, Vore's holde Braut,
Und in der Wellen plätscherndem Getöne
Verhallt des Schmerzes tiefer Klagelaut.
„Ach Vore, rufen deiner Driswa Thränen
Dich nicht zurück, ihr Kummer und ihr Sehnen?"

Des Nordens Gott, Walhalla's König, Oden,
Mit goldgewölbtem Schilde, trat zu ihr:
„Was suchst du Driswa, auf der Fremde Boden
Der Skalden Fürsten? Vore ist nicht hier;
Er wurde zu der Königin der Todten,
Der ewig Unerbittlichen entboten."

„Ich hörte Sturm die Lüfte wild durchsausen,
Das Leiblied Froste's, zieht er in die Schlacht;
Ich sah sein Heer bey mir vorüber brausen,
Umwogt von schwarzer Wolken dichter Nacht,
Und von den Bäumen rauschten gelbe Blätter
Durch Vore's Hauch, im aufgeregten Wetter."

„Er kämpfte muthig an des Heeres Spitze,
Und mancher Feind erlag des Harfners Hand;
Da schleudert Thor den stärksten seiner Blitze,
Mit Götterkraft, im Zorne hoch entbrannt,
Auf ihn hinab; dumpf krachte Walhalls Pforte,
Als Vore's Brust der Donnerer durchbohrte."

„Dein Kämpe, der gekrönt mit Waffenehre,
Nie zu der Heimath Strömen wiederkehrt,
Schläft festen Schlaf an dem entlegnen Meere;
Die Rüstung hat des Blitzes Strahl verzehrt,
Und zügelfrey verkündigten die Leuen
In Froste's Burg, das Schicksal des Getreuen."

„Komm Göttertochter, komm zu Oden's Saale,
Walhalla's Zierde werde, schöne Maid!
Den Vorsitz führ' bey meiner Diar *) Mahle,
Trag' länger nicht um den Geliebten Leid:
Mit Gold und Sindal **) will ich dich begaben,
Des Morgenlandes Perlen sollst du haben."

So spricht der Gott; wie Silbertropfen fallen
Die Thränen Driswa's auf des Felsens Moos:
„Zu meines Trauten Hügel will ich wallen,
Bald öffne sich auch mir sein dunkler Schooß!
Behalte dein Walhalla, Oden, weilet
Nicht Vore dort, der meine Freuden theilet!"

Und aufgelöset plötzlich von dem Grame,
Zerreißt des zarten Lebens schwaches Band;
Es schlägt nicht mehr das Herz, wo Vore's Name
Mit Flammenzügen unauslöschlich stand.
Aus Odens Blick verschwindet sie, der Stelle
Wo Driswa saß, entsprudelt eine Quelle.

Wann Vore's Schatten am Gestade schreitet,
Und aus des Baches Murmeln sich der Schall
Von Driswa's Klage leise drängt, bedeutet
Dieß Zeichen großer Helden nahen Fall;
Auf Klippen knurrt der Seehund nächtlich, schwebet
Er, wie der Geist durch Windheim's Hallen ***) ziehet.

W. v. S . . . r.

*) Aegir, der Meergott.

*) Die zwölf vornehmsten Gefährten Oden's wurden Diar genannt.

**) Sindal, ein jezt unbekanntes kostbares Zeug, von dem in nordischen Sagen oft die Rede ist.

***) Windheim's Hallen, die Luftregion.

Bemerkungen über die lezten russischen und englischen nach China geschickten Gesandtschaften.

(Fortsetzung.)

Es war im Jahr 1689, daß die Mandschu's die Russen nöthigten, das von ihnen auf dem linken Ufer des Amur erbaute Fort Yaksa oder Albazin zu verlassen, und zu Nertschinsk einen ungünstigen Vertrag zu unterzeichnen. Seit dieser Epoche ist der Hof von Peking gewohnt, die russischen Czaren und Kaiser als seinem Reiche unterworfene Fürsten zu betrachten. Khang-hi rühmte sich, die Russen gedemüthigt zu haben; er lobte ihre Unterwürfigkeit, weil sie seinem Feinde, dem Euleut'schen Galdan, ihre Hülfe verweigert hatten. Young-tching behandelte sie mit Stolz, schloß ihren Karavanen den Eingang in sein Reich, und beharrte auf einer definitiven Festsetzung der Grenzen, welche im Jahr 1727 Statt fand. Unter der Regierung Khien-loungs hob die chinesische Regierung unter dem nichtigsten Vorwand den Handel von Kiachta auf. Im Jahr 1743 gab sie ihre Unzufriedenheit darüber zu verstehen, daß Rußland keinen Gesandten mehr nach Peking schicke. Die Aufführung der russischen Geistlichkeit zu Peking, die der russischen Handelskaravanen, welche in diese Hauptstadt kamen, und häufige an den Grenzen vorgefallene Unordnungen erregten öfter das Uebelwollen der

Chinesen. Ja es erreichte dasselbe den höchsten Gipfel, als der Senat von Petersburg sich weigerte, ihnen Amurzana, einen Dzoungar'schen Fürsten, auszuliefern, der sich 1756 auf russisches Gebiet geflüchtet hatte, und zwar, wie es scheint, in Folge einer von der russischen Regierung hiezu erhaltenen Einladung. Glücklicherweise starb Amourzana ein Jahr darauf zu Tobolsk an den Blattern, weßwegen dann auch der Frieden zwischen beyden Reichen nicht unterbrochen ward. Um diese Zeit war von Rußland aus die Absendung eines chinesischen Gesandten nach Petersburg und die freye Schiffahrt auf dem Amur nachgesucht worden. Khiang-loung verwarf dieses Ansuchen und verlangte mit Stolz die Auslieferung der Rebellen Amourzana und Chereng. Nachdem man ihn aber von dem Tode des ersteren überzeugt hatte, beschränkte er sich die Auslieferung seiner Leiche zu verlangen, und begnügte sich am Ende damit, daß man seinen Offizieren dieselbe an der Grenze vorzeigte. Im Jahr 1760 erhielt der russische Senat sehr insolente Briefe von dem chinesischen Li-fan-yuan. Die Streitigkeiten rücksichtlich der Grenzberichtigung und der verweigerten Auslieferung des Chereng wurden immer heftiger. Hierauf ward die russische zu Peking befindliche Geistlichkeit förmlich eingesperrt und die Chinesen bedienten sich in ihrer diplomatischen Korrespondenz äußerst beleidigender Ausdrücke. Demungeachtet erneuerte der Hof von St. Petersburg, dem das gute Vernehmen mit China und der Handel mit Kiakhta ernstlich am Herzen lag, im Jahr 1762 seinen Vorschlag, daselbst einen Gesandten des himmlischen Reiches zu empfangen. Als der Kaiser von China in diesen Wunsch nicht eingehen zu können sich erklärte, wurden nun alle Einleitungen zu Absendung einer Gesandtschaft nach Peking getroffen. Aber sie erfolgte nicht. Dagegen traten noch in demselben Jahr russische und chinesische Bevollmächtigte zu Kiakhta zusammen, um alle obschwebenden Differenzen auszugleichen und um die Uneinigkeiten beyzulegen, welche sich zwischen beyden Reichen erhoben hatten. Indessen trennten sich auch diese bald wieder, ohne den Zweck ihrer Sendung erreicht zu haben. Das oben benannte Tribunal von Peking erlaubte sich sogar, dem russischen Senat sehr lebhafte Vorwürfe über seine Hartnäckigkeit und über die Verzögerung des Grenzenausgleichungsgeschäftes zu machen. Im Jahr 1763 wurde Herr Kropotov nach Peking abgesandt, welcher eine Audienz beym Kaiser erhielt. Aber der Li-fan-yuan verwarf die von ihm gemachten Vorschläge, und der Abgeordnete kehrte ohne Resultat nach Rußland zurück. Das Jahr darauf brachen die Chinesen den Handel von Kiakhta ganz ab, und schickten auf die deßfalls an sie ergangene Einladung eine beleidigende Antwort. Nichts destoweniger zeigten sie sich im Jahr 1765 bereit, alle diese dem Interesse der beyden Reiche so schädlichen Differenzen auf freundlichem Wege beyzulegen, und luden demzufolge zu einem neuen Zusammentritt ein. Zwar hatte dieser wiederum nicht Statt, allein es wurde doch endlich ein definitives Arrangement abgeschlossen, und Kroptov negocirte einen Supplementär-Artikel zum Vertrag von 1727. Der Handel von Kiakhta ward nun 1768 wieder eröffnet. Wegen des Ueberläufers Ouladzan wurde er aber 1785 von Neuem wieder unterbrochen, und blieb es bis zum Jahr 1692.

Man sieht hieraus, daß die Verhältnisse zwischen China und Rußland nicht immer die freundlichsten waren, und daß das erstere sich eine Art von Supremazie über das Leztere anmaßt, dessen Kräfte und Hülfsquellen es nicht genau kennt. Die Weigerung des russischen Gesandten, sich dem, bey Vorstellungen von Gesandten tributbarer Königreiche vor dem Kaiser von China, herkömmlichen Ceremoniel zu unterziehen, muß natürlicher Dinge seine Abweisung zur Folge haben. Wäre der Graf Golowkin an der Spitze einer Armee nach China gekommen, so hätte er gewiß seinen Zweck besser erreicht, als blos mit Begrüßungen und Geschenken, welche die Chinesen nie anders als schuldigen Tribut nennen werden. So lange aber die neun Niederwerfungen dem russischen Gesandten von seiner Regierung nicht gestattet sind, wird ihr Gesandter auch seinen Zweck nicht erreichen.

Man würde groß fehlen, wollte man diese lezte russische Gesandtschafts-Expedition mit der unter Lord Amherst, im Jahr 1816 nach China abgegangenen Englischen vergleichen. Auch diese ward zurückgewiesen, aber aus ganz anderen Gründen als die, aus welchen die russische abgewiesen ward. England befindet sich nämlich, China gegenüber, in einer weit günstigeren Stellung als das russische Reich. Niemalen war es genöthigt, den Chinesen einen Landesstrich abzutreten, den es vorher besessen oder einen ungünstigen Vertrag mit denselben zu unterzeichnen. Seine Eroberungen in Indien müssen dem Kabinet des himmlischen Reiches doch immerhin einiges zu denken geben, wenn es sich gleich stellt, als nähme es von denselben keine Notiz, und es ist wahrscheinlich, daß es seine Kräfte nie wird mit der Nation messen wollen, welche die Meere beherrscht, und welche ihre Besitzungen in Indien mit solcher Schnelligkeit ausgedehnt hat, daß sie jezt ein Grenznachbar des Reichs der Thai-tsing ist.

Von der andern Seite wird eine genaue Kenntniß des Handelsgeistes und der gesunden Politik Englands die Chinesen vor aller Furcht bewahren, sich von dieser Macht angegriffen zu sehen, weil ein Bruch zwischen derselben und China augenblicklich den Ruin des Handels von Canton zur Folge haben würde, der für die Engländer von größerer Wichtigkeit ist, als es der Besitz von zwey oder drey chinesischen Provinzen seyn würde.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

Die verflossene Michaelismesse, die im Handelsverkehr nicht lebhaft gewesen seyn soll, und besonders merkwürdige Gegenstände, welche sonst das Publikum anziehen, gar nicht aufzuweisen hatte, bot durch Theater und Konzerte manche interessante Unterhaltung dar. Im Theater wurde Spohrs Berggeist (wovon nun der vollständige, gutgearbeitete Klavierauszug bey Peters erschienen ist) wöchentlich zweymal, immer bey vollem Hause gegeben. Augen und Ohren sind hier so ununterbrochen stark beschäftigt, daß der Zuschauer und Hörer erst bey wiederholter Wahrnehmung eines ruhigen Urtheils fähig ist. Das Publikum erkennt die Verdienste des Gedichts, wie der Musik, an, ohne durch Einzelnes besonders ergriffen zu seyn. Die Aufführung wurde in Hinsicht der Gesangspartbien immer vollendeter, das Gegentheil muß ich von dem Orchester sagen, welches in einigen folgenden Aufführungen die Leitung und den Willen des Komponisten an mehreren Stellen ganz vergessen zu haben schien. Die Hauptpartbie der Alma, des Oskar und des Berggeistes wurden von Mad. Fink, Hrn. Vetter und Hrn. Köbert mit vielem Fleiß und Ausdruck vorgetragen; welches um so verdienstlicher ist, da Spohrs Gesang das nicht besizt, was gewöhnliche Sänger dankbar zu nennen pflegen. Nämlich auch da, wo gesangvolle Melodie stattfindet, wird sie oft durch häufig wechselnde Akkorde in der Begleitung genirt, oder die Modulation der Melodie legt selbst schwierige Intervallen in den Weg. Daß Fleiß und Ausdruck auch durch die Grazie gekrönt sey, ist ein Verlangen, welches nur von dem vollendeten Kunsttalent befriedigt werden kann, daher ich das sichtbare und hörbare Bestreben der Mad. Fink schätzen kann, ohne von dem Vortrag der vielen Glanzpunkte ihrer Partbie (z. B. der meisterhaften, und auch wahrhaft dramatischen Scene und Arie, im ersten Akt) ergriffen zu seyn. Nächst diesem leztgenannten Stücke hebe ich die herrliche Scene im dritten Akte aus, in welcher der Berggeist die Blümnen zählt, der Grundbaß die aufsteigende Bewegung wiederholt — sie kann kaum besser vorgetragen werden, als von Hrn. Köbert geschah — ferner das Duett zwischen dem Berggeist und Alma am Eingang des zweyten Akts, wo die Würde des mächtigen Geistes und die scheuen Empfindungen der Braut einander gut gegenüber gestellt sind — und den Chor und Tanz der Geistergestalten am Schlusse dieses Akts. Die äußere Anordnung hat den Anschein poetischer Auffassung, und die glanzvollen Erscheinungen der Bergwelt (z. B. der weite, mit metallischen Erdgewächsen dekorirte Saal, über welchen sich der Regenbogen ausspannt, und die lang fortlaufenden Gewölbe der Erde) regen jede, dem Mährchen günstige Phantasie an. Nur scheint mir das Kostum der Erdgeister dem Charakter der Gnomen nicht recht entsprechend. — Auch Würfels Rübezahl wurde zwey Mal wiederholt, und so kamen die Opernbesucher aus demselben Stoffe nur heraus, um die uniformirten sieben Mädchen, oder die gutmüthigen Wiener in Berlin zu sehen.

Die Freunde des rezitirten Schauspiels, obgleich diese nicht eben den größern Theil der Meßfremden ausmachen, konnten ihr Bedürfniß durch mehrere interessante dramatische Gedichte, die jezt auf dem Repertoir sind, befriedigen; dahin gehört Isidor und Olga, dessen Aufführung man zu den bessern Vorstellungen rechnen kann. Nach der Messe wurde auch Egmont und Oehlenschlägers: Axel und Walburg wieder vorgeführt. Neue kleine Conversationsstückchen gibt es jezt mehr, als man fast ertragen kann. Kürzlich wurde die eigene Wahl (in zwey Aufzügen von Schall) zum ersten Male auf die Bühne gebracht. So sehr ich das Talent des Verfassers zum Lustspieldichter in der unterbrochenen Whistpartbie, vornehmlich in der ergözlichen Figur des gutmüthigen Insektensammlers Sarabäus, und in der originellen und überraschenden Maskenscene, welche der Sache die Wendung zum befriedigenden Schlusse gibt, anerkennen muß, so langweilend finde ich dieses neue Produkt. Der erste Akt enthält nur die Vorbereitungen zu einer höchst unwahrscheinlichen Intrigue zwischen Onkel und Nichte, die im zweyten Akte ausgeführt wird. Daß ein junger Mensch sich in ein Dosenstück à la Tamino so sehr verliebt, daß er, um das Original zu gewinnen, die Rolle des sogenannten dummen Jungen von Meißen übernimmt, und nachdem er sie abgeworfen, durch die Wirkung des Contrastes mit seinem faden und keineswegs gefährlichen Mitbewerber, auch auf der Stelle acceptirt wird, ist eine dürftige Erfindung, bey welcher auf die Mitwirkung des Schauspielers wohl allzuviel gerechnet ist. Hr. Devrient that hier das Seinige, so wie wir überhaupt schon bey mehreren Gelegenheiten viel Anlage zu etwas burlesk komischen Masken an ihm wahrgenommen haben. Die Rolle des faden Nebenbuhlers, der im gemeinen Berliner Dialekt zu sprechen hat, wirkt am meisten, wenn dem geistlosen Gesellen eine Affektation des Vornehmen mitgegeben wird. Die Darstellungen des Hrn. Koch, der diese Rolle spielt, müssen immer die Lacher auf ihrer Seite haben; doch mag ich, aus Liebe zur Wahrheit, und aus Achtung für dieses Schauspielers bedeutendes Talent im Burlesken, hier nicht verschweigen, daß seine extemporirten Zusäze und Ausdrücke sich seit einiger Zeit gar zu häufig auf Ausdrücke und Benennungen beziehen, die nur einem Theile des Publikums verständlich sind, von dem der laute Beyfall im Theater ausgeht. Gewiß ist es, daß Kunstausdrücke solcher Art, auch wenn sie denen zusagen können, welche sich deren Kenntniß und Uebung verschaffen, wofern sich das Witzige der Benennung nicht an sich selbst oder durch den Zusammenhang ausspricht, das Komische der Darstellung nicht erhöhen, und daß sie selbst, wenn sie witzig sind, durch gar zu häufige Wiederholung sehr matt werden können. Daß dieses zu einer einseitigen Richtung des komischen Talents führen kann, davon dürfte sich Hr. Koch bald überzeugen, wenn er vor einem fremden Publikum aufzutreten Veranlassung fände. Natürlich ist aber hiermit nicht das Lokalisiren und Temporisiren des Komikers überhaupt gemeynt.

Dem weiblichen Personale unserer Oper ist nun durch die Bemühung der Direktion, auf ein Mal wieder aufgeholfen worden. Dem. Canzi, welche kürzlich aus Italien zurückgekehrt ist, hat seit einigen Wochen als Gast Darstellungen gegeben, und wird vom December an bis zum Schlusse des Winters Mitglied des hiesigen Opernpersonales seyn. Jene Darstellungen waren: Rosine (im Rossinischen Barbier), Amenaide im Tankred, Myrrha im Opferfest, Tankred wiederholt, Ninette in der diebischen Elster, und Susanne in Figaro. Obgleich wir die Stimme dieser liebenswürdigen Sängerin, vielleicht vom vielen Singen auf großen Bühnen, und von den Fatiguen der Reise, afficirt finden, so zeigt sich uns doch bey jeder neuen Leistung, wie sehr sie an Rundung, Sicherheit, kurz an Gediegenheit des Vortrags seit ihrer Abreise nach Italien gewonnen hat. Ihre Coloraturen sind von der besten italienischen Schule genommen; sie schmückt den Vortrag damit, ohne ihn zu überladen. Schade, daß ihre Stimme gegenwärtig nicht die volle Energie besizt, und daß vornehmlich die Mitteltöne etwas matt und heiser lauten, wir würden ihr sonst vor vielen Rosinen, Ninetten und Susannen, denn diese Partien scheinen für ihre Persönlichkeit unter den angeführten am meisten geeignet zu seyn, den Kranz reichen müssen, doch stellt sich in solcher Jugend bey einiger Ruhe die Kraft und Muth auch leicht wieder her.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Dezember 1825.

Der wahre große Geist herrscht über unsre Zeit;
Sie wird für ihn, was er — nicht er, was sie gebeut.

Michaelis.

Denkrede auf Jean Paul.

Von Dr. Börne.

Vorgetragen im Museum zu Frankfurt am 2. Dezember.

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz und Englands Nebel verklärt die Freyheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: Der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: Die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: Der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dollmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die vornehmen, verzärtelten Geschmacks in den Pallast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Heerde waltet, und der heiße, beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um

schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Pallästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leyer an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke; die an seltnen Festtagen majestätisch schallt, unsre Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unsers Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Palläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner kümmerlichen Leyer, hat die Feyertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bey jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal aneinander legt, und die zitternden Hände zum lezten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust, auf den Wonne-Inseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über die lezten russischen und englischen nach China geschickten Gesandtschaften.

(Beschluß.)

Die Besetzung eines Theils des chinesischen Reiches durch die Truppen der ostindischen Kompagnie würde, weit entfernt, den Hof von Peking zu Unterhandlungen mit derselben zu bewegen, unfehlbar einen beständigen Kriegszustand herbeyführen, und hieraus würde nothwendig der Ruin des Handels eines Landes folgen, das nur Eine große innere Kommunikationsstraße hat, ich meyne den kaiserlichen Kanal, welchen beyde kriegführende Partheien jede von ihrer Seite zu zerstören die Möglichkeit hätte.

Was die Chinesen betrifft, so werden sie mit England nie brechen, so lange die Würde ihres Reiches dieß nicht dringend fordert; denn nicht allein bringt der Handel von Canton bedeutende Summen in den meisten Provinzen China's in Cirkulation, sondern er verschafft auch dem Kaiser selbst und seinen Ministern bedeutende und sichere Revenuen, während der Handel von Kiakhta, der selten über sechs Millionen Franken beträgt, nicht bedeutend genug ist, um die mandschurische Regierung zu interessiren *). Sie wird ihm nicht von selbst Fesseln anlegen, weil er für die Mongoley nützlich ist, aber sie bekümmert sich so wenig um denselben, daß sie ihn eben so oft wird abbrechen lassen, als sie für nöthig hält, die Russen dadurch zu kränken.

Aus den eben angeführten Gründen geschieht, daß England, selbst wenn es Gesandte und Geschenke an den Sohn des Himmels abschickt, nicht als ein seinem Scepter unterthanes Land angesehen wird. Lord Macartney hat sich dem chinesischen Ceremoniel nicht unterzogen, ungeachtet man während seines Aufenthaltes in Peking die Sage zu verbreiten gesucht hatte, daß dieß geschehen sey. Dennoch versuchten die Chinesen, von Lord Amherst dasjenige zu erhalten, was sein Vorgänger verweigert hatte; allein die Festigkeit und die guten Gründe, welche sein erster Gesandtschaftsbeamter, Sir G. J. Staunton, anzuführen wußte, bewogen ihn, den Wünschen der Chinesen nicht zu entsprechen. Hierauf beharrte das Chinesische Kabinet nicht länger auf seinen deßfallsigen Prätentionen und gestattete (27sten August 1816), daß der englische Botschafter, ohne die neun Niederwerfungen, dem Kaiser vorgestellt werden dürfte. Vierzehn Tage vorher hatte man ihm zu Thiantsin dasselbe Festin gegeben, welches man dem Grafen Golowkin zu Durga bereitet hatte, ohne daß man dabey von Lord Amherst die Beobachtung einer andern Ceremonie verlangt hätte, als die bey feyerlichen Gelegenheiten auch in Europa üblichen Begrüßungen.

Die Chinesen haben, wie man hieraus sieht, dem englischen Botschafter in Allem nachgegeben, während sie gegen Rußland auf allen Ansprüchen beharrten. Hat der Gesandte der lezteren Macht wohl gethan, sich jenem erniedrigenden Ceremoniel nicht zu unterwerfen, so hat der englische Gesandte wie ein Unsinniger gehandelt, indem er durch Leichtsinn und alberne Hartnäckigkeit den ganzen Erfolg seiner Mission verdorben hat. Eine Hartnäckigkeit, die um so weniger angemessen war, als der Gesandte ei-

*) Die Regierung bezieht zu Kiakhta nur eine Abgabe von fünf vom Hundert des Werths der umgetauschten Waaren.

nen vollständigen Sieg über den Stolz des Hofes von China davongetragen hatte, den er in Allem nachgiebig gefunden. Die Sache verhält sich aber folgendermaßen.

Nachdem Lord Amherst von dem Kaiser die Dispensation von dem öfterberührten neunmaligen Niederwerfen, Kheou-theou, erhalten, so wurden ihm mehrere Kommissäre von Rang entgegengesandt, um ihn zu empfangen und mit dem Befehl, ihn den folgenden Tag von Thoung-tcheou, wo sich der Botschafter aufhielt, über Peking nach Yuan-ming-yuan, einem Landhause des Kaisers zu führen, wo ihm dieser die Audienz geben wollte. Demzufolge reiste der Botschafter und seine ersten Beamten den 28sten August um vier Uhr Nachmittags in einem mit vier Maulthieren bespannten prächtigen Landau von Thoung tcheou ab. Sie kamen den folgenden Tag Morgens um halb fünf Uhr in dem kaiserlichen Landhaus an, wo sie alle Mandarinen im Ceremonienkleid fanden, und von denselben benachrichtigt wurden, daß der Botschafter sogleich dem Kaiser vorgestellt werden würde. Allein Lord Amherst schützte Müdigkeit vor und entschuldigte sich, daß er im Reisekleid und mit Staub bedeckt, wie er war, sich vor dem Kaiser nicht zeigen könne. Auf diese Weigerung glaubten die chinesischen Kommissäre, daß sie sich über die von dem Botschafter bey seinem Empfang zu beybachtenden Ceremonien nicht hinreichend erklärt hätten und vermutheten zuerst, daß die Weigerung des Botschafters, sogleich vor dem Kaiser zu erscheinen, nur daher rühre, daß er immer noch fürchte, man möchte ihn zu den neun Niederwerfungen anhalten wollen. Sie wiederholten ihm also zu mehreren Malen die Worte: Ni men ti ly, zu deutsch, wir verlangen nichts als die in Europa übliche Begrüßung. Indessen Lord Amherst, ohne zu bedenken, daß der Kaiser von China und sein ganzer Hofstaat ihn erwarteten, beharrte darauf, seine schönen Hofkleider, sein übriges Gefolge, die Geschenke und den Brief seines Herrn, des Königs von England, vorher noch erwarten zu wollen. Er hatte nämlich vergessen, lezteren in seinem Landau mitzunehmen, ungeachtet er sich nie von demselben hätte trennen sollen. Der Hofbeamte, welcher den Auftrag hatte, ihn dem Kaiser vorzustellen, nahm ihn beym Arme und sagte ihm auf's freundlichste: „So kommen Sie nur wenigstens in mein Zimmer, wo Sie sich besser werden ausruhen können als hier unter der Menge, während daß ich zum Kaiser gehe und ihm ihre Gründe vortrage.“ Aber Amherst erwiederte, daß er sehr ermüdet und krank sey, und daß er nicht an seine Vorstellung denken könne, bevor sein Gefolge und sein Gepäcke angekommen seyen. Hierauf ward er in das Hotel geführt, das zu seinem Empfange eingerichtet war. Einige Stunden nachher schickte aber der Kaiser seinen Arzt zu Lord Amherst, um über den Zustand seiner Gesundheit Erkundigung einzuziehen. Der chinesische Aesculap, der ihn ganz wohl fand, stattete dem Sohn des Himmels darüber Bericht ab, welcher dann sogleich befahl, die englische Gesandtschaft wieder fortzuschicken, weil der Botschafter ihn im Augenblick, wo er ihm hätte vorgestellt werden sollen, mit einer fälschlich vorgeschützten Krankheit belogen habe.

Die chinesische Regierung war indessen klug genug, in dem Benehmen des Botschafters nichts anders, als einen blos dessen Person zuzurechnenden Mangel an Takt zu sehen, und die englische Gesandtschaft wurde demnach auf ihrer Rückreise von Peking nach Canton mit aller möglichen Artigkeit und Höflichkeit behandelt, und dieser unangenehme Zufall, der den Zweck der ganzen Mission vereitelte, hat durchaus keine üble Folgen für den Handel der ostindischen Kompagnie mit Canton gehabt.

Dornen und Blumen.

(Aus dem Spanischen.)

Was wird sprießen, lieber Heiland,
Aus der Erde, so begossen? —
„Dornen, Mensch, für mich,
Und für dich die Blumen.“
Wenn solche Quellen sie befruchten,
Muß ein Garten ihr entblühen. —
„Wird ein Garten wohl erblühen,
Und auch Kränze zweyer Art.“
Und für wen denn diese Kränze,
Lieber Heiland, sag', für wen? —
„Dornen, Mensch, für mich,
Und für dich die Blumen.“

B. A. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

(Beschluß.)

Ferner trat Dem. Ehrhart als neuangestelltes Mitglied der Oper zum ersten Male in der Rolle des Tankred, dann in der des Pippo in der Elster, und als Cherubin in Figaro, welche Parthie für ihre Stimme jedoch schon zu hoch liegt, auf. Die Stimme ist ein beschränkter Mezzosopran, der keine vollen, aber angenehme Töne hat. Ihre Anstellung soll vorzüglich auf italienische Opern berechnet seyn, in welcher ein sogenannter Musico gebraucht wird. Wirklich nimmt sich auch die äußere Erscheinung, d. i. Gestalt und Bewegung dieses Musico nicht übel aus. Dieß und ein angenehmer Vortrag in der gangbaren italienischen Manier, nicht ohne belebten Ausdruck, haben ihr den Beyfall des Publikums unglaublich schnell erworben. In Hinsicht des Spiels haben wir bemerkt, daß Dem. Ehrhart fast immer nur gegen die Zuschauer spielt und singt; so würde z. B. eine herzlichere Aeußerung der Theilnahme für Ninette der Rolle des Pippo bey weitem mehr Lebendigkeit gegeben haben. Die Darstellung der Elster im Ganzen war (vornehmlich in den Ensembles) noch sehr mangelhaft. Hr. Wetter, der in seiner Ausbildung gute Fortschritte macht, hat mich doch in der Tenorparthie nicht

befriedigt; ich fand den Vortrag abwechselnd bald kräftig, bald matt, und das Falset zuweilen mit einigem Zwang angewendet. Es ist Sache des weitern Studiums zu überlegen, welche Stellen einer Parthie wegen ihrer Wichtigkeit in deklamatorischer oder melodischer Hinsicht am meisten herausgehoben, und welche mit minderer Kraft und Nachdruck behandelt werden müssen, und diese verschiedenen Grade der Stärke und des Nachdrucks, wie Schatten und Lichter zu einem in sich übereinstimmenden und wohlgefälligen Ganzen zu verbinden. Hr. Köbert singt die gar schwere Parthie des Fernando ungleich besser und gewandter als früher; doch verwischt er die Coloraturen noch zu sehr in der Arie im zweyten Akt. — Eine brave Vorstellung war Mozarts Figaro. Mad. Fink war im Spiel und Gesang freyer als gewöhnlich, und stellte die Gräfin nicht blos als leidend dar, wie sie fast immer mit Unrecht genommen wird. Hr. Genast gehört zu den besten Figaro's der deutschen Oper, und ihn unterstüzte die schelmische Susanne (Dem. Canzi) sehr gut. Auch Hr. Köbert stellte den Graf mit Fleiß dar. Das Orchester war vortrefflich in der einzigen Musik.

Vom Michaelistage an wurde das Abonnementskonzert im Gewandhause wieder eröffnet, in welchem man immer die beste Instrumentalmusik zu hören gewohnt ist, und Haydn's, Mozarts, Beethovens Geist in ihren Symphoniewerken wieder findet. Von lezterem haben wir die vor Kurzem, bey Steiner in Wien im Stich erschienene große Ouvertüre in C dur (Op. 115.) (die schöngestochene Partitur ist dem Fürsten Radzivil dedicirt) gehört. Sie bewegt sich mit glänzender Kraft und heiterer Pracht in einem einfachen Kreise von Melodien, und wurde mit großem Feuer und Präcision ausgeführt. Von der, ebenfalls erst kürzlich erschienenen Komposition des Matthissonschen Opferlieds (die Flamme lodert) mag ich aus der ersten, noch sehr mangelhaften Aufführung noch nicht urtheilen. Die begleitende Parthie des Violoncells aber ist wenigstens sehr schwierig, und ich möchte sagen kapriziös gesezt. Eine Symphonie von Neukomm (Op. 37) hat uns bey der lezten Aufführung viel Vergnügen gemacht; sie ist gründlich gearbeitet, und doch für die Auffassung des Zuhörers nicht schwer. In einer pompösen Menuett, welche den zweyten Saz ausmacht, hat der Tonsetzer die Aufgabe sehr glücklich gelöst, diese alte, würdige Form mit Anwendung der heutigen Tonmittel zu erneuen. Im Uebrigen freut man sich in dieses Tonsezers Werken immer die Früchte einer ruhig waltenden und gereiften Kraft zu genießen; in diesem Werke namentlich spricht uns ein klares, in sich selbst gesichertes Gemüth, nicht die rohe unstät schweifende Kraft vieler andern neuern Tonsezer an.

Für den Sologesang in diesem Abonnementskonzerte ist für die erste Hälfte dieses Winters eine junge Sängerin, Dem. Peters aus Meklenburg-Streliz, angestellt. Ihrer unverkennbar guten Naturanlage, mit welcher sie schon eine gewisse Geschmeidigkeit durch Schule verbindet, fehlt es zur weitern Entwickelung nur an Muth und fleißiger Uebung. Wird sie ihre volle, wohllautende Stimme erst beherrschen lernen, und Unbefangenheit und Feuer des Vortrags gewinnen, dann wird sie erst die Früchte ihrer schönen Anlage ernten. — Herr Hering, Tenorist des Konzerts, nimmt an Sicherheit, Gewandtheit und Ausdruck des Vortrags immer zu; einen neuen Beweis gab das Duett von Mayer, und die von ihm gesungene alla Pollaca, von Benelli. — Als Gäste traten in dem verflossenen Abonnementskonzert die zwey Virtuosen Müller, nämlich der Konzertmeister der Braunschweiger Bühne, Hr. Carl Müller, und der berühmte Klarinettist Iwan Müller auf. Erster spielte Variationen für Violine, von Pellegro, keine empfehlungswerthe Komposition, mit außerordentlichem Beyfall. Nachher gab er im Saale des Musikvereins eine musikalische Abendunterhaltung, in welcher er ein Sologuartett von Spohr (C dur), Variationen von Georg Müller, ferner Variationen auf die Melodie: der treue Tod, von Mayseder, und eine Polonaise von demselben spielte. Sein Spiel hat ungemeine Fertigkeit und Nettigkeit; es ist in den schwierigsten Passagen und Applikaturen noch rein und präzis, und vorzüglich angenehm im Staccato, nur daß man das Einsezen des Bogens zu viel hört. An Freyheit und Ausdruck des Vortrags erreicht auch dieser Virtuos Spohr nicht, aber sein Verdienst fand allgemeine Anerkennung. In der zulezt angeführten musikalischen Abendunterhaltung sang Hr. Hering den Erlkönig, von Franz Schubert, von Hrn. Musikdirektor Polenz auf dem Pianoforte begleitet, und eine Ariette von Caraffa sehr ausdrucksvoll. — Den Klarinettvirtuosen, Iwan Müller, hörten wir blos Produkte seiner eigenen Komposition vortragen, nämlich in dem von ihm im Saale des Gewandhauses veranstalteten und sehr besuchten Konzert, sein Konzertino für die Klarinette Nr. 6, Variationen, und eine kleine Phantasie mit Pianofortebegleitung; in zwey Abonnementskonzerten spielte er Nr. 4. und 3, und eine ähnliche Phantasie. Seine Kompositionen dienen ihm nur das, was seiner ungemeinen Virtuosität möglich ist und zusagt zum Gehör zu bringen; mit gründlichem Zusammenhange derselben darf man es daher nicht sehr genau nehmen. Aber diese Virtuosität geht auf eine unglaublich vollendete Ausbildung des Tons, und auf eine Fertigkeit in den schwierigsten Tonwendungen, die an Reinheit und Präcision nichts zu wünschen übrig läßt. Diese bewundernswürdige Fertigkeit hat er durch die Verbesserungen, die er an seinem Instrumente angebracht (siehe in der Leipziger musikalischen Zeitung, Jahrgang 1817, einen Aufsaz darüber, von Fröhlich), sehr unterstüzt. Er hat die Klappen dieses Instruments so angelegt, daß er auf einer Klarinette aus allen Tonarten blasen kann, und ihm einige neue Bindungen gegeben. Auf diese Einrichtung der Klarinette bezieht sich die von ihm französisch geschriebene Klavierschule (welche Paris bey Gombard erschienen, und dem König von England dedicirt ist). Gegenwärtig arbeitet er dieselbe in deutsche Sprache um, in dieser Umarbeitung soll sie in der hiesigen Hofmeisterschen Musikhandlung nächstens erscheinen. Ein hiesiger geschickter Instrumentmacher, Namens Ulrich, hat nach seiner Anleitung eine Klarinette dieser Art gebaut, und wird für diejenigen, die sich künftig der Müller'schen Klarinettschule bedienen und ihn damit beauftragen wollen, mehrere verfertigen. Eigenthümlich ist in dieser Klarinettschule die Bezeichnung der Töne nach den Fingern, welche einfacher und kürzer, als die bisher bey Blasinstrumenten übliche ist. Zugleich gibt dieses Lehrbuch auch Anleitung zu dem sogenannten Bassethorn, welches Hr. Iwan Müller in eine Altklarinette verwandelt hat; diese nimmt dieselbe Stelle ein, welche die Viole unter den Streichinstrumenten. Hierdurch wird es vielleicht künftig möglich werden, auch eigentliche Quartette von Blasinstrumenten, wie von Streichinstrumenten, auszuführen. Die Virtuosität dieses Künstlers hat einstimmigen Beyfall davongetragen; ich für meine Person habe ihn am liebsten gehört im Vortrag anmuthiger Themen aus beliebten italienischen Gesangstücken, die er seinen Potpourris einwebte; — denn hier hatte man am meisten Gelegenheit seinen Geschmack und gesangvollen Vortrag kennen zu lernen.

Wendt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Dezember 1825.

Wohnet Lieb in der Gruft? und birgt die Asche der Todten,
Wenn sie die Urne vereint, Funken vom ewigen Strahl?
Wanderer lies: „Nur eine Fackel erleuchtet den Orkus;
Mächtige Lieb' allein fand ein Elysium sich.“
Herder.

In der Nacht.

Eingehüllet steht die Erde,
Stumm, den Schmerz an sich geschlossen,
Ihren ewigen Genossen,
Der ihr treuester Gefährte
Müd' an ihrer Brust entschlummert.

Und es sinken hell die Sterne
Ueber sie, wie milde Thränen:
Und die Stundenhämmer tönen
Langsam schallend aus der Ferne
Ewig fort in gleichem Schwunge.

Ach, die ehrnen Streiche fallen,
Auf das Leben, unbekümmert,
Was ihr Riesenschlag zertrümmert!
Wie sie langsam so verhallen
Ruht verstummt auch Herz und Blume!

Was du hofftest, gib verloren!
Was du liebtest, laß es scheiden!
Und den Traum der Ewigkeiten,
Den der Augenblick geboren,
Sehe ruhig untergehen!

Bunte Blumen, muntre Welle
Deine Welt voll Frühlingsschimmer
Sinkt um dich in schwarze Trümmer,
Und die neue Morgenhelle
Suche in dem Reich der Todten!

Herz was willst du dich betrüben? —
Nichts kann dir die Erde geben! —
Kurze Liebe zwar ist Leben,
Ew'ges Leben doch das Lieben,
Leben Erde — Liebe Himmel!

Denkrede auf Jean Paul.

(Beschluß.)

Für die Freyheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit andern; im Kampfe für die Freyheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß, suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes, all' den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den rothen Abendwolken unsrer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer bei-

ner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und sagt dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich! Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid.“ Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!“ Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinest, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie andere es gethan, spürt er nach den verborgenen Sünden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgethan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: ich liebe dich. Züchtig und bescheiden wie er war, sagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freyheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß jeder sein eigner Gesetzgeber sey, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freyheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer schweren, es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!“ Er hat den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem einen schenkt, was er dem Andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freyheit und Glauben, und nie deckte bey ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit seyn, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war keiner frech genug. Trat der Riese Hochmuth ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichtchen verlocken, in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herab zu holen.

Freyheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christenthum — beyde vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines ge-

fangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frey, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freymüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennung des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts; sie klappern prahlend mit Blechpfenningen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergißt über das Mahl den Wirth, der herzlose Kunstfreund den Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergißt, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Paul's Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freygebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geschlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, theilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nichts geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um, und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt Ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt Ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht Ihr seine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet Ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Okt.

Wie es oft zu geschehen pflegt, daß die Erwartungen des Publikums ganz getäuscht werden, so geschah es auch mit der Oper des dreyzehnjährigen Liszt's. Dieß Wunderkind hatte durch seine Improvisationen in Gesellschaften und in öffentlichen Konzerten die Zuhörer entzückt, und da nun alle musikalischen Wunderkinder mit Mozart verglichen werden, so war es auch sogleich ausgemacht, daß in dem jungen Liszt ein zweyter Mozart stecke; folglich sollte er auch eben so gut wie dieser eine große Oper seyen können. Hätte man nur an eine kleine Operette gedacht, so wäre vielleicht alles ziemlich gut abgelaufen; aber nein; eine große Oper sollte er komponiren, weil Mozart in seiner Jugend auch eine geschrieben hatte. Es kam nur darauf an, ihm einen Text zu verschaffen. Dazu fand sich Theaulon bereitwillig; mit Hülfe eines andern Dichters richtete dieser ihm aus einem kleinen Feenmährchen Florians: das Zauberschloß, einen leichten Text zu, worauf sich eine gefällige Musik komponiren ließ, und der auch an einigen Stellen zu starker Bewegung Anlaß geben konnte. Die meisten Zeitungen haben den Text sehr übel behandelt, und ihn läppisch gefunden; allein mich dünkt, zu der Musik eines Kindes war er gerade wie er seyn sollte, und Theaulons Schuld ist es wohl nicht, daß die Oper nicht geglückt ist. Freylich läßt sich der klare nüchterne Verstand der Pariser mit Mährchen gewöhnlichen Inhaltes nicht leicht abweisen; die Mährchen gehören in die Kindheit der Völker, oder sie müssen ihrem Inhalte nach überaus reizend seyn, um auch noch späterhin zu vergnügen. Dieß war nun freylich nicht der Fall mit dem Zauberschlosse, worin man nur je zwey und zwey hinein gelangen kann, und zwar, wenn man sich liebt. Die Prinzessin.

die im Walde vom Gewitter überfallen, gern in's Schloß aufgenommen werden möchte, kann nicht hinein, weil sie allein ist. Zwar liebt sie einen Ritter, allein diese Liebe hat sie Niemand gestanden, am allerwenigsten dem liebenden Ritter, jedoch der Zauberer im Schlosse, der im Grunde eine recht gute Haut ist, weiß sie schon zum Geständnisse zu zwingen, indem er thut, als ob er den Ritter angriffe, und ihn tödtlich verwundete, worauf die Prinzessin sich nicht länger verstellen kann, mit ihrer Liebe zum Ritter losfährt, und nun den Eingang des Schlosses offen findet. Dieß ist doch gewiß ein ganz leidlicher Stoff zu einer niedlichen Oper, und die italienischen Tonsetzer haben manchmal keinen so guten Text gehabt, und doch recht gute Partituren geliefert, worüber man den abgeschmackten Text vergißt. Der junge Liszt ist aber mit seiner Musik unter der allgemeinen Erwartung geblieben. Sie war ohne alle Originalität, und größtentheils aus Reminiszenzen zusammengesezt. Das Publikum machte ein langes Gesicht, als es nichts hörte als Gemeinpläze, und nirgends die Genialität antraf, worauf es gehofft hatte. Indessen war es doch zu großmüthig, um einem Kinde seinen Unmuth zu bezeugen, und als einige Gönner des Knaben, nach der ersten Aufführung verlangten er sollte erscheinen, wie es wahrscheinlich vorher schon abgeredet worden war, und als er auch wirklich erschien, bezeugte man ihm sehr höflich einen Beyfall, womit man es nicht aufrichtig meynte, und der eigentlich nichts weiter war als Nachsicht. Da man das Stück mit einigen anmuthigen Tänzen ausgestattet hatte, und es denjenigen, die keine gründlichen Musikkenner sind, auch nicht mißfallen konnte, so ist es seitdem doch einige Mal wieder gegeben worden: aber daß in dem jungen Liszt ein andrer Mozart stecke, ist nun sehr zweifelhaft geworden, und es wird starker Beweise bedürfen, um den Beruf zur Nachfolge des Salzburger Meisters zu beurkunden. Die Zeitungen haben ihn wieder zu seinem Fortepiano zurückgewiesen; nur ein Pariser Blatt meynt, es würde besser seyn, ihn einige Jahre lang ganz vom Improvisiren auf dem Klavier abzuhalten, ihm eine Violine in die Hand zu geben, und ihn in Italien herumzuführen, damit er doch in der Melodie gute Kenntnisse bekomme. Aber diejenigen, die den Knaben herumführen, werden es wohl für zuträglicher halten, ihn der Bewunderung des Publikums preiszugeben, und ihn unaufhörlich Proben seines frühzeitigen Talents ablegen zu lassen. Was nun die große Oper betrifft, so wird sie zu gehaltvollen Stücken ihre Zuflucht nehmen müssen, wenn sie ihr Glück machen will. Man hat bisher den Sängern derselben vorgeworfen, sie schrieen zu sehr. Dieß wollen sie sich abgewöhnen, wie es heißt, um es desto besser zu verlernen, soll die Opernadministration eine Sängerin der italienischen Oper, Dem. Cinti (eine Französin, ungeachtet des angenommenen italienischen Namens), die eine sehr anmuthige Stimme hat, und nimmer schreyet, mit fünf-und-zwanzig tausend Franken Gehalt engagirt haben; vermuthlich sollen sich die andern ein Beyspiel daran nehmen, und erkennen, wie viel man gewinnen könne, wenn man hübsch sachte singt. Die Lektion kömmt freylich etwas theuer zu stehen; allein da die Nation richtig bezahlt, so kümmert das die Opernadministration eben nicht viel. Diese Verwaltung wird von einem eigenen Geiste beseelt; obschon die italienische Oper ihr untergeben ist, so ist sie dieser doch nicht sehr hold, und wenn das Publikum, besonders das reichere, leztere nicht kräftig unterstüzte, so würde sie ziemlich vernachlässigt werden. Es waren beynahe sechs Monate verstrichen, ehe Meyerbeers Crociato gegeben werden konnte, und obschon das Publikum dieser Oper den größten Beyfall zollte, so wurde sie doch nur drey oder vier Mal aufgeführt, und blieb dann liegen, weil einer der Sänger abtrat, den man jedoch hinlänglich hätte wieder ersezen können. Das lezte Mal wurde sie zur Benefizvorstellung der Donna Pasta auf der großen Opernbühne gegeben, im Beyseyn des Königs von Preußen, des Herzogs von Cumberland, der herzogl. Familie von Orleans, und der Herzogin von Berry; an hohen Häuptern fehlte es also bey dieser Vorstellung nicht, die überhaupt sehr glänzend ausfiel. Seit dem Frieden sieht man fast beständig in der großen Pariser Oper eine Vereinigung von reichen Personen aus allen Gegenden Europa's, die elegante Welt steuert beträchtlich zu diesem Prachtschauspiele bey; dennoch kostet es dem Reiche ungeheure Summen, für welche man Kanäle graben, und Landstraßen pflastern könnte. Allein die Oper hilft nun einmal den Einheimischen und Fremden in Paris das Geld aus dem Beutel locken und es in Umlauf sezen, und dieß ist dann wieder ein Vortheil für das Reich. Vielleicht werden auch einmal moralische Opern komponirt, wie der Vicomte de la Rochefoucauld durch sein weltberüchtigtes Programm dazu aufgemuntert hat; alsdann wird die Oper den Kirchenpredigten zu Hülfe kommen, Fremde und Einheimische durch Gesang und Tanz bekehren, und also doppelten Nutzen stiften. Vor der Hand wird durch die reizende Schaar der Tanznymphen zwar Niemand bekehrt; aber wie gesagt, sie sezt beträchtliche Geldsummen in Umlauf, und ein ganzes Heer von Tonkünstlern, Tänzern, Handwerkern lebt von allem dem beträchtlichen Luxus. Rossini soll nun schon seit Jahr und Tag eine Oper für diese große Bühne schreiben; allein außer dem Viaggio di Reims ist es bisher noch keinem Kammerherrn und Minister in Paris geglückt, ihm einen frischen Notenfang zu entlocken; versprochen wird die neue französische Oper aber immerfort; nur weiß man nicht, wann er Hand an's Werk legen wird. Unterdessen hat Paris doch das Vergnügen seine vorigen italienischen Opern unter seiner Leitung vortrefflich aufführen zu sehen; die meisten Rollen sind sehr gut besezt, die italienische Oper hat eine wirklich seltene Vereinigung von meisterhaften Sängern und Sängerinnen zu Wege gebracht, das Orchester läßt nichts zu wünschen übrig, also steht zu vermuthen, daß Rossinis Opern hier nun ganz nach dem Sinne des Verfassers aufgeführt werden. Außerdem ist von einigen seiner Opern der Text in's Französische übersezt worden, und sie werden nun auf der Odeonbühne gegeben, nebst dem Freyschüz, der bereits auf die meisten Bühnen Frankreichs eingeführt ist, und einigen andern, aus dem Deutschen und Italienischen übertragenen Opern. Die französischen Opernsezer scheinen indessen auszuruhen; wenn man den einzigen Auber ausnimmt, dessen leichtfertige Musik freylich keine sehr lange Arbeit erfordert.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nro. 289:
Hebel.

Räthsel.

Mich nennt ein Krösus seinen reichsten Schaz.
Mich nennt der Bettelmann die ganze Welt;
Dem Weisen bin ich nur der kleine Plaz,
Auf den er seine beyden Füße stellt.
Ich bin dem Denker sein Gedanke,
Dem Schwärmer oft nur Traum,
Und allen über dieses Daseyns Schranke
Ein Nichts vielleicht, ein leerer Raum.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 296.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Dezember 1825.

Die Hoheit ward oft durch Geburt geschenkt,
Bewundrung aber nie.
Wer ohne Stolz groß handelt, wie er denkt,
Hat und verdienet sie.

Löwen.

An König Ludwig.
Ode
von
August Grafen von Platen.

Vom Sarg des Vaters richtet das Volk sich auf,
Zu Dir sich auf, mit Trauer und Stolz zugleich:
Vertrau'n im Blick, im Munde Wahrheit,
Schwört es dem Sohne der Wittelsbacher.

Des Thrones glatte Schwelle, wie selbstbewußt,
Wie fest betrittst Du sie, wie gereift im Geist!
Ja, leichter hebt Dein freyes Haupt sich,
Seit die metallene Last ihm zufiel.

Dir schwellt erhabne Güte das Herz, mit ihr
Was mehr noch frommt als Güte — der tiefe Sinn:
Wo dieser Schöpfer mangelt, sehn wir
Alles zerstückelt und schnell verunglückt.

Dein Auge spähte durch die Vergangenheit,
Es lag das Buch der Zeiten auf Deinem Knie,
Gedanken pflücktest Du, wie Blumen,
Ueber dem Grabe der deutschen Vorwelt.

Du kennst Dein Volk, und jegliches Zeitgeschick,
Das ihm zu Theil geworden, verfolgtest Du,
Und still, in eigner Brust verheimlicht,
Trugst Du den lachenden Lenz der Zukunft.

Du hast mit uns erlitten den Fluch des Kriegs,
Du hast gezählt die blutenden Jünglinge,
Die auf des Rheines beyden Ufern
Seelen verhauchten für deutsche Freyheit.

Und nicht umsonst verhauchten, das fühlst Du wohl!
Nach jenes Cäsars tragischem Schreckenslos,
Was könnten klein're Scheindespoten
Anders erregen, als frost'ges Lachen?

Du aber theilst die heilige Glut mit uns,
Die größer war, als jener gewalt'ge Held,
Und fallen ließest Du mit uns ihr
Eine begeisterte, warme Thräne.

Dem Stein des Rechtes, welchen als festen Grund
Dein Vater legte, bläsest Du Athem ein:
Du siehst im Marmor keinen Marmor,
Aber ein künftiges Jovisantlitz.

Allein wie sehr Du Wünsche des Tags verstehst,
Du horchst nicht blindlings jedem Geräusch, Du nimmst
Den Zepter, jenem Joseph ungleich,
Nicht in die weltliche Faust der Neurung.

Ehrfurcht erweckt, was Väter gethan, in Dir,
Du fühlst verjährter Zeiten Bedeutsamkeit,
In's Wappenschild uralter Sitte
Fügst Du die Rosen der jüngsten Freyheit.

Heil Dir, und Heil der Lieblichen neben Dir,
Und Heil den Sprossen, welche gebar ihr Schooß!
Wenn Volk und Kinder Dich umjubeln,
Leerst Du, als Becher, des Segens Füllhorn!

Wie eine Rebe, schattig und traubenschwer,
Die schon den Keim des werdenden Rausches nährt,
Umschlängelt Deinen angeerbten,
Seligen Zepter der goldne Frieden.

Rückwärts erblickst Du Flammen und Krieg und Mord,
Doch mild am Gürtel trägst Du das reine Schwert;
Du stehst, wie jener fromme Dietrich
Ueber den Leichen der Nibelungen.

So sey (du warst es immer, erlauchter Fürst!)
Des Friedens Schirm und jeglicher Kunst mit ihm,
Die nur an seiner milden Wärme
Seelenberauschende Knospen öffnet.

Des Bildners Werkstatt wimmelt von Emsigkeit,
Es hascht der Maler seltengebotnen Stoff,
Die Bretter, alles Großen Schauplatz,
Biegen sich unter dem Gang der Dichtkunst.

Und gütig öffnest Du den geweihten Saal
Voll edler Formen, wie sie ein Meissel schuf,
An dessen Würde, dessen Kraft wir
Gerne verschwenden das Ach der Sehnsucht.

Du lenkst sofort die Blicke der Staunenden
Von Deinen Göttern wieder auf Dich zurück:
Der sie so reich versammelt, mag sich
In des Beschauenden Freude spiegeln!

Früh war das Schöne Deines Gemüths Bedarf,
Und Schönes ist ja Göttliches, leicht verhüllt
Durch einen Schleyer, den des Denkers
Wesenerforschendes Auge lüftet.

Und nicht vergebens sogst Du, mit emſ'ger Lust,
Das tiefste Mark hellenischer Bildung ein;
Wofür, als für's Vollkommne, schlüge
Solch ein erhabenes Herz, wie Deines?

Es geht die Sage, daß Du als Jüngling einst,
Dahingegeben thätiger Einsamkeit,
Am busch'gen Felsenstrand der Salzach
Nur mit homerischen Helden umgingst.

Und zürnst Du noch, wenn trunken ein Dichter Dir
Ausgießt des Lobes Weihungen? Zwar es sind
Nur Tropfen Thau's, doch Deine Sonne
Macht sie zu farbigen Regenbögen.

Vergib, o Herr! dem Dichter, der ohne Dich
Verlassen stünde, fremd in der Zeit und stumm:
Dein fürstlich Daseyn löst den Knoten
Seiner verworrenen Lebensräthsel.

Das Schmuckkästchen.

(Aus dem Französischen übersezt von F. F. Oechsle.)

Alphonsine Dutheil, die einzige Tochter und Erbin eines reichen Porzellanfabrikanten, hatte Karl Melcour, einen jungen Notar in Paris, geheirathet. Sie brachte ihm ein Heirathgut von 100,000 Franken zu, mit welchem er zwey Drittel seiner Stelle bezahlte: der Rest sollte von Ersparnissen und von seinem Erwerb getilgt werden. Melcour war der Sohn bloßer Bauersleute, aber schon in seiner Kindheit hatte er seine Eltern verloren; nur durch seine anhaltende Arbeit, seinen glücklichen Charakter und durch seine Kenntnisse, die er dem unausgesetztesten Studium verdankte, hatte er sich bis zu einer Notarsstelle emporgeschwungen. Der Notar, dem er im Amte nachfolgte, und dessen erster Gehülfe, Vertrauter und Freund er lange gewesen war, hatte ihn unbedenklich den zahlreichen Bewerbern um seine Stelle vorgezogen. Dieß war keine von den Amtsstuben, die zu öffentlichen Banken geworden sind, wo man sich weit mehr mit Wuchergeschäften und Finanzintriguen beschäftigt, als mit dem Geheimniß der Familien und mit der Erhaltung fremder Wohlfahrt. Melcour hatte von seinem achtungswürdigen Vorgänger gelernt, nie mit dem Zutrauen seiner Klienten Handel zu treiben, ihr Interesse wie sein eigenes anzusehen, für das ihm anvertraute Gut; wenn es nöthig wäre, sein Leben zu lassen, mit gleichem Eifer dem Reichen und dem Dürftigen, dem Mächtigen und dem Schwachen zu dienen und den gleichen Rath zu geben, den Schurken, wer er auch seyn möge, zu entlarven und zu beschämen, kurz, jene alte und Achtung gebietende Würde der Pariser Notare zu erhalten, die so mächtigen Einfluß haben auf die gesellschaftliche Ordnung und auf die allgemeine Wohlfahrt.

Melcour stand in großer Achtung und sah die Zahl seiner Klienten sich täglich vergrößern. Jedoch der übermäßige Preis seiner Stelle, die Ausgaben für sein Hauswesen, die Zinse des Kapitals, das er noch schuldig war, hatten ihm bey seinem Verheirathen nicht erlaubt, seiner natürlichen Gefälligkeit nachzugeben, und, wie er wohl gewünscht hätte, seiner jungen Gattin Diamanten anzubieten, die sie, wie er voraussetzen konnte, mit Ungeduld erwartete. Alphonsinens Hochzeitkörbchen (Corbeille de mariage) war geschmackvoll und mit allem, was die Eitelkeit einer jungen Frau befriedigen kann, reichlich ausgestattet; aber es war kein Schmuckkästchen darin: und doch kostete dieses Körbchen gegen 15,000 Franken, mit welchen Melcour das kleine Erbgut seiner Väter mehr als verdoppelt hätte. Diese Betrachtung war sehr natürlich, als er seine Augen auf dieses mit Blumen geschmückte Prachtstück von weißem Atlas warf, dessen Wohlgeruch Hymens lachenden Altar zum Voraus zu durchdusten schien.

Alphonsine verhehlte den Verdruß, den sie darüber empfand, daß sie kein Schmuckkästchen in ihrem Körbchen gefunden hatte. So groß auch ihre Neigung zu Melcour war, der die liebenswürdigsten Eigenschaften mit einem vortheilhaften Aeußern verband, so fühlte sie doch eine Art von Entzauberung, eine wahre Reue sich in ihr Herz schleichen, daß sie sich mit einem Manne verbunden hatte, der, wie Alles andeutete, sparsam und von einem Charakter war, der mit dem ihrigen wenig übereinstimmte. Jedoch zerstreut durch die Feste, deren Gegenstand sie war, und durch die zahlreichen und mannigfaltigen Vergnügungen, von denen sie sich umgeben sah, be-

deckt mit den reichsten Spitzen und schönsten Kaschemir-Shawls, verbarg sie eine Zeit lang ihren Verdruß. Hauptsächlich hinderte sie der Beyfall ihres Vaters, der nicht aufhörte, Melcour wegen seiner klugen Bescheidenheit Glück zu wünschen, den geringsten Verdruß merken zu lassen. Herr Dutheil, der vom bloßen Arbeiter Chef einer Manufaktur geworden war, kannte ganz den Werth des Goldes, und die Mühe, die man sich geben muß, um ein wirkliches Vermögen zu erwerben. „Nichts beleidigt mein Auge so sehr, sagte er, als Brillanten und Rubine an einem Halse von achtzehn Jahren; dieß mag meinetwegen das Hülfsmittel der Frauen in ihrem Herbste seyn; aber in seinem Frühling muß man nur Blumen tragen.“ Alphonsine lächelte und stellte sich, als ob sie ihrem Vater Beyfall gäbe, aber sie machte ihm doch bemerklich, daß ein gemäßigter Luxus zum Gedeihen des Handels, zum Glanz der großen Städte beytrage, und daß es zu den Pflichten reicher Leute gehöre, die Künste in Aufnahme zu bringen. „Sie selbst, mein Vater, fügte sie absichtlich hinzu, Sie verdanken Ihren Reichthum nur diesem glücklichen Systeme, diesem unumgänglich nöthigen Austausch des Goldes und der Industrie: wenn man eben so wenig Porzellan kaufen würde, als man, Ihrer Meynung nach, Diamanten tragen soll, so würden Sie Ihre schöne Manufaktur, Ihre drey Landgüter in Beauce, Ihre zwey großen Palläste in Paris nicht besitzen; Sie hätten das Vergnügen nicht, Melcour zum Schwiegersohne zu haben und mich so gut verheirathet zu sehen.“ Während dieser lezten Worte läßt sie einen süßen Blick auf ihren Gatten fallen, der sie natürlich beobachtete, und mitten unter dieser Ergießung einer liebenden Seele eine getäuschte Erwartung zu sehen glaubte, die zu erfüllen er sich heimlich vornahm, sobald er im Stande seyn würde.

Aber ungeachtet sich die Einkünfte von Melcours Geschäfte durch die Achtung, deren er genoß, täglich vergrößerten, so reichten sie doch, bey seinen vorher gemachten Ausgaben, bey weitem nicht hin, seine Hoffnung zu erfüllen. Alphonsine suchte ihre Eitelkeit durch tausend Kleinigkeiten zu rächen, die sie befriedigen konnten. Wenn sie sich aber in Gesellschaft von Frauen befand, die mit Diamanten geschmückt waren, so ermangelte sie nie, dieselben zu loben, und zwar so, daß Melcour es hören konnte. So lange sie diesen reichen Schmuck nur bey alten Frauen sah, war sie weniger verdrießlich darüber; aber wenn sie unglücklicherweise Neuvermählten begegnete, die mit Brillanten bedeckt waren, so funkelten ihre Augen, der Neid malte sich auf allen ihren Zügen: dann fiel ein unzufriedener und kalter Blick auf Melcour, der erröthete, die Augen niederschlug, und noch mehr litt, als seine theure Alphonsine.

In Dutheil's Familie fand eine Heirath Statt: diese vergrößerte nur den Unmuth der jungen Melcour und zerriß den lezten Zaum, den sie bisher ihrer unersättlichen Eitelkeit angelegt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30. Oktober.

(Fortsetzung.)

An den kleinern Theatern herrscht in dieser Jahrszeit reges Leben, nur das arme Vaudeville geht bey dem langen Streite zwischen Direktor und Eigenthümer unter. Sie schreiben gegen einander in den Zeitungen und vor den Gerichten; was sollte das Publikum bey so bewandten Umständen im Vaudevilletheater thun? es bleibt also lieber weg. Prozeßführende Leute, die nichts weniger als belustigend sind, trifft man ja schon in der wirklichen Welt genug an. Lustiger geht es bey den Theatern Variétés und Madame zu, wo beständig neue, aus dem Leben gegriffene Stücke gegeben werden. So hat das Variétéstheater die Kutscher in einem sehr spaßhaften Schwanke geschildert, nämlich den herrschaftlichen, den Fiacres, den englischen, den Cabriolet- und den Landkutscher. Diese verschiedenen Menschengattungen haben in Paris ihre Eigenthümlichkeiten; so ist der herrschaftliche Kutscher kalt und vornehmthuend gegen die andern; der Fiacrekutscher ist derb und grob; die Landkutscher, das heißt die Kutscher der kleinen Wagen, die von Paris nach St. Cloud und Versailles fahren, und die das Volk Kukuks nennt, sind am demüthigsten, denn für sie ist die goldne Zeit vorbey. Sonst nämlich waren sie die einzigen, welche die Fuhren zwischen den königlichen Residenzen besorgten, sie packten, wie sie auch noch thun, sechs bis acht Reisende in ihren ganzen Kasten, den sie einen Wagen nennen, zusammen, peitschten auf ein elendes Pferd los, blieben Stunden lang in einer Kneipe unter Weges sitzen, und wenn ein großer Zulauf war, forderten sie, was sie wollten. Die Schelme hatten sich immer unter einander vereinbart, wie Lieferanten bey einer zuzuschlagenden Lieferung, so daß bey dergleichen Fällen das Publikum von ihrer Konkurrenz nichts zu hoffen hatte, und sich ihren Bedingungen unterwerfen mußte. Jezt ist es aber anders. Es fahren stündlich von Paris elegante und bequeme Landkutschen nach St. Cloud und Versailles ab, nach dem ersten dieser Orte fährt noch außerdem zweymal im Tage ein schönes Dampfboot, auf welchem man alle mögliche Bequemlichkeit genießt, und zwar Alles zu bestimmten billigen Preisen, so daß also der Erwerb jener armseligen Kukuksfahrer bedeutend gefallen ist. Die Dichter des erwähnten Stückes am Variétéstheater haben die verschiedenen Kutscher auf eine drollige Art in einer Schenke der Umgegend von Paris zusammengebracht. Hier streiten sie über ihren Werth und Verdienst, und bekommen fast Händel. Plözlich fällt Regen ein; die Streitenden legen vor der Hand ihren Zwist nieder, und kommen überein, den Parisern, die wieder nach Hause wollen, für jeden Platz sechs Franken abzufordern, eine burleske Liebschaft und andere Schnurren kommen dazwischen, und machen dieß leichte Gemälde aus dem Volksleben ziemlich unterhaltend. Das Variétéstheater besizt solcher Volksscenen eine Menge; indessen ist es bey weitem nicht allen Dichtern gelungen, Originalität hineinzubringen; auch das Kutscherstück läßt noch viel zu wünschen übrig, mit einigen spaßhaften Auf-

treitten kömmt kein gutes Stück zu Stande; dazu gehört mehr. Die jungen Dichter wollen sich dieß aber nicht in den Kopf setzen. Die Melodramentheater, die nur von Mord und Verrätherey leben, haben dann auch in der lezten Zeit manche recht schwarze Thaten ausgebrütet, welche die untern Volksklassen zum Schaudern bringen, und die Theaterkasse füllen. So haben sie Cagliostro, die Ruinen von La Granca (soll nach dem Deutschen seyn) und den Arzt von Altona auf die Bühne gebracht. Lezterer besonders hat großen Zulauf; ein unschuldiges, des Diebstahls angeklagtes Mädchen, das gehenkt werden soll, vor der Exekution stirbt, das heißt zu sterben scheint, von einem Arzte wieder in's Leben gerufen, dann wieder verfolgt wird, und zwar von einer pechschwarzen Seele, wie in den Melodramen immer eine vom Dichter gebildet wird, um der schneeweißen Tugend zum Abstiche zu dienen; dann die über alle Bosheit siegende Unschuld, die fünf Minuten vor dem Niederfallen des Vorhanges glänzend hervortritt, und die Zuschauer ermahnt, Stock und Hut zu ergreifen, und sich nach Hause zu begeben; was bedarf es mehr, um ein heftiges Gedränge, Rippenstöße, Schluchzen und Zähren unter den Zuschauern zu verursachen? Obschon diese Ingredienzien ungefähr bey allen Melodramen dieselben sind, so hängt doch viel von der Mischung ab, und das Volk will einmal so bedient seyn. Seine starken Nerven haben dergleichen Mordstücke nöthig, um erschüttert zu werden. Am Théâtre-français wurde neulich auch so ein tragisches Stück, wiewohl in einem höhern Style als die Melodramen, gegeben, nämlich der Lord Davenant, der während des Krieges nach Amerika geschickt, dort ein simples, ihn innig liebendes Mädchen geheirathet, und mit ihr einen Sohn erzeugt hat. Hernach ruft ihn sein Vaterland zurück; er bekömmt hohe Posten, vergißt sein liebes Weib, und heirathet eine Person aus der hohen Welt, allein von Zeit zu Zeit quält ihn sein Gewissen mit der Erinnerung an seine Treulosigkeit. Nun ereignet es sich, daß er durch die Straßen Londons fährt, und seine erste Frau irgendwo am Fenster erblickt; weg ist seine Ruhe; bald wird seine Lage noch weit schlimmer; sein eigner Sohn, der ihn aber nicht kennt, spricht ihn um seinen Beystand an, damit er den treulosen Mann seiner Mutter auffinden, und ihn zur Rechenschaft über sein Betragen fordern kann. Endlich führt der Zufall beyde Frauen zusammen. Lord Davenants Angst steigt auf's Höchste, und er bringt sich selbst um's Leben. Gewiß ist dieser Roman auch für die Bühne geeignet, und das Publikum, besonders das weibliche, nahm sehr lebhaften Antheil daran; allein man hätte hören sollen, wie die klassisch gesinnten Blätter die armen Verfasser zurichteten, daß sie es gewagt hätten auf dem ersten Theater Frankreichs, wo Racines und Corneilles Meisterstücke aufgeführt würden, solch ein Zwitterdrama vor die Augen der gebildeten Welt zu bringen. Nun freylich nach den Regeln der höhern französischen Dramatik gibt es nur zwey Gattungen, das heroische Trauerspiel und das Lustspiel; Mittelgattungen werden von dieser Dramatik ganz verworfen. Allein das Publikum, das sich nicht immer an die Regeln der Dramaturgie hält, hat manchmal Stücke beklatscht, die eigentlich in keine der beyden Gattungen gebracht werden konnten; diese haben aber nie legitimirt werden können, und die strengen Kunstrichter haben sie immer als ungesetzliche und illegitime Geistesprodukte angesehen; keine literarische Zeitschrift wagte es, sie in Schutz zu nehmen, so vielen Beyfall sie auch auf der Bühne erhielten. Es herrschten in der französischen Literatur Glaubenssätze, die man nicht bestreiten konnte, ohne für einen literarischen Ketzer, und für einen geschmacklosen Aesthetiker zu gelten. Jezt aber gestalten sich die Dinge anders. Die vielen Uebersetzungen aus den fremden Sprachen, und besonders die neuere englische romantische Literatur haben doch den Klügern die Augen geöffnet, und ihnen bewiesen, daß es in der Literatur Schönheiten gebe, wovon sich der den Ton angebende despotische Hof Ludwigs XIV. nichts hatte träumen lassen, und daß es thöricht sey, dem Genie Schranken zu setzen, da das Genie dieselben beständig durchbricht. Diese Anfangs nur von einigen Personen leise ausgesprochene Meynung ist endlich diejenige einer literarischen Parthey geworden, die ein eigenes, sehr geschickt abgefaßtes Blatt herausgibt, le Globe, das unstreitig jezt das merkwürdigste Literaturblatt ist, das in ganz Frankreich erscheint. Die Verfasser haben beständig den zeitgemäßen Grundsatz vor Augen, Freyheit muß seyn im Denken wie im Glauben. Daher halten sie es mit keiner Parthey, sondern wenn irgend einer sich auf eine einseitige Weise äußert, und Zwang in Literatur- und Kunstsachen, oder in der Religion, oder gar in der Politik verlangt, wo der Zwang noch unerträglicher ist, so schlagen sie ihm auf die Finger, und bestehen auf der Freyheit. Spricht einer vom alten Herkommen, und verlangt, eine Sache, wäre sie auch ein arger Mißbrauch, soll geachtet werden, blos weil es ein Herkommen ist, so machen sie sich über diese Unbeweglichen lustig, welche allein nicht vom Flecke wollen, da Alles um sie her im Fortschreiten begriffen ist. Manchen in andern Blättern angebeteten Götzen haben sie in ihrer ganzen Blöße dargestellt; manches von andern Zeitschriften Verworfene haben sie wieder zu Ehren gebracht. Die Literatur des Auslandes findet daher in dem Globe verdiente Anerkennung, und ihren Witz üben die Verfasser nur gegen das in jeder Hinsicht Lächerliche. Die in Frankreich so verrufene Romantik wird im Globe allein in Schutz genommen, doch nicht die ungereimte, in dunkeln Worten und mystischen Formeln sich äußernde, sondern die ächte Poesie dieses Namens. Mit seinem festen, entschlossenen, und immer auf Vernunft gegründeten Tone hat der Globe es doch schon so weit gebracht, daß die Romantik nicht mehr ein Losungswort zum Spotte und zu Witzeleyen ist, und daß mehrere Blätter sie nicht mehr anzugreifen wagen. Eine Zeitschrift, Mercure du 19 Siècle, um nicht seine Abonnenten zu verlieren, hat daher neulich auch die Erklärung gethan, sie werde künftighin von ihren literarischen Grundsätzen etwas abgeben, und die neuere Literatur, so oft als sie beachtungswerth seyn werde, nach Verdienst würdigen. Dieß ist eine wahre Revolution in der literarischen Welt, wie eben eine in der politischen vorfällt. Wie manches Blatt, das noch vor zehn Jahren wider Verfassungen und Volksrepräsentation und Preßfreyheit schrie, muß jezt schon diese Dinge als allgemein anerkannt annehmen, um nicht seine Abonnenten zu verlieren; ähnliche Veränderungen gehen mit andern Blättern vor. Noch vor einigen Jahren bestanden die freysinnigen Zeitungen in Paris sehr heftig auf Mauth- und Sperrgesetzen, zu Gunsten des französischen Gewerbfleißes. Allein es sind seitdem richtigere Begriffe in Umlauf gekommen, besonders seitdem die englische Regierung auch vernünftigere Grundsätze zur Maßregel angenommen hat. Jezt dringen eben diese Blätter auf Handelsfreyheit, und Aufhebung der den Handel vernichtenden Sperren. Die staatswirthschaftlichen Ansichten der Franzosen erheben sich überhaupt mit den eingetretenen Zeitumständen. Jezt richtet die Nation ihre Blicke auf Amerika; mit Egypten wird der Handel immer thätiger; das Fabrikwesen bekömmt einen neuen Schwung durch die Einführung englischer Maschinen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 297.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 13. Dezember 1825.

Die Welt wird immerdar durch Zier berückt!

Shakspeare.

Das Schmuckkästchen.

(Fortsetzung.)

Julius Sainville, der einzige Sohn eines Wechselagenten, hat um die Hand Adelens Erammer, einer Nichte des Herrn Dutheil und Tochter seines Associé. Ohne den Glanz und die Schönheit ihrer Kousine zu haben, flößte Adele ein außerordentliches Wohlgefallen, ein Interesse ein, dem man nicht widerstehen konnte; sie hatte die Wahl des jungen Sainville durch jene Uebereinstimmung des Geschmacks und des Charakters, durch jene süße Sympathie auf sich gezogen, die ein sichereres Pfand des Glückes ist, als selbst die Liebe und der Reichthum. Adele hatte einen Bruder und zwey Schwestern: ihr Vater, ungeachtet aller Zärtlichkeit, die er für sie hatte, konnte ihr nur ein Heirathgut von 80,000 Franken geben. Nichtsdestoweniger erhielt sie eine sehr reiche corbeille, welche, wie es die Sitte mit sich brachte, in Gegenwart der versammelten Anverwandten geöffnet wurde. Alphonsinens Eitelkeit war anfangs befriedigt, da sie sah, daß ihre Kousine in Spitzen und Kaschemiren kaum mit ihr wetteifern konnte; als aber die verschiedenen gebräuchlichen Geschenke mitgetheilt und die Flitter aller Art ausgekramt waren, und im Grunde des Körbchens ein Schmuckkästchen von rothem Maroquin mit dem doppelten Namenszug der Braut und des Bräutigams erschien, ging Alphonsine plötzlich von der Fröhlichkeit und den Glückwünschen zum finstersten Stillschweigen über. Adele öffnet das Schmuckkästchen; sie findet darin sehr schöne Ohrgehänge von Brillanten, einen Kamm und ein Halsband von derselben Art, welche alle Strahlen der Sonne zurückzuwerfen schienen. Diesem reichen Schmucke waren mehrere andere von Korallen und Turquoisen zur kleinen Toilette beygefügt, und eine Börse von 200 Goldstücken machte dieses reiche eheliche Opfer vollständig. Die Augen fest auf das Schmuckkästchen geheftet, gelüstete Alphonsinen nach diesem glänzenden Schmuck, und ihren Verdruß und ihre Unruhe verbergend, sagte sie ganz leise vor sich hin: „Und doch ist sie nicht die einzige Tochter, und ihr Heirathgut beträgt nicht die Hälfte des meinigen.“ .... Um ihr Leiden voll zu machen, heftete Adele, die sich mit eigenen Augen von der Wirkung überzeugen wollte, den dieser Fluß von Diamanten hervorbringen mußte, ihn an den Hals ihrer Kousine, und rief mit ihrer natürlichen Bescheidenheit aus: „Dieser Schmuck ist zu schön für mich ... ach! wie gut steht er dir!“ — „Sage das nicht vor meinem Manne, antwortete ihr Alphonsine mit einem bittern Lächeln, denn er würde dir im Sinne meines Vaters sagen, eine Frau solle in ihrem Frühling nur Blumen tragen.“ — „Ohne Zweifel, erwiederte Herr Dutheil barsch: und ich werde ganz offen behaupten, daß Sainville Unrecht hat: man muß ein Narr seyn, wenn man die Hälfte des Heirathguts, das eine Frau bringt, auf Diamanten verwendet.“ — „Diese kosten mich keinen Heller, antwortete Julius; es sind die Diamanten meiner Mutter, die sie mir bey ihrem Tode für die übergab, die mir das Schicksal bestimmen würde.“

„Sie sind mir darum nur um so theurer,“ sagte Adele, indem sie sie mit Ehrfurcht betrachtete. — „Ich könnte meiner Frau wohl auch den Schmuck meiner ehrwürdigen Mutter übergeben, fügte Melcour sogleich hinzu, indem er Alphonsine forschend ansah; aber er besteht nur in einem goldenen Kreuze mit seiner Kette, in einem Eheringe, den ich nie ablege, und in einem silbernen Becher, dessen ich mich täglich bediene.“ Alphonsine schlug die Augen nieder, und da sie sich einbildete, ihr Mann wolle sie demüthigen, wurde sie noch düsterer und stiller. So wahr ist es, daß ein verlektes Herz sich leicht beleidigt glaubt, und den einfachsten Sachen eine empfindliche Deutung gibt.

An dem Hochzeittage ihrer Kousine kleidete sich Alphonsine ganz einfach, und wiederholte unaufhörlich mit einem gezwungenen Lächeln, eine junge Frau sollte nur Blumen tragen. „In dem Falle hättest du nur deine Gestalt nöthig,“ antwortete ihr Melcour, der von der Kälte, die seine Frau seit einiger Zeit bis zur Gleichgültigkeit gegen ihn trieb, mehr litt, als er auszusprechen wagte: „doch,“ fügte er in dem Augenblicke hinzu, da sie zur Hochzeit gehen wollten, „wenn du, wie Adele, dich mit dem Geschmeide meiner würdigen Mutter schmücken wolltest, so biete ich es dir an.“ Er bietet ihr nun ein kleines Kistchen von gothischer Form und beynahe ganz abgenutzt an, das sie mit Verlegenheit und blos aus Nachgiebigkeit öffnet: sie sieht wirklich darin ein goldenes Kreuz à la Jeannette und die Kette, die es so oft an den Hals der Mutter Melcour's befestigt hatte; aber wie groß ist ihr Erstaunen, als sie unten ein anderes Kreuz mit Brillanten, à jour gefaßt, und von der größten Schönheit findet! Melcour hatte die Schwachheit gehabt, dieses reiche Juwel auf Kredit zu kaufen, um seiner Frau, die er abgöttisch liebte, die Ruhe und Zufriedenheit wieder zu verschaffen, die ihren Reizen so viel Glanz gab, und die er gerne mit seinem Blute und mit seinem Leben bezahlt hätte. „Wie!“ sagte Alphonsine und warf sich in seine Arme, „so täuschest du mich, so rächst du dich! O wie theuer wird mir dieses Juwel seyn!“ Sie hängt es gleich an ihren Hals, kleidet sich schnell ausgesuchter an, und erscheint auf der Hochzeit geschmückt mit diesem ersten Talisman, mit diesem so köstlichen Beweis ihrer Gewalt über das Herz ihres Gatten. Herr Dutheil scherzte mit seinem Schwiegersohne über seine Schwäche: Alphonsine schmeichelte ihrem Vater und erinnerte ihn an sein gegebenes Versprechen, sich nie in das Innere ihrer Haushaltung zu mischen; und der reiche Schmuck von Adele Sainville verlezte die Eitelkeit ihrer Kousine weniger.

Alphonsine wurde schwanger. Um dieses glückliche Ereigniß zu feyern, legte ihr einst Melcour ein Etui von grünem Maroquin, mit weißem Sammt gefüttert, auf ihren Putztisch, welches zwey große ganz gleiche Knöpfe von dem schönsten Wasser, mit zwey ähnlichen Birgen von einem einzigen Stein enthielt, die nach Belieben Ohrgehänge bildeten, oder anders verwendet werden konnten. Diese ziemlich kostbare Gabe riß die junge Frau hin und bewies ihr von Neuem, daß sie in der Folge Alles, was ihrem Stolze schmeicheln konnte, erhalten würde, weil Melcour selbst ihre Wünsche übertraf. Mit welchem Eifer zeigte sie sich in den Schauspielen, auf den Spaziergängen, geschmückt mit ihrem Brillantenkreuz und mit ihren reichen Ohrgehängen! Mit welcher Trunkenheit bemerkte sie gewisse Blicke sich auf sie heften, mehrere Frauen sie mit Neid betrachten! Melcour theilte ihr Glück: das Vergnügen, seine Frau ausgezeichnet zu sehen, entschädigte ihn für die Opfer, die er gebracht hatte, und erstickte in seinem Herzen die geheime Stimme, die ihm einen über seine Mittel gehenden Aufwand vorwarf. ... Gebt einmal den Lockungen der Eitelkeit nach, so beherrscht sie euch bald, und zieht euch weiter fort, als ihr voraussehen konntet.

Endlich brachte Alphonsine ein Kind zur Welt, welches die Wünsche der ganzen Familie erfüllte. Es war eine Tochter, die das lebendige Ebenbild ihres Vaters zu werden schien. Melcour, trunken vor Freude, wollte diesen glücklichen Zeitpunkt durch eine neue Ueberraschung feyern. Er benuzte die Zeit, wo die Wöchnerin das Bett hütete, nahm ohne ihr Wissen das Kreuz und die Ohrgehänge und stellte sie seinem Juwelier wieder zu, um den Schmuck vollständig zu machen, den er seiner Frau am Taufstage des Kindes übergeben wollte. Dieser konnte erst in zehn Tagen Statt finden wegen der Entfernung einer Verwandtin, die zur Pathin gewählt war. Endlich kam dieser schöne Tag heran: Alphonsine, beynahe schon wieder hergestellt, wollte ihre Diamanten anlegen, während man ihre Tochter in die Kirche trug. Ihre Eitelkeit ließ sie das Vergnügen, sich mit den Geschenken ihres Gatten zu schmücken, als eine Schuldigkeit ansehen. Sie gab daher ihrer Wärterin den Schlüssel ihres Schreibtisches, und hieß sie ein kleines Kästchen von grünem Maroquin holen, das sich in der mittleren Schublade vorfinden würde. Diese erfüllt den ihr gegebenen Befehl, sie bringt ein Kästchen, dessen Größe Alphonsinen auffällt, die auf dem Deckel ihren und Melcour's Namenszug bemerkt: sie öffnet bestürzt, eifrig und findet außer den zwey Geschenken, die sie schon erhalten hatte, ein sehr schönes Halsband von Diamanten, einen solchen Kamm und einen Gürtelhaken, aus zwey Solitairen gebildet, die ihren Ohrgehängen beynahe gleich waren. Der Freudenschrey, den sie ausstößt, erschreckt die Wärterin, die sich aber bey dem bezaubernden Lächeln der Wöchnerin bald wieder beruhigt. Nie war eine Frau glücklicher gewesen; nie hatte ein Schmuckkästchen größere Freude hervorgebracht. Da sie zu ihrem großen Bedauern ihren Hals noch nicht entblößen konnte, so heftete sie das Kreuz und das Halsband über

das Spitzenhalstuch, das ihre Brust bedeckte, legte die Ohrgehänge an, befestigte das Gürtelschloß auf ihrer Stirne in Form eines Diadems, und war untröstlich, daß sie den Kamm nicht auf den Kopf setzen konnte, um sich bey der Rückkehr von der Taufe mit allen Gaben des großmüthigsten, des liebenswürdigsten der Gatten geschmückt zu zeigen. Dieser kehrt bald zurück, die kleine Christin auf seinen Armen, und erhält von ihrer freudetrunkenen Mutter die Beweise der zärtlichsten Liebe, der lebhaftesten Dankbarkeit. Nie hatte Alphonsine ein so hinreißendes Ansehen gehabt: alle diese zahlreichen Diamanten schienen die Züge ihrer göttlichen Gestalt zu wiederholen, und um ihren Kopf die Glorie der schönen Jungfrau Raphaels zu bilden. Um diese himmlische Täuschung vollständig zu machen, stillte Alphonsine ihr Kind; und dieses für das Herz eines Gatten und Vaters so süße Schauspiel verwischte aus Melcour's Erinnerung alle die Opfer, die er gebracht hatte, und machte ihn blind gegen die Gefahren, welchen ihn seine Schwachheit aussezte.

Dieß war nicht der Fall bey dem wackern Vater Dutheil, dem Pathen des Kindes; er wußte ungefähr, was diese reichen Geschenke kosten konnten; und obgleich sein Schwiegersohn einer der gesuchtesten Notare in Paris war, wußte dieser würdige Mann doch wohl, daß Melcour noch mehr als 60,000 Franken auf seine Stelle schuldig und nicht im Stande war, so beträchtliche Ersparnisse zu machen. Da er jedoch das Glück seiner Tochter und die im ganzen Hause verbreitete Freude nicht stören wollte, beobachtete er nicht ohne Mühe das vollkommenste Stillschweigen.

Alphonsine konnte nicht satt werden, ihr theures Schmuckkästchen zu bewundern und sich mit den kostbaren Gegenständen, die es enthielt, zu schmücken. Mit welcher Ungeduld erwartete sie den Augenblick, wo sie, befreyt von der Spitzenhaube, deren Beybehaltung für jezt die Klugheit noch rieth, mit bloßem Kopfe, den reichen Kamm in den Haaren und mit allen ihren Schätzen geschmückt, erscheinen konnte! Dieser so sehnlich gewünschte Zeitpunkt blieb nicht aus. Man war im Anfang des Winters; die gesellschaftlichen Vereine, und besonders die Bälle nahmen wieder ihren Anfang. Melcour und seine Frau bekamen eine Einladung von Herrn Sainville, dem Vater, einem sehr geachteten Wechselagenten, bey welchem sich die glänzendsten Frauen der Bank versammeln sollten. Alphonsine, ob sie gleich ihr Kind noch stillte, wollte eine so schöne Gelegenheit, alle ihre Diamanten zur Schau zu tragen, nicht vorbeygehen lassen, und bereitete zum Voraus einen Anzug, der den Glanz derselben unterstützen sollte. Von einem Kleide von schwarzem Sammt ließ sie das blendende Feuer ihres reichen Gürtels ausstrahlen; und um ihren Kamm, in den sie ganz vernarrt war, so sehr als möglich in Vortheil zu stellen, steckte sie in ihre Haare, schwarz wie Ebenholz, keine Blume, keine Feder, nicht die geringste fremde Zierath. Sie war jedoch unschlüssig, ob sie sich nicht mit einem sehr schönen Paradiesvogel schmücken sollte, den sie von der Pathin ihres Kindes zum Geschenk empfangen hatte, und welcher die große Toilette vollständig gemacht hätte; allein sie wollte Melcour schmeicheln, indem sie sich das erste Mal blos mit seinen Geschenken schmückte. Nichts entgeht der Berechnung der Eitelkeit: sie weiß aus den geringsten Dingen Vortheil zu ziehen; eine Aufmerksamkeit, eine bloße Gefälligkeit von ihrer Seite ist beynahe immer ein Kapital, das sie auf große Zinsen ausstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bey der Nachricht von
Jean Paul Friedrich Richters Tod.

Das große reiche Herz, es ist gebrochen,
Der hohe Geist stieg auf in Lichtespracht;
Was er zu uns in Flammenschrift gesprochen,
Glänzt, wie sein Hesperus, in dunkler Nacht.
Ein Chor von Engeln hört sein freudig Pochen
Am Tempelthor und jauchzt: es ist vollbracht!
  Ob Schmerzen auch die Nachgelass'nen drängen,
  Der Sänger lebt in ewigen Gesängen.

Doch quillt die Thräne, daß wir ihn verloren,
Deß Genius so Herrliches gebar,
Den Mann, der unter Tausenden erkohren,
Ein Priester stand am Vaterlands-Altar,
Die Geißel schwang zum Schrecken arger Thoren,
Als Bildner kühn und unerschöpflich war:
  Was tröstet uns? — der Geist in seinen Werken
  Wird uns mit Muth im Kampf des Lebens stärken.

J. H. Kaufmann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, im Nov.

Auf seiner literarischen Reise zum Behuf der Herausgabe eines althochdeutschen Sprachschatzes verweilte hier einige Wochen Herr Regierungsrath Graff aus Königsberg, Verfasser der geschätzten Schrift über die althochdeutschen Präpositionen, welche im vorigen Jahr als Ankündigung und treffliche Probe des größeren Werkes erschienen ist. Die Ausführung des leztern, d. h. eines vollständigen, durchaus urkundlichen Wörterbuchs der hochdeutschen Sprache vom achten bis eilften Jahrhundert erfordert eine umfassende Kenntniß und Benützung aller, in Deutsch-

land, Frankreich, Oberitalien, noch vorhandenen althochdeutschen Sprachdenkmäler. Die Reise, welche Herr Graff für diesen Zweck unternommen, hat schon jezt manchen überraschenden Erfolg gewährt. In Karlsruhe vorzüglich hat er bisher ganz unbekannte Glossensammlungen (aus der Reichenau und von St. Peter) gefunden, die mit allen bisher bekannten an Alter und Reichhaltigkeit wetteifern, wodurch eine Menge dunkler altdeutscher Wörter deutlich, eine Menge entstellter berichtigt wird, und für deutsche Etymologie und Formenlehre bedeutende Aufschlüsse erwachsen. Auch angelsächsische Glossen haben sich dorthin verirrt. Eine fast eben so reiche Glossensammlung des achten Jahrhunderts hat er in Paris entdeckt und abgeschrieben. Auch hier, in Stuttgart, hat er in der königlichen Handbibliothek althochdeutsche Glossen aufgefunden, wodurch die Sprachkunde bereichert wird. Die öffentliche Bibliothek hat ihm, außer dem bekannten Codex des Willeram, eine bisher noch unbekannte Interlinearversion der Benediktinerregel geliefert, zu interessanter Vergleichung mit Karo's Uebersezung.

Die Richtung auf das Althochdeutsche streng verfolgend, widmet Herr Graff gleichwohl, so weit es dieser Hauptzweck gestattet, überall auch den mittelhochdeutschen Denkmälern (zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts), besonders den wenig oder gar nicht bekannten, seine Aufmerksamkeit. So hat er von einem bisher unbekannten Gedichte Konrads von Würzburg, der h. Sylvester, das in Trier liegt, reiche Excerpte genommen. Das für deutsche Sprache und Literatur gleich interessante Leben der heiligen Elisabeth, im Archiv zu Darmstadt, hat er auch dem größten Theile nach excerpirt. In Straßburg hat er sich vollständige Kunde von dem Inhalt der Handschrift verschafft, woraus in der Müller'schen Sammlung mehrere Stücke abgedruckt sind. Aber auch mehrere größere Gedichte hat er dort vorgefunden, z. B. vom Glauben, von Hartmann; Litaney aller Heiligen; Alexander der Große, von Lamprecht; das heilige Namenbuch, von Danckroßheim; der geistliche Streit, den er zu den schönsten mittelhochdeutschen Dichtungen zählt ꝛc. Auf dieser öffentlicher Bibliothek ist er auf eine Reihe von Gedichten ähnlicher Art getroffen, wie die in v. Laßberg's Liedersaal abgedruckten; die launige Erzählung von Meyen Hochzeit kann daraus ergänzt werden. Auf der königlichen Handbibliothek hat er von dem Minnesingercodex, der aus dem aufgehobenen Kloster Weingarten dahin gekommen ist, ein genaues Verzeichniß des Inhalts aufgenommen. Dieselbe Bibliothek besizt noch manche, der Literatur unbekannte Handschriften: Wigalois, Leben Mariens und Jesus (von Philipp), Wilhelm von Orleans, Salomon und Morolf, Friedrich von Schwaben, Jeroschins Chronik, Kato, Boners Fabeln*ꝛc.

Während Herrn Graffs größeres Sprachwerk seiner Natur nach nur langsam vorrücken kann, bezweckt er die reiche Ausbeute, wovon hier vorläufige Nachricht gegeben ist, baldmöglich zum literarischen Gemeingut zu machen, wenn er hiebey, wie mit Recht zu hoffen ist, von Seiten des Buchhandels die nöthige Förderung findet. Wie bedeutend würde die Mittheilung der Glossensammlungen dem deutschen Sprachforscher, wie wünschenswerth die genauere Kunde von so vielen, bisher vergrabenen poetischen Denkmälern jedem Freunde des vaterländischen Alterthums seyn! — Mögen, wie hier, überall Privaten- und Bibliothekare die literarischen Schäze, die sie in Besiz oder Verwahrung haben, dem Reisenden zu freyem, leichtem Gebrauche stellen, und seine Forschung nicht in die Klasse flüchtiger Beschauungen sezen!

Paris, 30. Okt.

(Beschluß.)

Es wird ungeheuer viel produzirt; zum bessern Absaze gehört freye Zu- und Ausfuhr; also wird die Handelsfreyheit jezt so nöthig als die Preßfreyheit, und als ein nothwendiges Bedingniß der jezigen Zeit gewiß entstehen. Für die Griechen wird immerfort von den freysinnigen Zeitungsexpeditionen gesammelt, und die Akademie von Lyon hat einen Preis auf die beste Anregungsschrift an die christlichen Völker zu Gunsten der Griechen gesezt. Freylich sind die Völker schon angeregt genug; ihre lebhafte Theilnahme bedarf keiner Ermahnung mehr, und die kalten Kabinetseelen wird kein, aus der Humanität geschöpfter Beweggrund rühren. Indessen ist doch in der lezten Zeit so manches Gute, durch beständig wiederholte Vorstellungen, die aus einer freyen Presse kamen, bewirkt worden, daß auch die Freunde der Humanität die beste Hoffnung haben, durch ihr unablässiges Bemühen endlich jene kalten Seelen in die gehörige Richtung zu bringen, oder doch so viel zu bewirken, daß Leztere den Sieg der guten Sache nicht mehr verhindern können. Die ausgezeichnetsten Schriftsteller in Paris machen es sich zur Ehre, hiezu beyzutragen. So hat eben Villemain eine Novelle Lascaris,*) mit einer historischen merkwürdigen Nachschrift über die neuere Geschichte der Griechen herausgegeben. In der Nachschrift besonders findet sich sein ganzes Rednertalent, und hier ist er meisterhaft. Eben so hat Lemercier sein Trauerspiel, die Martyrer von Suli, drucken lassen, deren Aufführung die Theatercensur verhindert hat. Diese Censur, für welche man übrigens in den Tagesblättern wenig Achtung bezeigt, hat zuweilen sonderbare Scrupel. So hatten die Dichter des oben erwähnten Schauspiels Lord Davenant den Helden des Stückes sich hinter der Kulisse durch einen Pistolenschuß tödten lassen; so etwas macht Effekt auf die Zuschauer; die Censur hat sich zwar dem Selbstmorde nicht widersezt, nur die Todesart gefiel ihr nicht, und auf ihren Befehl hat sich Lord Davenant entschließen müssen, Gift zu nehmen. Was nun die Censur für einen moralischen Unterschied macht zwischen Erschießen und Vergiften, und in wie fern lezteres vorzuziehen ist, kann ich nicht errathen; ein Pariser Blatt meynt, dieß sey ganz im Sinne einer gewissen Moral, die wohl die Sünde erlaubte, wofern sie nur ganz sachte vor sich gehe, und keinen Lärm mache. Auch die junge Dichterin, Delphine Gay, hat ihr Schriftstellertalent zu Gunsten der Griechen angewandt, und ein eigenes Gedicht dazu bestimmt, in welchem sie in einfachen, aber herzlichen Versen die Pariser zur Beysteuer auffordert. Ein schönes Mädchen, das in schönen Versen zur Theilnahme an einer schönen edeln Handlung auffordert, hat allzu großen Reiz, als daß die Pariser hätten unempfindlich bleiben können; daher denn auch schon einige Wochen nach dem Erscheinen des Gedichts der Absaz der Exemplare 3000 Franken eingebracht hat, die von der Dichterin dem Griechenkomité eingeschickt worden sind. Daran hat die Delphine Gay besser gethan, als daß sie in die Kuppel der Genovefenkirche stieg, und Verse zu Ehren der Heiligen und des Malers Gros hersagte.

Dg.

*) Wir haben diese Novelle in Uebersezung unsern Lesern schon mitgetheilt.

D. Red.

Beylage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Dezember 1825.

Der Krieg und Mars ist häufig der Geburtshelfer der Zeit.

Jean Paul.

Proben aus einer Geschichte des Feldzuges des Philhellenen-Bataillons.

Nachstehende vereinzelte Scenen sind aus einer zusammenhängenden Darstellung entlehnt, welche der Dr. Daniel Elster nach seinem sorgfältig geführten Tagebuche verfaßt und uns handschriftlich mitzutheilen die Güte gehabt hat. Er begleitete das Philhellenen-Bataillon als Oberchirurgus (Docteur major) und ist einer von den Wenigen, welche die Schlacht bey Peta überlebt haben. Seine günstige Stellung zwischen dem Offizierkorps, sowohl des Generalstaabs als des Bataillons und den Kriegern gewöhnlichen Ranges, machte es ihm möglich, Manches zu beobachten, was andern, die nur von oben herab oder von unten hinauf sahen, entgehen mußte. Aus der Fülle von interessanten Scenen, Begebenheiten und Lagen, welche seine Geschichte des Philhellenen-Bataillons schildert, heben wir nur einige heraus, fast ohne zu wählen, weil wir sonst gleich Alles mittheilen müßten.

* * *

I.
Vostitza.

Um Mitternacht trat endlich günstiger Wind ein, der uns Vostitza näher brachte, welches wir dann auch am andern Morgen erblickten. Es liegt hoch oben auf einer bedeutenden, in's Meer vorspringenden Anhöhe, unter welcher, dicht am Meeresufer hin, ein Weg in eine freyere, von Platanen und Obstbäumen überschattete Gegend führt. Vostitza selbst schimmert mit seinen rothen Dächern aus dichtem, grünem Gebüsch hervor. Eine riesengroße Platane erhebt sich aus der Mitte des Ortes, über den sie ihre gewaltigen, dickbelaubten Aeste und Zweige ausbreitet. Die Umgegend von Vostitza ist ganz mit Maulbeerbäumen bedeckt, die an den Seidenhandel erinnern, welchen es vor dem Kriege trieb. Erst am Nachmittage kamen wir vor dem Hafen an. Zuerst wurden unsere beyden Kanonen und der dazu gehörige Train an's Land befördert; dann warfen wir uns in die, uns in Menge umschwimmenden kleinen Kähne und erreichten das Ufer. Bald empfing uns ein schöner, geräumiger, auch von einer großen Platane mit blätterreichem Dach überdeckter Platz. Schon hatte unter ihr Maurokordato mit seinen Adjutanten und dem Generalstaabe Platz genommen. An ihrer Seite sprudelten sechszehn Fontainen, die noch unter türkischer Herrschaft eingerichtet worden waren. Das Wasser war außerordentlich kalt und ergoß sich mit starkem Geräusch in kleine Becken, aus denen es, weiter unten in einen Bach vereinigt, dem Meere zuströmte.

Auf diesem am Fuße von Vostitza gelegenen Platze schlugen nun auch die Philhellenen ihr Lager, das zweyte in diesem Feldzuge. Kaum war dieß geschehen, als ich mit einigen derselben aufbrach, um Kameraden und Freunde, die bey dem in Vostitza selbst gelagerten Regiment Tarella standen, aufzusuchen. Eine enge, gepflasterte Straße führt an der Seite der Anhöhe durch Gebüsche in's Dorf. Wir

betraten bald dessen, gleichfalls enge Gassen, die fast von lauter Buden gebildet werden. In diesen sind Vorräthe von Oel, Honig, Korinthen, Käse ꝛc. so dicht neben und übereinander geschichtet, daß sie nur *eine* Masse auszumachen scheinen. Wir langten in der Mitte des Dorfes an, wo unter der großen Platane, die wir schon aus weiter Ferne erblickt hatten, noch von den Türken angelegte Kaffeehäuser standen. Links von ihnen eröffnet sich eine herrliche Aussicht nach Korinth. Hier hatten, wie die Trümmer bewiesen, türkische Prachtgebäude gestanden. Ihrer hatte aber nicht, wie der Kaffeehäuser, die Wuth der Griechen geschont. Der ganze Ort war jezt fast menschenleer, denn auch von Griechen ließen sich wenige sehen. Nur hie und da sah man ein in Lumpen gehülltes Weib von einer Thür zur andern schleichen oder eben so zerlumpte, von Schmutz starrende Kinder umherlaufen, und keine Spur des Wohlstandes war zu finden, der vor der Revolution in diesem Orte gewesen seyn soll. Die Soldaten des Regiments Tarella erfüllten die Gassen und hielten auf den Plätzen ihre Waffenübungen.

Ich fand bald meine ehemaligen Kameraden, von Hobe und von Lübtow. Sie luden mich in ein Wirthshaus ein, um mir ein Willkommen zuzutrinken. Wir traten ein und befanden uns in einem kellerartigen Zimmer, welches Gast-, Schenk- und Barbierstube in sich vereinigte. Die Gefäße des eben beschäftigten Barbiers gesellten sich in holder Eintracht zu denen des Kochs. Das Zimmer wimmelte von Soldaten, die schon von dem griechischen terpentin-duftigen Wein benebelt zu werden anfingen, welcher in unversiegbarer Quelle aus den im Hintergrunde des Kellers liegenden Fässern floß. Noch befand sich in der hintersten und dunkelsten Ecke ein schwebender Verschlag, zu dem eine angelegte Leiter hinaufführte und von woher ein beständiges Wehklagen und Aechzen heruntertönte. Es lag eine sterbende Frau dort oben. Dennoch schien er mir und meinen Freunden der behaglichste und wir ließen uns daselbst nieder, um uns zu stärken.

Kaum hatten aber die Bewohner des Hauses vernommen, daß ein ἰατρος in ihrer Mitte sey und ich denselben vorstellte, als eine Menge Kranker und Nichtkranker auf mich einstürmte und mich nöthigte, ihnen mit Rath und That beyzuspringen. Die meisten Kranken litten an gastrischen Fiebern, inzwischen waren sie mit meinem Rathe gegen diese keineswegs zufrieden, wenigstens verlangte ein großer Theil von ihnen, ich sollte ihnen doch auch ihr zukünftiges Schicksal enthüllen. Kein Wunder! denn Zauberer, Prophet und Arzt sind bey den jetzigen Griechen, deren Aerzte gewöhnlich Pfaffen sind, ziemlich gleichbedeutende Begriffe. Ich suchte, da kein Protestiren half, die Leute, so gut es gehen mochte, zu befriedigen, und kehrte sodann zu meinen Freunden zurück. Auch jezt sollte ich mich nicht lange mit ihnen ruhig unterhalten. Es ließ sich nämlich von dem untern etwas dunkeln Theil des Tisches her, an welchem wir saßen, eine etwas gellende Knabenstimme vernehmen, die in spanischen Redensarten äußerst tapfer that. Während ich meine Freunde darauf aufmerksam machte und ihnen meine Verwunderung bezeigte, daß sogar Knaben gegen die Türken ziehen wollten und dürften, traten die in jener Ecke befindlichen Gegenstände und Personen deutlicher vor meine nach und nach an die Dunkelheit gewöhnten Augen. Da gewahrte ich denn unter einer Anzahl griechischer Soldaten wirklich einen Knaben, der sich auf's vortrefflichste ausstaffirt hatte. Sein Kopf war mit einer großen neumodischen Pelzkappe bedeckt, im Gürtel des kurzen Rockes staken zwey Pistolen und von den schmalen Schultern hing ein krummer Türkensäbel herab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Schmuckkästchen.

(Fortsetzung.)

Alphonsine begab sich gegen zehn Uhr Abends zu Abelens Schwiegervater, um die Gesellschaft vollständig versammelt anzutreffen und ganz die Wirkung hervorzubringen, die sie von ihrem reichen Schmucke erwartete. Diese übertraf ihre Wünsche. Sie schien so glänzend und so schön, daß alle Blicke sich auf ihre Person hefteten; die Frauenzimmer mochten ihre Kleidung bekritteln, sie vom Kopf bis zu den Füßen zerglidern, wie sie wollten, sie konnten doch nicht umhin, die Worte entschlüpfen zu lassen: „Sie ist wirklich schön . . . sie ist ganz schön.“ . . . Köstliche Worte, die Alphonsinen im Grunde ihres Herzens wiedertönten und sie vor Freude zittern machten. Die Männer umgaben sie und beiferten sich, ihr Dinge zu sagen, die ihrer Eigenliebe schmeicheln konnten. Inzwischen hörte sie doch hie und da gewisse Amtsgenossen ihres Mannes sich über einen Luxus wundern, den sie sogar unanständig zu nennen wagten. „Melcour muß,“ sagte der eine, „in *einem* Monat so viel verdienen, als wir gewöhnlich in sechs verdienen.“ — „Man könnte,“ sezte ein anderer hinzu, „sie für die Frau eines Bankdirektors oder eines Generaleinnehmers halten.“ — „Zum Henker,“ murmelte ein dritter, „wie hoch treibt es nicht der theure Kollege für den Sohn eines Landmanns?“ — „Sicherlich,“ sagte ein vierter, der boshafter war, als alle übrigen, „wird man bey Melcour Steine hinterlegt haben, *und die Frau ist mit der Kasse des Mannes geschmückt.*“ Diese leztern Worte hörte Melcour, und sie trübten seine Freude. Sie machten selbst auf seinen Geist einen so tiefen Eindruck, daß er nun das Lächerliche und die Unklugheit wahrnahm, die darin liegt, wenn man über seinen Stand scheinen und seinesgleichen verdunkeln

will. Er beeilte sich, seine Frau daran zu erinnern, daß sie, da sie stillte, nicht über zwey Stunden von Haus entfernt seyn könne, und führte sie, ungeachtet aller Bitten zu bleiben, und ungeachtet des Mißvergnügens weg, das Alphonsine merken ließ. So groß ist die Begierde zu glänzen, daß sie oft verleitet, die erste Pflicht zu vergessen, welche die Natur auflegt.

Melcour war seit diesem Abend traurig und tiefsinnig. Alphonsine bemerkte es, und glaubte, ihr Gatte sey aus Eifersucht dagegen, daß sie so glänzend in der Gesellschaft erscheine. Aber der Gewalt, die sie über ihn hatte, sicher, stark besonders durch die Herrschaft, die eine Frau, die ihr Kind stillt, zu jeder Zeit hat, glaubte sie die Wolke, die über Melcours Züge verbreitet war, ganz zerstreut zu haben, und überließ sich mehr als je dem Strudel der Koketterie, allen Irrthümern der Eitelkeit. Man sah sie überall, man bemerkte sie unaufhörlich. Dieses öffentliche Prunken mit Reichthum war Melcour nichts weniger als vortheilhaft. Seine alten Klienten, erschreckt durch den Luxus seiner Gattin, entzogen ihm allmählig ihr Vertrauen; unter den neuen zählte er nur die verwegenen Spekulanten, die Geschäftemacher, die nur eine vorübergehende Herrlichkeit haben und damit endigen, den Notar, den sie bisweilen zum Theilhaber ihrer Intriguen machen, bloßzustellen. Nach Verfluß einiger Zeit fand sich Melcour in Verlegenheit: seine Eigenliebe und die unüberwindliche Gewalt, die seine Frau über ihn gewonnen hatte, erlaubten ihm nicht, seinen Ton herabzustimmen, seinen Aufwand zu vermindern; endlich, bedrängt von seinen Gläubigern, vergaß er sich so weit, daß er, um eine Verbindlichkeit zu erfüllen, über 60,000 Franken verfügte, die ihm ein General anvertraut hatte, der zur Armee abreiste. Dieser Klient sollte mehrere Monate abwesend seyn; er hatte von seinem Notar keine Zinse gefordert, da er sich auf seine Rechtschaffenheit, auf Treue und Glauben verließ. „Es wird mir leicht seyn," sagte Melcour bey sich selbst, „dieses anvertraute Gut durch ein anderes zu ersetzen: es wäre eine Thorheit, wenn ich es nicht benutzen, wenn ich mich nicht dadurch aus meiner Verlegenheit ziehen wollte, die, wenn sie bekannt würde, meinen guten Ruf gänzlich untergraben würde. . . ." So spricht die Noth, die bey dem Schrey der Ehre taub geworden ist; so läßt sich die Eigenliebe hinreißen, die immer blind ist gegen die Uebel, die sie zur Folge hat; so beging Melcour einen Fehler, der ihm beynahe sein theuerstes Gut, einen unbescholtenen Ruf, seine Ruhe und das Glück seines Lebens gekostet hätte.

Der General wurde in einer der damals so häufigen Schlachten verwundet und kam nach Paris zurück. Kaum war er aus dem Wagen gestiegen, so schrieb er an Melcour, zu ihm zu kommen und ihm das Geld, das er bey ihm niedergelegt hatte, wieder zu bringen. Dieses Billet war ein Donnerstreich für Melcour. Wie sollte er plötzlich eine Summe von 60,000 Franken zusammenbringen? Sich an einen Kollegen wenden, hieß das Mißtrauen erwecken und seinen Nebenbuhlern Waffen gegen sich in die Hände geben: sich seinem Schwiegervater anvertrauen, der seine Schwachheit und seine prahlerische Verschwendung so oft getadelt hatte, hieß seine Schuld eingestehen, sich so zu sagen unter seine Vormundschaft setzen: von dem General den geringsten Aufschub verlangen, hätte den gänzlichen Verlust seines Vertrauens und die Gefahr, sich in Mißkredit gesezt zu sehen, zur Folge gehabt. Melcour, gequält von diesen fürchterlichen Betrachtungen, suchte vergeblich einen Entschluß zu fassen, als seine Frau, ungeduldig, ihn in ihrem Zimmer zu erwarten, um zu einem großen Diner bey Sainville zu gehen, in sein Kabinet trat, geschmückt mit allen ihren Diamanten und auf's reichste gekleidet. Melcour zittert unwillkürlich, als er sie erscheinen sieht, und in der Verwirrung, deren er nicht Meister ist, entschlüpfen ihm die Worte, die ihm unaufhörlich in den Sinn kamen: „Die Frau ist mit der Kasse des Mannes geschmückt." —

(Der Beschluß folgt.)

Ruhe.

(Aus dem Spanischen.)

Wirst endlich doch,
O Herze mein,
Noch ruhig seyn.
Wenn Liebesschmerz
Zerreißt mein Herz,
In kühler Erden
Wirst ruhig werden.
Und ohne Lieb
Und ohne Pein
Wirst ruhig seyn.
Was dieses Leben
Dir nicht gegeben,
Wenn es vergangen,
Wirst du's erlangen.
Und ohne Lieb
Und ohne Pein
Wirst ruhig seyn.

V. A. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, am 16. Nov.

Die festlichen Tage, welche durch die Vermählung des Prinzen Maximilian mit der Prinzessin Luise von Lucca herbeygeführt wurden, sind nun vorüber, und Alles ist in Pallästen wie in Hütten in's gewohnte Gleis zurückgekehrt. Doch möge dieser fulminirende Anfang Sie nicht etwa auf gar zu große Feyerlichkeiten vorbereiten; wir sind hier mehr — und das ist

wohl auch sehr zu loben — an zweckmäßige Einfachheit gewohnt, und daher ging es denn nicht so gewaltig tumultuarisch dabey zu, außer bey dem Pseudofeuerlärm in der Kantate. Doch ich greife meiner Erzählung nicht vor, sondern spinne sie lieber ruhig ab.

Am 7. Novbr. Einzug der Prinzessin. Ich hätte mir ihn doch glänzender, das Gefolge, die Begleitung ansehnlicher gedacht, aber dafür ward die recht liebliche Prinzessin herzlich und freundlich empfangen, was doch allerdings mehr werth ist. Reihen von Soldaten, Linientruppen und Bürgermilitär vom Thore bis in's Schloß, Musik, Innungen mit Fahnen — freylich bey dem bodenlos bösen Wetter diese gewaltig spärlich — eine Ehrenpforte vor dem Rathhause, innerhalb deren eine Anrede geschah, die ich nicht hörte, also auch über Werth und Länge nicht urtheilen kann, Kanonendonner, und einige Postillons und Jäger, voraus die berittene Bürgergensd'armerie — höchst stattlich anzusehen, bildeten das Gemälde, dessen Hauptbestandtheile aber eine zahllose Volksmasse machte, die auf und abwogend, drängend und gedrängt, sich an die Soldatenreihen anschloß, und mit Tausenden von Regenschirmen in allen Farben um so pittoresker sich ausnahm. Alles ging in der schönsten Ordnung, ohne die geringste Störung, ohne den mindesten Tumult vor sich, wie man dieß von dem artigen Benehmen der hiesigen Einwohner gewohnt ist, und es war sehr nutzlos und unnöthig, daß ein Paar Kavalleristen Bahn schaffen wollten zwischen der andrängenden Masse und der militärischen Haye, die erstere strömte doch wieder zusammen, sobald der Keil des Reiters hindurch war, und eben eine solche zwängende Maßregel hätte am ersten zu unangenehmen Auftritten Veranlassung geben können.

Am folgenden Abende war die Stadt erleuchtet, wobey sich besonders einige Staatsgebäude sehr gut ausnahmen. Von Privathäusern war das des Kabinetsministers von Einsiedel das geschmackvollste und glänzendste. Inschriften waren gar nicht zu bemerken. Diese Sitte scheint sich zu verlieren, und mithin auch der Stoff für die Beschreibung. Der königliche Hof fuhr in den Straßen umher, und häufige Lebehoch erschollen den Neuvermählten.

Ein glänzendes Fest war am 9ten in dem Saale des großen Opernhauses bereitet. Sie kennen ja schon diesen überaus großen, geschmackvoll und reich verzierten Raum. Von mehr als tausend Wachskerzen bey solchen Hoffesten beleuchtet, gewährt er einen doppelt imposanten Anblick. Eine italienische, von Kapellmeister Morlacchi komponirte Kantate, la lite sopita, ward von einem zahlreichen Orchester und den Sängern der italienischen Oper aufgeführt, und schon begann der Kreis der Zuhörer sich auf den süßen Tönen der Palazzesi und Funk zu wiegen, als sich plötzlich ein Getümmel in den Logen und im Parterre erhob, und der dumpfe Ruf: Feuer! durch das Gebäude wogte. Ein unbeschreiblicher Tumult entstand nun, die Hälfte der Zuschauer stürzte fort, aus Logen, Parterre und Haus. Das Getöse wuchs mit jedem Augenblicke. Nur der Hof hielt standhaft aus auf seinem Platze. Und dieß zum höchsten Glücke. Denn Alles war nur ein blinder Lärm gewesen, der, aus einer Kleinigkeit entstanden, sich mit reißender Schnelle verbreitet hatte. Die ruhige Haltung der königlichen Familie beschwichtigte ihn endlich, und Alles kehrte „in's Bett des vorigen Gehorsams wieder.“ Daß aber bey dem stürmenden Hinausdrängen Mäntel und Schawls verloren und entfremdet worden, Armbänder und Halsketten abhanden gekommen waren, verlassene Töchter nach ihren Müttern umherirrten, und junge Frauen ihre zärtlichen Gatten oft vergebens suchten, versteht sich von selbst. Auch hatte es einige Kontusionen und Quetschungen gegeben, doch war zum Glücke Niemand bedeutend verwundet worden. So begann dann endlich die Musik von Neuem und das Fest ward glücklich bis zu Ende gebracht. Da ich auch Ritterpflichten an einer angstvoll den Logen enteilenden Dame ausüben und sie durch Nacht und Regen nach Hause geleiten mußte, dadurch aber abgehalten ward, wieder ein Plätzchen im Saale zu finden, so kann ich Ihnen über Werth der Musik und Ausführung selbst nichts melden, doch sprechen die, welche es über sich gewannen, ruhige Zuschauer bis an's Ende zu bleiben, mit vielem Lobe davon.

Desto aufmerksamer habe ich am 12ten der Darstellung der Oper Olympia bey erleuchtetem Schauspielhause, und nach dem glückwünschenden Empfang des Publikums für das prinzliche Paar, beygewohnt, und vielen Genuß gehabt. Ich kannte zwar schon die Spontinische Olympia von Berlin her, wo ich sie in verschwenderischer Pracht mehr als ein Mal hatte aufführen sehen; aber um so gespannter war ich darauf, und ich muß aufrichtig bekennen, daß man das Unerwartetste geleistet hat. Kostüme, Dekorationen, scenische Anordnung, Alles war so anständig, ja selbst prächtig, zweckmäßig und angenehm in's Auge fallend, daß ich behaupten möchte, es habe auch Manches sogar noch mehr angesprochen, als es bey dem ausgesuchten Glanze dieser Darstellung in Berlin der Fall gewesen war. Ja selbst der Elephant fehlte nicht, und that seine Schuldigkeit auf's Beste; nur daß die Sitzvorrichtung darauf nicht die zweckmäßigste zu seyn schien, auch offenbar der ihn lenkende Knabe auf dem Halse des Ungeheuers fehlte. Was die Oper selbst anbetrifft, so schien die Musik hier nicht zu gefallen. Ich glaube jedoch, daß, wenn man sie öfter wird gehört haben, und somit im Stande seyn wird, die Einzelnheiten dieses kolossalen Tongemäldes besser zu fassen, ihr auch mehr Liebhaber werden gewonnen werden. Freylich bleibt der gräßlich konstruirte Text und die Langweiligkeit der Intrigue selbst stets ein Stein des Anstoßes. Die Krone der Darstellung war Dem. Funk als Statira, welcher freylich auch der Tonsetzer das beste Theil beschieden hat. Sie sang mit Wohllaut, Kraft und Wärme, und ihr Spiel war ausgezeichnet brav. Leider war Mad. Devrient, welche die Olympia darstellte, sehr unwohl, und es wäre daher unbillig, sie nach dieser Vorstellung zu beurtheilen. Herrn Bergmanns Stimme eignete sich trefflich zu den weichern Gesangspartieen Cassanders, aber Herrn Hausers Bariton gewährte nicht die Kraft, welche man von Antigonus zu fordern durch den Tonsetzer berechtigt wird. Die Chöre gingen sehr gut, und das Orchester exekutirte unter Leitung von K. M. von Weber vortrefflich. Zur Feyer des Vermählungsfestes war noch ein Anhang am Schlusse der Oper hinzugefügt, indem Diana (Dem. Veltheim) auf Wolken herabschwebte, und, auf die Mondgebirge bey Lucca sich beziehend, das gegenwärtige Fest verkündete, worauf sich die Wolken zertheilten, und eine Strahlenglorie von Genien umgeben sichtbar war, in welcher die Namen L. und M. in grünem und weißem Feuer — Anspielung auf die sächsischen Farben — glühten. Ein glückwünschendes Chor und Tanz beschloß dann das Ganze.

Bälle, Tafeln und Konzerte am Königlichen und Prinzen-Hofe, ein Te Deum am 13ten in der katholischen Kirche, mit Kanonen- und Kleingewehr-Salven vor derselben, und ein noch erwartetes Fest bey dem französischen Gesandten gehören in den Kreis dieser festlichen Tage, aber nicht in den Bereich meiner Beschreibung, und somit schließe ich für dieses Mal.

Guido.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Dezember 1825.

Das Unbezwinglichste von allen, ist ein Weib.

Euripides.

Proben aus einer Geschichte des Feldzugs des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

Eben that der junge Held einen tüchtigen Schluck aus einer Okka, worauf er seinen mit lebhaften Gesten begleiteten Diskurs gegen seine Nachbarn fortsezte. Sein Gesicht kam mir bekannt vor, aber meine Kameraden wußten mir auf meine Frage, wer es sey, keine Auskunft zu geben. Halb aus Neugierde, dieß zu erfahren, halb aus Aerger über sein renommirendes Kreischen, fragte ich den jungen Mann, ob seine Pistolen denn auch geladen seyen? Allerdings, Herr Doktor, war die barsche Antwort, und wenn's beliebt, probire ich sie gleich an Ihnen. Ich erklärte, daß ich auch ohne diese etwas zu gründliche Prüfung mich von der Wahrheit seiner Aussage überzeugen würde, und fragte ihn blos, von wo er mich denn kenne. Sind wir denn nicht miteinander von Marseille gekommen, fragte er weniger barsch. Jezt ging mir mit einem Mal ein Licht auf, und ich erkannte in unserm jungen Eisenfresser Madame Toricelli, die Frau eines spanischen Offiziers, dem sie nach Griechenland gefolgt war. Sie hatte beym Abmarsch der Philhellenen, unter denen sich ihr Mann befand, in Korinth zurückbleiben müssen. Ich fragte sie daher befremdet, wie und wozu sie denn hieher gekommen sey. „Ich bin gekommen, entgegnete sie mit Pathos, an der Seite meines Mannes zu fechten und zu sterben. In meinen Adern rollt spanisches Blut und ich bin für die Freyheit geboren. Mich konnte nichts in Korinth zurückhalten. Bald waren Mannskleider, Säbel und Pistolen angeschafft, und ein Maulesel, den ich mir gekauft, hat mich hieher nach Vostitza getragen, wo ich schon gestern angelangt bin. Kaum hatte sie mir alle diese Dinge mitgetheilt, als sie wie ein Husar mit einem Satze über den Tisch sprang, mich bey Seite zog und fragte, ob ihr Mann im Lager sey. Ich bejahte ihre Frage, und nun verlangte sie stürmisch bittend, ich möchte doch mit dem Kommandanten Dania sprechen, und ihn zu der Erlaubniß, daß sie den Feldzug mitmachen dürfe, zu bewegen suchen. Ich machte der Dame so eben begreiflich, daß es dem Feuer ihrer Rede weit eher als mir gelingen werde, das Kieselherz des Kommandanten zu schmelzen und ihren Wünschen geneigt zu machen — da trat Dania selbst ein. Sogleich verließ ich die Amazone, bot ihm unsere Okka zum Willkommen an und bereitete ihn auf das Bombardement vor, welches die allzeitfertige Zungenbatterie der Dame Toricelli alsbald gegen ihn erheben werde. Erst zweifelte er an der Wahrheit meiner Rede, allein als ich ihm die kriegerisch aufgepuzte Dame vorstellte und so seine Zweifel lößte, strich er sich schmunzelnd und kopfschüttelnd den weißen Schnurrbart und brach dann in ein unausgeseztes Gelächter aus. Inzwischen half ihm das wenig; bewußte Batterie spielte so wirksam, daß Dania in Begleit der Dame in's Lager zurückkehrte. Ich folgte ihm bald nach, um meine ärztliche Lagervisite zu machen. Als ich dort ankam, war der Etat-Major eben im Begriff, sich um's

Abendessen zu lagern, und ich eilte, meinen Posten dabey zu occupiren.

Man überbot sich in Artigkeiten gegen die dort angelangte Spanierin. Sie führte, gleichsam die Göttin des Mahles, den Vorsitz auf der türkischen Decke und den Kissen, welche man ihr untergelegt hatte, und wußte mit gefälligem Anstande und huldvoller Gnade alle die Artigkeiten, die ihr erwiesen wurden, anzunehmen. Wir waren an demselben ungeheuren Stamm der Platane, an dessen vorderer Seite Maurokordato mit dem Generalstaabe sich befand, gelagert. Seitwärts zwischen uns und ihm war Gepäck. Um uns herum und unter den weithin sich breitenden Aesten des Baumes lag das Bataillon, in einzelne Gruppen zwischen den Pyramiden ihrer Gewehre vertheilt. Dania hatte seinen Platz zur Rechten unserer Kriegerin eingenommen; mir war der Platz zu ihrer Linken zu Theil geworden. Der Quartiermeister Huismans und der Adjutant Raybaud bildeten die Flügel. Zu den Füßen der Dame lag ihr gutmüthiger Mann, Korporal der Philhellenen, und harrte, kein spanisches Blut verrathend, ihres gnädigen Winkes.

Unsere Unterhaltung fing an, etwas laut zu werden und die Aufmerksamkeit Maurokordato's auf sich zu ziehen. Zwar waren Landkarten vor ihm ausgebreitet, und, umgeben von seinen Adjutanten und von mehreren griechischen Hauptleuten, schien er äußerst emsig mit Erspähung der wichtigsten Straßen und Pässe des Epirus beschäftigt zu seyn; dennoch wandte er uns häufig seine Blicke zu, von denen ich nicht weiß, ob sie uns und unserem Lärmen oder unserer schönen Lagergenossin galten.

Inzwischen ließen sich seine Adjutanten nicht in Betrachtung der Karten, wir uns nicht in unserer Unterhaltung stören. Die Spanierin war eben dabey, uns vorzustellen, mit wie männlichem Muthe sie sich zu benehmen wissen werde, im Fall sie in türkische Gefangenschaft gerathen sollte. Wir äußerten im Allgemeinen den Wunsch, ihren Heldenmuth näher kennen zu lernen; allein sie wußte alle in diesem Wunsch versteckten Zweifel, nicht minder durch einen kräftigen Fluch, als durch einen tüchtigen Schluck aus der Okka, niederzuschlagen.

Im ganzen Lager der Philhellenen war Alles in fertigster Bewegung, und ein großer Theil der Nacht verstrich unter kriegerischem Scherzen und Singen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Schmuckkästchen.

(Beschluß.)

„Was willst du damit sagen? und was bedeuten die Worte: die Frau ist mit der Kasse des Mannes geschmückt," fragte Alphonsine. — „Es sind dieselben, die man überall wiederholt, und die eine Weissagung dessen geworden sind, was mir widerfährt." — „Erkläre dich, Melcour!" — „Diese Diamanten, mit denen du geschmückt bist . . . ich mußte sie bezahlen; ich hatte geglaubt, die Einkünfte meines Amtes würden immer zunehmen. . . ." — „Endige, ich beschwöre dich!" — „Bedrängt von dem Juwelier, habe ich die heiligste meiner Pflichten verletzt; ich habe Geld für mich verwendet, das man bey mir niedergelegt hatte . . . und das man wieder von mir zurückfordert."— „Aber warum, sagte Alphonsine lebhaft zu ihm, machst du mir Geschenke, die über dein Vermögen gehen?" — „Aber warum, antwortete ihr Melcour noch lebhafter, zeigst du eine so große Neigung zu glänzen, warum behandelst du mich mit einer niederschlagenden Kälte? Dein Stolz richtet uns zu Grunde." — „O Melcour! wie hart ist dieses Wort, wie durchbohrt es mein Herz!" — „Verzeihe, theure Alphonsine, o verzeihe diesen Vorwurf! es ist der erste . . . es ist der lezte, der aus meinem Munde kommen wird . . . ach, ich bin schuldiger als du; ich selbst habe dem Vergnügen, einen Kreis von Bewunderern um dich zu sehen, zu viel nachgegeben: meine Eitelkeit war meiner Liebe gleich." — „Nein, mein Geliebter! nein, ich war wenigstens deine Mitschuldige: ich hätte nachdenken sollen, als ich deine Geschenke empfing, ich hätte untersuchen sollen, ob sie nicht über dein Vermögen gingen, ich hätte dich selbst darüber fragen sollen. . . . Ich erschreckte blos deine Zärtlichkeit, ich verblendete deine Klugheit, ich mißbrauchte deine Güte: ich, ich allein bin schuldig." — Während sie diese Worte sagt, sinkt sie in Melcours Arme, zerfließt in Thränen und athmet kaum. . . . In diesem Augenblicke öffnet sich die Thüre, und Herr Dutheil tritt ein, um sie in seinem Wagen zu dem großen Diner bey seiner Nichte abzuholen. Die Thränen seiner Tochter und die Bestürzung, die er an seinem Schwiegersohne bemerkt, machen ihn betroffen. Er glaubt die jungen Eheleute bey einem häuslichen Zanke zu überraschen, und will sich zurückziehen. . . . „Bleiben Sie, mein Vater, ach, bleiben Sie! schrie Alphonsine, wir bedürfen Ihres Verstandes, Ihres Rathes. . . ." Sie erzählt sogleich Herrn Dutheil Alles, was vorgefallen ist, unterrichtet ihn von der kritischen Lage, in der sich Melcour befindet. „Sie ist von der Art, fügt dieser leztere hinzu, daß, wenn der General, ein eben so barscher als biederer Mann, diesen Mißbrauch seines Vertrauens bekannt macht, ich in wenigen Tagen vor die Kammer der Notare gefordert werde, welche die Ehre des Standes erhält: ich bin genöthigt, meine Stelle zu verkaufen; ich bin verloren, entehrt..." — „Und das alles wegen dieser Diamanten, von denen ich verblendet war, und die mir jezt zur Marter sind!" erwiederte Alphonsine, riß sie schnell herunter und gab sie ihrem Gatten zurück. — „Nimm sie wieder, bring' sie dem Juwelier zurück, verkaufe sie um jeden Preis . . .

und Sie, mein Vater, helfen Sie mir doch die Uebel wieder gut machen, deren Ursache ich bin: verschaffen sie Melcour Mittel, die Summe voll zu machen, die man zurückverlangt; retten Sie seine Ehre, und Sie geben mir das Leben zum zweyten Male." — „Beruhige dich, liebes Kind! antwortet Herr Dutheil in einer Bewegung, über die er nicht mehr Herr ist: diese Rückkehr zu dir selbst verbietet mir jeden Vorwurf; und du, mein Sohn, folge mir; ich habe zwar wenig Geld vorräthig, aber mit Freunden und mit dem Werth dieser Diamanten . . . komm, es ist kein Augenblick zu verlieren." — Sie gehen Beyde; Melcour beeilt sich, das wenige Geld, über das er verfügen kann, zusammenzusuchen, während sein Schwiegervater selbst das Schmuckkästchen verkauft und aus der Börse mehrerer Kaufleute seiner Bekanntschaft schöpft, denen er so oft die seinige geöffnet hatte. In weniger als einer Stunde waren die 60,000 Franken beysammen. Melcour stellt sie eiligst dem General wieder zu, und kommt mit seinem Schwiegervater zurück, um seine Frau zu beruhigen, die ihm theurer geworden war als je.

Sie gehen Beyde in Alphonsinens Zimmer, die schon statt ihres reichen Putzes ein ganz einfaches Kleid angelegt hatte: sie stillte in diesem Augenblicke ihre Tochter, in deren Anblick sie so versunken war, daß sie anfangs die Gegenwart ihres Gatten und ihres Vaters nicht bemerkte. Sie sagte zu ihrem Kinde, wie wenn dieses es hätte verstehen können: „Liebe Kleine! die, welche dich nährt, wird dein Unglück nicht verursachen: du wirst in Zukunft mein einziger Schmuck seyn: alle meine Liebe, alle meine Wünsche werden zwischen deinem Vater und dir getheilt seyn. Deine ganze Zärtlichkeit und die meinige werden nicht zu viel seyn, ihn für die Uebel schadlos zu halten, die er durch meine Schuld hat leiden müssen." — „Sie sind alle wieder gut gemacht, rief Melcour aus, indem er die Mutter und das Kind in seine Arme drückte. Ja, theure Alphonsine, Dank dem Eifer deines vortrefflichen Vaters, ich habe das Geld ersezt. . . . Der Preis der Diamanten, die er verkaufte, um mir die Demüthigung, sie selbst verkaufen zu müssen, zu ersparen, hat ungefähr die Hälfte der Summe betragen, und seine großmüthige Güte hat mir den Rest verschafft, den ich ihm in wenigen Tagen wieder zu erstatten gedenke." — „Ach, sagte Alphonsine, welche Last wälzest du von meinem Herzen!" — „Meine Kinder, sagte Herr Dutheil, es ist zu spät, als daß wir noch zu dem Diner bey Sainville gehen könnten: wir drey wollen hier unter uns eine kleine Mahlzeit einnehmen, sie wird wohl so viel werth seyn, als die andere." — „Ich habe Adelen schon benachrichtigen lassen, fügte Alphonsine hinzu, daß mich eine Unpäßlichkeit hindere, zu ihr zu kommen. Die großen Gesellschaften haben keinen Reiz mehr für mich . . . ich entsage der Welt nicht, aber ich will nicht mehr darin glänzen, und ich leiste hier den Schwur, in meinem Leben keinen andern Schmuck mehr zu tragen als diesen achtungswürdigen Talisman." — „Das goldene Kreuz meiner Mutter!" rief Melcour aus mit einer Rührung, deren er sich nicht erwehren konnte. — „Mein Theurer, erwiederte Alphonsine in dem ruhigsten und rührendsten Tone, dieses Kreuz hat die Ruhe deines Vaters nicht gestört, hat seine Ehre nicht auf's Spiel gesezt; es hat sechzig Jahre den ehrwürdigen Busen bedeckt, der dich genährt hat; nie soll es von dem meinigen kommen . . . dein und deines Kindes Glück machen; dich zwingen, daß du mich eben so achtest als du mich liebst; meinen Vater für das belohnen, was er für uns gethan hat; mit einem Worte, durch meine Ordnung und Sparsamkeit zu unserm gemeinschaftlichen Wohlstande beytragen . . . Alles dieses, ich lasse es auf deinen Ausspruch ankommen, ist es nicht ein Schmuckkästchen werth?"

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuchatel, Novbr.

Die Armurins.

Jedes Land ist an örtlichen Volksbelustigungen reich, wohl aber wird man keines treffen, welches deren so viele hätte als die Schweiz. Nirgends herrscht wohl mehr Sinn für alterthümliche Vergnügungen, für angestammte Rechte, und sollten diese leztern auch nur als Schauspiele in unsern Tagen behauptet werden. Unter diese leztern mag das Fest gehören, das auf folgende Art gefeyert wird. — Am Vorabende des Herbstmarkttages, dieses Jahr den 1. November, begaben sich etwa dreyßig Bürger von Neuchatel auf das Rathhaus, um sich nach alter Schweizerart mit Harnisch, Helm und Hellebarde zu bewaffnen. Unter dieser Anzahl müssen acht Mitglieder des vereinigten großen und kleinen Raths seyn, und ihnen stehet ein Mitglied des kleinen Rathes als Hauptmann vor. Mit ihnen versammeln sich auch die Fackelträger. Dieß sind Knaben gewöhnlich im Alter von sieben bis zwölf Jahren, mit mächtigen Federhüten und seidenen Schürzen auf spanische Art bekleidet, und mit kleinen Säbeln bewaffnet, welche schon den ganzen Nachmittag den Meßbesuchenden zur Schau herumgeführt worden sind. Auf einen Geharnischten kommen wenigstens zwey solcher Fackelträger mit einem ebenfalls festlich geputzten Führer. Wenn ein Geharnischter mehr Fackelträger haben will, so kann er es thun, ist aber dann verbunden, ihnen die Fackeln auf eigene Kosten anzuschaffen. — Nach Abends sechs Uhr sezt sich der Zug in Bewegung, und zwar in folgender Ordnung: Voraus eine Abtheilung der Stadtmiliz, geführt durch ihren Oberoffizier mit Trommeln und Pfeifen, und, im Falle neue Armurins eintreten, mit militärischer Musik. Dann folgen die Gewappneten, unter Anführung ihres Hauptmanns (dem man, beyläufig gesagt, eine ritterlichere Rüstung wünschen möchte, denn eine blaue moderne Uniform mit rothen Aufschlägen und silbernen Epauletten paßt nicht auf das Allerbeste zu einem alterthümlichen Helme und Brustharnische), je zwey und zwey, und jedem Paare treten jedesmal wenigstens vier Fackelträger mit ihren Führern voran. Den Zug schließt wieder eine Abtheilung der Stadtmiliz. — Er marschirt dieser glänzende Zug in feyerlich langsamem Schritte durch

die reichlich mit Volk angefüllten Hauptstraßen der Stadt, und gelangt gegen sieben Uhr in das Schloß, dem Ziele seiner Wanderung. Hier erwartet ihn, außer den zahlreichen Neugierigen und dem schönen Geschlechte, der königlich preußische Gouverneur (dermalen Herr Baron von Zastrow) mit den Mitgliedern des Staatsrathes in schwarzer Kleidung und mit den Degen an der Seite. Der Hauptmann der Armurins, als Sprecher, drückt dann in einer Rede, im Namen der Bürgerschaft Neuenburgs die Versicherung ihrer Treue und den Dank für die väterliche Regierung aus, was der Herr Gouverneur durch eine Gegenrede erwiedert, worin er den Dank für die erneuerte Huldigung, und die Versicherung ausspricht, dieß alles Sr. königl. Majestät vorzutragen. — Hierauf wird den Armurins Wein ausgetheilt, und von ihnen die Gesundheit des Königs, des Kronprinzen, des ganzen königlichen Hauses, des Herrn Gouverneurs, des Staatsrathes, der Eidgenossenschaft :c. getrunken, und diese Gesundheiten von dem Herrn Gouverneur durch die des großen Raths, der quatre Ministraux (der vier obersten städtischen Beamten) und der Armurins erwiedert.

Nach gehaltenem Umzug in dem Schloßhofe entfernt sich denn der Fackelzug wieder, um geraden Weges auf das Rathhaus zurückzukehren. Und in diesem Abzuge nimmt sich das Ganze auf das Schönste aus. Wenn die Armurins von dem Kirchplatze in die hohe Straße einschwenken, so übersiehet man den ganzen Zug mit einem Blicke, und das Licht von etwa 100 Pechfackeln, der Glanz der spiegelhellen Rüstungen, das Wallen der Federbüsche und die unabsehbare Volksmenge macht einen imposanten Anblick. — Die Feyer des Tages wird mit einem Gastmahle und Balle für die jungen Fackelträger, und einem andern Gastmahle für die Armurins, in Verbindung mit dem gesammten großen Rathe geschlossen. — Ehemals hatten die Armurins die Pflicht, am darauffolgenden Tage der Messe die Wache zu beziehen, was seit einigen Jahren aber nicht mehr geschiehet. Das Ganze ist schön, und gewährt in dunkler Nacht einen überraschenden Anblick; nur möchte Einsender wünschen, daß zu Abhaltung der Volksmenge aus dem Schloßhofe andere Maßregeln genommen würden, als die Bayonnette der Stadtmiliz.

Ueber die Entstehung dieses Festes trägt man sich mit verschiedenen Sagen. Die erste derselben gibt diesen Aufzug als einen rein polizeylichen Zweck. Ehedem, sagt sie, waren die jungen Leute, und besonders diejenigen, welche zum ersten Male kommunizirten, verpflichtet, an den jährlichen drey Messen das Schloß und die Stadt selbst zu bewachen. Als später eine beständige Stadtwache eingeführt wurde, wollten diese, eifersüchtig auf ihr altes ehrenhaftes Vorrecht, sich solches nicht nehmen lassen, und um bewaffnet in das Schloß ziehen zu können, wurde dieser Fackelzug veranstaltet. — Eine andere sagt: Ein Graf von Neuenburg habe in den stürmischen Zeiten des Mittelalters die Neuenburger Bürgerschaft ihrer Privilegien berauben wollen, und deßwegen in Salzfässern fremde Soldaten nach Neuenburg eingeschifft, um mit ihrer Hülfe die Stadt zu überfallen. Hievon weicht eine andere darin ab, daß die Burgunder dieß gethan hätten, ohne Zuthun des Herrn von Neuenburg; beyde aber stimmen darin überein, daß dieses Unternehmen von spielenden Knaben entdeckt, und von den durch ihre Kinder benachrichtigten Vätern vereitelt worden sey.

Eine weitere Sage aber erzählt die Sache folgendergestalt: Es war einst eine Verschwörung gegen den Fürsten von Neuenburg angezettelt, und das Schloß sollte verbrannt werden. Ein Knabe, der sich bey einem Spiele mit andern Kindern in einen hohlen Baum bey dem Schlosse versteckt hatte, hörte dem Gespräch einiger Männer zu, und vernahm aus demselben diese Absicht. Als diese Männer sich entfernt hatten, lief er wieder zu seinen Gespielen, theilte ihnen das Gehörte mit, und alle gingen nach Hause und erzählten es ihren Vätern. Diese gingen mit ihren Kindern an der Hand auf das Schloß, und entdeckten dem Fürsten das, was sie durch Zufall erfahren hatten, und die angestellten Nachforschungen zeigten die Wahrheit, indem sie hin und wieder eingelegte Mordbrände vorfanden. Die Bürger erboten sich nun, das Schloß einige Zeit zu bewachen. Der Fürst räumte ihnen aus Dankbarkeit das Recht ein, fürderhin in Waffen vor ihm zu erscheinen. Um aber das Andenken an diese Rettung, und des daraus erwachsenen ehrenhaften Vorrechts zu feyern, ziehen die Bürger alle Jahre, und in alten Rüstungen auf das Schloß, um dem Fürsten ihre Treue und Anhänglichkeit zu bezeugen. Um aber auch die Kinder, wohlverdientermaßen, an diesem Privilegium Theil nehmen zu lassen, begleiten sie die Gewappneten, und verschönern den Zug durch ihre brennenden Fackeln, und durch ihren hervorstechenden Anzug. Manchmal begegnet es auch, daß einem Vater zwey eigene, liebliche Knaben voranleuchten.

Diese leztere Sage, wenn auch schon einige poetische Verschönerung mit unterlaufen seyn mag, scheint mir die wahrscheinlichste; übrigens überlasse ich deren Beurtheilung dem Leser selbst.

G. L.

Rom, 8. Novbr.

Zwey neuangefangene Bauten von Bedeutung ziehen bey der Stille, welche jezt in Rom herrscht, die Aufmerksamkeit des Publikums besonders an, der neue Flußhafen bey dem Pallaste Salviati, und der neue Eingang in die Villa Borghese. Wozu jener eigentlich dienen soll, ist noch nicht bekannt. Das Publikum hätte statt seiner eine Brücke gewünscht, welche besonders bey Festen in St. Peter das Gedränge in der engen Passage von der Engelsburg abgeleitet hätte. Fürst Camillo Borghese hat sich entschlossen, seiner berühmten Villa, welche nach dem Testamente des Papstes Paul V. ein öffentlicher Spaziergang bleiben muß, einen würdigeren Eingang zu verschaffen, und hat zu diesem Ende die Güter zwischen der Straße nach Pontemolle, dem seitherigen Wege und dem Berge gekauft, auf welchem das Casino Poniatowsky liegt. Die Tiefe wird ausgefüllt, und über einen Feldweg eine Brücke gebaut werden.

Die Nachgrabungen in Tusculum, welche Ritter Biondi leitet, haben mehrere antiquarische Ergebnisse, aber bis jezt noch keine Statue geliefert. Ich verweise wegen des Nähern auf die antiquarischen Briefe des Marchese Melchiorri in der Antologia von Florenz.

Ruschewevhs Propheten und Sybillen der Sistina werden demnächst vollendet seyn, und empfehlen sich durch Treue, sauberen Stich und Wohlfeilheit. An die Abnutzung des jüngsten Gerichts durch Vincenzo Camuccini können die Kunstfreunde nicht ohne einige Bangigkeit denken.

Die neuen Münzstempel (von Cerbara) sind der Stätte nicht werth, wo sonst die Hamerani :c. arbeiteten. Besonders ist die Religion auf der Rückseite der Scudi übel weggekommen.

Der wackere Direktor der französischen Akademie, Ritter Guérin, lag am Tode, ist aber nun wieder außer Gefahr.

M.

Beylage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 300.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Dezember 1825.

Der Wilde, welcher der Civilisation näher gebracht werden soll, muß vorher die Fähigkeit erlangt haben, durch feineren Antrieb gereizt zu werden, durch Gegenstände, die außer dem Kreise der Sinne liegen, und durch Leidenschaften, welche zur Ewigkeit hinführen.

J. Douglas.

Der Sohn der Wildniß.

(Aus dem Englischen.)

Weilt nicht dein Herz in jenen hohen Wäldern,
Wo der Indier der Väter Asche ehrt,
Und bey dem Brausen wilder Waldgewässer
Sich schweigend vor dem großen Geiste beugt?
Schwebt nicht dein Geist weit über Meereswogen
Nach deiner Heimath Wildniß rastlos fort?

Er zieht hinaus, der Wüste kriegerischer Stamm
Am wilden See das Elenthier zu jagen —
Und wo bist du, der schnellste einst im Lauf,
Mit deinem freyen Schritte, sichern Pfeil?
Ihr schnell Geschoß erreicht das Pantherthier —
Und wo bist du? — Es fehlt dein starker Arm.

Sie ruhen dort am Strom, die Beute wird vertheilt,
An der Cypresse Ast die Speere angelehnt;
Hoch lodert auf die Glut, vorüber ist die Jagd,
Der Väter Sagen tönen — und wo bist du? —
Hoch lodert auf die Glut, dort unter Riesenfichten —
Der Platz, den du einst einnahmst, ist besetzt.

Denn im Gedräng der Städte treibst dich um,
Der Väter Pfeil und Bogen warfst du weg,
Du Kind der Wälder, wirst jetzt fortgerissen,
So wie wir selbst, vom trüben Lebensstrom.
Und kannst du hier, und wirst du Ruhe finden,
Du der einst ruhte in der Wildniß Arm.

Dringt nicht der Wogen Brausen in dein Ohr,
Von der Savannah her, der Ströme Land? —
Hörst du nicht Töne, die wir nicht vernehmen? —
Führt nicht in Waldesschatten dich dein Traum? —
Sie rufen, wilde Stimmen, über's Meer dir zu,
Nach deinen Wäldern frey und unbegränzt.

Folg' ihnen nicht, o hör' sie nicht! — Du findest nimmer,
Was sonst dein Sinn in freyer Wildniß fand.
An der Erkenntniß Quelle hat dein Geist getrunken,
Ein höhres Ziel hat hoffend er erkannt. —
Du kennst den freyen Flug unsterblicher Gedanken,
Nach deinen Wäldern kehrst du nimmer heim.

W. A. H.

Proben aus einer Geschichte des Feldzuges des Philhellenen-Bataillons.

II.

Kolokotroni vor Patras.

In einiger Entfernung von Patras, aber im Angesichte der Festung, lag Kolokotroni mit seinen ihm untergebenen Kapitani's. Von hier aus unternahm er häufige Streifzüge und überraschende Angriffe gegen die eingeschlossenen Türken, die er nie zur Ruhe kommen ließ.

Nicht selten erreichte er, unbemerkt durch Gebüsche hinschleichend, die Stadt, schlug sich bis unter die Kanonen der Festung und plünderte dann in der Stadt; aber öfters mußte er auch das Feld räumen, besonders an regnerischen Tagen, welche gewöhnlich die türkische Kavallerie zu Ausfällen klug benutzte. Der herabströmende Regen machte dann nämlich die bajonnetlosen Flinten der Griechen ganz unbrauchbar, und die Türkensäbel konnten in diesem Fall ungehindert Alles niedermähen. Traten daher ein oder mehrere Tage Regenwetter ein, so zog Kolokotroni wohlweislich mit seinen Truppen in die Schluchten der, in weitem Kreise Patras umgebenden, Gebirge zurück. Dahin wagten dann wiederum die Türken nicht, zu folgen. So wie aber der Regen wieder nachließ, so brachen auch die Griechen mit furchtbarem Keratageschrey und mit solcher Schnelligkeit auf die Ebne hinaus, daß die sorglosen Türken, die schon gemeynt hatten, die Griechen seyen abgezogen, überfallen und geschlagen wurden, den Griechen aber reiche Beute in die Hände fiel. Ueberraschung, Ueberfälle, Umgehungen, übermächtiges Anstürmen gegen einen schwachen Punkt, — darin besteht die ganze Kriegskunst der Griechen wie der Türken; wer von beyden Theilen hierin dem andern den Vortheil abzugewinnen weiß, hat den Sieg in Händen, denn Türken und Griechen gerathen bey jedem Ueberfall leicht in Unordnung und übereilte Flucht.

Das griechische Belagerungskorps vor Patras schien übrigens keinen Mangel zu leiden. Es war Vieh in Menge vorhanden, welches die Griechen am äußersten Ende ihres Lagers weiden ließen; auch ein bedeutendes Mehl- und Kornmagazin befand sich in einem neu errichteten Gebäude. Die Griechen selbst dachten so wenig daran, daß ihnen die Lebensmittel ausgehen könnten, daß sie sich willig finden ließen, kleine Vorräthe an die belagerten Türken für ungeheure Summen zu verkaufen. Dieses eben so dumme als gegen sich und ihre Sache verrätherische Verfahren, welches ich übrigens schon vor Napoli di Romania kennen gelernt hatte, läßt sich nur aus der grenzenlosen Geld- und Habgier der Griechen begreifen. Die Unterstützung, welche die Griechen auf diese Weise ihren Feinden selbst angedeihen ließen, wurde diesen gewöhnlich von solchen überliefert, welche die vordersten Steinschanzen besezt hielten. Hier wurde gewöhnlich der Handel in der einen Nacht geschlossen, und in der andern sodann Geld und Vorräthe ausgewechselt. Schon deßhalb mußten aber immer mehrere zu solcher Betrügerey verbunden seyn, welche dann den schnöden Gewinn theilten. Dieser Umstand wurde aber auch wieder häufige Veranlassung zu wechselseitiger Verfolgung, ja Vernichtung. Denn wie die Schlauheit der Griechen alle Begriffe überschreitet, so überbieten sie einander selbst auch an List und Trug bis zur Virtuosität, und es traut daher keiner dem andern, der Freund dem Freunde, der zu einem und demselben Unternehmen Verbundene seinem Verbundenen nicht. Wenn sie daher gewahr werden, oder nur argwöhnen, übervortheilt worden zu seyn, so entflammt sie Habsucht, Neid und Aerger darüber, daß sie sich haben betrügen lassen, zu gränzenloser Rachsucht, die nicht eher ruht, als bis sie ihren Feind verachtet, strangulirt oder erschossen sehen.

Solcher Leute Oberhaupt muß ein Kolokotroni seyn. Er war gegen seine Schaaren furchtbar streng und deßhalb zwar nicht geliebt und geachtet, aber gefürchtet. Schon seine stets finstere Miene, seine barbarische, rücksichtslose Behandlung eines Jeden, der sein Mißfallen erregte, beugte Alle unter seinen Befehl, und keiner wagte in seiner Gegenwart nur mit einem Wort, mit einer Miene gegen seinen Willen sich aufzulehnen. Mehrmals sah ich ihn. Die Farbe seines Gesichts war schmutziggelb-braun. Aus der untern Kinnlade ragte ein großer Zahn bis über die Oberlippe hervor, was ihm ein verbissenes Ansehen gab. Diesem entsprachen die kleinen schwarzen Augen, welche über hohen Backenknochen aus tiefen Augenhöhlen Tücke und unbezwinglichen Trotz hervorblicken ließen.

Unter seinen reich, prachtvoll gekleideten Kapitani's stand er, ihr gefürchteter Hauptmann, in der schlechtesten, gröbsten Tracht. Gewöhnlich trug er eine Panzerweste, deren Schienen von Silber und stark übergoldet waren. Diesen einzigen Schmuck, den er an sich trug, hatte er einem, mit eigner Hand getödteten türkischen Pascha abgenommen. Seine Arme waren mit zwey groben, ehemals weißen, weiten Aermeln bedeckt. Eben so wenig ließ sich die ehemalige Weiße seines von Schmutz starrenden Albaneserhemdes erkennen. An den Füßen trug er sockenartige Kamaschen von grobem, weißem Wollenzeug. Er ging in rothen Schuhen ohne Strümpfe. Von den Schultern hing nachlässig ein gleichfalls weißer, grober Mantel herab, an dessen Rändern, statt der Franzen, lange Faden von solchem Zeug zu sehen waren.

So erschien das Aeußere des Mannes, der, was auch sonst eben nicht Vortheilhaftes von ihm mit Recht behauptet werden darf, dennoch ein Held genannt werden muß. Stets kämpfte er, wenn er seine Soldaten in's Treffen führte, in den vordersten Reihen, und entflammte durch sein Beyspiel den Muth und die Tapferkeit Aller. So war sein Name schon früh ein Schrecken der Türken, wie der Griechen geworden.

Er hatte von Kindheit an ein Kriegs- und Räuberleben geführt. Sein gewöhnlicher Aufenthalt waren die Gebirge Albaniens, später die Morea's gewesen. Hier wie dort pflegte er Nachts in die von Türken bewohnten

Dörfer zu brechen, zu plündern, und, was sich von Türken nicht retten konnte, zu erschlagen. Seinen Haß und seine Rache zu erregen fürchteten Alle, denn was diese erreichen konnte, war ohne Rettung verloren. Ihm waren die Verheerungen, welche Stürme, Wasserfluten, Feuer anrichteten, gleichgültig, er sah ihnen mit ruhiger Miene zu, wenn er nur gewiß war, daß dabey zu gewinnen war, und seine Feinde darin umkamen.

Neben dem Geiz und der Habsucht beherrschte seine finstere Seele stets Herrschsucht. Als er daher bey Ausbruch der Revolution als Vaterlandsvertheidiger auftrat, trachtete er nur nach dem höchsten Ansehen in Griechenland. Keinen Augenblick erkannte er daselbst mit aufrichtigem Herzen eine höhere Macht an als sich selbst. Deßwegen haßte er die Regierung *) und die Ausländer; — jene, weil sie ein höheres Gesetz als seinen Willen geltend zu machen strebte, — diese, weil sie dieses Streben unterstützten und ihn vielleicht an Kriegsruhm übertreffen konnten. Er besaß Verstand genug, um die Ueberlegenheit in so vielen Kriegen und Kämpfen erprobter europäischer Offiziere zu erkennen. Aber eben deßhalb fühlte er sich in ihrer Nähe gedrückt und vermied es, mit ihnen zusammenzukommen. Aus demselben Grunde, nicht minder auch wohl aus Nationalstolz, nahm er äußerst selten Fremde unter seine Schaaren auf. Wenn es aber geschah, so mußten diese sich sogleich griechisch kleiden; denn es konnte leicht begegnen, daß einzig ihr fremdartiger Anblick einmal seinen Grimm und Zorn gegen sie erweckte. Ich habe nur zwey Nichtgriechen kennen gelernt, denen es gelungen war, mehrere Jahre mit ihm auszukommen. Er stellte alle auf mannigfache Proben, und erst, wenn sie diese bestanden, und trotz der härtesten, schmählichsten Behandlung, sich als treu und ihm ergeben bewährt hatten, vertraute er ihnen eine Kapitanerie von zwanzig, dreyßig oder vierzig Mann an.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Wie höchst verächtlich er von der griechischen Regierung achte, zeigt folgende Anekdote. Als er einstmals mit zweyundert Mann seiner Soldaten nach Korinth kam, wollte ihn ie Regierung beehren und schickte einen Abgesandten mit ewillkommnungen und Einladungen an ihn ab. Er hörte en Abgesandten ruhig und kalt an, ging aber, als dieser sich eines Auftrags entledigt hatte, auf ihn zu, gab ihm eine rfeige und sagte: „Bringe das deiner Behörde als Antwort.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Carlsruhe, 6. Nov.

Demoiselle Schechner hat ihr Gastspiel auf hiesiger Bühne beendet. — Wer ist Demoiselle Schechner? — Sie ist Sängerin am Hoftheater zu München. — Zu München? Am Hoftheater? Also eine Sängerin dritten, oder vierten Ranges; denn von einer Madam Vespermann, von Demoiselle Siegl und andern war oft und mit verdientem Lobe in öffentlichen Blättern die Rede; Demoiselle Schechner aber ist wohl kaum außerhalb des Weichbilds ihrer Stadt genannt worden. — Doch! — Diese junge Sängerin hat nicht allein in dem musikverständigen München es wagen dürfen, neben einer Lalande aufzutreten, Duette mit ihr singend; sondern sie hat auch, auf dieser ihrer ersten Kunstreise, in Stuttgart ungemeinen Beyfall erhalten, und hier (um den bekannten imposanten Ausdruck zu brauchen) so Furore gemacht, daß man ihr eine Anstellung mit 3000 fl. jährlichen Gehalts, und im Fall sie nicht mehr singen könnte, eine lebenslängliche Pension von 1400 fl. bot. Da aber Herr Barbaja, der bekannte Impressario, dem man doch, bey unbestreitbarer Einsicht in den Werth des Geldes, auch einige taxatorische Kenntnisse hinsichtlich des Werths einer Sängerin zugestehen wird, neuntausend Gulden Konventionsgeld geboten hat, um dafür ein halbes Jahr in Wien und ein anderes halbes in Italien zu singen, so hat sie die hiesigen Anerbietungen abgelehnt, und sich mit 900 fl. begnügt, die das hiesige splendide Comité für drey Rollen gewährte. Wir erwähnen dieser baaren Angelegenheit nur als handgreifliche Bürgschaft für so manchen ungläubigen Thomas, der — und wir können es ihm nicht verdenken — dergleichen Beweise braucht, um eine anonyme Kritik einer noch namenlosen Künstlerin nicht sogleich zu überschlagen. Wir können jezt von der exakten Wissenschaft (von der Arithmetik) zur Kunst übergehen, wo sich freylich kein so evidenter Beweis führen läßt, wo wir aber doch hoffen so unpartheylich zu seyn, als es uns die Bewunderung und das lebhafte Gefühl der Freude erlauben, welche diese hochbegabte Sängerin in uns erweckt hat.

Demoiselle Schechner zählt nur erst achtzehn Jahre; ihre Gestalt ist weder zu groß, noch zu klein, d. h. groß genug, um eine Iphigenia, oder Armida, klein genug, um eine Susanne, oder Emmeline darzustellen; eben so ist sie weder zu stark, noch zu mager; ihr Körper hat das richtigste Ebenmaß, wenn auch nicht für den Zeichner, doch für die, so manches ausgleichende, Bühne; der Kopf bildet ein angenehmes Oval, das Haar ist rabenschwarz, das Auge schön und feurig, die Zähne weiß, und das Gesicht macht einen angenehmen Eindruck, troz dem, daß die Braunen vielleicht zu stark, die Nase nicht lang genug seyn dürfte. Ihre Stimme würden wir unbedenklich die schönste nennen, die jezt auf den deutschen Bühnen zu finden ist; wenn, wie man sagt, es mit den Stimmen nicht seyn sollte, wie mit den Perlen, die selbst der erfahrenste Juwelier nebeneinander sehen muß, um zwischen den schönen und schöneren zu entscheiden. Daher mußten wir erst Dem. Schechner neben Madame Milder-Hauptmann hören, um über diese beyden Prachtstimmen vergleichend zu urtheilen. Indessen können wir vorläufig sagen, daß sie einen höchst bedeutenden Umfang hat, daß die tiefen, die Mittel- und die hohen Töne alle Frische, Fülle und Schönheit der Jugend haben und daß, wenn auch die Leztern nicht ganz so vollkommen schön als die beyden erstern sind, dennoch ihre Stimme durchaus nicht ungleich zu nennen ist. Ueberdieß besizt sie — was bey einer bedeutenden Sängerin wohl zu den seltenen Ausnahmen gehört — ein sehr weiches und in tragischer Tiefe

liegendes Sprechorgan, wodurch sie auch da erfreulich wirkt, wo so manche deutsche Primadonna in hochmüthiger Nachlässigkeit lächerlich wird.

Dieses sind die seltenen Gaben, mit welchen Dem. Schechner von der wohlwollenden Natur ausgestattet wurde, und die ihren Beruf (nicht zum Konzertinstrument, was nicht so selten ist) sondern zur dramatischen Sängerin dokumentiren. Wir gehen nun zu ihrer Ausbildung über. Wollte man diesem eminenten Talente recht schaden, wollte man es dahin bringen, daß sie, wie so manche Andre, stehen bliebe, was in der Kunst mit Rückschreiten synonym ist; so dürfte man sie nur öffentlich und wiederholt eine vollendete Künstlerin nennen; und dazu könnte man wahrlich, wenn man nicht sehr aufmerksam ist, theils durch den jubelnden Beyfall des Publikums, theils aber auch durch ihre schon erlangte Kunstfertigkeit verführt werden. Wir haben uns bemüht, uns nicht blindlings hinreißen zu lassen; und gestehen der Dem. Schechner einen Elementarunterricht im Gesange zu, der, um mit einem Worte Alles zu sagen, der mit Recht gepriesenen Münchener Musikschule entspricht. Sie hat in Rossinis diebischer Elster bewiesen, daß ihr keine Figur, keine Verzierung, keine Roulade, zu schwer wird, oder ängstliche Kraftanstrengung kostet; sie hat uns, wo dieß im Freyschützen möglich war, gezeigt, daß sie Portamento hat, sie trug ihre schönen Naturtöne nach schulgerechter Lehre, und wußte überdieß ihre gewaltvolle Stimme, welche die größten Theater Italiens ausfüllen würde, dem mittleren Lokale des unseren anzupassen; ja in der Schweizerfamilie zeigte sie sogar, daß sie mit Eingebung, d. h. mit dem selbsterfundenen Ausdrucke selbst empfundener Gefühle zu singen vermag. Aber hier hat die junge Künstlerin auch, eben durch die Anlage zu Selbstschöpfung, dargethan, daß sie mehr noch werden kann, als sie schon ist; und deßhalb wollen wir, mit der Bescheidenheit, die ein solches Talent von dem Beurtheiler fordern darf, auf ihre Mängel sie aufmerksam machen. Wir übergehen Ihr Spiel und die hin und wieder noch provinzielle Rede, und beschränken uns, von der Sängerin zu sprechen. Erstlich scheint sie noch nicht auf jener Höhe der Virtuosität zu stehen, wo der Sänger über seiner eigenen Leistung steht und sich selbst singen hört; daher möchten denn, weder ihr schönes Portamento, noch ihre tadellosen Passagen, durchaus vollendet zu nennen seyn. Es fehlt Beyden, nicht an Kraft und nicht an Muth, wohl aber an jenem lezten Zauberschmelz, für den wir freylich keinen Sprachausdruck kennen, aber der bey großen Virtuosen aus dem steten und künstlerischen Auf-Sich-Selbst-Horchen hervorzuströmen scheint.

(Der Beschluß folgt.)

Trogen, im Appenzellerland.

In der Waatersalp, einem hügligen Thale am nördlichen Fuße des Sentis, wird seit uralten Zeiten jährlich am Jakobstag Nachmittags, nachdem die Prozession auf dem Kronberg ihr Ziel erreicht hat, ein Alpenhirtenfest, die Alpstubeten genannt, gehalten. Die Sennen legen ihre Feyertagskleider an, einige junge Pursche erscheinen, die auf einem ebenen Platz den dicht wachsenden Germäder (Veratrum album) abmähen und wegwerfen; von allen Seiten ziehen die Sennen, Handbuben und Gaisbuben mit ihren Mädchen, jauchzend und rugguseud daher; von den hohen Alpen herab, vom Thal her, vom Kronberg kommen ganze Schaaren von Innerrhoder, Ausserrhoder und Toggenburger Aelplern heran, kaum vermag sie auf den Höhen das geübtere Auge zu unterscheiden, so ertönt schon das freudige Johlen derselben, von den bereits Anwesenden beantwortet. Ein Geiger und Hackbretspieler erscheinen und setzen sich auf einen Felsenstein; Wein und Eßwaaren werden herzugetragen; während dem bildet sich ein großer dichter Kreis von muntern, blühenden, lebensfrohen, jungen Sennen, auf deren Gesicht reine und heitere Fröhlichkeit, und die süße, freundliche Gewohnheit des Daseyns und Lebensgenusses sich ausspricht; die Musik beginnt, und in eigenthümlichen Appenzeller-Tänzen und Walzern bewegen sich die kräftigen Alpensöhne mit ihren holden Mädchen. Nicht durch Größe oder Fettigkeit zeichnet sich der ursprüngliche Schlag der Appenzeller, der sich noch in Innerrhoden erhalten hat, aus, sondern durch Gedrungenheit und Musculosität, die entblößten Arme strotzen von Muskeln, das Gesicht hat eine lächelnde Miene, ruhige Fröhlichkeit, natürliches Kolorit. Etwa 400 Personen sind hier versammelt, traulich bieten sich wiedersehende Bekannte die Hände, Alles geht ruhig und friedlich zu. — Schade, daß die leichte Bewegung des Tanzes so sehr zunimmt, die schweren gymnastischen Uebungen hingegen alle Jahre weniger Liebhaber finden. Doch zeigen sich auch noch Beyspiele von bedeutenden Kraftäußerungen.

Eine solche ist das Steinstoßen. Zuschauer bilden eine Gasse, am einen Ende stehen die Streiter, am andern ist das Ziel, wohin die schweren Steine geworfen werden sollen. Man nimmt den Stein mit beyden Händen auf die rechte Achsel, wo er auf der rechten Handfläche ruht, während die linke denselben vorn hält, damit er nicht herab fälle. Nun geht man etwas zurück, nimmt einen Anlauf und schleudert, sich etwas nach links drehend, den Stein so weit als möglich in gerader Linie mit Händen und Achsel fort. Bey centnerschweren Steinen ist das Ziel gewöhnlich 16 Schuhe. Ein athletischer Räf von Urnäschen warf einen 142 Pfund schweren Stein eilf Schuh weit, so daß eine tiefe Grube in der Erde entstund. Von dem, der am weitesten wirft, heißt es: Er hat den Stein.

Eine andere ist das Ringen, im Appenzellerland Hosenlüpfen genannt. Die Innerrhoder fassen sich hiebey am vordern Theil der Schultern an der Weste oder den Hosenträgern; die Außerrhoder mit einer Hand an der Schulter, mit der andern an der Brust, sie neigen die Köpfe gegen einander und stehen in gekrümmter Stellung da. Die Hauptsache ist, das Gleichgewicht nicht zu verlieren, damit man nicht seitwärts, vorwärts oder rückwärts auf den Boden geworfen wird. Fällt einer zu Boden, so sucht der andere auf ihm liegend, ihn auf dem Boden zu halten, oft kommt jener aber durch eine geschickte Wendung wieder oben auf. Der Schluß ist, wenn einer aus Erschöpfung sich ergibt, was aber oft lange nicht geschieht; man nennt es unheer werden. Diese Uebungen geschehen alle ohne Geld; die Ehre, in Thälern und auf Bergen, stark genannt zu werden, vergilt hinreichend.

Wie vergnügt genoß ich diese Zeit, als ich auf einem kleinen Hügel, auf einem Felsenblock sitzend, dieß fröhliche, aber gesittete und anständige Treiben des Sennenvolks beobachtete, und dabey von mir aufwärts schauend, die hohe Wand des einige tausend Fuß beynahe senkrecht aufsteigenden Säntis betrachtete, der mit seinen schroffen Klippen, seinen Riesenen, Wasserfällen und dem zweyspitzigen, schneeigen Gipfel, hoch in den blauen, ununwölkten Himmel emporragt.

Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib, und schlingend Huft um Huft.
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertreunte Luft.

(Haller.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 301.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Dezember 1825.

Die Gefühle und Vorstellungen unserer Kindheit geben das Thema aller künftigen Kompositionen des Lebens.

Oehlenschläger.

Eduard.

Von der Verfasserin der Ourika.

(Vergangenes Jahr erhielt unser Blatt eine abgekürzte
ebersetzung der oben genannten Ourika; wir nehmen diese
ene Erzählung derselben Verfasserin auf eben diese Weise
uf. Diese Dame — wie man sagt, eine der vornehm-
en des französischen Hofes — scheint von der Darstellung
nauflöslicher Probleme in der gesellschaftlichen Welt be-
nders angezogen zu seyn, aber nicht den Schlüssel, den
e sittliche Welt und die Basis, auf welcher diese ruht,
e geistige, ihr zu deren Lösung darbieten würde, finden
können. Ihre Ourika ward fromm, wie ihr Beicht-
ter sie zum Tode bereitete, und Eduards Frömmigkeit
hilft ihm keineswegs zu der sittlichen Kraft, welche dem
den noch einen andern Werth als Liebesglück beymißt.
r Leser wird nicht vermeiden können, bey diesem Helden
Werther zu denken — es ist viel Nationelles in dem
terschied zwischen Beyden, bey dem aber keiner über
Andern den Vorzug erwirbt; es ist eben so viel natio-
ler Unterschied in der beyderseitigen Darstellung, wobey
r unser Landsmann so hoch steht, daß die empfindsa-
Ergießungen der Herzogin von . . . nicht bis zu dem
ßschemel unsers Goethe zu steigen vermögen. Der Styl
Originals ist ein Meisterstück von Klarheit, Zierlichkeit,
theit, Vornehmigkeit, Anstand — kurz von allem, was
französische Sprache — ohne Mirabeau, Foy und einige
Andere, welche freylich andere als Liebesqualen besprachen — Vollendetes aufweisen kann.)

* * *

Ein französischer Offizier von vornehmem Stand (denn diese Eigenschaft spricht sich durch die ganze Haltung der Erzählung als Hauptcharakter aus) schifft sich nach Amerika ein, um sich zu seinem Regimente zu begeben. Der Erzähler sagt nicht, für wen? gegen wen? unter wem? derselbe fechten will; die Umstände lehren, daß er unter Lafayette stand, und für die amerikanische Freyheit kämpfen soll — diese Umstände nahmhaft zu machen, verbot der Anstand bey dem Charakter dieses Romans.

Der Offizier — er mußte, da er ein Regiment anführt, Oberster seyn — findet sich auf dem Schiff mit einem Reisenden zusammen, den er mit idealischen Zügen als das Bild rettungsloser Schwermuth schildert. Schön, wie Antinous, ausgezeichnete Sitten, welche ihn als eingewohnt in den ersten Cirkeln des Hofs ankündigen, geist- und kenntnißvoll, aber stumm wie das Grab und abstoßend wie die Verzweiflung. Die edelste Theilnahme zieht den Offizier zu dem Unglücklichen hin, dieser erkennt es, kann sich aber zu keiner Mittheilung entschließen. Sie langen in Amerika an, Eduard — denn er war der Schwermüthige — tritt als Freywilliger in des Obersten Regiment, ficht wie einer, der den Tod sucht, trägt den schwer verwundeten Chef aus dem Handgemenge und pflegt ihn mit der

Zartheit eines Weibes. Während dessen Genesung äussert dieser eines Tages seine Verwunderung, Eduard nie in den ersten Cirkeln, in denen er stets gelebt hatte, angetroffen zu haben — und diese Bemerkung löst Eduard die Zunge, er verspricht seinen gütigen Freund schriftlich mit seinem Schicksal bekannt zu machen, und bringt ihm nach wenigen Tagen ein enggeschriebenes Heft, bittet ihn aber, nie eine Frage über dessen Inhalt zu thun, nie eine Bemerkung über denselben zu machen. Folgendes war die Erzählung, welche es enthielt.

*

Ich bin der Sohn eines berühmten Pariser Advokaten, meine Familie ist aus Lyon, wo sie seit mehreren Geschlechtern die daselbst dem Bürgerstande vorbehaltenen nützlichen Aemter bekleidete. Einer meiner Voreltern starb in der Seuche, welche 1748 Lyon verwüstete; sein geehrter Name wird in seinem Geburtsland mit Allem, was Muth und Ehre ausdrücken kann, für gleichlautend gehalten. Von früher Jugend zum Advokatenstand bestimmt, zeichnete sich mein Vater in demselben aus, und erwarb sich einen so grossen Ruhm, daß kein wichtiger Rechtshandel ohne seine Zuziehung betrieben wurde. Er heirathete spät eine Frau, die er schon lange liebte, und ich war die einzige Frucht dieser Ehe. Mein Vater wollte mich selbst erziehen; wie ich zehn Jahr alt war, zog er sich zu diesem Endzweck mit meiner Mutter nach Lyon zurück. — Ich befriedigte ihn in mancher Rücksicht, in anderer beunruhigte ich ihn; ich lernte leicht, machte aber von dem, was ich gelernt hatte, nicht den geringsten Gebrauch; zurückhaltend, schweigsam, wenig zutraulich, wie ich war, häuften sich die Ideen alle in meinem Kopfe an und bewirkten eine unnütze Gährung und endlose Träumereyen. Ich liebte die Einsamkeit und den Anblick der Natur; auf der äußersten Landspitze zwischen den beyden Flüssen, die Lyon umspülen, ist ein Sandhügel, wo ich unzählige Male saß und dem Lauf der Wellen nachsah. Man rufte mich nach Hause, ich lernte ohne Widerwillen, ohne üble Laune, allein meine Beschäftigungen und meine Gedanken waren so verschieden, daß ich zweyerley Leben zu führen schien. Mein Vater suchte zuweilen mich zum Sprechen zu bringen, aber mein Gedächtniß allein antwortete ihm, meine Mutter bemühte sich, durch ihre Zärtlichkeit mein Herz zu eröffnen, ich drückte sie in meine Arme — aber auch ihre Liebkosungen ließen mich eine schmerzliche Leere empfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben aus einer Geschichte des Feldzugs des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

III.

Die griechischen Seeleute und die Philhellenen.

Die Mannszucht auf den griechischen Schiffen war vorzüglich. Viel ruhiger geht es auf ihnen zu als auf europäischen Kauffahrthey- oder Kriegsschiffen; nur selten unterbricht der Ruf des Steuermanns oder des Schiffsleutenants die Stille. Dieser Zuruf geschieht (manchmal nur vermittelst einer Pfeife) gewöhnlich in einem durchaus freundlichen Ton, während ein europäisches Schiff nur durch beständiges Fluchen und Schimpfen dirigirt werden zu können scheint. Hier könnten wir auf unsere Humanität nicht wenig eingebildeten Europäer einmal bey den verwilderten Griechen in die Schule gehen. Auf den Zuruf oder Pfiff des wachthabenden Offiziers fliegt Alles mit der bewunderungswürdigsten Schnelle und Geschicklichkeit an den Ort, wo geholfen werden muß. Beym Segelrollen und Aufziehen winden und schlingen sich gleichsam die griechischen Matrosen um die Segelstangen herum. Sie gehen selten auf den Strickleitern zurück, sondern packen irgend einen herabhangenden Strick und sind so im Nu wieder an Bord. Sie setzen, wie es scheint, etwas darein, sich durch Verwegenheit und Geschicklichkeit auszuzeichnen. Ich sah z. B. einmal, als noch ein Seitensegel angemacht werden sollte, einen Matrosen am äußersten Ende der Segelstange mit unbegreiflicher Leichtigkeit herumtanzen, ohne daß er sich mit den Händen festgehalten hätte, bis er plötzlich in's Meer stürzte. So gingen die Prophezeihungen einiger von uns, die seiner verwegenen Behendigkeit mit Kopfschütteln zugesehen hatten, in Erfüllung. Dennoch hatte er unser aller Theilnahme erregt, und wir waren eifrig bemüht, seinen Körper im Meere zu entdecken. Vergebens! Denn schon sprang der Verlorne am hintern Theile des Schiffes lachend an Bord. Er war gar nicht in's Meer gefallen, sondern gesprungen, und sodann, um uns zu necken, eine Strecke unter dem Wasser fortgeschwommen. Dieser Spaß erinnerte mich unwillkürlich an die Taucherkünste der alten Griechen, mit welchen die Athenienser z. B. bey der Belagerung von Syrakus die gegen sie im Hafen eingerammten Pfähle tief unterm Wasser absägten.

So wie die Segel in Ordnung, das Schiff aber in der Direktion waren, schlichen die Matrosen gewöhnlich in ihre Löcher von Kajüten, die sowohl am vordern Theil als auch in der Mitte des Schiffes angebracht waren. Dort nahmen sie dann einige Oliven und sehr wenigen Wein zu sich, und stimmten nach diesem frugalen Mahle einen Nerven und Gehör zerschneidenden, Sinn verwirrenden

Gesang an. Dennoch beobachteten sie dabey eine gewisse Regel und Ordnung.

Sie hatten nämlich einen Vorsänger unter sich, welcher den Gesang in einem gewissen Ton eröffnete, und durch Aushalten und Tremuliren auf demselben die Uebrigen aufmerksam machen zu wollen schien. Sobald die andern den Ton mit angeschlagen hatten, welches mit kurzen Vorschlägen von oben nach unten geschah, ging der Vorsänger in einer nicht vollkommen harmonischen Tonleiter, indem er bey vielen Tönen die Vorschläge wiederholte, eine Oktave und mehr bis zu einer außerordentlichen Höhe aufwärts *). Hatte er diesen hohen Ton erreicht, so holte er schnell Athem und hielt wiederum auf diesem hohen Ton mit Vorschlägen und Tremulationen aus, wobey er übrigens aussah, als ob ihm die Lunge springen wollte. Er wurde roth und blau im Gesicht, und erst, wenn er es bis zu dieser höchsten Anstrengung gebracht hatte, ließ er mit der Stärke nach und ging dann wieder fast die diatonische Tonleiter hinunter bis auf den Punkt. Da spielte er mit einigen Trillern und Vorschlägen an dem Grundton herum, wobey sich dann der Chor hie und da einen Sprung in die Höhe erlaubte. Ich habe mir diese Gesänge, deren sehr ähnliche ich auch bey den Landtruppen beobachtete, so vorgestellt:



*) Alle griechischen Männerstimmen, die ich hörte, waren hohe Tenore, welche ein so mildes Klima, wie das griechische, äußerst begünstigt.

Dieses ist die immer wiederkehrende Grundform ihrer Gesänge, wie mancherley Modifikationen, ja Variationen auch hie und da vorkommen, welche aber gewöhnlich nur vom verschiedenen Liedertext herrühren. Uebrigens war vom Text nichts zu verstehen, da alle Wörter in dem langen, tremulirenden Aushalten und in dem Chaos der enharmonischen Scala so ganz untergingen, daß es mir vorkam, als würde nur manchmal zur Abwechslung der Vokal verändert. Daß mir die Sache nur so vorkäme, erfuhr ich von einem Griechen, der mich versicherte, daß alles, was sie sängen, Schlacht- und Kriegslieder wären, worin ihrer gefallenen Brüder und Vorfahren Thaten gepriesen würden. Ein solcher Gesang dauerte gewöhnlich sehr lange und endigte erst dann, wann etwa neue Dienste eintraten oder die Oliven wieder einmal heimgesucht wurden.

So wenig Wohlgefallen wir ihrem Gesang abgewinnen konnten, so wenig sagte ihnen der unsrige zu. Zwar hörten sie, wenn wir Philhellenen einen vierstimmigen Gesang anstimmten, eine Zeit lang aufmerksam zu, verzogen aber bald mißfällig den Mund, und konnten es nicht erwarten, bis wir geendigt hatten. Denn so wie dieß geschehen war, stimmten sie wieder ihre Lieder an, sey es nun, um uns den Unterschied bemerklich zu machen und eines Bessern zu belehren oder, um ihr eignes, durch unser Singen irritirtes, Musikgefühl wieder in's Gleichgewicht zu setzen. Ich glaube das Leztere, da ihr ganzes Betragen gegen uns äußerst bescheiden, ja schüchtern war. Nur selten suchten sie unsere Gesellschaft auf, waren aber dann freundlich und zuthunlich. Zu diesem durchaus höflichen Betragen paßte dann vortrefflich ein gewisser Adel und Stolz in all' ihrem Thun und Treiben, in jeder Bewegung und Haltung ihres Leibes. Zu einer vollkommenen Vertraulichkeit wollte es bey alle dem nicht kommen, denn gar bald entschlüpften sie wieder in ihre Kajüten, deren Thüren sie aber aufließen. Kam dann ein Philhellene zu ihnen hinein und sah ihnen zu, so ließen sie sich zwar in ihrer Unterhaltung nicht stören, sahen indessen den Zuschauenden von Zeit zu Zeit wie fragend an. Ging er nicht, so boten sie ihm zu trinken dar; allein alles dieß geschah immer auf eine so sonderbare Weise, daß der Philhellene fühlen mußte, wie sie lieber allein seyn möchten.

Zu ihren Ergötzlichkeiten gehörte auch das Zitherspiel. Ihre Zithern waren klein und mit drey stählernen, in der Quart und Sexte gestimmten Saiten bezogen. Auf diesen spielten sie mit einem Federkiel hin und her, indem sie auf dem Griffbrett unregelmäßig auf und nieder fuhren, äußerst entzückt thaten, und zu gleicher Zeit mit stampfenden Füßen den Takt zu schlagen suchten. Hiebey stieg ihr musikalisches Entzücken immer höher, bis sie sich endlich vollkommen wie Rasende geberdeten, und auf dem

kleinen Instrument dermaßen herumwütheten, daß ein heilloser Spektakel entstand, aus welchem eine regelmäßige, oder überhaupt nur eine Melodie herauszufinden, rein unmöglich war. Uebrigens entsprach diese Art des Zitherschlagens ihrem Gesange vollkommen. Später bin ich auf die Vermuthung gekommen, daß dieses Spielen und Singen unserer Seegriechen allerdings ein nationales, aber gänzlich ausgeartetes sey. Ich fand nämlich auf den Inseln des Archipels, und zwar besonders auf Naxos und Tinos, einen ähnlichen Gesang und ein ähnliches Spiel, in denen aber Rhythmus und Melodie sich mit wahrhafter Originalität verbanden. Auch verstand ich hier die Worte ganz wohl und die Musik, obgleich sie mir etwas fremd vorkam, sprach mich sehr an. Freylich wurde sie auch hier durch übermäßiges Schreyen entstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Carlsruhe, 6. Nov.

(Beschluß.)

Dem. Schechner hat zweytens eine weshthnende Gewohnheit, die wir auch bey einer andern Sängerin aus München, die kürzlich hier sich Ruhm erwarb, leider zu bemerken hatten, und die vielleicht (vielleicht, denn wir haben sie nie gehört) die berühmte Lalande von dem französischen Theater nach Italien mitnahm, und von da nach München verpflanzte, obgleich Mad. Vespermann nie in diesen Fehler verfällt, der uns übrigens bey unverdorbenen italienischen Sängern ebenfalls nie vorgekommen ist. Diese böse Angewöhnung besteht darin, eine einzelne Note des musikalischen Gedankens, auf die zwar der Ausdruck und die Kraft des Tons fallen soll, so unverhältnißmäßig und so mit einem Male Fortissimo hervorzustoßen, daß man betäubt und ganz aus der Sphäre der Kunst herausgerissen wird. In Paris, in der großen französischen Oper hört man dergleichen alle Augenblicke, dort ist das der konventionelle Gesangsausdruck für Leidenschaft, und deßhalb vermuthen wir eben, daß er sich vielleicht von jener berühmten Französin herschreibt; aber ein konventioneller Ausdruck ist kein natürlicher, ein starker Ton noch lange kein kraftvoller, ein plötzlich starker ohne Ansatz kein musikalischer, und ein mit den andern in keinem Verhältnisse stehender ein unkünstlerischer störender Ton. — Unser dritter Einwurf betrifft eine Manier, die, von der Violin herübergeholt, sich hie und da in den Gesang eingedrängt hat und den Ausdruck der Innigkeit bedeuten soll. Auf der Violin fährt man, um dieß zu bewirken, mit dem Finger fest auf dem Griffbrett bis zu der bezeichneten Note, und thut das ein Meister und am gehörigen Ort, so ist es oft von lieblicher Wirkung. Im Gesange, meynen wir, muß dieses weit seltner und mit der größten Umsicht angebracht werden. Nichts ist dort so ergreifend, als ein bestimmtes und festes Einsetzen des zu erwartenden, oder unerwarteten Tons; und keklich sagen wir, daß der grandiose Effekt, den der einfache Gesang der Mad. Milder immer wieder von Neuem erregt, mit seinen Grund hat in diesem festen, bald sanften, bald gewaltigen Einsetzen. Das aber ist keine leichte Sache, und manche Sängerin, nur weil sie solches nicht vermag, zieht sentimental die Töne in einander, bis sie den eigentlich vorgeschriebenen fest halten kann. Dem. Schechner hat dieß gar nicht nöthig, sie bedarf, bey ihrer tadellosen, großartigen Stimme, dieses Surrogat des wahrhaften Gefühlausdruckes nie und nimmermehr. Sie versuche es und setze, bey jenen Stellen, wo sie es jezt nicht thut, fest ein; und beobachte die Wirkung auf das musikalische Publikum Münchens, dem wir zu dem Besitze eines so eminenten Talentes gratuliren. — Wenn Dem. Schechner übrigens wirklich nach Italien reist, und späterhin von dem Rossinischen Solfeggiren zum grandiosen Fache (nach unsrer Meynung ihr eigentlichster Beruf) übergeht, so wird Deutschland in ihr eine seiner ersten, vielleicht seine erste Sängerin bewundern. Dieß — so mißlich auch, und so mit Recht verschrieen das Prophezeihen ist — dieß ist dennoch unsere innigste Ueberzeugung.

Von der hiesigen Bühne hatten und haben wir nichts zu berichten. — Warum? — Weil die ausgezeichneten Mitglieder unseres Schauspiels und unserer Oper bereits im Auslande rühmlich bekannt sind — und weil eine bedeutende Vorstellung eines bedeutenden Kunstwerks, die, ob ihrer Einheit und Rundung, auf eine kritische Auseinandersetzung Anspruch machen kann, seit langer Zeit nicht statt fand, und auch nur durch ein glückliches Ungefähr statt finden kann, indem hier alle Tage etwas Anderes, zur steten Abwechselung des Vergnügens, gegeben werden muß; so daß, unter solchen Umständen, weniger von Vorstellungen, als von Generalproben die Rede seyn könnte. — Es bliebe uns also nur übrig, von den Prinzipien zu sprechen, nach welchen das löbliche Comité unser, mit den schönsten Kräften reich ausgestattetes, Theater leitet. Hier nun — wir gestehen es offen — hätten wir so manches zu bemerken. Dennoch unterbleibt es; denn anmaßend wäre es, zu wähnen, daß so anerkannt-kunsterfahrne Männer ein Urtheil berücksichtigen sollten, das ihnen schon im Voraus, schon in Folge ihrer eigenen Prinzipien, als ein unzulässliches vorkommen muß.

Logogryph.

Selino an die Freunde.

Lieb' und Anmuth, Unschuld, Reiz und Anstand
Flochten mir, was mich an die Erkorne bindet.
Knüpften, hold vereint, der Minne Zauberband,
Das auf ewig mir das trunkne Herz umwindet.
Unsrer Herzen Bund trennt keines Schicksals Hand,
Auf der Treue Fels hat Lieb' ihn fest gegründet.
Freunde, wollet ihr nun meine Huldin kennen,
Lasset euerm Blick fünf Zeichen flugs sie nennen.

C. C. Eccard.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 302.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 19. Dezember 1825.

Nun so sey ein Glas geleert
Auf das Wohlseyn aller Braven!
Ein's dem Gedeihen der christlichen Sklaven!
Ihnen sey Freyheit und Ruhe beschert!
J. R. Wyß.

Proben aus einer Geschichte des Feldzuges des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

Wie wenig wir aber an unserer Schiffsleute Singen und Spielen, und sie an dem unsrigen Gefallen finden mochten, wir vertrugen uns doch vortrefflich mit einander. Sie hoben mit großer Sorgsamkeit unsere Sachen in ihren Schiffskisten auf, und wir konnten versichert seyn, daß nicht nur nichts davon abhanden kam, sondern auch im mindesten beschädigt wurde. Unsere Artilleristen halfen ihnen dagegen ihre Schiffskanonen, mit denen sie schwer und langsam umgingen, laden und abfeuern, als das Signal zu unsrer Abfahrt gegeben werden sollte. Dieß gute Vernehmen zwischen uns und den Griechen unseres Schiffes war gleich durch den Empfang eingeleitet worden, den der Kapitän des Schiffes keineswegs auf leere Höflichkeitsbezeigungen beschränkt hatte. Wir fanden nämlich, als ich mit dem Etat-Major an Bord kam, die vor uns angelangten übrigen Philhellenen schon beym Schmaus, und wollten uns eben zu ihnen gesellen, als der Kapitän uns einladen ließ, zu ihm in die Kajüte zu kommen; dort sey für uns aufgetischt. Wir folgten der Einladung und traten ein. Sie war nicht so prachtvoll eingerichtet, wie es die Kapitänskajüten auf englischen und französischen Schiffen sind, aber höchst reinlich und freundlich. Beyde Wände derselben waren mit türkischen Sopha's besezt. Ueber dieselben waren türkische Shawls, auf dem Fußboden türkische Teppiche ausgebreitet. An der einen Nebenseite waren die Matten des Kapitäns und Lieutenants befindlich. Die vordere Wand bildeten Glasschränke, worin die feinsten geschliffenen Gläser und Service aller Art standen. Die linke Ecke des Zimmers stellte eine Kapelle dar. Ein eingeschachtelter Wandschrank mit einer Glasthüre faßte mehrere griechische Heilige in sich, welche erleuchtet waren, und vor welchen Morgens und Abends das Schiffsvolk sein Gebet verrichtete.

Inzwischen verweilte ich nur wenige Augenblicke bey Betrachtung dieser blos äußern Einrichtung und Ausschmückung der Kajüte, indem ihr Kern, ihr eigentlich innerer Werth meine Aufmerksamkeit gar bald, und, wie billig, weit mehr in Anspruch nahm. Es leuchtete mir nämlich eine äußerst wohlbesezte Tafel entgegen, an deren Mitte der Kapitän und neben ihm ein junger Grieche saß, den ich noch nicht auf unserm Schiffe gesehen hatte, und der, wie ich später erfuhr, der Sohn des Prinzen Pietro-Bey, des Herrn der Mainotten, war. Er ließ sich nach Missolunghi bringen, um mit seiner Kapitanerie den Feldzug in Cyprus mitzumachen. Nach den ersten nöthigen Begrüßungen ließen wir uns nicht lange bitten, sondern fingen an, die verschiedenen Beete der Tafel in näheren Augenschein zu nehmen und so rein wie möglich abzuweiden. Auch die in Gestalt von Weinokken häufig angebrachten Bassins wurden bis auf den Grund geprüft und ausgekostet. Die beyden Griechen sahen mit stiller Verwunderung unserm eben so schnellen als gründlichen Fouragirsystem zu, denn mit der Fülle der uns vorgesezten Speisen und Getränke war es

nicht halb so schlimm gemeynt, als wir mit unserm vortrefflichen Hunger und Durst uns eingebildet hatten. Die Griechen nämlich essen äußerst wenig und trinken noch viel weniger, so wenig, daß man sagen kann, sie gebrauchen ihren vielen, vortrefflichen und wohlfeilen Wein, wie wir die Arzney. Viel Trinken ist bey ihnen verhaßt, ein Betrunkener verachtet und es wird ein solcher, wie ein Ehrloser aus ihrer Gesellschaft verbannt *). Wenn sie dennoch ihren Gästen ungemein viel Speisen und Getränke auftragen lassen, so geschieht es blos aus gutem Ton, der sich darin gefällt, eine gewisse Ueberfülle sehen zu lassen. Aber wie gesagt, wir hyperboreische Barbaren verstanden uns schlecht auf die Schaugerichtsmode, und meynten unsern liberalen Wirth auf gut nordisch gerade dadurch zu ehren, daß wir Alles wie wirkliche Gerichte behandelten. Hatten aber jene beyden Griechen bisher nur still für sich den Kopf über uns geschüttelt, um als Wirthe gegen ihre Gäste nicht unhöflich zu erscheinen, so zwang sie sammt der ganzen griechischen Tafelbedienung jezt unser Kommandant Dania, ihr Erstaunen, ja Entsetzen sichtbar werden zu lassen. Er hatte nämlich bis jezt nur gegessen und leerte nun, um das Versäumte nachzuholen, eine Olla Wein auf einen Zug bis zur Hälfte. Als Dania merkte, wie erschrocken und gleichsam verlegen sich alle anwesenden Griechen ansahen, sagte er auf Italienisch: „Wie das Land, so die Leute und ihr Durst," ließ sich übrigens gar nicht stören, sondern that sogleich mit aller Fassung einen zweyten Zug bis auf den Grund der Olla. Es war die lezte von den vielen gewesen, welche der Kapitän uns hatte aufstellen lassen. Was blieb zu thun übrig, als sich vom Wein zu unterhalten, wie man sich von Thaten erzählt, wenn keine gethan werden? Da man das Gespräch auf verschiedene Archipelweine lenkte und nicht ungeflissentlich an den Schiffskapitän richtete, so merkte er wohl, daß wir zum Handeln aufgelegter als zu leerem Geschwätz seyen, und ließ noch einige Ollen Samoswein herbeyholen. Er leistete vollkommen, was der Mitylenier, den wir vorher getrunken, etwa noch zu wünschen übrig gelassen hatte. Waren wir durch ihn schon gestärkt und zu recht warmem Lebensgefühl erweckt worden, so schlug jezt die Flamme kriegerischer und jeder Begeisterung lichterloh in uns auf. Der Hauptmann Mizevsky kam unter andern auf die fixe Idee, daß die polnische Sprache die schönste sey und von allen Menschen gelernt zu werden verdiene. Man verstehe, sagte er, aus Mangel an polnischer Sprachkenntniß, auch Charakter und Werth des polnischen Volkes immer noch nicht gehörig zu würdigen, denn das müßten wir doch alle eingestehen, daß die Sprache eines Volkes den einzigen bestimmten Aufschluß über dessen Geist zu geben im Stande sey. Wir gestanden ihm, das, im Allgemeinen zu. Jezt wandte er sich aber privatim zu mir und meynte, ich hätte als Gelehrter (ich protestirte gegen diesen Titel) noch keine philologischen Kriegsdienste gethan, da ich nicht polnisch verstehe. „Denn überhaupt, fuhr er, wieder gegen alle übrigen gewandt fort, überhaupt ist Polen das Land der Freyheit, welche allein Künste und Wissenschaften gedeihen läßt. Zwar ist es jezt gesunken, aber es wird sich erheben, wie noch kein ander Land. Ein feuriger Geist und Sinn für unsre Nation und Unabhängigkeit lebt fort und wird nie untergehen. Ich für meine Person habe weder das Joch der Russen, noch das der Sachsen, am wenigsten zulezt das der Franzosen ertragen können. Darum bin ich zuerst als Uhlan nach Frankreich gegangen und habe die Revolution mitgemacht. Dort bin ich bald Offizier und dann Adjutant geworden. Oft bin ich um die Person Napoleons gewesen und habe ihn von ganzer Seele verehrt. Als ich aber inne geworden bin, daß er sein Wort, das er den Polen gegeben hat, nicht hat halten wollen, bin ich abgetreten und habe ihm den Rücken gekehrt. Später bin ich wieder zu der Revolution nach Piemont gezogen, aber es ist mir dort schlecht gegangen, und so habe ich Südamerika aufgesucht, um unter Bolivar zu fechten. Aber auch da ist es nichts gewesen und ich bin zulezt über Neapel hierher. In allen Kriegen aber, die ich mitgemacht, und in allen Ländern, wo ich gewesen, habe ich weiter nichts profitirt als die Ueberzeugung, daß es auf der ganzen Erde schlecht zugeht. Bey alle dem finde ich doch Trost in dem Bewußtseyn, von Jugend auf bis in mein jetziges Alter immer da gestritten zu haben, wo ich geglaubt, daß es die höchsten Rechte der Menschheit gelte. Das Einzige und Lezte, was ich wünsche und weßwegen ich hieher gekommen bin, ist: auf dem klassischen Boden der Griechen, wo so mancher Held gefallen ist, will ich, meiner Idee getreu, mir ein ehrliches Soldatengrab erkämpfen, oder diese geheiligte Erde als ihr greiser Bürger, zu neuer, schöner Freyheit aufblühen sehen."

So schloß der alte Kriegsmann und ihm standen die Thränen in den Augen. Wir alle waren von dem, was er gesagt, ergriffen, weil die Ueberzeugung in uns lebte, daß er in der That ein Mann von Redlichkeit und ächter, besonnener Tapferkeit sey. Die Griechen hatten der Rede Mizevsky's staunend zugehorcht, als er nun aber geschlossen hatte, und zu ihnen wie zu uns allen aufblickte, da legten sie ihre Arme gekreuzt über ihre Brüste und verneigten sich ehrfurchtsvoll gegen ihn.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) In Argos sah ich einen betrunkenen Griechen, der in seiner Trunkenheit Excesse begehen wollte, steinigen. Er blieb für todt liegen und ein jeder Vorübergehende spie ihm an.

E d u a r d.

(Fortsetzung.)

Mein Vater besaß in den Gebirgen von Forez eine Eisenhütte und ein Wohnhaus, wo wir jährlich meine Schulferien zubrachten. Dieses war meine köstlichste Zeit! Der Gegend fehlte es nicht an Schönheit; der Fluß, welcher die Eisenhämmer trieb, stürzte schäumend von den Felsen herab, bildete dann einen großen, ruhigen Wasserspiegel, und machte eine Wendung, durch welche er schnell zwischen zwey hohen Tannenbewachsenen Bergen verschwand; das kleine Wohnhaus stand höher wie der Hammer, von einem alten Tannenhain umgeben, vor ihm ein Gärtchen mit Buchs eingelegt, mit Blumen bepflanzt, und von ihm aus übersah man den Hammer, die Berge, den Fluß. Das Dorf lag hinter den Hügeln außer dem Gesichtskreis, aber jeden Morgen stellten sich dessen meiste Einwohner auf dem Weg, der unter dem Garten hinführte, zur Hammerarbeit ein; ihre rauchgebräunten Gesichter, ihre zerrissene Kleidung, standen mit ihren frohen Gesängen, ihren Tänzen, den Blumen und Bändern, die ihre Hüte bekränzten, in traurigem Gegensatz. Dieser Eisenhammer ersezte mir den kleinen Sandhügel beym Zusammenfluß der Rhone und Saone in Lyon. In dem Gärtchen verträumte ich meine Abende; der Anblick der dunkelnden Hügel, der Ströme von feurigen Funken, die aus der Schmiedeesse emporstiegen, die Arbeiter, die, nächtlich gegen die Glut des Feuers gesehen, mit langen eisernen Stäben in dem glühenden Metall wühlten, der Mond, der über die Wälder heraufstieg, und die finstern Tannengipfel mit Silberlicht umgoß, entzückten mein Gemüth; wenn man mich endlich abrief, war es, als habe man mich aus dem tiefsten Traume erweckt.

Dennoch waren mir bey dieser Stimmung die Kinderspiele nicht fremd; vor allen zog mich die Gefahr an: ich erstieg unzugängliche Felsen, ich erkletterte die höchsten Bäume, ich sehnte mich unaufhörlich nach einem unbekannten Ziele, das aber weit jenseits des mir schon bekannten lag. Mit mehreren Knaben in Gemeinschaft, deren Anführer ich jedoch war, wollte ich sie alle an Kühnheit übertreffen, doch oft verbot ich ihnen, mir zu folgen, denn getheilt verlor die Gefahr für mich allen Reiz.

Ich war im vierzehnten Jahre, meine Studien waren sehr weit vorgerückt, allein ich wußte noch immer keine Anwendung für sie, und mein Vater verzweifelte daran, den Funken in meiner Seele zu entzünden, ohne welchen alles Wissen unfruchtbar ist. Ein anscheinend geringfügiger Vorfall brachte diese Wirkung hervor, und bezeichnete in mir das Beginnen eines neuen Daseyns. Eine meiner liebsten Uebungen bestand darin, auf den einzeln in dem schäumenden Wasser liegenden Felsstücken, in der Nähe des Hammers, über den Fluß zu springen, der sich hier mit fürchterlicher Gewalt auf die Räder herabstürzte. Eines Tages sagte ein anderer Knabe zu mir: „Was du da thust, ist nicht so schwer!“ — „Mach' es nach!“ antwortete ich. Er that es, machte einige Säze, stürzte in die schäumende Flut und verschwand. Zum Nachdenken hatte ich keine Zeit: ich stürze mich ihm nach, halte mich an eine Felszacke fest, das vom Wasser fortgerissene Kind treibt auf mich zu, und wird durch mich aufgehalten — zwey Schritte von den Rädern entfernt! — allein meine Kräfte verließen mich, und wir wären verloren gewesen ohne die schnell geleistete Hülfe. Meine Eltern eilten herbey und schlossen mich in ihre Arme, mein Herz klopfte laut bey ihren Liebkosungen — den folgenden Tag erschien mir alles, was ich vernahm, wie neu; ich verstand, was ich noch gestern nur gelernt hatte, ich war der Bewundrung fähig, das Gute rührte, das Große entflammte mich, der Verstand meines Vaters sezte mich in Erstaunen, als habe ich ihn noch nie bemerkt — ich weiß nicht, welcher Schleier in dem Innern meiner Seele zerrissen worden war. Meiner Mutter Zärtlichkeit ward mir jezt verständlich — ich glich einem jungen Baum, der lange in seiner Entwicklung zurück blieb, bis er plötzlich Zweige treibt und sein Blätterreichthum Bewundrung erregt. Seine Wurzel hatte endlich die Erdschichte gefunden, welche ihr zusagte; mir war eben das geschehen, ich hatte mein Leben einem Andern geweiht.

Von diesem Zeitpunkt lag die Kindheit hinter mir. Mein Vater, durch meine Fortschritte ermuthigt, eröffnete mir nun die Bahnen, wohin nur die Einbildungskraft zu geleiten vermag. Er ließ mich die Empfindung auf die Thatsache anwenden, und dadurch bildete er mir Herz und Verstand — zu wissen und zu fühlen, darin, sagte er oft, besteht die ganze Erziehung.

Die Geseze in ihrem weitesten Umfang waren meine Aufgabe, sie wurden für die Menschen, für die Sitten aller Jahrhunderte gemacht, sie enthalten kein Geheimniß für den, der sie erforschen, keinen Widerspruch für den, der sie verstehen kann. Mein Vater war der allerliebenswürdigste Mensch, sein Verstand fügte sich in Alles, er hatte dessen nie mehr wie nothwendig war, und er wußte vortrefflich dem Verstand die erheiternde Seite abzugewinnen, der Gegensatz falscher Ideen mit der gesunden Vernunft ist fast immer komisch, und mein Vater lehrte mich Alles, was der Wahrheit ermangelte, lächerlich zu finden. Gewiß war dieses das beste Mittel, mich dessen Schädlichkeit zu entziehen. Bey den meisten Grundsäzen, bey der gesundesten Vernunft ist es ein großes Unglück, wenn man die Leidenschaft über die Dinge im Leben urtheilen läßt; man kann das Böse nicht kräftig hassen, ohne das Gute anzubeten, und sind diese heftigen Empfindungen dem Menschenherzen angemessen? Ach sie lassen

es leer und zerstört wie Trümmer, und dieser Moment erhöhteren Daseyns führt zum Tod.

Damals dachte ich nicht so. Die Welt lag vor mir, ein grenzenloses Meer! ich träumte Ruhm, Bewunderung, Glück — allein nicht außerhalb des Berufs, der mir angewiesen war. Ein edler Beruf! Den Unterdrückten zu vertreten, das Verbrechen zu entfernen, den Triumph der Unschuld zu sichern — die Bilder meiner Bilder, meiner Träume, die bisher so schwankend gewesen waren, malten mir nun lauter Gelegenheiten, wo ich mit Auszeichnung auftreten konnte; ich ersann Unglücksfälle, Verbrechen um des Ruhms, der Freude willen, sie zu bekämpfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 8. Nov.

Folgende interessante Notizen über das, bekanntlich seit 1811 Rußland inkorporirte Neufinnland, so wie über das nördlicher gelegne schwedische Lappland, die uns manche instruktive Belehrungen über die Statistik, Boden, Natur-Anlagen, Klima und die Sitten der Bewohner zweyer, vom Ausland, theils bis jezt wenig gekannten, theils von ihm verkannten Provinzen, entlehnen wir der uns so eben zur Mittheilung gewordenen Brieftasche eines gebildeten Russen, der sie im Juni dieses Jahrs in Gesellschaft einiger, ihm an Bildung gleich stehenden Landsleute besuchte. — Wir lassen jezt die eignen Worte seines Reiseberichts sprechen: „Von Uleaborg bis Torneo, eine Strecke von 155 russischen Wersten, ging unser Weg immer über den gebirgigen Theil Finnlands. Wir mußten über eine Menge Flüsse sezen. Bey dem Kemi berührten wir die Grenze des eigentlichen Finnlands, so wie es früher Schweden gehörte. Am 21. Juni trafen wir in Torneo ein, und standen somit an dem äußersten Grenzpunkte des nordeuropäischen Rußlands. Die Stadt, vom gleichnamigen Flusse so benannt, im Jahre 1605 begründet, hat eine romantische, aber etwas niedrige Lage, auf einer Halbinsel, unter Inseln, deren hohe und schöne Ufer einen reizenden Anblick gewähren. Viel verschönert auch diese Lage der hier sehr breite Torneostrom, der auf eine große Entfernung hinaus die einzige Grenze zwischen Schweden und Rußland macht. Das rechte Ufer ist schwedisches, das linke russisches Gebiet. Die umliegende Gegend Torneos, eine auf bedeutende Strecke sehr offene Landschaft, hat ihre mannichfaltigen Reize. Hart am linken Ufer sieht man von Torneo das schwedische Dorf Haparand, das eine niedliche Kirche und mehrere öffentliche Gebäude hat. Torneo ist klein, hat nur 623 Bewohner beyden Geschlechtes, Schweden und Finnen, unter ihnen nur einen einzigen russischen Kaufmann, dabey krumme Straßen, alte hölzerne niedrige Häuser, doch unter ihnen mehrere von zwey Etagen. Die Kälte im Winter ist oft 30 bis 35 und mehrere Grade Reaum., daher werden die Zimmer, um sie warm zu erhalten, gewöhnlich zwey, oft auch drey Mal des Tages geheizt. Empfindlicher aber als die Kälte sind die häufigen Stürme und Schneegestöber, die nicht selten mehrere Tage ununterbrochen fortwähren, und mit dem Schnee des bothnischen Meerbusens Alles bedecken. Mit Recht kann man daher sagen, daß die hiesigen Bewohner ihren Winter mit der Schaufel in der Hand verbringen müssen, um sich immer von Neuem aus dem sie und ihr Hauswesen verscharrenden Schnee herauszugraben. In der lezten Hälfte des Juni sieht man hier die Sonnenstrahlen ununterbrochen; denn die Sonne sinkt nur wenig unter den Horizont herab, und gewährt dann den Anblick, den sie auch in unsern Gegenden gewährt, wenn sie eben im Untergehen begriffen ist. Wer ihren Anblick auf den nahgelegnen Gebirgen hat, dem geht die Sonne in dieser Epoche gar nicht unter, wie dieß weiter nördlich noch sicherer der Fall ist. Der Anblick der hier häufigen Nordlichter ist prachtvoll. — Die Preise der Lebensmittel sind in Torneo ziemlich von den unsrigen verschieden; so kostet ein Pfund Butter bis fünf und einen halben Rubel, eine Tonne Salz zwölf Rubel, ein Pfund Rindfleisch zehn Kopeken, ein Faden Birkenholz drey und einen halben Rubel, ein frischer großer Lachs bis vier Rubel, sonst auch wohlfeiler, je nachdem der Fang ist, ein Haselhuhn zehn bis zwölf Kop., ein Auerhahn sechzig Kop., eine Tonne Roggen bis siebzehn, eine Tonne Gerste bis dreyzehn Rubel. — Die Pferde werden hier fast nur mit Heu erhalten, da man keinen Hafer säet. Roggen wird nur wenig gebaut, weil man den Anbau der Gerste für vortheilhafter findet. Der gemeine Mann, besonders der auf dem Lande, ißt nur Gerstenbrod, das täglich frisch gebacken wird, und zwar ungesäuert. In Torneo selbst aber findet man, wie bey uns, Roggen- und Weizenbrod. Zahmes Hausgeflügel, das hier sehr theuer ist, halten nur Herrschaften, ein Huhn kostet zuweilen zwey Rubel, und oft mehr. Der Mangel des Hausgeflügels wird durch einen Ueberfluß an Wildprett reichlich ersezt. Gemüse ist gleichfalls wenig vorhanden, man hat nur Kartoffeln, Kohl in sehr kleinen Köpfen, und Erbsen nur in den Gärten. Statt unsrer gewöhnlichen Gartenfrüchte: Aepfel, Kirschen, Pflaumen und Stachelbeeren, gibt es hier Himbeeren, schwarze und rothe Johannisbeeren und in großer Menge eine eigne Art Beeren (rubus arcticus), welche die Finnen Mamurami nennen, von gewürzhaftem Geschmack, und einigermaßen unsern Himbeeren gleich.

Da gerade um diese Zeit unsers hiesigen Aufenthalts die Sonne, wie oben erwähnt, am nördlichen Horizont nicht untergeht, und man diese von uns nie gesehene majestätische Naturscene am besten von dem 72 Werste von Torneo, auf russischem Gebiete entlegnen Berge Awasax übersieht, so machten wir uns, von der Neugier fortgerissen, am 23. Juni frühmorgens dahin auf den Weg. Da von Torneo aus dahin längs der russischen Grenze noch kein gerader Weg existirt, so sezten wir in einem Boot an's schwedische Ufer nach Haparand über, von hier fuhren wir immer längs dem Strome nördlich hinauf. Beyde Ufer, vorzüglich das russische, sind sehr angebaut, der Anblick der niedlichen Bauerhäuser, der mit Fleiß bearbeiteten Felder, die sich längs dem ganzen Wege in immer neuen buntfarbigen Gestalten unsern Augen präsentirten, stellte ein erfreuliches reizendes Naturgemälde dar. Links und grade aus schimmerte uns in bläulicher Ferne eine hohe Bergkette entgegen, die sich immer deutlicher gestaltete, je näher wir ihr kamen. Stellweise sind diese Berge mit Gesträuch bewachsen, stellweise völlig kahl, stellweise endlich mit zerstörten Steinmassen und Schlünden bedeckt, die in ihren mannichfaltigen Zerstörungsformen der Phantasie reichen Nahrungsstoff darbieten. Ueberall, wo wir hinkamen, trafen wir die junge Vegetation in ihrer üppigsten Kraft. Die grünenden Felder und Berge, der sorgfältige Anbau der ganzen Provinz, der anscheinende Wohlstand ihrer Bewohner deuteten uns nicht an, daß wir nahe dem Pole, in einer Gegend wären, die für den größten Theil des Jahrs eine unzugängliche, der Tageshelle beraubte Schneewüste ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 303.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 20. Dezember 1825.

Das größte Glück im Leben
Und der reichste Gewinn
Ist ein guter leichter Sinn!

Goethe.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Die Veränderung, welche in meinem Charakter vorgegangen war, hatte auf meine Neigungen keinen Einfluß gehabt. Wie in meiner Kindheit floh ich die Gesellschaft, ich empfand eine Art Mißfallen, daß keiner der achtungswürdigen Menschen um mich her dem Ideal, das ich mir in meiner Seele entworfen hatte, und von dem doch mein Vater eigentlich das Urbild war, nicht entsprach. Allein mit ihm und meiner Mutter war ich glücklich, sobald aber ein Besuch kam, begab ich mich in mein Zimmer und träumte von der mir selbst geschaffenen, der wirklichen so unähnlichen, Welt.

Meine Mutter hatte Verstand, Sanftheit und eine sehr überlegene Vernunft. Sie hing an ihren gewohnten, vielleicht sogar gewöhnlichen Begriffen, vertheidigte sie aber durch neue pikante Gründe. Durch die lange Gewohnheit, meinen Vater zu lieben und mit ihm zu leben, war sie gleichsam sein Widerschein geworden, doch oft wollten sie dieselbe Sache aus verschiedenen Gründen, wodurch sich ihre Unterhaltung friedlich und doch lebhaft erhielt. Nur über einen einzigen Punkt dachten sie verschieden, und jezt sehe ich leider, daß meine Mutter Recht gehabt hat.

Mein Vater verdankte sein Ansehen und sein Talent größtentheils seiner tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens; er pflegte zu sagen, daß nicht sowohl die Akten als sein Blick in das Innere der streitenden Partheyen seine Meynung bestimmte. Die dazu beytragenden Eigenschaften, Scharfsinn, eindringender Blick, seine Wahrnehmung, hätte er auch in mir zu entwickeln gewünscht; vielleicht hoffte er durch die Einsamkeit, in der wir lebten, den Eindruck, welchen das Schauspiel der Gesellschaft auf mich hervorbringen würde, um so auffallender zu machen — denn in ihr lebend wird man ihre Laster und Lächerlichkeiten gewohnt. — Er wollte mich im Guten befestigen, den Beobachtungsgeist in mir reifen lassen, damit ich, aus diesem Schauspiel Nutzen zu ziehen, fähig seyn könnte.

Mein Vater war in seiner Jugend so glücklich gewesen, in einem berühmten Rechtshandel dem Marschall von Olonne Vermögen und Ehre zu retten. Die Verhältnisse, in welche sie diese Geschäfte gebracht, hatten ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Schicksale, eine, nun dreyßig Jahre dauernde, Freundschaft zwischen ihnen geknüpft; ein ununterbrochner Briefwechsel hielt sie lebendig und das vollkommenste Vertrauen fand zwischen ihnen Statt. Mein Vater rechnete darauf, mich, sobald ich mein zwanzigstes Jahr erreicht haben würde, in dieses Haus zu bringen; dort sollte ich, erwartete er, gute Gesellschaft sehen, und die Geisteseigenschaften erwerben, deren Besitz er mir so sehr wünschte. Meine Mutter widersezte sich diesem Plan: „Laß uns bey unserm Stande bleiben, sagte sie zu meinem Vater, warum willst du Eduard in eine Welt einführen, in der er nicht leben soll, die ihm vielleicht unsere ruhige Häuslichkeit verleidet?“ — „Ein Advokat, bemerkte er, muß unter allen Ständen gelebt haben, er muß

sich mit der Geschliffenheit der Hofleute vertraut machen, um nicht von ihr verblendet zu werden, nur in der großen Welt kann er die Reinheit der Sprache, die Anmuth des Scherzes gewinnen. Nur in der Gesellschaft lernt man die Schicklichkeiten, den Geschmack, die keine Vorschriften haben, und deren Unwissenheit man doch nicht verzeiht." — „Das ist wahr, antwortete meine Mutter, allein ich gestehe, es wäre mir lieber, Eduard lernte von dem allem nichts und blieb glücklich — und das ist man nur im Verband mit seinesgleichen. Milton sagt: „„Zwischen Ungleichen lassen sich keine Bande knüpfen."" — „Deine Citation ist richtig, allein der Dichter spricht von moralischer Gleichheit, und in dieser Hinsicht bin ich deiner Meynung, ich darf es seyn." — „Wohl, sagte meine Mutter, allein der Marschall macht eine Ausnahme. Laß uns die bürgerlichen Konvenienzen in Ehren halten, ein jeder schätze seinen Rang; behaupten wir denn nicht auch den unsern? man fühlt sich nie behaglich, wenn man ihn verläßt." — Solche Unterredungen fielen oft vor; eine innere Unruhe, ein Verlangen nach etwas Neuem ließ mich auf meines Vaters Seite treten, ich wünschte sehnlich, zwanzig Jahr alt zu seyn, um nach Paris zu gehen, um in des Marschalls Haus aufgenommen zu werden.

Zwey Jahre mußten noch bis dahin verfließen; ernste Studien füllten sie aus, meine trocknen Beschäftigungen hätten meinem Geist Stätigkeit geben sollen, allein ich blieb, wie die Natur mich gemacht hatte, und wie ich wohl bis zum Grabe bleiben werde.

Im zwanzigsten Jahr erwartete ich ein großes Glück, und die Vorsehung schickte mir das größte Leid. Meine Mutter starb. Wie wir so eben nach Paris abreisen wollten, ward sie krank und nach sechs Monaten legte sie eine Auszehrung in's Grab. Sie starb in meinen Armen, sie segnete, sie tröstete mich. Gott erbarmte sich ihrer: er entzog sie dem Anblick meines Unglücks, er ersparte mir, ihr Herz zu zerreißen; sie sah mich nicht in die Schlinge gerathen, die ihre Vernunft vorausgesehen hatte. — Ach, kann ich denn sagen, daß ich um meinen verlornen Frieden klage? möchte ich denn so ruhig leben, wie meine Mutter es mir wünschte? Nein, nein! glücklich kann ich nicht mehr seyn; aber der Schmerz, der an meiner Seele nagt, ist mir theurer als die gemeinen Freuden der Welt, sie werden der Stolz meines lezten Tages, wie der Zauberreiz meiner Jugend seyn — drey und zwanzig Jahr alt, bleibt mir nichts wie die Erinnerung — doch was liegt daran! Mein Leben ist dahin, ich verlange von der Zukunft nichts mehr.

In dem ersten Sturm seines Schmerzes entsagte mein Vater der Reise nach Paris. Wir gingen nach Forez, in der Hoffnung, uns zu zerstreuen, allein jeder Gegenstand rief uns die Verlorne zurück. Ich befand mich mit meinem Vater beständig allein, und weiß nicht, welche Trockenheit in unsre Unterhaltung sich einschlich; meiner Mutter war es immer gelungen, zwischen des Vaters Bestimmtheit und meiner Träumerey jeden Anstoß zu vermeiden, nun sie fehlte, fühlten wir Beyde zum Erstenmal, daß wir zwey getrennte Wesen waren, daß es uns oft an Uebereinstimmung gebrach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben aus einer Geschichte des Feldzugs des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

IV.

Maurokordato.

Am 28sten Mai traf Voutier bey Maurokordato ein und wurde sogleich als Oberstlieutenant und zwar beym Generalstaabe angestellt *). Ueberdieß mehrte sich die schon ohnehin zahlreiche Umgebung Maurokordato's von Tage zu Tage. So kamen zu Missolunghi zwey junge Griechen, die so eben die Universität Göttingen verlassen hatten, an, und wurden sogleich als Sekretäre von Maurokordato angestellt. Auch befanden sich mehrere griechische Prälaten in seiner Suite.

Graf Normann machte Vorstellungen, wie, daß eine solche Masse durchaus überflüssiger Menschen im Haupt-

*) Voutier kam zu der Zeit nach Griechenland, da Ypsilanti noch am Ruder war. Von diesem wurde er sogleich zum Kapitän oder Major ernannt, als welcher er unter den Befehlen Raybaud's stand, der, obgleich nur französischer Lieutenant, bey seiner Ankunft in Griechenland von Ypsilanti sogleich zum Oberstlieutenant und Kommandant der Artillerie von Thessalien gemacht worden war. In Frankreich waren beyde gleichen Ranges gewesen, und es entstanden, da jezt einer dem anderen war vorgezogen worden, allerley Mißhelligkeiten zwischen ihnen. Voutier war noch dazu älter als Raybaud, und ihm an Geist und Erfahrung überlegen. Als, beym Auftreten der Regierung und Maurokordato's, Ypsilanti's Ansehen gänzlich schwand, trennten sich von dem lezteren mehrere Offiziere und gingen zur Regierung über. Unter diesen war Raybaud. Voutier dagegen wußte sich so geschickt zwischen den Partheyen zu halten, daß er als Kommandant Athens und der Belagerung der Akropolis von der Regierung anerkannt und bestätiat wurde. Selbst als er hier das Unglück hatte, eine Bombe werfen zu lassen, welche in die Stadt fiel und mehrere Griechen tödtete, wußte er sich wiederum gegen die Regierung, bey welcher er deßhalb angeklagt worden war, so geschickt zu benehmen, daß er nicht nur nicht bestraft, sondern, wie gesagt, von Maurokordato zum Oberstlieutenant beym Generalstaabe der Armee von Westgriechenland avancirt wurde. Raybaud, obgleich auch Oberstlieutenant, war zugleich Adjutant-Major bey den Philhellenen, und als solcher schon nicht im Stande, seinen Einfluß bey Maurokordato gehörig zu kultiviren. Außerdem war ja auch Voutier ein älterer, gebildeterer Mann, von mehr Geist und Erfahrung, und so war es kein Wunder, daß er bald fast Alles über Maurokordato vermochte.

quartier am Ende hinderlich werden müßte. Auch gab er Maurokordato darüber seine Verwunderung zu erkennen, daß so viele und schnelle Beförderungen einträten, ohne daß die Beförderten durch Kriegsthaten oder ungewöhnliche Thätigkeit und patriotisches Benehmen bey Verwaltung der innern Angelegenheiten sich ausgezeichnet oder auch nur sich auszuzeichnen Gelegenheit gehabt hätten. So höre jede Beförderung auf, als Lohn und Sporn der Tapferkeit und Tüchtigkeit angesehen zu werden und gebraucht werden zu können. Ueberdieß sey zu bedenken, wie die häufige Beförderung zu hohen Chargen mit dem herrschenden Geldmangel im Widerspruch stände, da man nicht einmal den rückständigen Sold herbeyzuschaffen im Stande sey. Für die Geschäfte im Feldzuge reichten zwey Adjutanten vollkommen hin. Für die außerordentlichen Geschäfte sowohl als zum Planentwerfen und Terrainaufnehmen sey die Ueberzahl von General-Staabs-Offizieren noch durch Herrn Voutier vermehrt worden. Schon die vorhandenen würden nicht hinreichende Beschäftigung finden, was jedem braven Offizier, besonders im Felde, äußerst unangenehm seyn müsse. Es wäre daher gerathen, den Generalstaab zu verkleinern, oder doch, wenn man das nicht wolle, fortan als geschlossen zu betrachten.

So hatte sich Graf Normann, wie ich es aus seinem eignen Munde weiß, gegen den Oberfeldherrn und Präsidenten der griechischen Regierung geäußert. Aber obwohl diese Aeußerungen ganz in dem Interesse eines ordentlichen Feldzugs und der griechischen Sache überhaupt gethan worden, so mißfielen sie doch, wie es schien, dem Oberfeldherrn selbst, der sich als solcher zurechtweisen zu lassen, nicht Lust haben mochte, noch mehr aber denjenigen aus dessen Umgebung, deren persönliches Interesse, wenn Normanns Vorstellungen Eingang fanden, benachtheiligt worden wäre. Es ist gewiß, daß von dieser Zeit an Normann weniger von Maurokordato gehört wurde, und daß lezterer im Gegentheil sein ungetheilteres Vertrauen dem Oberst Voutier, wie überhaupt vor Allen den Franzosen schenkte. Die Philhellenen im Staabe, im Regiment und Bataillon fühlten dieß gar bald, am meisten aber die Deutschen, welche, wie sich im Verfolg dieser Erzählung noch deutlicher ergeben wird, sichtbarlich vernachlässigt wurden. Wie weit dieß ging, erhellt daraus, daß Normann, als man in ihn drang, sich doch einer so ungerechten Zurücksetzung der Deutschen entgegenzustellen, antwortete: „Kinder, ich bin selbst ein Deutscher und in demselben Fall wie ihr; meine Vorstellungen fruchten nichts. Laßt uns in Tagen der Schlacht beweisen, daß wir mehr werth sind als elende Schmarotzer!" —

Es kann nicht geläugnet werden, daß Franzosen mehr Neigung und Geschick besitzen, sich durch ein einschmeichelndes Betragen in Gunst zu setzen und zu erhalten, und überhaupt jeden Werth, der ihnen eigen ist, mehr geltend zu machen, als die Deutschen verstehen und mögen. Da inzwischen aus dem französischen Uebergewicht bey Maurokordato manche Unannehmlichkeit für die deutschen Philhellenen, manch Mißgeschick für alle hervorgegangen ist, so scheint es mir nicht unwichtig, Einiges anzudeuten, woraus sich Maurokordato's Vorliebe für die Franzosen, so wie auch eine gewisse Entfernung von Normann erklären dürfte, ohne daß man jenem daraus einen Vorwurf zu machen nöthig hätte.

Was nun zuerst Maurokordato's Vorliebe für die Franzosen betrifft, so kam ihr sehr sein mehrjähriger Aufenthalt in Paris und sein Leben in den dortigen Cirkeln zu Hülfe, weil ihm dadurch französische Art und Weise in Denken und Handeln zur andern Natur geworden war. Er konnte sich daher nur in französischer Umgebung heimisch und wohl fühlen. Hiezu kommt noch, daß gleich, als er sich beym Ausbruch der Revolution in Marseille einschiffte, mehrere französische Offiziere zu ihm stießen, die mit ihm in Griechenland an's Land stiegen. Dort gleich in ein Partheytreiben gestellt, bedurfte er bey seinem Bestreben, die innern und kriegerischen Angelegenheiten seines zerrissenen Vaterlandes einigermaßen zu ordnen, beständigen Rathes. Denn wiewohl er in Griechenland als ausgezeichneter Diplomat galt, so glaub' ich doch an seiner Vortrefflichkeit und Sicherheit in diesem Fach, noch mehr aber im Kriegswesen zweifeln zu dürfen. Wie hätte er auch bey seinen Vorbereitungen zu einem künftigen Dragoman, die in Sprachstudien bestanden *), wie bey seinem eigentlichen Studium der Arzneywissenschaft, bey seinem Leben in Pariser Cirkeln Gelegenheit gehabt, sich für Kriegswesen und Politik so auszubilden, daß er darin selbstständig hätte handeln können? Ja sein Charakter selbst, der nach der Aussage Aller, die ihn näher kannten, auch nach Normanns Urtheil, selbst nach dem Benehmen, welches er noch in dem bevorstehenden Feldzug zeigen wird, gut aber schwach war, nöthigte ihn, sich Anderen hinzugeben. War es nun ein Wunder, daß er sich an Franzosen wandte, zu denen er sich hingezogen fühlte und die nicht unterlassen haben werden, ihm in Erinnerung zu halten, wie die Franzosen in Kriegs- und Staatskunst die erste Nation Europa's seyen? Auch täuschte er sich in dieser Ansicht nicht, da die lezten drey Decennien ihm die sie bestätigenden Erfahrungen an die Hand gaben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Zu diesem Zweck war Maurokordato allerdings von seinem Vater, der Dragoman bey der hohen Pforte war, nach Paris geschickt worden. Er hatte sich wirklich bedeutende Sprachkenntniß erworben. Er soll französisch, italienisch, türkisch, arabisch, ja sogar ein Wenig deutsch verstanden haben. Dieser Ruhm ist aber nicht so bedeutend, als man ihn gemacht hat, wenn man bedenkt, daß alle Griechen ungemeines Sprachtalent besitzen.

Die Erscheinung.

Am Geburtstage des fernen Liebchens.

Entlaubt ist Baum und Rebe,
Die Luft ist feucht und kalt;
O, holder Lenz, belebe
Mir wieder Thal und Wald.

Wo unter Blütenbäumen
Die Myrtenlaube glänzt,
Und dich mit schlauem Säumen
Ein braunes Mädchen kränzt;

Da hör mein freundlich Flehen,
Und weile länger nicht,
Daß Blüten mich umwehen
Im warmem Sonnenlicht!

Doch soll in kalten Mauern,
Bey düsterm Nebelgraun,
Ich länger einsam trauern
Und sehnend nach dir schaun;

So laß der Zauber einen,
Womit du Erd' und Luft
In Wonnen hüllst, erscheinen,
Umweht von Blütenduft.

Hab Dank, du holder Knabe! —
Das liebste Kind, so nah! —
Und um Sie Liebesgabe! —
Der Frühling ist mir da!

E. G. G. . ff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 8. Nov.

(Fortsetzung.)

Am Abende gelangten wir zu der vor dem Berge Awasar liegenden Poststation. Das Wetter drohte mit Regen, der Himmel ringsum ganz bezogen — und so unsre Hoffnungen — der einzige Zweck unsrer Fahrt, die mitternächtliche Sonne zu schauen, vereitelt. Schon bereiteten wir uns, nach einer so höchst beschwerlichen Tagesreise sehr ermüdet, völlig hoffnungslos zur Ruhe, als man uns anzukündigen kam, der westliche Himmel kläre sich ganz auf, und bald werde sich das Tagsgestirn zeigen. Wir eilten nun ungesäumt zum Strom, um noch einmal über ihn zu setzen, da der Berg Awasar auf dem entgegengesezten russischen Ufer liegt. An der Ueberfahrt standen eine Menge Böte, welche zahlreiche Gesellschaft einnehmen sollten, die den gleichen Zweck wie wir hatten. Das Aufsteigen war nicht so leicht, zuerst mußten wir uns durch dichtes Gesträuch, darauf durch ungeheure Steinhaufen winden. Höchst ermüdet gelangten wir wenige Minuten vor Mitternacht auf den Gipfel. Ein unvergleichlich schönes Schauspiel wartete unser. Die unterdessen völlig wolkenleer gewordene Sonne erhellte, noch sehr hoch am Horizonte, auf's Klarste die ganze Nordwestgegend, die Spitzen der Berge waren vergoldet, und die Goldstreifen umfaßten sämmtliche Bergrücken. Der Strom und die in den nahen Thalgründen rauschenden Seen reflektirten die Strahlen; die entgegengesezte Südostseite von einem dichten Wolkenschleyer umhüllt, schien in tiefer Dunkelheit zu schlummern. Das herrliche Naturschauspiel, verbunden mit diesem Kontrast, sezte uns in ein zuvor nie empfundenes, und darum nicht zu beschreibendes Erstaunen. Aber nicht lange gönnte uns die Sonne ihren nächtlichen Anblick, sie verbarg sich bald nach Mitternacht wieder unter Wolken, und ging uns erst am Morgen als Tagesgestirn auf. Wir verweilten einige Stunden auf dem Awasar, sie dem Anblick der uns umgebenden schönen Natur webend. Die Morgenkälte war sehr empfindlich, und um uns zu erwärmen, wurde ein großes Feuer angemacht, um das sich eine zahlreiche Gesellschaft sammelte, die aus mehrern reisenden Damen, dem Landshöfding *) der angrenzenden schwedischen Provinz, Herrn Orwall mit seiner Familie, einer Zahl Studenten aus Upsala, welche jezt, nachdem sie eine Fußreise durch Deutschland und das südliche Frankreich gemacht hatten, sich zu einer gleichen Wanderung durch Lappland rüsteten, aus russischen Beamten und mehrern andern bestand. Der Berg Awasar hart am Torneo liegend, hat eine perpendikuläre Höhe von 582 Fuß. Auf ihm machte der berühmte französische Astronom Maupertuis seine Beobachtungen, und fand durch seine Gradmessung die Idee des großen Newton bestätigt, daß die Erdkugel an den beyden Polen eingedrückt sey. Jeder durch diese Orte Reisende unterläßt nicht, ihn zu besuchen, daher ist auch jeder Stein seines Gipfels mit den Namen der hier Gewesenen bekritelt, von ihnen gehören freylich die wenigsten Russen. Am 24. Juni, am Johannistage, waren wir wiederum in Torneo. Auch hier hat sich, wie in vielen andern Gegenden Rußlands, bey der Feyer dieses Tages eine Sitte aus dem Heidenthume erhalten: es werden auf allen Hügeln große Feuer angezündet, um welche herum frohe Menschenschaaren singend tanzen. — Ehe wir Torneo verließen, konnten wir nicht umhin, den prachtvollen Anblick der mitternächtlichen Sonne noch einmal vom Thurme der Stadtkirche zu schauen. Wir erstiegen ihn um eilf Uhr, der Himmel war völlig klar und wolkenleer, die Himmelskugel rollte in ihrer ganzen Majestät am Firmamente vorwärts, wir hatten das schönste Panorama vor uns. Der Torneo, die vielen von ihm gebildeten Arme und Inseln, die ganze Stadt, eine Menge, die Ufer des Stromes begrenzender Dörfer lag zu unsern Füßen. Von der einen Seite umschlossen den Horizont aus fernem Nebel aufragende Bergketten, von der andern der bothnische Golf. Auf immer wird die Erinnerung an diesen Abend meinem Gedächtnisse eingeprägt bleiben — eine solche Zaubergewalt äußern Naturschönheiten, selbst wilde, auf unser Gemüth.

Ueber den Charakter, die Sitten und Lebensweise der Nordfinnen und der durch den häufigen Handelsverkehr mit ihnen sehr bekannt gewordenen Lappen, gibt uns jener Reisende, theils selbst beobachtete, theils an der Quelle genau erforschte Aufschlüsse. Die um Torneo und Uleaborg lebenden Finnen sind wohlhabend, gesittet, und auf ihr gutes Recht sich stützend, ohne Komplimente. Der Grund und Boden, auf dem sie leben, gehört ihnen erb- und eigenthümlich. In dieser Rücksicht haben sie einen großen Vorsprung vor den Urbewohnern der drey übrigen Ostsee-Provinzen, die, nach der ihnen nun gewordenen neuen Verfassung nur freye Pächter, nicht Erbbesitzer des von ihnen angesiedelten Bodens sind. Ihr Handel, vorzüglich mit Theer, Holz, Butter und gesalzenem Lachs, ist die vorzüglichste Quelle ihrer Wohlhabenheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Civilgouverneur.

Beylage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Dezember 1825.

O warum
Hören sie fremden Rath, und folgen Andrer Verführung
Mehr als eigner Vernunft! So sind die Menschen nun einmal.
Waren immer so, und werden immer so bleiben.

L. Carus.

Proben aus einer Geschichte des Feldzuges des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

Dem hierauf zu machenden Einwande, daß dem Oberfeldherrn dennoch unter den anwesenden Philhellenen der General Normann als der erfahrenste Krieger hätte erscheinen müssen, und daß jener diesem eben deßhalb in allen Feldzugsangelegenheiten das höchste Vertrauen hätte schenken sollen, — diesem Einwande begegnet die Berücksichtigung folgender Umstände und Verhältnisse.

Gerade der ganz entschiedene Kriegsruhm Normanns wäre leicht vermögend gewesen, des Oberfeldherrn Bedeutung im Lager und Kriege selbst herabzusetzen. Wenn wir nun auch nicht behaupten wollen, daß persönliche oder auch nur Nationaleitelkeit Maurokordato bewogen hätte, es nicht dahin kommen zu lassen, und sich darum lieber mit seinem Generalstaab dem Grafen Normann gegenüberzustellen, als zu vertrauen, so gewannen diese Rücksichten vielleicht doch Bedeutung in der wohl nicht ganz ungegründeten Meynung, daß die griechischen Kapitani's, wenn sie sähen, daß ein Fremder an der Spitze stehe, sich noch unwilliger und unzuverlässiger beweisen würden. Auch glaube ich in der Meynung nicht zu irren, daß ein gewisses Mißtrauen, welches früher in Maurokordato gegen Normann erregt worden war, wieder erwachen mochte, wenn dieser hie und da entschieden auftrat. Man weiß ja nämlich, daß, als Maurokordato nach Griechenland kam und an die Spitze der griechischen Regierung gestellt wurde, Demetrius Ypsilanti des Strebens nach Alleinherrschaft angeklagt wurde. Es kommt hiebey nicht darauf an, mit welchem Recht und Grunde *); auch der ungegründetste Angriff auf die politische Ehre eines Mannes läßt eben so einen unauslöschlichen Makel zurück, wie die ungegründetste Verläumdung der Tugend eines Weibes. Was uns aber hiebey zunächst interessirt, ist, daß zu derselben Zeit ein gewisser Herr Hauptmann D — r in Korinth war, sich an

*) Inzwischen muß ich an dem Grund dieser Beschuldigung zweifeln. Ypsilanti kam mit bedeutendem Vermögen nach Morea, und wurde damals eben seines Vermögens wegen, wie eben deßhalb später Maurokordato, auf Händen getragen und vergöttert. Damals hätte er, wenn es in seinem Sinn gelegen hätte, seine Herrscherplane ausführen können. Er that es nicht; ja er behielt nicht einmal so viel seines bedeutenden Vermögens für sich, als er bedurft hätte, um eine Parthey wenigstens um sich versammelt zu erhalten. Vielmehr gab er Alles hin, wo es das allgemeine Interesse der griechischen Sache zu erfordern schien. Durch dieß uneigennützige Verfahren, wobey er selbst immer kärglich gelebt hatte, kam er dahin, daß er endlich seine Kleider verkaufen mußte, um nicht verhungern zu müssen. Denn die Regierung ließ ihn allen Mangel leiden. Dagegen verließen ihn Freunde, die ihm aus Europa gefolgt waren, in seinem bittersten Elende nicht; mir ein Beweis, daß sein persönlicher Charakter achtungswerth ist. Diese Notizen rühren von Herrn Demangeot aus Iferten in der Schweiz her, welcher einst in der Moldau Ypsilanti's Hofmeister gewesen war, und seinen Zögling aufsuchte, als derselbe für die Befreyung seines Vaterlandes sich erhoben hatte.

Maurokordato machte, viel mit ihm in Geheim verkehrte, und unter andern auch die Meynung in Umlauf zu setzen bemüht war, Normann stecke mit Ypsilanti im Komplott gegen die Regierung. Zwar hat Normann durch sein stets gleiches, offenes, redliches Betragen die Nichtigkeit der D—rschen Verläumdungen erwiesen, zwar waren alle in Korinth anwesenden Philhellenen von ihrer Nichtigkeit überzeugt, und selbst die griechische Regierung zeigte dem Grafen Normann ihr Vertrauen, allein dessen ungeachtet ist es im Allgemeinen, noch mehr aber nach dem griechischen, zum Mißtrauen geneigten Charakter höchst wahrscheinlich, daß Maurokordato manchmal gegen ihn auf seiner Hut seyn zu müssen wähnte. Daher die Entfernung*) und unverdiente Vernachlässigung Normanns und der Deutschen; denn natürlich, je mehr die Deutschen galten, desto mehr mußte Normann gelten und umgekehrt. Das war aber, nach allem bisher Gesagten, entweder gegen das Interesse der Franzosen, denen es besonders seit Voutier's Anwesenheit leicht wurde, sich bey Maurokordato festzusetzen, oder gegen Maurokordato's Wünsche, oder, was mir das Wahrscheinlichste ist, gegen Beydes zugleich. — Dieß die wenigen Andeutungen zu Erklärung einer in ihren Folgen immer bedeutender werdenden Thatsache.

V.

Auf dem Marsch nach Komboti.

Nachmittags (den 19ten Juni) brachen wir auf, zogen uns an der rechten Seite des See's (Ozeros) in ein dichtes Gehölz, durch welches ein angenehmer Weg nach einer, von Bergen eingeschlossenen, ziemlich großen Haide führte. Ein einziges Haus stand darauf, und dicht bey demselben befand sich ein tiefer Brunnen. Links an einem Bergabhange lag ein kleines Dorf, vor uns aber in der Mitte des Thalweges erhob sich ein nicht allzuhoher Berg, von dessen Kuppe eine griechische Kapelle auf uns niedersah. Hinter diesem Berge liegt der Golf von Arta, und die Truppen zogen sich, um an den Golf zu gelangen, links in eine Schlucht, welche um den Berg herumläuft. Der Quartiermeister aber, ich und mehrere andere schlugen einen Fußweg nach der, auf dem Berge stehenden, Kapelle ein. Das Hinansteigen wurde um so beschwerlicher, je näher wir dem Gipfel kamen. Der Weg war ganz mit Felsenbrocken bedeckt, die sich leicht, wenn man sie betrat, losrissen und den Nachfolgenden entgegen rollten. Endlich erreichten wir den Gipfel, als die Sonne am Abendhimmel sich eben in's Meer tauchte. Dicht vor und unter uns lag der große Golf von Arta, an dessen rechtem Ufer zwischen herrlichen Gefilden die Straße nach Arta und Janina hinlief. Ueber der ganzen, weiten Gegend schwebte ein goldschimmernder Schleyer. Als die Sonne schon so weit hinunter war, daß nur noch einzelne Strahlen an dem Rande des unermeßlichen Wasserspiegels hervor und drüber hin zuckten, endlich aber die ruhige Glut des Abendrothes am Himmel über und unter uns schwamm, wandten wir unsere ganze Aufmerksamkeit dem Orte zu, auf welchem wir uns befanden. Da nahmen wir denn an der rechten Seite des Berges eine kolossale Mauer wahr. Sie bestand aus ordentlichen Felsenstücken, welche im Durchmesser acht Schuh breit, in länglichte Vierecke gehauen und so gut gearbeitet und aufeinander gefügt waren, daß es an vielen Stellen noch jetzt schwer fiel, die Fugen zu erkennen. Nur die obersten Steinblöcke waren theils verschoben, theils wirklich hinuntergestürzt worden, und es lagen mehrere umher; allein es waren deren so wenige, daß es schien, als habe sich an dieser gewaltigen Mauer die Zerstörungswuth gebrochen. Am Abhange des Berges befand sich in der Mauer eine kleine Oeffnung, durch welche kaum ein Mann schlüpfen konnte; noch konnte man die Löcher deutlich wahrnehmen, wo die Angeln einer Thüre gewesen waren. Die Felsblöcke an diesem Theil der Mauer übertrafen die an der höchsten Höhe noch an Größe. Die ganze, fast überall noch wohl erhaltene, Mauer zog sich durch dichtes, wild durcheinander gewachsenes Gestrüpp, in einer geraden Linie bis zum Golf hinab, an welchem sie aber zerstört war, wie die am Ufer durcheinander gestürzten Blöcke zeigten. Gleichwohl war aus Allem noch deutlich zu ersehen, daß hier ein bedeutender Hafen einst gewesen seyn mußte. Noch erblickte man an den einzelnen Felsblöcken Treppenstufen, die zusammenpaßten, und aus dem Golf ragte ein Stück Quermauer hervor, welche in's Wasser hinausging und mit der vom Berge kommenden Mauer einen rechten Winkel gebildet zu haben schien. Wir kletterten an dieser Mauer hinunter bis an den Golf, wo unser Bataillon und das Regiment schon im Lager standen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eduard.

(Fortsetzung.)

Im November reisten wir nach Paris ab. Wir wohnten bey einem Bruder meiner Mutter, einem reichen Generalpächter, Herrn von Herbelot; er hatte ein prächtiges Haus in der Chaussee d'Antin, empfing uns vortrefflich, gab uns große Diners, führte mich in's Schauspiel, auf den Ball, überall hin, wo etwas zu sehen war; ich wünschte aber den Marschall von Olonne kennen zu lernen, und dieser blieb noch vierzehn Tage lang in Fontainebleau. Mein Oheim zog mich von Fest zu Fest, ich war Paris schon satt, als mein Vater ein Billet vom Marschall erhielt, das

*) Ich werde später melden, wie Normann zuletzt nicht mehr im Hauptquartier verbleiben mochte.

ihm seine Ankunft in Paris meldete und uns Beyde auf den folgenden Tag zur Tafel lud. „Bringen Sie mir unsern Eduard," schrieb er — und wie rührte mich dieser Ausdruck!

Ich werde meinen ersten Besuch in dem Hotel des Marschalls, weil er einen so tiefen Eindruck auf mich machte, etwas weitläufiger erzählen. An Pracht war ich bey Herrn von Herbelot gewöhnt; allein aller Luxus eines reichen Generalpächters verschwand gegen die elegante Einfachheit in des Marschalls Wohnung. Die Vergangenheit diente hier der Gegenwart zur Zierde, Familienbildnisse mit großen, Frankreichs Geschichte angehörenden Namen schmückten die meisten Zimmer, bejahrte Kammerdiener schritten vor uns her, um uns zu melden. Eine unnennbare Ehrfurcht ergriff mich, wie ich dieses große Gebäude betrat, in welchem eine lange Reihe von Geschlechtern dem Reichthum, dem Range mehr Ehre brachten, als von ihnen empfingen — jeder kleine Umstand dieses Besuchs ist mir noch gegenwärtig, späterhin hat sich in meinem Gedächtniß Alles in einer einzigen Erinnerung verwischt!

Bey unserm Eintritt befanden sich nur fünf oder sechs Personen in dem Saal; der Marschall von Olonne an dem Kamin stehend, war im Gespräch begriffen. Er kam meinem Vater entgegen, ergriff seine Hände und sagte: „Mein vortrefflicher Freund, endlich sind Sie da. Sie haben mir Ihren Eduard gebracht. Wissen Sie wohl, junger Mann, daß Sie zu dem Manne kommen, der Ihren Vater am innigsten liebt, am besten seine Tugenden zu schätzen weiß, und ihm ewige Dankbarkeit schuldig ist?" — Ich antwortete, daß man mich frühzeitig mit des Herrn Marschalls Güte bekannt gemacht habe. — „Allein hat man Ihnen gesagt, daß ich, verlören Sie Ihren Vater, seine Stelle bey Ihnen vertreten würde?" — „Ich bedarf dieses Unglück nicht, um dankbar zu seyn," sagte ich, und gab dem Marschall Anlaß, mich sehr unverdient zu loben. Er wußte, daß er meinem Vater damit die größte Freude verursachte. Das Gespräch ward fortgesetzt; ich hörte die Personen, unter denen ich mich befand, nennen; es waren, durch Wissenschaft und Künste ausgezeichnete Männer ein Engländer unter ihnen, ein berühmtes Mitglied der Opposition. Ich erinnere mich noch, daß man von der englischen Kriminal-Justiz und dem Geschwornengericht sprach; mein Vater erklärte sich mit Geist und Klarheit gegen diese Einrichtungen, der Marschall war für sie eingenommen, er stellte das Geschwornengericht als ein ehrwürdiges Denkmal germanischer Sitten dar, und suchte den Erhaltungsgeist der Engländer, ihre Achtung für die Vergangenheit, durch diese Stiftungen ihrer Vorfahren nachzuweisen, die sie fast unverändert beybehalten haben. In unsrer Gerichtsordnung erkannte mein Vater die vervollkommte Arbeit der Civilisation; unsere Magistratur, sagte er, beruht auf der Ehre und der Achtung, den beyden Triebrädern der Monarchie; sie gleicht dem Priesterthum: ihr Beruf ist die Aufrechthaltung der Moral in dem gesellschaftlichen Verein, sie erkennt nur die Kirchendiener über sich, welche eben diesem Beruf im Innern der Gewissen verwalten, und so das Uebel in seiner Quelle bekämpfen. „Mein Vater vertheidigte sogar die Käuflichkeit der Aemter, auf die der Engländer alle seine Angriffe richtete." Die Einrichtung ist sehr bewundrungswürdig, sagte er, der es gelungen ist, das Recht, alle Freuden des Lebens zu opfern, und sich der Tugend, gleich einer Staatseinrichtung zu unterwerfen, theuer verkaufen zu machen. Wir müssen uns nicht selbst verläumden; Gerichtshöfe, die einen Molé, Lamoignon d'Aguesseau besessen haben, brauchen keinen anderen zu beneiden. Wenn das englische Geschwornengericht wegen der Billigkeit seiner Urtheile berühmt ist, so kommt das daher, daß die Volksklasse, aus der es in England besteht, durch ihre Kenntnisse und Redlichkeit besonders ausgezeichnet ist. Die englischen Institutionen beruhen auf Individuen, bey uns aber erhalten die Individuen ihren Ruhm, ihren Werth von den Institutionen. Doch mögen jene Gesetze den Engländern besser zusagen, wie die unsern thun würden. Die Nationen bringen ihre Gesetze hervor, und diese sind dergestalt die Frucht der Sitten, der Genius der Nationen, daß sie vor Allen an ihnen hangen, und ihre Unabhängigkeit, selbst ihren Namen lieber verlieren als ihre Gesetze. Die Unterjochung Englands durch die Normänner kann das beweisen, sie haben dort die Sprache beynahe verdrängt, die Gesetze keinesweges *)."

Diese Gegenstände waren ernst, allein sie erschienen nicht also. Die Leichtigkeit der Unterhaltung besteht nicht in ihrer Frivolität, sondern in der Geistesschärfe, welche alle Gegenstände wie mit Blitzesstrahlen erleuchtet. Indem ich meinem Vater zuhörte, fand ich, daß nichts vi-

---

*) Wenn es einzig auf Zeitvertreib ankäme, hätte der Uebersetzer diesen politischen Auswuchs ohne Zweifel ausscheiden sollen; allein seine Leser sollen auch den Geist, welcher die Verfasserin inspirirte, kennen lernen — bey ihr mußte der Drang, eine politische Ansicht mit in den Kauf zugeben, sehr groß seyn, um einen unglückseligen Liebhaber, ehe er noch vor seiner Herrin zu sprechen Zeit hatte, eine Abhandlung über nationelle Eigenthümlichkeit der Gesetze vortragen zu lassen. Daß das berühmte Oppositionsmitglied, welches dem wackern Advokaten zu dieser freudigen Bewundrung der ehemaligen Institutionen Frankreichs veranlaßte, keine Widerlegung versuchte, beweist die feine Höflichkeit, welche er an des Marschalls Tafel beobachtet hat.

D. Ueb.

kanter sey, als der gesunde Verstand eines geistvollen Mannes.

Ich habe mich lange bey diesem ersten Besuche aufgehalten, um zu zeigen, welchen Platz mein Vater in des Marschalls gesellschaftlichen Cirkeln einnahm. Mußte mir der Ort, wo er also geehrt ward, nicht gefallen? Ich erinnerte mich der Worte, welche meine Mutter gesprochen hatte: „Seinen Stand verlassen!“ Mir war in des Marschalls Hause nichts befremdend, ja ich fand mich bey ihm vielleicht behaglicher, wie bey Herrn von Herbelot. Hier herrschte eine gewisse Einfachheit, eine Ungezwungenheit des Betragens, welche mir das Leben fast so leicht machten, wie in dem Hause meines Vaters. — Ach, bald sollte es mir noch theurer gemacht werden!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 8. Nov.

(Fortsetzung.)

Man fängt im Torneo-Flusse zuweilen tausend und mehr Lachse an einem Tage, und will man einer Nachricht, die in den öffentlichen Landesblättern vor einigen Jahren mitgetheilt wurde, Glauben beymessen, so sind diese Fische nicht nur gute Springer, sondern auch ganz vortreffliche Schwimmer. Jene Zeitungsnachricht enthielt folgende Anekdote: Eine Schiffersfrau in Torneo findet in einem Lachse einen von den silbernen Löffeln, die ihr Mann mit auf die Reise genommen hatte. Ihr war nun nichts gewisser, als daß sein Schiff untergegangen, und so der Löffel ein Raub des Fisches geworden sey. Doch schnell verwandelt sich ihre Trauer in Freude; ihr Mann ist da, wohl und gesund, hat nicht Schiffbruch gelitten, sondern der Schiffsjunge den Löffel bey Stockholm unvorsichtigerweise in's Meer fallen lassen. Man berechnet Tag und Stunde, und so kommt es denn heraus, daß der Lachs auf seiner Reise sich eben nicht viel habe umsehen können; denn in etwas mehr als zwey Tagen hatte er den Weg von Stockholm nach Torneo, einige 70 Meilen zurückgelegt. — — Der finnische Bauer kleidet sich in den genannten Distrikten gewöhnlich in blaues oder dunkelgrünes Tuch. Der Rock ist rundherum mit Baranchen (krimmischem Schaf) besezt. Im Sommer tragen sie eine Art Matrosen-Jacken von Tuch, breite Beinkleider, und zu jeder Jahrszeit Stiefel. Die Weiber sind ebenfalls sauber gekleidet, und tragen für gewöhnlich geschnürte Halbstiefelchen, an Sonntagen aber Schuhe. Ihre kleinen runden Häubchen, die nur das Hinterhaupt bedecken, sind mit saubern Spizen besezt, die oft 15 — 20 Rubel kosten. Nicht selten sieht man sie in schwarzem Taffent und an festlichen Tagen in noch kostbareren seidenen Stoffen einhergehen, den Hals mit einer goldenen Kette geschmückt, an der eine silberne Uhr hängt. Ihre Wohnungen sind gut gebaut, oft von zwey Stockwerken, und enthalten fünf und mehr Zimmer, in denen man nicht nur hübsche Stühle, sondern sogar Sophas sieht. Die Hochzeiten werden mit Pracht ausgeführt, und man tanzt nichts schlechteres als Quadrillen, Anglaisen und Walzer. Silberne Löffel findet man überall. Der Kaffee ist eben so, wie der Toddi (Grogk) stark im Gebrauche und der Taback sehr beliebt, den aber fast jeder Bauer selbst zieht. Da ziemlich viel getrunken wird, obgleich im ganzen Lande keine Schenke ist, so sieht man natürlich auch nicht selten Betrunkene. So wenig nun dieß zu loben ist, eben so sehr muß man rühmen, daß es hier allgemein herrschender Geist ist, pünktlich und gewissenhaft die Geseze zu erfüllen. Zu den Liebhabereyen der Finnen gehören hübsche Pferde, die aus den südlichen Gegenden heraufgebracht, zuweilen mit 350 Rubel in Papier bezahlt werden. — Die gewöhnlichen Speisen dieser Landleute sind gesalzene Fische und Milch, das tägliche Getränk, Winter und Sommer hindurch, saure Milch.“

„Gegen vierhundert Werste nördlich von Torneo beginnt das Gebiet der nomadischen Lappen, das nicht zu Lande, sondern nur zu Wasser besucht wird, indem es hier statt der Postpferde und Postwagen, Postböte und Postruderer gibt, mit denen man gegen Erlegung von Progonn, von Station zu Station seine Reise fortsezt. Die Entfernungen sind verschieden, 10, 12, 15 ꝛc. Werste. Im Winter fährt man diesen Weg ebenfalls längs dem Fluß, aber mit Pferden. Zwar sind diese Stationen nur für Kronbeamte eingerichtet, doch werden sie auch von den Kaufleuten aus Torneo, welche die Lappischen Jahrmärkte besuchen, benüzt. Der Handel ist größtentheils ein Tauschhandel, indem leztgedachte Kaufleute von den Lappen, gegen Mehl und Salz, Rennthierfleisch und Felle, Biber und Fische erhalten. Die Fische kaufen die Lappen von den Norwegern, selbige werden nachher von Torneo aus nach Stockholm und andern Orten verführt. Zwischen Torneo und Lappmarken fängt man Füchse, Marder, Eichhörnchen und die seltnen schwarzen Füchse, der Balg von lezterm kostet gegen 150 Rubel, ein rother Fuchsbalg hingegen nur 8 bis 10 Rubel. In Karavanen von 600 und mehr Rennthieren sieht man im Winter die Lappen zum Jahrmarkt nach Kollari 130 Werste und Kengis, 200 Werste von Torneo kommen. In Kengis befindet sich eine schwedische Eisenfabrik. Ein Lappe leitet 12 bis 20 Schlitten, von denen jeder mit einem Rennthier bespannt ist; der Führer oder Lenker sizt in dem ersten Schlitten, die übrigen sind mit Waaren bepackt, das zweyte Rennthier an den ersten Schlitten, und so alle übrigen einer hinter dem andern, angebunden. Die Linie oder Leine, die aus Riemen von Rennthierfellen besteht, bindet sich der Fahrende um den Arm, damit er auf der Reise, wenn der Schlitten bald hieher, bald dorthin geworfen, bald an Baumstämme und in Abgründe geschleudert wird, sie nicht verliere. Man kann sich denken, mit welcher Bequemlichkeit man in dem kleinen, unten wie ein Boot gebauten Schlitten, der gerade so lang ist, daß ein Mann in demselben seine Füße ausstrecken kann, fährt. Aufs Balanciren kommt hier Alles an; um dieß desto besser zu können, schnürt sich zuweilen der Reisende in der Gegend der Schenkel fest in den Schlitten ein, was zwar gut ist, besonders wenn schnell gefahren werden soll, aber dabey auch die Gefahr, geschleppt und todtgeschleudert zu werden, erhöht. Man muß ein Lappe seyn, um die furchtbaren Stöße, die es mitunter gibt, ohne Nachtheil für die Gesundheit ertragen zu können, und bey der fortgesezten Anstrengung, den Schlitten im Gleichgewicht zu erhalten und die Augen immerfort von Schnee zu reinigen, nicht zu ermüden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Dezember 1825.

Denn nur Wahrheit regt an, und das Herz widersteht jeder Gewalt, die nicht von ihr ausgeht.

Eduard.

(Fortsetzung.)

„Natalie ist in Fontainebleau geblieben, sagte Herr von Dionne zu meinem Vater, ich erwarte sie heute Abend. Sie werden sie, sezte er lächelnd hinzu, ein Bischen gewachsen finden. Erinnern Sie sich der Zeit, wo Sie sagten, sie werde Niemand ähnlich seyn und mehr wie irgend Jemand gefallen? damals war sie neun Jahr alt.“ — „Die Frau Herzogin von Nevers, erwiederte mein Vater, versprach schon damals alles, was sie seitdem geworden ist.“ — „Ja, nahm der Marschall von neuem das Wort, sie ist reizend; allein sie will nicht wieder heirathen. Das macht mir unendlich viel Kummer! ich habe Ihnen darüber noch kürzlich geschrieben — sie beharrt in ihrem Entschluß.“ — Wie wir uns hinwegbegeben hatten, sagte mir mein Vater, daß er der Herzogin Ansicht beystimme; sie ward, sezte er hinzu, im zwölften Jahre verheirathet und hat ihren Mann, der, wie man sagt, so eine vollkommne Braut wenig verdiente, niemals als am Altare gesehen. Er starb im Auslande, nun ist sie im zwanzigsten Jahr Wittwe, frey und liebenswürdig, sie kann ihren Gatten wählen, es ist recht, wenn sie bedachtsam zu Werke geht und sich nicht zum zweyten Male dem Ehrgeiz aufopfern läßt.“ — Ich tadelte diese Heirathen zwischen Kindern. „Der Gebrauch, sagte mein Vater, berechtigt dazu, ich habe sie nie gut heißen können.

Tags darauf sah ich Frau von Nevers zum ersten Male. O wie soll ich sie schildern! wenn sie nur schön, wenn sie nur liebenswürdig wäre, so könnte ich Ausdrücke finden dieses himmlischen Wesens würdig; allein wie soll ich beschreiben, was unwiderstehlich dahin reißt. Bey ihrem Anblick verlor ich alle Fassung; ich ahnete mein Schicksal, ich zweifelte keinen Augenblick, daß ich sie lieben würde; dieser Engel drang in das Innere meiner Seele und erstaunte nicht über die Empfindung, die sie einflößte. Eine unaussprechlich beseligende Empfindung bemächtigte sich meiner, die Leere, der Ueberdruß, welche mein Herz so lange verzehrt hatten, verschwanden, und ich war glücklich. Sprechen Sie nicht von meiner Thorheit, meiner Kopflosigkeit — ich vertheidige mich nicht, ich büße das Wagestück, geliebt zu haben, mit meinem Leben. Doch die Reue ist mir fremd, mein Herz besizt einen Schatz von Schmerz und Seligkeit, der bis zum Tod ausreichen wird. Das Schicksal hat mich von ihr getrennt, ich war nicht ihresgleichen, sie hätte sich, wäre sie mein geworden, herabgewürdigt, der Hauch des Tadels hätte ihr Leben getrübt — aber ich habe sie geliebt, wie kein Anderer sie zu lieben vermochte, und ich sterbe für sie, denn nichts legt mir die Verbindlichkeit auf, mein Daseyn zu erhalten.

Dieser erste Tag, den ich mit ihr zubrachte, und dem so viele andere folgten, hat eine glänzende Spur in meinem Leben hinterlassen. Sie beschäftigte sich mit meinem Vater mit der Anmuth, die alle ihre Handlungen begleitet. Um ihm zu beweisen, daß sie nichts von dem, was er ihr gesagt, vergessen habe, wiederholte sie seine ernsten

Lehren, und die Ausdrücke, die sie brauchte, schufen sie zu neuen Gedanken um. Das Gespräch ward sehr anziehend, unter andern sagte Frau von Nevers, sie sey misstrauisch von Natur, sie traue nur dem Ton der Stimme, nur der Physiognomie derer, die mit ihr sprächen. Dabey sah sie mich an, ich erröthete und sie lächelte. Vielleicht erblickte sie in diesem Augenblick in mir den Beweis von der Richtigkeit ihrer Bemerkung.

Von nun an war ich täglich im Hotel d'Olonne. Da ich nicht sehr mittheilend war, bedurfte ich keiner Verstellung—mein Vater hatte keine Ahnung, daß ich die Herzogin lieben könne; er dachte, die Gesellschaft des Marschalls, bey dem sich die geistvollsten Menschen von Paris vereinigten, zöge mich an, und er freute sich dessen. Gewiß fehlte es ihm nicht an Scharfsinn, er war aber über die Jahre der Leidenschaft hinaus, er hatte nie Einbildungskraft gehabt, und die Konvenienz galt ihm so viel wie Religion, Sittlichkeit und Ehre. Auch fühlte ich sehr gut, wie lächerlich es mich machen müsse, an Frau von Nevers zu denken! und so verschloß ich eine Leidenschaft, die täglich an Kraft zunahm, in das Innerste meines Herzens.

Meine Stellung in der Gesellschaft machte es ziemend, daß ich wenig an der Unterhaltung Theil nahm. Aus Güte für meinen Vater warf mir der Marschall zuweilen mein Stillschweigen vor, und immer widerstand ich nicht der Versuchung, in Gegenwart der Herzogin zu zeigen, daß ich wohl eine Seele habe, fähig, die ihrige zu verstehen. Gewöhnlich zog ich es aber vor, ihr zuzuhören; ich that es mit Entzücken! ich errieth ihre Gedanken, ich las auf ihrer Stirn die Empfindung, die auch mich beschäftigte, und dennoch schien sie mir neu, da ich sie in ihrer Seele entdeckte.

Dieses gegenseitige Errathen ist das süßeste Band in der Gesellschaft! — Ich fühlte bald, daß Frau von Nevers wahrnahm, wie nichts, was sie sagte, für mich verloren sey. Selten richtete sie ihre Reden an mich, allein bey dem Gespräch nahm sie immer Rücksicht auf mich; ich bemerkte, daß sie vermied, dasselbe auf mir unbekannte Gegenstände fallen zu lassen, sich mit einer mir ganz fremden Welt zu beschäftigen; sie sprach von Literatur, von Frankreich, Lyon, zuweilen von der Auvergne, fragte mich über unsre Berge, über die Wahrheit darüber im Druck erschienener Beschreibungen und Kupfer. Ich weiß nicht, warum es mir peinlich war, daß sie sich mit mir beschäftigte; auch die jungen Leute, die sich um sie versammelten, waren äusserst höflich, und das verlezte mich! ich hätte gewünscht, sie wären weniger höflich, oder mir wäre erlaubt gewesen, es mehr zu seyn. Ein unnennbares Weh bemächtigte sich meiner, sobald ich die Aufmerksamkeit auf mich gerichtet sah: wie gern wäre ich stumm, unbemerkt geblieben und hätte nur auf sie gehört, nur sie allein gesehen!

Unter den jungen Leuten, die täglich in das Hotel d'Olonne kamen, und Frau von Nevers den Hof machten, bemerkte ich vorzüglich den Herzog von L. und den Prinzen Enrichemont. Dieser lezte war aus dem Hause Bethüne, Sullys Nachkomme, war ungeheuer reich, hatte einen unbescholtenen Ruf, und Herr von Olonne wünschte, daß seine Tochter ihn wählen möchte. Ich weiß nicht, was man an dem Prinzen aussetzen, aber ich fand auch nichts, was man an ihm bewundern konnte. Seit ich in der Welt lebte, hatte ich einen Ausdruck gelernt, den ich auf ihn anwenden kann: ses formes étoient parfaites. Was er sagte, war ziemlich angenehm ausgedrückt, allein nie verrieth er, daß etwas Mehr, als Erziehung und Weltgebrauch geben, in seiner Seele vorhanden sey. Er wußte viel mehr, als ihm, streng genommen, zukam; nie irrte er sich bey dem Urtheil über den Werth einer schönen Handlung oder eines Fehlers, allein alles war Sache der Kunst; er hatte keine Empfindung, aber er wußte, wie man empfinden müsse. Seine Leidenschaft ließ die Andern kalt, sein Scherz ließ sie ernsthaft — denn nur Wahrheit regt an, und das Herz widersteht jeder Gewalt, die nicht von ihr ausgeht.

Der Herzog von L. war mir, ungeachtet aller seiner Fehler, lieber. Uebereilt, spöttisch, leichtsinnig in seinen Ausdrücken, unvorsichtig bey seinen Scherzen, liebte er doch das Gute und sein Gesicht sprach seine Empfindung getreulich aus. Ausschweifend beweglich, waren sie nicht sehr dauernd, allein er hatte doch eine Seele, und das reichte hin, die Seele Anderer zu verstehen. Man hätte denken sollen, er halte die Welt für einen Festtag, so eifrig ergab er sich dem Vergnügen; ohne Aufhören in Bewegung bildete er sich auf die Schnelligkeit, mit der er ging und kam, so viel ein, als habe er die wichtigsten Geschäfte; er kam immer zu spät und hatte von Versailles nach Paris doch nie mehr wie fünfzig Minuten gebraucht. Dann trat er mit der Uhr in der Hand ein, und erzählte irgend ein lächerliches Geschichtchen oder sonst eine Thorheit, worüber allgemeine Lustigkeit entstand. Großmüthig und prachtliebend verachtete er das Geld und das Leben, verschwendete beydes um sehr unwürdigen Preis, und doch gestehe ich, daß diese Verachtung dessen, was die Menschen sonst so hoch halten, mich anzog. Es kleidet einen Mann wohl, kein Hinderniß gelten zu lassen, und wenn Jemand sein Leben sorglos bey einem Pferderennen wagt, sein Vermögen auf eine Karte sezt, kann man doch nicht zweifeln, daß er es noch freudiger bey einem ernstern Anlaß aufopfern würde. Des Herzogs elegantes Betragen gefiel mir deßhalb viel besser, wie des Prinzen abgezirkelte Haltung, allein Beyde gaben mir keinen Anlaß zu irgend einem Mißfallen; des Marschalls Güte hatte mich auf die Art, die mir meinen untergeordneten Rang am wenigsten merkbar machte, in der Gesellschaft eingeführt. In den ersten Tagen empfand ich

ihn fast gar nicht; nach und nach ward er mir drückend; ich waffnete mich mit Vernunftgründen dagegen. allein der Gedanke an Frau von Nevers war noch ein besseres Verwahrungsmittel, er machte es mir leicht, mich zu vergessen, und ich dachte ihrer in jedem Augenblicke des Tages.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben aus einer Geschichte des Feldzugs des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

Die Lebensmittel waren inzwischen sehr selten und schlecht geworden. Ziegenfleisch, wenn es noch so schlecht war, wurde schon mit Wohlbehagen genossen. An Brod war durchaus nicht zu denken und nur selten bekamen wir Maismehl. Brennende Hitze, Mangel an frischem Wasser, der beschwerliche Marsch, thaten überdieß ihre Wirkung, und ich hatte schon wieder einen Transport von sechs kranken Philhellenen. Diese waren um so schwerer fortzubringen, je weniger mir meine beyden Unterärzte behülflich waren. Vielmehr glaubten dieselben von mir, als Doktor-Major, Alles erwarten zu dürfen. Mich selbst plagte der Hunger so, daß ich manchmal selbst nicht wußte, was ich thun oder lassen sollte, und meine Majorität gern um ein Stück Schwarzbrod verkauft hätte.

Den 20sten Juni, um vier Uhr Morgens brach das Bataillon nach der Einöde des Makrinoros (Κενουρια) auf, und ich erhielt Befehl, einen Medizıner bey den Kranken zurückzulassen, welche mit Passano's Schiffen über den Golf gesezt werden sollten, so wie die beyden Kanonen, um den gefährlichen und schlechten Weg nicht machen zu dürfen. Allein der Italiener, den ich zurückzubleiben beorderte, weigerte sich dessen, denn, meinte er, hier wachse ja nicht einmal Gras, wie er denn ohne alle Lebensmittel aushalten könne. Die Kranken aber baten mich, sie nicht zu verlassen, und dieß bewog mich, den Italiener dem Bataillon nachzuschicken und selbst die Kranken zu besorgen.

Schon fing die Sonne an, furchtbar auf unsere Scheitel zu brennen, aber Passano, der in der Frühe anlangen sollte, blieb noch immer aus und mit ihm die erwarteten Lebensmittel. Was blieb mir in dieser mißlichen Lage übrig, als einen Streifzug in's Innere des Landes zu wagen? Ich machte mich mit Werndli auf den Weg, aber wir kehrten, ohne irgend etwas zur Stillung des quälenden Hungers für uns und die Kranken gewonnen zu haben, gegen Mittag zurück. Passano war noch nicht angelangt, auch keins seiner Schiffe wahrzunehmen. Ich schlug jezt Werndli'n vor, mit mir den Berg, der zu unserer Linken lag, zu ersteigen; vielleicht könne man ein Schiff entdecken, oder wenn nicht, so habe mir ein Grieche gesagt, daß am jenseitigen Abhange desselben ein Dorf liege; dort wären am Ende doch Lebensmittel zu gewinnen. Werndli ging den Vorschlag ein, und wir traten unsern zweyten Streifzug, in Begleit mehrerer, wohlbewaffneter Artilleristen an. Kaum hatten wir die Hälfte des Berges erstiegen, als wir in der Ferne hellblaue Flaggen entdeckten, und also der Annäherung Passano's gewiß wurden. Er kam wirklich Abends um vier Uhr an, allein von Lebensmitteln führte er nichts bey sich, als sehr weniges Maismehl. Dieß wurde herbeygeholt, auf einem Steine, unter welchem Feuer gemacht worden, geröstet, und das karge und elende Mahl däuchte uns einstweilen doch vortrefflich. — Dennoch schifften wir uns ein und kamen in zwey Stunden am jenseitigen Ufer an, welches aber so seicht war, daß wir eine Viertelstunde weit das Meer durchwaten mußten, um das Land zu gewinnen. Hier stand ein großes steinernes Haus, das mir wie ein Kloster vorkam. Die Thüre war geöffnet und es traten aus ihr mehrere griechische Bauern hervor. Die Umgegend war mit elenden Strohhütten bedeckt, einer Kolonie, welche die geflüchteten Einwohner von Komboti gegründet hatten. Sie schienen sich hier gar elend behelfen zu müssen; außer ihren Hütten war weit und breit keine Spur von Leben zu entdecken.

Meine Hoffnung, hier Etwas für meinen Appetit und zur Erquickung meiner Kranken zu finden, war dennoch eben so stark, als das Verlangen danach. Ich eilte daher sogleich zu dem vor mir liegenden Hause, trat wohlbewaffnet in die offene Thür und spähte umher, wo etwa einiges Nahrhafte zu gewinnen wäre. Die Bewohner entflohen bey meinem Anblick mit Geschrey durch eine entgegengesezte Thüre. Mit vieler zutraulichen Neugier kam dagegen aus einem Winkel ein junges, zahmes Reh hervor und auf mich zu. Es sah mich freundlich, aber etwas verwunderlich an; ich erwiederte seine Blicke eben so verwunderlich und freundlich, denn noch war mir in Griechenland kein Reh aufgestoßen, so wenig als es selbst das Land und die Bewohner jenseit des Meeres kennen mochte. Was es weiter gedacht und bey meinem Erscheinen empfunden haben mag, weiß ich nicht zu berichten, wohl aber weiß ich noch, was ich damals zu mir selber sprach. Wie? Ein Reh? — So frug ich mich. Ey, fuhr ich fort, wenn's hier Rehe gibt, so kann es in der Gegend nicht so gänzlich an Lebensmitteln fehlen, als ich nach flüchtiger Ansicht wähnte, und, was noch tröstlicher ist, Menschen, die Gefallen daran haben,

Thiere des Waldes zu nähren und zu zähmen, die werden doch auch ein mittheilendes Herz für halb verschmachtete Kriegsleute haben. Diese Reihe von vernünftigen Betrachtungen, die mir der Anblick des Rehes mit Blitzesschnelle durch die Seele jagte, endete konsequentermaßen mit dem Ausruf: Ἑλλαδω μορα! — Allein wie ich auch auf Antwort horchte, es erfolgte keine. Die Bewohner des Hauses waren entflohen. Niemand also war und blieb da, an den ich mich wenden konnte, als das zahme Reh.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 3. Nov.

(Beschluß.)

Die Fahrt geht wie im Fluge, 150 Werste zuweilen an einem Tage, wobey das Rennthier mit seinen breiten Hufen ein beständiges Schneeballen-Unwetter über dem Haupte des armen Reisenden erhält. Wehe dem, der hier, wenn es schief geht, sich seiner Hände bedienen wollte, um den Schlitten zu stützen, oder ihm eine andre Richtung zu geben. Er würde unvermeidlich seine Arme verlieren, und sie entweder verrenken oder brechen. Eine Fahrt von 150 Wersten greift indeß das Rennthier so sehr an, daß es nachher nicht wieder brauchbar ist. Die Lappen stoßen daher dasselbe gewöhnlich gleich nach ihrer Ankunft, wenn sie mit ihm eine so große Tour gemacht haben, nieder, und lassen sich sein Fleisch und Blut wohlschmecken. Schon auf der ersten Werst fängt das Thier gewaltig an zu blasen, läßt die Zunge weit heraushängen, so daß der Unerfahrne glauben sollte, es könne nicht weiter kommen; dennoch legt es, wie gesagt, aber unter beständigem Schnaufen, noch 130 — 140 Werste zurück. Die Rennthiere werden gewöhnlich mit einer Last von 200 Pfunden beladen. Daß man ihnen mitunter Ruhe vergönnt und Futter gibt, versteht sich von selbst. — Die Kleidung der Lappen ist bekanntlich ganz aus Rennthierfellen, aber auf mannichfaltige Weise und nicht ohne Geschmack verziert. Das Haupt des Lappen schmückt eine blaue, mit rothem Tuch und Silber besetzte Mütze. Gegürtet ist er mit einem scharlachrothen Gurte, der nicht minder reich mit Silber versehen ist, zum Ueberflusse der Zierrathen hängen daran noch kleine silberne Ketten. An Festtagen gibt ein breiter schwarzer Bärenkragen seiner Gestalt die rechte — lappische Haltung. Nimmt man diesen Schmuck aus, den nur Männer tragen, so sind alle Männer und Weiber, alt und jung, gleich gekleidet, und dem Nichtlappen ist's unmöglich, das Geschlecht zu erkennen."

Auch in Torneo sieht man im Winter immerfort eine Menge Lappen, die sogar bis dahin zum Absatz ihrer Produkte kommen. Auf dieser Reise trafen wir auf einer Station eine ganze Familie von ihnen an, in der bettelhaftesten und jammervollsten Lage, nur von den milden Gaben neugieriger Reisenden lebend. Ihre verzerrten entstellten Gesichtszüge, ihr kleiner Wuchs, ihre schwächliche Leibesstruktur dienten uns zum Beweise, wie krüppelhaft und ärmlich alle Erzeugnisse der Polargegenden seyn müssen. Auch diese Familie, Männer und Frauen, waren ganz in Rennthierfelle gehüllt. Die Lappische Sprache, ein unharmonisches Geschrey, kömmt viel den Klagetönen eines von heftigem Schmerz ergriffenen Menschen gleich, und gab uns einen Begriff, wie weit der Gesang und die Musik bey diesem Volke gediehen seyn müssen."

Mit Erlaubniß des Ministers des öffentlichen Unterrichts eröffnet noch im Ausgange dieses Monats der an der hiesigen Universität attachirte Professor Butirsky den ersten öffentlichen Cursus über Literatur, Poesie und Rhetorik in russischer Sprache, wobey in einer allgemeinen Theorie über die schönen Wissenschaften besondre Beziehung auf die vaterländischen Schriftsteller genommen werden soll. Es sollen in derselben die den Schriftsteller, Redner und Dichter unterscheidenden Grundzüge erläuternd und ausführlich aufgestellt werden. Bey jedem vorzutragenden Zweige der Dichtkunst, der lyrischen, epischen, dramatischen ꝛc., wird Hr. Professor Butirsky die auserlesenen Stellen der berühmtesten Klassiker der ältern und neuern Völker in russischen Uebersetzungen interpretiren, mit vorzüglicher Sorgfalt aber die Klassiker der Russen analysiren. Der Cursus ist auf ein halbes Jahr berechnet, man subscribirt für ihn mit 100 Rubel in Papier. Der Zutritt ist eben sowohl den Damen als den Herren gestattet.

P*** g.

Rom, den 9. Nov.

Die Ausrottung der Räuber ist endlich, und zwar vorzüglich durch den beyspiellosen Wassermangel gelungen. Die Regierung beschäftigt sich thätig damit, die unglaublich wilde und rohe Volksmasse der Umgegend von Frosinone ꝛc. durch gründliche Gegenmittel vor Rückfällen zu bewahren. Der Prozeß Gasbarrone's und seiner Genossen wird unverweilt gemacht, und hiebey wahrscheinlich eine große Zahl von Hehlern und Ausspähern entdeckt werden. Auch die vor einigen Monaten verhaftete Gesellschaft junger Leute wird in wenigen Wochen ihr Schicksal erfahren.

Der Wassermangel hat eine der Fontainen bey St. Peter trocken gelegt, die andere hat wenig Wasser. Es ist die Rede davon, der Aqua Paola andere Zuflüsse zu sichern. Man scheint versäumt zu haben, das Zurückziehen der Seen zu Nachgrabungen benuzt zu haben. Bey Perugia, Celano und auch bey Bramano soll man gewiß wichtige Entdeckungen machen können.

Unter die literarischen Denkwürdigkeiten gehört ein Artikel wider die Juden im neuesten Hefte des Giorn. ecclesiastico. Zugleich mit seinem Erscheinen wurde die Ummauerung des hiesigen Judenquartiers wieder begonnen.

Es kommen viele Fremde, besonders Franzosen an, jedoch reisen die meisten, namentlich die Engländer, bald südwärts. Pilger kommen seit Eintritt der Regenzeit keine mehr, oder so wenige, daß sie nicht auffallen.

Die Römer trösten sich bereits mit der Aussicht auf nächsten Fasching. Es wird in drey Theatern gesungen und gespielt werden, große Puppen werden mit den altberühmten Burattini wetteifern.

M.

Beylage: Kunstblatt Nr. 102.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Dezember 1825.

Zu Liebesboten taugen nur Gedanken,
Die zehn Mal schneller flieh'n als Sonnenstrahlen.

Shakspeare.

Gruß der Liebe.

Nach dem Altdeutschen.

Könnte ich doch, geliebte Frau, dich so inniglich begrüßen, wie die reine und die zarte Magd Maria von der werthen Engelschaar begrüßet wurde, zu der Stunde, als sie ihn gebar, sicher, Liebe, thäte ich das gerne, und dazu wollte ich dir noch geben den Gruß, der ihrem Kind zu der Zeit, da sie es zuerst ansah, und die Magd es ohne Schmerzen geboren hatte, ward. Da dieß, Liebe, nicht seyn kann, so bitte ich wenigstens ihr Kindlein, daß es deinen Gruß zu mir lenke und es dir, o Frau, die Gabe gewähre, welche die Könige, die der Stern zu ihm wies, brachten. Geschähe das, so wäre ich froh, denn sicher, Liebe, ist es gar recht, daß ich, der ich dein viel sehnender Diener bin, mich darüber freue, was dir lieb ist, und was dir Kummer macht, mir schwer sey. Dadurch erhält Freude mein Herz, daß es dir wohl und glücklich in allen Dingen geht, darüber lacht oftmals freudig mein Herz und niemals fehle dir etwas. Dieß wünsche ich dir, so wie ein Freund dem andern, mit sehnendem Gemüthe und Gott lasse dich zu aller Zeit seyn: froh, frisch und wohl gesund.

Wolfram.

Proben aus einer Geschichte des Feldzuges des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

Das Reh betrachtete mich fortwährend mit freundlich-verlegener Miene, erweckte aber dießmal eine ganz andere Reihe von Ueberlegungen in mir, die auch ganz anders als die erste endete. Statt, wie voriges Mal mit mir selbst zu sprechen, redete ich das Reh folgendermaßen an: „Schlankes und nichtsdestoweniger äußerst wohlgenährtes Reh! Ich kann zwar nicht zweifeln, daß du zur Freude deiner dich liebenden Pflegeeltern lebst; allein bedenke, daß ihre Liebe, die dich hier im Stich gelassen, nicht zu groß seyn mag. In mir dagegen erregst du eine ganz andere, innigere Liebe, eine heftige, du wirst sagen, kannibalische Sehnsucht, dich mit mir und meinen Freunden draußen auf immer zu vereinigen. Entsage daher der Verbindung mit deinen Pflegeeltern, in welcher du doch weiter nichts als ein hohes, lästiges Alter in lauter langweiligem Müssiggange erreichen wirst. Rasch und rüstig leben und freudig sterben, ist der Wunsch jedes jugendkräftigen Geschöpfes, sogar eines Helden. Entschließe dich also gern und willig zum Heldentod; er ist der Preis deines seligern Fortlebens in mir und meinen Freunden. Wie leicht würdest du dich entschließen, wenn du nur ahnen könntest, welche Erquickung, Stärkung und welchen Lebensmuth du in uns erwecken und mitfühlen wirst. O sträube dich nicht länger, du entgehst auf die Länge des-

nem Geschick so wenig als ich dem meinigen. Auch sieh mich nicht immer wie bittend an, ich kann dir ja doch nicht helfen!" Hiemit faßte ich das Reh, zog meinen Säbel und stieß ihn mit halbabgewandtem Gesicht ihm durch den Hals. Dahin strömte sein junges Blut und Leben, ehe ich noch recht zu mir selbst gekommen war. Mein Bedauern, das ich in der That mit dem Thier gehabt und bis zu seiner Tödtung nur mit obigen Redensarten betäubt hatte, vermochte nicht, mich auf's Neue zu ergreifen; denn als mich meine am Ufer gelagerten Kranken mit meiner Beute erblickten, riefen sie mir Lob entgegen und Thränen des Dankes rannen dem Räuber aus ihren vor Mattigkeit schon halb erloschenen Augen. In diesem Augenblick hätte ich mit leichterem Herzen noch mehr geraubt und noch manches Reh geschlachtet, wenn es Noth gethan hätte. Vor der Hand sezte ich eilig meine Sektionsmesser in Bewegung, um dem Reh das Fell abzulösen. In kurzer Zeit that das Feuer seine Wirkung; der lieblichste Bratengeruch fing an unsere Geruchsnerven zu erquicken und unsere anfangs sehr bescheidenen, vollkommen befriedigten Nahrungswünsche in's Ueberschwengliche zu steigern. Zu Rehbraten, dachten wir, paßt nicht schlechtes, laues Wasser, dazu gehört Wein oder dergleichen herzhaftes Getränk. Ueberhaupt wäre es nicht uneben, meynten wir, nach so langer, und wer weiß auf wie lange Zeit einmal ein vollständiges Mahl zu halten. Man bat mich, jenes Haus, welches den Braten geliefert, einer zweyten noch gründlicheren Forschung zu unterwerfen. Ich ließ mich erbitten. Als ich mich aber dießmal der Thüre näherte, schloß man sie mir unhöflich vor der Nase zu. Zwar verdroß mich das, allein im Felde lehrt der Hunger und Durst die Verletzungen des Anstands und der guten Sitte bald vergessen. Statt also mit Indignation den Leuten den Rücken zu kehren, versuchte ich freundschaftlichst vor der Thüre so lange zu unterhandeln, bis sie etwa aufginge. Ich betheuerte, daß ich ein ehrlicher Deutscher und Sachse sey, daß ich kaufen und nicht stehlen wolle. Vergebens! Ich weiß nicht, ob den Leuten der Ruhm meiner Abstammung nicht einleuchtete, oder ob dieser Einleuchtung das vermißte Reh und eine damit verknüpfte Erinnerung an mein erstes Erscheinen entgegenstand, — kurz, ich wurde nicht eingelassen. Allein das Haus schien auf mein Reflexionsvermögen einen ganz eigenthümlichen, belebenden Zauber üben zu sollen. Wie es mich gleich das erste Mal angezogen und zu manchem stillen, lauten und thätigen Raisonnement veranlaßt hatte, so auch jezt wieder. Hinten, sagte ich zu mir, ist ja auch eine Thüre, denn, wie hätten die Leute sonst das erste Mal davon laufen können? Gesagt, gethan, nämlich die Hinterthür gesucht, aber schlau. Nach einem verstellten Rückzuge umzingelte ich das Haus in ziemlicher Entfernung, denn um einen Griechen zu hintergehen, muß man schon etwas weit ausholen. Ich gelangte glücklich an die Hinterthüre, fand sie nur angelehnt, und wie der Blitz stand ich mitten in der Stube. Jesu Christo! war der erste Angstruf des ganzen versammelten Hausstandes, der sich anschickte, dießmal durch die Vorderthüre zu entweichen, aber er hielt, ob ich es gleich nicht sehr heftig wünschte, dennoch, wie Priams Töchter oder die Freyer der Penelope, auf einen Haufen gedrängt, Stand. „Habt ihr Wein?" frag' ich ihn, den Hausstand nämlich. „Οὐχ! Οὐχ!" antwortet er und schlägt bedauernd das Kreuz über den verzogenen Mund. Ich nehme darauf eine ziemliche Menge Paras heraus, um sie ihm zu geben und zu zeigen, daß ich bezahlen wolle. Er wiederholt, daß kein Wein vorhanden sey. Jezt mußt' ich das lezte Mittel versuchen. Ich ziehe also den Säbel, mache ein so grimmiges Gesicht, als wär's mir eine Kleinigkeit, irgend einen aus der Familie mit Haut und Haar zu verschlucken; aber noch hatte ich meine Forderung nicht wiederholt, als der Hausvater rief: Si, si, Signore! Eiligst wurde darauf ein Nebenzimmer geöffnet, und mir aus demselben ein ziemlich großes Gefäß voll Wein gebracht. Ich ließ den Leuten dafür die einmal angebotenen Paras zurück. Ehe ich meine Kranken erreichte, hatte ich schon ein und das andere Mal mein schmachtendes Herz erlabt, und als sie meiner ansichtig wurden, tönte mir aus ihrer, schon durch die Aussicht auf das nahe Mahl gestärkten Brust lauter Jubel entgegen. Aber den Genuß, welchen uns nun Rehbraten und Wein gewährten, hat mir nie die leckerste Tafel in Paris und London verschaffen können. Wir schienen alle Sprache verloren zu haben und nur von dem einen Gefühl des Wohlgeschmacks und Wohlbehagens erfüllt zu seyn. Jeder abgenagte Knochen wurde dreymal besehen, ehe wir ihn wegwarfen, der weggeworfene aber auf's Neue herbeygeholt und betrachtet, damit auch ja nichts verloren gehe. Empfindet erst, ihr Leute des Friedens, am wärmenden Ofen und auf dem Kanapee, die Qual des Hungers und Durstes Tage lang in versengender Sonnenglut, unter Anstrengungen des Marsches, und dann versucht es, über mich zu schmählen, daß ich mit Vorliebe bey Beschreibung all der Begebenheiten verweile, die weiter nichts als eine einzige Soldatenmahlzeit herbeygeführt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

E d u a r d.

(Fortsetzung.)

Man hatte einst in dem Salon lange von Frau von B. gesprochen, die ihre vertraute Freundin, Frau von Anville, welche an den Kinderblattern sterbend darniederlag, nicht verlassen hatte. Man lobte sie allgemein und führte mehrere ähnliche Beyspiele von der Freundschaftstreue zum

ger Frauen an. Ich stand am Kamin, neben dem Sessel der Frau von Nevers. „Sie scheinen gar keine vertraute Freundin zu haben," sagte ich zu ihr. — „Doch, ich habe eine solche, die Schwester des Herzogs von L. Wir sind seit unsrer Kindheit verbunden, jezt aber, fürchte ich, auf lange getrennt. Ihr Mann, der Marquis von C., ist Gesandter in Holland, wohin sie ihm seit sechs Monaten gefolgt ist." — „Sieht sie ihrem Bruder ähnlich?" — „Gar nicht; sie ist eben so ruhig als er rasch ist. Ihre Abwesenheit macht mir viel Kummer; ich entbehre sie überall; Frau von C. ist meine Vernunft, ich habe mich nie um eine eigne bekümmert, nun ich allein bin, weiß ich mich in nichts zu entschließen." — „Diese Unbestimmtheit des Charakters hätte ich nicht in Ihnen vermuthet." — „Ach, antwortete sie, der Welt seine Fehler zu verbergen ist so leicht! der Eine trägt ungefähr ganz dasselbe Kleid wie der Andere, und der Vorübereilende hat nicht Zeit, den Unterschied der Gesichter zu betrachten." — „Nun so danke ich Gott, rief ich, wie ein Wilder erzogen zu seyn, das bewahrt mich davor, die Welt in dieser langweiligen Einförmigkeit zu sehen. Mir fällt es hingegen auf, daß Keiner dem Andern ähnlich sieht." — „Das kommt daher, daß Sie Zeit haben, darauf zu achten; wie wollen Sie aber, wenn man in fünfzig Minuten von Versailles hereinfährt, mehr wie die Oberfläche einer Sache sehen können?" — „Allein wenn Sie es sind, die man erblickt, sollte man sich doch aufhalten können." — „Das ist galant!" sagte sie. „Ach, Sie wissen das Gegentheil!" antwortete ich, und ohne das Gespräch fortzusetzen, sprach sie mit der Gesellschaft. Den ganzen Abend war ich über das, was ich gesagt hatte, bewegt; es war mir, als wenn alle Welt mich verrathen müsse.

Den folgenden Tag war mein Vater nicht recht wohl, wir sollten im Hotel d'Olonne speisen, und um mich dieses Vergnügens nicht zu berauben, that er sich Zwang an und ging aus. Nie schien sein Verstand klarer, glänzender, wie an diesem Tage; mehrere Fremde, die bey der Tafel waren, bezeigten ihm ihre Bewunderung, und ich hörte sie sagen: in England würde so ein Mann zu den ersten Staatsämtern steigen. Das Gespräch verlängerte sich sehr, endlich ging aber die Gesellschaft auseinander, mein Vater blieb bis zulezt und der Marschall forderte ihm beym Abschied das Versprechen ab, des andern Tags wieder mit ihm zu speisen. Des andern Tages! — großer Gott! für ihn war kein anderer Tag mehr! — Wie wir über den Vorsaal gingen, sagte mein Vater, es werde ihm weh; zugleich stüzte er sich auf mich und ward ohnmächtig. Die Bedienten liefen herbey, einige eilten, den Marschall von dem Vorfall zu benachrichtigen, andere trugen meinen Vater in ein benachbartes Zimmer, wo man ihn auf ein Bett legte, und ihm allen möglichen Beystand angedeihen ließ. Frau von Nevers leitete diese Bemühungen mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart; bald traf auch einer der, dem Haus Olonne zugethanen, Wundärzte ein, und schlug, weil mein Vater die Besinnung gar nicht wieder erhielt, einen Aderlaß vor. Wir erwarteten Tronchin, welchen die Herzogin hatte holen lassen. — Gott, wie gütig war sie! Sie glich einem Engel des Himmels; wie sie so an dem Schmerzenslager stand und meines Vaters kalte Hände in den ihrigen zu erwärmen versuchte. Wie konnte das Leben verweigern, diesem Rufe zu folgen? Tronchin kam und gab keine Hoffnung. Der Aderlaß rief das Bewußtseyn auf einen Augenblick zurück, er heftete sein erloschnes Auge schmerzvoll auf mich — Herr von Olonne verstand ihn, er ergriff seine Hand und die meinige: „Mein Freund, sagte er, seyn Sie ruhig, Eduard wird mein Sohn seyn," noch einmal strahlte Dankbarkeit in seinem Blick, aber bald verschwand das flüchtige Leben, er seufzte lang und tief, und war nicht mehr. Wie kann ich Ihnen die Furchtbarkeit dieses Augenblicks schildern, ich warf mich auf meines Vaters Leiche, und verlor das Bewußtseyn und das Gefühl meines Unglücks. Wie ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich im Salon, Alles war verschwunden, ich glaubte aus einem fürchterlichen Traum zu erwachen, aber ich erblickte Frau von Nevers weinend neben mir. Herr von Olonne sagte: „guter Eduard, es bleibt Ihnen noch ein Vater." Diese Worte belehrten mich, daß Alles vorüber sey. — Ach ich zweifelte noch! Der Schmerz vernichtete mich; wir blieben lange schweigend beysammen: ich wußte es ihnen innigen Dank, daß sie mich nicht zu trösten versuchten. Endlich sagte mir der Marschall das Gütigste, Aufrichtendste, was mein Unglück erleichtern konnte; „er wolle mein Vater seyn, ich solle bey ihm bleiben, er habe den Abbé Tercier an meinen Oheim, Herr von Herbelot, abgeschickt, um ihn, sagte er, von unserm Unglück zu unterrichten. Ich werde Ihnen, lieber Eduard, sezte er hinzu, keinen leeren Trost geben, Ihr Vater war Christ und Sie sind es auch, eine bessere Welt vereinigt Sie beyde." Wie er mich weinen sah, schloß er mich in seine Arme, „mein liebes Kind, rief er, ich möchte Sie trösten, und bedarf selbst Trost." Nun schwiegen wir von Neuem. Ich konnte nicht danken, so gern ich gemocht hätte, ich konnte nur weinen, und doch schlich sich eine süße Empfindung in meine Seele — Frau von Nevers Thränen gewährten mir Trost — ich warf ihn mir vor, vermochte aber nicht, mich diesem Einfluß zu entziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, den 27. Nov.

Während des vorigen Jahrhunderts hatten die großen und die kleinen Kinder um diese Monatszeit gemeiniglich schon längst Schnee gesehen; warum das jezt so viel anders

ist, ja warum sie überhaupt diese Naturerscheinung im ganzen Winter so selten erleben, als im Sommer die Gewitter? mögen unsere Wetterweisen enträthseln, wenn sie — können! Wir sagen mit Diderots Fatalisten kurz und gut: Il est écrit en haut!“

Sehen wir aber gleich auf den Straßen keinen Schnee mehr; so haben wir ihn doch seit mehreren Monaten fast alle Wochen ein paar Mal in der — Komödie, und mirabile dictu! — noch dazu ausländischen, Schnee aus Frankreich. Was wäre eine Rarität, wenn das keine wäre? — Der Spediteur ist unser lieber Castelli. Ich sage nicht ohne Grund unser *lieber Castelli*; denn wahrlich, wer uns in Berlin die Zeit so angenehm zu vertreiben weiß, wie er, der ist unser Mann! Und die Schöpfer sind: die Herren Scribe, Delavigne und Auber. Um ihren Schnee ganz natürlich zu haben, müssen wir ihn freylich bey uns noch einmal fallen lassen, das versteht sich. Auf dem großen Nationaltheater soll er aber weniger gefallen, als *durchgefallen* seyn; da wir indeß hiervon ungefähr eben so viel wissen, als unsere Wettergelehrten von dem Außenbleiben des himmlischen Schnees, so thun wir nach unserer Hausphilosophie auch am Besten, gänzlich davon zu schweigen. Allein was wir wissen, brauchen wir nicht zu verheimlichen, zumal wenn es aller Welt zum Vergnügen gereicht, und das ist: daß wir diesen französischen Schnee gestern Abend am 26sten auf dem hiesigen Königsstädter Theater unter allgemeinem Jubel abermals haben fallen sehen. Papier war er allerdings nur, das ist schon richtig; doch was ist jezt nicht Papier? Geld, Kredit, Philosophie, ja vielleicht ein großer Theil der gesammten heutigen Gelehrsamkeit!

Wenn man einen angenehmen Genuß gehabt hat, läßt man gerne ein paar Worte darüber laut werden; das ist abermals in der Ordnung, und die bedächtlichen Leser und schönen Leserinnen des Morgenblattes werden wohl dazu nicht scheel sehen, falls sie durch diese Worte nicht daran an die fatale Göttin erinnert werden, die mit offenem Munde stets zu dem Schlafe einladet, ohne ihn immer herbeyführen zu können.

Bekanntlich machen in der Regel zu dem Schnee nur Peitschen und Schellen die Musik, ein verzweifeltes Zwillingspärchen für Ohren, welche durch die Glucke und Mozarte so gewaltig verwöhnt sind, als die unsrigen! Allein bey aller deutscher Ehrlichkeit, die uns angeboren ist, müssen wir doch der Wahrheit gemäß bekennen, daß Herr Auber zu diesem französischen Himmelsprodukte mehr, als blos geklingelt hat. Zwar machten in dem kleinen Orchester ein paar kleine Wundervirtuosen des Tages ziemlich satyrische Gesichter zu seiner Musik, und travestirten, da ihnen der Mund durch die Direktion gebunden war, — einstweilen mit den — Bogen der gefügigen Geigen. Doch wer die dermalige Musikkennerschaft solcher emporstrebenden Genies wieder kennt, der weiß auch zur Noth, was dergleichen satyrische Gesichter eigentlich zu bedeuten haben. Das gerechte Urtheil über diese kleine Schöpfung des lieblichen französischen Meisters lautet gewiß vielmehr dahin: daß er, ohne gerade mit den beyden eben genannten Heroen der Musik in die Schranken treten zu dürfen, doch das von sich rühmen darf, die goldene horazische Regel „sit quodvis, simplex duntaxat et unum bey seiner Arbeit immer vor Augen gehabt zu haben. Und so kann es nicht fehlen, daß er vor Ohren, die stets gebildet zu seyn, nicht längst *verbildet* oder *überbildet* sind, mindestens jeder Zeit Gnade finden muß. Es herrscht eine gewisse sprechende Wahrheit in dieser Musik, von der gar sehr zu wünschen wäre, daß sie ein großer Theil unserer heutigen harmonischen Grübler ihm wieder möchte nachempfinden lernen; denn Boileau hat es nicht blos seiner Nation, sondern der ganzen Welt gesagt: rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable. Er will und kann damit nichts gemeynt haben, als die Wahrheit des Ausdrucks, und so genommen gilt die Regel für alle schönen Künste.

Doch welche Wendung sollen wir jezt nehmen, die noch nicht da gewesen wäre, um der wirklich recht wackern Aufführung des Stückes zu erwähnen? — „Ganz davon zu schweigen ist das Beste!“ — rufen die Leser —; aber würden Sie diesen Heroismus auch selbst beweisen, wenn Sie die Demoiselle Sonntag als Bertha gehört und — gesehen und — so höchst liebenswürdig gefunden hätten, wie wir? — Schwerlich! — Auch wollen wir's ja kurz machen — Naivität mit Grazie und Herzlichkeit verbunden — auf Rezensentenehre, das war die berlinische Bertha des 26. Novembers! Und nun kein Wort weiter davon.

Bey dem Gärtner Wilhelm indeß müssen Sie uns erlauben, etwas Weniges umständlicher zu seyn, und das können Sie auch um so eher, da der Herr Spizeder, obwohl er seine Rolle äußerst brav spielte, doch die Ehre einer der gelungensten und pikantesten neuen Satyre sehr gerne zur Hälfte mit dem Dichter theilen wird. Es liegt, unserem geringen Dafürhalten nach, eine wirklich göttliche Schalkheit darin, einen gemeinen Handarbeiter, wie diesen, erst so verschämt zu machen, daß er vor jedem ungeziemenden Ausdrucke, der ihm vis à vis von seinem gnädigsten Herzoge entschlüpfen könnte, ängstlich zurückbebt; und dann ihm doch zwey der köstlichsten satyrischen Einfälle auf Rang- und Titelsucht in den Mund zu legen. Das ellenlange, ächt rabelaisische Wort, das er zu seinem künftigen Titel in Vorschlag bringt, wahrlich es thut eine weit trefflichere Wirkung an seiner Stelle, als der bekannte Konstantinopolitanische Schnupftabaksdosenverwalter; und das Mienenspiel, welches der Herr Spizeder dazu macht, sezt dieser naiven Erfindung die Krone auf, und gleicht auf ein Haar der ersten Hälfte seines Namens. Hätten wir einen Bauch gehabt, gewiß, wir würden ihn ohne Stütze vor Lachen in die größte Gefahr gebracht haben! Jeder glaubt bey diesem drolligen Vorschlage mit seinem Zwerchfelle bereits im höchsten Zuge zu seyn; allein jeder hat sich auch geirrt, denn nun bedauert der Schalk erst noch: daß es ihm nicht möglich sey, noch einmal geboren zu werden und warum? — (i nun, weil er sich wohl hüten würde, als — bloßer Gärtner auf die Welt zu kommen!) —

Aber was soll's auch am Ende mit den Titeln werden? dachten wir, als wir das Haus verließen; sie sind eine Art von-Papiergeld, das eigentlich nirgends al Pari steht. Die lateinischen sonderlich sind mit dem Lateine selbst so außer Kurs gekommen, daß einen tüchtigen Banquier die Leutchen, die sie führen, beynahe lachen machen. Wer möchte im Ernst als ein Professor schlechtweg auf die Welt kommen, seit fast in jedem Winkel so eine traurige Figur ohne Lebensart und Brod zu finden ist? Oder wer möchte als Doktor auf die Welt kommen, seit dieser gelehrte Scherwenzel, wie weiland der Leipziger Magister, beynahe bis zum Schimpfnamen herabgesunken ist? Und ach! vollends als bloßer Mensch auf die Welt zu kommen!!! wahrlich, es gehört ein Heldenmuth dazu, den selten eine Brust beseelt!

Ernst Woldemar.

Beylage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 307.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Dezember 1825.

Und die Stunden, die das Leben spinnen,
Sind nur Mörder, die gemach ihn morden:
Was er will, das wird er nie gewinnen,
Was er wünscht, das ist ihm nie geworden.

A. Graf von Platen.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Wie ich in meinem Zimmer allein war, betete ich für meinen Vater und für mich. Er hatte seine lange Bahn im Geleit der Tugend durchschritten, die meine begann erst, und ich sah mich von lauter Stürmen umgeben. Ich floh seinen weisen Rath, so lange er lebte, sagte ich zu mir selbst, wie wird es nun seyn, da ich allein bin! Ich verbarg ihm die Thorheiten meines Herzens, aber er war doch da, um mir zu helfen — nun stehe ich allein! — Muthlos flossen meine Thränen; sie galten auch dem Andenken meiner Mutter, deren Verlust mir durch den Tod meines Vaters erneut schien. In diesem Zustand der Vernichtung erblickte ich ein Bildniß der Herzogin, das über meinem Kamin hing, und in seinem Anschauen verstummte auf einen Augenblick mein Schmerz. Doch nur einen Augenblick, und Unwillen gegen meine unwürdige Schwäche ergriff mich. O mein Freund, wie kann ich ihrer ohne Reue gedenken! nein, ich habe den Verlust meines Vaters nicht schmerzvoll genug empfunden, das Andenken seiner Tugenden zerriß mein Herz, ich hätte mein Leben darum gegeben, wenige Tage für das seine zu erkaufen, allein wenn ich Frau von Nevers erblickte, konnte ich mich nicht enthalten, glücklich zu seyn.

Mein Vater drückte in seinem Testamente den Wunsch aus, neben meiner Mutter zu ruhen. Ich beschloß, ihn selbst nach Lyon zu bringen, und erleichterte dadurch einigermaßen mein Herz: Frau von Nevers zu verlassen, schien mir eine Sühne für das Glück, das ich gegen meinen Willen in ihrer Gegenwart genoß. Meines Vaters leztem Willen zufolge blieben mir auch noch die Erbschaftsangelegenheiten einiger Waisen in Lyon zu beendigen; ich wollte ihm gehorchen; ich dachte an meine Rückkehr, wo ich dann unter demselben Dach mit Frau von Nevers wohnen, sie jede Stunde sehen würde — und mein Herz klopfte vor strafbarem Entzücken.

Den Tag vor meiner Abreise brachte der Marschall in Versailles zu; ich speiste mit der Herzogin und dem Abbé Tercier allein. Dieser Abbé lebte seit fünfzig Jahren in dem Hotel d'Olonne, er war bey der Erziehung des Marschalls behülflich gewesen, und die Protektion seiner Familie hatte ihm eine Präbende und Wohlstand verschafft. Er diente als Hauskaplan und war ein eben so treues Salongeräth, wie die alten Lehnsessel und die Gobelintapeten, die ihn verzierten. Eine so lange Gewohnheit hatte das Wohl und den Glanz der Familie Olonne zu seinem eignen gemacht, aber mit so viel Ruhe und so wenig Einbildungskraft, wie fünfzigjährige Abhängigkeit dem Geiste geben muß. Er war höchst gefällig, stets beym Spiel auszuhelfen bereit, wickelte der Herzogin ihre Stickseide ab, und wenn er eine gute Mahlzeit gehalten, war er der friedfertigste Mensch von der Welt. Wie er nun den Tag vor meiner Abreise wahrnahm, daß die Herzogin keines seiner kleinen Talente nöthig hatte, sezte er sich nach Tisch in eine große Bergere und fiel bald in tiefen Schlaf. So blieb

ich mit dem Gegenstand meiner Huldigung beynahe ganz allein. Ich hätte glücklich seyn sollen, allein eine unerklärliche Verlegenheit bemächtigte sich meiner; ich getraute mich nicht aufzublicken, ich war stumm. Sie fragte mich nach einer langen Weile, wann ich morgen abzureisen gedenke? „Um fünf Uhr, antwortete ich, wenn ich den Tag hier anfange, würde ich nicht mehr abreisen können.“ — „Und wann kommen Sie wieder?“ — „Ich muß meines Vaters Befehle erfüllen, allein das kann nur vierzehn Tage hinnehmen, und die Zeit wird mir so lang scheinen, daß ich deren genug zur Arbeit haben werde.“ — „Gehen Sie nach Forez?“ — „Ich glaube ja. Ich will meinen Rückweg darüber nehmen, aber dort aufhalten werde ich mich nicht.“ — „Wünschen Sie denn nicht, diesen Ort wiederzusehen? der Schauplatz unsrer Kindheit ist uns doch so lieb!“ — „Ich weiß nicht, was mir widerfahren ist, sagte ich, ich habe aber keine Erinnerung mehr.“ — „Suchen Sie um meinetwillen sie zurückzurufen und erzählen Sie mir von Ihrer Kindheit, Ihrer Jugend. Jezt nun mein Vater Sie Sohn nennt, darf mir nichts von Ihnen mehr fremd seyn.“ — „Ich habe Alles vergessen. Mir däucht, ich lebe erst seit zwey Monden.“ Sie schwieg einen Augenblick, dann fragte sie, ob denn die Gesellschaft so schnell die Vergangenheit aus meinem Gedächtniß verwischt habe? „O Gott, rief ich, nicht die Gesellschaft.“ — „Da bin ich nun nicht wie Sie, fuhr sie fort, ich bin bis im siebenten Jahr bey meiner Großmutter in Faverange erzogen, und von dort erinnere ich mich noch der kleinsten Umstände; ich sehe noch die alten hohen Kastanienbäume, die großen Säle mit Eichenholz getäfelt und wie zur Ritterzeit mit geschnizten Waffentrophäen verziert. Ich finde, daß man Orte wie Freunde lieben kann, ihr Andenken ruft uns alle in ihnen empfangene Eindrücke zurück.“ — „Ehedem glaubte ich das auch; jezt weiß ich nicht mehr, was ich denke, noch was ich bin.“ Sie erröthete, dann sagte sie: „Suchen Sie in Ihrem Gedächtnisse! die Umstände werden Ihnen wieder einfallen, wenn auch die Empfindungen, welche sie anregten, aus ihm entschwunden sind. Wenn ich in Ihrer Abwesenheit Ihrer zuweilen gedenken soll, muß ich doch wissen, wo Sie sind, und nicht so, wie jezt, über Ihre Vergangenheit ganz unwissend seyn.“ Ich erzählte ihr nun Alles, was der Anfang dieses Heftes enthielt; sie hörte mir aufmerksam zu, und wie ich ihr sagte, welche Revolution der Unfall des armen Knaben, dem ich das Leben rettete, auf mich hervorgebracht habe, sah ich eine Thräne in ihren Augen glänzen. Ich entdeckte, daß meine Erinnerungen nicht so verlöscht waren, wie ich gewähnt hatte, und in ihrer Nähe nahm ich die Eindrücke von tausend neuen Gegenständen wahr. Die Träumereyen meiner Jugend schienen mir durch meine jezigen Gefühle erklärt, alle schwankenden Phantome meiner Einbildungskraft hatten Gestaltung und Leben bekommen.

Der Abbé erwachte, wie ich die Erzählung meiner Jugendjahre beendigt hatte. Gleich darauf kam Herr von Olonne zurück; er und Frau von Nevers verabschiedeten mich auf das Gütigste; der erste empfahl mir, meine Rückkehr zu beschleunigen und sezte hinzu, daß er während meiner Abwesenheit für mich sorgen werde. Ich bat ihn um keine Erklärung. Frau von Nevers sagte mir nichts, allein ich glaubte Theilnahme in ihrem Blicke zu lesen. Wie leid that es mir, daß unser Gespräch unterbrochen worden war! allein ich war zufrieden mit mir; ich glaubte mich keineswegs verrathen zu haben; der Gedanke, daß Frau von Nevers meine Leidenschaft argwöhnen könne, machte mich vor Entsetzen erstarren — das ganze Glück meiner Zukunft schien mir an der Geheimhaltung meiner Empfindungen zu hängen.

Ich erfüllte die traurige Pflicht, die ich mir auferlegt hatte. Während der Reise war mir Frau von Nevers Andenken weniger peinlich, die Vorstellung von dem Tode meines Vaters überwog jede andere. Die Liebe verbindet gern den Gedanken an den Tod mit dem ihres Glückes; aber das ist nicht der Tod in Gestalt der Leiche des Grabgeprängs, die mich umgaben, es ist der Gedanke an die Ewigkeit, an das Unendliche, an eine Vereinigung ohne Trennung, welche die Liebe im Tod sucht — vor Sarg und Grab schaudert sie zurück. —

In Lyon fand ich die Rhone und meine Träume wieder, und Frau von Nevers herrschte mehr wie jemals in meinem Herzen. Fern von ihr, lief ich nicht Gefahr, mich zu verrathen, ich leistete daher der Leidenschaft, die sich von Neuem meines ganzen Wesens bemächtigte, gar keinen Widerstand, und diese Leidenschaft nahm die Eigenheit meines Charakters an: einem einzigen Gedanken hingegeben, in eine einzige Erinnerung versenkt, lebte ich noch einmal in der Welt meiner Phantasie, ich sah, ich hörte die Frau von Nevers, ich roch den Duft ihrer schönen Haare, ich vergoß Freudenthränen über ein Glück, das nur in meiner Einbildungskraft bestand. Am Saum eines Gehölzes sitzend, oder allein in meinem Zimmer, brachte ich meine Tage nutzlos hin, ich war keiner Arbeit, keines Geschäftes fähig, sie störten mich, und wenn ich gleich wußte, daß meine Rückkehr nach Paris von ihrer Beendigung abhing, konnte ich mich doch zu keinem entschließen. Wenn man in mein Zimmer trat, wunderte man sich, mich ungeduldig und verdrießlich zu sehen, gleich Jemanden, den man in der Arbeit unterbricht. Zwey Monate verflossen auf diese Weise, doch wurden die mir von meinem Vater aufgetragenen Geschäfte bis dahin beendigt, und es stand mir frey, Lyon zu verlassen. Mit Entzücken betrat ich des Marschalls Hotel; aber meine Freude war nur von kurzer Dauer — Frau von Nevers reiste, ihre Freundin, Frau von C., zu besuchen, in zwey Tagen nach dem Haag ab. Ich vermochte nicht, meine Traurigkeit zu verbergen, und zuweilen dünkte

mir, auch Frau von Nevers sey betrübt — doch sie sprach fast gar nichts mit mir, ihr Betragen war ernst, ich fand sie kalt, ich erkannte sie nicht wieder, und da ich mir die Ursache dieser Veränderung durchaus nicht erklären konnte, brachte sie mich zur Verzweiflung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben aus einer Geschichte des Feldzugs des Philhellenen-Bataillons.

(Fortsetzung.)

VI.

Treffen bey Komboti *).

Den 22sten Juni sezten wir unsern Marsch durch eine mit Weinbergen geschmückte, sehr angenehme Gegend fort und gelangten in das Thal von Komboti. Das Dorf dieses Namens ist an dem Abhange eines Berges gebaut, bis zu dessen, in eine Felsenkrone endigenden, Gipfel es sich anmuthig hinaufzieht. Auf demselben erhebt sich eine griechische Kapelle und schaut weit über das ganze Thal hin. Der Berg selbst, so wie der größte Theil der Umgegend prangt mit Weingärten und mit Bäumen aller Art. Die mitten in einer so fruchtbaren Landschaft lebenden Einwohner Komboti's müssen sich in einem gewissen Wohlstande befunden haben. Sie hatten aber bey dem Angriffe des Bacho-Bey ihr Dorf und Habe verlassen, wie ich sie denn schon an dem Tage des Rehabenteuers in großem Elende angetroffen. Die meisten Häuser ihres verlassenen Dorfes waren noch wohl erhalten, selbst die größere, am Abhange des Berges gelegene griechische Kirche beynahe unversehrt geblieben. Uebrigens liegt der Ort in zerstreuten Häusergruppen über die ganze vordere Seite des Berges ausgedehnt da.

Ihn hielten schon die Kapitanerieen des Janny Kolokotroni und des Jatrako, die untere, dem Feind zugewandte Seite desselben aber die Sulioten unter Marko-Bozzaris besezt. Den Gipfel des Berges wählte Maurokordato mit seiner Suite zum Lagerplatz. Die Philhellenen aber und das Regiment Tarella rückten in's Thal hinab auf eine Wiese, welche an einem Waldbach zwischen Weinbergen und tiefen Gräben lag. Dieser Platz mußte besezt werden, damit der in's Gebirge gegen Missolunghi führende Weg dem Feinde unzugänglich bliebe. Als die Philhellenen hier angelangt waren, und General Normann das Bataillon, so wie das Regiment auf ihre Standorte kommandirte, behauptete Dania wunderlich genug, die Philhellenen müßten, als Maurokordatos Leibgarde, dem Hauptquartier näher gelegt werden. Normann wies ein solches Begehren mit strengen Worten zurück. „Die Philhellenen, sprach er, sollen nicht die Gipfel der Berge suchen, um sich bequem von oben herab vertheidigen zu können; sie sollen an den wichtigsten und gefahrvollsten Plätzen stehen und keine Gelegenheit versäumen, sich mit dem Feinde zu messen. — Sie werden sich nach meiner Ordre fügen, Colonel!“

Kaum hatten die Truppen ihre Gewehre zusammengestellt und sich zur Lagerung angeschickt, so nahm Normann die erste, unter dem Hauptmann von Stael-Holstein stehende, Kompagnie des Regimentes, um mit ihr die Gegend zwischen dem Gestade des Golfs und Arta zu rekognosziren. Bey diesem Unternehmen gelangte er zu einem Hügel, der eine halbe Stunde von uns entfernt war, und auf dem ein Dorf lag. An der Seite, wo Normann auf den Hügel stieß, führte kein Weg zu dem Dorf hinan, und er sah sich daher genöthigt, es zu umgehen. Plötzlich aber gewahrte er ungefähr in der Mitte der Anhöhe Soldaten, die er ihrem äußeren Ansehen nach für Griechen hielt. Die Inselgriechen in seinem Begleit aber behaupteten, es seyen Türken. Um außer Zweifel zu kommen, ruft Normann den wahrgenommenen Soldaten „Ἐλευθερία!“ zu. Sie aber antworten mit Abfeuerung ihrer Gewehre, und ziehen sich schnell in's Dorf zurück. Gleichzeitig erscheinen aber auch mehrere türkische Kavalleristen, die hinter dem Hügel hervor in die Ebene einbeugen, und den Rückweg abzuschneiden drohen. Auf der Stelle gibt Normann Befehl zu schleunigem Rückzuge, den er selbst als lezter Mann schließt. Inzwischen wurden die Kavalleristen durch die Enge des Weges, auf welchem sie sich befanden, schnell vorzurücken verhindert, und einzeln anzugreifen, wagten sie nicht, vielmehr schienen sie sich in größerer Menge sammeln und dann erst mit Vorsicht vorrücken zu wollen. So erreichte ungehindert und noch zu rechter Zeit Normann das Lager der Philhellenen. Auf seinen schon aus der Ferne tönenden Zuruf: Türken! Auf! Kavallerie! stand im Nu Alles unter Waffen. Sogleich hatte Normann den Plan zum Treffen entworfen, und die zu dessen Ausführung nöthigen Ordres ertheilt. Ihnen zufolge zog zuvörderst das Regiment am Fuß des Berges auf die Straße nach Arta, um die vordere Seite von Komboti zu decken. Ueber sie hinaus, an der äußersten Spitze des Dorfes, sezten sich die Sulioten in den Ruinen zerstörter Häuser fest. Beyde, die Sulioten und das Regiment, bildeten also den rechten Flügel. An dem linken Flügel des Regiments brachen die Philhellenen auf. Normann stellte sich an die Spitze der ersten Kompagnie

*) Wir haben die Darstellung dieses Treffens ausgewählt, um zu zeigen, um wie vieles bestimmter und in sich klarer die Berichte des Herrn Dr. Elster sind, als die bisher bekannt gewordenen. Wie Pouqueville überall nur nach französischer Effektmalerey trachtet, ist bekannt. Aber selbst Raybaud, dessen Memoiren über Griechenland unstreitig zu dem Besten gehören, was darüber vorhanden ist, läßt uns, troz dem beygefügten Plan, ganz im Unklaren über den Gang des Treffens.

des Regiments links von den Philhellenen, so daß diese in's Centrum zu stehen kamen. Aber gerade auf dem äußersten linken Flügel, den eben Normann befehligte, stand der erste heftigste Angriff zu erwarten. Der General wollte dem Feind zuvorkommen. Er nahm daher einen griechischen Soldaten, dem er sein Pferd übergab, Flinte und Patrontasche ab, auf die eigne Schulter, trat vor die Fronte der Kompagnie, und führte sie im Sturmlauf einen Hügel hinan, an welchem in der geringen Entfernung von zehn Schritten der Weg vorüberkam, auf dem die türkische Kavallerie anrücken mußte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 9. Nov.

Bey dem dießjährigen Karlsfeste hatten die meisten Theater wieder neue Gelegenheitsstücke bestellt, zum Theile voll demüthiger Schmeicheleyen, die jedoch dem bezahlenden Publikum nicht sehr behagten, und darum auch schon wieder bey Seite gelegt werden. Diejenigen Stücke hingegen, worin der Weihrauch nur mäßig gestreut, und die Schmeicheley versteckt ist, bleiben noch auf der Bühne. Obschon die Hof- oder Polizeypoeten, welche diese Stücke verfertigen, sich bestens angelegen seyn lassen, sich nach den Gesinnungen der Royalisten, besonders der Stockroyalisten, zu fügen, so guckt der leidige Zeitgeist und die Freymüthigkeit selbst wider ihren Willen durch ihre Arbeit hindurch. Auf dem Porte St. Martin Theater z. B. heißt das Feststück monsieur Charles, und hat eine Anekdote aus der Jugendzeit des jetzigen Königs zum Inhalte, welcher einst, als er von Versailles kam, einen alten mißmuthigen St. Ludwigsritter antraf, der sich vergebens bey dem Minister die Beine abgelaufen hatte, um seine Pension zu bekommen. Der Herzog von Artois, der von ihm nicht erkannt wird, nimmt ihn mit in sein Kabriolet, läßt sich seine Angelegenheit erzählen, und verschafft ihm die so lange gewünschte Pension. In dem Stücke schildert der Ludwigsritter recht lebhaft, wie ihn der Kriegsminister bey der Nase herumgeführt, und nicht die geringste Achtung für seinen langen Kriegsdienst gehabt hat. Dieß ist schon eine Neuerung; denn ehemals verlangte ein Minister von den Theaterdichtern fast eben so viel Ehrfurcht als der König, und es war ihnen nur erlaubt, das Ministerium hochzupreisen. Dann sind aus einem Schweizer und einem Soldaten der ehemaligen Gardes françaises, in jenem Hofstücke wahre Karrikaturen geworden, was wieder ganz dem Stockroyalismus zuwider läuft, denn dieser muß beständig die größte Ehrfurcht für Alles, was vor der Revoluzion bestanden hat, hegen und ausdrücken, und darf sich nicht erlauben, über die alten Einrichtungen auch nur zu lächeln. Uebrigens ist das Stück sehr lustig anzuhören. So z. B. hat der Herzog von Artois dem Schweizer des Schlosses Bagatelle heimlich Befehl gegeben, er solle dem Ritter das Beste auftischen. Der arme Noble, der sein Geld durch das Herumlaufen bey den Ministern verzehrt hat, verlangte, wie gewöhnlich, ein recht frugales Frühstück; allein nun werden nach und nach die leckersten Sachen aufgetragen; der Ludwigsritter meynt, man wolle ihm den Beutel völlig ausleeren, jedoch der Schweizer versichert, alle Lebensmittel wären auf ein Mal im Preise gefallen, und es solle ihn nicht mehr kosten wie gewöhnlich. Einen drolligen Einfall haben die Dichter des Stückes bey dem Finalgesang gehabt. Die Hauptpersonen desselben singen jeder eine Strophe des Liedes, während hinter ihnen zur Feyer des Tages eine Quadrille getanzt wird; das Schlußwort jeder Strophe ist wie der Name einer Tour der Quadrille. So singt ein winziger Läufer, in der ersten Zeit der Ehe pflege es gewöhnlich zu heißen en avant (vorwärts), aber hernach heiße es manchmal — nun wird in der Quadrille dos à dos! gerufen. Auf die Eheverhältnisse wird in den kleinen französischen Theaterstücken sehr häufig angespielt, und in den meisten Schlußliedern kömmt so eine kleine Stichelei vor. Diesem Stücke ging letzten Sonntag der Altonaer Arzt voraus, und ihm folgte Polichinelle Vampire; welcher seit der Abreise Mazuriers nach London von einem andern Hanswurst, Namens Fleury, gegeben wird, der Arme, Beine und Leib ebenfalls gar wundersam verdreht, und auch tanzt, als ob er am Faden gezogen wäre. Die unbegreifliche Gelenkigkeit Mazuriers besitzt er freylich nicht, dafür hat er auch keine zwanzigtausend Franken Gehalt; wer indessen Mazurier nicht tanzen gesehen hätte, kann mit seinem Nachfolger und Nachahmer sehr wohl zufrieden seyn. Das Königsfest war dieses Jahr auf einen Freytag gefallen. Da nun die Geistlichkeit wieder das Fasten, das heißt die Enthaltung vom Fleische einführt, woran man unter der kaiserlichen Regierung wenig gedacht hatte, so bekam die Polizey Skrupel wegen der üblichen Austheilung des Fleisches, Brodes und Weines an das Volk. Das Brod und den Wein hätte man ihm allenfalls noch wohl zugeworfen, und es hätte sich am Freytage so gut wie an jedem andern Tage betrinken können; dagegen hätte die Polizey nichts einzuwenden gehabt; aber das Fleischvertheilen ging unmöglich an. Es soll daher Anfangs der Vorschlag gewesen seyn, den Leuten Häringe statt Fleisch zuzuwerfen; allein die Pariser würden darüber gespottet haben; also wurde ein Ausweg getroffen, indem die Vertheilung der Lebensmittel am Donnerstage, die unentgeldlichen Schauspiele aber erst am Freytage gegeben wurden, wodurch die arbeitende Klasse zwey Tage statt einen verlor.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nro. 302:
Laura.

Räthsel.

Die beyden Schwestern.

Zwey Schwestern kenn' ich, laßt euch sagen:
So ähnlich sah ich Schwestern nie.
Auch würden sie sich stets vertragen,
Entzweyten nicht die Eltern sie.
Ein Vorurtheil läßt Eine unterdrücken,
Und während jene Sorg' und Unterricht
Von zart'ster Jugend auf beglücken,
Bekümmert man um die sich nicht.
Drum bleibt sie ungeschickt,
Wenn ihre Schwester malt und stickt
Und schreibt und spielt und spinnet.
Nur tanzen, wie man spricht,
Nur tanzen können Beyde nicht. —
Ihr saht die Schwestern oft, wenn ihr euch recht besinnet.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Dezember 1825.

Der von Deinem Gram Betroffene
Weil den Zustand eines Kranken
Was der Schmerz sey weiß.
Nur der Kranke weiß.

Baki.

Bitte an Amor.

Was ganz unmöglich war zu hoffen,
Das bat ich, Amor! nie von dir:
Daß die Geliebte, Holde, Meine
Nicht Andern reizend auch erscheine,
Nur reizend mir sey, lieblich mir.

Doch was vielleicht du weißt zu fügen,
Das fleh' ich, Amor! heiß und kühn:
Ach, laß ihr von den Freyern allen
Nur Einen, Einen nur gefallen,
Und gib, daß ich der Eine bin.

Nicht zwar verdien' ich solche Gnade,
Mir fehlt des Werths vor Andern viel,
Doch meyn' ich's mehr erkannt zu haben,
Was Sie für Reize hat und Gaben,
Zu Glückes Ueberschwang am Ziel.

Und gäb' ein Gott wohl ächte Güter
Dem Herzen, das sie nicht versteht?
Ein Sterblicher ja selbst nur spendet,
Wo sich Gefühl entgegenwendet,
Und des Geschenkes Preis erhöht.

O sollte mir die Huldin werden,
Wie forscht und wög' ich mehr und mehr,
Und zög' aus ihres Herzens Tiefe,
Was noch in Knospen ahnend schliefe,
Zum lichten Tage jubelnd her!

Joh. Rud. Wyß.

Proben aus einer Geschichte des Feldzuges des Philhellenen-Bataillons.

(Beschluß.)

Mir war keine bestimmte Ordre ertheilt worden. Daher erlaubte ich mir, meinen Posten im Lager zu verlassen und dem General auf dem Fuße nachzueilen. Ich kam in dem Augenblicke auf dem Hügel an, da die Türken eben auf ihn andrangen. Mit durchdringendem, von rauschender türkischer Musik begleitetem Allahrufen kamen sie in kurzem Trab daher. Sie wurden von den Unsrigen mit einer vollen Salve begrüßt und nun entwickelte sich ein heftiger Kampf. Alle Anstrengungen der Feinde scheiterten an der vortheilhaften Stellung und tapfern Gegenwehr der Unseren. Die Anhöhe, deren Fuß überdieß noch durch das Bett eines Waldstroms gedeckt war, stieg zu steil aufwärts, als daß sie von Kavallerie mit Erfolg hätte angegriffen werden können.

Obgleich die Türken von den Ihrigen einen nach dem andern fallen sahen, ohne auch nur den geringsten Vortheil zu gewinnen, so hielten sie dennoch Stand, bis sie endlich unter dem heftigsten Feuer, sechshundert Mann Kavallerie stark, durchbrachen. Als ihnen dieß gelungen, wollten sie einen Angriff auf das Philhellenenlager richten; allein der alte Dania führte ihnen schon die Philhellenen in wohlgeschlossenem Viereck entgegen und empfing sie mit Pelotonfeuer. Nichts destoweniger sprengten die Türken auf

das kleine Häuflein an, als könnten sie es ohne Weiteres über- und niederreiten. Aber die ruhig vorgehaltenen und sicher geführten Bajonnets der Philhellenen bringen schnell Unordnung und Schrecken unter die Feinde. Diese weichen zurück, sammeln sich aber bald wieder zu einem neuen Angriff, den sie dießmal gegen die vordere Seite des Dorfes versuchen. Hier stellt sich ihnen Tarella mit seinem Regiment entgegen. Vergebens umschwärmen die Türken es, vergebens dringen sie wiederholt und mit Heftigkeit auf dasselbe ein. Jeder Schock wird mit besonnenem Muth, mit geordneter Tapferkeit zurückgewiesen und die Feinde sehen sich genöthigt, das zweyte Mal vom Angriff abzustehen. Die Zeit dieses zweyten Angriffs hatte ich benuzt, um von der Anhöhe in die Ebene zu unserm Bataillon zu gelangen. Nicht ohne Gefahr erreichte ich es. Schon sah ich auch auf diesem Platz wieder den General Normann thätig; wo es ihm nöthig zu seyn schien, da feuerte er mit Wort und Beyspiel an. Es bedurfte aber in der That kaum irgendwo der Aufmunterung. Die Philhellenen wie die Soldaten des Regiments jeden Ranges thaten ihre Pflicht. Jeder Befehl, jede Anordnung, Alles wurde mit einer Pünktlichkeit, Sicherheit und Kaltblütigkeit ausgeführt, als ob man im Uebungslager manövrire.

Kaum war ich beym Bataillon angekommen, als der Kommandant Dania es gegen die Flanke der Türken führte. Sie suchten diesem Angriff durch unstäte Bewegungen auszuweichen; dennoch wurde eine Anzahl derselben durch die Philhellenen zu Boden gestreckt. In diesem Moment stürzten auch die Sulioten von ihrem Standort aus mit furchtbarem Kerataruf in's Thal, und die Türken, schon wähnend, daß sie umzingelt wären, traten schleunigst den Rückzug an. Zu früh hatten die Sulioten Kriegsgeschrey erhoben. Eben war es den Philhellenen gelungen, die rechte Seite der Feinde zu umflügeln, und schon schickten sie sich an, ihnen den Rückweg abzuschneiden, da sammelten sich die Türken das dritte Mal und machten Miene, den Kampf gegen die Philhellenen zu erneuern. Dieß war aber für Dania und die Philhellenen das Zeichen zum lebhaftesten Angriff. Die Türken dagegen schienen das eben gewünscht zu haben, wenigstens wußten sie in der Hitze des Gefechtes die Philhellenen zu verlocken, daß sie ihre Position verließen und brachen in demselbigen Augenblick auf die Straße nach Arta durch, ehe dieselbe von den Sulioten, welche dichtes Buschwerk an schnellerem Vorrücken hinderte, erreicht und besezt werden konnte.

Das Regiment und die Philhellenen verfolgten den fliehenden Feind bis dart unter die Thore von Arta; aber sie konnten ihn nicht erreichen und zum Stehen bringen. Als wir von der Anstrengung ermüdet und schon eine gute Weile auf der Rückkehr in's Lager begriffen waren, kam uns Herr Boutier mit verhängtem Zügel nachgesprengt und erzählte; er habe den Pascha beynahe erwischt *). Wir lachten ihm Alle in's Gesicht, denn wir hatten ihn während des ganzen Gefechts nirgends gesehen.

Als wir das Schlachtfeld wieder betraten, fanden wir die Griechen des J. Kolokotroni und Jatrako mit den Leichnamen der Türken beschäftigt. Zuerst schossen sie ihre Pistolen auf sie los, schnitten ihnen dann Nasen und Ohren oder auch die Köpfe ab und warfen endlich die lezteren auf der Ebene und in den Straßen umher. Uebrigens waren die Leichname rein ausgeplündert und sonst auf das ekelhafteste verstümmelt. Auch alle versprengten Pferde waren schon eingefangen und die Griechen boten sie uns zum Kauf an.

Unter den Todten, welche das Schlachtfeld bedeckten, befand sich auch der Bey und sein Sohn. — Das Regiment hatte einen Todten und mehrere Verwundete; auch die Sulioten zählten einige Verwundete. Die Philhellenen, welche sich zumeist gegen die Säbel der Türken zu vertheidigen gehabt hatten, kehrten ruhmvoll, aber ohne Verlust, aus dem Gefecht zurück.

Maurokordato vernahm im Hauptquartier die Kunde des Sieges mit vieler Freude und erließ sogleich eine Proklamation an das Regiment und die Philhellenen, worin er sie wegen bewiesener Tapferkeit sehr belobte.

Als Normann, mit Staub und Pulverdampf bedeckt, der Lezte in's Lager einritt, jauchzten ihm Alle, die Franzosen nicht ausgenommen, entgegen und riefen wie aus einer Brust: Es lebe der tapfere Normann! —

Dr. W. B. Mönnich.

*) Vermuthlich ist dieß der Cassimbey, den Herr Boutier im Angesicht beyder Heere getödtet haben will.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Nach der Abwesenheit der Frau von Nevers blieb ich der tiefsten Traurigkeit hingegeben. Meine Träumereyen waren nicht mehr wie in Lyon mir eine theure Beschäftigung, ich ging aus, ich besuchte Gesellschaft, um ihnen zu entgehen. Der Gedanke, Frau von Nevers beleidigt zu haben, die Unmöglichkeit, mein Vergehen zu errathen, quälten mich unablässig. Der Marschall schrieb meine tiefe Niedergeschlagenheit dem Verlust meines Vaters zu; „unser Unglück, sagte er eines Tages, hat einen grausamen Eindruck auf Natalien gemacht, sie ist seitdem immer traurig und leidend gewesen. Ich hoffe die Reise soll ihr wohlthun; Holland ist reizend im Frühling. Frau von C. wird sie umherführen und die Neuheit der Gegenstände wird sie zerstreuen.“ Diese wenigen Worte erregten eine neue Angst in mir. Seit meines Vaters Tod sollte Frau von Nevers traurig seyn? was war denn vorgefallen? was hatte ich

versehen? Gegen mich hatte sie sich verändert — das allein war gewiß, und das brachte mich in Verzweiflung.

Herr von Olonne war mit seiner gewöhnlichen Güte, mich zu zerstreuen, bemüht, er beredete mich, in's Schauspiel zu gehen, alles Merkwürdige zu sehen, er suchte mich darüber zum Reden zu bringen, er schwazte mit väterlicher Güte mit mir — um mir Muth zu machen, sagte er, daß mein Gespräch ihn kurzweile, daß meine jugendlichen Eindrücke ihn verjüngten. Obschon er nicht Staatsminister war, wurde er doch zu wichtigen Geschäften gebraucht, er stand in großem Ansehen, als Gouverneur von Guienne kamen alle Geschäfte dieser Provinz ihm zu, den ganzen Morgen kamen Leute zu ihm, vier Mal in der Woche beschäftigte er sich mit seinem Briefwechsel, der sehr ausgebreitet war; zwey Sekretäre arbeiteten für ihn, allein mich ließ er oft in seinem Kabinet verweilen, sprach mit dem größten Vertrauen von seinen Geschäften, und ließ mich zuweilen, wenn er nicht wollte, daß Jemand anders Kenntniß davon erhalte, Aufsätze über geheime Gegenstände oder Noten von den mir anvertrauten Geschäften verfassen. Wie undankbar wäre ich gewesen, hätte mich ein solcher Vorzug nicht gerührt! Zwar verdankte ich ihn meinem Vater, allein das verminderte meine Verbindlichkeit nicht. Ich suchte mich seines Vertrauens würdig zu zeigen, und er sagte mir zuweilen in einem Ton, der mich an meinen Vater erinnerte, daß er zufrieden mit mir sey.

Es ist sehr süß, gegen unsre Obern uns zwanglos zu fühlen! man ist es nicht, so lange man sich seines Untergeordnetseyns bewußt ist, man ist es auch nicht, wenn man wahrnimmt, daß man es vergessen hat; nur wenn sie es uns vergessen machen, hat man dieses angenehme Gefühl. Der Marschall besaß diese rührende Gabe der Güte und Wohlthätigkeit, er flößte immer Ehrerbietung und Furcht ein; er war über das, was einem Jeden gebührt, so sicher, daß er sich einer unbegränzten Nachsicht überlassen konnte. Ihm war es wohl bekannt, daß man sie nie mißbrauchen konnte, weil es unmöglich war, die Achtung für ihn einen Augenblick zu vergessen. Täglich vermehrte sich meine Ergebenheit für ihn, und er schien von ihr gerührt.

Zuweilen besuchte ich meinen Oheim, Herrn von Herbelot, und fand dort die Lustigkeit, das Umtreiben, was mir bey meiner Ankunft in Paris schon mißfallen hatte, immer wieder. Mein Oheim begriff nicht, wie ich in dem ernsten häuslichen Cirkel des Marschalls vergnügt seyn könne, und ich verglich bey mir selbst die Verschiedenheit dieser beyden Häuser. Bey Herrn von Herbelot machte eine lärmende, rauschende Lustigkeit das Daseyn zu einem beständigen Rausch; man lebte nur, um sich zu kurzweilen, ein Tag, den das Vergnügen nicht ausfüllte, ward für gänzlich leer angesehen; die Lustpartien wurden für das Nothwendige gehalten, man schien zu fürchten, daß die Zeit, welche nicht solchergestalt ausgefüllt würde, stille stehen müsse. Ein Haufe von gefälligen, abhängigen Menschen füllte den Salon, und schienen in jeder Rücksicht des Hauswirths Geschmack zu theilen; sie beherrschten ihn, sie schienen die unentbehrliche Stütze seiner Schwäche, er schien erst durch sie seine Meynung zu bilden, denn statt sie unumwunden zu behaupten, war sein Ausdruck immer: „Lucival und Berthenay haben gesagt, Lucival und Berthenay haben diese Ansicht,“ — und diese beyden Leute stürzten meinen Oheim in alle Thorheiten und Lächerlichkeiten eines zerrüttenden Luxus, in ein Leben voll Unordnung und Irrthümer. Es war, als wollten diese Menschen den neuerworbenen Reichthum jeden Augenblick genießen, wie ein Geizhals sich jeden Augenblick durch das Anschauen seines Goldes von dessen Daseyn zu überzeugen sucht.

Bey Herrn von Olonne stammte der Besitz von Ehre und Reichthum von so lange her, daß man ihrer nicht mehr gedachte. Ihrer zu genießen, beschäftigte ihn nie, aber wohl oft die Verbindlichkeiten, die sie ihm auflegten. Sein Salon war auch oft von Menschen, die sich ihm empfehlen wollten, von Untergeordneten angefüllt, allein sie bestanden aus armen Verwandten — einem Neffen, der Seeoffizier war, und in Paris den Lohn seiner Dienste suchte, oder einem Wundenbedeckten Krieger, der um das Ludwigskreuz ansprach, oder aus seinen ehemaligen Adjutanten, oder Gutsnachbarn — oder dem Sohn seines alten Freundes! — Sie alle hatten gute Gründe sich hier einzufinden, es war etwas Väterliches in dieser Protektion, unter welcher sie sich versammelten. Alle Männer von Verdienst und Talenten hatten bey dem Marschall Zutritt, und fanden bey ihm ihre Schätzung; denn der gute Geschmack, der bey ihm herrschte, ergriff sogar die, denen er außerdem nicht eigen war. Dazu ist es aber nöthig, daß der Herr des Hauses, so wie Herr von Olonne, das erste Beyspiel von ihm gibt. — Ich glaube auch nicht, daß der gute Geschmack so etwas Oberflächliches sey, wie man gewöhnlich behauptet; so viele Dinge tragen zu ihm bey, Zartheit der Empfindung, und Zartheit des Geistes, die Gewohnheit der Konvenienz, ein gewisser Takt, der uns ohne Nachdenken in Allem das rechte Maß zu finden lehrt; auch die Lage ist bey diesem so mächtigen Geschmack und Ton nicht ohne Wirkung; es gehört vornehme Geburt und großer Reichthum dazu, Zierlichkeit und Pracht in den Gewohnheiten des Lebens; endlich muß man auch durch seine Seele und seine Gesinnungen seiner Lage noch überlegen seyn; denn man fühlt sich im Glück nur dann behaglich, wenn man sich noch höher gestellt hat, als dieses Glück es vermochte. Der Marschall und die Herzogin von Nevers konnten vom Unglück getroffen werden, doch nicht erniedrigt, denn die Seele verliert ihren Rang nicht, sie ist unveränderlich. *) Mein Herz

*) Nachdenkende Leser, welche diese Erörterung überschlagen, werden, wie der Uebersetzer, mit nicht geringer Theilnahme im

tiopire vor Freude bey dem Gedanken von Frau von Nevers naher Rückkehr. Fern von ihr konnte ich nicht lange glauben, daß ich sie beleidigt hätte, ich war mir bewußt, wie uneigennützig ich sie liebte, ich war so überzeugt, daß ich mein Leben hingegeben haben würde, um ihr einen mühseligen Augenblick zu ersparen, daß ich es für unmöglich hielt, daß sie mir zürne, denn ich hatte es ja gar nicht um sie verdient. — Ihre Rückkehr bewies mir auf das Grausamste meinen Irrthum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe's Wilhelm Meister den Abschnitt aufsuchen, wo sich der arme Held in einem einigermaßen ähnlichen Verhältniß in dem Schloß eines deutschen Reichsgrafen befindet, und über den Vorzug des Adels sich ausläßt. Er verfolge selbst den Vergleich zwischen den beyden Erzählungen und den beyden Erzählern.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 9. Nov.

(Beschluß.)

Zu den lezten Tagesbegebenheiten in Paris gehörte noch die Ernennung des Hrn. von Montmorency als Akademiker, und der Kriminalprozeß wegen des im Hotel der Prinzessin von Rohan verübten Diebstahls. In Paris ist die Ernennung eines Mitgliedes der Académie française immer eine wichtige Angelegenheit, woran das Publikum und die Zeitungen stets lebhaften Antheil nehmen, und obschon man sich seit länger als 50 Jahren in witzigen Epigrammen über die Akademie lustig macht, so will doch jeder bekannte Schriftsteller zu diesem Verein gehören, weil derselbe der Ausbund der Schriftsteller seyn soll, und auch weil mit der Akademikerstelle ein Gehalt verbunden ist, wofür man nichts zu thun braucht. Es schließt dieser Verein so manche verdienstvolle Männer ein, daß es sich jeder zur Ehre rechnet, in ihre Reihen mit aufgenommen zu werden. Aber zum Unglück wird der Verein, obschon er seine Mitglieder frey wählt, und die Regierung sich blos das Bestätigungsrecht vorbehalten hat, doch von allerley kleinlichen Rücksichten geleitet, und begeht dumme Streiche, wie es mit manchen Korporationen geht, deren einzelne Mitglieder vernünftig handeln, aber sobald sie ihren Verstand zusammen legen, nichts Gescheites mehr hervorbringen. So ist dann auch in einen Theil der Akademie der jezt am Staatsruder sitzende Ultraroyalismus gefahren. Anstatt eines ausgezeichneten Schriftstellers hat sie dießmal einen Mann vom Hofe, den Grafen Mathieu de Montmorency, zum Akademiker gewählt, obschon sie bereits genug Leute vom Hofe in ihrer Mitte hat. Dieser Graf hat nie Etwas geschrieben; im Anfange der Revolution war er ein inniger Freund der Frau von Staël, der Aufklärung und der bürgerlichen Freyheit; allein seit der Wiederherstellung des königlichen Thrones hat sich der bejahrte Mann zur Andacht und Frömmeley geneigt, auch einmal in einer Rede in der Deputirtenkammer eine Art von Bekenntniß seiner Freyheitssünden und seiner ultraroyalistischen Reue abgelegt. Dieß hat ihm bey den Ultras in hohes Ansehen gebracht; solch ein Mann ist für die Akademie wie geschaffen; die Quotidienne lobt daher auch die Wahl recht sehr, und meynt, der Hofmann werde der Akademie die schöne Hofsprache lehren. Vermuthlich meynt sie, daß es jezt umgekehrt ist; allein Aufklärung und hohe Ansichten sind jezt sicher vielmehr das Erbtheil der großen Masse der Nation, als der Hofleute. Und wozu ein Akademiker, der kein Schriftsteller ist? was soll er in der Akademie machen? Wenn man nun einmal im Ultrasinne wählen wollte, warum nahm man nicht Lamartine, der zwar kein korrekter Schriftsteller, aber doch sicher einer der ausgezeichnetesten Dichter des jetzigen Frankreichs ist, und gewiß zehn Mal eher als ein nichtschreibender Montmorency die akademischen Ehren verdient hätte? Wollte man einen Redner nehmen, warum dachte man nicht an die ausgezeichneten Männer, welche die Zierde der Rednerbühne in der Deputirtenkammer sind? man hätte hier unter zehn die Wahl gehabt! allein die meisten dieser ausgezeichneten Redner gehören der freysinnigen Parthey an, und über diese ist ein für alle Mal Veto ausgesprochen. Mit dem andern Tagesereignisse, das ich oben erwähnte, hatte es folgende Bewandniß. Die Prinzessin von Rohan fuhr lezten Sommer eines Abends spät aus der Gesellschaft nach Hause. Ein junger Mensch schleicht sich beym Einfahrtthor unter den Wagen, gelangt mit demselben in den innern Hof, und von da auf den Speicher, wo er den folgenden Tag zubringt; er hatte sich, wie es heißt, auf drey Tage mit Lebensmitteln versehen, um die Gelegenheit zum Stehlen ruhig abwarten zu können. In der folgenden Nacht schleicht er sich in das Gemach der Prinzessin; wie ihm dieß möglich war, wird nicht erklärt; gewöhnlich sind die Prinzessinnen wohl verschlossen und wohl bewacht. Genug er gelangt bis zu ihrem Schreibpult, und versucht ihn zu öffnen. Die Prinzessin hört Lärm, und springt auf. Er flüchtet sich wieder auf seinen Speicher, und wartet die künftige Nacht ab, ohne daß man, wie es scheint, nur daran gedacht hätte, ihn aufzusuchen. Dießmal schleicht er sich wieder in das Gemach der so übel verwahrten Prinzessin, öffnet den Pult, und nimmt die Brieftasche mit Staatspapieren, fünfundzwanzigtausend Franken werth, heraus. Der Dieb muß nothwendig den Pult, und auch das Gemach recht gut gekannt haben; denn wie hätte ihm sonst Alles so wohl gelingen können! Er kam mit seiner Brieftasche ohne Schwierigkeit aus dem Hotel wieder heraus, und nun begab er sich mit seiner Beute zu einer feilen Dirne, und praßte drey Tage lang darauf los. Unter den Staatspapieren fanden sich zwölftausend Franken an französischen Bankzetteln, und dreyzehntausend an österreichischen Schuldscheinen. Das österreichische Papier ist hier so wenig bekannt als das chinesische; und auch der Dieb wußte nicht was es war, und ließ sie in einer Schenke liegen, wo sie abhanden gekommen sind. Die Bankzettel machten auch der Dirne Lust; während der Dieb schlief, entwendete sie ihm sein Wams mit der Brieftasche, und begab sich auch an's Schlemmen in eine Weinschenke, deren Wirth zu ihren Bekannten gehörte, und von ihr mit einem Bankzettel von 1000 Franken beschenkt wurde. Noch eine Freundin nahm an den Festlichkeiten über das gestohlene Gut Antheil. Dieß Alles hatte aber bald ein Ende. Der aufgewachte und bestohlene Dieb war so aufgebracht über die Verrätherey, daß er aus Rache seine eigne Schuld und Gefahr vergaß, und die Diebin bey der Polizey angab. Die erste Frage war, wie er zu einer solchen Summe gelangt sey. Er stotterte, wurde festgehalten, und dann zog man die Dirne, den Wirth und die Wirthin, und die Freundin ein. Der Kriminalprozeß des Diebes ist noch nicht vor Gericht gekommen, ich weiß nicht warum; aber die andern Schelme sind neulich verurtheilt worden, die Dirne zu zwey Jahren Gefängnißstrafe, die beyden Wirthsleute zu Einem Jahr Verhaft, die Freundin, die blos an dem Schmausen Theil genommen hatte, ist freygesprochen worden. Aber auf des wahren Diebes Prozeß bin ich neugierig. Ein junger Kerl, der sich mit Proviant in das Haus einer Prinzessin begibt, neben ihrem Bette ihren papiernen Reichthum aufsucht und wegnimmt, muß doch ein recht pfiffiger Spitzbube seyn.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 309.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. Dezember 1825.

Ach, kennte doch die Welt das Herz, so wie den Mund,
Wie wenig glichen oft die Thaten ihrem Grund?

Haller.

Die eiserne Maske.
Auflösung dieses historischen Räthsels.
Von Dr. Nürnberger.

Eine der meistbesprochenen Erscheinungen in dem merk-ürdigen Jahrhundert Ludwigs XIV. ist die geheimniß-olle eiserne Maske, die so viel Neugier als Hypo-esen erzeugt; und so manche Feder beschäftigt hat. ch glaube im Stande zu seyn, dieses historische Räthsel, ch Vergleichung der kürzlich erschienenen (vortrefflichen) emoiren der Madame Campan *) mit den Mémoires un voyageur qui se repose (Dütens) vollständig aufzu-'en, muß aber, für Leser, denen die Sache nicht mehr nz gegenwärtig seyn sollte, erst Folgendes über den Her-ng, wie solchen Voltaire im Siècle de Louis XIV., S. 154 ;. des ersten Bandes der Stereotypenausgabe, erzählt, nnern **).

*) Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette p, vis de souvenirs et d'anecdotes historiques sur les reg- de Louis XIV., Louis XV. et Louis XVI. Par Mme Cam-, lectrice de Mesdames et première femme de cham- de la Reine. Paris, 1823. 5te Auflage; — ein Werk, viel mehr leistet, als der Titel verspricht, und von dessen rthe ich so durchdrungen bin, daß ich ihm als Anschluß an unvergleichlichen Mémoires secrets sur les regnes de is XIV. et XV., von Duclos, den ersten Rang anweise.

Nürnberger.

**) Mit dieser Darstellung Voltaire's, als der gewöhnlichen nde, müssen die weiter unten folgenden, sehr abweichen Aufklärungen sorgfältig verglichen werden.

M.

Wenige Monate nach dem Tode des Kardinals Mazarin (1661), nach den weiter unten folgenden Aufklärungen aber viel später, wurde, mit größtem Geheimnisse, ein Gefangener von der edelsten Gestalt nach dem festen Schlosse der Insel Sainte-Marguerite im mittelländischen Meere, dicht an der Küste der Provence, gebracht, der eine Maske von schwarzem Sammt mit stählernen Federn (woher der Name „eiserne Maske" rührt) vor dem Gesichte trug, welche mit einem Gewinde versehen war, so daß der Gefangene essen konnte, ohne sie jemals abzulegen. Es war Befehl gegeben, ihn zu tödten, sobald er sich demaskiren oder überhaupt entdecken würde. Als im Jahr 1690 ein vertrauter Offizier, St. Mars, bisdaheriger Gouverneur von Pignerol, zum Gouverneur der Bastille ernannt wurde, nahm er den Gefangenen von der Insel, immer maskirt, mit sich dahin. Der Unglückliche erhielt das beste Zimmer in diesem Schlosse; keiner seiner Wünsche blieb unbefriedigt; seine Tafel war vortrefflich besezt, und er wurde mit einer Achtung behandelt, die an Respekt gränzte, so daß sich z. B. der Gouverneur in seiner Gegenwart selten niedersezte. Ein alter Arzt der Bastille, der diesen sonderbaren Gefangenen bey seinen Krankheiten oftmals behandelt hatte, erzählte, daß er sein Gesicht niemals gesehen habe, wenn es auch nöthig geworden sey, seine Zunge und andere Theile seines Körpers zu untersuchen. Er sey von sehr schöner Körperbildung, aber von bräunlicher Hautfarbe gewesen, habe durch den bloßen Ton seiner Stimme interessirt, nie über sein

Schicksal geklagt, und nie von seinem Verhältniß gesprochen.

Dieser Unbekannte starb im Jahr 1703, und wurde Nachts auf dem Kirchhofe von St. Paul zur Erde bestattet. —

Wer war er? Diese Frage hat bis jezt nicht befriedigend beantwortet werden können. Voltaire (l. c.) versichert, daß Chamillart, Louvois Nachfolger, der lezte Minister gewesen sey, der dieses merkwürdige Geheimniß besessen habe; sein Schwiegersohn, der Marschall de la Feuillade, habe ihn auf dem Todbette beschworen, es ihm zu entdecken, aber zur Antwort erhalten, es sey ein Staatsgeheimniß und seine Zunge durch einen Eid gebunden. — Das Leipziger Conversationslexikon (sechste Auflage) sucht im betreffenden Artikel wahrscheinlich zu machen, der Gefangene sey ein Bruder Ludwigs XIV. gewesen, der so viel Aehnlichkeit mit ihm gehabt habe, daß die Entdeckung hätte Gefahr bringen können. Ob er aber, fügt es hinzu, wie in den von Soulavie zusammengestellten Memoiren des Marschalls von Richelieu behauptet worden, ein ehelicher Zwillingsbruder Ludwigs, oder ein im Ehebruche erzeugtes Kind der Gemahlin Ludwigs XIII., Anna von Oesterreich, oder endlich ihr natürlicher, so kurze Zeit nach ihres Gemahls Tod geborner Sohn gewesen sey, daß dessen rechtmäßige Geburt als möglich habe angenommen werden können, lasse sich nicht ausmachen. Der in Paris angesiedelte Schottländer Quintin Crawford stellt in seinen, 1817 an's Licht getretenen, Mélanges d'histoire et de litérature die lezte Meynung auf; Voltaire aber, indem er sich das Ansehen gibt, das Wort des Räthsels zu wissen, erklärt in einem (wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach von ihm herrührenden) Zusatze zum Artikel Anne des Dictionnaire philosophique (Ausgabe von 1771): der Gefangene sey ein vor Ludwigs XIV. Geburt zur Welt gekommener, unehelicher Sohn der Königin gewesen, den man heimlich erzogen, und um dessen Daseyn Niemand als Mazarin gewußt habe, nach dessen Tode erst Ludwig XIV. mit einem Geheimnisse bekannt geworden sey, dessen Enthüllung das größte Aergerniß erregt haben würde.

Alle diese Hypothesen sind, wie wir gleich sehen werden, vollkommen ungegründet. So lange das, was Dütens in den genannten Memoiren dagegen vorbringt, isolirt dastand, habe ich ihm wenigstens keine ganz entscheidende Stimme beygemessen; die genaue Uebereinstimmung aber mit den Anführungen der Madame Campan und die Art ihres Zeugnisses verleihet seiner Darstellung die vollkommenste historische Glaubwürdigkeit. Dütens erzählt (l. c. II. 205.): Gegen das Jahr 1685 sandte der Herzog von Mantua, um den Planen des französischen Kabinets entgegenzuarbeiten, seinen Minister, Grafen Girolamo Magni *), an alle Höfe Italiens, um sie zu einer Verbindung gegen den gemeinschaftlichen Feind einzuladen; und es gelang diesem Diplomaten, der dabey eine außerordentliche Geschicklichkeit entwickelte, die Plane seines Herrn überall durchzusetzen. Nur der Herzog von Savoyen blieb noch zu bearbeiten, und der Graf begab sich nach Turin, um auch ihn vom französischen Interesse abwendig zu machen. Das Kabinet von Versailles, unterrichtet von diesen Menées, ertheilte dem Marquis d'Arcy, derzeitigem französischen Gesandten zu Turin, Verhaltungsbefehle. Der Marquis hob damit an, dem Mantuaner viel Artigkeit zu bezeigen und ihn zu mehreren Lustparthien, unter andern zu einer Jagd einzuladen, die sie nach der Seite von Pignerol führte, welche Stadt damals Frankreich gehörte. Kaum angelangt auf französischem Grund und Boden, bemächtigte man sich der Person des Grafen, und er wurde erst nach Pignerol, von dort aber nach der Insel Sainte-Marguerite gebracht, wo er unter Aufsicht eines Herrn von St. Marc (so schreibt Dütens, statt daß Voltaire diesen Officier oben St. Mars genannt hatte) und des Major Rosanges bis 1690 blieb, in welchem Jahre er nach der Bastille geführt wurde. Das Schicksal dieses Unglücklichen blieb zwey Jahre lang gänzlich unbekannt, bis 1687 in der „Histoire abrégée de l'Europe" (Leiden, Jordan. III. 33. Art. Mantua) ein, Turin datirtes, Schreiben erschien, welches über sein Verschwinden Aufklärung gab. Allein da der französische Gesandte seine Maßregeln so gut genommen hatte, daß es unmöglich schien, Beweise vorzubringen, so fand der Hof von Turin angemessen, das Faktum positiv zu läugnen, um nicht alle italienischen Mächte, deren Würde und deren Prärogative durch eine so offenbare Verletzung des Völkerrechtes gekränkt waren, gegen das Kabinet von Versailles aufzubringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Das Conversations-Lexikon nennt den Grafen Mettioli; ich kann die Quelle, aus der es diese Namensbestimmung schöpft, nicht gleich auffinden; verberge aber die Achtung nicht, die ich von Dütens Genauigkeit hege.

N.

E d u a r d.

(Fortsetzung.)

Gleich am ersten Abend fand ich wieder das kalte, ernste Wesen an Frau von Nevers, das mich so bitter betrübt hatte, kaum sprach sie mit mir, vergebens suchte mein Auge ihrem Blick zu begegnen; bald schien sie ihre ganze Lebensweise verändert zu haben, sie ging viel aus, und wenn sie zu Hause blieb, kamen zahllose Besuche. Schon

vierzehn Tage war sie in Paris, und ich hatte mich noch keinen Augenblick mit ihr allein befunden. Eines Abends spielte man nach dem Souper; Frau von Nevers unterhielt sich mit einer Dame, die nicht spielte; wie sich iese bald darauf hinwegbegab, gerieth ich über den Gedanken, mit Frau von Nevers allein zu bleiben, in hefige Bewegung. Nachdem sie die Dame begleitet hatte, chien sie sich mir nähern zu wollen, hielt bald inne, sezte ich am andern Ende des Saals an des Marschalls Whistisch und beschäftigte sich mit seinem Spiel. Ich gerieth n Verzweiflung! sie verachtet mich, dachte ich, was ist us der rührenden Güte geworden, die sie mir bey dem ode meines Vaters bezeigte? so mußte ich meine süßeste reude mit dem bittersten Schmerze erkaufen? Damals einte sie mit mir, nun zerreißt sie, ohne es nur wahrzuehmen, mein Herz. Zum ersten Mal stieg der Gedanke n mir auf, sie könne meine Empfindungen errathen haen und davon beleidigt seyn. Doch warum beleidigt? iese Huldigung bringe ich ihr im Innern meines Herens, ich fordere nichts, ich hoffe nichts, sie anzubeten ist ein Leben. Kann ich mich zu leben erwehren? Ich veraß, wie tödtlich ich mich gefürchtet hatte, ihr meine Leienschaft zu entdecken, und hätte sie ihr jezt entdeckt, nur um re tödtende Kälte und Gleichgültigkeit, und wäre es auch rch ihren Zorn gewesen, zu beenden.

Wäre ich der Herzog von L. oder der Prinz Enrichemont, gte ich bey mir selbst, so dürfte ich mich ihr nahen, sie üßte sich mit mir beschäftigen; in meiner Lage muß ich's warten, und weil sie mich vergißt, will ich fort, ich ill fliehen, ich will dieses Haus meiden. Mein Vater trat es mit dreyßigjährigem Ansehen, mit einer Berühmtit, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, ich n ein unbekanntes, vereinzeltes Wesen, ich habe durch ich selbst keine Ansprüche, und weise die Güte, die man ir um eines Andern willen erzeigt — und wäre dieser ein Vater — zurück. Ich will sie fliehen, will mit mein Erinnerungen bis an die Gränzen der Welt fliehen — t der Erinnerung dessen, was sie vor sechs Monaten r. — Diesem schmerzlichen Gedanken überlassen, erinrte ich mich der Träumereyen meiner Jugend, der Zeit, ich keines Menschen Untergeordneter war, wo ich von ines Gleichen umgeben, meine Triebe der untersuchen Vernunft nicht zu unterwerfen brauchte. Ich war mir er bewußt, nicht **unbegreiflich** zu seyn (inconcevа-); dieses Wort, das man erfand, um Unrecht, das nes ist, zu bezeichnen. Das schmerzvolle Unbehagen, s mich quält, fühlte ich nicht bey meinen armen Verndten — allein ich fühlte es auch vor sechs Monaten bt, wie Frau von Nevers mir Güte bezeigte — dals fand ich bey ihr Alles, was mir fehlte — was verch ich denn? worin habe ich Unrecht gethan?

Das Spiel ward geendigt, Herr von Olonne kam auf mich zu; „gewiß, sagte er, Eduard, sind Sie nicht wohl. Seit ein paar Tagen haben Sie sich verändert, und heute sehen Sie krank aus.“ Ich versicherte das Gegentheil, und blickte auf Frau von Nevers, sie hatte sich eben umgewendet, um mit Jemand zu sprechen. Hätte ich glauben können, daß sie wüßte, ich leide für sie, so wäre ich weniger unglücklich gewesen. In den nächsten Tagen schienen mir ihre Blicke etwas gütiger, ihr Betragen weniger strenge, allein sie ging fast jeden Abend aus, und wenn ich sie um neun Uhr fortgehen sah, schön, geschmückt, reizend, zu Festen, wohin ich sie nicht begleiten konnte, wo sie für Andre schön war, von Andern bewundert wurde, fröhlich, glücklich, sorglos — indeß ich meine Demüthigung, meinen Schmerz in meinem Innern verbarg, — so vermochte ich kaum meiner Herr zu bleiben!

Schon lange Zeit sprach man von einem großen Ball bey dem Prinzen von L., man quälte Frau von Nevers, bey einer russischen Quadrille zu seyn, welche die Prinzessin bey sich getanzt zu sehen wünschte, und an der sie selbst Theil nahm. Das Kostüm war zierlich, es erlaubte viel Pracht, die Quadrille ward verabredet, und bestand aus acht reizenden Frauen und eben so viel jungen Männern, unter denen sich auch der Prinz Enrichemont und der Herzog von L. befanden. Zum großen Verdruß des Prinzen war dieser lezte der Herzogin Tänzer. Vierzehn Tage lang beschäftigte man sich im Hotel d'Olonne mit nichts als der Quadrille. Gardel kam jeden Morgen sie einzuüben, die mannichfaltigsten Handwerker wurden beschäftigt, die Juwelen ausgesucht, das Kostüm aus allen Reisebeschreibungen studirt, gewisse Männer darüber zu Rathe gezogen — denn der Nationalcharakter sollte auf's getreuste beobachtet werden. Ich wußte Frau von Nevers für diese eitle Beschäftigung wenig Dank, und doch konnte ich mir nicht verhehlen: wenn ich der Herzog von L. gewesen wäre, hätte ich mich für den glücklichsten aller Menschen gehalten. Ich war so ungerecht, mir einige beißende Bemerkungen über den Leichtsinn im Allgemeinen entwischen zu lassen; als könne man die Herzogin des Leichtsinns beschuldigen! eine, meiner unwürdige, Empfindung schlich sich in mein Herz — ach es ist sehr schwer, in einem untergeordneten Stand der Gesellschaft gerecht zu seyn! Was uns zurücksezt, kann fast nicht anders als uns verletzen. Die Herzogin war indeß nicht fröhlich, sie ließ sich mehr zu diesem Feste bereden, als daß sie die Andern mit sich fortgerissen hätte; einmal sagte sie, diese Vergnügungen wären ihr lästig. Der Balltag erschien aber endlich, und sie trat in ihrem Kostüm, Abends acht Uhr, in Begleitung von einigen ihrer Mittänzer in den Salon, um die Quadrille noch einmal bey der Prinzessin von L. zu wiederholen.

Nie hatte ich sie so entzückend schön wie an diesem Abend gesehen! nichts kann ihre Anmuth in dieser frem-

den Kleidung schildern; sie schien ausdrücklich für den Charakter ihres Gesichts, für das Ebenmaß ihrer Gestalt erfunden zu seyn. Ihr Anblick machte mich verwirrt, der Athem stockte mir, ich mußte mich an einer Stuhllehne halten. Sie schien es zu bemerken, und richtete einen milden Blick auf mich. Seit langer Zeit suchte ich diesen Blick! er vermehrte meine Bewegung. „Gehen Sie heute in das Schauspiel?“ fragte sie mich. „Nein, mein Tag ist beendet.“ — „Es ist aber noch nicht acht Uhr.“ — „Gehen Sie denn nicht fort?“ — Sie seufzte, sah mich traurig an und sagte: „Ich blieb lieber hier.“ Man rief sie, sie ging fort. — Großer Gott, welche Veränderung war um mich vorgegangen! — „Ich blieb lieber hier,“ diese einfachen Worte hatten mein ganzes Innerstes erschüttert! sie hatte dabey geseufzt und ihr Blick sagte noch mehr! — Sie wäre lieber geblieben! für mich geblieben. Dieser Gedanke enthielt zu viel Glück; ich konnte ihn nicht ertragen; ich floh in die Bibliothek, dort warf ich mich auf einen Stuhl, und einige Thränen erleichterten mich: Alles, was meine Eigenliebe gedemüthigt hatte, war verschwunden; das Alles schien mir jezt so elend, so klein! ich begriff nicht mehr, wie ich je hatte ungeduldig seyn können — sie hatte ja Mitleiden mit mir! daß sie mich liebte, durfte ich nicht sagen, ich mußte es bezweifeln, mein Herz wäre sonst dem Entzücken unterlegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Nov.

Ein, noch zu Ende des vorigen Monats, aus Zürich an die zahlreichen Mitglieder der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft von der dießjährigen Direktion (dem Hrn. Staatsrath Usteri als Präsident, und dem Hrn. Pfarrer Wirz als Vicepräsident) erlassenes Kreisschreiben bezeichnet die drey Fragen oder Aufgaben, worüber im kommenden Jahr Erörterungen und Arbeiten eingeleitet sind, und welche gewohnter Maßen auf die drey Verhandlungszweige des vaterländischen Vereines: Volksbildung, Industrie und Armenwesen, vertheilt wurden. Es drückt sich dieß Rundschreiben über die neuen Aufgaben also aus: — Aus dem Fache der Volksbildung haben wir, veranlaßt durch einige besondere Rücksichten, die Frage gewählt: Wie mag die Abfassung und Verbreitung guter Volksschriften am zweckmäßigsten erzielt werden? Wir denken uns, daß die gefälligen Bearbeiter dieser Aufgabe von verschiedenen Standpunkten ausgehen werden, deren keiner ohne Interesse seyn kann. Es mag dieselbe im Allgemeinen und umfassend behandelt werden, indem die Eigenschaften nützlicher Volksschriften, nach ihrer allgemeinen oder besondern Bestimmung und nach ihren Formen die Würdigung erhalten: sie kann aber auch in ihren einzelnen Momenten bearbeitet werden. Sey es die Schilderung der unter unserm Volke bereits beliebten guten Volksschriften, oder die nähere Bezeichnung des Schlimmen, das Eingang findet, oder die Aufzählung dessen, was des Einführens würdig wäre; sey es die Nachweisung dessen, was abgefaßt werden sollte, oder die historische Angabe, wie da oder dort durch gute und schlechte Volkslektur gewirkt worden; seyen es Versuche und Proben von solchen Schriften selbst, aus irgend einem der Fächer der Volksliteratur; betreffe die Antwort hauptsächlich die Maßregeln, wie solche Lektur nützlich zu machen sey, oder die Mittel, sie unter das Volk zu bringen; beschäftige sie sich endlich ganz speciell mit der Erörterung der Wege, welche unsere Gesellschaft selbst für die Auswahl und Verbreitung solcher Schriften einschlagen könnte: immer werden aus diesen Beyträgen belehrende Bemerkungen und zweckmäßige Vorschläge hervorgehen, welche zum Vorwurfe fruchtbarer Wirksamkeit des Vereines werden können . . Im Fache des Gewerbfleißes glauben wir den Plan festhalten zu sollen, eine Geschichte der schweizerischen Industrie seit der neuern Zeit zu erzielen. Eine solche Arbeit hätte die geschichtlichen Notizen aus frühern Perioden, da wo sie nöthig wären, nicht auszuschließen, im Ganzen aber Fingerzeige über dasjenige zu geben, was unsere Industrie fördert oder hemmt. Jene Aufgabe, die im vorigen Jahre im Allgemeinen, vorbereitend und einleitend aufgestellt war, theilen wir nun, ihres Umfangs wegen, in eine Reihe einzelner Fragen ab, welche uns mehrere Jahre beschäftigen können, und nach und nach unsere Gerberey, Milchwirthschaft, Leinwand-, Seide-, Baumwolle-, Wolle-Fabrikation, unsere Uhrmacherey u. s. w. betreffen werden. Für dießmal fragen wir: Welches sind die Veränderungen, die in der Schweiz die Gerberey seit ungefähr den lezten dreyßig Jahren durchlaufen hat? Welches ist in den verschiedenen Kantonen ihre gegenwärtige Lage, und welches sind die Mittel, sie zu heben? Es ist wünschbar, daß der in der Frage leztgenannte Punkt hauptsächliche Aufmerksamkeit finden möge, daß nicht nur auf die Gründe eingegangen werde, welche den Verkauf des rohen Materials nach dem Auslande begünstigen, sondern auch auf die Möglichkeit, die Schweiz vom Bezuge des zur Lohe dienlichen Stoffes von außenher zu befreyen, auf den Verkehr mit Thierhäuten, und auf ihre Benutzung überhaupt, auf die Würdigung der technischen Fortschritte der Gerberey in neuerer Zeit, und die Mittel, wodurch diese der Schweiz, insoweit es bis dahin nicht geschehen ist, zu Theil werden mögen. Im Fache der Armenpflege endlich wünschen wir: Die Darstellung und Würdigung vom gegenwärtigen Bestand des Armenwesens eines beliebigen Kantons; oder auch: Eine vergleichende Schilderung des Armenwesens etlicher Kantone. Durch die Sammlung solcher Monographien mögen wir allein zu einer befriedigenden Kenntniß, und einer, durch die Vergleichung belehrenden Uebersicht des Armenwesens sämmtlicher Kantone gelangen, und es scheint uns hauptsächlich wichtig, daß bey solchen Aufsätzen, theils der Einfluß der allgemeinen Kantonalgesetze auf die Entstehung oder Verhütung der Armuth nachgewiesen, theils angegeben werden, welches die gesetzlichen Bestimmungen über die Besorgung der Armen im Besondern seyen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Dezember 1825.

Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ist's, die ich suche,
Sie ist nah und ewig weit.

Schiller.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Frau von Nevers war frühmorgens oft in der Bibliothek, wohin ich mich geflüchtet hatte; einer ihrer Handschuhe lag auf dem Tisch, ich ergriff ihn mit Entzücken, bedeckte ihn mit meinen Küssen, benezte ihn mit meinen Thränen, allein bald zürnte ich mir selbst, daß ich ihr Bild mit meinen unheiligen Gedanken entweihte; ich flehte sie um Verzeihung, sie zu viel zu lieben; nur daß ich für sie leide, sollte sie mir erlauben; ich weiß wohl, sagte ich zu mir selbst, daß ich an Glück keinen Anspruch machen darf. Dann überfielen mich wieder die peinlichsten Zweifel, ob die Worte, welche sie gesagt, auch wirklich den Sinn hätten, den mein Herz ihnen beylegte, aber bald hörte ich ihre süße Stimme von Neuem, ich hielt sie fest in meinem Ohr, sie war meine einzige Hoffnung, mein einziges Glück — ich hielt sie, wie eine Mutter ihr Kind in ihre Arme schließt, fest.

Die Nacht verfloß mir ohne Schlaf — es hätte mir leid gethan, im Schlaf das Gefühl meiner Seligkeit zu vergessen. Den folgenden Tag berief mich der Marschall in sein Kabinet; ich dachte jezt an die Nothwendigkeit, mein Glück zu verbergen; alle Welt, so schien es mir, müsse es errathen; allein meine unbesiegbare Zerstreuung war ich nicht zu überwinden im Stande. Es bedurfte keiner langen Vorstellung für mich, um traurig zu scheinen, denn wie ich Frau von Nevers bey der Tafel wieder sah, vermieden mich ihre Blicke, sie sprach nicht mit mir und ging frühzeitig aus. Doch nach einigen Tagen schien es mir, als lasse ihre Strenge nach, als sey sie nicht gleichgültig, mich leiden zu sehen, es blieb mir kein Zweifel, daß sie mich errathen habe, und wenn ich ihres Mitleids ganz sicher gewesen wäre, würde ich nicht mehr unglücklich gewesen seyn.

Ich hatte Frau von Nevers nie tanzen sehen, und wünschte sehnlich, sie einmal bey einem der Bälle, wo ich sie mir als so reizend schilderte, erblicken zu können. Man konnte diese großen Feste als Zuschauer besuchen; man nannte das en Beyeux *) hingehen. Diesen Zuschauern waren Tribünen oder Stufen angewiesen, durch leichte Brustwehren von der eigentlichen Gesellschaft abgeschieden, und sie bestanden insgemein aus Personen von untergeordnetem und bey Hofe nicht zugelassenem Range. Es war mir schmerzlich, dahin zu gehen, der Gedanke an Frau von Nevers konnte mich allein bewegen, dort aller Welt Augen meine untergeordnete Lage bloßzustellen; ich machte keine Ansprüche, und dennoch war es mir peinlich, mich neben Meinesgleichen zu zeigen. Meine Absicht war, mich recht früh dahin zu begeben, und mich in das Gedräng zu verbergen, so daß ich vielleicht nicht bemerkt werden würde. Der Wunsch, die Herzogin zu sehen, siegte, ich nahm eine Einlaßkarte zu einem Fest, welches der englische Ge-

*) Der Uebersezer kennt den Ursprung dieses Wortes nicht, und hat ihn nie übersezen hören.

sandte gab, und wohin die Königin zu kommen gedachte, und stellte mich auf die, in den Fenstervertiefungen angebrachten, Stufen eines unermeßlichen Saals. Der neben mir herabhängende Fenstervorhang bot mir ein Mittel, mich zu verbergen, und hier erwartete ich Frau von Nevers — nicht ohne ein peinliches Gefühl, denn Alles, was ich vorhergesehen hatte, traf ein; ich hatte kaum auf den Stufen Platz genommen, so überfiel mich die Verzweiflung, mich hier zu befinden; die Sprache, welche man um mich redete, verlezte mein Ohr, etwas Gemeines, Plattes in den Bemerkungen fiel mir auf, demüthigte mich, als hätte ich es zu verantworten. Dieses augenblickliche Zusammentreffen mit Meinesgleichen machte mir fühlbar, wie sehr weit ich mich von ihnen entfernt hatte. Zugleich zürnte ich über diese Kleinlichkeit in meinem Charakter, die mich so reizbar gegen ihre Lächerlichkeiten machte. Hängt denn ihr wahres Verdienst von ihren Manieren ab? — so fragte ich mich selbst; ist es nicht unwürdig von mir, in meinem Innern den Stand, den ich von meinem Vater überkam, also zu verläugnen? ist er nicht ehrenwerth? warum beneide ich denn einen andern? — In diesem Augenblick trat Frau von Nevers ein. Wie schön war sie! — Das ist es, dachte ich bey mir, was ich beneide; nicht der Stand um des Standes willen, sondern um ihr gleich zu seyn. O Gott! nur acht Tage lang diese Seligkeit und dann den Tod! — Sie kam mir näher, und wäre, ohne mich gewahr zu werden, vor den Stufen vorübergegangen, als mich der Herzog von L. erblickte und herbeyrief. Ich stieg herab, denn ich wollte nicht aussehen, als schämte ich mich, hier angetroffen zu werden. Frau von Nevers stand still und rief: „Wie, Sie sind hier?" — „Das bin ich. Ich konnte dem Wunsch, Sie tanzen zu sehen, nicht widerstehen; jezt bin ich bestraft, denn ich hoffte, Sie würden mich nicht gewahr werden." Sie sezte sich auf die Bank, welche vor den Stufen stand, und ich fuhr fort mit ihr zu schwatzen, nur von der Brustwehr, welche die Zuschauer von der Gesellschaft abtheilte, geschieden. Sie war das Sinnbild der Scheidewand, die sie auf immer von mir trennte. Der Gesandte näherte sich, mit der Herzogin zu sprechen, und fragte, wer ich sey? „Es ist der Sohn des Herrn G., antwortete sie, mit dem Sie, wie ich mich erinnere, vor einem Jahre ungefähr, bey meinem Vater gespeist haben." — „Ich habe nie, antwortete er, einen Mann von ausgezeichneterm Verstande gefunden. Ich mache, sezte er, sich an mich wendend, Frau von Nevers einen Vorwurf daraus, mir das Vergnügen, Sie einzuladen, nicht früher gemacht zu haben. Verlassen Sie, ich bitte, diesen Platz, und kommen Sie zu uns. Ich ging um die Brustwehr, und der Gesandte fuhr fort: „Der Beruf eines Advokaten ist in England einer der geehrtesten, er führt zu Allem. Lord D., der gegenwärtige Kronkanzler, war bloßer Advokat, jezt bekleidet er die erste Würde im Staat. Die Frau seines Sohnes, den Sie, gnädige Frau, kennen, ist Lady Sara Benmoore, des Herzogs von Souderland älteste Tochter. Erinnern Sie sich noch, daß wir einige Aehnlichkeit zwischen Ihnen und ihr fanden?" — Der Gesandte entfernte sich. „Wie Sie blaß sind, sagte Frau von Nevers, was fehlt Ihnen?" — „Er soll mit mir gehen, rief der Herzog von L., der sie nicht gehört hatte, ich will ihm den Ball zeigen, Sie müssen ja jezt tanzen." Der Prinz Enrichemont holte eben die Herzogin zum Tanze ab und ich ging mit dem Herzog von L. in die Gallerie, wo sich, weil die Königin daselbst war, Alles hindrängte. Der Herzog, immer sehr gutmüthig, freute sich ungemein, mich auf dem Ball zu sehen, er nannte mir alle Welt und spottete über die Hälfte der gegenwärtigen Gesellschaft. Ich war unruhig, unbehaglich, die Sorge, daß man sich wundern könne, mich hier zu sehen, raubte mir alles Vergnügen. Indeß sich der Herzog aufhielt, um mit Jemanden zu sprechen, entwischte ich ihm, kehrte in den Saal zurück, wo die Herzogin tanzte, und sezte mich auf die Bank, auf der sie gesessen hatte. Ach ich dachte nicht an den Ball! Die Worte des Gesandten tönten in meinem Ohr fort; wie liebte ich das Land, wo dem Verdienst alle Bahnen eröffnet sind! wo die Unmöglichkeit sich nicht vor dem Talent aufthürmt! wo man nie sagt: weiter darfst du nicht. — Wetteifer, Muth, Beharrlichkeit, Alles wird von der Unmöglichkeit gelähmt, von diesem Abgrund, der vom Ziele trennt und nie ausgefüllt werden kann. Hier ist die Macht ohnmächtig wie das Talent; die Gewalt selbst kann dieses Hinderniß nicht heben — und dieses Hinderniß beruht auf dem verehrten, dem makellosen Namen meines Vaters, vor dem ich so feig bin zu erröthen. Ich zürnte gegen mich selbst, ich warf mir diese Empfindung wie ein Verbrechen vor, und blieb in die traurigsten Betrachtungen vertieft. Wie ich die Augen aufschlug, sah ich Frau von Nevers neben mir. „Ihre Gedanken waren weit von hier weg?" — „Ja, sie waren in England, in dem Lande, wo nichts unmöglich ist." — „Das dachte ich doch, daß Sie das beschäftigen würde! Tanzen Sie denn nicht?" — „Ich fürchte, das würde sich nicht ziemen." — „Warum nicht? weil Sie eingeladen sind, können Sie tanzen; ich sehe nicht, was Sie daran hindern könnte. Wen fordern Sie auf," sezte sie lächelnd hinzu. „Ich wage es nicht, Sie zu bitten, ich fürchte, man könnte es nicht gut heißen, wenn Sie mit mir tanzten." — „Noch einmal! rief sie, das ist wirklich eine prunkende Demuth." — „Ach, in England würde ich Sie auffordern." Sie erröthete. Ich fuhr fort: „Ich muß mich aus der Welt zurückziehen, sie ist nicht für mich gemacht, sie thut mir weh; ich fühle mich immer mehr und mehr in ihr vereinzelt. Ich will meinem Beruf obliegen, will Prozesse führen. An den Schranken des Gerichtshofes wird mich Niemand fragen: wie kommst du hierher? Wollen Sie mir Ihre Prozesse anvertrauen?

ich gewinne sie Ihnen gewiß alle." — „Für's Erste will ich diesen hier gewinnen, antwortete sie. Wollen Sie mit mir tanzen?" Dieser Versuchung konnte ich nicht widerstehen. Ich ergriff ihre Hand — diese Hand, die ich noch nie berührt hatte — und wir reihten uns einem Kontretanz an. Bald bereute ich meine Schwäche: es schien mir, daß Aller Augen auf uns gerichtet wären, ich glaubte Erstaunen auf allen Gesichtern zu lesen, und ging von dem Entzücken, sie zu betrachten, ihr so nahe zu seyn, sie fast in meine Arme zu schließen, zu der schmerzlichen Sorge über, daß sie vielleicht etwas Unziemliches gethan, daß sie sich vielleicht Tadel zugezogen habe. Wie der Tanz zu Ende ging, nahte sich uns der Marschall von Olonne, er sah ernsthaft und unzufrieden aus; Frau von Nevers sprach einige Worte leise mit ihm, und sogleich kehrte sein gewöhnlicher, gütiger Ausdruck zurück. „Das freut mich, sagte er, daß der Gesandte Sie eingeladen hat, das ist recht liebenswürdig von ihm." Das hieß so viel, als er hat es um meinetwillen gethan; du bist aus Gnaden hier. So verletzte mich Alles, Alles! sogar diese gütige Gönnerschaft war eine Quelle von Seelenleiden, eine Demüthigung meines Stolzes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die eiserne Maske.

(Fortsetzung.)

Die eiserne Maske starb in der Bastille am 19ten November 1703, und wurde am andern Tage auf dem Kirchhofe St. Paul beerdiget; wie man dieß aus dem Journale des derzeitigen „lieutenant du Roi de la Bastille" Dujonca ersieht. Zugleich ergiebt das Kirchenregister von St. Paul, daß man den 20sten November 1703 daselbst den Verstorbenen, Namens Marchiali, beyläufig fünf und vierzig Jahre alt, in Gegenwart des Majors Rosarges und des Arztes der Bastille beerdiget habe; Rosarges hatte aber, wie wir oben gesehen haben, den Gefangenen immer unter seiner Aufsicht gehabt. Da der falsche Name „Marchiali" jedenfalls italienisch ist, so wird die vorliegende Vermuthung dadurch verstärkt; und die Uebereinstimmung des Journals von Dujonca mit dem Kirchenregister von St. Paul läßt keinen Zweifel über die Identität der Person zurück, die man bis dahin auf eine so äußerst sorgfältige Art bewacht hatte. Der französische Hof hatte ein lebhaftes Interesse, ein Attentat dieser Natur in das tiefste Dunkel zu verbergen, um nicht alle diejenigen Maßregeln in Anwendung zu bringen, deren die Erzählungen von der eisernen Maske Erwähnung thun. „Um aber endlich;" fährt Dutens fort, „mit Einem Worte alle andern Hypothesen über diesen geheimnißvollen Vorfall zu vernichten, so will ich noch anführen, daß mir der Herzog von Choiseul mehrere Mal erzählt hat, Ludwig XV. habe ihm eines Tages gesagt, daß er das Wahre von der Begebenheit der eisernen Maske wisse. Er (Choiseul), neugierig gemacht, sey so weit gegangen, den König um Aufklärung zu bitten, habe aber bloß zur Antwort erhalten, daß von allen bisdaherigen Annahmen keine richtig sey. Wenige Tage nachher aber habe Ludwig der Frau von Pompadour auf ihr Bitten vertrauet, daß die eiserne Maske nichts als der Minister eines italienischen Hofes sey; — und von ihr habe es der Herzog wieder erfahren."

Dutens, hiermit noch nicht zufrieden, wandte sich auch an den Abbé Barthelemy, der in Verbindungen mit dem Marquis von Castellane, Gouverneur der Insel Sainte-Marguerite, stand, um zu erfahren, was die Tradition daselbst über die eiserne Maske aufbewahrt haben könne. Hierdurch veranlaßt, schaffte der Marquis ein Memoire herbey, verfaßt von einem, damals neun-und-siebzig Jahr alten Unteroffizier, Claus Souchon, Sohn von Jakob Souchon, Cadet in der Freykompagnie Castellane, und welch Lezterer in dem Geheimnisse des Herrn von St. Marc gewesen war. In diesem Memoire, welches Dutens selbst durchgesehen hat, erzählt Claus Souchon, oft von seinem Vater, und vom Almosenier des Herrn von St. Marc, Favre, gehört zu haben, daß der, auf der Insel Sainte-Marguerite mit so viel Sorge und Geheimniß verwahrte, unter dem Namen der eisernen Maske bekannte Gefangene „ein Gesandter des Reiches (heiligen, römischen) an den Hof von Turin" gewesen sey. Dieser Unteroffizier verwechselt einen Gesandten des Herzogs von Mantua, Reichsfürsten, mit einem Gesandten des Reiches selbst *). Er erzählt übrigens die Umstände der Entführung des Ministers fast eben so, wie sie in dem oben erwähnten Schreiben in der „Histoire de l'Europe" vorgetragen worden, und sezt noch hinzu, daß der Gefangene dem Herrn von St. Marc auf der Seite von Fenestrelles ausgeliefert wurde, und daß ihn dieser, unter Androhung des Todes, gezwungen habe, nach Turin an seinen Sekretär zu schreiben, ihm mit den Gesandtschaftspapieren zu folgen. In der That sey Lezterer, auf dieses Schreiben, mit den Papieren erschienen, deren man sich sofort bemächtigt und sie dem Minister Louvois übersendet habe (Louvois Politik und Charakter wenigstens sprechen nicht gegen diese Vermuthung). —

---

*) Gerade in diesem naiven Irrthume scheint mir der sprechendste Beweis für die Glaubwürdigkeit des Dokuments zu liegen. Es muß, darnach zu urtheilen, ohne Kenntniß der andern Quellen, geschrieben seyn, die das Faktum, ohne jenen Irrthum zu begehen, übrigens eben so erzählen.

M.

„Erwägt man, schließt Dütens seinen Vortrag, die Uebereinstimmung aller dieser, in Absicht auf Zeit und Ort so verschiedenen Zeugnisse: Den Turiner Brief, das eben angeführte Memoire von Souchon, das Zugeständniß Ludwig des XV., welche sämmtlich alle mögliche Authenticität haben, so erlangt unsere Behauptung, daß die eiserne Maske Niemand anders als der angegebene Minister des Herzogs von Mantua gewesen sey, vollkommne historische Evidenz.“

Hiermit vereinigt sich aber, wie schon oben beantwortet ist, noch ein anderes Zeugniß, dessen vollkommne Uebereinstimmung mit den angeführten Umständen, auch die leisesten, noch übrigen Zweifel wegen der ausschließenden Zulässigkeit unserer Erklärung über die Natur der eisernen Maske ersticken wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 15. Dez.

Ich habe Ihnen leider nicht so früh schreiben können, als ich es gewünscht hätte, und ich kann mich wegen des Versäumnisses nur dadurch trösten, daß inzwischen nichts Neues vorgefallen, das einer unmittelbaren Mittheilung bedurft hätte. Auf der Bühne hat sich nichts Merkwürdiges gezeigt, außer einer Art von Schauspiel in Coventgarden, das nur darum merkwürdig, weil es eine Nachahmung von Byron's Werner ist, und sich ohne Auflösung des dramatischen Knotens schließt. Vor einigen Tagen wurde wieder in einem der hiesigen Gerichtshöfe eine jener Entscheidungen gegeben, welche auf eine transcendentale Gerechtigkeit gegründet seyn soll, die aber den Ausländer immer mit Erstaunen erfüllt. Ein armer Drucker forderte von dem berüchtigten Herausgeber der seynsollenden Geschichte der Harriet Wilson, Stockdale, siebenzig Pfund für den Druck eines Theiles jenes Werkes. Daß der Mann die Arbeit vertraggemäß gethan, war erwiesen und nicht geläugnet; aber der Advokat des Angeklagten stellte vor, daß Niemand berechtigt wäre, das Gesetz zu Hülfe zu rufen, um ihn in einem gesetzwidrigen Unternehmen zu schützen. — Und diesem Grundsatz gaben die Richter — zu Gunsten des Hauptverbrechers, der sich dadurch bereichert — Gehör, und der arme Mann — ward mit seiner Klage abgewiesen! Was aber am merkwürdigsten — derselbe Mann wurde am nämlichen Tage in einem unteren Gerichtshofe verurtheilt, einem anderen Buchhändler für ein unvollständiges Exemplar jenes schändlichen Werkes eine Vergütung zu bezahlen. — Wenn man eine solche Masse von Gesetzen hat, wie bey uns, so muß man doch wahrlich bedauern, daß den Richtern so viele Willkür bleibt.

Carlile ist von der Regierung seiner Haft, ohne alle Bedingungen, entlassen worden, aber dieser Enthusiast im Unglauben ist weder durch seine Einkerkerung, noch durch diese gnädige Entlassung im Geringsten gebessert. Er hat, wie immer, einen Laden voller Schriften gegen Staat und Religion; besonders die Werke eines gewissen Taylor, eines ehemaligen Geistlichen der englischen Kirche, welcher unter dem Vorwande, die Wahrheit zu suchen, eine Gesellschaft gebildet hat, die er Christian Evidence Society nennt, und in welcher man öffentlich über die Beweise für und gegen die christliche Religion disputirt. Was aber eine eigene und wahrhaft empörende Erscheinung in jenem Laden bildet, ist ein am Fenster angeklebtes gräßliches Bild eines Mannes mit langem grauem Barte, flammensprühenden Augen und Munde, Adlerklauen statt der Finger und feuerigen Füßen, mit der Aufschrift: Juden und Christen erkennt eueren Gott!!! Ein Mann, welcher neulich daran vorbeyging, wurde durch den Anblick so erschüttert, daß er, in gerechtem Zorn, mit der Hand durch's Fenster fuhr, und das Zerrbild heraus riß. Der Eiferer wurde vor einen Friedensrichter gebracht, und — man vergleiche das Urtheil mit dem obigen — zur Bezahlung des Preises einer Fensterscheibe, und der Zurückgabe des Bildes verurtheilt. Diese elenden Menschen scheinen dem armen Manne durchaus den Glauben an alles Heilige rauben zu wollen.

Der birmanische Staatswagen wird jezt öffentlich gezeigt. Er besteht aus einem von schön gearbeiteten Drachen getragenen länglichten Viereck, die Räder sind leicht, und der Deckel hebt sich in der Gestalt einer Pagode empor. Der Wagen ist dreyzehn Fuß sieben Zoll lang, und die Deichsel fünfzehn Fuß, die Breite ist sechs Fuß neun Zoll, und die äußerste Höhe neunzehn Fuß zwey Zoll. Auf jeder Seite sind drey Fächer, welche in kleinen Vierecken von durchsichtigem Rhinozeroshorn ausgelegt sind, und an den Ecken sind gebogene Spiegel. Der Boden ist von Rohr, und die Federn von vergoldetem Eisen. Die Fenster sind von Glas wie bey europäischen Wagen, und das Glas ist beynahe so gut als dieses. Menschliche Bilder zieren verschiedene Theile des Wagens, sind aber sehr schlecht gearbeitet. Das Ganze ist reichlich vergoldet, und wird mit den vielen Steinen, womit er besezt ist, auf 10,000 Pfund Sterling geschäzt.

Unter den mancherley Gesellschaften, welche seit Kurzem hier gebildet werden, ist auch eine zur Ermunterung der Literatur! (als wenn das Buchmachen noch einer Ermunterung bedürfte!) Man hat mittelst Aktien eine Summe Geldes zusammengebracht, und beabsichtigt diejenigen guten Werke zu kaufen, welche Buchhändler nicht kaufen wollen, d. h. ohne Zweifel, die Herren Subscribenten wollen solche Werke kaufen, die Niemand lesen will, und bey deren Ankauf die Buchhändler keinen Vortheil absehen; denn gegen gute Schriftsteller sind doch unsere Buchhändler eben nicht karg. Der Buchhändler muß, wie jeder andere Geschäftsmann, auf Absatz rechnen können, wenn er den Schriftsteller gut belohnen soll; und wer ein gutes Werk geschrieben hat, ist deßwegen der Belohnung gewiß. Freylich gibt es Werke, die viel zu drucken kosten, und ihrem Inhalt nach, obgleich ihre Abfassung oft die meiste Arbeit erfordert, von Wenigen gelesen werden (wie es z. B. hier mit einem guten englisch-deutsch und deutsch-englischen Wörterbuche der Fall seyn würde). Die Verfasser solcher Werke verdienen freylich Ermunterung, und es wäre zu wünschen, daß unsere königliche literarische Gesellschaft, statt Prämien für Gedichte zu geben, deren wir doch bereits schon zu viele haben, Belohnungen für solche Arbeiten gäben. — Für eine Handelsgesellschaft aber ist kein Vortheil bey der Herausgabe von solchen Werken zu erwarten.

Ein sehr vollständiges Werk über Südamerika ist Kapitän Stevensons Narrative etc., eine Beschreibung, die sich auf einen zwanzigjährigen Aufenthalt, in dem Gebiete von Buenos-Ayres, in Chili, Peru und Kolumbia, und Reisen durch die meisten Theile derselben, und zwar meistentheils in amtlichen Verhältnissen, gründet. Es besteht aus drey großen Oktavbänden, und verdiente wohl in's Deutsche übersezt zu werden.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Dezember 1825.

Allein, was ich mit Wehmuth stets beweine,
Ist, daß die Menschen, die ich meyne,
Bey viel Vernunft, verstockte Sünder sind.

A. Z.

Jeder folge seinem bessern Sterne.

Nach dem Altdeutschen.

Vier Rebhühner stahlen einander ihre Eier, verbargen sie sorgfältig und brüteten sie so, als wenn ihre Küchlein darin wären. Sobald diese ausgebrütet waren, nahmen sie ihre rechte Mutter wahr, sobald sie die hörten, flogen sie zu ihr hin, verließen ihre Stiefmutter und blieben bey ihrer rechten Mutter.

So stiehlt der Teufel Manchen, wenn er es nur irgend vermag, von seiner Mutter. Die Mutter aber ist die Christenheit, die Niemanden Gnade und Trost versagt; sie belehrt Manchen, daß er sich von Sünde abwendet, dann ist der Teufel getäuscht und sein Rebhuhn ist ihm dahin geflogen. Wer da glaubt, daß Schnecken springen und daß Ochsen singen, der kam nie dahin, wo der Leoparde sprang und die Nachtigall sang. Eine weise Maus hat selten wohl den Fuchs in ihr Haus geladen. Wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder heraus. Wer Schlangen hegt und sie sich vermehren läßt, der wird mit Recht von ihnen verstümmelt. Selten sieht man ein reiches Haus, in dem nicht Diebe und Mäuse wären. Wo der Ochse die Krone trägt, da leben die Kälber in Mündigkeit.

Wolfram.

Die eiserne Maske.

(Fortsetzung.)

Madame Campan, deren Verdienst historischer Zuverlässigkeit eingeweihten Lesern ihrer Memoiren sogleich in die Augen springt, bringt nämlich in dem, vorn ausführlich erwähnten Werke, Band I. S. 208 sqq. Nachstehendes über den fraglichen Gegenstand bey:

„Ludwig XVI. hatte die ersten Monate seiner Regierung abwechselnd zu la Muette, zu Marly und Compiegne zugebracht. Als er endlich zu Versailles fixirt war, unternahm er zunächst eine allgemeine Durchsicht der, von seinem Vorgänger nachgelassenen, geheimen Papiere. Er hatte der Königin die Mittheilung derjenigen Umstände zugesichert, die er über die eiserne Maske auffinden würde, wiewohl er für seine Person bereits überzeugt war, daß diese Begebenheit ein Gegenstand so vielfacher Konjekturen nur durch das Interesse geworden sey, welches die Feder eines so berühmten Schriftstellers, als Voltaire, über einen Staatsgefangenen (prisonnier d'État) zu verbreiten gewußt hatte.“ „Ich, fährt Madame Campan fort, war im Zimmer der Königin gegenwärtig, als der König, nach Beendigung seiner Untersuchungen, mit dem Berichte hereintrat, daß er in jenen geheimen Papieren zwar nichts, auf die eiserne Maske Bezügliches gefunden, sich aber hierauf an den Herrn von Maurepas gewendet habe, dessen Alter an diejenige Zeit gränze, wo diese Anekdote den Ministern nothwendig bekannt gewesen seyn müsse. Herr von Maurepas habe ihm hierauf versichert (und ich

bitte die vollkommne Uebereinstimmung dieser Eröffnung mit dem oben Angeführten wohl in's Auge zu fassen), daß der so viel besprochene Unbekannte weiter nichts als ein, seines intriganten Charakters wegen, höchst gefährlicher Staatsgefangener und Unterthan des Herzogs von Mantua gewesen sey. Man habe ihn auf das französische Gebiet zu locken gewußt, ihn dort verhaftet und festgehalten, erst zu Pignerol und dann in der Bastille; eine Versetzung, die nothwendig erachtet worden sey, weil der bisdaherige Gouverneur von Pignerol die nämliche Anstellung erhalten habe, und man den Gefangenen nicht von einem Aufseher habe trennen wollen, dem alle seine Ränke bereits bekannt gewesen seyen."

„Das ist, schließt Madame Campan ihre Erzählung, die wahre Geschichte des Gefangenen, dem man eine eiserne Maske beygelegt hat; in dieser Gestalt hat sie schon M... (sie nennt den Namen nicht, höchst wahrscheinlich ist aber doch Dutens*) gemeynt) vor mehr als zwanzig Jahren verbreitet. Er hatte Untersuchungen im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, die Wahrheit gefunden, und wünschte sie geltend zu machen; allein das Publikum zog Voltaires Darstellung, die durch den Schein des Wunderbaren anzieht, einer so schlichten Erklärung vor."

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieser merkwürdige Mann ist so oft erwähnt worden, daß es manchen Lesern angenehm seyn wird, hier etwas Näheres über seine Lebensgeschichte zu erfahren. Ludwig Dutens, berichtet die Biographie universelle, aus welcher der betreffende Artikel in die neue Folge des Leipziger Conversations-Lexikons übergegangen ist, stammt von protestantischen Eltern zu Tours ab, wurde dort 1730 geboren, und starb in London 1812. Wenige Menschen begünstigte das Glück in aller Art so ganz außerordentlich als ihn: in niedrigem Stande geboren, beschloß er sein Leben, in hohem Alter und sehr bedeutenden Vermögensumständen, als brittischer Historiograph und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu London und der Inschriften zu Paris. Den Anfang seiner Laufbahn machte eine Empfehlung von Betty Pitt, des großen Chatham Schwester, die er auf ihrer Reise durch Frankreich kennen gelernt hatte, an ihren Bruder, in deren Folge er nach London ging, und bald in den ersten Häusern Zutritt fand. Die Lords Mackenzie, George Pitt, Mountstuart, Algernon, der Herzog von Northumberland u. a. zogen ihn an sich, und beschenkten ihn mit Legaten und Pfründen. Es gelang ihm mehrmals brittischer Geschäftsträger zu Turin zu werden, als Führer der Söhne des eben genannten Herzogs von Northumberland ganz Europa zu durchreisen, und fast alle Höfe und ausgezeichnete Staatsmänner kennen zu lernen. — Als Schriftsteller zeichnen diesen Mann zwey Eigenschaften aus, die man in diesem Grade von inniger Vereinigung selten antrifft: die Geschliffenheit eines vollkommnen Weltmannes, und die tiefste Ehrfurcht vor der Religion. Allgemeinen Beyfall fanden seine hier benutzten Mémoires d'un voyageur qui se repose. Paris, Bossange, 1806; welche jedoch nur einen Theil der Erfahrungen seines vielbewegten Lebens enthalten, da er eine frühere, tief in die chronique scandaleuse eingehende Ausgabe selbst wieder unterdrückt hatte. Außerdem besitzen wir Oeuvres mêlées, eine Ausgabe von Leibnitz'ens Werken, und mehrere kleine Schriften von ihm. N.

E d u a r d.

(Fortsetzung.)

Mehrere Tage nach diesem Ball ward ich von den peinlichsten Betrachtungen verfolgt. Ich gelobte, nie wieder bey so einem Feste zu erscheinen. Im Familiencirkel des Marschalls, selbst im Kreise seiner nähern Bekannten, war mir meine subalterne Stellung viel weniger quälend; obgleich er aus den vornehmsten, berühmtesten Männern bestand; dort hatte man doch einigen persönlichen Werth; im Hausen zeichnet man sich aus einzig durch das Kleid, das man trägt, den Namen, den man führt. Dort nur darum hinzugehen, um meine untergeordnete Lage zur Schau zu stellen, war mir unerträglich, und doch erkannte ich, wie schwach ich sey, es so bitter zu empfinden. England und seine von mir so bewunderte Staatseinrichtung kam mir wieder in Sinn, dort blieb den Untergeordneten doch die Hoffnung! Dort hätte ich Frau von Nevers erringen können. Eine Entfernung von sieben Meilen trennt die Verzweiflung und das Glück! — Wie gütig, wie großmüthig war sie auf diesem Ball! wie suchte sie meine Lage, deren Peinlichkeit sie wohl fühlte, zu erleichtern! Allein soll man von einem Weibe, von der Geliebten, Schutz und Stütze verlangen? — In dieser künstlichen Welt ist Alles verkehrt — oder vielmehr meine Leidenschaft wirft alle Verhältnisse um; dem Prinzen Enrichemont hätte sie keinen Dienst geleistet, wenn sie ihn zum Tanz aufgefordert hätte, er hatte Ansprüche an dieses Glück, hatte Rechte dazu, aber ich? — alle meine Ansprüche sind unpassend, meine Liebe für sie ist eine Lächerlichkeit. — Der Tod wäre mir erträglicher gewesen als dieser Gedanke; dennoch bemächtigte er sich meiner und in so einem Grade, daß ich nun eben so bemüht war, Frau von Nevers zu fliehen, als früher sie aufzusuchen. Den Muth, mich ganz von ihr zu trennen, indem ich des Marschalls Haus verlassen hätte, und meinem Berufe nachgegangen wäre, hatte ich aber doch auch nicht. Aus einem entgegengesetzten Gefühl beschäftigte sich Frau von Nevers jetzt mehr mit mir, sie trachtete die finstere Trauer, in die sie mich versenkt sah, zu zerstreuen; sie ging Abends weniger in Gesellschaft, ich sah sie mehr, und nach und nach milderte ihre Gegenwart die Bitterkeit meiner Gefühle.

Einige Tage nach des englischen Gesandten Ball fiel das Gespräch auf Feste überhaupt; man sprach von denen, die Statt gefunden hatten, und bezeichnete die prächtigsten und unterhaltendsten. „Unterhaltend! rief Frau von Nevers, mir kommt keines dieser Feste unterhaltend oder erheiternd vor. Es ist mir im Gegentheil aufgefallen, daß ich bey ihnen nichts wie traurige Leute finde, die alle das Ansehen haben, als wären sie nur eben erst großer Noth entronnen." — „Wem könnte es eingefallen seyn, daß Frau von Nevers so eine Bemerkung machen werde?" sagte der Herzog von L. Wenn man jung,

schön und glücklich ist, erblickt man da etwas anders als den Neid, den man erregt, die Bewunderung, die man einflößt?" — „Von diesem Allen sehe ich nichts, und habe recht. Doch im Ernst: finden Sie denn nicht, daß die Menge immer traurig ist? ich bin überzeugt: die Zerstreuung ist aus dem Unglück entstanden; das Glück hat nicht diesen Anschein von Unruhe." — „Wir wollen die Theilnehmer des lezten Balles fragen," antwortete lachend der Herzog." — „Ach wenn sich das thun ließ, rief Frau von Nevers, so würden Sie vielleicht über ihre Antworten sehr erstaunt seyn." — „Wenn es Unglückliche auf dem Balle gibt, gnädige Frau, so sind es die, welche Sie machen. Da ist der Prinz Enrichemont, der soll uns seine Meynung sagen." Der Herzog wußte immer Mittel, sich solcher Gespräche zu entledigen; beobachten, raisonniren war eine Anstrengung, der er nicht gewachsen war, sein Geist wie sein Körper hatte das Bedürfniß, unaufhörlich den Platz zu verändern. Auch ich fragte mich, was Frau von Nevers zu dieser Frage veranlaßt haben könne, und warum sie seit sechs Monaten doch ihr Leben mit diesen Festen zubrachte; allein ich wagte die Antwort, welche sich mir aufdrängte, nicht zu denken, sie hätte mich zu glücklich gemacht.

Die folgenden Tage schien mir Frau von Nevers traurig, aber sie floh mich nicht mehr. Sie sagte mir eines Abends, daß der Marschall bemüht sey, mir eine Stelle in der Diplomatie zu verschaffen; „das eröffnet Ihnen, sezte sie hinzu, einen Weg und führt Sie in angenehme gesellschaftliche Verhältnisse ein." — „Der Beruf meines Vaters war mir lieb, antwortete ich, allein es wird mir süß seyn, Herr von Olonne über mein Daseyn verfügen zu sehen."

„Sie haben die beabsichtigte Stelle, sagte sie nach einigen Tagen wieder, allein mein Vater wird Ihnen bey derselben nicht lange nützlich seyn können." — „So sind die Nachrichten, welche von des Ministers Fall in Umlauf sind, gegründet?" fragte ich. „Leider! und mein Vater wird ihn wahrscheinlich theilen. Wahrscheinlich wird er nach Faverange in Limousin verwiesen, und ich begleite ihn." — „Großer Gott! rief ich, und in diesem Augenblick sprechen Sie mir von meiner Anstellung! Dann kennen Sie mich wenig, wenn Sie denken, ich werde eine Stelle annehmen, um Ihren Feinden zu dienen. Für mich gibt es nur eine Stelle, und die ist in Faverange, und ich habe keinen andern Ehrgeiz, als auf dieser geduldet zu werden." Bey diesen Worten verließ ich sie, eilte, noch ganz bewegt, zu dem Marschall von Olonne, und sagte ihm Alles, was mir mein Herz eingab. Es rührte ihn. Er bestätigte mir die Ungnade des Ministers, und daß er selbst, ohne je an seiner Gunst Theil gehabt zu haben, von seinem Falle fortgerissen werde. „Ich mußte, fuhr er fort, mich bey einer Gelegenheit, die seine Ehre gefährdete, für ihn aussprechen. Ich bin ruhig, denn ich that meine Pflicht, und früh oder spät wird die Wahrheit ans Licht kommen. Ich nehme Ihre Ergebenheit an, lieber Eduard, wie ich die Ihres Vaters angenommen hätte; nur einige Tage müssen Sie hier länger wie wir verweilen, um einige Geschäfte, zu denen man mir gewiß nicht mehr Zeit läßt, zu beendigen. Helfen Sie mir, sogleich das Nöthige zu ordnen, denn ich will nichts, nicht einmal einen Aufschub zu verlangen haben.

Der Verweisungsbefehl erschien noch denselben Abend und sezte das ganze Haus in Trauer. Der Marschall ertheilte seine Befehle mit vollkommner Ruhe, und indem er einem Jeden seine Beschäftigung anwies, beschwichtigte er die unnützen Klagen.

Der Herzog von L., der Prinz Enrichemont und die übrigen Freunde des Hauses eilten herbey; der Marschall hatte alle Mühe, den übereilten Eifer und die unvorsichtigen Reden des erstern zu mäßigen; der Prinz, ohne aus seiner Abgemessenheit zu gerathen, sagte Alles, was gesagt werden mußte, und ich weiß es nicht, wie er bey der vollkommensten Ziemlichkeit mich doch alle Augenblicke aufbrachte. Beym Anhören seiner wohlgedrechselten Redensarten blickte ich zuweilen auf Frau von Nevers, und ein leichtes Lächeln, das ihre Lippen umspielte, bewies mir, daß der Prinz ihren Beyfall so wenig wie den meinen gewann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Dezember.

Bemerkungen über Makbeth, und eine Darstellung desselben.

Eine ausgezeichnete Vorstellung des unerschöpflichen Trauerspiels Makbeth auf unsrer Bühne gibt mir Gelegenheit, über beyde etwas ausführlicher zu sprechen. Ich thue dieß in der Ueberzeugung, daß es besser ist, einen interessanten Gegenstand genauer in's Auge zu fassen, als vieles Unbedeutende flüchtig vorüberziehen zu lassen. Die Direktion hatte die Schillersche Bearbeitung im Allgemeinen zum Grunde gelegt, im Einzelnen aber Abänderungen gemacht, welche sich noch näher an das Original anschlossen. Die charakteristische Steinhardtische Musik zu den Hexenscenen, sammt der Ouvertüre, war mit einer neu dazu gearbeiteten Musik von Spohr vertauscht worden, und zwar mit Recht; denn so trefflich jene Musik an sich war, so war sie doch schon zu ausgeführt, um nicht das gewaltig eilende Drama aufzuhalten. Dazu kam, diese Hexenmusik war zu den Bürgerschen Chören geschrieben; und die Partien der Hexen waren schwer vorzutragen, da sie der Komponist in hohen Tönen singen hieß, wo man die Worte nicht mehr deutlich hört. Spohrs neue Musik zu Makbeth besteht aus einer Ouvertüre, einigen wenigen eingeworfenen Tönen, welche den Dialog nicht aufhalten, und dem Reigentanz der Hexen,

Außer dem leztern ist die Musik melodramatisch, und man hört nun deutlich die schauerlichen Worte der Unholdinnen. Auch in dieser Musik hat Spohr seinen Charakter nicht verläugnen können; über das Grauenhafte siegt das Edle, und läßt das Gräßliche nicht hervortreten. Die Ouvertüre ist als eigentliches Einleitungsstück zu dieser Tragödie vortrefflich. Sie beginnt mit einer mehrmals wiederholten Figur, welche ein geheimes Grauen zu erregen fähig, und in die Violinparthie gelegt ist. Es ist, als sähe man schaudervolles Gewürm am Boden kriechen, welches dem Hohen nachstellt. Leidenschaftliche Unruhe drückt sich in den folgenden Gedanken aus; aber vor Allem schön und rührend ist der Gegensatz, den die Klage über die untergehende Heldengröße ausdrückt. Mit günstigem Erfolg wird jene erste Figur in der Beschwörungsscene am Kessel wiederholt; sie wirkt hier als traurige Erfüllung einer schauerlichen Prophezeihung. In der ersten Scene fand ich dagegen einige sanfte Klagakkorde nicht am Platze. Doch genug von dieser Musik. Auch die übrige Ausstattung und Anordnung der Aufführung, den einzigen unglücklichen Einfall mit den Bildern der laterna magica abgerechnet, die an der obern Hölenwand zwecklos hinstreifen, und sehr zur Unzeit an die wilde Jagd des Freyschützen erinnern, finde ich um so mehr zu loben, da ich sowohl in Hinsicht der Personen, als der Sachen, nichts weiter Störendes bemerkt habe, was doch bey so zahlreichem Personal Shakspearscher Dramen sehr zu verwundern ist. Ich beschränke mich aber hier zunächst auf einige Bemerkungen über die Hauptrollen. Die des Makbeth stellte Hr. Stein zum ersten Male dar. Je weniger ihn seine Gestalt in dieser Heldenrolle unterstüzt, desto mehr muß der Sinn anerkannt werden, mit welchem er dieselbe aufgefaßt hatte, und in der Ausbildung derselben fortschritt; denn in einer spätern Aufführung sahen wir nicht nur manche Mängel der erstern ganz entfernt, sondern die Darstellung selbst war auch in mimischer Hinsicht kräftiger und mehr aus dem Ganzen, als die frühere. In der erstern Darstellung hätte ich in der ersten Scene dem äußern Benehmen nach Makbeth für Banquo halten können, und umgekehrt; so viel Spannkraft zeigte lezterer, und so ruhig unerschüttert bey der Hexenerscheinung war jener. Ich nehme an, daß Makbeths Stimmung, in welcher er zuerst die Bühne betritt, nur durch den siegreich bestandenen Kampf sehr erregt ist, wie sich auch in seinen Worten: „solch' einen Tag so schön zugleich und häßlich sah ich noch nie," anzukündigen scheint. Nur in einer solchen erregten Stimmung kann man vollkommen begreifen, wie schnell die zweydeutige Hexenprophezeihung gleich dem Funken in den Zunder in des Helden Seele fällt. Ganz anders nimmt Banquo diese Erscheinung auf. Sie scheint ihm nur seltsam und befremdend, ohne daß er darauf ein großes Gewicht legte; aber Makbeth ergreift sie rasch, und wir sehen ihn von da an über sie in seinem Innern brüten. Dieß wurde in der spätern Darstellung von Seiten beyder Darsteller treuer geschildert, denn auch Hr. Gernast (Banquo) war in derselben minder gewaltsam. Vortrefflich drückte Hr. Stein in dem gebieterischen Zuruf an die Hexen die vorwärts dringende Begierde Makbeths aus, weniger sprechend die fortgesezte Beschäftigung seines Geistes mit jener Prophezeihung, nachdem er staunend den ersten Theil derselben erfüllt sieht, und über diesem Gedanken die Umstehenden so vergißt, daß Banquo ihn verzückt nennt. Das Verhältniß Makbeths zur Lady in der Scene, wo er zu Hause ankommt, und diese ihm das prophezeihte Ziel näher vor das Auge rückt, war ebenfalls gut aufgefaßt und ausgedrückt. Dagegen genügte der Monolog: wär' es auch abgethan ꝛc., nicht ganz. Weder der Ton sprach vollkommen die Reflexion einer, im Innern unablässig an einem Gedanken fortarbeitenden Seele aus, noch waren die Züge des Gesichts vollkommen dem Zustand entsprechend, in welchem die wahrnehmende Richtung des Geistes von der nach innen gekehrten Richtung überwogen wird, und der noch Ueberlegende die sich bekämpfenden Gedanken noch mit der Scheu des Gewissens vor sich ausbreitet. Um so wahrer geschildert war dagegen wieder der Zustand Makbeths in der folgenden Scene, wo die Lady ihn mit allen frevelhaften Gründen, die den Ehrgeiz reizen und stacheln, zum Ziele treibt. Nur den Schlußworten dieser Scene, dünkt mich, gab der Darsteller nicht ihr volles Recht: „komm laß uns den blutigen Vorsatz mit der schönsten Larve bedecken! falsche Freundlichkeit verhehle ꝛc." Es drückt sich in denselben deutlich ein rasch und gewaltsam ergriffener Entschluß aus, den Makbeth sein besseres Selbst unterdrückend faßt; daneben sind sie nicht ganz ohne Ironie gegen das Weib, das dem Manne diese Maßregeln eingibt und zu solchem Frevel hindrängt.

Wenn ich die völlige Wahrheit der Darstellung in dem Vortrag des ersten Monologs nicht fand, so fand ich dagegen den Vortrag des zweyten Monologs sehr ergreifend, in welchem „der blutige Gedanke heraustritt vor das Auge." Wenn dieser Monolog durch die bewegtere Gemüthsstimmung erleichtert wird, so ist der Wechsel von Täuschung und Selbstbewußtseyn in der ersten Hälfte desselben eine schwerere Aufgabe. Das zurückkehrende Bewußtseyn muß bey den Worten: Es ist nichts Wirkliches ꝛc., deutlich bezeichnet werden. Im Mimischen bietet er große Mannigfaltigkeit dar. Die Scenen nach dem ausgeführten Mord gehörten zu den besten dieser Darstellung. Der Schauder vor dem Geschehenen war besonders bey den Worten: „ich geh' nicht wieder hinein." eben so lebendig ausgedrückt, als späterhin das schwierige Benehmen Makbeths gegen Makduff und Rosse. Ein treffender Zug dieser Charakteristik war es, daß Hr. Stein, während er mit dem leztern spricht, mit halbabgewendetem Gesicht nach der Thüre sieht, wo Makduff hineingegangen, gleichsam dem Schreckensruf desselben mit Bangigkeit, die nur der Zuschauer wahrnehmen konnte, entgegensehend. Und eben so trefflich waren die doppelsinnigen Worte gefaßt, die Makbeth, nachdem er mit Rosse wieder zurückgekommen, ausruft, und die an ihm selbst sich furchtbar bewähren: „O wär' ich eine Stunde nur vor diesem Unfall aus der Welt gegangen ꝛc." —

Eine bequeme Abänderung war es, daß man den zweyten Aufzug mit dem Schwur der Versammelten, und Makbeths Aufruf, sich in der Halle wiederzufinden, schloß. Hierbey fällt nur die kurze Unterredung zwischen Dunkans Söhnen weg; der dritte Aufzug aber beginnt nun mit dem Gespräch zwischen Rosse und dem Alten, in welchem schon von der Wahl Makbeths zum Könige die Rede ist. Ich würde auch das von Schiller dem Pförtner beygelegte Morgenlied wegzulassen rathen; denn wie schön es auch gedacht, so schlecht nimmt sich dabey immer die Ausführung aus. Zwey Verse, die natürlich nur langsam gesungen werden können, sind schon zu viel für dieß rasch forteilende Drama, und wenn nun gar der Pförtner, statt sie im Hintergrund zu singen, wo die Pforte ist, die er öffnen soll, langsam nach dem Vorgrund der Bühne hervorkommt, und sich da erst in die Lage eines Betenden stellt, so wird dieses leicht linkisch, und wirkt ganz gegen die Absicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. Dezember 1825.

O Rang! o Form!
Wie oft durch äuß're Schaal' und Tracht erzwingst du
Ehrfurcht von Thoren, ja, lockst Weisere
Durch falsch Gegaukel.

Shakspeare.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Ich hatte damals einen empfindlichen Verdruß. Herr von Herbelot betrug sich gegen den Marschall auf die allerunzarteste Art. Sie kamen wegen des Gouvernements von Guienne in ein Geschäftsverhältniß, bey dem mein Oheim nach einem sehr lebhaften Streit den Kürzern gezogen hatte. Noch blieben einige zweifelhafte Punkte, mein Oheim hielt den Augenblick für sein Gelingen günstig, intriguirte, und die Sache ward zu seinem Vortheil entschieden. Diese Handlungsweise that mir sehr weh.

Bald waren die Vorsäle und Höfe des Hotels mit Gepäck angefüllt, einige Wagen und ein Theil der Dienerschaft ging dem Marschall voraus, dieser und Frau von Nevers, die von Niemand als dem Abbé Tercier begleitet seyn wollten, verließen Paris den folgenden Tag. Alle Welt stellte sich den Abend vorher in dem Hotel ein, der Marschall gestattete aber nur seinen Freunden den Zutritt. Er verachtete diesen Hohn gegen die Regierung, der damals so allgemein war; ein ehrerbietiges Schweigen schien ihm mehr Würde zu verrathen. Ich ahmte ihn darin nach. Allgemein wurde damals von der Verweisung des Marschalls wie von einer großen Ungerechtigkeit, wie von einem, auf die seltsamsten Irrthümer gegründeten Mißbrauch der Macht gesprochen.

Die Angelegenheiten des Marschalls hielten mich acht Tage in Paris auf. Endlich reiste ich nach Faverange ab, mit freudeklopfendem Herzen bey dem Gedanken, daß ich mich mit der, die ich anbetete, fast allein befinden würde; wie strafbar war meine Freude! wie unwürdig mein Eigennutz! Ich wurde grausam dafür gestraft, und dennoch ist das Andenken dieser Tage der Trost, der einzige Stützpunkt meines Lebens. Ich kam in den ersten Tagen des Mai's in Faverange an. Der Marschall ließ sich durch den lebhaften Ausdruck meiner Freude, ihn wiederzusehen, hintergehen; er dankte mir dafür, und ich fühlte mich bey seinen Lobsprüchen sehr verlegen. Wie strafbar hätte er mich, wenn ihm meine innere Empfindung sichtbar gewesen wäre, gefunden! Mir ist es noch unbegreiflich, wie Herr von Olonne meine Gesinnung nicht schon längst errathen hatte; allein dem Alter und der Jugend fehlt es gleicherweise an Scharfsinn: das eine blickt in die Vergangenheit zurück, die andere hat nur ihre Hoffnungen vor Augen *).

Faverange war das alte Schloß, wo Frau von Nevers

*) Es scheint auch dem Uebersetzer nöthig, auf eine Entschuldigung für des Marschalls unerhörte Blindheit zu sinnen, und er findet sie in einem andern, weniger allgemeinen Grund. So edel Herr von Olonne war, mochte er doch so treuherzig adelich seyn, daß er ein Liebesverständniß seiner Tochter mit dem Sohn seines Freundes, des Advokaten G., so wenig wahrscheinlich halten konnte, als ein solches mit einem der Erzengel. Hätte er diese Möglichkeit zu denken vermocht, so hätte der Mann so edel, mild, liebend, wie Eduard ihn schildert, die beyden armen Liebenden gewiß zur rechten Zeit vor ihrem Untergang geschützt.

ihre Kinderjahre verlebt hatte; dessen Lage in der Nähe von Uyerche, an dem Ufer der Corrèze ist entzückend und stimmte mit ihren Felsen, ihren hohen, dunkeln Kastanienwäldern und fernen blauen Hügeln zu den Empfindungen, die mich beherrschten. Unsere Lebensweise, die Einsamkeit, der Frieden, der uns umgab, die Heiterkeit, die aus den Zügen der Herzogin sprach, wiegten mich in den Gemüthszustand, wo wir nichts von der Zukunft fordern, wo wir die Zeit festhalten, den Flug der Stunden verhindern möchten.

Der Marschall hatte bey seiner Ankunft in Faverange eine Tagesordnung eingeführt, die zu Allem Zeit ließ; die Nachbarschaft ward benachrichtigt, daß er wenige Besuche annehmen werde; er hatte sich einen Kreis von Beschäftigungen vorgezeichnet, die, weil sie nützliche Zwecke hatten, auch Theilnahme einflößten. Das Urbarmachen großer Landstrecken, die Gründung von Manufakturen, der Bau eines Hospitals beschäftigten ihn einen Theil des Morgens, andere Stunden widmete er der Abfassung von Denkwürdigkeiten über die Jahre seines Lebens, die er im Staatsdienste zugebracht hatte; Abends waren wir im Salon versammelt, wo der Marschall das Gespräch durch Erinnerungen aus seiner Vergangenheit und seine Plane für die Zukunft belebte. Zeitungen und Lektüre trugen auch zur Unterhaltung bey, und nie verrieth ein Schatten übler Laune den verwiesenen vornehmen Mann, noch der geringste Zug von Unmuth, daß er das Opfer der Ungerechtigkeit gewesen sey. Diese Einfachheit, dieser Seelenfrieden kostete Herrn von Olonne keine Anstrengung, er behauptete einen zu hohen Standpunkt, um vom Glückswechsel erreicht zu werden, und hatte sich eine menschliche Schwachheit in sein Herz eingeschlichen, so würde er sie unbefangen geäußert und zuerst über sie gespottet haben.

Ich drückte einst gegen Frau von Nevers meine Bewunderung dieses herrlichen Charakters aus. „Sie sind aber auch ganz fähig, ihn zu schätzen, antwortete sie; die Welt bewundert das Gute wohl, allein ohne zu wissen warum? es ist aber sehr süß, in einer andern Seele alle Elemente der unsern wiederzufinden, solche Seelen verbinden sich und man versucht vergeblich, sie zu trennen.“ — „Sagen Sie das nicht, rief ich, es wird mir leicht werden, Ihnen das Gegentheil zu beweisen.“ — „Was Sie sagen würden, könnte vielleicht meine Behauptung nur bestätigen, erwiederte sie, allein ich will es nicht wissen.“ Und zugleich näherte sie sich dem alten Abbé, der immer ihre Zuflucht war, wenn sie mit mir nicht allein seyn wollte.

Meine Anbetung konnte ihr nicht entgehen; in dieser Einsamkeit vergaß ich zuweilen die ewigen Hindernisse, die uns trennten — das Glück gewann die Oberhand; ich sah, ich hörte sie, ich fühlte ihren Arm, der sich im Gehen auf den meinigen stützte, und das waren Seligkeiten, denen ich mich mit Entzücken überließ. Gewiß, man muß geliebt haben, um zu begreifen, wie weit die Kurzsichtigkeit gehen kann. Das Leben ist dann in einem Brennpunkt vereinigt, alles, was außer ihm vorgeht, macht auf die Seele gleich farblosen Bildern keinen Eindruck. Vergeblich bringt uns die Vernunft andere Vorstellungen auf, wir machen eine mühselige Anstrengung — allein bald behält die Leidenschaft wieder das Uebergewicht, und alles außer ihr ist verschwunden.

Zuweilen glaubte ich wohl, daß die Herzogin gegen eine Empfindung, wie sie bisher noch Niemanden eingeflößt hatte, nicht gleichgültig sey, allein darin bestand das Widersinnige meiner Lage, daß ich vor dem, was mich hätte sollen mit Freude überschütten, vor Schrecken erstarrte. Erst dann ermaß ich die Tiefe des Abgrunds, der uns trennte, erst dann erkannte ich die ganze Unmöglichkeit, glücklich zu seyn, erst dann erhob die Reue ihre Stimme in meiner Brust. So lange ich sie in geheim angebetet hatte, war ich Niemand für meine Empfindung verantwortlich; erwiederte sie aber meine Liebe — wie strafbar war ich dann! Der Marschall hätte mich also wie einen Sohn behandelt, und ich hätte das Vertrauen, mit dem er mir den Zutritt zu seiner Tochter gestattete, dazu benuzt, ihr Herz zu bethören, sie mit den Qualen einer hoffnungslosen Liebe zu umstricken. Aber auch hier war die Leidenschaft übermächtig! sie war zwar nicht im Stande, meine nagenden Gewissensvorwürfe zu ersticken, allein sie nahm mir die Zeit, mich ihnen zu überlassen. Auch war ich keiner Gegenliebe gewiß, — die Zeit verfloß, wie sie im drey und zwanzigsten Jahre bey einer alles Andere verschlingenden Leidenschaft zu thun pflegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die eiserne Maske.

(Beschluß.)

Die Verfasserin, Madame Campan, stellt selbst den Umstand mit der Maske, so wie er Eingangs erzählt worden, in Zweifel und meynt, er erkläre sich durch die damals in Italien herrschend gewesene Sitte der Frauen sowohl als der Männer, Sammtmasken zu tragen, wenn sie sich der Sonne ausgesezt hatten; der Gefangene habe sich nur einige Mal, also maskirt, etwa auf der Terrasse seines Gefängnisses zeigen und so gesehen werden dürfen, um das Gerede zu veranlassen; — ja dieß selbst scheine für seine italienische Abkunft zu sprechen. — Außerdem hebt sie noch einen Umstand hervor, der Voltaires Glaubwürdigkeit in dieser Angelegenheit sehr zwei-

felhaft macht. Er erzählt nämlich am angeführten Ort noch Folgendes: „Während sich der Gefangene noch auf der Insel Sainte-Marguerite befand, schrieb er einst, nach der Mahlzeit, mit dem Messer etwas auf einen silbernen Teller und warf denselben dann aus dem Fenster seines Thurmes nach einem Fahrzeuge hin, das an dem Fuße desselben angelegt hatte. Ein Fischer fand diesen Teller und brachte ihn dem Befehlshaber (Saint-Mars, wie Voltaire schreibt), der den Mann erschrocken fragte, ob er lesen könne, oder ob sonst Jemand den Teller gesehen habe? — und ihn erst, nachdem er sich vollkommene Gewißheit verschafft hatte, daß Beydes nicht der Fall sey, wieder losließ." Zu dieser Erzählung Voltaires nun macht Madame Campan die Anmerkung: Quant à une assiette d'argent que ce célèbre prisonnier auroit jetté par la fenêtre, il est connu que la chose est arrivée, mais à Valzin. C'étoit du temps du cardinal de Richelieu. Un (Voltaire) a joint cette anecdote aux faussetés inventées sur le prisonnier piémontois." Auch Dikens erhebt sich siegreich gegen diese, von Voltaire beygebrachte Tellergeschichte, mit Recht hinzufügend: „Que, si Voltaire s'est trompé si essentiellement sur des circonstances qu'il assurait tenir de si bonne part, on peut bien revoquer en doute une grande partie de ce qu'il avance pour donner du merveilleux à la célèbre anecdote du Masque de fer;" und schließt seine Darstellung endlich mit nachstehender Aeußerung: „Que l'on pèse bien les rapports de tous ces témoignages si éloignés les uns des autres en tems et lieux: la lettre de Turin, le mémoire de Souchon, l'aveu de Louis XV., tous authentiques, et s'accordent si bien ensemble; la conjecture que le Masque de fer n'étoit autre chose que le premier ministre du duc de Mantoue, devient d'une évidence manifeste," — eine Behauptung, welche, zumal nach Beziehung des Zeugnisses der Madame Campan, keine Conjektural-Kritik unbedingt zu unterzeichnen, weiter Anstand nehmen wird.

Blumenandacht.

Kommt der Morgen nicht gegangen
Mit den rothgeschlafnen Wangen,
Und ihr Blumen schlummert noch?
Oeffnet eure Augen wieder,
Regt die neugestärkten Glieder,
Grüßt den holden Jüngling doch!

Und es hebt sich von den Wiesen,
Wo die zarten Kinder sprießen,
Wunderbarer weißer Duft;
Mild, wie Weihrauch, anzusehen,
Steigt er in die rothen Höhen,
Und erfüllt die ganze Luft.

Habt ihr im Gebet gelegen
Für den frischen Gottessegen,
Daß ihr so voll Thränen steht?
Wenn die Zunge Wonne bindet,
Und sie keine Worte findet,
Sind auch Thränen ein Gebet!

August Gebauer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Dezember.

(Fortsetzung.)

Im dritten Akte tritt nun Makbeth als König mit größerer Sicherheit auf; aber nur auf einen Augenblick, denn die Furcht treibt zu immer neuen Unthaten (so weit zu seyn ist noch nichts, sagt Makbeth, doch es mit Sicherheit zu seyn!") der Ehrgeiz breitet sich weiter aus, und erstreckt sich nun auch auf den königlichen Glanz seiner Familie. Dieses stete Steigern im Charakter hat Hr. Stein sehr richtig aufgefaßt. In der Scene, wo er die Männer zum Morde Banquos gewinnt, war es sehr wirksam, daß Hr. Stein in der spätern Aufführung, bey den Worten, die den speziellen Auftrag beginnen, „der Feind, von dem wir reden ꝛc.," den Mördern einige Schritte näher trat, und mit geheim zusprechender Stimme sich ihnen vertraulicher näherte, ohne sie doch zu berühren. In der bald darauf folgenden Scene mit Lady Makbeth, wo diese ihn mit Banquos Mord beschäftigt findet, hätte ich gewünscht, daß der Darsteller den einzelnen Parti⸗, mehr Licht und Schatten gegeben, und dadurch die Selbstbestrafung des Verraths bestimmter dargestellt hätte. Es wird in diesem Dialog nicht nur die wachsende Furcht, und — am Schlusse — das gewaltsame Fortgedrängtwerden durch dieselbe zu neuen Unthaten, sondern auch noch etwas anderes, als das nur psychologische Interesse dieses Fortschreitens in der Charakterentwickelung ausgesprochen; die bessere Seite, die Seite, wodurch er noch der Menschheit angehört, blickt noch hervor in der Erinnerung an den guten König, an dem „Verrätherbosheit ihr Aeußerstes gethan," es ist dieses die Lichtpartie in dem großen Nachtstück. Unendlich mehr wird diese Scene rühren, wenn zwischen diesen Schreckensgefühlen, von welchen Makbeths Gemüth erfüllt ist, im Augenblick die Erinnerung an den guten Dunkan eintritt, und seine Seele weicher stimmt. Diese Stimmung in milden Blick und Ton ausgedrückt, muß überall wiederkehren, wo Makbeth dieses Königs gedenkt. Es ist der Ausdruck der abgenöthigten Verehrung und Anhänglichkeit gegen den Fürsten, der nur gerechte Ansprüche auf Dank und Ergebenheit hatte, zugleich der letzte Rest der Ehrfurcht gegen das Edle überhaupt.

Keine Scene des Makbeths ist in Hinsicht der Bühneneinrichtung so schwer, als der Moment der Tafelscene, in welchem der Mörder des Banquo erscheint. Es ist nothwendig, daß Makbeth und die Zuschauer denselben sehen, während es gut ist, wenn er den Gästen an der Tafel unsichtbar bleibt. Es scheint, als wenn ihn Makbeth erwartete, und darum oft nach der Thür sähe, an welcher er mit der Nachricht von der Ausführung des Mordplans erscheinen soll; darum setzt er sich auch

nicht an die Tafel. Auf unserer Bühne ist diese Scene so eingerichtet, daß die Tafel etwas im Hintergrunde steht, im Vordergrunde aber zur Seite die Thür mit einer sehr tiefen Verkleidung befindlich ist, so daß sie, wie in alten Gebäuden häufig vorkommt, fast in einer Nische liegt. Dieß verbirgt den Mann, der mit Makbeth spricht, den Blicken der Gäste. Wollte man diese Scene so einrichten, daß der Mann gesehen würde — wenn er nämlich die Tafel nicht zu weit in den Hintergrund bringen will. — dann müßte nicht blos der Mann als Mörder äußerlich nichts Bezeichnendes haben, was auch so vermieden werden muß, sondern das Gespräch zwischen ihm und Makbeth müßte auch sehr geheim geführt werden, und das was Makbeth in Beziehung auf den Inhalt dieses Gesprächs für sich sagt, ebenfalls sehr geheim gesprochen werden, was allerdings geschickt vorgetragen, ebenfalls eine grauenvolle, schauerliche Wirkung hervorbringen könnte. — In dieser Scene haben wir an Hrn. Stein die Bewegung Makbeths bey der Vision Banquos sehr zu loben. Sie drückte den gewaltigen Kampf, die widerstreitenden Gewalten in Makbeths Seele aus. Im Bestreben, seinen königlichen Platz zu behaupten, wendet er sich der Tafel zu; aber Schauder reißt ihn zurück, als er Banquos blutige Gestalt an dem leeren Platze in demselben Augenblick zu sehen wähnt, wo er mit frevelhafter Gleißnerey seiner freundlich gedenkt. Die Gewalt seiner Einbildungskraft, welche auf die Seite des Gewissens tritt, wird ihm zur folternden Strafe, und reißt ihn zu einem Zustande hin, in welchem er auch den erschrockenen und ängstlichen Gästen seine Gedanken unwillkürlich an den Tag legt; daher auch Rosse (bey Shakespeare Lenox) in dem nächsten Gespräch mit einem andern Schotten ganz unverholen seinen Verdacht gegen Makbeth ausspricht, und fortan von Seiten des lezten die offne Gewaltthätigkeit an die Stelle der Heucheley treten muß. (Man denke an die Worte: „Ich bin so tief in Blut hineingestiegen" — etc. [illegible]se Worte sind.) Vorzüglich gut gesprochen wurden die Worte: „Ja nun, sobald du fort bist, bin ich wieder ein Mann." insofern ihr Ton die Rückkehr des besonnenen Zustandes bestimmt ankündigten. Minder gnügte mir der Vortrag der Schlußworte dieser Scene. Die Lady sagt: Euch mangelt die Erquickung aller Wesen, der Schlaf. Makbeth erwiedert: „Ja komm! wir wollen auch nur schlafen. Mein Fehler ist nur eines Neulings Furcht, den die Gewohnheit noch nicht abgehärtet. Wir sind in Thaten dieser Art noch Kinder." In dieser Antwort ist der ironische Sinn nicht zu verkennen. Schon früher erwiedert er auf die Vorwürfe, welche ihm jene wegen unmännlichem Betragen macht:

„Ich bitte dich, kann man denn solche Dinge
Wie eine Sommerwolke vor sich weg
Ziehn lassen, ohne außer sich zu seyn;
Du machst mich irr' an meinem eignen Selbst,
Seh' ich, daß du dergleichen Furchterscheinungen
Anschau'n, und den natürlichen Rubin
Auf deinen Wangen kannst behalten, wenn
Die meinen das Entsetzen bleicht."

Was hier Makbeth ganz ernst und einfach sagt, das drückt er dort mit mehr Ironie aus, welche das ruhigere Gemüth des Weibes trifft, das der Antrieb zu seinen Freveln war, und durch deren Verstellungskunst es so weit mit ihm gekommen. Auch liegt darin die Ueberzeugung, daß er den Schlaf vergeblich suchen wird, „den er gemordet," wie es früher hieß. Diesen ironischen Sinn muß vornehmlich der Ton ausdrücken, mit welchem diese Worte gesprochen werden. Es ist natürlich, daß nun auch die frühere Liebe zu dieser Gattin verloren ging.

Wegen eines wirksamen Schlusses des dritten Aufzugs verlegte Schiller das Gespräch der Edelleute, die sich ihre Gedanken über Makbeth und die Lage des Reichs mittheilen, und die Vorbereitungsscene der Hexen in den vierten Akt. Shakspears Einrichtung hatte besonders den innern Vortheil, daß durch näheres Anschließen jener ersten Scene an die Tafelscene diese Mittheilung beyder dem Zuschauer mehr motivirt schien. Dagegen schließen sich bey Schiller die beyden zerstreuten Hexenscenen unmittelbar an einander an. Von nun an gibt sich Makbeth ganz der Hölle hin. Diese, um ihre Beute schnell zu empfangen, sucht ihn durch Blendwerk sicher zu machen;

„Denn den Sterblichen, das wißt ihr lange,
Führt Sicherheit zum Untergange."

Diese Scene, in welcher Makbeth die Hexen um das Künftige befragt, ist eine der vorzüglichsten seiner spätern Darstellung. Es ist dabey dem Schauspieler zu großartiger Bewegung viel Gelegenheit und Raum gegeben, welche Hr. Stein gut benuzte. Schon die beschwörende Anrede zeigt, daß sich Makbeth vor der Hölle nicht mehr scheut; die Verbindungen der Geister erfüllen sein Gemüth mit Sicherheit. Als er noch mehr wissen will, und Banquo mit seiner getrauten Kinderschaar erscheint, wie ganz anders schaut er jezt des Ermordeten Erscheinung, als früher an. Es ist nicht Furcht, die ihn jezt mehr erfüllt, es ist der Grimm über den dauernden Segen, welche die Erscheinung Banquos Haus verkündet. Die zufällige Botschaft von Makduffs Flucht entflammt Makbeths Zorn gegen den Widersezlichen sogleich zur Rache gegen ihn. Indessen scheint ihm eine meuchelmörderische Hand zuvorgekommen zu seyn, (die Mordscene hat Schiller bekanntlich gestrichen) wenigstens kommt der Lady späterhin in ihrem furchtbaren Halbschlaf die Frau des Than von Fife vor.

(Der Beschluß folgt.)

Weimar, 4. Dezember.

Unsere Bühne hat mit ihrer Wiedergebart eine, dem Geschmack unsres gebildeten Publikums gemäßere Richtung genommen, welche in jeder Hinsicht löblich ist; und in der Folge ihren guten Nutzen haben kann und wird. Seitdem wir unsere verehrten Lieblinge in den Meisterwerken eines Goethe und Schiller im vollen Triumph der Künste wieder öfterer auftreten sehen, kehrt auch der alte Werth der hiesigen Bühne zurück, und man findet wieder Weimar in Weimar. Mad. Jagemann hat gestern als Maria Stuart alle Kenner und Liebhaber von Geschmack entzückt. Spiel, Anstand, Deklamation, Mimik, Alles war bey ihr so glücklich vereinigt, daß das schallende Applaudissement, das sie empfing, für ihre meisterhafte Darstellung noch nicht Auszeichnung genug war.

Diese große Künstlerin, die in den schwierigsten Rollen mit den berühmtesten und talentvollsten Künstlerinnen der ersten Bühnen Deutschlands gewetteifert hat, die in einer ununterbrochenen Reihe von Jahren unserm Theater die schönste Zierde war, hätte es wohl verdient, daß ihr fünf-und-zwanzigjähriges Jubelfest in Thaliens Tempel nicht ungefeyert vorübergegangen wäre.

Beylage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 313.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Dezember 1825.

Und die Meister singen wieder
Krieg und Streit,
Wo das kühnste aller Lieder
Alter Zeit.

J. A. Henne.

Walter Scotts Balladen.

Irrigerweise versteht man darunter von Sir Walter Scott gedichtete Balladen, da sie doch schottische Volksgesänge sind, die er mit unermüdetem Fleiße an den schottischen Gränzen aus dem Munde neunzig- und hundertjähriger Personen, oder aus alten verwitterten Handschriften einsammelte, und nach ihrem geschichtlichen Grunde in Schottlands und Englands Geschichtschreibern und Dichtern mit einem Fleiße forschte, der in Erstaunen sezt. In den drey Bänden der schottischen Minstrelsy führt er überall Citate an, und stellt uns in diesem Werke das Leben der schottischen Gränzbewohner mit ihren rohen Tugenden und kräftigen Lastern dar. Ein gewisser Seelenadel und eine Neigung zum Romantischen, zu Musik und Gesang, blieb diesen Völkern in ihrem gesetzlosen Zustande eigen; sie versanken nie in gemeine Schlechtigkeit, und geben einen Beweis der Erhabenheit der Menschennatur auch ohne Kultur.

Von den Balladen sagt Walter Scott: „Aus verschiedenen Ursachen, die aus dem gesellschaftlichen Zustande der damaligen Zeit herrührten, darf der Leser in den Balladen der Gränze kein verfeinertes Gefühl, und noch weniger Anmuth des Ausdrucks erwarten; obgleich die Form solcher Dichtungen in den Händen neuerer Dichter sehr dafür empfänglich ist. Dessen ungeachtet aber finden sich Stellen darin, wo der rauhe Minstrel sich zu natürlichem Pathos oder derber Kraft erhob, und wo selbst diese Vorzüge gänzlich fehlen, verdienen die Balladen doch durch seltsame Begebenheiten und getreue Schilderung der Sitten jener Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums.“

An den Ufern reißender Bergströme wohnten die Gränzritter in viereckigen, mit Zinnen versehenen Thürmen, und verzehrten eigene und geraubte Heerden mit ihren Anhängern in roher Gastfreundschaft; war der lezte Ochs verzehrt, so ließ die Hausfrau eine verdeckte Schüssel auf den Tisch stellen, in der ein Paar blanke Sporn lagen; ein Wink für die Ritter, nach neuer Beute auszureiten. Der Herausgeber erzählt, daß dieß bey dem Sir Walter Scott von Harden Sitte war, wodurch wir zugleich erfahren, daß der Dichter aus einer alt-adeligen Freybeuterfamilie stammt. Die Gränzritter sollen übrigens sehr mäßig im Genuß starker Getränke gewesen seyn. Mährchen und Lieder, von der Pfeife oder Harfe der Minstrels begleitet, waren also wohl ihre einzigen Zeitkürzungen, da die Wissenschaft und Gelehrsamkeit damals nur in den Klöstern zu finden war.

Die wandernden Barden und Minstrels, die um Kost und Obdach, oft auch für etwas Saatkorn und die Hälfte einer gestohlenen Kuh, die Thaten der Gränzritter besangen, waren zugleich die stärksten Beförderer der Gesetzlosigkeit an den Gränzen; denn nur kühne, gesetzlose und ausschweifende Unternehmungen wurden durch ihre Lieder gefeyert. Ein geächteter Freybeuter erregte damals weit mehr Antheil als der König von Schottland, der seine

Macht gebrauchte, die Räubereyen des erstern zu bestrafen. Die Jugend lauschte auf solche Lieder, und der Ehrgeiz, die Thaten ihrer Väter zu erreichen, wurde zum mächtigen Bollwerk gegen die unter königlichem Scepter fortschreitende Macht der Kultur, die sich lange umsonst bemühte, den Naturzustand zu bändigen. — Leichter und schneller hätten dieß Schottlands Könige durch Güte als durch Blutvergießen erreicht, wie dieß die beyden Balladen, Räuber Murray und Johann Armstrang, beweisen. In der einen gewinnt der großherzige Jakob IV., König von Schottland, durch Milde einen reichen und kräftigen Unterthan; in der andern läßt Jakob V. den tapfern Johann Armstrang mit seinem ganzen Gefolge aufknüpfen, wobey es heißt:

Johann ward ermordet zu Calinrigg,
Mit seinen Tapfern all',
Doch Schottlands Herz that nimmer so weh
Als wie bey der Braven Fall.

Weil sie beschützten ihr Vaterland,
Die Engländer waren voll Scheu;
So lang an den Gränzen lebte Johann,
Da wagte sich keiner herbey.

Eine sehr anziehende Ballade ist die Schlacht von Otterbourne, sie streift nahe an die schaurige Nebel- und Geisterwelt der Edda, erhält sich dabey in den Schranken der Wirklichkeit und verbindet mit hochnordischem Duft die Sentimentalität des mittlern Norden oder der Berggegenden. Percy, der Anführer einer englischen Streifpartbie, trifft auf dem Schlachtfelde den Schotten, Sir Hugh Montgomery, der eben seinen Oheim Douglas unter einem Busch Farrenkraut bey einem blühenden Liliensrauch begraben hatte, nachdem ihm dieser sterbend mitgetheilt, daß er im Traum vergangener Nacht einen Todten die Schlacht gewinnen sah, und seine eignen Züge in diesem Todten entdeckte.

Percy, der Hugh Montgomery nicht kennt, wird von ihm hart verwundet:

„Ergieb dich Percy, sonst tödt' ich dich,"
Sir Hugh Montgomery sprach.
„Nein, niemals, sagte Percy drauf,
So lang ich's ändern mag."

„Du sollst dich keinem Lord noch Lump
Ergeben, auch nicht mir.
Doch aber diesem Farngebüsch
Und dieser Lilie hier."

„Ich will mich keinem Farngebüsch
Und keinem Blumenstrauch
Ergeben, doch dem Douglas wohl,
Dem Hugh Montgomery auch."

Sobald Percy hört, daß es Montgomery ist, mit dem er ficht, und daß Douglas bey der Lilie begraben liegt, ergibt er sich sogleich, und die Schlacht ist für die Schotten gewonnen.

Die Ritter sind längst nicht mehr, und ihre Thürme verfallen, und nur einige hundertjährige Minnesänger lebten zu Walter Scotts Jugendzeit noch, doch soll folgende Schilderung von Pennycuick noch oft in den Hütten der Gränze zu finden seyn; ein Beweis, wie sehr dieß Volk seine Nationalität bewahrte, und sein Alterthum zu schätzen weiß.

Am Winterabend saß Großmama mein,
Und spann am schottischen Linnen gar fein;
Mein guter Papa, ein ehrlicher Mann,
Den Hanf zu Stricken dreht' und spann.
Meine Tante, wahrlich voll Anmuth und Kraft,
Las in des Pilgrimms Wanderschaft.
Der sanfte Schwätzer, David Dallas,
Erzählte viel von William Wallace;
Der zweyte Sohn meiner Mutter mußt'
Hersagen, was er von Lindsay wußt';
Die Alten erzählten der Wunder gar viel
Und die Kinder trieben mit Kohlen ihr Spiel.

Walter Scott sagt am Schlusse der Vorrede zum ersten Bande der Minstrelsy *): Möchten diese schwachen Versuche etwas zur Erhaltung der Geschichte meines Vaterlandes beytragen, dessen Sitten und Charaktere sich immer mehr mit denen ihres Schwesterlandes verschmelzen. So gering auch das Opfer seyn mag, welches ich den Manen eines stolzen und unabhängigen Königreichs darbringe, so lege ich es doch auf ihren Altar mit vielfach gemischten, unaussprechlichen Gefühlen nieder.

Heil Dir, o Land der Speere, die einst trozten
Dem stolzen Helm des kaiserlichen Roms,
Dir Albions meerumspannte Hälfte, Heil!
Heil Dir, vom Kriegesfeuer unerreicht,
Das um Dich tobte seit Jahrhunderten,
Dir weihe ich mit innigem Entzücken
Mein Leben, meine Kraft und Huldigung
Und wie mein erstes, auch mein leztes Lied.

Elise von Hohenhausen.

*) Erscheint nächstens Deutsch im Verlage von A. Schumann in Zwickau.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Eines Abends war eine erstickende Hitze, man hatte den ganzen Tag nicht im Freyen seyn können, nach Sonnenuntergang öffnete man, um der Kühlung zu ge-

nießen, die Fenster. Der Marschall nebst dem Abbé und zwey ziemlich unterrichteten Männern aus einem benachbarten Städtchen, unterhielten sich seit einer Stunde über den Kornhandel, und nichts ist der Träumerey dessen, der keinen Theil an dem Gegenstande nimmt, günstiger wie ein solches Gespräch! — Sicher, nicht bemerkt, nicht unterbrochen zu werden, überläßt man sich ohne Zwang seiner Phantasie. Frau von Nevers saß in der Fenstervertiefung, um die Abendkühle zu genießen; ein großer Jasminstrauch, der die Mauer bekleidete, hatte seine Zweige bis zu der Brustwehr des Fensters gestreckt, und sie mit seinen Zweigen durchflochten. Zwey Schritte hinter ihr stehend, sah ich ihr schönes Profil gegen das dunkle Blau des Himmels, dessen Horizont noch die goldenen Strahlen der Abendsonne säumten. Die Luft war von Wohlgerüchen erfüllt, die fernen Hügel, der Wald, der Fluß war in den violetten Dunst des Südens verhüllt, der nicht mehr die Helle ist, aber vor der Finsterniß hergeht. Ich war sehr bewegt — von Zeit zu Zeit wehte mir die Luft den Duft des Jasmins zu, und dieser balsamische Hauch schien der Athem der angebeteten Geliebten zu seyn. Ich sog ihn begierig in mich; der Frieden der Landschaft, die Stille, der Ausdruck dieses sanften Gesichtes, alles berauschte mich in Liebe. Bald drängten sich mir aber wieder tausend quälende Betrachtungen auf; aller Widerstreit meiner Lage mit meiner Leidenschaft trat vor meine Seele, ich überzeugte mich, daß Verachtung sie in meinen Armen treffen würde, und dennoch, das fühlte ich unwidersprechlich, waren unsre Herzen für einander geschaffen. Eine unwiderstehliche Bewegung zog mich zu ihr, ich sezte mich in das gleiche Fenster und lehnte meinen Kopf an die Brustwehr. „Was fehlt Ihnen, Eduard?" fragte sie. „Wissen Sie es nicht?" entschlüpfte meinen Lippen. Sie schwieg einen Augenblick, dann sprach sie: „Ja, ich weiß es; wenn Sie mich aber nicht betrüben wollen, so seyn Sie nicht so unglücklich. Wenn Sie leiden, leide ich mit. Das wissen Sie doch auch?" — „Ich sollte durch das, was Sie sagen, glücklich seyn, aber ich kann es nicht." — „Wie? wenn wir unser Leben zubrächten, wie wir diese zwey Monate verlebt haben, wären Sie dann unglücklich?" Ich durfte nicht nein sagen; ich pflückte einige Blüthen der sie umgebenden Jasminzweige, die in der Dunkelheit fast nicht mehr zu unterscheiden waren, gab sie in ihre Hand, nahm sie zurück und bedeckte sie mit meinen Küssen und Thränen. Bald hörte ich, daß sie weinte, und war in Verzweiflung. „Wenn Sie unglücklich sind, bin ich der strafbarste der Menschen! soll ich Sie denn fliehen?" — „Ach, es ist zu spät!" seufzte sie. Man brachte Lichter; ich floh aus dem Saal, ich fand mich so bedauernswürdig und doch so glücklich! — meine ganze Seele war zerrüttet.

So irrte ich auf den Terrassen des Schlosses umher; ich lehnte mich an die Mauern, die sie umschlossen, ich überließ mich aller Heftigkeit meines Gefühls. Geliebt seyn, von ihr geliebt! sie hatte es mir ja fast gesagt, — dennoch konnte ich's nicht glauben. Sie hat Mitleid mit dir, sagte ich mir selbst, das ist Alles — aber ist das nicht genug, um glücklich zu seyn? — Sie saß nicht mehr am Fenster, aber ich sah Licht in einem der Schloßthürme, der ein zu Frau von Nevers Zimmern gehöriges Studierzimmer enthielt; eine Wendeltreppe führte von ihm auf die Terrasse. Die Thüre stand offen, und unwillkürlich ging ich ihr näher; allein auf den ersten Stufen blieb ich plötzlich stehen, die Furcht, ihr zu mißfallen, sie zu erzürnen, bemächtigte sich meiner, aber bald riß mich meine Schwäche wieder hin und ich stieg die Treppe hinauf. An der Thüre des Kabinets blieb ich stehen; ich will nicht hinein gehen, sagte ich zu mir selbst, ich will sie nur hören, nur in ihrer Nähe seyn. Ich sezte mich beym Eintritt eines kleinen Zimmers, das zum Kabinet führte, auf die lezten Stufen nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Dezember.

(Beschluß.)

Im fünften Akte erscheint Makbeth nun in veränderter Gestalt. Das Wort der Hölle erfüllt sich an ihm. Tollkühn geht derselbe seinem Schicksal entgegen, und fällt in Verzweiflung. Er ist genöthigt gewaltsam nach Außen zu wirken, während der wahre Muth ihm längst gebrochen, und der Kern seines innern Lebens zerstört ist. Dieses die Aufgabe des Darstellers des Makbeth für den Schlußakt. In diesem Theile der Darstellung wird Hr. Stein noch Manches tiefer aufzufassen und auszubilden haben. Ich mache nur auf zwey Hauptmomente aufmerksam. Der erste ist der Eindruck, welchen der Tod seines Weibes auf ihn macht. Daß dieser kein klarer, tiefer Schmerz, keine rührende Gemüthsstimmung sey, wie es doch Hr. Stein zu nehmen scheint, indem er sich auf die empfangene Nachricht einige Augenblicke mit verdecktem Gesicht in einen Sessel wirft, dieß ist aus allen Umständen einleuchtend, und selbst aus der bittern Ironie, welche die Worte: wär' sie ein ander Mal gestorben etc. Morgen, Morgen, und wieder Morgen, etc. Die Schläge des Schicksals treffen ihn schnell hinter einander; daß ihm seine Truppen verlassen und zum Feind entfliehen, daß die feindliche Macht schnell herannaht, und ihn in der Burg einschließt, versezt ihn in so gewaltsame gespannte Stimmung, daß er nicht Zeit hat, daran zu denken, was ihm einst die Genossin seiner Thaten war, (daß er jene Worte nach einem langen Stillschweigen sagen soll, ist Schillers Zusaz) sondern nur das Gefühl der Bitterkeit gegen das Leben ausspricht, das ihm um so schaler dünkt, je mehr er sich nach diesen Schicksalsschlägen einsam und verlassen fühlen muß. Mit dem Bericht von einem nahenden Wald regt sich der erste Zweifel an den Höllenspruch. Doch damit steigt seine Kühnheit, seine Wuth; noch mehr verstärkt

sich diese nach Erlegung des jüngern Seiward. Seine Truppen fliehen, das Schloß ergibt sich, er steht fast allein auf dem Kampfplatz. Eine innere Stimme hieß ihn Makduff meiden. Aber dieser dringt wüthend auf ihn ein; Makbeth lacht seiner, gestüzt auf die Zusage der Höllenschwestern. Da enthüllt sich ihm der Doppelsinn derselben, und seine innerste Kraft ist gelähmt und getroffen. Die Worte nun: die Zunge sey verflucht, die mir das sagt; sie hat das Beste meiner Männerkraft entnervt 2c., bezeichnen dieses hinlänglich. Hr. Stein hob den zermalmenden Eindruck, welcher sich in demselben ausspricht, nicht genug heraus; es ist nicht derselbe zürnende Ton, mit welchem Makbeth vorher gesprochen, es ist vielmehr ein Ton, der uns sagt, daß mit dieser Erklärung Makduffs eine völlige Veränderung mit Makbeth vorgegangen, und der entscheidende Augenblick da ist. Es bedarf einer vorhergehenden Pause, um diese Worte vollkommen auszuzeichnen. Das Uebrige ist wilde Verzweiflung, in welche die Muthlosigkeit übergeht.

Der Makbeth stand in unserer Vorstellung würdig Lady Makbeth (Mad. Miecke) zur Seite. Ich habe von dieser Leistung schon im vorigen Jahre in diesen Blättern gesprochen; sie gehört zu den ausgezeichnetsten dieser, im Fache der Heroinen sehr fortgeschrittenen Künstlerin. Ich seze daher hier nur Weniges hinzu. Die Scene des Schlafwandelns wird jezt von ihr mit mehr Kunstwahrheit gegeben, als früher; alles Widerliche ist verschwunden. In der ersten Scene aber, wo Lady Makbeth des Gatten Brief empfangen hat, und ihn erwartet, könnte der äußern Haltung vielleicht noch mehr Hoheit und imponirendes Wesen gegeben werden. In derselben Scene stört mich immer noch die falsche Betonung: „doch wie derstebt dir's, falsch zu *spielen*“ und späterhin: damit der Himmel nicht den Vorhang der *Finsterniß* zerreißend rufe: halt!

Ueber Makduffs Darstellung (Hr. Devrient) würde ich nur Gutes sagen können, wenn nicht das Verdrehen des Körpers in der erschütternden Scene, wo ihm die Unglücksbotschaft von der Ermordung der Seinigen gebracht wird, das Halten des Kopfes in beyden Händen zu willkürlich, und aus dem Kreise der Kunstwahrheit herauszutreten schiene.

Den einfachen Charakter des Banquo fand ich durch Hrn. Genast bey der spätern Vorstellung so aufgefaßt, wie ich mir ihn denke. Auch ihm treten die Lockungen der Hölle nah; auch in ihm regt sich ein Zug des Ehrgeizes („mir sagt ihr nichts 2c.“), aber das Böse gleitet an seinem redlichen und geraden Herzen ab, und das verlockende Bestreben, einen Blick für sich in die Zukunft zu thun, geht bald vorüber. Er legt auch, wie bemerkt, wenig Gewicht auf die Prophezeihung, vertieft sich nicht in sie; er hält sich vielmehr Anfangs nur für bethört, und nur erst, nachdem dieselbe an Makbeth in Erfüllung gegangen, kommt ihm die Sache bedeutsamer vor. Ja zulezt hofft er auch das Eintreffen der ihm gegebenen Prophezeihung. Die Kürze der Schilderung dieses Charakters macht verschiedene Ansichten über ihn möglich. So hat kürzlich *Benda*, der neueste Uebersezer des Shakespeare, in seiner Abhandlung zu diesem Stück geäußert, daß, wenn B. unter der Hand gedungener Mörder sinke, dieß nur eine Andeutung einer gerechten Strafe des Himmels zu seyn scheine, da Niemand als B. mit solcher *Bestimmtheit* den Mörder des Königs zu erkennen vermögend gewesen sey. Die ausdrückliche Stelle: „ich fürchte sehr, du hast ein schändlich Spiel gespielt,“ erklärt der gedachte Uebersezer geradezu für eine *Heucheley gegen sich selbst*, da Makbeth allen Umständen nach davon völlig überzeugt seyn könnte. Mit dem *Können* hätte es wohl seine Richtigkeit, aber gegen die *Wirklichkeit* der vollen Ueberzeugung, die doch auch dem geraden, redlichen Manne, wenn er ein unerhörtes Bubenstück unbescholtenen und verdienten Männern zutrauen soll, schwer eingehen mag, spricht nach meiner Ansicht außer den eben angeführten und von dem Uebersezer zu Gunsten seiner Meynung gedeuteten Worten, die Art, wie ihn der Dichter durch die im Bilde gezeigte *Erfüllung* der ihm gegebenen Prophezeihung verherrlicht, mit welcher es nicht recht stimmt, ihn als einen Theilhaber oder Hehler des Frevels anzusehen, der Makbeth durch Verschweigung seiner Ueberzeugung zur Krone verholfen. Wenigstens ist nichts im ganzen Stücke, welches darauf hinweisen könnte, daß Banquo diese volle Ueberzeugung unmittelbar nach der Ermordung des Königs, oder bey der Wahl Makbeths gehabt habe. *Beweise* aber waren gegen Makbeth nicht vorhanden. Wenn Banquo, *nachdem* er in jenem Monologe seinen Verdacht gegen Makbeth ausgesprochen, ihm seine Ergebenheit erklärt („nach meines Herrn Befehl, dem zu gehorchen mir heil'ge Pflicht ist“), so spricht sich damit nur der treue Unterthan des legitim gewählten Königs aus. Mit größerer Sicherheit, als jenes, kann man wohl behaupten, daß Banquo jenem an Geisteskraft subordinirt bleiben sollte, weßhalb er auch nicht weiter in der Untersuchung jenes Verbrechens vorschritt. — Doch, mögen Andre darüber entscheiden.

Ich habe eben gesagt, daß keine der Nebenrollen in jener Darstellung störend besezt gewesen. Dieß hindert nicht noch zu bemerken, daß die Söhne Duncans den Eindruck, welchen die schnell hereinbrechende Ermordung ihres Vaters auf sie macht, kräftiger schildern müssen. Es ist derselbe gleichsam ein lähmender Schrecken, der auch die Worte mindert.

Wendt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 304.

Die Hände.

Charade.

An Ida.

Wenn hold du lächelst, und mir weiß
Wie Schnee die *Erste* blickt entgegen:
Dann pflegt es unvermerkt und leis
In meinem Herzen sich zu regen.

Doch was ich eigentlich empfand,
Kann ich so recht dir nicht erklären,
Die *Zweyte* hätt' es fast genannt; —
O möchte so sie ewig währen!

Nur wenn als *Ganzes* sie dich quält,
Und dir ums Haupt die Hülle bindet,
Wird jeder Augenblick gezählt,
Bis die Gehäßige verschwindet. —

Weißt du, sie würde schneller fliehn,
Wenn nur dein Herz nicht grausam bliebe.
Den Liebenden ist bald verziehn,
Nur Spröde straft der Gott der Liebe.

Beylage: Monatsregister Dezember.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nr. 96.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. December 1825.

Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Geist und Geschmack dieser Schule aber kann sowohl erkannt werden in dem, ihre Ideen durchdringenden Sinne und Wesen, als auch in dem ihren Kunstfertigkeiten eigenthümlichen Charakter. Was das Erste betrifft, so ist ein, auf umfassende, in ihrer Anlage und ihrem Zwecke großartige Werke gerichtetes Streben dieser Schule ganz besonders eigen. Die Männer dieses Vereins zeigen eine ganz eigene Begeisterung für die Verherrlichung des Lebens durch die Kunst. Sie vindiciren ...ür diese ihre Kunst durchaus jene Sphäre, welche für ...bre Wirksamkeit die würdigste — glänzendste — die um...assendste ist. Sie bemächtigen sich gewissermaßen des ...ufwandes der Fürsten und Großen auf dem Punkte, ...o er sich öffentlich geltend macht, um dem Luxus die ...ürdigste Form zu geben, und sie verwandeln den Reich...um in Schätze, die von bleibendem, ja steigendem ...erthe sind, von einem Werthe nämlich, der gerade im...er um so größer wird, unter je Mehrere der Genuß ...s Kapitales vertheilt wird. Durch dieses Streben auf ...s Große und Umfassende, hohen Zwecken Zugewendete, ...ßte in diesen Künstlern eine allgemeine Anregung und ...ätigkeit der sämmtlichen geistigen Kräfte, welche zu ...chen Werken mitwirken sollen, hervorgebracht werden; ...d aus dieser allgemeinen Entwicklung und Anwendung ... Kräfte ging wieder die Summe jener gesteigerten ...ildung hervor, welche diese Schule auszeichnet. Denn ...em sich der Geist einer großartigen, umfassenden ...itigkeit hingibt, erstarkt er in der Uebung auf wun...bare Weise, und erschwingt sich aus der reichen Man...faltigkeit der einzelnen Objekte auf einen höhern ... immer höhern Standpunkt der Ansichten. Auf die... Höhe des Standpunktes entsteht aber die eigentliche ...lerische Begeisterung. Glücklich! wenn diese Begei...ung auf Großes, Würdiges, Heiliges hingeleitet ... Und gerade dieses Glückes genoß Rafael im höchsten Maaße. Julius und Leo eröffneten ihm im Vatikane so recht eigentlich das Heiligthum der Kunst. So ward der herrlichste Beruf, der einem Künstler je werden konnte, gerade dem Künstler zu Theile, der ihn auf das Herrlichste zu erfüllen verstand. Und um das Maaß des Glückes voll zu machen — jener Ruf an Rafael ging aus einer Zeit hervor, die für die höchsten geistigen Erzeugnisse nicht nur reif und vorbereitet war, sondern gleichsam einen Drang nach einer großen, glänzenden Entfaltung kund gab. Sie war durch herrliche Männer geziert, welche dem Rafael bey seinen Arbeiten zur Seite standen, seine Begeisterung theilten, in sein Wollen und Wirken auf das Lebendigste einstimmten. Und dieser günstigen Constellation der Verhältnisse ist nun jener Geist der Universalität vorzüglich zu verdanken, der sich in Rafaels Werken ausspricht, und in seiner Schule fortlebte. Denn es ging auf die Männer, die sich ihm anschlossen, der große Impuls über, den er selbst empfangen, und der seinem Genius die Fittige gelöst hatte, so daß er sich in seinem Aufschwunge zum welthistorischen Phänomen entfaltete. Diesem Impulse folgend, hat die römische Schule so vorzüglich philosophische und poetische Elemente in ihren Werken zu versinnlichen den Beruf gefühlt. Daher dieses tiefe Verständniß der höhern historischen Bedeutung in diesen Werken; diese dichterische Gestaltung ihrer Episoden; diese geist- und sinnvollen Wendungen im Vortrage. Auch die Kunst zu allegorisiren, eine schöne, trefflich verstandene Symbolik, ist dieser Schule eigen geworden.

Aber auch noch eine andere, der gesammten Kunst zum größten Vortheile gereichende Wendung hat sie durch jene günstige Constellation der Verhältnisse, welche Rafael von der Wiege bis zum Grabe begleitete, bekommen, nämlich das Streben auf ein Gesamt-Resultat aller Zweige der bildenden Kunst in großen öffentlichen Werken. Rafael war auf das Großsinnigste bereit, den an ihn ergangenen Ruf mit allen, die etwas Tüchtiges leisten wollten, zu theilen. In den Werken des Vatikanes kam ein Musterbild von dem, was die Künste in ihrem Vereine leisten sollen und können, zu Stande. Nach diesem

Muster sind die schon oben bezeichneten Werke seiner Schule ausgeführt worden. Sie sind alle nach ihrem innern Gehalte ausgezeichnet durch jene Einheit und Harmonie der verschiedenen, zu ihrer Hervorbringung verwendeten, künstlerischen Kräfte. Und was an diesen Werken noch besonders erfreulich und erhebend ist, sie vereinigen die, ihren Zwecken und ihrem Charakter gebührende sinnliche Pracht mit einer vollen Befriedigung höherer ästhetischer Anforderungen. Sie enthalten immer neben einem Schatz von Hauptwerken der historischen Malerey eine heitere, schmuckvolle, höchst reichliche Zugabe von Beywerken, in welchen sich die einfachen großen Ideen jener Hauptwerke, wie die Strahlen der Sonne in den Thautropfen, in der reizendsten Mannichfaltigkeit in tausend Farben brechen und abspiegeln. Zu diesen Beywerken gehört vorzüglich die Arabeske, in welcher die römische Schule classisch und musterhaft ist. Ja sie hat durch den Sinn und Geist, in welchem sie die Arabeske aus dem Alterthum in die neuere Kunst eingeführt hat, den ächt philosophischen Standpunkt ihrer Ansichten, und eine durch gediegene Nahrung entflammte und rege gehaltene Phantasie bewiesen. In diesen Beywerken athmet, so wie in den Hauptwerken selbst, jener Ton der damals auferweckten classischen Literatur; und dieser Ton ist wieder ein, die Werke dieser Schule bezeichnendes Element. Neben diesen allen aber ist es vorzüglich Eines, was diesen Werken ein unverkennbares Gepräge ausdrückt, und dieses Eine liegt in dem Ausdrucke jener Begeisterung, die Rom gibt. Dieser Ausdruck, den man sich in Worten deutlich zu machen umsonst bestreben würde, und der ganz vorzüglich den Werken Rafaels ihren welthistorischen Charakter verleiht, bildet recht eigentlich die geistige Atmosphäre, in welcher sich die Schöpfungen dieser Schule bewegen. Nur in dem Aufschwunge, den diese Begeisterung gibt, hat sie jenen wiederholt bezeichneten philosophischen Standpunkt gewinnen können, von welchem aus sie alle Lebensverhältnisse und sinnlichen Erscheinungen in Beziehung zu dem Ewigen zu setzen weiß, und gerade auf diesem Standpunkte werden wieder Philosophie und Poesie so identisch, daß das Kunstwerk als ein lebendiges Produkt beyder höchsten geistigen Potenzen hervortritt. Ueberdieß begleitet noch eine Zugabe die Werke dieses Vereines auf jeder Stufe ihrer Wirksamkeit — nämlich eine ganz eigenthümliche Grazie. Sie war Rafaels unzertrennliche Begleiterin, und ist in allen ihren Nüancen über seine Werke ergossen. Bey seinen Schülern ist sie meist eines ernsten, männlichen Geistes. Die Grazie entspringt aber aus jener sichern und leichten Thätigkeit meisterhaft gebildeter Fertigkeiten, wenn diese der Nachbildung der Natur und des Lebens in gemüthlicher Stimmung zugewendet werden. Auch in dem Geiste endlich, in welchem die römische Kunstschule von der Antike Gebrauch machte, ist ihr Wesen und ihre Tendenz nach ihrer Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Dieser Geist liegt aber gerade darin, daß sie sich die höchsten Kunstresultate des Alterthums eigen gemacht hat. Jene sublimen, wie zu reinem Golde geläuterten Formen der Antike haben die Männer dieses Vereines zu studiren und anzuwenden nicht verschmäht; jedoch nur in so ferne sie selbst wieder eine geistvolle Nachbildung einer schönen Natur enthielten. Und auch den Sinn, in welchem die Alten componirten, allegorisirten und symbolisirten, wählten sie sich zum Vorbilde, in so ferne er sich als ein Ergebniß einer heitern oder ernsten, oder auch ironischen Auffassung des Lebens, und als eine philosophisch-poetische Behandlung seiner Verhältnisse darstellte.

Wir wollen nun auf den Charakter der Kunstfertigkeiten der römischen Schule übergehen, und das, was ihr eigenthümlich ist, auch in dieser Beziehung, hervorzuheben versuchen. Doch ist es hier nicht möglich, die sämmtlichen Schüler immer zugleich ins Auge zu fassen, da sie nach ihrem Bildungsgange, Vorgeschmack, und ihrer zufälligen äußern Stellung, unter sich selbst wieder verschieden sind. Einiges jedoch ist auch hierin wieder allen gemeinsam. Dahin gehört vor allem der Styl ihrer Zeichnung. Es hat sich hierin Etwas von der bezaubernden Gabe Rafaels fast auf alle seine Schüler und Schülersschüler fortgeerbt. Dieses Etwas liegt in einem gewissen Sinne für die Proportionen, in der Harmonie der Conturen, in ihrer Präcision, in ihrem Verhältnisse zum Ausdruck. Die Zeichnung dieser Schule hat auch dadurch ein classisches Gepräge, daß sie durch ein tiefes Verständniß des Besten in der Antike geläutert und verfeinert ist. Hiedurch ist natürlich nicht gesagt, daß diese Schule einen ihrer Hauptvorzüge ausschließlich der Antike zu verdanken habe. Vielmehr ist die Trefflichkeit und Meisterhaftigkeit ihrer Zeichnung, nach dem großen Beyspiele des Hauptes, durchaus auf eine verständige und geistvolle Uebung nach der Natur, von allen Männern dieses Vereines begründet worden. Gerade wegen dieser Meisterhaftigkeit in dem Hauptelemente der darstellenden Kunst, wird aber die römische Schule stets den Vorrang vor allen übrigen behaupten, denn die Zeichnung ist dem Maler, was dem Dichter die Sprache ist. Die Art zu componiren gehört eigentlich der höhern Wesenheit der Kunst an, doch läßt sie sich auch von einem untergeordneten Standpunkte als Fertigkeit betrachten. In dieser Beziehung zeichnet sich die römische Schule durch einen gewissen Takt in der Motivirung aus; und sie weiß ihren Compositionen das Ansehen des Reichthums und der Fülle zu verleihen, ohne in Luxus und Verschwendung auszuarten. Was den Ausdruck betrifft, so ist keine

Schule so universell als die genannte, sie hat sich durchaus eine erschöpfende Darstellung aller Affekte in allen ihren Nüancirungen eigen gemacht. Ihr heller Blick in die Natur, ihr ungemein scharfes Auge für die flüchtigsten Aeußerungen jeder Gemüthsbewegung, ihr sicherer Takt für das Wesenhafte und Bezeichnende, gibt ihren Werken eben das ungemein Anziehende, Ergreifende, Erheiternde, verleiht ihnen ein gewisses, immer frisch bleibendes Interesse. Auch durch den Geschmack in den Drappirungen zeichnen sich die Werke dieser Schule aus. Sie ist in diesem Theile, nach ihrer Regel: die Figuren vor ihrer Gewandung zuerst nach dem Nackten vollständig zu entwerfen, ungemein lebendig geblieben; ja sie hat erst recht eigentlich die Kunst zu drappiren, zu einer größeren Bedeutung erhoben, ihr einen höhern, historischen Charakter eingeprägt.

Was bis hieher von der Schule gesagt worden, findet so ziemlich auf alle ihre Glieder seine Anwendung. Denn sie sind sich in ihrer geistigen Tendenz, ja in allem Wesentlichen innig verwandt geblieben, und ihr Verein ging recht eigentlich aus einer vollkommenen Einheit der Grundansichten und Prinzipien hervor. Allein wenn sie gleich alle auf denselben Grund gebaut haben, von demselben Punkte ausgegangen sind, so hat sich doch das Individuum bey jedem Einzelnen wieder auf seine Weise geltend gemacht. Um also ein vollständiges Bild von dem, was dieser große Verein gewollt und gewirkt hat, aufzustellen, müssen wir seine vorzüglichsten Mitglieder, in ihren hervortretenden besondern geistigen Eigenschaften, so wie von ihren eigenthümlichen Kunstfertigkeiten zu charakterisiren versuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Denkmäler von Pompeji.

Illustrazione di alcuni Monumenti di Pompei (44 S. 8.) ist eine kleine Schrift des gründlichen Antiquars Abb. Raimondo Guarini betitelt, welche bemerkenswerthe Vermuthungen über die Gebäude der Eumachia, den sogenannten Venustempel und eine im vorigen Jahr gefundene Statue enthält.

(Beschluß.)

Die geharnischte Bronze-Statue, deren wir als neulichen Fundes im verflossenen Jahre (Kunstbl. 1824. Nr. 94.) erwähnten, hält Hr. Guarini für einen Caligula. Die Kriegskleidung und besonders die Stiefeln, die ihm den herrschenden Beynamen gaben, passen, wie Hr. G. bemerkt, schwerlich auf ein anderes Kaiserkind, als auf jenes, mit dem die Legionarien zu spielen pflegten. Der Verfasser fährt fort und bezieht die Darstellung des kleinen Caligula auf jenen nach Augusts Tod entstandenen und von Tacitus berichteten Aufruhr der germanischen Legionen zu Trier, den die Erscheinung des zweyjährigen Kindes besänftigte. Er geht weiter, indem er sich bemüht, Begründungen dieser Meynung im Einzelnen zu suchen, und das Bildwerk des Harnisches, der Sonnenwagen über der liegenden Figur der Erde mit Stier und Ziege begünstigt ihn. Im Gang der Beweisführung wird man es ihm zugestehen, daß dieses Bild auf das erweiterte römische Reich bezogen werden könne, obwohl, wenn gemeynt wird, das etwa vierjährige Kind sey etwa anderthalb Jahr nach dem gestillten Aufruhr vorgestellt worden, der Theilnahme der Pompejaner an auswärtigen Angelegenheiten nicht wenig zugemuthet wird: Einspruch endlich wird der Vf., wenn nicht früher, doch da finden, wo er die Kuh, das häufige Symbol der Erde, auf den Frühling und auf den Monat April bezieht.

Daß bey dieser ganzen künstlichen Erklärung die Aehnlichkeit der sonst bekannten Bildnisse des Caligula gar nicht berücksichtigt ist, ist durch das vom Verfasser angeführte Kindesalter der abgebildeten Person begreiflich. Bey einem drey- oder vierjährigen Kinde sind die Aehnlichkeiten des späteren Alters selten gültig, und man wird nur hinzufügen dürfen, daß der im Gesicht der Statue erkannte Zug von angeborner krankhafter Bösartigkeit in einem so jugendlichen Kopf mit gleicher Ungewißheit gesucht wird. Aber ist man auch berechtigt, die geharnischte Figur für so jung zu halten? Wir gestehen ganz andrer Meynung zu seyn und in der fraglichen Statue einen Jüngling oder wenigstens einen ungleich älteren Knaben zu finden! Mit dieser Voraussetzung sind wir befugt, ernstlich nach der Aehnlichkeit zu fragen, und suchen vergeblich die feinen, wenn auch etwas finsteren, Züge des länglich geformten Gesichtes, das wir als Bildniß des Caligula kennen. Ohne auf die höchst willkürliche frühere Benennung irgend etwas zu geben, die aus der mit Rosen verzierten Stirnbinde einen der Ptolemäer erkannte, scheint es uns doch keineswegs ausgemacht, daß die mehr römische als griechische Kriegskleidung die Annahme einer römischen Person erfordre. Im Uebrigen ist der Kunstwerth dieser Statue nicht gar groß, ihre Bekleidung aber in mehrfacher Beziehung bemerkenswerth. Das erwähnte Stirnband ist neben der Bewaffnung auffallend, deßgleichen der über die linke Schulter herabhängende Kriegsmantel seltsam, dessen Oberfläche als Aegis, mit Schuppen und der Meduse, verziert ist.

Endlich sind auch die im Harnisch eingegrabenen Bildwerke aller Betrachtung werth. Helios in steigender Quadriga durch Strahlen und die Peitsche bezeichnet, unter der Chlamys dießmal mit einer verzierten Tunika. Die unter ihm liegende und doppelt bekleidete Erde scheint auf einen Fruchtkorb gestützt; sie hält Mohn und Aehren. Die Kuh zu ihrer Rechten ist, wie bemerkt, gewöhnlich, durchaus ungewöhnlich aber die Ziege auf der andern Seite, über der ein neuer Aehrenzweig sichtbar ist, wie über der Kuh ein Mohnstengel.

Den Rest der Schrift bilden polemische Excurse, die den Verfasser in dieser Zeit allzuweit zu führen pflegen. Eine andre wohlgeschriebene Streitschrift (Lithopolemos seu historiola abortus commentariorum in monumenta litterata Musei Borbonici Raym. Guerini. Panormi 1824. 25 S. auch im Giorn. lett. di Sicilia fasc. XXI.) zeigt ihn als einen rüstigen und geschickten literarischen Kämpfer: daß er jene Waffen zu führen veranlaßt ist, muß das allgemeine Bedauern erwecken, welches gestörten wichtigen Werken gebührt. Der Verfasser hatte es übernommen, die sämmtlichen Inschriften des königlichen Museums unter dem Namen der herkulanischen Akademie herauszugeben: diese wohl vorbereitete Unternehmung ist aber gehemmt worden, als bereits der Druck im Gange war.

Neapel, den 15. Sept. 1825.

G.

Die große Glocke auf dem Prager Dom Thurme.

Die größte Glocke des Prager Domes ist wegen ihres bedeutenden Umfangs nicht allein merkwürdig, indem sie fünf Klafter im Umkreis und sieben Schuhe im Durchmesser hat, sondern auch wegen des auf ihr genannten Verfertigers, der, wenn gleich ein Mähre von Geburt, doch wohl in die Geschichte der deutschen Gießkunst mit einzutragen ist. Die Glockeninschrift benennt ihn so: Thomas Jarosch brvnensis avxilio divino me fvdit. Auch das Jahr ist an ihr bezeichnet: Anno domini M. CCCCCXLIX. ad honorem dei omnipotentis et beatissimae virginis genitricis domini nostri iesv christi nec non et sanctorvm viti. venceslai. adalberti. sigismvndi. procopii. lvdmillae patronorum ecclesiae prageñ. Von allen diesen Heiligennamen wird ihr gewöhnlich nur der Name Sigismund beygelegt.

Unter der oben bemerkten Namens-Angabe, die auf der Morgenseite ist, findet sich als kleines Hochbild die Verkündigung der Maria und dabey jederseits ein Heiliger. Unter der ebenfalls vorher angegebenen längeren Inschrift sieht man Christus am Kreuz und einen König mit einer Königin betend, Kinder tragen ihre Insignien. Auch hier ist wieder jederseits ein Heiliger. Auf der Abendseite sieht man blos Maria mit dem Leichnam Christi und auch dabey steht jederseits ein Heiliger. Auf der Mittagseite sind zwey geflügelte Greifen das östreichische Wappen haltend und wieder auf jeder Seite ein Heiliger. Darüber steht:

> Serenissimvs ac invictissimvs princeps dominvs dñs Ferdinandvs romanorvm. hvngariae. bohemiae. &c. rex infans hispaniarv. archidvx austriae. &c. hanc campanam fvndi jvssit ob remedivm et salvtem animae ac reverendissimae animae reginae conthoralis svae charissimae filiae wladislai olim regis hvngariae et bohemiae. sit deo optimo maximo honor lavs et gloria per omnia.

Die oben erwähnten, am Kreuz Christi knieenden Personen, ein König und eine Königin, sind wohl unstreitig Ferdinand mit seiner Gemahlin.

An vier großen Löwenköpfen hängt die Glocke, oben geht ein Kranz von Akanthus herum, und darunter findet sich in kleinen Hochbildern, achtmal wiederholt, der Kindermord in Bethlehem. Darauf folgen dann ringsum die vorher beschriebenen Bildwerke und unter diesen steht wieder eine Bande von Akanthus. Daran schließen sich, dem Rande näher, vier Bilder, zweymal Herkules mit der Hydra, und eben so oft Herkules mit dem Löwen kämpfend. Endlich stehen noch zwey kleine Embleme und Münzen dicht um den Rand.

Außer dieser großen sind noch drey kleinere Glocken vorhanden, die indessen weniger eine Beachtung zu verdienen scheinen.

Bg.

Steinrelief zu den Nibelungen.

Laut Rommels Anmerkungen zur hessischen Geschichte Buch 4. Abschnitt 5. (Kassel 1823) S. 114 findet sich auf dem Spangenberger Schlosse ein Relief, welches nach dem Liede der Nibelungen den Tod Siegfrieds auf einer Eberjagd darzustellen scheint. Man hat es auf die Vergiftung Otto des Schützen mißgedeutet. Dieß Bild verdiente gewiß abgezeichnet und bekannt gemacht zu werden, da es einzig in seiner Art ist. Herr Rommel hätte doch ungefähr sagen sollen, aus welchem Jahrhundert die Arbeit seyn mag.

Nr. 97.

Kunst-Blatt.

Montag, den 5. December 1825.

Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

(Fortsetzung.)

Der bedeutendste von Rafaels Schülern an Geist, Kenntnissen und Charakter ist unstreitig Julio gewesen; allein so groß, vortrefflich und universell er auch ist, so zeigt sich doch gerade in ihm schon, daß die Natur gegen keinen Künstler jemals so verschwenderisch in ihrer Ausstattung gewesen, als gegen Rafael. Denn es fehlt ihm offenbar — und hierin liegt seine Eigenthümlichkeit — an Begeisterung für christliche Gegenstände. Diese Lücke in seinem Wesen abgerechnet, war er das höchst würdige Haupt der von Rafael zurückgelassenen Schüler, und durchaus tüchtig und berufen, den Ruhm der Schule fortzupflanzen. Auch hat er hiezu volle Gelegenheit bekommen, denn was Julius und Leo seinem Lehrer, das war ihm Friedrich Gonzaga; und was Rafael für Rom, das war Julio für Mantua. Nicht blos, weil er diese Stadt mit unzählbaren vortrefflichen Werken verherrlichte, sondern weil er sich hier ganz in dem Sinne des ursprünglichen großen Stifters eine Schule begründet, die höchsten und würdevollsten Aufgaben der Kunst, in wahrhaft classischem und universellen Geiste zu bearbeiten fortgefahren. In den Werken von Mantua, besonders jenem weltberühmten Pallaste, hat der Hauptstamm der Schüler Rafaels am kräftigsten fortgeblüht. Es wurde hier ganz in dem Geiste der vatikanischen Werke fortgewirkt. Nur ist nach dem Naturelle Julio's die Kunst hier vorzugsweise den Mythen des Alterthumes zugewendet. Aber jenen Charakter der Universalität, Gründlichkeit und Gediegenheit, jene philosophisch-poetische Begeisterung, die von Rafael ausgegangen, hat Julio auch hier mit glänzendem Erfolge zu behaupten gewußt. Auch darin besonders hat er Energie und Genius bewiesen, daß er Architektur und Ornament ganz mit dem Geiste, der den Inhalt der historischen Malerey belebt, zu durchdringen wußte, und voll großen Sinnes für die Einheit und Gesammtheit aller künstlerischen Thätigkeiten und Fertigkeit, umfassende öffentliche Werke zu Stande brachte, in welchen die Kunst dem Publikum gegenüber die würdevollste und einflußreichste Stellung einnimmt. Gleich seinem Freunde und Lehrer war er glücklich in seinen Umgebungen. Fürs erste genoß er des unbeschränkten Zutrauens und einer wahren Freundschaft seines Fürsten, der nicht nur reich und mächtig, sondern geistvoll und höchst gebildet war. Und dann durfte er auf tüchtige Gehülfen zählen, die seine Begeisterung theilten, und sich ihm in freudiger Thätigkeit anschlossen. Die Hülfe dieser Männer war ihm um so fruchtbarer, als fast jeder derselben — bey eminenten Talenten, und einer durchaus classischen und gründlichen Bildung — sich einer gewissen Gattung von Kunstthätigkeit mit Vorliebe zuwendete. Hiedurch haben diese Gattungen selbst wieder ihre höchste Vollendung bekommen, und bewirken einen Einklang vollkommener Theile zu einem vollkommenen Ganzen. Die vorzüglichsten dieser um Julio in rühmlicher, rastloser Thätigkeit versammelten Männer waren folgende: Pierin, Francesco Penni, Primatticcio, Rinaldo Mantuano, Benedetto Pagni, Theodor Ghisi, Ippolito Andreasi, Camillo Mantuano, Bertoni, Battista Mantuano, Clovio, Fermo Guisoni.

Pierin, der mit Penni und Julio, zu den innigsten Freunden und Hausgenossen Rafaels gehörte, hat nach Julio die bedeutendste Stelle unter seinen Schülern behauptet. Er war auch einer der universellsten an Bildung. Groß, kühn und feurig in seinen historischen Entwürfen, war er zugleich ausgesucht und unermüdlich in Ausführung des kleinsten Zierwerks. Er hat mit Johann von Udine der Grotteske classische Vollendung gegeben. Er ist berühmt unter den Berühmten als Zeichner, doch spielte in seinen Formen ein florentinischer Charakter. Die heidnische Fabel hat er mit vielem Genius, in schönem dichterischem Geiste, in unzählbaren Werken behandelt. Das, was Julio nach dem Vorbilde des Vatikanes in Mantua geleistet, hat Penni in dem Geiste der Mantuanischen Werke in Genua zu Stande gebracht, wo er in dem Pallaste Doria den Ruhm seiner

Schule verewigt hat. Bey seinen dortigen Arbeiten standen ihm Lucio Romano, Pordenone, Beccafumi, Siciolante, Marcello Mantuano zur Seite, und so pflanzte sich unter seiner Aegide, römischer Kunstgeist auch von hier aus, schon im dritten Gliede fort. Neben dem Pierin ist Luca Penni zu erwähnen, der sich an jenen angeschlossen, und mit ihm in Genua, Lucca und andern Orten für den Ruhm der Schule Treffliches geleistet hat. Nachdem er später neben Rosso in Frankreich sich hervorgethan, verschwindet er, ohne selbstständiges Wirken ins Große — in England.

Was Pierin für Genua geworden, das wurde Francesco Penni für Neapel. Dahin begab er sich von Mantua, und trug den Ruhm seiner Schule nach dem Süden. Als Zeichner und Colorist hatte er sich noch neben Rafael in dem Vatikane hervorgethan, und nach dem Tode seines Freundes und Lehrers, Manches von dessen Entwürfen, z. B. in der Villa des Papstes und dem Saale des Constantins, dankbar ins Werk gesezt. Auch dieser war bey eminenten Talenten und gründlicher Bildung von einem universellen Streben begeistert. Das Feld der Landschaften und des Ornamentes hat er mit viel Geschicklichkeit und Liebe bebaut; die heidnische Fabel mit vielem Geschmacke behandelt. Eine besondere Grazie zeichnet seine Werke aus. Daß es ihm bey Julio in Mantua nicht lange behagte, kam der Schule von Neapel zu Statten. Denn wenn er hier gleich frühe vom Tode übertascht worden, so hat er doch mächtig auf das dortige Kunststreben eingewirkt. Fürs erste durch seine in Neapel aufgestellte Copie der Transfiguration; und dann durch seinen Schüler Pistoja, der sich schon früher zu Rom, unter Rafaels Leitung, als ein tüchtiger Künstler hervorgethan.

Maturin und Polidor waren dem Franz Penni schon früher nach Neapel vorausgegangen. Da das Kunstbestreben des ersten dieser beyden, ganz in jenem des zweyten enthalten und aufgewogen ist, so genüge es den Geist und Charakter der Werke Polidors in ihrer Essenz zu bezeichnen.

Polidor war — nach Julio — gewiß der genialste Schüler Urbino's. Sein Genie ist aber um so fruchtbarer an reifen Früchten geworden, je gründlicher und rastloser dieser Künstler, bey allem Feuer seines Geistes, im Erlernen, Ueben und Aneignen war. Und darin ist ja eben die römische Schule so groß, daß sich in ihren Productionen eine feurige Begeisterung und der schönste dichterische Aufschwung, mit Tiefe, Umfang, Ernst und Meisterhaftigkeit im Empirischen und Technischen vereinbart.

Ganz ausgezeichnet groß ist Polidor im historischen Epos, und seine Darstellungen athmen durchaus den Geist jener erhabenen Geschichtschreiber, welche die Schicksale der Welt im herrlichen Bau der Rede überliefern. Seine Bilder aus der biblischen und heidnischen Geschichte sind voll Schwung, Glanz und Leben; die Begeisterung Homers und der Propheten leuchtet hindurch. Es ist um so wunderbarer, diese Gabe bey Polidor zu finden, da er als ein gemeiner Handwerker an die Kunst gegangen, und nur mit dem rastlosesten Fleiße die Kenntniß des Alterthumes errungen. Aber der Genius wirkte instinktmäßig in diesem Manne. Er hat sich ganz auf eine Seite des Vortrages hingeworfen, und ist daher um so vollkommener in seiner Weise. Er wählte nämlich den Vortrag der antiken Basreliefs, und Alles, was von dieser Gattung Gutes aufzufinden war, hat er in seine Studien hereingezogen. Indem er aber das Beste aus dem Alterthum mit hinwegnahm, und nun noch den ganzen Schatz von dem, was ein Geist wie seiner, unter einem Lehrer wie Rafael, in einer Zeit wie jene war, sich erwarb, hinzufügte, brachte er es mit seiner Kunst zur höchsten Vollendung. Auch darin ist er bewundrungswürdig, daß er bey der Fülle seiner Ideen, bey dem feurigen, erhabenen Aufschwunge seines Geistes, doch in der Ausführung bis zur kleinsten Nebensache herab, eine wahrhaft deutsche Beharrlichkeit, einen eisernen Fleiß behauptet hat. In der Ausstattung, Bekleidung, Ornamentirung, ist classischer Geschmack und eine unendliche Fülle heiterer und bedeutender Gedanken, immer im Gefolge seiner Werke.

Ein Schüler Julio's, der Manches mit Polidoro gemein hat, aber durch sein Naturell, durch seine frühere Bildung, und den Umfang der Arbeiten, die ihm später zu Theil wurden, eine eigenthümliche Richtung bekam, war Primatticcio. Dieser war früher Schüler des Innocenzo da Immola, und des Bagnacavallo gewesen; von Julio nach Mantua berufen, hat er aber erst hier die universelle Bildung und den großen Geschmack erworben, die ihn später zum ruhmvollen Haupte jener großen Unternehmungen in Frankreich machten. Er ist dem Polidor ähnlich im historischen Vortrage, und in einem gewissen seine Werke durchwaltenden antiken Geiste. Aber er ist größerer Dichter als Historiker. Er erschwingt sich mit seiner Phantasie am liebsten in den Olymp, und versinnlicht das Leben der Götter in den reizendsten Gruppen. Mit einer raschen und kühnen Fertigkeit hat er eine Fülle von Werken dieser Gattung zu Stande gebracht, und sich nicht selten zum Majestätischen aufgeschwungen. Daß er — als ihm einmal die Aufgabe gegeben war — sich auch den Geist Homers anzueignen wußte, hat er in seiner Odyssee zu Fontainebleau bewiesen, wo er das volle Pathos des Dichters, in den kräftigsten und lebendigsten Gestalten versinnlichte. Wir bewundern in ihm jene herrliche Fülle der in schönem Ebenmaaße gehaltenen Gaben, mit welchen er den ächt-römischen,

lassischen Kunstcharakter, in die großen Werke für Franz den Ersten zu übertragen wußte.

Die übrigen der in Mantua unter Julio beschäftigten Schüler, haben sich in ihrer Wirksamkeit meist auf die dortige Stadt und Provinz beschränkt. Rinaldo Mantuano hat tüchtig noch mit Julio selbst gearbeitet; Theodor Ghisi aber nach dem Tode des Meisters manch Unvollendetes ganz in dessen Geist und Sinn durchgeführt, die beyden Bertoni's aber, wackere und treue Gehülfen Julio's, pflanzten den Geist der römischen Schule noch im dritten Gliede in dieser Gegend fort. Clovio endlich, sich auf Medaillen und Miniaturen beschränkend, gab auch diesem Theile der bildenden Kunst, classisches, rafaelisches Gepräge.

Nun ist noch von einigen Andern zu reden, die nicht im Julio versammelt geblieben, sondern theils in Rom selbst noch, theils in andern Gegenden in dem Kunstgeschmacke des unsterblichen Stifters der Schule mit Eifer und Erfolg gewirkt und geschaffen haben. Zu diesen gehörten Pellegrino da Modena, Giovanni da Udine, Bagnacavallo, Vincenzo Gomignano, Timoteo della Vite, Garofalo, Gaudenzio Ferrari, Jacomone da Faenza, Andrea da Salerno, Rafaello del Colle.

Giovanni da Udine war so recht ein Mann, wie sich ihn Rafael zu seinen ungeheuern Aufgaben wünschen konnte. In dem Stucco, der Arabeske, in dem Zierwerke aus allen Reichen der Natur ist er erfinderisch, genialisch, ungemein practisch, und dabey unermüdlich in der Ausführung gewesen. Was er nur mit und unter Rafael geleistet hat, gehört eigentlich nicht hieher. Aber auch nach dem Tode seines Meisters ist er eines der thätigsten und fruchtbarsten Glieder des römischen Kunstvereins geblieben. Er führte mit den Freunden die schönen Werke in der Sala Vecchia, dem Pallaste Aquila, der Villa des Cardinals aus; lieferte treffliche Arbeiten für den Medici in Florenz und den Grimani in Venedig; und arbeitete mit Pierin in Genua. Und so ist durch ihn der classische Geist jener Schule, in einem zwar untergeordneten, jedoch herrlich ins Ganze eingreifenden Theile der Kunst, in Italien ruhmvoll verbreitet worden.

(Der Beschluß folgt.)

Archäologische Literatur.

Real Museo Borbonico. Galleria de' Vasi, del Canonico Andrea de Jorio, membro onorario dell' Accademia delle belle arti. Napoli 1825. 136 S. 8.

Eine gründliche Kenntniß der griechischen Vasenbilder läßt sich nur in Neapel gewinnen, und es ist die reiche Sammlung des königlichen Museums, welche die Grundlage jenes schwierigen Studiums gewährt. Mancher auswärtige Kunstfreund und mancher Beschauer jener unerschöpflichen Schätze wird es sonach dem thätigen Verfasser zu danken haben, daß seine neueste Schrift einen Ueberblick und zwar den ersten der Sammlung gewährt, deren Aufseher er ist.

Das Geschäft der Vasenerläuterung ist nicht blos schwierig, wie es andre antike Bildwerke eben auch sind; in einigem Umfang betrieben, kann es dann und wann dem Ruf eines geschickten Erklärers bedenklich werden. Die ungeheure Masse antiker Vasen, deren Hunderte und Tausende Jahr aus Jahr ein ihren Stapelplatz in Neapel finden, haben neue Knoten geschürzt und andere nur für diejenigen gelöst, denen eine Beschauung zahlreicher Monumente vergönnt war; nicht wenige befremdende Erscheinungen sind halbverstanden ins Publikum gekommen und konnten wenig förderlich seyn, den Gehalt jener Werke, die Glaubhaftigkeit ihrer Beziehungen und die Virtuosität ihrer Erklärer zur allgemeingültigen Anerkennung zu bringen. Der Verfasser, dem bey langem und häufigem Verkehr mit vielfachen aufmerksamen Beschauern der ihm anvertrauten Sammlungen diese Stellung seines Gegenstandes nicht entgehen konnte, hat den schicklichen Ausweg getroffen, nur eine Anzahl der bedeutendsten Vasen des königlichen Museums und darunter diejenigen auszuzeichnen, zu deren Betrachtung jeder aufgefordert werden muß, und über deren unmittelbare Erklärung in den meisten Fällen kein Streit seyn kann. Er hat diese Betrachtungen mit einem schätzbaren durch zwey Kupfertafeln erläuterten Anhang versehen, der die häufigsten Vasenformen mit den im Kunsthandel üblichen Ausdrücken aufzählt; eine zur leichteren conventionellen Bezeichnung auch dem Ausländer wichtige Auskunft, die selbst bey hinlänglich bekannten ursprünglichen Namen der Vasenformen nie überflüssig wird und im Verzeichniß der Vasen sofort in Anwendung gesezt ist. Auch auf wohlerhaltenen oder ergänzten Zustand der Vasen ist durchgängig Rücksicht genommen.

Indem wir somit dem Verfasser auch zu dieser neuen Arbeit, wie zu andern Schriften Glück wünschen, die wir seiner emsigen Benutzung eines reichen Materials verdanken, glauben wir ihm einen Beweis aufmerksamer Lesung schuldig zu seyn. Die folgenden Bemerkungen werden zu solchem Zweck genügen. Stanza 2. Colonna 2. Millingen vases pl. 54. Des Verfassers Deutung, dieses schöne Nolanische Vasenbild stelle ein Opfer für den Amor vor, beruht auf der Annahme, daß die eine Frau das Idol eines Amors auf dem Arme trägt. Wir sind überzeugt, daß dieses vermeintliche Idol eines sitzenden Amors von feinstem Styl, das lebendige Bild des Flügel-

knaben enthalte, mit dem seine Mutter etwa spielt. Schwieriger ist die Erklärung des von einer andern Frau, etwa einer Grazie, gezügelten Vogels, der auf so schönem Bilde schwerlich ein Schwan seyn kann und als Ibis oder Storch sehr seltsam ist. — Einen ungeflügelten Boreas St. I. Col. 8. mit dem Verfasser anzunehmen würden wir einiges Bedenken tragen. — In der prächtigen vielleicht sicilischen Vase (St. I. Col. 9), welche die Rückführung des Hephästos in den Olymp vorstellt, erkennt der Verfasser nach der Sitte seines pantommenreichen Landes in der erhobenen Hand des Hephästos eine drohende Geberde bald zu erfüllender Rache (Attendimi e poi vedrai cosa saprò farti); wir fürchten des Verfassers gewandte Auffassung ausdrucksvoller Geberde habe ihn hier zu weit geführt, wo wir in dem erhobenen Arm nur einen Ausdruck der bacchischen Freude sehen. — Ein bacchischer Zug von ausgezeichnetem Personenreichthum verdiente auf einer schönen aus Ruvo herrührenden Vase (St. I. Col. 11) einer ausgeführteren Andeutung. Der Zug lauft ringsum im untern Felde einer Amazonendarstellung. Unter Hercules, der den Gürtel empfängt, erscheint die Mittelgruppe eines Bacchus jugendlich mit Thyrsus und Kantharus und einer langbekleideten Bacchantin mit Pardelfell, die einen Krug und einen Thyrsus hält. Eine andre Mittelgruppe erscheint auf der Rückseite; es ist die eines Silens, der einen großen Krater hält; eine Frau mit Thyrsus steht ihm gegenüber. Die Netzhaube, (κεκρύφαλος) durch welche sie ausgezeichnet ist, dürfte sie als die Vorsteherin der Einweihungen bezeichnen, etwa, wenn man diese Würde von der Mitra trennen wollte, Mystis oder Telete, oder, wem die Trunkenheit der bacchischen Weihung nicht fremd ist, Methe mit Silenus dem Bacchus neben Nysa gegenüber. — St. 1. Arm. 1. Seltsam ist die bekleidete Frau eines kleinen Balsamario's, deren beyde Flügel auf der linken Schulter, zusammenstehen; der Verfasser denkt an eine Verwandlung in einen Vogel, was bey antiken Monumenten, die nicht der schlechtesten Zeit angehören, bedenklicher scheint als eine allerdings grobe Verzeichnung. — St. 1. Arm. 2. S. 21. Die Libation dieser schönen Nolanischen Vase ist entschieden bacchisch und der bärtige Mann vielleicht Bacchus selbst. — Eine Frau mit zwey Speeren (St. II. Col. 3) kann, obwohl ohne Aegis, eher Minerva seyn, als Daphne oder eine Lokalnymphe. — Das St. II. Col. 5. für ein Brautgeschenk erklärte Gefäß, weit, mit engem Hals, erinnert zu sehr an sonst übliche Aschenkrüge, als daß man, zumal bey der nachdenklichen Erscheinung der Frau, die es auf ihrem Schooße trägt, es nicht ungleich lieber einer Grabesscene zusprechen möchte. — St. II. Arm. 1. S. 32. Der vermeintliche Nereus dürfte ein gewöhnlicher Triton seyn. — S. 33. Der zottige Silen, der nach dem Verfasser der Sphinx einen Vogel zeigt, um über beyde thierische Naturen Auskunft zu haben, gilt Andern vielleicht für einen Repräsentanten der Mysterien. — Ausführlicher hätte man den Vf. (St. III. S. 41 u.) über die höchstwichtige Vase von Armentum gewünscht, welche, wenn wir nicht irren, zugleich mit Demeter und Triptolemus das auserlesenste Personal der Mysterien und auf der Rückseite unter Eros, Pan und eingeweihten Frauen, eine seltsame Darstellung von Poseidon und Amymone gewährt. — In der Theilnahme eines bey einem Kampfe daneben stehenden Hahns (St. VI. Arm. 3), in einer tanzenden Bacchantin auf einer Darstellung des verurtheilten Marsyas (St. VI. Arm. 5) und in dem durch einen weißen Querstrich weiß erscheinenden Haus einer Frau, die weiß angegebene Früchte trägt (St. VII. Col. 1) glauben wir zu viel gesucht. — Die von ländlicher Armuth tropäenartig aufgethürmte Figur eines bärtigen Bacchus sehen wir auf der schönsten Vase der Sammlung (St. VIII. Col. 4) ungern mit einer Herme verwechselt. — Ein anderes Kleinod der Vicenzio'schen Sammlung ist St. VIII. Col. 8 unter der hergebrachten Benennung Cassandra vor Apoll aufgeführt. Der Vf. macht mit Recht auf das Ungenügende dieser Erklärung aufmerksam, da weder eine Lanze der Cassandra paßt, noch Merkur, die dritte Figur, in ihrem Mythus erscheint. Diesen lezteren hat man geschickt erklärt, wenn man an Marpissa dachte, die zwischen Apoll und Idas wählen soll; doch fehlt dann Idas eben so sehr, als die Lanze lästig ist. Der Verf. hat an eine orakelfragende Frau und an den Apollo prostaterios gedacht, der Großartigkeit jener Darstellung und selbst dem Speere in der Hand der Frau wenig genügend. Die Schwierigkeit jenes Geräths würde uns erklärt scheinen, wollten wir den Speer für ein Symbol der Argivischen Kriegsbeute nehmen, mit welcher Manto dem Apoll geweiht wurde; Merkur erscheint in den Berichten jener Mythe allerdings nicht, wäre aber in heroischen Erzählungen, und wo es der Bezeichnung einer Sendung gilt, schicklich hinzugefügt. — St. VIII. Col. 12. die vermeintliche Hacke in der Hand der Ceres, die man auch auf der Poniatowsky'schen Vase sieht, ist eine mit mehreren Stöckchen zu leichterem Anzünden versehene Fackel.

Es kann nicht fehlen, daß der fleißige Verfasser zu baldiger Erneuung seiner Arbeit veranlaßt werde. Es ist zu wünschen, daß er dann seine Bemerkungen über Vasenfabrikation, über die verschiedenen Style der Vasenzeichnung und, wo es möglich ist, über die Fundorte der Monumente ausdehne. Auch die Anzeige, ob und wie die angeführten Stücke bekannt gemacht sind, dürfte dann nicht fehlen.

Neapel, den 29. Oct. 1825.

G.

Nr. 98.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 8. December 1825.

Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

(Beschluß.)

Pellegrino da Modena, ein Gehülfe seines Meisters Rafael, und ihm so ähnlich in Ausdruck, Stellung und Bewegung der Figuren, pflanzte jenen hohen und gediegenen Geschmack seiner Schule in die Vaterstadt Modena über. Er erfüllte diese mit Werken Rafaelischen Geistes, und wurde für seine Provinz, was Julio für Mantua, Pierin für Genua, Primatticcio für Fontainebleau gewesen ist.

Timoteo della Vite, der auf selbstständige Weise, angeregt durch Rafaels Werke, die er in Bologna gesehen, sich frühe Ruhm erworben, ward von Rafael selbst nach Rom gerufen, erwarb sich dessen Liebe und bewährte sich als dessen Freund und trefflichen Schüler. Auch bey diesem umgehen wir das, was er für seinen Meister in Rom geleistet hat. Nach dessen Tod aber, als ihn die Sehnsucht in seine Provinz gezogen, hat er Rafaelischen Styl und Geschmack ausgebreitet in vielen trefflichen Arbeiten zu Urbino, zu Forli, zu Kastel-Durante und an andern Orten. Er führte mit dem Genga Einiges für König Franz I. aus, und jene Triumphbogen, die er zu den Hochzeitfesten Leonorens angegeben, erhöhten seinen schon ausgebreiteten Ruhm. Also auch durch diesen wieder ward das, was Rafael für die Verherrlichung der Kunst in Rom eingeleitet und begründet, über einen andern Theil des schönen Italiens verbreitet.

Gleichzeitig mit Timoteo ward auch Vincenzo da Gemignano von Rafael geliebt und unterrichtet. Da aber dieser nur, so lange der Meister lebte, sich an mehreren Facciaten durch treffliche Gemälde hervorgethan, und als er sich später nach Gemignano zurückgezogen, sein Ruhm gleichsam verschollen ist, so genüge ihn in diesem Sinne bezeichnet zu haben.

Von Rafaello del Calle, den sein Lehrer Urbino vorzüglich in der Farnesina verwendet, wird angegeben, daß er dem Julio nicht blos in den Werken der Sala di Constantino, sondern auch in jenen zu Mantua, auf das wackerste beygestanden. Vasari überhäuft ihn mit Lobeserhebungen. Wir nennen ihn hier unter jenen, die den Ruhm der Schule auf selbstständige Weise durch Italien verbreitet haben. Es finden sich Werke von ihm in Borgo, in Città di Castello, Urbino, Gubbio, Perugia, Pesaro. Sie sind ausgezeichnet durch Geist, Grazie, Großartigkeit, durch Farbe, Zeichnung und Vollendung. Aus seiner zu S. Sepolcro errichteten Schule gingen treffliche Leute hervor.

Durch Garofalo ward Rafaels Geist und der Sinn seines Strebens auf die Schule von Ferrara übertragen. Denn vieles von dem Angelernten vertauschte dieser, als er, durch den Ruhm Urbino's nach Rom hingezogen, freundlich von ihm empfangen und belehrt worden, mit der besseren, geschmackvollsten Weise der Römer. Und wenn er gleich zu frühe wieder von da, wo die wahre Sonne leuchtete, hinwegzugehen gezwungen worden, so war doch in Zeichnung, Ausdruck und Composition so viel Rafaelisches auf ihn übergegangen, daß er eine Leuchte des besseren Geschmackes für die Schule wurde, der er in zahlreichen trefflichen Werken mit Auszeichnung vorstand.

Gaudenzio Ferrari, von Rafael namentlich für das Leben der Psyche und in Torre Borgia beschäftigt, wirkte nach dem Tode des Lehrers im Mailändischen, wohin er in Styl, Zeichnung und Farbe, Vieles von dem Geiste und Geschmacke der classischen Schule verpflanzt hat. Seine Werke in Sarona und Mailand reihen ihn an die Seite eines Julio und Pierin; sie zeigen einen kühnen, kräftigen, auch dem Schwierigsten gewachsenen Geist. Lieblicher Ausdruck in manchen Köpfen, Mannichfaltigkeit der Gewandungen, Geschmack in den Beywerken, mildern das Ernste und Imposante seiner Compositionen. Er hat in bedeutenden Schülern fortgewirkt, und durch ihn hat sich also auch das nördlichste Italien eines Führers zum Besten, und der Läuterung

des Kunstgeschmackes zu erfreuen. Durch Siciolante, der sich in Rom ausgezeichnet, und zwey seltener genannte Schüler des großen Urbino, Jacomone da Faenza, und Pietro Bagnoja wurde römischer Kunstgeist in Faenza, Ravenna ꝛc. eingeführt, damit auch die Romagna Theil habe an der großen Restauration des Geschmackes. In Bologna aber wurde dieser Aufschwung angeregt durch Bagnacavallo und Biagio Puppini, welche beyde noch unter Rafael im Vatikane gearbeitet hatten. Wie Imola hier so ganz im Sinne Urbino's stille fortgewirkt, ohne geradehin sein Schüler zu seyn, ist bekannt. Die Chronisten nennen unter jenen, die in Rafaels Vaterstadt als seine Schüler sich hervorgethan, auch noch einen Pietro della Vite und einen gewissen Crocchia da Urbino. Pistoja aber, den wir als Gehülfen des Fattore genannt, und Vincenzo Pagani wirkten in Umbrien und im Florentinischen für den Ruhm der Schule, zu der sie sich bekannten. Nimmt man hinzu, was Andrea da Salerno in Neapel, und Pier Campanna in Venedig gewirkt und begründet, so erfreut man sich an dem großen, durch das Geschick wunderbar begünstigten Schauspiele: wie die große Restauration des Kunstgeschmacks, die Rafael, der Liebling der Musen, in Rom begonnen, sich durch eine Schaar bedeutender Männer, in so kurzem Zeitraume über sämmtliche Provinzen des ganzen Italiens verbreitet. Aber auch das übrige Europa sollte von diesem Aufschwunge zum Bessern nicht ausgeschlossen seyn. Was Primatticcio in Frankreich, was Pellegrini in Spanien geleistet, ist schon angedeutet worden. Auf Dürer hat, wie bekannt, Rafael selbst unmittelbar eingewirkt; und nach den Niederlanden überpflanzte sein wackerer Schüler Coris eine hellere Ansicht und jenen Geist, den man nicht besser als den classischen bezeichnet. Man bemerke, daß hier fast nur von Schülern und Schülers-Schülern Rafaels gesprochen worden. Andere, und um von diesen nur ein Paar der bedeutendsten zu nennen: Parmigiano, Campi, Morales ꝛc. eigneten sich jenen classischen Geist, durch das Studium der Werke dieser Schule an, läuternd und vervollkommnend die ihnen eigenthümliche Weise, durch das Licht, die Kraft und den Segen, die die Männer dieser Schule auf der Laufbahn, die sie nach dem Beyspiele ihres erhabenen Meisters verfolgten, nach allen Richtungen verbreiteten. Die Betrachtung desjenigen, was diese Schule aus den folgenden Jahrhunderten geworden ist, liegt außer dem Bereiche dieser Blätter. Es soll auch einem andern Aufsatze vorbehalten bleiben, von der für die Verbreitung des classischen Kunststyles so wichtigen Kupferstecherschule zu reden, welche Rafael selbst, durch seinen Schüler Marc Anton begründet hat. Es genüge für jetzt an diesem Versuche, ein Bild von dem Geiste und dem Wirken der römischen Malerschule zu skizziren. Die Materie ist so gehaltreich und wichtig, daß man sie mit Liebe und Sorgfalt wiederholt zu bearbeiten nicht müde werden kann. Je tiefer man eindringt, je reichere Quellen, und nur einem Vereine von Freunden des Schönen wird etwas Erschöpfendes zusammenzubilden gelingen.

Freyberg.

Das brittische Museum zu London. *)

Wer in den Hof des brittischen Museums tritt und das Auge auf die in diesem Hofe zerstreuten Trümmer von Statuen, Büsten und Säulen heftet, wird sich leicht in die Ruinen eines ägyptischen oder griechischen Tempels versetzt glauben. Wir treten jedoch für dießmal sogleich in die innern Räume des brittischen Museums, das, als Sammlung für Kenner und Freunde der Künste betrachtet, ähnlichen, z. B. der im Louvre zu Paris, in der Brera zu Mailand, u. a. m. weit nachstehet, als Kunstschule aber noch von keinem Museum übertroffen wird, der Marmorn vom Parthenon und der ägyptischen Alterthümer wegen.

Niemand wird, in dieses Museum eintretend, an der Büste von Charles Towneley, von Rollekens in Marmor ausgeführt, ohne ein dankbares Gefühl vorübergehen. Der größte Theil der Terracotta's und Marmorn, welche das alte Museum (mit dem Erwerb der Elgin'schen Marmorn beginnt der zweyte Abschnitt der Geschichte dieser Sammlung) bilden, rührt von ihm her. Mit einem unermüdlichem Sammlereifer verband er gründliches Wissen in der Geschichte der Kunst und ein geübtes Auge.

Ein kleines, nicht gut erleuchtetes Vorzimmer (in der Gallerie der Alterthümer das erste Zimmer benannt) enthält eine gewählte und schöne Sammlung von Terracotta's. Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, sie im Einzelnen zu studiren, wird sich überzeugen, daß hier, wie in allen Zweigen der Kunst, ohne Ausnahme, die Alten jede Hoffnung, mit ihnen wetteifern zu können, durchaus unzuläßig machen. — Die zwey Hermen des bärtigen Bachus, welche die zwey entgegenstehenden Ecken dieses Zimmers einnehmen, sind schöne Kunstwerke: der Ausdruck in beyden ist hoher Ernst, eine majestätische Würde. — Kraft und Geist des Ausdrucks zeigt sich

*) S. British Galleries of Art. N. XIII u. XIV. New Monthly Review. N. 47 u. 48.

nicht weniger in zwey kleinen Basreliefs (Nr. 45 u. 46.), welche beyde einen Pan'skopf mit zwey Satyrnköpfen an den Seiten darstellen: der eine Satyr ist mit Fichten-, der andere mit Epheuzweigen bekränzt. — Die sogenannte Urania (die Hände fehlen) ist eine der größten Statuen, die man in Terracotta hat (3' 10'' Höhe). Gegen sechszig Basreliefs und einige weibliche Figuren aus gebrannter Erde übergehen wir und schreiten zum zweyten Zimmer vor.

Dieses ist ein rundes, gewölbtes Gemach, eine Art Vorhalle, von der aus man die ganze Gallerie (die Elginschen Marmorn ausgenommen, deren Saal tiefer liegt) übersehen kann. In dem zweyten Zimmer finden sich bereits einige der besten Stücke der Sammlung. Dahin gehört zuvörderst Nr. 2. eine kleine cylindrische Vase, auf der viele Figuren in erhobener Arbeit zu sehen sind: nicht als wäre die Arbeit daran schön zu nennen; diese ist im Gegentheil verhältnißmäßig roh und schlecht: sondern wegen des lebendigen Geistes, der aus manchen Theilen dieses Werkes spricht. — Nr. 4. ist die Statue des bogenprüfenden Amor's. Dieser Amor wurde aus der Sammlung von Edmund Burke angekauft. Der Gegenstand gehört zu denen, die die alten Künstler mit Vorliebe behandelten. Eine kleinere Statue, die fast eine Wiederholung der genannten ist, findet sich noch in dieser Sammlung: beyde stehen dem Kapitolinischen, von dem Winckelmann's Herausgeber *) und H. Meyer **) mit Entzücken sprechen, nicht viel nach. Uns Neuern ist er vielleicht dadurch noch anziehender, weil er eines der reizendsten Gemälde — den Cupido von Parmegiano, jezt in der Gallerie des Herzogs von Stafford, zu Clevelandhouse — veranlaßt hat. ***) Nr. 8. ist eine ganz bekleidete weibliche Statue, eine Caryatide darstellend. Die Ausführung spricht einen einfachen reinen Styl aus; sie ist bis auf einige kleine Ergänzungen vollkommen erhalten und fast in dem Zustand, wie sie aus den Händen des Bildhauers hervorging. Nr. 11. Vase 3 Fuß hoch. Sie ist eine der besten alten Marmorvasen in dieser Sammlung; reich bewegtes Leben umher in den flach erhobenen Figuren, das bacchische Gefolge darstellend. Nr. 14. ist vielleicht eine der schönsten Marmorstatuen, die das brittische Museum besizt, eine Venus, oder Nymphe in voller Lebensgröße dem Beschauer lebendig entgegenblickend, wenn er die Thüre des Gemaches betritt. Der ganze untere Theil der Statue wird durch eine Draperie verdeckt, die eben von dem Oberkörper herabgefallen zu seyn scheint und diesen nackt zeigt. In strenger Schönheit der Ausführung, in Reichthum und Reinheit des Styls steht sie keinem auf uns gekommenen Venusbilde nach; die Ausführung des Fleisches ist wahrhaft bewundernswürdig. Die Draperie dieses reizenden Werkes ist besonderer Beachtung werth. Der obere Theil derselben vorzüglich ist bey allem Reichthum so einfach und natürlich gehalten, daß die ganze Anordnung eben zufällig so entstanden zu seyn scheint und das Auge die verschlungenen Lagen des Stoffes leicht auflöst. Der linke Arm dieser Statue ist restaurirt; wenn der alte Künstler sein Werk sehen könnte, so würde er die Ausbesserung eine Entstellung nennen. Die vorzügliche Schönheit aller Meisterwerke der griechischen Kunst ist jene vollkommene Natürlichkeit, die sich mit nichts verträgt, was studirte Anmuth in Haltung und Bewegung verräth. Diese vollkommene ungezwungene Natürlichkeit ist das Charakteristische des vor uns stehenden Werkes. — Zur Rechten der genannten Statue steht ein kleiner Apollo in Bronze (Nr. 15), der eines Blickes wohl werth ist, in Betracht des edeln Wesens, das ihn beseelt und ihn zu mehr als menschlicher Gestalt zu erhöhen scheint. Niemand, der ihn betrachtet, scheint zu fühlen, daß er nur wenige Zoll hoch ist. — Nr. 19. ist ein großartiger Kopf des Herkules, voll von einer gewissen rohen Würde des Charakters und in einem kräftigen Styl ausgeführt. Dieser Kopf wurde am Fuß des Vesuv ausgegraben und kömmt aus der Sammlung von W. Hamilton. — Nr. 20. ist ein anderer kolossaler Kopf desselben Helden und der Vergleichung mit dem erstgenannten werth, wegen der auffallenden Verschiedenheit im Styl; der von Nr. 20. gehört der frühesten Kunstperiode Griechenlands an und streift fast an ägyptische Darstellungsweise. Das einzige Werk, dessen wir bey Betrachtung dieses Zimmers noch erwähnen wollen, ist die Statue des Kaisers Hadrian, in voller Lebensgröße (Nr. 21.). Auch an dieser Statue hat der Ausbesserer schwer gesündigt: was an ihr wahrhaft alt ist (Kopf, Rumpf u. s. w.) ist würdevoll und anmuthig; die schlechte Art aber, wie der rechte Arm besonders, ausgebessert ist, gibt der ganzen Figur etwas Gezwungenes, Plumpes. Bemerkenswerth ist die feine Arbeit am Brustharnisch, der sehr gut erhalten ist. Dieses Werk wurde 1821 in Italien für das Museum angekauft.

Das dritte Zimmer enthält manches Vorzügliche in runder und erhabener Arbeit. Wir gedenken der leztern zuerst. Nr. 4 zieht vor Allem unsere Blicke an. Es

---

*) W's Werke Bd. 6. 2. S. 195.

**) Geschichte der bildenden Künste bey den Griechen. Bd. 2. S. 243.

***) Bekanntlich soll dieser Cupido für Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, gefertigt worden seyn.

stellt den indischen Bacchus dar, der als Gast von Ikarus aufgenommen wird. Die Arbeit ist in hohem Grade vollendet; die Art, wie der Gegenstand aufgefaßt wurde, giebt diesem Gegenstande ein besonderes Interesse. Ikarus empfängt seinen Gast in einem Vorhofe seines Hauses; es bietet sich uns also hier der seltene Anblick eines vollkommenen Gemäldes der äußern Theile einer griechischen Wohnung. Wir sehen hier das sich senkende Ziegeldach — die geraden Fenster — die mit Blumen umhangenen Mauern — den Palmbaum im Hofe — andere lustige Bäume hinter dem Gebäude sich erhebend u. s. w. N. 15 stellt den Raub der Dejanira dar. Dieses kleine Werk, das kaum zwölf bis vierzehn Zoll im Quadrate hat, ist voller Geist und Leben. Man sieht die Bewegung des Centauren, der mit seiner Beute enteilt; das Gewand der Nymphe scheint, während sie weggetragen wird, in der Luft zu flattern. — Die Apotheose Homers, Basrelief (N. 23.) zu Frattochie (Bovillä der Alten) auf der Appischen Straße in der Mitte des 17ten Jahrhunderts ausgegraben und lange im Pallast Colonna zu Rom aufbewahrt, von wo es 1819 in das Museum kam, ist zu häufig beschrieben und abgebildet (S. Wink. W. II., S. 576 und 587; V., 73. u. a. VI., 1, 68 ff. — Feith, Antiq. Homer. — Creuzer's Symb. und Mythl. Kpftl. S. 53. — Hirt's BB. Vign., Dr. Röhden's Beschreibung im Kunstbl. 1821. N. 70 ff.), als daß wir es hier nicht übergehen sollten.

N. 22. ist eine Statue der Venus, oder einer Nymphe, ungefähr 3″ hoch und entfaltet im Ganzen wie in den einzelnen Theilen die reinste, zarteste Schönheit: beyde Arme sind neu; obgleich sie mit Geschick gearbeitet sind, so sind sie doch nur Marmor, der übrige Theil der Statue ist Fleisch. — N. 24 Statue eines Fauns. Kopf und Rumpf nur sind alt und von vorzüglicher Schönheit, der Kopf hat eine ideelle Derbheit und Sinnlichkeit, der nichts niedriges oder gemeines beygemischt ist. Die Ergänzungen sind nicht übel gelungen; schade daß der Ergänzer die Hirtenflöte nicht besser anbrachte. Neben diesem Faun (N. 25.) steht ein Kopf, der für den Homer's angenommen wird. Sein Verdienst ist der hohe und edle Ausdruck bey allen Anzeichen eines sehr weit vorgerückten Alters. N. 31 ist ein merkwürdiges Fragment einer Gruppe, welche aus zwey Knaben bestanden zu haben scheint, die sich beym Astragalenspiel entzweyten und deren einer den Arm des andern faßt, um hineinzubeißen. Dieses Fragment wurde unter Urban und in den Bädern des Titus zu Rom gefunden; da Polyklet's Astragalizonten im Pallast des Titus standen und diese Arbeit das Werk eines Meisters ist, so hielt sie schon Winkelmann für eine Copie jener berühmten Gruppe. *) Der Ausdruck im Gesichte des Knaben, die vom Zorn zusammengezogenen Muskeln der Hand sind vorzüglich, und musterhaft gegeben. N. 32. Herme, die den Namen Perikles trägt. Eine schöne Klarheit spielt um die geistvollen Züge, mit der sich eine milde Wehmuth vermischt. Nr. 40b ist eine Torso, des Herkules wahrscheinlich, nur drey oder vier Zoll lang, aber ein siegreicher Beweis, daß die alten Denkmäler keiner Ergänzung bedürfen, um unsere ganze Bewunderung in Anspruch zu nehmen. Das lezte Werk, dessen wir in diesem Zimmer noch zu gedenken haben, ist eine Gruppe, Aktäon von seinen Hunden angegriffen. Die Ausführung ist geistvoll und wahr. Das Antlitz des Jägers drückt Staunen und Schrecken aus, ohne daß dadurch der Charakter der Anmuth eingebüßt wäre. Die Hunde haben genau den Charakter von Wölfen.

Das vierte Zimmer ist ein rundes gewölbtes Gemach, das den Mittelpunkt der Gallerie zu bilden scheint. Es enthält nur wenige (12) Gegenstände, aber zwey oder drey darunter sind von hohem Kunstwerthe. Nr. 5. Ganze Statue in Lebensgröße und vollkommen erhalten. Sie wurde zu Ostia in den Seebädern des Kaisers Claudius gefunden und soll Thalia darstellen, die Arbeit scheint römisch und nicht griechisch zu seyn; sie ist jedoch von großem Werth und ausgezeichneter Schönheit. Nr. 11. ist eine Statue der Diana von fast gleichem Grad des Verdienstes. Beyde Werke werden aber von einer Gruppe: Bacchus und Ampelus übertroffen, die sichtbar von griechischer Form herrührt. Das ganze Wesen, die Stellung und der Ausdruck des Bacchus ist reich und poetisch im höchsten Grade; jeder Theil athmet wollüstige Grazie im schönsten Sinne des Wortes. Die Statue des Ampelus, an den sich Bacchus lehnt, stellt den zur menschlichen Gestalt sich formenden Rebenbaum dar; sie ist nicht in so hohem Style ausgeführt, wie Bacchus. Einige römische Büsten, unter denen wir die von Lucius Verus auszeichnen — ein charakteristischer Kopf, halb Stutzer, halb Patrizier — gereichen diesem Gemach zur Ehre.

Das fünfte Zimmer übergehen wir, nur bemerkend, daß es größtentheils Urnen und Vasen mit Inschriften enthält, die dem gelehrten Osann, der in ihre Untersuchung an Ort und Stelle eingegangen, vielleicht eben so reichen Stoff zu Erläuterungen darbieten, als dieß mit den Elgin'schen Inschriften der Fall war.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Winck. W. VI. I. S. 50. VII. S. 437. Levezow in Böttiger's Amalthea I. S. 193. — Abbildung in: A. Descript. of the Coll. of ancient Marbles in the B. M. II. pl. 51.

Nr. 99.

Kunst-Blatt.

Montag, den 12. December 1825.

Ueber
Se. Maj. Maximilian Joseph,
weiland König von Baiern, als Freund und Beförderer der Künste.

Auch die Künste haben an dem von seinem Volke betrauerten Monarchen, dessen verehrter Name an der Spitze dieses Aufsatzes steht, einen Pfleger und Freund verloren, wie ihnen unter den Mächtigen der Erde nur selten zu Theil wird, und die Vorsehung, welche über seinem thatenreichen, verhängnißvollen Leben gewaltet, hat auch seiner Sorgfalt für die Weckung und Belebung der Kunst unter seinem Volke ein reichliches Gedeihen geschenkt. Der Baum, den er gepflanzet, steht in vollem und kräftigem Wuchs, und trägt, wie die Gewächse der glückseligen hesperischen Gärten, zu gleicher Zeit Knospen, Blüthen und eine Fülle edler Früchte. Was König Maximilian Großes gethan, sein Volk gegen äußere Feinde zu schirmen, und von den innern Feinden: der Unwissenheit und Trägheit, der Dienstbarkeit und Zerrissenheit zu befreyen, es durch weise Gesetze zu stärken, durch Wissenschaften zu veredeln, und seine durch Glauben und Sitten getrennten Theile mit dem festen Bande gegenseitiger Achtung und Zuneigung, wie durch das Allen gemeinsame Recht der Verfassung zu verknüpfen, liegt als ein reicher und erwünschter Stoff seiner Geschichte nicht in dem Bereich dieser Blätter, denen jedoch zukommt, dasjenige, was er für die Kunst gethan hat, wenn auch in kurzer und schlichter Rede, darzustellen.

Maximilian Joseph war an dem Hofe seines Oheims, des Pfalzgrafen Christian des Vierten, zwar zunächst für den Kriegsdienst erzogen worden, welchem sein Vater, der Pfalzgraf Friedrich, der im siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen gefochten, sich mit Vorliebe gewidmet hatte; doch bewahrten die artistischen und wissenschaftlichen Neigungen des Zweybrücker Hofes, besonders unter Pfalzgraf Karl II., der in den ruhigen Zeiten vor der französischen Revolution, nach dem Gebrauche vieler deutscher Fürsten, seiner Zeitgenossen, im Gebiete der Literatur und Kunst Alles in seine Umgebung zog, was das Leben schmücken und erheitern konnte, zugleich auch der gebildete Umgang mit den benachbarten Franzosen, ihn vor der Einseitigkeit, welche häufig mit einer früh auf einen bestimmten Zweck gerichteten Erziehung verbunden ist, und gaben dem ihm angebornen Sinn für das Hohe und Schöne eine mannichfache Gelegenheit, sich zu entwickeln. Dazu bewahrte ihn die Beschränktheit seiner Verhältnisse vor dem Stolz und der Geringschätzung äußerer Dinge, die sich oft mit der Hoheit der Geburt, und mit der sie begleitenden Abgeschlos-

fenheit des Lebens zu verbinden pflegen. Liebenswürdig durch die Gaben, welche die Natur reichlich um seine edle und einnehmende Gestalt ausgebreitet hatte, und durch die feinen und menschenfreundlichen Sitten, mit denen seine Herzensgüte und der Trieb, sich Liebe und Zuneigung zu erwerben, sie schmückte, trat er, in den französischen Kriegsdienst aufgenommen, sowohl zu Straßburg, der glänzendsten Stadt des Oberrheins, wo sein Regiment lag, als in der schimmervollen Hauptstadt Frankreichs, die er oft und auf längere Zeit besuchte, als ein offener, des Schönen empfänglicher, des Großen fähiger Jüngling auf, dem nichts fremd blieb, was die Sitten und die Kunstfertigkeit jener Zeiten Anmuthiges und Schönes hervorbrachten. Die plastische Kunst hatte damals noch nicht die Manier des Uebertriebenen besiegt, mit welcher sie seit Bernini behaftet war, und das mag die Hauptursache seyn, weßhalb Maximilian, durch Sinn und Geschmack dem Naturgemäßen, Wahren und ungeschminkten Schönen zugewandt, ihr niemals eine bestimmte Zuneigung abgewann. Die Malerey hingegen, glücklicher als die Sculptur, hatte sich aus dem faden, verschwommenen und bey aller äußern Zierlichkeit und modischer Feinheit häßlichen Wesen des Boucher und seiner Anhänger emporzuheben angefangen, und gelangte gerade damals durch Vien und den ältesten Vernet auf den Weg des Naturgemäßen zurück. Besonders zog den Prinzen in den Gemälden die treue und kräftige Naturauffassung des reichen Lebens um ihn, in dem seine Jugend und sein früheres männliches Alter mit solcher Frische und Fröhlichkeit sich bewegte, durch alle Reize an, welche die bessern und hochbegabten Meister dieser Gattung über ihre Werke ausgießen. Was damals als historische Malerey geboten ward, stand dagegen noch in größerer Ferne zurück, und diese Unterordnung derselben trug dazu bey, Neigung und Geschmack des Prinzen auf die eben bezeichnete Genremalerey bestimmter hinzulenken und sie darauf zu befestigen. Eine besondere Gunst des Schicksals führte ihm auch in seiner zweyten Gemahlin, der Königin Karoline, eine Gefährtin des Lebens an die Seite, welche die reichen Schätze vorzüglicher Bildung und die großen Tugenden eines wahrhaft königlichen Herzens mit einer regsamen Liebe und Schätzung der Kunst, deren Uebung manche Stunde ihres wohlthätigen Lebens verschönerte, wie mit einem Schleyer der Anmuth umgiebt, und nicht nur die Neigungen Ihres königlichen Gemahls für diese Gegenstände ihrer gemeinsamen Theilnahme zu unterhalten und zu stärken geeignet, sondern sie auch auf die Durchlauchtigsten Kinder, mit denen die Vorsehung Ihre Ehe segnete, fortzupflanzen geeignet und bemüht war. Von den Künstlern, die ihm nahe standen, hatte besonders Mannlich, den er am Hofe seines Bruders fand, und später mit sich nach München brachte, Einfluß auf die Richtung und Bildung seiner Kunstliebe, für welche nach dem Tode Karl Theodors, der ihm das Erbe des ganzen pfalz-bayerischen Hauses öffnete, ein großes Gebiet ihrer Thätigkeit gewonnen war. Maximilian, jetzt Churfürst von Baiern, fand in München, dem Sitze seines Hofes, auch im Gebiete der Kunst das Meiste neu zu gründen und anzufangen. Die frühern Herzoge und Churfürsten von Bayern hatten sich bemüht, zum Schmuck und zur Veredlung ihres Landes auch die Künste zu pflegen, und vor zweyhundert Jahren, vor dem Ausbruch des dreyßigjährigen Krieges, war München, unter Maximilian des Ersten kunstliebender Regierung, unbestreitbar der Hauptsitz der Künste in Deutschland. Der Bau seiner Residenz, ihre Ausstattung mit Gemälden in Oel und auf Kalk, mit Werken der alten Plastik, welcher in Deutschland in dem prachtvollen Saale des Antiquariums ihr erstes Heiligthum eröffnet wurde, mit zahlreichen und schönen Gruppen bronzener Statuen auf den Brunnen der innern Höfe und über den Pforten des

Eingangs, die vielen zierlichen Arbeiten kunstreicher Geräthe, kostbarer gewirkter Tapeten und andern feinen Schmuckes, hatten alle Kräfte, aus deren Uebung Gedeihen der Kunst emporblüht, in Bewegung gesezt. Noch jezt zeuget der edle und reine Styl der historischen Bilder in den Gemächern, der sinnreichen und zierlichen Arabesken, mit denen die Deckengewölbe mehrerer Säle und Stiegen überzogen sind, und die Feinheit des Erzgusses an den genannten Bildsäulen und an dem Grabmale, welches derselbe Churfürst seinem großen Ahnherrn dem Kaiser Ludwig in der Frauenkirche errichten ließ, von der sehr achtbaren Höhe, zu welcher jener ausgezeichnete Fürst die Kunst in allen ihren Zweigen in München zu erheben gewußt hatte; doch diese Blüthe ging theils unter ihm, in der Noth und den Drangsalen des furchtbaren dreyßigjährigen Religionskrieges, theils in den stürmischen Zeiten unter seinen Nachfolgern zu Grunde, wiewohl unter diesen keiner ohne Neigung zu den Künsten war. Sowohl der friedsame Churfürst Ferdinand Maria, als der unternehmende und prachtliebende Maximilian Emanuel gaben durch Aufführung und Ausschmückung prachtvoller Gebäude ausgezeichneten Künstlern Gelegenheit, ihre Talente zu bewähren, und bereicherten die Gemäldesammlungen ihres Hauses durch Meisterwerke der niederländischen Schule; doch so groß und allgemein war der Verfall aller öffentlichen und großen Dinge durch stets neue öffentliche Bedrängnisse, daß dagegen in der guten Gesinnung jener wohlwollenden Fürsten kein Gegenmittel gefunden ward. Auch als der friedliebende und tugendhafte Churfürst Maximilian Joseph, von dem unser hochseliger König den Namen empfing, durch eine weise und väterliche Regierung sein Volk beglückte, war weder in den Einrichtungen und Bedürfnissen, noch in den äußern Verhältnissen eine Veranlassung oder Kraft, welche die damals versäumte und fast vergessene Kunst zu wecken und zu heben geeignet gewesen wäre. Nur daß ein gänzlicher Verfall abgehalten und durch Uebung artistischer Kräfte und Fertigkeiten die Möglichkeit einer bessern Zeit bewahrt wurde, ward durch die „Zeichnungs-, Maler- und Bildhauerschule" bewirkt, die er im Jahre 1770 errichtete. Sein Nachfolger, der Churfürst Karl Theodor bewies sich dieser Stiftung des Vorgängers als ein wohlwollender Gönner. Zugleich ließ er am Hofgarten zur Aufnahme eines Theiles der Gemäldesammlungen eine Gallerie erbauen, ordnete eine jährliche Kunstausstellung an und belohnte durch Preise die gelungenen Werke, so daß, wenn auch keine großen, ihren Einfluß weitverbreitenden Maßregeln zu allgemeiner Belebung der Kunst genommen wurden, für dieselben doch der Boden vorbereitet und ein Gedeihen im Einzelnen gewahrt wurde.

Diesen Zustand der Künste fand Maximilian Joseph, als er in München das Erbe seiner Ahnherren antrat: Manches einheimische Talent zu schöner Blüthe sich entwickelnd, überall große, durch die Geschichte bewährte Kunstanlagen der unter seinem Scepter vereinigten Völker, und zahlreiche, bedeutende Kunstschätze in seinen Ländern. Sein ernster Wille war, daß der wohlthätige Einfluß der schönen Künste sich in einem ausgedehnteren Maaße wie bisher verbreiten, die Neigung zum Schönen und Wohlgestalteten vermehren, die Nationalgeschicklichkeit erhöhen und den Geist, wie die Sitten seines Volkes veredeln solle.

Als das wirksamste Mittel, dieß Alles theils einzuleiten, theils zu erreichen, ward von ihm die Errichtung einer Kunstakademie nach größeren Planen und Ansichten betrachtet und diese Anstalt so fort gegründet und in Thätigkeit gesezt. Ausgestattet mit beträchtlichen Mitteln, aus denen die Lehrer besoldet, Sammlungen gegründet, der Aufwand für laufende Bedürfnisse des Unterrichts bestritten und fähige Zöglinge aufgemuntert und belohnt werden konnten, erschien sie zugleich als Lehr-

anstalt die Künste pflegend und fortpflanzend, als Kunstverein der zu ihrer Leitung vereinigten Künstler zu gegenseitiger Anregung und Berathung, und dem Ganzen gegenüber als eine Kunst verbindende Gesellschaft, welche die einzelnen Zweige und Richtungen der Kunst in den verschiedenen Theilen des Reiches zu vereinigen geeignet war. Als Lehranstalt umfaßt sie in vier Hauptschulen die Malerey, die Bildhauerkunst, die Baukunst und die Kupferstichkunst. Die Leitung und oberste Aufsicht der Anstalt ward an Peter Langer übertragen, welcher für die Malerschule Kellerhofen, Robert Langer, Hauber, Seidel und Dillis zu Gehülfen bekam. Für die Bildhauerkunst ward Simon Lamin, für die Baukunst Fischer, für den Kupferstich Karl Heß angestellt. Zugleich aber wurden auch außer der Akademie die einheimischen Künstler aufgemuntert und belohnt, und wie überall in der innern Verwaltung, so kündigte sich die neue Regierung auch auf dem ganzen Gebiete der bildenden und zeichnenden Künste durch ein regsames Leben an, das, ermuntert durch die Anerkennung und den Beyfall, den es beym Regenten und, nach seinem Beyspiel, bald bey allen ausgezeichneten Männern fand, in Kurzem erstarkte und selbstständig ward.

Wesentlich trug zu diesem Gedeihen die Kunstliebe Ihrer Maj. der Königin bey, deren sicheres Urtheil und aufmunternder Beyfall nicht weniger als der großmüthige Schutz, welchen Sie jedem aufstrebenden Talente gewährt, Kunstübung geweckt, geleitet und eine große Zahl vorzüglicher Werke hervorgerufen hat.

Wie aber durch Gründung der großen Anstalt für Weckung und Pflege der Kunst unmittelbar, so wurde zugleich auf andere Weise für Einrichtung, Leitung und Vermehrung der sämmtlichen Kunstsammlungen des Staates Fürsorge getroffen. Dem Ganzen ward als Director Mannlich vorgesetzt.

Die Gemäldegallerie ward mit auserlesenen Bildern aus den Zimmern der Residenz bereichert, zugleich auch durch die Mannheimer Gemäldegallerie, welche bis dahin in Nymphenburg aufgestellt gewesen war und durch die Gemäldesammlung verstärkt, welche des Königs Bruder, Herzog Karl in Zweybrücken gebildet hatte; dabey stieß ihr aus den aufgehobenen Klöstern und Abteyen ein solcher Reichthum an Kunstschätzen der altoberdeutschen Malerschule zu, daß sie hauptsächlich durch diesen Erwerb sich unter allen Sammlungen, welche Werke dieser Schule besitzen, zur ersten erhoben hat. Ein ähnlicher Vorzug ward ihr in den Werken der niederländischen Schule durch die Düsseldorfer Gallerie erworben. Dieser außerordentliche Schatz erlesener Malereyen war, als die Kriegsstürme sich dem Rheine näherten, und den französischen Heeren Commissäre folgten, — beauftragt, aus den von französischen Waffen besetzten Ländern die Schätze der Literatur und Kunst nach Paris zu entführen, — aus ihrem alten und berühmten Sitze zu Düsseldorf, nach den durch die Neutralität gesicherten Theilen des nördlichen Deutschlands geflüchtet worden. Als aber der erste Sturm vorüber war, schien es die Rücksicht auf die Sicherheit eines so unschätzbaren Besitzes zu gebieten, daß er nicht von neuem der ausgesetzten Lage von Düsseldorf anvertraut würde. So ward beschlossen, die ganze Gallerie nach München zu bringen, und sie mit der in München und Schleißheim zu vereinigen, wozu man, da die Gallerie im Besitz des regierenden Hauses war, ein unbestreitbares Recht hatte. Durch die Vereinigung mit der Düsseldorfer Gallerie, welche von jeher als der erste Schatz niederländischer Kunst war anerkannt worden, hatte sich die Münchner Gallerie zu einer Sammlung vom ersten Range emporgeschwungen; doch unterließ der König keine Gelegenheit, sie auch in der Folge durch bedeutende Erwerbungen zu schmücken. Eine vorzüglich günstige Gelegenheit bot dazu im Jahre 1814 die zweyte Besetzung von Paris, wo durch den Drang der

Umstände eine beträchtliche Menge der besten und seltensten Gemälde in den Händen ihrer französischen Besitzer beweglich wurde. Der König bestimmte zum Ankauf die Summe von 200,000 Franken aus den französischen Contributions-Geldern. Es sollten in Paris Gemälde erworben werden, geeignet, die italienischen Schulen der Sammlung und die spanische zu ergänzen, aber nur ganz vorzügliche Werke, durch welche die Gallerie in diesen Fächern sich auszeichnen könnte. Es ist bekannt und in dankbarem Andenken, mit wie großer Einsicht und mit welchem glücklichen Erfolg der jetzige Direktor der Gallerie, Hr. v. Dillis, dem dieser Auftrag zu Theil ward, ihn ausgeführt hat. Jener Periode verdankt unsere Sammlung die schönen Gemälde von Francesco Francia, von Pietro Perugino, die Madonnen von Tizian und von Fra Bartolommeo und die großen historischen Bilder von Bartolommeo, Murillo und Claudio Coello, von denen jedes als eine Perle seiner Gattung bewunderungswürdig ist.

Wie durch des Königs ununterbrochene Aufmerksamkeit die Gallerie, so vermehrte sich auch die zahlreiche Sammlung der Kupferstiche. Kostbare Werke mit Kupferstichen wurden aus den aufgehobenen Klöstern dieser Sammlung zugewandt, die älteren Werke der Chalkographie durch Erwerb von Privatpersonen und durch kluge Benutzung einer reichen, bey so vielen Versteigerungen wiederkehrenden Gelegenheit, vermehrt und ergänzt, und die neuen durch regelmäßigen Ankauf des Beachtungswürdigen vollständig erhalten. Noch in den lezten Jahren des hochseligen Königs gewann diese reiche Sammlung durch ihren neuen Vorsteher eine so zweckmäßige Einrichtung, daß auch für ihren bequemen und fruchtbringenden Gebrauch nichts zu wünschen übrig bleibt.

Wie das Cabinet der Kupferstiche, so wurde das der Handzeichnungen berühmter Künstler bereichert, chronologisch nach den Schulen und Meistern eingerichtet und seit dem Jahre 1811 dem Besuche und Gebrauche des kunstliebenden Publikums geöffnet.

Dem Cabinet der Handzeichnungen verband man das Elfenbein-Cabinet, zu dem die Meyer'sche Sammlung elfenbeinerner Werke, die in Regensburg angekauft wurde, die Grundlage geliefert hat. In dasselbe wurde zugleich Alles aufgenommen, was seit mehreren Jahrhunderten die Kunst unter uns nicht nur an elfenbeinernen Schnitzwerken, sondern auch in Email, Musiv und Miniaturmalerey Vorzügliches geliefert, oder die Neigung früherer Fürsten in diesen Gattungen gesammelt hatte.

Mit derselben, jede Gelegenheit zu bedeutendem Erwerb für Kunst und Wissenschaft wahrnehmenden Sorgfalt ward auch das schon durch Herzog Albert V. angelegte Münzcabinet bedacht und durch eine Reihe von Ankäufen besonders die wiederholten von Cousinery, im Betrag von mehr als 100,000 Gulden, zu einem der ausgesuchtesten und an schönen und seltenen Exemplaren, besonders griechischer Münzen reichsten erhoben. Auch das von Maximilian I. in der Residenz erbaute und für jene Zeit reich ausgestattete Antiquarium wurde unter des hochseligen Königs Obhut erneuert, durch eine schätzbare Sammlung alter Bronzen, einem frühern Besitze des altbairischen Hauses aus der ehedem sogenannten Kunstkammer, durch ägyptische Alterthümer, bronzene, irdene und gläserne, aus germanisch-römischen Gräbern in Baiern gezogene Geräthe und Geschirre bereichert, und noch in den lezten Tagen seiner Regierung durch eine bessere Anordnung und Aufstellung der in ihm enthaltenen Kunstwerke dem Publikum lehrreicher gemacht.

Während durch diese und ähnliche Erwerbungen und Anordnungen der König die Vorräthe seiner Sammlungen und in ihnen die Mittel der Kunstbildung zu vervielfältigen bemüht war, sah auch die Akademie der

zeichnenden und bildenden Künste ihre Sammlungen sich gestalten. Die ihr angewiesenen Säle im ehemaligen Jesuitenkollegium wurden durch neuen Anbau erweitert und vermehrt, die Sammlung von Gypsabgüssen antiker Kunstwerke durch die schönsten Stücke aus dem Pariser Museum vor seiner Zerstreuung, aus der Sammlung des Lord Elgin, und von andern Orten, und zulezt durch einen Abguß des bessern Colosses von Monte Cavallo zu Rom bereichert. Dieser lezte Gypsabguß ist der einzige des bewundernswürdigen colossalen Werkes, der über die Alpen gekommen ist, und zur Aufnahme desselben war ein eigener hoher Saal gebaut worden, in dem er so vortheilhaft beleuchtet, zugleich auch drehbar, steht, daß man die Eigenthümlichkeit desselben in München besser untersuchen kann, als an dem frey und ungünstig stehenden Originale in Rom. Auch vorzügliche Werke der neuen Sculptur, die Apostel vom Grabmal des heil. Sebaldus von Peter Vischer in Nürnberg, und die Thüren vom Florentiner Battisterio von Ghiberti sind hier in treuen Abgüssen zum Studium der beginnenden Künstler aufgestellt.

In dem Innern der Akademie selbst entwickelte sich bald ein sehr regsames und gründliches Bestreben, das durch die würdigen Vorsteher und Lehrer der Anstalt in der strengen Uebung einer sorgfältigen und genauen Zeichnung, und in der treuen und gleichsam unmittelbaren Auffassung der Natur gehalten wurde. Die reichbegabten unter den Zöglingen bekamen dadurch jede Gelegenheit, die ihnen inwohnende Kraft durch Uebung zu stärken und zu regeln, und eine beträchtliche Anzahl von Künstlern, welche wir jezt mit Stolz die unsrigen nennen, sind in ihr auf den Pfad des Ruhms und der Auszeichnung geleitet worden.

Die stets wachsende Zahl von Malern und der immer größer werdende Reichthum ihrer Werke hatten das Bedürfniß einer freyern und größern Verbindung unter ihnen und den Kunstfreunden der Hauptstadt zu gegenseitiger Belehrung und Anregung erweckt, aus denen in den lezten Jahren des Königes der Kunstverein hervorging, seit seinem ersten Anfange von ihm mit Wohlwollen betrachtet, und seitdem fortdauernd durch seinen königlichen Schutz geehrt.

Doch hinter der Malerey blieben auch die andern Zweige der Kunst nicht zurück. Die Kupferstecherkunst lieferte einige der vorzüglichsten Werke, welche sie in Deutschland hervorgebracht hat, eben so die Medaillenkunst und auch die Plastik ward in den lezten Jahren in die allgemeine Bewegung zum Bessern hineingezogen. Was aber die Baukunst gewann, zuerst durch Fischer, der das neue Theater erbaute, dann durch Klenze, unter dessen Leitung die edlere Architectur von den großen öffentlichen Gebäuden, die er ausgeführt, sich auch über die Privatwohnungen ausbreitete, welche nun stets schöner und zahlreicher in den neuen Anlagen bey der Residenz sich erheben, steht vor aller Augen.

Unabhängig von diesem Allem ward es den kunstübenden Zeiten Maximilian Josephs beschieden, mitten in dem Orte seiner vorzüglichsten Pflege in der Lithographie eine neue Kunst erfinden und ausbilden zu sehen, welche in steigendem Wachsthum und einer fast colossalen Ausbreitung sich schon über Europa hinaus erstreckt. Die ersten Anfänge dieser unermeßlich wichtigen Erfindung gehören dem Glück; daß aber die junge Kunst bald den ihr gebührenden Schirm und die Gelegenheit sich in bedeutenden Werken zu versuchen gefunden hat, ist nicht das geringste von des hochseligen Königes Verdiensten in diesem großen Gebiet der Kunstbestrebungen.

Indeß darf eine unbefangene Würdigung dessen, was unter Maximilian und durch ihn im ganzen Gebiete der Kunst Denkwürdiges geschah, nicht des hochbegabten Mannes vergessen, der ihm die meiste Zeit seiner rühmlichen Regierung zur Seite stand, und den hohen, auf das

Größe und Rühmliche gewandten Geist seines Königs fassend, die öffentlichen Kräfte und Bestrebungen in die Richtung darauf zu lenken wußte.

Maximilian Graf v. Montgelas gleich den größten Staatsmännern der vergangenen Zeiten, denen die Geschichte seinen Namen beygesellt, hielt das öffentliche Gedeihen auch an das Emporblühen der Künste geknüpft, weil dadurch edle Kräfte geweckt, den Bestrebungen ein heilsames und rühmliches Ziel mehr aufgestellt und die Summe der öffentlichen Achtung eines Volkes gesteigert wird, ohne die auch keine wahre Macht und Größe im Gebiet der Politik gedenkbar ist. In diesem Sinne war er Rathgeber seines Monarchen und Vollstrecker desjenigen, was von ihm zu solchen Zwecken entworfen und beschlossen wurde.

Wie aber die Freygebigkeit und Fürsorge des Königs den Künsten in der neuen, großen, mit steter und regsamer Sorge gepflegten Kunstanstalt die Mittel und Wege der Kunstbildung eröffnete, so wußte seine Kunstliebe und seine Menschenfreundlichkeit die heranwachsenden Künstler in einer glücklichen Thätigkeit zu erhalten. Ueber jedes gelungene Werk, was sie ihm vorlegten, freute er sich, wie über ein gemeinsames Gut. Belohnung ihrer Mühe, und die noch wirksamere Aufmunterung durch Aeußerung seines Beyfalls und eines großen Wohlwollens, mit dem er das glückliche Talent und seine glänzenden Erzeugnisse zu ehren wußte, gaben den Künstlern selbst das Gefühl ihres Verdienstes, die Sicherheit in ihrer Richtung und das Vertrauen auf ihre Werke, während sie alle auf ihn als auf den gemeinsamen königlichen Vater und Pfleger mit tiefer Verehrung und Liebe hinaufblickten, und er seiner Seits sie als eine Zierde seiner Regierung betrachtete, und die Ehre des baierischen Namens auch an ihr Verdienst knüpfte. In diesem Verkehr wurde dem Könige leicht, vorzügliche Sammlungen ihrer auserlesensten Werke anzulegen, in den Residenzen zu München und Nymphenburg, dann in Tegernsee, ungerechnet die Werke, welche von ihnen in die öffentlichen Gallerien aufgenommen wurden. Oefter auch ordnete er kleine Sammlungen von neuen Werken seiner Künstler, um sie fürstlichen Freunden im Auslande als ein Geschenk zu überlassen, und den Ruhm seiner Schule mit ihren Werken dahin zu verbreiten.

So wirkte und sorgte Maximilian Joseph für Kunst und Künstler, und so geschah es nicht zufällig, sondern durch seine königliche Gesinnung, daß unter seiner segenreichen Regierung München sich aufs neue zur ersten kunstübenden und kunstschätzenden Hauptstadt von Deutschland erhob. Auch hatte er die Zufriedenheit, dieses Gedeihen bis zu seinem sanften Tod in Wachsthum zu sehen, und noch unmittelbar vor demselben erfreute und rührte ihn ein neues Gemälde von Tegernsee, mit welchem ein ihm werther Maler ihn zu seinem Namenstage überraschte. Als ob er von der Ahnung seines Schicksals beym Anblick des schönen Werkes ergriffen würde, und das Gefühl sich seiner bemächtigte, er werde den stillen Sitz seines Alters nicht wieder sehen, stand er lange und in tiefer Wehmuth vor dem Bilde, und nachdem er sich mit beyden Händen die Augen bedeckt hatte, sprach er die ahnungsvollen Worte: „Mein liebes Tegernsee! Noch hab ich dich hier, wie du bist, in deiner ganzen Frische und Fülle. Mein liebes Tegernsee! — — Doch ich weiß, wem ich dich zurück lasse.“ So warf der Genius der Kunst noch einen heitern Strahl selbst in den lezten Tag, der dem edeln Fürsten bestimmt war. Denn auf ihn folgte die Nacht, in welcher der königliche Greis sanft entschlief, um nicht wieder zu erwachen.

Kann den Schmerz der Künstler über seinen Tod etwas mildern, so ist es das Vertrauen auf seinen erhabenen Nachfolger, der schon als Kronprinz eingreifend in das beginnende Gedeihen, eine hohe Schätzung der Kunst und eine so großartige Gesinnung für ihren Flor und

ihre Pflege in einer Weise bewährt hat, die schon allein geeignet wäre, seinen Namen der bessern Unsterblichkeit, die nur dem wahren Verdienst bestimmt ist, zu überliefern. Glücklicher, wie Maximilian der Erste, konnte Maximilian Joseph die Ueberzeugung mit sich in das Grab nehmen, daß nach seinem Tode die Kunst in seinem Lande nicht wieder vergehen, sondern durch die Tugend und Weisheit seines erhabenen Sohnes in der geöffneten Bahn ihrer steigenden Verherrlichung entgegen geführt werden, und über den Wechsel der Zeit und der Schicksale, so weit es menschlichem Bestreben möglich ist, erhoben und sicher gestellt bestehen werde. — Doch in welchem Geiste Se. Majestät der König Ludwig die höhere Richtung unsrer Zeit im Gebiete der Kunst aufgefaßt, und mit welcher Gesinnung Er früh fördernd und bestimmend eingriff, um ihr die Grundlage zu einer, das Große und Erhabene gewährleistenden Ausbildung zu gewinnen, und das von seinem durchlauchtigsten Vater begonnene Werk selbstständig und sicher hinauszuführen: dieses, so weit es durch offenkundige That vor den Blicken der aufmerksamen Zeitgenossen bereits vorliegt, zu bezeichnen, wird nebst den einzelnen neueren Erscheinungen und Leistungen auf dem erweiterten Gebiete, in Zukunft oft Gegenstand und Vorwurf dieses Blattes seyn. Der gegenwärtige Aufsatz aber war der milden, auch im Gebiete des Schönen, heilsamen und erwecklichen Weisheit des Monarchen gewidmet, auf dessen trauervolles Grab wir den einzigen Zoll, der unsrer Liebe möglich ist, den Ausdruck dankbarer Anerkennung dessen, was er uns gewähret hat, mit Rührung niederlegen.

Nr. 100.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. December 1825.

Biographische Notizen über Carl Wilhelm v. Heideck, nebst einer Würdigung seiner Kunstleistungen.

Vom Canonicus B. Speth.

Carl Wilhelm v. Heideck, genannt Heidegger, aus einem alten helvetischen Geschlechte, wurde im Jahre 1788 zu Saaralben in Lothringen geboren, wo sein Vater in französischen Schweizerdiensten in Garnison stand, welche er später gegen herzoglich zweybrückische Militärdienste und eine Anstellung in Kusel vertauschte.

Das Schicksal von Kusel, welches bald nach dem Ausbruche der französischen Revolution ein Raub der Flammen wurde, bestimmte den Vater, mit seiner Familie nach Zürich zurückzukehren.

Hier war es, wo der junge Heideck am Gymnasium und Lyceum, zu seiner höheren wissenschaftlichen Ausbildung, sich den Studien zu widmen, wo aber auch sein Kunsttalent, zu den schönsten Hoffnungen berechtigend, sich zu entwickeln begann. Er besuchte dort die Kunstschule unter der damaligen Leitung des Professor Mayer, und Conrad Geßner gab ihm während dieser Zeit Anleitung im Thierzeichnen.

Im Jahre 1799 erhielten seine Studien eine andere Richtung. Er verließ Zürich und begab sich mit seiner Mutter zu ihren Verwandten nach Zweybrücken. Von nun an mußte er eines weiteren Unterrichtes in der Kunst entbehren; doch hatte er sich schon so viele Fertigkeit im Zeichnen erworben, daß es ihm bey seinem hervorstrebenden Talente ein Leichtes war, sich nunmehr einer freyen Uebung zu überlassen und durch Zeichnungen nach Berghem und Wouvermanns seine technischen Fertigkeiten zu vergrößern und zu befestigen. — Das Studium der Vorbereitungs-Wissenschaften aber (humaniora), das er in Zürich begonnen, wurde keineswegs aufgegeben, vielmehr sezte er dasselbe hier so weit fort, daß er befähiget war, im nächsten Jahre auf eine Universität überzutreten.

Indessen war die Zeit durch den französischen Revolutionskrieg, der seinen Schauplatz leider nun auch in Deutschland eröffnet hatte, und durch sie jedes jugendliche Gemüth, zum Kampfe mächtig angeregt; auch in Heidecks Gemüth mochte schon von Geburt aus eine Vorliebe für die Waffen herrschen — genug, Zeitverhältnisse und Neigung entschieden über seine künftige Bestimmung; er sezte seine höheren Studien nicht weiter fort, ging auf keine Universität, sondern wandte sich im Jahre 1801 nach München, um dort in der damaligen Militärakademie sich zum Krieger zu bilden.

Ein minder ausgezeichnetes Kunsttalent würde unter solchen Verhältnissen, nach dem Bekannten: inter arma silent musae, wenn nicht für die Kunst völlig untergegangen, doch gewiß nur auf halbem Wege stehen geblieben seyn und forthin kaum in einer unbeachteten Mittelmäßigkeit seines künstlerischen Treibens sich bewegt haben.

Allein Heideck macht hier eine auffallende Ausnahme; denn man kann sagen, daß er, bey der ihm angebornen Künstler-Individualität, gerade nur auf diesem Wege sich mehrseitig bilden, nur auf dieser Laufbahn das, was er ist, in so ausgezeichnetem Grade werden und seine hervorstrebenden Talente bis zur genialen Kraftäußerung steigern konnte.

Unser Zögling kam, wie schon bemerkt wurde, mit reichen und gründlichen Vorkenntnissen im Gebiete der Wissenschaft in die Militärakademie nach München. Dadurch in den Stand gesezt, sogleich in die höchsten Classen vorzurücken, hatte er den Gewinn, neben der Erlernung nöthiger Kriegswissenschaften manche Stunde auf die Kunst verwenden zu können, theils um das Erlernte noch mehr zu üben und sich vollkommener anzueignen, theils um sein Wissen und Können in neuen Kunstzweigen und Fertigkeiten zu erweitern. Zu den lezteren gehörten das Architektur- und das Landschafts-Fach, und er säumte keinen Augenblick, die Gelegenheit, die sich ihm darbot, darin Unterricht zu erhalten, fleißig zu benützen. In der Architektur und der damit verbundenen Linienperspective machte er unter der Leitung des damaligen Professors Johann Maria Qua-

glio die auffallendsten Fortschritte, theils weil dieses Fach seiner Neigung wesentlich zusagte und ein späterer Bedarf der Regeln der dem Künstler so nothwendigen Perspective ihm klar vor Augen lag; theils gereizt durch das schmeichelnde Zutrauen, womit sein im Zeichnen von Figuren weniger geübter Lehrer es gern der geübteren Hand des Schülers überließ, seine architektonischen Zeichnungen mit passenden Figuren zu staffiren; zu gleicher Zeit verband Heideck damit auch das Studium der Landschaft unter der Anleitung des an genanntem Militär-Institute als Professor angestellten Peter Käser und verschmähte weiterhin nicht, bey einem damals in München anwesenden Schweizer, mit Namen Hauenstein, auch im Gouachemalen Privatunterricht zu nehmen, um neben der Tusch- und Aquarell-Manier ein Darstellungsmittel in Farben mehr inne zu haben, da er bisher dem Erlernen der Oelmalerey den erforderlichen Zeitaufwand noch nicht widmen konnte; was er inzwischen, und vorzüglich im Jahre 1804 in Deckfarben ausführte, waren Zeichnungen, und darunter am liebsten architektonische von pikanter oft mehrfach-contrastirender Beleuchtung.

So trieb es nun Heideck bis zum Jahre 1805, wo ihn der Krieg zum Dienste der Armee forderte. Er verließ die Militärakademie und zog als Lieutenant der Artillerie ins Feld. Hiermit war nun auf einmal seine militärische Laufbahn eröffnet, auf welcher er sich bald durch Wissenschaft und Muth Ehre, Auszeichnung und schnelle Beförderung erwarb. Im Jahre 1806 wohnte er schon als Oberlieutenant dem Feldzug in Preußen bey und stand 1809 gegen Oestreich und Tyrol. Im Jahre 1810 trieb ihn seine Kampflust freywillig nach Spanien und Portugall, wo er bis 1813, jezt in der Eigenschaft eines Hauptmanns, den französischen Feldzügen beywohnte und bey seiner Rückkehr eben recht zur Schlacht bey Hanau kam. Hierauf 1814 zum Major befördert, ging er nach dem ersten Pariser Frieden im Gefolge des damaligen Kronprinzen Ludwig von Baiern nach England, dann später zum Congreß nach Wien und endlich, nachdem 1815 der Friede auf eine dauerhafte Weise wieder hergestellt war, im Herbste des folgenden Jahres als Gränzberichtigungs-Commissär zwischen Baiern und Oestreich nach dem schönen Salzburg.

Während dieser zehen Jahre eines unstäten, geräuschvollen und kriegerischen Lebens wurde Heideck der Kunst keineswegs entfremdet; vielmehr müssen wir gerade diesen Abschnitt seines Lebens für den interessantesten und lehrreichsten seiner künstlerischen Ausbildung halten; denn durch die früheren Verhältnisse bald einem längern, regelmäßigen Schulunterrichte entzogen, ward er gerade in der reiferen Periode seines Lebens ausschließend an die beste Lehrmeisterin — die Natur — angewiesen, von welcher er Wahrheit, Leben und Charakter sich aneignete, die in seinen Werken unverkennbar vorherrschen.

Die Feldzüge, denen er in verschiedenen Ländern und mit und unter verschiedenen Nationen beywohnte, erregten in ihm eine überwiegende Neigung zu Schilderungen von Kriegesscenen und Schlachtgetümmel. Er zeichnete nach der Natur mannichfaltige Attaken und andere Kriegsmomente, worin ihm das Leben bald ernst und in gewaltiger Anstrengung, bald ruhig und in heitern, jovialen Situationen vorkam, mit steter Aufmerksamkeit auf landschaftliche Umgebung und Clima und mit treuer Auffassung der nach Verschiedenheit der Nationen verschiedenen physiognomischen Eigenthümlichkeiten, Costüme und Lebensweisen, worin sie ihm bald einzeln, bald in zusammenhängenden Gruppen so oder anders motivirt erschienen.

Das Studium der Pferde in allen Situationen der Ruhe und Bewegung ergab sich unter diesen Umständen von selbst als nothwendig. Heideck, der hierzu die Gelegenheit jeden Augenblick zur Hand hatte, trieb es bey seinem schnellen und sichern Blick in die Natur mit einem so glücklichen Erfolge, daß auch hierin seine Darstellungen nichts zu wünschen übrig lassen.

Wenn so bisher der Krieg in immer wechselnden Gestalten, den genialen Anlagen unseres Künstlers zu einer sichern und gediegenen Ausbildung einen unendlichen Stoff lehrreich dargeboten hat; so sehen wir ihn jezt später, nach zurückgekehrtem Frieden, in Salzburg seine Studien der einsameren Landschaft zuwenden. Salzburgs herrliche Natur in ihrem unerschöpflichen Reichthum, in ihren grandiosen Formen und imposanten Massen abwechselnd mit romantischen Thälern hatte Heidecks Gemüth bald auch zu friedlicheren Empfindungen gestimmt und seinen regen Geist zu Betrachtungen angezogen. Er sah und fühlte die Natur in der ganzen Fülle ihrer Schönheit, verstand sie in ihren Formen und in der Zufälligkeit ihrer Anordnungen, fertigte viele einzelne Studien nach ihren schönsten Details und bildete sich dadurch einen einfachen und gediegenen Styl in der Landschaft.

Dieß Alles waren jedoch nur Vorstudien zu seinen gegenwärtigen Leistungen in der Oelmalerey. — Von seinen zwischen 1805 bis 1816 theils in Spanien und Portugall, theils später zu Paris, Salzburg und München in Aquarell ausgeführten Zeichnungen erwähnen wir hier nur jener zwölf, welche Heideck aus der Undine von de la Motte Fouqué und anderer zwölf, die er nach Bürgers Gedichten gefertiget hat, und die sich sämmtlich im Besitze ihrer Majestät der verwittweten Königin von Baiern befinden.

(Der Beschluß folgt.)

Das brittische Museum zu London.

(Fortsetzung.)

Das sechste Zimmer ist eine Fortsetzung der langen Gallerie und enthält eine große Anzahl (103 Nummern) bewundernswürdiger Werke in fast allen verschiedenen Zweigen der Sculptur. Wir deuten nur das an, was uns am anziehendsten schien. Unter den Reliefs von Nr. 1—14., unter welchen einige sind, deren Figuren fast aus dem Grund heraustreten, zeichnen wir vorzüglich Nr. 12. aus (bacchischer Zug), als die reichste, geistvollste und lebendigste Darstellung. — Nr. 24. Statue eines Satyr's, sehr charakteristisch und seelenvoll.— Nr. 31. ist ein herrlicher Kopf und soll einen der Homerischen Helden darstellen, wie man denn, weil Himmel und Erde in Homer's Gedichten uns entgegentritt, für jede unbekannte Darstellung dort ein Original findet. Unser Kopf sey wessen er wolle, er gehört der besten griechischen Zeit an; erzeugt von dem Geist und Feuer, das den Künstler beseelte. — Nr. 52. ist eine liebliche Statue der Libera, die sehr gut erhalten ist. Sie hält einen Thyrsus über ihrer rechten Schulter und Trauben in der linken Hand; zu ihren Füßen ist ein Panther. — Nr. 57. ist eine kleine Statue, einen Fischer darstellend. Eine Votiv-Statue wird diese nun schwerlich seyn, wie der Verf. der Description ꝛc. und mit ihm sämmtliche Schriftsteller, die über das brittische Museum geschrieben haben, meynen. Sie hat Aehnlichkeit mit der Statue, die früher in der Villa Altieri war, die Visconti *) beschrieben und abgebildet hat, von welcher Winckelmann mehrmals **) spricht und die aus der Villa Altieri an den römischen Bildhauer Vincenzo Pacetti und wahrscheinlich, wie der ehemals pamfilische und borghesische Fischer, auf Menanders verloren gegangene Comödie, der Fischer, Bezug hat. Die Arbeit ist vortrefflich. — Nr. 68. ist eine Gruppe von zwey Windspielen, deren eines dem andern in das Ohr beißt: die Thiere sind ganz Natur. Nr. 72. Cupido. Eine kleine Statue, sehr zart und lieblich gearbeitet, obgleich nicht dem besten Styl angehörend. Drey kleine Statuen (Nr. 71. 74. und 95.) eine Muse, Herkules, beyde auf einem Felsen sitzend, und Jupiter, gehören dagegen zu dem Besten, was wir hier sahen: die Wirkung ist großartig, der Charakter edel und angemessen und die Ausführung meisterhaft.

Das siebente Zimmer ist ein schmales Viereck und enthält fast nichts, das besondere Erwähnung erfordert.

Das achte und neunte Zimmer zieren die ägyptischen Alterthümer. Die Wunder, welche neuere Entdeckungen hier vor uns aufstellen, haben eine fast peinliche, niederdrückende Wirkung auf die Einbildungskraft, wenn diese sich ganz und ausschließlich darauf richtet. Sie zeigen uns die physische Kraft von Wesen, zu deren Gattung wir gehören, in übermäßiger Größe, ohne in einem verhältnißmäßigen Grade — oder überhaupt in irgend einem Grade — unsere Vorstellung von der intellectuellen Kraft, die damit verbunden ist, zu erheben. Es ist kein Zweifel, daß seit der historischen Zeit keine menschlichen Mittel die Tempel, Gräber, Statuen hervorbringen konnten, vor deren bloßen Trümmern, wie sie z. B. diese unsere Sammlung zeigt, die Seele von einem ehrfurchtvollen Bangen erfüllt wird. Nicht, als wäre die Kunst, dergleichen zu fertigen, verloren, wenn wir die nöthigen Materialien hätten; der Wille eines Einzelnen fehlt, der den Willen Anderer reizen und leiten könnte, ähnliche Werke zu vollenden. Die Lösung mancher Fragen, die sich an diese Betrachtung knüpfen, dem Philosophen überlassend, beschauen wir einige dieser Denkmäler.

Es möchte schwer seyn, in irgend einer Sammlung mit Einem Blick so Vieles und Seltenes überschauen zu können, als in dem neunten Zimmer des brittischen Museums dem Auge sich darbietet. — Den ersten Platz zur Linken des Eingangs nimmt ein Fragment ein (es hat, da es eine neue Erwerbung ist, keine Nummer), das aus einem Granitblocke besteht. Auf der Oberfläche desselben tritt eine Reihe von Figuren hervor, die Hand in Hand mit einander verbunden sind, wie in einem Tanz begriffen. Obgleich nun alle diese Gestalten ganz ohne Ausdruck sind, obgleich die höchste Einförmigkeit allen Schein von Leben und Handlung ausschließt; so kann doch die Arbeit nicht roh genannt werden. Die Figuren liegen auf der Oberfläche, nicht wie Nachahmungen von irgend einem existirenden Dinge, sondern wie Schatten. Es ist nichts Bestimmtes, Ausgeprägtes an ihnen. Sie gleichen sich unter sich, aber nichts Anderm. Kurz, ein großer Steinblock ist vor uns aufgestellt, der durch die Figuren umher zu nichts Anderm wird, als zu einem verzierten Steinblock. Nun ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese Wirkung eben beabsichtigt worden ist. Die Kunst mußte in Aegypten religiösen Zwecken dienen, und in dem vorliegenden Beyspiel sollte vielleicht der gewünschte Eindruck der schattenartiger Formen seyn, die an uns wie in einem Traum vorübergehen.

Wenden wir uns von diesem Werke — zu dem schö-

---

*) Mus. Pio-Clem. III. p. 72 ff. Hülfstr. A, 11.

**) Winck. W. VI. 1, S. 234. VI. 2. S. 316 ff. VII. S. 384. Unsere Statue hat einen runden ledernen Eimer am Arm, der Kopf ist mit einer Schiffermütze bedeckt und ein Delphin dient als Stütze.

nen Kopfe des sogenannten jüngern Memnon,*) so werden wir finden, daß auch hier ein etwas ähnlicher Charakter sich wieder finde, so trefflich dieses Werk auch ist. Man kann, in Bezug auf technische Vollendung, nichts schöner Ausgeführtes sehen, als das Gesicht dieses edeln Bruchstückes; aber es ist kein Leben darin, kein Charakter, kein Ausdruck. Es gleicht einer schönen Larve. Es bietet sich hier der eindringendste Beweis, daß die bloßen Züge das menschliche Gesicht nicht ausmachen, wie regelmäßig und vollkommen sie auch seyn mögen. Wir fühlen nicht den geringsten Grad menschlicher Sympathie mit diesem Antlitz, denn es bietet nichts Individualisirtes. Dieses Werk kam durch Belzoni in das brittische Museum, was wir darum bemerken, weil der Katalog dieser Sammlung seines Namens gar nicht gedenkt und Salt und Burckhardt als Ueberbringer desselben angibt, welche nur die Kosten des Ueberbringens trugen.

Diesem schönen Memnonskopfe gegenüber steht ein anderer Kopf von fast gleicher Größe und an Schönheit der Arbeit dem erstern nicht viel nachstehend. Auch er hat denselben charakteristischen Mangel an Charakter. Es ist ein Granitblock, so gehauen, daß er ein menschliches Antlitz vorstellt, aber ohne irgend einen individuellen, selbst ohne den das Geschlecht andeutenden Ausdruck. Der Nationalcharakter ist ausgedrückt; doch nichts weiter. Vielleicht ist nichts, von allem, was man in England, oder selbst in Aegypten gesehen hat, so berechnet, eine wahrere und zu gleicher Zeit günstigere Ansicht von ägyptischer Kunst zu geben, als dieses schöne Bruchstück: denn die Arbeit daran ist vortrefflich; es ist genug erhalten, um ein Urtheil über die Statue im Ganzen zuzulassen: was auf uns gekommen ist, ist so neu und wohlerhalten wie an dem Tag, wo es aus des Künstlers Hand kam, da der Stein nur durch Gewalt oder durch Feuer zerstört werden kann. Das Bruchstück ist noch ohne Nummer und der Katalog gibt keine fernere Auskunft; wenn wir nicht irren, so hat ihn Belzoni in den Jahren 1817 oder 1818 zu Theben gefunden und nahm ihn für den Kopf des Horus an. Die Bedeckung des Kopfes ist eine hohe, mitraförmige Haube; die Höhe vom Halse bis zum Ende der Kopfbedeckung beträgt 10′.

In diesem Zimmer sprechen zunächst zwey Sarkophage an: der eine ist von schöner grüner Breccia und ganz, sowohl innen wie außen, mit Hieroglyphen bedeckt; der andere ist von schwarzem Granit und eben so verziert. Der erste wurde aus der Moschee zu Alexandria, zum heil. Anastasius benannt, gebracht und ist derselbe, über den der verstorbene Dr. Clarke eine eben so gelehrte, als scharfsinnige und geistreiche Abhandlung geschrieben hat, worin er beweisen wollte und nicht ohne viel Wahrscheinlichkeit bewiesen hat, daß wir hier das Grab Alexanders des Großen vor uns sehen.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Ueber die Gründe, warum dieses Bruchstück der Kopf (die Brust, die rechte Schulter und ein Stück des rechten Arms sind damit verbunden) des jüngern (auch jungen) Memnon genannt wird und über das Bild überhaupt s. Böttigers Abh. in der Amalthea B. 2. S. 125 ff., wo sich auch eine Abbildung findet.

Denkmal von Waterloo.

Ein Reisender liefert in einem englischen Blatt eine Beschreibung des Denkmals, das die niederländische Regierung auf dem Schlachtfelde von Waterloo aufführen läßt. Obgleich dieses Monument noch nicht beendigt ist, so gewährt es doch schon einen imposanten Anblick. Es ist ein Erdhügel in kegelartiger Form und von ungeheurem Umfange. Die Basis hat 700 Fuß im Durchmesser oder 2160 Fuß im Umfange; sie ist 200 Fuß hoch und der Durchmesser des Kegelkopfs beträgt 100 Fuß; eine doppelte schneckenförmige Treppe führt leicht zum Gipfel hinauf, und auf diesem Wege werden auch die Arbeitsmaterialien hinaufgeschafft. Im Mittelpunkt erhebt sich 60 Fuß über den Hügel ein Pfeiler, der einem Löwen von 12 Fuß Höhe und 21 Fuß Länge zum Fußgestelle dienen soll. Seit 18 Monaten arbeitet man schon an diesem Werke und in sechs Monaten wird es vollendet seyn. Während der ersten 12 Monate waren 2000 Menschen, 600 Pferde und eben so viele Wagen dabey beschäftigt; jetzt, wo sich die Arbeiten ihrem Ende nahen, braucht man weniger. Ueberschaut man von oben herab diese Menge Arbeiter, Wagen und Pferde, wie sie in voller Thätigkeit Treppe auf, Treppe ab steigen, so gewährt dieß ein überaus belebtes malerisches Bild.

Berichtigung.

In Betreff der in Nro. 69. des dießjährigen Kunstblatts erwähnten Sammlung von Zeichnungsabdrücken ist es erfreulich versichern zu können, daß der von einem nach Deutschland zurückgekehrten Künstler gefürchtete Mißbrauch, so wie die einem zugleich angedeuteten Architekt beygemessene Theilnahme sich nicht bestätigt habe. Einer mißfälligen Rüge, die uns recht und nothwendig schien, lassen wir diese genauere Bestimmung um so lieber nachfolgen, als auch von dem eigentlichen Unternehmer, einem noch zu Rom lebenden Ornamentisten, fernerhin die Verbreitung schöner und zu solchem Zweck vergünstigter Zeichnungen zu erwarten steht.

Neapel, den 5. Nov. 1825.

G.

Nr. 101.

Kunst-Blatt.

Montag, den 19. December 1825.

Biographische Notizen über Carl Wilhelm v. Heideck, nebst einer Würdigung seiner Kunstleistungen.

Vom Canonicus B. Speth.

(Beschluß.)

Erst im Jahre 1816 begann Heideck die Oelmalerey. Christian v. Mannlich, damals Centralgallerie-Director in München, der unsern Künstler von Jugend auf kannte, war sein erster Lehrer und Führer in der Technik der Malerey und in dem, was den schwierigsten Theil derselben, die malerische Wirkung und das Helldunkel betrifft. Die Fortschritte, welche er alsbald machte und denen immer glänzendere folgten, waren so befriedigend, daß kein Zweifel mehr übrig blieb, er werde bald jede Schwierigkeit überwunden haben. Schienen auch seine ersten Versuche ihn vom Wege der Natur ab und auf den der Manier leiten zu wollen, da er anfänglich, wie dieß häufig zu geschehen pflegt, dem eitlen Effecte zu viel huldigte und seine Gegenstände, statt durch ein natürliches Helldunkel, mehr durch scharfe Gegensätze auseinander zu halten suchte: so folgte er doch bald der besseren Belehrung seines Führers, nach drey bis vier mißlungenen Versuchen selbst einsehend, daß er auf diesem Wege das Ziel seines Kunststrebens je länger desto mehr verfehlen würde. Von jezt an wandte sich Heideck einer durchaus helleren Behandlungsweise zu und fertigte so während des Zeitraumes von 1816 bis gegen das Ende 1825 eine Zahl von 67 Staffeley-Gemälden, Kriegsscenen und Gefechte, denen er größtentheils selbst beygewohnt, Conversationsstücke und Landschaften von verschiedenen Tags- und Jahreszeiten, theils beschränkte und schroffe Gebirgsgegenden, theils freundliche Ebenen weithin mit flachem Gebirge begränzt, jede mit passender Staffage bald ländlicher, bald militärischer Auftritte. Ferner bewundern wir zwey Gemälde von seiner Hand, wovon jedes das Innere eines Pferdestalles mit einem Schimmel darstellt: in dem einen sizt ein Alter, der das Geschirr zusammenrichtet, in dem andern liegt ein schlafender Postillon; beyde Bilder sind Meisterwerke und in Beziehung auf Helldunkel unvergleichlich. Von eigenthümlicher Schönheit sind noch seine Landschaften, die er in Spanien nach der Natur aufgenommen hat und worin die Architektur einen wesentlichen Theil ausmacht: dahin gehören die Brücke von Cuenca mit der Ansicht eines Theiles der Stadt und die Wiederholung desselben Gegenstandes mit verlängerter Brücke und erweitertem Vorgrunde; der römische Triumphbogen des Trajan, bey welchem eine spanische Guerilla zu Pferd von französischer Cavallerie verfolgt wird, endlich eine andere Guerilla im Begriffe auszuziehen, im Hofe eines Wirthshauses versammelt, aus welchem ein vertrauter Franziskaner Mönch durch eine Seitenthüre abtreten will.

In allen Gemälden dieses Künstlers bemerkt man eine richtige Zeichnung der Thiere und Figuren, womit er seine Landschaften und sonstigen Gründe sehr passend belebt; jede Gruppe ist gefällig und mit Verstand angeordnet, an schicklicher Stelle angebracht und in Ausdruck und Bewegung ihrer Situation charakteristisch entsprechend. In seinen Landschaften begegnen und unterstützen sich wechselseitig die Luft- und Linienperspective zur täuschenden Wirkung, besonders nehmen sich die Hintergründe bey ihrer Einfachheit nicht selten ernst, großartig und bedeutungsvoll aus. Ueberhaupt gehört Heideck zu jenen wenigen Künstlern, die, Feinde eines überhäuften Details, mit wenigem Vieles zu leisten beabsichtigen. Anfänglich durch Schlachtenzeichnen an Reichthum von Figuren gewöhnt, fand er nachher bald in manchen Compositionen mehrere Figuren als überflüssig beygeordnet, und strich sie daraus hinweg, um durch einfachere Mittel seinen Zweck desto vollständiger zu erreichen. Der Schwierigkeit einer deutlichen Auseinandersetzung weiß er, ohne auf gesuchte Effecte loszugehen, durch ein natürliches Helldunkel zu begegnen, in welchem Schatten und Licht in wohlberechneter Stufenfolge wechseln, während alle Gegenstände, selbst in den tiefsten Schatten, von dem allgemeinen Tageslichte umflossen sind.

Dieser lezteren Behandlungsweise verdanken Heidecks Gemälde ihre durchgängige Klarheit, die er durch

die Leichtigkeit und Durchsichtigkeit seines Farbenauftrags noch bedeutend zu erhöhen weiß. Nicht minder kömmt ihm hierbey auch die seltene Geschicklichkeit zu statten, das gegenseitige Verhältniß der Farben, die Stärke der Töne und den Grad ihrer Abstufung aus ihren Gegensätzen zu einander sehr verständig zu berechnen. Mit diesen Eigenthümlichkeiten verbinden seine Gemälde noch eine warme, durchaus harmonische Färbung, einen geschmackvollen Vortrag und eine fleißige, geistreiche Ausführung.

Außer den Privatcabineten des höchstseligen Maximilian, Königs von Baiern und der Königin Wittwe, der herzoglich Leuchtenbergischen Sammlung und der königlichen Gallerie zu München, erfreut sich auch mancher Liebhaber im In- und Auslande eines schönen Bildes von der Hand dieses Künstlers, das seiner Sammlung gewiß zur wesentlichen Zierde gereicht.

Welche schöne Anlagen auch für das höhere historische Fach unserm Künstler angeboren sind, hat derselbe durch mehrere gelungene Erfindungen bewiesen, die er in Concurrenz mit einigen der geachtetsten Künstler Baierns zu den Transparenten der bey Gelegenheit der Jubelfeyer am 16. Febr. 1824 stattgehabten großen Beleuchtung in München entworfen hat. *) Auch hat er sich in der Frescomalerey mit dem gelungensten Erfolge versucht. Das Viergespann am Wagen des Helios in der königl. Glyptothek ist von ihm bis zur Ueberraschung von Leben und Wahrheit ausgeführt. Nicht minder erfreulich sind seine ersten radirten Blätter, ein Postillon mit einem Pferde; ein stehendes Pferd von vorne genommen neben einem Baumstamme und ein schlafender Hund, alle mit Charakter geistvoll hingeschrieben. Sonst enthält auch noch das 28ste Heft des Münchner Galleriewerkes ein treffliches Blatt nach einem seiner Originalgemälde, welches seine Geschicklichkeit im Lithographiren auf eine glänzende Weise beurkundet.

Heideck, seit dem verflossenen Jahre Oberstlieutenant im königlich bairischen Generalstabe, lebt in München, wo er bisher seine Zeit zwischen den Geschäften seines militärischen Berufes und der Kunst getheilt hat, und, wie wir hoffen, auch ferner noch theilen wird.

Werfen wir nun noch einen kurzen Rückblick auf die Ausbildungsgeschichte unseres Künstlers, so sehen wir, daß derselbe im strengen Sinne nichts weniger als einen durchgeführten, schulgerechten Unterricht erhalten hat, wohl aber, daß er überall durch das Studium der Natur sicher geleitet worden ist. Er verschmähte zwar keinen Unterricht, allein es genügten ihm fast überall nur die ersten Elemente desselben, mehr eine kurze Anleitung, um sich im Zeichnen, Behufs der Darstellung seiner Ideen, eine practische Fertigkeit zu erwerben, als eine strenge systematisch-akademische Lehrmethode, die seinen regen Geist vielleicht zu lange befangen gehalten hätte.

Heideck's Künstler-Individualität ist die glücklichste, seine zur Genialität gesteigerten Anlagen sind die glänzendsten, unterstüzt von einer lebendigen Phantasie, und genährt zugleich von einem bedeutenden Umfange andrer Kenntnisse; so daß sein Verstand einerseits das Gebiet der Wissenschaft umfaßt, andrerseits seine Phantasie im Reiche hoher, herrlicher Dichtungen heimisch ist und daraus Leben und Begeisterung schöpft. Bey so eminenten Anlagen ist es räthlich, ja nothwendig, daß der Zögling, ist er einmal im sicheren Besitze schnell erlernter Fertigkeiten, der Schule entwöhnt werde, damit sein Geist sich in freyen Naturbildungen bewege, nur in ihnen seine höchsten Vorbilder erkenne und die höchste Wahrheit, die nur in ihnen ist und nur aus ihnen geschöpft werden kann, damit er selbstständig und in seinen Werken nur sich und der Natur angehörig bleibe.

Auf Heideck's Kunstbildung haben, wie wir gehört, Verhältnisse und Zeitumstände sehr günstig eingewirkt und es ist eine große Frage, ob er auf anderen Wegen und durch andere Mittel das geworden wäre, was er ist. Und so ist und bleibt er uns eine willkommene Bestätigung der Wahrheit dessen, was wir oben als den richtigsten Weg zur Ausbildung genialer Kräfte zur Kunst im strengen Sinne bezeichnet haben, denn nur Genialität in der Erfindung, Anordnung und Belebung, mit praktischer Fertigkeit in der Ausführung, die sich mit jener auf gleicher Stufe der Wahrheit hält, sind es eigentlich, welche den Künstler im strengsten Sinne stempeln, wenn er auch nicht zünftig wird, weil er genöthiget ist, seine Zeit zwischen seiner eigentlichen Berufssphäre und der Kunst zu theilen. Kunstdilettanten mögen forthin diejenigen heißen, die in Ermanglung der Kraft, sich selbstständig zu bewegen, sich gleichwohl über die Schranken der Mittelmäßigkeit mehr oder minder erheben.

Heideck aber reiht sich in jeder Beziehung als ein tüchtiger Künstler im Genre an die besten und ausgezeichnetsten Künstler seines Faches gegenwärtiger Zeit an. Wir sagen absichtlich: er reiht sich an, weil wir nicht gewohnt sind, den Werth eines Künstlers durch Vergleichung seiner Werke mit den Leistungen anderer blos relativ zu bestimmen; sondern gerne nur beachten, was Jeder nach seiner Individualität an und für sich ist, und wie er selbstständig und in erfreulicher Mannichfaltigkeit auf seine Weise die Wahrheit und Natur erstrebt.

*) Von dem gesammten Cyclus dieser historischen Bilder werden wir nächstens in diesen Blättern ausführlicher handeln.

erfaßt und darstellt, in welcher Beziehung auch alle, achtbar und ausgezeichnet, ruhig neben einander bestehen können.

Das brittische Museum zu London.

(Fortsetzung.)

Wir verlassen nun diese Räume des Museums und wenden uns zu der lezten und edelsten Abtheilung, zu der nämlich, welche die Marmorn von Phigalia und vom Parthenon enthält. In diese kunstheiligen Räume tretend fühlen wir, das alles vermieden werden muß, was allgemeinen Reflexionen ähnlich sieht. Die Elgin'schen Marmorn sind von fast allen den bewährtesten praktischen und theoretischen Autoritäten unserer Zeit in allgemeinen Ausdrücken besprochen worden, und dennoch wurde noch nichts ihrem Werth entsprechendes darüber gesagt. Wir wollen daher die Zahl ungenügender oder mißlungener Aussprüche nicht vermehren; allein außer diesem bezweifeln wir, ob etwas über diese Marmorn gesagt werden kann, welches den Eindruck, den sie auf den solcher Eindrücke fähigen hervorbringen, wiedergibt oder erhöht.

Das Gebäude, welches jezt Lord Elgin's und die phigalischen Marmorn enthält, ist blos für den Augenblick. Wenn man die Treppe hinabsteigt, welche aus der großen Gallerie der Sculpturen führt, so sehen wir uns in einer Art von Vorzimmer, an dessen Wänden rund umher eine sehr vollständige und interessante Reihe von Basreliefs aufgestellt ist, welche zwey zusammenhängende Darstellungen in dem Innern der Cella eines dem Apollo Epicurius geweihten Tempels auf einer Anhöhe in der Nähe der alten Phigalia in Arkadien gelegen, bildeten. Die ersten eilf Marmorplatten stellen den Kampf zwischen den Centauren und Lapithen dar; die übrigen den zwischen den Griechen und Amazonen. Diese Sculpturen sind keineswegs von gleichem Werth, noch zeigen sie den höchsten Grad der Kunstvollendung: allein sie sind sämmtlich, selbst die am wenigsten vollendeten, voller Geist und Leben und das Ganze bringt einen Eindruck hervor, dem nichts, was wir in dieser Art besitzen, gleich kömmt, wenn wir die Sculpturen vom Parthenon ausnehmen. Vielleicht können Nr. 5. und 6. als das Beste in der ganzen Reihe ausgezeichnet werden. *) Wir können nicht umhin zu gedenken, daß diese Sculpturen und der Tempel, denen sie angehörten, (Bruchstücke verschiedener Theile desselben sind in dem genannten Zimmer aufgestellt) dadurch ein besonderes Interesse gewinnen, daß die Kunstgeschichte uns den Architekten nennt, welcher den Tempel erbaut hat. Pausanias hat diesen Tempel eigens geschildert und sagt uns, daß derselbe Ittinus, der das Parthenon gebaut, ihn errichtet habe. *)

Dieses Gemach enthält noch einige andere anziehende Gegenstände, welche für den Beschauer nicht ohne Interesse seyn werden. Dahin gehört ohne Frage vorzugsweise die schöne Caryatide, eine architektonische Statue (Nr. 42.), eine der sechs Bildsäulen, welche als Träger in dem kleinen Tempel zu Athen, das Pandroseum genannt, dienten. — Obgleich wir uns freuen zu dürfen glauben, daß Lord Elgin alle die herrlichen Werke dem Verderben entrissen hat, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Gründe, welche das Verfahren im Allgemeinen rechtfertigen und vertheidigen, besonders in Bezug auf die Gegenstände, welche vom Parthenon kommen, keineswegs auf die Statue vor uns angewendet werden können. Diese war nur da, wo sie stand, an ihrer Stelle und es war kein Grund zu fürchten, daß sie die Stelle verlieren würde: denn die Athener selbst sahen auf diese sechs Schwestern mit einer Art abergläubischer Ehrfurcht. In der That zeugte es von eben so großer Unsicherheit des Geschmacks und von Mangel an moralischem Gefühl, gerade diese Statue von dem Platz wegzubringen, wohin die Hand des Bildhauers sie gestellt hatte, wie das Gleiche dem Dr. Clarke vorzuwerfen ist, der die berühmte, nun zu Cambridge aufgestellte Statue der Ceres ihrer Heimath entriß, troz der Thränen, Bitten und Verwünschungen der dortigen Landleute, welche auf diese Ceres, wie auf den vorzüglichsten Gegenstand ihrer Hoffnungen und Gebete blickten. — Der schöne kleine Tempel, von dessen Façade diese Statue genommen ward, ist, diese unglückliche Schmach abgerechnet, fast vollkommen erhalten; wir möchten fast wünschen, die griechische Regierung benütze, sobald anderseitige Interessen es erlauben, eine günstige Gelegenheit, diesen verlornen Schatz wieder an seine Stelle zu bringen; denn ein Schatz ist diese Statue in Bezug auf die Stelle, woher sie kam und wohin sie gehört; im brittischen Museum ist sie vergleichungsweise von geringem Werth, da dasselbe Gegenstände von weit vollendeterem Kunstcharakter enthält.

Das einzige, was wir in diesem Zimmer noch auszeichnen müssen, sind einige Säulen, Kapitäle u. s. w. von mehrern der berühmtesten Tempel des Alterthums.

---

*) Vergl. die Abbildungen von Wagner und die, welche Meyer (Heft 3. Nr. 17.) gegeben.

*) Arcad. 41, 5. Wo Meyer in seiner Kunstgeschichte von diesem Ittinus spricht, citirt er den griechischen Reisebeschreiber falsch. Man lese Bd. I. S. 286 lezte Zeile, statt Cap. 42, Cap. 41. und S. 148. wo von der bronzenen Statue des Apollo Epicurius die Rede ist, statt Cap. 42, Cap. 30, 2.

Erwähnung verdienen hier besonders Nr. 44. — 47. Das bemerkenswertheste derselben ist ein im reinsten Geschmack verziertes jonisches Kapital vom Portikus des Erechteum.

Wir betreten nun das fünfzehnte Zimmer, oder vielmehr den lezten Saal der Gallerie, welcher die Marmorn vom Parthenon enthält. Stellen wir uns sogleich vor das schönste Bruchstück, das die Zeit und die Türken aus den herrlichen Ruinen des Parthenons auf uns kommen ließen — vor Theseus, wie man das fragliche Werk (Nr. 71.) gewöhnlich nennt. Die Figur hat weder Hände noch Füße; die ganze Oberfläche des Kopfes und Gesichtes wurde dadurch zerstört, daß sie dem Wetter ausgesezt war. Dessen ungeachtet aber möchten wir jeden Beschauer bitten, das Bild von jedem Gesichtspunkt aus zu betrachten und uns dann zu sagen, ob es möglich ist, vor demselben zu stehen oder sich es später auch nur zu vergegenwärtigen, ohne ein Gefühl von Staunen und Freude, wie es kein anderer äußerer Gegenstand einzuflößen vermag. Es ist hier eine leichte, aber würdevolle Erhabenheit des Charakters, welche von diesem edeln Werke als einem Ganzen auszugehen scheint, verbunden mit einer absoluten Wahrheit, Reinheit und Einfachheit in allen den verschiedenen Einzelnheiten, wie vielleicht in keiner vorhandenen Statue mehr zu finden. Und doch ist dieß nur Eine von der unzählbaren Mannichfaltigkeit von Figuren, die alle in einem entsprechenden, wenn auch nicht durchaus gleichen Grad der Vortrefflichkeit gearbeitet, und sämmtlich blos die äußeren Verzierungen eines öffentlichen Gebäudes bildend in der Entfernung von 40 bis 50 Fuß vom Auge des Beschauers aufgestellt waren.

Dem Theseus steht an Werth und Schönheit zunächst ein Bruchstück (Nr. 70.), das vor ungefähr anderthalb Jahrhunderten in dem westlichen Giebel des Tempels stand, aber verschwunden und für verloren angesehen war, bis Lord Elgin es in einem Hause fand, welches an jene Stelle angebaut war; er kaufte das Haus und ließ an dem Platze nachgraben, wo das Bild herabgefallen seyn mußte. Das Bruchstück trägt den Namen Ilissus. Die eigenthümliche Stellung dieser Figur — ein angestrengtes Erheben vom Boden, wo sie liegt — nimmt ihr etwas von der Wirkung, welche Theseus auf die größere Zahl der Beschauer macht. Vielleicht aber erhebt diese Stellung den Werth der Statue als vollendeten Kunstwerkes, weil es in hohem Grade für die Kenntniß und Geschicklichkeit spricht, welche jene Kunstvollendung erfordert. Auch ist diese Figur verstümmelter als Theseus. Dennoch muß dieser Ilissus als eines der erstaunenswerthesten, ja, als eines der anziehendsten und effectreichsten Werke der Kunst betrachtet werden. Der geschickteste Anatom wird in der ganzen Lage des Körpers, dessen Schwere auf der einen Hand und dem Arme ruht, von keinem Gesichtspunkte aus, einen einzigen Fehler im Detail entdecken können: — wir sehen hier den höchsten Grad der Vereinigung von Natur und Kunst.

(Der Beschluß folgt.)

Carlsruhe, den 26. November 1825.

Vorgestern starb hier der Kriegsrath Hauer, ein Mann, der sich durch Kenntniß, seltene Rechtlichkeit und warme Kunstliebe auszeichnete, und sich in der lezten Zeit seines Lebens, mit glücklichen Versuchen im Lithographiren beschäftigte. Seine Porträte (von Thorwaldsen, J. G. Schlosser, Feodor, dem Medailleur Bückle, Posselt, ꝛc.) haben richtige Zeichnung und Aehnlichkeit. — Im Lokale der hiesigen Kunstfreunde sind gegenwärtig fünf italienische Veduten von Strak in Oldenburg ausgestellt. Im Ganzen mußten wir den Ton darin tadeln, der zu sehr ins Rosenfarbene fällt; aber die Fernen sind gut behandelt, die Perspective ist wohl verstanden, der Pinsel leicht und keck, nur zeigt sich ein zu sichtbares Streben nach Effect.

Haldenwang wird nun seine dritte Landschaft nach Claude nächstens beendigt haben, und dann rasch an die vierte und lezte gehen. Auch der Aetna von Frommel dürfte bald erscheinen. Zu beyde Blätter hat Reindel die Figuren gestochen.

Von einem bedeutenden lithographischen Werke, die Alterthümer des Großherzogthums Baden, ist ein Probeheft erschienen, welcher hauptsächlich Architektur enthält. Der Zeichner ist Hr. Bergmann in Konstanz, und das Unternehmen verdient Unterstützung, zumal da der Preis höchst gering ist, und die Abbildungen getreu sind.

Hr. Baron v. Röder aus Offenburg, der sich aus bloßer Neigung, aber mit dem schönsten Erfolg der Malerey widmet, und dessen Bilder so viel Gefühl, Ueberlegung und Geschick für's Technische zeigen, ist nach Rom abgegangen, und wird auf längere Zeit dort verweilen.

—ber.

Ehrenbezeigung.

Hr. Landschaftmaler, Fr. Helmsdorf, ist von der königlich-preußischen Akademie der schönen Künste in Berlin im Lauf des Sommers 1825 zu ihrem ordentlichen Mitglied ernannt worden.

Nr. 102.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. December 1825.

Neue Kunstsachen.

Gruppen des Lebens, mit Arabesken von E. Lamoral, erklärt von J. E. Wargentin. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1825. gr. 8. Preis mit Golddruck 3 fl., schwarz 2 fl.

Die sechs herrlichen Gruppen, welche man hier sinnig zusammengestellt findet, sind aus den Fensterbogen der Sixtinischen Kapelle entlehnt, wo sie den Tafeln aus dem Geschlechtsregister Christi zur symbolischen Einfassung dienen, der Zeichner hat die Bilder mit geschmackvollen Arabesken umgeben, welche zugleich eine Deutung derselben enthalten, die aus den begleitenden Worten des Dichters noch klarer und lebendiger hervortritt, und in der That kann nur das poetische Gemüth die Tiefe eines Kunstwerks ganz ermessen. Die Idee, welche dem ganzen Cyclus unterliegt, spricht sich in folgenden schönen Schlußworten aus:

Ein leichter Hauch von jenes Meisters Leben,
Der – mächtig, groß, – der Anmuth doch gedacht,
Wird, von des Freundes Kränzen hier umgeben,
Dem heiteren, dem tiefern Sinn gebracht.
Es hat der Dichter, liebend aufgeregt,
Auf ihrer leichten, zauberischen Flucht
Die Geister der Gestalten, leicht bewegt,
Andeutend euch zu nähern, scheu versucht.
Das Alte bringt er: doch es ist das Neue,
Und lebet neu durch alle Zeiten fort!
Ihr wißt es: Vaterlieb' und Muttertreue
Ist ewig frisch, ein ewig neues Wort.

Betrachtet man nun diese innerlich genau verbundenen Gruppen nach ihrer Folge, so sieht man auch hier, wie der gewaltige Buonarotti mit Vorliebe das plastische Prinzip festgehalten, und fast überall, statt des bewegten Lebensstroms, den ruhigen, hellen Spiegel desselben darstellt, der in die Tiefe blicken läßt, und zugleich das Bild der Umgebung zurückwirft. Das Großartige in den Formen des alten Florentiners und in seinem Styl überhaupt erscheint jedoch in den vorliegenden Nachbildungen keineswegs schroff und von Anmuth entblößt; aber seine Grazie ist weder absichtlich noch eingelernt, sondern natürlich und wesentlich: sie liegt in seinen Umrissen, in der partiellen und Totalanordnung seiner Gruppen, in der schönen Ruhe jeder Gestalt.

Dem Zeichner (Lamoral) gebührt das Lob, sein Original begriffen und gefühlt zu haben, und wenn gleich kein Künstler durch Zurückführung auf kleine Dimensionen, im ganzen mehr verliert als Michel Angelo, so möchten wir doch beynahe behaupten, daß er dabey in andrer Hinsicht, wieder gewinne, nämlich an Rundung und sanften Uebergängen. Die Arabesken sind geistreich erfunden und schließen die einzelnen Bilder trefflich ein und ab. Die jeder Gruppe beygegebenen Verse eröffnen das innere Verständniß des Künstlers; und rufen zugleich, in mannichfachen rythmischen Formen, die Stimmung hervor, welche zur Betrachtung eines Kunstwerks erforderlich ist. Nur das lezte Bild scheint uns eine einfachere, näher liegende Deutung zuzulassen. Wir nämlich erblicken in den beyden Alten, von denen eine den Knaben auf dem Schooße stehen hat, keineswegs das Spiel des Lebens überhaupt, sondern die Rückkehr des Alters zur Kindheit (nicht zum Kindisch werden!). Der Jüngling und der Mann schauen unruhig vorwärts, wo der Strom des Lebens sich in neblichter Ferne verliert; aber der Greis wendet das Auge wieder sehnsuchtsvoll zurück nach dem stillen, ewig frischen Quelle desselben. Sein Daseyn erblüht nun im Knaben, der mit seinen Locken spielt.

Das äußere dieses Büchleins ist gar wohlgefällig; das Papier schön, der Druck der Zeichnungen sowohl als des Textes elegant (in unserm Exemplar sind beyde mit Goldfarbe gedruckt) und wir möchten diese sinnigen, anziehenden Lebensgruppen, besonders als Geschenk für Frauen anempfehlen. Die unter ihnen, welchen die Kunst nicht fremd ist, würden einen schönen Genuß darin finden, andre aber, mit Ueberraschung, dazu hingezogen werden. Gerade der allgemeine Sinn fehlt uns noch,

und das Moderne, Alltägliche, was jezt so häufig durch Stecherkunst und Lithographik in Umlauf gesezt wird, kann nur von Nachtheil seyn. Für die Gesammtbildung sind aber die zeichnenden Künste um so nothwendiger in unserer Zeit, je mehr diese sich zum Formlosen hinneigt, und vom klaren Anschauen der Natur entfernt.

—der.

Das brittische Museum zu London.

(Beschluß.)

An diese beyden Kunstwerke reiht sich, dem innern Werthe nach, die Gruppe der beyden weiblichen Figuren, wo eine der andern in dem Schooße liegt, links, wenn man in den Saal tritt (Nr. 63), welche gewöhnlich für Parzen angesehen werden; die sitzende Figur Nr. 67. soll die Dreyzahl der Schwestern ergänzen. Die edle Draperie, welche diese Gestalten fast ganz bedeckt, verdient ganz die Aufmerksamkeit und Bewunderung, welche man ihr geweiht hat. *) Die einfache, strenge Größe, welche in diesen Fragmenten vorherrscht, konnte ihnen die Zeit und die Barbarey, deren Spuren sie tragen, nicht nehmen. Zur Rechten ist eine ähnliche Gruppe, Ceres und Proserpina genannt, beyde auf niedern Sitzen mit Kissen ruhend und von hoher, außerordentlicher Vortrefflichkeit. Eben so verdient ein anderes Bruchstück mit Draperien Auszeichnung, wegen der Leichtigkeit der Bewegung, welche die Anordnung der Gewänder andeutet, (Nr. 74.). Es soll die Iris darstellen und zu den Bildern auf dem östlichen Giebel des Tempels, von dem es genommen, gehört haben. — Der mit wunderbarem Leben begabte Pferdskopf Nr. 68.) ist bereits vielfach besprochen.

Wenden wir uns nun zu den andern Theilen dieser Sculpturen, welche das innere Fries dieses Tempels über der ihn umgebenden Colonnade schmückten und welche ein fortlaufendes Gemählde in Halbrelief um die ganze Runde des obern Theiles der Mauer bildet, die sich unmittelbar an diese Colonnade anschloß. Die Metopen — fünfzehn an der Zahl — sind hier auf beyden Seiten der Wände in der Höhe angebracht, das Ganze in höchst unvollkommenem Zustand; die Oberfläche des Marmors ist fast ganz abgelöst und so kömmt nicht sowohl die Schönheit der Formen im Einzelnen als das Künstlerische der Erfindung und Zusammenstellung des Ganzen bey dem Kunstkenner in Betracht, obgleich das Vortreffliche der Arbeit sich auch in dem zertrümmerten Zustande noch häufig herausstellt; es ist nicht Eine dieser Metopen, welche nicht von dem Charakter der Zeit, in welcher sie geschaffen seyn müssen, und des Mannes, der als erhabener Künstler gewaltig über seine und alle Zeiten hervorragt, Zeugniß gäbe. *) Nr. 9. ist am besten erhalten, obgleich es an Kunstwerth den andern nachsteht. Nichts gleicht in der Kunstgeschichte der wundervollen Erfindung, welche zwey und neunzig dieser Gruppen hervorbringen konnte, deren jede Einen Centaur und eine lapithische Jungfrau im Kampf darstellt und wo jede Gruppe so gänzlich von den andern übrigen verschieden ist, daß alle in demselben Tempel aufgestellt werden konnten.

Es bleibt uns noch zu sprechen von den halb erhobenen Arbeiten am Fries um die Cella des Tempels. Ein beträchtlicher und schätzenswerther Theil ist davon gerettet worden, nämlich gegen fünfzig Platten, von denen mehrere fast vollkommen erhalten sind und ohne Frage das Herrlichste genannt werden dürfen, was wir an Kunsterzeugnissen dieser Art aufzuweisen haben. Als das Louvre in seinem höchsten Glanze war, machte eine einzige dieser Platten, welche diese reiche Sammlung besaß, den Stolz derselben aus, obgleich sie sich mit den bessern in dem brittischen Museum nicht vergleichen lassen kann. Es kann in Bezug auf die beabsichtigte Wirkung nichts schöneres gedacht werden, als der größere Theil dieses Frieses. Ruhe, Ernst, Anmuth, Bedeutung, und der reine, klassische Styl machen diese Werke der anbetungsgleichen Verehrung werth, deren sie genießen und welche Phidias als Urheber derselben zu nennen, sich mit Recht veranlaßt glaubte.

Die zwey ersten Stücke sind sehr verderbt und bestehen aus bekleideten Frauengestalten, einer Gruppe entgegen ziehend, die der Mittelpunkt des Ganzen gewesen zu seyn scheint und gegen welche sich der Festzug von der Rechten, wie von der Linken wendete. Diese Gruppe besteht, der Annahme nach, aus mehreren Gottheiten und vergötterten Helden. Die Stellung einer der Figuren, als Gottheit betrachtet, ist nicht im geringsten beachtenswerth. Sie ist sitzend, mit einem erhobenen Kniee dargestellt und so zu sagen zwischen ihre verschlungenen Finger eingezwängt, den süßen Müssiggang freylich sehr charakteristisch ausdrückend.— Von Nr. 18 — 22. sehen wir drapirte Figuren, Opfergeschenke u. s. w. tragend und in sehr unvollkommenem Zustande. — Von Nr. 23. an bis Nr. 33., die ganze linke Seite des Saales hinab, sehen wir Pferde mit Reitern und Wagenführer. Dieser Theil des Frieses (von Nr. 25 bis 30.) ist ohne Frage der bewunderuswertheste, nicht allein weil diese Platten ver-

*) S. unter andern Meyers Kunstgeschichte Theil 1. S. 285.

*) Vergl. Meyer Kunstgesch. B. 1. S. 166.

gleichungsweise gut erhalten sind, sondern wegen der Mannichfaltigkeit und Eleganz der Composition und dem staunen erregenden Leben, Geist und Wahrheit der Ausführung. Von Nr. 25. bis zu dem Ende des Saales wächst der innere Werth und das Interesse der Darstellungen stufenweise, und wir finden zulezt, daß es kaum eine Stellung oder Bewegung eines vollkommenen Reiters geben kann, der wir nicht hier begegnen. Das Ganze scheint sich zu drängen und zu treiben mit der vollen Wirkung belebter und bewegter Gestalten. — An der Ecke der linken Saalseite stoßen wir jedoch auf einen Punkt in der Darstellung, den wir nicht übersehen dürfen, obgleich desselben schon mehrfach gedacht worden ist.*) Wir reden von der plump fehlerhaften Ausführung der vier Füße eines dort dargestellten Pferdes. Es ist merkwürdig, dieses, von einer ungeschickten Hand gefertigte Werk in der Mitte von Gegenständen zu sehen, welche eine fast mehr als menschliche Geschicklichkeit erzeugt zu haben scheint. Mit Nr. 33. wendet sich die Reihenfolge der Platten um die Ecke und dann auf der entgegengesezten Seite des Saales hinauf; alle diese Arbeiten haben sehr gelitten, bis gegen das äußerste Ende, wo die Opfer u. s. w. beginnen; diese leztern Werke sind von nicht so vorzüglicher Arbeit, wie die Reliefs zur linken Hand.

Die einzelnen Theile des menschlichen Körpers, welche auf einem kleinen Mauervorsprung an der linken Seite des Saales liegen, können als Studien angesehen werden (sie wurden der Gottheit als Geschenke für die Heilung von Krankheiten dargebracht); es zeichnen sich einige derselben durch vorzüglichen Fleiß in der Ausführung aus. Adrian.

*) Am bestimmtesten in einem vor kurzer Zeit erschienenen Werk: „Lettres on England" betitelt, dessen Verfasser mit Geist und Umsicht die Kunst in England bespricht.

Die Altstädter Kirche zu Königsberg.

Die Altstädter Kirche zu Königsberg in Preußen hat drey gleich hohe Schiffe und ist ein längliches Viereck. In dem Gewölbe tritt die Zerstörung späterer Zeiten deutlich hervor, indem nur der hintere Theil des Gewölbes, beym hohen Chore, aus alten Zeiten herstammt; drey Felder des alten Gewölbes sind im Hauptschiffe, zwey in den Seitenschiffen. Die neuen sind im Spitzbogen und zusammengesezt gewölbt, die alten dagegen sind von einer überaus zusammengesezten und der Beschreibung zu verwickelten Bildung, so daß hier nur eine Zeichnung erklärend eintreten kann, die von einem kunstfertigen Königsberger wohl nicht vergeblich gewünscht werden wird. Die Wölbung ist in bunte kleine Fächer getheilt, mit stark hervorragenden Rippen; diese paar Worte allein müssen hier genügen. Die Durchschläge sind im Spitzbogen, darüber aber ist ein runder Bogen. An den Seiten stehen die Rippen des Gewölbes oben auf niedergehenden Halbsäulen, beym Altare haben die Säulen mit denen Aehnlichkeit, welche sich in der Frauenburger Stadtkirche finden. An andern Stellen finden sich kleine Kragsteine, worauf die Rippen gesezt sind. Sechs Pfeiler tragen auf jeder Seite das Gewölbe.

Unter den Gemälden ist auszuzeichnen das Grabmal der Elisabeth Sten vom Jahre 1678. Der Leichnam Christi beweint von Magdalena und mehrere gegenwärtigen Personen; ein gutes Bild.

Der Hochaltar ist außen gemalt, aus dem 17ten Jahrhundert; Christus am Kreuze zwischen den Schächern, unten Maria, Johannes und Maria Magdalena, viele Personen stehen noch rundum. Unten findet sich das Abendmal und eine undeutliche Vorstellung. Innen ist der Altar geschnizt: Christus am Kreuz, neben ihm die Schächer. Eben wird ihm der Schwamm mit dem Gallenwein gereicht, unter dem Kreuze zur Seite würfeln die Königsknechte um die Kleider des Heilandes; Maria, Johannes und Magdalena fehlen nicht. Es ist ein sehr reiches Schnitzwerk. Auf dem Altarflügel links erscheint Christus auf dem Oelberge, darunter ist die Geisselung, in einem erhöhten Fenster dabey wäscht Pilatus seine Hände. Auf dem Flügel rechts ist Caiphas, der sein Kleid zerreißt und darunter die Ausführung Christi zum Tode, der unter dem Kreuze niedergesunken. Außerdem noch am Altare die Darstellung der Auferstehung. In Schnitzwerk ist auch noch auf einer Seite zu sehen, links, wie Moses die Feyer des Osterlammes einsezt, rechts, wie Christus mit seinen Jüngern zum Leztenmale zusammenspeiset. Das Ganze ist reich vergoldet, aber in der Arbeit ist das Schnitzwerk sehr verschieden: einiges gut, anderes unbedeutend, ja manches sogar eckigt und schlecht. Alles zeigt, daß, troz der reichen Vergoldung, doch das Ganze nicht mehr aus der guten Zeit ist. An den Thüren nach innen zu ist auf jeder Seite noch eine große Säule mit Schnitzwerk. Ganz oben über den Altartafeln tritt wiederum vieles Schnitzwerk ein, welches, seinem Orte zufolge, ganz frey steht. Zuerst die vier Evangelisten mit ihren Zeichen, welche in ihrer Mitte Joseph und Maria haben, die anbetend vor dem neugeborenen Christkinde stehen; zwey Hirten kommen zu gleichem Zwecke herbey. Rechts ist die Verkündigung und links die Himmelfahrt Christi und in der Mitte darüber das Lamm Christi, von einer Menge Engel umgeben. Das Ganze macht sich von ferne gesehen sehr gut.

An den Rathsstühlen sind die vier Evangelisten mit ihren Sinnbildern geschnizt zu sehen, aber nur die Köpfe

sind voll geschnizt, der andere Theil des Körpers ist nur halb; jeder hat ein Buch. Eine gute Arbeit. (Nach Aufzeichnungen, die schon vor einigen Jahren gemacht wurden).

Bg.

Berlin.

Das neuerbaute Potsdamer Thor.

Der Plan zur ganzen Bauanlage des neuen Thors, vom königl. geh. Oberbaurath Schinkel entworfen, und vom königl. Baurath Rittmeister Krahmer bearbeitet, ist unter specieller Leitung des Leztern binnen Jahresfrist ausgeführt worden. Die Architektur der dazu gehörigen zwey Gebäude, und der mit denselben in Verbindung stehenden Stadtmauer, ist im alt-dorischen Styl: zwey gegenüberstehende tempelartige Gebäude mit einer Säulenvorhalle. Das eigentliche Thor wird von einem, ungefähr 200 Fuß langen, und etwa 12 bis 13 Fuß hohen Gitter gebildet; die geschmackvolle, und mit der hohen Einfachheit des ganzen harmonirende Zeichnung, so wie die Anordnung der durchdachten, sehr soliden, und dem Beschauer ganz besonders leicht sich darstellenden Construction desselben, rührt vom Baurath Krahmer her; dieß Gitter ist in der hiesigen königl. Eisengießerey gegossen, und vom Mechanikus Hummel aufgestellt worden. Neben dem Hauptthore für Fahrende sind für Fußgänger zwey Durchgänge angebracht, zu denen über den schönen Platz neu angelegte Trottoirs führen, welche auch außerhalb der Stadtmauer fortgesezt sind, so daß man jezt trockenen Fußes in den Thiergarten gelangen kann.

Der Leipziger Platz ist jezt in einen herrlichen Garten umgeschaffen. Vom Ende der Leipziger Straße bis zum Thore laufen an beyden Seiten des Fahrwegs breite Trottoirs; die Plätze rechts und links aber sind mit einem gewiß mehrere 1000 Fuß langen, eisernen Gitter von 5 Fuß Höhe umgeben, mit Rosen belegt, und mit Bäumen und Strauchwerk bepflanzt, und sollen im nächsten Frühjahre noch mit mehreren Blumenpartien geschmückt werden.

Auf den acht Ecken des umgitterten Gartenplatzes stehen Statuen, die zur Beleuchtung desselben als Laternenträger dienen sollen. Wahrscheinlich werden hier Argandsche Lampen gewählt werden, da deren Zweckmäßigkeit bey Straßenerleuchtung sich aus der Charlottenburger Chaussée, wo sie durch den gedachten Hrn. Krahmer vor mehreren Jahren eingeführt worden, vollkommen bewährt hat.

Rom.

Se. päpstliche Heiligkeit haben, mittelst eigenhändigen Schreibens vom 18. Sept. an den Cardinal Staatssekretär della Sommaglia, Präsidenten der Spezial-Commission zum Wiederaufbau der St. Paulskirche, die handschriftlichen Anordnungen Behufs der Ausführung dieses Werks erlassen. Se. Heiligkeit sind durch die, sowohl bereits eingegangenen, als verheißenen freygebigen Beyträge vom Auslande in den Stand gesezt worden, die Gränzen dieses Werkes, auf die man sich nothwendig hätte beschränken müssen, wenn die Ausführung ihren eigenen Mitteln überlassen geblieben wäre, zu erweitern, und hoffen nun den Tempel des Apostels der Völker unter Beystand des Himmels binnen wenigen Jahren in seiner alten Majestät zur Verherrlichung der Religion und zur Zierde der Hauptstadt der katholischen Christenheit, wieder aus seiner Asche emporsteigen zu sehen. Der heil. Vater ertheilte dem Cardinal-Präsidenten die Vollmacht, mit dem Generalschatzmeister die Verabredung zu treffen, damit in dem Ueberschlag der jährlichen Staatsausgaben die höchst mögliche Summe, worauf sich das Aerarium bey der gegenwärtigen Menge der Ausgaben einlassen kann, für diesen Bau ausgeworfen werde, welche jährliche Summe jedoch nicht unter 50,000 Scudi seyn darf. Die übrigen Bestimmungen betreffen vorzüglich die erforderlichen Maaßregeln, damit die eingehenden Beyträge gewissenhaft zu dem bestimmten Zwecke verwendet werden, zu welchem Behufe auch eine aus Kardinälen und Prälaten verschiedener Nationen bestehende Commission niedergesezt worden ist. (Allg. Zeit. 25. Oct. 1825.)

Paris.

Der Bildhauer David hat eine Statue Fénélon's vollendet, die auf den Sarkophag desselben in der Kathedralkirche zu Cambray zu stehen kommen soll; sie wird in wenigen Tagen dahin abgehen, und das Monument soll am 7. Jan. 1826 als am Todestag Fénélon's, eingeweiht werden. Die ausgezeichnetsten Mitglieder der Akademie der schönen Künste haben dem Bildhauer großes Lob über seine Arbeit ertheilt. —

Man ist mit dem Druck der Kataloge über die Sammlung des verstorbenen Denon beschäftigt. Hr. Dubois besorgt das Verzeichniß der Alterthümer und Curiositäten, Hr. Pérignon das der Gemälde und Zeichnungen, Hr. Duchesne der Aeltere, das der Kupferstiche.

Nr. 103.

Kunst-Blatt.

Montag, den 26. December 1825.

Ueber einen besondern Typus in Darstellung des Auges, bey mehreren alten Malern.

Den Freunden der Kunst ist das Werk nicht unbekannt, welches Hrn. Ternite im Verein mit Hrn. Aug. Wilh. Schlegel, über die Krönung der Jungfrau Maria von Giovanni de Fiesole, dem seine Zeitgenossen den Beynamen Angelico gaben, verdankt wird. *) Es sind ihnen die treuen Durchzeichnungen der einzelnen Köpfe erinnerlich, deren ganz eigenthümliche Schönheit die von Schlegel angezogene Stelle des Vasari vollkommen bewahrheitet, und es wird ihnen hoffentlich gegenwärtig seyn, auf welche wunderbare Weise diese Züge, oft von der sonstigen Art des Menschenantlitzes sich wesentlich entfernend, doch eine Reinheit und Verklärung athmen, die jene scheinbar eigenmächtigen Abweichungen nicht nur unbedingt zu rechtfertigen, sondern zugleich von der hohen Einfachheit und Innigkeit jenes Künstlers selbst sprechendes Zeugniß abzugeben vermögen.

Es waren die Tafeln dieses Werkes, bey deren ernster Betrachtung es mir einmal plötzlich sonderbar auffiel, wie doch dieser Künstler gerade dem edelsten geistigsten Organe des Antlitzes, dem Auge, an den Köpfen seiner Engel, seiner Maria, seines Christus einen Typus ausgeprägt habe, welcher dem Typus des Auges, wie man ihn auf Menschengesichtern zu sehen gewohnt ist, allerdings fremd erscheint. **) Nicht allein daß mit ungewöhnlich reiner Wölbung die obere und untere Abrundung des ganzen Auges angegeben wird, so daß ein fast reiner Cirkelbogen im untern und obern Augenliede das Auge gegen die obere und untere Augenhöhlenwand begränzt, nicht genug, daß eine reine einfache Spaltung der Augenlieder das Auge mäßig öffnet, ohne doch in den Augenliedern, die Falten sichtbar zu machen, welche in der Wirklichkeit bey solcher Haltung hier immer sich bilden, so zeigt insbesondere der farbige Kreis der vordern Augenfläche, die Iris, oder das, was man insgemein mit dem Namen des Augapfels zu belegen pflegt (obwohl dieser Name eigentlich nur der gesammten Sphäre des Auges, dem bulbus oculi, gegeben werden sollte) sich in einer Kleinheit, welche man auf den ersten Blick, vielleicht für eine Verzeichnung halten möchte, wovon man sich indeß bald gestehen muß, daß eine solche Zeichnung, anstatt die Gestalt des Auges unschön darzustellen, vielmehr dem Auge, ja dem ganzen Antlitz, einen eigenthümlichen überirdischen, geistigen Ausdruck zu geben wesentlich beyträgt.

Diese Bemerkung, welche hier so unwillkürlich sich mir aufdrängte, erinnerte mich übrigens an mehrere alte Gemälde, wie sie mir sonst wohl zu Mayland, Stuttgart und Berlin vorgekommen waren, und es schwebte mir vor, dort an mehreren Bildern ähnliche Zeichnung des Auges, vielleicht zum Theil nach Fiesole's Vorgang gesehen zu haben.

Mich, den bey vieljähriger Beschäftigung mit vergleichender Anatomie, immer die Geschichte der verschiedenen Formen des Nervensystems und der Sinneswerkzeuge besonders angezogen hatte, regte wiederholte Beschauung dieser Tafeln zu tieferem Nachdenken an, und

---

*) Mariä Krönung und die Wunder des heil. Dominicus nach Joh. v. Fiesole in XV. Blättern gezeichnet von W. Ternite, nebst einer Nachricht vom Leben des Meisters und Erklärung des Gemäldes von A. W. Schlegel, Paris 1817, Fol.

**) Schon Hr. A. W. Schlegel macht auf die Eigenthümlichkeit in Darstellung des Auges aufmerksam, ohne jedoch gerade das zu beachten, was mir, ohne daß ich noch seine Bemerkung gelesen hatte, aufgefallen war. Seine Worte sind. S. 16: — „Die Augen sind immer beseelt und von großer Kraft, aber nicht immer richtig gezeichnet; der Augenstern erscheint an Profilköpfen mit einer breitern Rundung als er billig haben sollte. Hüten wir uns jedoch, dieses sofort der Unkunde des Malers beyzumessen. Wir könnten vortreffliche geschnittene Steine aus der Zeit der ersten römischen Kaiser anführen, woran sich derselbe Fehler, oder wenn man lieber will, dieselbe Licenz in Abbildung des Auges bemerkbar macht. Es ist als ob Joh. v. Fiesole sich nicht gern entschlossen habe, den Augenstern in der Verkürzung zu malen, wodurch er an Durchsichtigkeit und Lichtempfänglichkeit größtentheils verliert.“

ich suchte zu erforschen, welchen Grund man wohl anzugeben vermöge, der es hinreichend erkläre: wie eine Abweichung von der wahren Naturform doch in diesem Falle uns als Veredlung, gleichsam als Vergeistigung der Natur selbst erscheinen könne? —

Konnte etwas hierüber Aufschluß geben, so war es nur die Lehre von der Bedeutung der einzelnen Gebilde des Auges; aus ihr mußte hervorgehen, ob bey jener Aenderung der wirklichen Naturform ein niederes Gebilde auf Kosten eines höhern hervorgehoben sey, oder ob umgekehrt das an sich edlere und höhere Gebilde hier als noch mehr entwickelt und vorherrschend dargestellt werde? —

Da alles dieses nun nicht entschieden werden kann, bevor nicht den verschiedenen einzelnen Theilen des Auges ihre besondere Bedeutung und Dignität hinreichend vindicirt ist, so erlaube man uns zunächst über diesen Gegenstand ein möglichst kurzes Vorwort.

Das Auge, das Organ des Lichtsinnes, das Sinnesorgan, welches, inwiefern das Nervensystem selbst das Lichtsystem des Körpers genannt werden muß, die eigentliche Blüthe des gesammten Nervensystems, den reinsten Nervensinn darstellt, enthält auch als wesentlichstes inneres Gebilde eine Ausbreitung reinen Nervenmarkes, welches die Markhaut, Netzhaut, Retina, genannt wird. Diese Markhaut ist es, in der sich das Leben des ganzen Auges eben so concentrirt, wie das Leben des gesammten Nervensystems im Gehirn, sie ist es, von deren Ausbreitung und Lebensregung es insbesondere abhängt, ob die Kraft des Organs höher und edler, oder niedriger und unedler seyn soll, und wie am Hirnbau die Dignität des ganzen Nervensystems erkannt werden kann, so kann auch das Entwicklungsverhältniß der Netzhaut, als genauer Maaßstab für Ausbildung des gesammten Auges dienen. Diese Markhaut aber ist nach vorn, einem Blumenkelch vergleichbar, zum Aufnehmen des Lichts geöffnet, und in ihrer Höhle ruht das reinste eystoffige Gebilde des ganzen Organismus, der sogenannte Glaskörper. Um diese Markhaut her breitet sich die Aderhaut des Auges (Choroidea) und da, wo die Markhaut aufhört, schlagen Fortsetzungen derselben sich einwärts, um theils ein zweytes schönes durchsichtiges, gleichfalls eystoffiges Gebilde, die Kristallinse, in Form des sogenannten Ciliarkörpers zu umfassen, theils die bewegliche Blendung (Iris) zu bilden, welche bey zu starkem Lichte den Raum für einfallende Strahlen verengert und bey zu schwachem Lichte erweitert. Die äußerste Hülle des Auges endlich bildet rückwärts die harte, sehnigte Haut (Sclerotica) und vorwärts, von der Stelle an, wo die Markhaut aufhört und die Aderhaut sich einwärts schlägt, fügt sich in sie das dritte wesentliche durchsichtige Gebilde, die Hornhaut, ein.

Da sonach Hornhaut und Iris (eben die Theile, welche im gemeinen Leben schlechthin der Augapfel genannt zu werden pflegen) da anfangen, wo die Markhaut aufhört, so ist klar, daß Größe der Hornhaut und Iris immer auf Kleinheit der Ausbreitung der Markhaut deuten, umgekehrt aber Kleinheit der Iris und Hornhaut, weite Ausbreitung der Markhaut anzeigen müsse.

Ist nun aber die Markhaut das höchste geistige Gebilde des Auges, so läßt sich im Voraus erwarten, daß im Thierkörper, ja im unentwickelten Menschenkörper ihr Umfang geringer seyn werde, als auf dem Gipfel vollendeter menschlicher Organisation, und daß dem entsprechend gerade Kleinheit der Hornhaut und Iris im Verhältniß zur Sphäre des ganzen Auges, das Auszeichnende menschlicher Bildung seyn müsse.

Daß dem nun wirklich also sey, hat die vergleichende Anatomie auf das genaueste dargethan, und insbesondere die Größenverhältnisse im noch nicht völlig entwickelten menschlichen Körper, d. i. im Fötus betreffend, worüber noch genauere Messungen fehlten, so haben mich eigene Untersuchungen (deren genauere Aufzählung für einen andern Ort verspart werden muß) belehrt, daß jenes Verhältniß auch für die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Auges vollkommen bewahrheitet sey. — Damit mindestens einige aus der Wirklichkeit entnommene Fälle als Beyspiele für diese Verhältnisse dienen mögen, so stehe hier folgende Tabelle.

Es verhielt sich aber der Durchmesser des ganzen Auges zum Durchmesser der Hornhaut und somit auch zur Breite der Iris:

im Hecht wie $10\frac{4}{10}$ Linien zu $8\frac{5}{10}$ Linien.
im Crocodil wie $7\frac{1}{10}$ — zu $5\frac{5}{10}$ —
im Goldadler wie 16 — zu $7\frac{7}{10}$ —
in der Gemse wie 14 — zu $10\frac{6}{10}$ —
*) in einem 20jährigen Mädchen wie $9\frac{3}{10}$ L. zu $4\frac{1}{10}$ L.
in einer 60jährigen Frau wie 11 — zu 5 —
in einem neugebornen Kinde wie $8\frac{1}{10}$ — zu $4\frac{5}{10}$ —
in einem 5monatlichen Fötus wie $3\frac{6}{10}$ — zu $2\frac{1}{10}$ —

Aus der Vergleichung dieser Verhältnisse geht denn mit hinreichender Deutlichkeit hervor; daß je niedriger der Stand der Organisation sey (mag man nun am Thierauge oder am Auge des Kindes und des Fötus genauere Messungen vornehmen) immer die Iris und Hornhaut, oder das, was man gemeinhin den Augapfel nennt, um so größer gefunden werde, im Verhältniß zum ganzen Auge.

*) Bis hierher sind die Angaben entlehnt aus Det. W. Soemmerring Commentatio de oculorum hominis animaliumque sectione horizontali. Goetting. 1818. die übrigen Angaben sind nach eigenen Untersuchungen.

Ist nun aber der vorhergehende Satz hinreichend begründet, so sind wir ferner berechtigt zu folgern, daß, wenn Iris und Hornhaut auf einem Bilde verhältnißmäßig noch etwas kleiner dargestellt werden, als sie im Bezug auf das ganze Auge bey Menschen gewöhnlich sich finden, dieß nicht sowohl, als ein Herabsetzen menschlicher Form, sondern, wenn es ohne Uebertreibung geschieht, als eine Veredlung, eine Vergeistigung der Form des Auges erscheinen müsse, indem eben durch Verkleinerung dieser Gebilde stillschweigend eine Vergrößerung der Markhaut, als des höchsten sensibeln Gebildes angedeutet wird. — Daß nun ohne alle jene Kenntnisse, welche erst in spätern Zeiten das Studium der vergleichenden Anatomie erschlossen hat, von Fiesole und manchen andern alten Malern, eine solche Aenderung und Steigerung des Naturtypus wirklich in ihren Kunstwerken angenommen worden ist, daß sie insbesondere da angenommen ist, wo es darum zu thun war, überirdische hochgeistige Naturen, Engel-, Christus-, Marienbilder darzustellen, würde mehr Verwunderung erregen, wenn uns nicht so viele Thatsachen bezeugten, es sey überall das Vorrecht des Genius durch richtigen Takt der Entwicklung des Menschengeschlechts vorzugreifen und mit sicherm Blick das voraus zu erfassen, was den Zeitgenossen noch ein dichter Nebel verschleyert. *) — Eine solche Steigerung im Typus der Menschengestalt durch eine bildende noch nicht von Wissenschaft geleitete Kunst ist übrigens in diesem Falle nicht allein ausgeführt worden, denn abgesehen von den uralten Anbildungen von Flügeln an die Menschengestalt (deren tiefe Consequenz erst neuerdings eine eigentlich philosophische Anatomie enthüllen konnte), so haben schon die Griechen etwas Aehnliches an ihren Göttergestalten durch Veränderung des gewöhnlichen Gesichtswinkels geleistet. — Dieser Winkel nämlich, durch zwey Linien bestimmt, von denen die eine durch den knöchernen äußern Gehörgang bis zum Boden der knöchernen äußern Nasenöffnung, die andere vom vorspringendsten Puncte der Stirn bis zum Zahnhöhlenrande der obern mittlern Schneidezähne geht, nähert sich im Menschen schon sehr dem rechten Winkel, da er bey den meisten Thieren ein sehr spitziger Winkel zu seyn pflegt, ohne doch auch bey dem regelmäßigsten Menschenprofil den Winkel von 90° völlig zu erreichen. — Nun gibt aber auch hier die vergleichende und philosophische Anatomie einen innern Grund an, warum das Ende der Schädelwirbelsäule, welches gerade in den Antlitzknochen liegt, und welches in niedern Bildungen z. E. bey Fischen mit dem Rückgrath eine wagerechte Linie bildet, in der höchsten Bildung eben so senkrecht und dem aufsteigenden Rückgrath parallel abstehen müsse, wie es beym Gesichtwinkel von 90° geschieht; ein Grund, welcher indeß hier nicht weiter erörtert werden kann, da er zu viel höhere anatomische Kenntnisse vorausgesetzt, von dem man jedoch mit Zuversicht annehmen darf, daß er den alten Bildhauern fremd war. Nichts destoweniger haben sie in ihren Götterbildern den Naturtypus überschritten, den Gesichtswinkeln volle 90° gegeben und ihnen eben dadurch eine höhere Schönheit aufgeprägt. — Daß man aber bis jezt und durchaus ohne wissenschaftliche Gründe jenes griechische Profil für das reinste und schönste erkannte, und daß man eben so das Reingeistige im Ausdrucke der Augen bey Fiesole verstehen konnte, dieß beweist nicht nur das Treffende jener Aenderungen des Naturtypus, sondern es bewahrheitet zugleich den wichtigen Satz: daß der Mensch, eigentlich seiner innern göttlichen Natur nach, die Ergebnisse aller höhern wissenschaftlichen Forschung schon unbewußt in seinem Innern besizt, daß alle Forschung nur ein zu Tage fördern eines Verborgenen, aber schon in uns Vorhandenen, ein Bewußtwerden eines vorher Unbewußten, aber schon in uns Liegenden sey, daß aber selbst mit dem noch Verborgenen schon der Genius, wie mit einem Offenbaren schalten könne, und daß auch im gewöhnlichen, aber gesunden Menschen dieses verborgene Gut eine innere Magnetnadel, ein richtig urtheilendes Gewissen abgebe.

*) In den Köpfen von Fiesole (in dem angeführten Werke von Teruite und Schlegel) welche (nach S. 14) „genau nach den Maaßen des Urbildes gestochen sind“, hat
das Auge von Christus $4\frac{6}{10}$ Linien Breite, die Iris $1\frac{7}{10}$
das Auge des Engels auf T. V. $3\frac{7}{10}$ — — — $1\frac{3}{10}$
das Auge der Maria 3 — — — $1\frac{3}{10}$
(welches noch dazu nur im Profil gesehen wird). Dagegen fand sich bey einem lebenden Manne von gewöhnlicher guter Bildung die Breite des ganzen Auges $11\frac{3}{10}$ Linien, die der Iris $5\frac{7}{10}$; bey einer Frau betrug die Breite des ganzen Auges $9\frac{5}{10}$ Linien, die der Iris 5 Linien. Hatte also im gewöhnlichen Menschenauge sich Breite der Augenliedspalte von den Thränenpunkten an bis zum äußern Winkel verhalten zur Breite der Iris wie $1\frac{9}{10}:1$ oder $1\frac{8}{9}:1$ so ist dagegen im Christusauge bey Fiesole dieses Verhältniß $2\frac{12}{17}:1$ im Engelsauge $2\frac{1}{2}:1$ im Auge der Maria und noch dazu im Profil gesehen $= 2\frac{1}{3}:1$. Merkwürdig ist übrigens, daß schon in indischen Gemälden (wie unser kenntnißvoller Inspector Frenzel auf indischen Handzeichnungen des königl. Kupferstich-Cabinets mir nachwies) dieser Typus der langgeschlizten Augen und kleinen Iris beliebt war, und selbst das Aufschlizen der Augen, welches bey mehreren asiatischen Stämmen als Zierde benuzt wird, scheint hierher gerechnet werden zu müssen. Ob man übrigens auch dieses als Resultat dunkeln Gefühls oder ob man es als Tradition aus ursprünglich erleuchteten Zeiten indischer Erkenntniß herleiten soll, ja ob vielleicht jene Darstellung der Augen bey Fiesole und andern eine Ueberlieferung von griechischer und endlich morgenländischer Kunst sey, mag hier fürs erste unentschieden bleiben. Eine Vergleichung alt-byzantinischer Bilder in dieser Hinsicht würde indeß für diesen Zweck manche Aufschlüsse erwarten lassen.

welches ihn die Wahrheit und Schönheit der Thaten des Genius zu erkennen, zu empfinden, zu ehren bestimmen kann.

Dresden, den 18. Oct. 1825.

Dr. C. G. Carus.

* * *

Nachschrift des Herausgebers.

Es kann der tieferen Erkenntniß und Uebung der Kunst nicht anders als förderlich seyn, wenn dasjenige, was große Geister in derselben geleistet, und was als besondere Eigenthümlichkeit sowohl ganzer Kunstperioden als einzelner Meister hervortritt, in seinem Verhältniß zur Natur dargestellt wird. In der bildenden Kunst darf nichts willkürlich seyn, denn sie nimmt ihre Darstellungsmittel aus der Natur, und muß die ewigen Gesetze, nach welchen diese schafft, auch in dem, was sie hervorbringt, anerkennen. Aber diese Gesetze zu finden, die Bedeutung ihrer Entwicklungen und Formen zu entziffern, liegt den Forschungen der Wissenschaft ob, oder ist das Werk einer Divination, welche den glücklich organisirten Geistern beschieden ist. Es muß jeden sinnigen und denkenden Künstler zum unablässigen Umgang mit der Natur, und ihrer fortdauernden Betrachtung und Ergründung aufmuntern, wenn ein bewährter Physiolog, wie der Vf. obigen Aufsatzes, ihm nachweist, daß ein richtiger und unbefangener Blick oft im Erkennen der Naturgesetze der mühsam forschenden Wissenschaft weit voraneilt, und das Erkannte selbst unbewußt in den eigenen Kunstgebilden als Gesetz aufstellt. Die Besonderheit, mit welcher ein geschätzter Maler einen Theil des menschlichen Antlitzes behandelt hat, und welche bisher nur für willkürlich, ja für sonderbar gehalten wurde, erscheint uns nun als im Wesen des Organismus begründet, wie die Bildung des Schädels, welche die griechische Kunst für ihre Darstellungen menschlicher Schönheit, sich zum Gesetz gemacht hatte. Ob die Künstler in Befolgung dieser Gesetze noch über das Ziel, welches die Natur sich steckt, hinausgegangen, möchte wohl schwer zu erweisen seyn, da die unendliche Mannichfaltigkeit der Naturgebilde nur ihrem kleinsten Theile nach beobachtet werden kann; auf keinen Fall dürfte man aus solcher Annahme eine Befugniß des Künstlers folgern, den Bildungsgang der Natur willkürlich zu überschreiten, denn es ist ein Wahn, daß da noch Bedeutung und Schönheit seyn könne, wo keine Wahrheit mehr ist. — Je vielseitiger die Naturanschauung des Künstlers wird, desto mehr wird sich ihm bewähren, ob das, was er in ihr als Gesetz erkannt hat, allgemein oder nur theilweise gültig sey. So hat sich die griechische Schädelform als ein allgemeines Gesetz schöner Menschenbildung bewährt; die eigenthümliche Augenbildung des Fiesole dagegen, dürfte sich wohl nur in einzelnen Fällen, bey bestimmten Charakteren, wie schon der Hr. Vf. andeutet, als Norm aufstellen und befolgen lassen. Die Augen, welche Fiesole gemalt, erglänzen von einer ruhigen Heiterkeit der Seele, von einem innern Frieden, der nur der reinsten von den Anfechtungen des Lebens nie gequälten Unschuld beschieden ist. Daher eignen sie sich auch vorzüglich für die Charaktere der Engel und der Madonna, die in einem stillen seligen Daseyn ihre schönsten Momente haben. Wo dagegen ein starker männlicher Charakter, Kraft des Willens und der That geschildert werden soll, da entspricht ihr Ausdruck weniger und fällt uns selbst in Fiesole's Gemälden oft als unbestimmt oder schwächlich auf. Die erwähnte Bildung des Auges scheint daher mehr auf Feinheit der Empfindung und auf höchste Receptivität des Nervensystems überhaupt, als auf aktive Kraft hinzudeuten. Rafael hat in manchen seiner Madonnen eine ähnliche Bildung des Auges beobachtet, besonders auch an der heil. Cecilia; man vergleiche aber damit die Augen der Madonna des heil. Sixtus und des Christuskindes, das sie auf den Armen hält, und die seiner Apostel und heiligen Männer, und man wird finden, wie mannichfaltige Formen er dem Charakter gemäß für sie gewählt hat. Diese Bemerkungen sollten nur dazu dienen, junge Künstler, die sich gern der Autorität älterer Meister anschließen, vor Einseitigkeit zu warnen und zur unbefangenen Betrachtung der Natur aufzufordern.

S.

England.

In der Mitte Novembers wurde in der Kathedralkirche von Glocester ein Denkmal zu Ehren Jenner's, des Erfinders der Kuhpockenimpfung, errichtet. Es besteht aus Jenner's Bildsäule von Marmor.

Frankreich.

Zu Nair (Nassum) im Moseldepartement sind wieder mehrere antike Ringe gefunden worden, die zu Siegelringen gedient hatten. Die Steine sind ovale durchsichtige Karneole, der eine dieser geschnittenen Steine stellt einen Löwen vor, welcher einen Hirsch niederwirft. Ein andrer zeigt einen überwundenen Krieger, welcher knieend die Großmuth des Siegers anfleht, eine dritte am schönsten gearbeitete, stellt einen schönen Jüngling dar, in der rechten Hand Früchte, in der andern Zweige haltend. Ein Kranz schmückt ihn und ein Mantel bedeckt nur halb seine Schultern, wahrscheinlich ein Vertumnus.

Nr. 104.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 29. December 1825.

Archäologische Literatur.

Del Dio Fauno e de' suoi seguaci. Osservazioni ....di Odoardo Gerhard. Napoli. della Stamperia reale. 1825. 52 S. 8.

Herr Prof. Gerhard, der sich in frühern Jahren durch seine gelehrte und scharfsinnige Schrift über Apollonius Rhodius und durch andere philologische Arbeiten einen geachteten Namen erworben hat, ist durch die beunruhigende Schwäche seiner Augen, die ihn, wie Böckh in der Vorrede zu den Scholien über Pindar meldet, auch nöthigte, die übernommene Bearbeitung derselben abzubrechen, genöthiget worden, das mildere Clima von Italien zu suchen, und benuzt einen längern Aufenthalt daselbst, indem er bald zu Neapel, bald zu Rom lebt, um merkwürdige Gegenstände der Topographie und Archäologie jener Länder zu untersuchen und in kleineren Schriften zu beleuchten, oder größere Werke darüber vorzubereiten. Den Untersuchungen, die er italienisch in Rom, oder deutsch im Kunstblatte bekannt gemacht hat, schließt sich die oben genannte Schrift an, welche der Verfasser, wie wir hören, bey seiner Aufnahme in die Accademia degli Ercolanesi geschrieben hat, und welche zur Absicht hat, die, man darf sagen archäologischen Vorstellungen von Panen, Satyrn und Faunen zu berichtigen, und bey dieser Gelegenheit mehrere alte Kunstwerke, wo dergleichen Gottheiten abgebildet sind, neu oder besser zu erklären, als es bisher geschehen war.

Der Verf. beweiset, daß von den Alten, nicht nur nach Meldungen der Grammatiker und andrer späten Schriftsteller, sondern auch nach Stellen des Horatius und Ovidius Faun und Pan für denselben Gott gehalten ward. Doch kann dieses blos so viel sagen, daß der Pan der Griechen von den Lateinern eben so Faunus genannt wurde, wie der Zeus Jupiter, der Ares Mars, woraus aber nicht die Gleichheit beyder Götter folgt, sondern nur eine starke Aehnlichkeit in der Sage von ihnen, welche bewog, jene Gleichheit anzunehmen. Diese Analogie wird nun auch sofort in dem, was von der Abstammung des Pan und Faunus, von ihren Eigenschaften, Verrichtungen und von ihrem Dienste vorkommt, mit einer großen und erschöpfenden Gelehrsamkeit bewiesen, welche sich von der, welche italienische Gelehrte bey solchen Gelegenheiten auslegen, durch Zweckmäßigkeit des Einzelnen und verständige Theilung und Verknüpfung der Stoffe zum Beweise der Sätze sehr zu ihrem Vortheil unterscheidet. Auch übersieht der Verfasser nicht, daß ungeachtet jener mannichfachen Uebereinstimmungen doch wieder Verschiedenheiten zwischen Pan und Faun sich vorfinden „senza che fossero diversi nella loro principale idea e natura" sagt S. 7 der Verf., was nach der eben bezeichneten Ansicht in etwas anders zu stellen wäre, „wie nämlich bey ursprünglich verschiedenen Göttern verschiedener Völker, die aber wegen ihrer Aehnlichkeit für gleich angenommen wurden, nothwendig der Fall seyn muß." Er spricht demnächst von der Dea Fauna, die aber in Gefahr kommt, in den großen Wirbel scheinbar verschiedener, aber unglaublich gleicher Göttinnen Bona Dea, Terra, Cybele, Opis, Damia und selbst Ceres und Venus hineingezogen zu werden, die gleichfalls manchmal Bona Dea genannt werde. Auch in den Lupercalien erscheint eine Art von Bona Dea, die Dea Februa, der der Verf. den Deus Februus beygesellt, welchen er für Pluto hält. Dazu war auch der horntragende Faunus solchen Mysterien, die keineswegs die keuschen können genannt werden, unbekannt. Den Lupercalien entsprechen in mancher Hinsicht die Thesmophorien, in denen neben der Despoina auch der Pan seine Rolle hat. Der Verfasser glaubt deßhalb, daß in manchen späten Hermen Faunus und Fauna, Pan und die Despoina in Gemeinschaft gebildet seyen, wie denn eine solche im Garten der Villa Albani deutlich die Hörner des Pan trage. Dieser Theil hat wegen der leichten Vermischung von mehr oder weniger verwandten Gegenständen, wie sie die Methode, welcher der Verf. huldigt, mit sich führt, viel Unbestimmtes und Bestreitbares. Wir übergehen es, eben so wie dasjenige, was von der schwankenden Etymologie der Namen Pan und Faunus gesagt wird, in

Folge wovon der Verf. die Namen Πάν und Φαῦνος als gleichen Stammes glaubt annehmen zu dürfen.

Wie nun der Verf. eine zwischen beyden Göttern angenommene Gleichheit nachgewiesen, so thut er es auch an ihrem Gefolge der Panes oder Panisci und der Fauni, doch so daß er nach Lanzi von den bocksfüßigen Panes oder Fauni die waldbewohnenden Satyri unterscheidet. Freylich kommen dabey die Aures Capripedum Satyrorum acutae des Horatius (Carm. III. 19.) in den Weg und Lanzi, dem der Verf. folgt, weiß dieselben nur durch eine Conjectur aus der Stelle zu bringen: Aures Capripedum et Satyrorum acutas. Das ist dann bey streitigen Untersuchungen eines der schlimmsten Hülfsmittel. Dazu ist die Stelle durch eine andere des Lucretius IV. 584. gestützt, in welcher dieselbe Verwechselung sich zeigt:

Haec loca capripedes Satyros Nymphasque tenere
Finitimi fingunt et Faunos esse loquuntur,
Quorum noctivago strepitu etc.

Denn daß nicht, wie der Verf. thut, Capripedes als für sich bestehend, und Panen oder Faune bedeutend, von Satyros durch ein Comma zu trennen sey, zeigt der folgende Vers, in welchem die Fauni noch besonders erwähnt werden. Wir sind also, ungeachtet des Widerspruchs unsers gelehrten und scharfsinnigen Verfassers, genöthigt anzunehmen, daß schon zu den Zeiten des Lucretius die bey den Griechen allerdings getrennt gestellten bocksfüßigen Panisci und die menschenfüßigen Satyri mit kleinen Schwänzen, von den Dichtern seyen vermischt worden, wenn gleich die bildende Kunst auch noch in den spätesten Sarkophagen Panen und Satyre getrennt hält. Denn die spätern Künstler wiederholten treu die Originale früher, meist griechischer Zeit, und waren durch ihr Geschäft, trotz ihrer beschränkten Kunstfertigkeit, auf die treue Ueberlieferung alter und ächter Vorstellungen in ihren nachgebildeten Werken gleichsam angewiesen, während die römischen Dichter, bey allem Anschein von Gelehrsamkeit, in den Alterthümern oft so oberflächlich wie ihre Staatsmänner in den alten Gesetzen unterrichtet, das Verwandte zu mischen pflegen. Dagegen bestreitet der Verf. mit Recht die Annahme von Lanzi, daß, wie die Panisci und Satyri unter einander getrennt, so die Fauni von beyden noch verschieden, und als die am meisten ländliche und gleichsam bäurische Gattung der Satyri anzunehmen seyen. Denn die besondern Kennzeichen, welche Lanzi für die also ausgeschiedene Gattung der Fauni glaubt nachweisen zu können, das bäurische Lachen, die Erhöhungen an der Stirn, das Ziegenfell, den Fichtenkranz, den Hirtenstab und die Rohrpfeife finden sich alle nicht selten bey dem Gesellen des Bacchus, auf den dieser sich stützt, sey er Ampelus, oder ein andrer Satyr, und der gewiß kein Faunus seyn kann. — Anmerk. 64. S. 37.

Uebrigens würde schon aus der Aehnlichkeit zwischen Pan und Faunus, die keine Gleichheit war, folgen, daß auch zwischen ihrem Gefolge, den Panisci und Fauni, obgleich es in der Hauptsache als dasselbe anzuerkennen ist, sich leichtere Unterschiede nachweisen ließen, und der Verfasser geht auch S. 14 darauf aus, mit Hülfe der Kunstdenkmäler, die Abweichungen in der Bildung des Pan, des Faunus, der Panisci, der Fauni, des Silenus und seiner Söhne, der Satyri, zu zeigen, um dadurch, wie er sagt, die Grundlage seiner Schrift noch mehr zu befestigen. Für die Oekonomie des Ganzen hätten wir zunächst gewünscht, daß den Erörterungen über Pan und Faunus, die über den Silenus, den Erzieher des Bacchus gleich in dieser Einleitung beygegeben, diesen dreyen aber, dem Pan, Faunus und Silenus, die Panes oder Panisci, Fauni und Sileni (auch Satyri oder Satyrisci genannt) als ihre Kinder wären zugewiesen worden, auf welches Verhältniß dieser mythologischen Wesen der Verf. erst Anmerk. 68. S. 38 zu sprechen kommt. Auch der Silvanus und die Silvani, von denen erst die 100ste Anmerkung handelt, wären füglicher gleich hieher gezogen worden, um die Gruppen den verwandten mythologischen Wesen, von denen die Schrift handelt, gleich von vorne beysammen zu haben. Sodann hätten wir gewünscht, daß in dem archäologischen Theile, wo es darauf ankommt, diese Wesen in den Kunstdenkmälern nachzuweisen, die Namen von Faunus und Fauni ganz unterdrückt worden wären. Denn als lateinische, dem Pan und den Panisci nur analoge Wesen, sind sie wohl in den Kunsttypus der Plastik nicht aufgenommen worden, der sich an dem Pan und den Panisci neben dem Silenus und den Satyri oder Sileni genügen ließ. Auch bezieht sich alles, was der Verf. in der Folge beybringt, auf den Unterschied dieser zwey Classen. Dagegen hat der Wald- und Flurengott, Silvanus, dem in der griechischen Sage nichts entsprach, in der römischen Zeit durch die Plastik bestimmte Gestalt bekommen, und als Kennzeichen den Garbenhut, die Hippe und das Kleid voll Früchte.

Was also der Verf. im Folgenden ausführt und lehrt, ist die Bildung des Pan und Silenus und ihres beyderseitigen Gefolges in den Kunstdenkmälern, mit Beyziehung der Nachrichten der alten Schriftsteller über ihre Charaktere und Kennzeichen, und zugleich die verschiedenen Abstufungen der einzelnen Gattungen, so wie die Veränderungen, welche die Kunst bey der Bildung aller dieser Wesen in den verschiedenen Zeiträumen zugelassen hat. Dieser Theil der Schrift ist von vorzüglichem Werthe, und der besten Zeiten und Werke der archäologischen Literatur würdig. Die Grundansichten sind, wie uns scheint, richtig aus dem Zufälligen und Wechselnden herausgefunden und gestellt, die Begriffe und Ansichten der Alten scharf geschieden, und die Texte der Schriftsteller durch

eine reiche und erlesene Kunde der Monumente, und diese wieder durch jene erläutert. Der Pan wird auf das Geschlecht der Böcke und Ziegen bezogen, Silenus aber in seiner Verwandtschaft mit den Centauren und Pferden gezeigt. Daher bey jenem außer den andern Theilen der Bocksnatur, die ihm den Namen des Ziegenpan Αἰγίπαν verschafften, die Hörner des Bocks, bey dem Silen in ursprünglicher Bildung eben der Pferdeschweif; aber so daß, während Pan von der Pferdenatur entfernt gehalten wird, Silen und sein Gefolge ihrer Seits in die Bocksnatur hinüber gebildet werden, indeß bleiben ihm gemeiniglich die menschlichen Füße, und die Hörner sind nur im Sprossen, durch die Frons turgida cornibus angedeutet.

Der Verf. untersucht sodann, wie in nicht wenigen Denkmälern die verfeinernde Kunst der Griechen den Ziegenpan geglättet und herausgeputzt, so daß er zuletzt auf Münzen als ein schöner Jüngling, nur noch an seinem Geräthe kenntbar, erscheint. Eben so treten in der Bildung des Silenus Aenderungen ein, die merkwürdigste, wie Hr. Prof. Gerhard mit Böttiger annimmt, durch Lysippus, welcher das Ideal der Sokrateskörfe in den weisen Erzieher des Bacchus und den gutmüthigen Pfleger der kleinen und jungen, zum Theil schönen Satyrn hineinbildete. Hiernächst bringt er die Vorstellungen der Pane und Silene in Classen, und handelt 1. von dem bärtigen Pane mit Bocksfüßen; 2. von dem unbärtigen mit ganz menschlicher Bildung, die er auf Münzen von Messina und Syrakus hat; 3. von unbärtigen mit Bocksfüßen, zu denen auch die seltenen Beyspiele der weiblichen Panisken gehören. Diese Classe sollte übrigens wohl der zweyten vorangehen. Von den Vorstellungen des Silens wird nach der Nomenclatur der Silenusmasken bey Pollux Onom. IV. 142 behandelt: 1. Der graue Silenus (Σειληνὸς πολιός) mit kahler Stirn und gestülpter Nase (σιμός). Dieser Art sind alle alte Silenen auf den bemalten Vasen. 2. Der bärtige Silen (γενειῶν) der rauheres Haar als der vorhergehende und eine weniger zusammengedrückte Physiognomie hat. Der Verf. glaubt, daß in dieser oft mit vielem Adel ausgestatteten Gestalt der Altvater Silen von seinen alten Gefährten sey unterschieden worden. 3. Der unbärtige (ἀγένειος) meist mit jugendlichen Zügen und sträubenderem Haare; der Pferdeschweif, der auch ihm ursprünglich eigen war, ist zuweilen auf griechischen und immer auf römischen Monumenten in ein Bockschwänzchen übergegangen, und die ganze Gestalt oft der Zeichen der Thierheit bis auf eine leise Andeutung entkleidet. Gemeiniglich werden Silenen und Satyrn als die ältern und jüngern Wesen dieser Art unterschieden; doch bemerkt der Verf., daß auf bemalten Wesen das zusammengedrückte Profil und die kahle Stirn von den alten Silenen auch auf die jüngern übergetragen sey. 4. Der Papa-Silenus (ὁ Παπποσειληνός) oder Silenusvater. Pollux bezeichnet ihn als thierischer, denn die andern (Παπποσειληνός ἐστι θηριωδέστερος) weßhalb der Verf. mit Hrn. Prof. Welcker ihn in dem ganz haarigten Silenusgesellen wahrzunehmen glaubt; doch bleibt dieß schwankend, eben so die Behauptung des Verfassers, daß der Dämon der Mysterien, Akratos mit dem Silenusvater einerley sey. Es würde hier zu weit führen, wenn wir dem Verfasser in die einzelnen Erörterungen dieser Abschnitte folgen wollten, und wir schließen mit dem Wunsche, daß ihm noch lange und viele Muße in Italien zur Fortsetzung seiner archäologischen Arbeiten werden möge. Bey der Zerrissenheit unsrer archäologischen Studien in Deutschland ist es für die Wissenschaft von wesentlichem Bedürfniß und Nutzen, daß Männer von unsers Verfassers Geist und Gelehrsamkeit in Italien längere Zeit leben und diesen Beschäftigungen obliegen können, und diejenigen machen sich ein Verdienst um die Wissenschaft, welche ihnen dazu behülflich sind. Dazu gereicht es der deutschen Bildung und Gelehrsamkeit bey den fremden Völkern, und namentlich bey den Italienern zur Ehre, daß ausgezeichnete Männer aus unserm Vaterlande unter ihnen diese Studien, deren Gründlichkeit und Würde ihnen unser Winckelmann gebracht hat, in seinem Geiste durch ihre Forschungen und Arbeiten aufrecht halten und schmücken, zumal wenn es in ihrer Sprache geschieht, die Hr. Prof. Gerhard in einer Reinheit und ächten Eigenthümkeit zu schreiben weiß, welche nichts zu wünschen übrig lassen. Wir hören, daß er damit beschäftiget ist, Monumenti inediti zu sammeln, auch zu diesem Unternehmen schon bedeutende Vorräthe zusammengebracht, und an Hrn. v. Cotta einen Unterstützer gefunden hat, welcher zu seinen vielen und großen Verdiensten um die archäologische Literatur auch die Herausgabe dieser Gerhardtischen Monumenti inediti fügen will. Wir wünschen, daß sie, hauptsächlich das Neuaufgefundene umfassend, mit einem mäßigen Texte, in einzelnen nicht zu weit von einander getrennten Lieferungen, und in der Sprache der Archäologie, der italienischen, von den Bereicherungen dieser Wissenschaft aus dem unerschöpflichen Boden Italiens fortwährend in Kenntniß setzen möge, überzeugt, daß ein solches Unternehmen von einem Manne, wie Hr. Prof. Gerhard, ausgeführt, ein lange gefühltes Bedürfniß befriedigen, und so zum wahren Segen der alten Kunstgeschichte und Kunsterklärung gereichen wird.

Fr. Th.

Neue Kupferstiche.

1. Der Prophet Zacharias nach M. Angelo, gezeichnet von S. Conca, gestochen von Fabri, gr. Querfolio.
2. Sibylla persica, nach demselben, von demselben gr. Fol.

Buonarotti's Sibyllen und Propheten im Gewölbe der sixtinischen Kapelle gehören unter die Werke, aus denen die geniale Eigenthümlichkeit des großen Meisters vollkommen erkannt werden kann. Die Begriffe stimmen hier ganz zu den großartigen Formen, und der tiefe Ernst in der Behandlung hat das Religiöse und Feyerliche, wie es da erfordert wird, wo die Geheimnisse einer andern Welt offenbar werden.

Diese Gemählde wurden schon im 16ten Jahrhundert von G. Ghisi aus Mantua im größern und von seinem Bruder Adam im kleinern Format gestochen. Bey aller Härte und Ungefügheit, haben die Blätter dieser Künstler ihr unläugbares Verdienst, und die Gründlichkeit, welche der Schule Marc Antons eigen war, läßt sich darin nicht verkennen. Später erschienen von Volpato vier seiner Propheten und Sibyllen. Die Ausführung des neuen Meisters ist sorgfältiger, sein Stich reiner und harmonischer. Wir können den vorliegenden Blättern von Fabri nicht dasselbe Lob ertheilen. Das Organische ist nicht gehörig verstanden, der Künstler weiß mit seinen Taillen nicht abzuwechseln, sein Korn ist schmutzig, und wenn wir die Bezeichnung der Lokaltöne, worauf das Streben der neuen englischen Stecher zunächst gerichtet ist, auch nicht überall und unbedingt als ein Verdienst betrachten, so billigen wir doch eben so wenig die gänzliche Vernachlässigung derselben, wie sie in diesen Blättern zu Tage liegt, denn es entsteht daraus eine unangenehme Unebenheit, ein Mangel an Farbe, wodurch der Kupferstich zur bloßen Zeichnung wird.

Lithographik.

Venus dem Meere entspringend, nach Burry, aus der Lithographik von Noël. gr. Fol.

Die Zeichnung ist manierirt; der aufgehobene rechte Arm bildet, bis zum Knie herab, eine fast senkrechte Linie, und die Formen sind mehr üppig als schön. Das Träumerische im Antlitze der Göttin könnte auf das erste Erwachen und Leben hindeuten, wenn nicht das Ausringen der nassen Locken, die außerdem eine wunderliche, seltsame Masse bilden, ein ruhiges klares Bewußtseyn anzeigte. Das Abtrocknen möchte auch schwerlich der erste Gedanke der aus den Fluten aufsteigenden Kypris gewesen seyn. Das Ovidische:

Aus dem Meere gezeugt, herrschet sie über das Meer —

möchte dem Erfinder einen bessern Moment an die Hand gegeben haben. Die lithographische Behandlung ist zierlich im höchsten Grade, aber alles ist zerflossen und geht ins Formlose über.

—der.

Paris.

Am 13. November wurde das Theater Favart eröffnet, welches von den königlichen Architekten HH. Hittorff und Lecomte, beyde durch ihre schönen Decorationen, besonders in der lezten Zeit durch die der Krönungskirche in Rheims bekannt, auf Befehl der Regierung neuausgebaut worden ist. Sowohl das Publikum als die Tagesblätter der verschiedensten Partheyen sprachen sich äußerst günstig über dieß Werk aus, und man schien der Anordnung des Ganzen wie der Pracht und dem Geschmack der Verzierung allgemeinen Beyfall zu zollen. Hr. Hittorff hat seine vielfältigen Studien in Italien, besonders in Pompeji und an den Resten der antiken Monumente in Sicilien, hier in Anwendung gebracht, indem er sich bestrebte, dem System der alten Baukunst bey der architektonischen Anordnung für die Bequemlichkeit so viel als es unsere Bedürfnisse gestatten, bey der Ausziernng aber ganz und durchgängig zu folgen. Der oberste Grundsatz der alten Architektur war unstreitig: jedem Theil eine der Idee des Ganzen entsprechende Consequenz und dadurch jene mit der Zweckmäßigkeit und Schönheit verbundene Bedeutsamkeit zu verleihen, welche das Werk als etwas Organisches, in vollendeter Schönheit erscheinen macht; eine Eigenschaft, welche den Werken neuerer Architektur ihrer mannigfaltigen Zwecke und Bedürfnisse wegen äußerst schwierig zu ertheilen ist. — Auch die Gewohnheit der Alten, ihren Gebäuden durch farbigen Anstrich, durch gemalte, oder in Relief erhöhte und übergoldete Verzierungen ein heiteres und belebtes Ansehen zu geben, wurde von den beyden Architekten in ihrer ganzen Ausdehnung befolgt; und eine glückliche Lösung der von ihnen gesetzten Aufgabe ist um so erfreulicher, je leichter es war, dabey in den Fehler der Buntheit und Ueberladung zu verfallen. Es mangelt uns gegenwärtig an Raum zur Beschreibung des Einzelnen, und wir verweisen daher auf die ausführlichen Artikel, welche ein geschätzter Kunstschriftsteller, Hr. Wiel, im Moniteur vom 14. und 19. Nov., und den, welchen Hr. Maltebrun im Journal des Débats vom 12. Nov. diesem Werke gewidmet haben.

Nr. 96.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 2. December 1825.

Religionsgeschichte.

1) Scenen zu Rom während der Jubelfeyer von 1825.

2) Umherschweifungen in dem Labyrinth schwärmerischer und mystischer Frauen. Beyde in der Rein'schen Buchhandlung zu Leipzig 1823.

Diese beyden kleinen Schriften wollen durch ganz verschiedene Mittel auf dasselbe Ziel hinwirken. No. 1. geht in's Allgemeine, den Zweck der Darstellung unterordnend; der Verfasser von No. 2. ist sich einer ernstern Absicht bewußt und thut mit Treu und Glauben, was er für zweckmäßig hält, sie zu erreichen. Beyde haben eingesehen, daß die äußeren Formen kirchlicher Frömmigkeit keine religiösen Gesinnungen erzeugen, und haben den ihnen zunächst liegenden frommen Unfug aufgefaßt, um ihre Ansichten anschaulich zu machen.

No. 1. ist wahrscheinlich das Werk eines unserer jungen Landsleute, wie sie jezt so zahlreich nach der „ew'gen Roma" eilen, um den Staub auf deutschen Universitäten gesammelter, todter Gelehrsamkeit abzustreifen; etwa wie das Küchlein die Eyerschale, die ihm bey seinem ersten Gang aus dem Nest noch anhängt. Es ist zum Erstaunen, wie unsere Landsleute an einer und derselben Quelle zweyerley ganz verschiedene Räusche trinken! Die Einen gerathen dort in die Unfrömmigkeit hinein, machen sich von allen anerkannten Denk- und Sittenregeln frey, und da sie die klare Erkenntniß noch nicht besaßen, welche allein einen festen Standpunkt im Leben, und gegen die Angriffe des Lebens gibt, erheben sie sich wie die Raketen gar leuchtend und prasselnd über die gemeinen Menschenkinder und gehen dann mit der Raketen Schicksal auch unter. Ob das auch unserm aufgeklärten Landsmann, der die Jubelfeyer in Rom dargestellt hat, geschehen werde, wollen wir keineswegs gesagt haben; allein mit recht unbekümmertem Geiste hat er ihr beygewohnt, und ohne irgend einen höhern Standpunkt die Gegenstände wie in einem Guckkasten vor seinen Augen vorübergehen lassen. So kann ich auch das Büchlein durchaus nur als einen Guckkasten betrachten, worin uns die Bilder Darstellungen aus ein und derselben Stadt zeigen, die aber eines auf das andere kaum eine entfernte Beziehung haben. Der Maler der Jubelfeyer beweist uns in den buntesten Auftritten, daß die Jubelfeyer in Rom sich vom Carnaval nur durch andere Art Aufzüge unterscheidet, Beschaulichkeit und Nachdenken aber von beyden gleich abwesend sind. In dieser Absicht führt uns der Verfasser in dialogisirten Abschnitten Courtisanen, Dichter, deutsche Kunstjünger, aufgeklärte Reisende, Banditen, Mönche, Weinwirthe, römische Gurlis, deutsche Fräulein von hoher Bildung redend, in den verschiedensten Oertlichkeiten, aber ohne alles zusammenhängende Interesse, auf; sie beginnen ohne Anfang, und werden abgebrochen durch ein Glockengeläut, einen geistlichen Umgang, einen Chorgesang u. dergl. Durch diese Dekorationen wird der Leser an die Jubelfeyer erinnert, und zugleich das bewegliche Gemüth der Italiener, welche von dem regellosesten Treiben des gemeinen Lebens unmittelbar zur kirchlichen Andacht übergehen können, anschaulich gemacht. Daß mir dabey der Jahrmarkt von Plundersweiler einfiel, scheint mir ein Lob auf den aufgeklärten Landsmann zu seyn; es beweist, daß sich bey seinem Guckkasten etwas denken läßt — und der größte Theil seiner Leser wird das nicht einmal thun, sondern sich mit dem Anblick von dessen grell gemalten Bildern begnügen. Ich glaube nicht, daß die Wirkung derselben vermindert worden wäre, wenn der Verfasser die lateinischen und italienischen Floskeln aus dem Dialog entfernt hätte. Daß die Italiener in ihrem Lande unter solchen Umständen italienisch sprechen werden, kann doch jeder Leser sich denken, ohne daß es ihm von Zeit zu Zeit mit einigen Worten bewiesen wird; der Verf. bedurfte nicht uns solches durch diese Sprüchelchen zu bedeuten. Versteht sie der Leser nicht und es lohnt doch der Mühe, so ist es Unrecht ihm deren Sinn zu entziehen; sind sie unwichtig, so sind sie eine lästige Pedanterey

(denn die Pedanterey ist heut zu Tage zu der Losigkeit und Frömmeley übergegangen; unsere wackren roués und himmlischen Bekehrten haben jezt ihre Innungsflöskelchen, wie zu Gottsched's Zeiten die Magister), oder verbirgt unser Landsmann unter ihnen Einfälle, welche der Mehrzahl der Leser nicht zu verstehen geziemt? — damit würden der Geschmack und die feinen Sitten verlezt.

Dieses Guckkästchen ist sehr hübsch ausgeziert, hübsches Papier, hübscher Druck, Einband mit Vignetten; die Rein'sche Buchhandlung beschämt durch diese anständige Außenseite ihrer schönwissenschaftlichen Verlagsartikel viele ihrer Colleginnen, und eignet dadurch diese Jubelfeyer zu einem Toiletten-Geschenk aufgeklärter Jünglinge an aufgeklärte Fräulein.

Gleich neben dieser Jubelfeyer in Rom stelle ich No. 2. auf, deren Verfasser auch aufgeklärt ist; allein er hat einen ernstern Gesichtspunkt gefaßt und auch einen uns näher liegenden Gegenstand zum Augenmerk genommen — denn mit so einem Jubeljahr hat es gute Wege — bis zum nächsten werden wir ja sehen, wie die Sachen stehen — die Beschreibung unsers Landsmanns kann alsdann sehr im Werth gestiegen seyn. Der Mann, von dem ich jezt spreche, zieht gegen den Mysticismus zu Felde, der jezt sonderbare Vorgänge unter unsern Mitlebenden veranlaßt. Er thut es sehr lobenswürdig, ohne die Gerichtswage zu halten, ohne mit Super-Aufklärung zu prangen, und mit redlicher Ueberzeugung. Um seine Absicht zu erreichen, tritt er mit unbedingter Verwerfung aller mystischen Frömmigkeit, und alles Glaubens an den übernatürlichen Zustand der Verzückten, auf. Zum Beweise erörtert er die Lebensgeschichte von einem Dutzend Schwärmerinnen der christlichen Kirche aus früheren Jahrhunderten und Mystikerinnen der neuern Zeit. Von der Voraussetzung ausgehend, daß sie Betrügerinnen und Betrogne waren, hebt er aus ihrem Leben die Punkte aus, wo ihr Anhang übernatürliche Kräfte wirksam wähnte, oder sie selbst sich von solchen belebt glaubten, und belegt sie mit Anklage und Spott. — Für wen aber schreibt denn der Verfasser? — doch nicht für die Leser, welche seine Ansichten theilen; denn diese bedürfen seines Buches nicht, und werden, wenn sie sich von dem Gegenstand unterrichten wollen, mit Hülfe einiger physischer Kenntnisse und Seelenkunde, in den Legenden und frommen Traktätlein viel mehr lernen. Will er aber solche, die noch im Irrthum befangen sind, auf einen lichtern Weg leiten, so ist sein Standpunkt gegen sie übel gewählt, denn er zeigt sich ihnen als spottender Gegner, nicht als theilnehmender Lehrer. Voltaire's Beyspiel muß ihn nicht irre machen, es paßt nicht auf unsre Zeit. Voltaire kämpfte gegen das Pfaffenthum und, durch dessen Sturz, für Freyheit und Recht; der Mysticismus unsrer Zeit ist aber keine alte Herrschaft über den Geist, sondern ein neues Bedürfniß des Geistes, eine Herrschaft zu finden. Man hat den Unmündigen ihren Vormund genommen, statt ihnen bessere Lehrer zu geben; sie bedürfen keinen Spott, sondern eine bessere Lehre. Sie können nicht zu ihren alten Schulmeistern zurückgedrängt, noch können sie emancipirt werden.

Der Menge ihre Götzen zertrümmern, taugt wohl überhaupt nicht. Lieber bringe man sie ihrem Gott näher, indem man ihnen statt unverständlicher Geheimnisse ihre Pflichten für's Leben, und Anwartschaft über das Leben hinaus, lehrt — dann fallen die Götzen von selbst. Ich setze den Fall, ich habe einen Freund, dem zu trauen ich von Vater und Mutter gelehrt ward, er ist aber meines Vertrauens unwerth und verleitet mich zu Irrthum — kommt nun Jemand und schmähet, höhnet den Freund, so stellt er sich in feindliche Stellung gegen mich und ich bereite mich zur Gegenwehr; lehrt er mich aber durch bessere Erkenntniß des falschen Freundes Trug entdecken, so gebe ich ihn endlich auf, so weh es mir thut. Für den Zweck scheint mir also der Weg, welchen der Verf. gewählt hat, nicht der rechte. Solchen Lesern aber, die zum Nachdenken Lust und Muße haben, gibt diese Behandlung der Legenden (einerley, ob einer heiligen Clara oder Jane Southcott) kein Genüge. Der wohlmeinende Verf. erzählt abwechselnd die eignen Worte derselben oder ihrer Lebensbeschreiber, und unterbricht sie, zuversichtlichen Unglauben mit trivialem Spott vermengend, doch ohne eine Nachforschung über den Seelenzustand der Schwärmerinn, ohne den Irrthum oder Betrug begreiflich zu machen. Was er thut, könnte höchstens nur dann gelingen, wenn der Leichtgläubige, statt an die Visionen seiner Seherinn, nur an den Vernunft-Ausspruch des Verfassers glaubte. Damit wäre denn wenig gewonnen, da der Zweck alles Unterrichts Selbstdenken, nicht Glauben seyn soll. Betrug ist wohl überhaupt nicht die Beschuldigung, welche Glauben und Aberglauben zerstört; denn um Betrug zu entdecken, muß ich untersuchen, Glauben aber schließt die Untersuchung aus. Du sagst: „dein Glauben hat dich betrogen." — Der Gläubige sagt: „du lügst." Dann stehen beyde wieder da, wo sie standen. Der einzige eindringende Angriff bey des Unterrichts fähigen Menschen wäre wohl eine Beleuchtung ihrer Heil'gen und Seher durch geschichtliche, ärztliche und seelenkundliche Kenntnisse, bey der jede Beschuldigung vermieden und dem Irrenden der Lohn des Glaubens nicht streitig gemacht würde. Die lezte Zeit hat uns durch die Erscheinungen des Magnetismus eine fast allein hinreichende Erklärung des

Wunder herbeyführenden Seelenzustandes der Schwärmer gegeben. Diese noch bey weitem nicht in ihrem Umfang und ihren Wirkungen erkannte Naturkraft scheint von je her thätig gewesen zu seyn, der Kindheits-Zustand der Naturkunde hatte nur nicht Mittel gefunden, ihren Platz unter den Kenntnissen zu bestimmen. Eine solche Erklärung der Wunder und Entzückungen hätte auch wieder den wechselseitigen Vortheil, den Mißbrauch und die falsche Ansicht des Magnetismus zu verhindern — denn es ist ein rechter Beweis von der fehlerhaften Neigung im Menschen, daß er eine natürliche Erkenntniß (den Magnetismus), die ihn von so vielem Glaubensvorurtheil zu befreyen gemacht ist, zu einer neuen Quelle des Aberglaubens gemacht hat.

Vielleicht hat der Verfasser dieser Umherschweifungen den Weg zu einer bessern Behandlung des gleichen Gegenstandes gezeigt. Interessant ist die Nebeneinanderstellung katholischer Legenden der Vorzeit, und protestantischer Schwärmergeschichten des jetzigen Jahrhunderts, aber nicht zum Vortheil der lezten. In jenen sind die Elemente sehr einfach; eine Virtuosität des Glaubens, ein Ringen der Unwissenheit mit dem Durst nach dem Unbegreiflichen. Die Heiligen, welche der Verf. anführt, und viele andre „sezten das Leben ein, um das Leben zu gewinnen." — Mir däucht, das leidet keinen Spott. Bey den protestantischen Schwärmern hat die Spitzfindeley der theologischen Gelehrsamkeit einen großen Antheil, roher Hochmuth und Sinnenkitzel keinen geringern. Als Lesebuch betrachtet, wird dieses Buch bey aufgeklärten Protestanten unfehlbar Beyfall finden. Einmal, weil der, dem Verf. gleich denkende, sich gar gerne klüger wie die nicht Klugen dünkt, und weil die gewöhnlichen, wirklichen Legenden ihnen ziemlich fremd sind — denn die empfindsam maskirten Legenden unsrer Dichter geben gar keinen Begriff von dieser Gattung, die für das Volk, von Pfaffengehässigkeit gereinigt, eine recht gute Volkslectüre geben könnte. Da der Plan des Verfassers eben so gut zwey und drey, wie dieser einen Band, gestattet, und er Belesenheit und Mittel zur Belehrung zu besitzen scheint, würde er seinem Publikum recht nützlich seyn, wenn er neuerer Schwärmerinnen Geschichten im Zusammenhang erzählte. Schwerlich wird er sich scheuen, Menschen zu nennen und Dinge zu erzählen, die viele Augenzeugen gehabt haben, indeß der Zusammenhang der Vorgänge, da das Publikum sie nur durch die Tageblätter erfuhr, nie recht deutlich geworden ist.

Th. H.

Die Evangelische Brüdergemeine. Geschichtlich dargestellt von Ludwig Schaaf. Prediger zu Schönebeck bey Magdeburg. Leipzig bey Johann Friedrich Gleditsch. 1825.

Vorstehende historische Darstellung des Entstehens, Fortganges und gegenwärtigen Bestandes der evangelischen Brüdergemeinde ist in mannichfacher Beziehung sowohl lesens- als empfehlenswerth. Lesenswerth ist sie schon deßwegen, weil sie grade so viel mittheilt, als einem Jeden nöthig ist, der das Denken und Thun der, in vielen hundert Kolonien, Societäten und Missionen, über den Erdkreis verbreiteten, Herrnhuter genauer kennen lernen will, als ihm dieß bey der, im gewöhnlichen Leben oft wiederkehrenden, aber selten wohl unterrichteten, lobenden oder tadelnden Erwähnung derselben gelingen kann. Besonders wichtig wird die genauere Kenntniß des Herrnhutianismus für jeden, dem das religiöse, kirchliche und unkirchliche Streben überhaupt und besonders für unsere Zeit nicht unwichtig erscheint. Wir wissen ja alle genug von dem gegenwärtigen Treiben der Pietisten und Mystiker, die man gewöhnlich ohne Weiteres für Herrnhuter, wenigstens für heimliche zu erklären sich berechtigt hält. Was wahr und was falsch an diesem oberflächlichen Urtheil ist, wird man leicht aus dieser Schrift ersehen, welche wir besonders deßwegen auch „empfehlenswerth" genannt haben, weil sie mit wissenschaftlicher Genauigkeit, die kein Factum unbeglaubigt läßt, eine verständig geordnete und populäre Darstellung verknüpfet. Sie besteht aus drey Hauptabtheilungen. Die erste derselben gibt Nachricht von der Geschichte und kirchlichen Verfassung der böhmischen (mährischen) Brüder. Dieß war nothwendig, weil die herrnhutische Brüdergemeinde das Meiste ihrer äußeren Verfassung sammt einem großen Theil ihrer ersten Mitglieder der böhmischen oder mährischen Brüderunität verdankt. Hierauf folgt denn, in einer zweyten Hauptabtheilung, die Geschichte der Brüderunität (augsburgischer Confession) in zwey Zeiträumen, a) von ihrem ersten Entstehen 1727 bis zu ihrer öffentlichen Anerkennung 1754, und b) bis auf die gegenwärtige Zeit. Diese beyden Hauptabtheilungen finden sich schon abgedruckt, die erste im 11ten, die zweyte im dreyzehnten Theile der von Ersch und Gruber herausgegebenen allgemeinen Encyclopädie.

Die dritte Hauptabtheilung „Zinzendorf und sein Herrnhutianismus" ist gleichfalls für die genannte Encyclopädie bestimmt, dürfte aber nicht sobald dort zu lesen stehen, was denn auch der Verfasser selbst nicht mehr zu erleben glaubt. Sie ist unstreitig die wichtigste

ür die Einsicht in das wahre Wesen des Herrnhutianismus, der im Grunde noch heute derselbe ist, als welcher er in Zinzendorf sich individualisirt und darum am lebendigsten, eindringlichsten ausgesprochen hat. Inzwischen stehen alle drey Hauptabtheilungen in genauer Verknüpfung, und deßwegen ist es zu loben, daß ihr Verfasser sie zusammen hat abdrucken lassen, damit der Totaleindruck, auf den es doch am Meisten ankommt, leichter gewonnen werde. Worin wir ihn gefunden zu haben glauben, wollen wir in der Kürze andeuten.

Der wahre Herrnhutianismus ist durchaus von der heut zu Tage um sich greifenden Pietisterey zu unterscheiden. Er eifert und verdammt nicht, er ist nicht bekehrungswüthig, er verlangt durchaus keinen Separatismus, ja er haßt sogar alle eigentliche Sectirerey; auch äußert er sich nicht in einer Entnervung und Erschlaffung für ein vernünftiges, werkthätiges Leben. Er will ja vielmehr die in alle christlichen Confessionen zerspaltene, im Geist einige, unsichtbare Kirche darstellen. Wenn dagegen Herrnhuter jene Merkmale der jezt grassirenden Pietisterey an sich tragen, so müssen sie von den ächten Herrnhutern als ausgeartete betrachtet werden. Dieß geht eben so aus dem Charakter des Grafen Zinzendorf und seiner Lehre, als aus der historischen Entwickelung des Herrnhutianismus mit, zwischen und neben allen Confessionen hervor, wenn er auch vorzugsweise mit der augsburgischen Confession übereinzustimmen, bekennt. Von besonderem Interesse wird einem jeden Leser die Betrachtung der historischen Entwickelung seyn, und namentlich ist daraus zu ersehen, wie strenge Kirchenzucht und innerster Herzensglaube, die ursprünglichen Motive zu allen Reformations-Bestrebungen, sich am Ende derselben im Herrnhutianismus vereinigen, nachdem die erste ihre Ausbildung in dem Läuterungsfeuer zweyhundertjähriger Verfolgungen bey den mährischen Brüdern, der zweyte frisches Leben, im Gegensatz gegen die erschlaffte, schale Zeit nach dem westphälischen Frieden, gewonnen hat. Freylich wird aus dem Kampf, aus der Unterdrückung, aus dem Gegensatz, aus welchen beyde Elemente des Herrnhutianismus geboren worden, klar, wie so manches Ueberspannte sich damit in Verbindung setzen mußte. Eben diese Umstände aber sind es zugleich, welche das Räthsel lösen, daß mit dem süßlichen, liebelnden Glauben der Herrnhuter große Arbeitsamkeit und, wie ihre Missionen seit einem Jahrhundert beweisen, die reinste Aufopferungsfähigkeit verbunden ist.

Periodische Literatur.

Orpheus.

Diese vom Herrn D. Weichselbaumer herausgegebene Monatsschrift, deren 1. Heft das Lit. Bl. bereits im Jahr 1824. No. 5. angezeigt hat, ist bis zum 4ten Hefte (Nürnberg bey Riegel und Wießner 1825. 171 S. 8.) vorgeschritten. Das zweyte und das dritte enthielten unter anderm eine Abhandlung von Herrn G. C. Braun über den Oedipus Tyrannus, die auch schon als Anhang eines seiner Dramen gedruckt ist, und zum Beweis dient, daß Herr B. hier nicht in seiner Sphäre ist; Studien über die Opern-Poesie von Auerbach, die von einer lichtvollen Einsicht in das Wesen der Kunst und Afterkunst zeugen; und ein Roman von Herrn Carlson, den man insoferne einen musikalischen nennen könnte, als die Kapitel-Ueberschriften aus Musiknoten bestehen, welche Passagen aus dem Freyschützen, Don Juan u. s. f. ausdrücken. Der vorliegende 4te Heft zeichnet sich aus durch eine Dichtung Fouqué's, der Schottlandsbarden Untergang, und einen Aufsatz Auerbachers, der Dichter und der Tonkünstler, der auf obgedachte Studien Bezug hat. Auch was Herr C. Panse beygetragen hat, ist lesenswerth: sein Abbé Groyneur ist nicht ohne satyrischen Humor. In der ausführlichen Biographie Müllners S. 135 — 171, die ihren Stoff nicht bloß trocken geschichtlich, sondern pädagogisch und psychologisch behandelt, finden sich sehr interessante Bemerkungen, die von eigner Anschauung inneren Künstlerwesens, und von vieler Lebens- und Menschenkenntniß zeugen; auch ist dieselbe in einem meisterhaften Style geschrieben. Wenn aber der Verfasser wirklich jemals mit Müllner in so vertraulichen Verhältnissen gestanden hat, als er behauptet, und als er gestanden haben müßte, wenn alles Erzählte genau wahr seyn sollte; so ist nicht wohl abzusehen, womit derselbe es bey dem noch lebenden Gegenstande seiner Erzählung rechtfertigen will, Anecdoten aus Müllners Leben, und aus seinen Verhältnissen mit Buchhändlern, Theater-Directionen, Ministern, Regierungen, Ortsobrigkeiten, Maurerlogen, und Krähwinkler-Dramen (m. s. S. 164. 165. 167. 168 und 169) berührt zu haben, von denen er S. 167. selbst gestehen muß, daß M's Benehmen dabey nicht ganz mit Unrecht übel ausgelegt worden. Solche Dinge pflegt ein ächt freundschaftlicher Biograph lieber zu übergehen, wenn sie nicht gerade wesentlich zur Sache gehören.

Nr. 97.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 6. December 1825.

Musik-Literatur.

Die Schrift: über Reinheit der Tonkunst, vertheidigt von deren Verfasser.

In der Apostelgeschichte 19. V. 23 — 28. steht geschrieben: „Es erhob sich aber um dieselbe Zeit nicht eine kleine Bewegung. Denn Einer, mit Namen Demetrius, ein Goldschmidt, der machte der Diana silberne Tempel, und wendete denen vom Handwerk nicht geringen Gewinnst zu. Dieselben versammelte er, und die Bearbeiter desselben Handwerks, und sprach: liebe Männer, ihr wisset, daß wir großen Zugang von diesem Handwerk haben; und ihr sehet und höret, daß nicht allein zu Ephesus, sondern auch fast in ganz Asien, dieser Paulus vieles Volk abfällig macht, überredet, und spricht: es sind nicht Götter, welche von Händen gemacht sind. Aber es will nicht allein unser Handel dahin gerathen, daß er nichts gelte, sondern auch der Tempel der großen Göttin Diana wird für nichts geachtet, und wird dazu ihre Majestät untergehen, welcher doch ganz Asien und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt. Als sie das hörten, wurden sie voll Zorns, schrieen und sprachen: groß ist die Diana der Epheser."

Diese lehrreiche Geschichte hat mir in den lezten Tagen nicht aus dem Sinn kommen wollen, nachdem ich es endlich über mich vermocht hatte, die Weitläufigkeiten, welche der Musikalienhändler und Musiker Hans Georg Nägeli in Beziehung auf meine kleine Schrift über Reinheit der Tonkunst in diesen Blättern der eleganten Welt aufgebürdet hat, mit der nöthigen Geduld durchzulesen. Fast bey jeder Zeile mußte ich an den Goldschmidt Demetrius denken, und oft auch an den großen Goliath. Denn wahrlich, Herr N. benimmt sich gegen mich, wie jener Held des alten Testaments gegen den kleinen David; aber er vergißt, wie sein Mitbruder, daß ich noch wohl einige tüchtige Kiesel für meine Schleuder in der Tasche führen könnte. Damit muß ich ihm denn dienen; doch will ich, dem neuen Testamente angehörend, etwas säuberlicher mit ihm umgehen, als David mit Goliath. Denn ich habe, als guter Lutheraner, ein sehr versöhnliches Herz nebst großer Langmuth; und ich müßte unbarmherzig seyn, wenn ich nicht mit einer Art von Freundlichkeit den Zorn meines Gegners als etwas höchst Menschliches betrachten wollte. Ist nämlich das, was ich gesagt habe, als wahr anerkannt; bemüht man sich allenthalben, eine historische musikalische Bildung zu bekommen, und zieht man viele vergessene Meisterwerke an das Tageslicht, so muß es freylich mit vielen anderen Dingen dahin kommen, daß sie nichts gelten. Der Buchladen des Herrn N. wird immer mehr Ladenhüter bekommen; seine musikalische Lesegesellschaft, aus der ich, zu seinem Mißfallen, wegen gänzlicher Nichtbefriedigung längst austreten mußte, wird immer mehr schwinden; seine geistlichen Compositionen werden höchstens für die, welche nichts Besseres haben, in Gebrauch bleiben; und vor allen Dingen werden seine musikalischen Lehrsätze wenig Gehör finden, z. B. die Behauptungen in seiner Chorgesangschule: „daß der Choral eine veraltete Kunstgattung sey, die nicht nur für unsere neue Kunstwelt den ästhetischen Reitz verloren habe, sondern den erkannten Gesetzen ächter Singkunst von Grund aus widerstreite; daß die Singkunst, indem sie immer spielender werde, sich zum Himmelsjubel und der triumphirenden Kirche erhebe; daß der Mollton nur die Ausnahme mache; und daß unter den speciellen Individual-Leistungen die Duette zwischen Alt und Tenor einen vorzüglichen Werth haben, weil darin eine Art Kunstvermählung der Geschlechter liege, welche nichts zu wünschen übrig lasse." Also, wie gesagt, den Zorn und die Säuerlichkeit meines Gegners muß ich menschlicher Weise begreifen, und entschuldigen. Allein schweigen kann ich hier nicht, weil es eine gute Sache gilt; doch mögen meine Leser vergeben, wenn ich auf die Form dießmal keine Mühe wende, und tausend kleine Sticheleyen, Verdrehungen und Wortklaubereyen nicht berührend, in Beziehung auf das Wesentliche bloß Folgendes hervorhebe.

1) Herr N. beginnt den Feldzug mit einer Jeremiade über das Unheil, welches die leidigen Dilettanten der Musik gebracht haben sollen. Dagegen behaupte ich

aber nach wie vor, daß grade die Mehrzahl der sogenannten Meister uns dem Untergange nahe brachte; dieses Heer unwissender, geschmackloser Menschen, welche uns mit geistlosen, verzerrten, krankhaften Sachen überschütteten, im Ueberwinden gehaltloser Schwierigkeiten das Wesen der Kunst suchten, und alles Classische in Vergessenheit zu bringen bemüht waren. Hätte nicht der reine Sinn tüchtiger Dilettanten, und einzelner weniger edler Meister, welche sich desselben Sinns erfreuten, der Kunst zur Seite gestanden, so würden selbst **Händels** Werke längst untergegangen seyn.

Und überhaupt! was will denn dieß Gerede über die Pracht der Meisterschaft sagen? Es gibt in der Musik keine Tonsur, und keine Ausgießung des musikalischen Geistes aus dem Grunde, weil man den Titel eines Musikers angenommen hat. Wer etwas weiß, der weiß etwas, und wer Kraft und Talent besizt, dem wird es auch möglich werden, neben einem bürgerlichen Beruf für die Kunst etwas Tüchtiges zu leisten. **Massuvius Sabinus** war einer der größten Juristen, und doch wußte er, nach dem Zeugniß des **Athenäus**, mit zwey Instrumenten gut umzugehen. **Friedrich der Große** war Meister im Flötenspiel, obgleich er gewiß mehr Königliche Sorgen hatte, als mein dictatorischer Gegner. Wenn ich nun seit einer guten Reihe von Jahren mit Erfolg bemüht gewesen bin, aus Deutschland, Italien, Frankreich und England viele classische musikalische Werke aller Perioden zusammenzubringen, und in dieser Zeit, aus Liebe zur Kunst, fast alle Gesellschaften meidend, meine sämmtlichen Erholungsstunden mit unermüdlichem Eifer dem Studio jener Werke widmete: warum sollte ich nun genöthigt seyn, vor dem Zürcher Meister zu verstummen, vor ihm, der von der Geschichte der Musik vielfach nichts weiß! Das Lezte kann ich mit gutem Gewissen behaupten. Mehrmals habe ich mich vor einigen Jahren mit Herrn N. mündlich unterhalten, und dabey seine wahrhaft trostlose Halbgelehrtheit kennen gelernt. Von den tausend Meisterwerken, welche vor S. **Bach** in drey Jahrhunderten, so wie neben und bald nach demselben in Italien erschienen, hat er fast nichts gesehen. Selbst **Händels** Werke sind von ihm nie vollständig studirt. Bloß von den wenigen, in deutschen, meistentheils unlautern Ausgaben erschienenen Händelschen Oratorien wußte er mir etwas Genaues zu sagen, und daß die in Wien erschienene Ausgabe des Samson eine unverantwortliche Verfälschung des Original-Werkes sey, mußte er erst von mir lernen. Daher weiß er auch in seiner Chorgesangschule (S. 41) über alles, was vor S. **Bach** geschaffen ward, fast nichts zu sagen, und hilft sich bloß mit der unerhörten Behauptung: „im Allgemeinen hätte, nach kritischer Ansicht (d. h. wenn man über Dinge spricht, von denen man nichts Rechtes weiß), was von einem dieser Classiker desselben Zeitalters herrührt, ein andrer eben sowohl gemacht haben können"!!!

In der That! der Hochmuth der musikalischen Zunftgenossen ist oft ganz lächerlich. Hat ein junger Mensch in einigen Jahren das Nothdürftigste gelernt, wird dieß Wenige von ihm für Geld Andern beygebracht, und sind nach einem gewissen Leisten einige geistlose Stücke componirt, so ist gleich der sogenannte Musiker da, auch wenn nicht ein einziges classisches Werk begriffen ist, und nicht einmal eine gemeine vierstimmige Partitur in den gewöhnlichen vier Schlüsseln gespielt werden kann. Werden aber gar einige Dutzend größere neuere Werke eingeübt, und in Beziehung darauf einige theoretische Lehrsätze ersonnen, so verlangt der vollendete Meister die volle Anbetung. Warum sollte nun der sogenannte Dilettant in schönen freyen Stunden nicht auch sein musikalisches Talent gut entwickeln können? Während Herr N. in ganz Süddeutschland umhergereist ist, um seine Leihbibliothek zu empfehlen, und einige Hefte über Musik für die Gebühr abzulesen, während dessen habe ich unter Leitung eines ehrwürdigen Schülers des Abt **Vogler** in aller Emsigkeit meine lezten Abendstunden angewandt, um mich des Generalbasses ganz zu bemächtigen. Warum sollte ich nun in diesem Umgange nicht mehr gelernt haben, als Herr N. auf seinen musikalischen Wanderungen? Es soll indeß mit diesem Allen dem guten Herrn die schuldige Achtung nicht versagt seyn. Mehrere seiner früheren Lieder werde ich immer recht in Ehren halten, und sein eifriges Streben für Gutes und Gemeinnütziges stets mit Freude anerkennen. Allein die gehörige historisch-classische Bildung, und ein reifes, nur daher entstehendes Urtheil muß ich ihm absprechen, also auch dagegen protestiren, wenn er mich aus meiner historischen Dilettantschaft vertreiben und zu seiner vielfach unhistorischen Meisterschaft hinüber locken will. Mir wird dabey zufällig folgender artige Fall erinnerlich: der Kaiser Carl VI. war ein tüchtiger Clavierspieler. Als er eines Abends bey einer Aufführung gut begleitet hatte, rief der, hinter ihm stehende Kapellmeister Fux aus: „Schade, daß Ew. Majestät kein Virtuose geworden sind." Der Kaiser erwiederte lächelnd: „hat nichts zu sagen, hab's halter so besser."

2) Meine kurzen Bemerkungen über Instrumentiren und Nicht-Instrumentiren haben Herrn N. zu den bittersten Aeußerungen verleitet. Ich soll seyn: „gedankenleer; von schwacher Urtheilskraft; unfähig; ohne Sinn für das Gesteigerte und Feine; ein Liebhaber des Massiven" u. s. w. Wegen meines innigen Wunsches, daß Jedermann stets wenigstens den gemeinen Anstand beobachten möge, hat mir dieß zwar recht wehe gethan;

aber im Uebrigen blieb ich guten Muthes, und werde es bleiben.

Ich habe in meiner Schrift die Instrumental-Musik keineswegs verworfen, sondern wegen ihrer eigenthümlichen Vorzüge in hohen Ehren gehalten, dabey aber bemerkt, daß die dünnen Instrumente, namentlich die Saiten-Instrumente, in großen Tempeln nicht klingen, und daß auch überhaupt menschliche Stimmen, wegen ihres besonders seelenvollen Ausdrucks, am besten im Stande sind, die einfachen, erhabenen, zarten Sachen, welche vorzüglich der Kirche angehören, würdig darzustellen. Was nun den Hauptpunkt des Klingens betrifft, so ist damit offenbar gegen die Vorzüge des Instrumentirens nichts gesagt, sondern nur eine nothwendige Grenze angedeutet, weil unsere Ohren nun einmal sind, wie sie sind. Das Forte-Piano hat einen hohen Werth, und kann, mit Feinheit und Zartheit behandelt, im Zimmer bey der Begleitung ganz zauberhaft werden. Allein wie klingt es im Garten oder im Walde? Sezt in einen Wald hundert solcher Instrumente, so habt ihr damit nicht ein Hunderttheil dessen, was zwey gute Waldhörner machen können. Eben so die Saiten-Instrumente in der Kirche, insofern sie hier nicht zur Unterstützung schlechter Stimmen als Lückenbüßer mitlaufen müssen, also insofern tüchtig von tüchtigen Chorstimmen gesungen wird. Ich habe in einer Kathedrale von 60 — 80 kräftigen Sängern ein Magnificat gehört, dessen Herrlichkeit über Alles ging. Wie kindisch und jämmerlich würde es gelautet haben, wenn sich daneben auch Saiten-Instrumente, oder Flöten hätten hören lassen? Dasselbe gilt denn auch offenbar, wenn feine, tiefsinnige, zarte Sachen in der Kirche durch engelreine Stimmen mit vollendeter Meisterschaft vorgetragen werden. Ich rede aber immer nur von wahrhaft frommen, gleichsam dieser Welt nicht angehörenden, uns in eine höhere Welt versetzenden Sachen, daher ich mir auch durchaus nicht denken kann, daß im Himmel die Lobgesänge der Engel durch Violinen begleitet werden. Will man in der Kirche alles in Allem haben, will man auch ein Bißchen lustig, behaglich, aufgeregt seyn, unvermerkt an die Oper erinnert werden, oder an eine Feldschlacht, oder an die liebe Liebe: so mag die Unersättlichkeit thun, was sie will; aber man soll einem solchen Mischmasch nicht den Namen idealer Kirchenmusik geben. Ich habe auch für meine Ansicht so gute Auctoritäten, daß ich Herrn N. wie Cicero sagen kann: ich will lieber mit Plato irren, als mit dir recht haben.

Der päpstlichen Kapelle sind seit vielen Jahrhunderten die ersten Meister vorgestanden. Dem guten Neuen war diese Kapelle nie unzugänglich, wie selbst Allegri und Bajj dann auch der, oft in die Irre geführte Jomelli, und jezt wieder Baini erfahren hat. Dennoch blieb hier das Instrumental stets ausgeschlossen, und nie habe ich gehört, daß gebildete Zuhörer dabey etwas vermißten. Im Gegentheil war immer nur Eine Stimme darüber, daß die Aufführungen in jener Kapelle ganz einzig, himmlisch und unübertrefflich sind. Eben so die Russische Kirche. Durch die Gesänge in der kaiserlichen Kapelle ist bisher alle Welt entzückt worden, und selbst Virtuosen waren davon ganz bezaubert. Auch auf Händel und Michael Haydn kann ich mich hier berufen. Die Oratorien des ersten sind zwar im Ganzen nicht im Kirchenstyl geschrieben, d. h. sie passen nicht zu großen, ernsten Kirchenhandlungen, obgleich sie das Fromme oft auf die geistreichste Weise darstellen. Dennoch läßt Händel oft, wo ein Stück dem Kirchlichen ganz gleicht, die Instrumente schweigen, und eben dieß macht eine unendlich herrliche Wirkung. So beginnt z. B. im Dettinger Te Deum der Chor: We therefore pray thee, mit aller Lebendigkeit und Fülle; aber wie die Worte kommen: „die wir erkauft sind durch dein theures Blut,“ so schweigen alle Instrumente, und zwey Soprane lassen in einfachen Tönen die Engel in ganzer Einfalt hervortreten. Eben so schweigen in dem Chor des Messias: „wie durch Einen der Tod“ alle Instrumente, wo der Text tiefsinnig ist; und welcher Fühlende hat es wohl je ohne Rührung gehört, wenn nach der zweyten Strophe bey den Worten: „und wir durch Adam alle starben,“ die sämmtlichen Instrumente zurücktreten, und den Singstimmen Alles allein überlassen? Auch Michael Haydn (dieser ehrwürdige Meister, welcher aber doch nach meiner Ueberzeugung nicht, wie Händel, einem Adler verglichen werden kann) hat in seinen Werken genug angedeutet, daß ihm für das Kirchliche der feinere Sinn nicht fehlte, obgleich er durch den Geist seiner Zeit und die Forderungen seines Publikums vielfach beengt ward. In seinen Gradualien hat er nämlich überall obligate Instrumente, wo ihn der Text zu einer Art von Jovialität und Behaglichkeit leitet, namentlich in den vielen Stücken, wo Halleluja vorkommt. Allein zwingt ihn sein Text zu Gedanken, welche durchaus der Kirche angehören, so verschwinden alle obligaten Instrumente, und er gestattet bloß zur Unterstützung schwacher Sänger die Begleitung im Unisono, welche denn doch wahrlich nur als Krücke, aber nicht als eine Stufe vermehrter Kunst gelten kann, und von jedem tüchtigen Sänger in der päpstlichen Kapelle als Beleidigung aufgenommen werden würde, etwa wie es gute Sänger mit Recht ungern sehen, wenn man ihnen durch Mitspielen im Recitativ zu erkennen gibt, daß man ihrer Kraft nicht trauet. Leider scheinen aber meinem heftigen Gegner auch in dieser Beziehung die tieferen Grundsätze der Musik ein Geheimniß zu seyn. Das Behagliche, Stutzige, Spielende, Himmelanschreyende ist sein Ideal und darnach

muß sich alles biegen. So findet sich z. B. in seiner Chorgesangschule Nr. XI. der Psalm: erhebet den Herrn: allein wie? Vier Stimmen singen so ziemlich bieder und natürlich ihren Salm nach oben; aber während dessen benimmt sich der Clavierspieler fast wie ein Rasender, und rollt mit Sechzehntheil-Triolen über das ganze Clavier hinauf und herunter, so daß ihm die Sänger, wenn sie Gefühl haben, zurufen müssen: laßt doch die Possen bleiben! Hätte hier Herr N. vollständig instrumentirt, so würden die Sänger aus Angst ganz davon laufen müssen. Und dieß soll nun Geschmack oder ächte Kunst heißen, und gegen dergleichen Mißbräuche soll man nichts sagen dürfen! Schon Vogler (über den sich Herr N. wohl nicht erheben möchte) hat den Unsinn des Instrumentirens, und das Zurücksetzen der Singstimme lebhaft beklagt, indem er (in den Betrachtungen der Mannheimer Tonschule vom J. 1778) auf's Bitterste jenen (später noch unendlich gestiegenen) Unsinn rügt, und dann hinzusezt: „nur wo Gesang vorleuchtet, dort ist der himmlische Wohnsitz des göttlichen Apollo, dort, wo vereinte Gesänge Eintracht stiften, dort, wo Mannigfaltigkeit in besondern Gesängen, edle Einheit im Ganzen herrscht."

3) Viele ältere, fast überall in Deutschland vernachlässigte Meisterwerke sind von mir dringend empfohlen, weil sie eine gediegene Genialität, Fülle, Tiefe und Reinheit des Gemüths offenbaren. Darüber werde ich nun von Herrn N. zur strengen Verantwortung gezogen. Ich soll beschreiben, wo das Ding denn eigentlich sizt, recht schulgerecht in lieben Kunstausdrücken reden, und mich überhaupt so benehmen, wie sich ein dressirter Musiker zu benehmen hat.

Folgendes wird von meiner Seite zur Antwort genügen. Das Ideale und ästhetisch Vollendete läßt sich in Ansehung seines wahren Geistes durch Worte nie klar machen. Man rede so viel, wie man will, über einen Engelskopf; man spreche von der Feinheit der Nase, der Farbe der Augen, der Wölbung der Stirne u. s. w., immer muß erst der Engel gesehen seyn, wenn man ihn eigentlich kennen lernen will. Ueber Händels Messias kann man mit denen, welche dieß Meisterstück kennen, viel Gutes reden; aber denen, welche nichts davon sahen und hörten, würde ich kein klares Bild desselben durch Worte geben können. Die Wortmalereyen führen in solchen Fällen zur Schaalheit, oder zum Bombast, und beydes habe ich stets zu vermeiden gesucht, zum Theil auch durch warnende Beyspiele abgeschreckt, zu denen ich die Chorgesangschule des Herrn N. ebenfalls rechnen muß. Welcher Wortschwall fast auf jeder Seite, und doch, wie wenig Licht! So sind z. B. S. 64. 65. acht Stufen der Musik gemacht, und dabey heißt es unter andern so: „Dritte Stufe. Sie bringt in der Motette, indem sie den poetischen und mystischen Bibelstellen eine sinnlich" geistige Hülle leihet, und so die Anschauung belebt, das Wort Gottes dem Geist und Herzen des Menschen näher, und ist so, als ein fortleuchtendes symbolisches Licht, eine stete Nährerin des Glaubens. Vierte Stufe. Sie erhebt sich in ihrem Culturgange allmählig zur kirchlichen Autorität. Autorität hat, was auf die unmittelbarste Weise von einem Autor, Urheber stammt, oder, unverkennbar geistigen Ursprungs, auf einen solchen hinweiset. So werden uns die Dogmen und Symbole in Wort und Bild zur Autorität, indem sie uns, Göttliches offenbarend, auf Gott hinweisen. So wird uns auch das Kunsterzeugniß zur Autorität, wenn das Autorschaftliche, Urhebliche an demselben, aus Begeisterung entquollen, von einer höher liegenden Urquelle zeugt." Dergleichen Dinge sind nun aber baarer musikalischer Mysticismus, und dagegen habe ich immer gerechten Widerwillen gehabt.

Ob eine Sache gewissen Kunstregeln gemäß sey, oder nicht, das läßt sich mit Worten ausführen; aber in Betreff des Besten, des Genialen und Idealen, entscheidet immer etwas Höheres, welches durch Regeln nicht umfaßt werden kann. Wir haben sehr mittelmäßige Gedichte in meisterhaften Hexametern, und andere, welche, ungeachtet vieler Verstöße gegen den Versbau, wegen ihrer Genialität und Reinheit über alles Lob erhaben sind. Die Schulmeisterey, welche nirgend in den Kern dringt, pflegt sich nun zwar in solchen Fällen recht breit zu machen; allein dergleichen Dinge gefallen auch nur den Schulmeistern. Shakespeare wird unsterblich bleiben, auch wenn ihm noch so oft vorgeworfen wird, daß er einmal ein Seeschiff an der Böhmischen Grenze stranden läßt.

Mit Beschreibungen kann man also die musikalischen Meisterwerke nicht charakterisiren; sie müssen studirt, und gleichsam lebendig in die lebendige Seele aufgenommen werden. Trügen alle ältern Sachen denselben Stempel, wie Herr N. gern glauben möchte, um auf wohlfeile Art eine schneidende Theorie bekommen zu können, so wäre ihm freylich etwas geholfen. Allein man muß dürftig ausgestattet seyn, wenn man so etwas behaupten kann. Was wahr an der Sache ist, besteht darin, daß die Musiker Anfangs nur für die Kirche arbeiteten (insofern sie keine Uebungsstücke sezten, deren es viele gibt) aber nun auch das Kirchliche, ohne allen weltlichen Schmuck, rein und mächtig darzustellen suchten. Eine absolute Monotonie des Styls kann ihnen dabey im Ganzen nicht vorgeworfen werden, wenn man nicht das Kirchliche als solches zum Fehler anrechnen will. Ueberall sind Verschiedenheiten; bald choralmäßige, dann fugirte, figurirte, imitirende Sätze; dann ein Auflösen, ein Hinzukommen der Stimme, ein durchliegender Choral, neben bewegten Stimmen u. s. w. Hätte Herr N. histo-

rische Hülfsmittel, so würde ich ihn bitten, mit Meisterwerken der älteren Flamänder anzufangen, dann besonders die Werke von Lasso, Seeffel und Palestrina fleißig durchzugehen, und zunächst eine Weile bey den Werken des Spaniers Vittoria stehen zu bleiben, welcher lezte mit einer Zartheit und einem Feuer geschrieben hat, daß man davon hingerissen werden muß. Dann müßte aber weiter durchgeprüft werden, wie der reine Styl sehr bald in Italien wankend geworden, aber doch keinesweges vertilgt ist. Hier beginnt nun, etwa von Foggia an, eine Mannigfaltigkeit, welche sehr groß ist, und es wird in der Kirche für alle Arten der Formen gesorgt. Die Freunde des Weltlichen, Mittelmäßigen oder Schlechten, also der stutzigen, bellenden, polternden, verliebten Musik, welche neuerlich so vielfach auf den Thron gesezt ward, können in hundert und hundert Werken eine reichliche Nahrung finden, z. B. in den Werken von Cannuciari, Casali, Melani, Casciolini, Pittoni, Contanzi, Jomelli, Feo und Porgora. Allein andre, wie Lotti, Caldara, A. Scarlotti, Durante und selbst L. Leo entsagten dem großen ernsten Style nie ganz, und wenn sie auch in allen Formen Mannigfaltigkeit zu schaffen suchten, so sieht man doch überall, daß sie die Kunst in allen Stylen nur weiter fördern, aber das vorhandene Gute nicht vertilgen wollten. Durante hat in einem achtstimmigen, höchst genievollen Requiem alle Formen versucht, aber er hat auch Messen gesezt, welche dem Kirchlichen ganz anpassend sind, und nie, selbst nicht in den freysten und belebtesten Stellen, der Andacht störend werden. Auch ist bey den alten Sachen nie zu vergessen, daß die Meister den nöthigen Ausdruck nirgend angeben, daß man hier mit dem nöthigen Geschmack nachhelfen muß, und daß so die unvergleichlichsten Sachen allen Reiz verlieren, wenn man sie mechanisch ableyert, oder jedem Singenden das Recht läßt, seiner Stimmung zu folgen, und damit dem zu widerstreiten, was die zufällige Stimmung Andrer geben möchte. — Unter den verschiedenen Stylen verstehe ich übrigens auch das Recitativ. Die meisterschaftliche Unwissenheit hat mich zwar mehrmals merken lassen, daß das Recitativ von der neuern Cultur ausgegangen sey. Allein bloß Caldara (geboren 1668) hat deren mehrere hundert gesezt, aus denen man viel mehr, als aus vielen neueren Arbeiten lernen kann. Und selbst von diesem Caldara, dem reichhaltigen, in allen Formen gerechten, durchaus geistvollen, belebten Meister weiß Herr N. nichts zu sagen, als daß er unter den zehn Meistern, welche nach Forkels Angabe S. Bach geliebt habe, der allereinzigste Italiener sey; daß also Bachs Liebe doch auf neue Deutsche falle. Weil Herr N. auf diese Weise mir artig ausgewichen ist, so will ich ihm, auf meine musikalischen Acten gestüzt, eine Wette darauf anbieten, daß S. Bach einen andern italienischen Meister sogar positiv nachgeahmt, und daß Händel ein pax in terra von Lotti halb abgeschrieben hat.

Hätte nun Herr N. mich auf würdige Art beschämen wollen, so hätte er Beweise beybringen müssen, daß das, was ich verehre, nichts sey, und diese Beweise hätten aus der Fülle genommen werden müssen, weil ich selbst (und vielleicht mehr als irgend Jemand) zugestanden habe, daß auch den größten Meistern, namentlich Palestrina und Händel, vieles nicht gelungen sey, welches in der Musik sehr erklärbar ist, weil der Meister in der Natur zur Nachbildung nichts außer sich hat, und Alles rein originell aus seiner Seele schaffen muß. Allein was ist nun geschehen? Von den großen Patriarchen der Flamändschen und Altdeutschen Schule wird so gut wie ganz geschwiegen, selbst von Lasso. In Beziehung auf Palestrina, welcher wenigstens 40 Folianten geschrieben hat, erwähnt Herr N. (doch wohl etwas zu vornehm), daß er bey dem wiederholten Durchblättern mehrerer Folianten von Palestrina die fatalen langen Noten gefunden habe. Zum Ueberfluß verweiset er dann noch auf die Psalmen des Römisch-Kaiserlichen Hofdieners Hanns Leo Haßler (Leipz. 1777.), als treue Darstellung des Styls von Palestrina, obgleich in jenem Werke von dem Geist, und auch oft von dem Kirchen-Styl des lezten wahrlich nichts zu finden ist. Nicht einmal auf Goudimel wird ein Seitenblick geworfen, obgleich derselbe Palestrina's Lehrer war, berühmte Messen und Motetten gesezt hat, und schon als Verfasser der herrlichen calvinischen Choräle der Unsterblichkeit würdig ist. Lotti und Alessandro Scarlatti werden auch nur mit einer Rückweisung auf eine Aeußerung von Marpurg abgethan, während man doch weiß, daß unser in allen Stylen geübter Hasse den lezten, seinen eigenen Lehrer, für den größten Meister Italiens erklärte, und dann im J. 1727, nach dem Zeugniß von Gerber, den ersten, als er ihn in Venedig kennen gelernt hatte, zu seinem Helden erkor, namentlich auch bey Anhörung einer Messe von Lotti ausrief: „welcher Ausdruck, welche Mannichfaltigkeit in demselben, und welche Richtigkeit in seinen Ideen!“ Auch Durante muß sich kärglich abfinden lassen, und nur ein Glücksstern hat dabey geholfen. Denn zufällig ist jezt ein Magnificat von Durante in den Buchläden gedruckt zu haben, und so erlaubt sich denn Herr N. allerley kleine Kritteleyen gegen dieses feurige und mächtige Stück, welches doch Zelter viele Jahre in seiner Singakademie als die Arbeit eines tüchtigen Meisters benuzte. Daran schließt sich bald das ungeheure (schon durch den einzigen sechzehnstimmigen Psalm: Dixit Dominus von P. Pisari entkräftete) Urtheil, daß die Italiener für figurirte

Chorcompositionen die erforderliche Kraft nicht gehabt hätten, und daß sie sogar Graun in seinen Duetten alle übertroffen habe. Wer möchte nun aber behaupten, daß Graun durch seine Correctheit (welche ich jenen, mir sehr genau bekannten, Duetten gern zugestehe) die unendlich geistvollen Duetten von Marcello übertroffen habe, oder die herrlichen Duette von Durante? Selbst von den lezten schweigt Herr N., während die Geschichte erzählt, daß Sachini diese Duette jedesmal küßte, wenn er sie las, oder singen hörte; und so ist es ganz natürlich, daß er auch über die Duette von Lotti und Steffani schweigt.

Dagegen tritt nun Herr N. mit einer Reihe späterer, mir auch bekannter, und zum Theil von mir mit größter Ehrerbietung erwähnter deutscher Meister in aller Breitheit hervor. Er rühmt hier nun höchlich die Fortschritte in der Kunst, und bringt Alles unter allerley Regeln und Terminologien, wogegen ich nie etwas gesagt habe. Ich wollte ja nicht dogmatisiren, keine Regeln des Gesanges und Instrumentirens aufstellen, sondern bloß in gemeinverständlicher Sprache die Freunde des Schönen ermuntern, sich den Genuß vieler herrlicher Sachen zu verschaffen, welche so vielfach ganz vergessen sind, und die, allenthalben eingerissene Ueberkünstelung zu vermeiden. Dieß habe ich mit Wärme ausgesprochen, und diese Wärme wird mir nie zur Schande gereichen, weil sie, durch das Edle veranlaßt, das Edle bezweckte. Die neueren Fortschritte im Technischen habe ich selbst zugestanden. Aber ich bleibe dabey: man kann regelmäßig, und doch geistloser, unkräftiger und hölzerner seyn, als die weniger geschulten Künstler. Hillers Motettensammlung enthält viele Motetten verschiedener, von Herrn N. hochgerühmter Meister, und doch möchte ich sie, wenige abgerechnet, in Beziehung auf Geist und Genialität nicht zu den musterhaften zählen. Dasselbe gilt von vielen Mustern, welche Latrobe in der Sacred music gegeben hat. Ich kann und mag aber über diesen, an sich so klaren Punkt nicht weitläufiger seyn, und will Herr N. nur noch fragen, ob er durch die Masse seiner Kunstregeln und Kunstwerke befähigt gewesen wäre, den Messias von Händel, oder auch nur das Halleluja dieses Oratorii zu schreiben; und ob die wundervoll herrliche Sprache des alten Luther durch die Muster unsers neuern Grammatikers Adelung übertroffen wird? Ich kann dieß Alles auch um so leichter auf sich beruhen lassen, da Herr N. meinen hauptsächlichsten Klagen über den Verfall der Kirchenmusik insofern selbst beystimmt, als er von Mozart und J. Haydn sagt, daß sie in ihren Messen „Gebetweisen in glänzende und rauschende Chorgesänge verwandelten." Es wird zwar damit entschuldigt: „sie waren ja nicht durch und für diese Texte begeistert;" allein welche Kirche kann diese unpoetische, ich muß sagen, diese ganz unwürdige Entschuldigung gelten lassen?

Solche Aeußerungen führen mich nun auf das, was wohl den Schlüssel zu vielen Andern gibt. Herr N. gehört nämlich zu den Tausenden, welche dem Gemeinverständlichen nachstreben, weil ihnen das Höchste fremdartig ist, und nach ewiger Abwechselung haschen, weil sie den dauernden Ernst einer großen Seele nicht begreifen. Die Miserere von Allegri und Baj, welche in der Sixtinischen Capelle in der Charwoche gesungen werden, waren stets die Bewunderung Aller, welche in Rom der Aufführung beywohnten, wenigstens immer wegen des Eindrucks, den sie machen. Diese Stücke kennt nun Herr N. aus der Leipziger (in Ansehung ihrer Treue keinesweges zu verbürgenden) Ausgabe, verwirft sie aber mit wenig Worten, weil ihnen der Rhythmus fehle, und weil sie nur aus consonirenden Accorden bestehen. Sollte man glauben, daß Meisterwerke, welche mit einer der höchsten Ideen zusammenhängen, so kahl abgefertigt werden können! Diese Idee ist nämlich, daß das völlig Ungespannte, das Gleichmäßige, stets Wiederkehrende und Bleibende in Augenblicken der Demuth und Seligkeit oft allein einer gefühlvollen Seele zusagt. Noch nie hat ein veredelter Mensch, welcher der untergehenden Sonne in ernsten Betrachtungen folgte, oder am Frühlingsabend im Walde durch den Gesang der Nachtigallen und das Säuseln der Winde zu Ahnungen und tieferen Betrachtungen geführt ward, über Monotonie geklagt, und sich eine künstlerische Erfrischung herbey gewünscht. Grade nach jener großen Idee sind nun jene Miserere gearbeitet, ganz würdig eines: Herr Gott erbarme dich, wobey der Mensch in Ernst und Demuth versunken seyn soll. Es wird also darin nicht der angeblichen Kunst zu Liebe auf wechselnden Effect hingearbeitet, sondern in choralmäßigen, stets wiederkehrenden reinen, einfachen Wechselgesängen entwickelt sich das Ganze, und bloß feine, den herrschenden Charakter nie aufhebende Abwechselungen schließen sich an den Zustand frommer Seelen an, welche sich bewegt, aber nicht beunruhigt fühlen. Warum will man denn in der Musik jezt gar nichts mehr von dem Jelängerjelieber wissen? Ich besitze aus der Bibliothek des Conservatorii in Paris 20 Cantus populi in processione palmarum von Lasso, ganz in jenem Styl gearbeitet, welche mit Reinheit von einem, durch Frömmigkeit begeisterten Chor gesungen, den tiefsten Eindruck machen müssen, eben weil sie in reinen Dreyklängen geschrieben sind, überall die feinste Beweglichkeit enthalten, und doch ewig bey demselben Hauptgefühl verweilen.

Es muß dahin kommen, daß diese Ideen wieder gewürdigt werden, und es sind dazu auch schon von einer andern Seite Versuche gemacht, welche zeigen, daß sich die gute Natur nicht unterdrücken läßt. Die Balladen und ähnlichen Sachen haben nämlich in den neuern Zeiten an der Sünde ewiger musikalischer Malerey und Effectmacherey Theil nehmen müssen, obgleich die alten Minnesänger, welche halb Europa entzückten, die Liederstrophen nach gleichen Weisen sangen. Zelter und Reichard haben dieß neuerlich erkannt, jener z. B. in seinem Taucher, dieser in seinem Erlkönig. Ueberall die gleiche Melodie, bloß mit einiger Abwechselung zwischen Dur und Moll. Mir hat dieß gleich ganz eingeleuchtet, bevor ich über Musik nachgedacht hatte, und ich hoffe, daß die Geschichte dieses neuen Versuchs der Rückkehr zum Alten immer mit besonderer Achtung gedenken wird.

4) In meiner Schrift habe ich von den schönen alten

Kirchensachen gesagt: „sie sind wie ein heller Spiegel, den ein einziger Hauch blind machen kann." Aus dieser und mancher andern ähnlichen Aeußerung folgert nun Herr N. ganz einfach: also muß an jenen Sachen nichts, oder sie müssen manirirt seyn.

Meine kurze Antwort ist diese: das ästhetisch Vollendete trägt als solches den höchsten Charakter der Reinheit und Ueberirrdischkeit an sich, welcher Charakter gerade aller Gemeinheit widerstreitet. Mit dem Alltäglichen kann man es machen, wie man will; aber das Ideale ist heilig und unverletzbar. Ein gemeiner Mensch kann auch einmal eine Fratze, oder einen leichtsinnigen Sprung machen; aber Christus und die Mutter Maria lassen sich ohne unbedingten Anstand gar nicht denken. So kann denn ein vollendetes Vere languores von Palestrina und Totti, gleichsam von Engeln für Engel geschaffen, auch nur von engelreinen Stimmen würdig gesungen werden. Selbst die edeln Werke im belebten Styl verlangen durchaus eine edle Darstellung! Wer den ersten Chor im Messias nur etwas zu schnell und leichtsinnig nimmt, der läßt den erhabenen geharnischten Ritter tanzen, und daraus entsteht eine Widerwärtigkeit, welche freylich nie Statt finden wird, wenn die Mittelmäßigkeit sich dieß und jenes herausnimmt. Mit Herrn N. ist aber hierüber kaum zu reden. Muster hat er schaffen wollen. Allein wie prosaisch sind seine dreystimmigen Gesänge, und die hinter seiner Chorgesangschule angehängten Stücke! Noch nie habe ich einen Menschen gefunden, den diese Stücke begeistert hätten, obgleich ich gern einräume, daß sie einer Schule gute Dienste thun können, wenn man die (unglückliche) Idee hat, daß an nicht-genialen Sachen der Lehrling eingeübt werden muß. Allein wie viel weiter haben Andere die Sache getrieben? Vor einigen Jahren besuchte mich ein ehrwürdiger, historisch sehr gebildeter Berliner Meister. Ich saß eben am Clavier, und bat den Eintretenden, mir nach seinem Gefühl zu dem, was ich spiele, schickliche Worte zu singen. Ich spielte, und er sang: Liebchen komm in meinen Arm. Als er darauf die Noten ansah, fand sich ein: „o Lamm Gottes das du trägest die Sünden der Welt," und eben dieß Stück war von einem der Meister, welche Herr N. hoch belobt. Solche, und tausend ähnliche gangbare Compositionen kann man nun freylich so oder so singen, ohne daß viel daran verloren ist: allein dann muß man auch ihre Verehrer mit der Müllertochter bey Göthe hinzusehen lassen: ich liebe mir den Müllerknecht, an dem ist nichts zu verderben.

Nur dieß Wenige will ich hier noch beyfügen. Ich halte mich auf's Innigste überzeugt, daß gerade da, wo Herr N. am meisten lobt, am meisten zu tadeln ist, wenn man für die etwas früheren Zeiten vorzüglich Händel und S. Bach ausnimmt. Nur zu oft findet man bey den deutschen Meistern der vorletzten Periode, wenn sie sich recht schön benehmen wollen, zwar die reine Regelmäßigkeit, aber nicht viel mehr Geschmack, als wenn ein Regiment gute Evolutionen macht, oder der galante Herr mit Degen und Haarbeutel, und die Dame im Fischbeinrock sich nach den Kunstregeln meisterhaft bewegt. Mozart mit seinem Genie schlägt sehr vieles davon todt, und ich würde — mit Erlaubniß zu sagen — dem Künstler allen Sinn für Genialität absprechen müssen, welcher nach dem Studio der unsterblichen Mozartschen Opern im Stande wäre, die Graunschen Opern-Arien und Duette als etwas Köstliches zu nennen. Zum grammatischen Unterricht mögen sie freylich die besten Dienste thun. Allein geistvolle Menschen werden sich doch immer nach etwas sehnen, was über die Regel hinaus ist, und in dieser Beziehung würde ihnen Herr N. schwerlich als guter Wegweiser dienen.

5) Auch das, was ich von den alten lateinischen kirchlichen Hymnen gesagt habe, muß durch Herrn N. vielen Widerspruch leiden. Meine Behauptungen über die musikalische Großartigkeit der lateinischen Sprache an sich werden nicht gewürdigt, sondern einzelne Kleinigkeiten werden hervorgehoben, und dann noch einige Fragen darüber hinzugefügt, wie man z. B. in einem Singvereine die Worte: fructum ventris tui ostendo und dergl. einem jungen Mädchen übersetzen wolle? Auf das Letzte antworte ich: mit dem Erklären habe ich mich in solchen Fällen nie abgegeben, aber bey dem treuen Uebersetzen durch biblische Worte habe ich meinen musikalischen Freundinnen immer zugetraut, daß das: „dem Reinen ist alles rein" auch auf sie passe; und dieses Vertrauen ist mir bey meinen Singübungen immer belohnt, selbst vielen edeln jungen Männern gegenüber, unter denen es nie einen einzigen Kopfhänger gab. Aber Erklärungen habe ich immer vermieden, und auch völlig treue Uebersetzungen, wenn ich fürchten mußte, daß Jemand bey dem Abgange biblischer Worte in der neueren Sprache eine neuere poetische Unreinheit hätte finden können. Ich habe überhaupt immer die Idee gehabt, daß in einer veredelten Singgesellschaft das Kirchliche rein und kräftig genommen werden muß, wie in der Kirche selbst; und wenn in der letzten das Natürliche ohne Unschicklichkeit einfach ausgesprochen wird, so erscheint jeder verächtlich, welcher dabey lächeln, oder seine ungezogenen Nebengedanken haben wollte. Könnte man ja am Ende die Worte: Vater, Mutter, Sohn und Tochter auch nicht mehr aussprechen, wenn man darauf Rücksicht nehmen wollte, was sie in der vollen Verdeutlichung sagen. Den hohen Werth jener Hymnen brauche ich aber wahrlich nicht zu rechtfertigen, nachdem sich ein Herder so lebhaft dafür erklärt hat, und jetzt auch wieder einer unserer tüchtigsten protestantischen Theologen (Augusti in seiner christlichen Archäologie). Als Protestant würde ich zwar viele derselben, andrer äußerer Gründe wegen, nicht in meiner Kirche einführen; auch mag man sie für das Volk durch deutsche Uebersetzungen populärer zu machen suchen. Allein es wäre eines Singvereines gebildeter Menschen ganz unwürdig, wenn man hier die erhabenen Schöpfungen ehrwürdiger Vorfahren nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt völlig rein genießen wollte, oder wenn hier Protestanten sich als solche von den katholischen Gesängen (in denen noch dazu in der Regel nichts Sectenhaftes ist) zurückzögen. Wahre Toleranz führt alle in dem Höchsten, worauf es doch am Ende allein ankommt, freundlich zusammen, und auch in dem Religiösen gibt es ein nachbarliches Wohlwollen, und eine brüderliche Theilnahme, welche es unnöthig macht, sich durch Wall und Graben Sicherheit zu verschaffen.

6) Meine Klagen über Virtuosen- und Organisten-Unfug, über Kläglichkeit der Concerte, über Künsteley, und meine Warnung gegen ungeschickte Bildung der Singvereine, haben meinen eifrigen Bußprediger auch in die größte Entrüstung gebracht. Fast die ganze musikalische Welt (sogar die todten Meister mit eingerechnet) ruft er gegen mich auf, obgleich ich hier unschuldig bin, wie ein neugebornes Kind. Alle Welt klagt ja über den Jammer, und selbst in den musikalischen Zeitungen bricht der Unmuth von allen Seiten hervor; also habe ich nur dafür

Streiche zu leiden, daß ich in kindlicher Unschuld ein ganzes Büchlein über diesen Jammer herauszugeben mich erdreistete. Ich habe sogar gleichzeitig, in einer Recension, mich selbst öffentlich mit größter Demuth benommen, indem ich die Organisten im Ganzen tadelnd, Ett, Rinck und Apel als höchst ehrenwerthe Meister erwähnte, und dann in Betreff der vielen schlechten Organisten hinzusezte: „Genie haben sie auch nicht mehr, als wie Andere, mithin in der Regel nichts davon.“ Kann man rücksichtloser gegen sich selbst verfahren! Auch habe ich ja mehrmals ausdrücklich gesagt, daß ich in allen Hinsichten die Statt findenden Ausnahmen mit großem Vergnügen anerkenne. Was ich also namentlich in Beziehung auf Singvereine tadelnd angedeutet habe, das gilt nur für die, welche es trifft. Wie könnte es mir nur auf hundert Meilen eingefallen seyn, die Zeltersche Sing-Akademie, oder die Thomasschule in Leipzig anzugreifen? Aber ich wußte vieles über die musikalischen Verhältnisse in ganz Deutschland, und da ließ ich manches fallen, was möglicher Weise ein Wort zu seiner Zeit seyn konnte. So wußte ich (ich muß hinzusetzen: nicht aus nahen Umgebungen), daß z. B. an einem Orte ein junger Meister vielen unschuldigen Seelen seine schlechten Schöpfungen aufzudrängen bemüht war; daß an einem andern Orte die Mehrzahl der Mitglieder eines Vereines der Minderzahl das Singen eines Stücks des alten Zeuges (d. h. des Messias von Händel) nachgegeben hatte, wenn zuvor ein ganzer Abend abgedroschenen Opern-Arien gewidmet sey; und daß an einem dritten Orte lebenslustige Damen schon am zweyten Abend an der Probe des fatalen Judas Maccabäus nicht hatten Theil nehmen wollen, weil man die alten Geschichten gleich müde werde. Darum dachte ich: ein gedrucktes Wort hat Zauberkraft, und so schrieb ich für den Druck. Daß mein Wort da und dort gut gewirkt hat, kann ich versichern, so wie, daß ich mir dabey nicht das geringste Verdienst zuschreibe. Meine ganze Schrift hat ja überhaupt nur den Charakter eines begeisterten, sorgenlosen Menschen. Wollt ihr kommen, und mit mir das Herrliche freudig genießen, so könnte ich euch tausend Opfer bringen; wollt ihr es nicht, so laßt es bleiben, und dann will ich ruhig umsonst gesprochen haben, weil man ja in dieser Welt das Höchste und Beste nur zu oft allein genießen muß. Auf das Grollen der Halbmeister und andrer leidenschaftlicher Zionswächter war ich gleich gefaßt. Denn wenn man, wie ich, so frisch in das Wespennest stößt, und dem Kalbe in beyde Augen schlägt, so ist das Aergerniß gar zu groß, und da sind die bittern Herzenserleichterungen durchaus nicht abzuwenden.

7) Was Herr N. zulezt im vollen Ingrimme des beleidigten Künstlerstolzes über einen gewissen langweiligen Singverein, mit einem höchst ehrenrührigen Anhange, gesagt hat, das ist zum Theil so beschaffen, daß ein Ehrenmann darauf zu antworten unmöglich irgend eine Versuchung haben kann. Nur über jenen Verein will ich, als Wohlunterrichteter, dieß sagen. Seit 14 Jahren besteht dieser Verein, etwa aus 30 — 40 Personen aller Stände und Confessionen zusammengesezt, bloß als Uebungsschule für classische Vocal-Musik in allen Stylen, die Oper ausgeschlossen. Die Langweiligkeit des Vereins besteht bloß darin, daß er nur sittliche, gebildete, für das Veredelte empfängliche Menschen aufnimmt, sich in Ansehung der Zahl, auch des Locals wegen, beschränkt, und in der Regel keine Zuhörer duldet, damit recht frey und ohne Aengstlichkeit die Uebung ganz das sey, was sie seyn muß. Schwach waren die Kräfte des Vereins immer, besonders da in einer kleinen Academie-Stadt die männlichen Sänger fast von Jahr zu Jahr mit andern vertauscht werden müssen, aber der Eifer aller Mitglieder war in der Regel musterhaft. Dessen sind unlängst auch die Herren Gottfried Weber und Rink Zeugen gewesen, an die mich Herr N. zu verweisen nicht nöthig hatte. Die Uebungsstücke der Gesellschaft brauchen das Licht nicht zu scheuen. Es waren: ächte Urchoräle aller verschiedenen Kirchen, besonders Hussitische, Lutherische und Calvinische; Meisterwerke von Seeffel, Lasso und Palestrina an bis auf die neueste Zeit, auch zur geschichtlichen Bildung die besten geistlichen Sachen von Gluck, J. Haydn, Mozart, Cherubini, und ausgezeichnete Sachen lebender deutscher Meister, vorzüglich aber mehr als 20 Oratorien von Händel, fast alle nach Original-Ausgaben mit untergelegtem deutschen Text; und endlich auserwählte National-Gesänge der mehrsten Völker der Erde, insbesondere Indische, Italienische, Walisische, Irrländische, Schottische, Dänische, Schwedische und Russische. Für den belebten Styl geschah immer bey weitem mehr, als für den ernsten, gemessenen, und keinesweges (wie Herr N. glauben machen will) ward bloß für den Chorgesang gesorgt, sondern häufig auch für Solo-Stücke, Duette und Tercette. Das Einüben dieser mannigfaltigen Sachen erforderte natürlich eine unermüdliche Anstrengung; aber an keinem Abend ward zu lange gesungen, weil die physische Kraft auch hier ihre Grenzen hat, wenigstens so lang die (wahrscheinlich selbst in Zürich nicht viel zu findenden) Stentoren zu den seltenen Ausnahmen gehören, und weil nur gar zu leicht die ganze Gesundheit verloren geht, wenn das Singen zu lange ausgedehnt wird. Ist es also eines guten Schweizers würdig, wenn Herr N. bey seinen Sticheleyen gegen jenen, ich darf sagen mit reinster Liebe und Uneigennützigkeit geförderten Verein, auch meinen Ausdruck: „unermüdliche Anstrengung“ unter sein schartiges Messer nimmt, und darüber bemerkt: „damit verräth er, wie es um seinen Singverein steht. Gute Choristen können allerwärts mit voller Stimme aus vollem Herzen singen. Wer mit Anstrengung so singt, daß er sich ermüdet, der hat entweder nicht die rechte Art, oder den rechten Singstoff. Lezteres kann Ersteres herbeyführen, Schlechter Singstoff macht am Ende schlecht singen. Das bewirken unvermeidlich jene plumpen, schwerfälligen, meistens langsam einherschreitenden italienischen Sachen.“ Wie viel schöner klingt es doch, wenn Luther in der Vorrede zu seinen Begräbnißgesängen, wo er gegen katholische Worte lebhaft eifert, mit ehrwürdiger Wahrhaftigkeit sagt: „Zu dem haben wir auch zum guten Exempel die schönen Musica oder Gesänge, so im Papstthum in Vigilien, Selmessen und Begräbniß gebraucht sind, genommen, der etliche in dieß Büchlein drucken lassen, und wollen mit der Zeit derselben mehr nehmen. — Der Gesang und die Noten sind köstlich; schade wär' es, wenn sie sollten untergehen.“

Doch genug, und für die, welche reines Sinnes sind, wahrscheinlich mehr als genug! Der Belehrung werde ich immer ein offenes Ohr darbieten, weil ich weiß, wie unendlich viel mir fehlt, aber einem plumpen, halbgebildeten musikalischen Despoten werde ich nie das Feld räumen, und meinen Weg, wie bisher, verfolgend, noch oft mit Luther sagen: „die Musik ist eine schöne und herrliche Gabe Gottes. Ich wollte mich meiner geringen Musik nicht um was Großes verzeihen.“

Nr. 98.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 9. December 1825.

Dramatische Literatur.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele, herausgegeben von Carl von Holtei. Fünfter Jahrgang, für 1826. Berlin in der Vereins-Buchhandlung.

Es ist gar kein Wunder, daß man jezt so frühe alt wird, da die Almanache uns alle Jahre um 4 oder 5 Monate vorausrücken. Das macht zulezt ein hübsches Sümmchen! aber daß die Taschenbüchlein, die doch größtentheils dem schönen Geschlechte zu eigen sind, so ungalant sind, dasselbe stets früher zu erinnern, wenn der Zeiger ihrer Lebensuhr um ein Jahr vorspringt. Das ist doch etwas ganz unmanierlich! Da sieht man doch gleich die galanten Herren Clauren und Castelli! Die „Huldigung" und „Vergißmeinnicht" sind noch nicht da, während die Urania schon in allen Strickbeuteln ist, die Minerva an allen Buchhandlungsthüren ihre Weisheit predigt, die Penelope ihre Freyer anlächelt, u. s. w. Auch die „schöne Wienerin," die „Aglaja" ist mir noch nicht zu Angesicht gekommen, oder ist diese Wienerin zu starker Aufsätze halber etwa im übrigen Deutschland mit Damnatur belegt? schwerlich! doch, ich wollte ja Holtei's Bühnenspiele besprechen, und ich muß mit Hrn. von H. sogleich zanken, einem Recensenten sein bißchen Kleyenbrod so vor dem Munde wegzuschnappen! selbst eine Recension dem Buche voranzuschicken! mir die Kritikwiese vor der Nase abzumähen! „verwildere zum Tieger lammherzige Geduld!" Die grosse Lesebühne ist keine Schaubühne, und die Recensionen in den Fließ- und Löschpapieren (wenn Hr. Müllner mir erlaubt sie noch so zu nennen) über die Darstellung geben den Druck nichts an. Was geht das die grosse Lesewelt an, ob Carl Unzelmann und Dlle. Bauer gut oder schlecht spielten, wir sind ja jezt nicht im Parterre! Was soll das heissen, daß Hr. Holtei „die Ueberbildeten" in einer literarischen Gesellschaft vorgelesen und sie sehr gefallen haben? soll das ein Schreckschuß oder ein Bestechmittelchen seyn? wozu alle diese Vorwehen und Geburtsschmerzen? Die Bühnenspiele liegen nun auf dem Tische und jeder qui nasum habet, wird die Trümpfe schon von den Vorschiebblättern zu sondern wissen; daß doch der Deutsche nie aufhört die Lesewand erst mit dem glatten Oelbohrer anzubohren, bevor er seinen literarischen Nagel hineinschlägt! Warum müssen wir erst erfahren, daß Hr. v. Angely's „meisterhafte (oui, schneidermeisterhafte) Bearbeitung" der „Schneider" und Sticker „Mamsells" die „undankbarste Verkennung (!) erlebt haben? Daß „das Ehepaar aus der alten Welt" von ditto Hrn. Angely eine „wahrhaft klassische Uebertragung" ist? Wenn Hr. v. H. dem Hrn. A. ein Kompliment und einen Kratzfuß machen will, so thue er es hübsch in seinem Zimmer, muß ganz Deutschland den Katzenbuckel mitmachen? heißt das nicht: weil man eben vom Schießen spricht, muß ich Sie versichern, mein Schneider macht herrliche Beinkleider!

Nach dieser überflüssigen Vorkritik des überflüssigen Vorworts komme ich zur Kritik der Bühnenspiele selbst. Ich will mit meiner Schreibehand auf das 5 Stücke enthaltende Büchlein zeigen, also mit jedem Finger auf ein anderes. Aber welches ist der erste Finger an der Hand? ist es der kleine oder der Daumfinger? ich fange mit dem Daumen an und das steht mir frey, denn ich zeige damit auf die „eigne Wahl" von Carl Schall. Dieses zweyaktige Lustspiel habe ich mit Vergnügen auf der Bühne hier gesehen und mit erhöhtem Vergnügen nun gelesen. Ein Mädchen, das bloß aus eigener Wahl heirathen will, sich mit eigener Wahl in einen Unwürdigen verliebt, von einem Onkel eines Bessern belehrt, nun aus eigner Wahl die eigne Wahl verwirft, ist die Grundidee, die, wenn sie auch nicht ganz an Neuheit laborirt, doch gefällig und verständig in komischer Situation gehüllt ist. Die Diction ist kernig, der Dialog fliessend, witzig und voll Laune. Daß es ihrem Liebhaber eben so geht, daß er auch bloß aus eigner Wahl heirathen will, sie ausschlägt und sich doch in sie verliebt, macht das Ganze noch trefflicher. Einer der vielen guten Witze ist folgender: Klatz: ist das Bild getroffen?

Geheimrath: zum Widersprechen!

Die Namenswitze: Klatz und Sinnig sind des Verfassers, der einen so reichen Schatz von gutem Witz zu

eigen hat, weniger würdig. Mein kritischer Zeigefinger winkt nun dem kleinen „Vielliebchen," Spiel in Versen in 1 Akte „von C. Lebrun." Es ist für ein empfindsames Herz etwas empfindlich, einem Vielliebchen dieser neuen Butter-Grazie in der Schäferey der Romantik nicht freundlich winken zu können, aber sollte ich auch von allen Knackmandel-Schönheiten darob gehaßt werden, ich muß es sagen, dieses Vielliebchen gewinnt mir die Wette nicht ab. Hr. Lebrun hat zwar, wie er sagt, das Verdienst, die Idee zu diesem Versspiel nicht erfunden zu haben, allein das entschuldigt noch nicht, daß er diese allbereits zu verschiedenen Schüsseln ausgebrachte Idee einer Idee noch einmal auf den dramatischen Heerd brachte, und an der Lauheit schwacher Verse frisch abgesotten. Warum heißt es „Vielliebchen?" Es könnte eben so gut „der Vetter," „die Tante," „der Schlüssel," „der Schrank" oder wie immer heißen. Auf einen Theaterzettel mag man immerhin die bunten Titelstäbe setzen, um die Theaterlust dem Publikum an dieser Tränke heiß zu halten, aber im Druck wozu eine Uniform, die nicht paßt? Das Stück ist poetisch, d. h. gereimt, aber so matt und seicht, daß man sich kaum durchwinden kann. Z. V. sp.

Frau:

„O Zeus! wie hast du die Männer erschaffen,
Sie ringen mit uns um den Pfau,
Und in den Augen der Modeaffen
Nimmt's keine mit dem Schwur genau;
Wenn sich die Herrn im Spiegel betrachten
Und überfliegen die holde Gestalt,
Dann heißt's: die soll auf Ehre verschmachten —
Die ist, auf Seele, in meiner Gewalt!"

Was schlägt die Glocke? „ringen um den Pfau?" „auf Ehre! auf Seele!" oder

Frau:

— Drum ohne Sorgen
Entschlummern ruhig Sie im Park. (?)
Ich habe keine Mörder verborgen,
Wie dort (!) die Königin von Dännemark. —

Ja wir entschlummern ruhig! und nun die französisch deutschen Reime, citirt, molestirt, Philister und Triffer, d. h. mehr Triff, trauriger, nun das französische Beywort mit einem deutschen Comparativ ist „jolier" als so. Hr. Lebrun hat uns schon so viel artiges geliefert, daß ich mit Recht etwas strenge seyn konnte. Ich verlasse dich mein „Weniglιebchen," und rufe mit dem Mittelfinger „die Berliner in Wien" von C. v. Holtei. Wenn mir Hr. v. H. auch in der Vorrede nicht gezeigt hätte, daß selbst ein sehr verständiger Mann erbärmliche Produkte wie die eines Angely zu gewissen Zeiten gut finden kann, so müßte ich diese Liedergasse doch gut finden, und zwar aus dem Grunde, weil sie wirklich gut ist. Sie entspricht dem, was sie seyn soll, vortrefflich. sie ist heiter, ergötzlich. Einzelne gute Einfälle als Rumpf- und artige Liederchen als Schwungfedern heben den Spaßvogel leicht und angenehm in die Region dieser Gattung. Daß die „Wiener in Berlin" besser sind, ist ein Vortheil für jene, ohne für diese Nachtheil zu seyn. Daß Sie Anfeindungen fand, daraus macht sich weder ein „Berliner in Wien" noch ein „Wiener in Berlin" etwas. „Man küsse uns, man reiße uns, nur daß man eins nicht thu!" Recht sehr freue ich mich schon zu sagen, daß mein Goldfinger für das ächte Gold von L. Roberts „Ueberbildeten" bestimmt ist! Es thut mir ordentlich wohl, wenn ich in der großen, deutschen, dürren Reimwüste auf eine solche frische Rose stoße. Ich möchte wie ein Kameel mir den Lesemagen mit diesem Labetrunk anfüllen, um ihn durch die andern Sandstrecken mitzunehmen. Moliere's „Précieuses ridicules" sind nicht nur über-, sondern auch höher gesetzt worden. Mit humoristischer Gewandtheit hat Hr. R. diese alte Rolle französischer Satyre dem an Ueberbeinen und Höckern reichen Zeitgeist unsers Decenniums anzupassen und zurechtzumachen gewußt. Jeder Leser wird den Reichthum an tiefdringender Ironie der jetzigen Schraubbaumbildung mit Vergnügen darin erkennen. Da ich nicht alle Verse anführen kann, so kann ich auch keine herausheben, um zu zeigen, daß Hr. R. einer der ersten Verskünstler der launigen Gattung ist; um desto weniger brauche ich ihn gegen den Kritiker im Abendblatte zu vertreten, nur so viel weiß ich, daß die Nachlässigkeit der Robert'schen Verse mir angenehmer ist, als die Schweißtropfen der sogenannten fleißigen. — Wenn ich Hr. Robert gewesen, hätte ich die beyden Mädchen doch besser aus der Affaire kommen lassen, eine kleine Strafe haben Sie wohl verdient, doch wahrlich nicht den Staupbesen! Ich denke, es ließe sich besser anschauen wenigstens, wenn das Schwesterpaar nach einem kleinen Beschämungsfegefeuer doch in den Himmel unserer Gunst wäre aufgenommen worden, es gibt nicht nur eine tragische, es gibt auch eine heitere Gerechtigkeit! — Der „kleine Finger" soll nun noch nach dem kleinen Lustspiel „Mondscheinbekanntschaften" von W. Martell hindeuten. Es ist ein kleiner niedlicher Intriguentanz en quatre, zwey Pärchen machen „die Chaine" im Mondschein, dann Moulinó, zuletzt Rondeau, man reicht sich die Hände! Im Mondschein nimmt es sich recht elfenhaft aus, und gefällt, eine sehr beleuchtende Sonne würde manches abstreifen, doch es ist ja eine Mondscheinbekanntschaft! Nun schließe ich die fünf Finger zur Faust, und behaupte kraft des kritischen Faustrechtes, dieses Jahrbuch unterscheidet sich vortheilhaft von vielen andern, es wird jedem Leser Zerstreuung schaffen. Aeußeres, Druckpapier u. s. w. ist gefällig und gut. Der Herausgeber strebt mit sichtlichem Erfolg das Büchlein besser und besser auszustatten, und so dürfte die Lesewelt in der Zu-

kunft gewiß noch Vorzüglicheres erwarten, und dem Jahrbuche doch das Gedeihen werden, das ihm von Tadlern und Grämlern abgesprochen wurde.

Saphir.

Biographie.

Erinnerungen an Friedrich August Wolf. Ein Beytrag zu seiner Lebensgeschichte mit angefügten Belegen und literarischen Nachweisungen von Professor Hanhart, Rector des Gymnasiums in Basel. — Basel in der Schweighauserschen Buchhandlung. 1825. VIII, 115 S.

Dieser Beytrag zu der Lebensgeschichte des an Genie größten Philologen unseres Jahrhunderts hat nicht allein Interesse für den Philologen und Gelehrten vom Fach, sondern er verdient eben so, wie die neulich von uns angezeigte Lebensbeschreibung Abraham Gottlob Werners, die Aufmerksamkeit eines jeden Gebildeten. Was nämlich A. G. Werner für die Mineralogie, ist F. A. Wolf für die Philologie gewesen. Wie Werner jene, so hat Wolf diese erst zur wahren Wissenschaft erhoben, zum Selbstbewußtseyn gebracht. Daß wir beyde, so heterogenen Wissenschaften angehörige Männer einander gegenüberstellen, geschieht nicht nach einer zufälligen, gedächtnißmäßigen Ideenassociation, auch nicht aus absichtlichem Haschen nach auffallenden Vergleichpunkten, vielmehr vermöge einer nahen Geistesverwandtschaft, in welcher jene Männer stehen und durch welche ein jeder von ihnen das Aehnliche für seine Wissenschaft geleistet hat. Einer wie der andere hat nämlich durch Genie gewirkt, die Schranken des Herkömmlichen, Hingerosteten durchbrochen, neue Bahnen gefunden und zu wandeln genöthigt. Wie Werner's Genie, obgleich es hauptsächlich nur für Mineralogie und Bergwerkkunde thätig seyn wollte, dennoch alles in seinen Umkreis zog, das scheinbar Entlegenste verknüpfte, sich mit gleicher Liebe auf historische und Sprachstudien warf, ja sogar Gemmen- und Münzkunde, selbst etymologische Versuche nicht verschmähte, so wendete Wolf's Genie, von Sprachstudien ausgehend, den Flammenblick der Mathematik zu und berührte sich mit Wernern unwillkürlich in manchem Zweige der Naturwissenschaft. Wolf's wie Werner's Genie mußte sich gleicherweise eine große Fülle von Gelehrsamkeit zum Dienste zu bereiten, für seine besondere Wissenschaft sich eine neue Methode und eine freye Schule zu schaffen. Beyde Männer liebten es, durch Lehre zu wirken auf ihre Schüler, durch diese für Förderung ihrer und jeder Wissenschaft und somit auch zu höherer Entwickelung des Lebens selbst. Wir könnten die Vergleichung in's Unendliche fortspinnen, denn Geister sind in ihrem innersten Kern einander gleich, an der Oberfläche zufälliger Lebensverhältnisse nur verschieden, wie es die Betrachtung der wahren Genie's aller Zeiten und Zonen lehrt; wir wollen aber jezt Fr. A. Wolf, von dem es sich hier eigentlich handelt, näher in's Auge fassen. Wir sehen ihn in diesem kurzen Abriß seines Lebens und Wirkens, als Göttinger Studenten schon gegen Heyne und seinen Anhang in Opposition und seinen eignen Weg wandeln, bis er endlich allen bornirten, nur in Exclamationen zum Leben erwachenden Anbetern des Alterthums nicht minder, als den spitzfindig wortklauberischen Philologen gegenüber, als ein Mann auftrat, welcher zeigte, wie man mit selbständigem Geiste die classischen Studien treiben, den Werth der alten Autoren erkennen, das Leben der alten Völker würdigen und so das in seiner Art unendlich Hohe und Schöne aus Ueberzeugung bewundern könne und müsse. Hiemit aber und durch seinen philosophischen Geist, mit welchem er seine Studien trieb, verschiedene Gebiete der classischen Alterthumskunde durchdrang und Leben einathmete, so daß alte Sprachen, Geschichte ꝛc. ihm wenigstens eben so viel verdanken, als er von ihnen gewonnen — durch diesen philosophischen Geist hat Wolf die Alterthumskunde zu einer Wissenschaft erhoben, welche in sich, wie jede wahre Wissenschaft, eine unendliche Mannichfaltigkeit vereinigt, und als solcher ihr eine feste Stelle in aller Wissenschaft gewonnen, von der sie nimmer verdrängt, an der sie von Niemandem, sogar von sich selbst fortan weder überschäzt noch geringschäzt werden kann. Auf Wolf sind daher namentlich die einseitig-philologischen und antiphilologischen Pädagogen zu verweisen, freylich mit dem Bemerken, daß sie nicht einzelne Aeußerungen des großen Mannes für sich oder wider einander benutzen, sondern aus seinem ganzen Wirken ihn zu begreifen suchen mögen.

Hiezu werden auch gegenwärtige Erinnerungen an Fr. A. Wolf förderlich seyn, die leider freylich nicht mehr sind, als der Titel verheißt, ein Beytrag nämlich zur Lebensgeschichte Wolf's. Inzwischen ist auch dieser schon dankenswerth. Für den, welcher nicht für Gelehrtengeschichte an sich ein besonderes Interesse hat, werden die auf zwey Bogen zusammengedrängten Notizen über Wolf's Leben und Wirken ziemlich hinreichen, um ein würdiges und lebendiges Bild von ihm sich gestalten zu können. Wir müssen in dieser Rücksicht die gute, lebendige Darstellung loben, in welcher diese Notizen gegeben sind und welche warme Verehrung ausspricht, ohne in den Panegyrikerton zu fallen. Die beygegebenen Belege und literarischen Nachweisungen wird der Gelehrte, besonders der Philolog gern gefunden haben, obgleich sie seine Wißbegierde mehr reizen als befriedigen. Für diese und auch für das größere, gebildete Publikum müssen wir dasselbe wünschen, was Herr Professor Hanhart in einer Zuschrift an den Herrn Prof. Orelli in Zürich und in der Vorrede äußert: daß bald Freunde und

Schüler Wolf's mittheilen mögen, was ihnen zur vollkommneren Würdigung und Charakteristik desselben Geeignetes historisch bekannt ist.

Wir bemerken schließlich noch, daß gegenwärtiger Beytrag uns darauf aufmerksam gemacht hat, wie Wolf, ein Heros unter den Philologen, seine schwächeren Genossen an schriftstellerischer Fruchtbarkeit, wenigstens der Masse nach, nicht erreicht hat. Allein ein Heldenkind ist von größerem Werth als hundert und aber hundert Liliputaner. —

Satyre.

Der Mann im Mond, oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme, von H. Clauren. Stuttgart, bey Fr. Franckh, 1826, zwey Bändchen. 8.

Ein namhafter Belletrist, durch welchen Ref. die erste Nachricht von dem räthselhaften Mondbewohner erhielt, bezeichnete denselben als das beste, was der berühmte H. Clauren bisher geschrieben. Dieß Urtheil ward ihm von mehrern Seiten her bestätigt, und als er das Buch selbst in die Hand nahm, fand er in der That alle die bekannten Reize Claurens, den leichten Tanzschritt seiner Prosa, die gefällige Verknüpfung seiner Gruppen, die naive Cokketterie seines Dialogs, das durchsichtige Negligé seiner Portraits nicht nur wieder, sondern übertroffen. Nur etwas fiel ihm auf, nämlich alles, daß Clauren sich selbst sollte übertroffen haben, da doch kein Vogel über sich hinausfliegen kann; daß Clauren in einen ihm ganz unnatürlichen Humor, in eine Selbstpersiflage verfällt und am Schluß des Werkes sich als komischer Familienvater mitten unter seine salomonischen Weiber versezt und hier die Mimili, dort die Elsi, hier die Fanni, da die Molli, rechts die Doralice, links die Clementine, jezt die Rose, dann das Röschen, dann die Rosamunde, nun die Pina, endlich die Emmeline, Magdalis, Clotilde und — die lieblichen Vergißmeinnichtchen alle von Herzen streichelt und koset als ein einziger Harlekin unter hundert Colombinen; daß ferner einige schwäbische Sprachformen (Fehler?) im Buche stehen, die originell sind, da doch die schweizerischen in Mimili nur auf eine reizende Weise schlecht copirt sind, und jedermann weiß, wie Clauren zwar oft schwabbelt, aber nicht schwäbelt; daß endlich, wenn Clauren wirklich nicht der Verfasser seyn sollte, ein andrer Sterblicher ihn so lebendig aus dem Spiegel gestohlen haben könnte.

Aus dem Labyrinth dieser Räthsel wurden wir endlich erlöst durch den offnen Zeitungsbericht des Berliner H. Clauren, daß ihn die beleidigte Muse wider Willen zum Stiefvater des Mondmannes gemacht, und durch die Privatnachricht, daß der wahre Verfasser D. Wilhelm Hauf von Stuttgart sey, dem auch die Memoiren des Satan zugeschrieben werden. Da erkannte denn männiglich, daß der Mann im Monde nichts als die feinste Persiflage jener Manier Claurens sey, die zur Mode geworden, durch Seichtigkeit und liederliche Moral, Kopf und Herzen gleich verderblich wird. Die kleine Schrift ist also eben so interessant durch den kritischen und zeitgemäßen Zweck, als durch die bewunderswürdige Kunst der in der Nachbildung versteckten Persiflage.

Clauren scheint über diesen Zufall, dergleichen berühmte Männer doch stets gewärtig seyn sollten, äußerst betreten, so daß er die witzige Feder wegwirft, den Schreibefinger krümmt und am Arm der weltlichen Gerechtigkeit eine drohende Faust macht. Der von ihm eingeleitete Proceß dürfte seiner Seltsamkeit wegen das Publikum interessiren, und Ref. erlaubt sich deßfalls noch eine Bemerkung. Wäre irgend ein Grund vorhanden, die Herausgabe jener Schrift als eine Buchhändlerspeculation auf Geld berechnet zu betrachten, so müßte sie als ein literarischer Diebstahl angesehen werden, und wenn die bürgerlichen Geseze dem Pseudonymen auch keine Genugthuung gewähren können, da sich Ref. z. B. Jean Paul unterzeichnen könnte, ohne daß Fr. Richter in Baireuth sich beklagen dürfte, so würde doch die Verachtung des Publikums das Unternehmen brandmarken. Ist aber mehr Grund vorhanden, jenes Werk als Satyre und den ganzen Fall von der Seite des Witzes zu betrachten, ist das Werk so geistvoll geschrieben, daß es nicht durch irgend einen Namen geehrt wird, sondern diesen selber ehrt, und daß Claurens Name keineswegs einer Geistesarmuth zum Schilde, vielmehr einer Persiflage zur Folie dient, so wird D. Hauf ohne Zweifel wie das poetische Recht, so die Lacher auf seiner Seite behalten.

In Nr. 71. des Literaturblatts zum Morgenblatt, welches mir erst gegenwärtig zu Gesicht kommt, ist in einer Recension des Kreuzes an der Ostsee eine an mich gerichtete Aufforderung des Herrn Hofraths Dr. Müllner begriffen, dem Publikum dasjenige, was sich nach meines Freundes Zacharias Werner Tode von seinem zweyten Theile des Kreuzes ꝛc. vorgefunden, nicht vorzuenthalten. Gern entspräche ich diesem Wunsche, wenn ich, wie dort vorausgesezt wird, noch Depositar der Wernerschen Manuscripte wäre; aber nach einer in meinen Händen befindlichen Quittung des bey der hiesigen Oesterreichisch Kaiserlichen Gesandtschaft angestellten wirklichen Legations-Raths, Freyherrn von Werner, vom 8ten Juli 1823, habe ich demselben sämmtliche bey mir deponirte Wernersche Papiere, und unter diesen auch die Materialien zum zweyten Theil des Kreuzes ꝛc. für den Haupterben des Verstorbenen, den General-Vikar der Congregation der Redemptoristen in Wien, Pater Joseph Passerat, ausgeliefert, und wünsche selbst sehnlich, daß derselbe, in Verbindung mit dem Herrn Buchhändler Wallishausser, dem Werner in seinem Testament die Manuscripte seiner frühesten zu Wien gehaltenen Predigten und geistlichen Uebungen legirt hat, dessen sämmtlichen literärischen Nachlaß baldigst herausgeben möge.

Berlin im November 1825.

Der Verfasser von Werners Biographie.

Nr. 99.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 13. December 1825.

Der neueste Meßkatalog.

Die Leipziger Michaelismesse hat uns unter einigen tausend Büchern auch wieder ein wichtigstes geschenkt, nämlich den Katalog derselben. Da an ihm die Autoren insgesammt arbeiten, während jedes andre Buch nur einen und oft den schlechtesten hat, da sogar nur das beste von allen Werken, der Titel, hier in einen Honigstock gesammelt wird, so kann ich keine angenehmere Lectüre denken, als die ich eben vor mir habe. Wenn ich ferner bedenke, daß ein berühmter Recensent einmal der Wahrheit die Ehre gegeben und freymüthig bekannt hat, kein Buch sey besser und unpartheyischer zu recensiren, als das man gar nicht liest, so habe ich es noch leichter mit Büchern, die ich gar nicht lesen kann, weil der Titel zwar oft mehr als ein Buch, aber kein Buch ist.

Gewöhnlich umfaßt der Meßkatalog gegen drey Viertheile Bücher, die fertig geworden, und ein Viertheil, die künftig erscheinen sollen. Fertige finden sich dießmal auf 202 Seiten, also ungefähr dritthalb tausend, eins ausgenommen, das, wie Ref. als Autor wissen muß, zwar angezeigt, aber noch nicht geschrieben ist. Rechnet man noch etwa 300 Schriften in fremden Sprachen ab, so ist die Ausbeute der lezten Messe ungewöhnlich gering, um mehr als 1000 deutsche Bücher geringer als die der Ostermesse. Was wir wenig nennen, ist indeß immer noch zu viel, und die Menge der abgeschmackten Titel bestätigt hinlänglich den alten Erfahrungssatz, daß unter 3000 Schriftstellern, die in derselben Stunde schrieben, nicht alle zugleich Genies sind.

Es ist bemerkenswerth, daß die periodischen Schriften, praktischen Handbücher und Unterhaltungsschriften für Volk und Jugend mehr als je die Ueberzahl ausmachen. Dieß beweist, wie sehr wir allmählich streben, die strengen Wissenschaften dem Volke zugänglich zu machen und den Gewinn gelehrter Forschungen im praktischen Gebrauch wuchern zu lassen. Es beweist ferner, wie man allmählich aus der gelehrten Hieroglyphensprache sich zu befreyen trachtet, denn eine Wissenschaft, die man für das Volk zuschneidet, muß doch zuvor in die Volkssprache übersezt werden, und dieß übt ohne Zweifel eine wohlthätige Rückwirkung auf die Gelehrsamkeit selbst. Indeß ist nicht zu läugnen, daß die periodischen und populären Schriften auch der Trivialität Thür und Thor öffnen. Für Tagblätter und für's Volk meynt am Ende jeder gut genug schreiben zu können, und der ökonomische Vortheil verbindet sich mit dem Ehrgeitz, um jene Eifersucht zu erzeugen, in welcher jezt jede bedeutende Stadt und Lehranstalt ihre eignen Journale und Compendien producirt und verbreitet, wodurch dann die einzelnen besten nothwendig in Schatten gestellt werden. Wir sind allerdings auf gutem Wege, allseitige Bildung zu verbreiten und die Nation in einen Takt zu bringen, wie ihn Franzosen und Engländer schon besitzen; noch schwankt aber der Takt bey den Tonangebern selbst und die Autoren verwirren und verdunkeln noch immer eben so viel, als sie aufklären.

Wir wollen auf die strengen Wissenschaften nur einige Blicke werfen. Der Katalog bringt uns gegen 300 theologische Schriften, darunter ein Drittheil katholische. Predigten und Andachtsbücher, bilden wie gewöhnlich die Mehrzahl, kritische und historische Werke die Minderzahl. Journale finden sich über zwanzig, für alle Zweige der Theologie. Von augenblicklichem Interesse sind einige Schriften über das Kirchenrecht, vorzüglich in Bezug auf die Preußische Agende, sodann über den Pietismus, vorzüglich der Momiers zu Genf. Merkwürdig sind zwey Schriften, welche vom religiösen Standpunkt aus gegen den unsittlichen Einfluß der Theater eifern, eine katholische von Wessenberg und eine pietistische aus Berlin. Vom verstorbenen Zacharias Werner finden wir eine berühmte Predigt: Posaune des Weltgerichts. Klotz rechtfertigt seinen Uebertritt zur protestantischen Kirche, und ein protestantischer Prediger seinen Uebertritt zur katholischen. Man hätte sie billig zusammendrucken sollen. Von Luthers Werken erscheint eine neue Auswahl. Sechs Schriften beschäftigen sich allein mit den Ceremonien des katholischen Cultus.

Staatswissenschaften werden in etwa hundert Schriften abgehandelt, woraus man ersieht, daß die Deutschen sich noch immer dreymal mehr um den Himmel bekümmern, als um die leidige Politik. Von Verfassungen und Ständen verlautet äusserst wenig, desto mehr von Edikten und deren Commentaren. Vielen Werken über das römische Recht steht nur ein einziges über öffentliche Gerichtspflege gegenüber. Etwa zehn Bücher beschäftigen sich mit Statistik. Nach eigentlicher Politik darf man sich in Deutschland bekanntlich nicht umsehen. Einige Zeitungen und Uebersetzungen berichten, was die Fremden denken. Das dürre Brachfeld der deutschen Politik hat dagegen kaum einige ärmliche Hälmchen getragen, unter denen Briefe über die Demagogie wie im Altenweibersommer herumfliegen. Doch ist Dauns Werk über den künftigen Zustand von Amerika zum zweyten Mal aufgelegt worden.

Historische Werke finden wir ebenfalls an hundert, doch größtentheils nur für Schulen oder zur Unterhaltung für die Jugend. Unter diesen zeichnet sich eine fünfte Auflage von Bredows alter Geschichte aus. Beckers Weltgeschichte und Schmidts deutsche Geschichte werden fortgesezt. Johannes Müllers Werke werden neu aufgelegt, ebenso Feßlers Geschichte von Ungarn. Von Huttens Werken erscheint der lezte Theil, von Prof. Münch besorgt, und derselbe gibt die Geschichte des Franz von Sickingen und die Schriften Wilibald Pirkheimers heraus. Merkwürdig sind die Uebersetzungen von Gourgauds Schrift gegen Ségur und von Thiers Geschichte der französischen Revolution, eine sehr interessante Schrift des gelehrten Hüllmann über das Städtewesen des Mittelalters, eine Bildungsgeschichte der Germanen vom verstorbenen Radloff, eine Geschichte der Musik, der Birmanen u. s. w.

Auch die biographische Literatur bietet manches Anziehende dar, die Fortsetzung der Memoiren der Frau von Genlis und Casanovas, eine neue Auflage der Anecdoten von Napoleon und der schweizerischen Amazone, Memoiren der Madame Du Hausset, des Grafen von Ségur, Anecdoten der Frau von Campan, Biographien des berühmten Musikers Haydn, Peters des Großen, der Königin Louise von Preußen, der Sängerin Catalani, der schönen Henriette Wilson, endlich biographische Denkmale von Varnhagen von Ense und die Fortsetzung der Zeitgenossen.

Die reine Philosophie scheint sehr aus der Mode zu kommen. Charakteristisch ist dagegen das Ueberwiegen der praktischen Naturwissenschaften, denen dießmal mit Inbegriff der Heilkunde und der Technik über vierhundert Werke gewidmet sind. Es muß auffallen, daß wir in diesem kleinen Katalog nicht weniger als dreyzehn astronomische, drey und zwanzig botanische neue Werke verzeichnet finden. Dieß gibt uns ein Maaß für die Mannigfaltigkeit des Uebrigen. Die medicinischen Wissenschaften haben insbesondere zahlreiche Bearbeiter gefunden, und es zeigt sich auch hier wieder ein deutliches Streben nach Verallgemeynerung und Popularität. Wir finden hauptsächlich viele medicinische und pharmaceutische Journale und eine große Menge ärztlicher Hülfsbücher für den Handbedarf. Sieben Schriften über mineralische Quellen beweisen, wie sehr in unserer Zeit die Bäder in Flor kommen.

Die geographische, topographische und Reiseliteratur, so wie die Landcharten bieten manches Gute dar, und es ist zu erwarten, daß Kunst und Wissenschaft der Geographie immer mehr gewinnen werden, je allgemeiner das physikalische natürliche Princip über das zufällige historisch-statistische den Sieg davon tragen wird.

In genauer Verbindung mit diesen Studien steht dasjenige der Mathematik, und es ist höchst erfreulich, zu vernehmen, wie viel Fleiß in der neuesten Zeit darauf verwendet wird. Der Meßkatalog bringt gegen vierzig mathematische Werke, ungerechnet die vielen arithmetischen Lehrbücher für Schulen. Auch die angewandte Physik und Mechanik hat viele Berücksichtigung erfahren und bewährt, daß wir dem Beyspiel der Engländer in der Sorge für materielle Cultur eifrig folgen. Wir finden mehrere Schriften über Dampfmaschinen, Gasbeleuchtung, Bergbau, Wasserbau, Eisenbahnen und verschiedene Maschinen, acht architektonische und zwölf Schriften über das Militärwesen. Nicht minder sind dem Ackerbau über dreyßig, dem Forstwesen, der Gartenkunst, der Schafzucht und der Pferdezucht eine verhältnißmäßig große Menge praktischer Anweisungen, Handbücher und Journale gewidmet, und gleichfalls zahlreich sind die Werke über Handel, Geldwesen, Industrie, einzelne Künste und Handwerke, Haus und Hof, Küche und Keller. Diese Erscheinungen der Literatur sind für jezt wie die zahlreichsten, so auch wohl die am meisten wirksamen. Auf's Praktische und auf die Erfahrung gegründet und wieder darauf berechnet, bleiben sie den Verirrungen der Gelehrsamkeit, Speculation und Phantasie wesentlich fremd, und dienen durch die materielle Vervollkommnung auch für die intellectuelle und moralische.

Das Erziehungs- und Schulwesen bleibt wie bisher einer der wichtigsten Gegenstände der Literatur. Wir finden wieder etwa dreyßig pädagogische und einige hundert Lehrbücher in allen Fächern für jedes Jugendalter. Die Schulmänner bringen allmählich immer mehr nicht nur die widerstreitenden Principien und Methoden, son-

dern auch die Compendiensucht von den Universitäten zu den niedern Schulen mit. Unter vierzig grammatikalischen Schriften sind zwey Untersuchungen über die Hieroglyphen, eine über die Sanscrit, eine über die syrische Sprache und drey arabische Werke merkwürdig. Einige Schriften behandeln die Symbolik der alten Völker, Archäologie und Antiken, und wir finden gegen siebzig neue Ausgaben der griechischen und römischen Classiker, darunter Aratus, Berosus, Aristides, Eusthatius und die erotischen Dichter der Griechen als seltene Erscheinungen ausgezeichnet werden müssen.

Die schöne Kunst und deren Kritik umfaßt dießmal nur einige über zweyhundert Werke. Auffallend wenig verlautet über Aesthetik und Kunstgeschichte, und die Philosophie der Kunst, so wie die bildenden Künste treten gänzlich zurück hinter die Romane, Gedichte und Schauspiele.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Blumen auf das Grab der Schauspielerin Louise von Holtei, geborne Rogée. In der Vereinsbuchhandlung. Berlin 1825.

Dieses Buch, dessen Inhalt der Titel genügend andeutet, ist bereits in mehreren Zeitschriften erwähnt worden; und sogar mit Wohlwollenheit. Allein das ist auch alles, was dafür geschahe, was dafür zu thun man denn doch für schicklich erachtete. Hundert und aber hundert Journal-Durchblätterer werden kaum darauf geachtet haben; und so ist denn auch die Sammlung dieser Gedichte, kaum daß sie erschien, bereits von dem immer rascher, höher und breiter sich aufschichtenden Büchergerüll verschüttet. Die neueste belletristische Mode unseres deutschen Vaterlandes sind ja Halb-Romane, Novellen genannt; und so wie jeder Almanachs-Leser, der nur einigermaßen weiß, was die ästhetische Glocke geschlagen, sobald er abgebrochene Zeilen und große Buchstaben am Anfange derselben erblickt, „Ach schon wieder Verse!" ausruft, und dieselben überschlägt; eben so degoutirt sind unsere Kritiker von allem, wo Reim und Rhythmus ihnen entgegenglänzt, und sie machen, wenn sie sich nicht darüber lustig machen können, die Sache so kurz ab als möglich. Wie recht in den meisten Fällen Leser und Kritiker haben, ist zu allgemein anerkannt, als daß es hier bedürfte wiederholt zu werden; wie traurig es aber ist, daß jene Ehren-Männer unsrer Nation, die, ihrem Alter nach, zwey Epochen unsrer schönen Literatur angehören, die mit hellem Blicke vor- und zurückschauen, die Gelehrte sind und Künstler zugleich, und auf deren Kunst-Urtheil belehrunghoffende Jünger und das irrgeschriebene Volk harren — wie traurig es ist, daß solche Männer, solche Autoritäten, uns nur von dem erzählen, was in England, Frankreich und Italien Altes und Neues erscheint, über die deutschen Dichtwerke der Gegenwart aber ein tiefes und prämeditirtes Schweigen beobachten, das mußte einmal mit wehmüthigem Unmuthe gesagt werden — nicht von mir, von einem namenlosen Kritiker, in uneindringlicher Prosa; aber von einem unsrer jüngern Dichter in rührendem prosaischen Klagegesang. Er würde nicht leicht einen reicheren elegischen Stoff finden und der sich so sehr zu einer lyrischen und doch objectiven Bearbeitung eignete. Die Meister der alten Zeit soll der junge Künstler studiren; sie sollen ihm Ur- und Vorbilder seyn; aber wenn ihm immer wieder ein Homer und ein Sophokles, ein Shakespear und Calderon, ein Petrarca und Tasso entgegengehalten werden, so werden diese Namen zur Waffe, zum Haupte der Gorgone, das ihn entseelt. Wie rührend hierob, dem eisernen Antonio gegenüber, Torquato selbst sich beklagt, ist zu bekannt und zu tief gefühlt worden, als daß es hier brauchte wiederholt zu werden. Was kann denn der glücklichste Jünger der deutschen Dichtkunst in unserm apathischen Vaterlande erwarten, welche andre Aufmunterung, welche andre Auszeichnung, welch andern Ehrensold, als daß der gewichtigsten Männer Einer das Werk des jungen Künstlers in Augenschein nimmt, und durch ein öffentlich ausgesprochenes kritisches Wort das Publikum auf dasselbe aufmerksam macht, oder, wenn dieß schon geschehen ist, das schwankende Urtheil der Menge berichtigt und festigt? Aber sie schweigen über Alles, was die heimathliche Kunst hervorbringt! Ist denn Alles, Alles so ganz unter aller Kritik? Und, wenn dem so wäre, sollte nicht auch dieses gründlich und belehrend ausgesprochen werden? Wo hat Einer der Senioren, Einer der Heroen unsrer Literatur ein bedeutsam kritisches Wort gesagt über die Werke eines Müllners, eines Grillparzers, eines Houwalds, eines Raupachs, eines Uhlands oder Rückerts? Tiefes Schweigen; während doch Alles im Lande diese neuen Namen nennt! Man verspottet die Zeiten Gleims, in welchen die Dichter sich gegenseitig durch Lobgesänge ehrten; man verspottet in demselben Sinne einen neuern Dichterkreis. Sey es, daß solche gegenseitige Komplimentenschneiderey zuletzt in nüchterne Mattherzigkeit ausartet, so bleibt dagegen ein nicht achtendes Schweigen hartherzig. Wer soll denn den lebenden Künstler, ja die Kunst selbst ehren, wenn die anerkannt Besten recht geflissentlich von nichts, was in der Gegenwart geleistet wird, Notiz nehmen. „Ein Volk bleibt immer kindisch," die Kleinen ahmen immer den Großen nach, und so findet man von

Neuem wieder kein deutsches Dichtwerk, weder im Zimmer des Fürsten, noch in dem des Sekretärs, weder auf der Toilette der bildungsbeflissenen Dame, noch in den Händen der ehrsam deutschen Hausfrau; und doch sind die leztern Werke des großen Unbekannten nicht um ein Haar besser, als die gewöhnlichsten unsrer Romane. Wir haben, Gott sey gedankt, noch große Männer in Deutschland; aber ein durchaus objectiv-kritischer und von sich selbst abstrahirender fleißiger **Lessing** fehlt uns heut zu Tage; und so geht vielleicht Manches in der Kunst unter, worauf Er aufmerksam gemacht hätte. Darin sind unsre westlichen Nachbarn glücklicher, ihre Kritiker fleißiger, ihre Männer von Gewicht weniger schweigsam und zuthunlicher. Kaum daß heute ein Talent, eine Kunstfertigkeit, ja nur eine kleine anmuthige Geschicklichkeit aus der Masse auftaucht, so weiß schon in den nächsten Tagen Europa davon. Nicht nur die Méséniennes des Delavigne, die Méditations des De Lamartine (und es dürfte sich Neues und ähnlich Gutes in Deutscher Zunge nachweisen lassen) sind weltbekannt geworden, sondern auch die Scribe die Mazères und wie sie Alle heißen mögen, die unsre Bühnen mit vaudevilles überschwemmen, sind als erste Sterne der Europäischen Dichtkunst anerkannt. Und hier kann nun füglich an das oben angezeigte Deutsche Buch angeknüpft werden. Was dessen zweyten Theil betrifft: **die Freundesgaben**, die von verschiedenen Dichtern herrühren, so mögen sie, wie manches artiges Gedicht sich auch hier findet, unbeachtet bleiben, indem mancher bessere Almanach, manche Sammlung Aehnliches darbietet. Ueber den ersten Theil aber, der von dem Herrn von **Holtei** allein herrührt und der aus 51 Gedichten besteht, die er **Anklänge aus Leben, Liebe und Tod** nennt, sey nur Folgendes gesagt.

Hätte ein junger französischer Theaterdichter, z. B. Herr Bonjour, eine Schauspielerin zur Gattin gehabt, so schön, so liebenswerth, so tugendreich, und in so vielen bedeutenden Rollen mit solchem Rechte bewundert, als **Luise von Holtei**, wäre diese in der Blüthe ihrer Jugend, ihrer Kunst, und ihres Rufes gestorben, und hätte der Herr Bonjour alsdann eine Reihe von Gedichten herausgegeben, die uns theils ihr schönes Leben: als Bettlerkind, als Künstlerin, als Geliebte, Gattin und Mutter vorführen, theils rührende und eines Petrarka würdige Klagen über ihren allzufrühzeitigen Tod enthalten; wären diese Gedichte in einer natürlichen, vom Herzen kommenden und doch kunstreichen Sprache geschrieben, und bildeten sie ein schönes, cyklisches Kunstwerk; so würden alle französischen Kritiker und die gewichtigsten Kunstkenner im Lande kein Ende des Lobes haben; das Büchlein hätte wer weiß wie viele Auflagen schon erlebt; in Deutschen und Englischen Journalen wären schon Proben davon gegeben, und die vaterländische Gräfin wie ihre Kammerjungfer würden sich schämen, es nicht gelesen zu haben. So aber starb **Frau von Holtei**, so aber hat **Herr von Holtei** diese Petrarkischen Lieder geschrieben, beyde sind Deutsche; und also . . . . Der geneigte Leser möge selbst diese Phrase endigen, die leider! keine Phrase ist.

Unterhaltungs-Literatur.

Mathilde aus den Zeiten der Kreuzzüge, nach Madame Cottin erzählt von Dr. Gottfried Renda. Köln im Comptoir für Kunst und Literatur. 1825. 398 S. 8.

Geschichtskundige Leser wissen, daß während des dritten Kreuzzuges zwischen Saladin und Richard Löwenherz ein Friede unterhandelt wurde, den die Vermählung Malek Adhels, des Bruders von Saladin, mit der Schwester Richards befestigen sollte; daß aber aus diesem Frieden bloß ein Waffenstillstand, und aus der Heirath, wegen des Unterschiedes der Religionen und der Anhänglichkeit beyder Theile an den angebornen Glauben, gar nichts wurde. Wo die Geschichte einen solchen Fehler gegen die Regeln der Romantik gemacht hat, da gebührt es den Romandichtern, ihn zu verbessern. Das that in diesem Falle Mme. Cottin, sie brachte die Heirath in einem Romane zu Stande, obschon auf eine ziemlich tragische Weise: denn nicht eher, als im Sterben, wird der edle Sarazenen-Held getauft und auf dem Kampfplatze, wo er gefallen, mit der geliebten Mathilde von England getraut. Die Charaktere sind nach der Geschichte geschildert; die Begebenheiten, welche die Handlung des **Romans** bewegen, sind mit den Begebenheiten, welche die Geschichte jenes Kreuzzuges ausmachen, geschickt verflochten; und so erhebt sich, wie in den meisten Romanen unserer Benedicte Naubert (die wir, beyläufig gesagt, um die Erzeugnisse der ausländischen Fabrik von Walter Scott et Comp. zu früh vergessen haben) auf dem historischen Grunde einer romantisch bewegten Zeit ein anziehendes und rührendes Gemälde der Liebe, der Glaubenstreue, der Frömmigkeit, des Edelmuths und der Tapferkeit, welches der deutsche Bearbeiter mit Kunstsinn und Liebe copirt hat. Da der Edinburgische Abgott aller deutschen Toiletten eben auch einen **Kreuzzug** in die Zeiten der Kämpfe um das heilige Grab eröffnet hat; so läßt sich hoffen, daß die deutschen Frauen, deren Phantasie nun einmal in diese Region geführt ist, auch auf Herrn Renda's Arbeit ihre lesenden Blicke werfen werden.

Nr. 100.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 16. December 1825.

Der neueste Meßkatalog.

(Beschluß.)

Die Romanenliteratur hat ihr Idol an Walter Scott gefunden. Sein Glanz überstrahlt Alles. Die deutschen Buchhändler bringen nicht nur immer neue Ausgaben desselben in Uebersetzungen, sondern auch im Original. Kaum hat einer den schwindelnden, doch, wenn er gelingt, fruchtbaren Plan verkündigt, jeden Band des berühmten Britten für das Spottgeld von 18 Kreuzern herauszugeben, so sticht ihn schon ein andrer mit noch besserm Trumpf ab und bietet dasselbe für die Hälfte des Preises. Noch nie hat ein Schriftsteller, geschweige ein Deutscher in Deutschland solche Gunst erfahren, und es steht zu erwarten, daß man ihn nächstens in Stereotypen druckt. Vielleicht deutet aber grade die Uebertreibung auf baldigen Wechsel der Mode. Im Gefolge Walter Scott's erscheinen auch die Romane von Cooper zum Theil in doppelten Ausgaben übersezt, und nicht minder sein großer Rival, Lord Byron. Auch Yoriks empfindsame Reisen und Goldsmiths Landpriester von Wakefield sind neu übersezt worden, und Alles zeigt an, daß die brittische Flagge wie in der halben Welt, so auch auf dem deutschen Parnaß weht. Indeß haben sich doch auch einige ältere deutsche Dichter einer wohlverdienten Anerkennung durch neue Ausgaben zu erfreuen, Schiller, Wieland, Bürger. Auch die einst mit Recht so beliebten Volksmährchen von Musäus werden wieder aufgelegt. Unter den Neuern zeichnen sich in der Romanenliteratur vorzüglich die aus den Taschenbüchern allgemein bekannten und beliebten Namen Louise Brachmann, Fanny Tarnow, Johanna Schopenhauer, Houwald, Clauren, Fouqué, Laun, Mosengeil, Rellstab ꝛc. aus. Friedrich Rückert, der sich neuerdings eifrig auf orientalische Studien gelegt, gibt einen arabischen Roman, Abu Said. Indeß ist die Zahl der absurden Ritter- und Geisterromane, wenn gleich verringert, doch noch lange nicht auf Null reducirt. Auch in diesem Semester finden wir wieder Titel, die uns Schauder einjagen, z. B.: Ulrich von Löwenrode oder das Blutbad in der Todtenschlucht, der Nebenbuhler oder die Schrecken im Schaudergewölbe ꝛc. Grimm und von der Hagen geben wieder Mährchen. Fabeln, Anecdoten und Witzspiele sind in Menge vorhanden.

Unter den Gedichten bemerken wir neue Auflagen von Voß, Kleist, Ramler und von dem niederdeutschen Reinecke Fuchs, sodann Liebesbriefe der Maria Stuart, eine Uebersetzung des Lamartine von Gustav Schwab, Amarillis, ein ländliches Gedicht von Friedrich Rückert. Auffallend und dankenswerth ist das Interesse, welches man, von Herders Geist beseelt, den Nationalgesängen widmet. Wir finden zwey Sammlungen Neugriechischer Gedichte, Igor, ein altslavisches Heldenepos, orientalische, ungrische, russische, litthauische Volksgesänge und irländische Mährchen (von Grimm), auch eine Sammlung von Volksliedern aus dem Schlesierthal.

Wie Walter Scott die Romane, so beherrscht Shakespear die dramatische Literatur, doch eine so alte Vorliebe für den größten nordischen Dichter ist erhaben über jene Sucht, die nach dem Neuen greift. Voß fährt fort, den Shakespear zu übersetzen, Ludwig Tiek vollendet das treffliche Werk seines Freundes Schlegel, und will uns zugleich mit seinen inhaltreichen Studien zum Shakespear beschenken. Benda hat es versucht, neben Schlegel als Uebersetzer aufzutreten, und ein Speculant, Mayer in Gotha, sucht über das erbärmliche Flickwerk seiner s. g. freyen Uebersetzung dadurch zu trösten, daß er sie wohlfeil, wie den Walter Scott, herausgibt. Auch andern Fremden ist die verdiente Anerkennung geworden. Die edlen Sänger, Calderon und Alfieri, erscheinen Beyde in doppelten Ausgaben, einfach Corneille und Racine. Auch Lessings Minna von Barnhelm ist wieder aufgelegt und von Kotzebues Kleinstädtern erhalten wir gleichfalls eine neue Ausgabe, zur Bestätigung der alten Erfahrung, daß die Nachwelt in der Regel ziemlich richtig urtheilt und aus dem Schlechten das Bessere hervorzuheben weiß. Die neueste Dramaturgie bietet, troz der Namen Houwald und Immermann, nichts Unsterbliches dar.

Die poetischen Taschenbücher vermehren sich wie der Kartoffelbau, und nicht ohne Bedeutung und tief geheimnißvollen Grund reifen die amerikanischen Knollen und die ästhetischen Duodezmännlein zu gleicher Zeit. Ihre Zahl ist in diesem Jahr auf dreyßig gestiegen. Das Beckersche Taschenbuch und der Gothaische Taschenkalender sind ein durch alten Adel und Alterschwäche gleich ehrwürdiges Paar. Die Wiener Aglaja behauptet den Ruhm der äußersten Eleganz und spielt die Königin des Festes, Claurens Vergißmeinnicht ist die begünstigte Soubrette, die übrigen machen alle den Tanz mit und suchen auf's Beste zu gefallen und anzulocken; nur die Urania macht sich einsam und nimmt eine interessante Miene an, und eine junge Moosrose sucht sich mit frischen Reizen und im Grün verborgnen Stacheln den erschlafften Liebhabern pikant zu machen. Auch diese vielen Taschenbücher, deren Zahl nach der bisherigen Progression immer zunehmen muß, beweisen unsern Hang nach periodischer Literatur, und da die Lesewelt einmal den raschen Genuß des Augenblicks liebt, und jede Lekture nicht mehr wie ein architektonisches, für die Ewigkeit gegründetes Kunstwerk, sondern nur wie das flüchtige Spiel des Mimen eine Stunde lang sich ergötzen lassen will, so ist es billig, die ephemere Bestimmung auch schon auf dem Titel zu bezeichnen, und es klar auszusprechen, daß man nicht für die Ewigkeit, sondern nur für das Jahr 1826 schreibt.

Die periodische Literatur umfaßt alle Fächer. Der Katalog nennt uns 231 Jahrs-, Quartals-, Monats-, Wochen- und Tagblätter, ungerechnet die localen Zeitungs- und Anzeigeblätter, die nicht in das Verzeichniß kommen. Jede Wissenschaft hat ihre Journale. Von allgemeinem Interesse sind die politischen, belletristischen und diejenigen kritischen, die sich an kein besonderes Fach binden.

Die politischen Zeitungen in Deutschland können denen in England und Frankreich nicht gleich kommen, weil das öffentliche Leben fehlt. Ein unpartheyisches, rein historisches Archiv, das möglichst vollständig die am Jahrhundert ablaufenden Thatsachen verzeichnet, im Sinn der Allgemeinen Zeitung, bleibt das Einzige, was erstrebt und erreicht werden kann.

Die belletristischen Blätter theilen die Mängel der Taschenbücher. Sie verwandeln die Göttin zuweilen allzu auffallend in die Milchkuh und jedes will dem andern den Rang ablaufen. Das Morgenblatt und die Abendzeitung genießen das meiste Ansehen, die Berliner haben ihre Kraft zu sehr zersplittert. Wenn das Publikum einen gewissen leichten und trivialen Ton nicht begünstigte, die Geistesanstrengung nicht allzusehr abwiese, die belletristische Lekture nicht allzusehr zur bloßen Verdauung oder zum Einwiegen in den Schlaf verbrauchen wollte, und eben darum unberufenen, seichten Köpfen es leicht machte, sich zu Tonangebern zu erheben, wenn die bessern nicht theils durch das Interesse der Buchhändler, theils durch das der eignen Eitelkeit isolirt würden, so ließe sich wohl mehr als bisher auf diesem Felde leisten.

Die Kritik hat sich ganz in das ephemere Daseyn verflüchtiget und ist wie Wasser im Löschpapier der Tagblätter versiegt. Wir leben in dieser Hinsicht wieder in einer Zeit des Faustrechts, und es dürfte auch hier niemals ein festes Reichsregiment zu Stande kommen. Jede nur irgend bedeutende Stadt hat ihren eignen kritischen Schöppenstuhl und Galgen, und überall ziehen recensirende Raubritter umher und sengen und brennen die papiernen Saaten und Waarenlager. Während wir allerdings die Kräfte besäßen, geschieht doch nichts so Großartiges für Kritik als in England und Frankreich. Wenn dort wenige Journale durch den Zusammentritt vieler geistreicher Männer des Inlandes und sogar des Auslandes zu einer innern Gediegenheit und äußern Wirksamkeit gelangen, die sie zu wahrhaft nationellen und historischen Instituten macht, zersplittern wir Deutsche die Kraft in hundert kleinen unbedeutenden Blättern. Die gelehrten Literatur-Zeitungen erheben sich kaum über den langweiligen alterthümlichen Ton und das einseitige Interesse der Fakultäten, und sie stehen mit dem ganzen Apparat der Gelehrsamkeit getrennt von den übrigen kritischen Blättern, die sich mit freyerm Sinn und Ton den schönen Künsten und dem praktischen Leben widmen. Durch diese Trennung entbehren jene des Geschmacks und der Popularität, diese der Würde und Strenge. Unter den leztern hat sich neuerdings das Conversationsblatt zwar durch Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Berichte vor allen ausgezeichnet, es fehlt aber die Consequenz des Urtheils, der durchgreifende Geist einer tüchtigen Redaction, die Einheit und Originalität der Tendenz. Um eine solche zu erzielen, isoliren sich einige Kritiker und geben besondre Blätter heraus. Wird aber Müllner in seinem Mitternachtsblatt nicht das taghelle Licht eines Lessing, Saphir in seiner Schnellpost nicht die feste Ruhe eines Herder geltend machen, so dürften ihre Tendenzen uns nicht dafür entschädigen, daß sie in ihrer isolirten Stellung an Reichthum des Stoffs unfehlbar hinter den großen kritischen Instituten des Auslands zurückbleiben müssen. Es ist zu bedauern, daß wir Deutsche, im ästhetischen Urtheil gereifter, als irgend eine andre Nation, die Mittel immer verfehlen, es auf eine zusammenhängende und große Weise auszusprechen.

Almanachs-Literatur für 1826.

Moosrosen, herausgegeben von Wolfgang Menzel, mit Ludwig Uhlands Bilde. Stuttgart, bey Metzler.

Dieses neue Taschenbuch scheint sich mehr durch den Inhalt, als durch äußeren Schmuck empfehlen zu wollen, Wir finden keine Kupfer, außer vor dem Titel das wohlgetroffene Bild des edlen Uhland, gem. von Morf, gest. von Schwertgeburt, und damit ist dem Spielbedürfniß der gewöhnlichen Leser und Leserinnen schwerlich gedient. Oder verlangt dieses Bildniß etwa nicht ein langes inniges Anschauen, ehe man die stille, heilige Glut gefunden hat, welche des Dichters Angesicht wie seine Dichtungen durchleuchtet und verklärt? Bey beyden kann man nicht an vereinzelten Kleinigkeiten Gefallen oder Mißfallen haben, und aus einem Allerley von Bemerkungen einen Totaleindruck sich combiniren. Man muß beyde in ihrem Mittelpunkt, in ihrer Seele erfassen, um sie zu verstehen. Dieß führt uns zu der Charakteristik Uhlands selbst, womit das Taschenbuch eröffnet wird. Wir erkennen vollkommen an, daß ihr Verfasser, Gustav Schwab, mit allem Fleiß nach gerechter Würdigung des trefflichen Dichters gerungen, und im Einzelnen tief Gedachtes und Empfundenes über seine Dichtungen ausgesprochen, daß er überhaupt bey weitem mit größerem Nachdruck, als bisher geschehen ist, auf Uhlands stille Größe aufmerksam gemacht hat. Allein wir vermissen in der ganzen Charakteristik jenen Blick, der sicher und ungebrochen in das Centrum einer genialen Natur dringt, und von da aus sie zu deuten unternimmt. Dem lyrischen Dichter und dem Freunde wird die Unbefangenheit, die dazu erforderlich ist, selten zu Theil. Ein solcher Blick hätte die Widersprüche unmöglich gemacht, in welche der Verfasser mit sich selbst gerathen ist, indem er vielleicht zu ängstlich mit dem Verstande nach Tadel suchte, um das Lob, dessen sein Herz voll war, zu mildern. So glaubt er z. B. einem Dichter in dem Maaße die Kraft der Phantasie absprechen zu müssen, in welchem er ihm Tiefe des Gemüthes zugesteht. Dieß ist an sich falsch, und auch in Anwendung auf Uhland. Wenn Herr Schwab selbst bey Uhland einzig ein tiefes Gemüth vorwalten läßt, und S. 5 mit Bedauern folgert, daß er nur geringe Phantasiekraft besitze, so zwingt ihn die gewissenhafte Betrachtung Uhlandischer Gedichte S. 13 und 32, demselben wieder volle, ja ausgezeichnete Phantasiekraft zuzusprechen.

Friedrich Rückert schenkt dem Leser einen zierlichen Kranz leicht an einander gereihter Frühlings-Liebes-Lieder. Wen das süße, immer dasselbe Thema wiederholende Scherzen einwiegt, wird schnell wieder zu lebendiger Geistesthätigkeit erweckt werden durch das nachfolgende Drama.

Der Popanz, ein Lustspiel vom Herausgeber, ist wahre Poesie. Die Welt — Staat, Wissenschaft und Leben in ihren bedeutungsvollsten Erscheinungen — wird hier abgespiegelt in dem klaren Zaubersee der Poesie, der die Wirklichkeit nicht zeigt, wie sie dem matten irdischen Auge erscheint, sondern wie sie dem hellen, durchdringenden Blick des Geistes sich darstellt, der die Schranken des gemeinen Daseyns durchbrochen und zu dem ewigen, unwandelbaren Ideal erhoben hat.

Jedes Lustspiel, dessen Wesen es ist, die lächerliche Seite des Lebens aufzufassen, muß doch hinter dem Scherz immer den Ernst durchblicken lassen, und nachdem es das hohle Scheinwesen in seiner Nichtigkeit gezeigt hat, auch die Würde des Ideals anerkennen. Nichts ist erbärmlicher, als unsere gewöhnlichen Lustspiele, die, ohne Ahnung einer dem Ganzen zu Grunde liegenden Idee, in einem bloßen Aneinanderreihen von Narrheiten bestehen. Aber auch diese Farcen können nicht völlig der idealen Auflösung ihres Knotens entbehren. Sie bedürfen alle der Liebe, sey es auch nur in dem niedern Sinn jenes israelitischen Gentleman, der die Frage: „Worin besteht doch der Unterschied zwischen einer Komödie und einer Tragödie eigentlich?“ naiv genug beantwortete: „Ey, in der Komödie kriegt er's Mädel, und in der Tragödie kriegt er's nicht.“

Die Liebe ist das Band zwischen Natur und Geist, zwischen der irdischen vergänglichen Welt des Scheines und der himmlischen ewigen des Seyns; durch die Liebe wird die Erscheinung zum Ideal gesteigert, die hohlen todten Formen des Alltagslebens selbst von göttlicher Sonnenglut erwärmt, durch die Liebe allein alle Prosa in Poesie verwandelt, d. h. aus dem Daseyn lügenden Nichts in das wahre Seyn erhoben.

Dieß ist die Idee, welche das vorliegende Lustspiel in der geistreichsten Verknüpfung höchst individueller, mit ächter Dichterkraft aus dem Leben gegriffener Scenen durchführt; und diese Idee ist die größte, die ein Dichter auffassen kann.

Die drey Akte, aus denen es besteht, feyern in dreyfacher Steigerung die Verklärung des Sängerlebens durch eine Liebe, die von dem ersten ahnungsvollen Begegnen an durch alle Stadien der glühendsten Leidenschaft bis zu der höchsten, uneigennützigen Aufopferung emporsteigt, und neben dieser Erhebung des Würdigen zu seinem Ideale schreitet in gleichfalls dreyfacher Entwicklung und Selbstüberbietung die Zerstörung der gewöhnlichen, gemeinen Lebens-Verhältnisse durch ihre eigene Gehaltlosigkeit, so wie der Sänger sich über dieselben immer höher hinausschwingt, ebenmäßig bis zu ihrer völligen Auflösung in das Nichts fort, in der sie dann zuletzt von

der Liebe mit ergriffen und gleichsam in einer neuen Schöpfung wiedergeboren wird.

Das Staatsleben in seiner tiefsten Entwürdigung eröffnet den ersten Akt, als die Basis, auf der die ganze Handlung sich entwickelt, die Scene: ein Bild, das mit der Wahrheit und Kraft eines Tacitus gezeichnet, in der That auch in manchen Einzelnheiten dem Römischen Kaiserthum entlehnt schiene — wenigstens erinnert uns der fliegenklatschende Sultan, von seinen knechtischen Hofschranzen umgeben, an Domitianus; — wenn nicht der phantastische Schwung des Ganzen auf seiner idealen Höhe jeden Unterschied von Raum und Zeit vernichtete, und daher jede Beziehung auf irgend eine bestimmte Zeit nothwendig von sich abwiese.

Das Volk ist so erbärmlich, als seine Regenten; und wenn der wurmstichige Thron bey seinem Umsturz, der durch die bloße Drohung des Zeitgeist-Popanzes, ihn umzustürzen, erfolgt, — nur Staub macht, um die übereilte Flucht des Hofes zu verbergen, so macht dagegen das revoltirende und raisonnirende Volk nur den nöthigen Wind, um sich jenen Staub in die Augen zu wehen.

Die Philosophie wird in den Kreis der Dramas gezogen in der Person des Naturforschers und Naturphilosophen — Professor Hütchen, einer köstlichen Karikatur, die ein ganzes Narrenhaus von Gelehrten und Weisen unter dem großen Hut verbirgt.

Die neueste Demagogie wird als ein Wolf personificirt; überall vertrieben, verfolgt und gehezt, liegt er müde und matt unter einem Baum, aber auch hier, in dem erbärmlichsten Zustand, muß er wenigstens den großen Denker Hütchen in seinen Betrachtungen über die Natur und im philosophischen Zweifel über sein Da seyn stören:

Pr. Hütchen: „Wer gähnt da? — He da, ein wegmüder Wandersmann! Was stört Er mich in meinen Betrachtungen? wer ist Er? was macht Er da?"

Der Wolf: „Einen Spaziergang nach Syrakus."

Pr. Hütchen: „Er sieht ja ganz verboten aus, und wenn ich ihn näher betrachte, so kommt Er mir just wie ein Wolf vor."

Der Wolf: „Ach mein Herr, Sie irren nicht. Ich bin wirklich nur ein Thier, ein Wolf, aber ein sehr verehrlicher, der berühmte isländische Wolf, der mit dem hochtheuren Helden Thiodolf seine Tölpeljahre durchgemacht hat. Sobald ich indeß in die Jahre des Verstandes getreten war, konnt' ich es im Herrendienst nicht länger aushalten. Der Naturtrieb trieb mich hinaus. Ich bekam Lust Schaafe zu fressen, mich der bürgerlichen Ordnung zu widersetzen. Ich ward, wie alle Wölfe, ein Freyheitsheld, und wegen meines Umhertreibens, das man demagogische Umtriebe nannte, gewaltig verfolgt, bekam Prügel, mußte aus einem Wald in den andern flüchten, Wind und Wetter leiden, hungern und mich härmen, und so sehen Sie mich jezt in einem ziemlich miserablen Zustand."

Pr. Hütchen: „Er thut mir leid, aber ich kann ihm nicht helfen. Warum läßt er aber auch die Schaafe nicht in Ruh, geht nicht lieber unter die Hunde und befleißigt sich eines sittlichen und manierlichen Lebenswandels?" —

Wir wollen uns nicht wundern, wenn der Dichter mit seinem subjectiven Ich dem objectiven in die Komödie folgt; und es darf uns nicht befremden, daß der erstere sich in die Geliebte des leztern, Marie, mit verliebt, — daß der Dichter die Aphrodite, die seine Phantasie selbst geschaffen hat, wie Pygmalion umarmt und belebt, daß er nicht nur an die Wahrheit der poetischen Welt, die er selbst gemacht hat, selbst mitglaubt, sondern auch selbst darin handelt.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Nachricht.

Da mein Redactionsgeschäft bey'm Lit. Bl. mit dem Jahre 1825 contractmäßig zu Ende geht; so bitte ich höflichst, mit ferneren Mittheilungen für dieses Blatt, mit Beyschlüssen für das Morgenblatt, und mit allen Zurechnungen des Inhalts von jenem mich zu verschonen.

Weissenfels, den 6. Nov. 1825.

Müllner.

Da wir es für räthlich hielten, die Redaktion des Literaturblattes mit dem Jahre 1826 einem andern, verdienten Gelehrten zu übertragen, so bitten wir Alles, was für dasselbige bestimmt ist, unter unserer Adresse wie die Beyträge zum Morgenblatt, und zwar, wem Leipzig näher liegt, durch Beyschluß an Hrn. Buchhändler Kummer in Leipzig, zu übersenden.

Stuttgart, den 15. November 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Berichtigung folgender Druckfehler in Nr. 97. des Literatur-Blatts.

S.	386	Sp.	1	Z.	19	v. o:	Massurius statt: Massurius.
—	387	—	2	—	26	— :	wie statt: wir
—	389	—	1	—	3	— :	Seuffel statt: Seeffel.
—	—	—	1	—	21	— :	Scarlatti statt: Scarlotti.
—	—	—	1	—	3	v. u:	neun statt: neue.
—	—	—	2	—	10	— :	Marpurg statt: Margurp.
—	390	—	1	—	13	— :	Kunstworte statt: Kunstwerke.
—	391	—	1	—	16	v. o:	Totti statt: Totti.
—	392	—	1	—	8 u. 9	— :	wir Andere statt: wie Andre.
—	—	—	2	—	11	— :	Seuffel statt: Seeffel.

Nr. 101.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 20. December 1825.

Almanachs-Literatur für 1826.

Moosrosen, herausgegeben von Wolfgang Menzel, mit Ludwig Uhlands Bilde. Stuttgart, bey Metzler.

(Beschluß.)

„Wo Liebe quillt aus unerschöpflicher Quelle des Gemüths, sagt er selbst, und ganz und völlig uns erfüllt und über alle Schranken strömt, was ist da noch zu überlegen, zu zweifeln, zu zittern, wie ein Narr im Hintergrunde zu stehen? nein, nein! Die poetische Welt ist aufgeblüht in festen, lebenswarmen Formen. Hier ist Wahrheit oder nirgends. Was verlohnte sich wahr zu seyn, das du nicht wärest?“

Im zweyten Akt ist die Revolution, die im ersten nur hereingedroht hatte, wirklich ausgebrochen, der Hahn auf dem Kirchthurm kräht sie aus den Betten, alles Volk strömt auf die Gassen.

Der Dichter bleibt diesem Unfug fern. Während der Popanz sich als Gesetz konstituirt und ergötzlich genug alle Philosophen und Poeten zum Lande hinaus escortiren läßt, schmückt und verschönt des Dichters Zauber den Garten der Geliebten, deren Gegenliebe ihm doch keine Zaubermacht je gewinnen kann. Auch hier wird der Grundgedanke des Ganzen klar: Liebe ist die Seele des Lebens und Poesie die wahrste und würdigste Auffassung derselben; jede Abweichung von ihrem Wege führt zu Wahnsinn und Lüge. Wie anders gestaltet dem Blick des Dichters und seiner Geliebten sich die Natur, als jenem ausgetrockneten Beobachter und dem tollen Bewunderer im ersten Akt?

Aber nicht irdische Liebe ist es, in welcher der Dichter innere Befriedigung suchen soll; seine Brust erfüllt das ewige, von keiner Erscheinung je erreichte Ideal himmlischer Schönheit. Irdische Liebe gehört irdischem Leben an, der Dichter steht über beyden. Und nicht er daher, nicht sein Innerstes Ich ist es, das die süße Braut gewinnt, sondern der Schatten desselben, das objectivirte Ich, sein Doppeltgänger Wolf. Vergebens versucht ihn der Schmerz über diesen scheinbaren Verlust: wie der Blitz jener schönen Sage nach den Lorbeerbaum nicht trifft, sondern unschädlich von ihm abgleitet, so berührt Verzweiflung nur die Locken des geweihten Dichterhauptes, ohne es zu versehren. — Vergebens steigen aus den Weinflaschen, bey denen er sich Raths erholen will, da der eigene ihm auszugehen anfängt, statt der Weingeister die Schatten des jungen Werther, des Räubers Moor, des unglückseligen Ferdinand aus Kabale und Liebe und Hugo Oerindurs aus Müllners Schuld auf, um ihn zu bereden, ihrem Beyspiel zu folgen. Sie werden derb kritisirt und verschwinden. Orlando Furioso wird unter die Leser geschickt; der fromme Ritter von Toggenburg aufrichtig bedauert; da steigt aus der lezten Flasche der Geist Petrarka's auf:

Erkenne mich, ich bin Petrarka!
Verschmäht, verachtet von den ird'schen Schönen,
Erhob mein heilig Lieben,
Das tief und ewig glühte, wie die Sterne,
Zum Himmel sich und trug, die mich verschmähte,
Im Sternenkranze göttlicher Sonnette,
Ein ewig Sternbild kühn empor.
Die Schönheit ist's, die in der tiefsten Brust
Aufweckt die Quelle göttlicher Gesänge;
Die Sänger sind's, die mit dem Strahlenglanze
Des ew'gen Himmels ihre Schönen schmücken,
So schmückt' ich Laura mit der Heil'genkrone
Und nahm, zu meinem Lohne,
Nur ihres Namens Abglanz mir hinweg;
Denn ewig bin genannt ich Laureatus.

Jezt erst ist dem Dichter das heilige Geheimniß aufgeschlossen, das er stets geahnt, und er geht, von nun an durch diesen Talisman beschüzt, siegreich aus jedem äussern Kampf hervor, nachdem er den schwersten, mit sich selbst, bestanden.

Der dritte Akt führt uns hinaus auf die offene See, wo in zwey Schiffen die verbannten Poeten und Philosophen schweben; aber während die erstern mit der Flamme der Begeisterung Tau und Takelwerk anzünden, und sich selbst, zusammt dem Schiff, verbrennen, brechen

die Metaphysiker, denen die Schranken ihres Daseyns zu eng werden, mit gewaltigem Hammern ihre Schiffsborde auseinander und ersaufen in der See. Nur Wolf und der Naturphilosoph Hütchen, die auf den Mastkörben der beyden Schiffe sitzen, werden gerettet, indem jenen, wie Arion, ein Delphin aufnimmt, da er aus dem brennenden Schiff hinab in's Meer springt, dieser sich in seinen großen Hut sezt und auf demselben fortschwimmt. Sie landen beyde zu ihrer nicht geringen Verwunderung — am Eiland der Circe! Durch das Kraut Moli, das Wolf von dem Gott Merkurius empfängt, Hütchen bey einer botanischen Excursion selbst entdeckt, werden sie vor der bekannten Verwandlung bewahrt, der andere berühmte Männer nicht so glücklich entgangen sind. — Wolf zerreißt, treu der Geliebten, alle Schlingen, die Circe ihm legt, um ihn an sich zu locken, und endlich fliegt er in einem Luftballon, den Prof. Hütchen mit den fixen Ideen eines gewissen phantastischen Drama's, — der Popanz betitelt, — gefüllt hat, mit demselben auf und davon.

Auf dem Pic von Teneriffa steigt Wolf aus, und eilt in die Heimath zurück, indeß Professor Hütchen, als ächter Repräsentant naturphilosophischer Mondsucht, auffährt zum Mond, um der Mann im Monde zu werden. Ueber Deutschland schwebend hält er still und stellt bey einer Pfeife Taback moralische Betrachtungen an, die einen Schatz von Humor enthalten.

Vor Mariens Hütte trifft der Dichter, der von ihr Abschied nehmen und sich zu ihrem Sänger weihen lassen will, mit Wolf zusammen, der, von heißer Sehnsucht getrieben, nicht achtend der Gefahr, zu der Geliebten zurückkehrt. Jeder erkennt in dem andern sein eigenes Bild; und vor Schreck erstarrt, vom grausen Zweifel befangen, welcher von ihnen das wahre Ich sey, stehen sie einander gegenüber, bis Marie hinaustritt, und, indem sie sich sogleich ihrem Wolf in die Arme wirft, beyde trennt und den Streit entscheidet. — Der Dichter kommt zur Besinnung, erkennt den Wolf, als eins mit sich, nur außer sich gedacht, und verläßt das liebende Paar.

Indem er fortgeht und durch die Menge schreitet, hört er das Wehklagen des fliehenden Volkes, das der Popanz ergreift und verschlingt; er beschließt, sich seiner zu erbarmen, geht auf das Ungeheuer mit Feder und Tintenfaß in der Hand los, drängt ihn in das leztere hinein und stößt, als er ihn darin hat, den Stöpsel drauf; der sterbende Popanz hält eine höchst erbauliche Armesünderrede; das befreyte Volk jauchzt und ruft seinen Retter dankbar zum König aus.

Dieser erringt jezt den lezten und schönsten Sieg über die Versuchung der äußern oder vielmehr seiner eignen dramatischen Welt; er entsagt, wie der Geliebten, so auch jezt der Krone, indem er die Ritter, die ihm dieselbe bieten, in Mariens Garten weist, dort ihre Königin zu krönen, — der Marschall, der das königliche Gefolge führt, beugt vor Wolf, indem er den Dichter sieht, das Knie und bringt ihm die Krone. Wolf aber schmückt damit allein Marien, die Königin der Schönen.

Mit der Hochzeitfeyer der Beglückten im Himmel oben schließt sich das Ganze harmonisch ab. Der Dichter bleibt einsam zurück in Hütchens Luftschiff, und sinkt damit wieder zur Erde hinab.

Auf das Drama folgen vermischte Romanzen, darunter die erste, der Tod des Propheten, vom Herausgeber, eine serbische Sage, und einige treffliche Müllerlieder des liebenswürdigen Adalbert von Chamisso hervorgehoben werden müssen. — Die Schilderungen aus einem Spaziergang in der Schweiz werden für jeden von Interesse seyn, welcher dieses Wunderland kennt und liebt. Man befindet sich meistentheils auf dem Rigi, in dem weiten Ringe der gewaltigen Berge des Hochlands, über schönen Seen, tiefen Thälern und Schluchten, wie zu Hause. Schilderungen jener erhabenen Natur, in einer höchst lebendigen und geistreichen Auffassung, wechseln mit Scenen dort erlebter, geselliger Freuden; die Sitten der Landesbewohner treten in lebhaften Kontrast mit denen der Reisenden, welche aller Enden zusammenströmen; die Gegenwart erweckt wehmüthige und freudige Erinnerungen der Vergangenheit; der Geist jener alten Geschichte der Schweiz wird in seinem geheimnißvollen Zusammenhange mit der riesenhaften Freyheit und milden Schönheit der Natur auf's sinnigste gedeutet.

Faustinianus, eine aus der ungedruckten Kaiserchronik entlehnte Legende, dürfte ihres alterthümlichen Tones und tiefsinnigen Inhalts wegen den gewöhnlichen Almanachslesern nicht gefallen. Aber der Herausgeber scheint bey der Composition des seinigen nur solche Leser vor Augen gehabt zu haben, die für Alles einen gewissen Ernst und gebildetes Urtheil mitbringen, und selbst in spielender Form noch einen Sinn, Gedanken und Idee suchen. Für solche eignen sich auch nur die folgenden Gedichte von Carl Hermes. Ein feuriger, starker, zürnender Charakter ist in allen, der, wenn er mild wird, uns bezaubert. Das tiefste Gefühl und den tiefsten Gedanken spricht ein Lied von der Aeolsharfe aus, davon wir die lezten Strophen hier mittheilen.

Und durch die Saiten tönt so tiefes Klagen,
Als ob Natur in einem Wehelaute
All ihren Schmerz wollt', all ihr Leiden sagen,
All ihre Thränen diesem Ton vertraute;
Und in geheimnißvollem Geisterschauer
Verstummt der eigne Schmerz, die eigne Trauer.

Kennt auch die Geisterwelt dieß dunkle Sehnen,
Das von Beginn des Menschen Brust erfüllte?
Und fließt jenseit derselbe Strom von Thränen,
Der hier so manches Aug in Nacht verhüllte?
Ist nie gestilltes Streben die Verpflichtung,
Dann sey gegrüßt, willkommene Vernichtung.

Nach allem Bisherigen können wir keinen Augenblick im Zweifel stehen, wie wir die folgenden Scenen aus dem wirklichen Leben aufzufassen und zu beurtheilen haben. Es ziehen sich durch diese ganze Erzählung jene widerlichen Wahlverwandtschafts-Situationen, vor denen das moralische Gefühl sich empört, selbst wenn wir sie von Goethe, selbst wenn wir sie vom zarten Geschlecht selbst, von Caroline Pichler oder Johanna Schopenhauer, geschildert finden. Die hier von Dr. Paur mitgetheilten Scenen enthalten wirklich, wie der Titel sagt, keine Dichtung, sondern eine schauderhafte Wahrheit aus dem Leben, und die Zusammenstellung dieser Prosa mit den übrigen poetischen Gaben des Taschenbuchs läßt den polemischen Zweck des Herausgebers nicht mißkennen, nach welchem er die Gräber denen, die sie so gern übertünchen, im Spiegel der Wahrheit zeigt, und für sein Taschenbuch den lebhaften Contrast von Poesie und Unpoesie erzeugt. Referent begreift nicht, wie das Conversationsblatt neulich vor dieser Erzählung im Ernst hat warnen können, da sie gerade gleich einer Criminalgeschichte Moral predigt, alle Nacheiferer geradezu abschreckt, und jene Ueppigkeit vollkommen tödtet, die nur durch Geschichten, wie sie in Claurens Vergißmeinnicht vorgetragen werden, erregt wird, und vor denen zu warnen noch Niemand eingefallen ist.

Das Taschenbuch schließt mit vermischten Gedichten und einer Anzahl Aphorismen von der Art, wie die Streckverse, davon W. Menzel vor einigen Jahren einen Band herausgegeben hat.

Dichtkunst.

Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands. Von Wilhelm Waiblinger. Ludwigsburg b. Nast jun. 1826. 210 S. 8.

Erzählungen will die Lesewelt; aber sie lasse sich durch diesen Titel nicht locken! Diese vier Erzählungen sind Gedichte, und zwar Gedichte, die nicht bloß in Versen geschrieben sind, sondern auch dergestalt voll Poesie stecken, daß der Erzählungsstoff beynahe davon erdrückt wird. Der Verfasser erzählt nicht, wie unsere Almanachs-Novellisten: plan, bequem und gemüthlich. Er charakterisirt und beschreibt nicht die Menschen und die Natur wie Walter Scott: breit, umständlich, aller Welt begreiflich. Er macht es im Gegentheil ungefähr, wie Lord Byron: er singt und malt Empfindungen und Anschauungen, und läßt den Erzählungsstoff, der dieselben in ihm erregte, nur stückweise und gleichsam beyläufig durch die Oeffnungen hervorblicken, welche zufällig bey der Bewegung des lyrischen Prachtgewandes zu entstehen scheinen. Und zum Unglück für die Novellen-Liebhaber hat er auch eine Byron'sche Weltansicht, eine schwarze Phantasie bey dunkelrother Sinnenglut, eine Vorliebe für tragisch-schwere, niederdrückende Gegenstände, mit einem Worte, eine Unsentimentalität, die ihn, da er denn doch nun einmal kein Aus- und Engländer ist, bey der deutschen Lesewelt unmöglich empfehlen kann.

Das mag ich daher auch nicht thun; aber ich kann es, zu meiner Beschämung, nicht läugnen, daß seine erste und zweyte Erzählung mich stark angezogen und festgehalten haben. Die erste heißt Kalomasore. Der Held derselben ist ein junger Philhellene (vielleicht der Verf. selbst), der die Griechin Kalomasore, Gattin eines Albanesen, feurig liebt, durch den Tod sie verliert, von dem Albanesen angegriffen wird, ihn im Kampf erlegt, und heimkehrt mit dem Gefühl seiner Schuld, seines Unglücks, und eines Lebensmuthes, den er S. 39 und 40 mit den erhebenden Worten ausspricht:

Und sterben sollt' ich, wenn er mit mir kämpft,
Der Arm des unerbittlichen Geschicks?
Ich sollte diesen Stolz in meiner Brust,
Dieß Unbesiegte, diesen Gott sollt' ich
Der fremden Macht in Demuth unterwerfen?
Ich kenne keine Demuth, kenne nicht
Die Hingebung in einen andern Willen,
Ich kenne nur die seelenlose Noth,
Und nur ein Etwas in mir, das ihr trozt.
Als ich noch glücklich war, da wünscht' ich oft
Im schönen Rausch der Freude zu vergehen.
Da ich nicht glücklich bin, so will ich leben.

Die zweyte Erzählung heißt Ykelula. Der Vater der so benannten türkischen Jungfrau ist zugleich der Vormund ihrer Freundin, der reichen Christin Rafaele, die den Nava Hellonara liebt. Um sich der Erstattung ihrer Schätze zu entschlagen, die er zur Ausstattung der Tochter verwendet hat, will er die Mündel — versteht sich nach ihrem Uebertritt zum Koran — mit seinem Sohne vermählen, und da sie sich weigert, beschließt er sie im Dunkeln auf ihrem Lager zu erwürgen. Er vollzieht den Entschluß, und erwürgt — seine Tochter Ykelula, die mit der Freundin das Lager gewechselt hat. Hellonara verschwindet, wie Schillers Thekla, und Rafaele bleibt in stillem Wahnsinn am Grabe der Freundin zurück. Das Gedicht ist so reich an Schönheiten, daß ich die beste nicht herausfinden kann, und nur eine der geringsten zum Besten geben will. Der alte Türke, von Gewissensbissen über die Verschwendung der Mündel-Schätze gequält, spricht S. 78:

Silberhaare nennt die Thorheit
Dieses Grau auf meinem Schädel.
Und es ist nur Staub und Asche,
Die Verzweiflung drauf gestreut.
O dieß fürchterliche Silber!

Das ist freylich nur ein poetisches Sandkörnchen; aber es ist Goldsand, wenn ich nicht irre.

Es fehlt daran auch in den beyden folgenden Gedichten, Euphrosyne und die Rose von Farsistan, nicht; aber er muß aus dem Triebsande herausgewaschen werden, wozu ich hier keinen Raum habe. Nur von der Rose will ich eine Vermuthung aussprechen, warum sie wohl ein wenig mißgewachsen seyn mag. Der Stoff ist Pouqueville's Anecdote von der schönen Türkin, die zu Anfange dieses Jahrhunderts in Janina gesteiniget wurde, weil sie einen Christen liebte, der für sie seinen Glauben nicht abschwören wollte. „Diese Geschichte — sagt Herr W. im Vorberichte — wollte schon Lord Byron bearbeiten, hielt aber doch Nilebes Ende beynahe für zu gräßlich und empörend, als daß nicht alles menschliche Gefühl dadurch im Innersten beleidigt, und somit das reine Leben der Poesie, der allerdings das Widernatürliche, Scheußliche, Greuliche ewig fremd ist, gestört, ja zernichtet werden sollte. Wir finden aber in den ewigen Mustern der Kunst, den antiken Tragödien, Situationen genug, die, noch dazu unverschleyert und nackt gehalten, Gefühl und Geschmack gewiß mehr beleidigen, als die furchtbare Steinigung der reitzenden Türkin, im Fall alles Eckelhafte, Blutige, das scheußliche Bild des einst so schönen, zerquetschten, aus der Erde vorsehenden Lockenkopfes entfernt wird. Ich nenne nur Philoktet, Oedipus und Heracles, und zwar alle drey, wie sie — in Sophokles erscheinen."

„Es ist allerdings eine schwere Aufgabe, wenigstens das Ende Nilebes zu schildern, ohne den in unserer Zeit ohnedieß so süß verzärtelten und verhätschelten Geschmack zu kränken, wie denn schon der ganze mit geronnenem Blut bedeckte Boden, auf dem Ali Tebelen's Lebenstragödie spielt, als Barbarey und Greueldespotismus an sich die Poesie freylich ausschließt. Wenn aber so große Kräfte darin walten, wie Ali's Geist, wenn das Schicksal so ungewöhnlich in ihr Wirken hineinspielt, dann ist es dem Dichter wohl erlaubt, auch das Grausigste darzustellen; nur hat er die Pflicht zu mildern, zu verschönern, und wenn er selbst gegen die Geschichte anstoßen sollte."

„Dieses war auch hier meine Absicht, einen düstern verzaubernden Trauerflor sollte die Muse über dieses Bild hinbreiten, und ich glaube wenigstens, wenn auch nicht jeden Anspruch erfüllt, doch das Gefühl nicht beleidigt zu haben. Daß es Lord Byron besser gemacht haben würde, konnte für mich kein Grund seyn, der mich von der Bearbeitung dieses Stoffes abhielt."

Herr W. irrt sich in Bezug auf die antiken Tragödien. Die Muster darunter enthalten nichts, was bloß gräßlich wäre, und die es enthalten, wie z. B. Atreus und Thyest des Seneca, sind keine Muster. Es kann aber in der Tragödie eine gräßliche That oder Begebenheit vorkommen, ohne daß darum die Fabel gräßlich und folglich unpoetisch werde. Nur ist es dann nicht mit der Milderung der gräßlichen That, mit matter Darstellung derselben, mit ihrer Verlegung hinter die Scene und dergleichen gethan. Es muß der Fabel eine erhabene Moral entlockt werden, welche das Empörende einer einzelnen That deckt. Der Trauerflor, den Herrn Ws. Muse darüber breiten wollte, so breit er auch gerathen ist, reicht dazu nicht hin; er ist viel zu durchsichtig, als daß man nicht wahrnehmen sollte, es liege keine moralische Idee darunter, sondern bloß eine Abbildung von empörender Barbarey. Inzwischen diesen Fehler hat unter andern auch Byrons Djaur, noch mehr aber Herrn Michael Beers Paria; und wenn bey Herrn W. S. 192 der Geliebte der Gesteinigten spricht:

Warum dieß blutig, gräßlich blut'ge Ende,
Warum hieltst du die mordbegier'gen Hände
Nicht fest, du ewige Gerechtigkeit,
Der man nur höhnend diesen Namen leiht?
Es tödtet sich das niedere Geschlecht,
Das seinen Schandfleck in sich selber rächt,
Wie Stein so hart und seelenlos, mit Steinen.
Ich möchte lachen, Vater, möchte weinen!
Nur Steine, Steine, drunter sie, nur Steine.
O Weltfluch ist die Thräne, die ich weine! —

so wiegt das wenigstens auf der poetischen Wage schwerer, als das ganze, leztgedachte Drama.

Angehängt ist noch ein Gedicht, der sterbende Korsar, welches den übrigen an Werthe weit nachsteht. Von Unklarheiten, technischen und sprachlichen Mängeln, müssigen Beschreibungen und vorliebigem Gebrauche von Fremdwörtern, die das orientalische Costüm bezeichnen sollen, ließen sich viele Beyspiele anführen. Aber das langweilt die Leser, und ist für Herrn W. nicht nöthig. Wenn ich diese Dichtungen mit seinem Phaëton und seinen Griechenliedern (s. Lit. Bl. 1823. Nr. 83.) vergleiche; so scheint er mir ein in schnellem Wachsthume stehendes Talent zu seyn, das, wie ein gesunder Baum, seine schiefen Auswüchse schon selbst verwachsen wird.

Müllner.

Nr. 102.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 23. December 1825.

Alterthumswissenschaft.

Einleitung in das Studium der griechischen Mythologie von C. R. Lange, (Privatdocenten an der Univ. zu Berlin.) Berlin bey Duncker und Humblot. 1825. 8.

Die bisherigen kritischen Bemühungen des Verf. ließen, wenn nicht gründliche Forschungen, doch logische Schärfe und Bestimmtheit erwarten; die vorliegende kleine Schrift zeigt ihn indessen, leider, noch in derselben Gedankenverworrenheit begriffen, an der die meisten Erscheinungen unserer neuesten Literatur kranken, und die wir freylich auf der einen Seite durch die Vernachlässigung, auf der andern durch die verkehrte Richtung unsers Studiums der Philosophie hinlänglich erklärt finden.

Der Verf. beginnt seine Einleitung mit einem Aufsatz über Quellenkritik, und diesen kühn genug durch den Ausspruch, daß „die Darstellung der Mythologie, als einer historischen Wissenschaft, in nichts von dem subjectiven Meynen und Wähnen des Forschenden, sondern nur von dem Ergebniß der Quellen abhängig seyn kann.“ Auf derselben S. sieht er sich jedoch genöthigt, einen Theil dieses Satzes zurückzunehmen, weil „der Mytholog nach einem festen, geistigen Princip sich an die Verarbeitung des (gegebenen) Stoffes machen muß.“ Aber (S. 2) „dieß Princip selbst muß aus dem vorliegenden Stoff entnommen und — in den allgemeinen Gesetzen menschlicher Natur begründet seyn.“ Folglich hätte dennoch das subjective Meynen keinen Antheil an der Darstellung der Mythologie; wenn nicht leider jener Stoff selbst: „die Quellen der Mythologie wahrhaft belehrend nur für die wären, welche mit Verstand sie befragen;“ denn „für Andere sind sie mißtönige (?), oder gar stumme (??) Orakel.“ Dieser Verstand, der erfordert wird für das Studium der Mythologie, scheint doch wohl nur etwas sehr subjectives zu seyn; da aller Verstand den „Andern“ doch auch nicht abzusprechen seyn dürfte. Auf zwey Seiten vier Sätze, von denen einer den andern aufhebt! Als Endresultat bleibt, wenn wir diese einander widersprechenden Sätze von einander abziehen, wenig mehr übrig, als die etwas altbackene Behauptung, daß zur Erforschung der Mythologie vor allem — gründliches Quellenstudium erforderlich sey. Das wird dem Verf. schwerlich bestritten werden, wenn man ihm auch nicht zugeben möchte, daß die Mythologie in dem Sinne, wie er dieß nimmt, eine rein historische Wissenschaft sey.

Der Verf. unterscheidet nämlich eben so richtig, aber eben so wenig neu „im Leben der Völker, wie der Individuen, also auch in jeder Erscheinung dieses Lebens ein stetiges (soll heißen: ewiges, unveränderliches) und ein wandelbares Element;“ so in der Religion „die Substanz, d. i. den Glauben an das Göttliche, als das Unveränderliche, in allen Religionen Wiederkehrende, und die Accidenz, d. i. die Einkleidung des Göttlichen in irgend eine beliebige (?) Form.“ Jenes unwandelbare Element kann keine Geschichte haben; dieß dagegen, „weil es überall ungleich und zu allen Zeiten verändert ist,“ hat nothwendig eine Geschichte. „Die Mythologie ist Geschichte der Religion. Ihr Gegenstand ist daher das Accidentielle, nicht aber das Substantielle.“ Sehr richtig geschlossen; wenn nur das, was keine Geschichte haben kann, darum nothwendig auch selbst kein Gegenstand für die Geschichte seyn könnte! Und wenn das Accidentielle, wie der nüchterne Verstand des Verf. es sich denkt, möglicher Weise so ganz von dem Substantiellen geschieden werden könnte! Aber das Accidentielle ist ja nur die Erscheinung, die zeitliche Form des Substantiellen, dieses selbst aus seiner Unwandelbarkeit in das Gebiet der Veränderlichkeit hineingezogen; und wir werden daher, um die Veränderungen des Accidentiellen auffassen zu können, vor allem erst das Substantielle und das Verhältniß jener Veränderungen zu dem Bleibenden in demselben begriffen haben müssen. Folglich ist auch das Substantielle Gegenstand der Mythologie; und eben weil dieß bis jetzt noch nicht erkannt worden

ist, haben wir noch keine wissenschaftliche Mythologie erhalten, und kann uns auch der Verf., ungeachtet aller seiner Versprechungen, keine Mythologie geben.

Ueberhaupt aber scheint er sich hier auf einem Felde zu befinden, auf dem wenig Lorbeern für ihn zu erwarten sind. Ein kleines Pröbchen seines Scharfsinns ist die Behauptung, daß „der Grieche in seinen besten (?) Epochen keine Sonderung von Subject und Object, von Ideellem und Realem gekannt" habe (!); worauf er seine Widerlegung der allegorischen Erklärungsweise der Mythologie baut.

Nicht weniger ergötzlich ist es, zu sehen, wie er darauf sich bemüht, die „Ableitung der griechischen Religion aus dem Orient" zu bestreiten. — Daß die Uebereinstimmung in gewissen Grundideen keinen genügenden innern Beweis für jene Ableitung gebe, wollen wir dem Verf. und seiner Parthey zugeben; denn ähnliche Bedingungen können allerdings ähnliche Erscheinungen hervorrufen, wie in der Religion, so in Sitte, Lebensart und Sprache. Wo aber diese Uebereinstimmung so weit geht, daß sie nicht bloß das Allgemeine, sondern auch das Besonderste, Individuellste trifft; wo wir sehen, daß Sprache, Religion und Sitte gewisser Völker zusammen einen Gegensatz bilden gegen alle andern; daß nicht nur die Gesetze, nach denen dieselben sich entwickeln, die gleichen sind, sondern daß selbst zufällige Erscheinungen in ihnen auf übereinstimmende Weise sich zeigen; und daß eine Reihenfolge sich bildet, in der die Sprachen und Religionen der Völker, wie Glieder einer Kette, aneinanderhängen, und daß der Schlußring derselben den Schlüssel zu allen übrigen enthält; so wäre eine Verwandtschaft und Ableitung derselben aus gemeinschaftlicher Quelle zu läugnen, Uebermuth. — Wie die Grammatik des Samskrit unerklärlich scheinende Anomalien in der ältesten Deutschen, in der Griechischen und Lateinischen Sprache erklärt und mit denselben durch das Persische u. s. w. zusammenhängt; so weist schon die geographische Lage dieser Völker auf eine große Wanderung hin, von der wir in den Wanderungen der Germanen und der Slaven noch die lezten Spuren historisch beglaubigt finden. Statt aller Widerlegung seines vorgeblichen Systems können wir daher dem Verf. einfach die Frage vorlegen, ob er im Stande ist, die Uebereinstimmung der Indischen, Griechischen und Scandinavischen Mythologie — wie sie folgende Tabelle andeutet — zu läugnen, oder auf irgend eine andere Weise zu erklären, als durch Emanation aus einem und demselben Born. Diese Tabelle stehe hier zugleich als crux philologorum, und wir fordern keck alle Mythologen heraus, das Räthsel zu lösen, das wir in derselben niedergelegt haben und das den Schlüssel aller Mythologie enthält:

Urseyn.	Parabrama.	Uranos.	Buri.
|	|	|	|
Daseyn.	Bahavani.	Kronos.	Bör.
Einsseyn; Andersseyn; Vereintseyn.	Brama; Wischnu; Schiwa.	Zeus; Poseidon; Hades.	Odin; Vili (Halmr. Niörd); Ve (Loki).

Die Probe einer künftigen Darstellung und Behandlung des Einzelnen der Griechischen Mythologie, die Herr Lange in einem Anhang „über die Schicksalsmacht der altgriechischen Zeit" gegeben hat, leistet wo möglich noch weniger, als die Einleitung erwarten ließ. Mit einer Sammlung von Beynamen (Epitheten) des Zeus aus der Ilias und Odyssee ist uns wenig gedient! Und der Beweis, auf den es hier hauptsächlich ankam: „daß die Schicksalsmacht im Homerischen Zeitalter mit Zeus identisch gedacht worden sey," ist so kläglich ausgefallen, als die meisten übrigen Beweise des Verfs. — Poetische Epithete können hier nichts beweisen; so wenig als gegen seine Allmacht etwa Il. XXI, v. 401.

Αἰγίδα — σμερδαλέην, ἣν οὐδὲ Διὸς δάμνησι κεραυνός. Aber wie will der Verf. mit unbeschränkter Machtvollkommenheit des Zeus die (hier ganz übergangene!) Sage (Il. IV. 399 ff.) vereinigen, wie die Götter einst ihn fesseln wollten und nur Thetis ihn rettete? — Daß Zeus den Göttern ihre Aemter und Würden angewiesen habe, wird bestimmt widerlegt durch Il. XV. v. 187 ff., wonach er mit Poseidon und Aidoneus um die Herrschaft der Welt losen mußte (vergl. Il. XVI. v. 298.); und erwiesen sehr schlecht durch das Beyspiel des untergeordneten Aiolos. Hesiodos Vorstellung paßt um so weniger hier herein; da die angeführte Theogonie noch dazu wahrscheinlich sehr jung, gewiß nachhesiodisch ist.

Wenn Zeus, im Sinn des Homeros, das Schicksal unbedingt in seiner Hand hat, wie kann er Il. XVI. v. 431 sich beklagen: daß es sein Schicksal sey, den Sarpedon zu verlieren? Wenn die *Αἶσα* das Schicksal als Faden spinnt (Il. XX. v. 127 sq.); wie soll Zeus dieß Gespinnst wenden? Schon die Personification der Schicksalsgöttinnen — wenn man dieselbe nicht als leere poetische Floskel nehmen will, spricht gegen eine unumschränkte Lenkung derselben von Seiten des Gottes. Die Keren gehen und bringen den Tod (Il. II. v. 302); zurückhalten oder beschleunigen können sie die Götter, und Zeus allerdings, als der mächtigere, mehr, als andere. Aber unabwendbar ist, was ihr Faden einmal bestimmt; haben doch die Moiren selbst den Göttern das duldende (*τλητὸν*) Gemüth gegeben (Il. XXIV. v. 49.)

Anders ist auch das Verhältniß der nordischen Schicksalsgöttinnen (Nornen) zu den Asen nicht: Odin gewährt Sieg und Glück; aber seinen Sohn Balder vermag er selbst und alle Götter gegen das Geschick nicht zu retten.

Almanachs-Literatur für 1826.

Urania.

Die Himmelskönigin zeigt seit Kurzem ein löbliches Bestreben, den ihrem Namen angemessenen Rang über ihren irdischen Schwestern zu behaupten, und will uns statt der Nebelbilder zuweilen wirklich Sterne geben. Einer wenigstens leuchtet uns hier glänzend entgegen, Ludwig Tieck, der die Urania dießmal mit seiner neuesten Novelle „Dichterleben" beschenkt hat. Auch läßt das einfache und geschmackvolle Titelkupfer, ein Portrait des sechzigjährigen Jean Paul, gez. von Vogel, gest. von Schwertgeburth, einen ausgewählten Inhalt erwarten, da das Bildniß dieses edlen Greises würdig nur auf Gold geprägt werden kann. Leider folgen aber sogleich drey ärmliche, äußerst verzeichnete historische Kupfer. Ref. kann nicht begreifen, wie selbst Kupferstecher von Talent sich hergeben können, die verziertesten Figuren und Gruppen, die geistlosesten Compositionen für Taschenbücher nachzustechen. Wie kann, wer irgend des Nachruhms würdige Werke zu schaffen weiß, die edle Kraft an solche Tändeleyen verschwenden und in jene bunten Duodezwerkchen einsargen, die nur für ein ephemeres Daseyn geschaffen sind. Was anders ist ein Almanach, als ein glänzender Schuh, darin heute die Prinzessin tanzt, und morgen ein alter Pantoffel, ein süßes Bonbon, doch einmal genossen nur noch ein buntes Papier. Jene Kupferchen werden aber mit jedem Jahre fast nothwendig schlechter, da die Situationen mit dem Inhalt, den sie darstellen, sich endlos wiederholen und erschöpfen und die Concurrenz mit der Menge der Taschenbücher steigt. Darum hat sich sogar Ramberg, in Phantasie so reich wie Fouqué, doch überlebt und das Publikum übersättigt, und seine zahlreichen Nachahmer haben die mangelnde Originalität mit einem bejammernswürdigen Manieriren und Carrikiren ersetzen müssen.

Tiecks Novelle verdient unsre ganze Aufmerksamkeit, denn sie trägt mit dem Namen ihres Autors das Siegel der Unsterblichkeit auf der Stirn. Wir müssen sie an den Kranz jener trefflichen Novellen reihen, mit welchen der Dichter uns von Jahr zu Jahr zu beschenken pflegt, und deren Eigenthümlichkeit es ist, daß uns in jeder eine Richtung des Lebens oder der Kunst und die damit zusammenhängenden Charaktere in einer poetisch abgeschlossenen kleinen Welt geschildert werden. Immer finden wir in diesen Novellen eine Gruppe von Menschen, die äußerlich durch eine leichte Intrigue, weit mehr aber innerlich durch die Beziehung auf einen sie alle interessirenden Gegenstand verbunden werden. Die höchst originellen Charaktere jener Menschen werden durch die Wirkung bestimmt, die der Gegenstand ihres Interesses auf ihre verschiedenen Naturen äußern muß. So sehen wir in einer der schönsten frühern Novellen „musikalische Leiden und Freuden," eine Gruppe von Musikfreunden, davon jeder einzelne je nach dem Maaße seiner Natur, seines Temperaments, seines Talentes, seiner Nationalität und seiner Geistesbildung eine besondre Wirkung der Musik darstellt. In dieser Form gewinnt der Dichter sonach alle Freyheit, den Gegenstand, den er hervorzuheben trachtet, auch unbemerkt im Gespräch didaktisch zu behandeln, und Lehrbuch und Roman, Theorie und Leben anmuthig zu verschmelzen.

Jenes Dichterleben stellt uns die Poesie in demselben Verhältniß dar, wie die frühere Novelle die Musik. Mit bewunderungswürdigem Tiefsinn und Scharfblick hat Tieck uns hier drey Charaktere geschildert, deren Gegenüberstellung uns jedes Geheimniß und jeden Widerstreit im Gemüth und Leben der Dichter überraschend klar offenbart. Er versezt die Scene nach England und in die Jugendzeit Shakespeares. Da treffen Green und Marlow, die Lieblingsdichter der Nation, mit dem bescheidenen jungen Shakespeare zusammen, den sie nicht kennen und für einen Schreiber halten. In Green ist mit tiefer Wahrheit die eine einseitige Richtung und Wirkung der poetischen Kraft geschildert, die überwiegende Sinnlichkeit und regellose Phantasie, die so manchen Dichter über alle Schranken führt, ihn unstät durch die Welt und ihre Genüsse treibt, ihn weichlich und grausam, der Menschen Gunst immer bedürftig und doch immer gegen sie undankbar macht, ihn die Seinigen verlassen, ihr Glück zerstören und zulezt sich selbst in Verzweiflung stürzen und elend endigen läßt. Ihm zur Seite steht Marlow, den eine eben so einseitige, aber nicht minder tief aus dem Dichterleben gegriffene Eigenthümlichkeit charakterisirt. In ihm überwiegt der ethische Stolz und Aufschwung, der so viele Dichter wieder auf andere Weise über die Schranken führt, sie übermüthig sich selbst und ihre Kraft überschätzen und nach Glanz und Nachruhm mit jenem Feuer jagen läßt, das immer eine Begeisterung voraussezt, die den Sieg zu erringen hoffen darf, aber nicht jenes sichre Bewußtseyn der Kraft, die den Sieg wirklich an sich fesselt. In diesem fruchtlosen Ringen muß auch Marlow untergehen, wie Phaeton und Ikarus. Es wäre zu wünschen, daß manche junge Dichter an diesen trefflichen Bildern Tiecks sich spiegelten, denn wie viele sind nicht Green's ähnlich, und wohl noch mehrere haben etwas von Marlow. Beyden entgegen steht der junge, anfangs unscheinbare Shakespeare, mit jener wunderbaren Seelenruhe, die nur den größten Genies eigen ist und die hier Green's Weichlich-

keit gegenüber in diamantner Klarheit und Festigkeit, Marlows Unduldsamkeit gegenüber in der mildesten Humanität einen höchst lebhaften Contrast bildet. Die Ruhe geht aus der reinen Harmonie der Seele hervor und aus dem glücklichen Bewußtseyn einer innern Kraft, die eben so wenig etwas zu verlieren als etwas nicht zu erringen fürchten darf. Der ächte Dichter wird nicht unstät durch die Welt getrieben, wie ein Fremdling, noch stürmt er gegen ihre Ordnung titanenhaft, wie ein Feind, sondern er begreift die Welt in ihrer ewigen Harmonie und beherrscht sie, indem er sie begreift. Wenn wir indeß die tiefe Wahrheit jenes poetischen Charakters, den Tieck uns unter Shakespeares Bild und Namen vorüberführt, vollkommen anerkennen, so zweifeln wir doch, ob das Portrait selbst in Bezug auf sein Original gelungen sey. Wir dürften dieß nicht verlangen, da die Absicht Tiecks nicht die Portraitirung eines bestimmten Dichters, sondern die Charakterisirung eines Genies überhaupt war; bey unserer Mißbilligung des Portraits aber, wie es ist, stützen wir uns auf ein Gemeingefühl, das uns der erste Blick in Shakespeares Werke mittheilt. Mit diesem können wir jene kleine Beymischung kritischer Coketterie, die uns hier in den Reden des jungen Britten entgegentritt, auf keine Weise vereinigen. Wir sollen die Alten sehen, wie sie jung waren, und werden nur zu oft an die Neuern erinnert, wie sie alt werden.

Die übrigen Erzählungen und Gedichte des Taschenbuchs werden durch die Namen Johanna Schopenhauer, Gustav Schwab, Wilhelm Müller, Blumenhagen ꝛc. hinreichend qualificirt.

Dramatische Dichtkunst.

Die Schauspiele des berühmten Castilianischen Dichters Don Pedro Calderon de la Barca, metrisch treu für die deutsche Bühne übersezt von G. N. Bärmann, d. W. W. Doctor, und E. Richard, Major. 1stes, 2tes, 3tes und 4tes Bändchen in 12mo, Zwickau im Verl. der Gebrüder Schumann. 1824.

Der Titel klingt ungefähr, wie einer aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. „Des berühmten Castilianischen Dichters!" Nun das wissen wir, Gott sey Dank, und zu allem Ueberfluß steht's auch im Conversations-Lexikon. „Metrisch treu?" Da fragen wir billig, ob nicht auch poetisch treu? Und endlich: „für die deutsche Bühne!" Was soll denn die mit einem treu übersezten Calderon anfangen? Sie, die kaum irgend ein deutsches Originaldrama treu darzustellen weiß, wie sollte sie jemals sich entschließen, ein ausländisches, Jahrhunderte altes, anders als in einer theatermäßigen Zurechtmachung aufzuführen?

Doch wir wollen unseren Uebersetzer — nur einer, Herr Bärmann, ist in den vorliegenden 4 Bändchen aufgetreten — mit dem Titel nicht chicaniren. Wir haben es bereits im Lit. Bl. 1821. Nr. 82, wo seine Uebersetzung von Calderons Haus mit zwey Thüren angezeigt wurde, gelesen, daß er unter die besseren Uebersetzer des Calderon gehört, und dieses Urtheil finden wir hier vollkommen bestätiget. Da diese 4 Bändchen die Brücke von Mantible, das Leben ist ein Traum, den Magus (hier Schwarzkünstler) und die Mariamne enthalten; so steht Herr B. sowohl gegen Schlegel als gegen Gries in den Schranken, und zeigt sich im Durchschnitte beyden gewachsen. Und wo er hinter ihnen zurückbleibt, sey es in der Nachbildung des Metrum oder im poetischen Ausdrucke, da ist er doch immer neben West, Zahlhas, Mämminger, Malsburg und Jeitteles ein Stern erster Größe neben Nachtlichtern. Mit einigen dieser Herren hat er es gar nachdrücklich zu thun in der Vorrede zum zweyten Bändchen. Zwar überschäzt er, wie Uebersetzer con amore gewöhnlich thun, sein Original; er schreibt namentlich dem Calderon eine Klarheit, Einfachheit und Kindlichkeit zu, die durchaus nicht im Charakter dieses Dichters liegen; er ist blind gegen dessen Hauptfehler, als da sind der Bombast einzelner Bilder, die Ebrienhaftigkeit in ihrer Ausführung, die dialectische Spitzfindigkeit, und vor allen die Selbstwiederholung. Aber er versteht Calderon den Dichter, und gibt ihn wieder meistens ohne peinlichen Zwang. Wir geben zur Probe eine kurze Stelle aus: das Leben ist ein Traum, S. 132. Bd. 2, welche die Leser, wenn sie Gries zur Hand haben, Bd. 1. S. 295 nachschlagen und vergleichen mögen.

Der König.

Wer hat, Astolf, dem zügellosen Rosse,
Wenn's wild dahin rennt, Mäß'gung je gelehrt? *)
Wer wohl des Bergstroms wüthendem Geschosse,
Das nach dem Meere zielt, den Lauf gewehrt?
Wer der Lawine, die vom Felskolosse
Zur Tiefe braus't, entgegen sich gekehrt?
Doch ist dies Alles leichter zu vollbringen,
Als wilden Völkeraufruhr zu bezwingen.

Laut kündet sich's im Sturme der Partheyen,
Es widerhallt's der Berggeklüfte Schlund,
Und Echo mit sich selber zu entzweyen,
Ruft's bald Astolf, bald wieder Sigismund.
Es wollen alte Gräuel sich erneuen,
Furchtbar erschüttern dieses Thrones Grund,
Und durch des Schicksals Trauerspielsgewalten
Zu einem Schreckensschauplatz ihn gestalten.

In der ersten Stanze hat er Gries erreicht, in der zweyten übertroffen. Das Leztere ist auch der Fall in der ersten Scene des Magus (Bd. 3), wo er mit außerordentlicher Gewandtheit, statt der trochäischen Assonanz in a — e, eine volltönende spondäische in a — a glücklich und zwanglos durchgeführt hat. Freylich sind wir auch an anderen Orten auf Flecken gestoßen, z. B. S. 10. Bd. 1. auf den Reim: hat er und Krater, doch ubi plura nitent —

Schließlich ist noch zu bemerken, daß diese 4 Bände Bärmann-Calderon zugleich die Nummern 106, 107, 108 und 109 der Zwickau'schen Taschenbibliothek der ausländ. Klassiker in neuen Verdeutschungen ausmachen, die immerfort wächst, obschon sie keine Taschenbibliothek in klassischen Verdeutschungen ist. Wenn der Herr Major den Calderon nicht schlechter übersezt, als der Herr Doctor d. W. W.; so hat sie dießmal einen guten Kauf gemacht.

---

*) Die Construction des Zeitwortes lehren mit dem Dativ hat zwar die logische Grammatik für, aber den Gebrauch gegen sich. Bürger vertheidigte sie, gab sie aber bekanntlich in der Folge wieder auf.

Müllner.

Nr. 103.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 27. December 1825.

Dramatische Literatur.

Neuestes theatralisches Quodlibet, oder dramatische Beyträge für die Leopoldstädter Schaubühne. Von Carl Meisl. Erster Band. Wien bey Mörschner und Jasper. 1824. Zweyter Band, ebendaselbst. Ohne fortlaufende Seitenzahlen. gr. 8.

Die dramatischen Localspiele der Wiener Vorstädte pflegen von der dramaturgischen Kritik gleichsam über die Achsel angesehen zu werden; und doch muß sie am Ende einräumen, daß die hochgepriesenen Lustspiele des Aristofanes nichts anderes sind, als atheniensische Localspiele. Ja, sie muß eingestehen, daß Localität und Personalität die eigentliche Stärke dieser antiken Dramen ausmachen, und mehr als Ein Mal hat sie darüber geklagt, daß mit der Freyheit der griechischen Bühne, die Thorheit nicht nur in abstracto, sondern auch in concreto zu geißeln und so zu sagen den Leuten die Röcke an den Leibern auszuklopfen, auch das ächte Lustspiel gesunken und einer äußerlichen conventionellen Civilisation zum Opfer gefallen sey. Da nun die gedachten Wiener Localspiele so ziemlich das einzige sind, was noch eine entfernte Aehnlichkeit mit jener freyen Komik der Alten hat, und da man seit einigen Jahren in Berlin viel und mancherley von einem Volkstheater gesprochen hat, welches auf ähnliche Localspiele sich einrichten würde; so möcht' es wohl an der Zeit seyn, diese Gattung mehr in kritische Betrachtung zu ziehen, als bisher geschehen ist. Herr Meisl bietet uns hierzu wenn nicht die beste, doch die erste Gelegenheit, und wir wollen unsere Leser mit diesem Aristofanes der Wiener Vorstädte ein wenig näher bekannt machen.

Das erste Stück dieser zwey Bände, die Dichter, gibt sich für ein Seitenstück zu Vogels Lustspiel, die Schauspieler, und ist, wie dieses, eine nothdürftig localisirte Nachbildung von dem französischen Lustspiele des Delavigne, les Comédiens, welches im Lit. Bl. v. J. 1821. Nr. 103. beurtheilt worden ist. Der Hauptspaß besteht darin, daß ein norddeutscher Belletrist Allweiß, der in Wien den theaterkritischen Aristarchen spielt, seine eignen Kleider dazu hergeben muß, um den Triumph des Theaterdichters Freywald zu sichern, der ein gegen ihn gerichtetes satyrisches Lustspiel geschrieben hat. Die Zofe aus dem Hause von der Geliebten des Theaterdichters wird angestellt, ihm ein Rendevous zu geben, wobey ihm so heiß wird, daß er, nach ihrem Rathe, den Rock auszieht, und nun, auf eintretende Störung, ohne Rock in ein Behältniß unter der Stiege sich einsperren läßt. In diesem Rocke spielt der Acteur die Rolle, welche Freywald auf Allweiß gemünzt hat. Das Stück triumphirt, und da die belletristische Mutter Emiliens (der Geliebten Freywalds) von diesem Triumphe die Heirath abhängig gemacht hatte, so endiget die Posse wie die meisten Lustspiele, mit der Verlobung; jedoch hat Freywald bey dieser Gelegenheit das Theater-Unwesen von einer Seite kennen gelernt, die ihn geneigt macht, die angetretene Laufbahn eines Theaterdichters aufzugeben: denn um die erste Liebhaberin zum Spiel ihrer Rolle zu bewegen, hat er ihr einen Fußfall thun müssen; der Paukenschläger des Theaters hat ihm den Vorwurf gemacht, daß sein Stück zu lang sey, und ihn hindere, vor 10 Uhr nach Hause zu kommen; der Theater-Bierwirth hat daran getadelt, daß es nur zwey Aufzüge habe, und folglich den Zuschauern nicht Gelegenheit genug zum Trinken gebe; und ein Schauspieler hat mit Ungestüm ein Paar lärmende Abgänge von ihm gefordert. In einem Nachspiele, die Recensionen, feyert nun auch Allweiß seinen Triumph der Rache, die er durch hämische Theaterkritiken in mehreren Tageblättern ausgeübt hat, wird aber dafür, sammt seinem quasiliterarischen Bedienten Johann, von Emiliens Vater unsanft zur Thür hinausgewiesen. Inzwischen macht diese kritische Rache des Allweiß in Freywald den Entschluß völlig reif, nie wieder solcher Unbill' sich auszusetzen, und er wirft ein neues, halbvollendetes Lustspiel in das Feuer.

Wir müssen Herrn Meisl's Hauptabsicht loben, welche unstreitig dahin ging, die Umtriebe und Anmaaßun-

gen der tageblättelnden Theaterrecensenten zu strafen. Wir können es auch nicht mißbilligen, daß er es, allem Anscheine nach, mit aristofanischer Personalität gethan hat, wenn er ein Original zu seinem Allweiß fand; aber das attische Salz des Aristofanes fehlt, die satyrische Geißel ist nicht knotig genug geflochten, des Allweiß unwürdiges Treiben wird nicht lächerlich genug gemacht, und sogar seiner Anmaaßung wird in dem Umstande, daß er selbst würdige und beyfällig aufgenommene Werke für das Theater geschrieben haben soll, noch eine Art von Entschuldigung geliehen. Das zeugt nicht von großem Geschicke; Aristofanes wußte in den Wolken den Socrates und in den Fröschen den Euripides satyrisch zu züchtigen wegen der Gebrechen ihrer Werke, ohne das Lächerliche, was er auf sie warf, durch eine Mahnung an ihre Verdienste zu mildern.

Loben müssen wir auch die Nebenabsicht des Vf., das eigentliche Schauspieler-Unwesen vor sein Satyrgericht zu ziehen; aber in diesem Punkte bleibt er weit hinter Delavigne zurück.

Er hätte sowohl für die Hauptabsicht, als für die Nebenabsicht ungleich mehr thun können, wenn er es gewagt hätte, im eigentlichsten Verstande das Theater auf das Theater zu bringen, in seinem Stück die Hauptscenen von Freywalds Lustspiele wirklich spielen, uns den covirten Allweiß auf den Bretern sehen, und an der Wirkung dieser Mystification auf das supponirte Publikum das wirkliche unmittelbar Theil nehmen zu lassen, ungefähr wie Shakespeare im Sommernachtstraume.

Wir übergehen das zweyte Stück, die Wittwe aus Ungarn, welches der Brockmann'schen Wittwe von Ketskemet frey nachgebildet seyn soll, weil wir das Original nicht kennen, und wenden uns zum zweyten Bande, welcher mit einem „phantastischen Zeitgemälde:“ 1723. 1823. 1923, anhebt. Ein biederer Kaufmann von 1723 erhält im ersten Akte für seine Wohlthätigkeit und Menschenliebe die Belohnung von der Göttin der Vergeltung, seine Nachkommen von 1823 und 1923 zu sehen und unter ihnen zu leben. Durch diese wohlfeile Erfindung führt uns im zweyten Akte der Verf. mit seinem Helden in die, mit der Vergangenheit contrastirende Gegenwart, und im dritten in eine phantastische Zukunft. Nur der dritte, wobey der Verf., wenn nicht Merciers Traum, doch einen neueren, in der Zukunft spielenden Roman von Julius v. Voß benuzt zu haben scheint, ist von komischer Kraft, welche ihren Sitz in der Vorstellung eines übertriebenen Culturzustandes hat. Der aus hundertjährigem Schlummer erwachende Held (Rumpler) stößt zuerst, vor den Linien Wiens, auf einen Bauer, welcher französisch spricht, ohne Zugvieh mit einem Dampf-Pfluge ackert, und auf demselben ein Buch über die Regierungskunst studirt. Statt der Fiaker findet er Luftschiffer, statt der Reiter Leute, die mit der Degen'schen Maschine fliegen, und statt der Kaffeehäuser Luft-Cur-Anstalten. Die Wachtparade zieht über die Bühne in Gestalt einer Maschine mit Flinten und Kanonen, in welcher der Marsch gespielt wird, und man erklärt ihm, daß jezt die Kriege lediglich mit solchen Maschinen geführt werden. In dem Comptoir der Wittwe seines Ur-Ur-Enkels findet er Automaten als Copisten angestellt, und allenthalben stößt er auch auf hypercultivirte Sitten, welche ihn am Ende zu der Bitte an die Göttin der Vergeltung bewegen, die Zukunft von ihm zu nehmen und ihm die Gegenwart, als das glückliche Mittel zwischen zwey Extremen zu lassen.

Einfälle dieser Art, mit guter Opermaschinerie auf den Bretern versinnlichet, können, obschon sie eben nicht neu sind, auch gebildete Zuschauer wohl ergötzen, und der Gedanke, das satyrische Lustspiel in der Zukunft spielen zu lassen, ist einer vielseitigen Ausbildung und Anwendung fähig.

Das vierte Stück, das Gespenst im Prater, ist eine „Fortsetzung des Gespenstes auf der Bastey.“ Da wir dieses nicht kennen, so ist uns das vorliegende nicht ganz verständlich gewesen, und es sind uns viele Züge sehr abgeschmackt vorgekommen, die es vielleicht nicht sind in Verbindung mit jenem früheren Stücke. Dahin gehört unter anderen auch die Rolle des Geistes der Sappho, welche offenbar nur eingeflochten ist, das bekannte Trauerspiel Sappho und namentlich den Charakter der Heldin desselben, zu persifliren. Derber und witziger, als hier, ist das bereits in der Schaden'schen Parodie, die moderne Sappho, geschehen.

Das lezte Stück endlich: Er ist mein Mann, beruht auf einer Edelmuths-Anecdote aus den Zeiten der französischen Revolution, und ist eben so unbedeutend als kurz. Ein republikanisch gesinntes Mädchen rettet einen royalistischen Officier, indem sie ihn in ein Bett steckt, für ihren kranken Mann ausgibt, und auf dieser Nothlüge beharrt ungeachtet der Gefahr, ihren Geliebten dadurch zu verlieren. In der Handlung liegt durchaus nichts Komisches, außer was eine alte Magd und ein furchtsamer Bedienter etwa hineintragen. Das Stück scheint eine Uebersetzung aus dem Französischen zu seyn, und wir mögen daher nach demselben nicht über die Frage aburtheilen, ob das Talent des Herrn Meisl über die Localfarce hinausreiche oder nicht.

In leztgenannter Gattung unterstüzt ihn ein geschickter Gebrauch des Wiener Jargon besser, als der Wortwitz, der ziemlich dürftig ist. Für diese Dürftigkeit zeugt unter andern der Doppelgebrauch der Arie, worin die Welt mit dem Billard verglichen wird, im ersten Stück des zweyten Bandes S. 27. und im zweyten des ersten Bandes S. 10. In dieser Arie wird übrigens

Marqueur auf à la guerre gereimt, und die Schreibung: coléo (collé) gesetzet, ein Dupléo (doublé) und à qui (acquit) lassen auf eine sehr mangelhafte Kenntniß der Sprache schließen, aus welcher diese Kunstausdrücke genommen sind.

Roman-Literatur.

Rosaline de Vere. London 1824.

Dieser englische Roman, dessen Verfasser (der irländische Lord Dillon) seit geraumer Zeit in Florenz lebt, kann vor vielen anderen seines Gleichen, die in der Flut des großen Unbekannten gar nicht zur näheren Kenntniß der Lesewelt auftauchen können, Anspruch auf die Aufmerksamkeit der Deutschen machen. Der Verfasser ist nämlich ganz Kantianer und legt alles, was er von Kantischer Philosophie in englisches Fleisch und Blut verwandelt hat, seiner Heldin in den Mund. Schwerlich möchte sich in diese, troß aller ihrer transcendentalen Vollkommenheiten, irgend Jemand verlieben, aber ihren metaphysischen cant abgerechnet, liest sich dieser geniale Roman mit vielem Interesse bis an's Ende, und die Excentricität der Weltansichten des Verfassers steigert das Interesse mit jedem Briefe. Hier ist keine Treibhaus-Begeisterung von selbstgemachter italienischer Wärme, sondern man sieht es dem Buche auf jeder Seite an, daß der Verfasser wirklich unter italienischem Himmel lebt und schreibt, indem er die Leidenschaften mit den glühenden Farben des südlichen Himmels malt, und überall die Selbstanschauung seines florentinischen Aufenthalts verräth. Dieß ist auch der Fall bey einem anderen rein politischen Romane des Verfassers (Sir Maltravers) einiger Maßen der Fall, ohne daß hiedurch diese durchgehends die englische Verfassung durchgeißelnde Satyre zur größeren Verbreitung als Roman (worauf es der Verfasser doch eigentlich berechnet zu haben scheint) geeignet würde. So wenig sich Sir Maltravers zum Lesen oder zur Uebersetzung in Deutschland empfiehlt, eben so sehr empfiehlt sich hiezu Rosaline de Vere. Der Verfasser dieser Anzeige ist nicht in dem Fall, sich mit der Uebersetzung selbst beschäftigen zu können, noch ist es seine Absicht, hier den Faden des Romanes kritisch auszuspinnen, sondern er begnügt sich denselben Uebersetzern und Lesern anzuempfehlen, und hebt bloß aus einem Briefe einer gelehrten Freundin der Heldin (II. Theil Seite 169) die folgende der Heldin selbst in den Mund gelegte Stelle aus, welche wenigstens in so weit für jeden Deutschen eine erfreuliche Erscheinung ist, als dieselbe einen Beleg abgibt, daß Kant in dem Maaße in England gewürdigt zu werden beginnt, in welchem er in Deutschland vergessen zu werden anfängt.

Sie (Rosaline) schloß mit folgendem Ausruf: „Und „nun Heil deinem Andenken, unsterblicher Emanuel Kant! „der du in deiner Kritik der reinen Vernunft die wahre „Wissenschaft des menschlichen Geistes auf die untrüglichste Feste gegründet, der du die finsteren Wolken, „worin Unwissenheit, Stolz, Thorheit und Selbstsucht „von Jahrhunderten diese große Wissenschaft einhüllten, „verjagt, der du uns allein über Gott, die Seele und „die Unsterblichkeit vernünftig belehret hast; du bist allein der wahre Gesetzgeber der Sitte, du allein der Begründer des wahren freyen Willens; du hast uns aus „unserem Gefängniß von Zeit und Raum, in welches „uns andere Systeme troß ihrer paradoxen Unsterblichkeit einsperren wollten, den Ausweg gezeigt, du hast „den Pfad des Lichts dem Kinde so leicht gemacht als „sein A, b, c; — wäre deine göttliche Mittheilung allgemein angenommen, würde dieselbe das Licht der Vernunft eben so allgemein über unseren Häuptern ausgießen als das Sonnenlicht und profane Irrthümer „verbannen, sie würde die Hälfte der politischen und bürgerlichen Gesetzbücher reformiren und die Menschen näher mit der Gottheit verbinden. Heil euch Germaniens Söhnen! Schreitet vorwärts, ihr Pionire der „Wissenschaft, ihr werdet einen herrlichen Damm ziehen „durch den finsteren Wald irriger Meynungen; Wir „werden nicht mehr durch die Wildnisse zurückgeschreckt „und in Erforschung des wahren Pfades verlieren, wir „werden nicht mehr durch das Reisig- und Dornengebüsch von Zänkereyen und irrigen Controversen zerrissen werden. Kant hat die Bahn gebrochen. Der „unsterbliche Kant leitet uns zu dem Tempel der reinen „Vernunft: — des Tempels Dom tragen die korinthischen Säulen von Freyheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit! — Seine Grundfeste ist Wahrheit! — Auf „dem Felsen der Wahrheit ist er erbauet!!!“ Sie (Rosaline) fuhr dann im schnellen Fluß der Rede fort: „Mein prioristisches Princip ist das absolute Lebensprincip, von dem ich Anhänglichkeit (adhesion) und „Antrieb (impulse) ableite. Dieß ist mein philosophisches System. Und alles dieses geht mir vollkommen „leicht in den Kopf, weil ich keinen großen Namen anstaune, weil mich keine Autorität unterjocht, weil ich „keine Ehrfurcht vor Meynungen habe, es sey denn, daß „sie Ueberzeugung der Wahrheit mit sich führen — und „weil ich von Jugend auf immer Alles zu analisiren gewohnt war. Hielt ich eine Kerze in meiner Hand, so „untersuchte ich ihre Bestandtheile — wie und von wem „sie zusammengesetzt, wovon sie entzündet ward. Immer „trennte ich die Eigenschaften der Dinge von den Dingen selbst und jedes Ding faßte ich unter den zwey „Formen, der subjectiven und objectiven, auf, so daß ich „alle äußere Erscheinungen als diesen beyden Formen untergeordnet betrachte. Setze ich nun zu diesen Gründen

„weiter hinzu, daß wir die objectiven Formen in uns „selbst sehen, d. i. daß sie in uns reflectirt ihre Gestalt „nur von unseren Gefühlswahrnehmungen empfangen; — „ein Blinder kann keinen Begriff von Farbe haben, deß„halb liegt die Farbe nur in dem Auge des sie Beschauen„den. — Wenn ich dieß erwäge, bin ich noch mehr von „der Wahrheit dieses Systems durchdrungen, daß das „Objective nur die sichtbare und fühlbare Beweisführung „des Subjectiven, daß das Subjective das Princip a „priori ist, und ich falle dem Kant, dem unsterblichen „Kant, bey, daß die Gesetze der Natur nur in dem „menschlichen Geiste gefunden werden können."

Unterhaltungs-Literatur.

Launen meiner Muse in ernsten und heiteren Aufsätzen von Panse. Leipzig in der Weigand'schen Buchhandlung. 1826. 362 S. 8.

Wenn des Verfs. Muse Launen hat; so mag der Grund wohl darin liegen, daß sie noch nicht weiß, wie sie mit ihrem Liebhaber dran ist. Er schreibt einen meistentheils correcten und blühenden Styl, er erzählt rasch und stellt lebendig dar, er hat die Weltansicht und das Anschauungsvermögen eines Dichters; kurz, es scheint ihm nichts zu fehlen, um die Muse in die Brautkammer zu führen, und Kinder mit ihr zu zeugen von rechter Art. Warum tändelt er bloß mit ihr? Warum macht er nicht Ernst? Das gebiert in der Schönen Launen, sie bietet ihm anziehende Stoffe, lockt ihn zu ihrer Gestaltung, wobey sie ihm zu helfen verspricht, und läßt ihn vor ihrer Vollendung im Stiche. Am Schlimmsten hat sie das mit ihm getrieben bey dem lezten der hier mitgetheilten 14 Aufsätze, der die Residenz auf dem Lande heißt. Nach den Anstrengungen, die sie ihn hier machen läßt, humoristisch zu schreiben, und ausgelassen witzig zu seyn, erwartet man einen komischen Ausgang. Auf einmal läuft die scherzende Muse davon, und der verlassene Poet gibt der possierlichen Verwickelung eine tragische Katastrophe. Das ist ziemlich das Widerspiel von dem Verfahren der Theaterdirectionen, welche an die Tragödien erfreuliche Ausgänge anstoßen; aber es ist nicht besser.

Ueberhaupt möchten wir dem Verf. nicht rathen, dem Humor nachzujagen. In seiner Weltansicht herrscht der Ernst vor, und wo er diesem treu bleibt, ist er weit glücklicher im Schaffen. Die wunderbare Harfe, das Findelkind, sind dafür sichere Belege. Die beyden historischen Aufsätze, die Ungarnschlacht bey Merseburg und der Untergang des thüringischen Königreichs, sind in ästhetischer Hinsicht meisterhaft ausgeführt. Wir beschränken das Lob auf die ästhetische Seite, weil der Verf. weniger aus den historischen Quellen geschöpft, als frühere Dichtungen benuzt zu haben scheint, vielleicht bey der erstgenannten Darstellung das Drama Krugs von Nidda, Kaiser Heinrich (oder wie sonst der Titel ist), bey der zweyten Wetzels Hermanfried, den er auch vorher gelesen zu haben versichert. Als Beleg für seinen Beruf zu solchen künstlerischen Behandlungen historischer Stoffe mag hier die Rede stehen, welche S. 60 ff. Kaiser Heinrich an seine Truppen hält.

„Krieger! jezt steht es bey Euch, ob Eure Weiber und Kinder freye Männer umarmen sollen, wenn Ihr zurückkehrt, oder ob Ihr ihre Schande und Verstümmelung sehen wollt, wenn Ihr feig ein Leben voll Qual und Knechtschaft einigen Augenblicken vorzieht, die in den Willen des Todes gegeben sind. Was sag' ich? Hier ist's ein Moment, und ein Moment führt Euch vom Felde der Ehre in die Versammlung Eurer heldenmüthigen Väter, dort werden es Monate, Jahre, Lebensalter seyn, wenn Ihr flieht, wo jede Bewegung des Lebens vom Tode bewacht wird. Hier sterbt Ihr einmal, dort in der Sclaverey sterbt Ihr so oft, als sich der Himmel röthet. Krieger! sendet Eure Blicke in die Nacht, vor Euch, hinter Euch steigen Feuerbrände zum Himmel hinauf! Eure Kinder sind's, die jezt unter den rauchenden Trümmern aushauchen; Eure Weiber sind's, die an den blutigen Flammenaltären um die Frucht ihres Leibes winseln; die Euch fluchen werden, wenn ihr die Rache verschiebt; die Euch segnen werden, wenn Ihr ihnen Freyheit und Sicherheit mitbringt. Seht, dort glüht der Himmel blutroth! Eure Habe ist's, die jezt auflodert, Eure Wünsche, Eure Hoffnungen sind's, die jezt in die Luft fliegen, Eure Väter sind's, die ohne Obdach die greisen Häupter den Elementen preis geben müssen. Was sucht Ihr, wenn Ihr umkehrt und flieht? Eure Hütten? Sie liegen in Asche! Eure Weiber? Sie sind geschändet! Eure Kinder? Leichname sprechen nicht mehr! Euren Gott? Seine Altäre sind umgestürzt, und seine Tempel, wo die Schande betet, bewohnt er nicht mehr! Krieger! der Tag der Vergeltung ist gekommen, seyd Männer, und betet zu Dem dort oben, der Hülfe sendet in der Stunde der Noth."

Inzwischen ist kein Grund vorhanden, daß wir Herrn P. rathen sollten, auf die ästhetische Darstellung historischer Stoffe sich zu beschränken. Nur, welchen Stoff er wähle, denk' er an Schillers Worte:

— Es spanne sich des Fleißes Nerve
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.

Nr. 104.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 30. December 1825.

Periodische Literatur.

Journal Asiatique, ou Recueil de mémoires, d'extraits et de notices relatifs à l'Histoire, à la Philosophie, aux Sciences etc. des Peuples Orientaux. Publié par la Société Asiatique. Année 1825. Janvier — Août Paris. 8.

Diese neuen Hefte des Journal Asiatique zeichnen sich, wie die frühern in diesem Lit. Bl. angezeigten, durch den Reichthum des Materials, das Interesse, und die Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände und die Gründlichkeit der Forschungen aus, welche dieses gelehrte Institut seit seiner Begründung charakterisirt haben. Wir freuen uns, zu sehen, daß unsere deutschen Orientalisten diese Anstalt mittelbar und unmittelbar mit dem lobenswerthesten Eifer unterstützen, und daß einige der gediegensten Aufsätze in dem neuen Jahrgange Früchte deutschen Fleißes sind.

Burnouf, Sohn, eröffnet diese Hefte mit einer Abhandlung über das Bhumikhandam (Beschreibung der Erde), einer Abtheilung aus dem Padmapurana, nach Langlès das Lob der heiligen Lotospflanze und die Geschichte der Göttin Lakchmi, so wie eine Beschreibung der Erde enthaltend. Die historische Treue dieser Bücher, in welchen die Geschichte der vierzehn großen Perioden und die berühmter Familien enthalten ist, bezweifelt der Verf. „Vielleicht, sagt er S. 4., konnte das Genie des Indiers, so poetisch und so religiös, eingenommen durch die glänzenden Fabeln einer reichen und fruchtbaren Mythologie oder in der Betrachtung philosophischer, unter einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Symbolen versteckter Ideen, sich in keiner Periode seiner Entwicklung von der Mythologie los sagen und die Geschichte der Götter für die der Menschen verlassen. Der gesellige Zustand Indiens reichte allein hin, die vielleicht zu gewisse Nichtexistenz historischer Werke zu erklären. Die Priesterkaste mußte besorgter seyn, die Veränderungen, welche die philosophischen und religiösen Ideen erlitten, zu überliefern, als die politischen Umwälzungen aufzuzeichnen, welche die andern Kasten bewegten, ohne die ihrige je zu erschüttern. Allein, findet man auch nicht in Indien die eigentliche Geschichte, so wird man doch die des menschlichen Geistes der frühesten Epochen finden, und in dieser Hinsicht gibt es vielleicht wenige so wichtige Bücher wie die Puranas." —

Was H. B. mittheilt, steht mit dem Titel des Werkes in keiner Verbindung; statt einer Beschreibung der Erde, welche die Ueberschrift zu versprechen scheint, finden wir mythologische Erzählungen und philosophische Gespräche (über die Verbindung der Seele mit dem Körper und über die Nothwendigkeit und die Mittel, jene von den Fesseln, in welche sie eingezwängt ist, zu befreyen, u. a.); die wechselnden Erzählungen sind ohne innern Zusammenhang an einander gereiht, und dienen fast bloß zur Erläuterung metaphysischer und moralischer Wahrheiten." (P. 103.) Bemerkenswerth ist das in diesen Büchern sich aussprechende Uebergewicht der Moral über das Dogma: weit über die materielle Beobachtung der Form, welcher die Priesterkaste die größte religiöse Wichtigkeit geben mußte, stehen kindliche Liebe und eheliche Treue; der liebende Sohn, die treue Gattin werden oft dem Brahmanen, der sein ganzes Leben dem schwierigsten Kultus geweiht hat, gleich gesezt und über ihn erhoben.

Aus Rasmussen's Aufsatz über Handel und Verkehr der Araber und Perser mit Rußland und Skandinavien ist das Interessantere bereits durch Frähn in Petersburg bey uns bekannt geworden.

S. 257 begegnen wir einer interessanten Abhandlung über Djamy (den Verf. von Jusuf und Zuleikha, durch eine deutsche, und von Medjnun und Leila, durch die französische Uebersetzung des H. v. Chezy bekannt) und sein Beharistân (Wohnung des Frühlings), von Grangeret de Lagrange. Dieser Dichter ist einer der gelehrtesten, fruchtbarsten und geistreichsten Schriftsteller Persiens (geb. 1414 zu Djam in Khorasan). Man hat gegen 50 größere und kleinere Werke, in gebundener und ungebundener Rede, von ihm. Unter den leztern sind

Commentarien zu Arabischen und Persischen Dichtern, Abhandlungen über Musik, Poesie und Briefstyl, über Moral, muselmanische Theologie und besonders über die Lehre der Sofis. Seine zwey oben genannten Gedichte sind das Entzücken der Perser: anmuthige Bilder, Gedanken voller Zartheit, Natur und Gefühl, Sanftheit und Harmonie der Sprache reihen sie den besten persischen Gedichten an die Seite.

Der Beharistan gehört zu den vorzüglichsten moralischen Schriften Djamy's; er ist eine Sammlung von Sentenzen, Lehren, Anekdoten und Fabeln, in 8 Kapitel, Riabhs (Gärten) genannt, abgetheilt und in Prosa und Versen geschrieben, — Form und Inhalt nach mit Sady's Gulistan zu vergleichen, obschon Djamy Sady's Erhabenheit der Gedanken und Gefühlswärme nicht erreicht. Wir entlehnen ein Paar Proben aus dem Beharistan nach Lagrange's Uebertragung.

„Drey Weise, ein Grieche, ein Indier und ein Perser wurden gefragt, was am qualvollsten sey, das man erdulden könne? Der Grieche sagte: Alter, Schwäche und Elend. Der Indier: Krankheit mit niederdrückendem Kummer. Als die Reihe an den Perser kam, sagte er: der Tod, der naht, um ein Leben voller Ruchlosigkeiten zu endigen."

„Ein Blinder trug eine Lampe in der Hand und einen Krug auf dem Rücken, und wandelte während der Nacht seinen Weg. Ein Muthwilliger begegnete ihm und sagte: Thor, was soll dir das Licht, da dein Auge weder Helle noch Finsterniß unterscheidet? Der Blinde lachte und sprach: die Lampe ist nicht für mich; ich trage sie nur, um alle, die wie du seelenblind und ohne Verstand sind, aufmerksam zu machen, daß sie mich nicht stoßen und meinen Krug herabwerfen."

Nicht ohne Interesse wird man des fleißigen Forschers J. v. Hammer's Aufsatz über den Aufenthalt des Bruders von Bayazid II. in der Provence (s. Märzheft) lesen. Die Auszüge, welche der Verf. aus den Annalen des Ottomanischen Reiches gibt, sind im Allgemeinen, hauptsächlich aber mancher historischer Data wegen für die französischen Geschichtforscher sehr anziehend. Das angehängte Gazel nimmt keinen hohen Flug; es ist ein leichtes und lebendiges Ausströmen eines fröhlich behaglichen Gefühls.

Ueber die Verehrung der Geister bey den Tonkinesen von St. Thecle. (Ebendas.) Die Geister erster Ordnung bey den Tonkinesen heißen Thuong-Dang; unter ihnen sind die berühmtesten Buadac und Buatrem. Aus den von St. Thecle mitgetheilten Notizen scheint hervorzugehen, daß beyde Geister im Kriege eine bedeutende Rolle spielen und als kriegerische Genien verehrt werden. In der mittäglichen Provinz wird eine berühmte Frau, Ba-chuo-Liè-hang, die einst, unzüchtige Lieder singend, von einigen Eifersüchtigen getödtet und in den Fluß geworfen worden, unter die Geister gerechnet und auf eine Weise verehrt, die an griechischen Kultus erinnert. In ihrem Tempel dienen zwey junge Mädchen, welche sie selbst, oder der Dämon in ihrem Namen erwählt; wenn eine dieser Priesterin ihre Stelle verläßt, wählt man ein anderes Mädchen an deren Stelle und reicht der Abgehenden eine kleine Summe Geldes zu ihrem Unterhalt. — Es fehlt nicht an Schutzgeistern aller Arten; die Künstler und Handwerker verehren den Tiensu; er ist als Greis auf einem Stück Papier abgemalt, das an einem bestimmten Orte ihrer Wohnungen liegt, den man als Altar betrachtet. Andere Geister stehen den Fluren, den Wohnungen vor; die Frauen verehren vorzüglich den Geist, der der Küche vorsteht und Bua-Bep heißt. Es hat mit ihm folgende Bewandtniß: Ein Mann, Namens Trao-cao, entzweyte sich mit seiner Frau, Thi-nhi, wegen der Güter, die sie sich erworben hatten, und die jedes seinem Fleiße zuschrieb. Der Mann schlug seine Frau; voller Unwillen überließ diese alle Güter dem Manne, schnitt sich die Haare ab und nahm ihre Wohnung fern auf einer Brücke, wo drey Flüsse sich vereinigten. Ein Mann, Pham-lang genannt, fand sie da, nahm sie zum Weib und wurde in der Folge sehr reich. Der erste Gatte hatte Unglück; Unfälle machten ihn arm, und das Schicksal wollte es, daß er bey seiner ersten Frau, ohne sie zu erkennen, Almosen forderte. Sie erkannte ihn wohl, und fragte, da ihr Gatte abwesend war, über sein Schicksal: seine Erzählung weckte ihr Mitleid; sie brachte ihm zu essen und zu trinken, so, daß er fast taumelnd zu Bett ging und einschlief. Die Frau, welche von ihrem rückkehrenden Gatten überrascht zu werden fürchtete, ließ den Schläfer durch ihre Leute auf einen Strohhaufen legen, und ihn mit Stroh bedecken, damit er erwachend seinen Weg fortsetze. Aber Pham-lang war von der Jagd mit einem Hirsch zurückgekommen und legte Feuer unter den Strohhaufen, um seinen Hirsch zu rösten. Trao-cao erstickte in dem Feuer; Thi-nhi, trostlos, warf sich in die Flammen und starb; dieser Anblick brachte Pham-lang zur Verzweiflung; er sprang auch in das Feuer, das ihn verzehrte. Der blinde Haufe nahm Gelegenheit, diese drey Personen unter dem Namen „König der Küche" anzubeten: sie werden durch drey Backsteine, welche auf dem Heerde liegen, vorgestellt: ein vierter Backstein stellt die Dienerin der Eheleute dar. Am ersten Tage des Jahres hängt man in der Küche ein neu gekauftes Blatt Papier auf, auf welchem die Figuren der vier Personen gemalt sind; man bereitet ihnen diesen und die zwey folgenden Tage einen Tisch

mit Gerichten, zündet Wohlgerüche an, und bittet um ihren Beystand, damit die Nahrung der Familie das Jahr hindurch wohlgekocht und schmackhaft werde. Auch die Braut betet, in das Haus des Bräutigams tretend, Vua-Bey an und bittet um seinen Beystand. — Auch Berg- und Baumgeister erfreuen sich der Verehrung des schönen Geschlechts.

Der Name Klaproth's fehlt in keinem Bande unseres Journals. Wir verdanken dieses Mal seinem unermüdlichen Sammlerfleiß einen Auszug aus der Geschichte von Kachmir, welche Wilson aus dem Sanskrit übersezt hat und in dem fünfzehnten Bande der Asiatic Researches geben wird. Wilson hatte Hrn. Klaproth einen Auszug aus dieser Geschichte mitgetheilt, welchen dieser excerpirte und so hier mittheilt. Da dieses Werk als das einzige unter allen bisher bekannt gewordenen Sanskrit-Schriften anzusehen ist, das ein historisches genannt werden kann, so ist die Aufmerksamkeit der Gelehrten mit Recht darauf gespannt. Sein Titel ist Rádhá Taringin'i, und was Hr. Klaproth mittheilt, läßt die baldige Erscheinung der Uebersetzung Wilson's sehr wünschen, da die Geschichte Indiens vor der Eroberung der Muselmänner noch in dem tiefsten Dunkel liegt.

Unter den kritischen Beyträgen zeichnet sich Burnouf's Anzeige von Bopp's Lehrgebäude der Sanscrita-Sprache aus. Der Verf. legt die Grundsätze unseres gelehrten Landsmanns mit Klarheit und Einfachheit dar, und läßt seiner Gelehrsamkeit wie seinem Scharfsinn selbst da Gerechtigkeit widerfahren, wo er anderer Meynung ist.

Ueber einen Beytrag des H. Prof. Schulz, eine persische Uebersetzung des Mahabharata betreffend, werden wir bey der Anzeige der folgenden Hefte berichten, da der Aufsatz im achten Hefte abgebrochen ist.

D. A.

Almanachs-Literatur für 1826.

Der Kotzebue'sche Almanach dramatischer Spiele,

der bey Kummer in Leipzig erscheint, enthält dießmal 5 kleine Dramen von Deinhardstein, Lebrün, Halirsch, Costenoble und einem Ungenannten. Der Ungenannte scheint nicht gewußt zu haben, daß das Duodram, welches er unter dem Titel: Wie du mir so ich dir, aus dem Französischen übersezt hat, bereits vor 21 Jahren übersezt worden ist (Scherz und Ernst von Stoll, Berlin b. Unger 1804), und zwar nicht in ungereimten, sondern in gereimten Versen. Es hat durch die neue Verdeutschung nicht gewonnen. Die übrigen Stücke sind für Privatbühnen brauchbar. Das Beste ist unstreitig das von Costenoble: Der Unschuld Sieg. Die Rolle der Florine, eines streng erzogenen, zu unbedingter Folgsamkeit gewöhnten jungen Mädchens, ist sehr anziehend; die Verse fließend, der Dialog geistreich, die Verwickelung spaßhaft und die Lösung gemüthlich. Der Hans Sachs von Halirsch ist ein Künstlerdrama, in dem man mehr Lustigkeit erwartet, da Til Eulenspiegel mitspielt. Die Posse von Lebrün, Die Verstorbenen, Fortsetzung einer früheren Posse, betitelt No. 777, ist ohne die Leztere nicht recht genießbar. Deinhardsteins diamantenes Kreuz hat wenig komische Kraft. Die Hauptperson, der Eifersüchtige, wirkt nicht gehörig auf das Zwerchfell, weil er das Sittlichkeitsgefühl beleidiget durch seine ultra-frivole Nichtachtung der ehelichen Treue. Der Verf. ist in den nämlichen Fehler gefallen, den man an Kotzebue's Rehbock oft so bitter getadelt hat.

M.

Dramatische Literatur.

The dramatic Works of Shakspeare printed from the text of Samuel Johnson, George Stevens and Isaac Reed. Complete in one Volume. Leipsic: printed for Ernst Fleischer. 1824. (Subscriptionspreis: 2 Thlr. 16 Gr. Convent. Geld.)

In Einem Bande? Der ganze Shakspeare gleichsam in einer Nuß? Allerdings. Freylich ist's keine Haselnuß, sondern eine tüchtige Cocusnuß: klein Folio, oder wenn man lieber will Colossal-Octav mit gespaltenen Seiten; aber man sollte meynen, auch das müßte einen faßdicken Fallstaff von einem Bande geben. Nun können wir zwar noch zur Zeit seine Corpulenz nicht mathematisch genau angeben, denn wir haben nur die erste Lieferung vor uns, welche 240 Seiten enthält. Indessen finden wir auf diesen 240 Seiten: The tempest, Two gentlemen of Verona, Merry Wives of Windsor, What you will, Measure for Measure, Much ado about nothing, Midsummer-night's dream, Love's labour's lost, Merchant of Venice, As you like it, All's well that ends well, Taming of the shrew und Winter's tale bis zum zweyten Akte, also über 12 Dramen; und es läßt sich mithin voraussehen, daß die Cocusnuß keinesweges unförmlich dick werden wird. Es bleiben also nur noch zwey Fragen übrig: Ist der Druck ohne Mikroskop zu lesen? und ist er gelesen?

Wir können in Hinsicht der ersten Frage versichern, daß unsere Augen von zwey ganzen Bogen, die wir ungefähr hintereinander weggelesen haben mögen, nicht halb so sehr angegriffen worden sind, als von einer halben Seite des beliebten Conversations-Lexikons zu geschehen pflegt. Er ist wenigstens noch einmal so groß, als im Rabenhorst'schen Dictionnaire de poche, und dabey eben so reinlich als scharf.

Wichtiger ist die zweyte Frage. Wohlfeile Ausgaben klassischer Schriftsteller sind zwar höchst verdienstliche Unternehmungen der Presse, weil sie die geistige Cultur ausbreiten unter der Nation; aber sie sind es fürwahr nur unter der Bedingung eines sorgfältig gelesenen, möglichst correcten, und wenigstens bock- und hummelfreyen (bourdon-freyen) Druckes, zumal bey klassischen Schriftstellern in fremden Sprachen, wo Druckfehler eine Qual der Anfänger sind, und leicht ihre Grammatik verwirren. Selbst bey einheimischen Klassikern, die auf Schulen gelesen werden, sind sie ein großer Uebelstand, auch die kleinen, sogar die Interpunctions-Böcke nicht ausgenommen: denn sie verderben die Orthographie der Schüler, und äußern bisweilen sogar einen nachtheiligen Einfluß auf ihren Styl. Wie weit wir Deutschen in dieser Hinsicht hinter den Franzosen mit ihren stereotypirten Klassikern, und auch hinter den Engländern zurück sind, ist bekannt, und läßt sich zum Theil daraus erklären, daß unsere legitimen Druckherren und Setzer an Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Arbeit mit dem Diebesgezücht der Nachdrucker wetteifern müssen, und oft an den Setz- und Correcturkosten einen Theil von demjenigen zu ersparen suchen müssen, was jene Freybeuter an Honorar, Censurgebühren, Freyexemplaren u. s. f. ipso jure et summa injuria ersparen.

Wir haben es daher mit dem Unternehmer dieses Shakspeare à bon marché so genau genommen, als unsere Zeit und unsere Geduld nur irgend erlauben wollten; und wir haben ihn, dem Himmel sey Dank, preiswürdig gefunden mit Hülfe des calcul des probabilités. Wenn unter den vorliegenden 240 Seiten 10 sind, welche Druckfehler haben und man schlägt Eine Seite blindlings auf und liest sie durch; so läßt sich nach Laplace 1 gegen 24 wetten, daß man eine fehlerhafte treffen werde, weil die Wahrscheinlichkeit $= \frac{10}{240} = \frac{1}{24}$ ist. Wir haben aber, die obgedachten hintereinander weggelesenen Bogen ungerechnet, nicht 1, sondern 23 Seiten blindlings aufgeschlagen und wie ein guter Corrector gelesen; haben aber keinen Fehler bemerkt, der irgend störend gewesen wäre. Dadurch glauben wir einen Wahrscheinlichkeitsgrad von $\frac{23}{24}$ für die Voraussetzung erlangt zu haben, daß, wenn es hier überhaupt Seiten mit Druckfehlern gibt, deren weniger als 10 sind, und das ist für ein in Deutschland gedrucktes Buch von 240 Seiten schon außerordentlich viel, oder vielmehr wenig. Den 24sten Wurf haben wir unterlassen: denn hätten wir auch damit keine fehlerhafte Seite getroffen, so wäre obige Wahrscheinlichkeit $= \frac{24}{24} = 1 =$ der Gewißheit geworden, und hätte die ganze Wahrscheinlichkeits-Rechenkunst in Verwirrung setzen können. Thut ihn nun aber ein Leser, der Lust hat auf einen möglichst correcten Shakspeare zu subscribiren, und trifft er ebenfalls eine fehlerfreye Seite; so kann er — wenn er nicht etwa eine von unseren 23 Seiten trifft, welches nur $\frac{23}{240}$ wahrscheinlich ist — kecklich 1 gegen 10 wetten, daß gar kein Druckfehler in dieser ersten Lieferung ist: und wenn er die Anzahl der künftigen Lieferungen weiß; so wird er mit Hülfe des, in unserm Lit. Bl. 1821. Nr. 68. angezeigten Werkes von Laplace auf das genaueste berechnen können, wie viel er darauf wetten kann, daß er für den Spottpreis von 2 Thlr. 16 Gr. einen ganzen correcten Shakspeare (soweit er nämlich dramatisch ist) in one volume bekommen werde.

Berichtigung.

Im Lit. Bl. des Morg. Bl. 1825. Nr. 29. S. 116. wird von einem Romane, der 1799 unter dem Titel:

Incest oder der Schutzgeist von Avignon. Ein Beytrag zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens. 2 Thle. 8. (Preis 1 Thlr. 8 Gr.)

in unserem Verlage erschienen ist, gelegentlich geäußert, „daß er viele Spuren von Genie an sich trage, und wahrscheinlich das Jugendwerk eines wahren Dichters sey, der vor erlangter Reife verstorben." Wir können versichern, daß der lezte Theil dieser Vermuthung ungegründet ist. Der Verfasser des genannten Romans, den wir freylich nicht nennen dürfen ohne seine Erlaubniß, ist noch am Leben, und sein Genie ist so vollkommen zur Reife gelangt, daß seine spätern Dichtungen in alle lebenden Sprachen übersezt sind, und sein Name als Dichter und Aesthetiker nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika bekannt ist.

Greiz, am 23. Oct. 1825.

C. H. Henning.

Druckfehler.

Im Lit. Bl. S. 371. Sp. 2. lezte Z. Nr. 93. steht: die Kleider anzulegen, wo gerade das Gegentheil stehen muß: die Kleider abzulegen.

Nro. 38.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Ankündigung einer Taschen=Ausgabe von J. G. von Herder's Werken in 60 Bändchen.

Die Original=Ausgabe von Herder's Werken in Groß Oktav ist von einem so bedeutenden Preis, daß nur Wenige dieselbe kaufen können, und daß daher eine wohlfeile Ausgabe zur möglichsten Verbreitung dieses geistvollen Schriftstellers sehr förderlich und den zahlreichen Verehrern desselben gewiß sehr willkommen seyn wird.

Zwar hat Hr. Buchhändler Enslin in Berlin einen wohlgeordneten Auszug, der den Geist aus Herder's sämmtlichen Werken enthalten soll, in sechs Bändchen angekündigt, die 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. kosten sollen, allein es möchte doch besser seyn, wenn diejenigen, welche in Herder's Geist eindringen wollen, in den Stand gesezt werden, diesen selbst aus seinen Werken zu entnehmen, und wir haben uns daher auch aus diesem Grunde entschlossen, eine wohlfeile Taschen=Ausgabe von den sämmtlichen von dem verewigten Herder selbst für den Druck bestimmten Werken — nebst dessen Biographie in 60 Bändchen zu veranstalten.

Die Bedingungen der Subscription sind folgende:

1) Alle 60 Bändchen kosten für diejenigen, welche darauf bis zur Ostermesse 1826 unterzeichnen, nur 10 Rthlr. od. 18 fl.

2) Es wird keine Vorausbezahlung verlangt, sondern bey jeder Ablieferung von 6 Bdchn. ist nur der Subscriptions=Preis von 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. zu entrichten.

3) Die Lieferungen erfolgen von 3 zu 3 Monaten vom September an beginnend.

4) Subscribenten, die sich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten auf 6 Expl. das 7te frey.

Die Subscribenten werden dem lezten Theile vorgedruckt.

Stuttgart und Tübingen, den 29. Novbr. 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Einladung zur Subscription. Geist aus J. G. v. Herder's sämmtlichen Werken, in seiner Auswahl des Schönsten und Gelungensten aus seinen Schriften. Nebst dessen Leben.

Sechs Bändchen in Taschenformat, jedes zu ungefähr 400 Seiten. = 25 Bogen.

Berlin, bey Th. Chr. Fr. Enslin. Breite Straße Nr. 23.

Herder's Werke sind in der neuesten Originalausgabe zu einer Reihe von 45 Groß=Oktav=Bänden angewachsen, und somit der Preis derselben, für die meisten, denen dieser geistreiche und originelle Mann, der mit gleichem Glücke im Felde der Dichtkunst, der Philosophie für das Leben, als Geschichtschreiber, Theolog, Philolog, Archäolog und Aesthetiker gewirkt hat, theuer und werth geworden ist, fast unerschwinglich geworden. Aber auch das von abgesehen, so ist gar keine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke im Original vollständig mehr zu haben. Es erscheint daher zeitgemäß, einen wohlgeordneten Auszug aus denselben zu geben, und so das Beste aus ihnen noch mehr zu einem Gemeingute der Nation zu machen, damit auch alle die sich damit vertraut machen mögen, denen die Schätze dieses seltenen Geistes bis jezt nicht zugänglich gewesen sind. — Der Umfang dieses hiermit angekündigten Geistes aus Herder's sämmtlichen Werken erscheint zwar gegen die große Bändezahl derselben, im Aeußern nur gering, der Verleger kann aber versichern, daß der Hr. Herausgeber in seiner Auswahl dieser Blumenlese so umsichtig zu Werke gegangen ist, daß nichts vermißt werden wird, was zur Charakteristik dieses Schriftstellers und zur Kenntniß der vielseitigen Erzeugnisse seiner Thätigkeit führen kann. —

Im ersten Bändchen wird eine, aus den besten Quellen geschöpfte, Biographie Herder's mit enthalten seyn, da solche zum bessern Verständniß dieses Schriftstellers durchaus nothwendig erscheint.

Die Bedingungen der Subscription sind folgende:

1) Alle Sechs Bändchen kosten für diejenigen, welche bis zur Mitte Februars 1826 darauf subscribiren, nur 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rhein.

2) Die Bezahlung geschieht in der Ostermesse 1826 bey Ablieferung der ersten 3 Theile, und die folgenden Theile werden zu Johannis als Rest nachgeliefert, auch beyde Termine pünktlich gehalten werden.

3) Subscribentensammler, die sich unmittelbar an den Verleger wenden, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frey.

Die Subscribenten werden dem lezten Theile vorgedruckt. — Der spätere Ladenpreis kann noch nicht bestimmt werden. — Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Nachricht und Bitte an Geographiefreunde.

Unserm frühern Versprechen zu Folge haben wir die Ehre, das für Erd=, Völker= und Staatenkunde sich interessirende Publikum zu benachrichtigen, daß das allgemeine geographisch=statistische Wörterbuch, auf Veranlassung des Geh. Hofr. v. Cotta, im Verein mit einer großen Gesellschaft von genannten Gelehrten besorgt von K. F. V. Hoffmann, seiner Vollendung mehr und mehr sich nähert; daß es in Wörterbücher über die einzelnen Erdtheile abgetheilt, und im nächsten Jahre das Wörterbuch über Amerika gedruckt werden wird. Die Beiträge für Amerika werden bis Ostern 1826 erbeten. Für Europa und die übrigen Erdtheile ist die Annahme der Beiträge bis Ende des nächsten Jahres verlängert.

Alle Gelehrte des In= und Auslandes, welche Artikel

(wenn auch nur specielle Beschreibungen einzelner kleiner, ihnen genau bekannter, Landstriche, Gebirge, Gewässer oder Ortschaften) zu diesem Werke mitzutheilen geneigt sind, und deßhalb noch nicht mit uns in Verbindung getreten, werden hierdurch gebeten, uns baldigst davon in Kenntniß zu setzen, und ihre Nachricht und Bedingungen unter der Adresse: „Geographisches" für die Cotta'sche Buchhandlung an uns gelangen zu lassen. Den Plan und die verlangte Auskunft werden wir alsdann baldigst mittheilen.

Besonders lieb würden uns noch mehrere Mitarbeiter für Asia, Afrika und Australien, so wie für West- und Osteuropa, für die Niederlande, Kurhessen, die sächsischen Fürstenthümer, beyde Mecklenburg und Schlesien sein.

Stuttgart, den 10. November 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ankündigung einer neuen Zeitschrift für das Jahr 1826, unter dem Titel:

Berliner Schnellpost

für Literatur, Theater und Geselligkeit, sammt einem „Beywagen" für Kritik und Antikritik.

Die Schnelligkeit ist die Favoritsultanin des jetzigen Zeitgeistes. Freylich wird die Schwindsucht nicht lange ausbleiben, aber bis es dahin kömmt, wollen wir neben diesem Schnell-Läufer, auf Wagen, Rossen und Steckenpferden mit fort trottiren.

Man hat Schnellschreiber, Schnellredner, Schnelldichter, warum nicht auch einmal ein Schnelljournal?

Diese „Berliner Schnellpost" soll ein Herzblatt werden für das große Heer der jetzigen Schnell-Leser, besonders für das schöne Geschlecht, das so viel Gavot-Gallopp-Leserinnen in sich schließt. Die Erzählungen und heitern Beyträge sollen kurz seyn, damit man schnell die geliebte Endstation der Geschichte erreicht. Denn Zeitschrift-Erzählungen können, wie die Karpfen, nur dann gut schmecken, wenn Kopf und Ende nahe zusammen stoßen. Launige Gedichte, Epigramme, Sarkasmen, Witzspiele, und alle die farbreichen Blümchen der heitern und scherzhaften Muse, sollen in angemessenen Vertheilungen, dem Leser Zerstreuung, und dem, der zu finden weiß, vielleicht noch mehr darbieten.

Alle belletristischen und artistischen Erscheinungen Berlins und der Monarchie sollen so schnell als möglich mitgetheilt werden. Vorzüglich sollen die vereinigten Königlichen Hoftheater und das transspreanische Königsstädter Theater unser Augenmerk seyn. Alle Erscheinungen der dramatischen, darstellenden und musikalischen Muse sollen mit wahrhafter Schnelligkeit und doch erschöpfend besprochen werden.

Unser Wahlspruch soll seyn: dem Verdienste seine Lorbeer-, dem Scheinverdienste seine Dornenkrone; dem Fertigen Strenge, dem Werdenden Nachsicht; der Bescheidenheit Würdigung, dem Dünkel Verachtung.

Alle Theaterartikel sollen in ein jokoses, heiteres Gewand gehüllt werden; sollen scherzhaft, nicht muthwillig; pikant, nicht verletzend; streng, nicht hart seyn.

Eine „Universal-Zeitschrifts-Controlle" soll als stehender Artikel erscheinen. Unter dieser Rubrik sollen alle Correspondenz-Nachrichten über Berlin und Berliner Kunst und Theaterleben, die sich in auswärtigen Blättern befinden, beleuchtet, und die oft unwürdige Manier, wie über einheimisches und vaterländisches Verdienst abgeurtheilt wird, strenge gerügt werden.

Der „Beywagen" ist der Kritik und Antikritik, dem Felde der literarischen Polemik gewidmet.

In einem „Handfelleisen" wird sich die Redaktion bestreben, alle interessanten Neuigkeiten des In- und Auslandes, in Kunst, Literatur, Erfindungen, geselligem Leben u. s. w. in kurzen Auszügen mitzutheilen. Für competente Korrespondenten in allen bedeutenden Orten Deutschlands ist gesorgt worden.

Zu Ende jedes Monats erscheint eine „Liste der Musenhalle," die den Erfolg der neuen Stücke, ihre Cursivität u. s. w. in einem kurzen Schema mittheilen soll, und so der Erfolg der Kritik zur Seite oder gegenüber gestellt werden. (Dieser Artikel soll späterhin alle deutsche Bühnen von Belang umfassen.)

Dieses kurze Programm wird dem Leser sagen, was er zu erwarten hat, und den respektiven Herren Mitarbeitern, die mich mit ihren Beyträgen zu beehren gedenken, die Tendenz und Art der Beyträge kund geben. Ueber das Honorar belieben sich die HH. Mitarbeiter mit der Redaktion privatim zu verständigen. (Briefe werden portofrey an die Redaktion zugesendet, größere Beyträge durch Buchhändlergelegenheit.)

Vom neuen Jahre 1826 erscheint alle Montag, Mittwoch und Sonnabend ein halber Bogen in Quart, auf Velin mit schönem Druck. Der Preis ist ganzjährig 6, halbjährig 3½, vierteljährig 2 Thlr. preuß. Pränumeration wird angenommen bey allen deutschen Postämtern, in jeder soliden Buchhandlung.

In Berlin pränumerirt man in der Krause'schen Buchhandlung, Adlerstraße No. 6., in der Buch- und Musikalienhandlung des Herrn Laue, Schloßfreyheit No. 7., und bey dem Unterzeichneten.

Berlin, im Oktober 1825.

M. G. Saphir,
Redakteur.
(Friedrichs-Straße No. 196.)

Literarische Anzeige.

In der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse.

Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Zugleich als fortlaufende Ergänzung zu Zimmermann's Taschenbuch der Reisen.

Herausgegeben von
Johann Gottfried Sommer,
Verfasser des Gemäldes der physischen Welt.
Vierter Jahrgang.

Mit 6 Kupfern. 12. Prag, 1826, stark 18¼ Bogen, sauber gebunden, mit Schuber. Preis: 2 Thaler.

Gleich den bisherigen drey Jahrgängen dieses, immer mehr Freunde gewinnenden Taschenbuches liefert auch der gegenwärtige vierte neue Beyträge zur Erweiterung unserer Kunde des Erdballs. Der Herr Verfasser hat,

der Erweiterung seines Planes gemäß, wieder zwey Beschreibungen größerer Städte, dießmal London und Astrachan, mitgetheilt. London ist nach der neuesten, erst in diesem Jahre erschienenen, Auflage von Leigh's Picture of London, bearbeitet, und die Leser erhalten hier, nebst 4 Kupfern, den Kern eines Werkes, das in London selbst 4 fl. 30 kr. C. M. kostet, und überdieß noch gar nicht ins Teutsche übersetzt worden ist. Molliens Columbia dürfte bey dem allgemeinen Interesse, das dieser neue Staat erregt, besondere Aufmerksamkeit verdienen. Endlich hat der Herr Verfasser auch eine Fortsetzung des im Jahrgange 1824 abgebrochenen Aufsatzes über die Länder am Nil geliefert.

Das Uebrige liefert das nachstehende

Inhaltsverzeichniß.

Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen. (Fortsetzung und Ergänzung zum vorigen Jahrgange.) — Molliens Reise nach Columbia. — London. — Die Insel Ischia. — Die Länder am Nil. — Die Heilquellen bey Sergiewsk. — Geographisch-statistische Uebersicht der russischen Statthalterschaft Simbirsk. — Astrachan. — Lyons Reise nach der Hudsons-Bay.

Kupfertafeln.

No. 1. Indier aus der Ebene von Bogota. No. 2. Eine Geflügelhändlerin, ein Bettler und ein Taglöhner. No. 3. Die St. Pauls-Kirche und die Westminster-Abtey zu London. No. 4. Der Tower zu London und das Hospital zu Greenwich. No. 5. Der Eskimoh Niakudlu, ein Eingeborner der Insel Southampton. No. 6. Grab eines Eskimoh.

Spanisches Lesebuch.

Bey mir ist erschienen:

Coleccion de varias piezas en prosa y en verso, sacadas de los mejores Autores Espannoles.

Spanisches Lesebuch

mit

einem erklärenden Wortregister

von

C. A. Schmidt.

Ladenpreis 2 Thlr.

Bey dem jetzigen vermehrten Studio der spanischen Sprache dürfte dieses Lesebuch von großem Nutzen seyn. Es ist mit dem Wortregister, außer fünf Druckfehlern, ganz fehlerfrey gedruckt und der Inhalt ist so mannichfaltig, daß für jedes Bedürfniß gesorgt ist. Unter andern befinden sich eine Anzahl merkantilischer Kaufmanns-Briefe aus spanischen Handlungs-Häusern in diesem Lesebuche mit abgedruckt, wodurch es dem Kaufmann willkommen seyn muß.

Sophocles Tragödien

griechisch mit deutschen Anmerkungen.

Von G. C. W. Schneider.

Drittes Bändchen. Ajas. 16 gr.

Viertes Bändchen. Philoctet. 16 gr.

sind von dieser Ausgabe erschienen. Bis Ostern 1826 sind diese Ausgabe vollendet seyn.

Decorationen für die Schaubühne

nebst einem

Vorworte über Theatermalerei

von F. Beuther.

Erste Lieferung

mit 2 color. und 2 schwarzen Kupfertafeln.

Preis 4 Thaler.

Von diesem Werke, dessen Fortsetzung Ostern 1826 erscheinen wird, habe ich den Debit übernommen. Man lese, was Böttiger in dem Notizenblatte der Abendzeitung und St. Schütze im Journal des Luxus und der Mode über dasselbe sagen.

Nachricht

für die Besitzer von Klopstock's Werken, Taschenausgabe.

Bey mir ist erschienen:

Klopstock's Werke.

Erster Supplementband.

Das Leben Klopstock's. Von D. Heinr. Döring.

Mit dem Portrait Klopstock's und einem fac simile.

Den Besitzern der Taschenausgabe ist dieser Supplementband unentbehrlich, weil viele Stellen der Oden, Lieder und selbst des Messias, dem Leser dunkel bleiben, der das Leben des Dichters nicht gelesen hat.

Diese Biographie ist bis jezt mit vieler Wärme aufgenommen und gelesen worden. Die Klopstock'sche Familie in Hamburg erkennt das Portrait für das ähnlichste, was bis jezt erschienen ist. Das fac simile ist ein Brief Klopstock's an Herder.

Bey Ende dieses Jahres erlasse ich dieses niedlich gedruckte und ausgestattete Bändchen noch zu dem äußerst wohlfeilen Subscriptionspreis von 12 gr. sächs. für 22 kleine Bogen; Exemplare auf Velinpapier für 18 gr. und in Oktav auf Schweizerpapier für 4 Thlr.

Für Liebhaber der italienischen Sprache,

ist bey mir erschienen:

Anleitung

wie die italienischen Verse richtig ausgesprochen, gelesen und gesungen werden sollen.

Für Liebhaber des italienischen Gesanges zum Selbstunterricht

bearbeitet

von Agostino de' Valenti.

Nebst einigen Canzonen, Sonetten und Madrigalen von Petrarca, verbunden mit einer deutschen metrischen Uebersetzung derselben. Preis 21 gr.

Weimar's Jubelfest.

Binnen 3 Wochen erscheint in meinem Verlage:

Weimar's Jubelfest

am 3. September 1825.

Mit 9 Kupfertafeln.

Außer der umfassenden Beschreibung dieses Jubelfestes mit dem Abdrucke sämmtlicher überreichten Gedichte und gehaltenen Reden; einer Aufzählung alles dessen, was zum Nutzen für die jetzige und künftige Zeit, als Denkstein dieses Festes geschaffen und hervorgerufen wurde; wird man in diesem Werke unter andern auch die Erklä-

rung des Bilderschmucks finden, welcher bey diesem Feste an dem Goethe'schen Hause prangte.

Die Kupfertafeln zeigen folgende Gegenstände:
Tab. 1. Abbildung der Jubelmünzen.
— 2. 3. Gemälde und Decorationen.
— 4. Goeth's Haus im Festschmucke.
— 5. 6. die 8 Bilder an demselben.
— 7. das neue Theater.
— 8. die neue Bürgerschule.
— 9. die Illumination der Erholung.

Das Werk wird 24 Bogen stark werden, mit schwarzen Kupfern circa 1 Thlr. 12 gr., mit illuminirten Kupfern etwa 2 Thlr. 12 gr. kosten und nur gegen Bestellung nach seinem Erscheinen in den Buchhandlungen zu haben seyn, weil ich es als eine locale Schrift, nicht als Neuigkeit versenden werde. In allen Buchhandlungen werden Bestellungen angenommen.

Schiller's Leben

von D. Heinr. Döring.
mit Schiller's Portrait und einem fac simile.

Auch unter dem Titel:
Fr. von Schiller's
sämmtliche Werke.
Supplementband.

Diese niedliche und geschmackvolle Taschenausgabe ist genau wie die sämmtlichen Werke gedruckt, und empfiehlt sich auch als für sich bestehend durch seinen gediegenen Werth, als die beste Biographie des verstorbenen Dichters. Seine Ausstattung ist sorgsam bedacht, denn Druck und Papier sind nett, und das Portrait das Aehnlichste, was wir nunmehr besitzen. Das fac simile, ein Brief Schiller's an Goethe, wird Jeden ansprechen, denn wer möchte wohl nicht die Handschrift dieses so gefeyerten Mannes kennen! Der Subscriptionspreis von 12 gr. für 24 kleine Bogen ist außerordentlich billig.

Wilhelm Hoffmann in Weimar.

In der neuen Günter'schen Buchhandlung zu Glogau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Ludwig Ariosto's Liebeskapitel,
metrisch übersetzt von H. G. Laube.
8. geh. 8 gr. oder 10 Sgr.

Ohne weitere Empfehlung dieser lieblichen Dichtungen Ariosto's führen wir nur Folgendes aus der Vorrede des Herrn Uebersetzers an: „So bekannt der Name des unvergleichlichen „Meister Ludwig" unter den Deutschen durch seinen rasenden Roland ist, nachdem dieses wundersame Werk durch meisterhafte Uebersetzungen auch dem der welschen Sprache Unkundigen zugänglich geworden, so wenig hat man doch bisher seine kleinern Gedichte beachtet. Unter diesen behaupten die Capitoli amorosi einen vorzüglichen Platz. Sie stellen sich Tibullus, Propertius und Goethe (Römische Elegien) würdig zur Seite und auch in ihnen offenbart sich der Reichthum des Geistes ihres unsterblichen Dichters, der übrigens auch hier, wie immer, seinen Stoff beherrscht und selbst, wo er sich von seiner Liebespein zu Boden gedrückt stellt, die innere Schalkhaftigkeit kaum verbergen kann."

So eben sind bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Liebesbriefe
der Königin Maria von Schottland an Jacob Earl von Bothwell,
nebst ihren Liebessonetten, Ehekontrakten und anderen Urkunden.
Aus dem Englischen des Hugh, Cambpell. Zwey Theile, mit dem Brustbilde der Königinn; sauber broschirt.
Preis 2 Thlr. 8 ggr.

Länger als zwey Jahrhunderte schon ist Maria Stuart von der Bühne des Lebens abgetreten, aber noch immer lebt sie in dem Andenken der Nachwelt, und was über sie erscheint, wird mit Interesse gelesen. — Dieß dürfte besonders bey diesen Briefen der Fall seyn, welche einen tiefen Blick in das eigentliche Privatleben dieser so viel gehaßten und geliebten Königin gewähren, und die gewiß Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Leipzig, im August 1825.

Heinsius'sche Buchhandlung.

Bey H. Burchhard in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Neuestes
berlinisches Kochbuch
für alle Stände;
oder gründliche Anweisung, ohne alle Vorkenntnisse die zur feinern Kochkunst gehörenden und auch alle in bürgerlichen Haushaltungen vorkommende Speisen, Backwerke und Getränke auf die schmackhafteste Art zuzubereiten.
Herausgegeben
von W. Schaeffler.
8. 31 Bogen. Preis gebunden 1 Rthlr.

Die Verlagshandlung dieses Werkes hatte sich vor länger als drey Jahren in den Besitz des Manuscriptes gesetzt, doch nahm sie Anstand, dasselbe durch den Druck zu veröffentlichen, da die Zahl der Kochbücher sehr bedeutend ist. Bey einer näheren von Sachkundigen angestellten Vergleichung ergab es sich jedoch, daß die Bearbeitung des vorliegenden Werkes so eigenthümlich und überaus zweckmäßig ist, daß kein Anstand weiter obwaltete, das Manuscript, nachdem es von einer geübten Hand in Hinsicht des Styls sorgfältig verbessert worden war, dem Druck zu überliefern. Die sorgsame, gewandte Hausfrau wird hier gewiß auf die Zubereitung von Speisen aufmerksam gemacht, die sie früher nicht kannte, und wodurch sie von Neuem die Spenderin häuslicher Freuden wird. Die Jungfrau, wohl erwägend, wie sehr man an der künftigen Hausfrau Erfahrung in diesem Puncte ehren und lieben wird, findet hier einen faßlichen Leitfaden, denn vollständiger als irgend ein Kochbuch behandelt obiges die Grundbegriffe der Kochkunst in vielen Regeln und vorbereitenden Kenntnissen, deren richtiges Auffassen allein genügend ist, Speisen zusammen zu setzen und das Schmackhafteste zu bereiten. Ueberdieß empfiehlt sich dieses neueste berlinische Kochbuch vor vielen andern auch durch seinen ganz vorzüglich schönen und deutlichen Druck, namentlich durch seinen äußerst billigen Preis und insbesondere noch durch den Umstand, daß die Käufer es gleich gebunden erhalten.

Nro. 39.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Literarische Anzeige.

Dingler's polytechnisches Journal erscheint künftig monatlich zweymal.

Das polytechnische Journal hat sein erstes Lustrum durchlebt, und während dieser Zeit beynahe um die Hälfte an Umfang und Absatz zugenommen, zum Beweise, daß die Bemühungen und die Aufforderungen des Herausgebers und Verlegers bey dieser dem Gedeihen des deutschen Gewerbfleißes gewidmeten Unternehmung von vielen Seiten gewürdigt wurden. Die Fabrik- und Gewerbsmänner unsers deutschen Vaterlandes sind durch das polytechnische Journal mit den Erfindungen des Auslandes (Englands, Frankreichs, Italiens, Amerika's 2c.) mit einer Schnelligkeit und Genauigkeit bekannt gemacht worden, die, in Deutschland, bisher durch kein ähnliches Journal erreicht wurde. Man erfährt jezt durch dieses Journal, am Ende eines jeden Monats, was im Anfange desselben in England, Frankreich 2c. im Fache des Fabrik- und Gewerbwesens neu war. Die dadurch für unsere Industrie erwachsenden Vortheile liegen am Tage, und das Publikum hat durch die jährlich vermehrte Anzahl der Abnehmer seine Anerkennung am Deutlichsten ausgesprochen. Es handelt sich aber im Fabrik- und Gewerbwesen hauptsächlich darum, neue Ideen baldmöglichst zur Erörterung zu bringen, wirkliche Erfindungen aber aufs Schnellste zu verbreiten. Nur zu oft ist, in technischer Hinsicht, der sonst an sich unbedeutende Umstand, daß man irgend etwas um einige Wochen früher erfährt, die Hauptbedingung eines zu erzielenden großen Vortheils. In England, wo der Grundsatz: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen", in allen Verhältnissen des Handels und Kunstfleißes vorzüglich erwogen wird, erscheinen in neuester Zeit die technischen Journale, die zuvor in monatlichen Heften herausgegeben wurden, entweder monatlich zweymal, oder selbst wöchentlich. Diese technischen Zeitschriften der Engländer und Franzosen nehmen überdieß an Zahl und Umfang von Vierteljahr zu Vierteljahr so sehr zu, daß wir uns genöthigt sehen, zur Erreichung der wesentlichen Zwecke unserer Zeitschrift, auch den bisherigen Umfang derselben erweitern. Wir haben zwar schon in den beyden lezten Jahren ohne Erhöhung des Preises oft durch verengerten Druck und vermehrte Bogenzahl dem Bedürfnisse, alle Erfindungen des Auslandes zu umfassen, und diese unseren Landsleuten mit der gehörigen Schnelligkeit mitzutheilen, zu entsprechen gesucht; glauben aber jezo den dringenden Wunsch derjenigen unserer deutschen Fabrik- und Gewerbs-Besitzer, welche mit der Industrie des Auslandes noch früher bekannt werden wollen, nur durch folgende neue Einrichtung befriedigen zu können. Das polytechnische Journal wird vom 2. Jan. 1826 an, in demselben Formate wie bisher, monatlich zweymal in größerm Umfang ohne Preiserhöhung erscheinen, und kann durch alle Postämter und Buchhandlungen bezogen werden. Der Jahrespreis durch die Postämter ist 16 fl. Die auswärtigen Postämter haben sich an das königl. bayerische Oberpostamt Augsburg mit ihren Aufträgen zu wenden.

Obschon unser Journal zunächst der Bekanntmachung der Erfindungen des Auslandes gewidmet ist, so werden wir doch mit Vergnügen nützliche und erprobte Erfindungen und Entdeckungen unserer werthen deutschen Landsleute aufnehmen und honoriren. Auch sollen unsere Leser von dem wesentlichen Inhalte deutscher Zeitschriften und Werke in diesem Fach, von den Verhandlungen der Gewerbsvereine in verschiedenen deutschen Ländern u. s. w. Kenntniß erhalten.

Sehr erwünscht werden uns Beschreibungen deutscher grösserer Fabriken, so wie Beyträge zu einer technischen Statistik einzelner Provinzen und Städte unseres deutschen Vaterlandes seyn, durch welche, insofern unser Journal auch im Auslande und über dem Meere Freunde zählt, die Industrie unseres Vaterlandes gewinnen kann.

Ueberhaupt steht unser Journal gegen die geringe Insertionsgebühr von 1 ggr. oder 4½ kr. für die gedruckte ganze Zeile, allen Fabrik- und Gewerbsbesitzern Deutschlands als polytechnisches Intelligenzblatt zur Förderung ihres wechselseitigen Verkehrs im Inlande, und ihres Kredites und Wohlstandes im Auslande offen; denn unser Blatt ist, wie wir seither kräftig erwiesen zu haben uns schmeicheln, lediglich der Aufnahme und dem Wohle der Industrie unseres deutschen Vaterlandes geweiht.

Augsburg, im November 1825.

Die Rheinisch-westphälische Monatschrift

für Erziehung und Volksunterricht, herausgegeben von J. P. Rossel,

von welcher seit zweyen Jahren monatlich 1 Heft von 5 Bog. in gr. 8. herausgegeben wurde und der Jahrgang 3 Pr. Thlr. kostet, (wofür sie von der Unterzeichneten durch alle guten Buchhandlungen bezogen werden kann), erscheint, wie bisher, auch im nächsten Jahr 1826.

Diese Zeitschrift, welche das gesammte teutsche Erziehungs- und Volksschulwesen umfaßt, ist in folgenden Blättern sehr günstig beurtheilt und besonders empfohlen worden: i. J. 1824: in der Jen. allg. Lit. Zeit. Nr. 212; im Wochenblatte f. Pred. u. Schullehrer N. 36; in der Frankf. Didascalia Num. 146; im Crefelder Rhein. Unterhaltungsblatte; N. 23; — sodann i. J. 1825: in der Hall. Lit. Zeit. N. 144; in dem allg. Repertorium, 16 Stück S. 50; im Rh. westphäl. Anzeiger N. 6.; in der Lit. Zeit. f. Teutschl. Volkschullehrer H. 2, S. 114; in der allgem. Schulzeitung N. 52 und im Wochenbl. f. Pred. und Schullehrer N. 21.

Unter den Herren Mitarbeitern sind bis jezo 22 bekannte pädagogische Schriftsteller, 7 Schul-Inspectoren, 6 Gymnasial-Lehrer, 2 Seminar-Lehrer, 4 Lehrer an Mittelschulen und 24 ausgezeichnete Lehrer an Elementar-Schulen.

Die rege und glückliche Thätigkeit der Herren Mitarbeiter, obige Empfehlungen und der geringe Preis ha-

den dieser Zeitschrift einen starken Absatz, — gegen 2000 Ex. — in fast allen Gegenden Teutschlands verschafft und dadurch die Herausgeber verpflichtet, im nächsten Jahre alles Mögliche für dieses Unternehmen zu thun.

Aachen, im November 1825.

Expedition
der rheinisch-westph. Monatschrift.

Bey uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Mann mit der Zauberlaterne.
Ein unterhaltendes und belehrendes Bilderbuch für die Jugend; mit 42 kolorirten Abbildungen fremder Völker und einem Titelkupfer. Geschmackvoll gebunden, mit und ohne Fibel, Preis 12 gr.

Mit vollem Rechte können wir dieses Büchlein allen denen empfehlen, welche Kindern ein nützliches und angenehmes Geschenk machen wollen; denn es zeichnet sich vor vielen andern Büchern dieser Art durch einen lehrreichen und dabey höchst faßlichen Inhalt, ein elegantes Aeußere und einen sehr niedrigen Preis aus.

Leipzig, im December 1825.

Heinsius'sche Buchhandlung.

Von dem in England erscheinenden Werke:

A system of geology by Mac Culloch,

erscheint in der unterzeichneten Buchhandlung eine deutsche Bearbeitung, die der Hr. Professor Dr. Naumann allhier besorgen wird.

Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig.

Ankündigung einer neuen Zeitschrift.

Vom Anfange des Jahres 1826 an erscheint in meinem Verlage:

Mitternachtblatt
für
gebildete Stände,
herausgegeben von Müllner.

Eine ausführliche Anzeige, welche in allen Buchhandlungen zu haben ist, bezeichnet den Inhalt, und was das Publikum sonst noch zu erwarten hat.

Braunschweig, im November 1824.

Friedrich Vieweg.

Bey T. Löffler in Mannheim sind so eben folgende sehr interessante Romane erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Otto und Bertha; die beyden Freunde; Eduard und Emma; nebst fünf andern Erzählungen, von Fr. Woldmar. 8. 1 fl.

Ritterschlag, Ehrenwache und Fahrten Arnulf's von Baar oder der Ahnengeist in der Aulenburg. Ritter- und Geistergeschichte a. d. Zeiten der Kreuzzüge. Vom Verf. Adolphs von Bomsen. 2 Thle. 8. 3 fl.

Ulrich von Löwenrode, oder das Blutbad in der Todtenschlucht. Eine Ritter- und Geistergeschichte a. d. Mittelalter. Vom Verf. von Raimunds Fahrten. 8. 2 fl.

Weihnachts-Bücher.

Dem gebildeten Publikum können wir zur bevorstehenden Weihnachtszeit als elegante und zugleich wohlfeile Geschenke mit Recht empfehlen die bey uns herauskommenden

Taschenausgaben der Klassiker,
von welchen bis jetzt
330 Bändchen
unter folgenden Haupttiteln erschienen sind:

I. Deutsche Anthologie, oder Blumenlese aus den Klassikern der Deutschen; herausgegeben von Fr. Raßmann. 24 Bändchen.

II. Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker; in guten und treuen Verdeutschungen. 156 Bdchn.

Inhalt: Alfieri, 10 Bändchen. Byron, 20 B. Calderon, 9 B. Cervantes, 8 B. Delille, 2 B. Guarini, 2 B. Moore, 2 B. W. Scott's poet. Werke, 6 B. W. Scott's Romane, 79 B. Shakspeare, 3 B. Tasso, 3 B. Thomson, 2 B. Virgil, 4 B. Voltaire, 5 B. Yorik, 1 B.

III. Pocket Library of English Classics. 127 Volumes.

Inhalt: Byron, 32 Vol. Moore, 4 Vol. W. Scott, 88 Vol. Shakspeare, 1 Vol. Southey, 2 Vol.

IV. Bibliotèque portative des Auteurs Classiques François, 8 Volumes.

Inhalt: Delille, 1 Vol. Marot, 2 Vol. Molière, 2 Vol. Voltaire, 3 Vol.

V. Biblioteca portatile dei Classici Italiani, 10 Vol.

Inhalt: Alfieri, 4 Vol. Guarini, 2 Vol. Parini, 1 Vol. Petrarca, 2 Vol. Tasso, 1 Vol.

VI. Biblioteca portatile de Clásicos Españoles. Calderon Comedias, 4 Vol.

* * *

Ausführliche Verzeichnisse dieser sämmtlichen Taschenausgaben sind in allen Buchhandlungen unentgeltlich zu erhalten, und wird gewiß jeder Gebildete unter dieser reichhaltigen Auswahl etwas für ihn Passendes finden.

Der sehr billige Preis eines jeden, auf schönes Schweizer-Velinpapier correkt gedruckten Bändchens mit einem Titelkupfer beträgt 8 Groschen für das rohe, und 9 Groschen für das sauber geheftete. Jedes Bändchen wird einzeln verkauft.

Zugleich machen wir auf das im vorigen Jahre bey uns erschienene

Taschenwörterbuch der Mythologie
von M. C. Richter

aufmerksam, welches ganz gleichförmig mit unsern Taschenausgaben gedruckt, und als ein nöthiger Anhang zu denselben zu betrachten ist. Der Preis für das cartonnirte Exemplar beträgt 18 Groschen.

Zwickau, den 18. Novbr. 1825.

Gebrüder Schumann.

Bey uns verließ die Presse und ist bey uns, wie durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Abällino der große Bandit.

8. Preis ½ Thlr.

Seltene Eigenschaften des Geistes werden oft, wenn sie eine falsche Richtung erhalten, eben so schädlich, als sie unter andern Verhältnissen wohlthätig gewesen wären. Aber immer bleibt es interessant, den Gang eines von der Natur ausgezeichneten Menschen auch auf seinen Irrwegen zu verfolgen, wenn solches mit dem Scharfsinn eines Seelenkundigen dargestellt wird. Zur Zahl dieser gehört unstreitig Abällino, benannt unter dem Namen des großen Banditen, und er ist hier in kräftigen Zügen in seiner ganzen Eigenthümlichkeit geschildert worden. Eine Einleitung in gedrängter Kürze macht den Leser mit der Entstehung und dem Thun und Treiben einer nur in Italien einheimischen Menschenklasse, die Banditen bekannt, die, abgesehen von ihrem historischen Werthe, auch dem Leser den richtigen Gesichtspunkt zeigt, woraus der Held dieser Geschichte zu beurtheilen ist.

Das Marmorbild. Tancred's Tod. Der Adept.

Drey Erzählungen von J. F. Schneider.
8. Preis ¾ Thlr.

Diese drey Erzählungen, von welchen Tancred in zwey Gesängen, in sehr wohl klingenden Stanzen gedichtet ist, zeichnen sich durch Neuheit der Erfindung, durch eine sehr gelungene Schilderung der Charaktere, welche psychologischen Scharfsinn bekunden, durch eine blühende Diction vortheilhaft aus. Keiner wird sie daher unbefriedigt aus der Hand legen, weßhalb sie besonders in keiner Leihbibliothek fehlen dürften.

Emiliens Hochzeitsfeyer.

Von J. C. Scholz. 8. Geh. Preis ½ Thlr.

Eine Sammlung sinnreicher Polterabende, theils in Prosa, theils in Versen, entweder von einer Gesellschaft oder von einem Einzelnen bey solchen frohen Familienfesten darzustellen. Die Gegenstände sind entweder scherzhaft oder ernsthaft behandelt, so daß diejenigen, welche Stoff zu einem Polterabende bedürfen, darunter die Wahl haben.

Flittner'sche Verlags-Buchhandlung in Berlin, Jägerstraße No. 51.
Flittner'sche Buch- und Kunsthandlung in Frankfurt a. d. O.

Im Jahre 1825 sind nachstehende Bücher bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Aleman, W. v., Elemente der entwerfenden Geometrie, nebst einem Anhange von der Bestimmung der Schattenumrisse. Für jene bearbeitet, die sich dem Studium dieses Zweiges der mathematischen Wissenschaften widmen wollen. Mit 13 lithographirten Tafeln. gr. 8. 1825. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl. rhein.

Bernt, I., Experimentorum docimasiam pulmonum hydrostaticam illustrantium. Centuria 1 Sect. 1. 2. 3. cum Tab. aen. 4 maj. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Dissertatio de Contemplatione Mundi physica, metaphysica, et morali, earumque ad Religionem habitu. 4 maj. 1825. 8 gr. oder 36 kr. rhein.

Flügel, K. J. J., Andachtsbuch für katholische Christen, mit einem Titelkpfr. 16. 1825. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. rh.
Dasselbe auf Velinpap. 21 gr. oder 1 fl. 36 kr. rhein.

Geist der Zeit. Ein Journal für Geschichte, Politik, Geographie, Staaten- und Kriegskunde und Literatur. 15ter Jahrgang. 1825. 12 Hefte. 8. 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr. rhein.

Hildenbrand, Val. Nob. ab, Institutiones practico-medicae, edidit, redegit, ac propriis lectionibus adcommodavit filius Fr. Nob. ab Hildenbrand. Tom. IVus. et ultimus. 8 maj. 1825. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. rhein.
Alle 4 Bände kosten zusammen 11 Rthlr. 8 gr. oder 20 fl. 24 kr. rhein. Der erste Band wird nicht mehr einzeln gegeben.

Jösordink, J. N., allgemeine militärische Gesundheits-Polizey. 2 Bde. gr. 8. 5 Rthlr. 16 gr. oder 9 fl. 12 kr. rh.

Littrow, J. J., populäre Astronomie. 2 Theile mit 9 lithographirten Tafeln. gr. 8. 1825. 5 Rthlr. 16 gr. oder 10 fl. 12 kr. rhein.

Palliardi, Beschreibung von 2 Decaden neuer oder wenig bekannter Carabicinen. Mit 4 Kupfertafeln, schwarz 18 gr. oder 1 fl. 21 kr. rhein.
Auf ausdrückliche Bestellung lasse ich die Tafeln auch nach der Natur ausmalen, und kostet ein Exemplar mit colorirten und schwarzen Kupfern. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr. rhein.

Petter's, Franz, theoretisch-praktisches Lehrbuch der kaufmännischen Buchhaltungs-Wissenschaft, oder: Gründliche und faßliche, auf praktischen Erfahrungen beruhende Anleitung, die Bücher zweckmäßig zu führen. Mit Schematen und Tab. gr. 8. Wien 1825. 2 Rthlr. 4 gr. oder 3 fl. 54 kr. rh.

Pollack, J. J., Anleitung zur Methode der Redekunst. Zur zweckmäßigen Erleichterung des Humanitätsstudiums. gr. 8. 1825. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Rainer, L., Vorschriften über die Pflichten und Verhaltungen des gemeinen Soldaten in der k. k. Oesterr. Cavallerie. In Fragen und Antworten. Polnisch und Deutsch. Taschenform. 1825. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. rh.

Schels, J. B., Geschichte der Länder des Oesterreichischen Kaiserstaates. 7ter Band. gr. 8. 1825. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rhein.

Verhandlungen und Aufsätze der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Steyermark. 11tes bis 16tes Heft. 8. Grätz 1825. 3 Rthlr. 4 gr. oder 5 fl. 42 kr. rhein.

Weiß, Dr. A. A., neues Regulativ zur Wendung. (Geburtshülflich.) 8. 1825. 9 gr. oder 42 kr. rhein.

Winklers, G., praktische Anleitung zum graphischen und geometrischen Trianguliren mit dem Meßtische. Zunächst für solche Individuen, welche sich mit der Castastral-Vermessung befassen, so wie überhaupt für jeden, der geometrische Vermessungen mit dem Meßtische zu leiten oder selbst auszuführen hat. Mit 9 Steinabdrücken. 2te, verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1825. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Zeitschrift, österreichisch-militärische, Jahrgang 1825. 12 Hefte 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr. rhein.

Ferner sind eben daselbst im Jahre 1824 folgende erschienen:

Baumgartner, Dr. Andr., die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit Rücksicht auf mathematische Begründung. 3 Theile. Mit Kupfern. gr. 8. Wien. 4 Rthlr. 8 gr. oder 7 fl. 48 kr. rhein.

Commentatio historico-critica de Rhapsodis. 4 maj. 1824. 8 gr. oder 36 kr. rhein.

Fornasari, A. G., Nob. di Verce, Corso teorico practico della lingua tedesca. II. Partes. gr. 8. 1825. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Geist der Zeit. Ein Journal für Geschichte, Politik, Geographie, Staaten- und Kriegskunde und Literatur. 14ter Jahrg. 1824. 12 Hefte. 8. 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr. rh.

Giftschütz, E., biblische Erzählungen aus dem alten Testamente, mit Anmerkungen und Sittenlehren für Kinder. Fünfte, verb. Aufl. 8. 1825. 12 gr. oder 54 kr. rh.

Graf, Dr. S., die Fieberrinden in botanischer, chemischer und pharmaceutischer Beziehung. gr. 8. 1824. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Karl, E. J., Anleitung, kranke Augen zu untersuchen, nebst Berücksichtigung ihrer consensuellen Verhältnisse. gr. 8. 1824. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Kollar, Vinc., Monographia Chlamydum. Cum tab. aen. color. fol. 1824. 4 Rthlr. 12 gr. oder 8 fl. 6 kr. rh.

Motenebbi, der größte arabische Dichter; zum erstenmale ganz übersezt durch Joseph v. Hammer. gr. 8. 1823. Velinp. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. rhein.

— — dasselbe auf Druckp. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rh.

Reinhold, Constanze, sechs Erzählungen. Ein Geschenk für die Jugend. Mit Kupfern. 12. 1825. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr. rhein.

Swoboda's, Mar., Zähmung und Abrichtung der Wildfänge. Ein Handbuch für den Reiter, 2 Thle. Mit 2 Kpfrn. gr. 12. 1824. br. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. rh.

Synodus botanica omnes familias, genera et species plantarum illustrans. Editore Leopold Trattinnick. Tomus — IVus. Etiam sub titulo: Monographia Rosacearum, IV. Tomi. 8. 1823. 6 Rthlr. 16 gr. oder 12 fl. rh.

Winkler's, G., Lehrbuch der Geometrie. Zum öffentlichen Gebrauche für Individuen, welche sich dem Forstfache, der Meß- und Baukunst widmen, so wie zum Selbstunterrichte. 1ter Theil, theoretische Geometrie und Trigonometrie. Zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1824. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl. 12 kr. rhein.

Zeitschrift, österreichisch-militärische, Jahrgang 1824. 12 Hefte. 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr. rhein.

So eben ist erschienen:

die siebente, von Herrn Professor Theod. Heinsius neu durchgesehene, Auflage von folgendem für jeden, dem es darum zu thun ist, die deutsche Sprache rein und richtig schreiben zu lernen, äußerst nützlichen Werkchen:

Vom Unterschiede
des Accusativ's und Dativ's
oder
des mich und mir, Sie und Ihnen.
In Briefen
von Karl Philipp Moritz.
Preis 16 ggr. oder 20 Silbgr.

Wir brauchen nur darauf hinzuweisen, daß dieses Werkchen seit einer langen Reihe von Jahren den ersten Platz unter den Schriften ähnlichen Inhalts einnimmt, um auf's Neue die Liebhaber der deutschen Sprache darauf aufmerksam zu machen. Besonders werden, wie der berühmte Herr Herausgeber dieser neuen Auflage in der Vorrede bemerkt: „Denkende Künstler, Geschäftsmänner und Volksschullehrer, besonders solche, die eine in früher Jugend versäumte oder lückenhafte Sprachbildung in reifern Jahren durch eigenen Fleiß nachholen wollen," reiche Belehrung darin finden. Die angenehme Schreibart, welche dem Verfasser so besonders eigen gewesen ist, muß jedem Lesenden dieß Buch doppelt angenehm machen, und so hoffen wir, daß es auch in Zukunft eben so erfolgreich wirken wird, als bisher. Ergötzlich sind die angehängten Gespräche im berlinischen Dialekt!

Sander'sche Buchhandlung.

Bey Albrecht in Wolfenbüttel ist erschienen und in allen Buchhandlungen, Leipzig bey Carl Andrä zu haben:

Die Araber bey Tours. Ein Roman von A. Ugèwild. 8. 1825. Schrbpr. 21 gr.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler, in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen:

Praktische Anleitung
zum
graphischen und geometrischen
Trianguliren mit dem Meßtische,
zunächst für Individuen, die sich mit der Catastral-Vermessung befassen, so wie überhaupt für jeden, der geometrische Vermessungen mit dem Meßtische zu leiten, oder selbst auszuführen hat.
Von Georg Winkler,
Professor der Mathematik an der k. k. Forstlehranstalt zu Mariabrunn.
Zweyte, vermehrte Auflage mit 9 Steintafeln.
gr. 8. Wien 1825. Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. rh.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage dieses Werkes, so wie das günstige Urtheil competenter Richter darüber, dann der Gebrauch desselben bey der neuen Landesvermessung in mehreren Provinzen des Oesterreichischen Staates, beweisen hinlänglich die Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit desselben, welche noch bey gegenwärtiger zweyten Auflage durch mehrere Messungsvortheile, die der Verfasser einigen ausgezeichneten Männern zu verdanken hat, bedeutend erhöht wird.

Das ganze Werk ist in vier Hauptstücke eingetheilt. Das erste handelt von den Meß-Instrumenten, den dazu gehörigen Geräthschaften und ihrer Rectification vor dem Gebrauche, insbesondere von dem Gebrauche des Meßtisches bey den zur Triangulirung nöthigen Elementar-Aufgaben. — Das zweyte von dem graphischen Hauptnetze, und dem geometrischen oder Gemeinde-Netze. — Das dritte von der Vermessung des Details (der einzelnen Grundstücke oder Parzellen) und von der Prüfung derselben. — Das vierte von der Berechnung des Flächeninhaltes der aufgenommenen Parzellen, und von der Theilung der Flächen in gleiche oder verhältnißmäßige Theile, oder in einzelne Grundstücke.

Durch die noch hinzugekommenen zwey neuen Tafeln (die erste Auflage hatte deren nur 7) hat dieses Werk auch an Gemeinnützigkeit und Brauchbarkeit gewonnen.

Bey J. Hölscher ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nasse, das medizinische Klinikum zu Bonn. 36 kr. Coblenz. M. M. 1825.

Nro. 40.

Intelligenz = Blatt.

1825.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist so eben erschienen:

Ueber das Wesen und die Erscheinung des Galvanismus, oder Theorie des Galvanismus und der geistigen Gährung, nebst Andeutungen über den materiellen Zusammenhang der Naturreiche. Von A. Koelle, Dr. der Philosophie. Preis 2 fl. 24 kr.

Man erwarte nicht, in dieser Schrift, wie es so häufig geschieht, ein Ragout von Andrer Schmaus zu finden, sondern gerade das, was der Titel besagt, eine durchgeführte Theorie des Galvanismus und der Gährung, und wirkliche Thatsachen über den materiellen Zusammenhang der Naturreiche. Jedem Physiker ist es bekannt, wie weit die wissenschaftliche Erkenntniß des Galvanismus hinter der Empirie zurückgeblieben ist; Volta's Theorie ist immer noch allgemein gültig, obgleich ihre Mangelhaftigkeit von Anfang an gefühlt und erkannt wurde. Das wahre Agens der Säule wurde gänzlich übersehen. In einem gleichen Zustande befand sich bisher die wissenschaftliche Erkenntniß der Gährung. Allgemeine Aeußerungen auf guten Glauben wurden gegeben und genommen — dabey blieb eine empfindliche Lücke in der Naturwissenschaft. Wie weit endlich unsere bisherige Kenntniß über den materiellen Zusammenhang der Naturreiche ging, zeigen die mancherley widersprechenden Ansichten über die Infusionsthiere und die generatio aequivoca. Sonach wird es nicht ungern gesehen werden, wenn von der bloßen Spekulation endlich zu Thatsachen übergeschritten wird. Daß der Verf. die bisherige Ahnung eines inneren Zusammenhangs zwischen organischer Erzeugung, Gährung und Galvanismus zu realisiren gesucht hat, zeigt der Gesammttitel der Schrift. Die Erweiterungen, welche sie für die Physik und Chemie enthält, mögen als Prüfstein ihrer innern Wahrheit angesehen werden.

Den Besitzern von

Humboldt Versuche über den politischen Zustand von Neuspanien. 5 Bände,

haben wir die Ehre anzuzeigen, daß von den, in der so eben in Paris erscheinenden zweyten französischen Ausgabe dieses Werks, aufgenommenen Zusätzen und Verbesserungen eine deutsche Uebersetzung als Supplement zu unserer Ausgabe bey uns erscheint.

Stuttgart im Novbr. 1825.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen sind erschienen:

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von C. C. André. November 1825.

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins. Achter Band. Oktober 1825.

Inhalt.

Kartoffelbau. 1. Bemerkungen zu den Versuchen und Beobachtungen über den Kartoffelbau von Hrn. Dr. Mauz in Eßlingen. Vom Oekonomierath Pabst zu Hohenheim. 2. Einige Erfahrungen beym Kartoffelbau vom Pfarrer Mayer in Dürbheim. (Zum Besten der Armen.) — Noch einige Bemerkungen und Erfahrungen über den Tabaksbau in Würtemberg. Von Dr. Steudel in Eßlingen. — Aeußere Kennzeichen von den wichtigsten Bestandtheilen eines Bodens, nebst einer Tabelle, worauf dieselben zusammengestellt und erläutert sind von Professor Zenneck in Hohenheim. — Königliche Preise. 1. Resultate über die Bewerbungen zu den von Sr. Majestät für das Jahr 1825 ausgesezt gewesenen. 2. Ausgesezte für das Jahr 1826. — Fortschritte der Landwirthschaft in einem Theile des Schwarzwalds. Königliche Auszeichnung des Pfarrers Seeger und des Schultheißen Maisenbacher in Altburg. — Belehrung des Medicinal-Kollegiums über die umlaufende Pferdeseuche. — Nachricht für die meteorologischen Beobachter Würtembergs. — Land- und forstwirthschaftliches Institut in Hohenheim. 1. Lehrcurs für 1826. 2. Kosten-Betrag. — Verkäufliche Sämereyen von Beck in Göppingen.

Hertha,

Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freiherrn Alexander von Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Erster Jahrgang. Dritten Bandes zweiter Heft.

Inhalt.

Trigonometrische Vermessung des Oderstromes. Auf Befehl des königl. preuß. Ministeriums für den Handel, die Gewerbe und das Bauwesen, unter Leitung des Regierungs- und Bau-Rathes Vogel, ausgeführt von Aßmann und Röbl. Vom Staatsminister Herrn Grafen von Bülow mitgetheilt. — Zusammenstellung der geognostischen Beobachtungen über das Schiefergebirge in den Niederlanden und am Niederreine. Von Karl von Oeynhausen und Heinrich von Dechen. Zweite Abtheilung. — Verhandlungen der geographischen Gesellschaft zu Paris. — Leopold's v. Buch und Kristian's Smith Wanderungen auf Madeira und den kanarischen Inseln im Jahre 1815. — Höhenmessungen auf den kanarischen Inseln. Im Jahr 1815 angestellt von Leopold von Buch. — Statistische Uebersicht der kanarischen Inseln von Leopold v. Buch. — Auszug aus den meteorologischen Beobachtungen auf der Universität zu Breslau angestellt i. J. 1824, nebst den Mittelzahlen für die Jahre 1812 bis 1824. Vom Prof. Dr. Jungnitz. — Die Entdeckungen der Portugalen im Innern von Afrika zwischen Angola und Mozambique. Von Bowdich. (Schluß.) — Ursprung, Fort-

schritte und Vernichtung der Pindarris. — Geographische Zeitung; 1825. Achte Abtheil. Nr. 369 — 404.

Zu diesem Hefte gehört: Netz zur Uebersicht der geographischen Special-Karte von Deutschland und den angränzenden Ländern.

Eine neue und wohlfeile Ausgabe von

Jean Pauls Geist,

oder Chrestomathie der vorzüglichsten, kräftigsten und gelungensten Stellen aus seinen sämmtlichen Schriften. Vier Bände in 8., in saubern Umschlag geheftet. Preis für 118 Bogen 3 Rthlr.

ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten und eignet sich zu einer zweckmäßigen Weihnachtsgabe für Gebildete.

Zur Vermeidung von Collision

macht Unterzeichneter bekannt, daß in Kurzem eine deutsche Bearbeitung folgenden interessanten Werks in seinem Verlage erscheint:

Singularités historiques contenant ce que l'histoire de Paris et de ses environs offre de plus piquant et de plus extraordinaire; par J. A. Dulaure. Paris 1825.

Heidelberg im December 1825.

Joseph Engelmann.

Lang, C., Raritätenbüreau für gute Knaben und Mädchen, worin sie den reichhaltigsten Stoff zu angenehmen Zeitverkürzungen und Belehrungen finden. 16 Bdchn. mit 96 illum. Kupfrn., geb. und in Futteral. Chemnitz. Starke. 3 Rthlr.

Welch freundliches willkommenes Weihnachtsgeschenk der Jugend dieß Raritätenbureau mit seinen 16 kleinen niedlichen Büchlein sey; wie sehr es ihr gereiche zur heitern Ergötzung, zum angenehmen Zeitvertreibe und zur anziehenden Belehrung, kann Recensent aus eigner Erfahrung, die er damit an seinen Kindern gemacht, bezeugen, und es allen den Eltern empfehlen, die ihren Lieblingen durch mehr als durch bloßes Spielwerk das schöne Fest zu einem Freudenfeste machen wollen. Um auch unbemittelten Eltern den Ankauf desselben zu erleichtern, hat der Verleger den Preis bis Ende Decembers 1825 auf 2 Rthlr. 8 gr. herabgesezt, wofür es in allen Buchhandlungen zu bekommen ist.

H — ch.

Bestellungen

auf die bekannte Zeitschrift:

Originalien

für 1826 bittet frühzeitig aufzugeben

die Herold'sche Buchhandlung in Hamburg.

Neue interessante Festgabe.

Bey uns ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 8 gr. zu haben:

Die Kunst

ernste und scherzhafte Glückwunsch-Gedichte durch den Würfel zu verfertigen.

Ein Spiel von Dr. G. R. Bärmann.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Weihnachtsgabe von Georg Lotz oder Erzählungen, Mährchen und Schwänke; geschmackvoll eingebunden und mit einem allegorischen Titelkupfer geziert, Preis 1 Rthlr. 12 gr.,

ist so eben bey uns erschienen. — Es bedarf wohl blos dieser kurzen Anzeige, um das gebildete Publikum auf das neueste Werk eines Schriftstellers aufmerksam zu machen, dem es schon so lange und ungetheilt seinen Beyfall schenkte!

Leipzig im Novbr. 1825.

Heinsius'sche Buchhandlung.

Weihnachtsgabe.

Friedr. Mosengeils Gottgeweihte Morgen- und Abendstunden in ländlicher Einsamkeit gefeyert.

Neue wohlfeile Ausgabe, 8. in geschmackvollen Umschlag gebunden 1 Rthlr.

hat im Verlag der Kesselring'schen Hofbuchhandlung in Hildburghausen die Presse verlassen und ist durch alle Buchhandlungen zu haben.

Damit dieses als vorzüglich bekannte Andachtsbuch auch in die Hände des Unbemittelten kommen und so allenthalben Erbauung, Trost, Erhebung gewähre, wurde der Preis von 1 Rthlr. 12 gr., bey dieser neuen Auflage, auf 1 Rthlr. herabgesezt.

Uebrigens ist der Name des Herrn Verfassers und eine neue Auflage die beste Empfehlung des Buchs.

Als ein paßliches Weihnachtsgeschenk ist zu empfehlen:

Knigge, Freyherr A. v., Ueber den Umgang mit Menschen. 4 Theile. (1r — 3r Theil. 10te Auflage nebst Biographie des Verfassers. 1822. 4r Theil von Wilmsen. 1824.) 8. Hannover. Mit 1 Titelkupfer nach Ramberg. 2 Rthlr. 16 ggr.

Herr Prediger Wilmsen in Berlin hat das oben geschätzte Kniggesche Meisterwerk, worin Jünglinge und Jungfrauen die untrüglichsten Rathschläge für ihr Benehmen in jeder Lage und in jedem Verhältnisse des Lebens, und überhaupt die vielseitigste Anleitung zur Erwerbung der so höchst unentbehrlichen Menschenkenntniß finden, nicht allein mit Sorgfalt überarbeitet und mit einem Anhange:

„Regeln des Umgangs mit Kindern, praktisch dar„gestellt für Erzieher und Kinderfreunde. 8. (apart „12 ggr.)"
schon früher vermehrt, sondern auch jezt noch durch einen neuen 4ten Theil bereichert, der auch besonders zu haben ist unter dem Titel:

Wilmsen, F. P., Weltton und Weltsitte. Ein Rathgeber für junge Männer bey ihrem Eintritte in die große Welt. 1824. 16 ggr.

Nachdem in der Einleitung durch einen anziehenden Dialog die Nothwendigkeit eines weltklugen Benehmens dargethan ist, wird in 4 Vorlesungen der Neuling beym Eintritt in die Welt mit Bemerkungen, Regeln und Winken beschenkt, welche ihn vor Verletzung des Anstandes und der guten Sitte, vor Verlegenheiten und Kränkungen sichern, und zu einer freyen und unbefangenen Ansicht und Beurtheilung der großen Welt und ihrer Sitten, ihres Tons und ihrer Lebensweise leiten sollen. Höchst interessant ist es, dem verdienstvollen Verfasser in seiner Würdigung Alles dessen, was in der großen Welt als Sache von Wichtigkeit gefordert, hochgehalten, gefeyert wird, in der Prüfung ihrer conventionellen Gebräuche, Meinungen und Vorurtheile, in der Darstellung einer wahren, feinen und vollendeten Bildung, in der Vorhaltung des Ideals eines Weltmanns Schritt vor Schritt zu folgen.

Hahn.

Zur Nachricht.

Bey Unterzeichnetem und in allen Buch- und Kunsthandlungen ist der ausführliche Prospektus folgenden vorzüglich schönen Kupferwerkes (das sich ganz besonders zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken eignet) zu haben, so wie auch Verzeichnisse seines andern Kunstverlags.

Malerische Ansichten des Rheins, der Mosel, der Haardt- und Taunusgebirge. In 72 Blättern

Gezeichnet von Fries, Kunz, Rottmann, Roux und Zeller, und gestochen von Geißler, Hegy, Kunz, Roux, Schilbach und Schnell. Mit einem erläuternden Texte. Groß Folio. — In gestochenem allegorischen Umschlage — den Rhein und Neckar darstellend — gezeichnet von Zeller, gestochen von Heß. Gebunden.

Pränumerations-Preise auf Ein Jahr:

1. Die Ausgabe vor der Schrift 54 fl. oder 33 Thlr. 18 gr.
2. Die Ausgabe mit der Schrift 36 fl. oder 22 Thlr. 13 gr.
3. Leztere Ausgabe, sehr schön colorirt 100 fl. oder 62 Thlr. 12 gr.

Die spätern Ladenpreise sind bedeutend höher.

Wer sich mit frankirten Briefen unmittelbar an den Verleger wendet, genießt noch besondere Vortheile.

Heidelberg, im November 1825.

J. Engelmann.

Atlantis,

Journal des Neuesten und Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Politik, Geschichte, Geographie, Statistik, Culturgeschichte und Literatur der nord- und süd-amerikanischen Reiche, mit Einschluß des westindischen Archipelagus. Herausgeg. von Eduard Florens Rivinus in Philadelphia. — Sobrie et vigilanter. —

Leipzig, 1826, in Commission der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.

4 Quartalhefte von 12 — 14 Bogen. gr. 8.
Pränumerations-Preis 4 Rthlr.

Unter dieser Aufschrift erscheint mit dem Jahre 1826 eine Zeitschrift, welche ganz im Bedürfnisse der Zeit und vorzüglich für Deutschland berechnet ist. Der Herausgeber weiß genau, was gerade für dieses Land von den amerikanischen Angelegenheiten von Wichtigkeit ist; er ist selbst ein Deutscher, ein Sachse, Zögling der Universität Leipzig, ein zu seiner Zeit von seinen Lehrern Hauboldt, Pölitz ꝛc. werthgeachteter Schüler, welcher aus freyem Triebe sich dem Dienste der nordamerikanischen Staaten gewidmet hat, dermalen in Philadelphia lebt und durch glückliche Verbindungen die Auszeichnung erhalten hat, dem jetzigen Präsidenten Quincy Adams persönlich bekannt gemacht zu werden, und bey dessen feyerlichen Eidesleistungen gegenwärtig zu seyn. Von seiner Tüchtigkeit im Gebiete der Staatswissenschaften hat die 1824 erschienene Schrift: histor. statist. Darstellung des nördl. Englands ꝛc. ein sehr gültiges Zeugniß abgelegt, sie ist in den gelesensten kritischen Blättern als eine wirkliche Bereicherung der statistischen Literatur bezeichnet worden, und das schon unter der Presse befindliche erste Heft der Atlantis wird eine neue Bestätigung dieses Urtheils seyn. — Was sie bringen wird, ist aus den ersten Quellen geschöpft. — Sie wird in einem anständigen Gewande erscheinen, und, wenn sie Beyfall findet, nicht ohne Ausstattung von Karten, Portraits ꝛc. bleiben. Eine genaue Darlegung des Plans ist in allen Buchhandlungen zu haben, durch die wir uns Bestellungen baldigst erbitten.

Leipzig im November 1825.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Lebens-Meß- und Rechnungskunst (Biomètrie)

oder die Kunst, durch verständige, genau berechnete Eintheilung und Benutzung der Zeit das menschliche Wohlbefinden zu begründen, sich und sein Glück hoch empor zu bringen, Gesundheit, innern Frieden, Kenntnisse und Reichthum zu erlangen und sich hohen und dauernden Lebensgenuß zu verschaffen. Ein unentbehrliches Taschenbuch für gebildete Personen aller Stände, für Staatsdiener, Geistliche, Offiziere, Aerzte, Rechtsgelehrte, Erzieher, Geschäftsmänner und Kaufleute jeder Gattung, Künstler, Oekonomen, Professionisten und gute Hausväter und Hausmütter. Nach M. A. Julliens Werken bearbei-

tet, mit einer Einleitung, vielen praktischen Regeln und einer ganz neuen, leichten, viel Raum und Zeit sparenden Methode der Geschwindschreibekunst (Stenographie), nach der man sich solche in einem Tage aneignen kann, so wie mit der Kunst, Handschriften schnell abzudrucken und durchsichtiges Copierpapier zu verfertigen, vermehrt, von Dr. Theodor Thon. Nebst einer Kupfertafel. 8. Preis geh. 12 gGr. oder 54 kr.

„Glücklich zu werden, (sagt der Verfasser in der Einleitung) ist der Wunsch Aller!" Wie sie es werden können, dazu giebt sein Buch den einfachsten und sichersten Weg an. Wer ihm treu folgt, wird es nicht bereuen und bald erkennen, daß der Titel nicht zu viel verspricht. Er wird darin die Möglichkeit bewiesen finden, das Leben wohl um das Doppelte zu verlängern, und daß jeder, der seinen Vorschriften einige Aufmerksamkeit schenkt, dieses hohe Ziel nicht leicht verfehlen wird. Das Aeußere dieser Schrift ist bey ausgezeichnet schönem Druck, weißem Papier und elegantem Hefte sehr zu empfehlen.

Bey uns verließ so eben folgende wichtige Schrift die Presse und ist bey uns, wie durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Pflichten und Rechte
der
Herrschaften und Dienenden.
Ein
Spiegel für Beyde.
Nebst der Preußischen Gesindeordnung.
8. Geheftet. Preis 10 Sgr.

Die Collisionen der Rechte und Pflichten, welche fast täglich in jeder Haushaltung zwischen Herrschaften und ihren Hausgehülfen vorkommen, haben die Entstehung dieser Schrift, die eine wahre Rathgeberin bey so mannichfaltigen Vorfällen und Verhältnissen beyder Partheyen seyn kann, veranlaßt.

Sie ist in wohlgeordneten Haushaltungen eben so nothwendig wie die Bürste für den Rock. —

Flittner'sche Verlags-Buchhandlung in Berlin, Jägerstraße No. 51.
Flittner'sche Buch- und Kunsthandlung in Frankfurt a. d. O.

Zur Vermeidung von Collisionen

mache ich bekannt, daß bey mir von dem so eben in Paris erschienenen, so großes Interesse erregendem Werk:

Biographie de tous les ministres dépuis 1791 jusqu'à nos jours. 8. Paris 1825

eine deutsche Uebersetzung unverzüglich die Presse verlassen wird.

Darmstadt d. 1. Novbr. 1825.

C. W. Leske.

Mittel gegen Brandstiftungen.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und in Tübingen in der Laupp'schen Buchhandlung ist für 18 gr. Pr. Cour. zu haben:

Die wichtigste Angelegenheit für Feuerversicherungs-Anstalten, und Vorschläge zu Versicherungs-Controlen gegen die überhandnehmenden Brandstiftungen hauptsächlich auf dem Lande. Allen Herren Chef-Präsidenten der sämmtlichen Königl. Preuß. Regierungsbezirke gewidmet. 8. Berlin, bey Fr. Maurer. 1825.

So klein auch diese Schrift ist, so wichtig ist doch deren Inhalt, und es ist sehr zu wünschen, daß die darin gemachten Vorschläge beherzigt und in Ausführung gebracht werden mögen.

Neu aufgelegt ist so eben bey uns erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

Hannchen und die Küchlein, von A. G. Eberhard. 12. elegant gebunden, mit goldenem Schnitt. Preis 1 Thlr.

Der fortdauernde Beyfall, dessen dieses Gedicht sich erfreut, hat bereits diese dritte Auflage nöthig gemacht, an welcher ebenfalls hier und da die bessernde Feile des Verfassers sichtbar ist.

Renger'sche Verlags-Buchhandlung in Halle.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Meddlhammer, A. L. v., Handbuch der Italienischen Sprache oder Sammlung gewählter Stücke aus den klassischen Dichtern und Prosaisten Italiens, mit erklärenden Anmerkungen und einer Grammatik in Beyspielen. Für den Privat- und öffentlichen Unterricht. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

C. H. G. Christiani in Berlin.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und Oestreichs zu haben:

Das kleine schwarze Taschenbuch.
Gracians Ideen über Lebensweisheit.
Taschenformat geheftet 6 gr.

Dieß Büchlein ist für Leute bestimmt, welche die Wahrheit ohne Schminke vertragen, und in die Tiefe blicken können, ohne schwindlich zu werden. Nicht viel auf einmal darf man davon lesen, so wenig wie man von geistigen Getränken viel auf einmal genießen darf. Aber wer über die Art, in der Welt fortzukommen, die sichersten Maximen wissen, und, wie er sie anzuwenden, erfahren will, nehme es alle Tage zur Hand und sey des besten Erfolgs gewiß.

— r.

Nro. 41.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Subscriptions-Anzeige.

Veranlaßt durch die, wider mein Vermuthen so überaus günstige und willkommene Aufnahme, welche meine vermischten Gedichte Greifswalde bey Koch 1824) und namentlich unter ihnen meine episch-idyllischen Versuche gefunden haben, die unter andern in der Hallischen Literaturzeitung No. 155, Junius 1825 den besten Mustern dieser Gattung an die Seite gestellt werden, gehe ich damit um, ein romantisches Epos in 10 Gesängen und in der beliebten Form der ottava rima unter dem Titel: Otto, Bischof von Bamberg, oder die Kreuzfahrt nach Pommern, zu Ostern 1826 auf Subscription herauszugeben. Da es hier nicht der Ort ist, mich über die Wahl und Behandlung des Stoffes auszulassen, bemerke ich nur so viel, daß ich überall nur das reinpoetische oder einer poetischen Darstellung fähige hervorgehoben habe, und die grausen unermeßlichen Urwälder, durch welche der Zug des trefflichen Heidenbekehrers ging, die Zaubereien des Nordens, die seltsamen Idole der Pommer'schen Völker, ihre hartnäckige Widersetzlichkeit gegen das Christenthum, ihre Sitten und Gebräuche, zu denen mitunter sogar noch Menschenopfer gehörten, werden, wie ich mir schmeichle, kein uninteressantes Gemälde liefern, und an dem Charakter des Otto den schönen Gedanken versinnlichen, welchen der Apostel, 1 Corinth. 13. V. 7. so wahr und rührend ausspricht: Die Liebe verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Darum ist auch ein Theil des Ertrages von dem Verf. hinwiederum zu Zwecken der Liebe bestimmt, (für die unglücklichen Waldenser), und um so mehr hat er Ursache zu erwarten, daß in unserer, an jedem Wohlthun so reichen Zeit, sein gutgemeintes Unternehmen die theilnehmendste Unterstützung finden werde.

In typographischer Beziehung wird noch bemerkt, daß das Werk mit Vorrede und Anmerkungen ungefähr 12 Bogen umfassen, und in anständigem Format erscheinen wird. Der niedrige Subscriptionspreis für ein Exemplar auf Druckpapier ist auf 1 Rthlr., und auf Velin auf 1 Rthlr. 10 gr. festgesetzt worden. Da die Namen der Herren Beförderer dem Werke vorgedruckt werden sollen, so bittet man um eine recht deutliche Schreibung derselben, vor allen Dingen aber, die Theilnahme an diesem Unternehmen zu beschleunigen. Jede solide Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz nimmt die Subscriptionsverzeichnisse an, welche ich mir entweder auf dem direkten Wege, oder durch die Buchhandlung von C. A. Koch in Greifswald erbitte. Sammlern sichre ich das eilfte als ein Freyexemplar zu, und bemerke schließlich noch, daß in den laufenden Jahrgängen der allgemeinen Kirchenzeitung, der Hamburger Originalien, der Wiener Zeitschrift für Kunst, Mode und Literatur, wie der Pommer'schen Provinzial-Blätter Proben aus dem Ganzen mitgetheilt sind.

Coserow auf Usedom in Pommern, den 25. O. 1825.

Wilhelm Meinhold.

Musik-Anzeige.

Siona,

Auswahl classischer Chorgesänge.

Das Entstehen und Gedeihen der Singvereine in vielen kleinern und größern Städten Deutschlands hat bekanntlich seit einigen Jahren den Verlegern die Herausgabe classischer Kirchenwerke möglich gemacht. So wichtig ihre Unternehmungen, namentlich die Herausgabe der Händel'schen Oratorien, Jenen seyn mußten, so glaube ich doch, es bleibe mir noch eine wesentliche, denselben nicht minder willkommene Leistung übrig. Es können und wollen nämlich die Vorsteher solcher Vereine nicht immer ganze Werke aufführen. Sie müssen sich also Chöre da und dort auswählen. Nicht Jeder hat hinlänglichen Vorrath; wohl aber wird Jeder den seinigen, so groß er auch ist, noch zu vermehren suchen. Denselben anerbiete ich hiermit aus meiner ansehnlichen Bibliothek meistens ungedruckter Kirchenwerke diejenigen

hundert Chorgesänge,

die ich für die besten halte, und deren vorzügliche Sangbarkeit und Schönheit ich in meinem Singverein und an meinem örtlichen Publikum selbst vielfach erprobt habe. Die Auswahl treffe ich nach folgenden Grundsätzen:

Um blos musikalische Schönheit, wie sie sich im vierstimmigen Satz und in den Künsten der Contrapunkte bewähren kann, ist es hier nicht allein zu thun, sondern die Composition muß noch dazu textgemäß seyn; es muß in einem schönen Wortausdruck das Geistreiche und Kunstvolle der Composition erst seine Vollendung finden. So wie nun der Wortausdruck zum Haupterforderniß erhoben ist, so fällt alles Massive, Schwerfällige, alle bloße Accordenmusik weg, und es gilt nur das Rhythmisch-bewegliche, Lebendige, Schwungvolle; wodurch die Sänger, im Singen belebt, auch einen lebendigen Vortrag gewinnen.

Hierauf beruhet die Aechtheit des Chorstyls im allgemeinen Sinne. Nun ist es noch in besonderm Sinne um die Aechtheit des Stimmstyls zu thun. Dabey ist einerseits das Organische, anderseits das Aesthetische zu beobachten. In Hinsicht auf das Organische ist der Tonumfang und das Tonvermögen der vier Stimmen zu berücksichtigen. Es darf kein Stück gewählt werden, wie es deren so viele gibt, wo der Alt zu tief, oder der Baß zu hoch steht; unter den Adagio-Sätzen keiner, wodurch die Sänger ermüdet werden; und unter den Moll-Chören keiner von schwieriger Intonation. In Hinsicht auf das Aesthetische müssen in der Sammlung öfters Chöre, oder einzelne Stellen vorkommen, wo die weiblichen Stimmen über die männlichen vorherrschen, erstens, weil deren vorzügliche Beweglichkeit auch einen Theil ihrer Schönheit ausmacht; zweytens, weil eine Composition, worin auf Einen tiefen Ton mehrere hohe fallen, schon aus akustischen Gründen wirksamer und schöner ist, als wenn die tiefen Stimmen gleich figurirt sind, wie die hohen. Es gehören also in diese Sammlung melismatische Gesänge oder einzelne Stellen, die zu den deklamatorischen den Contrast bilden, und gewissermaaßen die Instrumentation des Chorgesanges ausmachen, oder ersetzen.

Diese Grundsätze befolgend, kann ich auch den weit vorgerückten Singvereinen sowohl für Gesangbildung als Kunstgenuß besondere Vortheile versprechen. Dieselben befassen sich vorzüglich mit den Händel'schen Chören. Diese bringen, zum Hauptstoff eines Singvereins erhoben, demselben bey aller ihrer Vortrefflichkeit mancherley Nachtheil. Erstens sind sie, als unterlegt (aus dem Englischen übersezt) im Wortausdruck, wo nicht verfehlt, doch nicht so treffend und trefflich, wie Meisterstücke deutscher Original-Betonung; zweytens sind die tiefern Stimmen, mit sehr wenigen Ausnahmen, gleich figurirt, wie die höhern, welches in den melismatischen Sätzen einen um so widerwärtigern Eindruck macht, als selten ein Männer-Chorpersonal bravour-artige Stellen gut herausbringt; drittens stehen die Bässe (wie z. B. im „Judas Maccabäus" fast in allen Chören) zu hoch, ja so hoch, daß die Schönheit des Ganzen dadurch entstellt wird, und die Bassisten, welche sich oft damit befassen, unvermeidlich an ihren Organen Schaden leiden müssen. Diesem Uebelstand ist auch nicht abzuhelfen; denn wollte man die Chöre transponiren, dadurch befugt, daß zu Händel's Zeit die übliche Stimmung wenigstens um einen ganzen Ton tiefer stand, so käme der Alt tief zu stehen. (Zur Erläuterung dient hier, daß Händel, indem er die Bässe so hoch sezte, sich die Orgel mit Pedal hinzugedacht hat.)

Die erste Lieferung, die im Lauf des Winters erscheint, wird eine Auswahl der Stölzel'schen Fugetten und Fugen enthalten, lauter Meisterstücke des Fugenstyls, durch die Leichtigkeit der Stimmenführung zugleich auch für angehende Singvereine brauchbar, die sich im Fugengesang erst einüben wollen.

Das Ganze ist auf sechs Lieferungen berechnet. Jede wird, im Klavierauszug und in Stimmenblättern gedruckt, ungefähr dreyßig Musikbogen ausmachen. Stich und Papier werden vorzüglich schön seyn.

Der Subscriptions-Preis für jede Lieferung ist auf zwey Reichsthaler, zwölf Groschen sächs., der nachherige Ladenpreis, im Verhältniß der üblichen Musikpreise, auf fünf Reichsthaler festgesezt. Für Singvereine, die ihr ganzes Personal mit Stimmenblättern versehen wollen, tritt nach Maaßgabe der Größe ihrer Bestellung eine besondere Erleichterung ein. Discant-, Alt- und Tenorstimmen sind in beyden Schlüsseln zu haben. Jeder Singverein hat sich also zu erklären, in welchem Schlüssel er die Stimmen gedruckt haben will.

Die Namen der Subscribenten werden der zweyten Lieferung beygedruckt.

Nachträglich zeige ich zugleich an, daß ich die früher angekündigte große Messe von Johann Sebastian Bach, wovon ich das Autographum besitze, nun wirklich in Partitur herausgeben werde.

Der Subscriptions-Preis dieses, auch dem Umfange nach größten Kirchenwerks ist auf acht Reichsthaler sächs. festgesezt.

Die Namen der Subscribenten werden vorgedruckt.

Zürich, im November 1825.

Hans Georg Nägeli.

Bey J. F. Flick in Rathenow ist neu erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Exempeltafeln zur Uebung des Rechnens mit den neuen preuß. Silbergroschen, als Anhang zu den Juncker'schen und Wilberg'schen Exempeltafeln, bearbeitet von einem praktischen Schulmanne. 8. 8 gr.

Vorlegeblätter zur Uebung des Kopfrechnens in Elementarschulen, mit Berücksichtigung der Silbergroschen. 8. 10 gr.

Der kleine Gartenfreund, oder Anweisung, um die den Gärten schädlichen Raupen zu vertilgen und seinen Garten davon zu befreyen, nebst einigen andern, Gartenbesitzern nützlichen Sachen. 8. In sauberem Umschlag. geh. 4 gr.

Die Zeichen- und Augensprache in ihren Bedeutungen nach spanischer Art. Ein Seitenstück zur Blumensprache. Mit 1 Titelkpfr. 16. In sauberem Umschlag. geh. 8 gr.

Schicksalsmacht, oder das menschliche Ungeheuer, und die Hütte am See. Zwey Novellen von Th. Hildebrand. 8. 1 Rthlr.

Von W. A. Lindau ist so eben bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu Ludwigsburg, Ulm, Karlsruhe, Stuttgart, Tübingen zu bekommen:

W. A. Lindau, der Landprediger zu Wakefield; ein Roman von O. Goldsmith, a. d. Engl. übersezt und mit einer Einleitung begleitet. 8. Velinpap. 1 Thlr. 18 gr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Erlesene Romane der Britten, neu übersezt und mit Einleitungen und Anmerkungen begleitet von W. A. Lindau. Erster Band.

W. A. Lindau, Anastasius. Reiseabenteuer eines Griechen, aus den lezten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, von Th. Hope. Nach dem Engl. bearbeitet. 3r, 4r und 5r (lezter) Band. 8. Velinp. Jeder Band 1 Thlr. 8 gr., zusammen 4 Thlr.

Die zwey ersten Bände kosten 2 Thlr. 16 gr., mithin alle 5 Bde. 6 Thlr. 16 gr.

The Vicar of Wakefield, a Tale by O. Goldsmith. New Edition to wich is prefixed a Memoir of the Author by Sir W. Scott. 12. Velinp. 18 gr.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M., sind folgende empfehlungswerthe Schriften erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adrian, Dr. und Professor, Grundzüge zu einer provenzalischen Grammatik nebst Chrestomathie. gr. 8. 1825. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Briefe aus dem Bade Brückenau. 6 gr. oder 24 kr.

Fain, Baron, Beyträge zur Geschichte des Sturzes der Regierung Napoleons. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl.

Fischer, C. A., Romantische Kriegs- und Lebensabentheuer. Erster Theil. Auch unter dem Titel: Neue Kriegs- und Reisefahrten. Erster Theil. 8. 1825. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl.

Friederich, Dr. G., Serena. Die Jungfrau bey und nach ihrem Eintritt in die Welt. Ein Erbauungsbuch für religiös gebildete Töchter. Dritte durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. 2 Theile. Mit 2 Kupfern. 8. 1826. geh. Auf Druckpapier. 1 Rthlr. 21 gr. oder 3 fl. 20 kr. Auf Velinpapier 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Friederich, Dr. G., Hellodor. Des Jünglings Lehrjahre. Mit 1 Kpfr. 8. 1824. geh. 1 Rthlr. 18 gr., oder 3 fl.
— — Sarons-Rosen. Eine Maurer-Gabe den Treuen des Bundes geweiht. Als Manuscript für Brüder gedruckt. Mit Melodien. 16. geb. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl.
Friedleben, Dr. Th., populäre Experimental-Physik für angehende Mathematiker, Dilettanten und die Jugend. 3 Theile mit 16 Steintafeln. 8. 1821, und 1822. geh. 4 Rthlr. 6 gr oder 7 fl. 12 kr.
Häule, G. F., die gläserne Maske. Ein Gemälde aus den Kriminalakten des siebenzehnten Jahrhunderts. Zweyte Ausgabe. 8. 1825. Geheftet. 21 gr. od. 1 fl. 30 kr.
Hufnagel, Dr. W. F., Moseh, wie er sich selbst zeichnet in seinen fünf Büchern Geschichten. gr. 8. 1822. 2 Rthlr. 4 gr. oder 3 fl. 36 kr.
Hufnagel, C., Dr. und Professor, das Leben Jesu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben. 2 Thle. Mit 2 Kupf. geb. 1820. 3 Rthlr. oder 5 fl.
Kruthoffer, F. H., Vorlegeblätter zum Unterricht in der deutschen und englischen Current-Schrift, zum Gebrauch in öffentlichen Schulen und zum Selbstunterricht eingerichtet. 4. Geheftet. 1825. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
Kupfersammlung zu Walter Scott's sämmtlichen Werken. Erste Lieferung: 5 Kupfer zum Fräulein vom See. 8 gr. oder 36 kr. Zweyte Lieferung: 7 Kupfer zu Kenilworth. 12 gr. oder 54 kr. Dritte Lieferung: 3 Kupfer zu Peveril. und 3 Kupfer zu Ivanhoe. 12 gr. od. 1 fl. 54 kr.
Lautir-, Buchstabir- und Lese-Spiel für Kinder. Enthaltend 220 Buchstaben auf Glanzpappen gezogen, in einem Kästchen. 12 gr. oder 54 kr.
Meggenhofen, Melodien zu den Saronsrosen. 6½ gr. oder 30 kr.
Rudolphi, J. J., Schneeglöckchen. Ein Mährchenkranz für Kinder. 8. 1825. Geh. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl.
Schopenhauer, Johanna, Erzählungen. 1r u. 2r Theil. 8. 1826. Auf Druckpapier 2 Rthlr. 20 gr. oder 4 fl. 48 kr. Auf Velinpap. 3 Rthlr. 16 gr. oder 6 fl. 24 kr.
Sinsheim, M., die Geheimnisse der sämmtlichen Rauch- und Schnupftabaksfabrikation. 12. Geheftet. 12 gr. oder 54 kr.
Taschenbuch, Rheinisches, herausgegeben von Dr. Adrian. 17ter oder neue Folge 5ter Jahrg. für das Jahr 1826. Mit 2 Vign. und 7 Kpfrn. In ordinärem Einband 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. In Pariserband 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr. In Maroquin-Etuis mit gemalten Decken 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.
Thilo, L., Dr. und Professor, Sammlung geometrischer Aufgaben und Lehrsätze mit synthetischen Auflösungen und Beweisen, als Materialien des Unterrichts in der Elementar-Geometrie. Erster Band. Enthaltend als Einleitung eine Abhandlung über die geometrischen Aufgaben und Lehrsätze überhaupt, und aus der Planimetrie die Aufgaben und Lehrsätze, welche die Congruenz und Gleichheit der Figuren betreffen. Mit 8 Kupfertafeln. gr. 8. 2 Rthlr. 4 gr. od. 3 fl. 45 kr.
Desselben Werkes zweyter Band. Enthaltend aus der Planimetrie die Aufgaben und Lehrsätze, welche die Aehnlichkeit der Figuren und den Kreis betreffen. Mit 10 Kupfertafeln. gr. 8. 1825. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 fl. 30 kr.
Wild, C. A., Pharmaceutiker, praktischer Universal-Rathgeber für den Bürger und Landmann. Magazin ökonomisch-technischer Erfahrungen, enthaltend Präparate der praktischen Fabriken-, Haushaltungs-, Gesundheits- und Gewerbskunde; Gegenstände der Kunst, des Luxus und des Handels. Gestützt auf chemisch-physische Gründe, und zum allgemeinen Nutzen und zur Unterhaltung herausgegeben. 2 Theile. Mit 4 Kupfertafeln. Zweyte verbesserte Auflage. 12. Geheftet. 1825. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Ausführliche Anzeigen hiervon sind in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu haben.

Literarische Anzeige.

In der Montag- und Weiß'schen Buchhandlung in Regensburg ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Kornmann, Rupert, (Prälat von Priefling) die Sibylle der Zeit aus der Vorzeit; oder polit. Grundsätze durch die Geschichte bewähret. Nebst einer Abhandlung über die polit. Divination, und einem Anhange einer deutschen Uebersetzung der in fremden Sprachen vorkommenden Stellen. 3 Theile. Dritte unveränderte Originalausgabe, gr. 8. Regensburg, 1825. à 3 Rthlr. oder 4 fl. 30 kr.
Dessen Nachträge dazu, nebst dem Bildnisse und der Biographie des Verfassers. gr. 8. Ebendaselbst. 1818. à 1 Rthlr. 8 Ggr. oder 2 fl.
Schäffer's, Dr. Joh. Ulr. Gottl., Beytrag zu einer künftigen wissenschaftlichen Ansicht der Wirkungen mineralischer Wasser. 8. Regensburg, 1821. à 8 Ggr. oder 30 kr.

Anzeige für Gebildete.

Von der einfach schönen neuen Auflage der sämmtlichen Schriften von

C. F. van der Velde,

herausgeg. von C. A. Böttiger und Th. Hell,

ist nun die dritte Lieferung von 4 Bänden, welche die Lichtensteiner, die Wiedertäufer, die Patrizier und Guido enthalten und den 9ten, 10ten, 11ten und 12ten Theil bilden, erschienen und in allen Buchhandlungen mit Vorausbezahlung der 4ten Lieferung von 3 Thlr. 12 gr. zu bekommen.

Seit einiger Zeit hat sich in Wien ein edler Stegreifritter, von Haykul, mit einem ehrlichen Bürger, unter dem bezeichnenden Namen Mausberger, zusammen gefunden, unsere Verlagschriften von H. Clauren, G. Schilling und C. F. van der Velde nachzudrucken und um so ziemlich gleiche Bändezahl mit der Originalausgabe auch da zu bewirken, wo die Censurbehörde, statt der Durchwässerung, den Abdruck ganz und gar untersagt, haben sie gar pfiffig jeden starken Band des Originals in zwey und drey Theile des Nachdrucks zerspalten.

Wem nun mit todtgekochten Geistes-Gerichten aus der dortigen Garküche nicht ganz besonders gedient seyn sollte, dem bieten wir die vollständigen Originalausgaben, und zwar

1) 25 Bände der sämmtlichen Schriften von van der Velde, 3te Auflage, im Ladenpreise 28 Thlr. — für 20 Thlr.

2) 33 Bände von Scherz und Ernst von H. Clauren, welche 32 Thlr. 6 gr. kosten, für 24 Thlr. und

3) 85 Bände der Schriften von G. Schilling, in zwey Sammlungen von 50 und 35 Bänden, im Ladenpreise 85 Thlr. — für 60 Thlr.

gegen baare Zahlung an, wofür dieselben von uns selbst portofrey, so wie durch jede rechtliche Buchhandlung in und außerhalb Deutschland, ohne weitere Vergütung an Porto ꝛc., von jezt an bis zur Ostermesse 1826 bezogen werden können.

Dresden und Leipzig, im Octbr. 1825.

Arnold'sche Buchhandlung.

Bey N. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Neueste Blumensprache. Eine Gabe der Liebe und Freundschaft geweiht. Zweyte Auflage. 12. Geh. 6 gr. — 7½ Sgr. — 27 kr.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theoretisch=praktisches Lehrbuch
der kaufmännischen
Buchhaltungs=Wissenschaft.
Gründliche und faßliche
auf
praktischen Erfahrungen beruhende Anleitung,
wie die Bücher der Kaufleute, sowohl im Groß= als Klein=handel und in Fabriken, auf einfache Art und in doppelten Posten zweckmäßig geführt werden können.
Mit Schematen und Tabellen.
Von
Franz Petter,
Prof. d. deutschen Sprache a. k. k. Gymnasium zu Ragusa.
gr. 8. 1825. Preis 3 fl. 54 kr. rh. oder 2 Rthlr. 4 ggr.

Die allgemeinen Grundsätze der Buchhaltungs=Wissenschaft nach bestimmten Regeln zu entwickeln, und durch eine besonnene Auswahl von Beyspielen anschaulich darzustellen, war das Ziel, welches sich der Hr. Verfasser bey Bearbeitung dieses Lehrbuches vorsteckte. Derselbe ist von dem bisher am meisten betretenen Wege, die Buchhaltungs=Wissenschaft in einer ununterbrochenen Reihe von Beyspielen, oder durch die buchhalterische Darstellung einer, durch einen Zeitraum von mehreren Monaten geführten Handlung zu lehren, abgewichen, und hat eine weit kürzere und faßlichere Lehrart gewählt, deren Vorzüge sich bey dem ersten Blick in das Buch bemerkbar machen.

Der Verfasser suchte nämlich den Anfänger in der vorausgeschickten Theorie mit der Hauptansicht des Gebäudes der Buchhaltungs=Wissenschaft bekannt zu machen, und führt ihn alsdann als ein erklärender Begleiter in den innern Gemächern desselben umher, macht ihn auf alles Bemerkenswerthe aufmerksam, und führt ihn durch Berufungs=Nummern auf die in arithmetischer Ordnung fortlaufenden Paragraphe zurück, damit derselbe sich Rathes erholen könne, wenn ihm etwas dunkel oder neu erscheinen sollte. Statt ein einziges, groß angelegtes Geschäft durch mehrere Monate fortzuführen, und dadurch in die Nothwendigkeit zu kommen, das Werk durch mehrere Hülfsbücher vergrößern und vertheuern zu müssen, schien es zweckmäßiger, drey Aufgaben in kleinerem Umfange, jedoch recht umständlich darzustellen, damit der Lernende die Verbindung und den Zusammenhang der einzelnen Theile in einem kleineren Ganzen leichter überschauen könne. In der ersten praktischen Ausarbeitung gibt der Herr Verfasser verschiedene Beyspiele einer zweymonatlichen Geschäftsführung nach den Regeln der Buchhaltungs=Wissenschaft in doppelten Posten. Die zweyte Aufgabe stellt er geflissentlich in einer Provinzialstadt an, da die Buchführung in doppelten Posten bey Kaufleuten in kleineren Städten noch immer eine seltene Erscheinung ist, und dort der wißbegierige, sich dem Handlungsfache widmende Jüngling am wenigsten Gelegenheit hat, sich für seinen Beruf tauglich auszubilden. In der dritten Aufgabe stellt er eine Gesellschaftshandlung dar, arbeitet sie im kürzesten Style aus, und führt somit die Anfänger stufenweise vom Leichten zum Schweren über. Durch die zweckmäßige Einrichtung des Druckes wurde es möglich dieses Werk zu einem sehr sehr bequemen Handbuche in gr. 8. Format zu machen, und dessen äußere Ausstattung wird Jedermann befriedigen.

Bey N. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Der juristische Rathgeber
in der Stadt und auf dem Lande: oder gesetzliche und Vorsichts=Regeln und Vorschriften zu allen im bürgerlichen und Geschäfts=Leben vorkommenden nicht prozessualischen rechtlichen Geschäften. Ein Hand=, Noth= und Hülfsbuch für den Geschäftsmann, Bürger und Bauer.
Von
August Junghans.
29 Bogen. 8. Preis 1 Rthlr. 4 gr.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Bären.
Eine Sammlung von Wiener=Anekdoten
aus dem Leben gegriffen und nacherzählt
von J. F. Castelli.
Erstes Hundert. Broschirt 6 gr.

Der Sammler und Erzähler dieser Anekdoten, bekannt als ein Mann, der versteht, was Scherz ist, und ihn vorzutragen weiß, hat seit vielen Jahren zusammengetragen, was in Wien, diesem Lieblingssitze des Komus, Witziges und Spaßhaftes geschehen ist und gesagt wurde. Diese Sammlung erscheint nun hier heftweise, jedes Heft zu 100 Anekdoten. „Der Wiener, sagt er in seiner Vorrede, ist ein geborner Spaßmacher; schon sein Dialekt eignet ihn dazu vorzüglich, und wer die gemeine Volksklasse in Wien kennen gelernt, weiß, welch ein ungeheurer Fond von Spaß in diesen Menschen liegt." Wer dürfte also nicht hoffen, in diesen Heften eine reiche Ausbeute von Spaß, und somit ein Büchlein zu erhalten, welches ihm selbst und wodurch er auch andern Unterhaltung zu gewähren im Stande seyn wird. Daß manche der vorkommenden Anekdoten Manchem schon bekannt seyn werden, ist natürlich, aber gewiß nicht alle Allen, und jeder findet gewiß mehrere ihm ganz neue. So viel dürfen wir versichern, daß der Verfasser keine derselben aus Schrift oder Druck entlehnt, sondern alle dem Volke vom Munde weggenommen hat. Wir sind Willens für's erste 10 solcher Hefte in unbestimmter Zeitschrift herauszugeben, wovon 5 Hefte immer ein Bändchen ausmachen.

Bey A. Rücker in Berlin verließ so eben die Presse:

Pique-Dame. Berichte aus dem Irrenhause. Nach dem Schwedischen von L. M. Fouqué. 8. 1 Rthlr.

Das literarische Conversations-Blatt Nr. 173 d. J. äußert sich über das Original wie folgt:

„Wohl ist dieß eine der merkwürdigsten und bedeutendsten Erscheinungen der gesammten Schwedischen Literatur. Fast möchte man diese Pique-Dame einen epischen Hamlet nennen, denn auch hier wird ein in sich zerfallenes Gemüth geschildert, das unter Einwirkung besonderer Umstände durch sich selbst untergeht."

Die Uebersetzung hat den eigenthümlichen Styl des Originals höchst glücklich getroffen, und bekundet, daß sie mit Liebe und Sorgfalt geliefert worden ist.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lehrbuch der Buchstaben-Rechenkunst, für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Von J. P. Brewer. 1r Theil. Düsseldorf bey Schaub. 1 Rthlr. 4 gr.

Eben so wie das Lehrbuch der Geometrie desselben Verfassers, zeichnet sich diese Schrift durch die so seltene Verbindung von Deutlichkeit und Gründlichkeit vor allen andern Werken der Art aus.

In Berlin bey F. A. Herbig erschien:

„die freye Perspektive"

erläutert durch praktische Aufgaben und Beyspiele, hauptsächlich für Maler und Architekten, von J. E. Hummel, Professor an der königl. Kunstakademie rc. 2r Theil mit 6 illuminirten und 18 ausgeführten schwarzen Kupfertafeln. Preis 4 Rthlr. 12 gr.

Mit diesem 2ten Theil, der die Lehre von dem Lichte, den Schatten, den Farben und die perspektivische Schattenconstruktion enthält, ist dieses Werk nun vollständig. Der 1ste Theil mit 27 Kupfern, „die Linien-Perspektive" enthaltend, erschien 1824 und kostet 3 Rthlr. 18 gr. — In der Halleschen Lit. Zeitung 1825. Nr. 24 wird dasselbe als das brauchbarste in seiner Art erwähnt.

Wissenschaftliche Anzeige.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben, und in Tübingen in der Laupp'schen Buchhandlung:

Jahr- und Tagebuch der wichtigsten Entdeckungen, Erfindungen und Stiftungen und der denkwürdigsten Weltbegebenheiten seit Christus. Nebst einem Normalkalender. Ein Erinnerungsbuch für Gebildete. Herausgeg. von Sam. Christ. Wagner. In zwey Theilen gr. 8. Berlin bey Friedr. Maurer. Zweyten Theils 1ste Abtheilung.

Auch unter dem Titel:

Kurzgefaßte Weltchronik seit Christus, bis auf die neueste Zeit. 1r Theil. Preis 1 Rthlr. 18 gr. Preuß. Cour.

Der im vorigen Jahre erschienene 1ste Theil dieses mit unverkennbarer Mühe zusammengetragenen Werks umfaßt die seit dem Jahr 29 nach Christi Geburt bis Ende d. J. 1823 im Reiche der Wissenschaften und Künste gemachten wichtigsten Entdeckungen, Erfindungen und Stiftungen. — Die jezt erschienene 1ste Abtheilung des für den größten Theil der Lesewelt noch wichtigeren Tagebuches enthält die Monate Januar bis incl. Junius der denkwürdigsten Weltbegebenheiten und der Geburts- und Sterbe-Tage, vorzüglich berühmter Menschen seit Christi Geburt bis zum J. 1825. (Die bereits unter der Presse befindliche zweyte Abtheilung hingegen liefert die Monate Julius bis December sammt einem Normalkalender und einigen Verbesserungen zur 1sten Abtheilung.) Ein vollständiges Sach- und Namen-Register wird, wie bey'm ersten Theile, auch dem 2ten Theile folgen. Und da auch in Zeiträumen von drey Jahren immer ein Supplementheft geliefert werden soll, welches die in diesen Jahren gemachten neuen Entdeckungen rc. und die denkwürdigsten Weltbegebenheiten sowohl als auch Ergänzungen, Zusätze und Berichtigungen zu den beyden Theilen enthalten soll; so läßt sich mit Recht erwarten, daß dieses Werk die möglichste Vollkommenheit eines Erinnerungsbuches erlangen und für die Gegenwart wie für die Zukunft unterrichtend und unterhaltend seyn wird.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist in Commission zu haben:

Hohenhausen, Elise von, Voggezana. Romantisch-historische Erzählung aus der Zeit des deutschen Ordens im 14ten Jahrhundert. 8. geheftet 20 gr.

Virgils Gedicht vom Landbau. Deutsch von Joseph Nürnberger. Mit dem Text zur Seite. Taschenformat 1 Rthlr.

Zoliegan, F. W., die ältern und neuern Feste aller christlichen Konfessionen. Ein belehrendes Handbuch für Leser aus allen Ständen. 8 geheftet 12 gr.

Hopp, C. F. Th., Dissertatio inaug. qua inquiritur ex quo tempore hypotheca bona debitoris efficiat. gr. 8. 16 gr.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der wohlberathene Geld-Negoziant,

sowohl als Darleiher, wie als Erborger. Ein Handbüchlein für Ungelehrte, Bürger und Landleute, welche Gelder zu verleihen oder zu erborgen und sich dabey vor Schaden zu hüten wünschen. Nebst Interessen-Tabellen nach Conventionsgeld, nach Meißnischen Gülden und nach Reichsgeld

in 24 Fl. Fuß, Hülfs-Tabellen, Reduktions- und Verwandlungs-Tabellen; und mit den nöthigsten Vorsichtsmaßregeln sowohl für Darleiher als Erborger hinsichtlich der Zinsen, Geldsorten, Rechtswohlthaten und Ausflüchte, Hypotheken-Bürgschaften, Würderungsscheinen, Schuld- und Pfandverschreibungen, Rückzahlung des Kapitals, von Cessionen und von dem Wechselrecht. Ingleichen Vorschriften zu Schuld- und Pfandverschreibungen unverheiratheter Manns- oder Weibspersonen, von Eheleuten, einer Ehefrau, wobey sich der Ehemann seines Nießbrauchs begiebt, einer Wittwe und ihrer theils noch minderjährigen Kinder, einer Commune, ein Schuld-, Pfand- und Bürgschaftsschein, ferner Muster zu verschiedenen Cessionen, Mortificationen, und allen Arten von Sola-, Prima- und Secunda-, Meß-, indossirten und andern Wechseln. 8. Preis geheftet 12 gGr. oder 54 kr.

Literarische Anzeige.
Griechenland betreffend.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und in Tübingen in der Laupp'schen Buchhandlung ist für 18 gr. Preuß. Cour. zu haben:

Regierungs-Phantasien, in Briefen eines Europäers an den Pascha von Aegypten. gr. 8. Berlin, bey Fr. Maurer, 1825. geheftet.

Der Verfasser entwickelt in diesen an den Pascha gerichteten sehr interessanten Briefen die Frage, wie die Regierung eines wohlorganisirten Staates beschaffen seyn müsse, und legt ihm die Ideen des gebildeten Europa über die wichtigsten Gegenstände einer weisen Regierungskunst vor Augen, die sich auch wohl, — und worauf es der Verf. abgesehen zu haben scheint, — in manchen europäischen Staaten in Anwendung bringen lassen dürften. Da der Pascha, wie der Verf. sagt, im Begriff stehe, sich von Stambuls Oberherrschaft los zu machen, ein neues Reich zu stiften und in die Reihe der Europäischen Regenten zu treten, so beschließt er seine Briefe mit der Aeußerung an den Pascha, daß er, statt die griechischen Inseln bekämpfen zu helfen, sie in einen Nachbarstaat vereinigen, ein Bündniß mit ihnen abschließen und durch Freundschafts- und Handelsverbindungen beyde Reiche auf den höchsten Gipfel des Staatenglücks zu erheben, bemüht seyn möge, um seinen Namen denen eines Timoleon, Harmodius und Aristogiton beygesellt zu sehen.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Der Mensch und das Geld. Wohlgemeinte Rathschläge, Geld redlich zu erwerben, es klug zu erhalten und weise zu verwenden. Zur ernstlichen Beherzigung für junge und alte Leute, für höhere und niedere Stände von Ebersberg. Wien, 1825. 8. 200 Seiten stark, auf schönem Postpapier im Umschlag broschirt 16 gr.

Das traurige Loos schlechter, die glückliche Lage ordentlicher Haushälter — aus dem Leben gegriffene Ansichten über Reichthum und Armuth — die Ursachen der leztern in schlechter Erziehung, ungezähmten Begierden, im Leichtsinn und in der Geschäftslosigkeit begründet — die schlechten Mittel Geld zu erwerben: Börse-, Karten- und Lotteriespiele, sammt der Geschäftsmacherey mit allen ihren schrecklichen Folgen. — Der Fluch, welcher auf ungerecht erworbenem Gute liegt — die sichersten Arten, sich auf eine ehrliche Weise Geld zu erwerben, einen ordentlichen Haushalt zu führen — die Delikatesse und Klugheitsregeln beym Geld-Erwerbe, dann die Art, auf welche die meisten Menschen wieder um ihr erworbenes Geld kommen — und endlich die Anleitung zu einer vernunftmäßigen Verwendung desselben, dieses alles ist mit vieler Erfahrung und Sachkenntniß in diesem schätzbaren Buche aus einander gesezt. Wohl ist der Gegenstand, den es sinnig behandelt, jedem Alter und jedem Stande überaus wichtig, und mit Zuversicht kann man im Voraus behaupten, daß es vielen Nutzen stiften und gleich den übrigen Schriften des rühmlich bekannten Verfassers Eingang finden werde bey allen bessern Menschen.

In der Universitätsbuchhandlung in Königsberg in Preußen ist erschienen:

Voß, Joh. Heinr., sämmtliche Gedichte. Auswahl der lezten Hand. Taschenausgabe in 4 Bänden. Auf Druckpapier 2 Rthlr. 16 gr.
— Schreibpapier 3 Rthlr. 8 gr.
— Velinpapier 5 Rthlr.

Neue Schriften,

welche in der C. J. Edlerschen Buch-, Papier- und Musikalienhandlung in Hanau erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Bernstein, C., Lehrbuch der Geographie für Schulen. 8. broch. 6 gr. oder 27 kr. rheinl.

Der Herr Verfasser übergiebt mit diesem kleinen Lehrbuch der Geographie den Schülern, welche mit dieser Wissenschaft noch ganz unbekannt sind, einen kurzen Leitfaden, woraus sie durch Auswendiglernen eine allgemeine Uebersicht derselben erlangen können. Es ist daher besonders zum Gebrauch in Elementarschulen zu empfehlen.

Gemälde der Nacht, des Grauens und der Liebe, in romantischen Tinten von W*****. gr. 12. broch. 12 gr. oder 54 kr. rheinl.

Diese kleine Sammlung von Erzählungen und poetischen Fantasien gewährt durch die Abwechslung, die darin herrscht, wie durch den blühenden Styl, in dem sie verfaßt ist, dem Leser Unterhaltung und Genuß. Der Ernst des Lebens und des Verhängnisses reicht dem freundlichen anakreontischen Genius brüderlich die Hand in diesem Werkchen, das von dem Verfasser als eine,

wie zu hoffen steht, nicht unwillkommene Gabe, für das gebildete Publikum zunächst bestimmt ist, und allen Freunden belletristischer Muse empfohlen werden darf.

Junker, F. C., Dianassologie, oder die Lehre von dem Ausstopfen der Thierkörper, wie solches auf die leichteste Art erlernt, und wie von einem Jeden, ohne fremde Anweisung und mit geringen Kosten, ein Naturalien-Kabinet angelegt werden kann rc. Mit zwey lithographirten Tafeln. 8. broch. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. rheinl., auf Schreibp. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Bey der Bearbeitung dieses Buches beabsichtigte der Herr Verfasser hauptsächlich den Liebhabern von Naturaliensammlungen eine Anweisung zu geben, sich auf eine äußerst wohlfeile und zweckmäßige Art eine solche anlegen zu können, so daß auch Unbemittelte in den Stand gesetzt werden, ihren Wunsch, selbst ein Naturalienkabinet zu besitzen, mit wenig Kosten zu befriedigen. Da es an einer so zweckmäßigen Anweisung zur Ausstopfung der Thierkörper, besonders der Insekten, bisher gänzlich mangelte, so wird dieß Werkchen gewiß allen Freunden von Naturaliensammlungen eine höchst willkommene Erscheinung seyn.

Schuppius, Programm. Untersuchung über die lateinische Bindeformel: non modo (non) sed ne quidem und über deren Synonyme. gr. 8. 7 gr. oder 30 kr. rheinl. (In Commission.)

Neuer höchst interessanter Roman.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Die Brautwerbung
von
Richard von Helmhorst.
3 Theile. 8. Preis 2 Rthlr. 12 gr.

Dieser neue schöne Roman ist aus einer geübten Feder geflossen, erhält die Spannung des Lesers von Anfang bis zu Ende, ist nicht nach dem gewöhnlichen Zuschnitt und verdient die Aufmerksamkeit des leselustigen Publikums in hohem Grade.

Bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Leben und Sitte in England. Aus dem Englischen übersezt von Hubert Stern. 2 Bändchen. 8. geheftet 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Der geistreiche Verfasser, indem er seinen Landsleuten, das Leben und die Sitte in England, mit den treffendsten Farben schildert und seine Charaktere der großen Welt, von der satyrischten Lauge übergossen, im Spiegel der weltbürgerlichen Betrachtung erscheinen läßt; wird dadurch auch uns Deutschen interessant und lehrreich; und die schöne Sprache — vom Herrn Uebersetzer getreu wiedergegeben — die den gebildeten Menschen-, den tiefen Seelen-Kenner verräth — entschädigt uns reichlich für gar Manches, was uns, nicht eben zur Nachahmung und so treu nach dem Leben copirt — vom Verfasser mitgetheilt wird.

Bey W. Starke in Chemnitz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen und Lesebibliotheken zu haben:

Herrmann von der Ettersburg. Eine thüringische Rittergeschichte aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert, auf wahre Geschichte gegründet, von A. Textor. 2 Thle. 1 Rthlr. 18 gr.

Neue Schriften von Th. Hell.

Th. G. Winkler (Hell), des Maurers Leben. In 9 Gesängen — mit 10 Kupfertafeln. 3te verb. Aufl. gr. 8. eingeb. 1 Thlr. 8 gr.

Th. Hell, dramatisches Vergißmeinnicht, 3s Bändchen. 8. br. 1 Thlr.

sind in der Arnoldischen Buchhandlung, so wie in allen nahmhaften Buchhandlungen zu Karlsruhe, Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ulm, zu haben.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Sammlung neuer Muster zum Sticken in Plattstich und Tambourin, gezeichnet von einer Hamburgerin. 1826. quer Folio. Hamburg bey Perthes und Besser. Preis 3 Rthlr.

Literarische Anzeige.

In der Buchhandlung von F. G. Levrault in Straßburg erscheint in Kurzem eine deutsche Uebersetzung des in Frankreich mit so vielem Beyfall aufgenommenen Werks:

Laskaris,

oder die Griechen in dem fünfzehnten Jahrhundert, mit einem historischen Versuch über den Zustand der Griechen seit der Eroberung der Mahomedaner bis auf unsere Zeiten. Von Herrn Villemain, Mitglied der französischen Akademie; mit Anmerkungen. 2 Theile in 12.

Der geistvolle Verfasser sucht durch diese historische Novelle die Theilnahme an dem Schicksale des unglücklichen Volks anzusprechen. In der Verbindung der wichtigsten, bey dem Untergange des Vaterlandes geretteten Gelehrten und kirchlichen Personen, mit den ausgezeichnetsten Italienern in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, liegt der Grund der Dankbarkeit unsers ganzen Geschlechts gegen die Griechen, welchen wir die jetzige Bildung verdanken; dieses und der herrlich gezeichnete

Umriß der Schicksale des Volks bis auf die neuere Zeit empfiehlt dieses Werk den Gebildeten aller Völker.

Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen darauf an.

Bey uns ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Klio. Historische Novellen, Skizzen und Anekdoten, von Karl Müchler. 8. Preis 1⅓ Thlr.

Man findet hier 16 auf Thatsachen gegründete Erzählungen, theils aus dem Leben berühmter Männer, theils, wo dieß der Fall nicht ist, in psychologischer wie auch physiologischer Hinsicht, interessant. Ein gefälliger und dabey lebhafter Styl, ohne gesuchten Prunk, mit hochtönenden Worten, zeichnen sie zu ihrem Vortheil aus, und werden jedem gebildeten Leser eine unterhaltende Lektüre gewähren. Druck und Papier sind sauber.

Die Brautwahl. Lustspiel von A. W. Iffland. Nebst einer Musikbeylage. Von dem Verfasser verbesserte Ausgabe. 8. Preis geh. ½ Thlr.

Iffland's Stücke, da er selbst ein berühmter mimischer Künstler war, haben das Verdienst, daß sie sich vorzüglich zur Darstellung eignen. Der Verfasser fand bey diesem kleinen Lustspiel doch noch andere Verbesserung nöthig, nachdem er es in seinen Almanach für's Theater, Jahrgang 1808, hatte abdrucken lassen. Mit dieser Abänderung ist gegenwärtige neue Auflage veranstaltet worden, die man daher jeder Bühne, besonders jedem Liebhaber-Theater empfehlen kann, da die Aufführung dieses Lustspiels wenige Vorkehrungen bedarf.

Epigrammatische Stachelnüsse. Hundert an der Zahl. Für die Freunde der Satyre und des Scherzes. 12. geh. Preis ⅓ Thlr.

Mit heiterer Laune und ohne gallichte Bitterkeit sind in diesen Distichen manche Thorheiten und Gebrechen der Zeit aufgedeckt worden. Sie werden also gewiß denen, welche sich nicht getroffen fühlen — und deren Zahl ist doch die größte — willkommen seyn, und ihrer Lust über manche Verirrungen eine heitere Richtung geben.

Flittner'sche Verlags-Buchhandlung in Berlin, Jägerstraße No. 51.
Flittner'sche Buch- und Kunsthandlung in Frankfurt a. d. O.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der kleine Hausgärtner,

oder kurze Anleitung, Blumen- und Zierpflanzen sowohl in Hausgärtchen als vor den Fenstern und in Zimmern zu ziehen. Eine zwar gedrängte, aber dennoch möglichst vollständige Uebersicht aller bey der Gärtnerey vorkommenden Vorkenntnisse, Arbeiten und Vortheile. Nebst Belehrung über das Anlegen der Erdkästen und der Glashäuser vor den Fenstern, über das Durchwintern, die Erziehung aus Saamen, das Absenken, Kopuliren, Pfropfen, Okuliren, Versetzen und Beschneiden der Gewächse; über Vertilgung schädlicher Insekten, ingleichen einer neuen Methode, Kartoffel- und Champignonsbeete in Kellern anzulegen, Salat im Winter zu ziehen, grünende Vasen zu erzeugen und Zwiebelgewächse im Wasser zur Blüthe zu bringen, so wie auch mit einem vollständigen Gartenkalender, der die Pflege von mehr als 100 Pflanzen enthält; und mit dem nöthigen Register von J. A. F. Schmidt (Diaconus zu Ilmenau). Mit 10 erläuternden Abbildungen. 12. in eleganten Umschlag geheftet. Preis 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Gewiß allen willkommen, die sich gern mit Florens holden Kindern beschäftigen und eines größern Gartens entbehren, umfaßt dieses freundliche Büchlein zwar in möglichster Kürze, aber in einer angenehmen, besonders sehr lichtvollen Schreibart alles, was zur Kultur der Blumen- und Zierpflanzen gehört, und leistet gewissenhaft mit wirklicher Vollständigkeit, was der Titel verspricht, so daß Jeder, der seinen Lieblingspflanzen auch nur einen engen Raum anweisen kann, hier genügenden Unterricht findet. Ja, es wird selbst Solchen, welche die Blumenzucht im Größern betreiben, sehr nützliche Dienste leisten. Nicht leicht wird man (mit Ausnahme der Treibhauspflanzen) eine beliebte Pflanze darin vermissen, deren Auffindung ein doppeltes Namenregister erleichtert; jedem Gewächs sind die nöthigen Fingerzeige zu dessen richtiger Behandlung beygefügt. Auch die Freunde der Orangerie-Gewächse werden sich recht sehr befriedigt sehen, und selbst die Behandlung einiger Zwergobstsorten und mehrerer Fruchtsträucher ist mit eingeschlossen, so daß man im Besitz dieser kleinen Schrift kostspielige Werke der Art leicht entbehren kann.

Bey Rubach in Magdeburg ist so eben fertig geworden:

Ulrich von Wildenfels. Ein Gemälde aus den Ritterzeiten. — Der Raubritter. Eine Erzählung aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts. Von Fr. Ernst. Preis 16 gr.

Bey Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buch- und Musikalien-Handlungen zu haben:

Amphion, Geschenk für Freunde des Gesanges und des Pianofortespiels. Herausgegeben von J. Dotzauer. Ein musikalisches Taschenbuch auf das Jahr 1826. In elegantem Einbande. 4. 1 Rthlr. 6 gr.

Die dießjährigen Beyträge sind von: Bergmann, Dotzauer, Feska, Fürstenau, Gumlich, Herrmann, Kummer, Lindner, Marschner, Meyer, Morlacchi, Ruppius, Schubert, Spohr.

Nro. 42.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

The cheapest and most elegant
EDITION OF WALTER SCOTT
ever offered to the public!
Pocket Edition
of
THE COMPLETE WORKS
OF
WALTER SCOTT
with a life and a portrait of the author,
Several beautiful plates
and NOTES
critical and explanatory,
by
MEYER.
author of the celebrated free translation of
SHAKSPEARE etc. etc.
Price: (for Subscribers only) 4 Groschen Conv.
or . . . . each Volume.
Vellum Paper-Hotpressed Plates!
each Volume . sewed.

Alle Buchhandlungen nehmen hierauf Subscription an.

Jeden Monat (vom Januar 1826 anfangend) erscheint ein Bändchen.

Gotha, im September 1825.

Bureau des Correspondenzblattes für Kaufleute.

Be careful to order:
MEYER'S EDITION OF WALTER SCOTT.

Neue Schriften von Gust. Schilling.

G. Schilling, der Hausgenosse. 2 Theile. 8. Velinp. 2 Thlr. 9 gr.

— — Historien. 3 Theile. 8. Velinp. 2 Thlr. 21 gr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Schriften von G. Schilling. Zweyte Sammlung, 31r bis 35r Band. 5 Thlr. Vorausbezahlung 4 Thlr.

Alle 35 Bände kosten 35 Thlr. und in der Vorausbezahlung nur 28 Thlr.

Die erste Sammlung enthält 50 Bände zu 50 Thlr. und herabgesetzt zu 33 Thlr.

In allen Buchhandlungen zu Tübingen, Ludwigsburg, Ulm, Karlsruhe, Stuttgart zu haben.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Handfibel für den ersten Unterricht im Lesen nach der Lautmethode von M. F. Th. Ralle. 5 Bogen. 8. Preis 3 gr. Alt-Courant, oder 3 Sgr. 9 Pfen. oder 12 kr. Parthiepreis für Schulen 100 Exemplare 8 Rthlr. 10 Sgr. oder 14 fl. 24 kr.

Viele Schullehrer, welche diese Handfibel in ihren Klassen eingeführt haben, erkennen ihr unter der großen Masse der vorhandenen Fibeln, als einer der allerbesten und zweckmäßigsten, unweigerlich den Preis zu.

Drey neue inhaltsreiche, schön ausgestattete und preiswürdige Jugendschriften, empfehlenswerth!

Das lieblichste Geschenk für kleine Kinder,

die lesen lernen und lesen können. Vom Verfasser des Buches „bitte! bitte! lieber Vater! liebe Mutter! schenke mir dieß allerliebste Buch!" von Pastor Müller. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage; mit ausgemalten Kupfern und den interessantesten, den Fassungskräften des Kindes angemessenen Erzählungen. 8. 1826. Im gemalten Umschlag. gebd. 12 gGr.

Die Familie Ehrenstein,

ein unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für gute Kinder, oder solche, die es werden wollen. Von der Verfasserin der „Abendstunden der Familie Hold." Am. Schoppe, geb. Weise. Mit 10 schönen ausgemalten Kupfern. 8. 1826. Im gemalten Umschlag. gebd. 1 Rthlr. 8 gGr.

Die Erzählungsabende im Pfarrhause,

ein Geschenk für die reifere Jugend. Von derselben Verfasserin. Mit 13 schönen ausgemalten Kupfern von deutschen und englischen Meistern. 8. 1826. Im gemalten Umschlag. gebd. 1 Rthlr. 8 gGr. Zu haben bey

J. G. Herold jun.

Den zahlreichen Besitzern der ersten fünf Theile von:

Dr. Sigismund Fr. Hermbstädt's
Gemeinnützlichem Rathgeber
für den Bürger und Landmann,
Oder Sammlung auf Erfahrung gegründeter Vorschriften zur Darstellung mehrerer der wichtigsten Bedürfnisse der Haushaltung, so wie der städtischen und ländlichen Gewerbe

dient gewiß zur angenehmen Nachricht, daß von diesem schätzbaren Werke der sechste Band, (60 wichtige Vorschriften enthaltend) mit einer Kupfertafel und einem vollständigen Sachregister über den Inhalt aller sechs Bände, so eben die Presse verließ und sowohl in unterschriebener Verlagshandlung, so wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes für 18 gr. geheftet zu haben ist.

Der Preis eines completen Exemplars ist demnach 4½ Thlr.

Die Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin.

So eben ist in der J. C. Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. erschienen:

Phantasiegemälde von Dr. Georg Döring für 1826. gr. 8. mit einem Kupfer von Fleischmann. Preis 2 fl. 45 kr.

Die früheren Jahrgänge dieses Werks sind von den Gebildeten des deutschen Lesepublikums mit so entschiedenem Beyfalle aufgenommen worden, daß auch wohl der gegenwärtige Jahrgang einer gleichen Theilnahme sich erfreuen darf. Auch hier ist wiederum eine Hauptgeschichte der Rahmen reichgestalteter Gemälde, welche theils Scenen aus einer vielbewegten Gegenwart, theils aus einer höchst romantischen Vergangenheit — aus den Zeiten der Hohenstaufen — zur lebendigsten Anschauung bringen. — Die Hauptgeschichte wird auch darum das Mitgefühl der Leser besonders ansprechen, weil sie in der Zeit der jüngsten Ueberschwemmungen an der Küste der Nordsee vorgeht. —

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist obiges Werk zu haben. —

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

„Schmieder, Dr. K. Chr., Mythologie der Griechen und Römer für Freunde der schönen Künste. Zweyte vermehrte Ausgabe mit 33 Kupf. und 5 Steinabdrücken. 8. Kassel 1825. 1 Rthlr. 4 Ggr."

Neben so manchen äußerst vortheilhaften Recensionen über die erste Auflage dieses Buchs ist der beste Beweis seiner Brauchbarkeit der, daß binnen so kurzer Zeit eine starke Auflage vergriffen ward. Es eignet sich ganz für Dilettanten der schönen Künste, wie auch besonders für die Jugend beyderley Geschlechts, und kann als passende Weihnachts- und Neujahrsgabe gelten.

Durch J. G. Heyse in Bremen ist an alle Buchhandlungen versandt und zu haben:

M. Adams Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion durch die hamburgische und bremische Kirche in dem benachbarten Norden, von Karls des Großen bis zu Heinrichs des IV. Zeiten, wie auch dessen geographische Abhandlung über Dänemark. Aus dem Lateinischen mit erläuternden Anmerkungen von Carsten Miesegaes. Bremen 1825. gr. 8. 367 Seiten.

Durch diese gelungene und fließende Uebersetzung des Coryphäen der Geschichtschreiber und Geographen des Mittelalters, nicht weniger durch die beygefügten gehaltreichen Anmerkungen, hat sich der Verfasser ein nicht geringes Verdienst um die deutsche Literatur erworben, und es bedarf der Empfehlung dieses höchst schätzbaren, in der Bibliothek eines jeden gebildeten Deutschen gewiß nicht lange fehlenden Werkes um so weniger, da früher schon die Herren Professoren Sanders und Rump in Bremen, wie auch Herr Doctor und Conrector Troß in Hamm im 7ten Stück seiner diesjährigen Westphalia, und jezt der Recensent desselben in Nro. 133 des Hamburg. unparth. Correspondenten über die ausgezeichnete Bearbeitung dieses Quellenschriftstellers sich so vortheilhaft ausgesprochen haben, und eine gleiche Würdigung desselben sich im lezten Quartal-Hefte der Schleswig-Holstein-Lauenburgschen Provinzialberichte befindet.

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleines Bilder A B C, mit 264 sehr sauber colorirten Abbildungen, von Ch. A. L. Kästner, geb. 1 Thlr.

Dieses Büchelchen zeichnet sich durch sein hübsches Aeußere und durch seinen zweckmäßigen Inhalt vor allen Schriften ähnlichen Inhalts sehr vortheilhaft aus; und wer ein A B C Buch kaufen will, und dieses siehet, wird so leicht kein anderes wählen.

Der Bildermann, oder Lehren der Weisheit und Tugend in Bildern von Chr. A. L. Kästner. 8. mit 48 color. Abbild. 1 Thlr.

Der Titel besagt hinreichend den Zweck dieser neuen Jugendschrift, und sie bedarf also keiner nähern Anzeige. Der rühmlichst bekannte Verfasser hat sich in den lezten Jahren durch sein bey mir erschienenes kleines Bilder A B C bey der Jugend so beliebt gemacht, daß, wer dieses Buch hat, obiges gewiß auch kauft.

Naturgeschichte der Hausthiere, und anderer hierher gehörigen Thiere, mit Hinsicht auf deren Benutzung in der Oekonomie und Technologie. Von H. A. Kerndörfer. Dritte ganz umgearbeitete Auflage. 270 S. 8. mit 17 color. Abbildung. geb. 1 Thlr.

Diese Jugendschrift wird sich in dieser neuen sehr bedeutend vermehrten Auflage noch einer günstigern Aufnahme als früher zu erfreuen haben, indem sich der Verfasser in derselben nicht blos auf die Naturgeschichte der Hausthiere beschränkt hat, sondern zugleich die mit denselben verwandten wilden Thiere beschreibt. Der angenehme Vortrag des Verfassers ist hinreichend bekannt, die Kupfer liefern getreue Abbildungen der beschriebenen Hausthiere, und der Preis ist sehr billig.

Leipzig im Novbr. 1825.

Carl Cnobloch.

Bey K. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Kurze, aber gründliche und bewährte Anweisung, alle Arten von Essig aus Wein, Bier,

Obst, Korn, Honig und allerhand bisher wenig geachteten Materialien, sowohl im Großen als im Kleinen, mit vielem Vortheil zu brauen und anzusetzen; wie auch vielerley künstliche Essigarten zu bereiten. Nebst einem Anhange, wie die beliebtesten Früchte zum Hausbedarf in Essig einzumachen, und mehrere Sorten feine Liköre, Aquavite und Getränke mit geringer Mühe und wenig Kosten selbst zu verfertigen sind. 8. geh. Preis 4 gr. — 6 Sgr. — 18 kr.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mosely Hall

oder die Wahl eines Gatten. Roman von Cooper, dem Amerikaner, bearbeitet von J. P. F. Richter. 2 Bände. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. (3r und lezter Band.)

Redwood, Roman von Cooper.

bearbeitet von W. v. Gersdorf. 4 Bände. 8. 3 Rthlr. 18 gr. oder 6 fl. 42 kr.

Nachlaß des Kater Murr.

Fortsetzung der Lebensansichten des Kater Murr von E. L. A. Hoffmann. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Der Doppelgänger,

oder: welcher ist mein Sohn? Nebst zwey Erzählungen von W. v. Gersdorf. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Zu den interessantesten Romanen der lezten Messe. die auch ein besseres Publikum ansprechen, gehört unstreitig:

Das geheimnißvolle Haus

oder der Richterspruch der Welt. Von L. Kruse, Verfasser des krystallenen Dolches und der Rose. 2 Theile. 8. 1825. 2 Rthlr.

Bey Wilhelm Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Binni, K., Bildungsbriefe für die Jugend; als Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung. Dritte verm. und verb. Auflage. 8. 18 gr.

Was der Titel verspricht, leisten diese Briefe wirklich, denn sie geben in einem reinen, fließenden Style die Correspondenz mehrerer jungen Leute beyderley Geschlechts, über häusliche Verhältnisse, Feste, Unfälle, Freuden rc., besonders über kleine Reisen, welche eine eben so angenehme als belehrende Unterhaltung gewähren. Den meisten Nachrichten sieht man an, daß sie an Ort und Stelle geschöpft sind. Kurz das Buch kann jungen Leuten mit gutem Gewissen empfehlen

Richard Roos.

In Berlin bey F. A. Herbig erschien und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

E. C. von Kleist's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben mit des Dichters Leben von Dr. W. Körte, von Neuem durchgesehene Original-Ausgabe in Taschenformat. 2 Bände mit dem Bildniß Kleist's. $\frac{2}{3}$ Rthlr.

Ewald von Kleist ist einer der Lieblings-Dichter Deutschlands, der auch im Auslande seine Verehrer fand, wie die zahlreich vorhandenen Uebersetzungen es bestätigen. Diese neue Ausgabe reiht sich den Taschen-Ausgaben deutscher Klassiker an, und bietet sich zu einem Preise dar, wofür sich die Mehrzahl gern in deren Besitz setzen wird, um so mehr, da sie in einem gefälligen Aeußern erscheint. Sie eignet sich hierdurch auch vorzüglich zu einem Geschenke.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Kurzer Abriß der Mythologie

für Anfänger und Freunde dieser Wissenschaft, bearbeitet von Georg Senga. Mit 30 mythologischen Abbildungen in Kupfer. 12. broch. Preis 10 gr. Alt-Courant, oder $12\frac{1}{2}$ Sgr. oder 45 kr.

Von der Götter- und Fabellehre der alten Griechen und Römer giebt vorstehendes Werkchen einen kurzen Abriß, der für jeden Anfänger hinreichend ist, ihn mit diesem Studium zu befreunden.

Bey Friedr. Aschenfeld in Lübeck ist so eben erschienen:

Maury, J. C. H., Handbuch für Zahnärzte; nach der neusten franz. Aufl. frey übersezt von Dr. H. W. Soß. Mit 4 Kupfertafeln. 14 gr.

Diese Schrift eines sehr geachteten, auch im Auslande rühmlich bekannten Pariser Zahnarztes enthält die vollständigste Anleitung zur Verfertigung künstlicher Zähne, welche bis jezt bekannt geworden ist. Auch beurkunden die Verbesserungen mehrerer Zahninstrumente, so wie die Formeln zu Zahnarzneyen, den denkenden und gebildeten Zahnarzt zur Genüge und verdienen die Beachtung deutscher Kunstgenossen.

Die Taschenausgabe von

K. W. Ramlers poetischen Werken in 2 Bdchn.

ist nunmehr in der unterzeichneten Verlagshandlung erschienen, und daselbst so wie in allen Buchhandlungen für $\frac{2}{3}$ Rthlr. zu haben. Jeder Deutsche und namentlich jeder Preuße, dem das Andenken an Friedrich den Einzigen theuer ist, wird sich gewiß gern in den Besitz der Werke eines Dichters setzen, der die unsterblichen Thaten des großen Königs so begeistert sang.

Berlin im Oktbr. 1825.

Sander'sche Buchhandlung.

Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Tanchou, S., neue physiologische und therapeutische Ansichten über die Kälte und ihre Anwendung in Krankheiten, nebst Beobachtungen und einigen aphoristischen Zusätzen. Aus dem Französ. von Dr. G. Wendt. 8. Geh. 18 gr.

Die Zerstörer des Lebens wie ihre Gegenwirkungen liegen oft auf der Hand, aber nicht selten ist eben dieser Umstand das Gefährlichste eines Uebels. Das Element, in dem der Mensch lebt, ist Wärme; Uebertreibung ist Krankheit, Kälte stellt das Gleichgewicht her. Wie das möglich sey, in welchen Fällen und auf welche Weise man dieses Mittel zu gebrauchen habe, sagt dieses Buch mit klaren Worten und beweist es durch wichtige Beyspiele. Gegen hitzige nervöse Krankheiten, gegen Gehirnentzündungen, Gehirncongestionen und Convulsionen bey Kindern, gegen Magenübel, sogar gegen Krebsgeschwüre u. s. w. liefert das einfache Element des Winters oft Hülfe, wo keine mehr zu finden ist. Den Aerzten dienen daher die merkwürdigen Beobachtungen des Verfassers, ihre Erfahrungen daran zu prüfen und die Heilmittellehre zu bereichern, den Laien, im Fall der Noth einen Rathgeber zu haben, wo es noch Zeit ist, und ihre Einsichten in das Wesen ihres kranken Körpers zu vergrößern, beyden aber die vielen und mannichfaltigen Beyspiele zu wichtigen Erläuterungen und Beweisen. Die Darstellung ist eben so verständlich, wie die Sprache angenehm und fließend.

Weigand'sche Buchhandlung.

Bey G. C. E. Meyer in Braunschweig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ciceronische Chrestomathie für mittlere Gymnasial-Klassen, enthaltend kurze Aussprüche, Erzählungen, Schilderungen Gespräche, Briefe etc. herausgegeben von Friedemann, Dr. und Direktor des Catrineums. 8. 9 Ggr.

Gräuelthaten der Piraten (Seeräuber) auf Cuba. Getreuer Bericht der schrecklichen Drangsale, die der Verfasser während seiner Gefangenschaft bey ihnen erduldete. Von Smith. Aus dem Engl. von G. Lotz. 18 Ggr.

Heusinger, Lieutenant, Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen während des Feldzugs in Valentia und Catalonien 1813 und 1814, mit Bezugnahme auf die Operationen der verbündeten englisch-sicilianisch-spanischen Armee auf Genua etc. gr. 8. 1 Thlr. 6 Ggr.

Hurlebusch, Dr., Wünsche und Vorschläge, die Criminal- und Civil-Gesetzgebung betreffend. gr. 8. 6 Ggr.

Mansfeld, Dr., über das Alter des Bauch- und Gebärmutterschnitts etc. 4 Ggr.

Dessen Beurtheilung von Harms geistlichen Rath für Hebammen etc. 6 Ggr.

Dessen de Uteri in efformandis molis vi formatrici, etc. 4to. 6 Ggr. (Wird nur auf feste Rechnung, nach Verlangen versandt.)

Sürke, F., Einleitung in die Handelswissenschaft. Ein Leitfaden für den Unterricht etc. 8 Ggr.

Wyttenbachii, Dan., Opuscula selecta etc. Adjecit. F. T. Friedemann. 1 Thlr.

Romane.

Auerbach, C., der Zigeunerraub, oder: das Vaterhaus. Eine Erzählung aus dem Rettungsjahre 1813. 1 Thlr. 4 Ggr.

Bellani, H. E. R., Die Belagerung von Ancona. Eine Geschichte aus der letzten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, romantisch erzählt. 2 Bände. 2 Thlr.

Dessen Tyrolers Liebchen. Eine Erzählung. 1 Thlr.

Hundeiker, J., Alexander von Oberg, ein historisches Gemälde aus den ersten Jahren der Hildesheimischen Stiftsfehde. 2 Bände. 2 Thlr. 16 Ggr.

Kronhelm, H., Der Wenkstein, oder Liebe um Liebe. Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. 1 Thlr. 4 Ggr.

Marie und Barton, oder Leidenschaft und Liebe. Eine Erzählung von S. M. Craud. 1 Thlr. 8 Ggr.

Schoppe, A., geb. Weise. Schicksals-Wege. Ein historischer Roman. 3 Bände. 4 Thlr.

Graf Sobiesky. Historischer Roman, nach Miß J. Porter von G. Lotz. 2 Bände, 2 Thlr. 8 Ggr.

Bey mir sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rinaldo's Reisen durch Deutschland. Ein Unterhaltungsb. für die Jugend zur Beförderung der Vaterlandskunde. 8. 3 Bde. mit colorirten Kupf. geb. 4 Thlr.

Der Verfasser ist mit den vornehmsten Schriftstellern einverstanden, daß das Lesen der Reisebeschreibungen das nützlichste Bildungsmittel für die Jugend ist, und ihr zugleich den Unterricht in der Geographie lieb und angenehm macht; nur müssen die Reisebeschreibungen besonders für sie bearbeitet seyn oder vielmehr das Interessanteste, was mehrere Reisende über dieselben Länder und Völker geschrieben haben, ausgehoben und zu einem Ganzen vereinigt werden. Dieses hat der Verfasser bey obigem Werke gethan und zog aus den vorzüglichsten Reisebeschreibungen das Beste und Unterhaltendste heraus, wobey er sich vorzüglich an die Merkwürdigkeiten der Natur und der Kunst, an die vornehmsten Sehenswürdigkeiten der Städte, an das Eigenthümliche der Länder und ihrer Bewohner, an die Sitten und Gebräuche der Letztern und an die auffallendsten Züge ihres Charakters hielt. Das Buch empfiehlt sich zugleich durch die 12 hübschen colorirten Kupfer.

Choix des plus jolis contes arabes tirés des mille et une nuit, par M. A. Henri. Nouv. édit. augm. d'un vocabulaire par J. F. Sanguin. 2 Vol. av. 2 figures, cart. 2 Thlr.

Diese Auswahl aus den herrlichen Erzählungen der Tausend und einer Nacht wurde schon bey seiner ersten Erscheinung mit vielem Beyfall aufgenommen, da sie mit vieler Sorgfalt gemacht, und alles das, was Eltern und Erzieher ihren Kindern und Zöglingen vorenthalten würden, weggelassen ist. Diese neue Auflage wird noch willkommener seyn, da sie Hr. Sanguin mit einem vollständigen Wörterbuche bereichert hat.

Ferner sind noch von H. Clauren so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu Karlsruhe, Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ulm zu haben:

H. Clauren, Leopoldine und Molly. Zwey Theile. 8. Velinp. 1 Thlr. 12 gr.

— — Makk. 8. Velinp. 1 Thlr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

H. Clauren, Scherz und Ernst. Vierte Sammlung, erster bis dritter Band.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden.

Intelligenz = Blatt.

1825.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Brachmann, Louise, auserlesene Dichtungen. Herausgegeben von K. L. Methusalem Müller. 3r und 4r Band. gr. 8. Jeder Band 1 Rthlr. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

Auserlesene Erzählungen und Novellen von Louise Brachmann. Herausgegeben von K. L. Methusalem Müller. 1r und 2r Band. Jeder Band 1 Rthlr. 12 gr.

Leipzig im November 1825.

Weygand'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Diätetik für die elegante Welt,

oder die Kunst das Leben auf eine angenehme Art zu erhalten und zu verlängern. Nach dem Engl. von Dr. G. W. Becker. 8. Leipzig bey Kayser. 1 Rthlr.

Das Original, nach welchem der Herr Verf. diese Schrift bearbeitete, ist in England fünfmal aufgelegt worden. Mehr als Zehntausend Exemplare wurden abgesezt. Die Ursache von diesem Beyfall ist darin zu suchen, daß sie ganz einfache Grundsätze aufstellt, das Leben zu verlängern, daß sie die angenehmsten Mittel auswählt und alle Vorschriften in einer leichten heitern, oft scherzenden Weise vorträgt. Niemand war aber wohl besser geeignet in diesem Geiste eine Bearbeitung für das deutsche gebildete Publikum zu unternehmen, als Herr Dr. Becker, der schon durch seine vielen Beyträge zur Zeitung für die elegante Welt gleichsam eine Veranlassung gefunden hatte, auch eine Diätetik für Dieselbe zu schreiben. Druck und Papier, so wie das Aeußere, sind dem Titel entsprechend!

Das

Vater Unser,

Mit Beyträgen

von

Gottfr. v. Ammann, Buchner, Rörer, Spatz, Sauer, Weniger u. a. m.

Ein Erbauungsbuch für jeden Christen.

Zweyter Theil.

(In 78 Bearbeitungen) mit 1 Kupfer (Johannes, nach Dominichino,) geheftet. Leipzig bey Kayser. Ausgabe Nr. 1 in 8. 16 gr. Nr. 2, in gr. 8. 22 gr. Nr. 3 in 8. Vel. Pap. 1 Rthlr. 8 gr.

Wie reich an herrlichen Ideen das schöne Gebet Jesu, das Vater Unser, ist, beweisen die zahlreichen und vortrefflichen Bearbeitungen desselben auch in diesem zweyten Theile, die uns seit Kurzem von ausgezeichneten Männern zugesandt worden sind. Welchen Beyfall von Seiten des Publikums sich der erste Theil zu erfreuen hatte, davon zeugen die drey in kurzer Zeit auf einander erfolgten Auflagen. Auch gegenwärtiger Theil steht dem ersten nicht nach, und beyde vereint bilden nun ein Erbauungsbuch, wie es noch nicht da war, und welches wir allen frommen Christen als das Beste und Schönste hiermit empfohlen haben wollen!

Beyde Theile kosten: Ausgabe Nr. 1 in 8. 1 Rthlr. 8 gr. Nr. 2 in gr. 8. 1 Rthlr. 22 gr. Nr. 3 in gr. 8. Vel. Pap. 3 Rthlr.

Poetisches Irrgärtchen.

Auswahl der sinnreichsten und zierlichsten Räthsel,

von

Fürchtegott Frauenlob

und

Rosamunden von Hochheim,

dessen Braut.

8. Leipzig bey Kayser, geheftet 16 gr.

Der gebildeten Welt wird Obiges eine willkommene Erscheinung seyn, da es sich ganz dazu eignet, besonders für die langen Winterabende, den Einzelnen so wie ganze Gesellschaften auf eine eben so angenehme als geistreiche Weise zu unterhalten.

Nachricht an die geehrten Pränumeranten und vorläufige Anzeige für das philologische Publikum.

F. K. Krafts

neues deutsch-lateinisches Handwörterbuch,

ist so eben die 2te Abtheilung, über 61 Bogen stark, fertig geworden, und wird von heute nach der Reihenfolge an die zahlreichen Pränumeranten expedirt. Ausführliche Anzeigen und Exemplare zur Ansicht in allen soliden Buchhandlungen.

Vollständig liegt nun ein Werk vor, das gewiß am brauchbarsten für Gymnasien und lateinische Schulen ist.

Obgleich der zu billige Pränumerations-Preis nun aufgehört hat, wird man doch den Ladenpreis von 2 Rthlr. 18 gr. — bey Parthieen weit billiger — bey der Stärke eines Werks billig finden, auf dessen Fortsetzung man nicht Jahre lang zu warten braucht.

Leipzig, den 15. Novbr. 1825.

Ernst Klein, Buch- und Kunsthändler.

Bey N. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Beyträge zur landwirthschaftlichen Bauwissenschaft von W. G. Bleichrodt. Erstes Heft. Mit

2 Kupfertafeln. gr. 4. geheftet. Preis 16 gr. Alt-Courant oder 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Inhalt: 1) Ueber Anlage und Construktion der Schafställe. 2) Darlegung des Baues dauerhafter Feld- und Straßen-Brücken, nebst nützlicher Anwendung auf den Bau unterirdischer Kanäle, Stollen, Wasser-Abzüge 2c. 3. Wie können öffentliche und Kommunal-Bauten mit möglichster Kostenersparniß in Ausführung gebracht werden? —

Der Name des Verfassers bürgt für die Gediegenheit des Werkes. Der Druck ist sehr schön.

So eben hat die Presse verlassen:

Dr. K. W. Ch. Weinmann,

über das Verhältniß des Urchristenthums zu dem Protestantismus.

8. Hildburghausen in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung. 15 gr.

Schon der Name des Herrn Verfassers, dem von der philosophischen Fakultät zu Erlangen als ein Anerkenntniß seiner Verdienste als Schriftsteller (ob egregiam quam scriptis suis acri ingenio solidiorique doctrina elaboratis sibi comparavit laudem) die Doktorwürde ertheilt wurde, ist hinreichende Empfehlung dieser für unsere Zeit hochwichtigen Schrift.

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erziehungs-Schule,

in anziehenden, muntern und lehrreichen Unterhaltungen. Ein Lesebuch zum Vergnügen und zur Belehrung für Schulen und zum Selbstgebrauch. Als Seitenstück zu Weisens Kinderfreund, von Louise Hold. 2 Theile mit 2 Kupfern. 2 Thlr.

Dieses Buch ist zum Theil schon durch den im vorigen Jahre erschienenen 1sten Band bekannt. Die Verfasserin will, wie auch der Titel besagt, in dieser Jugendschrift ein Seitenstück zu Weisens beliebtem Kinderfreund liefern. Sie hat fast ganz denselben Plan beybehalten, und nur gesucht durch Abwechselung diese Schrift unterhaltender zu machen. Die Jugend lernt darin die Welt, die Länder, deren Einwohner, Sitten und Gebräuche, die Ereignisse der Natur und die Wunder des Himmels kennen. Zugleich wünscht die Verfasserin durch lehrreiche Gespräche, durch Lebensbeschreibungen, durch Erzählungen, Reisebeschreibungen und Schauspiele auf die jungen Gemüther zu wirken.

J. A. C. Löhr,

das Fabelbuch für Kindheit und Jugend.

Dritte von Chr. Aug. Lebr. Kästner vermehrte Auflage. Mit 16 colorirten Kupfern. 408 Seiten, 8. geb. 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses Fabelbuch durch die zwey ersten Auflagen, welche sich in wenig Jahren verkauften, zu bekannt und zu beliebt, als daß es noch einer Empfehlung bedürfte, ist in dieser dritten Auflage mit mehrern Fabeln und 2 neuen Kupfern vermehrt worden.

Mancherley Begebenheiten und Geschichten aus dem Leben des kleinen Andreas.

Von

J. A. C. Löhr,

zweyte Ausgabe mit 2 Kupfern 16 Gr.

Anspruchlos und bescheiden erzählt hier der kleine Andreas die Leiden und Freuden seiner frühern Kindheit, welche er in einer ziemlich beschränkten Lage verlebte. Bey aufmerksamem Lesen wird die Jugend mancherley nützliche Warnung, manchen Antrieb zum fleißigen Lernen und überhaupt mancherley Gutes aus seinen Erzählungen nehmen.

Leipzig, Novbr. 1825.

Carl Cnobloch.

In August Oßwald's Buchhandlung in Heidelberg und Speyer ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Systematische Anleitung

zur

Deklamation

für Jeden,

dessen Beruf ein gründliches Studium derselben erfordert,

von

G. Thürnagel.

8. 1 fl. 12 kr. rhein. und 18 gGr. sächs.

Die richtige Deklamation ist nicht nur für geselligen Genuß, für die richtige Auffassung und Darstellung des Schönsten, was der menschliche Geist zur Veredelung des Lebens hervorbringt, eine wichtige und sehr empfehlende Kunst; sondern sie kann auch ein sehr erfolgreicher Weg werden, die höheren Wahrheiten, die Erhebungen und Tröstungen der Religion leichter zum Herzen zu führen, und es darf also wohl nicht unbeachtet bleiben, wenn ein von der Kunst Berufener eine Anleitung dazu liefert, welche auch sogar gleich bey ihrer Erscheinung an Lehranstalten mit Interesse aufgenommen wurde. Der Preis erleichtert die Anschaffung, und das gefällige Aeußere giebt dem Büchlein auch noch die Eigenschaft eines angenehmen Geschenkes.

Neue schöngeistige Schriften von E. Weisflog.

E. Weisflog, Phantasiestücke und Historien. 5r und 6r Band. 8. Velinp. 3 Thlr. 15 Gr.

Die vier ersten Bände kosten 5 Thlr. 6 Gr., und zwar die zwey ersten 2 Thlr. 18 Gr. und der dritte und vierte 2 Thlr. 12 Gr.

welche in allen Buchhandlungen zu Ludwigsburg, Ulm, Karlsruhe, Stuttgart, Tübingen zu bekommen sind von der

Arnoldischen Buchhandlung
in Dresden.

Die neue, auf weißem Papier, mit neuen Lettern sehr schön gedruckte

Taschen-Ausgabe

von

C. E. v. Kleist's sämmtlichen Werken,

2 Bändchen mit dem Bildniß Kleist's,

ist noch zu dem äußerst geringen Preise von [illegible] Rthlr. in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Subscriptions-Anzeige

einer neuen Ausgabe

von

Schreber's Naturgeschichte

der Säugthiere,

fortgesetzt von

Dr. August Goldfuß,

Professor der Naturgeschichte an der Universität Bonn.

Vielfach geäußerten Wünschen zu genügen, hat sich Unterzeichneter entschlossen, das oben genannte, von den Stimmfähigen des In- und Auslandes längst als classisch anerkannte Nationalwerk, zur Erleichterung der Käufer, in Quartal-Lieferungen von 24 Kupfertafeln und dazu gehörigem Text, neu herauszugeben.

Das Werk ist zwar von dem verstorbenen Präsidenten von Schreber mit dem 55sten Hefte geschlossen worden, hat aber bis jezt schon 14 Supplement-Hefte erhalten, deren leztes (das 69ste im Werke) jüngst erschien.

Ohne Lobpreisungen, deren dieses Werk nebst seinen Fortsetzungen nicht bedarf, mag es jedoch erlaubt seyn zu bemerken, daß sich die Kupfertafeln, welche sich in den Heften der neueren Zeit befinden, von den in früherer Zeit erschienenen, sowohl hinsichtlich des Stichs, als der Illumination, noch sehr auszeichnen, und namentlich das zulezt ausgegebene 69ste Heft auch in dieser Hinsicht mit aller möglichen Sorgfalt ausgestattet wurde.

In gleicher Art nun soll die Herausgabe aller Lieferungen der neuen Ausgabe des Werkes und dessen Fortsetzungen Statt finden, zu deren leichterer Anschaffung die Unterzeichnete eine, im Verhältnisse ihrer Auslagen ꝛc. höchst billige Subscription, in der sichern Hoffnung anbietet, dem naturhistorischen Publikum dadurch einen angenehmen Dienst zu erweisen.

Längstens mit dem ersten Januar 1826 wird die erste Lieferung, mit einem Titelkupfer geziert, die Kupfertafeln auf holländischem Papier, vollendet seyn und ausgegeben werden, und sofort ohne Unterbrechung jedes Quartal eine neue Lieferung von gleicher Stärke folgen.

Sowohl bey Unterzeichneter, als in jeder soliden Kunst- und Buchhandlung (für welche die Palm'sche Verlagsbuchhandlung dahier den Debit übernommen hat) kann darauf subscribirt werden.

Der Subscriptionspreis für eine jede Lieferung ist 6 Rthlr. sächs. oder 10 fl. 48 kr. Reichsgeld, welcher bey Abgabe der Lieferung bezahlt wird.

Mit der Abgabe der zweyten Lieferung (am ersten April 1826) ist der Subscriptionstermin geschlossen. Der nachherige Ladenpreis wird auf 9 Rthlr. sächs. oder 16 fl. 12 kr. erhöht werden.

Subscriptions-Sammler erhalten noch, bey direkter Bestellung, und portofreyer Einsendung des Subscriptions-Betrags an Unterzeichnete, auf 5 Exemplare ein Frey-Exemplar, und zwar franco Leipzig und Frankfurt, welche Vergütung jedoch von den Kunst- und Buchhandlungen nicht verlangt werden kann.

Erlangen, den 18. Okt. 1825.

Expedition des Schreber'schen Säugthierwerkes.

Bey uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

C. F. Gellert's

sämmtliche Fabeln und Erzählungen,

ohne Kupfer [illegible] Thlr., gebunden [illegible] Thlr.; dasselbe Buch, mit ganz neuen von Kirchhof gezeichneten und von Guimpel gestochenen Kupfern, mit schwarzen Kupfern roh [illegible] Thlr., gebunden [illegible] Thlr.; dasselbe Buch, mit illuminirten Kupfern roh [illegible] Thlr., gebunden 1 Thlr.; dasselbe Buch, auf Schreibpapier [illegible] Thlr., gebunden 1 Thlr.; dasselbe Buch, auf Schreibpapier mit schwarzen Kupf. 1 Thlr., gebunden 1[illegible] Rthlr.; dasselbe Buch, auf Schreibpapier mit illum. Kupf. roh 1[illegible] Rthlr.; dasselbe Buch, geb. auf Schreibpapier mit illum. Kupf. 1 Rthlr. 14 gr.

Den noch unübertroffenen Fabel- und Erzählungs-Dichter der Deutschen Nation — Gellert — sollte man jedem Deutschen Kinde in die Hand geben.

Die reine, edle Sprache, der natürliche, völlig ungezwungene Ausdruck, die feinen Empfindungen, die Richtigkeit der Gedanken und das sittliche Gefühl sind und bleiben die Vorzüge dieses unvergeßlichen Schriftstellers, welche diesem Werke einen ewig dauernden Werth geben werden.

Die Verlagshandlung hat dieser Ausgabe Kupfer für die Jugend als Reizmittel gegeben, wodurch sie sich unstreitig zweckmäßiger, als so manche Mährchen und fantastische Possen, zu einem Geschenk für dieselbe, als Belehrung zum Geburtstage oder zu andern feyerlichen Gelegenheiten eignet.

Flittner'sche Buchhandlung in Berlin.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Das Ganze der Ananaszucht

oder die verschiedenen Arten, wie man Ananas gezogen hat und noch ziehet, von der ersten Einführung dieser Frucht in Europa bis zu den neuesten Verbesserungen in der Cultur derselben von T. A. Knight. Nach dem Englischen. Mit einem Steindruck, die besten Einrichtungen der Ananashäuser- und Gruben vorstellend. 8. Preis 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Auch die Gärtnerei hat neben so vielen andern Künsten bey den fleißigen und geschickten Engländern, besonders in dem lezten Jahrzehend, außerordentliche Fortschritte gemacht, und die Cultur der so beliebten und köstlichen Ananasfrucht zog ganz vorzüglich die Aufmerksamkeit der englischen Gärtner auf sich. Man wetteiferte, nicht nur

die größten und wohlschmeckendsten Früchte zu ziehen, sondern sie auch in weit kürzerm Zeitraum zu erzielen, und es gelang. Man erzeugte diese Königin unter den Früchten in der außerordentlichen Größe von 5 bis über 9 Pfund schwer binnen 15 Monaten, statt vordem in 3 Jahren, ja Baldwin zog sogar sehr wohlschmeckende Früchte in 3 Monaten. Da es der Handelsgärtner Vortheil verlangte, gute Früchte zu jeder Jahreszeit zu liefern, so gewannen sie durch Fleiß und Aufmerksamkeit der Natur auch dieses Kunststück ab. Dabey lernte man, daß diese Pflanze bey weitem nicht so zärtlich ist, als man immer glaubte, zum Ueberwintern nur eines geringen Wärmegrades bedarf, und sich demnach weit wohlfeiler, als nach der alten Methode treiben läßt. Alle Mittel und Verfahrungsarten, wodurch die angeführten Vortheile zu erlangen sind, findet man in vorstehendem Buche mit vieler Einsicht zusammengestellt. Der Verfasser bereisete in der alleinigen Absicht, seine Erfahrungen in der Ananaskultur zu bereichern, nicht allein ganz England und Schottland, sondern auch beynahe das ganze übrige Europa und die Ergebnisse dieser Reise sind in seiner Schrift gewissenhaft und aufrichtig niedergelegt. Wer als Gutschmecker oder als spekulativer und geschickter Handelsgärtner die Ananaszucht nach dieser Schrift ins Größere betreiben will, dem wird die kleine Ausgabe dafür gewiß reichlichen Segen bringen.

Im Verlage von C. H. F. Hartmann in Leipzig ist erschienen:

Voltaire's und Rousseau's auserlesene Werke.

In neuen Uebersetzungen.

Erster bis dritter Theil: Voltaire's Romane und Erzählungen.

Taschenformat. Subscriptionspreis der drey Theile 18 gr.

Nie hat wohl ein Dichter, ein Philosoph, ein Geschichtschreiber, eines solchen Publikums sich zu erfreuen gehabt, nie ein Mensch durch bloße Geisteskraft die Bewunderung der Welt in dem Grade sich erworben, als Voltaire. Seine Schriften liest der gemeine wie der denkende Leser mit gleichem Vergnügen. Als Prosaiker ist er unerreichbar, so schön und glänzend ist sein Ausdruck, so reich sein Witz; seine Romane und Erzählungen sind wohl einzig zu nennen; als Historiker zeichnet er sich durch glückliche Darstellung aus, und seine dramatischen Arbeiten sind durch die hinreißende Kraft der Motive, den lebendigen Ausdruck des Gefühls, die Klarheit gereinigter Welt- und Lebensansichten, so wie durch den Glanz einer meisterhaften Sprache, noch jezt die Lieblingsstücke der Franzosen. Diesem seltenen Talent wurde aber auch die höchste Auszeichnung zu Theil, die französische Akademie nahm ihn auf und stellte seine Büste neben die von Corneille; er ward zum Geschichtschreiber von Frankreich ernannt; Friedrich der Große beehrte ihn mit freundschaftlichem Vertrauen; die Kaiserin Catharina von Rußland sandte ihm prächtige Geschenke mit den artigsten Briefen begleitet, und der Besuche bey ihm waren so viele, daß er selbst sagte: „ich werde erstickt, aber mit Rosen.“ Schade, daß ihn nicht immer die edelsten Beweggründe leiteten, und daß manche seiner Gelegenheitsschriften durch bittern Spott und flache Aufklärerei widerlich wirken: aber gerade diese sind auch in der Zeit untergegangen und verdienen keine Wiedererweckung. Seine oben erwähnten Werke werden aber zu allen Zeiten eine Lieblingslektüre gebildeter Leser bleiben und den Ruhm ihres Verfassers für die Nachwelt bewahren.

Nach Voltaire zeichnet sich Rousseau durch Scharfsinn, hinreißende Beredtsamkeit und Feuer im Ausdruck vor allen Schriftstellern jener Zeit aus. Warmer Eifer für Menschenwohl ist die Grundlage aller seiner Schriften, allein eine düstere Hypochondrie erregte bey ihm manche excentrische Theorien, welche die unglücklichsten Folgen für ihn selbst hatten und am Besten mit ihm im Grabe ruhen mögen. In zweyen seiner Werke setzte er sich aber bleibende Ruhmsäulen: Julie, oder die neue Heloise, ist für jeden Kenner des Schönen ein meisterhafter, unübertrefflicher Roman, in dem Alles aus dem Leben gegriffen und aus der Wirklichkeit dahin gestellt ist; dann der berühmte Emil, der, trotz aller Paradoxen, eine helle Masse von Licht über die Erziehung geworfen, und durch eine Fülle von Ideen eine wohlthätige Quelle vortrefflicher Lehren und Wahrheiten für denkende Leser bleiben wird.

Voltaire und Rousseau, im Leben die erbittertsten Feinde, eignen sich, wie selten zwey Schriftsteller, zu einer Vereinigung ihrer erlesenen Werke. Die früher in Berlin erschienenen Ausgaben sind theils vergriffen, theils entsprechen sie der Ausbildung unserer Sprache nicht mehr. Wir beginnen hier eine neue Ausgabe, deren Uebertragung sich in den Händen ausgezeichneter Gelehrten befindet. Wir liefern sie auf gutem Papier, sehr rein gedruckt, im Taschenformat, und setzen jedes Bändchen von zwölf Bogen im Durchschnitt, ohne Verbindlichkeit und ohne Vorausbezahlung, zu dem äußerst geringen Subscriptionspreise von 6 Groschen an, der jedoch in der Folge, nach Vollendung mehrerer Bände, für Neueintretende erhöht wird. Die drey ersten Bändchen sind bereits erschienen und enthalten von Voltaire's Romanen und Erzählungen die nachfolgenden: I. Zadig, oder die Bestimmung. — Die Welt, wie sie ist. — Memnon, oder die Weisheit der Menschen. — Die beyden Getrösteten. — Scarmentado's Reisegeschichte. — Mikromegas. II. Candide, oder die Lehre von der besten Welt. — Der Weiße und der Schwarze. — Die Ohren des Grafen Chesterfield. III. Der Offenherzige. — Der Mann von 40 Thalern. Preis dieser drey Theile 18 Gr.

Das vierte, fünfte und lezte Bändchen der Romane folgt in einigen Wochen, dann erscheint noch vor dem neuen Jahre Voltaire's Geschichte Karls XII. und bald nach demselben Rousseau's Julie, oder die neue Heloise u. s. w.

Das Ganze der Rechenkunst,

oder gründliche und faßliche Anweisung zum Rechnen für alle Stände, für Handwerker, Künstler, Fabrikanten, Rent-, Forst- und andere Rechnungsbeamte, Juweliere, Kaufleute und Geldnegotianten

von

Johann Philipp Schellenberg,

Großherzogl. S. Weimar. pr. Kammer-Revisor.

Zwey Bände in groß Oktav, 35 Bogen stark.

Dieses Werk, wohl das lezte und vollendetste des berühmten Verfassers, ist so eben erschienen und für den äußerst geringen Preis von 1⅓ Thaler in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Nro. 44.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 5.

Ankündigung.

Am ersten Jänner des Jahres 1826 tritt das Jubeljahr der allgemeinen deutschen Justiz, Kameral- und Polizey-Fama ein. Da sie die einzige Zeitschrift dieser Art ist und im Laufe von fünf und zwanzig Jahren neun gleiche oder ähnliche Institute, welche sie übertreffen wollten, neben ihr erloschen sind: so bedarf es keiner Zusicherungen über ihr ferneres Streben nach Vollkommenheit mit jedem Zeitabschnitte. — Man bittet, frühzeitig die neuen Bestellungen für das künftige Jahr bey den Postämtern eintreten zu lassen, da ohne dieselbe kein Blatt abgegeben wird. Nur da, wo diese Zeitschrift auf Staatskosten gehalten wird und zwey Monate vorher aufgekündet werden muß, erfolgt die Abgabe ohne neue Bestellung, indem es derselben nicht bedarf.

Jeder Jahrgang bildet ein eigenes Ganze. Die Meinung ist also falsch, daß neu eintretende Abonnenten der früheren Jahrgänge nothwendig bedürfen.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

J. L. Doussin-Dubreuil (prakt. Arzt zu Paris) über die Ursachen, Wirkungen und Heilmittel der in unsern Tagen so häufigen

Verschleimungen.

Nach der achten französischen Originalausgabe übersetzt von Dr. J. H. G. Schlegel. Dritte verbesserte Ausgabe. gr. 8. Preis 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Daß die hier genannte Schrift in Frankreich schon die achte — und die deutsche Uebersetzung binnen zwey Jahren schon die dritte Auflage erlebt hat, dürfte ihr schon allein zur hinreichenden Empfehlung dienen. Wer sich aber näher mit ihr bekannt macht, wird auch bald finden, daß sie sich nicht nur über die Verschleimungen der Brust und des Magens, sondern auch über Hämorrhoiden, Gicht, Epilepsie, Blasencatarrh, Tripper, weißen Fluß, Onanie ꝛc. verbreitet, und somit ungleich mehr giebt, als der einfache Titel verspricht, und als die frühern Auflagen lieferten.

Bey Schwan und Götz in Mannheim ist erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands gesandt:

Lamartine, A. von. Poetische Betrachtungen. Nach der eilften französischen Originalausgabe in Versen frey verdeutscht durch Fr. Götz. Auf geglättetem Velin und fein cart. 1 fl. 48 kr.

Religion, Freyheit und Liebe sind die Musen Lamartine's, eines der ersten unserer jetzt lebenden Dichter! Durch ihre Weihe erhob er vorzüglich in Frankreich wieder zu ihrer ursprünglichen Reinheit und Würde die Poesie, welche wir von dorther nur zu oft als eine gefährliche Gauklerin kennen lernten. Sein gottbegeisterter Genius, im Aufschwung zum Ideale, spiegelt stets das herrliche Bild des Ewigen, aus den verworrnen Erscheinungen des Lebens, wie aus den treuen Gestalten der Natur. Darum müssen diese Gedichte, welche hier durch sehr gelungene Uebertragung, nach dem Urtheil kritischer Blätter, gleichsam als deutsches Originalwerk erscheinen, hauptsächlich auch in Deutschland jedem, für das Schöne Empfänglichen, eine neue und reiche Quelle der Erhebung, des edelsten Genusses werden, und eignen sich ganz besonders zum auserlesenen Festgeschenke.

Anzeige, den „Gesellschafter" betreffend.

Wer erst von dem künftigen (dem zehnten) Jahrgange an die Zeitschrift:

Der Gesellschafter,

herausgegeben von F. W. Gubitz,

bestellen will, den ersuchen wir, es spätestens bis zum 20sten Januar 1826 zu thun.

Berlin.

Maurer'sche Buchhandlung.

Anzeige.

Literarische Annalen der gesammten Heilkunde.

In Verbindung mit mehreren Gelehrten (Dr. Ammon, Dr. Andreä, Professor Carus, Hofrath Clarus, Hof- und Med.-Rath Erdmann, Geh. Rath Gräfe, Dr. Haindorf, Professor Heinroth, Hof- und Med.-Rath Kreysig, Professor Lichtenstädt, Dr. Locher, Dr. Marx, Dr. Otto, Professor Reichenbach, Geh. Med-Rath Sachse, Justizrath v. Schönberg, Hofrath Seiler, Hofrath Stark, Med.-Rath Steffen, Geh. Med.-Rath Vogel, Professor Wagner, Geh. Med.-Rath v. Walther, Professor Wendt in Kopenh. u. s. w.) herausgegeben von Dr. J. F. C. Hecker, Professor der Heilkunde an der Universität Berlin.

Berlin bey Enslin, Preis des Jahrgangs 8 Rthlr.

Hievon ist der erste Jahrgang in 12 Monatsheften zu acht Bogen, die drey Bände ausmachen, vollständig erschienen. Außer einer Reihe von Originalabhandlungen über verschiedene Gegenstände der Heilkunde, von Geh. Med.-Rath Vogel, Dr. Otto, Prof Lichtenstädt, Geh. Med.-Rath Sachse, dem Herausgeber, Dr. Locher, Prof.

Wagner, Dr. v. Ammon u. s. w. enthält derselbe über zweyhundert kritische Anzeigen medicinischer Schriften.

Plan und Einrichtung, die in dem ersten Hefte ausführlich mitgetheilt sind, bleiben für den Jahrgang 1826 unverändert, da sich solche bisher den allgemeinen Beyfall erworben haben. —

Das erste Heft des neuen Jahrgangs wird schon im Januar 1826 in allen Buchhandlungen zu haben seyn. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Berlin, den 1sten December 1825.

Der Verleger.

Bey mir sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Albert und Eugenie,

eine Bildungsschrift für die reifere Jugend von A. N. F. Seemann, herausgegeben von Dr. C. W. Spieker. 8. mit 4 sehr schön illum. Kupfern. gebunden 1 Thlr. 12 gr.

Der Zweck dieser Schrift ist: die Tugend in ihrer Reinheit darzustellen, den Beruf der Menschen für dieselbe nachzuweisen und die Erleichterungsmittel zu ihrer Uebung anzugeben. Das Ganze besteht aus 21 Kapiteln, wovon ich zur nähern Kenntniß desselben nur einige derselben anführe, als: sittliche Bescheidenheit, der Tugendlohn, Veredlung, Leumund, das Gefällige, das Große, Groß und Gut, Stadt und Gesellschaft, Natur und Einsamkeit, Naturfreude, das Naturschöne, die Sinnenfreude, Vergeistigung des Sinnlichen, Ideenverbindung, Versinnlichung des Geistigen, Einbildungskraft und Gefühl u. s. w. Auch dieses Buch zeichnet sich durch sein gefälliges Aeußere sehr vortheilhaft aus.

Die Familie Otto.

Eine Bildungsgeschichte für Jünglinge und Jungfrauen. Von A. N. F. Seemann. Ein Gegenstück zu Albert und Eugenie. Herausgegeben von Dr. Chr. W. Spieker. 8. mit 4 Kupfern. 1 Thlr. 12 gr.

Wie der Verfasser in Albert und Eugenie die Tugend in ihrer Reinheit darstellt, so macht er in der Familie Otto auf den Lohn und Segen derselben aufmerksam, und sucht zugleich in Darstellungen aus dem Leben und den Schicksalen einer edeln Familie zu beweisen, daß man durch Ausübung der Tugend stets fröhlich seyn kann.

Strahlen des Lichts,

aus den heiligen Hallen des Tempels der Wahrheit, der Weisheit und Erkenntniß. Für die stillen Feststunden des Lebens gebildeter Christen gesammelt von J. P. Hundeiker. 8. geb. 1 Thlr. 12 gr.

Dieses Buch enthält eine sehr sorgfältige Auswahl vortrefflicher Geist und Herz erhebender Stellen aus deutschen Meisterwerken, die größtentheils noch nicht so bekannt sind, als sie es verdienen, und welche doch, wie der Verfasser aus Erfahrung weiß, von edlen für das Schöne und Gute empfänglichen Jünglingen und Jungfrauen mit Wohlgefallen gelesen und wieder gelesen werden. Daher dürfte dieses Werk eine angenehme Weihnachtsgabe seyn.

Die fromme Feyer des Abendmahls.

Ein Erbauungsbuch für denkende Christen. Von Dr. L. S. Jaspis. 8. mit 1 Kupfer. geb. 18 gr.

In dieser Schrift herrscht, wie in des rühmlichst bekannten Verfassers frühern Arbeiten der Art, ein rein christlicher und biblischer Sinn, daher sie auch allen frommen Abendmahls-Genossen wahre Erbauung gewähren wird.

Leipzig im Novbr. 1825.

Carl Cnobloch.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Darstellung des großen Weltgebäudes,

in zwey und zwanzig Vorlesungen, ohne Hülfe der Mathematik, erläutert. Nebst den Entdeckungen des Dr. Herschel in London, welche in Deutschland noch wenig bekannt sind. Nach der 15ten Ausgabe aus dem Französischen ins Deutsche übersezt, und mit Zusätzen und Anmerkungen bereichert von Dr. A. H. C. Gelpke, Professor der Astronomie und Mathematik zu Braunschweig. Mit 7 lithogr. Tafeln und einer Himmelskarte. 8. Preis 1 Rthlr. 21 ggr. oder 3 fl. 22 kr.

Dieses in seiner Art einzige Buch, welches alle astronomischen Gegenstände nicht blos berührt, sondern sie auch so weit beschreibt und darstellt, als es ohne große Berechnungen geschehen konnte, ist für den Freund und Verehrer der Himmels- und Erdkunde ein höchst schätzbares Werk. Als es von Clarke englisch herausgegeben war, erschien sogleich eine französische Uebersetzung von einem ungenannten Schüler Delambres, welche, ob sie gleich 2000 Exemplare stark war, sich dennoch in dem kurzen Zeitraum von 2 Monaten vergriff. In diesem lezten Jahre allein sind in Paris noch zwey neue Auflagen, die 14te und die 15te erschienen. Schon die Bürgschaft, welche eine so außerordentlich beyfällige Aufnahme in Frankreich gewährt, macht eine weitere Anpreisung dieses wahrhaft klassischen Werkes überflüssig und läßt hoffen, daß man es auch in Deutschland nicht ungelesen lassen, solches auch ganz gewiß nicht anders, als höchst befriedigt, aus der Hand legen wird.

Neue Schriften der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden.

Abendzeitung, herausgegeben von Th. Hell und Fr. Kind, nebst Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften und einem artistischen Notizenblatt von C. A. Böttiger. Auf das Jahr 1825. 10 Thlr.

D. L. G. Jacvis, Mahnungen an Jünglinge, welche die erste Feyerstunde an Jesu Altare zu einer Weihstunde für ihr ganzes Leben machen wollen. gr. 8. br. 5 gr.

Ch. T. Otto, einige Bemerkungen zu J. H. Stephani's Zusätzen zu Dinter's Schullehrerbibel. 8. br. 3 gr.

Vollständige Uebersicht der unregelmäßigen Zeitwörter der lateinischen Sprache, mit deutscher und französischer Bedeutung zur leichten Erlernung nach den vier Konjugationen in Klassen geordnet. 8. br. 12 gr.

Graf Ed. Raczynski, malerische Reise in einigen Provinzen des Osmannischen Reichs. Aus dem Polnischen übertragen von H. F. v. d. Hagen. Gr Fol. geb. mit 80 ausgeführten Fol.-Kupfertafeln und 8 Vignetten. Velinp. Commission 66 Thlr.

Obige Schriften sind zu haben in den Buchhandlungen zu Tübingen, Stuttgart, Ludwigsburg, Ulm.

Zur Vermeidung von Collision

macht unterzeichnete Verlagshandlung hiermit bekannt, daß von folgenden Werken ungesäumt deutsche Uebersetzungen erscheinen werden.

Nouveaux mémoires sur Napoléon par un ex-Capitaine de la Garde impériale. 1 Vol. 8.

Conseils aux jeunes filles par Mad. Campan. 1 Vol. 12.

Von lezterem erscheint zugleich auch ein correkter Abdruck zu sehr billigem Preise, der sich darum zur Einführung in Schulen empfehlen wird.

Darmstadt, den 6. Oktober 1825.

C. W. Leske.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Andachtsbuch
für katholische Christen;
von Carl J. J. Flügel.
12. Wien 1825.

Man findet in diesem, dem hochwürdigsten Herrn Carl Exner, Dechant und Consistorialrath, Pfarrherrn zu Stockerau, gewidmeten Werke, mit einem ungemein reichen Inhalte eine bequeme Kürze verbunden, der es weder an Klarheit, noch an geistigen Blüthen, noch an jener Herzlichkeit fehlt, die der Grundzug der christlichen Andacht ist. Es enthält nebst allen sonst üblichen Gebeten eine nach Weise der Meßandachten eingerichtete heil. Charwoche, die den vormittägigen Gottesdienst vom Sonntage, Donnerstage, Freytage und Samstage vollständig, und das Uebrige in so weit behandelt, als es für die meisten katholischen Christen hinlänglich ist; ferner eine, den betreffenden Andachten jedesmal beygeschlossene, kurz gefaßte Darstellung der gottesdienstlichen Feyerlichkeiten, wie auch die Erklärung der Festesnamen, Charwoche, Ostern, Pfingsten, Frohnleichnam, Advent. An diese nicht unerheblichen Vorzüge reihet sich noch eine Auswahl von Hymnen aus den besten heiligen Sängern, die dem Geiste und Herzen des Beters eine nützliche Abwechslung von erhabenen Gedanken und stillen Gefühlen der Gottergebenheit darbietet. Den Schluß macht eine bedeutende Sammlung von Kirchengesängen.

Dieses Werk zeichnet sich noch besonders durch Correctheit, reinen Druck, sehr weißes Papier und bequemes Format aus, und ist zugleich mit einem schönen Titelkupfer und gestochenem Titelblatt verziert. Der äußerst billige Preis ist auf Druckpapier 1 fl. 12 kr. oder 16 ggr., auf Velinpapier 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Verzeichniß neuer Bücher, welche bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig bis 1825 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Ausfeld, J. C., Basis des Ganzen der Zeichenkunst. Ein praktisches Zeichenbuch zur Uebung des Verstandes, Bildung des Geschmacks und Veredlung des Herzens. Erste Abtheilung. Formforschung in 3 Heften mit 49 Platten in Folio, cart. 6 Thlr. 8 gr.

Dieß Werk empfiehlt sich durch seine Zweckmäßigkeit und Faßlichkeit allen, die sich der Kunst widmen, besonders aber denen, welchen es dabey an mündlichem Unterricht und Nachhülfe fehlt. Die darin aufgestellten neuen Ansichten verdienen gewiß, daß solche geprüft und beherzigt werden.

Bergmann, A., kleine Vorschriften in allen lebenden Sprachen; ein allgemein nützliches Taschen-Etui der Schönschreibekunst. kl. 8. Neue Aufl. 18 gr.

Dessen deutsche Fractur, corrent und lateinische Vorschriften für Schulen und häuslichen Unterricht. Neue Aufl. kl. Querfol. 4 Hefte mit 72 Platten. 2 Thlr. 8 gr.

Die Geschicklichkeit und der Geschmack des Verfassers sind zu allgemein bekannt und anerkannt, um diese Ausgabe besonders anpreisen zu dürfen. Zu ihrer besondern Empfehlung dient schon dieß, daß sie in mehreren Schulanstalten zu Musterblättern eingeführt worden sind.

Bibel, besonderer Abdruck aus dem 10ten Theil der allgemeinen Encyclopädie der Künste und Wissenschaften aller auf dieses Wort Bezug habenden Artikel, (verfaßt von W. Gesenius, H. A. Niemeyer und Dr. Wette). gr. 8. 1 Thlr.

Die Namen der hochgeachteten Herren Verfasser rechtfertigen diesen besondern Abdruck eines Aufsatzes, der jeden wahren Christen wichtig seyn und zur Belehrung dienen wird.

Kayser, C. G., Bücherkunde oder Handlexikon aller seit 1750 — 1823 in Deutschland erschienenen Bücher, mit Angabe des Formats, der Verleger und der Preise, mit einer Vorrede über die literarische Waarenkunde von F. A. Ebert, in zwey Theilen. gr. . Preis 5 Thlr. 12 gr.

Der erste Theil umfaßt das Alphabet von A—K incl., und spricht der Titel, so wie die Vorrede den Zweck dieses Buches zu deutlich aus, als daß darüber noch etwas erwähnt

zu werden nöthig wäre. Nach Beendigung des 2ten Theiles wird der Preis erhöhet werden.

Lexicon novum manuale, græco-latinum et latino-græcum. Primum a Benj. Hederico institutum post. Sam. Patricii, J. A. Ernestii, C. C. Wendleri, C. Morelli, P. H. Larcheri, F. J. Bastii, C. J. Blomfieldii, curas denuo castigavit, emendavit, auxit Gustavus Pinzger recognoscente Franco Passovio. Lex. Hedericiani ed. quinta. Subscript.-Preis 6 Thlr. 12 gr., fein Pap. 8 Thlr.

Dieses hier ganz neu verbesserte und sehr vermehrte griechisch-lateinische Schullexikon wird dem längst gefühlten Bedürfniß in vielen gelehrten Anstalten des Inlandes und Auslandes befriedigend abhelfen. Ankündigungen und Probebogen sind beym Verleger, wie in den meisten Buchhandlungen, zu finden.

Lykurgs Rede wider Leokrates. Einleitung, Urschrift, Uebersetzung und Anmerkung, größtentheils kritischen Inhalts, v. G. Pinzger. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Lycurgi Oratio in Leocratem, ad optim. libr. fidem, recensuit et annotationem criticam adjecit Gustavus Pinzger. Editio scholarum potissimum usibus accommodata. 8. maj. 8 gr.

Die größere Ausgabe ist mehr für die Lehrer und den akademischen Vortrag bestimmt, während die kleinere Ausgabe den Schülern als Handbuch nützlich seyn wird.

Rüder, F. A., politische Schriften. gr. 8. 2 Thlr.

Der Inhalt dieses Werks wird bey dem Namen des Verfassers schon Genüge leisten, die Aufmerksamkeit auf diese Schrift zu lenken. Als — Ueber die bisher noch unconstitutionellen Staaten in Teutschland — teutsche Erbverbrüderungen — Ueber das allgemeine Volksinteresse bey Religionsveränderungen seiner Fürsten — Das Alter des Stammsitzes unserer teutschen Dynastien — Welche Veränderungen kann die Wohlfeilheit der Bodenerzeugnisse in dem Socialverhältnisse des Bürger- und Bauerstandes veranlassen? — Ist da Knechtschaft, wo der Ackerbau blüht, und da Freyheit, wo die Gewerbe blühen? In Anwendung auf Teutschland — Warum wirkt der bey der Einfuhr des fetten Mastviehes in Frankreich erhöhte Zoll so nachtheilig auf die kleine Landwirthschaft in Süd-Teutschland? — Ueber Civillisten — Apotheose der in Teutschland mediatisirten vormaligen Reichsstände — Das Recht über die Enclaven in Teutschland — Warum bedürfen größere civilisirte Völker und ihre Regenten der Verfassung? — Ueber Hausgesetze. — Unterschied der russischen und teutschen Leibeigenschaft. — Muß man Verfassungen ausdehnend oder einschränkend erklären? — Erbschaftssteuer rc.

Schaaf, L., die evangelischen Brüdergemeinden, geschichtlich dargestellt, gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Man findet hier alles, was in historischer und kirchlicher Hinsicht vorhanden ist, mit lobenswerther Genauigkeit und Umsicht zusammen gestellt, und dürfte dieses Buch zugleich ein Denkmal für die Stifter dieser Gemeinde, so wie eine Rechtfertigung derselben gegen Intolerante und Befangene genannt werden können! —

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1826. Mit k. sächs. allerg. Privilegio, und Beyträgen von Soph. May, Ferd. Philippi, L. Schefer, Ludw. Robert und 15 Kupfern von Rahl, Wagner, Walther, Roßmäßler, nach Zeichnungen von Näke, Retzsch und A. 2 Thlr. 6 gr., feine Ausgabe 3 Thlr. 8 gr.

Es enthält: die Osternacht von L. Schefer, der Todesengel von S. May, die Begegnung in der Ferne von F. Philippi, und mehrere Gedichte von genannten Verfassern. Dieses Taschenbuch zuerst vom Hofrath W. G. Becker, dann dem Hofr. Friedr. Kind, hierauf vom Hofr. A. Wendt redigirt, wird vom Jahr 1826 durch Herrn Hofr. F. Philippi besorgt. Die Jahrgänge sind zu einer solchen Reihe angewachsen, daß eine Ermäßigung des Preises Statt findet, um Freunden der Lektüre einen billigen Genuß zu verschaffen. Demnach kostet von jezt an ein vollständiges Exemplar, 35 Jahrgänge, von 1791 — 1825 mit mehr als 350 Kupfern in übereinstimmendem Einband mit Goldschnitt 22 Thlr., oder 39 fl. 36 kr. rhein. Die Jahrgänge 1821 — 25 besonders 3 Thlr. 8 gr. oder 6 fl., einzeln aber 1 Thlr. 20 gr. Der gegenwärtige Jahrgang aber wegen vermehrter Bogenzahl und Kupfern 2 Thlr. 6 gr., in Marokin 3 Thlr. 8 gr.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft, herausg. von J. G. Koppe, Fr. Schmalz, G. Schweitzer und Fr. Teichmann. 3 Thle. mit illum. und schw. Kupf. gr. 8. 4 Thlr. 12 gr.

Schmalz, Friedr., Versuch einer Anleitung zum Bonitiren und Classificiren des Bodens. 8. 1 Thlr.

Dessen Erfahrungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft. 6r Thl. Enthält: Beyträge zur Beantwortung der Frage: Was hat der Landwirth alles zu thun, um bey den niedrigen Getreidepreisen bestehen zu können. 8. 20 gr.

Diese Schriften bereichern die landwirthschaftliche Literatur um ein Großes, und schließt sich der 6te Theil der Schmalzischen Erfahrung an die erstern Theile, welche in allen Gegenden anwendbare Vorschriften enthalten. Alle 6 Theile zusammen kosten 6 Thlr. 14 gr.

Anzeige für Gebildete.

Außer den im Wiener Nachdruck verpfuschten Schriften von H. Clauren, G. Schilling und van der Velde, sind nunmehr auch

C. Weisflog's Phantasiestücke und Historien

zu ähnlicher Verstümmelung ausersehen worden — Um dieses Beginnen einigermaßen zu vereiteln, wollen wir bis zur Ostermesse 1826 statt des Ladenpreises von 12 Thlr. für 8 Bände, wovon bereits 6 Bände erschienen sind, einen geringern Preis von 6 Thlrn. für die vollständige Original-Ausgabe festsetzen, wofür solche in allen rechtlichen Buchhandlungen zu finden sind.

Dresden und Leipzig, im Decbr. 1825.

Arnold'sche Buchhandlung.